ORDER CONTINUED

FROM PREVIOUS REEL

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

P. K. Rosegger.

XV. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1891.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XV. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

Cultur- und Naturgeschichtliches, Essays, Plaudereien.

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Dramatisches.

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Land und Leute, Charakterbilder.

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Gedichte.

Heimgarten

1. Heft. October 1890. XV. Jahrg.

Unser Plan.

So schreiben, dass man's lesen kann,
So sprechen, dass man's verstehen kann,
Erzählen, dass man's glauben kann,
So zeigen, dass man's sehen kann.
Ein froher Sinn, der scherzen kann,
Und tiefen Ernst auch ehren kann,
Ein heißes Herz, das herzen kann,
Und sich zur Noth auch wehren kann.
Mit Füßen stets auf Erden stah'n,
Das Haupt gehoben himmelan,
Das war, das ist und bleibt der Plan
Des Heimgarten.

Der Heimgartenmann.

Der Adlerwirt von Kirchbrunn.

Eine Dorfgeschichte von P. K. Rosegger.

Erster Abschnitt.

„Also vorwärts!" rief das Männlein und sprang flink in den Wagen. „Wolfram, komm an meine grüne Seite, du hast ganz nett Platz neben dem alten Knaben! Wir wollen ja schwatzen unterwegs!"

Demnach setzte sich der junge Kutscher nicht auf den Bock, sondern schickte sich an, vom bequemen Sitze des Landauers aus die Pferde zu leiten. Es waren zwei muntere Braune, deren glatte Haut einen feinen Seidenglanz hatte, als ob sie wie das Riemzeug gewichst worden wäre.

Verschiedenes.

Der Wagen fuhr mittlerweile hinaus über Wiesen und Fluren, durch Dörfer und Wälder, dem Bahnhofe in Gefsnitz zu.

„Wolfram!" sagte der kleine hagere Mann, den sie den Professor Nix geheißen hatten, „warum rauchst du heut' keine Cigarre?"

„Weil ich keine habe", antwortete der Bursche und zog den Leitriemen an.

„Was ist denn das!" fragte der Professor und tippte an Wolframs Brusttasche, aus welcher ihrer drei oder vier Glimmstengelspitzen hervorguckten.

„Das da?" fragte der Bursche schmunzelnd entgegen, „das sind Cigarren."

„Knabe, du glaubst, dass mir der Rauch unangenehm sei!"

„Wer selber nicht raucht —"

„Ich will dich nicht zwingen. Weiß nur, dass man den Mund nicht gern leer stehen läßt. Wir Alten schwatzen, ihr Jungen wollet busseln oder rauchen. Zum Busseln wirst Keine im Sack haben. Also steck' etwas anderes in Brand!"

Lächelnd zündete Wolfram sich Eine an.

Als sie aus dem Gebirgsthal in die Fläche herausgekommen waren und am Dorfe Schwambach vorüberfuhren, kehrten im dortigen Wirtshause, denn es war Sonntag, gerade vier Musikanten ein: Ein Trompeter, ein Clarinetter, ein Geiger und ein Bassgeiger.

„Was denkest du darüber?" fragte Professor Nix seinen Kutscher.

„Bis ich zurückfahre, wird's schon umgehen", antwortete dieser. „Der Schwambacher gibt einen Freiball."

„Du, da gib nur acht, dass dir die Pferde nicht scheuen auf der Rückfahrt! Ein paar feurige Thiere, die du hast!" so neckte das magere Männlein.

Auf der Hochebene, über die sie nachher wieder dahintrabten, kamen sie in einen Eichenwald, an welchem bereits die Blätter gilbten. Manchmal wehte ein goldig leuchtendes Blatt nieder auf die weiße Straße und der Wald war so still und feierlich, dass es dem Professor wie ein Seufzer aus der Brust kam: „Ja, der Herbst!"

Jetzt sahen sie neben der Straße im Laubwerk und Schlinggewächse zwei Mädchen. Junge, erwachsene Mädchen, das eine in putziger Bauerntracht, das andere bürgerlich angethan; das eine mit einem rothen Tuch über dem Haupt, das andere mit einem schwarzen Hütchen. Die unter dem Tuche hatte ein lachendes Rundgesichtlein, die unter dem Hute war blass und ernsthaft und hatte schwarze Augen.

„Was wollen denn Die?" fragte der Professor den jungen Kutscher.

„Sie haben Körblein bei sich. Wahrscheinlich Brombeer pflücken."

„Wollt' ein Madel früh aufstehn,
Wollt Brombeer brocken gehn" —

trillerte der Alte. „Kennst du das?"

„Ja, man singt so", antwortete Wolfram.

„Wenn du der Jägerssohn wärest," neckte der Alte weiter. „mit welcher von den Zweien wolltest du Brombeer brocken?"

„Weiß 's nit", sagte der Bursche.

„Na, dann ist es mit dir noch nicht gefährlich!" lachte der Professor, dem Burschen auf die Achsel klopfend.

„Just übel wär' Keine — von den Zweien", sagte der Wolfram.

„Na, dann ist es gefährlich", setzte Jener bei. Sein frisches Gesichtlein unter dem grauenden Haar war plötzlich ernsthaft. Und die Mädchen waren ihren Augen entschwunden.

Als der Wagen wieder aus dem Walde kam, sah man in der Ferne die zwei weißen Thürme von Gefsnitz. Sie leuchteten nur schwach durch die nebelgraue Luft. Hinter dem stattlichen Marktflecken die Berglehne

Der Kutscher war Wolfram Seltensteiner, der junge Wirt vom „Schwarzen Adler" zu Kirchbrunn. Ein froh und freundlich in die Welt blickender Blondkopf von etwa dreiundzwanzig Jahren. „Ein Gesicht, länglich-rund wie ein Tauben-Ei, Augen hell und blau wie der Himmel im Mai, Nase schlank und stramm, rothe Oberlippe keck und zahm, der Mund so angethan, dass er gut lachen und küssen kann. Vom Scheitel bis zur Zehe hinab ein schlanker, hübscher, gesunder Knab'."

„Junger Mann!" rief ihm der Professor zu, „stelle ja nichts an! Wenn du durchgehst und ich erlasse auf dich den Steckbrief, so kommst du nicht weit, die Weiber fangen dich ein!"

Einen Schnalzer mit der Zunge machte der junge Mann, da trabten die Rösslein fürbass.

„Behüt' Gott, Herr Professor! Kommen Sie fein wieder im nächsten Jahr!" So riefen jetzt die vor dem Wirtshause stehenden Leute. Männer schwenkten die Hüte, Weiber die Sacktücher.

Das ältliche Herrlein im Wagen streckte die offene Hand zurück nach den Leuten, als wolle er ihnen noch wie Körner die Worte hinstreuen, die er sprach: „Grüß Gott das letztemal und gebet acht, Kinder, dass ihr nicht weniger werdet, bis ich wiederum komm', und betet manchmal ein Vaterunser oder ein Schnaderhüpfel für den alten Professor Nix!"

Der Wagen rollte die glatte Straße davon und verschwand bald im thauenden Herbstnebel.

„Ist ein lieber Herr!" sagten jetzt die Zurückbleibenden untereinander, „ist ein lustiger Herr! Alleweil heiter! So pudelnärrisch und so gescheit dabei! Wer wird uns jetzt Geschichten erzählen, Liedeln lehren am Feierabend! Räthsel aufgeben, Zaubereien vormachen und guten Rath austheilen! Das ist ein lieber Schatz!"

„Er heißt nix!" brummte einer der Umstehenden.

„Was sagst du! der Professor heißt nix? Ich denk' wohl ein Bissel mehr wie du! Gib acht, dass wir dir dein Lästermaul nicht mit einer Feigensalbe verkleben!"

„Er heißt Nix!" lachte ein Junge.

„Nix heißt er!" lachten jetzt auch die Übrigen.

„Wenn ich nur wüsste, woher er den dummen Namen hat!"

„Muss ein Spitzname sein, weil er allemal nix antwortet, wenn man ihn fragt, wer er ist, was er treibt, was er weiß, was er hat, was er will! Er ist nix und treibt nix und weiß nix und hat nix und will nix! Darauf haben sie ihn den Professor Nix geheißen."

„Ist nicht wahr!" rief der Nagelschmied. „Seit Jahren kommt er auf die Sommerfrische nach Kirchbrunn, wir kennen ihn als braven Mann. Das ist etwas! Nachher geht er in der Gegend umher, Pflanzen sammeln, Bäume und Hunde zeichnen, traurige Leut' lustig machen. Das ist auch etwas. Er weiß zu erzählen von Himmel und Erden, von den Russen und Franzosen, auch wie die Eisenstiften gemacht werden, weiß er, und wie er zu mir einmal in die Werkstatt kommt, nimmt er mir das Zeug aus der Hand und macht den Eggnagel fertig, dass es nur so eine Form hat. Das ist schon was, meine lieben Leut'. Wer ein Handwerk kann! Handwerk ist besser wie Kopfwerk! Nur fürs Nixhaben und Nixwollen mag sein Name passen, ich hab' mir oft gedacht: Der lebt von der Luft und vom Wasser und vom Lustigsein."

„Er hat gegessen und getrunken und seine Sach' bezahlt!" berichtete der alte Adlerwirt, der in Hemdärmeln und unter dem grünen Sammtkäppchen am Pferdetrog stand und mit dem kurzen Worte die Ehre seines Hauses und seines Gastes rettete.

Wirtssohn aus Kirchbrunn fuhr stolz vorüber. — Oh, zu Der hätte ich weit! dachte der Wolfram. Wenn ich jetzt zur Haustochter im Salmhof hinauf wollte, um zu freien, da müsst' ich erst wissen, ob sie mich gern hat. Und ihr Gernhaben möchte mich nur freuen, wenn ich in sie verliebt wäre. Und verliebt in sie könnte ich nur sein, wenn ich mit ihr bekannt wäre, und das ist wieder nur möglich, wenn man sie einmal gesehen hat. — Ich weiß gar nichts von ihr, als dass mein Vater sagt, das wäre eine Frau für den „Schwarzen Adler“ zu Kirchbrunn. Gott, bis sich so ein langer Faden abwickelt! Und am Ende wär' nachher ein Scheusal im Knäuel. Hübsche Dirndln haben kein Geld. Reiche sind oft nicht recht sauber. — Hia, Füchseln! Heim zu geht's! —

Der Himmel hatte sich fast aufgeheitert, es ward ein sommerlich warmer Mittag. Als der Wagen in den Eichenwald kam, leckerte es die Pferde nach grünem Kraute, das am Wege wuchs und sie nahmen im Vorbeigehen manche Schnauze mit sich.

„Wenn es euch so sehr nach Preißelbeerkraut und Enzianen gelüstet“, sagte der Wolfram, „ich fände zwar nichts Gutes dran, aber es sei euch wohl vergunnt. Spannen wir ein bisschen aus.“

Er ließ den Wagen ein wenig von der Straße seitwärts auf ein grünes Angerlein ziehen, löste die Pferde los und hieß sie sich frei ergehen zwischen den Bäumen. Er selbst schlenderte auch so dahin und da es gar warm und wohlig geworden war und die Pferde eine prächtige Grasbank gefunden hatten, so streckte er sich aufs Moos. Ein Stündel Rast kann nicht schaden. Heute ist ja doch alles beim Schwambachwirt und in Kirchbrunn nichts los. Da kommt man noch früh genug heim. — Die Arme unter dem Haupte, so lag er auf dem Rücken schlank ausgestreckt und schaute in die hohen Baumkronen auf. — Warum im Herbst die Vögel nicht singen wollen! dachte er, kein einziger! Ist es denn gar so schlimm? Ich merke keinen Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst . . . .

Fast ein wenig geschlafen muss er haben. Regentropfen weckten ihn auf. — Ja, Knabe, es ist doch ein Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst. — Eilig stand er auf, die Pferde waren nicht weit, er führte sie über das weiche Moos hin, gegen den Wagen. Jetzt erlebte Wolfgang eine Neuigkeit. In seinem Wagen hatten sich fremde Wesen eingeheimt. Er hörte schon von weitem kichern und lachen. Die zwei Brombeermädchen waren vom Sprühregen unter dieses Dach gejagt worden und der Fürwitz der einen hatte allsogleich Besitz ergriffen von dem herrenlosen Wagen, der so mutterseelenallein unter den Bäumen stand. Der Schlag zu beiden Seiten geschlossen und zugefenstert, so hockten sie nun darinnen auf dem Lederpolster und waren just daran, in diesem feinen Gelasse ihr mitgebrachtes Mittagsmahl zu verzehren. Brot und Käse hatten sie, das schnitten sie auf dem Schoße säuberlich in Stückchen, naschten auch von den gesammelten Brombeeren dazu. Die eine mit dem blassen Gesichtchen war ernsthaft, die andere mit den blühenden Wangen und dem rothen Kopftuche darüber war voller Schalkheiten.

„Hui, sauer!“ kicherte diese, „da wär' mir schon ein Bussel lieber.“

„Das kannst auch haben, Frieda“, sagte die andere und that, als wollte sie einen Kuss hergeben.

„Geh, geh!“ wehrte die Frieda ab, „da müsstest erst einen Schnurrbart haben!“

„Ah so!“ antwortete die andere. „Wie kommst du mir denn vor, Jungdirn?“ — Da trillerte die Frieda:

„Busserlgebn, busserlgebn,
Das is nit Sünd,
Hat mir s schon d Muater glernt
Als a kloans Kind!“

konnte man nicht mehr erkennen. Und gerade dorthin hatte Wolfram sein Auge gerichtet.

„Siehst du den Salmhof?" fragte ihn der Professor.

„Man sieht nichts", antwortete der Bursche.

„Liegt sie dir im Sinn?" fragte der Professor.

„Aber ich kenne sie ja gar nicht," entgegnete Wolfram. „Das ist wieder nur so von meinem Vater etwas. Weil sie Geld hätte, meint er. Ich denke, es muss nicht alles Geschäft sein, was der Mensch thut."

„Brav bist, mein Sohn!" sagte der Professor, „für Geld heiratest keine. Aber ganz verachten musst auch das Geld nicht, wenn sie zufällig eins hat. Geld ist Mist, aber Mist ist Dung, und Geld ist der Dung des ehelichen Glückes."

„Die Salmhoferische wäre mir auch viel zu fürnehm", bemerkte der Bursche, „die will höher fliegen als auf ein Wirtshaus, sagen sie. Körbe kann ich auch in Kirchbrunn haben, da brauch' ich drum nicht gar bis Gessnitz zu gehen."

„Junge!" rief der Alte und hieb ihm die Hand auf den Rücken, „du bist nur zu wenig keck! Ein Kerl, wie du bist, verlegt sich nicht auf Korbhandel. Aber auch nicht dreinpatschen! Keck und klug!"

Der Wolfram schwieg. Über die Hochebene her strich ein kühler Wind, der brachte Regenschauer.

„Ist schon gut", rief der Professor ins Weite hinaus, „Herrgott, ich sehe deinen guten Willen, mir den Abschied von der Sommerfrische so leicht als möglich zu machen. Hast du nichts dagegen, Wolfram, so machen wir den Wagen zu!"

Das war bald geschehen, aber dann saß der Kutscher auf dem Bock und der alte Herr in dem finsteren Lederkotter. An das hatte er nicht gedacht. Nach einer Weile klärte sich der Himmel wieder und da waren sie auch schon in Gessnitz auf dem Bahnhof. Professor Nix sprang rüstig aus dem Wagen. „Wolfram, mein Sohn!" sagte er noch, „Geweint und gelacht wird nicht. Höre auf zum wachsen, bleibe munter und mach' keine Dummheit. So Gott will, im nächsten Sommer komme ich wieder!"

Damit sprang er auf das Trittbrett, denn es läutete das drittemal und der Sommerfrischler dampfte ab in die große Stadt.

Wolfram schaute dem Zuge nach und dachte: Der gute Professor Nix! Seinen bluteigenen Oheim kann man nicht lieber haben. Die elf Jahre kommt er schon nach Kirchbrunn und ist immer der Gleiche. Wenn er lacht, ein Kind, wenn er schwärmt, ein Jüngling, und wenn er guten Rath gibt, ein Greis. Wenn man nur eigentlich wüsste, wie alt! Die Leute tragen ihn auf den Händen, das deutet auf ein Kind hin. — Und jetzt, Fuchsen, heimwärts nach Kirchbrunn.

Der Bursche war seit fünf Minuten anders geworden. Früher der fast befangene, wortkarge, dienstwillige Dorfwirt, der sein Verhältnis fühlt dem vornehmen Gaste gegenüber; jetzt der aufgeweckte, keck dareinschauende Hausbesitzerssohn von Kirchbrunn, sein eigener Diener und Herr, Kutscher und Cavalier zugleich auf dem Wagen. Nachdem er im Posthause etliche Briefe abgegeben, ein Kistchen mit Liqueuren in Empfang genommen und auf dem Kutschbocke noch ein paar Gläser Bier ausgetrunken hatte, ließ er seine Zunge schnalzen, das ersetzte bei den klugen Rösslein stets die Peitsche, und ließ heimwärts traben.

Bei einer Straßenbiegung sah er vor sich an der Berglehne einen stattlichen Bauernhof liegen; der nahm sich fast schlossartig aus, hatte sogar ein Thürmchen, auf dem eben Mittag geläutet wurde. Es war, als ob die Glocke zur Straße herabrief: Komm, komm! Komm, komm! — Allein der

eine Rittergeschichte gelesen, wie der Raubritter Kuno das schöne Burgfräulein Adelgunde auf einem Rappen entführt hat. Das kommt mir jetzt im Schlafe vor. Ich bitte dich, so wecke mich doch auf!“

Frieda kicherte. „Wenn es bei mir auch ein Traum sollt' sein, dann sei so gut, wecke mich nicht auf“, sagte sie. „In einer so fürnehmen Kalesch' bin ich mein Lebtag noch nie gefahren und werd' auch gewiss nicht mehr die Gnad' haben. Jetzt lass ich mir's schmecken und denk' an nichts. Wenn er uns hinführt, so muss er uns auch zurückführen, jetzt kommt mir die Kurasch.“

„Frieda, du bist schrecklich leichtsinnig!“ sagte die andere.

„Du bist nicht leichtsinnig und musst auch mit.“

„Wenn ich glücklich davonkomme, so stifte ich eine Kapelle im Eichenwald“, betheuerte die Kundel.

„Und ich gehe hinein beten!“ nahm die Frieda sich vor. „Jetzt wollen wir die gnädige Frau spielen und Brombeeren naschen.“

Die Brombeeren wären großentheils auf dem Kutschboden zu suchen gewesen, auf welchem sie zerstreut umherlagen.

„Sind die Rösser schwarz?“ fragte die Kundel plötzlich.

„Fuchsbraun“, antwortete Frieda.

„Gott sei Lob und Dank!“ warf die Kundel hin.

„Warum?“

„'s kunnt auch der Teufel sein Spiel haben!“

„Ich weiß mich nicht schuldig. Bin eine arme Magd.“

„Schuldig weiß ich mich auch nicht“, sagte die Kundel, „wenn nicht etwa die fürwitzigen Träume was machen, manchmal. Dem Ritter Kuno traue ich um keinen Preis.“

„Ritter machen mir wieder nichts“, gestand die Frieda, „aber wenn gerade so ein sauberer Bauernknecht käm', da wollt' ich für nichts gutstehen.“

„Oder ein kernfester Holzknecht aus dem Siebenbachwald!“ neckte die andere.

„Lass das gut sein, Haustochter, ich mag nichts hören von ihm“, so antwortete die Frieda.

Aehnliches sprachen sie halb im Ernst, halb im Scherz, halb in süßer Verwirrung. Der Jungmagd Frieda kam es possierlich vor, dass sie heute einmal mit der gleichen Elle wie die Haustochter gemessen wurde. Plötzlich hielt der Wagen. Ringsum standen, von düsteren nässelnden Nebeln halb verschleiert, Scheunen und Häuser, und aus einem solchen klang helle und grelle Tanzmusik.

„Du“, flüsterte die Frieda zur Genossin, „jetzt kenn' ich mich aus, wir sind in Schwambach.“

Zweiter Abschnitt.

Der Wolfram öffnete den Wagenschlag. „Schöne Jungfrauen“, sagte er schmunzelnd, „da sind wir. Ich bin der Adlerwirt aus Kirchbrunn, ein durch und durch bösartiger Geselle, und lade euch zu einem Tanzel mit mir beim Schwambachwirt.“

Die mit dem rothen Tuche wollte zeigen, dass sie sich durchaus nicht so leicht ins Bockshorn jagen lasse, sie machte daher, rasch aus dem Wagen steigend, einen Knix und sagte: „Wird uns eine große Ehr' sein! Aber nimm dich inacht, Adlerwirt, wir sind auch bösartig.“

„Nachher stimmt's,“ versetzte der Wolfram, Ross und Wagen dem Hausknechte überlassend. Er nahm die Eine gleich am rechten Arme, während die Andere sich an seinen linken hielt. Diese schwieg, dachte aber bei sich: Ist er nett, so wird's sein, und sonst wird er gefoppt.

Also trat zum Erstaunen der Leute der Schwarze Adler von Kirchbrunn mit den beiden hübschen Dirndln ins Haus und allsogleich die Stiege hinan auf den Tanzboden. Einen

„Ich kann da nicht mitreden", gestand die mit dem Hütchen.

„Mich ärgert 's nur", warf die Frieda ein, „da reden und singen sie immer davon, dass einem ordentlich der Mund wässerig wird, und wann 's Ernst werden will, ist 's verboten. Und das ist auch dumm: Heimlich möcht' man 's probieren, und kommt Einer, schwupps hat er Eine auf der Wange!"

„Wer wird denn so leckerig sein!" sagte die Kundel, „das sind lauter Dummheiten."

„Weißt, von wem ich ein Bussel möcht'?" gab das frische Rundgesichtel zu rathen, denn es schien, als wollte sie einlenken.

„Wahrscheinlich von einem schönen Junggesellen", antwortete die Kundel.

„Von einem Mannsbild nit!" versicherte die andere. „Von einem Mannsbild möcht' 's mir grausen. Weißt du: Ein Kindel, wenn ich hätt', von dem möcht' ich ein Bussel."

In demselben Augenblick machte der Wagen einen Ruck und rollte davon.

Einen grellen Schreckruf hatten die beiden Mädchen ausgestoßen und dann ein Jammergeschrei erhoben. Das nützte nichts und schadete nichts, die Rösslein trabten flink die Straße entlang, der Wolfram auf dem Bocke schnalzte tapfer mit der Zunge, und so rollte es dahin wie der Wind, die Richtung gegen Kirchbrunn. Der Wolfram hörte das Gekreische und Hilfegeschrei in der Kutsche, er schmunzelte bei sich: „Das ist kein schlechter Spass, ich entführe sie zum Freiball nach Schwambach. Zwei fremde Brombeerbrockerinnen, denen die Brombeeren nicht süß genug sind. Na, wartet!"

Als die gefangenen Dirndln merkten, dass ihr Geschrei nichts richtete und das Hinausspringen zum Wagenschlag gefährlich sei, wurden sie mäuschenstill und beriethen unter sich.

„Zwei Rösser sind angespannt und auf dem Bock ein Mannsbild!" flüsterte die Kundel. „Frieda, was wird mit uns geschehen?"

„Haustochter, wir kommen ins Afrika und werden als Sklaven verkauft", antwortete Die in dem rothen Tuche mit einer Ernsthaftigkeit, in der man den Schalk kaum herausmerkte.

„Ich spring' aus!" rief die Kundel.

„Dann bist hin!" antwortete die Frieda. „Ich glaube, wir bleiben hübsch sitzen. Kommen wir durch eine Ortschaft, so schlagen wir Lärm."

„Um keinen Streich!" versetzte die Kundel. „Die Schande! Eher lass ich mich entführen bis zum großen Wasser, dort springe ich hinein."

Die Frieda hatte mittlerweile zum Fenster hinausgelauert und gefunden, dass der Mann auf dem Kutschbocke, soweit man von ihm etwas erblicken konnte, nicht allzu schrecklich aussehe. Ja, es wollte sie bedünken, als hätte sie diesen Menschen schon irgendwo gesehen, ohne Furcht vor ihm zu empfinden. Darüber waren die beiden nun ein bisschen getröstet.

Draußen regnete es, die Tropfen schlugen scharf ans Fenster und schwere Nebel hatten sich niedergelegt über die Ebene, dass es schier dunkel ward. Und der Wagen rollte unablässig fort und in das Ungewisse hinein.

„Ach, mein junges Leben!" seufzte die Kundel. „O dieses unglückliche Brombeerbrocken."

„So kommt es, wenn man am Sonntag die heilige Messe versäumt und im Walde umgeht," sagte die Frieda lustig.

„Zwick' mich am Arm!" bat die Kundel.

„Du kommst mir wunderlich für, Haustochter. Warum soll ich dich jetzt am Arm zwicken?" fragte die Frieda.

„Damit ich wach werde. Drei Heuschöber verwett' ich, das ist nur ein Traum. Ich habe vor kurzer Zeit

„Grüß dich Gott, Adlerwirt! Geh nur her! Komm nur herüber da!" Also lockte der ruppige Geselle mit einem zarten Fistelstimmlein den Wolfram hinter den Brunnentrog.

„Wer ist's denn?" fragte der Wolfram.

„Komm nur her zu mir!" sagte der Andere.

Der junge Adlerwirt erkannte in dem Manne jetzt einen Holzarbeiter aus dem Siebenbachwalde, welcher von den Leuten der Schopper-Schub genannt ward. Der Mann war mehrmals schon im Adlerwirtshause zu Kirchbrunn eingekehrt, hatte sich dort aber stets in die hinterste Ecke gesetzt, ein paar Gläschen Brantwein getrunken und dabei stier vor sich auf den Tisch geblickt. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, aber stets im Äußeren so zerfahren und ungepflegt, dass es sogar den Weibern zweifelhaft schien, ob das ein hübscher oder ein hässlicher Mann sei. Er war nicht in der Gegend daheim und man wusste nicht viel von ihm, als dass er ein tüchtiger Arbeiter, sonst aber ein ungeselliger und sonderbarer Mensch wäre. Irgend jemand wollte von seiner Vergangenheit etwas gehört haben und deutete an, dass in derselben so etwas wie Brandgeruch zu verspüren wäre.

„Du bist ja der Holzknecht Schopper", sagte nun der Wolfram.

„Ah, kennst mich schon?"

„Was willst denn von mir?"

„Auf ein ganz kleines Wörtel, Adlerwirt. Da stell dich her, dass ich auch was seh' von dir. So." Hernach hob er seine Stimme in eine noch weichere Tonlage und sagte: „Adlerwirt, was geht denn dich die Frieda an?"

„Welche Frieda?"

„Thu' nicht so, mein Lieber, liegt dir doch nur Eine im Kopf. Wo hast sie denn her, deine Tänzerin?"

„So?! Meine Tänzerin? Wen geht denn die was an?"

„Die wird schier mich was angehen, Adlerwirt." Dann wurde er um einen halben Kopf höher und setzte in einer keuchenden, wie vor Wuth erstickten Stimme bei: „Wenn du mir sie nochmal anrührst, nachher —."

„Nachher — ? — Nun!" also jetzt der Adlerwirt und stellte sich stramm vor den Waldgesellen hin.

„— nachher siehst du keine Sonne mehr aufgehen!"

Der Wolfram trat einen Schritt zurück, so dass er über den Unterbalken des Troges stolperte. In demselben Augenblicke war der finstere Bursche schon über ihm, in der Hand das blinkende Messer.

„Stechen?!" schrie der Andere, im Hause gellte die Musik, polterten die Tanzenden.

„Stechen —" sagte es der Waldmensch langsam nach und ließ den Arm sinken. „Nein, jetzt noch nicht. Du hast es vielleicht nicht wissen können, dass sie mein ist. Das Unband sagt's ja Keinem! Aber aufgesetzt ist sie mir! Das Grausen, das sie haben, diese Gäns', vor einem Manne, der kein Nest hat und bei dem 's Weib selber sein Brot muss verdienen. Na freilich besser ist's schon, wenn das Mandel alles zusammenschleppt, was Weib und Kind noth haben — ich glaub's. Ein armer Holzarbeiter kann so was nicht leisten und deswegen ist er der Niemand bei den Weibsbildern. Aber wenn eine ins Wasserfloß stürzt und unters Mühlrad kommt, da ist er gut genug, der Waldbär, dass er sich gegen das Rad stemmt, ehe die Kröt' — Creatur, will ich sagen — todtgedrückt ist — ja freilich, da ist er gut —"

Der Wolfram war wieder frei geworden und so fragte er nun: „Red' deutlich, wie stehst denn mit ihr?"

„Hast es nicht gehört, im vorigen Winter? Am Faschingdienstag! Der Salmhofer läfst seine Leute zum Freiball gehen nach Gessnitz. Die Frieda auch mit. Ich vor sie hin, werb' um einen Tanz. Dank schön! sagt sie und geht einem Andern nach. Sich halb zu Tod tanzen und beim Heimgehen

funkelnden Silbergulden warf er auf den Spielleuttisch, da schrien die Pfeifer und Geiger vor Freuden auf, und einen „gestrampften“ Steirischen machte der Wolfram mit der, welche Frieda hieß. Wenigstens ein Dutzend junger Paare reigten zugleich, die Burschen mit den Händen klatschend, mit der Zunge schnalzend, lustig jauchzend oder kecke Liedlein singend, die Mädchen sich den Tänzern sanft anschmiegend, ihre Köpflein hingegeben an die Brust der Burschen legend; manches schloss also im Arme des Trauten die Augen, als wolle sie die Seligkeit bis an die äußerste Grenze austräumen. — Macht es nicht auch die Frieda so? Liegt sie nicht hingegossen an die breite wogende Brust Wolframs, von seinen Armen fest umschlossen, von seinem Auge, das unverwandt auf ihrem blühenden Gesichtlein ruhte, bewacht, und angeweht die heiße Stirn, die glühenden Wangen von seinem warmen Athemhauch! Wohl war's nach ihrer scheinbar gelassenen Sicherheit zu vermuthen, dass sie heute vielleicht nicht ganz das erstemal einer solchen Kopflehne sich erfreute, doch aber der Unterschied! Ach Gott, was nicht für ein Unterschied ist zwischen Mannsbild und Mannsbild! — O du herziger Schatz! dachte sich der Wolfram, dich habe ich gefangen, wie man das Vöglein fängt mit der Falle, und dich lass ich nimmer frei, nimmer! mein Lebtag nimmer. Die Frieda, die dachte gar nichts mehr, sie fühlte, als würde sie hingetragen durch die Lüfte, hoch über den Erdboden, hoch über die Wolken — wohin? Das wusste sie nicht, war ihr auch ganz gleichgiltig.

Endlich war der Tanz aus. Der Wolfram ließ seine Genossin lockerer und erinnerte sich nun, dass er deren zwei gehabt hatte. Wo war denn die Andere! — Der Schwambachwirt hatte schon Lichter aufgesteckt im Saale, aber die Andere war nicht zu sehen. Sie wird schon auch gut aufgehoben sein, flüsterte eins dem anderen zu und sie machten sich nicht viel daraus. Mittlerweile tranken sie auch Wein, die Frieda mit, der Wolfram ohne Zucker. Die Leute ringsum wurden immer lauter, lustiger und toller, und Weindunst und Menschendunst betäubten die Herzen und regten sie auf. Dort und da im dämmernden Winkel lauerte ein Einschichtiger und schleuderte scheelsüchtige Blicke auf die glücklichen Pärchen, wovon viele ganz in sich selber versanken und weder Auge noch Ohr hatten für die Umgebung. So auch der Adlerwirtssohn von Kirchbrunn und seine Entführte. War nur erst der Abend vorgerückt, dann wollte er mit ihr ein unbelauschtes Plauderstündchen halten und sie nach ihrem Herkommen fragen. Übrigens war es recht reizend, dass er nicht wusste, wer sie war, und falls er hätte voraussetzen können, dass auch er ihr unbekannt gewesen, that es ihm fast leid, sich vorgestellt zu haben. Sich so weltfremd sein und sich so innig umschlungen halten, das war ja doch ein Hauptspass, wie es nicht leicht einen zweiten gibt.

Als es draußen rabenschwarze Nacht geworden war, trat durch das Gedränge ein Holzknecht aus der Kirchbrunner Gegend auf den Wolfram zu und sagte: „Der Adlerwirt soll hinaus kommen in den Hof, dort möcht' wer sprechen mit ihm.“

Aha, fiel es dem Burschen bei, die Andere! Jetzt will die Andere dran. Hätte sie sich nicht einen Anderen aussuchen können? Nun aber, da er sie schon mithergeführt hat, muss er auch an ihr Ritterdienste üben.

Es war aber nicht d i e Andere, sondern e i n Anderer, der im Hofe seiner wartete. Am Brunnentroge lehnte er und vom Küchenfenster hinaus fiel das breite Licht auf seine Gestalt. Ein baumstarker Kerl stand da, in der Tracht der Gebirgsholzhauer, mit wildwuchernder Bart und tief ins Gesicht gedrücktem Hute.

nur wenig Umworbene, weil sie stolz und unnahbar. Ist sie mit ihrem Vater da? oder mit einer Gesellschaft von Gefsnitzer Bürgern und Bürgerinnen? oder gar mit einem Bräutigam, der sie heute das erstemal als Braut aufzeigt! Das alles nicht! Ganz allein soll sie sitzen drin im Extrazimmer, nur die Schwambachwirtin bei ihr, welche ihr Gesellschaft leisten zu müssen glaubt, trotzdem sie draußen in der Küche alle Hände voll Arbeit hätte. Will denn niemand ins Stübel, die Salmhofertochter zu unterhalten? — Dachte der Wolfram: Kennen lernen möchte ich sie doch, dieselbige, von der es immer heißt, sie wäre die richtige Adlerwirtin. Was kann mir geschehen, wenn ich sie zu einem Tanz auffordere? Weist sie mich ab, so drehe ich mich vor ihrer Nase mit der Anderen um und um.

Wie nun aber der Wolfram ins Extrazimmer trat, sah er am weißgedeckten, mit feinem Backwerk besetzten Tische neben der dicken Wirtin das schwarzbraune Mädel sitzen, welches er mit der Anderen, der Frieda, in seinem Wagen kecklich dem Walde entführt und nach Schwambach gebracht hatte. Und das — das wäre die Salmhofertochter, die stolze Kundel?

Er brauchte sich nicht erst nach einer Ansprache zu besinnen.

„Da ist er ja, der tapfere Ritter“, so redete sie ihn schier ernsthaft und gelassen an. „Schön ist es nicht vom Adlerwirt, dass er sich um die zweite Entführte gar nicht mehr umsehen will, bevor er die erste zu Tode getanzt.“

Der Wolfram stammelte eine Entschuldigung. Die Kundel sah recht gut ein, dass es das beste sei, das Abenteuer, welches ihr nun gar nicht geheuer schien, ins Scherzhafte zu ziehen. Sie rückte daher ein wenig auf der Bank und sagte: „Setzen Sie sich nur willig her zu mir, es wird Ihnen nichts mehr anderes übrig bleiben. Sie zahlen mir jetzt ein feines Nachtmahl, tanzen Einen mit mir und führen mich dann wieder nach Hause.“

Das war alles so ernsthaft kühl gesprochen, als ob sie zu einem Diener redete. Er setzte sich hin neben sie und that, wie sie befohlen hatte. Alsogleich ward es im ganzen Hause kund: der schwarze Adler von Kirchbrunn und die Salmhofertochter von Gefsnitz sitzen beieinander, essen und trinken miteinander wie ein Brautpaar. Und als die beiden gar Arm in Arm auf den Tanzboden traten, da wichen die Leute nur so in Staunen und Ehrfurcht zurück, dass das schöne junge Paar fast allein den Reigen tanzte im Saale. In der Ecke hinter dem Stiegenverschlag stand die Frieda, ein großer Schreck hatte ihr Antlitz blass gemacht. — Er ist verspielt! so konnte sie noch denken, meine Haustochter hat ihn, da ist er verspielt für die arme Magd. Ist das ein Tag, dieser heutige Sonntag! — Wie das Paar in der Nähe vorüberreigte, trafen sich die Blicke des Wolfram und der Frieda. In diesem Augenblick war ihm, er tanze mit einem Stück Holz. Fast plötzlich, bevor der Tanz aus war, ließ er die Kundel los und machte vor ihr eine höfliche Verbeugung.

Es half ihm aber nichts, er hatte für den Abend ihr Ritter zu sein und war recht froh, als die Kundel den Wunsch aussprach, nach Hause zu fahren. Endlich saßen die beiden Mädchen wieder im geschlossenen Wagen und der Wolfram auf dem Kutschbock. Als sie aus dem Hofthor des Schwambacher Wirtshauses fuhren, noch zum Abschiede mit hellem Musikklang begrüßt, sah der Wolfram, wie hinter dem Pfosten sich der Waldmensch duckte — dann gieng es fort, hinaus in Nacht und Nebel.

Die beiden Mädchen im Wagen führten nicht die angelegentliche Unterhaltung miteinander, wie auf der Herfahrt. Die Kundel war mürrisch und

in der Nacht auf dem Steg schwindelig werden — und plumps in den Mühlbach. Schwimmen kann sie wie ein todter Spatz und schnurgerade der Mühle zu, wo das Rad geht. Jesus, wenn ich ihr in derselbigen Nacht nicht wäre nachgeschlichen! Gleich spring' ich in die Radlaufe, stemm' mich an. Das Zeug steht still und wie mein stolzes Schätzel dahergeschwommen kommt, zieh' ich's heraus und sag': Guten Morgen! — Nach einer langen Weile, wie sie wahrnimmt, wo und bei wem sie ist, und wie sie fertig vom Wasserspucken, sagt sie: Dank schön! und läuft davon. Just wie auf dem Tanzboden. Dank schön! sagt sie und läuft davon."

„Das ist wohl brav von dir gewesen", versetzte jetzt der Adlerwirt.

„Still sei!" knurrte der Holzhauer, „gelobt bin ich schon mehr als genug worden, das hilft mir nichts. Die Dirn will ich haben."

„Hätte ich das gewusst", also der Wolfram, „dass du ein Recht auf sie hast, so wollt' ich mich nicht an sie gemacht haben. Aber das möchte ich wissen: hat sie dich auch gern?"

Jetzt zuckte der Andere zusammen, tief ließ er sein Haupt sinken, presste das Gesicht in den Ellbogen seines Armes und hub an zu gröhlen.

„Zur Liebe kann man niemand zwingen", sagte der Wolfram.

„Verfault! Ihre Knochen von den Würmern abgenagt, wenn ich nicht bin!" gurgelte der Waldmensch schluchzend. „Und ihr Leben, mit dem sie jetzt da drinnen wie eine Mairose steht, das hat sie von mir, das gehört mir! Und wenn ich zum hohen Gericht gehe, so muss es mir zugesprochen werden."

„O du guter, armer Mensch", sagte nun der Wolfram. „Leben und Liebe, das wird wohl ein großer Unterschied sein. Dir ist gewiss noch die Zeit im Kopfe, wo die Leute leibeigen gewesen sind. Wen du dazumal gekauft oder gewonnen hast oder auf der Straße gefunden oder im Mühlbach, der ist dein gewesen mit Seel' und Leib. Das ist anders geworden. Eine Dienstmagd hat freilich auch ihren Herrn; wenn ihr wer das Leben rettet, so soll sie dankbar sein, aber ihr Herz kann sie verschenken, an wen sie will."

„Nachher ist's aus", sagte der Schopper-Schub.

„Hast sie denn gar so gern, Holzknecht?"

„Sündhaft gern. Und schon lang her. Und gerade die! Und just die! Als ob ich besessen wär'! Zu Wallischdorf draußen habe ich einen Vetter, der hat mir vor einem Jahre sein Bauerngut wollen in Pacht geben, es wär' mir besser gangen, als wie da oben im Siebenbachwald. — Ich habe nicht fort können — ihretwegen nicht. Alle Sonntage gehe ich hinaus in die Gessnitzerkirche und stehe hinter dem Thurmpfeiler und schau' hin auf den Platz unter der Kanzel, wo sie sitzt. Und geh' dann wieder in den Wald zurück. — Wenn ich wüsst', wer mir diese Lieb' hat angethan!" Er knirschte mit den Zähnen, als wollte er den Missethäter zermalmen.

Eine Magd, die mit dem Wasserzuber zum Brunnen kam, unterbrach dieses Gespräch. Der Schopper-Schub packte den jungen Adlerwirt am Arm und raunte ihm zu: „Hüte dich", dann schritt er rasch über den dunklen Hof dahin.

Als der Wolfram in einer recht wunderlichen Stimmung zurück ins Haus kam, hörte er von mehreren Seiten zugleich, dass die Salmhofertochter von Gessnitz da sei! — Die Salmhofertochter! da horchte der junge Adlerwirt einmal auf. Und die Erregung im Wirtshaus war keine geringe. Das ist schon eine besondere Auszeichnung des Freiballes beim Schwambachwirt, dass ihn die Salmhofertochter besucht. Die Fürnehmste in der ganzen Gegend, die von den Burschen heimlich Begehrte und doch

Männiglich hätte aber schlecht gerathen. Als am Montag nach zwölf Uhr mittags der Wolfram erwacht war und die Küchenmagd ihm den Kaffee ans Bett brachte, kam auch der alte Adlerwirt herein, er brachte das Semmelkörbchen, schaute schmunzelnd auf den Burschen hin, der kerzengerade ausgestreckt noch da lag und gähnend sich noch ein weiteres streckte.

„Geschlafen hast nicht schlecht", sagte der Wirt.

Jetzt kommt's, dachte der Wolfram, und er hat ganz recht, ich verdien' schon eine Portion.

Aber es kam nicht.

„Trink' ihn, so lange er noch heiß ist", rieth der Alte, auf die Kaffeetasse deutend, „was Warmes thut immer gut nach einer solchen Nacht."

Der Wolfram richtete sich, auf den Ellbogen gestützt, halb empor, der Hemdkragen war abzubinden vergessen worden, er lag noch um den Hals; durch die Spalte des weißen Hemdes sah man einen Theil der nackten Brust; das Gesicht des jungen Mannes war ein wenig bläſſer als sonst, also dass der junge Bart um so dunkler schattete. Die wirren feuchten Haare hiengen in braunen Tatzen und Ringen über die Stirn herab. Der Wirt schaute nicht ohne Wohlgefallen auf seinen Sohn. So ein hübscher Junge ist auch ein Capital. Nur muß man ihn versilbern oder vergolden lassen. Sind ja auch in der Kirche die größten Heiligen vergoldet.

„Trau' Einer noch einmal so einem Duckmäuser!" sprach nun der alte Wirt mit schwerem Wiegen des Hauptes und im Tone des Vorwurfs. „Wo unsereiner erst hindenkt, ist der schon gewesen. — Aber," fuhr er fort, „lachen habe ich auch müssen gestern abends. Wie der Weidknecht heimkommt, sag' ich: Wo denn heute der Wolfram stecken mag mit den Pferden! Dass ihm am Ende kein Malheur passiert ist! — Oh, gibt der Weidknecht Antwort, dem jungen Herrn fehlt nichts, der sitzt draußen beim Schwambachwirt im Extrastübel und thut mit der jungen Salmhofertochter aus Gessnitz Nachtmal essen. Wär nicht schlecht! sage ich. Ja freilich nicht, meint der Knecht und erzählt mir die ganze Geschichte, wie du sie mit dem Wagen zum Tanz geholt hättest. Teufel! denk' ich, der geht's scharf an! Der kennt sich aus. Je schwerer man an Eine herankann, desto kecker muss man sie anpacken. — Jetzt hast gewonnen, Wolf, und ich kann dies nicht sagen, wie mich das freut. Wirst sehen, jetzt stehst auf einmal ganz anders da. Neider wirst genug haben, ich glaub's! Und nun, Wolf, kann ich dir's wohl sagen: wir brauchen eine reiche Heirat so nothwendig, wie der Fisch den Schluck Wasser. Seit die neue Eisenbahn drüben geht, steht's nicht gut mit uns Wirtsleuten auf der Kirchbrunnerstraße. Zu harter Noth, dass es mir bisher gelungen ist, unser Ansehen aufrecht zu halten, lange wär' das nicht mehr möglich gewesen. Wir stecken tief in der Schlamass, mein Bub', wir stecken tief!"

Der Wolfram war von dieser Mittheilung nicht gerade erbaut, er sagte aber nichts darauf, sondern war von diesem bitteren Augenblicke an entschlossen, das Abenteuer mit der Salmhofer'schen ernsthafter aufzufassen, als er es bisher gethan.

„Schau nur dazu, Wolf, dass ihr bald Hochzeit macht!" mahnte der Alte noch. „Ist gut, dass dem Professor sein Zimmer leer geworden, das lassen wir jetzt gleich herrichten. Wird euch eh am liebsten sein, ist hübsch groß und ruhig."

„Ja ja!" sagte der Wolfram ziemlich barsch, um dieses Gespräch abzubrechen, welches ihm durchaus nicht heimlich war. Er sah sein Verhältnis zur Salmhofertochter lange nicht so rosig, als sein Vater, und wenn etwas Rosiges für ihn dabei

breitete sich so sehr aus, dass die Andere völlig in die Ecke gedrückt war. Wohl auch die Frieda war nicht aufgelegt zum Sprechen, sie hatte zu denken genug, und zu thun genug, ihre Gedanken nicht zu verrathen. Wie erschrocken war sie daher, als die Haustochter mit einemmale den Mund aufthat: „Eine wahre Schand' ist's, wie du dich heute aufgeführt hast!"

Es hatte schon den Anschein, als wollte die Magd nichts entgegnen, endlich sagte sie aber doch: „Kann ich etwas dafür, dass er zuerst mit mir gegangen ist?"

„Du hast dich ihm ja angeklettet! Männersüchtige Rassel, du!"

Nun sagte die Frieda nichts mehr.

„Ich werd' mir's merken", setzte die Kundel noch bei, und damit war das Gespräch zu Ende.

Der Kutscher Wolfram sah träumerisch auf die Bäume, Büsche und Wegplanken hin, die im Scheine der Wagenlaternen gespenstisch auftauchten und verschwanden. Die Laternlichter warfen im dichten Nebel eine Art Heiligenschein um die Kutsche. — Ein sauberer Heiligenschein, das! dachte der Wolfram; wenn ich heute nicht sündige, so geschieht's einzig nur, weil die Gelegenheit dazu fehlt. Jetzt kann ich in der ödweiligen Nacht den langen Weg dahinradeln und nachher wieder zurück. Ein hübsches Vergnügen. Bis ich nach Kirchbrunn komme, stehen schon die Leute auf. Das hat man von seinem Übermuth. Sonst nichts. — Hia! den Braunen wird's auch schon zu dumm.

Endlich waren sie auf dem Marktplatz zu Gessnitz. Der Wolfram wollte halten, aber die Kundel rief zum Wagenschlag heraus: „Vorwärts! Zum Salmhof hinauf!"

Und nach einer weiteren Weile hielten sie vor dem großen Hofe, der mit seinen weitläufigen Gebäuden wie leblos dalag. Nur ein gewaltiger Hund reckte sich mitten im Hofe und der knurrte ein wenig, schien ihm aber nicht der Mühe wert, sich weiter um das herangerollte Gefährte zu bekümmern.

Die Kundel wartete im Wagen, bis der junge Adlerwirt abgestiegen war und ihr den Arm zum Aussteigen bot.

„Und was wird jetzt mein Vater sagen?" fragte das Mädchen. „Wenn ich ihm nicht gleich nach der Ankunft in Schwambach einen Boten geschickt hätte, dass er weiß, wo ich bin — Sie hätten seiner Angst nicht geachtet."

Jauchzen wollte der junge Mann über dieses Wort, es war ein Herzenswort gewesen, das erste, welches er von ihr gehört. Ein gutes Kind kann wohl auch ein gutes Weib sein . . . Ei ja, mein Vater kann doch recht haben! Wer Die einmal heimführt!

„Anläuten, geh'!" hastete die Kundel der Jungmagd zu, die schier kopflos dagestanden; und während diese nun an die Hausthür eilte und den Glockenstrang zog, flüsterte die Salmhofertochter zum Wolfram: „Seien Sie schön bedankt, kühner Ritter! Aber wie böse ich auf Sie bin, das sollen Sie noch erfahren. Warten Sie nur! Schnell hinweg! Gute Nacht!"

Diesen raschen Abschied erklärte der Adlerwirt sich so, als sollten die Hausbewohner das nächtliche Gefährte nicht wahrnehmen; das war aber ein wenig anders, die Haustochter wollte es verhindern, dass er der Jungmagd gute Nacht sagen konnte. Und den Wolfram wurmte es richtig den ganzen Weg heimwärts, dass er ohne einen Händedruck, ohne ein einziges gutes Wort von Frieda hatte scheiden müssen.

Dritter Abschnitt.

Jetzt würde männiglich rathen, dass am anderen Tage der alte Adlerwirt zu Kirchbrunn seinem Sohne ein arges Wetter gemacht hätte. Anstatt am Sonntagnachmittage, war der Wolfram mit den Rössern am Montag früh nachhause gekommen!

eigenen „Bürgermeister“ wählte, seitdem der Ort Gessnitz selbst eine Marktgemeinde geworden war. Als die beiden Gemeinden sich trennten, wollte jede den Salmhof für sich haben, der lag so gut bürgerlich als bäuerlich, allein der Salmhofer mochte gedacht haben: Lieber der erste Bauer, denn der letzte Bürger, und hatte sich zur Landgemeinde geschlagen, was ihm seine Nachbarn gar nicht hoch genug anrechnen konnten.

An der offenen Hausthüre war in der unteren Weite ein zierliches Holzthörchen, wie solche an vielen Bauernhöfen üblich sind und dazu dienen, dass vom Hofe das Kleinvieh nicht ins Haus laufen kann. An diesem Thörchen grunzten heute aber weder Schweine, noch meckerten Lämmer oder Ziegen, es war umdrängt von armen Kindern, dreijährigen bis etwa zwölfjährigen, die ihre Händchen aufhoben und mit hellen Stimmen schrien: „Bitt' gar schön um ein Allerheiligenbrot!“

Und hinter dem Thörchen stand ein feines, etwas blasses ernsthaftes Mädchen in dunkelblauem, fast städtisch geschnittenem Anzug, am Halse ein weißes Kräglein, wie es Männer tragen. Dieses Mädchen nahm aus einem großen Korbe, der neben ihr stand, geschnittene Brotstücke und vertheilte sie an die Kinder. Die vorne standen, denen gab sie es in die Hand, den hinteren, vergeblich nach vorne drängenden warf sie die Stücke über den Köpfen zu und kümmerte sich nicht weiter um das Gebalge, welches darüber entstand.

„Das ist sie!“ flüsterte der alte Adlerwirt dem Herrn Amtscontrolor zu und sie zogen ehrerbietig vor ihr die hohen Hüte. Das Mädchen dankte dem Gruße mit einem fast unmerklichen Neigen des Hauptes, scheuchte mit einer lebhaften Handbewegung die Kinder auseinander und unsere beiden Männer traten in das Haus.

Nach den „Herren Eltern“ erkundigten sie sich bei der Kundel. „Bitte nur die Treppe hinauf, Mutter wird in der Küche sein!“ Also in höflichem, aber entschiedenem Tone der Bescheid. Der Adlerwirt nickte dem Genossen vielsagend zu. Der Kundel war ihr erheuchelter Gleichmuth ganz ausgezeichnet gelungen, nun aber huschte sie rasch unter die Stiege hin und spähte nach. Es schwante ihr etwas, als gehe dieser Besuch sie an. Für das Austheilen des Allerheiligenbrotes war nun alle Neigung dahin, sie stellte den Kindern den Korb mit dem Reste der Brote vor die Thür und schlich die Treppe hinan.

In der Küche waren zwei Weiber, welche mit langen Messern die Kohlkopfstengel zerschnitten und die Scheibchen in einen Kessel warfen. Beide waren wie Mägde angezogen, nur dass die ältere, eine magere und fast kümmerlich aussehende Person, ein weißes breites Schürzenband hatte, an welchem ein Schlüsselbund hieng.

„Können wir mit der Frau Salmhoferin reden?“ sprach diese der alte Adlerwirt auf gut Glück an,

„Was wird's denn sein?“ fragte das Weib in fast schüchterner Weise entgegen und wischte ihre Hände an der Schürze ab.

„Wir sind von Kirchbrunn“, sagte nun der Herr Controlor, „und kommen in einer wichtigen Angelegenheit, wie sich's schon manchmal so fügt auf dieser Welt.“

„Dann müssen Sie schon zu meinem Manne gehen. Ich weiß nichts“, so antwortete die Salmhoferin, wies sie über den Gang bis zur letzten Thür links und gieng wieder an die Bereitung des Schweinefutters.

Bei der letzten Thüre links klopften die Männer höflich an. Drinnen hustete jemand. Nach einem Weilchen klopften sie zum zweitenmale, und drinnen hustete es zum zweitenmale. Nach dem dritten Klopfen schnarrte es im Zimmer: „Zum Satan, ja hab' ich gesagt!“

war, so konnte es nur das blühende Gesichtlein der — Anderen sein.

Auf gar keinen Fall war es zu leugnen, dass Wolframs Sinn nach dem Salmhofe in Gessnitz stand. Und es ereignete sich auch, dass er nun häufig nach Gessnitz fuhr, immer in Geschäften, wie es hieß. Einige Wochen vergiengen so, da hatte der alte Adlerwirt die feinste Brautwerberfahrt veranstaltet.

Rollte eines Tages das sorgfältig aufgewichste Gefährte die Straße entlang gegen Gessnitz. Auf dem Bock saß heute der Pferdeknecht, aber hübsch mit flatterndem Hutbande. Im Wagen saßen der alte Adlerwirt und sein Schwager, der Herr Amtscontrolor aus der Kreisstadt. Beide im schwarzen Anzuge, mit Seidenhut und bunten Halsmaschen. Dem Adlerwirt war besonders in den weißen, stramm um die fleischigen Finger gespannten Handschuhen, höchst unbehaglich, er war nicht imstande, den einfachsten Handgriff zu thun, selbst den Überrock musste — als es gegen Gessnitz hin schwüler wurde — der Herr Schwager ihm aufknöpfen, und als sie zur Wegmaut kamen, fanden die eingepferchten Finger in den Taschen kein Geldschnäppchen, so dass wieder der Schwager aushelfen musste. Trotzdem war der Adlerwirt guten Muthes und hieb dem Genossen ein- ums andermal die breite Hand auf den Oberschenkel: „Na, was meinst, Schwager, wirst stecken bleiben bei der Anrede?“

„Du wirst dir noch die Hundeledernen zersprengen!“ mahnte der Schwager fürsorglich.

Der Amtscontrolor war ein dürres Herrchen, dem auch die Kampflust, das heißt die Brautwerbelust aus den Augen blitzte. Der Adlerwirt hatte ihn eigens für diesen Zweck aus der Kreisstadt verschrieben. Es fährt sich doch ganz anders auf mit einer Autorität aus der Stadt, die Schick kennt und Vornehmheit hat. Das Amt, in welchem der Herr Schwager saß, oder vielmehr auf- und absprang, bestand in einer Fahrkartencontrolorstelle auf der Pferdeeisenbahn.

Nun also, im Bewusstsein voller Ehrenhaftigkeit fuhren sie den Hügel hinan gegen den Salmhof. Da fielen ihnen die zahlreichen armen Kinder auf, die — obzwar schon zur Allerheiligenzeit — barfuß und in schlechten Gewändlein den Weg hin- und herliefen. Durch das weit offenstehende Thor rollte der Wagen so rasch in den Hof, dass es mit einem der Kleinen schier ein Unglück gegeben hätte. Allsogleich stand auch der dienstbare Bursche da, der die beiden Pferde in Obhut nahm, während die beiden Herren sich an einen Mann wandten, um so gleichsam wie im Vorübergehen ein wenig die Wirtschaft begucken zu können. Der Angesprochene führte sie bereitwilligst durch verschiedene Gebäude, und überall war es erstaunlich. Dieser Wohlstand, dieser Überfluss in allem. Die Hausthiere in schönsten Rassen, die Vorräthe an Feldfrüchten, an Heu, an Werkzeug, an Wagen und Schlitten, an Häuten, Pelzwerk und Wolle, an Edelholz, kurz an allerlei, woran die meisten Leute gar nicht denken, geschweige es besitzen.

Nach einem solchen Rundgang im Hofe kamen sie zum Eingange in das stattliche Wohnhaus; das Untergeschoß desselben war gemauert und weiß übertüncht, der obere Stock aus Holz gezimmert. Es hatte viele Fenster, die größer waren als solche bei anderen Bauernhöfen, und mit zierlichen Holztäfelungen ausgeschlagen. Auch an den Dachvorsprüngen waren Holzschnitzereien, das Dach selbst war aus Schindeln und über demselben ragten mehrere weiß übertünchte Schornsteine empor. Neben der Hausthür an der Wand hieng eine schwarze Tafel, auf welcher Kundmachungen klebten, denn der Salmhofer war Vorstand der Landgemeinde Gessnitz, die sich einen

ja schon ganz dumm vor lauter Verliebtheit. — Da bleibst, Vieherl."

Den beiden Männern kam es schier vor, der Alte sei nicht recht bei Trost. Der grüne Krug! Auf jeden Fall reichte der Adlerwirt ihm nun die Hand und sagte in feierlicher Stimmung: „Also abgemacht, Schwieger! Bruder! Gott segne unsere Kinder!"

„Ist schon recht, ist schon gut!" murmelte der Alte, und seine Handbewegung deutete an, sie könnten wieder gehen.

„Er hat zwar einen martialischen Rausch", sagte der Herr Controlor vor der Thür, „aber richtig ist's. Er hat mehr gestanden, als er im nüchternen Zustande beigegeben hätte, und das kann uns recht sein."

Auf der Hausflur begegneten sie der Kundel. Der alte Adlerwirt hielt ihr die Hand hin und sagte weichmüthig: „Jetzt mache ich nicht viel Umstände mehr. Töchterl, ich darf wohl einen Gruß ausrichten beim jungen Adlerwirt zu Kirchbrunn?"

„Bitt' schön", antwortete das Mädchen und senkte das Aug'.

„Und wann darf die Hochzeit sein?" fragte kühnlich der Herr Controlor.

„Je eher, desto besser", antwortete das Mädchen. Da wussten die Brautwerber einstweilen genug.

(Fortsetzung folgt.)

Was man sich in Venedig erzählt.

Nach italienischen Quellen von **Robert Hamerling.**

I. Die Riva di Biasio.

Die sogenannte Riva di Biasio ist eine der langen schmalen Uferstrecken, die mit venezianischem Ausdruck auch „Fondamenta" genannt werden. Sie liegt im Pfarrbezirk von San Simeone, gegenüber der Kirche San Geremia, von welcher die Breite des Canal grande sie trennt.

Der Name dieser Riva schreibt sich von einer düsteren Begebenheit her, deren Schauplatz vor langer Zeit sie war. Es geht nämlich im Munde des venezianischen Volkes die Sage, ein gewisser Biasio habe auf jener Riva eine Schenke gehalten, und mit dem Geschäfte des Wirtes habe er zugleich das eines Auskochers verbunden. Gondolieri, Matrosen, Handwerksleute u. dgl. sprachen zahlreich bei ihm ein. Er verstand sich insbesondere darauf, ein gewisses Ragout zu bereiten und so zu würzen, dass man nicht unterscheiden konnte, welche Art von Fleisch dazu verwendet worden sei. Der Geschmack desselben war ausgezeichnet, der Preis mäßig, und die Schüssel dampfte immer frisch: so hatte er denn eine große Kundschaft und verdiente vieles Geld.

Nach Verlauf einiger Zeit, während welcher Freund Biasio zu allgemeiner Zufriedenheit sein leckeres Ragout auszukochen fortfuhr, verlautete bald in diesem, bald in jenem Stadttheile Venedigs die Kunde von einem verlorenen Knäblein oder Mädchen, von welchem, des fleißigsten Suchens ungeachtet, keine Spur mehr aufgefunden werden konnte. Die Fälle mehrten sich, und man durchsuchte auf Anordnung

Es war barsch, doch der Adlerwirt hielt das Ja im vorhinein für ein gutes Zeichen. Sie traten ein.

Es war eine schmale längliche Stube mit zwei Fenstern und einem großen Kachelofen. Zwischen den Fenstern stand eine lange Lehnbank und daneben ein braunangestrichener Tisch. Auf der Lehnbank lag ein alter Mann, der nur mit Socken, einem schwarzen Beinkleide und einem grauen, locker um Brust und Arme flatternden Wollenhemde bekleidet war. Der Mann hatte auf dem Haupte fast kein Haar, hingegen einen üppigen schneeweißen Bart. Das Gesicht war geröthet und hatte eine lange wulstige Nase. Auf dem Schoß hatte der Mann ein weißes Kätzchen, das er fortwährend streichelte und mit Brotkrümchen fütterte. Auf dem Tische lag ein blaues zusammengeknülltes Sacktuch, ein paar Brillen und ein Pack mit Schriften. Daneben stand ein grünglasierter Krug, aus welchem er häufig einen Schluck nahm.

Dieser Mann war der Salmhofer. Der alte Adlerwirt verleugnete seine Befangenheit und grüßte ihn wie einen Bekannten, denn der Salmhofer war ja oftmals eingekehrt bei ihm in Kirchbrunn.

„Au!“ sagte der Alte und richtete sich ein kleinwenig auf. „Das ist seltsam. Was seid ihr denn so närrisch aufgestiefelt?“

Da stellte sich der Herr Controlor vor und begann so zu reden: „Hochachtbarer Herr! Die Schicksale der Menschen sind mannigfach und unerforschlich. Sie hätten wohl auch nie gedacht, dass wir einmal an Ihres Hauses Schwelle stehen würden, und zwar in einer Angelegenheit, die — in einer Angelegenheit, welche —“ Da stak er.

„Was wollt's denn?“ fuhr der Salmhofer mit seiner breiten, röchelnden Stimme drein.

„Dass wir an Ihres Hauses Schwelle stehen werden, und zwar in einer Angelegenheit, die —“ Trotz des neuen Anrandes konnte er noch nicht weiter. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Still sei, Mistvieh!“ sagte der Salmhofer zum Kätzchen, welches miaute, und gab ihm mit dem Finger einen zärtlichen Klapps.

„Bitt' euch, macht's keine Faxen!“ hierauf zu den Ankömmlingen, „kann mir's ja eh denken. Meiner Tochter die Fahrgelegenheit zum Schwambachwirt soll ich zahlen. Was kostet sie denn?“

Jetzt lachten die beiden und meinten, nun wären sie schon bei der Stange. „Billig fahre der junge Adlerwirt nicht bei Nacht und Nebel, leicht koste es den Passagier selber.“

Der Salmhofer hob von der Katze die Hand und machte damit einen Schlag in die leere Luft. War das die Antwort? War das nicht gerade, als ob er sagen wollte: Fort mit Schaden?

„Dafür stehe ich gut“, sprach nun der alte Adlerwirt, „einen braven Mann bekommt sie. Und lieb haben sich die jungen Leut', wie Tauben.“

Der Salmhofer that aus dem Kruge einen langen Schluck und, auf seinem Barte noch die Tropfen schnarrte er: „Mein Geld willst, Adlerwirt.“

„Aber! Aber!“ rief der Adlerwirt. „Wer denkt denn an so was? Geld macht nicht glücklich, sage ich alleweil. Dass sie zusammenpassen, ist die Hauptsache. Das andere wird sich alles geben.“

„Losgehen kann's, wann's will“, sagte der Salmhofer und trank wieder. Während er trank, sprang das Kätzchen auf den Fußboden hinab; da fuhr der Alte empor, fieng es ein und setzte es wieder sachte auf seinen Schoß.

„Nachher könnten wir vielleicht jetzt mit der Kundel reden“, meinte der Adlerwirt.

„Weiß schon, weiß schon“, wehrte der Salmhofer ab. „Das Mädel ist

Zuletzt ergriff er, dem Zwange weichend, eine Gabel, und spießte einen Bissen damit auf; aber er betrachtete ihn erst noch von allen Seiten, drehte ihn rechts und drehte ihn links und schien nicht recht zu wissen, wie er ihn in den Mund stecken sollte.

„Nun“, rief einer von den Männern, „hast du keine Lust, zu essen?“

„Sollen wir glauben“, fiel ein anderer ein, „dass du das Ragout vergiftet hast?“

„Oder dass du es mit Menschenfleisch gewürzt hast?“ fuhr ein dritter heraus.

Bei diesen Worten fiel dem Wirte die Gabel aus der Hand. Vor den Blicken der Gondolieri, die durchdringend auf ihn gerichtet waren, schlug er die Augen nieder, erbleichte, und fieng am ganzen Körper an zu zittern.

Zu Wuth entflammt durch diese deutlichen Zeichen seines Schuldbewusstseins, sprangen einige von den Männern auf und wollten den Verruchten sogleich zu Boden schlagen.

„Barmherzigkeit!“ ächzte dieser, während ihm die Augen vor Todesangst aus ihren Höhlen traten; „Barmherzigkeit! ermordet mich nicht! Lasst mich nicht mit einer Todsünde auf dem Gewissen sterben! Lasst mich nur erst beichten...“

„Bekenne zuerst uns“, rief man ihm entgegen; „ist dieses Fleisch nicht Menschenfleisch? Sind das nicht die Glieder unschuldiger Kinder, wie du sie seit Monaten in den Kessel zu werfen und deinen Gästen vorzusetzen pflegtest?“

„Ach“, winselte der Verbrecher (bei welchem, wie das immer der Fall ist, die Feigheit mit der Verruchtheit gleichen Schritt hielt), ach, die Noth trieb mich anfangs dazu... eben heute hatte ich mir selbst geschworen, dass ich es nie wieder thun würde...“

„Eben heute?“ rief ein Gondolier. „O du elender Heuchler und Lügner! — Steh' auf, du Hund“, fuhr er fort, indem er ihn am Halse fasste und vom Boden emporriss. „Nun wirst du uns ohne Verzug an den Ort führen, wo du dein greuliches Schlächterhandwerk getrieben hast; wir wollen ihn sehen!“

Damit schleppten die Männer den Zitternden die Stiege hinab, und als sie unten angelangt waren, wo eine Menge von Neugierigen, durch den Lärm herbeigelockt, offenen Mundes das ihnen unerklärliche Schauspiel anstarrten, da rief ein Gondolier mit lauter Stimme:

„Kommt, kommt mit uns! Ihr sollt sehen, womit der wackere Biasio uns seit Monaten bewirtet hat!“

Von allen Seiten durch fürchterliche Drohungen gedrängt, wies Biasio zuletzt seinen Begleitern eine Fallthür, die sich in einem Winkel der Küche befand, verdeckt durch einen Haufen Holzes und durch anderes Geräth. Man öffnete diese Thür, und es wurde im Dunkel eine nach abwärts führende Stiege sichtbar. Neugierig drängten alle Anwesenden sich dahin, stiegen die Treppe hinab und gelangten in ein finsteres, unterirdisches Gemach...

Hier aber sträubt sich die Feder, das Gräßliche zu schildern, das den Blicken sich darbot...

In der Mitte des Raumes stand eine breite Tafel, über welcher von der Wölbung eine eiserne Lampe niederhieng, die unter dichten, stinkenden Rauchwirbeln ein düsteres Licht verbreitete. Die Tafel war von Schmutz bedeckt, von den Seiten tröpfelte Blut auf den Boden nieder, und inmitten auf derselben lag der Leichnam eines zwei- bis dreijährigen Kindes, an welchem bereits Kopf und Arme fehlten. Ein blutbesudeltes Messer lag in der Nähe; neben dem Tische, auf dem Boden, stand ein Gefäß, bestimmt, das Blut aufzufangen: in der That enthielt es davon eine schwarze, geronnene Masse. Unter dem Tische lag ein hässlicher Hund, der an den vom Tische gefallenen Knochen nagte. Die eingeschlossene Luft dieses unterirdischen

der Behörden die Kanäle, ob die Kinder nicht etwa im Wasser umgekommen seien. Aber alles war vergebens. Das Gerede unter den Leuten und der Schrecken der Familien wuchs mit jedem Tage; die einen wollten die Sache auf einen geheimen Frevel zurückführen, andere meinten, es sei wohl gar eine ruchlose Zauberkunst im Spiele; für eine bestimmtere Vermuthung aber, die einige Wahrscheinlichkeit für sich gehabt hätte, wollte sich nicht der geringste Anhaltspunkt ergeben.

Unter solchen Umständen kam eines Tages ein Gondolier in die Taverne Biasios, um dort, wie er es seit längerer Zeit gewohnt war, sein Frühmahl einzunehmen. Der Mann forderte einen Teller des mehrerwähnten Ragout und machte sich, nachdem er es erhalten, mit vielem Appetit darüber her. Während er nun so sich's wohl behagen ließ, da kam ihm plötzlich etwas Hartes und Scharfes zwischen die Zähne, wovon er sich nicht gleich zu deuten wusste, was es sein möchte. Demnach nahm er besagten Gegenstand mit dem Finger aus dem Mund, und als er ihn vors Auge gebracht — was findet er? Einen Fingernagel, einen ganz kleinen Fingernagel, der augenscheinlich nur vom Finger eines Kindes stammen konnte. Wiewohl entsetzt, schweigt der Mann und durchsucht unbemerkt den Teller genauer; siehe da! ein zweiter, ein dritter Fund von gleicher Art — kein Zweifel, es sind menschliche Fingernägel.

Mehr vor Entsetzen, als aus Überzeugung schweigend, bezahlt der Gondolier den Wirt und entfernt sich. An seinem Standort angekommen, erzählt er den Vertrautesten seiner Genossen, was ihm begegnet, und weist ihnen das Gefundene zur Bekräftigung seiner Aussage vor.

Es treffen sofort vier von den Männern eine geheime Verabredung. Zur gewohnten Stunde begeben sie sich, scheinbar in ganz harmloser Absicht, in die Taverne Biasios.

„Guten Morgen, Freund Biasio!"

„Guten Morgen!"

„Was gibt es Neues?"

„Steigt euch nicht schon der Duft in die Nase? Das ist heut' ein Stück, wie ihr noch keines gekostet habt. Ein wahres Manna des Himmels!"

„So gib uns nur gleich für acht Personen; es sind unser nur vier, aber wir wollen uns heute einmal gütlich thun. Lass in der oberen Kammer anrichten; wir möchten gerne für uns sein und volle Freiheit haben."

„Sogleich sollt ihr bedient sein", rief der geschäftige Wirt, und eilte, den Auftrag auszurichten. Als nun nach kurzer Frist die Gondolieri das dampfende Gericht vor sich auf dem Tische hatten und sich allein sahen, schlossen sie die Thür von innen ab, und nachdem sie solchergestalt sich gesichert vor Überraschung oder Beobachtung, giengen sie daran, den Inhalt der ihnen vorgesetzten Schüssel aufs sorgfältigste zu durchsuchen. Nicht bloß Fingernägel fanden sich diesmal, sondern auch kleine Knochen- und Gliederstücke von Fingern, ja sogar ein Kinderzahn wurde herausgefischt.

Der Entschluss der Gondolieri war bald gefasst. Sie riefen den Wirt zu sich hinauf, und kaum war er eingetreten, so verriegelten sie hinter seinem Rücken die Thür, und einer von ihnen redete ihn mit anscheinender Kaltblütigkeit folgendermaßen an:

„Biasio, dein Gericht ist heute so ausgezeichnet, dass wir dir deswegen wohl einige Ehre anthun müssen. Du sollst bei unserem fröhlichen Mahle den Vorsitz führen. Wohlan! Thu' nicht so spröde; hier ist der leere Platz für dich. Lass dich nieder und greif' als der erste zu. Es lebe die Gesellschaft!"

Biasio war betroffen; er wollte sich losmachen, aber es half nichts; seine Gäste nöthigten ihn auf die Bank nieder und forderten ihn von neuem auf, sich's wohl schmecken zu lassen.

Heiratsfähigen in einer Kirche oder einem anderen, hierzu erwählten Orte zu vereinigen. Dorthin kamen dann auch die heiratslustigen jungen Männer, hielten, so zu sagen, Musterung über die Bräute und wählten jeder für sich diejenige aus, die nach seinem Herzen war.

Im 9. und 10. Jahrhundert fand dieser öffentliche Vorgang jedesmal in der Kathedrale von San Pietro d' Oliveto statt, wie der Chronist Laurentius de Monacis und andere bezeugen.

Der geneigte Leser begreift nunmehr die Scene, mit deren Schilderung wir diese Erzählung eröffnet haben.

Ein heiliges Schweigen herrschte im Gotteshause, alles athmete feierliche Sammlung und Andacht...

Plötzlich wurden mit ungeheuerem Getöse von außen die Thürflügel weit aufgerissen und ein Schwarm von Männern mit trotzigen Gesichtern, nach Seemannsart gekleidet, Dolche zwischen den Zähnen und verschiedene Waffen in der Hand, drang mit wildem Ungestüm herein und stürzte sich auf die knienden Mädchen nicht anders als ein Schwarm räuberischer Adler auf einen Zug weißer Tauben. Diese, bestürzt, erbleichend, stoßen flehende Rufe aus; aber die Räuber fassen sie mit den kräftigen Armen an und schleppen sie mitsammt den Körbchen, die ihre Schätze enthalten, schonungslos und eilig zur Kirche hinaus.

Die jungen Männer und das gesammte, in der Kirche vereinigte Volk fielen, nachdem sie von der ersten Bestürzung sich erholt, über die Räuber her. Es entspann sich ein wildes Handgemenge, von allen Seiten aber erliegen die Wehrlosen dem schlagfertigen Gegner, und es gelang diesem, mit seinem Raube die bereit stehenden Fahrzeuge zu erreichen. Die weißen Schleier vom Blute der Ihrigen bespritzt, strecken die Jungfrauen mit herzzerschneidendem Geschrei die Arme zum Himmel aus. Die Räuber aber, der Ohnmacht des unbewaffneten Haufens spottend, setzen die Schiffe in Bewegung und fahren zum Hafen hinaus, den Schauplatz ihrer Unternehmung in eiliger Fahrt verlassend.

Es war dies eine Horde istrianischer Piraten, welche, seit langer Zeit geschworene Feinde des venezianischen Namens, diese Gelegenheit benützen wollten, die Jungfrauen sammt den Wertsachen, die sie in den Körbchen trugen, in ihre Gewalt zu bringen.

Zu diesem Zwecke waren sie mit einer Galeere und einer Brigantine gegen Venedig gesegelt, und nachdem sie diese Fahrzeuge zu Tre Porti, einem Ort am Meer in der Nähe der Stadt, vor Anker gelegt, waren sie nach Venedig gekommen und hatten sich, während der Nacht, die diesem verhängnisvollen Tage vorangieng, in einem Versteck gehalten. Aus diesem brachen sie nun im bestimmten Augenblick hervor und erreichten durch Verwegenheit und Schlauheit ihren Zweck vollständig.

Wiewohl im ersten Augenblicke bestürzt und rathlos, waren die Venezianer doch alsbald entschlossen, den Piraten nachzueilen. Von allen Seiten erschallt der Ruf zu den Waffen, man setzt Fahrzeuge in Bereitschaft; die Männer fluchen, die Frauen jammern; der letzte Tag der Republik schien angebrochen.

Der Doge selbst bestieg ein Schiff, und ihn umgab eine tüchtige Schar Soldaten, verstärkt durch eine Anzahl Männer aus der Zunft der Kesselmacher, die eine Gasse des Bezirkes von Santa Maria Formosa bewohnten. Unter den Leuten aus dem Volke nämlich, welche auf den Alarmruf herbeieilten, hatten sich die Kesselmacher als die ersten und eifrigsten gezeigt; sei es, dass ein besonderes Interesse die angesehensten unter ihnen mit einigen der geraubten Mädchen verband, oder dass sie zufällig in größerer Anzahl bei dem Ereignis anwesend waren. Diese Männer also zerschlugen

Ortes verbreitete einen fast unerträglichen Todtengeruch. In einiger Entfernung vom Tische sah man eine Vertiefung, die in einen Kanal auslief: dorthin pflegte der Unmensch die unbrauchbaren Überreste seiner Schlachtopfer zu werfen.

Nach wenig Augenblicken machte der Schauder vor diesem Anblick sich in einem Schrei des grimmigsten Unwillens Luft. Unter Flüchen und Misshandlungen wurde der Verbrecher aus dem Hause hinaus und durch die Gassen geschleppt, die in einem Augenblick von der fürchterlichen Neuigkeit erfüllt waren. Zuletzt den Händen der Gerechtigkeit überliefert, gestand Biasio alles: mehr als zwanzig Kinder hatte er in wenig Monaten geschlachtet, und einige Hundert Personen hatten von der gräslichen Speise genossen. Als seine Helferin bezeichnete der Auskocher ein verworfenes altes Weib, das im Rufe der Giftmischerei und Zauberei stand. Diese war es, von welcher der teufliſche Rath und die Anleitung, ein Ragout mit beigemischtem Menschenfleisch zuzubereiten und zu würzen, herstammte. Man gieng nach ihr aus, um sie in den Kerker zu werfen, aber sie war der öffentlichen Gerechtigkeit zuvorgekommen. Sie wurde erhängt am Thürpfosten ihres Wohngemaches gefunden.

Dem Brauche jener Zeiten gemäß, wurde Biasio zuerst auf unterschiedliche Weise gemartert und zuletzt zwischen den Säulen der Piazzetta an den Galgen gehängt. Sein Leichnam wurde den Flammen überliefert und seine Asche in die Winde gestreut. Sogar das Haus, das er zum Schauplatze seiner Frevel gemacht hatte, wurde von Grund aus niedergerissen.

Diese Geschichte gilt als eine beglaubigte Thatsache. Es gibt Personen, die noch das Todesurtheil Biasios in einem Verzeichnisse von Hingerichteten aus alter Zeit gelesen haben wollen. So viel ist gewiss, dass der Name der Riva di Biasio fort und fort besteht, und dass jedermann im venezianischen Volke die Geschichte von dem Auskocher Biasio zu erzählen weiß, der an jener Riva kleine Kinder schlachtete und aus ihren Gliedern den Gästen ein köstlich gewürztes Ragout vorsetzte.

II. Der Raub der Venezianerinnen.

Es war der 31. Jänner des Jahres 943, oder 936, wie andere wollen, unter der Regierung des Dogen Pietro Candiano II., als eine Schar anmuthiger Jungfrauen mit Körbchen in den Händen, in welchen sich goldene Schmucksachen und andere Gegenstände hochzeitlicher Ausstattung befanden, versammelt und neben einander gereiht in der Kirche San Pietro standen, angethan mit Feierkleidern, auf den Wangen züchtiges Roth und das Herz bewegt durch die Vorstellung des herannahenden Augenblickes, der ihr harmloses Mädchenleben in den halbersehnten, halb gefürchteten Frauenstand verwandeln sollte.

In einem anderen Theile der Kirche waren Jünglinge versammelt, die Blicke voll Zuneigung und Hoffnung nach ihren Auserwählten hinübersandten, während zitternde Mütter und betagte Väter, auf ihren Knien liegend, aus der Tiefe des Herzens heiße Gebete und Wünsche für das Glück ihrer geliebten Kinder zum Himmel emporschickten. Auf dem Altar und an den breiten Wänden der Kirche brannten hellleuchtende Wachskerzen und der Bischof schickte sich an, umgeben von seinen Domherren, die Stufen des Altares hinanzusteigen und die allgemeine Hochzeitsmesse zu lesen...

Mit den Persern und Babyloniern, von welchen Herodot und Strabo berichten, hatten die ältesten Venezianer die Art und Weise gemein, die Heiraten zu schließen. Sie betrachteten nämlich die Mädchen als Töchter des Gemeinwesens und zu einer gewissen, festbestimmten Zeit pflegte man alle

Ehre.

Eine Geschichte aus unseren Tagen von **Hans Malser.**

„Herr Kreisrichter, ich bitte auf ein Wort!"

„Nun, nun, lieber Herr Seelader, was bringen sie mir denn noch so spät?"

„Auf ein Wort!"

„Und so aufgeregt?"

„Es ist etwas Wichtiges. Sie werden erstaunen, Herr Kreisrichter. Ich muss bitten, dass Sie mich festnehmen lassen!"

„Aber, Seelader! Solche Spässe!"

„Es ist kein Spass. Bei Gott nicht. Sie müssen mich einsperren. Sogleich! Ich habe einen Freund ermordet. Den Johann Hallsteiner. Den Sohn der alten Hallsteiner, die heute gestorben ist."

„Was? den Johann Hallsteiner haben Sie ermordet? Aber lieber Freund, was fehlt Ihnen denn? Der Johann Hallsteiner ist ja schon seit Jahren todt."

„Ich habe ihn erschossen. Ich werde alles beweisen. Ich zeige es jetzt an. Es ist die Zeit gekommen. Herr Richter, Sie haben einen Schuldigen vor sich. Einen Mörder!"

Nun war der Kreisrichter in der That erschrocken, denn der junge Mann sah in diesem Augenblicke wirklich aus wie ein Mörder. Ganz verstört, blass, wirr. Der Richter klingelte und befahl dem eintretenden Diener: „Schnell zum Doctor Grohbach. Er soll sofort kommen!"

„O nein, Herr Richter", sagte Seelader, „krank bin ich nicht. Ich bin ja ruhig, sehen Sie mich nur an, es ist die Wahrheit, was ich sage."

„So kommen Sie", sprach der Kreisrichter freundlich und suchte den jungen Mann am Arm zu nehmen. „Ich werde Sie in Ihre Wohnung begleiten."

„Sie sind immer gut gewesen gegen mich und sind es auch jetzt", sagte Seelader. „Aber es ist anders geworden. Ich darf nichts mehr annehmen. Ich werde diese Nacht noch in meinem Zimmer zubringen, wenn Sie mich nicht in den Arrest thun wollen, morgen jedoch zum Landesgericht gehen. Der Verantwortung wegen sollten Sie mich aber sogleich da behalten. Es wäre besser, Herr Kreisrichter!"

Unter warmem Zureden brachte dieser den jungen, aufgeregten Menschen in sein Dachzimmerchen, empfahl ihn angelegentlich der Miethefrau und schickte den Arzt.

Dann eilte er nachhause.

„Denkt euch, Kinder!" sagte der Kreisrichter bei dem Abendessen zu seiner Familie, „mein Amtsschreiber, der Seelader, ist erkrankt."

Die älteste Tochter, Fräulein Ludmilla, horchte auf.

„Und das schwer, unheimlich erkrankt", fuhr der Richter fort. „Ein Gehirnleiden. Ich muss nur erst zu Doctor Grohbach schicken, was er an ihm gefunden hat. Kommt der Arme heute abends — eben erst vorhin — zu mir und bittet mich in höchst aufgeregter Weise, ich solle ihn festnehmen lassen, er habe seinen Freund Hallsteiner erschossen."

Fräulein Ludmilla legte Messer und Gabel weg.

Die Frau Richterin sagte: „Du scherzest doch, Mann!"

„Ich weiß wohl, dass der Selbst-

die Kessel, welche sie eben verfertigten oder schon vorräthig hatten, und machten sich in aller Eile Schilde daraus. Sie bewaffneten sich mit den Zangen, den Hämmern und allen Werkzeugen ihres Gewerbes, welche zum Angriff oder zur Vertheidigung tauglich waren, und schlossen mit dem Rufe: „Tod den Narentinern!“ sich dem Dogen an.

So machte sich denn dies Häuflein von Tapferen, nachdem es den Segen des Bischofs empfangen, zur Verfolgung der Räuber auf, während ein jeder von ihnen fortwährend den Hilferuf der Unschuldigen zu hören glaubte, die gegen die rohen Barbaren sich vergebens zur Wehre setzten.

Nach ihrer eiligen Flucht sich vollständig sicher glaubend, waren die Narentiner nach Tre Porti zurückgekehrt. Sie theilten dort sowohl die Mädchen als die Beute unter sich und überließen sich sorglos ihren Vergnügungen.

Man denke sich den Zustand, in welchem die armen Geraubten sich befanden, entrissen ihren Lieben, in der Gewalt roher, verworfener Menschen, auf fremdem Boden — schüchterne, sittsame Jungfrauen, auferzogen im Frieden und in der Unschuld des väterlichen Hauses!

Berauscht vom Weine, machten die Narentiner sich auf, ihre Fahrzeuge wieder zu besteigen, als man in weiter Entfernung auf dem Meere, von der Seite Venedigs, ein weißes Segel glänzen sah, dann ein zweites und ein drittes — „die Venezianer! die Venezianer!“ erscholl es in den Reihen der Piraten, „wir sind verfolgt!“ So sehr als möglich, beschleunigen sie ihre Flucht, aber die Venezianer bleiben fortwährend auf ihrer Spur, verfolgen sie einen ganzen Tag lang und erreichen sie zuletzt in den Gewässern von Caorle. Mit Löwenmuth greifen sie den Gegner an, ein heftiger Kampf entspinnt sich, aber die Venezianer hatten die Übermacht, und nach erbitterter Gegenwehr, aufgerieben bis auf Wenige, mussten die Piraten den Siegern sowohl ihre Fahrzeuge als ihre Beute überlassen.

Am 2. Februar, dem Tage von Mariä Reinigung, während die Abendsonne bereits ihre Strahlen auf die blaue Adria warf, sahen die in dichten Scharen herbeigeeilten Venezianer am fernen Horizont die Flaggen ihrer heimkehrenden Fahrzeuge flattern. Von welchen Freuden- und Segensrufen erscholl in diesem Augenblicke das sonst einsame Ufer! In der raschen Heimkehr der Ihrigen erblickten alle ein sicheres Zeichen des errungenen Sieges, und schon tönten zur Bestätigung vom Meere her die Begrüßungen und Jubelrufe der Kommenden.

Wir verzichten darauf, die Freudenbezeugungen der Menge zu schildern, die da stattfanden, als der Doge von seinem Schiffe herabstieg, begleitet von den zwölf wiedereroberten Mädchen und den tapferen Kesselmachern, die am Verdienste des Sieges den größten Antheil hatten.

Nun dachte man aber auch daran, diese Braven für ihre geleisteten Dienste zu belohnen. Der Doge berief die Vertreter ihrer Zunft zu sich und verkündete ihnen, er sei bereit, jede Gnade, die sie von ihm erbitten würden, zu gewähren. Die wackeren Männer verlangten nichts anderes, als dass der Doge, zum ewigen Andenken an jene Unternehmung, sich jährlich in Begleitung aller Würdenträger der Republik in die Kirche ihres Pfarrbezirkes, S. Maria Formosa, begebe, und zwar gegen Abend — denn zu dieser Zeit war der Sieg erkämpft worden — um dort dem Herrn ein Dankgebet für den verliehenen Sieg über die Piraten darzubringen.

Mit Freuden sagte der Doge zu und der venezianische Kalender war um einen Festtag reicher.

(Fortsetzung folgt.)

bitte, theurer Herr! Vor Ihre Familie darf ich nicht mehr treten. Ich danke allen für alles Gute, ich sage Ihnen Lebewohl. Verzeihen —"

Er stockte.

„Jetzt lasse ich Sie aber nicht mehr fort, lieber Seelader," sprach der Richter, „dass bei Ihnen etwas nicht richtig ist, sehe ich nun. Setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir ruhig das Anliegen, welches Sie drückt."

„Ich danke Ihnen. Aber Beichte und Freundeszuspruch können mir nicht viel nützen. Es wird besser sein, wenn auch Ihre Herren Adjuncten anwesend sind. Und der Arzt, damit sichergestellt wird, dass ich nicht geisteskrank bin."

„Sie wollen also ein förmliches Verhör. Gut, es soll geschehen."

Nach wenigen Minuten stand der junge Mann vor dem Gerichte und nach einigen einleitenden Vorfragen begann er also zu sprechen:

„Meine Eltern waren Gewerbsleute in N., sie wollten, nachdem ich das Gymnasium absolviert, auch mich für ihren Stand abrichten. Als sie starben, war ich frei und benützte die Erbschaft, um in die Stadt zu gehen und zu studieren. Nicht so sehr wissensdurstig war ich, aber nach dem lustigen, ungebundenen Studentenleben plangte es mir. Und ein solches habe ich geführt, fünf Jahre lang. Die Commerse, die Kneipen, die Mensuren und dergleichen machten mir viel Spass, ja nahmen mein ganzes Wesen in Anspruch. Für einen wirklichen Gewinn hielt ich das Bewusstsein und das Hochhalten der Ehre, wie solches außer bei den Soldaten und Studenten in keinem Stande eigentlich entschieden und leidenschaftlich genug gepflegt wird. Ich will mich weiter darüber nicht auslassen, es ist etwas Schönes, wenn ein junger Mensch seine Ehre höher wertet, als alles auf der Welt. Schon im zweiten Jahre meiner Studentenschaft hatte ich einen Collegen aus der hiesigen Stadt kennen und achten gelernt, und bald entwickelte sich zwischen uns eine innige Freundschaft. Er war der Sohn armer Eltern, musste freilich mehr ans Lernen denken, als ans Burschenleben und einer Stellung zutrachten, in welcher er sich und seine Eltern ernähren konnte. Das hinderte den wackeren Johannes nicht, die Studentenideale zu hegen und zu pflegen, und besonders die Burschenehre gieng ihm über alles. Auf mehreren Mensuren bewies er seinen Muth, und in einem Duelle trat er für die beleidigte Ehre eines Freundes ein. Dieser Freund war ich. Es handelte sich um nichts weiter, als um einen boshaften Spott, den ein mir missgesinnter Bursche in meiner Abwesenheit mir angethan. Johannes forderte ihn auf Pistolen. Am zerrissenen Kinnbacken trug er zeitlebens ein Merkmal seiner tapferen Freundschaft. Natürlich schloss uns dieser Handel noch enger und unzertrennlicher aneinander und ich schwor ihm, über seine Ehre ebenso zu wachen, als er über die meinige gewacht und als ich über meine eigene wachen kann. Und sollten wir vom Schicksal einmal voneinander getrennt werden, und sollten wir in was immer für eine Lage versetzt werden, unsere gegenseitige Ehre wollten wir behüten wie unser Leben, ja unendlichmal muthiger und glühender, als unser Leben. — Was sonst an Studentenangelegenheiten, Ehrensachen und Freundschaftsbeweisen war, kann übergangen werden. Ich weiß, was hier zu erzählen ist. Johannes hatte seine Studien vollendet und erhielt eine Anstellung als Postbeamter. Trotzdem brach er nicht mit den lustigen Kreisen, in welchen er sich früher bewegte, ja, er erschloss sich noch neue. Man hielt ihn auch fest in denselben, denn er war ein heiterer, angenehmer Gesellschafter und nach den langweiligen und verantwortlichen Stunden in der Amtsstube hatte er Zerstreuung nöthiger als je. Es gab kleine Gelage

mord seines Freundes ihm nahegegangen ist damals“, sagte der Richter, „aber nach Jahren — es mag ja fünf oder sechs Jahre seit jener Geschichte mit dem Hallsteiner her sein — könne doch, meint man, aus diesem Grunde eine Gehirnstörung nicht mehr zum Ausbruche kommen. — Wie war das nur gleich, damals?“

„Der Postbeamte Johann Hallsteiner“, sagte nun die Frau, „hatte — so viel ich mich erinnern kann — sich eine Veruntreuung zuschulden kommen lassen und in dem Augenblick, als man ihn festnehmen wollte, sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.“

„Richtig, und ich entsinne mich, wie sein Freund Seelader, der war damals noch Student, am Grabe des Verscharrten einen lauten Schwur gethan haben soll, die Ehre des Freundes zu retten, seinen Tod zu sühnen, oder so etwas.“

„Dann hast du ihm ja zur kleinen Stelle verholfen, die er heute noch einnimmt.“

„Er wird demnächst avancieren. Einen fleißigeren und gewissenhafteren Schreiber habe ich nie gehabt. Dazu ein stiller, eingezogener Mensch, bescheiden und liebenswürdig —“

Fräulein Ludmillas Wangen blühten wie Rosen im Mai.

„Als Student soll er's ja flott getrieben haben, bis die kleine Erbschaft seiner Eltern dahin war“, bemerkte die Frau Kreisrichterin. „Man glaubt nicht, wie vortheilhaft ein Mensch sich ändern kann, wenn er in das Geleise der Arbeit kommt. Und rührend war es, wie er die armen Eltern seines unglücklichen Freundes unterstützte, sich selbst alles versagte, um von seinem geringen Gehalte die siechen, verlassenen alten Menschen zu versorgen. Als vor einigen Monaten der alte Hallsteiner starb und heute die Frau, habe ich mir gedacht: Jetzt wird der gute Seelader auch aufathmen können und seinen Gehalt für sich selber anwenden.“

„Es muss ihn doch der Tod der alten Frau so sehr erschüttert haben“, meinte der Kreisrichter.

„Wahrlich, ein leiblicher Sohn kann nicht besser, nicht liebreicher gegen seine Eltern sein, als der Amtsschreiber es gegen die alten Hallsteiner-Leute gewesen. Nur fällt mir jetzt ein Wort auf, das er vor einigen Tagen, als er bei uns speiste, gesagt hat. Als er hörte, dass das Befinden der Frau Hallsteiner sich verschlimmert hatte, sprach er plötzlich: Mir scheint, nun werde ich bald Feierabend bekommen.“

„Am Ende ist doch etwas dahinter“, meinte der Richter und begann, dieweilen er seine Pfeife stopfte und in Brand steckte, über mancherlei nachzusinnen.

Und also hatten sie zusammen sich über den jungen Mann unterhalten, der sich als Mörder gestellt hatte. Fräulein Ludmilla war völlig still dagesessen und allmählich auch recht blass geworden. Sie hatte sich scheinbar in ihre Häkelarbeit vertieft. Auf einmal stand sie auf und gieng rasch zur Thür hinaus.

Die Frau seufzte. Der Richter sagte: „Morgen früh sogleich will ich die Geschichte untersuchen. Am Ende ist doch etwas dahinter.“

* * *

Die Nacht war schlaflos vergangen. Max Seelader hatte sich sammt seinen Kleidern ins Bett gelegt. Seine paar Sachen hatte er schon gestern in einen Sack gethan und sie nicht mehr ausgepackt. Nur eine kleine Photographie war aus der Tasche hervorgeholt und auf das Tischchen neben seinem Lager gestellt worden. Ein lieblicher Mädchenkopf, das Original haben wir schon gesehen.

Zur Stunde, als der Kreisrichter im Amte zu erscheinen pflegte, gieng der junge Mann hin zu ihm und sagte: „Da Sie mir mein Recht vorenthalten wollen, so reise ich jetzt zum Landesgericht, dass ich um Strafe

ja, antwortet er ganz heiser. Hierauf stürzt er in den Winkel hinter meinen Schrank, reißt etwas aus der Tasche seines Rockes, kauert sich nieder, wimmert, wehrt mit einer Hand mich, den Hinzueilenden, ab und schleudert endlich den Revolver von sich. Ich hebe die Waffe auf und sage heftig: Was hast du gethan? — Er fällt mir um den Hals: Hilf mir, Freund, es ist alles aus. Schulden, Spielschulden. Meine Ehre! Die Ehre musste ich retten. Geld unterschlagen. — Ohnmächtig muss ich geworden sein in demselben Augenblicke, denn als ich mich finde, ist er angezogen und macht sich bereit. An der Thür pocht es ungeduldig. — Noch einen Augenblick, bitte ich! ist mein Ruf, dann zum Freunde: Johannes, so gehst du nicht fort. In dieser Begleitung nicht! — Dann rette mich, sagt er und blickt hilfesuchend um sich. — Du hast in deinem Amte Geld veruntreut? sage ich und es kocht in mir, wild, rasend wild ein unbeschreiblicher Aufruhr, da, das ist deine Rettung! und drücke ihm den Revolver in die Hand. Er schaudert zurück und lacht hohl auf: das habe ich ja auch so gemeint. Seit einem Jahr trage ich ihn bei mir in der Tasche. Wenn's zum äußersten kommt, einen Fingerdruck. Und jetzt, jetzt fehlt mir der Muth! Oh, zertritt mich, die feige Bestie, speie mich an! Auf den Schuss habe ich gerechnet, für den schlimmsten Fall, mitten in Lust und Freuden habe ich auf den Schuss gerechnet, und jetzt fehlt mir dazu der Muth! hast du ein solches Scheusal schon gesehen? — Als er so ruft, mir geht's durch Mark und Bein. Schreck, Zorn, Mitleid gräbt in mir. Ich presse seine Faust zusammen, dass ihm die Waffe nicht entfallen kann. Bebend an allen Gliedern, schluchzend bitte ich ihn: Freund, geliebter, einziger Freund, verlasse dich selber nicht zu dieser Stunde. Sühne deine Schuld, rette deine Ehre, ich beschwöre dich! du kannst nicht mehr weiterleben, du kannst nicht, Johannes, du bist ehrlos, verflucht, verloren! Rette dich! Nur einen Funken Wille, nur einen Funken! Schließe die Augen, denke nichts, denke es ist ein Traum, drücke los! Du musst, Johannes, du musst! — Ich kann nicht! stöhnt er. O Gott, ich kann nicht, ich kann nicht! — Draußen machen sie bereits Anstalt, die Thür einzubrechen. Mein einziger, mein liebster Mensch! flehe ich, bei allem, was uns heilig war auf dieser Welt, lass dich nicht forttreiben wie einen gemeinen Dieb. Mach' ein Ende! Ich zwinge dich! — Er will den Revolver auf den Boden fallen lassen, ich drücke ihn zurück in seine Hand, will die Mündung gegen ihn wenden, seinen Finger krümmen auf den Hahn — wir ringen, die Thür kracht unter dem Zwängeisen. Wir ringen heiß, da knallt der Schuss und Johannes sinkt zu Boden. — Die Ehre ist gerettet! Ich habe mein Wort gehalten! das ist mein Gedanke, denn ich — ich habe losgedrückt! Ich habe ihn erschossen. Die Kugel drang unter dem Kiefer hinein nahe an der Narbe, die er bei jenem Duell meinetwegen davongetragen. Kaum es geschehen ist, stürzen sie zur zertrümmerten Thür herein. — Zu spät, sage ich, er hat sich erschossen! Ich habe vergebens mit ihm gerungen um den Revolver. — Dann haben sie ihn in die Todtenkammer getragen. — Und ich, wie ich allein bin und vor mir die Blutlache sehe, da schreit es plötzlich in mir: Was hast du gethan? der Ehre wegen ein Mörder, ein Lügner geworden! Welcher Ehre wegen! Sage, verdammter Wicht, was entehrt denn? Entehrt das Stehlen anvertrauter Gelder, oder entehrt erst der Gendarm? Nicht was dein Gewissen sagt, ist die Hauptsache, sondern was die Leute sagen! Von solcher Art ist die «Ehre», der du bisher alles geopfert hast, deine Zeit, dein Studium, deine Begeisterung, deinen Freund, deine Seele. — Also

mit Minnescherzen, mit Glücksspiel und anderen Lustbarkeiten. Wir bewohnten zusammen ein Zimmer und es fiel mir auf, dass er häufig in später Nacht nachhause kam. Einmal habe ich ihm etwas darüber gesagt, er antwortete, dass weder seine Berufs- noch seine Kindespflichten darunter Schaden litten, wie ich auch thatsächlich nie eine Klage über ihn hörte und wie ich auch wusste, dass seine alten mühseligen Eltern, die damals auf dem Lande lebten, in ihrem Johannes den Ernährer und Beschützer anbeteten. Also gieng es eine Weile und plötzlich war das Verhängnis da."

Seelader unterbrach sich und trocknete mit dem Taschentuche seine Stirn.

Nach einer Weile sagte der Richter: „Nun, erzählen Sie weiter."

„Schon seit einiger Zeit hatte ich bemerkt", so fuhr der junge Mann fort zu sprechen, „dass mein Freund Johannes einen kleinen, scharfgeladenen Revolver bei sich trug. — Wozu denn so etwas? fragte ich ihn einmal. — Man kann nicht wissen, antwortete er, ob man nicht plötzlich in die Lage kommt, seine Ehre zu retten. — Das war mir dunkel. Ich hielt es im Scherze gesprochen und dachte: er hat amtlich mit Geldsachen zu thun, es kann ja eine Waffe vorgeschrieben sein. Im ganzen gefiel mir aber an Johannes etwas nicht mehr so recht, und ich konnte mir doch keine Rechenschaft darüber geben, was eigentlich an ihm unangenehm, oder vielmehr unheimlich war. Bei Allen, die ihn kannten, stand er in hoher Achtung und von Jedem, der mit ihm umgieng, ward er geschätzt als guter Kamerad. — Und nun kam diese Nacht."

„Wünschen Sie vielleicht ein Glas Wasser?" unterbrach einer der Adjuncten den Erzähler, weil dieser erregt zu sein schien.

„Ich weiß wohl, was ich thue", fuhr Seelader fort. „Mit dem, was ich jetzt zu bekennen habe, vernichte ich mich. Und das will ich auch, darum stehe ich da. — Sie sehen, ich bin nicht aufgeregt, bin meiner Sinne vollkommen mächtig und es wird sich leicht weisen, dass jedes Wort, was ich spreche, richtig ist. So etwas merkt man sich ganz genau. — Es war in der Nacht vom elften zum zwölften Februar 1885. Johannes war wieder spät nach Hause gekommen und schlief sehr fest. Ich schlief nicht so fest und hörte es sogleich, wie jemand an unsere Thür klopfte. Da es wiederholt pochte, so stand ich auf, nachzusehen, was es gäbe. Vor der Thür stand der Hausherr in flüchtig übergeworfenem Mantel und theilte mir flüsternd mit, dass er Auftrag habe, den Herrn Johannes Hallsteiner zu wecken. Es scheine etwas Besonderes dran zu sein, im Vorsaal sei ein Gerichtsbeamter und auf der Treppe stünden zwei Gendarmen. — Fast zu Tode erschrak ich und dann dachte ich: Was erschrickst du denn? Ein Irrthum liegt vor, den wollen wir gleich aufklären. Doch als ich draußen mit dem Gerichtsbeamten redete und den Verhaftsbefehl sah, gab's keine Ausflucht mehr und ich machte mich erbötig, den Gesuchten zu wecken und vorzubereiten, ohne dass mir auch nur eine Ahnung dämmerte, um was es sich handeln könne. Ihn im Schlafe überfallen, das würden sie doch nicht wollen. Als der Beamte vom Hausherrn sich die Versicherung geben ließ, dass die Fenster unseres Zimmers vergittert wären und auch sonst eine Möglichkeit des Entkommens nicht denkbar sei, durfte ich ins Zimmer zurücktreten. Die Thüre hinter mir legte ich ins Schloss, zündete Licht an und weckte den Freund. — Johannes, sage ich, du sollst aufstehen, es fragt jemand nach dir. Er war sonst keiner von denen, die sich schnell aus dem Schlafe aufzuraffen vermögen, aber jetzt schießt er empor und wie ich ihm die Art des nächtlichen Besuches andeute, wird er todtenblass. — Johannes, um des Himmelswillen, was ist das? frage ich. — Du siehst es

will dann mit Ihnen zum Landesgerichte fahren. Ihre Geschichte gehört vor die Geschworenen."

Also hatte Einer aus misſverstandener Ehrbegier seine Ehre verloren und also rang er heiß, um durch Buße und Aufopferung die wahre Menschenehre zu gewinnen, die wir alle haben müssen, wenn wir starkmüthig sein und im Herzen Frieden haben wollen.

Über Max Seelader findet demnächst im Landesgerichte die Hauptverhandlung statt. Lieber Leser, solltest du dabei einer der Geschworenen sein — welches Urtheil würdest du fällen?

Mein Ehrgeiz.

Die Ehr' ist jenes Gut,
Das mir am höchsten frommt,
Doch nicht die flüchtige Ehr',
Die nur von außen kommt.
Ein großer Dichter, traun,
Das hört sich süß und fein,
Doch höher stünd' mein Stolz:
Ein großer Mensch zu sein.
Die Ehre, flach gewalzt
Hin über Länder weit,
Ist nichts gleich eines Menschen
Tiefer Dankbarkeit.
Wer nur um Ehre schafft,
Der ist zwar wert der Ehr',
Der äußeren bunten Zier,
— Doch sonst auch nicht viel mehr.
Wenn einst ich sterben muſs,
Soll keine Trauerschar
Von Gleisnern folgen mir
Zu meiner stillen Bahr.
Nicht Nekrolog, nicht Stein,
O Gott, man kennt die Weis,
Sie ehren Todte bloß
Zu ihrem eigenen Preis. —
Nur Eines wollt' ich, daſs
Ein Braver sagen kann
An meinem schlichten Grab:
Er war ein braver Mann.

P. K. Rosegger.

Briefe von Ludwig Anzengruber

an den Herausgeber des „Heimgarten".

R. In den achtzehn Jahren unserer freundschaftlichen Beziehungen zu einander hat der große Dramatiker, den vor Jahresfrist uns der Tod genommen, mir an 150 Briefe geschrieben. Von diesen Briefen soll hier ein Theil veröffentlicht werden, und zwar eine Auswahl solcher Schreiben, welche die Discretion freigibt und die für den Verfasser in irgend einer Weise charakteristisch sind.

Es wird auffallen, wie heiter und übermüthig die ersteren Briefe sind und wie ernst die letzteren. So war es mit dem ganzen Menschen: in den ersten Jahren seiner Erfolge voller

rief es in mir, aber dieser Ehrbegriff, dieser verfluchte Ehrgeiz war noch nicht todt in mir, er rang mit meinem Gewissen, wie ich vorher mit dem Freunde gerungen. Du musst dich als seinen Mörder nennen und deine Strafe leiden, mahnte das Gewissen. — O Schande! Schande! rief der Ehrgeiz, ein Meuchelmörder, ein Lügner, ein Schurke zu sein! — Höllische Peinen litt ich in jenen Tagen. Dann ward mein Freund von Professoren zerschnitten, dass sie die Ursache seiner That fänden. In einer Anwandlung von Geistesverwirrung, sagten sie. Dann ward mein Freund hinausgetragen hinter das Lazareth und unter der Mauer eingescharrt. Als ich seine alten, nun ganz verlassenen Eltern sah, und wie die Mutter an seiner Grube ohnmächtig zusammensank und sein Vater an der Krücke und mit schneeweißem Haar fast stumpfsinnig auf den Sarg starrte, da wusste ich, was zu thun war. Ein Ausgleich wurde geschlossen zwischen meinem Ehrbegriff und meinem Gewissen. Zur Stunde fasste ich den Entschluss, mich nicht anzuzeigen, sondern mein Leben und Streben Denen zu widmen, welchen ich den einzigen Sohn geraubt habe. Und erst wenn sie gestorben sein werden und meiner nicht mehr bedürfen, dann will ich hingehen und mich dem Gerichte stellen. Also schwur ich es und das auszuführen war nun meine Ehrensache. Es war das eine andere Ehre und ein anderer Ehrgeiz, mein Gewissen war damit einverstanden. Mein kleines Vermögen war erschöpft, den letzten Rest schickte ich den Eltern meines Freundes. Ohne mein Studium vollendet zu haben, trachtete ich nach einer Stellung, um Brot zu erwerben. Endlich bekam ich die Schreiberstelle hier beim Kreisgerichtsamte, und da ich nebenbei in freien Stunden jüngeren Schülern Unterricht gab, so ward es mir möglich, außer für meine persönlichen Bedürfnisse, die ja nicht groß sind, für das Greisenpaar zu sorgen. Unerträglich war es mir, wenn ich gelobt wurde deswegen, dass meine Treue zum unglücklichen Freunde so groß wäre. Es war, als ob man einen am Galgen Baumelnden lobte, dass er es so hoch gebracht habe. — Seine Eltern selbst lebten stumpfsinnig und freudlos dahin und nahmen das, was ich ihnen geben konnte, wie der Bettler ein Almosen nimmt, als das, was es ja auch ist, als etwas Selbstverständliches. Mein Gewissen war nie zur Ruhe gekommen und nur wenn ich darbte, um den alten Leuten umso mehr schicken zu können, wurde es für den Augenblick milder gestimmt. Trost gab mir der Himmel auch an guten Menschen, die er mich finden ließ und es waren Anzeichen vorhanden, dass ich einmal glücklich, sehr glücklich werden könnte. Aber ich durfte das Glück nicht annehmen. Es war Ehrensache, ich durfte es nicht annehmen. So unausstehlich, so hässlich war ich mir geworden, dass ich willig die Buße trug, um mich mit mir zu versöhnen, um mich einst selbst wieder achten zu können. Nach fremder Achtung, nach fremder Leute Meinung über mich hörte ich nicht mehr aus, für solche Ehre bin ich unempfindlich geworden. — Das alles sage ich zu meiner Vertheidigung, damit man sehe, wie es mir ernst war. — Nun sind die zwei alten Leute gestorben. Ich habe keine Verpflichtung mehr. Und nun ist es an der Zeit, meine That einzubekennen und mich dem Urtheile der Gerechtigkeit zu übergeben."

Max Seelader schwieg.

Die Richter blickten einander an. Ein solcher Fall war ihnen noch nicht vorgekommen. Zum Glücke brauchten sie darüber nicht abzuurtheilen. Feucht waren des alten Kreisrichters Augen, als er aufstand, dem jungen, jetzt auf seinem Platze schier zusammengeknickten Menschen die Hand auf die Achsel legte und sprach: „Haben Sie noch etwas zu bestellen, so thun Sie es. Ich

Das thut mir recht leid, dass Sie in Wien mich nicht gefunden haben. So will ich's Ihnen denn hier sagen; was ich Ihnen auch gesagt hätte, wenn ich Sie gesprochen hätte. Ahnen Sie es wohl, wie zagend ich auf mein fertiges Stück die Charakterisierung „Volksstück“ setzte? Und doch!

Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft über die Masse, heraus aus dem Volk, das doch all unsere Empfindungen und unser Denken großgesäugt hat, wenn wir, sage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühvoll steilauf geklettert in die freiere Luft, zurück auf alle die tausend Zurückgebliebenen, da erfasst uns eine Wehmuth, denn wir, wir wissen zu gut, in all diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewusst, derselbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieselbe Kletterlust, und dieselben, wenn auch ungelenken Kräfte, und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Gesicht kriegen, so thun wir, wie uns eben ums Herz ist, lustig hinabjuchzen. Kimmt rauf, do geht da Weg! oder weinend zuwinken — o wie oft unverstanden! das war auch meine Furcht, aber siehe da — plötzlich wimmelt's auf meinem Weg herauf vom Thal, ich seh' mich ganz verstanden, seh' mich eingeholt, umrungen und steh' dem Volke gegenüber, gehätschelt wie ein Kind oder ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalte uns das Volk so, wir wollen gerne seine Kinder sein und seine Narren bleiben.

Erhalten Sie mir Ihre freundschaftliche Gesinnung, der Ihre

L. Anzengruber.

Wien, den 1. März 1871.

Werther Herr!

Eine Dicht-Ausschnaufungs-Pause benütze ich dazu, Ihnen meinen Dank für Ihren freundlichen letzten Brief auszusprechen. Jedoch haben Sie es in demselben wie jene kluge Sultanin in „1001 Nacht“ gemacht und da abgebrochen, wo es am spannendsten wird. Sie sagen, der „Pfarrer“ habe Ihnen Sorge, Herzleid und schlaflose Nächte gemacht!

Sie hätten mir beinahe auch eine solche bereitet, ich suchte nach in meines Busens Tiefen, was da für eine Ähnlichkeit mit jenen finsteren Mächten des Daseins schlummern möge, die den Menschen Sorge, Herzleid und schlaflose Nächte bereiten können, was mich in Eine Linie stellen könnte mit Tyrannen, schwarzem Kaffee „z'nächtlings“ unangenehm regsamen Insectenvolk!! Wie gesagt, Sie haben mir viel Kopfzerbrechen gemacht!

Spass beiseite, ich bin sehr begierig, wie Sie mir dieses Räthsel lösen werden, und da bitte ich Sie denn, sich ganz auszusprechen, damit ich Sie ganz verstehe, und ich glaube wir können uns verstehen, unsere Wurzeln haften in Einem Boden, mitten im Volk! Und was wir geworden sind, beide in unserer eigenen Art, wir wurden es aus eigener Kraft.

Sie haben mir ja versprochen, mir das seinerzeit zu erzählen, ich erwarte das und ich will Ihnen dann gewiss auch wieder antworten, damit Sie sehen, dass ich Sie verstanden habe.

Für heute verbleibe ich denn auch mit treuem Gruße Ihr

L. Anzengruber.

P. S. Ich habe ein älteres Drama von mir nach Graz geschickt, es heißt „Der Versuchte“, sollten Sie davon zu hören bekommen, so denken Sie einstweilen davon das Beste!

Wien, den 12. Mai 1871.

Wertester Freund!

Nun zur Ruhe gekommen nach aufregenden Tagen, grüße ich Sie von meinem Daheim und danke Ihnen für die freundlichen Stunden, die Sie mir in Graz bereitet haben, ferner

Humor und Bummelwitzigkeit, dann nach herben Erlebnissen, bitteren Enttäuschungen ein allmähliches Zurückziehen in sich selbst; er kehrte sich ab von aller Welt, wurde verschlossener sogar gegen seine Freunde; immer seltener, aber dann um so lebhafter, kam sein tiefes, treues Gemüth zum Ausdrucke.

Die meisten dieser Briefe werden ohne weitere Erklärungen einem größeren Kreise verständlich sein. Briefe oder Stellen, die nur Privates behandeln, oder zu freimüthig noch lebende Personen oder Zustände streifen, sind weggelassen. Ja selbst solche in diesen Blättern abzudrucken, welche sich oft wohl zu schmeichelhaft mit meinen eigenen Leistungen befassen, durfte ich mir nicht erlauben. Hingegen stehe ich nicht an, die wohlwollend charakterisierenden und tadelnden Aussprüche wiederzugeben, zu denen manches meiner Bücher ihn veranlasst hat. Die Bezeichnung: Briefe von Ludwig Anzengruber „an den Herausgeber des Heimgarten" ist nur insoferne nicht ganz zutreffend, als die Correspondenz schon im Jahre 1871, der Empfänger seiner Briefe aber erst von 1876 an Herausgeber des „Heimgarten" geworden ist. Nach dieser nebensächlichen Bemerkung möge der bedeutende Geist und prächtige Mensch gleichsam im Schlafrocke, darum aber nicht minder interessant und achtunggebietend vor uns treten.

Wien, den 11. Februar 1871.

Werther Herr!

Das haben Sie recht schlau gemacht und ich sollte Ihnen darum nicht recht trauen! Wie mögen Sie nur einen eitlen Menschen und Schriftsteller, ohnedies schon zu viel gelobt, durch Ihr Lob noch eitler machen! Und wie hinterlistig Sie das anstellen! Sie thun gar nicht, als wären Sie der P. K. Rosegger, unsere Specialität für Volkscharaktere des deutschen Hochlandes, Sie ertheilen mir da einen legalen Passierschein für alle Charaktere meines Stückes und schicken mir ihn auf die liebenswürdigste Weise sogar ins Haus, lassen mich dabei in Ihr offenes Herz mit dem ganzen, vollen Pulsschlag für das Volk und die heilige Sache der Humanität blicken . . . . . und sprechen dann zum Schlusse vom „kühnen Vordrängen, freundlicher Nachsicht und gelegentlich paar Zeilen schreiben" — gehen Sie mir doch! Und hätte ich Kopf und Hände noch zehnmal mehr von Arbeit voll, als es der Fall ist, das mussten Sie doch wissen, dass mir mit Ihrem Schreiben die Feder in die Hand gezwungen wird, oder glauben Sie denn, ich sei solch ein Philister, dass mein Puls nicht hüpfender, meine Gedanken nicht sprühender werden, wenn eine freie, frohe Seele, gleich der meinen, mir sagt: „Ich nehm' dein ehrlich Wollen für ein ganzes, volles Können, denn wir verstehen uns?!" — O nein, mein Herr, da mag der Teufel, bekanntlich der Gott der Philister, das Maul halten, ich aber grüße Sie, Herzens- und Zeitgenosse!

„Du hast's erreicht, Octavio!" —

Da haben Sie paar Zeilen und nehmen Sie nur freundlich zur Erinnerung mit in Empfang, was ich Ihnen mitzuschicken mir erlaubte, erstens: das allerdings noch nicht gedruckte und verlegte Buch, sondern bloß als Bühnenmanuscript vorhandene Werk „Der Pfarrer von Kirchfeld", und zweitens meine Photographie. Und wenn es kein unbescheidenes Vordrängen ist, so machen Sie mir wohl die Freude und senden mir gelegentlich auch ein paar Zeilen und Ihre Photographie dazu?! Sie sehen, ich bin so bescheiden wie Sie, o ich kann das auch, nur verlange ich gleich etwas dafür, Sie wären mit einer einfachen Auskunft zufrieden gewesen, ich will Sie dazu, wenigstens im Conterfei!

Herr, Sie sind aller Gefühle, die die Menschenbrust in Ihrer Action erweitern und zusammenziehen (besonders das letztere bei der „Liebe") — aller dieser Gefühle sind Sie bar. — Sie sind ein Troglodyte, den nur die Athmungsnothwendigkeit nach den Bergen treibt, während ich, die heiteren Bergeshöhen selbst im Busen tragend, ruhig stubenhocken kann, o, mehr noch — — eigentlich genug. Was helfen alle Worte, Sie streichen Schlögl zuliebe nicht die Stelle aus der „Hebmutter" und Sie haben mir keinen Brief geschrieben, Sie sind nicht zu rühren, Sie sind hart wie Ihre Felsen und an Ihnen gleitet moralische Entrüstung, so wie gekränkter Freundschaft Vorwurf ab wie der Fuß an den tannennadelbesäeten Boden Ihrer Wälder — So ziehe denn hin, Ungeheuer, und erwache im Lande der Ideale, umgeschaffen zu einem lieblichen Prinzen.

Jedoch da ich höre, dass Sie nach Neapel ziehen, so ersuche ich Sie dennoch, schon aus christlichem Biedersinn, sich das Sprichwort: Neapel sehen und dann sterben! nicht zu Herzen zu nehmen und hübsch leben zu bleiben — ich könnte den Gedanken nicht ertragen, wenn Sie so hinführen in Ihren Sünden, deren wahrscheinlich eine schreckliche Anzahl sich noch auf Ihrer warmen Reise zu den übrigen gesellen wird.

Sie haben Schlögl einen Brief geschrieben, den er mich hat lesen lassen, worin Sie Nr. 1 auf die Schneebergpartie hinweisen, die hätte arrangiert werden sollen — Wer hat Sie angeregt? — Ich nicht.

Nr. 2 beinzichten Sie mich der Stubenhockerei — gut — aber wo soll man denn hocken, wenn man schreibt — ?

Gegenwärtig liegt vor meinen Augen Gebirgsland und vor mir bewegt sich der alpinische Menschenschlag, — wie er in Tirol, Steiermark, Baiern und wie er auch in Oberösterreich noch vorkommt und führt vor meinem geistigen Auge eine Komödie auf, wie dieselbe in derlei Natur und Naturen sich abspielen mag — sie spielt zwar im bairischen Hochlande, ist jedoch im Dialekte allgemein verständlich gehalten, wie auch der Stoff ein alle diese Gemüther anregender ist. —

Das andere alles, Titel 2c. ist noch Geheimnis. —

Sie sehen, ich klettere in meiner Stube auf die Berge, ich schlage die Blätter, die Tagebuchblätter meines Herzens nach, und da tauchen sie auf, die Gestalten — die Euch in den Bergen, auf den Gehöften, bei einsamen Weilern u. s. w. begegnen.

Wertester! Hier haben Sie sohin ein sehr schlecht geschriebenes Epistel — entziffern Sie es und schreiben Sie wieder ein paar Zeilen, so werden Sie mich sehr erfreuen — ich verzeihe sodann, — schreiben Sie aber nicht, so fürchten Sie (lesen Sie den Anfang des Briefes, damit etwas Furcht in Sie hineinfährt) meinen Groll. So lange also, bis dahin grolle ich nicht und bin noch dermalen Sie herzlichst grüßend (von meiner Mutter ditto) Ihr aufrichtiger Freund

L. Anzengruber.

Wien, den 26. September 1871.

Allerwertester!

Hahaha! Ist das ein lustiges Schreiben, das ich heute von Ihnen erhalten habe! — die ersten 2 Seiten reine Satans (†††) Sophisterei; — hätte mir nicht die augenblickliche Entrüstung, um mir nur Luft zu machen und die Erbarmnis mit Ihrer gesunkensten Gesunkenheit, diese Zeilen, die ich hier niederschreibe, herausgepresst — wer weiß, ob ich je die Feder angesetzt, Ihnen auf die greulichen Unbilden zu antworten, die Sie auf meine engelreine Seele überwälzen wollen!

auch für die, die Sie mir hier in Wien durch Ihr Buch bereiten noch zur Stunde.

Der Schreiber dieser Zeilen — nämlich dieser (beigelegten) Tagblattzeilen, F. Schlögl, ein geachteter Journalist und im Umgange sehr liebenswürdiger Mensch, ist ein Verehrer sowohl meiner als Ihrer Muse und hat gelegentlich unserer letzten Zusammenkunft den Wunsch geäußert, Sie kennen zu lernen, falls Sie nach Wien kämen, — der Mann schätzt Sie wirklich hoch und schon mir wäre es höchst angenehm, Sie wenigstens einen Abend in Wien wieder zu sehen. Ferner haben wir hier einen Alpensteiger, Schum glaub ich nennt er sich, ein Naturmensch, der Sie ebenfalls hochschätzt, und der Ihnen aus lauter Verehrung ich glaube sein Bett — weiß nicht mit oder ohne seine Beilage — abtreten will; — verabsäumen Sie es nicht, diese Männer zu sehen, denn wie es dem Dichter wohlthut, anerkannt zu sein, so ist es dem Leser ein Vergnügen, mit dem Dichter persönlich zu verkehren, und Sie können es ja leicht thun, Sie enttäuschen niemand, denn Ihre Erscheinung ist von so liebenswürdiger Einfachheit, wie Ihre Werke.

Es ist auch wegen der Nachwelt, denn ein Freund arbeitet oder bereitet wenigstens schon ebensowohl für den rühmlichen Bergkraxler Schum, sowie für meine Wenigkeit die Nekrologe vor, in meinen kommt hinein, dass ich z. B. Wurst nie schäle, sondern mit der Haut esse, dass ich noch nach Mitternacht Anfechtungen der Eitelkeit erliege und Glacéhandschuhe anziehe.

„Sonst ein sehr lieber Mensch!"

Ich freue mich schon ordentlich darauf, all dieses als Abgeschiedener zu lesen.

Also Sie werden von dem Nutzen für Zeit und Ewigkeit, den Ihnen der Besuch dieser Gesellschaft bringt, überzeugt sein und ich hoffe Sie werden mich also in die Kenntnis bringen, wenn Sie Wien berühren, damit ich alle, die sich für Sie interessieren, rechtzeitig davon verständigen kann — dieses mein Auftrag!

Um auf Ihr Werk wieder zurückzukommen, Ihr Buch ist gut — aber Sie sind besser — in Ihnen steckt noch mehr, viel mehr, das muss heraus — und darum werde ich Sie von Zeit zu Zeit ärgern — — Ihr mögt das Gleiche an mir thun.

Sie sehen, was das für ein Mördsbrief geworden ist, ich muss schließen, sonst müsste ich vielleicht einen weltbewegenden Gedanken wegen Mangel an Raum kurz in der Mitten abbrechen.

Ihr Verehrer und getreuer aufrichtiger Freund

L. Anzengruber.

Wien, den 20. September 1871.

Wertester Freund!

Umsonst habe ich gewartet und gewartet auf Ihr „baldigst" versprochenes Schreiben, in banger Sorge war ich schon, was etwa Ihnen oder mit Ihnen geschehen sein könnte — da begibt sich Freund Schlögl auf Entdeckungsreisen und siehe da, Sie sitzen wohlbehalten in Graz; ruhig bauend und vertrauend habe ich zugewartet, hätte ich gewusst, wo Sie wären, ich hätte Sie wenigstens mahnen können, aber konnte ich denn an eine solche haarsträubende Pflichtvergessenheit, an eine solche immense Wortbrüchigkeit denken!? Nein, meine reine Seele schaudert zurück vor den Brandmälern der Ihrigen. Ich habe nur feine Seufzer. So jung und schon so verderbt! Schlögl kann Ihnen gewiss nicht das „Winden des Jungfernkranzes" in der „Hebmutter" verzeihen, es ist cynische Versündigung am höchsten Gut der Frauen, — und ich werde Ihnen nie verzeihen können, dass Sie, wie Liebe, so auch Freundschaft geringschätzend behandeln —

so lange schweigen müssen — und damit es mir durch fortgesetzte Bekehrungsversuche gelingen möge, Sie auf den rechten Weg zu bringen. „Gäbe mir ein rechtes Ansehen das!“

Für diesmal mit herzlichem Gruß (auch von meiner Mama).

Ihr Freund L. Gruber

Dramatischer Bauernkerl.

Wien, den 23. November 1871.

Gütiger Freund!

Ihr letztes Schreiben mit Ihrem so überaus wohlwollenden Urtheil über den „Meineidbauer“ hat mich tief erfreut — es ist ein Glück für den Schriftsteller, von einem neidlosen, der Sache so um ihrer selbst willen hingegebenen Collegen ermuntert zu werden, ein größeres Glück jedoch, wenn dieser College bei aller freundschaftlicher Parteilichkeit, die man seiner Liebenswürdigkeit zutrauen muss, so ohne Falsch, so voll Geradheit ist, wie Sie, dass er in gegentheiliger Anschauung gewiss nicht schmeicheln würde, — Ihr Urtheil gilt mir viel, die Competenz über derlei Lebensverhältnisse, der Charaktere, wie sie sich im Stücke „Der Meineidbauer“ herumtreiben, kann Ihnen niemand bestreiten, und in die tiefste Seele hinein erfreute es mich, mich von Ihnen verstanden zu sehen — was Sie bewusst erfassen, das werden die Tausende, für die ich schrieb, instinctiv herausfinden, und ich darf einen Erfolg erwarten!

Ihn erwarten um der Sache willen — Bester Freund! Geld machen ist leichter als man denkt, — aber den Erfolg an die gute Sache knüpfen — mein Gott, wie schwer!

Ihre Furcht vor dem Rothstift theile ich und theile ich auch nicht. Man hat auch viel an dem „Pfarrer“ gesündigt — aber umzubringen war er nicht.

Ich sagte es oben, und ich würde Ihnen zu tiefst dafür danken, wenn dafür zu danken wäre, die höchste Freude macht es mir, mich von Ihnen verstanden zu sehen.

Ich habe den Schmerz erlebt, mich von einem Manne, den wir beide schätzen, nicht verstanden zu sehen. — Sie errathen, dass ich von * rede! Ich habe ihm das Stück zum Lesen gegeben und er ist nicht auf eine Intention, auf eine Charakterzeichnung desselben eingegangen. —

Franz, der einfache, schlichte, nur durch die eigenthümlichen Schuldverhältnisse verschrobene, eigenthümliche Charakter — der das Elend der Nachkommen der Schuldbewussten repräsentiert, ist ihm ein wirklicher Schuft, der am Schlusse bloß darum gesund wird und aufathmet, nicht weil eine corrupte und corrumpierende Vergangenheit im Zauber der Liebe erlischt, sondern weil er nun doch — den Kreuzweghof behält! „Er hat seine Phrasen im Café Grünsteidel und im «Tagblatt» (?!) zusammengelesen, er hält eine «Rede!» über die Berge u. s. w. Die Lise redet zu viel und so spricht keine Bäuerin“ — Der Jakob, der als Zuchthäusler kommt, hat ihn verletzt — der sollte Wildschütz oder Brandleger aus Rache sein. — Nicht fasste er den rührenden Gedanken, den dieser arme, verkommene Sohn des Volkes in sich trägt — den Verderb Unschuldiger durch fremde Gewissenlosigkeit. Der Gedanke an die Heimat und die Seinen führt ihn seinen letzten Leidensgang, und beim Klange heimatlicher Lieder, angesichts seiner Berge stirbt dieser Mensch den versöhnlichsten Tod, seine Vergangenheit macht ihn nicht mehr des Lebens wert, aber die besten Seiten seines Charakters, die Liebe zur Heimat und zu den Seinen, die er zum

Herrrr! Wie können Sie denn reden vom Bruders-Splitter, da Sie Ihren 6—6″ Balken, Ihren Augen-Tram- und Dippelboden ruhig mit fremden Fehlern (vide Splitter) stukkatoren wollen?! Herrrrr! Wie können Sie es wagen, mir — der, wie Sie doch wissen, ein Bauer ist und nur für solche Personen sich interessiert, die sich also naturmenschlich geben, — wie können Sie mir von den Anforderungen des „Bon-Ton“ reden?!

Heiliger Chrisöstomus, erbarme dich seiner!

Übrigens fühle ich mich in etwas milder gestimmt, dieweilen Sie so rasch geantwortet, — und ich will mich also mit Ihnen in ein Gespräch mit geschriebenen Worten einlassen, bei welchem ich wenigstens das Bene habe, dass ich ohne Abwehr von Zeit zu Zeit einen Lichtstrahl der Gnade in Ihre stockrabennachtfinstere Brust hinabblitzen lassen kann, durch welche Blitzerei der höllische Feind (†††), der in selber bereits sichtbarlich seinen Sitz aufgeschlagen hat, gezwungen wird zu blinzeln und ich dann wenigstens von Ihrem Schönheitssinn erwarten kann, dass Sie den „scheanklaten Teixl“ hinausjagen werden.

Hier haben Sie 2 Seiten, für die 2 Ihres Briefes, die mir mit Balken, Splittern und Steinen entgegentraten, wie demolierende Bauarbeiter, diese 2 Seiten war ich meiner Ehre schuldig — „es war ein heroischer Wahnsinn“ würde General Trochu sagen, denn Paris war nicht zu retten und Sie sind nicht zu bessern?

Ich freue mich aber recht sehr auf Ihre Novitäten und verspreche Ihnen ferner, dass ich Ihnen, da der „Meineidbauer“ von mir in Druck gelegt wird, vielleicht noch vor Ausführung, jedenfalls aber seinerzeit ein Exemplar einsenden werde.

Wir müssen einander lesen! Ich freue mich ferner, dass Sie nach Wien kommen werden, — aber auf wie lange?

Ich hätte was darum gegeben, Sie in Krieglach als „Wurzelsepp“ gesehen zu haben — weniger interessierte mich der lungensüchtige, doppelbrüchige Wurzel-Josef, obwohl derselbe als medicinisches Curiosum Beachtung, und als armer Elender Mitleid verdient.

Sie beklagen sich, dass ich Ihnen kein 2tes Exemplar des „Pfarrers“ geschenkt, — Undankbarer, der Sie schon in dieser Anklage eingestehen, dass ich Ihnen überhaupt Eines geschenkt, während ich jetzt (hören Sie) nicht Eines für Freund Schlögl, ja selbst kein einziges Exemplar für mich habe — und Ungerechter, wissen Sie, dass ich trotzdem an Sie denke?! Nächstens erscheint mein „Pfarrer“ in Druck (Sie werden in der Vorrede auch erwähnt und auch das Lied abgedruckt — haben Sie was dagegen? So bitte ich telegraphisch einzuschreiten!) Diesen also bald erscheinenden, in ursprünglicher Gestalt hergestellten „Pfarrer“ habe ich Ihnen schon zugedacht!

Was Sie aber von der Verleugnung des Titels meiner neuen Komödie sagen, haha — Sie Schlauer, Ihnen werde ich's sagen, dass Sie mir die Komödie gleich vorweg schnappen, wie Sie es ja gewollt haben beim „Pfarrer“, was aber der Herr in seiner unerforschlichen Weisheit verhütet hat, so dass ich der Gerechte siegte. Ihnen vertrauen! ich bin nur froh, dass Sie vom „Meineidbauer“ so wenig wissen; — den Titel hätte ich Ihnen schon nicht sagen sollen, dafür habe ich mich bei der dritten Komödie vorgesehen, justament, verrathe ich Ihnen den Titel, — machens aus dem was — die Geschichte heißt „Der gelbe Hof“*) — hahaha wissen Sie jetzt was?!

Sie sehen, das Papier geht zu Ende — ich muss schließen, jedoch ersuche ich Sie, schreiben Sie bald wieder, — damit mein Zorn, meine beleidigte Freundschaft ꝛc. ꝛc. nicht

*) „Die Kreuzelschreiber“. Die Red.

lassen und dem Heckenast in die Hände gegeben! Um 300 fl.*) — wovon Sie etwa noch Honorar geben sollen, oder wollen. —

Dös zahlt sich frei nit aus!

Übrigens geht mich nichts mehr an, Sie sollen Ihre (respective meine) kleine Erzählung im Monate März d. J. haben. Aber „Volksbuch“, liebster Bester!! Volksbuch!! Robert Hamerling, aller Ehren wert, genialer Dichter, aber so wenig populär wie Hebbel. Und Bacano und Pederzani — zwei Elemente, die dem volksthümlichen diametral entgegengesetzt sind. Ein Buch wird's — wohl ein interessantes Buch, aber kein Volksbuch! Werden's schon einsehen und mir dann recht geben.

Schreiben Sie mir doch, was macht „Die Wahrheit“? Pederzanis Wahrheit nämlich.

Ich danke Ihnen sehr für die Theaterberichte. Der Herr Recensent ist mir fürchterlich, weil er so sonderbar urtheilt, — ich weiß nicht, wo geschrieben steht, dass der Großknecht die Vroni heiraten will!! Doch in der Recension ist diese Behauptung aufgestellt. Herrjeses! Wenn man Dinge hört und sieht, die nicht sind, kann man denn da ein Urtheil abgeben, das sich hören und sehen lassen kann?!

Sie müssen wissen, bester Freund, dass ich jetzt in übler Stimmung bin, „der gelbe Hof“ wird wahrscheinlich das Opfer derselben werden und vorläufig unvollendet bleiben. Sie kennen das, was an diesem Stücke fertig ist, — sagen Sie selbst, Hand aufs Herz, — ist's nicht besser, ich lasse ihn noch ein wenig liegen? Sie werden zugeben müssen, dass Sie sich wenig mehr an diesen Act erinnern, und damit ist seine vorläufige Sistierung hinlänglich begründet.

— — — — — — —

*) Gehalt für die Herstellung eines Volkskalenders. Die Red.

Als Curiosum sende ich Ihnen eine Beurtheilung eines Stückes, „Das Kronenhaus“. Dieselbe war im „Tageblatt“, Rubrik: „Vom Lesetische“, zu lesen, bemerken Sie die unten gegen meine „Bauernkomödie“ gerichteten Zeilen. — Nun habe ich dieses Stück gelesen (nicht gekauft, denn es kostet 2 fl.), was sagen Sie aber dazu? Es ist eine ganz talentlose, schreckliche Mache!

Sehen Sie, das ist Kritik!

Etwas loben, das, wenn die Kritik ein ernstes Amt sein soll, gar nicht besprochen werden durfte, und dabei einen Stein nach einem Autor werfen, der nicht weiß, wie er dazu kommt — hübsch, das!

Schreiben Sie mir doch recht bald, ich freue mich, so oft ich einen Brief von Ihnen erhalte.

Schreiben Sie mir auch, sind Sie wirklich etwas ungehalten auf *? — Er scheint sich's einzubilden. Ich habe ihm einen Brief geschrieben, worin ich seine häusliche Misere bedaure und erhielt darauf wieder von ihm ein Antwortschreiben, das mit den brüsken Worten begann: „Dass Sie sich um meine Familienangelegenheiten bekümmern, setzt mich in Erstaunen, ich danke Ihnen dafür — 2c. —“

Seither habe ich ihn allerdings nicht mehr gesehen, suche ihn auch nicht auf — ein eigener Mensch! — —

Schreiben Sie! Und wenn sich Ihr Mitarbeiter in Puncto des Kalenders zu stark übernommen hat, so seien Sie nicht zu strenge, Herr Redacteur!

Hoffe, dass Sie geistig und leiblich wohl sind, meine Mutter lässt Sie grüßen, und ich grüße Sie mit Herz und Hand.

Ihr aufrichtiger

L. Anzengruber.

Letzten noch herauskehrt, verklären den — Zuchthäusler, den Verlorenen!

Das verletzte *! Gesungen soll auch nicht dabei werden. — Zweite Verletzung, eigentlich schon Empörung ist ihm die Scene, wo Toni die Vroni noch einmal besucht, u. s. w. u. s. w. u. s. w.

So saß Gruber eine halbe Stunde vor *, wie ein Schulbub, dem ein Professor das Pensum corrigiert. So ließ er mich sitzen — eine peinvolle halbe Stunde. Mich immer versichernd, wie er mich hochschätze, und nur diese Hochschätzung veranlasste ihn, mit mir umzugehen, wie mit einem literarischen Bettler. —

„Eben weil ich Sie hochachte, nenne ich Sie Haderlump!“ Fänden Sie darin eine Logik?! Dieses Einstürmen auf mein Werk, wo jede neue Einwendung mich aufs neue überzeugte, nicht verstanden zu sein — es war mir peinvoll.

Da kam Ihr Schreiben wie ein Lichtstrahl in mein verstimmtes Gemüth — da jauchzte ich auf: Verstanden! Ihr Urtheil gilt mir in einem und allem für maßgebend, mag der äußere Erfolg dieses Stückes wie immer sein — aus Ihrem Munde habe ich es — ich habe doch das Beste gewollt!

Meinen Sie nicht, ich könnte keinen Tadel vertragen — aber erst will ich verstanden sein — und dann verlange ich doch selbst vom Tadelnden die Rücksicht, dass er mich nicht in einen Topf wirft mit „Mußproducenten“. Gerne ertrage ich es, sage man mir auch — das Wollen sei diesmal über das Können gegangen. — Aber so nergelnd! selbst beim „Schwärzermarsch“ machte * die Bemerkung: Ob die eine eigene Bande (Musikorgel) mitführten, wie die „Entreprise“ oder „Pietät“ oder die Dienstmänner?

Das ist eben nicht Tadel, das ist Witz,
Der sich wohlfeil lustig macht.

Das hat an mir * gethan, der mich so hoch schätzt — er, der ein paar Tage vorher eine Komödie Elmars, „Das neue, freie Bürgerthum“ (übrigens ein ganz gutes Stück), nicht nur lobte, sondern den Verfasser als Poeten des Volkes herausstrich! Und, bester Freund, gerade von Poesie kommt in diesem Stück wenig vor. —

So, nun hätte ich denn mein Herz vor Ihnen ausgeschüttet, hat Sie's gelangweilt, so entschuldigen Sie. Es ist aber vielleicht auch für Sie gut, zu wissen, wie weit Sie sich durch das Urtheil eines Freundes für künftig zu beeinflussen lassen haben — oder wie weit Sie das kränken darf.

Seither habe ich * aber noch nicht wieder aufgesucht — er scheint das sehr übel zu nehmen und hält mich natürlich für seinen Feind, während ich doch sein Freund zu bleiben trachte, indem ich vorher mein „beengt' Gemüth“ zur Ruhe kommen lassen will. Sollte er Sie mit diesen Neuigkeiten überraschen, so können Sie es ihm über Graz schreiben, dass ich mich dagegen verwahre, ihm übel zu wollen. Meinungen habe ich nicht zu verzeihen. Also stehen wir ganz gut zu einander. Sie aber, Bester, Liebster, schreiben Sie recht bald

Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

Wien, den 20. Jänner 1872.

Geehrtester Herr Kalender-Redacteur!

Sie beginnen Ihren Brief vom 10. d. M. mit dem schönen Empfindungslaute „Ach“ und ich empfieng ihn mit „Weh“ — da haben Sie Ach und Weh! Und so möchte ich denn auch schreien, — dass ich zu spät komme!!

Der heilige Peter, Ihr Namenspatron, hat Sie wahrscheinlich ob Ihres sündhaften Wandels ganz ver-

Briefpapier dazu gekauft, erstens beginne ich jedoch mit der Frage nach Ihrer Gesundheit, wie geht es Ihrer geschätzten Leber und was macht Ihr liebenswürdiges Herz? (Diesbezüglich, wann gehen Sie nach Hautzenbühel?) Bringen Sie mir über beides beruhigende Nachrichten.

Den im Strahle der Diogenes-Laterne verklärten * habe ich leider seither noch nicht zu Gesichte gekriegt, konnte ihn daher nicht grüßen, er geht jetzt auf Entdeckung noch unbesuchter Höhlen aus, ich glaube, touristisch ausgedrückt heißt das Jungfernlöcher suchen, daher er zeitlich für die Oberwelt ganz verschollen bleibt.

Was die „Kreuzelschreiber“ anlangt, so sind dieselbigen bis zum dritten (und letzten) Acte vorgeschritten und habe ich heute diesen letzteren selbst begonnen. Die werden fertig.

Holdseligster! Was wollen Sie, dass ich mich für Ihre Gesundheit bergsteigend zu Tode schwitze?! Ich war immer der Meinung, Sie machten ohne Schaden für unser beiderseitiges Leibeswohl insonderheit noch dazu Bewegung für m i c h!

Aber ich merke Ihre Absicht und werde verstimmt. Seit Sie Ihr dramatisches Dingelchen da, das Mirfadl — oder Mirakl*) geschrieben haben, das man gar nicht zu sehen kriegen kann, seitdem Sie mit einem Wort Dramatiker geworden sind, sehen Sie in mir mehr als je den Concurrenten und wünschen wahrscheinlich, dass ich mich in Ihren heimatlichen Bergen derkugel'!? Wie gesagt, diese menschenfreundliche Absicht verstimmt mich etwas.

Ich versichere Sie, es ist in Schönbrunn auch eine wunderbare Luft, dahin promeniere ich alle Tage — und arbeiten muss ich schon jetzt im Sommer — warum — weil ich leben will und weil ich den Winter über so faul war.

Meine Mutter grüßt Sie herzlichst, ich auch, und bitte schreiben Sie nach Maßgabe Ihrer Zeit baldigst Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

*) „Das Mirakelkreuz“. Die Red.

W i e n, den 27. October 1872.

Liebwertester Freund!

Sie werden doch im Besitze der „Kreuzelschreiber“ sein, die ich Ihnen am 14. d. M. zugesandt habe? Auch Martinelli, der mich darum ersuchte, erhielt ein Exemplar.

Durch die Einsendung Ihrer Geschichte „In der Einöde“*) haben Sie mich sehr erfreut. Ein tüchtiges Stück Arbeit das! Sie machen einem übrigens das Amt eines Kritikers recht schwer, auch wenn man Sie nicht persönlich kennen würde. Durch das ganze Buch zittert warmer, lebendiger Blutschlag.

„In der Einöd'“! Es geht etwas wie Entwicklung (andere würden's freilich „Tendenz“ heißen) durch die Geschichte. Der alte, verstoßene Schulmeister legt den Keim, „dass die Einöden auf einmal keine Einöden mehr ist“. — Kurz, das Ganze ist sehr erfreulich, dass man nicht nach dem Einzelnen viel Umschau hält. — Ahan, denken Sie, jetzt wird mein Freund, der Kerl, gleich zum nergeln anfangen, beim Einzelnen ist er schon. So sind sie alle, erst das Ganze hübsch loben, dann das Werk hübsch in Charaktere und einzelne Capitel zerlegt und darüber losgezogen, so dass ein dritter Unbetheiligter, der zufällig zuhörte, sich denken müsste: „Himmel, das ist doch gegen alle Rechenkunst, dass eine Liste von Fehlern und Schwächen summiert nur Vorzüge und Vortrefflichkeit ergeben sollte.“

Aber Sie täuschen sich in Ihren üblen, hämischen Autorgedanken, — keine Entschuldigung, ich weiß, Sie haben mich oben heimlich „Kerl“ genannt, keine leeren Ausflüchte von

*) Später „Heidepeters Gabriel“.

Wien, den 22. Jänner 1872.

Theurer Freund!

Ihre letzten wenigen Zeilen, in denen Sie Ihren schmerzlichen Verlust meldeten, fielen mir schwer auf das Herz. Sie erlauben, dass ich mich dem gerechtesten Schmerze auf Erden gegenüber auch kurz fasse.

Die Zeit heilt die Wunde, lassen Sie es Frühling und wieder Frühling werden und unsere Todten feiern in unserem Herzen ihre Auferstehung, in freundlichem Gedenken, ihre kleinen Schwächen ganz aus dem lieben Bilde hinweggetilgt, stehen sie vor uns. Im Frühlingssonnenschein schwebt ihr Bild mit allen Kindheitserinnerungen über der Heide, im Sommer lugt es aus den wogenden Ähren, plötzlich steht es am Rain und lächelt uns zu, — im Herbste geht es mit raschelndem Tritte neben uns durch das fallende Laub — und es will uns gar wehmüthig werden — aber wenn es Winter wird, zu Allerseelen, da tritt es gar in unser Stübchen

„Grüß Gott, lieb' Kind,
Grüß Gott, lieb' Mütterlein."

Unsere Todten sind nicht todt, so lange wir leben, und sterben wir, da nehmen wir sie nur mit aus einer Welt, die sie nun nimmermehr verstünde! >

Für unsere heißen Thränen und bitteren Schmerzen tauschen wir uns Wehmuth und Sehnsucht ein, diese beiden sind die Geburtswehen unserer Welt, durch die sie edlerer Geschöpfe genesen will! Zu dieser sanften, stillen Welt, die ahnungsvoll wie sternenhelle Winternacht uns auf der Seele liegt ... leiht ihr uns den Schlüssel, ihr lieben Gestorbenen!

— — — — — — — —

Ich hatte ein Großmütterlein, das vor vielen Jahren starb, ich hatte es recht lieb, darum schreibe ich so. —

Meine Mutter läßt Sie grüßen, — ich aber verbleibe der Ihre allzeit getreu L. Anzengruber.

Wien, den 21. Februar 1872.

Bester Freund!

Sie schweigen und das macht mich besorgt, — ich hoffe, dass Sie doch wohl sind. — Die Novelle, „Gänseliesel" benamset, für Ihren Kalender liegt bereit, ich erwarte nur ein paar Zeilen von Ihnen, um dieselbe zu überschicken.

Hoffe nur, dass Sie Geschäfte gehindert, die Feder zu ergreifen und erwarte, von Ihrer Hand durch ein paar Zeilen erfreut zu werden.

Ihr getreuer
L. Gruber.

Wien, den 23. Februar 1872.

Wertester Freund!

Anbei sende ich Ihnen die „Gänseliesel" für Ihren Kalender. Sie füllt wohl einen halben Bogen, besonders wenn ihr durch eine oder die andere Illustration nachgeholfen wird. Eine Bitte hätte ich betreffs derselben an Sie. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie dieselbe abschreiben ließen und mir das Manuscript retournierten. — Sonst wünsche ich Ihnen, dass Sie dieselbe gesund verbrauchen, denn Sie schreiben mir, dass Sie unwohl seien, ich erwarte den versprochenen Brief von Ihnen mit für Ihre Person guten Nachrichten.

Bin sehr beschäftigt und froh darüber, ich habe lange gefaulenzt, meine Mutter läßt Sie grüßen und es grüßt Sie in treuer Freundschaft

Ihr
L. Gruber.

Wien, den 21. Mai 1872.

Werter Herr in Mur-Athen!*

* Dass ich net lach'!!

Ihr wertes Schreiben vom 3. d. M. beantworte ich heute zwar erst, Sie sehen aber, ich habe mir frisches

Zeilen, erhalte, ich werde Ihnen dann umständlicher bei mehr Ruhe und Muße schreiben, jetzt wollte ich Sie nicht länger warten lassen auf Antwort und Dank für Ihren letzten lieben Brief, wolle es Gott Ihnen so wohl sein lassen, als dies wünscht

Ihr treuergebener

L. Anzengruber.

P. S. H. J.'s Recension ärgert mich so wenig, wie etwa einen Maler das Urtheil eines Blinden über sein Gemälde.

Wien, den 3. März 1873.

Lieber werter Freund!

Ihr letztes Schreiben mit der „Offenbarung Ihrer kleinen Verbitterung" hat mir große Angst für Sie eingejagt. Ich hoffe, Sie haben sich bereits „ausverbittert". Wundern Sie sich vielleicht, dass **'s Buch so gelobt wird? O, thun Sie es nicht, Sie präsentieren sich sonst in dem Lichte einer gar wundervollen Naivetät. ** ist Journalist Nr. 1, hat einen Verleger Nr. 2, dem es auf etliche Freiexemplare nicht ankommt, der inseriert und Reclame macht, der mich z. B. ersucht hat, ihm einen Artikel über das Buch zu schreiben und der ihn dann in das „Fremdenblatt" brachte und im „Pester Journal" noch einmal abdrucken ließ. Ich habe den Artikel sehr gerne für unseren gemeinsamen Freund geschrieben, all' das Lob war ein verdientes, ich habe keinen Groschen Honorar dafür verlangt, aber ich musste doch wissen, dass er — und in welchem Journal — placiert wurde. Ließe sich Heckenast die Geschichte ebenso angelegen sein, Sie hätten genug Artikel erleben können, so schweigt er seinen Verlag selbst todt. Wenn die gewöhnlichen Schreiber nur notizeln, so müssen eben die Freunde der Verfasser her, diese müssen schreiben!

Etwas hat mich in Ihrem letzten Schreiben schwer besorgt gemacht. Ihr Geständnis, dass Sie sich mit der Schöpfung der „Einöde" einer aufregenden Arbeit unterzogen, einer Gesundheit untergrabenden, um des Himmelswillen, guter, bester Freund und herzlieber Mensch, thun Sie das nun und nimmermehr, bleiben Sie kalt und ruhig, schaffen Sie sich zur Lust und Sie werden auch zur Lust der anderen geschrieben haben, bleiben Sie uns gesund an Seele und Leib, lassen Sie sich nicht die Blüten Ihres herrlichen, Ihres erquickenden Talentes in der Treibhauswärme des forcierten Producierens verderben, lassen Sie sich nicht vom Ehrgeize in Ihr Tintenfass spucken, dass Sie mehr Tinte zu verschreiben haben. Es ist in der „Einöde" ein etwas bizarrer Zug, ein leidender Zug, der durch das Ganze geht, Ihre eigenen Worte haben mir die Erklärung davon erschlossen. Bester, um was man sich krank schreibt, das leidet selbst mit. Sie aber haben ein so eigenthümliches, ausgesprochen selbständiges Talent, dass Sie nur ruhig fortzuschreiben brauchen, dass Sie langsam die Meisterschaft sich erschreiben werden. Mein Bester und Guter, Sie haben gar kein Recht, sich auf Ihrem Wege umzusehen, in der Zukunft liegt für Sie Ehre und Wohlergehen und Anerkennung, also „allweg vorwärts".

Ich habe Ihnen schon dazumal, als ich Ihnen den Eindruck Ihrer „Einöde" auf mich mitgetheilt, gesagt, dass Großes in Ihnen ruht, dass ich von Ihrer Zukunft alles erwarte; — nicht fertig, nicht abgerundet steht Ihr Roman „Die Einöde" vor uns, und doch viele lesen ihn mit Vergnügen, es ist derselbe Rosegger, der ihnen schon mit seinem Genius zu Herzen gesprochen; ach, glauben Sie nicht, mein lieber Rosegger, dass dieser Rosegger recht daran thut, auf dieses Werk all' seine Karten zu setzen! Gehn Sie mir, seit wann ist er denn so stolz oder so kleinmüthig geworden? ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich diesen Schriftsteller liebe und

literarischer Unempfindlichkeit — ich kenne Sie, denn ich kenne mich, wir Autoren nehmen kein Urtheil übel, außer ein — tadelndes, und wenn wir derlei wittern, so werden wir gleich toll, begegnen jedem Schimpf und Glimpf, indem wir das Prävenire spielen und — wie oben — zuerst unsere Freunde verunglimpfen.

Wir sind schon so, wir Autoren!

Spaſs bei Seite! Ich gratuliere Ihnen. Viele schöne Gedanken, reiche Beobachtungen. Was ich aber einst Ihnen gesagt habe, dabei bleibt es, nach der Lectüre dieses Ihres Buches ist es mir zur Gewiſsheit geworden, daſs Sie noch in voller Entwicklung stehen, daſs sehr Bedeutendes von Ihnen in weiteren Jahren zu erwarten steht, wenn Sie nicht mehr mitten in Ihren Werken, sondern ganz und voll darüber stehen werden, und so freue ich mich Ihres jugendkräftigen Schaffens, erwarte Ihre Reife und als persönlicher Freund hoffe ich, daſs Sie Ihren Niedergang erst in die Zeit der weißen Haare verlegen werden. Dieser Zeit wolle das Geschick Sie auf freundlichen Wegen zuführen und verbleiben Sie auch mit dieser Haarcouleur und Stoppelbart mein Freund, wie ich der Ihrige verbleibe, ich grüße Sie herzlichst und schreiben Sie auch einmal wieder

Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

Meine Mutter läſst Sie grüßen. Für Ihren Kalender werde ich „Die Märchen des Steinklopferhanns“ nächstens beginnen.

Wien, den 3. December 1872.

Wertester Freund!

Ihren Brief vom 29. v. M. mit seinen verschiedenen Einlagen habe ich empfangen, und danke Ihnen herzlichst für Ihr ritterliches Einstehen für meine, wie Sie ganz richtig dem H. J. gegenüber bemerkten, unverstanden verunglimpfte Sache.

Ich fühle mich umso mehr gerührt durch diese Ihre That, als ich mich schon vergessen glaubte, ich weiß heute noch nicht, haben Sie das Buch „Der †††schreiber“ empfangen oder nicht? Ihre letzte freundliche Sendung, „In der Einöde“, Ihren Roman, der mir, je länger ich ihn in mir trage, je besser gefällt, und den ich bei nächster Muse wieder vornehmen werde, — — Ihre letzte Sendung besagte nichts, ob Sie meine auch erhalten haben.

Umso mehr bin ich, wie gesagt, gerührt, als Sie sich während dieser Zeit dem Kreuzfeuer, wie Sie selbst gestehen, „wundersam schöner Augen“ ausgesetzt haben, in denen man gerne versinkt, wie in einem tiefen, klaren See, um in der Nixenstadt unten süß, wundersam süß zu träumen. Daſs Sie bei der Verunglimpfung meiner doch sehr prosaischen „†††schreiber“ unter sothanen Umständen geharnischt aufwachten, das ist viel, das ist mehr als ein Freund verlangen kann, das ist für die Sache des Volkes in Puncto des Volksstückes mit geschehen, eine Sache, die uns beiden nahe geht, die Sache des Volkes, und die uns beide zu Freunden gemacht — mich wenigstens aufrichtigst zu dem Ihrigen.

Bei Gott, ich wünsche Ihnen, Sie mögen all' das Glück finden, das ich in diesem Falle für mich hoffe und vom Geschick erbitte.

Ich für meine Person habe Ihnen wenig neues zu vermelden. „Elfriede“ ist beendet, wird wieder eingereicht — sonst bin ich mit Arbeit überhäuft und habe auch für einen gewissen Kalender gestern Hand angelegt, um die „Märchen des Steinklopferhanns“ anzufangen, bitte aber um recht viel Geduld.

Meine Mutter läſst Sie freundlichst grüßen, die arme Frau, die Sie recht sehr schätzt und liebt, ist von einer schlimmen chronischen Krankheit befallen und leidet sehr.

Ich hoffe, daſs ich bald ein Schreiben, wenn auch nur ein paar

so hübsch gerathen, der Stoff des zweiten, nach Hörensagen, so originell, dass ich im Interesse unseres ledernen Repertoires wünschte, Sie möchten von Zeit zu Zeit das Publikum mit solchen netten Holzschnitzereien erfreuen.

Dieses „Mirakelkreuz“ ist eine so nette, liebe Bluette — pah, was soll ich die Zeitungen ausschreiben? Sie haben Schlesingers Recension gelesen, der Mann sagte, was viele meinten.

Lieber Freund, schreiben Sie mehr dergleichen.

Ich muss für heute schließen, habe Besuch, folglich keine Ruhe.

Herzlichen Gruß von mir und Mama.

Ich verbleibe Ihr getreuer
L. Anzengruber.

Lieber Freund!

Sö sein mir an Brief schuldig. Flütterwochen gelten niama als Entschuldigung. Ihr
L. Anzengruber.

Breitenfurth Nr. 72.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Gedichte

von M. R. v. Stern.*)

Der wandernde Geist.

Es ist ein Gold dahingegossen
Aus Gottes Füllhorn in das Thal;
Nun schimmert es, von Licht umflossen,
Frühthaubestäubt im Morgenstrahl.

Wie es auch gähnt und nächtlich dunkelt,
Wie es verwest, verwelkt und kreißt,
Aus allem Erdenleben funkelt
Unwandelbar ein ewiger Geist.

Vom Thongefäß zum Goldkrug schäumend
Und in die Schale von Krystall,
So perlt das Leben wonneträumend,
Ein rauschend schöner Wasserfall.

Das füllt in wunderhellen Gluten
Urlebenquellend Bild um Bild,
Wenn es in keuschem Überfluten
Von einer Form zur andern quillt.

Von einer Schale zu der andern
In immer wechselvollem Schein;
Urewig ist des Geistes Wandern,
Jedoch beständig ist das Sein.

So rauscht von Bergeshöh'n zu Thale
Ein frischer, klarer Murmelquell;
Wenn schimmernd schöpft die gold'ne Schale,
So sprühen Tropfen funkenhell.

Und wo ein gold'ner Gottesfunken
Zur Erde nimmt den lichten Lauf,
Da seufzt und athmet schlummertrunken
Ein liebes Leben schluchzend auf.

Das liebt und leuchtet hold auf Erden
Und sprüht dahin wie gold'ner Schaum —
Urewig ist das Sein und Werden
Und alle Form ist nur ein Traum!

Alpentraum.

Mondschein rieselt von den Zweigen,
Silberduft spinnt in dem Moos.
Es schweigen
Die Sterne;
Es neigen
Sich ferne
Wolken in der Berge Schoß.
Funkelnd, strahlend, tief und groß
Ruht die Nacht.

Silberglänzend sprüht die Quelle;
Mondklar über Kiesel schäumt
Die Welle.
Von Gletschern
So helle,
Da plätschern
Thalwärts, perlenklar umsäumt,
Murmelbäche. — Und es träumt
Still der See.

*) Höhenrauch. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

schätze, ich möchte ihm mit keinem Worte wehe thun, nicht um die Welt, aber wenn Sie mir meinen Zukunfts-Rosegger verderben wollen, das greift mir ans Herz und ich kann dann den gegenwärtigen gar nimmer leiden. In diesem Gegenwärtigen schlummert noch so viel unentwickelt, er weiß es wohl selbst nicht, und wenn ich mir denke, wie sich das nach und nach klärt, bildet und festigt, und ich denke mir den ganzen fertigen Rosegger, — da möchte ich des Teufels werden, wenn ich in Betracht ziehen soll, dass auf einmal das nicht sein soll, dass Rosegger stehen bleiben sollte, dass er nun daran denken soll können, er werde nichts mehr schreiben — ach pah, rasten Sie sich nur etwas aus und gehen Sie dann wieder frisch ans Werk, und die nächste größere Arbeit, überschauen Sie wie von oben, von darüber her, das thun Sie — heute aber können Sie schon jeden einen Lumpen heißen, der es anders sagt, als dass ich die „Einöde“ so gut finde, dass ich sie wohl selbst geschrieben haben möchte.

Sagen Sie das dem Rosegger, er wird sich's gewiss zu Herzen nehmen, da es vom Herzen kommt.

Nun erlauben Sie, dass ich ein wenig von mir rede, es ist mir zwar nicht besonders darum zu thun, denn ich habe von mir nicht viel zu sagen, das etwas zu sagen hätte. Neues gar nicht, „Elfriede“, das wissen Sie, kommt nächstens daran. Eine „Tochter des Wucherers“ habe ich eingereicht. Ich arbeite jetzt sehr viel, und wenn Sie einmal des Sommers ein paar Tage kommen wollen, so finden Sie mich immer bereit, Ihnen etwas vorzulesen, denn ich habe ja vieles, das Sie gar nicht kennen.

Meine Mutter, der es übrigens recht übel ergeht, haben Sie auch durch Ihren Brief besorgt gemacht, die Frau versteht etwas und hatte auch an der „Einöde“ ihre Freude — sie läſst Sie grüßen.

Ich werde jetzt diese Seite noch herunterschreiben, dass Sie sich nicht beklagen, dass ich dieses Fleckchen Papier nicht mehr für Sie aufwenden will, aber neues sollen Sie von mir nicht erfahren, vielmehr frage ich Sie, heiraten Sie im Mai — und wenn das, wie können Sie jetzt „raunzen“? Wirst lustig sein, Du Sakra! Bei Gott, dem Allmächtigen, Höchstgütigen und Weisen, ich wünschte, er hätte uns die Aushängebogen der Schöpfung zukommen lassen, statt dass der schuftige Metteur en pages, der Satan, das Ganze nach Gutdünken hat durchschießen dürfen, ich sage Ihnen, es ist eine Lausewelt, sonst gäbe es keine leidenden kranken Geschöpfe darin, keine Rohheit. Die armen Wesen hoffen auf eine verbesserte, durchgesehene zweite Auflage, deren Ausgabstermin der jüngste Tag sein sollte, den Sie mir auch gütigst als Termin gestellt haben, um Ihr Schreiben zu beantworten. Sie sehen, ich thue das schneller, nicht etwa des Zweifels an dem jüngsten Tage wegen, sondern weil besser bewahrt als beklagt ist und weil Sie nicht beklagen und immer wohl bewahrt wissen will

Ihr Sie schätzender und liebender
L. Anzengruber.

Wien, den 5. Mai 1873.

Werter, liebster Freund!

Im Anschlusse sende ich Ihnen meine „Friedl“, ferner gratuliere zu Ihrem Mirakelkreuz-Erfolg, er war ein verdienter, dann gratuliere zu Ihrer Verheiratung und vertraue Ihnen an, dass es bei mir alsbaldig auch losgehen wird und ich ebenfalls bald Ehemann sein werde. Weitere Nachrichten behalte ich mir für später vor. —

Was nun Ihr „Mirakelkreuz“ anlangt, und ferner, was ich von Martinelli hörte von einem Gelegenheitsstückchen zur Vermählung der Erzherzogin Gisela — so ist das erste

schen Cultur. Lessing, der Gelehrte, schrieb für den Menschen, Goethe, der Künstler, lobte den Menschen. Eine Gestalt, welche das Volk vor Augen hat, bedeutet hundertmal mehr, als zehn Theorien.

Kritiker! Ein Kunstwerk wird nicht nach Recepten gemacht; Kunstrecepte gibt es nicht, wohl aber Kunstgesetze, und diese bestimmt nicht der Gelehrte, sondern der Mensch. Jeder Dichter soll singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und jeder Künstler, nach Goethe, schaffen, wie seine Natur es verlangt. Der Künstler muss individuell sein, er kann nicht persönlich, nicht local genug sein; sogar ein gewisses spießbürgerliches Gefühl ist ihm nöthig, an der Erde muss er saugen, auf der er steht. Eine Individualität haben, heißt Seele haben, eine geschlossene Individualität haben, heißt Stil haben.

Da gibt es eine „Kunst“, welche den Römermarmor ebenso sicher trifft, als sie den römischen Geist verfehlt. Äußerlich, decorativ, falsch.

Natur! Anstatt die Empfindungen wiederzugeben, welche Naturgegenstände im menschlichen Auge hervorrufen, will man die Natur selbst wiedergeben. Das ist unmöglich und wäre es möglich, so würde es überflüssig sein. Mit der Natur kann die Kunst nicht concurrieren, wohl aber mit der menschlichen Seele. Goethe sagt: Wenn ich den Mops meiner Geliebten zum Verwechseln ähnlich nachgebildet habe, so habe ich zwei Möpse, aber noch kein Kunstwerk. Was engherzige Correctheit! Wie Liebe mehr ist als Correctheit, so ist Leben mehr als Correctheit. Ein rechter Mensch ist unerschöpflich, denn seine Kunst ist sein Leben. Schiller sagt: Der Weg aller Bildung geht von Natur aus, durch Unnatur und wieder zur Natur zurück.

Der Philosoph ist weniger Gelehrter, als Künstler. Philosophieren heißt, vom Weltganzen sich eine Anschauung, ein Bild machen. Und wer Bilder macht, ist ein Künstler. Bisher hat die Philosophie den Volksgeist verleugnet, darum verleugnet der die Philosophie. Je mehr verschiedene Philosophien, Weltanschauungen, desto besser für ein Volk. Echte Philosophie muss individuell sein, sie ist eine Feindin jeder Bildungsschablone. Wer nicht individuell ist, wenig Persönlichkeit besitzt, ist nur der Bruchtheil eines Menschen, kein ganzer Mensch. Wer keine Eigenart besitzt, ist eine Null. Es gibt Millionen Nullen, aber sie bedeuten nicht mehr, als eine einzige.

Und wenn nur im Individuellen die Kraft und Größe liegt, so muss wohl auch Gott selbst ein Individuum sein — eine Person!

In der Wetterkunde kommt man oft wieder zu den Bauernregeln zurück, so wird's auch in der Philosophie sein müssen. Philosophie, Poesie, Religion, Politik haben den gleichen Quell: Echtheit der Gesinnung, Treue gegen sich selbst, Wahrheitsliebe.

Das vorige Jahrhundert des Idealismus sah die Welt aus der Vogelperspective an, dieses Jahrhundert des Materialismus und Specialismus sieht sie aus der Froschperspective an, das nächste Jahrhundert des Individualismus wird sie aus der menschlichen Perspective ansehen, und das wird das Richtige sein. Die Wissenschaft in Specialitäten! Hundert angesammelte Specialitäten, ganz äußerlich nebeneinandergestellt, geben noch keine Universität. Der Specialist hat seine Seele hingegeben. Ein Mensch, der nicht individuell ist, ist nicht existent. Logik ist viel, aber Ethik ist mehr als Logik, darum bedeutet und leistet sie auch mehr. Kritik scheidet, Ethik entscheidet. Das römische Recht ist auf Selbstsucht, das deutsche auf Treue gebaut. Das Recht soll sich nicht von außen hinein, sondern von innen heraus entwickeln. Aber Professor Ihering sagt: „Die Entwickelung von innen heraus beginnt erst bei der Leiche!“ Echte Professorenweisheit,

Auf der Alpen ew'gem Throne
Glitzert hell der Mondenschnee. —
Die Zone
Der Wahrheit,
Die Krone
Der Klarheit,
Strahlt auf steiler Bergeshöh',
Weit von Wonne und von Weh',
Kalt wie Eis.

Jugendflucht.

Was treibt mich so ruhelos hin und her,
Was packt mich am Herzen so ahnungsschwer,
So greisenhaft-traurig und trübe?
Es ist das Fallen der Blüten vom Strauch,
Es ist wie entschwindender Jugendhauch,
Es ist wie gestorbene Liebe.

Noblesse oblige.

Noblesse oblige, der Adel verpflichtet:
So hat man lange genug gedichtet. —
Das stinkend-stolze Wort gefällt mir nicht —
Nein, umgekehrt! Es adelt uns die Pflicht!

Katholisch.

Ich bin kein Protestante —
Fort mit dem schalen Wein!
Die Kunst ist erzkatholisch
Und wird es ewig sein.

Spiegelung.

Meiner Hoffnung rosiges Erwachen
Starrt erschreckt in Fäulnis, Blut und Koth. —
Ach! In wie viel ekelhaften Lachen
Spiegelt sich das gold'ne Morgenroth!

Auch ein Programm.

Das „Christenthum", mein Bester,
Ist „alter Schwamm";
Kaufen Sie und studieren Sie
Die „Grundzüge der National-Ökonomie"
Von C. A. Schramm!

Ja, ja, in puncto der Wissenschaft
Sind wir gut auf dem Damm; —
Recht schön, Freund Alexander,
Aber „Liebet euch unter einander!"
Ist — auch ein Programm.

Radicalcur.

Mittel gibt's auf Erden
Gegen alle Pein.
Lasst uns besser werden,
Gleich wird's besser sein!

Deutsche Wiedergeburt

oder

Revolutionäre Gedanken eines Deutschen.

Die Siege von 1870 haben das deutsche Volk politisch groß, aber geistig klein gemacht. Das geistige Leben der Deutschen ist gegenwärtig im Zustande des Verfalles. Die heutige deutsche Bildung schaut nach rückwärts, sie sieht weniger darauf, neue Werke zu schaffen, als alte Werke zu registrieren; sie ist wissenschaftlich, darum nicht schöpferisch. Die Deutschen haben sich als Staatsbürger entdeckt, so sollten sie sich auch als Menschen entdecken. Der Deutsche hat sich militärisiert, er muss sich nun auch civilisieren.

Soll es besser werden, so muss der Professor zurückweichen und der Künstler in den Vordergrund treten. Rückkehr zur Lebensfreudigkeit, Innigkeit und Innerlichkeit. Heute ist das deutsche Volk an Bildung so überreif, dass es fürs Leben unreif ist. Und Übercultur ist schlimmer, roher, hässlicher, als Uncultur. Die Deutschen stehen gegenwärtig, mit Ausnahme des politischen Lebens, auf einer fal-

Kunst? Sie kann uns nicht Vorbild sein, sie ist Document. „Der Hauptwert der griechischen Kunstwerke besteht darin, dass sie uns lehren, es habe einmal Menschen gegeben, die solche Dinge schufen“, sagt Schiller. Unsere Kunst hat sich zu individualisieren, auf unsere Wesenheit sich zu begrenzen. Dialektdichtung, wo sie wahr und tief auftritt, ist in gewisser Hinsicht der Kunstdichtung immer überlegen, denn sie steht dem Herzen eines Volkes um eine Stufe näher, als diese.

Es gibt auch eine Dialektmalerei, es ließe sich vielleicht auch eine Dialektplastik, eine Dialektmusik denken — individuell im volksthümlichen Sinne.

Die meisten Genies entstehen aus dem Volke und viele gehen im Volke zugrunde, ohne gesehen worden zu sein. Nur dort, wo der augenblickliche Bedarf dafür da ist, wird es ihm leicht gemacht, sich zu entwickeln.

Ein starkes Volk ist Herr seiner Geschicke. Was ein Volk im tiefsten Inneren seiner Seele ersehnt, das erfüllt sich auch, es sei früher oder später. Umso mehr, wenn dasselbe auch die Nachbarsvölker wollen. Gesicherter Friede. Vielleicht findet man sich sogar einmal zusammen zu den „Vereinigten Staaten von Europa“.

Von einer richtigen Erziehung und Bildung darf die Zukunft viel — alles erwarten. Aufgabe aller Erziehung ist es, den Menschen dasjenige mit vollem Bewusstsein und möglichster Überlegung thun zu lehren, wozu das Beste und Eigenste und Tiefste seiner Natur ihn ohnehin schon instinctiv treibt. Einzelerziehung ist besser als Massenerziehung, und diese ohne jene gar nichts wert. Das größte Problem der Gegenwart ist, die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten zu überbrücken; mit Halbbildung geht das nicht, diese wird von beiden Seiten zurückgestoßen und ist auch für sich selbst nichts wert. „Jetzt sucht man überall Wissen auszubreiten, wer weiß, ob es in ein paar hundert Jahren nicht Universitäten gibt, um die alte Unwissenheit wieder herzustellen!“ sagte Lichtenberg, und er hat es mit Ernst gesagt. Charakter ohne Bildung ist besser, als Bildung ohne Charakter; der Schein gelte nicht mehr, als das Wesen, die Reliquie nicht mehr, als der Heilige. Einzelwissen ohne Gesammtempfindung ist todt; es wirkt auf den Inhaber menschlich wie sittlich genommen nur nachtheilig.

Pharisäer heißt wörtlich ein Separatist, in unserem Sinne also ein Specialist. Die heutigen Deutschen, welche auf das Gutachten der Specialisten schwören, sind nicht besser daran, als jene früheren Deutschen, welche Tetzels Ablasszettel kauften. Das Pharisäerhafte liegt auch im Hochmuthsdünkel, im Unfehlbarkeitswahne. Der Specialismus ist die Grimasse der Individualität. Dubois-Reymond, Mommsen — Pharisäer. Ranke als Geschichtschreiber! Als er in seinem Werke zur Beschreibung des Christenthumes kommt, sagt er: er werde von der eigentlichen inneren Bedeutung desselben absehen und nur von der „großen Combination der welthistorischen Momente, in welcher es erschienen ist“, reden. Also das ist der gelehrte Geschichtschreiber, der über das Äußere den Geist vergisst, oder vielmehr verleugnet. Der Geschichtsforscher muss Wissenschafter, der Geschichtschreiber muss Künstler sein, das heißt, auf unser Gemüth zu wirken suchen.

Diese „deutschen“ Gelehrten haben sich auch gegen den Gebrauch der deutschen Schrift ausgesprochen; Bismarck stand für die deutschen Lettern ein, ohne viel zu fragen, ob sie historisch, ob sie praktisch wären; sie sind individuell deutsch, volksthümlich, das war ihm genug.

Das Volk der Forscher muss sich in ein Volk der Künstler verwandeln und auch Bismarcks Straße wird einmünden in das Bereich Schillers und Goethes.

welche nur Mechanismus oder Leiche kennt, und der das Lebendige entgeht! — Aber Gesetze werden geboren und nicht gemacht.

Geschichtsforschung ist Wissenschaft, Geschichtschreibung ist Kunst.

Und den Glauben, was verachtet ihr ihn? Es gibt nichts so Gewisses, als Empfundenes oder Geglaubtes. Das Wissen erzeugt Pygmäen, der Glaube erzeugt Heroen. Glaube und Kunst, bei beiden ist der Mysticismus der dunkle Hintergrund, Mysticismus ist schöpferischer als Wissenschaft. Wissenschaft ist das Auge des Volkes, in der Mystik schlägt sein Herz. Der echte Künstler steht immer im Volke, der Gelehrte außerhalb desselben. Heine konnte sagen: ich bin Volk! Bismarck konnte sagen: die Regierung ist auch Volk, der Gelehrte kann es nicht sagen; er ist zuviel Kopf und zu wenig Herz, um echter Mensch zu sein. Der erste herrschende Platz im Geistesleben gebührt der Kunst. Und ein einziges Gemälde Rafaels ist mehr wert, als alles, was über Rafael geschrieben worden.

Verstand ist weniger, als Vernunft. Verstand kommt von verstehen, Vernunft kommt von vernehmen, von erfahren, erleben. Und probieren ist besser, als studieren. Der Professor ist die deutsche Nationalkrankheit; die jetzige deutsche Jugenderziehung ist eine Art bethlehemitischer Kindermord. „Wäre ich der heutigen Schulbildung anheimgefallen, so wäre ich leiblich und geistig zugrunde gegangen“, sagte Alexander von Humboldt. Und Lessing sagte einmal, er habe zuviel Bücher gelesen, um das Ziel reiner Menschlichkeit zu erreichen. Lessing war es nicht gegeben, mit dem gemeinen Manne zu fühlen und zu denken. Viele Gelehrte verstehen alles, nur den Menschen nicht. Professor Dubois-Reymond tadelt Goethe allen Ernstes, dass er den „Faust“ nicht schließlich zu einem Universitätsprofessor gemacht hat. Ein Professor glaubt unter Umständen an nichts, unter Umständen an alles; unter keinen Umständen aber an seine eigene Fehlbarkeit. Die Welt ein Mechanismus! Ist sie nicht vielmehr ein Organismus? Hat sie nicht eine Seele? Liebe, Ehre, Frömmigkeit, sind das Dinge, die man mit dem Zollstabe messen kann?

In den heutigen gelehrten Goethegesellschaften würde es jedem eher behagen, als — Goethe. Er mied einst Berlin, die Stadt des Professorengeistes, er würde es heute thun. Es gibt eine besondere Berlinerbildung, die des kalten Verstandes — sie ist nicht deutsch. Bismarck hat Berlin eine Wüste von Ziegelsteinen und Zeitungen genannt. Berlin ist Deutschlands politische Hauptstadt, aber es ist nicht zu wünschen, dass es seine geistige Hauptstadt werde. Wie selten im heutigen Deutschland ein wirklich menschliches Dasein nach höheren Anforderungen zufrieden ist, weiß jedermann. In Berlin gewiss noch am seltensten. Die Nüchternheit hat den preußischen Staat groß gemacht, sie kann ihn auch wieder klein machen. Preußen muss germanisiert werden! hat Bismarck verlangt. Es ist nicht gut, wenn im Parlamente zu viele Berliner sitzen. Der Schwerpunkt des deutschen Volkscharakters liegt zwischen dem Rhein und der Elbe. Aber auch dieser hat gelitten. Bis jetzt hat Jena die Deutschen mehr gefördert, als Sedan. Das Unglück ist ein herber Freund, das Glück ein falscher.

Kunst und Menschenthum! Montaigne sagte: Ich will nicht wegen meiner Schriften, sondern meiner selbst willen geschätzt sein. Jeder echte Künstlermensch müsste so sprechen. Hauptbedingung eines Genies ist, dass es natürlich bleibt; seinem Genius folgen heißt, seinem inneren Drange folgen. Und Hauptbedingung des Genies ist die Sittlichkeit, alles Große wurzelt in der Sittlichkeit. Wehe dem Künstler, der nicht größer ist, als seine Werke! Was wollen wir von der griechischen

muss gesehen werden. Ein conservativ angelegtes Volk soll liberal, ein liberal angelegtes conservativ regiert werden. In eine geistig hochausgebildete Bevölkerung muss Bauernthum, und in ein Bauernland geistige Cultur dringen. Nicht „Menschenrechte vom Himmel holen“, sondern Menschenrechte aus der Erde graben ist die Aufgabe der Gegenwart — Erde ist Bauernthum. Die angenehmste, die schönste, die beste politische Perspective, welche sich dem Deutschen eröffnen kann, ist die auf einen liberalen Aristokratismus. Das Bauernthum will und braucht eine aristokratische Regierung, eine Monarchie. Jener schwäbische Bauer im Jahre 1848 sagte: „mer wollen d Republik mitem Großherzog an der Spitz'!“ Schwaben! das heißt Sueven, die Schweifenden. Sachsen, das heißt Sassen, die Sesshaften. Das gibt zu denken.

Ist der Deutsche gesund, so ist er gut. Wer ein rechter Deutscher ist, der ist auch ein rechter Mensch. Keineswegs umgekehrt. Aus Erde schuf Gott den Menschen, aus dem Bauern könnte man den Deutschen machen.

Wenn das Bauernvolk nur manchmal um seine Meinung befragt würde. Volksmeinung ist eine andere, als die sogenannte öffentliche Meinung.

Es ist ein alter Glaube, dass Geister wieder lebendig werden, wenn sie Blut trinken. Der Geist der deutschen Bildung kann erst wieder lebendig werden, wenn er wieder Blut — Volksthum in sich aufnimmt. Aus alten Hufeisen schmiedet man die besten Toledoklingen, aus alten Volksanschauungen die besten Geisteswaffen.

Die Instincte des Volkes sind klüger, als die Sprüche seiner Weisen. Man kann klar und seicht sein, man kann dunkel und tief sein. Dubois-Reymond geht, Goethe bleibt.

Das Äußere. In der Tracht der Deutschen muss das Zweckmäßige und das Buntfärbige wieder zu Ehren kommen. Der Cylinderhut ist das Symbol der heutigen deutschen Bildung: farblos, hohl. Der Cylinderhut ist unnatürlich, unkünstlerisch, ordinär. Er ist, wie der Frack, Bedientenfracht, der Deutsche muss Mann sein. Der Soldat, der Künstler, der Bauer haben noch zweckmäßige, schöne, farbige Tracht. So zeigt äußere Form inneren Gehalt an.

Christenthum! Die bisher höchste sittliche Leistung des Menschenthums besteht darin, dass Christus aus Liebe sein Blut vergoss. Voltaire konnte den Namen Christus nicht aussprechen hören, ohne in moralische Krämpfe zu verfallen. So auch das Merkmal einer untergehenden, greisenhaften Cultur, die allem kindlich Großen verständnislos gegenübersteht. Das Christenthum ist in seinem letzten Grunde Menschlichkeit. Das Deutschthum ist in seinem letzten Grunde Streitbarkeit. Kreuz und Schwert! die Menschlichkeit will das Beste, die Streitbarkeit leistet das Beste, wenn sie jene vertheidigt.

Richard Wagner! Ihm fehlt der Zug des Schlichten, Bescheidenen, er hat alles, nur keine Ruhe, er weiß Leidenschaften darzustellen, aber das schöne Maß, welches Shakespeare und die Griechen aufweisen, ist ihm versagt. Seine Gefühle sind raffiniert. Shakespeare war im Leben ein munterer Geselle, Wagner war der „Meister“. Einfalt und stille Größe bietet Wagner nicht, und doch ist dieses der Kern aller Kunst und alles Volksthums. Wagner fühlt sich persönlich mehr zu Schopenhauer, als zu Shakespeare hingezogen — das charakterisiert. Wagner ist Romantiker, kein Classiker. Er archaisiert, und zwar weil er modernisiert, nämlich das deutsche Alterthum. Jenes betäubende und berauschende Element, welches die Wagner'sche Kunst so sehr charakterisiert, ist besonders undeutsch. Kein echt deutscher Künstler hat es in seinen Werken. Wagner kann trotz seines Abscheues vor dem Judenthum einen

Wissen ist nicht Weisheit. Wissenschaft ist Modesache geworden, und Mode geht vorüber. Wird auch die Kunst Modesache, dann geht sie unter. Unser Baustil! Gott hat die Sprachen der Bauleute verwirrt, wie einst zu Babel, sie sprechen griechisch, gothisch, japanisch, aber nicht deutsch. Sie glauben, wenn sie den griechischen Stil wählen, so haben sie griechische Bildung. Nicht der Alten Werke, sondern ihre Gesinnung wäre nachzuahmen. Gebäude wollen gedichtet sein, heute werden sie zumeist nur gereimt, und darum sehen sie oft so ungereimt aus. Das Volk baut zweckmäßig, also soll sich der Gebildete auch in dieser Sache immer wieder dem Volke nähern, anstatt umgekehrt. Wir wühlen zu sehr im Schutte der Alten. Eine Cultur, die so viel gräbt, gräbt sich zuletzt ihr Grab.

Ehrlichkeit ist edler als Wissbegierde, Schwermuth edler als Genussucht. Wissen führt zum Pessimismus, und Pessimismus ist Altersschwäche. Zurück zur Natur, zum Bauer, zur Jugend! Bauernseele ist Volksseele. Luther, Scharnhorst, Bismarck, Moltke — sie waren Bauernnaturen. Der Bauernstand liefert die besten Soldaten, sei es für den wirklichen oder für den geistigen Krieg.

Der Deutsche soll vornehm sein, nicht vornehm thun. Volle Sinnlichkeit ohne Gemeinheit ist immer vornehm; Prüderie mit heimlicher Sinnlichkeit immer gemein.

Alles Aristokratische ist angeboren. Eine Wissens- und eine Geldaristokratie kann es nicht geben, wohl aber eine körperliche, eine geistige, eine sittliche Aristokratie. Wissen und Geld kann man erwerben, persönliche Eigenschaften werden selten erworben, öfter ererbt.

Im Alterthume hatte das Wort „adelig“ etwa den Sinn des heutigen „Ideal“. Adel kommt von edel, und der Edle ist kein Gegner des Niedrigen, nur des Gemeinen. Gemeinheit ist Unnatur, Natürlichkeit ist Vornehmheit.

Wenn der Adel eine künstlerische Gesinnung bezeugt, dann wird dem Künstler die adelige Gesinnung nicht mangeln. Im Adel, dem der Herrscher entspringt, muss die Individualität des Volkes sich ebenmäßig ausprägen. Die Hohenzollern werden dem deutschen Volke erst dann ganz angehören, wenn sie etwas Hohenstaufen geworden sind.

Deutsch, thiutisco heißt ursprünglich: volksthümlich. Der Ausdruck „Volk“ kommt von Gefolge; Fürst bedeutet wörtlich der Vorderste. War ursprünglich der Vorderste, der Führer, gewählt, so ward der Nachkomme von ihm schon als Führer geboren. Die Kraft der Vorfahren summiert sich im letzten Gliede. Man glaubt an Erbsünde, man sollte auch an Erbtugenden glauben.

Auch der erbgesessene Bauer ist Aristokrat, er sitzt wie ein König auf seinem Hofe und sein Volk ist das Gesinde. Schiller war in Leistungen und Gesinnungen ein Aristokrat und ist doch der volksthümlichste aller deutschen Dichter. Der Volksgeist ist eben aristokratisch. Das Bauernthum ist patriarchalisch organisiert, aus ihm nur kann die Monarchie hervorwachsen. Möchte man nicht aus demokratischen Gründen mit dem Bauernthume cokettieren, sondern aus aristokratischen Gründen es wirklich lieben! Der Bauer steht Gott und der Natur nahe. Ein gottloser Städter läßt sich allenfalls ertragen, der Bauer aber muss fromm sein; ein gottloser Bauer ist etwas Abscheuliches.

Des Bauern wie des Königs Ideal heißt: die Heimat. In diesem Sinne ist der Deutsche vorzugsweise eine ideale Natur. Bauerngeist ist Heimatsgeist.

Die Preußen haben stets Staatsgefühl gehabt, aber das Heimatsgefühl hat ihnen zuweilen gefehlt. Eine Verbauerung Preußens ist sehr wünschenswert. Immer auf das Gleichgewicht

einer Wasserscheide der Ackerboden in moorigen Wiesengrund über. Hernach wieder ein anderes breites Thal, das sich von Morgen gegen Abend zieht. Da stehen in lichtem Höhenrauche die felsigen Berge, wovon einer sich wuchtig und schroff in die Wolken erhob. Die Ortschaften können nicht mehr mitten im Thale stehen, weil sie dort im Moore versinken müssten, sie schmiegen sich lieber an die Bergsohle. Auf Moorgrund weitum zerstreut zahlreiche Heuhütten. Ein schöner großer, grünlich schimmernder Fluss, dem wir stundenlang entgegenfahren, bis er sich im Almbereiche sachte verliert und wir in ein anderes Wassergebiet gelangen. Die Bauernhäuser sind hier schon nach Schweizerart gebaut, mit flachen, steinbeschwerten Schindeldächern und Glockenthürmchen. An einer Stelle Ausblick auf Gletscher. Der Zug rollt über Brücken, durch Tunnele in ein tieferes Thal nieder, da gibt's ein großes, lehmgraues Wasser, da gibt's die schlanken, spitzen Tiroler Kirchthürme, da gibt es senkrecht aufsteigende, zerrissenwändige Felsberge. Die Richtung geht gegen Abend, an einer alten, aber noch immer wie drohend starrenden Bischofsveste vorüber, dem tosenden Wasser entlang in eine großartig wilde Schlucht, eingeengt zwischen himmelansteigenden Wänden, eine Wildnis, die sich schwer auf unser Herz legt. Endlich ist anders nicht mehr vorwärts zu kommen, da durchbohrt die Bahn einen Berg und nach langem unterirdischen Rollen gelangen wir hinaus in ein breiteres Thal, wo neben Eisenbahn und Fluss auch wieder Matten, Felder und schöne Ortschaften liegen. Vom Fuße eines Berges herüber rauscht es wie ein Wasserfall. Das Dampfross eilt weiteren, lichteren Gegenden zu, die Berge werden niedriger und niedlicher, zur linken noch ein zerrissenes Gebirge mit reichstem Sagenkranze; rechts eine sanfte Bergkuppe, auf deren Spitze ein leuchtendes Gebäude steht, zu welchem keck und frisch eine Eisenbahn emporsteigt. Zwischen diesen beiden Alpenausläufern liegt am grauen Flusse eine Stadt, mit ihrem Bergcastell malerisch wie das tempelgekrönte Athen.

Hier verlasse ich die Eisenstraße, welche hinausgeht ins Hügelgelände, in die Ebene gegen den großen Strom. Auf einer kleinen Seitenbahn, deren versäumter Dampfwagen nöthigenfalls mit einem flinken Einspänner einzuholen ist, durchrassele ich die Stadt, berühre auf weiter Fläche Dorf um Dorf, Schloss um Schloss, auch einen herrlichen Garten, in welchem Neptun seine Taschenkünste treibt, und komme endlich an den Fuß des wilden Berges mit der Sagenweihe. Hier steige ich in einen Stellwagen, der in das bewaldete Engthal biegt und aufwärts fährt an einem schönen, klaren, breiten Alpenwasser. Zu einem Flecken komme ich, der im Engthale liegt und der vor etlichen Jahren in einen See versinken musste. Solcher See hatte sich eines Tages gebildet, weil, durch einen Bergsturz unterhalb des Ortes gehemmt, das Wasser nicht abfließen konnte. Im Hintergrunde des ansteigenden Thales dämmern finsterblaue Bergriesen, denen ich zufahre. Das Thal weitet sich, aber der Abend ist angebrochen und der große, weitberufene Ort, der zerstreut auf Hügeln und Höhen liegt, winkt mir in seinen Lichtern zu.

In diesem Orte erwartet mich der Freund mit seinem Wagen. Wir fahren noch ein halbes Stündlein in die Nacht hinein; manchmal rauscht der Fluss, manchmal noch blinkt eine Felstafel nieder und das Abendroth verglost langsam hinter den finsteren Baumwipfeln, die über unseren Häuptern sind. Am Wege ein blasser Holzpfahl, an welchem es vor Jahren verkündet worden war, dass der Freund, der nun geruhig an meiner Seite sitzt, nach romantischen Stürmen sein

gewissen Zusammenhang gerade mit Meyerbeer nicht verleugnen, aber er hat größere Fähigkeit als dieser, er hat Meyerbeer übermeyerbeert.

Unsere Wissenschaft hat sich verschachtelt in unzählige Specialstudien. Theilung der Arbeit, wo jeder das Ganze thun, sehen, fühlen müsste!

Natürlichkeit, Bescheidenheit, Einsamkeit, Ruhe, Individualismus, Aristokratismus, Volksthum — das sind die Heilmittel, die der Deutsche auf sich anwenden muss, wenn er der geistigen Misere der Gegenwart sich entziehen will. —

Diese und ähnliche merkwürdige Gedanken finden sich in einem Werke, welches unter dem gesuchten und unpassenden Titel: „Rembrandt als Erzieher", von einem Deutschen, zu Leipzig erschienen ist. Wir machen zu den angeführten Aussprüchen keine Bemerkungen, der Leser möge sich darüber selbst denken, was er will. Die kühne Verworrenheit, in welcher die verschiedenartigsten Gedanken hier zusammengestellt sind, deutet wohl auch die etwas salope Schreibweise des Werkes an. Das Werk erregt in Deutschland großes Aufsehen, der Verfasser ist ein Norddeutscher, welcher die Deutschen des Nordens überaus hoch stellt, die des Südens aber weder berührt noch kennt. Am liebsten sind ihm die Holländer, Rembrandt nennt er, wenn nicht den größten aller Deutschen überhaupt, so doch den Typus der Deutschen. Hätte der Verfasser sich auch die Oberdeutschen in Schwaben, Baiern und Oesterreich ein wenig angesehen, er würde in manchem anders geurtheilt haben, vielleicht wäre ihm sogar der deutsche Professor in etwas günstigerem Lichte erschienen, als dies im Norden, besonders in Berlin, der Fall war. Das Buch enthält Paradoxismen auf jeder Seite und zugleich herrliche Gedanken auf jeder Seite. Es ist eine neue reformatorische, wenn nicht revolutionäre That. Deutsche Wiedergeburt! Dieser Titel würde dem Buche sitzen. Erdgeruch wie auf einem frischgepflügten Felde steigt auf aus diesem Buche, und ein ganzer tapferer Kerl ist's, der es geschrieben.

R.

Bergfrieden.

Eine Spazierfahrt in den Alpen von P. K. Rosegger.

Im Juni d. J. wurde ich eingeladen, einen berühmten Freund zu besuchen, der weit oben im Gebirge wohnt.

Also machte ich mich eines schönen Morgens auf. Ihr kennt sie, die rollenden Reifen mit den Engelsflügeln, die ungeheuerliche und zugleich glückliche Versinnbildlichung des eilenden Dampfwagens. Auf solch beflügelten Rädern flog ich davon. Anfangs gieng's durch ein sonniges, wohlangebautes Thal, das viele Ortschaften hat und sanft aufsteigende, mäßig hohe Berge zu beiden Seiten. Dann ein stattlicher, stahlgrauer Fluss, dem man eine halbe Stunde lang entgegenfährt. Auf dieser Strecke zwei blühende Landstädte. Bald biegt die Eisenstraße nach rechts in ein Thal, dessen Berge schon höher aufsteigen zu glatten Almen oder zu kahlen, braunen Kuppen und einzelnen Felsriffen. Im Thale selbst geht auf dem Höhepunkt

Dieses Felsenungethüm ist der Watzmann. Ich bin im Thale von Berchtesgaden, in der nächsten Nähe des Königssees. — Wenn du, mein Leser, verlangst, dass ich dir die Schönheit dieses Morgens und dieser Gegend beschreibe, so muss ich lachen. Das geht nicht, Freund. Hundert Federn und tausend Pinsel haben sich schon abgenützt in diesem Vorhaben, und doch rollen da unten die glatte Straße im Sommer täglich zahllose Wagen von Leuten, die aus aller Welt herbeikommen, um, misstrauisch gegen Wort und Bild, mit eigenen Augen zu sehen.

Meine Stimmung wurde auch noch durch Außerordentliches gehoben. An jenem Morgen um zehn Uhr begann eine Sonnenfinsternis, die aus dem urgewaltigen Feuerrade ein freundlich leuchtendes Mondkipfel machte. Ein klein bisschen wässerig und mattfarbig war das Licht im Gebirge; doch wer die Sonnenfinsternis nicht aus dem Kalender wusste, in der Natur hätte er sie kaum bemerkt; und dennoch war die Sonne — durch dunkle Gläser beschaut — mehr als zur Hälfte dahin. So viel Überfluss hat sie noch an Licht und Wärme. Und das ist mir ein rechter Trost, trotz mancher Verfinsterung: „Die Sonne Homers, sie leuchtet auch uns."

Gegen Abend mit dem Freunde einen Spaziergang zum Königssee. Die Straße glatt, wie mit Asphalt gepflastert, durch schattige Waldschachen und über Wiesenpläne, auf welchen mancher hausgroße Felsblock liegt, der von hohen Bergen einst mit Riesenschritten herabgesprungen sein mag. Am See links entlang einen Waldsteig bis zur Stelle, wo eine Bank zum Sitzen ist und der See sich in seiner düsteren Pracht aufthut bis nach dem Jagdschlosse von St. Bartholomä. Das Plätzchen, wo wir stehen, heißt der Malerwinkel. Hier ist der Ursprung der unzähligen Königsseebilder mit den steilen Bergen an beiden Seiten des Sees, mit der zweithürmigen Kirche in St. Bartholomä, mit den Vorwänden des Watzmann, des Gotzen, des großen Hundstod, des Steinernen Meeres und des Horn. Eines der großartigsten, düstersten Landschaftsbilder der Erde, vorwiegend die finsterblauen Schatten des Seespiegels, der bewaldeten Berghänge, der starrenden Felswände. Aller Glanz des Himmels, alles Wolkenleuchten, alles Alpenglühen der Hochzinnen vermag es nicht, die blaue Dämmerung zu brechen, die über dieser schaurigen, mit Wasser gefüllten Gebirgsspalte herrscht. Hie und da das Tosen eines Wasserfalles, der Pistolenknall eines Schiffers und der Wiederhall in den Wänden, das Krächzen des Geiers, vielleicht auch das von Gemsen losgetretene Steinbröckeln unterbrechen die Stille des Sommertages. Ein anderes Lied, wenn es Sturm gibt! Da wird der sonst spiegelglatte See selbst zu einem Gebirge mit hohen Wogen und Gischtkämmen, deren weiße Fetzen von der Woge losgerissen in den Lüften fliegen. Mein lieber Genosse erzählte mir von einem Fährmann, der von Bartholomä nach Königssee herüberfahren wollte auf seinem Boote. Da kam von den Gebirgen ein Sturm niedergefahren, der ließ das Schifflein nirgends landen; von den wenigen Landungsplätzen, wo es anfahren wollte, warf er es zurück in den wildbrauenden See, auf welchem der Fährmann eine lange, schreckliche Nacht zubringen musste. All' sein Anstrengen war vergebens auf den rasenden, krachenden Wassern, Nebel, Regen und Nacht, also dreifach war er eingewölbt in sein Verderben. Er ließ die Ruder aus der Hand sinken, denn die armselige Menschenkraft war lächerlich gegenüber den entfesselten Urgewalten. Er legte sich der Länge nach in das Boot, unablässig begossen, geschaukelt, hin- und hergeworfen im kellerfinsteren Chaos; und trotz des

Weib gefunden. Wir fahren in einer düsteren Wildnis und die schwarzen Wuchten der Berge engen immer mehr den Sternenhimmel ein.

Plötzlich hält der Wagen. Wir steigen aus, und von einer Anhöhe herab winken bunte Lichter. „Da oben steht sie, meine Klause“, sagte der Freund. Wir steigen hinan. Im Scheine der Lampen tritt aus der Dunkelheit ein stattliches Haus mit steilen Dachgiebeln und Thürmen. Über dem Eingange das Wort: „Bergfrieden“. Am Söller steht livrierte Dienerschaft mit Lichtern, und die Quaderstufen nieder steigt eine schlanke, herrliche Frauengestalt, den Ankömmling zu begrüßen. Ich werde hineingeleitet in die mit Teppichen üppig bedeckten, mit schwellenden Ruhesitzen bestandenen, hell erleuchteten Räume, bin anfangs geblendet von der Farbenpracht, die überall ihre bunten Gluten spielen lässt. An den Wänden kunstvoll geschnitztes Getäfel, Gemälde, Seltsamkeiten aus verschiedenen Ländern und Zeiten, weiße Marmorgebilde classischer Kunst. Der würdige Zeus und die erhabene Pallas Athene, die sinnenweckende Aphrodite und der schalkhafte Amor — sie alle sind da in Gestalt und im Geiste. Daneben prangende Palmen, darüber duftendes Tannengewinde, davor Alpenrosen und Edelweiß. Das alles und vieles andere ist so berückend, überwältigend und gemüthlich zugleich, dass ich es am besten bezeichne mit dem Worte: Ein Nest der Schönheit.

Und in diesem Hause, genannt „Bergfrieden“, herrscht ein noch jugendliches Paar, dessen Haupt mit einem Lorbeerzweige gekrönt ist. Auf unserer Wanderung durch die Räume des Hauses kamen wir endlich in ein Gemach, in welchem der Tisch gedeckt war zum Abendmahle. Beim Rubine des Weines feierten wir unser Wiedersehen.

Um Mitternacht führte der Hausherr mich hinan die Treppe in mein Schlafgemach. Bevor er mich verließ, sagte er: „Freund, morgen, wenn du aufgestanden sein wirst, thue mir den Gefallen und tritt durch diese Thür auf den Söller hinaus.“ — In meinem Schlafgemache war mit traulicher Behaglichkeit finsterer Ernst gepaart. Über dem Bette ein Raphael'scher Engelskopf, vor dem Bette das Christushaupt vom „Letzten Abendmahle“ des Leonardo de Vinci. An der Wand mit gothischen Buchstaben tiefsinnige und lebenablehnende Gedenksprüche. Also: „Ich will allein sein.“ „Werde starr, wie dort vor dir der trotzige Fels.“ „Und siehe, es war die Stimme eines Predigers in der Wüste.“ „Ruhm ist eine Quelle von Leiden, Dunkelheit eine Quelle von Glück.“ „Den Götzen stürze, den Gott gib dir selbst.“ — Bald glitten die schweren Gedanken ab von meiner frohen Seele und ich schlief.

Am nächsten Morgen, als mein Auge aufgieng, badete ich in einem hellen, goldigen Lichte. Wo kam es her? denn das Gemach hatte kein Fenster. Es kam vom Dache herab, durch einen rothen Vorhang sanft gedämpft, so dass alles, was um mich war, in Rosen blühte. Ich öffnete eine Thür und trat auf den Söller hinaus. — O Sommermorgens-Herrlichkeit! Auf grüner, thaufunkelnder Matte, nach dem Berge hin in einem Halbkreis von mächtigen Ahornen und Fichten umgeben, stand das Haus. Da unten ein weites Thal mit Waldschluchten und Hochebenen, bestanden von Bauernhöfen und Herrenhäusern, im Hintergrunde Waldhöhen, Almen und graue Felswände, dazwischen eine tiefe Thalscharte hinaus ins ebene Land. Gerade vor mir über Buchen- und Ahornkronen, hinter einem einzigen Vorberge steigt ein zweihörniges Felsungethüm in die Himmelbläue an, und unterhalb der Hörner, wovon das kleinere scharf und spitzig, das größere massig und stumpf ist, ein blinkendes Eisfeld.

starkes Herz, sie ist eine Brigittanatur nach Adalbert Stifter, und es gelingt ihr, die Matten zu entsteinern, die Moore zu entwässern und auf hohem Alpenplan eine Anstalt zu gründen, welche hunderte von Bewohnern fasst und trotz des kurzen Bestehens schon weit und breit berühmt ist. — Der Förster Mayer zu Reichenhall, so wird erzählt, hatte in seinen späteren Tagen Anwartschaft auf einen Sprossen bekommen. Er hatte gar kräftigen Willen und beschloss, den Knaben, wenn er erschiene, auf den Namen Moriz taufen zu lassen. Aber statt des Knaben erschien ein Mädchen, also taufte er — weil sein Wille galt — das Mädchen: Moriz. Und dieses Mädchen Moriz Mayer ist die tapfere Gründerin der großen Pension geworden, welche auf dem grünen Mattenschoße des hohen Göll steht und freundlich hinausleuchtet über Berg und Thal. Die stattliche Jungfrau von achtundvierzig Jahren führt die Zügel der Wirtschaft mit sicherer Hand, stramm und urwüchsig in ihrem Wesen macht sie nicht viel Aufhebens von den Vorzügen der Anstalt; freundliche Zimmer, gute Betten, Fichtennadelbäder, herrliches Quellwasser, nahrhafte Kost verspricht sie, Luft und Sonnenschein gibt der Herrgott vom Himmel dazu, und fertig ist's. Kein befrackter Kellner, keine französische Speisekarte, kein Clavier! Wohl aber Kugelbahn, Schützenstatt, und wer mit der Welt schwatzen will, Fernsprecher nach Berchtesgaden und so weiter. Mancher stieg hinan auf einen Tag und blieb wochenlang oben.

Mir zog sich leider die Nebelhaube zu früh über Augen und Nase herab, da kroch ich thalwärts zum lieben, einsamen „Bergfrieden“. Dort vom Söller aus war nun zu beobachten, wie ein Weltuntergang anhebt. Zwischen den Hörnern des Watzmann hatte sich anfangs ein bleigrauer Nebelballen hervorgedrängt und war rasch niedergeflossen über das Eisfeld. Ebenso sanken die Wolken herab an den Hängen des Jenner, des Hochkalter, des Lattengebirges. Der Untersberg war gar nicht mehr da, nur seine Sohle sah man noch als finsterblauen Streifen. Ganz dunkel war es geworden, und doch erst Frühnachmittag. Regungslos jeder Halm auf der Matte, jedes Blatt am Epheu der Hauswände. Von der Schlucht her ein dumpfes Brausen. Soll das der See sein? Plötzlich springen aus finstergrauer Nebelfläche weiße Fetzen hervor, wie ein Gischten der Wolkenmassen ist es. Da heben dort drüben die Wipfel an zu wanken, heftig aneinander zu schlagen. Die Dienerschaft des Hauses eilt, alle Läden zu schließen, Lichter werden angezündet wie am Winterabende, und schon ist es da. Laut stöhnt der feste Bau, als die erste Sturmwoge anprallt, die Fugen der Läden entzünden sich grell — der erste Blitzschlag, und nun geht der Tanz los. Als ob tausend Fässer Sandes niedergeschüttet, angeschleudert würden ans Haus, so rauschte und prasselte es, von den Blitzen nur der Schein, nicht der Donner, denn der erstickt in dem Getöse des Regens und des Hagels.

Meines Freundes Gesicht war blass, als wollte es sagen: Morgen kann dieses Haus eine Ruine sein. Hatte er es doch auch in seinem Romane „Bergasyl“ so aufgeschrieben, und die Denksprüche dieses Hauses sind so düster wie der Wetterhimmel. — Eine Stunde später schien die Sonne. Emsig flossen die Gießbäche ab, an den Dachtraufen lagen Schichten von kleinen Hagelkörnern, aber die Matte war grün geblieben. Leichte Wolken stiegen auf, und vom Untersberg über das Salzachthal hin spannte sich ein Regenbogen.

„Richard“, sagte ich zu meinem Freunde, „so geht es oft in diesem Leben. Manchmal glaubt man, alles sei verloren, aber das Leben siegt und

wahnsinnigen Getöses — so hat er nachher erzählt — hörte er die Engel im Himmel singen. Aber das Fahrzeug wurde nicht umgeworfen, nicht an die Klippe geschleudert, es versank nicht und es barst nicht. Als der Morgen kam, gelang es dem Manne, am Fuße des Gotzenberges zu landen und einem Almer rief er zu: „Ich denk', Alter, heut' bin ich um einen Thaler mehr wert, als gestern!"

Im Malerwinkel, zwischen struppigem Gebüsche und kantigem Gerölle saßen wir auf einem Steinblock und blickten hinein über den dunklen Seespiegel in die zerrissenen Berge, die drinnen beim noch wilderen Obersee aufstiegen. Wir saßen da und schwiegen. Wir schwiegen lange. Zwei arme, hilflose Menschenwesen in der grauenhaften Wildnis, zwei heißpochende Herzlein zwischen ungeheuren Steinwuchten. Denn diese Wildlandschaft am Königssee ist nur ein Gleichnis für die große Wildnis dieser Welt. Selbst das leidenschaftlichste Wesen muss zu solcher Stunde seine Fahne senken und capitulieren...

Auf dem hohen Göll lag schon das Alpenglühen, als wir unseren Heimweg antraten, und vom Thurme zu Berchtesgaden klang leise die Aveglocke herüber, als wir die Anhöhe hinaufstiegen zu dem dreigiebeligen Hause, das mit seinen Sprüchen und aus Holz geschnitzten Emblemen, mit seinen Epheuranken und Rosen ein architektonisches Gedicht ist, genannt: „Bergfrieden".

Auf einem der Dachgiebel hockt ein hölzerner Kater und sinnt. Darunter an der rechten Ecke ist ein hölzernes Herz und in der linken ein Bündel Pfeile. Und der Kater Hidigeigei sinnt darüber nach, wie es wäre, wenn das Herz plötzlich von Amors Pfeilen getroffen würde. O du lieber Kater Hidigeigei, wenn das Herz von Amors Pfeilen getroffen wird, so ist das eine ganz eigene Sach'! Mancher, der im Bergfrieden gerastet, weiß davon ein Liedel zu singen, Einer, der darin haust, darüber eine Tragödie zu schreiben, und wenn die Tragödie aufgeführt wird in Berlin oder Wien oder Graz, so beben Weiber und schluchzen Männer...

Wer an den tiefen Ufern des Königssees gestanden, der möchte wohl auch auf einer Berghöhe stehen in der Berchtesgadener Gegend, um die großartige Alpenlandschaft auch von oben zu schauen. Wohlan, folge mir. An schattigen Waldwegen führe ich dich hinan und immer hinan, bis dort, wo die Fichten aufhören und die Legföhren anheben. Auf der Almmatte, 1000 Meter hoch, sozusagen auf dem Schoße des hohen Göll, steht ein stattliches Hospiz, eine großartige Herberge für Touristen, Sommerfrischler und Luftcurgäste. Die Pension Moriz, auch das baierische St. Moriz genannt. Von diesem Hause aus welch ein Bild! Da unten in dem reichgegliederten Thale das überaus malerische Berchtesgaden, dort drüben das langgezogene Lattengebirge bei Reichenhall, und gerade vor uns — Brust an Brust steht er uns gegenüber — der starre, graue, zerrissene Untersberg, in welchem Kaiser Rothbart gesessen bis zu dem Tage, an dem im Schlosse zu Versailles auf das Haupt des Kaisers Weißbart die deutsche Kaiserkrone gesetzt ward. — Und rechts hinaus, am Untersberge vorbei, liegt die Ebene mit der schönen Stadt Salzburg.

Doch nicht allein der Ausblick, auch der Einblick ist interessant bei der Pension Moriz. Ein vereinsamtes Weib aus dem Volke, welches Schiffbruch gelitten hat an seinem Glücke, beschließt, auf unwirtlichem Berge den Boden urbar zu machen und ein Hospiz zu gründen für Fremde, Kranke und Naturfreunde. Sie ist arm und ohne Einfluss, hunderterlei Widerwärtigkeiten stellen sich ihr entgegen, aber sie hat einen sicheren Blick, eine feste Hand, ein

Da lag er in der Suppen,
Mir han nit derguckt,
Da hat n mei Vater
Mit hinuntergeschluckt.

Mi dauert mei Schneider,
Mei Gram ist net z tragen,
I hob n im Herzen
Un mei Vater im Magen.

* * *

Mei Diendel is zu sehr betrüabt,
Sie sagt, ih hätt's zu sehr geliabt,
Sie steckt ihr Fürtuch hin und her,
Doch hilft derweil kein Stecken mehr.

* * *

Allweil lustig, allweil frisch,
Lustig, wer noch ledig is;
Ledig sein is a koa Sünd,
Zankt koa Mann und schreit koa Kind.

* * *

Wan's regnt, do wird's nass,
Und wan's schneit, do wird's weiß,
Und was die Sterzinger ärgert,
Des thua ih mit Fleiß.

* * *

Da droben auf der Alm
Hab ih Busserln gesät,
Is an anzigs aufgangen,
Wenn's nur reifen nit thät!

* * *

Weiß ist die Holderblüah,
Alte Liab rostet nia,
Rostet sie ah bei Tag,
Bei der Nacht nia.

* * *

Mei Diandel is kloan
Wie ein Zirbelnüssel
Und so oft als ih's hals',
So lacht's a bissel.

* * *

Wans Diandel zum Fenster geht
Und fragt, wer draußen steht,
Mueß es mehr Buabn habn,
Sunst thäts nit viel fragn.

* * *

Die Liab is a Diendel,
Der Verstand is a Bua,
So gscheidt er ah is,
Sie foppt ihn doch gnua.

* * *

Der treueste Freund,
Den ans hat af der Welt,
Das is gar oft der,
Der im Hof drunten bellt.

Lustig macht durstig,
Macht n Geldbeutel leer,
Ach, wenn doch mei Geldbeutl
A Kälberkuh wär.

* * *

Und s Bier und ih selber,
Ih selber und s Bier,
Mir sein Kameraden,
Die lustigsten vier.

* * *

Hör auf a so z singen,
Du spannlange Wurz,
Wenn d' abbrechen thätst,
Wärst zum Anknüpfen z kurz.

* * *

Schön bin ih nit, reich bin ih wohl,
Hab ganzn Beutel voll,
Gehn m'r drei Kreuzer ab,
Dass ih an'n Groschen hab.

* * *

Mei Vater hat gsagt,
Bist a rechter Lümmel,
Brauchst alls zwenig Geld,
Wird alles voller Schimmel.

* * *

Manchmal a bissel lustig sein,
Manchmal a bissel betn;
Aft woaß unsa Herrgott schon,
Wie mir's gern hättn.

* * *

Hab zweierlei Flaschn,
Is an jede von Glas,
Für die Freud ane, fürs Leid ane,
Haltet jede a Maß.

* * *

Wan's regnet und schneibt
Und Laubblätter treibt,
Wan's stark gwittern thuat,
Sein die Hausmenscher guat.

* * *

Je höher der Thurm,
Je schöner das Geläut,
Je älter die Weiber,
Je zäher die Häut!

* * *

Papiermünz wird gmacht,
Müassens nehma für Geld,
Derfen Erz koans mehr grabn,
Send zviel Lumpn auf der Welt.

* * *

Sie nix schön, er nix schön,
Wia wird's da amal gehn?
Er nix nutz, sie nix nutz,
Alls wird verputzt.

's Liadel is aus,
's wird neamma länger,
Der's länger will habn,
Muss's zan Nagelschmied tragn.

die Sonne siegt. Du sagst es selbst, dass dich die Schatten rauher Felsen krank und die liebliche Maria-Grüner Sonne bei Graz wieder gesund gemacht. Die Sinnsprüche auf deinem Hause stimmen nicht. Sie taugen nicht zum Leben, nicht zum Schaffen, nicht zum Glücklichsein. Lass sie stehen an der Wand als ein Denkmal wetterschwüler Zeiten, und von nun an schreibe deine Gedanken auf die grünen Blätter der Bäume, auf die bunten Blätter der Blumen, da erscheinen sie neu mit jedem Frühling wieder. Ei siehe, was steht denn auf dem Stamme dieser Buche geschrieben?

O Einsiedler du, besonderer Art,
Wie hast zur Natur auch die Kunst gepaart,
Zum Himmel die Erde, zum Walde die Welt,
In deiner Klause ein Weib dir gesellt.
Ein herrliches Weib im trauten Neste
Ist für den Klausner das allerbeste.
Einig im Herzen, im Sinn, wie Ihr zwei,
Ist doch die göttlichste Einsiedelei.

Freund Richard legte lächelnd seinen Arm um den Nacken der Frau Melanie und in den Zweigen der Buche sang ein Fink.

Am nächsten Morgen wanderte ich unter Tücherschwenken davon. Auf Wiedersehen, wenn die Trauben reifen! Auf Wiedersehen im lieblichen Graz!

Wie ihnen der Schnabel g'wachsen.

Trutz- und Lieb'sgsangeln aus dem Volke der Alpen.

A lustiger Buab bin ih,
Trink ah gearn an'n Wein
Bin überall schuldig,
Darf nirgends recht 'nein.

Beim Lambl oan'n Guldn,
Beim weißen Ross zween,
Wia wiard's m'r afn Sunndag
Beim Hirschnwirt gehn?

* * *

Dass die Bauern Bauern sein,
Des macht da Pfluag,
Und dass die Buabn rauschig wern,
Machts Bier in Kruag.

* * *

An der Schneid hat's ma nia gfehlt,
Aber öfter an Geld;
Is ma liaber, koan Geld,
Als koa Schneid auf der Welt.

* * *

Wan ih an Aderl hätt,
Das sih net rührt,
Des ließ ih mer ausschneidn,
Dass s mih nit irrt.

Wann ih ins Zillerthal eini geh,
Leg ih mein Gamshosn an,
Und wann mih mei Diandel in der Kirchen sicht,
So schaut sie koan Heil'gen mehr an.

* * *

Wenn dein Herz a so treu wär,
Und so wahr, wia das mein,
So müsste dei Schwesta
Mei Schwagerin sein.

* * *

Den Schnee an der Sonn dörrn
Und den Wind in a Kisten sperrn.
Und ein' Kahlkopf glatt scheern,
Des ka Keiner erlern'n.

* * *

Und der Türk und der Russ',
Die zwoa gehn mi nix on,
Wann ih no mit mei Diendl
Koan Kriegshandel hon.

* * *

Mei Schatz is a Schneider,
Is schön, aber klein,
Der fiel uns bam Essen
In die Suppenschüssel 'nein.

beleidigung. Nach dem Vagabundengesetz werden wir behandelt, wir reisenden Gewerbsleute, wir, der künftige Bürgerstand! Ich sag' dir's, Weber, es ist eine Bagasch!"

Der Weber blickte den Entrüsteten völlig verblüfft an.

„Höre", sagte er zum Braunen, „ich weiß nicht, habe ich so schlechte Augen oder einen so kurzen Verstand, denn offen gesagt, wie du jetzt vor mir daliegst, Drachsler, kommst du mir wirklich mehr wie ein Vagabund vor, als wie ein Bürger."

Der Braune lächelte gutmüthig und sprach: „Das kommt von deinem kurzen Verstand. Aber mach' dir nichts daraus, es muss auch dumme Leute geben. Kommst umso leichter in den Himmel. Und jetzt geh' in die Verpflegsstation, dich ausrasten. — Wie du also in deinen Papieren für brav befunden worden bist, und du denkst: gottlob, jetzt krieg' ich mein gutes Nachtmahl und mein Bett, gibt dir der Herr Verwalter die Säge in die Hand und heißt's zwei Stunden lang Holz schneiden. Denn die christliche Wohlthätigkeit, die sie nachher später an dir üben, die wollen sie gut bezahlt haben. Der Mensch — heißt es in den Statuten so hübsch — soll nicht beschämt werden, dass man ihm was schenke, er soll sich's redlich verdienen. Holz schneiden, pfui Teufel!"

„Mir ist's aber doch lieber, als Schnallen drücken und sich allerhand Grobheiten sagen lassen müssen."

„Lamm Gottes!" rief der Braune aus seinem Gras hervor, „die Grobheiten bleiben dir auch in der glorwürdigen Verpflegsstation nicht aus. Aber nach dem Holzschneiden kommt's Nachtmahl. Wünsche wohl zu speisen, meine Herrschaften! Schwarze Bohnen und ein Stückel Brot. Gestern Sauerkraut mit Brot, heute Bohnen mit Brot, morgen Sauerkraut mit Brot, übermorgen Bohnen, und so fort bis zum jüngsten Tage. Gelobt und gebenedeit sei der Magen, der da kein Loch kriegt!"

„Ist die Bettelkost viel besser?" fragte der Weber.

Der Braune richtete sich noch höher empor und eine wahre Würde umstrahlte sein Wesen, als er nun sagte: „Die Bettelkost ist ein Christtagsessen gegen so was! da gibt's auch Knödelbissen und Fleischresteln, da gibt's Wurstzipfeln und Geschlader! Und wenn eine Hausfrau just ihren frommen Tag hat, oder gar eine arme Seel' zu erlösen im Fegfeuer, so behandelt sie dich wie einen Heiligen mit Talglichtschein, und du brauchst nichts zu versprechen, als fleißig beten. Und erst gar die Kreuzer! Kann ins Wirtshaus gehen, wie ein Freiherr! Kriegst Schnaps in der Verpflegsstation? Zum Kraut frisst er dich, der Verwalter, wenn du auch nur denkst an Schnaps. O wohlgeborner Weber, sage selbst, was ist das für ein Leben!"

„Man ist ja nur auf der Durchreise", wendete der Weber ein, „man bleibt gesund, hat keine Anstände mit der Polizei, die Hausthüren fliegen einem nicht vor der Nase zu, wenn man durch ein Dorf geht, sogar die Hunde hetzen einen nicht mehr aus, als anständiger Mensch geht man über die Straße, und wenn irgendwo Arbeit zu haben ist, da findet man sie."

Als er das Wort Arbeit aussprach, machte der Braune einen Rülpser.

„Theurer Freund und Webergesell', du bist ein Philister!" rief er dann aus. „Seit wann arbeitet ein reisender Handwerksbursch'? Wenn er arbeitet, ist er kein reisender Handwerksbursch'. Unsereiner hat seine liebe Müh' und Noth, dass man durchs Land kommt, ohne einem Meister 'reinzufallen, weicht den Werkstätten aus wie einer Pestgrube, und du bist die liebe Einfalt und fragst ihnen nach, suchst sie auf! Geh' her, heiliger Webergesell', und lass dir die Schuhspitzen küssen. So etwas Holdseliges habe ich schon lang'

Auf der Herberge für arme Reisende.

Ein Zeitbild.

In der Abenddämmerung zogen die Straße entlang zwei arme Reisende. Der eine, ältere, war über und über braun wie ein Maikäfer, auch der vom schmierigen Rock schlecht verdeckte Hemdkragen war braun und am linken Bein endete die Hose allmählich in Fransen, ehe sie noch herabreichte zum staubigen Stiefelrist. Unter dem Arm trug er ein Bündel, das gar keine ausgesprochene Farbe bekannte. Im sonngebräunten Gesichte war selbst das Weiß der Augen dunkel unterlaufen. An der Hand einen Knippelstock, das war sein Um und Auf. Der andere, der jüngere, war besser beisammen und trug auf dem Rücken ein Felleisen, wie sich's gehört.

Als sie gegen ein Dorf kamen, blieb der Braune stehen und sagte: „Ich gehe nicht weiter. Dort steht er wieder, der verdammte Galgen. Ich mach' mich da bequem." Und er legte sich in den Straßengraben.

An der Straße stand ein Pfahl mit einer Tafel, auf welcher Folgendes zu lesen war: „Das Betteln ist nach § 2 des Vagabundengesetzes bei Strafe von acht Tagen bis zu drei Monaten Arrest verboten. Arme Reisende erhalten in der hiesigen Natural-Verpflegsstation Aufnahme und Unterkunft, woselbst auch Dienst und Arbeit zu erfragen ist."

Und das war der „verdammte Galgen".

„Verpflegsstation, natürlich wieder Verpflegsstation!" brummte der Braune. „Ist auch wieder so was Neumodisches, wo der arme Handwerksmann niedergezogen wird; deswegen sage ich, für die armen Leut wird's alleweil schlechter auf der Welt."

„Ich denke, die Verpflegsstationen sind doch nichts Schlechtes für reisende Handwerksburschen", wendete der Andere ein, „da weiß einer, wo er hinzugehen hat, sein Essen und seine Liegerstatt findet und nicht zu betteln braucht."

Der Braune warf dem also Sprechenden einen Blick zu, in welchem die tiefste Verachtung lag; so namenlos verächtlich kam ihm dieser Mensch vor, dass er seine Auslassungen keiner Entgegnung würdigen wollte. Endlich aber siegte die Barmherzigkeit, welche dem Christen vorschreibt, Irrende zu belehren. Er richtete sich daher ein wenig auf, wendete das Haupt gegen den unseligen Kameraden, welcher an der Straßenplanke lehnte, und sprach: „Edler Weber, du bist dumm wie ein junger Hund. Essen und Liegerstatt finden! Nicht betteln müssen! Und glaubst damit weiß Gott was Herrliches gesagt zu haben. Sei so gut, drücke der löblichen Gemeinde Staubing das Straßengeländer nicht zu schanden mit deiner windschiefen Weberfigur. Müde bist? Ich glaub' dir's, schöne Seele. Gehe nur hinein in die Verpflegsstation und raste dich aus nach dem weiten Marsch. Geh' nur in die Leidensstation, hi hi, mehr als zwölf überdauert keiner. Das erste ist, dass dich der Verwalter anschnauzt nach den Papieren. Nachher packest sie halt aus, deine heiligen Schriften und Offenbarungen. Unsereins wird für einen Lumpen und Gauner gehalten, so lange sie nicht das Gegentheil lesen auf dem Papier. Dem Lumpenblatt glauben sie mehr, als unserem ehrlichen Gesichte. Hundertmal könnt' man sie gerichtlich verklagen wegen Ehren-

wenig. Große, wenn Sie hätten für mich."

„Sie sind Weber?"

„Zu dienen."

„Der Webermeister zu Sanct Josef braucht einen Gehilfen. Wollen Sie Arbeit nehmen, so können Sie morgen früh hinüber gehen, es ist eine Wegstunde hin."

„Ich werde hingehen."

Also hätte ich heute den zweiten. Einen Schneider habe ich just vorhin hier im Orte angebracht. Jetzt habe ich auch den Weber, und nun brauchte ich noch einen Dreher."

„Ein Dreher läuft draußen herum", berichtete der Bursche. „Wird sich aber nicht gerne abfangen lassen."

Mittlerweile war es Nachtmahlszeit geworden. Ganz wie es der erfahrene Braune vorausgesagt hatte, es gab Bohnen und Brot. Aber die Gäste ließen sich's schmecken. Ein Seilergeselle war dabei, der machte allerhand Späße, unser Weber wusste auch Etwelches anzubringen, und so war es ein ganz vergnüglicher Abend.

Da gab's ihrer, die fortwährend Allotria treiben, aber auch solche, die ein verbissenes Gesicht hatten und über alles schimpften. Es gab ganz cavaliermäßige Jungen darunter, aber auch unsaubere Kumpane. Beim Nachtmahl wurden Tauschgeschäfte betrieben, der eine tauschte für Brot Bohnenreste, der andere für Pfeifentabak Cigarren ein. Mancher Erfahrene erzählte Abenteuer aus der Fechtzeit, wie er die Bauern beschwatzt und die Polizei geprellt habe. Ein weiterer packte Erlebnisse aus von anderen Verpflegsstationen und ist so klug, die gegenwärtige, in der er sitzt, als die beste zu preisen, was der Verwalter nicht übel vermerkt. So erzählt ein Schuster, in der Station A habe er müssen Kinder locken; in der Station B habe er mit einem Kameraden aus der weiblichen Abtheilung Freundschaft geschlossen, indem er der Dame die Schuhe, die Dame ihm das Hemd geflickt hätte. Der Verwalter hätte aber die Flickerei für nicht wohl anständig erklärt und dadurch das junge und hoffnungsvolle Verhältnis leider untergraben. In der Station C gäbe es Jagdsport wie bei Cavalieren, Mäuse und Rattenjagden mitten in der Nacht; und in der Station D, da wisse man's eh! Ein vazierender Tischler ist, der weiß von einer Station zu erzählen, wo der Verwalter eine Büchersammlung hergerichtet hat für seine Gäste und ihnen an den Abenden daraus Vorlesungen hält. Besonders gegen die socialcommunistische Bewegung sucht er zu wirken und erklärt das Heiligthum von Mein und Dein. Einmal nach langem Sermon befragte er einen Bäckerjungen über das Vorgelesene und der Prüfling gab zur Antwort: „Ich versteh's halt so: Was mein ist, ist mein, und was dein ist, ist mein." Ein anderer, ein reisender Böttcher, suchte diese Lehre praktisch auszuüben, bestahl aber dabei sich selbst. Er wollte in der Nacht, während im Saale alles schlief, aus dem Beinkleid seines Bettnachbars, das auf der Bank lag, das Geldtäschchen stibitzen und selbes in den Sack seiner Hose prakticieren; vergriff sich aber so unselig, dass er aus seinem eigenen Beinkleide die Geldtasche in das des Nachbars steckte und den Irrthum erst am nächsten Tage einsah, als nichts mehr zu machen war.

Bei solchem Geplauder wurden Bekanntschaften geschlossen. Da auch ein paar reisende Weibsbilder da waren, so musste der Verwalter endlich mit Nachdruck absondern in die unterschiedlichen Kammern und laut die Mahnung geben zum Nachtgebet und zum Schlafen.

Das Nachtlager war wesentlich besser als der Braune draußen es dem Weber geschildert hatte. Da gab's Strohsäcke, Strohkissen und Wollendecken. — Der König liegt auch nicht besser, wenn er schläft, dachte unser Weber, da schlief er auch schon.

nicht mehr gesehen. -- Hast deine Bohnen endlich unter Dach gebracht, alsdann nachher schlafen gehen. Auf einer Pritschen euer zehn oder zwanzig neben einander. Alle haben Nachtmahl gegessen. Vergiss nicht, die Fenster aufzumachen, Freund, sonst steigt in der Nacht die ganze hochlöbliche Verpflegsstation auf wie ein Luftballon."

„Drachsler, du übertreibst."

„Da bin ich dir ein Kerl!" fuhr der Braune fort, „die Nacht über unter einem Heuschober, frische Luft, keine Hausordnung. Nicht des Morgens Bettaufräumen müssen, wie die alten Weiber."

„Und im Winter?" fragte der Weber.

„Ja, Thor! gibt's denn keine barmherzigen Leut' mehr auf der Welt? Keine Ofenbänke, keinen Heustadl? Fröstelt's heute, so habe ich dafür morgen zwei Decken und manchmal noch einen Polster und allerlei Sonstiges. In der Station immer unter der Zuchtruthe wie ein böser Schulbub, ewig dasselbe, die Bräuche und Einrichtungen überall gleich, als wären sie in der Fabrik gemacht worden. Süßer Junge, das ist langweilig!"

„Raisonnier' nicht, Drachsler, und heb' dich. Es finstert schon." Also sagte der Weber, der andere aber rückte sich im Straßengraben zurecht, hub an, sachte ein Kirchenlied zu pfeifen und that, als ob er in solcher Lage zu nächtigen gedenke.

„Nun, so behüt' dich Gott!" sagte der Weber und gieng fürbass in das Dorf hinein, der Braune blickte ihm mitleidig nach.

Leute, die dem Weber auf der Straße begegneten, grüßte er artig und sie dankten seinem Gruße freundlich, jetzt musste er sich keine „Landplage" mehr schimpfen lassen.

In der Verpflegsstation zu Staubing waren schon mehrere Reisende beisammen. Die einen hatten ihre auf den Rücken zu schnallenden Tornister, die anderen bargen ihre Habe im Handkoffer, welchen sie auf dem Stocke über der Achsel zu tragen pflegten, wieder andere hatten Seitentaschen, oder auch gar nichts bei sich. Sie verrichteten verschiedene Arbeiten, einer scheuerte den Fußboden, ein zweiter fegte draußen auf der Gasse den Staub weg, ein dritter kraute aus dem Dorfbach den Wildwasserschutt hervor, ein vierter zerkleinerte Brennholz für das Armenhaus, weil für die Verpflegsstation der Bedarf schon gedeckt war.

Unser Webergeselle stellte sich dem Verwalter vor und überreichte ihm die Papiere, welche dieser in Ordnung fand. Der Verwalter fragte ihn noch, wie viel Geld er in der Tasche habe.

„Fünf Gulden", antwortete der Weber.

„Dann bedaure ich", sagte der Verwalter, „unsere Anstalt ist nicht für Krösusse, sondern für arme Leute, die weniger als fünf Gulden haben. Dieser Mann hier zum Beispiel hat nicht einen Kreuzer in der Tasche. Für solche sind wir da." Damit wies er auf einen alten Halbkrüppel, der erschöpft in einem Winkel kauerte.

„Nachher machen wir's so", sagte der Weber, „diesem guten Freunde schenke ich zehn Kreuzer. Da nimm. — So, und nun gehöre auch ich nicht mehr zu den Krösussen, sondern zu den armen Leuten, die nicht fünf Gulden haben, und ich bitte um Herberge für die Nacht."

Der Verwalter lächelte, denn einen Mann, der nicht fünf Gulden besitzt, hatte er nicht das Recht, abzuweisen. Hingegen wurde ein neueingetretener Reisender abgewiesen, der innerhalb von drei Monaten schon das zweitemal vorsprach.

„Für Sie habe ich momentan nicht einmal eine Arbeit", sagte der Verwalter zum Weber, die Hängelampe anzündend.

„Das macht nichts", antwortete dieser. „Kleine Arbeit ist mir eh zu

suche ist, auch noch aufzutreiben sein. Glückliche Reise, meine Herren!"

Ja gewiss, das waren höflichere Ansprachen, als früher vor den Hausthüren, wenn es über die „Strolche", das „Landstreichergesindel", die „Tage- und andere Diebe" hergieng, während mancher arme brave Bursche sich unter den Erdboden hineinschämte, dass er bitten musste um ein Stück Brot, welches dem Hungernden wohl der Einzelne versagen kann, nicht aber der Staat, der so oder so für alle seine Kinder zu sorgen hat.

Bevor die Reisenden ihren Weg unter die Füße nahmen, gab es in den Papieren noch einzuschreiben, zu bestätigen, anzumerken, so dass der Bursche nicht allein in seiner eigenen Tasche, sondern auch auf allen Stationen nach allen seinen Dimensionen und Absichten fest und genau beschrieben ist und gar nicht in Verlust gerathen kann.

Als der Webergeselle auf dem Wege war nach Sanct Josef, wo er Arbeit nehmen wollte, führte auf der Straße ein Gendarm den Braunen dahin. Der gute Dreher hatte das Handwerksburschenleben auf eigene Faust nach alter Weise fortführen wollen, und das war dem Gendarmen nicht recht gewesen.

„Kamerad", so redete ihn nun der Weber an, „dir war in der Verpflegsstation das Zimmer zu dunstig und die Kost zu schlecht, wird's im Kotter besser sein?"

Der Braune ließ kein allzugroßes Leidwesen merken, so dass der Weber auf die tröstliche Vermuthung kam, das Land blicke auf den Kotter mit mindestens so großer Mütterlichkeit, als auf die Herbergen für arme Reisende.

R.

Hans Makart und Kronprinz Rudolf.

Eine Erinnerung von Josef Lewinsky.*)

Es war im Jahre 1873, zur Zeit der Wiener Weltausstellung. Nach zwölfjähriger Trennung hatte ich mich mit meinen Jugendfreunden Hans Makart, Eduard Kurzbauer, Gabriel Max, Adolf Weiß und Ludwig Barnay in der österreichischen Kaiserstadt wieder zusammengefunden. Makart und Kurzbauer, damals gerade in der Fülle ihrer Schaffenskraft, waren zu Ruhm und Ansehen gelangt, nicht minder Max und Weiß (Paris) und auf anderem Gebiete Ludwig Barnay, seit wir uns zuletzt gesehen; doch das Band innigster Freundschaft, das uns in Sturm und Drang wie in Lust und Scherz zusammengehalten, hatte sich, ob wir auch räumlich von einander geschieden waren, in der Zwischenzeit nicht gelockert. Bei so harmonischer Grundstimmung konnte es nicht fehlen, dass wir unser Wiedersehen in der herzlichsten Weise feierten und im öfteren Beisammensein jene Stätten, an denen wir in unserer Jünglings-

*) Aus dem Werkchen: „O diese Künstler!" Von Josef Lewinsky in Berlin. (S. Fischer. Berlin 1890.)

Am nächsten Morgen fragte der alte Halbkrüppel (er hatte einen krummen Fuß), beim Verwalter höflich an, wie weit es bis zur nächsten Station wär'? Ja dahin wäre es fünfzehn Kilometer, so viel als vier gute Stunden. Hierauf die Bitte des Alten, ob er nicht noch einen Tag auf der Station bleiben dürfe, wenn er dafür die zehn Kreuzer zahle, die er vom Weber zu schenken bekommen habe. Das konnte nun aber der Verwalter nicht zusagen, sogleich war der Weber da und sagte, weil er so glücklich sei, Arbeit zu finden, so bezahle er für den Alten die Herberge auf drei Tage, was einen Gulden und fünfunddreißig Kreuzer ausmachte. Also könne der gute Mann sich einmal ein wenig ausruhen. Der Alte bedankte sich tausendmal und meinte, er werde ja ohnehin das letzte Ziel seiner Wanderschaft bald erreicht haben. Er sei Maurer, aber seit ihn ein rollender Stein zum Krüppel geschlagen, könne er seinem Brote nicht mehr recht nachgehen.

Ein Schneider war vorhanden, der wollte es sich nicht nachsagen lassen, dass die Weber großherziger wären, als die Kleidermacher, er schenkte daher dem Alten einen Zwanziger. Das sahen drei anwesende Schuster und sie übertrumpften den Schneider mit einem ganzen Gulden, den sie dem Armen spendeten. Dieser war voller Freuden und Dankbarkeit; der Verwalter schlug mit gewichtiger Miene in seinen Statuten nach, ob es wohl erlaubt sei, auf der Verpflegsstation Almosen zu geben. Erlaubt war es in den Statuten nicht, aber auch nicht verboten. Nun, so nannte der Verwalter die Wohlthäter brave Leute.

Der Gemeindevorsteher erschien, um die Anstalt in Augenschein zu nehmen. Auch ihm gefiel der Sinn der Anwesenden und er nahm nachher Gelegenheit, Folgendes zu sagen: „Selten ist etwas so Gutes erfunden worden, als die Herberge für arme Reisende auf dem Lande. Wir sind der Bettler ledig und haben uns nicht zu fürchten vor unzufriedenen und rachgierigen Gesellen. Die kleine Steuererhöhung, die wir für die Verpflegsanstalten leisten, steht in gar keinem Verhältnisse zu den Auslagen, die uns das Bettelwesen verursacht hat. Und die Reisenden haben noch den größten Vortheil; sie werden befreit von den Vagabunden, denen das Handwerk nun gelegt worden ist, sie finden auf ihrer Arbeitsuche Pflege und Hut und auf kürzestem Wege Arbeit, sowie auch der Arbeitgeber auf kürzestem Wege Arbeitskräfte finden kann. Es ist ein neuer Arbeitsmarkt errichtet für Angebot und Nachfrage. Schon jetzt sieht man weniger Schnapsschänken, man wird auch bald merken, dass es weniger Diebstähle, Einbrüche, Raubanfälle, ja selbst Schadenfeuer gibt, als ehedem. Der große Nutzen, den die Naturalverpflegsstationen nach vielen Seiten hin gewähren, wird erst allmählich ganz erkannt werden. Dann werden die Bezirke, oder die Landesverwaltungen, unter denen die Anstalt steht, sich vielleicht auch bewogen finden, denselben gegenüber weniger zu knausern, wohl bedenkend, dass für unnützere Zwecke mehr Geld ausgegeben wird, als für die Naturalverpflegsstationen, dass aber diese ihre Kosten vielfach abstatten. Meine Herren, ich sage Ihnen das, damit Sie Ihr gutes Recht sehen und den Vortheil, den jetzt jeder hat, der ein ordentlicher Mensch ist. Den Vagabunden wird's unmöglich gemacht. Wir bedauern, Sie heute auf unserer Landestafel nur mit Brot und Gemüse bewirten zu können. Vegetarische Nahrung ist zwar überaus gesund, doch hoffen wir, anständigen Leuten, wenn sie als Arbeiter reisen, dereinst — wenigstens an Sonntagen — auch ein Stück Fleisch aufwarten zu können. So viel, was mit vollem Recht der gewöhnliche Soldat hat, wird für den braven Gewerbsmann, wenn er auf Arbeit-

kunstsinnigen Prinzen aus ihren Schöpfungen bereits bekannt. Max hatte durch seine ersten größeren Werke, die „Löwenbraut“ und „Julia“, die allgemeine Aufmerksamkeit bereits auf sich gelenkt. Kurzbauers seitdem populär gewordenes Gemälde „Die ereilten Flüchtlinge“ war von der Kaiserlichen Galerie im Belvedere angekauft worden, und Barnay hatte jüngst an der „Burg“ gastiert. Kronprinz Rudolf, eine jugendlich elastische Gestalt von etwa fünfzehn Jahren, blond, mit geistsprühenden, freundlichen Augen, wusste jedem der ihm vorgestellten Künstler etwas Verbindliches zu sagen. Aus jedem seiner Worte gab sich eine so ursprüngliche Frische und Lebensfreudigkeit, eine allem Etikettenzwange abgeneigte Natur kund, dass man nicht den Erben eines der mächtigsten Reiche, sondern einen Jüngling aus vornehmem Bürgerhause vor sich zu sehen glaubte.

„Hier ist's so schön, meine Herren, dass ich mich am liebsten bei Ihnen niederlassen möchte“, rief der Kronprinz mit jugendlichem Enthusiasmus aus. „Nicht wahr, lieber Graf, wir wollen hier ein wenig rasten?“ wandte sich der Erzherzog an seinen Gouverneur, den Grafen Latour, der sich bisher etwas abseits gehalten. „Das heißt“, bemerkte der Kronprinz, sich zu uns wendend, „wenn's die Herren erlauben.“

Wir gaben natürlich unserer Freude, den jungen Prinzen in unserer Mitte zu sehen, lebhaften Ausdruck. „Aber nur unter einer Bedingung, meine Herren“, sagte der Prinz. „Sie versprechen mir, sich unseretwegen keinen Zwang aufzuerlegen und uns als zu Ihrer Gesellschaft gehörig zu betrachten.“ Und mit ergötzlicher Neugier die lukullischen Herrlichkeiten prüfend, die mittlerweile von Makarts Diener auf einem weißen Tafeltuche ausgebreitet waren, fügte er hinzu: „Das muss hier im Freien prächtig schmecken!“

„Wenn kaiserliche Hoheit uns die Ehre erweisen wollen, mit dem Herrn Grafen an unserem bescheidenen Mahl theilzunehmen . . .“, sagte Makart etwas zögernd.

„O, mit Vergnügen, lieber Meister“, erwiderte Kronprinz Rudolf. „Wir haben von unserem Marsch Appetit bekommen, nicht wahr, lieber Graf?“

Da unser hoher Gast sichtlich in unserer Gesellschaft sich recht behaglich fühlte, so schwand auch unsererseits bald der letzte Rest von Befangenheit, und rückhaltslos gaben wir uns der fröhlichsten Stimmung hin. Bei dem heiteren Austausch unserer Jugenderinnerungen lag es nahe, dass wir auch jenes Tages gedachten, den wir zuletzt an dieser Stätte zugebracht.

„Wisst ihr euch noch des lustigen Streiches zu entsinnen, den uns unser lieber Freund Makart damals auf dem Wege nach dem Leopoldsberg gespielt?“ fragte Kurzbauer. „Kaiserliche Hoheit müssen wissen, dass unser Makart, der ein so ernster, schweigsamer Herr geworden ist, damals zu den heitersten in unserem Bunde zählte... Sengend brannte die Hitze; die Last unserer mit Proviant gefüllten Reisetasche hatte ein jeder von uns bereits schwer empfunden, kein Wunder, dass wir uns sämmtlich auf halbem Wege schon ermattet fühlten. Da, mit einemmale — wir waren im Begriff, mit Stöhnen und Ächzen die steil aufsteigende Höhe dort zu erklimmen — erklärte Freund Makart: „Hört Kinder, ich kann nicht mehr weiter, meine Füße sind ganz wund gerieben; wenn ihr mich nicht tragen wollt, muss ich in der Sonne hier liegen bleiben.“ Da uns Freund Hans die Alternative mit dem vollkommensten Ernst stellte, was blieb unserer Collegialität übrig, als zu Zweien abwechselnd uns mit ihm zu beladen! Und so langten wir schweißtriefend und erschöpft von der Durchführung unserer Rollen als Lastthiere auf dem

zeit so gerne geweilt, mit besonderer Vorliebe wieder aufsuchten. In der weiteren Umgebung der Kaiserstadt hatten der Kahlenberg und der Leopoldsberg in jener Zeit zu den von uns bevorzugten Ausflugsorten gezählt. Eine Fußpartie „hinauf" galt uns als der Gipfel unserer touristischen Freuden. Und wieder unternahmen wir an einem herrlichen Julimorgen eine „Partie" nach jenen Höhen — diesmal freilich nicht „zu Fuß". Waren wir doch mittlerweile fast sämmtlich vornehmere und sämmtlich — bequemere Herren geworden. Auch der Vorrath an Speis' und Trank, den wir im Wagen Makarts, von diesem gespendet, mit uns führten, unterschied sich nicht unwesentlich von dem frugalen, aus einer gemeinsamen Beisteuer hervorgegangenen, einer defecten Reisetasche anvertrauten Mundvorrath, womit wir auf derartigen Ausflügen uns einst gern begnügten.

Und wieder standen wir auf jenem entzückenden Aussichtspunkt, der uns den Anblick des wunderbarsten Panoramas gewährte — die alte Kaiserstadt mit ihrem Häusermeer, mit ihren Kirchen und Palästen, mit ihrem mächtig emporstrebenden Wahrzeichen, dem alles überragenden Stephansthurm und dem majestätischen Strome, der im Glanze der Morgensonne doppelt „schönen" blauen Donau. Ein Städtebild, unvergleichlich und einzig in seiner Art.

Und auf dem wiedergefundenen Lieblingsplätzchen im Schatten des Waldes uns lagernd, riefen wir im Austausch unserer Erinnerungen die alte, trotz mancher Entbehrungen freudenreiche Jugendzeit zurück, jene Zeit, die nur Ideale, Thorheiten und noch keine Enttäuschungen kennt . . . Und beim Klange der Gläser ließen wir auch die alten lieben Weisen ertönen und auch die alten lieben, noch unverjährten Scherze wurden vorgebracht — wie einst!

Ludwig Barnay, welcher durch sein Gastspiel mit den „Meiningern" in Berlin als Marc Anton kurz zuvor „sich selbst entdeckt" hatte, ließ sich zur Declamation jener Hebbel'schen Ballade („Der Haideknabe") bewegen, durch deren Vortrag der hoffnungsvolle Musenjünger den Freunden seinen Beruf zur Bühne an derselben Stätte einst dargethan.

Wir standen noch im Banne der mit echter Leidenschaft wiedergegebenen Dichtung, als plötzlich Kurzbauer ausrief: „Wir haben Zuhörer, Freunde!"

Wie elektrisiert sprang Makart auf und raunte uns zu: „Der Kronprinz! . . ." Schnell erhoben auch wir uns, während Makart nun dem jugendlichen Prinzen entgegeneilte, der in Begleitung eines älteren Cavaliers in unserer Nähe stand und jetzt mit freundlichem Lächeln dem Declamator applaudierte. Makart, dessen Ruf, trotz vieler Gegner seiner künstlerischen Richtung, damals schon fest begründet war, und der bei Hofe in hohem Ansehen stand (war er doch einer persönlichen Einladung des Kaisers zu dauerndem Aufenthalt in Wien gefolgt), erfreute sich der besonderen Gunst des jugendlichen Thronfolgers. Mit herzlicher Lebhaftigkeit rief Erzherzog Rudolf dem Meister zu: „Aber das ist ja ein reizendes Zusammentreffen, lieber Makart, hier mitten im Walde. Wir haben unseren Wagen vorausgeschickt, um uns bei dem prächtigen Wetter den Genuss einer Fußpartie nach Klosterneuburg zu verschaffen, und nun kommen wir unverhofft zu einem Kunstgenuss im Freien."

„Kaiserliche Hoheit, wir feiern ein frohes Wiedersehen, und das kann man wohl nicht besser, als in Gottes schöner Natur. Gestatten Hoheit, dass ich Ihnen meine Jugendfreunde vorstelle?"

Und mit der ihm eigenen Wärme präsentierte Meister Hans dem kaiserlichen Jüngling jeden einzelnen seiner Freunde. Einige derselben waren dem

drückte sich inbezug auf den „Ersten“ immer etwas unbestimmt aus.)

„Du närrischer Kerl, wozu brauchst du einem Gulden?“ fragte ich.

„Ja schau, Brüderl“, erwiderte Wilhelm, „mir fällt halt eben ein, dass mir der Holzer . . . (so hieß der in seiner außeramtlichen Stellung einen kleinen Handel mit Malerrequisiten treibende Diener der Akademie), weißt, dass mir der Holzer den Credit gekündigt hat.“

„Aus welchem Grund?“

„Na schau, Gaberl, weil ich schon mit elf Gulden bei ihm an der Kreide stehe. Sixt, wenn ich dem Kerl nicht wenigstens mit einem Gulden den Mund stopf', dann gibt er mir morgen weder Leinwand noch Farben zum Malen.“

Die sämmtlichen Taschen meiner Kleider durchsuchend, fand ich eben noch einen Gulden, der mir von der Zeche des Abends übrig geblieben war, und diesen Gulden zählte ich in zehn Silbersechserln in die Hand des neben mir im Zickzack durch den Schnee watenden Freundes.

Als wir aber am folgenden Morgen mit schweren Köpfen erwachten und zur Akademie gehen wollten, machten wir eine lustige Entdeckung: Mein Freund hatte die zehn Sechserln gar nicht von mir erhalten. Ich hatte sie — in den Schnee gezählt.“

Die Gesellschaft lachte und der Kronprinz rief vergnügt: „Da muss es freilich an dem Abend ziemlich neblig gewesen sein.“

„Die Erwähnung unseres Freundes Wilhelm G. ruft auch in mir die Erinnerung an ein heiteres Erlebnis wach“, sagte Adolf Weiß. „Wer ihn sah, den wackeren G. mit seinem offenen, ehrlichen Vollmondsgesicht, der musste unwillkürlich an lukullische Mahlzeiten denken; und doch litt der arme Junge oft die bitterste Noth und war genöthigt, um nur das Leben zu fristen, Kreuzwege, Martertaferln, Heiligenbilder für arme Dorfgemeinden à fünfzig Kreuzer bis zu einem Gulden das Stück zu malen. Da erfuhren wir einst, Kurzbauer und ich, dass eine alte Dame sich porträtieren lassen wolle. Sofort waren wir entschlossen, die Arbeit dem bedürftigeren Kameraden zuzuwenden. Nun war dieser aber im Verkehr mit Fremden von einer unbesiegbaren Blödigkeit. Zu einem Besuch einer wildfremden Frau würde er nicht um eine Welt zu bewegen gewesen sein; da konnte nur List zum Ziele führen. Unter irgend einem Vorwande wurde der ahnungslose G. zu einem Spaziergang eingeladen, bis an das Haus der porträtlustigen Dame geleitet und ihm der Zweck unserer Promenade hier eröffnet. Kaum aber hatte dieser Erzeuger von «Martertaferln» vernommen, welches Martyrium von seinen ungerathenen Freunden ihm selbst zugedacht sei, als er mit heillosem Entsetzen Reißaus nehmen wollte. Wie der Blitz waren wir ihm jedoch auf den Fersen, ergriffen ihn an Händen und Füßen und trugen den Widerstrebenden die Treppe hinauf, klingelten an der Thür der Dame und schoben ihn ins Zimmer, worauf wir, froh über das Gelingen unserer List, die Treppe hinunterstürmten.

«Was wollen Sie?» fragte angsterfüllt die allein anwesende Dame den hereinpolternden Fremdling, der mit seinem hochgerötheten Antlitz allerdings wenig vertrauenerweckend vor ihr stand. Verlegen den Hut in der Hand drehend, stotterte der arme Junge einige unverständliche Phrasen von «Porträtmalen», «Schöne Empfehlung» und «Hergeschickt worden». Die gute Frau, deren Phantasie angesichts des verdächtig um sich blickenden Eindringlings, in Erinnerung eines vor kurzem an einer alleinstehenden Dame verübten Mordes in Aufregung gerathen war, sah aber in jenem einen Menschen, der auch gegen sie nichts Gutes im Schilde führe. «Entfernen Sie sich augenblicklich!» rief sie mit zitternder Stimme

Leopoldsberge an, und welche Eröffnung machte uns der kleine Schelm? „Ich danke euch, Kinder“, rief er, mir und Barnay munter vom Arm herunterspringend. „Ich wollte bloß eure Muskelkraft prüfen, habe mich aber überzeugt, dass ihr sämmtlich Athleten seid.“

Der Kronprinz lachte herzlich. „Solch' junges Künstlerleben mag wohl manches Abenteuerliche im Gefolge haben“, meinte er.

„Ich kann's nicht leugnen, kaiserliche Hoheit“, sagte Freund Weiß, „bei aller Begeisterung für unsere künstlerischen Ideale, und bei mancher Entbehrung, waren wir doch zugleich das leichtlebigste, lustigste Völkchen, dessen glückliche Weltvergessenheit eben nur auf dem Boden der heiteren Kaiserstadt gedeihen konnte.“

„Wir waren damals auch bessere Menschen, kaiserliche Hoheit, als wir heute sind“, sprach Max, mit dem ihm eigenen Sarkasmus. „Es gab eine Zeit, wo wir sämmtlich aus der Akademie ausgetreten waren, im Bestreben, uns selbst weiter zu bilden, aber leider die Modellkosten nicht erschwingen vermochten. (Später giengen wir ja zu Piloty nach München.) Mit welcher rührenden Opferwilligkeit war da unser Freund Lewinsky bereit, im heißen Sommer oft mehrere Stunden uns «Act» zu stehen! Mit welcher lammfrommen Geduld war der herrliche Jüngling da noch fähig, einen mit den Gesetztafeln vom Berge Sinai heruntergekommenen Moses, oder einen aus dem Bauche des Walfisches eben frisch ausgespieenen Propheten Jonas für naturgetreu darzustellen!“

„Moses und die Propheten, kaiserliche Hoheit, das waren die Sujets, nach welchen wir alle damals strebten“, bemerkte ich offenherzig.

„Wenn Sie Ihr künstlerisches Martyrium so leichtgesinnt zu tragen vermochten, muss die Sache nicht so ganz schlimm gewesen sein“, meinte Graf Latour lächelnd.

„O, sie war oft schlimm genug, Excellenz“, rief Barnay. „Heute, wo wir so mancher Jugendthorheit entrückt sind, lachen wir freilich darüber.“

„In welcher Weise haben Sie Ihre Laufbahn begonnen, Herr Barnay?“ fragte der Kronprinz den Bühnenkünstler.

„Die ersten «Bretter», welche meine «Welt» bedeuten, waren in Meidling bei Wien aufgeschlagen“, erwiderte der zukünftige Theaterdirector. „Leider war es mir nicht vergönnt, diese Bretter zu betreten, denn vor meinem ersten Debut als Karl Moor wurde ich wegen Passlosigkeit aus Meidling ausgewiesen.“

„Das ist allerdings ein wenig ermuthigender Anfang“, warf der Kronprinz lachend ein.

„Und wisst ihr euch noch des Abschiedsschmauses zu entsinnen, den wir unserem Freunde Barnay gegeben haben?“ fragte Kurzbauer.

„O gewiss“, betheuerte Weiß. „Wir feierten an dem Abend gleichzeitig den Namenstag unseres Freundes Max. Der 24. April war's. Wisst ihr noch, Gabriel bezahlte die Zeche.“

„Aber des Nachspieles werdet ihr euch nicht zu erinnern wissen“, sagte Max vor sich hin kichernd. „Daran waret ihr freilich nicht betheiligt. Bei Namenstags- und Abschiedsschmäusen, kaiserliche Hoheit, geht es nicht immer streng puritanisch zu, und die vielfachen Toaste derartiger Feste werden in der Regel nicht mit Wasser ausgebracht“, wandte sich Max halb entschuldigend zu dem jugendlichen Thronfolger. „Nun bewohnte ich damals mit einem Akademiegenossen in der Alservorstadt gemeinsam ein Zimmer. Beim Nachhausegehen in später Nacht — fußhoch lag der Schnee auf der Straße — bleibt mein College plötzlich vor mir stehen und spricht in feierlich bewegtem Tone: „Hör' mal, Gabriel, ich weiß, du bist mein Freund, mein Bruder. Kannst du mir bis zum Ersten einen Gulden pumpen? (Er

Kleine Laube.

Unter Scheffels Banner!

Eine Reiseerinnerung von Adolf Jarosch.

„Und vergnügt schlug ihm das Herz, als er einsam fürbass zog!" — Dieser so schlichten und schönen Worte aus Scheffels „Ekkehard" gedachte ich, als ich das schöne Ischl verließ, um mich nach dem lieblichen Abersee zu wenden.

Es war früh morgens und meine Brust hatte sich den Gefühlen geöffnet, die das Herz gefangen nehmen beim Anblick der herrlichen Frühlingspracht und beim Lauschen des fröhlichen Gesanges der munteren Vöglein, deren Gezwitscher sich in das lustige Plätschern der Traun mengte, die dem Wanderer am ganzen Wege bald zur Rechten, bald zur Linken entgegenfließt.

Nach $2\frac{1}{2}$stündigem, rüstigem Ausschreiten war ich im malerisch gelegenen, fremdenbelagerten, saisonfähigen St. Wolfgang, von wo aus, nach kurzer Rast, der weges- und Scheffel-kundige Bürgermeister, Hotelbesitzer Peter, mich zum Scheffelblick geleitete. Und die herrlichen Landschaftsbilder, die unterwegs stückweise mein Auge ergötzten, boten sich nun vereint meinen Blicken dar. Es war unvergesslich schön! Wahrlich, der deutsch-österreichische Alpenverein hätte keinen würdigeren Platz für den Obelisk mit dem Gedichte der Erzherzogin Valerie: „Dank an Scheffel" finden können. —

Die Welt der Mäcenaten ist ausgestorben. Kein Krösus flicht dem Mimen und Dichter Kränze und lässt letzteren Geisteskinder abschreiben, beziehungsweise drucken. Die Erde hat bereits das vom alten Propheten vorhergesagte Loch bekommen und die erste, die durch dasselbe fiel, war die Kunst. Ein großes Verdienst gebührt daher dem Alpinisten, der seinen Mitmenschen nicht nur Brücken baut und Wege bahnt, sondern auch dem Dichter Denkmäler errichtet. Und doppelt Dank verdient der deutsch-österreichische Alpenverein, der dem Sänger der „Bergpsalmen" an den Gestaden des St. Wolfgangsees gleich zwei Mementos in den Stein geschrieben.

Und besonders das zweite, das wir auf der Rückfahrt von St. Gilgen, nach welcher Seite wir abgestiegen waren, sahen, ist es, das so wirkungsvoll auf den herabschaut, der auf urzeitlichem Einbaum sich ihm nähert. Ich meine die Inschrift auf abgrunddräuender Wand des Falkensteines. Sie ist wahrlich der gewaltigste Ruf: Te saxa loquuntur! — Der viellesende Ferge erzählte mir nun, was ich längst wusste und mir als nächstes Ziel meiner Fahrt bestimmt hatte. Es war eine Freude, zu hören, wie der biedere, schlichte Mann mit dem Thurme herausrückte, den man dem gleichen „G'schichtenschreiber" zu Ehren in Mattsee errichtet, und eine Thräne der Rührung

von der äußersten Ecke des Zimmers dem noch immer an der Thür stehenden, kläglich dreinblickenden «Räuber» zu; und als dieser, selbst nach Fassung ringend, der Aufforderung nicht gleich Folge leistete, riss sie das Fenster auf und schrie nach dem Hof um «Hilfe!» Jetzt war für den so grausam verkannten Porträtierer allerdings der geeignete Moment, sich zu «entfernen» gekommen, denn auf dem Hofe wurden bereits Stimmen laut. Athemlos langte er auf der Straße an, wo wir, auf das Resultat seines «Besuches» begierig, ihm entgegenriefen: «Nun Wilhelm, wird sich die Alte von dir malen lassen?» — «Der Teufel soll die Alte malen, und euch soll er holen!» entgegnete er, seinen stürmischen Gefühlen in drastischer Weise Luft machend, war aber viel zu gutmüthig, um nicht in das Gelächter der Freunde über seine «Räubergeschichte» schließlich selbst einzustimmen."

Die Erzählungen unserer Gefährten hatten den Prinzen und seinen Begleiter ungemein belustigt. Nun aber mahnte Graf Latour seinen hohen Zögling zum Aufbruch. Offenbar nur ungern folgte dieser der Aufforderung.

„Meine Herren", sagte der Kronprinz, sich erhebend, „ich danke Ihnen für die heiteren Stunden, die ich in Ihrer Gesellschaft verleben durfte; sie haben mich erfrischt und angeregt. Revanchieren kann ich mich freilich nicht durch Erzählung meiner Jugenderlebnisse", sagte der Erzherzog lächelnd; und mit einem Seufzer setzte er hinzu: „Ach, lernen, studieren und — entbehren muss ein Kronprinz auch, nur ist seine Jugend dabei minder lustig als die des Künstlers."

„Der Beruf Euerer kaiserlichen Hoheit ist aber auch ein ungleich erhabenerer als der des Künstlers", sprach Makart mit Wärme. „Wir dürfen nur hoffen, durch die Gebilde unserer Kunst Tausende zu erfreuen. In die Hände des dereinstigen Herrschers ist aber das Glück von Millionen gelegt."

„Das allein ist es, lieber Makart, was mir meine Arbeit versüßt und mich auf manchen Genuss, der anderen natürlich erscheint, gern verzichten lässt", rief der kaiserliche Jüngling, indem seine Augen in feurigem Glanze aufleuchteten . . .

Nach freundlichem Abschiede verließ er das trauliche Plätzchen, an dem wir so fröhlich geplaudert hatten. Schweigend blickten wir der langsam entschwindenden Jünglingsgestalt nach, und ernster, als wir gekommen, verließen wir die Stätte. Wir hatten in ein geistig reges, dem Idealen zugewandtes Gemüth geschaut. Der Gedanke, wie dieser lebensfrohe, blühende Jüngling einst das Land seiner Väter beherrschen, wie er auf dem Kaiserthrone mit den neuen Forderungen der modernen Zeit sich abfinden würde, beschäftigte uns noch lange. und frohe Hoffnungen wurden laut auf die Zukunft Österreichs und seines künftigen Herrschers . . .

Säkkingen" ins Italienische, die besonders gelungen genannt werden kann, ins Englische und Plattdeutsche, alle in zuvorkommendster Weise von den betreffenden Verlegern dem Eigenthümer der Scheffelstube zur Verfügung gestellt. — Nebenbei verdient es betont zu werden, dass die ganze wertvolle Sammlung lauter freiwilligen Beiträgen von Scheffelverehrern und Scheffels besten Freunden, wie Staatsrath von Eisenhart, Justizrath Schwanitz, Professor Ebers, A. von Werner, Alberta von Freidorf u. s. f. verdankt wird. Über die Entstehungsgeschichte des „Trompeters" gibt uns ein Büchlein von Herford und ein Manuscript ähnlichen Inhaltes von Pomezny Aufschluss. Natürlich fehlt auch das vom Scheffelbunde herausgegebene Gedenkbuch nicht, wie ja alle Bücher, die auf Scheffel Bezug haben, vorhanden sind.

Auch der Humor findet seine Vertretung; es fehlen nicht die verschiedensten Parodien auf Scheffels Gedichte, besonders auf das unvermeidliche, aber unverdienter Weise so oft misshandelte „Behüt' dich Gott". Ein lustiges Studentlein hat zur Erinnerung an den flotten Corpsstudenten Scheffel seinen Bummler mit den Zeilen gewidmet:

> O Bummler, der mein Liebling war
> In manchem Lebenssturm,
> Der mich geschmücket manches Jahr,
> Schmück' nun den Scheffelthurm.

Sehr interessant ist eine künstliche, sich bewegende Eidechse als Ichthyosaurus, welche kein Geringerer als der Nordpolfahrer Fregatten-Capitän Emil Edler von Wohlgemuth direct aus Japan sandte; derselbe hat auch das Scheffelmuseum vor fünf Jahren eröffnet.

Ich will ganz absehen von den zahllosen, auf Scheffel bezüglichen Zeitungsblättern u. dgl. Die geneigten Leser werden mir gerne glauben, dass ich nicht alles erwähnen kann, was das Museum bietet. Es wäre ja auch nicht recht möglich, den ganzen Katalog der Sammlung zu geben; dazu gehört viel Raum, Zeit und Mühe.

Für die Besucher des Scheffelthurmes liegt ein Fremdenbuch auf, in welchem schon mancher Scheffelverehrer sich verewigt und theilweise sehr sinnige Sprüche und Gedichte eingetragen hat; so trifft man L. Foglars bereits durch die ganze Presse gewandertes Gedicht „In der Scheffelstube" und die trefflichen Verse von R. Haas:

> Und lebend bleibt er und erhebt
> Hoch sich empor aus Schmerz und Schwächen —
> Die sind jetzt todt: sein Genius lebt
> Und nur von ihm wird man einst sprechen,

sowie

> Tief war sein Wesen und Gedicht,
> Vom Herzen kam's, zum Herzen drang es,
> Ins Breite gieng sein Schaffen nicht;
> Doch was er schuf, war ersten Ranges.

Herr Dr. Aberle wünscht in lustigen Reimen, der Scheffelthurm möge — mit Anspielung auf den von Petrefacten erfüllten Felsen des Wartsteins, auf dem er steht — auf den letzten Ichthyosaurus gebaut sein.

Ein Spruch lautet, und damit will ich die Reihe der Citate schließen: „Lass dich den Tod nicht reuen, Scheffel! Dein Name lebt hoch."

Hat man nun gesehen und gestaunt vor der Liebe und Verehrung, die Meister Scheffel so allseitig gefunden hat und findet; hat man dem Fleiße des Besitzers gedankt, der den Scheffelthurm erbaut und so Vieles in zwangloser Weise zur Schau stellt, ohne dass man durch Nummern und Abtheilungen an eine trockene prosaische Alltagsausstellung erinnert wird: so schweift der Blick durch die Thurmfenster auf die im Sonnenschein freudig wiederstrahlenden Mattseen. Freundlich liegt der Markt selbst da, umrauscht von dunkelblauen Wassern, anmuthig das gegenüberliegende Seeham, das zur grausamen Hunnenzeit manchen Mattseer Flüchtling gastlich aufnahm, und im sanft verschleierten Hintergrunde heben die Salzburger Berge träumend die dunklen Häupter in die Lüfte und hinter dem sagenumkränzten Untersberg winken die schneeigen Spitzen des Watzmannes herüber zum Denkmal des Sängers der im bunten Farbenspiele deutscher Sage schimmernden Frau Aventiure.

kam mir ins Auge, als unser wackere Fährmann aus zottigem Wams ein arg abgegriffenes Exemplar der „Bergpsalmen" hervorzog und meinte: „Dös müaßen's lesen, da steh'n schöne Sachen drin." — Vor uns die thürmende Felswand, vom blaugrünen Seespiegel benetzt; dunkle Fichten, vom Glutenschein der sinkenden Sonne vergoldet, und gespenstische Schatten hin- und herhuschend auf dem starren Felsen, als suchten sie den alten Freund, der hier auf Jagd- und Fischweid zog, den tapf'ren Bischof von Regensburg, der

„Aus Kaiserfehde und Fürstenstreit
Entflieht zur Alpeneinsamkeit."

Unbeweglich lauschte unser breitschultriger Genosse, wallenden Bartes, selber ein heiliger Wolfgang, auf die Märchen des Sees.

Anderen Tages zog es mich nach den Gefilden des Salzburger Hügellandes. An den Mattseen wollt' ich Einkehr halten und das sowohl monumental, als auch literarisch interessante Erinnerungszeichen an Josef Victor von Scheffel besichtigen: den Scheffelthurm mit dem Scheffelmuseum in der Villa Breitner.

Ich bin sonst ein ausgesprochener Feind von Privatsammlungen, denn man muß bei Besichtigung einer solchen oft unverdienter Weise loben, um sich gegen den Besitzer nicht unhöflich zu zeigen — conventionelle Lügen beherrschen ja die Welt — was bei öffentlichen Sammlungen wegfällt. Bei diesen zahlt man seinen Obulus und kann nach Herzenslust schimpfen und nöthigenfalls mit dem Custos — grob sein.

Ich ließ mich, zwar von alten Vorurtheilen getragen, doch durch meine Neugierde, das vielbesprochene Scheffelmuseum zu sehen, bezwingen und schlug den Weg dahin ein.

Ich sollte gleich, wenigstens schon an der Schwelle, von meinem Vorurtheil über Privatsammlungen geheilt werden.

Der Besitzer des Museums, der Verfasser von „Vindobonas Rose", selbst ein gottbegnadeter Poet, empfieng mich und machte den liebenswürdigsten Cicerone, den man sich nur begehren kann. Überaus entzückt, einen so wackeren Freund des dahingegangenen Ekkehard-Dichters zu kennen, erhob ich den Willkommbecher, gefüllt mit duftigem Maitrank, und brachte ihn den Manen des Dichters. Nun gieng es an die Besichtigung.

Eine Stiege, über welcher in goldenen Lettern die Inschrift: „In honorem Victoris Scheffel" glänzt, führt uns in ein altdeutsches Gemach, durchweht vom Hauche eines Dichtergenius. Die herrlichen Glasmalereien bringen in sinniger Weise die Musen, die „neun antiken Tanten", wie sie Scheffel in leichtem Scherze nennt, zur Darstellung und lassen das Licht in eigenthümlicher Färbung in das trauliche Gemach dringen, wo uns vor allem eine Kolossal-Büste Scheffels in die Augen fällt; es ist dies nicht die einzige, andere kleinere stehen auf Gesimsen und in Nischen, darunter eine besonders wertvolle, von dem berühmten Stuttgarter Steinkünstler Reinecke. Am meisten interessierte mich das Autographenkästchen, aus dem mir die schönen, wohlbekannten Schriftzüge Scheffels durch den Glasverschluss entgegenleuchteten. Die eingehende Besichtigung der zahlreichen, zum Scheffelstudium äußerst wertvollen Autographe sparte ich mir für die folgenden Tage auf, die ich im Hause als Gast zubringen sollte. Unter dem Autographenschrein befindet sich im Regal das Archiv des „Scheffelbundes in Österreich", der hier seinen Sitz hat. Die Wände des Thurmzimmers sind geschmückt mit Photographien und Bildern, welche uns die herrlichen Gestalten aus Scheffels Werken kunstvollendet vorführen. In einer Ecke steht ein kleiner Tisch, bedeckt mit einem weißen Deckchen, das, von kunstsinniger Damenhand gestickt, uns Jung Werner zeigt, der sein Abschiedslied wehmüthig zum Schlosse entsendet, wo seine Liebste weilt. Darauf steht ein Pokal, eine Spende sangesfroher Männer der Salzstadt Hallein. In einem geräumigen Glasschrank finden wir alle Ausgaben Scheffel'scher Werke, sowie die sechs bis jetzt erschienenen Biographien des Dichters, die Übersetzungen seines „Trompeter von

sprochen, indes es schon schwierig ist, sich einen richtigen Begriff von einer einzigen Million zu machen. Legt man z. B. eine Million Fünfmarkscheine auf einander, so erhält man einen Pack von 250 Fuß, und doch ist dabei angenommen, dass 100 Fünfmarkscheine ein Päckchen von ¼ Zoll ergeben; 1000 Stück würden 2½ Zoll ausmachen, 100.000 Stück 25 Fuß, 1,000.000 Stück 250 Fuß.

Aber nehme man nun an, ein Mensch hätte jede Stunde seines Lebens, von seiner Geburt an, Tag und Nacht gleich durchgerechnet, einen Thaler zu verzehren, so würde dieser Mensch, wenn er das seltene Alter von 100 Jahren erreichte, bei weitem keine Million in dieser langen Zeit verbraucht haben; denn 1 Stunde 1 Thaler, macht 1 Tag 24 Thaler, 1 Jahr 8760 Thaler, und 100 Jahre 876.000 Thaler.

Eine interessante Aufgabe ist die Frage, zu welcher Summe ein Pfennig anwächst, der zu 5% zu Christi Geburt auf Zinseszinsen ausgeliehen wäre.

Im Jahre 1870 würde der Pfennig auf eine Zahl angewachsen sein, die 38 Stellen hat und mit 30 Sextillionen beginnen würde.

Millionäre können eigentlich gar nicht verarmen. Nehmen wir beispielsweise das Vermögen des Hauses Rothschild. R. Meyer berechnet das Anwachsen des Rothschild'schen Capitales folgendermaßen: Der Pariser Rothschild starb 1875 und hinterließ 1000 Millionen Francs.

Man darf das Vermögen des Gesammthauses Rothschild also auf 5000 Millionen Francs schätzen. Die Rothschilds machen nun mehr als 5% Zinsen. Rechnen wir indes, dass dieses Plus für ihren Unterhalt daraufgehe und ihr Capital nur alle 15 Jahre verdopple.

So unanfechtbar aber, so logisch auch die Zahlen sind, so können sie doch, statistisch angewendet, auch ad absurdum führen.

Ein solcher hochinteressanter Fall ist folgender: Wenn ein Arbeiter eine Mauer in 12 Tagen erbaut, so bauen dieselbe Mauer doch 12 Arbeiter in einem Tag. Gut; dann bauen sie aber 288 Arbeiter in einer Stunde, 17.280 in einer Minute, und fassen gar 1.036,800 Mann an, so steht sie in einer Secunde da, d. h. ehe noch einer einen Stein hat hinlegen können.

Der Bodensee ohne den Untersee hat 8½ Quadratmeilen oder 5682 Millionen Quadratfuß; es hätten somit sämmtliche Bewohner des Erdballes zur Zeit jener Berechnung, auf rund 1430 Millionen veranschlagt, auf dem Bodensee Platz, indem für einen jeden 3·794 oder rund ein Quadratfuß Raum bliebe. Der See müsste natürlich überfroren sein, und zwar dick genug. Würde die Eisdecke einbrechen und die ganze Menschheit verschwinden, so würde der Wasserspiegel kaum um einen halben Fuß sich heben. Um die ganze Menschheit einzupökeln, brauchte man also nur ein Fass, das halb soviel Wasser hält, als nothwendig ist, um den Bodensee um einen Fuß steigen zu machen.

Bei all diesen Berechnungen muss man freilich immer wiederholen: „Wer's nicht glaubt, mag nachzählen oder die Probe machen."

Die Gesammtbevölkerung der Erde zu 1455 Millionen angenommen und dazu in Betracht ziehend, dass die jährliche Zunahme sich auf etwa 16 Millionen Seelen beläuft, so hat sich die Gesammtziffer seit dem Untergang des römischen Reiches um etwa die Hälfte vermehrt. Ferner: Wären sämmtliche bewohnbare Länder der Erde so dicht mit menschlichen Niederlassungen besetzt, wie England und Belgien, Indien und China, so würden etwa 10 Milliarden Menschen auf der Erde Platz gefunden haben.

Zwei Factoren, Geburt und Tod, ändern beständig an der Bevölkerungsziffer, die Oberhand behält aber die Geburt, denn nach den Sterblichkeitsfällen genau bekannter Länder ist berechnet worden, dass die jährliche Anzahl von Todesfällen auf der ganzen Erde 35 Mill. 693.350 beträgt, oder in anderen Worten

Im Nu waren die Wochen vergangen, die ich mir zum Studium hier bestimmt hatte; ich lebte im immerwährenden „Genussstrudel“ — wie der selige Klausner vom Wartstein sagte, wenn er seine Freunde in einer Anwandlung von Misstrauen über Berg und See jagte und sich des Erfolges herzlich freute. — Nun war's auch hier zum Abschied.

Ergriffen schied ich von dem reizenden Dichterheim, geleitet von dem Sänger der „Rose von Vindobona“ und dessen liebenswürdiger Hausfrau mit zwei munteren Kindern, die mich in ihrer ergötzlichen Ursprünglichkeit an Audifax und Hadumoth gemahnten.

Botenart.

Von Anastasius Grün.

Der Graf kehrt heim vom Festturnei,
Da wollt' an ihm sein Knecht vorbei.
„Holla, woher des Wegs, sag' an!
Wohin, mein Knecht, geht deine Bahn?“

„Ich wandle, dass der Leib gedeih',
Ein Wohnhaus such' ich mir nebenbei.“ —
„Ein Wohnhaus? nun, sprich grad' heraus,
Was ist gescheh'n bei uns zu Haus?“ —

„Nichts Sonderlichs! Nur todeswund
Liegt euer kleiner, weißer Hund!“ —
„Mein treues Hündchen todeswund!
Sprich, wie begab sich's mit dem Hund?“ —

„Im Schreck Eu'r Leibross auf ihn sprang,
D'rauf lief's in den Strom, der es verschlang.“
„Mein schönes Ross, des Stalles Zier!
Wovon erschrak das arme Thier?“ —

„Besinn' ich recht mich, erschrak's davon,
Als von dem Fenster stürzt' Eu'r Sohn.“ —
„Mein Sohn! Doch blieb er unverletzt?
Wohl pflegt mein süßes Weib ihn jetzt?“ —

„Die Gräfin rührte straks der Schlag,
Als vor ihr des Herrleins Leichnam lag.“ —
„Warum bei solchem Jammer und Graus,
Du Schlingel, hütest du nicht das Haus?“ —

„Das Haus? Ei, welches meint Ihr wohl?
Das Eure liegt in Asch' und Kohl'!
Die Leichenfrau schlief ein an der Bahr',
Und Feuer fieng ihr Kleid und Haar.
Und Schloss und Stall verlodert' im Wind,
Dazu das ganze Hausgesind!
Nur mich hat das Schicksal aufgespart,
Euch's vorzubringen auf gute Art.“

Überraschendes aus dem Reiche der Zahlen.

Es ist eine ergötzliche Zusammenstellung statistischer Curiositäten, die wir in dem „Neuen Demokrit“ von E. M. Schranka (Berlin, Hans Lüstenöder, 1890) finden. In der Absicht, unsere lieben Leser einmal ein wenig zu verblüffen, entnehmen wir derselben folgende Stückchen:

Eine der ersten, ältesten, oft genannten statistischen Curiosa hängt mit der Erfindung des Schachspieles zusammen.

Der über die geistreiche Erfindung entzückte König Schachram, so wird erzählt, erlaubte dem Erfinder, dem Brahminen Sissa (die Geschichte spielt 400 Jahre v. Chr.), eine besondere Gnade als Belohnung.

Der Brahmine begehrte nichts mehr, als dass man ihm für das erste Feld ein Weizenkorn, für das zweite zwei, für das dritte vier, für das vierte acht Weizenkörner und so fort in geometrischer Progression die Körner bis zum 64. Feld verdoppelt geben und den ganzen Betrag schenken möge. Diese Forderung schien anfangs unbedeutend, doch wie groß war das Erstaunen des Königs, als er vernahm, dass alles Getreide der Erde die verlangte Zahl Körner nicht liefern würde. Sie betrug 18,000,000,000,000,000.000 Körner, welche beinahe 15 Billionen Cubikfuß oder 14½ Billion englischer Scheffel ausmacht, die eine Fläche von 2200 Quadratmeilen, auf denen das Korn 30 Fuß hoch läge, einnehmen würden, oder das gesammte Festland der Erde ließe sich damit zwei Zoll hoch bedecken.

Da erst begann man sich einen Begriff von der Bedeutung der Zahl zu machen.

Es wird von Quadrillionen ge-

sagte Dr. Richardson: „Wenn Sie sich des Abends niederlegen, so geschieht dies, weil das Herz der Ruhe bedarf. Wenn Sie in dieser Weise ruhen, so macht das Herz zehn Schläge in der Minute weniger. Multiplicieren Sie das mit 60, so gibt das 600, folglich in acht Stunden einen Unterschied von etwa 5000 Schlägen. Da das Herz mit jedem Schlage sechs Unzen Blut ausstößt, so macht das einen Unterschied von 30.000 Unzen während der Nacht. Lege ich mich des Abends ohne Alkohol zu genießen nieder, so ist das die Ruhe, welche der Mensch gewinnt. Nehmen Sie aber Wein oder Grog, so stören Sie diese Ruhe, denn die Wirkung des Alkohols geht dahin, die Schläge zu mehren und, anstatt diese Erholung zu genießen, vermehren Sie die Herzbewegung um etwa 15.000 Schläge. Die Folge ist, Sie stehen ermüdet und für die folgende Tagesarbeit untauglich auf, bis Sie wieder ein Quantum von dem starken Getränke zu sich genommen, das Sie als die Seele und das Leben des Menschen fälschlich anpreisen."

Da hat ein Pariser Arzt gerechnet: Ein fünfzigjähriger Mensch hat 6000 Tage geschlafen, 6000 Tage gearbeitet, 800 Tage Bewegung gemacht, 1500 Tage gesessen, 4000 Tage sich unterhalten und ist 500 Tage krank gelegen. Während dieser Zeit hat er zu sich genommen 70.000 Pfund Brot, 20.000 Pfund Fleisch, 5000 Pfund Gemüse und 32.000 Liter verschiedene Getränke, die zusammen einen See von 3000 Fuß Oberfläche und drei Fuß Tiefe geben würden.

Weiter in Zahlen. Der älteste Schauspieler war wohl Jean Noë, der im Jahre 1829 zu Paris, 118 Jahre alt, starb. Er hatte vom achten Jahre an die Bühne betreten und 92 Jahre lang auf ihr, allerdings nicht mit großem Ruhm, aber doch mit steter Brauchbarkeit, gewirkt. 28.010mal war er aufgetreten, 1040mal gestorben, 230mal König, 920mal ein ehrlicher Mann und 23.500mal ein Bösewicht gewesen.

Ein anderer Acteur, Herr Kadelburg, stellte in dem auf dem Balle zum Besten der Berliner Bühnenangehörigen ausgegebenen Autographen-Album die folgende Preisaufgabe: „Während meiner Laufbahn habe ich an 3481 Abenden 3481 Damen 3481mal meine Liebe gestanden und fand 3481mal Erhörung. Angenommen nun, ich hätte diese 3481 Damen wirklich geheiratet — wie groß müsste mein Vermögen sein, um die Balltoiletten meiner Frauen bezahlen zu können?"

Nun noch eine drollige Berechnung. Wenn ein Briefträger bei dreimaliger Postausgabe vormittags drei und nachmittags abermals drei Stunden zu gehen hat, so macht dieser Briefträger in 360 Tagen einen Weg von 1080 Meilen. Da nun der Erdumfang am Aequator 5400 geographische Meilen beträgt und 1080 in 5400 genau fünfmal enthalten ist, so macht ein Briefträger, der 35 Jahre seinen Dienst versieht, einen Weg, der so lang ist, dass, wenn er immer geradeaus gegangen wäre, er siebenmal um die Erde zu Fuß gekommen wäre.

Ein Analogon zu den Briefträgern stellen in einer gewissen Beziehung die Damen. Man hat berechnet, dass eine Dame in einer Ballnacht, bei den jetzt gebräuchlichen Tänzen, wenn sie dieselben alle mittanzt, nach Schritten gerechnet, einen Weg von vier Meilen zurücklegt.

Ein origineller Kauz hatte die Idee gehabt, die Küsse zu verzeichnen, die er mit seiner Frau in einem Zeitraum von 20 Jahren gewechselt hat. Im ersten Jahre erreichten die Küsse die kolossale Zahl von 36.500 oder 100 Küsse pro Tag. Im zweiten Jahre verminderten sie sich schon um die Hälfte. Im dritten Jahre waren es durchschnittlich nur mehr zehn pro Tag. Nach fünf Jahren zählte man nur noch zwei Küsse täglich, den Gutenmorgen- und den Gutenachtkuss. Noch später wird oft nur hie und da noch ein Kuss ausgetauscht. Referent macht hierbei die Randglosse: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde."

---

ausgedrückt, dass täglich 97.790 Personen sterben. Doch wird das Gleichgewicht der Bevölkerung durch die Geburten, deren täglich 104.800 stattfinden, mehr als aufrecht erhalten. In jeder Minute der 24 Tagesstunden kommen also 70 Kinder auf die Welt.

Eine sehr oft ventilierte Frage ist die nach der Lebensdauer. Die Frage: „Wer lebt am längsten?“ hat folgende interessante Zusammenstellung der Lebensdauer der den verschiedensten Berufsgeschäften Angehörigen ergeben. Darnach erreichen im Durchschnitt Gärtner, Schiffer und Fischer ein Alter von 58 Jahren; ihnen folgen zunächst die Bäcker, Bierbrauer und Metzger mit 54 Jahren, dann die Zimmerleute, Maurer und Anstreicher mit 49, die Schlosser und Schmiede mit 47, Schuhmacher und Schneider mit 44, Steinmetze, Bildhauer, Schriftsetzer, Lithographen mit 41, endlich die Taglöhner und Lohnarbeiter mit 32 Jahren. Bei den Kaufleuten schwankt die mittlere Lebensdauer in weiten Grenzen. Unter den akademischen Ständen erfreut sich die Geistlichkeit des längsten Lebens, dessen durchschnittliche Dauer 67 Jahre erreicht. Ihr zunächst stehen die Philologen und Lehrer mit 57, die Juristen und Kameralisten mit 54, und endlich die Ärzte mit 49 Jahren.

Im allgemeinen werden die Verheirateten älter als die Junggesellen. Ad notam, ihr Hagestolze! Man hat übrigens auch berechnet, dass je ein Hagestolz auf je

21 Männer in Deutschland,
17 in England,
16 in Frankreich und
14 in Amerika kommt.

Umgekehrt hat der Statistiker Dr. Schwabe seine Untersuchungen über Heiratsgesuche besonders in den Zeitungen angestellt. Er fand, dass fast dreimal soviel Männer als Frauen auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Heiratsgesuches in den Hafen der Ehe einzulaufen versuchen. Merkwürdigerweise machen die Frauen an das Alter des ersehnten Zukünftigen weniger Ansprüche als die Männer; denn während 81 Procent Frauen gegen 56 Procent Männer vom Alter ganz absehen, machten 32 Procent Männer und bloß 6 Procent Frauen Anspruch auf die Eigenschaft „jung“. Betrachtet man die Eigenschaften, so gibt man von männlicher wie von weiblicher Seite in dem Heiratsantrage, respective Gesuche, am meisten auf Intelligenz, am wenigsten auf die Confession.

Das ist kein übles Zeichen, denn ohne Intelligenz sind auch die sittlichen Eigenschaften weniger wert.

Die Angabe eines bestimmten Vermögens findet sich bei 7 Procent heiratslustiger Männer, dagegen bei 41 Procent heiratslustiger Frauen, so dass die Frauen entschieden überzeugt zu sein scheinen, dass auch in Eheschließungssachen das Geld der nervus rerum sei. Über den Beruf ist nicht viel zu sagen, aber auffällig ist die große Zahl der Kaufleute, Bankiers und Fabriksbesitzer, welche 53 Procent ausmachen.

Schwieriger zu berechnen und daher auch ein wohl nicht genaues Resultat erzielte jener Engländer, welcher behauptet, dass die Zahl der seit der Schöpfung in Kriegen umgekommenen Menschen 14.000 Millionen seien.

Wer diese im Kriege Gefallenen zählen wollte und täglich dazu 19 Stunden verwendete, würde 336 Jahre brauchen.

So hätten wir den Menschen in seinen drei Hauptstationen, Wiege, Altar und Grab, statistisch verfolgt.

Das Herz des Menschen soll in der Minute 75mal schlagen und die Lunge soll 15mal in der Minute Athem holen.

Über die Herzschläge hat wieder der bekannte Londoner Arzt Dr. Richardson statistische Untersuchungen angestellt. Er forderte seine Schüler auf, ihm den Puls zu fühlen, während er dabei stand — wie geht er? „74“. Hierauf setzte sich Dr. Richardson auf einen Stuhl: Und nun? — „70“, und als er sich gar auf das Canapee niedergelassen, war der Puls auf 64 heruntergegangen. Nun

ein Todtenschädel. Die Beamten schüttelten ihre Köpfe und riethen hin und her, in welche Rubrik von Verzollungsgegenständen dieses Ding eingereiht werden müsse, bis Einer — um den Erwägungen ein Ende zu machen — vorschlug, den Schädel zu verzollen als — getragene Sachen.

Ein strenger Professor auf der Wiener Universität verlangte, dass bei Vorzeigung eines Menschenknochens der Studierende nach Besichtigung desselben genau die Rasse, das Geschlecht, das Alter u. s. w. angeben solle. Bei einer solchen Gelegenheit kam Professor Hyrtl dazwischen und sagte zu einem Prüfling: „Herr Candidat, nehmen Sie diesen Knochen mit nach Hause und sagen Sie mir nächstens, wie das Individuum geheißen und wo es gewohnt hat.“

Zell und Genée pflegten bekanntlich miteinander für Operetten den Text zu schreiben. Da las man eines Tages in einem Wiener Blatte: „Herr Zell beabsichtigt nächstens selbst einen Operntext zu schreiben, diesmal ohne Genie.“ (Genée hätte es heißen sollen.)

Ein böses Eheweib ward daran erinnert, dass es am Altare dem Priester laut nachsagend ihrem Mann „Treue und Gehorsam“ geschworen habe. „Oh nein!“ ruft die Xantippe aus, „ich habe meinem Manne vor dem Priester und allem Volke laut Treue, Ungehorsam gelobt!“

„Wie können Sie mich duzen?“ schnauzte auf dem Brandplatz ein Beamter einen Bürger an. — „Glauben Sie, ich habe hier lange Zeit, um Sie zu sagen?“ gab der andere zurück.

Nichts geht über einen pfiffigen Gemeindevorsteher. Als vor einigen Jahren in den Oberabelsberger Gemeinde-Weinkeller eingebrochen war und der Dieb im Lehmboden seine Fußspuren hinterlassen hatte, es aber zu schneien begann, bevor die Gerichtscommission anlangte, verordnete der Gemeindevorsteher, daß der Gemeindediener die Fußspuren vorsichtig in einen Korb schaufeln und zur weiteren Untersuchung in das Gemeinde-Archiv übertragen solle.

„Nun, wie gefällt Ihnen unser neuer Concertsaal?“ fragte in einer kleinen Stadt ein Mitglied des Gemeinderathes den eben angekommenen Opernsänger. „Recht gut, recht hübsch!“ antwortete dieser, „aber, wie ich merke, die Akustik ist schlecht!“ — „Die Akustik?“ sagte der andere und schnupperte mit der Nase, „wahrhaftig, ich rieche auch so etwas!“

Eine neue Liszt-Anekdote erzählt die „Neue Musikztg.“: Auf einer seiner Reisen sah sich der Meister genöthigt, in einer kleinen Stadt Aufenthalt zu nehmen. Kaum war seine Anwesenheit bekannt geworden, als sich auch eine Schar von Verehrern, unter ihnen der Bürgermeister des Ortes, zusammenthat, um ihn zu begrüßen und ihn zu einem Festbankett einzuladen. Schon hatten die Theilnehmer Platz genommen, als der Bürgermeister bemerkte, dass Dreizehn am Tische saßen. „Beunruhigen Sie sich deswegen nicht“, sagte Liszt gelassen, „ich esse für Zwei!“

In einer Vorstadt von Czernowitz wurde kürzlich ein lustiges Hochzeitsfest gefeiert. Der Ortsrichter, der demselben bis spät in die Nacht angewohnt und den unterschiedlichen Getränken fleißig zugesprochen hatte, verließ das Fest in höchst weinseliger Stimmung, in Begleitung seines Sohnes Franz und eines anderen Vororterichters. Dem armen Franz war eine sehr schwierige Aufgabe zugefallen, denn die beiden ehrwürdigen Väter wankten und schwankten gar bedenklich und die „Fälle“, dass die biederen Würdenträger in intime Berührung mit der feuchten Erde geriethen, wiederholten sich in immer kürzeren Intervallen. „Franzi“, begann nun plötzlich der brave Ortsrichter zu seinem Sohne, „Franzi, stell mi da an den Baum, und bring 'mal erst das besoffene Schwein nach Haus!“

Gedichte.

Von Sophie von Khuenberg.

Sommerabend.

Blätternd spät in Goethes Liedern
Frag' ich mich: wie denkt er dein?
Plötzlich schwirrt ein weißer Falter
Zu dem Fenster mir herein.

Flattert in verwirrten Kreisen
Um der Lampe heißes Licht,
Ruht und taumelt, glanzgeblendet,
Und warum — er weiß es nicht.

Deine Scherze, meine Träume
Gaukeln so ans End' der Welt,
Bis verbrannt von greller Wahrheit
Wahn und Lust in Staub zerfällt!

Drei Dinge.

Von allem Glück, das je mein Herz besessen,
Von allem Weh, das nagend es durchwühlt,
Drei Dinge kann ich ewig nicht vergessen,
Wie bunt des Lebens Welle mich umspült.

Den Duft der ersten, dunkelrothen Rose,
Die mir die Liebe gab zur Frühlingszeit,
Des Schmerzes dumpfe, zitternde Narkose
Als ich durchstürmt von übergroßem Leid.

Dem Todeswimmern meines Knaben lauschte —
Und dann, nach Jahren, jene Winternacht,
Wo meine Seele träumend sich berauschte
An letzter Liebe mondenheller Pracht!

An die Neugierigen.

Sucht nicht in jedem Liede, das euch der Dichter singt,
Den Urquell des Gefühles, das euch zu Herzen dringt.
Zerrt nicht den letzten Schleier von seinem tiefsten Sein
In seinem Menschenthume — laßt ihn allein, allein!

Was frommt es euch, zu wissen, wem all sein Jauchzen gilt,
Um wen sein Herzblut strömet und seine Thräne quillt!
Was eine Dichterseele im Fluge träumend streift,
Unheilig wird's und wertlos, wenn ihr's mit Händen greift!

Det is ja unser Fritze!

Eines Tages, als der Kronprinz Friedrich Wilhelm (der nachmalige Kaiser Friedrich) in etwas lässigem Jagdanzuge durch die Straßen Berlins schlenderte, sah er vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung eine Menge Volks stehen, meist Handwerker und Landleute aus der Umgegend, die sich die ausliegenden Bilder der königlichen Familie betrachtete. Er faßte einen der derben sonnenverbrannten Männer aufs Korn und sprach ihn an:

„Kennen Sie denn die alle: Kennen Sie den da?"

Er deutete auf sein eigenes Bild.

Der Angeredete sagte schmunzelnd: „I, wo werd ick denn den nich kennen? Det is ja unser Fritze."

„Hm, ja", machte der Kronprinz und fügte so beiläufig hinzu: „Ich müßte ihn eigentlich auch kennen, denn man sagt immer, ich sähe ihm ähnlich."

Da nahm der biedere Märker seine Pfeife aus dem Munde und sah den Kronprinzen von oben bis unten mit unwilliger Verachtung an:

„I, Sie unjewaschener langer Laban, det bilden Se sich doch man ja nich in, dat Sie unsen Fritzen täten änlich sehen!"

Und es folgten noch einige derbe Erklärungen, die des ehrlichen Kronprinzenverehrers entrüstetes Herz erleichterten, denen aber, aufs Höchste ergötzt, der Kronprinz sich durch die Flucht entzog. Keiner hat herzlicher über sein drolliges Abenteuer gelacht, als der hohe Herr selbst, da er es am selben Abend einem vergnügten Kreise erzählte.

Also zu lesen in dem Schriftchen: „Unser Fritz" von Agnes von der Decken. (Hirschberg, Volksarztverlag.)

Lustige Zeitung.

Ein deutscher Gelehrter passierte die Eisenbahnstation Bodenbach. Natürlich wurde hier sein Gepäck untersucht und natürlich fand sich in seiner Handtasche ein höchst verfänglicher Gegenstand —

Hier kommt er als Reiseschriftsteller, als Volksschilderer, als philosophischer Plauderer unter dem Strich, als „Feuilletonist“, würden wir sagen, wenn wir ihn kränken wollten. Der Fremdwörter-Feind! nun wollen wir doch einmal sehen, wie er ohne Fremdwort durchkommt, denn er hat sich oft sagen lassen müssen, es gienge nicht und der Schriftsteller solle kein Mittel, auch den Ausdruck einer fremden Sprache nicht verschmähen, um genau das zu sagen, was er sagen will. In der Sammlung „Unter dem Strich“ zeigt uns Hermann Riegel, dass es recht gut geht. Natürlich sind in den Reiseaufsätzen jene Fremdworte nicht ausgeschlossen, die eine fremde Sache, Stadt, Gegend, Namen, Einrichtung u. s. w. ausdrücken oder in Gesprächen mit Fremden vorkommen, doch sind sie zum Zeichen, dass sie nicht der deutschen Sprache angehören, mit lateinischen Buchstaben gedruckt und oft mit Anführungszeichen versehen. Der deutsche Text, als solcher, ist frei von fremden Wörtern, insoferne sie nicht in unsere deutsche Sprache eingebürgert sind. Die Schreibart ist rein und klar, und also bietet Hermann Riegel in seinem Werke ein mustergiltiges Vorbild, wie man deutsch schreibt. Der Inhalt besteht aus Reiseschilderungen und Erinnerungen aus England, Frankreich und Italien und aus philosophischen Stücken, wie „Was ist Bildung?“ „Etwas von Kunst und Kunstfreunden“ (besonders schneidig und treffend), „Arbeit und Glück“ u. s. w. und harmlose, aber stets geistreiche Plaudereien. Den Aufsatz: „Der Papst im neuen Rom“ theile ich demnächst zum größten Theile mit; ihn ganz zu bringen, dürfte vielleicht der Staatsanwalt nicht gerne sehen. Der Aufsatz: „Was ist Bildung?“ dünkt mich etwas zu niedrig gehalten, der Verfasser geht weniger auf Charakter- oder sittliche Bildung ein, er meint unter Bildung beiläufig die Wohlanständigkeit im gesellschaftlichen Verkehr. Die Lanze, die er mit Recht für die Reinlichkeit und Sauberkeit überhaupt bricht, ist dieselbe scharfe, die er auch für die Reinigung und Sauberhaltung unserer Muttersprache ins Feld zu führen pflegt. Es ist ein prächtiges deutsches Buch, das man von der ersten bis zur letzten Zeile liest, und zwar mit Vergnügen und mit Nutzen.

R.

O diese Künstler! Heitere und ernste Episoden aus der Bühnen-, Musik- und Malerwelt. Erzählt von Josef Lewinsky. (Berlin, S. Fischer. 1890.)

Das Vorwort zu diesem Büchlein rührt von Julius Stettenheim. Derselbe schreibt unter anderem folgendes:

Geehrter Herr Lewinsky!

Als Sie so liebenswürdig waren, so grausam zu sein, mir zuzumuthen, Ihr ziemlich umfangreiches Manuscript zu lesen, und zugleich das schmeichelhafte Ersuchen hinzufügten, ihm einige einleitende Worte an den Leserkreis auf den dornenvollen Weg mitzugeben, war ich so leichtsinnig, Ihnen nicht nur diese Begleitzeilen, sondern auch die Lectüre des Manuscriptes zuzusagen. Denn es war eben nicht nur ein Manuscript, sondern obendrein eines voll Erzählungen aus dem Leben der Virtuosen, Mauernweiler und sonstiger Künstler beiderlei Geschlechts.

Mich überlief's. Anekdoten, in denen die Bühnenmitglieder eine Rolle spielen, sind bis zum Überdruss bekannt.

Aber ebenso reumüthig als dankbar gestehe ich ein, mich auf das angenehmste getäuscht zu sehen. Ihr Buch ist kein landläufiges. Wer den geschilderten Persönlichkeiten (wie ich mehreren) nahe steht oder nahe gestanden hat, oder wer sie oberflächlich oder gar nur dem Namen nach kennt, wird sie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und Bedeutung wiedererkennen oder überhaupt kennen lernen. Sie haben Ihre Heldinnen und Helden mit scharfem Auge, „das in der Wesen Tiefe trachtet“, beobachtet, und was Sie mittheilen, wird in Ihrer fesselnden Darstellung zu frappant ähnlichen Photographien, wie sie nur die Feder eines Kundigen zu schaffen vermag.

Wir können dieses Urtheil gutheißen, uns hat die Sammlung, von welcher dieses Heft eine Probe bringt, viel Spass gemacht.

M.

Der neue Demokrit. Von Dr. Eduard Maria Schranka. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1890.)

Der neue Demokrit! Ein stolzer Titel! Aber in der That, nicht ohne Berechtigung. Die große Belesenheit erinnert vielfach an den lachenden Philosophen C. J. Weber, dessen Manen das Werk gewidmet ist. Der uns vorliegende erste Band des „Neuen Demokrit“ führt den Titel „Kaleidoskop“. Er enthält eine Reihe theils mehr, theils weniger witziger Plaudereien, in welche zahllose Gedanken, Gedichte, Sprüche, Anekdoten aus allen Völkern, Ständen und Literaturen geschickt zusammengetragen und mit einander verbunden sind. Aber auch aus eigenem Leben, aus unserer Zeit weiß der Verfasser vielfach zu schöpfen. Über scheinbar ganz unbedeutende Gegenstände, als etwa über Fußstapfen, Tintenklexe, Bleistifte, über „Du“ und „Und“, über die Buchstaben „K. K.“, über Zahnstocher, Knochen,

Bücher.

Ein zeitgemäßer und deutsamer Roman. In den Karpathen stand ein uraltes Dorf, Namens Piatra. In dieses kamen eines Tages anderswo verjagte Juden angerückt und baten mit allen Künsten der Schmeichelei um eine Wohnstätte. Der Priester von Piatra hatte einen Todfeind, Michael Cibula, der im Dorfe ein einflussreicher Mann war, und ein unversöhnlicher Feind der Juden. Diesem Manne zu trotz setzte der Priester es durch, dass die Juden sich ansässig machen konnten bei Piatra, unter der Bedingung, dass sie den Christen eine Kirche bauten. Die Kirche ward gebaut, die Judenstätte gedieh zu einem blühenden Dorfe, zu einer Stadt sogar; die Christen verkauften den Juden Land, heimatlichen Boden für eitel Gold, und die Juden ließen sich von den Christen das Ehrenwort geben, dass sie für alle Zeiten unangefochten in ihrer neuen Stadt wohnen dürften. Da kam aus fernem Lande der gewaltige Bischof, und anstatt die neue Kirche einzuweihen, legte er das Christendorf Piatra in den Bann, der Juden wegen. Michael Cibula, ein harter, wilder, aber streng rechtlicher Mann, konnte das Elend seines uralten Heimatdorfes nicht mehr länger ansehen, er gründete sich in der Wildnis ein neues Heim und suchte die übrigen Bewohner von Piatra ebenfalls zu bewegen, auszuwandern, da man den Juden, die jeder leidenschaftlich hasste, das gegebene Wort nicht brechen konnte. Aber sie waren nicht zu bewegen, ihr angestammtes Dorf zu verlassen, sondern lebten in dem unwürdigsten Verhältnisse mit den hebräischen Nachbarn so dahin. Mittlerweile hatte auch der Priester seinen verhängnisvollen Irrthum eingesehen, und er suchte im Vereine mit Michael Cibula gutzumachen, was gutzumachen war. Weil alles nichts half, die Christen von den Juden zu erlösen, so gieng Michael Cibula hin, zündete das Dorf Piatra an und veranlasste also die Bewohner, auszuwandern und in der Wildnis ihren neuen Wohnsitz zu gründen, während die Juden an ihrer Stätte blieben und sich ausbreiteten.

Dieser großartige Stoff ist der Inhalt des Romanes „Michael Cibula“ von Richard Voss (Stuttgart. A. Bonz & Comp.). Eingewanderte Juden das Verderben eines ganzen Dorfes, und die Christen, die altangestammten Bewohner, werden schmählich verdrängt von den Hebräern. Ein gewaltiger antisemitischer Gedanke, wie so recht für die Zeit gedacht. Wer es wissen will, in welcher Tendenz er ausgeführt ist, der lese das Werk. Nicht einer Tendenz zuliebe scheint es geschrieben zu sein, sondern der wunderlicher Seelenconflicte wegen, die aus der Situation sich ergeben und die dichterisch auf das feinste ausgenützt sind. Der erste Theil ist so ureigen und großartig, dass ich dem Roman kein modernes Werk an die Seite stellen könnte; leider fällt der zweite Theil stark ab, die anfangs so wunderbar klaren und plastischen Gestalten verwirren sich und man hat Noth, sie zu begreifen. Dass die Juden endlich Sieger bleiben, nicht bloß materiell, sondern auch moralisch, kann nicht jedem behagen, der für die alten Bewohner von Piatra sich einmal so gründlich interessiert hat, als es hier geschehen musste. Aber das eine Wort schreit ununterbrochen aus dem Buche: Sie, die sonst Gerechten, mussten weichen und fallen, weil sie hassten. Weil sie hassten!

In vieler Beziehung ist „Michael Cibula“ ein merkwürdiges Buch. Es fesselt trotz seiner Schwächen von der ersten bis zur letzten Seite. Diese markigen, starren, zornigen, rachgierigen, bigotten, abergläubischen und doch streng rechtlichen Menschen haben es uns angethan. Man kann sie nicht lieben, aber bewundern muss man sie. Es sind trotz ihrer markigen Erscheinungen Idealmenschen, Grundsatzmenschen. Fast will es mich bedünken, dass die Schilderung der Juden und die der Christen nicht ganz mit der gleichen Liebe gemacht wäre. Die Juden, im ersten Theile treu mit allen ihren Eigenthümlichkeiten ausgestattet, werden später so edel und großherzig, dass man den unversöhnlichen Hass ihrer Verfolger psychologisch gar nicht begreifen kann; wie verrückt und wahnsinnig erscheinen die Antisemiten von Piatra. Sollte das auf heutige Erscheinungen gemünzt sein?

Der Eindruck, den im ganzen dieses Buch auf mich gemacht hat, wird lange haften bleiben; es ist so, dass man es nicht mehr vergisst, wenn man's einmal gelesen hat. Es behandelt ernst und tief eine wichtige Culturfrage.

Dem Dichter Anzengruber ist von unbekannter Seite einmal eine Summe Geldes angeboten worden, wenn er den zweiten Theil seines Romanes „Der Schandfleck“ änderte. Er hat's gethan. Ein solches Geschick möchte ich dem Buche „Michael Cibula“ wünschen. Wenn der zweite Theil dem ersten entspricht, dann haben wir hier ein epochemachendes Werk. R.

Unter dem Strich. Bunte Bilder aus beiden Welten von Hermann Riegel. (Berlin. Hans Lüstenöder 1890.)

Hermann Riegel! Das ist der verdienstvolle Begründer des deutschen Sprachvereines? Der ist unter die schöngeistigen Schriftsteller gegangen? Oh, schon lange, seine kunstliterarischen Schriften sind doch bekannt.

Heimgarten

2. Heft. November 1890. XV. Jahrg.

Der Adlerwirt von Kirchbrunn.

Eine Dorfgeschichte von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Vierter Abschnitt.

Der Winter war mit viel Schnee gekommen. Das wirtschaftliche Leben des Dorfes nahm eine neue Gestalt an, vom Walde wurden auf Schlarpfen*) große Reisigfuhren gezogen, aus den Berggräben mächtige Holzblöcke geschleift, von den Teichen her schwere Eisladungen geführt. Wer einen Bau vor hatte im nächsten Jahre, der zog jetzt Zimmerholz und Steine zusammen; der Schnee — von welchem nicht Unterrichtete glauben, dass er die Wege versperre — hatte die Bahnen geschaffen, auf welchen die schwersten Lasten leicht weiter befördert werden konnten. Die Straße entlang schellte manch leichtes Schlittenzeug lustig fürbass und hielt wohl mit seinen Insassen an in Kirchbrunn beim Adlerwirt auf ein Glas Wein. Seit es laut geworden, dass die einzige Tochter des Großbauern zu Gessnitz bald einfahren werde in das Adlerwirtshaus, war dieses den Leuten neuerdings anziehend geworden. Einzig nur das Weibervolk betrachtete nun dieses Haus nicht mehr ganz mit den wohlwollenden Augen als ehedem, aber das verdirbt nicht viel; Weibsbilder, meinte der alte Wirt, sind ohnehin nicht die besten Gäste.

Um diese Zeit kehrte eines Tages der Schopper-Schub ein im Adlerwirtshause. Er hatte immer denselben verwilderten Bart, der nie geschnitten wurde und der auch nicht eigentlich in die Länge wuchs, sondern mehr Neigung hatte, sich zu kräuseln und zu filzen, was dem Waldmenschen auch recht war. Mit dem Haupthaar stand es wahrscheinlich auch ähnlich,

*) Aus zwei Baumstämmen gebaute Waldschlitten.

Gedankenstriche u. s. w. weiß er höchst anregend und munter zu sprechen, so dass es immer ein Vergnügen gibt, so oft man das Buch aufschlägt. M.

Höhenrauch. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Höhenrauch? Dieser Titel ist mir doch etwas zu dunstig für solche Poesien. Man müsste nur sagen, dass durch den Höhenrauch ein schöner Stern schimmert. Ein Stern, der manchmal so hell leuchtet, dass man ihn für einen Stern erster Größe halten könnte an dem gegenwärtigen deutschen Dichterhimmel. Schon vor einiger Zeit habe ich in diesen Blättern Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, dass schon die ersten Poesien von M. R. v. Stern, welche mitgetheilt wurden, ein nicht gewöhnliches Talent bekunden. Die neue Sammlung „Höhenrauch" rechtfertigt solche Meinung vollkommen, ja sie übertrifft noch die Erwartung. Ein glühendes Herz ist's, das hier lodert, jetzt voller Zorn über Verschrobenheiten und Niedertracht, jetzt voller Natur- und Gottfreude. Das Büchlein ist dünn! es würde besser sein, die allmählich entstehenden Poesien nicht in so zarten Heften verzettelnd herauszugeben, sondern in einem mäßigen Bande, der auch äußerlich etwas nachdrücklicher Buchhandel und Lesewelt auf sich aufmerksam machte. R.

Entgötterte Welt. Philosophische Plauderei von U. v. Sommerfeld. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Warum solche Bücher geschrieben werden, ist mir unklar. Nichts Altes beweisen sie, nichts Neues sagen sie, niemand erbauen sie, niemand ergötzen sie, niemand befriedigen sie. Ergo: Niemand kaufe sie.

R. M.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Culturbilder aus Steiermark. (Graz. Verlagsbuchhandlung „Leykam".)

Agamemnon. Trauerspiel von Gustav Kastropp. (Hannover. Hans Wasserkampf & Comp.)

Doctor Berch. Schauspiel in 4 Acten von Ludwig Rohmann. (München. M. Preßl. 1890.)

Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde von Johann Peter. (Leipzig. Gustav Körner.)

Posta von Drontheim. Eine wundersame Geschichte von Paul Maria Laceroma. (Dresden. E. Pierson.)

Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren von Hans Wachenhusen. Lieferung 4—6. (Straßburg. Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt.)

Deutschlands Weltstellung und Stellung und Aufgabe der Deutschen im Auslande. Von Ernst Bark. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Das starke Jahr. Von John Henry Mackay. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Zur Philosophie der Kindersprache. Gereimtes und Ungereimtes. Von Agathon Keber. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig. (Leipzig. Th. Griebens Verlag. 1890.)

Elend und Zufriedenheit. Über die Ursachen und Abhilfe der wirtschaftlichen Noth. Von Leopold Heller. (Dresden. E. Pierson. 1890.)

Zwölf Volkslieder aus Steiermark für eine oder zwei Zithern mit unterlegtem Text eingerichtet von Alois Dietrich, Chormeister des Mürzthaler Sängerbundes. (Leipzig. A. Kabatek.)

Deutscher National-Kalender für 1891. Jahrbuch zur Pflege deutschen Volksthums. Herausgegeben von Karl Pröll. (Berlin. Hans Lüstenöder.)

Postkarten des Heimgarten.

Vegetus R., Valparaiso: Brief uns sehr lieb; Gedichte anmuthig und gesinnungstüchtig, allein zu wenig Ursprünglichkeit. Treuen Gruß aus deutscher Heimat.

O. F., Wien: Ein anständiger Mensch meidet das Spiel nicht aus Furcht vor dem Verlieren, sondern aus Furcht vor dem Gewinnen.

Dr. med. F. F., Mannheim: Sie fragen, welcher Glaube die Menschheit erhält? Wir antworten mit dem Philosophen: der Glaube an die Menschheit.

A. O. in Freyenstein: Besten Dank. Erscheint bei nächster Gelegenheit.

An die Zeitungen: Wir unterlassen es, über jeden Aufsatz die Clausel zu setzen; „Nachdruck verboten", weil das geradeso wäre, als ob man über jeden Schrein im Hause den Satz schriebe: „Das Stehlen ist verboten". — Der Nachdruck von Stücken aus dem „Heimgarten" ist nur nach vorhergehender Vereinbarung mit uns beziehungsweise mit der Verlagshandlung gestattet. Unsere Bedingungen sind loyal. — Manuscripte ohne vorherige Anfrage nicht einzuschicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Rutsche, so wird das mühesam bis Gessnitz. Ein feines Schellen hörte er hinter sich. Mit flinkem Rösslein jagte und auf leichtem Schlitten saß der Groß-Grübinger von Kirchbrunn, er fuhr auch gegen Gessnitz. Ei, dachte der Holzknecht, dem ist's ein Leichtes, dass er mich mitnimmt. Als der Schlitten vorüberschliff, rückte der Schopper manierlich den Hut, aber der Grübinger that nichts desgleichen.

„He!“ rief nun der Holzknecht dem Gefährte nach, zog sein blaues Sacktuch aus der Tasche und hielt es hoch in die Luft, „he, Vetter! Vetter Grübinger!“

Der Bauer hielt an: „Was ist denn?“

„Ihr habt Euer Sacktuch verloren!“ rief der Holzknecht. Die List gelang; während der Bauer seine Taschen durchsuchte, kam der Schopper zum Schlitten heran und legte seine Hand schon an das Joch.

„Mir gehört er nicht, der Fetzen!“ brummte der Bauer und wollte es wieder vorwärts gehen lassen.

„Nachher muss er wem andern gehören“, meinte der Holzknecht und steckte das Tüchel in seinen Sack. „Aber gelt, Vetter Grübinger, Ihr seid so gut und habt nichts dagegen, wenn ich mich da hinten auf die Kurfe stelle. Ich will nach Gessnitz und es geht so kläglich auf den Füßen. Euer braver Rappen —“

„Kunnt mir einfallen!“ lachte der Bauer grell auf, „Hia!“ Und der Schlitten glitt rasch dahin, kaum hatte der Schopper Zeit, das Joch auszulassen, sich an denselben haltend, stolperte er eine Weile hinten drein, bis der Bauer ihm mit dem Peitschenstock eins auf die Finger gab. Da ließ er los und stand wieder allein mitten in Schnee und Nebel.

„Die Leute sind hart“, murmelte er vor sich hin, um so weicher ist der Schnee, in welchen er seine Fersen wieder kräftig einsetzte. Es gieng langsam fürbass.

Als er nach Stunden durch den Markt Gessnitz schritt, war es finster, was sich gar nicht übel traf. Schon einmal hatte ihn hier der Gendarm festgenommen, obschon auch bald wieder losgelassen, nachdem es sich herausgestellt, dass hinter der verwilderten Hülle ein gewöhnlicher Holzknecht steckte. — Auf dem Thurme läutete die Abendglocke. Er zog seinen Hut vom Kopf und betete: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft....“ Der junge Adlerwirt war ihm nicht begegnet, also musste er wohl noch im Salmhofe sein. Der Schopper gieng den Hügel hinan, aber nicht nach dem breiten Fahrweg, sondern hinterwärts auf dem Rainsteige. Den Wirtschaftsgebäuden trachtete er zu, er wusste wohl die Futterkammer, in welcher die Jungmagd um diese Zeit ihre Arbeit zu verrichten pflegte. — „Heut' nimm dich zusammen, Schopper-Schub“, so ermahnte er sich selbst. „Denk' nicht immer dran, dass du verachtet bist. Denk', dass du auch ein Mensch bist, wie alle anderen, und sei herzhaft. Gesund und stark zum Arbeiten, niemand kann dir was ausstellen im Holzschlag, du verstehst dein Geschäft. Niemand kann dir was nachsagen; was du dein Lebtag hast angestellt, das ist nur dein eigener Schaden gewest. Die neue Riesen wird sich machen im Waldschlag. In ein paar Jahren bist Holzmeister, da kannst Weib und Kind erhalten so gut wie ein Graf. Warum soll sie dich nicht gern haben? Wenn ihr dein Gewand nicht gefällt, so wirf's weg, der inwendige Kerl wird nicht zu schlecht sein für eine brave Dirn. In Gottesnamen, Schopper!“

Der junge Adlerwirt hatte sich im Laufe desselben Nachmittages in der großen Wirtschaft des Salmhofes herumgetrieben. Anfangs that er solches in Begleitung seines künftigen Schwiegervaters, dieser wurde aber bald zurückgerufen, er hatte in Gemeindevorstands-Geschäften zu thun.

man sah es aber nie, weil der Mann den Hut immer aufhatte und die schweren schwammigen Krempen zu allen Seiten tief herabhiengen. Das mattbraune Lodengewand hatte einige Flicken, doch sah man es an ihrer Ungefügigkeit, dass sie nicht von schlichtender Weibeshand herrührten. Eben fast so unbehelflich war der Verband, den er am linken Arme trug. Dass der Schopper mitten in der Woche Feiertag hatte, kam daher, weil er sich mit der Holzaxt unversehens die Hand gespalten hatte. Weiter war es nichts. Ein Kamerad hatte ihm ein Harzpflaster gemacht und den Verband angelegt; somit ist die Sache in Ordnung, nur dass der Mann einstweilen nicht arbeiten kann.

Also saß der Holzknecht da am dämmerigen Winkeltisch und trank etliche Gläschen Brantwein.

„Wo ist denn der Jungherr?“ fragte er auf einmal kurz und scharf.

„Wo wird er denn sein!“ antwortete der alte Adlerwirt, „in Gessnitz wird er sein. — Hast was mit ihm?“

„Will selber mit ihm reden“, sagte der Schopper. „Ich kann ihm ja nachgehen. Hab' eh Zeit dazu. Was macht's!“

„Dreimal drei macht neun“, rechnete der Wirt die drei Gläschen zusammen. „Bekommst von zehn einen Kreuzer heraus.“

„Schenkt ihn einem Bettler“, sagte der Schopper. Da lugte der Wirt einmal. — Seit wann geben denn die Herren vom Siebenbachwald Trinkgeld? Wahrscheinlich, seit sie sich selber die Knochen entzweihauen.

„— Soll einmal ein Vaterunser dafür beten“, setzte der Holzknecht bei, während er sich rasch von der Bank erhob und, den Stock fest auf den Boden stoßend, davoneilte.

„Für einen Kreuzer ein Vaterunser“, murmelte der Wirt, die kleine Münze in der hohlen Hand schüttelnd, „viel Andacht wird man da nicht verlangen können.“

Der Schopper-Schub wanderte die Straße entlang gegen Gessnitz. Der Weg war wohl für den Schlitten eingerichtet, aber nicht für ungelenkige Füße. Das glitt immer nach rechts oder nach links und brachte den Mann in Gefahr, auf seine wunde Hand zu fallen. Trotzdem setzte er seinen Stock fest ein und kam vorwärts. Er sann unterwegs, wie er es machen werde auf dem Salmhof. Das waren ja zwei triftige Gründe, weswegen er jetzt hinausgieng. Ein fast leidenschaftliches Dankgefühl hatte ihn vom Siebenbachwald herausgetrieben. Der in sein enges Wesen zutiefst eingesponnene, und doch vielleicht gelegentlich einer Selbstentäußerung fähige Waldmensch glaubte, dass der junge Adlerwirt rein ihm zuliebe von der Frieda abgestanden sei und, damit aller Zwiespalt aufhöre, rasch die andere heiraten wolle; denn es war ihm nicht möglich zu denken, dass unter allen jungen Weibern der Welt nicht die Jungmagd Frieda die Begehrenswerteste sein sollte! — Adlerwirt! wollte er sagen und ihn um den Hals packen, für mein Lebtag bin ich dein Knecht! Wenn du einmal in Noth solltest sein, so rufe mich! Du bist mein treuester Freund auf der Welt! Du hättest das Mädel haben können und hast es mir überlassen, hast dich einer Fremden angeschmiedet, die dir gleichgiltig ist, höllisch gleichgiltig. Gott geb's, dass sie dich recht lieb hat! Und wenn du einmal wen brauchen solltest, Wolfram, der für dich lebt und stirbt, so lass mich holen! — Also wollte der Schopper zu ihm sprechen, dass seinem heißen, in Zorn wie in Freude überschwänglichen Herzen Genüge gethan werde. Dann wollte er aber auch ernstlich an sie herantreten und am heutigen Tage die Sache endgiltig machen. — Hopp! jetzt lag er im Schnee.

Wenn es so fortgeht auf der

in den Schlitten und vorwärts gieng's durch Nacht und Winter gegen Kirchbrunn.

An demselben Abende war's, als die Jungmagd Frieda die Thür ihrer Kammer verschlossen hatte und nun vor einem Muttergottesbildchen, welches an der Wand klebte, ihr Nachtgebet sprach, als auf einmal wie ein Gespenst der Holzknecht vor ihr stand. Der Schreck war so groß, dass ihr zum Schrei die Stimme versagte. Beide Hände ans Herz gedrückt, so sank sie mit einem Hauch auf den Schemel hin.

„Geschehen thut dir nichts“, also sprach nun der Schopper. „Aber das Leutrufen lass sein. Sie brauchen es nicht zu wissen, was wir zwei miteinander zu reden haben.“

„Wir haben nichts miteinander zu reden“, konnte jetzt die Frieda sagen. „Geh fort! Du hast dich wie ein Dieb hereingeschlichen! Geh fort!“

„Hast wohl recht, Dirndel, wie ein Dieb!“ entgegnete der Schopper. „Weil ich deinetwegen schlecht werden muss. Aber daran schuldig bist du. Zu einem Engel hättest mich machen können. Und jetzt — jetzt kann ein Teufel draus werden.“

„Fort geh!“ rief das Dirndel und sprang zur Thür, um sie zu öffnen. Er fieng sie auf, hielt ihr die Hand fest und sagte: „Frieda. Sei barmherzig. Schau, ich bin ein armer Bursch'. Glaubt hätt' ich's nimmer, dass einen die Lieb' so kunnt zurichten. Zwingen kann ich dich nicht, Frieda. Ich sag' dir nur das: Wenn du mich nicht nimmst, so erleben wir was. Mit mir und mit dir! Ich spring' ins Verderben und du in dein Unglück. Der junge Adlerwirt! Unterwegs her bin ich noch voller Vertrau gewesen zu ihm. Und was ich jetzt hab' gehört!“

„Was hast denn gehört?“

„Mehr, als er geredet hat, meine liebe Dirn! Dass der so schlau ist, das hätte ich mir nicht gedacht. Die eine heiraten, die andere gern haben! Bist denn du blind, Frieda! Oder bist wirklich so schlecht?“

„Holzknecht“, versetzte jetzt das Mädchen ruhiger, „lass mich aus, dann will ich reden.“

Im Augenblick ließ er ihre Hand los.

„Für mich“, so redete sie nun, „wär' es auch besser, du hättest mich zerdrucken lassen vom Mühlrad. Ich dank' dir's nicht, dass du mich hast herausgezogen. In der Unschuld wäre ich gestorben und wie es jetzt steht, seh' ich vor mir nichts, als lauter Sünd' und Elend.“

„Den Adlerwirt musst vergessen!“ sagte der Schopper.

„Vergessen! Weißt du, was du redest? Kannst d u vergessen? So vergiss mich, ich geh' dich ja nichts an. Bin nicht deine Schwester und nicht dein Geschwisterkind. Such' dir eine, die besser für dich passt und mich lass in Gottesnamen zugrunde gehen, wenn es mir schon aufgesetzt ist, dass ich seinetwegen zugrunde gehen soll.“ Sie weinte.

Der Waldmensch stand wie erstarrt vor ihr. Endlich antwortete er: „Um d a s von dir zu hören, bin ich heute weit aus dem Siebenbachwald herausgekommen. — Du Frieda! Flennen darfst mir nicht! Flennen kann ich dich nicht sehen!“ Fast wie drohend stieß er die letzten Worte heraus und dann fuhr er mit den Fingerspitzen über ihr Haar hin, als ob er sie streicheln wollte. „Frieda!“ fuhr er milder fort. „Vor neun Jahren am Magdalenatag, wie sie deine Mutter haben in die Erden gelegt, habe ich dich zum erstenmal gesehen. Wie du dazumal geweint hast, du liebes Kind, du arme Waise, so verlassen auf der Welt, — wie du dazumal so geweint hast, das geht mir nimmer aus dem Kopf, gar nimmer.“

„Mein Gott“, flüsterte jetzt die Frieda, „du bist ja ein guter Mensch, ein herzensguter Mensch. Aber jetzt

Der Wolfram spähte überall umher und spielte mit dem Gedanken, was mit all dem geschehen werde, wenn einmal Vater und Mutter mit Tod abgehen sollten. Gegen Abend ins Haus zurückgekommen, gab's eine Jause, aber eine etwas zerrissene. Die Salmhoferin trank ihren Kaffee in der Küche, der Salmhofer trank seinen Weinkrug auf der Stube aus, die Haustochter Kundel schlürfte ihren Thee im Küchenzimmerchen und knusperte süßes Backwerk dazu. Der Wolfram, welcher neben ihr saß, dankte für den ihm gebotenen Imbiss, er sei nicht gewohnt, eine Jause zu nehmen, aber eine Zigarre, wenn er sich anzünden dürfte! Hierauf besprachen sie die Hochzeit. Die Kundel gestand vielleicht mehr unwillkürlich als absichtlich, dass es ihr manchmal schrecklich sei auf dem Salmhofe, dass sie froh sei, diesem Orte zu entkommen. Elternliebe, wovon andere Leute sprechen, habe sie ja doch nie kennen gelernt. Der Vater habe sie ein paar Jahre lang in ein Institut gesteckt, sie nachher zu einer Zierpuppe herrichten wollen, um sich mit ihr zu prahlen, bei der Mutter wäre überhaupt nichts zu suchen, diese verrichte in der Küche ihre tägliche Arbeit, die gerade so gut auch eine Magd besorgen könne, und sei dann zufrieden. — Dem jungen Adlerwirt schmeichelte dieses Vertrauen der Braut und es kam ihm fast gemüthlich vor im Stübchen, bis die Kundel plötzlich und ziemlich rasch das Fenster aufmachte. Der Tabakrauch gieng freilich hinaus, aber die kalte neblige Winterluft gieng herein. Endlich verabschiedete der Bräutigam sich, und während die Pferde eingespannt wurden, stand er draußen in der Thür der Heukammer und plauderte ein wenig mit der Jungmagd. Er lehnte an dem einen Pfosten der Thür, sie an dem andern, weiter ließ sie ihn mit der brennenden Zigarre nicht in die Kammer. Sie that's aber nicht des Rauches, sondern der Feuersgefahr wegen.

Ihr Gespräch wurde ganz leise geführt. „Frieda“, sagte der Wolfram, „du wirst doch auch bei der Hochzeit sein?“

„Weiß es nicht“, antwortete sie, „ich werde wohl müssen haushüten. Die Haustochter hat schon so etwas gesagt.“

„Hat sie?“ fragte flüsternd der Bräutigam. „Nein, Frieda, ich will's haben, dass du bei meiner Hochzeit die erste Kranzljungfrau sein sollst. Es geht doch!“

„Ja, gehen thät's schon“, meinte die junge Magd, „aber sein darf's nicht.“

„Wer sagt das?“

„— sie.“

„Das möchte ich wissen. Ihr seid ja immer gut gewesen miteinander? Und kameradschaftlich.“

„Früher, ja“, sagte die Frieda, „aber seit dem Tanz beim Schwambachwirt ist sie arg auf mich.“

„Lass es gut sein, Dirndel“, entgegnete der junge Adlerwirt. „In das Capitel werde ich auch etwas dreinzureden haben. Sie mag zur Hochzeit laden wen sie will, ich werde es auch thun. Und verhoff's, dass wir uns bei der Hochzeit nicht das letztemal sehen werden, Dirndel. Gib mir die Hand drauf!“ Und er schnalzte mit der Zunge, was so seine Gewohnheit war, wenn er Muth und Übermuth in sich fühlte. „Dirndel, die Hand drauf!“

„Auf das gebe ich keine Hand“, war ihre Antwort, „der Mensch weiß nicht Zeit und Stund.“ Zögernd und zagend hatte sie das gesprochen.

„Und auch zum Abschied willst mir die Hand nicht geben?“ fragte er nicht ohne Beklommenheit.

„Zum Abschied — schon gar nicht“, antwortete das Mädchen.

„Frieda!“ erscholl es in diesem Augenblicke von der Stallwand her. Die beiden stoben auseinander. Eine männliche hohle Stimme war es gewesen. Der junge Adlerwirt sprang

einem Bräutigam ansteht, war sein Wesen und man sah gleich, dass die Würde des Großbauernhofes sich auf ihn zu vererben begann. Die Braut Kunigunde trug ein schweres weißes Seidenkleid mit Schleppe und auf dem kunstvoll geflochtenen, fast schwarzglänzenden Haar ein Myrtenkränzlein. Ihr schönes Gesicht war jetzt, wie sie vor dem Altar standen, als ob es von reinstem weißem Marmor gemeißelt wäre. Man hatte zu Gessnitz nie eine Braut gesehen, die so würdig und ernst war, und nie eine, die am Hochzeitstage nicht einmal ein wenig gelächelt und nicht einmal ein wenig geweint hätte. Aber die Kunigunde war eine solche. Manche behaupteten, das wäre ein tiefes Wasser, auswendig eine Mutter Gottes, inwendig —. Ein Glücksmensch sei dieser Adlerwirt! Die Braut so schön, so achtunggebietend, so reich! — Ob sie für eine Wirtin am Ende nicht doch ein wenig zu vornehm ist! Wirtinnen können nicht artig genug sein. — Oho, Wirtinnen können nicht zurückhaltend und ernsthaftig genug sein! — Ein Glücksmensch, dieser Adlerwirt!

Als das Brautpaar vor dem Altare stand, als der Wolfram ihre zarte kleine Hand in der seinen hielt, als der Priester die Stola darüber wand, da machte der junge Adlerwirt im Herzen ein Gelöbnis. — Ich will ein treuer Mensch sein. Junge, leblustige Weiber gibt es genug, auch solche, die Ehrenhaftigkeit verkaufen! Nein. Ich habe jetzt mein Weib. Und ist sie gleichwohl noch frostig wie ein Märztag, ich will so viel Sonnenschein auf sie legen, bis die Blume aufblüht. Durch die Liebe kann man alles überwinden, sagt mein Professor Nix, auch die schlimmen Weiber. Schlimm aber ist sie gar nicht, nur ein wenig herb. Und herbe Trauben geben den haltbarsten Wein. Mein liebes Weib, du! — Er drückte ihre Hand, sie wusste freilich nicht, was er dachte.

Die Mahlzeit im Salmhofe war üppig bis zum Tischbrechen. Auch dabei gieng es so vornehm zu, dass alle Kellner von Gessnitz anwesend waren, um an der Tafel die Speiseschüsseln herumzutragen von Gast zu Gast. Die Braut winkte fast jedes Gericht mit einer Handbewegung ab, sie aß nichts, sie trank nichts, sie sprach nur wenig, ließ aber ihr wachsames Auge stets in die Runde gehen, um die Ordnung des Dienervolkes zu überwachen und etwaige Verstöße desselben mit einem strafenden Blick, mit einem tadelnden Worte zu rügen. Der Wolfram suchte mit der nebensitzenden Schwiegermutter ein Gespräch zu unterhalten; es war jedoch mit der einfachen, bescheidenen Frau nicht viel anzufangen. Umsomehr fröhlichen Lärm machte der Salmhofer, besonders wenn das weiße Kätzchen, welches er bei sich auf dem Schoß hatte und mit Leckerbissen fütterte, auf den Tisch sprang und ungebührlich ward. Also dachte der Wolfram, werden wir uns nur ans Essen und Trinken hatten, dieser Tag wird mit Gottes Hilfe ja auch nicht ewig dauern.

Am Abende, als die Lichter gekommen waren und die Musikanten, hub die Hochzeitsgesellschaft einen anderen Takt an. Es ward laut und lustig, die Leute wogten durcheinander, aber die Braut zog sich zurück auf ihr Stübchen, weil ihr die Aufregung und der Lärm des Tages ein wenig Kopfschmerz verursacht hatten.

Der Wolfram gieng hinaus in die frische Luft. Ein klarer Sternenhimmel flimmerte, der Adlerwirt sah ihn kaum, er war in verschiedenerlei Empfindungen versunken und auf einmal that er einen tiefen Athemzug und sagte halblaut: „Also wäre ich verheiratet!“

Dann kam ihm zu Sinn, was er am Altare gedacht und dass er nun von jemandem Abschied nehmen müsse mit allem Ernst.

Im Wirtschaftsgebäude war die Gesindestube hell beleuchtet, da drinn

musst du fortgehen, du armer Bursch, schau, es kann nicht anders sein. Ich habe ja nichts gegen dich, wenn ich nur könnt', wie wollt' ich dich lieb haben mit Freuden, dich ganz allein. Und es hätt' eine gute Wendung. Wie es jetzt steht, ich weiß mir ja nicht zu rathen und nicht zu helfen."

„Sollst schuldiger Weis so reden?" fragte er.

„Gott Lob und Dank, nein!" antwortete die Jungmagd, „aber fürchten thu' ich mich, so oft ich ihn sehe. Bei der Hochzeit will ich nicht sein, nach Kirchbrunn auch mein Lebtag nicht gehen. Ich will mich ja hüten, soviel es menschenmöglich ist. An meine Mutter hast mich gemahnt, Schopper. Ihr letztes Wort zu mir ist gewesen: Frieda, wenn du dir nicht ausweißt, so knie' hin und thu' beten. Ich will's thun, Holzknecht, und will so lange beten, bis ich dich recht lieb hab, und nur dich allein."

Das sagte sie mit solcher Innigkeit, als wäre die Liebe zu ihm bereits da.

„O glückselige Stund'!" wimmerte der Waldmensch und drückte sein bärtiges Gesicht an ihre Schulter, in ihr Haar, „du herzliebe Dirn, ich geh' schon, ich geh' gern. Beten! Beten! Gute Nacht, du herzliebe Dirn!"

Also stürzte er wie rasend vor Glück davon, hinaus in die tiefe Winternacht — den jauchzenden Himmel im Herzen, seinen fernen Wäldern zu.

Fünfter Abschnitt.

Ganz Gessnitz war in Aufruhr. Bald nach Mitternacht schon hatten sie angefangen mit den Pöllern zu knallen, und zwar nicht bloß auf dem Salmhof, wo hinter dem Hause ein großes Feuer brannte, sondern auch bei anderen Bauernhöfen der Umgegend, die da zeigen wollten, welch freudigen Antheil sie nähmen an dem Fest- und Ehrentage der Familie ihres großständigen Gemeindevorstandes. Und als über den Dunstschichten der große rothe Sonnenball heraufstieg und die Hochzeitsgäste gegangen, gefahren kamen von allen Seiten her, da knatterten auch die Pistolen drein, das Kleingewehrfeuer zu den Kanonenschüssen, dass es schier zu hören war, als würde eine große Schlacht geschlagen im Thale von Gessnitz. Wo der Weg vom Salmhofe in den Markt hineinmündet, war sogar ein Schwibbogen gebaut aus Fichtenreisern. Von der Gärtnerei der Herrschaft Klobenstein war ein großer Brautstrauß gekommen als Hochzeitsgabe, denn der Klobensteiner Baron und der Salmhofer standen miteinander in reger Geschäftsverbindung.

Übrigens hatte die Hochzeit des jungen Adlerwirtes mit der Salmhofer-Tochter etwas Städtisches. Es gab dabei Herrschaften in Frack und mit hohen Seidenhüten, worunter der Herr Schwager Amtscontrolor eine der würdigsten Erscheinungen war. Auch der Salmhofer trug einen sehr langen Frack, einen schwarzen Röhrenhut, einen hohen, aufgesteiften Halskragen mit zwei an beiden Seiten des Kinnes hervorstehenden Spitzen, eine schneeweiße Weste, die über den halben Bauch hinabgieng, ein schwarzes Beinkleid und tadellose weiße Handschuhe. Die Salmhoferin an seiner Seite sah dagegen ganz bäuerlich und fast ärmlich aus. Der Bräutigam war in schwarzem, dorf-bürgerlichem Anzug, der sich nur auszeichnete durch das Myrtensträußchen am linken Brustflügel. Dieses schwarze Gewand gab dem jungen Manne ein überaus interessantes Aussehen, sein Gesicht schien blasser als sonst, und in seinem großen Auge war ein seltsamer Schmelz, wer es nur hätte sagen können, ob mehr auf frischen Muth oder auf weichmüthige Rührseligkeit hinweisend. Seine natürliche Heiterkeit schien er heute daheimgelassen zu haben beim Alltagsgewand, ernsthaft, gesetzt, wie es

„Und eine rechtschaffen stolze Natur“, lenkte der schlaue Adlerwirt über, „so dass ich mir schon gedacht habe, ob sie nicht etwa gedrückt ist, wenn . . . Das möchte ich ihr nicht wünschen! Sie wird auch auf was pochen wollen, und hat ganz recht. Ich meine, Schwieger, du — sollst was schreiben lassen.“

Der Salmhofer hatte sich kaum gesetzt, so stand er jetzt wieder auf, nahm Hut und Stock; aber noch an der Thür wendete er sich um und stieß sprudelnd die Worte hervor: „Ich glaube, die Ausstattung ist nicht zu gering ausgefallen. Hat mich baare zweitausend Gulden gekostet. Nach meinem Ableben — wenn ich um ein Eichtel Geduld bitten darf! — wird sie kriegen, was da ist. Wer denn sonst?“

Ohne ein weiteres Abschiedswort gieng der Großbauer zur Thür hinaus und fuhr davon.

Etwas kleinlaut theilte der alte Adlerwirt dem jungen dieses Gespräch mit und fügte bei: „Heißt's halt so weiter fretten derweil. Wie lang wird er's denn machen! Er trinkt zu viel.“

Der Frau Kunigunde war es nach ihrem Einzuge ins Adlerwirtshaus vor allem darum zu thun gewesen, jedermann zu zeigen, dass sie hier die Frau sei. Alles wurde geändert, schon in den ersten Tagen. Kein Möbelstück blieb an seinem Platze stehen, und wenn der Wolfram einwendete, das sei schon bei seiner Mutter Lebzeiten so gewesen, gab sie zur Antwort: „Liebes Kind, also hat's deine Mutter gestellt nach ihrem Belieben, und ich werde es auch thun.“ Im Salmhofe war um zwölf Uhr Mittagszeit, also musste auch im Adlerwirtshause die Suppe um zwölf Uhr auf dem Tische stehen. „Kundel“, gab ihr der Wolfram zu bedenken, „in den Wirtshäusern macht sich eine spätere Mittagsstunde besser, wenn die Gäste gespeist haben.“ — „Was kümmern mich die Gäste!“ war ihre Entgegnung.

Der Wolfram wusste wohl, was darauf zu sagen war, doch er wollte nicht streiten. „Junge Hausfrauen sind schon so“, tröstete ihn der Vater, „und sie wird sich die Hörner schon abstoßen.“

Auch mehrere Dienstboten, die sich nicht gleich in die neue Hausordnung schicken konnten, wurden entlassen und neue aufgenommen. Und gerade wenn eins recht brauchbar war und schon lange im Hause, gerade das musste fort. Die Frau Kunigunde wollte nicht, dass ein Dienstbote im Hause sei, welcher besser Bescheid wusste, als sie selber.

„Dass dir die fremden Gesichter nicht zuwider sind!“ sagte einmal der Wolfgang zu seiner Frau.

„Mir sind die einen wie die anderen fremd“, war ihre Antwort.

„So möchte ich an deiner Stelle wenigstens solche nehmen, die ich schon kenne. Dein Vater wollte dir gewiss gerne ein paar Leute von seinem Hofe abtreten, die deiner Art und Weis' leichter nachkommen könnten. Besonders Weibsleute solltest verlässliche um dich haben.“

„Meinst?“ gab sie lauernd zurück.

„Wir haben jetzt keine ordentliche Küchenmagd und keine Weidmagd.“

„Wie soll sie denn heißen?“

„Heißen kann sie wie sie will, aber brav und fleißig muss sie sein.“

„Soll sie nicht Frieda heißen?“ fragte spitzig die Frau Kunigunde.

Der Wolfram that überlaut einen Lacher. „Wie du jetzt auf die Frieda kommst!“ Er brach ab und gieng hinaus.

Von diesem Tage an war er eine Weile wortkarg. Und damit Frau Kunigunde die Ursache nicht merken sollte, warf er ihr unverhohlen vor, dass das nicht schön wäre von ihr, dem alten Vater die liebgewordenen Gewohnheiten zu vergällen, ihm sogar die Mittagszeit nach ihrem Gutdünken

gieng's fröhlich zu, der Wolfram trat ein. Mit hellem Geschrei hoben sie ihm die Gläser entgegen und tranken auf seine Gesundheit. Er setzte sich ein bisschen zu dem Gesinde an den Tisch, da erschien die Aufträgerin mit frischem Teller und Glase, legte ihm Krapfen vor, und einschenken, meinte sie, würde er sich wohl selber können.

„Ja, Frieda!" lachte der Bräutigam der jungen Aufträgerin zu, „einschenken, das kann ich, aber austrinken musst du. Auch von dir will ich eine Gesundheit haben."

Die Jungdirn nahm das Glas, schwenkte es ein wenig gegen ihn: „Zur guten Gesundheit!" und nippte.

„Jetzt ist's recht!" rief der Wolfram lustig mit der Zunge schnalzend und fasste sie an der Hand und blickte ihr frisch ins Auge, „trink' noch einmal, Frieda!"

„Dank' schön!" antwortete sie schmunzelnd, „es möcht' zu viel sein."

„So gib her!" er nahm ihr das Glas aus der Hand und während er ihr fest ins Auge blickte, leerte er es auf einen Zug.

Als er nachher wieder über den Hof schritt, ward ihm bedenklich. — Ein Abschied das? —

— — — — — — — — — — —

Also das war die Hochzeit gewesen.

Und nun kam das Siedeln. Der Möbelfuhren von Gessnitz nach Kirchbrunn waren so viele, dass die Leute schon sagten: „Mein Gott, wie wird denn das alles Platz haben beim Adlerwirt, es zersprengt ja das Haus!"

Frau Kunigunde ward eingerichtet wie eine Gräfin. Alles nagelneue Sachen. Rococo war Mode. Rococo! Man wusste zwar nicht, was das war, bestellte es aber. „Kosten thut auch ein Trödel was", hieß es, „also am besten, sich gleich ordentlich einrichten." Es gab Überraschungen, als die Sachen ankamen. Frau Kunigunde war nicht so leicht zufriedengestellt von den Arbeiten der Tischler und Tapezierer aus der Kreisstadt, sie meinte, das plumpe Zeug sei gar nicht anzusehen und es wäre am klügsten, solche Dinge geradeswegs aus Paris zu bestellen. Mit diesem Sinn für die feinste Vornehmheit setzte die junge Frau ganz Kirchbrunn in Erstaunen.

Ungefähr eine Woche nach der Hochzeit war der Salmhofer angefahren gekommen, um sich das neueingerichtete Nest der jungen Leute zu besehen.

„Nur so zu, Wolf!" schnarrte er den Schwiegersohn an. „Meine Tochter hat Erziehung genossen. Halt' sie fein! Lass ihr nichts abgehen! Für die Küche nimm dir eine Köchin, mein Kind hat Nerven, die nicht für den Küchendunst sind."

Der Wolfram nahm diese Verhaltungsmaßregeln ganz ruhig hin. Nach einem Imbiss, der dem Schwiegervater vorgesetzt worden und wobei der Salmhofer einmal seinen würdigen Bart streichelte, und das anderemal seinen Oberschenkel, obzwar heute das weiße Kätzchen nicht darauf saß — bat der alte Adlerwirt ihn auf ein Wort in seine Stube. Der alte Wirt war vor langem Zuwarten auf eine gewisse Unterredung schon ganz aufgeregt geworden. Und weil der Schwieger auch heute wieder nichts desgleichen that, als wäre eine solche an der Zeit, so machte der Wirt nun keine Umstände mehr.

„Schwieger", sagte er, ihm einen Sessel hinschiebend, „musst schon entschuldigen, es ist, dass man sich einmal ausredet von wegen Lebens und Sterbens. Wir sind nimmer jung und mein Sohn weiß, was er von mir zu erwarten hat. Es ist, dass er weiß, wie er dran ist und die Wirtschaft einrichten kann."

„Hast ganz recht, Adlerwirt, nur alles in Ordnung machen", antwortete der Salmhofer. „Weiß auch, dass mein Kind bei euch gut gestellt ist. Ist ein gutes Kind, wer es zu behandeln versteht, ein herzensgutes Kind."

„Vielleicht wolltest du deine Kleider hier in der Nebenkammer unterbringen, es wäre bequemer für dich.“

„Geh, geh, Wolf“, entgegnete sie, „meine Bequemlichkeit! dass ich nicht lachen muss! Nur um deinen Herrn Professor geht's dir. Nein, das Baumgartenzimmer bekommt er nicht.“

„So werde ich ihm das große Zimmer über der Gaststube einräumen“, sagte er, aber in einem Tone, der anzeigte, dass er nicht gewillt sei, weiter mit sich handeln zu lassen.

„Das kannst du thun“, antwortete Frau Kunigunde. „Ich kümmere mich nicht um deine guten Freunderln. Nur bitte ich dich, auch mir nichts dreinzureden, ich will Ruhe haben.“

Und eine Woche nach Ankunft seines Briefes, kam er selber. Es war noch ganz der Alte wie im vorigen Jahre. Dem Wolfram fiel er mit den Worten: „Junge! Hat die Liebe noch ein Stückchen Wolfram übrig gelassen für den alten Nix?“ in die Arme.

Die Artigkeiten, welche der Adlerwirt stotterte, unterbrach er sofort: „Ist schon recht. Lass die Thorheiten, dein Weibchen will ich sehen.“

Er stürmte in die Gaststube, in die Küche, da war sie aber nicht. Als er später hinaufstieg zu seiner neuen Stube, begegnete ihm auf der Treppe eine Dame, die er flüchtig grüßte, weil er sie für eine fremde hielt. Es war aber Frau Kunigunde. Als er das gewahr wurde, eilte er ihr nach: „Frau Adlerwirtin! So wollen wir zwei nicht beginnen, selbander. Einen herzhaften Händedruck, oder so etwas! Mit meinem Segen für den heiligen Ehestand komme ich wohl spät! Aber nie zu spät! Nie zu spät! Gottes Gruß zu tausendmal, Frau Adlerwirtin!“

„Guten Morgen!“ entgegnete die Frau ruhig.

Professor Nix war hübsch abgekühlt und sie wechselten einige höfliche Worte.

Mit der Stube war der Professor recht zufrieden, da hatte er Platz genug für alle seine Bücher und Schriften und Ledertaschen und Botanisierbüchsen und Staffeleien, und er breitete sich behaglich aus. „Ein Herzenskerl bist du!“ rief er dem Wolfram zu, „gut meinst du mir's. Wenn ich einmal sterbe, so bedenke ich dich in meinem Testament. Du sollst das ganze Firmament haben mit allen Sonnen und Sternen. Nur der Halbmond ist ein Legat für die Türken. Ein charmantes Zimmer das!“

Der Wolfram sagte nichts auf diese Ergießung. Und bald machten sich zwei kleine Nachtheile fühlbar in der schönen großen Stube. Tagsüber war's der Rauch des scharfen Bauerntabaks, dessen Düfte von dem Gastzimmer durch die Fugen in des Professors Stube drangen. Aber das war nicht das Schlimmste, am Bauerntabak war auch noch eine Pfeife, und an der Pfeife sog so ein unsauberer Geselle, der bis in die Nacht hinein sitzen blieb und mit anderen ähnlichen Gesellen lärmte, so dass der gute Professor Nix oben kein Auge schließen konnte. Aber er that nichts desgleichen, sondern tröstete sich damit, dass solches zur Sommerfrische gehöre.

Bei einer nächsten Gelegenheit sagte er zu seinem jungen Wirte folgendes: „Wolf! Ich muss dir nur gestehen, du hast ein schneidiges Weib. Das hat mir alle Kurasch abgekauft. Eine solche Hausfrau wird ganz gut sein, sie erspart den Kettenhund. Die Diebe und die Betrüger und die Heuchler und Schmeichler wirst du nicht zu fürchten brauchen, Frau Kunigunde hält sie alle fern. Einer Untreue wirst du bei ihr auch sicher sein, sie läßt keinen an sich herankommen. Wenn sie dir so recht ist, nachher bist du geborgen, nachher kann dir nichts mehr geschehen.“

Der Wolfram wusste nicht recht, waren diese Bemerkungen ein Lob

zu verlegen. Über die Speisen selbst rede man ohnehin nichts, diese würden zubereitet nicht nach seinem, sondern nach ihrem Geschmack, und der sei nicht allemal der beste.

„Einen besseren hast du“, gab sie rasch wie immer zur Antwort, „weil du deiner eigenen Frau schon jetzt, wenige Wochen nach der Hochzeit, das Essen missgönnst und dich nach einer Stalldirne umsehen möchtest.“ Da weinte sie auch schon heftig in ihr Spitzentuch.

„Aber Kunigunde!“ rief nun der Wolfram und wollte kosend begütigen, sie stieß mit dem Ellbogen heftig nach ihm, da gieng er zum Herde, zündete sich eine Zigarre an, stieg in die Gaststube und unterhielt sich mit den Gästen.

Ein Fleischhauergeselle aus Gessnitz war da, den fragte der junge Adlerwirt nach Neuigkeiten. Natürlich marschierte der drohende Krieg auf, der in den Zeitungen stand, denn er steht immer drin. Aber dem Wolfram war das zu wenig. Als braver Schwiegersohn fragte er dem Salmhofe nach, ob dort alles gesund sei, oder sonst beim Alten? Ja, der Salmhofer liege auf seiner Holzbank, schäkere mit den Katzen und habe so manchmal sein Räuschchen. Man merkte es dem Fleischergesellen an, welche Gewalt er sich anthun musste, um die ganz unverhältnismäßige Verkleinerung zuwege zu bringen, aber anders mochte er mit dem Schwiegersohne doch nicht sprechen. — Und was die Mutter mache? wollte der Wolfram wissen. — „O Gott!“ sagte der Fleischer.

„Dass sie nicht am Ende mehr Sorgen zu tragen hat, jetzt, weil die Tochter fort ist!“ fürchtete der junge Adlerwirt. „Sie wird sich doch von den Dienstmägden eine abrichten fürs Haus oder so.“

„Im Gegentheil“, erzählte der Gessnitzer, „verjagen thut sie eins ums andere. Gestern ist bei der Jungmagd die Dienstzeit aus worden.“

„Bei der Frieda!“ fragte der Wolfram.

„Wird so geheißen haben. Bin just mit einem Kalb vorübergekommen, wie sie mit ihrem Bündel den Hof verlassen hat. Und Augenwasser, dass ich sie noch frag': Was hat's denn, Dirndel? Wandern musst? Ja, wohin denn jetzt im Winter? Wisse es selber nicht, hat sie gesagt, und fort nach der Straßen.“

Nun wusste er's, der Adlerwirt, was er wissen wollte. Dass er jetzt aber noch mehr wissen wollte, und was alles, das konnte er niemandem sagen.

Sechster Abschnitt.

Endlich war der Winter vorbei. Und eines Tages in dem Maien kam der junge Adlerwirt zu seiner Frau mit einem erbrochenen Briefe und sagte froh erregt: „Dies Jahr kommt er früh. Er kann es schon kaum erwarten, die junge Adlerwirtin kennen zu lernen, schreibt er. Der Professor Nix.“

„Wer ist denn der?“ fragte Frau Kunigunde gleichmüthig.

„Ich habe dir ja erzählt von dem Herrn, der allsommerlich zu uns kommt und bei uns bleibt, und der mich so mancherlei gelehrt hat. In diesem deinem Zimmer hat er immer gewohnt.“

„So soll ich wohl jetzt ausziehen und den Herrn Professor Nix hereinlassen?“

„Kundel“, sprach der junge Adlerwirt und machte einen vorwurfsvollen Blick. „Kundel, du bist immer so boshaft. Wie kann denn vom Ausziehen die Rede sein! Der Professor bekommt das Stübchen gegen den Baumgarten hinaus, er wird damit zufrieden sein. Es ist ein netter Herr, du wirst ihn gewiss liebgewinnen.“

„Das Baumgartenzimmer kann ich ihm nicht abtreten, ich habe meine Garderobe drin.“

Schub nach. Der sei auf dem Berge an dem obersten Ende der Riesen. Der Adlerwirt stieg hinauf, der Berghang war steil und vielfach von Schluchten und Gräben durchfurcht. Da sah man erst die ganze Kühnheit des Baues der Holzleitung. Streckenweise strich sie in schönen Curven an dem steilen Hang dahin, dann setzte sie, auf schlanken Stämmen wie auf Strohhalmen gestützt, über Waldwipfel und Abgründe, in deren Tiefen Wässer rauschten.

„Seit Menschengedenken“, so erzählte der Holzknecht, welcher den Adlerwirt hinaufbegleitete, „hätte man es nicht für möglich gehalten, dass wir den Zagelwald herabkriegen könnten. Zu Hunderten und zu Tausenden sind sie vermodert und verfallen, oben, die schönsten Tannen und Lärchen, und kein Mensch hat sie nutzen können, weil sie nicht herabzubringen gewesen sind. Jetzt geht's spielend. Und haben ihn zuerst alle ausgelacht, den Schopper, wie er gesagt, er baut die Riesen. Hat aber den Holzmeister sauber überzeugt, dass es geht, hat sie mit dreißig Holzknechten in vier Monaten gebaut, und jetzt lacht niemand mehr. Der Schopper ist Vorknecht geworden.“

„Also der Schopper-Schub hat dieses Werk gebaut!“ Der Adlerwirt hätte es ihm nicht angesehen. Der Mann, der solches kann, darf sich am Ende doch keck um die Herzliebste bewerben.

Auf der Höhe gab es eine schöne Aussicht hin in die Waldberge, aber dem Wolfram gieng es nicht um das. Rings um ihn lag der geschlagene Urwald in vielen tausend Stämmen, welche von den Holzhauern entschält, zu Blöcken geschnitten und an die Einmündung der Riesen gebracht wurden; dem Wolfram gieng's auch nicht um Holz. Inmitten der Leute stand der Schopper in braunen Hemdärmeln und barhaupt. Er hielt einen langen Maßstab in den Boden gestämmt und traf Anordnungen. Der Wolfram hatte ihn erkannt an dem üppigen Barte und gieng nun, über Stämme und Rindenwälle kletternd, auf ihn zu.

Die beiden Männer standen sich ein Weilchen gegenüber und schauten sich an, bevor das erste Wort gesprochen wurde.

„Dich suche ich“, sagte endlich der Adlerwirt. „Wenn ich den weiten Weg her mache zu dir, so kannst dir denken, dass es etwas Wichtiges wird sein. Willst so gut sein, Schopper, und mit mir ein wenig auf die Seite gehen?“

„Das kann ich schon thun“, antwortete der Holzknecht und sie giengen gegen einige Schirmtannen hin, die man stehen gelassen hatte.

„Schopper“, bemerkte der Wolfram, „deine Riesen ist ein Meisterwerk.“

„Dass du mir das sagst, deswegen bist du nicht gekommen“, entgegnete der Holzknecht. „Adlerwirt, thu' nicht lang' um und sag', was du willst.“

„Schopper“, sprach nun der andere im vertraulichen Tone. „Du kannst dir's denken, es ist der Frieda wegen. Du bist offenherzig mit mir gewesen und ich will es auch sein. Hast du das Dirndel noch im Kopf?“

Der Schopper starrte den Fragenden an und entgegnete: „Was geht das dich an? Du hast dein Weib.“

„Das wohl, Schopper, das habe ich, und just deswegen kann ich offen mit dir sprechen. Die Frieda ist eine Jugendfreundin meiner Frau und wir wollen nicht, dass sie sollte verderben müssen. Vielleicht, dass ihr meine Frau einen Platz verschaffen könnte.“

„Hat sie denn keinen?“ fragte der Schopper.

„Du wirst doch wissen, dass sie nicht mehr im Salmhof ist.“

„Ei freilich weiß ich das.“

„Wo sie nur mag umherirren auf der weiten Welt? und hat keinen Menschen, der ihr's gut thät meinen!“

auf seine Frau, oder etwas anderes. Er nahm's in Gottesnamen fürs erstere und war's zufrieden.

Der Professor gieng, wie es in den früheren Sommern geschehen, seinen Vergnügungen nach in Wald und Flur. Die Gegend um Kirchbrunn ist so recht das, was man freundlich nennt. Mittelhohe Berge mit sanften Kuppen und Muldungen und alles was nicht im Thale Feld und Wiese war, hübsch bedeckt mit hellgrünenden Buchenwäldern, in welchen dunklere Fichtenbestände eingesprenkelt waren. Aus den schattigen Engthälern kamen Bäche hervor, zwischen den Wiesen gab es Teiche und Heuschoppen und Getreidemühlen. Professor Nix kannte alle Wege und Stege und die meisten Bewohner des Thales. Mit dem einen sprach er ernsthaft, mit dem anderen scherzte er. Wenn er aber in Regentagen an das Adlerwirtshaus gebannt war, da kam's ihm — sosehr der Regen draußen auch rieseln mochte — in der Stube nicht mehr ganz so gemüthlich vor wie sonst. Häufig saß er in der Gaststube, doch es fehlte auch hier manchmal an Gesellschaft. Der alte Wirt war misslaunig, der junge wortkarg und die Wirtin gar nicht zu sehen.

Eines Tages war der Wolfram davon. Am ersten Tage kümmerte sich um seine Abwesenheit niemand; am zweiten Tage meinte der alte Wirt, sein Sohn müsse auf einen Vieheinkauf gegangen sein, aber man wunderte sich doch, dass er weder seiner Frau, noch seinem Vater davon etwas gesagt hatte. Als er am dritten Tage immer noch nicht zurück war, wurde dem alten Wirte bang und wurde dem Professor bang. — Wenn der Wolf nichts gesagt hat, wohin, so dachte letzterer sich, und in der Nachbarschaft weiß auch niemand etwas von ihm, und es ist sonst nicht seine Art, dass er so davonläuft, so sieht das ja aus wie ein Unglück! Frau Kunigunde hub an zu zanken. Der Professor stellte ihr vor, dass dem Wolfram etwas zugestoßen sein könne.

„Ja natürlich, der Leichtsinn ist ihm zugestoßen!" rief sie. „Gott weiß, wo er umherzigeunert! Ich laufe ihm nicht nach. Meinetwegen mag er fortbleiben über Jahr und Tag. Wenn ich nicht will, da kriegt mich keiner mit Lieb' und keiner mit Trutz." —

Der Wolfram war unter dem Vorwande, vorjährigen Apfelwein zu kaufen, die Gessnitzergegend abgegangen bis hinaus nach Niederleuth und Sanct Magdalena; in allen Bauernhäusern hatte er zugesprochen, sich nebenbei auch um Zuchtkälber umgesehen; erstanden jedoch hatte er nirgends etwas. Dann war er in großem Umkreis gegen das Gebirge gewandert, hatte dort anstatt nach Apfelwein nach Bauholz gefragt, aber auch hier nichts gekauft. Endlich rückte er seiner Absicht näher und erkundigte sich nach Dienstboten für die Sommerarbeiten, vor allem nach Heuheberinnen und Schnitterinnen — es war vergebens, die er suchte, fand er nicht.

Und als er rathlos schon auf dem Heimwege war, fiel es ihm ein: sie ist im Siebenbachwald bei den Holzleuten. Er musste es aber wissen. Er wanderte in die Wälder und kam zu den Siebenbachhütten, welche in einem engen Waldthale standen, von zerrissenen Bergen umgeben. Hoch von einem Bergschlag nieder gieng eine neue Holzriesen, in deren Rinne glatte wuchtige Blöcke herabglitten. Sausend und dröhnend kam das niederwärts auf steiler Riesen, die in großen Bogen sich wand, über Hänge und Schluchten gebrückt war und so sorgfältig und wohlberechnet gemuldet, dass kein Block ausspringen konnte. So kam das herab bis zu Thale, wo die Riesen sachte sich ebnete und die schwersten Blöcke fast sanft aufs Erdreich warf, um dann von etlichen Männern zur Kohlstatt geschafft werden zu können. Bei diesen Männern war sie nicht. Der Wolfram fragte dem Schopper-

„Von der musst du los, Junge!“ rief der Professor.

„Aber wie?“ seufzte der junge Mann.

„Scheidung! frisch! rasch! Heute besser als morgen.“

„Ehescheidung!“ sagte der Adlerwirt. „Das geht nicht. Dieses Aufsehen!“

„Wenn sie dich in die Strafanstalt führen, das wird auch ein Aufsehen sein!“

Der Wolfram sprang empor.

„Verzeihe!“ begütigte der Professor. „Das Wort war schlimm. So endet's bei dir nicht, so nicht. Du bist ein weicher Mensch, du wirst verderben und vergehen, und wer dich umbringt, der kommt auch nicht ins Zuchthaus, weil du dich vor Gram und Jammer selber verzehrst. Und der, welcher dich mit kleinen Dosen täglich vergiftet, hat noch den Triumph, als Leidtragender an deiner Grube zu stehen. — Wolf, wenn du bisher alle sieben Todsünden begangen, die eine musst du sühnen, auf der Stelle, ohne Säumnis sühnen: dass du dieses Weib genommen hast!“

„Ich hätte mir ja leicht eine andere gewusst.“

— „Eine andere!“ sprach nun der Professor. „Wolf, eine andere lass einstweilen aus dem Spiele! Das ganze Firmament, habe ich gesagt, vermach' ich dir, nur den Halbmond nicht, der gehört den Türken. Und Türke wirst du keiner sein wollen. Jetzt eine andere! Das wäre hübsch! Erst scheiden, dann wieder binden!“

„Nicht mir zulieb' habe ich sie genommen.“

„Man merkt es wohl, Junge. Wäre auch nur ein bisschen Neigung da, es müsste sich anders zeigen.“

„Mein Vater wollte es so haben“, gestand nun der junge Adlerwirt, „ihm zuliebe bin ich hineingesprungen. Wir stehen schlecht, wir müssen uns mit ihrem Gelde aufhelfen.“

„Wolf“, sagte hierauf der Professor. „So lang dein Weib misst, so lang misst dein Unglück. Wo das Weib aufhört und das Geld anfängt, fängt in dir der Wicht an. — Schelm, armseliger! Das Geld! — Adlerwirtssohn. Ich habe dich als Kind auf den Armen getragen und dabei gesungen: Lieber Engel, werde ein braver Mensch! Hernach der wissbegierige Knabe! Der warmherzige Jüngling! Es war eine Freude. Er wird's! habe ich oft gejauchzt. — Na, und wie der Mann fertig ist, von dem man glaubt, dass er edle Früchte wird tragen — steht der heißhungerige Geldwolf da. Irr und toll könnt' einer werden!“

Da der Adlerwirt bei diesen herben Worten sich abgewendet hatte, fiel der alte kleine Professor vor ihm auf die Knie, umfasste seine Beine und rief: „Musst mir's zugute halten, Wolf, mir thut deinetwegen das Herz so weh, dass ich schreien muss. Dem Vater zulieb'! Es war ja gut gezielt, aber es ist schlecht getroffen. Mein Wolf, glaube mir! Folge mir! Gehe heute noch ins Amt und lass dich scheiden!“

„Dann bin ich ein Bettler!“ rief der Adlerwirt.

Der Professor stutzte. Als er seiner Verblüffung einigermaßen Herr geworden, sagte er in singendem Tone: „So, so. Also nur eine Ausrede ist der Herr Vater. Du selber willst Geld haben. Du willst lieber ein elender, verächtlicher Gauch sein, von deines Weibes Groschen zehrend, unter eines Weibes Fuß wimmernd, dich windend wie ein zertretener Wurm, anstatt mit gesunden Armen mannbar dir dein Brot zu verdienen! — Adlerwirt, ich mag dich nicht mehr.“

Er erhob sich rasch und gieng quer über die Wiese hin durch das lange Gras, dass kaum sein Kopf manchmal hervorragte über den Germen und Rispen. —

Als der Wolfram nach Hause kam, gab's von Vaters Seite ein arges Wetter. Er ertrug's gleichgiltig. Frau Kunigunde blieb drei Schritte vor ihm stehen und fragte: „Bist denn

„Adlerwirt!“ sagte der Schopper ganz leise aber nachdrucksvoll, „sie hat einen!“

„Heiratest sie, Schopper? Hast sie bei dir?“ Ohne dass er es recht wollte, waren ihm diese Worte über die Lippen gesprungen, denn es war ein großer Sturm in ihm und das Herz pochte so heftig in seiner Brust, dass es nachklang in den Schläfen.

Der Schopper sagte: „Mein lieber Adlerwirt. So dumm bin ich nicht, dass ich dir sie verrathe. Geh' nur ruhig heim nach Kirchbrunn und kümmere dich um deine Leut', die Frieda geht dich nichts an.“

Damit wendete er sich seiner Arbeit zu und dem Adlerwirt blieb nichts übrig, als den mühevollen Weg wieder zu Thale zu steigen.

„Wenn Sie bis zum Feierabend warten wollen“, rief ihm einer der Arbeiter zu, „so können Sie auch hinabfahren. Wir rutschen alle hinab. Mit dem Brettel ist man in fünf Minuten zu Thal. Aber jetzt geht's nicht, jetzt haben die Holzblöcher das Vorrecht.“

Dem Adlerwirt kam aber die ganze Gegend ein wenig unheimlich vor und er gieng angestrengt drei Stunden lang, bis er den Thurm von Kirchbrunn sah.

Als er hinaus über die Wiesen schritt, saß dort an einem Wassertümpel der Professor Nix und schaute den Krebsen zu. Der Alte erhob ein Freudengeschrei, als er seinen Hausherrn sah und wollte allsogleich wissen, was die Adlerwirtshausbewohner verbrochen hätten, dass er sie über drei Tage lang im Fegfeuer zappeln lasse.

Der Wolfram setzte sich hin auf den Rasen und seufzte: „Ach ja, lieber Professor!“

„Junge, du gefällst mir nicht!“ sagte der Professor.

Der Wolfram schaute bekümmert in den Tümpel, dann sprach er: „Dass es seine Ursache haben muss, wenn einer wie halbverrückt davonläuft, ohne dem alten Vater, ohne dem Weibe zu sagen, wohin, das können Sie sich denken. Und eine Ursache hat es. — Sie wohnen gemüthlich in Ihrer großen Stube, Herr, ärgern sich vielleicht ein wenig über den Lärm der Gäste am späten Abend, haben aber freilich keine Ahnung, was zwischen uns vorgeht. Sie ist hart. Sie ist herzlos, dass ich's nicht sagen kann. Sie macht mich ganz verzagt...“

„Na, na!“ beschwichtigte der Professor und neigte sich über den jungen Mann, denn dieser presste seine Hände ins Gesicht und schluchzte.

„Ich habe mir's gedacht“, sagte der Alte gedämpft, „ich habe mir's wohl gedacht.“

Dann schwiegen beide eine lange Zeit und starrten in das klare Wasser, wo langsam die Krebse krochen und stets nach rückwärts — nach rückwärts.

„In den ersten Wochen“, so fuhr Professor Nix endlich fort, „da habe ich vorgehabt, dir Trost zuzusprechen, habe sie wohl für eine herbe Natur gehalten, aber wer den Schlüssel findet zu solchen Naturen, der hat's gut. Sie zeigen und feilen ihr Herz und Gemüth nicht auf der Gasse umher, sie geizen gegen alle Welt mit ihrer Güte, um ja recht viel davon aufzuhäufen für den einen und einzigen, den sie selig machen wollen. So eine goldene, habe ich gemeint, hättest du dir auserwählt. Freilich ist mir nach und nach anders zu Muthe geworden. Ganz krampfig ist mir zu Muthe geworden, mein lieber Wolf! Aber reden! Wenn er nicht redet, ich bin auch still. Wenn einer zum jungen Ehemann hingeht und sagt: Du, dein Weib passt nicht für dich! so ist das ein schlechter Kerl, den man mit einem Rattenschwanz erdrosseln soll. Aber dir sage ich es doch, Wolf, und du erdrosselst mich nicht, wenn ich dir sage: Sie passt nicht für dich!“

Der Wolfram murmelte: „Ich erdrossele Sie nicht.“

kleiner Schaden, der unterwegs an dem Bilde durch den Transport entstanden ist, weggebracht wird. Es handelt sich darum, dass eine thalergroße Stelle, die leider beschädigt worden ist, übermalt wird; dann ist das Bild von dem Kunsthändler angenommen, und ich erhalte mein Honorar."

„Nun", entgegnete Börner, „das ist doch kein Unglück! So fahre nach Dresden, übermale die Stelle, nimm das Geld und komm wieder zurück."

„Fahre nach Dresden, du Hohlkopf!" sagte Willmann entrüstet. „Um nach Dresden zu fahren, dazu brauche ich Geld; Geld habe ich aber nicht, um nach Dresden zu fahren, Geld kann ich aber nur bekommen, wenn ich nach Dresden fahre. So ist denn mein Schicksal eine dreifach gewundene Schlange, die sich in ihren höchsteigenen Schwanz beißt, und ich finde kein Auskommen aus der ganzen Sache. Hier, —" sagte Willmann entrüstet und öffnete sein Portemonnaie. „Diese Groschen sind alles, was ich besitze, und dass du nicht mehr hast, ist selbstverständlich. Ich will dir nicht erst durch eine Frage, ob du mir aushelfen kannst, zu nahe treten."

„Das ist sehr vernünftig von dir, aber die Sache ist sehr komisch."

„Komisch? —" fuhr Willmann auf und fuhr sich zuerst durch seine krausen Haare, worauf er eine verdächtige Bewegung machte, als wolle er auch seinem Freund Börner in die Haare fahren. „Komisch findest du das, elender Bureaukrat?"

„Missverstehe mich nicht", sagte Börner. „Deine Situation ist ja recht unangenehm, wenn sie auch nicht zum Verzweifeln ist, aber ich sagte nur, die Sache sei komisch, weil du nach Dresden fahren willst und nicht fahren kannst, und umgekehrt unser Assessor Meyer fahren kann und nicht fahren will."

Willmann stierte Börner an und sagte endlich:

„Du redest Blech, ich verstehe kein Wort davon, was du sagen willst."

„Die Sache ist die:" sagte Börner. „Unser Bureau-Chef bei der Eisenbahnverwaltung, bei der ich als Volontär beschäftigt bin, ist der Assessor Meyer, ein sehr liebenswürdiger, netter Herr. Derselbe wollte heute nach Dresden und hat sich dazu einen Freifahrtschein besorgt, den er natürlich gratis von der Verwaltung erhält. Jetzt hat er aber Familien-Abhaltung, und heute kam er ganz wüthend ins Bureau, warf mir den Freifahrtschein auf den Tisch, weil ich ihm denselben besorgt hatte, und sagte zu mir:

„Machen Sie mit dem Zettel, was Sie wollen. Ich kann nicht fahren."

Im nächsten Augenblick stürzte sich Willmann auf den nichtsahnenden Börner los und schrie:

„Gib mir den Schein heraus, wenn du ihn bei dir hast, oder ich ermorde dich!"

„Was willst du denn mit dem Schein?" fragte Börner erstaunt.

„Was ich damit will, schwerfälligster aller Begriffsstützigen? — Nach Dresden will ich auf den Schein fahren! — Ich packe mein Malzeug in einen Kasten, setze mich auf die Eisenbahn, fahre hin, übermale mein Bild, und alles ist in Ordnung."

„Aber erlaube 'mal", sagte Börner jetzt sehr lebhaft, „du kannst doch den Freifahrtschein gar nicht benützen. Derselbe ist ja auf den Assessor Meyer ausgestellt."

„Das ist mir ganz gleichgiltig. Wer weiß denn auf der Bahn, dass ich nicht der Assessor Meyer bin? — Und dann kann es der Bahn doch ganz gleichgiltig sein, ob sie den Assessor Meyer oder mich befördert; ich glaube, ich bin nicht einmal schwerer, als der Assessor Meyer, eine Extra-Locomotive brauchen sie also deshalb nicht vorzuspannen, weil ich mitfahre."

„Aber", entgegnete Börner, „das geht doch nicht, du hast doch nicht die Berechtigung."

„Mensch!" sagte Willmann, „bringe

schon da, Wolfram? Hast dir die Socken lochig getreten, oder hat dich der Hunger nach Hause getrieben? Die Köchin soll dich nur sattfüttern, dass du wieder gehen kannst.“

In der heißen Wuth über solchen Hohn that der Wolfram schon den Mund auf, um sie zu fragen: Wenn eins gehen müsse, welches von beiden? — Aber der alte Adlerwirt hielt ihn fest am Arm und raunte ihm zu: „Um Christiwillen, schweig still! Wir müssten vom Haus ziehen wie ein paar Zigeuner. Kein Nagel auf dem Dach ist mehr unser Eigenthum. Nur noch kurze Zeit Geduld! Hast du's schon gehört? Der Salmhofer liegt auf den Tod!“

Der Wolfram hat sich die Lippen blutig gebissen und geschwiegen. —

(Fortsetzung folgt.)

Freie Fahrt.

Eine Humoreske von A. Oskar Klaußmann.*)

Im höchsten Grade erregt gieng der Berliner Maler Willmann in seinem Atelier auf und ab. Er focht mit den Händen in der Luft herum, und hin und wieder stieß er etwas aus, was leider wie ein Fluch klang. Er war so aufgeregt, dass er das Klopfen an der Thür mehrmals überhörte, bis endlich ein ungefähr gleichalteriger, d. h. dreißigjähriger Mann eintrat, welcher mit Willmann gut bekannt zu sein schein, denn er betrachtete den heftig gesticulierenden und vor sich her brummenden Willmann ruhig und setzte sich dann an den Tisch, der in der Mitte des Ateliers stand und mit Farbentuben, Pinseln, Spiritus- und Lackgläsern besetzt war.

Der Neuangekommene rauchte seine Zigarre und sagte endlich:

„Du scheinst heute sehr guter Laune zu sein.“

Willmann machte in seinem Auf- und Ablaufen halt und starrte den Neuangekommenen erstaunt an.

„Ah! du bist's, Börner“, sagte er. „Du bist's. Du kannst mir auch nicht helfen. O, ich möchte vor Wuth den Mond pinkertsblau anstreichen und ihn dann auf die Erde herabwerfen.“

„Die Idee ist nicht übel“, sagte Börner phlegmatisch, „aber was würde sie dir helfen? — Ich glaube nicht einmal, dass sich jemand fände, der diese Mondanstreicherei honoriert, und das Honorar ist doch bei der Malerei die Hauptsache. Die Kunst geht nach Brot!“

„Ja, du hast recht“, entgegnete Willmann mit furchtbarem Pathos, „das Honorar ist die Hauptsache! Wenn du das anerkennst, so wirst du auch begreifen, wie es mir geht. Ich habe mein Bild, — du weißt ja, Dornröschens Erwachen, an dem ich so lange arbeitete, nach Dresden an einen Kunsthändler geschickt, weil ich es dort loszuwerden hoffte, und nun erhalte ich heute einen Brief, in dem mir der Mann schreibt, dass ihm das Bild außerordentlich gefällt, dass er es auch bereits ausgestellt habe, und dass er es auch ohne weiteres annimmt und sofort honoriert, wenn ein

---

*) Aus: „Humoresken“ von A. Oskar Klaußmann. (Berlin, J. H. Schorer.) Ein lustiges Buch, allen Trübsinnigen bestens zu empfehlen.

Als zum drittenmale geläutet war, und der Zug sich in Bewegung setzen wollte, riss der Schaffner die Thür des Coupés auf, in welchem Willmann saß, und herein sprang der Oberinspector Reiberg.

„Ich fahre auch nach Dresden", sagte derselbe, „und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen bis dahin Gesellschaft zu leisten, umsomehr, als Sie allein fahren. Hoffentlich nehmen Sie mir meine Ungeniertheit nicht übel."

Willmann war wie vom Donner gerührt. Er hatte die feste Überzeugung, dass jetzt eine Katastrophe unvermeidlich sei, da sein Quiproquo sofort an den Tag kommen musste, wenn der Herr Oberinspector sich auf eine dienstliche Unterhaltung einließ.

Zum Glück aber war der Oberinspector Reiberg ein sehr liebenswürdiger und gebildeter Mann, der sich nicht auf eine Fachsimpelei einließ, sondern Willmann in ein so interessantes Gespräch über allgemeine Verhältnisse zog, dass dieser schon nach einigen Minuten mit dem lebhaftesten Interesse daran sich betheiligen konnte. Wie im Fluge verstrich nun die Zeit bis zur Ankunft in Dresden.

Hier verabschiedeten sich der angebliche Assessor Meyer und der Oberinspector Reiberg auf das herzlichste und versicherten sich gegenseitig, von dem Vergnügen ihrer Bekanntschaft ganz entzückt zu sein; dann stürzte sich der Oberinspector Reiberg in eine Droschke, um nach Hause zu fahren, und Willmann suchte den Kunsthändler auf, den er auch bald auffand.

Während er hier den Schaden an seinem Bilde mit Geschicklichkeit und Schnelligkeit wiederherstellte, musste er unwillkürlich über das Abenteuer lachen, das ihm begegnet war, und auch daran dachte er, wie nett man es doch eigentlich als höherer Eisenbahnbeamter habe, indem man nicht nur umsonst im Lande umherfahren könne, sondern auch auf das liebenswürdigste behandelt würde.

Am Nachmittag zahlte der Kunsthändler das Honorar an Willmann, dem dieses selbst so groß vorkam, dass er sich ein kleiner Krösus dünkte, und Willmann beschloss unmittelbar, und zwar in Wirklichkeit für sein eigenes Geld ein Billet zu lösen und nach Berlin zurückzufahren.

Da es aber noch Zeit bis zur Abfahrt des Zuges war, so suchte er vorher noch Dresdens schönstes Local an der großen Augustusbrücke auf, die Elbterrasse genannt „das italienische Dörfchen", wo er sich nach allem gehabten Schrecken und Erstaunen zu erholen gedachte.

Hier beobachtete er mit den Augen des Malers das Bild des lebhaften Treibens und des Verkehrs, welches sich von jenem Platze aus bietet. Über das mächtige, kolossale Bauwerk der Augustusbrücke strömt ununterbrochen der Zug der Fußgänger von der Alt- nach der Neustadt und umgekehrt, Droschken und Equipagen fahren hin und her, und am meisten fallen die kanariengelben Omnibusse und die kanariengelben Pferdebahnwagen auf, welche mit ihrer hellen Farbe noch an die dereinstigen gelben Röcke der sächsischen Briefträger erinnern. Auf der Elbe ziehen stromauf und stromab die weißen, schlanken Dampfschiffe mit dem grünen Streifen unter Deck, die Schleppzüge und die Züge der Kettenschleppschiffahrt, welche ihre Ankunft durch fürchterliches Geheul anzukündigen pflegen. Dazu der große Verkehr in dem schönen Local selbst, — das alles versetzte Willmann in Entzücken und eben wollte er sein Skizzenbuch aus der Tasche ziehen, um wenigstens einige Momente des lebhaften Bildes festzuhalten, als ihm jemand auf die Schulter klopfte und sagte:

„Das ist ja herrlich, Herr Assessor, dass wir uns hier noch einmal wiedersehen."

Willmann fuhr erschreckt empor

mich nicht in Verzweiflung! — Du erzählst mir doch selbst, der Assessor Meyer habe dir gesagt: Machen Sie mit dem Schein, was Sie wollen."

„Das hat er gesagt. Aber er meint damit, ich soll ihn zerreißen oder verbrennen."

„Zerreißen oder verbrennen?" schrie Willmann mit fürchterlichem Pathos. „Deine Bureaukratenseele freut sich darüber, wenn du das einzige Mittel vernichtest, mit dem du deinen Freund retten kannst? Wo ist der Schein?"

„Hier ist er", sagte Börner, und zog aus seiner Tasche eine grüne Karte, „und wir wollen sie augenblicklich vernichten, um nicht erst in unnütze Streitigkeiten darüber zu kommen."

Im nächsten Augenblick hatte Willmann seinem Freunde die Karte entrissen und zu sich gesteckt.

„So!" sagte er. „Damit du gar keine Bedenken hast, werde ich die Karte vernichten."

„Du wirst sie vernichten?" fragte Börner.

„Ja wohl!" entgegnete Willmann mit ironischem Lächeln. „Ich werde sie vernichten, damit du gar keine Gewissensbisse hast."

„Aber dass Du sie ja nicht etwa benutzest", sagte Börner. „Du könntest mich in Teufels Küche bringen."

„Fällt mir gar nicht ein! Warum sollte ich denn deine Bureaukratenseele mit einem solch' furchtbaren Verbrechen belasten?" — — — — —

Der Schnellzug jagte durch den frischen Morgen dahin und schien gar keine Lust zu haben, anzuhalten. In einem Coupé zweiter Classe schaukelte sich behaglich Willmann und philosophierte noch immer darüber, ob er ein Unrecht begehe oder keins, und ob das Unrecht ein kleines oder großes sei, wenn er doch, gegen den Willen seines Freundes und ohne dessen Wissen, den Freifahrtschein zur Fahrt nach Dresden benutzte, aber er sagte sich selbst, dass er damit eigentlich gar nichts so Schlimmes begehe. Der Freifahrtschein war doch nun einmal ausgestellt, und wenn er benutzt wurde, so hatte die Bahn davon keinen Schaden; sie hatte aber auch keinen Schaden, wenn der Assessor Meyer ihn nicht benutzte. Und dann hatte Willmann zu diesem verzweifelten Auskunftsmittel ja nur gegriffen, um nach Dresden zu kommen. Zu der Rückfahrt wollte er für sein eigenes, ehrliches Geld ein Billet lösen.

Er philosophierte noch eben von heiligen Rechten, die der Mensch sich vom Himmel herabholt, wenn er sich nicht zu helfen weiß, von zwingenden Thatsachen u. s. w., als der Zug in Falkenberg hielt, und unmittelbar darauf ein Herr ins Coupé trat und sagte:

„Darf ich Sie um Ihr Billet bitten?"

„Revision des Herrn Oberinspectors!" fügte der Schaffner erklärend hinzu.

Willmann wurde etwas verlegen und holte aus seiner Tasche den Freifahrtschein hervor.

„Assessor Meyer von der Verwaltung der N. N.-Bahn", las der Oberinspector.

„Ah! freut mich außerordentlich, Sie kennen zu lernen, Herr Assessor. Mein Name ist Reiberg, Oberinspector von der Bahn, auf der wir uns befinden. Wir haben schon oft dienstlich miteinander zu thun gehabt, allerdings nur schriftlich; ich freue mich außerordentlich, Sie persönlich kennen zu lernen."

Willmann machte ein wenig geistreiches Gesicht, murmelte einige liebenswürdige Worte, und dann gieng der Oberinspector weiter, um die außerordentliche Revision des Zuges fortzusetzen.

Als er fort war, athmete Willmann auf.

„Tausend noch einmal! da wären wir hart an einer bösen Sache vorübergekommen!"

sich so lebhaft für die Malerei und für die Kunst interessierte, aber Willmann log tapfer drauf los, dass er auch Dilettant in der edlen Malerei sei und sie seit Jahren zu seinem Vergnügen betreibe, und dann that er wieder, als ob außer Fräulein Amélie niemand weiter auf der Elbterrasse und auf der ganzen Welt wäre. Er unterhielt sich so lebhaft mit ihr, dass auch die junge Dame ganz aus ihrer Reserve heraustrat und etwas überrascht schien, als ihr Papa bemerkte, dass es elf Uhr sei und dass man ans Nachhausegehen denken müsse.

Auch Willmann war sehr überrascht, dass es schon so spät sei und drückte sein Bedauern darüber so lebhaft aus, dass man ihm wohl ansehen konnte, sein Bedauern sei ein sehr aufrichtiges.

„Sie reisen wohl morgen früh wieder ab, Herr Assessor?“ fragte der Oberinspector, und Willmann wollte eben erklären, dass er mit dem ersten Zuge Dresden zu verlassen gedenke, als sein Blick ganz zufällig den des Fräulein Amélie traf.

Fräulein Amélie senkte allerdings sofort die Augen und erröthete ein klein wenig über dieses Blickekreuzen, und Willmann erklärte:

„Nein, ich fahre morgen noch nicht. Ich habe meine Geschäfte zwar erledigt, will mich aber noch zu meinem Vergnügen einen Tag hier aufhalten. Vielleicht habe ich das Vergnügen, Sie, Herr Oberinspector nebst den Fräulein Töchtern wiederzusehen.

„O gewiss, Herr Assessor!“ entgegnete der Oberinspector; „und wenn es Ihnen nicht lästig wäre, so möchte ich Sie sogar bitten, mit von der Partie zuzsein, die wir morgen nachmittag nach Meißen machen. Wir fahren hier nebenan um zwei Uhr ab, und wir treffen uns sicher vorher hier; denn ich habe gerade morgen auch einmal einen dienstfreien Tag, und ich habe meinen Töchtern diesen Ausflug schon längst versprochen.“

Willmann betheuerte, dass er sich unfehlbar zu der Partie einfinden werde, mit einem Eifer, und er warf dabei einen so eigenthümlichen Blick auf Fräulein Amélie, dass diese noch mehr erröthete als vorher und ganz verwirrt war, als sie sich verabschiedeten und auch sie dem angeblichen Assessor die Hand reichte.

Der Oberinspector entfernte sich mit seinen Töchtern, und Willmann trank noch ein Glas, um seines Rausches Meister zu werden. Es war kein gewöhnlicher Rausch, der ihn ergriffen hatte, sondern eine Art seelischen Opiumrausches, mit einem Wort, — Herr Willmann hatte sich bis über beide Ohren verliebt.

Willmann setzte sich in eine Droschke und fuhr nach einem Hotel, damit sein Einzug nicht gar zu ärmlich aussähe, wenn er zu Fuß mit dem geringen Gepäck ankam.

Er ließ sich ein Zimmer geben, auf welches er sich sofort zurückzog, und in dem er noch lange auf und ab lief, bis er sich zu einem Schlaf niederlegte, in dem liebliche Träume ihn umgaukelten. Er trank mit Engeln Bier, malte mit Engeln gemeinsam Speisekarten-Vignetten und machte mit Engeln Landpartien. Und alle diese Engel hatten das Gesicht von Fräulein Amélie Reiberg.

Als Willmann am nächsten Morgen erwachte, hatte sich seine Liebesglut, die so plötzlich entfacht worden war, noch nicht abgekühlt, im Gegentheil, sie war noch größer geworden, und der Vormittag, den er fern von dem verehrten Mädchen verbringen musste, entzündete seine Leidenschaft nur noch heftiger.

Er gieng nach dem Grünen Gewölbe und verließ es bald wieder, denn die alten Raritäten und Kunstwerke interessierten ihn gar nicht, und selbst im Juwelenzimmer sahen alle die kostbaren Diamantknöpfe und Brillanten aus, wie Amélies Augen. Er setzte sich dann auf die Pferdebahn und machte eine

und sah hinter sich den schrecklichen Oberinspector, der ihn auch hier wieder getroffen hatte. In demselben Augenblick verfluchte er diesen Mann, der sich wie das böse Gewissen an seine Fersen hieng; im nächsten Augenblick aber bat er ihm alles ab, als der Oberinspector auf zwei junge, erröthende und knicksende Damen hinwies und sagte:

„Gestatten Sie mir, Herr Assessor, Ihnen meine beiden Töchter vorzustellen, Amélie und Martha.“

Willmann verbeugte sich tadellos und murmelte die üblichen unverständlichen Worte, die man bei Vorstellungen von sich zu geben pflegt. Sein Gesicht aber hellte sich auf, als der Herr Oberinspector sagte:

„Gestatten Sie, Herr Assessor, dass wir bei Ihnen Platz nehmen? — worauf Willmann natürlich von dem ungeheuerlichen Vergnügen und Ehre sprach und dann sofort lebhaft nach dem Kellner rief, um seine Verlegenheit zu verbergen.

Während der Papa Oberinspector die Biersorten auswählte und die Damen in die Lectüre der Speisekarte vertieft waren, hatte Willmann Gelegenheit, über seine Situation nachzudenken, aber auch Gelegenheit, die Damen zu beobachten.

Seine Situation war mehr lächerlich als gefährlich. Er konnte sich ja, wenn er wollte, schon nach einer Stunde unter dem Vorwande drücken, dass er nach Berlin zurückfahren wollte. Es galt also jetzt nur recht dreist die Rolle des Assessor Meyer weiter zu spielen.

Als Willmann aber die beiden Damen, die, nebeneinander gelehnt, die große Speisekarte durchsahen, betrachtete, war sein Gedankengang etwa folgender:

„Das Sprichwort hat doch recht, ebenso wie der Reim, wenn es behauptet, dass in Sachsen die schönen Mädchen wachsen. — Die Jüngere, — ich glaube sie heißt Martha — ist eine Blondine und gar nicht übel; aber die Ältere, die Brünette — Amélie heißt sie, glaube ich —, ist ein Staatsmädchen. Teufel noch einmal, ist das ein hübsches Gesicht! — Und diese schöne Figur, und diese Kindlichkeit und Schüchternheit in der Erscheinung. Und ein paar Augen hat das Mädchen —“

„Ja wohl, Herr Oberinspector, ich habe meine Geschäfte erledigt“, sagte jetzt Willmann auf die Frage des Vaters der beiden hübschen Mädchen.

Da Willmann jetzt eine Mordsangst davor hatte, dass der Oberinspector ihn in ein technisches oder Eisenbahnverwaltungsdinge betreffendes Gespräch verwickeln könnte, so wendete er sich sofort wieder an die Damen, um sie zu fragen, ob sie auch gern an diesen Ort kämen, von wo aus man ein so interessantes Verkehrsbild genieße.

Die Frage wurde bejaht, und innerhalb sehr kurzer Zeit war ein eifriges Gespräch im Gange. Willmann kannte die Kunstschätze Dresdens und stand nicht an, mit Begeisterung davon zu sprechen. Dabei stellte es sich bald heraus, dass er eigentlich auch an Fräulein Amélie eine Kollegin hatte, denn unter Erröthen gestand sie ihm, dass sie in ihren Mußestunden auch male, und wenn sie selbst auch nur bescheiden von ihren Versuchen sprach, so lobte doch Martha bedeutend die Kunstfertigkeit ihrer Schwester.

Nun hatte Willmann mit Fräulein Amélie ein Thema, auf dem sie sich nach Herzenslust herumtummeln konnten, und die Folge davon war, dass sich ein so lebhaftes Gespräch zwischen ihnen entwickelte, dass Willmann gar nicht mehr daran dachte, dass es immer später wurde, dass er sich sogar freute, als er nach der Uhr sah und bemerkte, dass es längst zu spät sei, um noch nach dem Bahnhof zu kommen.

Selbst dem Oberinspector fiel es auf, dass der Eisenbahn-Assessor Meyer

zu werden, so gewöhnten sie sich doch allmählich daran, und es kam sogar vor, dass die beiden Hände ineinander lagen, wenn gar keine Treppenstufen zu steigen waren und wenn man sich auf ebenem Fußboden befand.

Dann wurde noch ein Imbiss genommen, noch ein Stündchen in einem benachbarten Local gesessen, von wo aus man ebenfalls die herrliche Aussicht über Stadt und Land hatte, dann wurde der Rückweg angetreten.

Der Oberinspector mit Martha schritten voran, und ziemlich dicht hinter ihnen folgte ihnen wiederum mit Fräulein Amélie Willmann.

Der Originalität halber führte der Oberinspector die Töchter mit dem Fremden durch den unterirdischen Gang, der unterhalb der Burgmauerung hindurch geht, und der nur durch die beiden Thüren am Anfang und am Ende erleuchtet wird. Wie ein Burgverließ sieht dieser dunkle, gewölbte Gang aus, und man würde sich gar nicht wundern, hier auf Gerippe, die noch mit Ketten an die Wand angeschlossen sind, zu stoßen.

Solche und ähnliche Gedanken tauschten wohl Fräulein Martha und der Papa Oberinspector aus, aber Willmann schien der Eintritt in die Scenerie eines vergangenen Jahrhunderts vollständig um den Verstand zu bringen. Nicht mehr seiner Vernunft und seinem klaren Denken gehorchend, sondern einer höheren Macht, legte er plötzlich seinen Arm um die neben ihm schreitende Amélie, und drei Worte flüsterte er ihr ins Ohr, vor denen er selbst erschrak. Dann hörte er ein leises Schluchzen, eine zitternde Mädchengestalt ruhte einen Augenblick an seiner Brust, und seine Lippen brannten noch von einem geraubten Kuss, als er wieder ans Sonnenlicht trat und auf die Straße, die er jetzt mit wankenden Knien und zitterndem Herzen verfolgte, um angeblich die anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Zum Glück wendete sich weder der Vater noch Fräulein Martha um, so dass Fräulein Amélie sich sammeln konnte, und nicht nur die junge Dame, sondern auch Willmann bedurfte der Sammlung dringend, denn er fühlte, wie eine Scene von wenigen Secunden genügt hatte, um ihn bis in das Innerste seines Herzens zu erschüttern.

Stundenlang ließ er sich weiter führen und die Sehenswürdigkeiten zeigen, das Rathhaus und die Fürstenschule und die Kirche u. s. w., und stumm schritt er immer neben Amélie hinter dem Oberinspector mit seiner Tochter Martha über die mächtige, gewölbte Brücke nach dem Bahnhofe, und stumm war er, ebenso wie Amélie, auf der Rückfahrt nach Dresden.

Die beiden Liebenden sprachen kein Wort, sie fühlten sich unangenehm gestört, wenn der Oberinspector oder Fräulein Martha sie ansprachen, nur ihre Blicke trafen sich hin und wieder, und die langweilige Eisenbahnfahrt, auf welcher man sich vollständig vom Flusse entfernt, schien den beiden wie eine Fahrt durch das Paradies.

Willmann hatte erklärt, dass er abends abreisen müsse, und so fand man denn nichts Sonderbares darin, dass er sich bald nach der Ankunft in Dresden empfahl, um sein Gepäck zu holen und sich nach dem Bahnhofe zu begeben.

Er nahm mit einem Handschlage Abschied von dem Oberinspector, fühlte sich empört und verlegen gemacht durch das ironische Lächeln der Schwester Martha, und genoss noch einen Augenblick der Seligkeit, als ihm Amélie die Hand zum Abschied reichte, als er in ihren Augen eine Thräne leuchten sah, als er sah, wie ihre Mundwinkel zuckten, und das arme Kind nur mühsam seine Erregung beherrschte und den Trennungsschmerz bemeisterte.

Zwei Stunden später trug der Expresszug Willmann wieder als Maler

Wallfahrt hinaus nach dem Waldschlösschen. Aber selbst das vortreffliche Bier der berühmten Brauerei machte ihm keine Freude, bei ihm gewiss ein sehr bemerkenswertes Zeichen.

Von zwölf Uhr ab steckte er fast die Taschenuhr nicht mehr ein, sondern behielt sie ununterbrochen in der Hand, um zu sehen, ob es noch nicht Zeit sei, um sich wieder auf der Elbterrasse einzufinden, und es war kaum ein Uhr, da saß er natürlich auch schon dort und wartete mit klopfendem Herzen und zitternd vor einer Aufregung, über die er selbst außer sich war, auf den Augenblick, in dem er wieder in ein paar dunkle Mädchenaugen blicken durfte.

Selbst die Stimme versagte ihm vor freudigem Schreck, als ganz plötzlich die jungen Damen vor ihm standen und ihm mittheilten, dass der Papa erst etwas später nachkomme und gleich direct zur Landungsstelle gehen würde.

Die Fassungslosigkeit Willmanns wurde noch erhöht, als er entdeckte, dass Fräulein Amélie ebenso verwirrt als er selbst war, dass sie erröthete, als sie ein leuchtender Blick aus seinen Augen traf, und dass ihre Fingerspitzen zitterten, als sie ihre Hand in die seinige legte.

Der Taumel, welcher Willmann am Abend vorher erfasst hatte, kam jetzt von neuem, und in verstärktem Maße über ihn. Wie in einem Traum gieng er mit den jungen Damen über die Veranda entlang bis zur Landungsstelle, wie im Traume begrüßte er den Oberinspector und traumbefangen fuhr er dann mit dem Dampfer die Elbe hinunter, nach Meißen zu, unbekümmert um das rege Leben und Treiben auf dem Dampfer selbst und um alle Stationen, wo gehalten und Güter und Passagiere eingenommen wurden.

Er sah kaum die einzelnen Schönheiten der Landschaft, die sich hin und wieder zeigten, die bewaldeten Abhänge, die alterthümlichen Städtchen, die kleinen Bergwerke, die Wälder und Berge, er sah nur ein Gesicht, er hörte nur eine Stimme.

Auch Fräulein Amélie schien von demselben Zauber befangen zu sein, und auch sie sah und hörte nur den angeblichen Assessor, mit dem sie sich die wichtigsten, nichtigsten Sachen zu erzählen hatte.

Während der Papa Oberinspector nichts an diesem auffallenden Verkehr zu finden schien, zeigte sich Schwester Martha mit echt weiblichem Feingefühl klüger, ja, sie erlaubte sich sogar einige ironische Bemerkungen über die Theilnahmslosigkeit ihrer Schwester und über ihr Gefesseltsein an den Begleiter, so dass Fräulein Amélie ganz außer sich vor Verlegenheit gerieth und ihr die Thränen in ihre schönen Augen traten.

Dafür hätte Willmann aber auch beinahe einen Mord an Fräulein Martha begangen, und nur die Erinnerung an den Staatsanwalt und der Gedanke an alle traurigen Folgen hielt ihn davon ab, sie über den Radkasten ins Wasser zu stürzen.

Man kam nach Meißen und stieg natürlich schleunigst auf die Albrechtsburg hinauf, um vom sogenannten Burgkeller aus die herrliche Aussicht — über die lachenden gesegneten Fluren — zu genießen, über ein fruchtbares Land, durch welches sich die Elbe wie ein Silberstreifen windet, und welches ganz bedeckt schien mit Ortschaften, mit Städten und Dörfern, deren rothe Dächer und Thürme sich leuchtend abhoben von den grünen Ebenen und von den dunklen Bergen des Meißener Hochlandes.

Dann besichtigte man die Burg und die Kirche, und Willmann zeigte sich sehr ängstlich, wenn es sich für Fräulein Amélie darum handelte, selbst nur wenige Treppenstufen zu ersteigen, und er fasste stets Fräulein Amélies Hand, um sie zu leiten, und wenn auch die zuckenden Finger sich anfangs dagegen sträubten, festgehalten

befand, zertrümmerte, als die Thür geöffnet wurde, ohne dass vorher geklopft worden war, und Börner hereinstürzte, um sofort auf Willmann mit den Worten loszufahren:

„Da hast du's! Das war vorauszusehen. Jetzt habe ich die Verantwortlichkeit für deine Dummheiten. Ich komme um meine Stellung und wahrscheinlich in's Zuchthaus, wenn nicht noch etwas Schlimmeres geschieht! — Aber ich weise jede Verantwortlichkeit von mir. Ich habe deinen Namen bereits genannt, denn du hast gegen meinen Willen und gegen alle Verabredung den Freifahrtschein benutzt, den du mir abgelistet hast unter dem Vorwande ihn verbrennen zu wollen. — O, hätte ich dir doch nicht getraut! O, hätte ich dir doch diesen unglückseligen Schein niemals gegeben! — Ich bin verloren. Ich werde mit Schimpf und Schande aus dem Dienst gejagt!"

Willmann wurde natürlich durch diese furchtbare Tirade Börners nicht abgekühlt, er stürzte vielmehr auf ihn zu und begann ihn so zu schütteln, dass dieser wie ein Bündel Flicken hin und her wankte und ihm der Kopf abzufallen drohte.

„Was willst du?" schrie ihn Willmann an. „Was willst du mit deinem ewigen Freifahrtschein? Willst du mich jetzt endlich in Ruhe lassen damit, oder, weiß Gott! ich begehe ein Verbrechen an dir. Was willst du von mir?"

Er hatte wenigstens so viel Vernunft, Börner einen Augenblick nicht zu schütteln, so dass dieser zu Athem kommen und ihm zuschreien konnte:

„Schöne Geschichten hast du in Dresden gemacht! Liebschaften hast du angeknüpft auf anderer Leute Namen! Und ich soll jetzt die ganze Geschichte ausbaden!"

Kraftlos glitten die Hände Willmanns von Börner ab, den sie soeben noch so fest gehalten hatten. Willmann erbleichte und stieß nur stotternd die Worte hervor:

„Liebschaften angeknüpft! — Ich — in Dresden! — Wer sagt das?" —

Als Börner den Eindruck sah, den seine Worte auf Willmann machten, bekam er natürlich wieder Oberwasser, und rief jetzt:

„Du solltest dich schämen, mich in solche Ungelegenheiten zu bringen, unschuldigen Mädchen das Herz zu brechen! — Heut früh kam der Assessor Meyer ins Bureau, mit einem so furchtbaren Gesicht, dass wir alle vor ihm erschraken. Dann ließ er mich sofort in sein Privatzimmer kommen und fragte mich, was ich mit dem Freifahrtschein gemacht hätte, den er mir damals gegeben. Ich wusste nicht, um was es sich handelte und konnte mich nicht durch eine Lüge in noch größere Verlegenheiten bringen, als ich schon war. Ich erzählte ihm daher, wie du hinter meinem Rücken den Schein benutzt hättest. Darauf bekam ich natürlich von dem Assessor eine fürchterliche Strafpredigt zu hören, und schließlich lieferte er mir diesen Brief aus, den ich dir übergeben sollte, und auf Grund dessen er eine Unterredung von dir verlangt, in welcher du ihm Auge in Auge eine Erklärung darüber geben sollst, was du unter seinem Namen verübt hast."

Börner hatte kaum den Brief herausgeholt, als sich Willmann auch schon auf diesen stürzte. Er riss ihn auf und sah nach der Unterschrift. Dieselbe war diejenige des unglückseligen Oberinspectors aus Dresden, der Brief selbst aber lautete:

„Werter Herr Assessor!

Ich habe nicht geglaubt, dass Ihre persönliche Bekanntschaft, über die ich mich so gefreut, Unglück in meine Familie bringen würde, und bin, offen gesagt, empört über die Art und Weise, wie Sie meine Gastfreundschaft missbraucht zu haben

Willmann und nicht als Assessor Meyer nach Berlin zurück — — — — — —

Die große Veränderung, die mit Willmann vorgegangen war, fiel allen seinen Bekannten auf. Er, der lebenslustige, übermüthige Künstler, war jetzt ein ernster, stets finster vor sich hinblickender Krakehler geworden, der mit der geringsten Äußerung zu verletzen war, und den man eigentlich in keiner Gesellschaft mehr ordentlich gebrauchen konnte.

Er schien das auch selbst zu wissen, denn er mied den Umgang mit Menschen und wurde dadurch natürlich nicht gemüthlicher, sondern umsomehr verbittert und verschlossen.

Selbst sein Freund Börner wusste keine Erklärung für das sonderbare Betragen Willmanns, trotzdem er nicht mit Unrecht vermuthete, dass diese sonderbare Veränderung durch diese Dresdener Reise hervorgerufen sei.

Als Börner am Tage nachdem er Willmann den Fahrschein, angeblich zum Verbrennen, ausgehändigt, das Maleratelier Willmanns aufsuchte und dort erfuhr, dass sein Inhaber verreist sei, da ahnte er sofort, dass Willmann gegen die Verabredung den Fahrschein benutzt habe, und Börner beschloss deshalb, bei seiner Rückkunft eine ganz großartige Scene zu machen, die aber dennoch unterblieb. — Als Börner nämlich, geladen mit einer Strafpredigt, nach einigen Tagen wieder in dem Atelier Willmanns erschien, erschrak er ordentlich über den düsteren Ernst, den Willmann zur Schau trug, und bald überzeugte er sich, dass eine Strafpredigt bei ihm gar nicht am Platze sei. Er fühlte Mitleid mit dem Freunde, der ihm sehr unglücklich schien. Willmann ertheilte ihm aber auf seine Fragen gar keine Antwort, und er verbat sich alles Interesse an seiner Persönlichkeit.

Ja, er saß einsam in seinem Atelier und blickte auf die Staffelei, auf welcher eine leere Leinwand in unberührter „Weißheit“ glänzte. Ja, er war ein anderer geworden; ja, er war unglücklich, und zwar durch seine eigene Schuld!

Er kam sich vor gleichzeitig wie ein Verbrecher und wie ein gefallener Engel, wie ein Verbrecher, weil er es gewagt hatte, sich in die Familie des ehrlichen Oberinspectors einzudrängen und dem unschuldigen Mädchen von Liebe zu sprechen und demselben wahrscheinlich das Herz schwer zu machen. Er kam sich vor wie ein Verbrecher, weil er in betrügerischer Weise den Freifahrtschein benutzt hatte, und er kam sich vor wie ein gefallener Engel, weil es ihm schien, als wäre er für einen Augenblick im Himmel gewesen, um für sein Vergehen für immer aus demselben gestoßen zu werden.

Unter der Maske des Assessor Meyer hatte er sich die Liebe Amélies und wohl auch die Achtung des Oberinspectors erworben. Leider gab es kein Mittel, um diese Maske in irgend einer anständigen Weise abzuwerfen und als Maler Willmann aufzutreten. Sowohl die Geliebte, wie auch deren Vater mussten ihn gleichmäßig verachten, wenn sie erfuhren, dass er ein Schwindler sei, den nur ein unglücklicher Zufall in ihre Gesellschaft gebracht hatte. Der Vater Amélies musste den frechen Bahndefraudanten ohne weiteres zur Bestrafung anzeigen, und sie, die Hohe, Herrliche, Himmlische konnte keinen Menschen achten, welcher mit einem falschen Freifahrtschein nach dem Orte gekommen war, an dem er sie kennen gelernt.

Wenn Willmann daran dachte, dass Amélie ihn verachten könnte, so überkam ihn ein grenzenloses Elend, das sich gewöhnlich in einen Zorn verwandelte, welcher die schlimmsten Ausbrüche bei dem heißblütigen Künstler befürchten ließ. Jetzt eben hatte er einen solchen Anfall von ohnmächtiger Wuth, und er überlegte, ob es nicht zu seiner Abkühlung dienen würde, wenn er sein gesammtes Mobiliar und alles, was sich im Atelier

dafs er seine Liebe nicht profanieren könne, indem er sie dem Assessor vortrug, lieber wollte er sterben. — Nach einigen Stunden jedoch dachte er anders über die Angelegenheit und schob das Sterben auf, zu dem ihm ja immer noch Zeit blieb, wenn er sich mit dem Assessor unterredet hatte.

Am nächsten Morgen fand diese eigenthümliche Unterredung statt, bei welcher Börner zugegen war, und bei welcher in der That der Assessor sich als ein ebenso liebenswürdiger, wie höflicher Mann zeigte. Er verzieh nicht nur den Missbrauch mit dem Fahrschein, welcher todtgeschwiegen werden sollte, sondern er war auch so durch den aufrichtigen Schmerz Willmanns gerührt, dafs er diesem versprach, sich bei dem beleidigten Oberinspector zu verwenden, von dessen Auffassung der Sachlage allerdings die Entscheidung über die Angelegenheit abhieng.

Der Brief des Assessors, welcher sehr humoristisch war, und doch am Schlufs darauf hinwies, dafs es falsch wäre, wegen eines thörichten Streiches zwei Menschenherzen unglücklich zu machen, mufs doch sehr wirksam gewesen sein, denn der Oberinspector verzieh nicht nur den Betrug, den Willmann gespielt hatte, weil er ja wohl auch einsah, dafs er doch dazu einigermaßen gezwungen gewesen war, sondern er richtete auch einen Brief mit sanften Vorwürfen an Willmann, in welchem er demselben kurz auseinandersetzte, dafs er ihm verzeihen wolle, und dafs er auch nichts dagegen habe, wenn Willmann sich um die Hand Amélies bewerbe, wenn dieser nur zur Strafe und Buße der Tochter ein Jahr lang fern bliebe und dann seine Bewerbung erneuere. Damit die Strafe aber nicht gar zu schlimm wäre, gestattete der Papa Oberinspector eine Correspondenz, die natürlich äußerst lebhaft wurde und welche trotzdem Willmann nicht von seiner Kunst abhielt. Denn von dem Augenblick an, in dem er einsah, dafs seine Liebe auch Erfolg habe, widmete er sich seiner Malerei mit einem Feuereifer, der das Beste von ihm erwarten ließ. Er hat auch glänzende Früchte für ihn getragen, selbst in materieller Beziehung.

Nach einem Jahre konnte er vor seinen zukünftigen Schwiegervater treten und diesem betheuern, dafs seine Liebe zu Amélie nicht geschwunden, sondern im Gegentheil noch gewachsen sei, und da Fräulein Amélie von sich dasselbe behauptete, so blieb dem Papa nichts anderes übrig, als die Hände der Liebenden zu vereinen und ihnen den landesüblichen Segen zu ertheilen.

Bei der bald darauf folgenden Hochzeit fehlte natürlich der Assessor Meyer nicht, auf dessen Conto sich ja der dreiste Willmann eigentlich verlobt hatte, und die Liebenswürdigkeit des Assessor Meyer erhielt auch dadurch ihren Lohn, dafs er auf dieser Hochzeit Fräulein Martha kennen lernte, die er später selbst als Gattin heimführte, so dem Schicksal folgend, welches in seinem Buch die Notiz vermerkt hatte, dafs der Oberinspector Reiberg noch einmal der Schwiegervater des Assessor Meyer werden sollte.

---

scheinen. — Seit Ihrem Weggange hat sich bei meiner Tochter Amélie eine Schwermuth eingestellt, die von Tag zu Tag schlimmer wird, und die mich das Schlimmste befürchten läſst. — Vergeblich suchte ich von meiner Tochter zu erfahren, was ihr begegnet sei. Sie verweigerte mir jede Auskunft, bis mich meine Tochter Martha darauf aufmerksam machte, daſs nach ihrer Beobachtung trotz der Kürze der Zeit zwischen meiner Tochter und Ihnen sich Beziehungen entwickelt hätten, welche äußerst intimer Art seien, und daſs Sie wahrscheinlich nur in einem Scherze dem armen Kinde Gedanken in den Kopf gesetzt haben, durch welche sie auf die Vermuthung kommen musste, daſs sie von Ihnen geliebt werde, trotzdem Sie sich wahrscheinlich nur einen höchst unpassenden Scherz mit ihr machten.

Sie werden es unter solchen Umständen nicht sonderbar von mir finden, wenn ich eine Aufklärung von Ihnen fordere, und wenn ich, der schwergekränkte und beleidigte Vater, von Ihnen eine Genugthuung verlange, indem Sie mir wenigstens offen mittheilen, was zwischen Ihnen und meiner Tochter geschehen ist.

Sie haben durch Ihre Leichtfertigkeit und Ihren übel angebrachten Spaſs Kummer und Sorge über eine ganze Familie gebracht und meine arme Amélie vielleicht auf Monate hin unglücklich gemacht. Zum mindesten hat dieselbe durch Sie die erste bittere Lehre über die Falschheit und Doppelzüngigkeit der Welt gewonnen, und ich bedauere nochmals auf das lebhafteste, daſs ich selbst so thöricht war, Sie in meine Familie eingeführt zu haben.

Einer umgehenden Erklärung entgegensehend, achtungsvoll

Reiberg."

Willmann las diesen Brief, und wir wollen zu seiner Ehre gleich anführen, daſs Thränen seinen Augen entstürzten, als er ihn gelesen hatte, und daſs er sich auf den Stuhl niederwarf, um zu schluchzen, bis selbst der aufs höchste gereizte Börner so ergriffen war, daſs er den Freund umarmte und ihn flehentlich bat, sich zu beruhigen und ihm Mittheilung zu machen, was denn geschehen sei.

Es blieb Willmann nun natürlich nichts anderes übrig, als jetzt mit einem vollen Geständnis herauszurücken, welches ihm außerdem sehr viel Erleichterung verschaffte, und zu dem er auch in seiner jetzigen Stimmung nur zu sehr geneigt war.

Börner hatte, bald lächelnd, bald ernst, diesem Geständnis zugehört, und als am Schluſs Willmann wieder mit seinem Selbstanklagen begann und den Fluch des Himmels auf sich herabbeschwor, weil er das edelste, beste Mädchen unglücklich gemacht habe, da war selbst bei Börner aller Zorn und alle Angst wegen des Geschehenen verflogen, denn er begann jetzt, Willmann auf das eifrigste zu trösten.

Er schlug ihm vor, dem Wunsche des Assessors nachzukommen und diesen über alles aufzuklären. Der Assessor war nur deshalb so wüthend, und zwar mit vollem Recht, gewesen, weil er annahm, daſs irgend welche schlechte Streiche auf seinen Namen verübt worden seien. Börner behauptete indessen, daſs er ganz anders über die Sache denken würde, wenn er erführe, um was es sich handle, und daſs er ein viel zu humaner Mann sei, um nicht auch in diesem Falle liebenswürdig zu denken und zu handeln. Gewiſs fiel es ihm auch nicht ein, wegen des Missbrauchs des Fahrscheins irgend welche Umständlichkeiten zu machen. Aber jedenfalls wäre es das Beste, mit der Wahrheit herauszurücken.

Willmann wollte zwar das nicht einsehen, er behauptete vor allem,

deinen ordentlichen Lohn, dein Bett, an Sonntagen deinen Ausgang. Was fehlt dir denn?"

— Gnädige Frau haben leicht reden. Gnädige Frau am wenigsten wollten sich mit Kost und Lohn und Ausgang zufrieden geben. Gnädige Frau wissen recht gut, dass der Mensch auch noch was anderes will auf der Welt. Gnädige Frau haben einen so guten Mann, so liebe Kinder ... Sie sagte es nicht, die Theresa, bei Leibe nicht! So etwas darf ein armer Dienstbote der Herrschaft nicht entgegenreden, wäre groß gefehlt! Nein, sie dachte es nur.

Und was hatte sie sich nicht alles gedacht, die Zeit her! Wenn die Kinder der Herrschaft verhätschelt und überschüttet wurden mit feinen Kleidern, kostbaren Spielzeugen, Essen und Leckereien in Überfluss, da dachte die Magd an ihr armes Kindlein, welches unter vielleicht roher Leute Hände wohl gar Kälte und Hunger leiden muss und misshandelt wird. Wie wäre sie glücklich, die Abfälle dieses üppigen, wählerischen Lebens ihrem Würmlein zuwenden zu dürfen! — Aber der kleine Wilhelm ist weit von ihr. Weiß sie denn wo? In jenem Hause, welches die Zuflucht ist, wenn die Stunde naht, hat man ihr das Kind weggenommen. Ein Blatt Papier mit Name und Nummer ist alles, was ihr in der Hand verblieben. Manche ist damit vollauf zufrieden und will nichts weiter, führt ihr leichtsinniges Leben fort und denkt nicht mehr an Vergangenes, Hinweggenommenes.

Bei der Theresa ist das wohl anders und öfter als einmal ist es geschehen, dass sie nächtig plötzlich aus dem Schlafe fuhr, weil ihr war, als hätte sie ihr Kind schreien gehört ...

Und nun, Gottlob! war die Zeit gekommen, in welcher ihr trauter Freund sprach: Wir nehmen den Kleinen zu uns! Nun war die Zeit gekommen, in welcher sie neben ihm am Altare stand und „ja" sagte. Da hatte sie einen Mann und ein Kind.

Nur musste sie das Kind erst suchen.

Daher gieng sie am nächsten Tage in die Anstalt, wies Schrift und Nummer vor und begehrte ihr Kind. Dasselbe war auf dem Lande in der Kost bei einem Bauernweibe. Oft hatte sie es wollen aufsuchen, aber der Weg war weit, ihre Casse gering, ihre strenge Herrschaft wollte nicht Urlaub geben und sagte: Gethan, gelitten. Man muss solchen Liebhabereien nicht zu sehr nachgeben, sonst wiederholen sie sich. Wohl waren die besten Nachrichten bisher eingelaufen, der kleine Wilhelm sei gesund und gedeihe. Nun, als die Mutter sich meldete, musste erst wieder die Adresse nachgeschlagen werden. Und jetzt erfuhr die Theresa, dass der Knabe weit im Böhmerlande drin sei. Das ist hübsch, wie bekommen wir nun den Wilhelm aus dem Böhmerlande hervor?

Hinreisen, zusammenpacken, hervorholen! meinte der junge Schlossermeister, und am nächsten Morgen saß er schon auf einem Wagen der Franz Josephsbahn und reiste nach Böhmen. Er wird auf der Reise nicht viel Besonderes erlebt haben, weil er nachher nicht viel Besonderes erzählt hatte. Am dritten Tage kam er heim, brachte einen hübschen vierjährigen Knaben mit. Aber der Knabe hatte rothe Augen und war ganz erschöpft vor lauter Weinen. Da war er umhergelaufen im grünen Garten, der Vater hatte vom Baum Powidln geschüttelt, und die Mutter daneben auf dem Acker Kartoffeln ausgegraben, — kam ein fremder Mensch, fieng den Knaben ab, that mit ihm zärtlich, schenkte ihm Leckerbissen und führte ihn endlich mit Gewalt davon. Nicht bloß das Kind hatte herzbewegend geweint, auch die zwei Bauersleute, die — selbst kinderlos — den Knaben sehr lieb gehabt haben mussten. Hatten sie ihn doch aus Christenliebe von der Anstalt genommen, wie ein Waisenkind. Und also war es: anstatt dass Meister Otto dem Kleinen Eltern gab, nahm er ihm Eltern. Und er kam

„Der böhmische Balg."

Eine Kindergeschichte von P. K. Rosegger.

Ja! sagte sie frisch und laut, da hatte sie einen Mann und ein Kind. Denn es war ein schöpferisches Ja, wie Gott es gesprochen, als er die Welt erschuf, es war das Ja vor dem Altare.

Endlich hatte sie es erreicht, die gute Theresa, welche eine der Geringen war, eine von jenen, die ihr gutes Menschenrecht durch viele besondere Klugheit und Geduld erreichen müssen. Endlich war der Tag da, an welchem sie ihrem Freunde öffentlich und für immer die Hand reichen durfte. Streng genommen war es bereits um etliche Jahre zu spät, aber ihr Otto war nicht früher fertig geworden mit der Gründung des Nestes. Junge frische Schlossergesellen können wohl prächtig lieben, aber die Liebste heiraten, das kann erst der wohlbestallte Schlossermeister. Otto war's geworden, also hatte er sich eines Abends unter die Hausthüre gestellt, und als die Theresa mit dem Bierkruge vorüberkam, in welchem sie ihrer Herrschaft den Abendtrunk holte, sprach er sie an und sagte: „Du sollst nicht mehr oft fremde Leute speisen und tränken, sondern deine eigenen. Ich zeige dir an, dass ich jetzt mein Wort halten kann. Ich habe draußen im Vororte eine Werkstätte erworben, bin selbständig und, wenn du willst, so heiraten wir noch in diesem Monate."

In der größten Gefahr dieses Augenblickes war der Bierkrug. Unter der Thür war es dunkel, ihr Arm begann zu zittern, doch außer dass ein paar Mundvoll herausschwupperten, geschah nichts.

„Und denke ich", fuhr Otto fort, „dass wir gleich auch den Kleinen zu uns nehmen. Schon auch darum ist es ein großes Glück, dass wir zusammenkommen können. Ich muss dir sagen, Theresa, manche Nacht habe ich nicht gut geschlafen, des kleinen Wilhelm wegen. Das arme Kind so unter fremden Leuten —"

„Und wenn erst ich wollte reden", sagte jetzt das Mädchen, „was ich zusammengeweint habe in den Nächten. Ich kann's gar nicht sagen, wie mir jetzt ist! So glückselig!"

Denn das Kind war ihr entrückt, seit sie es hingelegt in fremde Arme, vierzehn Tage nach der Geburt.

Freilich setzte es jetzt, als die Theresa zurückkam zu ihrer Herrschaft, ein arges Donnerwetter, wo sie denn wieder so lange gesteckt sei! Diese Nachlässigkeit werde schon zu arg, es sei ja nicht mehr auszuhalten mit ihr! — denn die Herrschaft war durstig und hatte keine Ahnung davon, dass eben ihrer Dienstmagd Glück besiegelt worden unter der Hausthür. Die Theresa war von den Vorwürfen auch nichts weniger als niedergeschmettert, sondern machte ein so fröhliches, seliges Gesicht, dass die Empörung der „gnädigen Frau" nur noch zunahm. Am nächsten Tage wollte sie der Magd den Dienst kündigen, aber die Theresa kam ihr zuvor, sie bitte unterthänigst, sie wolle aufsagen.

So! Was ihr nicht recht sei? Ob sie einen besseren Platz wisse?

Das nicht, aber heiraten wolle sie.

„Heiraten!" rief die gnädige Frau aus. „Natürlich, heiraten! doch merkwürdig, dass jede, der es gut geht, sich's schlechter machen will! Was fehlt dir denn? hast deine Kost und Pflege,

Nacken und sagte: „Musst dich nicht so quälen, Theresa.“ — „Ich mag ihn nicht, den böhmischen Balg!“ schrie das Weib.

„Sage das Wort nicht mehr! das Kind hat uns schon zu verzeihen genug. Bedenke, Weib, es ist hier wie überall, will man ernten, so muss man gesäet haben. Die Mutter muss den Anfang machen mit der Liebe. Welche Mutter wird vom neugebornen Kinde verlangen, dass es sie liebt? Und schau, auch unser Wilhelm, gleichwohl er schon vier Jahre zählt, ist für uns ein neugebornes Kind, es ist auch noch stumm für uns, muss erst sprechen lernen, erst seine Muttersprache hören, erst den süßen Klang des Muttermundes erfahren, dann wird es zu dir kommen.“

Das war klug gesprochen, allein Theresa dachte: Und wenn es auch wäre, und wenn auch! Ein neugebornes Kind ist ein unbeschriebenes Blatt, in dieses junge Herz aber hat schon wer anderer geschrieben, die ersten Eindrücke sind nicht mehr zu verwischen und zwischen uns gibt's keinen Steg.

Sie sagte aber nichts mehr, sie opferte ihren Kummer der Mutter Gottes auf, hegte und pflegte den Kleinen mit aller Sorgfalt. Dieser lernte deutsche Worte und sprach sie aus, doch wenn er allein war, in sein Spiel vertieft, da murmelte er immer noch die fremden Laute und sang Liedchen in fremder Sprache. Störrisch gegen seine Eltern war er nicht, aber auch nicht zuthunlich, er war in sich gekehrt; übrigens zeigte er sich gutmüthig. Körperlich gedieh er und die Leute nannten ihn einen hübschen Knaben. Oftmals war es, dass Frau Theresa an seinem Bette saß, wenn er schlief, und in dem jungen frischen Gesichtchen nach einem Zuge ihres Mannes suchte, oder nach einer Ähnlichkeit mit ihr selbst oder ihren Eltern. Das einemal glaubte sie derlei zu entdecken, das anderemal schien ihr wieder alles fremd. Am unheimlichsten waren ihr an dem Knaben zwei unter der Oberlippe hervorstehende Zähnchen, welche an und für sich durchaus nicht entstellend, vielmehr ganz reizend wirkten; allein weder bei ihr noch bei ihrem Gatten, noch bei einem ihrer Blutsverwandten war diese Eigenthümlichkeit zu finden.

Der kleine Wilhelm wuchs in die Schule hinein. Er sprach bereits gut deutsch, mit nur ganz leisen Anklängen an das Böhmische. Er war ein stiller, fleißiger Schüler, sein Lehrer und seine Kameraden hatten ihn lieb, seine Eltern hatten ihn auch lieb, und doch kam immer wieder der Argwohn, und Frau Theresa weinte manchmal still in sich hinein: Es ist nicht mein Kind! Es ist nicht mein Kind!

„Seien wir ihm treu“, sagte Meister Otto einmal, „ich habe die feste Zuversicht, Gott wird uns auch noch einmal überzeugen. Es wird etwas geschehen, er wird etwas vollbringen, woran wir ihn erkennen, und dass seine bisher vielleicht noch unbewusste Kindesliebe zum Ausbruche kommt.

„Was soll denn geschehen!“ fragte Frau Theresa. „Dass er gut ist, dass er uns auch anhänglich ist, sehen wir ja, dass er uns lieb haben und vielleicht sogar einmal Opfer bringen kann, hoffe ich auch, aber all das überzeugt mich nicht. O mein Gott, wenn die Leute wüssten, was es für ein Unrecht ist, für ein großes Elend geben kann, wenn die Mutter ihr neugebornes Kind hingibt!“

Da dachte Meister Otto: Armes Weib! du wirst nie mehr glücklich auf dieser Welt, du büßest den Fehler hart und ich sehe auch kein Mittel, wie dein unseliger Zweifel von dir genommen werden könnte.

Und als es sich nach Jahren zutrug, dass Frau Theresa wieder gesegneten Leibes ward, da war wohl ein anderes Glück vor der Thür, doch der Meister sah darin keinen Vortheil für den guten Wilhelm. Nun wird das Mutterherz, welches in Liebe und Angst

sich vor wie ein Kindesräuber, er brachte den Wilhelm heim, und zugleich ein betrübtes Herz.

Frau Theresa stürzte auf das Kind hin, riss es an die Brust und erhielt vom zarten Händchen einen Schlag ins Gesicht, der ihr weher that, als alle Schicksalsschläge zusammen, die sie in ihrem Leben je erdulden musste. Trotzig wendete der Knabe sich von ihr ab, verkroch sich in einen Winkel, schwieg, wenn man ihn freundlich anredete und schluchzte, oder kehrte seine Oberzähnchen hervor. Als es Abend ward und der Kleine ins Bett gebracht werden sollte, sagte er etwas, aber die Mutter verstand es nicht. Und nun stellte es sich heraus, dass ihr Kind die Muttersprache nicht verstand, dass es eine fremde Sprache redete, dass es eine fremde Seele hatte.

„Jesus!" rief sie plötzlich aus, „das ist ja nicht mein Kind, das ist ein anderes!"

Meister Otto erschrak sehr. Er wusste nun zwar, dass den ihm vorliegenden Documenten nach ein Zweifel nicht zulässig war, dass es dasselbe Kind sein musste, welches Theresa vor vier Jahren geboren hatte, dass es aber keine Möglichkeit gab, die Mutter davon innerlich zu überzeugen, wenn's das eigene Herz nicht that. Sie sollte nun das Kind um sich haben und erziehen und sich für dasselbe opfern, die Qual des Zweifels in der Brust: Wie, wenn es ein fremdes Kind ist? — Die Weibesnatur weiß sich mit solcher Vorstellung noch weniger abzufinden, als die Mannesnatur. Es gehen Männer umher auf Gottes Erdboden, welche äußerlich heiter und freudig für das Kind arbeiten und sorgen, welche das Kind lieben, und doch gepeinigt werden von der Wahnfrage: Ist es *mein* Kind? — Die Mutter wird im allgemeinen von solcher Pein frei sein, um so schwerer leidet sie, wenn doch das Geschick einmal so spielt, als es hier mit der armen Theresa der Fall war.

Eines Tages, als sie liebesinnig den Knaben auf ihren Schoß genommen hatte, um ihn zu herzen und zu küssen, und als das Kind gleichgiltig, fast stumpfsinnig war und Worte der fremden Sprache vor sich hinlallte, stieß sie es plötzlich von sich, rang die Hände und schrie laut: „Gott, o Gott, wo ist mein Kind! Wo ist es? Haben sie es umgebracht? Oder lebt es unter fremden, herzlosen Menschen, gequält, misshandelt, zum Krüppel geschlagen? Kauert es in dunkler Kammer, auf feuchtem Stroh, wimmert es vor Hunger? Von der Mutter weit, so weit!" — Gräslich, gräslich rächt sich der Leichtsinn, sein Kind hinzugeben in fremder Leute Hände.

— Und selbst in diesem günstigsten Falle, so dachte Meister Otto, wo das Kind zu guten Menschen gekommen war, wo es Sorgfalt und Liebe genossen, wo es gesund und wohlgepflegt in die Hände der Eltern zurückgelegt worden ist, selbst in diesem Falle rächt es sich. Ein Kind, das die Mutter nicht gesäugt, nicht gehegt hat in den Windeln, an dessen Wiege die Mutter nicht bangend, hoffend, selig leidend schlaflose Nächte zugebracht — ein solches Kind entfremdet und wächst der Mutter nie mehr, nie mehr traut ans Herz.

Meister Otto hatte den Knaben natürlich nun auch gesetzlich zu seinem Sohne gemacht, und ihm den Namen gegeben. In ihm war kein großer Zwiespalt; er, der sich nicht allein durch die Empfindung, sondern auch ein wenig durch die Vernunft leiten ließ, suchte sein Weib zu beruhigen, wenn es trostlos war über den „böhmischen Balg", wenn es den Knaben von sich haben wollte, wenn es behauptete, zwischen Mutter und Kind sei ja sonst eine untrügliche Stimme der Natur, aber sie höre nichts davon. Sie wolle in das Böhmerland reisen und von den Pflege-Eltern Wilhelms Rechenschaft verlangen!

Otto legte seinen Arm um ihren

gelassen, nichts als Regen und abermals Regen, und zur Abwechslung ein wenig Tröpfeln! Doch war ich schon dreimal im Wald; und werde ihn öfter und öfter aufsuchen und tiefer und tiefer hineingehen, „so tief, wie kein Mensch noch gewesen ist, und da werde ich eine wilde Rose — — —"

Ja so, diese wilde Rose in tiefster Waldeinsamkeit suchen ja Sie; der Zukunfts-Rosegger hat sich keine blaue Blume der Romantik vorbehalten, er sucht die wilde Rose und er wird sie finden, gewiss, sicher, nicht heute, nicht morgen, aber eines schönen, ruhigen Tages, tief im Walde, auf dem reichen Moose, rings umgeben von hohen Stämmen, in deren Blättern das Sonnenlicht spielt; und bis er sie findet, geht sein Freund Anzengruber in den Wald, um in Blätterduft und Kühle den künftigen Fund recht verstehen zu lernen, und ihn freudig begrüßen zu können.

Lieber Freund Rosegger, mir ist leicht um die Seele und weh um das Herz; leicht um die Seele, in der lieben weiten Natur, weh um das Herz, weil mitten in dieser prangenden Natur ein Wesen, mir über alles theuer, leidet, schmerzlich leidet, und langsam vergeht — meine arme Mutter ist sehr krank, recht sehr.

Es gibt Lagen, wo einem der Muth sinkt, wo man an das Geschick nicht einmal die Bitte zu stellen wagt: „Erhalte mir die Lieben", denn die Bitte wäre grausam eigensüchtig, und so zwischen Resignation und dem drohenden Verluste gepresst, wird einem weh um das Herz.

Sollten Sie einmal im Laufe des Sommers nach Wien kommen, so geizen Sie nicht so mit der Zeit, dass Sie uns nicht einen Tag schenken wollen, kommen Sie und besuchen Sie uns.

Man fährt per Südbahn bis Liesing und von dort per Wagen circa eineinhalb Stunden bis Breitenfurth. Die Gegend lohnt den Ausflug. Nackte Berge, Schroffen, hat sie zwar nicht, aber freundliches Grün und Wälder rings umher.

In Erwartung einer freundlichen Antwort Ihr allzeit getreuer

L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 20. Februar 1874.

Mein sehr geehrter Freund und Herr!

Sö sein einer! Warum schreiben's denn nit? Sein Sö bös? Oder faul? Oder sonst was? Meinetwegen alles, nur hoffe ich, dass weder Sie, noch die werten Ihren krank seien. Denn, wenn Sie bös wären, so sag' ich meinetwegen: weil ich Ihnen alles Recht dazu absprеche, vonwegen: weil Sie keine Ursache haben. Margerlt Sie etwa das sehr wohlgemeinte, meinerseits genügend motivierte, Ihnen jedoch alle Vertheidigung freistellende Wort über Ihren „Wagnerfaltl"? Hab' ich mich nicht zufrieden gegeben, wenn Sie es ganz einfach beim alten lassen und über meinen Einwurf zur Tagesordnung übergehen wollten!! Han? Bitt' Ihnen, können's mehr verlangen? Oder gift' Sie's vielleicht, dass ich sage: Sie werden immer besser, die Literatur hat noch Hoffnung auf Sie zu setzen und ist noch lange mit Ihnen nicht fertig und es ist eine Passion, Sie auf Ihren Etappen zu begleiten? Gift' Sö dös?

Na hörn's, da müsst ich mich aber giften und schon wie!

Und wenn Sie nichts margerlt und nichts gift' — warum schreiben Sie denn nicht? Den F. S. haben Sie auch giftig gemacht, — die Ursache aber ist mir nicht bekannt. —

Sie müssen's schon aber arg getrieben haben. Vor etwa vier Wochen sagte er: „Es gibt noch Menschen auf der Welt, der eine wohnt in Graz und der andere in Wien!" Sehn's, das sind wir zwei. Nun haben Sie ihn bös gemacht, jetzt bin ich nur mehr der einzige Mensch (wohne zwar in Wien, halte mich aber in

und Zweifel bisher sich an den Knaben geklammert hatte, plötzlich von ihm loslassen, wird sich ganz dem jungen Kinde zuwenden und wird etwa gar anfangen, den Knaben aus dem Böhmerlande zu hassen.

Und es schien auch thatsächlich so zu werden. Ihr ganzes Herz verschwendete Frau Theresa an dem jungen Sprössling, ihrem „eigenen Kind", wie sie sagte. Dieses war auch ein Knabe und auf den Namen Otto getauft worden, also dass Vater, Mutter und Sohn für sich einen festen Ring zu bilden schienen und der arme Wilhelm außerhalb desselben stand. Der kleine Otto war ein schwächliches Kind und um die Zeit des Zahnens fiel er in eine Krankheit mit Friesel und Fraisen, so als wollte der liebe Gott den Eltern ihren Liebling streitig machen: Ihr kindischen Menschen, was hanget ihr denn so leidenschaftlich an der Frucht eueres Leibes? Jedes Kind, es werde geboren von wem immer, ist m e i n Kind, ich kann es geben wann und wem ich will, ich kann es nehmen wann und wie ich will, machet keinen Unterschied, liebet, was ich euch zu lieben gesandt und ergebet euch in meinen Willen!

In derselben Nacht, als der Arzt das Sterben des Kindes befürchtete, wendete es sich zum Besseren. Die Zähne kamen hervor, und wenige Wochen später war das volle Glück da. Ottos Oberzähnchen waren geradeso zart und weiß und standen geradeso hervor, als die Wilhelms. Die Eltern sahen es fast gleichzeitig und fast plötzlich, wie eine Erleuchtung. Frau Theresa that einen Schrei, stürzte hin auf ihren ältesten Knaben und bedeckte ihn mit Küssen und mit Thränen. Als hätte sie ihn erst jetzt gefunden, so war ihr. — Der „böhmische Balg" wurde aufgewogen mit den glühendsten, inbrünstigsten Kosenamen, die je ein Mutterherz erdacht, ein Muttermund gesprochen. Von nun an kehrte ihre Bangnis, ihr Zweifel nicht wieder. Sie fühlte den Hang, ihren Ältesten, so lange Misskannten, jetzt noch mehr zu lieben, als den Jüngeren, — doch in stillen Weihestunden hörte sie die Stimme: Machet keinen Unterschied. Liebet, was ich euch zu lieben gesandt, und ergebet euch in meinen Willen. . . .

Briefe von Ludwig Anzengruber

an den Herausgeber des „Heimgarten".

(Fortsetzung.)

Breitenfurth, 27. Mai 1873.

Theurer Freund!

Hier in Breitenfurth (bei Wien), rings von dicht bewaldeten Hügeln umgeben, sitze ich, rauche eine kurze Pfeife, und draußen am Balcon sitzt meine kleine Frau und liest ein vortreffliches Buch, nämlich Roseggers „Gestalten".

Und hier sitze ich und denke an Sie, und wünsche Ihnen, als Neuvermähltem, alles Glück und allen Segen mit aufrichtigem, getreuem Herzen!

Ich bin kaum sechs Tage hier, das Wetter hat sich dabei greulich an-

Wien, den 9. November 1874.

Verehrtester!

Es mag beiläufig 300 Jahre her sein, ja ich denk' so weit liegt es zurück, und das entschuldigt doch wahrhaftig, wenn einer auf ein Versprechen vergisst — g'wiss, wer b'sinnt sich gleich so weit zurück. Es mag also beiläufig vor 300 Jahren, bleiben wir dabei, gewesen sein, als ein Literat sammt Frau einem andern Literaten zuliebe nach M*) fuhr. (Sie wissen, wir Männer der Feder begnügen uns, wie die Mathematiker, oft einen Buchstaben statt einer unbekannten Größe oder auch einer bekannten zu setzen) also, es hieng oder vielmehr lag damals der Himmel regenschwer über der Landschaft und zum Troste für die erduldete Mühsal und in Aussicht stehende Trübsal versprach der Literat aus K, dermalen in G, dem ihn besuchenden Literaten aus W ein fürtreffliches Werk zu senden, auf dass er sein Gemüth daran erquicke.

Nachdem also, bleiben wir dabei, 300 Jahre vergangen waren, da trat der Büchermacher aus W in einen Buchladen daselbst und da sahe er vor sich liegen ein dickes Büchlein und da sagte er freudiglich: Ahan!

Darüber vergieng wieder ein Jahrhundert, und der Büchermacher sagte nicht mehr: ahan! was so viel hätte heißen sollen, als: ah, da ist ja das Buch schon erschienen, die nächste Post 2c. 2c.

Ja, dass wir also wieder in unsere Zeit zurückkehren, wie geht es denn Ihnen, was macht Ihre werte, liebe Frau Gemahlin? — ich hoffe, es geht Ihnen allen wohl. Wir alle grüßen auf das beste. Meine Mutter befindet sich recht übel mit ihrer Krankheit, ich habe gegenwärtig einen bösen Husten. Hoffe, dass Sie von keinerlei Leiden und Kümmernissen bedrängt sind, denn dann geht es Ihnen und den Ihren wohl, was aufrichtig wünscht

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Haben's in Graz den „Wurm" gesehen?

*) Mürzzuschlag.

Wertgeschätzter Freund!

1. Anbei erhalten Sie das bewusste Abendblatt.

2. Bedaure lebhaft, dass Sie nicht nach Wien kommen.

3. Wenn Sie meinen, betreffs Hand und Herz, dass eine Auflöslichkeit der Ehe nicht die Harmonie mehr herstellen könnte, so haben Sie recht, ich aber auch, wenn ich behaupte, dass eben dann vor Eingehung der zweiten Ehe das erste Band mit dem widerlichen Lumpen getrennt worden wäre und dadurch das Verbrechen der Bigamie entfiele, sohin alle aus selbem resultierenden Peinlichkeiten und Qualen. — Dass Ihnen das Stück nicht gefällt, d. h. trotz Sie ihm in künstlerischer Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, das schadt nix. — Seit wann sind Sie Pessimist geworden, fragen Sie, seit wann sind Sie Optimist geworden? frage ich.

Mehr kann ich heute, durch Arbeit zur Eile verhalten, nicht und so verbleibe ich mit den besten Grüßen

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Wien, den 23. April 1875.

Mein wertgeschätzter Freund!

Indem ich mich hinsetze, an Sie zu schreiben und Ihre Aufforderung bedenke, längere Briefe zu entwerfen, gerathe ich in einige Verlegenheit, welches Thema soll ich denn anschlagen...? Gar keines, das wird das beste sein, wenn ich abspringe von einem zum andern, springen Sie vielleicht mit, und das dürfte Sie etwas zerstreuen und das ist das Richtige.

Wolkersdorf auf) und es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.

Aber ich plaudere da gemüthlich, weiß nicht, was in Ihrem Busen vorgeht, kurz und gut, für heute gar nichts, keine Zeile weiter, als dass ich war, bin und verbleibe

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Gruß an Sie und die Ihren von den Meinen. Wie ich nicht alsbald einen Schreibebrief von Ihnen erhalte — so schreiben Sie sich die Folgen davon selbst zu, dann kriegen Sie keinen Brief mehr, kein neuches Stuck von mir mehr und ich weiß nicht, was ich dann noch alles thu'. Kruzitürken! Schreib'n!!

Wolkersdorf, den 21. April 1874.

Werter Freund!

Indem ich Sie und die Ihren in bestem Wohlsein hoffe, erlaube ich mir, Ihnen, als Sachverständigen, einige Fragen vorzulegen, deren Beantwortung mich bewahren soll, in meinem neuesten Werke etwa Verstöße gegen landwirtschaftliche Terminologie zu begehen.

Dieses neueste Opus ist eine Bauernkomödie, sohin lustiger Natur, im Genre der Kreuzelschreiber, und betitelt „Der G'wissenswurm".

Also, Verehrtester, ich ersuche Sie, mir alsbaldigst Auskunft freundlichst ertheilen zu wollen:

1. Wenn das Heu auf den Wiesen zusammengerecht wird, wie heißen dann die kleinen Heukegel (etwa mannshoch oder etwas höher) „Heumandel"? oder auch wie die großen „Schober"? (NB. Ich meine natürlich jene, welche zur alsbaldigen Überführung auf die Heuböden aufgeschichtet werden.)

2. Zweitens sind mir bange Zweifel aufgetaucht, Ideenvermischungen und Verwirrungen, ein Begriffscancan zwischen den Worten: Schupfen, Scheuer und Scheune.

Bitte mir Folgendes klarzustellen:

Unter Schupfen verstehe einen gedeckten Raum, welcher aber oft nur auf Balken ruht, sohin etwa unten ganz frei oder oft nach drei Seiten frei, an der vierten geschlossen erscheint. Ist dem so?

Ist Scheuer und Scheune dasselbe? Und wo hebt vorkommenden Falles der Landwirt sein Arbeitsgeräth auf?

Oder ist das volksthümlichere Stadl für diesen Fall anzuwenden?

Ich bitte Sie um alsbaldige Errettung aus diesen bangen Zweifeln.

In vollem Ernste, ich lasse mich gerne über solche Dinge belehren, so nebensächlich sie auch erscheinen mögen, weil ich nicht gerne solche Verstöße mache, welche, wenn sie einmal geschehen sind, von einer Faulheit zeigen, die nicht einmal eine Frage daransetzen will, um ins Klare zu kommen.

Natürlich werden Sie mir auch schreiben, wie es Ihnen, Ihrer werten Frau Gemalin und dem kleinen Sepp geht. Ich hoffe recht wohl! Meiner Mutter geht es besser, meine Frau war auch krank, ist aber ditto auf dem Wege der Besserung — mir geht es wohl.

In der Hoffnung, das Gleiche von Ihnen und den Ihren zu hören, grüßen Sie die Meinen und „Ich" selbst herzlichst.

Ihr Sie recht schätzender

L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 18. Juni 1874.

Verehrter Freund! Fühle bloß das Bedürfnis, Sie in der Ferne zu grüßen. Uns geht's passabel. Wie Ihnen und den Ihren? „Was macht der kleine Sepp?" Habe neulich gedacht, was er wohl machen möge. Schlafen und trinken. Seeliges Loos!

Herzlichste Grüße L. A.

er gesund, wie er schreibt, angelangt ist. Aber jedenfalls dürfte er Sie schon selbst davon in Kenntnis gesetzt haben, und ich post festum kommen, aber Sie sehen, dass ich damit wieder acht Zeilen gewonnen habe.

Ich kann mir nun diesen hier noch übrigen Raum herzhaft eintheilen und mit gemessenen Schritten dem Schlusse zueilen. Wie lange ich auch die Kunst des Schreibens missbraucht habe — ich meine nur hier in vorliegendem Schreiben — um Ihnen plaudernd zu gestehen, dass ich Ihnen eigentlich nichts, wenigstens nichts Neues zu sagen habe, so dürfen Sie mir doch auch glauben, dass mir desto schwerer zu schließen wird, ich möchte nicht, dass Sie diese Epistel verkennen, die der Gleichgiltigste an einen Gleichgiltigen geschrieben haben könnte, um einfach eine Briefschuld abzutragen, ich möchte, dass Sie in dem gelegentlichen Schwätzer den beständigen Freund herausfinden, einen Brief und einen langen habe ich versprochen, dass ich dieses Versprechen dergestalt erfülle, hat eben seinen Grund darin, dass ich nicht gerne mit meiner Feder wie mit einer Sonde in frische Wunde fahre, die ich gerne geschlossen sähe, nachdem sie einmal geschlagen wurde. Und so hätte ich eigentlich es mit einer Zeile richten können, indem ich Sie bestens von uns grüße und Sie versichere, dass ich verbleibe

Ihr Freund
L. Anzengruber.

Wien, den 1. Mai 1875.

Sehr werter Freund!

Gestern war im österreichischen Touristenclub die Feier von Schumms Geburtstag, Telegramm und Karte von Ihnen kamen zur Verlesung. Die Karte, d. h. die paar einfachen schlichten Worte, hörte ich selbst ablesen, es kann Ihnen zur Genugthuung gereichen, dass nur Ihr Name genannt, den Saal in lautlose Stille versetzte, und dass man den Antheil merkte, den diese Clubmitglieder an Ihnen und Ihren Geschicken nehmen; unter Schumms Verdiensten wurde auch das gebürend mit aufgezählt, dass er Sie dem Vereine geworben.

Auch ich habe Schumm mit und durch ein paar Zeilen gefeiert, die ich, da es an einem Vortragenden fehlte, selbst sprechen musste. Dieses Opus will ich, ohne Eitelkeit, sondern weil ich denke, dass Sie vielleicht eine kleine Neugier dafür haben, hier in diesem Briefe einschalten; indem ich mir wieder vorgenommen habe, Ihnen keinen kürzeren Brief als das Papier lang ist, zu schreiben, und das Gedicht 24 Zeilen zählt, so verbinde ich hier auch das mir Angenehme mit dem mir Nützlichen, fülle eine Menge Raum aus. — Sie erlauben, dass ich mich vorher im Geiste räuspere und dann beginne, wie folgt:

An Chr. Schumm.

Zur Erinnerung an die Feier seines 70. Geburtstages.

Du hast wohl kaum no kinna zaxeln,
Da hast du wohl a schon ang'hebt
Af d Berg rundumi auffiz'kraxeln —
Und no, hast siebzgi Jahr derlebt!
Wann ma dö Höchen z'sammazählet,
Dö vielen tausend da von Füßen —
Dö d auffikrallt bist — no was fehlet,
Du hätt'st im Himmel schon sein müssen!
Und dass dös no nöt is der Fall,
Woran no mag denn dös wohl lieg'n?
No siehst, du bist a jedesmal
Von d Berg a wieder obig'stieg'n.
Dem Himmel bringen Ein' — s is wahr —
Viel naheter als d Berg dö Jahr.
Dö Berg, dö findt'st dich schon herunter,
Und wann dich nur dö Jahr nöt plag'n,
So bleib nur lustig und nur munter,
Nach dir wird nöt der Himmel frag'n;
Denn wie im Katachismus steht,
So fragt er um dö Ketzer nöt,
Doch führetens dö Duldung ein
In jener besseren der Welten,
Und sollt amal a Nachfrag sein,
No weißt, so thu dich halt nöt melden!

Prächtig! das heißt, ich setze durchaus nicht voraus, dass Sie „prächtig" sagen werden, ich aber finde es prächtig, hiemit ganz sachte der Hälfte der dritten Seite dieses Schreibens herab-

Die Brüder Müller waren vergangenen Sonntag bei mir, haben einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht, was für einen Eindruck ich auf sie, das weiß ich nicht. Bei ersten Begegnungen bin ich nicht sehr mittheilsam, ich bin recht höflich, ich rede von allem, vom Wetter, vom Theater, von Krieglach, vom Wurzelsepp des Rosegger 2c. 2c., aber warm werde ich nicht.

Der alte Schumm war bei mir, er wird am 30. d. Mts. wegen vollendetem 70. Jahre als ältester „Bam“-Pardon „Bergkraxler“ vom Touristenclub gefeiert, wozu ich höflichst eingeladen wurde.

Wären Sie 14 Tage in Wien geblieben, wie Ihnen ja Ihr guter Dämon momentan den glücklichen Einfall zuflüsterte unter der tröstlichen Versicherung: „Es kann d'r nix g'scheh'n“ — was hätten Sie alles bis jetzt schon mitgemacht und erfahren! Abgesehen davon, dass Sie im Touristenclub an jenem Feststage als steirischer Schutzpatron in irgend einer Nische angebetet worden wären:

O, heiliger Rosegger bitt' für uns,
Und gib uns deine Aus- oder Umschau in der Natur!

Wenigstens siebenmal hätten wir schon die Zahnradbahn besucht und wären sicher doch einmal hinaufgefahren auf den Kahlenberg, wenn die Bahn nicht gerade fürchterliches Zahnradweh gehabt hätte, was auch möglich wäre, bei diesem ewig wechselnden Wetter.

O! Sie haben viel versäumt; ich habe dieser Tage meine Erzählung „Diebs-Annerl“ für den deutschen Reichskalender abgeschlossen, ich hätte sie Ihnen vorgelesen.

Ich hätte Ihnen vorlesen können die erste Verwandlung des ersten Actes von „Da Onkl“ (ein Volksstück, das nur fertig zu werden braucht, um sofort verboten zu werden). Kurz und gut, ich will mich nicht ermüden mit all dem Herrlichkeiten-Aufzählen, noch Sie mit dem Anhören dieser Aufzählung. Sie sind eben nicht in Wien geblieben, Sie haben es vorgezogen, nach Graz zurückzukehren, um dort die Selbstpeinigung auf das rationellste zu betreiben.

Ich hätte Gelegenheit genug, mich darüber auszulassen, ich könnte ein hübsches Stück dieses Papiers, das ich mir ernstlich vorgesetzt habe, bis zur letzten Zeile zu beschreiben, damit anfüllen, ich thue es aber nicht. Ich überlasse es der Zeit, mit Ihrem wie mit meinem Schmerze fertig zu werden, wird sie es ja auch mit uns selbst.

Ich will daher lieber mich auf geschäftliche Themen werfen, ein ordentlicher Geschäftsmann klagt immer — unsere Wiener Geschäftsleute klagen gewöhnlich den ganzen Tag, vormittags im Wirtshause, nachmittags im Kaffeehause, und abends auf derselben Stätte der Thränen und Seufzer wie vormittags — warum soll ein unordentlicher Geschäftsmann, wie der Dichter ja doch immer ist, nicht ohne Platzwechsel in seiner Stube klagen dürfen.

Denken Sie sich also: mit Mai schließen in Wien drei Theater, wie viele davon im Herbste wieder ihre Pforten öffnen, steht noch in Frage. Ob Steiner nicht gleich schon diesen Herbst in die Komische Oper übersiedelt? Ob das Stadttheater wieder zu Laube zurückkehrt? Niemand weiß es noch zur Stunde zu sagen. Da das Wiedner Theater aber definitiv schließt bis September, so entfällt jede Hoffnung auf irgend eine Reprise meiner Stücke und auf jede noch so kleine und doch sehr wohlthätige Tantième. Als noch ungebornem Familienvater kann mir das nicht ganz gleichgiltig sein.

Beinahe hätte ich vergessen, in dem Umhertappen nach Stoff, nicht aus Übersehen, dass ich Ihnen Ihre Frage nach Schlögl auf das befriedigendste dahin beantworten kann, dass

insonderheit wie Graz den Doppelselbstmord sich ansieht

Ihrem freundschaftlich gesinnten
L. Anzengruber.

Wien, den 5. November 1876.

Verehrter Freund!

Meinen besten Dank für die weitere Freundlichkeit, die Sie meinem „neuen“ Stück in Ihrem „Heimgarten“ erweisen. Ich habe Ihnen eben über dieses Ihr Unternehmen schreiben wollen, die Ausstattung findet nicht die Zustimmung aller, die meine gerade auch nicht, aber wie Sie leicht denken können, lege ich kein Gewicht auf dieselbe, das können Sie auch mit dem nächsten Jahrgange ändern, wenn Sie wollen, oder, wenn der „Heimgarten“ in seiner engeren Heimat, in Steiermark so gefällt, erst recht dabei bleiben.

Was nun das Gebotene anlangt, so finde ich schon das zweite Heft — bitte bei diesem Urtheile die ersten fünf Blätter nicht miteinzubeziehen*) — reicher und mannigfaltiger an Inhalt als das erste, das mir etwas rasch zusammengestellt erschien; eines aber würde ich Ihnen zu bedenken geben, wissen Sie, welche Qual es für einen Leser einer Wochenschrift ist, von Woche auf Woche auf eine Fortsetzung warten zu müssen?

Aber vier Wochen, das ist Verdammnis! Ich sehe, dass das Schloss der Bösen nicht ganze sechs Seiten mehr beanspruchte; waren die wirklich nicht mehr aufzubringen im ersten Heft?

Aber ich glaube, dass Sie das wohl bald abstellen werden; sobald das Unternehmen unter die Leute kommt, werden die es Ihnen schon selbst sagen.

Ich wünsche Ihnen vor allen Dingen Erfolg — Erfolg macht alles, wo der fehlt, da setzt die Lust aus und der Muth — ich erwarte mit einer gewissen Spannung das dritte Heft. — Denn ich möchte mir klar werden, wohin Sie mit manchen Ihrer kurzen populären Abhandlungen hinzielen. Manches ist ganz vortrefflich; so bringen Sie das in Ihrem Kalender angeregte Thema „Schule des Sterbens“, so wirksam und packend in „Es reigt in Lust ein Liebespaar“, es ist ganz recht und ich finde es höchst praktisch, dass Sie in Ihren beiden Organen die nämliche Sache anregen, warum? — Man kann das Rechte nicht oft genug sagen, damit doch irgendwo etwas hängen bleibt.

Freilich ist das Ding „Es reigt in Lust —“ etwas pessimistisch ausgefallen, aber da finde ich den P. am Platze, das Grausige muss die Leute vom grausigen Thun abschrecken, sowie ja über das unabwendbare Missgeschick der Optimismus hinweghelfen muss.

In Ihrem Kalender fand ich auch „Halbverklungene Heldenkunde“ — recht gut — ich weiß, Sie sind selig, wenn man Ihnen ein hochdeutsches Gedicht lobt; Sie haben's selbst einmal zugestanden, aber nicht „dessertwegen“, es ist gut, warum aber ohne Reime und nicht volksthümlicher? Es wär' ein Lied, so ist's nur ein Gedicht.

Da Sie sich jetzt auf Ihre Monatsschrift und Ihren Kalender zurückziehen können, ich hoffe, dass Ihnen das möglich ist, so ist mir gerade nicht bange um die beiden Dinge, früher wär's mir gewesen, man braucht seine Zeit vollauf für so was, wenn es etwas Rechtes werden soll. Der „Heimgarten“ ist rechtschaffen billig, der Kalender aber scheint mir doch etwas theuer.

Wenn ich nur wüsste, was mir bisher am Kalender und jetzt auch am „Heimgarten“ immer abgeht? Stabilität möcht' ich's nennen, aufschlagen müsste man Jahrgang und Heft können, und

*) Auf welchen eine Arbeit Anzengrubers stand.

gerückt zu sein, und indem ich mich ernstlich davor verwahre, dass ich das obige Beiwort irgendwie in Bezug auf meine Dichtung genommen und gemeint haben will, füllt sich ganz ohne Anstand die andere Hälfte aus, wieder ein Beweis, dass man mit Bescheidenheit weiter kommt, als mit Selbstüberhebung — nämlich mit der ersteren sogar auf die vierte Seite.

Indem ich mich meines Hierseins — nämlich daselbst auf der letzten Seite — erfreue, versichere ich Sie nur, dass mir nicht das Schreiben an Sie etwa zuwider ist, sondern nur, dass die Stoffarmuth mich heute etwas quält. Bedenken Sie, gestern, pardon, heute früh halb vier Uhr zuhause gekommen, jetzt, denn Strafe muss sein, etwas Kopfweh, dazu wird das Haus, in welchem ich wohne, von unten bis oben mit Ölfarbe angestrichen, ich habe sonach den Gestank in meinen Zimmern, und ein Gerüst von Leitern und Brettern vor meinem Fenster, und auf diesem Gerüste einen anstreichenden Kerl, der Melodien dazu brüllt, wie ein musikalischer Ochse. Mit Mühe unterdrücke ich den unchristlichen Wunsch, dass er von irgend einem Stockwerke, zur Sicherung der wohlthätigen Folge nehme ich gerne das dritte an, auf die Straße fallen möge. Aber trotzend dem Geschicke habe ich meine Aufgabe soweit gelöst, dass mich das farbenverquistende Scheusal nicht mehr beirren soll, und dass ich besänftigenden Gemüthes Sie von uns allen auf das beste und herzlichste grüßen kann, bleiben Sie hübsch wohlauf und schreiben Sie bald

Ihrem treu ergebenen Freunde
L. Anzengruber.

Wien, den 12. Februar 1876.

Werter Freund!

Auf Ihr liebes Schreiben vom 2. d. Mts. komme ich erst heute dazu, antworten zu können.

Dass Sie mich der Mitarbeiterschaft am Kalender entheben, danke ich Ihnen in Rücksicht auf meine dermalig geringe Arbeitskraft, die in Rücksicht auf alle Nachfragen und Anbote mir fast bange macht.

Verstimmend wirkt auch, dass diesmal bei meiner neuen Komödie mich das Publicum und die Direction vollständig sitzen ließ, hingegen ich allerdings die Behandlung, welche die Journalistik mir angedeihen ließ, im dankbaren Gemüte bewahren werde, aber das geschätzte Publicum blieb einfach weg, und die Direction strich vor dem ungünstigen Cassaerfolge, ohne Versuch, das Stück zu forcieren, die Segel. Ist nur zum Schlusse die „wohl aufzuwerfende“ Frage: Wozu, respective für wen schreibt man dann eigentlich Volksstücke?

Die Directionen verlangen Cassastücke, und ein Volk, das sich um die „Volksstücke“ bekümmert, gibt es hierorts nicht — also wozu der Liebe Müh'?

Was nun Ihren „Heimgarten“ anlangt, so soll es mich recht freuen, wenn es in selbem blüht, grünt und gedeiht; etwas Gartenarbeit, wenn Sie meinen, dass ihm das förderlich sei, will ich gerne leisten. Bis Juli haben Sie gesagt — bei meiner gegenwärtigen Stimmung wage ich noch nichts zu sagen, aber bei mir hält dergleichen nicht lange an, wird's daher wohl auch diesmal nicht. Ich habe daher heute nur die Feder ergriffen, um Ihnen zu antworten und Sie nicht gar zu lange warten zu lassen.

Meine Frau hat zu allem Überflusse sich auf eine Woche lang ins Bett gelegt, es war eine Rippenfellentzündung gerade im schönsten Anzuge, die ich mit ärztlicher Hilfe noch rechtzeitig zu minder gefährlichem Austrage brachte.

Von ihr und mir nehmen Sie daher die besten Grüße in Empfang und schreiben Sie bei Zeit und Muße

innig erzählt, dass man die harmlose Geschichte, die oft so kindlichen und oft wieder so menschlich-weisen Aufzeichnungen, wie ein Gedicht liest. Von diesem Gedichte, und von dem, der es gedichtet, möchte ich sprechen.

Ulrich Bräkers Heimat ist das Tockenburg in der Schweiz; die Alpen engen es ein, die Thur durchrauscht es, Wald und Wiesen auf den Bergen, Wald und Wiesen im Thale und Dörfer, Höfe und Hütten. Auf den Wiesen weiden Herden, auf der Landstraße an dem reißenden Fluß ziehen Wanderer und Fuhrwerke dahin und daher; so hast du um dich Stille und Leben, Einsamkeit und Welt, Felsen und liebliche Matten — „beschreiben kann ich es nicht“ — ruft er aus, als er in seiner Lebensgeschichte von dieser Heimat erzählte. — „Aber mir war schon oft, ich sei verzückt, wenn ich all diese Herrlichkeit überschaute, und so in Gedanken vertieft, den Vollmond über mir, dieser Wiese entlang hin und hergieng, oder an einem schönen Sommerabend dort jenen Hügel bestieg, die Sonne sinken, die Schatten steigen sah, mein Häuschen schon in blauer Dämmerung stand, die schwirrenden Weste mich umsäuselten, die Vögel ihr sanftes Lied anhuben — o! wie da mein Herz in süßer Wehmuth zerschmolz, und ich alles rings um mich her, Himmel und Erde hätte umarmen mögen. —“

Im Jahre 1735 ist in diesem Thale Ulrich den jungen Eltern geboren, etwas früher, als es hätte sein sollen, wie man ihm später erzählte. Aber er meint: es könnte auch sein, dass er sich im Mutterleibe schon zu sehr nach dem Tageslichte gesehnt habe, und dieses nach Licht Sehnen sei ihm dann sein ganzes Leben geblieben. Sein Vater war ein armer Mann, sein Großvater war ein armer Mann — alle Bräkers hatten als arme Männer gelebt und waren als arme Männer gestorben. Das musste so sein, sie wären sonst keine echten Bräkers gewesen. Bei den Bräkers war die Armut Familiengut, sie gehörte zu diesem Namen wie die Striche über dessen a. Aber Ehrlichkeit und Redlichkeit gehörten auch dazu, und die redliche Armut seiner Vorfahren ist der Stolz und Ruhm des Helden dieser Bergidylle gewesen.

Ulrich kommt ganz als Bräker auf die Welt — in tiefster Armut, und man kann sicher sein, in tiefster Armut wird er auch sterben. Aber auch sonst ist er der Sohn seines Vaters. Und er denkt viel darüber nach, wie die Eltern in den Kindern leben, wie die lange Gestorbenen und Begrabenen in späten Nachkommen wieder geboren werden. Er fühlt die Kraft seines Vaters in seinem Mark und dessen Leidenschaften in seiner Seele, mit denen er ringt, die er bezwingt, und die dann zur wahren Begeisterung, zur glühenden Empfindung werden, mit der er alles in sein Herz aufnehmen und darin festhalten möchte, Himmel und Erde, Menschen und Welt.

Und nun erzählt er uns sein Leben von der Wiege an bis zu der ernsthaften Zeit, wo es unter Armut und zufriedener Beschränkung müde zu Ende geht.

Er hat Rückerinnerungen bis in die früheste Jugend und weiß zu erzählen, wie seine arme Mutter des Nachts heimlich auffaß und spann, und er, ein zweijähriger Bube, im bloßen Hemdchen auf den Dielen sitzt, und mit großen Augen in das Licht schaut. Als er sechs Jahre alt ist, schleppt ihn seine fromme Großmutter in die Betstunden; die waren gar langweilig. Mit dem Großvater war er lieber. Da ging's auf die Berge zu den Kühen, und der Alte zeigte ihm Vögel, Käfer und Blumen, die freuen den Knaben. Bald blieb er für immer dardroben. Sein Vater hat ein Gut gekauft, einen Einödhof in hoher Alpenwildnis, wo die Herbstwinde brausten wie Föhnwind, und im Frühling der Schnee viele Tage länger liegen bleibt als unten im Thale. Da hauste nun die

gerade da auf der einen Seite müsste ein Gedicht stehen und auf der anderen da ist eine lehrreiche Geschichte — auf der gleichen Stelle in jedem Jahrgange und Hefte — und wenn ich noch weiter schreibe, so reichen keine vier Seiten.

Also wünsche ich Ihrem „Heimgarten" das Allerbeste, sehen Sie, der hat einen großen Vorzug, er hat meines Wissens in seinem Genre, soweit bisher ersichtlich, keinen Concurrenten, es existiert kein Volksblatt, nennen wir's ganz ungeniert so, das seines Zeichens wäre, sorgen Sie, dass sich jeder auch für die Zukunft die Concurrenz vergehen lasse. Aus dem Unternehmen wird etwas — nicht gleich auf der Stell', auf die Weis' ist noch nie etwas geworden, aber das Zeug wäre da. Machen Sie nach und nach aus dem Kalender auch etwas so Alleindastehendes, denn beim „Heimgarten" haben Sie höchstens an die Form der „Westermann'schen Monathefte" gedacht, an mehr nicht, und sehen Sie, das bekommt ihm gut.

Wenn Sie einmal Zeit finden für ein paar Zeilen für mich, so wird mich's recht sehr freuen, ich hoffe, Sie haben von Ihrem Wohlsein und von dem Ihrer Kleinen zu berichten, und vom Gedeihen alles und jedes, Kinder und literarische Producte — meine Frau lässt sich Ihnen empfehlen, sie und der Junge sind wohl, der Alte auch, und der grüßt Sie herzlichst als

Ihr getreuer Freund

L. Anzengruber.

P. S. Winter kommen Sie doch wieder aus dem Süden — nach Wien? Wann denn, auf wie lange, auf 48 Stunden weniger 26? Mit dem bekannten Refrain: „Da wär' ich gern, aber fort lieber!"

(Werden fortgesetzt.)

Die Geschichte vom armen Mann in Tockenburg.

Von Richard Voß.

I.

Wer war Ulrich Bräker? Wenige werden es wissen, und doch sollte jeder ihn kennen, diesen armen, reichen Mann, mit den von Arbeit rauhen Händen, und der starken, freien, begeisterten Dichterseele, dessen Leben und Sein war wie die Alpennatur, in der seine Wiege stand, die jetzt sein vergessenes Grab umgibt: einsam, öde, weltabgeschlossen, menschenverlassen, oft erstarrt und traurig, nicht immer voll Sonnenschein, nicht immer voll Stille und Frieden. Lawinen stürzen, Felsblöcke lösen sich, aber oft tönen auch Kirchenglocken, Kuhreigen, Pilger- und Hirtenlied; manchmal gellt der Todesschrei eines vom Sturze Getroffenen, von den Fluten des Bergstroms Erfassten — aber immer ist dieses Leben voll Schönheit, immer voll einfacher, ernster, erhebender Größe.

Wie das Land, so der Mann, Ulrich Bräker, der arme Weber, der da „seitwärts" im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld unter Mühsal und Noth sein Leben niedergeschrieben, und was er in diesem Leben gedacht und empfunden, so einfach, liebenswürdig und

Aber welch Vergnügen gibt ihm jeder neue Tag, jeder neue Morgen! — „Wenn jetzt die Sonne die Hügel vergoldete, denen ich mit meiner Herde entgegenstieg, dann jenen haldigen Buchenwald und endlich die Wiesen und Weidplätze beschien: tausendmal denk ich dran, und oft dünkts mich, die Sonne scheine nicht mehr so schön. Wenn dann alle Gebüsche von jubilierenden Vögeln ertönten, und dieselben um mich herhüpften, o! was fühlt' ich da. — Ich weiß es nicht — halt süße, süße Luft!" —

So gieng es an drei Jahre und noch länger; da war er nicht mehr allein. Er hat Kameraden bekommen, andere Gaisbuben, wilde, rohe Gesellen, und der Knabe erfährt zum erstenmale, dass es auch noch einen anderen Schmutz gibt, als den, der sich an seine nackten Fußsohlen heftet, noch einen anderen Staub, als den, der sich auf sein armes Zwilchröckchen legt. Da bekam auch um ihn die Natur hässliche Flecken, und mit dem Singen und der Fröhlichkeit war es vorbei. Von seiner Großmutter hatte er einmal ein altes, vergriffenes, frommes Büchlein bekommen, darin las er jetzt, wenn er im Herbst dann wieder allein war. Über den frommen Sprüchen, die er sich aus dem Buche zusammenbuchstabiert, fallen ihm seine armen, jungen Sünden ein. Er betet und büßt, er wird traurig und bleich; und wenn er's einmal bei seinem Beten und Büßen nicht aushalten kann, und die Welt ihn gar zu schön dünkt, und er seine Luft darüber ausjauchzen möchte, dann muss er plötzlich der schrecklichen Sprüche in dem Buche der Großmutter gedenken, die den sündhaften Menschen zur Reue und Umkehr mahnen — und der fröhliche Jauchzer wird von bitteren Thränen erstickt.

So lebt dieser merkwürdige junge Büßer eine ganze Zeit. Kein Mensch konnte ihn von seiner Bürde befreien, denn keinem konnte er davon sagen. Sein Vater hatte andere Sorgen genug, und den scheute er auch — er wusste selbst nicht warum! und seine Mutter — Uli weiß uns nicht viel von seiner Mutter zu sagen. So litt er denn sein ganzes junges Leiden allein. Aber wessen Leben die gesunde Natur ist, in dessen Seele können schlimme Reden nichts krank machen. So kam auch für klein Uli wieder die Zeit des Frohsinns und heitern Genießens.

— „Bisweilen fieng ich wieder an zu jauchzen und zu johlen, und trollte aufs neue wieder sorglos durch die Berge. Dann dacht' ich: So alles, alles verleugnen, bis auf meine selbstgeschnitzelten, hölzernen Kühe — sei doch ein traurig, elend Ding." —

Die Hirtenjahre waren vorüber. Ulrich war groß und stark genug, um dem Vater den Knecht ersetzen zu können. Es gab harte Arbeit und schwielige Hände. Das war eine traurige Zeit für den in Freiheit und Waldeinsamkeit aufgewachsenen Burschen. Er konnte seine Berghöh' nicht verschmerzen, seine sonnigen Halden und schattigen Wälder. Um sein mühseliges Leben zu vergessen, träumte er sich ein anderes zusammen: darin war er wieder der Gaisbub, der über Fels und Stein mit zerriss'nem Rock und blutigen Füßen seine Thiere zusammentrieb, Vögeln und Schmetterlingen nachjagte, und im Waldschatten lag, so selig, so selig!

Er wünschte sich fort, in die Welt hinaus. Seine Welt in den Bergen war ihm ja doch verschlossen, und, so dachte er, für immer genommen. Da fällt ihm wieder ein Buch in die Hände, und wieder ist es ein frommes, erbauliches Buch. Er liest es, es passt zu seinem verzweifelten Wesen; und er wird zu einem christlichen Eiferer, der die Sündhaftigkeit der Creatur, das Weltgericht und den Untergang predigt. Er heuchelt, und weiß, dass er heuchelt. Es war ein Rückfall in jene Kinderkrankheit, aber diesesmal war das Übel ernster, da er nicht mehr so ganz wie damals die Natur hatte, die ihn gesund

Bräker-Familie Sommer und Winter. Im Hause war Unfrieden, und dem Knaben war's wohler im Tannenwald und auf Berghöh! Wenn der Vater die Herde austrieb und weidete, da war der Junge der Handbub. Das war ein Vergnügen, sich mit den Gaisen in Busch und Wiese zu tummeln, den Kühen nachzulaufen, und so recht nach Herzenslust Jugend und Leben genießen zu können! Manchmal musste er zu der guten, frommen Großmutter ins Thal hinab. Da gab's Leckerbissen und erbauliche Reden. Die ersteren ließ er sich schmecken, von den Ermahnungen behielt er nur wenig. Nun sollte er in die Schule, doch daraus wurde nicht viel. Im Sommer war keine Zeit, und im Winter saßen sie oft Monate lang eingeschneit auf ihrer Alp; da hatte das Abc gute Weile.

Aber die Bräker-Armut hatte sich dem Vater zu fest auf den Nacken gesetzt; der wusste vor Sorgen und Noth nicht, wo aus noch ein: Es gab viele Mäuler zu füttern, dazu krankes Vieh, schlechte Jahre und mehr Franken Schulden, als Tannen im Wald. Die Kinder sollten nun anfangen, ihre Suppe sich selbst zu verdienen, und klein Uli musste Hanf brechen, Strümpfe stricken und Baumwolle kämpeln. Aber du glückselige Kinderzeit! — „Alle Tage dacht' ich dreimal ans Essen, und damit aus.“ Wenn's nur keine Arbeit in der Welt gäb', wozu auch Arbeit? Die Kühe geben die Milch ja von selber. Also wo er nur konnte, lief er dem Vater fort, und dann gieng's hinaus in den Wald, auf die Berghalde; und den Vögeln nachgejagt, Nester gesucht, Blumen abgerissen und blinkende Kiesel aus dem Alpbach geholt. Wieder nach einem Jahre wurde er des Vaters Gaisbub, und nun gieng das freie fröhliche Leben erst an.

Man muss es selbst lesen, wie der Mann über seine Knabenzeit schreibt und an sie zurückdenkt: Der frische Hauch des Waldes weht einem aus seinen Worten entgegen, dass man meint, die Tannen rauschen zu hören, unter denen der Knabe seine Herde dahintreibt, und den Sonnenschein in der Seele zu fühlen, der über die Bergwiese sich breitet, wo klein Ulrich im Heidekraut hingestreckt liegt, in den blauen Himmel hineinstarrt, und dabei seine wunderlichen Knabenträume hat, und seine besonderen Gedanken.

Des Morgens zieht er aus mit seinen Gaisen, und des Abends spät kommt er heim. Ist er durstig, so melkt er seine Lieblingsgais, ist er hungrig, sucht er sich Beeren, und isst dazu sein Stück trockenes Brot, und fühlt sich so glücklich, als sei er Herr der Berge, König der Welt.

Und wie kennt er sein Reich!

In der wilden Bergeinsamkeit spricht die Natur ihr ernstes, geheimnisvolles Lied zu dem Knaben, und der versteht es. Er erlauscht die heimliche Weise im Rauschen des Waldes, im Murmeln der Quelle, im Tosen des Wasserfalls; er erlauscht sie, wenn die Lawinen in die Schluchten stürzen, und der Donner durch die Thäler rollt. Er sieht die Natur in ihrer wunderbaren, ewig wechselnden, ewig neuen Schönheit: wenn die Sonne glühend aufgeht und hinter dem Berggipfel in Flammen versinkt, wenn die Nebel aus der Tiefe aufbrauen, die Wolken um die Felszacken hängen, wenn die Blütenknospen und die Blätter verwelken — immer staunt der einsame Knabe und nimmt die Bilder, die an seinem Auge vorübergleiten, in seine Seele auf. Und abends, wenn er dann fort muss, kann er sich kaum losreißen von seiner freien, luftigen Höhe. Er möchte wie die Sonnengluten leise vergehen, sich auflösen ins All. Aber er ist auf der Erde, es dunkelt, der Knabe zieht fort. Schatten legen sich über die Thäler, Nebel verhüllen die Berge, die Vögel verstummen, in den Tannen rauscht traurig der Nachtwind, dem Knaben wird es da oft so weh ums Herz, dass er weinen muß.

mein alles, alles auf der Welt!“ Und ich: „Sei doch ruhig, liebes, liebes Herzchen! Denk’ einmal ein wenig hinaus, was für Freude, wenn wir uns wiedersehen und ich glücklich bin!“ — — —

„Der blaue Himmel dann ob uns, mit allen seinen funkelnden Sternen, diese stille Mitternacht — diese Straße da sollen Zeugen sein —“ Und sie: — „Ja! Ja! Hier meine Hand und mein Herz, fühl’ meinen klopfenden Busen, Himmel und Erde seien Zeugen, dass du mein bist, dass ich dein bin, dass ich dir unveränderlich getreu, still und einsam deiner harren will, und wenn’s zehn und zwanzig Jahre dauern, wenn unser Haar drüber grau werden sollte, dass mich kein männlicher Finger berühren, mein Herz immer bei dir sein, mein Mund dich im Schlaf küssen soll, bis“ — hier erstickten ihr die Thränen alle Worte — „— — Es muss, es muss doch sein!“ Dann noch einen, einen einzigen Kuss, aber einen, wie’s in meinem Leben der erste und der letzte war: „Leb’ wohl! Leb’ wohl! Vergiss mein nicht!“ — „Nein gewiss nicht, nie, in Ewigkeit nicht!“ — Sie geht — — „Zwei kleine Sterne gegen Mittag sah ich, wie mir’s däuchte, so nahe beisammen, als wenn sie sich küssen wollten, und der Himmel schien mir voll liebender Wehmuth zu sein. —“

Ännchen ist fort. Noch einen letzten Gruß, noch eine letzte Thräne, und dann den Blick vorwärts, in die neue, unbekannte Welt hinein, und die Welt ist auch nach Trennung und Abschied noch schön. Diese weiten Ebenen, Felder und Fluren — wie groß die Welt ist! Die Ahnung der Unendlichkeit dämmert in ihm. Er wandert mit einem Landsmann, der dem Vater versprochen, für jung Uli einen Herrn zu suchen. Dieser Herr ist ein preußischer Werbeofficier in der guten Stadt Schaffhausen am Bodensee, und diesem Herrn wird der gute Junge aus dem Tockenburg für den Soldatenkönig von Potsdam verkauft.

Lieutenant Markoni ist ein lustiger Herr. Er liebt guten Wein und schöne Frauen, Lustfahrt und Maskeraden; er wirft Händevoll Geld — wohlgemerkt, königlich preußisches Werbegeld — auf die Straße. Er zecht und jagt, küsst und schwelgt; und Ulrich lebt das alles mit, und weiß gar nicht, was er eigentlich lebt. Es ist ein Schlaraffenleben! Ein Tag wie der andere: Fest und Freuden, und er denkt, das muss immer so währen. Er ist ein hübscher Bursche, und sein guter Herr kann ihn wohl leiden, und manch ein rothwangiges Mädchen wird traurig und bleich, denn Uli trägt sein Ännchen vom Tockenburg gar treu im Herzen Über sein gutes Leben vergisst er fast, dass um ihn eine schöne, sonnige Welt ist: in der Ferne die Berge, zu seinen Füßen der helle wogende Bodensee. Da steht er einmal am Rheinfall, und da läst er sich die Größe der Natur wieder so recht in die Seele donnern: — „Ich hatte mir’s wie so viele ganz anders, aber so furchtbar majestätisch nie eingebildet. Was ich mir da für ein kleinwinziges Ding schien! Nach einem stundenlangen Anstaunen kehrt’ ich ordentlich beschämt nachhaus. —“

Ebenso erschüttert fühlt er sich einmal durch die Größe des Menschenwerks. Er kommt nach Straßburg und sieht dort den Münster: „die erste Kirche, bei deren Anblick ich nicht lächeln musste, wenn man sie einen Tempel nannte —“ aus solchem Munde gewiss ein merkwürdiges Wort. Dieser Mann trug das Gefühl für Größe, das Verständnis für Größe in seiner Seele: wer mit offenen Augen und offenem Geiste in den Alpen lebt, dem kann wohl manches klein erscheinen, was andere als groß und prächtig bestaunen. Dort ist die große Natur der Maßstab für Größe.

Doch die herrliche Zeit geht zu Ende. Dem lustigen Herrn Markoni ist des Königs Geld aus den Taschen geflogen und sie werden ihm von den Berliner Sparern nicht wieder gefüllt.

machen konnte. Es war ein Glück für Ulrich, dass der brave Pastor von Kyrnau, der ihn für das Christenthum vorbereitete, ihm nicht in dem Tone des „flüchtigen Paters“ die Offenbarung Johannis ins Herz donnerte, sonst hätte sich damals leicht ein hässlicher Wurm in die junge, frische Alpenblume einnisten können. Da kam für die Bräkers ein großer Schlag: Die Familie musste den Einödhof verlassen, der Vater als bankerotter Mann. Sie ziehen wieder ins Thal hinab und bewohnen dort eine armselige Hütte. Hier kommt Ulrich mit verkommener Frauengemeinheit in Berührung. Was er erfährt, erschüttert ihn so, dass er krank wird; er liegt auf den Tod, und wie sein Körper dann doch langsam genest, ist auch seine Seele gesundet.

Ulrich nähert sich seinem zwanzigsten Jahr.

Es bewegt, zu lesen, wie später der Mann auf die Zeit seiner ersten Liebe zurückblickt, wie er die Jungfräulichkeit seines Wesens, die erröthende Schüchternheit seines Begehrens, die jauchzende Wonne seines Empfindens noch als ernster, einsamer, sorgenvoller Mann zu schildern weiß. Man muss es selbst lesen, wenn er erzählt, wie er seinem Ännchen begegnet und neben dem Mädchen hingeht, ohne den Muth zu haben, es anzureden, nur mit den Augen seine Liebe verrathend, und mit so schüchternen Augen. Wie er dann auf dem Tanzboden ihr zuschaut, sich über das holdselige Mädchen freuend, seine Liebe zu ihr wie einen Hochmuth und Frevel empfindend. Da tritt Ännchen zu ihm: – „Uli! führ' du mich auch eins herum!“ Ich feuerroth erwiderte: „Ich kann's nicht, Ännchen; gewiss, ich kann's nicht.“ — „So zahl' mir eine Halbe“, versetzte sie, ich wusst' nicht, ob im Schimpf oder Ernst. „Es ist dir nicht Ernst“, erwidert' ich drum. Und sie: „Mi See, 's ist mir ernst.“ Ich todtenblass: „Mi See, Ännchen, ich darf heut' nicht! Ein andermal. Gewiss, ich möcht' gern, aber ich darf nicht.“

Sie lässt ihn stehen, und dann auf dem Heimweg: — „Uli! Uli! Jetzt sind wir allein. Komm' noch mit mir und zahl' mir eine Halbe.“ — „Ännchen! Ännchen! ich muss dir's nun grad sagen, ich hab' kein Geld. Der Ätti gibt mir keins in Sack, als etwa zu einem Schöppli, und das hab' ich schon im Städtli verputzt. Glaub' mir, ich wollt's herzlich gern — und dich dann heimgeleiten. Gewiss, Ännchen! 's war das erstemal. Noch nie hätt' ich mich unterstanden, ein Mädle zum Wein zu führen, und jetzt, wie gern ich's möcht', und auf Gottes Welt keine lieber als dich, glaub' mir's, kann und darf ich nicht. Gewiss ein andermal, wenn du mir nur wart'st, bis ich darf und Geld hab'.“ — „Ei Possen, Närrli! versetzte Ännchen, — weiß schon, wo der Has läuft. Geld? Mitsammt dem Geld! 's ist mir nicht ums Trinken und nicht ums Geld — und damit griff sie ins Säckli. Mir wär's ein Ding, ich wollt' lieber für dich zahlen, wenn's so Mod' wär.“ —

Und als er nun weiß, dass Ännchen ihn wieder liebt, diese geheime Seligkeit! diese schnellen, heimlichen, süßen Begegnungen! — — Doch der Vater will noch keine Schwiegertochter, am wenigsten das zierliche Ännchen, und Ulrich ist ein gehorsamer Sohn. Er soll fort, in die Welt hinaus, um sein rosiges Lieb zu vergessen; und es kommt der Abschied. — „Wer nie geliebt, kann's und soll's nicht wissen, und wer geliebt hat, der weiß es.“ Als der Mann das schrieb, mögen ihm noch die Thränen im Auge gebrannt haben, die er damals um Ännchen geweint.

Sie geht mit ihm ein Stück seines Weges, und trägt ihm den Ranzen. — „Muss es denn sein?“ sagte sie. „Ist auf Himmel und Erden nichts dafür? Nein! Ich lass dich nicht, geh mit dir, soweit der Himmel blau ist. Nein, in Ewigkeit lass ich dich nicht,

dem Mutterauge ist er ein Fremder geworden. Er musste es der vergrämten, alten Frau zurufen: ich bin ja dein Sohn!

Er findet bitt're Noth. Die Zeiten sind nicht besser, aber die Schuldenlast schwerer und schwerer. Sein Vater ist ein alter Mann geworden, nicht durch die Jahre, sondern durch die Sorge um das tägliche Brot. Uli arbeitet für Eltern und Geschwister, und er arbeitet anders als damals, wo ihm die Sehnsucht nach der Freiheit der Berghöh' das Mark in den Gliedern aufgelöst. Er arbeitet wie ein kräftiger Mann, aber der eine kann nicht schaffen für alle, und es wird um nichts besser. Der Vater will, Uli soll heiraten, eine „Reiche", das würde ihnen aus aller Noth helfen, aus allem Elend. Uli ist in den preußischen Jahren der stattliche Bursche geblieben und den blöden Jungen von damals hat die Soldatenzeit zu einem anderen gemacht. Er gefällt den Mädchen seines Dorfes gar wohl, und die Mädchen gefallen dem Burschen. Von einem Mädchen erzählt er, das habe ihn so herzlich geliebt, aber er liebte es nicht wieder. Darüber brach dem Mädchen das Herz und es starb. Noch eine andere traurige Frauengestalt geht still und bleich an Ulis innerem Gesichte vorüber. Käthchen war weiß und roth, wie Milch und Blut, ein schönes, liebliches Kind. Ulrich erzählt uns viel von ihr und wir erkennen in dieser anmuthigen, später so ernsten Gestalt ein Gretchen. Auf einer Wanderung bei einem fröhlichen Feste lernt Uli sie kennen, und Käthchen ist ihm gut, und er ist's ihr auch. Er bleibt weltvergessen ganze Tage in dem fremden Dorfe und sie kommt alle Tage zu ihm und bringt ihr kleines Schwesterchen mit, und die dreie leben ein wundersames, glückseliges Leben zusammen, einen jener Träume, wie ihn das Leben nicht oft hat. Endlich reißt er sich los, er trennt sich von ihr, und Käthchen geht von ihm so rein und gut, wie sie zu ihm gekommen.

Uli ist schon lange verheiratet und er ist kein allzuglücklicher Mann. Da kommt er eines Abends auf einer Geschäftsreise durch das Gebirge in ein Wirtshaus, wo er niemals gewesen. Die Wirtin ist eine stille, traurige Frau, sehr still, sehr traurig, und die Bleiche ist Käthchen. Er erkennt sie, und sie ihn. Und in der einsamen Nacht sitzen die beiden Menschen zusammen, und sie erzählt dem Jugendgeliebten ihre Geschichte, und der ernste Mann weint, und wie er am Morgen weiter zieht, küßt ihn die bleiche, traurige Frau, und er geht, und sie haben nie mehr von einander gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Uli muss seinen guten Herrn und sein glückliches Leben verlassen. Er ist noch immer ahnungslos, noch immer der ehrliche gläubige Junge. Es geht nach Berlin, und noch dazu wird zu Fuße marschiert, eine mühselige Reise.

Endlich kommt er an, und er findet nicht Worte, um die Größe und Herrlichkeit der preußischen Hauptstadt zu schildern. Berlin verwirrt ihn. Diese Häusermassen erdrücken ihn; er kann sich in diesem Menschenwirrwarr nicht finden, und alles Soldaten — alles Soldaten! Er will zu seinem guten Herrn Markoni, und man führt ihn in die Kaserne. Und nun kommt es heraus! Du armer gefangener Vogel, es hilft dir nichts, du hast deine schöne Freiheit verloren! Halte still! Dein angstvolles Flattern hilft dir nichts, du bist in einem Käfig! — —

Man zwängt ihn in eine Uniform, stößt ihm die Muskete in den Arm, er muss den Fahneneid schwören, und dann marsch hinaus aufs Feld! und exerciert — exerciert — exerciert, bis er halbtodt in dem Sande zusammenbricht. Aber der Corporal gibt ihm einen Fußtritt, und wieder exerciert — exerciert — exerciert. Es geht ihm recht schlecht, unserem Uli. Er will fliehen, Tag und Nacht denkt er's und grübelt er's: fliehen! fliehen! frei sein — frei! Aber er sieht andere, die wie er gedacht, und die gethan, was sie dachten. Er sieht sie durch die Straßen Spießruthen laufen, bis das Fleisch in Fetzen vom Leibe herabhängt — und er bleibt.

Es ward endlich Krieg. Preußens Heere zogen aus in die Schlacht, und auch jung Ulrich zog mit, um „für Gott, König und Vaterland" sein Leben in die Schanze zu schlagen. Er dachte freilich bei sich: was gehen mich eure Kriege an? — Aber es kommt zur Schlacht; und als Uli sich einmal an Kanonendonner und Kartätschenhagel gewöhnt hat, vergisst er, dass er ein Schweizer ist, und kämpft muthig für das preußische Vaterland mit. Das heißt: er schießt seine Muskete ab in die Luft, bis der Büchsenlauf glüht. Er blickt um sich, und sieht Niedergeschossene, Zusammengehauene, Sterbende, Todte — ein blutiges, furchtbares, ein entsetzliches Schlachtfeld! Menschen zu Bestien geworden, Menschen scharenweise niedergemetzelt, mit Büchsenkolben die Gehirne eingeschlagen, von den Hufen der Pferde zertreten, Stöhnen und Sterbegewimmer, Jauchzen, Siegesgeschrei, Pulverdampf, Kanonengedonner, Trommelgewirbel, und überall Leichen und Blut!

Ulrich packt das Entsetzen — er entflieht —

Heimkehr! Heimkehr!

Der müde Wanderer steht auf der Berghöh', zu seinen Füßen das Heimatsthal mit dem Kirchthurm seines Dorfes; vor ihm die Heimatsberge, heute schöner, erhabener, wunderbarer, als er sie jemals gesehen.

Uli steht und sieht, und das Herz geht ihm auf, und die Augen gehen ihm über, und über seine Berge scheint sich ein verhüllender Schleier zu legen — seine Thränen. Dann eilt er den Hügel hinunter, und lobt schon das selige Wiedersehen mit Eltern und — Ännchen — Ännchen, die er niemals vergessen. Vor dem Dorfe begegnet ihm ein Mann, dieser erkennt ihn und erzählt ihm: sein Ännchen sei zur Dirne geworden. Die holde Mädchenknospe, die Uli kaum mit dem Hauch seines Mundes zu berühren gewagt hatte, war von einer anderen Hand gebrochen, und die junge Blüte war darüber verwelkt. Ännchen, sein Ännchen eine Dirne!! Das geht dem Burschen ins Herz. Er fühlt den Schmerz in seiner Seele, aber das Wort, das er gehört, erstickt alle Liebe. — Ännchen ist für ihn eine Todte.

Die Geschwister kennen den braunen, bärtigen Gesellen nicht, selbst

Komm mit ins Grab,
Alldort ich hab'
Verborgen Kröt' und Schlangen,
Die werden dich,
Glaub' sicherlich,
Bezieren nach Verlangen.

Ach, weich' von mir, ergrimmter Mann,
Es ist kein' Zeit zum Sterben,
Du triffst wohl Alt' in Kummer an,
Die schier vor Angst verderben.
Sieh doch von eh',
Wie ich jetzt steh',
In blühend jungen Jahren,
Wie roth mein Mund
Und soll jetzund
Den strengen Tod erfahren.

Was weinest du, mein kleines Kind,
Und kannst mit Ruh nicht schlafen,
Komm nur mit mir, will dir geschwind
Ein' sichern Frieden schaffen,
Obschon da schreit
Vor aller Leut'
Dein' Mutter voller Schmerzen,
Zu keiner Zeit
Barmherzigkeit
Gib ich betrübten Herzen.

Was machst du, Reicher, zahlest Geld,
Ich brauch keine Ducaten,
Der Ort, der ist für dich bestellt,
Ist voller Würm' und Maden.
Leg' ab die Sorg',
Kein' Stund' ich borg,
Die Wohnung steht schon offen.
Die Zeit ist aus,
Musst aus dem Haus,
Das Los hat dich getroffen.

Ach weh', ach Gott, grausamer Tod,
Was willst mit mir anheben,
Was zwingest mich mit solcher Noth?
Lass mich ein' Zeit noch leben.
Muss ich denn nun in bester Blüh'
Gleich jetzt mein Leben lassen,
Urplötzlich bald,
Durch dein' Gewalt
Geh'n eine fremde Straßen.

Komm her, Soldat, mein Kamerad,
Der Feldzug ist vorüber,
Bei mir ist kein Pardon noch Gnad',
Ich schieß' mit Pest und Fieber.
Dein' Tapferkeit macht mir kein' Freud',
Des stärksten Riesen Glieder
Reiß' ich voll Gram
Auf einmal z'samm',
Mein' G'walt schlägt alles nieder.

Scher' dich heraus, Tod, aus dem Haus,
Du sollst mich nicht genieren,
Dein Pfeil macht mir gar keinen Graus,
Will gleich mit dir marschieren.
Ich bin viel Jahr' in Lebensg'fahr
Vor einem Feind gestanden,
Vor meiner Faust
Hat vielen 'graust,
Du machst mich nicht zu schanden.

O, mein Soldat, dein Disputat
Wird mich da nicht aufhalten,
Du musst mit mir,
Ich nehme hier
Die Jungen wie die Alten.
Du musst mit mir, hilft nichts dafür,
Die Uhr ist ausgeloffen,
Eine andere Beut',
Eine größere Freud'
Hast du ewiglich zu hoffen.

Was machst du denn, mein Edelmann,
Allhier in deinem Garten,
Ergötzest dich ganz sanftiglich
An Blümlein aller Arten.
Komm' auch mit, ich warte dir,
Kein' Stund' thu' ich verschonen,
Seh' gar nicht an des Königs Thron,
Des größten Kaisers Kronen.

Ich bin's, der alles Leben end't,
Drum fürcht't euch all zusammen,
Mein Urtheil ist schnell und behend,
Wo ich thu' heut nicht kommen,
So komm ich morgen ganz gewiss,
Du kannst dich drauf verlassen.
Thu' Buß' noch heut',
Es möcht's die Zeit
Hiefür nicht mehr zulassen.

Darum, o Mensch, sei stets bereit,
Thu dich zu Gott erheben,
Du bist kein' Stund' von mir befreit,
Ich nimm allen das Leben.
Wenn ich dann komm',
So reiß ich nun
Den Mann von besten Jahren
Und thu alsbald
Mit großer G'walt
Mit ihm in d' Erden fahren.

Wenn dann herkommt die letzte Zeit,
Dass gleich dein' Seel' soll scheiden,
Jesus, Maria, alle beid'
Wird dich mit großer Freuden
Begleiten in das Paradeis,
Den Höllenhund verjagen,
Der dir sonst machen würde heiß
Und bringen in Verzagen.

Zwei Todtenlieder aus dem Volke.

Mitgetheilt von Karl Hilber.*)

I.

Muſs ich denn allein davon,
Und weiß nicht, welche Straßen,
Ins Grab bin ich gerichtet schon,
Die Welt muſs ich verlassen;
Ich mach' ein' Reiſ',
Die niemand weiß,
Gott weiß, wie mir's wird gehen,
Herr Jesu Christ,
Mein' Zuflucht bist,
Mir tröstlich woll'st beistehen.

Von Tag zu Tag
Mehrt sich mein' Plag',
Der Tod dringt mir zu Herzen,
Ach Weh, ach Leid,
Ach Bitterkeit,
Was leide ich für Schmerzen.
Der Todtenschweiß
Macht mir gar heiß,
All' Glieder mir erkalten.
Wer ist da, der mir helfen kann?
Mein, laſst mich all' ermatten.

Ihr, meine Freund',
Die lieb mir seind,
Von euch muſs ich abscheiden,
Gedenket mein,
Wann ich werd' sein
Vielleicht dort in den Leiden;
Wann ich werd' sein
In großer Pein,
Thut fleißig für mich beten.
Ihr werd't den Lohn
Bekommen schon,
Wann ihr mich werd't erretten.

Behüt' euch Gott,
Ihr, meine Freund',
Mein' Nachbarn und Bekannten,
Zumal sogar
Das Hausgesind'
Und alle Blutsverwandten.
Hab ich euch Unrecht auch gethan,
Ach thut mir doch vergeben,
Denkt nicht mehr dran,
Was ich gethan,
Wünscht mir das ew'ge Leben.

Die hier allda beisammen sein,
Und mir das G'leit thun geben,
Mein' Freundschaft und Geschwister,
Mein Vater und Mutter eben,
Hab' ich euch auch etwas Leids gethan,
Ach thut's mir doch verzeihen,
Bet't all' für mich,
Glaubt sicherlich,
Gott wird euch Gnad' verleihen.

Ich nimm Urlaub von euch allhier,
Ihr Alten und auch Jungen,
Der Tod hat g'wart't vor meiner Thür,
Bis er mich hat bekommen.
Von allen g'liebten Freunden mein,
Die ich jetzund verlasse,
Macht euch bereit,
Gebt mir das G'leit,
Auf meiner Ruhestraße.

II.

Ich geh' herum in weiter Welt,
Such' meinen Raub zusammen
Und nimm hinweg, was mir gefällt,
Sei hoch und niederen Stammen,
Auch Jung und Alt,
Von schöner Gestalt,
Laſs niemals mich erweichen,
Der reichste Mann,
Der Bettler dann,
Ist alles meinesgleichen.

Mein Bauersmann, laſs von dem Pflug!
Komm mit, wir wollen wandern,
Ich will dir eilends schaffen Ruh',
Die Arbeit laſs ein' anderen.
Hast soviel Tag'
Mit großer Plag'
Dein' Lebenszeit gefunden,
Für deinen Schweiß
Im Paradeis
Wird dir ein Kranz gewunden.

Was stehst, mein' Jungfrau, pflanzest dich,
Ich will dich gleich erschlaffen,
Die du geputzet, bald vor mich,
Ich brauch' kein' rothe Maschen.

*) Siehe „Heimgarten" IV. Jahrg., Seite 124 und „Heimgarten" XIII. Jahrg., Seite 134.

und Schmerz gemischt ist, ebenso gibt es solche, die ein Gemisch von Liebe und Hass sind. „Aus Liebe jemanden fressen mögen", sagt das Volkswort. In manchem Menschen schlummert der Hang, gerade einer geliebten Person bisweilen etwas Leides zu thun.

Der Grade des Hasses sind ja unzählige. Dass der Hass durchaus nicht so unbedingt wild und unbezähmbar auftritt, beweisen die verschiedenen Grade des Hasses bei verschiedenen Personen in einer und derselben Sache. Von dreien Menschen wird jedem z. B. ein Pferd gestohlen: der eine erjagt den Räuber und tödtet ihn; der andere sitzt in seinem Lehnstuhl und liest mit großem Gleichmuth in der Zeitung, dass der Dieb ergriffen und auf drei Monate lang eingesperrt wurde. Der dritte, wenn er den Schuldigen entdeckt hat, hält ihm eine Predigt über die Schmach zu stehlen und entlässt ihn zufrieden. Und wie verschieden ist der Hass in einer und derselben Person gegen verschiedene Feinde! Als vor kurzem in mein Sommerhaus eingebrochen und mir dadurch ein wesentlicher Schaden zugefügt wurde, empfand ich keinen besonderen Hass, der Dieb suchte nach Brot, nach warmer Kleidung für den Winter, er war hungrig, er fror. Wie mich aber zur selben Zeit ein gewissenloser Parteimensch in der frechsten und zugleich feigsten Weise öffentlich verleumdet hatte, da fühlte ich einen flammenden Hass, wie man das Schurkische hasst. Doch es gelang mir, das hässliche Gefühl zu besiegen und es gieng vorüber. Vielleicht ist's Überhebung, wenn ich glaube, stark genug zu sein, selbst meinem größten Feinde die Hand zu reichen, sollte er ihrer bedürfen zu seiner Rettung in höchster Noth. Wenigstens übe ich mich im Wunsche: es zu können.

Andererseits gibt es einen Grad von Hass, der einer Beleidigung wegen nicht allein den Beleidiger, sondern auch dessen Familie, ja dessen ganzes Volk vernichten könnte, sogar, dass der Beleidigte fähig ist, seine eigene Familie, seine Ehre, alles, was er besitzt und erstrebt, endlich vielleicht sich selbst aufzuopfern, um sich zu rächen. Dem gegenüber kenne ich edle, wohlwollende Menschen, die unter der größten Beleidigung nur still vor sich hinweinen, in deren Sanftmuth das schwerste Leid und erfahrene Unrecht bald verlischt und vergessen ist. Diese großmüthigen, erhabenen Charaktere sind wohl ein Beweis, dass es schon gelungen ist, die Klaue des Tigers oder der Hyäne im Menschen ganz verkümmern zu lassen, dass hingegen in ihm die Kraft geweckt wurde, die zarte weiße Bruderhand hinzuhalten zur Vergebung. Um in dieser Welt des beständigen Streites von jedem Groll frei zu bleiben, muss man einen diamantenen Charakter haben, den ätzende Gifte nicht anzugreifen vermögen. Den Feind nicht zu hassen, das ist die denkbar größte Heldenhaftigkeit: den Feind zu lieben, ist nicht mehr menschlich, das ist göttlich. Und keine herrlichere Rache kenne ich, als dem Feinde Gutes zu thun.

Wie steht es mit dem Hasse gegen die eigene Person? Sich selbst kann der Mensch nicht hassen, wohl aber seine eigenen Fehler, eine begangene That, was wir dann Reue nennen. Unrecht hätten jene, welche den Selbstmord als eine That des Hasses gegen sich selbst ansehen wollten; eher kann er eine Art von Rache gegen andere sein. Besser bezeichnen wir den Selbstmord als eine That niedriger Eigenliebe, wir wollen uns durch ihn von Schmerz befreien, vor Schmerz bewahren. Mancher hat aus diesem Grunde, nämlich um von Noth und Leid zu befreien, seinen liebsten Menschen getödtet.

Ein entfernter Blutsverwandter des Hasses ist der Neid. Dieser blasse Geselle ist der Schmerz der unabsichtlich verletzten Eigenliebe. Die armen Neidischen sind boshaft, aber selten starke Hasser, sie kranken an Habgier,

Hass.

Eine Betrachtung von P. K. Rosegger.

Auf der Stirn unserer sonst vom Glücke sehr begünstigten Zeit steht das Kainszeichen des öffentlichen Hasses. Der Hass ist jene Thierpfote, die am Menschen, durch Erziehung und Sitte stets abgestutzt, immer wieder von neuem hervorwächst. Man suchte sonst diese Pfote möglichst zu verdecken, man schämte sich ihrer; heute ist es anders geworden. Der Hass ist, wenn schon nicht eine Tugend, so doch fast eine Modesache geworden. Nicht bloß der Hass gegen Feinde, auch der Hass gegen Genossen, nicht bloß der Hass gegen fremde Völker, auch der gegen Stammesbrüder wird verkündet im Parlamente, wird gepredigt in der Presse, wird genährt in den Parteien, wie man eine Bestie nährt im Käfig. Die Bestie schnaubt und rüttelt an den zarten Käfigspangen der Bildung — gebt acht! Nächstens soll der Hass auch eingeführt werden in die Schule, und selbst vom Dichter wird verlangt, dass er Rachelieder brülle, und nicht bloß die Laute, sondern auch die Leute schlage. Wer sanftmüthig ist, der wird roh angefasst, wer nicht hassen kann, der wird gehasst. Also hasst man selbst die Weihnachts- und die Osterglocken, weil ihr Erz nicht Kanone ist. Es ist eine hässliche Zeit!

Es geht die Meinung um, dass der Hass etwas Tüchtiges, Männliches, Muthvolles, ja sogar, dass er etwas der Ehre, dem Patriotismus oder Nationalismus Angehöriges sei, dass es zum öffentlichen Gewissen gehöre, die Gegner glühend zu hassen, eine erfahrene Unbill stramm zu rächen.

Der Hass ist ein angeborenes, durchaus natürliches Gefühl, aber er ist dem Einzelnen wie dem Ganzen, dem Hasser, wie dem Gehassten gefährlich. Er ist deshalb zu bekämpfen, wie ja schon so vieles Natürliche, Thierische in uns bekämpft und besiegt worden ist. Niedrigen Völkerschaften ist es ganz natürlich, dass Kinder ihre Eltern auffessen; wer weiß denn, ob die Urstämme, von denen wir abstammen, nicht auch einmal dieselbe Liebhaberei getrieben haben? Wenn der Mensch sich abgewöhnen kann, seine Mitmenschen körperlich zu verspeisen, so wird er sich auch abgewöhnen können, sie moralisch zu verzehren.

Wenn wir an der Hand eines italienischen Denkers*), zu eigenem Denken angeregt, einen Spaziergang machen durch die Welt des Hasses, so werden wir den Hass allmählich sehr hässlich finden. „Der Hass“, sagt Mantegazza, „verhält sich zur Liebe wie der Schmerz zur Lust. Lust erzeugt Liebe, und Schmerz erzeugt Hass. Und umgekehrt. Wer dir also einen Schmerz verursacht, den musst du hassen, so will es die thierische Natur, und wen du hassest, dem willst du einen Schmerz verursachen. Der Hass ist nämlich der Drang in uns, jemanden, der unserem Wohlsein zuwider ist, von uns zu entfernen, ihn dafür zu strafen und ihm zu schaden.

Indem wir einige Gattungen des Hasses schattenhaft an uns vorübergleiten lassen wollen, erblicken wir zuerst den Zwitterhass. So wie es Empfindungen gibt, in welchen Lust

*) Paul Mantegazza: „Die Physiologie des Hasses.“ Ins Deutsche übersetzt von R. Teuscher. Jena 1889. Hermann Costenoble.

Dieses Feuer ist so wild, dass es eine Welt in Brand stecken könnte. Der Hass zwischen Völkern ist durch einen einzigen blutigen Krieg zu dämpfen, aller Groll bleibt auf dem Schlachtfelde zurück. Der Hass des Buhlers ist unauslöschlich. Nachsichtig ist das Gericht, wenn ein betrogener Ehegatte seinen auf der That ertappten Nebenbuhler ermordet. So furchtbar an seiner treulosen Frau wird sich aber selten jemand rächen, als jener Ehemann, der nach entdecktem Ehebruch mit seiner Frau zusammenblieb, nach jeder Zärtlichkeit ihr aber ein Fünf-Guldenstück auf den Nachttisch legte. Eine solche Rache kann das Gericht nicht bestrafen, und doch ist sie die zermalmendste, die sich denken lässt.

Eine leichte Äußerung des Hasses oder Zornes ist das Schimpfen oder Fluchen. Um den Beleidiger wieder zu beleidigen, heißt man ihn einen Esel oder ein Schwein oder einen Ochsen, um zu sagen, dass er ein Dummkopf oder ein Wüstling sei, oder an seiner Geschlechtskraft gemaßregelt worden wäre. Wenn der Beschimpfte der Klügere ist und schweigt, so ist die Sache gewöhnlich abgethan. In Fluchen und Gotteslästern sind die Südländer Meister, die Nordländer fluchen häufig nur zur scharfen Bethätigung der Sprachwerkzeuge, und um Zunge und Gaumen tüchtig anzustrengen, wählen sie Worte, in welchen möglichst viele „r“ vorkommen. Ein Krruzi-Krreuz-Sakerrrment beschäftigt mehr die Zunge als das Gemüth. Ernster gemeint mag es sein, wenn der Pole flucht: „Hundesohn, leer sei dein Nest und dein Magen!“ oder der Ruthene: „Koche deinen Großvater!“

Während der Hass zum Theile in unserer Macht liegt, ist Zuneigung und Abneigung unwillkürlich. Wenn ein Mann und ein Weib gegenseitig sich mit Wohlgefallen anblicken, so vermählen sie sich mit den Augen und können in solchem Augenblicke geistig sich befruchten. Der Blick des Hasses vermag ebenso geistig zu verwunden, zu tödten.

Zwischen Künstlern einer gleichen oder verwandten Kunst pflegt anstatt Zuneigung die Abneigung vorzuherrschen. Wenn wir in den Seelen Michelangelos und Rafaels hätten lesen können, welch ein Meer von Antipathie mag in beiden Männern gegeneinander gewüthet haben! Wir wissen nichts davon. Sie waren entweder so heldenhaft, den Neid, den Hass zu bezähmen, oder so göttlich, die Bestien gar nicht empfunden zu haben. Eben solche Helden oder Götter waren Schiller und Goethe. Unsere kleinen Künstler- und Dichterseelen geben sich gar keine Mühe, die abscheulichen Thierpfoten zu verbergen und ihr Pfustern und Kratzen gegen einander wird oft zur Belustigung der Menge, vor der sie doch stets in der würdigen Toga des Gottesgnadenthums dastehen möchten und sollten.

Eine Form uneingedämmten, sozusagen volksrechtlichen Hasses ist die Blutrache, die bei vielen halbwilden Völkern heute noch besteht. Sie wird als heilig und als religiöse Pflicht betrachtet. Die Mexikaner schreiben sich das Recht zu, die zum Tode verdammten Verbrecher ihren Göttern zu opfern. Wir sind doch weiter. Wenn unsere heilige Messe auch das Symbol eines blutigen Opfers ist, so verlangt doch das Christenthum, Böses mit Gutem zu vergelten. Alle Menschen zu lieben, darin liegt die Göttlichkeit des Christenthums, und wer dem Hasse nicht entsagen kann, der hat nie und nimmer das Recht, sich Christ zu nennen.

Verschiedene Rassen hassen verschieden. Ich stehle dem Australier seinen Hund, er wird rasend; ich schneide dem Chinesen den Zopf ab, er wird rasend; ich sage dem Deutschen, dass Rossini größer sei als Wagner, er wird rasend. Was geschieht? Der Australier tödtet mich, der Chinese spuckt mir ins Gesicht, der Deutsche

Hoffahrt, Übelwollen. Der Hass kehrt sich gegen das, was er für böser hält, als der Hassende es ist, der Neid gegen das, was besser ist, höher, geachteter, reicher als er. Der lachende Philosoph Weber vergleicht den Neidischen mit einem Silhouettenmacher: zuerst verkleinert er, dann schwärzt er an. Und den Neidischen müsste Gott zur ewigen Strafe in den Himmel aufnehmen, weil die Freuden der Auserwählten ihm solchen zur Hölle machen würden. In der That, es gibt keinen ärmeren Schlucker als den Neidischen, ihm wird zum nagenden Leide, was andere erfreut; tausend oft ganz unbedeutende Dinge beleidigen ihn jeden Tag und er kann seinen Schmerz, seine Verzweiflung niemandem mittheilen, wenn er nicht als der armselige Gauch, der er ist, erkannt werden will. Wie reich, wie mächtig, wie glücklich, wie groß ist doch der, welcher die Fähigkeit besitzt, sich an dem Reichthum, der Macht, dem Glück, der Größe anderer zu erfreuen! Wahrlich, wenn jemand zu beneiden ist auf Erden, so ist es der, welcher niemanden beneidet.

Mannigfaltig ist der Hass in verschiedenen Lebensaltern.

So wie der Mensch in jedem Lebensalter etwas anderes liebt, so hasst er auch in jedem Lebensalter etwas anderes. Nehmt — sagt unser Denker — dem Kinde das Naschwerk, dem Knaben den Ball, dem Jüngling die Geliebte, dem Manne die Ehre, dem Alten das Geld, so werdet ihr euch die reichsten Quellen des Hasses eröffnet haben. Das Kind ist ganz Bauch, der Knabe ganz Spiel, der Jüngling ganz Liebe, der Mann ganz Stolz, der Greis ganz Habsucht.

Ebenso verschieden ist der Hass in den Geschlechtern. Der Mann hasst nicht so schnell, aber beständiger, als das Weib, weil bei ihm auch ein Schmerz tiefer und anhaltender wirkt. Das Weib ist rascher im Hasse wie in der Liebe, im Schmerze wie in der Lust. Manche will mitten in der größten Liebe, in der höchsten Lust gerne einmal ein wenig misshandelt sein und eine Feinschmeckerin mischt sich die Liebe oft mit ein bisschen Hass; sie muss einen Augenblick hassen, um dann wieder desto glühender lieben zu können. Doch gibt es eher Frauen als Männer, welche des Hasses ganz unfähig sind. Mancher Mann glaubt grundsätzlich hassen zu müssen, er will roh sein, damit er muthig erscheine, und meidet es, sanftmüthig zu sein, weil er fürchtet, für feige gehalten zu werden. Auch gibt es Männer, bei denen das Bedürfnis zu hassen so groß ist, dass, wenn sie keinen Feind haben, sich einen solchen mit aller Umständlichkeit machen, bloß um jemand hassen zu können. Man liebt den Hass und hasst die Liebe. Ein gewaltiger Hasser kann gefährlich werden für ganze Völker, weil alles Hassende sich ihm leicht anschließt und er also den zerstreuten Hass von Millionen zu einem vereinigten, elementar gewaltigen macht.

Zum Glück ist als beschützender Gegensatz in den meisten Menschen das heiße Bedürfnis immer jemand zu lieben vorhanden, ist es ein Würdiger nicht, so kann es auch ein Unwürdiger sein. Aber ganz nebenbei und insgeheim müssen sie auch wen hassen. Findet sich ein solcher nicht, so werden sie jahrelang nur lieben, wenn sie doch endlich einen finden, denselben um so heftiger hassen, als sie des Hasses lange entbehren mussten. Würde dieses Hassbedürfnis, so klein es auch sein möge, nicht manchmal sich entladen können, so müsste es allmählich die Liebe vergiften. Mancher füttert den Hass künstlich, wendet allerlei Mittel an, um ihn lebendig zu erhalten. Er ruft die Beleidigung sich ins Gedächtnis zurück, er hält das Bild des Beleidigers sich vor Augen, sogar recht oft ihn zu sehen trachtet er und schwelgt in der Wollust des Hasses.

Den größten persönlichen Hass finden wir bei Nebenbuhlern in der Liebe.

Dieses Feuer ist so wild, dass es eine Welt in Brand stecken könnte. Der Hass zwischen Völkern ist durch einen einzigen blutigen Krieg zu dämpfen, aller Groll bleibt auf dem Schlachtfelde zurück. Der Hass des Buhlers ist unauslöschlich. Nachsichtig ist das Gericht, wenn ein betrogener Ehegatte seinen auf der That ertappten Nebenbuhler ermordet. So furchtbar an seiner treulosen Frau wird sich aber selten jemand rächen, als jener Ehemann, der nach entdecktem Ehebruch mit seiner Frau zusammenblieb, nach jeder Zärtlichkeit ihr aber ein Fünf-Guldenstück auf den Nachttisch legte. Eine solche Rache kann das Gericht nicht bestrafen, und doch ist sie die zermalmendste, die sich denken lässt.

Eine leichte Äußerung des Hasses oder Zornes ist das Schimpfen oder Fluchen. Um den Beleidiger wieder zu beleidigen, heißt man ihn einen Esel oder ein Schwein oder einen Ochsen, um zu sagen, dass er ein Dummkopf oder ein Wüstling sei, oder an seiner Geschlechtskraft gemaßregelt worden wäre. Wenn der Beschimpfte der Klügere ist und schweigt, so ist die Sache gewöhnlich abgethan. In Fluchen und Gotteslästern sind die Südländer Meister, die Nordländer fluchen häufig nur zur scharfen Bethätigung der Sprachwerkzeuge, und um Zunge und Gaumen tüchtig anzustrengen, wählen sie Worte, in welchen möglichst viele „r“ vorkommen. Ein Krruzi-Krreuz-Sakerrrment beschäftigt mehr die Zunge als das Gemüth. Ernster gemeint mag es sein, wenn der Pole flucht: „Hundesohn, leer sei dein Nest und dein Magen!“ oder der Ruthene: „Koche deinen Großvater!“

Während der Hass zum Theile in unserer Macht liegt, ist Zuneigung und Abneigung unwillkürlich. Wenn ein Mann und ein Weib gegenseitig sich mit Wohlgefallen anblicken, so vermählen sie sich mit den Augen und können in solchem Augenblicke geistig sich befruchten. Der Blick des Hasses vermag ebenso geistig zu verwunden, zu tödten.

Zwischen Künstlern einer gleichen oder verwandten Kunst pflegt anstatt Zuneigung die Abneigung vorzuherrschen. Wenn wir in den Seelen Michelangelos und Rafaels hätten lesen können, welch ein Meer von Antipathie mag in beiden Männern gegeneinander gewüthet haben! Wir wissen nichts davon. Sie waren entweder so heldenhaft, den Neid, den Hass zu bezähmen, oder so göttlich, die Bestien gar nicht empfunden zu haben. Eben solche Helden oder Götter waren Schiller und Goethe. Unsere kleinen Künstler- und Dichterseelen geben sich gar keine Mühe, die abscheulichen Thierpfoten zu verbergen und ihr Pfustern und Kratzen gegen einander wird oft zur Belustigung der Menge, vor der sie doch stets in der würdigen Toga des Gottesgnadenthums dastehen möchten und sollten.

Eine Form uneingedämmten, sozusagen volksrechtlichen Hasses ist die Blutrache, die bei vielen halbwilden Völkern heute noch besteht. Sie wird als heilig und als religiöse Pflicht betrachtet. Die Mexikaner schreiben sich das Recht zu, die zum Tode verdammten Verbrecher ihren Göttern zu opfern. Wir sind doch weiter. Wenn unsere heilige Messe auch das Symbol eines blutigen Opfers ist, so verlangt doch das Christenthum, Böses mit Gutem zu vergelten. Alle Menschen zu lieben, darin liegt die Göttlichkeit des Christenthums, und wer dem Hasse nicht entsagen kann, der hat nie und nimmer das Recht, sich Christ zu nennen.

Verschiedene Rassen hassen verschieden. Ich stehle dem Australier seinen Hund, er wird rasend; ich schneide dem Chinesen den Zopf ab, er wird rasend; ich sage dem Deutschen, dass Rossini größer sei als Wagner, er wird rasend. Was geschieht? Der Australier tödtet mich, der Chinese spuckt mir ins Gesicht, der Deutsche

Hoffahrt, Übelwollen. Der Hass kehrt sich gegen das, was er für böser hält, als der Hassende es ist, der Neid gegen das, was besser ist, höher, geachteter, reicher als er. Der lachende Philosoph Weber vergleicht den Neidischen mit einem Silhouettenmacher: zuerst verkleinert er, dann schwärzt er an. Und den Neidischen müsste Gott zur ewigen Strafe in den Himmel aufnehmen, weil die Freuden der Auserwählten ihm solchen zur Hölle machen würden. In der That, es gibt keinen ärmeren Schlucker als den Neidischen, ihm wird zum nagenden Leide, was andere erfreut; tausend oft ganz unbedeutende Dinge beleidigen ihn jeden Tag und er kann seinen Schmerz, seine Verzweiflung niemandem mittheilen, wenn er nicht als der armselige Gauch, der er ist, erkannt werden will. Wie reich, wie mächtig, wie glücklich, wie groß ist doch der, welcher die Fähigkeit besitzt, sich an dem Reichthum, der Macht, dem Glück, der Größe anderer zu erfreuen! Wahrlich, wenn jemand zu beneiden ist auf Erden, so ist es der, welcher niemanden beneidet.

Mannigfaltig ist der Hass in verschiedenen Lebensaltern.

So wie der Mensch in jedem Lebensalter etwas anderes liebt, so hasst er auch in jedem Lebensalter etwas anderes. Nehmt — sagt unser Denker — dem Kinde das Naschwerk, dem Knaben den Ball, dem Jüngling die Geliebte, dem Manne die Ehre, dem Alten das Geld, so werdet ihr euch die reichsten Quellen des Hasses eröffnet haben. Das Kind ist ganz Bauch, der Knabe ganz Spiel, der Jüngling ganz Liebe, der Mann ganz Stolz, der Greis ganz Habsucht.

Ebenso verschieden ist der Hass in den Geschlechtern. Der Mann hasst nicht so schnell, aber beständiger, als das Weib, weil bei ihm auch ein Schmerz tiefer und anhaltender wirkt. Das Weib ist rascher im Hasse wie in der Liebe, im Schmerze wie in der Lust. Manche will mitten in der größten Liebe, in der höchsten Lust gerne einmal ein wenig misshandelt sein und eine Feinschmeckerin mischt sich die Liebe oft mit ein bisschen Hass; sie muss einen Augenblick hassen, um dann wieder desto glühender lieben zu können. Doch gibt es eher Frauen als Männer, welche des Hasses ganz unfähig sind. Mancher Mann glaubt grundsätzlich hassen zu müssen, er will roh sein, damit er muthig erscheine, und meidet es, sanftmüthig zu sein, weil er fürchtet, für feige gehalten zu werden. Auch gibt es Männer, bei denen das Bedürfnis zu hassen so groß ist, dass, wenn sie keinen Feind haben, sich einen solchen mit aller Umständlichkeit machen, bloß um jemand hassen zu können. Man liebt den Hass und hasst die Liebe. Ein gewaltiger Hasser kann gefährlich werden für ganze Völker, weil alles Hassende sich ihm leicht anschließt und er also den zerstreuten Hass von Millionen zu einem vereinigten, elementar gewaltigen macht.

Zum Glück ist als beschützender Gegensatz in den meisten Menschen das heiße Bedürfnis immer jemand zu lieben vorhanden, ist es ein Würdiger nicht, so kann es auch ein Unwürdiger sein. Aber ganz nebenbei und insgeheim müssen sie auch wen hassen. Findet sich ein solcher nicht, so werden sie jahrelang nur lieben, wenn sie doch endlich einen finden, denselben um so heftiger hassen, als sie des Hasses lange entbehren mussten. Würde dieses Hassbedürfnis, so klein es auch sein möge, nicht manchmal sich entladen können, so müsste es allmählich die Liebe vergiften. Mancher füttert den Hass künstlich, wendet allerlei Mittel an, um ihn lebendig zu erhalten. Er ruft die Beleidigung sich ins Gedächtnis zurück, er hält das Bild des Beleidigers sich vor Augen, sogar recht oft ihn zu sehen trachtet er und schwelgt in der Wollust des Hasses.

Den größten persönlichen Hass finden wir bei Nebenbuhlern in der Liebe.

Schon heute pflegt der Rachedurst der meisten Menschen sich damit zu begnügen, den Gegner zu beschimpfen, ein bisschen zu verleumden, aber beileibe nicht so ungeschickt, dass man deswegen eingesperrt werden könnte. Doch selbst gegen diese Art der Rache wehrt sich der Anständige, und — abgesehen von einzelnen Epochen der Roheit, wie die gegenwärtige — mehrt allmählich jene Gattung von Menschen sich, die von Wohlwollen durchdrungen sind, die niemals Böses über Abwesende reden, seien solche Freund oder Feind, und denen das Blut sich empört, wenn der Boshafte siegt und der Schuldlose verhöhnt wird.

Wir dürfen aber den Hass nicht ausrotten. Wir müssen hassen, glühend hassen, unversöhnlich hassen, aber nicht den Menschen, sondern seine Niedertracht, wir müssen hassen seine Rohheit, seine Falschheit, seine Bosheit, seine Habsucht, seine Geilheit, die hässlichen Geister alle, von denen er besessen ist. Dem Menschen zuliebe seine Laster hassen. So verächtlich der persönliche Hass ist, so erhaben ist der allgemeine, der gegen das Böse sich wendet. Das Schlechte zu hassen kräftigt den Mann.

Die Quelle des Hasses ist der Schmerz. Glückliche Menschen hassen nicht. Und so läuft unsere, durch Mantegazza angeregte und durch uns selbst weitergeführte Betrachtung darauf hinaus: Wer den bösen Trieb ausrotten will, der muss mitthun, das menschliche Leben so einzurichten, dass es für alle möglichst glücklich werde. Die Anschauung, dass der Schmerz die nothwendigste Bedingung des Erdenlebens sei, ist eine verhängnisvolle Irrlehre. Es ist ja wahr, an jeden unserer Genüsse grobsinnlicher Natur knüpft sich Schmerz. Aber es gibt unzählige Existenzen und Daseinsformen, welche die längsten Wegstrecken ihres Lebens dahinwandeln, ohne besonderem Leide zu begegnen. Die größten Schmerzen sind ja nicht jene, welche die Natur verursacht durch Elementarereignisse, Krankheit, Sterben, sondern vielmehr solche, die der Mensch in seinem Wahne sich selber bereitet. Verfolgungen, Kriege, gesellschaftliche Missstände, Völlerei, Eifersucht, Neid, Habsucht, Falschheit, Hass, Rache — das sind die Henkersknechte unserer Zufriedenheit. Diese Ursachen unseres Elends auszurotten, läge größtentheils in unserer Möglichkeit. Bekämpfen wir den Schmerz und die Ursachen desselben überall, wo wir sie antreffen: im Körper mit Chloroform, in der Seele mit dem Guten und Schönen. Geben wir Liebe, bereiten wir Freude überall wo wir können, ohne Zaghaftigkeit, ohne falsche Scham. Bedeutsam genug hat es die Natur eingerichtet, dass wir die, denen wir Übles gethan, zu hassen, und jene, denen wir Gutes erzeugt, zu lieben bereit sind. Hass erzeugt Schmerz — zurück davon! Liebe bringt Freude — an diesen einen einzigen goldenen Faden müssen wir uns halten, wenn wir aus schweren Finsternissen den Weg finden wollen, den die glückdurstige Menschheit voll herzversengender Sehnsucht seit jeher vergeblich gesucht hat.

schreibt gegen mich einen beschimpfenden Zeitungsartikel. Je ungebildeter eine Rasse ist, desto wilder und grausamer hasst sie. In Europa das grausamste Volk sind die Spanier, aber auch das feigste; in Europa das sanfteste Volk sind die Deutschen, aber auch das muthigste. Im persönlichen Hasse ist es ebenso; je ungebildeter, thierischer, desto roher, rücksichtsloser, boshafter und feiger. Der Völker- und Rassenhass, vor dem uns Gott behüte! ist ebenso natürlich und thierisch und so unsittlich, wie rücksichtslose Ichsucht und persönlicher Hass, wie das gewissenlose Bestreben, zu eigenem Vortheile den Mitmenschen zu schädigen. Was im kleinen und einzelnen ein Laster ist, wird im großen und allgemeinen keine Tugend!

In meinem Tagebuche finde ich die folgenden Zeilen:

„Nicht Misswachs und nicht Pest,
Nur tiefer Frieden lebt,
Und Friedenssehnsucht webt
Und bangt in Ost und West.
Und doch die rohe Zeit
Und doch die heiße Gier
Nach Missethat und Streit,
Und doch das wilde Thier! —
Am dunklen Himmelssaal
Ein einz'ger Stern noch stand
Als letztes Ideal:
Die Lieb' zum Vaterland.
Sie strebten auf zu ihm,
Als zu der Liebe Bahn,
Und zündeten an ihm
Des Hasses Fackel an."

Eine weitere Form des Hasses ist das Duell. Auch dieses kommt nur bei Halbwilden vor, es vereinigt in sich die Rachgier der Wilden und die Heuchelei der Civilisation. Man hat das Duell entschuldigen wollen als eine schmerzliche Nothwendigkeit, die uns aber vor noch größerem Übel bewahrt. Damit ist das Duell auf die gleiche Höhe gestellt mit der Prostitution. Meinen heranwachsenden Söhnen werde ich sagen: „Hütet euch vor der Prostitution der Liebe!" Aber nicht minder warnen werde ich sie vor der Prostitution der Ehre. Wozu die freie Menschenstirn brandmarken mit dem offenbaren Kainszeichen der Bruderrempelei! Sie sollen sich stählen für die Stunde der Gefahr; sie sollen sich üben im Muthe, die Wahrheit zu bekennen, in der Ritterlichkeit, das Recht zu hüten, in der Tapferkeit, dem Feinde zu verzeihen. Wenn sie das können, dann sind sie Mannes genug.

Die schrecklichste Form des Hasses ist der Krieg. Die Folge langjähriger, oft ja zumeist künstlich erzeugter Abneigung zwischen Völkern ist der Krieg. Noch heute im hellen Lichte der Gesittung verläßt der Mann sein Weib, seine Kinder schutzlos, um fremde Menschen, die ihm nichts gethan haben, umzubringen. Die Religion weiht die Waffen und die Fürsten kühlen mit dem Blute der Völker ihren persönlichen Groll. Der Hass des Soldaten gegen den Feind ist kein natürlicher, sondern ein künstlicher, um so furchtbarer die Verantwortung derer, die ihn erzeugen und nähren!

Es gelingt oft lange Zeit, im Einzelnen sowie in Völkern den Hass zu bezähmen, zu verdecken, als wäre er gar nicht mehr vorhanden in der menschlichen Natur. Plötzlich bricht er wieder hervor in seiner Ursprünglichkeit, wie beim wüthenden Thiere. Doch, die Zwischenräume der Verträglichkeit werden immer länger und die Katastrophen der Rache gehen rascher vorüber als einst. Auch sind wir trotz mancherlei so weit, dass niemand gern zugibt, er hasse; man behauptet bloß, seinen Feind zu verachten, weil das edelmüthiger, erhabener klingt. Des Hasses schämt man sich doch ein wenig. Man wird sich in einsamen Stunden auch der Verheerungen bewusst, die der Hass in unserem Herzen anrichtet, er liegt — sagt Goethe, wie ein Grabstein schwer auf unseren Freuden. All das sind Anzeichen, dass wir durch zunehmende Erkenntniss den Hass immer mehr hassen werden, dass wir demnach auf dem rechten Weg zum Reiche Gottes sind.

Über das Zeitungswesen.

Von A. G. v. Suttner.

Ich hatte schon einmal Gelegenheit, von dem Ansehen zu sprechen, das die Pariser Journalisten allerorts genießen. Selbstverständlich gilt dies auch nur von den Vertretern jener Blätter, weche im Zusammenhange mit dem Worte „Revolver“ nicht genannt werden können und dürfen; da sich aber letztere in verschwindender Minderzahl finden, so hat sich ihr übler Ruf auch niemals auf die ganze Zunft ausdehnen können, während in unserer Gesellschaft der „Zeitungsschreiber“ fast ohne Ausnahme mit scheelen Augen angesehen wird. Woher kommt das? Unter diesen Männern der Feder findet man doch genug liebenswürdige, gebildete, ehrliche — oder, um einen beliebten Sammelnamen zu gebrauchen — anständige Männer, die ihr bestes Können und Wissen einsetzen, um zur Veredelung der Menschheit, zur Besserung der Zustände beizutragen.

Der Ursprung dieses merkwürdigen Abscheues, dieses oft unbegründeten Misstrauens ist deshalb vielleicht weniger in der Person des Einzelnen zu suchen, als in dem Blatte selbst, an dem er mitarbeitet. Damit sei nicht die Behauptung aufgestellt, dass es bei uns keine wirklich vornehmen, über allen Verdacht erhabenen Blätter geben mag, wenn auch ihre Zahl jedenfalls verhältnismäßig sehr gering ist — aber selbst das anscheinend unabhängigste Blatt ist keineswegs unparteilich, somit von Natur aus schon feindschaftlich gegen alles gestellt, was mit seiner „Färbung“ im Widerspruche steht. Bei uns gibt die „Gesinnung“ den Ausschlag, um Einlass zu finden — in Paris hingegen stehen dem „Talente“ alle Thüren offen. Drüben giebt es ebenso erbitterte Parteikämpfe, wie hüben, Rückschrittler und Fortschrittler, Friedens- und Kriegsfreunde gehen auch nicht zart miteinander um, aber wenn sie sich auch in den Versammlungssälen Schimpfworte und Gläser an die Köpfe werfen, so wird dieser Ton und dieses Gebaren nicht in die Blätter besserer Gattung hinüber getragen. In unseren Zeitungen hingegen — ei, da gibt es oft Kämpfe, wo schließlich die Fäuste nahe daran sind, zu entscheiden; erst unlängst konnte man so ein Schauspiel zwischen Dem und Dem genießen — und die Leser, die scharen sich dann lachend, höhnend, hetzend, schadenfroh um die Balgenden, wie müßige Leute eben auf der Gasse einer Schlägerei zuschauen und, nachdem sie sich zur Genüge ergötzt, mit einem Achselzucken und dem Ausrufe „Gesindel“ wieder ihrer Wege gehen.

Den Untergrund dieser Wortschlägereien bildet immer ohne Ausnahme die leidige Politik, welcher in unseren Tagesblättern der Ehrenplatz eingeräumt ist und wodurch eben die Leserwelt zum Kannegießern erzogen wird. Das geheimnisvolle Wesen, „wir“ benamset, eröffnet den Reigen — zergliedert, erläutert, verdammt oder bejubelt die Tagesereignisse und spricht als einer für alle (derselben Partei nämlich), ohne dass jedoch diese alle eigentlich recht das Bedürfnis fühlen, ihre Ansichten und Eindrücke da durch eine Stimme aus den Wolken kundgegeben zu sehen. Da nun aber bekanntlich Deutschland und Österreich

Bunte Wahrheiten.

Von August Pohl.*)

Die Freundschaft gibt vom Überfluss,
Die Liebe, wenn sie darben muss,
Drum mögt ihr denn entscheiden,
Was höher steht von beiden.

* * *

Der Bauer, der im Schweiß des Angesichts
Mit seinen Stieren pflügt die Flur,
Der Philosoph, der auf der Weisheit Spur
Sich müht beim Schein des Lampenlichts:
In dem, was wahrhaft wissenswert allein,
Wird keiner klüger von den beiden sein.

* * *

Ich hab's erkannt seit vielen Jahren:
Nichts Schlimm'res kann dir widerfahren,
Als das, „originell" zu sein;
Die Welt wird's nimmer dir verzeih'n.
Sie tritt herum so lang auf dir,
Bis glatt du bist und flach gleich ihr.

* * *

Thut man dir ein schreiend Unrecht,
Knick nicht wie ein Rohr zusammen,
Lodern lass in deinem Innern
Der Entrüstung heil'ge Flammen;
Aus dem Zorne, dem gerechten,
Musst du so viel Kraft gewinnen,
Um erfolgreich mit dem Schlechten
Kühn den Wettstreit zu beginnen.

* * *

Musst büßen du für ein Versehen,
Das du nicht hast begangen,
Bedenk, dass du für manch Vergehen
Auch keine Straf' empfangen;
Nimm eins fürs andre so in Kauf
Und wäge Recht mit Unrecht auf.

* * *

Da wundern sich so manche Leut',
Dass große Männer oft zerstreut.
Und doch wie einfach! — Wer recht reich,
Weiß nicht, wieviel er hat, sogleich
Und kann nicht stets beisammen haben
Die ihm verlieh'nen Glückesgaben.
Doch wer da lebet im Besitz
Von wenig Geld und wenig Witz,
O, der hat jederzeit zur Hand
Sein bisschen Geld, sein Gramm Verstand.

Wie war voll Ungerechtigkeit
Die Menschheit doch in jeder Zeit!
Dem Starken greift sie unter'n Arm,
Herzt wie ein liebend Kind ihn warm,
Dem Schwächling aber und dem Tropf
Gibt Schlag um Schlag sie auf den Kopf,
Und schippt und stößt ihn, bis er sinkt
Und in des Elends Flut ertrinkt.

* * *

Kehre stets heraus das Beste,
Willst du auf Erfolge hoffen,
Hast du eine neue Weste,
Trage deinen Rock hübsch offen!

* * *

Bei dem Becher
Schäumt das Blut,
Was die Zecher
Da für Muth! —
Wenn sie nüchtern,
Gott geklagt,
Wie sie schüchtern,
Wie verzagt.

* * *

Freund, dies bedenke für und für,
Hältst du dich auch für noch so klein:
Die Meinung, die du hegst von dir,
Wird immer doch zu groß noch sein.

* * *

Wenn dir das Töchterlein behagt,
Wirst du der Mutter schmeicheln,
Wer sucht Bekanntschaft mit der Kindermagd,
Fängt damit an, das Kind zu streicheln.

* * *

Willst du recht vernünftig leben,
Musst du, Freund, nach Weisheit streben!
Willst du Weisheit, jederzeit
Strebe nach Zufriedenheit;
Willst du recht zufrieden sein,
Sorge, dass Gesundheit dein.
Diese Drei in schönstem Bunde
Als des Lebens holde Sterne,
Halten dir das Glück nicht ferne.

*) Mein Vermächtnis. Dichtungen von August Pohl. (Neisse. F. Huch. 1890.)

anderes als Politik, Börsenspiel oder — Skandal treiben kann!

Sehen wir uns einmal im Gegensatze zu unserer Journalistik die unserer Nachbarn jenseits des Rheins an und nehmen wir beispielsweise den „Figaro“, auch eine täglich erscheinende Zeitung, zur Hand: Es dürfte bekannt sein, dass der „Figaro“ sich an die legitimistische Partei lehnt, — aber wie maßvoll und sachlich ist in dieser Beziehung sein Auftreten! Vor allem ist das unpersönliche „wir“ aus seinen Spalten entfernt: Ich, Albert Wolf, oder Saint-Geneſt, oder Octave Mirbeau, oder Jules Lemaître u. s. w., ich finde das gut, jenes schlecht, dieses lächerlich, ich handelte so, es ist meine persönliche Ansicht, die ich hiermit offen äußere, ohne dabei die Anmaßung zu haben, dir, Leser, diese meine Ansicht aufzudrängen.

Und jeder Leser, welcher Richtung immer er angehört, ist sicher, heute oder morgen einen Leitartikel zu finden, der seinen eigenen Gedanken Ausdruck gibt, der einen Gegenstand zum Vorwurf hat, für welchen er sich interessiert, denn jedem Talente ohne Ausnahme, ob Monarchist oder Republikaner, ob Deist oder Atheist, ob Christ oder Jude, stehen die Spalten offen; was durch Geist und Sprache zu glänzen weiß, braucht nicht zu fürchten, dass ihm die Aufnahme verweigert werde, der Leiter steht hoch über allen Parteien und kann mit Stolz auf die stattliche Liste seiner Mitarbeiter herabsehen, welche mehr als eine Berühmtheit aufweist.

Die Abtheilung „innere“ Politik kommt erst an zweiter Stelle an die Reihe und nimmt in der Regel höchstens 40 bis 50 Zeilen, oft auch weniger, in Anspruch; es ist meist eine kurzgefasste sachliche Darstellung der wichtigsten Begebenheiten, manchmal mit ein paar geistreichen Witzworten gewürzt, die wohl hier und da stechen mögen, nie aber Beulen schlagen, und für welche der Herausgeber jederzeit die Verantwortung zu tragen bereit ist, da er seinen Namen darunter setzt. Nicht viel mehr Raum ist der äußeren Politik gewährt, während Kunst, Literatur und Wissenschaft hier immer zu ihrer vollen Geltung zu kommen Gelegenheit finden.

Wie sehr unterscheidet sich demzufolge auch der französische Zeitungsleser von unserem einheimischen! Wie vollkommen ist er in seiner Literatur zu Hause, wie trefflich weiß selbst der kleine Mann die Schönheit des Stils, der Sprache, die Feinheit, den Geist herauszufinden und zu würdigen. Savourer nennt es der Franzose, . . . ja, es ist ihm ein Labsal, nach des Tages Mühe und Arbeit seinen Dichter und Denker zu — schlürfen! Und sie selbst, die Meister von der Feder, sie blicken einander nicht mit scheelen Augen an, sie liegen sich nicht in den Haaren, weil ihre Gesinnungen nicht die gleichen, ihre Ziele nicht dieselben sind, oder weil der Ruhm des einen plötzlich zu steigen beginnt; im Gegentheil, jeder zollt dem anderen die gebührende Bewunderung und jeder thut mit einem gewissen Gefühle der Zusammengehörigkeit das Seine, um diesen Ruhm noch steigern zu machen. Über Missgunst, Neid und Eifersucht ist der echte Dichter erhaben.

Nicht, dass der französische Dichter parteilich wäre und für seine Bekannten oder Freunde nur immer Lob fände; er spricht wie er denkt, aber in der Literatur denkt er vornehm und darum ist die Wiedergabe dieser Gedanken nie brutal und verletzend. Dem Leser theilt sich ganz unbewusst diese gegenseitige Achtung der Schriftsteller mit und die Folge ist, dass in seinen Augen jene Männer Leute von Bedeutung sind, die über ihm stehen, von denen er lernen, aus deren Schriften er Nutzen und Bildung ziehen kann. Diesem Beispiele sollten auch wir nacheifern; wir brauchen nicht auf alles zu schwören, was ein anderer sagt und schreibt, wir können ihm ganz

in unzählige Parteien zersplittert sind, jede Partei ihr Blatt und jedes Blatt seinen „wir“ hat, der zu dem Zwecke bezahlt ist, zwei oder drei Spalten für oder gegen Wehrgesetzvorlagen, Branntweinsteuern, Schulfragen und andere unliebsame Angelegenheiten zu schreiben, so gibt sich wohl niemand dem unschuldigen Glauben hin, dass diese Stimme über den Parteien erhaben sei, sondern jeder Mensch weiß: der gute Mann schreibt das, was ihm sein Brotherr, heiße er nun Conservativer, Freisinniger oder Regierung, in die Feder dictiert — das heißt: er ist um gutes Geld zu haben.

Wem bringt aber diese endlose Kannegießerei eigentlich Nutzen? Lässt sich etwa ein Gegner bekehren, sobald er weiß, dass der Prophet keineswegs eine unabhängige, unbefangene Persönlichkeit ist? Und ist es überhaupt nothwendig, dass die große Masse mit Staatswissenschaft gespeist werde? Befördert das die Bildung, schärft es den Geist, läutert es den Geschmack, dämpft es die Leidenschaften? Ich glaube kaum. Und bringt sie dem Veranstalter Ehre oder Anerkennung? Ich glaube, das Gegentheil, denn jene, deren Ansichten den seinen entgegengesetzt sind, sorgen schon dafür, dass seine „Frechheit“, seine „Unverschämtheit“, seine „Dummheit“, seine „Feilheit“ an den Pranger gestellt und so der ganze Stand in Verruf gebracht werde.

Ein zweiter Übelstand ist das feindliche Verhältnis, in welchem die gegnerischen Blätter zu einander stehen; die „schärfere Tonart“ ist von den öffentlichen Versammlungen in die Spalten der Zeitungen übergegangen, und wo einer dem anderen einen Hieb versetzen, eine Blöße aufdecken kann, da thut er es mit Wonne und Behagen, Napoleons Worte uneingedenk: „Man soll seine schmutzige Wäsche in der Familie waschen.“ Der sogenannte esprit de corps fehlt also in der Journalistik ganz — ebenso wie leider auch im deutschen Schriftthume, wo das so heikle Amt des Kritikers heutzutage oft in einer solchen Weise und in einer solchen Sprache ausgeübt, und wo der Angriff in einem Tone beantwortet wird, dass es einen nicht Wunder nehmen darf, wenn die Menge an den gegenwärtigen Erzeugnissen der Literatur mit Gleichgiltigkeit, selbst mit Verachtung vorbeigeht und wenn unsere Dichter mit Geringschätzung behandelt werden.

Eine bedauernswerte Sache ist es endlich noch, dass die Tagespresse, die doch eigentlich eine literarische Unternehmung ist, sich um die Literatur im strengen Sinne des Wortes so gut wie gar nicht bekümmert. Bücherlisten werden hie und da wohl angeführt, aber zumeist nur solche, welche der Buchhändler oder Verleger auf seine Kosten einrücken lässt, und Besprechungen finden sich alle heiligen Zeiten irgendwo als Lückenbüßer untergebracht. Wenn man einem Blatte die Besprechung eines Buches, das Bekanntmachung verdient, anbietet, so heißt es in der Regel: „Nur dann, wenn die Sache in äußerster Knappheit gefaßt ist.“ Dagegen findet sich aber für politische und Börsenachrichten immer mehr Raum als genug. Wenn irgend ein Abgeordneter oder Stadtverordneter einem Genossen ein paar Kraftworte ins Gesicht geschleudert hat, wenn irgend ein Kriegerverein in irgend einem Landstädtchen eine Fahnenweihe begeht, wenn der König der Sandwichsinseln sich im Wiener Prater betrinkt, oder jener von Serbien seine häuslichen Zwistigkeiten auf die Straße hinausträgt, da füllen sich rasch die Spalten sämmtlicher großen und kleinen Blätter; — aber wenn ein Hamerling, ein Schack, ein Lilienkron, ein Büchner, ein Häckel, ein Radenhausen und andere Männer von hoher Bedeutung ein neues Buch in die Welt senden, so hüllt sich alles in tiefes Schweigen; es ist wie wenn man sich schämte, dass ein Deutscher etwas

in dasselbe stiegen, drängte eine kleine Völkerwanderung von Wienern uns nach, und ein paar poetenfreundliche Fräulein suchten sofort mit uns ein Gespräch anzuknüpfen. Da trällerte der kleine Hans das Kärntnerlied: „Ich aber nix — ich aber nix — ich aber nix g'red't mit ihr —“ und Sepp flüsterte mir weisen Rath zu, den Kopf nur ja recht zum Fenster hinauszuhalten, weil er aus Erfahrung wusste, wie anstrengend für mich ein Gespräch mit Fremden im rollenden Eisenbahnwagen war.

Abfahrt in Mürzzuschlag um 1 Uhr 20 Minuten. Mein Angesicht wendete ich der Schneealpe zu, die aus dem Hintergrunde des Thales herüberblaute, meine Ohren verschafften mir nebenbei die Überzeugung, dass an der Unterhaltung, die im Gelasse geführt ward, nicht viel verloren war. „Was Vaterland!“ rief ein alter Spießbürger, „theures Vaterland, das ja, es kostet uns Steuern genug! Ich kenne kein Vaterland, mein Vaterland ist überall, wo es mir gut geht!“ Beifall lohnte den Redner; mein Hans blickte mit unaussprechlicher Verachtung auf den Mann, und Sepp murmelte fast lauter als gut war: „Zigeuner-Patriotismus.“

Um 2 Uhr in Kapellen. Heiße Sonne, stellenweise der Himmel mit Wolken bedeckt; lebhafter Ostwind, lustiges Staubaufwirbeln auf der Straße. Nach einer eingenommenen Erfrischung beim Baumgartnerwirt und einigem Umfragen fanden wir einen Wagen. Der Bürgermeister des Ortes selbst führte uns mit einem flinken Braunen und einem leichten Steirerwäglein bald am Raxenbach entlang gegen Norden, wo hinter Waldbergen starr und hoch das Felsengebirge aufragte, das wir erklimmen wollten. In Kapellenleiten, wo links die Straße nach Altenberg und über den Nasskamm abzweigt, und wo der Altenbergbach zum Raxenbach stößt, hat man über sich bereits ein echtes Alpenbild. Die vielgegliederten, und von tiefen Gräben durchschnittenen Vorberge sind reich an Wald und Wiesen, im Thale Bauernhäuser und Getreidemühlen. Im Hintergrunde stehen grau und kahl die Bergriesen der Schneealpe, des Ameisbühel, des Gupf und der Hohen Rax auf. Wir fuhren weiter in die Raxen, Schulkinder begegneten uns, wovon jedes sein artiges „Grüß Gott!“ sagte. Das Schulhaus in der Raxen steht ganz einsam zwischen Bach und Berglehne, rings von Wald umgeben; wenn auf jenem zu Kapellen der stramme Spruch steht: „Pflicht über alles!“ so ergänzt der Spruch auf dem Schulhause in der Raxen: „Stets vorwärts, nie rückwärts!“

Vor Jahren fand ich in diesem Thale ein Holzkreuz mit dem Bildnisse der von Engeln und Heiligen umgebenen Dreifaltigkeit. Darüber war folgende Inschrift angebracht: „18 liebe Engel und 49 Heilige Gottes, bittet für uns!“ Mancher Wanderer dürfte über diese pedantische Zahlenangabe der Fürbitter den Kopf geschüttelt haben, der es nicht wusste, dass das Landvolk bei den Inschriften auf Kreuzen, Kapellen und Häusern die Jahreszahl der Errichtung mit dem Texte zu vermengen pflegt, freilich weniger aus Absicht, als aus Ungeschick.

Unser Thal hat sich verengt zu einem Graben, in welchem mehrere Nebengräben rechts von der Kampalpe, links von den Hängen der Rax herab auslaufen. Um 3 Uhr 45 Minuten waren wir dort, wo der Weg zum Gscheid so stark anzusteigen beginnt, dass unser Fuhrmann meinte, hier müsse er umkehren und uns unseren Füßen überlassen. Das war uns auch recht, und so standen wir bald da im Hochthale allein; um uns Wiesen und Wald, rieselnde Wasser, und über uns in schwindelnder Höhe die Zinnen der Rax. Der Sonnenschein hatte sich verzogen, die zeitweilig silberweiß

gut entgegentreten, wenn seine Ansichten und die unseren sich kreuzen oder wenn sein Erzeugnis im ganzen genommen wertlos ist, aber maßvoll und gewissenhaft sollen wir zu Werke gehen, nicht vergessend, dass unsere Worte in die Menge dringen und dass wir trotz „pommer'scher Grenadiere" der erste und wichtigste Stand im Staate sind, dem früher oder später der ihm gebührende Platz eingeräumt werden muss.

Auch unsere Tagespresse sollte in die Literatur fördernd eingreifen und sich in dieser Hinsicht den „Figaro" vor Augen halten, der nicht allein die Erstlingsgaben der anerkannten Meister seinen Lesern bietet, sondern oft auf Entdeckungen ausgeht, um so manch verborgenes Talent ans Tageslicht zu bringen und zu einer Größe ersten Ranges heranzuziehen.

(Magazin.)

Mit meinen Jungen auf die Rax.

Eins aus dem Tagebuche von P. K. Rosegger.

Burschen, habt acht! Wir gehen auf die Rax. In zwanzig Minuten fährt der Zug!"

„Ah!" riefen nach dieser Ordre die beiden Knaben, denn der Entschluss war urplötzlich und unvorhergesehen. Das Vorbereiten langer Hand auf eine Partie taugt bei uns nicht, da wird in den Knaben zwar das Plangen darnach von Tag zu Tag größer, aber noch zu rechter Stunde ist ein kleines Asthma da, oder eine große Post, ein guter Freund oder ein böses Wetter, und verschoben wird die Partie „auf ein andermal". — Oh dieses leidige „auf ein andermal!" oder „aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" ist ein Blümel-Blamel des Teufels. Ganz plötzlich und kühn stehlen muss man dem Himmel seine schönsten Tage, darum: „Habt acht, Burschen, wir gehen auf die Rax!"

Klein Gretchen hub sogleich an zu schluchzen. Dieser graue finstere Berg, der über die grünen Waldhöhen herüber droht in das Thal, und von dem die Mutter immer in den Zeitungen liest, dass an seinen Wänden Leute abstürzen! Diese Rax! Und da hinauf wollen Vater und Brüder?

Natürlich war nicht mehr Zeit, um Steigeisen, Alpstock und Rucksack hervorzusuchen; der Eisenbahnzug pfiff schon, und fast ganz so, wie wir zu Hause im Garten herumgiengen, ganz so ausgerüstet, machten wir uns auf zur verruchten Rax. Die Fahrkarten für zweite Classe benützten wir für die dritte; mit Lederkissen beginnt man nicht, Burschen, und am wenigsten, wenn man auf die Alpe will. In zwanzig Minuten waren wir auf dem Bahnhof in Mürzzuschlag, hier ein Trubel von Sommerfrischlern, reisenden Gigerln und martialisch bis auf die Zähne bewaffneten Touristen. Nur keine Wandergenossen! flehten meine Jungen zu Gott, wir wollten miteinander allein sein. Der Schaffner des Neubergerzuges kann geläufig Mienen lesen, er wies uns sofort ein leeres Coupé an, doch als wir

habe zwar ein bisschen Durst", meinte Sepp, „aber wenn es dem Vater lieber ist, so trinken wir nicht." — Hierauf stiegen wir sachte den Schlangenweg hinan zwischen den Wänden. Das ist ein gar bequemer Weg; von Osten her strich ein kühler Wind, die Sonne war schon hinter den Wetterkogel gezogen, der starr vor uns aufragte zur linken, während zur rechten die grausen Hänge des Predigtstuhls und der Preinerwand auf uns niederstarrten. Der Weg steigt zwischen Steinblöcken, Knieholz, steilen Matten und eingesprenkelten Wänden in mehreren großen Windungen empor, ins wilde Gewände kommt man nie eigentlich, aber sachte zwischen demselben hinauf. Im Süden und Osten hat sich bereits eine schöne Aussicht erschlossen hin über die bewaldeten Berge der Kampalpe, des Semmering, des Sonnwendstein und weit hinaus über Gloggnitz bis zum Leithagebirge. Im Hintergrunde des Südens stehen die Alpenzüge des Stuhleck und des Wechsel in gesättigten Schatten.

Der vorspringenden, mit einem Geländer versehenen Felszinne des Wetterkogel sind wir endlich nahe gekommen, eine Wegbiegung um einen Kamm, und wir stehen auf dem Plateau mit dem Einblicke auf die karstartige, von Berg und Thal durchzogene Steinwildnis des Raxgebirges, bei deren Anblick Hans ausrief: „Ja, auf diesem Berge stehen ja eine Menge Berge!" Kahle Kuppen, Wände, Schluchten, Schutthalden, Kare mit Schneelagern, dunkelnde Zirnflächen, Matten mit Sennhütten, baumlos, wasserlos — das ist der Charakter des 28·75 Geviert-Kilometer weiten Hochplateaus der nach allen Seiten schroff abstürzenden Rax, auf welchem ganz Wien mit allen seinen Vorstädten Platz hätte. Weil hieroben sich neuerdings Berge und Wände erheben, die von unten nicht gesehen werden können, so ist die Aussicht in den Hochböden eine beschränkte, und gleichwohl hier an 1800 Meter über dem Meere stehend, hat man nicht die richtige Empfindung von dieser beträchtlichen Höhe, zumal man so allmählich emporkam und der prächtige Anstieg auf dem Schlangenweg uns gar nicht angestrengt hat.

Hans ist der erste, welcher das Karl Ludwig-Haus entdeckt; es steht in nächster Nähe am südöstlichen Kamme des Plateaus, so dass man von seinen Fenstern behaglich ins Thal von Prein, nach Reichenau, ins Semmeringgebiet, und weit ins Ungarland hinausschauen kann. Als wir dem Touristenhause nahten, war es 5 Uhr 45 Minuten, wir hatten vom Fuße des Gscheid her bei einer Steigung von etwa 860 Metern also genau 2 Stunden gebraucht. Plötzlich erhob Hans ein Freudengeschrei, er hatte ums Haus herum Kaninchen entdeckt, denen er nachlief, und grasende Maulthiere, auf denen er reiten wollte; der Aufstieg hatte ihn also nicht ermüdet. Groß aber war der Durst geworden, und der erste Wunsch im Touristenhause gieng nach einem Glase Wasser. „Der Liter Wasser 10 Kreuzer" steht an der Wand zu lesen, doch war es nicht Quell-, sondern Schneewasser, weshalb wir es uns versagten und durch eine Flasche Sodawasser ersetzten. Dann tranken wir Kaffee und waren natürlich in bester Stimmung. Fast gleichzeitig mit uns waren der Herr Pfarrer und Kaplan von Prein heraufgekommen; der eine trank Wein, der andere Milch, um nach der gemüthlichen Jause auf der Rax noch an demselben Abende wieder hinabzusteigen.

Da meine Burschen nicht einen Augenblick rasteten, sondern das Haus und dessen nächste Umgebung zu durchforschen trachteten, commandierte ich um 6 Uhr neuerdings zum Aufbruch. Über weiche Matten und zwischen Knieholz stiegen wir zur Heukuppe hinan. Steinnelken, Alpenrosen, Glockenblumen, Alpenveilchen in großen

schimmernden Ahorne, die oben an den Lehnen standen, deuteten an, dass auf der Höhe der Wind gieng, was unseren ein wenig wetterbangenden Herzen ein gutes Zeichen war. Als wir ein Viertelstündchen angestiegen waren, begann es aber zu tröpfeln. — Das wird nicht gut! dachte ich, doch keiner sagte ein Wort der Klage. Ein hölzernes Kapellchen mit einem Muttergottesbilde stand am Wege, in das setzten wir uns hinein, um abzuwarten, was nun der Himmel über uns verhängen wolle. Kaum eine Minute, das Regnen hatte aufgehört, es lichtete sich, und zwischen den eilenden leichten Wölklein blaute das Firmament. — „Wenn die Wolkenlücke auch nur so groß ist, dass man den Kopf durchstecken kann, dann bleibt es schön Wetter!" Dieses Wort hatte mein Vetter Franz oft gesagt, doch den Kopf hat er nie durchgesteckt.

Neuen Muthes voll schritten wir an durch dunklen Wald. Um 4 Uhr 15 Minuten waren wir auf dem Gscheid, wo das Wasser der Mürz und das der Schwarzau sich scheiden und wo die Grenze ist zwischen Steiermark und Niederösterreich. Natürlich lief Hans mit ein paar Schritten rasch über die Grenze, damit er sagen konnte, er sei in Niederösterreich. Bruder Sepp übertrumpfte den Witz dadurch, dass er mit einem Fuß in Österreich, mit dem anderen in Steiermark stand. Hans rief ihm, auf die Landesfarben anspielend, zu: „So, jetzt kannst du dir das rechte Bein weiß-grün, das linke blau-gelb anstreichen lassen." An Bummelwitzigkeit waren sie stets unerschöpflich, und ich schritt langsam und schweigsam und still vergnügt hinter ihnen drein.

Am Gscheid stehen mehrere Touristentafeln mit Wegweisern und Rathschlägen, ferner eine sehr alte steinerne Denksäule, erinnernd an Feindesgefahr vergangener Jahrhunderte. Ungarn und Osmanen hatten an diesem Passe oft den Einbruch in die Steiermark versucht.

Von Kapellen her waren wir an 400 Meter gestiegen und standen nun 1070 Meter über der Meeresfläche. Vom Gscheidsattel senkt der Weg sich steil hinab in die Prein. Von diesem Thale kommt aus Payerbach eine Telephonleitung herauf, deren weiße Stangen nun durch Wald und über Matten emporsteigen in das graue Kalkgewände der Rax. Diesen folgen wir gemachen, bedächtigen Schrittes. Gesprochen wird nicht während des Anstieges. Ein steiniger Alpenweg führt steil durch Wald und Geschläge. Rechts vor uns steht der mit Knieholz und einzelnen verknorrten Fichten bestandene Waxriegel, weiter hin ragt die wüste Felspyramide der Preinerwand mit ihren senkrecht in das Preinthal niederstürzenden Abgründen. Wir kommen zur Halterhütte der Siebenbrunnerwiese und steigen über den grünen Matten zwischen niedergebrochenen Felsblöcken und den ersten Knieholzgruppen an. Hier ist schon ganz Almboden und hart vor uns stehen endlich die zerrissenen Wände, an denen wir hinauf müssen. Das Wort Rax soll von rauh kommen und soviel heißen, als rauhes Gebirge. Dieser Name trifft. Im Siebenbrunnerthal sahen wir die erste Antilope. Die Jungen zuerst bemerkten das Rudel von Gemsen, welche auf der Matte grasten. Es waren graue, braune und weiße mit hübschen Hörnlein; sie hatten nur den einen Fehler, dass sie auf uns zukamen und uns eine Strecke traulich nachliefen, bis der Halter sie zurück rief, um sie zu melken. Am Fuße der Wände rasteten wir und genossen Brot und Käse, so Sepp von Kapellen mitgetragen hatte. Ich machte die Jungen aufmerksam, es sei mir lieber, wenn sie nicht tränken, wenn sie jedoch sehr Durst hätten, so wäre hier eine Quelle in der Nähe; weiter hinauf wäre an derlei Kostbarkeiten nicht zu denken. — „Ich

einer Hochalpentour ganz heil nach Hause komme. Ein Heraufsteigender, welcher auch am Reißthalersteig gesehen worden, war im Hause noch nicht angekommen, weshalb der Wirt sofort eine kleine Suche veranstaltete, bis der zu erwartende Tourist endlich die Matten heranhinkte. Es ist schon so eine Art Controle und Wacht aufgestellt, um eine noch größere Zahl an Unglücksfällen zu verhüten, als dieses rauhe Gebirge heute aufweist. Es gibt hochgefährliche Auf- und Abstiege und es gibt Tollhäusler, welche immer noch gefährlichere suchen und entdecken und welche mit vernichtender Verachtung auf Alle niederblicken, die den Aufstieg für „Lahme und Gichtbrüchige“ wählen, nämlich den Schlangensteig.

Es war finster geworden. Vom Semmering-Hotel funkelten Lichter herauf, so schickten sich auch unsere wackeren Wirtsleute, ein schönes Älplerpaar, an, das Haus zu beleuchten. Der österreichische Touristenclub, der Erbauer und Eigenthümer, hat es verstanden, das Karl Ludwig-Haus so einzurichten, dass es praktisch und gemüthlich zugleich ist. Nun kam das einfache Abendessen, das Blättern in den Fremdenbüchern, die wie gewöhnlich viel Spreu und wenig Korn enthalten, das Gespräch über vollführte Touren mit Jäger- oder vielmehr Touristenlatein und Meinungsverschiedenheiten, das Muthmaßen über die Witterung des nächsten Tages u. s. w. Um 9 Uhr gieng ich mit meinen Söhnen in die Schlafkammer. Dieselbe war ein mit Läden getäfeltes trauliches Gemach, dessen drei Betten wohl zubereitet standen und dessen Fenster gegen Osten gieng. Bald war es in unserer Kammer dunkel und still, zum Fenster leuchteten ein paar Sterne herein und manchmal ein Blitzschein. Da ich auf Reisen oder Partien fast nie schlafen kann, so pflege ich die Eindrücke des Tages neuerdings an meiner Seele vorüberzuführen, und heute hatte ich Stoff genug dazu. Um 11 Uhr hub draußen ein Sturm an ums Haus zu rauschen, die Blitze wurden greller und das Murren des Donners kam näher und näher, bis über den Wänden des Predigtstuhles, die bei dem Leuchten in schwefelgrünem Scheine standen, mehrere Schläge kanonenknallartig losgiengen. Also verkündete auf dem Predigtstuhl der Prediger des Herrn Macht hinab in die Thäler der Reiß, der Nass, der Schwarzau, der Prein und der Mürz. Das Rasen des Sturmes, das Prasseln des Regens, das Lohen der Blitze, das Rollen der Donner war so herrlich, dass ich gerne meine Jungen geweckt hätte, um sie des Genusses theilhaftig zu machen, allein sie schliefen so still und ruhig und bedurften wohl auch des Schlafes. Später hat es sich jedoch anders aufgeklärt; es war während des Gewitters Sepp wach gewesen und es war Hans wach gewesen. Jeder meinte, die zwei anderen schliefen; Sepp wollte sie nicht wecken, weil er ihnen den Schlummer gönnte, und Hans wollte sie nicht wecken, weil er meinte, sie könnten sich fürchten, und das Fürchten wolle er allein besorgen für alle drei. Als nach einer halben Stunde das Gewitter vorüber war, sagte Sepp leise: „Das war schön!“ und Hans entgegnete ebenso leise: „Das war schrecklich!“ „Es ist nur gut, dass der Vater schläft; ich fürchte, dass er morgen sehr müde wird und wieder Asthma bekommt.“ — „Ich habe schon gebetet, dass er es nicht bekommen soll“, sagte Hans. Dann schwiegen sie und schliefen bald ein.

Um 5 Uhr weckte ich sie. Die Wände des Predigtstuhles und der Preinerwand standen in einem veilchenblauen Äther. Aus Ungarns Dunstmeer war die rothe Sonnenscheibe aufgestiegen und versteckte sich nun in die rostbraune Wolkenschichte, die am Himmel stand. Einzelne Strahlengarben durchbrachen sie und rötheten die Federwolken am Zenith; über die

Mengen schmückten unseren Weg. Von den Felsen her schwirrte manchmal eine Alpendohle. Der Himmel hatte sich bedenklich verdunkelt, nur über den Ebenen Ungarns, die in Höhenrauch lagen, blaute noch das Firmament. Der Ostwind war heftig geworden. Um 6 Uhr 30 Minuten hatten wir das kleine schmucke, stets offenstehende Schutzhaus der „Lackenbacher", früher Schwefelbanda-Hütte genannt, erreicht, und 5 Minuten später standen wir auf der 2008 Meter hohen Heukuppe, dem höchsten Gipfel der Rax.

Über diese Höhe waren meine Jungen außerordentlich entzückt und sie meinten schon auf dem halben Weg in den Himmel zu sein, bis ich ihnen erklärte, dass unser Standpunkt nicht eben viel zu bedeuten habe. 2000 Meter Höhe wagerecht gelegt gäben eine halbe Fußstunde, beiläufig so lang, als es in Wien von der Stefanskirche bis zum Südbahnhofe ist. Das sei die ganze Höhe der Rax vom Meeresspiegel aus.

Wir konnten aber nicht lange Mathematik treiben, wozu wir übrigens auch gar nicht heraufgekommen waren. Der Wind war fast zum Sturme geworden. So haben wir drei uns hinter dem schützenden Steinhaufen der Pyramide auf den Sand gesetzt, den Plaid wie einen einzigen Mantel um uns geschlungen und also wie ein Wesen mit drei Köpfen hinausgeblickt in das westliche Land, das hier erschlossen ist. In blauem Dunste fast erstickt lagen da unten die Thäler von Neuberg und der Mürz, die Höhenzüge des Rosskogel, des Königskogel, des Teufelsstein, der Stangelalpe, des Hochanger, der Veitsch und der Schneealpe. Weiter hin war nichts mehr als das finstere Blau eines aufsteigenden Gewitters, welches in nächtiger Rembrandtstimmung vor uns stand und nur vom Ostwinde noch zurückgedämmt wurde. Auch die Abenddämmerung wob sich schon hinein, um so schärfer schnitten sich die Blitze über den Gegenden der Veitsch und des nicht mehr sichtbaren Hochschwab. Vom Gamseck her kam in den Lüften ein dunkler Punkt auf uns zu, ein Steinadler schwebte über unseren Häuptern hin und senkte sich nieder in das südliche Gewände. Einen raschen Blick noch nach dem Ötscher hin, den Bergen Niederösterreichs, den vielgestaltigen Formen unserer Rax. Hinter der Scheibelwaldhöhe und der Grünschacheralpe stand der Schneeberg. Da alle Spitzen und Gipfel noch nebelfrei waren, so beeilten wir uns nicht sehr, doch sagte ich zu meinen Genossen: „Sobald der Ostwind nur ein paar Augenblicke nachläßst, fällt der Wolkenhimmel auf uns nieder und wir sind eingeschlossen in Nacht, Nebel und Wettersturm." Das wollten wir doch nicht abwarten. Ein Weilchen kämpften wir mit dem Winde noch um den Plaid, den ich um mich zu winden suchte, dann eilten wir hinab, dem Touristenhause zu. Unterwegs noch einen flüchtigen Blick zu den Lichtensternhütten hinab, wo ich vierzehn Jahre früher eine sehr volksthümliche Samstagsnacht verlebt hatte. (Die Schilderung derselben findet sich im „Heimgarten" I. Jahrg., Seite 50.) Meine Jungen liefen trotz der einbrechenden Dämmerung noch hinüber ins Kar, wo schmutziger Schnee lag, und begannen munter aufeinander Schneeballen zu werfen — am 5. August.

Im Karl Ludwig-Hause hatten sich mittlerweile zehn Touristen eingefunden, auch Touristinnen darunter, welche aus dem Höllenthal über das Gamseck, über den Reisthalersteig und die Griesleiten heraufgekommen waren, weil ihnen der Schlangenweg zu bequem gewesen. Dafür hatten sie bereits ein paar Invaliden bei sich. Denn es will sich nachgerade nicht mehr schicken, dass man — wenn man schneidiger Tourist ist — von

und ich ließ nach langem wieder einmal einen Juchezer los, der ganz leidlich in den Wänden wiederhallte.

In das Siebenbrunnerthal hinabkommend, kroch vor uns quer über den Weg einer jener kleinen schwarzen Molche, wie sie, sonst sehr selten zu finden, eine Eigenthümlichkeit der Rax sind. Nun hätte Hans das kleine Ungeheuer gern in den Sack gesteckt, doch nach weiser Berathung beschlossen wir: Wenn schon wir selber wieder in die dumpfen Niederungen hinab müssten, so wollten wir wenigstens diesem bescheidenen Thiere seine Alpendaseinsfreudigkeit nicht verkümmern. Nur gaben wir ihm noch den Rath, in Hinblick auf die böse Welt sich etwas weniger vertrauensselig auf breitem Wege zu sonnen, sondern baldmöglichst in eine schützende Höhle zurückzukehren.

Bald hernach wanderten wir wieder in den Schatten des Fichten- und Lärchenwaldes, und um 8 Uhr waren wir auf dem Gscheid. Dort setzten wir uns in die Rindlohhütte, welche am Wege steht, und schauten noch einmal hinauf zu den über grünen Wipfeln niederleuchtenden Wänden.

Wir hatten die Rax zum Theile gesehen. Wer dieses Gebirge ganz kennen lernen will, der muss auch rings um dasselbe eine Reise machen. Er muss das stundenlange Höllenthal durchwandern, welches sich von Hirschwang zwischen den wilden Wänden der Rax und des Schneeberges, stets entgegen der klaren Schwarzau, dahinzieht; er muss das freundliche Wiesenthal von Nasswald durchschreiten und das wildromantische Reißthal, welches an alpiner Schönheit in unseren Alpen seinesgleichen kaum hat. Nirgends stellen die grausigen Abhänge der Rax sich so großartig dar, als im hinteren Reißthale, gegen welches das berühmte große Höllenthal nachgerade niedlich genannt werden kann. Vom Reißthal steigt man über den Nasskamm nach Altenberg hinab, dann erst hat man gesehen, wie groß und vielgestaltig und wild dieses Gebirge ist.

Als das, was wir auf unserer Partie nicht gesehen, solchergestalt meinen Söhnen in wenigen Worten beschrieben worden war in der Rindenhütte auf dem Gscheid *), zogen wir weiter. Es kam ein zwei Stunden langer Marsch thalwärts. Die Luft war schwül, über den Bergen stieg schweres Gewölk auf. Bei dem Touristengasthause Kaiblinger in Kapellenleiten nahmen wir im Bewusstsein tapferer Leistung einen gediegenen Imbiss ein. Vom freundlichen Gartenhause, umrauscht von Wässern, umwoben von Menschenwerk und Thätigkeit des Alltags, wendeten wir noch einen letzten Blick empor zur hinter Waldbergen fern aufragenden, blauenden Felsenkuppe, auf deren höchsten Spitze wir fünf Stunden früher gestanden waren.

Mittags 11 Uhr 25 Minuten rollten wir vom Bahnhofe in Kapellen ab, um eine Stunde später zu Hause zu sein und den besorgten Lieben daheim unser Touristenglück zu verkünden. Wenige Stunden nachher kam ein wüstes Ungewitter, welches die ganze Nacht, bis in den nächsten Vormittag hinein dauerte. Wäre dasselbe einen Tag früher gekommen, so wüsste ich wohl anderes zu berichten von unserer Partie ins rauhe Gebirge.

*) Eine Woche später haben wir die Partie durch das Höllenthal und über den Nasskamm wirklich gemacht.

Gegenden von Neunkirchen und von Neustadt giengen Regenschleier nieder. Die Spitze des Schneeberges und bald darauf die Kuppen des Wechsels und des Stuhlecks wurden von Nebeln bedeckt. Rasch ließen wir uns ein paar heiße Gläser Thees geben, und um 5 Uhr 30 Minuten stiegen wir nochmals hinauf zur Heukuppe. Dieser Morgenspaziergang ward herrlich belohnt. Sepp, welcher der erste oben war, erhob ein Jubelgeschrei. Der Westen war klar und rein, in den Thälern tief lag dichter schneeweißer Nebel, welcher stellenweise von der Sonne beschienen, goldig leuchtete. Wie ein Meer, aus welchem die Berghöhen gleich Inseln ragen! Das Bild ist abgebraucht, aber es bezeichnet am besten. Ich glaubte mich auf eine Höhe des Karstes versetzt mit dem Ausblick auf den Quarnero. Die aus dem scharf und eben abgegrenzten Nebel aufsteigende Schneealpe war der Monte Maggiore, das Hochegg und der langgestreckte Zug des Rosskogels waren die Inseln Cherso und Veglia. Das Nebelmeer des Mürzthales war die Bucht von Fiume und die Gebirge des Stuhlecks, des Teufelssteines, des Rennfeldes, des Lantsch, des Offers, des Grazer Schöckels waren die Bergzüge Dalmatiens. Aber hinter diesem Quarnerobilde ragten im Morgenstrahle die Veitsch, der Hochschwab, die Felshäupter bei Tragöss, der Ennsthaleralpen mit dem gletschergekrönten Dachstein. — Der schneidende Ostwind gönnte uns dieses unbeschreiblich schöne Bild nicht lange. Wir fanden uns nicht genug verwahrt, und obzwar die freudige Aufregung der Kälte einigermaßen Stand hielt, verließen wir bald die Hochzinne, nachdem ich im Herzen meinem Geschicke gedankt, dass mir das Glück, auf solcher Höhe zu stehen und solche Pracht zu sehen, noch einmal gegönnt war.

Um 6 Uhr 20 Minuten saßen wir wieder im Touristenhause beim Frühstück, das wohl schmeckte, dann noch einen Blick von der Zinne des Wetterkogels in die Tiefe, in welche wir nun wieder hinabsteigen sollten. Warum blieben wir nicht ein paar Tage oben? Warum besuchten wir nicht die zahlreichen Senndörfer, die einst zur Hochsommerszeit stark bewohnt waren, nun aber großentheils entvölkert stehen, weil die Jagdbesitzer solchen Alpenwirtschaften nicht gewogen sind? Warum bestiegen wir nicht die Hohe Lechnerin, den Kloben, das Haberfeld, den Jakobskogel und alle die anderen Berge, die auf diesem Berge stehen? Warum wählten wir nicht einen der interessanten Abstiege etwa im Süden über die Karreralpe, oder im Westen über das Gamseck nach Naswald, oder im Norden über das Gaisloch oder die Teufelsbadstube ins Höllenthal? Das erst wäre eine Raxpartie gewesen. Ich hatte Gründe, das nicht zu thun. Meine jungen Genossen waren für heiklere Strecken noch nicht abgerichtet und ich selbst hatte seit den Jahren, da ich keinen hohen Berg besteigen konnte, die Übung verloren. Bergfexeneitel waren wir aber nicht, und Großartiges hatten wir schon gesehen. Wenn wir ferner noch die Kostspieligkeit eines längeren Aufenthaltes da oben, sowie ein drohendes Westwetter erwogen, so war uns die Zeit und die Stelle des Abstieges eigentlich vorgeschrieben. Mit schwerem Herzen schauten wir noch einmal hinein in das felsige Gebirge mit den Wundern allen, die dort walten.

Um 6 Uhr 50 Minuten traten wir den Abstieg an über den Schlangenweg.

Als wir unter der Kante des Hochplateaus waren, gab es keinen Wind mehr; kühl und heiter war die Luft und wir konnten den Anblick der großartigen, von der Sonne beleuchteten Felsgruppen, an und zwischen denen wir uns befanden, noch einmal mit aller Behaglichkeit genießen. Vom Wetterkogel herab winkten uns noch mehrere Touristen mit weißen Tüchern

Kirchenmusik", erklärte er mir lachend. „Sie lassen sich nicht gern daran erinnern; aber ich darf sie schon ein wenig necken, denn ich bin ihr alter Cantor und Gesanglehrer. Seit ich im Ruhestand bin, wohne ich in der Stadt; ein strebsamer junger Mann ist mein Nachfolger. Der will ihnen nun zeigen, was Musik ist. Aber ich fürchte, er fasst die Sache am falschen Ende an. Wenn unserm Landvolk der Gesang etwas sein soll, muss er ihm bequem und vertraut sein wie der Bauernkittel. Was sie jetzt singen, geht meist im Frack und Cylinder. Und Sie wissen, wie ungelenk und lächerlich der Bauer in solchem Aufputz aussieht. Ich mag ihn nicht drin sehen . . . ebensowenig aber auch in der Hanswurstjacke. Das ist fast noch das Schlimmere . . . Sehen Sie, da bin ich wieder ins Schwatzen gekommen und langweile Sie gewiss. Aber 's ist eben sozusagen für mich ein Herzensthema."

Als ich den liebenswürdigen Alten versicherte, die Sache, von der er da spreche, gienge mir nahe, meinte er: „Wie wär's, wenn Sie dann auch mit da oben zuhörten? Da ließe sich manches reden und wir hätten die Beispiele dazu."

Ich nahm den Vorschlag gern an. Als die Zeit des Beginnes gekommen war, suchten wir uns droben ein ungestörtes Plätzchen aus und folgten aufmerksam den Vorträgen der ländlichen Liedertafel.

Der alte Herr hatte recht. Die Concertmusik stand den Leuten nicht. Nicht nur deshalb, weil die Reinheit oft zu wünschen ließ, sondern hauptsächlich darum, weil man ihnen ansah und anhörte, dass ihnen die Gedanken- und Gefühlswelt der meisten dieser Lieder fremd war. Ja, ihre Vortragsweise erregte deshalb nicht selten jenen Lachreiz, den wir fühlen, wenn etwa ein gebildeter Hausknecht französisch parliert. Am schlimmsten fielen die vierstimmigen Volkslieder aus; daran aber war einzig der Herr Liedermeister schuld. Sowie eine gewisse Kunst in der Gärtnerei den Birnbaum erst zu schätzen weiß, wenn er in regelrecht stehender Haltung als Spalierobst seine Arme gegen Himmel streckt, und wie in dieser Auffassung der Kunstgärtnerei die Blume erst ihren Daseinszweck erfüllt, wenn sie säuberlich aufgedrahtet irgend eine geometrisch kluge Figur darstellen hilft — so knetet und drechselt die lendenlahme Phantasie gewisser Gesangvereinsdirigenten an unserem Volksliede so lange herum, bis, wie der Meister mit Stolz rühmt, „etwas ganz anderes draus geworden ist", — ein klägliches Zerrbild nämlich. Volkslieder, die in ihrer rührend süßen Einfachheit dein Herz wie von Mutterlauten aus der Jugendzeit heiß emporquellen lassen, werden unter dieser Behandlung zum grausamen Folterwerkzeug, das dich mit zwei Takten säuselnden Pianissimos sänftlich in Schlaf wiegt, plötzlich aber mit zwei weiteren Tacten schreckhaften Fortissimos in die Luft wippt, oder aber mit raffinirtem Ritenuto deine armen Glieder in die Länge zieht, um sie dann mit brutalem Presto wieder zusammenschnappen zu lassen. Damit soll nun Geist in das Volkslied getragen werden.

„Hören Sie", unterbrach mein Cantor diese meine stillen Betrachtungen, „sind das noch Volkslieder? Wie anders klingen sie, wenn man den «Vortrag» dem unbewussten Empfinden überläßt! Mit diesen künstlich hineingetragenen Effecten verscheucht man noch den letzten Rest jenes natürlichen Nachempfindens, das dem Volksliedsingen innewohnen muss, wie der Rose der Duft. Kein Drillen und Einpauken kann jenes Anschwellen und jenes leise Ersterben nachahmen, geschweige denn ersetzen, mit dem das unbeobachtete naive Kind des Volkes die altererbten Lieder nachdichtet und nachsingt. Ist's doch schon ein Unding, des Volkes gesungene Lust und gesungenen Schmerz auf dem Podium zur Schau zu stellen. Damit verliert ja an und für sich schon das Volkslied Sinn und Daseinszweck. Was haben sie vorhin aus dem alten, wunderbaren, süßtraurigen Liede von den zwei Königskindern gemacht! Ist dies alte Lied vom Sehnen und Entsagen nicht emporgequollen aus

Kleine Laube.

Volksgesang.

Von Hermann Schütze.

Es war an einem Sonntagnachmittag in einem sächsischen Dorfgasthofe. Ich saß unter der Linde vor dem Hause und war verdrießlich. Speis und Trank war schlecht gewesen. „Ich möchte wissen, womit man sich hier das Leben zu verschönen pflegt, mit leiblichen Genüssen thut man's nicht."

Nicht weit von mir stand ein Haufe von Männern und jungen Burschen; stumpf und faul sah man den rissigen Kugeln nach, die sich mühsam auf der mit schmutzigem Kies bestreuten Bahn ihren Weg nach einer Schar von Kegelinvaliden bahnten.

Ein alter Herr mit klugen, anziehenden Gesichtszügen setzte sich an meinen Tisch. „Heda! Ist das wieder einmal ein toller Lärm, bei euch!" neckte er die Männer, die bei seinem Anrufe verlegen grüßend an ihren Mützen rückten. „Wollt ihr denn nicht einmal eins singen?" Eine Kunstpause entstand. Mit dumpfhölzernem Misklang klapperten draußen ein paar saumselig fallende Kegel. „Wir haben die Bücher nicht unten. Der Notenwart ist noch nicht da", sagte endlich einer.

„Ach ja! Hatt' es vergessen. Seid ja ein gar künstlicher Gesangverein geworden. Und was die rechten Künstler sind, die singen ja nur von Noten. Vier- und fünfstimmig. Zu Ostern und Pfingsten mit Blasmusik. Grausam verwickelte Fugen. Der Mensch darf sich eben vor seinem Herrgott nicht lumpen lassen."

Mein Tischnachbar mochte einen wunden Punkt berührt haben. Man hörte unterdrücktes Murmeln, dazwischen halblautes Lachen. Einer der älteren Männer setzte sich ehrerbietig zu dem alten Herrn. „Sie haben ja recht mit ihrem Spott, Herr Cantor. Aber er ist nun einmal so; er will's gar so hoch mit uns treiben. «Wir müssten uns ja vor den Nachbardörfern schämen», sagt er. Das früher wäre ja auch ganz hübsch gewesen, aber altmodisch. Ohne Kunstgesang gienge es nun heutzutag einmal nicht mehr. Aber wissen Sie, Herr Cantor — ich kann's nicht so recht von mir geben . . . aber so warm, wie dazumal bei Ihnen, ist mir's bei all dem Kunstsingen nicht wieder ums Herz geworden . . ." Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Sie kommen doch dann mit hinauf in den Saal zum Concert?"

„Ei gewiss, lieber Freund. Bin ja expreß deshalb aus der Stadt gekommen." Damit verabschiedeten sie sich vorläufig.

Der alte Herr mochte mir angesehen haben, dass mich das Gespräch unterhalten hatte. „Sie haben da neulich zu Pfingsten ein kleines Malheur gehabt mit ihrer

mit dem Zarten zu paaren, — waren doch die gemeinsamen schlichten Lieder Eigenthum aller geworden — vermochte doch das allen vertraute Lied ein Band zu schlingen, das die ungelenke Zunge vielleicht nie anzuknüpfen vermocht hätte."

„So lieben Sie also den drei- und vierstimmigen Gesang wohl überhaupt nicht sehr?" fragte ich.

Da leuchteten die alten Augen. „Der müsste wohl ein Barbar sein, dem der wundersame Drei- und Vierklang, durch menschliche Stimmen erzeugt, nicht als ein Ausstrom göttlicher Kunst erschiene! Wär' ich wohl noch in meinen alten Tagen in die mir sonst so fremde Hauptstadt übergesiedelt, wenn nicht der Kunstgesang unserer Oper mein altes Musikantenherz mit allen seinen Fasern gefesselt hielte? — Unserem Volke im großen aber, dem Landvolke wie dem Stadtvolke im allgemeinen, ist solcher Gesang für sein Fühlen ein fremdes, unnatürliches Gewand im Vergleich zur Art und Kraft seiner Ausdrucksfähigkeit. Pflegen wir sorglich seine ursprüngliche Eigenart — pflanzen wir aber nicht fremde, unnatürliche Reiser auf den Baum unseres Volksthums, — dann kann wohl einst unser Volksgesang wieder werden, was er früher war: die natürliche Kunstbethätigung eines naiven Volksempfindens!"

Dieser Aufsatz, den wir dem „Kunstwart" entnehmen, enthält viel Richtiges und Beherzigenswertes. Warum aber der Volksgesang unter keiner Bedingung mit dem Dirigentenstabe berührt werden soll, sieht man nicht recht ein. Aus der Volkssage haben Goethe, Schiller die herrlichsten Kunstdichtungen geschaffen; aus der Dorfgeschichte machten Theodor Storm, Anzengruber die mustergiltigsten Novellen und Romane; aus der Dörflichkeit entwickelte sich Defreggers Malergenie; aus dem Bauernhause entstand der nationale Baustil; warum sollte gerade das Volkslied nicht entwickelungsfähig sein? Sagt man nicht von Richard Wagner, dass er für seine Musik gerne volksthümliche Motive wählte? Ist denn nur das eine ausgeschlossen, aus dem Naturgesang ein Kunstlied zu machen?

Ja, besser wäre es freilich, wenn unser Volk seine alten Lieder ohne Noten gut singen wollte oder könnte, aber das ist nicht mehr. Der Gebirgsbauer singt noch ohne Noten, ihm nützen Noten nicht und schaden Noten nicht. Der Thal- und Flachlandbauer singt nicht mehr naiv; der Kleinbürger auf Dorf, Markt und Stadt singt noch weniger, in diesen Kreisen würde das Volkslied ohne Noten vergessen sein, sowie für uns der Text desselben ohne Druckbuchstaben vergessen wäre.

Freilich geht es auch bei uns oft so zu, wie Hermann Schütze es im sächsischen Dorfe gefunden hat; manches Lied wird von den Noten herab ohne Verständnis gesungen und jämmerlich verhunzt; allein für das Gegentheil gibt es auch Beispiele. Wir wissen es, mit welcher Begeisterung die von Schmölzer, Gauby, Koschat kunstsanglich gemachten Volkslieder auf dem Dorfe wie in volksthümlichen Kreisen der Stadt gesungen werden, wie markig und frisch das bereits verloren gewesene Volkslied wieder aufklingt. Der Natursänger verdirbt an einem nach Noten gesungenen Volksliede lange nicht soviel, als der Kunstsänger.

Dass auf dem Dorfe Volkslieder vom Notenblatt und unter dem Tactstabe gesungen werden, ist also noch nicht das größte Unglück; aber wenn die Bauernmusikanten in ihren Kirchen schwierige Messen und Vespern, in ihren Musikabenden allerlei Opern- und Operettenstücke aufführen, das ist ein Graus! *Hier* steckt der Bauer im Frack, *hier* parliert der Hausknecht französisch! R.

Kindermund.

Kinder erfinden sich zur Zeit, als ihnen die Sprache der Erwachsenen noch zu schwer, zu unverständlich und zu — ungereimt ist, eine eigene Redeweise, in der sie unter einander und mit den Großen sprechen und deren Theile manchmal recht

echtem, natürlich-mächtigem Volksempfinden? In den Gesang dieser und ähnlicher Volksweisen vermag der schlichte, unbeholfene Bauernbursch, dem sich weder Weltschmerz, noch überfeines Empfindeln nachjagen läßt, ein seltsam rührendes Gefühl zu legen — wissen Sie, ein Gefühl, das vielleicht von irgend einer traurigen Erinnerung, irgend einer zerschlagenen Hoffnung her im Grunde seines Herzens verborgen schlummert . . . Aber er muss es eben naiv, unbeeinflusst, sich selbst überlassen, ausklingen lassen dürfen. Es darf nicht einer mit dem Tactstock vor ihm stehen, der ihm mit allerhand Geberden falsches und fremdes Fühlen und Empfinden einzuturnen versucht . . ."

Die Pause zwischen dem ersten und zweiten Theile des Programmes war zu Ende. Dieser zweite Theil war der berühmte, leider heute unvermeidlich gewordene „humoristische".

Es waren die bekannten faden, plumpen, witz- und geschmacklosen Männerchöre, die zum Vortrag kamen, von denen sich in den letzten dreißig Jahren eine wahre Schreckensliteratur herausgebildet hat. Keine Spielart dieser traurigen Sumpfblumen war den Sängern erspart geblieben, von der „Schweinsknöchelpolka" und der „Madam Mullerich und Madam Bullerich" bis zum modernen „Dresdner Brezelmännermarsch". Wie sie da so hölzern und unbeholfen standen, die wettergebräunten Gestalten, und mit den schwieligen Händen die humoristischen Notenblätter hielten, wie die Begleitstimmen nach dem Willen des Autors durch ihr tactmäßiges „Ha, ha, ha!" ihrer unbändigen Lachlust Ausdruck geben sollten und dies nun thaten mit den ausdruckslosen Gesichtern und der von der Schwierigkeit des „Kunstgesanges" zeugenden, ernsten tiefen Sängerfalte auf der Stirn — da ward mir's so unendlich bitter und weh ums Herz, dass ich leise nach Hut und Stock griff. Und mit hastig beistimmendem Nicken folgte mir der alte Mann, der bis dahin trüb schweigend, das Haupt in die Hand gestützt, vor sich hin gebrütet hatte.

Wir giengen still dem Bahnhofe zu. Endlich brach ich aus: „Nun sagen Sie mir aber — wünscht denn wahrhaftig unser Volk diesen Jammertrödel zu seiner Erheiterung? Haben Sie denn heute unter Sängern wie Hörern auch nur einen einzigen Menschen gesehen, dem diese «Humoristika» auch nur ein Lächeln abzwangen?"

„Dass meine Bauern den Kram wirklich wünschten", sagte der alte Herr, „davon kann wohl kaum die Rede sein. Aber 's ist eben «Modesach» geworden, dass der Bauer von heute die Unarten des Großstadtpöbels mitmacht oder wenigstens nachahmt, weil er denkt, oder weil man ihm einredet, er bliebe sonst zurück hinter dem allgemeinen Fortschritt in der Weltgeschichte. Dass er sich bei solchem Singsang nicht glücklich fühlt, das weiß ich ganz genau! O — Sie hätten sie sehen sollen, wie sie damals bei Erntefesten oder Hochzeiten, oder auch nur während der Rast auf dem Felde, an arbeitsfreien Sommerabenden oder bei lustigen Zusammenkünften im Winter ihre Lieder sangen, dass es eine Lust war! Ich mag wohl ein rohes uncultiviertes Cantorlein gewesen sein", fuhr er lächelnd fort, „denn von Noten und Singheften haben sie nie etwas zu sehen gekriegt. Hätt' auch wahrlich nicht gewusst, wozu. Die Jungen sangen's den Alten nach, und die Alten den Jungen. Und ganz so kunstlos war's ja wohl auch nicht. Wenn ich's dahin gebracht hatte, dass die tieferen Stimmen sich waldhornartig in Terzen und Sexten als zweite Stimme der Melodie anzubequemen verstanden; wenn ich in Zeiten der Heuernte durch die Felder wanderte und da und dort tiefe, klare Altstimmen an helle Discantstimmen sich anschmiegen hörte, — dann", und dabei zitterte seine Stimme, „dann hab' ich mich oft recht stolz gefühlt. . . Da gab's ja wohl kein sangbares Lied, zu dem sie sich nicht ihre einfache Begleitstimme zurechtgelegt hätten. Und wenn sie beisammen waren, Männlein und Fräulein, da bedurft' es nicht erst des lüsternen Dreitactes, um das Strenge

sonst nicht gefällt, geht sie einfach aus dem Hause, ohne dass sie nöthig hätte, zu kündigen. Mir begegnete es mit meinem ersten Mädchen, dass ihr Vater sie mir des Montags von der Wäsche fortholte, weil er eine Stelle in der Fabrik für sie erhalten hatte. Sie packte sofort ihre Sachen und gieng, — ich konnte nichts dagegen machen. Und wenn sie kommen, sind sie ganz die feinen Damen, erkundigen sich erst genau nach allen Einzelnheiten der Haushaltung, sehen sich ihr Zimmer an, besonders daraufhin, ob sich ein „bureau“ darin befindet (ein unten aus Kommode, oben aus großem Spiegel bestehendes Möbel). Meist bleiben sie nicht lange, trotz des hohen Lohns von wenigstens 2 Dollars wöchentlich, d. i. ca. 18 Gulden monatlich. Die meinige bekommt sogar 26 Gulden. Und dabei putzen sie nicht einmal die Stiefel für den Herrn; dieser muss sich vielmehr — will er sich nicht selbst daran machen — sein Schuhwerk auf der Straße reinigen lassen oder sich extra einen Nigger (Neger) für diesen Zweck halten. Um gleich noch ein Beispiel von den übrigen Lohnverhältnissen im Haushalt zu geben, sei erwähnt, dass eine Waschfrau 4 Gulden den Tag erhält und dabei nicht länger arbeitet als von 8—6 Uhr. Aufwartefrauen sind überhaupt sehr schwer zu bekommen und müssen ebenfalls sehr theuer bezahlt werden. Eins ist ganz so wie bei euch: sie streben alle nach der Fabrik, weil sie dort unabhängiger sind. Woher sie freilich kommen, weiß man nur allzu oft nicht, denn polizeiliche An- und Abmeldung sind nicht Sitte. Es kommt vor, dass sie aus öffentlichen Häusern direct in einen Dienst gehen, weil es ihnen gerade so gefällt, und man ahnt nichts davon, wen man um sich hat. Zeugnisse braucht ja keine von ihnen zu besitzen! Oft geben sie einen ganz falschen Namen an, wenn sie sich ihres richtigen schämen. Die Dienstmädchennoth, welche gerade hier in Chicago herrscht, hängt damit zusammen, dass letzteres zu weit landeinwärts liegt. Wer stellt denn das größte Contingent der amerikanischen Dienstmädchen? Die eingewanderten Deutschen. Diese halten es jedoch meist für sicherer, in den Hafenstädten zu bleiben, als aufs Gerathewohl den zwei bis drei Tage langen Weg nach Chicago zu wagen, abgesehen davon, dass sie oft nicht mehr die nöthigen Mittel hierzu besitzen. Wie viel Stoff zu Gesprächen über Dienstboten wir amerikanische Hausfrauen besitzen, könnt ihr euch hiernach denken! Euch aber möchte ich wohl einmal meine Betty auf einige Wochen wünschen, dann würdet ihr in jedem deutschen Dienstmädchen ein Muster an Einfalt und Bescheidenheit sehen!

Lustige Zeitung.

Galanterie und Offenheit verband mit feinem Geschick jener Sohn des himmlischen Reiches, der als Attaché der chinesischen Gesandtschaft in London einem Gartenfest beiwohnte und von einer etwas koketten Dame ins Gespräch gezogen wurde. Auf die Frage, was die Chinesen an den Frauen am höchsten schätzten, antwortete er, ohne sich zu bedenken: „Die häuslichen Tugenden.“ Die Engländerin fuhr darauf in mitleidigem Tone fort: „Wirklich! Sie haben es also nicht gern, wenn Ihre Frauen in Gesellschaft gehen, um etwas zu plaudern?“ — „Nein, gnädige Frau, ein Chinese hat das Recht, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, wenn sie allzu gesprächig ist.“ Die Dame glaubte hierin eine leise Anspielung sehen zu müssen und fragte spöttisch: „Ich fürchte, dass das mein Los in China sein würde!“ worauf der Chinese mit einer tiefen Verbeugung erwiderte: „Sie dürfen überzeugt sein, dass mit dem Tage Ihrer Ankunft in China die harten Gesetze gegen die Gesprächigkeit der Frauen abgeändert würden.“

E n t s c h u l d i g t. „Aber, liebes Lieschen, deine Briefe an mich wimmeln ja von orthographischen Fehlern!“ — „Ja, Liebster, weißt du — ich fürchte mich so, von Mama ertappt zu werden, und da schreib' ich dir immer im Dunkeln.“

merkwürdig oder zum mindesten recht drollig sind. Manchmal auch ist es die naivste Unbehilflichkeit des Ausdruckes, dann wieder das geniale Hinwegspringen über einen spröden Gegenstand, das uns anmuthet. Agathon Keber hat in seinem Büchlein „Zur Philosophie der Kindersprache“ (Leipzig. Th. Grieben. 1890) eine Auslese von Kinder-Ausdrücken geboten. So bat ein Kind im Morgengebete den himmlischen Vater:

„Und ich bitt' dich väterlich,
Ein gutes Kind lass werden mich.“

Ein anderes Kind gestand: „Ich bin ein Liebling (Liebhaber) von Kuchen.“ Weitere Kinderausdrücke: „Beim Untergange von Sodom und Gomorrha regnete es Schwefelhölzer vom Himmel.“ „Bei der Sintflut regnete es vierzig Tage und fünfzehn Ellen lang.“ „Die Blumen hat der liebe Gott gewachselt (wachsen lassen).“ „Das hat mich vertraurigt“ (traurig gemacht). „Er hat drei Kinder und zwei Mädchen.“ „Als biblische Geschichte war, waren die Menschen noch sehr arm.“

Ein Kind fragte: „Wie viel ist denn ein Procent?“ Ein anderes antwortete auf die Mahnung, es solle sich nicht so im Dreck umherwälzen: „Ich will ja ein Drechsler werden.“ Als eine Mutter warnte: „Lass das, sonst schilt die Tante!“ antwortete das Kind: „Ist sie denn eine Schildkröte?“ „Tante, du brillst ja so!“ sagte ein anderes zur alten Person, die Brillen trug. Ein Lehrer, welcher das Wort „Furien“ erklärt hatte, verlangte ein Beispiel. Das Kind antwortete: „Furigen Sonntag habe ich mich erkältet.“ Ein fünfjähriges Mädchen erzählte nicht bloß von Ameisen, sondern auch von einer Amaus. Ein anderes fragte: „Ist Weihnachten zuerster, als mein Geburtstag?“ Ein anderes wollte sagen: „Auf diesem (in die Rumpelkammer gestellten) Stuhl sitzt wohl kein Mensch“, und sagte: „Alle Menschen sitzen wohl nicht auf diesem Stuhl.“ „Der Storch hat mir ein Geschwister gebracht“, erzählte ein vierjähriges Mädchen, „es ist eine Puppe“ (ein Bub).

Nach der Übersiedelung einer Familie von einem Stadttheil in einen anderen sagte das Kind, als es vom Fenster der neuen Wohnung aus das erstemal die auf dem Platze stehende Kirche sah: „Ich danke dir, lieber Papa, dass du mir da draußen die schöne Kirche herstellen ließest.“

Jeder, der selbst mit Kindern zu thun hat, wird diese Beispiele leicht ins Zehnfache vermehren können.

Amerikanische Dienstboten.

Interessant für unsere Hausfrauen dürfte die Schilderung amerikanischer Dienstmädchen-Verhältnisse sein, welche dem Privatbriefe einer jungen, nach Chicago verheirateten, deutschen Frau entnommen ist. Sehr angenehm ist, so heißt es in dem betreffenden Schreiben, die Sitte, dass einem alles ins Haus gebracht wird, was man in der Wirtschaft braucht. Es wäre jedoch anders auch gar nicht möglich, denn die hiesigen Dienstmädchen gehen mit keinem Korb auf die Straße. Infolge dessen gibt es wohl auch keine Rollen für die Wäsche; denn die Mädchen würden sich vielfach weigern, die Wäsche zur Rolle hinzutragen. Aus ähnlichen Gründen besteht hier an der Hofseite jedes Mietshauses eine äußerst praktische Einrichtung, welche ich euch drüben wohl empfehlen möchte. Es ist dies eine einfache, aus Stricken bestehende Hebevorrichtung, an welche jeder Mieter ein Anrecht hat und welche Waren, leere oder gefüllte Eimer ꝛc. hinauf-, resp. hinabbefördert. Dadurch wird viel mühevolles und zeitraubendes Treppensteigen gespart. Ach, die deutschen Dienstmädchen! Wie anspruchslos sind sie doch gegen die unserigen! Hier ist jedes Mädchen mit am Tisch; sie würde es als Beleidigung auffassen, wenn man ihr das verweigern wollte. Wenn sie nach ihrer Meinung nicht genug zu essen bekommt oder es ihr

ick's mir manchmal mit eenem Bittern zu versüßen suche? Hab' ick Eenen jetrunken, bin ick jleich een andrer Mensch, und eenem andern Menschen muss man doch och wat jönnen."

„Herr Pfarrer, begehe ich eine Sünde, wenn ich zum Tanz gehe?" — „Ja, liebes Kind, das kann ich dir nicht sagen. Ich bin ja nicht dabei!"

Ein rücksichtsvoller Führer. Auf dem Rhonegletscher. Führer (zu einem englischen Touristen, der von seiner Tochter begleitet ist): „Hier, mein Herr, ist die Stelle, wo der bekannte Bergsteiger Uri in den Abgrund stürzte." — Engländer: „Hier wäre es gewesen? Unsinn! Der Ort liegt zwei Stunden von hier entfernt. Im vorigen Jahre haben Sie mir ja die Absturzstelle gezeigt!" — Führer (zuvorkommend): „Sie haben recht, aber ich glaubte, für Ihr Fräulein Tochter würde es bis dahin zu weit sein!"

Ein schwäbischer Pfarrer spricht mit kleinen Kindern in der Religionsstunde über die Allgegenwart Gottes und fragt: „Wo ist Gott?" — Antwort: „Überall." — Frage: „Ist er auch in der Stube?" — Antwort: „Ja." — Darauf fragt ein kleiner Junge den Pfarrer: „Isch Gott au in üsem (unserm) Cheller (Keller)?" — Pfarrer: „Ganz gewiss!" — Schüler: „Jetzt sieht ma, dass n' Lügner bischt, mir han jo gar kein' Cheller!"

Guter Trost. Vater (von der Reise zurückgekehrt): „Weshalb heulst du?" — Söhnchen: „Mama hat mich geschlagen!" — „Na, sei ruhig, von morgen an haue ich dich wieder!"

In der Provinz Sachsen wurde eine Landschule vom Kreisschulinspector besichtigt. Als dieser eintraf, behandelte der unterrichtende Lehrer gerade das Hauptstück von der Gerechtigkeit Gottes. Der Schulinspector hörte dem Unterrichte einige Zeit zu, dann ergriff er das Wort und richtete an die Kinder die Frage, wie sich Gottes Gerechtigkeit zu seiner Gnade verhalte. Er erwartete natürlich die Antwort zu hören: Gottes Gnade ist größer als seine Gerechtigkeit. Nach einer Pause erhielt er die Antwort: Gottes Gerechtigkeit verhält sich zu seiner Gnade wie 1 zu 250." Als der Schulinspector eine Begründung dieser Behauptung wünschte, erklärte der Knabe Folgendes: „Gott will strafen bis ins vierte und wohlthun bis ins tausendste Glied. Beim Strafen zeigt er seine Gerechtigkeit, beim Wohlthun seine Gnade. Demnach ist das Verhältnis zwischen Gerechtigkeit und Gnade wie 4 zu 1000 oder 1 zu 250!"

Deutlich. Ein berühmter Professor, der vielfach durch neugierige Fremde gestört ward, ließ schließlich an seiner Thür ein Schild mit folgender Aufschrift anbringen: „Wer zu mir kommt, erzeigt mir eine Ehre, wer nicht kommt, macht mir ein Vergnügen!"

Galgenhumor. „Du, Adolf, woher hast du denn die dicke Backe?" — „Die? Das ist weibliche Handarbeit."

Sunn' und Monschein.

Hat d'Sunn zan Monschein gsogg:
Hon a scheans Lebn;
Kann ih den gonzn Tog
D' Welt schaffn segn.
Siag ih, wia 's Gampsal springg
Hoch üba 's Gwänd,
Siag, wia da Jaga
Sein Stutzerl obrennt.
Siag ih, wia 's Dirndl
In Feld Fuata schneidt,
Schau ih hin wodawöll
Lauta Lebn und Freid;
Und üba Berg und Thal
Strah ih mein Sunnenstral.
Fallt ma nit ein,
Dass ih eppa da Monschein mecht sein! —
Hat draf da Monschein gsogg:
Hon a scheans Lebn;
Kann ih die gonzi Nacht
D' Welt rastn segn.
Siag ih, wia 's Gampsal leckt
Drobn afn Schnee,
Siag ih, wia 's Hirscherl trinkt
Unten ban See;

Vor der Gardinenpredigt. Frau: „Jetzt habe ich vier Stunden gewartet, dass du aus dem Wirtshause heimkehrst!“ — Mann: „Und ich dort vier Stunden, dass du einschlafen solltest.“

Richter: „Sie haben also diese beiden Herren am Sonnabend derbe durchgebläut und gestehen dies auch zu?“ — Angeklagter: „Jewiss doch, Herr Richter!“ — Richter: „Hm! Und wie kamen Sie dazu, alle beide in dieser unverantwortlichen Weise zu schlagen?“ — Angeklagter (freimüthig): „Offen jestanden, Herr Richter, for eenen Eenzigen wären die Keile zu ville jewesen!“

Dem erwarteten Gerichtsvollzieher zum Gruß hatte ein Leipziger Studio in seinem Zimmer auf in die Augen fallendem Zettel folgende Verse niedergeschrieben:

„Ich weiß, du kommst, um mich zu pfänden,
Du strammer Bote des Gerichts!
Ich kenn' die Leute, die dich senden,
Doch diese Leute kriegen nichts;
Zwar dein Bestreben scheint mir löblich,
Pflichteifer treibt so früh dich her;
Doch glaub' mir, Freund, Du kommst vergeblich,
Denn hier ist alles öd' und leer.

Sieh' hier eh'mal'gen Reichthums Reste:
Ein Port'monnaie mit nichts darin,
Dort an der Thür hängt eine Weste,
Wenn sie dir ansteht, nimm sie hin!
Sonst bieten nichts dir diese Räume,
Die suchend jetzt dein Blick durchirrt;
Denn Stiefelknecht und Gummibäume
Gehören meinem Zimmerwirt.

Du siehst: hier ist nichts fortzuschleppen,
Mich dauert, dass du dich bemüht!
Es sind vier unbequeme Treppen!
Geh' hin, wo Pracht und Luxus blüht!
Noch ist es früh, — genieß den Morgen!
Was nützt es, dass du länger weilst?
Doch kannst du, Freund, mir etwas borgen,
Leg's hin, eh' du von dannen eilst!“

Der Canonicus Pfäffle besucht im Auftrage des Ministeriums die Lehranstalt des Directors Sch. Dieser führt den geistlichen Herrn unter anderm auch nach dem Garten, wo zu Leckerzwecken allerlei Pflanzen gezogen werden. Director: „Sehen Sie, Hochwürden, die Gruppe hier rechts, das sind fleischfressende Pflanzen.“ — Canonicus (höchst überrascht): „Wie? Was?“ — Director (lächelnd): „Wie ich Ihnen sage, Hochwürden; die Pflanzen da fressen Fleisch.“ — Canonicus (schnell gefasst, mit heiligem Eifer): „Aber doch hoffentlich nicht an Freitagen!“

Pfarrer: „Ja, das hilft nichts, Schwabelbauer, das ist nun einmal so Sitte, ihr müsst Eurer seligen Frau eine Grabschrift setzen, sonst denken die Leute, ihr hättet euch gar nicht ein bisschen lieb gehabt.“ — Schwabelbauer: „Was das betrifft, Herr Pfarrer . . . Sie wisse, ich bin e friedfertiger Mann . . . sie hat's als gar arg mit mir getriwwe, und geschmisse hat sie mich auch . . . ich kann nun emal net gege die Wahrheit rede . . “ — Pfarrer: „Nun, so setzt auf den Grabstein: „Sie ist mein Stecken und mein Stab gewesen.“ . .

Am Hofe des Königs Karl X. von Frankreich lebte ein geistreicher, aber ganz ungewöhnlich häßlicher Priester. Als derselbe eines Tages durch ein, kurzweg als „Ochsenauge“ bezeichnetes Vorzimmer des Herrschers in Versailles gieng, sagten einige dort befindliche Höflinge ganz laut: „Da kommt Aesop zu Hofe.“ Kaltblütig erwiderte der Geistliche: „Ihr Gleichnis, meine Herren, ist für mich sehr schmeichelhaft, denn Aesop machte die dümmsten Thiere sprechen.“

In der Stadt K., die an einem See liegt, findet sich folgende Bekanntmachung angeschlagen: „Wenn man eine Frau aus dem Wasser ziehen will, soll man sie an ihren Kleidern, nicht an den Haaren erfassen; es hat sich gezeigt, dass die letzteren dem Rettenden meist in den Händen bleiben.“

Ein anderer Mensch. Geistlicher: „Hören Sie die mahnende Stimme eines Freundes nnd lassen Sie ab von dem Genusse geistiger Getränke!“ — „Ach, Herr Prediger, det Leben is so schwer. Is et mir da zu verdenken, wenn

hoch anzurechnen, dass sie die ethischen Momente in der Geschichte ihrer Landsleute mit feinfühligem Verständnisse und begeisterungsvoller Hingabe an die Freiheit zum Ausdrucke bringt. Ein Anachronismus ist das „flandrische" Tuch des Heiden Tello; in der zweiten und dritten Erzählung mag das „flandrische Tuch" hingehen. Der Name „Flandern" taucht erst im siebenten Jahrhundert auf und wenn es im zweiten Jahrhundert in der römischen Provinz „belgica secunda" auch Tuchmacher gab, so erzeugten diese gewiss kein „flandrisches" Tuch. Die Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit erscheinen im Commissionsverlage von J. Vogel in Glarus. Ich hielt mich länger als sonst bei diesem Buche auf, weil es, wie ich glaube, das Erstlingswerk einer begabten und eine edle Richtung verfolgenden Schriftstellerin ist.

Die Verfasserin der Novellen „Aus Österreich" (Deutsche Verlags-Anstalt) José Baronin Schneider von Arno besitzt die beneidenswerte Gabe, anmuthig und kurzweilig zu plaudern. Dies beweist eine der reizendsten Humoresken, die mir seit längerer Zeit zu Gesichte kamen: „Lustgas." In den ernsten Erzählungen wird die Verfasserin gern etwas sentimental. Die zweite und dem Umfange nach bedeutendste Novelle des Buches „Graue Augen" ist in Anlage und Durchführung sonst gelungen, nur die Charakteristik ist nicht immer scharf und zutreffend genug. Man glaubt beim Lesen der Briefe des Helden die Herzensergießungen einer Gouvernante zu hören. Das „unphilosophische Wort über die Philosophie" hätte uns die außergewöhnlich begabte Dame ersparen können. Das Buch enthält im ganzen außer dem Vorwort und dem „unphilosophischen" Nachwort sechs Novellen, von denen schon die erste, oben kurz gekennzeichnete Novelle „Lustgas", das Buch als gute Lectüre empfiehlt.

A. Godin ist eine gewandte Erzählerin und ihre sechs Kleinen Geschichten (Berlin. Schorr) sind recht hübsch, bis auf die fünfte Geschichte „Liebeskraft". Diese Geschichte ist wirklich nicht hübsch. Eine Dame soll nicht den Ehebruch zum Vorwurfe einer Erzählung wählen, wenn sie nicht gerade muss, und A. Godin muss nicht — denn eine reiche, geläuterte Phantasie ist ihr dienstbar. Dafür ist die dritte Novelle „Herzklopfen" eine originelle, prächtige Geschichte voll schalkhaften Humors, der besonders am Leser sein Müthchen kühlt. Schon dieser Geschichte wegen verlohnt es sich, das Buch zur Hand zu nehmen.

Nettes in der Kleinmalerei leistet Alexandrine v. Holmblad, die ebenfalls Kleine Geschichten (Hamburg. J. F. Richter) veröffentlicht. Wenn sie aber glaubt, kleine Geschichten müssten auch mit so winzig kleinen Lettern gedruckt werden, so mag sie nur einen Theil der Leser für sich haben — der andere Theil wird diesen Druck ein Augengift nennen. Die Geschichten, die meist kleinbürgerliches Leben anschaulich und oft mit Humor schildern, entbehren rührenden Beiwerkes nicht und das Märchen „Die Ballschuhe" verräth geradezu Andersen'sche Schule. — tt —

Novellen von Richard Voss. (Berlin. Freund & Jeckel 1890.)

Gestern ein kunstvolles Gefäß, heute Scherben! Das ist sonst der Lauf der Welt. Ich weiß einen Fall, wo das umgekehrt ist. Anfangs die „Scherben" und nachher das vollendete kunstreiche Gefäß. Ich spreche von dem Wege, den Richard Voss zurückgelegt von seinem ersten, weltzerfahrenen Werke „Scherben" bis zu seinen neuesten Werken, z. B. den Dramen, die gegenwärtig siegreich und bewundert auf der deutschen Bühne stehen. Hier weise ich nur auf den Erzähler hin, der uns die Romane „Bergasyl", „der Convertit", „Michael Cibula", die „Römischen Geschichten" und die „Novellen" geschrieben hat. Die neueste Sammlung der Novellen habe ich mit besonderem Genusse gelesen und in denselben eine Geschichte mit wahrem Entzücken. Die Geschichte heißt: „Der faule Checco." Es gibt nichts Liebenswürdigeres, nichts Gesünderes als diese Dorfnovelle, und wenn man sie wunderswegen vergleicht mit des Verfassers Erstlingsarbeiten, so muss man Respect haben vor einer moralischen Kraft, der es gelungen ist, aus Irrpfaden sich zum rechten Wege zu finden, sich in Leid und Kampf emporzuringen zur freien, sonnigen Stelle, wo die Besten der Nation stehen. Besonders diese Geschichte, „der faule Checco", könnte nicht köstlicher sein, selbst wenn sie Gottfried Keller, an dessen urkräftige Muse sie erinnert, in seiner besten Zeit geschrieben hätte. Es ist nicht zuviel gesagt. Voss' Werke nun zu charakterisieren, kritisch zu zergliedern! Das ist meines Amtes nicht. Ich will mit diesen wenigen Worten nur hingewiesen haben auf die erzählenden Schriften des Dichters, des weiteren mag der Leser sich selber in Verkehr setzen mit einer großen eigenartigen Kraft, dergleichen etwas sehr Seltenes ist im neuen deutschen Reiche. R.

Realistische Märchen und metaphysische Histörchen. Nicht für höhere Töchter, noch für niedere Buben. Von R. P. Löhn. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

„Auf! Hollaho! Ihr frommen Zionswächter! — Ihr, des Geschmacks privile-

Siag, wia da Jaga
Van Berg obakeicht,
Wiar er zan Fensta
Van Dirndl hinschleicht.
Und wieviel Glück und Ruah
Deckt mei Glanz freindli zua!
Kimp mar in Sinn,
Dass ih doh liaba da Monschein bin.

Hans Fraungruber.

Marie von Ebner-Eschenbachs sechzigster Geburtstag.

Zu Marie von Ebner-Eschenbachs sechzigstem Geburtstag, den die Dichterin auf ihrem Familiensitz, Schloss Zidslavic in Mähren am 13. September d. J. begieng, stellte sich unter den Gratulanten auch der Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Wien ein, um mit einer sinnigen Huldigung sein gefeiertes und allverehrtes Mitglied, das zugleich zu den Stiftern des genannten Vereines zählte, zu ehren. Ein voller, von Lorbeerzweigen umwundener Ährenkranz, in dessen Schleife eine künstlerisch ausgeschmückte Pergamentrolle steckte, trug die folgenden, von Coswine v. Berlepsch verfassten Widmungszeilen:

Wie dein milder Geist
Des Menschenherzens Tiefen und Höhen,
Sein Fehlen und nicht zum mindesten auch
Seine närrischen Sprünge
Liebreich erforscht und verstanden,
Dann *seine* Menschen geschaffen hat

Und in das lichte Reich der Kunst sie erhoben, —
Dem ein Gleichnis,
Winden den Kranz von gold'nen Ähren wir dir,
Dem Segen der heiligen Erde,
Und flechten den Lorbeer,
Den hohen,
Um die Gottesfrüchte
Reich aufgegangenen Lebens.

Lasse mit zager Hand
Zu deinen Füßen ihn legen!
Bewunderung — Liebe
Blickt zu dir empor
Und sieht in der Zukunft Gründen
Dir — und uns — bescheert,
Manch' goldenes Erntejahr noch.

Bücher.

Neue Novellenbücher.

Vier Novellenbücher liegen in schwesterlicher Eintracht auf meinem Tische. Der scharfsinnige Leser, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, hat es gewiss schon weg, dass es sich um Frauenliteratur handelt. Wenn ich ihm noch gestehe, dass alle vier Bücher gut geschrieben sind und mitunter recht hübsche Sachen enthalten, so wird er mir gern glauben, dass mein Vergnügen beim Lesen ein doppeltes war. *Silvia Andrea* versenkt sich in ihren *Erzählungen* in „Graubündens Vergangenheit". Willig folgen wir ihrer Phantasie in der ersten Erzählung „Ein Apostel" in das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in den Widerstreit des Christenthums gegen das Heidenthum und begleiten den Heiden „Tello" bis zu dem Momente, wo er nach Überstehung vieler Abenteuer und Herzensstürme sein Heil im Christenthume sucht. „Der Märtyrerstab wird von nun an deine Stütze sein, die Dornenkrone dein Schmuck." — „Und er zog aus, nicht mehr Tello, der letzte Sprössling des Stammes Randorix, sondern einer von vielen, ein Lichtbringer auf dem Pfade des Irrthums, ein Bahnbrecher durch den Urwald der Unwissenheit, einer von vielen, dessen Spur im Eilschritt der Jahrtausende vergessen aber nicht verloren ist, ein Apostel des Friedens." Wir haben es hier also mit einer jener Erzählungen zu thun, in denen der Geist des Christenthums zum Nachtheile des Wertes desselben nicht aus dem Herzen seinen Keim holt, sondern durch Widerwärtigkeiten und Leiden von außen in das Herz gesenkt wurde; wäre Tello in seinen Handlungen und Erlebnissen zufällig glücklicher gewesen — er wäre sicher ein Heide geblieben. — Die zweite, stofflich wertvollste der drei Erzählungen, „Donat von Vaz", führt uns in das 13. Jahrhundert und klingt in den begeisternden Ausruf aus: „aber siegreicher als der brausende Sturm erhob sich von Burg Rivail auf strahlendem Flügel und schwang sich über die Thäler Hohenrhätiens ein gewaltiger Aar: Der Geist der Republik!" — Die dritte Erzählung: „Dem Licht entgegen" behandelt das Landsknechtswesen der Eidgenossen im sechzehnten Jahrhundert mit seinen Auswüchsen und die Reformation. — Je mehr sich die Erzählungen der Gegenwart nähern und demnach aus klarerem Grunde sich erheben, wird die Charakterzeichnung sicherer und gelungener. Der Drang nach Befreiung aus leiblicher oder geistiger Knechtschaft bricht sich in allen drei Novellen siegreich Bahn. Die Geschichte der Eidgenossen bietet hiefür dankbaren Stoff und es ist der Verfasserin

Wollen und Wirken, überhaupt die ganze politische Rolle derselben in einem zum Theil neuen, eigenen Lichte erscheinen lassen. V.

Mantegazza, Prof. Paul, Blumenmärchen. Aus dem Italienischen von Dr. R. Teuscher. (Jena. Hermann Costenoble.)

Diesmal beschenkt uns Mantegazzas berühmte Feder mit einem Werke, zu welchem seine reiche Phantasie allein den Stoff geliefert hat, mit einer Sammlung von Gedichten in prosaischer Form, von denen jedes eine besondere Blume zum Gegenstand hat. Von jeher hat das Volk jeder Blume einen gewissen Charakter, einen Grundgedanken, den sie ausdrücken soll, zugeschrieben, wie dies ja schon die sogenannte Blumensprache andeutet. In solcher, uns tief ergreifender, poetischer Auffassung schildert uns Mantegezza die Entstehung der interessantesten Blumengestalten, der schönen und hässlichen, der bescheidenen und hochmüthigen, der selbstsüchtigen und hingebenden, und erfindet für jede einzelne eine reizende Erzählung, in denen der vielgereiste Verfasser uns mit köstlichem Humor in die natürlichen Ursprungsländer jeder Pflanze versetzt und so die glücklichste Abwechselung in seine Darstellungen einführt. V.

Auf Schneeschuhen durch Grönland, so lautet der Titel des Werkes, welches der Nordpolfahrer Dr. Fridtjof Nansen herausgibt und dessen 1. Lieferung soeben in der Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg erschienen ist.

Mit Spannung sieht man der Beschreibung dieser abenteuerlichen Fahrt entgegen.

Eine Beigabe von nicht zu unterschätzendem Werte sind die gezeichneten Abbildungen und die dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechenden Kartenbeilagen der Nordpolarregion. V.

Kinder-Gartenlaube herausgegeben von Albert Richter (Nürnberg).

Außerordentlich beliebt in der Kinderwelt und auch dieser Verbreitung vollkommen würdig, ist die „Kindergartenlaube", welche bereits vier Jahrgänge hinter sich hat. Sie bietet eine Fülle von Stoff zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren und ist ein in seiner Art einzig dastehendes Unternehmen. Was dem Werke zur besonderen Zierde und Empfehlung gereicht, das sind die ganz vorzüglich ausgeführten Farbendruckbilder. V.

Zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der „Modenwelt" 1865—1890. (Berlin. Franz Lipperheide.)

Dieses Gedenkbuch enthält nebst der Geschichte der Zeitschrift „Modenwelt" eine bildliche und beschreibende Übersicht der Moden seit 115 Jahren, welche sehr lehrreich und überaus ergötzlich ist. M.

Zonentarifzeiger. (Wien, Robert Weis.) Derselbe enthält alle Übergangsstationen, vorzüglichsten Badeorte und frequenten Stationen, aus welchen bei mehr als 4000 Combinationen ebenso einfach wie schnell zu entnehmen ist, welchen Betrag man zu entrichten hat, wenn man die Stationen der westlichen Staatsbahnen untereinander zu befahren hat. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Hamerling, König von Sion. Illustrierte Pracht-Ausgabe, Lieferung 10.—15. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Fünfter Band. Kalendergeschichten, Gedichte, Aphorismen, Beschauliches, Stimmungsbilder, Mundartliches u. s. w. (Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1890.)

Aus drei Ländern. Novellistische Sittenbilder von Olga Wohlbrück. (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.)

Irma. Schauspiel in vier Acten von Adam Müller-Guttenbrunn. (Dresden. E. Pierson. 1891.)

Friedrich Hölderlin. Fritz Reuter. Von A. Wilbrandt. (Führende Geister, herausgegeben von Dr. A. Bettelheim. II. Bd.) Dresden. L. Ehlermann. 1891.

Aus dem Bürgerhause. Novellen von Anna Hartenstein. (Dresden. Verlag des Universum. 1890.)

Jenseits des Meeres. Amerikanische Skizzen von Maurice Reinhold von Stern. (Glarus. J. Vogel. 1890.)

Moltke als Denker. Goldene Worte aus sämmtlichen Werken, Reden und Briefen des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke. Von Dr. Adolf Kohut. (Berlin. S. Gerstmann. 1890.)

Gesammelte Dichtungen von Ludwig Eichrodt. Zwei Bände. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1890.)

---

gierte Pächter. — Auf euch pfeif' ich, ihr scheinheiliges Lügnerlumpenpack. — So hab' ich dreimal mehr als ihr Charakter. Die Schmutzigen seid ihr, ich bin ein Nackter. — Ihr versteht mich nicht, ihr Kakerlaken, das ist mir Wurst und Schnuppe, janz ejal." —

So heißt es in Ihrem „Vorruf". Aber warum so ungezogen, Herr Löhn? Wissen Sie, vor wem Sie stehen? Vor Goethe, Schiller, Lessing, Uhland, Grillparzer, Raimund und anderen „Pächtern des Geschmacks". Wenn auch der Geschmack sich ändert, einen Respect dürften die genannten Männer immer noch verdienen. Meinen Sie nicht, ungeberdiger Herr Löhn? Der Wurm höhnt den Adler, weil er selber nicht fliegen kann. Was Sie in diesem Büchlein zusammengeschrieben, ist mit wenigen Ausnahmen lächerlich, sinnlos, brutal und abgeschmackt. Sie wollen sich indes klug zu Genossen schlagen: „Doch euch, Naturalisten, derb und liederlich, ihr Söhne der Natur, euch grüß' ich brüderlich." Ja sicherlich, schöne Seelen finden sich.

Nur eines möchte ich Sie fragen, warum Sie Ihr Büchlein „höheren Töchtern" nicht in die Hand gegeben wissen möchten? Wenn der „Naturalismus" gar so unschuldig und segenbringend ist, weshalb wollen Sie denn die höheren Töchter darum verkürzen? Oder haben Sie die Bemerkung, dass Sie nichts für „höhere Töchter" sind, nur darum auf das Titelblatt geschrieben, damit Sie ein besseres Geschäft machen? Ei gehen Sie, lieber Herr Löhn, dann handeln Sie lieber mit Häuten, Knoppern oder anderen Naturproducten. Die Richtung, welche Sie und Genossen in der Literatur einschlagen, mag einzelnen Lesern Spass machen, das ganze Volk, der ernste Mensch wird niemals daran Geschmack finden. Wenn aber das deutsche Volk zu euch in die Schule gehen sollte, dann ist es das deutsche Volk nicht mehr, dann wird es einmal heißen: Das deutsche Volk ist sittlich zugrunde gegangen an seinen Dichtern. Ihnen gebe ich den Rath, Herr Löhn, dass Sie in stiller Stunde einmal darüber nachdenken wollen, was Sie mit ihren „Realistischen Märchen und metaphysischen Histörchen" eigentlich gewollt haben. Wahrscheinlich nichts, als ein gutes Honorar. Sehen Sie, und das haben Sie auch nicht bekommen. Es ist eine elende Welt. M.

Unser Kaiser im Liede. Eine Festgabe zum 60. Geburtstage Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. Von Dr. Wilhelm Schram. (Brünn. Rudolf M. Rohrer.)

In der schönen Sammlung wetteifern Poeten wie Zedlitz, Castelli, Friedrich Halm, Josef Weilen, Friedrich Marx, Egon Ritter von Ebert, Cajetan Cerri, Stephan Milow, Ernst Wildenbruch, Rosegger, Ant. Schlossar, Emil Soffé und andere aus älterer und neuer Zeit, um dem geliebten Herrscher des Reiches ihre Huldigung zu bringen. Einzelnes Weniges sieht allerdings so aus, als käme es mehr aus dem Knopfloch, als aus dem Herzen; die meisten dieser Poesien jedoch tragen den Stempel echter Begeisterung und Liebe an sich. R.

Der erste Band des neuesten Werkes von Hans Wachenhusen: **„Aus bewegtem Leben, Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren"** (Verlag der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt), liegt jetzt vor.

Wachenhusen beginnt seine Aufzeichnungen mit dem Jahre 1853, der Thronbesteigung Napoleons III., und führt uns im ersten Bande bis zum Jahre 1861, der Einigung Italiens zu einem Königreiche unter Victor Emanuel. Vom Balkan, dessen Zustände in jener Zeit er in lebendigen Farben schildert, führt er uns durch den russisch-türkischen Feldzug über Konstantinopel nach Wien, von da nach Berlin, woselbst er einige Zeit der Ruhe pflegte. Aber lange hält er es nicht aus. Bald finden wir ihn auf dem Kriegsschauplatze in Spanien wieder, von welchem er, nach mancherlei Irrfahrten, sich nach Italien begibt, dort die Befreiung und Einigung Italiens miterlebend.

In wechselnden Bildern läßt der Verfasser Land und Leute an uns vorüberziehen, weiß die Personen trefflich zu schildern, die in dem Wirrsal der damaligen Zeit die politischen Fäden in der Hand hielten, das Feuer schürten oder mit dem Degen in der Faust die Knoten zerhieben, welche diplomatische Künste geschürzt. Daneben führt er uns in die Gesellschaft, in das Leben der Höfe mit ihren Intriguen, in die Salons der Vornehmen und Reichen, an die Stätten, wo Kunst und Wissenschaft ihre Pflege haben, und zeichnet charakteristisch Männer und Frauen, die in jenen Tagen eine hervorragende Rolle spielten und deren Namen noch in aller Gedächtnis sind.

Besonders interessant sind die Schilderungen und Beobachtungen über das Leben in den großen Hauptstädten, so namentlich über Paris, das damals begann, seine heutige äußere Gestalt anzunehmen, und über den Hof Napoleons III., welcher das Barometer für den politischen Wetterstand war. Mit scharfem Blick hat Wachenhusen mancher der maßgebenden Personen besondere Züge abgelauscht, die uns den Charakter, das

Heimgarten

3. Heft. December 1890. XV. Jahrg.

Der Adlerwirt von Kirchbrunn.

Eine Dorfgeschichte von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Siebenter Abschnitt.

Jetzt währte es noch zwei Tage, und von Gessnitz langte ein Bote ein. Der Jungknecht aus dem Salmhofe war's. Er stand vor dem Adlerwirtshause so eine Weile herum, stolperte dann ins Gastzimmer und ließ sich einen Krug Apfelwein geben. Er zerrüttete sich fast den Kopf im Nachsinnen, wie er es angehen werde, dass seine Neuigkeit nicht tödtlichen Schreck hervorbringe. Fürs erste that er ein paar herzhafte Züge, das machte ihn muthiger. Und als der alte Adlerwirt — grau und mager war er geworden die letzte Zeit her — in die Stube trat und den allein dasitzenden Gast fragte, was es Neues gäbe? antwortete der Jungknecht mit unbehilflichen Worten, es sei halt so auf der Welt. Er bringe gerade nichts Gutes. — Dann trank er wieder.

Der alte Wirt horchte gespannt hin. „Wenn ich mich nicht verkenne“, sagte er, „du bist ja ein Salmhoferischer?“

„Wohl eh, wohl eh“, antwortete der Knecht und fuhr sich mit der flachen Hand über das breite Gesicht.

„Also wie geht's daheim, wie geht's?“ fragte der Wirt unter den lebhaftesten Zeichen der Theilnahme.

„Gestern auf den Abend ist's halt gar worden mit ihm“, berichtete der Knecht.

„Was sagst?“ fuhr der Wirt auf. „Der Salmhofer! Mein Schwieger! Wird doch nicht —“

„Er liegt schon auf der langen Bank“, sagte der Bote.

Der alte Adlerwirt schlug sprachlos die Hände zusammen.

„So viel schnell ist es gegangen“, berichtete der Knecht. „Das Blut ins Hirn gesprungen, sagt der Doctor. Morgen nachmittags ist die Leich.“

Gedichte von Anton v. Schullern. Aus dem Nachlasse gesammelt und herausgegeben von seinen Freunden. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Mußestunden. Lyrische Dichtungen von Willy Schollmeyer. (Seifhennersdorf. Max Großmann. 1891.)

Deutsche und deutsch-österreichische Volkslieder für vierstimmigen Männerchor. Im Auftrage des deutschen Volksgesangvereines in Wien herausgegeben von Dr. J. Pommer. Bisher 4 Hefte. (Wien. Rebay & Robitschek.)

Die Landquart-Davos-Bahn. Von J. Hauri. (Pfarrer. Mit 30 Bildern. (Zürich. Orell Füßli & Co.)

Führer durch Zürich. Herausgegeben von der officiellen Verkehrscommission. (Zürich. Orell Füßli & Co. 1890.)

Soolbad und Inhalation Salzungen in Thüringen. (Salzungen.)

William Hogarth. Vortrag von Prof. Emil Soffé, gehalten im Mährischen Gewerbe-Museum am 11. November 1889. (Brünn 1890.)

Brückenkunde. Cultur- und literar-historische Studie von Dr. Ed. M. Schranka, mit einer Geschichte der Prager Karlsbrücke von Theodor Hutter. (Prag. H. Dominicus. 1890.

Leitfaden der Ästhetik. Zum Schulgebrauche und zur Selbstbelehrung verfasst von Maurus Hoffmann. Verfasser von „Die Kunst des ästhetischen Genießens“. (Wien. Moriz Perles. 1891.)

Kowys Humoristische Vorträge. Allen Freunden echt wienerischen Humors zugeeignet. (L. Daberkows Verlag. Wien. 1890.)

Die natürliche Erziehung. Grundzüge des objectiven Systems, von Dr. Ewald Haufe. (Meran. F. W. Ellmenreichs Verlag.)

Der Taschen-Arzt. Ein treuer Rathgeber in allen Krankheitsfällen. Nebst einem Anhang: „Wie bleibt man gesund?“ Von Karl Griebel. Praktischer Vertreter der Naturheilkunde. (Meran. 1890.)

Deutscher Volkskalender für das gemeine Jahr 1891, welches 365 Tage hat. 3. Jahrgang. (Olmütz, Verlag des „Bundes der Deutschen Nordmährens“.)

Kalender des deutschen Schulvereines auf das Jahr 1891. Redigiert von A. Müller-Guttenbrunn. (Wien. A. Pichlers Wtw.)

Postkarten des Heimgarten.

R. S., Reichenberg: Nein, damit klopfen Sie bei uns allerdings vergebens an. Wir stehen weder mit einer literarischen, noch politischen, noch irgend einer anderen Coterie in Verbindung, wir stehen ganz allein und befinden uns recht wohl dabei.

S. A., Triest: Ein ruhmreiches Andenken knüpft sich an unsere Murdampfschiffahrt allerdings nicht. Man muss sich nur damit trösten, dass ein Adler kein Walfisch und ein Steirer kein Matrose ist. Übrigens, was für ein Landsmann ist Österreichs größter Seeheld?

× Bitten, ungebeten keine Manuscripte einzuschicken. Haben dafür keine Verwendung, keine Zeit, sie zu prüfen, keine Anstalt, sie zurückzuschicken, müssten sie, um unter Papierbergen nicht zu ersticken, verbrennen.

P. A., Zwettel. Aus Hamerlings hehren Dichtungen einzelne Stellen herauszureißen um dieselben für Parteizwecke zu benützen, kommt uns nicht anders vor, als zerreiße man einen goldenen Faden, an welchem Perlen und Diamanten gereiht sind, um diese als Kugeln in Revolver zu laden und loszuknallen. Das willkürliche Herausreißen von einzelnen Sätzen aus Dichterwerken kann unter Umständen eine Fälschung bedeuten. Wozu schreibt der Dichter, der Ethiker ein ganzes großes Werk, wenn irgend ein Satz ihn schon vollkommen vertritt, schon Alles sagen kann? Seien Sie ehrlich im Citieren, sonst kann Sie eines Tages des Dichters eigener Geist zermalmen.

M. H. Prag. Ihr Manuscript ist zum letzten Autodafé zu spät gekommen. Erst am 31. October d. J. wird wieder geheizt.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

darum weinen auf dem Kirchhofe, weil sie den alten Mann so bitterlich schluchzen sah. Der junge Adlerwirt schien merkwürdig gefasst zu sein; nur als er die Großbäuerin sah, die gebeugt aber ergeben am Grabe ihres Mannes kniete, ward ihm das Auge feucht. Frau Kunigunde weinte nur wenig, aber in ihrem ganzen Wesen war eine kalte, fast ehrfurchtgebietende Trauer ausgedrückt. Sie war stets an Seite ihrer Mutter und suchte diese damit zu trösten, dass sie ihr zum künftigen Aufenthalte das Adlerwirtshaus antrug. Der Salmhof soll verkauft werden und die Mutter nach Kirchbrunn ziehen.

„Das wäre ja gut“, meinte die alte Bäuerin, „wenn's nur auch deinem Manne recht ist.“

„Meinem Manne!“ rief Frau Kunigunde fast lachend aus. „Was geht denn das meinen Mann an! Glaubst du, Mutter, ich werde mich vom Manne auch so tyrannisieren lassen, wie du? Das wirst du anders erfahren, bis du im Adlerwirtshaus bist. Was du hast leiden müssen, Mutter! du bist still gewesen, aber ich weiß es, und ich werde es den Männern heiß entgelten, das hab' ich mir vorgenommen.“

„Gott tröst' seine Seel'!“ sagte die alte Salmhoferin mit gefalteten Händen, „ich trag' ihm nichts nach, meinetwegen soll er nichts zu leiden haben.“

„Ja ja, es soll's statt seiner nur ein anderer büßen!“ versetzte Frau Kunigunde.

Auf den Hof zurückgekehrt, sahen die beiden Frauen mehrere fremde Leute in den Wirtschaftsgebäuden umhersteigen.

„Was wollen denn diese?“ fragte die Adlerwirtin.

„Lass sie umhergehen“, antwortete die Mutter, „die Neugier plagt sie. Mir scheint, es ist auch der Klobensteiner Verwalter dabei. Der wird Vieh kaufen wollen. Der Großknecht wird's schon ordnen. — Komm', Kundel, wir wollen einen warmen Kaffee trinken.“

Die erste Zeit nach dem Tode des Großbauers blieb Frau Kunigunde nun im Salmhofe bei ihrer Mutter.

Die beiden Adlerwirte kehrten alsbald nach Kirchbrunn zurück. Den Wolfram erwartete zuhause die Nachricht, dass der Professor Nix abgereist sei und einen Brief hinterlassen habe. Dieser Brief lautete:

„Lieber Wolfram!

Mich geht die Sache nichts an, aber zusehen mag ich nicht. Und still sein mag ich auch nicht. Ich werde unwirsch. Was soll ich dir weh thun? Du hast schon auch so dein Theil. Zu helfen ist dir nicht. Also breche ich meinen Sommeraufenthalt im schönen Kirchbrunn ab und gedenke eine Reise zu machen. Sei bedankt für alles. Umkehren wirst du kaum. Du stehst jetzt auf dem Punkte, wo viele Wege sich zweigen. Schlimm ist jeder, aber wähle nicht den allerschlimmsten. Gott walt's.

Josue Nix.“

Als der Wolfram diesen Brief gelesen hatte, befiel ihn ein solches Leid, dass er zusammenbrach auf eine Bank und stöhnte. Jetzt war dieser Mann von ihm gewichen, der seit Jahren als fröhlicher Genosse und Rathgeber sein Vertrauen gewonnen. Er hatte einen Vater, aber der war oft herrisch, eigennützig, launenhaft und nicht immer verlässlich. Er hatte Jugendfreunde gehabt, hatte viele gute Kameraden, aber sie waren Schmarotzer, Schelme oder Dummiane. So recht aus Herzensgrund sich geben und vertrauen glaubte er nur mehr diesem Manne zu können, der allsommerlich sich eingefunden mit seinem hellen Kopfe, mit seinem heiteren, treuen Herzen. Er war selber schier ein anderer geworden in dieser Gesellschaft, er hatte, bei aller Verehrung für ihn, manche Schalkerei,

Der Wirt schritt mit gerungenen Händen die Stube auf und ab und konnte sich nicht fassen. Immer schüttelte er den Kopf und murmelte: „Wer hätte sich das gedacht!“ Aber auf einmal rief er mit gehobener Stimme: „Er hat's überstanden. Man muss noch froh sein, dass er kein großes Ableiden gehabt hat. — Trink aus, Bub, ich füll dir noch einmal nach.“

Als bald darauf der Wolfram eintrat, sagte der alte Wirt zu ihm: „Du Wolf, eine große Neuigkeit. Musst aber nicht zu arg erschrecken. Morgen heißt's nach Gefsnitz fahren. Das Schlimmste ist eingetroffen.“

Der Wolfram schaute seinen Vater an, sagte aber kein Wort, blieb gelassen, zeigte weder Trauer noch Freude. Dann stieg er die Treppe hinan zu seiner Frau. Vor ihrer Thür stand er still und schöpfte Athem. Es kam ihm sauer an, dass er ihr jetzt einen großen Schmerz bereiten sollte. Doch wer wird's sonst thun, als er? Mit der möglichsten Schonung will er ihr die Nachricht mittheilen und ihr liebevoll beistehen im kindlichen Leide. An die Vortheile, die durch des Schwiegervaters Tod dem Adlerwirtshause zukommen, konnte er nicht denken, es empörte sich in ihm etwas dagegen. Ihm war der Salmhofer nie nahe gestanden, aber mit seinem Weibe fühlte er Mitleid und jetzt das erstemal war es ihm, als ob er sie doch lieb hätte. Endlich trat er ein. Sie saß am Tischchen, war mit einer Stickerei beschäftigt und zählte just die Maschen. Er setzte sich ihr gegenüber und that, als schaue er aufmerksam ihrer Arbeit zu. Sie wollte aufstehen, er fasste sanft ihre Hand und sagte: „Bleib' ein wenig bei mir, Kunigunde.“

Sie blickte ihn forschend an. „Was bedeutet denn das?“ fragte sie kalt.

„Ich muss dir's doch sagen“, fuhr er fort, „ein Bote ist da vom Salmhof. Mit deinem Vater steht's recht schlecht.“

„Lüg' nicht!“ herrschte sie ihm zu. „Todt ist er!“

Der Wolfram schwieg.

„Todt ist er!“ rief sie und brach in ein heftiges Weinen aus.

Er stand zu ihr, sagte ihr gütige Worte, streichelte ihr Haupt. Mit dem Arm stieß sie ihn von sich. „Heuchler! Ihr habt seinen Tod doch kaum erwarten können!“

„Kunigunde!“ sprach er nun scharf und herb. „Das Wort sagst du mir nicht noch einmal! Meinetwegen hätte er noch hundert Jahre leben können. Ich suche nichts mehr bei ihm. So klug bin ich wohl geworden, meine liebe Kunigunde, dass ich endlich einsehe: Vom Salmhof kommt m e i n Glück nicht.“

Sie hatte ihr Haupt ins Bettkissen gedrückt und weinte. Ihm wollte das Herz zerspringen darob, dass er ihr jetzt, gerade jetzt das rohe Wort gesagt. Aber so stand's mit ihm, je wärmer sein Gemüth war, desto leichter und plötzlicher sprang es, wenn ihm wehe gethan wurde, in das Gegentheil um. Wenn er gegen sein Weib Gleichgiltigkeit, ja Abneigung empfand, da gab es nie etwas, da blieb er ruhig und überlegsam; so oft er aber mit einem warmen hoffenden Gefühl an sie herantrat und enttäuscht ward, setzte es fast immer einen Wettersturz und wilden Sturm.

Frau Kunigunde rüstete sich, um nach Gefsnitz zu fahren. Sie fuhr allein davon. Der Wolfram wollte zum Professor gehen, um ihm das Herz auszuschütten, aber der war nicht zuhause und seine Stube verschlossen. Die Stubenmagd berichtete ihm, der alte Herr wäre seit einigen Tagen recht missmuthig und verlange an jedem Abende die Rechnung.

Das Leichenbegängnis des Salmhofers ward mit großem Pompe vollzogen. Wie zu einem Jahrmarkte kamen die Leute zusammen. Der alte Adlerwirt war überaus gerührt, und manche weichherzige Person musste nur

der Alte den Sohn voll giftigen Grimmes. „Nein, Freund, das ist kein Hosenlupf. Wie wir jetzt hingeworfen sind, da stehen wir nicht wieder auf. Was sagst denn dazu? Pfeif' eins, wir sind ruiniert! Pfeif' eins, großer Geist, Narr, angesteckt vom alten Narren, der gottlob zum Teufel gegangen ist."

„Ich weiß nicht, was du willst, Vater", sagte nun der Wolfram. „Dir muss es immer sehr gut ergangen sein. Was mich anbelangt, habe ich schon Schlimmeres erfahren, als was du mir da sagst. Du hast freilich nur auf das Salmhoferische Geld gewartet und nicht gespürt, dass ich deine Habsucht im Fegefeuer büße. Und nicht darnach gefragt, was ich ausstehen muss neben dieser Person. Den Eltern zu gefallen eine heiraten, das ist die achte Todsünde; heute noch gehe ich zum Pfarrer und lasse sie in den Katechismus schreiben."

„Du bist ein dummer Knabe!" schrie der Alte.

„Der Vatername schützt dich, dass ich dir jetzt nicht ein anderes Wort sage!" so der Wolfram, blass, glühenden Auges, am ganzen Körper bebend. So viel Besinnung hatte er noch, dass er merkte, es wäre die höchste Zeit, aus der Stube zu eilen.

In seinem einsamen Zimmer, nächtig dunkel, feindselig fast die Stimmung des Raumes, in welchem Frau Kunigunde zu walten pflegte, saß der Wolfram und stützte seinen schweren Kopf auf die Hand. Und weil in dem Menschen etwas ist, das ihn nicht ganz versinken lassen will in Verzweiflung, so fiel es ihm ein: Vielleicht ist diese Wendung zum Glücke. Vielleicht ist ihr Stolz, ihre Härte jetzt gebrochen, wenn sie weiß, dass sie arm ist wie ein Karnerweib, vielleicht kommt jetzt ihre bessere Natur zum Vorschein. Ich will ihr's leicht machen. Keinen Vorwurf, keine Anspielung soll über meine Lippen kommen; beweisen will ich ihr, dass ich nicht das Geld in ihr achte und suche, wohl aber das warme Herz.

Zu seinem Vater gieng er noch einmal, der im Hofe wie wahnsinnig hin- und herrannte, und zu diesem sprach er: „Vater! Eines merke dir! Sage meiner Frau, wenn sie heimkommt, kein ungeschaffenes Wort! Ich will sie respectiert wissen, verstehst!"

„Ja versteht sich", höhnte der Alte, „eine *solche* Frau muss man respectieren!" Dann schlug er um: „Bettelbub! Was ist das für eine Manier?! Glaubst du Laff', weil ich dich nicht mehr enterben kann, du darfst mit mir umgehen, wie mit einem Landstromer?"

Der Sohn schritt ins Haus zurück.

In der Gaststube saßen ein paar angeheiterte Bauern und machten faule Spässe über ihre Weiber. Jeder prahlte sich damit, dass die Seine daheim die Hässlichste und Unsauberste und Zuwiderste wäre; und der eine stieß sein leeres Glas von sich, hieb mit der Faust auf den Tisch und gurgelte: „Das weiß ich!" Er wollte etwas sagen, wusste aber nichts.

„Wenn mich meine Alte recht fuchtig macht, so geh' ich ins Wirtshaus und sauf' mir einen Rausch!" rief der andere.

„Ha ha, ha ha!" lachte der eine, „und wenn du nachher heimkommst, siehst du den Drachen doppelt und dreifach. Das muss eine Freud' sein!"

Der Wolfram hörte ihnen mit Wehmuth zu, diesen unglücklichen Ehemännern, die so lustig sein und so tapfer trinken konnten. Auch er hatte das Trinken schon versucht, es gieng aber nicht. Nur in der Frohstimmung schmeckte ihm der Wein, aber es kam nie zu einer.

Und es wird doch wieder zu einer kommen! also ermuthigte er sich selbst. Vielleicht nimmt's eine Wendung. Denn dass es so bleiben sollte fürs ganze Leben — er vermochte es nicht zu denken, geschweige zu ertragen.

Ein so hartes Weib als er —

manchen kecken Burschenstreich mit dem kleinen Alten durchgemacht, er hatte manchen ernsten Rath desselben befolgt, und er hatte es nicht ein einzigesmal zu bereuen gehabt. Und diesen seinen letzten Rath — Ehescheidung! kann er nicht befolgen, unmöglich! Wie wird das enden?

Der alte Adlerwirt lebte ordentlich auf. Neue Geschäfte hub er an, Bauholz kaufte er, einen Steinbruch unweit des Dorfes wollte er erstehen, denn für das nächste Jahr hatte er einen Neubau des Adlerwirtshauses vor. Kirchbrunn soll ein Hotel bekommen! Eine Sommerfrisch-Anstalt mit Lustgarten und Bädern. — Seine Zeit muss man verstehen! Die Passionen der Mitwelt muss man ergründen, auf die Lösung dieses Räthsels ist eine große Prämie gesetzt — die Million.

Endlich kam ein Schreiben aus Gessnitz vom Notar. Der alte Adlerwirt athmete auf, er hatte es schon seit Wochen erwartet. Der Adlerwirt zu Kirchbrunn wird ersucht, in Angelegenheit des Salmhoferischen Nachlasses bei dem Notariat zu Gessnitz sich einzufinden.

„Einspannen!" commandierte der alte Adlerwirt. Er selber wollte fahren, der Wolfram war auf einem Holzeinkauf aus.

Der Notar, ein alter hagerer Mann mit brauner Perücke und schwarzgefärbtem Schnurrbarte, empfieng den Adlerwirt sehr höflich, kramte hernach eine Weile in Papieren um und stellte die Frage, ob der Adlerwirt, als Schwiegersohn des seligen Salmhofers, geneigt sei, dessen Erbe anzutreten.

Der alte Wirt war über die förmliche Frage in so selbstverständlicher Sache etwas erstaunt. Er antwortete: „Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass ich als Bevollmächtigter meines Sohnes Wolfram hier bin, und dass ich in seinem Namen erkläre —"

„Gemach!" unterbrach ihn der Notar. „Ich glaube, die Sache müsste wohl überlegt werden. Ich würde nicht rathen."

„Wieso? Wie meinen Sie das, Herr Doctor?"

„Außer Ihr Sohn denkt so vornehm, dass er die Ehre seines Schwiegervaters retten will."

„Ich verstehe nicht, Herr Doctor."

„Es ist höchst wahrscheinlich", fuhr der Notar fort, „dass in dem Nachlasse des verstorbenen Salmhofers die Passiven größer sind, als die Activen."

Es war heiß in der Kanzlei. Der Adlerwirt trocknete sich mit dem Taschentuche die Stirn, dann lallte er mit grinsendem Gesichte: „Ist ein Spass, hi hi."

„Ist kein Spass, lieber Adlerwirt", sagte der Notar. „Mit dem Vermögen des Salmhofers steht es ganz anders, als man angenommen hat. Es steht unerhört schlecht."

„Aber, Jesses, man sieht ja, was da ist!" brauste der alte Wirt auf.

„Nichts ist da", versetzte der Notar mit fürchterlicher Ruhe. „Alles gehört dem Baron Klobenstein. Seit vielen Jahren hat der Baron Geld geborgt, den Viehstand beigestellt, die Steuern bezahlt für den Salmhof. Der Großknecht auf dem Hof war so viel als Klobensteinischer Verweser, der alte Salmhofer genoss seit einiger Zeit vom Baron eine Art Gnadenbrot. Alles, was Sie heute sehen, und mehr als alles, gehört der Herrschaft Klobenstein. Leider, so steht es."

Und jetzt wusste es der Adlerwirt. „Der Teufel hol' eine solche Erbschaft!" schrie er in wilder Empörung. „Schulden! die habe ich selber."

Betäubt war er, wie er spät abends nach Hause kam. Als ein reicher Mann war er ausgefahren, als Bettler kam er heim. In die Wuth brachte ihn erst der Wolfram. Als er diesem die saubere Neuigkeit mittheilte, was geschah? Der Wolfram fuhr nicht auf, wurde nicht rasend, sagte gar nichts, zuckte nur die Achseln.

„Ist das ein Hosenlupf?" fragte

gibt ja so viele Millionen Menschen, die Bankerott gemacht mit ihrem Glücke, und sie fügen sich und leben geduldig dahin so lange, bis sie sterben. Warum will es unsereiner besser haben, als die meisten anderen? Je länger einer an seinem Glücke baut, desto tiefer baut er in die finstere Erde hinein, desto kümmerlicher wird's. Und es ist ganz gut so. Wie hart wäre das Sterben, wenn diese Welt desto schöner würde, je länger der Mensch daran verbessert und verschönert. Wenn es dem Unschuldigen schon oft gottlos schlecht geht, was will erst ich sagen! Ich habe das unrechte Weib genommen, habe es doch rechtzeitig gemerkt und bin nicht zurückgestanden. Ich kann mich zum Theil auf meinen Vater ausreden, der mich in diese Heirat hineingelockt hat, aber zum anderen Theil habe ich auch selber an ihren Reichthum gedacht und darnach geplangt. Mir geschieht schon recht.

Also richtete der Wolfram sich selbst, und dann saß er wieder in Straßenschenken und goss Wein auf sein wehes Herz.

Kauerte er einmal an einem heißen Sonntagsnachmittag auf dem Schabelberg, niemand war da als ein altes Weib, das im Bankwinkel nickend den Wünschen des Gastes harrte. Zahllose Fliegen umsummten den einsamen Zecher und sein Glas. Er starrte durch die trübe Fensterscheibe hinaus auf die blendend weiße Straße und auf die halbverdorrten, graubestaubten Halme und Sträucher, die am Rande hin- und herstanden. Da gieng ein Weibsbild vorüber. Dieses Weibsbild hatte, um den schwarzen Spenzer, sowie das rothe Halstuch vor Staub und ihr Haupt vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen, den blauen Außenkittel so über ihre Gestalt geschlagen, dass er wie ein Schirmdach muschelförmig den Oberkörper einhüllte. Der graue Unterrock gieng bis halb über die weißbestrümpften Waden und schlug bei jedem Schritte in pendelartiger Gleichmäßigkeit sachte hin und her. Aus der Muschel guckte ein frisch-rothes Gesicht, und dieses Gesicht war — dem Wolfram schoss alles Blut zum Herzen.

Rasch warf er ein paar Münzen auf den Tisch, stand auf und gieng hinaus. Die Straße zog bergwärts, das Dirndel stieg tapfer an, der Adlerwirt duckte sich ein wenig hinter der Hausecke und als sie einen gewissen Vorsprung hatte, schnalzte er mit der Zunge und gieng ihr nach.

Achter Abschnitt.

Die Jungmagd Frieda einst auf dem Salmhofe. Ein paarmal hatte sie sich ihren Dienstgenossen gegenüber geäußert: die Ehre wäre ihr doch zutheil geworden, dass der junge Adlerwirt an seinem Hochzeitstage mit ihr gute Gesundheit getrunken! Und dieses Prahlen hatte ihr den Dienst gekostet. Es war schon so etwas in der Luft gelegen, und der alten Salmhoferin sogar kam es nicht ganz richtig vor. Ein Brieflein von der Kundel schlug dem Fasse den Boden aus und die Frieda wurde verjagt.

Einen halben Tag lang war sie fortgegangen auf Wegen, Stegen und Steigen, ohne irgendwo um Arbeit zuzusprechen. Und als sie ins Gebirge gekommen war, wo die Bauerngüter seltener und die armen Waldhütten häufiger wurden, besann sie sich. Je entlegener und versteckter der Bergwinkel ist, in dem sie bleiben wird, desto besser. Es braucht's im Salmhofe niemand zu erfahren, wo sie ist, es braucht's im Adlerwirtshause niemand zu erfahren und es braucht's der Holzknecht Schopper nicht zu wissen. Es wird sich mit Gotteswillen wohl auch anders wer finden, mit dem sich gut Freund sein lässt. Oder ist der junge Adlerwirt der einzige auf der Welt? Gott sei Dank, nein.

In der Abachleuten beim Möstl nahm sie Dienst. Die Abachleuten

also empfand er's — hat keiner mehr auf der Welt. Ihre Herbheit, ja Rohheit gegen ihn that ihm umso weher, als Frau Kunigunde sonst manchmal und gegen andere Herz und Gemüth zeigte. So war sie nicht karg gegen Arme; manchem Bettelmann, der ihr zu schmeicheln wusste, gab sie mit vollen Händen. Ward ein Dienstbote krank, so war sie zwar ungehalten, besorgte aber schleunigst Pflege und Arzt; noch mehr Neigung wendete sie den Thieren zu, von denen sie sagte, sie verdienten mehr Liebe, als die Menschen. Am rücksichtsvollsten und aufmerksamsten war sie gegen ihre Verwandten. So unzufrieden sie zu Hause auf dem Salmhofe gewesen war, so lebhaft strebte sie jetzt manchmal nach dem Salmhofe zurück, all ihre Herzenswärme verschwendete sie dahin. Und nur ihrem Manne nichts und gar nichts, als Trotz und Bitterkeit.

Nach diesen ruppigen Tagen stand es an zwei Wochen lang, da kamen sie plötzlich angefahren, die Frau Kunigunde und ihre Mutter. Und mit Sack und Pack.

Für die Salmhoferin wurde alsbald das Baumgartenzimmer eingerichtet und als der Wolfram endlich Gelegenheit hatte, mit seiner Frau ein paar Worte zu sprechen, sagte er: „Ganz recht, Kundel, dass du deine Mutter mitgebracht hast. So lange wir selber in diesem Hause sind, wird sie auch noch Platz haben. Es ist recht, es ist schon recht."

„Habe ich dich darum gefragt?" entgegnete sie.

„Kundel", sagte er und wollte ihre Hand fassen, was sie aber zu verhindern wusste, „Kundel! wie du hart bist auf mich! das kann nicht dein Ernst sein. Du bist jetzt nur unglücklich, und das macht halt bitter. Mich erbarmst du."

„Schenke du dein Mitleid einer anderen, ich brauch' es nicht!" so ihre Antwort, gieng in ihr Zimmer und schlug hinter sich die Thür zu.

Der Wolfram stand noch eine Weile so allein da, dann that er einen Seufzer: „Ach! das ist ein Leben!"

Der alte Adlerwirt ließ sich von nun an selten mehr sehen. Er saß in seiner kleinen Stube neben der Küche und brütete vor sich hin. Manchmal gieng er, anstatt zu seinen wenigen, verdrossenen Gästen sich zu setzen, zum zweiten Dorfwirte hinüber und trank erstaunlich viel Wein. Aber die Gläubiger und die Executionsbögen fanden ihn auch dort, und endlich war es nicht mehr zu vertuschen, wie es stand. Und eines Tages war im Bezirks-Wochenblatte die Anzeige zu lesen von einer großen Vergantung zu Kirchbrunn.

Der Wolfram hätte sein schweres Herz gerne abgelastet vor dem einzigen Menschen, der ihm beigesellt worden zum gemeinsamen Tragen von Freud und Leid, aber die Thür ihres Zimmers war verschlossen und blieb verschlossen, wenn er auch klopfte. Also litt es ihn nicht mehr in den unwirtlichen Mauern seines Hauses, nicht mehr im Dorfe, wo er aus jedem Gesichte Mitleid oder Schadenfreude und Hohn zu lesen glaubte. Immer noch unter dem Vorwande, Vieh oder Holz einzukaufen, strich er im Gebirge um, verbrachte manche Nacht auf harter Bank der Schenkstuben oder in Heuscheunen. Mehrmals stieg er auf hohe Berge und blickte hinaus ins weite, schöne sonnige Land, und da ward er noch trauriger. — Wie ist die Welt so schön! Und wie sind die Menschen so arg!

In Waldgeschlägen fragte er an, ob man einen kräftigen Holzarbeiter brauchen könne, er wisse einen solchen. Denn klar und gewiss war es ihm endlich geworden, dass er mit seinem Weibe nicht mehr weiterleben könne. So wollte er auch von ganz Kirchbrunn nichts mehr wissen, sondern auf einem anderen Fleck ein neues Leben anfangen — sei es noch so armselig, besser als dieses auf jeden Fall. Es

zu dienen, Hartes zu mildern, Liebes zu thun und besonders verstand sie bald, sich als Pflegerin der armen Siechen so zu erweisen, dass der Möstl einmal seinem Weibe zuschrie: „Alte! An der hat uns der Herrgott eine geschickt, dass wir ihm dafür die große Zehe wegküssen sollten, wie die Betschwestern zu Rom dem heiligen Petrus.“

Was das Möstlweib darauf antworten wollte, das durfte aber nicht so herausgeschrien werden. Erst draußen am Feldraine theilte sie ihm ihre Bedenken mit: „Dass sie dir gefällt, die Frieda, wäre schon recht. Aber: auweh und auweh! möcht' ich sagen, sie gefällt auch anderen Mannsbildern. Wenn du Zehen wegküssen willst, so musst bald anfangen, sonst wird sie uns früher genommen. Schon das zweitemal habe ich am vorigen Samstag wahrgenommen, dass einer vor ihrem Fenster steht. Ein ganz fremder Kund ist's, habe mich zuerst schier gefürchtet vor ihm, aber geplaudert mit ihr hat er ganz gutmüthig.“

Und das Möstlweib hatte nicht schlecht beobachtet. Kaum dass die Magd Frieda ein paar Wochen in diesem weltverlorenen Hause lebte, war eines Abends auch schon der Schopper-Schub da. Vor dem gab's kein Verstecken! Eben wollte sie desselben Abends einschlafen, als er durch ein leises Klopfen an ihrem Fenster sich anmeldete. Sie war zuerst sehr erschrocken und sogar empört, allmählich jedoch kam es ihr zu Sinn, dass dieser Mensch doch gar zu anhänglich wäre, fast wie ein Bruder. Sie hatte ja ohnehin keinen Bruder. Sie setzte sich in ihrem Bette auf, er setzte sich draußen auf dem vorspringenden Wandschrott und so sprachen sie eine Weile miteinander. Er sagte, dass sie ganz recht habe mit ihrem neuen Dienstorte, und dass er schon bemerkt hätte, wie brav sie den armen Krüppel pflege und die Anhänglichkeit der Möstlleute besitze. Das würde ihr gewiss den Segen Gottes bringen und ihr würde es noch einmal viel besser ergehen, als mancher reichen und hochmüthigen Großbauerntochter. Ihm — so erzählte der Schopper treuherzig — fehle auch nichts. Er habe jetzt im Siebenbachwaldgraben eine große Riesen gebaut, welche von allen Holzmeistern gelobt wurde und welche ihm auch Geld und die Vorknechtstelle eingetragen habe. Vielleicht bringe er es doch noch einmal zu einer Eigenstatt, zu einer Hütte. Er wolle mit einer solchen klüger sein, als das erstemal.

„Ja, hast schon einmal eine Hütte besessen?“ fragte die Jungmagd.

„So groß wie das Möstlhaus“, antwortete er.

„Ein Häusel hast gehabt? Und hast es denn verthan? vertrunken? verspielt?“

„Verraucht“, sagte der Holzknecht.

„Jessas! So viel Tabak rauchen thust?“

„Angezündet hab' ich's, mein Haus, und niedergebrannt.“

„Nicht gescheit bist!“ versetzte die erschrockene Frieda. „Aber wie hat das können sein?“

„Weil ich ein rabiater Mensch bin“, sagte der Schopper. „Zufleiß hab' ich's gethan. Und gereut hat's mich auch noch nie!“

„Bei dir kennt man sich frei nicht aus“, meinte die Jungmagd.

„Bist neugierig?“ fragte er. „Nachher kunnt' ich dir's ja erzählen. Aber sitzen thu ich schlecht auf dem Schrottkopf.“

„Einen anderen Platz hab' ich nicht“, gab sie schneidig zurück.

„Alsdann bleib' ich sitzen auf dem Schrottkopf“, sagte er geduldig und hub an zu erzählen: „Von Wallischdorf bin ich her. Dort hat der Schoppen-Rüppel ein Gütel gehabt und zwei Söhne, meinen Bruder Juch, und mich den Schubhart. Und da geht einmal am Frohnleichnamstag nach dem Umgang, er hat noch den Himmel tragen helfen, der Schopper-Rüppel

war ein zwischen Berghalden schräge ansteigendes Wiesenthal mit einigen kleinen Kornäckern und Erdäpfelgärten. Ein kaltes Wässerlein rauschte durchs Thal und an den Wildstrüppen, die am Bachesrand standen, hiengen auch an den Sommermorgen kleine Eiszapfen. An der sonnseitigen Lehne der Abachleuten stand das kleine Haus des Möstl, das letzte hier, welches sich noch kümmerlich von Feld- und Wiesenwirtschaft fristete. In diesem Waldhause lebten zwei ältliche Eheleute, die sehr arbeitsam, sehr häuslich und immer frohen Gemüthes waren. Man merkte gar nicht, wie viel Sorge und Mühsal und Beschwerde es gab dahier. Der Möstl, ein rasches, gebücktes, ununterbrochen thätiges, stets glattrasiertes Männlein, war allezeit munter und aufgeräumt, und machte über jeden Graben, den das Schicksal ihm zog, einen kecken Sprung und lachte dazu. Seinem Weibe war's auch recht. Beide waren etwas schwerhörig und hatten daher sich eine laute Stimme angewöhnt, so dass man sie schon von weitem sprechen hörte mit klingendem Schall. Sie hatten sich immer etwas zu erzählen, zu fragen, zu rathen, manchmal neckten sie sich einander sogar, dass ein helles Gelächter entstand. Der Ehekrieg, den auch diese Leute führten, bestand darin, dass sie einander immer zu überlisten suchten: Beim Essen schmuggelte eines dem anderen möglichst unbemerkt die besseren Bissen zu, bei der Arbeit trachtete eines dem anderen die härtesten Dinge abzulasten.

Diese Möstlleute im Abachthale hatten auch ein Kind, eine bereits erwachsene Tochter, die aber schon seit Jahr und Tag in einem Strohsessel lehnte, weil infolge eines Wettersturmes, bei dem sie unter Wasser gekommen, ihre Füße lahm geworden waren. Das Mädchen musste in vielem wie ein Kind gepflegt werden, konnte nur wenige Arbeiten verrichten helfen, hatte bisweilen Schmerzen zu leiden und blickte trotzdem mit ihrem blassen, gutmüthigen Gesichte fröhlich ins Leben hinein, wenn man ihr Dasein und ihr Genießen überhaupt Leben nennen konnte.

Bei diesen Leuten nun hatte die wandernde Frieda eines Abends um Nachtlager gebeten, und bei diesen Leuten war sie verblieben. Ein guter Lohn, wie auf dem Salmhofe, war hier nicht zu haben, die Arbeiten hatten viele Beschwer, und doch war es der Magd, als sei sie im Himmel. Was war das im großen, reichen Salmhofe für ein Streiten, Beißen, Übervortheilen und Murren gewesen, der Leute unter einander! Und hier, welcher heitere Frieden, welche herzliche Einigkeit! Die Möstlleute machten aus der Arbeit eine Unterhaltung, aus jedem Werktage einen Festtag, denn alles, was da war, packten sie von der erträglichsten Seite an und thaten, als machten sie ein Kurzweil daraus. Das hatte die Frieda auch noch nicht gesehen, dass man laut lacht, als ob man gekitzelt würde, wenn man schwere Schmerzen leidet am siechen Körper. Die Adelheid konnte das! Das arme Mädchen lachte in den Nächten manch halbes Stündchen lang. Die Mutter that ihr alles, was in ihrer Macht stand, zugute und hatte bisweilen in ihrem freundlichen Auge etwas Nasses. Aber ein heiteres Wörtlein musste doch immer gesagt werden. Und wenn es manchmal besonders schlimm ward, so dass die Adelheid nicht mehr lachte, sondern ganz still war und die Zähne aufeinanderbiss, da huben die Alten ein emsiges Berathen an, verfielen auf allerlei Mittel, und ergriffen jedes mit solcher Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit, als ob alles Heil vor der Thür wäre.

Die Magd Frieda lebte neu auf in diesem Hause; neigte doch auch ihre warmlebige Natur zum Frohsinn hin. Als ob sie wieder Eltern und Schwester gefunden hätte, so war ihr, und sie trachtete den Leuten nach ihren Kräften

Fenster der Schwestern, und ob er nicht besser thäte, nach seiner schweren Tagesarbeit im Bette zu rasten, als den weiten Weg zu machen in die Abachleuten her. — Mehrmals nahm sie Anlauf, ihm das zu sagen, aber sie brachte es nicht übers Herz, ihn so zu kränken. Sie nahm sogar die kleinen Geschenke, als Wecken, frische Kaiserbirnen, welche er ihr mitzubringen pflegte — sie nahm derlei und sagte schön Vergelt's Gott dafür. Insgeheim jedoch waren ihr die Gaben von diesem Menschen zuwider und es that ihr selber weh', dass sie so undankbar sein musste. — Viel schlechter, so rief es einmal in ihr, viel schlechter ist der andere Wicht, der nächtig meine Ruhe stört. Was hat der junge Adlerwirt von Kirchbrunn in meinen Träumen zu thun! das geht ihn gar nichts an, ob ich mein Haar flechte oder nicht, und er soll nur seiner Frau Adlerwirtin die Augen küssen und nicht ein armes Dienstbot foppen.

Auf der Schabelhöhe, über welche eine Bergstraße führt, stand unter sieben alten Lärchen eine Kapelle. In derselben war ein frischer Brunnen und ein Muttergottesbild, genannt: Maria unter den sieben Lärchen. Dieses Bild war als wunderthätig bekannt und besonders von Leuten aufgesucht, die an heimlichem Herzweh litten. Der Volkswitz sagte: Wenn eine Jungfrau siebenmal am Brunnen bei Maria unter den Lärchen trinkt, dann bekommt sie einen Mann. Obzwar dieser Ausspruch in der Gegend nicht gerade als Glaubensartikel bezeugt war, so ließ sich doch nicht leugnen, dass jahraus jahrein viel junges Frauenvolk hinaufkam zur Schabelhöhe, andächtig vor dem alten, ungefügen Bildnis betete und dann einen kräftigen Schluck nahm aus dem Brunnen. Also war es auch der Magd Frieda schon mehrmals zu Sinn gekommen, ob sie nicht eine Wallfahrt machen sollte zu den sieben Lärchen; der Platz war vom Abachthale aus in einer guten Stunde zu erreichen. Ganz fern stand das Gnadenbild den menschlichen Liebesangelegenheiten auf keinen Fall. Ein heimlich Herzweh — das stimmt ja. War nicht einst der sterbenden Mutter letztes Wort: Frieda, wenn du nicht ausweißt, so knie' hin und thu' beten! — Und hatte die Frieda nicht auch dem Schopper versprochen, sie wolle so lange beten, bis sie ihn recht lieb habe?

Und eines Sommersonntags nachmittags gieng die Magd an den Waldhängen hinan, über die sonnigen Weiden fort, bis sie zur heißen staubigen Straße kam. Wie von diesen Höhen aus der Blick sich weitete hin auf die blauen Berge, so weitete sich auch ihr Herz und eine frohe Hoffnung kam über sie, dass sie nicht umsonst den Wallfahrtsweg machen werde zu der lieben Mutter Gottes.

Endlich stieg sie die Stufen hinan zur hölzernen Kapelle, die schon etwas hinfällig sich an eine der Lärchen lehnte. Sie hörte das Geplätscher des Brunnens, der an der Seitenwand aus dem Rohre in einen Steinkessel rann. Niemand war da, sie war ganz allein. Ihren Überkittel ließ sie vom Kopfe hinabgleiten, ihr Gebetbuch zog sie aus dem Säcklein und also kniete sie nieder vor der Muttergottes mit dem Kinde, die, aus Holz geschnitzt und mit Farben bemalt, fast in Lebensgröße auf dem Altare stand. Die Maria hatte eine Krone auf dem Haupte, hielt ein Scepter in der Hand, das Christkind trug im kleinen nackten Händchen die Weltkugel. So viel Herrlichkeit und Würde lag in diesem Bildnis, dass die Frieda sich dachte: und hier soll ich mein sündig Herz auspacken?

Mit dem Gebetbuche gieng es heute gar nicht. Da sind allerhand Anliegen darin, aber das ihre nicht. Wie soll sie es denn nur anfangen, dass sie nach ihrer Meinung jetzt beten kann? — „Der gute arme Mensch, der Schop-

her und verstirbt. So schnell ist das gegangen, dass er nicht einmal Testament machen hat können. Nur so viel hat er gesagt: Dem Buben gehört das Häusel und den anderen soll er mit dreihundert Gulden hinauszahlen. Jetzt, weil er keinen Namen genannt, so hat jeder von uns zwei Brüdern wollen der Bub sein. Denn du kannst dir denken, der ist im Vortheil. Und haben angefangen zu streiten. Der Juch hat das Gütel haben wollen und ich hab' es auch haben wollen. Ist eine Wirtschaft mit ihrer zwölf Joch Grundstücken. Haben uns vorher gar nicht unlieb gehabt, der Juch und ich, aber jetzt ist der Teufel los gewesen. Gestritten, wie die Bettelbuben, und gar beim Gericht hat's jeder beweisen wollen, er wäre der Bub, und ihn hätte der Vater gemeint, und ihm thäte das Häusel gehören. So währt's ein halbes Jahr und länger, keiner von uns hat mehr gearbeitet, jeder nur sinniert, wie er den anderen möcht' hinaustauchen. Geld hat's gekostet und Hirnschmalz und Herzblut — und die ewige Seligkeit hätt's kosten können, uns beiden. Und wie wir einmal so im Wirtshaus sitzen und schauderlich gegen einander gerathen — die Leute haben uns noch angehetzt — und wie wir schon kein gutes Haar aneinander lassen, dass einer wie der andere einem rechten Spitzbuben gleichsieht vor dem ganzen Dorf und zuletzt noch unseren verstorbenen Vater verschandieren — da spring ich gäh auf und davon. Nächtig Stund' ist, getrunken habe ich stark gehabt. Und wie ich zu meinem Häusel komm', das wie ein schwarzes Gespenst dasteht mitten in den Feldern, da fällt's mir ein: Niederbrennen! Das Gerümpel ist's nicht wert, was wir treiben. Im Aschen hat der Streit ein End'. — Kaum gedacht, bin ich mit dem Zündholz auch schon im Strohdach. Wie es licht wird im Thal und die Leute zusammenlaufen und ich auf einmal neben meinem Bruder steh', und vor uns bricht das Elternhaus nieder, da wird mir ganz eigen. Ich halte dem Juch die Hand hin und sag': Mein Theil ist verbrannt, die Grundstücke sollen dein sein und wir wollen Fried' machen miteinand. — Er schaut mich an im Feuerschein und sagt: Schlecht genug bist du, dass du's selber hast gethan. — Auf das bin ich fort ins Gebirg herein und Holzknecht geworden im Siebenbachwald. — Jetzt weißt es."

„Du bist ja ein grundschlechter Mensch!" sagte die Jungmagd ganz verblüfft.

„Neid ist's nicht gewesen", setzte der Schopper bei, „dass ich etwa hätte gemeint, wenn ich das Häusel nicht kann haben, so soll's auch der Bruder nicht haben. Aber Trotz ist's gewesen, und Dummheit, und hinter mir immer der Teufel: Nicht nachgeben, nicht nachgeben! — Dabei das Streit-Elend, die Bruderfeindschaft! Und wie schon manchmal ein Sturm in mich fährt, dass ich selber nicht mehr weiß, was ich thu', so ist's über mich gekommen, und so ist's geschehen. Mit meinem Bruder bin ich immer noch nicht auf gleich. Er hat seine Sach', ich gönne es ihm und was ich gethan, hat mich noch nicht ein einzigesmal gereut."

Die Jungmagd sagte: „Ein seltsamer Mensch bist." Und bei sich dachte sie: Weiß nicht, soll man sich vor ihm fürchten, oder was? . . .

Also plauderten sie manchmal von diesem und jenem und der Schopper kam nun öfter an ihr Fenster. Von allerhand redete er, aber nie von Liebe. Nichts von dergleichen. Nur einmal fragte er sie bescheidentlich, ob es ihr wohl auch recht sei, dass er so manches Stündlein an ihrem Fenster sitze, er thue es halt gerne und wäre so froh dabei.

Die Frieda brachte es nicht übers Herz, ihm zu gestehen, dass seine Gegenwart sie beklemme, dass sie ihn vielleicht gerne haben könne, wie einen Bruder, aber Brüder kämen nicht ans

aus Kirchbrunn, und dass er jetzt auf dem Punkte stehe, wo der Mensch nimmer weiß, ob er noch warten soll auf den nächsten Tag oder nicht.

„Mein Gott, Wolfram“, sagte sie voller Theilnahme. „Was willst denn, als warten, bis es wieder besser wird! Sollst dich nicht so viel kränken, Wolf, was hast denn davon, wenn du krank auch noch wirst!“

„Ich wollt', es hätt' alles sein Ende, alles, alles!“ so rief er mit schriller Stimme und schlug sich die Faust auf die Stirn.

„Wolf! So musst nicht. Musst nicht auch noch selber dein Feind sein.“ Sie legte ihre Hand auf seine Achsel. Er schlang mit Leidenschaft seinen Arm um ihren Nacken, sie warf dieses Joch heftig von sich, stand auf, um zu flüchten. Aber am Stamme eines Lärchenbaumes blieb sie stehen und strich wie traumhaft die losen Haarlocken aus dem Gesichte.

Der Wolfram war kauern geblieben auf der Bank, jetzt schaute er vorgeneigten Hauptes hin auf sie, in allen Enden seines Angesichtes zuckte es, dann lachte er auf.

„Das gienge noch ab“, sprach er. „Das Gedenken an dich ist meine einzige Labnis gewesen in dieser traurigen Zeit. Eine lebt doch auf der Welt, die zu mir steht. Wenn sie auch weit von mir ist und ich sie nicht mag finden, irgendwo ist sie doch und denkt an mich und wir sind beisammen. Und jetzt —“, er sprang auf, „jetzt bist auch du so?!“

Sie stand bewegungslos wie eine Bildsäule und schaute ihn an.

„Soll ich denn meines Irrthumes wegen ganz verloren sein?“ sprach er weiter. „Soll ich mein junges Leben selber zertreten, wie man einen Waldwurm zertritt, vor dem sich alle entsetzen? Ja, Frieda, ich thue es. Sie, im Adlerwirtshaus, hätte mich nie so weit vermocht, sie ist mir eine Fremde. Aber wenn ich weiß, dass auch du dich von mir wendest, dann ist es aus!“

„Wann“, entgegnete nun das Dirndel zagend, „wann habe ich dir denn einen Beweis gegeben, Adlerwirt, dass ich — dir so gut wäre?“

„Leugne es nicht, Frieda!“ sprach er mit Nachdruck, als wollte er einen Verbrecher überweisen. „Und wenn du mir nie was Liebes gesagt hättest, kein gutes Wort, und wenn du mir zehnmal weiter noch ausgewichen wärest, ich hätte es doch gewusst, dass du mich gern hast, und so gewiss, als du's von mir musst wissen. Du hast es tapfer niedergedämpft, vielleicht tapferer als ich. Wir haben uns beide redlich vor einander gewehrt. Es hilft alles nichts. Von jenem Tanzabende in Schwambach an hat's so gespielt, dass wir zwei zusammenkommen sollen, wir haben's nicht verstanden, haben uns so lange gesträubt, bis es uns heute auf diesem Platze ganz zornig zusammenwirft. Ist es nicht so, Frieda? Ist es nicht so?“

Das Dirndel presste die Hände ins Gesicht. „Ich hab' so gebetet da drinnen“, wimmerte sie, „so inständig gebetet zu der Muttergottes. Es ist alles umsonst! — Ich kann ja auch nicht sein, ohne deiner!“ — Mit diesem Schrei stürzte sie ihm an den Hals.

(Schluss folgt.)

per. Ist er denn wirklich so unbegehrt? Ist er denn häſslich, so dumm, so ungefüg und selbstisch? Das ist er nicht. Er ist ein herzensguter Mensch, und wenn er seinen Bart kämmen und pflegen möchte, wer weiß, was draus werden könnt'! Hernach, wenn man bedenkt, was er für ein tüchtiger Mann in der Arbeit ist und bringt's über kurz zum Holzmeister. Schlecht kann's bei dem ein Weib nicht haben, ernähren kann er auch etwas. Und wenn er eine so recht lieb hat, als wie er sagt, daſs er mich mag, da wird's kaum einen besseren Mann geben, als den. Ich habe schon Beweise genug, wie er zu mir hält. Der wird ja närrisch, wenn er mich nicht kann haben. Also warum will ich ihn denn nicht, das möchte ich wissen, du liebe barmherzige Mutter Gottes! Ich bin ja gewiſs nicht zu gut für ihn, schon eher zu schlecht. Ich weiß mir ja nichts auf der Welt und soll als arme Magd alt werden und versterben. Auf wen wart' ich denn? Ja, du himmlische Maria, warum will ich ihn denn nicht? Sei mir doch gnädig und gib mir deinen Segen. — Harte Anfechtungen habe ich oft, als müſste ich wohin gehen und was anstellen, daſs es groß Unglück gäbe für Zeit und Ewigkeit. O heilige Mutter Gottes, führe uns nicht in Versuchung! Gib mir die Gnade, daſs ich den Holzknecht recht kann lieb haben und sein Weib werden. O liebes Christkindel mit dem krausen Haar! Und wenn es schon nicht möglich kann sein, daſs ich ihn lieb hab' wie einen Herzensschatz, so gib mir die Kraft, daſs ich das Opfer mag bringen, so wie es für alle drei am besten ist. Ich will dir ja nicht zu sparsam sein mit Wachskerzen, wenn du mir hilfst und den rechten Weg weisest. O gegrüßt seist du, Königin, Mutter der Barmherzigkeit!"

Also dachte und murmelte die junge Magd vor sich hin, manches sprach sie laut und traumhaft, dann schlug sie das Buch auf, machte sich Vorwürfe, daſs sie nicht einmal mehr beten könne, sie war sich's kaum bewuſst, welch heißes, kindliches Gebet sie eben verrichtet hatte.

Und während sie so kniete in der Kapelle und mit sich rang, ehrlich und tapfer, wie noch selten ein Weibesherz gerungen, stand am Eingang einer und beobachtete sie. Sie entfaltete ein weißes Handtüchlein, fuhr sich damit über die heißen Wangen und erhob sich — da sah sie ihn.

„Schau", sagte er und schnalzte mit der Zunge — der Wolfram war es — „da sehe ich eine Seltsame. Die will sich auch einen Liebsten erbitten."

Sie verbarg ihre Überraschung hinter Trotz und antwortete: „Ja, das will ich auch. Aber nicht etwa, so wie es der Herr Adlerwirt meint."

„Das hilft alles nichts, Frieda", sagte der Wolfram. „Komm Dirndel, setzen wir uns da auf die Bank. Wir haben schon lange nimmer miteinander geplaudert."

Unter dem Schatten der Lärchen, am Rande von jungem Fichtendickicht hin waren aus rohen Brettern Tische und Bänke aufgeschlagen, weil alljährlich am Maria Heimsuchungstage ein Fest hier abgehalten und dabei Getränke ausgeschänkt wurden. Die Frieda wollte eigentlich fest stillstehen und den Adlerwirt keines Blickes würdigen, aber ihre Füße stiegen sachte die Stufen herab und an seiner Seite über den grünen Anger zu einer Bank hin.

Als sie völlig zu sich kam, saß sie neben dem Wolfram, der, seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in der Hand hielt.

„Ach ja, Dirndel!" seufzte er auf. „Seit wir zwei uns das letztemal gesehen, habe ich viel durchgemacht, du glaubst es nicht." Und nun begann er zu erzählen von seinem häuslichen Elende, daſs er so viel als vertrieben sei aus seinem Vaterhause, ja selbst

die Blätter fielen, wenn der Nebel im Walde braute, wenn der Boden vor Frost unter unseren Tritten hallte. In all ihren Phasen, ihren heiteren und schwermüthigen Reizen hatten wir die Natur belauscht. Kein Wetter vermochte uns zu schrecken. Und dann, wenn wir heimkehrten, wie froh genossen wir oft den Abend, an Eindrücken zehrend, von denen stubensitzende Leute gar keinen Begriff haben.

Meine Gedanken wandelten die alten Pfade; Bilder stiegen vor mir auf, so scharf und bestimmt in allen ihren einzelnen Zügen, als ob ich sie in Wirklichkeit erblickte; Partien der heimatlichen Landschaft, genau so, wie sie in diesem Augenblicke aussehen mussten. Ich sah unsere beiden Gestalten darin wandern, ja ich hörte unsere Stimme im Gespräch — ich träumte mit offenen Augen.

Da weckten mich aus meiner Versunkenheit sanft, kaum hörbar, liebliche Laute. Der eine meiner kleinen Sänger hob noch ganz leise zu singen an, ein halblaut' Abendliedchen; fast war's, als hätte er es, meine Gedanken errathend, in der Stille ersonnen, um in seiner Weise daran theilzunehmen.

Die zarten Töne berührten mich ganz eigen, wie die Erinnerung an einen vergessenen Traum. Es ist seltsam, wie die Klangfarbe eines Tones, einer Stimme, wie ein einzig Wort, ja ein Duft, ein Hall, oft längst Versunkenes vor die Seele rufen kann. Diese Laute, halb Geplauder, halb Gesang, hatte ich in meiner frühesten Kindheit gehört — zauberhaft tönten auf einmal Waldvogelstimmen in meinem Ohre — ein verwettertes Haus stand vor mir — eine niedrig dämmerige Stube mit mächtigem Ofen und tickender Wanduhr, eine Reihe kleiner Fenster, durch welche Wiesen- und Tannengrün mehr als der Himmel hereinschauten — Kindheitserinnerungen! Wie märchenhaft sich das aufthut!

Wir waren oft in das einsame Haus gekommen, zur Winters- und Sommerszeit. Eine alte Frau, die uns stets beschenkte, wenn wir kamen, wirtschaftete hier abseits von den Menschen, mit ihrem Sohn und einem, wie uns vorkam, ururalten Verwandten, dem einstmals das Heimwesen gehört hatte. Die Alte in ihrer Einsamkeit, mit den immer spendenden Händen, war für uns Kinder eine Art Fee, deren Bereich wir stets mit erwartungsvollen Empfindungen betraten. Das Gärtchen vor dem Hause mit den hohen Buchseinfassungen, den vielen Blumen, Kräutern und Beerensträuchern, von denen wir naschen durften; im Hintergrund die dicht überwucherte Gaisblattlaube, in deren Innerem es stets feucht und dämmerig war; dann im Winter die warme Stube, deren Ofen man besteigen und sogar noch durch eine Öffnung in die darüberliegende Schusterwerkstatt gucken konnte, wo der Sohn hauste, die Waldvöglein in ihren hölzernen Käfigen, der Eremit vor dem Fenster, der als Barometer das Wetter anzeigte, und draußen der stille Forst, von dem beinahe eingeschlossen das schindelgepanzerte Häuschen mit seinen grünen Holzläden lag, das alles hatte für uns eine geheimnisvolle Anziehungskraft. Und noch heute schwebt es mir wie die Scenerie eines Märchens vor, zumal wenn ich an die spätere Geschichte dieses Hauses denke. Wie so etwas verblassen und plötzlich in aller Frische wieder im Gedächtnis auftauchen kann! Ich wollte sie zeichnen, Zug um Zug, diese drei Gestalten, die sammt ihrer Umgebung für mich die ersten Merkwürdigkeiten meines jungen Lebens waren. Da stand allen voran die Herrin des Hauses, eine kleine Figur mit wachsgelben schlotternden Wangen, über denen ein Paar dunkle Augen klug und selbstwillig in die Welt schauten. Sie musste einmal nicht übel gewesen sein in früheren Jahren, als diese hochaufgeschlagenen Augen nebst ihrer Klugheit

Erinnerungsbilder.

Von E. v. Perlepsch.

Ein stürmischer Spätherbsttag neigte dem Abend zu. Regenschauer waren niedergegangen und kalt, schon wie Schnee, vom Westwind gegen die Scheiben meines Fensters gepeitscht worden. Nun hörte das Unwetter auf; der Sturm tobte allein noch fort, massiges Gewölk vor sich her treibend. Im Westen wurde es hell, plötzlich fast leuchtete ein schreiendes Gelb in die dunkle Landschaft und überflammte die Wolken bis weit in den Luftraum hinein, mit seinem Feuer einen wahren Himmelsbrand entfachend.

Im Garten bogen sich die Wipfel unter den Stößen des Windes. Rothe, gelbe und noch saftig grüne Blättter, die einen schon gefallen, die anderen vom Sturme abgerissen, wirbelten in tollem Reigen über Wege und Rasenflächen hin. Jetzt beschrieben sie tanzende Kreise, dicht dem Boden nach, dahin, dorthin, bis sie sich endlich in einer Ecke verfiengen und liegen blieben wie todgehetzte Korybanten; dann wieder flog eine Schar auf, stracks in die Höhe wild auseinander, über Dächer und Straßen hinweg, weit von dem Orte fort, den sie zur Lenzzeit mit ihrem jungen, heiteren Grün geschmückt hatten.

Ich sah dem Treiben durchs Fenster zu. Wenn man es auch noch so oft gesehen hat, dieses Frühling-, Herbst- und Winterwerden, es wirft seine Reflexe doch immer wieder bewegend ins Gemüthsleben und lenkt die Gedanken vom Alltäglichen ab ins Weite, in jene Bereiche, wo das Traumgewordene der Vergangenheit und die schlummernden Lose der Zukunft ruhen.

Ich schaute dem Todtentanz der Blätter zu und dachte an ein theures Grab in der Ferne, über das nun ebenso das welke Laub dahinjagen und den letzten Schmuck desselben mit sich fortreißen würde in die Lüfte. Ich sah den weiten Friedhof draußen in dem Thale liegen, sah die Cypressen windgepeitscht sich neigen über stumme Steine und verdorrte Kränze — ein Rascheln, Klappern und Ächzen und doch alles so todtenstill — — nichts Traurigeres, als ein Friedhof im späten Herbst!

Neben mir in der Fensternische saßen meine Stubengenossen, zwei Vögel in ihrem Bauer, sie schienen in ähnlicher Stimmung wie ich selbst. Frostig, das Gefieder aufgeblasen, blickten sie mit ihren schwarzen Äugelchen hinaus ins Freie, manchmal den Kopf seitwärts neigend, gen Himmel, als erwarteten sie dort oben noch einen Flug ihrer wandernden Brüder zu sehen, die durch Sturm und Wetter nach der Winterheimat ziehen. Sonst war das ein Geflatter hin und her, zwitschernd, singend, auch mitunter streitend, wie das bei lebhaften Eheleuten ja vorkommen kann; heute hatte noch keiner von ihnen einen Ton gesungen. Nachdenklich saßen sie auf ihren Sprossen; auch über sie schien ein melancholisches Herbstgefühl gekommen zu sein.

Mich gemahnte diese Abendstimmung an vergangene Zeiten. Die Gestalt des Vaters stand vor mir in ihrer ganzen Rüstigkeit, wie er ehedem um diese Zeit so gerne draußen gewandert, den Kragen aufgeschlagen, den Hut festgedrückt. Wie oft waren wir so miteinander gegangen, auf einsamen Wegen, wenn

giengen die Eltern mit uns hinüber ins Waldhaus, weil es schön war, die mächtigen Tannen des Forstes im Schnee- und Reifschmuck zu sehen und beim Gang über die Berghöhe das Geläute der Glocken aus dem Thal zu hören. Wie das da drinnen lag, wenn man durch den halbverwehten Hohlweg einbog, inmitten der winterlichen Einsamkeit! So weltfern, so geheimnisvoll weihnächtlich für uns, denen man gesagt hatte, dass das Christkind durch den Wald herkäme, der gleich dahinter, ein geschlossenes Heer von Bäumen, stand und stundenweit über den Bergrücken sich hinzog. In der Stube mit dem großen Ofen hielten wir Rast und verweilten oft bis in den früh einbrechenden Abend hinein. Es wurde geplaudert von großen und kleinen Ereignissen, vom Lauf der Welt, von Krieg und Frieden. Wir horchten zu, oder hatten unsere eigene Unterhaltung. Von den Vögeln, die in der Stube waren, ließ der eine oder andere so ein paar verträumte Frühlingstöne zwischen die Stimmen der Redenden hören. Die Vögel interessierten uns immer ganz besonders: Georg musste die Namen und Eigenarten der Sänger, wie er sie gefangen, womit er sie nährte u. s. w. erklären, denn er war ihr Herr und Meister. Er hielt sich sonst meist abseits, wenn Gäste da waren und seine Mutter mit diesen am Tische saß. Meinem Vater gegenüber thaute er jedoch zuweilen auf und ließ sich gern über manches von ihm belehren. Er hatte seine eigenen summarischen Ansichten über diese und jene Einrichtung der menschlichen Gesellschaft. Er schalt auf die Großen, welche den kleinen Mann erdrücken, auf die Mächtigen, in deren Hand Glück und Unglück der Völker liege. Sein Schlagwort war „die Bande“, die einmal mit allen Unebenheiten in der Welt aufräumen würde. Diese Macht allein schien seine Sympathie zu haben. Er war, obwohl es ihm eigentlich nie am Nöthigsten gefehlt hatte, ein unfroher Mensch, in dessen Gedanken nichts Heiteres gedeihen wollte.

Abseits auf der Ofenbank hörte der alte Vetter den Gesprächen zu, wie einer, den alles nichts mehr angeht, halb weise, halb kindisch.

Brachen wir dann auf, so leuchtete uns Georg mit einer Laterne ein Stück Weges. Oft war aber der Himmel so blitzend sternenhell, oder es schien auch noch der Mond, so dass die Landschaft vor uns flimmerte und glänzte. Der Schnee knirschte unter den Füßen, jeder Laut hallte in der unendlichen Stille. — Wir drängten uns dicht an die Eltern, verstohlen zurückspähend, ob nicht etwa am Waldrand das Christkind oder sonst eine Erscheinung zu erblicken wäre. Aber wir sahen nichts als das Lichtlein im Waldhaus blinken, vor uns die schneebedeckte Flur und darüber, unermesslich weit, den Himmel mit seinen funkelnden Sternen, den verheißungsvollen Himmel der Kindheit.

Das Friedensbild dieser Erinnerung schwebte in seinem ganzen Zauber durch meine Gedanken. Hinterher zogen aber die Schatten der düsteren Schicksale, welche das Waldhaus später gesehen. Ich erfuhr die Geschichte in der Ferne, Jahrzehnte nachdem mein Fuß zum letztenmale jene lauschige Einsamkeit betreten.

Unsere alte Fee war eben noch älter geworden und vermochte dem Hause nicht mehr allein vorzustehen. Den greisen Vetter hatten sie schon längst hinausgetragen aus dem grünen Revier, es war nun noch um ein Leben stiller hier. Da nahm die Frau ein junges Menschenkind ins Haus, flink, heiter, sechzehnjährig, vater- und mutterlos, ohne ein Band, das es mit den Menschen draußen verknüpft hätte, gerade so, wie es die Alte brauchen konnte. Sie hatte ein so junges Blut genommen, um sich recht von Grund aus eine Stütze zu ziehen. Das Mädchen wuchs ins Haus, einer Pflanze

auch noch jugendlichen Glanz besessen hatten und das dichte Haar einst schwarz gewesen, das jetzt gebleicht unter einer großen Haube steckte. Sie war ein eigenthümliches Mittelding zwischen Städterin und Bäuerin. Am Zeigefinger ihrer eingeschrumpften Hand trug sie z. B. einen Ring mit rothem Stein, obwohl sie die Arbeiten des Hauses selber verrichtete, und ihre Hauben hatten immer einen Aufputz von violetten und grünen Schleifen. Sie konnte auch auf dem summenden Spinett spielen, das in der Stube stand, that es aber nur selten, uns Kindern zum Spass und sang dann mit verschollener Stimme ein lustiges Liedchen dazu. Diese augenscheinlichen Überbleibsel aus besseren Tagen rührten von der Zeit her, wo die Frau in der Stadt drunten Wirtin gewesen war. Man sagte, dass sie damals ein schönes Vermögen, aber auch einen durstigen Mann besessen habe, der, nachdem er seine Familie ins Unglück gebracht, eines Tages kurz und gut durch einen Schlaganfall aus diesem Leben gegangen sei, und dass sie seitdem im Waldhaus oben die kleine Sommerwirtschaft führe. Uns Kindern erschien sie durch die Gaben, welche sie stets für uns bereit hatte, als eine immer noch viel besitzende Frau. Bald war es ein rothbackiger Apfel, bald eine Handvoll getrockneten Obstes, die sie uns schenkte; alles mundete natürlich tausendmal besser als zu Hause. Unsere Bekanntschaft rührte daher, dass wir, etwa zwanzig Minuten entfernt, ebenfalls auf der Höhe des Berges wohnend, mit unseren Eltern oft den Spaziergang nach dem lauschigen Waldwinkel machten, außerdem aber manchmal mit dem Dienstmädchen kamen, um Eier, frischgeschlagene Butter und dergleichen zu holen. Es bestand eine kleine Handelsverbindung zwischen den beiden Häusern, welche die eigentliche Grundlage unserer Freundschaft wurde.

Im Winter war es unendlich still hier oben, und selbst zur Sommerszeit saßen in der Woche nur vereinzelte Gäste an den Holztischen auf der Wiese. Die Sonntage der schönen Jahreszeit waren die einzigen Erntetage. Darum führte die Frau auch das kleine Wirtschaftswesen allein und ließ den Sohn droben in der Werkstatt sein eigen Gewerbe treiben.

Noch höre ich das Schusterhämmerchen am Waldrain hallen und sehe am Fenster unterm Giebel den Kopf mit dem schwarzen buschigen Haar und dem breiten Hals aus dem offenen Hemde ragen. Er war ein eigener Kauz, dieser Georg, der Sohn der Alten, ein grobknochiger schweigsamer Mann, der etwas von einem zahmen Riesen hatte. Er mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen, sah jedoch älter aus, weil er einen missvergnügten Ausdruck hatte und die Stirne immer in tiefe Falten legte, wenn er redete. Lachte er aber einmal, so zog sich die ganze Kopfhaut zurück und aus dem dunklen Bart schimmerten die vollen Reihen seiner gelblichen Zähne. Es gieng dann plötzlich ein eigener Schein über seine mürrischen Züge, etwas vor dem wir uns fürchteten. Die Alte stand mit ihrem Sohne auf keinem besonders zärtlichen Fuß, obwohl er von vieren der einzige war, der ihr geblieben. Sie schien den Groll gegen das Schicksal, das ihr gerade den wenigst Begabten gelassen und die anderen genommen hatte, auf ihn übertragen zu haben, weshalb er wohl auch nur ein Schuster geworden war. Sie dirigierte ihn in ihren alten Tagen noch mit ihrer Klugheit, er saß an ihrem Tische, nicht sie an dem seinigen. Wenn er zum Essen herunterkam, aus seiner Werkstatt, so waren Gesicht und Hände immer frisch gewaschen, denn so wollte sie es haben. Der alte Vetter, der die beiden Kühe und den Stall besorgte, musste es ebenso machen, sie führte ein aufrechtes Scepter über die Männer. Manchmal nun im Winter, des Sonntags

wandern und bei fremden Meistern anklopfen? Als der Bauer ihm endlich wegen rückständigen Zinses noch das Obdach kündigte, das ehedem sein eigen gewesen, lachte er, den man sonst nie mehr lachen gesehen, und meinte gelassen, statt ein gutes Wort zu geben: nun, so müsse er eben ein anderes Unterkommen suchen. Droben in seiner Werkstatt that er darauf seinen alten grünen Schurz ab und nahm Rock und Hut. — „Ausgeschustert!“ wollte der Bauer ihn noch haben rufen hören, als er die Thür hinter sich zumachte und weggieng.

Von diesem Ausgang kehrte er nicht mehr heim. Etliche behaupteten, er habe das Unglücksnest einfach im Stich gelassen und sei fort, über die Landesgrenze ins Weite; andere meinten, fort aus der Welt. Gesehen hat ihn meines Wissens niemand mehr.

Seiner Kinder nahm sich dann die Gemeinde an, in die sie zuständig waren. Das sei ihr Glück, sagten mitleidige Seelen, der Vater hätte doch nichts Rechtes aus ihnen gemacht. Vielleicht hat der unselige Mann an jenem letzten Tage dasselbe gedacht. Sie kamen fort aus der Gegend, das eine wurde da untergebracht, das andere dort; sie wurden auseinandergerissen, wie Blätter vom Herbstwind.

— — — — — — — — — —

Ob es wohl noch steht, das hochgiebelige einsame Häuschen mit den Tannen im Hintergrund, aus denen im Frühling der Kuckuck rief? Vielleicht ließ ein schlaues Bäuerlein das alte verwetterte Ding zu gelegener Zeit in Rauch aufgehen und baute aus der Versicherungssumme ein neues Haus, in dem er als Ehrenmann seines Gutes waltet und seine Nachkommen versorgt; vielleicht auch ist alles dem Boden gleichgemacht, die Unglücksstätte wie die alte Poesie verschwunden, der Wald geschlagen und schon wieder Jungholz gewachsen, auf das der Himmel mit seinen Gestirnen herabschaut, wie damals — —

Über meinen Träumen war der Schein im Westen erloschen; Sterne blitzten jetzt zwischen dem treibenden Gewölk hervor. Der kleine Sänger aber, der die Erinnerung ans Waldhaus wachgerufen, hatte längst schon sein Köpfchen unter den Flügel gesteckt.

Das Mädchen unter dem Fichtenbaum.

Ein Märchen für große Kinder.

Dort, wo eine Weidenau zu Ende geht und eine Steppe beginnt, steht ein kleiner dunkler Fichtenwald, und unter einer der uralten Fichten stand vor nicht langer Zeit ein schönes schlankes Mädchen und wartete.

Die Eltern des Mädchens waren kurz hintereinander auf den Kirchhof getragen worden, der Bruder war in die weite Welt gegangen und es war niemand vorhanden als eine alte Muhme mit wirrem Hauptthaar und langem spitzem Kinn. Diese Muhme sagte eines Tages zum Mädchen: „Dora! das Haus, in dem du wohnest, gehört nicht mehr dein, das Gewand, in dem du gehst, ist nicht erworben, das Brot, welches du issest, ist gewürzt mit herber Nachred', und das Lamm,

gleich, die in jedem Boden gedeiht. Bald schlug sie aber tiefer Wurzeln, als abgesehen war. Kaum achtzehnjährig, wurde sie Georgs Weib, um einem Kindlein seinen rechtmäßigen Platz in der Welt zu sichern. Die Ehe war nicht glücklich und im Hause sah es nicht fröhlich aus, obschon Jahr um Jahr ein neues Stimmchen in den Chorus der bereits vorhandenen einfiel, bis beim siebenten das arme Weib sein Leben aushauchte. Da stand nun ein Häuflein Unmündiger, fast wie in die Welt geschneit und hilfloser als es einst ihre Mutter gewesen. Ein finsterer Vater, vor dem sie sich alle fürchteten, eine Großmutter, die taub geworden, und nicht mehr von der Stelle konnte! Das älteste der Kinder, ein zwölfjähriges Mädchen, musste so gut es gieng, bei den Geschwistern die Stelle der Mutter ersetzen. Noch unreif für sein schweres Amt, wurde es zur Lastträgerin des häuslichen Elends. Seltsamerweise verkrüppelte das junge Ding nicht dabei, wenigstens nicht äußerlich. Es wurde ein früh entwickeltes Wesen, der Gestalt des Vaters nachgerathend, doch von anderer Gemüthsart. Es hatte trotz allem Lust am Leben und wäre am liebsten hinausgewandert aus dem düsteren Nest in die Freiheit. Aber das ging nicht, denn inzwischen war auch die Großmutter gestorben. Schwere Zeiten giengen über die Familie hin; die Wirtschaft war verkommen, das Heimwesen vielfach verpfändet. Der Vater hätte das Mädchen im Zorn halbtodt geschlagen, wenn sie ihm gesagt hätte, dass sie lieber in die Fremde gehen, als bei ihm das Brot der Armuth essen wolle.

Noch immer warf der Waldrain das Echo des Schusterhämmerchens zurück, das früh und spät sich hören ließ. Georg ernährte sich und seine „Jungen", wie er sie nannte, jetzt allein durch sein Handwerk. Mit den Wiesen und dem Garten hatte er nichts mehr zu thun, die gehörten einem Bauern, der unten ins Haus gezogen und bei dem er nun selber zur Miete war. Den ganzen Tag saß er in seiner Schusterwerkstatt im dumpfen Kampf ums tägliche Brot, mehr um dieses sich kümmernd, als um die sieben Kinder, die es heischten, — ein düsterer, vor der Zeit gealterter Mensch. Die Kleinen trugen das fertige Schuhwerk aus und brachten altes zum Flicken heim. Das gieng so fort, Tag für Tag, bis ein Morgen kam, wo es einmal niederfuhr wie ein Blitz aus brütendem Gewölk.

Im Walde, tief drinnen, vom Wege ab, hatte ein Reisig sammelndes Weib einen Fund gethan: unter Laub, Erde und Moos ein neugeboren, todtes Kind hervorgezogen. Als das Weib aufs Gericht gieng, das Gesehene anzuzeigen, machte es am Waldhaus und an anderen Thüren Halt, um das Erlebnis zu erzählen.

Der Schuster wurde fahl, als er es hörte. Er, der sich nie viel mehr um seine „Jungen" geschert, als indem er sie ernährte und strafte, stand mitten im Tag von seinem Dreibein auf und schloss sich mit seiner Ältesten in eine Kammer.

Was drinnen vorgegangen, wusste niemand, nur dass das Mädchen darauf wie von Verstand gekommen aus dem Hause fort in den Wald gerannt und anderen Tages als Leiche aus dem Wasser gezogen war, das eine Stunde entfernt im Lande draußen floss.

Bald genug stellte sich heraus, warum sie es gethan. Der Vater selber sagte es vor Gericht, als man ihn holte, um die Todte zu besehen und als seine Tochter anzuerkennen. Seltsamerweise verdammte die Meinung des Volkes viel weniger die Schuldige, die sich der Strafe entzogen, als ihn, der auf eigene Faust mit ihr Gericht gehalten und dadurch sie in den Tod getrieben hatte. Der finstere Mann war von da an gemieden, hatte wenig Arbeit, fand sein Brot nicht mehr. Sollte er als alter Geselle noch einmal

„Es ist gut gemeint", antwortete sie, „doch ich vertreibe mir die Zeit und die Leut', die mir nicht gefallen, schon allein."

Der Wanderbursche wusste recht gut, wie das gemeint war, dachte aber bei sich: die Straße ist unser aller Heimat, da kann sie mich nicht hinausschaffen, und der grüne Wald ist unser aller Hütte. Er setzte sich neben sie auf den Rasen und sagte: „Die Sonne steht schon hoch über der Au. Wir wollen frühstücken miteinander."

Er zog aus dem Sacke ein schwarzes Stück Brot, brach es mitten auseinander, hielt den einen Theil dem stehenden Mädchen hinauf und sagte: „Nimm. So nimm doch. Ich habe es erst selber zu schenken bekommen und ich meine, es schmeckt doppelt, wenn gleichzeitig zwei daran essen."

Das Mädchen ließ ein wenig das Augenlid sinken und antwortete: „Schwarzbrot! Ich bin Backwerk gewohnt zum Frühstück."

Der Bursche schwieg und aß sein Brot allein. Nach einem Weilchen jedoch fragte er sie, ob er ihr einen frischen Trunk Wasser bringen dürfe; dort am Waldrand sei eine Quelle und besseres Wasser bekäme sie auf der ganzen Welt nicht.

„Brot und Wasser!" lachte sie auf, „o du armer Schlucker!"

Darauf sagte der Bursche nichts mehr. Er stand auf, lüftete sein Hütlein und schritt davon.

Das Mädchen blickte ihm nach. — Warum er nur schon geht? fragte sie sich, warum er es so eilig hat? Was es für ein schöner Knabe ist! Einen so schönen Menschen habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Am Ende — ist es der Bräutigam gewesen! Nein, das kann nimmer sein, es war ein Bettelmann. —

Sie stand unter dem Fichtenbaum und wartete.

Ein mildes Lüftchen rieselte manchmal in den Wipfeln, und in den Ästen jubilierten die Finken und die Amseln. Die Schatten der Bäume waren kürzer geworden und legten sich nicht mehr hin auf die weiße Straße. Auf dieser kam jetzt eine Staubwolke heran, in der Staubwolke rollte ein zierlicher zweiräderiger Wagen, in welchem ein blaubefrackter und hochbehuteter Kutscher saß. Auf dem Bocke ritt ein junger Herr, welcher zwei Paar flinker Pferde leitete. Drohte es schief zu gehen, so griff der Kutscher ein, und flog das Gefährte glatt dahin, so wies der junge Herr den aufmerksam auf etwelche Gefahren lauernden Kutscher zurück: „Schweig'! Das verstehst du nicht."

Als solcher Passagier unter dem alten Feigenbaum das Mädchen sah, riss er so heftig an dem Leitriemen, dass die Pferde plötzlich stehen blieben und fast aufbäumten. Er sprang vom Kutschbock, trat mit kleinen eiligen Schritten hin und rief: „He, schöne Maid! Unter dem Baum! und es regnet gar nicht! Über die Steppe? Höflichst eingeladen, mitzufahren!"

Vier Rösser wären ihr zu wenig, gab das Mädchen zur Antwort, und zwei Wagenräder zu viel. Ihr Vater habe zehn Pferde und keinen Wagen, denn er weide sie auf der Steppe und verkaufe sie an vornehme Cavaliere.

Der junge Herr hatte in der Faust ein Ding, mit dem er sich den Backenbart strich und in das er jetzt ein wenig hineinguckte; das Mädchen erkannte es als einen Taschenkamm mit Spiegelchen.

„Möchte die Pferde sehen!" schnarrte er nun. „Vornehmer Cavalier! Vater geadelt worden. — A propos, Kleine, ich liebe dich."

„Und ich warte eben auf meinen Bräutigam", sagte das Mädchen.

„Oh fatal!" näselte er, „übrigens — thut nichts. Holt uns nicht ein. Vollblut!"

„Ich bin zwar", sagte nun das Mädchen, „all meiner Tag in keiner so fürnehmen Kutsche gefahren. Möchte

welches wir heute schlachten wollten, hat in dieser Nacht der Stössel-Zerg geholt. Wir haben nichts mehr. Dora, du musst fortgehen."

Da sagte das Mädchen: „Wohin soll ich gehen? Ich habe nicht gelernt, ein Haus zu bauen, ich habe nicht gelernt, ein Tuch zu weben, ich habe nicht gelernt, das Brot zu erwerben."

„Nicht mit dem was du kannst, verdiene dir dein Leben, sondern mit dem was du bist", also die Muhme. „Du bist ein schönes Kind, Dora, du bist ein ungeheueres Glück für den, der dich erkennt, und er wird dir all sein Hab und Gut zu Füßen legen."

Das Mädchen hub an zu weinen, denn es verstand nicht, was die Muhme meinte.

„Warum bist du betrübt?" fragte es diese, „du musst ja munter sein wie die Lerche im Kornfeld. Gehe nur hinaus an die schöne breite Straße, die so schneeweiß daliegt über das Land hin, wie ein aufgespanntes Leinwandfach. Dort, wo die Straße durch den dunklen Fichtenwald geht, stelle dich unter einen Baum und warte bis er kommt."

„Wer soll denn kommen?" fragte das Mädchen.

„Dein Bräutigam wird kommen."

„Mein Bräutigam!" also jauchzte das Mädchen auf. Und dann lachte es still und heiter, wie ein Maiglöcklein.

„Er wird kommen und um dich werben und dich mit sich führen. Aber du musst dich nicht an ihm irren, denn es werden viele vorübergehen und dich anschauen mit wohlgefälligen Augen und sich so benehmen, als wären sie dein Bräutigam. Gib acht, Kind, der Rechte ist nur einer! Aber mit dem geh' und dem vertrau'."

Also hatte das schöne schlanke Mädchen seine Sachen in ein Handbündel gethan, war damit auf die weiße Straße gegangen und an derselben dahin bis zum dunklen Wald. Dort hatte es sich unter eine uralte Fichte gestellt und dort wartete es nun auf den Bräutigam. — Sein schlichtes Kleid hatte die Farbe von blassen Rosen, um den runden lilienweißen Hals hatte es ein blaues Bändchen, an welchem ein elfenbeinernes Kreuz hieng — das die Mutter im Sterben ihm umgehangen als Vermächtnis. Das lichtleuchtende Haar war kraus und flaumlockig und umfloss gleichsam wie ein Heiligenschein das runde blühende Gesichtchen. Der kleine rothe Mund war nicht ganz geschlossen, es schimmerte ein weißes Zähnchen durch; die wie ein Kirschlein gewölbte Oberlippe zuckte ein wenig. Die runden tiefblauen Augen standen weit offen, denn sie schauten ja nach dem Bräutigam aus.

Am Morgen war der Thau gehangen an den Zweigen des Baumes und in jedem Tropfen loderten Himmel und Erde in all ihren Farben und Feuern. Und zu dieser Morgenstunde schritt die Straße entlang ein junger Wanderbursche. Der hatte eine schöne geschmeidige Gestalt und einen hellen Blick, in welchem Frohsinn und Klugheit war. Auf seiner Oberlippe schattete ein braunes Bärtchen. Das Gewand, welches er trug, war ärmlich und hatte Flicken an den Ellbogen und an den Knien, und doch saß es durchaus gut auf dem ebenmäßigen Leibe. Bei sich trug er nichts als einen kleinen Korb mit Handwerkszeug und ein feines Spazierstöckchen.

Als er das Mädchen unter dem Baume erblickte, blieb er stehen, lüftete sein graues Hütchen und fragte freundlich: „Was stehst du denn da?"

„Ich warte auf meinen Bruder, der Jäger ist und Fasanen schießt dort unten auf der Au", so log das Mädchen, denn das begriff es wohl, die Wahrheit durfte er nicht merken.

Der Bursche aber sprach: „Ich bin auch ein Jäger, der nach Arbeit jagt, habe aber keine liebe Schwester, die auf mich wartet. Darum kann ich weilen und dir die Zeit vertreiben helfen."

„Willst noch bleiben da? Oder willst mitfahren auf den Markt?“ fragte er.

„Ich will noch bleiben da“, antwortete das Mädchen.

Vater Klaus spannte seine Ochsen ein und fuhr langsam davon. Dora schaute ihm nach und murmelte: „Es wäre kein schlechter Ort, aber das graue Haar! Das graue Haar!“

Das Mädchen blieb stehen unter dem Fichtenbaum und wartete.

Es wartete, bis dem Himmel das Auge übergieng. Die Schatten dehnten sich wieder, an dem Fichtenstamme kletterte ein Eichkätzchen auf und ab, von der Steppe her hallte das Bellen eines Thieres. Über das Firmament zogen Wolken heran, theils von der Sonne beschienen, so dass sie wie Goldscheiben leuchteten, theils trübe und rostbraun, als wären sie gewitterschwer. Das Mädchen blickte unverwandt auf die Straße hin. — Jetzt könnte er doch schon bald kommen.

Und er kam. Ein stämmiger Mann mit braunem Haar und rothem Bart und mit scharfem gebieterischem Auge. Er hatte um die Lenden eine weiße Schürze geschlungen, er führte am Strick ein falbes Kälbchen und ein großer Hund bellte hetzend um das geängstigte Thier. Dem Kalbe knickten die Vorderfüße ein, als ob es kniend um Gnade flehen wollte, aber der Hund biss es in die Schenkel und der Mann riss es mit dem Stricke empor.

Da rief das Mädchen auf die Straße hin: „Seid doch nicht so grausam!“

Der Fleischerknecht sah hin und sagte: „Du hast recht, schönes Waldfräulein. Das Kalb ist schon müde, ich will es rasten lassen unter den Bäumen und mich zu dir setzen.“

Und als er den Strick an den Baumast gebunden hatte, und zu ihren Füßen saß, sagte er: „Du bist ja die schöne Dora, die ich heiraten möchte.“

„So einen, der Kälber schlachtet, nehme ich nicht“, war ihre Antwort.

„Warum?“ fragte er, „so einer ist gesund und stark und hat Geld. Aber ich will dir dieses Kalb schenken, du kannst es aufziehen, dass es Milch und Junge gibt und du einen schönen Viehstand bekommst.“

„Ich will keinen Mann, der grausam ist“, gab sie kurz zurück.

„Wenn du mich nicht willst, so werde ich noch grausamer sein und das Thier vor deinen Augen zu Tode hetzen lassen.“

„Das könnt Ihr thun“, versetzte sie noch und dann schwieg sie beharrlich auf alles was er sagte, bis er verdrossen und roh mit Kalb und Hund seines Weges zog.

Gott behüte mich vor einem solchen! dachte sich Dora, blieb aber stehen unter dem Baume und blieb stehen.

Nun begann der Abend zu dämmern. Das Mädchen wusste, dass es auf der Steppe Wölfe gab. Wo ist der Bräutigam? Keiner von allen, die an diesem Tage vorüber gekommen waren, konnte es gewesen sein, jeder hatte einen so großen Fehler gehabt. Der eine war arm gewesen, der andere dumm, der dritte alt, der vierte roh. Der fünfte wird recht sein. Wenn er nur käme! — Es finsterte die Nacht. Lange standen die Fichtenwipfel noch schwarz in den Himmel hinein, endlich sah man sie nicht mehr und es war rabenschwarz um und um. Über das Mädchen war eine große Angst gekommen, aber nun konnte es gar nicht mehr weiter, weil es nicht Weg, nicht Steg fand. Und wie es über den langen Tag unter dem Fichtenbaum gestanden war, so stand es auch in der Nacht unter demselben und ihr einziges Denken und Fühlen und Beten war: Wenn er nur käme!

Da hörte sie Schritte. Heftig pochte ihr junges Herz, vor Furcht und vor Hoffnung pochte es, und als die schweren Schritte näher kamen, that sie einen Angstruf.

„Wer ist da?“ fragte eine Männerstimme.

es aber wohl einmal. Bei euch hätte ich es gewiss gar nicht schlecht, nur hat's halt einen Haken. Der Herr kommt mir etwas dumm vor, und so was mag ich nicht."

Der Cavalier stieß ein paar kurz gebrochene Laute aus und that, was in diesem Falle sehr klug war, er sprang auf den Bock und ließ es davongehen. Das Mädchen blickte der Staubwolke schmunzelnd nach und dachte: Der war es nicht. —

Es blieb stehen unter dem Fichtenbaum und wartete.

Bald war die Schwüle und die Stille des hohen Mittags. Kein Blatt regte sich und kein Flügel. Schwerfällig und ächzend kam ein Bauernkarren herangezogen. Zwei klobige Ochsen zogen eine Ladung Getreide; auf dem obersten Sacke saß ein hagerer Mann und leitete mit trägem Hi und Hottah das Gefährte. In den Wald gekommen, spannte er die Ochsen aus, führte sie zwischen das Gestämme hin, dass sie ruhen konnten und Gras fressen. Er selber wollte sich in den Schatten seines Karrens legen, da bemerkte er am Baume das Mädchen.

„Ist das nicht die Dora?" fragte er. „Was machst denn du hier ganz allein?"

Sie gab keine Antwort. Er trat hin zu ihr in den Schatten, nahm der Kühlung wegen den großen Filzhut vom Kopf, da sah man sein graues Haar.

„Hast du schon zu Mittag gegessen?" fragte er und hub an, einen kleinen Pack auseinander zu thun. „Sieh, das langt für zwei." Brot und Rauchfleisch und Käse. Das Mädchen schielte ein wenig so darauf hin. Es hätte schon Neigung zum Essen, und der Klaus — er war es ja, der wohlhabende Bauer — hatte immer eine väterliche Gesinnung für sie bewiesen, da konnte sie ja etwas annehmen. Sie setzte sich daher ein paar Schritte von ihm entfernt auf das Moos und langte bescheidentlich hinüber, als der Klaus ihr ein saftiges Stück entgegenhielt.

„Wie geht es dir denn, seit dir Vater und Mutter gestorben sind?" fragte er sie dann freundlich. „Verlassen wirst sein, ich glaube dir's. An dich denke ich oft, Dora", setzte er leise bei. Das Mädchen blickte ihn betrübt an und biss dann tapfer in das Geräucherte.

„Ich komme mir auch verlassen vor, seit mein Weib gestorben ist", fuhr er fort. „Muss mich auch wieder um was Liebes umschauen. Allein geht's nicht auf der Welt. Meinst du auch so, Dora?"

„Freilich", antwortete das Mädchen.

„Auf meinem Hof ist kein schlechter Ort", sagte der Klaus. „Wir lassen uns nichts fehlen und das da" — er deutete auf die Getreidefuhr, „das ist wieder übrig geworden. Der dumme Stössel-Zerg wollte in der vergangenen Nacht ein Bündel davon stehlen, hat aber statt des Kornsacks einen Sack mit Scheuersand erwischt. Also habe ich gottlob immer Glück und dieses Korn führe ich auf den Markt, gibt gutes Geld. Aber jetzt zu was brauche ich denn Geld, wenn ich dir kein seidenes Jöpplein kaufen will, Dora! Schon lange kenne ich dich, und wie du schön und sittsam bist, habe ich mir oft gedacht, wärest nicht zu schlecht zur Hauswirtin für meinen Hof. — Du sagst nichts. Warum sagst du denn nichts, Dora? Korn ausführen und ein Weib heimbringen, das wäre mir ein glücklicher Tag. Ja, Mädel, es wäre mein heiliger Ernst. Warum sagst du denn heute nichts zu mir?"

„Ich bedank' mich schön, Vater Klaus", flüsterte das Mädchen. Das verstand er. Vater Klaus! Freilich war er nicht mehr jung. Seit einem Menschenalter hieß es immer von ihm, er wäre ein Mann in den besten Jahren.

Trotzdem er abgewiesen war, trug er dem Mädchen noch Käse an; das dankte aber, es sei schon satt.

sie das erstemal gesehen und das letztemal. Sie will mich nicht. Ich gehe sterben."

„Willst so ganz allein sterben gehen?"

„Es ist einerlei."

„Willst du nicht auch mich mitnehmen? Ich will auch sterben gehen."

„Was thut denn dir weh?"

„Dass mir mein Schatz ist davongegangen. Und dass mein Schatz so traurig ist. Und dass mein Schatz will sterben gehen."

Als der Wanderbursche solches Wort gehört hatte, blieb er stehen und schaute seinen Weggenossen an. Das Mädchen schleuderte den Hut in die Lüfte und lachte.

„Gehen wir zwei miteinander?" fragte sie wie ein lieber Schelm. „Ich gehe recht gern mit dir — sterben oder leben mit dir, ist mir einerlei."

„Leben!" jauchzte der junge Wanderbursche, sein Auge leuchtete in lauter Frohsinn. Und hierauf schritten sie selbander dem nächsten Dorfe zu, wo Arbeit war und wo ihre Zukunft lag. Hurtig gieng der junge Schmiedgeselle dran, seinen Fehler abzulegen. Und im Grunde gewöhnt sich ein fleißiger Mann keinen Fehler so leicht ab, als den: arm zu sein.

— Nehmt euch in acht, ihr hübschen Dirnlein all! Nehmt euch in acht beim Abweisen und beim Zusagen. Nicht jede trifft es schließlich noch so gut wie das Mädchen, das unter dem Fichtenbaume stand.

R.

Wenn auch!

Ich habe dich jüngst auf dem Weg erspäht,
Zur Seite dein Weib dir, so hold;
Es hatte, o Liebster, euch beide umweht
Der Abend mit flammendem Gold.

Voll neckenden Scherzes und froher Hast,
So wandelte sie neben dir;
Und du — ihren Arm mit dem deinen umfasst,
Giengst achtlos vorüber an mir.

Wohl blieb an der Stelle ich festgebannt,
Als hielte der Tod mich zurück;
Doch bald, und es hatte mein Herz sich ermannt
Zu neuem erwärmendem Glück:

Bist ihr du auch eigen vor aller Welt
Zu Sinnen und Lieben und Sein,
Wenn ihr all dein Frohsinn zu Opfer auch fällt,
Dein Schmerz und dein Kummer sind mein!

Ottilie [illegible]

Das Mädchen hielt den Athem ein, aber der Mann stand schon vor ihr und nahm sie an der Hand. Er hielt sie fest und als er sie an sich, mit sich zog, war der Widerstand nicht groß. Er führte sie durch den Wald, er führte sie über die Steppe, es war als stiegen sie nieder in eine Schlucht und traten in einen unterirdischen Raum. Auf eine Schichte von Moos sank das erschöpfte Mädchen nieder und schlief.

Die Steinwand war schon grau, als es immer noch schlief und genau in derselben Lage, wie es hingesunken. Am Eingange auf einem Haufen Sand saß ein Greis, der hatte ein Auge verbunden, mit dem anderen blickte er trübselig auf die Schlummernde und erwog, was da zu machen wäre. — Ein ganz einzig feiner Fang! Aber wie ihn ausnützen? Das schöne Kind verkaufen? —

Endlich erwachte das Mädchen, rieb sich die Augen und sah verwundert umher. In einer Felsenhöhle war sie, von den Wänden fielen Wassertropfen auf das Moos herab. Die Spalte, welche den Eingang bildete, war fast verwachsen von wuchernden Sträuchern, durch welche das Tageslicht spärlich hereinkam. Am Eingange, neben einem träge glosenden Feuer, in welchem Pilze brieten, hockte ein widerlich häss-licher alter Mann in feuchte Lumpen gehüllt. Es war Stössel-Zerg, der Dieb. — Der bewachte sie. Der also hatte sie hierhergeführt, dem war sie gefolgt als ihrem Bräutigam. . . .

Nach dem ersten Schreck lachte sie laut auf. Ein Verzweiflungsschrei war dieses Lachen. Alle anderen hatte sie abgewiesen, weil jeder einen Fehler gehabt. Sie wollte nur einen Fehler-losen nehmen. Jetzt hatte sie einen, der alle Fehler zusammen hatte, er war arm und dumm und alt und schlecht.

Darum hatte sie so wild aufge-lacht.

„Du lächelst, mein Schatz", sagte der Stössel-Zerg. „Ich will dir etwas sagen. Ein Weibsbild kann ich nicht brauchen. Einen Kameraden will ich haben in meinem Geschäft, denn mich verlassen die Kräfte schon. Darum musst du jetzt in diesen Männeranzug steigen und ein kecker Bursche werden, dass du in Dachfenster kannst kriechen, Schlösser kannst öffnen und Schätze kannst sammeln für mich, deinen Herrn. Ich werde dich schon unterweisen."

Das Mädchen war klug und dachte, Männerkleider wären ein sicherer Hort. Es zog daher das Gewand eines Bau-ernknechtes an, welches der Stössel-Zerg einst heimlich aus einem Hofe geholt hatte, und als Dora in der Hose stak, empfand sie auch schon Mannesmuth. Wohlgemuth aß sie mit dem Greise die gebratenen Morcheln, dann machte sie sich bereit, auf Beute auszugehen, und der Stössel-Zerg nickte beifällig mit dem Kopfe.

Also eilte über die Steppe ein flinker Bauernknabe dahin, und als er zur Straße kam, begegnete er zwei Landwächtern. Denen verriet er das Nest des Stössel-Zerg. Dann lief er die Straße entlang, unermüdlich bis Mittag. Um dieselbe Zeit war es, dass er einen jungen Wanderburschen einholte, welcher ein Gewand mit Fli-cken trug, eine geschmeidige Gestalt hatte, an der Oberlippe ein braunes Bärtchen, und im frischen Gesicht ein betrübtes Auge.

Der Bauernknabe drückte den Filz-hut tief über die Stirn herab und fragte: „Wohin gehst du denn?"

„Das ist einerlei", antwortete der Wanderbursche.

„Gehst du nach Arbeit aus?"

„Es ist einerlei. Im nächsten Dorfe beim Schmied ist mir Arbeit zugesagt, ich nehme sie nicht."

„Warum nimmst du sie nicht?"

„Mich freut nichts mehr."

„Wenn du nicht arbeitest, kannst du nicht heiraten."

„Es ist einerlei. Gestern habe ich

Büchern, die er irgendwo ausspioniert, und über diesen Büchern vergisst er seine ärmliche Hütte, sein häusliches Elend, die Welt und sich selbst. Da fällt ihm ein: wenn du selbst Bücher schreiben würdest! Der Gedanke fasst die ganze Seele des Mannes, und statt die Nächte zu durchlesen, durchschreibt er sie jetzt. Er muss sehr heimlich zu Werke gehen, damit seine kluge Hausfrau nichts merkt. Sie würde ihm Vorwürfe machen, das theuere Licht so nutz- und sinnlos zu verschwenden. Uli aber schreibt; er schreibt seine Lebensgeschichte: was hätte er anderes schreiben sollen, er kennt ja nur sein Ich und das, was dieses Ich gedacht, gelebt und gelitten.

Und leiden muss er jetzt viel.

Zwei seiner Kinder starben, beide in einer Woche, sein ältester Sohn und sein Mädchen. Dem Sohne schreibt er selber die Leichenrede, es war sein Liebling gewesen. Die kleine, kalte Todtenhand greift in sein warmes Leben, und manche schöne, knospende Blume erstarrt.

Auch sein Weib kränkelt, und er selbst, wie er gegen die Krankheit auch ringt, wird von ihr niedergeworfen.

Ulrich will beten, und fühlt zum erstenmale, dass ihm das Beten nicht Trost gibt; er will an Gott denken, und kann Gott nicht mehr finden; er sieht den Tod, das bleiche Gespenst entsetzt ihn — wenn er jetzt stirbt, wird auch sein ehrlicher Name mit ihm begraben. Er darf nicht sterben, er muss leben und arbeiten; arbeiten, um seinen Kindern wenigstens den ehrlichen Namen der Bräker als Erbe zu lassen! Und sein mächtiger Wille zwingt seine Krankheit, und wie er wieder gesund ist, arbeitet er denn wieder. Er arbeitet Tag und Nacht, jahraus, jahrein, aber es bleibt alles beim Alten. Es kommt zur höchsten Noth, zu einer Noth, die ihn schier fassungslos macht. Einige seiner Gläubiger sind menschlich. Die Zeiten sind so hart, dass jeder leidet; und Bräker ist nicht schuld an seinem Elend. Diese, die so denken, sind milde gegen den Armen. Andere aber drängen ihn, wollen bezahlt sein. Die Arbeit muss liegen bleiben, und er läuft die Tage umher, Hilfe suchend, um Nachsicht bittend, um Milde, Erbarmen. Das sind Gänge, die den Mann tief demüthigen, die sein Haar frühzeitig grau machen.

Viele Jahre schleppt Ulrich sich so hin, immer den völligen Zusammenbruch abhaltend, den gänzlichen Ruin aufschiebend. Ihm ergeht es, wie einem, der aus hellem Zimmer plötzlich in dunkle Nacht tritt; nichts kann er sehen, nicht Weg und nicht Steg; aber seine Augen gewöhnen sich an das Dunkel, und bald erkennt er Umrisse, bald auch die Dinge, und er findet seinen Weg, und schreitet ihn ruhig und sicher. So ergieng es Ulrich mit seiner Noth: zuerst macht sie ihn fassungslos. Er weiß kaum woher und wohin; was er fühlt, ist Verzweiflung. Mit der Zeit gewöhnt er sich an das Elend; er tastet und tappt sich hindurch; es wird ihm etwas Alltägliches, und er erträgt es.

So lebt er fort. Die Nächte durchschreibt er jetzt wieder, und es sind köstliche Nächte. Das trübe Licht, bei dem er liest und sinnt, ist der einzige Strahl, der in das dunkle Leben des armen Mannes fällt, aber er dünkt ihm so hell, wie die Sonne. Er nennt die Bücher seine „platonischen Geliebten“, und in keiner Kirche war einem Gläubigen ein Gegenstand so heilig, wie in diesem armen Hause dem Ulrich Bräker die Feder. Er schreibt hin, was ihm gerade einfällt, wie ihm die Gedanken gerade kommen, und wie er sie denkt, so spricht er sie aus. Einmal findet er den Muth, sich an einer Concurrenz zu betheiligen. Er schickt der Gesellschaft, die sie ausgeschrieben, die Arbeit ein: Eine Abhandlung über Credit und Baumwollenerwerb, und seine Arbeit erhält einstimmig den Preis. Das macht ihn

Die Geschichte vom armen Mann in Tockenburg.

Von Richard Voß.

(Fortsetzung.)

Zurück von dieser wehmüthigen Frauengestalt, viele Jahre zurück.

Uli hält Umschau unter den Mädchen des Thales, um die „Rechte“ zu finden. Er sucht lange. Da eines Tages sieht er ein Mädchen mit einem „Amazonengesicht“, und dieses ist die Rechte, und dieses wird seine Frau. Er muss lange werben, und es ist keine selige Bräutigamszeit. Sein Mädchen ist nicht die „Reiche“, wie der Vater sie wollte; sie ist auch nicht schön, aber sie ist tüchtig und klug, eine derbe Gestalt, aus starkem Holze geschnitzt, die kein Sturm so leicht beugt; das „Amazonengesicht“ ist an diesem Mädchen für alles bezeichnend. Er freit um sie ohne Liebe, und ohne Liebe wird er erhört.

Es ist eigenthümlich, wie dieser Mann, dem das Wort „Geschäft“ fremd war, obgleich es für ihn so viel wie „Leben“ bedeutete, gerade aus seiner Heirat ein Geschäft machte, das denn in der That auch das einzig Gute war, was er in seinem ganzen Leben zustande gebracht. Die Wahl dieses Mädchens mit dem „Amazonengesicht“ hat bei Ulrich gewissermaßen der Instinct der Selbsterhaltung vermittelt; und in der That, eine Heirat „aus Liebe“ wäre für ihn, den unpraktischen Träumer, sicherer Untergang gewesen.

Uli hat sich ein Haus aufgezimmert, und holt sich nun die Hausfrau.

Die junge Ehe fängt traurig genug an. Der Vater wird beim Holzen von einem niederstürzenden Stamme getödtet, und Ulrich muss nun statt des Vaters für die Familie Brot schaffen. Auch sonst ist er nicht glücklich. Die Frau hat das Regiment und hält die Zügel mit starker Hand straff und fest. Sie ist eine verständige Hausfrau, eine brave Mutter, ein treues Weib, und wenn Uli von ihr spricht, geschieht es immer mit Achtung, immer mit Anerkennung, immer mit Dankbarkeit, aber niemals mit Liebe.

Uli hält einen Handel mit Baumwolle, er hat einen Webstuhl aufgestellt. Aber da er selber nichts hatte, und auch die Frau nichts mitbrachte, so war alles mit Erborgtem angefangen, und wurde alles mit Erborgtem mühselig und nothdürftig im Gange erhalten. Wie hart er auch arbeiten mochte, wie ängstlich auch seine Frau im Hause zusammenhielt, sparte und sorgte, sie konnten kaum die tägliche Nahrung schaffen; an ein Abzahlen der Schulden war nicht zu denken. Ulrich probierte dieses und jenes; er probierte alles, aber bei allem hatte er Unglück. Die alte Bergsehnsucht kam wieder, das alte, schmerzliche Heimweh nach Tannenwald und Freiheit. Was hätte er drum gegeben, wieder der Hirtenbube von damals zu sein! Sein Geschäft gedeiht nicht, seine Frau spart und zankt, und versteht ihn nicht, in keiner Regung, in keinem Gefühl. Er hält es nicht länger aus. Da er aber nichts ändern kann, sucht er dem Leben zu entfliehen, in eine andere Welt sich zu flüchten, in eine Traumwelt, die glücklicher ist, als die wahre. Wenn er am Tage sich müde gearbeitet, wenn Frau und Kinder schlafen, steht er auf, und beim heimlich ersparten Kerzenlicht liest er in

er will selbst mit seinem Schicksale fertig werden, er will, was er selber verschuldet, selbst wieder retten. Und es gelingt ihm! Eine glückliche Speculation macht ihn zum schuldenfreien, und bald zum wohlhabenden Manne.

Nun verdient er. Seine Nachbarn zucken nicht mehr die Achseln, seine Frau zankt und geifert nicht mehr durchs Haus; aber seine Freunde aus der Stadt kommen selten und seltener, — denn der wohlhabende Bräker schreibt und dichtet nicht mehr — und endlich bleiben sie ganz aus. Auch das Licht in der Kammer brennt nachts nicht so oft: Ulrich Bräker ist ein „gemachter Mann"; jetzt ist die Welt herrlich und schön, auch am Tage ist das Leben blühend und froh! es braucht nicht mehr einer Flucht, eines Vergessens. Und in diesem Wandel und Veränderlichen bleibt nur eins, das ist sein Selbst; und dann noch eins, das ist die Natur. Diese ist für ihn noch dieselbe wunderbare, angestaunte, heilige Göttin, in deren Gottheit er sich mit seinem ganzen Sein und Wesen versenkt, die er mit seinem ganzen Wesen anbetet und feiert.

So wird Ulrich Bräker ein alter Mann, und als er alt ist, wird er wieder arm, so bettelarm, dass nie so ein echter Bräker gelebt hatte, wie er. Er bleibt in seinem Hause, seine Gläubiger werfen den alten, gebrochenen Mann nicht auf die Straße; aber er hat nichts, was er sein nennt, als seine Noth. Und in dieser Noth wäre er zugrunde gegangen, hätte nicht die Hand eines edlen Mannes freundlich und gütig dem müden Greise die erdrückende Last von den Schultern genommen, und ihm so die letzten Tage seines Lebens zu einem milden Versöhnen, einem sonnigen Sein gemacht, dass der Ton, der so voll und kräftig angeschlagen, in der Stille des späten Sommerabends schön und feierlich ausklingt.

„Tod, du eigensinniger Menschenräuber, wenn es bei dir steht, mich abzurufen, so rufe mich doch im Herbst ab, ehe der unhöfliche Winter kommt!"

Er starb, wie er sich gewünscht hatte zu sterben: die Blume, die im Frühling geknospet, im Sommer geblüht hatte, wurde vom Herbstwinde welk und bleich vom Stengel geweht, ehe es Winter ward. Schön, wie sein Leben war, so schön war sein Sterben. Und schön war das Leben dieses armen Mannes gewesen, schön, trotz aller Sorge und Noth, denn es war ein freies, gutes, echt menschliches Leben gewesen. Als Ulrich starb, glühten vielleicht die Gipfel seiner Alpen im Abendroth, und sein sterbender Geist folgte dem strahlenden Lichte, nach dem er sich schon im Mutterleibe gesehnt, und konnte sich auflösen in Glanz und Sonnenglut, wie es der Knabe auf der Berghalde geträumt.

II.

Das war das Leben dieses Mannes — das war sein Sterben. Aber von ihm selbst will ich noch reden, von seiner Menschheit, seiner freien, ich möchte sagen künstlerischen Individualität, von seinem einfachen und einsamen und doch so vornehmen Wesen, seiner kindlichen, und doch so wahren und tiefen — ja philosophischen Betrachtung von Natur und Menschheit, von Leben und Welt.

Ulrich Bräker wurde das, was er war, durch die Natur und sich selbst. In einer geradezu öden Einsamkeit aufwachsend, lernte er in seiner Bergschule lesen und schreiben, und dann noch einmal später als Knabe das Bibellesen und Bibeldeuten bei dem guten Pastor in Kyrnau. Das ist seine ganze Erziehung. Die schweren preußischen Jahre und dann die eigene Noth seines Lebens mussten den weichen Teig seines Wesens kneten und härten, aber den Dichter und Philosophen in ihm bildeten sie nicht, kaum seinen Menschen. Das that er

zum glücklichen Manne. Aber seine edle, stolze Bescheidenheit bleibt dieselbe. Keine Überhebung, nicht vor sich, und nicht vor anderen. Es kommen jetzt viele, die den armen Weber kennen lernen wollen, darunter mancher gelehrte Herr aus der Stadt. Von den meisten wird er nur angestarrt, andere drücken ihm herzlich die Hand, sagen ihm manches gute Wort, und werden seine Freunde. In dem benachbarten Städtchen Lichtensteig fordern sie ihn auf, ein Mitglied der „moralischen Gesellschaft" zu werden. Ulrich, in seiner Bescheidenheit, will es nicht annehmen; man dringt in ihn, und er thut es. Wohin er kommt, wird er mit Achtung empfangen, und die einfache Würde seines Wesens beweist sich auch hier. Einer der schönsten Tage seines Lebens ist es, wie er zum erstenmale eine Bibliothek sieht — diese Schränke voll Bücher! Das Herz steht ihm fast still. Und diese Bücher darf er nun lesen; welche er will, so viel er nur will; und er liest sie. Goldoni und Molière, Gessner und Klopstock, Goethe's Götz und Clavigo, Jung-Stilling und Lavater, Plutarch und Justus Möser, den Koran und Linné, und vor allen Shakespeare — Shakespeare! Welche Welt geht ihm auf, welche weite, wunderbare, herrliche Welt!

Seine Nachbarn zucken die Achseln über den seltsamen Mann, seine alten Bekannten ziehen sich von ihm zurück, seine Frau hätte alle Bücher und Papiere der Welt verbrennen mögen, und vergällt ihm nach Kräften das Leben und jeden Genuss. Die neuen Freunde, die er sich erworben, die Bücher, die er liest, das neue Dasein, das ihm die Kenntnis derselben gegeben, seinen Menschen bildet es, erzieht und erhebt es, aber seine Armuth wird nur größer dabei. Er liest und schreibt noch immer nur Nachts, und das Licht, das er dabei verbrennt, darbt er sich am Tage an seinem Brote ab; er ist an seinem Webstuhle und in seinem Baumwollenhandel fleißiger als jemals, aber — er kann sich nicht helfen — seine Seele ist nicht bei seinem Berufe, diese lebt nur des Nachts, und fängt ein Scheinleben an, sobald es wieder Tag wird.

Es kommt wieder jene höchste, schreckliche Noth. Diesmal sind seine Gläubiger weniger gütig; Ulrich ist nicht mehr einer der ihren. Sie wollen bezahlt sein, oder ihm wird Haus und Habe gepfändet. Ulrich hat selbst einige Schuldner. Bis jetzt hat er sich nie entschließen können, von diesen armen Leuten zu fordern, nun thut er's, nun muss er's thun. — „Ich gieng auf die bestimmte Zeit mit den Schätzern zu ihren Häusern, und Gott weiß! mir war viel bänger, als ihnen (den Schuldnern). In dem ersten Augenblick, da ich an des einen Wohnung trat, dacht' ich: Wer kann das thun? Die Frau bat, und wies mit den Fingern auf das zerfetzte Bett und die wenigen Scherben in der Küche; die Kinder in ihren Lumpen heulten. Oh, wenn ich nur wieder weg wäre, dacht' ich, bezahlte Schätzer und Weibel, und strich mit unverrichteten Sachen fort." — — „Das will ich in meinem Leben nicht mehr thun. Meine Gläubiger mögen eines Tages unbarmherzig gegen mich sein, ich will's nicht gegen andere sein. —"

Nachher erfährt er, dass das Elend dieser Leute nur eine Komödie gewesen.

Aber seine Gläubiger sind weniger milde als er. Er soll schaffen und vermag nicht zu schaffen, und jetzt lernt er die Verzweiflung in ihrer entsetzlichsten Gestalt kennen — in dem Spukbilde des Selbstmordes.

Manchmal denkt er auch an Flucht, an das ferne glückselige Amerika, aber er sieht auf sein Weib, auf seine Kinder, und bleibt. Er will reiche Menschenfreunde in seiner Noth ansprechen; der edle Lavater fällt ihm ein. Er hat den Brief schon geschrieben, aber er wird wieder zerrissen —

in dem schönen Optimismus seiner Natur.

Dieser „arme“ Mann war wirklich ein reicher Mann, dieses von Sorge getragene Leben war wirklich ein glückliches Leben. Sein Haus ist eine Hütte, seine Speise das Essen der Armen, aber ist draußen nicht die ganze reiche Gotteswelt! Berg und Thal, Wiese und Wald, Blumenduft und Sonnenschein, und alles so schön, so voll Fülle und Glück, und alles gehört ihm; er darf es genießen, und er kann es genießen. So schwelgt er in dem unerschöpflichen Born der Natur, und jeder Trunk aus dem schäumenden, überquellenden Becher ist Erquickung für ihn.

Am Schlusse seiner Selbstbiographie rechnet er gewissermaßen die Leiden und Freuden seines Lebens zusammen, und erhält als Resultat, dass die Summe der Freuden die große Leidenssumme doch um viel übersteigt. Nachdem er von seinem Dorfe gesprochen, schreibt er:

„Meine Nachbarn sind recht gute, ehrliche Leute, die ich aufrichtig schätze und liebe. Freilich läuft bisweilen auch ein anderer mit unter, wie überall. Innige Freunde, mit denen man Gedanken wechseln und Herzen tauschen kann, hab' ich in der Nähe keine. Das ersetzen mir meine platonischen Geliebten in meinem Stübchen. Im Frühling liegt mir der Schnee auch ein bisschen zu lang in meinem Gärtchen. Aber ich fange einen Krieg mit ihm an, zerfetze ihn zu kleinen Stücken, und werfe ihm Asche auf die Nase; dann verkriecht er sich in die Erde, so dass ich noch mit dem Frühsten gärtnen kann. Und überhaupt macht mir dies kleine Grundstück viel Vergnügen. Zwar ist die Erde ziemlich grob und ungeschlacht, obgleich ich sie schon an die fünfundzwanzig Jahre bearbeitet habe; demungeachtet gibt das Ding Kraut, Kohl, Erbsen, und was ich immer auf meinem Tisch brauche, zur Genüge; mitunter auch Blumenwerk und Rosen die Fülle. Kurz, es freut mich so wohl, als manchen Fürsten all seine babylonischen Gärten. Sag' also, Bub'! ist unser Wohnort nicht so angenehm, als je einer in der Welt. — Oder geh' mir einmal im Maimond auf jenen Rasenhügel vor unserer Hütte. Schau durchs buntgeschmückte Thal hinauf; sieh, wie die Thur sich mitten durch die schönsten Auen schlängelt, wie sie ihre noch trüben Schneewasser grade unter deinen Füßen fortwälzt. Sieh' wie an ihren beiden Ufern unzählige Kühe mit geschwollenen Eutern im Gras weiden. Höre das Jubelgetön der großen und kleinen Buschsänger — — — Ha! sagst du vielleicht, aber diese Matten und Kühe sind nicht unser! Närrchen! Freilich sind sie's und die ganze Welt ist unser. Oder wer wehrt dir, sie anzusehen und Lust und Freude an ihnen zu haben? Butter und Milch bekomme ich ja von dem Vieh, das darauf weidet, so viel mir gelüstet, also haben die Eigenthümer nur die Mühe zum Vortheil. Was braucht es, jene Alpen mein zu heißen? Oder jene zierlich prangenden Obstbäume? Bringt man uns ja ihre schönsten Früchte ins Haus! Oder jenen großen Garten? Riechen wir ja seine Blumen von weitem! Und selbst unser eigener kleiner, wächst nicht alles darin, was wir hineinsetzen, pflegen und warten? Also, lieber Junge! wünsch' ich dir, dass du bei allen diesen Gegenständen nur das empfinden möchtest, was ich dabei schon empfunden habe, und noch empfinde, dass du neben dieser Wonne und Wollust den Höchstgütigen in allem findest und fühlst, wie ich ihn fand und fühlte, so nahe bei mir, rings um mich her, und in mir, wie er dies mein Herz aufschloss, das er so weich und fühlend schuf.“

Und an einer anderen Stelle:

„An der Erde hangen? Freilich, woran sonst, wir armen Erdenwürmer! Ja, aber den Geist zum Himmel erheben. Kommt er doch bald zurück

selbst, und er allein. Als Mann, mit den Nachbarn wenig verkehrend, von seiner Frau nicht verstanden, lebte er nur in sich selbst. Diese Einsamkeit lehrte ihn denken, und das schon von Jugend auf. Er denkt über Berg und Wald, Käfer und Blumen, Abendroth und Sterngeflimmer und auch über sich selbst. So lernt er die Natur kennen und sich. Er beobachtet alles, was um ihn vorgeht und in ihm. In der Natur findet er alles vollkommen, groß, schön; in seiner Seele vieles unvollkommen, kleinlich und häſslich. Die große Natur hat ihm auch ein großes Vorbild gegeben, ein zu großes. Die Halbheit seiner menschlichen Natur, die Kleinheit und Beschränktheit seines Wissens sind ihm ein nie endender Gram. Weil er sich selbst kennt in seiner Unzulänglichkeit und Stümperei, wie er's nennt, ist ein Sichüberheben unmöglich für ihn; selbst da nicht, als sein Erfolg gekommen, als Männer mit Namen sich in seine Hütte drängen, und ihm schmeicheln, und sich mit ihm schmücken. Und dieses ernste, rastlose Arbeiten an sich selbst geschieht ohne Lärm, ohne Hast; er macht es mit sich selbst ab, in aller Stille, ohne Stehenbleiben. Es bringt ihn nicht um die schöne Ruhe seiner Seele, die Harmonie und Würde seines Wesens.

Ulrich Bräker war kein Charakter, aber er war eine Individualität. In seinem Wesen war nichts Fremdes, alles darin gehörte ihm selbst an. Als er dann später die Welt in den Werken gelehrter Männer kennen lernte, war er in seinem Wesen so fertig, dass er alles Große, alles Bedeutende und Schöne wohl empfinden konnte — und wie tief empfand er's! — aber nicht anempfinden. Selbst Shakespeares gigantische Größe, in der er viele Jahre ein neues Leben fand — sie konnte ihn hinreißen, begeistern, überwältigen; aber auch Shakespeare gegenüber blieb er der Mann mit eigenem Denken und Fühlen.

Nebst Arbeiter, wie Ulrich ist, und wie er's noch mehr sein möchte, ist er auch Künstler. Er ist Künstler durch sein Temperament — ein Sanguiniker vom reinsten Wasser: er verzweifelt und hofft, hofft und verzweifelt. Er glaubt: nun ist's aus, und denkt: nun fängt es an. Heute fühlt er sein Bettlerthum wie ein Bettler, morgen möchte er mit einem Könige nicht tauschen. Wie der Gummiball: jetzt auf dem Boden, im nächsten Augenblicke bis zur Decke hinauf; — ein kleiner Mr. Micawber, freilich Mr. Micawber ins ehrliche Deutsch übersetzt und noch dazu ins biedere „Schwyzerdütsch". Aber auch Mr. Micawber ist in seiner Art ein Künstler, oder richtiger: alle Künstler sind kleine Micawber.

In seinem Freiheitsdrange und Freiheitsgefühle war Bräker kein Schweizer, sondern nur Mensch — der künstlerisch fühlende Mensch: „schmiedet mich doch um des Himmelswillen nicht so kurz ans Schiff!" ruft er irgendwo aus.

Seine Wanderlust, sein Sehnen ins Ferne, ins Weite, sein Nichtaushaltenkönnen zwischen Wänden und Mauern, sein Hinaus- und Hinaufstreben auf Berghöh' und Alpen, es ist alles nur der Ausdruck für dasselbe Gefühl, für dasselbe Bedürfnis: Freiheit! Freiheit!

Ein Jahr vor seinem Tode — die Noth im Hause hat den kaum fünfzigjährigen Mann zum alten Manne gemacht — kommt ihm noch einmal das Hinaussehnen der Jugend zurück. Er täuscht seine strenge Hausfrau durch einen Geschäftsgang, und zieht fort an den Zürichsee, um nur noch einmal wieder wandern zu können. Sein jüngster Sohn geht mit ihm; „oh, dürft' ich frei gehen", ruft der Mann aus. So einfach, so kindlich es sich anhört, das Wort hat etwas Erschütterndes, es ist wie ein Schmerzensschrei: „oh, dürft' ich frei gehen!"

Doch ein genießender, froher Mensch ist Ulrich Bräker bei all seiner Noth,

Als alles in ihm schon im Absterben ist, als seine Seele und sein Bewusstsein schon Schatten und Dämmerung sind, und er die Nähe des Todes fühlt, nicht als Schmerz, sondern als Erlösung, als da seine Hand die Feder nicht mehr halten kann, um dem Freunde zu schreiben, hängen seine Augen noch bewundernd und feiernd an der schönen, schönen Welt, und so im Anschauen versunken, fallen die müden Augen ihm zu, er schläft ein — er stirbt.

Man hat Ulrich Bräker einen Naturdichter genannt. Er ist mehr als das; er ist Naturphilosoph. Gedichtet hat er wenig, gedacht desto mehr, und zwar philosophisch gedacht. Er weiß zwar von keiner Philosophie, von keinem Philosophen, von keiner philosophischen Schule. Nur Jakob Böhme hat er gelesen, und dieser muss allerdings eine starke Wirkung auf ihn gehabt haben, wenn er uns auch darüber nichts sagt. Die Natur ist seine philosophische Schule. Er beginnt mit der Beobachtung des Wurmes und des Thautropfens, und endet mit Betrachtungen über Unsterblichkeit. In dieser seiner Philosophie — wem das Wort für den armen Weber in Tockenburg zu vornehm klingt, der nenne es Lebensweisheit, Betrachtung, Anschauungsgabe, nenne es, wie er will — in diesem Nachdenken über Welt und Leben findet das Wesen dieses Mannes den möglichst hohen, den vollendetsten Ausdruck. Sein Tagebuch, das sich fast ausschließlich mit inneren Erlebnissen, mit Gedachtem und Beobachtetem beschäftigt, gibt uns über diesen philosophischen Zug seines Wesens Aufschlüsse, dass man sich oft gewaltsam erinnern muss: diese Gedanken sind von einem Manne ausgesprochen, der in einem einsamen Alpenthal lebte und starb, der nur die Natur kannte und sich. Man legt beim Lesen oft das Buch aus der Hand, um über diesen Mann zu grübeln, der so bestimmt, so klar, und in gewissem Sinne so bedeutend ausspricht, was er vor sich sieht und in sich.

Ich kann mir nicht versagen, aus Bräkers Tagebuch einige Auszüge zu machen. Hier sind sie:

„Heute gieng mein Weib nach ihrer alten Heimat. Ich dachte bei mir selbst: Wie ist die Heimat doch so anziehend! Wie trachtet alles wieder nach Hause, zu seinem Ursprunge hin. Alle Creaturen eilen wieder dahin, woher sie entsprossen. Alle Wasser, große und kleine, eilen unverdrossen, bis sie in das stille Meer kommen. Alles, was auf der Erde wächst, eilt wieder in die Erde, die unser aller Mutter ist. Und mein Geist, meine Seele, warum soll die nicht auch nach ihrem Ursprunge, nach ihrer ewigen Heimat eilen? Ich merke in meinen Sinnen wohl, dass ich hier keine bleibende Statt habe, dass dies nicht meine rechte Heimat ist, denn sie trachten stets von hinnen, und finden nur oft das rechte Vaterland nicht. Warum ist man doch so verliebt in diese Fremde, warum lässt man den Geist seinen Schwung nicht in die Höhe, zu seinem Ursprung, in das stille Meer der Ewigkeit nehmen? Man kann eben leider nicht. Man hat sich ein Weib genommen, man hat sich Äcker und Ochsen gekauft, man hat das Herz an diese Welt geheftet. Die meisten Menschen sind einem Wasser gleich, das sich auf die Seite in einen Sumpf verlaufen hat, wo es nimmer mit dem Strom ins Meer kommen kann, wo es sich in Schlamm verwandelt und von der Sonne ausgebrannt werden muss. Sie sind einem gleich, der sich weit in die Fremde begeben hat, und in ewige Gastfreundschaft gerathen ist, so dass er seines Vaters Haus nimmer wiedersehen wird."

„O Welt, was bist du! hätt' ich doch, da ich als Knabe dies Gut baute, mein Glück erkannt! Aber erst in der weiten Welt musst' ich es durch sein Widerspiel kennen lernen. Wie selig lebt der Mann in seinen Gebirgen,

und hat so schwache Begriffe von dem Himmel. Er flattert wohl oft bis an das blaue Gewölbe hinauf, wo die holde Sonne strahlt, und des Nachts Millionen Sterne funkeln, dringt zuweilen auch ein Stück weit durch, aber er verirrt sich in öden Gegenden, und sinkt ermüdet wieder auf die Erde herab. Da flattert er vergnügt wie die Schwalben auf der Fläche herum, und wagt sich nicht so leicht weiter, als die Augen tragen." Und zuletzt, einen Monat vor seinem Tode, schreibt er wieder:

„Es ist immer mehr Gutes als Böses in der Welt! Wie ich das in meinem ganzen Leben behauptet habe, so behaupte ich es noch in meinen letzten Tagen, die ich zu meinen glücklichsten rechne."

„Ich sang und sprang heut' während meiner Arbeit, obschon es sonst eine traurige Arbeit war, denn ich machte meinem Todten ein Häuslein. Ha! wie sanft wirst ruh'n, dacht' ich, wenn du auch einmal so hingestreckt daliegst. Heiße es dann Amen oder Vater selig, oder gar: der Lump ist auch gestorben. — Doch nein, das wird kein Biedermann sagen! — Vielmehr: der ehrliche Mann ist auch den Weg des Fleisches gegangen. Der arme Schelm hat sein Bündel getragen. Gott hab' ihn selig! — Und dann ist's all. Vielleicht muss ich noch manchen Luftsprung machen, manche Kummerhölle, dann wieder Luftschlösser bauen! Ha nun! Unter Hunderten genießt doch kaum einer mein Glück! Man stolpert darüber hin, und achtet nichts, als was neu oder abenteuerlich ist. Und ich stehe bei etwas, das niemand des Anschauens würdigt, still, bewundere es, freue mich bis zum Entzücken, und bete die wundervolle Weisheit des Schöpfers an. Um und um mich Stoff zur Freude, die kein anderer fühlt: Winde wirbeln, Sterne funkeln, jeder neue Tag, jedes grüne Kräutchen im Blumentopf mitten im Winter in meiner Kammer. — Sollt' ich mich sträuben, dann und wann auch bitt're Pillen zu schlucken? Das Süße ist dann nur desto süßer!"

Dieser bäuerische Handelsmann ist in seinem Umgang mit Menschen ein Aristokrat. Er lässt nichts Plebejisches an sich herankommen, jede Roheit, jedes Unsaubere und Zweideutige, jeden Pöbel hält er sich vornehm vom Leibe; und man muss denken, er begegnete in seinem Leben kaum einer höheren Natur. Jede Stunde, die er gezwungen in der Gesellschaft von anderen zubringt, ist ihm verlorene Zeit. Im Wirtshause bei Zechgelage fühlt er sich so unbehaglich, wie eine Hoheit, die, incognito reisend, gemischte Gesellschaft trifft.

Er weiß uns in seiner ganzen Lebensgeschichte nicht von einem Manne zu erzählen, der ihm nähergestanden; in seinem Tagebuche, das bis zu seinem Todesjahre geht, nicht von einem einzigen Freunde, bis er, schon am Rande des Grabes, dem edlen Manne begegnet, der ihn mit sanfter Hand die letzten Schritte führt. Mit diesem Freunde beginnt ein neues Leben für ihn. Seine letzten Tage gehören ganz diesem Verspäteten, seinem Wohlthäter, seinem einzigen Freunde:

„Es ist mir in diesem Zustande fast alles um mich her gleichgiltig, und nur zwei Dinge in der Welt sind mir es nicht, und werden es nie werden, solange mir ein Tropfen Blut in den Adern rollt. Erstens die wunderbare, herrlich schöne Gottesnatur, und zweitens mein seltener, einziger Freund, den meine Seele bis zur Anbetung liebt und verehrt. In ihm ist alles harmonisch, und wenn ich auch alle seine Gutthaten gegen mich abrechnete, bliebe er doch allein der Mann nach meinem Wunsch und Herzen."

Und als er zum letztenmale sein Tagebuch öffnet, schreibt die todesmatte Hand noch einen Namen: Girtaner — den Namen des Freundes.

Briefe von Ludwig Anzengruber

an den Herausgeber des „Heimgarten".

(Schluss.)

Wien, den 2. März 1877.

Liebwerter Freund!

Anbei erhalten Sie versprochenen Beitrag, der Essay, den ich Ihnen auch zusagte, ist es freilich noch nicht, ich muss diese Arbeit etwas verschieben, denn ich fühle mich jetzt für derlei nicht gesammelt genug.

Für Ihre freundliche Besprechung meines Romanes*) — da Ihnen der Titel so anstößig, will ich ihn hier vermeiden, jedennoch heißt er dadurch nicht anders — sage ich Ihnen besten Dank. Hörte gerne, was Sie vom „ledigen Hof" halten.

Es ist jetzt eine dermaßen hundeelende Zeit, dass es einen verdrießt zu producieren. Am Theater an der Wien ist der „ledige Hof" nur mit etwas solennerem Conducte zu Grabe getragen worden, wie der „Doppelselbstmord", dieser lebte 4 Tage, jener 8, mit dem nächsten Stücke habe ich daher Hoffnung, auf 16 nahezukommen. Die Direction scheint ganz recht daran gethan zu haben, denn das Publicum lief darauf in das „Blitzmädl" hinein, das jedenfalls unterhaltlicher und ohne tragische Anläufe ist.

Auch gut — eigentlich zwar — nicht gut — aber man muss es dahingestellt sein lassen. Mitfolgende „Begegnung"**) halte ich, für meine Person selbst, als gar nicht übel, aber Sie müssten sie jedenfalls in einer Nummer geben, was übrigens leicht angehen dürfte, denn das Ding ist nicht groß.

Bei mir daheim ist alles wohlauf, und das ist jedenfalls das Beste. Mein Herr Sohn befleißt sich eben den ersten Zahn zu bekommen. Küssen Sie von uns den kleinen Steirer und sein Schwesterchen und seien Sie herzlichst gegrüßt.

Ihr L. Anzengruber.

*) „Der Schandfleck."

**) Im „Heimgarten", I. Jahrgang, Seite 578.

Wien, den 28. November 1877.

Werter Freund!

Was hilft Ihnen mir gegenüber die Pistole, wenn ich nichts Kleines bei mir habe? Ich weiß vor Arbeit nicht, wo mir der Kopf steht, oder manchmal nur zu gut, wenn er mir weh thut. Ich habe an Sie gedacht, aber es muss alles liegen bleiben, ich kann nichts versprechen, weil ich außer stande bin, ein Versprechen zu halten, was würden Sie von einem „Freunde" sagen, der Sie sitzen lässt? Wenn ich Ihnen, um meinen guten Willen zu beweisen, sagen würde „Ja" und dann ausbliebe, das wäre für Sie unangenehmer, als es dies mein ehrliches „Nein" ist.

Wenn ich erst aus dieser dramatischen Zwangsperiode heraus bin, dann steh' ich Ihnen wieder zu Diensten.

Dass Sie nicht nach Wien kommen, ist mir sehr leid, da werden Sie also meinen Jungen, den Sie fast lieber sehen möchten als mich, auch nicht sehen, was mir sehr lieb ist, weil Sie derselbe gewiss sehr gleichgiltig aufnehmen würde, denn er kennt Sie nicht einmal dem Namen nach. Was

wo Zufriedenheit wohnt, der nichts weiß, nichts kennt, als sie, wähnt, dass die Sonne hinter ihren Bergen herab, unter ihren Füßen durch, und vorne wieder heraufkomme. O Thorheit und Einfalt, du bist in diesem Wirrwarr hienieden doch immer am besten daran!"

Ein anderer Mann hatte nicht ganz ein Jahrzehnt früher eine ähnliche Betrachtung niedergeschrieben: „Ich sage dir, wenn meine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfes, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum anderen sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als dass der Winter kommt."

Das schrieb Goethe im „Werther".

Und noch einmal — zum letztenmale — Ulrich Bräker über Unsterblichkeit:

„Beim Lesen des englischen Zuschauers hatte ich heute folgende Gedanken: Himmel, Erde, Mond und Sonne sind ja wie Tag und Nacht noch immer, was sie im Anfange waren. Aber von so zahllosen Millionen Menschen, die in so vielen Jahrhunderten vor uns wie wir tumultuierten, regt sich kein Haar mehr, und wir haben von ihnen keinen Bericht. Dass sie zu Staub vermodert sind, wissen wir; von den Jüngstverstorbenen sehen wir auf unseren Gottesäckern noch die Knochen. — Aber die Geister! könnten wir keine Zeitung von ihnen haben? von den Philosophen zumal, wenn sie noch irgendwo vorhanden wären?

Bald werden wir ebenso still zerfließen, wie der vorjährige Schnee. Der ist zu Wasser geworden und doch noch etwas. Und wir sollen zu Erde werden, und also auch noch etwas sein.

Aber unser Geist? Ist der verloschen, wie man ein Licht auslöscht? Das kann man wieder anzünden, die Materie dazu ist immer vorhanden.

So steckt denn die Seele in dem Moder des Leibes, wie der Funken im Feuerstein? Aber wer lockt ihn wieder hervor? Ich denke, der Odem des Allmächtigen.

Oder ist sie in eine andere Welt, in einen anderen Körper übergeflogen?

Sagt mir's, ihr Herren: — — Doch nein, sagt lieber nichts. Ihr wisst so viel wie ich, und ich weiß so viel als ihr."

„O, ich fühle mein Nichts; fühle, dass ich nur ein Sonnenstäubchen in dem unermesslichen Weltall zu nichtig und unwürdig bin, über ein auch den weisesten Sterblichen unbegreiflich höchstes Wesen ein Wort zu verlieren, und lege meine Hand auf den Mund, anbetend in den mir von der Natur angewiesenen Staub zurückkriechend, zufrieden mit dem allgemeinen Lose der Sterblichen, von dem keine Ausnahme stattfindet."

„— — Die Hand ist schwach und langsam und kann die Gedanken nicht mehr nachschreiben, und auch diese stumpfen sich nach und nach ab, so wie sich die Lebensgeister in allen Gliedern, in allen Nerven abstumpfen, abschwächen, um sich in den Hauptgeist, und dieser zuletzt wieder in den Unendlichen zu verlieren."

Das war das letzte, was Ulrich Bräker in sein Tagebuch geschrieben.

(Schluss folgt.)

dammt gleichgiltig werden gegen alles, wie zur Zeit ich, es ist das allein eine artige Krankheit.

Frau und Kinder sind wenigstens gesund und geben mir keinen Anlass zur Sorge.

Sollte ich unterwegs ein Gedicht auf dem Wege finden, so sende ich es Ihnen.

Im übrigen haben Sie Nachsicht mit Ihrem zuwideren, aber freundgesinnten L. Anzengruber.

Wien, den 14. Februar 1881.

Verehrter Freund!

Ich sende Ihnen anbei den — selbst mir — sehr interessanten Artikel*) zurück, ich fand nur das wenige Nebenbemerkte darin zu berichtigen. Was das Unerklärliche in meiner Productionskraft anlangt, so bin ich mir selbst dahinter gekommen, dass ich als unruhiger Geist mit stets abspringender Phantasie immer und allzeit aus flüchtigen Begegnungen und wechselnden Bildern mehr Anregung zog und bleibendere Eindrücke gewann, als im ständigen, öfteren Verkehr und dauernder gleicher Umgebung; dass ich aber in solcher Weise genügend oft mit Bauern zusammen kam und ihre Hausungen besuchte, das ist sicher, freilich verschwindet damit die mystische Umhüllung**) und für Darwin'sche Theorien geht ein hübscher Erweis verloren, aber Wahrheit über alles!

Mehr Geleitzeilen kann ich für diesmal nicht beigeben, und auf eine schreibseligere Stunde wie diese will ich nicht warten, damit Sie sammt Artikel nicht mitwarten müssen.

Ich grüße Sie aufs herzlichste

Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber.

*) Über Anzengruber.

**) Dass er die geniale Kennerschaft für das Bauernthum von seinem Vater ererbt, der viel mit Bauern verkehrt.

Den 12. December 1881.

Kimmst wida eppa amol nach Wean,
So thu nit gar so schleuni,
Sitz nit um 6 ins Wirtshaus h'nein,
Und ins Cafeh gar schon um neuni,
Und selb' is a nit lieb und schön
Dass d' sagst, wöllt'st Zeitung lösen,
Mer saß daneben grad als wia
D' Katz z'neb'n der Butterdösn.
Kimm spota und geh' in da Fruah,
Da kriegst mich a dazua.

Der Kirchfelder.

Wien, den 2. April 1882.

Liebwerter Freund!

Ich wüsste wahrhaftig nicht, in welcher Weise mich Ihr letztes Schreiben in Bauernsprache beleidigt haben sollte? Weil ich darauf nicht geantwortet, noch sonst ein Lebenszeichen gegeben habe? Nun, Sie kennen mich doch schon so weit, dass Sie — nächste Zeile darunter — einräumen, dass ich Sie nie durch Vielschreiberei überrascht habe. Dass ich die Vorlesung im Verein der Literaturfreunde schwänzte, hat wieder seinen Grund darin, dass die Leseabende dieses Vereines auf den Mittwoch fallen und ich als Gewohnheitsmensch nur unter dem Zwange außerordentlicher Umstände von meiner Mittwochsgesellschaft beim „Lothringer" fern bleibe; ich war selbst an dem Mittwoche unangenehm berührt, als Anzengruber las, aber da konnte ich füglich doch nicht wegbleiben. Als Sie zuletzt in Wien lasen, that ich, wie Sie wissen, das gleiche in Prag.

Darüber, dass Sie zuerst anfangen müssen, das heißt, derjenige von uns beiden sind, der sich eher als der andere zu einem Schreiben aufrafft, steht Ihnen allerdings das Recht der Klageführung zu, jedoch werden Sie dadurch umsoweniger an dieser meiner üblen Eigenschaft etwas zu ändern vermögen, als ich sogar dem spontan erwachenden Triebe, einen Brief zu schreiben, erfolgreich Widerstand zu leisten verstehe; ich konnte das in letzter Zeit in Beziehung auf Sie mehr als einmal bethätigen, da ich Ihre ausgewählten

wollens denn machen? Ich grüße Sie auf das beste, erst mit Ende Januar werde ich in der Lage sein, irgend etwas Bestimmtes verlauten zu lassen.

Nochmals besten Gruß von Ihrem
L. Anzengruber.

Den 12. April 1878.

Verehrter Freund!

Unter einem zeige hiemit an, dass sich meine Familie um eins vermehrte, es ist ein weibliches Geschöpf, das dermalen noch nicht einmal etwas heißt. — Dass Ihnen die beiden Beiträge gefallen, freut mich, dass Sie gerne im Caféhause mit mir sitzen möchten, gleichfalls, es ist dies übrigens auch mein Wunsch und daher gegenseitig. Übrigens liegt Graz und Krieglach nicht so weit ab von Wien, dass es kein Wiedersehen geben könnte. Auf ein solches hoffend, mit bestem Gruße

Ihr L. Anzengruber.

Wien, den 10. Juli 1878.

Verehrtester!

Wo bleibt das horrende Honorar von 5 fl.? Das ist das Gedicht unter Brüdern wert, und wenn wir auch keine solchen sind, so wäre das höchstens ein Anlass für mich, mehr zu fordern, aber als Bruder in Apollo, wie der nackte Griechenkerl heißt, der der Kerzen-Industrie so aufgeholfen hat, der muntere Seifensieder, der auch jeden zu Gesang begeisterte, als Bruder in Apollo also, weisen Sie mir das Bedungene und Ausgesprochene (bei Ihrer Verlagsbuchhandlung) an.

Schreiben Sie mir freundlichst, was die Gebrüder Müller*) machen, es dürfte sich jetzt bald eine Gelegenheit schicken, denselben die lang zugesagte Vorlesung zu halten. Also unter welcher Adresse avisiere ich dieselben?

Mit herzlichem Gruß
Ihr sehr ergebener
L. Anzengruber.

P. S. Ich habe mich entschlossen, bei allen meinen vorurtheilsfreien Bekannten und Freunden der norddeutschen Adressierung mich zu bedienen, lassen Sie sich also das weggebliebene „Wohlgeboren" nicht anfechten, sondern lassen Sie's auch bei mir weg. Meine Freundschaft für Sie bleibt die alte, wenn auch meine Briefe einfacher adressiert sind.

Mein werter Freund!

Mich soll der Teufel holen — über kurz oder lang besorgt er ohnedies dies Geschäft, es ist also viel weniger Vermessenheit dabei, als es scheint, ihn dergestalt aufzufordern — mich soll er holen, wenn ich eine Silbe derzeit von dem weiß, was ich Ihnen für den „Heimgarten" schreiben werde.

Rein nichts. Octoberheft — und Beitrag anfangs August! Geradezu Unmöglichkeit. Wohl oder übel muss ich jetzt erst ein Stück fürs Wiedner Theater schreiben, eher setze ich keine Feder an für irgend eine andere Arbeit.

Sehen möchte ich Sie auch recht gerne, es wäre mir das sehr lieb, aber wir sind denn doch ein wenig zu weit auseinander und ich — wie gesagt, jetzt an den Schreibtisch gebannt. Ich bin seit einiger Zeit sehr gedrückter Stimmung. Mir passt vieles nicht. Ich habe nun neun Jahre Schriftstellerthum hinter mir, aber nicht die Stellung errungen, die mir erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolge, aus dem Vollen heraus producieren zu dürfen. Ich werde diese Stellung voraussichtlich nie, oder erst dann erringen, wenn meine Jahre nicht mehr die sind, welche eine solche Production aus dem Vollen zulassen.

Ich gehe heuer wieder nach Marienbad und ich freue mich darauf — auf 14 Tage. Freund, ich wünsche Ihnen, dass Sie nie so ganz ver-

*) Einer derselben der jetzige Schauspieler Sommerstorff.

derung derselben nichts mehr profitierten!

Ich grüße Sie herzlichst,

Ihr L. Anzengruber.

Den 2. April 1883.

Werter Freund!

Vorläufig sage ich Ihnen nur besten Dank. Was meinen Jungen anlangt, so rebelliert er gegen diese Welt, soviel in seinen geringen Kräften liegt, er scheint eine Ahnung zu haben, wohin er gerathen!

Herzlichen Gruß. Näheres bald.

Ihr Kirchfelder.

Wien, den 3. Mai 1883.

Werter Freund!

Sie haben mir durch Ihre Nachricht über Aufführung des „Meineidbauer“ große Freude bereitet. Es ist mir doch angenehm zu wissen, dass ich irgendwo noch als lebendig gelte und wirke, da ich hier augenscheinlich als todt zähle. Sie fragen, was ich für Pläne habe; literarische genug, einen Roman schreib' ich, ein Schauspiel möcht' ich schreiben, wenn ich dazu komme. October und November reis' ich als Vorleser. Sonst plane ich nichts.

Herzlichen Gruß, Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 2. August 1883.

Verehrter Freund!

Wie geht's denn Ihnen?

Ich arbeite wie — es gibt gar keinen Vergleich, wie ich arbeite. Befinde mich übrigens den Umständen angemessen, es ist das einer der schönsten Zustände und selbst einer, der aufs Rad geflochten ist, kann den Umstehenden diese beruhigende Auskunft geben.

Es grüßt Sie Ihr

L. Anzengruber.

Erhielt ein sehr liebenswürdiges Schreiben von Hamerling, das mich sehr erfreute.

Wien, den 6. November 1883.

Verehrter Freund!

Besten Dank für Ihre Freundlichkeit, die Sie mir in Graz erwiesen. Ich lasse alle jene, welche mir so freundlich entgegenkamen, die Grazer „Concordia“ voran, bestens grüßen.

Wir sehen uns ohnedies sehr bald, also werden Sie mir ja erzählen können, was Graz von dem Vorleser Anzengruber hält und auch was der verehrte Poet Hamerling von dem Menschen hält, den er kennen gelernt.

Wenn ich ihm „ansteh'“, muss ich ihn einmal auf längere Zeit sprechen.

In der neuesten Nummer des „Magazins für Literatur des In- und Auslandes“ begann soeben ein Aufsatz über ihn, den ich, soweit er vorliegt, mit beiden Händen unterschreibe.

Auf frohes Wiedersehen,

Ihr L. Anzengruber.

Wien, den 11. November 1883.

Verehrter Freund!

Sie sind nicht gestern unter Tages gekommen, abends saßen Sie nachlesend in dem Wartezimmer bei Bösendorfer und wollten nicht gestört sein.*) Heute, Sonntags, kamen Sie nicht, sind daher vermuthlich früh morgens wieder abgereist.

Also war es mit einem Wiedersehen nichts. Ich saß mit meiner Frau im Saale, die Hitze und das Gedränge sonach war groß, auch dachte ich mir Sie von zahlreichen Verehrern und „innen“ umworben, um Ihnen zu sagen „Schamer Diener“ und „B'hüt Ihnen God“ wollte ich mich nicht extra hindurcharbeiten.

Alles andere, was ich Ihnen aber etwa zu sagen hatte und was Sie etwa interessiert hätte, wäre für Sie allein gewesen, kann es auch nicht schreiben, da ich keine Abhandlung liefern kann.

*) Vor einer Vorlesung.

Schriften durchlas und in mir — einem der krittlichsten Kerle, wie Sie wissen, — die feste Überzeugung erwachte, dass in diesen zwölf Bänden zwei Bücher stecken, die späteren Zeiten mit dem Besten aufbehalten werden, was unsere Tage hervorbrachten. Das eine — die Schilderung von Leben, Bräuchen und Sitten des steierischen Landvolkes — von bleibendem culturhistorischem Werte, das andere, — die kurzen, knappen Bilder voll Gemüthstiefe und echten lachenden und weinenden Humors — von bleibender Wirkung als Musterstücke dichterischer Leistung.

Da haben Sie Ihr Lob so hölzern stehen, als nur thunlich, und weil mir eben stets vorschwebte, ich werde das nur so und nicht anders leisten können, so hielt es mich ab, es niederzuschreiben; ich habe es hier auch nur gethan, um Ihnen die falsche Ansicht zu benehmen, als ob ich mich gar nicht mit Ihnen beschäftigte, oder, was Ihre Wertschätzung anlangt, nicht ganz der Alte wäre.

Und da muss ich denn auch, um jedes Missverständnis auszuschließen, noch hinzufügen, dass ich als Zeitgenosse mir von Ihrem Dutzend Bände nicht einen nehmen ließe!

Werter Freund, dass Sie sich so leidend fühlen und nach Rast sehnen, das betrübt mich aufrichtig; vielleicht aber hat es doch sein Gutes, dass vermehrte Arbeit Ihnen nicht Zeit zur Grübelei läßt, umsomehr, da Sie jetzt eine Arbeit vor sich haben, die Sie freut; denn was Stelzhamer anlangt, so bin ich Ihrer Meinung: Das ist einer!

Wenn Spemann bisher die Bände seiner Collection an Sie sandte, dann weiß ich auch nicht, warum Sie noch nicht mein Buch haben.

Sie kommen doch bald wieder nach Wien? Dann heißt's aber bisserl aufbleiben!

Besten Gruß, Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 9. Februar 1883.

Verehrter Freund!

Nachdem Sie neuerzeit zu meiner und eines hochgeehrten Publicums Freude sich wieder sehr rege zeigen und in der „Presse" sowohl als auch in der „D. Zeitg." Feuilletons veröffentlichten, werden Sie so nebenher die Bitte eines Freundes, der zugleich Herausgeber eines Blattes*) ist, nicht wohl abschlagen können, wenn derselbe Sie dringendst ersucht, auch einmal einen Beitrag zu leisten. Sie werden sich dieser Bitte umsoweniger entschlagen können, als Ihre Interessen dabei vollkommen gewahrt bleiben sollen, wir verlangen ein Feuilleton von Ihnen und verpflichten uns, ebensoviel dafür zu zahlen, als die anderen, Sie geben uns gleich mit Überschickung des Manuscriptes Ihre Honorarforderung bekannt, dass Sie soviel erhalten, als Sie von anderer Seite für gleiche Arbeit erhalten, das ist selbstverständlich nicht ausschlaggebend, sondern nur billig, darum betrachte ich es auch als einen Freundschaftsdienst, so Sie mir leisten, wenn Sie uns etwas zukommen lassen.

Ich erwarte denselben auch von Ihnen. Genug des Geschäftlichen! Wie ergeht es Ihnen? Wann kommen Sie wieder einmal nach Wien? Wir werden uns dann wieder einmal in eine stille Kneipe setzen und vergangener Tage gedenken, die mit all ihrem Sturm und Drang, ihrem Leid und Beschwer, ja oft aller Noth und Pein doch schöner, gehaltreicher, erhebender waren, als die jetzige aschfarbene, platte, lederne Zeit.

Wird's anders noch einmal? Noch, ich habe die Überzeugung, liegt die Herabstimmung nicht an uns, ach, wenn es nur nicht zu lange andauert, so dass wir, mit der Zeit nicht besser, sondern alt geworden, von einer An-

---

*) „Die Heimat."

vier Stunden! Mit $1/2$ Stunde Wartezeit in Leobersdorf!

's Reisen wär' schon schön, wenn nur 's Fahren nit wär'!

Ich hoffe, dass Sie sich „relativ gesund“ fühlen, wie es im Buche „vom gesunden und kranken Herrn Meier“ heißt, es ist dies ein ganz erträglicher Zustand, auch der meine.

Auf das beste Sie grüßend,

Ihr L. Anzengruber,
Stadtpoet.

Penzing, den 11. Juli 1887.

Mein sehr schätzbarer Freund!

Ich beneide Sie, dass Sie von einem Stoffe*) gleichsam „angefallen“ wurden und würde mich gerne in gleichen Geburtswehen winden, aber ich bin steril geworden, ich bin nicht imstande, an das Schreiben zu denken, geschweige, mich dazu aufzuraffen.

Ich kann einfach jetzt nicht schreiben, ich befinde mich — wie Sie unter dem Banne des Schaffenstriebes — in dem der vollständigen Erschlaffung, ich kann daher, ob ich es auch wollte, Ihnen kein Manuscript zusagen.

Was mich so heruntergebracht, oder herabgestimmt, ich weiß es nicht zu sagen, aber dagegen läfst sich nichts machen.

Herzlichen Gruß, Ihr freundgesinnter L. Anzengruber,
derzeit „ohne Genius“.

*) „Martin der Mann.“

Wien, den 20. September 1889.

Verehrter Freund!

Ihr Schreiben, sagen Sie, erfordere keine Antwort, es sei nur als Händedruck vermeint, nun dieser erfordert doch den Gegendruck als Zeichen des vollen Verständnisses.

Seien Sie aus tiefstem Herzen heraus für Ihre freundschaftliche Theilnahme bedankt, die ich mit gleichen Gefühlen für alles, was Sie betrifft, erwidere, und erhalten Sie mir dieselbe, sowie ich solche Ihnen allzeit erhalten will und werde.

Mit Gruß und Handschlag ganz der Ihre L. Anzengruber.

* * *

Diesem letzten Briefe folgten noch ein par kurze Mittheilungen intimerer Natur, die letzte derselben stammt vom 4. December 1889, geschrieben sechs Tage vor seinem Tode.

Von dem etwaigen Vorwurfe, dass diese Briefe, in welchen so viel von mir selbst und meinen literarischen Sachen die Rede ist, gar aus Gründen der Eitelkeit veröffentlicht worden sein könnten, lasse ich mich nicht anfechten. Die hier abgedruckten Briefe haben den großen Volksdichter einmal von einer Seite gezeigt, von welcher er sonst selten gesehen wird. Und das wollte ich. Der Herausgeber.

Somit für ein anderesmal, wo es sich schickt.

Mit besten Grüßen Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 22. December 1883.

Verehrter Freund!

Anbei der „Meineidbauer". — — Wenn Sie über mich schreiben wollen, dass kein Hund ein Stück Brot mehr von mir annimmt, was mir, falls ich ein solches Thier hielte, die Erhaltungskosten für dasselbe wesentlich vermindern würde, so thut 's mir herzlichst leid, dass Sie nicht Ihre Feder mehr in der Gewalt haben und eine Leistung hinstellen können, dass kein Mensch mehr ein Stück Geld von mir annehmen möchte, das käme mir jetzt um Neujahr herum sehr zustatten und ich wäre Ihnen dankbar und würde selbst für die weiteste Verbreitung der betreffenden Nummer des „Magazins" Sorge tragen.

Aber so! —

F. S. kann sich nicht erklären, was da für ein Tratsch gewesen sein müsse, 2c. 2c.

Nämlich er erhielt nichts Geschriebenes noch Gedrucktes (letztes Heft des „Heimgarten" that er erwarten) von Ihnen, seit er Sie verließ, nachdem er einen keuschen Kuss auf Ihre Lippen gedrückt.

Nun, Ihrer w. Frau Gemahlin kann es allerdings zweckdienlicher erscheinen, wenn Sie in dem Groß-Sodom Wien statt junge Mädchen bejahrte Männer küssen.

Mit besten Grüßen vergnügte Feiertage und froh Neujahr wünschend

Ihr L. Anzengruber.

Wien, den 28. Mai 1884.

Verehrter Freund!

Sie wollen ein Lebenszeichen von mir, das sollen Sie genießen. Ich habe damals die Liebenswürdigkeiten Ihres Artikels, wie es mir meiner geachteten Stellung in der Literatur u. s. w. nach, zukommt, stillschweigend acceptiert und auf den Vorwurf des Gewohnheits-Stadtlebens nicht gehört; war daher nicht in der Lage, es Ihnen übel zu nehmen, dass Sie mich dorthin wünschten — nicht wo der Pfeffer — sondern das Edelweiß und die Alpenrose und der Enzian wächst. Die Gegend liegt mir zu hoch, man hat seine sakkermentische Mühe, da hinauf zu kommen, und herunter könnte es unter Umständen gar zu leicht gehen, abgesehen davon, dass mir die Milch immer Bauchgrimmen macht, und das ist doch die einzige Erquickung (die Milch, nicht das Bauchgrimmen), die man in diesen hohen Regionen hat, „Pils" legt keine Sennerin ein, ein Pfiff „G'spritzter" ist auch nicht zu haben, das wirkt sehr herabstimmend.

Ihre Stimmung bei einsamen Waldwanderungen ist mir übrigens nicht fremd, wenn ich einmal mir vorspiegeln will, diese Welt wäre wirklich die beste, dann gehe ich auch in den Wald, aber allein, es ist das sehr stärkend und kräftigend, man wird in dem weiten, wohlhauchigen Grün zu einem frohbegnügten Geschöpfe, ohne Wünsche, gleichsam nichts als ein paar freudige Augen, die in die wundersame Waldwelt auslugen, aber man muss mit dieser Stimmung haushalten, erstens spannt sie, wie jeder gehobene Zustand, sich selbst wieder herab, und zweitens würde sie, oft aufgesucht, durch die Rückkehr ins Tägliche und Alltäglichste doch gar arg parodiert.

Neulich war ich in Gutenstein, doch mit zwei Freunden, habe das Grab Raimunds besucht, stieg den Mariahilferberg hinan und kletterte dann später nach einer Ruine empor und in derselben herum.

Die Gegend ist wohl sehr schön, wird in das Programm der jährlichen Ausflüge als Nummer eingestellt.

Aber die Fahrt dahin, die Fahrt

zu, dass diese Verkommenheit vorhanden ist, sagen aber, das Stück verunglimpfe und beschimpfe das Volk, indem es ihm seine Sünden vorhält. Ich frage: Wird in dieser Art das Volk nicht von jeder Kanzel „verunglimpft“ vor und seit Pater Abraham a Sancta Clara? — Nicht alles was wahr ist, sagen sie ganz richtig, gehöre auf die Bühne, und wollen damit glauben machen, als ob unser Dichter „Alles was wahr ist“ auf die Bühne brächte. Oh, da bekämen wir noch ganz andere Sachen zu sehen, als was uns im „Vierten Gebot“ vor Augen gerückt wird. Anzengruber stellt nicht mehr und nicht weniger auf die Bühne, als was seit Shakespeare alle bedeutenden Realisten zur Anschauung bringen, wenn es die Kunst, die Idee, die Sache verlangt. Ob das geschmackvoll sei, fragt ein Eiferer mit gut gespielter Naivetät, wenn ein ehrlicher Bursche einer Prostituierten die Hand bietet? — Wie sagten nur gleich die Pharisäer, als Christus mit Sündern umgieng? — Ist es denn viel geschmackvoller, wenn der greise Lear von seinen Töchtern verstoßen wird, wenn Franz Moor seinen alten Vater in einem Hungerthurme verschmachten lässt? Warum tritt denn der geschmackvolle Mann gegen diese Schändlichkeiten nicht auf, sie gehen ja auch gegen das vierte Gebot!

Man solle den Schandfleck des Volkes nicht aufdecken, sagen sie, sondern dafür durch kirchliche, gesellschaftliche und staatliche Mittel Abhilfe schaffen. Was sind denn das für kluge Rathschläge? Das ist ein Curpfuscher, ein Charlatan, der vorgibt, heilen zu können, ohne die Krankheit untersucht und kennen gelernt zu haben. Das Volk muß sich selbst helfen, sei es durch die Religion, sei es durch den Staat, sei es durch welch ein Mittel immer, und vor allem muss es sich des Abgrundes bewusst werden, vor dem es steht.

Man behauptet, das Theaterpublicum sei so frivol, dass es die auf der Bühne dargestellte Verworfenheit bejuble, anstatt sich bekehren zu lassen. Wer aber ist es denn, der das Theaterpublicum so sehr verdorben hat? Das französische Schauspiel, welches die Sünde süß und begehrenswert schilderte, das Laster beschönigte, den Ehebruch feierte, den Tugendhaften, von elenden Wichten Betrogenen mit Spott übergoss. Die Operette, welche das sechste Gebot mit Musik verhöhnte. Und wer hat solchen Bühnenstücken Protection und öffentlichen Beifall gespendet? Die Presse, und nicht zum geringsten jene Parteipresse, die heute gegen das „Vierte Gebot“ wüthet. Eine dieser Stimmen nahm unbegreiflicherweise entschieden Partei für die französische Ehebruchskomödie gegenüber von Anzengrubers streng moralischer Schuldtragödie. Diese Leute goutiren ja schließlich alles. Doch wenn irgendwo im weltlichen Kunstwerk ein Priester ins Spiel kommt, und wäre es auch in bester Absicht, wenn irgendwo eine Moral verkündet wird, für deren Verkündigung sie allein das Privilegium zu haben glauben, dann gerathen sie aus Rand und Band und lassen an dem betreffenden Dichter kein gutes Haar. Alle Gebote Gottes kannst du übertreten, sie verzeihen es, alle Todsünden kannst du begehen, sie verzeihen es; nur das Eine verzeihen sie nicht, nämlich wenn du laut sagst, dass auch der Priester ein Mensch sei. Anzengruber hat das im „Pfarrer von Kirchfeld“ gesagt. Also Feindschaft übers Grab hinaus.

Einer der journalistischen Kampfhähne jener Partei findet es geradezu lächerlich, von einem Theaterstücke wirksame Heilung moralischer Schäden zu erhoffen. Und mit dieser pessimistischen Meinung, dass eine künstlerisch concentrierte sinnfällige Gestaltung auf das Volk nicht wirke, besteigt man die Kanzel, um mit dem bloßen abstracten Worte zu wirken? Ich gebe ja zu, dass das Wort Gottes als solches

„Das vierte Gebot“ und seine Gegner.

Von P. K. Rosegger.

Als Ludwig Anzengruber im Jahre 1877 sein Drama „Das vierte Gebot“ einem Wiener Theaterdirector eingereicht hatte, sagte der Director zum Dichter: „Sie verstehen das nicht, lieber Anzengruber. Bringen Sie mir ein Stück mit dem Titel: «Das sechste Gebot», und wir erzielen volle Häuser. Für das vierte Gebot interessiert sich kein Mensch“ und lehnte das Werk ab.

Seitdem ist eine andere Zeit gekommen. Die Operettenwirtschaft hat das Theater, und das französische Sittendrama die deutsche Sittlichkeit an den Rand des Bankerotts gebracht. Man empfindet die Nothwendigkeit zur Umkehr und erinnert sich endlich wieder an die ernste sittigende Bedeutung des Theaters. Wohl gibt es immer noch Leute, die den Höhepunkt der dramatischen Kunst in der „Schönen Helena“ oder im „Böhm in Amerika“ erblicken; andere wollen nur Lustspiele haben, da das Leben ohnehin so ernst und traurig sei. Ich meine: das Leben war auch zur Zeit, als auf der Bühne die Tragödie vorherrschte, ernst und für Viele traurig, aber man wusste, dass das Tragische in der Kunst mit dem Traurigen des Lebens versöhnt. Gewaltige Menschenschicksale mit Schuld und Sühne erschüttern uns, und wer erschüttert ist, der wird erlöst.

Zu einer solchen Zeit der Umkehr greift man nach einem Drama, das einst mit jenem frivolen Worte abgelehnt ward und dessen Verfasser mittlerweile ins Grab gestiegen — und siehe, es zündet. Es erregt die Gemüther in mehrfachem Sinne, es erglüht die Herzen der naiven Zuschauer und es erhitzt die Köpfe der Gegner.

Im „Vierten Gebot“ stehen zwei Schicksale da. In dem einen wird durch ein braves, schlichtes Elternpaar, das einen wohlgerathenen Sohn hat, der es bis zum geistlichen Stande bringt, gezeigt, dass die Befolgung des vierten Gebotes zum Segen wird. In dem anderen Schicksale, welches durch zwei liederliche Familien in sehr realistischer Weise zur Anschauung gebracht wird, sehen wir, dass es nicht unter allen Umständen gut ist, wenn Kinder ihren Eltern folgen, dass der Gehorsam gegen schlechte Eltern zum Fluche werden kann.

Gegen dieses Drama nun erhob sich ein förmlicher Kreuzzug seitens jener Partei, die Anzengruber durch seinen „Pfarrer von Kirchfeld“ sich zum unversöhnlichen Feinde gemacht hat. Bei der ersten Aufführung in Graz erhoben etliche dieser Partei ein Tendenzzischen, wurden aber vom großen Publicum bei dieser Beschäftigung schmählich im Stiche gelassen. Dann aber sattelten sie ihren Pressgaul, zogen mit allen möglichen und unmöglichen Waffen gegen das Stück, und in öffentlichen Kanzelreden wurde leidenschaftlich gewarnt vor dem Besuche des „Vierten Gebotes“.

Hauptsächlich werden von dieser Seite dem Volksdrama zwei Dinge zum Vorwurfe gemacht. Erstens: dass es zu crass die menschliche Verworfenheit aufzeige, und zweitens, dass es gegen das vierte Gebot Stellung nehme. — Zwei wuchtige Anklagen, wenn sie begründet wären!

Wie steht es mit dem ersten Punkt? Allerdings führt uns der Dichter erbarmungslos die tiefste Verkommenheit vor Augen. Und die Gegner geben es

Engel vor ihm erscheint. Und der arme Mensch, der durch den Einfluss seiner Eltern bis zum Hochgerichte gekommen ist, tröstet unter demselben seine zusammenbrechende Großmutter mit rührenden Worten eines nicht verlorenen Herzens. Wenn der Weg des Dramas durch Laster und Verbrechen uns allerdings schaudern gemacht, wenn die Wucht menschlicher Schlechtigkeit uns niedergedrückt hat bis zum Verzagen — diese Kerkerscene zwischen dem unseligen Verbrecher und seiner Großmutter richtet uns wieder auf, versöhnt uns. Der Dichter, welcher sonst voll Zorn oder Spott warnend in den Abgrund gezeigt, hier hebt er das Antlitz und weist gegen Himmel.

Dieses Trauerspiel „Das vierte Gebot“ zeigt wieder einmal, wie heiß ein Dichter sein Volk lieben kann. „So seid ihr!“ das ist hier sein gewaltiger Ruf des Zornes. „Dahin kommt ihr, wenn ihr nicht umkehret!“ das ist der Angstschrei seines blutenden Herzens. — Dass ein solcher Mann von jenen, die ihr Volk „auch“ lieben, mit Hohn und Geifer überschüttet wird, ist zwar unbegreiflich, ist aber der Lauf der Welt.

Ihr Feldgeschrei Numero zwei ist: das vierte Gebot Gottes will er stürzen!

Im Stücke kommt eine Scene vor, in welcher die Eltern einer zu verkuppelnden aber störrischen Tochter, den zufällig anwesenden jungen Priester, den Gärtnersohn, ersuchen: „Bitte, klären Sie unsere Tochter auf über die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern!“ und der Priester, in Unkenntnis der Verhältnisse, sagt naiv und an und für sich richtig zum Mädchen: Den Eltern gehorchen!

Die Ehe fällt unglücklich aus. Der Sohn der zweiten unmoralischen Familie, der durch das Beispiel seiner Eltern zugrunde geht, läſst seine Vergangenheit noch einmal in Erinnerung an ihm vorüberziehen in seiner letzten Lebensstunde und ruft dann dem ihn besuchenden Jugendfreunde, dem jungen Priester zu: „Wenn du in der Schule den Kindern lehrst: Ehret Vater und Mutter! so sag's auch von der Kanzel den Eltern, dass sie darnach sein sollen!“ — Dieser Scenen wegen legen die Gegner das Stück so aus, als wollte der Dichter sagen: Höret nicht auf den Priester, wenn er lehrt, du sollst Vater und Mutter ehren! — Ist diese Unterstellung redlich?

Während der ersten Aufführung des „Vierten Gebotes“ in Graz hörte ich hinter mir im Parterre folgendes Zwiegespräch:

A. Das ist ein ganz schlechtes Stück. Es sollte verboten werden.

B. Es ist ein grandioses Stück.

A. Allerdings grandios, wenn den Kindern gepredigt wird: Ihr sollt eueren Eltern nicht folgen.

B. Wo wird das gepredigt?

A. Oder nur bedingungsweise folgen, bloß wenn die Eltern brav sind. Nein, die Kinder müssen ihren Eltern unter jeder Bedingung gehorchen!

B. Auch wenn die Mutter eine leichtsinnige Person ist und zu ihrer Tochter sagt: Thu' mir's nach! Und wenn der Vater ein Trunkenbold, ein Angeber, ein Tagedieb ist und seinem Sohne befiehlt: Komm mit mir! — Auch dann?

A. Also soll das Kind seine Eltern prüfen, ob sie etwas taugen oder nicht, und erst darnach seinen Gehorsam und seine Verehrung einrichten?

B. Soviel ich weiß, macht es selbst die Kirche den Kindern nur bedingungsweise zur Pflicht, den Eltern zu gehorchen.

A. Wieso?

B. Die Kirche lehrt: Gehorchet den Eltern in allem, *was nicht wider Gottes Gebot ist.*

A. Ein Ehezwang, wie er in diesem Stücke vorkommt, ist aber wider Gottes Gebot, weil er naturwidrig ist.

B. Folglich hätte in dem Stücke das Kind recht, seinen Eltern nicht

eine besondere Kraft habe, aber nicht immer wird auf den Kanzeln das Wort Gottes gepredigt, oft, sehr oft auch etwas anderes, das nicht weniger weltlich ist, als ein Theaterstück. Warum thut man's denn, wenn man glaubt, dass an dem Volke Hopfen und Malz verloren ist? Und wenn das nicht verloren ist, warum sollte nicht auch von den Brettern, die die Welt bedeuten, herab ein gutes Wort einen guten Ort finden? Dass das Theater verderben kann, haben wir leider gesehen, dass es erschüttern, erheben, bessern kann, ist eine zu allgemein anerkannte Thatsache, um darüber noch ein Wort zu verschwenden.

Freilich, wenn die Bühne nur in losem leichtfertigem Spiele zu tändeln beliebt, wenn sie dem schweren Ernste des Lebens aus dem Wege geht und dem Volke immer nur heuchelt und schmeichelt, dann kann sie keine moralischen Schäden heilen.

Ich bin für die Vertuschungstheorie nie und nimmer. So wie das Gute, wenn es gethan wird, zu öffentlichen Ehren kommen soll, um als leuchtendes Beispiel dienen zu können, ebenso muss das Schlechte öffentlich gebrandmarkt werden. Durch das Verschweigen und Verhüllen schafft man weder Elend noch Laster aus der Welt; es macht die Menschen nur sorglos zutäppisch. Das ist das klügste an einem Fischer, dass er die Angel mit einem Köder verdeckt — so macht's der Teufel; und das ist das dümmste an dem Vogel Strauß, dass er seinen Kopf in den Sand steckt, um den nahenden Feind nicht zu sehen, — so macht's der Mensch, welcher meint, es gäbe keinen Jammer, wenn er vor ihm Aug' und Ohr verschließt.

Ich meine, dass das moralisch Schlechte gar nicht crass genug gezeichnet werden kann, um den richtigen Abscheu davor einzuflößen. Wenn nur auch gezeigt wird, wie furchtbar die Schuld sich rächt, und wenn als Gegengewicht nur auch das Versöhnende, Erhebende nicht fehlt.

Ich selbst bin ein unversöhnlicher Gegner jenes modernen „Naturalismus", der nur das Abscheuliche aufzeigt und sich brüstet: Das ist die Wahrheit! Es ist auch Wahrheit, aber nicht die ganze. Den Dünger beschreiben und die Blume verschweigen, ist das die naturwahre Schilderung eines Gartens? Nein, das ist eine halbe Lüge. — Das „Vierte Gebot" gehört nicht zu dieser naturalistischen Schule. Wohl ist es geschrieben, um den verderblichen Einfluss schlechter Eltern auf ihre Kinder zu zeigen, aber der verdorbenen Gesellschaft gegenübergestellt ist eine brave, mit aller Wärme gezeichnete Familie, in deren Mittelpunkt der junge, kindlich gute Priester steht. Gerade diese Gruppe, die Gärtnerfamilie, haben die Gegner des Stückes am meisten verlästert, als wären diese Leute wie borniert hingestellt. Ist es denn in den Augen der wunderlichen Gegner borniert, wenn ein armes Ehepaar fleißig arbeitet, die Kinder zum Lernen anhält, mit aller Liebe und Sorge für sie lebt, sich selbst Entbehrungen auferlegt, um den Sohn zum Geistlichen studieren zu lassen? Trotz einiger naiv komischer Worte, welche die Gärtnerleute gelegentlich sagen, werden dieselben an Klugheit sich noch messen können mit denen, die dieses Volksstück öffentlich so ungerechtfertigt und tölpisch angegriffen und somit dafür so große Reclame gemacht haben.

Abgesehen von dem Lichtpunkte, den der Dichter in der braven Gärtnerfamilie aufsetzt, lässt er es auch in den Seelen der Schuldigen nicht ganz finster. Die gewissenlosen Eltern sehen zum Schlusse ihre Schuld ein. Eine alte Großmutter ist da, voller Güte, Sorge und Liebe zu den versinkenden Enkelkindern, welcher aber der Einfluss auf diese entzogen ist, und die in der letzten Lebensstunde des Enkels nochmals wie ein versöhnender

Eintritt offen sein ins „Vierte Gebot". Es würde mancher zu sich kommen und sich fragen: Wohin geht's mit meiner Familie? Welches Beispiel gebe ich meinen Kindern? — Und mancher würde sagen: Ja, der Pfarrer hat recht, wenn er den Eltern strenge Gottesfurcht und Zucht einschärft; hier sieht man, wohin es kommen kann, wenn's an den Eltern fehlt.

A. Aber bedenken Sie, welche Lehre sich die Kinder nehmen, die in dieses Stück gehen!

B. Verehrtester! Warum soll gerade Anzengruber Kinderstücke schreiben? Er schreibt, wie jeder Dramatiker, für Erwachsene, und diesmal besonders für Eltern.

A. Das führt aber viel weiter, als Sie in Ihrer löblichen Harmlosigkeit annehmen. Wenn man schlechten Eltern nicht zu gehorchen braucht, wird man dieselbe Freizügigkeit nicht auch anderen Autoritäten gegenüber geltend machen wollen?

B. Ein zwingender Grund für dieselben, ihrer ehrwürdigen Stellung gemäß zu leben.

A. Nun stehen wir dort, wo ich behaupten kann, das „Vierte Gebot" hat eine socialdemokratische Tendenz.

B. Wieso das? Oder doch vielleicht im Sinne Christi, der sich erkühnt hat, nicht bloß den Untergebenen, sondern auch den Vorgesetzten ihre Pflichten strenge an das Herz zu legen.

A. Pah, das wissen wir schon lange, dass die Vorgesetzten auch ihre Pflichten haben, dass es gute und schlechte Eltern gibt, dass die Schuld sich rächt. Alte Geschichten, die wir kennen, dazu brauchen wir den Herrn Anzengruber nicht.

B. Also weil er alte Geschichten auftischt, die Sie kennen und selbst aussprechen, deshalb beschuldigen Sie ihn der Irrlehre, der Socialdemokratie?

Am Ende, sagte A. plötzlich, am Ende ist Anzengruber ein Jude!

Das wird das Richtige sein! versetzte B. lustig, und darum hat unmittelbar nach seinem Tode ein Hauptorgan der „Vereinigten Christen" in Wien so cannibalisch geschrien: „Anzengruber ist unser! Er ist unser!" — O ihr Helden!

In diesem Augenblick erhob sich der Zwischenvorhang.

Ich dachte meinem verewigten Freunde nach: Anzengruber, was sie doch alles aus dir machen möchten! Keiner hat die Liebe des Kindes zur Mutter schöner verherrlicht als du, z. B. im „Pfarrer von Kirchfeld", im „Heimg'funden" und in manch anderem deiner Werke. Und wie rührend innig war dein persönliches Verhältnis zu deiner eigenen Mutter! Den Vater früh verloren. Auf deinem armen Wanderleben als kleiner Schauspieler führtest du deine alte Mutter mit dir, und als du berühmt geworden warst, mit welch froher Sorgfalt richtetest du ihr Leben freundlich ein und hiengest an ihr mit einer Herzglut, wie du sie später keinem Menschen mehr so zugewendet hast.

Und du solltest das vierte Gebot gefährden wollen? — Risum teneatis! Dass ich nit lach'!

Ich bin überzeugt, dass jeder, der Anzengrubers „Viertes Gebot" ohne Vorurtheil prüft, die tiefe und strenge Sittlichkeit desselben erkennen wird und muss.

Für den gewöhnlichen Zuschauer, meinen die Gegner, sei die schlechte Tendenz des „Vierten Gebotes" freilich nicht zu bemerken. Diese für einen Augenblick zugegeben. Dann war's ja aber thöricht, die Leute darauf aufmerksam zu machen! Erst das Feldgeschrei der Gegner hat die Häuser gefüllt, und als in Wien von den Kanzeln gegen dieses Stück gepredigt wurde, musste an der Theatercasse die Wachmannschaft verstärkt werden, um im Gedränge Unglück zu verhüten. Die Kinder des Dichters mögen sich bedanken bei den Feinden ihres

zu gehorchen. Folglich hat auch der Dichter recht, weil er durch sein Stück ja nichts anderes sagt, als was die Kirche lehrt. Und folglich geben Sie der Kirche Unrecht, wenn Sie dem Dichter Unrecht geben.

A. Die Kirche hat immer recht.

B. Und der Dichter immer unrecht. Und beide sagen dasselbe. Es ist doch seltsam!

A. Genug davon. Ich frage nur, wie können kleine, unvernünftige Kinder fähig und berechtigt sein, ihre Eltern zu prüfen?

B. Wie das die Kirche sich denkt, weiß ich nicht. Unser Dichter hat es hier im Stücke nicht mit kleinen Kindern zu thun, sondern mit erwachsenen, die zum freien Gebrauche der Vernunft gekommen sind und schon wissen, was gut oder böse ist.

A. Der Dichter aber nimmt einen besonderen Fall.

B. Gesetzt den Fall, ein Kirchenräuber sagte zu seinem Sohne: Komm, du musst mir in der heutigen Nacht einbrechen helfen! Soll der Sohn seinem Vater gehorchen oder nicht?

A. Sie treiben alles auf die Spitze.

B. Das muss auch der Dichter thun. Und Anzengruber ist unbarmherzig, er zieht aus einer Sache immer die äußersten Folgerungen und zeigt sie auch, damit wir uns in diesem Irrgarten des Lebens möglichst klar werden sollen. Anzengruber sagt in seinem Drama nicht, dass Kinder ihren Eltern nicht gehorchen sollen, er sagt nur, dass die Eltern des Gehorsams würdig sein müssen. Er rüttelt nicht an dem vierten Gebote Gottes, sondern sucht es vielmehr zu befestigen, indem er ausruft: Eltern, seid darnach, dass die Erfüllung des Gebotes möglich wird. Und ist das nicht in Ordnung? Der Dichter ermahnt den Priester zu etwas, wozu der Priester sich ja selbst verpflichtet fühlen muss. Da kann man nicht sagen: Dichter, das ist schlecht von dir, sondern höchstens: Dichter, das ist überflüssig, weil ja nicht bloß in der Schule den Kindern die Pflicht gegen ihre Eltern, sondern auch in der Kirche die Pflicht der Eltern gegen ihre Kinder häufig genug gepredigt wird.

A. Was nützt das Predigen in der Kirche, wenn die Eltern nicht hineingehen! die Kinder werden zur Schule gezwungen, die Eltern zur Kirche nicht.

B. Sie denken an Kirchenzwang. Nicht übel. Aber wer kann zwingen? Nur der Staat, und ich fürchte, wenn der Staat den Kirchenbesuch obligatorisch macht, wie den Schulbesuch, dass er dann auch den Priester wird anstellen wollen, wie er den Schullehrer anstellt. Dass er am Ende nur nicht etwa gar die Predigten wird censurieren wollen, wie er die Theater censuriert? — Wenn es aber keinen Kirchenzwang gibt, wenn die Leute ihre Belehrung sich nicht in der Kirche holen wollen, so ist es ja doch gut, wenn es auch noch andere Orte gibt, wo sie Belehrung finden können. Was der Priester auf der Kanzel lehrt, das wird er wohl auch dem Dichter erlauben, auf der Bühne zu lehren.

A. Für Sittenlehre und Erbauung ist die Kirche da.

B. Also ist es unangenehm, wenn außerhalb derselben der Poet durch sein Kunstwerk predigt: Eltern, gebt eueren Kindern ein gutes Beispiel! — Oder: Lebt ihr in Unzucht, so geht ihr zugrunde! — Oder: Verzeihet eueren Feinden! — Man sagt dem Weltlichen, er solle sich nicht in dogmatische Sachen mischen; soll er denn auch kein Sittenlehrer mehr sein dürfen?

A. Es ist nicht Sache des Kunstwerkes, zu moralisieren.

B. Das gehört auf ein anderes Blatt. Übrigens sagten Sie letzthin, dass ein Kunstwerk auch moralisch sein müsse. Hier haben Sie ein solches. Es gibt — wie Sie selber zugeben — Leute, die in keine Predigt gehen wollen, solchen soll der freie

des Unterthan geworden und halte nach wie vor Hof wie ein Fürst. Und doch hat der Papst wahrlich allen Grund zum bittersten Schmerze. Denn die alte fürstliche Selbstherrlichkeit, die er über tausend Jahre genossen und die sich in den letzten vier Jahrhunderten zu der Macht eines Königreiches emporgehoben hatte, ist dahin. Alles, was in Wahrheit den weltlichen Herrscher macht, ist ihm genommen. Was ihm davon geblieben, ist nur Form und Schein, und seine fürstliche Stellung und vollkommene Unabhängigkeit ist durch keine weltlichen Mittel mehr verbürgt. Eine durch vielhundertjährige Gewohnheit zur Glaubenssache gewordene Auffassung ist aufs tiefste verletzt, und mit der Macht des Glaubens wird an der Rechtmäßigkeit der alten Gewohnheit festgehalten. Der Gedanke aber einer Rückkehr und Umkehr von der weltlichen Fürstlichkeit zur wahren Natur des geistlichen Oberhirtenamtes will dem Papstthume noch nicht in den Kopf, weil es sich heftig sträubt, das Geschehene als ein geschichtliches Ereignis, dem man sich fügen muss, anzusehen.

Der Papst ist, von aller Welt anerkannt und von niemandem angefochten, das Haupt und der oberste Hirte der katholischen Christenheit geblieben, und diese hohe Würde, dieses heilige Amt, so sollte man meinen, kann nicht abhängig sein von dem Besitze einer Scholle Landes oder einer Stadt, und wäre diese Stadt selbst Rom. Aber der Papst, von jener Auffassung geleitet, behauptet, durch die Einverleibung der Stadt Rom in den italienischen Nationalstaat als dessen Hauptstadt in der Ausübung seines geistlichen Hirtenamtes aufs schwerste behindert zu sein, er klagt über Vergewaltigung und Beraubung, er verwahrt sich und den heiligen Stuhl gegen das ihm angethane Unrecht, er sucht Hilfe bei den großen Mächten und verlangt bei allen passenden Gelegenheiten in feierlicher Weise Rom und den ganzen ehemaligen Kirchenstaat zurück. Die Versöhnung mit Italien wird als unbedingt ausgeschlossen hingestellt.

Der Gedankengang dieser Politik ist besonders klar aus der Ansprache Leos XIII. ersichtlich, welche er am Weihnachtsabend des Jahres 1885 an die versammelten Cardinäle hielt. Nachdem er über eine Reihe einzelner Gewaltthaten Beschwerde geführt, fuhr er also fort: „Allein, wenn auch all dieses nicht geschähe, und wenn auch die, welche in Rom die Gewalt haben, das größeste Entgegenkommen gegen die Kirche und ihr Haupt zeigten, so dürfte man doch nicht glauben, dass darum die jetzige Lage des römischen Papstes eine würdige oder wenigstens erträgliche würde. So lange es eine offenbare Thatsache ist, dass Wir in Rom nicht in Unserer, sondern in anderer Gewalt sind, so lange Unsere Freiheit und Sicherheit von denen, welche thatsächlich in Rom die Herrschaft ausüben, abhängt, und von Gesetzen, die wandelbar sind wie die politischen Zustände, und von den höchst wandelbaren Maßnahmen der Mehrheiten, so lange wird die Lage des Papstes immer unerträglich sein. Und welche Künste man auch immer anwenden möge, um sie zu mildern, vermöge eines inneren und wesentlichen Widerspruches wird sie immer mit der Freiheit und Unabhängigkeit, die dem höchsten Haupte der Kirche gebührt, unverträglich sein.“

Um diese Gedanken dreht sich die eigenste, innerste Politik des Vaticans, und sie werden immer und immer wieder, in dieser oder in jener Form, bald so und bald so wiederholt. Nachdem der Papst selbst zu Weihnachten 1885 in jenen geharnischten Worten diese Politik vertreten hatte, erhob zu Ostern 1886 der vaticanische „Moniteur de Rome“ seine Stimme: „Gefangener einer fremden Macht, kann das Papstthum sich nicht mehr der

Vaters, dass sie ihnen so gute Tantièmen vermittelt haben.

Und auch wir bedanken uns für eine solche Behandlung eines unserer größten vaterländischen Dichter. Wir werden sie uns merken.

Ich bin herausgefordert worden zu diesem Aufsatze, ich fühlte mich verpflichtet, nicht bloß für den verewigten Freund einzutreten, sondern auch für die Volksdichtung, die neuerdings in Anzengruber ihren höchsten Ausdruck gefunden hat. Vielleicht sind ja auch bei dem „Vierten Gebot" im Nebensächlichen manche Bedenken gerechtfertigt; vielleicht wünschten wir besonders einen anderen Titel. Warum sollte sein Bedenken nicht jeder offen aussprechen? Sogar parteiische Einseitigkeit im Urtheile lässt man sich heutzutage gefallen; aber ein ehrliches und klares Werk so gründlich zu verkennen, oder so bösartig zu missdeuten, wie es hier geschehen, das ist denn doch eine Art, die man auf das tiefste bedauern oder auf das schärfste verurtheilen muss.

Der Papst im neuen Rom.

Ein Bild aus der ewigen Stadt von Hermann Riegel.*)

Der gewaltigen Umgestaltung und durchgreifenden Neubildung Roms, welche sich seit dem 20. September 1870 allmählich vollzogen hat und Tag für Tag immer noch vollzieht, steht innerhalb seiner eigenen Mauern ein gewisses Etwas gegenüber, grollend und ablehnend, fragwürdig und feindselig, sich hoch und theuer gegen alle und jede Annäherung oder Ausgleichung verwahrend. Das ist der Vatican. Der ehemalige Beherrscher Roms kann den Verlust seines Königreiches nicht verschmerzen. Sich alle seine Rechte feierlichst vorbehaltend, hat er sich in seinem Palaste eingeschlossen und sich vor aller Welt zum Gefangenen erklärt, — obwohl ihn niemand daran hindert, frei ein- und auszugehen, wie es ihm belieben und gefallen möchte. Ich glaube, dass dies allerdings nicht aus Liebhaberei oder Zufall geschehen ist. Denn der Anbruch des neuen Zeitabschnittes vor seinen Augen hat ihn naturgemäß zurückgeschreckt und in ihm den Trieb geweckt, sich möglichst unberührt zu erhalten, so wie er war und wie er wieder sein möchte. Und die Entwickelung dieses neuen Zeitabschnittes musste die Neigung zur Abschließung in ihm steigern; denn er erkannte gewiss, wie fremdartig sein prunkender Aufzug in der sechsrossigen Goldkutsche auf den volkswimmelnden Straßen des neuen Rom erscheinen müsste.

Zwar jene Worte: „er kann den Verlust seines Königreiches nicht verschmerzen", sprechen und schreiben sich leicht hin. Und mancher denkt wohl auch, der Besitz des vaticanischen Riesenpalastes mit der Peterskirche, des Laterans und einiger anderen Paläste und Kirchen, sowie der Bezug eines staatlichen Jahrgeldes von mehreren Millionen sei keine geringe Sache. Auch sei ja der Papst nieman-

*) Unter dem Strich. Bunte Bilder aus beiden Welten von Hermann Riegel. Berlin. Hans Lüstenröder. 1890.

und gemischte, schwarz und weiße, weiß und schwarze, schwarz und rothe, weiß und rothe und wie das so weiter geht, sogar rothe Nonnen wandeln und wimmeln durch die Straßen Roms, untrügliche Zeichen der Gegenwart des Pontifex maximus, lebendige Zeugen der Freiheit, die das Königreich Italien dem Oberhaupte der Kirche gewährt. Nur der Eine überschreitet nicht die Schwelle seines Gefängnisses.

Warum aber sollte der Papst nicht einmal, ohne päpstlichen Prunk, im einfachen Wagen, schlicht und unerkannt in die Campagna fahren und sich an der offenen Natur erfreuen? Niemand hindert ihn daran, niemand hat einen Nachtheil davon, und wenn er will, braucht er es niemandem merken zu lassen. Wer weiß, ob er nicht schon manchesmal aus seinem Fenster über die weite Stadt hinübergeschaut hat nach dem Quirinal, und ob nicht auch der König im Quirinal aus seinem Fenster hinüber geschaut hat zum Vatican, und ob dann nicht Papst und König sich verstanden und sich zugenickt haben? Mit Hilfe leidlicher Ferngläser könnten sie sich sogar anlächeln und sich Zeichen geben. Und wie viele stille Boten mögen vom Quirinal zum Vatican und vom Vatican zum Quirinal wandern! Man versteht sich, will sich von Herzen wohl und hat stillschweigend ein ganz angenehmes Verhältnis geschaffen, aber vor der Welt, vor der katholischen Christenheit spielt man Gefangenen und Räuber. Das wird wohl noch eine gute Weile so fortgehen, vermuthlich sogar eine recht lange, lange Weile.

Auch im Inneren des Vaticans merkt man von der Gefangenschaft nicht die geringste Spur. Die Sehenswürdigkeiten des Palastes stehen den Besuchern offen wie ehedem, die Pracht und der Glanz des päpstlichen Hofes sind unverändert dieselben geblieben, die zahlreichen Bewaffneten bekunden die fürstliche Unabhängigkeit des Gebieters, besondere Gesandtschaften sind beim Vatican beglaubigt, der Papst ist von der alten Unterwürfigkeit umgeben. Wenn er sich eine halbe Stunde in frischer Luft ergehen will, so wird ein Ceremoniell aufgewendet und eine Dienerzahl aufgeboten, wie sie kein europäischer König, wohl selbst Philipp II. von Spanien nicht, je gehabt und geduldet haben mag. Ein ganzer langer Aufzug ist da erforderlich. Voran schreiten mehrere der buntgeschlitzten Schweizersöldner im schwarzen, gelben und rothen Tuche, dann folgen einige Leute der päpstlichen Palastwache, der sogenannten Guardia palatina, mit blanken ritterlichen Helmen und gewaltigen Schwertern, und daran schließen sich Geistliche. Nun aber kommt der Papst. Der Papst ist ganz in weiße Seide gekleidet und sitzt in einer rothseidenen Prachtsänfte, die von zwei ausgesucht großen und starken Männern getragen wird. Rechts und links von jedem dieser Träger schreiten zwei Begleiter von gewöhnlicher Größe. Alle sechs sind mit seidenen Kleidern von dem nämlichen Roth wie die Sänfte und im Schnitte des siebzehnten Jahrhunderts bedeckt. Hinter der Sänfte wandeln wieder Geistliche, dann folgt die Guardia palatina, und den Schluss machen wieder die schweizerischen Landsknechte. So bewegt sich der Zug aus den Gemächern des Papstes durch die Hallen am Hofe des heiligen Damasus, die langen Gänge der Galleria lapidaria und der Bibliothek in den päpstlichen Hofgarten, und überall, wo er auf seinen Wegen an Wächtern, Dienern, Aufsehern oder sonst jemandem vorbeikommt, fällt alles in tiefster Verehrung auf die Knie, während der Papst mit freundlichem Lächeln die rechte Hand segnend erhebt. Es gehört schon ein gutes Theil Schwärmerei dazu, um in diesem segnenden und von mehr als königlichem Prunke umgebenen Papste jenen Gefangenen des Vaticans zu erblicken, von dessen

Stadt und der Welt (urbi et orbi) in seiner unvergleichlichen Herrlichkeit zeigen.“

Im Frühjahre 1887 gab man dann dieser Politik die Gestalt eines Fühlers. Leo XIII. machte in einer Ansprache Andeutungen, die vielfach als ein Wunsch nach der Aussöhnung mit Italien aufgefasst und von einer Anzahl Zeitungen beifällig begrüßt wurden. Sobald dies Entgegenkommen der öffentlichen Meinung deutlich wurde, gab der „Osservatore Romano“ jenen päpstlichen Andeutungen die Erläuterung, dass es sich nur um „die Rückgabe alles Geraubten, um die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft, besonders über die Stadt Rom, wo der Papst seinen Sitz hat“, handeln könne, „aut Roma aut nihil“. Das Reden in den Blättern gieng eine Weile herüber und hinüber, bis schließlich Crispi, dem die Sache zu bunt wurde, mit einer sehr unzweideutigen Erklärung im Abgeordnetenhause dem Zwischenfall ein Ende bereitete. Da trat der Papst in einer Consistorial-Ansprache zu Ende November desselben Jahres mit neuen heftigen Klagen und bitteren Beschwerden gegen Italien hervor, die er seitdem bei jeder Gelegenheit in dem herkömmlichen Tone wiederholt hat, und die in den sogenannten Katholikenversammlungen einen ohnmächtigen Wiederhall gefunden haben.

An allen Thoren des Vaticans stehen die Schweizer grimmig bewaffnet Wache, und beim Eingange am Petersplatze haben sie ihre starke Hauptwache. Es sind in der That Schweizer, sogar deutsche Schweizer, die in ihren aus schwarz, gelb und roth zusammengenähten Landsknechtskleidern, mit einem modernen Helme bedeckt und mit einem Schießgewehre ausgerüstet, ihre schweren Pflichten in ertödtender Eintönigkeit thun. Drei Schritte vor der Hauptwache stehen ununterbrochen zwei italienische Schutzleute, sogenannte Carabinieri oder Guardie civili, um bei einer etwaigen Ungehörigkeit sofort zum Schutze der Schweizerwache und des Vaticans selbst eingreifen zu können. Schräg gegenüber am Petersplatze ist in der dortigen Kaserne eine große Wache unter einem Officiere eingerichtet. Rückwärts, dem Palaste gegenüber, stehen mehrere italienische Schildwachen. Bei dem geringsten Versuche zu einem gegen den Vatican gerichteten Unfuge würde sofort eine ausreichende Macht bereit sein, um ihn im Keime zu ersticken. Aber äußerlich betrachtet, sieht das alles so aus, als ob die königliche Schutzmannschaft und Kriegsmacht den Vatican und seinen Gefangenen einschließe und überwache.

Doch kümmern sich diese Männer nicht im geringsten um die, so da kommen oder gehen, — solange die öffentliche Ordnung ungestört bleibt. Sie gehen selbst andächtig in die Peterskirche, und an Sonntagen wimmelt es da von Officieren und Mannschaften aller Waffengattungen. Die Briefträger der königlichen Post geben ihre Sachen im Vatican ab und forschen selbst in den Sacristeien der Peterskirche nach Empfängern, die sie noch nicht kennen. Ein ganz regelmäßiger, aber nicht auffallender Verkehr besteht zwischen dem Vatican und der Stadt, die ihn mit allem, was er braucht, versorgt, ihm alles vermittelt und einem großen Theile der dort Bediensteten und allen, die durch Geschäfte und Obliegenheiten dahin geführt werden, Wohnung gewährt. Der Vatican ist durchaus ein Stück der Stadt Rom geblieben, und alle seine Bewohner und Angestellten bis auf Einen bewegen sich in der Stadt frei nach ihrem Belieben und ihrer Willkür. Die Cardinäle fahren von ihren Palästen zum Vatican, oder sie fahren spazieren vor die Thore, um frische Luft zu schöpfen. Alte und junge Priester, einzeln und in Scharen, Mönche aller Gattungen: schwarze und braune, weiße und blaue, graue

nur dienend zur Seite steht, ja, der Geruchssinn sozusagen als das Aschenbrödel der fünf Sinne angesehen wird, ist bekannt.

Gesichts- und Gehörsinn, Geschmacks- und Geruchssinn scheinen näher verwandt zu sein, als eine andere Combination. Ein Sinn unterstützt den anderen, muss sogar, so gut es geht, oft an die Stelle des fehlenden treten und ihn, wenigstens theilweise, zu ersetzen versuchen.

Besonders in der Kunst scheint oft ein Sinn als der wichtigste.

Welch ein Unglück für den Maler, wenn er erblindet, welch trostloser Zustand für den Musiker, wenn er taub wird; seltsam, dass manche der größten Compositeure taub gewesen sind. Umgekehrt wäre der Verlust des Gehörsinns für den Maler, des Gesichtssinnes für den Componisten weniger empfindlich und fühlbar. Der gute, blinde Pfeffel musste immer laut auflachen, so oft ihm jemand im eifrigen Gespräche sagte: „Sehen Sie nur, mein lieber Pfeffel!“ Derselbe ließ auch, als die blinde Tonkünstlerin Therese Pardies zu ihm nach Colmar kam, folgende Stegreifverse in ihr Stammbuch schreiben:

„O weh', Therese, weh' dem Mann,
Der nicht vor Wonne, dich zu hören,
Wie wir des Augenlichts entbehren
Und Ohr und Herz nur werden kann!“

Ferner als einst Kant den blinden Professor von Raczko frug, ob ihm der Besuch des Schauspiels Vergnügen mache, sagte dieser: „Wenn nur meine Täuschung nicht durch unrichtige Declamation gestört wird, so malt meine Phantasie mir Schauplatz und Personen“, worauf Kant meinte: „Ich wünschte, dass ein Blinder, ein Tauber, und ein Mann, der die Sprache, in welcher das Stück geschrieben, nicht versteht, gemeinschaftliche Kritik übten, sie müsste die richtigste sein.“

Ein anderer Fall, wo gewissermaßen ein Sinn der mächtigste, der Hauptsinn ist, findet sich in einer geistreichen Stelle des Dr. Mises niedergelegt. Er sagt: „Engel theilen sich ihre Gedanken durch Licht mit, statt Töne haben sie Farben. Ganz todte Massen, z. B. Steine, äußern sich durch den Druck, also durch das Gefühl. Lebendiger sind in dieser Sphäre schon die Salze, welche sich durch Geschmack äußern. Die Pflanzen theilen sich durch den Geruch mit, das Medium ihrer Mittheilung ist der Duft; die Thiere durch das Gehör. So sehen wir, dass das höchstbegabte Wesen sich durch das Gesicht mittheilt.“

Für jede Classe der genannten Geschöpfe ist also ein Sinn der Capitalsinn. Ich sagte früher, ein Sinn müsse oft den anderen ersetzen — ja oft tritt selbst bei Vorhandensein aller fünf Sinne der eine herrschender hervor.

Der Verliebte wird z. B. zum Argus, er sieht bei seiner Angebeteten alles, obwohl er so viel übersieht. Sie ist schön, hat aber ein hässliches Organ, er aber hört sie nicht, er sieht sie nur sprechen. Ihm wird sein Auge auch zum Ohr. Er kann mit dem Dichter sagen:

„Wie bin ich so ganz verändert,
Seit dein Zauber auf mir waltet:
Hast mich ganz, ja selbst die Ohren
Mir zu Herz und Aug' gestaltet.“

Ja, er sieht sogar im Buckel seiner Geliebten „einen zweiten Busen“.

Wie oft hört man sagen: „Ich bin ganz Ohr, vom Kopf zum Fuß ein Ohr“, und ebenso oft wird gesagt: „Ich bin ganz Auge“; bisweilen heißt es aber auch: „Er ist ganz Aug' und Ohr“.

Ganz richtig beanstanden den Namen des Opernglases die vier Verse:

„Ist es des Opernglases Zweck
Vom Ton zu sehen etwas?
Der richt'ge Name kühn und keck
Das wäre wohl Balletglas.“

Ein anderer nannte das Ballet die Oper der Tauben.

Auch die Phrase „die Folie des

Strohlager, zur Rührung der Gläubigen, schon einzelne Halme theuer verkauft worden sind.

Indessen, man mag die Politik, welche der Vatican dem Königreich Italien gegenüber seit dem 20. September 1870 innegehalten hat, noch so sehr verstehen und begreifen: zugeben muss man unbedingt, dass die Entwickelung der Stadt Rom sich durch diese Politik nicht hat hemmen oder beeinflussen lassen, und dass sie täglich über sie zur Tagesordnung übergeht. Zugestehen aber muss man auch, dass das Papstthum in den langen Jahrhunderten aufs engste mit Rom verwachsen ist und dass die ganze Bevölkerung Roms, mit Ausnahme einiger Freidenker, das Oberhaupt der Kirche unbedingt und innigst verehrt. Aber diese selbe Bevölkerung fühlt sich ebenso unbedingt und innig als einen Theil des italienischen Volkes, und sie jauchzt dem lebenden Könige jubelnd zu oder wallt auch dankbar und gerührt zum Grabe des todten Königs im Pantheon des Marcus Agrippa. Im Herzen der Römer ist der Ausgleich zwischen Papstthum und dem Königthum vollzogen, aber noch ist die Formel nicht gefunden, in der sich die beiden geschichtlichen Gewalten selbst, ohne sich etwas zu vergeben, aussöhnen könnten. Und schwer wird es sein, vielleicht unmöglich, diese Formel zu finden. Aber am Ende geht es auch ohne Formel ganz gut so weiter wie bisher. Ein fröhlicher modus vivendi ist eine ganz unbezahlbare Erfindung. Er hat sogar dem Papste die Handhabe geboten, an dem neuen Rom mitzuarbeiten, denn Leo XIII. läßst in dem neuen Stadttheile, der sich vom Vatican längs der Tiber bis in die Gegend der Porta del popolo hinzieht, auf seine Kosten eine Kirche bauen.

Die Verwechslung der Sinne.

Eine Plauderei aus dem neuen Demokrit von **E. M. Schranka.**

Wir haben fünf Sinne, die von den Psychologen und sonstigen Gelehrten in verschiedene Eintheilungen gebracht wurden, als da beispielsweise sind: Haupt- nnd Nebensinne, höhere und niedere Sinne und anderweitige Classificationen. Manche versuchten schon einen sechsten Sinn und noch mehr hinzuzufügen, und sprichwörtlich spricht man geradezu von der Noth und auch von der Gewohnheit als sechstem Sinne.

Mag es nun noch viele andere, uns bisher noch nicht bewusst geworden Sinne geben, so viel ist sicher, es geht uns mit den Sinnen wie mit den Elementen. Wir sprechen selbst heute noch von den vier Elementen und wissen doch aus der Chemie ganz genau, dass die bisherige und noch lange nicht abgeschlossene Reihe von Elementen nahe der Zahl 100 steht. Ebenso bleiben wir noch bei unseren fünf Sinnen. Wer nur die immer alle beisammen hätte!

Dass, wie gesagt, der eine dieser fünf Sinne eine wichtigere Rolle spielt, der andere gewissermaßen den höheren

saale des Ortes: „No, wie gefällt üch dä Saal?“ — „O, ganz gut“, meinte der Musikverständige, „aber die Akustik ist sehr schlecht.“ — „De Akustik?“, meinte der andere und glotzte den Sprecher anfangs verständnislos an, dann aber nickte er und wie ein Jagdhund mit aufgehobener Nase umherschnuppernd, meinte er: „De Akustik? Jo, ich rüchen et och!“ (Ja, ich rieche es auch.)

Das erinnert an den Geruch der Stimme; man sagt ja von jemand, er stehe in gutem oder schlechtem Geruche. Auch der vielfach lächerlich gemachte Professor Jäger musste herhalten. Seine Äußerung „Die Anwendung musikalischer Bezeichnung für Düfte ist in der Parfümerie-Technik längst üblich, wie man sich in den betreffenden Lehrbüchern überzeugen kann. Dass die Seele des Gesanges riechbar ist, wird die neue Ausgabe meiner Entdeckung der Seele theoretisch darlegen und von meiner diesbezüglichen praktischen Erfindung machen viele Leute schon längst Gebrauch“ veranlasste die witzige Bemerkung: „Da wird's kein Wunder sein, wenn irgend ein für den bel canto schwärmender Berliner bei einer Begegnung ausruft: Liebster Wachtel, dhun Sie mir den eenzigsten Jefallen und lassen Sie mir en bisken hohes C riechen!“

Auber sagte einst bei einer Pause von Blasinstrumenten: „Es ist ein Glück, dass diese Concerte geruchlos sind.“

Aber am markantesten ist wohl die Fusion des Geruchs- und Gehörsinns in der Sprache ausgedrückt durch das Acceptieren des vom Geruch entlehnten Ausdrucks „Potpourri“ für Musikpiècen. Dieser Ausdruck stellt also auch einen Beitrag zu den Homonymen.

Endlich gehört in diese Kategorie der Schiller'sche Vers: „Ich bin ein Mann, das könnt ihr schon an meiner Leyer riechen.“

Was Gesicht und Geruch anbelangt, so habe ich neben dem Verbum „beaugenscheinigen“ schon den Neologismus „benasenscheinigen“ getroffen, und obwohl die Stimmung ursprünglich für den Gesichtssinn berechnet ist, so kann es auch eine Fata morgana der Nase geben. Man befragt Augen- und Ohrenzeugen, es gibt aber auch stille Nasenzeugen. Umgekehrt wendet man den Ausdruck hermetisch verschließen zumeist nur gegen den Luftzutritt an, obwohl er sich auch ganz gut dem Lichte gegenüber anwenden ließe. Gesicht und Geschmack erscheinen, in der Phrase confundiert, „ein Bild mit den Blicken gewissermaßen auftrinken“.

Und Gesicht oder auch Geruch und Geschmack finden wir vermischt in Hugo Littauers Epigramm, worin es heißt:

„Beim Biere spricht der Trinker von der Blume,
Beim Weine aber lobt er das Bouquet“

Geruch und Geschmack werden gar oft geradezu identificiert; wir reden vom süßen Duft der Rose; man sagt von den Schwaben, sie hätten nur vier Sinne, weil sie „riechen“ mit „schmecken“ bezeichnen, und in manchen Gegenden wird die Nase vom Volksmund spöttisch „Schmecker“ genannt. Als ein Officier zu einem anderen Gaste sagte: „Warum haben Sie meinen Hund geschlagen, er hat Sie ja nur beschnüffelt?“ entgegnete dieser: „Soll ich vielleicht warten, bis ich ihn schmecke?“ Er befürchtete, dass der Geruchsinn des Hundes sich zum Geschmacksinn steigern könnte.

Wie oft können wir einen Menschen nicht schmecken, und reden andererseits vom Ohrenschmaus.

Wohin soll ich die Romanphrase, ich habe sie leider nicht illustriert gesehen, „der leichten Füße Trillersprung“ oder die Bezeichnung „ein kleiner Celloschlag“ oder „die Friedenspauke schlagen“ einrangieren?

Das größte Contingent für unsere Betrachtung aber stellen unbedingt die

Stadtgespräches" enthält eine Verwechslung der Sinne.

Ein anderer Fall: Ein Hungriger riecht eine Speise, er vertilgt sie mit Gier, wenn auch der Geschmackssinn mit ihrer Zubereitung nicht zufrieden wäre. Er verschlingt sie mit den Augen; man sagt, wenn er nicht mehr essen kann, „seine Augen waren größer als sein Magen".

So tritt gar oft eine förmliche Verwechslung der Sinne ein; aber am deutlichsten tritt diese Verwechslung in der Sprache hervor; freilich wird oft ein crasser Blödsinn daraus, aber umso komischer wirkt er.

So spricht Saphir von lichttrinkendem Auge und tondürstendem Ohr; Heine sagt: Sie lächeln süß; bei Klopstock horchen sie mit trunkenem Ohr; ein anderer verschließt sich hermetisch gegen das Licht und wieder andere prüfen mit neugierigen Händen, während ein dritter sich in einen chromatischen Galopp setzt.

Man kann sich an einem Schauspiel nicht sattsehen und spricht etwas gesperrt gedruckt aus, und wenn man jemand Braun nennt, der Roth heißt, so entschuldigt man sich, dass man farbenblind ist, so wie jener Franzose der Magd, die beim Kehren zu viel Lärm machte, zurief: halten Sie das Maul mit Ihrem Besen.

Wie oft hört man den Unsinn aussprechen: „Siehst du, was sie sagt?" Freilich liegt hier in dem „Siehst du" ein Aufmerksammachenwollen, man kann aber doch nur hören, was man sagt. Als Gegenstück dazu hörte ich schon im Dunkeln sagen: „Sprich, damit ich dich sehe"; gerade wie jener Engländer sagte: Speek, that I may see thee.

Zu dumm ist doch die Sinnesverwechslung in der Rede jenes Socialisten, der sich in seinem Eifer zu den Worten hinreißen ließ: „Meine Herren! Thun See, wat See thun müssen, aber vergessen See nich, dass die Augen des ganzen vox populi auf Ihnen gerichtet sind."

Man wird einwenden, das war ein ungebildeter Mensch, der seine Rede mit dem aufgegriffenen lateinischen Brocken spicken wollte, ohne zu wissen, was dieser Ausdruck bedeute.

Gut, ich will einen Gebildeten vorführen. Ein Student der Medicin gab seinem Professor beim Examen auf die Frage, was ein Stethoskop sei, die drollige, gewiss verständliche und doch pyramidal dumme Antwort: „Das Stethoskop ist eine Brille, vermittelst deren man dem Patienten mit dem Ohre in die Brust sieht." Das ist doch eine herrliche Blüte für dieses mein Sträußchen.

Endlich kann in Hast und Unbedachtsamkeit der Zorn derlei Unsinn hervorbringen, z. B.:

Vater (wüthend): „Sieh mich nicht so an mit der Stimme."

Sohn: „Ich habe ja noch kein Wort —"

Vater (noch heftiger): „So lasse mich keine Silbe weiter sehen."

Eine übliche Phrase lautet: „Tauben Dunst machen" für „aufs Gerathewohl". Nun, der Dunst ist doch für das Gesicht und für den Geruch, und nicht für das Gehör da.

Ebenso spricht man von einer tauben Nuss, wobei doch der Geschmack bedroht ist. Seltsam, die Engländer sprechen von einer blinden Nuss (nut blind). Hier scheint sich taub und blind nicht auf des Fehlen des Gesichts- und Gehörsinnes, sondern auf das Fehlen des Wesentlichen zu beziehen. Hier sieht man, dass eine Nuss taub ist. Daher ist der Pleonasmus: „mit Augen sehen, mit Ohren hören" nicht gar so entsetzlich. Eine eigenthümliche Sinnesverwechslung der Sprache liegt wohl auch in der Kritik Hartmanns: „Die Bach'sche Fuge riecht etwas nach Liszt."

In ein kleines Nest an der Sieg kam ein Kölner Musikmeister zu concertieren. Ein Mitglied des Gemeinderaths führte den Dirigenten zum Tanz-

Da sind doch die Sinnesfunctionen schon total durcheinandergewürfelt. Und schließlich wäre noch zu erwähnen, dass bisweilen Sinnesverwechslungen auch im tropischen Sinne angewendet werden, welche Fälle dann wohl unter die Metonymie zu rangieren sind. Hieher gehört z. B. der gute Vergleich Grillparzers, welcher, beim Lesen des Chrysander'schen Werkes „Händel" betroffen, auf die Frage, was er davon halte, sagte: „Beschriebene Musik ist wie ein erzähltes Mittagessen."

Börne sagt einmal von Paris, „es sei der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft." Das ist doch optisch geschildert.

Besonders oft ist es die Brille, welche gern zu allgemeinen Bildern verwendet wird; ein Beispiel möge hier seinen Platz finden:

„Versenket eure Grillen
Im perlend rothen Wein!
Dann seht durch Rosenbrillen
Ihr in die Welt hinein.
Drum, wenn das bloße Auge
Nicht rosig schauen kann,
Ein jeder trink' und sauge
Sich solche Brillen an."

Um fünf Uhr morgens.

Eine Erinnerung von Alexander Girardi.*)

Ich hätte für mein Leben gern schon einmal einen Sonnenaufgang gesehen. Man sagt mir, so etwas soll allerliebst sein, besonders in der Schweiz wegen der in Purpur getauchten Bergspitzen und der schönen Engländerinnen, die man dabei im Morgen-Negligé zu Gesicht bekommt. Also ich hätte das für mein Leben gern auch schon einmal mitgemacht. Aber es war bisher unmöglich. Und zwar lag die Schuld weniger an mir, als an der Sonne. Dieses Gestirn capriziert sich mit einem nur bei weiblichen Fixsternen beobachteten Eigensinn fortwährend darauf, zu den unmöglichsten Tageszeiten seine Laufbahn anzutreten. Ich sehe wirklich nicht ein, warum die Sonne um vier, fünf oder sechs Uhr morgens aufgehen muss, da sie doch den ganzen Tag dazu Zeit hat. Und da ich wieder wohl den ganzen Tag über Zeit hätte, mir einen Sonnenaufgang zu Gemüthe zu ziehen, um vier, fünf oder sechs Uhr morgens aber wichtigeres zu thun habe, so hat die Sonne bisher die Bergspitzen stets ohne meine Mitwirkung in Purpur getaucht und wird dies wohl auch noch späterhin thun müssen. Ich gebe nämlich nicht nach, denn ich habe das nicht nöthig; und die Sonne wird wohl ebenfalls nicht nachgeben, da sie es schließlich auch nicht nöthig hat.

Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, dass ich ein Gegner der frühen Morgenstunde bin. Im Gegentheil — die frühe Morgenstunde ist, meiner Ansicht nach, eine der schätzbarsten Tageszeiten; nur darf man nicht gezwungen sein, aus dem Bette aufzustehen. Hinwieder wird sie jeder-

*) Aus „Wiener Künstler-Dekamerone." Ein Geschichtenbuch der Wiener Künstler und Schriftsteller. Herausgegeben von Rudolf Wittmann, redigiert von Moriz Band. (Wien, I., Rothenthurmstraße 23.) Siehe „Heimgarten", XV., Seite 239.

Combination und Confusion des Gesichts- und Gehörsinnes.

Jean Paul nannte die Musik eine Poesie der Luft, und Schlegel nannte die Baukunst eine gefrorene Musik, und Görres in seinen Aphorismen über Kunst nennt die Kochkunst die Plastik des Flüssigen und die Parfümerie die Musik der Düfte.

Ähnlich nannte H. Heine einen kalten Sommer einen grün angestrichenen Winter.

Neben der dummen Romanphrase „Heinrich starrte stumm in die Papiere" und dem Opern-Kalauer „Mein Fräulein, jetzt kommt ein Adagio!" „„Wo denn? Ich sehe ja nichts!"" begegnen wir einem Novellentitel Ottilie Wildermuths: „Taube Blüten", dem Sprichwort vom „blinden Lärm" und dem geistreichen Tropus „Die Malerei ist eine schweigende Dichtkunst und die Dichtkunst ist eine redende Malerei."

Auch eine Stelle „Die Künstlerin Mutter" von Julius Kehlheim, der geistreichen Prager Romancière, möge hier ihren geeigneten Platz finden: „Wie würde Wagner entzückt sein, sein großes herrliches Gralmotiv so verballhornt zu sehen!" Der Ausdruck „verballhornen" bezieht sich doch auf die Orthographie, also das Auge, und wird in diesem Falle auch für das Gehör in Anspruch genommen.

Auch die Gelehrten gebrauchen den scheinbar als nonsens klingenden Terminus „Schallschatten" und die psychologisch-physiologische Frage vom Farbenhören und Tönesehen ist eine in neuerer Zeit oft ventilierte. „Farbentöne und tönende Farben" betitelt sich unter anderem ein interessanter Aufsatz von Julius Stinde.

Auch der große Psychologe Volkmann kam in seinem Werke darauf zu sprechen. Er erzählt von einem Blindgeborenen, der als zwanzigjähriger junger Mann glücklich operiert und sehend wurde und der sich beim ersten Anblick besonders schreiender Farben die Ohren zuhielt; er hatte Gehörsempfindungen, und beim Anblick von Purpurroth glaubte er Posaunenstöße zu vernehmen.

Wieder bei anderen entsprach der Flöte die blaue, der Oboe die gelbe, dem Horn die grüne Farbe, der Trompete — Scharlach. Auf Schwingungen beruht Licht wie Schall, und unsere Sinne sind nur verschiedene Thore unserer Perception. Es gibt heute bereits Leute, welche die Saiten der Streichinstrumente je nach dem gestrichenen Ton in verschiedenen Farben fibrieren sehen, und einst dürfte dies Vermögen, anerzogen und dann angeboren, allgemein werden.

Auch die Vocale entsprechen Farben: a blau, o gelb, e hellgrau, u grün, und was die Theorie noch erhärtet, ist der Umstand, dass mit den Diphthongen die Mischfarben correspondieren.

Die Ausdrücke „Farben hören und Töne sehen" sind also durchaus nicht so lächerlich, wie manche gebildet sein Wollende glauben.

Das komische Moment erhält aber wieder die Oberhand, z. B. in jenem Falle, wo sich zwei Taubstumme in ihrer Geberdensprache unterhielten, wobei der eine derart in die Hitze gerieth, dass sich der andere die Augen zuhielt und dem Freunde in der schönsten Pantomime zurief: „Schrei doch nicht so, ich bin ja nicht blind."

Eine tüchtige Ohrfeige lässt alle Farben sehen, und Schmerzen lassen alle Engel singen hören, welch interessante Verwechslung des Gefühls- mit dem Gesichts- und Gehörsinn.

Nicht vergessen darf ich auch das bekannte Studentenlied, in welchem mit gelungener Absicht, um so recht die totale Sinneabsens zu zeichnen, der Dichter dem bereits berauschten Studenten die Worte in den Mund legt:

„Das Auge lallt, die Nas' wird schwer,
Und meine Zunge sieht nichts mehr."

Vertrauten seines Entschlusses, lieber kein Schlossergesell, sondern erster Heldentenor an der Großen Oper oder Burgschauspieler oder vielleicht auch Operetten-Komiker werden zu wollen, letzteres allerdings nur in dritter Linie, da er mir, als altem Collegen, keine Concurrenz machen will. Wenn das so fortgeht, wird es bald keinen Hamlet mehr geben, der nicht in seiner Jugend überdrehte Thürschlösser repariert hat.

Aber recht haben sie, die guten Leute. Und ich freue mich ja auch rechtschaffen, dass ich nicht mehr Schlosser, sondern Schauspieler bin. Ein Mann, der so lange schlafen kann, wie er will! Freilich — mein jetziger Stand hat wohl noch einige andere Vorzüge vor meinem früheren. Aber das ist doch eine Hauptsache. Und ich erinnere mich, gerade das einmal besonders stark empfunden zu haben.

Es war in einem der ersten Jahre meiner Schauspieler-Laufbahn. Ich gehörte damals dem Ensemble des Salzburger Theaters an. Die Salzburger Schauspieler agierten zu jener Zeit während der Saison auf der Bühne des Ischler Sommertheaters. Das dauerte bis zum Schlusse des September; selbst wenn Ischl bereits von seiner lebenslustigen Sommerbevölkerung fast ganz verlassen war, wurde im Theater immer noch Abend für Abend munter gespielt. Denn für diesen letzten Monat zahlte der Erzherzog Franz Karl, der damals ständiger Sommergast in Ischl war, die Gagen der Schauspieler. Die Saison in Salzburg begann am 1. October; die letzte Vorstellung in Ischl fand am 30. September statt. Sogleich nach dem Schlusse der Vorstellung wurde die ganze Gesellschaft in Stellwagen gepackt, nnd fort gieng's in derselben Nacht en pleine carrière nach Salzburg. Der Theaterdiener war schon am Tage vorangefahren und hatte Quartiere besorgt. So fand man denn, wenn man mitten in der Nacht in der Stadt ankam, sein Zimmer bereit und hatte nichts zu thun, als aus dem Stellwagen heraus und in sein Bett hineinzusteigen. Am Morgen wurde dann rasch eine Probe abgehalten, und am selben Abend hob sich in Salzburg der Vorhang zur Eröffnung der neuen Saison, nachdem er in Ischl am Abend vorher über der alten gefallen war.

An jenem 30. September nun, von dem ich hier erzählen will — an die Jahreszahl erinnere ich mich nicht mehr genau — hatten wir wieder einmal die nächtliche Parforcefahrt nach Salzburg gethan. Die Stellwagen rasselten über das Pflaster und hielten an der verabredeten Stelle das Rendezvous, wo der Theaterdiener wartete. Dieser gieng von Wagen zu Wagen und bezeichnete jedem sein Haus, in dem er einquartiert war. Dann kletterte man schläfrig über den Tritt.

„Es ist kalt“, sagte der erste Liebhaber und reckte unter fürchterlichem Gähnen seine Fäuste zum Vollmonde empor.

„Sehr kalt“, bemerkte die komische Alte und suchte durch Stampfen auf dem Pflaster einen eingeschlafenen Fuß wieder zur Raison zu bringen.

„Weiß Gott — es ist kalt“, constatierte seinerseits der Intriguant und schlug sich die Arme mehreremale um den Leib, dass es schallte.

„Nein, aber wie das kalt ist“, flötete die Naive und hüllte sich fröstelnd fester in ihren grauen Reisemantel.

„Eine Bärenkälte!“ äußerte treffend der komische und Heldenvater und stärkte sich nach dieser oratorischen Anstrengung aus einer geheimnisvollen Flasche, die verführerisch gluckste.

Und: „Kinder, ist euch nicht kalt?“ fragte schließlich vollkommen überflüssigerweise der Director, nachdem er mit vieler Mühe seine Ehehälfte mit sämmtlichen zu ihr gehörigen Hutschachteln aus dem Wagen geladen hatte.

Und da man insoweit in seinen Ansichten übereinstimmte, sich also kein

zeit einen großen Genuss gewähren, wenn man, ums Morgenroth aus den bekannten schweren Träumen emporfahrend, sich allmählich mit dem Bewusstsein durchdringt, dass es ja noch viel zu früh sei, sich von neuem fest in seine Decke wickelt, sich auf die andere Seite seines Kopfkissens legt und langsam sich wieder in das Traumland zurückbegibt, aus dem man gekommen. Das ist meine Art, die Morgenstunde zu genießen. Ich glaube, dass das auch vieler anderer Art ist. Und ich meine, dass, um diese für Leute von gutem Geschmack außerordentlich werthvollen „Freuden der Frühe“ zu bezeichnen, irgend ein Weiser vor Zeiten das bekannte Sprichwort erfand: „Morgenstunde hat Gold im Munde“ — ein Sprichwort also, das bisher in lächerlicher Verkennung seines wahren Sinnes als eine Mahnung zum Frühaufstehen gedeutet worden ist!

Ja wohl — den höchsten Genuss hat man von der Morgenstunde, wenn man sie verschläft. Es ist das eine der ersten Wahrheiten, die ich überhaupt erkannt habe. Schon in früher Jugend habe ich ihr gehuldigt.

Das war dazumal — zur Zeit, als ich noch in der Schlosserwerkstatt zu Graz in der Leonhardstraße am Amboß stand und den Hammer schwang. Es ist ja bekannt, dass die Objecte, mit denen sich meine erste künstlerische Thätigkeit befasste, nicht Rollen, sondern Eisenstangen waren. Einen Vortheil hatte meine damalige Wirksamkeit vor der heutigen jedenfalls voraus: es mangelte nie an Stoff. Denn der Himmel hat es in seiner unerforschlichen Weisheit so eingerichtet, dass es in der Welt mehr gutes Eisen als gute Operetten-Libretti gibt.

Damals also hieß es jeden Morgen um fünf Uhr in der Werkstatt sein. Zu dieser Stunde mussten bereits die Hämmer auf das Eisen klingen, das ist alter Schlosserbrauch. Mit wie geringer Sympathie ich diesem alten Brauche gegenüberstand, wird man nach dem Gesagten leicht begreifen. Ich machte auch kein Hehl aus dieser Abneigung. Ich wagte zwar keine directe Revolution, aber ich nahm zu dem so beliebten passiven Widerstand meine Zuflucht. Der passive Widerstand ist ja die Revolution der Schwachen. Der Meister und die Gesellen ließen dem alten Brauche getreu um fünf Uhr morgens schon die Hämmer auf das Eisen klingen. Ich aber lag um diese Zeit in der Regel noch ruhig in meinem Bette, das in einer Kammer oberhalb der Werkstatt stand, und schlief. Erst durch das Gehämmer unten wurde ich geweckt. Dann fuhr ich rasch in die Kleider und eilte auf meinen Posten am Amboß. Der Weg dorthin führte mich am Standplatz des Meisters vorbei. Und sobald ich in die Nähe desselben kam, fügte es sich immer, dass irgend ein Theil der Außenseite meines Körpers, eines meiner Ohren oder ein Büschel Haare, dem würdigen Manne in die Finger gerieth, mit deren Hilfe er sich einige Minuten lang in einer Weise damit beschäftigte, die seinem Wohlbefinden jedenfalls zuträglicher war als dem meinigen. Seitdem habe ich eine Abneigung gegen die alten Bräuche, nicht bloß im Schlossergewerbe, sondern überhaupt; und immer, wenn ich von einem solchen höre, verspüre ich Schmerzen in den Haarwurzeln.

Das alles ist jetzt anders geworden. Kein Meister zieht mich mehr an den Ohren, wenn ich später als um dreiviertel fünf aufstehe. Und selbst wenn ich, meiner Gewohnheit getreu, zu spät auf die Probe komme, werde ich niemals vom Director gebeutelt. Man ersieht daraus, welche Vorzüge der schauspielerische Beruf vor dem Schlossergewerbe hat. Diese Erkenntnis hat sich auch in den Kreisen dieses letzteren Gewerbes schon seit langem Bahn gebrochen. Alle Augenblicke kommt ein Jünger der eisernen Kunst zu mir und macht mich zum

Glück, dass ich mir wenigstens ein paar weiße Handschuhe angezogen.

„Also Sie sind auch Schlossergesell", sagte sie erstaunt. „Das wusste ich ja gar nicht."

„Ja", stammelte ich verlegen, „hm . . . hm . . . in meinen Mußestunden . . . ein kleiner Sport . . ." Da ich aber sehr roth dabei wurde, bat ich sie, sie solle mir nur rasch den Schreibtisch zeigen.

Ich mühte und mühte mich an dem Schlosse ab, aber es gieng nicht auf.

„Nun, das ist ja ganz natürlich", sagte die Gräfin. „Mit weißen Handschuhen kann man doch keine Schlösser aufsperren . . . Wissen Sie was: Lassen Sie das sein, und declamieren Sie mir lieber etwas vor!"

Ich stellte mich vor sie hin und begann den letzten Act aus „Wallenstein" zu citieren. Die Worte: „Ich gedenke einen langen Schlaf zu thun", sprach ich so gefühlvoll, dass ich selbst dabei einschlief. „Aber zu lange dürfen Sie nicht schlafen", rief mir noch die Gräfin ins Ohr. „Um fünf Uhr müssen Sie in der Werkstatt sein, sonst werden Sie gebeutelt." Und richtig — die Kuckucksuhr schlug fünf, und unter mir begann es zu hämmern und zu klopfen. Kalter Angstschweiß trat mir auf die Stirn. „Um Himmelswillen, die Leute unten sind schon an der Arbeit. Das wird eine schöne Geschichte werden."

Mit einem lauten Schrei erwachte ich. Der Tag dämmerte schon durch die Scheiben. Wahrhaftig — unter mir hörte ich das ominöse Gehämmer und Geklopfe. Noch vollständig von dem Wahne des Traumes befangen, sprang ich aus dem Bett und stürzte nach dem Stuhl, auf dem meine Kleider lagen. Hiebei stieß ich an einen Waschtisch, ein auf demselben stehender Krug fiel um und ergoss seinen gesammten Inhalt über den Kopf des Kapellmeisters, dessen Bett daneben stand.

„Himmel und Hölle!" brüllte dieser, aus dem Schlafe auffahrend. „Bist du verrückt geworden?"

Das brachte mich zur Besinnung. Ich drückte die Hand tiefaufathmend auf das klopfende Herz. Gott sei gedankt — ich war ja kein Schlosser mehr, ich war ja Schauspieler, Schauspieler — und kein Meister der Welt hatte mir etwas zu sagen. Unten aber dauerte das Gehämmer fort. Der Theaterdiener hatte uns, ohne dass wir es wussten, in einem Hause einquartiert, in dessen Erdgeschoss sich eine Schlosserwerkstatt befand.

Nachdem ich den wüthenden Kapellmeister mühsam getrocknet und beschwichtigt — ich sagte ihm, so müsse es allen bösen Menschen ergehen, die ihren Mitmenschen Wasserkrüge über den Kopf schütten wollen — legte ich mich wieder ins Bett — mit einem ganz unsagbar glückseligen Gefühl der Erleichterung. So gut geschlafen wie an diesem Morgen, habe ich nie wieder in meinem Leben. Und zur Probe kam ich nicht zurecht, was auch nicht leicht gewesen wäre, da dieselbe auf zehn Uhr morgens angesetzt war und ich erst um — drei Uhr nachmittags aufwachte.

Grund zu weiteren Verhandlungen bot, tauschte man einige Händedrücke aus und zerstreute sich in den angrenzenden Gassen.

„Kinder, vergesst nicht: morgen um zehn Uhr ist Probe!“ rief der Director noch den Davoneilenden nach. Dann nahm er die Frau Directorin unter den rechten Arm, die Hutschachteln in den linken, und bewegte sich auch seinerseits vorwärts, während der Theaterdiener der imposanten Gruppe mit einer Laterne voranleuchtete.

Der Kapellmeister und ich — wir blieben allein zurück. Es war der Kapellmeister **Anger**, ein sehr tüchtiger Musiker und mir ein lieber Freund; jetzt ist er, wenn ich nicht irre, am böhmischen Theater in Prag thätig.

Also wir blieben zurück. Denn das Haus, in dem wir Wohnung erhalten hatten, befand sich gegenüber von der Stelle, wo wir angekommen waren.

„Du, was thun wir jetzt?“ fragte der Kapellmeister.

„Jetzt geh'n wir schlafen, es wäre Zeit, dächt' ich.“

„Aber ich möchte gern noch etwas thun. Die Nacht ist so schön.“

„Nun, so kannst du ja noch auf den Untersberg kraxeln. Nimm dir aber eine Landkarte mit, damit du im Dunkeln den Weg nicht verfehlst. Ich gehe inzwischen schlafen.“

„Ich möchte ja auch schlafen gehen, aber ich bin noch gar nicht müde.“

„Komm' nur mit herauf. Ich sing' dir ein von dir componiertes Schlummerlied. Da wirst du schon einschlafen. Oder nein, doch nicht. Denn der einzige Mensch auf der Welt, der bei deiner Musik nicht einschläft, bist du selber.“

Inzwischen waren wir bereits auf das Haus zugegangen. Ich läutete an, und wir stiegen hinauf, nachdem der Hausmeister uns gesagt hatte, dass unser Zimmer im ersten Stock belegt sei.

„Ich gedenke einen langen Schlaf zu thun“, sagte ich in der Pose des Wallenstein und zog mir dabei die Stiefel aus (eine neue Nuance das, auf die ich Sonnenthal hier aufmerksam mache).

„Wird nicht so lange werden“, brummte der Kapellmeister, der schon im Bette lag. „Morgen früh ist Probe.“

„Aber erst um zehn Uhr. Ich schlafe jedenfalls bis fünf Minuten vor zehn.“

„Ich werde dich schon früher wecken. Wenn du nicht früher aufstehen willst, gieße ich dir einen Krug Wasser über den Kopf. Wahrscheinlich werde ich sowieso die ganze Nacht wachbleiben. Ich bin gar nicht müde“, sagte der Kapellmeister, drehte sich auf die andere Seite und war eine Minute später eingeschlafen.

Auch ich that bald darauf das Gleiche. Es war zuerst ein fester, traumloser Schlaf. Dann aber begann mir allerlei tolles Zeug durch den Kopf zu spuken.

Ich war wieder Schlossergesell und stand in der Werkstatt. Da kam ein Diener herein: „Die Frau Gräfin hat sich den Schlüssel zu ihrem Schreibtisch gebrochen; sie läßt bitten, dass jemand kommt und ihr das Schloss aufsperrt.“

„Alexander, geh' du!“ sagte der Meister. Es war das eine große Niedertracht. Denn die Frau Gräfin hatte mich erst kürzlich in Ischl spielen sehen, und ich war ihr auf ihren Wunsch vorgestellt worden, weil ich ihr so gefallen hatte. Der Meister musste wohl wissen, wie peinlich mir diese Mission sein würde; aber dennoch zwang er mich dazu, der Schuft! Und ich musste gehen, sonst bekam ich wieder nur Erdäpfel, und kein Fleisch zu Mittag. Ich packte mein Werkzeug zusammen und gieng.

Die Frau Gräfin empfieng mich persönlich im Salon. Es war mir außerordentlich peinlich, so vor ihr stehen zu müssen, in Hemdärmeln und mit vorgebundenem Schurzfell. Ein

noch aus mit sein schworzn Ranznbort, as wia wan er ah that kortnspieln. Is schon a vahöllter Rixnutz, der Schuasta. — Geldbeutel, denk ih ma, ih will da z Hilf kema. Dass du an Lumpn sullst onghörn müassn, däs leid ih nit. Zu mir kimst, ba mir host as nit schlecht, ih holt dih in Ehrn. Ober still sein, dass s nit aufkimbb. Da Schuasta war grob gnua und verlongads wieder zrugg, der Schondkerl, der verdächtigi! — Daweil ih ba mir a so roat, — erst wägn, aftn wogn, däs is mei Grundsotz! — steigg mei rechter Fuaß schon auffi afs kolti Fletz; da rechti Fuaß ollamol zerst, dass ma Glück hot, da linggi bleibb nit long zrugg, loßt sein Komerodn nit alloan umgehn ba da Nocht. Und af jo und na steh ih ba da Bonk und suach in Schuasta sei Hosn aus. Hudri wudri, wo is s dan? Gschwind muass ma sei, as möcht oana gach munter wern und Liacht mochn, kunt ma mit schönster Manier um sein guatn Nom kema. Gleih hon ihs ghobb, s Geldtaschl, fluxti aussa van Schuasta seiner Hosn und eini in die meinigi, de gleim danebn ligg. — Aftn wieder ins Bett, schön zuahülln, Nochtgebet betn und in Gottesnom schloffn.

A guats Gwissn is a woachs Ruakissn, sei Lepper is s wohr, däs Sprichwort, weil ma selm noh nix Schlechts z Sinn gongen is. Scha hellliacht is s gwen, wir ih munter bin worn. Drauf noch der Krautsuppn greifft da Schuaster a weil so umanond in sein Gwond und brumelt in sein Bort: Ih woaß nit — zwoa Geldtaschler hon ih heint in meina Hosn. — Er? da Schuasta in seiner Hosn zwoa Geldtaschler?! Kloan daschrockn fohr ih in meini Hosnsäck, und richti: Mei Taschl is wek. — Mei Geld hobns ma gstuhln! will ih gleih ausschrein, oba der Schutzengel wischbelt ma zua: Luidl, holts Maul, verroth dih nit selber! — Oh meini liabn Freund und Zweschbnröster, denkts enks: Hon ih in meiner Unschuld mei Geldtaschl aus meiner Hosn pockt und in seini eini gsteckt! Oes Leut, ih sog enks, däs is a Pein gwen! Wia da Schuasta lacherlad meini drei Silberguldn aus mein Taschl thuat und däs weckschmeißt, weils schon über und über neama gonz neug is gwen, wir er meini Silberguldn in sein Zeugl thuat, wir er aftn sei Felleisn nimbb und sein Steckn, in Radezkimarsch wischbelt und davon marschiert — mit meini Silberguldn, de ih eahm selber zuagsteckt hon in aner unbegreiflichn Verblendung ba da Nocht, davonmarschiert — däs is a Pein gwen! — Derawegn sog ih, Kinder, an oanzigi Verirrung, an oanziger Fehlgriff, und gfahlt is s! Und do hoaßts, ba de dummen Verpflegsstazionen war der Segn Gottes dabei! — Däs kints ma glabn, in sebin Früamorgn, wia ma der höllaschi Schuasta davon geht mit mein bluatoagnan, ehrlichn Silbergeld, in sebin Früahmorgn hon ih a heiligs Fürnehma gmocht: Stehln thuar ih neama. Won sa sich ober wieder amol schickt, unser liabi Frau woaß s! sa stell ih s gscheiter on! — Schond und Spott kunt ma noh hobn, wegn a so Dummheit!

Erklärungen: Luidl: Ludwig; loandln: langsam, träge gehen; fädi: aus dem Vollen, sättigend; schlompn: eilig und unmanierlich hineinessen; klema: kaum; hingflontscht: unordentlich hingeworfen. Ranznbort: Backenbart. Liaba Freund und Zweschbnröster (sprichwörtlich).

In Luidl sei größti Verirrung,

und wir er sein oagni Schond af da Stroßn dazählt.

Af da Londstroßn loandln drei Hondwerchsburschn daher und dazöhln oanonder eaneri Roasgschichtn. Die zwen jüngern wissn nit gor viel, ober der älteri, der Teichgrober Luidl, der pockt sädi aus.

Ongfongg hot er mit n Räsoniern. — Na, sogg er schneidi, na wan schon amol s Betteln verbotn is, do hört sih schon olles auf! Natural-Verpflegsstazionen, notürla! Marterei-Verpflegsstationen sull 's hoassn — war gscheiter. Hulzschneidn wir a Bauer! Stubnauframen wia die oltn Weiber! Bohnen und Sauerkraut schlompn, dass ma nochher kunt af d Höch gehn wir a Luftbalon! Und däs hoassns a Wuhlthätigkeits-Onstolt — Zan Lochn is s! Lusti schnollndruckn, fechtn, untern Heuschöbern liegn ba da Nocht, wo sein die guatn Zeitn! Drum sog ih jo, für die ormen Leut wirds ollaweil schlechter af der Welt.

Und dass ba de neugmodischn Wuhlthätigkeitsonstoltn ka Segn Gottes dabei is — nit um an Kreuzer oana! — Däs kon ih beweisn, ih, der Teichgrober Luidl, gebürti z Lotzndorf, Bezirk Hoberstodt. Loßts enks gsogg sei, Kamerodn! An oanzigi Verirrung, an oanziger Fehlgriff, und der Mensch is unglückla. Vaspielt is s! — Nau olßa, hiaz kons füri gehn.

Af der Marterei-Verpflegsstazion Grabelstoan hobns über die Thür in oltn Spruch hingschriebn: Gott segne den Ein- und Ausgong! — Is guat, denk ih ma, wir ih am Obnd einigeh, heint hon ih drei Silberguldn in mein Geldtaschl, wir ih an urdentlicher Mensch bin, a sporsumer, sa kons ma ba den Spruch nit fahln.

Notürler wird mar ausgsuacht wir a Schelm, klewa dass ma die Thür aufmocht. Wer a wirtschäftlicher Mensch is und fünf Guldn in Säckel hot — aussi mit eahm!

Nau, ih hon nur drei, Gott Lob und Donk, und wan da Segn dazua kimbb — nochher wern ma s holt sechn.

A Schuastagsell is do und der kafft mar a Pfeifn Tabak oh. Dabei siah ih sei gspickts Geldbeuterl, däs er in Hosnsäckel schiabb. Haggera, denk i ma, däs war a Gusta!

Aftn gehn ma schlossn. Wia die Gorbn afn Tenn, a so liegn ma noch der Reih afn Stroh, unserer Dutzad ehrsami Hondwerchsburschn, na gleich zan Aussuachn. Ih hon mei Nest in untern Egg und nebn mir schlofft da Schuastagsell. Und wir ih hiaz hör, dass koana mehr brodlt, und wir ih siach, dass sa schön kuhlfinster is in da Stubn, denk ih ma: Hot scha recht, da Verwolter, dass er mitn Nochtliacht sport, sporn und sommeln muaß der Mensch, wan er s zu wos bringa will. Mei Nochbar Schuasta schnorcht als wir a Bretersoog. Sei Hosn liegg gonz still af da lonkn Bonk, wo mar unser Gwond ban Schlossngehn hingslontscht hobn. Mei Gedächtnus is nit schlecht und nit undonkbor, nau, sa follt ma s Geldbeuterl ein, va den ma da Schuasta s Tabakgeld aussazählt hot. Is holt doh a Lump, da Schuasta. Sei Geld verrachn — is s nit Sünd und Schod drum? Wettn will ih nix, er is ah a Schnopstrinker! Won er oan kriagg. Ober do kriagg er koan. Kortnspieln am End ah? Er schaut ma gonz da-

Und wan ih mei Verlob
Wul eppa gach vergiß,
So loß ma gebn, und grob,
A Watschn in mei Gfriß.
Will leiden in der Zeit
Recht willi Noth und Pein,
Laß nur in Ewigkeit
Mich nit verloren sein.

Unter Scheffels Banner!

Eine Reiseerinnerung von Adolf Jarosch.

Zweiter Artikel.

Es ist oft wundersam, wie die Reisemuse dem Fahrenden den Weg vorschreibt. Der gute Aventin hat recht gesprochen, wenn er meint: So einer in die weite Welt fahren will, häng' er seinen Ranzen um, die guten Geister leiten ihm selbander seinen Weg.

So war also auch ich auf diese Art unter der „Gueten Geist"-Leitung von einem Scheffel geweihten Ort in den andern gekommen, und der war nicht der letzte.

Nachdem ich von Mattsee geschieden, trug mich das eilende Dampfross durch die schöne Mozartstadt an der Salzach, an den prächtigen Häusern mit den feenhaften Königsschlössern vorbei, nach der Kunststadt München, in der Scheffel viel Süßes, aber auch viel Bitteres erleben musste.

Hier besuchte ich gleich am ersten Tage Scheffels besten Freund, Staatsrath v. Eisenhart, mit dem er auch seine Fahrt ins Salzkammergut gemacht, aus welcher uns Meister Josephus als poetische Beute den Entwurf und die theilweise Ausführung der „Bergpsalmen" mitbrachte.

Neben diesen tiefernsten Lauten erklangen auf derselben Reise auch wieder im Tone der Carmina burana, genussfreudige und weltverlachende Cantilenen der Fahrenden, wie:

„Hier trink' ich bekümmernisledig
Lenzlüfte und sonnigen Schein,
Und wär' ich der Fürst von Venedig,
Mir könnte nicht wohliger sein."

Und es folgt dann das bekannte und viel citierte:

„Nicht neid' ich der Welt ihre Wonnen,
Noch allen neunfarbigen Dunst,
Still liegen und einsam sich sonnen
Ist auch eine tapfere Kunst."

Meine Aufnahme bei Staatsrath v. Eisenhart war eine so liebenswürdige, dass ich mich während meines Münchener Aufenthaltes öfters einfand, und mit größter Bereitwilligkeit legte er mir nicht nur seinen umfangreichen, hochinteressanten brieflichen Verkehr mit Scheffel und dessen Familie vor, sondern versprach auch das Museum in Mattsee mit Autographenspenden weiter zu bereichern. So hatte ich auch in München reichliche Anregung, meine Scheffelforschungen fortzusetzen. Hiebei darf ich nicht vergessen, des scheffelfreundlichen Vereinsbankcassiers Herrn Max Friedl und seiner liebenswürdigen Hausfrau zu gedenken, welche mich auf viel Scheffelbezügliches aufmerksam machten, so auf das herrliche Bildhauerwerk in der Kunstvereins-Ausstellung, darstellend „Ekkehard, Frau Hadwig über die Klosterschwelle tragend", in weißestem Marmor gearbeitet von Professor Erlen, auf das Café Gisela in München, welches durch prachtvolle Glasmalereien aus dem „Trompeter von Säkkingen" Scheffels Andenken ehrt, und vieles andere.

Ein Ausflug von München führte mich nach dem wunderschönen Starnberger See, woselbst ich den Dampfer bestieg und an dem geschmack- und stillosen Denkmal der Unglücksstätte des kunstsinnigen Königs Ludwig II. vorbei nach Tutzing fuhr, um den im Sommer hier weilenden Freund Scheffels, Universitätsprofessor und Dichter Dr. Georg Ebers, zu besuchen. — In denkbar schönster Lage, dicht am Ufer des Sees, der eben blühte, mit der mächtig wirkenden Aussicht auf die schneebedeckten Berge von Chiemsee bis ins Algäu, liegt, vom Landwege ganz versteckt, die Villa Ebers auf der Roseninsel. Mit wenigen Schritten vom Landungsplatze hatte ich sie erreicht. Durch eine Allee von Rosenbäumchen, die alle in vollster Blüte standen und mit ihrem berauschend süßen Duft auf mich eindrangen, schritt ich dem Hause zu und ein günstiges Omen, des Hauses schöne Tochter blühenden Aussehens, selber ein Röslein, oder besser gesagt der Rosen Königin, übernahm freundlichst meine Mel-

Kleine Laube.

Ein Krippenlied.

Ein eigenartiges und deswegen interessantes Bauernkrippenlied wird dem „Heimgarten“ aus Miesenbach (bei Birkfeld) geschickt. Der Dichter ist nicht bekannt; das Lied soll in jener Gegend zur Weihnachtszeit noch häufig gesungen werden. Es lautet:

Lost's, lost's, liabi Buama,
Ih sog enk hiazt an Gspoaß.
Wir ih heint Nocht will schlofn
In Bett, wird ma recht hoaß.
Is a feuriger Schwob[1] hergflogn,
Er hat mih recht derschreckt,
Hon d Hüll gschwind auffa zogn,
Und schliaf unter die Deck'.

Ih, zittern gleih und schnelln
Vor Ongst unter da Hüll,
Wos wird der Schwob onstelln?
Denk ih in oller Still.
Fongt er on zan gogazn[2]
Is n s Maul aufgleint[3]
Thuat gor liablih gogazn:
Bin dei guata Freund!

Endla thua ih n frogn:
He, Käfer, sog, wer bist?
Aft thuat er ma gleih sogn,
Dass er da Kreisbot is.
Hot an Buschn Briaff herzoagt,
Mocht gleih draus a Gsong,
Ih wul hin und her hon groadt[4]
Los und los gor long.

Er — mitn Händn gobeln,
Und schlogt ma schier ins Gfriß,
Und ollweil auffa krobbeln,
Ih woaß nit, wos dos is!

[1] Schwabenkäfer. [2] gackern. [3] aufgethaut. [4] gedacht.

Aft wir er mirs erklärt,
Do hon ih wul brav glocht,
Mei Load in Freud verkehrt,
Weil er die Botschoft brocht.

Hot gsoad,[1] es war geburn
Zu Wetlahem in Stoll,
A Kind, wul auserkurn,
Uns zu erlösen oll.
Unser Herrgott is da Voda,
Die Muada Maria rein,
Und Josef hoaßt da Gfota[2]
In Stoll ban Vieh sulns sein.

Wir er drauf fuat will gehn,
Will er mih ah mitnehm,
Ih thua holt z nochts nix sehn,
Hon gsogt, wurd nochhi kem.
Kaum is er naus zur Thür,
Do fluigt er flugs davon,
Däs muaß an Engel sein,
Weil er so schön fluign kon.

Hiaz gehts na, meini Buam,
Gehts nehmts ah enka Gspiel,
Mir renen wir a Burn[3]
Mir brauchn jo nit viel.
Ih nimm a por Pfund Feign,
Da Lippel nimt in Boß,
Da Schneiderl nimt die Geign,
Leicht gfollt in Kinderl dos.

Gegrüßt sei, Jesu Christ,
Du Gott und Mensch zugleich,
Zum Heil uns kommen bist,
Führ uns ins Himmelreich.
Mein Buckelkorb voll Sünd!
Verzeihen thust mir doch.
Verzeih, o göttlichs Kind,
Nur dasmal, dasmal noch!

[1] gesagt. [2] Gevatter. [3] Laufendes Rad.

der spätere Bischof von Regensburg, dem Scheffel die herrlichen Bergpsalmen in den Mund legte.

Fast ein jedes Stück, so sich unserem Auge bot, war mit des Dichters Leben eng verbunden. — Selbst das Wasser in der Küche hatte seine Geschichte. Es war ein Geburtstagsgeschenk der Stadt Radolfszell. Scheffel hatte beim Erbauen der Villa auch nach einem Brunnen graben lassen, doch wahrscheinlich wegen des auf der Höhe gelegenen Kirchhofes war das erbohrte Wasser ungenießbar gewesen. Man hatte ihn wieder zuwerfen müssen. – „Aber," so erzählte Scheffel seiner Freundin Alberta von Freidorf bei ihrem Besuche einmal, „eine Rechnung habe ich doch zugeschickt bekommen, als ob der Meister Brunnenmacher mir da eine heilkräftige Gesundheitsquelle hergestellt hätte. Aber Mann, habe ich ihm geantwortet, wir haben ja accordiert für trinkbar Wasser. — Ja Brunnen sei Brunnen, meinte dieser und gieng vor Gericht und hat mich verklagt. Ich legte meinen Accord vor und sagte zu den Herren: «Bin gerne bereit, die ganze Rechnung zu zahlen, wenn der Meister Brunnenmacher da sich dazu versteht, das erste Glas selber auszutrinken.» Der schüttelte gewaltig mit dem Kopfe und lachte mit den anderen. — Aber schlimm war's, die Dienstleute mussten sehr beschwerlich das Wasser weit herholen." — Desto angenehmer die Überraschung, als bei der nächsten Ankunft des Dichters in seinem Sommeraufenthalte auf einmal aus der Küche ein lustig Plätschern vernehmbar wurde. „Hätt' nie gedacht, dass ich mich so über pures Wasser freuen würde", damit schloss er seine Erzählung.

Mit besonderem Stolze stellte Scheffel stets die großen Fässer selbst gekelterten Weines vor:

„Seewein, nicht gerade mit hochfeiner goldgedruckter Etiquette zu petschieren, aber ein recht gutes leichtes Tischgetränk, hauptsächlich bei großer Hitze zu genießen, von wegen seiner leichten Säure und zur Bowlebereitung vorzüglich."

Abgesehen von dem Streite mit den eigensinnigen Reichenauer Fischern, mit welchen der etwas allemanisch hartköpfige Ekkeharddichter wegen des Fischrechtes schwere Kämpfe auszufechten hatte, die jahrelang dauerten und endlich durch ein beruhigendes Wort des Herrn der Meinau, Se. königl. Hoheit des Großherzogs von Baden, beigelegt wurden, war Scheffel der Aufenthalt auf seinem Sommersitze ein angenehmer und sein Gemüth erheiternder gewesen, wozu hauptsächlich die herrliche Lage beitrug. Konnte er doch von diesem Platze aus den Untersee, die Reichenau, den Hohentwiel, Konstanz und die Schweizer Berge bis zum Säntis übersehen.

Er zog daher alljährlich im Herbste, wo sein Sohn Ferien hatte, auf das Landgut. Vielfach schweifte er dann nach alter Gewohnheit im benachbarten Hegau oder der nahen Schweiz herum. Man traf ihn selten zuhause, und auch wenn er wirklich daheim war, gelang es nicht immer, zu ihm zu kommen. Es hatten sich vielfach Unberufene zu ihm gedrängt und ihn missbraucht oder belästigt. So konnte es denn passieren, dass, wenn er einen solchen Zudringlichen von weitem an der Gartenthür bemerkte, er selbst zu einem kleinen Fensterchen heraus, wo er nicht gesehen werden konnte, mit kräftiger Stimme rief: „Herr Doctor sind nicht zuhause."

Es gehen eine Menge Sagen in Radolfszell über solche Heimschickungen. Ich will nur eine erwähnen. Eines Abends, spät neun Uhr, kamen ein paar Engländer ins Gasthaus „zum Schiff", schickten noch den Abend den Kellner auf die „Seehalde" und ließen Scheffel ersuchen, ins „Schiff" zu kommen. Ohne eine Miene zu verziehen, klopfte dieser dem ihm wohlbekannten Kellner auf die Schulter und sagte ganz ernsthaft: „Sag' er den Herren, die Fütterung sei morgens zwischen 11 und 12 Uhr, aber neuerdings nur gegen erhöhtes Entrée."

Auch unverschämte Autographensammler ließ er mitunter herablaufen. Einer Engländerin, die ihm eine Bitte um ein Autograph unfrankirt zugeschickt

dung bei Papa. Bald darauf befand ich mich vor dem berühmten Ägyptologen, welcher — seit längerer Zeit durch Krankheit belästigt mit einem schwarzen Tuche umhüllt, damit die durch das offene Fenster wehende frische Seeluft ihm nicht schade, — in einem Lehnstuhle saß.

Trotz der Beschwerlichkeit, die das Sprechen dem Dichter, dessen Antlitz gesundheitsstrotzend aussieht, bereitet, erzählte er mir mit einer Liebenswürdigkeit, die ihresgleichen sucht, viel Interessantes und Neues über seine Beziehungen zu Scheffel, so insbesondere die näheren Details über den seinerzeit Aufsehen erregenden Fall Scheffel-Hieronymus Lorm. Fast eine Stunde dauerte unsere Unterhaltung, während der ich nur einige Fragen stellte, der freundliche Besuchsempfänger aber fast immer die Kosten der Unterhaltung trug. Mit neuem Wissen und dankbaren Herzens verabschiedete ich mich und bald darauf bestieg ich das Dampfschiff. Ein nochmaliges Hutschwenken im Vorüberfahren, und das herrliche Dichterheim entschwand meinen Blicken.

Zwischen üppigen, wohlgepflegten Jungwäldern — königliches Gejaid — in denen die Rehe rudelweis längs des Bahndammes grasten und beim Vorbeifahren des Zuges, den ich in Starnberg mit dem Dampfer vertauschte, verwundert, aber ohne Scheu die Köpfe hoben und mit ihren treuherzigen großen Augen, die mich an die schönen blauen Augen der Rosenkönigin in Tutzing mahnten, dem rasch davoneilenden Train nachblickten, fuhr ich nach München zurück, um von dort über Kempten weiter nach Radolfszell am Bodensee zu fahren, jene geweihte Stätte, die auserlesen war, dem Dichter des Ekkehard den Lebensabend zu verschönern.

Blitzschnell trug mich das Dampfross durch das Gebiet des burggekrönten Schwabenlandes und des Schwarzwaldes an mein Ziel. Während sich meine Gedanken mit dem jüngst Durchlebten beschäftigten, waren die Reisestunden schnell dahingeflogen. — In Kempten ließ mich ein glücklicher Zufall mit dem bestbekannten Scheffelbiographen und Leiter der Abtheilung Baden des Scheffelbundes in Österreich, Professor Johann Stöckle, zusammentreffen, der als Kneippgenie von Wörishofen — wo er des allseits bekannten Pfarrers Kaltwassercur gebrauchte — kommend, meinen Weg theilte.

In Radolfszell angelangt, konnten wir der späten Abendstunde wegen Scheffels Heim nicht mehr aufsuchen und begnügten uns daher, im Gasthofe „zur goldenen Sonne" Scheffels zu gedenken. War es doch hier, wo er gar heitere Stunden verlebte; denn wollte manchmal kein Sonnenstrahl der Freude sein Herz erwärmen,

„Dann dachte Meister Scheffel klug:
Kömmt sie nicht her zu mir, so such'
Ich selber mir die Sonne auf —
Und griff nach Hut und Stab darauf.
Zu Stein am Rhein
Da kehrt er fein
Im Wirtshaus „zur goldenen Sonne" ein.

Und der Wirtin blondzöpfiges Töchterlein sang ihm seine eigenen Lieder vor, so schön und rein, dass sich des Meisters Herz baß daran erfreute.

Und was ist nun? Der Dichter ruht; —
Kalt war im Grab erst des Herzens Glut.
Die Maid einem Pfäfflein zum Weibe sich gab,
Der schnitt ihr die goldblonden Zöpfe ab. —

Des nächsten Tages gieng's an die Besichtigung von Scheffels Besitzungen. Zuerst betraten wir das ältere Gebäude „Seehalde". Es war im Jahre 1871, als Scheffel mit dem Bürgermeister von Radolfszell im Untersee badend, zu diesem sagte, indem er auf ein Stück Land am Ufer zeigte: „Wollte man sich hier einen Wohnsitz bauen, dies wäre wahrlich der einzige noch freie Platz dazu." Der Bürgermeister erwiderte, daß dieser Grund anderen Tags versteigert würde. Scheffel kaufte ihn und baute die Villa darauf, die er mit den Worten schmücken ließ: „Seehalde, Gott walte." —

Einige Jahre später erwarb er sich dazu noch die nahegelegene Mettenau, eine zu Zeiten theilweise überschwemmte Halbinsel im Untersee, und ließ an das dort befindliche alte Wohnhaus einen geschmackvollen Poetenthurm bauen. Auf der Mettenau, im damaligen Herrenhause der Halbinsel, war im Jahre 973 Wolfgang Graf von Nellenburg geboren worden,

Naturalist etwas vorschlägt, wie unpraktisch! Doch seltsam, dass hier der Naturalist sich in einen Idealismus versteigt, der märchenhaft ist, oder besser, wie er nicht einmal in Märchen vorkommt. Das natürliche Verhältnis zwischen Mann und Weib aufheben zu wollen, weil es manchmal Unheil anrichtet. Man soll das schmutzige Bad einmal ausgießen, gut, aber man soll nicht das Kind mit dem Bade ausgießen, und am wenigsten das Kind mit der Ehe ausrotten. — Die Liebe abbringen wollen! Wahrlich, das ist etwas Neues. Der Russe hat den Orientalen und den Romanen an Phantasie übertrumpft, aber er beruft sich auf Schopenhauer. Nun sind wir plan. Unser Dichter sagt, sinnliche Liebe wäre der Menschheit zuwider, sowie die Ehe dem Christenthum. Der Christ müsste die Ehe vermeiden! — Das werden sich unsere jungen Männer nicht zweimal sagen lassen und nur etwas frappiert sein, wenn sie nach Tolstoi auch die Liebe vermeiden sollen. — Es ist sonst taktlos von einem Recensenten, wenn er einem Dichter vorwirft, er wäre alt geworden. Dem russischen Grafen Leo Tolstoi darf man das getrost ins Gesicht sagen, umsomehr, als man ihn gleichzeitig erinnern kann, dass er auch einmal jung gewesen ist, die Liebe verherrlicht und sich ein glückliches Familienleben gegründet hat. Was er da in der „Kreutzer-Sonate" sagt, ist nur geistreiche Schrulle des speculativ gewordenen Greises — milder kann man es nicht verurtheilen.

Das Buch hat aber eine Seite, die weniger harmlos ist, als die philosophische.

Nun denn noch ein Wort über seine Erzählung. Tolstoi schildert eine Ehe zwischen zwei Menschen, bei welchen der Mann nur grob sinnlich, das Weib herzlos ist. Die Ehe ist natürlich in höchstem Grade unglücklich und endet mit einem Morde. Es kommt vor. Allein, wenn der Dichter meint, dass diese Ehe eine Durchschnittsehe ist, die Regel, das Gewöhnliche, so beleidigt er die Menschheit, oder vielmehr, er sagt einen ihrer tollsten Irrthümer. Das ist ja die verhängnisvolle Auffassung der heutigen Ehe, dass man meint, zwei Leute verschiedenen Geschlechtes heiraten zusammen nur aus dem einen Grunde, um ihre sinnlichen Bedürfnisse normal befriedigen zu können. Dazu hätten wir wahrlich die Ehe nicht nöthig, diesem Bedürfnisse gerecht zu werden gibt es eine Unzahl von Mitteln, die der Staat ja sanctionieren könnte, wie er thatsächlich außer der Ehe schon manche solche Mittel sanctioniert hat. Gibt es denn nicht auch andere, weit triftigere Gründe zur Eingehung einer Ehe? Die Sympathie zweier Menschen zu einander, die harmonische Seelengemeinschaft, das Bedürfnis nach einem Gemüthe, dem man sich vollkommen anvertrauen kann, mit dem man des Lebens Freude und Ungemach leichter erträgt als allein, mit dem man Interessengemeinschaft hat, bei dem man fürs ganze Leben sich geborgen fühlen kann — das sind die eigentlichen und maßgebenden Gründe zur Verehelichung. Der Boshafte wird hier einwenden: dann könnten ja auch zwei Männer zusammenheiraten, oder zwei Weiber, dann sei die Ehe nichts als ein Freundschaftsbündnis. Und ich werde den Boshaften auslachen, weil er selber in die Schlinge gesprungen ist. Ja freilich muss die Ehe ein Freundschaftsbündnis sein; wenn sie das nicht ist, dann ist sie unsittlich im tiefsten Abgrunde. Wenn du dir aber einen Freund erkiesest, mit dem du Freud und Leid bis ans Ende theilen sollst, mit dem du ganz für euch beide eine Welt bilden kannst, so wirst du dazu einen Menschen wählen, der dir a l l e s sein kann, der dir auch deine sinnlichen Wünsche stillt, mit dem du Nachkommen haben kannst und der gemeinsam mit dir für diese Nachkommen lebt und sorgt. Die geschlechtliche Seite der Ehe, zwar an sich die Hauptsache, wird also menschlich und gesellschaftlich zu einer Nebensache, und die Hauptsache bleibt das s i t t l i c h e Verhältnis in der Ehe.

Was ist denn die Treue? Versteht man unter ihr bloß das sich körperlich Bewahren für den Geliebten? Ich nenne einen Freund untreu, der mich belügt,

hatte, bemerkte er per Karte kurz und treffend: „Bildung macht frei.“ Einer anderen, die wissen wollte, ob der „Trompeter“ oder „Ekkehard“ zuerst erschien, malte er auf das erste Wort ein großes 1, auf das zweite ein 2. Von einer Pension aus hatte er die Anfrage bekommen, wie er die Stelle Goethes auffasse:

„Alles in der Welt läſst sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.“

Seine Antwort war kurz, derb aber schlagend:

„Alles in der Welt läſst sich ertragen;
Nur nicht eine Reihe von dummen Fragen!“

Ob die Wiener Institutsdämchen dieses Autograph wohl viel werden herumgezeigt haben? — Besser gieng es einer Dame, die ihn in Versen um ein Autograph ersucht hatte. Er schrieb ihr:

„Hidigeigei spricht der Kater,
Sonderbares Welttheater;
Schrecklich sind die Menschenfresser,
Schrecklich ist der Folter Qual,
Selbst der Autographenpresser
Übt Grausamkeiten ohne Zahl.
Dennoch sei's, schon halb geschunden
Duld ich auch noch diese Wunden.“

Gar manche dieser Einzelheiten verdanke ich meinem trefflichen Reisecumpane Professor Stöckle, welcher sie mir nach unserer Besichtigung von Scheffels Gütern im Gasthause „zum Schiff“ erzählte und damit die Spanne Zeit, die noch bis zu unserer Abreise und Trennung übrig blieb, kürzte. — Dankbar drückte ich dem Gefährten die Hand, als wir scheiden mussten und vom Bahnhofe das Glockenzeichen zur Heimreise mahnte.

Noch ein letzter Gruß dem trauten Dichterheim, der Wiege so vieler herrlicher Gedanken und schönen Pläne; noch ein Abschiedswinker vom Hohentwiel zum prosaischen Coupéfenster herein; noch ein Blitzer der stahlblauen Flut des schwäbischen Meeres, und ich war dem Boden freundschaftdurchsonnter Tage entrückt.

Die Kreutzer-Sonate.

Da macht ein Buch von sich sprechen, das die „Kreutzer-Sonate“ genannt ist und von dem russischen Dichter Tolstoi herrührt. Zur Verbreitung seines Rufes hat auch die deutsche Polizei das Ihre gethan, indem sie das Werk verboten hat. Es wurde auch wieder freigegeben und so ist amtlich alles geschehen, um ein Buch zu fördern, das an revolutionärem Geiste seinesgleichen sucht.

Nun, und was steht denn in dieser „Kreutzer-Sonate“? In dieser „Kreutzer-Sonate“, welche die Form einer Erzählung hat, steht erstens, dass der Mann ebenso strenge verpflichtet ist, jungfräulich rein zu leben, als die Frau, und dass auch sie das Recht hat, am Hochzeitstage von ihm zu verlangen, dass er unschuldig sei. Und das ist in Ordnung. Zweitens steht in der „Kreutzer-Sonate“, dass ein Menschenpaar auch in der Ehe jungfräulich bleiben sollte, dass es nach Christus ein Ehebruch sei, schon wenn ein Mann sein eigenes Weib mit begehrendem Blicke ansieht, dass zwei Eheleute neben einander leben sollen wie Bruder und Schwester. Endlich steht in der „Kreutzer-Sonate“, dass die Geschlechtsliebe überhaupt nicht von Natur aus nothwendig ist, dass sie unterdrückt werden könne und müsse, und dass auf diese Weise die Auflösung des Menschengeschlechtes vor sich zu gehen habe. Neben diesen Hauptgedanken wird im Buche die Geschichte einer unglücklichen Ehe erzählt, wie solche Geschichten schon tausendfach erzählt und auf den Bühnen zur Darstellung gebracht worden sind.

Es wäre ganz verdammt, wenn man dem Dichter aufsäße und etwas, das er ironisch gemeint, für puren Ernst nähme! Man könnte sich unsterblich blamieren. Aber dem Dichter ist es mit seiner Lehre bitterer Ernst, man fühlt den fieberhaften Pulsschlag, der durch das ganze Buch tobt.

Tolstoi gehört der naturalistischen Richtung an, er schreibt kein Kunstwerk im hergebrachten Sinne. Der naturalistische Dichter wirft Probleme auf, ohne sie zu lösen; er steigert Conflicte bis aufs äußerste, ohne einen Abschluss zu geben — immer eine gefüllte Wurst, die nicht gebunden ist. Er klagt und weiß keinen Trost, er klagt an und weiß keine Abhilfe. Ja, das können wir alle, dazu bedürfen wir keiner Dichter. Und wenn der

Im Weidicht tief, im Laubgeheg'
Da haschte ein Knabe das Mägdelein;
„Du Fürwitz, wer wird denn so thöricht sein
Und läſst sich fangen!"
So zwitschert auch und singt vom Steg
Das Vöglein ohn' Bangen ....
Da springt davon das Mägdlein, husch! —
Allein — es fieng sich doch im Busch! ...

Anton August Naaff.

Mein Reichthum!

Sonett.

Ich tausche nicht mein Los mit all den Großen,
Die ihren Gott nur stets im Beutel tragen.
Sie mögen irdischen Besitz erjagen —
Mir hat das Reich der Schönheit sich erschlossen!

Hier zeigt sich mir das Leben lichtumflossen,
Wie sich's gezeigt mir hat in Jugendtagen —
Und wenn die Sorgen auch am Herzen nagen:
Hier werden sie mit Stolz zurückgestoßen!

Die Kunst allein nur ist das wahre Leben!
Ein hold' Gedicht in Farben, Worten, Klängen —
Mir ist es lieber als das Gold der Großen!

Drum gilt der Kunst mein ganzes Thun und Streben.
Es mag die Welt nach Mammons Schätzen drängen:
Mir hat das Reich der Schönheit sich erschlossen!

Joh. Peter.

Glück.

Das Glück ist wie ein Schmetterling:
Er flattert vor dir her;
Du haschest nach dem kleinen Ding,
Doch fängst du's nimmermehr;

Es eilt und neckt und lockt dich mit
Durch Wiesen und durch Au'n,
Mit jedem Schritt, mit jedem Tritt
Ist's hübscher anzuschau'n.

Du fühlst die heiße Sonne nicht,
Springst über Stock und Stein —
Wenn endlich dann der Sonne Licht
Erblasst, stehst du — allein!

Vom nahen Baume blickt auf dich
Der Schmetterling und lacht:
„Der hat für nichts und wieder nichts
Viel Mühe sich gemacht!"

O. Fischbach.

Nie will im Lied ich missen.

Nie will im Lied ich missen,
Was Dichterbrust durchzieht,
Denn alle sollen wissen
Des Sängers Herzenslied;
Umdräut ihn Sorg' und Plage,
Erfüllt ihn sel'ge Lust,
Ein Lied für all die Tage
Ertön' in seiner Brust.

Wenn es auch manchmal toset
Zur öden Winterszeit,
Des Lenzes Zephyr koset —
Wo bleibt dann noch das Leid?
Der holde Frühlingsmorgen
Mit seiner Lust und Pracht
Verscheucht die trüben Sorgen,
— Das Glück kommt über Nacht.

Nur Alltagsmenschen blendet
Das unbeständ'ge Glück,
Der wahre Dichter wendet
Darob doch nicht den Blick,
Denn seine Lichtgedanken,
Die formen ein Gedicht,
Das Glück mag ihn umschwanken,
— Ihm lächeln oder nicht ...

Drum mag im Lied erklingen
Was Dichterbrust durchzieht,
Dass alle können singen
Des Sängers Herzenslied,
Denn eines Dichters Leben
Das sei wie ein Gedicht,
In seinem ganzen Streben
Sei er uns Bild und Licht.

A. L. Dembitzki.

Die Lieb' ist jenes Gut.

Die Lieb' ist jenes Gut,
Das mir am höchsten frommt;
Doch nicht die flüchtige Lieb'
Die nur von außen kommt.
Die Liebe, die durchdringt
Das ganze Weltenrund
Und, eine Perle, ruht
Im tiefsten Herzensgrund,
Die, selbst in Ketten frei
Und an dem Kreuzespfahl,
Das ärmste Los macht reich
Durch ihren Himmelsstrahl.

Die, stärker als der Tod,
Sich nährt von ewiger Glut,
Die nie erlöschen kann
In aller Wasser Flut.
Die einer Flamme gleich
Hinauf zum Himmel fliegt
Und all was finster ist
Und kalt und starr, besiegt,
Die niemals Arges denkt,
Die sich der Wahrheit freut,
Die alles weiß und kann,
Sich aus sich selbst erneut.

hintergeht, anderen zurücksetzt, mein Vertrauen missbraucht, auf meinen Nachtheil hinarbeitet, überhaupt unverlässlich und falsch ist. Also kann auch ein Weib untreu sein, ohne sich mit einem anderen zu vergehen, und solche Untreue kann unter Umständen sehr schlimm sein.

Die „Kreutzer-Sonate“ hat für den Moment halb Europa berauscht, von nachhaltigem Werte aber können solche Bücher nicht sein, weil ihre Ideen ganz unpraktisch sind und der menschlichen Gesittung nicht Rechnung tragen.

Es ist nachgerade roh von einem Dichter, wenn er — wie Tolstoi in seiner „Kreutzer-Sonate“ — die sittliche Anlage und Kraft im Menschen so ganz vergessen kann oder absichtlich verschweigt! Zwischen seinen zwei Eheleuten, die er uns als Beispiel der modernen Ehe hinstellt, herrscht nichts als thierische Sinnlichkeit und teuflischer Hass. Zwei dumm heuchlerische Leute ohne Herz und Gemüth, ohne Wohlwollen und Mitgefühl, ohne geistiges Leben, fast ohne jedes Menschliche, das sind seine Helden, mit denen er etwas Rechtes beweisen will!

Hätte Tolstoi seine Ehestandsgeschichte nicht verallgemeinert, sondern nur als einen Fall für sich dargestellt, so würde er damit eine große Wirkung erzielen. Denn diese zwei Leute sind als Individuen mit einer Naturwahrheit und Klarheit geschildert, die bewundernswert ist. Die Eifersucht des Mannes und ihre tragische Folge kann nicht packender dargestellt werden. Durch das Herz des Lesers geht ein erschütterndes Gewitter. Wenn er sich aber sagen lassen muss: Leser, du bist auch von dieser Gattung, du bist in deiner Jugend auch solch ein niederträchtiger Wüstling gewesen, du kauftest dein Weib auch, wie man eine Sclavin kauft und hältst sie, wie man eine Sache, ein Genussmittel hält, und peinigst sie mit der unsinnigsten Eifersucht und wirst sie eines Tages noch umbringen — wenn der Leser sich das sagen lassen muss, so schleudert er das Buch dem Verfasser ins Gesicht und ruft: Wer gab dir das Recht, mich so zu beschimpfen! Mich und die Mehrzahl meiner Mitmenschen! Oder — wäre es wirklich so arg?

Ich frage euch, Leser, ist es wirklich so arg? Steht es wirklich so schlimm mit der modernen Ehe, dass sie, anstatt nach Gottes Absicht den Menschen zu vervollkommnen — ihn zu einem schändlichen Heuchler, zu einem niedrigen Thiere macht? Ist es so? Dann bitte ich auf den Knien dem Dichter Tolstoi das obengesagte herbe Wort ab und beschwöre ihn, nächstens womöglich eine noch viel schärfere Peitsche zu schwingen über eine Brut, deren Abscheulichkeit ohne Grenzen ist. — Ich aber packe dann meine Siebensachen zusammen und wandere dahin, woher ich gekommen bin. Zwar auch bei den Bauern gibt es Scheusale, aber die sind — wie Tolstoi selbst zugibt — Ausnahmen. Denn die Bauern sind zu herb eingespannt und zu hart gebettet, um so schlecht zu sein. „Die da“, sagte mir einst ein alter Bauer, auf sein Weib deutend, „die ist mein guter Kamerad!“ und hat mit diesem schlichten Worte eine ewige Wahrheit gesagt, wie sie in Tolstois welthassendem Werke nicht zu finden ist, und eine Kritik geübt, die sich entweder die modernen Eheleute oder der Verfasser der „Kreutzer-Sonate“ hinter den Spiegel stecken können.

Indem ich nun etwas unwirsch abtreten will, zupft mich noch der Leser am Ärmling: Er möchte doch gar zu gern wissen, warum dieses Buch die „Kreutzer-Sonate“ heißt! Nun — offen gestanden, das weiß ich selber nicht. Bei dem Titel des Buches fängt die Schrulle an, und bei dem Nachwort hört sie auf. **R.**

Poetenwinkel.

Im Weidicht tief . . .

Im Weidicht tief, im Laubgeheg'
Da fieng sich ein fröhliches Vögelein;
„Du Fürwitz, wer wird denn so thöricht sein
Und lässt sich fangen?“
So droht und lacht und springt vom Steg
Zum Vöglein, zum bangen —
Das Mägdlein, risch! durch Bins' und Busch,
Macht's Vöglein frei, und fort ist's, husch!

Das Schwert im Busen, blicket milde
Herab die hohe Dulderin,
Und vor dem hehren Gnadenbilde
In tiefer Wehmuth sink' ich hin.

Wer hier auf seinen Knien lieget,
Dem ist die Tröstung auch gewiss,
Von der Erhab'nen Schmerz besieget
Erstirbt die eig'ne Kümmernis.

Darum in jedem neuen Leiden
Sehn' ich mich nach dem Fels zurück
Und nach dem Bild der Benedeiten
Mit seinem sanften Trostesblick.

Du liebes Kirchlein auf der Höhe,
So hilfreich mir und wohlvertraut,
Dich lieb' ich, bis ich einst vergehe,
Und segne den, der dich erbaut.

Alfred v. Ottenthal.

Da Faßker.

Heint is der Kiritag,
Alli Buab'n schau'n mir nach,
Denk'n si: „O vaslixt,
Der is heint fesch zsammagwigst!"

Hab a neigs Röckl a,
Boanani Knöpf vura,
Am Leibl Röfarl drauf
Und a schöns Hüatl auf!

Allas das passt ma guat,
D'Fedarn steckt ah am Huat!
Hab ah a Taschenuhr
Und Zwanzga mehr wie gmua!

Oans nur fehlt zu da G'schicht,
Dass in mein Millig'sicht
Koa Schnurrbort wachs'n will,
Das gifft mi in da Still!

Heint frag i d' Margareth,
Obs mit mir tanzen geht?
Dö schaut mi an ganz keck,
Endli sagts: „Gehst ma weg!

Muaßt scho no woarten bis
Übars Jahr Kirtag is.
Willst sein a ganzer Bua,
Ghört a Bort ah dazua!"

Josef Berger.

Die Spinnerin.

Ih sitz und spinn
Und da kimpt mir in Sinn,
Dass ih glückla kunnt sein,
Wann du mein warst, mein!

Doh groß is die Welt,
Und die Welt regiert 's Geld,
Und a reichs Dirndl is
An schean Buam ollmol gwiss.

Wann ih 's so betracht —
O Reichthum und Pracht —
Wia viel hat das Guld
Nit vadorbn und vaschuldt!

Dös kimp mir in Sinn
Wal i dasitz und spinn,
Und woaß nar i alloan,
Wiar i bitterli woan.

Hans Fraungruber.

Drei Vögel.

Eine Legende.

Es war an jenem schrecknisvollen Freitage, als unser Herr in Todespein am Kreuze hieng. Und es war um die sechste Stunde, und es ward eine Finsternis über das ganze Land, bis an die neunte Stunde; und die Sonne verlor ihren Schein. Da kamen drei Vögel geflogen vom Aufgang gegen Untergang und erreichten die verruchte Stätte von Golgatha. Zuerst kam Vibe, der Kibitz, und als er sah, was da verbrochen, umflog er das Kreuz und kreischte mit böslichem Rufe: „Pin ham! pin ham! Peinigt ihn! Peinigt ihn!" Darum ist der Kibitz für ewig verflucht und findet nimmer Ruhe noch Rast. Er ist verdammt, sein Nest immer in angstvoller Klage zu umkreisen, denn seine Eier auf dem Moos werden stets geraubt. Nach dem Kibitz kam Stork, der Storch, und bejammerte und beklagte die Unthat. „Styrk ham! styrk ham! Stärkt ihn! stärkt ihn!" lautete sein dringendes Mahnen. Deshalb ist der Storch gesegnet und überall willkommen, wo immer er sich niederläßt, und sein Nest auf dem Firste bleibt bewahrt und behütet. Zuletzt erschien Svale, die Schwalbe, und rief, als sie gewahrte, was da Entsetzliches geschehen, mit flehender Bitte: „Sval ham! sval ham! Labet ihn! labet ihn!" Darum wird die Schwalbe von allen geliebt, und sicher baut sie ihr Nest unter dem Dache der menschlichen Behausung, guckt vertraulich durch das Fenster und nimmt Antheil an dem stillen Glück des friedlichen Heims. Ungestört und beschützt wohnt sie im stolzen Palast wie in der ärmsten Hütte.

Das eine, ewige Wort,
Das war vom Anbeginn,
Das einzige, das löst
Des Welträthsels Sinn,
Und das in sich beschließt
So winzig es auch sei,
Vollzahl der Tugenden
Gesetz und Bücherei. —

O Liebe, höchstes Gut,
Du einziges Gefühl,
Des Lebens, Leidens wert,
Erhab'nes Daseinsziel!
Was wäre ohne dich
Denn Glück? Ein leerer Schall.
Was wäre doch das ganze,
Große, weite All?
Ein sinnreich Räderwerk
In riesenhaftem Stil.
Des Lebens Lust und Leid?
Armselig Possenspiel.
Der Geist? Erkenntnis, Schauen
So ohne Himmelslicht,
Dem es, ein Gott zu sein,
Am Höchsten ja gebricht —
Du nur bist schöpferisch,
Bist frei, bist wert allein
Auch ewigen Lebens Ziel
Und ewiger Preis zu sein.

M. L.

Ich habe geträumt.

Ich habe geträumet
Von Liebe und Glück,
Und fand aus dem Traume
Mich nicht mehr zurück.

Es quält mich im Schlafe
Ein nächtlich Gesicht,
Sein bittendes Auge
Das Herz mir zerbricht.

Ernst Golling.

Abendfriede.

Der Abend naht, der Klang verhallt
In Feld und Wald,
Nur einzeln mildes Singen:
Die Lerche, froh den Tag durchlebt,
Leistrillernd schwebt
Zur Saat mit matten Schwingen.

Die Amsel singt vom Wipfel hoch
Ihr Liedchen noch —
Sie will den Abend loben;
Die Grille zirpt, noch zwitschert's leis
Ringsum so leis,
Auch flimmt ein Sternchen oben.

Das Blümchen schließt sein Äuglein zu
Zur süßen Ruh',
Bewegt von frischem Wehen;
Das Männchen huscht so selig traut
Ins Nest der Braut,
Sein Plätzchen zu besehen.

Jetzt klingt des Glöckleins heller Schall
Durchs stille Thal,
Ins Herz der Schlummermüden,
Und wie der Feierklang verhallt,
Ruht Feld und Wald,
Das Dörfchen schon im Frieden.

Hans Mückenschnabel.

Des Frühlings Todtenfeier.

Kaum war die Halde blütenneu,
Kaum prangte bunt die Wiese:
Hat auch schon abgemäht das Heu
Der Lorenz und die Liese.

Die Sense gibt der Flor' den Rest,
Es regt sich Senn' und Meier.
Die Heumahd ist kein frohes Fest,
Ist eine Todtenfeier.

Es trauern still in düstrer Ruh'
Die Weiden und die Erlen;
Weihwasser sprengt der Thau dazu
In sonnenhellen Perlen.

Es singen leis ein Todtenlied
Die Grillen und die Unken
Den Blumen, die auf Flur und Ried
So früh dahingesunken.

Wehklagend wie ein Trauerchor
Die Blumengruft sie hüten;
Und süßer Weihrauch steigt empor,
Der Duft von tausend Blüten.

Woher die stille Trauer stammt
Im kaum verjüngten Jahre?
Wem halten sie das Todtenamt?
Der Lenz liegt auf der Bahre.

Stewa Burg.

Kirche Maria Freyenstein
(in St. Peter nächst Leoben).

Du liebes Kirchlein auf der Höhe,
Wie freundlich schmückest du das Thal,
So oft nach dir empor ich sehe,
Fühl' ich erbaut mich jedesmal.

Und wenn den Felsen ich erstiegen,
Der dich auf seinem Scheitel trägt,
Und seh' zu meinen Füßen liegen
Das Thal vom Walde rings umhegt;

Das Dorf umrahmt vom Grün der
Wiesen
Und — wo die Sonne niedergeht —
Den weiten Kreis der Bergesriesen
In ihrer stillen Majestät:

Da fühl' ich andachtsvoll erhoben
Die Brust, es drängt mich zum Gebet,
Wo von der Dämmerung umwoben
Das Bild der Muttergottes steht.

stück seinen Namen setzt, so kann dies doch nur den Sinn haben, dass er für den Inhalt des Geschriebenen mit seiner Person, ob einfach, feierlich, streng amtlich oder sonstwie genommen, voll eintritt. Dies kann unter Umständen ganz gleichgiltig sein, z. B. wenn mir ein Freund die Geburt seines so und so vielten Kindes, eine weit entfernte Tante ihre Abreise ins Bad, ein College die glücklich angekommene Gratulation zu einer längst erwarteten Beförderung oder ähnliches mittheilt. In solchen Fällen läſst man gewöhnlich nicht bloß die Unterschrift, sondern schon die letzten, beinahe phrasenhaft gewordenen Zeilen ungelesen. Ganz anders verhält es sich mit Schriftsachen, die unter Umständen sehr wichtig werden können. Es dürfte z. B. wohl zu den Seltenheiten gehören, dass man den Namen eines Postbeamten lesen kann, der die Aufgabe eines geschriebenen Briefes oder einer Geldsendung quittiert, und ist dies zu dulden? Kann man die Forderung einer durchaus leserlichen Unterschrift mit dem Hinweise darauf zurückweisen, dass man die Person des Beamten ja nöthigenfalls von der vorgesetzten Behörde leicht erfahren könne? Dann hätte diese Unterschrift überhaupt keinen Wert, und es würde ein Kreuz wie das des Wallenstein'schen Generals bei der Tafelscene ebenso genügen. Die Schnelligkeit des Unterschreibens und die hieraus sich ergebende Undeutlichkeit mit dem Mangel an Zeit zu entschuldigen, ist deshalb unstatthaft, weil für einen geübten Beamten sich die Schnelligkeit sehr leicht mit der Deutlichkeit verbinden läſst. Soll weiter ein ärztliches, vielleicht sehr wichtiges Attest, dessen Aussteller ich absolut nicht zu entziffern vermag, für mich als den Entscheidenden trotzdem ohne weiters giltig sein, bloß weil ich mit Mühe ein Dr. und sonst nichts weiter lesen kann, oder soll ich nun erst — man bedenke die Unannehmlichkeiten — ein neues mit lesbarer Unterschrift fordern? Der Vorstand einer Religionsgemeinde — ein kürzlich erst vorgekommener Fall — fordert zur Bewerbung um ein Stipendium und zur Meldung an einen der Unterzeichneten auf, und es bedarf dazu erst eines sorgfältigen Nachlesens im Adresskalender, wer wohl diese beiden Unterzeichneten sein mögen, einer Arbeit, die auch dann erst durch genaue Vergleichung mit den räthselhaften Schriftzügen zum Ziele führt. Solcher Beispiele gibt es gewiſs hunderte, und wir fragen: ist das erlaubt? Soll in unserer phrasenreichen Zeit auch noch die Unterschrift zur Phrase und ihr erst durch oft mühevolle, vielleicht gar zu spät zum Resultate führende Nachforschung Sinn und Wert verliehen werden, bloß weil ihre Urheber zu bequem waren oder aus irgend einem andern Grunde ihren Namen unleserlich schrieben? Wir fassen uns kurz dahin zusammen: Die unleserliche Namensunterschrift ist unter Umständen schädlich, aber vermeidlich, daher stets unstatthaft, und die daraus folgernde Forderung lautet: die vorgesetzten Behörden sollen bei ihren Untergebenen auf eine durchaus deutliche Namenszeichnung auf das entschiedenste dringen und das Publicum das Gegenteil nicht unbeanstandet hinnehmen, und in kurzer Zeit werden wir diese Unart zum Wohle und im Interesse aller ausgerotiet sehen.

Bei uns in Österreich ist das wie in Deutschland, und in Deutschland wie bei uns, weshalb die „Deutsche Revue" die obigen mannhaften Worte für deutliche Namensunterschriften einsetzt. Wir schließen uns dieser Kundgebung lebhaft an. Die Sache kann unter Umständen wichtiger sein, als sie scheint.

Zehn goldene Regeln für Ehestands-Candidaten.

Von Franz X. Freiheim.

I.

Willst du ein Eh'glück gründen dir,
So folge meinem Rath,
Sieh bei der Braut nicht bloß aufs Geld,
Ob sie ein Herz auch hat.
Ein gut Gemüth allein nur kann
Versüßen dir das Leb'n,
Das Geld jedoch kann für das Glück
Nie feste Bürgschaft geb'n.

Die Undeutlichkeit
der Namensunterschrift.

Man erzählt, dass ein des Schreibens unkundiger türkischer Sultan einst, als man ihm einen wichtigen Erlass zur Unterschrift vorlegte, mit drei Fingern in das taktloserweise ihm vorgehaltene Tintenfass gegriffen und durch eine kühne, auf dem Papier vollzogene hakenförmige Figur seine allerhöchste Bestätigung gegeben habe. Bekanntlich ist dieses Zeichen noch heute als großherrliche Unterschrift auf Siegeln und Münzen, ja sogar auf türkischen Teppichen und Mustern vielfach zu sehen, und jedermann kennt oder erfährt leicht seine Bedeutung. Wenn nun ein Nachfolger Mohammeds mit Recht erwarten durfte, dass alle Welt diese aus augenblicklicher Eingebung hervorgegangene Hieroglyphe verstehen und sich damit begnügen würde, so ist eine solche Erwartung bei anderen, tiefer stehenden Sterblichen doch noch keineswegs berechtigt. Wie verbreitet aber diese stolze Annahme zu sein scheint, geht aus der täglichen Beobachtung hervor, dass viele Männer — die Frauen zeichnen sich auch in dieser Hinsicht wieder rühmlich aus — ihre Namensunterschrift so undeutlich vollziehen, dass das geübteste und mühsamste Auge sie unmöglich zu entziffern vermag. Das häufige Vorkommen dieses Unfugs wird gewiss niemand bestreiten, es muss sich dasselbe doch also auf bestimmte Ursachen zurückführen lassen. In welchen Kreisen finden wir nun am häufigsten die undeutliche, ja unlesbare Namensunterschrift? Nicht in denen der Kaufleute, weil die Deutlichkeit der eigenen Adresse schon im Geschäftsinteresse liegen mag und der Firmeninhaber das Gegenteil vielleicht — und mit Recht — als ein Unrecht gegen seine weltberühmte Firma ansehen würde; ebenso sind die Namen der Geistlichen und Lehrer mit geringen Ausnahmen recht leserlich geschrieben, bei letzteren wohl hauptsächlich aus pädagogischen Rücksichten; häufiger jedoch ist die Undeutlichkeit und Unleserlichkeit schon bei den Ärzten und Juristen, bei ersteren besonders da, wo der Name schon oben auf dem Recept gedruckt steht. Zweifellos ist es wohl, dass der hier besprochene Fehler am meisten bei den Subalternbeamten sich findet, besonders bei der Post und im Gerichts- und Magistratswesen.

Den Vorwurf mangelnder Gewissenhaftigkeit kann man nicht erheben, da über diesen unser Beamtenstand erhaben ist; es bleibt also als Ursache nur übrig: eine gewisse Bequemlichkeit in der Vollziehung der Unterschrift, oder die Annahme, dass eine von der gewöhnlichen Handschrift abweichende Eigenthümlichkeit der Schriftzüge der Unterschrift etwas Würdiges, Ausdrucksvolles und Männliches gebe, und gerade das letztere scheint in der That recht häufig der Fall zu sein; denn wir sehen oft, dass gerade Männer mit recht gut lesbarer, ja schöner Handschrift ihren Namen aufs unleserlichste schreiben. Ja sollte nicht vielleicht sogar ein kleines Theilchen Eitelkeit zuweilen dabei sein, indem man sich schmeichelt, dass gerade dieses monströs hingeworfene Schriftbild eben durch diese Verzerrung bald ein allgemein bekanntes oder gar berühmtes sein werde? Für diese Annahme spricht auch der Umstand, dass in solcher Unterschrift nicht nur die richtige Form der Buchstaben, sondern auch ihre Richtung in der Zeile verkehrt, d. h. der Name nicht von links nach rechts, sondern direct von oben nach unten oder mindestens ganz schräg geschrieben ist, was bei den Urhebern dieser Schreibräthsel bei andern Wörtern nie vorkommt. Eine solche Eitelkeit ist, wenn wirklich vorhanden, schon an und für sich zu missbilligen; wie aber steht es mit der Berechtigung obiger Ursachen, und darf überhaupt die Undeutlichkeit und Unlesbarkeit der privaten oder amtlichen Namensunterschrift in Urkunden, Attesten u. s. w. geduldet oder muss ihr im allgemeinen Interesse ernstlich entgegengetreten werden? Wir behaupten ganz entschieden das letztere, und es sei gestattet, dies durch einzelne Beispiele zu begründen.

Wenn jemand unter irgend ein Schrift-

Zusammenstellung der vorliegenden Auswahl ängstlich alles vermieden, was gar zu sehr „nach Reflexionspoesie geschmeckt hätte"; trotzdem wage ich zu behaupten, dass das Gehaltvollere, das seine Sammlung enthält, nach dem ängstlich Gemiedenen „schmeckt". Sonderbar, was er als Empfindungspoesie niederzuschreiben glaubt, wird oft durch den Reichthum seiner sich drängenden Gedanken, ihm wohl selbst unbewusst, zur „Gedanken-Dichtung". Dabei vertieft er die Gedanken und feilt fleißig an der Form. Hervorragend ist das Gedicht: „Die Schule des Lebens", in welchem er uns den Philister, den Skeptiker, den Frommen, Goethe, Shelley, Schopenhauer, den Realisten, den Idealisten und den Dichter in charakteristischen Äußerungen vorführt. Im Streite zwischen dem Idealisten und dem Realisten lässt er den Dichter sagen:

Der freie Mensch ergreift das Leben
Und nützt es, wie er kann und mag.
Der Künstler sucht's emporzuheben
In seines Geistes Sonnentag.
Er müht sich, Dauer zu verleihen
Dem flücht'gen Bild der schnellen Zeit,
Den Stoff vom Zufall zu befreien
Und spröder Unzulänglichkeit.
Das rechte Bild herauszusichten
Und zu erfassen — ist real,
In ew'ge Form es zu verdichten
Bleibt, mein' ich, immer ideal! —

Wir haben es jedenfalls mit einem in einer langen Schule geläuterten dichterischen Talente zu thun. — tt —

Sagen aus der grünen Mark. Von Hans von der Sann. Illustriert von Georg Weineiß. (Graz. Leykam. 1890.)

Dieses wahrhaft prächtig ausgestattete Werk, welches der Kronprinzessin-Witwe Stephanie gewidmet ist, mag kurz charakterisiert sein, indem wir das Vorwort desselben abdrucken.

Eines einführenden Begleitschreibens bedarf dieses Buch nicht. Der es verfasst hat, ist in den steirischen Landen längst bekannt, als Schilderer des Volkslebens geachtet und als heimischer Sagenforscher hochverdient. Er ist der hervorragendste Vertreter der steiermärkischen Sagenkunde. Sein großes Material ist in den „Mythen und Sagen aus dem steirischen Oberlande" bisher nur zum Theile veröffentlicht worden, zum größeren Theile bereitet es sich noch — von Tag zu Tag wachsend — auf den Druck vor.

Diese gegenwärtige Sammlung ist eine gewählte Ausgabe für das Volk. Dem Volke, was des Volkes ist! Nicht, als ob das heutige Geschlecht der Sage, der Mythe, der Legende, dem Märchen mit jener kindlichen Einfalt gegenüberstünde oder stehen sollte, wie in alten Zeiten, aber interessant ist es ihm, und wichtig, zu erfahren und zu beobachten, wie die Vorfahren geistig gelebt, gedacht und gedichtet haben. Der Geschichte haben sie Poesie gegeben in der Sage, dem heimischen Boden haben sie Seele gegeben durch die Sage, Ereignissen und Örtlichkeiten haben sie in der Sage ideale Denkmäler errichtet, welche die Werke von Menschenhand weit überdauern. Heimischer Sagenschatz ist eine goldene Kette, welche uns geheimnisvoll verbindet mit unseren Voreltern und mit der heiligen Scholle des Vaterlandes. Jene Weltanschauung der Vergangenen, deren urgermanischer Grundzug Mystik, Tapferkeit und Gerechtigkeit war: in der Volkssage dämmert sie uns noch herüber wie Nordlichtschein, zu dem wir bewundernd, begeistert aufblicken, ohne dass es uns zwar als Leuchte dienen könnte auf unseren Wegen. Auch dort, wo die Sage scheinbar frei von aller Tendenz ist, wo sie ganz trocken und ernsthaft erzählt, was uns als sinnlos und grundlos erscheint, auch dort und gerade dort muss man tiefer blicken! Was sich jahrhundertelang erhält und lebendig fortpflanzt von Mund zu Munde, in dem liegt gewiss etwas, das der menschlichen Natur nahegeht; ist es an der Oberfläche nicht, so liegt es in der Tiefe. Die Form der Sage und was sie uns wörtlich erzählt, das regt uns wohl noch an und beschäftigt unsere Phantasie, ohne dass wir sie im Sinne der Alten glauben. Aber der Gehalt der Sage, ihr Geist bleibt wahr, weil er immer wieder die menschliche Artung und die menschlichen Leidenschaften aufzeigt und weil er, mit Vorliebe die poetische Gerechtigkeit walten lassend, dem Sittengesetze dient.

Das stimmt wohl für die große Mehrzahl der Sagen, und in diesem Sinne möge die gegenwärtige Sammlung verstanden werden.

Wenn ein Dichter sich der Sage bemächtigt, so macht er mehr aus ihr, oder auch weniger, als was sie von Haus aus ist. Mancher hat auf Grund der Volkssage unsterbliche Dichterwerke geschaffen. Mancher freilich hat die Sage durch „Bearbeitung" nur verwässert und entstellt. Hans von der Sann erzählt, wie man Sagen erzählen soll, schlicht, gedrängt, ohne Zuthat und ohne Weglassung, ohne Betrachtung und ohne Deutelung; wie er sie dem Volksmunde abgelauscht, so bringt er sie treu und unverfälscht wieder. Rosegger.

Culturbilder aus Steiermark. (Graz. Verlag Leykam.)

Dies Werk, das seine Entstehung der Landesausstellung 1890 verdankt und unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben wurde, ist bestimmt, ein um-

II.

Das ewig Weibliche beglückt
Den Mann durch alle Zeit,
Ein Mannscharakter bei der Frau
Führt oft zu Zank und Streit,
Denn was sie für Charakter hält,
Und sie sich dünkt so groß,
Das ist gar oft, wie viel erprobt,
Der Eigensinn nur bloß.

III.

Vor Mädchen, die nervös auch sind,
Sei Vorsicht sehr empfohl'n,
Sonst kannst statt einen Engel du
Dir einen Teufel hol'n;
Empfindlichkeit und Launen kann
Nicht jeder Mann ertrag'n,
Wer da nicht Vorsicht walten läſst,
Hat tief es zu beklag'n.

IV.

Nicht Schönheit soll bestechen dich,
Daſs sie den Ausschlag gibt,
Sieh wohl, ob sie, die dir gefällt,
Die Häuslichkeit auch liebt. —
Vergnügungssucht und Modetand
Sind keine Himmelsgab'n,
Zerstören oft des Glück's Bilanz
Dir zwischen Soll und Haben.

V.

Gelehrte Frau'n sind zu empfehlen,
Dem Mann von gleicher Art,
Denn wichtig ist, daſs Gleiches nur
Zum Gleichen da sich paart;
Denn wo der Bildungsgrad der Frau
Den Eh'mann überragt,
Das letzte Wort gern immerdar
Die Frau im Hause sagt.

VI.

Die Frau, die Reinlichkeit auch liebt,
Doch sie nicht übertreibt,
Ist für den Mann stets ein Gewinn,
Der vortheilbringend bleibt;
Doch von den Fexen sei gewarnt,
Sonst muſst du dich bemüh'n,
Noch vor der Thür, wenn heim du kommst,
Die Stiefel auszuzieh'n.

VII.

Die Küche ist der Hausaltar
Für jedes brave Weib,
Liebt sie den Mann, so findet sie
Dort ihren Zeitvertreib;
Besorgt die Küche zwar die Magd,
Die Frau hat nachzuseh'n,
Und soll die edle Kochkunst doch
Zum mindesten versteh'n.

VIII.

Temperamente gleicher Art
Sind nicht empfehlenswert,
Besonders bei Kolerikern,
Wie die Erfahrung lehrt.
Ein Sprichwort sagt, wie allbekannt,
Und ging noch niemals fehl:
„Zwei harte Steine mahlen nie
Ein brauchbar gutes Mehl.“

IX.

Trifft eine Witwe deine Wahl,
So säume früher nicht,
Zu forschen, was von ihrer Treu
Und Häuslichkeit man spricht.
Ist da ihr Ruf nicht makellos
Als gute treue Frau,
So nimmt sie's dann beim zweiten Mann
Wohl auch nicht sehr genau.

X.

Da nicht zu finden allvereint,
Was zu der Eh' gehört,
So ist doch einzeln Manches oft
Wohl der Beachtung wert.
Drum sei ja nicht ein Rigorist,
Sonst hast dirs zuzuschreib'n,
Daſs du, all zu pedantisch streng,
Ein Junggesell muſst bleib'n.

Bücher.

Neue Weisen. Lieder und Naturgedichte von Victor von Andrejanoff. (Riga, A. Stahl.)

Die russische Literatur weist tüchtige Lyriker auf, gewiſs, aber ebenso gewiſs ist es auch, daſs die russische Literatur im ganzen eine verneinende Richtung verfolgt, ob nun der Literat in deutscher, russischer oder in einer anderen Sprache des Riesenreiches schreibt. Dieser Zug ist ihm vielleicht in demselben Maße eigen, wie dem Österreicher ohne Unterschied seiner Nation der warme Herzenston — eine Eigenthümlichkeit der Literatur und, da ich hier nur von der russischen reden möchte, insbesondere der russischen Literatur, die nicht in der Eigenthümlichkeit des einzelnen Stammes, sondern wohl wo anders liegen dürfte. Den anderen Grund hier zu erörtern, dazu fehlt es mir an zwei Dingen: an Raum und an — Lust. — Der russische Boden ist trotz des eingangs erwähnten zufälligen und glücklichen Umstandes für reine Lyrik nicht sehr empfänglich; er fördert mehr Reflexions-Poesie zutage. Victor von Andrejanoff behauptet zwar im Vorworte zu seinen „Neuen Weisen“: er habe bei

nicht nur die interessantesten Schlaglichter auf die Entstehung seiner eigentlichen Meisterwerke, sondern enthalten auch die eigenartigsten und treffendsten Urteile über viele Erscheinungen der deutschen Literatur. Nicht minder zeigen sie Hamerling als Menschen von der liebenswürdigsten und edelsten Seite. Wir kommen auf das bei Lüstenöder in Berlin erschienene Werkchen noch zurück.
V.

Im Verlag von Hans Lüstenöder in Berlin erschien soeben in 5. Auflage: Carl Pröll, **Moderner Todtentanz**. Der bedeutende Erfolg, dass eine Sammlung kleiner Skizzen innerhalb dreier Jahre die 5. Auflage erlebt, beweist, dass Form und Inhalt dieser Skizzen sich über das Gewöhnliche und Alltägliche erheben müssen. Die 5. Auflage ist durch einen neuen Beitrag „Der Granatsplitter" bereichert, welcher in gleichzeitig realistischer und symbolischer Weise die Frage der durch Kaiser Wilhelm II. in Fluss gerathenen socialen Schutzgesetzbung streift und den Rücktritt des großen Kanzlers berührt.
V.

Wiener Künstler-Dekamerone. Soeben erschienen die ersten Lieferungen dieses Werkes, das von Moriz Band redigiert und von Rudolf Wittmann (Wien, I., Rothenthurmstraße 23) herausgegeben wird. An der Spitze steht der Senior der Wiener Kunstkritiker, Emerich Ranzoni, mit einem prächtigen einleitenden Gedichte, ihm folgen mit Erzählungen und Porträts Marie Renard, Alexander Girardi, Alfred Grünfeld, Friederike Goßmann, Max Kalbeck, Julius Wittels, Therese Biedermann, Ludwig Martinelli, Bertha von Suttner, Theodor Herzl, Emil Marriot, Carl Grengg, Katharina Abel, Felix Schweighofer, Sebastian Stelzer, Isidor Fuchs, Wilhelm Knaack, Dr. Rudolf Tyrolt, Gustav Walter, Thomas Koschat u. s. w. Das Werk ist elegant ausgestattet.
V.

Der siebenundvierzigste Jahrgang des von Friedrich Petz herausgegebenen **„Illustrierten österreichischen Volkskalender"** 1891 (M. Perles, Wien) bringt an der Spitze seines literarischen Theiles eine gemüthstiefe Erzählung von Ludwig Anzengruber: „Der Versuchung unterlegen." Man könnte sie gewissermaßen einen Gruß aus dem Grabe bezeichnen. Alois Greil hat meisterhafte Bilder hiezu gezeichnet, wie überhaupt zu allen Erzählungen dieses Volksbuches. Der ganze Inhalt des Volkskalenders ist reichhaltig und abwechslungsvoll sowohl in seinem unterhaltenden, als auch in dem praktischen und belehrenden Theile.
V.

Phantasien und Märchen von Gustav Kastropp. Mit einem Titelbilde von Otto Seitz. (Hannover. Hans Wasserkampf & Comp. 1891).

Der frei erfundene Inhalt dieses Buches lehnt sich nicht an Vorhandenes an und bereichert daher die Märchenliteratur um eine eigenartige Erscheinung. Diese Phantasien und Märchen in ihrer duftigen krystallklaren Vollendung, in dem schlichten, naiven Ton, führen sich als wahre Volksmärchen ein und werden insbesondere auch der heranwachsenden Jugend eine ebenso bildende wie unterhaltende Lectüre gewähren.
V.

Die Arbeiter-Partei und der Bauernstand. Ein ernstes Wort in ernster Zeit von Carl Morre. (Graz. Verlag „Leykam". 1890.) Eine Besprechung dieser ausgezeichneten Broschüre folgt im nächsten Hefte.
R.

Die **„Sängerhalle"** in Leipzig veröffentlicht in ihren Nummern 45 und 46 einen von Heinrich Wastian fein und klar geschriebenen Aufsatz über das Schmölzer-Denkmal in Kindberg, welches bekanntlich von unserem genialen Meister Brandstetter ausgeführt wird.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Sechster Band: Der Pfarrer von Kirchfeld. Der Meineidbauer. Die Kreuzelschreiber. Siebenter Band: Der G'wissenswurm. Doppelselbstmord. Der ledige Hof. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung. 1890.)

Hamerling, König von Sion. Illustrierte Pracht-Ausgabe, Lieferung 18 u. 19. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Lotte. Die Geschichte eines jungen Mädchens von Einar Christiansen. Deutsch von Ernst Brausewetter. (Berlin. J. H. Schorer.)

Die neue Bizarde, oder Hermann Hiederichs des Jüngeren verfehlter Beruf. Novelle von Heinrich Steinhausen. (Wittenberg. R. Herrosé. 1890.)

Aufzeichnungen eines Danziger Klosterbruders. Von Anna Conwentz. (Weimar. Jüngst & Comp. 1891.)

Von der Strecke. Ernste und heitere Geschichten aus dem Eisenbahnleben von Ludwig Eisenberg. (Wien-Leipzig. Heinrich Brockhausen. 1891.)

Der Lebende oder der Todte? Von Amelie Rives. Ins Deutsche übertragen von Henry Koch. (Frankfurt a. M. C. Koenitzer. 1890.)

fassendes Bild der wirtschaftlichen und culturellen Entwickelung der Steiermark zu geben. — Aus dem Inhalt heben wir die einzelnen Artikel wie folgt heraus: Der Boden Steiermarks und seine Benützung. — Der Weinbau. — Der Branntwein. — Die forestalen Verhältnisse in Steiermark im letzten Decennium 1880/90. — Steinbrüche in Steiermark. — Über die Dampfmaschinen in Steiermark. — Die Bierproduction in Steiermark. — Steiermarks Eiseninduſtrie. — Die Zündwarenfabrication Steiermarks. — Die Textilindustrie Steiermarks. — Die Kunstindustrie in Steiermark. — Der Bronzeguss und dessen Meister in Steiermark. — Kirchliche Baukunst in Steiermark. — Die italienischen Baumeister in Steiermark im 16. und 17. Jahrhundert. — Die Förderung des Fremdenwesens. — Ein Namens- und Ortsregister. — Das Werk behandelt sonach viele wichtige Zweige des wirtschaftlichen und Culturlebens und zwar, dies sei ausdrücklich bemerkt, in populärster Weise; es enthält ein so reiches culturgeschichtliches, volkswirtschaftliches, technisches und statistisches Material, dass es nicht nur für die Steiermark allein, sondern für alle, welche sich mit dem geistigen und materiellen Leben dieses Kronlandes vertraut machen wollen, ein wichtiges Hilfsmittel ist. Wir können dies Werk auf das angelegentlichste empfehlen und wünschen demselben die weiteste Verbreitung. K.

Märchen. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von Hermine Möbius. (Dresden. Alexander Köhler.)

Wer sich zur Weihnachtszeit für seine lieben Kinder nach Märchenbüchern umsieht, der darf mir ja dieses genannte Werkchen nicht übersehen. Dasselbe enthält erstens die beliebtesten deutschen Kindermärchen, zweitens sind diese Märchen so fein und überaus reizend erzählt, und drittens hat das Buch einen guten Druck und sechs hübsche Vollbilder. Die Märchen sind mit großem Schicke bearbeitet, nachgedichtet oder wieder gedichtet und für den jetzigen Geschmack eingerichtet, die Sprache ist vollkommen rein und gefällig, also ein gutes Vorbild für die sprechenlernende Jugend. Die Verfasserin, die Gattin eines bewährten Schulmannes, ist ja selbst als eine treffliche Pädagogin bekannt — also wir gehen sicher, wenn wir unseren Kindern die Märchensammlung von Hermine Möbius in die Hand geben. R.

Jugendheimat. Illustriertes Jahrbuch für die Jugend im Alter von 10—15 Jahren. Herausgegeben von Hermine Proschko. (Graz. Verlag Leykam.)

Zum fünftenmale erscheint nun dies allseitig anerkannte und beliebte Jahrbuch — wir constatieren mit wahrer Freude, dass sich dieses erste inländische Jugendalbum von Jahr zu Jahr, sowohl was den Inhalt anbelangt, wie auch den Bilderschmuck, reichhaltiger und schöner gestaltet und den schönsten derartigen Erscheinungen des Auslandes würdig zur Seite gestellt werden kann. Hermine Proschko, die österreichische Isabella Braun, hat auch diesen Jahrgang in sorgfältigster Weise redigiert, sie verstand es, einen großen vortrefflichen Mitarbeiterkreis heranzuziehen, wodurch jeder Missgriff der Jugend gegenüber ausgeschlossen ist. Alle Beiträge sind Originalien und darf deren Inhalt, da solche den Federn der ersten Jugendschriftsteller und Schriftstellerinnen entstammen, als sehr wertvoll bezeichnet werden. Aus dem 411 Seiten starken Inhalt sei erwähnt: Drei Capitel aus dem Lebensbuche Rudolfs von Habsburg, von Ferdinand Zöhrer. — Ein halber Robinson. Erzählung aus dem Seeleben von Dr. Isidor Proschko. — Waldbart. Ein Weihnachtsmärchen von Elise Ris. —Ein Tirolerkind. Erzählung aus der Zeit des Franzoseneinfalls in Tirol. Von Hermine Proschko. — Die flügellosen Vögel. Naturwissenschaftliches Bild aus Neu-Seeland von Andreas Reischek. — Die gerettete Fahne. Episode aus dem bosnischen Feldzug 1878. Von Kurt von Zelau. — Aus Mozarts Jugendjahren. — Die unterirdische Stadt (Wieliczka). Von Alex. Halka. — Kindesliebe. Aus dem Volksleben Alt-Wiens. Von Dr. Isidor Proschko. — Die Königsfamilie unserer Wälder. Naturbild von Helene Stöckl. — Das brennende Kirchlein. Von Carola v. Schierding. — Der redende Schimmel. Von W. Popper. — Trutzröschen. Märchenspiel in 3 Acten von Emma Laddey &c. Dazwischen sind eingestreut Verse, Räthsel in Wort und Bild, Spiele, Sprüche, Stammbuchblätter, Rechenaufgaben &c., kurz die „Jugendheimat“ bringt eine solche Fülle des Unterhaltenden und Belehrenden, wie es kaum ein zweites Buch dieser Art bieten kann. Selbstverständlich zieren wieder viele colorierte und schwarze Originalzeichnungen von Emilie Proschko, Ernst Pessler und Georg Weineiß diesen Band. Auch sei nicht vergessen, dass die „Jugendheimat“ mit der in österreichischen Schulen vorgeschriebenen Rechtschreibung versehen ist. Wir sind überzeugt, dass dieses Buch überall große Freude bereiten wird. K.

In Hamerlings Selbstbiographie wird der Lyriker Albert Möser in Dresden unter denjenigen genannt, mit welchen der Dichter in „regem Briefwechsel“ gestanden. Diese Briefe Hamerlings an Möser werfen

Heimgarten

4. Heft. Jänner 1891. XV. Jahrg.

Was man sich in Venedig erzählt.

Von Robert Hamerling.

(Fortsetzung.)

III. Der ponte della donna onesta.

In jener Zeit, als die Venezianer noch nicht die gutmüthigen, wohlgesitteten Leute waren, die sie heutzutage sind, sondern ein rauhes, in blutigen Fehden fast verwildertes Volk, wie die Bewohner von ganz Italien in den kriegerischen Zeiten des Mittelalters, in jener Zeit geschah es, dass in einem jetzt verschwundenen Hause, welches gegen den später so genannten ponte della donna onesta gewendet war, ein ehrlicher Schwertfeger seine Werkstatt aufgeschlagen hatte. Meister Giovanni — dies war sein Name — besaß ein schönes und sehr tugendsames Weib, namens Ginevra, das er erst vor kurzem sich angetraut hatte.

Ein junger Edelmann von alter, einflussreicher Familie, dessen Namen die Überlieferung verschweigt, erblickte bei Gelegenheit eines öffentlichen Schauspiels in der Volksmenge die schöne Ginevra und wurde von heftiger Leidenschaft für sie ergriffen. Übermüthig, wie er war, und nicht gewohnt, seinen Neigungen einen Zügel anzulegen, verfolgte er von jenem Augenblicke an das sittsame Weib auf allen Wegen und Stegen, so frech, dass seine Begegnung ihr die Schamröthe ins Gesicht trieb. Und dennoch konnte sie sich nicht entschließen, ihren Gatten davon zu benachrichtigen, denn sie fürchtete mit Recht, dass Giovanni bei dieser Nachricht sich zu einem unbedachten Schritte gegen den mächtigen Patrizier hinreißen lassen und ein verderbliches Unheil heraufbeschwören könnte.

Meister Giovanni war im übrigen, wiewohl auf Wahrung seiner Ehre mit Eifer bedacht, nicht eben eifersüchtig; im Gegentheil, er hatte ein

Aus Roth-Russland. Zersplittert. Zwei Novellen von Hermann Menkes. (Dresden E. Pierson. 1891).

Die Pflicht. Sociales Drama in fünf Acten. Von Gottfried Dreher. (Berlin. L. Fontane 1890.)

Epische Dichtungen von Nikolaus Lenau. (Reichenberg. D. H. Weichelts Verlag.)

Ausgewählte Gedichte von Nikolaus Lenau. (Reichenberg. D. H. Weichelts Verlag.)

Lyrische Dichtungen von Edward Samhaber. (Laibach. Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

Neue Gedichte von Marie v. Najmájer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1890.)

Zum Licht. Gedichte von Hermann Hango. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1890.)

Herr Gervin. Ein Minnelied von Paul Albers. (Grossenhain. Baumert & Ronge. 1890.)

Im Windesrauschen. Epische Dichtungen von Helene von Engelhardt. (Grossenhain. Baumert & Ronge. 1890.)

Samenkörnchen. 100 Gedichte für Kinder von 4—8 Jahren für Kindergarten, Schule u. Familie von Ernestine Berger. (Wien. Sallmayer'sche Buchhandlung.)

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Clavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen. Herausgegeben von Johann Lewalter. (Hamburg. Gustav Fritzsche. 1890.)

Mit Verlaub. Gedicht in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek. (Wien. Carl Konnegen. 1891.)

Bauernfeld. Ein Dichterporträt mit persönlichen Erinnerungen von Bernhard Stern. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1890.)

Giacomo Meyerbeer. Von Dr. Adolph Kohut. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren, von Hans Wachenhusen. Lieferung 1—9. (Straßburg i. E., Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt.)

Ernste Gedanken. (Leipzig. Otto Wigand. 1890.)

Das geistige Wien. Künstler u. Schriftsteller-Lexikon. Herausgegeben von Ludwig Eisenberg u. Richard Groner. Jahrgang 1890. (Wien. Heinrich Brockhausen. 1890.)

Altkatholischer Volkskalender. 1891. Herausgegeben von H. Bommer, Pfarrer in Baden-Baden, u. B. E. Schirmer, Pfarrer in Düsseldorf. (Emil Sommermeyer. Baden-Baden.)

Trewitzsch's verbesserter u. Alter Kalender auf 1891. Mit illustrierten Erzählungen. (Berlin. Trewitzsch & Sohn.)

Zur See. Herausgegeben von v. Henk und Riethe. Lieferung 1. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G.)

Der junge Bürger. Nr. 1. III. Jahrgang. (Dornbirn 1890.)

Postkarten des Heimgarten.

L. M. Basel. Einen Menschen wie Heinrich Heine, dem alles für einen Witz feil ist, vergleichen Sie an Dichtergröße mit Goethe! Und das sollen wir abdrucken?

F. O., Braunschweig. Wir glauben, dass Ihnen Klaußmanns feinsinnige Humoreske: „Freie Fahrt" gefallen hat. Die Humoresken dieses Autors finden Sie im Verlage des bestbekannten Schorer'schen Familienblattes in Berlin.

„Volksblatt"-Freund, Linz: Sparen Sie sich Ihren Geist und Ihre Fünfkreuzer-Marken für bessere Zwecke; anonyme Briefe legen wir ungelesen in den Ofen.

O. H., Wien. Wissen Sie denn nicht, dass Herr Sch. in seiner uneigennützigen Weise den „Figaro" ohne Gehalt redigiert?

F. A. N., Cilli. Die Auslassungen in der „Deutschen Wacht" Nr. 91 bedauern wir. Die Schwächen eines Schriftstellers mit dem Aufwande aller Mittel lächerlich machen, die Vorzüge vollends verschweigen, dieses Verfahren trägt zusehr den Stempel persönlicher Gehässigkeit, als dass es gelten könnte. Anton Schlossars Werke: „Innerösterreichisches Stadtleben vor hundert Jahren", „Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluss auf das Culturleben der Steiermark" u. s. w., sowie seine große Sammlung deutscher Volkslieder in Steiermark, Leistungen, die das deutsche Volk in Süd und Nord zu schätzen weiß, sind Verdienste, die ein gewissenhafter Kritiker nicht übersehen soll. Wenn übrigens Schlossar sich darüber wundert, dass er gerade in einer Stadt so behandelt wird, der er in seinen Schriften mit Wohlwollen oft gedacht, so kennt er den Weltbrauch nicht. Indes steht über jenem Aufsatze ein hochachtbarer Name, und wir zweifeln nicht, dass der Träger desselben die vom Zaune gebrochenen Feindseligkeiten, welche ihr Entstehen vielleicht fremdem Einflusse verdanken, gelegentlich wett machen wird.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

eine goldene Kette, die ihm über die Brust hieng, zerbrach sie in zwei Hälften und reichte sie dem Meister mit den Worten:

„Da nehmt! befestigt sie an der Scheide des Dolches; ich lasse Euch auch den Gürtel hier, damit Ihr die Sache in Ordnung bringt. Gegen Abend komme ich wieder, um alles abzuholen."

— „Gegen Abend werde ich nicht zuhause sein", versetzte Meister Giovanni; „ich muss eines Geschäftes wegen ausgehen; aber ich kann ja meinem Weibe alles übergeben, damit Ihr es aus ihren Händen empfanget."

Ginevra warf einen ängstlichen Blick auf ihren Gatten, aber sie wagte keinen Widerspruch. So blieb es bei der getroffenen Übereinkunft, und der Edelmann entfernte sich.

Als der Abend herannahte und Meister Giovanni das Haus zu verlassen sich anschickte, bat ihn seine Gattin, er möge sie mit sich nehmen.

„Warum nicht gar?" erwiderte dieser. „Hast du denn vergessen, dass der Edelmann sich einfinden wird, um seinen Dolch und seinen Gürtel abzuholen? Er ist ein freigebiger und großmüthiger Herr; Kundschaften wie diese muss man rücksichtsvoll behandeln."

„Aber wann gedenkt Ihr heimzukommen?"

„So rasch als möglich."

— „Macht Ihr einen weiten Weg?"

„Was kümmert dich das?"

„Ich möchte nur erfahren, ob Ihr bald wieder zurückkehren werdet."

„Höre, wenn ich mich zufällig ein wenig verspätete und du nicht gerne allein bleiben wolltest, so würde wohl die Nachbarin Marinetta bereit sein, dir ein wenig Gesellschaft zu leisten?"

„Auch ich habe schon daran gedacht."

„Auf Wiedersehen also!"

„Auf Wiedersehen!"

Damit entfernte sich der Meister in vollster Gemüthsruhe. Ginevra dagegen, in mühsam verhehlter innerer Aufregung, gieng ihre Nachbarin einzuladen. Unglücklicherweise traf sie dieselbe nicht zuhause. Dieser Umstand steigerte ihre Verlegenheit auf einen peinlichen Grad.

Der Weiberjäger hatte inzwischen im Verborgenen auf den Augenblick gelauert, wann der Schwertfeger sein Haus verlassen würde. Kaum war eine Viertelstunde verflossen, seit er diesen aus der Thüre des Hauses hatte treten sehen, so stand er selbst bereits vor dieser und verlangte pochend Einlass. Ginevra mag nicht wenig erschrocken sein und noch eine Zeitlang in äußerster Verlegenheit geschwankt haben — endlich aber mochte sie erkannt haben, dass ihr keine Wahl bliebe; die Thür öffnete sich und der Edelmann trat ein. —

Die Abenddämmerung war bereits angebrochen, als der junge Mann das Haus Giovannis scheu um sich blickend und in überstürzter Eile wieder verließ.

Erst viel später, als es schon tiefe Nacht geworden, kehrte der Meister heim, in bester Stimmung, denn die Angelegenheit, um derentwillen er ausgegangen war, hatte die erwünschteste Erledigung für ihn gefunden. Er freute sich darauf, seiner Ginevra davon zu erzählen und ihr die volle Geldbörse zu zeigen, die er mit nach Hause brachte. Er pochte — niemand öffnete; schon vorher war es ihm aufgefallen, dass das Fenster des Wohngemaches unbeleuchtet war, und dass Ginevra nicht wie sonst, nachdem sie seine Rückkunft am Fenster erspäht, ihm schon an der Thür entgegenkam. Er klopfte stärker ein zweites-, drittesmal, immer ohne Erfolg.

Da kam ihm ein Gedanke. Sie mag wohl, so sprach er zu sich selbst, zu Marinetta hinübergegangen sein, da diese vielleicht nicht zu ihr kommen konnte. Eiligst begab er sich ins Haus der Nachbarin und war nicht wenig betroffen, seine Gattin auch hier nicht

beinahe blindes Vertrauen auf die Tugend des Weibes, in welchem er, und nicht mit Unrecht, einen Engel an Tugend und Züchtigkeit erblickte.

Der Edelmann fieng an, seinen Bedarf an Waffen von Meister Giovanni zu nehmen, und unter anderen Bestellungen, die ihm einen Vorwand boten, die Werkstatt des Schwertfegers öfters zu besuchen, trug er diesem eines Tages die Anfertigung eines kurzen Dolches auf, der von feinstem Stahl und mit ciseliertem Griff versehen sein sollte. Dies Waffenstück kostete dem Meister eine lange und angestrengte Arbeit, und er setzte seinen Stolz darein, bei dieser Gelegenheit ein Meisterwerk zu liefern, geeignet, den guten Ruf seines Namens weithin zu verbreiten.

Ginevra leistete oft in Mußestunden ihrem Manne bei seinen Arbeiten Gesellschaft. Als sie ihn nun so eifrig und lange mit der Vollendung jenes Dolches beschäftigt sah, so fragte sie arglos um den Namen des Bestellers. Als nun der Meister ihr den Namen des Edelmannes nannte, da erbleichte Ginevra und sie wusste selbst sich nicht Rechenschaft zu geben, welche Unglücksahnung wie ein mörderischer Stich in jenem Augenblicke ihr Inneres durchdrang.

„Die Waffe ist vortrefflich", sagte Meister Giovanni, „und so fein, als nur ein Fürst sie verlangen kann. Ich bin stolz darauf. Nur die Spitze will mich noch nicht ganz befriedigen; ich möchte sie schärfer haben ...." Damit ergriff er ein Werkzeug, um seiner Arbeit die gewünschte Vollkommenheit zu geben.

Ginevra betrachtete inzwischen den Mordstahl mit einem eigenthümlichen Schauder.

„Ich wette", sagte sie zu ihrem Gatten mit erzwungenem Scherz, „ich wette, dass man sich mit diesem Dolche den Tod geben kann, ohne Schmerz zu empfinden, so blank ist er und so scharf!"

„Ganz richtig", versetzte der Meister. „Wenn man diese Spitze an die Brust ansetzt, so dringt sie von selbst ein; besonders" — fügte er mit schalkhafter Galanterie hinzu — „wenn es eine so zarte Brust ist wie die deinige."

Dabei drückte er einen Kuss auf die Stirn seines Weibes und bemerkte nicht, dass sie denselben mit einem Seufzer erwiderte.

Wenige Augenblicke nach diesem Zwiegespräche trat der Edelmann ein. Ginevra erhob sich und wollte das Gemach verlassen.

„Bleibt doch, bleibt, schönes Weibchen", rief der galante Cavalier, indem er einen flammenden Blick auf Ginevra warf. „Ich bin ja kein Türke, dass Ihr mich fürchten solltet ... Da seht nur einmal", fuhr er zu Meister Giovanni gewendet fort, „Eure Ehefrau fürchtet sich vor mir!"

„Ei, Ginevra," sagte dieser, „sei doch nicht prüde; der gnädige Herr erlaubt, dass du hier bleibst." — „Verzeiht", setzte er hinzu, „sie ist ein wenig schüchtern, ein wenig verwirrt; sie hat noch etwas von einem Mädchen an sich, aber es ist eine Perle von einem Weibe!"

Das Gespräch wendete sich dann auf den Dolch, den der Edelmann vortrefflich gelungen fand und über die Maßen lobte. Auch bezahlte er denselben sehr großmüthig. Er befestigte ihn hierauf an einem sammtenen, mit Gold verzierten Gürtel, den er unter dem Oberkleide um den Leib trug, und während er selbstgefällig die schöne Wirkung bemerkte, die der glänzende Stahlgriff auf dem blauen Sammt des Wammses machte, rief er aus:

„Schade, dass die Waffe nicht hier auf der linken Seite frei herabhängt; es würde einen schönen Anblick geben, wenn er beim Gehen baumelte und in der Sonne schimmerte. Zwei Kettchen würden ihn wohl leicht am Gürtel festhalten? Was meint Ihr?"

„Ich denke wohl."

Darauf nahm der junge Cavalier

hässliche unter den sieben Schwestern, Rosina, mit welcher er, eben ihrer Hässlichkeit wegen, sich niemals abgegeben, habe dieser Zurücksetzung wegen sich an ihm rächen wollen, indem sie ihn behexte. Es fiel ihm nun erst auf, was er früher kaum bemerkt hatte, dass Rosina seit längerer Zeit sich immer zurückzog, wenn er kam, und seine Gesellschaft ängstlich mied. Der Gedanke, dass Rosina eine Hexe und das Siechthum seines Leibes ihr Werk sei, bemächtigte sich allmählich ganz seines kranken Gemüthes und wurde für ihn zur fixen Idee, in deren Gewissheit er nicht mehr den geringsten Zweifel setzte.

Inzwischen kam der Tag der Regatta immer näher und der junge Gondolier fühlte sich immer siecher und kraftloser. Ausgeschlossen von dem Wettkampfe, in welchem er sich einen gewissen Triumph versprochen hatte, verfiel er immer mehr in düstere Schwermuth und gab sich ganz den bitteren Empfindungen hin, die sein Herz beherrschten. Insbesondere aber wuchs sein heimlicher Ingrimm gegen das weibliche Wesen, das er für die feindselige Urheberin seines Elendes hielt. Ein schwarzer Rachegedanke erwachte in ihm und reifte zum Entschlusse. Zur Stunde, wo er Rosina allein im Hause wusste, wollte er sie überfallen und blutige Rache an ihr nehmen. Eine böse Zauberin aus dem Wege zu schaffen, schien ihm fast eine verdienstliche That.

Es war Charfreitag-Abend und jene, dem Gondolier befreundete Familie war mit Ausnahme Rosinas ausgegangen, die heiligen Gräber in den zahlreichen Kirchen ihrer Nachbarschaft zu besuchen. Diese Zeit wählte der junge Mensch zur Ausführung seines Vorhabens. Das Wohnhaus der Familie lag, wie gesagt, am Ausgange einer kleinen Brücke. Als nun der Gondolier über letztere hinschritt, stand er auf der Höhe derselben — diese Brückchen schwingen sich nämlich über die schmalen Canäle meist in einem hohen Bogen und sind treppenartig abgestuft — eine Weile still und lehnte sich an das Geländer derselben, denn er fühlte sich schwach und seine Knie zitterten.

Von dem Standpunkte aus, auf dem er stand, fiel sein Blick auf die Fenster des Häuschens, welches das Ziel seines Ganges war. Eines dieser Fenster war zufällig offen und der junge Gondolier konnte einen Blick in das Innere der Wohnstube werfen. Da bot sich ihm ein Anblick dar, den er nicht vermuthet hatte. Rosina lag auf den Knien vor einem Bilde des Gekreuzigten.

Eine Zauberin und beten? Diese Wahrnehmung machte auf sein Gemüth einen eigenthümlichen Eindruck. Es war inzwischen Abend geworden und einzelne Sterne tauchten aus der Tiefe des Abendhimmels hervor. Als nun der Gondolier, von seltsamen Empfindungen ergriffen, seinen Blick wie zufällig nach oben richtete, da zeigte sich ihm ein neues Wunder. An einer Stelle des Himmels, so berichtet die Überlieferung, sah er sechs leuchtende Sterne zu einer Gruppe vereinigt, und daneben einen siebenten Stern, der klein und ohne Glanz war. Allmählich aber erblassten die sechs hellen Sterne, der siebente dagegen fieng an mit wunderbarem Scheine zu leuchten, und sein Glanz wuchs dergestalt, dass er alle übrigen Sterne verdunkelte und zuletzt allein, groß und schimmernd wie eine Sonne, am Himmel stand.

Diese Wundererscheinung, die seinem aufgeregten Gemüth sich zeigte, tilgte alle Rachegedanken aus seiner Seele hinweg. Doch ergriff ihn ein unwiderstehlicher Drang, in das Haus einzutreten. Er klopfte an, und es wurde ihm geöffnet.

Als Rosina seiner ansichtig wurde, färbten sich ihre blassen Wangen und ein leises Zittern durchlief ihre Glieder.

Der junge Gondolier fasste sie an der Hand, zog sie mit sich fort, und

zu finden. Auf seine Einladung folgte ihm Marinetta; beide pochten wiederholt und riefen den Namen Ginevras, aber im Innern des Hauses regte sich nichts.

Es blieb nun kein anderes Mittel übrig, als die Thüre zu sprengen. Als Meister Giovanni in das gewaltsam geöffnete Haus eintrat, traf er in seiner Werkstatt keine lebende Seele. Zur oberen Kammer hinaufsteigend, fand er auf der Treppe zu seiner nicht geringen Verwunderung den Gürtel des Edelmannes. Mit beschleunigten Schritten erreicht er die Thür der Kammer. Er öffnet sie rasch, und beim Schein des Lichtes, das Marinetta hinter ihm hertrug, sieht er sein Weib in der Nähe des Bettes auf dem Boden ausgestreckt, das Haupt auf die Pfosten desselben gelehnt, rings um sie her verbreitete sich eine Blutlache.

Einen furchtbaren Schrei ausstoßend, stürzte Meister Giovanni sich zur Entseelten nieder. Sie war kalt und starr und in ihrer Brust steckte derselbe Dolch, von dem sie vermuthet hatte, dass er in die Brust eindringen würde, ohne Schmerz zu verursachen.

Als die Kunde von diesem Ereignis sich im Volke verbreitete, da wurde es allgemein als unzweifelhaft angenommen, dass das edle, züchtige Weib Giovannis kein anderes Mittel gefunden, ihre Tugend und Ehre zu retten, als dass sie ihrem Bedränger den Dolch entriss und sich denselben in die Brust stieß. Den ehrlosen Versucher schützte sein adeliges Blut und der Einfluss seiner Familie, aber nach Jahren bekräftigte sein reumüthiges Bekenntnis den Glauben des Volkes, für dessen warmen Antheil an der heroischen That Ginevras der fortwährend sich erhaltende Name des „ponte della donna onesta“ ein schönes Denkmal ist.

IV. Der ponte delle maraviglie.

In der contrada de' Santi Gervasio e Protasio befindet sich eine kleine Brücke, die den Namen der „Wunderbrücke“, ponte delle maraviglie führt. Wollt ihr wissen, woher dieser Name sich schreibt? Der Venezianer gibt in einer äußerst sinnigen Erzählung darüber Aufschluss.

Am Ausgange des gedachten Brückchens stand vor Zeiten ein Haus, in welchem eine Familie wohnte mit sieben Töchtern, eine schöner als die andere, nur eine einzige darunter, Rosina genannt, war hässlich. Ein braver junger Gondolier kam oft in dieses Haus, und ohne in eine der sechs hübschen Schwestern verliebt zu sein, machte er doch allen ein wenig den Hof. Vielleicht that er unrecht, aber die Strafe ereilte ihn auch bald.

Während er nämlich früher als der gesündeste und kräftigste Bursche in der Nachbarschaft gegolten, fieng er jetzt allmählich an zu kränkeln. Von Tag zu Tag vermehrte sich seine Magerkeit, er verlor die Farbe, seine Augen zogen sich immer tiefer in ihre Höhlungen zurück, er fühlte eine Schwere im Kopfe, in den Beinen, und bald war er auch nicht mehr stark genug, das Ruder zu handhaben, was ihn am meisten betrübte, denn er war im Rufe gestanden, auf sein Handwerk sich meisterlich zu verstehen, und sein glühendstes Verlangen war, bei der in einiger Zeit bevorstehenden Regatta (so nennt man eine öffentliche Wettfahrt der venezianischen Gondoliere) sich einen ehrenvollen Preis zu erringen.

Der Kranke fragte bald diesen, bald jenen Arzt um Rath, versuchte bald dieses, bald jenes Heilmittel, aber sein Übel wurde nur immer ärger. Da brachte ihn zuletzt eine alte Frau, die er ebenfalls um Rath gefragt hatte, auf den Gedanken, es sei ihm irgendwo ein böser Zauber angethan worden. Da er nun fast mit niemand als mit der erwähnten Familie in Verkehr stand, so konnte sein Verdacht nur auf diese fallen und nach langem Grübeln wurde in ihm die Vermuthung rege, die

Frauenzimmer; sie war schielend, krumm und bucklig.

Wie nun aber die Schönheit unserer Welt eben in ihrer Mannigfaltigkeit besteht und im übrigen die hässlichen Mädchen ebensowohl als die wohlgebildeten geheiratet zu werden wünschen, so verlangte denn auch besagtes Frauenzimmer, den Weg des Lebens nicht allein zu gehen, und machte wirklich einen Verzweifelten ausfindig, der, voll Hunger und voll Schulden in die Alternative versetzt, sich in einen Canal zu stürzen, oder jenes Weib zu heiraten, das letztere wählte.

Als das Gerücht von diesem bevorstehenden Ehebunde sich in der Stadt verbreitete, da gab es vielen Spass und die Gassenjungen sannen auf einen lustigen Schabernack, um dem liebenswürdigen Paare die Hochzeitfeier zu verleiden.

Aber die Verlobten ahnten etwas dergleichen, und beschlossen, die Vermählung in aller Stille auf dem Lido, wo sich auch eine Kirche befindet, zu feiern. So dachten sie sich der hämischen Volkslaune zu entziehen; sie machten aber damit das Übel nur noch ärger.

Eines frühen Morgens, ein Montag war es, bestiegen Braut und Bräutigam, Eltern, Verwandte und Zeugen eine Barke und ließen sich zum Lido rudern. Auf dem Wege dahin blickten sie hinter sich mit der Genugthuung von Leuten, die von einem feindlichen Strande sich glücklich weggeflüchtet haben. Sie freuten sich, dass jeder Ruderschlag sie weiter von Venedig hinwegführte, und wie sie am frühen Morgen unbemerkt sich aus der Stadt hinweggestohlen, so hofften sie auch am späten Abend unbemerkt und unangefochten wieder heimzukehren.

Am Lido gelandet, betraten sie die Kirche, wo der Geistliche den Segen über das Paar sprach; sodann verfügten sie sich in eine benachbarte Osteria, und setzten sich in bester Laune zu einem kleinen Festmahl nieder, das dort für sie bereit war.

Ein paar Stunden hatten sie sich's bereits recht wohl sein lassen, als plötzlich vor den Fenstern der Osteria sich ein erschreckliches Gejohle und Gepfeife, ein wahrer Teufelslärm vernehmen ließ.

Brautpaar und Gäste erbleichten und gar manchem blieb der Bissen im Munde stecken. Bestürzt eilen sie ans Fenster und sehen draußen eine bunte, tolle, lärmende Menge versammelt ...

Leider war das Geheimnis der Vermählung am Lido durch einen Verräther ausgeplaudert worden. Die Kriegslist der Verlobten diente nur dazu, den Übermuth der Spötter noch mehr aufzustacheln. So kam es, dass bald nach vollzogener Trauung einige eigens gemiethete Barken einen Schwarm von jungen Leuten ans Ufer brachten, die in einiger Entfernung von jener Osteria ausstiegen, dann sich in aller Stille derselben näherten und endlich unversehens das greulichste Concert anstimmten, das jemals eine Hochzeitsfeier verherrlicht hat.

Die Bestürzung der Vermählten und ihrer Gäste erreichte den höchsten Grad. Was war zu thun? Sich unwillig zeigen, das hieß den Feind noch herausfordern. Es galt also, zu bösem Spiel gute Miene zu machen.

Ungesäumt erhielt der Wirt den Auftrag, Wein, Brot und anderes Essbare den Strolchen auszutheilen, die bei diesem Beginnen in noch größeren Jubel mit stürmischen Evvivas ausbrachen. Sie tranken, aßen, und berauschten sich aufs Wohl der Vermählten und ruhten nicht früher, bis das Brautpaar zu ihnen herauskam und ihre ausgelassene Freude theilte.

Es war eben die schöne Jahreszeit. Die lustige Menge zerstreute sich auf nahen Grasplätzen, etliche Pfeifer, Guitarrespieler und Geiger mischten sich darein, und nun gieng es an ein Singen und Springen und Tanzen, was das Zeug halten wollte.

führte sie geradenwegs vor das Crucifix, das, von brennenden Kerzen feierlich umgeben, auf dem Tische stand, und vor welchem er Rosina knien gesehen hatte.

„Rosina“, sagte er ohne Umschweife, „blick' auf dieses Crucifix, angesichts dessen kein sterblicher Mensch eine Lüge auszusprechen wagt! Man hat mir gesagt, dass du eine Hexe bist, dass du mir einen bösen Zauber angethan hast, und dass ich deinetwegen sterben muss. Gib Antwort und sage, ob es so ist?“

Das Mädchen wurde bleich vor Schrecken und Unwillen über diese Worte; ihre Augen füllten sich mit Thränen. Mit einem Blick zum Himmel rief sie aus:

„Ich eine Hexe? Ich hätte Euch den Tod gewünscht? — O Herr im Himmel“, fuhr sie fort, „du willst es, dass ich noch vor wenig Augenblicken dich auf den Knien um nichts anderes bat, als — mich für ihn sterben zu lassen!“

Nach diesen Worten bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen, und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Wie, Rosina“, rief der Gondolier, „du hast für mich gebetet? du hast an meiner statt sterben wollen? du bist also nicht übelgesinnt gegen mich?“

„Ich übelgesinnt gegen Euch?“

„Warum aber entferntest du dich immer, wenn ich zum Besuch kam?“

„Warum? Warum? Weil ich hässlich bin, und . . . weil Ihr ja doch nicht meinetwegen kommt . . .“

„Rosina“, rief der junge Mann nach einer kleinen Pause, von einer plötzlichen Ahnung durchzuckt — „Rosina, liebst du mich vielleicht?“

Das arme Kind verdoppelte sein Schluchzen und sprach kein Wort.

„Wenn ich aber keine von deinen Schwestern liebte“, fuhr der Gondolier fort, dem die in ihrer Demuth rührende Gestalt des Mädchens wie verklärt erschien, „wie, wenn ich von jetzt an nur deinetwillen, deinetwillen allein käme, würdest du noch immer vor mir fliehen?“

Die Züge Rosinas überflog ein Freudenstrahl.

„Wie wäre das möglich?“ sagte sie. — „Ach“, fuhr sie fort, „Ihr haltet mich also nicht mehr für eine böse Zauberin?“

„Verzaubert hast du mich, Rosina“, versetzte der junge Gondolier, „aber erst am heutigen Tage, und mit einem Zauber, der nicht aus der Hölle stammt.“

Ein neues, ganz verändertes Verhältnis zwischen den beiden jungen Leuten, die sich früher gemieden, entwickelte sich seit diesem Zwiegespräch. Das Mitleid mit dem verkannten, stillen und edelmüthigen Mädchen verwandelte sich in der Brust des jungen Mannes in eine herzliche Zuneigung, und diese Wendung hatte auf seinen Gemüthszustand, ja auf sein ganzes Wesen den wohlthätigsten Einfluss. Er fühlte bald seine Jugendstärke zurückgekehrt, die Spannkraft seiner Glieder neu belebt.

Und als nun der Tag der feierlichen Regatta herankam, da war unser junger Gondolier unter den Wettkämpfern und trug unter allgemeinem beifälligem Zuruf den ersten Preis davon.

Das flatternde Fähnchen, sein Siegeszeichen, in der Hand schwingend, hielt er vor Rosinens Haus, brachte den errungenen Preis der Liebsten dar und begehrte sie von den freudig erstaunten Eltern zum Eheweibe.

Dies die Geschichte von der Wunderbrücke, auf welcher der Jüngling die sieben Sterne sah, von denen einer erst mit unscheinbarem Glanze leuchtete, dann aber alle anderen überstrahlte und, wie eine Sonne groß, am Himmel stand.

V. Der Montag des Lido.

In Venedig lebte vor Zeiten ein durch seine Hässlichkeit berühmtes

Baum über den Weg werfen. Ist denn schon alles falsch auf der Welt? Gut, alsdann will ich's auch sein. — So seine Gedanken. Neuerdings zog er sich in den Wald zurück und lief durch denselben an der rückwärtigen Berglehne der Kapelle zu. Er kam früher hinauf als die anderen. Hinter der Kapelle kroch er in das Fichtendickicht und kauerte sich an die Holzwand, um durch eine Spalte in das Innere der Kapelle lugen zu können, während durch das Gezweige hin der Anger mit den Tischen sichtbar war. So beherrschte er den Schauplatz nach beiden Seiten. Er langte mit der Hand in seinen Sack, ob er das Messer bei sich habe. — Ja, mein lieber Adlerwirt, ich habe dir's gesagt und du hast es nicht geglaubt. Des Herrgotts Mühlen mahlen langsam aber sicher! —

Er hatte gesehen, wie die Frieda beklommen in die Kapelle getreten war, und als er merkte, dass ihr Gebet ihm galt, da löste sich von seinem Auge ein salziger Tropfen los und rann über die rauhe Wange, durch den struppigen Bart bis an die Lippen. Dann stand plötzlich an der Thür der junge Adlerwirt mit heißbegehrendem Blick. Der Holzknecht erfasste die Hirschhornschale seines Messers. Als er hernach vernahm, was draußen gesprochen wurde an den Tischen, jedes Wort des armen Burschen voller Unglück und voller Liebe, und wie das Dirndel dagegen ankämpfte, bis doch in beiden die wilde Allgewalt Siegerin ward — da loderte in ihm Wuth und Rachgier auf, dass der fliegende Athem glühte an seinem Munde. Und er stürzte mit gezücktem Messer hin auf das Paar. Die Frieda that einen Schrei und wollte sich schützen unter dem Brette eines Tisches. Der Wolfram jedoch stand wie ein Baumstamm da und fragte: „Holzknecht! Was willst du?"

Diese starre Ruhe lähmte den Schopper für den Augenblick, denn er war auf Gegenwehr gefasst gewesen und in einem Zweikampfe wollte er siegen oder fallen.

„Bist du da, um mich zu tödten?" fragte der Wolfram. „So stoße zu. Ich habe mein Leben verspielt und wehre mich nicht. Willst aber ihr etwas zuleide thun —!" Er ballte die Fäuste.

Dem Schopper sank der Arm mit dem Messer. Plötzlich wendete er sich, stürzte in das Dickicht und hastete davon durch den Wald hin. — Halb betäubt war er und seine Gedanken wurden wirr. — Warum hast du es denn nicht gethan? fragte er sich selbst. Und er selbst antwortete: Er hätte einen Bankbalken losreißen müssen. Nicht davonlaufen wollen und sich auch nicht wehren, wer kann denn da zustoßen? Einen Baum fällt man so, aber einen Menschen —. Und hernach, weiß ich denn, welches fort muss? Soll der Adlerwirt sterben? Ist er nicht der Ehebrecher und Verführer und der Räuber derer, die mir Gott gegeben hat? — Oder soll sie sterben? Ist nicht sie die Ursache seiner Treulosigkeit, die den Sünder anlockt und einen treuen Menschen verschmäht, verachtet, in Verzweiflung treibt? — Oder soll ein Dritter sterben? Soll er selber sterben, weil alles aus ist, und freiwillig sterben, bevor er zum Mörder wird? Mir kommt's nur auf den Schuldigen an. — Denn das sah er nun wohl, es war die unbändige, rasende Liebe, in welcher das junge wehrlose Menschenpaar hinschmolz, wie Wachs im brüllenden Feuer eines brennenden Hauses. Armer Holzknecht, so wie du selber wehrlos bist gegen diese Macht, so sind auch sie es. Was können sie dafür!" — Du hast dir vorgenommen, Schopper-Schub, für die Frieda alles zu wagen und zu opfern, um sie glücklich zu machen. Siehst du es denn nicht, jetzt ist sie glücklich! — Was willst du denn noch? — Einmal hast du dein eigenes Haus angezündet, weil es böse Ursach' ist gewesen. — Kannst du rechnen, Holz-

Lange nach Einbruch der Nacht erst bestieg man die Barken wieder und die Neuvermählten wurden wie im Triumphe nach Venedig zurückgeleitet, und zwar bis zur Thüre ihres Hauses, unter Saitenschall und lauten Evvivas.

Das lustige Ereignis gab der Sitte den Ursprung, die Montage des Monates September mit kleinen Volksfesten auf dem Lido zu feiern. Noch bis auf den heutigen Tag sieht man an den Montagen des genannten Herbstmonates den Strom der Spaziergänger nach der Gegend des Lido hin seine Richtung nehmen.

Der Adlerwirt von Kirchbrunn.

Eine Dorfgeschichte von P. K. Rosegger.

(Schluss.)

Neunter Abschnitt.

Vom Schopper-Schub wissen wir, dass er seit Jahren die Jungmagd Frieda nicht mehr aus den Augen ließ. Er verfolgte immer ihre Spuren und oft war er in ihrer Nähe, ohne dass sie es ahnte. Beim Möstl in der Abachleuten war es ihm gar bequem, da konnte er sich aus seinem Holzschlag an den Samstagabenden und manchmal auch an den Sonntagnachmittagen einfinden, um mit ihr zu plaudern. Die ganze Woche hindurch freute er sich auf das Stündlein, an welchem er nahe bei ihr, wenngleich durch eine Wand getrennt, sitzen konnte. Es waren zumeist die allergewöhnlichsten Dinge, über die gesprochen wurde, aber dem Holzknecht war wohl, wenn er ihre Stimme hörte und wenn er sah, wie sie manchmal so kindlich lachte.

Also war er auch an diesem Sonntagnachmittag in die Abachleuten gekommen, beim Möstlhaus zugekehrt, hatte sich auf die Stubenbank hingesetzt und gesagt, er müsse doch ein wenig in den Schatten gehen.

„Ja," hatte das Möstlweib neckend geantwortet, „Schattens wegen wirst du in die Abachleuten kommen! den hast in deinem Siebenbacherwald weit besser. Wirst den weiten Weg heut wohl umsonst gemacht haben. Sie ist zu den sieben Lärchen hinauf wallfahrten gegangen."

„So", antwortete der Schopper ganz gleichgiltig. „Da hat sie schon recht. Das Beten schadet niemandem."

Und wenn das Beten niemandem schadet, dachte er für sich weiter, so wird's ja auch mir nicht schaden. Und stieg an gegen die Schabelhöhe. Er gieng nicht den guten Fahrweg, er wählte die steileren aber kürzeren Steige; Bergesmühsal gibt's für den Holzknecht keine und durch den Wald hinauf mag er sich das Schlagholz ansehen. Als er auf die freien Weiden kam und auf die weiße Straße hinüberblicken konnte, sah er sie dort gehen, er erkannte sie ja schnell. Und einen Büchsenschuss hinter ihr eilte ein Mann drein. Der Schopper schärfte sein Auge und erkannte den jungen Adlerwirt von Kirchbrunn. — Vor Überraschung wie gelähmt, blieb er einen Augenblick stehen. — Was ist das? — Was ist das? — Steht es so mit der Wallfahrt zu den sieben Lärchen? Ei, da wollen wir ihnen doch einen

von ihrem Vater, hat er den Hausherrn gespielt, jetzt weil nichts ist, weil alles in die Brüche geht, verlässt er sein armes Weib in Noth und Schande und strommert in allen Weiten um, man weiß nicht wo und mit wem. Aber warte, Schelm, wir werden dich noch einfangen. Du sollst Gott erkennen lernen! Du sollst mir kirre werden! Hinwärts zieht mich noch das spottschlechte Ross, es ist aber viel tausendmal besser als du; herwärts sollst du den Bettelkarren ziehen, und dass du zahm wirst wie ein Pfründnerschaf und mir Brennesseln aus der Hand frisst, das soll meine Sorge sein. —

Unter solchen Liebesgedanken fuhr Frau Kunigunde auf die Suche nach ihrem Manne. Sie sprach bei manchen Häusern zu, schämte sich aber, geradehin zu fragen: Habt ihr meinen Mann, den Adlerwirt von Kirchbrunn, nicht irgendwo gesehen? — Ja, Frau Adlerwirtin, ist Euch Euer Mann durchgegangen? — Das wäre eine hübsche Unterhaltung gewesen.

Also fasste sie es so: „Hat nicht mein Mann hier zugefragt?“ — „Wissen nichts, vor einer Woche oder wann haben wir ihn vorbeigehen gesehen.“ — „Sollte er nach mir fragen, so weiset ihn, ich bin vorausgefahren in den Siebenbacherwald, wegen des Holzkaufes.“

Bei den Holzknechthütten im Siebenbachwald ließ sie ausspannen und begehrte etwas zu essen.

„Ja“, meinte ein resches Holzerweib, „kein Wirtshaus ist halt bei uns nicht. Gaismilch mit Schotten, wenn's recht wäre?“

Vom Herzen gern hätte Frau Kunigunde geantwortet, dass sie Schweinefutter nicht gewohnt sei, wäre nur ihr Hunger nicht gar zu groß gewesen. Während sie die Milch trank, erzählte sie, dass mit ihrem Mann eine Zusammenkunft draußen bei den drei Brücken verabredet gewesen sei, dass sie sich aber verfehlt hätten. Und sie frage, ob er, der Adlerwirt von Kirchbrunn, nicht etwa hier herum gesehen worden sei.

„Seid Ihr die Adlerwirtin?“ fragte das Holzerweib. „Nachher glaub' ich's gern, dass er bei den drei Brücken nicht gekommen ist. Von Euch ist er ja eben davongelaufen, sagen die Leute.“

Frau Kunigunde warf eine Münze hin und machte sich entrüstet auf die Wander zu den Köhlerstätten.

Bei der Kohlenbrennerei fragte sie wieder an.

„Der Adlerwirt?!“ schrie der alte Köhler, denn er war schwerhörig, daher hielt er auch andere dafür. „Weiß nichts davon. Aber der Vorknecht soll letzt' Zeit her alleweil vom Adlerwirt reden.“

„Wo ist denn dieser Vorknecht?“

„Der ist jetzt nicht da, der ist oben im Zagelwald. Für ein Weibsbild nicht gut hinaufzusteigen.“

„Ich w i l l hinauf!“ sagte Frau Kunigunde.

„Weiß nicht, ob es Euch viel nutzen wird“, meinte der Kohlenbrenner, „letzt Zeit her ist der Schopper — so heißt der Vorknecht — nicht recht im Kopf, ganz kleinsinnig oder was lauter. Ist nichts Rechtes von ihm herauszubringen. Vom Adlerwirt redet er nächtig im Traum.“

Die Frau dingte sich einen herumlungernden Knaben und stieg mit diesem hinan gegen den Zagelwald. Mehrmals gieng es in tiefen Schluchten über Sand, Gerölle und wuchtige Steinblöcke dahin an brausenden Wässern, mehrmals unter einem schwindelnd hohen Holzgerüste durch.

„Was das für ein hoher Steg wäre?“ fragte die Adlerwirtin.

„Das ist kein Steg“, antwortete der Knabe, „das ist die neue Holzriesen, wo die großen Blöcher herabrutschen und zum Feierabend die Holzknechte selber. Wie viele Kreuzer krieg' ich denn dafür, dass ich mitgeh'?“

Nach einer Stunde waren sie auf der Höhe bei dem Holzschlag. Die Leute,

knecht? Wenn du ein bisschen rechnen kannst, so sage, was mehr ist, eins oder zwei. Wenn zwei mehr sind, als eins, so ist einer weniger, als zwei. Lass die zwei sein, und den einen streiche weg. —

Also dachte der arme Mensch und gieng — ach wie traurig! — den Holzhütten seines Thales zu.

Zehnter Abschnitt.

Wer genug Zeit und Tiefblick hat, um die Ursachen und Wirkungen zu betrachten, der wird — sei es zu seinem Schreck, sei es zu seinem Trost — finden, dass alle Fehltritte und Verstöße des Menschen gegen Sitte und Gesetz, gegen das Gute und Rechte überhaupt, sich fast allemal strafen, und zwar an derselben Person oder an demselben Geschlechte. Schade nur, dass die Strafe nicht unmittelbar genug folgt, um stets als Strafe für Sünde und Vergehen empfunden zu werden. So mancher, der sein Elend selbst geschmiedet, hält sich für den Unschuldigsten von der Welt und ist geneigt, die Ursache dieses Elendes anderen in die Schuhe zu schieben. Solches Misskennen führt ihn zu weiteren Fehlern und Ungerechtigkeiten, und im Gefühle des eigenen Sturzes sucht er auch andere mit sich zu reißen. Leichter kehrt der um, welcher ein schweres Verbrechen begangen, als einer, der tausend Fehler hat und dem Mitmenschen täglich im kleinen tausendmal unrecht thut. Doch ist letzterer eben so Verbrecher, als ersterer, nur schreit er Zeter und Mordio, wenn endlich auch an ihn die Nemesis herantritt mit dem Richtschwert.

Frau Kunigunde hatte kaum eine Ahnung davon, dass sie eine der Hauptursachen an dem Niedergang ihres Hauses und die einzige Ursache an ihrem und ihres Mannes Unglück war. Sie war immer nur geneigt, alles auf ihren Mann, auf seinen Vater, auf alles andere zu schieben. Und je weher ihr ward, um so höher stieg ihre Verbitterung gegen die eingebildeten Feinde. Und das Schicksal nahm seinen Lauf.

Bei dem Adlerwirtshause zu Kirchbrunn hatte sich reges Leben entfaltet wie schon lange nicht. Allerhand Wägen kamen angefahren von oben und von unten und spannten aus, Bauern, Bürger und Herren waren da, Schacher und Händler, und die Wirtsstube war viel zu enge, auch im Vorhause und im Hofe standen Tische, und die Kellnerinnen liefen über die Gasse hin und her. Das gab doch wieder einmal ein Geschäft.

Meint ihr?

Da müsste man erst noch die Wirtsleute fragen. Der alte Adlerwirt lag bei einem Nachbar im Scheunenstroh und bat mit lallender Stimme fortwährend um Branntwein. Er wolle nie mehr nüchtern werden auf dieser verdammten Welt. Der junge Adlerwirt war seit Wochen verschollen. Im Siebenbachwald, so hieß es, wäre er einmal gesehen worden, aber ganz seltsam aufgeregt, er müsse etwas Besonderes im Sinne haben, man werde noch merkwürdige Geschichten von ihm hören. So kam es, dass auch Frau Kunigunde nicht ruhig sitzen bleiben konnte in ihrem Zimmer. Sie ließ ihre Mutter, der ja alles gleichgiltig war, allein, und als sie auf einem Steirerwäglein und in ihrer tadellosen Trauerkleidung hübsch fein geputzt aus dem Hofe fuhr, klang in demselben das erstemal der Ganthammer. Alles wurde versteigert im Adlerwirtshause, nur nach den Insassen war keine Nachfrage.

Frau Kunigunde fuhr in das Gebirge hinein. Sie hieß auf das Pferd dreinhauen, sie bewarf den Pferdeknecht mit Schimpfnamen, denn sie wusste ihrer Galle kein Ende. Was sie dem Knecht und dem Pferde anthat, das war alles ihrem Manne vermeint. Dem Flüchtling! dem gewissenlosen Ausreißer! Solange er Geld erwartet

einem solchen Fahrzeuge glitten ein oder auch zwei Mann hinab. In der Hand hatten sie lange Stöcke, mit welchen sie sich nöthigenfalls leiten, anstemmen oder weiterschnellen konnten. Auf etwa hundert Schritte Zwischenräume wurden sie abgelassen. Anfangs glitt es gemächlich dahin, allmählich kam's in rascheren Lauf, und auf steileren Strecken sauste es unheimlich schnell dahin, manchmal an Erdeinschnitten und zweimal über grauenhaft tiefe Schluchten, aus welchen Schutt und Gestein und schäumendes Wasser herausleuchtete. Über den schwindelndsten Stellen jauchzten einige. An den Rinnbäumen der Riesen dröhnte noch lange das Rollen herauf, selbst als die Bretter schon den Augen entschwunden waren.

Als die Holzknechte dermaßen alle angefahren waren, gieng der Schopper zur Frau Kunigunde, die noch immer auf dem Stocke saß, machte eine kleine Verbeugung und sagte: „Also, Adlerwirtin, jetzt ist's an uns zweien.“

„Ist wohl doch keine Gefahr dabei?“ fragte sie.

„Ihr seht ja, wie sie jauchzen unterwegs. In die ewige Seligkeit kann man nicht lustiger hineinfahren. Im Siebenbachwald gibt's halt keine so feinen Eisenbahnzüge wie in Gessnitz. Wir haben das lange Brettel mit zwei Sitzen. Ich setze mich voran, Ihr habt hinterwärts Platz. Nur frisch dran, Frau Adlerwirtin!“

„Es ist grauenhaft!“ sagte die Frau.

„Nichts ist grauenhaft“, lachte der Schopper. „In fünf Minuten sind wir unten. Kommt nur. Prächtig wird's.“

„Ich will heut' ja noch weiterfahren.“

„Freilich, Adlerwirtin. Nur hübsch anhalten. Sitzen wir fest?“

„Ich sitze.“

„Also, im Gottesnamen!“ Mit diesem Worte stieß der Schopper aus, und das Schifflein begann zu gleiten. Erst hielt der Mann mit beiden Händen den langen derben Stock in die Luft. Vorwärts gieng's rasch und rascher. Steiler wurde die Bahn und da sauste das Brett pfeifend dahin. Es schoss über den ersten Abgrund, es schoss durch den Erdeinschnitt, es schoss dem zweiten großen Abgrunde zu, und als es hoch über der Schlucht rasend schnell hinglitt, senkte ganz plötzlich der Schopper den Stock, stemmte ihn vor sich in die Riesen, da sprang das Fahrzeug hinten empor, schlug über, und die beiden Menschen flogen in weitem Bogen durch die Luft — stürzten in die Tiefe.

Ein ganz kurzer Schrei gellte durch die abendlichen Lüfte, und dann war nichts mehr zu hören, als das rauschende Wasser in der Schlucht. — —

Elfter Abschnitt.

„Du Alte!“ schrie der Möstl in der Abachleuten seinem Weibe zu, als er von der Heuarbeit heimkam, „das wird nicht gehen, mit der Frieda, 's ist schad', aber fortschicken musst sie. Das Umziehen mit einem verheirateten Menschen können wir ja nicht leiden. Hab' sie just wieder auseinandergejagt allzwei.“

„Geh!“ entgegnete das Weib, „bist doch nicht g'scheit! Schon wieder dagewesen ist er?“

„Soll ganz Kirchbrunn im Stich gelassen haben, sitzt jetzt da draußen im Zeilinger-Hammer als Kohlenvermesser.“

„Das ist sauber“, sagte sie, „da hätten wir ihn alle Tag in der Hütten. Recht hart ist mir um die Magd, aber wenn sie's so macht, soll sie gehen, lieber heut' als morgen.“

„Ein Plangen haben die zwei zu einander, rein, als ob's ihnen wär' angethan worden. Der Vorknecht Schopper soll ganz toll sein drüber, ich glaub's. Wenn nur da kein unliebsamer Handel herauskommt. Alte, der Schopper, wer ihn kennt, das ist ein gefährlicher Mensch!“

welche hier arbeiteten, blickten einander nur so an, als sie vernahmen, die junge Frau wolle mit dem Vorknecht sprechen. Der Vorknecht sei aber gar nicht auf dem Schlag, der liege auf dem Buchenanger im Grase; er sage, er arbeite nichts mehr und das liebe Christenvolk möge gesund bleiben und ihm an den Buckel gucken. „Wollt Ihr das, so könnt Ihr ihn ja aufsuchen“, setzte der Berichterstatter bei.

Da ist etwas dahinter! dachte Frau Kunigunde und ließ sich zum Buchenanger führen.

Der Schopper, als er sah, wer daherkam, sprang rasch vom Rasen auf. Er sah wirklich wild und wirr aus. Ohne viele Einleitung fragte sie in strengem Tone nach ihrem Manne, dem Adlerwirt.

„Was weiß ich?“ knurrte der Holzknecht. „Habt Ihr mir ihn zum Aufheben geschickt?“

„Du weißt, wo er ist!“ sprach sie scharf.

„So? Na, wenn ich's weiß, dann muß ich's freilich sagen. Den Adlerwirt hat sein Weib verlassen, da ist er zu einer anderen gegangen.“

„Wo er ist, will ich wissen!“

„Vor etlichen Tagen“, antwortete der Holzknecht gottlos ruhig, fast träge, „hat er sich auf der Schabelhöh' aufgehalten, oder im Wirtshaus dort herum. Jetzt kann's sein, dass er drüben in der Abachleuten ist.“

„Ein Schandmensch! Ein Schandmensch!“ keuchte sie, und fast vergieng ihr der Athem vor Wuth. „Der soll das höllische Feuer beizeiten kennen lernen, dafür stehe ich gut!“

„Dieweilen sitzt er im Himmel“, sagte der Schopper. „Und ich wäre der Meinung, wer so fest drin sitzt, den lasst man sitzen.“

Frau Kunigunde hatte sich niedergelassen auf einem Baumstock, ihr zitterten die Beine.

„Wie weit ist's bis in die Abachleuten?“ fragte sie.

„Zwei Stunden, wer gut antaucht.“

„Mein Gott, mich verlassen schon die Füße.“

„Wenn die Frau ein Stündlein wartet, so kann sie mit mir auf dem Brettel hinabrutschen“, sagte der Holzknecht.

Ja, sie wolle warten. Und der Schopper dachte: Herrgott im Himmel, was ist das für ein Schick! Ich rutsche mit seinem Weib auf der Riesen hinab. Und ganz plötzlich fuhr es ihm durch den Kopf: Wenn er mir die Meine nimmt, so nimm ich die Seine. Wert ist sie's, dass sie mit mir kommt. Es geht nichts über die Ordnung. Und nachher ist Fried. —

Dieweilen Frau Kunigunde erschöpft auf dem Baumstock saß und missmuthig den Holzhauern zusah, die immer Blöcke an die Riesen schleppten und hinabgleiten ließen, strich der Schopper wie halb verloren auf dem Schlage um. Manchmal blieb er stehen und starrte auf den Erdboden, dann hob er das krause Haupt gegen Himmel und schnappte nach Luft. Dann lachte er hell auf und einer der Männer hörte ihn sagen: „Besser kunnt sich's nicht mehr reimen. Wer ungeschickt ist, der muss hinab, dass er anderen nicht im Wege steht.“

„Du Franzel“, redete er, als die Abendstunde kam, einen Arbeiter an. „Wenn du einmal beim Möstl in der Abachleuten vorbeigehst, gelt, so bist so gut und gibst das Ding dort ab. Es ist für die Magd Frieda.“ Damit gab er ihm ein rothes zusammengeknulltes Tüchlein. „Und jetzt, Leute!“ rief er laut hinaus über den Schlag: „Jetzt ist Feierabend. — Fahrt ihr nur voraus hinab, wir, ich und die Frau Adlerwirtin, rutschen hinten drein.“

Die Werkzeuge brachte man in Sicherheit, die Lodenröcke hieng man sich über die Achseln und da war's fertig.

Muldenförmige, vorn ein wenig aufgekurfte Bretter wurden in die Rinne der Riesen gelegt und auf je

„Lieber Wolfram!

Weil das geschehen ist, muss es aus sein und ganz aus sein bei uns zweien. Er thät' immer zwischen uns stehen mit seinen blutigen Wunden. Ich habe wohl einmal gemeint, ich kunnt dich glücklich machen, jetzt nimmer. Und im Unglück bist schon genug gewesen. Du bist frei geworden vor drei Tagen, ich habe geheiratet. Sein Sterbetag ist der Hochzeitstag zwischen ihm und mir geworden. Ich bin sein, und du wirst auch wieder eine andere finden. Ich wünsche dir alles Gute, und was vergangen ist, das soll vergessen sein."

* * *

Nachwort zu dieser Geschichte.

Weil unser Dasein ohnehin überreich an Drangsal und Leid ist, so wollte ich — beginnend mit heiterem Liebesabenteuer des jungen Adlerwirtes von Kirchbrunn — in dem süßen Herzensleben junger Menschen eine Idylle schreiben, mir und anderen zur Ergötzung. Allein es ist anders gekommen. Wie es im Leben sich so häufig fügt, dass alles ganz anders wird, als der Mensch gehofft hat, kommt solches bisweilen sogar auch in der Dichtung vor. Nicht das erstemal — ich gestehe es — ist es mir hier passiert, dass während der Entwickelung einer Geschichte ganz von dem ursprünglichen Plane abgewichen wurde, weil sich folgerichtig andere Dinge ereignen mussten, als im Plane ausgeheckt waren. Den Plan macht der Kopf, dem ist im Übermuth und Fürwitz alles möglich, der hat hundert Leitern, um dem Erdboden zu entkommen und in willkürlichen Zonen seine Luftschlösser zu bauen. Wenn nachher aber das Herz anhebt, dichterisch zu schaffen, nach Vorbildern der Wirklichkeit sinnlich zu gestalten, nach göttlichen und dämonischen Gesetzen des Gemüthes zu handeln, da wird die Luftlinie verlassen und je nach der Bodenbeschaffenheit vorangegangen. Da ist es am besten, wenn der Dichter seiner Geschichte nicht vorangeht, sondern ihr folgt, wenn er sie nicht leitet, sondern von ihr geleitet wird, das heißt, wenn er der Entwickelung nicht Gewalt anthut, sondern dieselbe nach gegebenen Verhältnissen sich selbst frei vollziehen läßt.

So habe ich es auch hier gehalten. Meine Gestalten — bestimmt veranlagte Menschen — sah ich vor mir. In harmlosem Spiele führte ich sie durcheinander, wie der Zufall oder das Geschick uns selbst durcheinander würfelt. Sie gewannen eine bestimmte Stellung zu einander, und nun war die Lage gegeben; im Augenblicke begann eine Entfaltung und eine Entwickelung, die sachte vom gezogenen Plane abwich, immer weiter und unheimlicher, bis zu jener letzten Folge, vor der ich selbst erschrak. Aus der lockenden Idylle ist ein tragischer Roman geworden, der nicht beabsichtigt war.

Es wird einem auch oft recht langweilig auf dem Tummelplatze des gewöhnlichen Lebens. Der Alltagsmenschen Begierden und Thaten sind lächerlich schnöde, man wird mit ihnen weder warm, noch kalt. Wenn aber unvermuthet irgendwo ein starkes Herz auftaucht, sei es in wildwetternder, zerstörender Leidenschaft, sei es in heldenhaftem Opfermuth, alsbald reißt es des Dichters Aufmerksamkeit auf sich und läßt sie nicht wieder los, und so lange nicht wieder, bis es an einer großen Tugend zugrunde geht.

Als auf dem Freiballe beim Schwambachwirt mein Held plötzlich hinausgerufen wurde zu einem halbverkommenen Holzknecht, da ahnte ich noch nichts. Als dieser Holzknecht aber vom Adlerwirt verlangte: Lass' ab von der Dirn! Sie ist mein, und wenn du sie noch einmal anrührst, so wirst erstochen! — Da war ich in seinem Banne. Als ich hernach der weiteren Entwickelung meiner Geschichte mit

Noch sprachen sie so, als ein Holzknecht aus dem Siebenbachwald hereinstolperte. „Abrasten muß ich“, sagte er als Gruß und setzte sich gleich auf die Bank. „Bist eh daheim, Möstl, ist mir recht. Habt es schon gehört? das groß' Unglück im Siebenbachwald? Gestern auf dem Abend. Beim Abrutschen. Von der neuen Riesen in die Karwasserschlucht gestürzt!“

„Mutter Anna!“ rief der Möstl aus. „Wer denn?“

„Er — der Schopper und ein fremdes Frauenzimmer!“

„Was sagst?“

„Die Adlerwirtin von Kirchbrunn soll's gewesen sein.“

„Was sagst?“ schrie der Möstl und lachte auf.

„Na ich danke, wer bei so was lachen kann!“ sagte der Holzknecht.

„Ist nicht schlecht gemeint“, redete das Möstlweib drein. „Der lacht alleweil, hat's Weinen und's Lachen in einem Sackel beisammen.“

„Der Schopper und die Adlerwirtin!“ murmelte der Möstl und faltete die Hände. „Aber Herr himmlischer Vater, ist das dein Ernst?“ Er lachte wieder.

„Wir können es uns auch gar nicht denken, wie es geschehen ist,“ berichtete der Bote. „Es kann was dahinterstecken. Wird schon aufkommen. Schauderlich, wer's gesehen hat! Von ihr ist kein Knocherl ganz verblieben. Bei ihm fehlt nur der Kopf.“

„Aber mein Gott!“ rief das Möstlweib, „wie soll sich denn ein Christenmensch so was zusammenreimen!“

„Ist nicht eine Magd Frieda bei euch da?“ fragte der Holzknecht. „An die hab' ich ein Tüchel abzugeben. Ich weiß nicht, mir hat's der Schopper zugesteckt, gerade vor dem Unglück. Wir kennen uns nicht aus. Ein Knoten ist im Tüchel und ein Papierl ist drinnen, aber wir können keiner lesen. Weil ich's versprochen hab', dass ich der Magd Frieda die Sach' übergeben will.“

Alsbald wurde die Magd von der Wiese heraufgerufen.

„Du Frieda“, redete der Möstl sie an, „der da, der hat was für dich.“

Mit Hast löste sie den Knoten, mit zitternden Fingern entwirrte sie das Papier, es war ein abgerissenes graues Streifchen, und darauf standen mit grobem Bleistift ungefüg geschrieben die folgenden Worte:

„Liebe Friederika!

Bin überflüssig, mach mich davon. Nehm auch eine andere mit, die euch im Weg möchte stehen. Mehr kann ich nicht thun für dich. Sei glücklich mit ihm.

Schubhart Schopper.“

— — — — — — — — — — — —

Also hat sich's zugetragen. Und was wird jetzt geschehen sein? Alles Menschengeschick steht in Gotteshand, alles vollzieht sich nach seinem Rathschlusse und fast nichts nach dem Sinne der Menschen.

Als die Magd Frieda in dem Opfertode des armen Waldmenschen seine unermessliche Liebe zu ihr besiegelt sah, als das letzte Hindernis gefallen war zwischen ihr und dem Adlerwirt, dass sie sich nun vor Gott und der Welt hätten können die Hände reichen — fand sie, dass ihre heiße Leidenschaft für Wolfram anfieng zu schwinden. Was war das für ein Unterschied! Was sind die gewöhnlichen Männer für zage, gemeinsinnliche, engherzige Schelme gegen diesen einen einsamen, heldenhaften! Von diesem allein war sie geliebt worden, mit einer Liebe, wie wenigen Weibern auf Erden sie zutheil wird, mit einer Liebe, die stärker ist als der Tod. — Aber gekannt hat er es nicht, das Weibesherz, sonst hätte er in voraus wissen müssen, dass sein Opfer umsonst ist.

An demselben Tage, als die Reste der beiden Verunglückten auf einem kleinen Alpenkirchhofe still bestattet worden waren, schrieb die Frieda einen Brief an den Adlerwirt:

Wenn Einer es zu schlau macht.

Eine schwänkige Geschichte von Ludwig Anzengruber.*)

Das Trauerjahr der verwitweten Wirtin „zum blauen Stern“ in Oberndorf war um, sie hatte nach ihres Mannes Tod zwei Kinder, einen Buben und ein Mädel, zu erziehen und das große gangbare Einkehrwirtshaus zu führen; das war wohl Überlast für eine alleinstehende Frau, und im Orte war man überzeugt, „dass sie nicht alles miteinander werde d'ermachen können“, und bald trachten müsse, wieder unter die Haube zu kommen, und niemand zweifelte daran, dass sie um Freier nicht zu sorgen brauche, denn ihre Person, die einer stattlichen Dreißigerin, war ganz darnach angethan, mehr als einen anzulocken, alle Last mit ihr zu theilen.

Es war natürlich, dass keiner, der auf die schmucke Wirtin oder das gute Geschäft, oder auf beide Absichten hatte, die ganze Trauerzeit verstreichen ließ, ohne der Witwe merken zu lassen, wie gut er ihr sei, und wie lieb es ihm wäre, wenn ihm von ihrer Seite Gleiches widerführe. Kurz nach dem Todesfalle, der die Frau zum Herrn des „blauen Sternes“ machte, hatten die beiden anderen Gastgeber im Orte den Verdruss, manchen ihrer Stammgäste plötzlich zu verlieren, sie wussten aber recht gut, wo derselbe zu finden war; bald jedoch kehrten die Treulosen wieder zurück, nicht wenig erbost über den Empfang, den sie bei der trauernden Witwe gefunden, die in rückhaltloser Weise zu verstehen gab, es möchte nur jeder bleiben, wo er sich bei Lebzeiten ihres Seligen verhalten hätte, und sie gebe nichts auf „so 'nen Kalfakter“. Sie gestand nur ihren Stammgästen das Recht zu, sie zu trösten und ihr zu rathen; dafür erhielt sie von ihren zwei Concurrenten den Titel eines Ehrenweibes, und es ward ihr von denselben nichts in den Weg gelegt.

Mit Trost und Rath trifft es eben nicht jeder gleich, und so konnte es nicht fehlen, dass einige ihrer Stammgäste den anderen den Rang abliefen. Bemühung, die keinen Dank findet, verdrießt bekanntlich bald jedermann, und so überließen nach wenigen Wochen all jene, die das Maulwerk nicht so „bei der Hand“ hatten, den also bevorzugten das Feld. Eigentlich waren es, nach Zahl der guten Dinge, nur drei, denen die Wirtin für derartige Theilnahmsbezeigungen ein freundliches Gesicht zeigte; der erste war der „Räuberferdl“, stand aber durchaus nicht im Verdachte, dass er „ein freies Leben führe“, und nur höchst ausnahmsweise, wenn er sehr spät vom Wirtshause heimgieng, „war der Mond seine Sonne“, und er hieß eben: Ferdinand Räuber, war ein verwitibter Winzer, ohne Kinder; er besaß ein weiches Gemüth, daher er es am besten traf, der verlassenen Witwe in Stunden, wo sie ihre Vereinsamung empfand und beklagte, nach dem Herzen zu reden; an Trösten war er allen anderen über, es kam ihm ja auch der sympathisch stimmende Umstand zugute,

*) Diese meisterhafte Humoreske entnehmen wir dem vierten Bande der „Gesammelten Werke von Ludwig Anzengruber. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. 1890. Wir werden auf diese höchst verdienstvolle Ausgabe des Näheren zurückkommen. Die Red.

doppeltem Interesse folgte, war ich überzeugt, dass der Schopper-Schub den Adlerwirt ganz gewiss ermorden würde. Es kam anders, der weichmüthige Adlerwirt ward zu einem beklagenswerten Dulder, seine Liebe zu Frieda suchte er redlich zu dämpfen, bis er endlich vom Zufall unbarmherzig mit dem Mädchen seiner heimlichen Leidenschaft zusammengeführt wurde. Jetzt standen die Dinge so, dass der Schopper-Schub wohl ans Messer griff, aber nicht mehr zuzustoßen vermochte. Denn durch lange Entsagung war in seinem warmen treuen Herzen die Liebe zum Weibe weit und hoch über die sinnliche Leidenschaft hinausgewachsen, und mächtig erfüllte ihn der eine Gedanke: Glücklich machen das geliebte Wesen um jeden Preis. Ein zweites Wort sprach der Rechtssinn des Naturmenschen: Wenn die zwei sich in der That lieben, so sollen sie sich haben. — In dem Augenblicke, als ich den armen Menschen in weher Verzichtung dahingehen sah, wusste ich freilich, dass da noch etwas geschehen würde. Ich glaubte nicht recht, dass der Schopper ein Opfer nur halb vollbringt, und dass er selbst nicht mehr würde weiterleben wollen, das fürchtete ich.

Als Frau Kunigunde von dem der Gant verfallenen Adlerwirtshaus auf dem Steirerwäglein fortfuhr, ließ ich sie sehr ungern in den Siebenbachwald ziehen. Aber ihre Rachsucht gegen den durchgegangenen Mann war so groß, dass sie keine Macht der Welt zurückgehalten haben würde, seine Spuren zu verfolgen. Ich ahnte nichts Gutes, als sie dem Schopper-Schub nachfragte und leider — meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

So leid es mir um den Schopper that, so fiel mir doch ordentlich ein Stein vom Herzen, als das gräsliche Unglück auf der Holzriesen geschehen war — jetzt endlich! jetzt können die zwei jungen Leute, die wirklich für einander geschaffen zu sein scheinen, zusammen heiraten! — Und da thut sich mir eine ungeahnte Tiefe des Weibesherzens auf: Jetzt, da Solches sich zugetragen, mag sie keine Liebschaft mehr, und am wenigsten eine mit dem, der ihr so lange im Wege gestanden, dessentwegen sie den treuesten Menschen auf der Welt misskannt und abgewiesen hat.

Wenn meine heiteren Geschichten auf solche Art enden, dann will ich mich zweimal besinnen, ehe ich wieder einmal eine Idylle anfange zu schreiben. Und vielleicht thut auch jeder andere wohl daran, sich zweimal zu besinnen, bevor er — sei es mit einer armen Magd, oder sei es mit einer feinen Großbauerntochter — ein Liebesverhältnis anhebt. Ist die Dichtung schon so schlimm, um wie vielmehr erst die Wirklichkeit . . . .

Von den wenigen Bekannten, die noch leben, haben wir uns gar nicht verabschieden können. Es gieng zu schnell. Wenn der Chronist dieser Ereignisse sich schließlich selbst als einen alten Bekannten vorstellen wollte, als den kleinen Professor Nix, so wäre uns damit nicht sehr gedient. Der Frieda und dem Wolfram hätten wir noch gerne die Hand gedrückt. Wenn schon die Jungdirn schrieb, dass, was vergangen ist, vergessen sein soll, so möchten wir ihnen doch für das, was kommen wird, alles Gute wünschen, vor allem ein starkes Herz, welches die trotzdem unvergesslichen Erfahrungen der Vergangenheit in der Zukunft sich zunutzen mache.

ungleich angenehmer war es doch, statt sich vom Ferdl mit mitleidigem Gethue und jammeriger Stimme trösten zu lassen, wenn einem der närrische Mensch die Bangigkeit hinweglachen machte, dass die Augen, die anfangs vor Thränen feucht waren, zuletzt voll Lachthränen standen, und angenehmer war es auch, statt den Wastl seine Findigkeit überlegen auskramen zu hören, durch einen als Scherz hingeworfenen Kniff und Pfiff über Sorg' hinweggetragen zu werden. Was gäb' der Mann für einen leutlustigen Wirt? Und schließlich säubrer wie der Ferdl und der Wastl war er auch!

Trotzdem kam die Wage nicht zur Ruhe, die Schalen für Ferdl und Wastl schwankten beständig, und das Zünglein kam dabei immerfort schief zu stehen, denn der Fleischhauerssohn brachte nicht nur was ins Geschäft, sondern verdiente noch außerdem, der Winzer kam auch nicht mit leeren Händen und hatte volle Keller und tragende Weingärten; die Wirtin vermied selbst in ihren eigenen Gedanken jede Entscheidung und schob sie hinaus bis auf die Zeit, wo sie eben nimmer zu umgehen sein werde, dann würde sich ja alles schicken, der Zufall sollte entscheiden, wer es von den dreien über die beiden anderen davontrüge, sie gieng ja für alle Fälle sicher, da ihr alle gleich anständig waren! So zeigte sie sich denn jedem gleich gut.

Dieses Verhalten der Wirtin aber machte es den drei Stammgästen vollkommen klar, wie die Sache für jeden von ihnen stand. Den beiden Nebenbuhlern die Wirtin zu verleiden, daran konnte keiner denken, denn jeder musste darauf aus sein, von ihr nur Gutes verlauten zu lassen und ernstlich bös zu thun, wenn nur ein zweideutig Wort über sie fiel; so blieb nichts über, als der Wirtin die beiden Nebenbuhler zu verleiden, und da das schlaue Weib es darauf abgesehen hatte, es mit keinem vorzeit zu verderben, so war das ein hartes Stück Arbeit.

Die dreie bewachten sich gegenseitig; sie waren sich stets auf der Spur, wie es, der Redensart nach, die Polizisten den Verbrechern sein sollen, und stets voreinander auf der Hut, wie es, leider thatsächlich, die Spitzbuben vor der Polizei sind. Trat der eine in die Gaststube, so kam der zweite schon um die nächste Ecke, und der dritte — saß schon am Tische. Sie setzten sich allabendlich zusammen. Wenn sich zwei zufällig, was freilich außerordentlich selten geschah, früher zusammenfanden, so hätte ein frommer Christmensch, dem es vergönnt gewesen wäre, ihr Gespräch mit der Wirtin zu belauschen, die auferbauliche und tröstliche Bemerkung machen können, dass Gott in seiner Weisheit das schwache menschliche Herz so einzurichten wusste, dass es selbst in Lastern und Untugenden das anstreben muss, was die Tugend vorschreibt, denn so oft sich von den drei Nebenbuhlern ihrer zwei trafen, so war es doch nur die Feindschaft gegen den dritten, welche sie die gegenseitige Abneigung siegreich überwinden und Freundschaft schließen ließ, und wenn sie auch dann den Abwesenden zusammen nach Kräften verleumdeten, so strebten sie schließlich damit doch nur die Erfüllung des Gebotes an: Liebe deinen Nächsten, denn der war die Wirtin, die neben dem Tische stand.

Schade nur, dass diese mit Redensarten, wie „Hinter dem Rücken sagt man ein'm oft viel nach", und „'s is nit alles z' glaub'n, was d'Leut' reden" — sich immer des Abwesenden annahm. Mit diesem Hinhalten vergieng die Zeit, und es war schließlich ganz erklärlich, dass es den drei Gesellen vor ungeduldiger Erwartung in ihren Jacken schier zu enge ward, als eines Abends die Wirtin, früher wie sonst, den Keller schloss und aus der Gaststube gieng, nachdem sie zuvor gesagt: „Heunt ist der erste Gedenktag von mein'm Mann sein'm Versterben. Da schickt sich doch, dass ich

durch ein gleiches Leid geprüft worden zu sein. Es hieß zwar, er sei etwas dem Trunke ergeben, aber das behaupteten nur etliche Nachbarsleute, die es von seiner Seligen gehört haben wollten, und denen er zu oft in den Keller stieg und zu lange in demselben blieb; wer nicht selbst Hauer ist, hat ja keine Ahnung davon, wie der Wein auch noch im Fass betreut und gepflegt werden will, und wie nicht allein der Mensch den Wein, sondern auch der Wein den Menschen braucht! Im Wirtshause, überhaupt unter Leuten, hat man den „Räuberferdl“ nie betrunken gesehen.

Der zweite war der Fleischhauerssohn im Orte, ein geriebener Bursche, wie das sein Geschäft mit sich brachte, denn er trieb sich jahrüber in allen vier Vierteln des Landes auf Ochsen- und Kälberkauf herum. Er kannte sich in der Welt aus und wusste mit den Leuten umzugehen, denn um zu seiner Ware zu kommen, musste er an diesen vorüberdrängen und richtete das stets so geschickt ein, dass nicht er es war, der dabei blaue Flecke abbekam. Wenn die Witwe häusliche oder geschäftliche Sorgen drückten, wusste er ihr nach dem Kopfe zu reden und war ihr bester Berather. Man wusste ihm im Orte weder Gutes noch Übles nachzusagen, da er, wie bemerkt, seine Zeit wohl öfter auswärts wie daheim zubrachte, indem er nicht nur seines Vaters, sondern auch anderer Geschäfte im Viehhandel besorgte. Nur einige Übelgesinnte, die leicht an jedem was zu tadeln fanden, wollten gehört haben, dass der „Fleischerwastl“ auf seinen Wanderungen nach gethaner Arbeit nicht ruhe, sondern sich nach geschlossenem Handel aufs Kartenspiel lege und das so unchristlich treibe, dass es schon mehr als einmal vorgekommen sein soll, dass er einen eben gekauften Ochsen verspielte, wieder gewann und abermals verspielte. Gesehen hatte es aber noch keiner, und wenn der Wastl im „blauen Stern“ oder sonst daheim wo „kartelte“, trieb er es Geselligkeit halber und um wenige Groschen.

Es kann nicht geleugnet werden, dass die Frau Wirtin schon lange für sich im stillen ebendasselbe dachte, was alle Leute im Orte dachten, nämlich, dass sowohl der Tröster, wie der Berather ein Auge auf sie habe, und es kann weiters nicht geleugnet werden, dass sie sich beide schon eine Weile auch daraufhin angesehen hatte und sich mit der Antwort auf die Frage: Wen nehm' ich? trug, doch war hier die Wahl mit keinerlei Qual verbunden, denn der Person nach waren weder der Ferdl noch der Wastl „uneben“, und ins Geschäft passte der Winzer wie der Fleischer, da konnte sie nicht fehlgreifen, wohin sie auch langen mochte, und ganz nach ihrer Laune handeln.

So eben und glatt wäre die Geschichte gestanden, hätte sie es nur mit den zweien zu thun gehabt, so aber war da noch der dritte, der „Buchfelder Dieter“, der machte die Sache etwas verwickelt, der war erst kurz nach dem Tode des „blauen Sternenwirtes“ nach Oberndorf gekommen, und zwar als Pfleger auf das Gut des älteren, kränkelnden Kleehofbauern; er hatte als Cavallerist gedient und als Wachtmeister seinen Abschied bekommen, seine Eltern sollten „da drüben irgendwo“ ein großes Anwesen besitzen; dieser „Dieter“ war nun ein gar stattlicher Mann und trotz seines nun doch schon etwas gesetzten Alters ein rechter Schnurribus und wusste die Leute lachen zu machen, sie mochten dazu aufgelegt sein oder nicht.

Kurz, der Dieter war das Zünglein an der Wage zwischen dem Ferdl und dem Wastl, und kam die ins Gleichgewicht, so stand er oben auf! Das stand fest, Geld, wenn er welches besaß, hatte er nicht so viel wie einer von den beiden anderen, aber auf die Wirtschaft — das sagte ihm sein Bauer nach — verstand er sich, und

z' bringen waren und da g'sessen sein, und alles aufg'essen haben, was sie nit isst, und alles getrunken, was sie nit trinkt."

„Jo, wer denn?"

„No, der Räuberferdl, der Fleischhauerwastl und der Buchfelder Dieter."

„So?" sagte die Wirtin und runzelte die Augenbraunen. „So?" wiederholte sie. „Da muss ich doch gleich die Nandl drüber befragen."

Sie gieng rasch nach der Wirtsstube und quer durch diese nach der Schlafkammer des Mädchens und hatte alle Mühe, dieses zu erwecken und bis zur vernünftigen Red' zu ermuntern. Da bekam sie denn zu hören, dass das saubere Kleeblatt vor anderthalb Stunden erst weggegangen, der Dieter aber noch nicht heim sei, sondern nur ein wenig in der freien Luft sich herumtreibe, um der Wirtin, wenn sie wach wäre, über all das während der Nacht Vorgefallene Bescheid zu sagen.

Die Wirtin schüttelte den Kopf, aber der Unmuth wich aus ihren Zügen, sie trat an das Fenster und blickte durch die Scheiben hinaus auf den Platz, da sah sie auch den Dieter wie eine Schildwache längs der Häuserzeile dahinschreiten, als er aber näher kam und ihrer ansichtig werden konnte, da war er in wenigen Sprüngen Wegs herüber und klöpfelte an die Scheiben und pochte an der Thüre. Als ihm die aufgethan ward, trat er ein und sagte: „'n Morgen herein, so schön wie du selber bist, Wirtin, und wenn dir mein' fruhe Kundschaft lieb und recht ist, so gibst mer schnell ein Stamperl Kräutergeist."

Da blickte die Wirtin schon wieder etwas unfreundlicher und ließ den Kräutergeist durch die verschlafene Nandl herbeischaffen.

„Wär' mir lieber g'west", sagte der Dieter, „du hätt'st mir 'n eing'gossen, schmecket mer dreimal so gut! Bist mir wohl gar harb, weil ich heunt Nacht von da gar nit heimg'funden hab'! O, Wirtin mein, dös war' ja mein Traum und mei' Leb'n, dass ich von demselben Haus nie h'raus müsst' und drein verbleiben kunnt'."

„No, wer weiß, was g'schieht", sagte die Wirtin.

Der Dieter machte dazu ein so rundes, leuchtendes Gesicht, wie der Vollmond, wenn er hinter den Bergen aufsteigt. „So allein, wie ich hitzt dasteh'", fuhr die Wirtin fort, „vermag ich eh' mit der Wirtschaft nit aufz'kommen, und gib ich s' weg, magst sie ja kaufen."

Wie jetzt der Dieter betrübt den Knopf neigte und zur Seite sah, war er im letzten Viertel. „Hast du's noth, z' verkaufen? Hast du's noth, allein z' bleiben?" murmelte er. Nach dem Mittel, zu dem er griff, um seine Betrübnis zu lindern, schien dieselbe jedoch nicht so ernstlich, denn er goss den Kräutergeist darüber. „Dein Wohl, Wirtin!"

„Dank schön! Du meinst also, ich sollt's wieder mit 'm Heiraten versuchen?"

„G'wiss! A Weib wie du, Wirtin, braucht nur die Hand ausz'strecken, so hat's af jed'n Finger a paar hängen! Für a Weib, wie du, wär 's Ledigbleiben völlig a Sünd'!"

„Geh mehr zu! Aber wann d' meinst und glaubst und weil d' mein Freund bist, so sag nur auch, zu welchem möchtest mir rathen, zum Räuberferdl oder zum Fleischhauerwastl?" neckte sie.

Der Dieter stützte den Kopf auf den rechten Arm und zog ein sehr ernsthaftes Gesicht, das nur von den lustig blinzelnden Augen Lügen gestraft wurde.

„Wen ich dir vermein', wenn ich dir's gut mein', meinst?" fragte er. „Jo freilich, so leicht geht das nit zu sagen, das will überlegt sein — 'n Räuberferdl, den wirst wohl kaum mehr mög'n —"

„Ei, warum denn nit?" fragte die Wirtin dazwischen.

seiner armen Seel' im Gebet gedenk' und die Kinder dazu verhalt'. Jemerl, wie die Zeit vergeht! Mein', ich hätt' nit gedacht, dass ein Jahr in der Trauer so schnell um wär', wie ein anderes. Bin nun neugierig, was mir das jetzige bringen wird? Na, wie Gott will! Gute Nacht, Leuteln!"

„Sapperment, jetzt kann mer doch reden!" dachten der Ferdl und der Wastl und der Dieter. „Früher wär's nit schicksam g'wesen und hätt' können übel aufg'nommen werden, aber morgen schon is's erlaubt, und Eil' zeigen, ist da besser, als sich Weil' lassen!"

Und jeder dachte: „Morgen red' ich, und es gilt nur, früher aufzustehen als die anderen zwei."

Der Ferdl und der Wastl zogen eilends ihre Geldbeutel und riefen nach der Kellnerin, um die Zeche zu begleichen, der Dieter aber bestellte eine Flasche vom „Besten", und sich behaglich auf dem Sitze reckend, sagte er: „Leuteln, so dumm sind wir wohl keiner, dass wir nit wüssten, wie es mit jedem von uns bestellt is, ich mein' im Absehen auf selbe mudelsaubre und kreuzbrave Wirtin. So jung wie heunt kommen wir nimmer zusammen und wohl auch nit so zugünstig und unneidig, denn hitzt muss sich ja doch bald weisen, wer der Hahn im Korb is. So woll'n mer denn den Wein da gemeinschaftlich trinken — zahl'n thu' ich 'n — auf der Wirtin ihr Wohlsein und auf dasselbe vom künftigen Wirten vom „blauen Stern"; noch wissen wir nit, wer derselbe sein wird, und kann sich jeder denken, er lasst dabei sich selber hochleben!"

Als die Flasche leer war, und Dieter noch keine Anstalten zum Heimgehen traf, sondern nach einer zweiten vollen Flasche rief, da wurden der Ferdl und der Wastl stutzig, und als gar der ehemalige Wachtmeister der Dirne, als sie den Wein brachte, zuraunte, aber so, dass es auch die Nebensitzenden leicht hören konnten: „Was meinst, Nandl, wer sich gar nit niederlegt, braucht nit erst aufz'stehn, und wer gleich am Ort bleibt, erspart sich 'n Gang danach?" Da hatte er die beiden anderen auf ihren Sitzen festgenagelt und keiner dachte mehr daran, sich davon zu heben und zu gehen.

Das war es, was der Dieter wollte. Das Gehen hatte er ihnen verleidet und das Bleiben gedachte er ihnen so einzuträuken, dass sie sich daraufhin des Kommens zu schämen hätten!

Wer als Wirt auf den Gasthof „zum blauen Stern" zu sitzen gekommen wäre, wenn an jenem Abende der Dieter sich keinen Streich gegen seine Nebenbuhler ausgesonnen hätte, das vermochte wohl niemand zu sagen, aber hintennach konnte jeder die Wirtin versichern hören, dass ihr der „Buchfelder Dieter" damals einen rechten Dienst gethan.

Als am anderen Morgen die Wirtin die Treppe herabstieg und, wie es ihre Gewohnheit war, vorerst im Hofe Umschau hielt, da saß ihr in den hellen braunen Augen und auf den vollen rothen Lippen der Schalk, denn das gottlose Weib dachte gerade daran, dass es durch die gestern gethane Äußerung drei Mannleute in all die Unruhe, Eifersüchtelei und Schmachtlappigkeit gestürzt habe, welche so eine Werbung, mit anderen um die Wette, zur Folge hat.

Die alte Stalldirne, welche eben die Milcheimer scheuerte, rief vom Brunnen her den Morgengruß.

Die Frau Wirtin dankte mit freundlichem Nicken und schrie dann hell und gell nach der Kellnerin, der Nandl.

„Darauf hört die heunt wohl nit, Wirtin", sagte die Alte, „wirst s' schier selber aufbeuteln müssen."

„Na, wär' nit übel", meinte die junge Frau.

„Mein'", sagte die alte Magd, „musst's nur wissen, dass s' von gestert abend bis heunt fruh nit weiter

— hitzt weiß, dann roth, dann ein' Schilcher*) mörderisch sag' ich dir, — und der Räuberferdl hat af kein' Trunk 'n B'scheid verweigert, 's is mir warm g'nug word'n dabei! Nebenher hab' ich auch g'merkt, wie sich der Wastl auf 'n Schlauen h'nausspielt und so oft mer 'n aus 'n Augen lasst, a Restl Wein nach 'm andern auf 'n Fußbod'n ausgießt. Einer nach 'm andern, denk' ich mir, dich verspar' ich mir af d'letzt, ich weiß schon, womit ich dich fang'!

„Mitten im schönsten Schlucken und Füllen schaut mich af amal der Ferdl von der Seit' an und darauf lacht er mir ins G'sicht. »Gaunervogel,« sagt er zu mir, »meinst, ich merk' nit, wo d' h'naus willst, untern Tisch möcht'st mich trinken? Das bist aber du nit imstand und niemand im Ort da. Den Wein aus mein'm Keller und wieviel davon ich alle Tage vorm Schlafengeh'n trink', vertragt jo keiner von euch!« Darauf sauft er wie a Loch, und ich thu mit, obwohl ich schon z' fürchten ang'hob'n hab', 's kunnt' am End' doch schief gehn. A Weil' danach sagt er zu uns zwei'n, zum Wastl und mir: »Ös seids Narr'n, dass ihr mir d'Wirtin nit vergunnt! Thät' ich der Herr da sein, möcht'n mer alle Täg' so lustig wie heunt beisamm'sitzen, nur mit ein'm weit besseren Tropfen. Halt ja! Gilt's?« Der Wastl hat 'n Kopf beutelt und ich sag', — nur um was z' reden, Wirtin, nit, dass ich ihn auf dö Red' hätt' bringen woll'n — ich sag' also: »Dös war' kein Handel net, Ferdl, da hätt' mer leicht 's leere Nachschau'n, denn d'Wirtin leidet das in d'Nacht-H'neinsitzen g'wiss nit.« — »Was denkst? sagt er drauf. Musst mir nit bös sein, dass ich seine unb'schaffenen Wort in 'n Mund nimm, aber d'Nandl kann's bezeugen, dass er g'sagt hat: »Papperlapa,« hat er g'sagt, »mir soll kein Weib 's Trinken verleiden, das hat die erste nit können und die zweite soll's a nit! Solang ein'm um eine is, hat man wohl Heimlichkeiten vor ihr, sobald mer aber amal der Mon is, hör'n sich dö auf. Lasst's mich nur erst 'n Wirten da sein, so husten mer af dö Wirtin!« Da hat der Wastl g'lacht und af d'Nandl deut't, was daneb'n g'stand'n is. No is der Ferdl noch röter word'n, wie er eh' schon g'wesen is, wie a Folioblattl af d' lebzelternen Cigarren, was mer z' Kirchweih' 'n Kindern beim Standl kauft, hat sein G'sicht g'leucht't. A paarmal hat er dumm g'lacht und „G'spass, G'spass“ h'rausg'würgt, und dann hat er schleunig wieder zum Glasel griffen und ang'fangt, n' Wein gach h'nunterz'schütten, hitzt hab' ich Kurasch kriegt. »Thu mer das nach und das!« und ein Trunk hat 'n andern g'jagt, und da is er bald fertig g'west. Af amal rappelt er sich vom Sessel auf, halt't sich am Tischeck an und zuckt und ruckt so mit der rechten Seiten, als wollt' er sein' Körper zur Thür h'nausziel'n, und richtig, wie er loslasst, schießt er a quer über d'Stuben und fliegt af d'Straßen, da is er ung'fähr a sechs Schritt weit af alle viere fortg'krochen, dann is er mühselig in d'Höh', und wie er so dag'standen is, mit vorgebohrtem Kopf, h'naufg'zogene Schultern und dö langabehängenden Arm', da hat er ausg'schaut wie dö g'wissen haareten Bamkraxler in der Menagerie, was sich, ohne d'Füß' aufz'heb'n, kommod dö Wadeln kratzen können, wan sö's jucken. Dann hat er zun torkeln ang'fangt, und dass er an 'n Häusern d'Eck stehn lassen und kein' Mauer eindruckt hat, is nit sein' Schuld. No, und wie er in d'Nacht h'nein verschwunden is, hab' ich mir denkt, der kann heimbleiben, den nimmt dö Wirtin nit.“

Die Wirtin sah ziemlich ernst zu dem lustigen Erzähler hinüber und fragte: „Na, und wie steht's denn nachher mit 'n Wastl?“

---

*) Schilcher = schillernder Wein.

Aber der Dieter redete, ohne darauf zu achten, weiter. „Doch wann dir der Fleischhauerwastl recht sein thät', so wünschet i mir nix Besser's."

Die Wirtin machte große Augen, dann sagte sie spöttisch: „Hat er dich 'leicht zu sein'm Freiwerber b'stellt und is dir um ein' Kuppelpelz?"

„Wirtin, o du mein', Wirtin du!" rief der Dieter lustig. „Wie kannst nur so ein' Frag thun? Eh' ließ ich mir ja d'Zähn ausbrechen und d'Zung' abschneiden, eh' ich ein'm andern 's Wort bei dir redet' und nahm' da kein' Kuppelpelz und wann er gleich so groß wär', dass mer mit ihm a Joch Land zudecken kunnt' und an jed'n Haarl a Ducaten hänget!"

„Dalk, du", lachte die Wirtin, „das kannst leicht verschwör'n, denn's gibt gar kein Vieh nit, was in so 'n Pelz drinsteckt. Aber sag ernstlich — denn neugierig hast mich g'nug g'macht — wieso möcht'st dir nix Besser's wünschen, als dass ich 'n Fleischhauerwastl nähm'? Und warum sollt' ich 'n Räuberferdl nit mehr mögen mög'n? Darauf bist mer a noch d'Antwort schuldig."

Darauf begann der Buchfelder Dieter gar lieblich zu improvisieren, denn er hatte die Gabe, seine Reden zu reimen: „Darum, Wirtin, thu mir's gewähr'n, — setz dich nieder, mich anzuhör'n, — so will ich dich wohl aufklär'n, — was sich gestern zutrag'n hat von Ungefähr'n, — und dann lass reden mit dir in Zucht und Ehr'n! — Ich hab' g'glaubt, ich werd' a Narr, — wie d' g'sagt hast, um is s' Jahr — und dö Trauer gar, — und siech da neben mir das Paar, — das a in dich g'schossen war; — vor Lieb' ganz krank, — konnt' ich mich nit erheb'n von der Bank, — und bis zum Morg'n war d'Zeit mir z' lang, — und mei' Herz mir bang, — dass einer mir z'vorkäm' mit 'm Gang, dass einer mir z'vorkäm' am heutigen Tag, — an dich mit der Frag', — an dich mit 'm Wurt, — mir war frei nit guat!"

„Reit' dich der Gangerl?" lachte die Wirtin hellauf. „Wirst gleich reden wie a vernünftiger Mensch!"

„O, Wirtin, du weißt nit, wie vernünftig Reden schwar*) is, — wann der Mensch vor lauter Lieb a Narr is, — weil aber, dich falsch z' machen, hitzt die G'fahr is — no, so erspar' i's, und red' nur, wie's wahr is."

„Und ich renn' dir gleich davon, wann's nit bald gar is!" reimte lustig die Wirtin.

„Aber wann d' dich auf dös Reden verstehst, was thust denn nit lieber mit?"

„Na, nix da. Lass amal ordentlich hör'n, was's eigentlich geb'n hat."

„No, so hör, Wirtin, — o, du Wirtin mein, wann ich dich so betracht', mein' ich, dass mer zu dir gar nit reden kann wie zu andere Leut', und dass a andere Sprach' und a Musik in der Stimm' dazu g'höret' — — aber schau nit harb**), ich fang' schon an! Mir war gestert nach deiner Red' wirklich bang, dass mer der Ferdl oder der Wastl bei dir zuvorkam', und da hab' ich mir denkt, wann d' hitzt sitzen bleibst, so geht dir auch keiner von dö andern fort, und wann sö sich da im Wirtshaus verhocken, g'lingt's dir vielleicht doch, sö in ein'm Zustand heimz'schick'n, wo sö 's Nachtleibel für a Unterziehhosen anschau'n und bevor d'Sunn' nit bei dö Fenster h'reinbrennt, an der Jacken kein Ärmelloch finden.

„Es is noch weit besser kommen, wie ich erwart't hab', und dö Nandl kann sag'n, dass ich dir nur d' reine Wahrheit bericht', denn sie war dabei, und dass du's nit warst, das is recht g'scheit g'west, denn in dein'm Beisein hätt' mer sich nit so z' trinken g'traut, wie mir g'trunken hab'n, — g'mischt,

*) Schwar = schwer.
**) Harb = böse.

erst das schallende Gelächter der Nandl brachte ihn wieder zu sich. „Himmelkreuzsternelement!“ fuhr er auf. „Was lachst? Mit Lust gäb' ich dir paar Ohrfeigen, boshaftes Mensch! — Verzwiefelte Dummheit! Hitzt weiß ich's, wer is a nit schlau, wenn man schlauer sein will wie schlau!“

Ehe er aber — und zwar für immer — aus dem „blauen Stern“ hinweggieng, erinnerte er sich, was er seiner Reputation schuldig sei und begieng in aller Eile, wie er später oft eingestand, zu der vorhergeleisteten eine neue — Dummheit.

„Nandl“, sagte er, „lass dir sagen, du magst's glauben oder nit, mir war eigentlich wenig an der Wirtin g'leg'n.“

„Wann d' mir's schon freistellst“, entgegnete die Dirne schnippisch, „so glaub' ich's nit.“

„Lass dir sagen“, fuhr er gewichtig fort, „lieber wie dös hochnasete, aussucherische Weibsbild wärst mer schon du. Schau, könnt'st 's Maul halten über d' heutig' Nacht, — 's käm' nix drüber unter d'Leut', denn die anderen zwei werd'n sich hüten, davon z' reden — so nähm' ich dich zum Schatz.“

„Ei, mein Jegerl, was frag' ich nach so ein'm. — Schätz' g'nug!“

„I heirat' dich. Das macht auch die Wirtin irr' am Glauben und nimmt ihr die Lust, was drüber z' verlauten.“

„Ernst?!“

„Wann d' verschwiegen bist!“

„'s gilt, Dieter, von mir kriegt kein Mensch a Sterbenswörtel davon z' hören, und auch für die Wirtin steh' ich dir, die lasst 's Berühmen sein, wenn ich sag', wir wären längst bevor schon handeleins g'wesen. Aber, wann d' nit Wort halt'st, Dieter, Spass versteh' ich kein', so schrei' ich dir d' ganze G'schicht af offenen Platz aus!“

Ein leiser Schauer fuhr dem Dieter über den Rücken, als er seine aufrichtigen Absichten wiederholt betheuerte, dann gieng er und wälzte sich in seinem weinschweren Kopfe den zweifelträchtigen Gedanken herum: ob es wohl „schlau“ gehandelt war, nur damit andere nichts zu lachen hätten, sich durch ein Weib, das keinen Spass versteht, in die Lage zu bringen, dass man selbst nichts zu lachen hat?

* * *

Hier wäre eigentlich der Schwank zu Ende; da sich aber unter den geneigten Lesern sicher manche befinden, die der schwergeprüften Wirtinwitwe, welche auf einen Schlag drei Freier verlor, ihr Mitgefühl nicht versagen, so soll noch in aller Kürze erzählt werden, durch welchen raschen Entschluss diese resolute Frau allen weiteren traurigen Erfahrungen vorbeugte.

Am selben Tage noch, nach Tische, saß sie über einem langen Schreiben an einen entfernten Verwandten, der fern auf einem kleinen Anwesen mit einem zweijährigen Dirndl, dessen Mutter unter der Geburt starb, vereinsamte. Sie berief ihn zu sich, als Tröster und Berather, als Geschäftsleiter für den „blauen Stern.“

Und während sie so langsam Zeile für Zeile niederschrieb, tauchte in ihrer Erinnerung immer leibhaftiger das Bild dessen auf, an den der Brief gerichtet war. — — In einem Dorfe mit ihm aufgewachsen, hatte sie als muthwilliges Mädel oft mit dem etwas schüchternen, unbeholfenen Jungen herumgetollt, als mannbare Dirne empfand sie die Überlegenheit des Burschen, welche ihm seine Tüchtigkeit zur Arbeit und sein ernstes, rechtschaffenes Denken verlieh, aber der anfängliche Widerwille dieser Anerkennung ihrerseits schwand, als sie merkte, dass er ihr gut sei, und schließlich befriedigte diese stille Neigung ihren Stolz, als sie sah, wie er sie in Ehren hielt und auf ihre Ehre hielt.

Noch erinnerte sie sich genau, wie er vor ihr stand, als sie mit dem Wirte vom „blauen Stern“ vom Altare weg zu dem bereitstehenden Wagen gieng, um den Heimatsort für immer zu verlassen. Wie brav, wie treu,

„Nach 'm Wastl fragst? Nach 'm Wastl fragst?“ fragte, wie ein Papagei schwätzend, der Dieter dagegen; denn die Art, wie die Wirtin seine Geschichte aufnahm, behagte ihm nicht und ihn beschäftigte eben der Gedanke: Was das Donnersweib nit dazu lacht? „Ja, richtig“, sagte er, sich mit beiden Händen durch sein krauses Haar fahrend, „das will ja auch noch erzählt sein. Also, dass ich sag', wie wir den Ferdl los waren, lass' ich ein Spiel Karten hergeben; denk' mer noch, g'trunken wär' schon mehr als z' viel, und der Wastl haltet' da eh' nit mit, ihm zu ein'm Zeitvertreib, denk' ich, denn dass er so ein Spielratz *) wär', wie sich nachher h'rausg'stellt hat, das konnt' ich mir nit denken, Wirtin! No, gut, der war gleich dabei, und wir spiel'n, erst um die Zech', aber ich hab' mein' Widerpart gleich d'erkannt als ein', den der G'winn hitzig macht und der Verlust ganz unbesinnt; so lass ich ihm denn die Freud', solang mir die Karten schlecht g'fallen sein, mich nach Herzenslust ausz'sackeln, mit 'm ersten guten Blatt in der Hand heb' ich aber an, 'n Einsatz z' verdoppeln, ich g'winn' einmal und wieder und ein andersmal, jetzt hätt'st 'n Wastl sehn soll'n! Vor Wuth und Hast kennt sich der nit aus, mit Blättern, worauf d'Sau kein' Eichel gäb', dupliert er, und endlich sitzt er da, nachdem er sein' alten Leuten s' Dach überm Kopf und 'n Boden unter 'n Füßen und 's Vieh aus 'm Stall verspielt hat und ihm selber Hut, Rock und Stiefel vom Leib, so dass ich ihn in Haar, Hemdärmeln und Strümpfen hätt' h'nausjagen können. Weiß is er g'wesen wie d'Wand, und der Schwitz is ihm von der Stirn g'loffen, d'Zähn hab'n g'knarrt, wie er s' auf'nand' g'bissen hat, und sein G'schau war völlig schreckhaft, aber noch hat's ihn nit ruhn lassen. »Nix oder alles!« schreit er. — »Jo«, sag' ich, »aber was is dein Einsatz?« — Sagt er: »Dieter, wann der Teufel d'Hosen holt, brauch' ich 'n Gurt a nöt, der mir 'n Leib z'sammenhalt't. Ich setz' die Wirtin.« — No, no, Wirtin, brauchst keine so finstern Augen z' machen. Wirst's ja hitzt wohl verstehn, dass ich g'sagt hab', wär' dir der Wastl recht, wünschet ich mir nix Besser's, denn der müsst' dich mir ausfolgen, dem hätt' ich dich abg'wonnen, aber seel'nvergnügter machet mich doch, wann d' von kein'm von dö zwei was wissen wolltest . . .“

*) Spielratz = Spielratte.

Die Wirtin hatte sich nach diesen prosaischen Auseinandersetzungen hastig von dem Stuhle erhoben, auf dem sie vorhin, der poetischen Einladung Dieters folgend, sich so bedächtig niedergelassen. „'s is schon gut“, sagte sie rauh und strenge, „'s weitern verlang' ich mir nichts zu hören. Ich bin dir zwar Dank schuldig dafür, dass du aufg'wiesen hast, in welch' Elend ich mit ein'm wie dem andern von dö zwei g'rathen wär' —“

„Na, siehst, na siehst“, sagte der verdutzt dareinglotzende Dieter, „'n Dank sollt'st eb'n bedenken!“

„Aber in Wahrheit muss ich dir doch sagen“, fuhr die Wirtin fort, „dass auch du mich in der heutigen Nacht vertrunken und verspielt hast.“

„No, sei g'scheit, Wirtin! Warum denn?“ Der Excavallerist fuchtelte rathlos mit beiden Armen in der Luft herum. „Das waren doch döselben — ich nit — döselben!“

Die Wirtin trat ganz an ihn heran. „Ja, fragst du das im Ernst, warum? Hast du dich nit den beiden überlegen gezeigt, dass du dich noch besser wie die zwei aufs Saufen und Spielen verstehst?“ Hierauf kehrte sie ihm den Rücken zu und gieng aus der Stube, ohne auf diese doch sehr eindringlich gestellten Fragen eine Antwort abzuwarten, und falls sie nicht Zeit verschwenden wolle, that sie ganz recht daran, denn dem Buchfelder Dieter hatte es die Rede gründlich verschlagen.

Er stand lange wie verdonnert,

Sie will nicht.

Eine Geschichte, wie der Hans die Christel nimmt.

Von S. Smreker.

Es klang sehr entschieden und ein klein wenig eigensinnig das trotzige: Ich will nicht! — welches Müllers Christel den Vorstellungen ihres Vaters entgegensetzte, als er sie zu bestimmen suchte, Hans Dornreich Hand und Herz zu geben.

„Aber Kind, du wirst nie mehr eine so vortheilhafte Partie machen“, sprach Vater Müller eindringlich. „Sage mir wenigstens, was du gegen den armen Hans einzuwenden hast?“

Da warf Christel trotzig die Unterlippe auf, zog das hübsche Gesichtchen schief und erwiderte: „Er gefällt mir nicht!“

Achselzuckend verließ der Vater das Zimmer, und Christel dachte ein klein wenig nach, warum ihr Hans nicht gefalle? Ärgerlich stampfte sie mit dem Fuße, dass sie an dem schönen jungen Mann so gar nichts zu tadeln finden konnte, und doch mochte sie ihn nicht, weil — nun weil er sich nicht getraute, ihr seine Liebe zu gestehen und weil er geglaubt, er könne die Heirat wie eine Geschäftssache mit ihrem Vater abmachen.

Freilich wäre es schön, dachte Christel, wenn mich meine Freundinnen Frau Assessorin hießen und mich um den schönen Mann beneideten. Wie stolz und glücklich würde ich an seiner Seite einhergehen und wenn wir abends nach Hause, in die behaglich eingerichtete Wohnung kämen, würde Thee und Kuchen unser warten.

Thee und Kuchen! ach, wie würde mir das schmecken! Als Frau Assessorin könnte ich mir wohl solchen erlauben, sogar auch manchmal die Pfarrer'schen dazu einladen.

Und was fehlt mir denn jetzt? calculierte sie weiter. Ich bin das hübscheste Mädchen in der ganzen Umgegend; kann tanzen, springen und singen, wie es mir gefällt, und brauche nicht erst ängstlich nach Wunsch und Willen des gestrengen Eheherrn zu fragen. O nein, ich heirate nicht — ich will nicht.

Damit schien die Sache abgethan.

Vater Müller bemühte sich durchaus nicht weiter, das verzogene, eigensinnige Töchterchen eines besseren zu belehren, obgleich Christel nicht ungern gehabt hätte, wenn der Vater nochmals auf das Capitel zu sprechen gekommen wäre.

Der Tag vergieng und abends kam der Assessor zu Müller, um sich die Entscheidung zu holen, und völlig vernichtend trafen ihn die Worte: Sie will nicht.

Hans Dornreich senkte den Kopf und hatte Mühe, den Schmerz über die getäuschten Hoffnungen zu bekämpfen. Stumm drückte er Vater Müller die Hand und schlich zum Thore hinaus.

Er schaute sich nicht um, that auch keinen Blick nach Christels Fenster, und flüsterte nur: „Sie will nicht.“

Und doch stand Christel hinter den schneeweißen Vorhängen und zupfte so energisch an den Spitzen derselben, dass die dünnen Fäden nacheinander entzweirissen.

Nicht einmal einen wehmüthigen Abschiedsgruß hatte er zu ihr hinaufgesandt, das war doch abscheulich!

Und das sollte Liebe sein? —

Christel verhüllte das Gesicht mit den Händen und schluchzte, weil —

ehrlich und aufrichtig er ihr alles wünschte, und wie er niemand die Thräne sehen ließ, die ihm, als er sich abwendete, über die Wange lief, niemand als seiner alten Mutter, die es erst nach Jahren, als er selbst Hochzeit machte, erzählte.

Das war aber nicht die letzte Erinnerung an ihn. — Die Wirtin lächelte, als sie daran dachte, sie könnte etwa noch darauf rechnen, ihn als kraushaarigen, rothbackigen Burschen wieder zu sehen. Nein, vor paar Jahren hatte er sie ja auf paar Tage heimgesucht, ein rüstiger, vielleicht ein bisschen zu ernster Mann, hätte ihn nicht das grundehrliche, frischblickende Auge freundlicher erscheinen lassen. Seither wird sich wohl wenig an ihm geändert haben.

Ei, sie hätte schon früher daran gedacht, ihn zu rufen. Aber eben, dass sie ihn rufen sollte! Hielt ihn als Mann der Stolz zurück, den ersten Schritt zu thun, weil ihn der des Eigennutzes verdächtigen konnte, so hielt sie als Weib die Scheu davon ab, „nachläuferisch“ zu erscheinen. Sie musste wieder lächeln, wenn sie dachte, wo nun er, nachdem sie die Scheu verwunden hatte, mit seinem Stolz wohl bleiben werde?

Und da streicht sich die Wirtin über die Stirne, denn ein Gelärme, das die in der Stube spielenden zwei Kinder machen, erinnert sie an diese ihre Kleinen. „No, Hansl und Mirzl“, sagte sie, „möcht's wohl wieder ein' braven Vater hab'n?“

Der Hansl steht überlegend und die kleinere Mirzl steckt behufs reiflicherer Erwägung den Finger in den Mund. Vermuthlich war aber die Frage in so einladendem Tone gestellt, dass ein „braver Vater“ als ein sehr begehrenswerter Gegenstand erschien, und so entschlugen sich denn die Kinder im nächsten Augenblicke des Denkens und sagten beide: „Ja!“

„No, vielleicht kriegt's 'n Loisl Vetter.“

Da tauchte auch in den Kinderköpfen das Bild des großen Mannes mit den freundlichen Augen auf, der so schöne Geschichten zu erzählen wusste, der gar lieb zu ihnen war, ja mehr als die Mutter, die, wenn sie lärmten, sie gleich hinausschicken wollte, aber der Loisl Vetter behielt sie dann immer da und ließ sie nicht weg.

Als der Brief geschlossen war, gieng die Wirtin, beide Kinder an der Hand führend, über den Platz nach dem Postkasten, die kleine Mirzl trug das Schreiben, und die ward emporgehoben und schob den Brief durch den Spalt.

„G'segn's Gott“, sagte die Wirtin.

Wo der Mensch aus reinem Sinne und vollem Herzen heraus etwas unternimmt, da hat er den Segen schon vorweg hinzugethan. Übers Jahr hatten sie im „blauen Stern“ den Loisl Vetter als braven Vater.

leicht nicht nöthig gehabt, so traurig seinen Korb nach Hause zu tragen.

Auch ihrem Vater grollte Christel, der von Hans kein Sterbenswörtchen mehr gesprochen, trotzdem sie ihm mehrmals hiezu Anlass gegeben hatte.

Über diese, theils vorwurfsvollen, theils grollenden Gedanken, vergaß Christel für Momente Angst und Schrecken, und erst als unweit ein Blitzstrahl in einen Baum schlug, wurde sie von neuem Entsetzen erfasst und sank laut jammernd am Boden nieder.

Zusammengekauert lehnte sie den Kopf an die Wand und schloss die Augen in der festen Überzeugung, dass nun ihre letzte Stunde geschlagen.

Ja, ja, der Tod nahte, sie fühlte es — jetzt fasste er sie an! — Ein gellender Aufschrei übertönte das Tosen des Sturmes.

Die arme Christel lag wirklich schreckensbleich da, aber nicht in den Armen des Todes, sondern in den Armen Hans Dornreichs.

Es brauchte eine Weile, bis der Assessor sie soweit beruhigte, dass sie die Augen zu öffnen getraute und ihn mit den dunklen Sternen anblickte, dass es ihm ganz wonnevoll durchs Herz zog.

Und nun setzten sie sich auf die Stufen des Altares und Hans berichtete, wie Vater Müller ihm begegnet sei und ängstlich mitgetheilt habe, dass Christel möglicherweise vom Gewitter überrascht werden könnte.

Da habe er, Hans, es nicht ausgehalten, es habe ihn gedrängt, das schutzlose Mädchen aufzusuchen, und nun möge ihm Christel nicht zürnen, dass er es gewagt, ihr entgegenzugehen.

Christels Blick glitt gar wohlwollend über die Gestalt des gänzlich durchnässten Mannes, der ihretwegen nicht Sturm und Regen scheute; — und da sollte sie zürnen?

Zögernd legte sie ihre Fingerspitzen in die dargebotene Hand, dann ließ sie sich einen Kuss darauf drücken und endlich rückte sie näher.

Am Ende war es doch Hans Dornreich, von dem die alte Muhme gesprochen?

Und er war es wirklich, denn, als er ihr so recht treuherzig in die Augen schaute und fragte: „Willst wirklich nicht, Christel?“ flüsterte sie verschämt: „Ich will doch!“

Drei Gedichte

von Hermann Kienzl.

Charfreitag.

Charfreitag war's; die Frühlingssonne
Bestrahlte glücklich Stadt und Land,
Zu heiliger Auferstehungswonne
Die fromme Christentrauer schwand.

Ich schritt an eines Mädchens Seite —
So frühlingsfroh — daher, dahin,
Und in der Nähe, in der Weite
Bracht' alles fröhlichen Gewinn.

Das ist der Seele Recht im Lenze,
Dass sie die kranken Sorgen flieht
Und selbst am Schmuck der Todtenkränze
Nur deren Blumen blühen sieht.

Das alte Haus mit schwarzen Dielen,
Ja, Hund und Katze, Stock und Stein,
Sogar die — Menschen, sie gefielen
Mir in des Lenzes Sonnenschein.

Hans Dornreich gegangen war und nicht wieder kommen werde.

Dennoch hoffte Christel von einem Tag auf den anderen, dass Hans vorsprechen und sie um Verzeihung bitten werde.

Sie wusste zwar nichts zu verzeihen, und, um einen Grund zu haben, schalt sie ihn einen Hochmuthspinsel, der geglaubt, sie werde sich nur gleich eine Ehre daraus machen, Frau Assessorin zu werden. — Nun, damit hatte es seine guten Wege!

Christel lachte laut auf und nahm sich vor, an Hans Dornreich nicht mehr zu denken.

Es war ein sehr heißer Tag, an dem die Julisonne glühend niederbrannte, wo Christel aus dem Dorfe jenseits des Berges ins Städtchen und nach Hause zurückkehrte.

Sie war bei einer alten Muhme gewesen, welche die Karten zu legen verstand, wie keine andere, und diese hatte ihr prophezeit, heute noch werde sie ihrem zukünftigen Mann begegnen.

Wenn ihr Hans Dornreich begegnete? — Na, dem gienge ich hundert Schritte weit aus dem Wege, dachte Christel, und lenkte den Waldweg ein, der eine gute Strecke aufwärts führte.

Wie oft war sie diesen Weg schon gegangen, aber nie hatte er ihr so lange geschienen, wie heute.

„Ach, die unerträgliche Hitze!“ murmelte Christel, und machte Anstalten, sich auszuruhen.

Sie streckte sich behaglich auf das weiche Moos hin und durchdachte nochmals die Prophezeiung der guten alten Muhme; dabei fielen ihr die Augen zu und sie träumte schlafend weiter.

Christels Schlaf wurde immer fester; sie gewahrte nicht die drohenden Wolken, die, langsam heraufziehend, den Wald in dunkle Schatten hüllten; auch hörte sie nicht das ferne Rollen des Donners.

Erst das Rauschen und Brausen des nahenden Sturmes schien sie zu erwecken, denn sie fieng an sich zu strecken und zu gähnen. Als aber ein Blitzstrahl fast senkrecht niederfuhr, dem unmittelbar ein krachender Donnerschlag folgte, da war sie, von unsichtbarer Macht emporgerissen, plötzlich auf den Füßen.

Rathlos starrte ihr entsetzter Blick nach allen Seiten, um ein Schutzdach zu erspähen. Allein vergebens.

Nachhause zu kommen war unmöglich, der Weg ins Dorf zurück ebenso lange — also, was thun?

Bereits fiengen einzelne große Tropfen vom Himmel und aus den Augen der armen Christel zu fallen, und noch wusste sie sich nicht zu helfen.

Endlich fieng sie an zu laufen, aber nun kam der Sturm mit seiner Allgewalt und hemmte ihre Schritte. Dennoch strebte sie vorwärts, und als sie um die Ecke bog, sah ihr die ersehnte Rettung entgegen.

Ein winzig kleines Kapellchen stand am Wege, an das Christel in Angst und Schrecken nicht gedacht hatte.

Mit wenigen Schritten war sie nun dort, schwang sich behend über das niedrige Gitter und dankte Gott aus dem Innersten des Herzens für diesen unverhofften Schutz.

Dieses beruhigende Gefühl dauerte aber nicht lange, denn nun brach das Gewitter mit all seinen Schrecken los.

Bei jedem Blitzstrahl bekreuzte sich das schluchzende Mädchen, bei jedem Donnerschlag schrie es laut auf.

Dann rief Christel wieder um Hilfe, allein die Stimme verhallte im Sausen des niederströmenden Regens.

In dieser ihrer peinlichen Noth dachte sie an Hans Dornreich. Hätte sie vor wenigen Tagen nicht so eigensinnig beharrt auf dem: „Ich will nicht“, hätte sie nicht allein gehen müssen und säße nun schon längst mit Hans Dornreich zuhause.

Wenn dieser blöde Mensch aber auch nur ein Wort gesagt — eine Bitte an sie gerichtet, wer weiß, was dann geschehen wäre; er hätte viel-

zerischen Museum“ abdrucken. Da diese Veröffentlichungen von Erfolg waren, kam später von Füssli redigiert und „verbessert“ das Ganze heraus. Ein Schüler Chodowickis, auch Schweizer, illustrierte die Ausgabe.

Nach Füssli bearbeitete mehr als 50 Jahre später Eduard Bülow die Jugendgeschichten Bräkers als Idyll, das unter einer Sammlung von Novellen und Erzählungen 1841 in Braunschweig erschien; bald darauf gab Professor Scheitlin in St. Gallen Bräkers Schriften als Volksbuch heraus.

Das Inhaltsverzeichnis des Buches vom armen Manne gibt uns erstens: Selbstbiographie, zweitens: Tagebuch, und zuletzt „Etwas über Shakespeare“. Dieses letzte darf nicht unerwähnt bleiben.

Als Ulrich Bräker Mitglied der „Moralischen Gesellschaft“ in Lichtensteig wurde, erhielt er die Erlaubnis zur freien Benützung der Bibliothek der Gesellschaft. So kam Shakespeare in die Hütte des Webers, um fast zwanzig Jahre dem armen Manne ein Freund zu sein, wie er es wohl nie einem anderen Menschen gewesen.

— „Großer Genius, göttlicher Dichter! Du übertriffst all deinesgleichen. Alle Dichter, alle Schriftsteller, alle Menschenkenner und gelehrte Schwätzer müssen vor dir verstummen, alle Physiognomiker mit ihren läppischen Schlüssen erblinden. Kein Härchen entgeht deinem durchdringenden Blick, nie wird man müde, deine Gemälde zu beschauen, und bei jedem sagt man: das ist das schönste! Unter Tausenden wollt' ich deine Züge, und, wenn ich blind wäre, deine Geschöpfe unter Tausenden am Ton erkennen. Tausend Menschenmacher machen solche, die nirgends unter der Sonne da sind: missgeborene, verstümmelte Creaturen, von zusammengerafftem Stoffe. Du ahmst die Natur nach, und wer trifft sie, wie du! Wo ist der Anatom, der so zergliedert und so weiß, in welchem Winkel die Krankheit steckt, jede Fiber am rechten Orte findet, und ihm den ersten Namen gibt? Unsterblicher William! Du hast mir mehr gesagt, als alle Bücher der Welt mir sagen könnten, du hast mich in Gesellschaft deiner Geschöpfe geführt, wo ich mehr hörte, als in allen Gesellschaften der halben Welt. Du hast mich böse, zornig, ergrimmt, oft fast rasend gemacht, du hast meine Brust aufgerissen, in Mitleid schmelzen lassen, hast mich traurig, betrübt, melancholisch gemacht, und alles wieder geheilt. Du hast mich ergötzt, lustig und fröhlich gestimmt. Du bist mein Arzt. Wenn Sorgen und Unmuth meinen Geist umhüllten, traf ich in deiner Gesellschaft Leute an, die mir so treffend ans Herz redeten und allen Gram wegpredigten, Leute, die den geheimsten Schmerz von der Brust wegscherzten, und mich gesund und muthig machten. Hastig besorgte ich meine Arbeit, dann flog ich wie ein Pfeil auf die Bühne, um auf die ruhevollste Art den lehrreichsten Scenen zuzuschauen. Halbe Nächte verschwanden wie Minuten, und kein Schlaf kam in meine Augen. Jakobs Dienst um Rahel konnte nicht so geschwind und anmuthiger vorbeifließen, als mir die Zeit bei deinen Spielen, wenn deren auch noch tausende wären. Andere Schwätzer, die neu und gelehrt sein wollten, schläferten mich ein. Das hast du nie gethan, du immer munterer Geist; du läßt immer erwarten und betrügst nie. Nie wird man müde, dich reden zu hören. —“

Ulrich Bräker liest Shakespeares Werke, und als er sie zu Ende gelesen, liest er sie wieder, und dann noch einmal, und würde sie sicher zum viertenmale gelesen haben, hätte ihm nicht der Tod den Deckel des Buches vor den müden Augen geschlossen. Shakespeares Werke selbst zu besitzen, erschien ihm als Gipfel alles menschlichen Glückes, ein Gipfel, den der tüchtige Bergsteiger niemals erreichte. Er liest

Noch wusst' ich nicht, woher der Wandel,
Noch kannt' ich nicht die süße Macht,
Die meines Alltags Stundenhandel
Mit Märchenfreuden angelacht.

Doch fühlte ich, dass mir, je länger
Ich in ein dunkles Auge sah,
Die Brust stets enger ward und enger,
Als presste sie 's: Halleluja!

Doch wusste ich, dass nie im Leben
Mir je ein Weg so lieblich schien
Als dieser, den ich eben neben
Dem lieben Mädchen schritt dahin.

Der Sommer ist ein Lenz-Entlauber,
Der Freude Tod ist Liebespein:
Du heiliger Charfreitagszauber,
In treuer Sehnsucht denk' ich dein!

Rolf.

Ei, streicht der Wind heut' übers Land
Und rüttelt des Waldes Glieder
Und sammelt die Wolken am luftigen Band
Und peitscht den Regen hernieder!

Das ist so wackere Jugendlust,
In Wind und Wetter zu laufen,
Barköpfig, mit kindischer Heldenbrust,
Zu trotzen des Himmels Traufen.

Seefahrers Rolf, der kleine Jung',
Mit hui! aus der trockenen Stube!
Und jagt nun im Winde mit lustigem
Sprung
Über Tümpel, Graben und Grube . . . .

Rolf, der Wind kommt von Süden her,
Rolf, dort wüthet der Sturm übers Meer,
Rolf, dein Vater fährt auf dem Schiff,
Rolf, es scheitert das Schiff am Riff —
Rolf, gnade Gott deinem Vater!

Die Scheidestunde.

Noch einmal — o letzter Frühlingstag! —
Sind wir zusammen gegangen;
Noch einmal durfte so kühn und zag
Mein Auge an deinem hangen;
Noch einmal sog ich den stillen Duft
Von deiner heiligen Nähe —
Darüber aber wob Grabesluft
Und Scheidens tiefstes Wehe.

Noch einmal — o letzte goldene Stund',
Da du zogst, mein Lieb, mir zur Seite,
Noch einmal lächelte hold dein Mund —
O schmerzliches Wandergeleite!
Noch einmal, einmal in langer Zeit
Wohl standen wir Hand in Handen;
Nun liegt das schon drei Monde weit,
Und ich bin in fernen Landen.

Noch einmal hat mir das Leben gelacht,
Und war 's auch durch brennende Thränen,
Noch einmal — wie oft hab' ich dessen gedacht
In der Mitternacht schlaflosem Sehnen!
Noch einmal — versinkender Augenblick,
O hättest du, wolkengeboren,
Mich erlöst, barmherziges Flammengeschick,
Ich hätte das Glück nicht verloren!

Und wie wir standen noch unter dem Thor,
Ich mit brechendem Herzen und Muthe,
Da quoll auch dir die Thräne hervor:
Sei gesegnet, du Gütige, Gute!
Deine Hände küsst' ich in lautloser Klag',
Dann ein rasches, zerreißendes „Wende"!
Da draußen aber lag schimmernder Tag,
Nur in mir eine Nacht ohne Ende.

Die Geschichte vom armen Mann in Tockenburg.

Von Richard Voß.

(Schluss.)

III.

Der „arme Mann von Tockenburg" — das ist der Titel von Ulrich Bräkers „gesammelten Werken" — ist im Buchhandel ziemlich vergriffen. Neuerdings hat Gustav Freytag in seinen Bildern aus Deutschlands Vergangenheit Bräkers Erwähnung gethan. Der erste Herausgeber der Schriften des armen Mannes ist der Züricher Buchhändler Füssli gewesen. Diesem Manne schickte Ulrich Bräker, von verschiedenen Seiten dazu ermuthigt, was er geschrieben, und Füssli ließ dann zuerst Bruchstücke in dem „Schwei-

— — aber warum sollte dein Geist nicht auch einmal schlummern? So kommt es, wenn man etwas erzwingen will! —"

Er begreift schwer: wie man schreiben kann, was man nicht selber gelebt hat. Wenn er auch nicht meint, Shakespeare habe Desdemona ermordet, und sei als Lear verstoßen und verjagt im Wahnsinn herumgeirrt, er sei Macbeth und der dritte Richard gewesen, so versteht er wohl, dass Shakespeare alle seine Gestalten in sich erlebt haben müsse. Er ahnt die Macht des Geistes, dem nichts Menschliches fremd ist, der in seinem Menschen die Menschheit erlebt. Aber was nicht geradezu gigantisch, übermenschlich oder fürchterlich ist, alles das, so meint Bräker, müsse von Shakespeare als wirkliches Leben gelebt sein. So packt ihn die Menschenmalerei dieses Pinsels; anders begreift er ihre Möglichkeit nicht.

Die Heiterkeit im ersten Theile des vierten Heinrich erfasst ihn so, dass er meint, Shakespeare müsse ein glücklicher Zecher gewesen sein, sonst hätte er nicht den göttlichen Falstaff zu schreiben vermocht. Und er, der Wirtshaushasser und Schelmenfeind, er selbst fühlt sich in der Gaststube der Frau Quickly so behaglich, so schmachvoll behaglich, dass er meint, es sei eigentlich eine Schande für ihn, sich in solcher Gesellschaft so grimmig gerne herumzutreiben, und mit Kerlen wie Falstaff und Genossen sozusagen Bruderschaft zu trinken, und sich's wohl sein zu lassen.

Als er im „Kaufmann von Venedig" die Scene zwischen Lanzelot und Gobbo liest, ist er überzeugt: Shakespeare müsse in der Schweiz gewesen sein und einen Bauernjungen gesehen haben, den sein alter Vater besuchte mit einem Präsent für den Herrn.

Wenn er nachts aufsitzt und Shakespeare liest, dann versinkt um ihn seine ärmliche Welt, und eine andere steigt herrlich empor. Seine Hütte wird zum Palaste der englischen Könige, sein mattes Ölflämmchen zur Sonne Afrikas, die Kleopatras Schönheit bestrahlt. Er fühlt nicht mehr die Härte des Holzschemels: er dehnt sich auf orientalischen Polstern, er ruht auf einem Königsthron. Bei Macbeths Mordmahl hebt er den goldenen Becher, er läßst sich den Perlentrank der ägyptischen Königsschlange credenzen; die Linden von Posperos Hütte umrauschen ihn, und er athmet den Blumenduft auf den Fluren, wo Perdita tanzt. Er wankt mit dem wahnsinnigen Lear durch die Sturmnacht, schreitet neben Macbeth über die Heide, und zieht mit Coriolan in die Verbannung. Er spricht mit Horatio und Marcellus dem edlen Königsgeist den Schwur nach und schreit auf, wenn das Beil des Henkers die unglücklichen Opfer der englischen Könige trifft. „O, ich hab' auf der Seite Malcolms greulich um mich gehauen" — er mochte dabei an seine Schlacht bei Lowositz gedacht haben. Und als er den dritten Theil des sechsten Heinrich gelesen, schreibt er: „Mordet immer, ihr britischen Helden. Ich will meine Brust hart machen — — der edle Gloster, Rutland und dieser Heinrich haben mein Herz gestählt, so dass es für euch andre nichts mehr fühlt." „Wenn ich dort gewesen wäre, hätte ich meinen Theil auch redlich beigetragen, setzt er dann hinzu. Doch er ist froh, wie mit dem achten Heinrich die historischen Schauspiele zu Ende sind. Wenn man liest, wie er mit Leib und Seele in diesen Stücken gelebt hat, so begreift man das, er muss unter dem gewaltigen Eindrucke von Mord und Greuel physisch gelitten haben. Das Entsetzlichste für ihn war, dass er sie glauben musste. Bei anderen Trauerspielen, so meint er, hatte er doch denken können: das ist gedichtet; aber von diesen Königsdramen weiß er: das ist geschehen; und die Wirklichkeit der Dinge packt ihn.

und schreibt nieder, was er beim Lesen empfunden; Drama für Drama. Manchmal ist es nicht mehr, als eine halbe Seite, oft das kaum. Er schreibt nieder, was er empfindet — d. h. seine Zunge versucht nachzustammeln, was seine Seele durchschauert wie Sphärenmelodie, sie mehr erschüttert, als alle biblischen Donner des Sinai sie zu erschüttern vermochten. Wo Shakespeare ihn nicht besinnungslos macht, ist er ruhig, gelassen, objectiv; überschaut die Handlung, verfolgt ihren Lauf durch alle Wendungen, in allen Gestalten, hebt mit sicherer Hand das Bedeutende heraus, läſst das Unbedeutende fallen, und manchmal sogar wird William Shakespeare von Ulrich Bräker kritisiert, und das mit vollem Bewuſstsein. In den Meisterwerken, von den Donnern gewaltiger Leidenschaft wird sein Empfinden von Shakespeares Größe wie von den Fluten eines Bergstromes hinweggerissen, dass er fast besinnungslos ist; und alles, was er in solchen Augenblicken zu sagen vermag, ist ein Aufschrei des Entsetzens und Grauens, des Erstarrens vor dem Riesengeist, dem er gegenübersteht; es ist überall der Aufschrei, der sich bei dem „zu spät" Othellos seiner Seele entreißt.

Liest man das „Etwas über Shakespeare", so gesteht man sich, nie etwas Ähnliches gelesen zu haben. Man hat ein halbes Lächeln auf den Lippen, aber tiefen Ernst in dem Herzen.

Für Ulrich Bräker *lebt* Shakespeare, ist da, ist bei ihm. Er spricht mit ihm, wie mit einem alten, guten Bekannten; so einfach kindlich würde er zu seinem Gott reden, so redet er wohl zu Gott in seinen Gebeten.

Zum ersten Theil des vierten Heinrich redet er Shakespeare an: „— Großer Mann! Musst du deine Menschen immer wieder umbilden? oder thun sie es — — — wie gerne folgst du der Natur — — — ja, das ist der Menschen Art. —"

Wo er sich mit einem Stücke nicht befreunden kann, grübelt er nach, wie es kommen mag, dass dieselbe Feder, die „Hamlet" schrieb, „Love's labour lost" schreiben konnte. Es thut ihm weh, nicht alles gleich groß und gewaltig zu finden, und er legt es sich auf seine Weise zurecht, um ja keinen Flecken in der Gloriole seines Heiligen zu sehen.

— „Dein Geist sagt mir, dass du zuweilen dein Pferd Genie gespornt hast, zuweilen gieng's von selbst einen guten Trab, zuweilen galoppiert es so hitzig und feurig daher, dass man lieber wollte, es gienge sanfter, damit man Zeit fände, seine Gestalt und seinen Gang zu beobachten. Hier hast du mir wieder ein Stück in die Seele „gemacht". — Er meint „Cymbeline".

Und eben bei „Love's labour lost", dem er keinen Gefallen abgewinnen kann, meint er:

„— Verzeihe mir, großer Mann, ich dachte allerlei über dieses Stück; oft, dein Lehrjunge habe es gemacht, und so einige Strophen von dir geborgt, oft, du habest es etwa in müßigen Stunden, bei übler Laune, irgend in einem Bierhause in dein Taschenbuch niedergeschrieben, in dem du eine spitzfindige Liebeszänkerei behorchst. Hernach sei es, weil von dir aufgeschabt worden, wie von jenem Könige der Abgang zu Schnupftabak. Oft dacht' ich wieder, irgend ein Papagei, ein Nachschwätzer hab' es irgend in deinem Namen gemacht.

Wenn ich gewiss wüsste, dass du es gemacht, und als etwas Erhebliches für die Nachwelt geschrieben habest, so würd' ich es dir zu gefallen verehren. Ich will aber glauben, du habest es nicht gemacht, und wenn du es doch gemacht, sei es dir nicht in den Sinn gekommen, dass alle Welt Freude dran haben möge. — — — Hast du es wirklich gemacht, William, so freut es mich, dass dein Geist auch so niedrig fliegen konnte. Ich weiß, dies Stück hat dir mehr Mühe gemacht, als all deine schönsten Werke

ganzen Jungen in Schmutz steckt. Besser noch als die Amme gefällt ihm Merkutio, der lustige Merkutio; auch dem Pater Lorenzo hört er gern zu, ließe ihn nur dieser Schreier von Romeo zu Wort kommen.

Aber nicht die Liebe ist es, die unserem Uli „Romeo und Julia“ verleidet. Gewaltige Frauenliebe erschüttert ihn; ja, sogar Leidenschaft, sinnliche, elementare Leidenschaft empfindet er nach, und sieht darin durchaus keine Teufelin, die den frommen Christen zur seligen Lust und ewigen Verdammnis in den Venusberg lockt. Was er über Antonius und Kleopatra schreibt, liest sich gar eigenthümlich, wenn man denkt, wer es geschrieben. Er begreift: Antonius musste in den Armen Kleopatras entmannt werden und untergehen; und Antonius hatte sich an die Brust der schönen Frau stürzen müssen, wenn er auch zehnmal gewusst, dass er von den Lippen der bacchantischen Königin tödtendes Gift küsste. Und Kleopatra — die Tugend Octavia ist ein „Schatten“ gegen die egyptische Buhlerin! Er weiß kaum von den anderen handelnden Personen des Dramas. Die Liebe und das Schicksal der beiden hält ihn so in Erregung, dass er nichts weiß als nur sie. Kleopatras Liebe legt ihr in seinen Augen eine Gloriole ums Haupt, dass sie für ihn zur Heiligen wird. Er empfindet stark und leidenschaftlich, dass ein Weib, das für seine Liebe stirbt, wie diese Kleopatra für Antonius, ihrem Leben eine Weihe gibt. „Um hier zu siegen“, schreibt Bräker, „braucht es Josephs.“

Dieses Wort über Kleopatra ist eines der merkwürdigsten, die wir von diesem Manne vernommen.

Othello und Desdemona sind die beiden letzten Gestalten, über die Bräker in seinem „Etwas“ geschrieben. Er kommt aber hier mit dem Betrachten nicht weit. Othellos „Zu spät“ erstarrt ihn. Was er dabei denkt und fühlt, drängt er in dem Einen Wort zusammen: „O, das geht über alle Fassung hinaus.“

Und dann schließt er sein Buch; — ein einfacher Schluss, einfach, wie alles, was wir aus diesem Munde gehört, seltsam ergreifend.

Dem Andenken Berthold Auerbach's.

Wenn von einem Dichter aus vergangener oder halbvergangener Zeit die Rede ist, so kann man oft das Wort hören: Der ist abgethan! oder: Der hat sich überlebt! Und man sagt das nicht etwa im Tone des Bedauerns, als vielmehr in einer Art von Genugthuung und Befriedigung, in einer gewissen Gereiztheit gegen den, der abgethan ist, der sich überlebt hat. Die Welt ist undankbar, aber gegen niemanden ist sie undankbarer, als gegen ihre Dichter. Ich spreche hier nur von der Würdigung oder Entwürdigung ihrer Werke und ich spreche nicht von den Ausnahmen, sondern von der Regel.

Einmal hörte ich eine Dame folgende Worte sagen: „Ach, der N. N. war mein Lieblingsdichter, wie habe ich ihn verehrt, vergöttert! Ich konnte nichts lesen, als nur ihn! Aber seit er sein neuestes Buch geschrieben hat, mag ich ihn nicht mehr. Ich will

Die gewaltigste Wirkung haben auf Bräker die Titanen unter den Shakespeare'schen Gestalten gehabt: Macbeth, Richard III., Coriolan, König Lear. „Richard III." ist ihm das grausamste, verhassteste Stück.

Er dankt dem Übersetzer, dass er's nicht in Prosa, in der ihn „so rührenden, lieben Schreibart" geschrieben, sonst hätte „Richard III." ihn krank gemacht. Bei „König Lear" ist seine ganze Seele wieder Mitleben und Mitleiden: — „Ich war ganz in jenen Zeiten, in allen Gegenden. Ich verfolgte die heuchlerischen Hexen Goneril und Regam, und zupfte den eigenliebigen, leichtgläubigen Lear aus allen Kräften gleich anfangs am Ärmel."

Den „Julius Cäsar" kennt er auswendig; er hat darin gelesen, wie in seiner Bibel, und kann gar nicht los von dem Stück. Aber Marcus Brutus hätte es heißen sollen. Brutus ist der Held, der edle, herrliche Held — hier merkt man den Schweizer! Er hält seinem Brutus eine Rede, wie sie nicht ergreifender — ergreifender in Ulrich Bräkers Sprache — Antonius dem Cäsar spricht. Wie kommt der Mann zu diesem Gedanken! Als er liest, wie Brutus Cäsar niederstößt, denkt er seines eigenen Vaterlandes: — „Getrost, ihr Tockenburger! Wenn Brutus, der edle Brutus, den besten, größten Römer um des allgemeinen Wohles willen morden durfte, so durften eure Väter auch Rüdlinger und Keller als Verräther todtschlagen." Und nun „Hamlet"!

Er will nicht ruhen, bis er wenigstens „Hamlet" unter seinem kostbaren Bücherschatz hat. Er möchte das herrliche Werk aufgeführt sehen, und möchte es wieder nicht: wie das Drama sich in seinem Innern abspielt, so lebhaft und erschütternd kann keine Bühne der Welt das Stück geben. Hier empfindet er wie ein frommer Büßer nach langem Kasteien und Martern: er ist in Verzückung. Und in dieser begeisterten Erregung tritt er vor seinen heiligen und göttlichen Freund, und kniet huldigend zu seinen Füßen, demüthig und anbetend und doch wieder in so rührender Menschlichkeit: — „Stoße mich nicht zurück. Besorge nichts, ich will nichts ausschwätzen, dir nur wie dein Hündchen nachschleichen."

Er versteht „Hamlet" nicht, aber er erräth ihn. Vielleicht, so meint er, hat selbst Shakespeare sich nicht deutlicher ausdrücken können. Gibt es doch Dinge, die man eben nicht aussprechen kann, auch ein Shakespeare nicht. Nicht nur das Göttliche hat seine Geheimnisse, nein! auch das Menschliche. In einer Seele gibt es Abgründe, die sich nicht ergründen lassen, eine Seele hat nächtliche Dunkel, die keine Sonne erhellt, eine Seele hat so viel des Unerforschlichen und Unbegreiflichen, dass man es nicht sagen kann, nicht einmal ahnen, nicht einmal fühlen — und so eine Menschenseele ist Hamlet für Bräker. — —

Bestie, — ich glaubte gerade seine Ansicht über die sentimentale Julie und die sinnliche große Kleopatra sei ungemein charakteristisch für unseren Mann?! —

Begreift er aber — das heißt, übersetzt er sich die meisten der Shakespeare'schen Gestalten in seine Menschheit, mit zwei Gestalten will es ihm durchaus nicht gelingen, und diese beiden sind keine anderen als — Romeo und Julie. Das tragische Ende der Liebenden erschüttert Bräker durchaus nicht. Er nennt Romeo einen Heuler, der „von Anfang an alleweil mit Gewalt sterben will", und die holde Julia wird nicht viel höflicher von ihm behandelt: „Kaum hat sie Romeo gesehen, so jammert sie schon, das Grab sei ihr Brautbett!" — Die Bedienten behagen ihm hier besser als die Herrschaften, und die Amme kommt ihm wie eine Frau Gevatterin vor, die seinem Weibe abends lang von Nachbars Peter erzählt, und, weil er einen Flecken auf der Hose hat, den

Dorfgeschichten wären lauter unwahre, idealisierte, spinozistische Bauern, und glaubt ihn damit zu richten. Ja, weiß man denn nicht, dass jede Zeit nur solche Dichter trägt, die sie brauchen kann, die ihr nothwendig sind! Wie hätte sich denn der Übergang vom romantisch angehauchten Idealismus des philosophischen Jahrhunderts der Humanistenzeit zum Realismus unserer Tage vollziehen sollen, als durch Dichter, die mit dem einen Fuße noch dort, mit dem anderen schon hier standen? Und betrachtet man das unvertilgbare Bedürfnis der Volksseele, in der Literatur höhere Bereiche, als die des Alltagslebens zu finden, bedeutendere Menschen mit seltener Thatkraft, sei es zum Guten oder Schlechten, hochgemuthe, opferfähige Herzen — so wird man begreifen, dass Auerbach seine Sendung hatte und erfüllte, ja dass man ihm selbst die Berechtigung auf die Gegenwart nicht abstreiten kann.

Auerbach war kein naiver, sondern ein Tendenzdichter, er wollte nicht allein ästhetisch wirken, und er hat mit seinen außerordentlich verbreiteten Schriften viel Gutes gestiftet, er hat Zucht und deutsche Sitte gepredigt, er hat die Humanität gefeiert, er war Miterwecker des deutschen Patriotismus. Sein immer wiederkehrendes Sehnen und Rufen nach einem einigen Deutschland sind echte Herztöne und seine kindliche Menschengläubigkeit, die freilich der pure Gegensatz war zu dem gegenwärtigen verbitterten Pessimismus, hat zum mindesten nichts verdorben.

Man ist heute geneigt zu sagen, bei Auerbach sei alles gemacht, berechnet, und seine Natur sei eine ganz andere gewesen, als die von ihm zur Schau getragene.

Wer in dieser Sache Wahrheit haben will, der lese Berthold Auerbachs Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach. (Frankfurt 1884.) Diese Briefe umfassen einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren (1830 bis 1882), sind reine Privatbriefe, in welchen sich der Dichter vollkommen offenherzig gibt mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern. Zu seinen Vorzügen gehört das unverwüstliche Wohlwollen, das Auerbach allen Menschen, auch seinen Gegnern entgegenbrachte. Hunderte von Personen führt er in den Briefen vor, an jeder weiß er die beste Seite zu beleuchten, so dass man glauben könnte, es gibt nur lauter gute, edle, weise, hochbedeutende Menschen auf der Welt. Und wo er tadeln, rügen, sich wehren muss, da thut er es in jener vornehmen Weise, die in unserer mit Zaunstecken polemisierenden Zeit kaum mehr verständlich ist. Wenn ihm manchmal gegen jemanden ein strengeres, tadelndes Wort entfuhr, so war schon am nächsten Tage sein Bestreben, es wieder zu verwischen; vor dem Unrechtthun fürchtete er sich noch mehr, als vor dem Unrechtleiden. Er wollte gute Kameradschaft mit aller Welt, verstand es aber, jeden anderen nach dessen Eignung, Artung und Standpunkt voll gelten zu lassen, auch wenn es seiner Natur nicht immer entsprach. Als Auerbachs größte Schwäche bezeichne ich unbedenklich seine persönliche Eitelkeit. Er weiß es, dass man ihn für eitel hält, verwahrt sich dagegen, aber ich kann ihm nicht helfen, er ist es doch. Allein diese Eitelkeit ist eine so harmlose, kindliche, treuherzige, dass sie manchmal eher anmuthet, als abstößt. Und sie entspringt seiner Menschenachtung. Er war für sich sehr zaghaft, er war keiner jener Stolzen, die wohl wissen, was sie bedeuten, die aber den Beifall der Menschen verschmähen. Er hatte die Leute so lieb, dass er ohne Gegenliebe nicht leben konnte, dass er jeden Tag das Bedürfnis hatte, von irgend einem Menschen irgend ein Lob einzuheimsen. Und wie dankbar war er für jede Auszeichnung, wie glückselig machte es ihn, wenn man

nichts mehr von ihm hören, er ist mir unausstehlich geworden." — Und was war denn enthalten im „neuesten Buche"? In einer Humoreske behandelt der Dichter satirisch die falschen Haare der Frauen, und — oh weh! — die betreffende Dame trug einen Chignon. — So geht's. Und so ist es nicht bloß bei Frauen, sondern auch bei Männern, bei Coterien und Parteien — solange ein Schriftsteller in ihrem Sinne, nach ihren Passionen schreibt, ist er groß; sobald er einmal widerhaarig ist und sie selber bürstet, wird die Verehrung, die Liebe für ihn zum Hasse. Alles ist vergessen, was er ihnen früher gewesen, es ist vergessen, wie er sie unterhalten, belehrt, ergötzt, erbaut hat, wie er sie wahrhaft gefördert hat an Geist und Gemüth, und sachte wird die Neigung wach, von ihm Ungutes zu reden, ihm zu schaden, ihn abzuthun.

Zu bedauern ist daher ein Dichter, der seine Karte auf die Gunst der Menge setzt, der dem Geschmack der Menge huldigt und der sein Glück von dem Beifall der großen Masse abhängig sein läſst. Er wird bitter enttäuscht werden.

Heute noch auf hohen Rossen,
Morgen durch die Brust geschossen.

Der echte Poet dichtet, als ob es keine Leser gebe und keinen Lorbeer auf Erden, und auch keine Dornen und kein Darben! er dichtet, weil er muſs, für sich selbst, ohne an Erfolg zu denken, ohne Absicht, auf die Menge zu wirken. Die Odyssee, das Nibelungenlied ist gedichtet worden, als die Presse noch nicht erfunden war. Wer sie gedichtet, die losen Sagen in eine Gestalt gebracht, der erfüllte damit ein Verlangen seiner Natur, und heute ist der Dichter mythischer als das Gedicht. An Ruhm hat er nicht gedacht, und hat er ihn nun, so nützt er ihm nichts. Der Dichter hat sein Theil dahin, hat sein Gedicht gelebt, geschaffen, genossen; daſs auch andere daran Antheil nehmen, ist Zufall, und ein recht windiger Zufall. Für den Dichter gibt es nur zwei vernünftige Gründe, sein fertiggewordenes Werk durch Vortrag oder Presse oder Bühne der Welt zugänglich zu machen: erstens die wohlwollende Absicht, auch andere des Genusses theilhaftig zu machen, dessen er an dem Werke sich selbst erfreute; zweitens um durch ein mit der Veröffentlichung erzieltes Einkommen sein Leben zu fristen. Wer es aus dem dritten Grunde thut, um Ehre und Ruhm einzuheimsen, der spekuliert schlecht. Ja gewiſs, er kann mit Ehre überschüttet werden, er kann in der weiten Welt berühmt sein — aber auf wie lange? In wenigen Jahrzehnten ist zumeist alles verrauscht, und der Vergessene ist dann um so unglücklicher, je mehr er früher in dem Genusse des Beifalls und Ruhmes geschwelgt hat. Denn wie er sich früher viel zu sehr gejagt hat nach guter Nachrede, so kümmert er sich nun viel zu sehr um die schlechte; er hat seine Ruhe, sein Heil auf den Wankelmuth der Leute gebaut und ist verloren.

Aber solches vor Augen müſste der Dichter ja Menschenfeind werden! Warum? Die Leute sind wie sie sind, und er gehört auch dazu. Er selbst macht's gelegentlich gerade so.

Wenn ich meine eigene Erinnerung frage: Recht viele Dichter weiß ich, die in meiner Jugend noch in weitesten Schichten mit Begeisterung gepflegt wurden, jetzt aber „abgethan" sind, darunter Namen wie Walter Scott, Jean Paul, Heinrich Heine, Berthold Auerbach.

Bei letzterem will ich mich jetzt aufhalten. Berthold Auerbach ist ein Geist, der in den Vierziger-, Fünfziger- und Sechzigerjahren im deutschen Volke, ja selbst in fremden Culturvölkern, sehr Wesentliches gewirkt hat. Heute sagt man, in seinen

nachgehen? Jeder Schütze sieht an der Scheibe nach, ob sein Schuss getroffen. Mir fehlt es an der Klugheit, die auch Tugend ist, so gut wie Güte. — Sich feindselig von den Menschen abwenden heißt, sich besiegen lassen. Wer bist du denn, der du der Beste sein willst, um ein Menschenfeind sein zu dürfen?

Das klingt liebenswürdig, bescheiden, und erklärt seine Eitelkeit auf das menschlichste.

Rührend ist mir sein Geständnis, mit welcher Glücksempfindung er schuf. Während der Arbeit stand es in ihm fest: das wird gut; das wird bedeutsam; das kann ein großes Werk werden. Der Optimismus trug ihn manchmal empor über die Wolken. War das Werk fertig, kamen die Kritiken, dann kam auch die Abkühlung, er fand den Tadel sehr oft für gerechtfertigt und hielt nicht viel auf sein Werk, bis es die Begeisterung des Volkes wieder emporhob. In verschiedenen Lebensepochen versuchte er es mit dem Drama, und wiederholt musste er schwere Enttäuschungen erleben, bis er zur endgiltigen Überzeugung kam, dass dramatisierendes Talent ihm versagt war. — So sind die Dichter, und nur der Poet versteht solche Bekenntnisse des Poeten im vollsten Maße.

Auerbach war eine pathetische, lehrhafte Natur, und doch erkannte er, dass die meisten Leute von Erhebung und Andacht nichts wissen wollen, dass sie den Dichter nur nach ästhetischem Schulmeisterstabe beurtheilen, oder nach dem, wie er den Philister unterhält. „Die Welt," so rief er trotz seiner außerordentlichen Erfolge einmal aus, „thut immer so schön und entzückt, aber sie lässt mich verdorren wie jeden Poeten."

In mehrfacher Hinsicht interessant war sein Verhältnis zum preußischen Hofe, über welches hier ein bezeichnendes Schreiben an Jakob vom 26. März 1881 platzfinden mag.

Ich muss dir von gestern erzählen. Ich lege dir einen Brief des Großherzogs von Baden bei, den er mir durch einen Lakaien schickte, der auf Antwort wartete. Das ist ganz gegen Hofform, fragen, ob man kommen wolle, und so selbst schreiben. Ich fuhr also vor sieben Uhr nach dem niederländischen Palais, wo der Großherzog wohnt. Er war noch bei Tafel beim Kaiser, kam aber bald. Und nun glückwünschte ich ihm nochmals zur Verlobung seiner Tochter, und er dankte mir herzlich für den Gratulationsbrief, den ich ihm geschrieben hatte. Natürlich sprachen wir auch viel von dem Ungeheuerlichen, der Ermordung des Kaisers Alexander. Ich sagte, dass die Art, wie die Judenhetze fort und fort inscenirt wird, auch ein Werfen von Dynamitbomben ist. Aber der Großherzog hofft, dass das bald wieder vorüber sei, obgleich er die tiefe Schädigung, die das Volk damit erleide, vollkommen erkenne. Die freie reine Seele des Großherzogs leuchtete immer durch, und er freute sich, mich wieder frischer zu finden als vor drei Wochen, als ich damals bei ihm war. Ich war damals sehr bedrückt, und der Großherzog sagte, er könne mir eine besondere Freude machen, denn er habe veranlasst, dass meine Volksbücher in allen Schulbibliotheken des badischen Landes angeschafft werden, er hoffe, dass sich das auch in den Nachbarländern und weiter hinaus werde bewirken lassen.

Die Stunde verstrich, und nach seiner lieben, wahrhaft innigen Art, mich als den alten Herrn betrachtend, gieng er mit in das Vorzimmer und gab mir einen Lakai mit, der mich durch die bedeckte Halle hinüber in das Palais der Großherzogin führen sollte. Dort traf ich die Großherzogin, natürlich in Trauer um den russischen Kaiser, und sie dankte mir ebenfalls für meinen Glückwunsch, den ich geschrieben. Sie sagte mir, sie habe „Brigitta" wieder gelesen, und wenn ich es nicht übel nehme, so müsse sie

ihm eines seiner Bücher pries, ihm ein Ständchen brachte, wenn er unter dem Volke als der Auerbach erkannt und bestaunt wurde! Und wie zugänglich war er andererseits wieder für Rathschläge, Änderungsvorschläge, seine Werke betreffend! Er war eine weiche, biegsame, liebesdurstige Natur. Auerbach hat Auszeichnungen erfahren, wie selten ein deutscher Dichter. Zahllos waren die Widmungen aller Art, die von allen Ständen ihm gemacht wurden. Man benannte Plätze, Bergeshöhen, Bäume nach seinem Namen, man veranstaltete ihm Feste, Bankette, wohin er kam. Die Berliner Arbeiterstände umjubelten seine Reden, während die Minister und Fürsten ihn zu Tische luden. In mehreren deutschen Höfen ward er wie ein Hausfreund gehalten, am Berliner Hof wurde er besonders ausgezeichnet, von vielen regierenden Fürsten mit Orden geschmückt. Seine Werke wurden übersetzt in das Englische, Französische, Italienische, Ungarische u. s. w. In Holland gab es Wandkalender mit dem Bilde Auerbachs, unzählige Bilder und Büsten wurden von ihm gemacht, ja in einem Wachsfigurencabinet stand er lebensgroß in Wachs geformt neben Bismarck und Napoleon. Und über solche Popularität schrieb er dann an seinen Freund: Lieber Jakob! Ich bin doch glücklich, ich lebe nicht umsonst, ich meine, ich hätte nie mehr das Recht, unzufrieden zu sein, da ich solches erfahre.

So unbefriedigt Auerbach oft mit seinen Werken war, und er gestand das stets offen, so hatte er doch manchmal Träume von seiner literarischen Nachhaltigkeit im deutschen Volke für künftige Zeiten. Acht Jahre ist er nun todt und es ist gut, dass er nicht mehr sehen kann, welche Richtungen der deutsche Geist literarisch und ethisch nimmt und was aus seinem Andenken geworden. Das geht rasch. Berthold Auerbach, der den Zeitgenossen seiner Dorfgeschichten als literarischer Revolutionär, als ein Plebsdichter erschien, wird von dem heutigen Realisten, Materialisten und Naturalisten — belächelt.

Aber sein Todtenlied ist noch nicht gepfiffen. Ein Mann, der je einmal seinem Volke etwas bedeutet hat, der ist und bleibt ein Baustein in dem Gebäude dieses Volkes; wenn man ihn auch nicht mehr sucht, er ist da, und nicht zu beseitigen, und wer ihn ausbrechen wollte, weil er nicht die weithinleuchtende Giebelrose, sondern bloß ein verborgenliegender Grundstein ist, der würde dem stattlichen Hause keinen guten Dienst leisten.

Verschiedene Aussprüche, die mir in seinen Briefen besonders aufgefallen sind, die seine Art zu denken und zu empfinden bezeichnen und die auch für sich allein recht gut verständlich sind, will ich hier anmerken. Also sagte er unter der Klage, dass er, auf dem Höhepunkt seiner Individualität stehend, nichts mehr an sich ändern könne, zu Jakob: Ich habe vielleicht unrecht, aber du weißt, ich habe mich sehr gern, und hätte ich das nicht, so wäre ich schon längst total zugrunde gegangen. — Wenn ich nur das machen könnte, was mir im Geiste ruht, ich meine: die Naturwahrheit stilisieren, die Realistik folgerichtig in reine Kunsthaltung bringen. — Ich erfahre, dass meine beherrschende Kraft in der Ausführung nicht fest genug ist, jedes Werk wird mir unter der Feder größtentheils ein anderes, als ich anfangs gewollt. Mir fehlt es in meinem Schaffen wie in meinem Leben an strenger Methode. — Mir ist nie im Leben etwas ganz gelungen, im Schaffen nicht und im Sein nicht. — Ich war oft glücklich oder unglücklich, aber nie zufrieden. Ich bin nie so heuchlerisch gewesen, dass ich mir und anderen eingeredet hätte, Lob und Tadel wäre mir gleichgiltig. — Eben weil ich oft so verzagt bin, an mir selber rüttle, bedarf ich eines ermunternden Zurufes von außen. Und warum soll ich der Wirkung meiner Werke nicht

unsere Last ablegen. Aber der Regent kann seine Last nie ablegen!» — Da haben wir dann bald gesagt, das ist etwas für Auerbach."

Gerne mischte sich Auerbach manchmal in das sociale und politische Leben, denn das Geschick seines Volkes geht jedem Dichter nahe, und er möchte mitrathen, mitthaten nach bestem Wissen und Können. Allein, da konnte er manchmal hören: Auerbach, davon verstehst du nichts. Bleibe du bei deinen Dorfgeschichten und anderen Dichterwerken und kümmere du dich nicht um Politik. — Das waren dieselben Stimmen, die anderen Poeten wieder zurufen: Tretet heraus aus euren Idyllen, aus den Geleisen einer vaterlandslosen Ästhetik, dichtet Kampfgesänge, Streitrufe für euer Volk. — Ein Thor, der auf die Stimmen des Publicums hört, das Publicum weiß selbst nicht was es will, der Dichter muss es besser wissen, was die Leute wollen, als sie selber.

Unserem Dichter ist es verhängnisvoll geworden, dass er der Menge doch zu viel zuliebe gethan hat. „Ich vermag es nicht," sagte er, „mich von der Welt zurückzuziehen." Dann ist er manchmal wohlrednerisch geworden, wollte es allen recht thun, und sein literarischer Charakter versandete sich in die tausend Gedanken des Collaborators. Aber selbst, als er diese herausgab, bangte er, dass man ihn damit missverstehen, ihm Eitelkeit vorwerfen würde, als halte er sich für einen Weltweisen, während es doch nur flüchtige Gedanken wären, die er gebe und die nicht die Prätension hätten, geglaubt werden zu wollen.

Im ganzen war Berthold Auerbach gerade so eitel, um die Eitelkeit seines eigenen Strebens zu erkennen. Er überhob sich nie. Gegen alle, die ihm nahten, war er wohlwollend; er nützte zahllosen jungen Schriftstellern in Rath und That, und wohl keiner dürfte sein, der es ins Land rufen könnte: mir hat er absichtlich geschadet. Er war ein guter Mensch, und auf diesem Grunde leistete sein Talent Hocherspriestliches für das deutsche Volk.

Gegen Ende seines Lebens ist Auerbachs Menscheninnigkeit stark getrübt worden durch den in Deutschland einreißenden reactionären, brutal unduldsamen Geist. Auerbach war einer jener Juden, die bei der antisemitischen Bewegung unschuldig leiden. Aber nicht allein das, ihm gieng das Schicksal all seiner Stammesgenossen zu Herzen. Er hielt Großes von dem Judenthum, dessen Vorzüge er besaß und dessen Schattenseiten er nicht sah, weil er überhaupt bei allem und jedem nur das Beste herausfand. Er hat nie ein Hehl daraus gemacht, dass er Jude war, immer aber auch den Christen begriffen, und war tief dankbar für alle Toleranz, die ihm oft von katholischen Geistlichen entgegengebracht wurde. Den Katholiken traute er überhaupt mehr Duldsamkeit zu als den Protestanten, deren christliches Gefühl seit dem Kriege verroht wäre. — „Vergebens gelebt und gearbeitet", schreibt der siebzigjährige Greis am 29. November 1880, „es bleibt die entsetzliche Thatsache, dass solche Rohheit, solche Verlogenheit, solcher Hass noch möglich ist. Und da soll man wieder Tag und Nacht drauf sinnen, um Reines und Schönes zu gestalten!"

Er hat von dieser Zeit an auch nichts mehr gestaltet; ein Jahr und zwei Monate noch, dann ist er ins Grab gestiegen.

R.

mir sagen, es sei ihr das liebste meiner Bücher. „Ja“, sagte sie, „die Brigitta quält sich, dass sie das Gebot: Liebet eure Feinde! nicht erfüllen konnte, und sie erfüllte es doch, denn was man den Feinden Gutes thun kann, das thut sie ja, und das ist doch die Liebe, die verlangt wird, denn die Liebe als Neigung kann man sich nicht gebieten, aber die That.“

Ich konnte natürlich in voller Wahrhaftigkeit sagen, wie warm und schön diese Auffassung. Als wir uns eben gesetzt hatten, kam die Kaiserin. Sie erzählte dann der Großherzogin, wie sie mich anno 1845 in Weimar kennen gelernt, und die Großherzogin fügte hinzu: „Und meine Schwiegermutter kannte Sie ja auch gut.“ Die Kaiserin fragte mich, was ich arbeite; ich sagte, dass ich eine Erzählung schreibe, auf die ich eigentlich nichts Rechtes halte. „Da lassen Sie sie ja nicht drucken“, fiel die Großherzogin ein. „Sie sind gewiss Ihr bester Kritiker. Thun Sie das ja nicht! Sie dürfen nichts herausgeben, was man tadeln kann.“ Ich sagte, dass man immer getadelt werde, und sie entgegnete sehr freundlich: „Dann kann man den Tadel gut ertragen, wenn man weiß, man verdient ihn nicht.“ Ich legte nun dar, wie tief ich im Gemüth gestört sei durch die Judenhetze; es ist kein Geringes, dass man sich sagen lassen muss, man gehöre nicht zu den Deutschen und sei ohne Vaterland. Das muss ich noch miterleben, der ich bereits sechsundvierzig Jahre nach bester Kraft für das deutsche Volk arbeite und im Patriotismus niemand nachstehe. — Das wurde mir bestätigt, und die Großherzogin sagte: „Glauben Sie mir, diese hässliche Sache ist nur in Berlin.“ „Und auch hier ist sie nur vorübergehend“, fiel die Kaiserin ein. „Berlin treibt über Nacht, man weiß nicht woher, eine Pflanze auf, am anderen Tag ist sie wieder vergangen und sie hat keine Wurzel. Und Sie sehen ja, die Sache ist eigentlich schon vorüber, aber ganz gewiss im Verschwinden.“ Ich musste das bestreiten und wiederholte, dass man am Hofe wahrscheinlich von dieser Verwüstung der Gemüther und der Verkehrung alles geraden Sinnes nicht genugsam unterrichtet sei. Die Kaiserin sagte mir: „Wir, wir haben unsere alten Beziehungen zu den alten Freunden — ich sehe von Ihnen ab, denn Sie sind nicht nur ein Freund, sondern auch ein Dichter — immer aufrecht erhalten und werden es auch immer so zeigen.“ Die Kaiserin wiederholte, wie unablässig wohlthätig die Juden sich bewähren, und wie sie selber vor kurzem das jüdische Alterversorgungshaus besucht habe, wie sie nächstens das jüdische Krankenhaus besuchen wolle, und so solle ich nur ruhig sein, es wird sich alles wieder schön ausgleichen. Die Großherzogin lenkte über und erzählte mir, dass sie und der Großherzog meiner gedachten und, wenn ihnen etwas begegnete, oft sagten: „Da sollte der Auerbach dabei sein, er muss es wissen.“ Sie erzählte mir von einem alten Töpfer in Kandern, den ich kennen lernen müsse, das sei so ein glücklicher und arbeitsamer Mensch, bald achtzig Jahre alt, und er mache jetzt durch die Anstalten des Kunstgewerbes Majolica; sie sagte mir, sie werde mir die Adresse des Mannes aufschreiben. Dann sagte sie: „Da hätten Sie auch dabei sein sollen; aber ich habe mir's für Sie gemerkt. Wir waren in Rippoldsau und frühstückten unter den Tannen. Da waren zwei alte Weiber, die jede Woche zweimal kommen, um Sauerwasser zu holen. Man sagte ihnen, dass das der Landesvater und die Landesmutter seien, und sie kamen herbei; sie wurden dann auf unser Zimmer bestellt, und der Großherzog gab ihnen eine Gabe, indem er sagte: «Sie haben doch schwer zu tragen an den vielen Krügen über die Berge.» — «Ja», sagte die eine Frau, «aber wir haben's noch gut, wir können doch manchmal

den katholischen Katechismus, es ist das nothwendige Buch der confessionellen Satzungen, es fasst in sich auch sozusagen das Gerippe der Religion und der Sittenlehre. Auch gegen das Alte Testament ist im allgemeinen nichts einzuwenden, obzwar ich nicht weiß, wie mit den unbestraften hebräischen Kniffen und Lastern eines Jakob, eines David, eines Simson und anderer das christliche Kind sich zurechtfinden soll. Und das Neue Testament? Im besten Falle wird es gleichgestellt dem Alten. Wo aber bleibt in unseren Religionsstunden der eingehende Unterricht über das Leben und die Lehre Jesu, das Evangelium?

Es kommt einem manchmal gerade vor, als geschehe die Vorenthaltung absichtlich, um dann behaupten zu können, die Neuschule erziehe religionslose Menschen. Gewiss, das war in der Altschule besser. In der Schule, welche ich besucht habe, wurde an jedem Samstage und Vorabende der Festtage von den Schülern, und zwar der Reihe nach durch die Bank, jener Theil des Evangeliums gelesen, der am darauffolgenden Tage auf der Kanzel vorkam. Hierauf wurde der Text besprochen, vom Katecheten erklärt, mit sinnigen Beispielen belegt, auf unser menschliches Leben angewendet, kurz das Evangelium auf dem Wege des Gemüthes zur Sittenlehre gemacht. Die Religionsstunden waren für uns damals die schönsten Stunden, sie erwärmten, begeisterten uns für Ideales, sie waren wie Oasen mitten in der Wüste des Rechnens, der Sprachlehre, des Schreibunterrichtes. Damals hörte man auch noch von einer christkatholischen Religion, heute gibt es nur mehr eine katholische.

Warum ist es heute nicht mehr so? Ist etwa das Volksschulgesetz daran schuld? Wir wissen schon, dass dieses in den Religionsunterricht nichts dreinredet.

Zwar nehme ich als gewiss an und lasse es mir nicht nehmen, dass es auch jetzt noch einzelne Katecheten gibt, welche den Religionsunterricht in dem oben angedeuteten Sinne führen; ja ich wüsste sogar einen oder zweie zu nennen, die ihre Vorschrift dahin übertreten, dass sie etwas weniger Katechismus büffeln und etwas mehr Evangelium lesen lassen, und denen es gelingt, an den Schülern Interesse zu erwecken für unseren Heiland, für sein Leben und seine Lehren, und doch auch Interesse für die Verordnungen der Kirche. Im ganzen ist das nicht, im allgemeinen, in der Stadt wie auf dem Dorfe, herrscht in der Religionsstunde eine trostlose Öde.

Wie sieht in unserer Volksschule der Religionsunterricht aus? Mechanisches Aufgeben von Abschnitten aus dem Katechismus, mechanisches Auswendiglernen desselben Abschnittes, mechanisches Prüfen desselben Schülers, mechanisches Hersagen des Memorierten, mechanisches Anmerken der Religionsclasse. So geht man zumeist ohne weitere Erklärung des Textes von Abschnitt zu Abschnitt; der Schüler quält sich ab, Seiten um Seiten ohne Verständnis und Interesse sich einzubüffeln. Anfangs fragt das unschuldige Kind, was dies und das heiße, da jedoch selten eine Antwort ertheilt wird oder wenigstens keine befriedigende, dem Alter des Kindes angemessene, so gewöhnt das Kind sich endlich das Fragen ab, lernt gedankenlos die Sätze auswendig, plappert sie gedankenlos her und bekommt eine gute Religionsnote.

Mancher Katechet begnügt sich nicht mit dem Gedruckten, er dictiert den Schülern auch noch allerhand aus der Dogmatik und der Liturgie zum Auswendiglernen. Es werden die kirchlichen Einrichtungen, Geräthe, die priesterlichen Kleider, die vorgeschriebenen Gebräuche zu verschiedenen Festen und bei kirchlichen Handlungen erörtert, und alles muss wörtlich auswendig gelernt werden. Bei der Behandlung der Sacramente wird das Hauptaugenmerk auf Formen und Formeln gewendet.

Eine Bitte an den Clerus.

Von P. K. Rosegger.

In mir waltet eine fast elementare Nothwendigkeit, alles öffentlich auszusprechen, was in Sachen des Volksthums mein Denken ist und mich lebhaft bewegt. Das ist nicht zu ändern. Dass ich jedoch unter solche Aufsätze und Betrachtungen stets meinen vollen Namen schreibe, das ist unklug. Dadurch stelle ich mich persönlich gleichsam mit offener Stirn und unbedeckter Brust vor ein Heer von Gegnern, die hinter der Parteiflagge verborgen, unter Anonymität verhüllt mit hundert Pfeilen auf mich schießen können.

Wenn die Pfeile stecken blieben, so müsste ich schon längst dem heiligen Sebastian ähnlich sehen, während ich so mich in meiner oberländischen Bärenhaut durchaus nicht als Märtyrer fühle.

Das Bewusstsein meiner redlichen Absicht, durch solche Kundgebungen Gutes zu stiften, gibt mir den Muth, jedem Gegner, sei er eine mächtige Person, sei er eine unfassbare Partei, offen vors Gesicht zu treten, gibt mir auch die gute Laune, leidenschaftliche Anwürfe und hochmüthige Abfertigungen zu belächeln.

Heute berühre ich wieder einen Punkt, an welchem manche Leute ganz besonders empfindlich sind. Die Volksschule. Und hier habe ich es mit einer Partei zu thun, welche sich die clericale nennt, die aber doch zum Glücke sich nicht ganz mit den ehrwürdigen Traditionen der katholischen Kirche deckt.

Unsere Volksschule hat wohl manche Fehler, die aber leicht verbessert werden können, weil sie keine Cardinalfehler sind. Was aber ist dem Clerus an unserer Volksschule recht? Nichts. Seine Hauptklagen sind, dass diese Schule zu kostspielig und nicht christlich genug wäre. Ist es ihm mit diesen Klagen wirklich ernst? Zahlt der Clerus mit an den Kosten der Schule? Pflegt er sich immer sosehr zu bekümmern um das materielle Wohl des Volkes? Predigt er diesem doch selbst fortwährend, nicht nach irdischen Gütern zu trachten! — Und zu wenig Christenthum. Verbietet das Schulgesetz dem Clerus, in der Volksschule Religion zu lehren? Im Gegentheile, das Gesetz gebietet es ihm, es stellt ihm eine genügende, vom Katecheten oft nicht ausgenützte Stundenzahl zur Verfügung, es stellt den Religionsunterricht vollkommen frei, es mischt sich in Religionssachen garnicht ein, es verlangt vom Katecheten keine Rechenschaft, so dass der Religionsunterricht heute eigentlich unabhängiger ist als je. Er liegt ganz in den Händen der Kirche.

Wenn die Schüler aber trotzdem in der christlichen Religion zu mangelhaft unterrichtet werden und der religiöse Sinn nicht genügend ausgebildet wird, wer kann dann schuld sein daran, als jene, die den Religionsunterricht zu besorgen haben?

Wie wird in unseren Volksschulen Religion gelehrt? Ich konnte es lange nicht glauben, bis ich endlich vielfach davon überzeugt wurde. Von unzähligen Lehrern ließ ich es mir berichten, von Schulinspectoren, von Schulkindern und ihren Eltern, von meinen eigenen Kindern, welche die Volksschule besuchten, endlich von Katecheten selbst.

Das Haupt = Um und = Auf des Religionsunterrichtes ist der katholische Katechismus. Wenn noch Zeit bleibt, wird auch Bibel gelesen, zumeist nur aus dem Alten Testamente. Ich habe als Katholik gewiss nichts gegen

Evangelium ist für das Kind zehnmal passender und verständlicher, als der Katechismus mit seinen oft verfänglichen Ausdrücken und Darstellungen, die man dem Kinde nie auslegen kann und darf.

Oder sollte die Zeit dazu fehlen, mit dem Evangelium sich abzugeben? dann weniger von dem anderen, und die Hauptsache voran.

Oder sagt man, das Evangelium bekämen die Kinder ja von der Kanzel herab zu hören? Das ist zu wenig, gehört haben ist noch nicht in sich aufgenommen haben, sonst könnte man wohl auch die anderen Lehrgegenstände den Schülern nur bloß vorlesen, das wäre bequem.

Oder meint man, das Amt des Katecheten sei nur der Katechismus, und die Vorführung des Evangeliums müsse er weltlichen Lehrern überlassen können? Das wäre ein unverantwortliches Preisgeben des Besten an profane Hände.

Man kann es aber nur schwer glauben, dass es ihr Ernst ist, wenn sie sagen: Den Vortrag des Evangeliums soll der Schullehrer besorgen. Sie begeben sich damit des Religionsunterrichtes in dem wichtigsten Punkte und es könnten Leute sein, welche da sagen, wenn schon der weltliche Lehrer das Christenthum lehrt, so wird der Katechet in der Schule entbehrlich. In Deutschland, in der Schweiz besorgt in der That der Volksschullehrer den Religionsunterricht, die Kirche setzt erst im zwölften Lebensjahre des Schülers ein, um ihn zur Confirmation vorzubereiten. — Ich glaube, dass eine solche Einrichtung sich unsere Clerikalen nicht wünschen, ja dass sie den Religionsunterricht eines nicht dogmatisch gebildeten Lehrers mit Misstrauen überwachen würden. Also warum nicht selbst auch in der Volksschule das Evangelium lehren, wie sie von Christus den Auftrag haben!

Sollte sich's herausstellen, dass der Clerus aus irgend einem Grunde seiner fürnehmsten Pflicht in der Volksschule nicht nachkommen will, dann allerdings müssten alle Bekenner des Christenthums und alle Freunde des Volkes darauf hinwirken, dass der weltliche Lehrer sich der Lehre Jesu annehme und sie den Kindern vermittle.

Wenn unserer Volksschule schon so manches fehlt, was allmählich verbessert werden muss, so fehlt ihr vor allem ein rationeller, herzerwärmender Religionsunterricht. Solange dieser verweigert wird, ist die Klage wahrlich nicht unbegründet, dass unsere Volksschule zu wenig christlich-religiös sei.

Ich bin nicht rechthaberisch, mir ist nicht um Streit und Gegenpart zu thun, sondern nur um die Sache, ich wäre froh, wenn ich mit dem heutigen Vorwurfe unrecht hätte, wenn ich eines besseren belehrt und überzeugt werden könnte. Wenn nicht, so müsste ich zu folgendem Schlusse kommen:

Dem Clerus ist bei unserer Volksschule nicht zu thun um Religion und Christenthum, sondern um die Herrschaft. Nicht sosehr zwischen dem Messias und den Menschenkindern will er ein unzerreißbares Band flechten, als vielmehr zwischen Kirche und Volk. Der Clerus will sich aus socialen und politischen Gründen der Menschheit bemächtigen. Aber das soll er offen eingestehen, dann wird man ihn achten wie jede andere weltliche Macht und auch also mit ihm rechnen.

Heute denke ich nur an die Religion Christi, deren Reich hoch über dieser Welt steht, und was ich einfältigen Herzens von dem Clerus verlange, um was ich bitte, um was ich flehe, ist das: Lehre unseren Schulkindern Religion. Gib ihnen das Evangelium Jesu!

Auswendig gelernt wird die Aufzählung der christlichen Tugenden sowie die der Sünden. In dem Abschnitte über christliche Gerechtigkeit heißt es: Thue das Gute und meide das Böse. Sünde ist die Übertretung des göttlichen Gesetzes u. s. w. Es ist alles da, es fehlt in der Theorie nichts zu einem christlichen und sittlichen Leben. Aber wie seelenlos, wie handwerksmäßig wird das kalte dürre Wort abgehaspelt! Und jene Theile der Religionslehre, die den Geist beschäftigen, das Herz warm machen könnten, sie kommen nicht zur Geltung.

Es könnten hier Beispiele angeführt werden von anderen Unzukömmlichkeiten in dem Katechesen-Unterrichte. Wozu das? Einzelne Unzukömmlichkeiten kommen in jedem Berufe vor, sie gehen die Behörden an. Ich habe das Ganze im Auge, die Einrichtung als solche und die allgemeinen Gepflogenheiten. Und aus vielfacher Erfahrung weiß ich und spreche ich, dass der vorwiegende und seelenlos betriebene Katechismusunterricht jenen religiösen Sinn nicht auszubilden vermag, der für ein sittliches Volksthum vonnöthen wäre.

Mir sind zehn-, zwölfjährige Kinder begegnet, die vorzügliche Classen in Religion hatten, von der Geschichte Jesu, von der Bergpredigt aber soviel als nichts wussten. Wie hiengen ihre hellen Augen an meinem Munde, wenn ich ihnen erzählte von dem Christkinde zu Bethlehem, von der Flucht nach Egypten, vom herodianischen Kindermorde, von der Taufe am Jordan, von den Wundern, dem Leiden und Kreuztode und von der Auferstehung endlich! Rascher gieng uns der Puls, dem Erzähler wie den Zuhörern, höher schlugen unsere Herzen dem Göttlichen entgegen und mit Begeisterung wurden Vorsätze gefasst, so zu leben, dass wir Lieblinge des Heilandes würden.

Es ist, als ob der gegenwärtige Katechesenunterricht dazu angelegt wäre, dem Menschen schon von früher Jugend an die religiöse Welt zu verleiden. Die meisten Thränen der kleinen Schüler werden des Katechismus wegen vergossen. Und die jahrelange, gedankenlose, freud- und willenlose Beschäftigung mit einem Gegenstande muss endlich gleichgiltig gegen denselben machen, eine Gleichgiltigkeit, die vom Katechismus auf Kirche und Gottesdienst übertragen wird und das Herz für alle religiösen Empfindungen nach und nach verledert. Ich verlange Verinnerlichung in der Religion und Verinnerlichung im Religionsunterrichte.

Ich frage: Warum wird bei dem Religionsunterrichte in unseren Volksschulen das *Evangelium* so sehr übergangen? Ich wundere mich, dass solches nicht auch andere fragen, dass solche Frage nicht der Staat selbst mit Ernst stellt. Warum wird das Evangelium Christi vernachlässigt, warum aller Schwerpunkt nur auf den Katechismus gelegt? Der Kern und Inhalt des Christenthums liegt im Evangelium, in den heiligen Schriften des Neuen Testamentes. Mit diesen *vor allem* muss der Schüler vertraut werden, dann erst wird der Katechismus, die Liturgie, der Cultus ihm verständlich sein.

Gibt es Ausflüchte? Gibt es Einwände? Vielleicht. Aber meine Überzeugung steht fest, dass es ein großer, unverantwortlicher Fehler unseres Religionsunterrichtes ist, das Evangelium beiseite zu schieben. Und selbst wenn es „*auch*“ gelehrt würde, wäre es mir noch zu wenig, es muss *vor allem* gelehrt werden! Ich bin Christ, ich habe Kinder, die christlich erzogen werden sollen. Ich stelle mich vor die Katecheten, ich stelle mich vor die Bischöfe, ich stelle mich dreist vor den Papst und frage: Warum wird in unseren Volksschulen das Buch der Kirche, der Katechismus *vorgezogen* dem Buche Jesu, dem Evangelium? Warum wird das Neue Testament so auffallend vernachlässigt?

Pädagogische Rücksichten können unmöglich die Ursache sein, denn das

ten, die den Bauern allmählich zugrunde richten.

Die erste Ursache der Verschuldung des bäuerlichen Besitzes — sagt Morre — stammt in Österreich schon aus dem Jahre 1848 und schreibt sich daher, dass die Besitzungen damals ganz ungerechtfertigt hoch bewertet worden sind. Nach diesen Werten hat der Staat fast durch 40 Jahre die Steuern und Besitzübertragungs-Gebühren berechnet und nachdem die zu hoch bewerteten Objecte die Zinsen für die erlegten oder entlehnten Anlage-Capitalien nicht einbrachten, so wurden die Besitzer in zweifacher Richtung geschädigt, und dieses schleichende Übel hat gar viele Bauern besitzlos gemacht. Unzählige Bauernhöfe sind auch durch die vormals übliche Theilung der Gründe unter die Geschwister entwertet worden, und seit mehr als 15 Jahren betreibt die Güterschlächterei das Ausschrotten von Besitzen, ganz unbekümmert darum, ob die hiedurch geschaffenen Zwergwirtschaften bestehen können, oder nicht.

Höchst beklagenswert ist die Thatsache, dass die wenigsten Bauern mehr in der Lage sind, sich ordentliche Werkzeuge oder praktische Maschinen anzuschaffen; Kinderspielwaren, Nippsachen, Luxusgeräthe werden aus Stahl und Eisen angefertigt, und mancher arme Bauer ackert wieder wie vor zweihundert Jahren mit hölzernem Pfluge und hat einen Wagen mit hölzernen Achsen. Ein Zeichen der Zeit! Nicht die geänderte Erzeugungsweise, sondern das überhandnehmende bäuerliche Elend ist die Ursache, weshalb in den letzten zwanzig Jahren so viele Hackenschmiede und Zeughämmer in Kärnten, Steiermark und Oberösterreich, welche landwirtschaftliche Geräthe erzeugt hatten, betriebslos geworden sind.

Ein mächtiger Grund der Verarmung des Bauernstandes ist in den schweren Lasten zu suchen, welche demselben vom Staate, vom Lande, vom Bezirke, von der Gemeinde, von Schule und Kirche auferlegt werden.

Der Staat hat eben, um Arbeit und Auslagen zu ersparen, den autonomen Körperschaften so viele Geschäfte übertragen, dass die Autonomie fast nur als eine indirect eingehobene erhöhte Grundsteuer zu betrachten ist und mit Rücksicht auf diesen Umstand erscheint der Grundertrag übermäßig hoch besteuert. Die Dienstleistungen, welche die Gemeinden für die verschiedenen Behörden und Ämter zu vollziehen haben, vermehren sich derart, dass es schon fast jeder Grundbesitzer am Lande als Strafe ansieht, wenn er zum Gemeindevorstand gewählt wird, denn er ist weniger der Vorstand der Gemeinde, als der vielbeschäftigte Diener aller vorgesetzten Behörden. Von nachtheiliger Wirkung sind auch die großen Steuern, welche auf vielen landwirtschaftlichen Producten haften, während an dem Rückgange so vieler Weingärten, welche nur leichte und billige Weine geben, zunächst die Verzehrungssteuer schuld ist, welche für schwersten Bouteillenwein und den leichtesten Landwein den gleichen Steuersatz hat. Gewiss könnte kein einziger Industriezweig bestehen, dessen Erzeugnisse im Innern des Landes so hoch besteuert wären, wie Wein und Fleisch.

Sehr empfindlich treffen den bäuerlichen Besitzer die Übertragungs- und Erbgebühren, weil sie just in jene Zeit fallen, in welcher der Übernehmer durch die Abfertigung der Geschwister, durch Bezahlung des fundus instructus, durch Erlag des Kaufschillings u. dgl. sich ohnehin in bedrängter Lage befindet.

In früheren Zeiten konnte sich mancher Anfänger durch eine glückliche Heirat heraushelfen, allein derzeit ist das Landvolk durchweg schon so verarmt, dass eine reiche Bauerstochter zu den Seltenheiten gehört. Wenn auch einzelne Mädchen Anwartschaft auf ein kleines Vermögen haben, so haftet dasselbe gewöhnlich am elter-

Ein Anwalt des Bauernstandes.

Immer wieder kann man die Erfahrung machen, dass der Bauernstand in der modernen Gesellschaft eigentlich keine Freunde hat. Den Vorwärtshastenden ist dieser Stand zu altständig; den Speculationssüchtigen ist er zu arbeitsam; den Luxusverbreitern ist er zu bedürfnislos; den Emporkömmlingen ist er zu schlicht; der Industrie ist er zu wenig consumierend; der Wissenschaft ist er zu gleichgiltig für geistige Interessen, und so geht das fort. Zwar raufen sich die Parteien um den Bauern, aber nicht um ihm zu nützen, sondern um ihn sich dienstbar zu machen. Nur der Staat weiß diese Urquelle der Steuern, der Rekruten, zu schätzen, aber er thut es stillschweigend, sägt tapfer darauf los an dem Aste, auf welchem er sitzt.

Schöne Worte hört man für den Bauernstand in den Alpen, der heute am Rande des Unterganges steht, im Grunde aber ist und bleibt man gleichgiltig gegen ihn und sein Schicksal.

Wenn die Gesellschaft dem Bauern schon nicht aus Liebe zum Bauern hilft, so sollte sie ihm wenigstens aus Liebe zu sich selbst helfen.

Von diesem Gedanken geht Karl Morre aus, der in seiner bei „Leykam" zu Graz erschienenen Broschüre: „Die Arbeiterpartei und der Bauernstand, ein ernstes Wort in ernster Zeit", sachverständig und herzensfrisch für den Bauernstand eintritt.

Er weist hin auf die heute bereits furchtbar drohende Arbeiterbewegung, gegen welche gegenwärtig nur noch ein einziger Wall steht, der die gesellschaftliche Ordnung schützt. Dieser Wall ist der Bauernstand. Das Bürgerthum schützt uns nicht; Städte sind leichter zu erobern und zu zerstören, als die bäuerlichen Ländereien und Gemeinden. Der conservative, patriarchalische, arbeitsfreudige, bedürfnislose, rechtsfeste, alte Bauernstand ist es, an dem die hohen Wogen der Socialcommunisten stauen und sich brechen, dieser Stand ist es, der sich nie und nimmer der Arbeiterbewegung anschließen kann und wird, so lange er für sich bestehen kann. — Aus Selbsterhaltungstrieb, so ruft Karl Morre der Gesellschaft, dem Staate zu, aus Selbsterhaltungstrieb schütze den Bauernstand, damit *er* dich wieder schütze! — Es ist kein idealistisch oder doctrinär aufgebautes Gedankensystem, was Morre entwickelt, das ist der herben, unbestreitbaren Wirklichkeit unserer Tage entnommen und wenn *diese* Schrift nicht überzeugt, dann weiß ich nicht, was sonst überzeugen kann.

Der Kern der Morre'schen Broschüre ist das Capitel: Der Bauer und sein Elend. Er schildert die gegenwärtigen trostlosen Zustände schlicht und wahr, er erhärtet mit Ziffern und Beispielen: es ist leider, leider unmöglich, ihm zu widersprechen. Er zählt die Ursachen auf, warum es so kommen musste; einen großen Theil der Schuld an dem Niedergange des Bauernstandes trägt der Bauer selbst, aber einen noch größeren tragen andere!

Wenn unser „Heimgarten" in der Bauernschaft viel gelesen würde, so wollte ich dem Bauern hier den Spiegel *seiner* Schuld vorhalten, wie wir das übrigens schon des öfteren versucht haben. Die da lesen, sind aber „die anderen", und diesen wird es nicht schaden, aus Morre's Broschüre vorläufig einige, nur einige! der Zustände und Einrichtungen zu betrach-

durch Krankheiten oder Gebrechen arbeitsunfähig geworden sind, die Kosten für die Erhaltung der Pfleglinge in den Siechenhäusern und der verwaisten oder von den Eltern verlassenen Kinder, die Auslagen für Krankentransporte, für Arzt, für Apotheke u. dgl. wachsen derart, dass durchschnittlich 30 bis 50 Procent, in manchen armen Land- und Gebirgsgemeinden sogar 60 bis 100 Procent der Steuer, bloß für Armenerhaltung aufgebraucht werden. Dabei geht es den Armen schlecht genug, insbesondere denjenigen, welche angewiesen sind, von Haus zu Haus zu wandern, und auf dieser Wanderung oft zu Leuten kommen, die selbst nichts zu essen haben. Es ist eine rohe, unbarmherzige Art der Armenversorgung, aber der Bauer ist zu arm, er kann nichts daran ändern, denn die Barauslagen würden in vielen Gemeinden absolut unerschwinglich werden, wenn man plötzlich das landesübliche Einlegerwesen aufheben und den Besitzern die Möglichkeit benehmen würde, solche Arme durch Naturalverpflegung zu erhalten, welche noch von Haus zu Haus gehen können. Für die Landarmen zahlt niemand zu, die muss der Bauer allein versorgen, für die brotlosen Handwerker und Fabriksarbeiter muss aber wieder der Bauer die Naturalverpflegsstationen erhalten helfen, oder, was noch schlimmer ist, sich von diesen reisenden Burschen mehr drohend als bittend, die Almosen abzwingen lassen.

Unerhört drückend für die Landgemeinden sind die Zuständigkeitsverhältnisse. Menschen, die niemand in der Gemeinde kennt, die 30 bis 40 Jahre in den Städten und in den Fabriken gearbeitet haben, kommen, wenn sie gebrechlich werden, ins Dorf. Die Fabrik und die Stadt, welche den Nutzen von der Arbeit hatte, windet sich los, der arme Bauer aber muss Leute erhalten, die ihm nie gedient und nie geholfen haben.

Auch durch die Militäreinquartierung und Vorspannsleistung wird das flache Land arg mitgenommen. In den großen Städten baut man Kasernen, der Bauer aber muss sein Zimmer und seinen Stall räumen, und Platz machen.

Nachdem der Landwirt, mit Lasten aller Art überbürdet, unter dem Hochdrucke derselben seufzend und stöhnend daherkeucht, wäre es gewiss nur recht und billig, wenn man ihm die Möglichkeit bieten würde, den schweren Verpflichtungen durch entsprechende Verwertung seiner Erzeugnisse nachkommen zu können. Aber auch das ist nicht der Fall. Wer die tristen Verhältnisse der Landwirtschaft genau kennt, der würde sehr in Verlegenheit gerathen, wenn er sich darüber bestimmt aussprechen sollte, ob der Bauer deshalb nicht aufkommen kann, weil er zuviel Zahlungen hat, oder deshalb, weil man seine Erzeugnisse durch alle möglichen Kunstgriffe entwertet und ihn zahlungsunfähig macht.

Bringt der Bauer sein Vieh auf den Markt, so wird nicht durch die Güte oder Schwere desselben, sondern durch den Zufall der Preis bestimmt, ob just mehr oder weniger Käufer den Markt besuchen. Derselbe Zufall spielt mit den Preisen für Heu, Stroh und Holz. In vielen Fällen verkauft der Bauer nur, weil eine unvermeidliche Ausgabe oder Zahlung ihn dazu drängt, oder weil der Steuerexecutor vor der Thüre steht, kurz, weil er muss. Dieses „Muss“ ist in der Regel den richtigen Käufern bekannt, welche dann, die Noth ausbeutend, dem armen Bauer seine Ware zu Spottpreisen abjagen. Wir haben zwar ein Wuchergesetz, allein einer gewissen Gattung von Patentwucherern kann man damit nicht zuleibe.

Der Gebirgsbauer, der sich überhaupt viel schwerer fortbringt, weil er nur von seinem Walde und aus der Viehzucht eine Einnahme hat, fand früher an den vielen reichen Hammer-

lichen Besitze, und sobald es gekündet wird, kommt dieser Besitz in Gefahr. Die wenigen wirklich vermöglichen Bauerstöchter, die noch zu finden sind, nehmen keinen Bauer, sondern heiraten einen Wirt oder einen Gewerbsmann in der Stadt, weil sie das kümmerliche und freudenleere Los, welches einer Bäuerin am Lande beschieden ist, aus der Erfahrung kennen und fürchten. So tief ist der einst auf sich so stolze Bauernstand schon gesunken, dass selbst vermögenslose Dirnen lieber in die Stadt dienen gehen, als auf dem Lande Bäuerin sein wollen. Diese traurige Wahrnehmung muss jeden Wissenden mit banger Sorge erfüllen.

In arger Weise wird die Nothlage der bäuerlichen Besitzer durch die Steuer-Executionen, insbesondere aber durch die Höhe der gerichtlichen Executionskosten verschlimmert.

Ist es nicht unbarmherzig, den armen Bauer, der schon nicht mehr imstande ist, das Geld für die Steuer aufzubringen und ohnehin für jeden Tag der Säumnis die Verzugszinsen zahlen muss, auch noch mit Executionskosten zu belasten? Wie schade, dass man bei der Berathung der Frage über die Aufstellung der Steuer-Executoren nicht nach den Ursachen geforscht hat, welche eine solche Zwangsmaßregel erfordern!

Und nun erst gar die gerichtlichen Executionskosten!

Das derzeit bestehende gerichtliche Klage- und Executionsverfahren ist so weitwendig, so verwickelt und so kostspielig, dass der Execut, wenn er wirklich das Geld aufbringt, um die Schuld zu begleichen oder durch Theilzahlungen zu stunden, in gar vielen Fällen die für Klagschriften, Tagsatzungen und Urtheilsschöpfungen anwachsenden Stempel- und Expensarkosten nicht mehr bestreiten kann, daher immer wieder in neue Klagen verfällt, bis ihn endlich die Höhe der Klagekosten und die unerbittliche Strenge, mit welcher dieselben eingetrieben werden, vollends ruiniert. — Wie groß mag erst die Summe aller vermeidlichen und unvermeidlichen Executionskosten im ganzen Reiche sein und wie viel Schmerz, wie viel Thränen verursachen gerade diese Kosten dem unglücklichen Landvolke! Möchten doch die clerikalen, ja alle Vertreter der Landgemeinden von Haus zu Haus gehen und sich den Jammer ansehen, damit sie bei allen Abstimmungen das Elend des Landvolkes vor Augen haben und der Lehre Christi gedenken, die da sagt: Was ihr den Armen thut, habt ihr mir gethan!

Es sind gar schwere Lasten, die ich schon aufgezählt habe, allein ich bin weitaus noch nicht damit zu Ende. Im gleichen Verhältnisse, in welchem die Zahl der vermöglichen Besitzer sich vermindert, vermehrt sich die Zahl der Armen, welche versorgt werden sollen. In äußerst wenigen Ländern, und auch da nur in einzelnen, merkwürdigerweise just in den abseits von den Eisenbahnen gelegenen Gegenden oder im nächsten Umkreise großer Städte, findet man noch einen halbwegs wohlhabenden Bauernstand. Der übergroßen Mehrheit nach ist das Landvolk bereits überall verarmt, dass man sich manchmal die Frage vorlegen muss, wer mehr zu bedauern ist, der Arme, der um ein Almosen bittet, oder der Besitzer, der selbst nichts hat und noch den Armen erhalten soll. Die Noth ist zur Regel, der Wohlstand zur Ausnahme geworden, und deshalb bereitet den Landgemeinden das Armenwesen die schwerste Sorge. — Abgesehen davon, dass die bäuerlichen Steuerträger ohnehin durch die Bezirks- und Landesumlagen zur Tragung der Armenlasten und zur Erhaltung der öffentlichen Krankenhäuser, Irrenhäuser und sonstiger Humanitätsanstalten herangezogen werden, hat man die Sorge für die Gemeindearmen ausschließlich den Gemeinden auferlegt. Die Ansprüche solcher Personen, welche durch Alter,

bequemere, mehr Freiheit und Vergnügen gewährende Leben in den Städten kennen gelernt, finden leichtere Arbeit und erhalten mehr Lohn, verbleiben also in der Stadt. Der Bauer verliert demnach schon bei der Assentierung seine besten Arbeitskräfte für immer. Nur wenn sie invalid oder arbeitsunfähig werden, kommen sie wieder in das Dorf zurück und der Bauer muss sie dann erhalten. Sind das nicht sonderbare Verhältnisse?

Und nun erst die Getreidepreise!

Dieselbe Aufgabe, welche bei dem spanischen Stiergefechte dem Matador zufällt, vollzieht an dem mit Getreidebau beschäftigten Landvolke die Frucht- und Mehlbörse, denn sie gibt der zu Tode gehetzten Landwirtschaft den Gnadenstoß mitten in die Brust.

Der Bauer düngt, pflügt und eggt seinen Acker, säet im Herbste das Getreide und deckt es mit Egge und Walze ein. Den ganzen Winter hindurch hält ihn die Sorge, ob nicht zu tiefer Schnee, Frost oder Nässe die Ansaat verdirbt. Sind diese Gefahren glücklich überstanden, die Frucht üppig in die Halme geschossen, dann macht ihn jede schwarze Wolke erzittern, die, Hagel verkündend, seine Hoffnung in die Erde zu stampfen droht. Bleibt er auch von diesem Unglücke verschont, war die Erntezeit günstig und hat er endlich die ausgedroschene und gereinigte Frucht in den Säcken, dann fährt er damit zum Getreidehändler. Am Wege dahin hat er ausgerechnet, wie viel das Saatkorn, der Dünger, die Hand- und Zugarbeit ausmachen, und so findet er denn, dass ihm selbst 100 Kilogramm Weizen auf mehr als neun Gulden zu stehen kommen. Für seine Mühe und Gefahr, für Zinsen, für den Unterhalt seiner Familie will er doch auch ein paar Gulden verdienen, und so schätzt er den Metercentner auf elf Gulden. Der Getreidehändler schüttelt den Kopf und sagt lächelnd: Mein lieber Bauer! so geht es nicht. Dein Weizen ist heute 8 Gulden wert und keinen Pfennig mehr. Damit der Bauer sich überzeugen kann, hält ihm der Händler den Curszettel vor, und auf diesem steht schwarz auf weiß gedruckt, dass die Börse in Wien den Preis für 100 Kilo mit 8 Gulden festgesetzt hat. Um neun Gulden hat der Bauer den Weizen erzeugt, um acht Gulden soll er ihn verkaufen! Ist das möglich? Nun ja, die Noth zwingt, was will er thun? Er muss, und verkauft! Traurig und gesenkten Hauptes fährt er zurück und bringt die Überzeugung mit nachhause, dass er unter solchen Verhältnissen zugrunde gehen muss.

Nun frage ich: Wer sind denn die Herren, welche auf der Getreidebörse die Preise bestimmen? Landwirte? Mit nichten! Ein paar Bäcker, ein paar Müller, und was darüber, lauter Leute, die nicht viel mehr können als schreiben, rechnen und speculieren, und sonst nichts wollen als viel verdienen, gut und vornehm leben, weshalb sie im Volksmunde die Börsianer heißen. Fragt man nun diese Herren, wie sie es wagen können, ohne Rücksicht auf die Erzeugung, Preise zu bestimmen, welche die Landwirtschaft erdrücken müssen, dann erhält man die bodenlos freche Antwort: „Was kümmert uns die Landwirtschaft! Amerika und Russland liefern zu diesem Preise. Wenn der inländische Bauer nicht bestehen kann, so mag er den Getreidebau aufgeben.“ Wenn das so fortgeht, wird der Bauer bald mehr aufgeben, als bloß den Getreidebau.

In den Gebirgsgegenden sind es die Servitutsverhältnisse, durch welche viele Besitzer kleinerer Grundcomplexe in den Fällen der Verweigerung oder Bestreitung des Streu- und Holzbezuges und des Weiderechtes in ihren Rechten verkürzt und im Bestande gefährdet oder in kostspielige Processe verwickelt werden und dadurch in unverschuldete Nothlage gerathen.

Von ganz unberechenbarer Trag-

werksbesitzern, die ihm Holz und Kohle abgekauft hatten, einen festen Halt. Den Hammerherren von damals gieng das Geld noch nicht über alles, sie hielten auch auf ihre Ehre, und der eigennützigste Werksherr hatte so viel, um sich nicht nachsagen zu lassen, dass durch seinen Druck ein Bauer vom Gebirge herabgetrieben wurde. Diese für den Bergler glückliche Zeit einer gesunden Concurrenz und Rücksichtnahme auf seine Erhaltung hat längst aufgehört. Die Mehrzahl aller Eisenwerke ist in den Besitz von Actiengesellschaften übergegangen, und die Herren Directoren und Verwaltungsräthe kümmern sich wenig, ob der Bauer bestehen kann, oder nicht. Nur wenn die Arbeiter aufrührerisch werden, dann rufen sie das Militär zu Hilfe, und dann sind die Bauernsöhne wieder gut, um Leben und Besitz zu vertheidigen und die Aufstände niederzuhalten.

Die Nachtheile des Zwischenhandels! Wenn man den Wert des Futters, die Mühen und Gefahren berechnet, welche mit der Rindviehzucht verbunden sind, und wenn man den Viehpreis mit den Fleischpreisen vergleicht, dann kann man leicht herausfinden, dass der Bauer bei einem Stück Rind, das er aufgezogen hat, in vier bis fünf Jahren kaum mehr verdient, als der Fleischer, der es schlachtet und ausschrotet, in vier bis fünf Tagen.

Nicht zu unterschätzen sind die Gefahren, denen der Bauer durch die zunehmende Unsicherheit auf dem Lande ausgesetzt ist. Einbruch und Diebstahl sind an der Tagesordnung. Bis der Thäter entdeckt wird, hat er längst das gestohlene Gut vergeudet, und der Beschädigte erhält daher in den seltensten Fällen einen Ersatz. Dazu kommt der schwere Übelstand, dass die Zahl der verheirateten oder im Concubinate lebenden Taglöhner, welche keinen bindenden Dienst eingehen wollen, im steten Wachsen begriffen ist. Den ganzen Winter hindurch hocken diese Familien arbeitslos in ihren Hütten und nähren sich und ihr Vieh größtentheils von dem, was sie im Sommer und Herbste den Bauern aus Gärten, Feldern und Fluren entwendet haben. Das Einwohnerwesen ist zur Landplage geworden, die jede Lust am Besitze verbittert.

Gewaltig und einschneidender als bei allen übrigen Ständen sind die Ansprüche, welche die Einrichtung der stehenden Heere an die ländliche Bevölkerung stellt. Die Belastung durch Einquartierung und Vorspannleistung erscheint kaum der Rede wert, im Vergleiche zu den persönlichen Diensten, welche das Landvolk in der Armee leistet und leisten muss. Die Söhne des Adels und der bevorzugten Classen dienen als Officiere, und auch die jungen Leute aus dem Bürgerstande werden, ob der größeren Vorbildung, bald und mindestens zu Unterofficieren befördert, beziehen daher bessere Löhnung und sind körperlich nicht so angestrengt, wie der gemeine Soldat. Von den Kindern der Arbeiter bleiben viele wegen mangelhafter Nahrung, vernachlässigter Obsorge, Aufenthalt in ungesunden Wohnungen, schwächlich und krüppelhaft, oder werden durch frühzeitigen Genuss von geistigen Getränken oder durch liederliche und unsittliche Lebensweise zum Militärdienste untauglich, und dadurch erhöht sich das Contingent, welches die ländliche Bevölkerung zu stellen hat. Wie statistisch erwiesen, bilden die Bauernsöhne und die auf den Bauernhöfen aufgezogenen Kinder der Dienstboten bei den meisten Regimentern den eigentlichen Mannschaftsstand, und so trägt denn der Bauer auch in der Armee den schwersten Theil der Last. Nach erfüllter Militärdienstpflicht wendet sich wohl der gewerbliche Arbeiter wieder seinem Geschäfte zu, auch der Studierende hält sich an die begonnene Laufbahn, nur Knecht und Bauernsohn kehren in den seltensten Fällen auf das Land zurück. Sie haben das

Wehmüthig blickt der arme Bergbauer auf die Verwüstung, ihn schreckt der lange, harte Winter. Wo wird er Brot hernehmen für sich und sein Gesinde und womit soll er sein Vieh erhalten? Man wird hinweisen auf die Wildschadenvergütung. O ja, ganz richtig, wenn es nur nicht gar so schwer wäre, mit großen Herren Kirschen zu essen. Die paar Gulden, die der Bauer bekommt, kann er allerdings verwenden, um Heu und Stroh zu kaufen, aber derlei Ware ist nur in der Ebene verkäuflich, und wie bringt er größere Mengen auf den steilen unfahrbaren Wegen ins Hochgebirg hinauf? Was bleibt ihm übrig, er muss den Viehstand vermindern, und da die Viehzucht sein einziges sicheres Erträgnis bildet, so macht er den Anfang von seinem Ende. In wenigen Jahren geht sein Besitz in der Regel um einen Spottpreis an den Jagdherrn über, und traurig seufzend wandert der aus seinem Erbe verdrängte Bauer mit Weib und Kind thalab. Der fremdländische Förster, dem auch jedes Gefühl und jede Rücksicht für das Bergvolk fremd und jeder Bauernhof ein Dorn im Auge ist, freut sich hämisch darüber, weil er ja weiß, dass dann, wenn nur einmal der erste Bauer locker wird, bald ein Nachbar dem anderen nachfolgt.

Die Zweifler mögen nur persönlich den Verhältnissen der Landwirtschaft nachforschen, in welchem Lande oder in welcher Gegend es ihnen beliebt, oben im Hochgebirge, oder in den Weingärten oder auf dem Flachlande; überall werden sie finden, dass nicht nur die Schäden der Jagd, sondern dass auch alle übrigen beklagenswerten Zustände in der Wirklichkeit noch viel schärfer hervortreten, als sie hier geschildert sind.

So Morre. Dann ergeht sich unser unbarmherziger Berichterstatter über die Dienstbotenverhältnisse, die mit ein Hauptgrund in dem Niedergange des Bauernstandes sind, und er bespricht noch vielerlei, welches vielleicht noch interessanter ist, als das wenige hier Mitgetheilte.

Allein unser Autor ist keiner von denen, die nur klagen und anklagen und selber nicht wissen, auf welchem Wege es besser werden könnte. Morre schlägt Mittel zur Abhilfe vor, Rathschläge, welche wohl wert sind, dass man sie genau und unverkürzt vor sich habe, deshalb verweise ich dich, mein Leser, wenn du in der Sache guten Willens bist, auf die Broschüre. — Lies sie, lies sie genau, du wirst manches Merkwürdige erfahren. Und wenn dir dabei das Herz nicht anhebt zu bluten aus Mitleid für den Bauern, so wird dir wenigstens der Schweiß auf die Stirne treten aus Angst, dass hier eine Katastrophe bevorsteht, wenn es nicht gelingt, den Bauernstand zu retten.

Und dir, Freund Morre, der du als Schriftsteller, als Dichter und als Redner trotz mancherlei Widersacher dein Manneswort erhoben hast für unseren wichtigsten und ärmsten Stand, dir rufe ich Dank für diese Schrift, und Glückauf! — Möge dein Wort Gehör finden, solange es nicht zu spät ist!

Rosegger.

weite sind die Schäden, welche die Landwirtschaft, das Volk und der Staat durch die übertriebene Verhätschelung der Jagd erleiden. Die Jagd, welche man gar so gerne noch immer zu einer ernsten, wichtigen Beschäftigung aufbauschen und als Berufszweig in Ehren bringen möchte, ist heute, wie jeder andere Sport, ein bloßes Vergnügen, welches in wirtschaftlicher Beziehung eher Schaden als Nutzen bringt. Damals, als der Jäger noch mit Keule, Schwert und Speer den Kampf mit den Raubthieren aufnehmen und Leben für Leben wagen musste, um die Menschen und ihr Nutzvieh von den gefährlichen Feinden zu befreien, damals gehörte Kraft, Übung und persönlicher Muth zum Waidwerk. Die Jagd war eine Nothwendigkeit und stand deshalb in hohem Ansehen. Diese Zeit aber ist längst vorüber, das Raubwild ausgerottet, der culturelle Zweck der Jagd erfüllt und eine Gefahr von Raubthieren nie mehr zu besorgen, weil jeder Bauernknecht beim Militär zum Schützen ausgebildet wird. Die Thiere, welche heute gejagt werden, fliehen ängstlich und furchtsam den Jäger. Es ist kein Kampf mehr, sondern ein Nachlaufen oder Zutreiben, und wenn nicht etwa ein Schütze den anderen anschießt, vor dem Wilde ist jeder sicher. Deshalb ist die Jagd in unseren Ländern zu einer bloßen Unterhaltung herabgesunken, an der thatsächlich Frauen, Knaben und Greise theilnehmen, und die sich jeder vergönnen kann, der Zeit und Geld dazu hat. Wenn es sich bloß um den Wert des Wildbrets und um das Erlegen des Wildes handeln würde, so könnte der Berufsjäger, der den Wildstand ausspäht, auch das Wild zum Schusse bringen. Das darf aber nicht sein, denn um das Wildbret, um den eigentlichen Nutzen der Jagd handelt es sich gar nicht, sondern ausschließlich nur um das Jagdvergnügen, und eines bloßen Vergnügens wegen soll und darf nicht die Existenz unzähliger Familien, welche sich durch ernste Arbeit ihr Brot verdienen, gefährdet werden.

Es fällt mir nicht ein, der Ausrottung des Wildes das Wort zu reden. Der Hirsch war auch früher in den Wäldern, und die Bauern konnten bestehen. Jagdinhaber und Grundbesitzer wussten sich zu vergleichen und kein Bauer wurde ausgetrieben; allein seit zwanzig Jahren bürgert sich die Mode ein, dass Grundcomplexe bloß zu Jagdzwecken aufgekauft und die Bauern systematisch verdrängt werden. Es erscheint daher zur Erhaltung des Bauernstandes dringend geboten, diesen Übergriffen des Capitals einen wirksamen Riegel vorzuschieben, weil es ein schweres Unrecht wäre, wenn man die mit unsäglicher Mühe der Wildnis abgerungenen Felder und Wiesen wieder verwüsten und die Wohngebäude der Bauern dem Verfalle preisgeben würde, bloß um die übertriebene Jagdpassion einzelner Geldmänner zu befriedigen.

Für Gegenden mit ausgebreiteter Obstbaumzucht ist zwar auch der Hase schon ein gefährlicher Feind, und sowohl der Hase als auch der Fasan richten auf den Feldern vielen Schaden an. Trotzdem will ich noch absehen von der Niederjagd, denn des Hasen kann sich der Bauer noch erwehren, aber nicht des Hirschen, denn just sowie die Börse den Getreidebauer auf dem Flachlande zugrunde richtet, so hetzt der Hirsch den Gebirgsbauer aus seinem Gehöfte.

Mit welcher Müh' und Plag' erkämpft sich der Älpler sein armseliges Dasein! Am Rücken oder mit Seilen schleppt er den Dünger auf Feld und Wiese. Wie anstrengend ist der Anbau der steilen Lehne, und sprosst die Frucht hervor, dann stürzt das Hochwild in Rudeln daher, frisst die Halme und Frucht vom Felde und die Futtergräser von der Wiese. Was noch bleibt, wird zerstampft und zertreten.

nicht. Es gibt ja außer der Aussicht Genüsse genug bei einer Bergwanderung; schon das Wandern selbst ist einer, die nächsten Wegbilder sind einer, der Duft der Pflanzen ist einer, das Dünnerwerden der Luft ist einer, das Bewusstsein überwundener Schwierigkeiten ist einer. Und erst gar die junge Welt, die in Nebel, Wind und Regen oft noch ihr besonderes Vergnügen findet, weil für lustige Wesen alles, auch das Widerwärtige, als Anlass zur Bethätigung der Kraft und der Schalkheiten dient. — Und nun packte jeder die Schätze aus, die er mit sich getragen hatte: Brot, Käse, kalten Braten, Wurst, Sardinen, Obst, Backwerk, Wein, Liqueur, Cigarren, alles auf den gemeinsamen Tisch eines großen Steines legend — also dass ein scharfes Essen und Trinken anhub, bei dem jeder und jede nahm, was beliebte.

Plötzlich, als wir mitten in fröhlicher Mahlzeit waren, that jemand einen hellen Schrei. Wind war gekommen, hatte im Nebel ein Loch gerissen, durch das, von der Sonne beleuchtet, wilde Wände zu uns herblinkten. Wenige Minuten später schien die Sonne auch herab auf unsere heitere Tafelrunde, die Nebelfetzen waren in ordnungsloser Flucht theils in die Tiefen nieder, theils an den Wänden hin, theils in den blauen Himmel empor gefahren, bis sie sich ganz verflüchtigt hatten und nur der zarte bläuliche Dunst da war, vom hellsten Sonnenlichte durchwoben. Das Jubelgeschrei kann man sich denken. Die Überraschung war auch zu fein gelungen. Wir orientierten uns kaum, wie in eine ganz fremde Gebirgswelt versetzt kamen wir uns vor, mitten in den heimischen Bergen. Der Hochthurm stand uns am nächsten, dann rechts hin die gewaltigen unabsehbaren Wuchten der Hochschwabengruppe, vor welcher tief unten und enge ins Felsgebirge gekeilt das Alpenthal Tragöss liegt. Links vom Hochthurm, zwischen diesem Gebirgsstock und dem Reichenstein, die tiefe Scharte des Prebüchels, durch welche man hinaus ins Eisenerzerthal blickt. Das Wildfeld, der Reiting schließen die Reihe der uns am nächsten stehenden Felsriesen. Das ist gegen Norden hin. Gegen Westen, gegen Süden, gegen Osten fruchtbare Thäler mit bewaldeten Bergen, weithinziehenden Almen, hinter welchen hie und da in grauer Ferne ein hoher Felsberg emporsteht. Alle Beschreibung des Gebirgsbildes wäre überflüssig, wer auf Bergen war, dem genügt die Andeutung; wer nicht auf Bergen war, dem kann man's unmöglich schildern, wie es ist. Entweder er sieht Worte, hört Begriffe und langweilt sich dabei, oder er hat Phantasie und baut sich die Bergwelt ins Ungeheuerliche auf: die Wände „himmelhoch", die Abgründe nächtig finster und wo möglich bis zum Mittelpunkt der Erde tief. Ist ja so einer immer enttäuscht, wenn er nach vielem Hörenf sagen und Lesen das erstemal au leichten Wegen ins Gebirge komm und alles so hübsch regelmäßig, zahm und niedlich findet. Erst wenn er die Gebirgswelt näher kennen lernt, steigert sich seine freundliche Anerkennung zur Achtung, seine Achtung zur Ehrfurcht. Ist die Alpennatur nur erst entfesselt, dann übertrifft sie an Effect alle Erwartungen. — An diesem Tage war sie von ausgesuchtester Freundlichkeit und bewirtete uns mit Sonnenschein, Windstille, Blumenduft und köstlicher Fernsicht. Die Großartigkeit der Fernsicht steht mit dem mühelosen Aufstieg in keinem Verhältnisse und das so reich mit Naturschönheiten gesegnete Trofaiach hat an dem Thalerkogel einen Rigi, wie man sich ihn kaum günstiger denken kann.

Nnn waren die Kehlen wach und Heimatslieder erklangen in einzelnen Stimmen und in Chören. Wie ein allgemeines Aufjauchzen war es bei den Worten:

Dieses schöne Land ist mein Steirerland,
Ist mein liebes, theures Heimatsland!

Der Thalerkogel.

Ein Spaziergang in der Heimat von R.

Um fünf Uhr wurden wir geweckt. Der Abend war lang gewesen, die Nacht kurz, und die Sinne taumelten gleichsam noch in Schlaftrunkenheit. Draußen lag eine graue Nacht. Schwerer Nebel über dem Alpenthale. Trotzdem war Trofaiach schon munter und rüstete sich zur Bergpartie. Auf den Thalerkogel! hieß die Losung.

Bald darauf schleppten zwei schwere Lastpferde einen großen Leiterkarren dahin, der vollbepackt war mit Weibern, Kindern und faulen Männern. Der größte Theil der Gesellschaft, zumeist aus jungen Leuten bestehend, war uns zu Fuße schon voraus. Unser schwerfälliges Gefährte ächzte das Rötzthal hinan, durch welches ein eiskaltes und kristallklares Wasser herabkam aus dem Felsengebirge des Hochthurm. Das Thal war eng, hatte grüne Wiesen, sonst konnten wir nichts sehen von der Gegend, der Nebel verhüllte alles, und anstatt dass er ins Silberweiße gieng, hub er an in das Stahlgraue zu spielen, und anstatt er feuchten Thau legte auf die stehenden Bäume und fahrenden Menschen, fiel hie und da ein größeres Tröpflein. Das Barometer war hochgemuth und wollte oben hinaus. „Mag sein", sagte ein Genosse, „es gibt auch optimistische Barometer! Und warum soll sich das Quecksilber in der Röhre nicht geradeso irren können, als der Phosphor im menschlichen Schädel!"

Nachdem wir eine Stunde lang gefahren waren, wurde das Thal eng und der Nebel noch finsterer, weil überall der schwarze Wald durchschimmerte. Wir stiegen aus und giengen rechts einen Waldweg hinan. Jetzt sah man erst die Größe der Schar, die sich gerüstet hatte, um mit mir den Berg zu besteigen. Zumeist Sommerfrischler, Studenten, Mädchen, Frauen, Lehrer, Künstler, und das war ein lautes Treiben, ein heiteres Emportänzeln, ein Necken, Lachen, und auch stillsinniges Courmachen manches schwärmerisch angelegten Gymnasiasten. Rasch hatte jeder sich eine Huldin ausgesucht, der er entweder Blumensträußchen pflückte, oder Erdbeeren, oder der er Steine und andere Hindernisse aus dem Wege räumte, oder ritterlich aus der Schlucht einen Trunk Wasser holte. Ich ließ die junge, frohe, blühende Welt voranflattern, und schritt still hinter ihr drein, manchmal den Blick gegen Himmel richtend, doch weniger aus Frömmigkeit, als aus meteorologischen Gründen. Der Nebel schien wie festgefroren an den Hängen.

Wir kamen hinan zum letzten Bauernhause, dem Thalerbauer, wir kamen zu einer Almerei, wir kamen zu einer Köhlerhütte — immer leidlicher Weg, der durch Wald und über Matten gieng, und immer Nebel. Als wir fast zwei Stunden so gegangen waren, standen wir auf hohem Almboden und vor uns stürzte der Berg fast gröblich ab in ein anderes Thal. Auch in diesem die finstergraue Nacht. Trotzdem stiegen wir links die letzte Kuppe hinan, und als wir auf der (1656 Meter hohen) Spitze des Berges waren, lag rings um uns und über uns das undurchdringliche feuchte Weiß, so dass etliche der Nachdenklichen fragten: Warum sind wir heraufgestiegen? Die meisten fragten das

Zigeuner. Die Kleider, welche sie gewaschen haben mochten, lagen ausgebreitet auf Steinblöcken, um zu trocknen. Sie selbst, groß und klein durcheinander, lagen oder wälzten sich fast ganz nackt auf Sand und Schutt umher; kupferbraune, schwarzhaarige Gestalten mit weißen Zähnen. Die Männer lagen faul da, die Weiber strählten mit Fingern ihr Haar oder rauchten aus Pfeifen, die Kinder balgten sich, zerrten einander an den Gliedern oder warfen sich Sand ins Gesicht. Ein paar Jungen stiegen im Bache umher, um etwa nach Fischen oder Krebsen zu fahnden. Plötzlich schreckten sie auf, huschten wirr durcheinander, um die Gewänder zusammenzuraffen, und liefen zwischen Weiden und Erlen davon. Ein Jäger mit Gewehr und Hirschfänger war des Weges gekommen, der hatte die Bande verscheucht. — Gar seltsamlich hatte mich das gestimmt. Ich, der Heimatgenießende, dort der Heimatsuchende, und hier die Heimatlosen. Wie selig bin ich mitten in dem geliebten Vaterlande, wo alles mir freundlich und traut ist, dessen Wälder und Berge dastehen wie Denkmäler an die Jugend, an die Vorfahren; auf dessen geheiligtem Boden wir die Spuren unseres Seins und Wirkens den Nachkommen hinterlassen können. Wie glücklich bist du, der in wenigen Wochen sein geliebtes Westfalen wieder sieht, der durch seine Reise zum Bewußtsein gekommen ist von dem unschätzbaren Werte der Heimat. Und wie namenlos elend sind diese, die Kinder des wandernden Stammes, die von der Geburt bis zum Grabe nirgends daheim, überall fremd sind, vor deren Nahen sich jede Thür verschließt, die ihren Lebensunterhalt, den kümmerlichsten der kümmerlichen, ergaunern und erlisten müssen, die vor jedem Landwächter fliehen wie ein gehetztes Wild, die nie und nirgends Fuß fassen können zu einer gedeihlichen Arbeit, zu einem geselligen Leben und frohen Genüssen, das des Daseins sich verlohnte.

Gegen Abend stieß ich wieder zu meinen Bergfahrtsgenossen, die so harmlos lustig und übermüthig waren. Wie lachende, strampelnde Kinder in der Wiege, so kamen sie mir vor, die noch nicht wissen, was das heißt: heimatslos sein. Ich erinnerte sie auch nicht daran, und so wanderten wir munter durch den Rötzgraben hinaus und zogen ein in Trofaiach, viel frischer und hochgemuther, als wir des Morgens im finsteren Nebel ausgezogen waren. Die blauenden Wände des Reiting, des Wildfeld, der Vordernbergermauern schauten ernst herab, und dort über den Waldbergen her grüßte uns die grüne Kuppe des Thalerkogels, auf welcher wir so unvergeßlich schöne Stunden genossen hatten.

Wogender Freude voll sprang nun ein Mann auf den Stein, hob sein volles Glas und rief mit heller Stimme den Sängern zu:

„Singet, jauchzet eure Lieder,
Hochgemuthe Steirerkehlen!
In der Steirer Herzen wieder
Hallt der Jubel eurer Seelen.
Deutscher Heimat süße Sänge
Klingen in den blauen Lüften,
Schlagen an die Felsenhänge,
Wehen über Seen und Triften.
Auf der weiten Gotteserden
Wird kein schöneres Land gefunden,
Durch weiß-grüne Bande werden
Mit dem Himmel wir verbunden.
Auf die Scholle sinkt der Sänger,
Dass er fromm das Erdreich küsset:
O geliebtes, heiliges Waldland
Steiermark, sei uns gegrüßet! —
Heimatsfreude ist getragen
Von des Liedes gold'nen Schwingen,
Unsere Lust ist nicht zu sagen,
Darum müssen wir sie singen."

Er trank das Glas aus und schleuderte es hinab den Hang, dass es in tausend Scherben zerschellte. Die Frohstimmung hatte nun den höchsten Grad erreicht und ich musste mich ein wenig abseits halten, um meine Bewegung verbergen zu können.

Nach zweistündigem Aufenthalt auf der Bergeshöhe gieng es an den Abstieg. Die Gesellschaft war in eine fast ausgelassene Bergfreudigkeit gerathen, die mir zwar gefiel, an der ich aber nicht theilzunehmen vermochte. Ich schlug einen besonderen, stilleren Weg ein über blühende Matten und genoss im Schauen und Sinnen die süßeste Heimatsseligkeit. Mit jedem Schritte, den ich thalwärts that, gab ich Theile des Bergrundes preis, welches immer mehr versank hinter Vorbergen, oder hinter Bäumen des Waldes, in den ich gekommen war.

Zu einer Thalwiese gelangt, sah ich, wie unter dem Schatten eines Ahornbaumes ein reisender Bursche saß und die wunden Füße in einem Tümpel wusch. Er schien ein wenig abgehärmt und betrübt zu sein und auf meine Fragen sagte er, dass er ein Kleidermachergehilfe wäre und aus dem schönen Lande Westfalen komme. — Als ob das rothe Westfalen schöner wäre, als die grüne Steiermark!

„Kleidermacher", versetzte ich dem Burschen, „und Westfalen, das ist ja jenes Land, wo man die Schneider in Eisenkäfige sperrt und auf Kirchthürme hängt!"

„Johannes von Leyden", murmelte er, ohne weiter auf meinen Spass einzugehen, „o, das schöne Münster! Wie weit, wie weit!"

„Sie haben wohl Heimweh?" fragte ich ihn.

„Fällt mir nicht ein", antwortete er wegwerfend, „nur die Berge hier, die hohen Berge, die drücken mich ganz abscheulich. O, du schönes Westfälerland! Ich wollte bis in die große Stadt Graz reisen, will aber früher umkehren und ins Westfalen zurück . . "

Armer Junge! Aber „Heimweh hatte er nicht".

„Man hat so viel wunders von diesen Gegenden gesagt", fuhr er fort. „Also wollte ich den steirischen Erzberg sehen, und Tragöss und das Schwabengebirge. Mag ja recht schön sein für einen, dem's gefällt, mir thut die Luft nicht gut. Im Westfälerland ist's trockener, sonniger. Und die schönen rothen Heiden mit dem Erikenkraut! Und der Sonnenuntergang dort, den sieht man auf der ganzen Welt nicht wieder so. Ich kann auch in Münster Arbeit nehmen, oder in Hamm, oder in Dortmund, muss nicht gerade nach Graz an der Mur."

Hierauf bat er mich, ihm die kürzesten Wege zu weisen zurück nach seiner Heimat. Noch ertheilte ich ihm silbernen Rath auf ein Glas Herzensstärkung, den er dankend annahm, und dann gieng er seines Weges.

Ich stieg vollends hinab zum Bergpass Hieselegg, wo der Weg hinüberführt ins Thal der Laming. In diesem Thale hatte ich eine andere Begegnung. Auf einer trockenen Sandhalde der Laming lagerte ein Rudel

man weiß, wie man dahingekommen ist. Aber aus der Kirche ist ein Jahrmarkt geworden, wo uns nun die Mutter etwas Gutes oder Schönes kauft, und uns aufbietet, es ja festzuhalten, damit wir es nicht verlieren. Wir werden wach, und wirklich halten wir noch etwas fest in der Hand, den — Polsterzipf. So träumt man im reifen Alter noch von der Jugend, und so enttäuscht uns wohl auch oft ein schöner Jugendtraum im Alter.

Nicht wieder kehrt die Jugend mehr im Leben,
Doch überbrückt der Schlaf den weiten Raum!
Und was die Wirklichkeit nicht mehr kann geben
Das bringt im Alter uns zurück ein Traum.

Fünfzehn Jahre war ich alt, als ich aus meiner Heimat schied; und obwohl ich das Heimweh, das sich schon in der zweiten Woche nach meiner Abreise einstellte, nicht überwinden zu können glaubte, trug mich das Geschick doch an einen fernen, fremden Ort, wo ich mein bescheidenes Auskommen fand, und haften blieb. Doch mit Freuden denke ich noch immer an die Heimat und an die schönen Tage der Jugend zurück, die ich dort verbrachte. Und wenn dann diese Jahre im Geiste an mir vorüberziehen, so denke ich wohl auch oft noch an meine erste Eisenbahnfahrt.

Mein Vater, der, als ich kaum acht Jahre zählte, schon gestorben war, schien ein Pechvogel gewesen zu sein; wie es ja zu jeder Zeit deren so viele gibt. Mehrere maßgebende Persönlichkeiten wollten (wie mir erzählt wurde) an ihm in seinen Kindesjahren ein außergewöhnliches Talent entdeckt haben, und mein Großvater ließ ihn deshalb studieren. Da derselbe aber nur der Diener der Gemeinde war, der mit seiner Trommel von Zeit zu Zeit die säumigen Steuerzahler an ihre Pflicht ermahnen musste, so gieng ihm das Geld aus, oder viel richtiger nicht ein, und mein Vater musste auf halbem Wege stehen bleiben. Einige wollten wieder wissen, er hätte das Lehrer-Examen wirklich gemacht, und sei dabei durch — gefallen. Nun, es ist eines so wahrscheinlich wie das andere. Doch mein Vater raffte sich auf, und lernte allen noch nicht durchgefallenen Studenten zum Trotz die Maurerei. Um Meister zu werden, wie er vielleicht gehofft hatte, hemmte ihn auch hier wieder das alte Übel, was ein Erbfehler in der Familie zu sein scheint: er hatte nämlich kein Geld. Mich dünkt jedoch, dass er zu diesem Handwerke auch keine rechte Lust hatte; denn ich erinnere mich noch lebhaft an unsere alte Hofmauer, die ganz dieselbe Neigung wie der Thurm zu Pisa hatte, was ihm nie aufgefallen zu sein schien. Was aber mein Vater wirklich und ganz war, das ist ein guter Sänger und ein guter Musiker. Er spielte oft, wenn der Schullehrer krank, oder sonst irgendwie verhindert war es zu thun, in der Kirche auf der Orgel, er spielte auch jedes Blasinstrument, und war überhaupt Meister auf der Geige. Ich erinnere mich noch oft an unsere große Stube, wo er stets mehreren aus der Schule schon ausgetretenen Jünglingen in den Abendstunden Musikunterricht ertheilte. Auch fungierte er an Sonntagen bei einem musikalischen Hochamte, auf dem kleinen Chore unserer Kirche, stets als Dirigent. Da die Proben dazu stets in den Schulräumen abgehalten wurden, wo nebst dem Schullehrer auch Pater M. oft anwesend war, so lernten sich diese drei Männer, mein Vater, der Schullehrer und der Pater näher kennen, und mein Vater zählte, so lange er noch lebte, diese beiden dann stets zu seinen besten Freunden.

Der Schullehrer war ein Muster seines Standes. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, aus uns Dorfjungen etwas Ordentliches zu machen, was ihm auch theilweise gelungen ist; denn die meisten seiner Schüler erhielten eine Anstellung. Viele bekleiden einen verantwortlichen Posten beim

Meine erste Eisenbahnfahrt.

Jugenderinnerung von **Ferdinand Pfeiler**.*)

Mein Geburtsort ist ein rein deutsches Dorf mit mehr als 300 Häusern, in einer fruchtbaren Gegend an der österreichisch-mährischen Landesgrenze. Dasselbe liegt auf einem romantischen Hügel und ist gegen Süden und Westen von einem schönen Weingebirge, im Osten und Norden von fruchtbaren Feldern umgeben.

Freudiger und frischer fühlt man das Herz in der Brust schlagen, wenn man zur Sommerszeit, von welchem Punkte des Dorfes aus es auch geschehen möge, das Auge in der Runde schweifen läſst. Richtet man den Blick gegen Westen, so bleibt derselbe auf den nahen, kaum zwei Stunden entfernten Polauerbergen haften, und unwillkürlich kommt uns beim Anblicke der beiden Ruinen, die sich dort oben befinden, der Gedanke, wie es wohl dort zu jener Zeit gewesen sein mag, ehe die Scharen des unglückseligen Magisters Johannes Huſs ihre zerstörende Faust an die Schlösser setzten.

Die Thaja, die am Fuße dieser Berge vorüberzieht, schlängelt sich uns zur Linken, einem Silberbande gleich, in vielen Windungen durch Wiesen und Wälder, an manchem hübschen Dorfe, dessen Kirchthurm zwischen den Kronen der hohen Eichen hervorlugt, vorbei, bis dieselben bei Eisgrub im Fürstlich Liechtenstein'schen Parke unseren Blicken entschwindet. Doch ein neues, herrliches Bild taucht dort gegen Süden vor unseren Augen auf, Schloſs Liechtenstein mit seinen hunderten von Thürmen und Thürmchen, die alle mit dem Zeichen des Kreuzes geschmückt, vom Sonnenstrahle geküſst, über den schlanken Baumwipfeln des Parkes zu uns herüber schimmern.

Im Osten und Norden erblickt man endlos scheinende, im Winde wie Wellen eines Meeres hin- und herwogende Weizenfelder, durch die von Zeit zu Zeit ein Zug der Nordbahn rasch dahineilt. Wohl mehr als zwanzig Dörfer liegen in der Runde friedlich vor uns, ein schönes, freundliches Bild, zu dem im Süden und Westen der dunkelgrüne Wald, im Norden und Osten eine Hügelkette, mit mehreren Windmühlen besetzt, den Rahmen bildet. Und hier auf diesem gottgesegneten Fleckchen Erde, verbrachte ich die schönen Tage der Kindheit und meine Schuljahre. Und wann vergiſst man diese Zeit! — Selbst der Schlaf bringt uns oft im Alter in einem Traume die schönen Bilder der Kindheit wieder. Man ist wieder jung, fliegt über den Köpfen der Schulkameraden in der Luft, man verübt in ihrer Gemeinschaft irgend einen losen Streich und wird verfolgt; man will entfliehen und bringt die Füße nicht weiter; so, jetzt stürzt man noch dazu in einen tiefen Brunnen und erwacht. Oder, man will mit der Mutter in die Kirche gehen und wird mit dem Ankleiden nicht fertig; doch auf einmal steht man in der Kirche, ohne daſs

*) Der „Heimgarten" hat schon wiederholt hübsche Gedichte von dem Eisenbahn-Wächter Ferdinand Pfeiler veröffentlicht. Heute stellt uns der schlichte, ideal angelegte Mann „spaſseshalber" Erinnerungen aus seiner Jugend zur Verfügung, die wir ihrer anmuthenden Natürlichkeit wegen gerne wiedergeben. Die Red.

mich bei den Ohren und schüttelte mich ordentlich. Und als ich mit Beihilfe eines alten Mütterchens die losen Blätter wieder gesammelt hatte, las er die Messe ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre. Dass ich aber damals nach der Messe den üblichen Kreuzer erhielt, hat mich sehr gewundert.

Als ich jedoch einige Tage diese Ehrenstellen bekleidete, wurde ich praktisch; der Pater lernte meine Fehler kennen und gab sich Mühe, mir dieselben durch Wort und That nach und nach auszutreiben, und so kam es, dass ich dann drei volle Jahre, bis der Pater aus unserer Gemeinde schied, bei der heiligen Messe sein beständiger, täglicher Diener war. Auf diese Weise war ich während meiner Schuljahre nebst dem alten Kirchendiener fast täglich der erste in der Kirche, und versäumte auch nie eine Stunde des Unterrichtes in der Schule. Und diese Pflicht wurde mir so zur angenehmen Gewohnheit, dass es selbst in den Ferien meine größte Freude war, wenn ich manchmal mit dem Sohne meines Lehrers, der etwas jünger als ich, jedoch selbstverständlich schon reicher an Kenntnissen war, das Schulhaus betreten durfte. Eine geheime Anziehungskraft übte dort auf mich das Zimmer seines Vaters. Hier stand ein Globus, woran ein kleiner Mond geschraubt war, Landkarten von allen Ländern der Erde, und viele, viele Bücher. Und was stand da alles darin! wie glücklich, so dachte ich mir oft, muss derjenige sein, dem je solche Lehrbücher zur Verfügung stehen; und wie glücklich erst derjenige, der alles, was er aus diesen Büchern schöpft, auch wirklich im Kopfe behält. Ich las und las, dass mir der Schweiß auf der Stirne stand, und vergaß dabei oft auf mein Stück Schwarzbrot, das ich in der Tasche hatte, bis mich das Geklapper der Teller aus der Küche des Schulhauses erinnerte, dass es nun Zeit sei, um nicht unhöflich zu erscheinen, dasselbe zu verlassen.

Nur im ersten Jahre meines kirchlichen Ehrendienstes, wo ich diese für mich so wertvolle Bekanntschaft noch nicht geknüpft hatte, wollte mir in den Ferien die Zeit lange werden; doch, meine Mutter war stets darauf bedacht, Abhilfe zu schaffen.

Das Korn war zum Schnitte reif, die Ernte begann, und die von uns Kindern schon so lange ersehnten Ferien waren gekommen. Dieselben waren in meiner Heimat den dortigen Verhältnissen angepasst, da es zur Erntezeit auch für halbwegs erwachsene Kinder Arbeit in Hülle und Fülle gab. Das Getreide wurde zu jener Zeit mit Ausnahme der kurzhalmigen Gerste, die theilweise gemäht wurde, noch geschnitten, da man dadurch ein reineres Stroh erhielt und auch nicht so viele Körnlein verstreute. Ich war damals wohl zu einer solchen Arbeit noch zu jung, doch beim Aufbinden unseres eigenen Getreides durfte auch ich nicht fehlen.

Um drei Uhr morgens standen meine Mutter und meine Schwester auf, nahmen sich ein Stück Brot, füllten sich beim Brunnen im Dorfe ihren Wasserkrug, und giengen auf das kleine Feld, das unser Eigenthum war. Bei ihrem Fortgange rüttelte mich die Mutter stets etwas unsanft aus dem Schlafe und rief: „Ferdl, hörst du! verschlaf dich nicht, du weißt, dass Pater M. auf dich angewiesen ist. Dort am Tische liegt dein Frühstückbrot. Nach der Messe verschließest du gut das Haus und kommst zu uns aufs Feld.“ Kaum dass ich wieder einschlief, kam der Kirchendiener, den sein Weg, wenn er zur Messe läuten gieng, an unserem Hause vorbeiführte. Er war schon ein alter Mann mit weißen Haaren und hatte sich während seiner ganzen Lebenszeit jedenfalls schon lange sattgeschlafen. Darum kam er oft schon um eine Stunde früher als es nothwendig gewesen

Verkehrswesen, einige auch im Lehrerstande. Schon während meiner Schulzeit wurde diesem wackeren Manne der Titel eines Musterlehrers ertheilt, (worauf wir, seine Schüler, nicht wenig stolz waren) und als er nach fünfzigjähriger Dienstzeit, die er in unserem Dorfe zugebracht hatte, in den Ruhestand trat, wurde ihm von Sr. Majestät dem Kaiser das goldene Verdienstkreuz verliehen.

Ich mag wohl sein bravster Schüler nicht gewesen sein; denn ich erinnere mich an das damals noch übliche Rohrstäbchen unseres Lehrers, mit dem ich so oft in unliebsame Berührung kam. Ich lernte zwar gut, doch konnte ich nie ruhig sitzen, und fast täglich wusste meine Mitschüler unserem Lehrer etwas über einen Schabernack zu klagen, den ich entweder ihnen selbst, oder irgend jemand anderem zugefügt hatte, und das trug mir so viele wohl- und scharfgemeinte Hiebe ein, wovon im vollsten Sinne des Wortes einer so saftig war wie der andere. Denn unser Lehrer hatte die Gewohnheit, wenn er erregt war, an dem einen Ende des Stäbchens zu kauen, und da er, ehe er einmal schlug, lieber früher zehnmal in das Stäbchen biss, so glich dasselbe an der Spitze stets einer nassen Bürste. Wenn dann meine Mutter zufällig von diesen Strafen erfuhr, so lauteten ihre Trostworte für mich stets: Schade um jeden Streich, der daneben geht. Und daraus schließe ich, dass ich dieselben jedenfalls auch verdient hatte. Sei es nun, dass auch Pater M. deshalb auf mich aufmerksam wurde, oder sei es, dass er die Freundschaft, die er meinem Vater stets gewährte, nun, da derselbe gestorben war, auf mich übertragen wollte! kurz, er erklärte mir eines Tages, dass ich von nun an sein beständiger, täglicher Ministrant sein müsse. Was dies zu bedeuten hatte, wusste ich. Pater M. war ein strenger Priester und hatte viele Eigenheiten. Beim Ministrieren konnte es ihm aber unter den vielen Schülern nicht ein einziger rechtmachen. So hatte er z. B. beim Messelesen ein hölzernes, mechanisch zusammenlegbares Gestelle, worauf, anstatt auf dem Altarpolster, das Messbuch liegen musste. Und mit diesem Gestelle hatte ich die ersten Tage meine liebe Noth. Ich war damals erst neun Jahre alt, und für mein Alter ohnehin klein zu nennen und reichte mit meinen kurzen Armen kaum auf den Altar. Und erwischte ich dieses Gestelle nicht gerade an den richtigen dazu bestimmten Punkten, so erfolgte ein Geklapper, worüber ich heftig erschrak, und das Gestelle lag mit dem Buche flach am Altarpolster. Was nun! meine Arme waren zu kurz, um dasselbe wieder aufzurichten; ich wurde blutroth im Gesichte, und die Schulkinder, die in der Nähe des Altars standen, lachten mich heimlich recht aus. Pater M., ebenfalls blutroth im Gesichte, aber nicht wie ich, aus Angst, sah meinen fruchtlosen Bemühungen eine Weile zu; dann gab er mir mit der Hand ein Zeichen, woraus ich verstand, dass ich mich von ihm entfernen soll, was ich stets sehr gerne that. Nun legte er das Buch beiseite, richtete dieses Unglücksgestelle selbst auf, legte dann das Buch wieder darauf, und ich! ich war um eine Hoffnung ärmer geworden, die Hoffnung auf den üblichen Kreuzer, den ich sonst täglich zu erwarten hatte.

Einmal, als ich zur Frühmesse ministrierte, wollte ich eben dieses Gestelle sammt dem Messbuche von der Epistel- auf die Evangeliumseite tragen. Als ich jedoch damit hinter dem Priester auf der untersten Altarstufe angelangt war, schnappte dasselbe laut klappernd zusammen und fiel mir sammt dem Buche aus der Hand. Damals konnte sich aber der gute Pater nicht zurückhalten. Er blickte sich um, und als er sah, dass außer einigen alten Frauen wenig Andächtige in der Kirche waren, wie es zur Sommerszeit oft der Fall war, fasste er

zu gehen. Denn weißt," sprach sie begütigend, „in einem solchen befinden sich oft auch Zigeuner, die schon so manches hübsche Kind mitgenommen und abgeschlachtet haben." Und ich blieb zurück; nicht aus Angst vor den Zigeunern, sondern ich wollte es mir mit diesen alten Frauen, die mir ohnehin schon so manchen giftigen Blick zuwarfen, doch nicht ganz verderben.

Als dieselben jedoch auf dieser, den Stationsgebäuden zugekehrten Seite des Zuges mit den Passagieren im vollen Handel begriffen waren, und auf mich wie es schien nun ganz vergessen hatten, schlich ich mich hinter den letzten Wagen des Zuges auf die andere Seite desselben. So, hier war alles leer, alles so still und ruhig, und was das beste war, ich nun der einzige Verkäufer. Da aber die meisten Passagiere des Zuges auf der anderen Seite hinaussahen, so musste ich mich erst mit dem Rufe: „Schöne Kirschen!" bemerkbar machen. Und nun steckten die Leute auch hier die Köpfe heraus, und der Handel begann. „Was kosten diese Kirschen?" rief eine hübsch gekleidete Frau, die mindestens, wie ich meinte, die Pfarrerköchin eines Bischofs sein müsse. „Zwei Kreuzer die Schale", sprach ich. „Also gib schnell", sprach sie; warte wie viel. Eins, zwei, drei, vier, also sechs Schalen herauf. „Jetzt bemerkte ich erst, dass sich auch einige Kinder im Coupé befanden, die sich vergeblich bemühten, unter den Armen dieser Frau, die ihre Mutter zu sein schien, auch ein bisschen aus dem Fenster zu blicken. Und wie beneidete ich diese Kinder, die, einige noch kleiner als ich, schon auf der Bahn fahren durften, was mir noch nie vergönnt war! Da ich nun mit meinen kurzen Armen nicht hinauf, die Frau mit den ihrigen auch nicht bis zu mir herunterreichen konnte, so stieg ich mit meinem Korbe auf das Trittbrett, und maß nun eine Schale nach der anderen voll, die dann von dieser Frau in Empfang genommen wurden. Ich dachte dabei an die glücklichen Kinder, die in dem schönen Coupé vielleicht gar bis in die Stadt fahren dürfen, wo sie dann gewiss allerlei schöne Sachen sehen und auch bekommen werden. Doch auf einmal wurde ich aus meinem Gedankengange geschreckt; denn als ich eben die sechste gefüllte Schale zum Fenster hinein reichte, gab ein Stationsdiener mit der Glocke das Zeichen zur Abfahrt des Zuges, von der Locomotive ertönte ein schriller Pfiff, und die Frau gab mir ein Zwanzigkreuzerstück. „So, Kleiner", sprach sie; „gib schnell acht Kreuzer heraus." Und ich! ich hatte kein Kleingeld. „Liebe Frau", sprach ich; „ich habe bloß drei Zehnerl in der Tasche; vielleicht wäre es Ihnen möglich, im Wagen das nöthige Kleingeld aufzutreiben"; und gab ihr das Geldstück wieder zurück. So, jetzt setzte sich der Zug in Bewegung. Und sieh, wie schön das gieng! da gab mir die Frau das Zwanzigkreuzerstück wieder zum Fenster heraus und sagte: „Auch hier hat niemand Kleingeld, ich schenke dir das übrige; gib nur jetzt acht beim Hinuntersteigen, dass dir nichts geschieht." Ich dankte, und die Frau schloss das Fenster. Der Zug bewegte sich langsam aus der Station und mir schien, als ob es immer schöner und schöner gienge. Ich konnte, da ich nun einmal fuhr, dem Drange nicht widerstehen, noch ein bisschen hier zu verweilen; ich war ja so noch nie mit dem Zuge gefahren, was schon lange mein sehnlichster Wunsch gewesen wäre, und heute bot sich mir so unverhofft dazu die Gelegenheit. Immer schneller und schneller gieng es; hei! wie flogen jetzt die Telegraphenstangen an mir vorüber; die aufgeschichteten Getreideschöber, ja selbst die Felder schienen sich alle um mich zu drehen. Der Zug hatte nun seine gewöhnliche Geschwindigkeit erreicht, das erste Wächterhaus, das auf der anderen Seite der Bahn stand,

wäre, und pochte mit der Faust so stark und so lange an das Mittelholz unseres Fensters, bis ich aus dem Bette sprang und mich ihm am Fenster zeigte. Konnte man da verschlafen? gewiss nicht; und ich verschlief auch nie. Nach der Messe that ich, wie mir meine Mutter befohlen, und gieng dann zu den Meinen aufs Feld. Doch unser bisschen Getreide war bald geschnitten und aufgebunden, und meine Angehörigen giengen nun irgend wohin zu einem Großbauern, um sich etwas zu verdienen. Und ich! nun ich hatte unterdessen nichts zu thun.

Ferdl! sprach deshalb meine Mutter eines Tages zu mir: Das Herumlungern den ganzen lieben Tag heißt nichts. Schon ein altes Sprichwort sagt: Müßiggang ist aller Laster Anfang! und ich will nicht haben, dass ich, wenn ich abends müde von der Arbeit nachhause komme, auch noch über schlechte Streiche klagen höre, die du etwa gemacht hast. Geh' deshalb morgen früh in den Weingarten, und sieh nach, ob auf dem großen Schwarzkirschbaum die Kirschen schon reif sind. Ist dies der Fall, so pflückst du dir gleich morgen, und so täglich vormittag, ein Körbchen voll, und gehst nachmittags damit auf den Bahnhof, um dieselben bei den dort Aufenthalt nehmenden Zügen zu verkaufen. Mit dem daraus gelösten Gelde zahlst du mir dann die Hose, die ich dir zu Pfingsten gekauft habe, und die, wie ich sehe, ohnehin schon wieder ein Loch am Knie hat. Vergiss aber beim Pflücken nicht, dass du zum Verkaufe auch an jeder Kirsche einen Stengel haben musst.

So gieng ich denn am nächsten Tage nach der heiligen Messe in den Weingarten, und richtig, die Kirschen waren reif und schon kohlschwarz. Ich stieg auf den Baum und begann zu pflücken: doch, wie mühevoll kam mir diese Arbeit vor! ja, wenn ich nicht an jeder Kirsche auch einen Stengel haben müsste, wäre mein Körbchen bald gefüllt gewesen; aber sammt den Stengeln, o weh. Ich gab die Kirschen sammt den Stengeln in das Körbchen, und jene, die mir ohne Stengel in der Hand blieben, steckte ich in den Mund. Solange mir nun die Kirschen schmeckten, verdross es mich noch nicht auf dem Baume; als ich jedoch satt war, schien mir das Pflücken eine mir von meiner Mutter auferlegte schwere Strafe zu sein.

Doch der halbe Tag ist lang, und bis Mittag hatte ich richtig meinen Korb voll. Meine Mutter, die stets zu Mittag auf eine Stunde nachhause kam, leerte nun denselben auf dem Tische aus, nahm eine Kaffeeschale und maß mir damit nun wieder die Kirschen in den Korb hinein. Siebenundzwanzig! zählte sie bei der letzten Schale; macht, die Schale zu zwei Kreuzer, vierundfünfzig Kreuzer; so viel, sprach sie, bringst du mir, und um keinen Kreuzer weniger. Auf diese Weise waren meine Kirschen jetzt gezählt, und ich durfte nun selbst keine mehr davon essen. Nur gut, dass ich die meinen schon ungezählt im Magen hatte.

Ich nahm mir also ein Stück Brot mit auf den Weg und gieng mit meinen Kirschen auf den Bahnhof. Derselbe war eine halbe Stunde weit vom Dorfe entfernt, und ich musste daher mit meinem schweren Korbe einigemale im Straßengraben rasten. Als ich endlich die Station erreichte, saßen dort schon einige alte Weiber, die ebenfalls, wie ich, Kirschen zu verkaufen hatten; doch schienen die ihrigen schon den Tag vorher gepflückt worden zu sein, und sahen deshalb nicht mehr so frisch aus wie die meinigen. Wer daher kaufen wollte, kam nur zu mir, und als der erste Personenzug in der Station anlangte, hatte ich mein Körbchen bereits über die Hälfte leer; und das erregte den Neid der übrigen Verkäufer.

„Du Schlingel!“ raunte mir ein altes Mütterchen, eben als der Zug anhielt, ins Ohr! „wage es nicht, mit deinen Kirschen auch noch zum Zuge

Er klopft. — „Herein!“ Jatzt is er drin. —
Dö Niadern und dö Näßen!
Und Kinder in den Kotterloch
Von alle Jahr und Größen! —

Der Naz, der wird ganz blass: — er woaß s
Wegn was er kimmt, der Bauer.
„Ja, mei Mann, schau dih um a weng,
Da wird oan' s Zruckzahln sauer.“

„Seid's aber Leut! — Wia's ös da hauf'st's,
Wia s ausschaut in den Lückerl,
Frei nix herin — und — Jessas na! —
Da a nu koa ganz's Stückerl.“

Daweil der Bauer predigt so,
Wer'n die Kinder wieder läuter;
Der Hunger plagt s — da moanen s halt,
Mit n Schrei'n da gang er weiter.

„Nix z beißn a? Seid s guat beinand“, —
Aft greift er gschwind ins Westel. —
„Da hast a weng wos — bring der Bruat
A Fuater da in's Nestel.“

Der Naz nimmt d Hand und woant recht drauf,
Dö Kinder aber lachen.
Der Hansel thuat sih extra schön
Zun Bauer zuwi machen.

„Was willst denn, Büabl? fragt n der,
„Willst reiten auf der Ledern'n?“
„Na“, sagt der Bua, „ih hätt a Bitt:
Geh, kimm bald wieder födern.“

Vergeltung.

D Muater thuat fürs kloane Kind
All's verwenden,
Schaut recht drauf, dass eam nix ageht,
Tragt's auf n Händen.

Siah, Kind, dös sollst nöt vergessen,
Dös sollst denken,
Wann dir später nacher d Zeiten
Kräften schenken.

Faihln s der Muater da scho kloanweis
Auf alln Enden,
Da thua ihr, was dir sie than hat: —
Trag s auf n Händen.

D Prinzessin.

Sie kriagt amal a Buach in d Hand,
Dö Kuahdirn von Kloangstetten,
Da les't s von dö Prinzessinnen,
Wia guat als s dö halt hätten.

Legt s Büachl weg, und tramt halt iatzt,
Wann s ihr a mal that grathen,
Wann ih, moant s, a Prinzessin wurd,
Es that mir ah nöt schaden.

Und was ih that?! No, in der Frua
That ih a Weil zerst knotzen
Und nacher d Haar recht schmiern mit Salbn
Vo ledi Almer-Botzen.

An seidern' Kittel nahm ih um,
A Fürta voller Spitzen.
Recht woache Schlapfa, gringe Strümpf.
Dass d Füaß nöt so viel schwitzen.

Ins Miader gab' ih Bleameln hin,
Schön frische — koane welken,
An Weichbrunn spritzat ih ins Gsicht
Und nacher — gang ih melken.

In der Freud.

Moring, Leut, kimmt mei Bua,
Ghört hübsch a Geld dazua,
Aber er kann s recht, s Sparn,
Secht s, und da tragt s eam s Fahrn,
Hat mih halt gern!

So rennt s zu alle Leut,
Muaß s der ganz Ort hörn d Freud,
Dass iatzt auf Ostern bstimmt
Wieder der Suhn hoam kimmt,
Weit aus der Fremd!

Bal sie s hat alln iatzt gsagt,
Wia ihr halt s Herz froh schlagt,
Sagt sie s ihrn Katzeln und
Draußen den Kettenhund,
Dass sih sö gfreun.

Und dass s auf neamd vergisst,
Der s eppa a gern wüßt,
Geht s gar zun Saustall hin,
Is a Bagoner drin,
Eh scho hübsch foast.

„Rühr di, sagt s, nutsch a weng,
Mach dir a Post zun Gschenk,
Morgn kimmt der Bua hoam, schau,
Gfreu di, Sau, gfreu di, Sau —
Agstocha wirst.“

hatten wir schon längst passiert und schnell rollte der Zug dem zweiten Wächterposten entgegen. Nur ein bisschen noch, dachte ich; doch da nahte sich schon die Nemesis. Ich fühlte einen heftigen Schlag auf meine dünnen Waden, blickte seitwärts, und hier stand ein Bahnwächter, der mich jedenfalls von ferne bemerkt haben musste, und nun, als der Zug an ihm vorüberfuhr, mit der Signalfahne nach mir geschlagen hatte. Doch jetzt stand der Wächter schon wieder weit hinter dem Zuge und ich sah nur noch, wie er die Signalfahne vom Boden aufhob und dann mit derselben in der Luft herumfuchtelnd dem Zuge nachlief. Da ich befürchtete, dass er durch diese Zeichen vielleicht den Zug zum Stehen bringen wollte, so wagte ich einen Sprung, und hoffte über die Felder zu entkommen.

Doch der Luftzug riss mir den Korb aus der Hand, die Räder des Zuges giengen darüber hinweg und ich lag, die Kirschen um mich herum zerstreut, mit zerschundener Nase und blutenden Händen, worin ich kleine Schotterkörnchen stecken hatte, im Wassergraben. Meine Hose hatte auf beiden Knien einen großen Riss, woraus die aufgeritzte Haut hervorsah, und der Leibriemen des Bahnwächters tanzte nun auf meinem Rücken. Ich ließ es ruhig geschehen; schmerzten mich doch die Nase und die Knie noch viel mehr. Als der Mann glaubte, dass es genug sei, zog er mich aus dem Graben. Und jetzt musste ich selbst auch ihm erbarmt haben; denn er nahm mich mit sich in das Wächterhaus. Sein Weib wusch mir, mich bedauernd, das Gesicht und die Hände, die sie mir dann auch noch mit einem weißen Lappen verband, und nun wünschten mir die guten Leute Glück auf den Weg nachhause zu meiner Mutter; ihr sechzehnjähriges Töchterlein musste mich begleiten. Das Gesicht, das meine Mutter machte, als sie mich ohne Korb, die Hose zerrissen, die Hände verbunden, auf der Nase ein Pflaster, ankommen sah, spottet jeder Beschreibung. Zuerst wurde sie blass, als sie jedoch erfuhr, auf welche Weise ich so zugerichtet worden war, griff sie nach dem zweijährigen Haselzweig, der stets unter ihrem Bette lag und für mich gewachsen zu sein schien, und, — nun ich will darüber schweigen. Aus meiner Begleiterin wurde eine Fürbitterin; doch als dieselbe meinte, dass das an einem Tage wohl zu viel sei, gab ihr meine Mutter zur Antwort: „Wie! Für den schönen Korb, und für eine solche Eisenbahnfahrt? Schade noch um jeden Streich, der daneben gieng.“

Mit Verlaub!

Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek.*)

Födern.

„Wo gehst denn hin, dass d schaust so wild?“
Fragt d Kathlmoam n Vettern.
„Ah“, sagt er, „hab an'n zwidern Gang,
Zun Nazen geh ih, födern.“

Sö bsirten sih, — er wandert fort. —
Da steht den Naz sei Keuschen,
San d Fenster offa, — hört ma drin
A Menge Kinder kreischen.

A schöne Musi zum Empfang,
Ma muaß sih ja frei schrecka;
„Na, macht nix, einigeh'n hoaßt s doh,
Sunst bring ih d Sach nöt wegga.“

---

*) Diese herzigen Gedichte sind entnommen dem neuesten Büchlein des Verfassers: „Mit Verlaub!“ Gedichte in niederösterreichischer Mundart. (Wien, Carl Konegen. 1891.) Die vorstehenden Proben sind gewiss die beste Empfehlung für das anmuthige Werkchen. Die Red.

nicht inniger freuen als der kleine Franz, der in den Verein „Colonie“ geht, wo heute arme brave Kinder mit neuem Gewande betheilt werden. Das Schulzeugnis mit der Bittschrift ist schon vorausgeschickt, alle Bekannten beglückwünschen die Mutter zu einem solchen Kinde.

Nach Stunden, als die Frau zum Fenster emporschaut, das aus ihrer Kellerwohnung einem Schornsteinschlauch ähnlich auf die Gasse geht, sieht sie dort Nachbars Peter vorbeispringen im neuen, braunen Anzuge — frisch „aufgestiefelt“ vom Fuß bis zum Kopf. Dem folgt ein zweiter in der neuen „Wichs“. Ihr Herz hebt an zu pochen, jetzt wird auch der Franz bald johlend zur Thüre hereinstürmen. Freilich, der Knabe kommt, aber er stürmt nicht und johlt nicht, auf Umwegen hat er sich hergeschlichen in seinem alten armseligen Anzuge.

„Jesus, Kind, was ist denn das? Wo hast du das neue Gewand?“ ruft die Mutter.

Da wirft sich der Knabe auf den Ziegelboden nieder und bricht in Weinen aus. Freilich war er dort. Viele sind betheilt worden, er aber nicht, und er weiß nicht warum. Ein schöner Herr habe ihm gesagt, er solle ruhig nachhause gehen und brav bleiben. Vielleicht könne er im nächsten Jahre was bekommen.

Die tiefe Betrübnis der beiden verlassenen Menschen suche ich nicht zu beschreiben. Leser, wenn du Vater oder Mutter bist — ob arm, ob reich — du kannst dir's denken.

Am nächsten Tage bekam die arme Witwe folgendes Schreiben von einer dem Vorstande „Colonie“ nahestehenden Persönlichkeit:

„Liebe Frau Müller!

Da gestern bei der Gewandvertheilung für arme brave Schulkinder auch Ihr Söhnlein gesehen worden ist, so vermuthe ich, dass Ihnen der Bescheid des Vereinsausschusses aus irgend einem Zufalle nicht zugekommen sein wird. In demselben theilten wir Ihnen mit, dass wir auch in diesem Jahre nicht mehr als 200 Kinder bekleiden können, weil dem Vereine die Mittel dazu fehlen. Mehr als 400 Bittsteller, ebenso bedürftig als würdig, mussten abgewiesen werden; dass auch Sie, liebe Frau, das gleiche Los traf, bedauern wir recht sehr. Doch hoffen wir, dass eine stets lebhaftere Betheiligung der hochherzigen Bewohner von Graz den Verein „Colonie“ instand setzen werde, künftighin auch den übrigen armen Bittstellern gerecht zu werden. Die Traurigkeit Ihres Knaben, als er von allen Glücklichen sich gestern übergangen sah, hat mir ans Herz gestoßen, und meine Frau, der ich davon erzählt, will den Knaben mit beiliegendem Betrage entschädigen. Reichen Sie im nächsten Jahre nur wieder ein, Gott wird bishin unserem wohlthätigen Vereine neue Freunde zugeführt haben.

Ihr ganz ergebener
N. N.“

Graz, im December 1889.“

Wieder Glück in der Kellerwohnung! Ob aber die Frau Müller den „beiliegenden Betrag“ für einen neuen Anzug verwendet hat? Kinder, wenn sie stark wachsen, wollen sich täglich auch einmal sattessen. — Dieses Geschichtchen wollte ich euch erzählen, ihr lieben Mitbewohner von Graz. Und so wie dem kleinen Franz, ergeht es vielen armen, braven Kindern; trotz allen guten Willens konnte ihnen nicht geholfen werden. Eben wieder sendet der Verein „Colonie“ seine Tauben aus. Dieser Verein hat seit seinem neunzehnjährigen Bestehen an 40.000 fl. zur Bekleidung armer Schulkinder zusammengebracht und ausgegeben. Wie viel Freude, wie viel Glück das bedeutet, kann freilich nur die Armut ermessen. Einen einzigen Gulden, Leser, und du hast theil an diesem Himmelreich! Ich weiß nun wohl, du hast im Laufe des Jahres viele solch einzelner Gulden an Vereine zu zahlen. Doch denke nach, Freund, ob's dich jemals gereut hat. Man kann unwirsch werden, wenn die Eincassierer kommen, einer nach dem anderen, ich weiß es, uns fliegt das

Kleine Laube.

Sylvester-Mitternacht.

Vom Schlossbergthurm der Stundenschlag
Bringt Euch von neuem Jahr und Tag.
Doch gebt die Schuld nicht schlechtem Jahr,
Wenn rein nicht Euer Handeln war.
Die größte Lust, den weh'sten Wahn
Thun sich die Menschen selber an.
Ein treues Herz und Tapferkeit
Führt glücklich auch durch schlimme Zeit.

Rosegger.

Ein Verein als Christkindl.*)

Franzerl.

Auf dem alten Sopha in Lappen gewickelt und zusammengekauert wie eine Raupe lag das Ding. Und als es sich regte und als es sich hob und entwickelte aus seinen fahlfarbigen Hüllen, war es ein Menschenkind. Ein etwa siebenjähriger Knabe im zerflickten Hemde, aber mit leuchtenden Äuglein kauerte, auf die Vorderpfötlein gestützt, und rief: „Mutter, ist schon Tag?"

Die blasse Frau war selbst kaum mit dem Ankleiden fertig in der frostigen Stube; am Öllämpchen entzündete sie einen Span für den eisernen Ofen und rief: „Bleib' im Nest, sonst erfrierst!"

„Heute ist der Gewandtag, Mutter?"

„Freilich ist er. Bete Dein Morgengebet, Franz, und ein Vaterunser für deine Wohlthäter!"

Es war kein Halten. Das Knäblein schlüpfte in die Hosen, drei- oder viermal schlüpfte es hinein, ehe es das rechte Loch fand. Eine Wonne heute, in dieses schlechte Kleid zu fahren, ist es doch das letztemal, dann wird's verworfen. Wir kriegen vom Colonievereine ein neues Gewand!

In den Eichelkaffee legt die Mutter um ein Stücklein Zucker mehr als sonst, sie will ihrem Franzel einen Festtag machen, er hat deren ohnehin so wenige, seit der Vater gestorben ist.

Aber der Kleine will von einem Frühstücke heute nichts hören, ihn sättigt die Erwartung. Nachbars Peter — der wird auch betheilt — holt ihn ab. „Also geht in Gottesnamen! Schön danken und Hand küssen, wenn ihr's bekommen habt! Und achtgeben auf das neue Gewand, nicht raufen unterwegs!"

Die Knaben eilen davon und die arg zerflickten Höslein schlottern um die hüpfenden Beinchen. Heute friert sie nicht mehr drinnen, in den kleinen Herzen brennt die Freude.

Als die Mutter allein ist, faltet sie die Hände. Sie ist so glücklich, wenn ihrem Kinde eine Freude wird. Bei dem Elende, das über sie — die Witwe eines kleinen Beamten — gekommen, hätte sie nicht gedacht, dass noch Stunden des Glückes auf sie herniederthauen könnten. Der Königssohn, wenn er ausfährt im goldenen Wagen zum Feste, kann sich

*) Der Verein „Colonie" in Graz.

(Kupfer gibt es heute nicht!) auftreiben können, das wird in die Spalte gesteckt. Ist es doch niemand anderer als das Christkind selbst, welches für so viele Gnaden und Gaben, die es heute ausgeschüttet über das Haus, hier die leeren Händchen herhält: Vergesset der verlassenen Kinder nicht, das ist mir der liebste Dank! — Dann Neujahr. Sie kommen. Einer gibt die Thürklinke dem anderen in die Hand, denn die Thürklinke ist ihnen zu wenig. Schöne, höchst schwungvolle Gedichte, sehr wohlgesetzte Glückwünsche! Lebhafte Betheuerung von Lieb' und Treuen und die alten zu bleiben auch im Neuen!? Und dabei wird die tückischeste Faust zur offenen Hand, die sich ein klein wenig höhlt. Das Körbchen drückt sich gar bescheiden an die Wand und schweigt. „Na wart, Franzerl, gerade dir! Einen Silberschilling auf ein glückliches Jahr!" — Also geht's von Fest zu Fest, und wenn alles recht froh ist, erinnert man sich der armen Kinder im Körbchen. Wenn ein unverschämter Bettler abgewiesen wurde und es einem nachträglich leid thut, so steckt man das Almosen dafür ins Körbchen, und das Gewissen ist beruhigt. Wo ein vacierender Kreuzer umherlungert, oder ein Silberzehner, der sich nicht auf der Stelle über seine Bestimmung ausweisen kann: Hopp, ins Loch mit ihm! — War vor kurzem der Oheim Josef bei uns. Wie gewöhnlich nimmt er seinen Liebling, den Rudolfel, aufs Knie und schaukelt ihn. Der Kleine zupft an seinem Bart; recht hat er! sagt der Oheim, zupft an seiner Uhrkette; recht hat er! sagt der Oheim und thut mit einem Ledertäschchen um und bringt etwas Glänzendes zum Vorschein. Der Knabe erhebt ein Jubelgeschrei über den schönen Kreuzer und nachdem er denselben sattsam bewundert hat, fällt es ihm ein: Die Kreuzer gehören ins Körbchen. Was treibst denn, Rudolfel, nicht hineinstecken! schreit die Mutter; aber zu spät, der Ducaten ist in der Spalte schon verschwunden. Aus war's, denn das Schlüsselein haben wir nicht dazu. Recht hat er! sagt der Oheim, und dem Franzerl wird's auch recht gewesen sein." Also erzählte mein Freund Malser.

„Und wie", so fragte ich, „kommt denn der Franzerl zu seiner Sache?"

„Der kann sich freilich selber nicht helfen", belehrte mein Freund, „seine Eltern, wenn er deren noch hat, sind blutarm. In einem feuchten Kellerzimmer oder in einer luftigen Dachkammer, oder wo weiß ich, wohnt er jetzt. Sein bester Aufenthalt ist noch die Schulstube. Fleißig lernen! Brav sein! Auf der Gasse anständig sein! Das wird ihm scharf aufgetragen. Immer brav sein! Natürlich, wenn arme Kinder nicht braver sind, als reiche, so sind sie schlimmer. Dass ihn hungert, den Kleinen, dass ihn friert, darnach fragt kein Mensch. — Vielleicht doch. Der kleine Franzerl hat gute Freunde: die Mitglieder des Colonievereines. Das sind gar schlaue Herren! Diese Herren haben uns die niedlichen Körbe in Haus gesetzt. Die Spalte ist offen, das Schloss zu. Aber nach Jahresfrist kommen sie mit ihrem Schlüssel. Kommen, sperren schmunzelnd auf, zählen vor unseren Augen das Geld, welches bei uns im Wandel der Geschicke reif geworden ist, bedanken sich freundlich, tragen es fort und kaufen warme Kleider für arme Kinder. Das leere Körbchen haben sie wol verschlossen wieder hübsch an die Wand gehängt, damit wir auch im nächsten Jahre Gelegenheit haben, unsere Kinder im Wohlthun zu üben und uns stets zu erinnern an das Elend, welches außerhalb der traulichen Wände herrscht."

Als ich am selben Tage nachhause kam, berichtete meine Muhme, dass jemand eine Zierat gebracht habe. Sie war eben daran, das gebrachte Coloniekörbchen hoch an die Wand zu nageln.

„Niedriger, Muhme, niedriger!" rief ich ihr zu. „Man muss armen Kindern den Brotkorb nicht zu hoch hängen!"

Rosegger.

Geld wohl auch nicht zum Fenster herein, wie die Mücken — aber ich sage es nochmals, **gut** sein hat noch niemand gereut, und den, der sich wirklich arm **gegeben**, noch am wenigsten. Du kennst das Wort des Heilandes: Wer zwei Röcke hat, der gebe ... So streng meinen wir's nicht. Du sollst deinen Frühjahrs-, Sommer- und Herbstrock behalten und auch den Winterpelz; aber diese Röcke haben Säcke, und in einen dieser Säcke greife hinein. Denke, der Franz, der kleine liebe Kerl, kommt in diesem Jahre wieder zur Gewandvertheilung des Vereines „Colonie".

* * *

Das Körbchen.

„Was habt Ihr denn da für einen Korb hängen?" fragte ich meinen lieben Freund Hans Malser, eben im Begriffe, seine Wohnung zu verlassen. Denn an der Thüre dort, wo unsere Altvordern das Weihbrunnkesslein gehabt hatten, hieng ein zierlich geflochtenes Körbchen, welches dadurch, dass es mit einem Stahlschlösslein neckisch verschlossen war, nur noch reizender ward.

„Ja", antwortete mein Freund, „das ist eben statt des Weihbrunnens, es ist unser Segen zum Aus- und Eingang. Der Unterschied ist nur folgender: Unsere Vorfahren haben aus dem Gefäße den Weihbrunn genommen, wir geben ihn hinein."

„Wie ist denn das zu verstehen?"

Mein Freund nahm das Körbchen von der Wand, „es kann selber sprechen", sagte er, und das Ding antwortete, wie aus phonographischer Inspiration: „Der Verein Colonie zur Bekleidung armer Schulkinder in Graz bittet durch Kindeshand für die frierenden Kleinen." — „Und siehst du hier", so setzte mein Freund bei, „die hübsche kleine Spalte?" dabei schüttelte er das Körbchen, dass es in demselben gar fein rasselte.

„Wenn ich ein Kind wäre", war hierauf meine Entgegnung, „so würde ich allsogleich—"

„Nur her damit!" lachte der Freund, „Du bist ja ein altes Kind. — Und wir alle", so setzte er ernsthaft bei, „sind Kinder Gottes, sobald wir unserer armen Mitbrüder gedenken."

„Von wem bekommt man denn so etwas?" war meine Frage, denn ein solcher Zimmerschmuck dünkte mir gar nicht übel.

„Von der Colonie", berichtete der Freund, „sie gibt solchen Zimmerschmuck sehr gerne, schickt ihn sogar bereitwillig ins Haus, und das ganz umsonst."

Hierauf sagte ich: „Liebe es zwar sonst nicht, von einer Dame einen Korb zu bekommen, aber den von der Mutter Colonie nehme ich mit Vergnügen."

„Der ist auch keine Schande", sprach der Freund, „er bringt viel Freude und Segen — dem Nehmenden wie dem Gebenden. Meine Kinder sind allemal voller Glückseligkeit, wenn sie etwas hineinstecken können für irgend einen armen elternlosen verlassenen Franzerl. Anstatt um einen geschenkten Kreuzer sich Naschereien zu kaufen, wählt mein älterer Knabe etwas weit Süßeres und schenkt ihn ins Körbchen. Zu Geburtstagen und Namenstagen, wenn die Kinder Sachen bekommen, rufen sie gleich: Der arme Franzerl, der soll auch was haben! Und im Herbste, wenn der Schneider das nagelneue Gewand bringt für die Kleinen, hei, welch Stolzieren die Zimmer auf und ab! — und sehen das Körbchen. Der Franzerl, der muss gewiss frieren und hat kein solches Tuch, seine zitternden Gliederlein zu verhüllen. Wie manches herzige Kind doch so arm und verlassen sein kann auf dieser harten Welt! In den Opferstock mit dem Batzen! — Endlich kommt das heilige Christfest. Alles, was die Kleinen sich gewünscht haben, und noch weit mehr! hängt am und liegt unter dem Lichterbaume. Da — umgeben von Liebe, Glück und Glanz, mitten in seligster Lust, fällt der Blick des Mädchens auf das Körbchen an der Thüre. Es ist, als ob eine unsichtbare Hand das Gefäß leise schüttelte: Bitte, bitte, für den kleinen armen Franzerl! — Erstürmt wird das Körbchen, und was sie in der Eile an Silbergeld

nicht ganz in Vergessenheit gerathe. Diese werde ich Ihnen bis anfangs Juni zustellen oder, wenn es sich länger hinausziehen sollte, nach Ihrem Wunsche das Gehörige anzeigen.

Ich lese immer mit einem Hauptvergnügen Ihre frischen und frohen Dichtungen, mit welchen Sie so trefflich den Beweis leisten, dass immer noch etwas Neues und Eigengehöriges auszuhecken ist, und denke, Sie werden uns nun bald wohl mit einer Sammlung erfreuen?

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren freundlichen Gruß und wünsche Ihnen gleichfalls das beste Wohlergehen, das Sie um Ihrer treulichen Pflege unserer Musen willen so sehr verdienen.

Mich Ihrer guten Gesinnung ferner empfehlend, verbleibe ich mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr ergebener

Gottfried Keller.

Hottingen bei Zürich, 30. April 1857.

P. S. Die Benennung „Maler" bitte ich künftig weglassen zu wollen, da sie mir längst nicht mehr zukommt!

Verehrtester Freund!

Anliegend der versprochene Beitrag für den Musenalmanach. Sollte er zu umfangreich sein, so lassen Sie weg, was Ihnen beliebt. Ich habe einige schweizerische Gelegenheitsgedichte dazu gethan, in der Meinung, dass dergleichen Übung, wenn sie Ländlich-sittliches zum Gegenstande hat, in einem deutschen Musenalmanach wohl zuläßig sei!

Indem ich Ihnen und Ihrem Weinberge einen guten und glückhaften Jahrgang wünsche, verbleibe mit alter Gesinnung Ihr ganz ergebenster

Gottfried Keller.

Zürich, den 27. Mai 1857.

Verehrtester Freund!

Ihrer wiederholten freundlichen Aufforderung kann ich leider nur mit zwei oder drei Gelegenheitsgedichten nachkommen, da mir sonst nicht eine Zeile bereit liegt. Ein reiferer lyrischer Nachfrühling ist mir allerdings im Anzuge und ich verspüre ihn öfter, muss ihn aber der „Verhältnisse" wegen immer noch vor der Thüre stehen lassen. Hoffentlich wird er doch nicht erfrieren.

Den Sängergruß werden Sie beigelegt finden. In der „A. A. Zeit" war nur die mittlere Strophe weggelassen. Ob sie anstoßerregend sei, überlasse Ich Ihnen zu beurtheilen. Sie ist indessen, in der zweiten Hälfte, durchaus nicht persönlich, sondern allgemein principiell gemeint.

Freundschaftlich grüßend

Ihr achtungsvoll ergebener

Gottfried Keller.

Zürich, den 16. August 1858.

Der Älpler in der Stadt.

Von Ferdinand Pfeiler.

Möcht' sehen, was die Städter treiben,
Die hier nun wie verschwunden sind!
So spricht vor den gefrornen Scheiben
Der Hirt, ein schlichtes Alpenkind.

Wohin nur selten Menschen dringen,
Dort hat er Edelweiß gepflückt,
Das wollt' er jetzt den Städtern bringen,
Die so ein Sträußchen hoch beglückt.

Nun füllt er sich zu seiner Reise
Den Rucksack schon beim Morgenroth,
Statt Sterz, des Älplers Lieblingsspeise,
Begnügt er sich mit Speck und Brot.

Die Hose kurz — von Hirschenleder,
Die Strümpfe grün und grob die Schuh',
Den Hut geziert mit einer Feder,
So schritt der Stadt er freundlich zu.

Schon brannten dort die vielen Lichter,
Als er am Thore halten muss,
Gelobt sei Jesus Christus, spricht er,
Doch niemand sagt den Gegengruß.

Sein treues Auge blicket düster,
Wie fragend sich im Kreise um,
Und nochmals, so wie früher grüßt er,
Doch bleibt die Menge still und stumm.

Und eh' er wusste, wie's geschehen,
Ward ihm der Rucksack abgeschnallt,
Sein Brot und auch sein Speck besehen,
Auch Geld verlangt man mit Gewalt.

Freie Gedanken, freie Worte.

Das Gesetz muss sich aus den Zeitverhältnissen herausbilden, nicht aus den Köpfen.

* * *

Wird ein Gesetz auf einen unrichtigen Zeitpunkt gesetzt, so wird es wie durch eine Gährung ausgeschieden.

* * *

Je freier ein Staat, desto strenger müssen die Gesetze gehandhabt werden.

* * *

Frei ist, wer andere frei machen kann. Hingegen, wer andere knechtet, muss selbst eine Sclavenseele haben.

* * *

Geister werden nicht einexerciert, sondern nach Gesetzen der Freiheit zur Reife ausgebildet.

* * *

Die Geschichte ist der Spiegel der Menschheit.

* * *

Religion eint, Confessionen trennen.

* * *

Geld führt ins beschränkte, Ideal ins unbeschränkte Leben ein.

J. Rothbauer.

Briefe von Gottfried Keller an Christian Schad.*)

Mitgetheilt durch Anton Englert.

Berlin, den 19. April 1852.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe mit Vergnügen Ihr verbindliches und geehrtes Schreiben vom 11. d. M. erhalten und werde, Ihre freundliche Aufforderung benutzend, Ihnen binnen 2—3 Wochen einige Beiträge für Ihren Musenalmanach einsenden, da ich mir die paar Gedichte, welche seit der letzten Sammlung entstanden sind, erst noch ein wenig näher besehen muss.

Mein Porträt betreffend, welches in der Zukunft zu geben Sie die für mich schmeichelhafte Absicht kund zu thun so gütig sind, so müsste ich, dies zu rechtfertigen, mir erst noch das dazu gehörige Verdienst erwerben, und statte ich Ihnen also für ihre wohlwollende Meinung bis auf weiteres meinen Dank ab. Mit der Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung mich Ihnen empfehlend

Ihr ergebenster

Gottfr. Keller.

Verehrtester Herr und Freund!

Da Sie mir gar so freundlich und höflich-galant schreiben, so muss ich endlich meine Lässigkeit gegen Sie einigermaßen bezwingen und meine Gesinnung mehr zur Geltung kommen lassen, obgleich leider mehr in Worten als mit Thaten. Warum ich Ihnen für den Musenalmanach, dessen Fortgang ich seither mit Vergnügen und Interesse verfolgt habe, nichts mehr gesandt, geschah aus dem allereinfachsten Grunde, weil ich nichts gemacht habe. Ich bin durch die leidige Buchschriftstellerei, die ich handwerklich nicht beherrsche, aus aller Lyrik herausgekommen; denn das jugendliche Bedürfnis häufiger momentaner Stimmungsergüsse ist halt vorbei, und zu einer erneuten reiferen und küustlerischen Periode absichtlichen lyrischen Hervorbringens gehört eine fast gänzliche tabula rasa von allen beschwerenden Abhaltungen, ein glückliches Vierteljahr gänzlicher Freiheit. Seit ich wieder in meiner Heimat bin, speculiere ich darauf, da ich eigentlich etwas unzweifelhaft Gutes in Liedersachen erst noch zu leisten habe, wenigstens in einem charakteristischen Ensemble. Ich wollte Ihnen nichts mehr schicken, bis ich etwas derart hätte, will nun aber doch für diesen Jahrgang wenigstens einige Späne zusammensuchen, damit ich

---

*) Chr. Schad, geb. 1821 in Schweinfurt, gest. 1871 in Kitzingen. Von seinen durch Schönheit der Form und Tiefe der Empfindung ausgezeichneten Gedichten liegt leider noch keine vollständige Sammlung vor. Die zahllosen Briefe und Originalmanuscripte von Poesien, welche ihm als Herausgeber des „Deutschen Musenalmamach" (1850, 1852—59) von Dichtern aus allen Theilen Deutschlands zugiengen, werden von seinem Sohne Herrn Dr. G. Schad in Schweinfurt aufbewahrt, welcher mir in liebenswürdigster Weise die Durchsicht und Benutzung derselben gestattete. In dieser Briefsammlung befinden sich die Originale der hier abgedruckten Briefe von Gottfried Keller, welcher für mehrere Jahrgänge des „Deutschen Musenalmanach" (1853, 58, 59) Beiträge lieferte.

Am nächsten Tage schon kam der Fremde wieder und fragte nach, ob der „Große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte“ schon aufgetrieben sei? — „Ja, Herr, das geht nicht so schnell, bitte sich wenigstens drei bis vier Tage zu gedulden.“ So der Buchhändler. Der Fremde war ein blasser Mann, hatte einen schwarzen Bart und einen blauen Radmantel an. Er war fast kleinmüthig, als er hörte, das Buch sei noch nicht da, es musste ihm sehr viel an demselben gelegen sein.

Am dritten Tag nach dieser Anfrage, morgens, als kaum die Ladenthür geöffnet war, stand der Blaumantel schon in der Buchhandlung. Es wurde ihm mitgetheilt, dass bei den Antiquaren von Budapest das begehrte Buch leider nicht aufzutreiben sei, dass es in der Buchhändlerzeitung ausgeschrieben werden müsse, wenn man darauf reflectiere, dass es vielleicht überhaupt nicht mehr aufgetrieben werden könne.

Der Fremde erklärte sich bereit, alle Kosten zu bestreiten, und wenn das Buch aufgefunden werde, noch besonders erkenntlich sein zu wollen.

Von nun an erschien er allwöchentlich, um nach dem Buche zu fragen. Mittlerweile wurden durch das buchhändlerische „Börsenblatt“ alle Antiquare Deutschlands beunruhigt, und richtig, nach zwei Monaten konnte der Budapester Buchhändler dem Fremden den „Großen Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte“ vorlegen.

Der Blaumantel bezahlte die Unkosten von sechzig Mark, händigte einen gleichen Betrag dem Buchhändler für die gehabte Mühe ein und gieng zur Thür hinaus.

Man rief ihn zurück, dass er sein Buch mitnehme. Das brauche er nicht, sagte er, verließ das Haus und ward nicht mehr gesehen.

Er hatte das alte Buch, nach dem er monatelang mit höchster Spannung gefahndet, kaum aufgeschlagen, um den Titel zu sehen, des weiteren nicht im geringsten beachtet. —

Im selben Jahre war es, dass auf der Eisenbahnstrecke zwischen Graz und Mürzzuschlag der Conducteur ins Coupé fragte, ob man in Mürzzuschlag Table d'hôte zu speisen wünsche?

Im Coupé saß ein einziger Herr, der bestellte Table d'hôte für zwei Personen.

In Mürzzuschlag angekommen, trat ein blasser Mann in langem blauen Radmantel in den Speisesaal, sah dort die für ihn bereiteten zwei Gedecke, gieng wieder hinaus auf den Perron und fragte einen Dienstmann, was er für die Stunde verlange.

„Sechzig Kreuzer, gnädiger Herr.“

„Gut, kommen Sie mit mir!“ Der Radmantel führte den Dienstmann in den Speisesaal, hieß ihn dort neben sich niedersitzen und essen. Der Dienstmann wusste nicht, wie ihm geschah, doch war er nicht blöde und griff fleißig zu. Der Radmantelmann kümmerte sich nicht weiter um ihn. Als zum Einsteigen geläutet ward, zahlte er die zwei Gedecke, fertigte den Dienstmann mit sechzig Kreuzern ab und fuhr davon.

Das Bahnpersonale und der ganze Ort lief zum Dienstmann zusammen, um das Weltwunder zu sehen, wie einer dafür, dass er ein gutes Mittagsmahl verzehrte, bezahlt worden war. —

Ungefähr um jene Zeit erhielt ein Herr Mayer-Hoitz in Gmunden folgendes, mit keinem Poststempel versehenes Schreiben:

„Geschätzter Herr Mayer-Hoitz!

Ich erlaube mir, in einer Ihnen vielleicht nicht ganz uninteressanten Angelegenheit Ihre Erinnerung aufzufrischen. Es war vor circa zwei Jahren, als Sie eines Morgens in Ihrer Villa ein Fremder besuchte, um mit Ihnen eine Dachsteintour zu besprechen, die indes nicht zustande gekommen ist. Während ich noch bei Ihnen saß, trat der Postbote ein. Sie revidierten die Post und, einen Brief eröffnend, schleuderten Sie ein gedrucktes Blatt mit dem Ausruf: Pfui Teufel! zu Boden. Es war die Einladung zu einer Hamburger Lotterie. Da ich sah, mit

Er hielt die Männer nun für Räuber,
Die ihm den Rucksack aufgeschlitzt,
Schämt Euch, sprach er zum dicken Schreiber,
Der hinterm Gitterfenster sitzt.

Da tönet rings das Aveläuten
So herrlich klingend an sein Ohr,
Und er vergaß der Zwistigkeiten,
Und schritt still betend durch das Thor.

Dabei nahm er den Hut vom Haupte,
Worauf ein Älpler nie vergisst,
Doch niemand that es sonst; er glaubte,
Dass schwerhörig die Menge ist.

Drum schrie er, was er schreien konnte,
Ein zierlich feines Herrchen an,
Herr! läuten thun sie. Und wie lohnte
Die Mahnung ihm der stolze Mann!

Wie! sprach er, hier vor allen Leuten
Soll beten ich! Ihr seid verrückt.
Man würd' mit Fingern auf mich deuten,
Und lachen, wo man mich erblickt.

Doch betend geht der Älpler weiter,
Bis rings verhallt der Glocken Klang,
Die rege Menge stimmt ihn heiter,
Drum folgte er dem innern Drang,

Und sang ein Lied von jenem Lande,
Wo herrlich schön die Alpen glüh'n,
Wo auf dem schmalsten Felsenrande
Die muntern Gemsen weidend zieh'n.

Da fühlt er unsanft sich ergriffen.
Was treibt Ihr! spricht ein Polizist,
Gesungen nicht und nicht gepfiffen
Wird hier, wenn's einmal dunkel ist.

Dann zeigt mir, Herr, nur schnell die Gasse,
Sprach tief gekränkt der Alpensohn,
Die aus den Mauern führt. Die Straße
Zur Heimat find' ich selber schon.

Dort hört' ich dann die Grüße wieder,
Auf die Ihr Euch zu danken schämt,
Dort singt man auch im Dunkeln Lieder,
Was Ihr mir hier so übel nehmt.

Zu späh'n, was ich im Rucksack trage,
Hat dort sich niemand noch erlaubt,
Doch bei dem Aveglockenschlage
Entblößt dort jeder noch das Haupt.

B'hüt Gott, sprach er dann noch beim Scheiden,
Mich seht Ihr nun und nimmermehr.
Dann schritt er, um die Stadt zu meiden,
Für immer aus dem Häusermeer.

Knapp außerm Thore stand am Wege
Ein Kreuz; des Welterlösers Preis,
Ganz ohne Schmuck und ohne Pflege;
Das schmückt er nun mit Edelweiß.

Und als der helle Morgen graute,
Blieb außerhalb der Stadt er steh'n
Und sprach, indem er rückwärts schaute:
O, wär'st du auch so gut als schön.

Der blaue Radmantel.

Vor einiger Zeit gieng in Wien ein Mann um, der nächtlicherweile von Haus zu Haus schlich und an den Thorglocken zog. Wenn hernach der Hausmeister kam und das Thor öffnete, gab er diesem die üblichen zehn Kreuzer und gieng weiter. Der Mann hatte ein hageres blasses Gesicht, einen schwarzen, kurzgeschnittenen Vollbart und trug einen dunkelblauen Radmantel. Mehr wusste man nicht von ihm, aber unter dieser Gestalt war er bei vielen Hausmeistern aller zehn Bezirke bekannt. Die meisten waren mit ihrem Sperrzehnerl zufrieden, ließen den Mann gehen und dachten: muss man doch auch solche gehen lassen, die aus Übermuth anläuten und gar nicht mehr da sind, wenn das Thor geöffnet wird. Einmal aber, als der Radmantel wieder davongehen wollte, packte ihn doch der Hausmeister am Arm und sagte: „Herr, so kommen Sie doch herein!"

„Ich habe darinnen nichts zu thun", antwortete er in einem fremdklingenden Tone, „Ihr Geld haben Sie, so lassen Sie mich doch!" Da hatte er sich durch eine kühne Wendung auch schon befreit und schritt am Trottoir langsam die Gasse entlang. —

In eine renommierte Buchhandlung Budapests trat ein Mann und verlangte ein Buch unter dem Titel: „Der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte von Johann Michael Dilherz." Gedruckt um das Jahr 1648. Der Buchhändler bemerkte, dass dieses Werk nicht mehr im Buchhandel sei, dass er aber bei Antiquaren darnach forschen lassen wolle.

„Ei, Donnerwetter hinein!" rief der Buchbinder, „ist denn heut' mehr gar keine Ruh'!"

Der Junge war schon zur Thür hinaus und in die Druckerei gerannt: „Donnerwetter kommt hinein."

Und als das Büchlein fertig war, staunten die wenigen Käufer baſs über die finstere Donnerkeule, welche in der zweiten Decemberwoche mitten in Schnee und Eis drohend prangte und sie lachten über den Verstoß, der dem neuen schlechten Kalenderchen passiert war. — Was aber geschah? Das Jahr gieng um; einmal hielt sich das Wetter an den Kalender, das anderemal nicht. Anfangs December war großer Schneefall — er stand nicht im Kalender; und in der zweiten Woche eines Abends gab es Blitz und Donner, daſs es gerade flunkerte und bebte.

Jetzt gieng's los. Das ist einmal ein Kalender! Im Sommer Sonnenschein und im Winter Schnee vorauszusagen, das ist keine Kunst, aber im Christmonat ein Donnerwetter machen, das kann nur der wahre Prophet. Dieser Kalender ist goldeswert. —

Seitdem sind von dem schlechten Büchlein an die vierzig Jahrgänge erschienen. Ein- ums anderemal traf's mit dem Wetter zu, unzähligemal wieder nicht — wie es den Kalendern schon geht; — aber das Donnerwetter im Christmonat vergessen sie ihm nicht mehr. Hunderttausende von Käufern hat der Kalender jedes Jahr und der Buchbinder ist ein reicher Buchhändler geworden und sagt es gerne, daſs er bei keinem Spiele jemals so viel gewonnen, als bei jenem Kartenspiele, wo er Groschen um Groschen verloren hatte.

Bücher.

Ludwig Anzengrubers gesammelte Werke.

Ein Lieblingswunsch Robert Hamerlings war stets: eine einheitliche Ausgabe seiner gesammelten Werke. Bei seinen Lebzeiten ist dieser wahrlich gerechtfertigte Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, und es ist leider jetzt noch keine Aussicht vorhanden, daſs er sobald in Erfüllung gehen werde. Ludwig Anzengruber, der in seinen Jahren weder mit den Theaterdirectoren, noch mit den Verlegern ein besonderes Glück gehabt hat, war nahe daran, diese hübsche Sache zu erleben. Doch fieng sein schriftstellerisches Glück erst nach seinem Tode an — und fast knapp danach.

Sofort nach dem Tode des Dichters hatten sich in Wien mehrere seiner Freunde zusammengethan, nicht bloß um Anzengrubers Nachlaſs zu ordnen und diesen für seine Kinder zu sichern, sondern auch um eine wohl schon vom Dichter veranlaſste Ausgabe seiner gesammelten Werke, die bisher bei verschiedenen Verlegern zerstreut, in unterschiedlichem Format und nur für erklecklich hohe Preise zu haben ware , auszuführen zu helfen. An der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart war ein Verleger gewonnen, der für Anzengrubers Werke ein sehr anständiges Honorar bezahlt und eine würdige Gesammtausgabe derselben in kürzester Zeit realisiert hat. Die Redaction dieser Unternehmung hatten Dr. Anton Bettelheim, Vincenz Chiavacci und V. K. Schembera übernommen, besonders in den Händen des Erstgenannten lag die literarische Durchführung, die wohl eine äußerst geschickte und glückliche genannt werden muſs. Kaum ein Jahr nach des Dichters Tode liegen also die „Gesammelten Werke" von Ludwig Anzengruber in zehn Bänden vor uns, und nun erst tritt uns ein einheitliches Bild des Dichters vor Augen; diese Ausgabe zeigt erst recht, was Anzengruber ist. Ich deute den Inhalt der Ausgabe kurz an: der erste Band enthält nebst der Einleitung und den Beiträgen zur Selbstbiographie die Dorfgeschichte „Der Sternsteinhof". Den zweiten Band füllt Anzengrubers Hauptroman „Der Schandfleck". Im dritten und vierten Bande finden wir die „Dorfgänge", eine Reihe Dorfgeschichten ernsten und humoristischen Inhaltes, auch „Großstädtisches", sowie „Gefabeltes von irgendwo und nirgendwo". Der fünfte Band bringt die „Kalendergeschichten" und „Gedichte und Aphorismen". Mit dem sechsten Bande beginnen die Dramen „Der Pfarrer von Kirchfeld", „Der Meineidbauer", „Die Kreuzelschreiber". Im siebenten Bande werden sie fortgesetzt: „Der G'wissenswurm", „Der Doppelselbstmord", „Der ledige Hof". Neunter Band enthält: „Der Fleck auf der Ehr'", „Die umkehrte Freid'", „Elfriede", „Bertha von Frankreich", „Hand und Herz". Endlich zehnter Band: „Das vierte Gebot", „Alte Wiener", „Heimg'funden".

Diese Werke sind während der neunzehnjährigen literarischen Thätigkeit des Dichters (von 1870—1889) entstanden; aber

welcher Verachtung Sie das Blatt behandelten, bat ich es mir zu meinem Gebrauche aus und verließ bald darauf Ihr Haus.

Nun sehe ich mich veranlasst, Ihnen mitzutheilen, dass ich auf jene Einladung hin, die an Ihre Adresse gerichtet gewesen, ein Los gekauft und bei der letzten Ziehung 150.000 Mark gewonnen habe. Wenn Sie gestatten, möchte ich zwei Drittel dieses Betrages nach meinem Gutdünken verwenden. Das dritte Drittel glaube ich Ihnen offerieren zu sollen, falls Sie über dieses Ihr Eigenthum verfügen wollten. Da ich Ihrer gegenwärtigen werten Adresse nicht ganz sicher bin, so erlaube ich mir diese vorläufige Anfrage, bittend, dass Sie sich zu Ihrer Willensäußerung innerhalb eines Monats des Inseratentheiles der Linzer „Tagespost" bedienen möchten, worauf sofortige Zustellung erfolgen wird.

Ihr ganz ergebener

* * *"

Man mag sich das Erstaunen des Herrn Mayer-Hoitz vorstellen. Vor allem begann er sein Gedächtnis zu malträtieren. In „seiner Villa" hatte er nie gewohnt, weil er eine solche nie besessen hatte. Wohl aber wohnte er vor zwei Jahren über den Sommer in einem Landhäuschen bei Gmunden, und erinnerte sich auch an das Zusammentreffen mit einem Touristen, welcher das Höllengebirge und den Schafberg besteigen zu wollen vorgab. Vom Dachstein war keine Rede gewesen. Der Fremde trug ein für Touristen ganz seltsames Kleidungsstück, nämlich einen blauen Radmantel. Weiter wusste Mayer-Hoitz von dieser Sache nichts. In der genannten Zeitung ließ er folgendes Inserat einrücken: „M. H. in Gmunden bittet * * * um die Angabe seiner Adresse." Die räthselhafte Ehrlichkeit ist heutzutage fast noch unheimlicher, als ein frecher Betrug.

Bis heute hat Herr Mayer-Hoitz von der Sache nichts mehr gehört.

Zur selben Zeit fand bei Landshut in Baiern ein Landmann auf dem Felde einen großen blauen Radmantel. In der Tasche dieses Mantels war ein Papierballen von Tausend Mark-Scheinen im Betrage einer viertel Million. Trotz aller Nachforschungen hat sich weder für den Mantel der Mann noch für das Geld der Eigenthümer gemeldet.

Es gibt Unbegreiflichkeiten, bei deren Erwägung einem der Verstand stehen bleibt im Kopfe. M.

Wie ein Kalender zu seinem Ruhm gekommen ist.

In den dreißiger Jahren war es. Dem Buchbinder, Gebetbücher- und Amuletenhändler eines deutschen Landstädtchens fiel es ein, einen Kalender herauszugeben. Je nu, das Herausgeben ist keine Kunst, aber das Verkaufen. Schlechtes Papier, rothe und schwarze Buchstaben, einige Bilder der Himmelszeichen, Thierkreise u. s. w. Den Kalender bezieht man von der astronomischen Anstalt, lässt etwelche Wetterregeln dazudrucken, thut ein paar Hausmittel bei, stempelt seine Firma drauf und der Kalender ist fertig. Zehntausend Käufer dafür aber sind viel schwerer zusammenzubringen, und der Versuch unseres Buchbinders, Gebetbücher- und Amuletenhändlers war eine gewagte Sach'.

Zudem hatte er seinen neuen Kalender auch ganz mangelhaft zusammengestellt. Kam eines Tages der Setzerjunge aus der Druckerei in die Wohnung des Verlegers. Dieser saß gerade mit ein paar Nachbarn beim Kartenspiel, verlor Groschen um Groschen und war daher nicht gut aufgelegt.

„Herr Principal!" flüsterte der Schriftsetzer hinter dem Rücken des Buchhändlers.

Dieser hörte es nicht und verlor einen Groschen um den anderen.

„Herr Principal", sagte der Junge aus der Druckerei etwas lauter, „der Kalender — für die zweite Decemberwoche ist kein Wetter da. — Was soll ich denn hineinsetzen?"

Der gute Ton für die Kinderwelt. Von Constanze von Franken. Illustriert von L. Burger. (Leipzig. Max Hesse.)

Man meint, es sei nicht möglich, dass bei der ungeheueren Anzahl von Kindergeschichten und Weihnachtsbüchern immer noch ein Buch fehlen konnte. Und doch hat dieses gefehlt. Wie die Kinder sich beim Anziehen, Essen, Gehen, Sprechen, Lachen, Weinen, gegen Erwachsene, Gäste, Spielgenossen, beim Spielen, beim Reisen u. s. w. verhalten sollen, das ist in diesem Büchlein dargestellt und mit hübschen Bildchen geschmückt. Allerdings dürften den Kleinen die Bildchen besser gefallen, als der Text, den sie von Mama oder der Bonne mündlich haben können; zum Glücke ist die Art und Weise, wie die Verfasserin zu Kindern spricht, so herzig, dass die Kleinen recht gerne zuhören oder selbst lesen werden.

R.

Zum Meere. Feiertage in Triest und am Quarnero von Helene Stöckl. (Teschen. Karl Prohaska.)

Dieses Buch der bewährten Frauen- und Jugendschriftstellerin müsste eigentlich ein bisschen Aufsehen erregen, wenn es nicht mit derselben ruhigen Schlichtheit in die Welt träte, wie alle übrigen Schriften der Verfasserin. Uns dünkt, das ist ein ganz besonders Gutchen für die liebe Jugend. Diese prächtige Art zu charakterisieren, zu schildern, zu erzählen, dieser liebenswürdige Humor geben dem Werkchen Anrecht auch auf die Beachtung jener Leute, die weder Kinder noch Frauen sind, sondern gemeinhin Jünglinge, Männer u. s. w. heißen. Das Buch ist mit nur wenigen, aber wirklich guten Bildern geziert.

M.

Die Sünden des Naturalismus. Ästhetische Untersuchungen von Karl Goldmann. (Berlin. Richard Eckstein Nachfolger.)

Es ist eine wahre Freude, wie hier ein tapferer Mann die Bande aus dem Tempel jagt, diese „Naturalisten“, denen das Hässliche und Abscheuliche in der Dichtung Selbstzweck ist. Die Kritik hat diese diabolische Richtung längst verurtheilt, aber mit ihr fertig zu werden, sie zu verdrängen, das ist Sache der echten Dichtung. Mit dem bloßen Idealismus besiegt man den Naturalismus nicht, der Idealismus als solcher hat auch abgewirtschaftet; doch jener gesunde Realismus, welcher die Wahrheit höherer Zwecke, der Schönheit oder der Moral wegen darstellt und sich insoferne mit dem Idealismus verbindet, als er das Gute erhebt und das Schlechte brandmarkt, dieser von allen großen Dichtern stets gepflegte Realismus ist stärker als alle übrigen „Schulen“ und wird über kurz oder lang den Kehrichthaufen gänzlich aus dem Tempel der Kunst fegen, wie obengenanntes Buch es in schneidigen Worten thut.

M.

Der Theaterwelt und ihren Freunden gewidmet ist das soeben erschienene Buch: **„Die größten und berühmtesten Soubretten des neunzehnten Jahrhunderts.“** Mit ungedruckten Briefen von Josephine Gallmeyer, Marie Geistinger, Ottilie Genée, Pauline Lucca u. a. Von Dr. Adolph Kohut. (Felix Bagel. Düsseldorf.)

In heiterer Weise plaudert der Verfasser über die Grazien und Charitinnen der Oper, Operette, der Posse und des Schwankes und führt uns aus dem Leben, dem Entwickelungsgang und der künstlerischen wie der persönlichen Eigenart der berühmtesten Vertreterinnen des Soubrettenfaches in unserem Jahrhundert treffend pointierte Bilder vor Augen. Einen besonderen Reiz bilden neben dem reichlich eingestreuten anekdotischen Material eine Menge ungedruckter Briefe der berühmten Divas. Da wir die geschilderten Bühnenberühmtheiten nicht nur als die gefeierten Darstellerinnen, sondern auch von ihrer rein persönlichen Seite in ihren Liebenswürdigkeiten, kleinen Schwächen und Capricen, in ihren äußeren und inneren Verhältnissen kennen lernen, ist das Buch nicht nur eine amüsante Lectüre, sondern es beansprucht auch biographischen Wert.

V.

Wer für sein Gemüth eine Befriedigung sucht nach des Tages Mühen, der greift auch zu guten Büchern aus dem Volksleben und da können wir jedermann die jüngst bei Reclam jun. erschienenen **„Geschichten aus den Bergen“** von Arthur Achleitner auf beste empfehlen. Achleitner kennt das Land und das Volk, und weiß es wahr, natürlich und anziehend zu schildern. Er schildert in jeder seiner Geschichten ein urwüchsiges Stück Volksleben und jeder Leser hat seine Freude daran, weil die Erzählung in schönster Harmonie ausklingt.

Maximilian Schmidt.

Alfred Friedmann hat in der Gustav Rocher'schen Leipziger allgemeinen Büchersammlung lebender Schriftsteller ein Bändchen **„Hieroglyphen des Lebens“** erscheinen lassen. Es sind Novelletten ernsten und heiteren Inhalts, welche dem bekannten Erzähler eine Reihe neuer Freunde erwerben werden.

V.

---

viele derselben kamen im Publicum nicht zur vollen Geltung. Die Zeit, in welcher Ludwig Anzengruber leben musste, war eine sehr frivole, sie fand wenig Geschmack an dem tiefen Ernst dieses Dichters, an der rücksichtslosen Darstellung des moralischen Elends, in welchem die Menschen voll cynischen Übermuths oder voll empörender Heuchelei oder in dumpfer Gleichgiltigkeit versinken. In der Epoche des französischen Unsittendramas, der Operette, ein Anzengruber! Er riss ja zeitweilig das Publicum hin durch seine gewaltige Kraft, aber dass er so rasch und vollkommen siegen sollte, das konnte nicht sein. Für Anzengruber werden die Leute erst allmählich reif.

Es ist ja begreiflich, dass man vor dem oft so finsteren Titanen erschrak, wie er im „Meineidbauer", im „Vierten Gebot", im „Sternsteinhof" u. s. w. hervortrat. Es ist ja nicht zu leugnen, dass dieser Dichter mit Vorliebe die menschlichen Schattenseiten darstellte. Doch ist Anzengruber noch lange keiner jener „Naturalisten", die nur das Abscheuliche aufzeigen.

Nicht weniger bedeutend als der tragische ist der humoristische Anzengruber. Als dieser letztere hat er sich bisher die meisten Freunde erworben. Anzengrubers Humor ist scharf und stets ein wenig tendenziös, er tritt uns am drastischsten entgegen in den Volksstücken „Die Kreuzelschreiber", „Der G'wissenswurm", „Der Doppelselbstmord". In diesem Humor vereinigt sich die Naivetät des Volkes mit dem Witze des Gebildeten, und die Frage, ob eine solche Vermählung zwischen zweien so verschiedenen Racen unter allen Umständen zulässig ist, kann ich nicht beantworten.

Als Dramatiker ist Ludwig Anzengruber ein Stern erster Größe. Ich stehe nicht an, ihn über Ferdinand Raimund (den ich sehr verehre) und nahe an Shakespeare (den ich ehrfurchtsvoll bewundere) zu stellen. Dass er Dialektdichter ist, mit Vorliebe locale Stoffe behandelt und der „Tendenz" huldigt, verdirbt gar nichts; schreibt er die Mundart doch so, dass sie allgemein verstanden wird und dabei Erdfrische athmet; wählt er doch stets solche Stoffe, die ein allgemein menschliches Interesse beanspruchen können. Und seine Tendenz ist die ewige: den Menschen zu klären und zu erheben. Man sieht heute schon, wie Anzengrubers österreichische Volksstücke sich die deutsche Bühne in Süd und Nord erobert haben, sie zeigen den Weg, welcher zwischen der sentimentalen Volksdichtung und der „naturalistischen" Schule der richtige und dauernde ist. Überall, wo Anzengruber auftritt, gibt es über ihn heftiges Hin und Wider, er lässt niemanden gleichgiltig, die ihn nicht lieben können, müssen ihn hassen. Das beweist am besten das Außerordentliche dieses Geistes. Der Einfluss, den Anzengrubers Dramen auf das Volksgemüth üben, kann ein bedeutender werden.

Denselben Erfolgen, welche die Stücke auf der Bühne erzielen, mögen auch seine Bücher entgegengehen. Wir haben alle Ursache, an der Gesammtausgabe der Werke Ludwig Anzengrubers uns zu freuen und den Herausgebern wie der Verlagshandlung dafür dankbar zu sein. Was Anzengrubers Freunde, das sogenannte „Anzengruber-Curatorium", in diesem einem Jahre für den verewigten Dichter, für seine Nachkommen und seine Werke geleistet haben, das steht in der Geschichte der Freundestreue fast einzig da. Ehre ihnen!

Rosegger.

Der Bauer auf dem Kreuzhofe. Erzählung aus dem Berchtesgadener Lande von Gustav von Prielmayer, Freiherrn von Priel. (Johann Ambrosius Barth. Leipzig.)

Dieser Roman wurde dem Schreiber dieses gleich nach seinem Entstehen bekannt und heute, da er ihm wieder vorliegt, ist ihm dessen Inhalt, was die Handlung wie die Charaktere anlangt, noch so vertraut und gegenwärtig, so dass er ihm mit der Kraft eines Erlebnisses in der Erinnerung aufsteigt. Auf einer sicheren Grundlage ist der unerschütterliche Bau glanzvoll und fest emporgeführt, was um so bewunderungswürdiger, als hier offenbar freie Erfindung gewaltet hat, und kein wirkliches Vorkommnis den Stoff zu dieser volksthümlichen Dichtung lieferte. Dass ein wirksamer Gebrauch des Dialektes, doch ohne die Schriftsprache zu überwuchern, stattfindet, versteht sich bei einem ebenso natürlichen als feinsinnigen Autor von selbst. Dagegen möchten wir auf die Herrlichkeit der landschaftlichen Gemälde, als auf wahre Proben treuer und gehobener Naturbeschreibung, noch gebührend hinweisen.

Tillier, mein Onkel Benjamin. Deutsch bearbeitet von Ludwig Pfau. Dritte durchgesehene Auflage. (Stuttgart. Rieger'sche Verlagshandlung.)

Es ist das Verdienst Ludwig Pfaus, dieses Buch des Volksfreundes der Vergessenheit entrissen und in die deutsche Sprache eingeführt zu haben. Es ist eine so frische, lebenslustige Erzählung, daneben ein so drastisches Sittenbild und in alledem eine so eindringliche Volksschrift, wie wir in unserer deutschen Literatur kaum ein Gegenstück wüssten; es hat vom ersten bis zum letzten Blatt jenen Sonnenblick unzerstörbarer heiterer Genialität und Welt- und Menschenliebe, der dieses Buch zu einer wahrhaft erquicklichen Lectüre macht. V.

Neuester Universal-Briefsteller und Privatsecretär für alle Stände betitelt sich eine von dem bekannten Schriftsteller Moriz Bermann verfasste und von A. Bauer in Wien, I., Wollzeile 2, verlegte, allgemein verständlich gehaltene Anleitung zur Abfassung aller im geschäftlichen Verkehr und im praktischen Leben vorkommenden Briefe, Aufsätze, Gesuche und Eingaben, für alle Vorkommnisse des Familienlebens, des freundschaftlichen und geschäftlichen Verkehres, Originalformulare für Majestäts- und andere Gesuche, für Eingaben in Gemeinde-, Zuständigkeits-, Steuer-, Militär-, Gewerbe-, Schul- und Vereinsangelegenheiten, im Bagatellverfahren, in civil- und strafrechtlichen Fällen, ferner vollkommen neue Glückwünsche, sowie Gelegenheitsgedichte, Toaste, Tischreden u. s. w. V.

——

Ferner dem „Heimgarten“ zugegangen:

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber, neunte und zehnter (Schluss-) Band. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1890.)

Neue Ausgaben von P. K. Rosegger. (Verlag A. Hartleben. Wien. 1890.)
„**Der Schelm aus den Alpen.**“ Allerhand Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren.
„**Ausgewählte Werke.**“ Prachtausgabe, Lexikonformat. Mit 900 Illustrationen von A. Greil und Schmidhammer. 5. Bd.

P. K. Rosegger: **Jakob, den sidste.** En Bondenovelle fra vor Tid. Paa norsk ved Ingebourg v. d. Lippe Konow. (Bergen. Ed. B. Giertsens Vorlag. 1890.)

Unser gnäd'ger Herr! Roman von A. von Gersdorff. (Berlin. Albert Goldschmidt.)

Aus vergangenen Tagen. Erzählungen von Th. Justus. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1890.)

Sternschnuppen. Erzählungen von Nataly von Eschstruth. Dritte Auflage. (Berlin. J. H. Schorer.)

Klein-Wiener. Skizzen in Wiener Art und Mundart von Ed. Pölzl. (Wien. Georg Szelinski. 1891.)

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhange: Das Leiden-Christi-Spiel aus dem Gurkthale von Dr. Anton Schlossar. Zwei Bände. (Halle. Max Niemeyer. 1891.)

Aus alter und neuer Zeit. Gesammelte Gedichte von Max Kalbeck. (Berlin. Freund & Jeckle. 1890.)

Gedichte von Friedrich v. Schiller. Neue Ausgabe. Mit Porträt, Lebensskizze und Anmerkungen. (Stuttgart. Paul Neff.)

Die zu Gersau. Ein Gedicht von Albert Westermann. (Stuttgart. Paul Neff. 1890.)

Renate. Eine Studentengeschichte von Carl Hepp. (Stuttgart. Paul Neff. 1890.)

Weißdorn. Gedichte von Carl Hepp. (Stuttgart. Paul Neff. 1890.)

Gesammelte Gedichte von Alfred Berger. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1891.)

Der Traum des Glücks. Dramatische Idyllendichtung von Albert Wittstock. (Hermann Hucke in Leipzig.)

Fabeln und Parabeln. Sprüche. Von Otto Weddigen. (Wiesbaden. R. Bechtolda & Co. 1891.)

Drei Märchen für Alt und Jung. Von Georg Ebers. (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart. 1891.)

Aphorismen und Aperçus. Von Georg von Schulze. In ungarischer u. deutscher Sprache. (Pressburg. Gustav Heckenasts Nachfolger.)

Ludwig Anzengruber. Der Mann — sein Werk — seine Weltanschauung. Von Anton Bettelheim. (Dresden. L. Ehlermann. 1891.)

Erinnerungen an Anzengruber. Von L. Rosner. (Wien. Julius Klinkhardt. 1891.)

Natur- und Lebensbilder aus den Alpen. Von Carl Stieler. Mit einem Vorwort von M. Haushofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co. 1890.)

Gaspards Nachfolger. Erzählung von Victor André. (Stuttgart. A. Bonz & Co. 1891.)

Cotta'scher Musenalmanach für das Jahr 1891. Herausgegeben von Otto Braun. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshdlg.)

Hans Schreier. Der große Mime. Eine Buschiade von Erraths. Mit Illustrationen von Franz Stuck. (Kunst- und Verlagsanstalt.)

Das zwanzigste Jahrhundert. Deutschnationale Monatshefte für sociales Leben, Politik, Wissenschaft und Literatur. Herausgegeben von Erwin Bauer. Erstes Heft. (Berlin. Hans Lüstenöder.)

Literarische Blätter. Zeitschrift für moderne Poesie. Herausgegeben von Franz Evers und Albert Kohl. (Augsburg. Gebrüder Reichel. 1890.)

Freiwillige vor! Ein Agitations-Programm zum 1. October 1890 zur friedlichen Lösung der socialen Fragen. (Gebr. Heyde. Chemnitz.)

Katechismus der Toilettenkunst und des guten Geschmacks. Von C. von Franken. (Leipzig. Max Hesse.)

Das Käthchen von Heilbronn. Von Heinrich von Kleist. Illustriert von Alexander Zick. (Berlin. Albert Goldschmidt. 1890.)

Dieses Lieblingsdrama deutscher Frauen ist hier so prachtvoll ausgestattet, mit so reizenden Bildern geziert, dass es für den Weihnachtstisch auf das wärmste empfohlen werden muss. M.

„Leykams“ Kalender. Die Kalenderzeit ist da. Der Verlag „Leykam“ in Graz trägt ihr volle Rechnung. Vom „Mandel-Kalender“ (Neuer Bauernkalender) an, der vor kurzem von einem ungeschickten Parlamentär zu den „clerikalen Schundschriften“ gezählt worden ist, bis zum eleganten Taschenkalender, viele Gattungen. Wir nennen nur die äußerst praktisch eingerichteten Blockkalender, Wandkalender, zierlichen Portemonnaiekalender, den weitberühmten „Schreibkalender für Advocaten und Notare“ und den „Grazer Schreibkalender“ (107. Jahrgang!), welch letzterer nebst allen nothwendigen Nachschlagesachen auch hübsche Erzählungen und Bilder enthält. Dieser Grazer Schreibkalender hat sich nun besonders vermöge seiner illustrierten Jahres-Rundschau und Übersicht über steirische Denkmäler und Neubauten zu einem trefflichen Volksjahrbuche ausgewachsen. — Also kann der Grazer Kalenderverlag wohl auf das beste empfohlen werden. M.

„Leykams“ Farbendruck-Wandkalender. Ein Kunstblatt von dauerndem Werte bringt dieses Jahr die Leykam'sche Verlagsanstalt in Graz auf den Kalendermarkt. Der Leykam'sche Wandkalender für 1891 enthält von Künstlerhand ausgeführte Motive aus der reizenden Murstadt, Bilder, die sich jedem unauslöschlich in die Erinnerung eingeprägt haben, der einmal in Graz gewesen, Bilder, die er gewiss immer gerne sich vor Augen führen lässt. Um das Wahrzeichen der steirischen Landeshauptstadt, den eigenartig geformten Uhrthurm des Schlossberges, gruppieren sich in vier Landschaftsbildern die Jahreszeiten: Der Frühling, mit seinem Blütenkranze die steilen Mauerreste des mächtigen Grazer Bergschlosses und die zu Füßen liegende Gartenstadt bis an die Vorberge der schneeleuchtenden Alpenhäupter schmückend; der Sommer, seine Strahlen durch üppiges Laubwerk auf die Welden-Terrasse niedersenkend, von welcher alljährlich tausende von Touristen ihre entzückten Blicke nach den Geländen des Rosenberges und Schöckels schweifen lassen; der Herbst, verkörpert durch das Idyll am einsamen Bergpfade, und der Winter, ein landschaftliches Stimmungsbild, das an eine bekannte Wald- und Felspartie erinnert. Der gelungene Farbendruck des Kalenders zeigt neuerlich von der Leistungsfähigkeit der Leykam'schen Kunstanstalt. K.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. II. Sammlung, 13.—24. Blatt, herausgegeben von Frieda Lipperheide. (Berlin 1890. Franz Lipperheide.)

Muster wie Text erregen unser Interesse. Mit dem vollen Farbenreiz der ihnen zugrunde liegenden Stickereien führt die Sammlung uns orientalische, serbische, bulgarische und spanische Muster, sowie solche nach alten Motiven vor, in denen sich uns die überquellende Phantasie des Orients, das heiter-sinnige Gemüth der südlichen Völker, der feine Geschmack vergangener Zeiten offenbaren. Jedoch fehlt es auch nicht an modernen Mustern. Der Text verleiht diesen Blättern noch ein besonderes Interesse, er weist auf die Eigenart der Muster hin und gibt über deren Herkunft Aufschluss. V.

Die II. Lieferung des Prachtwerkes **Zur See**, herausgegeben von Vice-Admiral von Henk (Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. in Hamburg) schildert die Schiffe und Seewaffen des Mittelalters und berücksichtigt dabei alle in Frage kommenden Nationen sowie die Schiffe und Seewaffen der Neuzeit. V.

Der Stolz von Graz. Das ist die neuerbaute Herz Jesu-Kirche, von der in diesen Blättern schon mehrmals die Rede gewesen. Nun ist in der k. k. Universitätsbuchhandlung „Styria“ in Graz ein Farbendruckbild erschienen, bei dessen Anblick einem das Herz lacht. Es stellt die Herz Jesu-Kirche dar, dieses Meisterwerk unseres Hauberisser. Das Bild, nach dem Aquarelle J. Oberbauers, aus der lithographischen Anstalt A. Matthey in Graz hervorgegangen, ist geradezu vollendet zu nennen, und so wie die neue Kirche ein Schmuck der Stadt Graz ist, so wird ihr Bild der Schmuck vieler Wohnungen sein. An diesem Kunstwerke nebensächlich, nichtsdestoweniger aber höchst praktisch ist der Kalender für 1891, welcher in einer oberen Ecke desselben eingelegt ist, und welcher das Bildnis eigentlich zu einem Wandkalender macht. Schade nur, dass der Kalender früher ablaufen wird, als unsere Freude an dem wahrhaft schönen Wandschmucke erkalten kann. R.

Blumen der Heimat. Schweizerische Gedichte von J. C. Heer. (Zürich. Albert Müller.)

Dieses gemüthliche Werkchen ist für Kenner und Freunde des Schweizervölkleins sehr zu empfehlen. M.

Heimgarten

5. Heft. Februar 1891. XV. Jahrg.

Vor'n Suppn essen.

Ländliches Gemälde in einem Acte von Carl Morre.

Personen.

Der alt Stutzenbauer Redl.
Die alt Liesl, sein Weib.
Der Schwarzbildl Poldlbauer.
Nandl, dessen Weib, Redl's Tochter.
Poldl, deren Sohn.
Die Lärchbäurin.
Seferl, Kuhdirn } beim Poldlbauer.
Hiasl, Knecht }
Ort der Handlung: Ein Bauernhaus im Hochgebirge.

Bauernzimmer mit einer Mittel- und einer Seitenthür rechts. Links ein Fenster. An der Rückseite ein Ofen, vor demselben eine Ofenbank. Im Vordergrunde links ein größerer Tisch mit einer Bank und mit mehreren Bauernstühlen. Auf dem Tische stehen zwei neue Kaffeekannen und zwei Schalen aus Porzellan, dann ein großer Handkorb.

I. Scene.

Lärchbäurin, Nandl, die alt Liesl; Liesl sitzt auf der Ofenbank, bessert einen Strumpf aus; Nandl und Lärchbäurin sitzen beim Tisch.

Nandl: Na, na, mei liabe Lärchbäurin, dös geht nit, das nimm ih nit. Tragt dös schöne Gschirr nur wieder mit Euch. (Will die Kannen in den Korb der Lärchbäurin geben.)

Lärchbäurin (abwehrend): Aber Nachbarin, liabe Poldlbäurin, thuat mir dös nit an. Es is a Dankbarkeit, nix als a Dankbarkeit.

Nandl: War nit aus, wia kumm ih dazua.

Lärchbäurin (welche ihren Korb zurückzieht): Schaut, mei liabe Nachbarin, ih war so unglücklich in meiner Eh; und Enk alloan dank ih's, dass ih seit Jahr und Tag zfrieden und glücklih leb. (Bittend) Nehmt das Andenken.

Nandl: Mir hat d Lärchbäurin nix z danken. — Mir nit!

Lärchbäurin: A ja wohl, dös woaß ih besser.

Nandl: Den Rath, den ih Euch geben hab, den hat unser Herr Pfarrer der Lärchbäurin längst schon früher gebn.

Lärchbäurin: Der Pfarrer! Der Herr Pfarrer! Ja du mein! Freilih hat der mir a wohl grathn, aber der Herr Pfarrer hat viel z gscheid gred't, den hab ih nit verstandn. Ihr aber

Katechismus der Zimmergärtnerei. Von Goeschke. (Leipzig. Max Hesse.)

Für Wahrheit und Recht. Unpolitische Herzensergüsse eines unpolitischen Idealisten. August Ressel. (Zürich. Verlagsmagazin. 1890.)

Die sittlich-religiöse Erziehung in der Volksschule. Von Robert Schwarz. (Julius Kühkopf, Verlagsbuchhandlung in Korneuburg.)

Schriften für Gesundheitspflege von dem Naturarzte Carl Grübel in Meran:

Die Herzkrankheiten, deren Entstehungsursachen und Heilung.

Die Lungenkrankheiten, deren Entstehungsursachen und naturgemäße Behandlung.

Der Magen, der gesunde und kranke, und dessen naturgemäße Behandlung. Nebst Anhang: Die Trauben-Cur.

Die menschliche Stimme. Ihre Pflege in gesunden und kranken Lagen. (Meran. Selbstverlag. 1890.)

Richtige Zahnpflege. Eine Nothwendigkeit zur Erhaltung der Zähne von M. Lipschitz. (Berlin. Jul. Bohne. 1891.)

Erster Jahresbericht des Scheffelbundes in Österreich. Zusammengestellt von Adolf Jarosch. (Selbstverlag des Vereines. 1890.)

Kalender für Berg- und Hüttenleute für das Jahr 1891. Herausgegeben von der Witkowitzer Bergbau- und Eisenhütten-gesellschaft. (Witkowitz.)

Postkarten des Heimgarten.

M. M., Prag: Der Geschichtsunterricht in unseren Mittelschulen ist so eingerichtet, dass die Schüler von allen möglichen fremden Völkern mehr hören, als von ihrem eigenen deutschen Volke. Und ist man endlich bei diesem, so wird im grauen Mittelalter so lange herumgenebelt, bis die Schulzeit aus ist. Die Schulen thun gerade als ob uns die neue Zeit nichts angienge. Die Geschichte seit der französischen Revolution ist vor allem wichtig zum Verständnisse unserer Zeit, darum hat der deutsche Kaiser Wilhelm II. mit seiner sich darauf beziehenden Forderung recht, und darum werfen wir Ihren Aufsatz, der jenes Kaiserwort höhnt, in den Papierkorb.

H. v. d. Sann: Sie haben recht. Für einen Menschen, der ein so elender Sclave seines Neides und Hasses ist, hat man nur Verachtung oder — Mitleid.

Prof. **J. B., Jena:** Das Geheimnis des schriftstellerischen Erfolges ist vor allem klarer, leichtverständlicher Stil, ein Kunstkniff, den unsere Herren Gelehrten zu verschmähen pflegen. Wer einen wissenschaftlichen Gedanken volksthümlich ausdrücken kann, der ist Gelehrter und Künstler zugleich.

A. B., Wien: Anzengrubers „Das vierte Gebot“ wurde 1877 für das Theater in der Josefstadt geschrieben und dort angenommen. Die von uns als Einleitung zum Aufsatz „Das vierte Gebot und seine Gegner“ erzählte Anekdote scheint also unrichtig zu sein.

× Auf Seite 225 des „Heimgarten“, Zeile 28 von unten, muss es anstatt „an den prächtigen Häusern“ heißen: an dem prächtigen Chiemsee.

* Wer uns ungebeten Manuscripte einschickt, der läuft Gefahr, sie zu verlieren. Wir übernehmen keine Verantwortung.

* Der clericale „Sonntagsbote“ macht in einem Aufsatze gegen den Aberglauben einige Bemerkungen, die uns nur freuen können. Von solcher Seite eine scharfe Verurtheilung von Missbräuchen in religiösen Dingen ist wertvoll, und das schon auch darum, weil sie so selten ist. Glücklich wären wir, den Clerus immer so zu finden, dass wir ihm beistimmen könnten.

A. Z., Wien u. N., Ried: Danken heftig! Wir sind überschüttet mit Novellen und Gedichten.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Ih sag dir's, stürmen und schneiben thuat s draußten, wia wann s zrissene Pfoada von oben abawerfen wollt!

Liesl: Pfoada werden s obawerfen! So a Red! Moanst denn, die Engel im Himmel habn a Pfoad an?

Redl (schneidet am Spannholz): Ih hon noh gar koan Engel gsegn.

Liesl: Was red'st denn nacha, wannst nix woaßt?

Redl. So möchst streiten, möchst zwida werdn? Du! Ih sog s gleih dem Poldl!

Liesl (höhnisch): Ja, n Poldl wirst s sagen, ha, ha, da kummst schön an. Da kriagst dei Fetten! Der Poldl halt mit mir! Der Poldl is a Engel, jetz woaßt du s.

Redl (lachend): Ja, a sauberer Engel! Hat am letzten Kirchtag an Rausch ghabt wie der Teufel.

Liesl (zornig): Du, das sagst nit noch amol, sunst vermeld ih's ihm! (Gedehnt) Schau!

Redl: Geh, geh Alte, sei guat, sunst wirst mit deiner Arbeit nit fertig. Der arme Strumpf hat ma eh gestern vorgwoant, dass du schon vierzehn Tag auf ihm umstichst.

Liesl: Wirst schon wieder beleidigend? Ih kann Strumpf verstechen wia lang ih will, und ih kann nix thuan wie viel ih will, der Poldl sagt, mir derf ka Mensch was schaffen, und der Poldl is a Engel und der Poldl bleibt a Engel und jetz woaßt du s.

Redl: Ih muass rein amal schauen, wo er seine Flügerl hat?

Liesl (zornig): Spottn a noh, den besten Menschen, den wir auf der Welt haben, spotten? Wer gibt uns denn die guate Kost? Von wem haben wir denn die warme Stubn? Gelt, wann er Sunntags vom Dorf mit n Tabakpinkel hoamkummt, dann is er guat, dass d mih ausrachen kannst. Du graußlaner Mensch!

Redl: Liesl, Liesl. Holt dih zruck! Wär schad um dei schöne Stimm.

Liesl: Den Poldl schimpfen, an Mann, der so fleißig is, der auf sei Gschäft schaut wie koaner. Wo hätt denn unser Nandl so an Mann kriagt? Wo denn? Im ganzen Dorf nöt, und weit und broat nöt, und ninderscht nöt!

Redl: So? Thuat unser Nandl eppa nix arbeiten? Hilfts nit fleißig mit?

Liesl: Ja freilih, zu was is sie denn? Möcht dö Kleantschen vielleicht am Heubodn liegn und er soll alloan arbeitn? Übern Poldl lass ih amol nix kommen, und geht s wia der will. Der Poldl is unser Brotvater.

Redl: Aber geh, Alte, harb dih nit. Ih lass ja a nix kummen über ihn.

Liesl. Also willst blos mir oan Ärger machn. (Steht auf.)

Redl: Na, na, Alte. Sei nur guat. Setz dih nur wieder nieder.

Liesl (setzt sich nieder): Wann ih noh amol auf d Welt kumm, dih heirat ih neama.

III. Szene.

Seferl. — Vorige.

(Seferl, einen Melkkübel tragend, kommt laut weinend aus rechts.)

Redl: No — no — was fehlt denn Der, dass sie so fleant.

Liesl: Is dir was gschehn, Seferl?

Seferl: Na! (Weint heftig.)

Redl: Hat dir wer was gethan?

Seferl: Na! (Weint heftig.)

Liesl: Hast 'leicht wieder was zsammgschlagn?

Seferl: Na! (Weint.)

Redl: Ja zum Dunner! Was woanst denn nachher?

Seferl (weinend): Ih — ih kann nit melchen. Ih kann amol nit melchen!

Liesl: Ja, warum kannst denn nit melchen?

Seferl (weinend): Mir zerspringt s Herz.

Redl (lachend): Beim Kuahmelchen?

Seferl (schluchzend): Beim Kuahmelchen — beim Kuahfuttern, beim Kuahwassern, bei Allem zerspringt mir s Herz. (Weint.)

liabe Nachbarin, habt mir d rechten Wort und a das gsunde Beispiel gebn. Durch Euch bin ih meine Fehler inne wordn, hab mein Mann schön nachgebn und bin dem Hader und Streit ausgwichen.

Poldlbauer (ruft von außen): Nandl!

Nandl (rasch aufstehend): Der Vater ruaft. (Eilt ab Seite rechts.)

Lärchbäurin: Sakra! Aufpassen thuat s auf ihren Mann wia a Schulerdeandl auf n Lehrer. Wia schleunig sie springt, wann er ruaft! Dös muass ih ihr a noh nachmochen. (Zu Liesl gewendet): Euer Tochter is recht a gscheides Weib! Wohl gscheid.

Liesl (gleichgiltig am Strumpf stopfend): Ja, ja, is ja gscheid — is ja wohl gscheid, aber ihr Mann, der Poldlbauer, is ma liaber! Mei Schwiegersohn is ma weit liaber wie sie.

Lärchbäurin: Er kann aber schlimm a sein, wann er will.

Liesl: A ja, dös wohl! Dös muass sein, sunst fressen ihn die eignen Leut auf.

Nandl (kommt aus rechts): Der Kuahhandler is draußt, der Poldl hat mih gfragt, wie theuerer die braune Kuah schatzen soll. —

Lärchbäurin (erstaunt): Was? Er fragt Euch um dös?

Nandl: No ja, warum nit? 's Kuahvieh is in meiner Hand. Ih woaß, wia viel s wert is und sag mei Manung. — Verkauft er's dann wie er will — dös is sei Sach. —

Lärchbäurin: So weit möcht ih mein Alten halt a noh bringen.

Nandl: Nur Alles schön in Güatn ausredn, dann wird's gehn.

Lärchbäurin: Will mir's merken. (Bittend): Aber nehmt das Gschirr! Ih bitt Euch! Aus Dankbarkeit zum Andenken.

Nandl: Um koan Preis. (Nimmt die Kannen und Schalen und gibt selbe in den Korb der Lärchbäurin.) Tragt dös schöne Sachen nur mit hoam, und wann d Lärchbäurin etwan amol af d Nachgiebigkeit vergisst — so wird das Gschirrl Euch auf meine Wort mahnen.

Lärchbäurin (nimmt ihren Handkorb): Der Poldlbäurin is nit aufzkumma. — In gar nix. — Ihr seid zu gscheid. (Richtet sich zum Gehen.)

Nandl: Dass d Lärchbäurin aber heut in so oan Unwetter umgehn mag.

Lärchbäurin: Ja, dös is so. (Lächelnd) Wir haben a weng a Salz braucht und oan Tabak für d Mannsleut. Wann mei Alter ins Dorf geht — bleibt er im Wirtshaus sitzen, verthuat das Geld und kummt spatmächtig mit oan Sturm hoam. — (Lächelnd) Seit Ihr mih gescheid gmacht habt, geh jetz liaber ih. — Es bleibt das Geld und der Verdruss erspart. Ja. (Lacht.)

Nandl: No also. (Lächelnd) Gscheid is schön! Nit wahr? (Lacht.)

Lärchbäurin: A ja. (Lächelnd) A ja! Das hab ih Alles der Poldlbäurin z danken. Bhüat Gott. (Ab Mitte.)

Nandl: Bhüat Gott. (Ab Mitte.)

Liesl: A Treffelwerch habn dö zwa Weibsleut — nit zum sagen. Ih soll was ausdenkn — und bin ganz confus wordn. Es is was dö Tag, ih woaß es gewiss. Is beim Poldlvater was, oder is beim Poldlbuabn was — es is was. — Was aber is — dös fallt mir nit ein. Unmögli!

II. Szene.

Redl (kommt mit Spannholz und Messer aus rechts. Im Hereingehen): Is dös heunt a grauslichs Wetter draußt. — Pfui Teuxl! Ih setz mih a zum Ofen. (Zu Liesl sprechend) Dass dih gar so broat machst; so ruck a weng doni, moanst, mir is nit kalt! (Schiebt Liesl auf die Seite und setzt sich zu ihr.)

Liesl: Schau den Zecker an, wie er mi doni stoßt. Gelt, früherer Zeit war ih dir guat!

Redl: Na, na Liesl, bist jetz schon a noh guat. Sei nur nit kritisch.

Jungpoldl: Hat d Muatter a nix ghabt und der Voada hat s doh gheirat.

Poldlbauer (beleidigt): Jetz schau, dass du aussi kummst.

Jungpoldl (verdrießlich): Is ja wahr a. (Ab rechts.)

Poldlbauer: Möchtn oan die Kinder vorschreibn, wen man heiratn soll. — Wann der Bua z dumm is, a Bauerntochter z kriegn — aft soll er ledig bleibn. (Zu Nandl) Was moanst denn du, Nandl?

Nandl: Ih gib Dir ganz recht.

Poldlbauer: A junger Mensch, der heirat', muss a Zuhilf findn, sunst geht er zgrund.

Nandl: Ja, ja — leichter is schon, wann s Weib a was zubringt. Ih hab zwar a nix ghabt.

Poldlbauer: A was — du warst fleißig und tüchtig und verstehst was und dös is mehr wert wie s Geld.

Lisl (sich vorneigend, vernehmlich): Fleißig is die Seferl zwar wohl a, recht fleißig.

Poldlbauer (zu Liesl): No ja — dös is schon wahr; aber wann der Bua a jede Dirn heiratn soll, dö fleißig is — dann bracht er viel Weiber zsamm.

Nandl: Er will aber bloß die Seferl und ka andere.

Poldlbauer (stutzig): So! Möchst du vielleicht Ja sagn, wann ih Na sag?

Nandl (besänftigend): Aber Vater! Was fallt dir ein. — Dein Willen ist die Hauptsach. —

Poldlbauer: Und ih sag Na und dabei bleibt s.

Redl (zu Liesl, lächelnd): Bis er Ja gsagt hat.

Liesl: Moanst?

Nandl: Recht hast. Der Bua soll sich dreinfindn.

Poldlbauer: Er wird nit sterbn drüber, fürcht dih nit.

Nandl (freundlich): Ih fürcht mih eh nit. — Der Mensch muass gar manches überkommen. — Die jungen Leut, dö verliabt sein, glauben grad, die Welt geht zgrund, wann sie sich nit kriegn.

Poldlbauer: A was! Larifari. (Setzt sich.)

Nandl: No, bei mir war dös schon nöt Larifari. Ih woaß nöt, was ih mir anthan hätt, wann du mih verlassn häst, und ih könnt mir mei Lebn heunt noh nit denken — ohne dir.

Poldlbauer (scherzhaft aber herzlich sie anblickend): Warst wohl so narrisch verbrennt in mih?

Nandl (scherzhaft herzlich): Geh, verstell dih nit. Thu nit so, als ob du s vergessen häst. Du warst ja selber nix besser.

Poldlbauer (freundlich): Moanst?

Nandl: Gwiss a noh! — Wann dir damals wer gsagt hätt: Wirst doh mit dem Deandl nix anfangen — sie is ja a bluatarms Ding. — Lass sie sein! — No, da hätt ih dih sehn mögn.

Poldlbauer (herzlich): Recht hast, Alte! Meiner Six — und wann ih heunt die Wahl hätt — ka andre wia dih. (Ergreift ihre beiden Hände) Bist a braves treues Weib — und warst immer der Segen Gottes in mein Haus.

Redl (der aufmerksam zuhorchte, zu Liesl): Sie packt ihn schon auf der rechtn Seitn.

Liesl (halblaut zu Redl): Moanst, wird er nachgebn? (Redl nickt mit dem Kopfe): Du mein — da wär ih froh.

Nandl: Hast meinetwegn viel Verdruss ghabt mit dein Leutn.

Poldlbauer: Das war nur anfangs, aber ih hätt a nit nachgebn und wann ih dih aus der Höll hätt füraholen müassn.

Redl (zu Liesl): Ih moan, dih hon ih a znachst der Höll füragholt. (Lacht.)

Liesl (empört): Redl! Redl! Das is ma jetz zviel. (Steht auf.) Ih geh ins Wetter aussi, dös halt ih nit aus.

Liesl: Bist a rechter Tschapp!

Seferl: Ja, Tschapp! Is leicht gsagt. Wann d Ahndlmuatter nur gsehn hätt, wia sündla traurig mih die braune Kuah angschaut hat, grad als ob s mir hätt sagen wolln: schau, mei liabe Seferl, hiaz treibt der Handler mih fort, und grad so werdn s amol dih fortschicken, wann dei Zeit um is. (Weint.)

Redl: Und derawegn zerspringt dir s Herz.

Seferl: Ja derawegn, weil sich der Poldl net traut n Vatern z bittn, dass wir zsammheiratn dürfn.

Redl: Jetz schaut's amol dö Dirn an! Dan Bauernsouhn möcht s heirathn!

Seferl: Ja, wen denn nachher? A noblicher Herr oder a Graf, der nimmt mih noh weniger.

IV. Szene.

Nandl, Jungpoldl. — Vorige.

Nandl (zur Seferl): Was stehst denn du da um?

Redl: Sie hat sih auswanen müassen in der Stubn, dass die Zacher (Thränen) net an der Stallthür angfriern.

Nandl (zu Seferl): Schau zu deiner Arbeit!

Jungpoldl: (heimlich und herzlich zur Seferl): Sei nur guat, Seferl; kränk dih nit! Du wirst do die Meine und ka Andre.

Seferl: Ih kann net melchen, mir zspringt mei Herz. (Laut weinend ab rechts.)

Jungpoldl (stoßt die Bäurin): Muatter! Ös muasst's mit n Vater redn wegn der Seferl.

Nandl: Aber Poldl, was nutzt denn s Reden; der Vater will, du sollst a Bauerntochter heiraten.

Jungpoldl (verdrießlich): Ih mag ka Bauerntochter, ih brauch koane! Mei Seferl will ih habn — die Seferl gfallt mir.

Nandl (gutmüthig): Was hilft denn das. Du woaßt doh — dass sih der Vater nix abtrutzn lasst.

Jungpoldl: A ja. Wann die Muatter will, gibt er schon nach.

Nandl: Red nit so einfaltig. (Halblaut zu Redl) Ih hab eh schon dreimal auf d Staudn gschlagn. Er wird immer unwirsch. Ih trau mih nit mehr.

Liesl: Nandl! Sei gscheid! Red mit dein Mann! Du wirst doh den armen Buabn nit zgrund gehn lassn.

Nandl (verzagt): Du mein Gott! Erzwingen lasst sich nix. Ih kenn den Vater besser. (Traurig für sich) Is dös a Unglück. Ih woaß mir nit aus. (Setzt sich sorgvoll nachsinnend zum Tische.)

Jungpoldl: Ih geh vom Hof! Ih mag neamma lebn!

Liesl: Sei guat, Poldl! Sei guat! Es wird sich schon machn lassn.

Jungpoldl (geht zur Liesl): Ahndlmuatter! Mei liabe Ahndlmuatter. Ih bitt, nehmt Euch an um mih.

Liesl (ganz verzagt): Ja, namla wohl! Wann ih nur wusst, wia man s angehn soll.

V. Szene.

Poldlbauer (aus der Mitte, zählt Geld, das er dann in seine Brieftasche gibt): Hat mir richtig fünf Gulden aberghandelt, der Lump.

Nandl (die rasch aufsteht): Mach dir nix draus, Vater; die Kuah is do noh guat zahlt.

Poldlbauer: Ah ja — hab nix verlorn dabei. (Den Jungpoldl betrachtend) No — was machst denn du für a Gsicht, als ob dir die Henn das Fuatter gfressn hätt?

Nandl: Is a rechts Kreuz mit dem Buabn. Denk dir nur, die Seferl möcht er heiratn.

Poldlbauer: Könnt mir einfalln! A Dirn werd ih ihm heiratn lassn, die nix hat und nix is.

Poldlbauer (strafend, streng): So! Ih hab Dir gschafft, du sollst Fuatter schneidn und du laufst ins Dorf?

Hiasl (sehr erregt): Ih bin ja nit selber gloffen. — Hat mih ja wohl die Seferl gschickt! (Laut und zornig, aber für sich, gleichsam entschuldigend) Sakra! Vermaledeit! Ih bin ja nit bei der Seferl im Dienst. Was hat mih denn die Seferl in s Dorf abi z schicken. (Laut schreiend) Ih geh neamma nöt mehr. Ih geh nöt! Sakra!

Poldlbauer (ihn anfahrend): Schrei nit so!

Hiasl (gemüthlich ihn anblickend, im ruhigen Tone): Ih bin kritisch. (Sehr freundlich) Ja Vater, ih bin stark kritisch.

Poldlbauer (ernst): Du hast mih z fragn, wann du wohin gehn willst.

VII. Scene.

Seferl. — Vorige.

Seferl (sieht bei der Seitenthür rechts herein, erblickt das Fäßchen und kommt rasch vor, spricht ärgerlich und verbissen zu Hiasl): Bist wohl a rechter Tschapp! (Vorwurfsvoll und bissig) Hab ih dir nit gsagt, du sollst das Fasl hoamli mir gebn? (Geht zum Tisch.)

Hiasl (wieder erregt und laut): Wia kann ih s denn hoamli dir gebn, wann du nit da bist.

Seferl (nimmt ärgerlich das Fäßchen): Wärst in die Kuchel kumma.

Hiasl (noch erregter): Wia kann ih denn hoamli in die Kuchel kumma, (herumzeigend) wann Dö alle da umastehn. Sakra!

Seferl (zornig): Geh zua! Du Tocker! (Mit dem Fäßchen rasch ab rechts.)

Hiasl (geht ihr drohend nach, spricht im erhöhten Tone): Das sagst nit noch amol!

Poldlbauer (für sich): Ih kenn mih nit aus.

Nandl: Was sein denn dös für Hoamlichkeiten?

Poldlbauer (zu Hiasl): Was habt's denn mit dem Fasl?

Hiasl (kommt stolz vor, als ob er eine große That vollbracht hätte. Ärgerlich): Sakra! (Mehr für sich) Ih lass mih nit mehr schickn. Ih nit. Wenn die Seferl hoamli oan Rausch habn will — soll sie selber zum Dorfwirt gehn. Ih trag ihr koan Wein mehr hoam. Ih nöt. Sakra!

Poldlbauer (erstaunt): Die Seferl hat dih um Wein gschickt?

Nandl (hoch erstaunt): Um Wein?

Hiasl (wichtig): No! Und wie s mih gschickt hat. Um den besten, den s gibt. (Wichtig) Fünf Guldn hat s mir mitgebn!

Nandl (entsetzt): Fünf Guldn für Wein!

Hiasl (sehr wichtig): Und laufn hab ih müassn! Mentisch! (Hochwichtig): Vor n Suppn essen muass ih da sein, hat sie gsagt, sagt sie, sunst geht s gfahlt. (Wichtig) Sie is zu viel dürstig.

Nandl (entsetzt): Ja, trinkt denn die Dirn hoamli Wein?

Hiasl: No, und wia sie ihn trinken wird. Sie hat gesagt, a schön's Seidntüachl kost't a fünf Gulden, und Winterkittl braucht sie koan, sagt sie; und Sunnti-Schnah hat s eh noh feste, da kauft sie sich liaber a Fasl guatn Wein. Das macht ihr mehr Freud.

Nandl (die Hände zusammenschlagend): Mir bleibt der Verstand stehn!

Poldlbauer (der aufmerksam zuhorchte): Mir a! 's Deandl is noh nöt zwanzig Jahr alt und trinkt sich schon hoamli oan Rausch an. — A saubre Gschicht! Jetz hab ih gnua! (Geht erregt auf und ab.)

Nandl: Um Gotteswilln!

Liesl (verzagt): Muss der Tepp grad hiazt mit n Wein daher tramplu.

Poldlbauer (zornig): Hias! Hol mir den Poldl!

Hiasl: Ja, Vater. (Ab rechts.)

Nandl: Ih hab die Seferl aber noch nia mit oan Rausch gsehn. Meiner Seel nit!

Poldlbauer (hämisch): Sie wird s schon hoamli gnua onstelln. (Sehr zornig)

Poldlbauer: Na, was habt's denn da hintn? (Geht nach rückwärts.)

Liesl: Der Redl is heut net zum ausstehn, vor lauter Bosheit. Sagt der alte Kräanka, er hätt mih znachst der Höll füragholt.

Poldlbauer (gutmüthig lächelnd): Was? So was hat er gsagt! Das ist doh aus der Weis! Na, seid's nur guat, Muatter, am nächsten Sunnti bring ih ihm an ganz patschnassn Tabak hoam, da wird er ziachn und fluachn. (Lacht.)

Liesl: Hast schon recht. Thu das! (Setzt sich.)

Poldlbauer: Ih thu s a. Und der Muatter bring ih davor oane guaten Kaffeebohnen. Ja. (Geht lächelnd vor.)

Liesl (seelenvergnügt): Der Poldlvater is a Engel! A Engel.

Nandl (herzlich): Schau, Poldl, wia guat du mit meiner altn Muatter bist. Ih werd dir s nie vergessn, mein Lebtag nit.

Poldlbauer: Na was, warum soll ih s denn net gernhabn, is ja dei Muatter, und mei gröszti Freud is, wann die ganze Verwandtschaft in Friedn und Liab miteianand lebt und fleiszig mitsammen werkt. Mir schmeckt alloan ka Bissn und ka Trunk. Nur wann ih siach, dass die ganze Bagage mitpapelt und mitpupelt, aft bin ih zfriedn.

Nandl (herzlich): Weil du so a seelenguater Mensch bist, und darum bin ih ja so tausendmal froh, dass grad ih dei Weib bin wordn.

Poldlbauer (lächelnd): Mentisch zutraulich bist heut. No ja, ih woaß schon, wo du aussi willst. — Du bist halt vernarrt in dein Buabn wie der Tocker in die Geign. —

Nandl (herzlich sich an ihn schmiegend): Is ja dei Bua a! Is ja unser Kind, und dir und mir thät s Herz weh, wenn wir s erlebn müasstn, dass wir ihn zu aner unglücklichen Eh gezwungn habn. (Recht herzlich) Schau, Vater! 's Geld! 's Geld alloan macht's ja nit aus. Das sagst du ja selber.

Redl (laut zu Liesl): Der Dachshuaber hat a reiche Bauerntochter gheirat' und is denna ganz zgrund ganga.

Liesl (laut zu Redl): Ja freili, weil s unwirtschaftli war und die Vornehme gspielt hat. (Sehr bedeutsam) Unser Seferl is aber fleiszig! A ja!

Nandl (zum Poldlbauer): Was wahr is — is wahr. Wir habn noh ka Dirn ghabt, die am Feld und beim Vieh so tüchtig war wie d Seferl.

Poldlbauer (fast verdrieszlich): Ih hab just a ka Klag — aber muass ih ihr derawegn schon mein Suhn gebn?

Nandl (herzlich): Du musst ja nit. — (Seine Hand erfassend, recht innig) Aber denk auf uns Zwa, denk auf unser Lebn und du wirst dir doh sagn: Zu oaner glücklichen Eh ghört vor allererst — a wahre, herzliche Liab!

Poldlbauer (verlegen sich losmachend): Ihr Drei haltet zsamm wia die Wieden. Mir ziemt grad, Ihr wollt mir früher ka Ruah gebn, bis ih Ja sag.

Nandl (rasch, will ihn umarmen): Mei liaber, mei guater Alter.

Poldlbauer (ausweichend): Na! Na! Aushaltn! So weit sein wir noh nit. Erst will ih mih überzeugn, ob s Deandl für mein Suhn a Herz hat und ob s für ihn taugt.

VI. Scene.

Hiasl. — Vorige.

Hiasl (trägt ein sehr kleines Fäßchen auf dem Kopfe, kommt aus der Mitte): Sauwetter! Hundswetter! Rabenwetter! (Stellt das Fäßchen auf den Tisch und schüttelt sich den Schnee von seinen Kleidern.) Patschwetter, miserabligs! Ganz nass bin ih wia a Pudel, der beim Ofen liegt.

Poldlbauer (streng): Wo kummst denn du daher?

Hiasl (ärgerlich): Wo soll ih denn herkumma, wann ih von Dorf daherkumm.

Fässchen und in beiden Händen Krüge. Stellt Fass und Krüge auf den Tisch, setzt sich und isst Suppe.)

Poldlbauer (springt erregt und zornig auf): Himmel Sakra! Was wär denn das? (Alle stehen ängstlich auf, nur Hiasl bleibt sitzen und isst, ohne sich um den Vorgang zu kümmern.)

Seferl (vorwurfsvoll): Is der Vater gscheid? (Wichtig) Früher Suppn essn — ehvor ih mei Anred halt!

Nandl (entrüstet): Aber Seferl! Was unterstehst du dich!

Seferl (beleidigt): So! Soll ih 'leicht mei Geld zum Fenster nauswerfn, soll ih den Wein wegschüttn, wann er z spat kummt. (Schmerzlich vorwurfsvoll) Ih hab mir s Seidentüchl abgspart, ih hab mir den Winterkittl abgspart, ih hab mir die schön Schuah abgspart und jetz möcht der Vater vor der Anred Suppn essn!

Jungpoldl (ganz verzagt): Aber Seferl, bist denn narrisch.

Seferl (sehr zornig zu Jungpoldl): Ih nöt, aber du wohl. Du tragst dei Gedächtnis im Brustfleck drein, wann du nit amol woaßt, was heut für a Tag is.

Jungpoldl: Heunt?

Seferl (ihn ausspottend): Ja, heunt! (Vorwurfsvoll) Hast mir nit am vorletzten Sunnti gsagt, dass heunt dein Vatern sei fünfzigster Geburtstag kummt?

Nandl (schlägt die Hände zusammen, spricht zu Poldlbauer, ihn herzlich anblickend): Dei fünfzigster Geburtstag!

Liesl (ganz verblüfft): Maraunkerl!

Jungpoldl (beschämt): Meiner Six. Is richtig wahr a.

Seferl: Und hast mir nit gsagt, ih soll unsern Vadern a hoamliche Freud machn — ih soll ihm was bringn. (Fast weinend) Und jetz hab ih mei ganz Geld für n Wein hergebn (schluchzt) und hiatzt möcht der Vater vor n lebn lassn Suppn essn. (Schenkt aus der Flasche Wein in die Krügeln, wobei sie verhalten schluchzt.)

Nandl (herzlich): Mei liaba Mann! Verzeih mir! Ih hab auf den heutign Tag in die Seel eini vergessn. (Lehnt sich an seine Schulter.)

Redl: Selber nix besser. Hab a vergessn!

Jungpoldl (für sich): Sakra, dass aber ih nit drauf denkt hab.

Liesl (wichtig): Ih han wohl denkt drauf — aber just heunt is mir nit eingfalln.

Seferl (nimmt ein Krügel mit Wein, geht vor zu Poldlbauer, spricht herzlich): Wann mir der Vater den Poldl a nöt gebn will, wann ich Euch als oanfache Dirn a z nicht bin, (innig) gern hab ih Euch doch noh.

Poldlbauer (ergriffen): Seferl!

Seferl (herzlich): Ih hab guate Tag im Haus ghabt, Ihr habt mih wia a Vater sei Kind behandelt, auf dös werd ih nia vergessn. (Immer herzlicher) Dafür mög Euch der guate Gott lohnen durch n Gsund — und durch recht a langs (ergriffen) glücklichs Lebn. (Wischt sich eine Thräne aus dem Auge, gibt dem Poldlbauer das Krügel, ohne ihn anzusehen, schluchzend) Da Vater, nehmt! Thuat's trinken! — Der Wein ghört Euch!

Poldlbauer (nimmt das Krügel, spricht sehr herzlich): Seferl! Mei Seferl!

Seferl (wieder gefasst): Wißt Ihr, Vater. Wegn den Poldl sein Gsicht (auf Jungpoldl deutend) wär mir nöt so viel dran, da wüßt ih mir Schönere — aber weil er der Suhn von an Vater is, der so brav auf seine Leut schaut, der so a guater gwegner Hausvater is, der sei Weib so treu und innig liabt, hab ih mir denkt, der Junge wird a nit weit auf die Seitn falln. (Weinend) Und drum hab ih Euern Poldl so viel gern und drum kränkt s mih so, dass den Poldl a Andre kriagn soll — und — nit ih. (Weint.)

Poldlbauer (herzlich): Also, Seferl! (Freudig) Für mih hast den Wein kauft?

Seferl (verdrießlich): Für wen denn sunst? Ih mag dös Gschlader eh nit. (Verdeckt mit dem Fürtuch das Gesicht.)

Nandl (die ein Krügel genommen hat, herzlich): Mei liaber Mann! Gott soll dih noh lang und gsund erhaltn! (Stoßt an.)

Jungpoldl: Vater! Habt a Einsehn! Schaut! — So wia unsere

Und is wia der will. — A Dirn, die ihr Geld für Wein ausgibt, is nix für mein Souhn.

Nandl: Natürlich! Dös wär ja s größte Unglück. (Traurig für sich) Is doh aus der Weis.

VIII. Szene.

Jungpoldl. — Vorige.

Jungpoldl (aus rechts): Was schafft der Vater?

Poldlbauer (streng): Die Seferl schlag dir aus n Kopf. 's darf ka Wort mehr gred't werdn.

Jungpoldl: Vater! Ih bitt, liaber Vater!

Poldlbauer: Still bist. Ih duld ka Einred.

Nandl (vorwurfsvoll zu Jungpoldl): Wia du dich nur in a Deandl verliabn magst, dö so a schiache Leidenschaft hat.

Jungpoldl (besänftigend): Du mein Gott, was liegt denn dran, sie hat mih halt gern.

Nandl: Ja, weil s dich so gern hat, muass sie hoamli ihr Geld in Wein verthoan.

Jungpoldl: Die Seferl trinkt gar koan Wein, koan Tropfn.

Poldlbauer: Der Dorfwirt woaß das besser.

Jungpoldl: Beim Dorfwirt war ih gar nia mit der Seferl. Wir waren am Kirchtag nur beim Lebzelter, dort hab ih ihr oan süßn Meth gezahlt, weil sie koan Wein mag.

Poldlbauer: So! Du laufst schon um mit ihr. Du zahlst ihr Meth. Ihr seid schon beim Lebzelter gwesn mitanand! A so weit is schon! No wart's nur, ih will Euch helfn. (Streng zu Nandl) Die Dirn muss aus n Haus. Sag ihr, dass sie zsammpackt und geht. Heut noch! Auf der Stell!

Jungpoldl Vater, ih bitt!

Poldlbauer: Ka Wort mehr, sunst wirst mih kennen lernen.

IX. Szene.

Seferl. — Vorige.

Seferl (trägt eine große Schüssel und mehrere Blechlöffel. Spricht laut): D Suppn is da! (Stellt die Schüssel auf den Tisch, legt die Löffel hin. Laut) Suppn essen! (Nandl, Redl, Liesl, Jungpoldl tragen Stühle zum Tische, setzen sich. Seferl geht zu Poldlbauer) Vater, a weng wartn. Nit früher Suppn essn — bis ih kumm.

Poldlbauer (sie anfahrend): Lass mih in Ruah.

Seferl (freundlich lächelnd): Na! Heunt lass ih den Vater nit in Ruah, heunt nit. (Läuft rechts ab.)

Poldlbauer (streng): Das wird sih wohl weisen, ob du mih in Ruah lassn willst.

Nandl (besänftigend): Kumm, Alter! Setz dih her — thua Suppn essn.

Poldlbauer: Lass mich. Ih kann die Dirn nit anschaun. Mir schmeckt ka Bissn, so lang Die noch im Haus is.

Nandl (steht auf, geht zu Poldlbauer, spricht herzlich und begütigend): Poldl — sei guat! Sei gscheid! Hör mich an. Schau! Die Deanstleut müassn arbeitn und wer arbeit', der verdient a sei Kost. Du sagst immer, beim Essn muss der Hund a Ruah habn. Sei guat. Das Deandl muass eh fort; aber lass nix gspürn, so lang sie beim Essn sitzt.

Poldlbauer: Meinetwegn sollst recht habn. A vernünftigs Weib, die ihrn Mann im Guatn z leitn versteht. (Setzt sich zum Tische. Nandl setzt sich zum Tische. Alle machen das Kreuz, beten einen Moment still, machen dann wieder das Kreuz.) Gsegn Enks Gott!

Alle: Vergelts Gott! (Alle essen. Poldlbauer nimmt einen Löffel, wischt ihn erst ab, langt dann langsam in die Schüssel.)

X. Szene.

Seferl, Hiasl. — Vorige.

Seferl (aus rechts, bringt eine große Flasche mit Wein, sieht, dass Poldlbauer essen will, eilt hin, ruft): Aber Vater! (Schlägt ihm den Löffel aus der Hand. Sehr wichtig) Nit früher Suppn essn! (Hiasl trägt unter dem Arm das

und wozu das Biegeln? Ich glaube nicht, dass Karl jemals auch nur im Gedanken darnach gefragt hatte. Warum auch?

Aber die Leute schätzten seinen Wert. Wenn irgendwo ein großer Holzblock zu schleifen, ein schwerer Stein zu wälzen oder eine Kohlentracht zu schleppen oder eine andere Last zu bewältigen war, so schickte man nach dem Schneider. Eines Tages hatte unten in der Engschlucht des Richterbauers Kuh gekalbt. Karl Oberbergbreitebner ward ersucht, dass er hinabgehe und das Kalb den steilen Hang herauftrage. Er nahm einen großen Kohlenkorb, stieg in die Schlucht, und brachte das Kalb und die Kuh. Sie wollten nicht auseinander, meinte er, und so habe er sie gleich beide genommen.

Da kam eines Tages eine Stadtherrschaft ins Dorf gefahren, mit der Absicht, den Hochstandel zu besteigen. Nun war aber der Hochstandel ein stattlicher Berg und die Dame der Herrschaft eine stattliche Frau, ein Gleich und Gleich, das sich nicht gerne gesellt. Ein alter, magerer Herr und die zwei munteren Töchterlein waren muthig, die stattliche Frau jedoch ließ Umfrage halten nach einem Wagen, um auf den Hochstandel zu fahren. Wägen leide der Berg nicht, wurde ihr gesagt, Maulthiere, Esel, oder dergleichen zum Reiten seien auch nicht vorhanden, hingegen lebe im Orte ein Schneider, welcher die Stelle genannter Vierfüßler recht gern übernehme und die Frau auf den schönen Berg tragen wolle. — Ein Schneider! Die vierfältige Herrschaft rümpfte die Nase, ließ aber doch den Mann holen. Dieser erschien mit seinem riesigen Kohlenkorbe, dessen Boden er mit Reisig bedeckt hatte, so dass ein gar einladendes Nest ward. Als ihm dargethan ward, um was es sich handle, nahm er zuerst den großen Pack mit Esswaren, legte ihn hinein, dann nahm er ohne Umstände die Dame und hob sie in den Korb; nahm hierauf eines der Fräulein und hob sie in den Korb, nahm hernach das andere Fräulein und hob sie in den Korb. „So“, murmelte er, „jetzt thut sich's, jetzt brauch' ich nur noch etwas zum Festkeilen.“ Nahm auch den alten Herrn her und steckte ihn zu seiner werten Familie in den Korb. Dann packte er sich die ganze Bergpartie auf den Rücken und stieg langsam an.

Die beiden Stadtfräulein gehörten zur Gattung der Backfische, sie fürchteten sich daher gleich anfangs vor dem Riesen und hatten Angst davor, dass er sie unterwegs ermorden würde. Das Ungethüm zeigte sich jedoch überraschend harmlos, es gieng mit dem Rückkorbe sachte den sonnigen Hang hinan und pflückte Erdbeeren. Ohne mündliche Artigkeiten warf er zwei Erdbeersträußchen hinter sich in den Korb. Die Fräulein verstanden das so, als sollte es für sie eine kleine Aufmerksamkeit sein, sie naschten daher die Beeren von dem Strauß und überlegten jedes für sich, ob man sich in diesen gewaltigen und doch so netten Mann nicht verlieben könne? Mittlerweile wimmerte die Frau Mama in ihrer Einpfropfung und der Herr Papa hielt eine Vorlesung über die Naturkraft.

Nach drei Stunden waren sie dort, wo es nach allen Seiten abwärts geht, und wo man stehen muss, wenn man nachträglich will sagen können, wir standen zweitausend Meter hoch über dem Meere. — Karl Oberbergbreitebner gieng immer vorwärts, als ob er ohne Säumen in die freien Lüfte weiter steigen oder auf der anderen Bergseite wieder hinabgehen wollte. Die Bergpartie im Korbe musste ihm ein vierfach donnerndes Halt! zurufen, bis er stehen blieb. Also stellte er den Korb auf das Gestein, die Insassen stiegen mit vieler Umständlichkeit aus und rieben sich die Beine. Während Karl zurückblieb beim Korb, suchte die Herrschaft den schönsten Aussichtspunkt und das würdige Oberhaupt erklärte

Ahndl-Leut glückli neben uns lebn — so möcht ih habn, dass a unsre Kinder Enk auf n Händn umtragn.

Nedl (kommt mit einem Krügel): Schwiegersohn! Sei guat! Gib nach! Sag Ja! (Stoßt an) Gsundheit! Sollst lebn! Sollst mih aussistechn! Sollst noh länger lebn! Sollst noh älter werdn als wia ih! (Stoßt zitternd an.)

Liesl (kommt zitternd vor): Mit mir a anstößn! Ih bitt! (Stoßt mit ihrem Krügel an.)

Poldlbauer: Mei liabe Liesl-Muatter, Gesundheit! (Stoßt an. Innig bewegt) Ih dank Euch, Leut! (Zu Nandl) Ih dank dir, liabs Weib. Mir is recht wohl um s Herz! — (Für sich) Wer oan so a frohe Stund bereitn kann, (auf seine Brust klopfend) der hat was da drein. Alsdann, Seferl! Mir hast den Wein bracht? No — ih will dir ihn nit lang schuldig bleibn! (Ruft) Poldl! Am Sunntog gehst mit ihr zum Pfarrer.

Jungpoldl (und) Seferl (rufen selig): Vater!

Nandl: Mei liaba, guata Poldl!

Poldlbauer (lächelnd): Was du willst, das muass halt gschehn.

Nandl (freundlich): Aber nur im Guatn.

Liesl: Der Poldlvater is a Engl!

Hiasl: (der bis dahin, ohne sich um die Vorgänge zu kümmern, unausgesetzt gegessen hat, ergreift ein Krügel und ruft): Gesundheit, Vater! (Trinkt, bis der Vorhang gefallen ist.)

Alle (rufen): Vivat!

(Vorhang fällt rasch.)

Karl der Große.

Ein Wunderliches aus dem Dorfe von P. K. Rosegger.

Karl Oberbergbreitebner war so groß, dass der Witz seiner Dorfgenossen zwei aus ihm machen wollte, einen Langen und einen Dicken. Wäre noch auf einen Dritten etwas übrig geblieben, so hätte ich für einen Klugen gestimmt. Karls Gehirn war entweder so klein, wie bei einem Huhn, oder so groß, wie bei einem Büffel. Doch hatte er sein Lebtag nie etwas Dummes gesagt, denn er sprach nicht viel, hatte kaum etwas Albernes gedacht, denn er dachte nicht, er handelte bloß. Er hätte aber auch das tollste Zeug schwatzen können, seine Körperstärke war so groß, dass er kaum viel Widerspruch erfahren haben dürfte. Zwei derbe Arme sind eine doppelte Beweisführung.

Karl war der Sohn des Dorfschneidermeisters, hatte das ehrsame Handwerk des Vaters gelernt und gieng mit diesem, einem kümmerlich kleinen und hageren Männlein, auf der Stör um, von Hof zu Hof. Seit sein Karl groß geworden war, konnte das Meisterlein die entlegensten Höfe auch zur Winterszeit bei Schnee und Sturm besuchen. „Pack mich, Karl!“ sagte er, und Karl nahm ihn auf den Rücken oder unter die Achsel und trug ihn gemächlich bergauf und thalab; doch musste der kleine Alte dem großen Jungen fortwährend den Weg zeigen und ihn auf denselben dahinleiten. Karl konnte nicht Kleider anmessen, nicht zuschneiden, überhaupt selbstständig nichts fertig machen. „Das nähe!“ sagte sein Vater, und er nähte es, aber auch um keinen Stich mehr und keinen weniger. „Das biegle!“ sagte sein Vater, und wenn er ihm eine lebendige Katze hingehalten, so hätte er sie gebiegelt. Wozu das Nähen

demüthiger Haltung fragte er sie noch einmal, und sie antwortete ihm spottweise, ein Schneider sei ihr zu windig.

Karl setzte sich ruhig auf einen Schemel, da knickte dieser ein, mit zwei Füßen zugleich, und Karl der Große lag mit gekrümmten Beinen ungefüg auf der Erde. Die Sennerin war ein gescheites Dirnlein und dachte: Die schwersten Baumstämme können ihm nichts anhaben und ein armseliges Fußschemlein bringt ihn zum Falle. So steht es mit diesen starken Männern. — Sie foppte ihn weiter, da meinte er lächelnd, er würde ihr noch einmal etwas Schlimmes anthun, wenn sie so arg gegen ihn wäre.

„Hascherlein, was kannst denn du mir anthun?“ fragte die Kleine den Großen.

„Ich?“ sagte er, „dieweilen du einmal auf der Wiese bist, trag' ich dir deine Hütten davon. Christel, was thust denn nachher, he?!“

„Ja“, rief sie, „nachher lauf' ich dir mit einer Brennessel nach, bis du die Hütten fallen lasst!“

Karl schwieg. Vor Brennesseln hatte er immer Grauen empfunden und er beschloss, das Dirnlein nicht mehr zu reizen.

„Nein, ich thu' dir nichts“, sagte er gutmüthig, „mich kränkt es recht, dass du mich nicht magst, aber thun thu' ich dir deswegen doch nichts.“

„Da bist du wohl brav“, antwortete sie, „und hat auch der Elefant zur Mücke gesagt, die lustig in den Lüften summt: «Mücklein, fürcht' dich nit, ich thu' dir nichts.» — Bist wohl brav, Karl!“

„Sie hat gesagt, ich bin brav. So mag sie mich ja.“ — Mit diesem tröstlichen und wirklich logischen Gedankenanflug stieg er vom Berge herab.

Als das Gerede umgieng, der Schneider Karl wolle heiraten, rief sein Vater, das Meisterlein: „Wie kann denn der heiraten! Kann ja kein Weib ernähren.“

„Wer eins ertragen kann, wird auch eins ernähren können“, antwortete der Pfarrer, welchem Heiraten, Kindstaufen und Todesfälle stets willkommen sein durften.

„Er kann nichts als tragen, ziehen und schieben“, gestand der Vater.

Hierauf ein Bauer: „Das ist ja genug. Kann mein Ochse auch nit mehr und baut mir doch den Acker an. Halt geleitet muss er werden.“

Wie? Der Karl Oberbergbreitebner will sich beweiben? Da wollen wir den baumstarken Kerl doch besser nutzen. Soldat werden! sagt die Militärbehörde, Vaterland vertheidigen! sagt sie. In das Feld marschieren! sagt sie. Der Recke hebt an zu zagen. Im Felde thun sie ja schießen und stechen! Ist es nicht so? Thun sie im Felde nicht schießen und stechen? Und wir sind ja in einer viel größeren Gefahr, als jeder andere, weil wir hoch und breit gewachsen sehr leicht zu treffen sind. — Und da sage man noch einmal, dass Karl nicht tiefsinnig denken könne!

Drei Wochen war er bei den Soldaten, als endlich der Hauptmann laut ward: „Mit diesem Lümmel ist ja nichts anzufangen! Er hat in keiner Montur Platz und beim Exercieren! Gott, beim Exercieren ist er viel zu stabil. Wo er steht, da steht er, und es bedarf vieler Kraft und Strategie, um ihn in Bewegung zu setzen. Marschiert er, so marschiert er und findet nicht leicht einen hinreichenden Grund, um nach rechts oder links kehrt zu machen, oder gar stehen zu bleiben. Wenn sich der alte Herkules einmal pensionieren läßt, so mag der Karl Oberbergbreitebner angestellt werden zum Weltkugeltragen — bei den Soldaten können wir ihn nicht brauchen.“

Nun kam Karl wieder heim und klagte es seiner kleinen Sennerin: „Sie sagen, sie könnten mich nicht brauchen.“

„Das will ich doch sehen!“ rief die Kleine, „spute dich zum Pfarrer und sag', ich wollt' dich heiraten in vierzehn Tagen. Marsch!“

die Fernsicht. Sie wäre furchtbar hübsch, erklärte Frau Mama, während die Fräulein auf Steinblöcken saßen und in ihre Tagebücher kritzelten, wie das reizend gewesen wäre auf dem Hochstandel, ein junger schöner Mann habe sie alle zusammen hinaufgetragen, oben hätten sie dann die Aussicht angesehen und einen guten, reichlichen Imbiss eingenommen.

Auch Frau Mama erinnerte sich daran, dass es Zeit wäre zum Imbiss, und sie riefen dem Karl, der hinter einer Felswand gelegen war, dass er mit dem Korbe herüberkommen solle. Karl kam mit den Korbe herüber, aber es war nichts drinnen, als Reisig.

„Wo ist der Pack mit den Speisen?“ fragte die Dame.

Karl schaute sie mit einigem Befremden an und antwortete: „Der Pack? Der ist nicht mehr.“

„Um Gotteswillen, er war ja im Korbe!“

„Ich habe ihn herausgethan“, sagte Karl.

„So hole ihn!“

„Er ist halt nicht mehr.“

„Was ist mit ihm geschehen?“

„Weiter nichts“, antwortete Karl, „aufgegessen habe ich ihn schon.“

„Ungeheuer!“ Ein vierfacher Schreckensruf war's, gräßlich genug, dass Karl der Große vor Grauen umfallen konnte; aber er stand. Ganz ruhig und schlicht stand er da und blickte so treuherzig drein, als ob nichts geschehen wäre.

Die Fräulein fielen den Eltern um den Hals und riefen: „Vater! Mutter! Wir müssen Hungers sterben auf diesem Berge!“

Nun war Karl schier verzagt und meinte, er habe nicht gewusst, dass das Essen für die anderen wäre. Sie sollten aber nur rasch wieder in den Korb steigen, dass er sie hinabbringen könne, bevor sie ganz verhungerten.

Na, das war doch klug! Und also ist es auch geschehen. Da die Herrschaft glücklich in das Dorfwirtshaus zurückgekommen war und der Papa den Karl nach dem Trägerlohn fragte, bedeutete der Große, es sei nichts, es zahle sich nicht aus.

Es waren sehr vornehme Leute aus der Stadt, und so gering waren sie in ihrem Leben nicht geschätzt worden, als von diesem Schneider. —

Wenn Karl sechs Tage lang bei der Nadel gesessen war, wusste er am Samstag nicht mehr, wohin mit seiner Kraft. Da fiel es ihm ein, dass es eine ganz gute Erholung sein müsse, wenn er am Sonntag Steine auf den hohen Standel tragen würde. Die Steine waren vom Berge ja herabgekollert, weshalb sollten sie nicht wieder hinaufgetragen werden? Als er jedoch mit seiner Ladung zu den Almen hinaufgekommen war, brach der Kohlenkorb, und die Steine kollerten wieder thalwärts. Als sie in hohen Sätzen dahinsausten und bei ihrem Auffallen tief in den Boden schlugen, dass hier Sand emporsprang, dort Funken aufstoben, erscholl ein heller Schrei. Karl blickte hin und sah eine kleine Sennerin, die Gras schnitt. Das Dirnlein war so niedlich und zart, dass die Arbeit nur mit Mühe und Anstrengung von statten gieng. Nun geschah es, dass Karl zu ihm hintrat, aber nicht um die Kleine in den Sack zu stecken, sondern um unter Stottern und Mühen zu fragen, ob sie sein Schatz sein wolle?

Das Dirnlein antwortete natürlich, dass er ihr für Einen zu viel sei, und dass sie Zwei nicht brauche.

Als sie hernach in die Sennhütte gieng, schlich ihr der Große trotzdem nach. Aber als er zur Thür kam, da plagte es. Diese war nicht allein viel zu niedrig, sondern auch viel zu schmal; er wand sich zwar hinein, aber die Thürpfosten ächzten. Drinnen stand er mit tiefgebeugtem Haupte vor der Kleinen, denn aufrecht stehend hätte sein Kopf durch die morschen Bodenbretter ein Loch gebohrt hinauf in den Dachraum, wo das Heu war. Also in

trottete er an dem bestimmten Tage auf den Kampfplatz. Siegte Karl, so gab es in der Zwischengemeinde Hüttel wie bisher, lebendige Lehbacher und todte Standelegger. Siegte der von Standelegg gesandte Streiter, so sollte Hüttel fürderhin auch bei lebendigem Leibe, mit seinen Kirchgängen, Hochzeiten, Kindstaufen und Geschäften den Standeleggern zu eigen sein. Der Standelegger Kämpfer war ein ganz gefüger, rühriger Tischlergeselle, mit dem ein Karl Oberbergbreitebner Fangball spielt. Aber bevor die hellen Haufen der Zuschauer und Zeugen sich noch recht versammelt hatten, lag der Karl schon im Sande, der Tischlergeselle saß festgeklammert auf seiner mächtigen Brust und zündete sich eine Pfeife an.

Der Karl blieb ganz ruhig liegen und horchte gelassen dem Geschrei der Menge, die ihn verlachte und den Gegner bejubelte. Erst als Klein Christel kam, ward es anders mit ihm. Todtenblass im Gesichte, ganz leise flüsternd befahl sie, dass er aufstehe. Also begann er mit Händen und Füßen Anstalten zu treffen, dass er sich erhebe, und schon nach drei Minuten war es so weit, dass die Kleine den Großen vor sich hertreiben konnte gegen das Straßenhäusel. Die lebendigen Hütteler waren für Lehbach verspielt, alle Schmach entlud sich über das arme Straßenhäusel und es schien kein Mittel mehr zu geben, die Ehre des Großen wieder herzustellen.

Da kam ein schwerer Winter. Der Schnee lag mannshoch in der Gegend und alle Wege waren geschlossen. Seitdem die lustigen Hütteler nicht mehr nach Lehbach kamen, gieng es hier recht langweilig zu und man tröstete sich nur mit dem Gedanken, dass sie bei dem großen Schnee auch nicht nach Standelegg gehen könnten; sie waren eingemauert in ihrem Dorfe Hüttel. Es nahten die Faschingstage. Zu dieser Zeit sagte eines Tages Klein Christel zu ihrem Großen: „Karl, mach dich auf und geh hinüber nach Hüttel. Geh heute hinüber und morgen wieder zurück.“

Karl fragte nicht warum; er verzehrte eine weite Schüssel Heidenbrei, dann gieng er nach Hüttel. Der Schnee reichte ihm bis an die Brust, der Karl schob sich langsam voran und hinter ihm war eine tiefe breite Furche. Am nächsten Tage kam er wieder zurück, und hinter ihm her zog eine lange Reihe faschingslustiger Hütteler, Männlein und Weiblein, die bei dem frischgetretenen Pfad nach Lehbach eilten, um im Wirtshause zu tanzen, zu essen, zu trinken und beim Kaufmann Lebensmittel einzukaufen.

Nun erst merkten die Leute von Lehbach, was Karl der Große als Schneepflug bedeutete, und als solchen mieteten sie ihn von Klein Christel, so oft im Winter die Pfade verschneit waren zwischen Lehbach und Hüttel. Also gewöhnten die Hütteler sich neuerdings an Lehbach, sie waren wieder „lebendige Lehbacher und todte Standelegger“.

Klein Christel konnte sich wieder freuen an ihrem Karl; ihr Ansehen und der Wohlstand ihres Hauses wuchs. Sie wäre in der Lage gewesen, eine junge Familie zu ernähren, allein diese war nicht da und kam nicht, und es ist jammerschade, dass weder die kleine, fleißige und kluge Christel, noch der große Karl fortgepflanzt werden. Die Zukunft könnte beide brauchen, und zwar zusammen vermählt; mit Klugheit allein, oder mit Kraft allein lässt sich doch nicht viel machen.

Die Leute schüttelten den Kopf, und warum sollten sie es nicht, es war ja der ihrige, und nicht der des kleinen Almdirndels, in welchem besondere Pläne webten. Wer pachtete denn das Straßenhäusel am Fuße des Sattelberges? Die kleine Christel pachtete. Wer vertröstete den Eigenthümer mit dem Pachte auf das nächste Jahr, bis man sich mit dem Vorspannfuhrwerk Geld verdient haben würde? Die kleine Christel vertröstete. Und wer hatte kein Pferd und keinen Ochsen, als er Vorspann leisten sollte über den Sattelberg? Die kleine Christel hatte nicht. Wer aber spannte der Kohlen- und der Roheisenfuhr und dem schweren Reisewagen den jungen Ehemann vor über den Sattelberg? Die kleine Christel spannte vor. Jawohl, die kleine Frau Oberbergbreitebner spannte den jungen Oberbergbreitebner vor und dieser zog im Vereine mit Pferden und Ochsen tapfer an; die Pferde und Ochsen waren höchst verwundert, einen zweibeinigen Genossen an ihrem Gespann zu sehen, und sie mussten sich sehr zusammennehmen, um von ihm nicht beschämt zu werden.

Die Löhnung, welche Klein Christel für solche Vorspann einzog, berechnete sie auf eine Pferdekraft, und sie begegnete damit keiner Opposition.

Hatte sie den Karl zuhause, so hegte und pflegte sie ihn mit allem Nothwendigen, damit er gesund und stark bliebe. Er war ihr Capital, und Karl fühlte sich sehr gehoben, nun eine seiner Natur entsprechende Thätigkeit gefunden zu haben. Christel mietete auch einen Acker, und da konnte man sehen, wie sie hinten am Pfluge dreingieng, ihn führte und das Zuggespann mit Hi und Hott leitete. Das Zuggespann war ihr Karl.

Also gieng es nun in Eintracht und gemeinnütziger Wirksamkeit voran. Da geschah etwas Unerwartetes. Zwischen dem Heimatsdorfe des Karl Oberbergbreitebner, welches Lehbach hieß, und dem Nachbarsorte Standelegg, war ein Streit ausgebrochen. Es lag nämlich zwischen diesen Orten die kleine Gemeinde Hüttel, deren Insassen „lebendige Lehbacher und todte Standelegger“ waren. Mit ihren Kirchengängen, Hochzeiten, Taufen, Geschäften u. s. w. kamen sie nämlich nach Lehbach herüber, ihre Leichen gehörten jedoch auf den Kirchhof des kleinen und nähergelegenen Standelegg. Als durch die Gemeinde-Autonomie die Dörfer zum Gebrauche ihrer Vernunft kamen, sagten die Standelegger: Wenn die Hüttler lebendigerweise nach Lehbach neigen, so brauchen wir sie auch todterweise nicht. Mit den Behörden ließ sich nichts anfangen, diese sagten, es habe zu bleiben, wie es bisher gewesen, und so sahen die beiden Ortschaften, sie müssten die Angelegenheit unter sich entscheiden. Mit Schreien und Streiten gieng es nicht, das hatten sie schon erfahren; also schlug ein kluger Kopf vor, Lehbach und Standelegg sollten durch Krieg entscheiden, wie Deutschland und Frankreich entschieden hätten, nämlich tapfer mit einander raufen, und der Stärkere sei der Sieger. Aber nicht etwa so dumm, wie es die Reiche machten, wo ganze Völker aneineinderprallten und sich gegenseitig durch Mord und Brand schreckbar zugrunde richteten, sondern vielmehr so, dass jedes der beiden Dörfer einen Mann auf den Kampfplatz schicke. Die beiden hätten miteinander ohne Waffe, nur mit ihren natürlichen Gliedern und körperlichen Fähigkeiten zu ringen, und der zuerst falle, dessen Gemeinde sei die besiegte.

Das wurde abgemacht. Also hielt die Dorfgemeinde Lehbach Umschau nach ihrem stärksten Manne, und natürlich fiel die Wahl auf Karl den Großen.

„Ja, ja“, sagte dieser, „wenn ihr wollt, ich thu's schon. Will schon raufen.“ That aber weiter nichts desgleichen, als ob die Wahl ihn freue oder aufrege, und ganz gleichmüthig

mit dem Finger, die ganze Gesellschaft lachte auf, und einige warfen die Namen David und Riese Goliath hin.

Der Professor sprang vom Stuhl auf und rief mit komischem Pathos:

„Aber ich bitte Sie zu bemerken, meine Damen, dass ich nicht gleich als Riese Goliath auf die Welt gekommen! Ja, so unglaublich es auch klingt, ich war gewiss ein ebensolch' kleiner niedlicher Junge, wie Jack Pröhn!"

Die Damen lächelten ungläubig, und eine sagte vorwurfsvoll:

„Aber Sie waren kein Wunderkind!"

„Nein, gottlob! Damals sagte ich: leider!" antwortete der Professor und fuhr dann nach einer kleinen Pause, während der er nachdenklich vor sich hingeblickt, fort:

„Sie mögen recht haben! Vielleicht liegt meiner jetzigen Antipathie gegen Wunderkinder ein Gefühl des Neides zugrunde, das ich als Kind — ich erinnere mich deutlich — thatsächlich in hohem Grade empfunden. Ich studierte mit einem solchen Wunderknaben zusammen bei demselben Professor. Ach, was habe ich bei unserem gemeinsamen Emporstreben für Zurücksetzungen und Kränkungen erlitten. Wie hasste ich darum den kleinen Steffi – wir alle kannten ihn nur unter dem Namen — der mit seinen glänzenden schwarzen Augen so stolz auf mich herabblickte. Was half mir meine Innerlichkeit, was half es, dass der Professor meinen klassischeren Stil, meine gediegenere Auffassung rühmte — der kleine, schwarze Teufel machte doch alle durch seine äußerliche Bravour, sein prickelndes, tolles Spiel verrückt. Man riss sich um ihn in allen Gesellschaften, die Damen nahmen ihn auf den Schoß, küssten ihn und fütterten ihn mit Confect. Mir klopfte man höchstens im intimen Kreise auf die Schulter und warf mir ein kühles: Sehr brav! zu. Dann, als wir zwölf Jahre alt waren, wurde mein kleiner Kamerad von einem Impresario engagiert, machte die größten Reisen und wurde überall wie ein Fürst empfangen. Ich saß währenddessen unbekannt und unbeachtet auf der Hochschule und studierte. Als ich Steffi nach drei Jahren wiedersah, begrüßte er mich mit der Huld eines Monarchen. Er hielt sich einen Kammerdiener, bekam Blumen und Brillanten wie eine Primadonna und kokettierte mit dem Publicum wie eine launische Theaterprinzessin. Ich studierte immer noch mit Vorliebe die alten Classiker auf meinem alten Pianino und erhielt mich durch Stundengeben. Er sprach fortwährend nur von seinen beispiellosen Triumphen in den verschiedensten Weltstädten, führte beständig die Namen der Fürsten und Monarchen im Munde, denen er vorgeführt worden: ich kannte nur meinen Heimatsort und niemand als die paar Kunstmäcene, die sich in ihrem Salon stundenlang von mir umsonst vorconcertieren ließen, um mich zu ‚fördern'."

„Als ich dann", fuhr der Professor fort, „meinen berühmten jungen Collegen bat, mir einiges vorzuspielen, und er dies nach einigem Zaudern endlich that, da erschrak ich und — ich gestehe es offen — freute mich auch zugleich über die Rückschritte, die er gemacht. Ich bildete mir ein, das Publicum, an gute, ernste Musik gewöhnt, müsse ihn ablehnen, ihn fühlen lassen, dass er mit fünfzehn Jahren anderes, Besseres zu bieten habe, als mit zwölf ... Oh, ich hätte ihn umbringen mögen, als der Abend seines ersten Concertes herankam und der ganze Saal sich wie toll geberdete — als die Zuhörer in ungerechtfertigter Begeisterung sich die Hände wund klatschten und mit den Füßen stampften, — und als er, der Gefeierte, dann oben an dem schändlich profanierten Instrumente stand und mit frecher Selbstgefälligkeit und siegesbewusstem Lächeln sich verneigte und mit den Augen grüßte ... Ich rannte

Das Wunderkind.

(Ein novellistisches Sittenbild von Olga Wohlbrück.*)

Die Gesellschaft beim Commerzienrath S . . . . . befand sich in gespannter Erwartung.

Der Hausherr hatte seinen Gästen einen ganz besonderen Genuss in Aussicht gestellt: Der kleine Jack Pröhn sollte den neuen Bechstein'schen Flügel, der bare dreitausend Mark gekostet, einweihen.

Wer kannte den kleinen Jack Pröhn nicht! Seit Monaten sprachen sämmtliche Zeitungen von diesem wunderbarsten aller Wunderkinder, das von Stadt zu Stadt zog und in allen Concerten wie Privatsoireen das größte Aufsehen erregte.

„Denken Sie sich, der Junge ist kaum sechs Jahre alt und spielt und improvisiert wie ein kleiner Hexenkünstler. Es war auch gar nicht leicht, seiner habhaft zu werden, spielt er doch eben beim Prinzen Ludwig, darum kann er auch erst in später Stunde hierherkommen. — Oh, ich bin überzeugt, mein verehrter Herr Professor, auch Sie werden ihre Freude an dem Bengel haben", wendete sich der Commerzienrath nun speziell an einen Mann in den besten Jahren, dessen kluge blaue Augen jeden durchdringend anblickten.

Der Angesprochene, eine wahre Hünengestalt, war ein gediegener Musiker in angesehener socialer Stellung. Er wirkte als Professor an der Hochschule und gab alljährlich zwei Concerte, die ihm von der localen Presse glänzende Kritiken, und von seinen vielen Schülern und Freunden mächtige Lorbeerkränze eintrugen. Als Mann von Welt, großer Bildung und scharfem Verstande war er in allen Kreisen der Residenz gerne gesehen und genoss bei einem sorgenlosen, behaglichen Leben alle Vortheile einer localen Berühmtheit. Nichts natürlicher daher, als dass er sich vollkommen befriedigt fühlte und seinen normalen Entwickelungsgang für den einzig richtigen hielt. Blendende Virtuosen erschienen ihm unkünstlerisch, und gegen Wunderkinder hatte er eine ausgesprochene Abneigung.

Diese frühesten Notenjongleure, wie er sie nannte, betrachtete er als eine krankhafte Erscheinung unseres überreizten Jahrhunderts.

„Je besser einer spielt, desto unbehaglicher wird mir zumuth", sagte der Professor; „ich höre bei jeder glänzenden Passage förmlich jede Ohrfeige heraus, die der arme Knirps bekommen, gleichwie ich im Circus bei jedem beklatschten Kunststück eines dressierten Pudels unwillkürlich an die Hiebe denken muss, die seine Ausbildung gefördert."

Der Professor hatte mit wahrem Ingrimm gesprochen, denn er war im Gegensatz zu den übrigen Gästen nicht sehr entzückt von der Aussicht, den berühmten kleinen Jack zu hören.

Eine Dame rief scherzend:

„Sie sind doch nicht etwa eifersüchtig auf unser Wunderkind?"

Der Professor blickte betroffen auf die schöne Sprecherin.

Der Commerzienrath drohte ihm

---

*) „Aus drei Ländern." Novellistische Sittenbilder von Olga Wohlbrück. (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1890.) Acht ganz vorzügliche Erzählungen aus Frankreich, Rußland und Deutschland füllen das genannte Buch, welches als eine anregende und ergötzliche Lectüre auf das beste empfohlen werden kann. Die Red.

Der Hausherr klopfte ihm mit der Hand gutmüthig auf die Schulter.

„Sie haben recht, kleiner Mann, in dieser Beziehung bin ich ein Ignorant."

„Papa, was heißt das: Ignorant?" rief Jack seinem Vater zu.

Dieser stand auf und warf einen hilfesuchenden Blick auf die Gesellschaft.

„Jack, du bist heute wieder einmal unausstehlich, was sollen die Herrschaften von dir denken? Spiele als Einleitung die Phantasie und Fuge in F-dur von Bach."

„Schon wieder eine Fuge!" seufzte Jack und intonierte ein leises Präludium.

Der Professor, der anfangs missmuthig aus seiner Ecke herausgelugt, horchte überrascht auf, als die ersten Klänge der Fuge an sein Ohr schlugen. Donnerwetter, das ist ja wirklich gute Musik! Und wie ernst der kleine Kerl bei der Sache war, wie gewissenhaft er jedem einzelnen Ton gerecht wurde!

Der Vater hatte sich allmählich näher zum Flügel geschlichen und nickte befriedigt. Dann und wann überflog sein leuchtender Blick die glänzende Versammlung, und höher richtete er seinen Kopf auf, den er anfänglich schüchtern gesenkt.

„Brav, das hast du heute besonders gut gemacht."

„Ja", meinte der Knabe, „aber es spielt sich auch gar zu schön auf dem Clavier. Wenn ich groß bin, dann werde ich auch ein Commerzienrath und kaufe mir solch' ein Instrument!"

„Also Commerzienrath wollen Sie werden, kleiner Mann?" rief der Hausherr geschmeichelt.

„Ja", bekräftigte Jack. „Papa will zwar, dass ich ein Mozart werde", setzte er nach einer kleinen Pause seufzend hinzu.

Alle lachten, und der Vater rang verzweifelt die Hände.

„Du solltest lieber noch etwas spielen", sagte er, um weiteren Naivetäten vorzubeugen.

„Ja, aber nur, was ich will."

Der Papa nickte, und nun folgte ein tolles Durcheinander von eigenen Improvisationen, von Beethoven, Chopin und Mendelssohn, dass die Zuhörer wie in Ekstase eine Stunde lang athemlos lauschten.

Der Professor, der sich jetzt ebenfalls dem Clavier genähert, bemerkte, wie des Kindes Wangen immer röther wurden, wie seine glänzenden schwarzen Augen jäh aufleuchteten und wie er siegesstolz lächelte, wenn bei einer schwierigen Passage ein lautes Ah! der Bewunderung durch den Raum schallte.

„Ja, ja, so fangen sie alle an!" dachte er und sah im Geiste wieder den kleinen Steffi vor sich.

Ihm that der wirklich außergewöhnlich begabte Knabe plötzlich leid, und ein heiliger Zorn erfasste ihn gegen den Vater, in dem er bloß einen gewissenlosen Impresario sah, der sein eigenes Kind zu egoistischen Zwecken ausbeutete.

Er warf einen Blick der Verachtung auf den Platz, wo eben noch das dürre Männchen gestanden, aber derselbe fiel auf eine schöne Frau, die ihn, da er nicht ihr galt, nicht zu deuten wusste. Die Augen des Professors schweiften weiter in eine Nische des Salons. Dort saß der glückliche, stolze Vater! Aber er sah in diesem Moment weder stolz noch glücklich aus; eine große Bekümmernis lag in seinen sorgenvollen Zügen, und er schüttelte mehreremale sein Haupt, als wollte ihm das Spiel seines Sohnes durchaus nicht gefallen.

Der Professor schritt auf den seltsamen Mann zu.

Dieser sprang auf, als die reckenhafte Gestalt sich ihm näherte, und stotterte etwas von Übermüdung und zu viel Musik.

„Ihr Kleiner hat eine seltene Ausdauer, ein fabelhaftes Gedächtnis und ein für sein Alter erstaunliches musikalisches Verständnis", sagte der Pro-

wie von Sinnen auf die Straße und weinte bittere Thränen."

Der Professor schwieg, eine Dame aber fragte nach kurzer Pause:

„Was ist aus Ihrem Freund geworden?"

Der Professor zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht! Einige Jahre drang sein Name, wenn auch immer seltener, in die Öffentlichkeit; die Kritiken wurden immer kürzer und ungünstiger, die Concertsäle immer leerer. Man fand, wie dies meist der Fall, dass der Mann nicht gehalten, was das Kind versprochen, und kümmerte sich schließlich gar nicht mehr um ihn. Heute ist er ganz verschollen, vielleicht gar nicht mehr am Leben!"

Der Commerzienrath, der bei der Erzählung des Professors unruhig nach der Thür geblickt, sprang jetzt, als ein Diener ihm einige Worte zugeflüstert, auf und rief:

„Er ist da, meine Herrschaften, er ist da!"

Dann eilte er hinaus und ließ die Damen und Herren in athemloser Spannung zurück; sie alle hatten im selben Augenblick den Professor, dem sie bis nun mit Interesse zugehört, vergessen, und dieser selbst vergrub sich, um besser und ungestörter beobachten zu können, in eine Sofaecke.

„Ach bitte, lassen Sie mich nur ein wenig ausruhen!" bat ein feines, helles Stimmchen hinter der Portière.

Die Damen stürzten hin, theilten die schweren Vorhänge und zogen und zerrten den kleinen Wunderknaben, den der Commerzienrath triumphierend bei der Hand hielt, vollends herein.

„Nicht wahr, Sie spielen uns dasselbe vor, was Sie soeben bei Seiner Königlichen Hoheit gespielt?" fragte der Hausherr.

Der Knabe machte eine Grimasse.

„Was, die langweiligen Sachen wollen Sie hören?" fragte er enttäuscht.

„Jack, versündige dich nicht", ließ sich eine Stimme von der Portière her vernehmen.

Alle wendeten sich um. Niemand hatte bemerkt, dass ein kleines, schwarzes und sehr dünnes Männchen dem Knaben auf dem Fuße gefolgt und an der Schwelle bescheiden stehen geblieben war.

Der Commerzienrath eilte auf den Mann zu.

„Aber ich bitte, Herr Pröhn, setzen Sie sich doch, verzeihen Sie meine Unaufmerksamkeit . . ."

„Oh, das hat nichts zu sagen", erwiderte Pröhn in leisem, schüchternem Ton und ließ sich vorsichtig auf die äußerste Kante des zunächst stehenden Stuhles nieder.

„Der Vater dieses kleinen Wunders!" stellte der Commerzienrath vor, „der glückliche, beneidenswerte Vater!"

Der Professor rührte sich nicht aus seiner Ecke, aber seine Augen irrten erstaunt von dem dürren, schüchternen Männchen zu dem zierlichen, lebhaften Knaben, der mit dem Ausrufe: „Oh, wie schön!" an den Flügel herantrat.

„Ja, der Ton ist prachtvoll!" sagte der Commerzienrath stolz.

„Nein, ich meinte die Verzierungen", replicierte Jack aufrichtig, indem er auf die goldenen Arabesken deutete, die sich wirksam von der schwarzen Politur des Flügels abhoben.

Alle lachten. Die Damen riefen: „Oh wie entzückend!" und nur der Papa murmelte halb entschuldigend:

„Es ist ja doch nur ein Kind!"

Mittlerweile hatte man einige starke Notenbände auf den Clavierstuhl gelegt, und Jack schwang sich auf den erhöhten Sitz.

„Was soll ich spielen, Papa?" fragte er, indem er seine ausgearbeiteten kleinen Finger mit einem Batisttuch abwischte.

„Frage doch den Herrn Commerzienrath", rieth der Papa.

„Ach, der versteht nichts davon!" erwiderte Jack freimüthig.

ten Knaben, auch der beliebte Professor war für den Augenblick vergessen; und so standen sich denn die Männer nach einem Vierteljahrhundert zum erstenmal wieder allein gegenüber.

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern“, hub der Professor nach einer Weile an.

„Herr G . . .?“

„Ja, jetzt Professor an der Hochschule.“

Wieder trat eine Pause ein.

„Wer hätte geglaubt, dass wir uns so wiedersehen würden!“ rief Pröhn endlich; „Sie sind jetzt ein angesehener Mann, in großer Stellung und gesicherter Existenz; ich bin nichts mehr als ein verkommenes Genie und gelte nichts für mich selbst. Nur der Umstand, dass ich der Vater meines Sohnes, gibt meinem Dasein noch eine Scheinberechtigung. Und doch, Herr Professor, gestehen Sie es offen — als Kind da haben Sie mich gewiss ein wenig beneidet?“ fragte der kleine Mann mit der großen Vergangenheit, und man sah es seiner Miene an, dass er auf ein Ja hoffte . . .

Das verlorene Ideal.

Novellette von Albert Schnitter.

In jenem Theil der Neustadt, wo noch vor wenigen Jahren grüne Wiesen und goldenes Korn den saftigen Boden bedeckten, standen jetzt, inmitten parkähnlicher, mit zierlichen Eisengittern umfriedeter Gärten, stolze Villen mit schlanken Erkerthürmchen und blumengeschmückten Balkons und die wenigen, zum Theil nur mit Stroh gedeckten, ärmlichen Häuschen, welche sich noch als Wahrzeichen einer entschwindenden Zeit an dieser Stelle erhalten hatten, machten den Eindruck, als ob sie sich gar nicht mehr behaglich fühlen könnten in dieser ungewohnten, prächtigen Umgebung und trauervoll der nahen Stunde harrten, in der auch sie dem veränderten Zeitgeiste zum Opfer fallen würden.

Und dennoch, wenn man an der alten Schmiede des Meisters Konrad vorübergieng, wo der mächtige Blasebalg mit vollen Backen unabläßig in die rothen Gluthen blies, dass hell die Funken stoben, und die lederbeschürzten braunen Gesellen mit kräftigen Schlägen das glühende Eisen hämmerten, oder gar wenn Gertrud, das holde Töchterlein des Meisters, emsiglich im Hofe schaffend, ein fröhlich Liedlein sang, dann musste man unwillkürlich die Schritte mäßigen, und Manchem, der um solche Zeit den Blick vergleichend in dieses einfache Stillleben warf, mochten dabei allerlei Gedanken durch den Kopf gefahren sein.

Eben tritt das liebliche Mädchen in einfacher, aber sorgfältig gewählter Kleidung, ein braunes Strohkörbchen am Arm, durch das offene Hofthor auf die Straße, um in gewohnter Weise die nöthigen Einkäufe für den Mittagstisch zu besorgen. Der Weg zum Marktplatze führte sie durch einige der belebtesten Straßen der Stadt, und manches Auge heftete sich mit bewunderndem oder wohl auch neidischem Blick auf die züchtig dahin-

fessor, um ein Gespräch einzuleiten, — „schade um ihn!"

Herr Pröhn blickte ängstlich auf.

„Sind Sie Fachmann, mein Herr?" fragte er unsicher.

„Ja, und als solcher bedaure ich, dass das geniale Kind dem ruhigen, ernsten Studium und strenger, sachlicher Kritik entzogen wird."

Herr Pröhn nickte lebhaft.

„Ach ja, Sie haben ganz recht!"

Der Professor war auf Widerspruch gefasst gewesen, die Zustimmung des kleinen Männchens befremdete ihn und flößte ihm Interesse ein.

„Ich hoffe, es gelingt uns, so viel zu verdienen und zu ersparen, dass mein Kind das zu früh begonnene öffentliche Wirken unterbrechen und einige Jahre sorgenlos seiner gründlichen Ausbildung widmen kann. Ich meine nicht der einseitigen musikalischen, sondern jener allgemeinen, ohne die heutzutage kein großer Künstler denkbar. Sie glauben es nicht, mein Herr, wie schmerzlich mir der Gedanke ist, dass mein geniales Kind möglicherweise auf halbem Wege stehen bleiben könnte, wo es doch, dank seinen Fähigkeiten, berufen ist, bei richtiger Leitung das Höchste zu erreichen. Aber mir ist nicht bange, gehen auch noch so viele Wunderkinder zu Grunde, ich hoffe, aus diesem wunderbaren Kinde einst einen wunderbaren ganzen Künstler zu machen!"

Der Professor fühlte sich plötzlich seltsam bewegt. Der schlichte, ernste Ton des kleinen Mannes hatte etwas Rührendes; nur die müden, dunklen Augen blickten wie siegesgewiß in die Zukunft — des Sohnes.

Wo hatte er doch schon früher diese Augen gesehen?

Herr Pröhn legte seine Hand auf den Arm des Professors:

„Sehen Sie", rief er und deutete auf die Gruppe von Herren und Damen, die sich immer dichter um den kleinen Virtuosen drängten und ihn nach jedem Stück umarmten, küssten und liebkosten — „sehen Sie, das geht so Abend für Abend. Ich habe dem Kleinen die Locken abschneiden müssen, weil ihm die Damen sein ganzes Haar verschnitzelten. Heutzutage treiben sie es noch toller, als zu meiner Zeit."

Herr Pröhn warf einen unwilligen Blick auf die Gesellschaft und seufzte tief auf.

„Sind Sie selbst Musiker?" fragte der Professor.

Ein intensives Roth überzog die hageren Wangen.

„Ja", sagte Pröhn leise, als schämte er sich der Antwort, „ja! Das heißt, jetzt spiele ich nicht mehr öffentlich, aber als Kind habe ich viel gespielt, sehr viel . . . überall, an den Höfen, vor dem Kaiser von Rußland, vor Napoleon dem Dritten; ja die Kaiserin Eugenie hat mich sogar einmal auf die Stirne geküsst."

Der dürre kleine Mann schien bei den Erinnerungen an die Vergangenheit förmlich zu wachsen, seine Gestalt reckte sich, seine Augen blitzten und schienen herabzusehen auf den großen, starken Professor, den plötzlich die Gewissheit überkam, dass er den einstigen Virtuosen kenne.

„Wo haben Sie studiert?" fragte er hastig.

„Studiert? Mein Gott, ich habe leider nicht lange studiert, bloß bis zu meinem zwölften Jahr, beim Pianisten X."

Der Professor prallte zurück.

„Dann sind Sie am Ende gar mein einstiger Mitschüler, dann sind Sie Steffi, das Wunderkind Steffi..."

„Das war ich", antwortete Pröhn leise und senkte den Kopf.

Eine peinliche Stille trat ein. Der Salon war jetzt ganz leer. Die Gesellschaft, der Musik überdrüssig, hatte sich in andere Räume zurückgezogen, wo Erfrischungen gereicht wurden und der kleine Jack mit tausend Kindereien alle Welt amüsierte. Kein Mensch dachte mehr an den Vater des gefeier-

Harren endlich erinnerte, dass es längst an der Zeit sei, den Mittagstisch aufzusuchen, und einen letzten Blick nach der Schmiede wandte, funkelte ihm unter dem Thore derselben ein Augenpaar so wild und drohend entgegen, dass er unwillkürlich den derben Spazierstock in der Rechten fester in die Hand nahm. Und, obwohl ihm jede Furcht fremd war, so fühlte er sich doch etwas beengt, als ob diese wetterleuchtenden Augen ein verheerendes Gewitter ankündigten.

Nachdem er einsilbig sein bescheidenes Mahl eingenommen hatte und sich wieder unter Gottes blauem Himmel befand, begann er ernstlich, seine Lage zu erwägen, denn nur gefunden war der Schatz, aber noch nicht gehoben. Anfänglich dachte er, der Geliebten zu schreiben, ihr seine sehnenden Gefühle zu offenbaren und sie zu bitten, ihm einen Weg zu weisen, auf welchem er ihre Bekanntschaft vor der Welt machen könnte, denn ihre Neigung — dachte er — besitze er ja: „Sie hat ja gelächelt, sie hat ja genickt!“ Bald aber verwarf er diesen Plan, schmiedete manchen neuen, um ihn bald wieder zu verwerfen und beschloss endlich, eine günstige Gelegenheit abzuwarten, um sich ihr zu nähern. Und siehe! da guckte sie zwischen den rothen Nelken heraus aus dem ebenerdigen Fenster und lächelte mit den Augen. Und er lüftete pochenden Herzens den Hut, und sie nickte so freundlich, dass er an sich halten musste, um nicht zu ihr hinzustürzen und ihr zu sagen, dass — — —

Da sah er in der Schmiede wieder jenes drohende, funkelnde Augenpaar wild auf sich gerichtet und sah, wie sich zwei Fäuste grimmig ballten. Und wieder nahm er seinen Stock fester in die Hand und wusste sich's nicht zu deuten.

Als Gertrud, nicht ohne wieder verheißungsvoll mit dem Kopfe zu nicken, ihren Platz am Fenster verlassen hatte, lenkte Gottfried seine Schritte nach der innern Stadt, im schwellenden Herzen das süße Jugendmärchen vom Glück. Und seine seligen Gedanken beschäftigten ihn so angelegentlich, dass er keinen Gruß seiner zahlreichen Bekannten von der Universität erwiderte und mancher ihm kopfschüttelnd und mit verwunderter Miene nachblickte.

Zu Hause angelangt, stopfte er seine lange Pfeife mit schlechtem Knaster und erfüllte bald die Stube nicht nur mit mächtigen Rauchwolken, sondern auch mit den hellen Gestalten seiner jugendlichen Phantasie: Da sah er die schöne kleine Gertrud als sein holdes treues Weibchen neben sich am Sofa sitzend und lächelnd auf schneeige Gardinen weisen und mit dem Finger drohen, sie werde ihm den nächsten Kuss verweigern, wenn er das böse Pfeifenrauchen im Zimmer nicht aufgäbe. Und dann legte er das Schmauchrohr beiseite und blickte sinnend ins Leere. Und er sah einen kleinen blonden Lockenkopf, einen bausbackigen Jungen, der sich bemühte, auf sein Knie zu klettern. Der Träumende bewegte die Hände, als ob er dem Kleinen dabei behilflich sein wollte. Dann fieng er an, den Fuß schaukelnd zu bewegen. Und an sein Ohr klang ein silberhelles Kinderlachen.

Da kam die alte Aufwärterin zur Thüre herein und brachte ihm sein Abendbrot. Es war nicht reichlich. Und dennoch! wie gerne hätte er es mit ihr getheilt! Die Kleine war wohl nicht verwöhnt? Und auch Kartoffeln können lieblich munden, wenn Liebe sie credenzt, obwohl man ihnen heutigen Tages Austern mit Champagner gemeiniglich vorzieht, selbst wenn der kleine Gott mit den Pfeilen weit, weit entfernt ist oder der Beschaffungspreis derselben mit den paar Groschen, die man verdient nicht in Einklang mit solchen Genüssen zu bringen ist. Armer Gottfried! und du missest sogar die Butter zu deinen Kartoffeln, um von deinem knappen Einkommen einige

schreitende ebenmäßige Gestalt. Gertrud aber schien von all dem keine Notiz zu nehmen und setzte ihren Weg, den Blick gerade nach vorwärts gerichtet, unaufhaltsam fort. Nur einmal, als eine jugendliche Männergestalt, welche ihr eben den Weg durchquerte, einen langen, unbeschreiblich tiefen Blick aus seelenvollem Aug' auf sie warf, da lächelte ihr blaues Äuglein schier unbemerkbar für Jedermann, und das zarte Roth ihrer frischen Wangen ward um einen Schatten röther. Und der Einzige, der dies wahrnahm, fühlte im Herzen unendliche Seligkeit.

Schnellen Schrittes eilte sie ihrem nächsten Ziel, der Kirche des Ordens der Franziskaner entgegen, und als sie es erreicht hatte, trat sie durch eine kleine Seitenpforte in den geheiligten Raum und stellte sich in eine dunkle Ecke, ein kurzes Gebet zu verrichten; sie war es so gewohnt von Jugend auf. Allein ihre Gedanken waren heute nicht bei dem Bilde des Gekreuzigten und seiner jungfräulichen Mutter. Und als sie sich deshalb zu gehen wandte, erblickte sie tief im Hintergrunde des stillen Raumes jene Gestalt, welche ihr eben früher in den Weg getreten war. Dieselbe faltete in diesem Augenblick wie bittend die Hände und hob den Blick empor wie zu einer Heiligen. Und das musste doch ganz natürlich und begreiflich erscheinen, denn man befand sich ja im Gotteshaus. Dennoch lächelte Gertrud wieder kaum merklich und neigte leicht das holde Köpfchen gegen den Boden und die Gestalt im Hintergrunde empfand ein Gefühl, so wonnig und beglückend, als ob ihr heißestes Gebet erhört würde.

Als das Mädchen zu Hause angelangt war und ihr volles Körbchen der Küche abgeliefert hatte, warf sie einen prüfenden Blick in den Wandspiegel. Das Ergebnis desselben mochte wohl ein befriedigendes gewesen sein, denn als sie sich von ihm wegwandte, entströmte ihren Lippen ein fröhlich Liedlein, fröhlicher und lustiger wohl als gewöhnlich, so dass in der Schmiede ein junger Geselle unwillkürlich von der Arbeit wegblickte und neugierig nach der Richtung lugte, woher der süße Klang erscholl, wobei es sich ereignete, dass er sich mit dem schweren Hammer so unglücklich auf die linke Hand schlug, dass er sich eine böse Verletzung zuzog. Freilich war dieselbe bald behoben, allein den Schmerz musste er lange, lange mit sich herumtragen.

Derjenige aber, der die unschuldige Veranlassung zu des Gesellen Missgeschick war, unterließ es heute, seinem Zögling, einem jungen Bürschlein, das erst seit kurzer Zeit das Gymnasium besuchte, den gewohnten, vormittägigen Wiederholungsunterricht zu ertheilen, denn er fühlte, dass er nicht im Stande war, sich mit der Erklärung trockener Regeln aus der lateinischen Sprache nutzbringend zu befassen. Gottfried lenkte deshalb die Schritte heimwärts. Allein es litt ihn nicht lang in der engen, dürftigen Stube. Er musste wieder hinaus in den goldenen Sonnenschein, hinaus in die freie würzige Himmelsluft, denn in seinem Herzen thronten die beseligenden Wonnen der ersten heiligen Jugendliebe.

Planlos wandelte der glückliche Träumer durch die Straßen der Stadt und immer wiederholte er sich die Worte: „Sie hat gelächelt, sie hat mir genickt!" als wollte er sie einprägen tief ins pochende Herz als sicheren Talisman gegen jegliches Ungemach. Und wie mit magischer Gewalt zog es ihn hinaus in die Neustadt zur bescheidenen Schmiede, an der er schon so oft vorbeigegangen war mit spähendem Blick und sehnendem Herzen. Doch sein Bemühen, das süße, blonde Köpfchen hinter den rothen Nelkentöpfen am ebenerdigen Fenster zu ersehen, blieb ohne Erfolg — es wollte sich nicht zeigen. Und als er sich nach langem, vergeblichen

Backen in das flackernde Feuer und die braunen Gesellen hämmerten emsig das rothe Eisen. Einen flüchtigen, beinahe übermüthigen Blick in die Schmiede werfend, erhob das Mädchen hell die Stimme und sang:

„Rußige Hände und rußig Gesicht
Taugen für einen Liebhaber nicht;
Schwärzen beim Küssen das Kleid und den Mund,
Machen den Leuten das Stelldichein kund.“

Dann hüpfte sie elastischen Schrittes in das Haus.

Der Geselle mit der verbundenen Linken hatte beim Ton ihrer Stimme den Hammer ruhen gelassen und lauschte. Als er die höhnenden Worte des Kindes vernahm, krampfte sich sein Herz in übergroßem Leid zusammen. Und in demselben Augenblick war aus einem braven Burschen ein schlechter Taugenichts geworden.

— — — — — — — — — — —

Dreimal hatte die Sonne ihre Bahn durchlaufen, ohne dass sich in Gottfrieds Herzensbeziehungen zu Gertrud etwas geändert hätte. Wenn sie vormittags nach dem Marktplatze gieng, so durchkreuzte er zwar jedesmal ihren Weg und lüftete den Hut und schickte einen liebeswarmen Blick in ihr duftiges Gesichtchen, welches sie dann freundlich lächelnd neigte, allein sie nochmals anzusprechen, glaubte er nicht wagen zu dürfen. Heute aber vermochte er seiner Sehnsucht nicht länger zu gebieten und nahm sich vor, nochmals eine Annäherung herbeizuführen. Doch seine Hoffnnng ward getäuscht, sein suchendes Auge konnte sie nicht entdecken.

Traurig und missgestimmt gieng er nach längerem, erfolglosen Harren zu seinem Zögling und übersetzte mit ihm lateinische Übungssätze ins Deutsche. Und als er nach bescheidener Mittagstafel theilnahmslos noch einigen Vorträgen an der Universität beigewohnt hatte, machte er sich auf den Weg, um Gertrud vielleicht an ihrem Fenster zu ersehen.

Noch hatte er die Schmiede nicht erreicht, als er den Gegenstand seiner innersten Gedanken erblickte: das Mädchen bog eben mit eilenden Schritten in eine Seitengasse. Die seinigen beflügelnd, war er bald an ihrer Seite. „Verzeihung“, redete er sie an, „dass ich den Muth finde, Sie wieder anzusprechen, allein Ihr heutiges Fernbleiben von gewohnter Stelle hat mich beunruhigt. Waren Sie unwohl?“

„Ach nein,“ antwortete sie mit unverkennbar verlegenem Gesichtsausdruck, „aber ich hatte anderwärts zu thun.“ Dabei übergossen sich ihre Wangen wie mit Purpur. Und mit erzwungenem, schelmischem Lächeln setzte sie hinzu: „Haben Sie mich denn vermisst?“

„Wie können Sie fragen, Gertrud? Sagt es Ihnen nicht jeder meiner Blicke, dass Sie das Licht meines Lebens, der Traum meiner Nächte, das Glück meiner Zukunft sind? O Gertrud, wenden Sie nicht den Blick von mir, sagen Sie mir, was ich hoffen darf!“

Gertrud, welche ihn unruhig und verlegen, nur mit halbem Ohr zugehört hatte, wandte den Blick scheu nach rückwärts. „Sie fragen zu viel nach so flüchtiger Bekanntschaft“, antwortete sie ausweichend. „Doch ich darf Sie nicht länger anhören, ich könnte — —“

O schicken Sie mich nicht wieder fort, ohne — —“

Gertrud unterbrach ihn beinahe hastig: „Ich will Ihnen erlauben, mir zu schreiben. Wählen Sie meinen Taufnamen als Chiffre und lassen Sie den Brief postlagern. Und nun Adieu!“ Und in ebensolcher Eile, wie sie diese Worte gesprochen hatte, verließ sie den erstaunt Zurückbleibenden. „Chiffre — postlagern“, murmelte er umkehrend. „Das sind ja ganz erstaunliche Kenntnisse, die ich von ihr kaum vorausgesetzt hätte!“ Aber schließlich beruhigte er sich, „weiß davon heutzutage jedes

Kreuzer beiseite legen zu können und weißt nicht wofür?

„O, seit heute weiß ich, wofür! Bald werde ich meiner Gertrud ein glattes Ringlein kaufen können, ein goldenes Reifchen ohne Ende wie die Liebe. Und dazu bedarf ich des Geldes, und deshalb muss ich sparen!“

„Deiner Gertrud?“ raunte ihm wieder ein böser Kobold ins Ohr, „nimm dich inacht, blöder Träumer, du lebst in einer gar lustigen Zeit!“

„Nein, nein!“ wehrte dieser, „hier hat es keine Gefahr! Sie ist ein gutes, braves Mädchen — nicht so wie die anderen sein mögen — und wird mich treulich, wahr und innig lieben. Solche Augen trügen nicht!“

Mit solchen Gedanken gieng er zu Bette. Und der sanfte Bruder des Todes küsste freundlich seine Stirne.

Nächsten Morgens früh machte er sich in gewohnter Weise auf den Weg nach der Universität, um einer Vorlesung beizuwohnen. Als der Professor sein philosophisches Thema beendet hatte, suchte Gottfried die Straße auf, wo er der Geliebten zu begegnen hoffte. Er täuschte sich nicht: Das Strohkörbchen am Arm, schritt sie lieblich und züchtig wie immer den Marktplatz entgegen. Das Herz pochte ihm bei ihrem Anblick beinahe hörbar. Einen Augenblick überlegte er. Dann trat er, wie durch eine höhere Eingebung geleitet, mit dem Hut in der Hand auf sie zu: „Mein wertes Fräulein, verzeihen Sie, dass ich Ihnen auf offener Straße in den Weg trete, allein ich muss Sie sprechen.“

„Ich darf Sie hier nicht anhören“, erwiderte Gertrud mit kaum hörbarer Stimme, aber nicht unfreundlich und ihr schönes Auge lächelte dabei wie Morgensonnenschein. „Bedenken Sie, wenn uns jemand sähe!“ Und dabei blickte sie sich scheu um. „Ich bin ein armes Mädchen und habe nichts als meinen Ruf.“

„Ihr Ruf, theueres Mädchen, ist mir heilig, ebenso heilig wie Ihnen! Sagen Sie mir deshalb, ich bitte, ich flehe Sie darum an, wie ich Sie kennen lernen kann, ohne dass — —“

„Jetzt nicht! Ich werde Ihnen Mittheilung machen, sobald sich hiezu eine passende Gelegenheit ergibt. Bis dahin auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ Der Jüngling folgte, den Hut noch immer in der Hand, mit trunkenem Blicke der enteilenden Gestalt, welche sich bald im Gewühle der geschäftigen Menge verlor, um dann wieder bei einem Juwelenladen aufzutauchen, bei welchem sie eine Weile in Betrachtung der blendenden Schätze stehen blieb. „Auf Wiedersehen!“ Er hätte aufjauchzen mögen in namenloser Seligkeit und der ganzen Welt sein Glück zurufen: „Auf Wiedersehen!“

Da weckte ihn aus diesen süßen Traumgedanken das Geräusch eines eleganten Wagens, aus der Richtung kommend, in welcher sich Gertrud eben entfernt hatte. Zwei prächtige Schimmel zogen das schöne Gefährte. Das Wappenschild auf dem Schlage desselben war stadtbekannt, denn es gehörte dem jungen, leichtlebigen Fürsten von Schwarzenegg zu. Dieser, seinen unzertrennlichen Begleiter, einen englischen Boxer von reinster Race, an der Seite, hatte sich mit dem Oberkörper weit aus dem Fond des offenen Landauers herausgebeugt und blickte mit eigenthümlichem Gesichtsausdruck nach rückwärts. Er musste im Vorüberfahren wohl etwas gesehen haben, was seine Aufmerksamkeit in hohem Grade erregte.

Gottfried warf ihm einen Blick zu, der eben nicht gar freundlich oder gar ehrerbietig war, und gieng mit gemischten Gefühlen seiner gewohnten Beschäftigung entgegen.

Unterdessen war Gertrud in den Hof des väterlichen Hauses getreten. Lustig sprühten in der Werkstätte die hellen Funken wie Milliarden Leuchtkäfer durch den halbdunklen Raum. Und der Blasebalg blies mit vollen

das dumpfe Anschlagen der Feuerglocke! Überall öffneten sich die Fenster, und die Antwort auf die hundertfältige Frage: „Wo brennt es?“ drang bis an Gottfrieds Ohr: „In der Neustadt!“

Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte sein Gehirn. In tödtlicher Angst riss er den Hut vom Nagel und eilte in stürmischer Hast der geliebten Schmiede entgegen. Purpurroth wölbte sich der Himmel über ihm. Als er der Neustadt näher kam, erblickte er eine dunkle Rauchsäule über den Giebeln der Häuser und hoch emporschlagende Flammen. Bald war seine qualvolle Ahnung zur schrecklichen Gewissheit: die Schmiede war das Opfer des entfesselten, zügellosen Elementes! Mühsam bahnte er sich durch die gaffende Zuschauermenge einen Weg, um zu schauen, zu retten. Die Feuerwehr hatte anfänglich das Gebäude zu retten versucht, bald aber ihre nutzlosen Bemühungen eingesehen und sich darauf beschränkt, die umliegenden Gebäude vor den gefräßigen Feuerzungen zu beschützen. Was Gottfried vor sich sah, war nur mehr ein rauchender Trümmerhaufen. Er drängt sich näher, bis ihm ein weiteres Vorgehen gewehrt wird. In fiebernder Eile erkundigt er sich nach den Bewohnern des vernichteten Gebäudes. Man weist ihn stumm auf eine Anzahl verstümmelter halbverkohlter Leichen. In wilder Verzweiflung wollte er sich auf dieselben stürzen, um zu suchen, was er nicht zu denken wagte. Doch man drängte ihn zurück. Halb ohnmächtig wurde er aus der entsetzlichen Nähe gebracht.

Als er sich abseits von dem großen Menschenknäuel sah, bemerkte er eine verkommene Gestalt, die sich ihm mit scheuem Blick nach seit- und rückwärts näherte. Er wollte ihr ausweichen, allein bald war sie an seiner Seite. Ein widerlicher Schnapsgeruch erfüllte ihre Umgebung. Gottfried erkannte in ihr schaudernd jenen unheimlichen Gesellen, der ihn schon mehrmals mit drohendem Blick verfolgt hatte. „Brauchst nicht zu erschrecken“, sagte er mit unterdrückter heiterer Stimme. „Dir thue ich nichts mehr, denn du bist auch verhöhnt und betrogen wie ich. Aber sagen musst' ich dir das. Sagen will ich dir auch, dass sich der Himmel verrechnet hat. Die Herzallerliebste lebt, aber die anderen sind todt. Sie ruht noch in den Armen ihres Liebhabers und weiß noch gar nicht, dass ihr Vater — —“

„Schurke, du lügst!“

„Nur nicht so laut“, flüsterte der Geselle. „Habe Ursache zu wünschen, dass man mich nicht bemerkt. Hahaha! Aber was ich dir gesagt habe, betrogener Betrüger, kannst du mir glauben. Ich hatte auch gemeint, sie sei schon zurück, als sich der rothe Hahn auf die Schmiede setzte. Habe mich verrechnet. Aber das andere ist sicher — hahaha! Ein Fürst ist freilich mehr werth als ein Student oder gar als ein Schmiedgeselle mit rußigen Händen und rußigem Gesicht.“

Gottfried war wieder allein. Er wollte den Brandleger verfolgen und ergreifen lassen, allein seine Kraft war zu Ende. Wankend, mit schwindenden Sinnen erreichte er seine Behausung. Ein heftiges Fieber warf ihn aufs Lager.

— — — — — — — — — — — — —

Monate waren vergangen. Da schritt eines Tages eine bleiche, abgehärmte, aber noch jugendliche Gestalt in die Richtung gegen die Neustadt. Bei einem schmucken, inmitten einer unvollendeten Parkanlage gelegenen villenartigen kleinen Neubau, von welchem die Gerüste noch nicht entfernt waren, blieb er wie gebannt stehen und blickte lange sinnend nach dem hübschen Gebäude mit seinen schlanken Erkerthürmchen und prächtigen Balkons. Niemand hatte ihm gesagt, wer der Erbauer dieses reizenden Hotels sei, niemand, wer es bewohnen werde. Aber er wusste, dass es ein Geschenk des Fürsten Schwarzenegg für sein

Kind. Man muſs nicht immer gleich das Schlimmste — — "

Da sausten ihm die prächtigen Schimmel der wohlbekannten fürstlichen Karosse entgegen. Im ersten Augenblick schenkte er ihr keine Beachtung. Dann aber erinnerte er sich, wie nach seiner ersten Unterredung mit Gertrud der Fürst so auffällig nach der Richtung geblickt hatte, in welcher sie sich bewegte. „Und ihre jetzige Unruhe, ihr Erröthen, ihre hastige Eile!" Der hämische Geist misstrauischer Eifersucht kletterte sich an seine Brust und flüsterte ins Ohr, der Fürst sei wohl gar im Begriff, dem Mädchen nachzufahren — am Ende gar zu einem verabredeten Stelldichein. Das Schreckensbild bemächtigte sich seiner derart, daſs er erbleichte. Im Augenblicke wuſste er nicht, was thun? Dann wollte er nochmals umkehren, um dem Wagen zu folgen, und Gewiſsheit zu erlangen. Plötzlich aber blieb er stehen und griff sich nach der Stirne. „Wie konnte ich auf so abscheuliche Gedanken kommen?" dachte er. „Es ist gewiſs nur ein ganz zufälliges Zusammentreffen von Umständen. Und doch — — Aber nein — Sie ist erhaben über solchen Verdacht! Pfui, Gottfried, das war nicht edel gedacht". Und unzufrieden mit sich selber, schlug er den Weg ein, den er gekommen.

Noch hatte er keine weite Strecke zurückgelegt, als ihm jene Gestalt begegnete, deren unheimlich drohender Blick ihn schon zweimal getroffen hatte, als er an Gertruds Fenster vorübergieng. Auch jetzt heftete sich derselbe auf ihn, doch schien es, als ob heute der Ausdruck desselben nur giftigen Hohn zeigte. Und um die verwahrloste Gestalt verbreitete sich ein ekeliger Fuselgeruch, so daſs Gottfried seine Schritte verdoppelte, um der widerlichen Atmosphäre zu entweichen. Sonst machte er sich keine weiteren Gedanken. Da wurde seine Aufmerksamkeit neuerdings in Anspruch genommen: In einem kleinen Vorgärtchen einer Villa hatte ein weißes Kätzlein eine Maus gefangen und begann mit ihr jenes arge Spiel, das man nur mit Mitleid für den armen Graurock verfolgen kann: Nachdem die Katze ihre Gefangene mit den Pfoten tüchtig zerzaust hatte, gab sie ihr die Freiheit, welche das geängstigte Thierchen in trippelnder Hast benützte, um der gefährlichen Nähe zu entfliehen. Aber schnell krümmte die Feindin den Buckel und machte die Maus mit sicherem Sprunge wieder zu ihrer Gefangenen. Und wieder zerzauste sie das arme Thier mit den Pfoten, schenkte ihm wieder die Freiheit, um es neuerdings in ihre Gewalt zu nehmen. Gottfried hob einen Stein vom Boden auf und schlenderte ihn gegen die Katze, welche die Flucht ergriff. Aber das Mäuschen hatte nicht mehr die Kraft, den Augenblick zu benützen und mochte wohl elend zugrunde gegangen sein.

Als der Jüngling nachdenklich sein bescheidenes Heim erreicht hatte, sandte die Sonne ihre letzten goldenen Grüße den Erdbewohnern zu. Purpurn erglänzte der Himmel, und heiliger Friede schien sich über die Stadt zu senken. Gottfried blieb lange sinnend am offenen Fenster stehen. Dann nahm er Tinte und Feder, um seiner Gertrud zu schreiben. Mit flammenden Worten erzählte er ihr von seiner Liebe, erzählte, daſs sie zu besitzen sein einziges Glück, sein einziges Wünschen und Streben sei, daſs er in nicht allzulanger Zeit in der Lage sein werde, ein süßes Weibchen zu ernähren und dann hoffe — — —

Da scholl von der Straße herauf ein wüster Lärm: In rasselnder Eile rollten, von raschen Pferden gezogen, mehrere Feuerspritzen über das harte Granitpflaster. Dazwischen erscholl der grause Schreckensruf: „Feuer, Feuer!" Unheimlich flackerten die Pechfackeln im Dunkel der Nacht. Dazu das eintönige Blasen des Feuersignales und

entgegenbrachten und mehrmals hatte er Gelegenheit, persönlich Einem vom Anderen erzählen zu können.

Sie standen miteinander, besonders vom Jahre 1865—1871 in lebhaftem Briefwechsel, der aber später, wohl zumeist durch Mösers Saumseligkeit, ins Stocken gerieth. Letzterer hat nun Hamerlings an ihn geschriebene Briefe veröffentlicht und mit Erläuterungen versehen, die für die Freunde der beiden Dichter von sehr großem Interesse sind.*) Die Briefe selbst athmen, Zeile für Zeile, Hamerling'schen Geist und das unvergleichliche Dichtergemüth. Einige Auszüge aus diesen wertvollen Briefen, die allgemeinerer Natur sind, mögen es beweisen.

Bei Gelegenheit, als Hamerling seine Meinung über Möser'sche Gedichte ausspricht, thut er unter anderen, höchst anerkennenden Worten, den halb schelmischen Ausspruch: „Darauf (auf ein paar kleine metrische Fehler) lege ich, wenn das Ohr nicht zerrissen wird, kein allzu großes Gewicht, bin sogar der Meinung, dass der Dichter absichtlich einige Formfehler, unreine Reime und dergl. in seinem Werke stehen lassen oder eigens hineinsetzen müsse: Erstens, weil heutzutage kein Vorwurf ehrenrühriger und fataler ist, als der der „Formschönheit" und „Formreinheit", und dann, weil es den Recensenten eine närrische Freude macht, wenn sie dem Poeten einen unreinen Reim oder dergl. wie einen Floh vom Kleide abfangen können, wodurch sie sich ein gestrenges und gelehrtes Ansehen geben, obgleich sie eigentlich von Form so wenig verstehen und so wenig Sinn und Ohr dafür haben wie Bileams Esel."

In einem anderen Briefe sagt er über Kritiker: „Nur wenn ich Kritiken lese, werde ich stolz und fühle mich gescheiter als andere Leute. Ich spreche nicht von Übermaß in Lob oder Tadel, Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Beurtheilung; ich spreche von dem innerlich Widerspruchsvollen, Unlogischen, Absurden in den Kritiken, von der leichtsinnigen, gewissenlosen Ignorierung oder Verdrehung des Thatsächlichen, von der haarsträubenden Borniertheit, die namentlich dort zu Tage tritt, wo die Recensenten über den tieferen Geist und Sinn eines Dichtwerkes reden oder absprechen wollen. Ich schrieb schon als sechzehnjähriger Jüngling, als ich anfieng, die Philosophen zu lesen, in mein Tagebuch: «Es kommt mir vor, als ob alle Philosophen Recht hätten, ausgenommen da, wo sie polemisieren». Setzen Sie das, was ich hier über kritischen Blödsinn gesagt, nicht auf Rechnung einer gewissen Empfindlichkeit; ich hatte dabei durchaus nicht kritische Angriffe im Auge, über die sich streiten lässt und die an sich einen gewissen Sinn haben, sondern lediglich solche Auslassungen und Äußerungen, welche der Kritiker selbst augenblicklich zurücknehmen müsste, wenn man ihm mit Hinweisung auf das Thatsächliche die Absurdität derselben klar machte. Und solcher Auslassungen giebt es in der Tagespresse über die Maßen und zum Erstaunen viel! —

In Hinblick auf seine Krankheit und seine Klage über das Erdenelend schreibt Hamerling schon im Jahre 1865:

„Sie fragen in Ihrem letzten Briefe, ob ich leidend bin, wie Sie einmal gehört oder gelesen. O Freund, da berühren Sie eben den traurigen, wunden Fleck meiner Existenz, die Fessel meiner Schwingen, den Mehlthau meiner Blüten, vielleicht soll ich auch sagen: den tiefinnersten Anreiz meiner Klagen. Denn schließlich ist es doch nur der Kranke, der sich das Leid der ganzen Welt zu Herzen nimmt."

In einem anderen Briefe aus derselben Zeit schreibt Hamerling:

*) „Meine Beziehungen zu Robert Hamerling und dessen Briefe an mich." Von Albert Möser. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1890.)

schönes Schätzchen sei. Er legte die Hand auf den zuckenden Herzmuskel. Und mit einem schweren, tiefen Seufzer und einem Gefühl im Innern, als stünde er auf einem Friedhof, wo all sein Glück, sein Hoffen und sein Träumen, seine ganze goldene Jugend mit all ihren Idealen, ihrem Glauben an die Menschheit begraben lag, trat er den einsamen Heimweg an.

Gottfried! Zum Glücke gibt es noch Andere, Bessere. Nur tapfer aufrecht!

Liebeslieder

von Robert Hamerling.

Verschmähtes Mittel.

(1858.)

Ich weiß es wohl, wenn ich entfernt dir bliebe,
Auf lange Tage, ganze lange Wochen,
Dein Herzchen würde lauter für mich pochen,
Und durch Entbehrung wüchse deine Liebe.

Doch ach, wie zähmt' ich selbst indes die Triebe,
Die glühend mir in tiefer Seele kochen,
Der ich, an deine traute Thür zu pochen,
Nicht gern um eine Stunde nur verschiebe!

Durch meine Qual dein Sehnen anzuregen,
Weit unbequemer ist's, als traut und leise
Mein Haupt an deine zarte Brust zu legen.

Auch dünkt es mir nicht eben allzuweise,
Entsagen wollen des Besitzes wegen,
Und zu verhungern um den Preis der Speise.

Ja, dann!

(1879.)

„Geh, geh, du bist doch auch ein Mann!
's gibt keinen, den's nicht reute!
Nun hängst du freilich heiß mir an,
Doch ist verkohlt der Liebe Span,
Dann schlägst du dich ins Weite!"

Kind, meinst du wirklich, dass noch hier,
Bevor sie mich begraben,
Die böse Liebe lässt von mir?
Ach dann wär mir erst wohl bei dir —
Wollt' doppelt lieb dich haben!

Bei Gott, nach so viel Herzensdrang,
Nach so viel schlimmen Leiden,
In meiner Freiheit Überschwang —
Blieb ich dir treu mein Leben lang,
Erst recht dir treu — vor Freuden!

Neue Kunde von Robert Hamerling.

Zu jenen glücklichen Menschen, die Robert Hamerling Freunde genannt, gehört auch der Dichter Albert Möser in Dresden. Ich sage, jene glücklichen Menschen, weil es überhaupt seltenes und wahres Glück ist, einen treuen Freund zu besitzen, und weil es auf Erden keinen besseren Freund geben kann, als Robert Hamerling es gewesen.

Hamerling und Möser hatten sich nie persönlich gesehen, sie fanden und erkannten sich gegenseitig in ihren Dichterwerken, was freilich nur bei ausgesprochenen Dichterindividualitäten möglich ist, bei welchen der Verfasser als ganzer Mensch in seinen Werken steht. Schreiber dieser Zeilen weiß von der Hochachtung und Zuneigung, welche die beiden Männer sich aus der Ferne

kenen Daseins, wahrhaft geistverklärter Sinnlichkeit. Seit ich sie gesehen, bin ich gefeit gegen das Gemeine. Die Ode „An eine Tänzerin" in „Sinnen und Minnen" ist an sie gerichtet. Rechts und links davon hängen die Photographien Raphaels und seiner Fornarina. „Raphael und die Fornarina" schwebten mir seit langer Zeit als dramatischer Stoff lebendig vor. An der Wand rechts vom Secretär hängt ein großer Plan von Münster, und auf dem Secretär selbst sind dicke und dünne Bücher aufgestapelt, alle von verwandtem Inhalt: Kerßenbroicks, Hamelmanns, Gresbecks Münsterische Wiedertäuferchroniken und dergleichen, auch mittelalterliche Literaturwerke, Culturhistorisches u. s. w. Blickt man durch das Fenster, das einzige des Gemaches, so hat man ein weites und reizvolles Panorama vor sich: Links die reizende Höhe des Ruckerlberges, rechts weithin sich erstreckende Wälder, in ihrer Mitte die ganze weitgedehnte Stadt, in der Mitte und in der des ganzen Panoramas der prächtige Schlossberg, reichumgrünt, mit mancher ragenden Zinne, weiterhin über dem Stromthal der Mur — nur durch ein Stunde Weges getrennt — ein schön bewaldeter Höhenzug, Ruinen, Kirchen und Schlösser, dahinter ferner und höher aufragend ehrwürdiges Alpengebirg. In besagtem Kämmerlein nun wird der «König von Sion» ausgebrütet."

In demselben Briefe nahm er Gelegenheit, an Möser Folgendes zu schreiben:

„Wissen Sie, dass die «Pfaffheit» zu Münster schon in gewaltige Angst gerathen von wegen des bevorstehenden Wiedertäuferepos? Der in Münster erscheinende «Literarische Handweiser», ein von Geistlichen streng katholisch redigiertes Blatt, bringt eine weitläufige Besprechung des «Ahasver» mit warmer Anerkennung des Poetischen, aber ebenso lebhafter Indignation vom sittlichen und religiösen Standpunkte aus, welche in dem Ausspruche gipfelt: «Das muss uns mit Angst erfüllen vor der bevorstehenden Schilderung des Wiedertäuferreiches in Münster». Ich bedauere, dass ich den im übrigen unparteiischen und — wie es scheint — sehr ehrenwerten Herrn und seine Münsterischen Collegen durch objective Schilderung der Corruption ihrer Vorläufer in der alten Bischofsstadt von anno 1536 zu ärgern und zu betrüben nicht umhin kann. Ich bin durch den Stoff genöthigt, Kirche und Clerus von der corruptesten Seite darzustellen, kann mir also denken, welches Ärgernis mein Werk im geistlichen Lager geben wird. Das thut mir eigentlich leid. Denn wenn ich die Pfaffen schwarz male, so geschieht es nur aus poetischen und historischen, nicht aus tendenziösen Gründen. Die Macht der Kirche und des Clerus ist heutzutage vollständig gebrochen,*) eine geräuschvolle, erbitterte Opposition gegen dieselbe daher sinnlos. Die neuliche Jesuitenjagd in Österreich war ein Act der Intoleranz. Wenn es den Schreiern Ernst ist mit der Religionsfreiheit, so muss es auch erlaubt sein, nach der Façon der Jesuiten selig zu werden. Unschädlich machen kann sie der Staat, indem er ihnen den öffentlichen Unterricht nicht anvertraut; aber ihr Predigen, ihr religiöses Wirken geht den Staat nichts an und muss respectiert werden, so gut wie die Lehren Moleschotts und Büchners. Wir sind vom Begriffe wahrer Freiheit im modernen Staate noch weit entfernt."

Lustig sind die Äußerungen vom 29. October 1867:

„Mit Ihrer Selbstbeurtheilung bin ich ganz einverstanden. Sie sind Lyriker und werden es bleiben, und als solcher müssen Sie dereinst dastehen in der Walhalla und im Pantheon deutscher Dichter.

Ich meine damit nicht das «Pan-

*) Man sieht, ein Dichter ist immer optimistisch, auch wenn er als Pessimist gilt. Anm.

„Es liegt außerordentlich viel Providentielles in meinem Lebensgange, ich kann daran nicht zweifeln. Der liebe Gott hat sich immer sehr honett gegen mich benommen. Mein Leben ist ein Elend, aber es liegt soviel System darin, es klappt alles so gut, es tritt alles so meisterlich im letzten Moment ein, es hält alles zwischen dem Zuviel und Zuwenig eine so fein berechnete Mitte, es ist alles so überraschend combiniert, dass ich an der Plan- und Zweckmäßigkeit des Ganzen nicht zweifeln kann. Ich könnte Wunder davon erzählen, wie alle meine Erlebnisse und Schicksalswendungen immer aufs präciseste in dem Augenblicke eintrafen, wo sie absolut nöthig waren. Und doch hatten sie den Schein des Zufalles."

Über Grisebach, den jungen Dichter des „Neuen Tannhäuser", schreibt Hamerling:

„Gott im Himmel, der sprudelt wieder! Der Jüngling macht mir wirklich Angst mit seinem „Lebensdrang" und seiner Schwärmerei für Theaterweiber. Sie sollten ihren Einfluss geltend machen, dass er nicht gar bis auf den letzten Tropfen aus der Flasche fährt, wie entkorkter Champagner, und seine Kraft der schnöde Boden trinkt. Er schreibt mir: Er fühle, namentlich den Weibern gegenüber, einiges Verwandte mit meinem Nero, und läſst sich's nicht nehmen, dass auch ich selbst an derartiger Verwandtschaft laboriere. Sie dagegen halten mich Ihrem letzten Schreiben zufolge für einen Mann, der „resigniert" hat und dem das „Leben" nicht mehr in erster Reihe steht. Vielleicht komme ich nächstens einmal ausführlicher auf das Kapitel zurück; für heute verweise ich Sie auf meine Lieder und Gesänge, die Sie zu gut kennen, um meinen „Lebensdurst" zu unterschätzen. Resignieren möchte ich — aber kann man das? Ich glaube: Es gibt keinen Menschen, der auf Dinge, Menschen und Verhältnisse mit so viel theoretischer Superiorität, mit so scharfem Urtheil blickt und doch in praxi von der Gemüthsseite so sehr durch sie beeinflusst, bestimmt, beseligt und gemartert wird, wie ich. Größeres Liebesbedürfnis gibt es nicht, als das meinige; größere Anhänglichkeit und Treue als ich für alles empfinde, was mir einmal nahe getreten, gibt es ebenfalls nicht. Nichts auf der Welt ist leichter, als mir unentbehrlich zu werden."

Die Sommerwohnung beim „Fuchswirt", nächst Graz, wo Hamerling an dem „König von Sion" arbeitete, beschreibt er seinem Freunde wie folgt:

„Seit mehr als einem Monate sitze ich auf meinem Tusculum, das heißt: in meinem ländlichen Poetenstübchen beim «ersten Fuchswirt» auf der Ries. Wenn man die malerische Vorstadt St. Leonhard hinter sich gelassen hat, so beschreitet man — der Landstraße folgend — eine Anhöhe, mit ländlichen Gebäuden hie und da besetzt, deren erstes zum «ersten Fuchswirt» benannt ist. Es gibt der «Fuchswirte» nämlich noch zwei längs des Hanges und Rückens dieser von schönen Nadelwäldern durchzogenen und eingefassten Höhe, welche den Namen der «Ries» führt und ihrer vorzüglich gesunden Luft wegen als Landaufenthalt gesucht ist. Im oberen auf die Landstraße gehenden Zimmer, d. h. linker Hand (denn rechts ist noch eine andere Mietwohnung) finden Sie ein Gemisch von städtischem und ländlichem Geräth: ein Sopha, einen Tisch, einen Secretär, eine Bücher-Etagère, ein Bett. Über dem Tische hängt das Porträt Jans von Leyden, unterhalb desselben ein Bild Nero's. Über dem Sopha hängt eine im alleredelsten Kunstgeschmack entworfene Lithographie der vor Jahren gefeierten spanischen Tänzerin Pepita de Oliva, deren höhere Weihe von den Bocksaugen der Menge verkannt wurde. Meinem jugendlichen Sinne wurde durch sie die erste Offenbarung schönheitstrun-

Über das Fasten.

Vom culturgeschichtlichen Standpunkte betrachtet von Theodor Vernaleken.

Unsere zur römisch-katholischen Kirchengemeinschaft gehörenden Leser erinnern sich bei dieser Überschrift des dritten Kirchengebotes: „Du sollst die gebotenen Fasttage halten“. Mit Recht warnt hiermit die Kirche vor „Fraß und Völlerei“ und die Vernunft fordert dasselbe.

Eine Zeit im Jahre nennt man insbesondere die Fastenzeit und dieser geht der lustige Fasching voran.

Was heißt F a s t e n nach unserem Sprachgebrauche? Es bedeutet: sich enthalten, nüchtern sein (Paulus I. Brief an die Brüder in Thessalien 5, 6).

Die Fastenzeit oder die Faste (lat. jejunium) in der katholischen Kirche umfasst auf Grund des vierzigtägigen Fastens Jesu (Evang. Matthäus 4, 2) die vierzig Tage vor dem Osterfest, daher der Name quadragesima (französisch carême). Das Wort Fastnacht oder — wie die Niederdeutschen sagen, Fastelabend bezeichnet insbesondere den Dienstag (vor Aschermittwoch), die letzte derb ausgenossene Fresszeit vor Beginn der Faste.

Wie das kirchliche Fasten, so sind auch die vorhergehenden Festlichkeiten zu Anfang des Jahres von Rom zu uns gekommen. Bei den Römern war der März der erste Monat, deshalb nennen wir ihren siebenten Monat jetzt noch September, während er bei uns der neunte ist. Im März feierten die alten Römer dem Liber oder Bacchus zu Ehren die sogenannten Liberalien mit Schauspielen und lustigen Scherzen. Der Weingott Bacchus entspricht dem altgriechischen Dionysos oder Bakchos, dessen Cultus den Charakter fröhlicher Heiterkeit hatte. Die anfängliche Mäßigung verschwand immer mehr und man überließ sich einem ausgelassenen Sinnentaumel und zog mit rauschendem Lärme von Flöten, Pauken und Becken umher. Deutsche Anklänge finden wir in den Fastnachtspielen (z. B. Hans Sachsens) und in den Narrenbüchern des 16. Jahrhunderts. Im übrigen steht der Deutsche den römischen Lebensanschauungen und Sitten schnurstraks gegenüber. Auch die Fastenvorschriften waren den germanischen Völkern vor Einführung des Christenthums unbekannt; ihre Opfer und Gebräuche wurden allmählich verdrängt. Die Auffassung der römischen Kirche über das Fasten steht im Zusammenhange mit israelitischen Gebräuchen und diese wieder mit denen in Syrien und Indien.

Der Buddhismus in Indien hat seit einigen Jahrzehnten bei den Gelehrten mehr Beachtung gefunden und in der That bietet er manche Vergleichungspunkte mit gewissen Richtungen des Christenthums. Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christus predigte der Büßermönch Buddha (d. h. der Erwachte, Erkennende) in Indien. Er vertauschte seinen Reichthum mit der Armut eines Bettelmönchs, und lebte entsagend, Erleuchtung in der Einsamkeit suchend, versunken in Betrachtungen über das Heil der Menschen und dabei war er allerlei Versuchungen ausgesetzt. Wohin er mit seinen Jüngern kam, strömte ihm das Volk zu. Seiner Lehre liegt die Anschauung zugrunde vom Leiden alles Daseins. Alles Leben ist Leiden — das war die Schwarzseherei Buddhas, also ungefähr das-

theon deutscher Dichter» von Peter Lohmann, dessen neueste Auflage mir eben heute in die Hände fiel und worin ich eine denkwürdige biographische Notiz über mich fand, von welcher so ziemlich jedes Wort falsch ist. Ich bin, wie der Autor sagt, in Graz geboren; wann weiß er nicht; ich lebte als «Beamter» in Triest, und lebe jetzt «zur Erholung» in meiner Heimat.“ — «Großen Schwung», sagt er, habe ich, aber keine «Herzensinnigkeit». Aber ich denke: Schwung ist tiefe, feurige Empfindung, und diese kann freilich nicht vereinigt sein mit fröhlich-gemüthlicher Dudelei. Wenn er an meinem Gemüt zweifelt, so tausche ich dasselbe auf acht Tage mit ihm: Es soll ihm dabei so heiß werden, dass ihm kein Bier und kein Tuback mehr schmeckt.“

Höchst interessant sind Hamerlings gelegentliche Äußerungen über Schiller und Heine:

„Sie fragen, ob ich Ihre Begeisterung für den Unsterblichen theile, dem sie jetzt in Gohlis ein Erinnerungsopfer bringen. Ich schwärme allerdings wie Sie und jeder Deutsche für ihn, obgleich ich ihn nicht mehr oft lese. Er ist ein hoher Genius voll Tiefe und Weite, voll Verstand und Wärme, gedankenvoll und doch überaus gestaltungskräftig. Vielleicht hat er mit Ausnahme einiger kleinerer — ich meine lyrischer — Poesien nichts absolut Klassisches, Vollendetes und Mustergiltiges geschaffen: Das thut aber nichts, er ragt als ein Riesengipfel in unserer Literatur empor.

Auch was ich von Heine halte, wollen Sie wissen? Meiner Ansicht nach ist er zwar nicht der größte Dichter, aber das größte poetische Genie der Deutschen nach Goethe und Schiller. Seine Popularität wird nicht abnehmen, wie die Philister meinen, sondern noch wachsen, da in ihm das innerste Wesen der Zeit in der pikantesten, genialsten Weise sich spiegelt. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass dieser unseren Größten fast ebenbürtige Dichter als Mensch eine Canaille gewesen. Von seiner Gesinnungs- und Charakterlosigkeit haben die wenigsten Menschen den rechten Begriff: Man muss alle seine Werke, namentlich die prosaischen, und auch die gedruckten Briefe aufmerksam gelesen haben, um darüber urtheilen zu können.“

Schließen will ich diese Auszüge aus Hamerlings Briefen an Albert Möser mit der Herzensergießung über seine treue Freundin Clotilde:

Nur einen Trost besitz' ich: Das theilnehmende Gemüth einer Frau, einer Frau von unvergleichlicher Naturfrische, Wärme, Innigkeit, Heiterkeit, Güte und Hingebung des Herzens. Aber diese Frau ist nahe den Fünfzigen. Ich bin durch nichts an sie gebunden, aber alles Glück der Erde würde mich nicht verlocken können, ihr wehe zu thun. Ihr Name ist Clotilde. Ich möchte Ihnen wohl einmal mehr von ihr erzählen. So wenige wissen von ihr, und doch möchte ich keinen Deut für die Fortdauer meines Namens bei der Nachwelt geben, wenn mit diesem Namen nicht auch der des Weibes fortlebte, ohne dessen treues Mitleben und Mitempfinden in Freude und Leid, ohne deren verständnisinnige Theilnahme an allen geistigen Interessen bei einer fast kindlich naiven Natürlichkeit, Frische und Innigkeit des Empfindens mir die Welt und mein Dasein längst zur unerträglichen Last geworden wäre ....“

Andere Briefe geben rührende Zeugnisse von der Opferwilligkeit Hamerlings für Möser, der ihm „als Dichter wie als Freund ins Herz gewachsen“. Wahrlich, vollberechtigt ist des Herausgebers Ausruf zum Schlusse: „So oft mein Auge noch auf diesen Blättern ruhen wird, wird mir auch der Gedanke kommen, dass Hamerling nicht nur ein ausgezeichneter Dichter, sondern auch einer der edelsten und selbstlosesten Menschen war, die es je gegeben hat.“

R.

über eine Satzung zur Tagesordnung übergeht. Ein unhaltbares Gebot dem Einzelnen freistellen oder es aufheben, ist besser als eine laxe Handhabung und theilweise Erlaubungen. Die fünf Kirchengebote datieren eigentlich aus der Zeit des Tridentinischen Concils, wo deutsche Vertreter fehlten. Sie fanden Aufnahme in den verbreiteten Katechismus des Jesuiten Canisius (Mitte des 16. Jahrhunderts).

Das vierzigtägige Fasten Jesu hatte sein Vorbild im zweiten Buche Mose 34, 28, wo es heißt: „Mose war bei dem Herrn 40 Tage und Nächte und aß kein Brot und trank kein Wasser". Ebenso Elia im ersten Buch der Könige 19, 8, sowie in andern Stellen des A. Test. Trotz dieser Sitten des Judenthums namentlich der Essener und der asketischen Richtungen des Heidenthums nahm Jesus seine grundsätzliche Stellung in den Worten (bei Matth. 6, 16): „Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer sehen wie die Heuchler; denn sie entstellen ihr Angesicht, um sich den Leuten zur Schau zu stellen mit ihrem Fasten"; ferner bei Matth. 9, 14 ff.

Die Fastenvorschrift kam erst vor 300 Jahren allgemein in die Verordnungen der Kirche und blieb ohne Rücksicht auf die veränderten Anschauungen der späteren Zeit.

Die deutsche Reformation hat diese Fastenart ganz beseitigt, weil sie jener Zeit der trübseligen Überlieferungen entwachsen war und aus der biblischen Quelle schöpfte, die uns berichtet, dass Jesus den Gütern des Erdenlebens nicht feindlich gegenüber trat. Jesus kennt nur die Gefahren des Reichthums und stellt den ruhmredigen reichen Jüngling auf die härteste Probe (Matth. 19). Er fordert von den Jüngern Opfer nur um ihres Berufes willen und legt sie aus dem gleichen Grunde sich selbst auf. Er selbst fastete auch nicht in unserer Weise; denn wenn er über das launenhafte Verhalten Israels spricht (bei Matth. 11, 18), sagt er: „Johannes*) ist gekommen, aß nicht und trank nicht. Da sagen sie: Er ist vom Teufel besessen. Des Menschen Sohn ist gekommen, ißt und trinkt; so sagen sie: Siehe der Mensch ist ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Freund!" Christus verweilt mit den Seinen sogar auf Hochzeiten. Soll gefastet werden, dann, meint er, wenigstens mit fröhlichem Antlitz und gesalbten Hauptes, damit der Verdacht des gesuchten Scheines schwinde (Matth. 16); „aber wozu überhaupt dieser alte Schlauch für den neuen Wein? Wer dessen bedarf, ist geringer als der kleinste im Himmelreich". Entsprechend der güterreichen Auffassung des Himmelreiches ist auch die Tugendforderung Jesu immer Thatforderung auf Grund der Liebe, die sich nicht erzwingen läßt und die durch Äußerlichkeiten nicht ersetzt werden kann.

*) Nämlich der Täufer, dessen Lebensweise derjenigen der Essener verwandt war.

selbe, was man heutzutage Pessimismus nennt. Indien mit seinem Brahmanismus und Buddhismus ist überhaupt die Heimat jener düsteren Weltanschauung und jener unfruchtbaren beschaulichen Betrachtungen, welche sich im Laufe der Zeit über den Westen unserer Erde verbreiteten und überall einer heiteren Lebensanschauung und gesunden Moral entgegentraten.

In der Buddhistischen Religion finden wir auch den an sich gewiss löblichen Grundsatz, die Thiere zu schonen und dazu kam die Neigung zur Enthaltsamkeit. Ähnliche Grundsätze hatte die Secte der Essener (Essäer) in Palästina. Sie erstrebten die höchste Stufe der Heiligkeit durch strengste Enthaltsamkeit, bevorzugten die Ehelosigkeit und äußerste Mäßigung im Speisengenuss, enthielten sich namentlich der Fleischspeisen und nährten sich von Brot und Pflanzen, wie die modernen Vegetarianer.

Mit dem indischen Büßerwesen kam auch das Mitleid mit der Thierwelt herüber nach dem äußersten Westen Asiens und nach Ägypten. In dem Maße, als die christliche Kirche sich jener Enthaltsamkeit als eines religiösen Zuchtmittels bediente, verflüchtigte sich der ursprüngliche ideale Gehalt und es blieb nichts übrig als der kirchliche Wunsch, der für die Abendländer und für unsere heutigen Verhältnisse nicht leicht mehr durchführbar ist. Jeder, der nicht selbst weiß, was zu seinem körperlichen Wohle dient, befolgt den Rath seines Arztes, der ihm sagt: Mäßigkeit in Vergnügungen, im Essen und Trinken und eine geregelte Thätigkeit sowie eine einfache Lebensweise sind ein Hauptmittel, um gesund zu bleiben. Dieser Meinung sind auch alle, welche, wie der Verfasser, das achtzigste Lebensjahr bei solcher Fastenart erreicht haben.

Der bekannte Naturforscher Carus Sterne sagt, dass kaum ethische Gründe von genügendem Gewicht beigebracht werden können, um dem Menschen die Ernährung von thierischer Substanz zu verleiden. Wenn einzelne Religionen von ihren Bekennern eine dauernde oder zeitweise Enthaltung von einem wohlschmeckenden Gericht fordern, seien es nun Bohnen, deren Genuss die Pythagoräer für ebenso schlimm als Mord und Todschlag hielten, oder von Fischen, oder von Fleisch überhaupt, wie bei den gebotenen Fasttagen der Mohamedaner, Juden und Katholiken, so handelt es sich um ganz verschiedene Gründe, nämlich um ein freiwilliges, gewissen religiösen Anschauungen dargebrachtes Entsagungsopfer. Gewiss können wir Personen, die sich derartige Entbehrungen dauernd auflegen, weil sie glauben, dadurch eine höhere Reinheit der Gedanken und eine Befreiung von hemmenden körperlichen Begierden zu erlangen, wie es zahlreiche religiöse Gemeinschaften thun, dafür unsere Achtung schenken. Andererseits wird man zugeben müssen, dass die aus dem zeitweisen Fastengebot bei dem gewöhnlichen Menschen entspringenden Übertretungen, denselben wahrscheinlich sittlich mehr schädigen, als die freudige Aufgabe einige Wenige adelt und erhebt. Solche Acte sollten daher von vornherein in das Belieben jedes Einzelnen gestellt und ihre Unterlassung nicht als sittlicher Mangel oder gar als Sünde betrachtet werden.

Die Kirchenobern wissen gar wohl, dass das Gebot auf jede mögliche Weise umgangen wird von denen, die den Schein retten wollen. Dadurch wird aber die gewiss löbliche Absicht wirkungslos und man leistet den Bestrebungen Vorschub, auch weltliche Vorgesetzte zu täuschen.

Es ist auch daran zu erinnern, dass das Fasten als Kirchengebot erst später entstanden ist. Jeder Zeitraum in der Culturgeschichte der Menschheit hat seinen eigenen Charakter und ein kluger Regent und Gesetzgeber wird nicht warten, bis der Geist der Zeit

herzigkeit, die Einseitigkeit der Bildung das trennende Element. Man befasst sich immer nur mit Studien, Lectüre, Gesprächen, die dem eigenen Stand, der eigenen Partei oder Neigung huldigen; und wenn man schon gegnerische Meinungen hört, liest, so sind es zumeist solche polemischen Charakters, man thut es mit Vorurtheil, Gereiztheit, in der Absicht, zu widersprechen, zu bekämpfen, und in der Natur des menschlichen Trotzes liegt es, dass solches Sichbefassen mit der gegnerischen Anschauung den Betreffenden in seiner vorgefassten, in ihm fest und fertigen Meinung nur bestärkt, anstatt ihn etwa eines Besseren zu belehren.

Ist es so recht? Nein, so ist es nicht recht. Was soll geschehen?

Aufgabe der Erziehung, der Bildung ist es, den jungen Menschen objectiv in alle Bereiche des menschlichen Wissens, Denkens und Strebens einzuführen, ihm nach allen Richtungen hin zu zeigen, wie es steht, wie es ward und wo hinaus die Ziele gehen. Leidenschaftslos sollte der Mensch imstande sein, alle, auch seiner Person widerstrebende Richtungen zu studieren und zu beurtheilen, dann würde er hochgesinnt und gerecht sein können.

Ich höre den Einwand, ein solches System würde die Leute indifferent machen; ein gewisses geistiges Gleichgewicht, das allenfalls entstünde, würde sie gleichgiltig machen, eine Toleranz erzeugen, die an Trägheit grenzte und die Concurrenz, also den Wettstreit im Kampf ums Dasein lahmlegen müsste. Das fürchte ich nicht. Es gibt in den Individuen so viele Verschiedenartigkeit an Neigung, Auffassung, Denken, Fähigkeit und einseitige Leidenschaftlichkeit, dass eine allgemein gleichmäßige Ausbildung nicht ganz ausgleichen, die Unterschiede nicht aufheben, die verschiedenen Kräfte nicht lahm legen könnte. Jeder würde das System, die Anschauung in sich ausbilden, so mit seiner Natur, seinen Bestrebungen übereinstimmte; er würde freilich auch seinen Standpunkt vertreten, vertheidigen, gegnerische Auffassungen bekämpfen. Aber in welcher Art? Er würde über die gegnerischen Standpunkte ruhiger, objectiver urtheilen, er würde nicht glauben, mit der Darlegung seiner Lehre so leicht Proseliten machen zu können, er würde einsehen, dass jeder in seiner Art ein bisschen recht hat und auch, dass er selbst manchmal ein bisschen im Unrecht sein kann.

Unsere heutigen Parteien, die mit rasender Leidenschaft sich gegenüberstehen, entbrannt fast bis aufs Messerzücken, sie haben alle Objectivität, alle Ruhe, folglich alle Vernunft verloren. Es ist erschreckend, wie viele Gewissenlosigkeit, wie viele Dummheit und Aufgeblasenheit und wie viele Lächerlichkeit im Streite der Parteien zum Vorscheine kommt. Man glaubt es oft kaum, dass es sonst leidlich vernünftige Leute sind: sobald sie auf ihr Kampffeld kommen, sind sie blinde Zänker, Spitzbuben und Thoren. Soll ich auf den abscheulichen Kampf unserer Zeitungen hinweisen? Das Papier wird diese Schande den Nachkommen überliefern. Die Nachkommen werden es wahrscheinlich mit keiner der gegenwärtigen Parteien halten, über deren Gebaren doch entweder mitleidig lächeln oder mit Verachtung zur Tagesordnung schreiten.

Wäre es denkbar, dass man einmal zur Besinnung käme und sich sagte: Nun will ich doch einmal ganz überlegsam und wohlwollend das System meiner Gegner studieren, will sehen, wieso es kommt, dass sie so einseitig denken und handeln müssen, dass ihnen der Blick für *unsere* Vernunftsgründe so ganz und gar verschlossen ist! Und wunderbar wäre es, wie viel man durch ein solches überlegsames Studieren des Gegenthumes lernen würde. Da müsste man sehen, dass an den Gegnern nicht alles schmutziger Eigennutz,

Eine Ursache, warum die Menschen sich nicht verständigen können.

Wenn jemand starr und leidenschaftlich einen einseitigen Parteistandpunkt vertritt, so wird ihm von den Gegnern stets der Vorwurf gemacht werden, er thue es aus eigennützigen Gründen, entweder um sich Güter zu erwerben, oder eine gute Stellung, oder die Herrschaft, oder irgend einen anderen Vortheil. Das mag oft zutreffen, sehr oft! Aber doch nicht immer. Ich kann mir Leute denken, die voll Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Selbstlosigkeit sind und sich doch arg verrennen in eine Sackgasse, verbohren in einen Irrthum und lieber das Leben lassen möchten, als sich von ihrer Richtung zu bekehren.

Daran ist viel die Naturanlage Ursache, und auch die genossene einseitige Schulung, Erziehung, Bildung. Durch genannte Factoren kann der Menschengeist systematisch geformt und in beliebige Richtungen gebracht werden, das ist doch nicht zu leugnen. Ein junger Theologe, der nur immer die orthodoxen Lehren vernimmt, nur die in selbe einschlägigen Schriften liest, immer in gleichgesinnten und gleichstrebenden Kreisen lebt, wird sich allmählich einen Gedankengang, einen Vorstellungskreis aneignen, der wetterhart ist und nicht durch Gegenvorstellungen beeinflusst werden kann. Dasselbe erreicht eine militärische, eine aristokratische Erziehung. Ein alter, standesverknorrter Soldat, der von der Pike auf gedient hat, muss der Überzeugung leben, dass der Soldatenstand der wichtigste und gerechtfertigteste aller Stände auf der Welt ist, er kann gar nicht anders denken und die triftigsten Argumente dagegen können ihn höchstens nur in Wuth bringen.

Mancher reitet seinen Esel, bildet sich aber ein, ritterlich auf einem arabischen Streitross zu sitzen, indem er das Reitpferd eines Gegners mit verächtlicher Miene Langohr schimpft. In Parteisachen ist dieselbe Geschichte, der Reactionär hat eine andere Art zu denken, eine andere Logik, wenn man will, als der Liberale, der Antisemit eine andere, als der Philosoph, der Naturheilarzt eine andere, als der akademische Doctor der Medicin, und immer so weiter. Jeder hat sich seine besondere Art von Folgerichtigkeit, von Vorstellungen, von Überzeugungen und Wissenschaften angebildet, sich für seine Neigung und für seinen Bedarf sozusagen eine eigene, feste Burg gebaut, in die er keinen fremden Einfluss kommen läst, die er, je nach Naturanlage und Takt, ernst, würdig und klug, oder roh und täppisch vertheidigt. Denn scheinbar begründen läst sich alles, alles auch auf ein wissenschaftliches Postamentlein stellen und mit schönen philosophischen Aussprüchen schmücken. Und je einseitiger, engherziger ein Standpunkt ist, desto fester läst sich das Gedankengebäude fügen zu einem gar festen Hause, in welchem alle Winkel unter einem Dache sind. Allein, die Welt ist kein Haus, die Welt ist die Welt. Sogar im Reiche Gottes sind viele Wohnungen, um wie mehr erst ist eine Mannigfaltigkeit auf dieser Erde begründet, bei den verschiedensten Völkerschaften, Charakteren, Bedürfnissen, Neigungen u. s. w.

In unserem Falle ist die Eng-

zusammen. In der Regel wurden diese Jahrmärkte nach den Heiligen genannt, an deren Fest sie grenzten, und fast ausnahmslos fanden sie an einem Sonntag statt, wo auch der gemeine Mann freie Zeit und freie Bewegung hat. Hier mochte sich dann der uralte Brauch des katholischen Volkslebens am besten bewähren, dass Frömmigkeit und Lebenslust sich trefflich vertragen; neben der Kirche muss das richtige Wirtshaus stehen, und in den letzten Glockenton hallt der erste Juhschrei.

Seitdem hat sich freilich die Zeit wundersam gewandelt, aber dieser Satz, der ungeschrieben doch zur uralten lex Bajuvariorum gehört, gilt noch heute, und auch heute noch ist der Sonntag, wo Markt gehalten wird, ein Fest für die ganze Umgegend. Und so möchten wir denn den freundlichen Leser auf einen jener oberbairischen Märkte begleiten, wie sie etwa im Sommer in Tölz, in Miesbach oder in Gmund im Brauche sind — und wir hoffen, es soll ihm der Tag nicht zu lang werden.

Auf allen Straßen der Nachbarschaft spürt man schon einige Tage zuvor den fremden Zuzug; Kärrner mit hageren Rösslein trotten des Weges, vor allem aber ist der Stellwagen hoch geladen mit Kisten und Koffern. In seinem Inneren sitzen zusammengepfercht die dicken Krämerfrauen, schnatternd und kneifend, doch der Kutscher macht nicht viel Federlesens; denn unser Oberländer hat wenig Respect vor diesen Nomaden des Handels. Ihm gilt nur ein Dasein auf eigenem Grund und Boden als rühmlich.

„Mach, dass d' einikommst, alte Schachtel!" herrscht er die letztgekommene an und schleudert mit einem Griff sie selber in den Wagen und ihren Reisesack aufs Dach. Dann trinkt er noch eine „Extramaß", „weil der Wagen so voll ist", und im gemächlichen Trab geht's von dannen.

Sein Fuhrwerk ist längst im Staub der Straße verschwunden — da kommt noch eine andere Karawane des Weges. Es ist ein Wagen wie eine Arche Noah; aus den Fenstern schauen ungekämmte Kinder mit schwarzem Gelock; ein lediger Pony und ein geschorener Pudel trotten hinterdrein, und zu beiden Seiten gehen Männer mit langgestreckten Hälsen und strähnenartigem Haar, das noch die Spuren des Stirnreifs trägt. Ein unglaubliches Negligé umhüllt ihre Glieder, die sonst im silberfarbigem Tricot paradieren; es sind die Künstler, die zum Markte reisen, aber heute reisen sie noch — incognito.

Vor einem kleinen Wirtshause im Wege machen sie Rast. Auf der Schattenseite des Hauses wird abgekocht; die Kinder kollern im Staube; die Frauen zigeunern durchs Haus, um Milch oder Schmalz zu erbitten, und drinnen, in der Wagenwohnung, wird unterdessen geflickt, gewaschen, gesäugt und gehämmert, wie's eben die Stunde bringt.

Knurrend erhebt der Haushund Protest, und mit scheuen Augen blickt der Bauer auf dieses Treiben; sein Mitleid ist gemischt mit Widerwillen, aber dennoch lockt die Neugier alt und jung herbei aus dem Dörflein. Es kommt der Großvater mit seinen Enkeln; aus Stall und Stube schauen die Dirnlein hervor, und der Schmied drüben legt seinen Hammer nieder und rückt mit seinem Gesellen an.

So gibt's im Nu eine ganze Gesellschaft.

Da meint wohl der „Herkules", der die Truppe begleitet, dass man das Eisen schmieden müsse, solang es heiß ist, und ehe man sich's versieht, springt er in Gala aus dem Wanderwagen; die Eisenstange thut ihre verblüffende Wirkung, und im nächsten Augenblicke wird es laut verkündet: Zwanzig Mark Belohnung, wer den „bairischen Herkules" (recte Mathias Hinterhuber) zu Boden bringt.

berechnende Böswilligkeit ist, was einem bisher so schien, sondern dass andere, achtunggebietende Gründe es sind, welche sie bestimmen. Durch dieses Eingehen in das Bereich der Gegnerschaft würde zwar selten einer seinen angestammten, anerzogenen, angebildeten Standpunkt verlassen, aber er würde lernen, auch andere Meinungen zu achten, und damit wäre eine Brücke geschaffen zu gegenseitigem Wohlwollen, zu einer gewissen Verständigung, die für alle Theile von Vortheil sein müsste. Denn was heute in den Gemüthern der Parteien herrscht, es ist der Krieg! Und Kriege verzehren alle Kraft, die für Anderes und Besseres bestimmt ist und richten allmählich alles zugrunde. Wenn es besser werden soll, so müssen sich die Streitenden schon bequemen zum eingehenden, ruhigen Erwägen und Prüfen der gegnerischen Grundsätze und Leitmotive. Ich wiederhole es: Eine Ursache, warum die Menschen sich nicht verständigen können, ist die dumme Verbohrtheit in die eigene Subjectivität, aus welcher einerseits brutale Rechthaberei, andererseits fanatische Unduldsamkeit entspringt. — So lang ihr euere Augen verschließt gegen etwaige Vorzüge, Tugenden und Rechte der Gegnerschaft, so lange seid ihr unter allen Umständen im Unrechte, und wenn man euch deswegen böswillig, borniert nennt, so müsst ihr's auf euch sitzen lassen. R.

Jahrmarkt im bairischen Hochland.

(Ein Lebensbild von Karl Stieler.*)

Es gab eine Zeit in unserem bairischen Hochland, wo die Berge zugleich die Mauern des Landes waren; in tiefer Abgeschlossenheit lebte das Volk dahin, und nur zum eigenen Bedarf nützte man damals die Herden auf der Weide und das Korn in der Scheuer. Das Wenige aber, was von auswärts kam oder nach auswärts gieng, trug das Saumross über den Bergsteig, doch allenthalben an Weg und Brücken lag harter Zoll, so dass das „Saumergewerk" oft schwere Mühsal litt.

Zwar standen so manche unserer Gebirgsdörfer an den uralten historischen Handelsstraßen, wie z. B. Partenkirchen; durch den Chiemgau führte der Weg aus dem Vorland nach den Tauern, aber die Mehrzahl der Orte lag doch in tiefer unberührter Einsamkeit. Für sie war es ein Ereignis, wenn ihnen aus kaiserlicher oder landesherrlicher Gnade das Marktrecht verliehen ward; denn auf den Jahrmärkten, die kraft dieses Privilegs gehalten wurden, kam der Bauer zuerst mit fremdem Volk und fremder Ware

*) Karl Stieler! Ein Liebling des deutschen Volkes. Wie viel hat er uns bereits geboten in seinen Dichtungen, und wie viel hat er mit sich ins Grab genommen! Aber ein Nachlass ist da, vor Kurzem erschien bei Adolf Bonz & Co. in Stuttgart ein Buch: „Natur und Lebensbilder aus den Alpen von Karl Stieler. Mit einem Vorworte von M. Haushofer." Der Begrabene macht uns noch einen Besuch, aber als Lebender, als der frohe, kecke, urfrische Älpler, als der Dichter und Volksschilderer Karl Stieler. Unseres Amtes ist nur, die Verehrer Stielers auf diese neue Erscheinung, der wir das vorstehende Lebensbild entlehnen, aufmerksam zu machen. Des weiteren wird das Buch für sich selber sprechen. Die Red.

wenn der Bergbauer, der noch eine Stunde heim hat, um elf Uhr vor die Thür des Wirtshauses tritt, dann dreht er sich schwindelnd um die eigene Achse und lugt in die Sterne und brummt: „Herrgott, aber morgen gibt's an schönen Markt!

Endlich kommt die Sonne hinter den Bergen hervor; die Sonntagsglocken schallen durchs Thal, und überall herrscht buntbewegtes Leben. Auf der gewundenen Straße rollen die Bernerwäglein einher; das braune Pferd ist sorglich gestriegelt, und drinnen sitzt der Bauer mit seiner „Alten" im Feierstaat oder gar ein kecker Bursch mit seiner Liebsten. Das stößt und stolpert über die harten Steine, dass einem wohl die Seele aus dem Leibe fliegen möchte, aber unsere bairische „Volksseele" ist nicht so sensibel. Je mehr Püffe, desto mehr Vergnügen, und dann ist's doch immer noch „gefahren" — denn stärker, als wir ahnen, hält ja gerade der Bauer aufs Repräsentieren.

Aber auch wer zu Fuße kommt, trägt heute sein bestes Gewand, vor allem die Mägdlein, die aus den Einödhöfen der Nachbarschaft heruntersteigen. Da schmückt die breite Goldschnur den Hut, und im Mieder prangt der „Buschen" von rothen Nelken oder Geranium.

Der Zudrang ist so stark, dass gar nicht alles in der Kirche Platz hat; scharenweise stehen die Männer vor dem geöffneten Thor, mit dem Hut in der Hand, und wenn nun das Hochamt verklingt, dann drängt die ganze geschmückte Schar hinaus auf den freien Platz, wo die Zwiesprach wohl noch ein Viertelstündlein dauert.

Hier ist ja das allgemeine „Rendezvous" der Bauernwelt; Leute, welche die ganze Woche hindurch nicht ins Dorf kommen, weil sie im Holzschlag oder auf entlegenen Gehöften ihrer Arbeit pflegen, finden sich am Sonntag „vor der Kirch'". Dann aber geht's mit ganzem Eifer auf den Markt, der heute alle übrigen Interessen verdrängt; schon dröhnt die Trommel der „Künstler", die im Wirtsgarten ihr Seil gespannt, schon hört man „Kasperl" im Fistelton rumoren; kurzum, mit jeder Minute würde ein Wunder versäumt. Aber nur langsam durchdringen wir dieses Gewühl; hier und dort schallt lauter Gruß, wenn Bekannte sich begegnen, übermüthiger Neckruf klingt von einem zum anderen, und dazwischen lassen sich die kreischenden Lobeshymnen der Krämer hören, die ihre Ware verkünden.

Am dichtesten ist das Gedränge indessen dort, wo der Kleiderteufel zu Markt sitzt; es werden Pers- und Wollenstoffe feilgeboten, vor allem aber die schönen seidenen „Tücheln", die das eigentliche Prachtstück des weiblichen Costüms bilden. Sie sind auch das populärste Geschenk, das der Bursch seinem Mädel bietet; sie schmücken die Fahnen, die beim Schießen als Preise vertheilt werden, und gar mancher hofft, dass er damit den Weg von außen nach innen finde — vom Tüchel ins Herz.

In langen Reihen stehen die Mägdlein hier vor dem verlockenden Laden. Es heißt wohl, dass schöne Mägdlein selten seien im bairischen Hochland, aber wer dort sich umsieht, der wird gern das Gegenteil gewahren. Nussbraun fallen die Zöpfe um die frohen Gesichter, und die kichernden Stimmen klingen hell durcheinander, bis das schönste Stück gefunden und der äußerste Preis erzielt ist.

Doch auch Kleider männlichen Geschlechtes kommen zu Markte, in allen Längen und Formaten, und dieser nichtsnutzige Import trägt meines Erachtens keine kleine Schuld an dem Verschwinden unseres volksthümlichen Kostüms. Den Bauer lockt das Neue, das Fremde und vor allem das Fertige; er spürt von der Devise „Billig und schlecht", die jeden Jahrmarkt regiert, natürlich nur den ersten Theil, und so kommen unvermerkt jene

Eine dramatische Spannung fasst die Gemüther; der Alte bedauert zum erstenmal, dass er sich schon im Stadium des Großvaters befindet, und der Schmied blickt prüfend auf seine sehnigen Arme.

„Ja", meint er, „wenn i 'n niederschlagen dürft, na wär's a leichts, aber ringen — dös hat ja kein Wert nit."

„Sag lieber, dass du kei Schneid hast!" erwidert „Herkules" im reinsten Altbairisch, das mit dem hellenischen Stammbaum seines Namens seltsam contrastiert.

Da stürmt der Simei, der Oberknecht, durch die offene Stallthür; er hat nur halbe Worte gehört: „Schneid, niederwerfen" u. dergl., aber das genügt, um alle Lebensgeister in ihm wachzurufen — war doch der Simei in Bairisch-Zell daheim.

„Wer hat ka Schneid?" brüllt er dem gespreizten Gladiator entgegen, „probier's, du g'schecketer Hansdampf!"

Ein helles Lachen scholl bei diesen Worten, und unvermerkt wich auch der Kampfesgroll wieder dem Scherze.

„Zahlst mir a Maßl, wenn i 's g'winn?" rief der Simei dem Wirt entgegen.

„Jawohl, gern aa no'", sprach der Wirt.

„Und 's Gretei muss mir a Bussel geben?" fügte er schalkhaft hinzu, mit einem Blick auf die Tochter des Hauses.

„Jawohl, gern aa no'", sprach das Gretei.

Da war's ein Augenblick, und mit Sturmgewalt waren die Leiber der Kämpfenden ineinander verschlungen; bald war der, bald jener in den Lüften; denn die ungefüge Naturkraft des Bauers hatte schweren Stand wider die blitzschnelle Gewandtheit des Ringers. Athemlos lauscht die Runde — da kracht der Boden von einem jähen Fall, und — von der eigenen Kraft noch fortgerissen — prallt der kühne Bauer zwei Schritte zurück. Sein Gegner rollt auf der Erde und stemmt die nackten Ellenbogen ins Gras; zum Glück ist seinem Körper kein Leid geschehen, aber die Rüstung in diesem Turnei, das blanke Tricot, trägt eine klaffende Wunde, und sein — Ruhmesglanz ist dahin.

Das ist der einzige Schmerz, den er empfindet, wenn er die jubelnden Gesichter sieht; mit Schrecken schauen die Seinigen auf den gestürzten „Herkules". Dann erhebt er sich schweigend und verschwindet in dem großen gelbgetünchten Wagen. Gar oft hat der arme Mann mehr Pflichtbewusstsein als der reiche — wortlos bietet „Herkules" dem Sieger das verlorne Goldstück dar. Aber der spricht lachend:

„B'halt dein Geld! Du bist g'schlagen gnua, dass d' verloren hast. B'hüt di' Gott!"

Keine Kränkung war damit dem Gegner zugedacht; nur ein heimatstolzes Selbstgefühl kräuselte die Lippen des kühnen Knechtes, und dann sprach er fröhlich, mit einem Schelmenblick wider den Wirt: „Kellnerin, a Maß!"

Mit dem Zeigefinger der Rechten aber winkte er unter die Menge und rief schmunzelnd: „Gretei!"

„Geh, gib mir a Bussel
Und mach koa so G'sicht!
Ich mach' schon die Aug'n zu,
Damit 's niemand siecht."

Auch im Dorfe selbst aber zeigt bereits der „Markt" seine lebensfrohen Spuren. Auf der Straße werden rechts und links die kleinen Bretterstände gezimmert; überall wird Platz geschafft für diese Eintagsherrlichkeit, und der Bierwagen des Wirtes ist heute noch einmal so hoch geladen wie sonst. Morgen sind's wohl die Gäste.

Auch in Küche und Schlachthaus gibt's Arbeit genug; denn man darf wohl auf tausend Fremde rechnen, und mancher feiert schon den Abend vorher mit einer doppelten Atzung. Samstag Abend ist ja ohnedem den dunkleren Mächten unserer Natur geweiht, und

Auch ein Verkaufsstand mit feststechenden Messern gehört zu den nothwendigen Attributen eines bairischen Marktes. Der Gebrauch derselben ist zum Glück im Hochland unendlich seltener als in Niederbaiern, wo sie bei jedem Streite sofort gezogen werden, aber als Waffe, als Zeichen seiner Wehrhaftigkeit will sie auch der Bauer in den Bergen nicht missen. Ja, es ist bezeichnend genug für die Charakteristik des Stammes, dass König Rudolph von Habsburg bereits in einem Landfrieden, der speciell für die bairischen Gebirgstheile galt, ein Verbot dieser Art für nöthig hielt. Es heißt dort (anno 6. Juli 1281): „Swer stechmezzer in den hosen trait (trägt), dem sul man die Hand abslahen."

So grimmig ist zwar die Polizei von heute nicht, aber an Verboten hat es auch im neunzehnten Jahrhundert niemals gefehlt und noch weniger an — ihrer Übertretung.

Ganz leer geht wohl niemand vom Markte heim; denn auch die Generosität kommt an einem solchen Tage zu ihrem Recht, und sie ist im Bauernstande vielleicht verbreiteter, als wir es denken. Das alte Sprichwort „noti' is nit lusti'" gilt vor allem, wenn man außer Haus geht; es ist Ehrensache, dass der Bursch seinem Mädchen ein Geschenk macht, wenn sie an diesem Tage zusammentreffen; der Pathe muss seiner „Godl" (das heißt dem Pathenkind) eine Gabe nach Hause bringen, und ebenso erwarten es die Kinder von den Eltern. Spielzeug aller Art liegt ausgebreitet, unschuldige Kränzlein für den Frohnleichnamstag, aber den Vorzug hat auch hier das Essbare, „die essende Sach'", wie der Bauer sagt. Darum ist der Lebzelter der populärste Mann mit seinen breiten braunen Herzen aus Pfefferkuchen, die ein geheimnisvoller Sinnspruch ziert. Noch geheimnisvoller freilich sind die Büchlein, die auf dem nächsten Stande ausgebreitet liegen: Ritter- und Räubergeschichten und Traumdeutereien.

„Stück für Stück zehn Pfennig", kreischt die Megäre, die diese Schätze hütet, und traumversunken steht der hochgewachsene Tiroler dort, der die Woche über als Holzknecht in den Bergen weilt; er hält seinen Schatz an der Hand, auch ein Tirolerkind aus dem Zillerthale, wie schon der breitkrämpige Hut verräth. Das Büchlein, das er in den ungefügen Fingern hält, soll das Recept verrathen, wie man unfehlbar in der Lotterie gewinnen muss — er streicht die Stirn mit dem blonden Ringelhaar und schlägt die großen blauen Augen auf und blickt stumm auf das sanfte und frische Antlitz des Mägdleins, als wäre nun ihrer beider Glück geborgen. Mühsam holt er den Zehner aus dem ledernen Beutel, und fast verstohlen birgt er das Wunderbuch im Brustfleck und geht mit seinem Schatze an der Hand so schnell von dannen, dass er gar nicht hört, wie die Megäre zum nächsten spricht: „Stück für Stück zehn Pfennig!"

Da wirbelt wieder die Trommel: — rrr — rrrr — bumbum — und im Sturmschritte drängt sich alles den Seiltänzern zu; „'n Herkules, den müß' ma sehgn." Es ist unser armer Freund von gestern, aber zum Glück ist sein Verhängnis erst bei wenigen ruchbar geworden, und so genießt ihn die Mehrheit noch im unverkürzten Nimbus. Schon den ganzen Morgen über war seine Eisenstange und ein schwerer Feldstein frei auf dem Platze gelegen, damit jeder sich daran versuchen könne; denn eine Verschleppung derselben war aus guten Gründen nicht zu besorgen. Ein dichter Kreis Schaulustiger umgibt beständig die gewaltigen Stücke. Der und jener versuchte seine Kraft, aber nur ein achtzehnjähriges Bürschlein sah ich, das die Zweicentnerstange über den Kopf hob. Es war ein Futterknecht vom Bauer in der Au. Der Zauber, den die nackte

grauen „Spenser“, schwarzen Hüte und langen Hosen ins Land, die den Bauer auch äußerlich dem Bürger gleichmachen; denn die Gedanken, die unter einem schwarzen Filzhut aufwachsen, sind nun einmal andere als die, so unter einem kecken grünen Spitzhütlein gedeihen; auch in diesem tieferen culturgeschichtlichen Sinne kann man sagen: „Kleider machen Leute“.

Am meisten sucht natürlich das jüngere Geschlecht die „Mode“, und selbst der noch ganz kleine Filius, dem solch ein Markttag neue Hüllen schafft, wird schon in schwarzes Tuch oder in symbolisches Grau gekleidet, statt dass man ihn mit nackten Knien aufwachsen ließe, wie es sein Vater und „Ahnl“ gethan. Am längsten hält sich noch die Joppe (die übrigens nicht bairischen Ursprungs ist, sondern aus Tirol kam), und auch davon gibt es reichen Vorrath; fast auf jedem größeren Markte ist der „Kochelschneider“ vertreten, der als Specialist in diesem Fache gilt, wie ja auch das Gewandstück selbst „Kochler-Joppe“ genannt wird.

Auch eine Feder am Hut mag der Bauer ungern entrathen, trotz aller modernen Versuchung, und so gehört denn ein Kaufstand, wo alles erdenkliche Federspiel vertreten ist, zu den unvermeidlichen Artikeln eines richtigen Marktes. Wer gern großthun will, kauft einen „Adlerflaum“; auch ein „Reiherspitz“ findet allzeit gute Kunden, aber das Beliebteste bleibt doch der „Gamsbart“ und die Spielhahnfeder. Mit den Händen in der Hosentasche stehen die jungen Bursche vor dem Kramladen dort und mustern die Ware, während so mancher achselzuckend vorübergeht und denkt: „Dös holt man si' droben am Berg', nit herunten beim Kramer.“

„Herr Nachbar, a Parasol? Morgen regnet's“, ruft der Schirmfabrikant einem kurzgedrungenen Bauer zu, der eben vorüberstapft.

„Dös is g'scheit; na' wachs' i no' a bissel“, lautet die Antwort, ohne dass der Redende sich umsieht.

„Aber schöne silberne Knöpf, dös wär' scho' was anders für an guten Bauern“, tönt eine schrille Stimme aus dem nächsten Stand — „oder an Anhenker fürs Dirndl?“ (So nennt man das silberne Halsgeschmeid.)

„Da brauchst scho' an eiserne Ketten zum anhängen, und nachher kommen s' dir do' no' aus“, brummt der Alte dawider — abermals ohne sich umzusehen; der Krämer aber rafft mit beiden Händen seine Schätze auf und weist sie der lugenden Menge.

Hier findet sich noch so manches köstliche alte Ding an Schnürwerk und Geschmeide; denn manches Erbstück, das Jahrhunderte lang im Besitz derselben Familie war, wird heute leider veräußert oder gegen modernen Zierat eingetauscht. Die „Herrschaften“ aber, die über Sommer aufs Land kommen, lieben das „alte Zeug“, und gerade auf sie ist hier die Speculation gerichtet; in dichter Menge umdrängen die schönen Fräulein aus der Stadt die hölzerne Bude, um Knöpfe von Silberfiligran, oder Gürtelschließen oder ein Halsgeschmeid zu holen, das vor dreihundert Jahren auf der vollen Brust einer Bauerstochter glänzte, wenn sie der Jäger von Hohenwaldeck oder der Bergknapp von Hall zum Tanz geführt.

Unbekümmert um diese zarten Gestalten und ihre alterthümlichen Passionen drängt dort ein breitschultriger Bursche durch den engen Markt; sein Halsgeschmeid sind ein paar breite Eisenketten, die er für den Zuchtstier daheim gekauft und die er auf diese Weise am bequemsten transportiert; als holde Zuthat trägt er über der Schulter einige Hacken und Heugabeln, die gleichfalls an solchem Tage für den häuslichen Bedarf erworben werden.

„Aufg'schaugt!“ ruft er phlegmatisch, so oft sich einer an denselben gestoßen hat.

und rechnen, dröhnt die Decke zu ihren Häuptern; droben im Saale ist Schuhplattltanz für das junge Volk; denn auch das ist ein hergebrachtes Privileg des Marktlages, dass an demselben Tanzmusik gehalten wird.

Es dämmert schon, bis das kleine Fuhrwerk wieder heimwärts trollt auf dem gewundenen Sträßlein, wo wir es zuerst gesehen. Der Bauer sitzt noch stramm und aufrecht darinnen, und er fühlt mit sichtlichem Stolz, dass er trotz schwerer Zeche so unversehrt davongekommen — die Bäuerin aber schaut ihm nicht ohne Argwohn auf die Zügel und ist froh, dass wenigstens der Bräundl so sicher geht. Es wird spät, bis man heimkommt, aber trotzdem sind die Kinder noch auf und jubilieren den Alten entgegen: „Hast uns an Markt mitbracht?“ Auch das ist ein stehender Ausdruck der Volkssprache.

. . . Wie lind die Nacht ist! — Alles gieng längst zur Ruhe in dem großen Bauerngehöft; nur Mann und Frau sind noch wach und sitzen auf der Hausbank vor der Thür. Vor ihnen dehnt sich Stall und Scheune; der alte Lindenbaum rauscht und blüht, und wenn sie da so schweigsam in die Sterne schauen, da mag es ihnen wohl durch die Seele gehen, was Erb' und Eigen wert ist, und wie glücklich neben all dem fahrenden Volk ein Mann ist, der Haus und Hof in hundertjähriger Folge sein nennt. Es gibt ein altes Sprichwort:

„Eigen Rauch und Gemach
Geht über alle Sach'!“

Auf der Primiz.

Ein Bildchen aus dem steirischen Volksleben von **Karl Reiterer.**

„Der Hettelhuber Franz ist ausgeweiht worden!“ heißt es eines Tages in Felixendorf, einer oberländ'rischen Alpengemeinde.

Das ganze Dörfchen macht sich am „Schutzengel-Sonntag“, an welchem Tage die Primiz Franzens stattfindet, auf die Beine, um den Geistlichen Herrn Franz zu sehen.

Es ist Sonntagmorgen. Süße Ruhe, heiliger Frieden ist ausgegossen über Wald und Flur, Berg und Thal. Kein Wölkchen trübt die Bläue des Firmamentes, die Schwalben zwitschern traulich unter den Giebeldächern oder segeln wohlgemuth durch die Lüfte, dem Schöpfer ihr Loblied singend.

Vom Kirchthurm schlägt die neunte Stunde. Da ertönt Glockengeläute, eine Musikcapelle beginnt zu spielen, ernst und feierlich schreitet eine Procession vom Felixendorfer Pfarrhause der Kirche zu, voran weißgekleidete Mädchen, die Schuljugend, dann die Priesterschar, der Junggesellen-Verein, zuletzt kommt der Primiziant im festlichen Ornate, den Blick demuthsvoll zu Boden heftend.

„Hu, wie rund er sich ausgewachsen hat, er, der einstmals mit dem Linnenhöschen und dem Lodenröcklein in «die Studi» gieng“, lispelt die Frauenhoferin einem ergrauten Mütterlein ins Ohr.

„Es ist aus der Weis', wie fein er sich zu benehmen weiß.“ — Kinder und Frauen drängen sich heran, dem Geistlichen die Hand zu küssen.

Kraft auf den gemeinen Mann übt, bleibt ihm doch stets unwiderstehlich, das Elementare, Sinnenfällige, das darin liegt, hält ihn gefangen, und der Mann, der allein einen Fuhrwagen von der Stelle zieht, imponiert ihm unendlich mehr als der verwehende Dampf, der einen ganzen Festzug beflügelt.

„Jetzt kimmt er, jetzt kimmt er“, heißt es von allen Seiten, wenn nun der „Herkules“ in die umseilte Arena tritt, ein hoher Kieshaufen, der zur Seite steht, erscheint als günstige Tribüne; er ist im Nu erstürmt und fällt alsbald in sich zusammen unter der Last seiner neugierigen Besteiger. Unterdessen haranguiert ein abgeschabter Clown die Menge und erzählt unter Purzelbäumen die Biographie des „Herkules“, die in dem wichtigen Aviso gipfelt: „Ist noch nicht verheiratet.“

Herkules — es ist wohl der einzige Name, der sich aus der griechischen Mythologie ins altbairische Volksleben verirrt hat und der dort sogar eine Art Hausrecht gewonnen hat: der prächtige braune Zuchthengst des Weißachmüllers heißt Herkules, wenn auch an der Stallthür „Herluckes“ geschrieben steht.

Und wenn nun die Production beginnt, da solltet ihr erst die glänzenden Bauernaugen sehen, die jedes Stück begleiten: er läst sich den Oberarm mit einer starken Peitschenschnur umbinden, und durch einen Ruck der Muskeln zerreißt er die Schnur; er wirft ein Messer auf den Tisch, dass es stecken bleibt, aber von seinem Arme prallt es ab, als ob es auf Eisen gefallen wäre. Und während noch alles in höchster Spannung lebt, umkreist der bekannte Teller die „hochverehrte Versammlung“, aber zuerst den äußersten Ring, damit keiner entwische.

Mit verzweifelter Anstrengung macht „Kasperl“ dem verhassten Gegner Concurrenz, und er hat hinwiederum den Vortheil, dass es dort Prügel in Menge gibt. Dieses erhabene Schauspiel bleibt dem Volke doch immer das liebste; die ganze dramatische Action liegt hier im Knüppel, den der Held des Stückes führt, und die Glanzstellen seiner Diction verhallen auf den Köpfen von Tod und Teufel. Wie unvertilgbar seit Jahrhunderten ist diese deutsche Legende — trotz aller modernen Anwandlung, der selbst das Landvolk unterliegt!

Oder ist das nicht modern, wenn dicht hinter der Bude des Hanswurstes ein photographisches Atelier steht, ad hoc für die „Herrn Landleute“ gezimmert? In solcher Stunde bringt der Bauer wohl das dümmste Gesicht zustande, das er jemals im Leben zeigt; mit aufgerissenen Augen und ausgespreizten Beinen sitzt er dort, und neben ihm steht triumphierend ein Maßkrug als volksthümliches Ornament.

So wird ein Mensch, der sonst hervorragt durch freie Beweglichkeit, zum reinen Gliedermann unter dem feierlichen Drucke des Apparates, die Kameraden aber, die alsdann das Porträt bewundern, sagen ausnahmslos: „Ah, schön is er kemma“, „akkrat wie's Leben“, und keiner versäumt hinzuzusetzen: „Siehst — an Maßkrug hat er aa.“

Dass der Maßkrug auch außerdem an Markttagen eine große Rolle spielt, ist natürlich; das viele Hin und Her und besonders das „Umeinanderstehn“ macht müde, und Müdigkeit zeugt Durst. So sind denn alle Gaststuben überfüllt; in der Fensternische und im Winkel sitzen die Alten und disputieren noch über dieses und jenes Geschäft; jeder Bauer hat heutzutage „so a bissel a Handelschaft“. Das kommt erst morgen recht ans Licht; denn nach dem „Leutmarkt“ wird am Montag „Viechmarkt“ gehalten: so lautet die traditionelle Bezeichnung der beiden Tage.

Doch während die Alten klügeln

Die Dorfmusikanten besorgen die Tafelmusik, spielen muntere Weisen. Vor dem Wirtshause geht es zu, wie bei einer Kirmess'. Lebzelter, Südfrüchtenhändler, Galanteriewarenkrämer zeigen sich auf dem Dorfplatze, letztere in buntfärbigen Buden und Zelten. Die Laune des Wettergottes ist eine ungetrübte. Angesichts dieses erfrenlichen Umstandes pilgern einheimische und fremde Bauern und Bürgersleute zwischen den Buden umher. Zumal die freudig erregten Felixendorfer wollen es dem jungen Geistlichen zeigen, dass sie ihn ehren, indem sie sich recht zahlreich in heiterster Laune einfinden.

Es perlt der steirische Schilcher gar verlockend in den Gläsern — und wird dem Primizianten zur Ehr und Preis in großen Quantitäten vertilgt. Ein Mann mit einem Wurstkesselein drängt sich durch die Menge, mit dem Rufe: „Heiße — feine — Primizwürstl!“ Primizwürstel will jedermann verkosten, versteht sich.

Eine originelle Musikbande spielt neben einem Weinzelte fröhliche Weisen, sorgt dafür, dass auch außerhalb des Wirtshäuschens die Gäste sich bei Geigen- und Hörnerklang unterhalten können. Der Schulmeister ist heute Kapellmeister und in dieser seiner Eigenschaft vollauf beschäftigt. Die schönsten „Steirischen“ und Heimatsklänge im niedlichen Kleide, der Jodler müssen der Fiedel entlockt werden. Nur zu!

Der Jugend werden des Lebens Süßigkeiten beim Lebzelter und dicken „Feigen-Hansel“ geboten. Für das schaulustige Völklein bildet ein Panopticum, in dem die Stadt Rom, Genovefabilder, Passionsdarstellungen 2c. angesehen werden können, den Anziehungspunkt. Vor der Bude spielt ein Drehorgelspieler anheimelnde Volksweisen und lockt viele Leute herbei. Nur hinein in das Panopticum. Ganz recht, die Stadt auf den „sieben Hügeln“ ist nicht immer zu sehen, nur an einem Primizfeste in Felixendorf! Diese Glossen, welche der Ausrufer vor der Bude dem „hochgeehrten Publicum“ vormacht, verfehlten nicht ihre Wirkung.

Alles freut sich seines Lebens. Wohl begreiflich, eine Primiz ist nur selten. In Felixendorf war eine solche schon seit undenklichen Zeiten nicht mehr. Soll sich da nicht groß und klein, alt und jung des Tages freu'n? Natürlich!

Die zur Primiztafel Geladenen, zu welchen die Anverwandten des Primizianten, die Dorfhonoratioren: der Bürgermeister, Gemeinderath, der Pfarrer, die Kirchenkämmerer gehören, sitzen munter bei den Tischen, die sich unter ihrer Last fast „biegen“. Nu, bei vollen Schüsseln und Gläsern lässt sich's freilich gemüthlich plaudern. Auch Toaste werden ausgebracht, bescheidene, naive und schwülstige, jeder singt eben, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, so auch beim „Lebenlassen“ und „Zutrinken“ auf Franzens Primiz in der Taverne.

Unter Scherz und Lachen verstreicht die Zeit, rückt die Abendstunde heran. Beim Eintritt der nächtigen Stunde sind auf den umherliegenden Höhen Freudenfeuer bemerkbar: Alle prangen weithin sichtbar — dem Primizianten zu Ehren. Eine lobenswerte Aufmerksamkeit.

Nun wird wohl bald nach Hause gezogen werden? Gott bewahre. Nur die älteren Geistlichen, die aus der Nachbarschaft herbeigeeilt waren, kehren heim. Die übrigen Primizgäste, mit dem „Gefeierten“ in der Mitte, bleiben im Wirtsstübchen zurück. Was geschieht? Tische und Stühle werden beiseite geschoben. Weshalb? — Es wird ein freier Raum zum Tanze geschaffen. Ei, ei, wird denn auf einer Primiz auch getanzt? Pst! Es soll freilich nicht sein. Allein was kümmert es den fidelgewordenen Kranzeljungfrauen und Junggesellen, wenn die geistlichen Vorgesetzten sagen: Bei einer Primiz darf der Böse sein Spiel nicht

Franzens Mütterlein zittert vor Freude, eine Thräne erglänzt in ihrem Auge. O Mutterthräne! Glücklicher Sohn, der einer Freudenthräne aus dem Mutterauge theilhaftig wird, einer Thräne, die den unergründlichen Tiefen eines See's gleicht.

Ja, die heißersehnte Zeit, in der dein Kind das erstemal als Diener Gottes in seiner Weihe zum Altare tritt, sie ist gekommen, liebes Mutterherz. So manches Gröschlein hast du der Wirtschaft abgezwackt: Für die Primiz, für die Ausstattung deines Sohnes, wenn er dereinst als Priester heimkehrt . . . .

Und diese selige goldene Zeit für das sehnende Elternherz ist da. Der bäuerlichen Mutter größte Freude ist's ja, einen ihrer Knaben, der Lerneifer und Talent an den Tag legt, in die Stadt in „d' Studi“ zu bringen. Den Landleuten ist, man weiß es, der Geistliche das Ideal eines „Gstudierten“. Nun wohl an! Damit aus dem lernbegierigen Halterbüblein ein Pfarrer, Dechant — oder gar Bischof werde, muss der Knab' zum Pfarrer des Heimatsdorfes in die „Zuaricht“ geschickt werden. Auch des Hettelhuberischen nahm sich, vor Jahren war's, vor zwölf langen Jahren, der Ortscaplan liebevoll an, bereitete den Kleinen zur Aufnahme ins „Augusteneum“ vor, weil Franzens Mütterchen meinte: „'s Bübl ist halt frei so viel witzig!“ Ei ja, ein gewecktes Kind hatte die Hettelhuberin, ihren Franzerl, der nicht nur den ganzen Katechismus auswendig wusste, sondern auch etliche Evangelien im Gedächtnisse hatte und einige Stücklein aus der Bibel zu erzählen vermochte. Brav. Da kann es freilich ans Studieren gehen.

Auh, acht volle Jahre musste der Knabe in der „Lateinschule“ herumhocken, ein entsagungsvolles Leben zwischen vier Wänden führen.

Aus dem Knaben ward ein Jüngling. Die Klippen des Gymnasiums — es gibt deren so viele — glücklich umschifft, trat Franz in das „Priesterhaus“. Die lang erhoffte Zeit, in der das wogende Mutterherz ihren Sohn, ihre Hoffnung, ihren Stolz im langen Talare heimkommen sieht, war schließlich da.

Nicht nur Vater und Mutter, nein, die ganze Heimatsgemeinde begrüßte mit hochklopfendem Herzen Franz, aus dem mittlerweile ein Mann geworden.

Pöllerschüsse verkünden es weithin, dass sich in Felixendorf heute — am Schutzengel-Sonntag — etwas Außerordentliches zutrage. Es will der Jubel kein Ende nehmen.

Die Feier in der Kirche ist beendet, der wichtigste Moment des Tages in seiner Haupttragweite abgelaufen. Einer Primiz beiwohnen, ist für das Seelenheil besser, als sieben Messen andächtig zuhören! glaubt das Landvolk. Und recht hat man; es soll nur geglaubt werden.

Aus dem Gotteshause gezogen, wird die Dorftaverne aufgesucht. Unter klingendem Spiele geht es vorwärts.

„So viel niedertrachtig ist er geblieben, der Primiziant, so viel g'mein!“ raunt die Wolfenbäuerin der Primizmutter ins Ohr. Diese, die reiche und angesehene Steghofwirtin, lächelt glückselig. Sie lässt es sich kosten, eine ganze Reihe der schönsten Spenden sind für den geistlichen Herrn in Bereitschaft. Auch die Kranzeljungfrauen lassen sich nicht spotten — und überreichen dem „Neueingeweihten“ einen goldenen Kelch, die Junggesellen von Felixendorf dagegen verehren ihrem ehemaligen Jugendgespielen eine goldgestickte Stola.

In der Dorftaverne herrscht um die Mittagszeit reges Leben.

Während im Wirtsstübchen eine herrliche Tafel gedeckt wird, bombardiert man im Freien, dass ganz Felixendorf in Rauch gehüllt wird. Recht. Alle Welt soll es nur hören: Die Felixendorfer haben Einen, der aus ihrer Mitte Geistlicher geworden: den Hettelhuber Franz.

wurden: Milchkaffee, Backhendel, Eierstrauben, Apfelradel, Krapfen u. s. w. Dass nebstbei auch der vaterländische Schilcher in den Gläsern perlt und eine fascinierende Wirkung auf die nachtmüden Gemüther ausübt, ist begreiflich.

Man vermag sich garnicht zu trennen. Glück strahlt auf jedem Gesichte, bis endlich die gefürchtete Scheidestunde schlägt. Jeder zieht seines Weges, nachdem man sich zuvor auf das herzlichste vom Primizianten verabschiedet hat.

Noch lange nach diesem Ehrentage des Hettelhuberischen spricht man in Felixendorf, dass es auf der Primiz des Franz brav lustig zugegangen sei.

Gott befohlen, junger Geistlicher, der du mit freiem Blick, nicht engherzig, die Welt auffasst, kugelrund, wie sie ist und bleiben wird, sich um die Sonne bewegend.

„Gesegnet seien deine Wege, mein Franz!" betet die Mutter.

Wie dich das Schicksal auch
Durchs Leben führen mag,
Ertrag's mit Kraft und Muth;
Mit sich'rem Blick streb' hin,
Hin nach des Menschen Gut,
Dem Glauben. Stolz, der sich
Des Glaubens rühmen kann —
Und bleibt ein freier Mann!

Wie es mir als Dramatiker ergangen ist.

Bekenntnis aus meinem Weltleben von P. K. Rosegger.

Mit dem altehrwürdigen Grundsatze, aus Bescheidenheit möglichst wenig von sich selbst zu sprechen, habe ich bekanntlich längst gebrochen. Ich sehe nicht ein, warum man gerade davon nicht sprechen soll, was man am besten kennt und weiß. Zwar heißt es, sich selbst erkennen, das wäre die schwierigste Wissenschaft; mag wohl sein, und gerade darum soll der Mensch sich viel darin üben. Wenn man sich mit sich selbst befasst, muss das denn immer aus Eigenliebe geschehen? Kann es nicht auch einen anderen Grund haben?

Ja, weiß Gott, welchen Grund es hat, wenn ich nun des langen und breiten erzähle, wie ich — verzeihen Sie meine Herren Kritiker das harte Wort! — Dramatiker geworden bin.

In einer Winternacht des Jahres 1890 träumte mir, der Gaugel-Blas hätte den Kreuzjäger erschossen, er stehe deswegen vor Gericht, leugne es aber. Da kommt die Witwe des Erschossenen als Hauptzeugin, sagt jedoch aus Erbarmen mit dem armen Sünder nicht gegen ihn aus, was diesen so tief rührt, dass er sich nun selbst als den Thäter bekennt. — Nach diesem Traume erwachte ich, der Herzschlag gieng mir lebhaft, ich war von der Erscheinung ganz und gar erfüllt. Am nächsten Tage schrieb ich in Bauernmundart die kleine Geschichte „der Gaugel-Blas", welche hernach im Juniheft des „Heimgarten" abgedruckt worden ist. Wenige Tage nach dem Erscheinen dieses Heftes schrieb mir ein Freund, der Dichter Richard Voß aus Berchtesgaden: „Liebster! Aus diesem Gaugel-Blas musst Du ein Theaterstück machen, Du musst! Ein herrlicher Stoff!" — Was sollte ich thun, als ein wenig lächeln? Ich ein Theaterstück schreiben! Und aus dieser Geschichte, die mir so

haben. — „Na, na, ein Tänzlein in Ehren — kann niemand verwehren!" meint der „Göd" des Primizianten. Der Steirer will in seiner Lust tanzen, nur nicht engherzig sein.

Auch der junge geistliche Herr wird gebeten, mit der ersten Kranzeljungfer ein Tänzlein zu „machen". Ob er's thut? Alles blickt fragend nach dem Hettelhuber Franz. Mit der niedlichen Baderstochter dreht sich schließlich der Primiziant im Reigen. Warum denn nicht? „Er hat ja auch Fleisch und Blut!" flüstert die junge Köhlbergerin ihrer Sitznachbarin ins Ohr. Ein ergrautes Mütterchen nimmt der Dorfcaplan — und hopst mit demselben im Stübchen beim Steirischen. Heissassa! Darob eine Lust! Welch' Seligkeit.

Der Simbartlberger Naz, der mit des Schulmeisters Töchterlein sich mitten im bunten Knäuel der Tanzenden im Kreise dreht, trällert in übermüthiger Laune gar:

„Wenn's Liabn a Sünd' wär,
Wia die Geistlanan sagn,
Aft därfat da Pfarrer
Ka Kö . . . . . ."

Der Schlussſatz ist nicht mehr vernehmbar. — Ein allgemeines Getrampel, Gepolter und Johlen geht los, weil der Simbartlbergersch' dieses „Staudenliedel" vortragen wollt' — es aber nicht zu vollenden vermochte.

„Buhe! Der geistliche Herr soll leben, drei Tag nach der Ewigkeit noch beim Gottvater daneben!" ruft der Sauperlbauer.

Die Musikanten erwidern mit einem Tusch, alles klatscht Beifall. „Jessus, ist's aber heut' unterhaltlich!" — Recht so!

Gegen Morgengrauen wird's im Tanzgemach ziemlich schwül. Da geht man gern einmal frische Nachtluft einsaugen.

Während die Altväter beim „Neupäurischen" singen:

„Ja, ih woaß schon und was ih hiaz thua; juche!
Ih lass' die schöan Dirndla mit Ruah; juche!
Schuah und Strümpf bleibn mir ganz und das Geld ah dazu,
Bleib dabei a lustiga Bua. Juche!"

begeben sich die Kranzeljungfrauen ins Freie. Man lustwandelt im thaufrischen Gras des Schachens hinter dem Wirtshäuschen einher. Der Mond blickt freundlich hernieder, tausend flimmernde Sterne belauschen die nächtlichen Gestalten. Der Schmerhofer Kilian, ein feuriger Großbauernsohn, lehnt seinen Kopf an die Schulter der Baderstochter . . . Glückseligkeit! . . . Allmählich verlieren sich in der Taverne die Gäste; unter Glückwünschen, die dem Primizianten zum Abschiede dargebracht werden, verlassen die einzelnen Pärchen die trauliche, mit Tabakrauch geschwängerte Wirtsstube. Manches Mütterlein drückt dem geistlichen Herrn Franz einen geweihten Frau'nbildthaler in die Hand . . . . „Gesegne es Gott, ist zwar nicht viel, aber vom Herzen! . . ." Vergelt's Gott! — Frühmorgens ziehen die Zurückgebliebenen, unter ihnen der Primiziant, zur Dorfkirche, auch unserem Herrgott muss der Tribut gezollt werden.

Nach dem Kirchgange wird ein Frühstück eingenommen, hernach geht's heim zu: Die Musikanten abermals voraus, die Jungfrauen u. s. w. folgend. Clarinette und Horne erklingen, Pöllerschüsse erschüttern die Luft.

Beim Heimatshause Franzens angekommen, wird auf dem grünen Rasen im goldenen Morgensonnenschein getanzt, gesungen und gejodelt. Die Hettelhuberin bewirtet darauf die ehrenwerten Gäste.

Alles verwundert sich höchlich, dass die Mutter des Primizianten es versteht, der ansehnlichen Schar Gäste mit großer Umsicht ein frugales Gabelfrühstück vorzusetzen, Speisen, die in der geschwärzten Rauchküche zubereitet

haftes Interesse, eine so gespannte Erwartung gezeigt, dass mir unheimlich wurde. Die Maßstäbe waren schon in die Länge gezogen, um den ersten dramatischen Versuch des Erzählers an den Meisterdramen Anzengrubers, Raimunds und Shakespeares zu messen, die Federn schon geschärft, um nichtentsprechenden Falles ihres Amtes zu walten. Ich fand mich ruhig, mein Gewissen war gut, ich wusste, das Stück hat einen Inhalt, welcher der Volksbühne würdig ist. Diesen Inhalt wird man erkennen; in Bezug auf die Form wird man mich umso wohlwollender entschuldigen, als mancher Kritiker selbst es erfahren, wie schwierig es ist, ein ordentliches Theaterstück zu schreiben.

Also bin ich heiteren Gemüthes nach Wien gefahren. Telegraphische Nachricht über das Schicksal des Stückes hatte ich mir verbeten, ich wollte für meine Vorlesung gesammelt sein und von nichts wissen, als von dem, dass es gilt, den lieben Zuhörern im Bösendorfersaale eine „gute Stunde“ zu bereiten. Wir saßen unser neunhundert Freunde und Freundinnen auch so gemüthlich beisammen, dass ich ganz und gar vergaß, wie zur selben Zeit in Graz die Hände klatschen oder die faulen Äpfel fliegen konnten. Nachdem ich gegen anderthalb Stunden gelesen hatte und das Programm noch immer nicht alle war, brach ich ab, damit aus einer guten Stunde nicht zwei schlechte würden. Denn ich war schon sehr erschöpft, las von Minute zu Minute schlechter und „schlamperter“. Doch die Wiener haben seit jeher Geduld gehabt mit meinen Schwächen; sie ehrten mich am Schlusse mit rauschendem Beifall; ob fürs Lesen oder fürs Aufhören, das weiß ich freilich nicht.

Nach der Vorlesung ein Stündchen mit ein paar Freunden, und dann ins Bett. Und nun huben die Bedenken an. Wie wird's in Graz sein? Die Würfel sind gefallen. In der heimatlichen Stadt, sozusagen vor den Fenstern der eigenen Wohnung durchzufallen, soll nach dem Zeugnisse berühmter Zeitgenossen nicht sonderlich angenehm sein. Wenn es gut ausgefallen wäre, hätten sie mir doch telegraphiert, trotz des Verbotes. — Die Aufregung über das Schicksal eines neuen Buches, die Angst vor einer schlechten Aufnahme desselben kenne ich nicht. Wenn nur ich selbst mit dem Buche nicht allzu unzufrieden bin, nach der Meinung anderer frage ich kaum mehr. So sträflich leichtsinnig! Diesmal jedoch war es etwas anderes; dreißig Meilen weit von den Rampen hatte ich heftiges Lampenfieber die ganze Nacht. Auch körperlich war ich sehr erschöpft und elend. Am Morgen — es war ein frostiger Nebelmorgen — schleppte ich mich zum Südbahnhofe. Dort sah ich eine Zeitung mit der Nachricht aus Graz des Inhaltes, dass das neue Volksstück viele Fehler habe und mit getheilten Gefühlen aufgenommen worden sei. — Glimpfliche Anzeige eines entschiedenen Durchfalles. — Also heim! zurück in Gottesnamen zur Stätte des Jammers. Mit so unbehaglicher Stimmung bin ich noch nie in die liebe Steiermark hineingefahren, als an jenem Tage. In Mürzzuschlag kaufte ich ein Grazer Blatt, um über den Spectakel ausführlicher zu lesen, denn auf einmal kam mir die Geschichte fast lustig vor. Ein langer Aufsatz stand da über das neue Stück, wenige Stunden nach der Aufführung schon gedruckt und versendet. Was doch heutzutage die Federn flink und die Maschinen rasch arbeiten! Im Aufsatze stand allerhand zu lesen über die Frostigkeit der neuen Bühnenerscheinungen im allgemeinen, über die fehlerhafte Mache des neuen Stückes im besonderen, über die sonstige Popularität seines Verfassers, dessen Freunde bei der Aufführung erschienen wären und durch der Hände Arbeit einen großen Erfolg erzielt hätten. — Von dem Inhalte, von dem Gehalte, von der

garnicht knetbar schien, um sie in so und so viel Acten stilgerecht auf die Bühne zu bringen. Anstatt ein Stück daraus zu machen, schrieb ich eine größere hochdeutsche Erzählung über den Gaugel-Blas, und damit glaubte ich die ganze Sache vom Halse zu haben. — Vier Monate später, an einem Herbstmorgen, als ich noch im Bette liegend darüber nachdachte, was ich an diesem Tage unternehmen sollte, denn ich fühlte mich nach einer überstandenen Krankheit wieder aufgelegt zum Arbeiten, kam mir ganz plötzlich der Gaugel-Blas in den Sinn und in dem Augenblicke stand auch der dramatische Aufbau für ein Theaterstück klar vor mir. Ich stand auf, begann zu schreiben und an dem Abende desselben Tages war der erste Aufzug fertig. Fünf Tage später sah ich zu meiner eigenen Überraschung, dass ich ein Stück geschrieben hatte, welches den Titel führt: „Am Tage des Gerichts.“ Und nun kam das Nachdenken und Messen und Fügen, ich war gerne geneigt, das Stück zu zergliedern, anders zu bauen, um es bühnengerecht zu machen, allein es stellte sich heraus, dass die Arbeit in der ursprünglichen Form bleiben musste, um einfach und folgerichtig zu sein, dass sie aber in dieser Form kein Stück nach dem ästhetischen Leisten war. Das macht nichts, wenn nur der Gehalt etwas bedeutet, und des Gehaltes wegen war mir nicht bange. — Sehr oft war ich von Theaterdirectoren und Schauspielern angegangen worden, einmal ein Stück zu schreiben, auch unser Grazer Director, Herr Alfred Schreiber, hatte mich wiederholt freundlichst dazu ermuntert. Diesem erprobten Bühnenmanne schickte ich nun halb im Spass und halb im Ernste das Stück, ihn um seine Meinung darüber ersuchend. Die Meinung kam postwendend: Das einzige, was da zu thun, rasch die Rollen herausschreiben, das Stück einstudieren und aufführen! — Ich war überrascht, das geht zu schnell, so ist es nicht Sitte in deutschen Landen, wo die größten Dramatiker auf langen, mühevollen Wegen und nur durch mannigfaltige Kämpfe zur Bühne gelangen. Ich hatte auf den Lorbeer des Dramatikers nicht allein willig verzichtet, sondern war ihm sogar ausgewichen, er ist allzuschwer und — allzuleicht zu haben. Anzengruber starb in Armuth, Offenbach ward Millionär. Mich verlangte es nicht nach dem einen und nicht nach dem anderen. Ich entdeckte in mir weder dramatischen Beruf noch Lust, mein ruhiges Leben mit den Aufregungen der Theaterwelt zu vertauschen, also stand ich dem Antrage des braven Directors, der einen anderen Dilettanten glücklich gemacht hätte, längere Zeit ziemlich gleichgiltig gegenüber. Dann aber dachte ich: Du hast schon so Vieles versucht auf dieser Welt, versuche auch das. Du hast ja immer bedauert, dass bei deinen Vorlesungen dein geistiges Naturell nicht recht zum Ausdrucke kommt. Wenn du ein spassiges Stückel vorbrachtest, ein schelmisches Anekdotlein oder so was, da hieß es stets: Ein echter Rosegger! — Vielleicht ist doch dieses Schauspiel, geschöpft aus tiefstem Ernste des Lebens, ein noch echterer! Ich willigte zur Aufführung des Stückes und ein paar Wochen später las man auf dem Theaterzettel: „Theater am Stadtpark: Heute das erstemal: «Am Tage des Gerichts», Volksschauspiel in vier Aufzügen von —“ u. s. w.

Das war Samstags, den 8. November 1890. Für diesen Tag war schon seit längerer Zeit eine Vorlesung von mir in Wien festgesetzt; eine angenehme Zerstreuung dort, während hier die Première stattfand. Schon als Dorfbursche hatte ich es so gehalten: wenn der Pöller geladen war und der Zunder darangelegt, so gieng ich weit hinweg, damit beim Losgehen mir nicht etwa ein Scherben an die Nase fliegen konnte. Für mein Stück hatte sich in der steirischen Hauptstadt ein so leb-

witwe, um mit ihr ein angenehmeres Leben zu beginnen. Aber das verlassene Weib des Strassl, die Jessel, zieht ihnen mit den hungernden Kindern nach, der Strassl weiß sich ihrer nicht anders zu entledigen, er vergiftet die Jessel, ertränkt die Kinder im Flusse und lebt lustig weiter. Das wäre ein Drama! Das gäbe Scenen! — So der Naturalist. Ich bedankte mich recht schön für diesen Entwurf, für den sich wohl auch unser Theaterpublicum bedanken würde. Von einem Theil der Kritik aber dürfte ein solches Stück protegiert werden.

Im einzelnen machten mir derlei Stimmen Spass, im ganzen aber waren sie nicht geeignet, mich zu fördern. Dem gegenüber machte ich jedoch eine andere Erfahrung. Jener große Theil des Publicums, der noch einer unmittelbaren poetischen Wirkung fähig ist, welcher mehr empfindet als reflectiert, fand an meinem Volksschauspiele Gefallen. Die Leute saßen im Theater, lachten und weinten und besprachen das Geschaute tagelang. Dieser vorherrschenden Stimmung entsprachen eingehende Besprechungen des Stückes, die von außen kamen, den poetischen und sittlichen Gehalt nicht ignorierten und in ihrer Frische und Wärme ermuthigend auf mich wirkten.

Schon waren Theateragenten an mich herangekommen mit dem Wunsche, dass ich ihnen mein Volksschauspiel zur Aufführung in anderen Städten überlassen möge. Ich erschrak, so war's nicht gemeint. Aber auf vielseitiges Zureden gab ich nach, legte das Stück in die Hände eines erfahrenen Wiener Agenten und beschloss, mich weiter darum nicht mehr zu kümmern. Dieser Beschluss wurde durch die einstürmenden Dinge sistiert.

Bald hieß es, das Stück werde, trotzdem es in alpiner Volksmundart geschrieben, in vielen Städten Deutschlands und den meisten Städten Österreichs zur Aufführung gelangen.

Die Aufführung in Wien fand schon am 20. December im Deutschen Volkstheater statt. Ich war nicht dabei, saß an demselben Abende in meiner stillen Stube zu Graz, wo schon der Tannenbaum stand. Welt und Wald, ich entscheide mich für den letzteren. — Die Äußerungen eines Erfolges kommen dem sich abseits haltenden Autor in folgender Weise zu: Unmittelbar nach der Erstaufführung Depesche mit der Anzeige eines „großen Erfolges“ und Gratulation. Dann kühlere Zeitungsstimmen, hernach anerkennende Zeitungsstimmen, endlich giftige, rasende Zeitungsstimmen, die von einem gänzlichen Misserfolg sprechen, und inzwischen begeisterte Privatbriefe aus den verschiedensten Gesellschaftsclassen, und schließlich Anfragen von Theateragenten, ob nicht bald ein zweites Stück fertig sei.

Die Wiener Kritik nahm das Stück ernst. Mit Nachdruck betonte sie die Schwächen und Mängel desselben, hatte aber im allgemeinen warme, theils begeisterte Anerkennung für dessen Vorzüge. Mehrere sagten, der zweite Aufzug (im Arrest) sei einzig in der dramatischen Literatur, der Wohlwollendste (welcher zur ersten Aufführung nach Graz gekommen war), sprach in der „Presse“ sogar von „Shakespeare'schem Genie“. Andere meinten, das Stück sei nichts als eine „monologisierte“ Erzählung. Andere wieder hatten nichts gesehen, was an dramatischer Wirkung den vierten Act übertreffe. Viele kamen auch dort in ihren Untersuchungen über die Form nicht hinaus. Sie knusperten nur so an der Schale herum und meinten dann, die Nuss sei nicht recht schmackhaft. Wenn sie auch noch die Fabel erzählten, so glaubten sie dem Gehalt vollkommen Genüge gethan zu haben. Einzelne Kritiker wollten in dem Stücke eine absichtliche sociale Tendenz gefunden haben, auf herrschende gesellschaftliche Zustände gemünzt. Nur wenige der öffentlichen Beurtheiler be-

Tendenz des Stückes nicht gar viel. Das Ganze machte den Eindruck einer rücksichtsvoll gehaltenen Ablehnung. So verstand ich's.

Bis mein Zug nach Graz kam, war ich vollkommen ruhig; was nützt denn die Philosophie, wenn man sie an solchen Tagen nicht vorspannen wollte! — Doch am Bahnhofe kaum ausgestiegen, war ich empört; mehrere Bekannte eilten herbei und beglückwünschten mich zu dem „großen Erfolge". Ich hielt es für Hohn. Erst die Berichte, die in meiner Wohnung warteten, haben mich eines anderen belehrt, haben mir gesagt, dass das Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" einen wirklichen Erfolg errungen hätte, wovon ich mich auch an demselben Abende und den folgenden Abenden, an welchen das Stück bei gutbesuchten Häusern Wiederholung fand, überzeugen konnte.

Die Grazer Presse behandelte mich mit seltener Übereinstimmung nicht wie einen dramatischen Anfänger, den man ermuthigt, wenn auch nur halbwegs Talent zu spüren; eher war ihr Ton wie eine würdevoll wohlwollende Zurückweisung. Und diese das Interesse an dem Stück lähmenden Stimmen sprachen zu Danke jenem in jedem Orte unvermeidlichen Theile des Publicums, welchem nichts zuwiderer ist, als wenn in seiner Mitte ein Mensch sich anschickt, zur Ehre der Heimat etwas zu leisten. — Nun die Privatmeinungen! Weise Rathschläge wurden mir zutheil; die einen wollten den zweiten Aufzug streichen, die anderen den vierten; ein weiterer meinte, noch am allerlangweiligsten sei der dritte Act, und wieder einer fand das Stück ausgezeichnet, wenn der erste Act mit dem schauerlichen Morde wegfiele. All diesen achtbaren Wünschen Rechnung getragen, und es bliebe von dem ganzen Stücke nichts übrig, als die Zwischenacte. Juridische Herzen waren (und mit Recht) empört über das Todesurtheil, und Jagdbesitzer waren außer sich, dass der Vertheidiger des Wildschützen und Jägermörders die Berufung anmeldete „auf ein höheres Gericht". Und welches höhere Gericht, so fragten sie, soll denn das sein, auf das man sich nach dem Verdicte des Schwurgerichtshofes berufen könne? — Wenn man den Dichter nicht verstanden hat, der Plauderer gibt darauf keine Antwort.

Uebrigens brach in Graz ein berufener Jurist stramm eine Lanze für die juridische Seite des Stückes.

Etliche waren darüber schier aufgebracht, dass dem Stücke ein Prolog vorausgeht; für solche möchte ich am liebsten auch noch einen Epilog schreiben und ihnen in demselben erzählen, was Lessing über den Prolog gesagt hat. Denn gerade die Allerklügsten verstehen ein einfach gehaltenes Dichterwerk am allerwenigsten, und die Zwischenacte eines schlichten Volksstückes müssten eigentlich damit ausgefüllt werden, den nur auf die äußere Form sehenden Krittlern zu erklären, was der vorhergegangene Act war und bedeutet hat.

Einer der literarischen Richter behauptete, ich hätte das Stück ungeschickterweise dort begonnen, wo es abschließt; ein anderer meinte, ich hätte unklug das Stück dort geschlossen, wo es eigentlich erst beginnt. Letzterer war ein Anhänger der „naturalistischen" Schule und seine weiteren Ausführungen haben mich sehr belehrt. Ein prächtiger Stoff, sagte er zu mir, was hätte sich daraus machen lassen! Sie nahmen einen ganz guten Anlauf, aber gerade dort, wo das Stück eigentlich beginnen sollte, dort schließen Sie es ab. Ihr Stück, wie es heute vorliegt, ist nichts als Exposition. Die junge Jägerswitwe verzeiht dem Mörder ihres Gatten. Motiv: weil sie ihn liebt. Er ist ja ein interessanter Mann. Er, der Strassl, sieht auch rasch seinen Vortheil, verläßst Weib und Kind in Armut und flieht mit der hübschen Jägers-

verbergen konnte. Die Inscenierung des Stückes war genial, das Spiel gut. Martinelli brachte den Strasſl Toni mit vollendeter Meisterschaft. Das Publicum war äußerst warm gestimmt und zollte nach jedem Aufzug lebhaften Beifall. Ich litt und war völlig muthlos, warum, das kann ich mir heute noch nicht erklären. Nach dem dritten und vierten Aufzuge ward ich, immer wieder vom Publicum gerufen, fast gewaltsam auf die Bühne geschleppt, und zwar so wiederholt, bis ich endlich die Flucht ergriff. „Wir haben gelacht und geweint und danken Euch für beides!" also raunte mir an der Pforte ein alter Weißbart zu. —

Die wärmsten Stimmen über das Stück kamen aus dem kalten Norden. Den ersten großen Erfolg hatte es eigentlich erst im Altonaer Theater zu Hamburg. Dort geschah das Unerhörte, dass die gesammte Presse einmüthig mit dem Publicum dieses Volksschauspiel auf das eingehendste und wärmste würdigte. Solche Nachrichten kamen mir zum Schlusse des Jahres, sie mutheten mich an wie ein Becher glühenden Punsches nach lauer, süß-säuerlicher Limonade. — Auf solche Siegesnachricht erwarte ich nun die Hiobspost von einer großen Niederlage irgendwo, denn die Welt der Bühne liebt Verwandlungen. — Beständig allein bleibt der Kritiker. Hat er einmal gesprochen, dann imponiert ihm nichts mehr als das, was er selber gesagt hat — so lange er sich daran erinnert.

Das Stück erhält sich bisher auf dem Repertoire, seit zwei Monaten ist es auf verschiedenen Bühnen an dreißigmal zur Aufführung gekommen. Auf weiteren Bühnen stehen die Aufführungen bevor.

Und also bin ich fast zufällig, halb wider Willen Dramatiker geworden. Möge der Mangel einer ernstlichen Absicht als Milderungsgrund gelten! —

Und zum Schlusse noch ein bisschen Arroganz.

Da ich die Meinung anderer über mein Stück so vielfach gehört habe, werden es auch vielleicht andere nicht ablehnen, meine Meinung darüber zu hören. Denn, da nach Einiger Ansicht das Stück nicht für den Dichter spricht, so muss der Dichter für das Stück sprechen. — Das Schauspiel „Am Tage des Gerichts" steht den Kunstregeln eines Dramas nicht, dessen war ich mir schon bei der Wahl des Stoffes bewusst. Der Stoff ist nicht dramatisch im gewöhnlichen Sinne, und doch muss er auf der Bühne wirken, weil er tief menschlich ist. Gutgemachte Theaterstücke haben wir genug; aber gute Mache allein kann nicht halten, während guter Gehalt sich selber macht. Die sogenannten Kunstregeln habe ich auch als Erzähler nie beobachtet; ich forme meine Gestalten nicht aus carrarischem oder athenesischem Marmor, sondern aus heimischem Lehm, dafür trotzen sie unserem Klima. Man ziehe herben Naturwein in thönernem Kruge vor einem Kunstpantsch in krystallnem Becher.

Dass ich kein geaichter Dramatiker bin, davon haben mich die Erfahrungen bei diesem Stücke neuerdings überzeugt. Nicht weil in dem Stücke so große Fehler vorkommen, sondern weil ich nicht imstande bin, diese Fehler einzusehen. Dass der zweite Aufzug überflüssig ist, wusste ich allerdings schon, als ich ihn schrieb. Heute nach vielen Erprobungen sagen die Theaterdirectoren, dass dieser überflüssige Act eigentlich der nothwendigste sei. Was geht denn aber vor? Im ersten Aufzuge wird der Strasſl zum Mörder; im zweiten wird nur gezeigt, dass dieser Mörder noch lange kein Spitzbub ist, was ihn erst auf die Höhe des tragischen Helden hebt; im dritten wird seine natürliche Gegnerin bestimmt, ihm zu verzeihen, im vierten Act wird er bekehrt. Man sieht, diese Menschen handeln nicht, sie werden vielmehr behandelt, und das ist der Fehler. Aber am Ende sind wir auf Erden ja alle der

rührten den Kern, sozusagen die Seele des Stückes. „Die höhere Lieb', sie soll die Heldin sein", heißt es im Prologe, und das Stück gipfelt in den Worten des bishin verstockten Missethäters, dem aus Menschenliebe verziehen worden war: „Dem Hass bin ich gestanden, die Liebe wirft mich nieder!" — Ein Lied wollte ich singen von der Selbstüberwindung, das Schwerste und Göttlichste zu vollbringen, von der Kraft und Größe des Verzeihens. — Das ist freilich kein modernes Thema, und die Kritiker, die nicht von Natur aus geistreich sind, finden bei dessen Besprechung blutwenig Gelegenheit, es zu werden.

Was die von der Kritik behauptete Überflüssigkeit des zweiten Aufzuges anbelangt, freute mich der Ausspruch einer schlichten Bürgersfrau, die mir schrieb: „Man soll nur einmal darüber nachdenken, um wie viel einem der Strassl-Toni nach dem zweiten Acte lieber ist, als nach dem ersten." Nicht übel, und liebenswürdig boshaft war der Ausspruch eines Wiener Kritikers: „Der zweite Act ist wie Sodawasser. Sodawasser ist bekanntlich das beste Getränk, weil man es trinken und auch stehen lassen kann. Diesen zweiten Act kann man spielen und auch weglassen, doch verdiente ein Regisseur, der letzteres thäte, einen schärferen Arrest, als den, der im zweiten Acte dargestellt ist." Derselbe warm humoristische Kritiker tadelt einen ungebührlich langen Zwischenact, indem er sagt: „Wenn in dem Stücke überhaupt eine Handlung wäre, so hätte man auf die Vermuthung kommen können, dass auf der Bühne etwas passiert sei!" — Und wenn ein anderer meinte, dass R. als Dramatiker noch die Farbe seiner grünen Steiermark habe, so musste ich auch über diesen Witz lustig lachen, weil daneben sehr viel warme Anerkennung der guten Seiten des Stückes zu lesen stand. Wie ein Kritiker strenge, liebenswürdig und geistvoll zugleich sein kann, bewies jene eingehende und verständnisvolle Besprechung, die in dem Ausspruche gipfelte, der Autor des „Am Tage des Gerichts" habe wohl die Sache los, aber die Mache nicht, und er habe auf der Höhe seines Lebens noch einmal ein Handwerk zu lernen.

Drollig hingegen geberdeten sich ein paar Wiener Antisemitenblätter. Ein Teutone schlug mit gewaltigen Keulenhieben das Stück zweimal todt; da es immer noch lebt, so wird er mir wahrscheinlich — wie ich ihn kenne — einmal mündlich oder in einem Privatschreiben überschwenglich gratulieren zum „unsterblichen" Werke.

Der „Figaro"-Schreiber in Wien gerieth aus Wuth über den Erfolg des Stückes geradezu in ein bedenkliches Delirium. Er faselte von einem Reclameapparat, den der Autor in Betrieb setze! So ein Mensch, der mit Behagen sein Brot den Juden aus der Hand isst, spielte mit bärenmäßiger Plumpheit die Antisemitenfrage in mein Volksstück und schrieb den Erfolg desselben meiner — Judenfreundlichkeit zu. — Ein netter Patron, das!

Auf wiederholte Einladung, meinem Stücke in Wien beizuwohnen, geschah dies zur vierten Aufführung am 27. December. Seltsam war mir zumuthe, als ich abends gegen sieben Uhr den Museen entlang hinanschritt und das weiße Haus im elektrischen Lichte leuchtend vor mir stehen sah. Reichlich ein Jahr früher bin ich zur selben Stunde denselben Weg gegangen, um der Eröffnung des Hauses beizuwohnen. Anzengrubers „Fleck auf der Ehr'" wurde gegeben und meinen genialen Freund hatte ich damals das letztemal gesehen. Heute stand ein Kleiner vor den Augen eines Publicums, das gewohnt war, den Großen zu sehen! Ich kann nicht sagen, wie schwer die Beklommenheit war, die ich empfand. Das Haus war überfüllt. Mir war eine Balkonloge zur Verfügung gestellt worden, in der ich mich vor den Augen des Publicums nur halbwegs

Gescheit gedacht und dumm gehandelt,
So bin ich mein' Tage durchs Leben gewandelt.

Selbstbekenntnis.

Du nennst mich Dichter? Ich bin es nicht,
Ein andrer sitzt, ich fühl's, und schreibt mein Leben,
Und soll die Poesie den Namen geben,
Statt Dichter, fühl' ich höchstens mich Gedicht.

* * *

Will unsere Zeit mich bestreiten,
Ich lass es ruhig gescheh'n,
Ich komme aus anderen Zeiten,
Und hoffe in andere zu geh'n.

* * *

Was hängt Ihr Euch an mich und meinen Lauf,
Und strebt dem Höhern plumpen Dranges wider?
Ich zieh' Euch, merk' ich, nicht zu mir herauf,
Doch Ihr, weiß Gott, mich auch zu Euch nicht nieder.

* * *

Nebenbuhler mir zu wecken,
Zählt Ihr Dienst und Jahre auf?
Esel schätzt man nach den Säcken,
Aber Renner nach dem Lauf.

Kritik.

Von unsern Kunstrichtern die bestgenannten
Sind gegen mich gar strenge Richter;
Sie protestieren eben als Protestanten,
Und ich — bin ein katholischer Dichter.

* * *

„Warum gibst deine Werke du endlich nicht heraus?" —
Mein Freund, bei schlechtem Wetter hält man sich gern zuhaus.

Verständlichkeit.

War ich als Dichter gleich geboren,
So kam's doch nie zur echten Klärung;
Im Anfang war's nicht ausgegohren,
Dann gieng's gleich in die faule Gährung.

An S.

Ich schriebe Verse gegen dich,
So sprichst du, ärmster der Poeten,
Das hieße, Gott behüte mich,
Mit gold'nen Kugeln Spatzen tödten.

Einem Kritiker.

Eig'ne Gedanken sprichst du mir ab? Auch sind es nicht eig'ne:
In der Weihe Moment gab sie die Muse mir ein.

Schmäht, so viel Euch beliebt, Ihr laut recensierenden Zungen,
Über den Reichen zu Pferd schimpft ja das Volk, das zu Fuß.

* * *

Wälz' immer dich in Schlamm und Koth,
Und spritze, spritz' nur zu:
Wer weiß? du liebst mich endlich noch,
Bin ich beschmutzt wie du.

Nicht fordr' ich, dass du gut mir heißt,
Was du so eifrig schmähst,
Nur dass du's zu dem Vielen reihst,
Wovon du nichts verstehst.

Einem Censor.

Dass du, Freund, nicht schreiben kannst,
Wissen wir gesammt;
Aber lesen lerne doch,
Das gehört zum Amt.

Fortschritt.

Ich fühle wohl meine Sünden,
Die alten, wohl gar auch neue;
Doch wenn ich die Wahrheit gestehen soll,
So fehlt mir die rechte Reue.

An das Publicum.

So habt Ihr mich vergessen?
O könnte Euch ich's auch;
Doch euren Qualm von Albernheit,
Athm' ich in jedem Hauch.

* * *

„Mein Wissen ist gegen das Eure ein Kind,"
Fern sei, dass ich es leugne,
Nur dass Eure Gedanken fremde sind,
Die meinen aber eigne.

* * *

Gar Viele sind meinem Gedichte geneigt;
Nur dass, wie es geht beim Lesen,
Ich bloß diejenigen überzeugt,
Die früher bereits es gewesen.

Bei Empfang des Leopoldordens.

(März 1849.)

Gern misste den Orden der Barde;
Ich trag' ihn in eignem Sinn:
Mich mahnt er als eine Cokarde,
Dass ich des Kaisers bin!

behandelte Theil, der leidende Theil, und ich sehe eben nicht ein, warum man das nicht sollte auf der Bühne darstellen dürfen. Nach meiner Meinung besser solche Stücke, deren leidende Theile das Publicum zu einem handelnden anregen, als solche, deren manchmal ungeheuerlich handelnder Theil das Publicum zu einem leidenden machen.

Obzwar mein Stück auch mit der vornehmen Gesellschaft Glück gehabt, denke ich mir im ganzen doch Folgendes:

Der dramatische Dichter schreibe nie für Parquet und Logen, sondern für ein „höherstehendes“ Publicum. Er soll wissen, dass die Herrschaften in den Sammtfauteuils sich viel langweilen und gähnend den Schluss des Stückes erwarten, während das Publicum der Galerie, wovon viele den ganzen Abend auf den Zehen stehen und lange Hälse machen müssen, um etwas zu sehen, lachend oder schluchzend nur das eine fürchten: das letzte Fallen des Vorhanges. Die da oben sind nicht ins Theater gekommen, um Jagd zu machen nach den Fehlern des Stückes, sondern um willig und dankbar dem Dichter zu folgen. Die da oben in den Galerien verlangen, dass das Stück einen Leib und eine Seele habe, nämlich, dass es realistisch und idealistisch zugleich sei. Die Kunst des Volkes darf nie vergessen, dass das Laster zuschanden gemacht werde und der Adel im Menschen zu Ehren kommen muss. Also verlangt es das naive Publicum; und ein anderes wird der Künstler, der Dichter sich nicht wünschen.

Das Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts“ macht seinen Weg, aber nicht auf schimmerndem Siegeswagen, sondern zu Fuße und an einem Stocke. — „Das zweite Stück“, so behaupten viele Kritiker, „wird schon besser ausfallen.“ Aber, wer sagt denn, dass ich ein zweites schreiben will? Eher verlangt's mich mit den strengsten der Recensenten einmal die Rolle zu tauschen; sie sollen dichten und ich ....

Ich möchte denn doch gar zu gerne auch einmal ganz gescheit sein.

Was Grillparzer über uns gedacht hat.

Der hundertste Geburtstag des großen österreichischen Dichters, den wir am 15. Jänner 1891 begiengen, veranlasste uns wieder einmal, dem Geiste desselben zu lauschen. Manche Festbegeisterung für den Dichter war echt; manche stellten sich begeistert aus verschiedenen Gründen. Ein Dichter, der nur zu seinem Seculum anerkannt werden will, ist immerhin noch zu ertragen. Hätte Grillparzer seinen hundertsten Geburtstag erlebt, wie ein König wäre er gefeiert worden; hätte er an demselben noch geschrieben — was dann?

Nun, da er jetzt nicht mehr schreibt, so wollen wir heute zu seiner Ehr' und zu unserer Lehr' lesen, was er einst geschrieben.

Biographisch.

Am fünfzehnten Jänner geboren,
Gestorben? — ich weiß noch nicht wann?
Kömmt einst dir das Datum zu Ohren,
So füg's zur Ergänzung hier an.

Und hast du es niedergeschrieben,
So hast du mich ganz, auf ein Haar;
Was etwa noch übrig geblieben,
Wird wohl nach dem Tode erst wahr.

Doch wer, was zweifelhaft, ob Glück es
bringt, ob Schmerzen,
Der ist ein Schuft, fühlt, was er singt, er
nicht im eignen Herzen.

Thersites.

(Frei nach Homer.)

Die Ästhetik vor allem verpön' ich,
Sie spielt ein gefährliches Spiel:
Die gute nützt sehr wenig,
Die schlechte schadet sehr viel.

Fortschritt.

Ein Mittel wird dem Fortschritt immer
bleiben:
Wenn er nicht übertreffen kann, zu über-
treiben.
Und bei der Einzelnen schmählichen Er-
mattung;
Der Cultus der Nationen und der Gattung.

Nationaltracht.

Der Weg der neueren Bildung geht:
Von Humanität,
Durch Nationalität,
Zur Bestialität.

Liberalismus.

Lern' erst, was Freiheit will zu Recht be-
deuten,
Eh' Wort und Wahlspruch du entlehnst
von ihr,
Nicht nur, dass selbst du dienstbar keinem
zweiten,
Nein, auch kein zweiter dir.

* * *

Juristen:
Schlechte Christen;
Macht Ihr einen zum Minister,
Wird ein guter Christ er.

Deutscher Bund.

Der deutsche Bund war nicht schlecht von
Haus,
Gab auch Schutz in jeder Fährlichkeit,
Nur setzt' er etwas Altmodisches voraus:
Die Treue und die Ehrlichkeit.

Glaube.

Der Ungläubige glaubt mehr als er meint,
Der Gläubige weniger als ihm scheint.

Proselytismus.

Warum zu ihrem Glauben
Sie gern Genossen nehmen?
Vielleicht um in der Menge
Sich weniger zu schämen.

Die Schweizer.

Man fragt, ob Ihr denn Deutsche seid?
Ich glaub' es nun und nie:
Ihr triebt die Jesuiten aus,
Wir schreiben gegen sie.

Namensunterschied.

Was nennt Ihr nicht von Christus Euch,
Warum mit Jesus brüsten?
Weh'! dass Ihr Jesuiten seid,
Indes wir andern Christen.

Irgendwo und irgendwann.

Das Werk von Weibern und Kindern,
Zum Weinen oder zum Lachen:
Uns in diesem Leben zu plündern,
Und im andern uns selig zu machen.

Reisebeschreibung.

Zwischen nichts wissen und Nichtswissen,
In diese zwei Theile ist die Menschheit zer-
rissen.
Aber Nichtswissen
Ist fruchtlos bis zum Tode beflissen,
Indes nichts wissen
Ein gottgefälliges Ruhekissen.

Antwort.

Ob es jetzt noch Geister gibt?
Je nachdem du's nun erkennst:
Wenn du Geist und Fühlen trennst,
Bleibt nur Leib und ein Gespenst.

* * *

Vertreibt die Phantasie
Nicht aus der Poesie!
Sie lässt den Menschen nie
Und flüchtet, stört Ihr sie,
Bis in die Nationalökonomie.

Einem Banquier, der die Armen beschenkte.

Im Schenken ohne Maß, beim Darleih'n klug
bedacht,
Erquickst du Bettler heut', die gestern du
gemacht.

* * *

Mein Freund, Sie sind ein Bösewicht!
Zwar gar so böse sind Sie nicht.
Drum bleiben einfach wir beim Wicht.

Ich rede nicht, wo jeder spricht,
Wo Alle schweigen, schweig' ich nicht;
Weh' Euch und mir, wenn je von uns ich wieder singe,
Ich bin ein Dichter der letzten Dinge.

Öffentliche Anerkennung.

Wie strahl' ich nicht im Ehrenglanz!
Das Höchste sollte mich kaum überraschen;
Sie vergolden mich am Ende ganz,
Nichts ausgenommen als die Taschen.

* * *

Zum Schweigen fühlt der Mensch sich oft gestimmt
Durch mannigfach erwägende Betrachtung,
Doch was die Lust zur Antwort gänzlich nimmt,
Ist tiefgefühlte, herzliche Verachtung.

Krankenbesuche.

(1870.)

Eine Ähnlichkeit, die ich mit Christus habe:
Nur die Weiber kommen zu meinem Grabe.

Was echte Poesie
So hoch vor allem stellt:
Sie ist der ganze Mensch
Und auch die ganze Welt.

* * *

Die eine Vorschrift nenn' ich, durch die du alle erfüllst:
Habe Talent, mein Lieber, und schreibe, was du willst.

Ästhetiker.

Nach Gründen suchen ist Eure Schwäche,
Die Kunst lebt im Vollen und im Bunten,
Der Grund ist auch eine Oberfläche,
Nur nach unten.

* * *

Sie sind der höchsten Ideen voll,
Zum Staunen oder zum Lachen;
Ein jeder weiß, wie man's machen soll,
Doch keiner kann es machen.

* * *

Tadeln ist leicht, wie Ihr wohl wisst,
Und höchst bequemlich,
Doch eins gibt's, was noch leichter ist:
Nachbeten nämlich.

Speculation.

Den Himmel hätte das Talent hienieden schon auf Erden,
Könnt' zehen Jahr nach seinem Tod es erst geboren werden.

* * *

Lasst mich mit Eurem Publicum
Und Euren gebildeten Leuten,
Sonst waren nur immer die Dummen dumm,
Jetzt sind es auch die Gescheiten.

* * *

Der Fehler der Deutschen ist immer gewesen,
Wie rühmlich man sie sonst auch nennt,
Dass sie versuchen, da zu lesen,
Wo man noch kaum den Buchstab kennt.

* * *

Die Poesie und die Theologie
Sind eben beide Phantasie;
Nur die eine erfindet ihre Gestalten,
Die andere spielt mit den vorhandenen alten.

Literatoren.

Ein Buch ist ein gar schönes Ding,
Ein Gelehrter ist noch viel werter,
Doch beide vereinigt, wiegen gering,
Das Ganze heißt: Buchgelehrter.

Kritiker.

Die Dichtkunst, sagt man oft und sagt es laut,
Sie sei ein treuer Spiegel alles Lebens:
Drum wenn ein Affe in das Dichtwerk schaut,
Sieht er nach einem Sokrates vergebens.

* * *

Da die Deutschen noch bescheiden nach alter Weise,
Sagt' ich gern ein Wort zu ihrem Preise;
Nun aber, da sie sich selber loben,
Fühl' ich mich fürder der Müh' enthoben.

* * *

Nachahmer schilt das Ausland uns
Und gibt uns spöttisch harte Namen.
Auf! Ahmen wir den Britten nach:
Von nun an nicht mehr nachzuahmen.

Die junge Poesie.

Frag' ich, was wirksam übrig blieb
Der deutschen Literatur,
So stehen zwei zu oberst an:
Scandal und Caricatur.
Kein Wunder! Wo sich dein Reiz verlor,
O heilige Natur!

Der radikale Dichter.

Wer Liebe singt und Wein,
Mag immer Weiberfeind und Wassertrinker sein,
Wer singt, was allen nützt und keinen kränkt,
Dem sei die Überzeugung vornherein geschenkt.

Kleine Laube.

Sonnenstaub.

Neue Lieder von M. R. von Stern.*)

Subjective Wahrheit.

Fort mit der Wahrheit! Laſst die Schönheit thauen
Wie milden Balſam auf die kranke Welt!
Fort mit der Wahrheit! Laſst den Himmel blauen,
Die ſüße Lüge, die das Herz erhellt!
Um eine Welt von grauenhaften Qualen
Tauſcht ihr des Herzens holde Blüte ein;
Berauſcht von Nüchternheit, ihr ſeid Vandalen
Und mordet fühllos mit dem Schein das Sein!

Was iſt die Wahrheit? Iſt's die plumpe Tatze,
Die an dem Flügelſtaub des Lebens rührt?
Was iſt die Wahrheit? Iſt's die eitle Fratze
Des rohen Wiſſens, die das Herz verführt?
Ich ſage nein! Wahr allein iſt das Wähnen,
Das meine Seele einigt und beglückt!
Wahr iſt der Dichtung und des Glaubens Sehnen,
Und Lüge iſt, was unſer Sein zerſtückt!

Mein Stolz.

In Wolken weich von Patchouli umfloſſen,
Rollt durch den Prater das geſchminkte Glück;
In ſüßer Faulheit, ſanft dahingegoſſen,
Lehnt es ſich in den Sammetſitz zurück.
In gold'nen Duftes Roſenhauch verſunken,
Karfunkelt es in diamant'nem Licht —
Du armes Weib, von Gold und Schönheit trunken,
Ich ſag' es ſtolz, nein, ich beneid' dich nicht!

Von öder Angſt durch alle Welt getrieben,
Irrt heimatlos der neue Ahasver;
Er iſt verdammt, kein Menſchenbild zu lieben, —
Die Taſche voll, das Herz, das Herz iſt leer!
Er läſst am Belt Champagnerpfropfen knallen
Und ſchlürft in Capri ſüßes Sonnenlicht —
Du reicher Weltflaneur, ärmſter von allen,
Ich ſag' es ſtolz, nein, ich beneid' dich nicht!

Der gold'ne Lorbeer ſchmückt gemeine Stirnen
Und tief im Elend ſchluchzt die Poeſie;
Im Wettbewerb mit anſchmiegſamen Dirnen,
Buhlt um den Lohn die gold'ne Coterie.
Die Feder knirſcht, es klimpern die Moneten,
Und, defloriert, verkauft ſich das Gedicht —
Ihr Herrn der Mode, ſchändliche Poeten,
Ich ſag' es ſtolz, nein, ich beneid' euch nicht!

Chor der Verzweifelten.

Wir ſind die Alten,
Wir ſind entzweit,
Verdammt, geſpalten
In Ewigkeit!
Die Menſchen waren
Von je zerſtreut,
Und wie vor Jahren
Sind ſie noch heut.
Von Kain und Abel
Das Bibelwort,
Es iſt keine Fabel,
Das pflanzt ſich fort.
Den Friedensſpuren
Miſstrauen wir,
In den Culturen
Treu bleibt ſich das Thier!
Wie auch der Handel
Die Leute treibt,
In allem Wandel
Der Irrthum bleibt.

*) Aus deſſen edelgedachten und geformten Gedichten „Sonnenſtaub“. (Leipzig. W. Friedrich.)

Jubelfeier.

Der Mann bracht' es auf siebzig gar,
Das heißt: von seinem siebenten Jahr
Hat all sein Wirken, von Kind bis jetzt,
Nur eine Null ihm zugesetzt. —

* * *

Schüler und Schulmeister
Sind uns're großen Geister,
Schreien im Chorus sie,
Gibt's eine Akademie.

* * *

Ein Dummkopf bleibt ein Dummkopf nur
Für sich in Feld und Haus,
Doch wie du ihn zu Einfluss bringst,
Wird gleich ein Schurke draus.

* * *

Such' nicht nach Gründen gar so weit,
Wo schon ein Grund die Wirklichkeit.

* * *

Jeder Irrthum hat drei der Stufen:
Auf der ersten wird er ins Leben gerufen,
Auf der zweiten will man ihn nicht eingestehn',
Auf der dritten macht ihn nichts ungescheh'n.

* * *

Gesteh' dir's selbst, hast du gefehlt,
Füg' nicht, wenn Einsicht kam,
Zum falschen Weg, den du gewählt,
Auch noch die falsche Scham.

* * *

Der Tiefsinn wird gar leicht zum Stumpfsinn,
Der Scharfsinn artet oft in Witz,
Halt' immer dich an den Natursinn,
In ihm hat Groß und Kleines Sitz.

Antwort.

„Ich will" ist ein gewichtig Wort,
Spricht mit sich selbst der Mann;
Doch steht gegenüber er der Welt,
So gilt doch nur: „Ich kann."

Regel.

Willst die Bescheidenheit du des Bescheidenen prüfen, so forsche,
Nicht ob er Beifall verschmäht; ob er den Tadel erträgt.

* * *

Halt' dich entfernt, theil' dich nicht jedem mit,
Und flieh' die Schwätzer, Lung'rer, Schmecker,
Sieh' nur, es ist ein kleiner Schritt,
Vom Teller- bis zum Speichellecker.

* * *

Mit drei Ständen habe nichts zu schaffen:
Mit Beamten, Gelehrten und Pfaffen.

* * *

Fühlen und Denken, wenn man's erwägt,
Sind der Blinde, der den Lahmen trägt.

Inschrift auf eine Sonnenuhr.

Ihr Leuchten zeigt die Stunde,
Mich selber zeigt ihr Licht;
Mag auch das Wissen fehlen,
Fehlt nur die Weisheit nicht!

über ein künstlerisches Thema, als den einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Dazu gehört ebensoviel Muth als Geist: man muss den Muth haben, man selbst zu sein, und man muss den Geist haben, es in einer Form zu thun, die nicht verletzen kann; dies ist nur dem wahren Philosophen möglich, der sich selbst so objectiv wie anderen gegenübersteht. Berger charakterisiert in seinen Vorlesungen sich selbst nicht weniger, als den Dichter, den er gerade bespricht, er spielt gleichsam sein eigenes Herz, sein ganzes Gemüth gegen das andere aus. Das zündet in jedem Falle. Denn in der Poesie handelt es sich schließlich doch nur um das Herz, um das Gemüth, um den ganzen Menschen, der sich da offenbart; ihr Thema ist ja nichts anderes als die fühlende Persönlichkeit. Darum muss auch alles ästhetische Urtheil so gut auf einem wahren und vollen Erlebnis an den Kunstwerken beruhen, auf die es sich bezieht, wie die dichterischen Schöpfungen selbst das Product eines ursprünglichen Erlebnisses sein müssen. Und dies ist Bergers nicht bloß praktisch befolgter, sondern auch theoretisch (in seinen „dramaturgischen“ Vorträgen) ausgesprochener Grundsatz, und mit ihm hat er den wohlverdienten Erfolg errungen, die literarische Kritik, die von den sinnlichen und schaulustigen Wienern nicht sehr geschätzt wird, in seiner geliebten Vaterstadt wieder zu Ehren zu bringen. Das ist sein bleibendes Verdienst. Freilich sind es diese Offenherzigkeit und Wärme nicht allein, die Bergers kritische Vorträge so beliebt und so wertvoll gemacht haben. Es kommen noch hinzu: seine reiche und tiefe Einsicht in das Wesen der Poesie, sein umfassendes Wissen, seine philosophische Kraft in der Dialektik und in der eindringlichen Analyse der Dichtungen, und seine klare, von schönen Bildern und Gleichnissen durchwirkte Sprache. Macht der tiefe Gemüthston in allen ästhetischen und psychologischen Darlegungen schon an und für sich einen dichterischen Eindruck, so wird dieser noch durch solche Anschaulichkeit der Sprache wesentlich erhöht.

Darum konnte es keinen überraschen, dass jetzt ein Band „Gesammelte Gedichte von Alfred Berger“ (Stuttgart, Cotta, 1891) erschienen ist: den verkappten Dichter hat man aus dem Kritiker längst herausgefühlt, und übrigens ist er schon früher bei zwei sehr feierlichen Anlässen mit starker Wirkung als Dichter hervorgetreten. Das erstemal mit einem Epilog zur letzten Vorstellung im alten Hofburgtheater. Damals war Berger noch der im bescheidenen Dunkel weilende Secretär der Burgtheater-Direction. Wie mächtig dieser Epilog wirkte, beweist die Thatsache, dass ein in ihm poetisch ausgesprochener Wunsch buchstäblich zur Ausführung gebracht worden ist. Berger schrieb, was Sonnenthal sprach:

... Und wie ein Mann, der von der Heimat scheidend,
Sich eine Scholle Heimaterde mitnimmt,
Um einst sein Haupt darauf zu betten, möcht' ich
Von diesen Brettern hier, die nicht nur euch,
Die uns die Welt bedeuten, einen Splitter
Fromm mit mir nehmen, dass er uns bewahre
Das Angedenken an die schönen Jahre,
Die ruhmvoll große Zeit, da unsre Kunst,
Ein Kind des Hauses, unter einem Dach
Mit Österreichs Kaiserkrone durfte wohnen!

Am Schlusse der Vorstellung klopfte sich das Publicum der Logen und der Galerien, von wo immer es nur konnte: von den Bänken, Holzverkleidungen, Brettern des dem Abbruch bestimmten altehrwürdigen Kunsttempels Splitter ab. Mit Splittern von Bühnenbrettern des alten Burgtheaters wurde noch lange hernach schwunghafter Handel getrieben, und erst kürzlich zeigte uns ein Enthusiast des Burgtheaters triumphierend einen schönen Rahmen, der aus solchen Resten des alten Bühnenbodens gemacht wurde, und der den Zettel der letzten Vorstellung („Iphigenia“) im alten Hause enthielt.

Das zweitemal trat Berger als Dichter gelegentlich der Grundsteinlegung zum Raimund-Denkmal vor dem Volkstheater (am 31. Mai 1890) hervor. Auch diesmal mit durchschlagendem Erfolge, zu dem auch der bewundernswerte Vortrag

Wir lassen es treiben
In Sturm und Wind —
Die Menschen bleiben
So wie sie sind!

Chor der Hoffenden.

Der ewige Friede
Er ist kein Wahn,
Die Welt ist müde
Von Streit und Spahn!
Das Sichzerspalten
Wird zum Verdruss,
Ein göttlich Walten
Geräth in Fluss.
Das nur Vermeintliche
Verschwand,
Das ewig Feindliche
Reicht sich die Hand.
Das Mannigfaltige
Erscheint
Im Vielgestaltigen
Herrlich geeint.
Es trügt kein Schaumbild
Im Ideal;
Der Menschen Traumbild
Ist Gottes Wahl!
Das Vielverhöhnte,
Es ist kein Spiel,
Das stets Ersehnte,
Das ist das Ziel!

Nachtgebet.

In Donnern und Blitzen,
Auf Bergesspitzen
Ist der Herr.

Im Sonnenbrüten,
In schauernden Blüten,
In Sturmeswüthen
Ist der Herr.

In Wolken wohnt er,
Im Frühroth thront er,
Im Regen rauscht seine Gnade durchs Land.

Die Erde bannt er,
Das All umspannt er.
Du Unbekannter,
Herr Gott, ich befehl' mich in deine Hand!

Alfred v. Berger.

Alfred v. Berger gehört zu den interessantesten Gestalten des literarischen Wien. In der kurzen Zeit von zwei Jahren ist er der allgemein anerkannte Führer der Wiener Literatur geworden; ohne in einer einflussreichen Redaction oder gar auf dem Throne der Burgtheater-Direction zu sitzen, gilt er als der vertrauenswürdigste Kritiker in der Wiener Gesellschaft. Und dieses große Ansehen hat er sich zum geringeren Theile durch das erworben, was er drucken ließ (es ist gar nicht viel), sondern zumeist nur durch die mündliche Mittheilung seiner kritischen Gedanken. Berger ist der beliebteste und gesuchteste Sprecher von der ganzen Wiener Hochschule, an der er Privatdocent für Philosophie ist. Wenn er allen Ansprüchen der literarischen, humanitären und geselligen Vereine nachgeben wollte, müsste er außer seiner täglichen officiellen Vorlesung im Hörsaale der philosophischen Facultät ebenso oft anderwärts fürs große Publicum sprechen. An der Universität liest er heuer über praktische Philosophie (Ethik), außerhalb derselben nur über dramaturgische oder literarische Erscheinungen, die die Menge beschäftigen. Mit zwei Vorträgen über Ibsens „Gespenster“ und über desselben Dichters „Rosmersholm“ hat er in den letzten Wochen wieder Aufsehen erregt. Berger ist ein tiefsinniger Gegner des revolutionären Norwegers, aber doch auch wieder so gerecht, im Dichter, dessen deterministische Weltanschauung der seinigen vielfach widerspricht, die große und echte Gestaltungskraft anzuerkennen. Als Sprecher tritt Berger immer ruhig, ohne Pathos, schlicht, natürlich auf, aber er weiß es so einzurichten, als fielen ihm die Gedanken gerade ein, obwohl das Manuscript der Vorlesung vor ihm liegt. Ein angenehmes Organ macht ihn sympathisch, eine Handbewegung verräth von Zeit zu Zeit seine innere Erregung; einige feine Scherze würzen den Ernst seiner Rede. Doch hat sie ihren ganz eigenen Zauber, und das Geheimnis ihrer mächtigen Wirkung liegt nicht in der Form, sondern im Inhalt dessen, was er sagte. Berger als Vorleser läſst das Publicum mit verblüffender Offenherzigkeit in sein eigenes Innere hineinsehen; darin besteht seine Originalität als Sprecher wie als Denker. Eine Vorlesung von Berger hat mehr den Charakter eines Bekenntnisses, einer Beichte

ihn zum Kritiker gemacht. Damit soll nicht gesagt sein, dass seine Sammlung keine rechten lyrischen Stücke enthält; wir nennen nur: „Auf dem See“, „Grundlsee“, „Ein Wintermorgen“, „Beruhigung“; viele Liebesgedichte sind von großer Schönheit. Er vermag auch in vier Zeilen ein Gedicht zu schreiben, dem nichts fehlt: „Liebe“. Aber wesentlich zeigt ihn uns seine Lyrik als einen philosophischen, zur Mystik, dem Denken mit dem Herzen geneigten Geist, dem die ewigen Welträthsel, stets Antwort heischend, im Sinn liegen, und der an Gedanken jedesmal weit reicher ist, als an Bildern. Einmal sogar hat ihn die Anschauung in Stich gelassen, im Gedichte „das goldene Schlüss'lein“:

Worauf sich Liebe gründe, zu erkunden
Vermagst du nicht, was du auch läßt und thust —
Wer hat das gold'ne Schlüss'lein je gefunden,
Auf dem die schöne Himmelsbrücke fußt?

Wie sich Berger das Fußen der Brücke auf dem winzigen Raum eines Schlüsseleins vorgestellt haben mag, ist nicht zu begreifen. Oder ist die Brücke unter die Seiltänzer gegangen? Das ist der einzige Lapsus, der uns aufgefallen ist. Der Wert des Buches liegt diesmal ganz ausschließlich darin, dass es das allgemein menschliche Bekenntnis eines Mannes enthält, der dazu berufen ist, als Philosoph und Ästhetiker uns noch vieles von Bedeutung mitzutheilen.

Wien, 25. December 1890.

Moritz Necker.

Anonyme Menschen.

Vor einiger Zeit hat sich der „Heimgarten“ über die Unleserlichkeit der Namensunterschriften aufgehalten, und mit Recht; man kriegt mitunter Schriftstücke in die Hand, die zwar mit irgend einem Kratzer unterzeichnet sind, trotzdem aber als anonym oder pseudonym gelten könnten, weil ja der Kratzer nicht zu entziffern ist.

Nun weiß ich aber in unserem gesellschaftlichen Leben ein Gegenstück, das nicht minder schlimm ist, wie die unleserliche Namensunterschrift. Ein anonymes Schriftstück ist etwas Perfides oder etwas Lächerliches, was aber ist eine anonyme Person?

Wie ich das meine? Ich will deutlich sein.

Ich bin in einer Gesellschaft. Die Herren sind alle gleich befrackt, gleich höflich und in ihren Phrasen gleich nichtssagend. Ein fremder Herr wird mir durch den Gastgeber vorgestellt: „Bitte, hier! Herr Maier!“

„Ah, freut mich!“ sage ich, eine der dümmsten Phrasen, die man thun kann, aber sie ist nöthig, sie gehört zum guten Ton. Nachdem man sich vorgestellt, das heißt, nachdem der Name genannt ist, hat man sich als Bekannte zu betrachten, und es kann ein Gespräch beginnen, je nach Belieben, vorsichtig oder zutraulich. Ich ziehe es vor, einstweilen über das Wetter zu sprechen, später über ein neues Theaterstück, dann über einen Eisenbahnunfall, der im Tagblatt stand; aber dem Herrn Maier ist nicht so leicht beizukommen, ich bringe es nicht heraus, was ihn interessiert, worin er Bescheid weiß oder was er eigentlich bedeutet. Nachdem ich mich so eine halbe Stunde mit dem Manne abgemüht habe (denn manchmal sind in einer Salongesellschaft zwei bestimmte Fremdlinge aufeinander angewiesen), schlage ich mich unbemerkt zum Hausherrn und flüstere ihm die Frage ins Ohr: „Ich bitte Sie, wer ist denn eigentlich dieser unglückselige Herr Maier? der Mann ist mir rein anonym und ich weiß mit ihm nichts anzufangen.“

Nun erst erfahre ich vielleicht seinen Stand, seine Art, seinen Charakter, nun erst taucht mir in ihm eine bestimmte Individualität auf, mit der ein Verkehr möglich wird.

Was will ich sagen? dass die Art, wie wir in der Gesellschaft fremde Personen einander vorstellen, eine alberne, weil gänzlich ungenügende ist. Bloß den Namen zu nennen, genügt nicht, die allerwenigsten Personen haben einen Namen,

des Meisters Lewinsky nicht wenig beigetragen hat. Die in Versen gefasste Charakteristik des in Raimund zur Verkörperung gelangten Localgenius Wiens ist so schön und so warm und wahr, dass wir uns nicht enthalten können, einen Theil wenigstens von ihr herzusetzen.

Ja, Volk und Heimat hat in ihm gesungen!
Aus seinem Liede grüßt's wie Fiedelklang,
Wie Walzermelodie, wie Sang und Jauchzen
Bei jungem Wein — der blauen Donau Rauschen,
Der sonn'gen Hügel Rebenduft, die Größe
Der blauen Alpen, die den alten Steffel
Von ferne grüßen — was ein Wienerherz
Im trauten Worte „Heimat" warm umfasst,
Das lebt und weint und lacht in seinem Liede!
Wie eines Österreichers helles Auge
Durch allen blauen Dunst hindurch die Dinge
Leibhaftig schaut in ihrer Wesenheit,
So steht's in Raimund kräftig hingemalt,
In ew'ger Jugend, farbig, leuchtend, lebend:
Das gute Herz, das in uns allen schlägt,
Die offene Hand, die jedem helfen möchte,
Der leichte Sinn, der nicht nach morgen fragt,
Die Treue, die kein Undank überwindet,
Der fromme Glaube auch, dass eine Fee
Gutmachen wird, was wir verdorben haben,
Dazu das alte österreich'sche Glück,
Das diesen Glauben nicht zu schanden macht,
— Ein echter Wiener geht ja niemals unter —
Der franke, frohe Muth, der selbst dem Teufel
Gelassen „Servus" sagt, der Rappelkopf,
Der in uns allen schimpft und räsonniert —
All unser Wesen lebt in seinem Lied . . .
Wer hat es nicht erlebt in unserm Wien,
Wenn in des Sommerabends Dunst und Schwüle
Es in den Bergen blitzt und leise donnert,
Und plötzlich dann der feuchte Laubgeruch
Der Wiener Waldluft durch die Straßen flutet,
Von allen Lippen dürstend eingesogen?
So geht ein tiefes Athmen durch die Menge,
Ein frischer Schauer fröhlichen Gesundens,
Wenn rein und lauter auf entweihter Bühne
Des alten Raimund keuscher Zauber waltet...

Die Wirkung, die Lewinsky mit diesem Gedichte machte, wird uns unvergesslich sein. Wir sahen helle Thränen der Begeisterung auf vielen ernsten Männergesichtern blinken.

Nicht ohne inneren Grund haben wir hier aus der Sammlung der Gedichte Bergers gerade diese zwei Stücke — Poesie der Poesie — herausgehoben. Denn der Dichter in Berger trifft seinen tiefsten Ton doch nur dann, wenn er über Dichter spricht. Mehr noch als unmittelbar naive Poesie, bringt Bergers Lyrik die Sehnsucht nach Poesie zum Ausdruck, und das ist das ganz Eigenthümliche in seiner Persönlichkeit. Was seine Größe als Kritiker ausmacht, das eben hindert ihn, ein großer Dichter zu sein, und er weiß es, er klagt darüber, er ist nicht glücklich deswegen, es gibt einen Zwiespalt ihn ihm, den er selbst des öfteren, am besten in der folgenden „Klage" in Worte fasst:

Wie lang ist's her, dass mir kein Lied
Zu voller duftiger Schönheit gerieth! —
Das macht: ich bin — kaum weiß ich wie —
Erkrankt an chronischer Psychologie.

Die Dämmerung lieben Geister und Dichter,
Doch in mir brennen zu hell die Lichter,
Sie stören das traulich schaurige Walten
Der zarten poetischen Duftgestalten.

Zu feinen seelenkundigen Reden
Verspinn' ich die Gedankenfäden,
Gewonnen durch herzlos kaltes Zergliedern
Von warm gefühlten, lebendigen Liedern.

Wer wüsst' es nicht: ein Horcher im Haus
Scheucht Heimlichkeit und Leben hinaus;
Ein Horcher im Herzen belauert mich,
Mit stechenden Blicken: der Horcher bin ich

Und fängt es dennoch an zu keimen,
Sich im geheimen leise zu reimen —
Sein kaltes Auge sieht mir zu —
Jähes Verstummen, Grabesruh.

Das ist die Poesie der Nichtpoesie, die versificierte Fassung des Nichtdichtenkönnens, und man erinnert sich unwillkürlich an Grillparzers hypochondrische Tagebücher und Verse, in denen er ähnlich über das Fernbleiben der Muse klagt. Aber über Grillparzer kam selbst nach den schlimmsten hypochondrischen Zeiten der heilige Wahnsinn der Poesie, in dem er noch immer seinen „Bruderzwist" und seine „Jüdin" schaffen konnte; in Berger ist der Horcher stärker geworden und hat

Bunte Gedanken.

Von Alexander Engel.

Dem Virtuosen spendet jedermann Beifall, dem Künstler nur der Verständige.

* * *

Wie unsere Feinde über uns denken, das wissen wir immer, doch selten, wie unsere Freunde über uns denken.

* * *

Die Reise nach dem Glück macht man meist per Bummelzug.

* * *

Wer aus dem Unglück der Menge die schönsten Phrasen zu machen versteht, wird — Volksbeglücker genannt.

* * *

Die moderne Kunst zeigt die Wahrheit dort, wo sie — häßlich ist.

* * *

Wenn sich ein Autor bestrebt, nur für die Nachwelt zu schreiben, so kann ihm dies die Mitwelt niemals verzeihen.

* * *

Ihre schönsten Vorzüge haben die Frauen der Phantasie der Dichter zu verdanken.

* * *

Eine kokette Frau will von allen angebetet, eine gemüthvolle von einem geliebt werden.

* * *

Ein volles Herz! Aber ach, womit ist es gefüllt?

* * *

Das wäre die edelste Frau auf Erden, welche es unterdrücken könnte, von ihrer Rivalin etwas Böses zu sagen.

* * *

Was wahre Liebe ist, weiß wohl mancher Mann, nur findet er kein weibliches Wesen, dem er es sagen könnte.

* * *

Wieviel Mühe geben sich doch die Menschen, um einen Kleinen groß zu machen, noch mehr Mühe jedoch, um einen Großen klein zu machen.

* * *

Wie viele sind Dichter, ohne einen einzigen Vers geschrieben zu haben, und wie viele sind es nicht, welche tausend Verse gemacht!

* * *

Man träumt so lange vom Glück, bis man es schließlich verschläft.

* * *

Im Glücke kannst du dich deinen Freunden zeigen, im Unglück können sich dir deine Freunde zeigen.

* * *

Wer den Schein des Glückes nicht für das Glück selbst zu nehmen versteht, der stellt zu hohe Ansprüche an das menschliche Glück.

* * *

Man darf das Glück nicht zu ernst nehmen, aber auch nicht das Unglück.

* * *

Das Glück macht gedankenlos, das Unglück macht nachdenklich.

* * *

Der Glückliche weiß nicht, was Glück ist; der Unglückliche weiß immer, was Unglück ist.

* * *

Das Glück macht uns feige dem Leben gegenüber, das Unglück zu Helden des Schicksals.

* * *

Wieviel Glück geht doch auf Erden verloren und ach, wie wenig wird gefunden!

Das Märchen von der Kornblume.

Von Paul Mantegazza.*)

Ein alter indischer Dichter hat uns ein Zwiegespräch hinterlassen, welches er ungesehen, während er im Schatten einer Sykomore, neben einem reifenden Weizenfeld Siesta hielt, anhörte.

*) Aus „Blumenmärchen“ von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Dr. R. Teuscher. Jena. Hermann Costenoble.

der allein schon den Träger bezeichnet. Bei populären, öffentlich wirkenden Persönlichkeiten, ist letzteres allerdings der Fall. Bauernfeld, Speidel, Schönerer — hört man diese Namen, so weiß man genug. Es genügt zumeist auch nicht, die Stellung mit anzudeuten: Herr Doctor Schmiedt! Herr Professor Schultze! Herr Rath Müller! denn immer noch bleibt die Frage offen: ist er ein Medicindoctor, ist er Jurist, Philosoph, oder was? ist er Hochschul- oder Mittelschulprofessor, oder ein Professor der Magie? Und Rath? Es gibt allerhand Räthe, abgesehen von meinem guten Rath; man möchte sich bei dem Vorstellen deutlicher ausdrücken, etwa: Herr Bergrath Wieser aus Leoben! Herr Professor Schultze, Philologe am hiesigen Gymnasium u. s. w. Taktvolle Leute stellen auch so vor, zumeist jedoch wird die erste Bekanntschaft so flüchtig, bloß auf einen nichtssagenden Namen hin gemacht, und wenn die sich Vorgestellten es auch noch versäumen, sich gegenseitig näher zu erklären, so wird da im Nebel herumgefuchtelt, dass es seine Art oder Unart hat.

Am schlimmsten ist man noch daran, wenn es sich um Leute aus dem Kleinbürgerstande handelt, denn keiner bringt es über die Lippen, den Schustermeister Bacher oder den Schornsteinfeger Schwarz vorzustellen; man muss sich mit dem Herrn von Bacher und dem Herrn von Schwarz allein begnügen, und also wird hier der Name zu einem Anonymus, weil er uns nichts sagt uns nicht aufklärt über das, was er aufklären soll.

Ich bin etwas neugierig, mir ist es nicht genug zu wissen, wie ein Mensch heißt, sondern vielmehr, was er ist. Wie schön wäre es, wenn jedem auf der Stirn, für alle leserlich, sein ganzes Nationale geschrieben stünde! Ich würde nicht anstehen, mich solchergestalt tätowieren zu lassen, obzwar ich nur ein Schneider bin; aber ich möchte auch von meinem Gegenüber-Manne wissen, wer und was er war und ist, erst dann werde ich mich bewogen fühlen, mit dem Manne zu verkehren, ihm eine Unterhaltung zu bieten, wie sie sich für ihn schickt, und eine Ehre zu erweisen, wie er sie verdient. Erst dann werde ich auch den richtigen Maßstab anlegen können an sein Benehmen, an seine Aussprüche, an seine standesgemäße Bildung. In manchem muss mir der Doctor mehr wissen, in manchem der Schuster, soll ich ihn für gebildet gelten lassen. Wenn der Universitätsprofessor behauptet, Stiefel aus präparierter Papierpappe wären empfehlenswerter, als Stiefel aus Leder, so lasse ich es ihm hingehen; wenn mir dasselbe jedoch ein Schuhmacher sagt, so muss ich schon bitten!

Bei Frauen ist es weniger wichtig, ihr Nationale zu kennen, die Frau ist in erster Linie nicht Bäckermeisterin oder Frau Professorin oder Gouvernante, sondern in erster Linie Weib, und darnach richte ich mich leicht. Die Männer sind aber Puppen und nur Puppen allein, wenn man von ihnen nichts weiß, als den kümmerlichen Namen; dieser Name bedeutet oft nicht mehr, als unter einem Briefe ein Buchstabe oder ein Gedankenstrich, der vielleicht nicht einmal etwas zu denken gibt.

Also nur keine anonymen Männer in Gesellschaften! Hübsch den vollen Namen und Charakter nennen, so gut und klar, als es in kurzer Zeit nur möglich ist; ein paar Personen, die man sich gegenseitig vorstellen will, bekannt zu machen, das gehört sich.

Ansonsten werde ich es demnächst so machen, wie jener Musiker; dem ward in der Eile ein Herr Lenz vorgestellt.

„Schön!“ sagte der Musiker. „Ich kenne einen Lenz, der mir sehr sympathisch ist, aber der sind Sie nicht.“

„Seine Excellenz ist's“, flüsterte dem Musiker der Hausherr angstvoll zu, „Seine Excellenz, der Herr Minister!“

„Ah, Pardon, ein Minister sind Sie!“ rief der Musiker. „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Sogar das Exce ist neidisch verschluckt worden, was wunder, dass Sie mir nur Lenz hießen, ohne doch der liebe blumenholde Lenz zu sein! Excellenz, ich mache meine Reverenz!“

M.

wenn ihr schon in Brot verwandelt seid, und sogar euere trockenen Halme werden sorgfältig eingesammelt und bedecken das Haus des Menschen, den Kopf des Mannes und des Weibes."

„Aber das alles ist prosaisch; auch wir hätten gern ein wenig Poesie."

„Seid nicht unzufrieden; es liegt so viel Poesie in einer Ähre, dass alle Völker der Erde nicht imstande wären, sie auszudrücken. Getreide und Wein sind die beiden poetischesten Pflanzen der Welt, die Pole des Guten und Bösen in der Geschichte der Menschheit. Aber sprechen wir jetzt nicht davon. Ich möchte, dass ihr mich ein wenig mehr liebtet, als ihr bis jetzt gethan habt."

„Wir wollen es versuchen."

* * *

Jetzt schien dem indischen Dichter, der schon lange nicht mehr schlummerte, ein langes Schweigen einzutreten, und er hielt das Zwiegespräch zwischen Himmel und Erde für beendigt. Aber nach einiger Zeit ertönte von oben ein langer, zarter Seufzer, wie von einem um Liebe Flehenden.

„Ähren, liebt mich!"

„Himmel, du bist zu fern von uns!"

„Und wenn ich hinunterkäme und euch umarmte, würdet ihr mich lieben?"

„Wir sind zu klein, du würdest uns erdrücken."

„Nein, fürchtet euch nicht; ich werde in Gestalt blauer Blumen kommen und mit euch und unter euch leben, ihr werdet meine Blüten küssen und ich eure Ähren."

* * *

Von jenem Tage an wachsen auf den Feldern, wo der Mensch sein Brot sät, die Kornblumen, und wenn diese ihre blauen Blüten entfalten, reifen auch die Ähren, und Blumen und Ähren küssen sich und unterhalten sich, wie es die blauen Augen und blonden Haare auf dem Kopfe eines schönen Mädchens thun.

Das Ehrgefühl.

Eine Skizze in Wiener Art und Mundart von Eduard Pötzl.*)

Es ist eine seltsame Geschichte, die ich da erzählen will, schier unglaublich; aber wer mich näher kennt, weiß, dass ich kein allzu lästerlicher Aufschneider bin. Die Sache wird noch von sich reden machen; denn von allen Erlebnissen, die man mit einem Wiener Einspänner haben kann, ist sie entschieden die wunderbarste.

Es handelt sich also um einen Einspänner. Ich hatte ihn aus einem Dutzend ausgewählt, die auf dem Platze standen. Er überragte alle anderen, was das nette Aussehen des Wagens und des Pferdes betraf. Das letztere zeigte noch vier gerade Beine und war ein Brauner, was mich sehr für das Thier einnahm. Die Comfortabelpferde leiden nämlich sonst nicht selten an der englischen Krankheit, und wenn sie Schimmel sind, so gehen ihnen die Haare in erschreckendem Maße aus. Sieht man die vielen glatzhäutigen Gäule in der Stadt herumlaufen, so fragt man sich wohl, woher dieses Übel stammen mag, da doch Comfortabelpferde insgemein keinen erheblichen geistigen Anstrengungen ausgesetzt sind. Nur ihre Einbildungskraft wird täglich stark in Anspruch genommen, da sie nicht aus dem Wahne kommen dürfen, es sei Hafer in den Futtersäcken anstatt des Häckerlings. Dies ist auch der Grund, warum ihnen der Futtersack über die Augen gezogen wird, so dass sie im Finstern fressen. Denn sähen sie einmal, was eigentlich darin ist, so würde ein fürchterlicher Aufstand unter ihnen losbrechen. Vielleicht ist es diese fortgesetzte Suggestion, welche meinen Lieblingen, für welche ich schon so oft vergeblich eine Lanze gebrochen habe, Schaden bringt, sie vorzeitig altern lässt und ihre Haare veranlasst, so massenhaft aus der Haut zu fahren.

Doch um auf meinen Einspänner zurückzukommen, muss ich der Wahrheit gemäß wiederholen, dass er einen recht

*) Aus dessen köstlicher Sammlung: „Klein-Wiener". (Wien. H. Szelinski. 1891.)

Das Zwiegespräch fand zwischen den Ähren und dem Himmel statt; vielleicht werdet ihr als Zeichen des Zweifels, wohl gar des gänzlichen Unglaubens, den Kopf schütteln, aber ich versichere euch auf Ehre, dass der Himmel täglich zu den irdischen Geschöpfen spricht, und dass diese ihm antworten. Sie sprechen aber nur leise und fast flüsternd, so dass die Mehrzahl der Menschen nichts hört, und nur die Dichter, welche gerade durch die Schärfe ihres Gehöres zu solchen geworden sind, vernehmen diese Stimmen und behalten sie im Gedächtnis, um uns dann neue Welten, und viel schönere, zu enthüllen, als diejenige, welche uns umgibt.

So lag denn unser Dichter zwischen Schlafen und Denken; das Hin- und Herwogen der Ähren wiegte ihn in einen wollüstigen Halbschlummer, welcher bald in wirklichen Schlaf übergegangen wäre, hätte nicht eine Stimme aus der Höhe seine Aufmerksamkeit geweckt.

* * *

Es war der Himmel, welcher zu den Ähren sprach:

„Undankbare Ähren, ich bin erzürnt gegen euch!“

„Und warum das?“

„Weil ihr meine Wohlthaten nicht mit einem Kusse, einem Gruße, ja nicht mit einem Laute der Dankbarkeit für all das Gute, das ich euch erweise, beantwortet. Ich bin es, der euch erwärmt, ich, der euch erleuchtet; ich bin es, der euere Wurzeln mit erfrischendem Regen badet und auf eueren Stengeln die blonden Körner zur Reife bringt, welche der Mensch in Brot verwandelt.“

„Wir sind nicht undankbar, o Himmel, wir erkennen alle die Wohlthaten, die du uns erzeigst, und glauben dir auch unsere Dankbarkeit zu beweisen. Wir thun, was wir können. Ist es etwa nicht wahr, dass du dich in dem Glück der lebenden Geschöpfe spiegelst, dass du aus der Höhe die Schönheit der blühenden Erde genießest? Wir breiten zwischen Weinbergen und Wäldern unsere bald grünen, bald goldigen Teppiche aus und bemühen uns, die Erde zu verschönern, welche deine Tochter ist und dir deine Küsse und Wohlthaten hundertfach zurückgibt.“

„Aber ich bemerke euere Liebe für mich nicht, und schweigende Liebe ist für mich keine Liebe. Die Blumen schicken ihren Wohlgeruch zu mir herauf, die Wälder ihr beredtes Rauschen, die Vögel ihren Gesang, aber ihr —“

„Wir lieben dich, so gut wir können. Unsere Liebe zu dir ist voll Ehrfurcht. Du bist zu weit von uns entfernt, als dass wir dich glühend lieben, dir unsere Zuneigung ausdrücken könnten. Die Vögel können sich dir leicht nähern, auch die Blumen haben Flügel, um ihren Duft empor zu senden. Wir sind klein und haben keine Flügel.“

„Und doch seht ihr, dass ich euch sehr lieb habe; ich habe in euch bescheidene aber starke Tugenden gelegt, welche euch zur Lieblingspflanze des Menschen gemacht haben. Ich habe euch keine zarten Wohlgerüche, glänzende Farben oder eine hohe Gestalt verleihen können, denn ich musste hohen Wert in kleinem Raume zusammendrängen. Jede von euch trägt auf ihrem zierlichen Stengel das Brot, die einzige Nahrung, deren die Menschen niemals überdrüssig werden, und das sie sogar vergöttert haben, indem sie es auf die Altäre ihrer Tempel legen und einen Gott darin verbergen.“

„Ja, wir sind für den Ofen und den Tisch bestimmt, aber die Blumen sterben seufzend in den Flechten schöner Mädchen oder vor Liebe schmachtend an ihrem warmen Busen.“

„Ach, beneidet die Blumen nicht! Der Mensch pflückt sie mit Begeisterung, riecht einen Augenblick daran, und wenn sie verwelkt sind, tritt er sie mit Füßen und wirft sie in den Schmutz. Ihr dagegen werdet mit liebevoller Sorgfalt von fröhlichen Bauernmädchen eingesammelt, und die Ährenernte ist das älteste und schönste Fest des Menschengeschlechtes. Ihr nehmt den besten Platz im Hause ein, ihr bleibt blond und duftend, auch

Herr!" meinte der Kutscher beim Aussteigen und blinzelte mich vielsagend an.

„Sie hab'n aber auch einen eigenen — Zungenschlag, um ihn anzufeuern."

„Na wissen S', er kann's halt net leid'n, wann i 'n anspiazeln thua; 's ganze Jahr brauch' i deſstweg'n ka Peitsch'n net. Nur imrings amal a bissel auffispucken und er satzt wia der Teixel, weil's 'n schenirt. Da därfn S' weit geh'n, bis S' wieder a Ross find'n, was so a Ehrg'fühl in eahm hat. . . ."

Das Seil'n.

Ein Bildchen aus dem steirischen Volksleben von B. J. Krones.

Weihnachten ist's.

In Hochstätten, und auch in den anderen Dörfern, fangen die Dienstboten an, sich zur Wanderschaft zu rüsten, denn am Sylvestertage, am „alten Jahrtag", wird gewandert; ist ja doch 's Jahr um. Bei manchem Großbauer schaut 's aus, als ob sie 's ganze Haus gleich einpacken wollten. Knechte und Mägde ziehen fort zu anderen Bauern, woselbst sie es nach ihrer Meinung besser haben; wo sie nicht so viel zu arbeiten brauchen, als auf dem gegenwärtigem Platze, dafür jedoch eine bessere Kost und mehr Lohn bekommen.

Lauter schöne Sachen!

Sowas zieht freilich. Drum haben beim Harlbauer die Knechte zu Michaeli auch ihren Dienst aufgesagt und sich wo anders verleihkaufen lassen, einer da, der andere dort; und jeder glaubt, auf dem neuen Platze sein erhofftes Eldorado zu finden. Auch die Mitterdirn, die „Resl" hat 's ihnen nachgethan. Sie kommt gar in die Nachbarschaft: nach Kaindorf, zur Hofmühl. Obgleich sie da um 4 fl. mehr Lohn bekommt als beim Harlbauer und noch dazu ein Paar Kirchenschuhe als Aufbesserung, so ist es ihr jetzt, nachdem es Ernst ist, doch nicht alles eins, dass sie fort soll.

Es hat beim Harlbauer eben ein Häkchen. Der Harlbauer „Franzl" ist in die Resl ganz verdonnert und verscharmeriert; und auch die Resl hat den Franzl nicht ungern. Hätte sie doch einmal Aussicht gehabt, Harlbäurin zu werden. Und das will was gesagt haben. War ja doch der Harlbauer-Grund in Hofstätten einer der größten und schönsten in der ganzen Gegend, dazu schuldenfrei, mit neugebautem Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Überdies war der Franzl der einzige Erbe; und, was auch bei den Dorfschönen nicht am geringsten in die Wage fiel, er war der fescheste Bursche im ganzen Dorfe. Kein Wunder daher, dass so manche Augen ihn heimlich und offen suchten.

Das alles gieng der Resl durch den Kopf, als sie am heiligen Christtage nachmittags bei ihrer „Gwandtruhen" herumkramte und ein Stück ums andere fein ordentlich hineinlegte. Es gieng ihr wie ein Mühlrad herum, da sie bedachte, dass sie als armes „Dianstmensch" sich dazumal so „übergacht" hatte; und das Weinen war ihr sehr nahe.

Es war nämlich vor Michaeli, da hatte es beim Harlbauer allerhand Streitigkeiten abgegeben, und da gerade die Leihkaufszeit vor der Thür war, so thaten sich die meisten Dienstboten um einen anderen Platz um; auch die Resl. Hintennach bereute sie es freilich. Sie wollte den Leihkauf zurückgeben, aber der Hofmüller sagte: „Wos ghondelt is, is ghondelt; da is's nix mitn Umstecken. Du musst dein' Zeit ausholtn."

Sylvester ist's.

Am „alten Jahrtag" kam schon beizeiten der Schlitten, welcher die Resl sammt ihrer Habseligkeit zur Hofmühl bringen sollte. Sie verabschiedete sich unter Thränen vom Bauer und der Bäuerin, sowie von den übrigen Hausleuten, und bedankte sich für alles Gute, was sie im Hause gehabt hatte. Den Bauersleuten war ihr Fortgehen nicht gleichgiltig, denn die Resl war ein „anstelligs Mensch", auf das man sich überall verlassen konnte.

„Und wegn dem Techtl-Mechtl mit dem Buabn", meinte der Harlbauer ein-

guten Eindruck machte. Namentlich das Pferd hatte etwas Stolzes in seinem Wesen, das mich an Pegasus im Joch gemahnte. Als es abgedeckt wurde, warf es mehrmals den Kopf in die Höhe, schnaubte und geberdete sich überhaupt so zuversichtlich, wie ich es noch nie an Comfortabelpferden bemerkt habe, welche ja im allgemeinen als stille Dulder in zaghafter Ergebenheit und wehmüthiger Hoffnungslosigkeit die Reise vom Standplatze antreten. Als wir im Gange waren, fand ich die Schnelligkeit nicht auffallend groß, doch immerhin beachtenswert, und ich pries den günstigen Zufall, der mir zu einer so herrlichen Comfortabelfahrt verholfen. Plötzlich aber that das Pferd einen Sprung und stürmte vorwärts, so dass es der Kutscher fest im Zügel halten musste. Ich dachte, es habe ein bisschen gescheut und freute mich, dass das brave Ross noch Lust und Kraft zu einer solchen selbständigen Äußerung besitze; die anderen Comfortabelpferde pflegen sich, wenn sie scheu werden, bloß auf das Pflaster hinzulegen und flehentlich mit den Beinen zu strampeln. Doch nach einer Weile wieder einen Satz, und abermals das Vorwärtsstürmen. Nun streckte ich den Kopf zum Fenster hinaus und rief dem Kutscher zu:

„Is er so g'schreckt oder hau'n S' ihn vielleicht?"

„Gar ka Red'", brummte der Kutscher, mit beiden Händen die Zügel straff anziehend. Er hatte auch wirklich die Peitsche neben sich stecken. Und ohne jede Anfeuerung legte sich das Pferd mit Macht in das Geschirr, scharf ausgreifend, so dass mein Wagen einige flinke Fiaker überholte. Hiedurch entstand bereits einiges Aufsehen in den Straßen, durch die wir dahinrollten. Es blieben Leute stehen und blickten erstaunt dem Einspänner nach, der es so eilig hatte. Manchem stand auf dem Gesichte die Erwartung geschrieben, dass das Pferd schon in der nächsten Minute sein Ungestüm mit einem Schlagfluss büßen werde. Andere riefen entsetzt: „Halt's den Anspanner auf, der is narrisch word'n!" Und als wir um die Ecke prallten, rief gar ein nichtsnutziger Junge in den Wagen hinein:

„Ui Jessas, a stierer Gigerl, der's nur mehr anspanni' schiaßen lassen kann!"

Diese kränkende Redensart veranlasste mich, noch einmal den Kutscher anzurufen:

„Sie, was treiben S' denn mit dem Pferd? Hat's vielleicht den Koller?"

Er schüttelte stumm den Kopf. Die Peitsche steckte immer noch unberührt neben ihm.

„Oder martern S' das arme Vieh am End' mit irgend einem Teufelszeug, was ihm wehthut?"

„Aber naan sag' i."

„Alsdann, so halten S' es zurück! Ich mag net so mit einem Comfortabel herumrasen. Das ist zu unnatürlich! Sie werden doch das Pferd zurückhalten können?"

„Naan, kann i net!"

„Ja warum denn nicht?"

„Weil der Krampen an Ehrg'fühl hat."

„Was sagen S'?"

„An Ehrg'fühl hat er. Aber dös verstengen Sö net."

Während er mir diese in der That unverständliche Auskunft gab, fuhren wir in schnellem Trab über eine Straßenkreuzung. Der dort angestellte Wachmann schien seinen Augen nicht zu trauen. Ein Comfortabel und Schnellfahren! Erst nach einer Weile starrer Verwunderung machte er Miene, dem Verächter der Vorschrift nachzusetzen, um die Nummer aufzuschreiben. Allein der Kutscher hatte rückwärts geschielt und merkte nicht sobald die Absicht des Wachmannes, als er auf eine ganz unerhörte und abenteuerliche Art sein Pferd zu toller Flucht brachte. Ich gewahrte nämlich, während ich mich hinaus beugte, um Halt zu gebieten, dass er behende auf den Hintertheil des Pferdes spuckte, worauf dieses ganz wild den Schweif bäumte und davonjagte. Die Peitsche blieb nach wie vor unberührt. Ich war sprachlos. — — —

„Was, der hat a Trabberl, gnä'

Weil dabei der Harlbauer Franzl fast nur mit der Hofmüller Resl tanzte, so ward es bei den Kaindorfer Buben beschlossene Sache, die beiden auseinanderzubringen, oder wenigstens dem Franzl die Besuche zu verleiden.

Dieser merkte gar wohl, dass gegen ihn etwas im Plane sei. Obgleich die Kaindorfer damit sehr heimlich thaten, so konnte es der eine oder der andere doch nicht lassen, dem Franzl einen giftigen Blick zuzuwerfen. Und hätte er schon das nicht wahrgenommen, so musste es ihm auffallen, dass die meisten Kaindorfer Buben ihn mieden wie einen Aussätzigen. Mitunter fieng auch einer an zu stänkern, ob denn die Hofstättner keine „Menscher“ hätten, dass sie darum nach Kaindorf laufen müssten. Das war deutlich genug. Der Franzl dachte aber: „Redt's, wos wöllt's; i bleib meiner Resl deswegn no treu!“ Eine Rauferei anzufangen, getrauten sie sich denn doch nicht, denn der Franzl hatte einen Anhang, mit dem nicht gut Kirschen essen war; darum mussten auch die Stänkerer ihre Fahnen einziehen.

Die Zeit kam und gieng.

Der Winter war vorüber, Ostern vor der Thür, und der Franzl hatte auf den Vorgang beim Platzwirt schon längst vergessen. Er gieng nach wie vor zur Resl, und diese freute sich allemal auf sein Kommen.

Kurz vor Ostern ist's.

Es war ein stürmischer Frühlingstag, da der Harlbauer Franzl gegen Abend wieder nach Kaindorf gieng. Nachdem er mit der Resl einige Zeit beisammen war, schickte er sich an, wieder heimwärts zu gehen. Sogar die Resl trieb heute dazu an, denn das Wetter wurde immer ungestümer, und dann hatte sie noch andere Besorgnisse, welche sie dem Franzl mittheilte. Dieser verlachte sie deshalb und sagte: „Brauchst deroweg'n kuan' Angst z'hobn; i fürcht' kuan Wetter und noch wen'ger die Kuandorfer Buab'n.“ Damit schied er von der Resl.

Er hatte erst die Absicht, sogleich nachhause zu gehen; aber die Äußerung der Resl und ihre Besorgnisse veranlassten ihn, noch ein wenig beim Platzwirt vorzusprechen und sich durch ein paar Glas Wein zu stärken. Dort saßen trotz der späten Abendstunde noch mehrere Kaindorfer Buben wie auch die beiden Mühlburschen aus der Hofmühle und „kartelten“. Erst machten sie große Augen, als der Franzl eintrat, dann schienen sie sich um ihn nicht weiter mehr zu kümmern.

Nicht lange darauf beendeten sie das Spiel, leerten ihre Gläser und verließen das Gasthaus. Auch der Franzl beeilte sich, denn er wollte doch nicht ganz allein sitzen bleiben. Als er fortgieng, sagte die Kellnerin zu ihm: „Franzl, geh' nit noch der Stroß'n; mir scheint, die Buab'n hob'n wos geg'n di.“ —

„Ah wos!“ sagte der Franzl; „fäi wer'n mi wuhl nit auffress'n.“

Damit gieng er hinaus in die Nacht. Es war finster, dass man einem hätte in die Augen greifen können. Erst kam es ihm auch etwas gruslich vor, denn die Besorgnisse der Resl, die Befürchtungen, welche die Kellnerin beim Platzwirt aussprach, und dann die unheimliche Ruhe, mit welcher die Burschen vom Wirtshause fortgiengen, machten ihn etwas stutzig, und er bereute schon fast, nicht den Weg über die Höhe eingeschlagen zu haben. Allein, je mehr er sich an die Finsternis gewöhnt hatte, desto mehr zerstoben diese Bilder der Furcht in leeres Nichts und desto zuversichtlicher gieng er, ein fröhliches Liedchen pfeifend, sich auf der Mitte der Straße haltend, dahin.

Auf einmal war es ihm, als bekäme er einen heftigen Schlag vorne auf die Unterschenkel. Die Füße wurden ihm förmlich nach rückwärts hinausgerissen, und er fiel, mit dem Gesicht nach vorne, zu Boden. Das geschah so unvermuthet und so heftig, dass er nicht mehr Zeit fand, sich mit den Händen zu fangen, und er sich auf den spitzigen Straßensteinen das ganze Gesicht zerschlug. Rasch erhob er sich jedoch wieder. Kaum stand er aber, so erfolgte ein Schlag von rückwärts, riss die Füße nach vorne, und er fiel auf den Rücken.

mal zu seinem Weibe, da sie gerade von der Resl sprachen, „sein a paar junge Leut', oll' zwoa; sein eppa mir onders gwen, wie ma jung warn? Und wegn ihrer Armuth; mein Gott, olle Menschen können nit reich sein. Won inser Franzl amol a Weib nimmt, so därf er just schaun, dass's brav und wirtschaftli is; is's nocha reich oder oarm. Gelt, Alte?" — —

„Aber wo is denn der Franzl?" fragte die Resl, da sie ihn in der Stube nicht sah.

„Mir scheint", erwiderte der Bauer, „i hon ihn grod ehvor gsehn in Stoll umigehn."

„Do geh i selber nochschaun", sagte die Resl; „i muass von iahm doch a Pfüat Gott nehm. Hobn ma oft mitanond gstrittn und gwörtlt, und i möcht doch nit in Unfried von iahm furt." Und sogleich gieng sie hinüber in den Stall. „Schau, Franzl", sagte sie, da sie ihn traf; hiatz muass i holt furt . . . . ."

„Hot's sein müan?" fragte der Franzl und wollte fortgehen.

Die Resl aber nahm ihn bei der Hand und sagte: „Bist leicht harb auf mi, Franzl? Schau, i geh nit gern, aber es muass holt sein. Geh, sei nit harb auf mi; i that mi zviel kränken. Und hiatz pfüat di Gott!"

„Pfüat di Gott a!" sagte der Franzl. Dann fasste er die Resl um die Mitte und sprach mit weicher Stimme, die man ihm gar nicht zugetraut hätte: „Wäi host denn dos than, Resl? I denk, es war für di noch Plotz gnua gwen ban ins da; es hot di jo niamd furtgschofft. I hon di immer recht gern ghobt. Dos hättst ma nit sulln anthuan!"

„Schau, Franzl", erwiderte die Resl, „i kimm ja so nit weit furt;" und ein wenig verschämt setzte sie hinzu: „do wern ma ins wuhl no monigsmol zsehn kriagn. Wia war's denn, wonnst mi amol huamsuchest, that mi rechtschoffn gfreun."

„Is's woahr! Därf i?" fragte ganz erfreut der Franzl.

Das „Pfüat Gott" fiel ein bisschen lang aus. —

Von der Zeit an vergieng selten ein Sonn- oder Feiertag, dass der Harlbauer Franzl nicht nach Kaindorf gegangen wäre. Es fiel ihm auf einmal ein, dass der Platzwirt daselbst einen viel besseren Wein schänkte, als der Hofstättner Dorfwirt. Sehr erwünscht kam es ihm auch, dass der Dorfmüller vielen Eises wegen längere Zeit gar nicht mahlen konnte; das gab die schönste Ausrede, in die Hofmühle nach Kaindorf zu fahren und dann und wann nachzuschauen, ob das Mehl schon abzuholen sei. Kurz und gut, an Ausrede fehlte es nicht, ebensowenig an Zeit, dieselbe zu verwirklichen. Natürlich wusste auch die Resl es stets einzurichten, dass sie kurze Zeit abkommen konnte.

Von den Dorfbuben in Kaindorf wurden diese Zusammenkünfte bald ausgekundschaftet und sehr übel vermerkt. Was hatte ein „auswärtiger Bua" mit einer von den ihrigen zu scharwenzeln; denn als solche wurde die „Hofmüller Resl" seit ihrem Dienstantritte angesehen. Das gab den Kaindorfer Buben eine erwünschte Gelegenheit, einen langgehegten Groll gegen die Hofstättner frisch aufzuwärmen und sich denselben gegenüber neuerdings feindlich zu zeigen. Dazu trugen auch die beiden Müllerburschen das ihrige bei. Ihnen lag die Resl auch ganz gewaltig im Herzen; kein Wunder, denn die Resl war die einzige Schönheit in der Hofmühl, ja, ohne zu prahlen, im ganzen Dorfe. Das zog freilich ganz gewaltig. Sie ließen daher keine Gelegenheit vorübergehen, sich im Herzen der Resl festzusetzen — den Harlbauer Franzl aber daraus zu verdrängen. In Gesellschaft der übrigen Dorfbuben hetzten sie stets gegen den Franzl; der Resl suchten sie jedoch glauben zu machen, dass der Franzl schon längst eine „andere" habe.

Da gab es oft heimliche Thränen.

Am Faschingmontag war beim Platzwirt in Kaindorf „Rossknechtball", wozu auch die Hofstättner geladen waren.

Ein Trost. Frau: „Ach, Herr Doctor, mein armer Mann ist wohl schwer krank?“ — Arzt: „Ja, aber trösten Sie sich, seine Krankheit ist von hohem wissenschaftlichen Wert.“

Ein berühmter französischer Arzt und Professor verfocht die Ansicht, dass jede Krankheit einen Entzündungsprocess darstelle. Beim Secieren eines seiner gestorbenen Patienten fand sich nun von Entzündung keine Spur. Da erklärte er seinen Schülern: „Meine Herren, Sie sehen, unsere Behandlung war höchst wirksam: der Patient ist gestorben, aber er ist geheilt gestorben!“

In der Gegend von Meißen ist eine ganz „einzige“ Wahlgeschichte passiert. In einem kleinen Nachbardorfe der Stadt erschien nur ein Wähler, der sich selbst wählte und sodann erklärte — die Wahl nicht annehmen zu können!

Große Gesellschaft in einem angesehenen Hause. Einer der geladenen Herren liegt in einer Ecke und gähnt. „Sie langweilen sich wohl, mein Herr?“ fragt ihn ein Nachbar. — „Ja, entsetzlich. Und Sie?“ — „Ach, ich langweile mich auch gräslich!“ — „Wie wär's also, wenn wir uns aus dem Staube machten?“ — „Ich kann ja leider nicht — ich bin der Herr vom Hause.“

Aus der Instructionsstunde. Unterofficier: „Warum darf der Soldat nie den Kopf verlieren?“ — Rekrut: „Weil sonst 'n überzähliger Helm z'viel in der Kasern' wär!“

Das fünfjährige Söhnchen eines reichen Hauses gab der französischen Gouvernante einen Schlag ins Gesicht. Darauf die Mutter entrüstet: „Aber Willi, immer mit der linken Hand! Willst du dir das nicht endlich abgewöhnen?“

Gesuch. „Jemand, der heiraten möchte, sucht einen erfahrenen Mann, der ihn — davon abredet.“

Bücher.

Ludwig Anzengruber. Der Mann — sein Werk — seine Weltanschauung. Von Anton Bettelheim. (Dresden. L. Ehlermann. 1891.)

Dieses Werk erscheint als dritter Band der glänzenden Reihe: „Führende Geister“. Es geht uns besonders nahe, es behandelt einen führenden Geist, der mit uns gelebt, unter unseren Verhältnissen groß geworden ist und gelitten hat, und dessen Werke für Literatur und Volk von großem Einflusse sind. Das Buch ist geschrieben mit warmer Lebendigkeit, die uns anherzt. Der erste Biograph eines bedeutenden Mannes hat es schwerer, als seine Nachfolger, weil ihm noch keine vorhergegangenen Bücher zur Verfügung stehen, aus denen er abschreiben könnte, und hat es, wenn er ein Zeitgenosse des zu Beschreibenden ist, leichter als die Kommenden, weil er solche Bücher garnicht braucht, sondern seinen Stoff unmittelbar aus dem Leben nehmen kann, weil ihm persönliche Erfahrungen und Eindrücke, Äußerungen, Aufzeichnungen, Briefe des Verewigten, sowie persönliche Mittheilungen verschiedener Art vorliegen. Es mögen solche Biographien subjectiver, vielleicht auch lückenhafter ausfallen, als jene, die auf rein wissenschaftlichem Wege entstehen; hingegen gerathen sie realer, menschlicher als jene, sind und bleiben die Haupturkunden späterer Biographen. Anton Bettelheim hat uns hier über Anzengruber ein wertvolles Buch gegeben. Mit völlig künstlerischem Geschicke hat er es verstanden, ein Lebensbild zu entwerfen, in welchem der Dichter uns mit all seinen Eigenschaften leibhaftig vor Augen steht. Sein eherner, reiner Charakter, seine literarischen und seine Lebensschicksale haben wir in sicheren und markigen Strichen vor uns. Sein schwerer und mannhafter Kampf mit den Zeitverhältnissen erhellt aus vielem.

Für ganz besonders gelungen in Bettelheims Werk halte ich den Abschnitt über die Weltanschauung Anzengrubers. Diesen Abschnitt sollen alle diejenigen lesen, welche unseren Dichter zu den Naturalisten zählen. Hochinteressant sind die Beilagen mehrerer Urkunden, darunter ein rührend-inniger Brief von des Dichters Vater an sein Weib.

Das Buch wird zum Verständnisse und zur richtigen Wertschätzung Ludwig Anzengrubers wesentlich beitragen, und schon darum müssen wir es dankbarst begrüßen.

R.

Dieser zweite Schlag belehrte ihn. Erst hatte er gemeint, es sei ein Baumast über der Straße gelegen, welcher seinen Fall verursacht habe. Nun der Schlag auch von rückwärts kam, wusste er, dass es kein Baumast, sondern ein Seil sei, welches von den Kaindorfer Buben so geschickt gehandhabt werde. Von den Buben selbst konnte er der großen Finsternis wegen nichts bemerken, und zudem war zu beiden Seiten der Straße auch dichtes Gebüsch, welches sie dem spähenden Auge des Franzl entzog.

Noch ein paarmal versuchte es dieser, aufzustehen, um womöglich aus dem Bereiche des Seiles zu kommen, aber vergeblich; kaum hatte er sich erhoben, so lag er schon wieder auf der einen oder auf der anderen Seite.

Nun begann er zu schimpfen und zu schelten, dass es weit in die Nacht hinaushallte. Zugleich las er Steine auf und schleuderte dieselben aufs Gerathewohl nach rechts und links. Er musste dabei doch einen von seinen Widersachern getroffen haben, denn er vernahm ein kurzes, leises Aufstöhnen. Das war auch der einzige Laut, den er hörte.

Nachdem der Franzl eine Strecke Weges fortgekrochen war, horchte er: Er vernahm jetzt dumpfe Stimmen und Schritte, welche sich von ihm immer mehr entfernten. Nun erst war er wieder sicher. Er stand auf und gieng so gut es gehen mochte nachhause. Daselbst begab er sich sogleich in seine Kammer, reinigte sich vom Blut und Schmutz, schlug seinen wunden Kopf und die schmerzenden Beine in nasse Tücher und legte sich aufs Ohr.

Anderen Tages früh kam kein Franzl in den Stall, und auch zum Frühstück erschien er nicht. Die besorgte Mutter gieng in seine Kammer und — schlug jammernd die Hände über den Kopf zusammen. Da lag ihr Franzl mit geröthetem, aufgedunsenem Gesichte und fieberte. —

Seine starke Natur und die treffliche Pflege brachten ihn jedoch bald wieder auf die Beine.

Den Kaindorfer Buben hätte dieser Spaß bald schlimmer angeschlagen. Hätten der Harlbauer und dessen Sohn sich nicht ausdrücklich gegen jede gerichtliche Verfolgung verwahrt, so würden die Rädelsführer nach einer langwierigen Untersuchung jedenfalls auf längere Zeit eingenäht worden sein, woselbst sie dann Zeit genug gehabt hätten, über die ganze Geschichte fromme Betrachtungen anzustellen.

Als der Franzl dann wieder vollkommen hergestellt war, giengen er und sein Vater in eitlem Sonntagsstaat gekleidet an einem hellen Werktage nach Kaindorf, geradewegs in die Hofmühle. Was daselbst alles gesprochen wurde, weiß ich nicht, aber das weiß ich, dass die Resl zum Hofmüller sagte:

„Müller, müaßt's Enk schon um an ondere Dirn umschau'n, i kann mei Zeit nit mehr ausholt'n!" —

Bemerkung zur vorstehenden Geschichte:

Der hier geschilderte Gebrauch des „Seilens" bestand thatsächlich — oder besteht noch. Mir ist dieser Gebrauch in Kaindorf bei Hartberg bekannt geworden. Lästige Nebenbuhler und andere Feinde wurden in solcher Weise tractiert. Zur Ausführung mussten mindestens zwei sein. Sie nahmen ein dickes, sehr schweres Seil, stellten sich (natürlich nachts) zu beiden Seiten des Weges, welchen der Betreffende kommen sollte, möglichst versteckt auf. Kam nun derjenige, dem es zugedacht war, so wurde das Seil geschickt und kräftig geschwungen, so dass der ahnungslos Daherkommende möglichst tief an den Unterschenkeln getroffen und dadurch zu Falle gebracht wurde. Nicht selten geschah es auch, dass er obendrein noch mit Stöcken arg zugerichtet wurde. Auch Unrechte wurden oft das Opfer dieses derben Spasses. Mancher wurde dabei sogar lebensgefährlich beschädigt.

Lustige Zeitung.

Junge Ärzte. „Du Fritz, ich bin gerettet, ich habe heute einen Patienten bekommen." — „Wirklich? Theilen wir ihn!"

Entbehrung, Verfolgung und treuer Pflichterfüllung. Schon in der Schule gieng es ihm schlecht, sein „Geist bekam viel Brocken", doch der Leib musste sich mit „Wasser" begnügen und von allen Leidensbrüdern warf er den „allerschmalsten Schatten". Endlich wurde er Lehrer in einer Kreisstadt.

Als ich saß in meinem Stüblein,
Konnt ich nicht umhin zu sagen:
Welche Ehr', dass ich in dieser
Stadt am Hungertuch darf nagen!

Doch auch ihm kam jene Zeit: „Nimm mein Herze, nimm alles, alles hin!"

Du Engel meines Lebens,
Der Ew'ge segne dich!
Du bist bei mir geblieben,
Als alles von mir wich. — —

Dann

Leben kam in uns're Hütte,
Denn der Klapperstorch hat schon
Uns gebracht ein kleines Kindlein. — —

Aber schon auf der 62. Platte lesen wir:

Immer steiler wird die Straße,
Und die Last wird immer schwerer!
Ach ja, wen die Götter hassen,
Machen sie zum Keilschriftlehrer.

Die 63. Platte spricht von „Krankheit, Mangel, Nahrungssorgen, Noth und bitt'rer Seelenpein, Kummer, Täuschung". Auch von der Kaste der Priester, den „Magiern", hatte er viel zu leiden. Aber das alles vermag seine starke Seele nicht zu beugen:

Die heil'ge Flamme musst du schüren,
Willst, Lehrer, du die Schüler führen
Auf steiler Bahn zu jenen Höh'n,
Wo reine Geistesaugen schauen
Auf lichten, blumenreichen Auen,
Was wahr und gut ist und was schön. — —

Auf der 120. Platte, die zugleich seine Grabschrift enthält, gibt er noch die Lehre:

Geh ohn' Menschenfurcht durchs Leben,
Recht als ein granit'ner Mann,
Der dem Recht, der Wahrheit dienet:
Selig ist dein Ende dann.

Der Leser wird den Schlusswortenin den **Ausgewählten Dichtungen** von Adolf Bartels:

Fahrwohl, fahrwohl, mein dumpfer Sinn,
Fahrt wohl, ihr trüben Lieder!

beistimmen, denn manches wird ihm unverständlich geblieben sein. Es fehlt den meisten Gedichten an Klarheit. Wenn das Leben, wie der Dichter meint, nur ein Traum ist, der nichts zurücklässt, so ist es eben seine Sache, die Gestalten des Traumes festzuhalten und ihnen Leben einzuhauchen. Das dramatische Gedicht „Lope de Vega" enthält einen hübschen Grundgedanken, aber in nicht ganz tadelloser Form. Wenn der Dichter mit etwas mehr Lebensfreudigkeit wiederkehrt, wird er mehr Erfolg finden — er wird dann auch an Wahrheit gewonnen haben.

Ida Klein führt in ihrem Buche mit dem etwas sonderbaren Titel **Drama. Welt- und Selbstschmerz** als Einleitung Worte an, die Hans Rembert in seiner „Revolution" gebraucht: „Denken ist Leben. Auch Lesen ist nicht nur Surrogat des Lebens; es ist das Leben selbst. — — Die Erfüllung des Lebens finden wir allein im Werke des Dichterdenkers u. s. w." Es scheint mir in diesen Worten mehr Wortspielerei als tiefe Weisheit zu stecken und es ließe sich vieles dagegen einwenden; selbst die Dichterin widerspricht ihnen im allegorischen Drama „Das Herz". Es soll damit nicht gesagt sein, als vertrüge „das Herz" keinen Widerspruch — es ist eben nichts vollkommen auf der Welt, weder Hans Remberts Spruchweisheit, noch der Dichterin Verse. Das Herz wird überall zurückgewiesen, zuletzt selbst vom Dichter — ermattet sinkt es zu Boden und stirbt. Wir leben also in einer herzlosen Zeit — aber auch in einer Zeit der „Surrogate":

Dass wir den Gestorbnen lieben, ist Beweis,
Dass uns ein Strahl von seiner Göttlichkeit verblieben.

Der Weltschmerz der Dichterin gipfelt in den Versen:

O Geist der Welten, nimm dafür mein tiefstes Grollen,
Dass ich bin!
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Verbrechen ist's, uns ungefragt ein Dasein geben,
Das vergeht,
— — — — — — — — — — — — —

Auch der nicht ohne Geist geschriebene Anhang: „Aus meinem Tagebuche" enthält manche Absonderlichkeit. So nennt sie es eine „Gedankenroheit" Lessings, dass er „Emilia Galotti" in der 7. Scene des letzten Actes sagen lässt: „Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes u. s. f." Ob die Dichterin weiß, warum Lessing gerade diese Worte seiner Emilia Galotti in den Mund legte? Lessing wog seine Worte auf einer so empfindlichen Gedankenwage, wie sie weder vorher noch nachher einem deutschen Denker zu Gebote stand.

Ein Büchlein, was weder besonderes Lob noch Tadel herausfordert, ist der **Vorfrühling** von Oskar Pach. Die Lieder sind meist harmlosen, oft frommen Inhaltes, manche athmen auch heitere Lebensfreudigkeit. Doch dünkt mich, dass die Stärke des Dichters mehr nach der epischen Seite hin liegt, wie das wohlgelungene längere Gedicht „Der Tod Christi" darzuthun scheint.

Obwohl die Romanze schon das epische Gebiet streift, so will ich an dieser Stelle doch der **Vaterländischen Romanzen** von Jos. Jorda gedenken. Der Dichter führt in einem Lieder-Cyklus die Hauptmomente der Geschichte Österreichs vor und nimmt dabei den deutsch-nationalen Standpunkt ein. Umso befremdlicher wirkt auf den Leser das Gedicht „Kolin" mit dem Refrain:

„O mein lieber, guter Fritz!
Heute nützt dir nichts dein Witz!"

Inhalt und Form erheben sich selten über das Mittelmaß.

Neue Gedichtenbücher.

Schwarz-Gelb. Soldaten-Lieder von S. Hermann. (Wien. Georg Szelinski.) — **Liebestraum.** Lieder-Cyklus von Sandor Barinkay. (München. G. Franz.) — **Lyrische Dichtungen** von Fritz Hoelder. (Heidelberg. C. Burow.) — **Sadrach A. L. Onegs**, ein babylonischer Keilschriftlehrer. Von Fritz Treugold. 4. Aufl. (Stuttgart. R. Lutz.) — **Ausgewählte Dichtungen** von Adolf Bartels. (Wesselburen. J. Groth.) — **Drama. Welt- und Selbstschmerz.** Von Ida Klein. (Prag. H. Mercy.) — **Vaterländische Romanzen** von Jos. Jorda. (Oberhollabrunn. J. Wais.) – **Vorfrühling.** Ausgewählte Dichtungen von Oskar Pach. (Wien. A. Amonesta.) — **Gedichte** von Francis Boyes, Dr. phil. (Linz.) — **Buch der Liebe** von Max Hochstädt. (Berlin. Kemper.)

Schwarz-Gelb von S. Hermann sind flott und gewandt geschriebene „Soldatenlieder" österr.-patriotischen Inhaltes. Viele darunter erinnern durch ihre Form und ihre leichte Sangbarkeit an ältere bekannte Lieder. Zu den besseren der Sammlung sind zu rechnen: „Die drei Musketiere", „Die Überfahrt" und „Jung-Janos". Einzelheiten sind tadelnswert, wie der unlogische Satz: „Dem Barte fehlten die Haare" und die ungebräuchliche Wortbildung „drübige". Das Adverb „drüben" für „darüben" ist kaum älter als zweihundert Jahre und wurde aus „drüber" für „darüber" gebildet; es kann wohl mit dem Genitiv und substantivisch, aber nicht als Adjectiv gebraucht werden und verträgt in seiner neueren Form wohl keine weitere Ausbildung. — Übrigens wird in militärischen Kreisen das hübsch ausgestattete Büchlein gewiss Verehrer finden, die es auch verdient.

„**Ein Liebestraum.** — —. „Aber Kind unseres versinkenden Jahrhunderts, dieses schrecklichen Jahrhunderts mit dem rauhen Athem und der schlechten Brust seiner Industrie-Großstädte, den heiseren Commandorufen seiner Riesenexercierplätze, den gellenden Schacherlauten seiner Weltmärkte, den Wischiwaschireden seiner Parlamente und Zeitungen, dem bunten Lärm seiner Ausstellungen, der Lieblosigkeit und Roheit seines Parteilebens, dem Nihilismus in allen wahrhaft schönen Dingen — —" so schreibt M. G. Conrad (gut gebrüllt, Löwe!) im Geleitswort zum Lieder-Cyklus **Liebestraum** von Sandor Barinkay. Der Dichter wendet ein, es sei ihm doch bang zumuthe, „der dort am Wege steht, hochaufgerichtet, mit düsteren Mienen, das ist, schier fürcht' ich mich, wohl gar mein erster Criticus?!" Darauf Conrad: „Das ist ein Pappelbaum, gar alt und morsch. Heraus mit deinem Lied und lass den Baum dort — pappeln. Doch eine Vorsicht noch: den Tarnhelm eines Pseudonyms setz' auf dein schönes, junges Haupt." — Nun, junger Dichter (oder Dichterin?), hast du schon die Blätter eines Baumes im Winde rauschen gehört? Wenn du ein Liebling der Musen bist, so verstehst du auch, was die Blätter der Pappel flüstern: Träume nur zu, von echter, treuer Liebe! Aber nicht nur von Liebesleid, auch vom Glücke treuer Liebe sollst du träumen. Das dunkle Leid ist unfruchtbar — die Frucht reift nur an der hellen Sonne.

> Ich frug die stille Maiennacht,
> Wo denn mein Glück geblieben?
> „Ein Engel trug es sternenwärts,
> Dein Glück und all dein Lieben!" — —
> O Glück, o Liebe sternenwärts,
> Steigt nimmer ihr hernieder?
> „Glück, das zum Himmel sich gewandt,
> Kehrt nie zur Erde wieder!"

Ich selbst glaube, dass das Glück sternenwärts — aber wer sich emporheben kann — so hoch — der findet es.

Fritz Hoelder, der Verfasser **Lyrischer Dichtungen**, schreibt mitunter gute Verse und könnte bei mehr Sammlung und geläuterter Phantasie Besseres, ja vielleicht Hervorragendes leisten. Gern singt er von treulos verlassenen Mädchen, und nicht selten streifen seine erotischen Lieder an ein unschönes Gebiet.

> Im Todtensaal ein junger Arzt
> Das bleiche Haupt stützt in die Hand,
> Auf eines Kindes Leiche starrt
> Sein dunkles Auge unverwandt.
> Die eigne Mutter hat's erstickt,
> Ein Sprung schied sie vom Sonnenlicht,
> Und ein Geheimnis nahm sie mit,
> Man kennt des Kindes Vater nicht.
> Aus dumpfem Brüten schrickt der Arzt
> Und fasst sein Messer: „Muth, nur Muth,
> Es muss ja sein, o Gott, wie schmerzt
> Ein Schnitt ins eig'ne Fleisch und Blut!"

Mehr sittlichen Ernst, wenn schon in humoristischer Fassung, zeigt Fritz Treugold in seinem **Sadrach**, der bereits in 4. Auflage erschien. Die Leiden des babilonischen Keilschriftlehrers, die wir in 120 „entzifferten und umgedichteten" Inschriften verzeichnet finden, spiegeln wohl moderne Zustände ab. Der Verfasser reiste „mit dem Grabscheit auf der Schulter — —" durch die Euphratländer und blieb vor einer Platte stehen:

> „Dargestellt war drauf gar zierlich
> Eine Kinderschar, vor welcher
> Stand ein Meister mit dem Stabe." — —
> „Ganz gewiss ein Herr Collega." — —

Er grub nun und stieß auf die Grabkammer und fand

> „Mann und Frau und Kind beisammen." —
> „Als ich scharf besah die Platten,
> So die Ruhekammer deckten,
> Fand ich sie mit Keilschriftversen
> Von des Meisters Hand beschrieben."

Diese Platten erzählen nun vom Leben des Keilschriftstellers — einem Leben voll

noch Leute, die sich mit Kalender noch nicht versorgt haben, und solchen empfehlen wir Frommes Kalender aller Arten für alle Stände auf das beste. Man möge nur einmal in irgendeiner Buchhandlung die Fromme'schen Fach-, Geschäfts-, Volks-, Taschen- und Wandkalender durchsehen, und man wird den passenden ganz gewiss dabei finden.

M.

Ferner dem „Heimgarten" zugegangen:

Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern von Josef Joachim. Zwei Bände. (Basel. Benno Schwabe. 1891.)

Irrwege des Herzens. Roman von Ernst Müller. (Dresden. E. Pierson.)

Leo L. Tolstojs gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. In ca. 95 Lieferungen. (Berlin. Richard Wilhelmi. 1891.)

Das Geschichtenbuch des Wanderers. Neue Erzählungen aus Dorf und Birg, aus Wald und Welt von P. K. Rosegger. Dritte Auflage. Miniaturausgabe. (Wien. A. Hartleben. 1890.)

Das Buch der Jugend. Ein Jahrbuch der Unterhaltung und Belehrung für unsere Knaben. Mit vielen Bildern. (Stuttgart. F. Thiemanns Verlag.)

Deutsches Geschichtenbuch. Für die reifere Jugend, gewählt aus den Schriften von P. K. Rosegger. Mit 14 Farbendruckbildern. (A. Hartleben. Wien.)

Neues Fabelbuch. Originalzeichnungen von Otto Speckter, Gedichte von Esmarch, Meyer, Schlotke. (Hamburg. G. Speckter. 1890.)

Helene. Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen von M. Kolloden. (Dresden. E. Pierson.)

Genovera. Dramatisches Gedicht in vier Acten von Franz Wichmann. (Leipzig. Oswald Mutze. 1890.)

Bühnensterne. Von Julius Freund. (Berlin. J. Schorer.)

Sonnenstaub. Neue Lieder von Maurice Reinhold v. Stern. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Alfred Teniers gesammelte Dichtungen. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einem Lebensbild versehen von G. A. Ressel. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1891.)

Fallende Blätter. Gedichte von F. Bopp. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Spottdrossel - Klänge von D. Hack. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Lieder und Fanfaren. Gedichte von F. G. Adolf Weiß. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Zeitraketen aus Österreich. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Jonathan Schlendrians Höllenreise. Nacherzählt von Titanello. (Zürich. Verlags-Magazin. 1891.)

Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Illustriert von Adalbert von Roeßler und Hermann Dietrichs. Bis zum 24. Hefte erschienen. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.)

Aug' um Auge. Dramatischer Scherz in einem Aufzuge von Georg von Schulze. (Preßburg. Rudolf Drodtleff. 1890.)

Der Prinz. Dramatische Kleinigkeit in einem Aufzuge von Georg von Schulze. (Preßburg. R. Drodtleff. 1891.)

Die Kinder des Hauses. Schauspiel-Fragment von Friedrich v. Schiller. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Alexander Wald. Mit einem Vorworte von Prof. Uli Schanz. (Rudolf Drodtleff. Preßburg.)

Die Früchte der Bildung. Lustspiel in vier Aufzügen von L. Tolstoj. Vom Verfasser genehmigte deutsche Übersetzung von Raphael Löwenfeld. (Berlin. Richard Wilhelmi. 1891.)

Zum Frieden. Roman aus der Gegenwart von Paul Pliß. (Dresden. E. Pierson.)

Eine steierische Stadt im 17. Jahrhundert. Von Hans Lange. (Graz. Ulrich Mosers Buchhandlung. 1890.)

Der Freiberg und Föran bei Meran. Eine Monographie von Fridolin Plant. (Meran 1890.)

Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fridtjof Nansen. Lieferung 3—6. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.)

Gegen Dr. R. Kochs Schwindsuchtsbehandlung von einem Nichtarzt. (Berlin. Verlag von Hugo & Hermann Zeidler. 1890.)

Geheimrath Koch in der „Deutschen Warte". (Verlag der „Deutschen Warte" zu Berlin.)

Josef Schindler als Nachfolger von Vincenz Prießnitz in Gräfenberg. Erinnerungen von Philo vom Walde. (Berlin. Wilhelm Ißleib. 1891.)

Vegetarier-Kalender für 1891. Herausgegeben vom deutschen Vegetarier-Verein. (Berlin. Hermann Stoß.)

Was an den Gedichten des Francis Boyes, Dr. phil., wirklich hübsch und gediegen ist — das ist die Ausstattung des Werkchens. Leider fällt diese bei der Beurtheilung nicht ins Gewicht. Der Beurtheiler sucht Perlen und Edelsteine aus dem Gerölle des Büchermarktes an den Tag zu fördern. Der „Riesen-Kohinor“, mit dem das Auge der Geliebten verglichen wird, ist aber nur Strass, und wenn der Verfasser singt:

„Hörtest du schon Philomele
In Gedanken leise flöten?“

so bilde ich mir wohl Gedanken dabei, erlaube mir jedoch Zweifel an den Gedanken der Philomele.

Zum Schlusse hätte ich noch des **Buches der Liebe** von Max Hochstädt zu gedenken. Sinnliche Glut kann man den Gedichten nicht absprechen, aber einen besonderen poetischen Wert dürfen sie nicht für sich in Anspruch nehmen. Zu den besseren der Sammlung gehören: „Parias Glück“ und „Schnöde Abweisung“. —tt—

Klein-Wiener. Skizzen in Wiener Art und Unart von Ed. Pötzl. (Wien. Georg Szelinski. 1891.)

Über ein eigenartiges Völkel, wie die Wiener sind, lässt sich leicht ein eigenartiges Büchel schreiben, wenn — man's kann. Eduard Pötzl, nebst Schlögl und Chiavacci der berufenste Schilderer des Wiener Volkslebens, hat das richtige Zeug dazu. Seinen früheren Schriften reiht sich obengenanntes Büchelchen gar hübsch an und wir finden wieder den „Nickerl“ in verschiedenen Lebenslagen, immer der echte Klein-Wiener mit seinen Schwächen, Schwänken und Schnaken, der manchmal in seiner ungezügelten Gemüthlichkeit aber auch ein recht ungemüthlicher Patron werden kann. Mir hat die neue Sammlung Pötzls wieder viel Spass gemacht; der Spass ist gut und nicht theuer. M.

Wiener Künstler-Dekamerone. 4. und 5. Lieferung. (Wien, I., Rothenthurmstraße 23.)

Collin, Ludw. Aug. Frankl, Lindau, Abendroth, Ferd. Groß, Rosé, Lacroma, Ganghofer, Natzler, Genée, Millöcker, Del Negro, Robert Fuchs, Martin Klein, Waldstein, Fischer, Franz Müller, Karlweis, Cerale, J. J. David, Schönthan, Felix, Groner &c. sind mit zumeist lustigen Geschichten darin vertreten. V.

Deutsche Schriften für Literatur und Kunst, herausgegeben von Eugen Wolff.

Die „Deutschen Schriften für Literatur und Kunst“ widmen bedeutsamen literarischen und künstlerischen Fragen der Gegenwart und Vergangenheit sachliche und sachkundige Betrachtungen, um die Entwickelung der deutschen Literatur und Kunst durch engere Beziehung zwischen schöpferischer Thätigkeit und Forschung zu fördern. Als erstes Heft dieser Sammlung liegt vor: Sardou, Ibsen und die Zukunft des deutschen Dramas von Eugen Wolff. In dieser Schrift prüft der Herausgeber Sardou und Ibsen als Beherrscher und Tonangeber des heutigen deutschen Theaters und weist ohne Verkennung ihrer Vorzüge nach, dass der Einfluss dieser fremden Dramatiker auf die deutsche Bühne als unheilvoll und von der echten, eigentlichen Kunst abführend bezeichnet werden muss. V.

Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande. Von Dr. L. Fürst. Vierte, umgearbeitete und bereicherte Auflage. Mit Abbildungen. (J. J. Weber in Leipzig.)

Soeben ist dieses beliebte, zum Geschenk für die junge Frau ganz besonders geeignete Werk in neuer Bearbeitung erschienen. Der Verfasser hat in diesem umfangreichen Werke die Fülle von Erfahrungen niedergelegt, die er während seiner langjährigen Thätigkeit als Kinderarzt und Leiter einer Kinder-Poliklinik an mehr als 30.000 Kindern zu sammeln Gelegenheit fand. So ist ein dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft und Praxis entsprechendes, aber dennoch angenehm zu lesendes und leichtverständliches Werk entstanden, das für Mütter und Pflegerinnen eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung bietet und sich jedem mit Kindern gesegneten Hause als ein zuverlässiger Rathgeber in guten und bösen Tagen bewähren wird. Die Darstellung alles dessen, wodurch man das Kind vom ersten Tage seines Lebens bis zum Abschluss seiner Entwickelung gesund erhalten kann, sowie alles dessen, was bei der Beobachtung und Pflege des erkrankten Kindes in Frage kommt, ist schon früher von der Kritik einstimmig als meisterhaft bezeichnet worden. Es darf in dieser Neugestaltung als das gründlichste, bewährteste Lehrbuch der Kinderhygiene warm empfohlen werden. V.

Im Manz'schen Verlage in Wien ist eine Broschüre erschienen unter dem Titel: **Der Wiener Dialect und seine hochdeutsche Stiefschwester**, welche die Betrachtung dieser Mundart vom grammatikalischen Standpunkte aus zum Gegenstande hat. V.

Frommes Kalender 1891 sind für unser Neujahrsheft zu spät gekommen. Nichtsdestoweniger gibt es auch im Februar immer

Heimgarten

6. Heft. März 1891. XV. Jahrg.

Ein Frauenschicksal.

Nach dem Italienischen von Robert Hamerling.

Leonardo Battrico aus Pavia war im Alter von ungefähr fünfzehn Jahren von seinem Vater nach Venedig gesendet worden, um dort das Handwerk eines Seidenwebers zu erlernen. Nachdem er die von den venezianischen Gesetzen vorgeschriebene fünfjährige Lehrzeit zurückgelegt hatte, und seine Eltern inzwischen gestorben waren, ohne ihm ein Vermögen zu hinterlassen, so beschloss er, in Venedig, das er als zweite Vaterstadt so liebgewonnen hatte, sich dauernd niederzulassen. Da ihm aber zur Gründung einer eigenen Fabrik die nöthigen Geldmittel fehlten, und er überdies nicht imstande war, den Nachweis zu liefern, dass seine Eltern mindestens zehn Jahre lang in Venedig ansässig gewesen, ohne welchen Nachweis es in Venedig nicht erlaubt war, ein Handwerk auszuüben oder einen Verkaufsladen zu eröffnen, so blieb ihm nichts übrig, als in der Eigenschaft eines einfachen Arbeiters dem Meister zu dienen, bei welchem er seine Lehrzeit zurückgelegt hatte.

Als Leonardo sein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, machte er sich allmählich mit dem Gedanken vertraut, eine Lebensgefährtin zu suchen und einen häuslichen Herd zu gründen. Marcella, die Tochter seines Meisters, ein gutes, verständiges Mädchen, war ihm nicht abgeneigt, und als er bei ihrem Vater um sie anhielt, so wurde die Gewährung seines Verlangens nur an die Bedingung geknüpft, dass er sich verpflichte, als Gehilfe seines Schwiegervaters, der ihn als sehr geschickten Arbeiter schätzte, fortwährend im Hause desselben zu verbleiben.

Nicht lange Zeit darauf aber trat im Hause des alten Prospero, so nannte sich der Schwiegervater, ein folgenschweres Ereignis ein.

Prospero empfieng von einem Geschäftsfreunde in Constantinopel ein

Postkarten des Heimgarten.

Dr. J. A., Dresden: Vergleichen Sie Bismarcks vor kurzem der Strassburger Deputation gemachte Äußerung, dass der Deutsche den Franzosen gegenüber um eine halbe Flasche Wein zu wenig Feuer in sich habe, mit Roseggers Capitel: „Warum die Deutschen saufen" (Bergpredigten. Wien. 1885). Sie finden denselben Aufsatz auch im „Heimgarten" VIII. Jahrgang (1883), Seite 59.

* In diesen Blättern ist wiederholt gesagt worden, dass nicht alle Schriften Roseggers für die Jugend passen. Für die Jugend ist eine Auswahl der Erzählungen dieses Autors in drei Bänden erschienen: „Aus dem Walde", „Waldferien" und „Neues Geschichtenbuch für die deutsche Jugend". Auch dagegen glaubt Rosegger protestieren zu müssen, wenn er nur als Volksschriftsteller taxiert wird. Das ist zwar die höchste Taxe, doch lässt sich nicht leugnen, dass mancherlei aus R.'s Feder mehr für specielle Literaturfreunde, als für den naiven Leser sich eignet. Er hat dieses ja mit den meisten Autoren gemein, sie bieten eben das, was sie haben, ohne sich viel darum zu kümmern, für wen sie schreiben oder in welche Branche sie eingeschachtelt werden.

Lehrer **W. St., Potsdam:** In Berlin wird das Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" vor nächsten Herbst nicht aufgeführt.

M. B., Wien: Das nette Sprüchlein:

„O Wien, o Wien!
Wer dort, will fort,
Wer fort, will hin,
O Wien, o Wien!"

ist von F. Haeck.

M. J., Brünn: Gerade durch das Wohlwollen für alle Menschen (auch für Nichtdeutsche) offenbart sich das deutsche Gemüth am schönsten. — Dieses Wohlwollen ist eine nationale Tugend, weil es beiträgt, die Deutschen in der Welt geachtet und beliebt zu machen, während der Trotz gegen fremde Völker ein nationales Laster ist, denn es schafft der Nation ringsum Feinde, dem auf die Länge auch ein starkes und muthiges Volk unterliegen muss. — Das ist (nebenbei bemerkt) nicht politisch, sondern menschlich gesprochen.

A. L., Linz: Sehr richtig. Aber woher sollen die Eltern den christlichen Sinn zur Kindererziehung nehmen, als von denen, die da sind, um ihn zu fördern?

Ch. L . . l, Aussig: Die Koch'sche Entdeckung wird verlaufen, wie so viele andere medicinische Entdeckungen; sie geben den Krankheiten eine andere Erscheinungsart, verlängern aber im allgemeinen das menschliche Leben nicht.

B. A., Neustadt: Zwischen einem gelehrten Meteorologen und einem alten Weibe ist denn doch noch ein Unterschied, lieber Freund! Das alte Weib erräth die bevorstehende Witterung nur selten, der Meteorologe nie.

M. L., Graz: Hätten es Ihnen schon im vorhinein rathen mögen, in stiller Stube Mensch zu bleiben und nicht im großen Saale — Publicum zu werden. Welt macht Katzenjammer, es geht auch anderen so. — Und Ihr sonderbarer Skrupel? — Was Ihnen nicht einfällt!

Th. Sch., Graz: Ein neues Blatt, dessen erster Kinderschrei nach strengerer Censur ruft, ist vielversprechend. Wir wünschen, dass der Kunst und dem neuen Blatte die Redefreiheit gewahrt sei.

* **L. M., Graz:** Das erste Urtheil über das preisgekrönte Stück „Heimg'funden" in der Grazer „Tagespost" (1886) lautet unter anderem wie folgt: „Es geschehen noch Zeichen und Wunder! Wer konnte sich nach alledem, was man über das Anzengruber'sche Stück ‚Heimg'funden' gehört und gelesen hatte, von der Aufführung auf unserer Bühne mehr erwarten, als einen Achtungserfolg? Und siehe da, dem Stadttheater hat diese Novität den größten Erfolg in dieser Saison gebracht, einen Erfolg, der sich ungezwungen aus dem Werte der Dichtung und den Vorzügen ihrer Darstellung ergab" u. s. w. Der Referent findet es unbegreiflich, „dass ein Stück von Anzengruber, und gerade ein so bühnenwirksames, von so gesunder Tendenz getragenes, von so köstlichem Humor belebtes Anzengruber'sches Stück in Wien bisher noch nicht zur Aufführung gekommen ist" und bezeichnet ‚Heimg'funden' als „einen echten Anzengruber, alles Fleisch vom Fleische und Blut vom Blute unseres ersten Volksbühnendichters." — Jener Berliner Aufsatz bezieht sich demnach nicht auf dieses Blatt.

„Einer" in Übelbach: Gerührt über die sinnige Sendung. Freundlichsten Dank.

J. E., Radavalva: Zusehr nachempfunden. Bitten ohne Aufforderung nichts zu schicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

flüchtiges Roth. Ihr schwarzes, glänzendes, und dabei doch sanftes Auge zeigte von Aufrichtigkeit, Bescheidenheit und Herzensgüte, doch machte die kümmerliche, schüchterne Erscheinung des Mädchens im allgemeinen keinen gewinnenden Eindruck.

Jene Sympathie und Antipathie, die nun einmal, bewusst und unbewusst, im Verkehre der Menschen sich geltend macht, nnd für welche man sich meist vergebens bemühen würde, bestimmte Gründe aufzufinden, spielte auch im Leben Natalinens eine sehr bedeutende Rolle. Die Lehrerinnen der Erziehungsanstalt, welcher man sie übergeben hatte, gaben ihr niemals einen Beweis von Zuneigung. Sie hatten Schmeicheleien, Liebkosungen für andere junge Mädchen, niemals für Natalina. Nur einen Kuss hatte sie in ihrer ganzen bisherigen Lebenszeit erhalten: denjenigen, den ihre sterbende Mutter ihr auf die Lippen gedrückt hatte.

Und doch zeigte Natalina ein anspruchsloses, gefälliges Benehmen gegen jedermann, auch fehlte es ihr weder an Geist noch an Gemüth. Sie war voll des Mitgefühls für Leidende. Schmerzlich empfand sie den Mangel freundlichen Entgegenkommens, und während sie an geistigen und körperlichen Leiden krankte, musste sie von ihren Erzieherinnen Vorwürfe wegen allzugroßer Empfindlichkeit hinnehmen, und ihre Beschwerden wurden als eingebildet oder als übertrieben betrachtet. Wollte Natalina von einer Speise nicht essen, weil sie dieselbe nicht gut vertragen konnte, so bestanden ihre Erzieherinnen darauf, dass sie davon esse, um sich, wie sie sagten, an dieselbe zu gewöhnen.

Natalina hatte das zwölfte Jahr erreicht. Leonardo wünschte sehr, seine Tochter bei sich zu haben, da ihm die Ausgaben für ihren Unterhalt immer beschwerlicher fielen. „Wie glücklich“, sagte er zu sich selbst, „wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich ein verständiges, nicht allzu junges Mädchen oder Witwe mit einem kleinen Vermögen fände, die sich meiner und meines Kindes annehmen wollte!“

Leonardo hatte die Hälfte der dreißiger Jahre kaum überschritten; er war ein Mann von gefälligem Äußern und besaß die Gabe, sich angenehm zu machen. Aber die venezianischen Mädchen werden in großer Zurückgezogenheit gehalten, und die strengen Eltern gestatten jungen Männern, Verwandte etwa ausgenommen, den Zutritt in ihrem Hause nicht leicht. So bleibt denjenigen, die auf eine Brautwahl ausgehen, fast keine andere Gelegenheit, junge Mädchen zu sehen und sich ihnen zu nähern, als wenn diese die Kirche besuchen. Leonardo sah sich genöthigt, den Landesbrauch mitzumachen und bemerkte, indem er an Sonntagen sein Augenmerk auf die aus der Kirche kommenden Mädchen richtete, zu wiederholtenmalen ein Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren, dessen Gestalt ihm gefiel und dessen sittsame Haltung ihm Vertrauen einflößte. An einem Finger ihrer Linken bemerkte er, als sie an der Kirchenthüre nach dem Weihwasser griff, das goldene Ringlein, welches die Verheirateten kennzeichnet; aus dem Umstande aber, dass sie sich immer allein zeigte, schloss er, dass sie wohl Witwe sein möge, und diese Vermuthung wurde ihm bestätigt, als er ihr heimlich bis zu ihrer Wohnung folgte, und sich dann bei den Nachbarsleuten erkundigte. Ihr Gatte war Capitän eines Kauffahrers gewesen und hatte vor zwei Jahren auf einer Fahrt nach Alexandrien seinen Tod gefunden. Er hatte ihr so viel hinterlassen, dass sie, kinderlos wie sie war, nothdürftig leben konnte.

Leonardo war mit den Resultaten dieser Erkundigungen zufrieden und entschloss sich zu weiteren Schritten. Seine einzige Besorgnis war, Natalina möchte ein Hindernis in dieser Sache für ihn werden. Er fasste daher den Plan, der Witwe seine Ver-

Schreiben, in welchem er aufgefordert wurde, bestimmte, sehr große Vorräthe von Sammt innerhalb einer gegebenen Frist nach der Hauptstadt des türkischen Reiches abzuliefern. Er habe, so schrieb der Geschäftsfreund, die Lieferung der Bekleidungsstoffe für die Angestellten des Serails und für das Janitscharencorps übernommen, und brauche unter anderem auch Sammt in großen Mengen. Der Brief schloss mit der Hindeutung auf den außerordentlichen Gewinn, dessen Prospero bei dieser Geschäftsunternehmung sich versichert halten könnte. Große Freude erregte der Antrag im Hause Prosperos, der sich beeilte, das, was er von Sammtvorräthen auf dem eigenen Lager hatte, vereinigt mit dem, was er von anderen Sammtwebern größtentheils gegen Wechsel an sich gebracht hatte, zur Versendung in Bereitschaft zu setzen.

Mit dem nächsten Schiffe, das zur Fahrt nach Constantinopel die Anker lichtete, gieng die ganze wertvolle Sammtlieferung Prosperos von Venedig ab. Als das Fahrzeug die Höhe von Navarin erreicht hatte, brach ein gewaltiger Sturm los. Bald waren die Schiffsleute genöthigt, zur Rettung ihres Lebens einen großen Theil der Fracht über Bord zu werfen. Nichtsdestoweniger scheiterte das Schiff im Angesichte des Hafens und versank mitsammt der Mannschaft, von welcher nur einige durch Schwimmen mühselig das Ufer erreichten.

Die Nachricht von diesem Unfalle brachte Jammer und Verzweiflung in die Familie Prosperos. Der Termin zur Einlösung der Wechsel nahte heran und der Unglückliche sah sich genöthigt, all seine Habe zu verkaufen. Um nur zu leben, musste er als Arbeiter bei einem anderen Fabriksherrn eintreten. Auch Leonardo war infolge dessen genöthigt, bei einem anderen Meister Arbeit zu suchen.

Diese unerwartete traurige Schicksalswendung brachte den alten Prospero nach wenigen Monaten ins Grab. Zur selben Zeit fühlte Marcella die Zeichen einer herannahenden, und zwar verfrühten Entbindung. Unter großen Schmerzen brachte sie ein Mädchen von äußerst schwächlichem Ansehen zur Welt, dem niemand ein langes Leben prophezeite. Fünf Tage nach ihrer Niederkunft erlag die Mutter einem Kindbettfieber. Ihr letzter Seufzer war: „Armes Kind, was wird aus dir werden?“

Als abhängiger Arbeiter, der schon am frühen Morgen sich in seiner Werkstatt einfinden und dort den ganzen Tag verweilen musste, sah sich Leonardo in die Unmöglichkeit versetzt, sein Töchterchen selbst zu pflegen und aufzuziehen. Er musste die kleine Natalina — so war das Kind getauft — den Händen fremder Leute übergeben.

Das Mädchen wuchs heran, aber es kränkelte fortwährend. Die halbe Zeit brachte es auf dem Schmerzenslager zu. Von Geburt an schien es zum Unglücke bestimmt. Kindliche Spiele, an denen Natalinens Altersgenossen sich ergötzten, wurden ihr, wenn sie daran theilnehmen wollte, jedesmal in irgendeiner Weise verhängnisvoll, schlugen zu ihrem körperlichen Schaden oder zu ihrer Kränkung aus. Kein anderes Kind stürzte und verletzte sich häufiger; keinem wurde häufiger von anderen, wenn auch unbedachterweise, ein Leid zugefügt. Keine Frucht, keine seltenere Speise konnte sie genießen, ohne das kurze Vergnügen mit körperlichen Schmerzen und Beschwerden zu bezahlen. Sanft von Natur und durch ihre Schwäche wehrlos, diente sie übermüthigen Gespielinnen zur Zielscheibe des Spottes und behielt immer Unrecht von Seiten ihrer Erzieher und Lehrer, wenn sie bei ihnen Schutz gegen solche Verfolgungen suchte.

Die Züge ihres Gesichtes waren regelmäßig, aber Bläſſe bedeckte sie, und nur Überraschung oder Schmerzensthränen zauberten auf dieselben ein

sage **leidlichem**, denn theils die öfteren Erkrankungen Natalinens, theils das leicht erregbare Naturell Eleonorens verursachten doch zuweilen eine vorübergehende Störung. Das junge Mädchen ertrug die Ausbrüche des lebhaften Temperamentes seiner Stiefmutter mit größter Gelassenheit, obgleich sie jede Kränkung innerlich sehr schwer empfand, jedes flüchtige Wort sich zu Herzen nahm und den Schmerz darüber die längste Zeit nicht verwinden konnte. So war sie denn auch im väterlichen Hause weit entfernt, sich glücklich zu fühlen.

Nun sollte aber ein neues, für sie höchst schmerzliches Ereignis eintreten.

Leonardo pflegte am frühen Morgen, bevor er sich in seine Werkstatt begab, eine Tasse Kaffee in der Straße S. Pantaleone zu trinken. Eines Tages, als er dort eben wieder sein Frühstück zu sich nahm, hörte er nebst den übrigen Anwesenden plötzlich von der Gasse her Tumult und verwirrtes Geschrei. Er eilt in Begleitung einiger anderen zur Thüre, um zu sehen, was es gebe. Kaum ist er dort angekommen, so empfängt er, eh' er sich dessen versieht, einen tödtlichen Messerstich in die Brust.

Ein Mensch aus der untersten Volksclasse war am Morgen jenes Tages wahnsinnig geworden und durchrannte mit einem großen, scharfgeschliffenen Messer die Straßen. Er verwundete alle, die ihm unvorsichtigerweise nahe kamen, oder ihm nicht ausweichen konnten. Nicht wenige Opfer fielen unter dem Mordwerkzeuge des Tobenden, ohne dass man gewagt hätte, sich ihm in den Weg zu werfen und ihn zu entwaffnen. Erst nachdem er auch Leonardo niedergestoßen, dann in seinem verwirrten Laufe, den ponte della donna onesta hinabeilend, gegen einen zufällig dort stehenden Karren angerannt und zu Boden gestürzt war, konnte die Menge sich über ihn hermachen, ihm Hände und Füße binden und ihn in sicheren Gewahrsam bringen.

Leonardo hatte indessen, wenige Augenblicke nachdem er den Todesstoß empfangen, seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Groß war bei diesem Unglück der Jammer Eleonorens; Natalinen warf der Schmerz aufs Krankenlager, an welches sie fast einen Monat lang gefesselt blieb.

Traurig war die Lage, in welche der plötzliche Todesfall die Familie Leonardos versetzte. Eleonoren blieb zum Unterhalte nichts, als was sie von ihrem früheren Manne besaß, kaum hinreichend für sie selbst. Und nun sollte sie auch Natalinen ernähren, die ohne das geringste Vermögen, ohne alle Stütze, verlassen in der Welt stand. So konnte es denn nicht fehlen, dass Eleonorens Unmuth, geschürt durch ihre dürftige Lage, sich häufig in bitteren Worten und Verwünschungen gegen ihren zweiten Ehebund Luft machte. Natalina begriff den Sinn dieser Worte und weinte im Stillen.

Nach einiger Zeit erhielt Eleonore von einer Freundin die Mittheilung, dass sich eine Gelegenheit darbiete, Natalinen vortheilhaft im Hause einer bejahrten Dame unterzubringen. „Natalina" sagte die Freundin, „wird dort nur sehr leichte Verpflichtungen zu übernehmen haben. Die Dame ist allein: es wohnen mit ihr im Palaste nur zwei alte Kammerfrauen und einige andere Hausbedienten. Natalina wird mehr die Stelle einer Gesellschafterin als einer Zofe bei der alten, hinfälligen Frau vertreten."

Eleonore begab sich persönlich zu der Dame und empfahl ihr Natalinen angelegentlich. Die Dame fand Wohlgefallen an dem jungen Mädchen, als es ihr vorgestellt wurde und nahm es ohne Bedenken in ihren Dienst. Sehr leicht würden Natalinen die Verrichtungen dieses Dienstes gefallen sein, wenn sie nicht mehr von den beiden alten Kammerfrauen als von ihrer Herrin selbst abhängig gewesen wäre. Diese beiden Frauen hatten seit vielen Jahren in dem Hause gedient und

hältnisse vorderhand zu verbergen, und ihr von seiner Tochter erst dann zu sprechen, wenn er sich ihrer Neigung versichert habe.

Die Witwe fand in der That Gefallen an Leonardo und schien einer Verbindung mit ihm nicht abgeneigt. Es währte jedoch nicht lange, so erfuhr sie zufällig durch einen Verwandten, was ihr Leonardo verschwiegen hatte. Eleonore, so nannte sich die Witwe, war über Leonardos Mangel an Offenheit sehr ungehalten und gab ihm den ersten Beweis ihres ziemlich heftigen Naturells, indem sie ihm unter vielen Vorwürfen erklärte, dass sie von seinen Anträgen nichts wissen wolle. Leonardo war nicht wenig bestürzt, ermannte sich aber doch zuletzt und gestand die volle Wahrheit, indem er hinzufügte: „Schreibet es nur der großen Liebe zu, die ich für Euch hege, wenn ich Euch jene Umstände verschwieg. Ich fürchtete, meine arme Natalina werde für mich das einzige Hindernis Eures Besitzes sein, nach welchem ich so großes Verlangen trage.“ Diese Erklärung beschwichtigte Eleonoren insoweit, dass sie ihre bestimmte Entscheidung noch verschob, bis sie Natalinen persönlich gesehen hatte.

Am folgenden Tage begab sie sich in die Anstalt, in welcher das Mädchen erzogen wurde und gab sich für eine Verwandte derselben aus. Natalina wurde herbeigerufen. Eleonore betrachtete sie vom Kopfe bis zu den Füßen eine zeitlang, ohne ein Wort zu sprechen und ohne das schüchterne Mädchen auch nur durch eine freundliche Miene aufzuheitern. Zuletzt fragte sie die Erzieherinnen, wie sie mit Natalina zufrieden seien. Diese erwiderten, sie hätten keinen besonderen Grund zur Klage, nur sei das Mädchen von äußerst zärtlicher Natur und meist kränklich. Mit einem Winke gaben sie Eleonoren hinterm Rücken Natalinens zu verstehen, das schwächliche Geschöpf habe sicher nicht auf ein langes Leben zu rechnen.

Eleonore gieng. Natalina hatte sich Hoffnung gemacht, sie würde von ihrer Verwandten, denn dafür hielt sie Eleonoren, zum Abschied einen freundlichen Kuss erhalten, wie sie es bei anderen Gespielinnen sah, die von ihren Verwandten besucht wurden. Aber die Witwe fühlte durch das kränklichblasse Gesicht des jungen Mädchens gewissermaßen sich abgestoßen und reichte Natalinen zum Abschiede bloß die Hand, auf welche diese einen ehrerbietigen Kuss drückte.

Bald darauf that Eleonore ihrem Freier zu wissen, sie sei geneigt, ihm ihre Hand zu reichen, unter der Bedingung, dass Natalina in der Erziehungsanstalt bleibe. Aber Leonardo machte mit allem Nachdruck geltend, dass die Kosten für den Unterhalt des heranwachsenden Mädchens in jener Anstalt ihm immer beschwerlicher fielen, dass sie dagegen am häuslichen Herde ihr in der Führung des Hauswesens, sowie in den Arbeiten mit der Nadel behilflich sein könne; endlich erinnerte er sich an den Spruch, dass an dem Tische, an welchem drei Personen essen, auch die vierte essen könne.

Eleonore gab zuletzt ihre Einwilligung, weniger aus Rücksicht auf diese Gründe, als in der geheimen Voraussetzung, das kränkelnde Mädchen werde ihr nicht lange zur Last fallen. Leonardo suchte eine passende Wohnung für seine neugebildete Familie und nachdem er sie gefunden, auch sonst die nothwendigen Vorkehrungen getroffen, wurde zur Vermählung geschritten.

Bei der Trauungsfestlichkeit war Natalina nicht anwesend, da der alte venezianische Brauch sowohl kleine als erwachsene Mädchen von der Theilnahme an Hochzeitsgelagen ausschließt. Am Tage nach der Vermählung aber holte Leonardo seine Tochter zu nicht geringer Freude derselben aus der Anstalt ab und führte sie in seine Wohnung.

Zwei Jahre verflossen der kleinen Familie in leidlichem Frieden — ich

verlangen eine strenge Untersuchung, welche allein uns von dem Verdachte reinigen kann, den dieses übermüthige Geschöpf auf uns zu werfen wagte."

Die Dame zeigte wenig Lust zu einer solchen Durchführung, verstand sich aber endlich doch dazu, nur um dem dringenden Begehren ihrer Dienerinnen zu entsprechen. Fast ungehalten erhob sie sich von ihrem Armstuhl, und stieg in Begleitung der letzteren ins obere Stockwerk empor. Nachdem man das Gemach der Kammerfrauen betreten, fiengen diese sogleich an, ihre Schränke zu öffnen und ihre Habseligkeiten vor den Augen der Gebieterin auszubreiten. „Ach, lasst es doch," sagte diese nach einem flüchtigen Blicke auf das vor sie Hingelegte; „es ist nichts weiter nöthig — gehen wir." Damit wollte sie sich entfernen.

„Wie?" fuhr eine der beiden Kammerfrauen auf, „sind wir vielleicht schlechter als Natalina? Wir haben uns einer Untersuchung unterworfen und sie soll frei ausgehen?"

Nur aus Rücksicht auf Natalina, damit kein Verdacht auf ihr haften bliebe, verstand sich die Dame zuletzt dazu, auch Natalinens Gemach zu betreten. Mit freundlichem Lächeln sagte sie zu dem jungen Mädchen: „Gib uns den Schlüssel zu deinem Schranke, Natalina!"

„Mein Schrank ist nie verschlossen," sagte diese, öffnete die Thüre desselben und forderte die Kammerfrauen auf, ihre Kleider zu durchsuchen. Diese schickten sich hastig an, die dort aufbewahrten Kleidungsstücke herauszunehmen, und siehe da! im Hintergrunde des Schrankes, eingefüllt in ein altes Unterkleid, fand sich das vermisste Besteck.

Natalina erbleichte, die Dame stand in Erstaunen versunken da, und die beiden Kammerfrauen hielten ihr das Vorgefundene mit triumphierenden Blicken vor die Augen.

„Was soll das heißen?" fragte die Dame zuletzt, zu Natalina gewendet.

„Ich weiß von nichts", erwiderte diese in tiefster Bestürzung über das Vorhandensein des Silberbesteckes in ihrem Schranke, das sie auf keine Weise sich zu erklären wusste.

„Schäme dich", rief die Dame; „ich hatte dich wie eine Tochter behandelt . . ." Nun ergriff eine der Kammerfrauen das Wort und fiel mit wüthenden Schmähungen über Natalina her; sie schalt sie eine Diebin, eine Nichtswürdige, und fügte hinzu: „Wenn du nicht augenblicklich das Haus verlassest, so bleiben wir keine Stunde länger . . ."

„Ich kenne meine Pflicht", sagte die Dame; „sogleich schnüre dein Bündel, Natalina. Den Diebstahl würde ich dir vielleicht verziehen haben, aber dass du diese Unschuldigen verdächtig machen wolltest, während du selbst die Schuldige warst, das beweist, dass ich meine Gunst einer durchaus Unwürdigen geschenkt hatte."

Natalina wollte sich rechtfertigen, aber die Dame schnitt ihr das Wort ab. „Schweig'", rief sie, „die Thatsache spricht unwiderleglich. Mein Gondolier wird dich augenblicklich zu deiner Stiefmutter zurückführen."

Das unglückliche Mädchen brach in heiße Thränen aus und wollte die Hand ihrer Herrin küssen. Diese aber wies sie strenge zurück. Die beiden Kammerfrauen führten Natalinen zum Gondolier, dem sie den Vorfall mit vielem Aufwande von Worten erzählten, indem sie ihm zugleich den Auftrag der Dame kundmachten.

Der Mann fasste schweigend bald Natalinen, bald die beiden Frauen ins Auge. Dann führte er das junge Mädchen fort, welchem die Kammerfrauen noch Spott- und Schmähreden nachsandten.

Auf dem Wege strömten häufige Thränen über die Wangen Natalinens. Der Gondolier blickte sie von Zeit zu Zeit an und sagte zuletzt: „Du hast nicht recht gethan, Mädchen!"

„Ich bin unschuldig!" rief diese aus.

es zuletzt dahin gebracht, dass sie fast unumschränkt in demselben herrschten. Sie kümmerten sich wenig mehr um die Anordnungen der alten Dame, und führten den Haushalt wie es ihnen beliebte.

Die sanfte, fügsame, ihrer Gebieterin mit größter Verehrung begegnende Natalina gewann die volle Sympathie der letzteren. Da sie zugleich einen aufgeweckten Geist besaß, so unterhielt sich die Dame sehr gerne mit ihr und ließ sie zuletzt kaum mehr von ihrer Seite. Dieser Umstand verursachte, wie man sich denken kann, den beiden alten Kammerfrauen ein entschiedenes Missbehagen, welches aufs höchste stieg, als die Dame eines Tags in ihrer Gegenwart die Hand auf Natalinens Schulter legte und freundlich zu ihr sagte: „Fahre nur so fort, mein Kind, sei brav und redlich, und ich werde bei meinem Tode deiner nicht vergessen.“

Es muss hier erwähnt werden, dass diese sehr reiche alte Frau keine Kinder und nur entfernte Verwandte besaß. Ihre gesammte Dienerschaft schmeichelte sich also mit der Hoffnung auf beträchtliche Vermächtnisse. Sie selbst nährte diese Hoffnungen durch öftere Hindeutung auf ihr großes Vermögen, über welches sie ohne irgendwelche Rücksichten verfügen könne.

Insbesondere hatten die beiden Kammerfrauen schon angefangen, sich als die muthmaßlichen Universalerben der Dame zu betrachten. Darum konnten ihnen Worte, wie sie ihre Herrin an Natalina gerichtet hatte, nicht gefallen. Als sie nun die Neigung der Dame für Natalinen von Tag zu Tag wachsen sahen, so thaten sie alles Mögliche, um diese bei ihr in Misscredit zu bringen. Sie gaben dem Mädchen Schuld, dass sie ihr Morgen- und Abendgebet versäume, dass sie in den Tag hineinschlafe, und endlich, dass sie, übermüthig gemacht durch die Liebe und Nachsicht ihrer Herrin, nichts mehr auf Befehl oder Ermahnung gebe, sondern ihren eigenen Launen folge. Aber diese Beschuldigungen machten auf die Dame keinen besonderen Eindruck. Eines Tags fertigte sie sogar die Klägerinnen mit den Worten ab: „Ihr habt doch alle nicht die Liebe und Aufopferung für mich wie Natalina!“

Vorsichtig und schlau wie sie waren, verbargen die beiden Angeberinnen für den Augenblick ihren Unmuth, aber Natalinens Verderben war von da an eine beschlossene Sache . . .

Sechs Monate waren verflossen, seit das Mädchen in die Dienste der alten Dame getreten war. Da kam eines Morgens Natalina in großer Bestürzung ins Gemach ihrer Herrin. Sie erzählte, dass sie bei der Besorgung eines häuslichen Geschäftes unter dem Silberzeuge, das vor kurzem ihrer Aufsicht übertragen war, ein Besteck vermisse, und dass dasselbe, wiewohl von ihr und anderen im ganzen Hause gesucht, nicht wieder aufgefunden werden konnte.

„Ist denn etwa eine fremde Person im Hause gewesen?“ fragte die Dame.

„Ich wüsste nicht“, erwiderte Natalina. „Das Besteck fehlt erst seit gestern abend. In die oberen Gemächer pflegt außer mir und den beiden Kammerfrauen niemand zu kommen ...“

Die beiden letztgenannten waren eben anwesend. „Wie?“ rief eine derselben, „will das Mädchen vielleicht uns beide in Verdacht bringen? Dreißig Jahre haben wir in diesem Hause gedient, und nicht eine Stecknadel ist während dieser Zeit abhanden gekommen!“

„Aber, ich setze kein Misstrauen in euch“ sagte die Dame, und die erschrockene Natalina wollte die gehässige Auslegung ihrer Worte abwehren; aber die beiden Kammerfrauen eiferten weiter:

„Nur wir beiden oder Natalina, können die Schuldigen sein. Wir bestehen darauf, dass unsere Zimmer und Schränke durchsucht werden. Wir

Den nächsten Tag gieng Natalina in Begleitung ihrer Stiefmutter zur Messe. Sie bemerkte denselben jungen Mann an der Thür der Kirche. Als sie in diese eingetreten war, wendete sie sich verstohlenerweise um, begierig zu wissen, ob der Jüngling ihr gefolgt sei. Aber er hatte die Schwelle der Kirche nicht überschritten. Bei der Rückkehr nach Hause aber bemerkte sie ihn wieder auf der Straße hinter sich.

Viele Tage lang wiederholte sich das nämliche.

Eines Tages aber fasste der Unbekannte Muth und übergab Natalinen einen Brief mit der bescheidenen Bitte, ihn nicht ungelesen zu lassen, worauf er sich eilig wieder entfernte. Der Brief enthielt in wenigen und einfachen Worten eine Liebeserklärung. Es war jedoch kein Name unterzeichnet.

Natalina war außer sich vor Freude und zeigte den Brief Eleonoren. Am nächsten Morgen gieng sie allein zur Kirche. Der junge Mann näherte sich ihr, grüßte sie höflich und erbat sich eine Antwort auf sein Schreiben.

Natalina fragte ihn um seinen Stand und seine Herkunft.

„Ich bin aus Pesaro gebürtig“, erwiderte er. „Meine Eltern haben mich nach Venedig gesandt, um hier den Handel zu erlernen.“

„Wisset Ihr denn aber auch“, fragte Natalina, „dass ich ein ganz armes Mädchen bin?“

„Ich weiß alles; auch ich bin nicht reich.“

„Ich möchte nicht gerne getäuscht werden.“

„Ihr habt ganz recht.“

„Darf ich Euch bitten, mir Euren Namen mitzutheilen?“

„Erlaubt mir, dass ich ihn für jetzt noch verschweige.“

„Aber ich begreife nicht . . .“

„Zu seiner Zeit, wenn Ihr den Grund meines Schweigens erfahren, werdet Ihr mich entschuldigen.“

Von da an sah Natalina ihren Geliebten jeden Tag; zuweilen kam er auch, nach venezianischer Sitte, des Abends unter ihr Fenster, um mit ihr zu sprechen. Er zeigte sich von so herzlicher, ja leidenschaftlicher Liebe für sie ergriffen, dass das Mädchen im Gefühle ihres Glückes, an welches sie kaum glauben konnte, zuweilen ausrief: „Ach, ich war immer unglücklich — gewiss ist auch dieses Glück nur ein scheinbares; wer weiß, was für ein neues Unheil für mich daraus hervorgehen wird!“

Der junge Mann begleitete Natalinen regelmäßig zur Messe, aber er trat nie mit ihr ein. Natalina fragte ihn einmal um die Ursache.

„Ich will es dir sagen“, versetzte er; „ich habe ein Vorurtheil, das dem hiesigen Brauche entgegen ist. Dieses Liebeln an heiligen Orten gefällt mir nicht. Wenn ich mit dir in die Kirche einträte, so würde ich dich in deiner Andacht stören.“

Natalina ehrte diese fromme Rücksicht.

Ein anderesmal drang sie in ihn, er möge ihr doch seinen Namen nicht länger verschweigen. Nach einigem Zögern sagte er ihr, dass er sich Gabriel Alfierini nenne. Natalina fragte ihn nach seiner Familie, seiner Wohnung.

„Ich wohne“, versetzte er, „zu San Marziale. Ich erlerne den Handel bei einer israelitischen Familie.“

„Wie? bei einer jüdischen Familie?“

„Jawohl, die aus durchaus braven und ehrwürdigen Leuten besteht.“

Natalina war durch das Gehörte nicht ganz beruhigt. Sie theilte es erst Eleonoren, und dann ihrem Beichtvater mit, der auch Eleonoren persönlich kannte und beiden Frauen schon oft ein Tröster und Berather in Drangsalen gewesen war. Der würdige Priester versprach ihr, über den jungen Mann genauere Erkundigungen einzuziehen.

Inzwischen verdoppelte der unbekannte Liebhaber die Beweise seiner Zärtlichkeit für Natalina. Er machte

„Ei", versetzte der Gondolier, „das sagen alle Diebe. Deine Herrin hat dich doch lieb gehabt, so viel ich weiß?"

„Mehr als ich verdiente."

„Dann hast du eine große Thorheit begangen. Lange kann die alte Frau nicht mehr leben und sie hätte dir ohne Zweifel etwas hinterlassen."

„Sie hatte es mir sogar versprochen."

„Wussten das die Kammerfrauen?"

„Sie sprach davon in ihrer Gegenwart."

„Wisse, Kind, das sind ein paar Harpyien, ein paar neidische Klätscherinnen, und du bist nicht die erste Dienerin, die ihretwegen den Dienst verlassen musste."

Während dieses Gesprächs waren sie vor dem Hause Eleonorens angelangt. Diese zeigte sich nicht wenig betroffen über die unerwartete Erscheinung Natalinens, und als nun der Gondolier ihr nothgedrungen die Ursache dieser Heimkehr andeutete, da gerieth sie, wie man sich wohl denken mag, in nicht geringen Zorn und war nahe daran, das unglückliche Mädchen von ihrer Thüre zu jagen. Aber der Gondolier sagte ihr einige beruhigende Worte und entfernte sich nicht früher, als bis sich ihre Aufregung einigermaßen gelegt hatte.

Zum Abschied flüsterte der Gondolier Natalinen noch die Worte zu: „Mein liebes Kind, du hast deinen Schrank offen gelassen und jene beiden Betteln haben vielleicht . . . doch genug, ich darf nicht reden, wie ich wollte; man könnte mich alten Mann ebenfalls aus dem Hause jagen. Fasst Euch und bedenkt, dass Ihr nicht das erste verfolgte und unschuldig verläumdete Geschöpf seid."

Eleonore, welcher es trotz ihres aufbrausenden und heftigen Temperaments doch weder an menschlichem Gefühl noch an gesundem Verstande fehlte, kam nach einiger Überlegung bald zu der inneren Überzeugung, dass Natalina, deren Charakter sie kannte, eines Vergehens, wie das ihr zur Last gelegte, nicht fähig sei. Sie verfügte sich einigemale in das Haus der alten Dame, erhielt aber immer den Bescheid, dass diese sie nicht empfangen wolle. Hierdurch wurde der Verdacht, den Eleonore gegen die beiden Kammerfrauen hatte, noch gesteigert, und sie zweifelte nicht, dass ihr diese Abweisung ohne Vorwissen der Dame widerfahre.

So blieb denn Natalina für jetzt wieder im Hause ihrer Stiefmutter, mit weiblichen Arbeiten sich den kärglichen Unterhalt verdienend.

Nur selten gieng sie aus, um sich zu erholen, doch besuchte sie täglich zur bestimmten Stunde die Messe. Ernst und sittsam legte sie den Weg zur Kirche San Barnaba zurück, die nicht weit von ihrer Wohnung entfernt war. So verfloss eine geraume Zeit.

Eines Tages, als sie eben wieder von der Messe zurückkehrte, bemerkte Eleonore auf den Wangen des Mädchens eine ungewöhnliche Röthe. Verwundert fragte sie dieselbe, was ihr begegnet sei.

Noch tiefer erröthend, gestand Natalina, dass ihr ein junger Mann gefolgt sei, als sie die Kirche verließ, und einige freundliche Worte an sie gerichtet habe.

„Wie?" rief Eleonore, „du gibst jungen Männern Gehör?"

„Durchaus nicht", versetzte Natalina, „aber wenn der liebe Gott Euch von der Last befreien wollte, die ich Euch verursache, könnte er es nicht vielleicht dadurch, dass er mich eine Gelegenheit zur Verheiratung finden ließe?"

„Zur Verheiratung? Albernes Mädchen! Die Männer sehen heutzutage nur auf die Mitgift. Ich weiß, was mir mit deinem Vater begegnet ist. Du bist eine Elende und hast kein Glück dein lebenlang."

„Ach ja, Ihr habt nicht unrecht. Ich bin nur zu Unglück geboren. Verzeiht mir, ich will jede eitle Einbildung dieser Art fahren lassen."

glauben Sie nicht, dass ich ein ganz Unwürdiger bin . . . Seien Sie versichert, dass ich seit langer Zeit, schon bevor ich Natalinen kannte, mich mit dem Gedanken trug, ein Bekenner des Evangeliums zu werden."

Diese letzten Worte überraschten Eleonoren, und sie theilte den Brief ihrem und Natalinens geistlichem Freunde mit. Dieser las ihn aufmerksam und sagte: „Wenn es sich wirklich so verhält . . . wenn er in Wahrheit die Absicht hätte . . . ich will ihn persönlich sprechen." Eleonore theilte ihm mit, dass der junge Mann noch jeden Abend sich unter ihren Fenstern zeige.

„So will ich um diese Zeit zu Euch kommen", versetzte der Geistliche, „und sobald er erscheint, gehe ich zu ihm hinab und lasse mich mit ihm in eine Unterredung ein."

Gesagt, gethan. Traurig und langsam gieng Jakob (dies der wahre Name des Jünglings) zur gewöhnlichen Stunde am Hause Eleonorens vorüber. Der Priester trat aus der Thüre und sprach ihn an. Mit großer Ehrerbietung stand ihm der junge Mann Rede und wiederholte im Laufe des Gesprächs seine Erklärung, dass er seit zwei Jahren damit umgehe, den katholischen Glauben anzunehmen. „Aber ich habe die feste Überzeugung", fügte er hinzu, „dass, sobald ich dies thue, mein strenggläubiger Vater mir seinen Fluch gibt, und dass ihm meine Religionsänderung eine tödtliche Kränkung verursacht."

„Was gedenkt Ihr also zu thun?"

„Mein Vater ist hochbetagt . . . nach seinem Tode werde ich nicht zögern, ein Anhänger des Kreuzes zu werden. Dann wird Natalina mir angehören. O ehrwürdiger Herr! ich liebe dieses Mädchen, wie man nur ein menschliches Geschöpf auf Erden lieben kann. Ihr entsagen müssen, das wäre mein Tod."

„Könnt Ihr mich aber als Ehrenmann versichern, dass Ihr nicht bloß um Natalinen zu besitzen, sondern aus Überzeugung den Glauben Eurer Väter abzuschwören und Christ zu werden bereit seid?"

„Ich beschwöre es vor Gott, dass ich schon bevor ich Natalina kannte, diesen Entschluss faßte. Die Liebe zu ihr ist nur ein neuer Antrieb, diesen Entschluss auszuführen."

„Ich will es glauben. Für jetzt aber muss alle Gemeinschaft zwischen Euch und Natalina aufhören."

„Warum, ehrwürdiger Herr?"

„Es darf nicht sein . . . Sobald Ihr ein Bekenner des Evangeliums geworden, dann wird sich alles finden."

Jakob empfahl sich mit dem Ausdrucke der tiefsten Betrübnis. „Hier weilen und Natalina nicht sehen, nicht sprechen", rief er aus, „wie kann ich das ertragen?"

Die beiden Frauen waren sehr begierig zu erfahren, was der Priester mit Jakob gesprochen hatte. Bald hatte der erstere sie davon unterrichtet. Natalina überließ sich einem tiefen stummen Schmerze. Ungefähr einen Monat später erhielt Eleonore einen neues Schreiben von Jakob, welches folgendermaßen lautete:

„In diesem Augenblicke ruft ein Brief mich in meine Heimat, wo mein Vater auf dem Sterbebette liegt. Der Himmel weiß, ob ich ihn noch lebend finde. Sagen Sie Natalinen, dass ich niemals mein gegebenes Wort brechen werde. Ihre oder Natalinens Briefe treffen mich sicher in Pesaro."

Das junge Mädchen wollte diesen Brief sogleich erwidern.

„Lass es gut sein", mahnte Eleonore; „wenn er dich wahrhaft liebt und dich nicht betrügen will, so wird er bald von neuem schreiben."

Diese Muthmaßung verwirklichte sich bald. Jakob bestätigte in einem zweiten Briefe, dass sein Vater dem Tode nahe sei und wiederholte die Versicherung seiner unveränderlichen Liebe zu Natalinen. Diese antwortete ihm auf Eleonorens Rath mit wenigen und zurückhaltenden Worten.

ihr auch einige kleine Geschenke, die Natalina mit einer zierlichen Handarbeit erwiderte. Die unverkennbare Aufrichtigkeit der Zuneigung, welche der junge Mann für Natalina kundgab, machte auch auf Eleonoren einen so guten Eindruck, dass sie ihm zuletzt den Eintritt in ihr Haus gestattete. Er machte getreulich Gebrauch von dieser Erlaubnis, doch immer erst in später Abendstunde, wenn er seine Berufsgeschäfte verrichtet hatte.

Eines Tages besuchte der oben erwähnte Geistliche das Haus Eleonorens und erzählte den beiden Frauen, dass er Nachforschungen über den jungen Mann angestellt habe, dass dieselben jedoch vollkommen erfolglos geblieben seien. Der Name, den der junge Mann als den seinigen bezeichnet habe, sei in der Contrada S. Marziale gänzlich unbekannt.

„Vielleicht weil er ein Fremder ist und noch nicht lange dort wohnt“, versetzte Natalina mit schlechtverhehlter Unruhe.

„Hast du mir nicht gesagt“, fuhr der Geistliche fort, dass er dich zuweilen bis zur Kirche begleitet?“

Allerdings, auch morgen versprach er es zu thun.“

„Gut, ich werde eine Person dort aufstellen, die ihn im Auge behalten und ihm unbemerkt bis in seine Wohnung folgen soll.“

Am nächsten Tage erschien der Unbekannte zur bestimmten Stunde und begleitete Natalina zur Kirche, wo der Geistliche schon eine verlässliche Person aufgestellt hatte.

Zwei Tage später kommt der Geistliche zu Eleonoren in heftiger Aufregung. Die beiden Frauen erschrecken vor seiner unglückverheißenden Miene.

„Nun weiß ich“, ruft der Priester, „nun weiß ich, wer der junge Mann ist! O der Unwürdige! Arme Natalina! armes, immer unglückliches Mädchen!“

„O Himmel, was ist geschehen?“ fragten die Frauen.

„Wisse“, sagte der Geistliche zu Natalina gewendet, „der Mann, den du liebst, der dir so schöne Verspechungen machte, von dem du meintest, dass er dich zum Altare führen würde — er ist ein Jude!“

„Gerechter Himmel!“ rief Eleonore; „wer hätte das geglaubt? Nun begreife ich, warum er niemals die Kirche betreten wollte!“

Natalina brach in einen Strom von Thränen aus.

„Er wird diesen Abend wie gewöhnlich hieherkommen“, fuhr Eleonore fort; „wir wollen ihm für sein verrätherisches Benehmen den Text lesen und uns seiner für immer entledigen!“

„Arme Natalina“, sagte der Priester, „möge Gott dir Kraft geben, diesen Menschen aus deinem Andenken zu verbannen!“

Schluchzend und wortlos vor Schmerz stand das junge Mädchen da, während der Priester, bevor er sich entfernte, nicht ohne Rührung seine Hand auf ihr Haupt legte und mit einem Blicke zum Himmel um den Beistand des Höchsten für sie zu flehen schien.

Mit Einbruch der Nacht klopfte, wie man erwartet hatte, der Liebhaber Natalinens an die Thüre. Eleonore hatte sich kaum überzeugt, dass er es sei, als sie die Geschenke, die er Natalinen gemacht hatte, zusammenraffte, die Stiege damit hinabeilte, und sie dem jungen Manne, nachdem sie die Thüre geöffnet, in ihrer gewohnten leidenschaftlichen Weise vor die Füße warf. Sie begleitete dieses Thun mit einigen Erklärungen von sehr unsanfter Art, und schloss dem Verblüfften zuletzt die Thüre vor der Nase zu. Natalina hatte sich indessen weinend auf ihr Lager geworfen.

Am nächsten Tage erhielt Eleonore folgendes Schreiben: „Ich gestehe meine Schuld; ich habe die Wahrheit verschwiegen, aber ich that es nur aus inniger Liebe, die ich für Natalinen hege und immer hegen werde. Aber

Sie las die Zeilen langsam vor sich hin und fieng dann wieder von vorn zu lesen an, als hätte sie den Sinn noch nicht verstanden. Als sie den Brief das zweitemal durchgelesen, lächelte sie bitter und fragte: „Ihr hintergeht mich vielleicht? Ihr wollt mich trösten?"

„Siehst du denn nicht", fragte Eleonore, „es ist Jakobs eigene Schrift ... oder vielmehr Giovannis ...".

„Giovannis? Ach ja, Giovannis! Gesegnet sei mir der Name! Giovanni also ..."

„Wird in kurzem bei dir sein!"

„Bei mir?" — Hier sank Natalina, von einer Ohnmacht überwältigt, zurück. Aber fast augenblicklich erholte sie sich wieder, lächelte und rief: „Den Brief, den Brief! lasst ihn mir, ich will ihn nocheinmal lesen!"

„Da, da, sagte Eleonore."

„Welches Datum trägt er?"

„Er ist vom vierzehnten dieses Monats."

„Und heute haben wir?"

„Den achtzehnten."

„Noch zwei Tage, und er wird hier sein!"

Natalina verbrachte die Nacht in seltsamen und lebhaften Träumereien. Sie sprach mehrmals laut und ihre Reden waren verwirrt. Am folgenden Morgen versuchte sie aufzustehen und brachte es auch mit einiger Anstrengung zustande.

„Es sind viele Monate", sagte sie, „dass ich nicht nach meinen Kleidern gesehen habe. Was wird Giovanni sagen, wenn er mich so vernachlässigt findet? Ich will doch den Schrank durchmustern und alles Schadhafte in guten Stand setzen. O Eleonore! meine gute Mutter! bald will ich Euch von der Last befreien, die Ihr so lange getragen habt. Aber ich werde nicht undankbar sein. Vielleicht können wir auch zusammen wohnen. Übermorgen wird Giovanni hier sein, und dann halten wir Hochzeit ... ich will, dass es so bald als möglich geschehe."

„Das freut mich sehr, erwiderte Eleonore, doch war in dem Blicke, mit welchem sie Natalinen musterte, nichts weniger als volle Beruhigung und ungetrübte Hoffnung zu lesen.

„Man muss doch auch die Stube scheuern und das ganze Haus", fuhr Natalina fort. So brachte sie den ganzen Tag in aufgeregter Geschäftigkeit zu und erhielt sich zur Überraschung aller bei ungeschwächten Kräften. Auch schlief sie in der darauffolgenden Nacht leidlich.

So kam der zwanzigste heran. Schon am frühen Morgen wollte Natalina aufstehen, aber es fiel ihr schwerer als den Tag zuvor. Bald musste sie in großer Ermattung sich wieder auf einen Stuhl niederlassen. Dennoch sagte sie: „Ich befinde mich wohl." Ein paarmal fragte sie: „Wer klopft? Vielleicht er? Doch nein, erst morgen hat er versprochen zu kommen."

Der befreundete Geistliche kam. „Ah, seid mir willkommen!" rief Natalina. „Ihr seid es ja, der mir die große Freudenbotschaft gebracht hat. Dass Euch der Himmel dafür segne! Morgen wird sich also alles entscheiden! Ich werde endlich glücklich sein. Und vielleicht ... Gott verzeihe mir diesen Hochmuth ... vielleicht verdiene ich nach so vielen Leiden es zu sein ... aber, ehrwürdiger Vater, wie kommt es doch, dass es so dunkel wird? Beginnt es vielleicht zu regnen?"

„Nein, liebes Kind, die Sonne scheint in ihrer vollen Reinheit."

„Dann weiß ich nicht ... mir ist ganz dunkel vor den Augen ... ich sehe Euch nicht mehr ..."

„Fühlst du dich leidend?"

„Ich weiß nicht ... eine gewisse Beängstigung, die immer mehr zunimmt ... o Gott, o Gott ... Euren Segen, ehrwürdiger Vater ..."

Natalina sank zurück. Sie gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der Priester besprengte sie mit geweihtem Wasser und sprach die Sterbegebete über sie. Eleonore ließ in größter Eile den Arzt rufen. Dieser kommt, unter-

Ein ganzer Monat verfloss ohne weitere Kunde von Jakob. Endlich kam ein neues Schreiben von ihm, in welchem er folgende Nachricht gab:

„Das Befinden meines Vaters hat sich unerwarteterweise um vieles gebessert. Ich kann nicht anders, als dem Himmel dafür danken . . . Geduld, theure Natalina! Mein Vater hat Verdacht geschöpft, dass ich meiner Religion abschwören wolle. Welche Vorwürfe musste ich hören! Ach, ich bin der unglückseligste aller Menschen!"

Natalina las diese Zeilen mit anscheinender Ruhe. Einige Tage später aber wurde sie von einem Fieber befallen, das sich als sehr hartnäckig erwies. Jakob ließ von Zeit zu Zeit Briefe ähnlichen Inhaltes folgen, die aber allmählich seltener wurden. Zuletzt verfloss ein halbes Jahr, ohne dass von ihm eine Nachricht kam. Das Siechthum und der Trübsinn Natalinens nahm inzwischen fortwährend zu. Der Name Jakobs kam jedoch niemals über ihre Lippen.

Endlich traf von dem Schwervermissten folgende Botschaft ein:

„Mein Vater ist nicht mehr. Strafe mich der Himmel, wenn ich diesen Augenblick herbeigewünscht habe. Du aber, Natalina, magst nun den Schmerz und die Ungeduld deines langen Harrens vergessen. Noch sind nicht zwei Stunden verflossen, seit mein Haupt mit dem Wasser begossen wurde, das die Erbsünde hinwegwäscht. Ich bin nicht mehr Jakob, ich bin Giovanni. Wiedergeboren bin ich, o Natalina, für mich und dich! Niemand hat mehr über mich zu gebieten, und ich besitze so viel als hinreichend ist, für uns beide ein bescheidenes Lebensglück zu gründen. Heute zählen wir den vierzehnten, am einundzwanzigsten bin ich in deinen Armen, und wir gehören einander für immer an!"

Welche Überraschung bereitete Eleonoren dieser Brief! Aber sie sagte zu sich selbst: Soll ich ihn Natalinen übergeben? Sie ist in einem solchen Zustande von Schwäche . . . ich möchte nicht, dass das unerwartete Glück ihr eine zu heftige Erschütterung verursache . . . Vielleicht aber könnte sie diese Freudenbotschaft vom Rande des Grabes zurückreißen, an welchen sie schon gelangt ist. Ich will mich mit unserem geistlichen Freunde besprechen."

Der würdige Priester theilte die Freude Eleonorens über den Brief und nahm es auf sich, Natalinen mit dem Inhalte desselben bekanntzumachen.

„Liebe Tochter", sagte er, indem er sich dem Bette der Kranken näherte und seine Hand auf ihre Stirn legte, „hoffst du noch auf Gottes Beistand?"

„Ich hoffe und vertraue auf ihn", versetzte sie mit matter Stimme.

„Und worin bestehen deine Hoffnungen?"

„Dass er mich bald in seinen Schoß aufnehme."

„Hoffst und wünschest du nichts mehr auf dieser Erde?"

„Die Güter der Erde sind trügerisch. Ihr selbst habt es mir oft gesagt, ehrwürdiger Vater! Jakob hat mir einst geschworen, dass er mich liebt; auch er hat mich betrogen."

„Betrogen? wer weiß? Natalina, gib nicht alle Hoffnung auf!"

„Ich hoffe nichts mehr."

„Bist du stark genug, eine gute Nachricht zu vernehmen?"

„Ich glaube an keine freudige Botschaft. Der Unglücksstern, der über meiner Wiege stand, wird mich bis zu meinem Grabe begleiten!"

„Sage das nicht; Gott ist allmächtig; mit seinem Willen kann sich alles ändern. Doch zur Sache. Wisse, Jakob hat wieder von sich hören lassen."

„Ach, ich werde nie die Seinige werden."

„Fasse Muth, Natalina. Lies diesen Brief und überzeuge dich von den Wirkungen der göttlichen Gnade."

Natalina erhob sich mühsam im Bette, unterstützt von Eleonoren. Ihre Augen waren starr auf das Blatt geheftet, das der Priester ihr darreichte.

Dismas.

Eine Legende von P. K. Rosegger.

Gerne sinne ich über der heiligen Urkund. Und dort, wo die Botschaft zur Mythe geworden, spinnt meine Seele der Dichtung Fäden an und lebt selig träumend die Zeiten wieder, da der Himmel sich wob über das Geheimnis der Krippe und des Kreuzes.

Die heilige Urkund erzählt uns von jener Nacht. Josef war aus dem Schlafe gefahren und horchte. Es war in der Kammer dunkel und stille, und doch hatte er deutlich eine Stimme gehört, die also sprach: „Josef, steh auf, wecke die Deinigen und fliehe. Der König will das Kind tödten lassen."

Da hatte der Mann in seinem Herzen eine große Bangigkeit. Es war eine unheimliche Zeit im Judenlande. Der König, sonst hochmüthig und grausam, war von einer Reise nach Rom zurückgekehrt und zeigte eine sanfte, freundliche Gesinnung. Alle Knaben der Stadt Bethlehem und Umgegend, welche im Alter von zwei Jahren und unter zwei Jahren waren, wollte er beschenken lassen. Die Mütter wurden eingeladen, solche Kinder in den Hof zu bringen, der umgeben war von dem Hause der Soldaten, um einen Gnadenpfennig in Empfang zu nehmen für ihre Knäblein. Des freuten sich die Weiber und riefen: „Heil unserem König, der strenge und gütig ist. Er lebe noch lange!"

In der Nacht nun, die diesem Tage vorausgieng, hatte Josef im Schlafe das Wort gehört. Er erinnerte sich, dass schon vor zwei Jahren, bei der Geburt des Kindes, der König ihm heimlich nachstellen ließ, weil die Weisen aus dem Morgenlande den neugeborenen Knaben für den erwarteten König der Juden angebetet hätten. Also dachte Josef, man könne nicht wissen, was der gewaltige Herodes im Sinne habe. Lange blickte er auf sein liebes junges Weib und auf das Knäblein, die so süß schlummerten in ihrem gemeinsamen Bette, als sei kein Feind auf Erden. — Wohin soll ich euch denn führen? so dachte er. Nach Nazareth zurück? Dort haben wir die Heimat schon verloren und der König würde uns gerade dort zu finden wissen. Oder nach der Gegend hin, wo die Sonne aufgeht? Dort sind die Männer der Wüste und lauern dem Wanderer auf. Oder nach der Gegend, wo die Sonne untergeht? Dort sind die unendlichen Wasser, und wir haben kein Fahrzeug, um nach jenen Landen zu segeln, wo die Heiden leben, die milderen Herzens sind, als die Kinder des großen, finsteren Jehova.

„Wecke sie auf", sprach die Stimme das zweitemal, „und führe sie nach dem Lande der Pharaonen. Dort wohnen die Völker der Gottlosen; ihr Glaube ist Wahn, aber ihr Wille ist gerecht. Dort, wo die Wellen des Nil alljährlich die Fluren besegnen, dort wirst du Erwerb finden für dich, Sicherheit für dein Weib und Lehre für das Kind. Und auf denselben Pfaden, auf welchen einst Moses und Josua die Juden zurückgeführt aus Egypten, wird euch Gott heimgeleiten ins Land der Väter, wenn der Tag gekommen ist."

Josef wusste es nicht, wer so gesprochen hatte, er forschte auch nicht, denn seine Seele ruhte vertrauend in den Armen des Herrn. Er legte nun seine Hand auf die Schulter der Geliebten und sagte: „Maria! Wache auf und erschrick nicht. Sammle die wenigen Dinge, die wir besitzen, in

sucht den Körper Natalinens und erklärt: „Sie ist todt.“

Unter Thränen rief Eleonore aus: „Was wird Giovanni sagen, wenn er morgen kommt und sie todt findet?“

„Ich mache mich auf Schlimmes gefasst“, versetzte der Pfarrer. „Dieser junge Mann, der Natalinen so leidenschaftlich liebte, der vielleicht nur ihretwegen seinen Glauben abschwur, er wird sich gewiss der Verzweiflung hingeben, wenn er sie todt findet.“

„Was ließe sich thun“, fragte Eleonore, „um ihn nicht gleich im ersten Augenblick durch die traurige Wahrheit zu erschrecken?“

„Ich weiß es nicht, erwiderte der Priester; „doch ist es vielleicht am besten, da er morgen kommt, noch diesen Abend den Leichnam Natalinens in die Kirche zu bringen und morgen frühzeitig zu bestatten.“

Eleonore war damit einverstanden. Alle Anstalten wurden sogleich getroffen, den Vorschlag des Pfarrers auszuführen. Natalina wurde in weißes Linnen gekleidet und ein Kranz von Rosen um ihr Haupt geschlungen. Dann wurde sie mitten in einer Kammer auf einen grünen Teppich gelegt. Viele Frauen der Nachbarschaft kamen, theils aus Frömmigkeit, theils aus Neugierde, um dem Leichnam eine Sprenge geweihten Wassers zu geben und Gebete darüber zu sprechen.

Die Nacht kam heran. Wenige Fackeln und das murmelnde Gebet zweier Priester begleiteten das junge Mädchen zur letzten Ruhestätte. In der Kirche S. Barnaba wurde sie ausgestellt und bei ihrem Leichnam wurde die übliche Nachtwache gehalten. Bei Sonnenaufgang, noch vor Beginn der ersten Messe, wurde ein Grab eröffnet. Natalina wurde in dasselbe hinabgelassen und der Gruftstein schloss sich über ihr. Denselben Morgen kam Giovanni an.

Die Verzweiflung, mit welcher er die Trauerkunde vernahm, ist nicht zu beschreiben. Das Haus Eleonorens wiederhallte von seinen Klagen. „Warum“, rief er aus, „warum habt ihr sie fortgetragen? Meine Gegenwart, meine Liebe, meine Küsse hätten sie ins Leben zurückgerufen!“

Dank der Vermittelung des mitleidvollen Priesters, erwirkte Giovanni zuletzt die Erlaubnis, das Grab Natalinens öffnen zu lassen, damit er die Geliebte nocheinmal sehen könne. Man eröffnete also das Grab und fand . . . o Schauder! . . . man fand das unglückliche Mädchen jetzt erst wahrhaft todt — auf den Knien liegend, die Augen aus ihren Höhlen getreten, das Gesicht verzerrt vom Ausdrucke der entsetzlichsten Verzweiflung . . . . sie war lebendig begraben worden.

Damit endet unsere einfache Erzählung. Niemals in ihrem Leben konnten Eleonore und der Priester sich's vergeben, dass sie, wenn auch in der besten Absicht, die Veranlassung zur übereilten Beerdigung der Scheintodten gewesen waren. Man suchte die schauerliche Thatsache geheimzuhalten, aber Giovannis Leid kannte keine Grenzen und die Ausbrüche seiner Verzweiflung machten die Wahrheit bald überall offenkundig.

Der treffliche Priester aber ermangelte nicht, so lange er lebte, in seinem täglichen Gebete unter Seufzern und Thränen auch für die Ruhe der Seele Natalinens den Himmel anzuflehen. Oft rief er dabei aus: „Ich lebe für sie, und doch bedürfte vielmehr ihres Gebetes ich armer Sünder, der ich ihren Tod veranlasste. Möge sie im Himmel für mich Fürbitte leisten. Ihr Platz kann nur im Schoße des ewigen Friedens sein. Denn einmal und irgendwo muss doch das irdische Schicksal sich ausgleichen, und nur zeitlich verdüstert, aber nicht ewig ausgelöscht werden kann der Gnadenstrahl der ewigen Liebe.“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Stumpfnasige auf und bohrte sein spitzes Kinn in die Faust. „Den Messias! du glaubst noch das Märchen der traumseligen Ahnen. Schwärmerischer Schwächling, der du bist. Siehst du es denn nicht, dass Keiner mehr Zeit hat, um auf den Messias zu warten, dass alles hastet und streitet, um seinen Theil zu erlangen von den Schätzen und Freuden der Erde?“

„Also habe ich's auch gehalten, manches Jahr“, antwortete Dismas wehmuthsvoll. „Meine Herde hatte ich verlassen, um dir zu folgen. Seide und Geschmeide hatte ich erobert in der Wüste, und die Tage schwanden trotzdem. Mit allen Schätzen konnte ich nicht eine einzige Stunde aufhalten; im Wohlleben schwanden die Tage nur noch rascher. Nicht erkämpfen wollte ich das Erdenleben, aber festhalten möchte ich es mir, denn es ist eine Wonne zu sein. O, vergebens, vergebens! die Tage schwinden. Also habe ich mich entschlossen, mein Leben und Gewissen nicht auf eine Zeit zu stellen, die so vergänglich ist, sondern auf eine Zeit, die in Ewigkeit währt. Eine solche Zeit kann nur der Messias bringen.“

Jusuf that, als presse er sein Angesicht in den Stein und sagte mit lüsterner Selbstbefriedigung: „Wir haben nur das eine Leben, das wir haben, und ein anderes finden wir nimmermehr.“

„Wenn es so wäre, wie du sagst“, versetzte Dismas, „so müssten wir dieses eine Leben erst recht groß und heldentreu verbringen.“

„Wenn es so ist“, sagte der andere, „dass kein anderes Leben mehr zu finden, so müssen wir *dieses* eine Leben *genießen*. Unserer Natur gemäß! Entsagung ist Sünde, Genuss ist Pflicht, weil die Natur uns Sinne gegeben hat, um zu genießen.“

„So denken schlechte Menschen“, sprach Jusuf.

„Es gibt keine schlechten Menschen“, sagte Jusuf. „Und auch keine guten. Genosse, betrachte das Lamm, es thut niemand etwas zuleide, es lässt sich lieber vom Löwen zerreißen, als es den Löwen zerrisse. Ist es deshalb gut? Nein, es ist bloß schwach. Und der Löwe, der das Lamm tödtet, um es zu verzehren, ist er deshalb böse? Nein, er ist stark, und darum hat er recht, den Schwachen zu verzehren. Die einzige Tugend ist die Stärke, das einzige gute Werk ist, die Schwachen auszurotten.“

Als dieser Mensch also gesprochen hatte, wendete der andere sein Angesicht herüber und sagte:

„Was sind das für unerhörte Reden? Derlei Reden habe ich noch nie gehört. In wessen Herzen sind sie geboren?“

„Nicht im Herzen sind sie geboren“, sagte Jusuf, „denn das Herz ist dumm und das Herz ist schwach. Im Haupte sind sie geboren, wo die Klugheit ist und die Stärke. — Dismas! Wenn ich in den Höhlen der Wüste wohne und thatlos sein muss, da sinne und forsche ich. Ich zerschlage die Steine, um ihr Wesen zu ergründen. Ich zerpflücke die Pflanzen der Oase, um sie zu erforschen. Ich betrachte das Innere der Thiere und ich zerstücke den Menschen, den ich getödtet habe auf der Straße und erforsche sein Fleisch. — Ich finde, dass es anders ist, als die alten Schriften sagen. Der menschliche Leib ist dem thierischen an Gestalt ähnlich, an Stoff gleich. Eines wie das andere ist elende Creatur.“

Durch Dismas' Körper gieng ein Schaudern. Er richtete sich auf, hob die Arme gegen Himmel und rief: „O Herr in den heiligen Höhen, rette mich!“

„Rufe nur die Sterne an!“ sagte Jusuf mit höhnendem Lachen, „da kommst du an die Rechten! Sie wissen nichts von dir und wissen nichts von deinem Gott. Sie sind aus gemeinem Staube und Stoffe, der keinen Geist hat. Sie selber und alles auf ihnen leben in dem schrecklichen schmutzigen

Säcke, ich packe sie auf das Lastthier. Dann nimm das Kind. Wir wollen abreisen."

Maria strich das lange, seidenweiche Haar aus dem blassen Gesichte, so dass es war, als schiene der Vollmond hervor zwischen Ölbäumen. Ein wenig befremdlich war ihr der plötzliche Entschluss des Eheherrn, der Aufbruch um Mitternacht, aber sie sagte nichts. Sie that, wie Josef befohlen hatte, nahm nachher das schlummernde Knäblein in die Arme und setzte sich auf das Lastthier, welches die Ohren spitzte daran hin, was das für ein Tagewerk werden sollte, weil es so grausam früh beginne. Noch einen Blick that Maria auf das kleine Haus, wo sie zwei Jahre lang im heiligen Mutterglück gelebt hatte, dann nahm Josef Stock und Riemen und gieng leitend einher neben dem Thiere, das seine ganze Welt trug und seinen Himmel, und — den Himmel der ganzen Welt.

Unter einem schwülen, bleigrauen Wolkenhimmel lag die Wüste. Ihre gelben, welligen Sandflächen waren wie ein erstarrtes Meer, das kein Ende hat und fern im Gesichtskreise mit scharfer Linie an die dunkle Himmelsscheibe grenzt. An manchen Stellen dieses Sandmeeres ragten graue, zerklüftete Felskegel hervor, und stumpfkantiges Steingeschiebe mit Höhlungen, oder auch vereinzelte Blöcke und Platten, die entweder in schiefer Lage oder eben wie ein Tisch waren.

Zwei solche Platten lagen fast nahe nebeneinander, die eine war zum Theile mit gelbem Flugsand bedeckt, die andere ragte etwas aus dem Boden hervor. Auf jeder dieser grauen Steinplatten lag ein Mann ausgestreckt. Der eine, ein reckenhafter, derbsehniger Körper, lag auf dem Bauche und stützte mit den Fäusten seine schwarzbärtigen Backen, dass er halb gehobenen Gesichtes hinstarren konnte über die öden Flächen der Wüste. Der andere, kleiner von Gestalt, lag auf dem Rücken, bediente sich der Arme als Kopfkissen und richtete sein Antlitz dem düsteren Himmel zu. Beide waren in Gewandung der Beduinen und mit mancherlei Waffen versehen, die in den Kleidern staken oder an denselben hiengen. Über das Haupt mit dem wolligen Haar hatte jeder ein Tuch gelegt. Die Farbe des Gesichtes war braun wie die Rinde der Pinie, die Augen waren groß und glühend, die Lippen wulstig und roth und von schütterem Bartwuchse umschattet. Des einen Nase war stumpf und plump, die des andern lang, dünn und scharf gebogen.

„Dismas", sagte der mit der Stumpfnase, „was siehst du am Himmel?"

„Jusuf", versetzte der andere, „was siehst du in der Wüste?"

„Du bist ein wahrer Säulenheiliger geworden seit einiger Zeit", sagte Jusuf. „Wartest du auf Mana, das vom Himmel fallen soll? Mir krachen die Eingeweide, ich will jetzt zur Karawanenstraße hinab."

„So geh. Ich will nach der Oase von Scheba", sagte Dismas.

„Dismas, ich hasse dich", murmelte der andere.

Dismas schwieg und schaute unverwandt in den Himmel hinein, der so mild sonnenlos wie heute schon lange nicht gewesen war.

„Seit du mir nicht beigestanden bist, da ich den Zug der Morgenländer anhalten wollte mit meinen Knechten, seitdem hasse ich dich. Sie hatten viel des Räucherwerkes und der kostbaren Specereien mit sich geführt und Gold. Mit einem Zuge hätten wir eine Habe gewonnen für manches Jahr und du —"

„Fromme Pilger, die in fremde Lande ziehen, um den Messias zu suchen! An solchen vergreife ich mich nicht. Suche ich doch selbst den Messias." Also sprach Dismas.

„Thor", sagte hierauf Jusuf, der Stumpfnasige, zu seinem Genossen, „alles, was da ist, gehört unser. An uns liegt es, ob wir ihnen etwas geben wollen. Des schönen Weibes willen schenke ich ihnen das Wertvollste — das Leben."

Und nun begannen sie die Säcke vom Lastthiere zu lösen; Jusuf nahm dem erschöpften Wanderer den Mantel weg, langte nach dem Tuche, welches die Frau über sich und das Kind geschlagen hatte, wie ein Schirmdach.

„Jetzt eilet hinweg! Eilet rasch hinweg!" sagte Dismas zu den armen Leuten.

„Oho!" rief Jusuf. „Wir bleiben beisammen bis morgen, wenn der Samum streicht. Sei gegrüßt, schöne Magd, du sollst heute ruhen in unserem Hause."

Er riss dem Dismas den Riemen aus der Hand, führte das Thier mit Mutter und Kind zwischen den Steinen hinab gegen eine Höhle. Josef schaute auf die schweren Waffen der Männer und folgte mit Betrübnis, Dismas folgte widerwillig, aber er blieb nicht zurück.

Als die Schatten des Abends kamen, also, dass die gelbe Sandwüste fahl ward und der Himmel dunkel, als die Steinblöcke und Felskegel dastanden, wie finstere Ungethüme, waren die Wandersleute verwahrt in den Tiefen der Höhle. Vor derselben saß das Maulthier, legte sein großes Haupt in den Sand und schlief. Daneben kauerten die beiden Räuber und verzehrten, was sie jenen hatten abgenommen an Wegzehrung.

Dismas hatte einen schmalen, irdenen Krug in seinem Mantel getragen, der sorgfältig verstopft war am Hals. Als Jusuf solchen bemerkte, streckte er die Hand darnach aus, entkorkte das Gefäß und goss welches von dem Inhalte in seine Gurgel hinab. Der Eigenthümer hinderte ihn nicht daran, griff aber um so lebhafter zu bei den Datteln und Feigen.

„Die Gäste wollen wir ebenso redlich theilen", sagte Jusuf. „Genosse, du sollst den Mann und das Kind haben."

„Es sind Vater, Mutter und Kind", antwortete Dismas, „sie gehören zusammen und wir wollen sie schonen."

„Also ist meine Meinung nicht", sagte Jusuf.

„Dann werde ich sie vertheidigen."

„Also wollen wir um sie ringen", sagte Jusuf.

Denn er saß fest im Sattel seines neuen Glaubens, dass die Stärke das Recht sei. Dismas aber schwieg und wartete, bis der Genosse noch einigemale getrunken hatte aus dem irdenen Gefäß. Und als Jusuf oftmals getrunken hatte und heiter ward, sagte Dismas zu ihm: „Bruder, jetzt wäre ich gelaunt zu einem Spielchen."

„Genosse, das ist ein guter Gedanke", lallte Jusuf, aus seinem Sacke die Würfel holend, „um was spielen wir?"

„Um den Esel."

Jusuf schleuderte die achteckigen Steinchen, sie fielen auf den ausgebreiteten Mantel. Der Esel war sein.

„Um was geht's aufs Zweite?"

„Um den alten Mann und den Knaben."

Die Würfel fielen, Jusuf johlte fröhlich auf; der Gewinn war des Dismas.

Zum Dritten galt es die junge Frau, welche arglos in der Höhle schlief, an ihren Busen gedrückt das süße Kind.

Sie schleuderten die Würfel und prüften beim letzten Dämmerstrahle des Tages die Augen. Dismas hatte deren neun geworfen, Jusuf deren eilf. Der letztere stieß einen Schrei des Entzückens aus.

„Willst du nicht mehr trinken?" fragte Dismas, die Hand nach dem Kruge ausstreckend.

„Ja, ich will noch trinken", gröhlte der andere und riss das Gefäß wieder

Streite wie unsere Erde und alles auf Erden. Ha wisse, die ganze Welt ist ein Kehrichthaufen mit Ungeziefer, sonst nichts."

Dismas saß mit gefalteten Händen auf seinem Stein und war blass wie ein Leichnam.

„Jusuf, mein Genosse", sagte er endlich, „aus dir spricht der böse Engel."

„Warum lobst du ihn nicht, Dismas, warum jauchzest du nicht? — Meine Botschaft hat dich erlöst. Der du arglose Wanderer überfallen, getödtet und beraubt hast, die ewige Hölle wäre dein Gewinn. Meine Botschaft ist stark und reißt die Hölle ein."

„Ich hörte einen Profeten in der Wüste, der sprach: Einer von Gott verhängten Verdammnis kann man entfliehen durch die Buße. Deiner Verdammnis kann man nicht entfliehen. Dass wir keinen allmächtigen Herrn hätten! — Dass wir wie ein Kehrichthaufen verloren sein sollten — wie furchtbar, furchtbar!" —

„Genosse Dismas, dein Klagen unterhält mich nicht", sagte der andere und stand, auf Knien und Ellbogen sich stützend, wie ein Vierfüßer da. „Was Wichtigeres liegt mir jetzt an. Hunger habe ich."

Dismas sprang von seinem Stein und schickte sich an zu fliehen. — Wenn er Hunger hat, also dachte Dismas, so wird er mich nach seinem neuen Glauben tödten und verzehren.

Jusuf hatte eine lauernde Stellung angenommen und starrte mit Adleraugen hinaus in die Wüste. — Dort zwischen Felsklötzen war ein rothes Flämmlein sichtbar geworden. Das bewegte sich und kam näher. Das Flämmlein war das rothe Gewand einer Frau, die auf einem Lastthiere saß und ein Kind am Arme trug. Nebenher schritt ein Mann, welcher an einem Stabe mühsam hinkte und das Thier leitete.

„Dismas, da gibt's Leute!" sprach Jusuf mit scharfem Zischlaute und fasste den Griff seiner Waffe. „Verbergen wir uns hinter dem Stein, bis sie herankommen."

„Aus dem Hinterhalte willst du diese waffenlosen Leute überfallen?" sagte der andere. „Dafür sollst du dich schämen."

„Du wirst mir helfen, sie zu fassen!" befahl Jusuf mit drohender Geberde.

„Wenn du das Beil nicht ziehst gegen sie, so werde ich dir helfen."

Mittlerweile war die kleine Gruppe nähergekommen. Der Mann und das Lastthier wateten tief im Sande, der stellenweise über dem kahlen, ruppigen Gestein fortgefegt, stellenweise in hohen Schichten zusammengeweht war. Der Führer hatte die Gruppe in einen hastigeren Lauf gebracht, als es für die noch vorhandenen Kräfte gut war, denn er hatte die Straße verloren, hielt es aber geheim, um die Frau nicht zu ängstigen und ließ seine Augen in den Weiten umherschweifen, um den Weg wieder zu entdecken. Bis zur Oase von Descheme sollte es noch gehen an diesem Tage. Dort wollte er mit den Seinigen unter einem Dattelbaume Rast halten und Nahrung sammeln. Nun sah er hier oben auf den Steinblöcken zwei Männer stehen, die hoch hineinragten in das Firmament.

„Gelobt sei Gott!" sagte der Mann, genannt Josef der Nazarener, „diese Männer will ich fragen nach der Straße, die gen Descheme führt.

Jedoch bevor er fragen konnte, stiegen sie rasch herab. Der eine fasste den Riemen des Lastthieres, der andere ergriff den Arm Josefs und sagte: „Was ihr bei euch habt, das müsset ihr uns geben."

Josef erschrak, das junge blasse Weib auf dem Lastthiere sandte einen flehenden Blick zum Himmel empor; das Knäblein, welches auf ihrem Schoße saß, schaute mit seinen großen klaren Augen treuherzig drein und fürchtete sich nicht.

„Wenn ihr Brot mit euch führt, so gebt uns davon", sprach Dismas, der das Thier hielt, zu Josef.

strahl niedergefahren an seiner Seite, mit beiden Händen den Kopf haltend, so floh er davon. Er wusste aber nicht, warum er floh, denn am liebsten wäre er hingefallen vor dieses wunderbare Kind und hätte gefleht, es begleiten zu dürfen als Hüter auf allen Wegen. Aber wie ein Gericht war es, das ihn fortstieß von dieser Stätte und zurück in die Schauer der Wüste.

Dismas war nicht mehr zurückgekehrt zu seinem Genossen Jusuf. — Fast noch geblendet von dem Kindesauge hatte er die Richtung eingeschlagen nach der Oase Scheba, um dort ein ehrliches Leben zu suchen. Doch, es ließ ihn nicht lange bleiben auf der Oase, er hatte Heimweh nach der Wüste. Er hatte seit jenem Morgen ein Menschenauge gesucht, das an Huld und Liebe gleich wäre dem Blicke des fremden Kindes. Er hatte keines gefunden. So dachte er, vielleicht finde er es wieder in der Wüste. Dass er ein Straßenräuber nimmer sein werde, das war sein Vorsatz. In einer Höhle wollte er als Einsiedler leben, sich nähren von Heuschrecken und wildem Honig und ein Büßer sein.

In friedsamer Beschaulichkeit lebte er nun dahin und jedem Pilger, der ihn aufsuchte, blickte er dürstend nach jenem wundersamen Blick vergeblich in's Auge.

Jahr um Jahr wohnte er in der Höhle, doch einmal war es, dass die Heuschrecken ausblieben und er nicht wilden Honig fand. Die Betrachtungen, wie Profeten und andere Weisen sie ihm vorgedacht, halfen nicht viel, er wurde hungerig bis zur Raserei. Und als eines Tages ein Laienbruder kam, um bei dem frommen Einsiedler Erbauung und Trost zu suchen, tödtete ihn Dismas, um die Nahrung zu nehmen, die jener bei sich getragen.

Nach dieser Unthat und nach der Stillung des Hungers schrie Dismas auf, als wäre er ein Wahnsinniger geworden. Er schrie vor Schmerz über seine verlorene Seele. Er verzagte und er verzweifelte. Von einer Räuberbande hatte er gehört, die sich um einen wilden, herrischen Mann geschart hatte, die Wüste durchzog und die Karawanen anfiel. Nachdem Dismas noch mancherlei Wege gegangen war und ihn schließlich jeder immer wieder zu Raub und Mord geführt hatte, suchte er die Bande auf, um sich mit ihr zu vereinigen. Unheimliche Gesellen, wie er sie noch nie gesehen, waren da beisammen, alle erdenklichen Laster und Verbrechen verübten sie mit der Einfalt und Herzhaftigkeit eines Menschen, der gute Werke verrichtet. Ihren Hauptmann vergötterten sie, denn lieb war ihnen seine Lehre, dass alles erlaubt sei, was die Sinne verlangen und die Stärke vollbringt. Als Dismas vor den Hauptmann geführt wurde, erkannte er an ihm seinen ehemaligen Genossen Jusuf, den das Alter nur noch wüster und finsterer gemacht hatte. Der Hauptmann aber erkannte ihn nicht, weil Dismas im Elende gar verkommen, gebrechlich geworden war.

Darum sagte auch der Hauptmann: „Fremdling, dich soll ich aufnehmen in meine Schar? Mit einem hinfälligen Klumpen soll ich mich beladen? Bist du klug, willst du dir und anderen einen Dienst leisten, so lege dich auf einen Stein und lasse dich verzehren von den Geiern. Denn du bist allen zur Last. Die Vögel des Himmels aber werden durch dein Fleisch gesättigt und gekräftigt sein und also nützest du der Creatur."

Auf solche Rede sagte Dismas: „Starker Hauptmann! Ich, der Schwächling, habe eine Stärke, die du nicht hast. Auf der Oase Scheba ruht zur Zeit ein Fürst, der unermessliche Reichthümer mit sich führt. Ich weiß Bescheid und kann dich einweihen und dich leiten, wie du mit deiner tapferen Schar diese Beute gewinnst."

Nun nahm der Hauptmann den Fremdling auf, sättigte ihn, erwies

an sich. Er trank den Rest in einem langen Zuge aus. Hernach wollte er aufstehen und in die Höhle treten, taumelte aber auf den Sand zurück, blieb liegen und schlief ein.

Dismas blieb ein Weilchen ruhig sitzen zwischen den beiden Thieren, wovon er das vierfüßige einigermaßen für klüger und vornehmer hielt, als das zweifüßige. Dann gieng er leisen Schrittes in die Höhle und weckte die drei Menschen aus dem Schlafe. Er hatte damit wohl seine Noth, denn die Müdigkeit und Erschöpfung hielten ihnen die Augen schwer verschlossen, die Glieder fest gebunden. Doch gelang es ihm, sie wach und bereit zu machen zu neuem Wandern in der tiefen Nacht. Als Mutter und Kind auf dem Lastthiere saßen, sagte Dismas zu Josef, er möge sich mit der Hand enge an den Sattel halten, damit er nicht strauchle; er selbst leitete das Thier, und so zogen sie leise hinweg von der Höhle, an deren Eingang Jusuf, der Stumpfnasige, in die Betäubung seiner Völlerei versunken, ausgestreckt lag.

Die Wolken des Himmels hatten sich aufgelöst, ein sternenhelles Zelt spannte sich über die Wanderer. Eintönig trabten sie dahin; keines sprach ein Wort. Dismas war in Gedanken versunken und dabei war ihm so wohl und selig ums Herz, wie es ihm in seinem Leben bisher nie gewesen. Vergangener Tage gedachte er da er ebenso wie dieser Knabe, im Schoße seiner Mutter gesessen, fern in der arabischen Wüste. Manch heiliges Wort der Väter trug er noch in seinem Herzen; es flackerte nur mehr wie ein Ämplein, wenn das Öl zu Ende geht. Später war er zu den Söldnern des Königs Herodes gegangen. Aber den römischen Hochmuth konnte der freie Sohn der Wüste nicht ertragen, er floh wieder in die steinigen Öden seines Mutterlandes und weidete Herden. Dann fiel er in die Hände jenes Gesellen, dessen Sinn noch wüster war als die Wüste selbst, und der ihn mit Wort und That belehrte, wie man lebt von dem, was andere erwarben, und wie man, anstatt selber zu verhungern, andere für sich sterben lässt. Arglos folgte er dem redegewandten und thatbereiten Meister und mit Schrecken musste er eines Tages inne werden, dass er weiter war, als alle Mitschüler, die er in seiner Jugend verachten gelernt. Er hatte nicht die Art, sich zu betäuben wie sein Genosse, er hörte die Anklage seines Gewissens, aber lauter als diese sprach die Stimme der Selbsterhaltung und die Verlockung der Wüstenbrüder, mit denen er sich zeitweilig verband. Allen anderen war bei ihrem räuberischen Handwerke ganz wohl zumuthe, allein er litt, denn er wusste, dass seine Thaten mit seinem Willen nicht übereinstimmten. Oft hatte er sich vorgenommen, Umkehr zu halten, aber er war zu schwach. — Also war dieser Tag gekommen und diese Nacht, da er die arme Wanderfamilie von großer Gefahr behütete und durch die Wüste führte.

Als sie stundenlang durch Sand gewatet, über Steine geklettert waren, leuchtete im Osten der goldene Streifen des aufgehenden Tages, und in diesem Streifen standen die dunklen Büsche und Bäume der Oase von Descheme.

Hier überließ Dismas die Wanderer ihrer sicheren Straße, um zurückzukehren zu seinem Genossen. Als er mit einem Segenswunsche für ihre weitere Reise sich wendete, traf ihn von den leuchtenden Äuglein des Knaben ein Blick, vor dem er heftig erschrak. Ein Schreck der Wonne war es. Nie bisher hatte ihn ein Kind, ein Mensch, mit so herzinnigem Auge, so dankbar, so liebreich und so treu angeblickt als dieses Knäblein, das im Schoße des armen Weibes saß, das holde, lockige Haupt nach ihm gewendet, die Ärmchen ausgestreckt in Kreuzesform, als wollte es ihn umarmen. — Die Knie wollten ihm brechen, stöhnend, als sei ein Blitz-

Der „Gast“.

Ein Bild aus der Theaterwelt von **Julius Freund.***)

„Er kommt! Er kommt!“ Endlich, endlich hat das Kreisblatt die definitive Mittheilung gebracht — die kunstliebende Bevölkerung des Städtchens athmet freudig auf — — er kommt! Was für widersprechende Notizen hat man aber auch während der letzten Wochen in der Kunstrubrik lesen müssen: „Unserer Stadt steht eine freudige Überraschung bevor. Der große Charakterdarsteller Posert wird auf der Rückreise von Petersburg wo er natürlich wieder mit Ehren und Geschenken überhäuft worden ist, für einige Tage bei uns einkehren und ein kurzes Gastspiel absolvieren. Posert hat dem Director des Stadttheaters unter anderem geschrieben, dass er nirgends lieber spiele als gerade bei uns, seit den ersten Anfängen seiner Künstlerlaufbahn achte und schätze er besonders das feine Verständnis, den durchgebildeten Kunstsinn des hiesigen Publicums.“ Posert schreibt diese Phrase an jeden Director, er weiß genau, dass sie im Stadtblatt abgedruckt wird und stets einer vortrefflichen Wirkung sicher ist. Dann beginnt Posert die „Kunstrubrik“ in steigende Aufregung zu versetzen, morgen „verlängert er vorläufig, dem stürmischen Verlangen der Bevölkerung nachgebend, sein Gastspiel in Petersburg, übermorgen „stellt er sein Gastspiel in Trieselwitz überhaupt in Frage“, nach einer Woche lässt er sich „von den besorgten Ärzten eine Erholungsreise nach dem Süden verordnen“, nach vierzehn Tagen erklärt er die Gastspielverhandlungen „für endgiltig gescheitert“ und endlich, wenn die Erregung aufs höchste gestiegen, „lässt er alle Bedenken fallen, folgt dem innigen Herzensbedürfnis, die lieben Trieselwitzer wieder einmal begrüßen zu können“ und — — kommt schließlich doch!

Von jetzt an berichtet das Kreisblatt nicht mehr kalt und förmlich von Herrn Posert, nein — es legt ihm das künstlerische Adelsprädicat „unser“ bei: „Unser Posert wird als erste Rolle den »Lear« spielen.“ — „Unser Posert trifft übermorgen bei uns ein.“ — „Unser Posert weilt seit gestern in unseren Mauern.“

Ganz Trieselwitz ist in Aufregung, an allen Ecken prangen immense Placate, man stürmt den Vorverkauf, der Director reibt sich vergnügt die Hände, und nur eine kleine ärgerliche Gemeinde nimmt an der allgemeinen Freude keinen Antheil, sondern sieht mit recht mürrischen, ungastfreundlichen Mienen dem Ankömmling entgegen, mit dem sie — leider! — während der nächsten Tage in sehr intime Berührung treten muss, die kleine Gemeinde — der Schauspieler.

Den Herrschaften fehlt augenscheinlich das Organ für die Erkenntnis der Posert'schen Größe. Sie kennen ihn zu genau, den ruhelosen Wanderer, den „Ahasver der Bühne“, der es in keinem geregelten Engagement auf die Dauer aushält, weil er keine anderen Götter neben sich dulden mag.

Ihm der Applaus, ihm der Lorbeer, ihm die guten Rollen, die Actschlüsse, die Kraftstellen — er würde am liebsten die classischen Dramen als „Soloscherze“ bearbeiten.

Wie ein Riese will er über die Collegen hinausragen, in einsamer

*) Aus dessen prächtiger Sammlung: „Bühnensterne“. Berlin. J. H. Schorer.

ihm Ehren, und kurze Zeit hernach bewegte sich der Räuberzug gegen die Oase von Scheba.

Dismas dachte bei sich: Starker Hauptmann, nun wirst du bald finden, was dir gebührt. Wir alle werden finden, was uns gebührt. — Denn auf der Oase lagerten zur Zeit Legionen von römischen Soldaten. Dismas leitete die Bande also, dass sie in der Hoffnung, einen großen Raub zu thun, mit Mann und Hauptmann in die Gewalt der Legionen fiel.

Als der Hauptmann sah, dass er gefangen war, begann er zu rasen gegen Dismas. Solcher aber antwortete: „Was willst du denn? Bin doch auch ich gefangen. Sie sind eben die Stärkeren und werden also wohl recht haben."

„Du bist ein Spion, den die Söldner ausgesandt haben, um uns zu verderben!"

„Hauptmann, da irrst du!" sprach Dismas. „Ich bin wirklich einer der deinen und bin zu dir in die Schule gegangen. Solltest du mich in der That nicht wieder erkennen?"

„Dismas!" rief der Hauptmann nun aus.

„Ja, Dismas, den du verführt hast. Du führtest mich, den schuldlosen, vertrauenden Jüngling, einst in die Mördergrube, ich dich jetzt an das Hochgericht. Du sollst erfahren, was noch stärker ist als deine Stärke — die Gerechtigkeit."

Nach solchen Reden hätte Jusuf den Mann erdrosselt, wenn ihm nicht die Hände wären gebunden gewesen mit schweren Ketten.

Die Missethäter wurden in die Hauptstadt des Judenlandes gebracht. Dort im tiefen Kerker lag Dismas und hielt Rückschau auf sein verlorenes Leben. — Gelobt sei Gott, dass es vorüber ist! so sann er in seinem zerknirschten Gemüthe. Nur eins, ein einziges möchte ich noch einmal erleben von diesem unseligen, finsteren Sein, einen Augenblick! den heiligen, trostreichen Blick jenes Knaben in der Wüste möchte ich noch einmal sehen, bevor ich sterbe . . .

Die Raubhorde war zerstreut und an verschiedenen Orten hingerichtet worden. Die beiden Hauptpersonen wurden vorbehalten für das Osterfest.

Und als die Tage der ungesäuerten Brote kamen, ward Dismas eines Morgens aus dem Kerker geführt und hinauf zur Schädelstätte. Er wusste wohl, was es bedeutete und gab sich hin in stumpfer Hoffnungslosigkeit. Sie entblößten ihn der Kleider, warfen ihn auf den Holzbalken und schlugen ihn ans Kreuz. Als sie ihn aufrichteten, sah er, dass mit ihm noch zwei andere gekreuzigt wurden, Jusuf der Hauptmann, und ein noch junger Mensch, den sie den Profeten, den Zauberer, und spottend den Gottessohn nannten. Jusuf wand sich am Kreuze knirschend und lästerte schreckbar verzerrten Gesichtes Erd' und Himmel, wie er es im Leben gethan. — Er hieng zur Linken des Profeten, Dismas zur Rechten. Der Profet richtete sein Haupt gegen Himmel und betete für seine Feinde.

Das hörte Dismas und wendete sich nach ihm.

Der Profet neigte sein Haupt und blickte auf den Mörder zur Rechten. Ein heißer, seliger Schauer gieng durch das Herz des Missethäters; wie der Gekreuzigte so auf ihn hinschaute, brechenden Auges, das war jener unvergessliche heilige Blick des Knäbleins in der Wüste. Dismas hub zu weinen an und rief: „Herr, du bist vom Himmel. Gedenke mein!"

Und der zur Mitte sprach: „Heute noch wirst du bei mir sein im Paradiese!"

Da geschah es, dass die Erde bebte, die Sonne auslosch am Himmel. Und während diese Schauer durch die Natur giengen, ist Dismas gestorben.

Nase wegnimmt, lächelt sarkastisch: „Ich hab's ja immer gesagt, wozu brauchen wir Gäste? Das machen wir uns alles alleine viel hübscher, ohne stundenlang für nichts und wieder nichts hier auf den Eisbrettern herumstehen zu müssen.“ Und der Grund des gewaltigen Missvergnügens? Posert hatte gebeten, die Probe statt für 10 Uhr, bereits für 9 Uhr anzusetzen, ist jedoch — — um 11 Uhr noch nicht erschienen. Selbst die phlegmatischen Theaterarbeiter fangen an, unruhig zu werden; sie schlagen mit den Armen, um sich ein wenig zu erwärmen. — Die Souffleuse unten im Kasten, die durch ihr enges Futteral an der Ausführung dieser heilsamen Bewegung gehindert ist, klappert vor Kälte.

Da rollt ein Wagen vor, die Bühnenthür knarrt in den Angeln, ein gemächlicher Schritt stapft langsam die Treppe herauf, mit einem müden „Guten Morgen, meine Herrschaften!“ betritt der Gewaltige die Scene. Er ist fest eingehüllt in das „Geschenk des Czaren“, ein tadellos gebügelter Cylinder bedeckt seine merkwürdigerweise noch immer rabenschwarzen Locken, mit der rechten Hand presst er ein feines Batisttaschentuch an die Lippen.

Ein Blick auf die Uhr. „O — ich habe Sie warten lassen, meine Herrschaften? Bitte tausendmal um Vergebung dafür, dass ich meiner sprichwörtlichen Pünktlichkeit einmal untreu geworden bin; eine Unterredung mit dem X.'schen Hoftheaterintendanten, der momentan hier anwesend ist, hat mich so lange aufgehalten. Ich habe Seine Excellenz veranlasst, der morgigen Vorstellung beizuwohnen.“

Posert weiß, dass diese Mittheilung höchst versöhnend wirkt, vor den Augen eines jeden Mitgliedes schwebt nunmehr verlockend der Hoftheatercontract — lebenslänglich, mit hoher Pension; die Stimmung wird augenblicklich besser.

Vorerst conferiert der „Gast“ längere Zeit mit dem Theatermeister; der Prospect muß tiefer hängen, der Thronsessel unbedingt um mehrere Stufen erhöht werden. Bis zu Poserts Auftreten muss die Bühne im Halbdunkel bleiben, erst bei seinem Erscheinen darf das Licht voll aufleuchten, gleichsam als ob die Sonne aufgienge.

Nachdem er dem ärgerlichen Theatermeister die Erfüllung einer Unzahl ähnlicher Wünsche abgenöthigt hat, beginnt die Probe. — Poserts Blaustift wüthet fürchterlich in den Rollen der Mitwirkenden, er gruppiert sie wie Statisten, so dass er immer und immer im Mittelpunkt des Bildes steht, er liebt es, dass die Collegen dem Publicum den Rücken zuwenden und streicht ihnen consequent jeden Satz, der geeignet ist, den Beifall des Publicums herauszufordern. Mehrere solcher Effectstellen hat er sogar, in begründetem Vertrauen auf die literarische Unerfahrenheit des großen Publicums, in seine eigene Rolle hineinescamotiert.

„Er selbst markiert“ nur, er schont sich und leiert die Rolle ohne jede Betonung in monotoner Weise herunter, aber alle übrigen müssen unbedingt mit voller Stimme probieren; Posert will wissen, ob nicht etwa einer darunter ist, der ihn bei der Vorstellung an Kraft und Wucht des Organes zu überbieten vermag. — Erbarmungslos dressiert er die eifrigen Novizen, die es sich zur Ehre anrechnen, mit dem „großen Posert“ zu spielen, die noch nicht den leisesten Widerspruch gegen seine Anordnungen zu erheben wagen und allen Fleiß, allen Enthusiasmus aufbieten, nur um beim Schluss des Gastspiels durch die bewusste Photographie „mit eigener Namensunterschrift“ köstlich belohnt zu werden.

Der kleinen, zierlichen Cordelia fließen schon die hellen Thränen über die Wangen. Sie möchte ihre Sache gern recht, recht gut machen, und doch ist ihr Gehirnchen kaum imstande, die

Hoheit, — „Nacht muss es sein, wo Poserts Sterne strahlen", hat einmal ein satirisch veranlagter Chargenspieler citiert, mit Bezug auf die bekannten drei Sterne (***) hinter dem fettgedruckten Namen des Gastspielvirtuosen.

Seit Jahren kennen die Herren und Damen von der Bühne all die kleinen pikanten Anekdoten und Histörchen, die jedesmal den Gastspielen Poserts vorausflattern, sie kennen den kostbaren Pelz, „das Geschenk des Czaren", und haben aus zuverlässiger Quelle erfahren, dass derselbe in Berlin in der Potsdamerstraße gekauft worden ist, sie wissen genau, wie der silberne Kranz aussieht, den sich Posert nach der Abschiedsvorstellung vom Orchester aus auf die Bühne reichen lässt, und copieren die Handbewegung, mit welcher der gerührte Gast sich bei dem jubelnden Publicum zu bedanken pflegt — erst nach dem Herzen und dann nach den feuchtschimmernden Augen — in geradezu täuschender Weise. Die guten Leutchen haben übrigens recht, wenn sie sehr ärgerlich sind, eine Hetzjagd von Proben steht ihnen bevor, die Bewältigung eines enormen Rollenmateriales wird ihnen zugemuthet, jeden Abend wird ein neues Stück „herausgebracht", dabei müssen sie sich sclavisch unterordnen und dürfen kaum den Versuch machen, irgendwie ihre eigene Individualität wirken zu lassen. Die besten Stellen werden ihnen gestrichen, alteingelernte, festsitzende Rollen müssen sie „umstudieren" nach der speciellen, mitunter höchst eigenthümlichen Bearbeitung Poserts, und wehe ihnen, wenn sie einmal ein wichtiges Stichwort nicht bringen, — der Vorwurf, „dass sie den Abend geworfen haben", ist dann der gelindeste, den sie von den Lippen des erzürnten Bühnengottes zu hören bekommen. Nur ein paar naiven Anfängern und Anfängerinnen schlägt das Herz höher in freudiger Erwartung, sie erhalten durch das Gastspiel endlich ein paar classische Rollen, sie hoffen die Aufmerksamkeit des großen Mannes zu erregen, seine Protection zu gewinnen und durch ihn endlich in den Besitz des heißersehnten Hoftheatercontractes zu gelangen.

— — — — — — — — — — — —

Es ist ein eisig kalter Wintertag. Auf den Straßen liegt hoher Schnee, die Bärte gefrieren zu Eiszapfen, Trieselwitz macht einen furchtbar öden Eindruck und nur hie und da rennt ein durchfrorener Bürger, dessen Ohren und Nasenspitze ziegelroth aus dem aufgestülpten Mantelkragen hervorleuchten, den allerdringlichsten Geschäften nach.

Jener blutjunge Mime, den seine übelbestellten Garderobenverhältnisse dazu zwingen, in Sommerröckchen und Lackschuhen nach dem Theater zu wandern, würde überall Sensation erregen, wenn die Straßen und Gäßchen nicht gar so menschenleer wären.

Der junge Mime überschreitet den Hof des Theaters, klimmt die enge, dunkle Bühnenstiege hinan und erstaunt ungemein darüber, dass er die Probe noch nicht in vollem Gange findet. Er hat erst im dritten Act zu thun und fürchtete beinahe zu spät zu kommen. In erregter Conversation stehen die Collegen und Colleginnen bei einander, aus dem Stimmengewirr klingen einige kurze, energisch betonte Sätze mit besonderer Deutlichkeit hervor, z. B.: „Das ist eine ganz strafwürdige Rücksichtslosigkeit; glaubt der Mann etwa, wir ließen uns zum Narren haben!"

„Ich warte höchstens noch fünf Minuten, dann gehe ich nach Hause." — „Wo ist der Theaterdiener? Ich schicke dem Director meine Rolle zurück." Die Naive markiert einen Husten, der Heldenvater geht mit Riesenschritten auf der Bühne umher, wie ein gereizter Löwe, die komische Alte beklagt sich in den bittersten Worten darüber, dass nicht einmal im Conversationszimmer eingeheizt worden sei, und der grollende Charakterspieler, dem Posert die besten Rollen vor der

briefe, Episteln von Autographen=sammlern und dergleichen. Einige unreife Bengel, die einen „unbezähmbaren Drang zum Theater“ in sich fühlen und ihren Eltern durchgehen wollen, bitten um Audienz, sie beabsichtigen, dem „innig verehrten Meister“ ein paar Monologe vorzubrüllen und sich von ihm dramatisch auscultieren zu lassen.

Drei Photographen bitten um die Ehre, sein Bild aufnehmen zu dürfen, im Civil und Costüm. Und da — ein rosenfarbenes Briefchen, zierlich, duftend! Posert schneidet das Couvert auf und liest lächelnd die wenigen Zeilen:

„Angebeteter Meister! — schwärmerisch — voriges Gastspiel — — nicht Muth genug — Zusammenkunft — ewiger Dank — — zitternde Erwartung.“ Unterzeichnet sind die schmerzlichen Worte „Eine Unglückliche“.

Der „angebetete Meister“ rafft seine Correspondenz zusammen, läſst aber — so ganz zufällig — das duftende Rosabriefchen auf die Treppe fallen.

Er weiß, daſs es der Portier finden wird und daſs die Portiers in kleinen Städten schwatzhaft und indiscret sind.

Nach dem Diner macht der „Gast“ eine Rundfahrt zu sämmtlichen Kritikern. Einer wohnt im vierten Stock — aber was thut das? Er würde ihn besuchen, auch wenn das Haus die Höhe des Eiffelthurmes hätte.

In den Stuben der Kritiker befleißigt sich Posert einer rührenden Bescheidenheit.

„Erwarten Sie nicht“, so lautet hier eine seiner Lieblingsphrasen, „irgend ein Virtuosenstückchen von mir vorgeführt zu bekommen. Ich ordne mich stets dem Ensemble unter. Ich halte es für meine heilige Pflicht, die Darstellung immer nur als ein Mittel zum Zweck zu betrachten, nirgends den Dichter zu fälschen, das Werk vor allem ganz und voll durch sich selbst wirken zu lassen.“ Er zuckt resigniert die Achseln. „Mögen andere mit kecker Hand nach einem niedriger hängenden Lorbeer greifen, — ich werde niemals von dem Wege abirren, auf dem ich seit dem Tage meiner frühesten künstlerischen Jugend dahinwandle, fern jedem Egoismus, im Dienste einer wahren und edlen Kunst!“ Schon halb im Gehen, wendet sich Posert noch einmal um und wirft nachlässig die Worte hin: „Sie würden mich sehr verpflichten, verehrter Doctor, durch eine kurze Nachricht im Kunsttheil, welche mittheilt, daſs mir der Großherzog von . . . ingen seinen Hausorden am Bande verliehen hat. Man trägt ihn um den Hals.“ — —

Der Abend ist da. Müde und abgespannt sitzt der Gast hinter den Coulissen, seines Stichwortes harrend. Er denkt an alles Mögliche, nur nicht an die Rolle. Einigen Freunden, deren Karten ihm auf die Bühne gebracht worden sind, hat er sagen lassen, „er könne am Abend niemand auf der Bühne empfangen, er sei schon ganz und gar von seiner Rolle umsponnen, mehr Lear, als Posert“.

Und nun tritt er auf, gebückt und doch kraftvoll, auf jenes prächtige Schwert gestützt, das er von Bogumil Dawison geerbt haben will. Rasender Beifall dröhnt ihm entgegen. Mit einem Ausdruck, der den nahen Ausbruch des Wahnsinnes gleichsam schon anzudeuten scheint, läſst er die Blicke langsam von Rang zu Rang, von Loge zu Loge gleiten und — — berechnet dabei mit wunderbarer Genauigkeit die Einnahme des Abends.

Das Haus ist nahezu ausverkauft, über Poserts Mienen fliegt ein Schimmer freudiger Verklärung.

Er wird heute Abend vorzüglich spielen.

complicierten Weisungen Lear-Poserts in sich aufzunehmen und zu behalten.

„Und wie ein Fremdling meiner Brust
und mir
Sei du von jetzt auf ewig!“

(„Hier müssen Sie, verehrtes Fräulein, ein paar Schritte auf mich zugehen — damit ich Sie durch eine Handbewegung zurückweisen kann.“)

„Der rohe Scythe und der Kannibale“,

(„Legen Sie, bitte, erschrocken die Hand aufs Herz.“)

„Der die eignen Kinder macht zum
Fraß“,

(„Schaudern Sie gefälligst — ich brauche das nothwendig für mein Gegenspiel.“)

„Soll meinem Herzen so benachbart
sein“

(„Werfen Sie mir hier einen langen, schmerzvollen Blick zu — ich mache nämlich unter dem Eindruck desselben eine kleine Pause, um mich gleich darauf desto energischer wieder aufzurichten.“)

„Und gleiche Liebe, gleichen Trost em-
pfah'n“

(„Ringen Sie die Hände, Verehrteste! — Stärker, wenn ich bitten darf!“)

„Wie du!“ — — —

(„Hier ersuche ich sämmtliche Herrschaften um Todtenstille, ich mache eine lange Pause, man darf nur mein Gewand rascheln und meine Zähne knirschen hören.“

„— — — — — — Mein weiland Kind!“

(„Hier bricht Cordelia in die Knie — mit dem Rücken zum Publicum, meine Liebe! Den „Kent“ bitte ich mit den Worten: „O edler König!“ zu warten, bis der Applaus vorüber ist.“)

Und so geht die Probe graziös weiter — dreiviertel Posert, einviertel Shakespeare! „Kent“ muss seine Rolle wieder hergeben, er ist ein großer, starker Mensch, und der Gast spielt nicht gern mit Collegen, die ihn körperlich bedeutend überragen.

Ein junges Bürschchen, frisch vom Conservatorium, dem man die Rolle des „Narren“ übertragen hat, schleicht mit der Miene eines Selbstmörders hinter den Coulissen umher und beißt sich wüthend die Unterlippe.

Wie hat er sich gefreut, als ihm der Theaterdiener den „Narren“ ins Haus brachte, wie hat er Tag und Nacht darüber studiert und nach neuen Nüancen gegrübelt — ein wahres Cabinetstückchen wollte er „hinlegen“. Was aber ist auf dieser mörderischen Probe aus der Prachtrolle geworden? Ein Popanz, ein Nichts, eine Stichwörterpuppe — „Narr“ ist nur noch der Schauspieler, der sie spielt. Die wehmüthig-närrischen Weisheitsworte — gestrichen, die kleinen, spitzigen Schelmenlieder — gestrichen! Nicht einmal „Und der Regen regnet jeglichen Tag!“ lassen sie ihn singen, trotz der wunderschönen Melodie, die er sich selbst dazu componiert hat. —

Merkwürdig, ganz besonders merkwürdig ist das Gewitter auf der Heide insceniert — ein vollkommenes Naturwunder.

Die Winde heulen, die Äste splittern, der Donner rollt unaufhörlich, so dass selbst die gewuchtigen Stimmen der lungenkräftigsten Mimen vergeblich gegen die Gewalt der Elemente ankämpfen; nur wenn Posert spricht, beruhigt sich dieser Aufruhr in der Natur, die Winde säuseln nur noch, der Donner rollt discreter und zahlreiche Blitze sind so liebenswürdig, stets genau die Stelle zu beleuchten, auf welcher Posert steht, mit wallendem Bart und flatternden Locken, geschmückt mit Blumen und Strohhalmen, auf einen knorrigen Ast gestützt — jeder Zoll ein König!

— — — — — — — — — — — —

Um halb drei Uhr ist die Probe zu Ende.

Posert informiert sich an der Tagescasse über den Stand des Vorverkaufes. Dann fährt er ins Hotel.

„Sind Briefe für mich angekommen?“

Er empfängt einen ganzen Stoß. Gastspielanträge der Agenten, Bettel-

pflegten nämlich die Leute während des Amtes einen solchen Rundgang zu machen, um an dem Altare im Angesichte des Pfarrers auf einen dafür bereitstehenden Zinnteller kleine Geldgaben für die Kirche hinzulegen. Ich hatte mich an solchem Opfergange jedesmal betheiligt, um entweder im Auftrage meines Vaters, oder aus eigenem Antriebe einen oder ein paar Kreuzer auf den Teller zu legen. Machte dabei auch allemal eine gute Meinung, sei das Opfer nun zur Erlangung eines fruchtbaren Jahres, oder zur Genesung eines Kranken, oder um Segen für ein anderes, irgend etwas wollte ich für meinen Kreuzer haben; hatte doch der Pfarrer einmal gepredigt: „Es wird alles vergolten. Geschenkt braucht der Herr des Himmels und der Erde nichts von euch."

Natürlich erhob an diesem Christtage auch ich mich und schloss mich der Reihe an, in welcher jeder und jede unterwegs zum Altar in den Sack griff und aus dem Geldtäschlein die Münze hervorneſtelte. Auch ich suchte nach meiner Gabe und nun stellte es sich schreckbar klar heraus, dass nicht ein einziger Kreuzer in der Tasche war. Der Silberzwanziger des Einlegers Anderl war das ganze Um und Auf, sonst nicht ein Pfennig und nicht ein Knopf! — Was war zu thun? Wieder umkehren zu meinem Stuhl? Sie hätten mich heidenmäßig ausgelacht. Ruhig in der Reihe bleiben und ruhig am Zinnteller vorbeitrotten, als ob er mich nichts angienge? Der Pfarrer stand aber daneben und konnte jedem auf die Finger sehen. Meine Finger unter dem Rock wollten sich bereits an einem Hosenknopfe vergreifen, aber diese Knöpfe waren nicht mehr von Messing, wie einst in der guten, alten Zeit, sondern von schwarzem Hornbein, also für den Teller vollkommen unmöglich. Vor Gott hätte ich mich nicht gefürchtet, einer, der den Willen für's Werk nimmt, hätte auch einen Hosenknopf für den Groschen genommen — aber der Pfarrer! — In solcher Bedrängnis flüsterte ich dem Nachbar Veitelbrunner zu, der just vor mir gieng, ob er mir nicht um Gotteswillen einen Kreuzer borgen wollte? — „Ah, du wärest schlau!" flüsterte der Veitelbrunner zurück, „ausgeliehenes Geld opfern! Damit wäre es freilich keine Kunst, sich den Himmel zu kaufen." Und schaute seitab. — Also kein anderes Mittel mehr, als sich vergreifen an fremdem Gut! Ehe ich mich der Gefahr aussetze, dass der Pfarrer, auf mich deutend laut rufen könnte: „Was läufst denn du mit, wenn du nichts gibst!" und die Leute alle ihre Hälse reckten, um den zu sehen, der mitläuft und nichts gibt — ehevor opfere ich das Tabaksgeld des alten Anderl. Länger zu überlegen war überhaupt nicht mehr Zeit; so himmlisch langsam die Reihe sich auch voranbewegt hatte, endlich war ich doch am Zinnteller. Den Silberzwanziger erkrabbelte ich rasch im Sack und legte ihn drauf. Nachher gieng's wieder zurück zu meiner Bank. — Jetzt wartete ich auf ein Wunder. Der Herr hat's gesehen, wohin der Zwanziger gelegt worden ist, er weiß auch, dass der alte Anderl keine Freud hat auf der Welt, als das bisserl Rauchen, und endlich kann sich's jeder denken, was mir bevorsteht, wenn ich ohne Tabak und ohne Geld heimkomme. Das Wunder braucht ja nicht so groß zu sein, wie etwa die Speisung von fünftausend Mann in der Wüste — nur ein ganz kleines Wunderlein, in der Größe eines Silberzwanzigers! — Nein, nichts. Der Sack war leer und blieb's.

Gut, denke ich, wie das Amt aus ist und wir vor der Kirche so ein Weilchen umherstehen, ohne zu wissen warum: wenn Gott kein Wunder wirken will, so muss der Mensch eins versuchen. Zum Krämer gieng ich hinein, hauchte mehrmals recht stark auf die Fingerspitzen, weil sie froren,

Dem Anderl sein Tabakgeld.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger.

Der Einleger Anderl hatte auf dieser Welt schon mit allem abgewirtschaftet. Er hatte einmal einen großen Bauernhof gehabt, der war verprocessiert worden. Dann hatte er ein kleines Häusel besessen, das war vertrunken worden. Dann hatte er noch eine silberne Uhr gehabt, die war verspielt worden. Hernach hatte er sich auf das Bauerndienen verlegt, dabei war er alt geworden. Alt, mühselig und arm. All das Bedürfnis und Glück des einst so herrischen, anspruchsvollen Mannes hatte jetzt in einer Tabakspfeife Platz — so gut hatte ihn das Leben erzogen. Schwerhörig und halbblind, den Krampf in den Händen und die Gicht in den Füßen! Wenn's nur in der Pfeife gloste und er am Rohre sog, so machte er keinen Einwand und war schier in säuerlich süßer Laune.

In die Kirche gehen wollte er manchmal, denn der Anderl stellte sich vor, er habe sein Lebtag hübsch christlich gelebt, und so mochte er den guten Brauch in den alten Tagen nicht gerne abkommen lassen. Aber die Gicht, das war ein höllisch gottloser Kamerad, die hinderte ihn an dem Besuche des Amtes und der Predigt, und so wimmerte der Alte manchmal in einer frommen Sehnsucht: Wenn ich nur wenigstens ins Dorf zum Tabakkrämer kunnt kommen! Auch das war ihm versagt, und so wendete er sich eines Tages zu mir, der ich ein zehnjähriger Knabe war in demselben Hause.

„Heut' ist der heilige Christtag schon wieder", sagte er. „Gehst du in die Kirchen, Peter, so sei halt so barmherzig und trag mir mein Vermögen mit. Kauf' damit beim Kramer drei Packeln Tabak — ordinären — kriegst acht ganze Kreuzer heraus und bring mir alles fein und fleißig heim. Nachher bist dafür brav eine ganze Wochen lang." Damit gab er mir einen Silberzwanziger, den er am heiligen Abend vom Armenvater als seinen Theil des eingegangenen Armengeldes erhalten hatte.

Ich war natürlich gerne bereit, mein Bravsein auf eine ganze Woche lang zu versichern, übernahm den Auftrag und gieng in die Kirche, wo ich hübsch noch zum Rosenkranz zurecht kam. Ich war schon zur selben Zeit manchmal sehr andächtig, und schon zur selben Zeit manchmal gegen die unrechte Seite hin. Also erinnere ich mich, dass an jenem Christtage in der Kirche während des Rosenkranzgebetes mir allerhand Scrupel kamen, was man sich nur unter den Rosenkranzgeheimnissen: „Den du, o Jungfrau, vom heiligen Geist empfangen hast!" „Den du, o Jungfrau, im heiligen Leib getragen hast!" vorzustellen habe. Denn *andächtig* beten, das war mir vom Pfarrer oft und oft ans Herz gelegt worden. Heute kam ich aber zu nichts Rechtem und da dachte ich: Ist das wieder einmal ein lässiges Dasitzen in der Kirche, an einem so heiligen Tage! Ich bin eigentlich doch ein spottschlechter Kirchengeher!

Als hernach das Hochamt kam, auf dem Chore die Pauken und Trompeten schallten, am kerzenumstrahlten Altare der Pfarrer stand und die Messe las, huben die Leute plötzlich an in ihren Stühlen aufzustehen und begannen (nicht bloß die Weiber, auch die Männer) im Gänsemarsch durch die Kirche zu wandeln, um den Hochaltar herum, und dann wieder zurück in die Stühle. Der Opfergang. An hohen Festtagen

„Nein, Herr Pfarrer!“

„Ich habe einstweilen deinem Vater nichts gesagt. Wenn du das Zeug willig hergibst und mir versprichst, das Laster sein zu lassen, so braucht's das Schlagen nicht.“

„Ich thu' aber nicht rauchen!“ rief ich laut.

Da hob er den Finger und sagte: „Aufs erste ein zweites Laster! Mich, deinen alten Katecheten, belügen? — Du bist verrathen.“

„Wer hat's gesagt?“ begehrte ich auf.

„Der Krämer selber, bei dem du den Tabak holst und schuldig bleibst.“

Hell aufgelacht habe ich jetzt, und nachher sachte angefangen zu weinen.

„Also, siehst du? Siehst du's jetzt ein?“ fragte er fast freundlich.

Nun musste freilich alles heraus. „Den Tabak beim Krämer habe ich nicht für mich gekauft, sondern für den Einleger Anderl, der hat mir wohl einen Silberzwanziger mitgegeben.“

„Und was hast du damit gemacht?“

Ich wollte etwas erwidern, stotterte aber nur.

„Heraus mit der Farbe!“ rief der Pfarrer. „Was hast du mit dem Silberzwanziger gemacht?“

„Am Christtag — auf — auf den Zinnteller geworfen.“

„Auf den Opferteller? du? du wärst es gewesen, der den Silberzwanziger hingelegt hat? Und Geld, das nicht dein eigen war! Was fiel dir denn ein?“

„Weil ich keinen Kreuzer hab' im Sack gehabt. Und so viel geschämt ...“

„Flenne nicht, Peter“, sagte nun ruhig der Pfarrer. „Wenn es so ist, ändert sich die Geschichte.“

„Hab' den Tabak müssen schuldig bleiben und bin auch dem Anderl noch schuldig davon“, schluchzte ich, wahrscheinlich mit dem Ärmling über die Augen fahrend, weil so ein zehnjähriger Junge selten ein anderes Taschentuch hat.

„Narrl, Narrl!“ lachte der Pfarrer. „Dem lieben Herrgott hast du das Geld gegeben. Und er hat dich sitzen lassen.“

„Ja!“ deutete ich mit dem Kopf.

„Das scheint nur so, mein Junge“, sagte er und strich mit der Hand mir das Haar aus der Stirn, „der liebe Herrgott lässt keinen sitzen. Besser verzinst keiner als der! Peter, mich hats nach der Durchsicht der Opfergaben ohnehin gewundert, dass in meiner Gemeinde einer ist, der um einen ganzen Silberzwanziger Vertrauen zum lieben Gott hat. Konnte mir's aber nicht denken, wer. — Jetzt haben wir ihn. — Und da haben wir noch einen!“

Der Pfarrer machte seine Geldtasche auf, nahm mit zwei Fingern zierlich einen Silberzwanziger hervor: „Es ist zwar nicht der nämliche. Dem Herrn wollen wir das Seine lassen, es wächst sich bei ihm auf höhere Zinsen aus, wenn du brav bleibst. Den da, den nimmst von mir und bezahlst deine Schulden. Und wir zwei, die wir heute nähere Bekanntschaft miteinander gemacht haben, wollen gute Freunde bleiben. So, jetzt kannst zum Krämer gehen.“

Der Krämer fand es ganz selbstverständlich, dass ich meine Schuld beglich, nicht so aber der alte Anderl.

„Du willst mir da die acht Kreuzer erstatten!“ rief er barsch aus, als ich ihm die Münzen vorhielt. „Lump, kleiner, du wirst es weit bringen, wenn du allemal deine Schulden bezahlen willst! Ja, ja, ich nehm's schon. So was kann ich brauchen. Aber für ein andermal sei gescheiter!“

Schulden habe ich später noch oft gehabt, aber „gescheiter“ wie es der alte Anderl gemeint, bin ich nicht gewesen. Er selber war mir ein zu schlimmes Beispiel von dem Erfolg seiner Grundsätze. Dass ihm nichts war geblieben, als ein bisschen Tabak — und ordinärer!

und als man fragte, was ich wünsche, antwortete ich: „Drei Packeln Tabak — ordinären!“ und als ich sie hatte: „Dank schön, bezahlen werde ich sie am nächsten Sonntag“ — und zur Thüre hinaus. Der Krämer mochte mir wohl ein wenig verblüfft nachgeschaut haben, weiter war aber nichts, und das Wunder war geschehen: Einem zehnjährigen Lecker hatte der Mann drei Packeln Tabak geborgt.

Gut. Als ich nachhause kam, ward ich schon mit Spannung erwartet vom alten Anderl. „Zu Weihnachten sind ja die Rauchnächte“, keifelte er, „wenn der Mensch nichts zu rauchen hätt', das wär' so was!“

Mit einer ganz niederträchtigen Ruhe gab ich den Tabak ab — das erste Packel — das zweite — und das dritte. Der Alte hielt aber immer noch eine hohle Hand her.

„Drei hast gesagt soll ich bringen, da sind sie.“

„Drei, wohl wohl, drei“, sagte er, „geht schon aus, drei Packeln. Und was du herauskriegt hast?“

— Jesses, die acht Kreuzer! — Wie nach einem Donnerschlag, so war mir die Zunge gelähmt. Natürlich, wenn man nicht weiß, was zu sagen ist! Eingefallen wär's mir im Augenblick: Theuerer ist er worden, der Tabak! Oder: Einen ordinären haben sie nicht gehabt, da hab' ich einen besseren genommen! Aber — fiel mir noch rechtzeitig ein — mit einer Lüge machst du dein Christopfer nicht wett; die Wahrheit kannst zwar auch nicht sagen, wenn du nicht als ein unerhört dummer Junge dastehen willst. Da lass es lieber auf ein zweites Wunder ankommen.

„Anderl!“ sagte ich sehr laut, „die acht Kreuzer möchtest mir wohl schenken zum Botenlohn “

„Ich werde dir schon einmal was schenken“, antwortete der Alte, „meine Gicht, wenn du magst. Aber die acht Kreuzer brauch' ich selber. Gib sie nur her.“

„Anderl, ich hab' sie nicht, mein Sack hat ein Loch.“

„Ah so, verzettelt hast sie“, sagte der Alte, „na, nachher kannst mir sie freilich nicht geben.“ Er klopfte sich die Pfeife und abgethan war's.

Ein Loch hatte mein Sack freilich, sonst könnte man nichts aus- und einthun, aber redlich war's nicht von mir und mein festes Vornehmen war, dem Einleger seine Sach zu vergüten, sobald als möglich.

Sobald als möglich! Woher denn nehmen? Wie ein Stabsofficier, so stak ich jetzt mitten in Schulden und der Silberzwanziger lag im Kirchenschatz und rührte sich nicht.

Nach Neujahr hub wieder die Schule an, allein ich gieng nicht auf geradem Wege zu ihr, sondern auf weiten Umschlichen durch die Obstgärten. Der gerade Weg führte nämlich am Krämer vorbei. Dieser stand wohl einmal vor dem Schulhause, als ich eintrat, schaute mich auch so ein wenig krumm an, sagte aber nichts, und ich trachtete, dass ich ihm aus den Augen kam.

Da war es eines Tages nach der Schule, dass mir der Lehrer auftrug, ich sollte in den Pfarrhof gehen, der Hochwürdige hätte etwas mit mir zu sprechen.

— Jetzt! dachte ich, jetzt geschieht das Wunder! — Er gibt das Geld zurück.

Doch der Pfarrer, als ich vor ihm stand, machte nicht jenes Gesicht, wie man es hat, wenn man Geld zurückgeben will. Sehr strenge blickte er mich an, dass ich gleich wie ein armer Sünder meine Augen zu Boden schlug.

„Peter“, sagte er endlich mit einem Gemisch von Ernst und Güte, denn er war mir sonst nicht schlecht gewogen. „Peter, mache jetzt keine Geschichten. Gib die Pfeife her!“

„Die Pfeife?“ fragte ich ganz treuherzig.

„Gib sie nur her und leugne nicht! Du rauchst!“

Dort tritt aus des Tages Gefunkel
Ein Weib und trippelt geschwind
Hernieder ins rauschende Dunkel,
Im Arm ein Wickelkind.

Gar schimmernd ist er gekleidet,
Der winzige Lebensgast,
Und däucht ihm der Weg schon verleidet?
Das Händchen, das ballt er fast!

Er wandert, an Herz und Ohren
Noch Heide, zum Tauf'-Empfang,
Und, kaum erst ans Licht geboren,
Betritt er den dunklen Gang.

O Kleiner, und trübt sich dein Leben,
So sei nicht schlimmerer Art
Die Plag, als welche umgeben
Dich hier auf der ersten Fahrt!

Und ball' mir nicht die Hände!
Die Faust begegnet der Faust;
Drum langt nach dem besseren Ende,
Wer mild und friedlich haust.

Hochwasser.

Noch gestern die Welt so frühlingsschön,
Und Neuschnee heut', und schwüler Föhn!

Die grünen Wiesen verwandelt in Teiche,
Wie nur ich Ufer auf Ufer erreiche?

Voraus mit den Schuhen zum nächsten Rain!
Ich hole watend sie wieder ein.

Die Brücke fort, o Hohn und Verdruss!
Kein Fährmann wagt zu queren den Fluß...

Zur Linken über'n Bach noch ein Steg,
Mit Warnern zur Stell' — o lasst mich hinweg!

Ihr braunen Fluten, staut euch dort oben,
Und Treibholz du, vom Sturme gekloben!

Sieh, Steg, ich werfe voraus die Schuh',
Halt aus, es geht ja der Mutter zu!

Der heimische Kirchthurm.

Was ist mit unserem Thurm gescheh'n?
Hier grüßte mich sonst sein Schimmer;
Ein Knauf, ein rother, ist dort zu seh'n,
Er selbst? — so kenn' ich ihn nimmer!
Er lohte so stolz im Sonnenstrahl,
Sein'sgleichen besaß nicht jedes Thal.

Zwar blieb er vor Rost nicht ganz gefeit,
Er stand nicht da zum Behagen,
Auch tos'te manch arges Wetter seit
Der großen Kaiserin Tagen,
Und doch — trägt blankeren Ritterhelm
Ein leidig, ein frischgeadelter Schelm?

O Thurm, wo kam dein Silber hin?
O Heimatstolz des Knaben,
Was wolltest, nun ich bald silbern bin,
Du rothe Backen haben?
Mich höhnt der dumme, der Farbanstrich,
Genug, dass Glanzes mir viel verblich!

Judenburger Wahrzeichen.

Z' Judnburg bei da Post
An an bsundaren Fleck
Is a Jüdel zan sechen,
Wia's schaut über Eck.

s' Koi röckts d'r für
Und groaß schaugts dih an,
Um d' Mittn an Reahm
Mit der Schnalln voran.

In'en Seitn di Händ,
A so spreizt as sih frei —
Müaßt scho schäbiger sein,
Aber gwandt ham s'as neu.

Hat a greans Röckl an
Mit an umglögtn Kragn
Und a schwarzkrausta Bart
Is ban eahm zan dafragn.

Muaß wol überbliebn sein,
Oder auskemm' is gwiss,
Als sö d' andern dawürgt hamt,
Wia no de Röd is.

Hat a Spitzhüatl auf,
Hat d'r sunstr koan Kram,
Und schachern kann's nöt,
Wal s'as angmauert ham.

Der Sonntagsjäger.

In Herrgottsfrüh', auf frischem Schnee
Der Jäger zieht feldein,
Und wechselt weder Hirsch noch Reh,
So mag's der Hase sein.

Was trübt dem muntern Jägersmann
Den Blick von ungefähr?
Des Städtleins Glocken sie schlagen an,
Von Betern kommt's daher;

Und ach, dahin ist Weidmanns Heil,
Der ganze Tag verhext!
Ihm kreuzt den Pfad in trippelnder Eil'
Ein altes Weib zunächst...

Was brummt er denn so grimm und rauh
Dem armen Weiblein nach?
Weit liegt vor ihm und offen der Gau,
Die „Lichter“ auf und wach!

Das muss ein Sonntagsjäger sein,
Ein Häslein folgert so;
Das setzt vor ihm wohl über den Rain
Und ist des Lebens froh.

Vaterländische Arabesken.

Gedichte aus Steiermark von Hans Grasberger.

Der von Schrottenbach.

In jenen schwülen Tagen, da Kaiser Ferdinand
Bekämpfte Luthers Lehre mit Acht, mit Schwert und Brand,
Da wog die Sonntagsmette nach römischem Ritual
Gewissen auf und Freiheit und Mannesmuth zumal.

Von Schrottenbach den Grafen beschlich die Weidmannslust
An eines Sonntags Morgen zur Zeit der Messe just;
Ein Hirsch war's, was ihm aufstieß, der kam ihm hoch zu stehn,
Mit hundert Goldducaten kaum sühnt' er das Vergehn.

Bald hielt darauf des Kaisers katholische Majestät
Zu Graz ein Hofgelage mit Pomp und Prunkgeräth;
Da durfte der nicht säumen, den Säumnis jüngst gestraft,
Er hauste dort auf Gösting in nächster Nachbarschaft.

Doch als der Graf dem Lehnsherrn in schuldiger Ehrfurcht naht,
Was flüstern da die Pfaffen im glänzenden Ornat?
Was fragt des Kaisers Auge so trüb mit einemmal?
Verwunderung, Gemurmel durchzieht den ganzen Saal.

Erst that der Herr von Gösting, als merkt' er nichts davon,
Doch als die Neugier lauter und bissiger der Hohn,
Da sprach der Graf mit Lächeln, frei hob sich seine Brust,
Der Kaiser konnt' es hören, hatt' er zu hören Lust:

„Hochwürden! Edle Herren! ich merke schon den Span,
Es sieht wohl bettelketz'risch solch' Lederzeug sich an,
Doch kann ich's euch beeiden, es ist ein wertvoll Stück
Und läßt an Preis und Kosten Talar und Wams zurück.

Sagt an, wer zahlte hundert Ducaten bis zur Stund'
Für einen Sechzehnender, erlegt auf eigenem Grund?
Das kostet mich die Hose, weil Sonntags auf der Birsch
Mich Frömmler ausgewittert, da Sonntags fiel der Hirsch."

Nicht lange trägt sich „irchen", so hoch er's auch erstand,
Der edle Schrottenbacher im grünen Steirerland;
Er muss die Heimat lassen — man hatte leichtes Spiel,
Denn wo die Kutte mächtig, ist ja der Mann zuviel.

Im Felbergrund.

Die Mutter warnt: „Im Felbergrund,
Da rennt des Nachts der schwarze Hund,
Da kommt ein brechelwarmer Wind
Und wimmert aus dem Schilf ein Kind;
Da geht der Pferdefuß, der krumm',
Und die verwunsch'ne Frau geht um,
Und von der Habergeis ein Blick
Verdreht den Kopf dir ins Genick!"

„Lieb Mütterchen, was fällt dir ein,
Wie kann denn krumm der Jäger sein?
Sein „Waldauf" däucht mir zu gescheit,
Der thut dem Lenchen nichts zuleid.
Es ist das Flüstern, was erhitzt,
Der Schmatz, davon das Wänglein schwitzt:
Verrückte sind's verliebter Weis'
Und nicht vonweg' der Habergeis."

In der Hartberger „Brühl".

Im Schlenderschritt in die Klause;
Braunaugig glotzt die Nacht,
Der Bach gebahrt, dass er brause,
Der Fels ist zu dräuen bedacht.

Es sind nur gelinde Schrecken,
Was da die Schlucht erbringt,
So grimm auch die Wellen blecken,
So dumpf es aus Tiefen dringt.

Und sieh, die Wipfel entlohen,
Schon sprenkelt Licht den Pfad,
Schon endet das Drängen und Drohen,
Wo's kaum noch begonnen hat.

Archiv der Liebe"*) einzusenden, und zwar mit den nachstehenden Bemerkungen, aus denen Sie für eine etwaige Redactionsanmerkung (wenn Ihnen eine solche nöthig scheinen sollte) benützen können, was Ihnen beliebt. Auf die Repräsentation meines Namens im deutschen Musenalmanache habe ich schon im vorigen Jahre, ich gestehe es, nicht ohne schmerzliches Gefühl, verzichtet; allein die ganz veränderte Richtung meiner Thätigkeit nöthigt mich, nicht nur mit meiner poetischen, sondern wahrscheinlich auch mit meiner literarischen Theilnahme an der Öffentlichkeit überhaupt, unter Vorbehalt eines ganz kleinen Gebietes, abzuschließen; immer trostvoller, sich der Täuschung hingeben zu können, dass man durch seine Pflicht an etwas gehindert wird, was man gerne noch könnte und thäte, als sich offen sagen zu müssen: „Die Zeit des Könnens ist vorüber!"

In Betreff Hammer-Purgstalls verhält es sich folgendermaßen. Der berühmte Verewigte, mein alter verehrter Freund und College, hat mir seinen literarischen Nachlass testamentarisch vermacht, mit dem ausdrücklichen Wunsche, dass ich um die Herausgabe desselben mich bemühen möchte. Ich wendete mich daher an einen der rennommiertesten Buchhändler Deutschlands, den Verleger einer der ersten literarischen Publicationen Hammers. Zweimal um den Gratis-Verlag dringend ersucht, lehnte er zweimal ab. Mehrere mündliche Anfragen bei hiesigen Buchhändlern blieben ebenfalls resultatlos. Das werte Vermächtnis scheint daher bestimmt, zu liegen, bis es früher oder später mit meinem eigenen Nachlass in den Käseladen wandert. Duum! — sed ultra posse nemo tenetur. Der Hammer'sche Nachlass umfasst folgende Piècen: 1. Anka oder die Weisheit des Ostens. Ein moslimisches Lehrgedicht in sieben Nachtfeiern. 2. „Der Schiffbruch des Falconett." Poetische Erzählung aus dem Englischen. 3. „Die Assassinen." Trauerspiel in fünf Aufzügen. 4. Eine große Anzahl von Originalgedichten und von poetischen Bearbeitungen aus den meisten lebenden Sprachen, ja selbst Originalpoesien in französischer, englischer u. s. w. Sprache. Alles in allem dürfte vier staatliche Bände mindestens füllen; bei strenger Auswahl ließe sich das Charakteristische auf zwei starke Bände reducieren. Von den Originalgedichten wollte ich Ihnen keine Proben für den Musenalmanach mittheilen, weil diese einzeln bereits sämmtlich gedruckt waren und nur einer Sammlung entgegensehen. Scenen aus einem Trauerspiele herausreißen, erinnert mich immer an den Hausbesitzer, der als Probe seines Hauses einen Stein zur Schau bot. Die Übersetzung aus dem Englischen bietet zu wenig Charakteristisches. Ich wählte daher ein ziemlich abgeschlossenes Fragment aus einem Gedichte, das zunächst dem Boden angehört, auf dem Hammer theils selbstwirkend, theils anregend das Bedeutendste geleistet hat. Auch enthält dieses Bruchstück wahrhaft poetische Stellen.

Mit dem Wunsche, Ihren Erwartungen entsprochen zu haben, ersuche ich Sie nur, mir seinerzeit, falls das Eingesendete benützt wird, für die Tochter des Herrn Barons, Freiin Tonder-Trenk, ein Exemplar des Almanachs zugehen lassen zu wollen.

Mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Johann Gabriel Seidl
k. k. Schatzmeister.

Wien, am 20. August 1857.

*) Deutsch. Mus.-Alm., 8. Jahrgang (1858), S. 230 ff.

An der Feldkapelle.

Die Feldkapelle blickt vom Bühl
Schneeweiß in die grüne Weite,
Das Bänklein dran beschatten kühl
Kastanien, ihr zur Seite.

Du schaust hier im Vorüberziehn
Im Bild nur Graus und Kummer:
Der Mutter auf den bebenden Knien
Den Heiland im Todesschlummer!

Doch horch, ertönt's von Klängen nicht,
Von heitern, bei der Kapelle?
Der Frevler, der ist ein Frohgesicht
Und Zither spielt er zur Stelle.

Gedenkt er tröstend mit seinem Lied
Die Schmerzensreiche zu grüßen
Und soll was hell die Saiten durchzieht,
Den Schlaf des Dulders versüßen?!

Ei, schattig ist das Plätzchen und schön,
Der Bursch hat Feierstunde,
Vom Bühl entschwebt das süße Getön
Freilustig in die Runde.

Vielleicht soll's doch auch Andacht sein? —
Zu spielen behagt ihm eben;
Mit nichten denkt er an Sühn' und Pein,
Denn leicht noch trägt er am Leben.

Zwei Briefe von J. G. Seidl an Christian Schad.*)

Mitgetheilt durch Anton Englert.

Verehrtester Freund!

Ihr wertes Schreiben vom 16. d. M. macht mich einigermaßen verlegen, da es auf Voraussetzungen beruht, denen zu entsprechen ich nicht in der Lage bin. Sie scheinen nämlich der Meinung, dass unter uns Wiener Poeten eine Art innigeren Verhältnisses herrsche; das ist leider! durchaus nicht der Fall. Wenn nicht bisweilen der Zufall auf der Straße uns einander entgegengeführt, so sehen wir uns das ganze liebe Jahr lang nicht. So bin ich denn mit keinem der genannten Herren (Halm, Grün, Hebbel, Zedlitz, Grillparzer u. d. ü.) auch nur in der entferntesten Berührung und niemand hat mir Beiträge für Ihr so löbliches und dankenswertes Unternehmen übergeben. Bin ich doch selbst für mein eigenes Taschenbuch „Aurora", so alt eingebürgert es ist, nicht imstande, von diesen Herren etwas zusammenzubringen. Die leidige Politik hat alles absorbiert, und die arme Poesie ist vor die Thüre gewiesen. Daher auch diese Indolenz gegen jede noch so freundliche Einladung.

Herrn A. X. Schurz, dem enthusiastischen Verehrer seines erklärten Schwagers Lenau, werde ich gelegentlich Ihren herzlichen Dank melden.

Das junge Österreich ist mir gänzlich ferngerückt; diese Herren mit ihren Negationsgelüsten können, trotz Ihres unbestrittenen Talentes, so wenig mich erwärmen, dass ich keine Neigung fühle, mich ihnen aufzudrängen.

Leider verliert man bei solcher Stimmung jede Lust zum Schaffen, und versumpft täglich mehr in prosaischer Abspannung.

Verzeihen Sie mir diese Jeremiade und entschuldigen Sie damit meine Unfähigkeit, Ihrem schönen Zwecke mehr zu widmen, als meine herzlichsten Wünsche.

Mit wärmstem Gegengruß und Handschlag

Ihr ergebenster
Joh. Gabr. Seidl.

Wien, 22. Jänner 1851.

Hochverehrter Herr!

In Erwiderung Ihrer werten Zuschrift vom 9. d. M. erlaube ich mir, Ihnen beifolgende poetische Arbeit von Hammer-Purgstall („Das

*) Siehe die Anmerkung Seite 310.

einem Raufhandel jemanden verletzte, der musste 32 Gulden zahlen oder die rechte Hand hergeben (1689). Nach acht Uhr abends, oder nach geläuteter Sperrglocke durfte in den Wirtshäusern kein Wein mehr geschänkt werden; aber es gab Umwege. Bier wurde wenig getrunken und hatte der einzige Brauer der Stadt noch Zeit, das „Wetterschießen“ zu besorgen. Der Aberglaube war in manchem unglaublich entwickelt. „Zauberische“ Leute wurden ohne viel Umstände abgefangen und verbrannt. Gegen Unredlichkeiten gab es strenge Maßregeln. Der Bäcker, welcher zu geringes Gebäck machte, konnte mit einem Brotlaib um den Hals gebunden an den Pranger gestellt werden. Wenn ein Schneider einem Bürger das Kleid vermachte, so hatte die Zunft es dem Bürger zu vergüten.

Verschönerungsvereine gab es damals noch nicht, jeder Unrath, auch der „Unduft“ der Aborte wurde auf die Gasse geworfen. Feindesüberfälle, Pest und andere Seuchen drohten immer, trotzdem wurden in Fürstenfeld, das in 238 Häusern etwas über 1000 Einwohner zählte, innerhalb zehn Jahren (1653—1663) um 203 Personen mehr geboren, als in dieser Zeit starben. Die Stadt hatte keinen Arzt, zumeist nur einen Bader.

Misstrauisch waren die Bürger von Fürstenfeld gegen den Adel, herrisch gegen den Bauer, der damals noch unfrei war. Die Stadt war arm, erhielt sich aber stets selbständig und stand in Verkehr mit Graz, Villach, Rottenmann, Wien, Nürnberg und vielen anderen Handelsorten. Viele Bürgerfamilien stammten aus Baiern Baden, Würtemberg, und selbst aus Preußen. Vom nahen Ungarn siedelte sich selten jemand hier an, mit diesem Lande lebte die Stadt vielmehr in einer Art Fehde. Wenn ein Bürger jemandem in Ungarn Geld schuldete und er zahlte nicht, so wurde der nächstbeste Fürstenfelder Bürger in Ungarn aufgehalten und als Bürge festgenommen. Im umgekehrten Falle machten es die Fürstenfelder so.

Besonders interessante Daten überliefert uns H. Lange von dem Gerichtswesen. Etliche derselben wollen wir hier anziehen.

Klagte in Civilsachen — besonders wegen Schuldforderungen — ein Fremder einen Fürstenfelder Bürger, so wurden die Termine so weit als möglich hinausgeschoben; klagte ein Bürger einen Bürger, so war das Verfahren ein weit kürzeres.

Klagte ein Bürger einen Inwohner, einen Nichtbürger, so war das Verfahren das kürzeste: er wurde so lange in Arrest gesetzt, bis er bezahlte.

Gewöhnliche Schimpfereien unter der Bürgerschaft wurden „Greinhandel“ genannt. (1625.)

Wenn ein Bürger einen anderen wegen angethaner Ehrenbeleidigung gerichtlich belangen wollte, so musste der Kläger den Beklagten erst beschicken, d. h. er ließ letzteren durch zwei Männer um Satisfaction ersuchen; erst dann, wenn diese verweigert wurde, konnte die Klage bei Gericht mündlich oder schriftlich vorgebracht werden. Bei Klagen wegen Ehrenbeleidigungen gegen Frauen war die erste Instanz der Mann; der Kläger musste erst den Mann beschicken und konnte erst nach verweigerter Genugthuung bei Gericht klagen, sonst wurde die Klage Unordnung halber abgewiesen.

Frauen besaßen kein Recht, bei Gericht selbst klagend zu erscheinen; sie konnten ihre Klagen nur durch Männer anbringen lassen. Ein Weib war auch als Fundamentalzeuge „nicht genug“. (1670.)

Der Unterthan konnte nur durch seinen Herrn oder dessen Stellvertreter klagen.

Das Beschicken, auch gütliches Ersuchen genannt, und das Klagen durfte nicht am gleichen Tage geschehen; dies war „Unordnung“.

Wenn nun ein Bürger den an-

Eine steirische Stadt vor zweihundert Jahren.

Im Osten von Mittelsteiermark, nahe der ungarischen Grenze, liegt die alte Stadt Fürstenfeld. Wie es in dieser Stadt vor zweihundert Jahren hergegangen ist, das berichtet eine genaue, uns durch Hans Lange vermittelte Urkunde in dessen Buche: „Eine steierische Stadt im 17. Jahrhunderte" (Graz, U. Mosers Buchhandlung). Diese Urkunde ist höchst wertvoll, sie gibt uns ein Sittenbild jener Zeit überhaupt. Also wie in Fürstenfeld, wird es auch in anderen steierischen und deutschen Städten zu jener Zeit gewesen sein. Hans Lange hat seine Schrift aus alten amtlichen Aufzeichnungen und anderen Urkunden zu Fürstenfeld gezogen, er stellt z. B. dar, wie in dieser Stadt ein Bürger aufgenommen, der Rath und der Stadtrichter gewählt, die Stadt verwaltet wurden; er gibt ein interessantes Bild von dem Gerichtswesen, von Kirche und Schule, der Landwirtschaft, dem Gewerbe und dem Handel, von der Wehr, vom Steuerwesen, Armenwesen, Sanitätswesen, vom gesellschaftlichen Leben, von der Tracht und dem Aberglauben. Die Thatsachen kurz und bündig zusammengestellt ist das Büchlein lehrreicher, als manches große gelehrte Geschichtswerk.

Wir sehen eine Zeit der Strenge und der Ehrsamkeit, der Willkür und Gewaltherrschaft, des festgeschlossenen Gemeinwesens, der Lebenseinfachheit und der — Corruption. Also: Wer in der Stadt Gewerbe und Handel treiben wollte, musste ein Bürger der Stadt sein, aber zum Bürger nahm man nur den ehrbaren Bewerber. Dem Sohne eines Bürgers, der 1677 sich um die Bürgerschaft bewarb, wurde der Bescheid ertheilt: „Wenn der Supplicant vorher seine bübischen Sitten ablegen und sich ehrbarer verhalten wird." Hinwiederum ließ der Rath sich nicht ungern bestechen, sowie er höhere Behörden zu Graz und Wien mit Wein, Wildbret, selbst mit barem Gelde zum Wohlwollen für das „armbe grenzstadtl" anzuregen pflegte. Wurde vom Richter oder Rath eine hohe Geistlichkeit beleidigt, so untersagte sie in der Stadt die Abhaltung des Gottesdienstes. Sonst aber wurden die kirchlichen Ceremonien auf das allerstrengste durchgeführt. Während des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen durfte in der Stadt kein Wagen fahren, kein Wirtshaus offen stehen. Wer zur bestimmten Zeit nicht beichten wollte, wurde zu Leibes- oder Geldstrafen verurtheilt. 1666 ließen die Fürstenfelder Augustiner-Mönche eine Beichte nicht gelten, die ohne ihre Einwilligung anderswo verrichtet wurde. Dass Andersgläubige katholisch werden oder sofort auswandern mussten, versteht sich von selbst. Außer in der Kirche sah es mit der Pietät nicht besonders gut aus. Der Leutfriedhof hatte keine Grabmal und keine Umzäunung, „so dass die Schweine und Hunde die todten Körper (der Menschen) umherzerrten".

Ledige Knechte und Mägde, die nicht dienen wollten, mussten die Stadt verlassen. Die Dauer der Arbeitszeit war sehr einfach: „Von der Früh bis auf die Nacht." Die Gewerbsmeister und Bürger liebten aber am Nachmittag nicht mehr zu arbeiten, sondern in den Wirtshäusern der Stadt oder der Nachbarorte Wein zu trinken. Waren sie besoffen, so gab's viele Raufhändel. Solche wurden im ganzen nicht strenge geahndet; wer aber am Tage Johannes des Täufers, als am Tage der größten Kirchtagsfreiheit, in

eine Rathsbürgerin, dass diese seine Frau beleidigte. Der Rathsbürger vertheidigte seine Frau, dass diese nur in der Hitzigkeit so gesprochen, weil die Stadtrichterin seiner Frau einstmals „Stillschweigen“ geheißen, denn es gebühre einer Stadtrichterin nicht, seiner Liebsten stillschweigen zu heißen, weil diese und die Stadtrichterin so weit von einander wären, als wie Himmel und Erde, denn seine Liebste wäre eine geborene Gräfin (was aber nicht wahr war). Urtheil: Der Rathsbürger soll sein Weib in den nächsten drei Tagen wohl empfindlichst strafen, widrigenfalls sie eine schärfere Strafe, die sich der Rath reserviert, unfehlbar erhalten würde, mit Erwiderung, dass man mit ihr nicht wie mit einer Gräfin, als für welche man sie derzeit nicht erkennt, sondern wie mit einer Bürgerin verfahren wird.

1626: Ein Inwohner sagte, die Fürstenfelder Bürgerschaft sei zu Kriegszeiten zu den Stadtthoren hinausgelaufen. Beschluss des Rathes: Derselbe hat der ganzen ehrsamen Bürgerschaft abzubitten; er soll niederknien und solche „ausgegossene Red wiederumb zu sich nehmen.“

Schlägereien. 1657. Strafe: 1 Reichsthaler oder 4 Tage Arrest, „was er lieber thun will“. Ist im Arrest verblieben.

1677: Ein Bauer schlug einen Bauern in der Freiung. Decisio: Der Geklagte soll 32 fl. oder die rechte Hand hergeben und sich mit dem Beleidigten vergleichen; wenn er aber bittet, soll es auf 8 Thaler gelassen werden.

1678: Ein Fleischhauer verwundete im Raufhandel einen Bauern. Strafe: Ein Dutzend geselchte Zungen für den Rath.

1695: Ein Bürger ließ seine Dienstmagd in Arrest setzen und schlug sie dort. Strafe: Weil er dem Gerichte vorgegriffen, zahlt er demselben 4 Thaler, der Dienstmagd 2 Thaler und den Baderlohn.

1661: Eine Bürgerin schnitt ihrer Magd wegen „eines bösen Verdachtes mit ihrem Mann“ ein Ohr ab. Strafe: 6 fl.

Gefährliche Drohung. 1645 bedrohte der Stadtrichter mit dem Degen einen Rathsbürger. Der Magistrat beschloss: Der Stadtrichter hat bei Pön von 100 Ducaten so lange in seinem Hause zu verbleiben und soll keinen Fuß mehr daraus setzen, bis die Sache zwischen den Parteien geschlichtet sein wird. Der Stadtrichter musste zwei Ratsherren und zwei Bürger als Bürgen stellen, dass er dem Bedrohten nichts thue. —

Gotteslästerung. 1657 sagte ein Bürger: Wie kann unser Herrgott so närrisch sein und solche Thiere erschaffen, die dem Menschen schaden. (Die Spatzen fraßen seinen Hirs am Felde.) Urtheil: Er hat zur Strafe ein steinernes Kreuz bei seinem Acker zu errichten.

Betrug. Ein Bürger ließ bei einem Messerschmied die Petschaft eines anderen Bürgers „nachgraben“. Strafe: Er soll durch 24 Stunden an der Kette gehängt bleiben und dem betreffenden Bürger eine Abbitte thun; auch hat der Vater des Thäters für seinen Sohn Bürgschaft zu leisten.

Diebstahl. Diebstähle von Gegenständen geringeren Wertes wurden vom Gerichte oft gar nicht geahndet, sondern Kläger und Geklagter sollten sich vergleichen; z. B. beim Diebstahle eines Kalbes, von Getreide, von Gras.

Taschendiebstähle wurden durch Geldstrafen gesühnt.

1658: Ein Bürger stahl Schanzzeug, als die Stadtwälle ausgebessert wurden. Strafe: ½ Tag lang soll er auf dem Esel in der Schanz sitzen und eine Haue und einen Krampen bei sich tragen.

1677: Einer stahl ein „Stückl“ Leinwand. Urtheil: Er soll um 3 fl. gestraft und soll ihm das Land bis auf Wohlverhalten verwiesen sein.

1678: Zwei junge Taglöhner

deren an seiner Ehre angriff, so musste er dies beweisen; der Überwiesene, weil er den „Anwurf" nicht erweisen kann, soll aus der Stadt geschafft werden, lautet ein Beschluss der Bürgerschaft im Jahre 1618. Nennt einer den anderen einen Schelm, und er kann es nicht beweisen, so ist er selbst ein „Schelmb".

War bei Gericht die Weisung ungleich, d. h., wurde bei gegenseitigen Beleidigungen durch die Zeugen nicht klargestellt, wer eigentlich Beleidiger oder wer der Beleidigte war, so wurden Kläger und Geklagter bestraft.

Wenn Bürger einander beschimpften, ohne die gethanen Scheltworte erweisen zu können, und sie verglichen sich außergerichtlich, z. B. beim Weine, so wurden beide bestraft. Auch wurde das Greifen in den Bart bestraft. (1626.)

Zwei Bürger, die sich gegenseitig „bös" beschimpften, wurden so lange ihrer bürgerlichen Pflicht entsetzt und hatten sich der Gemein zu enthalten, bis sie die Injurien und Scheltworte „einer auf den anderen darthun".

Strafen bei Ehrenbeleidigungen waren: Öffentliche Abbitte, Geldbußen und Arrest; letzterer wurde im „Bürgergewölb", Bürgerzimmer, am Rathhause abgesessen. —

Im Folgenden führe ich einige erfolgte Strafen für Ehrenbeleidigungen an.

Hans Hauber klagt den Rathsherrn Adam Ackermann, dass er ihn einen Schelm, einen Dieb und Rauber genannt habe. Ackermann verantwortete sich: Hauber habe bei den Schweden (im dreißigjährigen Kriege) gedient, was nicht redlich war, ergo sei er ein Schelm, und weil er vom Kaiser keinen Abschied habe. Ferner habe er des Kaisers Länder ausrauben helfen, ergo sei er ein Dieb und Rauber. Hauber spricht: Er habe dem Herzog aus Tirol gedient und sei bei Landau am Bodensee von den Schweden gefangen, aber nicht mehr ausgelöst worden, habe wider seinen Willen dienen müssen, welches manchem redlichen Soldaten widerfahren sei. Nun sind alle solche Dienste vom Kaiser pardoniert und für redlich angenommen worden. Strafe des Ackermann: 10 Reichsthaler. (1658.)

1625: Der Beklagte hat sich (wegen Ehrenbeleidigung) auf dem freien Platz oder vor dem Pranger öffentlich auf das Maul zu schlagen, ist für einen untüchtigen und unehrlichen Mann zu halten und ist dann von der Stadt zu schaffen.

1626: Zwei Bürgersfrauen beleidigten sich gegenseitig. Urtheil: Die Männer werden ihre Weiber zu züchtigen wissen, „und weilen sie ihren Weibern selbsten nicht Herr sein können, sollen sie an ihrer Statt jeder zween Reichsthaler zur Straf erlegen."

1626: Ein Bürger redete über einen Rathsbürger Übles. Urtheil: Er hat sich in Gegenwart der versammelten Bürger auf das Maul zu schlagen und der Stadtrichter wird ihm eine Geldstrafe zu geben wissen.

1632: Einem Geklagten wird vom Gerichte befohlen, damit das Gericht wegen seiner und seines Weibes nicht Ursachen zu strafen habe, so soll er und sein Weib solche muthwilligen und schlimmen Reden einstellen und soll er sich und seinem Weibe das Maul verbinden.

1645: Eine Bürgerin beschimpfte einen Bürger: der Rath befahl ihrem Manne, er solle ihr ein „bessres Biss ums Maul legen".

1684: Ein Bürger beleidigte eine ledige Bürgerstochter. Strafe: Es soll dem Beklagten wegen seines ungewaschenen Maules ein guter Verweis gegeben werden.

1689: Eine Bürgerin beschimpfte den Stadtwachtmeister. Es wurde ihr gerichtlich damit gedroht, dass sie im Wiederholungsfalle mit einer Fidel um den Hals in der Stadt herumgeführt werde.

1690: Der Stadtrichter klagte

bestimmter Ecke eines Zimmers hängt, so scheint das wohl zweck- und sinnlos und eine manchmal sogar lächerliche Schwäche zu sein.

Ich schäme mich dieser Schwäche kaum, sie bedeutet für mich ein Talent, mit Dingen glücklich zu sein, mit denen viele andere nichts anzufangen wissen. Zudem, seelenlose Gegenstände kann man ja beseelen, fast zu einer lebendigen Person machen, oder, sie beseelen sich im Laufe der Zeit und der Geschicke selbst. Jedes der alten Möbel, die in meinem Zimmer stehen, hat für mich eine bestimmte Physignomie bekommen, mit der es entweder ernst dreinschaut, wie der Uhrkasten mit der Uhr, oder einnehmend lächelt, wie die Schublade, oder schalkhaft blinzelt, wie der Spiegel, oder beschaulich dalehnt wie der Sessel, oder bereitwillig mitarbeitet wie der Schreibtisch, oder friedlich schlummert, wie das Bett, oder ein dummgutmüthiges Bedientengesicht macht, wie der Stiefelknecht.

Mein alter Schreibtisch, an welchem ich meine Erstlingswerke verfasst, die reinsten literarischen Freuden genossen, die ersten Erfolge erfahren, er steht sehr unbeholfen und ungefüg da in der Stube, er zerstört den „Stil“ der Einrichtung; gute Bekannte beschwören mich, dieses Möbel zu entfernen. Ich kann es nicht, ich will es nicht. — Manchmal, wenn ich in traulich einsamen Stunden in der Stube auf- und abgehe, trete ich zu diesem Schreibtische, und wie ein alter Krieger sein invalides Pferd streichelt, mit dem er Schlachten geschlagen, so streichle ich das alte Möbel, das ich lieb habe, aus Dankbarkeit als ein Denkmal glücklicher Stunden der Vergangenheit.

Trete ich eine Reise an, so verabschiede ich mich förmlich von einzelnen Einrichtungsstücken und Bildern, wenn ich hereinkomme, grüße ich sie ebenso herzlich. Und bin sogar eifersüchtig. Die Wanduhr darf in meiner Abwesenheit nicht ihr Tik-Tak schlagen, ich stelle sie früher ab, ziehe sie aber auf, damit sie bei meiner Rückkunft sofort in Gang gesetzt werden kann. Mir ist auch nicht darum, dass der Zeiger richtig die alltägliche Zeit anzeige, sie mag Mitternacht haben, wenn ich mein Morgenbrot einnehme, oder Abend, wenn ich Mittag esse, ganz wie es ihr beliebt, sie wie ich richten uns nach keiner Stunde. Ich brauche auch ihr aufdringliches Ausrufen der Stunde nicht — sie sei die richtige oder unrichtige — darum habe ich ihr den Mund verboten, das heißt, das Schlagwerk gesperrt. Nur ihren ernstgemüthlichen Pendelschlag will ich stets hören, der des Tages mir das Gefühl der Einsamkeit verscheucht und in der Nacht manchen unwirtlichen Traum löst. Wenn ich fremd im Eisenbahnzuge sitze, mein Gepäck, meine Fahrkarte nicht weiß, höchst spärlich bekleidet bin und im nächsten Augenblick aussteigen soll, so ist das eine unangenehme Sache, aus der den Träumenden das Tik-Tak der Uhr endlich weckt. Also ist es auch, wenn ich auf hohem Gebirge, auf einem Felsvorsprung liege, jeden Augenblick in Gefahr, in die Tiefe zu stürzen, meine Kameraden verloren habe, sie für verunglückt halten muss, da sagt die Uhr: Tik-Tak, wach' auf, du bist daheim wohlgeborgen in deiner Stube.

Der Gewandkasten, der Bücherschrank, der verräucherte Kupferstich an der Wand, das Kreuz aus Lärchenholz meines Heimatswaldes, ganz schlecht geschnitzt, es sind nichts weniger als Zierden, sie machen die Wohnung nicht schön, aber sie machen mir sie lieb. Sie sind bei mir gewesen in den Zeiten großer Armuth, in den Tagen des Leides, in Jahren anspruchsloser Jugendlust — und jetzt, da es mir besser geht, soll ich sie verabschieden? In die Rumpelkammer stecken oder gar dem Trödler verkaufen? So undankbar mag ich nicht sein. Der Mensch darf sich auch gegen leblose

stahlen Ketten, Pflüge, Eggen, Nägel und Rosmarinstöcke. Sie wurden den spanischen Werbern nach Graz übergeben.

Andere strafbare Handlungen. 1633: Eine Magd, welche ihr Kind gleich nach der Geburt getödtet haben soll, was aber nicht erwiesen war, erhielt folgende Strafe: Sie soll zur Buße drei Sonntage in der Kirche knien, mit der Ruthe und brennenden Kerze in den Händen, auch darüber Reue und Leid tragen und zur Beichte gehen; außerdem soll sie die Atzung während ihrer Untersuchungshaft zahlen.

1688: Eine Magd zieh ihren Dienstherrn fälschlich des Diebstahls. Strafe: Sie wurde an den Pranger gestellt und mit Ruthen beim Stadtthore hinausgestrichen.

1701: Eine Landstreicherin erhielt vom Abdecker die Fidel umgehängt und wurde zur Stadt hinausgeführt.*)

Manchmal trat man an den Magistrat mit Geschenken heran, damit eine anhängige Rechtssache gefördert werde. 1632 bot ein Verwalter in einer solchen Angelegenheit Richter und Rath ein Frühstück an. Rathschlag: Seine Rechtssache wird befördert, „die Frueſtuck aber nit begert werden, dem Einen Ersamen Magistrat wenig daran gelegen ist“.

Schon in diesen wenigen Auszügen treten uns die Zustände jener Zeit plastisch und drastisch entgegen; um wie viel voller, einheitlicher und farbenreicher ist das ganze Bild, das eine verdienstliche Feder uns in dem Werke: „Eine steierische Stadt im 17. Jahrhunderte“ gegeben hat.

M.

Beseelte Sachen.

Bekenntnisse aus dem Leben. Von P. K. Rosegger.

Zu den vielen Schwächen, welche im Kampf ums Dasein mir ein wenig abträglich sind, gehört meine Anhänglichkeit an leblose Dinge. Wenn man sein Herz an ein Pferd, einen Hund, eine Katze, einen Vogel hängt, so begreift sich das; wir wissen in dem Thiere ein Gefühl, sehen in demselben eine Gegenneigung, ahnen an ihm sogar etwas wie Liebe und Dankbarkeit. Hat man eine Blume gerne, oder einen Fluss, oder einen See, oder ein Felsengebirge, so kann die höchst natürliche Ursache im Schönheitsgefühl liegen. Liebt man ein Bild, ein Blatt Papier von theuerer Hand, eine Haarlocke, einen Ring, so spielen da die mächtigen Gewalten des Herzens mit. Schließt man sich an ein Feld, an einen Wald, an einen Garten, so kann das der Nützlichkeitssinn machen. Wenn man im Gemüthe aber an einem alten Kleidungsstücke, an einem halbvermoderten Schrank, an

*) Anführungswert ist folgende Strafe aus dem Jahre 1777: Clemens Wallis wird angeklagt, dass er sein Weib misshandle, streitsüchtig sei und auf die geistliche und weltliche Obrigkeit schimpfe. Strafe: Der Geklagte hat im Winter bis längstens 7 Uhr abends zuhause zu sein, seinen ehelichen Gegentheil bescheidentlich zu halten, das übermäßige Trinken und Spielen zu meiden, am Freitag und Samstag sich des Fleischessens zu enthalten, bei Aufnehmung einer Dienstmagd seiner Frau die freie Wahl zu lassen und ihr diesfalls nicht im mindesten etwas einzureden, täglich eine heilige Messe anzuhören und in Zukunft mit seiner Frau und den Hausleuten in Ruhe und Frieden zu leben. Alles bei Strafe von 25 Prügeln und dreitägigem Fasten bei Wasser und Brot.

und unförmig, die Blätter vergilbt, der Einband von abgestandenem Schweinsleder, welches seit den vierzig Jahren, da ich es kenne, riecht, wie angebranntes Horn. In diesem Buche — es ist mehrere hundert Jahre alt — stehen curiose Sachen, aber ich brauche gar nicht darin zu lesen, schon durch sein Dasein erzählt es mir allerhand Geschichten; ich wüsste keine Verbindung herzustellen zwischen den zwei Dingen. Thatsache aber ist, dass, so oft ich dieses alte Buch ansehe, mir mein erstes — wohl ziemlich harmloses — Liebesabenteuer einfällt.

In einem sehr geheimen Fache verwahre ich ein paar Ducaten. Sie sind das Taufpathengeschenk für meinen ältesten Sohn. Nun sollte ich euch einmal beschreiben können, was diese Goldmünzen für Augen machen! — Genau solche, wie ein kleines Kind, welches mit kirschrunden, munteren Äuglein in die Welt blickt. Wenn ich eines dieser Ducatlein vorwitzig einmal ein wenig in den Rand kneipen wollte, ich bin überzeugt, dass es aufschriee, wie ein gekneiptes Kind.

Im Winkel hinter meinem Bücherschranke lehnt ein altes Stück Holz. Es sieht aus, wie ein morschender, halbentrindeter Baumast.

Ein neues Stubenmädchen, welches wir ins Haus genommen, traf ich gerade, wie sie im Begriffe war, diesen dürren Ast übers Knie abzubrechen und in den Ofen zu stecken. Noch zum Glücke konnte ich es verhindern; hätte sie mir dieses Holz vernichtet, so würde ich sie wahrscheinlich ermordet haben. Es ist ein Stock, den ich mir einst als junger Mensch in den Urwäldern der Insel Rügen geschnitten, mit dem ich damals meine Reisen durch die germanischen Länder gemacht hatte, mit welchem ich alljährlich froh erregten Herzens den Christbaum anzünde und den sie mir einst in den Sarg mitgeben müssen, weil unsereiner halt auch noch im Sarge sein Plaisirchen haben will.

Eine besondere Einseitigkeit in solcher Alterthümer-Liebhaberei und solchem Erhaltungssinne möchte ich aber nicht empfehlen. Wesentlich unsympathischer als etwa ein Urgroßvaters-Spucknapf war mir jener Mann, welcher das Gebetbuch seiner Mutter in köstlichem Schrank verwahrte, selbes mit allerlei Ehrenbezeigungen überhäufte, es manchmal unter den Ausdrücken gerührter Kindesliebe seinen Freunden zeigte, — die alte Mutter selbst aber unter fremden Leuten darben ließ.

Die Meinung Anderer über uns,

und was sie wert ist.

Die Leute — besonders die der sogenannten gebildeten Stände — pflegen viel zu wenig Wert zu legen auf das, was sie sind, und zu viel auf das, was sie bei anderen vorstellen. Man opfert dem, was man unter „Ehre“ versteht, Glück und Gewissen.

Demzufolge ist es wohl an der Zeit, die Ehre, oder den Wert dessen, was andere von uns halten, des näheren zu betrachten.

Schopenhauer ist sonst nicht unser Mann, allein seine Betrachtungen über diesen Gegenstand decken sich mit unserer Anschauung so genau, dass

Dinge einer Art von Dankbarkeit befleißen, damit er sie um so leichter übe gegen lebendige Wesen, gegen Thiere, die ihm gedient, gegen Menschen, die opferwillig ihm Gutes gethan haben. Die Pietätlosigkeit gegen Sachen, welche auf langen Lebenswegen uns begleitet haben, ist das Zeichen eines eigennützigen, danklosen Herzens. Auch ich habe mich anzuklagen in manchem. Ein Eckkästchen aus meinem Vaterhause, in welches der Vater einst die geweihte Wachskerze, das Steuerbüchel und den Bauernkalender gethan, in welches die kranke Mutter ihre Medicinen, ihr Esslöffelchen, ihr Gebetbuch zu legen pflegte, war mir viel zu rußig und wurmstichig gewesen für die Stadtwohnung, ich verschenkte es. Nach einiger Zeit wollte ich das alte Kästchen zurückkaufen, aber es war nicht mehr zu finden, es war wohl von fremden Händen mit Verachtung zertrümmert und in den Ofen geworfen worden.

Ich kann mir ohne Herzweh vorstellen, wenn sie einst meinen gestorbenen Leib ohne viel Umstände hinaustragen und irgendwo vergraben werden; aber wie nach meinem Tode die Trödler kommen und meine „Sachen" verschleppen, auf den Fetzenmarkt werfen, die Leute darum ein bisschen feilschen und dann mit Wegwerfung vorübergehen werden, das darf ich mir nicht lebhaft vorstellen, ohne in Traurigkeit zu verfallen. Und es ist ja wahr, ein Menschenleib, der gestorben, ist ganz seelenlos, kann nichts mehr wirken, kann niemandem mehr gefällig sein und niemandem zur Freude; ein Kasten, ein Bild, ein Tisch, für so leblos es auch gilt, kann immer wieder etwas leisten, den Menschen dienen, ihnen Behaglichkeit oder Vergnügen bereiten. Also lebt mancher „leblose" Schrank Jahrhunderte lang, erlebt eine Weltgeschichte und eine eigene, eine Schrankgeschichte, könnte seiner treuen Dienste wegen in den Adelsstand erhoben werden, wie das ja gleichsam der Fall ist in aristokratischen Häusern, wo solche Gegenstände sorgfältig bewahrt werden von Geschlecht zu Geschlecht und ihre Wappen aufgedrückt haben, und endlich, wenn sie ganz unbrauchbar geworden, in einem alten Schlosse ihre Pension genießen, bis sie vollends in Moder zerfallen.

In einem Hause, das ganz nach der Mode eingerichtet ist, wo man kein altes Stück und nicht die geringste „Stillosigkeit" findet, leben Parvenus, und noch dazu solche, die nicht gemüthlich sind, nicht herztreu, denn sonst müsste sich ein oder das andere Andenken an Eltern, Geschwister oder Familienereignisse immerhin finden. Ganz so gleichgiltig, wie sie die Sachen angekauft, können sie dieselben wieder weggeben, sie bleiben fremd in ihrer eigenen Wohnung, oder mit einem praktischeren Worte, sie bleiben unabhängig gegenüber den Canapees, Fauteuils, Commodeurs, Etagères, Secretärs u. s. w. — Und es ist ganz klug, das.

Ja, lächerlich mag es sein, das Schifflein des Lebens mit unpraktischem Ballaste zu füllen, für den der Name „Gerümpel" manchmal nicht viel zu gut ist. Auch ich lache mit, aber aus Vergnügen über die guten Geister meines Hauses, die in Holz, Papier und Bein wohnen.

Im Speisezimmer meines Sommerhauses steht ein ungeschlachter Tisch. Er ist alt, massiv, so schwer, dass zwei Personen dazu gehören, um ihn von der Stelle zu rücken, und hat bloß Platz für acht Personen. Unser sind zwölf und oft noch mehr, aber wir müssen uns an den Tisch zwängen und allerlei Unbequemlichkeit leiden; doch, die einfache Kost, die daraufgesetzt wird, schmeckt, denn es ist der Tisch aus meinem alten Vaterhause, auf welchem ich den ersten guten Knödel gegessen und den ersten schlechten Vers geschrieben habe.

In meinem Bücherkasten befindet sich eine alte Scharteke, dickbauchig

merliche Ressource hingewiesen, der sein Glück nicht in sich findet, sondern es hier suchen muss, also nicht in dem, was er wirklich, sondern in dem, was er in der fremden Vorstellung ist. Unsere Wohlfahrt, Gewissen, Gesundheit ist das Wesentlichste, dann die Mittel zu unserer Erhaltung, also ein sorgenfreies Auskommen. Ehre, Glanz, Rang, Ruhm, so viel Wert auch mancher darauf legen mag, können mit jenen wesentlichen Gütern nicht competieren, noch sie ersetzen: vielmehr würden sie, erforderlichen Falles, unbedenklich für jene hingegeben werden. Dieserwegen wird es zu unserem Glücke beitragen, wenn wir beizeiten die simple Einsicht erlangen, dass jeder zunächst und wirklich in seiner eigenen Haut lebt, nicht aber in der Meinung anderer, und dass demnach unser realer und persönlicher Zustand, wie er durch Gesundheit, Temperament, Fähigkeiten, Einkommen, Weib, Kind, Freunde, Wohnort u. s. w. bestimmt wird, für unser Glück hundertmal wichtiger ist, als was es anderen beliebt, aus uns zu machen. Der entgegengesetzte Wahn macht unglücklich. Wird mit Emphase ausgerufen „übers Leben geht noch die Ehre", so besagt dies eigentlich: „Dasein und Wohlsein sind nichts; sondern was die anderen von uns denken, das ist die Sache". Wenn man sieht, wie fast alles, wonach Menschen ihr lebenlang mit rastloser Anstrengung und unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten unermüdlich streben, zum letzten Zwecke hat, sich dadurch in der Meinung anderer zu erhöhen, indem nämlich nicht nur Ämter, Titel und Orden, sondern auch Reichthum, und selbst Wissenschaft und Kunst, im Grunde und hauptsächlich deshalb angestrebt werden, und der größere Respect anderer das letzte Ziel ist, darauf man hinarbeitet: so beweist dies leider nur die Größe der menschlichen Thorheit. Viel zu viel wert auf die Meinung anderer zu legen, ist ein allgemein herrschender Irrwahn: mag er nun in unserer Natur selbst wurzeln, oder infolge der Gesellschaft und Civilisation entstanden sein; jedenfalls übt er auf unser gesammtes Thun und Lassen einen ganz übermäßigen und unserem Glücke feindlichen Einfluss aus, den wir verfolgen können. Dieser Wahn bietet allerdings dem, der die Menschen zu beherrschen oder sonst zu lenken hat, eine bequeme Handhabe dar; weshalb in jeder Art von Menschendressierungskunst die Weisung, das Ehrgefühl rege zu erhalten und zu schärfen, eine Hauptstelle einnimmt: aber in Hinsicht auf das eigene Glück des Menschen, welches hier unsere Absicht ist, verhält sich die Sache ganz anders, und ist vielmehr davon abzumahnen, dass man nicht zu viel Wert auf die Meinung anderer lege. Wenn es, wie die tägliche Erfahrung lehrt, dennoch geschieht, wenn die meisten Menschen gerade auf die Meinung anderer von ihnen den höchsten Wert legen und es ihnen darum mehr zu thun ist, als um das, was, weil es in *ihrem eigenen Bewusstsein* vorgeht, unmittelbar für sie vorhanden ist; wenn sie also das Abgeleitete und Secundäre zur Hauptsache machen und ihnen mehr das Bild ihres Wesens im Kopfe anderer als dieses Wesen selbst am Herzen liegt; so ist diese unmittelbare Wertschätzung dessen, was für uns unmittelbar gar nicht vorhanden ist, diejenige Thorheit, welche man *Eitelkeit*, vanitas genannt hat, um dadurch das Leere und Gehaltlose dieses Strebens zu bezeichnen. Auch ist aus dem Obigen leicht einzusehen, dass sie zum Vergessen des Zweckes über die Mittel gehört so gut wie der Geiz.

In der That überschreitet der Wert, den wir auf die Meinung anderer legen und unsere beständige Sorge in betreff derselben, in der Regel, fast jede vernünftige Bezweckung, so dass sie als eine Art allgemein verbreiteter, oder vielmehr angeborener Manie angesehen werden kann. Bei allem, was

sie hier zum Theile platzfinden mögen. Schopenhauer sagt:

Unser Dasein in der Meinung anderer wird, infolge einer besonderen Schwäche unserer Natur, durchgängig viel zu hoch angeschlagen; obgleich schon die leichteste Besinnung lehren könnte, dass es an sich selbst, für unser Glück unwesentlich ist. Es ist demnach kaum erklärlich, wie sehr jeder Mensch sich innerlich freut, so oft er Zeichen der günstigen Meinung anderer merkt und seiner Eitelkeit irgendwie geschmeichelt wird. Oft trösten ihn über reales Unglück oder über die Kargheit, mit der für ihn die beiden bis hierher abgehandelten Hauptquellen unseres Glückes fließen, die Zeichen des fremden Beifalls: und umgekehrt ist es zum Erstaunen, wie sehr jede Verletzung seines Ehrgeizes, in irgend einem Sinne, Grad, oder Verhältnis, jede Geringschätzung, Zurücksetzung, Nichtachtung ihn unfehlbar kränkt und oft tief schmerzt. Sofern auf dieser Eigenschaft das Gefühl der Ehre beruht, mag sie für das Wohlverhalten vieler als Surrogat ihrer Moralität von ersprießlichen Folgen sein; aber auf das eigene Glück des Menschen, zunächst auf die diesem so wesentliche Gemüthsruhe und Unabhängigkeit, wirkt sie mehr störend und nachtheilig als förderlich ein. Daher ist es, von unserem Gesichtspunkt aus, rathsam, ihr Schranken zu setzen und mittelst gehöriger Überlegung und richtiger Abschätzung des Wertes der Güter jene große Empfindlichkeit gegen die fremde Meinung möglichst zu mäßigen, sowohl da, wo ihr geschmeichelt wird, als da, wo ihr wehe geschieht: denn beides hängt am selben Faden.

Der Ort dessen, was wir für andere sind, ist das fremde Bewusstsein: es ist die Vorstellung, unter welcher wir darin erscheinen. Dies nun ist etwas, das unmittelbar gar nicht für uns vorhanden ist, sondern bloß mittelbar, nämlich sofern das Betragen der anderen gegen uns dadurch bestimmt wird. Und auch dieses selbst kommt eigentlich nur in Betracht, sofern es Einfluss hat auf irgend etwas, wodurch das, was wir in und für uns selbst sind, modificiert werden kann. Außerdem ist ja was in einem fremden Bewusstsein vorgeht, als solches, für uns gleichgiltig, und auch wir werden allmählig gleichgiltig dagegen werden, wenn wir von der Oberflächlichkeit und Futilität der Gedanken, von der Beschränktheit der Begriffe, von der Kleinlichkeit der Gesinnung, von der Verkehrtheit der Meinungen und von der Anzahl der Irrthümer in den allermeisten Köpfen eine hinlängliche Kenntnis erlangen, und dazu aus eigener Erfahrung lernen, mit welcher Geringschätzung gelegentlich von jedem geredet wird, sobald man ihn nicht zu fürchten hat, oder glaubt, es komme ihm nicht zu Ohren; insbesondere aber nachdem wir einmal angehört haben, wie vom größten Manne ein halbes Dutzend Schafsköpfe mit Wegwerfung spricht.

Auf der Bühne spielt einer den Fürsten, ein anderer den Rath, ein dritter den Diener oder den Soldaten oder den General u. s. f. Aber diese Unterschiede sind bloß im Äußern vorhanden, im Innern, als Kern einer solchen Erscheinung, steckt bei allen dasselbe: ein armer Comödiant mit seiner Plage und Noth. Im Leben ist es auch so. Die Unterschiede des Ranges und Reichthumes geben jedem seine Rolle zu spielen; aber keineswegs entspricht dieser eine innere Verschiedenheit des Glückes und Behagens, sondern auch hier steckt in jedem derselbe arme Tropf mit seiner Noth und Plage, die wohl der Form nach bei jedem eine andere ist, aber dem Stoffe, d. h. dem eigentlichen Wesen nach, so ziemlich bei allen dieselbe; wenn auch mit Unterschieden des Grades, die sich aber keineswegs nach Stand und Reichthum, d. h. nach der Rolle richten.

Jedenfalls ist der auf eine küm-

müthsruhe und Heiterkeit und ebenfalls ein festeres und sicheres Auftreten, ein durchweg unbefangeneres und natürlicheres Betragen sein. Der so überaus wohlthätige Einfluss, den eine zurückgezogene Lebensweise auf unsere Gemüthsruhe hat, beruht größtentheils darauf, dass eine solche uns dem fortwährenden Leben vor den Augen anderer, folglich der steten Berücksichtigung ihrer etwaigen Meinung entzieht und dadurch uns selber zurückgibt. Imgleichen würden wir sehr vielem realen Unglück entgehen, in welches nur jenes Streben, jene heillose Thorheit uns zieht, würden auch viel mehr Sorgfalt für solide Güter übrig behalten und dann auch diese ungestörter genießen.

Die Ehre! Die Ehre ist das äußere Gewissen, und das Gewissen die innere Ehre.

Die Wurzel und der Ursprung des jedem nicht ganz verdorbenen Menschen einwohnenden Gefühles für Ehre und Schande, wie auch des hohen Wertes, welcher ersterer zuerkannt wird, liegt in Folgendem. Der Mensch für sich allein vermag gar wenig und ist ein verlassener Robinson; nur in der Gemeinschaft mit den anderen ist und vermag er viel. Darum entsteht in ihm das Bestreben, für ein taugliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu gelten. Ein solches ist er nun dadurch, dass er erstlich das leistet, was man von jedem überall, und sodann das, was man von ihm in der besonderen Stelle, die er eingenommen hat, fordert und erwartet. Eben so bald aber erkennt er, dass es hiebei nicht darauf ankommt, dass er es in seiner eigenen, sondern dass er es in der Meinung der anderen sei. Hieraus entspringt demnach sein eifriges Streben nach der günstigen Meinung anderer und der hohe Wert, den er auf diese legt.

Aus den verschiedenen Beziehungen, in denen der Mensch zu anderen stehen kann, und in Hinsicht auf welche sie Zutrauen zu ihm also eine gewisse, gute Meinung von ihm zu hegen haben, entstehen mehrere Arten der Ehre.

Die weiteste Sphäre hat die bürgerliche Ehre: sie besteht in der Voraussetzung, dass wir die Rechte eines jeden unbedingt achten und daher uns nie ungerechter oder gesetzlich unerlaubter Mittel zu unserem Vortheile bedienen werden.

Die bürgerliche Ehre hat zwar ihren Namen vom Bürgerstande, allein ihre Geltung erstreckt sich über alle Stände ohne Unterschied, sogar die allerhöchsten nicht ausgenommen; kein Mensch kann ihrer entrathen, und es ist mit ihr eine gar ernsthafte Sache, die jeder sich hüten soll leichtzunehmen. Wer Treu und Glauben bricht, hat Treu und Glauben verloren, auf immer, was er auch thun und wer er auch sein mag: die bitteren Früchte, welche dieser Verlust mit sich bringt, werden nicht ausbleiben.

Sie ist die Bedingung zur Theilnahme an allem friedlichen Verkehr. Sie geht verloren durch eine einzige offenbar und stark dawider laufende Handlung, folglich auch durch jede Criminalstrafe, wiewohl nur unter Voraussetzung der Gerechtigkeit derselben.

Die Ehre hat in gewissem Sinne einen negativen Charakter, nämlich im Gegensatz des Ruhmes, der einen positiven Charakter hat. Denn die Ehre ist nicht die Meinung von besonderen, diesem Subject allein zukommenden Eigenschaften, sondern nur von den der Regel nach vorauszusetzenden, als welche sie auch ihm nicht abgehen sollen. Sie besagt daher nur dass dies Subject keine Ausnahme mache; während der Ruhm besagt, dass es eine mache. Ruhm muss daher erst erworben werden; die Ehre hingegen braucht bloß nicht verloren zu gehen.

Nun gibt es noch eine von jener allgemein und überall giltigen gänzlich verschiedene Gattung der Ehre, von

wir thun und lassen, wird, fast vor allem anderen, die fremde Meinung berücksichtigt, und aus der Sorge um sie werden wir, bei genauer Untersuchung, fast die Hälfte aller Bekümmernisse und Ängste, die wir jemals empfunden haben, hervorgegangen sehen. Denn sie liegt allem unseren, so oft gekränkten, weil so krankhaft empfindlichen Selbstgefühl, allen unseren Eitelkeiten und Prätensionen, wie auch unserem Prunken und Großthun, zugrunde. Ohne diese Sorge und Sucht würde der Luxus kaum ein Zehntel dessen sein, was er ist. Welche Opfer heischt sie nicht oft! Die Eitelkeit zeigt sich schon im Kinde, sodann in jedem Lebensalter, jedoch am stärksten im späten; weil sie dann, beim Versiegen der Fähigkeit zu sinnlichen Genüssen, Eitelkeit und Hochmuth nur noch mit dem Geize die Herrschaft zu theilen hat.

Beispiel: Hinrichtung des Thomas Wix, eines Handwerksgesellen, der aus Rache seinen Meister ermordet hatte. An dem zur Hinrichtung festgesetzten Morgen fand sich der hochwürdige Gefängniscaplan zeitig bei ihm ein. Allein Wix, obwohl sich ruhig betragend, zeigte keinen Antheil an seinen Ermahnungen; vielmehr war das einzige, was ihm am Herzen lag, dass es ihm gelingen möchte, vor den Zuschauern seines schmachvollen Endes sich mit recht großer Bravour zu benehmen. — — — Dies ist ihm denn auch gelungen. Auf dem Hofraum, den er zu dem hart am Gefängnis errichteten Galgenschafott zu durchschreiten hatte, sagte er: „Wohlan denn, wie Doctor Dodd gesagt hat, bald werde ich das große Geheimnis wissen!" Er gieng, obwohl mit gebundenen Armen, die Leiter zum Schafott ohne die geringste Beihilfe hinauf; daselbst angelangt, machte er gegen die Zuschauer rechts und links Verbeugungen, welche denn auch mit dem donnernden Beifallsruf der versammelten Menge beantwortet und belohnt wurden. — Dies ist ein Prachtexemplar der Ehrsucht, den Tod in schrecklichster Gestalt, nebst der Ewigkeit dahinter, vor Augen, keine andere Sorge zu haben, als die, um den Eindruck auf den zusammengelaufenen Haufen der Gaffer und die Meinung, welche man in deren Köpfen zurücklassen wird! — Und doch war ebenso der in Frankreich wegen versuchten Königsmordes hingerichtete Lecomte bei seinem Process hauptsächlich darüber verdrießlich, dass er nicht in anständiger Kleidung vor der Pairskammer erscheinen konnte, und selbst bei seiner Hinrichtung war es ihm ein Hauptverdruss, dass man ihm nicht erlaubt hatte, sich vorher zu rasieren. — An solchen Zügen können wir selbst uns spiegeln; denn kolossale Fälle geben überall die deutlichste Erläuterung. Unser aller Sorgen, Kümmern, Wurmen, Ärgern, Ängstigen, Anstrengen u. s. w. betrifft, in vielleicht den meisten Fällen, eigentlich die fremde Meinung und ist ebenso absurd, wie das jener armen Sünder. Nicht weniger entspringt unser Neid und Hass größtentheils aus besagter Wurzel.

Um jene allgemeine Thorheit loszuwerden, wäre das alleinige Mittel, sie deutlich als eine solche zu erkennen, und zu diesem Zwecke sich klarzumachen, wie ganz falsch, verkehrt, irrig und absurd die meisten Meinungen in den Köpfen der Menschen zu sein pflegen, daher sie an sich selbst keiner Beachtung wert sind; sodann, wie wenig realen Einfluss auf uns die Meinungen anderer, in den meisten Dingen und Fällen, haben kann; ferner, wie ungünstig überhaupt sie meistentheils ist, so dass fast jeder sich krank ärgern würde, wenn er vernähme, was alles von ihm gesagt und in welchem Tone von ihm geredet wird; endlich, dass sogar die Ehre selbst doch eigentlich nur von mittelbarem und und nicht von unmittelbarem Werte ist u. dgl. m. Wenn eine solche Bekehrung von der allgemeinen Thorheit uns gelänge, so würde die Folge ein unglaublich großer Zuwachs an Ge-

Schimpfer (und wäre dieser der letzte aller Erdensöhne) ihn genannt hat; denn er hat es (dies ist der terminus technicus) „auf sich sitzen lassen". — Soviel, was das Schimpfen betrifft! Nun aber gibt es sogar noch etwas Ärgeres als schimpfen, etwas so Erschreckliches, dass ich wegen dessen bloßer Erwähnung in diesem Codex der ritterlichen Ehre die „Leute von Ehre" um Verzeihung zu bitten habe, da ich weiß, dass beim bloßen Gedanken daran ihnen die Haut schaudert, und ihr Haar sich emporsträubt, indem es das summum malum, der Übel größtes auf der Welt, und ärger als Tod und Verdammnis ist. Es kann nämlich einer dem anderen einen Klaps oder Schlag versetzen. Dies ist eine entsetzliche Begebenheit und führt einen so completen Ehrentod herbei, dass, wenn alle anderen Verletzungen der Ehre schon durch Blutlassen zu heilen sind, diese zu ihrer gründlichen Heilung einen completen Todschlag erfordert.

3. Die Ehre hat mit dem, was der Mensch an und für sich sein mag, oder mit der Frage, ob seine moralische Beschaffenheit sich jemals ändern könne, und allen solchen Schulfuchsereien, ganz und gar nichts zu thun; sondern wenn sie verletzt, oder vorderhand verloren ist, kann sie, wenn man nur schleunig dazu thut, recht bald vollkommen wiederhergestellt werden durch ein einziges Universalmittel: das **Duell**. Ist jedoch der Verletzer nicht aus den Ständen, die sich zum Codex der ritterlichen Ehre bekennen, oder hat derselbe diesem schon einmal zuwider gehandelt: so kann man, zumal wenn die Ehrenverletzung eine thätliche, aber auch wenn sie eine bloß wörtliche gewesen sein sollte, eine sichere Operation vornehmen, indem man, wenn man bewaffnet ist, ihn auf der Stelle, allenfalls auch noch eine Stunde nachher, niedersticht; wodurch dann die Ehre wieder heil ist. Außerdem aber, oder wenn man, aus Besorgnis vor daraus entstehenden Unannehmlichkeiten, diesen Schritt vermeiden möchte, oder wenn man bloß ungewiss ist, ob der Beleidiger sich den Gesetzen der ritterlichen Ehre unterwerfe oder nicht, hat man ein Palliativmittel an der „Avantage". Diese besteht darin, dass wenn er grob gewesen ist, man noch merklich gröber sei, geht dies mit Schimpfen nicht mehr an, so schlägt man drein, und zwar ist auch hier eine Klimax der Ehrenrettung: Ohrfeigen werden durch Stockschläge curiert, diese durch Hetzpeitschenhiebe; selbst gegen letztere wird von einigen das Ausspucken als probat empfohlen. Nur wenn man mit diesen Mitteln nicht mehr zur Zeit kommt, muss durchaus zu blutigen Operationen geschritten werden. Diese Palliativmethode hat ihren Grund eigentlich in der folgenden Maxime.

4. Wie Geschimpftwerden eine Schande, so ist Schimpfen eine Ehre. Z. B. auf der Seite meines Gegners sei Wahrheit, Recht und Vernunft, ich aber schimpfe: so müssen diese alle einpacken, und Recht und Ehre ist auf meiner Seite; er hingegen hat vorläufig seine Ehre verloren, — bis er sie herstellt, nicht etwa durch Recht und Vernunft, sondern durch Schießen und Stechen. Demnach ist die Grobheit eine Eigenschaft, welche — im Punkte der Ehre — jede andere ersetzt oder überwiegt; der Gröbste hat allemal recht: quid multa? Zeigt etwa in einer Discussion oder sonst im Gespräch ein anderer richtigere Sachkenntnis, strengere Wahrheitsliebe, gesünderes Urtheil, mehr Verstand als wir, oder überhaupt lässt er geistige Vorzüge blicken, die uns in Schatten stellen: so können wir alle dergleichen Überlegenheiten und unsere eigene durch sie aufgedeckte Dürftigkeit sogleich aufheben und nun umgekehrt selbst überlegen sein, indem wir beleidigend und grob werden. Denn eine Grobheit besiegt jedes Argument. Daher werden „Leute von

welcher weder Griechen noch Römer einen Begriff hatten, so wenig wie Chinesen, Hindu und Mohammedaner bis auf den heutigen Tag irgend etwas von ihr wissen. Denn sie ist erst im Mittelalter entstanden und bloß im christlichen Europa einheimisch geworden, ja selbst hier nur unter einer äußerst kleinen Fraction der Bevölkerung, nämlich unter den höheren Ständen der Gesellschaft, und was ihnen nacheifert. Es ist die ritterliche Ehre oder das point d'honneur.

1. Diese Ehre besteht nicht in der Meinung anderer von unserem Wert, sondern ganz allein in den Äußerungen einer solchen Meinung, gleichviel ob die geäußerte Meinung wirklich vorhanden sei oder nicht, — geschweige, ob sie Grund habe. Demnach mögen andere infolge unseres Lebenswandels eine noch so schlechte Meinung von uns hegen, uns noch so sehr verachten; so lange nur keiner sich untersteht, solches laut zu äußern, schadet es der Ehre durchaus nicht. Umgekehrt aber, wenn wir auch durch unsere Eigenschaften und Handlungen alle anderen zwingen, uns sehr hoch zu achten (denn das hängt nicht von ihrer Willkür ab): so darf dennoch nur irgend einer, — und wäre es der schlechteste und dümmste — seine Geringschätzung über uns aussprechen, und alsbald ist unsere Ehre verletzt, ja sie ist auf immer verloren, wenn sie nicht wieder hergestellt wird. — Ein überflüssiger Beleg dazu, dass es keineswegs auf die Meinung anderer, sondern allein auf die Äußerung einer solchen ankomme, ist der, dass Verunglimpfungen zurückgenommen, nöthigenfalls abgebeten werden können, wodurch es dann ist, als wären sie nie geschehen; ob dabei die Meinung, aus der sie entsprungen, sich ebenfalls geändert habe, und weshalb dies geschehen sein sollte, thut nichts zur Sache; nur die Äußerung wird annulliert, und dann ist alles gut. Hier ist es demnach nicht darauf abgesehen, Respect zu verdienen, sondern ihn zu ertrotzen.

2. Die Ehre eines Mannes beruht nicht auf dem, was er thut, sondern auf dem, was er leidet, was ihm widerfährt. Wenn nach den Grundsätzen der allgemein geltenden Ehre diese allein abhängt von dem, was er selbst sagt oder thut: so hängt hingegen die ritterliche Ehre ab von dem, was irgend ein anderer sagt oder thut. Sie liegt sonach in der Hand, ja hängt an der Zungenspitze eines jeden, und kann, wenn dieser zugreift, jeden Augenblick auf immer verloren gehen, falls nicht der Betroffene durch einen bald zu erwähnenden Herstellungsprocess sie wieder an sich reißt, welches jedoch nur mit Gefahr seines Lebens, seiner Gesundheit, seiner Freiheit, seines Eigenthums und seiner Gemüthsruhe geschehen kann. Diesem zufolge mag das Thun und Lassen eines Mannes das rechtschaffenste und edelste, sein Gemüth das reinste und sein Kopf der eminenteste sein: so kann dennoch seine Ehre jeden Augenblick verloren gehen, sobald es nämlich irgend einem, — der nur noch nicht diese Ehrengesetze verletzt hat, übrigens aber der nichtswürdigste Lump, das stupideste Vieh, ein Tagedieb, Spieler, Schuldenmacher, kurz ein Mensch, der nicht wert ist, dass jener ihn ansieht, sein kann, — beliebt, ihn zu schimpfen. Man sieht, wie sehr viel gerade die miserablen Leute dem Ehrenprincip zu danken haben; da es sie mit denen nivelliert, welche ihnen sonst in jeder Beziehung unerreichbar wären. — Hat nun ein solcher Gauch geschimpft, d. h. dem anderen eine schlechte Eigenschaft zugesprochen: so gilt dies vorderhand als ein objectiv wahres und gegründetes Urtheil, ein rechtskräftiges Decret, ja es bleibt für alle Zukunft wahr und giltig, wenn es nicht alsbald mit Blut ausgelöscht wird: d. h. der Geschimpfte bleibt (in den Augen aller „Leute von Ehre") das, was der

sagte dem, der sich hierüber wunderte: „Würde ich denn, wenn mich ein Esel gestoßen hätte, ihn verklagen?“ Als ein andermal jemand zu ihm sagte: „Schimpft und schmäht dich denn jener nicht?“ war seine Antwort: „Nein, denn was er sagt, passt nicht auf mich.“

Näher betrachtet ist der Kern der Sache dieser: wie die bürgerliche Ehre, welche den friedlichen Verkehr mit anderen im Auge hat, in der Meinung dieser von uns besteht, dass wir vollkommenes Zutrauen verdienen, weil wir die Rechte eines jeden unbedingt achten, — so besteht die ritterliche Ehre in der Meinung von uns, dass wir zu fürchten seien, weil wir unsere eigenen Rechte unbedingt zu vertheidigen gesonnen sind. Aber im Stande der Civilisation, wo der Staat den Schutz unserer Person und unseres Eigenthums übernommen hat, findet dieser Grundsatz keine Anwendung mehr und steht da wie Burgen und Warten aus den Zeiten des Faustrechtes, unnütz und verlassen, zwischen wohlbebauten Feldern und belebten Landstraßen oder Eisenbahnen. Demgemäß hat denn auch die ihn festhaltende ritterliche Ehre sich auf solche Beeinträchtigungen der Person geworfen, welche der Staat nur leicht oder gar nicht bestraft, indem es unbedeutende Kränkungen und zum Theil bloße Neckereien sind. Sie aber hat in Hinsicht auf diese sich hinaufgeschroben zu einer der Natur, der Beschaffenheit und dem Lose des Menschen gänzlich unangemessenen Überschätzung des Wertes der eigenen Person, welchen sie bis zu einer Art von Heiligkeit steigert und demnach die Strafe des Staates für kleine Kränkungen derselben durchaus unzulänglich findet, solche daher selbst zu strafen übernimmt und zwar stets am Leibe und Leben des Beleidigers. Offenbar liegt hier der unmäßigste Hochmuth und die empörendste Hoffahrt zugrunde, welche, ganz vergessend, was der Mensch eigentlich ist, eine unbedingte Unverletzlichkeit, wie auch Tadellosigkeit für ihn in Anspruch nehmen. Allein jeder, der diese mit Gewalt durchzusetzen gesonnen ist und demzufolge die Maxime proclamiert: „Wer schimpft, oder gar mir einen Schlag gibt, soll des Todes sein“ — verdient eigentlich schon darum aus dem Lande verwiesen zu werden. Da wird denn, zur Beschönigung jenes vermessenen Übermuthes, allerhand vorgegeben. Von zwei unerschrockenen Leuten heißt es, gebe keiner je nach. Nun aber ist der Grundsatz selbst falsch; bei Sachen von geringerer Wichtigkeit (die von großer bleiben stets den Gerichten anheimgestellt) gibt von zwei unerschrockenen Leuten allerdings einer nach, nämlich der Klügste, und bloße Meinungen lässt man auf sich beruhen. Den Beweis hiervon liefert das Volk, oder vielmehr alle die zahlreichen Stände, welche sich nicht zum ritterlichen Ehrenprincip bekennen, bei denen daher die Streitigkeiten ihren natürlichen Verlauf haben; unter diesen Ständen ist der Todtschlag hundertmal seltener, als bei der vielleicht nur Eintausendstel der Gesammtheit betragenden Fraction, welche jenem Principe huldigt, — und selbst eine Prügelei ist eine Seltenheit. — Sodann aber wird behauptet, der gute Ton und die feine Sitte der Gesellschaft hätten zum letzten Grundpfeiler jenes Ehrenprincip, mit seinen Duellen, welche die Wehrmauer gegen die Ausbrüche der Roheit und Ungezogenheit wären. Allein in Athen, Korinth und Rom war ganz gewiss gute, und zwar sehr gute Gesellschaft, auch feine Sitte und guter Ton anzutreffen, ohne dass jener Popanz der ritterlichen Ehre dahinter gesteckt hätte. Der „ritterliche“ Muth ist eine bloße Unterofficierstugend, ja eine, in welcher sogar Thiere uns übertreffen, weshalb man z. B. sagt: „muthig wie ein Löwe.“ Sogar ist das ritterliche Ehrenprincip oft das

Ehre", sobald jemand eine Meinung äußert, die von der ihrigen abweicht oder auch nur mehr Verstand zeigt als sie ins Feld stellen können, sogleich Miene machen, jenes Kampfross zu besteigen.

5. Der oberste Richterstuhl des Rechts, an den man in allen Differenzen, von jedem anderen, soweit es die Ehre betrifft, appellieren kann, ist der der physischen Gewalt, d. h. der Thierheit. Denn jede Grobheit ist eigentlich eine Appellation an die Thierheit, indem sie den Kampf der geistigen Kräfte oder des moralischen Rechts für incompetent erklärt und an deren Stelle den Kampf der physischen Kräfte setzt. Diese Grundmaxime wird bekanntlich mit einem Worte durch den Ausdruck Faustrecht, welcher den Ausdruck Aberwitz analog und daher wie dieser ironisch ist, bezeichnet: demnach sollte ihm gemäß die ritterliche Ehre die Faust-Ehre heißen.

6. Hatten wir weiter oben die bürgerliche Ehre sehr scrupulös gefunden im Punkte des Mein und Dein, der eingegangenen Verpflichtungen und des gegebenen Wortes: so zeigt hingegen der hier in Betrachtung genommene Codex darin die nobelste Liberalität. Nämlich nur ein Wort darf nicht gebrochen werden: das Ehrenwort, d. h. das Wort, bei dem man gesagt hat „auf Ehre" — woraus die Präsumtion entsteht, dass jedes andere Wort gebrochen werden darf. Sogar bei dem Bruch dieses Ehrenwortes läſst sich zur Noth die Ehre noch retten durch das Universalmittel, das Duell, hier mit denjenigen, welche behaupten, wir hätten das Ehrenwort gegeben. — Ferner: nur eine Schuld gibt es, die unbedingt bezahlt werden muss, — die Spielschuld, welche auch demgemäß den Namen „Ehrenschuld" führt. Um alle übrigen Schulden mag man Juden und Christen prellen: das schadet der ritterlichen Ehre durchaus nicht.

Weder Griechen, noch Römer, noch die hochgebildeten asiatischen Völker alter und neuer Zeit wissen irgend etwas von dieser Ehre und ihren Grundsätzen. Bei ihnen allen gilt der Mann für das, wofür sein Thun und Lassen ihn kund gibt, nicht aber für das, was irgend einer losen Zunge beliebt von ihm zu sagen. Bei ihnen allen kann, was einer sagt oder thut, wohl seine eigene Ehre vernichten, aber nie die eines anderen. Ein Schlag ist bei ihnen allen nur ein Schlag, wie jedes Pferd und jeder Esel ihn gefährlicher versetzen kann; er wird, nach Umständen, zum Zorne reizen, auch wohl auf der Stelle gerächt werden; aber mit der Ehre hat er nichts zu thun, und keineswegs wird Buch gehalten über Schläge oder Schimpfwörter, nebst der dafür gewordenen, oder aber einzufordern versäumten „Satisfaction". An Tapferkeit und Lebensverachtung stehen sie den Völkern des christlichen Europas nicht nach. Griechen und Römer waren doch wohl ganze Helden; aber sie wussten nichts vom point d'honneur. Der Zweikampf war bei ihnen nicht Sache der Edlen im Volke, sondern feiler Gladiatoren, preisgegebener Sklaven und verurtheilter Verbrecher, welche mit wilden Thieren abwechselnd auf einander gehetzt wurden zur Belustigung des Volkes.

Dass den Alten jenes Vorurtheil völlig fremd war, bezeugen eine Menge uns aufbehaltener Züge. Als z. B. ein teutonischer Häuptling den Marius zum Zweikampf herausgefordert hatte, ließ dieser Held ihm antworten: „Wenn er seines Lebens überdrüssig wäre, möge er sich aufhängen", bot ihm jedoch einen ausgedienten Gladiator an, mit dem er sich herumschlagen könne.

Sokrates ist infolge seiner häufigen Disputationen oft thätlich misshandelt worden, welches er gelassen ertrug; als er einst einen Fußtritt erhielt, nahm er es geduldig hin und

stellen uns der Hauptsache nach entschieden auf die Seite genannter Schrift. Sie fußt auf dem Boden der Classiker, vertheidigt jenen allgemein menschlichen Idealismus, der war, ist und so lange sein wird, als es leidende, strebende, sehnende, hoffende Menschen gibt. Im Idealismus liegt nicht allein unsere geistige und sittliche, sondern auch unsere materielle Kraft; geben wir den Idealismus auf, so geben wir uns selbst auf.

Wir geben uns aber nicht auf, wir weisen Kunst und Literaturproducte, die sich im Leben breit machen, um den Menschen öffentlich zu schmähen, zu schänden, ihn in das Bereich des Thieres zu zerren, auf das entschiedenste zurück. Das siegreiche Laster wird nie eine abschreckende Wirkung üben. Sudermanns „Ehre“ nicht als solcher wollen wir die Ehre erzeugen, ihrer hier zu gedenken, der Gattung gilt es, wenn wir die Traumann'sche Kennzeichnung des Stückes der Hauptsache nach wiederholen.

„Diese jüngstdeutschen Literaten“, so sagt Traumann, „wie treten sie vor uns hin? Laut und vordringlich geberden sie sich als Stürmer und Dränger. Ohne Pietät tragen sie das stille, heilige Feuer der Kunst in den politischen Kampf unserer Tage, nicht um damit die Herzen zu erleuchten und zu erwärmen, nein, um den immer bereit liegenden Zündstoff des Classenhasses zur Flamme zu entfachen. Und, wie die rothe Internationale selbst, sind sie vaterlandslos. Sie brüsten sich mit einer Afterkunst, die sie an den unrühmlichen Vorbildern unserer politischen Nachbarn, ja Gegner, in Norden, Westen und Osten kümmerlich nähren. Und ihr eigenes Bekenntnis ist es, einer Kunst des Realismus und Naturalismus zu huldigen.

Der Schauplatz dieser Bestrebungen ist vornehmlich die junge, rasch zur Großstadt emporgeschossene Metropole des deutschen Reiches. Wie dort auf jedem Gebiete praktischer Arbeit eine rastlose Thätigkeit entfaltet wird, so zeigt sich auch im literarischen Leben Berlins eine fieberhafte Production. Zahllose Theater jeglicher Gattung sind emporgeschossen, um der hochgesteigerten Schaulust der Millionenstadt zu genügen. Dort ist auch auf einer Bühne, die den Namen Lessings trägt, unter dem Pauken- und Trompetenschall einer raffinierten Reclame nnd dem frenetischen Beifall des Publicums das Schauspiel erstmals in Scene gegangen, dem unsere Betrachtung gilt. Die Kritik, soweit sie sich nicht in leisetreterischen Floskeln bewegte, bezeichnete die Aufführung als ein hervorragendes literarisches Ereignis, verkündete in dem Werke eine bedeutsame Erscheinung und erblickte im Dichter eine starke dramatische Kraft.

Der Fabriksbesitzer Mühlingk zu Charlottenburg-Berlin hatte zur Feier seiner Ernennung zum Commerzienrath eine Festlichkeit veranstaltet, wobei einer seiner Arbeiter, der Buchbinder Heinicke, unter die Räder einer Equipage gekommen und zum Krüppel geworden war. Ihm und seiner Familie ward vom reichen Brotherrn im Hinterhause der großstädtischen Wohnung eine Freistätte gewährt, auch hatte dieser dem Sohne des Proletariers, Robert, eine kaufmännische Erziehung angedeihen lassen und dem begabten jungen Manne schließlich die Stellung eines Procuristen an der indischen Filiale des Handlungshauses gegeben.

Robert kehrt in die deutsche Heimat zurück, begleitet von seinem Freunde, dem Grafen Trast, dem angesehensten und reichsten Handelsherrn des indischen Archipels, an dessen Rath er zum Manne gereift und dessen Einfluss er seine Erfolge verdankt. Das Herz ist ihm geschwellt von stürmischer Sehnsucht, seine Familie und seine Wohlthäter wiederzusehen. Aber furchtbar sind die Entdeckungen, die er nach

sichere Asylum, wie im großen der Unredlichkeit und Schlechtigkeit, so im kleinen der Ungezogenheit, Rücksichtslosigkeit und Flegelei, indem eine Menge sehr lästiger Unarten stillschweigend geduldet werden, weil eben keiner Lust hat, an die Rüge derselben den Hals zu setzen.

Der altdeutsche Grundsatz „auf eine Maulschelle gehört ein Dolch“ ist ein empörender ritterlicher Aberglaube. Jedenfalls ist die Erwiderung oder Vergeltung von Beleidigungen Sache des Zorns, aber keineswegs der Ehre und Pflicht, wozu das ritterliche Ehrenprincip sie stempelt. Vielmehr ist ganz gewiss, dass jeder Vorwurf nur in dem Maße, als er trifft, verletzen kann, welches auch daran ersichtlich ist, dass die leiseste Andeutung, welche trifft, viel tiefer verwundet, als die schwerste Anschuldigung, die gar keinen Grund hat. Wer daher wirklich sich bewusst ist, einen Vorwurf nicht zu verdienen, darf und wird ihn getrost verachten. Dagegen aber fordert das Ehrenprincip von ihm, dass er eine Empfindlichkeit zeige, die er gar nicht hat, und Beleidigungen, die ihn nicht verletzen, blutig räche. Der aber muss selbst eine schwache Meinung von seinem eigenen Werte haben, der sich beeilt, jeder denselben anfechtenden Äußerung den Daumen aufs Auge zu drücken, damit sie nicht laut werde.

Die letzte Vertheidigung des ritterlichen Codex wird aber ohne Zweifel lauten: „Ei, da könnte ja, Gott sei bei uns! wohl gar einer dem anderen einen Schlag versetzen!“ worauf ich kurz erwidern könnte, dass dies bei den neunhundertneunundneunzig Tausendsteln der Gesellschaft, die jenen Codex nicht anerkennen, oft genug der Fall gewesen, ohne dass je einer davon gestorben sei, während bei den Anhängern desselben in der Regel jeder Schlag ein tödtlicher wird.

Nachdem heutzutage Justiz und Polizei es so ziemlich dahingebracht haben, dass nicht mehr auf der Landstraße jeder Schurke uns zurufen kann: „Die Börse oder das Leben!“ sollte endlich auch die gesunde Vernunft es dahinbringen, dass nicht mehr mitten im friedlichen Verkehr jeder Schurke uns zurufen könne: „Die Ehre oder das Leben!“

Sudermanns „Ehre“ — Kunstwerk oder Mache?

Einem unbefangenen Beobachter musste die Erscheinung aufgefallen sein, dass Sudermann's „Ehre“ mit lärmendem Siege über unsere deutschen Bühnen gieng, vom größten Theile der Kritik vergöttert, vom Publicum bejubelt.

Einzelne schüttelten dazu den Kopf und fragten sich: Wie kommt das?

Die Erscheinung ist wert, dass man sich des näheren mit ihr befasse, und in der That hat es ein muthiger Mann unternommen, dem Stücke „Die Ehre“ etwas genauer zu Leibe zu gehen und seinen Befund in ein Büchlein drucken zu lassen.

Das Büchlein betitelt sich: „Sudermanns Ehre — Kunstwerk oder Mache? Eine zeitgemäße Betrachtung“ von Ernst Traumann, und erschien in der Universitätsbuchhandlung Georg Weiß zu Heidelberg (1891).

Wir sind unversöhnliche Gegner dieser naturalistischen „Poesie“ und

der Graf ernennt ihn zum Erben seiner Reichthümer. „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ fragt der Vater. Und Trast abwehrend: „Ihren geehrten Segen erbitte schriftlich.“

So klingt die Tragödie in dem Witzworte des Grafen aus. Mit dieser Figur steht und fällt das Stück. In Trasts Hand laufen die Fäden der Verhandlung zusammen, er allein entwirrt sie auch. Er erkennt in der Schwester des Freundes das gefallene Kind wieder, das ihm am Abend zuvor im Ballsaale der Halbwelt begegnet ist, und dann in Kurt den Verführer. Durch ihn erfährt Robert die Wahrheit. Er entdeckt zu guter Stunde die Mordgedanken seines Freundes und redet sie ihm aus. Wie er den Proletariersohn mit seiner eigenen Person decken will, so tritt er mit seiner Habe für ihn ein, damit das Geld zurückgegeben werden könne. Kein Act schließt, ohne dass diese Erscheinung die Handlung wieder ins Rollen bringen müsste. So ist er der deus ex machina des Dramas. Aber er ist noch mehr, er ist auch der reflectierende Chor, er ist die Stimme des Dichters. Durch den Mund des Grafen verkündet dieser seine Anschauungen, Überzeugungen, seine Moral und Philosophie.

Und es sind keine typischen Gestalten im Sinne des Dramas, diese Erscheinungen des Hinterhauses. Sie haben nur Geltung für einen verschwindenden Theil unserer räumlichen Welt. Sie sind localisiert. Die Luft, die sie athmen, entströmt einem besonders gearteten Boden, die Sprache — sie reden ja Dialect — gilt nur für einen enge umgrenzten Bezirk. Auch das Verhältnis der Arbeiterfamilie zum Kaufherrn, ihre ganze Lage, in der sie ihre Selbstbestimmung verlieren und zu Hörigen des reichen Bürgers werden, ist so besonderer, zufälliger, so wenig typischer Art, dass eine Erhebung dieser Persönlichkeiten und Zustände ins Dramatisch-Allgemeine zur Unwahrheit führen muss. Wir können uns sehr wohl mit der Erscheinung eines pflichtvergessenen Vaters, wie mit der einer gewissenlosen Mutter abfinden, aber nur, wenn der Dichter bestimmt erkennen lässt, dass über diesen Verirrungen der Menschennatur das heilige Gesetz der Familienwürde unvergänglich fortwaltet. Nur so bestehen derartige Charaktere die Prüfung vor unserem sittlichem Bewusstsein. Auch Schiller hat der Mutter der Luise Millerin einen Anflug von Kupplerischem gegeben, aber wie klar und zweifellos erhebt sich das Bild bürgerlicher Sittenstrenge vor uns durch das Gegengewicht des ehrenfesten prächtigen Vaters. Und wie ist dem menschlichen Sittlichkeitsgefühl Rechnung getragen, wenn Goethe seinem Klärchen, das er mit allem Liebreiz des ewig Weiblichen umwoben hat, die philiströse Mutter gegenüberstellt. Diese Naturformen des Menschenlebens sind jedem Dichter heilig. Und es sind solche. Hat nicht ein Philosoph, wie Hegel, die ewigen Rechte der Familie gleichsam in den Himmel geschrieben, unveräußerlich und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst? Darum ist eine Gestalt wie Alma ein künstlerisches Unding. Gewiss ist der Typus der Courtisane dichterisch zu verwerten. Aber nur im Gegensatze zur Norm des Weiblichen. Die Gräfin Orsina und die Lady Milfort sind völlig glaubwürdige Erscheinungen. Doch wie scharf halten Lessing und Schiller, die Schöpfer dieser Figuren, auseinander, was groß und was niedrig in ihnen ist. Dagegen welche Unwahrheit begeht Sudermann mit dieser Alma! Ist es Selbsttäuschung oder Betrug, dass er sich oder uns glauben machen will, es träte da so etwas wie „naive Verdorbenheit“ vor uns hin? Man wäge diesen Begriff! Er möchte damit diesem Geschöpf jegliche Schuld und Verdammnis nehmen, ihm unsere Sympathie ungetheilt erhalten wissen, das verlorene

kurzer Begrüßungsfreude zuhause machen muss. Seine heißgeliebte Schwester Alma ist die Maitresse des Sohnes seines Wohlthäters geworden. Die Eltern dulden in dumpfer Gewissenlosigkeit das schändliche Verhältnis, das die ältere Tochter und deren trunksüchtiger Ehemann kupplerisch begünstigen. Jede neue Aussprache mit den Seinen stößt den Sohn tiefer in Verzweiflung. Er findet in der Schwester keine Gefallene, nein, eine Verlorene. Als er vom Verführer Genugthuung fordert und sie dessen Vater in Gestalt eines Abfindungsgeldes dem Hinterhause bringt, als dieses jubelnd angenommen wird, da muss Robert in trostlosem Schmerz bekennen, dass ihn eine unüberbrückbare Kluft von allem trennt, was ihm lieb und heilig war. Noch eine kurze Abrechnung mit dem Chef des Hauses, der ihn aus seinem Dienst entlassen, und er kehrt mit der geliebten Tochter des Kaufherrn, die, wie er selbst, dem mitleidslosen Elternhause entfremdet, dem Jugendfreunde als sein Weib folgt, und an der Seite seines väterlichen Freundes der verlorenen Heimat den Rücken, Vorderhaus und Hinterhaus ihrem Schicksal überlassend.

Dies die Fabel des Stückes. Wer wollte verkennen, dass sie eine Tragödie in sich schließt? Und nun dieser Ausgang! Über zertrümmertem Glück und vernichteten Idealen beruhigt sich der Held, der Dichter und ein plattes Publicum, wie im Lustspiel, bei der Heirat der Liebenden. Woher diese possenhafte Lösung? Wie führt sie der Dichter herbei?

Er vertheilt die vier Acte der Handlung gleichmäßig auf Vorder- und Hinterhaus. Zwei gehören dem Proletariat, zwei der Bourgeoisie. Die sittliche Verkommenheit der Arbeiterfamilie tritt, im Gegensatz zu den lauteren Anschauungen und Gefühlen des heimgekehrten Sohnes, grell hervor. Die tölpelhafte Würdelosigkeit des Vaters, die rührselige Einfalt der Mutter, die Habgier der älteren Schwester und die Roheit des Schwagers lassen den um das Schicksal seines Lieblings vor allem besorgten Bruder noch weit Schlimmeres ahnen, als er schon gesehen. Dann das Vorderhaus. Hinter der biedermännischen Redeweise des Kaufherrn versteckt sich die kalte, schnöde Berechnung. Das gedankenlose Genussleben des Sohnes zeigt sein freundschaftlicher Verkehr mit hohlen Lebemännern, einem blasierten Gecken und dem Reserveofficier Brandt, dem Mann der Schneide und äußerlichen Correctheit. In diese Scheinwelt, von deren Lüge sich nur die unglückliche Tochter Leonore angewidert fühlt, tritt Graf Trast, der vorurtheilslose, zum selbstgemachten Manne gewordene Aristokrat und rüttelt an den bequemen Überlieferungen der Gesellschaft und an dem Gewissen des Verführers. So erfährt der Bruder Almas das Schreckliche. Im Hinterhause folgt die Auseinandersetzung des Sohnes mit den Eltern und der Schwester. Er will seine Familie aus der deutschen Heimat ins ferne Indien verpflanzen, die Wirkung des Sündengeldes auf die Seinen aber bringt ihn davon zurück. Ja, man weist dem unbequemen Sittenprediger die Thür. Den Verzweifelten erfüllt nur noch der Gedanke der Rache am Urheber all seines Elendes. Er ist zum Mord entschlossen. Nun der letzte Act. Der Graf bringt Robert von seinem verzweifelten Vorhaben ab, indem er ihm die Thorheit seines Beginnens darthut und eine andere Genugthuung verspricht. Als sie Trast für seinen Freund von Kurt beansprucht, wird sie ihm versagt, ja, wie er selbst, diesen brüskierend, für Robert eintreten will, da spricht Brandt dem geächteten Aristokraten die Rechte des Cavaliers ab. Robert gibt das Abfindungsgeld zurück, er wird von Kurt des Unterschleifs verdächtigt — da, als er dem Buben an die Kehle springt, wirft sich ihm Leonore an die Brust und

manuel Kant mit der eines Buddhisten oder Moslem. Ehre und Pflicht sind Wechselbegriffe. Keines ohne das andere, also nicht durch einander zu ersetzen. Es sind Geschwister, beide vom moralischen Gesetz in uns erzeugt. Ja, es ließe sich hören, wenn er dieses, wenn er das unvermittelte Gewissen zum Richter berufen wollte. Dieses ist absolut und rein objectiv und — was er so sehr schätzt — auch international:

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache.

Aber es ist ja dem Herrn nicht Ernst mit diesen Dingen. Wenn er auch mit Wichtigkeit versichert, den Räthseln der Gesittung nachzuspüren, sei sittlich an und für sich, wir glauben ihm nicht. Meint er doch auch, das größte Verbrechen auf Erden sei Inconsequenz, und dennoch spricht er, dem die objective Ehre nichts ist als der Schatten, den wir werfen, wenn die Sonne der Öffentlichkeit uns erscheint, davon, er wolle gegen den Commerzienrath, falls dieser Roberts Verdienste um die Firma Mühlingk nicht anerkenne, eine Hausse heraufbeschwören. (Allerdings nur im Scherze, aber ein Reformator sollte in solchen Dingen nicht scherzen.) Wie will der kluge Mann dies anders bewirken als durch seine Geltung in der Handelswelt, durch seinen Credit, durch seine kaufmännische Ehre? Möge der kühne Neuerer, wenn er doch einmal die Ehre aus der Welt schaffen will, mit der gefährlichsten und bedenklichsten aller den Anfang machen!

Und er ist ein trefflicher Kaufmann. Wie genau berechnet er dem Bruder die Ehre seiner Schwester: Welchen anderen Sinn hätte die Jungfrauenehre, um die es sich hier handelt (!), als dem künftigen Gatten eine gewisse Mitgift von Herzensreinheit, von Wahrhaftigkeit und Neigung zu verbürgen? Denn nur zum Zwecke der Heirat ist sie da.

Hier, wo er dem heiligsten Gut des Weibes einen Tauschwert gibt, es nach seinem materiellen Nutzen bemisst, sehen wir den Verfasser der Ehre auf der niedersten Stufe des moralischen Denkens und Empfindens. Es ist der Utilitarismus, und zwar der gemeinste, zu dem er sich bekennt. Eben so groß wie hier sein Cynismus ist die Leichtfertigkeit, mit der Trast-Sudermann das Ehrgefühl des Mannes abhandelt. Dem im Innersten verwundeten Robert beweist er: Das, was du deine Ehre nennst, dieses Gemisch aus Scham, aus Taktgefühl, aus Rechtlichkeit und Stolz, was du dir durch ein Leben voll guter Gesittung und strenger Pflichttreue anerzogen hast, kann dir durch eine Bubenthat ebensowenig genommen werden, wie etwa deine Herzensgüte oder deine Urtheilskraft. Entweder sie ist ein Stück von dir selbst oder gar nicht. — Nicht doch, Herr Graf! Die subjective Ehre ist weder ein Gemisch, noch ein Stück. Sie ist ein lebendiges Ganzes. Sie ist, wenn dieses Wort gestattet ist, ein Gesammtgefühl: der unmittelbare Ausdruck, die Blüte der Persönlichkeit. Und sie ist so natürlich, so wenig anerzogen und erkünstelt, wie das Individuum selbst. Sie erwächst aus dem Hochgefühl des Eigenlebens. Wie kann dies gerade der ausgeprägteste Mensch, der Dichter, verkennen?

Schon durch die Willkür, womit Sudermann sich über eine gewichtige Regel der Technik hinwegsetzt, verstößt er gegen das Grundgesetz des Dramas: die Einheit der Handlung. Aber er geht noch weiter, er tritt es zu Boden. Es ist ja auch ein ausgelebtes, veraltetes Ding! Wir wissen es wohl, wir kämpfen hier gegen die Barbaren, gegen das Element der Verneinung und der Vernichtung. Was kümmert den Vandalen der kunstvolle Bau, was den Nihilisten eine ehrwürdige Geschichte!

Wie müsste die Formel des Su-

Kind, wie der Gott die Bajadere, mit feurigen Armen zum Himmel emporheben, aber ohne dass es geliebt, ohne dass es Reue empfindet, ohne dass es Buße gethan. Es hat ja im Blute gelegen! Diese naive Verdorbenheit, welche gegen die Schwester ihres Galans, die ihre Verachtung nicht zu verbergen weiß, einen so bitteren Groll hegt, die vor dem gestrengen Bruder zittert, und den um ihre Schande wissenden Grafen bittet, nicht auszuplaudern — alles dies doch wohl im Bewusstsein ihrer Schuld! Nein, noch ist man in Deutschland nicht naiv genug, um solche Verdorbenheit naiv zu finden.

Das logisch Richtige entbehrt des warmen, unmittelbaren Gefühlslebens, um sittlich wahr zu sein. Doch folgen wir dem Dichter einmal auf das Gebiet der Reflexion, das er mit seinem Grafen Trast so oft und gerne beschreitet. Der Aristokrat, der an seiner eigenen Person die Beschränktheit der Anschauungen seines Standes erfahren und in selbstgewähltem Berufe überwunden hat, fühlt die Berechtigung in sich, über die Wahrheit eines Begriffes, wie des der Ehre, zu entscheiden. Und die Ehre ist ihm nur ein solcher! Die Ehre in jeglicher Gestalt. In jeder Form, in die sie sich hüllt, lädt er sie vor seinen Richterstuhl, die persönliche Ehre des Mannes und der Jungfrau, das innere Gefühl und das äußere Gut der Ehre. Hören wir ihn!

Dem Reserveofficier Brandt, der mit stets gezücktem Degen vor dem Ehrencodex Wache hält, der ihm gerade ein Privatissimum daraus gelesen, und dessen Freunden ertheilt der Graf ein Publicum und erklärt: Es gibt keine Ehre. Und wie begründet er diesen Ausspruch? Er erzählt: Auf einer Reise durch Mittelasien kam ich in das Haus eines tibetanischen Großen. Ich war bestaubt und wegemüde. Er empfieng mich, auf seinem Thronsessel sitzend. Neben sich sein junges, liebreizendes Weib. Ruhe aus, Fremder, sagte er, mein Weib wird dir ein Bad rüsten und hierauf wollen wir Männer uns zum Mahle setzen. Und er ließ mich den Händen des jungen Weibes. Wenn ich je im Leben Gelegenheit hatte, meine Selbstbeherrschung zu erproben, so geschah es in jener Stunde. Als ich in die Halle trat, was fand ich da? Die Gefolgschaft in Waffen, dröhnende Stimmen, halbgezückte Schwerter. Du musst sterben, ruft mein Gastfreund. Du hast die Ehre meines Hauses tödtlich beleidigt, denn du hast das Wertvollste, was es dir bot, verschmäht. Sie sehen meine Herren, ich lebe noch, denn schließlich entschuldigte man mich mit den mangelnden Ehrbegriffen der europäischen Barbaren. — Ja, wir sind verblüfft, fast ebenso wie die geistvollen Lebemänner, welchen der Graf sein Erlebnis mittheilt. Doch unser Erstaunen weicht bald der Entrüstung. Ist diese Erzählung ethnologisch wahr? So viel aber ist gewiss: Es ist ein erbärmliches Mätzchen, diese Erzählung! Und hier nageln wir ihn fest, diesen vielgereisten Odysseus und seinen Sänger. Nun wird es uns klar, dass der Dichter ebenso vaterlandslos ist wie dieser Weltbürger, durch den er uns seine Weisheit verkündet. Nein, dieser Talmigraf mit seiner halbfranzösischen, halbenglischen Redeweise hat niemals eine Heimat gehabt, in der er mit seinem Denken und Fühlen gewurzelt, wie er nie eine finden wird, so sehr er uns das glauben machen will.

Und was will Trast an die Stelle der Ehre setzen? Die Pflicht. Doch wohl deshalb, weil diese ein Realeres, Bestimmteres sei. Aber hat die Pflicht nicht ebenso wie die Ehre ihre subjective und objective Seite? Ist sie nicht ebenso abhängig von Anschauung und Sitte? Der Graf vergleiche doch gnädigst die — freilich etwas rigoristische — Auffassung des Pflichtbegriffes seines ehemaligen Landsmannes Im-

die Schwester und den Verführer hinstrecken müssen. Und er selber musste sodann in die gähnende Kluft, welche ein beispielloser Frevel in der Natur vor uns aufgethan, wie jener Römer, springen, damit sich der Schlund wieder schließe und die Gottheit wieder versöhnt werde.

Vor den Leichen ihrer Kinder hätte sich in dem reichen und in dem armen Manne so etwas wie ein Gewissen geregt, ihr gemeinsames Leid hätte sie an ein Ausgleichendes, Gerechtes, Strafendes erinnert, wie es durch diese Welt schreitet und schreiten wird. Und von der Bühne aus wäre zu den ergriffenen Zuschauern, von den Gründlingen in Parterre bis hinauf zu dem Manne des vierten Standes und Ranges ein Gedankenfunke übergesprungen, so etwas wie Lösung der großen socialen Frage.

Aber freilich, damit ein Dichter seinen Helden sterben lasse, verlangt es ein starkes Herz, einen tiefen, sittlichen Ernst und eine schöpferische, das Leben der Erscheinung weit überfliegende Phantasie. Denn der wahre Dichter erlebt diesen Tod.

Wenn wir jetzt die Wechsler im Tempel der Kunst erblicken, so überkommt es uns Epigonen wie Sehnsucht nach einem Kämpen wie Lessing, nach wahren Dichtern, die die wahren Menschen sind, weil sie aus dem Drang und Streit und Wissensqualm des Alltagslebens zu sich emporheben in ihr Reich, wo der Mensch seine göttliche Einheit wieder findet: in das Reich der Idee."

Kinder-Kreuzzüge im Mittelalter.

Ein Gegensatz.

Welch unbegreifliche Bewegungen manchmal die Seelen der Menschen erfassen können wie eine ansteckende Krankheit, davon spricht A. Viermer in seiner Vorlesung über Psychische Volkskrankheiten (Deutsche Revue, Dresden. 1890). Seinen Darstellungen sei jener Theil entnommen, der von der religiösen Schwärmerei handelt, welche im 13. Jahrhunderte die Kinder erfasst, sie durch viele Länder und die meisten sogar in ihr Verderben gejagt hat.

Als der IV. oder sogenannte lateinische Kreuzzug unter Bonifacius von Montferat und Balduin von Flandern verunglückt war, respective mit der Eroberung Constantinopels und die Gründung eines lateinischen Reiches dortselbst seinen Ausgang gefunden hatte, bot Papst Innozens III. allen seinen Einfluss auf, um einen neuen Kreuzzug zustande zu bringen. Seine Abgesandten verordneten überall Bittfahrten und Processionen, die Kreuzprediger durchzogen alle Länder, aber sie fanden wenig Anklang. Höchstens das gemeine Volk und darunter vorzüglich die Weiber ließen sich begeistern, während Fürsten und Ritter nicht zu gewinnen waren, auch Innozens vergebens den König Philipp II. zur Theilnahme aufforderte.

Mitten in dieser Agitation trat in Frankreich ein Hirtenknabe als Kreuzprediger auf und entflammte die Jugend zu jenem thörichten Unternehmen, welches unter dem Namen des Knaben-Kreuzzuges bekannt geworden ist. Der prophetische Hirtenknabe, welcher sich Etienne (Stephanus) nannte und im Dorfe

dermann'schen Schauspiels lauten? Der Bruder eines Entehrten — heiratet die Schwester des Verführers. Hier haben wir die Fratze, das chimärische Unding, zur einen Hälfte brüllender Löwe, zur anderen friedliche Ziege. Wie macht aber Sudermann dieses Gebilde glaubhaft, wie zwingt er es in eine Form? Wie kommt diese Lösung zu diesem Conflict? Sehr einfach. Der an Ehrgefühl erkrankte Robert wird von seinem Freunde, dem Grafen Trast, geheilt. Aber zwei inhaltsschwere Fragen drängen sich hier jedem Verständigen auf: Empfindet der Held sein Leid wahr, in seiner vollen Tiefe, und ist er überhaupt zu heilen, ist er noch durch irgend etwas in der Welt mit ihr zu versöhnen?

Eine ungeheuere Tragödie ist das Schicksal des Bruders einer Gefallenen, Entehrten, auch wenn sie keine Virginia. kein Gretchen, keine Magdalene ist, ein furchtbares Schicksal das eines Sohnes, der eine andere Sprache als die der Eltern spricht.

Und darum kann ihn niemand von seinem Schmerze befreien und nichts mit diesem Leben mehr versöhnen, auch die Liebe nicht. Denn wer vermöchte uns nach dem Geschehenen den Glauben an ein Glück in der Ehe und in der Familie wiederzugeben? So empfinden wir es ekelhaft, unser innerstes Gefühl lehnt sich dagegen auf und unsere Vernunft erhebt sich, wie Hamlet wider den Polonius, gegen den gemeinen Menschenverstand, wenn dieser, wenn Trast hier die Entscheidung trifft, wenn er, nach seinem eigenen Bild, den seelenwunden Freund von seiner Familie amputiert: „Die Zehe schmerzt noch, aber das Bein ist weg." Ja, wenn diese Operation an einem Gemüthsmenschen so leicht zu vollziehen wäre! Bezeichnend ist hier auch wieder die Logik Trasts, die er in der Überzeugungsscene entwickelt. Man beachte z. B. die platte Sophistik einer Wendung, wie dieser: „Du sprichst wie einer, der aus der Noth eine Tugend macht", sagt Robert, worauf Trast großartig erwidert: „Jede Tugend ist von der Noth geschaffen." Und gegen die chevalereske Ethik, die der Herr Graf hier aus seinen modischen Ärmeln schüttelt, findet Robert keinen Schatten von Widerspruch, er beugt sich blind vor der „souveränen Liebenswürdigkeit" Trasts. (So will ihn ja der Dichter gespielt wissen.) Auf diese Weise verliert Robert nach und nach jedes Interesse und jedes ernste Mitgefühl. Er sinkt zum schwatzenden, erbärmlichen Weichling herab.

Und nun der Schluss des Stückes, wo wir die beiden Liebenden ihre Familien, wie die Ratten das sinkende Schiff, verlassen sehen.

Uns aber beschleicht nach all dem Erlebten eine trostlose quälende Empfindung und ein nagender Zweifel bleibt in uns zurück. Und der Gebildete wird sich sodann der Denkweise dieser Menschen und dieses Dichters bewusst. Er wird in ihr den haltlosen, niedrigen Individualismus erkennen und ihn mit jener Moral des Nutzens verächtlich zur Seite werfen. Auch wird er hinter der Behaglichkeit, mit der hier die sensationellen Vorgänge ausgemalt sind, kein sittlich starkes Dichtergemüth finden, sondern ein faunisches Antlitz hervorblicken sehen. Hab' doch meine Freude dran! Aber der schlichte Mann aus dem Volke, der immer noch gläubig die Hallen der Kunst betritt, wird ihn das Geschaute in diesem Vertrauen bestärken? Wird es ihn belehren, bessern, ihn davon überzeugen, dass die, welchen er hier seinen Sparpfennig gebracht, nicht bloß die glücklicheren, sondern auch besser sind als er, der Arme im Geist? Wird es ihn ehren, wie das große, gigantische Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

Nein, hier that eines noth: Es musste gestorben werden. In ihrer Sünden Maienblüte hätte der Bruder

Cenis nach Genua, wo sie, nachdem viele unterwegs zugrunde gegangen waren, noch 700 Köpfe stark (24. August) ankamen. Die Genuesen wollten sie nicht aufnehmen und verschlossen ihnen die Thore, weil sie, wie angegeben wird, fürchteten, den Papst zu beleidigen, der zwar anfangs gesagt hatte: „Diese Knaben beschämen uns, da sie zur Wiedereroberung des heiligen Landes ziehen, während wir schlafen", der aber später doch die Kinderfahrten missbilligte und ihnen Cardinäle entgegenschickte, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Als sie nach längerer Berathung des Senates in Genua eingelassen wurden, zerstreuten sie sich, viele kehrten zurück, andere aber wurden durch Noth oder Gewalt den Bewohnern dienstbar, andere fanden Gastfreundschaft und wurden später die Gründer angesehener Familien, ein kleiner Rest erreichte Brindisi, wo der Bischof ihre Einschiffung verhinderte. Ein zweites Kinderheer hatte seinen Weg über den St. Gotthard genommen, wurde aber in der Lombardei ebenfalls zerstreut. Die Wenigen, welchen es gelang, wieder in die deutsche Heimat zurückzukehren, wurden mit Spott aufgenommen, und als man sie befragte, weshalb sie fortgezogen seien, versicherten sie, es nicht zu wissen.

Der hohe Rath von Abelsberg.

Ein erbauliches Zeitbild von R.

Ein altes Sprichwort sagt, dass guter Rath theuer ist. — Den Abelsbergern kam auch ihr hoher Rath theuer zu stehen. Und manchem, der eine Eingabe zu machen hatte an den löblichen Gemeinderath, ward die Feder bei dem Worte „löblich" schon verdammt spießig.

Der größte Theil im Rathe bestand aus Fortschrittsmännern, und das ist recht; doch manchmal gieng es zu Abelsberg so hastig mit dem „Fortschreiten", dass es schier zum „Davonlaufen" wurde. Nur einige Blätter aus der Chronik sollen hier aufgeschlagen werden, um zu zeigen, wie rathsam es ist, einen hohen Rath sich genau anzuschauen, bevor man ihn wählt, um später unter einem missrathenen Rathe nicht rathlos zu sein.

In der Nähe von Abelsberg befindet sich ein schöner Berg, von welchem die Stadt den Namen hat. Es ist eigentlich ein mäßig ansteigender, größtentheils bewaldeter Hügel mit herrlichen Spaziergängen und lauschigen Plätzchen, mit einem Glockenthurme auf der Höhe. Die Aussicht über das weite Land hin ist entzückend. Im ganzen Lande konnte man noch vor kurzem nichts Lieblicheres finden, als diesen bergigen Wildpark in der nächsten Nähe einer Stadt, und mancher Fremde kam nach Abelsberg, um sich darin zu ergehen. Singvögel gab es auf allen Wipfeln, in der Stadt hatte sich ein Verein zum Schutze dieser Singvögel gebildet, und der Stadtgärtner gab sich alle erdenkliche Mühe, das Ländliche und Idyllische in diesem Wildpark, dem Stolze von Abelsberg, zu erhalten.

Da stand eines Tages im hohen Rathe ein Mann auf, der hielt folgende Rede:

„Meine Herren! Sie alle wissen, wie sehr das Wohl unserer Stadt mir am Herzen liegt. Aber dieses Herz blutet, so oft ich eines Punktes ge-

Cloies bei Vendome an der Loire gebürtig war, gab vor, der Heiland sei ihm (Juni 1212) in der Gestalt eines armen Pilgers erschienen, habe Brot von ihm genommen und einen Brief an den König von Frankreich übergeben, in welchem er als Prediger des Kreuzes bevollmächtigt sei. Er versammelte zunächst die Hirtenknaben seines Alters um sich, bald aber folgten ihm große Scharen von Kindern, welche ihre Eltern verließen und mit ihm weiter pilgerten. Unter dem Gesang: „Herr Jesu Christe, gib uns das wahre Kreuz zurück!“ folgten sie ihm zu Tausenden und überall wurden sie vom Volke mit heiliger Ehrfurcht aufgenommen. Die Wunder, welche Etienne zu St. Denis verrichtet haben soll, verschafften ihm noch größeren Zulauf und allgemeines Ansehen. Auch in anderen Gegenden Frankreichs wirkte das Beispiel ansteckend, alle kindlichen Kreuzfahrer betrachteten aber den Hirtenknaben von der Loire als ihren Herrn und Meister, unter dessen Führung sie die Sarazenen besiegen würden. Die Eltern scheinen an dieser Extase theilgenommen und viele ihrer Kinder zur Fahrt ins heilige Land ausgerüstet zu haben. Kinder, welche zurückgehalten wurden, sollen an heftigen Nervenzufällen gelitten oder der schärfsten Bewachung spottend entflohen sein, um sich dem heiligen Hirtenknaben anzuschließen. Auch Mädchen in Knabenkleidung und erwachsene Personen beiderlei Geschlechts schlossen sich den Kinderfahrten an. Der König suchte auf den Rath der Geistlichen die Bewegung zu ersticken und gebot den Knaben, in ihre Heimat zurückzukehren. Es scheint aber dieser Befehl nicht ernsthaft vollzogen worden zu sein, denn viele Tausende zogen in feierlichen Processionen nach Marseille ans Meer, von dem sie glaubten, es würde vor ihnen zurückweichen und sie würden trockenen Fußes ins heilige Land gelangen. Viele scheinen schon unterwegs zugrunde gegangen zu sein, und diejenigen, welche bis Marseille kamen, fielen größtentheils in Verrath. Zwei Kaufleute, deren Namen die Geschichte aufbewahrt hat, Hugo Ferrens und Guilelmus Porcus, erboten sich nämlich, unentgeltlich um Gottes willen das jugendliche Heer auf ihren Schiffen nach Syrien zu führen. Von den sieben Schiffen, welche die Knaben füllten, scheiterten zwei bei der Insel S. Pietro in der Nähe von Sardinien und giengen zugrunde, die fünf übrigen landeten in Bugia (Algier) und Alexandrien, wo sämmtliche Kreuzfahrer den Sarazenen als Sklaven verkauft wurden. Die beiden Sklavenhändler fanden später ihren Lohn, als sie mit Mirabelli, dem Emir von Sicilien, eine Verschwörung gegen Friedrich II. eingiengen und deshalb den Tod am Galgen erlitten.

Von Frankreich aus hatte sich die krankhafte Sehnsucht nach dem heiligen Grabe auch unter den Kindern von Burgund und Deutschland verbreitet. Allenthalben, besonders in den Rheinlanden, erstanden Kinderprediger und erregten den Wandertrieb. Viele Tausende von Knaben und Mädchen, darunter auch die Kinder aus edlen Geschlechtern, denen sich aber mehr als bei den französischen Zügen auch Erwachsene und liederliche Weiber angeschlossen hatten, nahmen das Kreuz und wallten in Pilgerkleidern mit Stab und Bettelsack von Dorf zu Dorf. Überall vernahm man die Hymnen ihrer Kreuzesandacht, und unaufhaltsam, wie die Schwärme der Zugvögel, eilten sie dem Meere zu. Die Anregung zu den deutschen Kinderfahrten wird von Chronisten einem Knaben Nikolaus aus Köln zugeschrieben. Es soll derselbe gewesen sein, dessen personificiertes Andenken noch jetzt als Niklas in den Kinderstuben eine Rolle spielt. Unter diesem Führer Nikolaus zog eine große Schar den Rhein hinauf, dann über den Mont

fachheit und Arbeitsamkeit erzieht, dem Manne sparen und ihm die Sorgen tragen hilft. Wenn unsere jungen Männer, die sich nach Familie und Häuslichkeit sehnen, solche Frauen nicht mehr finden, dann müssen sie halt selber kochen, nähen und waschen lernen, damit wir in Zukunft den Kohl nicht roh verzehren, nicht zerrissen und nicht — schmutzig in die Rathsversammlung gehen müssen. Verweigert ihr, meine Herren, den Bestand der Hausfrauenschule für Mädchen, so beantrage ich die Gründung einer Hausfrauenschule für Männer."

Der frühere Redner gab sich nun ein sehr würdiges Ansehen und sagte ganz ruhig: „Ich glaube nicht, dass hier der richtige Ort ist, um wohlfeile Spässe zu machen. Ich wiederhole, dass es unserer Stadt unwürdig ist, zum Nachtheile der höheren Töchterschule eine Plebejeranstalt zu unterstützen."

Die classische Ruhe wirkt immer, auch wenn man in derselben etwas nicht sehr „Classisches" sagt. Das Gesuch um Unterstützung der Hausfrauenschule wurde abgelehnt. —

Der Theaterdirector von Abelsberg, war schon lange in der Klemme weil die Abelsberger immer ein gutes Theater haben, aber keine guten Eintrittspreise bezahlen wollten. Sein Theater konnte sich in der That mit denen der Residenz messen, ja es gab Leute, welche dem wirklich künstlerischen Bestreben des Abelsberger Theaters den Vorzug gaben, gegenüber den mehr durch Ausstattung und Theatereffect wirkenden Großstadtbühnen. Aber mit der Ehre allein zahlt man keine Gagen. Also dachte sich der Abelsberger Thespis: Wenn unser so ideal angelegter Gemeinderath schon das Praktische ignoriert, so wird er gewiss die Kunst protegieren, und das um so sicherer, als das Theater ja Eigenthum der Stadt ist. — Er schrieb ein Gesuch an den hohen Rath um Begünstigungen für das Theater.

Das Gesuch wurde im Rathe vorgelesen und die älteren Räthe, welche die Tradition des Abelsberger Theaters hoch hielten und dieser Anstalt viele schöne Abende und edle Anregungen zu verdanken glaubten, nickten beistimmend ihre grauen Häupter. Die Kurzsichtigen! Ein jüngerer Mann stand auf, ein echter Sohn seiner Zeit, und hielt folgende Rede:

„Meine Herren! Wir leben in einer wirklichen, in einer ernsten Welt, unsere Losung ist Wahrheit, und nicht Schminke. Wir müssen endlich den Muth haben, alles Komödiantenthum über Bord zu werfen. Bildungsanstalt! Das Theater! Wieso? Wozu? Wir sind ohnehin schon sehr gebildet. Geben sie classische Stücke, so gehen wir nicht hinein, weil wir ohnehin schon gebildet sind. In die schlechten Stücke gehen wir freilich hinein, aber die verderben uns. Es ist unwahr, dass an uns nichts mehr zu verderben ist; wir können ganz curios verdorben werden! Mancher ist geradezu fertig, sage ich euch. Ich zum Beispiel gehe schon lange in kein Theater mehr und erlaube es auch meinen Kindern nicht, diese Schule der Verstellung zu besuchen. Von dem Gelde, das ein einziger Sperrsitz kostet, kann eine ganze Familie sich einen gemüthlichen Abend im Gasthause beim Bier gönnen und läuft nicht Gefahr zu verbrennen, wie im Theater. Zudem hat man auch im Wirtshause Gelegenheit, gute Komiker zu sehen und hübsche Sängerinnen zu hören! Wozu also ein kostspieliges Institut, das nicht leben und nicht sterben kann, solange es die Gemeinde unterstützt. Unterstützen wir es nicht mehr, lassen wir es ruhig sterben."

„Und die Kunst?" rief ein anderer drein, ohne um das Wort ersucht zu haben.

Der Redner fuhr fort: „Der hohe Rath von Abelsberg hat seinen Kunstsinn auf das glänzendste bethätigt. — Meine Herren! Ich erinnere Sie mit

denke, den ich füglich als den Krebsschaden dieser sonst so schön aufstrebenden Stadt bezeichnen möchte. Ich meine den Abelsberg. Können Sie mir eine moderne Stadt nennen, vor deren Thoren eine Wildnis liegt? — Das kann man vielleicht bei halbwilden Völkern finden, aber unserer Zeit ist es geradezu unwürdig, wie der Abelsberg aussieht. Wer Bäume sehen will, der soll ins Gebirge gehen, in die Stadt gehören Häuser. Welcher Grund eignet sich besser für Neubauten, als die Flächen des Abelsberges? Wenn der Gemeinderath solche Stellen brach liegen lässt, so ist er — verzeihen Sie! — ein Verschwender, denn er lässt vor seiner Stadt Millionen unbenützt liegen. Also fort mit Stamm und Strupp vom Abelsberge, fort mit den krummen Schleichwegen, die heute durch dick und dünn hinanschlängeln. Der gerade Weg ist der beste. Auf der Spitze des Berges elegante Vergnügungs-Etablissements und eine Drahtseilbahn hinauf! — Meine Herren, in diesen wenigen Worten liegt der Plan zur künftigen Größe der Stadt Abelsberg. Ich beantrage die Devastierung der Wildnis und den Bau einer Eisenbahn auf den Abelsberg."

Die übrigen Räthe waren geradezu verblüfft über die Großartigkeit der Idee, und als sie sich wieder ermannt hatten, wurde der Antrag mit Begeisterung angenommen. —

Bei einer nächsten Sitzung des hohen Rathes trug sich folgende Debatte zu.

Die Hausfrauenschule von Abelsberg, welche junge Mädchen besonders in den häuslichen Wissenschaften und Fertigkeiten unterrichtet, aber nicht sehr gut fundiert war, bat den Rath um eine Subvention. Der Mann, welcher das Gesuch einbrachte, unterstützte selbes mit warmen Worten und wies auf die große Bedeutung der Anstalt hin. — Na, dem wurde heimgeleuchtet!

„Hausfrauenschule!" rief der Gegenredner aus. „Leben wir in einer Stadt von Philistern, dass man sich nicht entblödet, einen solchen Antrag einzubringen? — Als ob unsere Töchter zu Schustersfrauen und Hausmeistersweibern hergerichtet werden sollen. Kochen! Flicken! Waschen! Glätten! das sind ja doch die vier Facultäten einer Hausfrauenschule! Die Bürgerstöchter von Abelsberg Köchinnen, Nähmamsellen, Waschweiber! Und einer solchen Anstalt eine Subvention? Ich will nicht näher auf das geradezu beleidigende Ansinnen eingehen, sondern stelle den Gegenantrag, dass eine Subvention für die Hausfrauenschule für jetzt und alle Zeiten abgelehnt werde, hingegen, dass ein Beitrag für unsere höhere Töchterschule bewilligt werde, denn die höhere Töchterschule fördert die wahre, die moderne Bildung, und Bildung macht frei!"

„Und darum bleiben die meisten Blaustrümpfe auch frei", entgegnete der erste Antragsteller, „aber, soweit ich das weibliche Geschlecht kenne, wünscht es nicht frei zu bleiben, sondern wünscht sich beizeiten einen Freier. Mein geehrter Herr Gegenredner hat fünf Töchter, für die er gerne die höhere Töchterschule protegieren möchte. Ich jedoch erlaube mir, fünf Söhne zu haben, und es ist möglich, dass diese ihre Augen auf die fünf Töchter werfen möchten. Aber meine Söhne sind nicht reich, müssen sich für den Beamtenstand oder auch für den Lehrstand entschließen, oder für ein Gewerbe. Damen aus der höheren Töchterschule können sie nicht brauchen, sie müssen ihre Frauen beziehen aus der Hausfrauenschule, wo man nicht französisch parlieren, nicht über Kunst und Literatur hochnasig urtheilen lernt und nicht in die tiefsten Geheimnisse der Naturgeschichte dringt mit jener Leichtigkeit, wie in die Tiefen eines Strickstrumpfes, sondern, wo man lernt, wie man einen einfachen Haushalt führt, die Kinder in Ein-

Kleine Laube.

Ein Brief in Versen.

Einem jungen Dichter.

Junger Freund! Ich hab' gelesen,
Was du heute mir geschrieben.
Dichter also willst du werden
Und von deinen Versen leben;
Epen, Dramen, kleine Lieder
Willst du schaffen, und begeistert
Höchsten Idealen dienen:
Trösten willst du düstre Herzen,
Zeigen willst du aus dem Wirrsal
Dieses Seins den Weg zum Licht —
Und so weiter. Ach ich kenne
Diese Worte, kenn' die Noten
Auch, in welche sie gesetzt sind!
Sehnsucht war der Töne Künstler;
Junges Herz, es schlug den Takt
Und das Ganze klang so lockend,
Fast als ob es Engel sangen —
Und man glaubt es, glaubt's so gern.
Lass dir etwas nun erzählen.
In dem Haupte jedes Dichters
Lebt verborgen eine Spinne.
Von Gedanken und von Bildern
Nährt sie sich zu allen Zeiten
Und das Herzblut ist ihr Trank.
Phantasie nennt sich die Spinne.
Und aus sich nun zieht sie rastlos
Kurze Fädchen, lange Fäden,
Kleine Lieder, Epen, Dramen
Und noch manche solche Sachen.
Kindisch sind die Herren Dichter,
Denn sie freuen sich unendlich,
Wenn die Zahl beschriebner Blätter
Sich in ihrem Schranke mehrt.
Also ist's auch mir gegangen.
Und ich zählte stolzen Herzens
Da die vielen, vielen Blätter
Und ich sprach zu meiner Seele:
„Jetzo will ich nicht mehr zögern,
In die Welt hinaus zu senden
Kurze Fädchen, lange Fäden,
Lieder, Sprüche, ernste Epen.
O, wie wird die Welt sich freuen,
O, wie wird das Buch sie kaufen!
Mehr jedoch als alle Menschen
Wird sich freuen der Verleger,
Denn er sehnt sich nach Gereimtem."
Und ich packte nun die Blätter,
Wie die Mutter hüllt ihr Kindlein,
Sorgsam, liebevoll zusammen,
Drückte mir den Dichterlorbeer
Auf das stolz erhobne Haupt —
Und die Nase in den Lüften,
Also schritt ich zum Verleger.
Und ich neigt' mich stolz bescheiden,
Wie's geziemt dem Geistesritter,
Und in wohlgesetzten Worten
Bracht' ich meinen Antrag vor.
Schweigend horcht' der Freund der Rede
Und dann hub er also an:
„Tausend Menschen gibt's in Deutschland,
Welche einmal sich im Leben
Einen Band Gedichte kaufen
(Lieber aber schenken lassen).
Tausend Dichter gibt's für diese
Tausend lyrischen Gemüther, —
Jedem Dichter einen Käufer —
Und du hast den Muth zu fordern,
Dass ich deine neuen Lieder
Soll in tausend Exemplaren
Drucken und dann binden lassen?
Eins der Bücher wird verkauft —
All die andern kommen wieder,
Halb beschmutzt und angerissen
Und ich muss sie dann verhandeln,
Lieber Freund, und wenn's sehr hoch kommt,
Einen Pfennig für das Kilo
Bei dem allernächsten Krämer.
Sieh, der wickelt Schweizer Käse
Dann in deine reinsten Klänge;
Macht aus deinen Epigrammen
Hübsche Düten für den Pfeffer
Und in deine tiefsten Hymnen
Hüllt er einen Häring ein."
Mir entrollten große Thränen,

freudigem Stolze an unseren neuen Friedhof! Wir haben eine halbe Million dafür bewilligt! Warten Sie, bis er vollendet sein wird, bis die imposante Einfahrtspforte, die architektonisch meisterhafte Leichenhalle, der mit feinstem Geschmack ausgestattete Aufbahrungssaal eröffnet sein wird! Dann die reizende Anordnung der Gräberreihen und Gruppen, wie im schönsten Parke der Welt! Und die Arkaden, gleichsam Ausstellungspavillons großartiger Grabdenkmäler eines nach dem andern — es wird ein wahres Vergnügen sein. Und uns, die wir das Publicum zur Unterstützung der Kunst nachgerade zwingen, indem wir die obligatorische Aufbahrung der Leichen in der Friedhofshalle vorschreiben, uns wird Mangel an Kunstsinn vorgeworfen! Warten Sie doch erst, bis die neue Straße, die Pferdebahn eröffnet sein wird zum Friedhofe hinaus, ein wahrer Corso wird es werden, eine Promenade der eleganten Welt, ein Erholungsort für das Volk, mit einem Worte, wenn der neue Friedhof erst eröffnet ist, wird kein Mensch mehr nach dem Theater fragen. Ich verspreche mir einen großen Erfolg. Unter solcher Perspective glaube ich, dass wir die Theaterfrage für abgethan erklären und zur Tagesordnung übergehen sollen.“

Der Antrag wurde angenommen, das Gesuch des Theaterdirectors abgelehnt. —

Bei einem so ideal-fortschrittlichen Regimente darf uns um die Zukunft Abelsbergs nicht bange sein. Und in der That, wir sehen bereits die erfreulichsten Resultate. Der Abelsberg ist abgeholzt, auf den sonnigen Gründen wachsen die üppigsten Disteln, die Schlangenwege sind verschüttet und eine Drahtseilbahn führt in einer Minute auf die Spitze des Berges. Oben steht ein einziges, großes Gebäude, mit seinen Glaswänden anzusehen wie eine ungeheuere Laterne. Aber die Leute sind noch zopfig, möchten lieber in einem Walde spazieren gehen, als auf den Berg zu fahren, um oben an der höheren Stelle statt des höheren Vergnügens bloß höhere Preise zu finden. Nur die höheren Töchter fahren manchmal hinauf, geben dort oben in der Laterne große Akademien mit Declamationen und Clavierspiel. Davor sitzen selige Mütter, ihre genialen Töchter bewundernd und feiernd, während daheim die Ehemänner mit den Dienstmädchen berathschlagen, wie man die kleinen Kinder atzt und sich selber den Kohl wärmt.

Der hohe Rath ist oberster Leiter der Laternenwirtschaft, er veranstaltet daher in derselben allerhand Vergnügungen, als: Bänkelsänger-Concerte, Kunstreitereien, Thier-Gymnastiken, Taschenspielervorstellungen, Junggesellenabende und dergleichen, um die Leute reichlich und redlich zu entschädigen fürs Theater, das mittlerweile glücklich zugrunde gegangen ist. Weil aber das vorurtheilsvolle Volk eine unerklärliche Abneigung vor der Bergfahrt hat und sein Geld lieber in den Wirtshäusern der Stadt verschlemmt als oben, so will der hohe Rath demnächst den Stadtwirtschaften das Gasthausrecht entziehen, um also gemeinnützig im h ö h e r e n Sinne zu wirken.

Zu einem beliebten Belustigungsorte ist der neue Friedhof geworden. Jeden Tag ziehen sie mit Pompes-Funèbres-Carrossen unter Musik hinaus; und draußen sind alle zufrieden: die Lebendigen, dass sie wieder zurückfahren, die Todten, dass sie draußen bleiben dürfen. Schön ist das! Und wenn sich zu Abelsberg einer ein wirkliches Vergnügen machen will, so stirbt er, und sprichwörtlich ist es bereits geworden weitum: in Abelsberg ist's am lustigsten auf dem Friedhofe.

tiefe, durch die Macht ausgereift männlicher Stimmungen, sowie durch tadellose Formvollendung die Aufmerksamkeit in solchem Grade erregten, dass maßgebende kritische Stimmen sich bereits mit dem Dichter zu beschäftigen begannen, bevor noch ein erstes Werk von ihm in Buchform in die Öffentlichkeit gekommen war. Heute liegt uns ein solches: „Zum Licht!“ Gedichte von Hermann Haugo, Stuttgart, Bonz & Comp. vor und zeigt uns Haugo, wir zögern nicht, es auszusprechen, als das vielleicht bedeutendste lyrische und lyrisch-epische Talent, welches Österreich seit Hamerling erstanden ist. Der Titel des Buches, sowie das demselben vorgesetzte Motto:

Was ich bringe,
Ist ein Streben,
Wie das Leben,
Das ich ringe:
Trotz des rohen Tags Gewalten
An dem Wissen festzuhalten —
Nährt die Wurzel auch die Krume,
Nur das Licht erweckt die Blume!

kennzeichnen deutlich die Ziele seines Strebens.

Haugos dichterische Gestaltungskraft liegt vornehmlich in der Tiefe seiner Gedankenlyrik, in welcher eine vollständig abgeklärte Weltanschauung auf kosmischem Standpunkte nach Geltung ringt. Mag der Dichter auch die verschwindende Ohnmacht des einzelnen zur Größe der unerbittlich waltenden Natur erkennen, so läſst er doch nie den Glauben an die Menschheit in ihrem mächtigen Entwickelungsgange, als zu jener gehörig, sinken. Er weiß, dass sich das Einzelne nur opfert, um dem Ganzen zum Siege zu verhelfen:

„Einmal brauch' ich jeden Einen,
Einmal nur, doch einmal ganz,
So wird Größtes aus dem Kleinen,
Und besteht der Welten Kranz“

verkündet er in seinem Gedichte „Naturprogramm“, in welchem, sowie in den Zeilen seiner Dichtung „Fata morgana“:

„Durch alle Himmel niedertönte
Die Kunde: Mensch, es gibt ein Glück!
Dem einzelnen geschieht nur Wehe,
Damit das Eis der Eigensucht
Zerbreche und der Menschenliebe
Fruchtbarer Lenz erwachen kann!“

die selbstlose Größe seiner Dichtungen am schärfsten hervortritt.

Haugos Gedankentiefe steht eine kühne Gestaltungskraft, leidenschaftliche Glut des Empfindens, vollendete Beherrschung der Sprache, sowie ein außerordentlich feines Naturgefühl ebenbürtig zur Seite.

Mit ganzer Kraft tritt der Dichter jederzeit für die großen, unverrückbaren Ziele der Menschheit, für den Sieg der Liebe über den Hass, für die Herrschaft des Hohen über das Gemeine, für die Erziehung der Menschheit zum reinen Menschenthum ein. In solcher Weise klärt sich in seinem trefflich, überaus eigenartig aufgefassten lebensvollen und bilderprächtigen Gedichte „Sintflut“ aus dem Dunkel der Vernichtung eine neue, lichtumsäumte Welt:

„Ein Reich entzückten Lichtes auf Erden lag,
Der Liebe huldigte der neue Tag.“

In gleichem Sinne erscheint ihm Christus, welchen er in einer an Wereschagin gemahnenden Schärfe der Darstellung erfasst, in dem Adel seiner Lehren als die bis nun weitestgehende Verkörperung reinen göttlichen Menschenthums. In dem Gedichte „Clytia“ kommt der erlösende Gedanke desselben zu edelstem Ausdrucke.

Eine glückliche Verbindung von realem Denken und Empfinden läſst Haugo jene Bahnen schreiten, welche die befreienden Geister der Menschheit immerdar gewandelt sind. Er vergiſst nicht die Zeit, in der er wurzelt, beschäftigt sich aber nicht so sehr mit den socialen als den philosophischen Problemen derselben. Ein starkes episches Talent beweist der Dichter in der scharfen Zeichnung aller seiner Gestalten, in der sinnlich-bestrickenden Macht der Darstellung in seinen erzählenden Dichtungen. Das Gedicht „Raphaels gute Stunde“, letztere in Goethe'schem Sinne genommen, zeigt, wie tief der Dichter in das Wesen des Genies zu blicken vermag. Die classische Reinheit der Form verdient hier besondere Erwähnung.

Haugo ist eine durchaus eigenartige Erscheinung. Er ist ebenso eigenartig in der Wahl seiner Stoffe, wie in der Zeichnung seiner Gestalten, wie in der Form des Ausdruckes. Er ist eine rein subjec-

Er jedoch, er hatte Mitleid,
Wischte sie mit einem Tüchlein
Aus den Augen mir und sagte:
„Bring mir Prosa, Ernstes, Heit'res,
Alles will ich gern verlegen.
Prosa hat zwar manchen Nachtheil,
Aber, Theurer, wird bezahlt."
Also sprach zu mir der Gute.
Ich erhob mich; meinen Lorbeer
Steckt' ich in die tiefste Tasche
Und gebeugt die Dichternase,
Schritt bescheiden ich nach Haus. —
Junger Freund! Den Göttern dienen
Kann der Dichter nicht um Gold.
Wenn dich deines Geistes Schwingen
Zu dem Quell der Bilder tragen,
Zu der Heimat der Gedanken;
Wenn du Stunden nur im Leben
Darfst im hohen Himmel athmen:
Dank dafür aus heißem Herzen,
Guter, liebereicher Macht.
Glück ist's: Schönes schaffen können,
Und es trägt in sich den Lohn.
Spinnen lass die Spinnerin
Ihr Geweb' aus zarten Fäden,
Sei's zu einem warmen Jäckchen,
Das die Seele wärmt und schützt,
Wenn der Frost dir in das Herz bläst,
Sei's zu Faustens Zaubermantel,
Der den Geist mit Sturmesflügeln
Über Erden, Sterne, Sonnen
Aus der Welt des farbigen Scheines
Zu dem reinen Licht der Wahrheit,
Zu dem Sitz der Gottheit trägt.

„Zeitgenosse." Otto von Leixner.

Goethe und die Karlsbader.

In welch herzlicher Weise der große Dichterfürst den Bewohnern Karlsbads zugethan war, geht aus einem Briefe hervor, den derselbe anlässlich einer am 19. September 1821 stattgefundenen ähnlichen Überschwemmung, wie sie den berühmten Curort am 24. November v. J. heimgesucht, an den Grafen Starnberg unterm 26. September 1821 gerichtet hat. In diesem Briefe heißt es: „Unmöglich ist mir's zu schließen, ohne meinen tiefsten Antheil an dem Karlsbader Unglück auszusprechen. Seit 40 Jahren hab' ich diesen Ort in einem glücklich bürgerlichen Zustande gekannt, obwohl ich wohl wusste, wie die Tegler Teiche als ein Schwert am Pferdehaare den ruhig dahinlebenden Bürgern und Curgästen über dem Haupte hiengen. Nun ist es denn höchst lebensstörend, wenn wir das, was wir Vor- und Nachfahren allenfalls bedauerlich überweisen, nun selbst zu unserer Zeit an den unserigen — denn ich darf die guten Karlsbader wohl die Meinigen nennen — unerwartet erfahren müssen." Goethe war bekanntlich nicht weniger als dreizehnmal zur Cur in Karlsbad und fühlte sich dort sehr heimisch. Er knüpfte vielfach Beziehungen mit Karlsbader Bürgern an und als im Jahre 1812 die Kaiserin Maria Ludovica nach Karlsbad kam, dichtete er selbst, indem er sich schon ganz als Karlsbader fühlte, eine Begrüßungs- und Abschiedshymne. Der Trinkbecher Goethes, aus dem derselbe in Karlsbad das heilspendende Nass schlürfte, wird im Goethehause in Frankfurt a. M. noch aufbewahrt. Die Karlsbader hielten das Andenken an Goethe jederzeit heilig und im Jahre 1882 ward dem hervorragenden Freunde und Gönner dieses Curortes von den Bewohnern desselben ein schönes Denkmal errichtet, welches an der Hauptpromenade am Kieswege Aufstellung fand. In diesem Denkmale wurde der Dichterfürst zum zweitenmale von einer gleich fürchterlichen Überschwemmung ereilt, wie sie ihn in seinem vorangeführten Briefe zu so herzlicher Theilnahme bewegte. Die Wellen schlugen von dem herrlichen, Professor Donndorfs Meisterhand entstammenden Monumente die Büste herab, welche sich tief ins Erdreich vergrub. Dieselbe wurde nach der Überschwemmung unversehrt aufgefunden und wird im kommenden Frühjahre auf hohem Postamente wieder wie vordem die Bewunderung aller Curgäste erregen, welche die herrliche Stadt mit ihren prachtvollen Anlagen und curortlichen Einrichtungen, wenn verändert, so nur verschönert wiederfinden werden.

Hermann Haugo.

Seit zwei Jahren begegnen wir diesem Namen in vielgelesenen Zeitschriften Österreichs und Deutschlands unter Dichtungen, welche durch ihre eigenartige Gedanken-

Der Rothbart und der Löwe steh'n,
Um nie sich mehr zu scheiden:
Zu Potsdam aus den Gräbern geh'n
Die Friedriche, die beiden.

Ins grüne Bett sie steigt zu Thal,
Sich schmiegend dem Gatten im Kusse:
Von Glut und Kraft still flüstern all
Den Reben die Wellen im Flusse.

Sie kündet, was sie Tags geschaut
Hoch oben von der Warte:
Wie Friede weit die Felder baut,
Der Wein der Kelter harrte.

Dann steigt im Liebesglanz verklärt
Vergnügt sie auf zum Throne:
Fasst wieder fest das scharfe Schwert,
Hält hoch die heilige Krone.

So hat die Liebe denn gesiegt,
Vereint zur Ehe die beiden:
Und was so Gott zusammen fügt,
Kein Mensch soll's wieder scheiden!

Hartgebüßter Trotz.

Alte Urkunde von Franz von Friedberg.

Das ist geschehen vor gar langer Zeit und niemand denkt mehr daran. Vieles ist damals noch anders gewesen, ganz anders als heute. Aber die jungen Mädchen, die sind sich gleich geblieben; ich will sagen damit, dass sie vor dreihundert Jahren just so verliebt gewesen sind in schöne Männer wie heutzutage, dass sie just so gern geheiratet haben wie jetzt, dass sie aber auch just so protzig gewesen sind und die närrisch verliebten Männer gerade so gemartert haben, wie sie es heute noch thun.

Da liegt ganz draußen im nordöstlichsten Theile des grünen Steirerlands ein winziges Städtlein, das hat seit uralten Zeiten Friedberg geheißen und heißt auch heute noch so, wenn es drinnen auch nicht immer so friedlich zugeht und zugegangen ist, wie es hätte sein sollen, schon um des Namens willen.

Vor mehr als dreihundert Jahren ist es gewesen, gerade als der grimme Türkenkaiser Suleiman der Zweite in unseren Landen herumgetobt und alles hat wollen heidnisch machen. Zu selbiger Zeit hat zu Friedberg ein reicher Bürger gelebt. Geheißen hat er Hans Kindermann. Sein Weib war ihm schon weggestorben, aber eine Tochter hatte sie ihm zurückgelassen, die ist siebzehn Jahre alt gewesen und hat Gertraud geheißen. Ein anderer Bürger hat auch just dazumal gelebt, der hat Hartnid Kupferschmied geheißen, ist noch sehr jung und schön gewesen und hat kein Weib gehabt. Gertraud, sagt man, ist das schönste Mägdlein genannt in der Stadt und sei in den jungen Hartnid Kupferschmied sterbend verliebt gewesen.

Da ist eines Tages der junge Hartnid zum alten Hans Kindermann gekommen, hat ihn um die Hand der schönen Gertrud gebeten und der alte Hans Kindermann hat nicht nein gesagt, weil er es gewusst hat, dass der junge Hartnid ein gar wackerer Geselle wäre und auch ein wenig Geld im Kasten hätte. Dann ist der selbige Freiersmann vor das Mägdlein hingetreten, hat sich sogar auf ein Knie vor ihr niedergelassen und sie gebeten, sie möge sein Weib werden. Der Gertraud ist schier das Herz im Leibe gehüpft und ihr Busen hat gebebt vor Wonne und Seligkeit, wie sie den schönen Hartnid zu ihren Füßen hat liegen gesehen. Am liebsten wäre sie ihm um den Hals gefallen, aber sie hat ihre Liebe nicht gleich wollen verrathen, hat sich gedacht: „Wenn er mich so stark lieb hat, wie ich ihn, so kommt er auch ein zweites- und drittesmal!" und hat — nein gesagt!

Daraufhin ist der Freiersmann traurig von dannen geschlichen. Weil er aber das Mägdlein so stark lieb gehabt hat, wie das Mägdlein ihn, so ist er wirklich ein zweitesmal gekommen, hat sich abermals vor das Mägdlein hingekniet und hat es gebeten um die Hand; und abermals hat Gertraud nein gesagt. Ihr hat dies von Hartnid so sehr gefallen, dass sie an nichts anderes mehr denken konnte als an ihn.

Dem jungen Hartnid aber hat das Herz darob wehe gethan, dass es hätte bersten mögen. Die Liebe jedoch ist unbesiegbar und solche unbesiegbare Liebe

tive Natur, jedoch eine solche, welche viel zu geben hat. Den besonderen Ernst des Dichters in seinem Streben bekundet die vornehm-strenge Selbstkritik, welche derselbe sichtlich bei Zusammenstellung seines Werkes geübt, sowie dass er kein einziges seiner gewiss gleichwertigen Liebesgedichte in diese erste Sammlung aufgenommen hat. Bedauerlich erscheint es, dass auch die in Zeitschriften veröffentlichten Erzählungen in Versen „Sygin“ und „Tannhäuser“ von der Aufnahme ausgeschlossen wurden.

Für den männlichen Geist Haugos bezeichnend ist es, dass er das Buch seinem „Vater“ gewidmet. Das Talent des Dichters steht heute mit jenem Buche auf der ersten Stufe der Entfaltung. Wir wünschen demselben im Interesse der heimischen Dichtkunst die reichste Ausgestaltung, sie würde einen entschiedenen Gewinn für dieselbe bedeuten.

Gust. Andr. Ressel.

Wie der Vater Rhein Hochzeit machte.

Wahrhaftige Mär' vom Niederwald. Einem Römerglase abgelauscht von Konrad Scipio.

Trüb einsam lag der Vater Rhein
Auf seinem grünen Bette,
Er dacht' in Lieb' und Maienschein,
Wie gern die Maid er hätte.

Jahrtausend war dahin gerollt
Zum Meer in grünen Wogen,
Seitdem er ihr geweiht das Gold,
Das seine Reben sogen.

Doch nimmer er die Braut errang
Mit höfischem Werben und Minnen:
Zu Grund er endlich finster sank,
Ließ thatlos Zeiten rinnen.

In Träumen nur dacht' er der Maid,
Und wie sie wär' sein eigen:
Er träumt' von stolzer seliger Zeit
Und hehrem Hochzeitreigen.

Doch, was der Treue still geträumt,
Das haben die Wellen voll Leben
Den Bergen rings empor geschäumt,
Damit getränkt die Reben.

In denen stieg's durch Blüt' und Frucht
Zu goldig klaren Thränen;
Die haben die Herzen aufgesucht
Zu ihrem bangen Sehnen.

Auf einmal zog ins Land hinein
Ein Flüstern, Rufen, Schreien:
Der Grüne, der Alte, der Vater Rhein
Der wolle doch noch freien!

Nur wenige hatten ihren Spott:
„Er sei voll herben Weines“,
Doch Millionen priesen Gott:
„Zur Brautfahrt auf, des Rheines!“

„Durch Hunderttausend zuckt' es schnell“,
Beim Feste nicht zu fehlen:
Voran ein Alter jugendhell,
Brautführer, nicht zu zählen.

Doch die geeilt zum grünen Hag,
Das Herz voll Hochzeitlieder,
Nicht alle sah'n den Hochzeittag,
Nicht alle kamen wieder.

Der Rhein ließ immer Wellen noch
Ob seinem Haupte schäumen,
Nun fuhr empor er plötzlich hoch
Aus seinen alten Träumen.

Und was er schaute, trug ihn weit,
Jahrtausend weit zurücke,
Doch was er sah, war Wirklichkeit:
Der Kaiser ritt zur Brücke!

Zur Rechten führte er die Braut,
Erblüht in Jugendprangen;
Hat sie dem Freier angetraut,
Gestillt sein heiß Verlangen.

Gepriesen waren Seel' und Leib
Der Holden nah und ferne:
„Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Glückauf Germanias Sterne!“

Dort oben ist gebaut ihr Thron,
Dass fest er ewig stehe:
Germania mit Schwert und Kron'
Dem Rhein vertraut zur Ehe.

Hier hält am Tag sie hehre Wacht,
Weit schauend auf die Lande;
Geheimnisvoll zur Mitternacht
Steigt sie hinab zum Strande.

Die Stunde ist's der Ewigkeit:
Der Zeiten Schleier fallen,
Die Helden der Vergangenheit
Zum Kaiserstuhle wallen.

Der Vorzeit Schwinge mächtig rauscht,
Der Ahnen Geister walten:
Der große Karl hier Zwiesprach tauscht
Mit Kaiser Wilhelm dem Alten.

Öffne die Schleusen nimmer,
Des Stromes, der eingedämmt,
Endlich nach langem Tosen
Sein stürmisch Rauschen hemmt!

Geh' vorüber und tauche
Den Blick nicht in jenen Blick,
Du nimmst ihm die Ergebung,
Und gibst ihm nichts zurück!

E. Sallburg.

Der Falke.

Mädchen, dein Falk bin ich, siehst du ihn ziehn,
Auf zu den grauenden Wolken ihn fliehn?
Auf zu der Sonne, wie jauchzt er so hell,
Badet die Schwingen in leuchtender Well'.
Mädchen, dein jagender Falke.

Wie er auf schimmernder Achsel sich wiegt,
Wie er sich hold an den Nacken dir schmiegt!
Küßt er die Wang' und — wie raunt er so traut, —
Dein rosiges Ohr, wie der Liebste der Braut.
Mädchen, dein jagender Falke.

Kos' ihn, du Mädchen, den Tag du nicht weißt,
Da einst der Geier die Brust ihm zerreißt;
Färbt ihm die leuchtenden Schwingen so roth,
Stürzt dir zu Füßen, blickt an dich im Tod.
Mädchen, dein jagender Falke.

Karl Hiecke.

Muth.

Mit einem Herzen, heiß von Sehnen,
Ging ich durch diese schöne Welt.
O irres Hoffen, müdend Wähnen,
Von stillem Glück. Du tiefer Traum —
Ich fand die Ruhe nur in Thränen,
Mein Mühen ward zu Schmerz und Schaum.

Gedanken hell wie frühe Sterne,
Vom Drange hoch die Brust geschwellt,
Die That so trüb, das Ziel so ferne,
Entfliehend wie der Woge Flut —
So ich Genügen nimmer lerne,
O bleibe treu mir, Stolz und Muth!

Gustav Czerny.

Vorüber.

Es waren zwei Nachbarskinder,
Die nährten süß-sehnenden Trieb.
Doch all ihr Fühlen und Denken
Einander verborgen blieb.
Und was im Stillen schwur ihr Mund,
Ward nie dem lauten Tage kund.
So heimlich war ihre Lieb'.

Sie sahen mit scheuen Blicken
Sich oft erröthend an.
Es zwang sie zu einander
Geheimer Zauberbann.
Doch schweigend giengen sie wieder fort,
Und keines sprach das erlösende Wort —
Bis Lenz und Glück zerrann.

W. Gehl.

Geduld.

Man rühmet höchlich die Geduld,
Die ich so oft und oft gehaßt.
Die Zögerin ist häufig schuld,
Daß manches Gute wird verpaßt.

Geduld, merk dir, wird ausgenützt,
Wenn sie zu viel, zu lang erträgt.
Sie wird zum Pfeiler, der nur stützt
Den Eigennutz, der stets sich regt.

Wird wie der Esel, der die Last
Bergan zu tragen sich gewöhnt,
Im schleppenden Getrabe Rast
Kaum zur Erholung sich vergönnt.

Auf Gottes Erden nichts steht still,
Es greift da eins ins andre ein.
Wenn man etwas erfassen will,
Heißt's flinken Sinn's und thätig sein.

Gar schnell enteilt die flücht'ge Zeit,
Gescheh'nes bringt sie nie zurück.
Drum, wenn sie beut Gelegenheit,
So nütze gleich den Augenblick.

J. Rothbauer.

Zeitfliege.

Wie kraftvoll uns're Zeit doch ist,
In allem gleich ins Dickste schießt!
Die Kunst ist mein! Bin Realist;
Mein der Besitz! Bin Socialist;
Nur her das All! Bin Communist;
Vernicht' euch all! Bin Nihilist!
— — — — — — — — —
Und wenn der Tag zu Ende ist —
Sie finden sich auf einem M . . . .

A. A. Naaff.

Splitter.

Wer nüchtern bleibt, wo jeder sich berauscht;
Wo alles spricht, nur schweigt und gierig lauscht;
Stets ernsthaft thut, wo jeder scherzt und lacht:
Der sinnt Verrath, vor dem nimm dich in acht.

Arpad Sor.

In da Fremd.

(In niederösterreichischer Mundart.)

Hör i wo a Bachl rauschn,
Kimmt mar allwei glei in Sinn:
Rinnt dås liabe, kloane Bachl
Eppar in mei Hoamat hin?

Siach i obn dö Gwoikan wandern,
Kimmt ma wieda glei in Sinn:
Wandern leicht dö liachtn Gwoikan
Eppar gegn mei Hütl hin?

Siach i wo a Vögerl floign,
Kimmt ma wiederum in Sinn:
Floigt der liabe kloane Vogel
Eppar zu mein Dirndel hin?

Koloman Kaiser.

hatte der schöne Hartnid Kupferschmied im Herzen, darum hat er gedacht: „Aller guten Dinge sind drei!“ und ist noch einmal hingegangen, hat sich hingekniet vor das Mägdlein und hat es gebeten um seine Hand. Und wieder hat Gertraud nein gesagt! — Das hat dem guten Hartnid fürchterlich wehe gethan und er hat nicht mehr wollen leben! Gertraud aber hat sich gedacht: „Sieben Male will ich ihn bitten lassen, weil sieben heilige Sacramente sind und das siebente ist die Ehe!“ — — —

Derweilen aber Gertraud Kindermann so frevles Spiel getrieben hat mit dem Herzen des guten Hartnid Kupferschmied, ist der Türkenkaiser vor das Städtlein gekommen, hat gewaltig angepocht an dessen Thore und hat hineinwollen. Die Friedberger aber sind dazumal gar tapfere Leute gewesen und haben nicht aufgemacht, vielmehr haben sie von Zeit zu Zeit einen kleinen Ausfall gewagt und sich was zu essen hereingeholt. Hartnid Kupferschmied ist jedesmal dabei gewesen, wenn die Friedberger sich ausgezeichnet haben.

Am morgigen Tage hätte wieder so ein Ausfall sein sollen. Da hat sich der junge Hartnid gedacht: „Vor dem Ausfalle gehst noch einmal hin zur schönen Gertraud, ein viertesmal, weil es vier letzte Dinge gibt! Du hast dich so oft ausgezeichnet, vielleicht willigt sie schon dessentwillen ein! — Und richtig ist er hingegangen ein viertesmal, hat sich niedergekniet vor dem Mädchen und hat es gebeten um seine Hand! Gertraud aber hat sich gedacht: „Jetzt stehen wir schon bei der Buße!“ und zum viertenmale hat sie nein gesagt! — —

Nach der Buße folgt die Reue!

Das aber hat dem guten Hartnid so unsäglich hart gethan, er ist aufgesprungen und hinaus vor das Stadtthor.

Bald darauf haben sie ihn hereingetragen, den Tod im Herzen. Wie Schön-Gertraud das gehört hat, ist sie aufgesprungen und hin, wo man den Sterbenden zur Rast gelegt hatte, ist über ihn hingestürzt, hat ihn geküsst und mit Thränen benetzt und gejammert: „Mein Hartnid, mein alles! Stirb mir doch nicht!“

Hartnid hat die Augen aufgethan, Gertraud angeblickt, gesagt: „Hättest das früher gesagt!“ und ist gestorben.

Gertraud ist alt geworden, aber nimmer hat sie geliebt, nimmer hat sie gelacht! — — —

Poetenwinkel.

Stimmungen.

Eintagsblüten nur sind sie,
Luftige Eintagsblüten,
Nur zu bald der entschwund'nen
Tage fragende Mythen.

Duftig, wie selten Blumen,
Duftlos bälder, als and're,
Am Wegrand seh' ich sie blühen,
Wo ich streife und wand're.

E. Sallburg.

Blumentraum.

Dir ist das Leben die Rose, im sonnigen Blätterkranz,
Mir sei es der wilde Sturmhut, gebrochen im Mondesglanz,
Dir lächelt's als scheue Mimose, mit Knospenwahl ohne Zahl,
Mir sei es die herbe Musa, erblühend ein einzig mal.

Du bist die schlanke Lilie, ein Blatt schneeweiß und rein,
In deinem Kelche zittern Thauperlen im Sonnenschein,
Ich bin der fernen Berge sehnsüchtiges stolzes Kind,
Vergess'ne Enzianblüte, im herbstlichen Abendwind.

Die Lilie wird aufwärts zeigen, die Rosen werden blüh'n
Und purpurn im Liebeskusse der Sonnenbraut erglüh'n,
Die Enzianblüte wird kämpfen in Sturm und Schnee allein,
Sie wird sich selbst Gebieter, sich selber Schicksal sein.

E. Sallburg.

Geh' vorüber.

Grüßt dich ein trübes Auge
Tiefschmerzlich auf deiner Bahn,
Siehst du ein Herz voll Wehmuth,
O rühre nicht daran!

Mannigfach, wenn auch nicht gerade herzerhebend, sind die Anweisungen, besagtem guten Freund einen „rechtschaffenen Poss“ zu spielen. Es muss aber ein sehr guter Freund sein, mit dem man sich Possen erlauben darf, wie z. B. diesen: „Jemanden aus dem Korb herauszusingen. Befehle deinem guten Freunde, dass er sich unter einem großen Korb verstecken solle, und wette mit ihm, dass du ihn durch Singen nöthigen wollest, unter dem Korbe hervorzukriechen. Gehe also ein andächtig Lied singend um den Korb herum und gieße endlich einen .... über denselben, so wird er wahrscheinlich deines Singens bald überdrüssig werden und unter dem Korbe hervorkriechen.“ „Wahrscheinlich“ — es scheint somit nicht „Probatum est“ zu sein. Noch auf mancherlei Art kann der gute Freund „zur Ergötzung des Gemüthes“ beitragen, und der wackere Verfasser des Zauberbuches scheint in der Erfindung solcher Possen unerschöpflich gewesen zu sein. So empfiehlt er unter anderem, dem guten Freunde ein „Brechpülverlein“ in die Suppe zu geben! — Wie neckisch! Weiters folgt: „Ein praktisches Kunstspiel ist, dem guten Freunde, welcher sich zu oft ungebetener Weise zu Tische ladet, den Teller mit Coroquintensaft einzureiben, damit alles, was in sein Maul kommt, bitter schmecke.“ — Armer guter Freund! Doch ist dies immerhin ein unschuldiger „Poss“; das düstere Zauberbuch enthält noch derbere Recepte für den unglücklichen guten Freund. Es geht doch nichts über eine anständige Ergötzung des Gemüths! Dem Leser geht zuweilen ein Licht auf, warum dasselbe in Schweinsleder gebunden ist.

Als nette gesellschaftliche Unterhaltung empfiehlt der nette Mann eine Schüssel voll Wasser zu gießen und die Anwesenden aufzufordern, recht aufmerksam in das Wasser zu sehen, da sich am Grunde der Schüssel allerhand schöne Bilder zeigen werden. „Wann sie nun auf das genaueste in das Wasser schauen, schlage mit der flachen Hand in die Schüssel, damit sie alle nass werden. Du kannst sie dann wacker auslachen.“ Ein anderes „Possenwerk“ ist, mit jemandem zu wetten, dass, wenn er eine Feuerzange zusammendrücke, eine Petersilie daraus hervorschießen werde. Natürlich wird dies sehr bezweifelt, aber „so sich ein dummes Schaf findet, welches darauf eingeht“, so sendet man besagtes Schaf für so lange hinaus, bis es wieder hereingerufen wird. Während der Zeit wird die Zange im Kohlenfeuer glühend gemacht. Hierauf wird das Schaf hereingerufen und beauftragt, die Petersilie aus der Feuerzange herauszupressen, wobei sich der betreffende jämmerlich „die Bratzen“ verbrennt, „wofür er von der ganzen Compagnie tapfer ausgelacht wird“.

Barbarische Thierquälereien sind in dem Buche als „Belustigungen“ angeführt. So soll es z. B. sehr lächerlich anzusehen sein, wenn man eine Henne auf den Tisch setzt und ihr den mit einem Messer durchbohrten Kopf an die Tischplatte heftet! Oder wenn man einem Hahn die Zunge abschneidet, damit er nicht mehr krähen könne.

Das nur wenige Beweise, dass in der „guten alten Zeit“ neben Rechtschaffenheit, frommem und unerschrockenem Sinn auch ein gut Stück Roheit waltete, über deren Dahinschwinden wir Menschen von heute uns freuen dürfen.

Lustige Zeitung.

Unbedenklich. Dame: „Aber lieber Fährmann, warum wollen Sie mich von Ihrem Jungen übersetzen lassen! Das ist mir doch zu bedenklich!“ — Fährmann: O nei, der Bub' fragt noch nix nach den Weibsleut'n!“

Schlagfertig. Ein Stutzer tritt in eine Kneipe und wendet sich zärtlich an die Kellnerin: „O Hebe“ — „dich weg!“ ergänzte die Schöne.

Reifere Jugend. Arthur: „Klara! — — würden Sie — — könnten Sie — — möchten Sie — —“ — Klara:

D'Fastenpredi.

Von Franz X. Freiheim.

„Du Alti!" sag da Bergler Hans,
I geh in d Predi heut,
Mei Arbat hon i all schon g'richt,
Drum hon i a grad Zeit.
Drauf sagt sei Weib: „No mir is's recht.
Kanst beten glei für mi
Weil's regnen thuat, kann i net geh'n,
I hon koa Parapli."

Und wia da Hans spot hoam dann kumt,
Da is's sein Weib bald klar,
Dass bei da Fastenpredi er
Im Gmoanwirtshaus drunt war.
„Geh scham di!" sagt's — „bist du a Christ,
A guata wir si's g'hört? —
Statt guati Lehrn, bringst z'Haus an Rausch,
„Du bist do gar nix wert!"

„No sei nur guat", da Hans d'rauf sagt,
„Und lass mi hiazt ungschurn,
Weil i net bei da Predi war
Da hon i nix valurn. —
G'fast hon i z'Haus als guater Christ
Dass 'n Magn ma z'sam fast ziagt,
Und hiazt hon i von dir a schon
A Fastenpredi kriagt."

„Ergötzungen des Gemüthes"

vor 200 Jahren.

Was man vor 200 Jahren als gesellschaftliche Unterhaltung und erlaubten Spass betrachtete, davon bringt uns ein aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammendes, in Schweinsleder gebundenes „Zauberbuch" Kunde, aus welchem uns Heinrich Max in der „Bohemia" ergötzliche Proben liefert. Lassen wir dem Verfasser des Buches selbst das Wort.

„Der Endzweck gegenwärtigen Zauberbuches bezielet die anständige Ergötzung derjenigen Personen, welche von ihrer verdrießlichen Berufsarbeit ermüdet, theils in beliebiger Einsamkeit, theils in aufrichtiger und lustiger Compagnie (Gesellschaft) an allerhand curiöser Kunst eine Ergötzung des Gemüthes und ein höchst gefälliges Belieben finden." — Welche Art und Weise „das Gemüth zu ergötzen" der Verfasser für die beste hält, möge hier aus einigen Beispielen ersichtlich sein:

„Wenn jemand von hoher Person befiehlt unversehens eine Fürstellung zu machen, die ungewöhnlich sei, so ist wohl eine der artigsten, wenn man Frösche in das Zimmer bringt. Dieses zu bewerkstelligen, thue man ungefähr 25 Frösche in eine Schachtel und schiebe dieselbe in den Hosensack, welcher mit einem subtilen Faden genäht sein muss. Dann öffnet man zu gehöriger Zeit das Hosenband zusammt der Schachtel und gestattet den Fröschen den freien Marsch durch die Hosen, worauf die Frösche unbemerkt durch das Gemach spazieren. Diese Kunst war einst in Gegenwart des Königs von Spanien gemacht, worüber sich die spanischen Dames ungemein entsetzt und würde der Künstler in große Gefahr als Zauberer gerathen sein, wenn er nicht die Kunst geoffenbart hätte." — Ueber das folgende Kunststück würden sich die „spanischen Dames" wohl weniger entsetzt haben: „Sich unsichtbar zu machen. Diese Kunst soll dem Unwissenden eine vollkommene Zauberei zu sein scheinen, doch kann man sie perfect aller Orten ausführen. Solches aufs kürzeste vorzustellen, lasse ein großes Fass dicht mit kleinen Löchlein verfertigen, krieche darein und lasse es oben wieder zumachen, so wirst du alles, was draußen passiert, wohl erkennen, dich aber wird niemand in deinem Fass beschauen können." —

Nützlich für Jäger und praktisch gewiss sehr verwendbar ist:

„Ein artiges Jägerkunststück, nimmer nicht zu fehlen. Dieses Kunststück haben viele Schützen geprobt und alle meistentheils wahrhaftig befunden, weshalb ich um soviel weniger Bedenken trage, dasselbe hier einzuverleiben. Man nimmt einen Nagel, womit des armen Sünders Kopf ist auf dem Rad angenagelt worden und läßt davon bei einem Büchsenschmied ein Korn auf das Rohr der Büchse setzen. Man ist damit gewiss, dass man alles Federwild durch den Hals schießt. Probatum est."

Eine besondere Vorliebe zeigt der verehrte Autor für „Possen so man einem guten Freunde anthun könne".

„Kolossal! Also beinahe Drillinge!“

Ein kluges Kind. Gretchen: „Sei doch ruhig, Hänschen; hörst du denn nicht, dass Besuch im Nebenzimmer ist?“ — Hänschen: „Woher weißt du denn das? Du warst doch gar nicht drin!“ — Gretchen: „Aber ich höre, dass die Mama zum Papa „Schatz“ sagt!“

Ein guter Vater. „Freut euch, ihr Buben! Morgen is Sonntag, da kauf i mir so an Rausch, dass ihr euch amal wieder herzlich auslachen kinnt!“

Sie: „Sie lieben mich also wirklich, Hugo?“ — Er: „Ich schwör' es Ihnen bei den Rosen Ihrer Wangen, den Locken Ihres Hauptes —“ Sie: „Weh' mir! Er schwört einen falschen Eid!“

Boshaft. „Du, Frauchen, seh' ich so anständig aus?“ — „Täuschend!“

Die Molkencur. „Nun wie haben Sie geschlafen, Fräulein?“ — „Nicht so gut wie gestern, Herr Doctor.“ — „Da trinken Sie heute einen Becher weniger.“ — „Vorgestern habe ich einen Becher mehr getrunken und schlief vortrefflich.“ — „So? — dann trinken Sie heute auch einen mehr.“ — „Also ist das wohl so ziemlich einerlei, ein Becher mehr oder weniger?“ — „Ja wohl, mein Fräulein, — aber nur nicht ohne ärztliche Verordnung!“

Ein bekehrter Sünder. Ein Pfarrer im Westen der Union hatte einen biederen Farmer zum Nachbar, dessen Gewohnheit es war, Sonntags auf die Jagd zu gehen. Auf des ersteren Zureden schloss sich nun letzterer der Kirchengemeinde an und versprach den Sabbath zu heiligen. Ein Freund beider Männer fragte nach einigen Wochen den Pfarrer: „Bemerken Sie eine wesentliche Änderung an Freund P., seitdem er Kirchenmitglied ist?“ — „Gewiss“, antwortete Hochwürden, „früher gieng er mit der Büchse auf der Schulter auf die Jagd — jetzt trägt er sie unter dem Rock.“

Ein Jagdliebhaber rechnet seinem Freunde vor, was ihm sein Jagdvergnügen koste: Rechne ich die Pacht, die Rechnung beim Büchsenmacher, das Pulver und Blei, was ich an Zeit versäume und an den Stiefeln zerreiße, so kommt mich ein jeder Hase auf zwanzig Mark zu stehen.“ Darauf der andere: „Dann ist's ja ein Glück, dass du so wenig schießest!“

Thüringische Gemüthlichkeit. Diebe brachen neulich in das Haus eines Justizrathes in Coburg ein und hinterließen im Keller eine Karte mit folgendem Inhalt: „Geehrter Herr Justizrath! Zwei Coburger haben sich erlaubt, bei Ihnen zu speisen. Ihr Wein ist sehr gut, Sie haben auch gutes Bier. Gestohlen haben wir Ihnen weiter nichts als einige Cigarren. Kellerlöcher zumachen!“

Kein Verständnis. Wirtin: „Herr Müller, es ist jemand da.“ — Student (noch im Bett, barsch): „Wer denn?“ — Wirtin: „Der Geldbriefträger.“ — Student (schreiend): „Und das nennen Sie einfach jemand?“

Ein guter Schauspieler. „Von dem Schlabitzky, der jetzt am Stadttheater engagiert ist, hab' ich einmal eine glänzende Leistung gesehen.“ — „So? Wo denn?“ — „Er hat mir in Amerika die Stiefel gewichst!“

Noch vor kurzem trug eine Warnungstafel in Nordböhmen folgende Inschrift: „Wer über diese Brücke rascher als im Schritt fährt, zahlt 1 fl. 10 kr. Strafe; im Falle der Zahlungsunfähigkeit setzt es 12 Hiebe. Die Hälfte der Strafe empfängt der Angeber.“

Ein junger Börsianer entdeckt plötzlich den Beruf zum Schauspieler in sich und wendet sich der Bühne zu. Seine erste große Rolle ist der Marquis Posa, den er im ganzen nicht übel spielt. Nur an einer der Hauptstellen kommt

„Nur Muth, lieber Arthur, was haben Sie denn auf dem Herzen?“ — Arthur: „Wollten Sie — — dürften Sie mir eine Cigarre von Ihrem Papa schenken?“

Eine Thüringer Geschichte. Der Amtmann: „Ich frage Ihn, Johann Christian Herold, hat Er der Jungfrau Auguste Kirsch das Eheversprechen gegeben?“ — Michel: „Ja, Herr Roath!“ Amtmann: „Will Er die besagte Person heiraten? — Michel: „Ne, Herr Roath!“ — Amtmann: „Nun, so muss Er sich mit ihr abfinden. Will Er ihr eine runde Summe geben?“ — Michel: „Ne, Herr Roath!“ — Amtmann: „Nun, so muss Er ihr in Raten zahlen.“ — Michel: „Ne, Herr Roath!“ — Amtmann: „Aber, mein Gott, was will Er denn eigentlich?“ — Michel: „Iche? — Ich will's abschwöre!“

Aus dem alten Dresden. Ort der Handlung: Eine Brücke, die für Wagen und Reiter gesperrt ist. Ein Reiter ist eben im Begriff, über die Brücke zu reiten. Schildwache (präsentiert das Gewehr): „Herr Lieutenant, härn Se, Se wollen über de Pricke reite.“ (Der Lieutenannt reitet über die Brücke.) Schildwache: „Härn Se, Herr Lieutenant, härn Se, Se reite über de Pricke.“ (Der Lieutenant ist hinübergeritten.) Schildwache: „Herr Lieutenant, Herr Lieutenant, Se sind über de Pricke geritten.“

Das Bankgeschäft. Zwei befreundete Berliner, denen man es auf den ersten Blick ansieht, dass sie nicht den begüterten Gesellschaftsclassen angehören, treffen sich auf dem Bahnhof. „Wo willste denn hin, Willem?“ fragt Ludwig. — „Nach Posen.“ — „Was willste denn in Posen machen?“ — „Ick will 'n Bankgeschäft ufmachen.“ — „Du, 'n Bankgeschäft? Mit Deine paar Sechser?“ — „Nee, — mit'n Nachschlüssel!“

Zwei Besenbinder begegnen sich. Der eine ruft: „Besen! Neun Kreuzer das Stück!“ — der andere: „Besen! Sechs Kreuzer das Stück!“ — „Höre, Bruder“, sagte der eine, „ich stehle doch das Reisig zu meinen Besen auch und kann sie nicht billiger geben; wie machst du es denn?“ — „Ich stehle die Besen schon gemacht.“

Ein sonderbarer Kunde. Von dem bekannten Komiker Beckmann erzählt man sich in Breslau folgendes Stückel: Eines Tages erschien er in einer Eisenhandlung, wo gerade nur der Lehrling anwesend war. — „Ich möchte gerne Schillers sämmtliche Werke“, sagte er. „Wir verkaufen keine Bücher“, sagte der Lehrling, „dies ist ein Eisengeschäft.“ — „Nun, ich bin nicht sehr genau“, sagte Beckmann, der vorgab, schwerhörig zu sein, „mir ist es gleichgiltig, ob es in Kalbsleder oder Juchten gebunden ist.“ — „Dies ist kein Buchladen“, schrie der Lehrling. — „Ganz recht“, entgegnete Beckmann, „packen Sie es hübsch ein. Schicken Sie es in mein Hotel. Ich wünsche es einer Verwandten zum Geschenk zu machen.“ — „Wir haben's gar nicht!“ schrie der Lehrling, bis ihm das Gesicht krebsroth wurde. — „Packen Sie es ein, als ob es für Ihre eigene Mutter wäre“, sagte Beckmann gelassen. „Besser verlange ich es nicht. Ich wünsche meinen Namen hineinzuschreiben.“ — „Sehen Sie nicht, dass wir keine Bücher verkaufen?“ kreischte der Lehrling. — „Sehr gut, dann will ich darauf warten“, sagte Beckmann ruhig und setzte sich nieder. — Der Lehrling eilte zu dem Herrn des Geschäftes mit der Meldung, es sei ein Kunde da, der verrückt sein müsse. — Der Herr erschien: „Was wünschen Sie, was ist Ihr Belieben?“ — „Ich wünsche eine Feile zu kaufen, eine einfache, fünf Zoll lange Feile; Sie haben doch welche?“ sagte der Schauspieler. — „Gewiss“, entgegnete der Meister mit einem vernichtenden Blick auf den sprachlos dastehenden Lehrling, und überreichte dem Kunden das Verlangte.

Beinahe. „Denken Sie, Herr Baron, wie merkwürdig! Meine Schwester Elli ist am 28. Juni geboren, ich am 1. Juli und Dora am 4. Juli.“ —

Bücher.

Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Mit Anmerkungen und Erläuterungen nebst einem Anhange: Das Leiden Christi. Spiel aus dem Gurkthale in Kärnten. Herausgegeben von Dr. Anton Schlossar. Zwei Bände. (Halle, Max Niemeyer. 1891.)

Es ist bekannt, dass in unserem deutschen Gebirgsvolke dramatische Spiele vorhanden, die oft ein hohes Alter haben und deren Verfasser nicht bekannt sind. Solche Stücke werden heute noch hie und da in den Dörfern, und zwar von Bauern selbst aufgeführt und sind merkwürdige Denkmäler naiver Volksdichtung. Die bekanntesten (aber auch nur in der Bauernschaft bekannt) Stücke sind: „Das Paradeisspiel“, „Das Schäferspiel“, „Das Krippelspiel“, „Das Genovefaspiel“, „Der baierische Hiesel“.

Solche Volksschauspiele, wie sie besonders in Steiermark vorkommen, hat nun A. Schlossar gesammelt, herausgegeben und damit unserer Culturforschung einen wesentlichen Dienst erwiesen. Nebst den oben angedeuteten Stücken enthält das Werk: „Die Geburt Christi“, „Das Leiden Christi“, „Judith und Holofernes“, „Hirlanda“, „St. Barbara“, „Susanna“, „Der gefoppte Geizhals“, „Ein Nachspiel mit dem Passionsspiele aus dem Gurkthale sammt dessen Zwischen- und Nachspielen.“ — Anmerkungen und Erläuterungen des Herausgebers orientieren uns und geben der Sammlung auch einen wissenschaftlichen Wert.

Manche der Stücke tragen wohl das Merkmal kirchlicher Urheberschaft an sich. Andere aber sind ganz volksthümlich naiv und derb. Von dramatischer Wirkung sind die meisten dieser Stücke, deren Verfasser wohl nie eine Dramaturgie in der Hand gehabt haben werden. — An anderer Stelle dieser Zeitschrift wird der dramatische Schwank: „Der gefoppte Geizhals“ mitgetheilt werden.

R.

Bühnensterne. Bilder aus der Theaterwelt von Julius Freund. Zweite Auflage. (Berlin. J. F. Schorer.) Ein Gegenstand, der immer seinen Reiz hat. Wer fürs Theater sich nicht interessiert, der thut's wenigstens für die Schauspieler. Dieses Buch hat daher schon im vorhinein ein großes Publicum. Und es ist darnach angethan, das Publicum keinesfalls zu enttäuschen, sondern es auf die angenehmste Weise zu unterhalten und ihm manche Erinnerung an liebe Theatergestalten wieder aufzufrischen.

M.

Aus dem Irrenhause. Dreizehn Erzählungen merkwürdiger Irrsinnsfälle von Caroline v. Scheidlein-Wenrich, mit einem Vorworte von Fridrich Schlögl. (A. Bauer. Wien.) Diese merkwürdigen, psychologisch interessanten Erzählungen, werden nicht verfehlen, bei den Freunden geistvoller, belletristischer Literatur Aufsehen zu erregen. Der Leser betritt in denselben, an der Hand der Verfasserin, die Behausung der von einem entsetzlichen Schicksale zum geistigen Tode Verurtheilten, und erfährt die Ursachen, durch welche der in vielen Menschen schlummernde Dämon des Wahnsinns in ihnen zum Leben erweckt wurde. Die Schreibweise im Buche könnte besser sein. — Friedrich Schlögl hat das Werk mit einem freundlichen Geleitbriefe, in welchem er sein Bekanntwerden mit der zu früh verstorbenen Verfasserin schildert, versehen.

V.

Schopenhauer. Aphorismen zur Lebensweisheit, herausgegeben von Dr. F. Rein. Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. (Otto Hendel. Halle a. S.) Die bisher verbreitete Ausgabe der Schopenhauerschen Werke hat durch die vorliegende Bearbeitung eine genaue Sichtung erfahren. Die umfangreichen Zusätze aus den hinterlassenen Papieren, die Schopenhauer wohl kaum sämmtlich anfgenommen, oder die er doch wenigstens überarbeitet haben würde, sind bedeutend reduciert worden; es sind nur diejenigen beibehalten, die Schopenhauer zweifellos unverändert gelassen haben würde.

V.

Maud Elliot. — Ein Echo von Antietam. Zwei Novellen von Edward Bellamy. Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. (Otto Hendel. Halle a. S.) Nach dem enormen Aufsehen, welches des rasch berühmt gewordenen Verfassers „Im Jahre 2000. Ein Rückblick auf das Jahr 1887“ in der ganzen civilisierten Welt hervorgerufen hat — man schätzt die Verbreitung des oben genannten Werkes auf über eine Million Exemplare — wird gewiss jeder das Verlangen tragen, auch die übrigen Werke des Verfassers kennen zu lernen. Die Verlagshandlung bietet im vorliegenden Heft zwei Skizzen Bellamys, die in ihrer Eigenart sich über das gewöhnliche Maß erheben.

V.

Hedda Gabler, Schauspiel in vier Acten von Henrik Ibsen. Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes.

des Künstlers eigentliche Natur unvermittelt zum Durchbruch, da er den König fragt: „Sire, wie geben Sie Gedankenfreiheit?“

Professor (in der Classe): „Es riecht hier so eigenthümlich brenzlich — Kiesemann, riechen Sie nichts?“ — „Nein, Herr Professor!“ — „Aber Kiesemann, Sie als Primus sollten's doch riechen!“

Die Trauerfeier. Sepp: „Ja, Herr Oberförster! Gestern hab'n mer halt unsern Hans 'naustrage. (Heult): Und a schöne Red' hat der Herr Pfarrer g'halte — i hab' wohl nix davo verstande — und nach san mir halt ins Wirtshaus — da hab'n mer ordentlich g'fress'e — und g'suff'e — nachher hab'n mer a bissla g'tanzt und g'sunga — und später is noch g'rauft worn — ach, Gott, ja! — unser armer Hans!“

Tschumperliedln.

Mitgetheilt von Agnes von der Decken.

Als Nachtrag zu den Tschumperliedln (Schlemper-, Bummelliedln) aus Thüringen, Sachsen und besonders dem Voigtland, die im ersten Heft des elften Heimgarten-Jahrganges mitgetheilt wurden, sei es gestattet, hier einige Tschumperliedln des sächsischen Erzgebirges aufzuführen.

Wenn r ner käm,
Doss er miech nähm,
Doss ich doch endlich
Vun Klippelsack käm!

Nu is r gekumme,
Un hot miech genumme,
Nu bin ich noch farrner (mehr)
Zun Klippelsack kumme.

Ach wenn doch mei Schazl
E Rosenstock wer!
Ich stellt n ans Fanstr,
Bis r aufgeblüht wär.

Und wie blau siaht dr Himmel
Und wie leuchten die Stern,
Und wie haben die Burschn
Die Madln so gern!

Alle Leit sei mr gut,
Ka Mensch is mr gram,
Worim soll den mei Schazl
Ka Freid an mir ham?

Wenn ich e fein Madl seh,
Denk ich, s is mei;
Wenn ich firsch Kammerle kumm,
Lasst miech net nei.

O du schwarzagete Gret,
Wenn d in mei Herzl sechst,
Ließte miech nei.
Ließte miech nei.

Schazl, gram diech net,
Ich will diech wahrlich net;
E kimmt emol de Zeit,
Doss mr wern e par Leit.

Wenn ich an mei Schazl denk,
Wackln alle Tisch un Benk,
Tisch un Benk un Fanstrbrit,
Vun men Schazl laß ich net.

Mei Votr hot gsaht ih soll de Rosa net liebn,
R will mr alle Wuchn drei Zwanzger mehr gabn.
Is schod fr deine Zwanzger, ich ma se net habn,
Ich lieb meine Rosa su lang, als ich ka.

Bei mir is noch kanr kumme,
Bei mir kummt noch kaner fir;
E muss e rachtr schienr kumme,
Der racht tanzn ka mit mir.

Wann de iwusch Brickl gist,
Tu sei net drtrinkn,
Wann de mei Schazl sist,
Tu auf ihn winkn.
Wink auf ihn, schrei auf ihn,
Tu auf ihn lachn!
Muttr, wann mei Schazl kimmt,
Wie soll ich's machn?

Wenn ich schie denk, schie denk
Ich will dr gut sei, gut sei,
Fallt mr mei altr Schaz
A wiedr ei.

Denkst du denn, du Naseweis,
Dass ich mich um dich zerreiß?
Ich dreh mich um un lach dich aus
Und such mr derweil ein andren aus.

Der mitn schwarzn Frack
Der hot ka Geld in Sack,
Dan mitn rundn Hut,
Dan bin ich gut.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Leo N. Tolstojs Gesammelte Werke. Von Raphael Löwenfeld. 4. Lieferung. (Berlin. Richard Wilhelmi. 1891.)

Der Pfarrer von Atzbach. Eine poetische Erzählung von Alois v. Warnus. (Linz a. D. Mareis. 1891.)

Nubiamus. (Es wird geheiratet.) Eine römische Komödie in drei Acten von Rudolf Tambour. (Leipzig. A. Schulze. 1891.)

Geschichten aus den Bergen. Von Arthur Achleitner. Dritter Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Letzte Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Aus dem Nachlasse der Verstorbenen herausgegeben von ihrem Gatten. (Wien. Carl Gerolds Sohn. 1890)

Wiener Humor. Sammlung der besten, meist neuen humoristischen Vorträge und dramatischen Gelegenheitssachen für Damen und Herren. Herausgegeben von O. A. Frise. Neue Serie. (Wien. C. Daberkow. 1891.)

Der Kinderfreund. Kalender für 1891. Herausgegeben von Kasimir Rebele. (Augsburg. Gebr. Reichel.)

Schweizerische Rundschau. Revue Générale Suisse. Rivista Svizzera. Monatsschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von Prof. Dr. Ferd. Vetter in Bern. (Orell Füßli. Zürich.)

Reinmenschliche Kindererziehung. Drei Vorlesungen von Johannes Guttzeit. (Leipzig. Siegismund & Volkening.)

Vegetarisches Kochbuch. (Mit Gesundheitsregeln.) Von Charlotte Schulz. Unter Mitwirkung von Dr. med. Liezelt. Dritte vermehrte Auflage. (Berlin. Max Breitkreuz. 1890.)

Zur Impf-Frage. (Berlin 1891. Hugo & Herman Zeidler.)

Postkarten des Heimgarten.

J. B. B., Wien: „Das verlorene Paradies" missfällt Ihnen gründlich? Sie meinen, das gegenwärtige Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter werde und müsse immer so fortbestehen. Wir meinen, dass auch in dieser bängsten aller Fragen die Poesie versöhnend wirken kann, wie es in Fulda's herrlichem Stücke „Das verlorene Paradies" thatsächlich der Fall ist. Möge das Drama im Leben nicht tragischer enden, als in diesem Schauspiele! Ehret, ihr Reichen, den Dichter, der die Lehre des Rechtes predigt, und nicht die der Gewalt. Aus Fulda's edlem Drama spricht das Herz der Menschheit. Es stehen andere da, die das Wort heischen, um rohe Leidenschaft zu schüren, solche habt ihr Ursache zu hassen.

Dr. J. H., Graz: Mit Recht ist es Ihnen aufgefallen, dass in dem Aufsatze: „Wie es mir als Dramatiker ergangen" die vorzügliche Grazer Aufführung des Volksstückes „Am Tage des Gerichts" unerwähnt blieb. Es war ein Versehen, das umsomehr auffallen musste, als die Leistungen der Hauptdarsteller, besonders die Arthur Bauers als „Strassl-Toni" ganz ausgezeichnet genannt werden müssen, worüber auch das Grazer Publicum einer Meinung ist. — Übrigens müsste der betreffende Aufsatz so genommen werden, wie er gemeint war: Halb Ernst, halb Spass. Einmal die Critiker zu critisieren, das ist zwar höchst frivol, im Grunde aber eine sehr heitere Sache. Ob sie uns, oder wir sie — es kommt auf eins hinaus.

C. St., Graz: Ja wohl. Für Misshandlung unschuldiger Kinder haben wir noch kein Gesetz, das strenge genug wäre. Am empörendsten ist dieses Verbrechen noch, wenn es unter dem Deckmantel pädagogischer Strenge auftritt, wo es doch nur wüste Brutalität ist, die tiefer steht, als alle Rohheit der Thiere. Eltern, die ihr Kind roh misshandeln, sollen für alle Zeit der Rechte an dem Kinde verlustig sein. Thierschutzvereine — brav! Kinderschutzvereine — dreimal brav!

B. A. B., Wien: Ja. Der Deutsche liebt anders, als der Slave, beim Deutschen spielen Achtung, Mitleid, kurz geistige und seelische Interessen mit. Der Deutsche liebt im Weibe den Menschen, und nicht das Thier.

O. P., Breslau: Ein wahrhaft großer Mann muß auch das Talent besitzen, glücklich zu sein.

G. H., Nürnberg: Begreifen nicht, wie Sie sich so ereifern können über ein Büchlein, das nichts will, als die Kinder Artigkeit und Wohlanständigkeit zu lehren. Doch besser als das Gegentheil, welches der Jugend heute auch gepredigt wird!

F. C., Hohenmauthen: Auf Kosten wahrer Innigkeit herrscht das Sentimentale zu stark vor.

B. O. N., Görz: Eingesandte Briefmarken zum Behufe eines Antwortschreibens kommen im Falle der Nichtbeantwortung dem Wohlthätigkeitsverein „Colonie" in Graz zugute.

G. B., Köln: Müssen Ihnen recht geben, auch uns behagen die mit Zwirn gehefteten Heimgartenhefte besser, als die mit Draht genagelten und wir wollen trachten, den Lesern wieder die altgewohnte Bequemlichkeit zu verschaffen.

(Otto Hendel. Halle a. S.) Offen gestanden halten wir dieses Werk für nicht bedeutend genug, um auch nur ein Wort der Reclame darüber zu verlieren. M.

Drei Märchen für Alt und Jung. Die Nüsse, ein Weihnachtsmärchen. — Das Elixir. — Die graue Locke. Von Georg Ebers. Mit drei Lichtdruckbildern von R. Leinweber. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Es sind keine von jenen egyptischen Märchen, die uns der Dichter und Gelehrte in Übersetzungen und kunstvollen Ergänzungen kennen lehrte, sondern frei empfundene Poesien, die zum Theil auf heimischem Boden spielen. V.

Zur See. Herausgegeben von v. Henk. Lieferung bis Nr. 6. (Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft Hamburg.) Das nationale Prachtwerk unterrichtet in den beiden vorliegenden Lieferungen über die Typen der Schiffe, welche in den verschiedenen Kriegsmarinen geführt werden; dank der klaren Darstellungsweise gelingt es, die dem Laien schwer verständlichen und oft kaum erkennbaren Unterschiede zwischen den einzelnen Schiffsgattungen so vorzuführen, dass jedermann sich einen vollkommenen Begriff aller Schiffstypen machen kann. V.

Der Zeitgenosse. Berliner Monatshefte für Leben, Kritik und Dichtung der Gegenwart. Herausgegeben und geleitet von Richard Zoozmann und Ludwig Jacobowski.

Diese neue Zeitschrift bringt den Neu-Idealismus. Der Alt-Idealismus (beiläufig derselbe, dem Homer, Dante, Goethe, Schiller, Kleist, Körner u. s. w. gehuldigt) ist durch den Materialismus glücklich gestürzt worden. Der Neu-Idealismus wird sich ganz an die Naturwissenschaft halten und der Poesie vollkommen neue Gestalt geben. So meint diese Berliner Monatsschrift. — In dem uns vorliegenden Hefte finden wir manches Schöne, jedoch aber nichts, was uns die Art der neuen Erfindung andeuten wollte — und wir sind so schrecklich neugierig. M.

Jämmerlichkeiten in der Münchener Schriftstellerwelt. Von Maximilian Schmidt. (München. J. Lindauer'sche Buchhandlung. 1891.)

Ausgiebige Rechtfertigung des Verfassers gegen den ihm im Organe der sogenannten „Jungdeutschen" gemachten Vorwurf, Plagiate verübt zu haben. Die „Jungdeutschen", die bekanntlich jeden Dichter und Schriftsteller älterer, idealerer Richtung „abschlachten" wollen, haben sich hier wieder einmal stark blamiert, und ihr Fleischergeschäft findet überhaupt wenig Kunden. M.

Das Buch. Technik und Praxis der Schriftstellerei. Handbuch für Autoren von J. H. Wehle. Zweite Auflage. (A. Hartleben. Wien.)

Das Werk hat so manchem der jüngeren Generation vortreffliche Dienste geleistet und wird dies in seiner neuen Gestalt auch in Zukunft thun. Die Processe, die dem Erscheinen eines Buches vorausgehen müssen, sind so mannigfaltige und so heterogene, und die Hilfsmittel der Erzeugung und des Betriebes sind so zahlreich und so compliciert, daß ein einzelner kaum das ganze Gebiet mit gleicher Sicherheit beherrschen kann. Der Verfasser hat es darum versucht, eine Übersicht über das Ganze zu bieten, welche auf möglichste Vollständigkeit allen Anspruch macht. Der Hauptzweck der vorliegenden Neubearbeitung durch berufene Hand liegt darin, die bewährten Vorzüge von Wehles Buch durch eine selbständige Darstellung zu heben und die technischen Details nach neueren und besseren Quellen zu bieten. V.

„Das Goldene Buch der Land- und Forstwirtschaft in Österreich-Ungarn." Herausgegeben von Dr. Leo Přibyl, Adolf Hochegger, Adolf Lichtblau und Adolf Treulich. Mit 40 Porträts. Selbstverlag der Verfasser, V., Wienstraße 12, Wien.

Die glänzende land- und forstwirtschaftliche Ausstellung, welche im Jahre 1890 in Wien stattfand, erregte den Wunsch, durch ein umfassendes Werk über dieselbe ein bleibendes Andenken an dies Fest der Bodenproduction zu schaffen. Die obgenannten Herausgeber unterzogen sich dieser mühevollen Arbeit, und so wurde ein Prachtwerk geschaffen. Hervorragende Fachmänner, welche die Bearbeitung der einzelnen Capitel übernommen hatten, lieferten ein umfassendes Bild des gegenwärtigen Standes der einzelnen land- und forstwirtschaftlichen Betriebszweige, der damit verbundenen blühenden Industrien oder eine Übersicht der wissenschaftlichen Bestrebungen im Kreise der Bodenproduction und der Lehrthätigkeit auf diesem Gebiete in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Auch das Ausland wurde berücksichtigt. Eine Zierde bilden die 40 photographischen Porträts der Männer, die theils mit dieser Ausstellung enge verknüpft, theils als Mitarbeiter an dem Prachtwerke thätig waren. V.

Heimgarten

7. Heft. April 1891. XV. Jahrg.

Am Tage des Gerichts.

Ein Volksschauspiel in vier Aufzügen von P. K. Rosegger.

Der Dichter an das Publicum.

Prolog.

(Der Vortragende als fahrender Sänger gekleidet.)

Das erstemal steh' ich in diesem Haus,
Wo Dichter ihre Lorbeerzweige brechen.
Doch such' ich nicht des Publicums Applaus,
Ich will als Mensch nur zu euch Menschen sprechen.

Ein kunstvoll Drama kann ich euch nicht geben,
Der Thespiskarren fährt nicht meine Bahn.
Ein schlichtes Bild ist es aus ernstem Leben,
Ein Menschenschicksal tritt an euch heran.

Ein Menschenschicksal, wie es jeder Tag
In unſ'rem Volke reift, wo Schatten nachten.
Weil es dem Kind des Glückes frommen mag,
Einmal auch tiefstes Elend zu betrachten.

Und jener, der mit Kummer selbst beladen,
Er sieht an diesem herben Lebenslauf:
Der Weg der Schuld auch ist ein Weg der Gnaden,
Und Liebe weckt die todten Herzen auf.

Doch nicht des losen Amors heitre Spiele
Umgaukeln heute uns in bunten Reih'n.
Ich lad' euch, Menschen, jetzt zu höherem Ziele:
Die heilige Lieb', sie soll die Heldin sein.

Ihr Stichwort heißt: Vergebung und Geduld!
Denn keiner wandelt noch den Weg des Lichtes.
Für uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld
Und jeder Tag ein Tag auch des Gerichtes.

„Eine Bitte an den Clerus."

Im Januarhefte des „Heimgarten" veröffentlichte ich einen Aufsatz mit der Überschrift: „Eine Bitte an den Clerus", in welchem vielfachen Erfahrungen und gewissenhaften Erkundigungen gemäß behauptet wird, dass in unseren Volksschulen beim Religionsunterrichte auf Kosten des Neuen Testamentes der trockene Unterricht in dem katholischen Katechismus zu sehr bevorzugt werde. Die Darlegung geschah stellenweise allerdings in etwas herber Weise, aber noch lange nicht in jenem merkwürdigen, die Universitäts-Studien verleugnenden Tone, der auch bei der clerikalen Presse in der Schulfrage beliebt wird. Freilich ist es schwer, in so hochwichtigen Dingen immer die vollkommene Gemüthsruhe zu bewahren.

Ich verkenne den Wert des Katechismus nicht, stellte aber in jenem Aufsatze an den Clerus die dringende Bitte, dass auch das Evangelium Jesu in der Volksschule wieder so zur Geltung komme, wie es einst gewesen, und selbst wenn ein bisschen Zeit dazu dem Katechismus, dem Alten Testamente und der Liturgik abgezwackt werden müsste.

Wie sehr diese „Bitte an den Clerus" den Erfahrungen eines großen Theiles unserer katholischen Bevölkerung entspricht, beweisen die zahlreichen Zuschriften, die das von mir Gesagte immer wieder bestätigen und mancherlei drastische Beispiele dafür bringen.

Clerikale Blätter, welche gegen den Aufsatz polemisierten, reden so, als wäre derselbe eine Anklage gegen die Katecheten. Diese Auffassung ist unrichtig. Den einzelnen Katecheten kann kein Vorwurf gemacht werden, sie müssen nach ihrer Vorschrift handeln. Mit Herzensfreude lasse ich mich darüber belehren, dass viele Katecheten in der Schule das Evangelium mit Fleiß und Liebe pflegen. Einer beklagt sich nur darüber, dass manchen Katecheten so viele Religionsstunden „aufgehalst" würden. (In der „confessionslosen" Schule!)

Übrigens gaben die Blätter, welche gegen den Aufsatz heftig auftraten, der Hauptsache nach dessen Berechtigung unwillkürlich selbst zu: Eine dieser Stimmen drückt das Bedauern aus darüber, dass in der Schule das Neue Testament freilich viel zu wenig gepflegt werden könne. (Eine Andeutung, dass das Evangelium ohnehin im Katechismus enthalten sei, stimmt nicht, das wird jeder, der die beiden Bücher genau kennt, zugestehen müssen. Der im Katechismus enthaltene Auszug aus dem Evangelium genügt lange nicht für eine religiöse Herzensbildung.) Ein Gegner nannte mein Verlangen nach dem Neuen Testamente „protestantisierend", war also ungeschickterweise nahe daran, das Evangelium Jesu für „lutherisch" zu erklären. Wohl unbedacht war das öffentliche Geständnis eines gegen meinen Aufsatz polemisierenden „Katecheten", des Sinnes, dass der katholische Katechismus das Hauptlehrbuch, das Neue Testament (also das Evangelium Jesu nach den vier Evangelisten) bloß ein Hilfsbuch sei. Nach dieser Auffassung wäre die Pflege des Evangeliums als etwas Nebensächliches ja selbstverständlich und meine Behauptung, dass das Evangelium Jesu Christi nebensächlich behandelt werde, also auch von Seite der Katecheten bestätigt.

Zu berichtigen habe ich an meinem Aufsatze nur die irrthümliche Bemerkung, als zahle der Clerus nicht mit an den Kosten der Schule. Alles Andere muss ich leider aufrecht halten.

Im Angesichte der drohenden Socialisten-Gefahr wäre es doch zu bedenken, ob man mit dem Evangeliumbuche nicht mehr ausrichtete, als mit dem so vorwiegenden trockenen Katechismusunterrichte! — Man würde sich sehr freuen dürfen, wenn meine gewiss wohlgemeinte Anregung in einer so wichtigen Sache — anstatt grobe und hämische nichts beweisende Gegenreden — eine ruhige Erwägung fände. Der gute Wille zur strengen Befolgung des Gebotes Christi: „Gehet hin und lehret den Völkern das Evangelium!" wird ja gewiss vorhanden sein. Und so möge es mir nicht allzusehr verübelt werden, wenn ich als Christ, als Vater von Kindern, die christlich erzogen werden sollen, und als einer, der im Namen vieler Eltern spricht, nochmals bitte: Ehrwürdige Lehrer der Religion, gebt unseren Kindern das Beste, was ihr geben könnt, das Evangelium Jesu!

P. K. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

das Flinterl thun wir verstecken. (Birgt das Gewehr hinter einem Baum.) So, Toni, jetzt wären wir wieder passabel brav. — Ah, der Meisterknecht ist's. Der Vorarbeiter. Der geht in den Holzschlag. — Halt, den bettle ich an!

Zweiter Auftritt.

Voriger. Thomas. Von links auftretend, ein älterer Mann mit blondem Vollbart, in gewöhnlicher Holzknechttracht, über der Achsel eine Holzaxt. Tritt langsam auf, die Bäume prüfend.

Straßl. Guten Morgen, Meisterknecht!

Thomas. Wer? Der Straßl-Toni? Was suchst denn du auf dem Kreuzeck?

Straßl. Mein Gott, was werd' ich suchen? Was du schon hast. Und was du auch thätest suchen, wenn du es nit schon hättest.

Thomas (unwillig). Das dumme Reden da. So viel wie ein Holzknecht hat gleich wer.

Straßl. Ich nit, Thomas, ich nit. — Heut ist der Montagmorgen. Du gehst auf Arbeit aus. Frisch holzhacken die Wochen. Am Samstag zum Feierabend Löhnung fassen, heimgehen zu Weib und Kind, anschaffen, was sie brauchen. Lebst in Frieden. Wie du's gut hast, Thomas, wie du's gut hast!

Thomas. Kannst es ja auch so haben, mach mir's nach.

Straßl. Gilt schon, Meisterknecht, ich mach' dir's nach. Aber helfen musst mir. Kennen wirst mich ja von Schrambach her, wo ich vorig' Jahr gearbeitet hab. Schau, du bist der Vorknecht, du brauchst gewiss Leut im Holzschlag. Nimm mich. Gib mir Arbeit.

Thomas (sich besinnend). Straßl-Toni, dir Arbeit geben, das ist eine schlimme Sach'. Du stehst beim Oberförster schlecht angeschrieben. Aber nit mit Kreiden.

Straßl. Nein, mit Kohlen. Ich weiß es. Ich will aber nit angeschrieben stehen, ich will arbeiten. Meine Leut sind in Noth. Aus der Hütten will man uns werfen. Und ich, wie ich da vor dir steh', das ist mein bestes Gewand. Gar nit mehr unter die Leut traut man sich. So verfolgt's mich! Meisterknecht, nimm mich an, ich bitt' dich. Mir ist nichts zu schwer, will auch nit feilschen um Lohn. Was du geben magst. — Wenn ich mir gar nichts kann verdienen — so weiß ich nit, was geschieht.

Thomas. Musst halt mit dem Oberförster reden.

Straßl. Was braucht's der Oberförster zu wissen. Nimmst du ja auch andere auf. Denk dir, seit vier Wochen lauf' ich schon um. Wie ein Kind um Brot, so hab ich gebeten um Arbeit. Nichts. Der hergelaufene Schelm! heißt's überall. — Thomas, du bist ein guter Mensch, hast auch die deinigen daheim . . .

Thomas. Ja ja, das ist alles recht. Aber ich hab eh Arbeitsleut genug. Man nimmt doch allemal lieber die Einheimischen, und die nit schon einmal —

Straßl. Nur heraus damit, dass du nit dran erstickst.

Thomas. Ich weiß, dass man einem eine abgesessene Straf' nit vorhalten darf. Solche Leut haben ein großes Recht. — Aber ich kann dich nit brauchen. Helf dir Gott!

Straßl (bitter). Helf dir Gott, sagen sie. Und wenn ich zu Gott bet', der weist mich wieder an die Leut. — Auf dieser schönen, reichen Welt! Arbeit ist wohl eh' das wenigste, was der arme Mensch verlangen kann. Die solltet ihr ihm nit versagen.

Thomas. Lieber Toni, das musst du mit anderen ausmachen. Mir selber kann's morgen so gehen wie heute dir. — Musst halt weiter suchen. (Die Bäume betrachtend, für sich.) Das soll schlagbar sein? Mit fünfzig Jahren stirbt der Mensch noch nit gern, und erst der Baum! Höchstens der! (Er will dem Baume nahen, hinter welchem das Gewehr lehnt. Der Straßl sucht seine Aufmerksamkeit vom Baume abzulenken.)

Personen.

Ferdinand Stamhardt, Oberförster, genannt der Kreuzjäger.
Martha, sein Weib.
Anton Straßl, genannt der Straßl-Toni.
Jessel, sein Weib.
Everl, ihr Kind, ein Mädchen von 5 Jahren.
Schorscher, ein Bauer, Gemeindevorstand.
Rath Berger, Vorsitzender des Gerichtes.
Dr. Scharf, Staatsanwalt.
Dr. Scheuerer, Vertheidiger.
Thomas, Vorarbeiter der Holzknechte.
Lodel, ein Pecher
Schwarz-Seppel, ein Ameisgräber
Waberl, eine Wurznerin
Hupfer-Hanserl, ein Hirtenjunge
Simmerl, ein Kohlenbrenner
} Waldleute.
Raderer
Greiffel
Blümlein
} Arrestanten.
Kerkermeister.
Zwei Gendarmen.
Zwei Knechte.
Altes Männlein.
Richter, Geschworene, Kinder, Volk.

Ort der Handlung: In den Alpen; erster Aufzug im Waldgebirge; zweiter und vierter Aufzug in der Kreisgerichtsstadt; dritter Aufzug auf der Straße, unweit der Kreisgerichtsstadt. — Zeit der Handlung: Gegenwart.

Erster Aufzug.

Verwilderter Hochwald. Morgendliche Dämmerung, die allmählich in helles Licht übergeht. Auf den hinter den Wipfeln sichtbaren kahlen Bergspitzen erglüht sachte die Morgensonne.

Im Vordergrunde ein vom Sturme gestürzter Baum, der, an anderen Bäumen hängend oder an seinem eigenen wildknorrigen dürren Astwerk gestützt, auf Manneshöhe quer in der Luft hängt. Vor demselben auf einem wuchtigen niedergebrochenen Aste kauert der Straßl-Toni.

Erster Auftritt.

Straßl-Toni. Ein etwa 35jähriger Mann mit interessantem Charakterkopf, mager, abgehärmt, der Anzug etwas zerfahren; zerschundene Knielederhose, zerschlissene mattgrüne Strümpfe, rauhe, mit Eisen beschlagene Bundschuhe. Rauhes bräunliches Hemd, die braune Jacke lose über eine Achsel geworfen. Über der westenlosen Brust ein alter lederner Hosenträger. Auf dem Haupte verwegen gestülpt ein verwitterter Älplerhut. Gesicht gebräunt, Blick scharf, unstet; schwarzer verwilderter Bartanflug, quer über die Stirn Haarfetzen herab. Die ganze Gestalt etwas verkommen. Er ist eben damit beschäftigt, einen Doppelstutzen alter Art mit Pulver, Kugel, Pfropfen vermittelst Ladstock zu laden. Dabei lässt er seine Augen unstet umherschweifen.

Straßl (für sich allein). Sie mögen sagen, was sie wollen. Ehevor der Mensch zugrund geht, ehevor probiert er viel. — Viel! — Noth lehrt beten und schießen. Dem dort unten (deutet gegen das Thal hin), dem mag ein Rehbock mehr wert sein als wie eine Menschenbrut, eine jämmerliche. Mir nit. — Hinein mit dem Blei! Wirst nit lang im Loch bleiben, Kugerl. So lang wie ich, schon gewiss nit. Je fester hineingestopft, desto schärfer heraus. Ist so. — Aber gscheiter will ich's jetzt angehen. Bin ja auf der Hochschul' gewesen, sechs Wochen lang. In sechs Wochen lernt der Mensch was, mein lieber Kreuzjäger! In keiner Doctorschul' so viel Juristerei wie im Kotter. — Hungern? Und das herrenlose Fleisch läuft im Wald um! Ein Lump, der nit zugreift. — So, das erste Läufel hat sein Theil. Jetzt noch das zweite. Weil wir zweispannig fahren. Nobel! mir derbarmt's, wenn's nit aufs erste gut getroffen ist. Mag's nit eine Weil' leiden sehen, das unschuldige Thier. Muss der Mensch leiden genug, einer vom anderen; was man Nächstenlieb heißt. — Gut ist's. (Mit Wohlgefallen den Kugelstutzen betrachtend.) Der sollt halt mein sein, der! Das Ausborgen taugt nit. Taugt nit. Der Hahn spielt? (Lässt ihn knacken.) Brav spielt er. — Ist doch vielleicht gscheiter, du gehörst nit mein. Ein gefährlicher Kamerad manchmal. Thut leicht verführen. Wenn's nit muss sein, lass ich's bleiben. Aus Unterhaltung Thier umbringen ist ein schlechter Spaß. Lieber holzhacken. Heißt das, wenn man eins zu hacken hat. Andere Bettelleut' betteln um Brot, unsereins um Arbeit. Ist ein Ding. Bettler ist Bettler. — Ich denk', Kamerad, jetzt sind wir's. — Die Luft wär' heut rein. Der Jäger hat sich unten bei den Holzknechten ansagen lassen, im Karwald. Na, die werden sich g'freuen! — Pst! — (Lauert gegen das Dickicht hin.) Ich glaub'! — Ich glaub' der Schützengengel treibt mir schon ein Wildbret zu. — O ha, das ist eins mit zwei Füßen. Auf das zünden wir nit. Sonntagsjäger sind wir keiner. Aber

Wann's regnt und wann's schneibt,
Wann's donnert und blitzt,
Da fürcht ich mich nit,
Wann mein Schatz bei mir sitzt.
(Jodler.)

Denn schau, seine Augen
Sein hell wie der See,
Ich bin wie im Himmel,
Wann ich mit ihm geh.
Mein Schatz ist mein alles,
Er ist halt mein Leb'n,
Kein Schönern, wie er ist,
Kann's nimmermehr geb'n.
(Jodler.)

Martha. Nau, weiter!

Ferdinand. Beim Bergansteigen singen, wie die Narren.

Martha. Tag und Nacht kunnt ich singen und juchezen!

Ferdinand. Bist aber nit gescheit!

Martha. 's ist halt gar so viel lustig auf der Welt.

Ferdinand. Und deswegen musst mit dem Geschrei die Reh verjagen?

Martha (zärtlich). Lass sie gehen, die Vieher und denk an die Leut! — Meinst nit, Ferdel, dass wir uns ein bissel zusammensetzen kunnten? Da wär' ein Platz zum Rasten. (Auf einen Baumstrunk deutend.)

Ferdinand. Meinetwegen. Kann ich mir eine anzünden. Heut sieht man ohnehin nichts mehr. (Für sich.) Mit einem Frauenzimmer in den Wald zu gehen ist schon auch das Klügste, was ein Jäger thun kann.

Martha (hängt Korb und Sense an einen Baumast, setzt sich zu ihm auf den Strunk, ihren Arm um seinen Nacken legend). Denkst denn alleweil nur an die Hirschen? Nie mehr an dein Weib?

Ferdinand (macht Anstalt zum Stopfen einer Pfeife). Wohl, wohl, Alte. Aber beim Tag hab ich halt auf mein Amt zu schauen.

Martha. So ein Herrgottsmorgen, wie heut ist!

Ferdinand. Zur Hahnenbalz, wenn man solche Morgen hätt'!

Martha (bewundernd). Und der Wald!

Ferdinand. Gelt! Und denk dir, der gnädige Herr will da schlagen lassen. Auf dem Kreuzeck, wo der beste Wildstand ist, den Wald versilbern lassen. Glaubt er, dass die Böcke stehen bleiben werden auf dem abgestockten Boden? Die werden ihm was pfeifen.

Martha (leise). Ferdinand!

Ferdinand. Hörst du was?

Martha. Fällt dir heute denn gar nichts ein, Ferdinand? Gar nichts?

Ferdinand. Ach, du meinst das Fuchseisen, das ich gestellt hab?

Martha. Heut früh beim Aufwachen, hat dich kein Engerl beim Schnurrbart gezupft?

Ferdinand. Wieso?

Martha. Der dreißigste Mai!

Ferdinand. Jessas meiner Seel. Unser Vermählungstag. Na, Alte, komm her, so einen Tag muss man doch gleich mit einem Bussel festnageln. (Gibt ihr einen herzhaften Kuss.) So ist's recht? Nachher noch eins. Schau, mein Weiberl bist, mein liebes, mein herziges!

Martha (an seine Brust geschmiegt). Hätt's nimmer vermeint, dass ich auf dieser Welt einmal so glücklich werden kunnt, als mit dir, mein Ferdinand. Schon ein Jahr vorbei und alleweil noch glückseliger.

Ferdinand. Kunnt mir's auch nit besser wünschen. — Was — ist denn das? (Wird aufmerksam auf Fußspuren, steckt die Pfeife in den Sack.)

Martha. Und das Schulmeisterdirndel einstmals, wie es sich gefürchtet hat vor dem gestrengen Förster! Denkst du noch dran, wie ich die Ziegen hab verloren? Und Angst, der Förster wird sie todtschießen! Ich, wie besessen durch den Wald, um die Ziegen, und da kommt er daher und hilft selber suchen. Denkst noch dran?

Ferdinand (in die Spuren vertieft). Nit so laut reden sollst!

Martha. Aber nachher drei Jahr lang warten auf die Oberförsterstell' und aufs Heiraten, das ist halt bitter gewesen. Gelt!

Ferdinand. Verdammt will ich sein, wenn da nit ein Wildschütz

Straßl (nach rechts hin lebhaft in die Luft deutend). Ah, da schau her! da schau her! Hast so was schon gesehen?

Thomas. Was denn? Was denn?

Straßl. Ein Vogel! Ein Adler!

Thomas (eilt nach der Richtung). Wo?

Straßl (mit dem Finger deutend). Dort über die Wipfel hin! Siehst? Siehst ihn? Jetzt — jetzt fahrt er nieder. Hast ihn gesehen? Dort in die Schlucht muss er hinab sein. Du, den sollt man fangen!

Thomas. Nichts hab ich gesehen. Schauen kunnt man aber doch gehen. Die Federn von so einem Vieh!

Straßl. Na, ich glaub's!

Thomas. Zu meiner Arbeit muss ich.

(Ab.)

Straßl (für sich allein). Den Vogel hat er nit gesehen. Und mein Gewehr hat er auch nit gesehen. Das wär' wieder a Metten worden! (Holt das Gewehr hinter dem Baume hervor.) Geh her, Büchserl. Es ist nit anders, du bist mein einziger Freund. Aber da herum ist's heut nichts. Fahren wir ab.

(Ab ins Dickicht.)

Dritter Auftritt.

Lodel (ein Pechschaber, in aschfalbem schlechtem Bauerngewand, verwildert, einen leeren Leinwandsack umgebunden, ein langes krummes Messer in der Hand, läuft aus einem Dickicht hervor. Für sich.) Jetzt nur geschwind! (Gegen die Richtung hin, die Straßl abgegangen.) Weil nur der fort ist! Der Straßl muss es gewesen sein. Der hat jetzt wieder keine Arbeit und streicht im Wald um wie ein Spitzbub. Dem trau' ich nit! Der hätt' mich verrathen. Von so Leuten geht kein ehrlicher Mensch sicher. — Der braucht auch einen Kratzer. (Schürft mit dem Messer einen Baum an.) So. — Was denn das ist, dass heuer die Lärchen nit rinnen wollen. Muss schlecht angebohrt haben im vorigen Herbst. (Er schabt Harz von einem Fichtenstamme in seinen Sack.) Die Fichten, das sein halt alleweil noch die Bravern. Kann schon eine Weil schabeln, bis ich meinen Zegger voll hab.

Vierter Auftritt.

Voriger. Der Schwarz-Seppel. Ameisgräber, in ähnlich schäbiger Gewandung wie der Lodel, aber doch verschieden an Gestalt und Farbe. Sehr roth im Gesicht, langer schwarzer Bart. Huscht mit einem großen Bündel auf dem Rücken und einer langstieligen Kraue in der Hand von der rechten Seite herbei. Pfauchend und schnaufend.

Lodel (der bei seinem Schaben den Seppel plötzlich bemerkt, erschrickt). Jess! — Aber so schrecken, wie du einen magst!

Schwarz-Seppel. Der Lodel ist's. Was thust denn du da?

Lodel. Ich? Bäum' anzapfen. Was laufst denn so?

Schwarz-Seppel. Wirst gleich selber laufen. Der Kreuzjager!

Lodel (auffahrend). Der Oberförster? Wo?

Schwarz-Seppel. Da enten über die Wiese steigt er herauf.

Lodel. Freunderl, nachher fahren wir ab. Oh, dieser verdammte Förster! Jetzt hat's geheißen, heut wär' er unten im Karwaldschlag.

Schwarz-Seppel. Nein. Heut heben sie da drüben im Kreuzwald an zum Holzschlagen. Er hat die Leut angewiesen, muss ihn aber nit gfreuen bei der Arbeit, geht lieber mit der Büchsen; wird gleich da sein.

Lodel. 's ist umsonst, man hat keine Ruh beim G'schäft.

Schwarz-Seppel. Und was ich dir für einen Haufen hätt' gefunden! Lauter Schwarz-Ameisen.

Lodel (drohend). Den Förster, wenn ich einmal derwisch! (Beide links ab.)

Fünfter Auftritt.

Man hört im Walde von rechts her aus der Ferne von einer Männer- und einer Frauenstimme ein Lied singen. Kommt näher, und endlich werden die Sänger sichtbar.

Ferdinand, ein hübscher, strammer Mann in malerischer, alpiner Jägertracht, das Gewehr über der Achsel, lässig und heiter.

Martha, jugendlich, schmuck und munter, in einfacher aber geschmackvoller Werktagsbauerntracht, das blonde Haar sorgfältig in Zöpfe geflochten und als Kranz um das Haupt gewunden. Sie trägt auf dem Rücken einen leeren Futterkorb und über der Achsel eine Grassense.

(Beide treten langsam, gleichen Schrittes, singend auf.)

Mein' Schatz seine Augen
Sein alleweil blau,
Es ist halt mein Himmel,
Wann ich eini schau.

nichts? Die Pechersleut, die Waldrauchgraber machen dem Wald wohl mehr Schaden, als etwa so ein hungriger Hasendieb.

Ferdinand (scharf gegen Martha). Geh du zu deinem Gras!

Martha (innig und schalkhaft). Ich geh schon. Behüt dich Gott, Ferdel, komm fein gut heim, und auf Mittag kriegst du heut was Gutes.

Ferdinand (lauert mit vorgebeugtem Körper gegen das Dickicht hin). Ein Bock! Waas? Hinter dem Haselbusch steckt einer? Ein Schütz!

Martha. Was hast du, Ferdinand?

Ferdinand. O du höllischer Kerl! (In gebückter Stellung. Fährt mit dem Gewehr zur Wange. Schreit.) Das Gewehr weg! Das Gewehr weg! Na, das wollen wir doch sehen, wer hier der Hausherr ist!

Martha (starr vor Schreck, haucht). Ferdinand!

Ferdinand (schussbereit, halblaut). Er zielt? Geht das mich an? Auch gut. (Schießt gegen das Buschwerk hin.) Oh, verdammt, das war schlecht. Na wart, Canaille, wir haben noch eins! (Schickt sich an zum zweiten Schuss. Hinter dem Buschwerk knallt es. Ferdinand springt mit einem kurzen dumpfen Schrei auf, taumelt, läßt das Gewehr sinken, fährt mit der Hand krampfig nach der Brust, als ob er aus derselben mit den Fingern etwas hervorwühlen wollte.) Mir scheint, der Kerl — hat mich — angeschossen.

Martha. Jesus Maria! (Sie springt ihm bei. Er sinkt zu Boden.)

Ferdinand. Gut getroffen. Höllisch gut.

Martha. Ferdinand! Ferdinand! Was ist dir? Um Gotteswillen, ist dir schlecht?

Ferdinand. Ach, ich hab genug. — Mit mir ist's aus. (Liegt hingestreckt, sein Haupt auf Marthas Schoß.)

Martha (mit gewaltsam zurückgedämpfter Aufregung). Heiliger Gott, wie das Blut aufspringt! Was thu ich denn? Was fang ich denn an, um des lieben Herrgotts Willen! — Ei schau, ei schau, es wird schon besser. Nein, Ferdinand, so schlimm nit, so schlimm wird's nit sein. Nur so viel erschreckt hat's dich. Der Schreck treibt allemal das Blut her. In den Rippen wird's stecken, das Blei. Der Bader kriegt es leicht heraus. Es wird alles wieder gut, nur ein wenig ausruhen musst dich, nachher — nachher — (Ferdinand richtet sich noch einmal empor, ballt die Faust gegen das Dickicht hin, wo geschossen worden, bricht dann zusammen. Sie starrt ihn an, die Worte bleiben ihr im Mund stecken. Plötzlich schreit sie wild auf.) Was ist denn das? — Jetzt — jetzt haben sie mir meinen Mann erschossen! (Eilt über die Bühne.) Leut! Kommt mir zu Hilf! O, wer soll mich hören im weiten Wald! (Wieder zu Ferdinand, leiser, lebhaft ihn rüttelnd.) Nein, Ferdinand, es ist nichts. Eine Ohnmacht. Sie geht bald vorüber. (Mit Moos kühlt sie seine Stirn.) Schau, das nasse Gras, das erfrischt. Das thut dir gut. — Nein, Ferdinand, sterben nit. Das musst du deiner Martha nit anthun, schau, wie ich dich lieb hab, du mein Alles! du mein Alles! (Bedeckt ihn mit Küssen. Fährt zurück.) So blass! So kalt! (Gräßlich aufschreiend.) Jesus, er ist todt! todt! (Bricht wie ohnmächtig zusammen.)

Sechster Auftritt.

Es laufen zuerst einer, allmählich mehrere Waldleute zusammen von allen Seiten: Pechschaber, Ameisgräber, Wurznerinnen, Holzknechte, Kohlenbrenner, theils mit ihren Werkzeugen versehen, Hirten, die sich in die Runde stellen, theils rückwärts auf den gestürzten Baumstamm klettern, um den Todten sehen zu können. Manch halbverkommene, verdächtige Gestalten in abenteuerlichen Anzügen, mehrere barfuß.

Alle machen die Geberde des Schreckens, hasten in nervöser Aufregung näher, flüstern zu einander, schlagen die Hände zusammen, zeigen mit den Fingern nach verschiedenen Richtungen hin, murmelnd, mit den Gesten des Mitleides hier, wilder Drohung dort; auch manches Zeichen von Befriedigung, bunt bewegte Scene.

Der Leichnam ist durch Gebüsch gedeckt, man sieht nur die Füße.

Lodel (heranstürmend). Was hat's denn? Was ist denn geschehen?

Martha (auf den Todten weisend). Erschossen!

Lodel. Wer? Wer erschossen? Der Förster? Unser lieber Förster? Unser guter Oberförster?

Schwarz-Seppel. Der Kreuzjäger erschossen? Aus ist's! Aus ist's!

gangen ist. Schau her da! Die Spur im Thau!

Martha. Muss es denn just ein Wildschütz gewesen sein?

Ferdinand. Sonst hat kein Mensch was zu thun auf dem Kreuzeck. Weg führt da keiner.

Martha. Holzleute.

Ferdinand. Der Holzknecht hat im Dickicht nichts zu suchen. Schau her da! (Zeigt die Richtung, welche Straßl gegangen.)

Martha. So kann's ja ein Hirsch gewesen sein.

Ferdinand. Weib, du magst wohl Hühner- und Ziegenspuren von einander unterscheiden, aber Thier- oder Wildschütz! Das zu bestimmen, überlass mir. Sei so gut.

Martha. Geh, wer wird denn wegen so was fuchtig werden! Wär' wohl schad' um so einen Tag.

Ferdinand (für sich). Es ist unbegreiflich!

Martha. Ferdinand, schau den schönen Wald an! Du bist der Förster und siehst vor lauter Hirschen und Böcken keinen Wald mehr.

Ferdinand. Es ist unbegreiflich, dass wir immer noch kein Gesetz haben gegen die Wildschützen.

Martha. Wir haben ja eins, wenn du sie einsperren lassen kannst.

Ferdinand. Lächerlich. Etliche Wochen im Kotter, das ist ihnen gerade recht, diesen Halunken. Da werden sie nur abgefeimt untereinander. Kommen sie nachher wieder aus, treiben sie es noch höllischer als vorher. Gehenkt müssen sie werden!

Martha (auflachend). Aber du bist schon gar! Anhängen, ja, das wohl; aber wegen ein paar Hasen oder was gleich aufhängen, das nit, das wär doch ein zu grober Spass.

Ferdinand. Oder auf sein Lebtag eingesperrt. Denn weil er's nit lasst, so ein Lump! Just wie der Straßl-Toni. Seit er gesessen, soll er's noch ärger treiben.

Martha (schalkhaft). Mein Gott, wenn der Mensch schön ausgerastet ist.

Ferdinand. Herrgott, der, wenn er mir einmal in die Hand läuft!

Martha. Wer weiß, ob er sich nit dasselbe von dir wünscht!

Ferdinand. Ich glaub's, dass er mir den Kotter nit vergisst, in den ich ihn hab stecken lassen.

Martha. Ich bitt dich, weich ihm aus!

Ferdinand. Ich? Ich ihm ausweichen?

Martha. Er soll im Wirtshaus gesagt haben, du würdest noch einmal an ihn denken.

Ferdinand. Ich ihm ausweichen? Ein Jäger dem Wilddieb? Ein Soldat dem Feind? Der Jäger, musst du wissen, ist immer in Feindesland. Da gibt's keinen Waffenstillstand und keinen Friedensschluss. Ich dem Straßl ausweichen?!

Martha. Er soll ein wilder Mensch sein. Niemand mag ihn. So einem ist alles zuzutrauen. Vergessen wird er dir's sein Lebtag nit. Schon für den guten Menschen ist Verzeihen das allerschwerste, und erst für so einen.

Ferdinand. Ich brauch sein Verzeihen nit.

Martha. Meine Mutter hat oft gesagt, wenn der Mensch wo einen großen Feind hat, so soll er hingehen und ihm was Gutes thun. Dann geschieht ein Wunder, und der größte Feind wird oft zum größten Freund. Der Straßl, hör ich, soll Arbeit suchen. Gib ihm eine.

Ferdinand. Diesem Lumpen Arbeit geben? Weib, geh du jetzt auf deine Wiese. Ich hab meinen eigenen Weg.

Martha (indem sie ihr Werkzeug auffasst, für sich). Mit der Büchsen und nur mit der Büchsen! Vor lauter Passion zum Umbringen vergisst er aufs Leben. (Sieht den durch den Pechschaber verletzten Baum.) Ferdinand, warum sagst denn da

Schwarz=Seppel. Schau, der Straßl ist auch da. Bist nahend gewest, Holzknecht.

Straßl. Weil ih grad auf dem Weg zum Holzschlag bin. Auf so ein Geschrei muss man doch schaun gehen, was geschehen ist. Derschossen soll einer sein? Um Gotteswillen, wo denn? Wer denn?

Schwarz=Seppel (hämisch). Wird dir eh bekannt gewesen sein. Ein guter Freund zu dir. Im Winter ist's kalt. Magst wohl beten für ihn, dass er dir ein warmes Quartier hat verschafft.

Straßl. Von wem redst? Doch nit vom Kreuzjäger?

Schwarz=Seppel. Gelt! Na ich glaub's, so was vergisst der Mensch nit.

Straßl (etwas gedämpft). Ich trag ihm nichts nach. Hat's ja thun müssen. Ist seine Schuldigkeit gewesen, hat dafür sein Brot. Eh ein harter Dienst, ein Jägerdienst. — Wenn der arme Kerl wildert, so hat er recht, und wenn ihn der Jäger einsperren lasst, so hat er auch recht. So muss man sich denken. Ich hab meine Sach abgesessen, und meinetwegen soll er nichts zu leiden haben. Rachgierig bin ich mein Lebtag nit gewesen. — Ist schon wer um den Arzt?

Waberl. Braucht keinen, ist todt.

Simmerl (zum Hanserl). Was sagt sie?

Hanserl. Arzt braucht er keinen mehr, weil er eh schon todt ist.

Straßl. Und was steht ihr denn da? Um und um hinaus, Leut, den Mörder suchen, ist gescheiter!

Lodel (vom Baumstamm her mit scharfer, schneidender Stimme). Geh, geh, Straßl, mach keine Gschichten. Leicht hätten wir nit weit suchen.

Straßl (zuckt merklich zusammen). Wie sagst?

Lodel. Leicht bist du's selber!

Straßl. Pecher! Du Pecher! Was hast du jetzt gesagt? Muss dich nit gut verstanden haben, sag's noch einmal.

Lodel. Vielleicht hast du selber geschossen!

Straßl. Ah, so meinst. Geschossen. Natürlich, geschossen hab ich schon oft.

Lodel. Auf den Jäger.

Straßl (stellt sich verblüfft, dann zu den Umstehenden). Habt ihr's gehört? — Habt ihr's gehört?

Mehrere. Nau, nau, nau! Aufbegehren ah noch!

Straßl. Ihr seid meine Zeugen, wenn ich ihn klagen geh. Das ist kein Spass. Wer so was sagt, der muss es beweisen, sonst kommt er ins Loch, und leicht a bissel tiefer hinein als wie der arme Teufel, der hungershalber einmal einen Hirschen will schießen. Ja, mein lieber Lodel, mit so viel Reden wirft einer nit herum, sie kosten zu viel! Wirst es schon sehen. — Ihr habt es gehört, ihr seid meine Zeugen.

(Die Umstehenden weichen murrend von ihm zurück.)

Schwarz=Seppel. Ja, ja, wir werden schon Zeugen sein, dass wir dich zu dieser Stund heroben am Kreuzeck haben gesehen.

Straßl. Was soll das heißen?

Schwarz=Seppel. Ah nix, gar nix, als dass du halt heroben bist gewesen.

Straßl (aufgebracht). Dass ich heroben bin! Und ihr? Seid nicht auch ihr heroben? — Stund er jetzt da, der Oberförster, wie er da liegt, ihr wäret nit zu sehen da heroben, das weiß ich. So gut wie mir das Wildern, hat er euch das Ameisgraben und Pechschaben und Wurzelstechen verboten. Wenn er auch nit so streng ist gewesen gegen die Waldverderber als gegen die Schützen, wo er ein erlegtes Reh am liebsten mit der ewigen Verdammnis bestraft hätt' — verkrochen habt ihr euch doch vor ihm, verkrochen wie die Füchse und Marder in ihre Höhlen. — Jetzt, weil er daliegt starr und kalt, jetzt flattert ihr hervor wie das Unzücht aus allen Löchern und heuchelt Mitleid, die-

Hupfer-Hanserl (ein Hirtenjunge, barfuß, läuft über die Bühne, wieder zurück und neu Ankommenden entgegen.) Da geht's her! Da geht's her! Da hat sich ein Jager derschossen!

Schwarz-Seppel. Nit er sich selber, du Dodel. Ein Raubersmensch. Ein Mordkerl . . .

Hanserl (immer umherlaufend). Da geht's her! Ein Jager! Ein Mordkerl!

Waberl (alte Wurznerin). Unser' liebe Frau und alle Heiligen! Das möcht ich nit derleben, dass der Herr Förster — O ihr vierzig Märtyrer, steht uns bei! (Drängt sich zu Martha vor, rüttelt sie an der Achsel.) Frau Försterin! Ja, was ist denn das? Aber so schlecht hausen! Ja, wer hat denn das gethan?

Martha. O mein Herrgott, wer kann's sagen! (Macht immer noch Versuche, den Todten zu beleben.)

Simmerl (Kohlenbrenner, theilweise geschwärzt, ist schwerhörig, fragt den Hanserl). Was sagt sie? Wer hat's gethan?

Hanserl. Vom Herrgott ist die Red'.

Simmerl (schlägt die Hände zusammen). Wer hätt' sich das denkt!

Waberl. Aber was stellen wir denn an! Wenn ich nur mein Kräutertrankel bei mir hätt'! Habt's ihm schon Ader gelassen?

Lodel. Ein bissel zu viel!

Hanserl (hinter die Coulissen rechts weisend). Jessas, Jessas, dort! dort schaut's hin!

Schwarz-Seppel. Was hat er denn, der Halterbub!

Hanserl. Da enten! Da enten lauft er! Da enten lauft er abi!

Mehrere. Wer?

Hanserl. Der Raubmörder. Der Mordbrenner! Fangt's ihn, fangt's ihn!

Schwarz-Seppel. Wahrlich ja, dort rennt einer.

(Aufruhr.)

Waberl. Aber Leut, das ist ja keiner. Das ist ein Holzknecht.

Schwarz-Seppel. Jetzt springt er durchs Gstauder. Durch ist er, Lump, gesehen hab ich dich doch!

Lodel. Hast ihn gesehen, wer ist's gewesen?

Schwarz-Seppel (vortretend, wichtig thuend, leise). Ich hab ihn gesehen. Nur einen Huscher hab ich ihn gesehen, aber groß werd ich mich nit irren. Wenn ich jetzt reden wollt!

Lodel. Bessere Aussicht will ich haben. (Klettert rückwärts auf den dürren, gestürzten Baumstamm, der noch theilweise in der Luft hängt. Mehrere ihm nach, so dass sich amphitheatralisch eine Gruppe aufbaut hinter dem Leichnam, an welchem Martha kniet und sich dem vollen Schmerze hingibt.)

Simmerl (zum Hanserl). Warum thun's denn alle dort auffi?

Hanserl. So viel fürchten thun sie sich.

Lodel (vom Stamm aus). Leut gibt's da, wie bei der Kirchweih.

Waberl. Wo sie denn herkommen, die Leut!

Schwarz-Seppel. Den Schrei hat man weitum gehört, mein du! Bis zum Holzschlag. Und in der Noth halten wir zsamm! Halten all zsamm!

Waberl. Ich kenn mich gar nit aus, vor lauter Schrocken! Der gute, arme Förster! Wir haben viel verloren, Leut, wir kriegen keinen bessern mehr!

Schwarz-Seppel (flüsternd). Leicht erlaubt der neue das Ameiseln!

Waberl. Und das Wurzelstechen! (Laut.) Ist nur ein Glück, dass er nit noch eine Weil hat leiden müssen.

Simmerl (zum Hanserl). Was sagt sie?

Hanserl. Ist ein Glück, dass er ihn so gut troffen hat.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Straßl (langsam herankommend, innerlich erregt).

Straßl (für sich). O Gott, dass das hat müssen sein! — Und haben mich schon gesehen. Jetzt heißt's gescheit sein. — (Laut.) Was habt's denn da?

Waberl. Geh nur her. Da ist grad einer derschossen worden.

Straßl. Ist's wahr? Ist's richtig wahr?

Greiffel. Du ausbrechen! Dazu bist du viel zu faul.

Kaderer. Bruderherz, du hast recht. Die Faulheit ist mein Schutzengel. Ich sage dir, der schreckbarste Mordbrenner wäre ich, aber halt zu commod dazu. Vor lauter Faulheit bin ich ein guter Mensch.

Greiffel. Der bei der Nacht die Leut ausraubt.

Kaderer. Narr, weil ich beim Tag schlafen will.

Greiffel. Sag mir einmal, Kaderer, wo hast denn du die Kurasch hergenommen das erstemal?

Kaderer (geht hinkend hinüber zu Greiffel, kauert sich an dessen Bettecke). Herz, es ist ein reiner Zufall. Eine wahre Schand, sag ich dir, was ich jahrelang für ein ehrlicher Kerl bin gewest. Zum Verhungern, so ehrlich. Auf einmal bricht's durch, das Talent.

Greiffel. Hei, das musst mir erzählen!

Kaderer. Was wirst machen, wenn du bei der Nacht durch ein Stadtgassel gehst, streift eine Creatur an dich, und wie du nachschaust, hast deine Uhr nit im Sack!

Greiffel (verwundert). Du bist bestohlen worden?

Kaderer. Hat nit einmal mir gehört. Ausgeliehen zum Windmachen. Halloh, die Uhr! schrei ich und lauf dem Kerl nach. Er rennt, was er kann, aber bei der Brücke hol ich ihn ein, pack ihn beim Kragen: Die Uhr her! — Er die Uhr aus dem Sack, mir sie her und davon.

Greiffel. Prächtig!

Kaderer. Und denk dir, Greiffel, wie ich auf meine Kammer komm, liegt meine Uhr dort uneingesteckterweise auf dem Tisch. Ha, ha, und raub dir auf solche Art einem harmlosen Kind Gottes zur nachtschlafenden Stund die Uhr weg! (Geht auf seinen Platz zurück.)

Greiffel. O du verdammter Kerl!

Kaderer. Kannst dir den Respect denken vor mir selber! Nit im Traum wär's mir eingefallen, dass das Leutausrauben so leicht ist.

Greiffel. Lugen thust! Das Geschichtel, in der Zeitung, hast es gelesen.

Kaderer (unbeirrt). Richtig. Am nächsten Tag steht's schon in der Zeitung, dass bei der Nacht ein baumfester Mann einen armen Geigenlehrer verfolgt und ihm die Uhr weggenommen hätte.

Greiffel. Natürlich hast sie ihm zurückgeschickt.

Kaderer (mit Entrüstung). Zurückgeschickt? Schaf, dummes. Verneppt hab ich's.[1] Der Geigenlehrer kann sich wieder eine zusammengeigen. Wie aber soll ein Dieb leben, wenn er nit stiehlt? Und dass der Herr Edelbert Kaderer ein geborener Dieb ist, hat sich doch dazumal gewiesen. Hab ich mir gedacht: Schau, ans Schicksal muss der Mensch glauben — so schlecht, musst wissen, bin ich nie gewest, dass ich an nichts geglaubt hätt'. Sag ich mir: Wenn dich das Schicksal schon mit der Nasen draufstoßt zum Stehlen — gut, so stiehl! (Mit Selbstbewusstsein). Und hab mein Wort gehalten.

Greiffel (zu Kaderer hinübergehend). Bei mir ist es umgekehrt. Ich bring's mit dem besten Willen nit zu einem ordentlichen Spitzbuben, und wenn ich einmal was stehlen will, accurat stehl ich mir's selber und schenk's einem anderen.

Kaderer. O Heiligthum in Menschengestalt!

Greiffel. Wie dazumal in der Herberg. Will dem Schlafkameraden bei der Nacht die Hosen aussuchen und seinen Geldbeutel in die meine prakticieren. Spielt der Teufel nit so, dass ich im Finstern das Ledertaschel aus meiner Hosen in die seinige steck'? — Und bin doch Kaule gangen.[2] Du höllische Wildsau!

Kaderer (leiser). Anständig reden, junger Mann! (Deutet gegen Blümlein im

---

[1] Gaunerausdruck für: veräußert.

[2] Gaunerausdruck für: bin doch eingesperrt worden.

weilen ihr aufschreien möchtet vor Lust und Gier, dass er dahin ist. — Damit ihr weiß ausschauen solltet, macht ihr einen andern schwarz und möchtet, wenn's möglich wär', Unsereinen noch schlechter machen, als ihr selber seid — Lumpenpack!

Lodel. Versteht ihr dem seine Beweisführung? Ich nit.

Schwarz-Seppel (schreit dem Straßl ins Ohr). Die Diebssprache verstehen wir nit.

Straßl. Wem hab ich was gestohlen?

Schwarz-Seppel (ironisch). Gestohlen! Gott bewahr. Der Kreuzjäger hat dir den Hirschen hübsch zutreiben lassen und eine Bittschrift an dich: Lieber Anton Straßl! Erweis mir die Ehr und brenn ihn nieder, zum Geschenk als bsunderes Zeichen meiner Freundschaft! (Gelächter.) — Ist gesessen wegen des Diebstahls — und jetzt leugnet's der Erzlump!

Straßl. Meine lieben Leut! Wenn jetzt alle Wildschützen eingesperrt wären, so stund auf diesem Platz niemand als die paar Weiber. Kein Bauernhaus und keine Hütten in der ganzen Gegend, wo die Büttel nit ein versteckte Gewehr kunnten finden. Und kein Jäger auf der Welt, der nit einmal ein heimlicher Lehrbub ist gewesen. Den meisten Schützen macht das Umbringen Freud, und wenn sie einmal einen erwischen, der schießt, um leben zu können — Jesus Maria, da ist ihnen für seine Straf das höllische Feuer zu kühl und die Ewigkeit zu kurz.

Simmerl (zum Hanserl). Was sagter?

Hanserl. Die Ewigkeit ist zu kurz.

Straßl (fährt fort). Dass wenigstens wir armen Leut thäten zusammenhalten. Aber die sind die Schlechtesten; sind aufeinander wie Hund und Katzen, verschergen einander, zerbeißen einander, möcht aus Wohldienerei einer den anderen wegen eines Hasen zutodt verhetzen und verleumden — diese Bestien, die vermaledeiten!

Lodel. Was gehen uns jetzt die Wildschützen an! Wer den Jäger hat auf die Decken gelegt, wollen wir wissen.

Straßl. Weiß ich's!

Lodel. Aschen über dein Haupt, Straßl-Toni! Und jetzt fort mit dir! Wir wollen dich nicht sehen. Geh deines Weges!

Straßl (wild erregt). Den geh ich auch. Und weißt du wohin? Den kürzesten Weg zum Gericht. Beim Gericht sehen wir uns, Pechschaber, du kommst mir bald nach. Das will ich sehen, ob einer keinen Richter findet gegen Ehrabschneider. Auf der Stell — ich geh zum Gericht.

(Rasch ab. Sie schreien durcheinander und dem Straßl höhnend nach.)

Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Arreststube mit mehreren Strohpritschen, auf welchen Arrestanten herumliegen und kauern. Dunkel gehalten. Eine Nachtampel.

Etwas im Hintergrund gegen die Mitte liegt der Straßl-Toni in seinem Holzknechtgewande. Sehr verstört und unruhig schlummernd. Nebenhin Blümlein in schwarzem Anzuge.

Im Vordergrunde, rechts und links der Bühne, die Arrestanten Kaderer und Greiffel in Zwilchkleidern.

Erster Auftritt.

Kaderer (ein älterer Patron, aufgedunsen, mit gelbem, schielendem Spitzbubengesicht, kurzgeschnittenem rothen Haar, bartlos. Sich den Schlaf aus den Augen reibend und den Körper streckend). Ah, das war ein Schlaferl! Der Kaiser hat zu seinem Namenstag kein besseres. Und geträumt wie der Sultan. Pickfein! Es geht nichts über ein sorgloses Leben.

Greiffel (auf der entgegengesetzten Seite, dumm verschmitztes Gesicht, niedere Stirn, vorstehende Kinnbacken). Sorglos wär's, aber Leben ist's keins.

Kaderer. Bruder, du bist immer unzufrieden. Das Schlafen musst fürs Leben rechnen. Im Schlaf finde ich blutwenig Unterschied zwischen dem Diebskerl Kaderer und dem Rothschild; nur dass der Rothschild sich vor dem Einbrechen fürchtet und der Kaderer das Ausbrechen hofft.

schon verdorben — von denen da draußen. Grundschlecht wär' ich worden.

Blümlein. Grundschlecht wäre nicht das Schlimmste; besser werden kann man. Aber blitzdumm sein — da ist nicht zu helfen.

(Man hört Straßl schwer seufzen.)

Kaderer. Schau, der Holzknecht hat auch süße Träume.

Greiffel. Ja, von der Schlinge.

Kaderer. Ist selber schuld. Warum springt er hinein!

Greiffel. Wenn's einer halt gar zu pfiffig machen will.

Kaderer. Ha, ha, ich seh ihn noch, wie er in den Saal stürzt und unser Verhör unterbricht. — Geh, Greiffel, mach den Richter, zeigen wir's unserem neuen Freunde, wie es war.

(Die folgende Scene muss sich scharf vom übrigen Spiel abheben.)

Greiffel. Gut ist's. Ich ziehe den Richtermantel an. (Hüllt die braune Bettdecke über sich, gibt sich eine würdevolle Haltung.) Jetzt Achtung vor mir. Also, Kaderer und Greiffel, ihr zwei Erzlumpen, was habt ihr wieder angestellt? — Wer stürzt zur Thür herein? Wer unterbricht die Verhandlung?

Kaderer (stellt sich, als wäre er der Straßl, stürzt wie rasend auf den Richter zu, vor denselben auf die Knie). Herr Richter! Herr Richter!

Greiffel (als Richter). Hinaus! Diener, was haben Sie da für einen Tollhäusler hereingelassen?

Kaderer (als Straßl). Ich bin kein Tollhäusler. Ich bitt um Schutz, Herr Richter, ich bitt, sie verfolgen mich, sie verleumden mich!

Greiffel (als Richter). Wer sind Sie denn?

Kaderer (als Straßl). Ich bin der Anton Straßl, den Straßl-Toni heißen sie mich und sagen, ich hätt' den Kreuzjäger derschossen. Ist nämlich heut — auf dem Kreuzeck droben — der Jäger derschossen worden, der Oberförster Ferdinand, und da sagen sie, ich hätt's gethan.

Greiffel (als Richter). Wer sagt es denn?

Kaderer (als Straßl). Der Pecher Lodel hat's gesagt, und der Schwarz-Seppel, und die anderen auch, und ich geh nimmer sicher, und ich bitt, dass sie gestraft werden!

Greiffel (als Richter). Anton Straßl, sind Sie nicht vor einiger Zeit im Arrest gesessen?

Kaderer (als Straßl). Ich bitt, von wegen einer Wilderei. Trag aber keinem Menschen nichts nach.

Greiffel (als Richter). Sie wollen vom Gericht Schutz haben?

Kaderer (als Straßl). Ich bitt tausendmal!

Greiffel (als Richter). Die gerichtliche Untersuchung wird alles aufklären und Sie hoffentlich rechtfertigen. Allein, wie sollen wir Sie einstweilen schützen vor Ihren Gegnern?

Kaderer (als Straßl, lebhaft). Einsperren lassen!

Greiffel (als Richter). Die vielen Leute einsperren? Da wird's vielleicht besser sein, dass wir Sie hinaussperren. — Gerichtsdiener, führen Sie diesen Mann in die Zelle Nummer sieben, die hat ein festes Schloss, (zu Straßl) da sind Sie geschützt.

(Beide brechen in ein Gelächter aus und hüpfen auf ihre Pritschen.)

Kaderer (gegen Blümlein). Und so, Freund, ist der Herr, der dort die seligen Seufzer macht, in die Schlinge gegangen. Dem sein Gesicht, wie ihn nachher der Standarm in den Kotter hat geführt!

Straßl (hebt sich etwas von seinem Lager empor, seufzt). Ach Gott!

Kaderer. Bist schon wach, Straßl? Guten Morgen! Haben gerade von dir gesprochen.

Straßl. Spottet nur zu. Ihr wisst es nicht. Mir ist schreckbar weh.

Kaderer (mit höhnischer Theilnahme). Warum? Du hast ja heut, so viel ich weiß, deinen fürnehmen Tag. Wie die Leut zusammenlaufen werden, deine Freunde und Bekannten, und die hohen Herren sich mit dir unterhalten — stundenlang. Fein! Und

Hintergrund). Wir haben über Nacht vornehme Zimmergesellschaft bekommen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Arrestant Blümlein. Schlanke Gestalt in sorgfältig gehaltenem, aber fadenscheinigem, schwarzem Anzug, mit blassem Gesicht, schwarzem Schnurrbärtchen. Sitzt auf dem Strohbund, sein Haupt auf den Ellbogen gestützt. Nun steht er auf, geht gegen die beiden anderen hin.

Blümlein. Genieren Sie sich nicht, Freunde, und seien Sie munter. Wenn ich geköpft werde, können Sie zuschauen. Gratis.

Kaderer. Geköpft?! Sakerment, der gibt's nobel!

Greiffel (geht auf seinen Platz zurück). Na, der muss was Ordentliches angestellt haben. Hat gewiss wo Speck gestohlen, dass er eingesperrt ist worden.

Blümlein (mit Empörung). Stehlen?! Gaunerseele!

Greiffel. Unser neuer Freund ist noch in Vorurtheilen befangen.

Kaderer. Welch eine Heldenthat, wenn man fragen darf, edler Fremdling, dass sie dich so sehr wollen verkürzen? Gar um den Kopf. Warum denn?

Blümlein. Nichts weiter, als dass er ihnen unbequem ist.

Greiffel. Na, dann freilich: Schwips, herab mit ihm!

Kaderer. Aber glorreicher Zeitgenosse, zahlst du denn keine Kopfsteuer? Ja? Nun also, dann kann dir nichts geschehen.

Blümlein (mit der Geste des Kopfabschneidens). Herab mit ihm!

Kaderer. Etwas musst du aber doch Schönes vollbracht haben!

Blümlein. Bei unsereinem machen sie es klüger als bei anderen. Andere werden erst eingesperrt, wenn sie was angestellt haben; mich schon vorher — und das ist sehr gescheit!

Kaderer. So hast du gewiss etwas Feines im Sinn gehabt.

Blümlein. Eine Kleinigkeit. Ich wollte bloß die Welt in die Luft sprengen.

Greiffel. Bum, das müsst a Kracher sein!

Blümlein (unwirsch). Nur zu, mit Ihren dummen Spässen. Sie sind ganz gemeine Spitzbuben!

Kaderer (gemüthlich). Bruder, nit so ungemüthlich! Geh her! Sei'n wir du und du miteinand! Weißt, musst wissen: im Himmel und im Arrest sind wir alle gleich.

Blümlein. Diebereien und Mordbrennereien, wie ihr sie treibt! Kindisch. Das muss groß angepackt werden. Die gegenwärtige Welteinrichtung! Für euch alle ist gedeckt an der Tafel des Lebens. Greift zu! Greift zu!

Greiffel. Wenn sie einem keinen Löffel geben!

Kaderer. Zu was hast denn deine langen Finger?

Blümlein (scharf heraussprudelnd). Dort der reiche Prasser, hier der arme geschundene Teufel. Gefällt euch das? Nicht? Nun also empor! empor! empor! Reißt vom Himmel euer Recht und stürzet das Bestehende!

Greiffel. Ah so, von der Gattung bist!

Kaderer. Bruderherz! Wenn ich mich erst gewaschen hab, kriegst von mir einen Kuss. Aber höllisch schade, dass sie dich vor dem großen Bumperer haben ins Loch gesteckt.

Blümlein. Sind schon noch andere draußen. Wir sind ein vielköpfiges Thier. Jeder Kopf wächst zehnfach wieder nach.

Greiffel. O du Rabenvieh!

Blümlein (besinnt sich). Kameraden, eure Einfalt ist rührend. Ich reiche euch die Hand, seien wir auf du und du miteinander. Noch lieber halt ich's mit den Bewohnern dieses Hauses als mit denen, die da draußen auf der Heeresstraße gehen. Schlemmer, heimliche Betrüger, Verführer, Ehrabschneider, Schurken. Keinem kann was nachgewiesen werden. Lauter brave Leute!

Greiffel (sich die Hände reibend). Das ist schon eine Passion, wie der die Leut verschandiert! Hat aber recht! Wenn ich nit das Glück hab und so viel eingesperrt bin, so wär' ich längst

Kaderer. Kannst dich auch taubstumm stellen bei der Verhandlung, oder wahnsinnig, wenn alle Strick reißen.

Greiffel. Narr, wenn alle Strick reißen, das wär' ja eh gut!

Kaderer. Und vor den Richtern, wenn du stehst, nur hübsch den Kopf in die Höh und fest ins Aug schauen, den Herren, recht treuherzig ins Aug schauen — so! (Macht ein einfältiges Gesicht.) Nur immer einen offenen Blick. Auch nicht vergessen, vor dem Richtertisch schön die Knie beugen! Sehr wichtig! Auch vor dem Crucifix. Nur immer fromm und gottesfürchtig, mein Sohn! (Vertraulich.) Weißt du, wie ich's gemacht hab, als ich noch Vorbeter in Karleiten bin gewest? — Schlag ich auf dem Dorfplatz bei der Nacht einen reichen, halbbesoffenen Viehhändler nieder. Die Leut rennen zusamm', ich natürlich auch darunter und hilf tapfer jammern. Ist aber noch nicht ganz todt. Reden kann er nicht mehr, aber deuten — und deutet allerweil auf mich. Ich schon Angst, er kunnt noch einmal zu Wort kommen. Aha, sag ich schnell: Beten! Beten, meint er, soll ich, und heb geschwind einen schreienden Rosenkranz an, bis er todt ist. — Darum sag ich, das Gebet hat schon manchem geholfen!

Straßl (sich unwillig wegwendend). Unter solchen Leuten sein müssen! Wie weit ist es mit mir gekommen!

Kaderer (in der Absicht, ihn aufzuheitern). Willst aber lieber singen, als wie beten — ist auch gut. Bist ja ein fescher Wildschütz, hör ich. — Süßes Bruderherz Greiffel, komm, hilf mir, wir singen unserem christlichen Mitbruder zu Hilf und Trost das Wildschützenlied.

Greiffel. Gut ist's, das soll er haben.

(Singen.)

I.

Schön ist das Wildschützleben,
Ein Jäger auf der Jagd;
Kann er sein Stutzerl heben,
Hat er sein Glück scho g'macht.
Hat er recht scharfe Augen,
A recht a fein's Gehör,
Das thuat dem Wildschütz taugen,
Was will der Bursch noch mehr?
Gamserl jag'n, thua'n d'Leut' sag'n,
Das wär' nit schlecht,
Aber fein muaß ma sein,
Nachher ist's recht.

(Jodler.)

II.

Schleicht sich die Sonne unter,
Und sagt recht gute Nacht,
So wird der Wildschütz munter,
Sein Stern am Himmel wacht.
Ob's regnet oder schneiet,
Ob's donnert oder blitzt,
Er denkt in seinen Träumen,
Dass ihn der Ob're schützt.
Gamserl jag'n, u. s. w.

(Jodler.)

Straßl (der sich während des Singens abgewendet hat). Ich bitt euch, hört auf, mag nichts hören davon. Verflucht und vermaledeit sei das ganze Wildschützleben! So schöne Lieder haben sie drauf gemacht, zum Leutlocken, und heißt's alleweil, für die Armen hätt' der Herrgott das Wild erschaffen — der Teufel soll's holen, alles miteinander! Was das Wild schon für Unheil hat angerichtet auf der Welt! Nichts ist mir gefährlich worden. Bin vorbeigangen an offenen Truhen, hab Brot liegen sehen drinnen, Geld — und nit einmal kommt mir der Gedanken: nimm's! — Aber wie ich im Wald das erste Reh hab gesehen, da hat's gezuckt in den Fingern, als sollt ich losdrücken am Hahn, und hab doch mein Lebtag noch kein Schießgewehr in der Hand gehabt. Und ist oft auch gleich die teuflische Gier dabei, man kann sich nit mehr helfen, denkt an nichts mehr, schleicht und schießt und stiehlt und geht zugrund. Ich sag euch's: vor Zeiten der Bär und der Löw und der Tiger sind nit so gefährlich gewesen für die armen Leut, als wie heut der Has und das Reh und der Hirsch.

Blümlein. Lappalien! Wegen ein bisschen Wildern!

eine Ehrenwacht vor der Thür. Pickfein!

Straßl (halb für sich). Mir geht nichts Gutes zu Sinn.

Kaderer. Na versteht sich! — Nur fest bleiben, Holzknecht. Nur recht leugnen, wenn du einen ehrlichen Rath annimmst. So lang der Mensch leugnet, wird er nit gehenkt. Allemal. Eine ehrwürdige Spitzbubenregel! Sollt' sie jeder Arrestant in sein Gebetbuch schreiben. Glaub es mir.

Straßl. Mein Gott, leugnen! Hab ich's denn gethan?

Kaderer (schelmisch). Das wirst schon selber wissen.

Straßl. Und eine Menge Zeugen sollen geladen sein.

Kaderer. Sei froh. Je mehr, desto besser. Je mehr Vögel, desto weiter fliegen sie auseinander. Sind sie nit einstimmig, so hast gewonnen.

Straßl. Sind ja alle zusammengeredet. Auf einen armen, verachteten Menschen geht ja alles los. Auf mich schon gar wie die Teufel! Hätt' ich mich lieber selber derschossen!

Greiffel. Geh! Solche Gedanken! Selbstmord ist eine Todsünd!

Kaderer. Und eine ordentliche!

Straßl. Es wär' das allerbeste.

Kaderer. Und wenn sie dich überweisen — was liegt dran! Nothwehr, sagst! Mit Nothwehr macht man auch manchmal viel.

Greiffel. Das ist gewiss! Mein Fall. Ein schöner Fall. — Im Stöckelhof zu Lahndorf, da bin ich beim Dachfenster hineingestiegen. Bin nämlich Schränker. Ganz schlicht und harmlos steig ich ein. Die Schränke will ich räumen und weiter niemand stören, denn es schlaft alles. Nichts ungesünder, als wie die Leut so plötzlich aus dem Schlaf wecken! Steht euch auf einmal so ein Lackel da mit der Hacke, und wenn ich ihm nit noch zuvorkomm' mit dem Stoßeisen, so schlagt er mich nieder — maustodt! — Zum Glück bin ich geschwinder gewesen als er. Was kann man machen? Nothwehr! — Ich kann wegen Einbruch und Diebstahl verurtheilt werden, das kann ich. Aber wegen Mords nie — nie. Nothwehr ist erlaubt.

Blümlein. Verzeihen, ich glaube diesmal werden Sie mit ihrer Nothwehr aufsitzen. Das Gesetz dürfte es ein bisschen anders meinen.

Greiffel (mit Verachtung). So, Sie wollen mir das Gesetz erklären! Sie, der kaum erst ein paar Stunden im Kerker sitzt. (Auf seine Brust pochend.) Wissen Sie, wie oft wir schon gesessen sind? Neunmal! Jetzt das zehntemal.

Kaderer (lacht dazwischen). Jubiläumssitzen!

Greiffel (fährt fort). Sie ungebetener Herlaufer oder Rossdieb, was Sie sind! Haben zwar einen schwarzen Rock an, heißen vielleicht Magister, heißen Doctor gar, wie der Schekschbir in seinen Räubern so schön sagt; aber mir, der eine Bildung hat genossen und sein Lebtag nur mit Richtern, Geschworenen, Staatsanwälten und Vertheidigern verkehrt hat — mir das Gesetz erklären! Sie nit, Sie. Gun Morgen!

Kaderer. Kinder, nur keinen Streit! Wir müssen verträglich sein untereinand, wir sind eine geschlossene Gesellschaft. — (Dem Straßl die Hand auf die Achsel legend.) Und thu nit so verzagt, Kamerad! Der Gerichtssaal ist inwendig nit so schlimm, wie er auswendig ausschaut. — Sag, Bruderherz, hast du dich schon mit deinem Vertheidiger besprochen? Der wird dir's auch sagen. Was hast denn für einen?

Straßl. Vertheidiger? Den Doctor Scheuerer haben's mir genannt.

Kaderer und Greiffel. O je!

Straßl. Wird mir eh nix nutzen.

Kaderer. Hast heut ka Schneid, so mach dich krank, wird's verschoben.

Straßl (für sich und stark markiert). Lieber zur Einzelhaft verurtheilt, als da noch länger!

— (Knirschend.) Aber nein! In der Unschuld hab ich vergeblich gewinselt unter ihren Fäusten, jetzt steht's anders. Ins Gesicht schreien möcht ich diesem heuchlerischen, feigen, schurkischen Gezücht: Nit ihm allein, euch allen wäre das Blei vermeint gewesen. (Gegen Kaderer und Greiffel mit schwerem Nachdruck.) Spitzbuben, am End habt ihr recht! — Na, na, hüte mich vor solchen Gedanken! Nur nit ganz weich' von mir, o großer Gott!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kerkermeister. Sperrt von außen rasselnd die Pforte auf, innerhalb wieder ab. Martialisches Aussehen, spricht ungarisch-deutsch. Trägt eine weiße Schale und ein Stück Brot unbehilflich vor sich her. Tritt gravitätisch mitten auf die Bühne, bleibt dort stehen, schaut strenge um sich. Kaderer und Greiffel geben sich eine ordnungsmäßige Position, verspotten aber gelegentlich den Kerkermeister hinter seinem Rücken.

Kerkermeister. Wer hot räsonniert?! Hob gehört räsonnieren. Do hier wird nix räsonniert. Wem's nit recht is, sul kuschen. Kerl, wos mir noch einmol thut räsonniren, loss ich krump schließen, dass Seel beim Ellbogen raus fohrt, verstonden! (Gegen den Straßl.) Do hoben Se Ihner Fruhstuck! (Stellt Schale und Brot auf Straßls Bett.) Mochen's schnell. Stondar wird bold do sein.

Greiffel (auf das Frühstück hinlugend). Das lass ich mir gefallen! Kaffee kriegt er heut, der Herr Holzknecht.

Kaderer. Die Henkersuppe.

Blümlein. Kein gesundes Essen.

Greiffel (zum Kerkermeister). Eine geistige Nahrung, Herr Profoß, eine geistige Nahrung hätten Sie ihm bringen sollen, dem armen Teufel. Für den armen Sünder ist Schnaps allemal gesünder. Ein altes Sprichwort. Bei so einem Fest muss der Mensch illuminiren, sonst ist's zu tumper. Und ich — (für sich) wenn ich nur den Kaffee kunnt haben!

Kerkermeister (zu Straßl, der halb gebrochen vor seiner Schale kauert, ohne zu essen). Mochen's, mochen's! Zwei Trumm Zucker hob ich 'nein gschmissen.

Straßl (traurig). Dank, dank.

Kerkermeister. Oh, für wos denn? Ich zohl jo nix.

Kaderer. Der Ungar zahlt nichts, merk dir das.

Straßl (verdeckt sein Gesicht und beugt sich tief nach vorne). Mein Weib, meine armen Kinder!

Kaderer. Nur meinem guten Rath folgen, Holzknecht. Und solltest schon picken bleiben, so verleg dich aufs Schlafen. Ist das letzte Mittel, aber auch das beste. Das Schlafen können's dir nit nehmen und im Schlafen bist Freiherr!

Straßl (für sich). Wenn sie da ist — die Förstersfrau!

Greiffel (auf die Schale plangend, leise). Wenn ich nur den Kaffee kunnt haben! (Er macht Miene, sich hinzuschleichen.)

Kaderer (zu Greiffel). Nur nit heimlich nehmen. Nur schön bitten drum, den Profoßen, wenn du ihn haben willst, um alles schön bitten. Nur nix so nehmen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen.

An der Pforte pocht es. Der Kerkermeister öffnet, ein Gendarm tritt herein mit aufgepflanztem Gewehr, während ein zweiter vor der Pforte stehen bleibt.

Kerkermeister (den Gendarm an Straßl weisend). Do hoben's!

Gendarm (zu Straßl, indem er Fesseln hervorzieht). Hände aneinander!

Straßl (hält die Hände gekreuzt hin. Gefasster). Es muss überstanden werden. Jetzt hab ich Kurasch.

Gendarm. Vorwärts! (Führt Straßl vor sich zur Pforte hinaus.)

Greiffel (zum Kerkermeister in kriecherischem Tone). Ich bitt unterthänigst, Herr Profoß, das Tröpfel Kaffee, was er hat übrig gelassen!

Kerkermeister. Wos wollen's?

Straßl (bedeutsam). Wenn die Wildschützkugel aber den unrechten Bock trifft!

Blümlein. Ich verstehe Sie. Aber glauben Sie mir, Freund, es werden noch ganz andere Böcke geschossen auf dieser besten der Welten!

Straßl (für sich hinträumend). 's ist vorbei. Schon ganz unmöglich kommt's mir vor, dass ich einmal glücklich bin gewesen. Und doch! Jessel, mein Weib! — Hätten wir uns nie gesehen, besser für dich. Aber ich ohne deiner! Ich kann's nit ausdenken. Jessel, du mein einziger, mein herzgetreuer Kamerad ...

Greiffel. Er thut halt schon wieder spintisieren. Den lustig machen!

Kaderer. Wart' nur, bis ihn erst der Strick am Hals kitzelt, da wird er schon lachen.

Straßl (für sich). Wenn die Förstersfrau da ist, dann ist alles verspielt. Alles.

Greiffel. Aha, das Weibsbild fürchtet er.

Straßl (wild aufspringend). Mit Fried lasst's mich! Was wisst ihr, wie mir ums Herz ist! Ihr thut nichts als auf Spitzbübereien studieren! Lumpen, die nichts Liebes und nichts Heiliges haben auf der Welt und in der Ewigkeit. Habt ihr's einmal ernsterweis versucht, das Bravsein? Ich glaub nit. Was wisst ihr, wie es einem armen Menschen gehen kann, der redlich arbeiten, ehrlich durch die Welt kommen will und überall zurückgestoßen! Von Kind auf verfolgt, umhergehetzt auf der Welt, überall fremd und verachtet. Will man nit umkommen, so heißt's: was erlisten, und nachher ist ihnen der Gauner fertig, meiden ihn, treten ihn, hetzen ihn weiter, alleweil weiter, bis ins Verderben.

Kaderer. So lass dich doch lieber auf den Schub geben.

Straßl. Wohin? — (halb für sich). Ich hab schon viele Stöße ausgehalten, aber kein Stoß hat mir so weh gethan als derselbige, den der Dorfrichter zu Kirchbach meinem Weib hat versetzt, wie sie mit gesegnetem Leib ist heimgetrieben worden in ihre Gemeinde. Du bist fremd dahier! hat der Richter gesagt, du gehörst dort hin, wo dein Mann zuständig ist.

Kaderer. Und wo bist denn du's?

Straßl. Auf der Straßen. — Die Straßen ist meine Wiegen gewesen, von der sie mich als kleines Kind haben aufgenommen aus Barmherzigkeit. Ein armer Steinschlager ist mein Straßenvater worden. Wie er gestorben, hat er mich zu seinem Erben eingesetzt, meine Armuth von ihm, meinen Namen von der Straßen, auf der ich gefunden worden. O hätten sie mich dazumal liegen lassen auf der Erden und umkommen lassen aus Barmherzigkeit. Glauben kunnt' man's nit, wie einen Gott verlassen kann!

Kaderer. Weißt, Herzerl, wen Gott verlassen hat, der muss es halt mit dem Teufel probieren — ist auch manchmal kein schlechter Kamerad.

Greiffel (zu Kaderer). Bruder, dem predigst umsonst, der Mensch ist ja ganz verstockt.

Kaderer. Ei was, ich geh schlafen.

Straßl (für sich, allmählich in Affect kommend). Hart hab ich gerungen — mit der Welt, mit mir selber. Es müsst sein, hab ich gemeint, dass Unsereiner anständigerweis ins Grab steigt — und es ist doch nit. Wenn sie mir nur einmal was Gutes hätten gethan, nur einmal! Kein Halm im Busch kann durstiger sein nach einem Sonnenstrahl, als ich es gewesen bin nach dem freundlichen Blick aus einem Menschenaug! — 's ist all umsonst gewesen. Nieder muss der arme Schelm, nieder muss er! — So weit er nit selber sinkt, reißen ihn die Leut hinab. Dumm ist der Mensch von sich selber, schlecht wird er durch andere. Jetzt haben sie mich dort, wo sie mich haben wollen, die mich gehetzt — gehetzt haben bis zum Henker.

sunken und halb aus dem Schnee herausgewachsen war. Der Greuthof.

Dort waren sie in der warmen Stube beisammen; eine ältliche Frau stand hinter dem großen Ofen und hielt die blaue Schürze ins Gesicht gepreſst; ein paar Männer am Tische spielten Karten, wobei der eine schmunzelte und der andere fluchte.

Ich war in diesem Hause nicht fremd, daher fragte mich der Fluchende, was ich ihnen denn für ein Kreuz ins Haus brächte? sie hätten ohnehin Kreuz genug. Auf meinen Bescheid, wie ich dazu gekommen, schrie der Mann auf: „Herr Jesses! So hoch ist der Schnee? Von der gemauerten Pestsäule, die am Rain steht, hat nur das Giebelkreuz herausgeschaut? Und im Sommer kunnt's der größeste Mann mit der Hand nit derlangen!“ — Als Heiligthumschänder hätten sie mich jetzt packen können; der Pestsäule das Kreuz vom Schopfe zu reißen! Sofort zog ich mir einen Gulden Sühngeld aus der Tasche für den Maurer oder Schmied; was weiß ich, wer's wieder festmachen kann!

Nun wollte ich einmal sehen, warum das Weib die Schürze vors Gesicht hielt. Sie stand am Fenster, that als schaue sie hinaus, sah aber nichts, als Urwald. Tropischen Urwald, den das Eis an die Scheibe gemalt, gleichsam wie einen schwermüthigen Traum aus längst vergangenen Zeiten, da thurmhohe Schachtelhalme und Farrenkräuter gestanden in diesem Himmelsstriche, wo heute der starre Winter liegt.

So wird es kalt und kälter auf Erden. Nur das Mutterherz bleibt warm.

Die Greuthoferin hatte ein liebes Kind gehabt, eine Jungfrau von neunzehn Jahren. Ein weißes Gewand am Leibe, einen grünen Zweig um die Stirn — so war sie vom Elternhause fortgeführt worden der Kirche zu, wo die Glocken klangen. — Darum weinte die Mutter still vor sich hin. Da hegt und erzieht man ein Kind mit Noth und Sorgen, hängt sein Herz und Hoffen daran, und wenn man alt wird, ist man wieder allein.

„Sie zog in ein Land, wo nicht Winter ist, sondern ewiger Frühling!“ also tröstete der Pfarrer, denn das Brautpaar hatte seine Hochzeitsreise angeblich nach Italien gemacht. Es ist ja so der Brauch, und obzwar die Braut gesagt hatte: „Gustav, was sollen denn wir jetzt in dem stockfremden Italien anfangen?“ drang doch der Vater des Bräutigams, ein Kaufmann im Flecken, die Vornehmheit mitzumachen, denn er gehörte zu den ersten Häusern, und die ersten Häuser fahren, wenn sie neuverheiratet sind, nach Italien.

Wenn der Pfarrer mit dem italienischen Paradiesesgarten getröstet hatte, so tröstete ich das trauernde Weib mit kleinen Kindern, Buben und Mädeln, Blauäuglein und Braunäuglein, Blondköpflein und Schwarzköpflein — lauter Enkelkinder, die ihr allmählich die Stube beleben würden und das Herz erfüllen mit neuen Sorgen, Lieben und Hoffen. — Jetzt, wie ich so schön tröstete, weinte das Weib noch mehr, und wir wären beide in eine großartige Rührseligkeit gerathen, wenn der Mann, der Greuthofer, nicht so wacker geflucht hätte.

„Du Hauptschelm!“ rief er seinem Gegner zu, „Meine Tochter hast mir schon abgespielt, jetzt willst du mir auch noch das Haus abspielen!“

Denn sein Gegner war der Eidam, der Bräutigamsvater, Herr Wernhut, der gekommen, um die vereinsamten Brauteltern ein wenig zu zerstreuen. — Lasse ich ihn gewinnen, so dachte der schlaue Handelsmann, dann sagt er: Gott, es wäre alles schön, wenn ich nur auch das Töchterlein hätte! — Lasse ich ihn verspielen, so ärgert er sich, flucht und schilt, und vergiſst das Herzleid. Deswegen laſs' ich ihn verspielen. — Also der Kaufmann, und gewann dem neuen Schwieger Groschen

Greiffel. Wenn ich's haben kunnt.

Kerkermeister. Gengen's weiter. Lossen's Ihnen Procefs mochen, bekummen's auch Kaffee!

Greiffel (zum Kerkermeister). Ich bitt, Herr Profoß!

Raderer (hat, während Greiffel bittet, hinter dessen Rücken die Kaffeeschale erhascht, leert sie mit einem langen Zuge, dann höhnend zu Greiffel). Nur um alles schön bitten!

Vorhang fällt.

(Dritter und vierter Aufzug im nächsten Hefte.)

Frühling.

Ein ländliches Bild aus Winterszeit.

Ueber den Fluren lag schwerer Winter. Wo einst die blühenden Matten gewesen mit den grasenden Herden und barfuß hüpfenden Hirten; die rieselnden Bächlein, bestanden von Dotterblumen und Vergifsmeinnicht, bewohnt von flink nach vorwärts schießenden Forellen und behutsam nach rückwärts schleichenden Krebsen; die wogenden Felder, belebt von lachenden Schnittern mit klingenden Sicheln; die schalkhaft hin und her sich schlängelnden Wege mit kollernden Karren und trillernden Handwerksburschen; die lauschigen Gärten mit Nelken und Reseda hegenden Dirnlein — wo das alles und noch vieles andere in Prangen und Prachten einst gewesen, da starrte jetzt eine unabsehbare Schneeheide. Wo einst buschige Fichten gestanden, da ragten jetzt reglose Schneeschober auf; wo einst Strupp und Sträucher gewuchert, da lagen jetzt glatte Schneehügel. Wo einst schimmernde Teiche gelegen, da war jetzt das glasige Auge des Eises. Etliche Raben flogen hin und her, ließen sich nieder auf dem Schnee, suchten vergeblich nach Nahrung und krächzten erbärmlich. — Und wie man keine Erde sah, so sah man auch keinen Himmel. Unten weiß und oben grau und nach allen Seiten hin in graue Nebeldämmerung verschwimmend das ganze Bild. — Was war das für ein grauses Gestöber gewesen, viele Tage lang, bis es so geworden! „Graus!“ hatten die Leute gesagt, und ich jauchzte im Innern. Hätte ich laut hinausgejauchzt in das Unwetter, so würden sie mich für närrisch gehalten haben, denn wie kann ein vernünftiger Mensch sich freuen an Sturm, Schneien und wüstem Schneetreiben? Also strich ich draußen umher, bis auf die Knie im Schnee, an den Wangen die eisigen Nadeln — und jauchzte still für mich. Und als die Stürme sich endlich gelegt hatten, als die starre Ruhe eingetreten war, und aus frostigem Nebel sich nur bisweilen ein Schneefünklein hervorspann, nahm ich mein längstes Paar Füße und gieng hinaus aufs Land. Stellenweise waren die Füße noch zu kurz und ich versank in die Schneewehen bis an die Lenden, später festete sich unter mir der Boden, der Schnee war hart wie Stadtpflaster und ich gieng darüber hin.

Über ein eisernes Kreuzlein stolperte ich plötzlich — ein schmiedeeisernes, rostiges Ding mit zwei Querbalken. Wer das nur in den Schnee gesteckt haben mag! Der Schnee ist ja doch kein Grabhügel, vielmehr eine Wiegendecke, unter welcher der junge Frühling schläft. Mit scharfem Ruck riss ich das Kreuz heraus und trug es mit mir bis zu einem großen Gehöft, das halb in den Schnee ver-

schein, der hier heller und wärmer war, als unten. In den Zweigen der Bäume hüpften Eichhörnchen und Vögel umher und schüttelten Schneeschollen von den Ästen. Weiter am Berge hatten die Fichten und Tannen ihre Schneemäntel schon früher abgeworfen und sie standen wie dunkle Kegel auf weißem Grunde. Ich kam zu einer verlassenen Köhlerei, da lagen statt Kohlenmeiler große Schneewuchten zusammengetrieben, aber daneben rieselte aus der Berglehne ein munteres Brünnlein und das Wasser im Troge war klar wie Krystall und ich sah daran nicht ein Krustlein Eis.

Noch weiter oben auf der Holzschlagblöße luden Männer Baumstrunke auf einen Schlitten, ihre Röcke hatten sie an Lärchenäste gehangen, sie selbst waren in Hemdärmeln. Auch ich hatte schon längst meine Pelzhandschuhe von den Fingern gestreift und den Mantel aufgeknöpft. Und das war eine saubere Enttäuschung auf meiner wonnigen Winterfahrt!

Endlich waren die Wälder hinter mir, freie Almmatten dehnten sich weithin und die weißen Flächen hatten stellenweise dunkle Flecken. Der Blick war frei ins weite Land hinaus, über welchem das eingefrorene Meer des Nebels starrte. Hoch über allem die Himmelsglocke in unendlicher Bläue und der Sonnenstern so prächtig lodernd, wie in Sommertagen. Um eine Bergkante bog der Weg in die Hochmulde der Karalm, da waren die sonnigen Hänge ganz schneefrei, moorige Wieslein lachten in hellem Grün der Kresse und an den Rändern blühten zarte Schneeglöckchen. Auf einer Gruppe von Schirmtannen sangen Finken, nichts ahnend vom Jänner, der im Kalender stand. Der graue Kiesweg lag trocken vor mir und gieng einem stattlichen Hause zu, das hinter den Schirmtannen stand und von welchem helles Hundegebell herüberhallte.

Neben dem Wege stand ein wandiger Felshügel. Den bestieg ich von hinterwärts und setzte mich auf einen von der Sonne hübsch bewärmten Stein. Also blickte ich hinaus in die Welt. Anstatt stöbernden Winter, den ich gesucht, hatte ich im Gebirge den Frühling gefunden. Warm, sonnig und feierlich umgab mich die milde, reine Luft. Auf dem sandigen Grunde blühten Eriken; zu meinen Füßen rieselte ein Eidechschen hin und unterhalb meines Felsens hörte ich eine heitere Mädchenstimme.

„Dass doch“, kicherte sie, „die Männer gar so ungeschickt sind!“

„Ich habe schon mancherlei versucht“, sagte auf das Gekicher unten zart und schmiegsam eine männliche Stimme, „ganz misslungen ist mir eigentlich noch nichts. Und just mit dem Weiberhaar sollte ich nicht fertig werden können?“

Ich war ganz nahe den Sprechenden, sah sie aber nicht, weil sie unten enge an der Felswand sitzen mussten, über welcher ich lehnte. Ich hätte nur an den Rand hinaussteigen und hinabgucken müssen.

„Ja ja“, sagte nun das Mädchen, „im Weiberhaar, da hat sich schon mancher verwickelt. Das ist unser Netz, mit welchem wir fischen. Aber, Tschapperl, du wirst doch Zöpfe flechten können! Nur nicht so fest.“

„Einmal ist es zu fest, dann wieder zu locker“, antwortete der junge Mann — es war gewiss ein junger, weil er so täppisch ins Garn gegangen. „Die Zöpfe sind ja fertig, nur muss ich sie an den Enden immer festhalten, sonst gehen sie wieder auf.“

„Närrlein, musst sie halt mit dem blauen Bändchen binden und nachher hinabhängen lassen, wie es der Brauch ist bei einer deutschen Jungfrau.“

„Bei wem?“

„Ei geh, du zupfst schon wieder zu arg!“

„Rickerl“, sagte nun die männliche Stimme — aber da musste ich die Ohren schon heidnisch spitzen, dass ich's verstand — „Rickerl, das möcht' sich nicht

um Groschen aus dem Sack. Sieht man, wie resolut manche Leute trösten können.

Ich blieb im Greuthofe über Nacht, um am nächsten Morgen meine Winterreise fortsetzen zu können. Ich wollte ins Gebirge, so recht in den nordischen, finsteren, in den allertiefsten Winter hinein. Den Menschen, dem innerlich wohl und warm ist, verlangt manchmal nach großer Rauhheit, Herbheit, Wildheit der äußeren Welt. Und wenn der Schnee so hoch ist, dass man über die Wipfel der Fichtenwälder hin spazieren gehen kann, fühlt man sich im Bereiche der Vöglein der Erde fern und den Gräbern ganz entrückt.

Beim Nachtmahle gieng es leidlich zu und wir plauderten natürlich von dem neuvermählten Paare. — Heute wird's in Mailand sein, oder schon in Florenz?

„Reisen sie auch nach Rom?“ war meine Frage.

„Jetzt nicht; die Frau erst später“, gab der Kaufmann Wernhut zur sinnigen Antwort.

„Den Kopf kunnt ich mir herabreißen“, schmetterte die Bäuerin auf einmal und riss einen nagelneuen rothseidenen Sonnenschirm aus dem Kasten, „hat sie vom Oheim das Dachel bekommen für Italien, und dieweilen sie jetzt dort in der Sonnenhitz' umhersteigt, steht das bluthroth' Unding da im Kasten! Wie ein Weibsbild so verliebt sein kann! Den Schirm vergessen!“

„Das ist noch nichts“, gab ich drauf, „manche sind so verliebt, dass sie sich selber vergessen. Desweg ist's allemal gut, wenn man ordnungsmäßig zusammenthut, was beisammen sein will.“

„Den Sonnenstich kann sie kriegen!“ jammerte die Mutter.

„Des Weibes bester Schirm ist der Mann“, sagte ich. Das junge Paar war mir schon lange bekannt. Gustav war ein Jugendkamerad von mir gewesen, ein hübscher, kluger Bursche, der auch ein bisschen frische Eigenart in sich hatte und also zum aufgeweckten, gelehrigen Großhof-Töchterlein wohl passte. Ein Jahr oder zwei hatten sie sich heimlich gern gehabt, der Kaufmannssohn und das kreuzsaubere Dirndl. Wenn ich sie an Sonntagsabenden so miteinander im Garten umherschleichen sah, nicht viel miteinander plaudernd, umsomehr einander aber in die Augen lugend und ein wenig schäkernd — da ward mir oft angst und bang. Neidisch war ich nicht, ich hatte die Meine schon im Trockenen, aber bei zwei Liebenden, die gerne scherzen, ist immer die Gefahr, dass sie auf einmal ihr Glück verscherzen können.

Nun, jetzt hatten sie sich fest und sicher, und ich konnte mich am selbigen Abend ruhig schlafen legen.

Am nächsten Morgen wanderte ich weiter. Ein kalter Sonnenschein vermochte den dichten blauen Äther, welcher über der Gegend lag, kaum zu durchdringen. Der Schneepfad winselte unter meinen Füßen, die Schuhe klangen wie Holz, der Bart war weiß bereift, die Ohren brannten im eisigen Feuer. Vor mir stand das Gebirge, dessen Waldung der unteren Region in weißem, flimmernden Gezacke prangte. Aus dem Engthale kam Wasser heraus, das in seinem Bette zu Eis gestockt war. Eine Weile war es noch unterhalb der Eisdecke mühsam fortgekrochen, endlich ward es ihm in solchem Gewölbe zu eng, es ergoss sich über das Eis, rann auf die Flächen hinaus und bildete dort sulzige Tümpel. Im Engthale war Schatten. An den Wasserfällen, wo es zur Sommerszeit rauschte und toste, hatten sich in Orgelpfeifenform Eiszapfen und glasige Schäfte gebildet, stellenweise ganze Burgen aufgebaut, und das Wasser gurgelte darunter kaum vernehmbar.

Der Weg war gut ausgefahren durch die Schlitten, welche Holz zu Thale beförderten. Er gieng die frostige Schlucht entlang, gieng die Hänge hinan und kam ins Bereich von Sonnen-

Gallerie, ohne Interesse dafür, beständig in den Bädeker schauen, statt einander in die Augen — natürlich, ich werde eine Hochzeitsreise machen!"

„Und wozu habt ihr es uns denn glauben machen, ihr falschen Leut?"

„Ja, Alter, das wird freilich schwer zu errathen sein, weshalb wir den Leuten aus dem Wege gehen. He? Weil wir für uns sein wollen. Was ist die Hochzeitsreise anders, als eine Flucht? Eine Flucht vor Bekannten und Verwandten. Ob das Asyl Italien heißt, oder Jagdhaus auf der Karalm, das ist eins. Mit meinem alten Freunde, dem Karjäger, ist die Geschichte schon lange abgemacht gewesen, er hat uns, wie du siehst, gut eingenestet. — Gelt, Rickerl, es thut's!" — So wandte der Schelm sich zu seiner jungen Frau.

Der ganzen Anlage nach merkte ich, dass die beiden sich kein Leid anthun würden, wenn sie mich ehestens wieder verlören. Doch gab ich ihnen vor meinem Aufbruche noch zu bedenken, dass sie dem Jänner-Frühling auf dem Berge nicht zu sehr trauen sollten. Schon die nächste Nacht könnte einen so schweren Schneepelz über sie werfen, dass sie wochenlang nicht mehr hervorzukriechen vermöchten.

„Schweig!" unterbrach mich Gustav, „ich mag gar nicht daran denken, es wäre zu himmlisch!"

— Er mochte wohl recht haben. Auch unter dem Winterpelz ist Frühling, wenn zwei junge Leute sich gern haben. Alles Alpengestöber und nordische Eis ist nimmer imstande, das göttliche Flämmlein zu ersticken, das im Herzen des Liebenden ist und an Glanz und Wärme den Maien-Sonnenschein weit übertrifft.

In dem Augenblicke, als ich fortgehen wollte, stellte Gustav sich mit seiner stattlichen Gestalt in die Thür und sagte: „Oho, Freund, so leichten Kaufes kommst du mir nicht davon. Den schauderhaftesten Schwur, der je geschworen wurde, musst du mir jetzt schwören, dass du uns nicht verrathen wirst!"

„Bedenke, dass ich Poet bin", war mein zagender Einwand, „wie soll ich so etwas für mich behalten?"

„Bis wir von unserer Hochzeitsreise zurückgekehrt sind, magst du plaudern. Und nun siehe, dass du vor Abend zu Thale kommst."

Bin ich also von den sonnigen Höhen wieder hinabgestiegen in die frostige Fläche, um im Greuthofe die Mähr zu erzählen: Auf der Karalm wäre die Luft so rein, dass man von dort aus mit freiem Auge bis nach Italien hinein sehe. Mit einem guten Fernrohr könne man sogar die Hochzeitsreisenden erblicken, und wie der junge Mann seiner jungen Frau die Haarzöpfe flechte. R.

Sagen aus Kärnten.

Erzählt von Franz Goldhann.

Sage von den „neun Brünn" in der Zirknitz im Möllthale.

Die Zirknitz ist ein wilder, reißender Bach, welcher bei Döllach in die Möll mündet. Zehn Minuten außer Döllach befindet sich eine interessante Klamm, durch welche die Zirknitz strömt; die Felsen sind dortselbst oft überhängend und bilden Höhlen und Grotten. Nach weiteren fünf Minuten gelangt man zum Zirknitzfall. Das romantische Thal der Zirknitz, wenn man es so nennen darf, ist eng und schluchtig, hohe Gebirge schließen es ein; man würde kaum glauben, dass auf dem schmalen Saumwege einst edles Metall, und zwar Gold, ins Möllthal befördert

recht schicken. Ich denk' um das Köpferl winden, die Zöpfe, wie es bei einer deutschen Hausfrau der Brauch ist."

„Mach' mich halt, wie ich dir am besten gefall'", sagte sie, „wenn du mich garstig herrichtest, hast du selber den Schaden."

Nach einem Weilchen versetzte die männliche Stimme: „So, jetzt hast du wieder dein Kranzel auf dem Haupt, eines aus Menschenhaar, das steht dir am besten."

Länger war es nicht mehr auszuhalten. Ich kroch an den Rand des Felsens hinaus und lugte hinab. — Wie? Was? — Ei, das ist hübsch! So steht's? Darum hat sie den rothseidenen Sonnenschirm zuhause vergessen!

Ich zog mich zurück und rief laut: „Italien ist dies Jahr hoch gelegen!"

War es mäuschenstill. Ich aber stieg an der rückwärtigen Seite hinab, und bald hatte ich sie beide zwischen mir und der Felswand.

„Ein Entkommen ist unmöglich", sagte ich, „ergebt euch!"

Nach dem ersten Schreck ein lautes Auflachen: „Der Peter ist's!"

„Ja, der Peter ist's. Aber nicht der zu Rom in Italien!"

„Nein", rief Gustav, „der auf der steirischen Alm. Bist aber doch eine schlechte Haut, Peter, dass du uns nachsteigst . . . ."

„Ich steig' euch nicht nach, aber ihr stieget mir voraus! — Nein, Kinder, das ist kein Land für Hochzeitsreisende. Ja, für Liebende, das lass' ich mir gefallen, für die gibt's nur auf der Alm kein' Sünd, für Verheiratete gibt's auf der ganzen Welt keine, nicht einmal im heiligen Italien."

Gustav reichte mir die Hand und sagte: „Nicht wahr, zum Mittagsmahl gibst uns die Ehre und dann mach', dass du wieder fortkommst. Gegen Abend wird es arg frostig da heroben, ich versichere dich. Und kein Mensch da, musst bedenken! Wir sind heute und morgen in Florenz, dann reisen wir nach Pisa zum schiefen Thurm, hernach wollen wir uns in Padua noch aufhalten beim heiligen Antonius, und in Venedig bei Sanct Marco. Es kann noch der Tage zehn oder zwölf währen, bis wir heimkommen."

In diesem Augenblick gellte vom Jagdhause her ein Pfiff.

„Mittag ist's, Kinder, lassen wir die Suppe nicht kalt werden."

Also giengen wir zu dreien gegen das Haus hin, Gustav links, ich rechts, Rickerl in der Mitte. Was die für eine Gesichtsfarbe bekommen hatte auf der Alm! So glühend roth hatte ich ihre Wangen noch nie gesehen.

Im Forsthause, in einer traulichen Stube, dessen großer Kachelofen eine behagliche Wärme ausströmte, dessen Fenster in die weite Alpenwelt hinausschauten, war ein Tisch gedeckt, freilich nur für zwei Personen, doch dem munteren, rothbärtigen Forstjäger und seiner emsigen, gelbhaarigen Frau machte das dritte Gedeck keine Sorgen.

„Im Bunde der dritte!" Also declamierend setzte ich mich hin.

„Das ist dein Theil", sagte Gustav und stellte mir die Weinflasche hart vor die Nase hin.

Welch ein Tropfen!

„Vom Rhein, vom deutschen Rhein! Peter, bade in ihm dein Herz."

Gott, und wie es nun Frühling wurde in jedem Winkel der Seele!

„Jetzt begreife ich, Kinder!"

„Was begreifst du?" fragte Gustav.

„Dass wir nicht nach Italien gepilgert sind? Ha, das ist wahrlich leicht zu begreifen. In der wonnigsten Zeit, heiteren Frieden, süßeste Seligkeit im Herzen, werde ich mein Weibchen in den Eisenbahnwaggon zerren, von Hotel zu Hotel schleppen, es den Glotzaugen frecher Portiers und dummer Kellner aussetzen, ihm unter fremdem Klima jeden Tag eine neue Unbequemlichkeit machen, hier eine schlechte Fahrt, da einen schlechten Tisch, dort ein schlechtes Bett, ruhelos hetzen von Stadt zu Stadt, von Gallerie zu

die Tauern mit ihren Schneefeldern vor sich und groß ist die Anzahl der Alpenhütten, die man vom Schroneck aus sieht.

In der Gasarn befindet sich das „Geisterlackl“, d. i. ein kleiner Teich, dessen Wasser eine unheimlich schwarze Färbung besitzt; diese Färbung dürfte wohl von einer Felswand herrühren, welche düster und überhängend die Hinterseite des Teiches begrenzt. Auf einer Seite ist ein „Lahner“, d. i. eine steile Geröllfläche, — die beiden anderen Seiten sind auch vom Geröll und spärlichem Graswuchse begrenzt. Ober dem Lahner war vor Zeiten ein Bergwerk und noch heute kann man den Eingang in die Stollen sehen. Der Zugang ist nicht leicht.

Die Sage geht, dass vormaleinst alljährlich ein Italiener hieher gekommen sei und mehrere Schüsseln reinen Goldes gefunden habe, welches er dann in seine Heimat mitnahm, um im nächsten Jahre wieder zu kommen und gleiche Ausbeute zu machen. Man sagt, der Böse sei mit ihm im Bunde gewesen.

Als er nun einmal wieder erschien und dann mit seiner Ausbeute durch den Lahner herabstieg, ist er, ausgerutscht und sammt der kostbaren Bürde in den Teich gefallen, worin er spurlos verschwand.

Seit jenem Tage geistert es bei diesem Teiche. Man hört oft wimmern und klagen und alljährlich an dem Tage, an welchem der Italiener in den Teich fiel, wird er um Mitternacht von dem Teufel dreimal um denselben gejagt, wobei er eine goldbeladene Schüssel auf dem Kopfe tragen muss; ist die Jagd zu Ende, dann stürzt er sich mit einem Jammerschrei wieder in das Wasser. Fände sich ein Beherzter, welcher dem Italiener bei dieser Jagd die Schüssel abnähme, so wäre des Italieners Seele gerettet und der Betreffende reich. Der Teufel würde in das „Geisterlackl“ fahren und nie wieder kommen.

Der Ortenburger Schatz.

In der Ortenburg bei Spittal sollen ungeheuere Schätze vergraben sein — die Schätze der Salamanka, welche bekanntlich Besitzerin des Spittaler Schlosses war und ihr ganzes Vermögen mit Hilfe ihrer Kammerzofe und eines Maurers vergraben ließ, worauf sie beide Mitwisser umbrachte.

Viele Leute versuchen alljährlich in der Ortenburg Schatz zu graben, und soll schon mancher Kupferhafen voll Goldmünzen gefunden worden sein.

Des Nachts soll sich der Schatz durch ein Flämmchen verrathen, welches durchaus nichts mit einem sogenannten Irrlichte gemein hat.

Sage von der Todtenfahrt in den Kirchhöfen im Möllthale.

Die Jagd nach Gold und Reichthum wurde und wird nicht allein von der sogenannten „gebildeten Welt“ gemacht, auch „tief hinten im Gebirge“ haben die sonst so genügsamen Älpler stets nach blendenden Schätzen gestrebt, wovon wieder folgende Sage Zeugnis gibt:

Im Möllthale kommt es vor, dass sich zwei Bursche um Mitternacht in den Kirchhof begeben, um daselbst „von höheren Mächten“ Gold zu empfangen.

Zu diesem Zwecke pflegen sie einen leeren Hut auf die Kirchhofmauer zu legen, dann holen sie eine Tragbahre oder auch einen Schlitten. Nun stellt sich der eine Bursche vor die Tragbahre oder den Schlitten, im Begriffe, damit jeden Augenblick um die Kirche zu laufen, während der andere, mit einer Peitsche in der Hand, hinter der Bahre wartet, um dem Kameraden im entscheidenden Augenblicke zu folgen.

Beim ersten Schlage der Mitternachtsglocke beginnt nun in äußerster Schnelligkeit eine Fahrt um die Kirche, denn mit dem letzten Schlage der

wurde. Etwa drei Stunden von Döllach entfernt — ziemlich hoch in der Zirknitz gelegen — befindet sich die sogenannte „Goldzeche"; im vorigen Jahrhunderte und zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde dortselbst ziemlich viel Gold zutage gefördert. Seit Anfang dieses Jahrhunderts bis zum vergangenen Jahre ruhte der Bergbau, erst jetzt hat man wieder mit Nachforschungen begonnen; der Zugang ist eben ungemein beschwerlich und lohnt sich die Arbeit nur, wenn eine große Ausbeute gemacht werden kann.

Die alten Stollen befinden sich hoch oben auf einer Felswand und sind schwer zugänglich. — Hieran knüpft sich nun die Sage von den „neun Brünn".

Es heißt, dass die gottlosen Knappen vormaleinst auch an Sonn- und Feiertagen gearbeitet haben; als sie nun an einem Marientage in ihren Stollen wieder fleißig klopften und hämmerten, siehe, da brach eine große Menge von Wasser aus neun Stollen zugleich hervor — eine gerechte Strafe von Oben. Die Knappen mussten die Stollen sogleich verlassen, der Bergwerksbesitzer war zugrunde gerichtet und nicht allein das, — das Wasser kam in solcher Menge, dass die Leute schon eine Thalüberschwemmung befürchteten.

Da hatte ein Bergknappe einen ganz merkwürdigen Traum; — es erschien ihm die heilige Maria und befahl ihm, die neun Stollen mit Ochsenhäuten zu verschließen, damit das Wasser nicht mehr hervortreten könne.

Der Knappe machte von dem Traume Mittheilung — und sofort wurden neun der schönsten Ochsen geschlachtet, mit deren Häuten der Eingang in die Stollen verschlossen wurde, worauf man diese noch verklebte und vermauerte.

Jetzt ist bereits Gras und Moos darüber gewachsen, doch sickert hie und da Wasser durch — und wehe, wenn die Häute bersten; dann kommt die zweite Sündflut und mit ihr der jüngste Tag.

Sage vom Geisterlackl auf der Teuchler-Alpe im Möllthale.

Die Teuchel ist ein schluchtartiges Nebenthal der Möll. Der Zugang in den Ort Teuchel — $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden von Kolbnitz entfernt — ist beschwerlich und nicht ungefährlich, besonders ist der Weg zur Winterszeit ohne Steigeisen nicht leicht zu machen. Fahrweg gibt es keinen. Der Teuchler trägt daher selbst die schwersten Lasten auf seinem Rücken in eigens hiezu angefertigten Kraxen. In der Teuchel gibt es kein Pferd; die steilen Felder werden mit Hilfe von Ochsen und Kühen bebaut.

Sehr bedauerlich ist es, dass sich zu diesen Beschwerlichkeiten jetzt auch noch Elementarereignisse gesellen; seit zwei Jahren finden nämlich, insbesondere bei und nach Regenwettern, oft aber auch an schönen Tagen, Erdabrutschungen statt, — ein beträchtlicher Theil Landes „sitzt" hiebei mit furchtbarem Getöse in den Bach „ab", so dass die gegenüberliegenden Felsen dröhnen. Der Zugang wird daher immer gefährlicher und ist ganz besonders ein Bauernhaus in Gefahr, es kann jede Nacht, ja jede Stunde „absitzen" und die Bewohner mit sich begraben — und doch bleiben die Inwohner auf ihrem angestammten Wohnsitze.

Die Teuchler sind ein schöner, kräftiger Volksstamm, sie leben von Milchkost und essen Schmalz löffelweise. Sie besitzen schöne Alpenwiesen in der Gasarn, in der Plesen und im Gsarnitzlen. Die Gasarn liegt am Schroneck (2545 m), welches zur Kreuzeckgruppe gehört und einen wunderbaren Rundblick gewährt, — besonders schön hat man

Wie sie in alter Zeit
gedichtet, gedacht und gesagt haben.

Vor zweiundeinhalbhundert Jahren, alß mäniglich Fabelei vnd heilsambe Lehr schon in Druck geleget worden, schriebe man alßo:

Die unvernünfftigen Lehrmeister.

1. Die Jungfer ist die Schlange, welche neidisch, ihre Haut, als ihr Kleid abstreiffet: Sie ist stoltz, stumm, starck, schnell, und scheusset Pfeile geschwind auff den, der sie beleidigen will. Ihre Klugheit bestehet darinnen, daß sie allezeit das Haupt verwahret, und wol weiß, daß die Wunden an dem Leibe leicht heilen, an dem Haupt aber tödtlich sind. Daß sie böser Art, und den ersten Sünden-Gifft der Eva eingeblasen, ist auß der H. Schrifft bekandt. Weil nun folgends von den Thieren soll gedacht werden, welche der Menschen Lehrmeister sind gewesen, haben wir das Exempel von der Schlangen vorsetzen wollen.

2. Plinius klaget, daß dem Menschen alles in diesem Leben zuwider, und daß die Natur der Thiere rechte Mutter, der Mensch aber ihre Stieffmutter seye, weil sie ihnen so viel Verstand gegeben, daß sie alles dienliche erkennen, und was ihrer Unterhaltung schädlich, fliehen und meiden. Wann die Schlange, mit den Störchen und Schnecken streitet, so nehmen sie das Kraut Origanum oder Wolgemut, und schützen sich damit, weil es der Schlangen sehr zuwider. Der Bäer, wann er verwundet wird, heilt er sich mit Omeisen-Eyern, das Schwein mit Wintergrün, das Wieselein mit der Weinrauten und Salve, die Dauben mit dem Eisenkraut, der Habicht mit dem Kraut, das von ihm den Nahmen hat, und hieracium zu Latein, zu Teutsch Habichtkraut genennet wird, die Gänse, Enten und Hüner artzneyen sich mit helxine, Windich oder Zaunglocken, die Hetz mit Lorbeer, der Hirsch mit Hirschzungen, die Schwalb mit Schwalbenkraut, 2c.

3. Der Mensch allein verstehet von Natur nichts was ihm nutzet, weil er vielleicht solche Wissenschafft durch den Sündenfall verschertzet, und weil er im Essen und Trincken keine Maß halten kan, welches doch die Thiere meistentheils thun, muß er sich nit schämen, von diesen unvernünfftigen Lehrmeistern zu lernen; allermassen bereits vermeldet, daß solche der Kräuter Krafft besser wissen, als der Mensch, so auff solche nicht studiret. Wir wollen aber hier noch weiter gehen un auff unsern Schauplatz noch andere unbekannte Thiere stellen, und sehen, was man von ihnen abgesehen und gelernet.

4. Das Aderlassen ist eine von den gebräuchlichsten und vorträglichsten Artzneyen, wie auch die Clystieren. Beedes haben die Alten von den Thiere gelernet: jenes von den Pferden, welche ihnen in dem Früling, wann sie mit der Natur die Feuchtigkeiten erneuren, die Ader auffbeissen: dieses von dem schwartzen Storch in Egypten, welcher mit dem Saltzwasser auß dem Nilusstrom das Gedärm außwäschet, und solches wieder durch die Außladung von sich lässet, wie hiervon Plinius, Solinus, Cicero und viel andere schreiben. Von diesem Vogel haben die Egyptier den Ge-

Mitternachtsglocke müssen die Bursche dreimal um die Kirche gekommen sein, um den aufgerichteten Hut mit Gold angefüllt zu finden.

Sind sie nicht schnell genug, was häufig vorkommt — denn es setzen sich sehr viele Seelen, Geister 2c. auf die Bahre, um an der Lustfahrt theilzunehmen, welche aber der hinten laufende Bursche mit fortwährend geführten Peitschenhieben zu verjagen bemüht ist, — dann müssen die Bursche beim letzten Schlage der Glocke eiligst über die Kirchhofmauer springen, um von den Geistern nicht erschlagen zu werden.

Das Lied von Nudel und Sterz.

Von R. Burns.

Bannocks o' Barley.

Englisch.

Bannocks o' beer-meal,
Bannocks o' barley:
Here's to the Highlandman's
Bannocks o' barley.
Who in a brulzie
Will first cry a parley?
Never the lads wi'
The bannocks o' barley.

Bannocks o' beer-meal,
Bannock's o' barley;
Here's to the land wi'
The bannocks o' barley.
Who in his mae-days
Were loyal to Charlie?
Who but the lads wi'
The bannocks o' barley!

Gersten-Nudel.

Hochdeutsch.

Nudel von Bierstoff,
Nudel von Gerste!
Hoch leb' des Hochlandmann's
Nudel von Gerste!
Wer wär' im Kampfe
Zum Wehschrei'n der erste?
Niemals die Bursche mit
Nudel von Gerste!

Nudel von Bierstoff,
Nudel von Gerste —
Hoch leb' das Hochland mit
Nudel von Gerste!
Wer trug getreu im Leid
Für Karl*) das Schwerste?
Wer, als die Bursche mit
Nudeln von Gerste? —

*) Prätendent Karl Stuart.

Nudel und Sterz.

Steirisch.

Pfannsterz und Nudel,
Nudel und Sterz!
Lustig is's Landel mit
Nudel und Sterz!
Hätt' wer zan Liaben
Und Raffen koa Herz?
Sicher nit Buaben mit
Nudel und Sterz.

Pfannsterz und Nudel,
Nudel und Sterz!
G'segn' unser Herrgott uns
Nudel und Sterz!
Wann's für'n Kaiser
Soldaten begehrts,
Taugen enk d' Buaben
Von Nudel und Sterz.

L. S.

Troja in dem Feuer gestanden. Es vermeynen aber solche Herren, ihnen durch dergleichen unerwartete Abenteuer einen unsterblichen Namen zu machen, es sey gleich selbiger rühmlich oder nicht, wie dort Hephestion, der den Tempel der Dianä zu Epheso angezündet.

*Nero impossibilium flagrantior. Tacit.

3. Ein Italiänischer Fürst, dessen Name billich zu verschweigen, hatte, als sein Cantzler gestorben, einen wunderlichen Einfall. Zu solchem hohen Dienst hat er außersehen einen von seinen Räthen, welcher durch seine Tugend und Geschicklichkeit diese Stelle wol verdienet, und sich dem Fürsten jederzeit getreu, verschwiegen und gehorsam erwiesen, wie er dann zu thun schuldig, weil er von schlechter Ankunfft, durch seines Fürsten Hülffsmittel und gnädige Handbietung zu der besagten Stelle befördert worden.

4. Dieser Justinian hatte niemals keine Gedancken zu dem Cantzlerdienst, weil ihm andere Räthe vorgiengen, und sein Sinn, von Jugend auff, fern von allem Ehrgeitz, und wolte lieber hoher Ehre werth, dieselbe andern überlassen, als unwürdig solche betretten; wol wissend, daß wer hoch hinauf steiget (wie in der Music oder Singkunst) auch wieder hoch herabfallen könne, und begnügte er sich in seinem mittelmässigen Zustand, in welchen ihn Gott gesetzet hatte.

5. Der Fürst war fröliches Sinnes, und wollte seinen Justinian mit einem denckwürdigen Possen zu der ledigen Cantzlersstelle befördern, und befahle etlichen von seiner Wachte, sie solten auffwarten und thun, was er ihnen gebieten werde. Nach gemachter Anstellung lässet er Justinian für sich kommen, stellet sich gantz zornig, und redet ihn mit folgenden, oder dergleichen Worten an:

6. Verräther, ist das der Dienst, welchen du mir zu leisten verpflichtet bist? ist das die Danckbarkeit, mit welcher du meine Gnade erwiederst? Ich habe dich nichtigen Gesellen auß dem Staub erhaben, und zu Ehren gemacht, ich habe dich hoch geacht, und dir willfahrt in allem was du begehret, und habe deine Heucheley für pflüchtig-schuldige Treue gehalten. Wie hör ich nun von dir, daß du zu einem eydbrüchigen Verräther worden? Wann ein Fremder, der einen benachbarten Fürsten bedienet, dergleichen in meinem Lande angesponnen, wolte ich so sehr über ihn nicht erzörnen, weil er seines Herrn Dienst befördert, als über dich, der du mir auff so viel Weise verbunden, und fast von den ersten Kinds-Beinen in meinem Brod gewesen bist.

7. Indem ergrimmet er gleichsam in sich selbsten, und als Justinian ihm einen unterthänigen Fußfall thun wollen, will er ihn nit anhören, sondern befihlet, man soll ihn in das Gefängnüß bringen, sein Verbrechen sehe sonnenklar, mit Vermelden, daß die Obrigkeit das Schwert von Gott empfangen, solche Uebelthäter nach Gebühr abzustraffen. Mit diesen Worten, welche ein Vorurtheil deß Todes, muste sich der unschuldige Justinian abweisen lassen, 2c.

8. In der Gefängnüß bereitete er sich zum Tod, beichtete, bekennete seine Sünden mit reuigem Hertzen, und erfreuete sich, daß er die Schuld der Natur in Unschuld bezahlen solte; doch entsetzte er sich sehr für der Schande, und wolte dem Kerckermeister erzehlen, daß er bey seinem Fürsten müste seyn verleumbdet worden, und daß er tausend Leben, wann es möglich, für seinen Herrn lassen wolte, 2c.

9. Der Kerckermeister antwortete mit vielen Scheltworten, risse ihm den langen Ehrenmantel von dem Leib, und sagte, daß er Befehl, ihn folgenden Morgen hinrichten zu lassen. Hierauff fienge Justinian an zu beten, und seine Seele Gott zu befehlen, betraurend den elenden Zustand der Hofleute, welcher gute Dienste Feder-

brauch der Clystier lang vor Hippocrate gehabt, und solcher sich alle drey Monat bedienet.

5. Das Brechen soll von den Hunden seyn abgesehen worden, welche Graß und das Samkraut von dem Korn fressen, wann sie sich mit der Gallen oder unverdäuten Speisen beschweret befinden. Er isset auch Wegwarten, welche ihm sehr wol bekommen, und seine Leber erfrischen.

6. Etliche wollen, daß die Menschen auch die Waffen von den Thieren abgesehen. Ichnevmon die Indianische Mauß waltzt sich in den Koth, und trocknet sich in der Sonne, solches thut sie unterschiedlichen mahlen, und alsdann streitet sie mit dem Otter, und daher sollen Pantzer und Harnisch kommen: Das spitzige Gewehr aber andere zu beleidigen, wollen sie von den Iglen hernehmen.

7. Die Art eine Vestung zu untergraben, ist, nach Vegetii Meynung, von den Caninichen oder Künlein, abgelernet, welche eine Maur solcher Gestalt können über ein hauffen werffen.

8. Das Impffen und Peltzen soll auch von den Vögeln abgesehen worden seyn, daher kommet, daß man offt auff einem Felsen einen Kirsch- oder Weixelbaum sihet, welches Kern ein Vogel mit seinem Mist in eines solches Steines Ritzen fallen lassen, dardurch er bekleibet, und erwachsen, weil es von dem Regen befeuchtet worden, und besagten Mist Anfangs zu einer Erden gehabt.

9. Die Galeen soll man von dem Krebs abgesehen haben, welcher mit seinen Füssen, als Rudern, hinder sich und für sich gehet.

10. Von der Vögel Gesang sollen auch die ersten Menschen haben singen lernen, und schreibet Ferdinand Ovieda, daß die Hispanier (Perillos ligeros) Spürhündlein, welche bellen, als wann sie die sechs Stimmen sängen, und von der höchsten anfiengen, La, sol, fa, mi, re, ut.

11. Plinius will auch den Thieren beymessen die Sternkündigung (l. 8. c. 28.) und kommet mit den Hanen, Schwalben, Nachtigallen und dem Viehe, welche den Hundsstern spüren, auffgezogen, mich bedüncket aber, es seye zu weit gegangen.

12. Der Prophet Esaias hält die Menschen und Thiere gegeneinander, daß jene ihre Gebühr von diesen lernen sollen, sagend: Ein Ochs kennet seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennets nicht, und mein Volck vernimmets nicht (c. 1. v. 3. und Jeremias: Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, eine Turteldaube, Kranich und Schwalbe mercken ihre Zeit, wann sie wieder kommen sollen; aber mein Volck will das Recht deß HErrn nicht wissen c. 8, 7).

Der Fürsten-Lust.

1. Das menschliche Leben wird füglich mit einem Gesang verglichen, in welchem viel mehr schwartze, als weise Noten sind, verstehe viel mehr Unglück als Glück zu ersehen ist. Man sihet, daß zu Zeiten in dem Auffsteigen und Absteigen etliche Stuffen übersprungen werden, daß viel Kreutzlein und harte b. (weh) darbey, daß die Stimme nit kan allezeit auff den obersten Linien bleiben, sondern muß auch auff die untersten fallen. Dieses findet sich auch in nachgehender Geschichte, da ein Fürst sich als einen Componisten erweiset, der ohne die Lehrsätze der Kunst ein gar übelklingendes Intervallum, und einen seltzamen Sprung gemachet.

2. Diese Geschichte nennen wir den Fürsten-Lust, weil etliche Herren sich kützeln, und lachen wie Nero, sind begierig der unmöglichen Sachen, und suchen ihr Belieben in wunderlichen, und sehr nachtheiligen Händeln, wie man dann lieset, daß besagter Nero die Stadt Rom an zehen Orten anzünden lassen, zu sehen, wie etwan

„„Ach Herr, ich fürchte meinen Mann,
„„Und kommt er heim — mir thät' es weh,
„„Wenn Euch bei mir ein Leids geschäh'!"
Der Herr beschwichtigt ihre Sorgen:
„Wir liegen ruhig bis zum Morgen
„Und ziehen vor dem Sonnenschein!"
Da läßt das Weib den Meister ein
Und weist ihm Stroh in einer Ecken,
Sich mit den Seinen drauf zu strecken.
Sanct Peter legt sich an die Wand;
Er wär' nicht gerne gleich zur Hand,
Sollt's doch am Ende Händel geben!
Johannes legt sich still daneben,
Dann streckt der Herr sich ruhig aus. —
Bald poltert laut der Schmied ins Haus,
Mit schwerem Gang, vom Weine roth,
Und sieht die Fremden, schilt und droht,
Und taumelt nach der Eck' und schlägt
Nach dem, der sich zunächst gelegt.
Das ist der Herr! — der rührt sich nicht. —
Der Trunk'ne stutzt, dann löscht er's Licht
Und wirft sich auf das eig'ne Bett,
Als ob er Blei im Leibe hätt'.
Und als der kühle Morgen kam,
Und der Herr Jesus Abschied nahm,
Da drückte sich der Schmied heran:
„Verzeiht! ... der Wein! ... was ich gethan,
„Ich that's nicht gern, bei meiner Seel'!" —
„„Lass nur, kein Mensch ist ohne Fehl!""
So sprach der Herr mit sanftem Muth
Und freute sich: „„Sein Herz ist gut!""

Vergangen waren manche Wochen;
Vom Schmiede ward nicht mehr gesprochen,
Da kam, als wär's von ungefähr,
Der Herr denselben Weg daher
Und ihm zur Seite die Genossen.
Mit Freuden ward ihm aufgeschlossen,
Und wieder ruht er in der Hütte.
Heut lag der Meister in der Mitte
Und neben ihm die andern zwei.
Die zwölfte Stunde war vorbei,
Da naht der Schmied, vom Wein besessen,
Und hatte Reu' und Leid vergessen:
„Da seid ihr wieder, Mann für Mann —
„Wart' nur, heut kommt der zweite dran!"
Und wieder traf den Herrn der Hieb,
Der wieder geduldig liegen blieb. —
Und als der Schmied am Tag erwacht,
Hat schon der Herr sich fortgemacht.
Dem Manne ist nicht wohl zu Muth,
Er machte gern sein Unrecht gut,
Und hegt im Stillen das Begehren,
Der Meister möge wiederkehren. —
Und wahrlich kam nach einer Frist
Mit seinen Jüngern Herr Jesu Christ,
Die Nacht zu ruhen in der Schmiede.
Da gieng's denn nach dem alten Liede:
Der Schmied, der sitzt beim vollen Glas
Und stürzt hinunter Maß für Maß
Und was er etwa Frommes denkt,
Wird eingeschläfert und ertränkt,
Spät stürmt er in das Haus herein:
„Wohlan, heut soll's der dritte sein!"
Und trifft mit seiner rohen Hand
Denn stillen Schläfer an der Wand. —
Doch als der Herr am Morgen zieht,
Da fällt zu Füßen ihm der Schmied
Und fleht, sie mögen in Geduld
Ihm alle drei verzeih'n die Schuld.
Doch Petrus, wie Johannes spricht:
„Dich trog der Wein — du schlugst uns nicht!"
„„Und dennoch hieb ich dreimal drein, —
„„So traf ich, Herr, nur dich allein?!""
Da sieht der Herr den zagen Mann
Ein Weilchen still und sinnend an:
„Ja" — spricht er drauf — „'s ist wunderlich,
„Wer nach den Meinen zielt, trifft mich!"

Der Lebenstrank.

Es war einmal vor alter Zeit —
Die Welt war noch nicht klug, wie heut —
Ein König hoch in Jahren,
Der hatt' das Leben gar zu lieb
Und ward auch schon sein Auge trüb,
Er mocht's nicht lassen fahren.

Er rief den Medicus heran
Und ließ sich von dem Wundermann
Ein Lebenstränklein brauen;
Das trug er heimlich stets bei sich,
Und trank davon allabendlich
Mit gläubigem Vertrauen.

Sein Knappe war ein schlauer Knab',
Der lauscht' ihm das Geheimnis ab
Und pflegt' vom Trank zu naschen.
Doch Übermuth ist selten klug —
Er ließ bei einem vollen Zug
Sich eines Tags erhaschen.

Der König war dem Knappen hold,
Doch lieber war, als Gut und Gold,
Ihm dieser Trank des Lebens.
Geköpft musst' der Verräther sein
Und selbst des Königs Töchterlein,
Sie bat und weint' vergebens.

Sie fassten ihn und banden ihn,
Da trat er vor den König hin:
„Mir geht's nun an den Kragen —
Doch wenn mich trifft des Henkers Schwert,
Dann hat dein Trank sich schlecht bewährt,
Das musst du selber sagen."

Erst sieht der König finster drein,
Dann läuft's ihm gruselnd durchs Gebein,
Wie leises Todesgrauen:
„Gebt mir den frechen Burschen frei!" —
Doch der, als wär's ihm einerlei,
Thät bleich zur Erde schauen!

„„Und sparst du mir das Hochgericht,
„Dein Trank, der taugt noch immer nicht —
„Ich muss ja dennoch sterben

leicht, und ihres Fürsten Ungnade Bley=schwer, wie sie stetig auf dem Schlüpferigen, ja, verflucht, der sich auff Menschen verläst, 2c.

10. Mit anbrechendem Morgen, als Justinian die Henckersknechte erwartete, verkehrte sich das Trauerspiel in ein Freudenspiel, welches doch endlich einen traurigen Außgang wiederum erlanget. Die Edelknaben bringen einen sammeten Sessel, man kleidet ihn an mit Sammet und Seiden, welches er alles geschehen liesse, wie ein Rind, das mit Kräntzen gezieret, zum Schlachtopffer unterwegs ist, 2c. Bald darauff bringet man ihm in einem schönen Kästlein deß Fürsten Insigel, und sagt ihm an, daß S. F. G. ihm die Cantzlersstelle ertheilet, und zu solchem hohen Ehrendienste alles Wolergehen anwünschen lasse, 2c. was geschehen, wäre eine Fürstenlust gewesen.

11. Justinian erwachte von den tieffen Todes=Gedancken, und wußte sich in diesen Handel nicht zu schicken, sagend: Wann dieses kein Traum, und sich alles in dem Wercke also verhält, wie ihr mir saget, so werde ich meinem Fürsten schlechte Dienste leisten können, in diesem Ampt, welches ich mich gantz unwürdig achte; dieweil ich hierüber meine Gesundheit, auß Schrecken und Erwartung deß schändlichen und unverdienten Todes, verlohren, daß meines Lebens nit lang mehr sein wird.

12. In den veränderten Kleidern wird er für den Fürsten geführet, welcher lachte, und ihn zu empfangen entgegen kame. Justinian aber fiele in eine Ohnmacht: Man trägt ihn auff das nächste Bett, man öffnet ihm eine Ader, und mußte er nach dreyen Tagen die Welt gesegnen, mit grosser Betrübnüß seines Fürsten, welcher ungescheut sich vernehmen lassen, daß er den Getreusten unter allen seinen Dienern verlohren, und ist also sein Lachen in Weinen verändert worden. Hierauß erhellet, wie gefährlich es seye, Fürsten und Herren zu einem Schauspiel dienen, weil sie meistentheils gewinnen wollen.

Legenden und Schwänke.

Gedichte von **Wilhelmine Gräfin Wickenburg=Almasy.***)

Christus in der Herberge.

Einst gieng der Herr zur Abendzeit
Mit Petrus und Johannes weit
Lustwandelnd über eine Heide.
Es hatten die Apostel beide
Sich an des Meisters Wort erwärmt
Und dann nach ihrer Art geschwärmt
Von Weltgericht und Heidenbekehrung,
Von Feuer und Schwert und Tempelzerstörung
Und noch von andern Dingen mehr;
Der Herr gieng lächelnd zwischen her.
„Was sinnst du, Herr?" — — — „„Soll ich's dir sagen?

„„Ich dachte: Wie man hält Gericht,
„„Und was nicht biegen will, zerbricht,
„„Das könnt ihr wunderleicht erfassen;
„„Doch selbst sich was gefallen lassen,
„„So eins dem andern sich bequemen,
„„Die Last von fremden Schultern nehmen
„„Und siebenmal siebzigmal verzeih'n,
„„Das geht euch immer noch nicht ein!"" —
Sanct Peter schweigt und hemmt den Gang,
Der Weg erscheint ihm allzulang:
„Herr, es wird Nacht — bist du nicht müde?
„Wenn dir's genehm, in jener Schmiede
„Gäb's wohl für uns ein Nachtquartier!"
Des Schmiedes Weib steht in der Thür:
„Weib" — spricht der Meister — „lass uns ein —
„Mit deinem Haus soll Friede sein!"
Sie sieht den Meister sinnend an:

*) Die Dichterin ist in jungen Jahren gestorben. Viele prächtige Lieder hat sie dem deutschen Volke geschenkt und als sie entschlafen, haben sich unter ihrem Nachlasse Poesien gefunden, die ihr Gatte, Albrecht Graf Wickenburg, als schönes Vermächtnis nun herausgegeben hat. „Sinnig und innig", damit ist ein großer Theil dieser neuen Lieder bezeichnet, aber auch das Tragische einerseits und das Schalkhafte andererseits kommt in diesen Poesien zur besten Geltung. Die vorstehenden Sagen und Schwänke sind der Sammlung entnommen. Zum Ende hängen wir das Gedicht „Sicheres Merkmal" an, als Pröbchen davon, welch reizende Kleinodien das Büchlein birgt. Die Red.

Die Frau, die stutzt, doch allgemach
Wird auch in ihr die Andacht wach:
„Ja“ — spricht sie fest und guckt ins Glas —
„Es wär' denn, wir verkauften was!“ —
„„Gut!““ — sagt der Bauer — „„so soll's kommen,
Der eine Fall bleibt ausgenommen!““

Da gieng ein großes Fasten an,
Nur Milch floss aus der Branntweinkann',
Die Zunge schrumpft vor Trockenheit,
Wie Nüsse um die Weihnachtszeit —
In Dürre will die Welt vergehen,
Sie stockt und will sich nicht mehr drehen!

Schon waren vierzehn Tag' dahin,
Als vor den Bauer die Bäuerin
Hintrat und ihm drei Batzen gab:
„Ich kauf' dir deinen Esel ab!“ —
„„Du mir? Weib, lass das dumme Schwatzen!““ —
„Mann! Wie viel Maß gibt's um drei Batzen?“ —

Da geht dem Bauer ein Lichtlein auf:
Bei Gott! Das war ja ein Verkauf!
„„Hör', Weib, du bist verteufelt klug!““
Fort, Arm in Arme geht's zum Krug,
Und eh' die Woche abgelaufen,
Thät' er von ihr den Esel kaufen!

Nun tanzt der Esel hin und her,
Als ob's ein Glockenschwengel wär';
Am Morgen mein, am Abend dein,
Ein Gläschen Schnaps, ein Krüglein Wein —
Und selbst der Pfarrer kann's nicht wehren,
Denn das Gelöbnis bleibt in Ehren.

So gieng der Handel manches Jahr
Und als der Esel gestorben war,
Da trat die Haut an seine Stell'!
So wurde mit dem Eselsfell,
Bis dass die zwei ins Gras gebissen —
Der Durst gestillt und das Gewissen!

Sicheres Merkmal.

Ich blickte hinaus zum Fensterlein
Beim Morgensonnenstrahl,
Da sah durch die Scheiben die Liebe herein
Zum allerersten mal!

Den lächelnden Blick, so warm und weich,
Ich sah ihn noch nie vorher
Und doch — wie kam's? — ich wusst' es gleich,
Dass es die Liebe wär'!

Doch ließ ich eine kleine Frist
Geschlossen das Fensterlein,
Ich wusste, wenn es die Liebe ist,
So schlägt sie die Scheiben ein!

Robert Hamerling als Philosoph.

Ich könnte es zur Erbauung der Fachleute wieder einmal versuchen, über ein Ding zu plaudern, von dem ich gar nichts verstehe. Es ist aber zum Glück ein Ding, bei dem jeder dreinreden kann, weil es jeden angeht und weil es keiner fertigbringt.

Nämlich die Philosophie. Diese Philosophie, wie sie in ihrer doctrinären Weise gelehrt wird, ist mir zwar zu allen Zeiten gottlos gleichgiltig gewesen. Wenn sie aber aufdrängerisch an mich herankam, so habe ich mich über sie weidlich geärgert oder närrisch gewundert. Da soll bewiesen werden, dass ich bin, oder auch nicht bin; dass es einen Raum und eine Zeit gibt, oder auch nicht gibt; dass es eine Unendlichkeit im großen und im kleinen gibt, oder auch nicht gibt; und so weiter. Mit Verlaub, ihr gelehrten Herren, das ist mir alles viel zu gescheit. Bei so einem Philosophen sind nur zwei Dinge möglich, entweder er betreibt ein solches Studium wie ein Geschäft, ohne praktisch daran zu glauben und zu halten, dann kann er trotz aller Beweise für das Nichtsein sich die Havanna recht wohl schmecken lassen; oder er nimmt es wirklich ernst — dann schnappt er über.

Ich bin halt der Meinung, ein

„Vor Herzeleid und Liebespein,
„Darf ich von deinem Töchterlein
„Den Brautkuss nicht erwerben!‟‟

Voll Ingrimm fährt der König auf,
Schon greift er nach dem Degenknauf,
Dann thät er sich besinnen: —
„Ich seh's, mein Tränklein Wunder thut,
„Wo fänd' ein Knappe sonst den Muth,
„Ein Königskind zu minnen?!

„Ein kecker Muth ist edlen Bluts —
„Hei! Knapp' und Königskind, was thut's —
„Mein Trank, der bleibt in Ehren!
„Spielt auf! schenkt ein! und wenn Gott mag,
„So will ich erst am jüngsten Tag
„Das letzte Gläslein leeren!‟

Wie die Rathsherren einen Unschuldigen henken.

Der Herrgott hat sein Land Tirol
Mit Berg und Burg gefestigt wohl
Nach Außen und nach Innen,
Allein die Zeit frisst Berg und Thal,
Zerkaut das Eisen und den Stahl
Und fegt den Staub von hinnen.

Der Bergwall ließ den Franzmann ein,
Vom Burgwall bröckelt das Gestein,
Trotz Schwert und Weihbrunnwedel —
Doch was noch immer unentweiht
Und dämm'rig, wie vor alter Zeit,
Ist ein Tiroler Schädel.

Ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wo,
Da brannt' es einmal lichterloh
In allen Rathsherr'nköpfen;
Es schwitzt die ganze Schöffenschaft,
Um aus vereinter Weisheit Kraft
Hilfreichen Rath zu schöpfen.

Der Bürgermeister hebet an,
Er reckt den Kopf, so gut er kann,
Aus seiner Fälbelkrause:
„Ihr, werte Amtsgenossen, wisst,
„Dass dicht mit Gras bewachsen ist
„Der Thurm am Gotteshause!‟

„In nomine sancti spiritus,
„Wir müssen kommen heut' zum Schluss,
„Wie wir's entfernen werden!
„Entweihung liegt darin zunächst
„Und dann, bedenkt, was drüber wächst,
„Entbehren uns're Herden!‟
„Ich sag'‟ — ruft einer — „mäht das Kraut!‟ —
„„Nein, unser'n Schützen sei's vertraut!
„„Ich mein', dass die's verstunden,
„„Es abzuschießen, wie es ist —‟‟
Natürlich war zu dieser Frist
Das Pulver schon erfunden!

Da hebt ein dritter sich bedacht:
„Ich weiß nicht recht, wie man es macht,
„Doch wie ich's kann ermessen,
„Rath' ich, vom Thurme lassen wir
„Ganz einfach den Gemeindestier
„Das Gras herunterfressen!‟

Und morgens weht ein langer Strick
Vom Thurm herab bis ans Genick
Dem ärmsten aller Rinder —
„Nun schleift ihn an! ... So! ... Aufgepasst! ...
„Ihr habt nicht richtig angefasst,
„So macht's doch, wie der Schinder!‟

„Nur zu! ... So recht! ... Nun drauf und dran!‟
Die Schöffen fassen selber an,
Es dampfen alle Lungen ...
„Da seht einmal das leck're Aas,
„Schon reckt es nach dem fetten Gras
„Heißhungrig 'raus die Zungen!‟

„Nun, frisst er schon? ... Zum Teufel nur,
„Muss man mit solcher Creatur
„Gottsjämmerlich sich balgen! —
„Lasst nur nicht aus! ... Noch einen Ruck!‟
Da thut der Bull den letzten Zuck —
Der Kirchthurm ward zum Galgen!

Die Schöffen glotzen dämlich drein,
Der Bürgermeister nur allein
Thät schnell ein Herz sich fassen:
„Ihr Herr'n, der Himmel hat's gewollt,
„Dass Gras dort oben wachsen sollt' —
„Wir müssen's wachsen lassen!‟

Das Gelöbnis.

Es war ein Mann in Schlemmersgau,
Der hatt' einen Esel und eine Frau;
Doch was noch sonst vor manchem Jahr
An Hab' und Gut sein Eigen war,
Verzeichnet stund's zu seinem Leide
Schon längst in weißer Wirtshauskreide.

Und weil denn Mann und Weib ein Leib,
So theilte seinen Zeitvertreib
Sein treu Gespons und trank, wie er,
Bis ihre Brautschatztruhe leer
Und bis dem Hammer fiel zum Raube
Ehringelein und Spitzenhaube.

Doch eines Tages kam den Mann
Urplötzlich eine Andacht an.
„Weib!‟ — sprach der Bauer — „hör' mich nun:
„Wir wollen ein Gelöbnis thun
„Und feierlich vor Gott versprechen,
„Kein Stücklein Geld mehr zu verzechen!‟

mismus zurück und setzt den „heiligen Daseinswillen“ in sein Recht. Mit glühender Beredsamkeit weist dieser Philosoph in dem Menschen einen natürlichen Adel, einen Grad von Göttlichkeit nach, der den Menschen strenge vom gemeinen Stoff unterscheidet. Aber er sieht selbst auch noch im gemeinen Stoffe die Spur einer ewigen, zweckbewusst leitenden Kraft.

Bei solchem Standpunkte für den Augenblick verblüffend und leicht misszuverstehen ist die Lanze, die Robert Hamerling, der Verkünder des Schönen, für — Zola bricht. Aber er vertheidigt nicht den bekannten Unflat, den allein Zolas Jünger missverstehend zur „naturalistischen Schule“ machen, sondern er würdigt die tiefen socialen, philosophischen und dichterischen Gründe, aus denen Zolas Werke entstanden. Manchem wird es aber nicht möglich sein, dem Philosophen Hamerling in solcher Wertschätzung des französischen Romanschreibers beizupflichten. Hat ihr doch auch der Dichter Hamerling nicht beigepflichtet.

Das Werk „Atomistik des Willens“, welches in seiner Art einzig dasteht, klingt in dem Leitmotive des „Homunkulus“ aus. „Wisst ihr, woran die Welt zugrunde gehen wird? Durch das Umsichgreifen jenes vernichtenden Princips, das wir Verstand benennen. — Das Leben ist nicht auf Klarheit, sondern auf Dunkelheit gebaut. — Das geistig wahrhaft Schöpferische, Lebendige, Göttliche ruht immer im Unbewussten.“

Durch diese Sätze zieht der mit scharfem Verstande nach Klarheit ringende Philosoph sich freilich das Brett unter den eigenen Füßen weg, aber das bekümmert ihn nicht. Mich dünkt, als hätte er den weiten philosophischen Weg nur unter ironischem Lächeln zurückgelegt, um alle spitzfindige, unpraktische Gedankenarbeit, die sich so wichtig und weltbauend dünkt, mit dem einen Worte zu verurtheilen: „Das Unglück der Menschheit ist der Verstand; ihre Rettung ist das Gemüth, ihre Seligkeit ist die Mystik“.

R.

Der Katechet.

Bild aus einer Gebirgsschule. Mitgetheilt von P. K. Rosegger.

Beichte und Communion waren vorüber. Der tiefgebückte presthafte Greis, welcher in seinem entlegenen Berghause die Sacramente empfangen, saß nun am Tische, stützte seinen Ellbogen schwerfällig auf die Tischecke und schaute mit trüben Augen dem Priester zu, der sich labte an dem kleinen Mahle, welches die Leute ihm aufgetischt hatten.

Der Priester war ein junger, hübscher Mann mit frischem Gesichte und offenen, treuherzigen Augen, er ließ sich den Eierkuchen und das Glas Wein wohl munden und blickte manchmal auf den Greis, aber jetzt nicht wie ein Verzeihender auf den armen Sünder, sondern wie ein junger Mensch auf den alten, lebenserfahrenen, geprüften Mann.

Dieser wackelte ein wenig mit seinem kleinen, schneeweißen Haupt und sagte dann: „Rechtschaffen ist's mir zuwider, dass der geistliche Herr meinetwegen sich so oft und so weit heraufplagen muss auf den Berg, und jetzt gar im Winter. Aber ich kann halt nicht mehr hinab, und meine christliche Sach' möcht' ich doch gern haben.“

solches Philosophieren hat für das menschliche Leben keinen Wert. Es passt ja nicht für unsere realen Verhältnisse, für unsere Bestrebungen, es ist höchstens nur geeignet, den Menschen misstrauisch oder gleichgiltig zu machen gegen seine geistigen und moralischen Güter. Der vorgebliche Drang des Menschen nach Erforschung der absoluten Wahrheit war wohl so lange ein gesunder und berechtigter, als man zuversichtlich glaubte, diese Wahrheit einmal ergründen zu können. Seit dem Tage aber, als die Philosophie auf den Standpunkt kam, bekennen zu müssen, dass es für den Menschen absolut unmöglich sei, die absolute Wahrheit zu finden, seit diesem Tage ist das Streben nach ihr unberechtigt und unmoralisch, weil eine vergebliche Kraftverschwendung. Ich finde es, trotz Lessings bekanntem Ausspruche, einfach dumm, ein Ziel anzustreben, von dem mir alle Vernunft sagt: du wirst es nicht erreichen, du kannst ja auch gar nie erfahren, wo es liegt oder ob es überhaupt existiert. Die absolute Wahrheit, wie alles, was der Mensch sich vorstellen, wie einen Begriff bezeichnen kann, ist ja eben auch ein Ding, über dessen Sein oder Nichtsein gestritten werden kann. Also frisst diese Art von Philosophie sich selber auf.

Zu solchen Betrachtungen hat mich neuerdings ein Werk von Robert Hamerling angeregt, welches unter dem Titel: „Die Atomistik des Willens.“ Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntnis (zwei Bände) in Hamburg eben erschienen ist.

Schon in Hamerlings Dichtungen haben wir gesehen, dass das Naive vom Principiellen, das Sinnliche allmählich von dem Gedanklichen überwogen wurde. Zum Dichter hatte sich der Denker gesellt, und jenem wie diesem war nichts Menschliches fremd, also auch nicht die Philosophie, in welcher den Menschen so viel Menschliches passiert. Die Universitätsprofessoren hatten stets ein bisschen von oben herab geblickt auf diesen Gymnasialprofessor; nun offenbart sich's aber, dass der Gymnasiallehrer, der zudem noch Dichter war, nicht minder gründlich und wissenschaftlich denken und schreiben konnte, als ein „wirklicher“ Professor. Der Unterschied ist nur, dass Hamerlings Stil und Ausdrucksweise einigermaßen leichter verständlich ist, als die sattsam bekannte Manier, in welcher unsere deutschen Fachgelehrten ihr Wissen darlegen, manchmal auch ihr Nichtwissen verschleiern.

Das neue Werk, an welchem Hamerling viele Jahre gearbeitet und auf das er selbst viel Gewicht legte, zeigt, wie der Dichter alle Bereiche des menschlichen Denkens durchwandert, sich mit ihnen abgefunden hat und als ursprünglicher Denker und gewissenhafter Prüfer selbständig geblieben ist. Also ist er auch nicht an jenes Ziel gekommen, an welches die meisten Schüler moderner Philosophen gerathen: zum Materialismus und Pessimismus, sondern vielmehr zum Entgegengesetzten, des Idealismus, der Welt- und Menschengläubigkeit.

Das Werk „Atomistik des Willens“ zerfällt in vier Bücher: Theorie der Erkenntnis. Theorie des Seins. Theorie der Wirkung. Theorie des Willens. Es ist ein vorzugsweise polemisches Werk, man könnte sagen, er wollte die Philosophie durch Philosophie auflösen. Wenn es stellenweise der trockene, rein abstract docierende Gelehrte ist, dem wir anfangs verblüfft zuhören, dann aber bewundern, so ist es im letzten Buche der Dichter, der Apostel der Sittlichkeit und der Schönheit, den wir lieben müssen. Scharf verurtheilt unser Autor die landläufigen Folgerungen des wissenschaftlichen Materialismus, z. B., dass der Mensch keinen freien Willen habe, dass er ein Thier sei und nur thierisch handeln könne, dass der Begriff des Guten, des Schönen nur anerzogen sei, u. s. w. Mit unwiderleglichen Gründen weist er den Pessi-

vor Gott; wie er in der Steinwüste das hungerige Volk hat gespeist mit wenigen Broten, wie er Kranke hat gesund gemacht und der trostlosen Mutter zu Naim den gestorbenen Sohn hat auferweckt von den Todten. Wir haben gehört seine heilige Lehr, wie wir leben und uns gegeneinander betragen müssen, wenn wir auf Erden zufrieden und nach dem Tode ewig selig werden wollen. Und sehet, meine Kinder, diesen lieben Jesus, der voller Demuth und Geduld war, voller Gerechtigkeit und Liebe zu allen Menschen, und der gesagt hat: Der Armen vergesset nicht, sie alle sind eure Brüder und Schwestern — diesen Mann wollen sie jetzt peinigen und tödten."

Bei diesen Worten konnte man in einzelnen Bänken ein wenig schluchzen hören, und die allgemeine Aufmerksamkeit war hergestellt.

Der Priester fuhr ernst und ruhig fort, so zu sprechen: „Die Wunder, welche Jesus gewirkt hat, haben die meisten Leute für Betrug oder Zauberei gehalten, weil sie es nicht glauben wollten, dass er vom himmlischen Vater gesandt sei. Seine Lehre haben sie gehasst, weil sie eine neue Lehre war und mit jener alten der Schriftgelehrten und hohen Priester nicht stimmte. Und diese Feinde haben heimlich getrachtet, ihn zugrunde zu richten, haben es aber nicht recht anzufangen gewusst, weil der Landpfleger und Richter Pontius Pilatus nichts gegen die neue Lehre einzuwenden gehabt. Wie aber jetzt der Herr Jesus in die Stadt Jerusalem einreitet, umgeben von seinen Jüngern, wie ihm alles Volk zujubelt: Gelobt und gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn! und sie Palmzweige wie Fahnen in den Lüften schwenken — da laufen die Feinde Jesu durcheinander und zum Pilatus: Siehst du es jetzt, wie die Leute ihm folgen! Der wird gefährlich, der stürzt dich und den Kaiser! Wehe dir! Schlecht kann's dir gehen, wenn du den Aufrührer nicht alsogleich einfangen und tödten lassest. — Der Pilatus sagt: Es wird so schlimm nicht sein, aber ich will ihn vor Gericht rufen, dass er sich selber verantworten kann. Die Freunde Jesu haben gehört von diesem Anschlag und haben dem Meister gerathen: Fliehe! die hohen Priester kennst du schon, das sind schlimme Herren, die ruhen nicht, bis sie dich aus dem Weg geräumt haben werden. — Jesus aber ist ganz ruhig gesessen beim Abendmahl mit seinen Jüngern und hat gesagt: Fliehen will ich nicht, wie es geschehen muss, so soll es geschehen. Die grimmen Feinde fürchte ich nicht, viel ärger können die Freunde sein! Ich sage euch: Einer der Meinen wird mich verrathen! Da schauen sich die Jünger erschrocken an, das wäre nicht möglich, und einer unter ihnen, der Judas hieß, schüttelte gar heftig das Haupt: Was das für thörichte Reden wären, einer der Seinen ihn verrathen! möchte schon wissen, wer so schlecht sein könnte! — Der jetzt mit mir in die Schüssel fährt! sagt hierauf Jesus, da zuckt der Judas mit dem Arm zurück, denn just hat er mit der Gabel ein Stück vom Osterlamm aus der Schüssel stechen wollen. — Bachmeier! Lass jetzt das Kritzeln auf der Bank und pass auf, du wirst mir alles wiedererzählen müssen!"

Also unterbrach sich der Katechet, und der Nachbar des Bachmeier gab diesem einen kleinen Ellbogenstoß, entrüstet darüber, wie man nicht könne aufpassen bei einer so merkwürdigen Geschichte! Der Bachmeier bequemte sich dazu und der Priester fuhr fort:

„Ein anderer Jünger, Petrus geheißen, ist auch aufgebracht, über das Wort, es wäre bei Tische ein Verräther. — Na du, sagt Jesus zu diesem, sei nur demüthig! Du bist auch keiner von den Verlässlichsten! Ehe zur nächsten Morgenstunde der Hahn kräht, wirst du mich verleugnet haben! Petrus hat hierauf nichts mehr gesagt, mag aber bei sich gedacht

„Aber, Steinbauer!“ entgegnete der Priester und legte dem Alten die weiße Hand auf den zitternden Arm, „ich thue es gerne, es ist ja mein Amt, und in meinen Jahren ist das Bergsteigen eher eine Annehmlichkeit, als eine Plage. Bin das gewohnt, stamm' ja auch von der Bauernschaft.“

„Werden halt andere Versehgänge auch sein, es ist kein gesunder Winter“, fuhr der Alte fort. „Denk mir oft, der Geistliche hat wohl ein schweres Amt. Zu Blatternkranken gehen, zum Nervenfieber! Und nachher, wenn er müd und matt von allerhand Gefahr zurückkommt in den Pfarrhof, findet er die frostige Stube — niemand daheim!

„Ich verstehe euch schon“, lächelte nun der Kaplan von St. Johann, „es ist nicht so schlimm. Daheim ist freilich niemand, so wie Ihr meint, aber meine Familie habe ich doch auch, und eine größere als der brave Steinbauer. Auf langes Leben, Vater!“

„Ja, ja, auf mein langes Leben!“ kicherte der Greis, „dass Ihr noch recht oft heraufmüsst! 's ist mir halt allemal so getröstet, wenn ich meine Sachen gemacht hab' und Ihr könnt einem das Herz recht leicht machen mit dem christlichen Zuspruch. Nicht genug kann ich Euch danken.“

Also ward gesprochen, bis der Priester Überrock, Hut und Stock nahm und sich nach frohfrischem Händedruck auf den Heimweg machte. Dieser war im Schnee eigentlich doch beschwerlicher, als es sich der junge Priester selber gestehen wollte.

Nach stundenlanger Wanderung kam er im Pfarrhofe zu St. Johann an, hatte Zeit, sich ein Viertelstündchen auszurasten, dann schlug die Kirchenuhr Stunde zwei. Es war Zeit, in jene Familie zu gehen, von der er oben gesprochen hatte. Ein Buch nahm er zu sich und schritt wohlgemuth hinab zum Schulhause. Am Eingange begegnete ihm der Lehrer, sie begrüßten sich freundlich und der Lehrer sagte: „Sie freuen sich schon wieder. Ich begreife es auch, das Rechnen und die Sprachlehre will unseren Bauernkindern nicht immer eingehen. Kann ihnen nicht helfen, muss auch sein, gönne ihnen aber die Religionsstunde, wie Sie sie halten, vom Herzen.“

Als der Priester in die Schulstube trat, erscholl ein einstimmiges, helles „Gelobt sei Jesus Christus!“ und die jungen Gesichter leuchteten ihm fröhlich entgegen.

„Nun, wie steht's, Kinder?“ fragte der Kaplan, indem er sich auf seinen Platz setzte, „habt ihr das Hauptstück von der christlichen Gerechtigkeit gut auswendig gelernt?“

„Ja, alle!“ riefen sie munter.

„Brav. So werde ich zu Lohn fortfahren, euch das Leben Jesu zu erzählen!“

„Ich bitte, ich bitte!“ hierauf viele Stimmen, und in der rückwärtigen Bank rieb sich ein ganz kleines Mädchen die Hände: „Der liebe, liebe Katechet!“

„Wo sind wir denn stehen geblieben, das letztemal?“ fragte der Priester.

„Wie der Herr Jesus auf einem Esel in die Stadt Jerusalem einreitet!“ gaben mehrere Stimmen an.

„Richtig“, bestätigte der Geistliche, und fuhr fort: „jetzt aber, liebe Kinder, kommen wir zum allermerkwürdigsten Capitel, voll heiliger und tiefer Trauer. Wir haben gesehen, wie arm und verlassen das Kindlein Jesu gewesen ist, wie es vom König Herodes verfolgt wurde —“

„Der falsche Herodes!“ flüsterte das Mädchen in der hintersten Bank.

„Wie seine Eltern mit ihm durch die heißen Wüsten ins ferne Egyptenland haben fliehen müssen, wie er später mit zwölf Jahren schon ein recht gescheites Büblein gewesen ist und gar die hochgelehrten Männer überwiesen hat im Tempel. Haben nachher gesehen, wie der Herr Jesus sich hat mit Wasser begießen lassen vom Johannes am Flusse Jordan, zum Zeichen, dass er reinen Herzens sei

ihm die Hände gebunden. Im Lärm der Waffen wird Petrus wach und wie er merkt, was da vorgeht, springt er herbei, reißt einem Knecht das Schwert aus der Scheide und will ihm damit den Kopf spalten. Freilich hat er als Fischer das Dreinhauen nicht gelernt, haut dem Knechte nur das Ohr weg. Gibt ihm Jesus einen Verweis, was er sich dreinzumischen habe? Wollte der himmlische Vater ihn befreien, so hätte er schon selber Mittel dazu. — Da macht sich Petrus davon. Den lieben Jesus aber haben sie hinabgeführt in die Stadt zu den hohen Priestern und Richtern, gar bei nachtschlafender Stund. Der falsche Judas schleicht ihnen nach und fragt einen: Was wollen sie denn mit ihm machen? Ja, antwortet derselbe, der kommt ihnen gerade recht für das Osterfest, der wird gekreuzigt. Da ist der Judas freilich erschrocken, jetzt sieht er erst ein, was er angestellt hat, kann's aber nicht mehr ändern. Er schleudert die Silberstücke von sich: Ich brauch es nicht, das verfluchte Geld! geht hinaus in den Hain und erhängt sich an einem Baum."

Dem Mädchen in der hintersten Bank wurde unheimlich, es schleicht, den Finger im Mund und mit erschrockenen Augen, jetzt zum Katecheten heran und kauert sich vor demselben auf den Boden hin.

„Du kannst schon dableiben, kleine Agnes Rainegger, musst mir aber den Finger aus dem Mund thun, weil er nicht hineingehört." Also der Katechet, das Dirndl willfahrte und schmiegte sich voll Aufmerksamkeit und Andacht an die Füße des Priesters.

„Und wie ist es mit dem lieben Jesus weiter gewesen?" fragte einer der Knaben.

„Ja meine Kinder", fuhr der Katechet fort, „den lieben Jesus haben jetzt seine Feinde herumgeschleppt von einem hohen Herrn zum anderen. Und dieweilen diese aus dem Bett steigen, haben allerhand zusammengelaufene Leut, auch solche, die ein paar Tage früher ihm zugejubelt mit Palmzweigen, ihn verspottet und verhöhnt. Hei! sagt einer, du bist ja der Judenkönig, wie man hört! Könige müssen doch eine Krone haben! Aus Dornhecken flechten sie eine Krone und pressen sie ihm aufs Haupt. Das königliche Scepter auch! schreit ein anderer, und gibt ihm ein schlechtes Schilfrohr in die Hand. Und gesalbt muss er sein! johlt ein dritter, darauf speit er ihm ins Angesicht. Dann sind sie über ihn her, haben ihn gestoßen und geschlagen, bis der Richter Pilatus endlich Befehl gibt, sie sollten den Angeklagten vorführen. Jesus steht mit gebundenen Händen demüthig vor ihm und sagt alles, was er gelehrt und vollbracht. -- Wie das geschehen ist, spricht Pilatus zu den Anklägern: Was wollt ihr denn mit diesem da? Was hat er den Schlechtes gethan? Seht doch, wie er voller Blut und Wunden ist! Habt ihr ihn nicht schon misshandelt genug? ist euere Rachgier noch nicht befriedigt? — Ostern ist! rufen sie, wir wollen nach altem Brauch einen am Kreuze sehen! — Gut, sagt der Pilatus, da hab ich einen anderen im Kerker, einen Räuber und Mörder, der berüchtigte Barabbas, den könnt ihr haben! — Nein, nein! lärmen alle, den Barabbas kannst freilassen, diesen Jesus wollen wir am Kreuze sehn! Einen solchen Hass kann nun Pilatus garnicht begreifen. Jetzt schickt auch sein Weib zu ihm und läßt sagen: Lieber Mann, thu' diesem Menschen nichts zuleid, es ist etwas Besonderes mit ihm, ich hab heut die ganze Nacht von ihm geträumt. In leuchtendem Gewand ist er durch die dunkle Vorhölle gegangen, hat die Voreltern erlöst und hinaufgeführt ins Paradies. — Spricht Pilatus wieder zum Volke: Ich finde nichts Böses an diesem Menschen. Aber die Leutmenge lärmt: Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz mit ihm! Und weil

haben: Ich erkenne ihn nicht wieder, so herb ist er heute! — Jesus bricht das Brot und mit freundlichem Angesicht sagt er die Worte: Ich' werde nun nicht mehr mit euch essen und trinken, bis wir beisammen an der Seite des himmlischen Vaters sitzen. Wenn ihr mich haben wollt und mir etwas Gutes thun, so thut es den Armen. In eueren armen, geringen Mitbrüdern und Schwestern bin ich immer bei euch. Und wenn ihr zum Osterfeste Brot und Wein genießet, so denket an mich. Es ist mein Fleisch und mein Blut. — Das haben sie freilich nicht verstanden. Nach dem Abendmahle gehen sie hinaus auf den Ölberg. Es ist eine wunderschöne Sternennacht und alles voller Frieden ringsum. Die Blumenkelche des Frühlings duften, und vom Thale herauf rauscht der Bach Kedron. Den Jüngern ist ums Schlafen und Jesus sagt zu ihnen, sie möchten nur ruhen, wer weiß, was der nächste Tag bringen würde. So legen sie sich unter Ölbäumen hin und schlafen ein. Der liebe Jesus sitzt auf einem Stein und stützt sein Haupt auf die Hand, er kann nicht schlafen, es ist ihm bange. Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirn. — Er hat ja kein böses Gewissen, hat alles vollbracht, was ihm sein himmlischer Vater aufgetragen. Alles? Das letzte bleibt noch übrig, das Sterben. Und deswegen zittert sein schwaches Fleisch. Er kniet hin auf den Stein, hebt die Hände gegen Himmel und ruft: Vater, es ist hart! Ich hätte es nicht gedacht, dass dieser Menschenleib so heiß am Leben sollt' hangen! Wenn's möglich ist, so lass mich noch leben. Schütze mich mit deinen Engeln vor meinen Feinden, die schon aus sind nach mir. Wenn's aber sein muss, so ergebe ich mich in deinen Willen. — Alles ist still gewesen nach diesem Gebet. Eine Sternschnuppe fällt nieder vom Himmel. — Jesus steht auf, thut einen schweren Seufzer und sagt: Es muss gestorben sein für die Sünden der Welt. Meine Lehre muss ich auch mit dem Tode bekennen und mein unschuldiges Blut soll ihr Merkmal sein. — Dieweilen Jesus so ganz allein ist mit seiner Angst und mit seiner Ergebung, hat auch Judas nicht geschlafen. Er schleicht sich fort von den Jüngern, hin gegen die Stadt und denkt bei sich: Den Meister habe ich recht lieb, aber Geld hätte ich noch lieber. Mit dem Meister kann man Unglück haben, denn es steht schlecht mit seiner Sache; mit Geld aber kann man alles kaufen, was das Herz verlangt, auch gute Werke damit verrichten, so gleicht sich's wieder aus. Ich will klug sein. — Aus dem Stadtthore kommt eine Rotte von Kriegsknechten, sie suchen den Aufrührer Jesus. Judas huscht zum Hauptmann, der sie führt und zischelt ihm zu: Ich weiß, wo er ist. Was wollt ihr mir geben, wenn ich es sage? — Dreißig Silbermünzen! Ganz neu geprägt mit dem römischen Kaiserkopf. Der Hauptmann hält sie hin in der hohlen Hand, die Sterne der Nacht funkeln in den Münzen. Judas erhascht sie mit gierigen Fingern und sagt: Kommt nur mit mir! Ganz leise! Auf den Ölberg! Es sind ihrer mehrere. Einen werde ich küssen, der ist es. — Bachmeier!" unterbrach sich der Katechet, „ich sage es dir zum letztenmal, wenn du nicht aufmerkst, so wirst du mir bis morgen aus dem Katechismus das zweite Hauptstück auswendig lernen!"

Diese Drohung wirkte, und der Priester konnte in seiner Erzählung fortfahren.

„Der liebe Jesus steht noch da und schaut betrübt hinab auf die Stadt Jerusalem, da kommen im Dunkeln Leute herangeschlichen: Einer davon geht zu ihm, sagt: Spät bist noch wach, Meister! und küsst ihn auf die Wange. Jesus wendet sich von ihm ab, den Kriegsknechten zu, und ruft: Man hat euch ausgeschickt, um mich zu suchen, da bin ich. Dann haben sie

im süßen Frieden nachhause gehen könnt. — Ein weltfremder Mensch hat ihm endlich das Kreuz müssen tragen helfen. Wie sie hinauskommen an den Ort, der die Schädelstätte heißt, weil immer Todtenschädel der Hingerichteten dort herumgelegen sind, da haben ihm die Henkersknechte gleich das Gewand vom Leibe gerissen. Das gehört nach altem Brauch den Henkersknechten, aber weil ihrer ja mehrere sind und sie den Rock nicht zerschneiden wollen, so spielen sie ihn aus. Dieweilen noch die Würfel kollern auf dem Gestein, hört man schon den Hammer klingen an den Nägeln. Der liebe Jesus liegt auf dem Kreuze ausgestreckt! die langen Nägel werden geschlagen durch seine Hände und seine Füße. Ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, eine Thräne im milden Aug' .... — Weint, Kinder, weint euch nur aus. Dieses sein Gekreuzigtwerden erlebt ihr heute, dass es euch ein Gedächtnis bleibe in allen Gefahren und Leiden dieses Lebens."

Denn die Kinder weinten alle.

Nach einer Zeit fuhr der Priester fort: „Mit Stangen und Stricken haben sie es hernach aufgerichtet, das hohe Kreuz, und in eine Steinkluft gestellt, dass es ist dagestanden wie ein Baum. Und daran hängt eine Menschengestalt, schön und noch so jung, und von den Nägelwunden der Hände und Füße rinnt das Blut herab. Die Seinigen haben die Furcht überwunden, sind herbeigekommen, stehen herum unter dem Kreuze, sind sprachlos vor Schreck und Schmerz und die Henkersknechte halten Wacht. Zur Zeit sind auch zwei Übelthäter gekreuzigt worden auf der Schädelstätte, und so hängt der beste, der heiligste aller Menschensöhne zwischen Mördern, wovon ihn der eine zur Linken höhnt: Wenn du von Gott bist, so hilf uns jetzt vom Marterholz! Der zur Rechten ist demüthiger und sagt: Wenn du zu Gott kommst, so erbarme dich meiner! Zu diesem wendet Jesus das mit Dornen gekrönte Haupt und, selber in Schmerzen vergehend, sagt er: Sei getröstet, reumüthiger Mensch, heute noch werden wir zusammen bei unserem Vater im Himmel sein! Die Volksmenge belustigt sich an seiner Pein und höhnt ihn laut; er sollt' nur herabsteigen vom Kreuz, schrien sie, er sei ja der Sohn Gottes. Jesus blickt empor und sagt: Hab Erbarmen mit ihnen am Tage des Gerichtes; sie wissen nicht, wie schlecht es ist, was sie thun. Dann schaut er nieder zu seiner ohnmächtigen Mutter und ruft den Jünger Johannes: Führe sie weit vom Kreuze hintan, tröste, stütze sie wie ein Sohn die Mutter! Sein Leib bebt, im heißen Todeskampf ist sein Gaumen trocken. Durstig! Durstig! stöhnt er. Ein Kriegsknecht will ihn laben, taucht einen Schwamm in Essig und langt ihn durch eine Stange hinauf. Jesus wendet sein todtenblasses Angesicht, sein brechendes Auge zum Himmel, und im Übermaße der Pein ruft er mit lauter Stimme: O mein Gott, warum hast du mich verlassen?! — Wie er diese herzzerreißende Klage hat ausgestoßen, geht ein Zucken durch seinen Leib, mit schwerem Seufzer stöhnt er noch: Es ist vollbracht! — sein Haupt sinkt auf die Brust" .... Nach einer Weile setzte der Katechet leise bei: „Und so ist unser Heiland Jesus Christus gestorben."

Die Kinder waren so athemlos still, dass man meinte, man müsse die Fittiche des Engels hören, der durch das Zimmer schwebte.

„Liebe Kinder", sagte der Geistliche, „wenn für euch einmal die Stunde des Sterbens kommt, dann klammert euer angstvolles Herz an den Gekreuzigten. Wenn ihr in treuer Pflichterfüllung, in Geduld und Opferwilligkeit, in Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit seine Lehre befolgt habt, dann braucht ihr das Sterben nicht

sie schreckbar schreien und wild sind, und die Schriftgelehrten und Hohenpriester das Volk immer noch aufhetzen, meint der Pilatus, es könnte ein Aufruhr entstehen, sie könnten Feuer werfen in seinen Palast. So nimmt er den Stab, bricht ihn entzwei und wirft die Stücke dem armen Jesus vor die Füße. Und das bedeutet soviel: jetzt bist du verurtheilt zum Tode! — Dann taucht der Pilatus seine Hände in eine Schale mit Wasser, als ob er die That abwaschen wollte, und ruft in das Volk hinab: Ich sage euch, er ist unschuldig, aber macht mit ihm, was ihr wollt! — Kinder, was sagt ihr zu einem solchen Richter?"

Von den Kindern waren nach und nach mehrere aus ihren Bänken getreten und hatten sich rings um den Katecheten hingesetzt. Dort knirschte nun ein Knabe mit den Zähnen: „Dieser Pilatus ist noch schlechter wie der Judas!"

„Ganz richtig", sagte der Katechet, „die anderen sind von der bösen Leidenschaft verblendet gewesen, Pilatus hat aus reiner Feigheit der Volksmenge zulieb ein ungerechtes Urtheil gesprochen. Wer mit kaltem Herzen so kann sündigen, der ist gottverlassen ganz und gar. Aber schaut, liebe Kinder, keiner, und wäre er noch so tugendhaft, soll sich übernehmen. Petrus war gewiss einer der frömmsten Jünger des Herrn, und was geschieht? Wie er am Ölberg nach der Geschichte mit dem Ohr, wegen der er sich arg geschämt haben wird, dem gefangenen Meister von weitem nachgeht, und jetzt im Hof des Richters heimlich so herumschleicht, ruft ihn auf einmal eine Magd an: Was machst denn du da, fremder Mensch? Gehörst vielleicht auch zu diesem Verbrecher Jesus, den sie kreuzigen werden? Und Petrus antwortet in seiner Angst vor dem Weibsbild: Was fällt Euch ein? Ich zu diesem Menschen gehören? Ich kenne ihn gar nicht. Das Wort ist kaum gesprochen, so kräht ein Hahn. Da fällt dem Petrus das Wort des Meisters ein: Du wirst mich verleugnen, bevor am nächsten Morgen der Hahn kräht! — Den geliebtesten Menschen auf Erden hat er verleugnet! Das schmerzt den Mann so tief, dass er hinausgeht auf die Gasse und anhebt, bitterlich zu weinen. Voll tiefer Reue ist er gewesen, hat aber nicht den Muth gehabt, noch einmal hineinzugehen und sich zu bekennen. — Seht, meine Kinder, so schwach sind selbst die Jünger gewesen, bevor, als sie ihren Meister haben sterben sehen. Erst sein Tod hat sie aufgeweckt und erlöst von den sündigen Banden. Und wie solches zugieng, das wollen wir das nächstemal hören."

Kaum der Katechet so gesprochen hatte, entstand ein Aufruhr unter den Kindern, und er musste auch noch den Rest der Stunde der heiligen Geschichte weihen. Also fuhr er fort:

„Das Kreuz ist schon gezimmert gewesen, ein großes, hohes Kreuz. Und solches haben sie nun dem lieben Jesus auf die Achsel gehoben, dass er es selber sollte hinausschleppen vor das Stadtthor auf den Felshügel, wo die Missethäter hingerichtet wurden. Geduldig hat er das Kreuz gehalten, aber dreimal ist er unter der schweren Last zu Boden gefallen und in diesem Jammer ist ihm seine Mutter Maria begegnet. Ihren gefangenen Sohn wollt' sie suchen und *so* hat sie ihn wieder gefunden. Einen einzigen traurigen Blick wendet er nach ihr und sagt: Musst nicht weinen, Mutter, der himmlische Vater will es so...."

Weiter konnte der Priester nicht sprechen. Denn mehrere Kinder huben an zu schluchzen und ihm selber wollte die Stimme versagen. Nach einer Weile sprach er: „Man muss auch in Betrachtung seines Leidens und Sterbens tapfer sein, Kinder. Ich will ganz kurz erzählen bis dahin, wo die heilige Osterfreude anhebt, damit ihr

im Schnee ein armes Weib mit einem in Lumpen gewickelten Kinde. Das Mädchen löste rasch sein wollenes Umhängtuch vom Leibe, lief hin, warf es dem armen Weibe zu und eilte stillvergnügt nachhause.

„Agnes! Wo hast du denn heute dein Tuch gelassen?“ ruft ihr die Mutter entgegen.

„Das habe ich dem lieben Jesus geschenkt; antwortet die Kleine nicht ohne Befangenheit.

„Was sind das für Geschichten?“

„Ja“, sagte das Mädchen leise, „der Fetzen-Thresel habe ich's gegeben. Weil halt der liebe Jesus gesagt hat: Was ihr den Armen gebt, das gebt ihr mir. Die Mutter nahm ihr Töchterlein und küsste es vor Freuden. —

Als zu Ende des Schuljahres die Religionsprüfung war, fragte der Dechant unseren Katecheten, wie er den Unterricht vertheile?

„Je eine Stunde in der Woche Katechismus und je eine Evangelium.“

Der Dechant schüttelte ein wenig das Haupt, sagte aber nichts weiter.

Eine Abhandlung über die Fortschritte unseres Jahrhunderts.

Als der junge, gescheite, fleißige und idealistische Student Peter Oberleitner sich in die Hochschule aufnehmen ließ, in die philosophische Facultät, hatte er folgende Aufgabe erhalten: „Es ist eine Abhandlung zu schreiben über die Fortschritte unseres Jahrhunderts und deren Wirkungen auf die menschliche Cultur.“

Der Student gieng tapfer ans Werk, er schaffte daran mit gewohntem Fleiße mehrere Tage, indem er einschlägige Schriften aufschlug, deren Inhalt mit großem Geschick verarbeitete und dann nach eigenem gründlichem Denken die Folgerungen daraus zog, sich dabei weniger an die Realität des Lebens haltend, als vielmehr an die Folgerichtigkeit der Ideen, wie solche in seinen bisherigen Studien geübt worden war.

Die Arbeit wurde demnach auch ganz ausgezeichnet, der Verfasser sollte sie im Collegium vorlesen und der Professor stellte denselben schon im vorhinein den Abdruck im „Jahresbericht“ in Aussicht, falls sie dafür tauge.

Die Abhandlung lautete also:

„Die Fortschritte der Menschheit in diesem neunzehnten Jahrhunderte sind so enorm groß, dass man die Fortschritte der früheren Jahrhunderte damit kaum vergleichen kann. Früher hat ein Jahrtausend nicht so viel geleistet, als dieses Jahrhundert vollbrachte; eine einzige der modernen Erfindungen oder Entdeckungen wäre stark genug, um einem ganzen Jahrhundert die Signatur aufzudrücken. Ich will von den Erfolgen der Technik gar nicht sprechen; dieselben sprechen für sich. Innerhalb weniger Tage machen wir heute große Reisen, zu denen man früher monatelang gebraucht hat; in wenigen Minuten fliegt unsere Nachricht, unsere Anordnung um den ganzen Erdball, wir ersparen also sehr viel Zeit und können die ersparte Zeit zur Ruhe, Beschaulichkeit oder irgend einem Seelengenusse anwenden. Und wenn ich die großen humanitären Erfindungen der gewaltigen Zerstörungsmaschinen, des rauchlosen Pulvers, des Dynamits u. s. w. erwähne, so seht ihr alle

zu fürchten. Denn voller Glückseligkeit kann ich euch verkünden: Es gibt keinen Tod. Alle Entschlafenen stehen wieder auf zum ewigen Leben. — Dafür bürgt uns das, was ich noch zu erzählen habe."

Die Kinder schauten mit gerötheten Wangen, mit leuchtenden Augen voller Spannung auf zum Priester. Dieser fuhr fort:

„Als Jesus am Kreuz verschieden war, da ist es auf einmal dunkel geworden über dem Erdkreis. Alle Zweige am Ölberge haben gezittert, alle Blumen im Garten Gethsemani haben ihr Haupt gesenkt; der Bach Kedron hat nicht mehr gerauscht, ist stehen geblieben wie ein Tümpel. Kein Vogel hat gesungen und am Himmel sind trübe Sterne gestanden mitten im Tage. — Da sind die Leute blass geworden und einer hat zum anderen gesagt: Was bedeutet das? Am Ende ist er, den sie gekreuzigt haben, wirklich der Gottessohn gewesen! — Jetzt hebt es an zu rollen, zu donnern unter der Erde, krachend spalten sich auf der Schädelstätte die Felsen und aus den Klüften steigen langsam und in weißen Gewändern die Leiber längst begrabener Menschen. — Rasend vor Schreck laufen die Leute durcheinander und stöhnen: Die Todten stehen auf. Er ist es gewesen! — Gegen abend, als es wieder geworden war auf Erden, wie es jeden Tag gewesen, ist es den Jüngern Jesu erlaubt worden, den Leichnam vom Kreuze herabzunehmen und ihn zu begraben. Sie legten ihn in ein Felsengrab, wo bisher noch kein Leichnam gelegen war, wälzten einen schweren Stein davor und als die Kriegsknechte kamen, um das Grab zu bewachen, giengen die Jünger in ihre Häuser heim und waren unaussprechlich betrübt. — Und jetzt höret weiter, Kinder. Als nach diesem Ereignisse die Sonne zweimal unter- und aufgegangen war, brachten zwei Jünger die Botschaft, sie hätten den Herrn Jesus gesehen. Schön und in der Jugendblüte, aber die Wundmale an Händen und Füßen, so sei er ernstfreundlich unter den Palmen gewandelt. — Obzwar alle Weissagungen verkündet, er werde wieder auferstehen, wollten sie es doch nicht glauben. Da, eines Abends, als sie beisammen sind und in Trauer und Sehnsucht von ihm sprachen, steht er ganz plötzlich unter ihnen und sagt voller Liebe: Erschrecket nicht. Ich bin es. Ich bringe euch den Frieden, den die Welt nicht hat. Geht hinaus in die Länder der Erde und verkündet allen Völkern meine Lehre und meine Verheißung. — Mein Leib geht nun zum himmlischen Vater, mein Geist bleibt bei euch bis ans Ende der Welt.

Also ist es geschehen. Und die Jünger des Herrn haben aller Orten seine Lehre verkündet. Und denen, die sie in Demuth und mit Fleiß befolgen, ist die Auferstehung von den Todten und im Himmel das ewige Leben verheißen." — — — —

— Auf dem Thurme zu St. Johann schlug die dritte Stunde. Der Katechet erhob sich, betete mit den Kindern langsam und feierlich das Vaterunser und dann sagte er: „Nun nehmet euer Übergewand und geht ruhig nachhause. In der nächsten Stunde werden wir das Hauptstück von der christlichen Gerechtigkeit vornehmen aus dem Katechismus."

Die Schulkinder giengen in Gruppen davon, theils besprachen sie noch das Gehörte und im Evangeliumbuch, das sie in der Schultasche hatten, wollten sie noch einmal nachlesen darüber, was ihnen erzählt worden war. Etliche Jungen huben freilich an lustig zu hüpfen — wozu denn ernsthaft sein, da doch alles so gut ausgegangen ist!

Nur das kleine Mädchen aus der Hinterbank, die Agnes Rainegger, gieng, sorgfältig in ihr großes Umhängtuch gewickelt, ganz allein und in sich versunken, hinterher. Am Wege kauerte

werfen können, welch gewaltige Errungenschaft des menschlichen Geistes! — Und noch mehr: es gibt gar keinen menschlichen Geist, es gibt nur Nerven, es gibt nur eine Thätigkeit der Organe, der Bestandtheile, so wie beim Thiere, so wie bei der Maschine. Der Mensch ist eine durch sich aneinanderreihende Zellen und Keimbläschen gewachsene Maschine, und er nimmt in dem Zeitalter der Maschinen den ersten Platz: Nr. 1, ein. Welch ein erhebendes Gefühl, das unsere armen, unglücklichen Vorfahren nicht gekannt haben! Darum ein Hoch dem Fortschritte des Jahrhunderts, ein Hoch den Erfindungen und Entdeckungen, ein Hoch der Wissenschaft!"

Der Student Peter Oberleitner hatte gelesen. Nun wendete sich der Professor etwas unsicher zu ihm und fragte: „Das ist Ihre Arbeit?"

„Jawohl!" antwortete der Student im stolzen Bewusstsein der Leistung.

„Schön", sagte der Professor. „Übrigens, im Jahresbericht wird Ihre Abhandlung einstweilen nicht erscheinen. Die Segnungen des Fortschrittes sind zwar sehr groß, aber es ist doch besser, wenn nicht jeder drum weiß. — Ihnen, lieber Herr Oberleitner, nur eine kleine Frage: Glauben Sie das alles, was Sie hier zusammengeschrieben haben?"

„Jawohl, Herr Professor!"

„Warum sind Sie mit Ihrem gläubigen Gemüthe nicht gleich beim alten Glauben geblieben?" H. M.

Die Cigarre.

Von **Friedrich Hofmann.**

Wer Jean Paul noch nicht vergessen hat, kennt seine schöne Erzählung: „Die unsichtbare Loge." Gustav, der Sohn des Rittmeisters von Falkenberg, wird in einer unterirdischen Loge des Schlossgartens seines Vaters das erste Jahrzehnt seines Lebens erzogen. Hierauf brachte man ihn an die Oberfläche dieser Erde, die ihm nun wie der Himmel erschienen wäre, wenn sie nicht anstatt der Engel Menschen zu Bewohnern gehabt hätte. Gustav hatte über diese Bewohner und ihre Sitten seine eigenen Gedanken, die er einem geheimgeführten Tagebuche anvertraute. —

Auf dem Fetzenmarkte erstand ich vor längerer Zeit ein altes, unscheinbar eingebundenes Buch, dessen Deckel auf den inneren Seiten mit Blättern jenes merkwürdigen Tagebuches beklebt waren. Ob nun der Buchbinder, der solche wichtige Blätter einem so untergeordneten Zwecke zuführte, nicht lesen konnte, oder ob er das Geschriebene für das Gefasel eines Thoren gehalten hat, das wird uns immer verborgen bleiben.

Ich halte die Aufschreibungen Gustavs aber für mittheilenswert, so sonderbar seine Gedanken auch einem von der fortgeschrittenen Civilisation unseres Jahrhunderts erfüllten Menschen vorkommen mögen oder müssen und biete hier, was ich habe entziffern können. — — — — — „kam ich nicht dazu, die Menschen, die diese Erde bewohnen, zu betrachten. Mein Auge war geblendet vom Glanz des Himmels und seiner Wolken, vom Glutball der Sonne, und musste sich erst an diese Helle gewöhnen. Heute aber zogen auch die Menschen meine Aufmerksamkeit auf sich. Aber wenn ich die Wahrheit sagen soll, sie gefallen mir nicht und scheinen zu

den ewigen Völkerfrieden schon gesichert. — Und die Industrie der Neuzeit, welch erziehliche Rolle hat sie übernommen! die Industrie hat neue Bedürfnisse geschaffen, und je mehr Bedürfnisse ein Mensch hat, desto mehr Cultur hat er, desto vollkommener ist er. Der Wilde braucht eine Hütte und ein Fell und begnügt sich mit roher Nahrung; je mehr er braucht, desto mehr ist er Mensch. Ein Mensch, der Wasser trinkt, steht in der Cultur niedriger, als einer der Champagner trinkt. Ein Mensch, der auf der Holzbank schläft, ist unvollkommener, als einer, der auf Seidenbetten ruht. Mit den Bedürfnissen steigert sich die Arbeitskraft und wer mehr braucht, als er erwerben kann, der macht Schulden, steht also auf der Stufe hoher menschlicher Vollendung. Schmach dem Mittelalter mit seinem Schuldenarrest! Der lichten Neuzeit war es vorbehalten, solch schändliche Institute zu zertrümmern!

Welch wunderbare Entdeckung hat in der Astronomie, in der Astrophysik die Spectral-Analyse gemacht! Wir kennen nun die Körper und Stoffe der Gestirne und es wird gewiss in kürzester Zeit dazukommen, diese Stoffe auch praktisch auszunützen. In der physikalischen Wissenschaft ist die Entdeckung des großen Princips von der Erhaltung oder Unsterblichkeit der Kraft gemacht worden, also dass sozusagen der Tod überwunden ist und mit einiger Vervollkommnung und praktischer Ausnützung der Wissenschaft die irdischen Wesen ewig leben werden. Und sollte in nächster Zeit schon diese berechtigte Hoffnung nicht in Erfüllung gehen, so hat die Medicin wenigstens die Krankheiten und Krankheitsstoffe kennen gelernt, an denen wir sterben müssen. Durch Abklopfen und Abhorchen der Brust zum Beispiele kann man die schönste Lungensucht unwiderleglich feststellen, und den Wert der Bacillen für die Medicin zu beweisen, braucht es wohl keiner Worte mehr. Tödtet die Bacillen, und wir sind seuchenfrei, ja damit fast aller Krankheiten los und ledig.

Die neuen Forschungen der Geologie haben uns z. B. mit den Ursachen der Erdbeben bekannt gemacht, so dass wir in der Lage sind, die verheerenden, so unermesslich Unheil bringenden Erdbeben zu vermeiden, wenn wir die Ursachen, die in den Gestirnen, in der Ebbe und Flut oder auch im Erdinnern liegen, aufheben. Die Anatomie hat durch die Begründung der Zellenlehre die innere Einheit der gesammten Lebewelt nachgewiesen, dadurch auch die Urzeugung sichergestellt; wir kennen also den ganzen Process von Anfang an ganz genau und sind gewiss in wenigen Jahren vermittelst der Chemie in der angenehmen Lage, beliebige Lebewesen selbst zu erzeugen und durch rationelle Kunstzüchtung rasch zu entwickeln, so dass wir nicht erst warten müssen, ob etwas und was auf dem langweiligen Wege, der bisher beliebt war, wachsen oder nicht wachsen will.

Den unleugbar größten Fortschritt sehen wir in der Biologie, in der Entdeckung des Gesetzes der Vererbung. Mit dem albernen Sittengesetze ist's nun vorbei; das Wesen ist, wie es sein muss, der Mensch ist, wie er seinen Vorbedingungen nach sein muss, er kann nicht anders sein, als wie die unzähligen Zufälle der Vorzeit ihn vorbereitet, gemacht haben, er hat keinen freien Willen, kann also auch nicht verantwortlich sein für seine Thaten, und die gesündeste Bethätigung seines Lebens ist, wenn er nur auf seinen persönlichen Vortheil sieht und alles was ihm in seinen Kampf ums Dasein etwa hinderlich sein könnte, kurzweg vernichtet. Durch diese Entdeckung ist das Menschengeschlecht vorurtheilslos geworden und damit — ich brauche es wohl kaum zu betonen — der größte Sieg des menschlichen Geistes errungen. Dass wir die Schöpfung, die Gottvorstellung, das Jenseits in das Reich der Phantasie und Sage

beipflichten. Ich weiß, dass Äschylos und Sophokles bei den alten Griechen, Wolfram von Eschenbach und Hans Sachs bei uns sehr viel Schönes gedichtet haben, ohne vom Rauch nur etwas zu wissen. Rafael und Albrecht Dürer haben ihre unsterblichen Werke gemalt, Luther hat mächtig gepredigt und eine neue Zeit angebahnt, es geschahen große Thaten, die uns immer zum Vorbild dienen werden, ohne dass man dieses Rauchkraut gekannt hätte.

Wahrheit liegt also gewiss nicht in dem, was der Gelehrte sagte.

11. Mai. Ich empfieng heute den Besuch eines Vetters von mir, der, obgleich er nur wenig älter ist als ich, doch schon raucht. Er ließ zwar seine Cigarre draußen am Vorplatz, aber seine Kleider rochen abscheulich, eine Dunstwolke umgab ihn unsichtbar, und als er von mir gieng und mir einen Abschiedskuss geben wollte, fuhr ich wider Willen zurück, denn seinem Munde entströmte ein unerträglich übelriechender Athem. Ich musste, als er fort war, die Fenster öffnen und frische Luft hereinlassen.

Kann das für fein gelten, was so übel riecht und schmeckt?

12. Mai. Die einzigen gottähnlichen Wesen auf dieser Erde sind die Frauen. Sie rauchen nicht. Was müssen sie aber leiden, da sie auf den Umgang, ja sogar auf die Küsse dieser übelriechenden Männerwelt angewiesen sind. Und hat je einer, der seiner Geliebten versprochen hat, ihr alles, sein Leben, sein Blut u. s. w. zu opfern, ihr zuliebe auch nur die Cigarre sich abgewöhnt? Ich glaube nicht.

13. Mai. Das Rauchen macht die Männer auch ungerecht. Ich fuhr heute im Postwagen nach D. und saß in der kleinen Zelle, die für „Nichtraucher" bestimmt ist. Unterwegs stieg ein freundlicher Herr zu mir herein, grüßte sehr höflich und sagte: im großen Coupé sei es ihm doch zu rauchig. Wenn ich es gestatte, so wolle er hier eine kleine Cigarre rauchen. Ruhig antwortete ich, dass ich den Rauch verabscheue und deshalb ihn bäte, es hier nicht zu thun, worauf er plötzlich ernst wurde und fast grob etwas von „Ziererei" und „Intoleranz" brummte. Die Cigarre, die er bereits im Munde hatte, brannte er aber nicht an und rauchte so „kalt". Mich sah er gar nicht mehr an.

(Anm. Man sieht, dass Gustav die Noth eines Nichtrauchers in unseren Eisenbahnzügen nicht kennengelernt hat.)

15. Mai. Mein gelehrter Bekannter, dem meine Zweifel an dem Nutzen des Rauchens offenbar zu denken gaben, sagte mir heute, ich hätte keine Vorstellung von dem großen Segen dieser Gewohnheit für Land und Volk. Tausende von Jochen des besten Bodens seien mit der Tabakspflanze bebaut, vielhunderttausend Hände mit der Anfertigung und dem Verkaufe der Cigarre beschäftigt und der Staat nehme die ungeheuere Summe von über achtzig Millionen Gulden jährlich als Gewinn der Fabrication ein.

Auf meine bescheidene Frage, ob man denn nicht diese große Fläche besten Ackerbodens zum Anbau von Brotgetreide und anderen unentbehrlichen Lebensmitteln, an welchen die Menschen doch keinen Überfluss hätten, verwenden könnte, ob die Hervorbringung solcher nicht ebensoviele Hände beschäftigen würde, bekam ich keine Antwort. — Zuhause konnte ich lange nicht schlafen; ich musste immer an die ungeheuere Summe denken, die in Rauch aufgeht. Könnte man nicht, dachte ich, alle Noth der Zeit lindern, wenn man dieses Geld auf einem Haufen hätte? Und die Erkenntnis einer tiefen Verschuldung aller, die so viel Geld in die Luft blasen, wovon niemand Gewinn hat, während um uns herum so viel

dieser Naturpracht, die mich rings umgibt — nicht recht in Harmonie zu stehen, weniger jedenfalls als alle Thiere, die mich so hoch ergötzen.

An meinem früheren Aufenthalt zeigte man mir Bilder von Griechen und Germanen, mit welchen wir verwandt sein sollen. Das waren edle, kräftige Gestalten, der Leib von faltigen Gewändern oder Fellen verhüllt, Arme und Beine waren nackt und strotzten von Kraft. Sie kommen mir wie Götter vor, gegen diejenigen, die ich bis jetzt gesehen habe. Diese haben Arme und Beine in Ofenröhren stecken und der Leib ist mit mehreren Schichten von steifen Kleidern bedeckt, so ähnlich wie die Zwiebel von ihren Schalen. Einer von ihnen hatte einen fingerlangen dunklen Gegenstand im Mund und saugte daran, wie die kleinen Kinder, die ich sah, an einem Zutzel. Von Zeit zu Zeit spie dieser Mann Rauch aus dem Munde. So sehr mich das entsetzte, will ich den Mann doch fragen, warum er es thut, wenn ich ihm wieder begegne.

3. Mai. Heute begegnete ich bei schönem Wetter vielen Menschen im Stadtgarten. Aber fast alle hatten jenen brennenden Zutzel im Munde und thaten so, als ob sich das von selbst verstehe.

4. Mai. Sie nennen es „Rauchen“ und den Zutzel mit einem Fremdnamen „Cigarre“. Der Dampf, den sie in die Luft ausstoßen, scheint aber kein gewöhnlicher Rauch zu sein; er riecht abscheulich und wirkt, in der Nähe eingeathmet, beängstigend. Er übertäubt den köstlichen Geruch der Blumenwiese. Mit dem gewöhnlichen Rauch hat er das gemein, dass er auch in die Augen beißt.

5. Mai. Ich setzte mich heute zu einem würdig aussehenden älteren Herrn auf die Bank und fragte ihn, warum er rauche? Er sah mich lange Zeit groß und erstaunt an und wusste keine Antwort. Endlich sagte er, wie mir schien, etwas verlegen: „Weil die anderen rauchen.“ Das ist gewiss kein Grund, denn er würde nicht ins Wasser springen, wenn ein anderer es thun würde.

6. Mai. Heute habe ich schon mehr Gründe gehört, warum die Menschen sich dieser Sitte ergeben haben.

Der eine sagte, er schlafe besser, wenn er rauche; ein zweiter aber behauptete, er vertreibe sich den Schlaf damit. — Ein dritter sagte, es errege ihm Esslust, wogegen ein vierter aber Einsprache erhob und erklärte, das Rauchen sättige ihn und vertreibe ihm den Hunger, so dass er weniger zu essen nöthig habe. — Ein fünfter gab an, es mache ihn durstig und das Bier schmecke ihm dazu besser, was wieder ein sechster bestritt, der behauptete, das Rauchen ersetze ihm das Getränk. Ein siebenter versicherte, er arbeite besser dabei, während ein achter höhnisch bemerkte, es vertreibe ihm das Rauchen die Langweile, da er nicht nöthig habe zu arbeiten. Ein neunter war unanständig genug, von seinem Unterleib zu reden und sagte, er leide an Verstopfung, das Rauchen sei ein gutes Mittel dagegen. Der zehnte schüttelte ungläubig den Kopf und gab an, er rauche gerade aus der gegentheiligen Ursache.

So hatten sie alle Gründe genug, aber alle widersprechen einander.

Logik scheinen diese Menschen nicht viel zu haben.

7. Mai. Ein Gelehrter, der Gefallen an mir gefunden hat, belehrte mich heute, dass die Menschen alle ihre Pflichten besser erfüllen können, seit sie rauchen. Dem Dichter flössen die Verse besser, ebenso gehe dem Maler seine Arbeit besser vonstatten. Der Advocat schreibe bessere Streitschriften, der Prediger erfinde kräftigere Reden; allen fielen bessere Gedanken ein, während sie rauchen.

Dem konnte ich innerlich nicht

Unser modernes Geckenthum.

Von August Kruhl.

Allemal bin ich dabei! Ich bin für das, was Aufklärung, was Cultur, was Fortschritt, was irgend ein Ideal hervorrufen oder fördern kann. Ich bin für jede gesunde Kunstrichtung, für modernen Geschmack, für Ästhetik und für alles dasjenige, was wir unter dem Namen „Gesellschaftswissenschaft“ begreifen; ich bitte, mich einzuladen zur Theilnahme an Vereinen für werkthätige Liebe, für culturelle und künstlerische Bestrebungen; ich bitte, mich heranzuziehen zur Untersuchung von Problemen, die erst in fünfhundert, meinetwegen in tausend Jahren reif zur Einführung ins Leben sein werden; ich helfe die Lüneburger Heide in einen englischen Park, helfe Lappland in einen Rosengarten umwandeln; ich helfe die Spitze des Montblanc zu Sommerwohnungen einrichten und bin ferner bereit, mich einer Actiengesellschaft anzuschließen, welche es sich zur Aufgabe macht, den Mond zu untersuchen, ob sich derselbe nicht möglicherweise zur Feriencolonien eignen oder zu Baustellen ausschlachten ließe, — — zu allem und jedem bin ich bereit, nur eines: schafft mir dieses moderne Geckenthum fort, das sich auch an das Ernsteste, an das Heiligste und Höchste im Menschenleben herandrängt, um dasselbe durch seine Gegenwart zu prostituieren. Weg mit diesem Geckenthum, das sich windbeutlig breitmacht in Stadt und Land, in der Kirche und in der Kneipe, im Luxushotel so gut wie im Armeleutestübel, — weg mit diesem Zappelmannsthum, das sich schon findet, wo fünf oder sechs kaum der Schule entwachsene Jungen einen Verein unter dem Namen „Réunion“ stiften, wie es, mit Verlaub zu sagen, an den Büffets der Reichs- und Landtage sich herumdrückt, statt des Volkes wahre Rechte zu vertreten — ich wäre geneigt, darüber die weitgehendsten Concessionen zu machen.

Auch die Worte Phrasenthum, Narrenthum, Hanswursttthum oder ähnliche würden es gethan haben; ich hätte auch noch spasshaftere und auch schärfere auf Lager, lassen wir's bei dem Wort Geckenthum.

In diesem Wort und in diesem Begriff liegt die ganze Selbstgefälligkeit und Ichsucht des Menschen ausgeprägt. Im Verein mit der Großspurigkeit und Großprotzigkeit haben wir dasjenige im einzelnen Menschen verkörpert, was zur Ansteckung und Vergiftung der in einer gewissen Natürlichkeit etwa noch gesund gebliebenen Volksclassen mit beiträgt. Hundert und tausend Volkslehrer und Volksbildner vermögen nicht gutzumachen, was zehn Phrasendrescher des modernen Geckenthums für Unheil anzurichten imstande sind, umsomehr, als dieses Phrasenthum mehr und mehr Personen ergreift, die sich selbst als die alleinigen Pächter der Volksbildung aufspielen.

Ich soll Namen nennen; ich soll womöglich mit Fingern hinter bestimmte Personen und Gesellschaftsclassen herzeigen, — — ich werde mich schön hüten, in die Rolle eines Pharisäers zu fallen, mit dem üblichen „Andiebrustschlagen“ und „Herrherrsagen“. Halten wir, einer wie der andere, mit aller sittlichen Kraft an uns, dass wir von dem allgemein verderblichen Strom der Zeit nicht mit erfasst werden und dass wir

Mangel an dem Allernöthigsten ist, fiel mir schwer auf das Gewissen. Da verraucht oft ein einziger mehrere hundert Gulden alljährlich; und daneben geht ein Genie zugrunde, das die Welt beglückt hätte, aus weiter keinem Grunde, als aus Mangel an Brot.

20. Mai. Ich leihe kein Buch mehr an einen Raucher. Ich erhielt ein solches zurück, das von Tabak wie gebeizt riecht, und trotz allen Auslüftens will der Gestank nicht weichen.

21. Mai. Ein Arzt, der zwar auch raucht, aber nur, wie er sagt, des Abends in Gesellschaft, um es dabei aushalten zu können, sagte mir: Die Schäden dieser Gewohnheit für die Gesundheit seien größer, als die Leute ahnen. Der Tabak enthalte ein scharfes Gift, das, auch in kleinsten Dosen eingeimpft, Thieren den Tod bringe. Ein Theil des Giftes mische sich dem Speichel des Rauchenden bei und bewirke eine langsame Vergiftung. Es stelle sich beschleunigter Puls, Herzklopfen, Magenverderbnis und Nervenschwäche ein. Wer zum erstenmale rauche, erkranke unter allen Erscheinungen einer Vergiftung. Doch nach und nach werde die Natur abgestumpft, das heißt, sie unterliege im Kampfe mit den fortgesetzten Eingriffen. Das nenne man dann „gewöhnt".

24. Mai. Über den Ursprung dieser Unsitte unterrichtete mich ein christlicher Priester. Die Spanier haben, wie er sagt, das Rauchen von den Wilden bei der Entdeckung Amerikas kennengelernt. Die Eingeborenen rauchten dort, um sich lästige und gefährliche Fliegen zu vertreiben. Zu uns nach Deutschland sei das Rauchen im 30jährigen Krieg gekommen und habe sich als das Vermächtnis der unseligen Zeit bei uns eingebürgert. Der Geistliche sagte auch, es mache die ohnehin trägen Deutschen thatenunlustig und genügsam. Ein Raucher sei, wenn seine Cigarre oder Pfeife glühe, mit sich, mit Gott und der ganzen Welt zufrieden, nnd das sei eine niederträchtige Behaglichkeit, die wirklichem, geistigem Fortschritt abhold sei. Gott liebe aber nur den Rastlosen.

Unersättliche Genussucht der Menschen sei die Ursache der Verbreitung des Rauchens über alle Länder. Essen und trinken könne der Mensch nicht immer, dagegen wehre sich der Magen; aber dem Rauchen fröhnen, das könne er immer.

Mein geistlicher Bekannter hat hierüber viel nachgedacht und wird ein Buch schreiben, das er die „Rauchhexe" betiteln will.*)

30. Mai. Ich habe noch keinen Mann getroffen, dessen Bruder ich hätte sein mögen, und wären nicht die Frauen, so würde ich mich wieder nach meiner unterirdischen Loge sehnen." — — — —

Hiemit brechen die Aufzeichnungen unseres Gustav plötzlich ab — das Weitere ist unbarmherzig weggeschnitten. Hoffentlich haben die Frauen Gustav mit dem Menschengeschlechte noch ausgesöhnt.

---

*) Dies ist inzwischen geschehen. Die „Rauchhexe", die Heiteres und Ernstes über Tabak und Cigarre enthält, ist im Verlage von H. Hartung & Sohn in Rudolstadt i. Th. erschienen.

vom Stammtisch — der sich stets gleich bleibende Vertreter des modernen Geckenthums.

Überall sind sie zu finden. Ich sagte, auch im Armeleutestübel. Auch die Spitalbewohner wissen sich gegenseitig aufzuziehen, zu foppen, zu haranguieren, zum Narren zu halten. Dieses geckenhafte Wesen verläſst den Menschen nicht, wenn eingelebt und angelebt, bis derselbe hart an der Grube herumgeht. Auch der Leichenstein hat öfter noch Kunde zu geben von des Lebens Alfanzerei. Als ob der liebe Gott sich um die vom Menschen ausgeheckten Thorheiten noch bekümmern sollte!

Sie werden mehr und mehr die Macher der öffentlichen Meinung, diese Vertreter des modernen Geckenthums; singen fromme Lieder, patriotische Lieder und reißen Zoten in einem Athem, immer wie es gefordert wird. Den größten Antheil wollen sie allezeit haben an den Errungenschaften des Volkes und der Zeit; sie wissen Früchte zu pflücken, wo sie nicht gesäet, wissen den Schweiß des Volkes sich nutzbar zu machen, den sie selbst wenig zu vergießen haben, außer bei ihren Tafel- und Zechgelagen, und betrachten so unseres Herrgotts Welt als eine extra für sie hingestellte und im Stande gehaltene Vergnügungsanstalt.

Zu allen Häusern sehe ich sie herauskommen, die Vertreter des modernen Geckenthums, denn das Beispiel hat ansteckend gewirkt. Der Confectionsschneider, der Studiosus, der Schusterjunge, die Näherin, — ganz gleich, so gut wie der Ökonomie- oder Commissionsrath, wie der Präsident, wie die Vorsteherin eines Erziehungs- und Krankeninstituts — alle haben an der Hausschwelle zum Fortgehen ihre capriciösen Bewegungen zu machen, befleißigen sich erst der Zustutzung ihres Gesichts und ihrer Gliedmaßen und bezupfen immer noch einmal trotz oft stundenlanger Toilette die Bändchen und Schleifchen und fühlen nach der Uhrkette, ob die Baumel daselbst auch in Ordnung sei; betrachten selbstgefällig immer noch einmal den Stockknauf, die Ringe, die Handschuhe, die Spitzen und Manchetten, schämen sich aber in tiefster Seele, daſs sie — *zur Arbeit zu gehen haben!*

Überall hat das moderne Geckenthum vom öffentlichen Leben Besitz genommen. Diese Schnaps-, Bier-, Tabaks- und Volksausdünstung in den meisten der öffentlichen Locale ist kaum so gefährlich, wie der sich daselbst zusammenziehende Qualm ekelhafter Borniertheit, der sich in dem mehr und mehr die Massen ergreifenden Geckenthum ausgesprochen findet. Und dabei sprechen wir allgemein von einer Corruption und einer Selbstüberschätzung in den nur höheren Kreisen! — Ist das das Volksmaterial zum Bau eines schöneren Zukunftsreiches? — Ich danke! — *)

*) Aus dem sehr empfehlenswerten „Vegetarier-Kalender. 1891". Berlin.

das von uns als wahr Erkannte auf allen Lebenswegen für wahr halten und vertheidigen. Halten wir namentlich dieses zu einer Zeitkrankheit gewordene Geckenthum uns vom Leibe, dass wir nicht von demselben mit durchseucht werden.

Überall ist das Geckenthum vertreten. Kaum eine Viertelstunde darf über etwas Ernstes verhandelt werden, wo nicht diese Vertreter des modernen Geckenthums ihre lächerlichen und faulen Witze reißen, — außer, es betrifft das Gespräch die höchsteigene Person, dann darf das Untergeordnetste, das Einfältigste, das Abgeschmackteste verhandelt werden, es kann nicht breit genug getreten werden. Je ernster, je würdiger ein Ort, desto auffälliger und widerlicher wird das Betragen eines solchen Vertreters des modernen Geckenthums. Im Rathhaussaal z. B. wird in einer Commission über den Armen-Etat, über Gesuche hilfsbedürftiger Personen verhandelt. In grellen Farben hat der Bezirkscommissär das Elend einer Anzahl von Familien geschildert: inmitten des Lasters und des Schmutzes ist der Hunger zu finden; ekelhafte Krankheiten wüthen an weltverlassenen Stätten, — da werden seit geraumer Zeit schon ein paar der Stadtväter sehr unruhig auf ihren Rathsstühlen, denn es ist eine Viertelstunde über die gewöhnliche Frühstückszeit, — das heißt „gefrühstückt" haben die Herren Stadträthe schon, aber das Frühstück am Stammtisch, das alltäglich gewohnte in heiterer Gesellschaft mit den obligaten Stadtneuigkeiten und den Harlekinspäßen, das steht noch aus, — — da werden die Beine unter dem Rathstisch unruhig, der Rathsstuhl wippt mit der stadträthlichen Last hin und her: oben an der Decke sitzt zufällig eine Fliege, hat der Baumeister hübsches Stuckwerk angebracht, oder der Stuhl steht nahe dem Fenster: welch prächtige Aussicht auf den Marktbrunnen, auf die Schauläden, auf die Lindenseite mit den Promenierenden; — „wir kommen zum Schluss" sagt der Vorsitzende; da hebt auch diese Species des modernen Geckenthums die Hand zur Abstimmung, mechanisch, bewusstlos, — Gottlob! es darf zum Frühstück gegangen werden. Alles andere ist Nebensache.

Das Gebahren des modernen Geckenthums bleibt sich überall gleich. Im Gotteshaus bei einer kirchlichen Ceremonie ein bisschen ernster die Miene, die Armbewegungen, die Schritte ein wenig anders wie im Ballsaal, sonst dieselbe Gespreiztheit, dieselbe Dünkelhaftigkeit wie im Concert und im Theater. Ob es gilt, Kunst, Frömmigkeit und Stadtklatsch einzuheimsen, immer wird dasselbe geckenhafte Wesen zur Schau getragen. „Wir hatten heut Fasan", sagt die Frau Zuckersiedereiinspectors-Gattin Zeisig, sobald sie von der Frau Geheimen Kanzleirathsassistentens-Witwe Buhrbank gehört, dass diese zu Mittag Hasenbraten gespeist. Und dabei gehen der Frau Zeisig Augen siegesgewiss im Kreis der Damen herum, bis eine dritte einen weiteren Trumpf in der Weise ausspielt, dass in „ihrem" Haushalt der Caviar direct vom Ural bezogen würde.

Was Staatskunst? was Politik? Der wirklich erprobte Staatsmann muss erblassen, wenn ein Laffe des modernen Geckenthums seine Weisheit beim „Pilsener" auskramt. Der ausgezeichnetste Historiker und Literaturkenner muss sein Licht unter den Scheffel stellen, falls solch ein Vertreter des modernen Gecken- und Lümmelthums „seine" Zeitung zur Hand nimmt und diese durchstöbert nach Heiratsanzeigen, Gummiartikeln, nach Privathändeln, Messeraffairen u. s. w. „Pschorrbräu" — „Spatenbräu" — „Ächt Kitzinger" — gewiss! dahinein werden die besten Vorsätze, wird der Arbeitstrieb, wird ideales Leben und Streben versenkt, und auferstehen wird

sehen werden, welche am Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. durch die Engpässe der Alpen in Italien einfielen und bekanntlich dem römischen Feldherrn Catullus, der an der Etsch aufgestellt war, viel zu schaffen machten. Plutarch sagt von ihnen in der Biographie des Marius, Cap. 22: „Letztere (nämlich die Cimbern) zeigten ein solches Übermaß von Hochmuth und Keckheit gegen ihre Feinde, dass sie, mehr um ihre Stärke und Beherztheit zu zeigen, als um irgend etwas Nothwendiges zu thun, nackt über Gletscher und tiefe Schneelager hinauf die höchsten Punkte erstiegen, droben ihre breiten Schilde sich unter den Leib setzten, sich dann losließen und so über die steilsten Anhöhen herunterfuhren.“ Ist dies nicht die reinste Rodlerei? Die Cimbern waren eben aus ihrer nordischen Heimat das Rodeln gewohnt und machten sich einen Spass, vor den im Lager verschanzten Römern ihre Rodlerkunststücke zu producieren. Der Ethnograph aber könnte vielleicht aus dieser scheinbar ganz bedeutungslosen Stelle einen Schluss auf die Beschaffenheit der Schilde dieser germanischen Recken machen dürfen. Jedenfalls waren sie nicht mit Leder überzogen, wohl aber wahrscheinlich mit Eisenblech. Dies führt uns auf die technische Seite des Rodelns und auf die schon oben angedeuteten Arten dieses Vergnügens.

Fahrzeug des Rodlers ist die Rodel, in alemannischen Gebieten auch Reitschlitten genannt, welches Vehikel in seiner ältesten und primitivsten Form, wie wir wissen, aus zwei durch die Unterkieferknochen eines Pferdes gesteckten Hölzern besteht, auf denen man rittlings sitzt. Die jetzigen Rodeln haben zwei parallelstehende, vorn abgerundete und unten mit Eisen beschlagene Brettchen, die durch Querhölzer oder ein Sitzbrett verbunden sind. Die niederen, oft zwei Drittel Meter langen sind die besten. Unterschieden davon sind die sogenannten Böcke. Diese sind höher und haben das Sitzbrett durch „Spreizen“ mit den Kufen verbunden; sie gleichen, könnte man sagen, Herrschaftsschlitten im kleinen. An der Seite sind häufig klingende Rollen angebracht, um ahnungslose Wanderer vor ihrem blitzschnellen Erscheinen zu warnen und ans Ausweichen zu erinnern. Es ist nicht unmöglich, dass die Rodel von diesen Rollen ihren dunklen Namen hat, denn Rodel bedeutet auch Kinderklapper. Gewöhnlich leitet man das Wort vom spätlateinischen rotulus und rotula (cartula convoluta) ab, was ich für unrichtig halte. Im Spanischen bedeutet rodela Rundschild. Rodeln heißt überhaupt herabgleiten, hinabrutschen, hinabrollen,*) man sagt z. B.: der Stein „rodelt herab“, und es dürfte wohl mit dem mittelhochdeutschen ruodern, ruodeln, rodeln = rudern zusammenhängen, da der Vorgang des Rodelns damit wirklich Ähnlichkeit hat.

Der Rodler sitzt nämlich auf der Rodel, die Beine entweder vorn gerade ausgestreckt oder seitwärts über die Rodel hängend, um nöthigenfalls mittelst der Schuhabsätze den Schlitten dirigieren zu können. Gewöhnlich aber hat man zum Lenken einen langen und ziemlich dicken Stecken (Tremel), den man unter dem rechten Arm gepresst hält und hinten nachschleifen läßt und mittelst dessen man wie mit einem Steuerruder den Schlitten lenkt, je nachdem man ihn mehr rechts oder links in den Boden einsetzt. Auf beide Arten hat man die Rodel in der Gewalt und ein kleiner Druck mit Stock oder Schuhabsatz genügt, um dieselbe sofort nach rechts oder links zu wenden. Zum Überfluss warnt noch der hinabsausende Rodler die Leute am Wege mit dem lauten Rufe:

---

*) In Steiermark hat man thatsächlich für dieses Schlittenfahren der Knaben und Burschen das Wort „rollen“, auch „schandern“. Die Red. d. „Hg.“

Das Rodeln.

Eine Volksbelustigung aus den Alpen. Von Ludwig v. Hörmann.

Wie oft bin ich ausgelacht worden und werde es noch, weil ich in meinen „reiferen Jahren“ noch dem edlen Sport des Rodelns fröhne, statt im rauchigen Café bei einer Tarokpartie die Sonntags-Nachmittage todtzuschlagen. Und doch kann es nächst dem Schlittschuhlaufen kein gesunderes und schöneres Wintervergnügen geben, als entweder allein auf einer Rodel (Knabenschlitten) oder mit mehreren auf einem Handschlitten, von sicherer Hand geleitet, von einem höher gelegenen Orte, z. B. vom Mittelgebirge herabzufahren, beziehungsweise sich herabführen zu lassen. Freilich gehört dieses Vergnügen, das je nach der Landschaft rodeln, schlitteln, schlittenreiten heißt, in erster Linie der munteren Schuljugend an, die nicht müde wird, mit ihren klingelnden „Rodeln“, wo es nur immer geht, von einer Anhöhe oder über abschüssige Straßen und Fußwege herabzufahren, um dann zur Wiederholung des Vergnügens keuchend das Velociped dutzend- und dutzendmal wieder hinaufziehen zu müssen. Doch nur bei uns in den Alpen ist dieses Vergnügen im großen und ganzen auf die Jugend und bäuerlichen Kreise beschränkt. In Norwegen und Schweden kennt man das „Rodeln“ oder „Schlitteln“ längst auch als Vergnügen der Großen wie der besseren Stände. Beliebt ist es auch in Amerika, und wer hätte nicht schon von den „Rutscheisbergen“ in Russland gehört, welche hohe, abschüssige Bahnen aus Holzgerüsten eigens hergestellt werden, um diesen Sport der groben und „feinen“ Gesellschaft zu ermöglichen?

Und dieses Vergnügen, das man sich anderswo mit vielen Unkosten verschaffen muss, können wir in den Alpen unentgeltlich haben, nebst der Beigabe eines großen landschaftlichen Genusses. Fröhlichen Muthes steigt man noch bei behaglichem Sonnenschein zu einem der Dörfer des Mittelgebirges hinauf, umstellt von der Pracht der Winterlandschaft, die in der ganzen Großartigkeit sich präsentiert. Oben erfrischt man sich mit kräftigem Wein und wartet, bis das Sonnengold, das sich wie ein rothglühendes Band um die Bergkette schlingt, allmählich verblasst und die blaue Flut der Dämmerung nachrückt. Dann leiht man sich eine Rodel und fährt allein oder in Gesellschaft auf einem Handschlitten ins Thal. Ist der Weg gut angefahren, so braucht das Gefährte kaum der Lenkung, denn die eisenbeschlagenen Kufen halten sich, ohne auszuspringen, rutschend in den Geleisen. Das saust dann hinab, dass es eine hellichte Freude ist. Noch schöner gestaltet sich die Fahrt, wenn man dieselbe beim Mondschein macht. besonders wenn der Weg durch einen Tannenwald leitet. Welch Lichtgefunkel zwischen den Bäumen, welch glitzernde Pracht blendender Schneelager! Fürwahr, ein Winternachtstraum mit all seinem berückenden Zauber, nur schade, dass er so kurz ist, denn in 10 bis 15 Minuten ist die Thalsohle erreicht.

Das Rodeln ist jedenfalls sehr alt, wie ja selbstverständlich. Als die „Urrodler“ können, soweit sich die Geschichte dieses Sports verfolgen läßt, ohne Frage die Cimbern ange-

Die zweite Art des Rodelns ist, wie schon eingangs bemerkt, das Herabfahren mit Handschlitten. Es sind dies größere Schlittengestelle, ähnlich denen, wie sie unsere Milchmädeln zum Milchführen haben, und deren man zum Taxen- oder Kleinholzführen in jedem Bauernhofe antrifft. Diese Art Schlitten werden mit den Händen geschoben oder gezogen. Zu dem Zwecke sind die Kufen zu „Hörnern“ weit hinaufgebogen, wovon sie auch Hornschlitten heißen. Sind sie größer, also Bergschlitten, so heißen sie Granser oder Granzger. Diese haben dann oft noch vorn an den Kufen eiserne „Sperrtatzen“, die von dem zwischen den Hörnern sitzenden Lenker zum Lenken und Einhalten des Schlittens benützt werden. Bei diesem Fahren mit Hand- und Hornschlitten oder Gransen betheiligen sich in der Regel mehrere, die auf demselben vertheilt sitzen, während einer lenkt. Ist der Schlitten stark belastet und die Bahn abschüssig, so erfordert die Lenkung desselben einen starken und in dieser Sache geübten Mann, besonders wenn die Geleise noch nicht ausgefahren sind. Denn der Lenker muss, um dem Schlitten eine Abweichung zu geben, denselben mit den Händen nach rechts oder links reißen, indem er sich zugleich mit dem entsprechenden Fuße am Boden anstemmt. Dies erfordert Kraft und Geschicklichkeit, sonst gibt es Malheur. Ich ließ mich selbst einmal mit mehreren Freunden auf diese Weise von der Buchau im Achenthal über den Kasberg nach Jenbach herabführen und erinnere mich bei dieser pfeilschnellen Fahrt noch mit geheimem Schauer an den Moment, wo dem Lenker, einem baumstarken Kerl, gerade an der steilsten und dazu noch beeisten Strecke das Sitzbrett ausrutschte und er auf den Boden zu liegen kam, während die rechte Hand krampfhaft den Hebel der einen Sperrtatze gefasst hielt. Nur mit äußerster Anstrengung brachten wir mit vereinten Kräften endlich das hinabsausende Gefährt zum Stehen. Noch schlimmer gieng es bei derselben Gelegenheit dem hinter uns auf eigenem Schlitten herabfahrenden Director Sch. in Linz, der ebenfalls das Gespann nicht mehr zügeln konnte. Da er natürlich von seinem Sitz zwischen den Kufen nicht herausspringen konnte, so warf er sich in fatalistischer Anwandlung einfach mit dem Rücken à la Mazeppa auf den Schlitten und überließ denselben seinem Laufe. Bei einer Biegung warf es dann den Schlitten und ihn glücklicherweise in den Schnee. So ungefährlich daher das eigentliche Rodeln ist, so gefährlich kann das Fahren mit Handschlitten werden. Denn ein im vollen Schwunge befindlicher Handschlitten lässt sich sehr schwer aufhalten. Infolge dessen kann auch für die auf dem Wege befindlichen Leute ein solches Fuhrwerk gefährlich werden, besonders wenn plötzlich durch einen Hohlweg so ein Gefährt geräuschlos herabgesaust kommt und man nicht ausweichen kann. Auch in dieser Beziehung habe ich meine Erfahrungen gemacht.

Gleichwie die Kleinen die Rodel auch zum Weg nach der Schule benützen und so das utile mit dem dulci verbinden, so werden auch die großen Handschlitten oder Granzger in derselben Weise bei verschiedenen Gelegenheiten, z. B. im Advent beim Roratebesuch, als Fuhrwerk benützt. Hat man die Wahl zwischen den Kirchen zweier Ortschaften, so wählen die Ehehalten (Dienstboten) gewöhnlich die höher gelegene, um den Rückweg zum Schlitten machen zu können. Da geht es dann oft ganz gemüthlich her, wenn bei gutem Schlittweg so ein Granzger mit 10 bis 12 Leuten nach Hause fährt.

Zum Rodeln wie zum Fahren mit Handschlitten gehört ein geeigneter Schlittweg. Hat man keinen, so wird von Dorfbuben an einem ab-

„Aus der Buhn,
Mei Rodel hat Eisen un!“

Ein origineller Rodelbrauch besteht in der Schweiz, besonders in den östlichen Cantonen, so im Engadin. Da haben die Burschen bei ihren Wettfahrten ganz niedere, lange, nur aus zwei vorn ein wenig aufgebogenen und mit Querhölzern verbundeden Kufen bestehende Schlitten. Auf diesem liegt der Rodler bäuchlings, den Kopf nach vorn, auf die beiden Ellenbogen aufgestützt, während die Hände sich am obersten Querholz der Kufen halten. Die Füße, die rückwärts über die Rodel hinausliegen, dirigieren mit den Spitzen der Schuhe, die oft noch mit Eisenhaken versehen sind, den Schlitten. Das Lenken des Schlittens muss auf diese Weise äußerst leicht gehen, weniger bequem dürfte die Lage des abwärts gerichteten Körpers erscheinen. In Vorarlberg rodeln die Buben auf diese Weise bei wenig steiler Bahn; auf einem Steilhang würde man Gefahr laufen, den Schädel einzurennen.

Dieses eigentliche Rodeln, nämlich auf kleinen Schlitten, ist, wie eingangs bemerkt, die beliebteste Winterunterhaltung nicht nur der Kleinen, welche die Rodel sogar beim Hin- oder Herweg von der oft weit entfernten Schule benützen, sondern auch der erwachsenen Burschen und Mädeln, die man nicht selten zusammen auf einem solchen lustigen Schnellsegler findet. Das ist natürlich dann ein doppeltes Vergnügen, besonders in hellen Mondnächten. Vorn auf der Rodel sitzt das Mädel, dahinter der Bursch. Während seine linke Hand an der Rodel sich stützt, hält die rechte das Mädchen um die Mitte fest. So sausen sie, zurückgelehnt, windschnell über die glänzende Schneebahn; Schlitten hinter Schlitten, alle einfach oder doppelt beladen, fährt an uns vorbei. Jauchzen und Schreien, dann wieder helles Gelächter, wenn ein Paar umwirft, hallt unablässig durcheinander. Bei Mondschein haben solche Rodelpartien etwas ungemein Romantisches.

Dieses Rodeln auf Reitschlitten ist sowohl auf dem Lande, als in Städten am beliebtesten und auch am meisten verbreitet. Selbst Bürger älteren Schlages von Innsbruck konnte man noch vor wenigen Jahren auf einer Rodel vom südlichen Mittelgebirge herabfahren sehen; ja noch mehr, ein gar hoher Herr, der in den Fünfziger Jahren unter dem Jubel einer vieltausendköpfigen Menge in die „marianische Stadt“ einritt, verschmähte es nicht, den prächtigen Schlittweg vom Schloss Amras herab zu diesem Vergnügen zu benützen und auf eleganter Rodel zum freudigen Erstaunen der neugierigen Amraser Jugend windschnell herabzusausen. Unten am Wege bei den mit Holz eingeplankten Wehrsteinen standen rechts und links galonnierte Bediente, welche beim jedesmaligen Vorbeifahren des hohen Herrn ehrerbietig ihre spanischen Dreimaster lüpften. Seit jener Zeit hat dieser edle Sport hierlands zum Entsetzen aller Zimperlichen und Stubenhocker einen neuen Aufschwung genommen. Es bildeten sich eigene Rodlergesellschaften, welche die Kunst des Rodelns pflegten, regelmäßige Ausfahrten und Wettfahrten machten und um die Palme der Meisterschaft im Schnellrodeln rangen. Der beste Rodler war weitaus, so lange er noch lebte, der sogenannte Sprenger Hansele, der auf seiner kleinen Rodel wie angegossen saß und, unbekümmert um Rünste, Bühel und Eisblasen, wie ein Vogel pfeilschnell dahinschoss. Ihm zum Andenken hängt sein Bild im bestrenommierten Viller Wirtshaus, wo die Rodler ihr Standquartier haben und wo auch noch gegenwärtig um diese Zeit in der mit Rodeln, Emblemen und Inschriften reich verzierten oberen Stube der weitberühmte Rodlerball abgehalten wird.

Eine Sommernacht im Golfe von Neapel.

Aus altem Tagebuche von P. K. Rosegger.

Westlich von Neapel, auf den Höhen der phlegräischen Felder liegt das alte Kloster Camaldoli. Ich mietete mir auf dem Corso Vittorio Emanuele ein Maulthier und ritt an dem Dörfchen Nazaret vorüber und durch einen langen verschwemmten Hohlweg im Schatten saftiger Feigenbäume und schöner hoher Pinien hinauf zu dem alten Kloster Camaldoli.

Das Maulthier blieb vor dem Thore stehen und machte Geschmacksstudien in dem Oleander- und Cypressenlaube, ich wurde gerne eingelassen und ein Frater, ein altes, gutmüthiges Männlein mit weißen Locken, führte mich durch das Gebäude und hinaus auf die Lichtung, wo die weltberühmte Aussicht ist.

Ich habe die Natur gesehen, wie sie arbeitet und schafft auf den Fluren der Wiesen und Felder, ich habe sie gesehen, wie sie ruht und schlummert und träumend spielt im Walde und im Haine, ich habe sie gesehen, wie sie trauert auf stillen, nebelumlagerten Heiden, und wie sie droht und grollt und wüthend die finsteren Wolken zerreißt mit ihrem feurigen Speere zwischen den Wänden der Alpen. Hier aber, von diesen Höhen, in einem bunten verklärten Kranze von Berg und Thal, von Städten und Gärten, von Wald und Wasser, hier sah ich die Natur, wie sie liebte. Hier ist es, wo Gott seiner Erde am Busen ruht, sie auf die Lippen küsst, ihr ins Auge blickt und lächelt.

Hier unten hell- und dunkelgrüne Wälder und Haine, in welchen sich schimmernde Dörfer und Landhäuser verstecken, und prangende Gärten und schattige Wiesenfluren. Dort stille, ausgetrocknete Gründe von Landseen, buschbewachsene Aschenkegel und düstere Kraterkessel von Vulcanen, die längst ausgetobt haben. Dann Hügel mit Villen und Schlössern; und das Castell St. Elmo funkelt herüber, und dort die schimmernden Mauern und Dächer der Vorstädte und endlich, wie zur Ruh' am Meere hingelagert, einen fieberhaften, wüsten Traum träumend, das große Neapel.

Rückwärts im Ätherblau die Zwillingskegel des Somma und Vesuv. Letzterer raucht ein wenig; das Observatorium leuchtet herüber, wie das ewige Lichtlein des „verwunschenen" Waldes im Märchen. Links davon ergießt sich der breite, glitzernde Lavastrom des letzten Ausbruches nieder gegen S. Sebastiano. Mein geistlicher Führer machte mich aufmerksam auf braunen lockeren Staub zu unseren Füßen — Vesuvasche, wie sie im April 1872 durch die weiten Lüfte herübergeflogen ist.

Den Gesichtskreis begrenzen die Berge von Sorento, Capri, Ischia u. s. w., selbst das ferne Capo Cirello sendet uns einen Gruß. Nun die tiefblauen Buchten von Neapel, der grünlich schimmernde Golf von Gaëta, das matte Grau der hohen See, von violetten Linien, goldigglitzernden Streifen durchzogen, dann wieder silberig flimmernd und endend in einem bläulichen Braun am fernen, klaren, schnurgerade geschnittenen Horizont.

So spielen Mücken und Falter auf ungeheuren Glastafeln der Gartenhäuser, wie hier unten die Segelschiffe mit ihren geblähten Wangen, die Dampfer mit ihren braunen, nach-

schüssigen Rain oder an einer Anhöhe einer gemacht, indem man den Schnee mit den umgekehrten Rodeln zuerst plättet und dann durch oftmaliges Fahren zur Bahn glattschleift.*) In den Alpen, wo es abschüssige Straßen und Wege genug gibt, ist in der Regel an guten Schlittbahnen kein Mangel. Erfordernis ist, dass die Bahn das richtige Gefälle habe, nicht zu gering, aber auch nicht zu stark. Ersteres gilt besonders für das Fahren mit den Rodeln, welches stärkeres Gefälle erfordert, während der Handschlitten selbst bei mäßiger Neigung noch fortgleitet. Am angenehmsten sind jene Bahnen, auf denen man lange Zeit, ohne abzusitzen, fahren kann. Solche sind z. B. in Tirol die Salzstraße im Hallthale, wo man in einer Tour bis zur Saline von Hall fährt, oder von Praxmar im Selrainer Thal bis Gries. Auch die alte Ellbögner- oder Römerstraße, welche sich von Matrei über das Mittelgebirge bis Hall zieht, war vor der Eröffnung der Unter-Innthaler Bahn, als dieser Weg noch mehr befahren war, ein prächtiger Schlittweg: ebenso die obenerwähnte Straße über den Kasberg. Eine ganz vorzügliche Bahn bietet noch die Straße vom Predil bis Raibl, wo man mit Bockschlitten in einer halben Stunde herabfährt. Kleinere Bahnen hat fast jedes Dorf und jede Stadt in den Alpen und ich ärgere mich noch, dass man mir seinerzeit in Graz das Rodeln vom Schlossberg herab untersagte. Bessere und bequemere Gelegenheit zu diesem Vergnügen gibt es nirgends als in Graz, wo man die Bahn mitten in der Stadt hat.

Noch ein Erfordernis gehört zum Rodeln, nämlich der richtige Schnee, das heißt der Schnee darf nicht „spear" (trocken) sein, denn sonst ist er rauh, und die Rodel gleitet nicht. Die beste Zeit zum Rodeln ist der Februar, wo der durch viele Schneefälle festgewordene und gleichmäßig gefahrene Schnee unter dem bereits stärkeren Sonnenstrahl unter tags aufthaut und dann nachts wieder gefriert. Da gleiten dann selbst bei geringerem Gefälle die Rodeln lustig dahin. Zum Schlusse will ich noch erwähnen, dass bei den Bauernkindern das Rodeln auch im Schwange ist, indem sie auf Brettern und den großen hölzernen Milchschüsseln über die gemähten Abhänge herabrutschen. Die berühmteste dieser sommerlichen Rodelbahnen ist jedoch auf dem Luschariberg in Kärnten, von dem man, wie Waizer in den soeben erschienenen trefflichen „Culturbildern aus Kärnten" beschreibt, „über den steilen, eigens angelegten Schlittenhohlweg" in zwanzig Minuten bis zu den „Hütten" schlittelt, eine Strecke, die man zu Fuß zu gehen dritthalb Stunden braucht.

„Presse."

*) Ist der Schnee hartgefroren, so dass er den Schlitten trägt, was oft der Fall, dann rollt man in Steiermark auch ohne Weg und Bahn schnurgerade über die Lehne hinab.

Die Red. d. „Hg".

Lunten und bunte Laternen von Lustschiffchen, alles im Wasser wiederspiegelnd. Ich hörte das dumpfe Gerassel der Stadt, das Gejohle der Matrosen und manch hellen Aufschrei der Ausrufer am Hafen.

Ich erfasste wieder das Ruder und glitt weiter hinaus und vorüber beim dunkeln Castell dell' Ora und in den offenen Golf. Das Ruder plätscherte in der Flut und das Schifflein zog gemächlich dahin. Plötzlich hörte ich in der Nähe von mir einen klingenden, zarten, zitternden Ton. Ich ließ das Ruder ruhen und horchte. Eine Mundtrommel war's. Unweit von mir zog ein Kahn dahin, zwei Gestalten tragend, die nun, als das Instrument verstummte, sich mehr und immer mehr näherten, sich ganz zusammenschmiegten und — eins wurden. — Kein Ruderschlag mehr, das Schiffchen schwankte nur leise, wie eine milde Schaukel — wie eine Wiege. Die Mondesstrahlen zeichneten Herzchen und Ringe und Schlänglein und Blitze auf die zitternde Meeresfläche . . . .

Ich trieb abseits und freute mich an dieser Sommernacht.

Auf den Uhrthürmen von Neapel schlug es eilf. Es schlug nur für die Stadt, mich hatte niemand erinnert an den Verlauf der Stunde. Weiter ließ ich mein Fahrzeug hintreiben — absichtslos und ziellos, wie die Laune des Glückes. Ich träumte von den Idyllen der alten Zeit, es war dasselbe Meer, das ihnen geflüstert und sie begrüßt hat an den palmenbeschatteten Ufern. Vielleicht kam die Welle, die mich jetzt schaukelte, den Indus herab, der Urstätte des Menschengeschlechtes entsprungen; vielleicht glitt sie dereinst dem Tigris entlang, nachdem sie die morgentlichen Haine des Paradieses durchrieselt . . . . Ist ja doch jeder Wassertropfen unsterblich und ein ewiger Wanderer!

Plötzlich war ein Plätschern, ich fuhr auf, sprang empor — es war das Ruder ins Wasser gefallen. Erschrocken langte ich über den Rand — der Kahn drohte umzukippen, ich fuhr rückwärts, stieß mit dem Ellbogen die Laterne in Trümmer und das Licht war verloschen.

Ohne Ruder und Licht auf hoher See — mitten in der Nacht!

War mir denn das nicht recht? war es mehr als ich gesucht? — Mir gieng's den Moment ein wenig heiß durch die Glieder. Das liebliche Meer hatte mich gelockt, gewiegt, gestreichelt — gefangen, ich war sein eigen.

Lange versuchte ich das Fahrzeug zu lenken und mit Hilfe des Mondes die entfallene Ruderstange zu erlangen. Es war vergebens; um mit den Wellen zu ringen, muss man eine entsprechende Waffe haben. Wie soll mich mein bestellter Führer nun finden in der Dunkelheit? Sollte ich rufen? Ein Ruf von hier erreicht keines Menschen Ohr, und die Fische sind taub. — Hören es die Fische nicht, hört es der Herr! sagt ein altes Lied beiläufig. Aber ich schwieg und dachte: Nichts mische sich ein, dem Zufalle freien Lauf. Ich lehnte mich resigniert auf meinen Sitz. Die Nacht ist heiter, ruhig und milde — sie ist eine Sommernacht im Golfe von Neapel, ich will sie genießen bis zum Morgen, bis mich ziehende Schiffer bemerken und erlösen. — Der Cicerone wird fluchen, wenn er vergebens nach dem rothen Lichte sucht, meine Gefährten in Neapel werden staunen, dass der sonst so Pünktliche heute nicht zurückkehrt. Ich bin losgetrennt von allem, wenn die Wellen wollen, entführen sie mich leicht an die spanische Küste oder durch die Meerenge von Gibraltar hinaus in den atlantischen Ocean.

Ora, ora pro nobis! singt der Schiffer.

Der Mond begann sich zu neigen, die zackigen Felsen von Sorento traten klarer hervor. Neapels Lichterkranz

ziehenden Rauchschlangen, die bunten Gondeln und Fischerkähne spielen und hingleiten. Draußen, nahe dem Rande, wo „Himmel und Erde mitsammen vermählt sind", ist das einzig, weiße Flügelchen eines großen Segelschiffes zu sehen, vielleicht kommt es von fernen Wegen und grüßt in Sicht Neapels sein Heim nach langer Trennung. Und noch weiter hin auf jenen spielenden, lebendigen Höhen treibt vielleicht planlos und verlassen ein schwaches Schifflein.

Die Sonne sank und schwoll und wurde röther, je näher sie dem Horizonte kam. Leicht umhüllte sie sich in Nebel und lächelte noch einmal zurück auf ihr Neapel und stieg ins Bad. Aber siehe, als ob sie sich gleich Dido von Karthago selbst den Tod gegeben, so flutet's nun in Purpurströmen über das Meer, und die Nacht mit ihrem blassen Mondesangesicht steigt auf im Osten.

Nun hörte ich draußen vor den Thoren schon mein Maulthier wiehern, dass es Zeit sei zum Aufbruch. Der gute Pater ließ es sich nicht nehmen, mich mit einem Teller Trauben und Feigen zu bewirten, ermahnte mich aber dann zur Eile, da der Weg durch die Büsche und Schluchten gegen Nazzaret hinab zur Abendstunde nicht der sicherste sei.

Zwei Stunden später verabschiedete ich mich von meinem freundlichen Halbesel und gieng in Haslers deutsche Restauration. Aber als der Körper gelabt war, da dürstete es die Seele wieder. Wohl war sie schon berauscht, aber von Neapels Naturschönheit kann man ewig trinken, ohne übersättigt zu werden. Wie einladend leuchteten die tausend Lichter auf Plätzen, vor Kaffeehäusern, Theatern und Freudensälen, aber ich gieng an die Strada Sta. Lucia und mietete mir eine kleine Gondel. Ich nahm eine, an deren Schnabel die rothe Laterne brannte und bedeutete dem Führer, er möge mir nur über das Gewirre der hundert Kähne hinaushelfen, dann zurückbleiben. Ich wünschte allein zu sein, würde mir schon forthelfen; etwa nach einer halben Stunde möge er mit einem zweiten Fahrzeuge nach- und der rothen Laterne zurudern, um mich zurückzugeleiten. Der Mann sah mich anfangs sehr schief an. Die Gondel überlassen? das war ihm sicher noch nicht vorgekommen. Er weigerte sich entschieden, es zu thun; da ließ ich zwei österreichische Silbergulden so im Monde blinken, und das gefiel dem natursinnigen Cicerone ungemein. Auf dass er sich nach Belieben dieses lieblichen Spieles erfreuen könne, drückte ich ihm die Silberstücke in die Hand, und nun war er mir zuwillen. Durchgehen, mochte er denken, kann er mir nicht mit dem Fahrzeuge, in einer Stunde hole ich ihn zurück und habe mir dabei mehr erworben, als den Erwerb eines ganzen Tages. Er leitete mich zwischen dem Heere der Gondeln hinaus, gab mir dann das Ruder und einige Maßregeln und sprang flink über alle die Fahrzeuge zum Ufer zurück.

Ich trieb mich möglichst schnell hinaus auf die einsame Fläche, zog dann das Ruder in den Kahn, lehnte mich auf den Sitz meiner Reisedecke zurück und war nun allein auf dem Meere. Die Nacht war so lau und mild, das Wasser so glatt und ruhig, es wiegte mich nur sanft, das rothe Licht brannte vor mir wie ein Altarlämplein. Auf dem Wasser schwamm sein Wiederschein wie ein Tröpfchen Blut.

Der Mond stand hoch am Himmel und wob Silberperlen in das Meer und in den Schleier seines Äthers. Dort lag das weit hingedehnte Lichtergefunkel der Stadt und senkte seine zahllosen Strahlen in das Meer. Die schwarzen Ungeheuer der Schiffe im Hafen schoben sich ineinander und einzelne Flämmlein zitterten auf ihren Masten. Vor ihnen und erhöht funkelte der milchweiße Stern des Leuchtthurmes. Unten hin zogen harzige

Himmel und Wasser. Und weiter johlte der Gesang und trillerte lustig. — — Weh, das ist die Sirene, die zieht mich hinab! — Ich wollte mich hinwerfen auf den Boden meines Fahrzeuges und die Ohren verstopfen, da — wie das wunderbar war! — tauchte am Horizont ein hoher, riesiger Mann auf, stramm in einem Schiffe stehend und mit einem gewaltigen Ruderbaume die Wellen schlagend. — — Doch, jetzt war mir's auch plötzlich klar: nicht am fernen Horizont, am nahen, aus dem dichten Morgennebel, der auf dem Wasser lag, tauchte der Schiffer hervor. Und gleichzeitig sah ich einen zweiten Ruderer, und dort in anderer Richtung einen dritten, und ich hörte das Geschrei und das Getöse des — Hafens von Neapel. Mein Kahn musste durch die Brise aus dem weiteren Golf zurückgeschoben worden sein zum Hafen; und das, was ich für die Himmelskuppel gehalten, war der brauende, jeden Ausblick verdeckende Nebel, durch welchen jetzt die aufgehende Sonne brach, und was mir wie das Rollen und Branden des bewegenden Meeres klang, das war der Lärm der nahen Stadt. Ich war erschöpft, durchnäßt, und hatte stellenweise eine Salzkruste an den Kleidern, aber ich sang und trillerte nun um die Wette mit der Sirene.

Ein gefälliger Matrose leitete mich zum Ankerplatz von Sta. Lucia und half mir den Eigenthümer meiner Gondel aufsuchen, den ich aus Sorgen riss und mit noch zwei Silbergulden bedachte, damit er auch wusste, wie unsere österreichischen Geldstücke am Tage und in der Sonne blinken.

Die Anti zu Abelsberg.

Eine Zeitglosse.

Der Maurermeister Benjamin German zu Abelsberg hatte seine Bauthätigkeit eingestellt und einen Anti-Bund gegründet, als Generalstab einer großen Partei. Seine Bundesgenossen waren der Bader Teut-Hatzel und der Buchdrucker Leeb-Schultz. Ihr Wahlspruch war: Anti, ihre Thätigkeit war: Anti, ihr Lebenszweck war: Anti. Sie waren eigentlich keine Antipoden, gut, so wollten sie Anti-Antipoden sein. In Abelsberg gab es Abelsberger, also waren die drei Bundesgenossen Anti-Abelsberger. In Abelsberg gab es Rentiers, also waren sie Anti-Rentiers. In Abelsberg gab es Arbeiter, also waren sie Anti-Arbeiter. In Abelsberg gab es Kunstfreunde: also waren sie Anti-Kunstfreunde. In Abelsberg gab es Charaktere, also waren sie Anti-Charaktere. In Abelsberg gab es Friedensfreunde, also waren sie Anti-Friedensfreunde. In Abelsberg gab es etliche Semiten, also waren sie Anti-Semiten. In Abelsberg gab es aber auch Christen, also waren unsere drei Bundesgenossen Anti-Christen. Um Anti-Semiten zu sein, war ihre Meinung, müssten sie sehr nothgedrungen Anti-Christen sein, maßen der Gründer des Christenthums ein Semite gewesen ist. Und das war schön von ihnen.

Die drei Anti zettelten eine Christenverfolgung an, dergleichen seit Diokletian nicht dagewesen. Ihr Richtbeil, ihr Galgen und ihr Scheiterhaufen war die Druckpresse des Bun-

war im Verblassen, nur der Stern des Leuchtthurmes funkelte, er war weit zurück. So still war's, nur dass zuweilen eine Welle ihr Köpfchen hob und zur Nachbarin flüsterte, oder ein Thier emporschnappte und gurgelte. Einmal fächelte ein mildes Lüftchen vom Lande heran und vorüber, dann war's wieder still und in dem dunkeln Spiegel des Wassers lag der Mond, lagen die Sterne.

Ich gedachte zu dieser seltsamen Stunde der Vergangenheit meines Lebens und meiner fernen Heimat. Aufthaute in meinem Herzen ein Weihegruß, wie Sehnsucht und Heimweh:

Du liebes Haus auf stiller Bergeshöh',
Von weichem Mondessilber mild begossen,
Wie grüß' ich dich aus ferner, mächtiger See,
Von Frühlingswehn und Todeshauch umflossen.
Ein schwankend Opferschälchen auf dem Meer,
Im Eden, das sonst nichts mit dir gemein,
Du arme Heide auf den Bergeshöhn,
Als Gottes Himmel und den Mondenschein.

— — — — — — —

Über dem Kegel des Vesuv stieg ein leichter Feuerschein empor. Wenn er jetzt losbräche! Wenn unter Donner und Erdbeben dort der feurige Springbrunnen emporwogte in einem ungeheuren Quell, Millionen Wolken von Rauch und Aschen aushauchend, eine riesige Pinie, Land und Meer bedeckend mit ihren Schatten, mit ihren fahrenden Steinen, ihrem wogenden Staub. Und niederbrausen von den Hängen die glühenden Ströme, das furchtbare, kochende Lavameer auf die lieblichen Ortschaften im Thale. Und Blitz und Sturm in den Lüften allerwärts, und das Rollen und Branden der wild aufgeschreckten See . . .

Ein leichtes, ruhiges Feuerband nur wallte empor zu dem nächtigen Himmel, wie eine Friedensfahne. Aber über die Berge von Capri gieng eine lichte Nebelbank hin, und der sinkende Mond hatte einen weiten Ring. Öfter und öfter zischte eine Woge lebendig auf und rauschte ein wenig an der Wand meines Kahnes. Von Osten her wehte ein kühles, fast schneidendes Lüftchen. Ich schlug mich in meine Reisedecke und starrte auf den schaukelnden Kahn. Tief in der Seele war ich besorgt. Wie hätte ich vor wenigen Stunden, als ich auf dem Klosterwall von Camaldoli gestanden und hinausgeblickt auf das weite Meer, an eine solche Nacht gedacht! Dunkler wurde es, und die Lichter Neapels hatten sich verloren. Ich orientierte mich nicht mehr, mir war, als stünde der Vesuv in Westen und im Osten der untergehende Mond. Es erhob sich eine Brise, aus dem Flüstern des Meeres wurde ein Rauschen, und mein Fahrzeug schwankte haltlos hin und her. Die Bedrängnis der Seele gieng jetzt auch auf den Körper über, mein ganzes Wesen kam aus dem Gleichgewicht und die Augenlider waren mir schwer, ich wusch meine Stirne mit salzigem Meerwasser.

Das prosaischeste Sterben wäre es nicht, dachte ich mir, und legte mich, noch in der Wollendecke fröstelnd, der Länge nach in den Kahn.

Es war ein traumhafter Zustand, ich richtete mich nach einer Zeit wieder auf, da war es licht, und ich sah deutlich das ewige Wogen und Gleiten der Wellen, und ich hörte von Ferne das Rollen und Branden. Aber ich sah nicht mehr die Berge, nicht mehr den Mond, ich sah nichts als das braune, lebendige Gewässer und Grau — ein lichtes Grau um und über mich.

Also auf hoher See?!

Ein Strohhalm schaukelte auf dem Rücken einer Welle, ich wollte ihn wie einen Rettungsanker erfassen, nicht einmal diesen konnte ich erlangen. Da riss ich das Sitzbrett auf und versuchte zu rudern. Wohin? In demselben Augenblick hörte ich einen lebhaften Gesang. Ich blickte um mich — so weit das Auge reichte kein menschlich Wesen —

drucker-Officin und einen Buchhandel zu eröffnen und werde bestrebt sein, den Wünschen aller geschätzten Kunden, die mir ihr Vertrauen schenken, auf das prompteste nachzukommen."

Buchdrucker Leeb-Schultze hatte solches gelesen. „Und das", so rief er empört aus, „und das soll ich drucken? Ich soll gegen mich selbst sprechen, meine eigene Firma verleumden? Nie."

Bei der nächsten Versammlung theilte Benjamin German Folgendes mit: „Der Buchdrucker Leeb-Schultze hat bisher unsere Bundesschriften gedruckt. Auf einmal weigert er sich, das zu thun. Er weist eine wichtige Kundmachung des Bundes frech zurück; er stellt seinen persönlichen Vortheil höher, als die heiligen Interessen des Anti-Bundes. Der Buchdrucker Leeb-Schultze ist von diesem Tage an ausgeschlossen aus dem Anti-Bunde, und sein Name sei gebrandmarkt."

Also geschah es. Der Ober-Anti triumphierte. Von nun an bestand der Anti-Bund aus zwei Personen, wovon die Partei aber nur eine anerkennen wollte, erklärend, dass Benjamin German zu eigenmächtig vorgehe, zu eitel und zu selbstgefällig sei, zu herrschsüchtig, zu rücksichtslos, zu brutal und zu wenig redlich in der Kampfweise, weshalb er als Ober-Anti weiter nicht mehr anerkannt werden könne.

Benjamin German zog sich schmollend zurück und verfluchte die undankbare Welt. Das war schön von ihm.

Nun bestand der Anti-Bund, der Generalstab der Anti-Partei, nur mehr aus einem einzigen Mitgliede, dem Bader Teut-Hatzel. Teut-Hatzel war durch und durch Anti, ein ehrlicher Anti, der echteste aller Anti. Weil jedoch gegen seine Anti-Bestrebungen alle Welt ziemlich gleichgiltig geworden war, weil sich sachte eine andere Strömung fühlbar machte, welche dem Schlechten und Verderblichen, den Feinden eines tüchtigen und gesitteten Volksthumes mit anderen, sittlicheren und praktischeren Waffen zuleibe zog — so beschloss Teut-Hatzel ein Anti-Teut-Hatzel zu werden. Schon lange hatte ihm heimlich eine schöne und reiche Semitin gefallen, um diese warb er nun und heiratete sie.

Das ist die Geschichte der gewaltigen Anti zu Abelsberg, welche ihr Princip heldenmüthig durchgeführt hatten, bis zur Selbstverneinung.

Man kennt sich bei dieser Geschichte nicht recht aus. Und vielleicht stimmt sie gerade darum.

---

desgenossen Leeb-Schultze. In den Flugschriften, die diese Presse ausspie, wurden die Christen geschunden, gezwickt, geviertheilt, gehangen, verbrannt, geköpft, gerädert, gekreuzigt, auf dem Roste gebraten und in Schwefel gekocht. Sie wollten die Christen damit zwingen, ihrem semitischen Bekenntnisse zu entsagen und Bundesgenossen der Anti zu werden. Aber sie erreichten es nicht. Die verstockten Christen waren Anti in ihrer Art und ließen Rad und Galgen und Schwefel ruhig über sich ergehen.

Nun kam es aber einem der drei etwas ungereimt vor, dass die Bundesgenossen so hübsch zusammenhielten, und als echter Anti fiel es ihm ein, heimlich Anti-Bundesgenosse zu werden. Dieser Treulose war der Buchdrucker Leeb-Schultze. Zwar ließ er seine schwarze Guillotine ununterbrochen knarren und die Blätter gegen alles, was nicht Anti war, flatterten wie Raben, Eulen und Geier hinaus in die Welt. Nun betrieb Herr Leeb-Schultze neben seiner Druckpresse aber noch einen kleinen Buchhandel mit Traum- und Lottobücheln, Kalendern, Gebetbüchern, den heiligen Schriften der vier Evangelisten u. s. w. Darin fand nun der Ober-Anti Benjamin German, welcher schon lange mit einem gewissen Misstrauen auf den Bundesgenossen geblickt hatte, ein Arg. Leeb-Schultze hatte eine große Anhängerschaft; in dem bei ihm gedruckten Anti-Blatte ward Schultzes Name fast so oft genannt, als der Benjamin German's. Benjamin German hatte dem Blatte in uneigennützigster Weise, nur im Interesse der Partei, eine Subvention gewährt unter der Bedingung, dass auf jeder Seite des Blattes der Name Benjamin German wenigstens zehnmal vorkomme. Das geschah auch und war ja recht schön! Allein unter diesem Weizen wucherte überall üppig das Unkraut des Namens Leeb-Schultze. Das muss anders werden! Also schwor der Ober-Anti, und bei einer nächsten Bundesversammlung ergriff er sein gewaltiges Wort und sprach also: „Ich muss gegen den Bundesgenossen Leeb-Schultze die Anklage erheben, dass er in seinem Buchhandel semitische Schriften verbreitet, weshalb ich beantrage, ihn aus dem Bunde der Anti auszuschließen."

„Ich verbreite semitische Schriften?" wehrte sich der Angeklagte fragend. „Ich bitte, mir eine solche, die ich verbreite, zu nennen."

„Mehr als eine!" sagte Benjamin German, die jüdisch näselnde Stimme nachahmend. „Er verkauft das Buch Mosis, das Buch der Richter, das Buch der Propheten, die Bücher der Evangelisten!"

„Mit dieser Anklage dringest du nicht durch, Meister", sprach der Bader Teut-Hatzel, „denn die genannten Schriften des alten und neuen Testamentes sind den Christen vorgeschrieben. Bundesgenosse Leeb-Schultze hätte den ganzen Clerus auf seiner Seite und gegen uns, und mit dem dürfen wir es einstweilen nicht verderben. Erst wenn wir die römischen Herren nicht mehr brauchen, lassen wir die altgermanischen Götter auf sie los."

Benjamin German war sehr ärgerlich, dass es ihm auf diesem Wege nicht gelungen, seinen Rivalen zu stürzen. Er sann auf ein anderes Mittel und fand es.

Unter den Manuscripten der Bundesschriften, die der Buchdrucker Leeb-Schultze zu drucken hatte, fand sich eines Tages ein Flugblatt folgenden Textes: „Ich, Benjamin German, Ober-Anti, thue allen werten Gesinnungsgenossen kund und zu wissen, dass sie bei dem Buchdrucker Leeb-Schultze nichts drucken lassen, bei dem Buchhändler Leeb-Schultze nichts kaufen sollen. Denn dieser Mann verbreitet Schriften semitischen Inhaltes und ist der Unterstützung der Partei nicht mehr würdig. Ich, Benjamin German, beabsichtige selbst eine Buch-

wendet werden sollte. Wir geben von den Schlossberganlagen nicht einen Baum, vom Aussichtsterrain auf der Höhe nicht eine Handbreit.*) Und der Steuergulden der arbeitenden Classen hat Wichtigeres zu thun, als den Wohlhabenden Vergnügungs-Etablissements zu bauen.

Bei näherem Einblick in die Pläne und in das geradezu genial angelegte finanzielle Programm scheinen unsere Bedenken nicht gerechtfertigt zu sein. Die Drahtseilbahn geht von der Sackstraße an den kahlen Felsen schnurgerade hinauf zum Plateau; an dieser Seite ist nichts zu verderben; die Anlagen an den südlichen, östlichen und nördlichen Hängen des Berges bleiben, wie sie heute sind. Auf dem Plateau werden nach der Ausführung mehr Bäume stehen als heute, und trotz der drei stattlichen Gebäude, die dort sich erheben sollen, wird die freie Fläche eine größere sein als gegenwärtig, da besonders die jetzt unzugänglichen Punkte ausgenützt, vor allem aber die Fläche der dann überwölbten Casematten zugänglich gemacht werden. Jedermann kann die Aussicht wie gegenwärtig genießen, und wer diesen Genuss erhöhen will, dem steht ein dreißig Meter hoher Aussichtsthurm zur Verfügung, von welchem aus er ein ungeahnt anderes, weiteres und interessanteres Bild sehen wird, als es sich auf dem Plateau des Berges bietet.

Die Geldbeschaffung, auf die wir uns nicht näher einlassen, soll — wird versichert — der Bevölkerung von Graz nicht wehe thun, ihr nichts kosten, und damit sind wir zufrieden. Durch freiwillige Beisteuerung ist in Graz schon vieles geleistet worden. Man verspricht sich für die Gemeinde als die Eigenthümerin des Schlossberges einen großen materiellen Gewinn. Der Urheber des Planes, dem eine große Menschenkenntnis nicht abzusprechen ist, sagt, dass man nur durch das Vergnügen zum Gelde gelange, mit anderen Worten: den Leuten Vergnügen machen, das rentiere sich am besten. Wenn die Zeitläufte so sind, dass die Leute sich für Vergnügen was kosten lassen können, dann ist der Grundsatz vollkommen richtig.

Wir sind kein Freund großer Städte, und Luxus ist uns im Angesichte des Massenelendes überaus verhasst. Nachdem Graz sich aber zu einer modernen Stadt entwickelt hat, nachdem es auf großen Fremdenzuzug rechnen muss und denselben mit allen möglichen Mitteln fördern will, und nachdem die unvergleichliche Lage dieser Stadt und die herrliche Umgebung derselben fürwahr dazu berechtigt, ja verpflichtet, unser Graz aufzuzeigen und es auf Grund dieser besonderen Himmelsgaben groß und wohlhabend zu machen, so müssen wir auch trachten, unsere Werte zu fructificieren. Wir müssen z. B. trachten, auch in der Umgebung der Stadt den Anforderungen des Fremdenwesens entsprechende Gasthäuser zu schaffen, vor allem aber auf dem schönsten, besuchtesten Punkte, dem Schlossberge, ein gutes und feines Restaurant ersten Ranges herzustellen.

Was außer diesem für das Schlossbergplateau noch geplant ist, verrathen wir heute noch nicht, bemerken aber nur, dass mancher ob der horrenden Idee die Hände über den Kopf zusammenschlagen wird. Und doch muss, wenn bei der Zeiten Gunst die Städte und der Fremdenverkehr sich weiter entwickeln, der Tag kommen, an welchem die stolzen Bauwerke gleich einer Krone des Berges hinausleuchten ins Land und auf hunderttausenden von Bildnissen der weiten Welt die Kunde vom Grazer Schlossberge bringen. Wir haben diesen einzigen Berg mitten in unserer Stadt, wir haben ihn, und keine andere Stadt auf dem Erdenrunde. Seine strategische Aufgabe hat dieser Schlossberg erfüllt, seine neue Mission ist, das menschliche Leben zu verschönern, den in die Mauern verurtheilten Städtern Erholung zu bieten und fremden Pilgern, die ausblicken nach den Wundern Gottes und den Werken der Menschen, eine angenehme Raststatt zu sein.

Was einst die Großen und Mächtigen geschaffen, das muss heute opferfreudiger Bürgersinn vollbringen. Die

*) Eine Beschreibung des Grazer Schlossberges findet sich im „Heimgarten" VII. Jahrgang, Seite 192.

Kleine Laube.

Die Krone des Schlossberges.

Der Ruf des Grazer Schlossberges dringt etwas weiter hinaus als der helle Klang der „Liesel". Der Grazer hat kaum eine Ahnung von dem Rufe, den seine Alpenstadt in der weiten Welt genießt. Vom Grazer Schlossberge erzählt man an der Spree und am Rhein, am Dniester und am Tiber. Selbst aus den Geländen des Mississippi herüber kam jüngst eine Anfrage, ob er noch stehe, der merkwürdige Berg mitten in der Stadt, und ob den Grazern schon der Knopf aufgegangen wäre?

Wir verstanden die Frage nicht recht, obzwar wir mancherlei Knöpfe haben und man auf unserem Schlossberge von Fremden häufig die Äußerung hören kann: „Merkwürdig, dass die Grazer den schönsten, interessantesten Punkt, den sie haben, ja den ganz Steiermark hat, nicht ausnützen!" Sie meinen damit das Plateau auf dem Schlossberg, und da stutzen wir doch ein bisschen. Wie sieht dieses Plateau jetzt aus, und wie könnte es aussehen! Wie könnte es praktisch ausgenützt werden und landschaftlich verschönert! das, was heute auf der Höhe des Grazer Schlossberges steht, hat weder historische Bedeutung noch landschaftlichen Reiz, noch praktischen Wert. Es ist ein steriler Punkt, und einzig nur die Erhebung über der Stadt und der Ausblick ins weite Land gibt ihm die Berühmtheit, und den Fremden fortwährend Anlass zu sagen: die Grazer wissen nicht, was sie an ihrem Schlossberge haben. Die wertvollste Stelle ihrer schönen Stadt lassen sie unbenützt liegen, als läge sie fernab von aller Cultur, in einer Einöde.

Allerdings kann Graz über das Schlossbergplateau heute nicht verfügen, denn es gehört dem Ärar. Allein wir wissen, dass das Ärar geneigt ist, dasselbe gegen einen geringen Preis an die Stadt abzutreten. Da bisher versäumt worden ist, für das Hochplateau des Schlossberges *etwas* zu thun, so soll jetzt *viel* dafür gethan werden. Es macht sich in Graz, angeregt durch einen bekannten, für diese Stadt hochverdienten Mann, eine Bewegung bemerkbar, welche dahin geht, das Schlossbergplateau mit schönen Gebäuden zu krönen und es zu einem großartigen Vergnügungsorte zu machen. Die uns bereits vorliegenden Pläne der Anlage und Bilder der Gebäude sind wohl so, dass man sagen muss: Wenn solches zustande kommt, wird der Schlossberg als Vergnügungsort einzig in seiner Art sein und schon vermöge seines Bildes zahllose Fremde herbeiziehen aus aller Welt.

Wir haben uns ursprünglich dieser Unternehmung gegenüber etwas ablehnend verhalten, weil uns die Befürchtung nahe lag, als könne durch sie das landschaftliche Bild unseres Schlossberges zerstört werden, sie könne dem Gemeindesäckel Geld entziehen, das anderwärts nützlicher ver-

Vergleiche mit dem Plateau! Der Südosten der grünen Steiermark lag mit seinen wechselreichen Bildern zu meinen Füßen! Der Nordwesten rollte die Alpen Obersteiermarks auf!

So viel Schönes auf einem Punkte in der Mitte einer Stadt, die auch von dieser Höhe mit neuem Reize übergossen!

Und was dieses Zimmerchen, in welchem vierzig Personen Platz haben, alles in sich birgt!

Es ist ein kleiner Salon! Journale liegen auf; telephonisch mit dem Café und den Restaurants verbunden, kann in wenigen Minuten alles, was man wünscht, credenzt werden: eine allerliebste optische Neuheit unterhält sehr.

Um sich auch im Winter in diesen Tusculum an einer Winterlandschaft ergötzen zu können, ist es zum Heizen eingerichtet und mit Spiegelfenstern versehen.

Höchst originell ist, dass von dem riesigen Restaurations-Gebäude mit seinen großen Sälen und Zimmern, welches eine Bau-Area von 2570 Quadrat-Meter in Anspruch nahm, auch nicht ein Zoll des Mauerwerkes von dem sich am großen Promenadeweg ergehenden Publicum gesehen werden kann, da des tiefer gelegenen Baues wegen das Dach zu einer offenen, vor Sonne geschützten Terrasse, in einem Flächenraume von circa 1500 Quadrat-Meter ausgenützt wird.

Hingegen ist der Effect dieses Gebäudes mit seinem Bogengange, von der nordwestlichen Seite der Stadt aus gesehen, ein äußerst imposanter!

Auch eine Sommer-Festhalle hat man geschaffen, wo durch Musik, Gesang und allerlei Productionen für das Vergnügen des Publicums in abwechslungsreichster Weise gesorgt wird. Sämmtliche Gebäude nebst dem ganzen Berge strahlen abends in elektrischem Lichte, wahrlich ein reizender Vergnügungsort!

Ich wollte mich eigentlich nur einen oder zwei Tage in Graz aufhalten, aber besonders die herrlichen Bauten, Anlagen und Schönheiten des Schlossberges fesselten mich derart, dass ich volle acht Tage blieb und beim Fortgehen den festen Entschluss fasste — nach Graz zu übersiedeln und mich in dieser Stadt bleibend niederzulassen."

Spottet nicht der Zuversichtlichkeit, mit welcher hier über ein großes Werk gesprochen wird, ohne dass eigentlich ein Capital dafür vorhanden. Der Optimismus ist schöpferisch! Der Gemeinsinn, die Liebe zu unserer Stadt wird es vollbringen. Und dann soll er nur kommen, der Herr Amerikaner, wir werden ihm schon zeigen, dass auch den Grazern einmal der Knopf aufgeht! R.

Mein social-politisches Glaubensbekenntnis.

Darf in dieser Zeit, wo jedermann öffentlich ein Programm aufstellt, nicht auch der Poet eines aufstellen? Solchen, welche ohne seine Schriften zu kennen sich über ihn zu Gericht setzen zu dürfen glauben, muss es ja angenehm sein, des Mannes Verhältnis zu den Tagesströmungen, sowie seine Grundsätze und Ideale in wenigen dürren Worten zu vernehmen. Ohne selbst Politiker zu sein, geht dem Poeten die politische und gesellschaftliche Entwickelung seines Volkes nahe und er hat wie jeder andere das Recht, vielleicht die Pflicht, hiezu Stellung zu nehmen.

Jede der gegenwärtig in unserem Vaterlande wirkenden Parteien hat in meinen Augen eine gute und eine schlechte Seite.

An der clerikalen Partei ist gut, dass sie christliches Leben fördern und religiöse Güter wahren will.

Aber schlecht ist an der clerikalen Partei, dass sie politische Vortheile und kirchliche Formsachen dem Geiste des Christenthums vorzieht und dass sie andere Religionsformen mit blindem Zelotismus verfolgt. — Deshalb kann ich nicht mit ihr gehen.

An der liberalen Partei ist gut, dass sie die freiheitliche Entwickelung des Einzelnen und der Völker innerhalb bestehender Gesetze begünstigen will und eine Freundin des Wissens und der schönen Künste ist.

Reichen werden sich ihr Vergnügen selber zahlen, und das ärmere Volk wird umsonst theilnehmen und sich freuen können an dem Erholungsorte auf dem Berge. In diesem, und einzig nur in diesem Sinne begrüßen wir das Project. Was seit zwanzig Jahren in Graz entstanden ist, hat unseren Pessimismus in Optimismus gewandelt. Graz hat, trotz allerlei Oppositionen und trotz aller einst scheinbar stichhältigen Einwendungen dagegen, die Industriehalle, den Stadtpark, den Franz Josefsbrunnen, die Pferdebahn, die Hilmwarte u. s. w. bekommen und ist dadurch nicht ärmer geworden. Und das nächste Große, was zu geschehen hat — es geschieht auf der Höhe des Schlossberges.

Vor kurzem erschien bei „Leykam" in Graz ein Büchlein: „Wie macht man aus Graz eine Fremdenstadt? Die Ziele und Mittel zur Erreichung dieses Zweckes. Dargestellt von J. K." (Wer hinter diesem J. K. steckt, wird der Grazer leicht errathen.) Das genannte Büchlein muss man lesen, um zu sehen, dass unser projectierter Palast auf dem Schlossberge mehr ist als ein Luftschloss.

Hoffentlich sind wir in der Lage, bald Näheres über das Unternehmen zu berichten.

Graz ist noch lange nicht am Ende seiner Tage, und da es kaum stehen bleiben wird wollen, was soviel als Rückschritt zu bedeuten hätte, so muss es fortschreiten, besonders als Pensionopolis und Fremdenstadt. Die Concurrenz wird immer größer, aber unser Graz besteht sie — wenn wir wollen. — Der Verfasser des genannten Büchleins sieht eine Zeit kommen, da der in seine Familie zurückgekehrte Reisende Folgendes erzählen wird von Graz:

„Wie ihr wisst, habe ich sowohl die landschaftlichen Reize wie die Sehenswürdigkeiten der Städte Europas so ziemlich kennen gelernt, aber ähnliches, was Graz auf seinem Schlossberge schuf, ist mir doch noch nicht vorgekommen.

Ich war zwar schon zu wiederholtenmalen in Graz, aber vor vielen Jahren; damals hatte man allerliebste landschaftliche Bilder schon von der Stadt aus, die jetzt durch Neubauten, die bis an die Berge reichen, allerdings verdrängt sind. Dieser Nachtheil bringt wieder den Vortheil, dass, wenn man heute mit der Drahtseilbahn in nur 1½ Minuten auf den Schlossberg gelangt, man einen geradezu überwältigenden, originellen Eindruck dadurch genießt, dass der 105 Meter hohe Berg in der Mitte der Stadt sich befindet. Eine ähnliche Stadt sah ich noch nie! Die Bauten und Anlagen sind reizend und mahnen mich an Monte Carlo an der Riviera. Soweit ich mich erinnere, war damals das Plateau am Schlossberge klein, beschränkt und unbeschattet, heute kommt es mir fast um die Hälfte größer vor, obgleich drei prachtvolle Neubauten entstanden sind. Ein Promenadeweg umschließt den ganzen Berg, der reizende Bilder zeigt, die ich damals nicht kennen lernte.

Der vornehmste Bau ist jedenfalls das sogenannte Gallerienhaus, welches diesen Namen wohl verdient, weil es aus vier Gallerien besteht, wovon jene die größte ist, die mit der Fläche des Daches des zweistöckigen Gebäudes sich zu einer Terrasse vereint. — Sechshundert Personen finden auf derselben Raum, und es ist wahrhaftig ein seltener Genuss, 16 Meter über dem Plateau dort weilen und sich nicht allein einer unbeschreiblich schönen Rundschau erfreuen, sondern auch über die feinsten Genussartikel verfügen zu können.

Dreimal in der Woche werden dort nachmittags von den künstlerisch wirkenden österreichischen Militär-Capellen Concerte gegeben, und es ist ein wahrhaft großstädtisches Bild, sowohl auf den vielen Terrassen wie auf dem großen Plateau die elegante Welt von Graz nach Tausenden vereint zu sehen!

Der dreißig Meter hohe Thurm wird der Aussicht wegen zahlreich bestiegen, und am höchsten Punkte macht das sogenannte Thurmzimmer den effectvollen Schluss; ich war entzückt, als ich da eintrat! Welcher Unterschied des Bildes, im

durch schlägt sich dann die Herzensbrücke zum Vertrauen, zum Verständnis. Dann schwindet der Wahn, als habe die Bourgeoisie einen Himmel auf Erden, als sei die Geistesarbeit kein ehrliches Handwerk. Freilich, um die volle Würdigung der Kopfarbeit zu ereichen, müssen wir für die geistige Hebung unseres Arbeiterstandes sorgen, in der uns England viel einzuholen gibt.

Gerechtigkeit gegen die Sünden des Volkes. Denken wir an die Classensünden, an die unersetzlichkeit des Familienlebens. Ohne dies wird die Genussucht nimmer schwinden. Je seltener der Genuss, desto heißer wird er erstrebt, desto blinder gesucht. Unser Beispiel hat das Volk verdorben. Unsere Prunkmähler und Prunkgemächer, die das Volk liefern und leisten muss, reizen die Begehrlichkeit. Auch der Mittelstand ohne Gummiräder hat etwas Großes vor dem Arbeiter voraus: die Behaglichkeit der Familienstube. Fangen wir mit der Selbstinzuchtnahme an; dann wird dort das Huhn im Sonntagstopf und die Zufriedenheit schon nachkommen.

Achtung vor der Arbeit des Volkes. Sehet den sittlichen Wert der Arbeit. Für uns ist sie nicht nur Mittel zum Genuss, sondern selbst Genuss. Aber welch ein Unterschied zwischen Beruf im echten Sinne, und Fabrikarbeit. Wir wählen uns nach Wunsch und Drang die Arbeit, für die wir Lust und Kraft spüren. Unsere Eigenart verwebt sich ganz allmählich mit unserem Werk, dem wir unbewusst den Stempel unseres Seins aufdrücken. Jeder neue Sieg bringt größere Kraft und Macht; es wächst der Mensch mit seinen höheren Zielen, es wächst auch das Glück und die Freude am Weiterschaffen. Wie anders beim Fabrikarbeiter: nicht die Wahl, sondern der Lohn entscheidet, nicht gestalten, nicht schaffen gilt es, sondern fabrizieren. Die Fabrik fordert vom Menschen nichts, und darum alles. Eine tödtliche Monotonie durchschneidet die Lebenskraft; es gibt kein Ziel, kein Plus, kein Glück im Erfolg.

Soll man darum die Fabrikarbeit beklagen? Das nützt nichts, sie ist nöthig. Aber es gilt, das stumpf und kalt gewordene Herz des zur Maschine gewordenen Arbeiters auf das Gebiet hinzulenken, wo es wieder Mensch sein darf und kann. Die Religion soll dem Volke erhalten bleiben, nicht weil sie es nothdürftig im Zaume hält und es weniger gefährlich macht, sondern weil es darin Muth und Kraft zur Ausdauer, und den Frieden mit sich und seiner Familie wiederfindet. Das Familienleben mit seinem goldenen, verklärenden Ampelschein ist unmöglich ohne Sonntagsruhe, mit der mehr und mehr Ernst gemacht werden muss. Es genügt auch nicht, dass wir den Arbeiter nur bezahlen, und doch Interesse, Sparsamkeit, Aufmerksamkeit für die uns zugutekommende Arbeit erwarten. Wir müssen ihn unsere Achtung fühlen lassen. Denken wir nur einmal wieder an den Dienstboten, der immer bereit, nie verdrießlich, nie mit eigener Angelegenheit beschäftigt sein darf. Wie viel kann da oft ein nachfragendes, theilnehmendes Wort, besonders aus dem Munde der Frau nützen. Eine Bäuerin nimmt die milde Gabe der Gutsherrin oft gedankenlos nnd als selbstverständlich hin; dass sie von ihr auf dem Kirchweg angesprochen ist, vergisst sie nicht so leicht.

Achtung vor dem Ehrgefühl des Volkes. Das Volk fordert sie; sonst wächst das Misstrauen. Im Drang nach voller Selbständigkeit schreit der Unterdrückte scheinbar gemein auf. Robertson sagt: „Die wildeste Auflehnung gegen falsche Autorität ist nur der erste Schritt zur Unterwerfung unter wahrhafte Autorität.“ Der Arbeiter will auf jeden Fall Staatsbürger und Mitarbeiter, nicht Nebenmensch und Maschine sein, das fordert er mit dem heiligsten Recht der selbstbewussten Menschenbrust. Die moderne Wohlthätigkeit verletzt den besseren Theil des Volkes; denn die Wohlthat wird ihm aufgenöthigt. Die blaue Bluse ist das allgemeine Ehrenzeichen, der Talar des Arbeiters. Darum: der ideale

Aber schlecht ist an der liberalen Partei, dass sie in wirtschaftlichen Dingen die Rechte der unteren Volksschichten nicht genug achtet und dem Eigennutze der Besitzenden fröhnt. — Deshalb kann ich mit ihr nicht gehen.

An der nationalen Partei ist gut, dass sie die Liebe zum angestammten Volke heben und sich in seine Dienste stellen will.

Aber schlecht ist an der nationalen Partei, dass sie die Vorzüge und geistigen Güter anderer Nationen verachtet und die Völker von einander trennen möchte, anstatt sie zu versöhnen. — Deshalb kann ich mit ihr nicht gehen.

An der Antisemitenpartei ist gut, dass sie auf geistigem und volkswirtschaftlichem Gebiete das jüdische Übergewicht eindämmen will.

Aber schlecht ist an der Antisemitenpartei, dass sie den Rassenhass predigt und den Juden an Gut und Leben bedrohen möchte, bloß weil er Jude ist. — Deshalb kann ich mit ihr nicht gehen.

An der Socialistenpartei ist gut, dass sie die Armen aus unwürdiger Knechtschaft reißen und die Rechte des Arbeiters zum Siege bringen will.

Aber schlecht ist an der Socialistenpartei, dass sie die größten idealen Güter des Menschen, die Religion, die Wissenschaft, die Kunst verleugnet und die Habgier nach Materiellem anstachelt. — Deshalb kann ich mit ihr nicht gehen.

Meine Ideale sind: Förderung des christlichen Lebens, der sittlich freiheitlichen Entwickelung des Menschen, Treue zum eigenen Volke, Versöhnlichkeit gegen fremde Völker, deutsches Gemüth auf unserem geistigen, deutsche Rechtlichkeit auf unserem wirrschaftlichen Gebiete, Befreiung der Armen aus geistiger und materieller Unmündigkeit, und für die schwerarbeitende Classe ein menschenwürdiges Dasein.

Dass dieses Programm sich praktisch anstreben lässt, glaube ich durch mein Leben und meine Schriften bisher bewiesen zu haben.

P. K. Rosegger.

Liebe ein sociales Programm!

Der Ernst steigert sich. Zwangsmaßregeln und Waffen? Es ist nicht das richtige Mittel.

Nothwendig ist Liebe, lautere Theilnahme für die Niedrigen, für die Arbeiter, für das Volk.

Sobald die Gebildeten den vierten Stand lieben, lernt dieser jene verstehen und würdigen. Es ist nichts gemacht mit Institutionen und Wohlfahrtseinrichtungen — persönliche Theilnahme, Wohlwollen fordert das Herz des Arbeiters. Der vierte Stand soll dem oberen nicht ein Recht nach dem anderen abtrotzen; wir wollen ihm das seine gerne freiwillig sofort geben, statt ihm Wohlthaten aufzudrängen. Mit einem Worte: der ideale Kern der socialdemokratischen Bewegung will anerkannt sein.

„Es fehlt an Liebe!“ Dagegen sprechen nicht die Wohlthätigkeitsanstalten, die oft ein Sport, immer demüthigend sind.

Wir betrachten den Arbeiter nicht als politisch gleichberechtigt, sondern als Nebenmenschen, als Maschine. Statt uns in persönliche Beziehung zum Arbeiter zu setzen, sehen wir mit verschränkten Armen dem Spiel der einschüchternden Polizisten zu; man witzelt über die gutmüthige Dummheit des Volkes, des Culturdüngers. Man eifert auf der Kanzel gegen den Giftpfuhl der Selbstsucht und verherrlicht die Bevorzugung der oberen Classen durch den bequemen Hinweis auf die göttliche Ordnung.

Worin liegt der Grund hiefür? In dem ästhetischen Missfallen unserer zarten Nerven an der wegen mangelnder Erziehung in grausiger Nacktheit und Crassheit sich spreizenden Sünde.

„Verkehrt mit dem Volke!“ Macht den Anfang im kleinen, bei den Dienstboten in und außer dem Hause. Sucht sie in ihren Wohnungen auf, aber nicht vom Diener, der die Weinflaschen trägt, begleitet. Wie viel kann die Frau der Frau sein, wenn sie sich gegenseitig ihr Leid sagen und tragen helfen. Da-

Vorschriften, dann hätten wir jetzt keine oder doch weniger Kriege, keinen Antisemitismus, keinen Socialismus, Nihilismus und keinen Hass unter den verschiedenen Nationen und Stämmen der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wie viel leichter wäre dann die Aufgabe der Fürsten und Staatsmänner, wie viel glücklicher wären wir alle!

Von ganzem Herzen wünsche ich deshalb mit Ihnen, hochverehrter Herr, dass den Kindern unseres Volkes — ja jedem Christen, der's noch nicht hat — das Evangelium Jesu Christi gegeben werden möge. Sollten Sie Arme kennen oder kennen lernen, die es nicht kaufen können, so bitte ich, denselben zu sagen, dass sie das „Neue Testament" oder auch die ganze Bibel durch mich umsonst bekommen können, und zwar die katholische. Auch werde ich mit Vergnügen Ihnen so viele Exemplare des „Neuen Testamentes" in katholischer oder evangelischer Übersetzung zusenden, als Sie an Arme verschenken wollen.

Mit dem Wunsche, dass Gott Ihre lobenswerte Arbeit, sowie auch diese meine Zeilen an Sie mit seinem reichsten Segen begleiten wolle, bin ich in vollkommener Hochachtung und herzlicher Theilnahme Ihr sehr ergebener

Ph. Wilhelm Reinmuth.

Graz, Zinzendorfgasse Nr. 24. Den 23. Februar 1891.

Zähme die Phantasie!

Aus dem Buche der Lebensweisheit eines deutschen Denkers.

In allem, was unser Wohl und Wehe betrifft, sollen wir die Phantasie im Zügel halten: also zuvörderst keine Luftschlösser bauen, weil diese zu kostspielig sind, indem wir gleich darauf sie unter Seufzern wieder einzureißen haben. Aber noch mehr sollen wir uns hüten, durch das Ausmalen bloß möglicher Unglücksfälle unser Herz zu ängstigen. Wenn nämlich diese ganz aus der Luft gegriffen oder doch sehr weit hergeholt wären so würden wir beim Erwachen aus einem solchen Traume gleich wissen, dass alles nur Gaukelei gewesen, daher uns der besseren Wirklichkeit umsomehr freuen und allenfalls eine Warnung gegen ganz entfernte, wiewohl mögliche Unglücksfälle daraus entnehmen. Allein mit dergleichen spielt unsere Phantasie nicht leicht; ganz müßigerweise baut sie höchstens heitere Luftschlösser. Der Stoff zu ihren finstern Träumen sind Unglücksfälle, die uns, wenn auch aus der Ferne, doch einigermaßen wirklich bedrohen; die Phantasie vergrößert sie, bringt ihre Möglichkeit viel näher, als sie in Wahrheit ist, und malt das Fürchterlichste aus. Einen solchen Traum können wir beim Erwachen nicht sogleich abschütteln, wie den heiteren; denn diesen widerlegt alsbald die Wirklichkeit und lässt höchstens eine schwache Hoffnung im Schoße der Möglichkeit übrig. Aber haben wir uns den schwarzen Phantasien überlassen, so haben sie uns Bilder nahe gebracht, die nicht so leicht wieder weichen; denn die Möglichkeit der Sache im allgemeinen steht fest, und den Maßstab des Grades derselben vermögen wir nicht jederzeit anzulegen; sie wird nun leicht zur Wahrscheinlichkeit und wir haben uns der Angst in die Hände geliefert. Daher also sollen wir die Dinge, welche unser Wohl und Wehe betreffen, bloß mit dem Auge der Vernunft und der Urtheilskraft betrachten. Die Phantasie soll dabei aus dem Spiele bleiben, denn urtheilen kann sie nicht, sondern bringt bloße Bilder vor die Augen, welche das Gemüth unnützer- und oft sehr peinlicherweise bewegen. Am strengsten sollte diese Regel abends beobachtet werden. Denn wie die Dunkelheit uns furchtsam macht und uns überall Schreckensgestalten erblicken lässt, so wirkt, ihr analog, die Undeutlichkeit der Gedanken; weil jede Unge-

Kern dieser nach Selbständigkeit strebenden Bewegung zwingt uns, das Emancipationsbestreben des vierten Standes zu fördern. Wie hat sich der Vater dem mündig werdenden Sohn gegenüber zu benehmen? Nicht zu gebieten, sondern zu bitten, nicht zu verbieten, sondern zu warnen. Es ist heutzutage Mode, zu missbilligen, wo man nichts kennt. Man redet von Pietät, wo man die geistige Trägheit rechtfertigen will. An Stelle des Pessimismus der Trägheit wollen wir Liebe üben und ausüben. Wer's ernst meint, der nimmt seine Zeit zusammen, um sie dafür übrig zu haben. „Vertraut dem Volke, das liebt seine Idealisten."

Solche Weisungen finden wir in einer Schrift „Evangelisch-sociale Zeitfragen", herausgegeben von O. Baumgarten in Jena. Sie seien der Beachtung derer empfohlen, die im Vortheile des Ranges und des Reichthums stehen. Wohl immer deutlicher wird es sich zeigen, dass Liebe ein gutes sociales Programm ist. Möge dieses Programm nur auch eine Partei finden!

„Bitte an den Clerus."

Die Anregung lässt bereits wohlthätige Folgen erkennen. Eine Zeitungsfehde wäre übrigens hier wohl ganz und gar unangezeigt. Das hieße die große Sache entwürdigen.

Von den uns fortwährend zugehenden Beistimmungsbriefen sei der nachstehende abgedruckt. Er bietet, wie man sehen wird, besondere Vortheile.

Hochgeehrter Herr!

Sie werden überrascht sein, von mir, einem Ihnen wohl ganz unbekannten Manne, einen Brief zu erhalten. Der Zweck desselben ist, Ihnen zu sagen, dass ich mich herzlich freute, Ihre „Bitte an den Clerus" im „Heimgarten" für Januar und Ihre neuere Zuschrift im Märzhefte zu lesen. Ich bewundere Ihren Muth und spreche Ihnen meine aufrichtige Hochachtung aus. Gott gebe nur, dass Ihre wohlmeinenden Worte bei vielen Anklang und Beachtung finden!

Das Evangelium Jesu Christi ist in der That das beste Lehrbuch für die christliche Religion und Sitte. Alle anderen Religionsbücher sollten dagegen zurückstehen. Die Lehre Christi und der Apostel sind das Herrlichste und Erhabenste, was je in Bezug auf Religion und Sitte gelehrt wurde. Hätten die Christen aller Zeiten und Confessionen das „Neue Testament" mehr gelesen, beherzigt und befolgt, so wäre viel Unheil verhütet worden. Es gäbe dann keine Spaltungen und Secten in der Christenheit, denn der Wille Jesu ist, dass alle seine Nachfolger einander lieben, dass sie „alle eins seien", wie man deutlich aus seinen letzten Reden an seine Jünger sieht (z. B. Ev. Johannis, Cap. 15, Vers 12, 17, sowie in Cap. 17, Vers 21 bis 23). Dann hätte es niemals in der Christenheit Hexenprocesse, Ketzerverbrennungen und dergleichen Dinge gegeben, über welche wir Christen uns vor den Heiden schämen müssen. Sie haben vollkommen recht, wenn Sie sagen, der Staat sollte dafür sorgen, dass das Evangelium vom Volke mehr gelesen werde; er würde dadurch für seine Selbsterhaltung und Befestigung sorgen; denn das Evangelium schließt den Classenhass, Religionshass, Nationalitätenhass — überhaupt jede Art von Hass — aus. Jesus lehrte: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" (Matth. 22, V. 39), und der Apostel Paulus schrieb an die Christen in Colossä (Cap. 3, V. 11), es gezieme sich nicht für Christen, Gewicht zu legen auf die Abstammung, den Stand und dergleichen, sondern gegenseitig „herzliches Erbarmen, Güte, Demuth, Sanftmuth und Geduld" zu beweisen. Thäten alle Christen nach diesen schönen

bürtig einem Fuchs. Mit zwölf Monaten hat es die Seele des Affen, mit fünfzehn Monaten bereits die Seele des Menschenaffen . . . .

Weiter kommt der berühmte Gelehrte in seinen Offenbarungen nicht. Wir wagen ein paar Stufen höher zu bauen und vermuthen nach dem Vorhergegangenen, dass das Kind mit $1 \frac{1}{2}$ Jahren doch schon reichlich so vernünftig wie ein Mensch, und mit 2 Jahren endlich so klug wie ein berühmter Naturforscher sein wird. M.

Veilchen und Nesseln.

Zu einem Sträußlein gebunden von R.

In jedem Haus
Vor allem wert
Drei Dinge sind:
Eine starke Faust,
Ein warmer Herd,
Ein kleines Kind.

O nein, mein Freund, das will ich nicht,
Auf Menschenherzen ziel' ich nicht,
Mit Lust und Leiden spiel' ich nicht.
Viel lieber mit dem eitlen Tropf;
Den aufgeblas'nen Menschenkopf,
Den nehm' ich manchmal gern beim Schopf.

Gouvernanten, Erzieher,
Diese beiden
Sind verflogen.
Das Leben, die Liebe,
Das Leiden
Hat uns erzogen.

Dem Wählen folgt Müssen,
Dem Fehlen folgt Büßen.

O Mensch, dein Zagen,
Das kann zu nichts führen,
Deine Pflicht ist wagen,
Dein Los ist irren.

Suche überall deinen Vortheil, nur dort nicht, wo er der Nachtheil eines anderen wäre.

Je mehr Bedürfnisse du dir heute befriedigst, desto mehr musst du dein Vermögen für morgen sparen, denn die angewöhnten Bedürfnisse kosten morgen noch mehr Geld, als heute.

Die einfachsten Dinge fallen dem Talente nicht ein, bloß dem Genie.

Es ist rührend, wie mancher Mensch lügend und verleumdend seinen Feinden zuliebe ein Spitzbub wird!

Was man sich über Gottfried Keller erzählt.

Viele Geschichten, die von der derben Originalität Gottfried Kellers zeugen, sind in die Öffentlichkeit gedrungen, ihnen fügt Dr. Schubert in der „Deutschen Romanzeitung" die folgenden hinzu.

Es war beim Festbankett gelegentlich des 25jährigen Jubiläums der Universität Zürich. Ein eigens zugereister, junger deutscher Literat, etwas geschniegelt in Wort und Bewegung, genießt den Vorzug, Gottfried Keller vorgestellt zu werden. Mitten in seiner Rede, wie er die hohe Ehre zu schätzen wisse, einem so berühmten Manne die Hand drücken zu dürfen, fährt ihn Gottfried Keller, einen Schritt zurücktretend, an: „Also, Sie sind au so ä verfluchter Schmeichelhund?"

Keller war bekanntlich nicht verheiratet; seines Hauses in Zeltweg guter Engel war seine Schwester. So lange diese lebte, waren seine freundschaftlichen Trinkgelage noch weniger häufig, als nach ihrem Tode. Aber immerhin, sie bestanden bereits und ließen auch an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Denn einmal — wie vielleicht so manchesmal — machten sich zwei seiner um einen Grad weniger angetrunkenen Freunde an das schwierige Geschäft, ihn, den völlig Wankenden, nachhause zu führen. Sie nahmen ihn in die Mitte und giengen Arm in Arm mit ihm, indem sich alle drei fest aneinander schmiegten. So kamen sie, unsicheren Trittes, bis vor sein Haus, läuteten und riefen der verschlafen aus

wissheit Unsicherheit gebiert: deshalb nehmen des Abends, wenn die Abspannung Verstand und Urtheilskraft mit einer subjectiven Dunkelheit überzogen hat, die Gegenstände unserer Meditation, wenn sie unsere persönlichen Verhältnisse betreffen, leicht ein gefährliches Ansehen an und werden zu Schreckbildern. Am meisten ist dies der Fall nachts im Bette, allwo der Geist völlig abgespannt und daher die Urtheilskraft ihrem Geschäfte gar nicht mehr gewachsen, die Phantasie aber noch rege ist. Unsere Gedanken vor dem Einschlafen oder gar beim nächtlichen Erwachen sind meistens fast ebenso arge Verzerrungen und Verkehrungen der Dinge, wie die Träume es sind, und dazu, wenn sie persönliche Angelegenheiten betreffen, gewöhnlich pechschwarz, ja entsetzlich. Am Morgen sind dann alle solche Schreckbilder so gut wie die Träume verschwunden; dies bedeutet das spanische Sprichwort: „Die Nacht ist gefärbt, weiß ist der Tag.“ Aber auch schon abends, sobald das Licht brennt, sieht der Verstand wie das Auge nicht so klar, wie bei Tage; daher diese Zeit nicht zur Meditation ernster, zumal unangenehmer Angelegenheiten geeignet ist. Hierzu ist der Morgen die rechte Zeit, wie er es denn überhaupt zu allen Leistungen ohne Ausnahme, sowohl den geistigen, wie den körperlichen, ist. Denn der Morgen ist die Jugend des Tages; alles ist heiter, frisch und leicht; wir fühlen uns kräftig und haben alle unsere Fähigkeit zu völliger Disposition. Man soll ihn nicht durch spätes Aufstehen verkürzen, noch auch an unwürdige Beschäftigungen oder Gespräche verschwenden, sondern ihn als die Quintessenz des Lebens betrachten und gewissermaßen heilig halten. Hingegen ist der Abend das Alter des Tages; wir sind abends matt, geschwätzig und leichtsinnig.

Zur anempfohlenen Zügelung der Phantasie gehört auch noch, dass wir ihr nicht gestatten, ehemals erlittenes Unrecht, Schaden, Verlust, Beleidigungen, Zurücksetzungen, Kränkungen und dergl. uns wieder zu vergegenwärtigen und auszumalen; weil wir dadurch den längst schlummernden Unwillen, Zorn und alle gehässigen Leidenschaften wieder aufregen, wodurch unser Gemüth wieder verunreinigt wird. Denn, nach einem schönen, vom Neuplatoniker Proklos beigebrachten Gleichnis, ist, wie in jeder Stadt neben dem Edlen und Ausgezeichneten auch der Pöbel jeder Art wohnt, so in jedem, auch dem edelsten und erhabensten Menschen das Niedrige und Gemeine der menschlichen, ja thierischen Natur, der Anlage nach vorhanden. Dieser Pöbel darf nicht zum Tumult aufgeregt werden, noch darf er aus den Fenstern schauen, — da er sich hässlich ausnimmt; die bezeichneten Phantasiestücke sind aber die Demagogen desselben.

Schopenhauer.

Wie dumm das junge Kind ist.

Ein berühmter Naturforscher hat nun auch die geistige Entwickelung des Kindes festgestellt und im Vergleiche mit den Thieren folgende Entwickelungsstufen angegeben.

Das neugeborene Kind steht geistig auf so niedriger Stufe, wie ein Pflanzenthier. Das Kind im Alter von einer Woche ist so dumm wie ein Seestern. Mit drei Wochen kann es an Intelligenz schon mit einem Ringelwurm wetteifern. Mit sieben Wochen tritt das Menschenkind an geistiger Fähigkeit bereits in die Reihe der Weichthiere ein. Mit zehn Wochen hat es die geistige Höhe der Spinnen erreicht, mit zwölf Wochen gar schon die der Fische. Mit vierzehn Wochen steht es auf dem Niveau der höheren Krebsthiere, und mit vier Monaten ist die Seele des Menschenkindes gleich der eines Reptils. Mit fünf Monaten ist das Kind so gescheit wie eine Ameise, mit acht Monaten wie ein Gimpel, und mit zehn Monaten an geistiger Größe eben-

wöhnlich geht es im Paketbestellwagen, ist also ganz ohne Tücke. Aber mit den Sporen müssen Sie sich schon in acht nehmen, solche Dinger ist das Thier nicht gewohnt." Unser Held stieg auf, und fort gieng es. Doch die Gangart des edlen Postgauls wollte ihm gar nicht recht gefallen; ganz genau so wie vorm Paketwagen trabte er. Dürfte er doch nur die Sporen gebrauchen? Aber was war denn das? Jetzt hielt die Rosinante vor einer Schnapskneipe und war weder durch Schmeicheleien, noch durch Drohungen von der Stelle zu bringen. Es wurde Knutzel klar, dass das vorsorgliche Thier ihn vor den Ort geführt hatte, wo der Paketbesteller sich regelmäßig zu „stärken" pflegte, und dass es nicht eher würde von der Stelle zu bringen sein, bis es das gewohnte Zuschlagen der Wagenthür hören werde. Was war da zu machen? Schon erschien eine sehr fragwürdige Gestalt in der Thür, sich nach den Bedürfnissen des „Herrn Baron" erkundigend, schon wollte Knutzel um Hilfe bitten, das Pferd wieder in Gang zu bringen, da — nahten zwei Damen, Töchter des Kaufmanns Goldstein; der einen derselben hatte er schon lange zu imponieren versucht. Bemerkten ihn die Damen vor dieser Kneipe, so mussten sie annehmen, er habe sich hier erfrischt, hier, wo nur Plebs verkehrte! Mit dem Muthe der Verzweiflung, uneingedenk der Warnung des Posthalters, uneingedenk der Thatsache, dass er noch nie in seinem Leben mit Sporen geritten hatte, stieß er dem Thier mit aller Macht die Sporen in die Weichen. Hoch bäumte es sich auf, warf Fritz Triddelsitz — wollte sagen Arthur Knutzel — aufs Plaster und trabte heimwärts. Da lag nun der „Herr Baron", Gott sei dank unverletzt, auf dem Straßenpflaster und hörte das schadenfrohe Kichern der Goldstein'schen Damen. Entrüstet sprang er auf und eilte mit heftig schmerzenden Gliedmaßen dem Flüchtling nach. Dieser war angehalten, und nachdem Knutzel Gesicht und Kleidung nothdürftig gereinigt hatte, vertraute er sich ihm noch einmal an, um ihn dem Stalle wieder zuzuführen. Knutzel litt viel auf diesem Ritt heimwärts: Jeder, der ihn sah, lachte ihm unwillkürlich ins Gesicht. Aber das Schwerste stand ihm noch bevor. Ein diensttreuer Postgaul kennt seine Pflicht, er weiß, dass es niemals nach beendeter Tour sofort in den Stall geht; erst zum Postamte — abliefern. Dem Reiter stockte der Athem, als er die Absicht des Thieres merkte, aber er wagte nicht, sich zu widersetzen — aus bekannten Gründen. So gieng's denn im Paketstellwagentrab auf den Posthof; bald war das gesammte Personal um Ross und Reiter versammelt; was da an Spott dem Schaden Knutzels hinzugefügt wurde, erlasse man uns zu schildern. — Aber die wohlthätigen Folgen blieben nicht aus: Knutzel war zur Vernunft gekommen.

Des alten Wyneken, ihres langjährigen Vorsitzenden, gedenkt die weit ausgebreitete lutherische Missouri-Synode in Nordamerika noch heute mit besonderer Liebe und Freude. Er war seinerzeit, von seinem Gewissen gedrängt, hinübergegangen, um den in Nordamerika kirchlich verkommenden Lutheranern zu predigen, und wurde einer der bedeutendsten und auch originellsten Geistlichen des Landes. Einmal war er auf seinen Reisen in einem Gasthause eingekehrt, saß ruhig am Tisch und verzehrte sein einfaches Mahl, da trat ein junger Laffe herein, erblickte den Prediger und fragte ihn in unverschämtem Tone: „Na, Sie sind gewiss ein Pfaffe?" — „Ja", erwiderte W., „und dem Umstande allein haben Sie es zu danken, daß ich Sie nicht zur Thüre hinauswerfe." — Wyneken gab sehr wenig auf sein Äußeres. Geradezu berühmt war seine gelbe Hose, welche er wegen ihrer „Unvergänglichkeit" besonders liebte. Zu dieser war er auf folgende Weise gekommen: In dem Städtchen Dekatur kehrte er, um verschiedenes einzukaufen, in dem Laden eines Mannes ein, der ein großer Säufer war. Der ist gerade dabei, einem anderen ein Stück starkes gelbes Zeug, sogen.

dem Fenster herunterblickenden Schwester zu: „Jungfer Keller, hier bringet mer Ihne au de Gotfried!“ — „Ja, wo hänt' er e (habt ihr ihn)?“ fragte sie erstaunt. Die beiden Freunde sahen sich betreten an: sie hielten wohl einander fest im Arm, aber der Gottfried war ihnen unterwegs herausgerutscht. Sie giengen auf die Suche nach ihm und fanden ihn, nicht weit davon, still an der Seite der Straße liegen.

Jedoch nicht immer ließ sich Keller aus der Kneipe geleiten. Es traf ihn einst in früher Morgenstunde ein gleichfalls auf der Heimkehr begriffener, feiner Herr, der den Dichter nicht kannte. Als er den alten Herrn irren und wanken sah, erfasste ihn Mitleid; er gieng freundlich auf ihn zu und bot ihm seine Begleitung an, die der rathlose Keller annahm. Als aber der Fremde ihn nach seiner Wohnung fragte, fuhr er auf: „Du chaibe (verdammtes) Chalb, wenn i das wüscht', gieng' i allei!“

An seinem letzten Krankenbette saß stets einer seiner Freunde, vorzüglich auch der seit einigen Jahren in Zürich sesshafte Maler Böcklin. Als der kranke Dichter einst eingeschlummert war, stand Böcklin leise auf, setzte sich hinter das Kopfende des Bettes ans Fenster und las. Keller erwacht, sieht ihn nicht, glaubt, dass er gegangen sei und sagt laut vor sich hin: „Gottlob, dass dä Hagel (nichtsnutziger Kerl) ämal furt ischt!“ Weit entfernt, diesen aufrichtigen Gefühlsausdruck übel aufzunehmen (Keller wurde überhaupt nichts und nie etwas übelgenommen), hat Böckling ihn harmlos weitererzählt.

Oft wohl mochte Keller geplagt sein um sein „Autograph“, und vielleicht in angeärgerter Stimmung schrieb er, sich selbst und unsere hohe Cultur verhöhnend, 1888 in ein „Künstler- und Selbstschriftenalbum“:

„Die Sonne lebt,
Die Liebe webt,
Der Streber strebt,
Das Pech, das klebt,
Die Erde bebt — —
Das Pech, das klebt,
Der Streber strebt,
Die Liebe webt,
Die Sonne lebt!“

Moderne Berichtigung

nach § 19.

Es ist unwahr, dass bei Herrn von Kramen,
Als wir neulich dort zusammenkamen,
Ich beim Freundschaftshumpen, bei dem vollen,
Einen Silberlöffel hätt' gestohlen.

Wahr hingegen ist bei meiner Ehre,
Dass der Freundschaftshumpen halb war leere,
Und bei Kramen nicht, jedoch bei Kromen
Ich den Löffel heimlich hab' genommen.

x.

Lustige Zeitung.

Der Postgehilfe Arthur Knutzel war das, was Fritz Reuters Unkel Bräsig treffend mit „entfahmter Windhund“ bezeichnet. Beim schönen Geschlecht, dem er mit ganzer Seele ergeben war, hatte er bisher wenig Glück gehabt. Was halfen ihm Monocle, Glacés, weiße Weste, Cylinder — man übersah ihn unbegreiflicherweise trotz alledem. Aber da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Wozu hatte er auf dem väterlichen „Gute“ (sein Vater war Hofpächter und besaß zwei „sehr fromme“ Pferde) dem Reitsport gehuldigt? Wenn er sich einmal hoch zu Ross zeigen würde, so mussten ihm ja alle Herzen zufliegen!“ So erschien er denn an einem dienstfreien Nachmittage geschniegelt und gebügelt, gestiefelt und bespornt beim Posthalter und bat diesen, ihm „ein ansehnliches, recht frommes Pferd“ auf einige Stunden zu überlassen. Der Posthalter kannte seinen Mann. „Gewiss, gern, Herr Secretär! Hier habe ich ein schönes, ruhiges Pferd. Für ge-

rührende Idyll tritt die hehre Lichtgestalt des Heilandes, um es zu verklären. Wie dies bei religiösen Epen gewöhnlich der Fall ist, tritt das lyrische Element auch hier durch; das ist die Klippe, welche selbst Klopstock und nicht einmal Milton umschiffen konnte; indessen ist der Bau dieses kleinen Epos ziemlich fest gefügt und der Grundgedanke tönt überall scharf genug durch. Manche Partien, z. B. die Versuchung in der Wüste — obwohl nicht jeder mit der Auffassung eben dieser Stelle einverstanden sein dürfte, — sind recht kräftig durchgeführt und zuweilen sogar von dramatischer Lebhaftigkeit. Der Vers ist gut gehandhabt und fließt rhythmisch dahin, zahlreiche Stellen sind von musikalischem Wohllaut. Reine Stimmung und zarte Poesie athmen besonders die, einen jeden Gesang einleitenden Verse. Der Verfasser (oder Verfasserin?) hat sich nicht genannt; wir können in ihm jedenfalls ein sinniges, nach Edlem und Schönem strebendes Talent begrüßen. E. S.

Im Abendgold. Neue Dichtungen von Otto Sutermeister. (Frauenfeld. J. Huber. 1891.)

In der Literatur Otto Sutermeister zu begegnen, freut uns immer. Sei es nun, dass er als germanistischer Schriftsteller, als Kinderlehrer, als Ethnograph, als Erzähler oder als Dichter vor uns tritt, es ist immer der reine, tief durchklärte und menschenwarme Geist. Seine neuen Gedichte „Im Abendgold“ gehören zu dem Besten, was er uns geschenkt hat. Neben echten Herzensklängen positive, fruchtbringende Weltweisheit. Immer spärlicher werden die welt- und himmelgläubigen Dichter; hier steht noch ein solcher, und wenn man die bedeutendsten Schweizer Poeten nennen will, so muss man auch den Namen Otto Sutermeister sagen. In unseren Landen ist er noch nicht genügend bekannt, darum rechnet es der „Heimgarten“ sich zur Ehre, ihn vorzuführen. In einem nächsten Hefte findet der Leser eine Reihe Gedichte von Sutermeister, die in ihrer schlichten Unmittelbarkeit mehr sagen, als lange Besprechungen beweisen könnten. R.

Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Illustriert von Adalbert von Rößler und Hermann Dietrichs. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Actiengesellschaft.)

Dieses in dreißig Lieferungen erschienene Prachtwerk ist nun vollendet. Die in markiger Manier künstlerisch durchgeführten Illustrationen sind dem Text eine würdige Zierde; einzelne der sehr zahlreichen Bilder sind wahre Prachtstücke. Die historische Treue, die Stimmung und wiederum die Phantasie, welche in diesen Illustrationen so musterhaft zur Geltung kommen, heben das Werk wesentlich über die sogenannten „Prachtwerke“. Der Freund von guten Holzschnitten wird sich diese Ausgabe der großartigen Dichtung nicht entgehen lassen dürfen. M.

Der Pfarrer von Aßbach. Eine poetische Erzählung von Alois von Warnus. (Linz a. D. Hofbuchhandlung E. Mareis.)

Eine schlichte Dichtung, ein deutsames Zeitbild aus Oberösterreichs bewegten Tagen, erbaulich zu lesen — aber manchem ein Trutzlied. M.

Mirtala. Roman aus dem ersten Jahrhundert nach Christus von Elise Orzeszko. Autorisierte Übersetzung von Malwina Blumberg. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Uns nach Rom ins erste Jahrhundert nach Christi Geburt führend, zeichnet die Verfasserin ein Bild der unter den Cäsaren mehr und mehr entarteten römischen Sitten, und lässt innerhalb dieser mehr blendenden als sympathischen Kreise das lautere, zum Herzen sprechende Wesen der schönen Heldin und die achtenswerten Seiten ihrer äußerlich bescheidenen, innerlich aber gediegenen Familien- und Stammesgenossen zu um so eindringlicherer Geltung kommen. V.

Die Malteser. Dramatisches Gedicht in fünf Acten, in freiem Versmaße von Friedrich von Kalchberg. (Als Manuscript gedruckt. Bruck. 1891.)

Die Zeit für diese Art von Dramen scheint vorüber zu sein, umsomehr muthet uns eine Dichtung an, die wieder die Bahnen der Classiker wandelt. Doch kann der Wert eines dramatischen Werkes nicht sowohl durch das Lesen, als vielmehr auf der Bühne beurtheilt werden. Vielleicht will's ein muthiger Theaterdirector wagen! M.

Aus dem Tagebuche eines Dreijährig-Freiwilligen von Heinrich Harz. (Altona. Gebr. Harz.)

Ohne viel Zier, wahr und schlicht sein Soldatenleben erzählt! Wer es gerne wissen will, wie es draußen im Reiche in der Kaserne zugeht, der soll nur dieses Tagebuch

englisches Leder zuzumessen. W., dessen Hosen zu jener Zeit gar jämmerlich aussahen, schaute zu, und vielleicht verriethen seine Augen den Gedanken: eine Hose von solchem Stoff würde auch mir gut thun. „Willst du auch ein Stück haben?" fragte auf einmal der Kaufmann. W. sagte: „Nein, ich habe kein Geld." — „Und wenn ich dir eine Hose schenkte?" — „Ich will von Ihnen nichts geschenkt haben." — „So? warum denn nicht?" — „Weil mir dann der Mund gestopft wäre und ich Ihr Saufen nicht mehr strafen könnte!" — „So? Haha! ist's das? Nun, hier ist das Zeug, und nun straf' zu, was du Lust hast." — Wyneken nahm die Gabe als ein Geschenk Gottes an. Er brachte das Zeug heim und ließ sich eine Hose daraus machen. Als aber seine Vorsteher das neue Kleidungsstück sahen, fragten sie erstaunt: „In aller Welt — wo hat denn use Pastor de gälen Böxen her?" Sie hatten's bald heraus, wollten aber nicht, dass jener liederliche Säufer sich rühmen solle, ihren Pastor beschenkt zu haben. Sie luden gemeinschaftlich einen Wagen voll Welschkorn. Einer fuhr vor jenes Haus und lud es da ab. Nun war das Verwundern bei dem. „Was machst du?" fragte er erstaunt, „ich habe dein Korn nicht gekauft." Jener aber sagte: „Da hast du dein Geld für unseren Pastor seine Böxe. Du — Kerl sollst nicht sagen, dass du unseren Pastor erhalten müsstest." — Zu einer anderen Zeit hatte Wyneken einen Menschen, der sich pöbelhaft betragen, einfach einen „Schweinigel" genannt. Das wurmte den Mann, und er drohte öffentlich, er wolle den Pastor dafür durchprügeln. Einige Tage später begegnen sich beide auf der Straße. „Sieh'", sagte W., „das ist gut, dass ich Sie treffe, Sie wollen mich durchprügeln! Dazu wäre nun Gelegenheit!" — „Ja, das will ich", entgegnete jener halb verlegen, halb zornig, „Sie haben mich einen Schweinigel genannt!" — „Ganz recht, und das sind Sie ja auch!" — „Was? Kein Mensch kann das von mir sagen!" — Das wollen wir einmal sehen", sagte W. Indessen haben sich etliche zwanzig Zuhörer um beide gesammelt, um zu sehen, wo das hinaus will. W. wendet sich an die Umstehenden und spricht: „Leute, ihr alle kennt diesen Mann schon lange Zeit. Was meint ihr? Wer der Meinung ist, dass er ein Schweinigel sei, der sage Ja!" — „Ja, ja", ruft die ganze Versammlung. Und der Mann? Er geht still seiner Wege. W. aber eilte hinter ihm drein, redete freundlich und ermunternd mit ihm und hatte bald die Freude, ihn als einen anständigen Menschen rühmen zu können.

Ein Arzt, ein leidenschaftlicher Nimrod, erlegt auf der Jagd einen prachtvollen Steinadler. Hocherfreut trägt er die Beute sorgfältig heim, da er beabsichtigt, den Vogel als Hauptschmuck seines Zimmers ausstopfen zu lassen. Zuhause angekommen, hängt er das Thier in die Kammer, in welche er stets seine Jagdbeute, Rebhühner, Schnepfen u. s. w. bringt, und geht dann ins Wirtshaus, wo er von seinen Jagdfreunden beglückwünscht und beneidet wird. Als er abends heimkehrt, tritt ihm seine Köchin, eine dralle Bauerndirn, entgegen mit den Worten: „Aber, Herr Doctor, was dees nor for e Vochel is! So schwer han ich noch keen — geroppt!"

Gebessert. Lieutenant: „Einjähriger Kohn!" — Unterofficier: „Kuhn, Herr Lieutenant." — Lieutenant: „Kuhn? Ich dachte Kohn .... Nun ja, der Mann hat sich überhaupt in der letzten Zeit sehr gebessert."

Bücher.

Die Bethanier. Eine biblische Geschichte. Das vorliegende kleine Epos führt uns in den Kreis der Geschwister Eleazar, Martha und Maria Magdalena. Sie harren des Messias, jedes auf seine Weise; Eleazar starr strenggläubig, Martha ruhig und frohen Muthes, Maria sehnsüchtig ausschauend nach dem Gotte der Milde, der die Nächstenliebe gebietet. In dieses schöne,

Frostbeulen auch heilende Mittel angebend, und schließt mit einer Lobrede auf die Reinlichkeit sein Büchlein, das im Gewande einer unterhaltenden Lectüre eine Fülle von Belehrung bietet. V. V.

Die „Neue Wiener Bücher-Zeitung“ (Verlag von A. Bauers Buchhandlung, Wien) beabsichtigt, dem Publicum eine gediegene und gemeinverständliche literarisch-kritische Lectüre zu bieten und die Leselustigen über die neuesten literarischen Erscheinungen zu orientieren. Es wäre eine österreichische Bücherzeitung sehr zu unterstützen und wir wollen das neue, anständig gehaltene Unternehmen im Auge behalten. M.

Kinder-Gartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von 7—15 Jahren. X. Band. (Nürnberg.) Wir weisen nur kurz auf das Erscheinen des neuen Bandes hin. Wie viele Kindesfreude ist wieder darin enthalten! M.

Für Vegetarier. Wer das schreibt, ist ein Freund des Vegetarismus, aber selbst ist er noch nicht Vegetarier. Ursache: die leidige Gewohnheit und unsere bürgerlichen Einrichtungen, die es schwerer machen, vegetarisch zu leben, als mancher glaubt. Aber das Richtige wäre es doch! Und hoffentlich bringe ich es noch dahin, nur solche Nahrung zu mir zu nehmen, die dem menschlichen Gedeihen am förderlichsten ist. Das vegetarische Kochbuch dazu habe ich schon, es ist dasselbe von der Frau Charlotte Schulz verfasst und bei Max Breitkreuz in Berlin erschienen. Man sagt, es sei bisher das beste aller vegetarischen Kochbücher. Wenn man nur auch die Köchin dazu hätte! M.

„Fleisch für alle!“ Auf Veranlassung des „Allgemeinen Deutschen Vereines für Kaninchenzucht und Kaninchenverwertung“ ist soeben im Verlag der „Neuen Blätter für Kaninchenzucht“ in Schöneberg-Berlin unter dem Titel „Fleisch für alle“ eine Anleitung zur einfachsten und kostenlosesten Zucht sowie Mast von Schlachtkaninchen von Paul Waser erschienen, welche den Betrieb der Kaninchenzucht nach einer ganz neuen, äußerst einfachen und nutzbringenden Methode lehrt. V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. 2. Lieferung. (Fr. Wilh. Grunow. 1891.)

Lydia. Blätter der Erinnerung von Franz Wichmann. (Leipzig. R. Klaußne. 1891.)

Aus dem Berlin Kaiser Wilhelms I. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Kaiser Heinrich IV. Geschichtliches Drama in fünf Acten von Josef Ressel. (Dresden. E. Pierson. 1891.)

Erzwungene Sachen. Von Joseph Joachin. (Basel. Beno Schwabe. 1890.)

Amnon. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Bernhard Löwy-Leßlényi. (Wien. L. Bergmann & Comp.)

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1891.)

Edelweiß. Lieder eines Bergfexen von Hermann Eißler. Zweite Auflage. (M. Breitenstein. Wien.)

Über Robert Hamerlings Lyrik. Eine literarische Studie von Dr. Ernst Gnad. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1891.)

Geschichte der Nordamerikanischen Literatur. Von Karl Knortz. Zwei Bände. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1891.)

Akademische Festrede zu Grillparzers hundertstem Geburtstage. Gehalten in der Aula des Carolinums. Von August Sauer. (J. G. Calva'sche Hof- und Universitäts-Buchhandlung. 1891.)

Sprossende Ranken, oder Wahrheit und Irrthum. Erlebtes und Erdachtes von Seb. Geist (München und St. Paul, Minn. 1890.)

Ormus und Ahriman. Nachklänge von der Harfe Firdusis. Eine Sammlung von Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. I. Das Geschenk der Hölle. Von Adolf Teichert. (Berlin. Max Breitkreuz.)

Wiener Humor. Sammlung der besten, meist neuen humoristischen Vorträge und dramatischen Gelegenheitssachen für Damen und Herren. Herausgegeben von C. A. Friese. Dritte Serie. 11. Heft. (Wien. C. Daberkow. 1891.)

„Zur See.“ Volksausgabe. Liefg. 7–9. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft.)

Deutsche illustrierte Bienenzeitung. Organ für die Gesammtinteressen der Bienenzucht. Herausgegeben von Gravenhorst. (Braunschweig. C. A. Schwetschke & Sohn.) Monatlich ein Heft.

lesen. Es ist recht liebenswürdig geschrieben und findet gewiss bei allen, die einmal Soldat gewesen, oder es noch sind, reichen Wiederhall. M.

1888 bis 1891. Sociale Briefe aus Berlin. Mit besonderer Berücksichtigung der social-demokratischen Strömungen. Von Otto von Leixner. — Verlag von Friedrich Pfeilstücker in Berlin.

Nicht wie sonst in den meisten Schilderungen Berlins, bildet das äußere Genussleben den Stoff. Der Verfasser führt uns in das innere Leben der Reichshauptstadt ein, schildert die Kreise des Mittelstandes, der modernen Million, der Künstler und Gelehrten, besonders der Arbeiter. Er zeichnet die Frauen der verschiedenen Stände in ihrem Leben und Wirken, führt uns den Einfluss des Gasthauslebens in einer Reihe von Betrachtungen vor. Wir lernen das geistige Proletariat kennen, die Bewegungen innerhalb der Frauenwelt, den Einfluss fremder Länder u. s. w. Von besonderem Werte sind die Studien über das Wirtschaftsleben in den Familien verschiedener Stände, von einem wohlhabenden Adeligen bis zu dem Arbeiter. Der größte Wert liegt jedoch in den umfassenden Schilderungen aus dem Leben der socialdemokratischen Arbeiterkreise, deren äußeres und inneres Sein noch niemals bei uns so in die Seelen eindringend dargestellt worden ist. Hervorzuheben sind noch die Abschnitte, die die religionsfeindlichen Strömungen der unteren Schichten behandeln und jene, die schildern, wie Angehörige der oberen Stände zum Anschluss an die Socialdemokratie gelangen. Das Werk bildet so einen Beitrag zur Geistesgeschichte der Zeit, einen Führer zum Verständnis jener Bewegungen, die heute den Bau des Reiches zu erschüttern drohen. V.

Natur und Menschengeist im Lichte der Entwickelungslehre. Versuch eines Ausgleichs zwischen Wissenschaft und Religion von Dr. R. Koch. (Paul Hüttig. Berlin.)

In einer Zeit, in welcher sich das deutsche Volk, wie viele Zeichen andeuten, nach einer idealeren Auffassung des Seins und Lebens zurücksehnt, will diese Schrift, die eine höhere und doch mit den Anforderungen der Vernunft und Wissenschaft verträgliche Weltanschauung bringt, viele zu befriedigen und ihnen inneren Halt zurückzugeben suchen. V.

Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fridtjof Nansen. Lieferung 7 u. 8. (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. in Hamburg.)

Mit gespanntem Interesse verfolgt der Leser die Schilderung der Mühseligkeiten und Gefahren, mit welchen der kühne Nordpolfahrer und seine unerschrockenen Begleiter Tag und Nacht inmitten des Treibeises an Grönlands Ostküste zu kämpfen hatten. Nur diesen Charaktereigenschaften des Führers ist es zuzuschreiben, dass die Expedition nach unsäglichen Beschwerden festen Fuß auf Grönlands eisiger Ostküste, dem Ausgangspunkt der eigentlichen Eiswanderung, fassen konnte. Die achte Lieferung unterrichtet den Leser über frühere Versuche, welche gemacht wurden, um in das Innere Grönlands einzudringen, Versuche, welche bislang stets erfolglos verlaufen sind. V.

Die Hygiene der Haut. Von Paul Mantegazza. (Königsberg. Heinrich Matz.)

Für die Pflege der Haut gibt Verfasser vier Grundregeln: „Erhaltet die Blutcirculation in der ganzen Hautfläche frei und gleichförmig. Bewirkt und erhaltet eine freie und harmonische Ausdünstung. Entfernt von der Haut alle ihre Ausscheidungsreste. Vermeidet die Berührung aller schädlichen Stoffe, die von der Haut aufgenommen werden können." Er gibt dann eine kurze Geschichte der Wasserheilkunde, bei Prießnitz und Fleury, den Begründern der modernen Kaltwasserbehandlung, länger verweilend. Kalte Bäder unter 15° R. sollten nach seiner Ansicht im allgemeinen nur auf ärztliche Verordnung genommen werden, während er die kühlen Bäder von 15—20° R. aufs eindringlichste empfiehlt und ihre hygienischen Vorzüge dem Leser in seiner originellen und anschaulichen Art ausführlich begründet; nur müsse man, sagt er, das kalte Wasser nicht als Allheilmittel betrachten. — Zu den warmen Bädern übergehend, weist er auf ihre Nutzen, aber auch auf ihre physischen und moralischen Gefahren hin; denn „im warmen Bade weht der Wind immer aus dem Orient". Die Gründe, weshalb viele ohne Verordnung des Arztes heiße Bäder von über 30° R. nehmen, geißelt er in überaus drastischer Weise. Angelegentlich empfiehlt er Sonnenbäder und Schwitzcuren und gibt Mittel an, am einfachsten in Schweiß zu gerathen, ist zurückhaltend gegenüber den russischen und türkischen Bädern und widmet den Vorzügen und Nachtheilen der Meerbäder eingehende Betrachtungen. — Im nächsten Capitel behandelt er die Hautkrankheiten, überall vorbeugende, bei

Heimgarten

8. Heft. Mai 1891. XV. Jahrg.

Am Tage des Gerichts.

Ein Volksschauspiel in vier Aufzügen von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Straße. Rechts von den Zuschauern eine gemauerte, halb verfallene Hütte, zu deren niedriger Thür ein paar Stufen hinanführen. Links ein großes roth-angestrichenes Kreuz mit einem fast lebensgroßen Christusbilde. Unter dem Kreuze eine Kniebank. Im Hintergrunde freie Gegend, schönes, sonniges Landschaftsbild. Die Stimmung hochsommerlich.

Erster Auftritt.

Der Schorscher, ein vierschrötiger Mann in hohen Stiefeln, grauer Kniehose, dunkler Weste mit einer Reihe von großen Silberknöpfen, in Hemdärmeln, mit bunter Zipfelmütze, das Gesicht breit, geröthet, bartlos, brutale Züge, Augenbrauen und Wimpern aschfalb.

Schorscher (steht mitten auf der Straße und betrachtet die Hütte). Sünd und Schad! Was das für ein sauberes Häusel ist gewesen vor ein paar Jahren! Und wie schaut's jetzt aus! Das Dach zerlempert, die Fensterscheiben zertrümmert, der Zaun zerrissen und verbrannt. Und was die Alten übrig lassen, das zerstören die Rangen. — Schad um die Hütten. Und seit zwei Jahren nit einen Kreuzer Zins! — Am allermeisten harb ich mich über mich selber, dass ich so gut bin und es nit schon lang 'nausgeschmissen hab, das Glumpert! — Aber jetzt, jetzt ist meine Geduld zu End. — Er ist eingesperrt, kommt eh nimmer aus, vor dem brauch' ich mich nit mehr zu fürchten. Jetzt mag er lästern wie er will. Lästermaul! Als Gemeindevorstand und Armenvater ist es meine Pflicht, diese Leut' zu verjagen, wir haben unsere eigenen Bettelleut'. Ich bin Armenvater und weiß, was meine Pflicht und Schuldigkeit ist. (Hinausblickend.) Nau, was steigt denn da für eine verdächtige Creatur daher! Wird ihnen doch der Straßl nit wieder auskommen sein! — Ah, der Ameisgraber ist's. (Ihn anrufend.) Na, Seppel, ist heut Feiertag bei dir, dass du im schönen Gwand umgehst?

Illustrierte nützliche Blätter. Zeitschrift für die gesammten praktischen Bedürfnisse und Interessen des täglichen Lebens, insbesondere für Gartenbau, Blumenzucht im Zimmer, Gesundheitspflege, Land- und Hauswirtschaft und verwandte Zweige 2c. 2c. Herausgeber und Redacteur: Otto Pfeiffer. (Wien.)

Katechismus der Wäschebehandlung. Praktischer Rathgeber für Frauen und Töchter, zur rationellen Behandlung aller Wäschegegenstände in Leinwand, Baumwolle, Wolle und Seide; nebst Fleckenreinigung. Von H. Schlichting. (A. Hartleben. Wien.)

Louis Runges Internationale Eilgut-Tabelle und Tarifkilometer-Zeiger. (Louis Runge. Berlin, NO.)

Postkarten des Heimgarten.

M. L., Graz: Antworten Ihnen mit Dr. Kollmanns Worten, welche man heute wahrlich über die Thüre eines jeden Familienhauses schreiben sollte: „Jahrhunderte hat es der Jugend nicht geschadet, sich auf der Gasse zu tummeln oder mit Spielgenossen durch Wald und Feld zu streifen. Jetzt soll das plötzlich mit den äußersten sittlichen Gefahren verbunden sein. Weil ein paar Bürschchen moralisch verkommen, jetzt wie in allen Zeiten, und die Freiheit missbrauchen, werden alle ins Gefängnis gesteckt. — Grausame Logik! Der neueste Ruf ist: Keine Gassenbuben mehr. Die armen Jungen, die sich nach der Schulzeit auf der Straße herumtreiben, müssen eingefangen und dann noch auf ein paar Stunden an den Kleistertisch, den Schraubstock, die Drehbank gefesselt werden, um in ihnen den Sinn für erwerbende Arbeit beizeiten zu wecken. — Um Gotteswillen, treibt es nicht so weit! Laßt den Buben doch die Freiheit, durch Regen und Schlamm, glücklich wie ein König und pfeifend wie eine Drossel, hinaus in Feld und Wald zu ziehen, kümmert euch nicht um jeden Schnupfen, den er heimbringt, um jede Ohrfeige, die er gibt und empfängt. Die Sache ist gewiss sehr wohl gemeint, aber wollt ihr denn in den Städten lauter geistige und körperliche Krüppel heranziehen?"

* Spenden für die Erhaltung und Erweiterung des so wohlthätigen Knaben-Asyls und Waisenhauses „Marianum" in Graz wären zu schicken an die Sammelstellen „Tagespost", „Morgenpost", „Volksblatt" und in den Pfarrhof zu St. Leonhard in Graz. Die Anstalt ist von Menschenfreunden gegründet und auf deren weitere Beihilfe angewiesen.

J. D. P., Wallenstadt: Die bewussten Kärntnerlieder erschienen bei Johann Herze in Klagenfurt.

L. L., Graz: Zu tendenziös. Auch die Mundart mangelhaft, dem Sinne nach allerdings wacker.

J. B. B., Judenburg: Sie irren, wenn Sie glauben, dass die clerikalen Zeitungen die Kirche sind. Es sind eben Zeitungen wie andere — nicht schlimmer und nicht besser.

E. P., Schönwald: Die Bemerkung war eine Polemik gegen die „Kreutzer-Sonate" von Tolstoi, welchen die Slaven gegenwärtig für ihren größten Dichter halten. Tolstoi hat aber in seinem genannten Werke die Liebe zwischen Mann und Weib so tief erniedrigt, dass die Nation dagegen laute Verwahrung einlegen müsste!

E. M., Wien: Ja, die Selbstanpreisung mancher Reichsrathscandidaten war diesmal doch ein bisschen zu marktschreierisch. So machen's die Seiltänzer, Schlangenbändiger und Feuerfresser auf Jahrmärkten.

J. W., Ungarn: Freilich muss es in jenem Gedichte von A. v. Berger statt gold'nes Schlüsselein: gold'nes Schüsselein heißen. Damit entfällt auch die kritische Bemerkung des Recensenten. Der Dichter wünschte übrigens, dass in einer so selbstverständlichen Sache die Berichtigung unterbliebe.

* Bitten, unaufgefordert Beiträge, welcher Art immer, nicht einzusenden. Das gilt ein- für allemal!

* Im vorigen Hefte hat der Druckfehler-Kobold wieder allerhand Spaßetteln gemacht. Im Aufsatze über Hermann Hango hat er anstatt Hango mit einer Consequenz, die man ihm nicht zugetraut hätte, „Haugo" gesetzt. Auf Seite 467 heißt es Zeile 13 „trefflich, überaus eigenartig," soll aber heißen: stofflich überaus eigenartig. Zeile 29 soll es heißen: Eine glückliche Verbindung von realem Denken und idealem Empfinden u. s. w. Mit Vergunst, Herr Kobold, Ihre Mitarbeiterschaft ein- für allemal dankend abgelehnt.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Vierter Auftritt.

Martha. In einfachem, dunkelfärbigem Gewand, staubigen Schuhen, einen gebrochenen Baumast als Stock tragend, kommt dieselbe Richtung wie die Vorigen. Steht ein wenig still, schaut aus, setzt sich dann auf die Stufe unter dem Kreuze und trocknet sich mit einem Tuch den Schweiß vom Angesicht.

Martha (in einem ernsten Volksliedtone halblaut vor sich hin).

Und wenn dein Lieb gestorben ist, gestorben ist,
So graben sie ein tiefes Grab,
Und legen ein Kreuz ihm auf die Brust, wohl auf die Brust,
Und senken es still hinab.
So hast du dich von mir gewend't,
Und ich bin blieben dein,
Gott mit dir, Gott mit dir, du süßer Freund,
Es hat so müssen sein.

Meine selige Mutter, wie oft hat sie dieses Lied gesungen! Hat sich wohl nie gedacht, dass es einmal so auf mich wird passen, und dass ich einmal den Weg sollt' machen müssen, den ich heute geh'. Zum Gericht. Freilich wohl besser als Ankläger, wie als Angeklagter. Gott mög' uns behüten — all' miteinand'! Mein Weg ist hart genug. Als Zeugen gegen den, der mein Alles hat zerstört. — Still ist's hier wie in der ewigen Ruh'. Dass es gar so kurz ist gewesen mein Glück auf der Welt. Dass es gar so schreckbar hat müssen enden! Wochen und Wochen sind seither vorbei, und ich kann's nit fassen und immer noch nit glauben. Als ob mir einer einen Schlag hätt' gethan aufs Haupt — und betäubt. So taumle ich hin. — Jetzt soll ich aussagen gehen, was ich weiß. Mein Gott, was weiß ich denn? Wer kann's sagen? Mein Glauben ist wohl, dass er's war. Gewesen wird er's sein, es weist sich alles so. (Mit innerer Leidenschaft.) Jesus, ich bin nit rachgierig, aber für den, der's gewesen, ist kein Galgen zu hoch. (Von der Ferne hört man das gleichmäßige Klingen einer Kirchenglocke. Martha horcht.) Läuten thun sie. Was sie nur so läuten mitten im Werktag? Freitag ist, die neunte Stunde. Das Verscheiden Christi. (Sie faltet auf dem Schoß die Hände, und mit gesenktem Haupte betet sie, während die Glocke noch leise klingt.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorige. Vor der Hütte wird ein kleines, etwa fünfjähriges Mädchen sichtbar, Everl, mit wirrem Haar, in schlechte Lumpen gekleidet, barfuß, mit mageren Gliedern. Hübsches Gesichtchen. An einem Finger lutschend, steht sie an der Hüttenecke und schaut mit schreckigen Augen, misstrauisch und neugierig zugleich, auf Martha.

Martha (bemerkt das Kind, hebt den Kopf. Für sich). Mein Gott, das Kind dort. Arme Leut'. Überall voller Elend, wo man hinschaut. (Freundlich zu Everl.) Dirndl! Geh her da, Dirndl, geh her zu mir. Komm, ich thu' dir nichts.

Everl (naht zögernd, bleibt aber einige Schritte vor Martha stehen).

Martha. Schau, bist ja ein braves Madel, du. Magst mir nit ein Krügel Wasser bringen? Zum Trinken. Kriegst nachher von mir einen Kreuzer. Gelt ja!

Everl (geht um die Hüttenecke und verschwindet.)

(In der Hütte erhebt sich ein Lärm, Geschrei, krachende Möbel.)

Sechster Auftritt.

Die Vorige. Der Schorscher. Jessel, noch jugendlich. Nicht unschönes, aber blasses, eingefallenes, krankes Gesicht, schwarzes Haar in losen Strähnen, dunkle, große, wirre Augen. Nothdürftig mit grauer Leinwand bekleidet, eine mattfarbige Bettdecke flüchtig um den Oberleib gewunden.

Schorscher (tritt mit geballten Fäusten lebhaft gesticulierend aus der Hütte, indem er einen daneben stehenden Holzsechter mit dem Fuß fortstößt. In die Hütte zurückschreiend). Das will ich doch sehen, ob diese Brut nicht zu vertilgen ist! Wimmern und betteln die Hex', die faule!

Jessel (wankt zur Thür heraus. Mit vorgestreckten, fleischlosen, gefalteten Händen dem Schorscher nachflehend). Herr Vorstand! Mein Herr Vorstand! Nur noch kurze Zeit Gnad' und Barmherzigkeit! Bei dem am Kreuz bitt' ich, nur heut noch Geduld! Nur heut noch! Wer weiß, wie sich's ändert! Gott wird's vergelten an Euren Kindern.

Schorscher (hart). Hab ich ihrer? Gott sei dank, nein.

Jessel (sinkt vor Schorscher aufs Knie). Gott soll Euch segnen an Eurem Haus und Stall, an allem, was Ihr lieb habt. Nur unser Elend lasst Euch erbarmen.

Zweiter Auftritt.

Voriger. Der Schwarz-Seppel, in seinem zerfahrenen, abenteuerlichen Waldanzug kommt von rechts die Straße heran.

Schwarz-Seppel. Heut hat alles Feiertag. Heut wird der Straßl eintunkt.

Schorscher. Ah, zum Gericht gehst. Na, schaut's nur, schaut's, dass was ausricht's. Ich werd' derweil da drin' Ordnung machen.

(Tritt rasch in die Hütte.)

Schwarz-Seppel (betrachtet die Hütte). Sas Maria, is das a Glumpert, de Hütten! Ich glaub', es wohnt sogar wer drinnen. Na, da möcht' ich nit bleiben. Da ist's mir erst in meiner Wolfshöhlen noch lieber.

Der Vorige. Lodel. Ebenfalls in ärmlichem, aber ziemlich sorgfältig gehaltenem Sonntagsgewande, mit einem Stock in der Hand, kommt dieselbe Richtung wie der Sepp, diesen einholend.

Lodel. Lass Zeit, lass Zeit, Seppel! Schon a Weil hab ich dich vor mir dahergehen sehen, man meint, du bist nit zum derwischen.

Schwarz-Seppel. Sie sagen, wenn man zu spat kam, wurd' man gestraft.

Lodel. Musst gewiss auch in die Stadt zum Gericht, des Straßl wegen?

Schwarz-Seppel. Freilich verlangen's mich, zum Aussagen. Der Straßl, das ist ein Hartgesottener, mit dem g'schaffen's nix allein, die Richter. Müssen wir ihnen helfen. Wenn wir nur den wegbrachten! hat unser Gemeindevorstand gesagt.

Lodel. Jetzt, wenn wir zusammenhalten, bringen wir ihn weg.

Schwarz-Seppel. Du sag', kriegen wir a Bezahlung?

Lodel. Für'n Gang?

Schwarz-Seppel. Freilich für'n Gang, weil wir nit fahren und nit reiten. Der Weg vom Kreuzeck her ist weit.

Lodel. Umsonst thu' ich's nit. Fünf Gulden für den Gang wird nit zu viel sein bei einem so großen Spitzbuben. Und weißt, was sie gefunden haben bei ihm?

Schwarz-Seppel. Nau?

Lodel. Rath' einmal.

Schwarz-Seppel. Geh' mit dem Rathen da. Wenn einer einmal sagt: rath', da rath' ich nit. Da errath't man's gewiss nit.

Lodel (wichtig thuend). Eine Pechkratzen hat man bei ihm gefunden! Der schlechte Lump wär' mir noch ins Gei 'gangen! Werd's schon fürbringen. Werd' reden heut' — ich red'! Pechkratzen wär' er 'gangen, wenn sie ihn nit zum Glück früher derwischt hätten. Der miserablige Kerl!

Schwarz-Seppel (mit der Faust niederwärts stoßend). Der Straßl, der muss abi!

Lodel (in die Lüfte weisend). Auffi muss er, auffi! Und wir müssen abi — in die Stadt. 's wird schon bald neuni.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Altes Männlein, welches etwas Possierlich-Altweibisches an sich hat, zahnlos, gebückt und hastig, trippelt dieselbe Richtung wie die früheren daher.

Altes Männlein. Stad, Leuteln, lasst's mich ah mitkemma.

Lodel. Oh, schau, die zottete Maus ist auch da. Bist auch vorgeladen?

Altes Männlein. Vorgeladen, das nit. Ich geh' freiwillig. Will mir amal an guten Tag anthun. Bin neugierig, was ihm geschieht. Ich fürcht' nur, er gesteht's ein, nachher wird er am End gar nit gehenkt.

Lodel. Die Leugner nit? und die Eingesteher auch nit? Ja, wer soll denn nachher überhaupt noch gehenkt werden?

Altes Männlein. Die ehrlichen Leut'!

Schwarz-Seppel. Das wär' ja schrecklich!

Lodel (dem Schwarz-Seppel auf die Achsel klopfend). Sei ganz ruhig, dir geschieht nichts.

Altes Männlein. Gehn ma, gehn ma, dass ma nit z'spat kema. Bin schrecklich neugierig!

(Alle drei ab.)

wild ist und zornig und trutzig. Der Trutz ist sein größter Fehler. Und sonst sich halt auch nit schicken können zu den Leuten. Aber das thät' alles nichts machen, unsere größte Untugend ist, dass wir arm sind. Arm und fremd, haben keinen Heimgang. Jeder Bettler kann heimgehen und sein Elend ablasten auf der Heimatserden. — Wir sind anders dran, mein du. Der Straßl-Toni ist fahrender Leute Kind, hat keine Schriften, gar nichts. Überall, wo wir mögen sein, hätten sie uns gerne fort und wissen nit, wohin mit uns. Was wir schon hin- und hergeschummelt worden sind wie die Zigeuner! Möchten gerne arbeiten und festständig werden — sie lassen uns nit. Nichts als getreten, nie was Gutes, keine Brüderlichkeit bei den Leuten. Man muss verzagt werden. Schier wild und listig ist er worden, der Straßl, aber schlecht nit. Gewiss wär's ausgeblieben damals, das erstemal, aber verführt ist er worden. Hat ihn ein schlechter Kamerad in den Wald mitgelockt. Den Hirschen hat der andere geschossen, erwischt und eingesperrt ist der Straßl worden.

Martha. Ist das wahr?

Jessel (steht auf). Was fragst denn? Willst mir glauben, so thu's aufs erstemal. — Hätt' er ihn verrathen dazumal, den Kameraden, leicht wär' er früher auskommen. — Oh Narr, immer noch früh genug. Hätt's drinnen besser gehabt wie heraußen! Der Sündenbock! Allemal, wenn im Wald was ist gestohlen worden: der Straßl hat's gethan, und kein anderer als wie der Straßl. Um Arbeit hat er herumgebeten wie ein Mensch nur bitten kann, und wär's die härteste, er wollt' sie mit Fleiß verrichten und keinem Menschen was Übles. — Was hat's ihm geholfen? Der verdächtige Lump hat er sein müssen und allerweil alles hinter ihm her. — Gott, wie mir dieser Mensch oft hat erbarmt! (Sinkt wieder an der Thürtreppe nieder.)

Martha. Ich glaub dir's, Weib, dass du verzagt bist und verbittert, ich glaub dir's. Aber schau', sollst es ihnen nit so schwer anschreiben, sollst ihnen verzeihen.

Jessel (lacht grell auf).

Martha. Ich weiß wohl, verzeihen ist das Allerschwerste, aber auch der größte Segen Gottes. Man erlöst sich selber, man macht sich selber selig, wenn man anderen gut ist.

Jessel. Sollen uns nit so schlecht machen, wenn sie uns gut haben wollen! — Sie schlagen ihn ja in uns hinein, den Teufel. — Wie im vorigen strengen Winter. — Der Toni geht in den Wald und klaubt Holzäst' zusammen — Ästlein, wie sie der Wind vom Baum bricht. Derwischt haben sie ihn dabei und zuschanden geschlagen. Dazumal hat er vor dem Kreuz dort die Hand aufgehoben und gesagt: „Herrgott, hüt' mich, dass es kein Unglück gibt!“ — Durch Mark und Bein ist es mir gegangen, das Wort. Arbeit hab ich geruckt, um Gotteswillen, nur Arbeit, dass ihm solche Gedanken vergehen. Gethan hätt' er nichts, aber schon die bösen Gedanken vergiften den Menschen. — (In der Hütte Kindergeschrei und Gepolter.) Everl, geh' hinein! Fried geben sollen sie! (Everl geht in die Hütte.) Der einzige Überfluss, den wir haben, Kinder und nichts als kleine Kinder.

Martha. Wie viel habt's ihrer?

Jessel. Sieben thäten sein, wenn sie alle am Leben wären. Zwei sind an der Auszehrung gestorben, ein drittes —

Everl (von der Hütte herausschreiend). Raufen thun sie so viel, und der Jackerl hat dem Micherl mit dem Hammer ins Gesicht geschlagen. Weil er's Brot will haben.

Jessel (hineinrufend). Das Brot sollen sie theilen!

Everl. Ja, der Micherl hat's schon 'gessen.

Martha (für sich). 's ist ein Jammer!

Schorscher. Ich hab's gesagt. Ich bin Armenvater. Hab auf unsere Leut' zu schauen. Du weißt, was geschieht. Gehst nit hinaus, so fliegst hinaus! mitsammt deiner Brut. In einer halben Stund wird auskehrt! Ich hol' meine Knechte. Hinweg da! (Stößt das ihm mit dem unglasierten Wasserkrug über den Weg laufende Everl beiseite.) Bande, verdächtige!

Siebenter Auftritt.

Martha. Everl. Jessel. Letztere ist an der Stufe der Hüttenthür zusammengesunken.

Everl, dem bei dem Stoße der Wassertopf zu Boden gefallen und zerschellt ist, hebt an zu schluchzen.

Martha (gütig zu Everl). Malheur hast gehabt mit dem Wasser. Der harte Mann! Der grausliche Mensch! — Komm her, Kind, deinen Kreuzer kriegst du doch. Seh', greif an! (Everl naht zutraulicher.) Einen weißen kriegst, einen Schimmel. Da schau, dass du dir eine Semmel kannst kaufen, eine recht große. (Gibt dem Everl eine Silbermünze.) Bist ja ein liebes Dirndl, du. — Die dort, das ist deine Mutter, gelt?

Everl (nickt mit dem Kopf).

Martha. Sag mir einmal, Kind, wie thust denn du heißen, han?

Everl. Eva Straßl.

Martha. Wie? Wie sagst?

Everl. Eva Straßl.

Martha. Straßl! Straßl! Und dein Vater?

Everl. Eingesperrt.

Martha (schlägt die Hände zusammen. Für sich.) Da hat man's. Die Straßl-Toni-Leut'. — Gott, da schaut's aus!

Jessel (für sich). Ist das ein Leben!

Martha (theilnehmend). Ist Euch schlecht?

Jessel (stets bitter und herb). O Gott!

Martha. Was ist denn das mit Euch?

Jessel (aufzuckend). Was das ist? Das Elend ist das.

Martha. Ihr seid krank. Und so allein.

Jessel (auf mehrere hübsche, aber verwahrloste Kinder deutend, die in der Thür zum Vorschein kommen). Leider Gottes, nein.

Martha. Steht Euch denn niemand bei?

Jessel. Uns? Uns beistehn? — Frau, bist denn du nit gescheit? oder fremd? Bist nit auch du gekommen, uns einen Fußtritt zu geben? Nur zustoßen, da sind wir.

Martha. Weib, was sind das für Reden?

Jessel (erregt). Also was willst?

Martha. Auf dem Weg in die Stadt bin ich. Wollt' ein wenig rasten da, und — wenn dir schlecht ist, und sonst niemand bei dir —

Jessel (bitter). In die Stadt, da musst schnell machen, sonst versäumst. Ist große Unterhaltung dort.

Martha. Weiß nichts. Ich kümmere mich um keine Unterhaltung.

Jessel. Zu der sollst aber doch gehen. Man sieht's nit alle Tag, wie einer gehenkt wird.

Martha. Ich weiß nur, dass in der Stadt eine Gerichtsverhandlung ist.

Jessel. So viel wie gehenkt. Ist ja der Straßl-Toni. Natürlich. Hat ja einen Jäger derschossen.

Martha. Ist es doch wahr!

Jessel. Natürlich! Sagen es ja alle. Alle sagen's. So muss es wahr sein. Da hilft ihm nichts. — Morgen, wenn die Sonne unten ist — oh! (Birgt ihr Gesicht schaudernd in die Lappen.)

Martha (beugt sich nieder zu Jessel, um sie aufzurichten). Musst nit, Weib, musst nit so. Gott ist barmherzig. Und du bist ja unschuldig.

Jessel. Unschuldig? Mitschuldig, musst du sagen. Mitschuldig! Ich und die Kinder sind schuld, wenn er mit dem Gewehr in den Wald gehen muss. Wir haben ja nichts! — Oh, die Leut' verfolgen uns.

Martha (sich gegenüber auf einen Holzblock setzend). Aber mein Gott, das muss doch eine Ursach haben!

Jessel. Freilich hat's eine!

Martha. Thut er trinken oder spielen, oder was?

Jessel. Dazu haben wir kein Geld. Aber soviel schimpfen, wenn er

Martha (mit Innigkeit ihr beistehend). Armes Weib. Du denkst nur an das Schlimmste. Es wird anders sein und besser als du meinst. Schau, musst nit vergessen auf den da oben! Oft lange bleibt er aus und lässt den Menschen sinken, aber in der allergrößten Noth, wenn niemand sonst mehr helfen kann, steht er da mit seiner Barmherzigkeit und Allmacht. Zu dieser Stund kann er Erleuchtung und Erbarmen legen in das Herz seiner Richter, Mitleid in die Brust seiner Ankläger und stillen Trost in seine eigene. Sei in Frieden, meine arme, gute Schwester, du wirst nit verlassen sein. — Sonst kann ich dir nichts mehr sagen, ich muss jetzt fort, habe einen wichtigen Gang. Da nimm, ich bitte dich, nimm, was ich bei mir habe (legt ihr die Geldbörse in den Schoß), und stärke dich und fasse Muth.

Jessel (erstaunt zu Martha aufblickend). Wer? Wer bist denn du? (Reibt sich die Augen.) Ich kenn mich nit mehr aus.

Everl (von der Thür aus aufgeregt in die Gegend zeigend). Mutter! Er kommt! Er kommt schon wieder!

Jessel (auffahrend). Wer kommt?

Everl. Der grausliche Mensch! (Stürzt in die Hütte zurück.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Schorscher mit zwei Knechten.

Schorscher (zu den Knechten gegen Jessel weisend). Da packt an! Das ganze Glumpert hinaus! Weg mit der!

Martha (für sich). Ist das nit der Schorscher-Bauer? Der Gemeindevorstand von Karleiten?

Schorscher (zu den Knechten). Na wird's?!

Ein Knecht (zögernd). Die da? Aber Bauer, die ist ja ganz krank!

Schorscher (zum Knecht). Was? Willst vielleicht du mir Weisung geben! Schlingel, du fauler, gib acht, dass dir nichts passiert! — Hinaus mit dem Gesindel! Oder ich greif selber an, und bei dir zuerst!

Martha (gegen den Schorscher tretend). Das ist nit Euer Ernst, Herr Gemeindevorstand. Leute, die in einem so großen Elend stecken, wie die da, stoßet Ihr nicht auf die Straßen.

Schorscher. Die Bagasch soll arbeiten! Diebs- und Mordsgesindel!

Martha (ernst.) Gebt acht auf Eure Red, sie kunnt Euch schaden. Noch ist er nit verurtheilt.

Schorscher. So! Und sonst nichts? — Warum ist er denn eingesperrt gewesen? Und was sagt denn das Zuständigkeitsgesetz? Han?

Martha. Blümel blamel, Bauer. Nit weil der Straßl-Toni eingesperrt ist gewesen, und nit, weil das Zuständigkeitsgesetz was sagt, macht Ihr diese Leute obdachlos, als vielmehr, weil sie den Zins nit können zahlen.

Schorscher. Soll ich, der Schorscher-Bauer, der sein Lebtag einen ehrbaren Rock tragt, soll ich mein Geld an Herlaufern und Wildschützen verlieren?

Martha (leiser und bedeutsam). Was den Wildschützen betrifft, mein lieber Schorscher-Bauer, so seid Ihr selber einmal so nahe an der Arrestmauer vorbeigestreift, dass an Eurem ehrbaren Rock der Ärmel ist weiß worden.

Schorscher (auffahrend). Wer sagt das?

Martha. Ich.

Schorscher. Höll' Teufel, Saggerment! Wer! Wer kann mir was Schlechtes beweisen?

Martha. Ihr solltet das nit so laut ausschreien. Im Forsthaus oben, noch von früheren Zeiten her, liegt ein G'schrift vom Bauer Johann Schorscher, der sich für den gestohlenen Rehbock mit einem Paar Ochsen auskaufen will.

Schorscher. Wer? Mit einem Paar Ochsen? Der Johann Schorscher? Ich? Hi hi — wer ist denn die Frau, dass sie so viel weiß?

Martha. Ich bin das Weib des verstorbenen Oberförsters.

Jessel (horcht auf. Für sich). Die Kreuzjägerin.

Jessel. In Zeit und Weil bete ich zu unserm Herrgott, dass er die armen Würmer zu sich nehmen möcht', und geschwind darauf bet' ich wieder zu unserer lieben Frau um Fürbitt', dass der Herrgott doch mein Gebet *nit* erhören möcht'! Ich hab ja sonst kein Leben und keine Freud auf der Welt, wie dieses große liebe Kreuz, die Kinder. (Sie weint.)

Martha (legt ihr die Hand auf die Achsel). Wein dich still aus, dann wird dir leichter.

Jessel (sich wieder sammelnd, zu Martha aufblickend). Ich weiß nit — so gut wie du ist mir schon lang kein Mensch mehr gewesen. Und kenn' dich gar nit.

Martha. Sollt's dir wohl thun, dass du dich aussprechen kannst, so thue es — thue es zu mir. Armes Weib (indem ihr selber der Schmerz den Hals zuschnürt), erbarmen thust mir bis ins Herz. — Wie hat's denn können sein, was jetzt ist geschehen?

Jessel. Mit ihm, meinst! — Bei der Hochwand oben haben sie einen Steg gebaut. Weil sich sonst keiner hinaufwagt in die wilde Wand, hat der Straßl dort die Eisenklammern eingebohrt. Dafür zwei Gulden Lohn. Wir schicken gleich das Dirndl hinaus ins Dorf zum Bäcker. Woher nehmen denn diese Leut' das Geld? hat's geheißen. Sind eh' schuldig bei uns, gib's nur her! Weinend kommt's Dirndl zurück, und nit ein Krümmel Brot bringt's mit! Da ist der Toni still, kein Wort hat er gesagt und geht fort.

Martha. Erzähl' weiter.

Jessel. Denk' ein Unglück, Frau, aber denk' nichts Schlechtes von ihm. Die Nacht vergeht, und am Morgen ist mein erster Blick auf den Herd hin, wo er sonst schlaft. Ist nit da. Am Vormittag kommt der Plattel-Franz, sein Holzschlagkamerad von ehezeit her und fragt nach seinem Kugelstutzen. Mir gleich ein Stich ins Herz, wie ich vom Schussgewehr hör'. Wieder wildern. Wieder eingesperrt werden! — Gegen Mittag kommt er selber. Ohne Gewehr und ohne Wildbret. Lehnt in den Winkeln herum und redet nichts. Ist dir was, Toni? hab ich ihn noch g'fragt. — Lasst's mich mit Fried'! schreit er auf, und nachher wieder nichts. — Ruft auf einmal der Wegmacher beim Fenster herein: Habt es schon gehört? Der Kreuzjäger ist erschossen! — Ich still, schau den Toni an. Hast es gehört? sag' ich, der Kreuzjäger! — Wegen meiner, gibt er Antwort, wer so tief im eigenen Elend steckt, der sieht fremdes nit mehr. Und geht wieder fort. Mir ist ach und weh' gewesen und hab nit gewusst warum. Es wird Nacht, und es wird Früh, und er ist nit da. Kommt die Nachbarin und schreit: Gut, dass sie ihn haben. (Erhebt sich.) Wen? frag ich. Den Straßl-Toni. Er sitzt schon, sagt sie, *er* ist's gewesen. — Ich, gar nit einmal soviel erschrocken, sag: Natürlich, allemal, wenn was geschieht, ist's der Straßl gewesen. Zum Lachen ist's. — Gut, wenn du dir's nit schwer legst, sagt die Nachbarin und geht wieder. Und ich allein mit meiner Angst. Geschossen kann er haben, aber nit auf einen Menschen! Auf einen Menschen nit, dafür leg ich meine Hand ins Feuer.

Martha. Dein Vertrauen zu ihm ist brav.

Jessel (aufschreiend). Was hilft das? Er steht vor dem harten Gericht. Die Zeugenschaft lauter Feinde. Die Kreuzjägerin selber soll dabei sein. Alle werden schreien: Er *hat's* gethan. Und keiner, der ihm zur Seiten stund. —

Martha (beruhigend). Musst dich nit so aufregen. Schau, denk' an deine Kinder.

Jessel (aufkreischend). Hei, die Kinder! Das wird noch lustig werden mit diesen Kindern! Wenn sie einmal fragen: Wo ist unser Vater? Was werde ich antworten? Soll ich warten, bis fremde Leut' zu Schand und Spott hinschreien: Gehenkt ist er worden! — Ach, weh, weh, ich weiß mir nit zu helfen! (Bricht an den Stufen zusammen und stöhnt.)

Vierter Aufzug.

Gerichtssaal. Am erhöhten grünen Tisch mit Crucifix und brennenden Kerzen das Richtercollegium, nebenhin der Schreiber. Die Geschwornenbank mit zwölf Geschwornen, lauter Charaktergestalten aus dem Bürger- und Bauernstande. Tische des Staatsanwaltes und des Vertheidigers in herkömmlicher Ordnung. Seitwärts hinter Holzschranken ein Theil des Gerichtssaalpublicums sichtbar. Die Richter in Amtskleidung, hohe, ernste Gestalten. Staatsanwalt ein ruhiger, behäbiger Mann, bisweilen schriftliche Aufzeichnungen machend. Vertheidiger mit dunklem Vollbart, blättert viel im Gesetzbuche. Anklagebank, an welcher zwischen schwerbewaffneten Gendarmen der angeklagte Straßl-Toni steht in seiner gewöhnlichen Holzknechtkleidung, unbeweglich und vor sich zu Boden starrend.

In dem Augenblicke, als der Vorhang aufgeht, stehen vor dem Richterstuhle mehrere Zeugen, der Lodel, der Schwarz-Seppel, der Simmerl, die Waberl. Der Gerichtsdiener löscht die Kerzenlichter aus.

Erster Auftritt.

Richter (der Vorsitzende des Gerichtes). Das Zeugenverhör ist beendet. Die Zeugen können abtreten. (Die Zeugen mischen sich ruhig in das Saalpublicum.) — Angeklagter, nun können Sie sprechen, wenn Sie noch etwas zu sagen haben.

Straßl. Es ist nicht wahr, was sie sagen, es ist nicht wahr! Sie wollen mich zugrund richten.

Richter. Warum sollte man gerade Sie ohne Ursache zugrund richten wollen?

Straßl. Weil sie mich nit mögen. Weil ich nit in den Ort gehöre, weil sie fürchten, dass wir ihnen zur Last sein kunnten. Geschimpft hab ich sie auch, und deswegen gehen sie los auf mich. Bis daher haben sie mich gehetzt und sagen aus, was sie nit wissen. Sie haben gar nichts gesehen und wissen nichts, und ist alles nit wahr!

Richter. Also erzählen Sie uns nochmals, wie es gewesen ist.

Straßl. Ich bin ein armer Mensch. Meine Familie hat nichts zu essen —

Richter (unterbrechend). Das haben wir schon gehört. Es handelt sich um den Mord auf dem Kreuzeck. Sie sind an dem verhängnisvollen Morgen auf das Kreuzeck gegangen.

Straßl. Ich bin nit auf das Kreuzeck gegangen, um den Jager zu erschießen.

Richter. Was wollten Sie denn schießen?

Straßl. Ich bin in den Holzschlag gegangen, um Arbeit zu suchen.

Richter. Mit dem Schussgewehr?

Straßl. Ich hab kein Schussgewehr.

Richter. Der Holzknecht Sebastian Ebner hat ausgesagt, dass Sie von ihm ein Schussgewehr entlehnt haben.

Straßl. Das mag früher einmal gewesen sein.

Richter. Einen Tag vor der That.

Straßl (schweigt).

Richter. Was sagen Sie dazu?

Straßl. Mein Gott, Gewehre leihen viele Leute aus; wenn sie da allemal wen umbringen wollten!

Richter. Man hat dasselbe Gewehr im Dickicht gefunden. Die Kugel, mit der geschossen wurde, passt genau in das Rohr.

Straßl. Was geht das mich an? Kann mir das Gewehr nit einer gestohlen haben?

Richter. Ein Zeuge hat ausgesagt, dass er Sie damals auf dem Kreuzeck mit dem Gewehr gesehen hätte.

Straßl. Kann mir's nit der genommen haben?

Lodel (aus dem Saalpublicum). Bedank mich schön!

Richter. Das ist keine Antwort.

Straßl. Warum denn ich? Warum denn just ich? Als ob der Förster Ferdinand keine anderen Feinde hätte.

Richter. Nennen Sie uns welche.

Straßl. Einen Jager mag niemand.

Richter. Warum weichen Sie meinen Fragen aus? Anton Straßl, antworten Sie mir nun deutlich und bestimmt, ob Sie den Oberförster Ferdinand Stamhardt ermordet haben oder nicht?

Straßl. Warum soll ich den Oberförster ermordet haben?

Richter. Antworten Sie mit ja oder nein.

Schorscher (einlenkend). So, so. Die Frau Oberförsterin. Ist wohl ein rechtes Unglück, das Euch getroffen hat, Frau. Wohl zu bedauern. Die Leut' reden all so gut von Euch. Recht derbarmen thut Ihr mir.

Martha. Ich bedank' mich für Euer Mitleid, mir hilft es nichts. Aber die da (auf Jessel zeigend), die braucht's.

Schorscher (verwundert). Und der redet die Frau Oberförsterin das Wort?

Martha. Ich frag Euch im guten, Bauer, werdet Ihr jetzt dieses kranke Weib, diese armen, unschuldigen Kinder aus der Hütte vertreiben?

Schorscher. Ist kein Spaß nit! Eine alleinstehende Frau! Ist eh viel, wie die Frau Forstmeisterin feststeht, ist eh viel!

Martha (nachdrücklich). Werdet Ihr diese Leute aus der Hütte vertreiben?

Schorscher (leutselig thuend). Ah na, na, das nit. Freilich, die Kinder, die Kinder sind unschuldig. Will schon noch ein Randel zuwarten, ah halt ja, halt ja. Das lasst sich der Schorscher nit nachsagen, dass er hartherzig wär'. Auf die Armen hab ich alleweil geschaut. Sollen halt noch bleiben, dieweil, ah freilich, sollen noch bleiben.

Martha. Na, ich denk' auch. — Und weil der Schorscher ein so braver Mann ist, so gar nix hartherzig — und Armenvater, so wird er auch noch ein Übriges thun. Ein bissel die Hütten da herrichten lassen, gelt?

Schorscher. Was meint die Frau? Ah, die Hütten? Ist eh noch passabel, die Hütten.

Martha. Hat ja kein Dach und kein Fensterglas mehr.

Schorscher. Werden's halt ausflicken.

Martha. Und ein Ackerl dazu, und ein Wieserl dazu, Herr Gemeindevorstand!

Schorscher. Oho! Das nit!

Martha. Ah freilich. Ein Erdäpfelgarterl und eine Kuh ist das best' Mittel gegen Bettelleut'.

Schorscher. Das Gesindel wollt's reich machen und mich zum Bettler!

Martha (ironisch schmeichelnd). Nachher thut der brave Schorscher-Bauer noch was, wie ich ihn kenne. Dass die armen Leut' da recht schön und friedsam können hausen und bauen und ihren Zins zahlen, so lasst ihnen der Herr Vorstand das Gütel verschreiben auf zehn Jahr'.

Schorscher (aufbegehrend). Was nit noch? Warum nit gleich ganz schenken! Und selber ihr Knecht werden. Nit? Die Hütten hergeben! Und ausflicken! Äcker und Wiesen! Jesses, wer soll denn da d'rauskommen! Nein, ich thu's nit! Ich thu's nit!

Martha. Nachher, Herr Gemeindevorstand, nachher fahren wir!

Schorscher. Fahren? Wohin?

Martha. Mit ein Paar Ochsen in den Kotter.

Schorscher (geht rasch über die Bühne auf und ab). Verfluchtes Weibsbild!

Martha (hält ihm die Hand hin). Also? — Abgemacht?

Schorscher. Ich geh'! Ich geh'! (Zu den Knechten.) Kommt's, Buben! (Mit den Knechten ab.)

Martha (ihnen nach). Wir reden noch darüber. Du laufst mir nit davon. Die Kette, an der ich dich hab, ist lang, aber reißen thut sie nit. Manchmal einen Wildschützen laufen lassen, hat auch was Gutes. — Der geizige Schorscher-Bauer wird noch ein recht großer Armenfreund werden. — Aus der Weis' ist's, wie ich mich da verweil'. Und sollt' schon lang dort sein. (Zu Jessel.) Behüt' Euch Gott, beisamm'. Auf dem Heimweg meld' ich mich wieder. Gescheit sein! (Ab.)

Jessel (blickt ihr nach, kann sich noch immer nicht fassen). Jetzt ist das die Oberförstersfrau gewesen! Und so ist eine zu mir, der mein Toni den Mann erschossen haben soll! — Er ist unschuldig, jetzt weiß ich's gewiss.

(Vorhang fällt.)

nachweisbar, dass der Oberförster, ein braver, pflichteifriger Mann, sonst Feinde gehabt, es ist auch nicht nachweisbar, dass es in der Gegend auch andere Wilderer gibt als den Straßl-Toni. Was aber weist dieser Straßl nach? Indem er behauptet, er wäre an jenem unseligen Morgen ruhig seinen Weg in den Holzschlag gegangen, um Arbeit zu suchen, sagen die Zeugen einhellig aus, dass er unmittelbar nach der That am Thatorte gesehen worden ist. Man hat schon dort mit Fingern auf ihn gezeigt, ihn als den Mörder bezeichnet. Und, meine Herren, eine so spontane, so einmüthige Volksstimme trügt nie! — Seit vielen Jahren, da ich an dieser ernsten, verantwortungsvollen Stelle stehe, bin ich nie fester von der Schuld eines Angeklagten überzeugt gewesen als in dem gegenwärtigen Falle. Nichts spricht für den Angeklagten, nichts als sein hartnäckiges Leugnen, und das spricht erst recht gegen ihn, weil es von einem gründlich verdorbenen Gemüthe, von einem verstockten Sünder zeugt, der keiner Nachsicht, keines Mitleides wert sein kann. (Setzt sich. Im Saalpublicum Äußerungen des Beifalls.)

Schwarz-Seppel (zu seinen Genossen). Das ist unser Mann!

Vertheidiger. Möge mir hier noch eine Bemerkung gestattet sein!

Richter. Bitte!

Vertheidiger. Die eben gesprochenen Worte des Herrn Staatsanwaltes könnten mich fast herausfordern zu einem der Sache vorgreifenden Plaidoyer. Wenn der Herr Staatsanwalt erklärt, er sei nie fester von der Schuld eines Angeklagten überzeugt gewesen als in dem gegenwärtigen Falle, so beneide ich ihn um seine großartige Phantasie, welche ihm —

Richter (unterbrechend). Ich ersuche den Herrn Vertheidiger, persönliche Bemerkungen zu unterlassen.

Vertheidiger. Es sind Verbrechen verübt worden, bei welchen der Thäter von vielen Augen gesehen und mit Händen ertappt wurde. Verbrechen, die der Thäter eingestanden hat. Und diese Thatsachen sollen nicht überzeugender sein als der vorliegende Fall, wo der Verbrecher bei der That weder ergriffen noch gesehen worden ist, wo gar nichts, aber auch gar nichts vorliegt gegen den Angeklagten, als Vermuthungen und Vermuthungen. (Im Publicum Missfallensäußerungen.) Weil der Anton Straßl einmal gewildert hat, darum muss er an jenem Morgen mit einem Gewehre auf dem Kreuzeck gewesen sein! Weil er einmal gesagt haben soll: Der Jäger wird noch an mich denken, darum muss er ihn niedergeschossen haben! Ja, kann einer, den ich getödtet habe, an mich denken? — Und hauptsächlich stützt die Anklage sich auf den Umstand, dass der Anton Straßl zur Stunde am Thatorte anwesend gewesen ist. Ja, meine Herren, ist nur dieser Mann allein dort anwesend gewesen? Nicht auch andere? Sind am Thatorte unmittelbar nach dem Morde nicht auch jene Personen anwesend gewesen, die heute als ehrenwerte Zeugen hier gestanden? Was haben denn die zu thun gehabt an jenem Morgen auf dem Kreuzeck? Der eine will Pech geschabt, der andere Ameiseier gegraben, ein dritter Wurzeln gestochen haben. Ich frage nicht nach ihrem Gewerbeschein, ich frage nur, ob solche Leute denn immer die intimsten Freunde eines Forstmannes sind? Wenn ich den Spieß umkehren wollte —

Lodel (aus dem Gerichtssaalpublicum mit dünner, scharfer Stimme). Verdächtigen? Verdächtigen?

Vertheidiger. Ich habe nichts gesagt.

Mehrere aus dem Publicum. Ja, ja! Er hat's gesagt! Es könnten's auch wir einer gewesen sein. Widerrufen! Abbitten!

Richter. Ruhe! (Schellt mit der Glocke, es tritt wieder Ruhe ein, doch gährt es still.)

Vertheidiger (fährt fort). Endlich führt der Herr Staatsanwalt noch einen Beweis für die Schuld des An-

Straßl (erregt). Meine Herren! Wir alle sind Mörder! Die Sterbenden in den Spitälern, die Verschmachtenden auf den Straßen, die Todten auf den Friedhöfen, wie viele sind denn dabei, die nicht zugrunde gegangen an unseren Todsünden? Der Starke würgt den Schwachen, der Reiche jagt den Arbeiter um Gold ins finstere Bergwerk zu schlagenden Wettern, der General führt die Soldaten aufs Schlachtfeld, der Richter verurtheilt den armen Sünder zum Tode, als ob wir nit alle arme Sünder wären!

Richter (laut). Nicht weiter!

Straßl (mit wilder Leidenschaft). Und mich haben sie auch ermordet! Ermordet, hingerichtet mein kleines, bescheidenes Glück, meine Ehr, meine arme Seel und meinen Leib, der jetzt zusammenbricht in jungen Jahren, morsch wie ein Baum, den der Wurm hat zernagt. Nichts ist mehr übrig von mir als ein böser Geist, vor dem mir selber graut und der immer noch gepeinigt wird, gepeinigt von den Teufeln dieser höllischen Welt! (Knickt zusammen.)

Richter (ruhig und ernst gegen den Staatsanwalt). Es fragt sich, ob man nicht einen Arzt für Geisteskranke herbeiziehen sollte.

Staatsanwalt. Ich sehe dafür keine Veranlassung.

Richter. Ein einziger Zeuge ist zur Stunde noch nicht erschienen, nämlich die Frau des Ermordeten, welche zur Zeit der That am Thatorte anwesend gewesen sein soll. Es ist nun die Frage, ob die Verhandlung fortgeführt oder unterbrochen werden soll bis zum Erscheinen dieser Zeugin, die allerdings einen weiten Weg hat.

Vertheidiger (erhebt sich).

Richter. Der Herr Vertheidiger hat das Wort.

Vertheidiger. Hoher Gerichtshof! Ich stelle den Antrag, dass die Gerichtsverhandlung eines abwesenden Zeugen wegen nicht unterbrochen werde, und berufe mich auf den § 242 der Strafprocessordnung. Den Zeugen ist die Stunde, sowie die Pflicht, pünktlich zu erscheinen, bekanntgegeben worden, und der Frau des Verunglückten läge es wohl im eigenen Interesse, sich rechtzeitig einzufinden. Übrigens kann ich auf diesen Zeugen kein besonderes Gewicht legen. Wir haben es schon bei der Voruntersuchung gesehen, dass die Aussage der Förstersfrau nicht weniger vage ist als die der übrigen Zeugen. Ich beantrage also, dass die Verhandlung fortgeführt werde. (Setzt sich. Im Saalpublicum Zeichen des Missfallens.)

Staatsanwalt (gibt ein Zeichen, dass er sprechen will).

Richter. Herr Staatsanwalt, ich bitte!

(Im Saalpublicum während der Rede des Staatsanwaltes stets Gesten der Beistimmung.)

Staatsanwalt. Ich kann unter gar keinen Umständen zugeben, dass mit Umgehung einer so überaus wichtigen Zeugenschaft die Verhandlung fortgeführt werde. Ich verlange auf das entschiedenste, dass die Verhandlung unterbrochen, beziehungsweise — falls Zeugin überhaupt verhindert sein sollte, heute zu erscheinen — vertagt werden muss. — Wenn der Herr Vertheidiger von vagen Aussagen der Zeugen zu sprechen beliebt, so weiß ich nicht, was er will. Haben die bisher vernommenen Zeugen nicht einstimmig ausgesagt, dass der Anton Straßl ein verkommener Mensch ist, der nicht arbeiten will, der wegen —

Straßl (aufgeregt). Ich bitt, sie geben mir keine Arbeit, sie geben mir keine!

Richter (strenge). Angeklagter, Sie haben zu schweigen, bis Sie gefragt werden.

Staatsanwalt (fortfahrend). Der wegen Wilddiebereien schon einmal gesessen ist, der seit seinem Arreste einen Hass gehabt hat auf den Oberförster und sogar einmal die Äußerung fallen ließ: Dieser Kreuzjäger wird noch einmal an mich denken! Es ist nicht

Richter. Mir scheint, der Kerl hat mich angeschossen, sagte er. Wen soll er damit gemeint haben?

Martha. Das weiß ich nicht.

Richter. Haben Sie früher jemanden begegnet?

Martha. Nein.

Richter. Oder von einem bestimmten Menschen gesprochen?

Martha. Wir haben früher vom Straßl gesprochen. Aber ich weiß nicht, ob der gemeint war.

Richter. Sie wissen es nicht, ob der gemeint war. Und Sie selbst, Sie haben wohl auch gegen den Busch hingeschaut? Haben Sie jemanden gesehen?

Martha. Mein Gott, ich bin so im Schreck gewesen. Hab an nichts mehr gedacht, als nur, wie ich ihm das Blut kunnt stillen.

Richter. Zu mehreren Personen haben Sie geäußert, dass Ihr erster Gedanke an den Straßl gewesen wäre.

Martha. Ja, das habe ich wohl gesagt.

Richter. Und dass es Ihnen vorgekommen wäre, Sie hätten durch das Dickicht einen Mann huschen gesehen.

Martha. Es ist mir wohl so vorgekommen.

Richter. Und dass Sie in der Gestalt des Fliehenden den Straßl-Toni erkannt zu haben glaubten.

Martha (schweigt).

Richter. Können Sie mir das wiederholen?

Martha (mit einem tiefen Athemzug). Es ist schwer.

(Pause).

Richter. Sprechen Sie.

Martha. Es ist schwer sprechen. In so einem Schreck und in der Angst weiß man nit, was man sieht und hört. Für gewiss kann ich nichts sagen. Ich kann nicht behaupten, dass es der Straßl nicht ist gewesen; aber — dieser Mann, er kommt mir heute größer vor als die Gestalt damals . . . . Mehr kann ich nit sagen.

(Pause. Im Saal große Spannung.)

Richter. Liebe Frau. Sie sind die Schwerbetroffene. Sie sind der natürliche Ankläger dessen, der Ihr Lebensglück zerstört hat. Rufen Sie sich in diesem Augenblick das Geschehnis auf dem Kreuzeck recht lebhaft vor die Seele. Wenn Ihnen jetzt, zu dieser Stunde, vor Gott und dem weltlichen Gericht freigestellt wäre, dem Mann, der hier als Angeklagter vor uns steht, die Fesseln abnehmen und nachhause gehen zu lassen oder ihn ins Gefängnis zurückzuschicken — was würden Sie thun?

Martha (macht einen Schritt gegen den Richtertisch. Eine Hand auf der Brust, fast leise sprechend). Es ist hart. Er hat ein krankes Weib und kleine Kinder. Sie sind so arm. So verlassen sind sie und so zertreten. Alles ist gegen sie, alles. — Wenn ich mein Gewissen frage, ob ich ihn verdammen soll — (stockend).

Richter. Würden Sie ihn verdammen?

Martha (schüttelt das Haupt).

Richter. Sie würden ihn nicht verdammen.

Straßl (der mit vorgebogenem Haupte die Scene verfolgt hat, stöhnt nun auf. Man merkt an ihm ein Ringen mit sich selbst, plötzlich stürzt er aufs Knie, die gefesselten Arme aufhebend gegen Martha). Du Heilige! du Heilige! Wer bist denn du? Deinen liebsten Menschen hab ich umgebracht. Und du mir so! Und du mir so!

(Große Bewegung.)

Rufe im Gerichtssaalpublicum. Gestanden hat er's!

Murmeln der Geschwornen. Gestanden hat er's!

Richter. Eingestanden hat er's.

Straßl. Eingestanden hab ich's. — Jetzt ist's vorbei. — Dem Hass bin ich gestanden, die Liebe wirft mich nieder. — Ihr Herren Richter! Ja, ich hab's gethan — ich leugne es nimmer.

Richter. Stehen Sie auf. Sie sind geständig und werden nun ein volles Bekenntnis ablegen vor Ihrem

geklagten, der so merkwürdig ist, dass auch ich ihn nicht umgehen kann. Erst recht gegen den Angeklagten, sagt der Herr Staatsanwalt, spreche das hartnäckige Leugnen desselben! Also, weil einer ein ihm zur Last gelegtes Verbrechen leugnet, darum muss angenommen werden, dass er es verübt hat!!

Staatsanwalt (aufspringend). In diesem Sinne habe ich nicht gesprochen!

Vertheidiger (heftig). Ja, so muss es verstanden werden.

Staatsanwalt. So habe ich es nicht gesagt!

Vertheidiger. Ich bitte das Protokoll vorlesen zu lassen!

Schwarz-Seppel (aus dem Publicum). Er verdreht alles! Er fälscht alles!

Mehrere Stimmen aus dem Publicum (aufgeregt). Das ist ein sauberer Rechtsgelehrter, der alles entstellt! Mit Gaunern und Lumpen halt er's. Und ehrliche Leut' verdächtigen! Herab mit ihm! Hinaus mit ihm!

Richter. Ruhe! Ruhe! (Er schellt vergebens mit der Glocke.) Gerichtsdiener! Säubert den Saal!

Lodel (sich leidenschaftlich vordrängend) Den werden wir säubern! Wir brauchen keine Fleckputzer für die Spitzbuben! Hinaus mit ihm! Hinaus!

(Das aufgeregte Publicum durchbricht die Schranken, stürzt gegen den Vertheidiger, der sich gegen die Geschwornen flüchtet. Richter und Geschworne erheben sich. Allgemeiner Aufruhr. In diesem Augenblicke tritt Martha auf.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Martha, eine ernste Erscheinung. Man macht ihr Platz, das Publicum drängt zurück.

Stimme aus dem Publicum. Sie kommt! Die Förstersfrau! Ruhig sein! Die wird's schon sagen!

(Die Massen beruhigen sich und nehmen wieder ungefähr ihre Plätze ein.)

Straßl (welcher während der Rede des Vertheidigers sich selbstbewusster aufgerichtet hatte, knickt bei Marthas Erscheinen wieder zusammen. Für sich). Aus ist's. Ich bin geliefert.

Richter (zu Martha). Sie sind Frau Martha Stamhardt, die Witwe des Oberförsters?

Martha. Ja.

Richter. Wollen Sie sich setzen. (Martha bleibt stehen.) Ich muss Ihnen einige Fragen stellen und bitte dieselben ganz ruhig und nach Ihrem Wissen und Gewissen zu beantworten. (Pause. Gegen den Angeklagten.) Frau Stamhardt, kennen Sie diesen Mann?

Martha (blickt lange und ruhig auf den Straßl).

Richter. Kennen Sie ihn?

Martha. Es wird der Anton Straßl sein.

Richter. Woher kennen Sie ihn?

Martha. Ich habe ihn einmal gesehen.

Richter. Wann war das? — Und wo? — War es nicht auf dem Kreuzeck?

Martha. Es wird wohl sein.

Richter. Sie sind bei der Unthat auf dem Kreuzeck anwesend gewesen?

Martha. Ja, ich bin mit meinem Mann durch den Wald gegangen.

Richter. Und wie war es? Sie erinnern sich wohl noch genau!

Martha. Wir haben miteinander geplaudert. Bemerkt mein Mann auf einmal im Buschwerk einen Menschen, der schießen will.

Richter. Auf was will er schießen?

Martha. Das weiß ich nicht. Auf ein Thier glaube ich, weil mein Mann gesagt hat: Ein Wildschütz. — Nachher geschossen.

Richter. Wer hat geschossen?

Martha. Mein Mann.

Richter. Da muss er wohl bedroht gewesen sein.

Martha. Ich weiß es nicht.

Richter. Und weiter?

Martha. Da hat's auch im Busch gekracht. Mein Mann sagt: Mir scheint, der Kerl hat mich angeschossen! — und sinkt um.

(Bewegung.)

aufwachsen zu braven Menschen, sollen eine Heimat haben und nimmer verachtet sein. — Sei getröstet!

(Straßl bricht nun in heftiges Schluchzen aus.)

Staatsanwalt. Ich verlange die Verurtheilung des Mörders.

Vertheidiger. Was wir da eben gehört, davon bebt wohl jedem von uns das Herz. — Die Liebe warf ihn hin, so richte Liebe ihn wieder auf! — Das Recht sich zu vertheidigen, dieses ewige, allgemeine Menschenrecht — ihm ist es zur Schuld geworden. Dieser Angeklagte gehört zu jenen unschuldigen Schuldigen, die kein Sünder richten darf. Mit den Worten des Dichters bitt' ich für ihn um Gnad' und Huld. Wir wandeln selbst noch nicht den Weg des Lichtes. Auch uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld, und jeder Tag ein Tag auch des Gerichtes.

Richter (feierlich). Nach dieser unvorhergesehenen Wendung haben wir nichts mehr zu sagen. Die unumwundenste Anklage und die einzig mögliche Vertheidigung liegt in seinem eigenen Geständnisse. — Barmherzigkeit ist ihm geworden, nun rufe ich die Gerechtigkeit!

(Vorhang fällt.)

An die Unduldsamen.

Wer an sich selber Liebe nicht erfahren
Und ernster Kämpfe jammervolle Pein,
Darf sich nicht rühmen: Alle seid ihr Narren
Und weise, tugendhaft bin ich allein!

Wer niemals noch im Feuer hat gestanden,
Der rufe nie: Die Kugel trifft mich nicht!
Und wer geschmachtet nicht in finstern Banden,
Der kennt die Sehnsucht nach der Freiheit nicht!

Sophie von Khuenberg.

---

irdischen Richter, als stünden Sie vor dem Richterstuhle Gottes.

Straßl (erregt). Ich weiß es wohl. Und ich ruf' es zum barmherzigen Gott: Ich bin der Mörder! — Aber so nit, wie sie gesagt haben, so nit!

Richter. Beruhigen Sie sich und erzählen Sie alles. Erleichtern Sie durch ein aufrichtiges Bekenntnis Ihr Herz.

Straßl. Ich bin ausgegangen um Wildbret. Das ist wahr und kann's nit leugnen. Der Jäger ist bei den Holzknechten im Karwald, hat's geheißen, so geh ich aufs Kreuzeck. Dort leg ich mich hin und denk: Heut ist's nichts, es gibt zu viel Leut'. Da hör ich singen und versteck' mich hinter einem Busch. Steht der Jäger dort und ich kann nit mehr aus. Duck mich nieder und denk: Josef und Anna, wenn er mich jetzt sieht! Der Mensch ist grob! — Da hat er mich schon. Sein Rohr auf mich und schreit, ich sollt's Gewehr wegwerfen. — So steht's! denk ich, und wer vor dem Feind ist, wirft kein Gewehr weg. Singt mir schon die Kugel am Kopf vorbei. — Haben noch eins, Canaille! schreit er. Ich nichts mehr denken als wie: Mein Leben gilt's! Fahr zur Wange, druck los ... Und so — so ist's geschehen. (Nach einer Pause auffahrend.) Hat das sein müssen? Ist's meine Schuld, wenn ich leben will? Ist's meine Schuld, wenn ich schwächer bin als sie alle zusammen, die wider mich sind! Sie haben starke Kameraden, haben an ihrer Seiten das Gesetz. Ich bin nichts als ein hilfloser Mensch. Und dass ich leben will, das ist mein Verbrechen. Still hätt' ich sollen verhungern, die laute Klag kunnt anderen den Appetit verderben. Ruhig hätt ich mich sollen todtschießen lassen wie ein argloses Thier im Wald. Am besten wär's für mich, ihr Herren, am besten wär's gewesen. Aber kann man das? Ist einer in diesem Saal, der mir's lernt, wie man mit der Waffe in der Hand sich wehrlos umbringen läßt? — Es ist eine Frage, wer hier zu richten hat, ihr oder ich! Was andere an mir haben gesündigt, an diesem schuldlosen Weib hab ich's vergolten — und sie verzeiht. Ihr zulieb verzeih' auch ich. Jesus Christus wird mir gnädig und barmherzig sein!

Martha (wankt, als wäre sie einer Ohnmacht nahe).

Richter (zu Martha). Setzen Sie sich doch, liebe Frau.

Straßl. Dieses Weib! — Das erstemal, dass ein Mensch den Fuß auf meinem Nacken hat und tritt nit nieder. — Wenn ich so was früher hätt' erlebt, es kunnt anders sein. Du heiliger Gott! Jetzt seh ich's. — Dieses Weib hat mich aufgeweckt, nit anders, als wie der Engel die Todten wird wecken am jüngsten Tag. Barmherzigkeit hab ich erfahren. Jetzt bin ich wieder Mensch. Oh, gar so spät! — Sterben müssen, was liegt dran. Aber hassend sterben müssen, das hätt' mich verdammt gemacht. — Selig, glückselig, dass ich wieder auf gleich bin mit euch, ihr bösen guten Leut! — Nur eine Gnad, nur noch eine. (Vor Martha mit gefalteten Händen aufs Knie niedersinkend.) Ich bitt um Verzeihung! Büßen will ich's mit Leben und Sterben. Nur meinem Weib thu's nit entgelten, meinen Kindern — sie können nichts dafür .... (Kann vor Schmerz nicht weitersprechen, birgt sein Gesicht in die Arme.)

Martha (ihm liebreich die Hand auf die Achsel legend). Anton Straßl, musst nit verzagen. Sei standhaft. Das Urtheil, fällt es aus wie der Will, deine Familie wird nit verlassen sein. Meine Kräfte sind freilich gering, aber wenn man will, kann man viel. Das schwere Kreuz, das unser Herrgott uns hat auferlegt, wir wollen es geduldig tragen und einander alles verzeihen. Wir alle sind arme Sünder und werden um Barmherzigkeit flehen am Tage des Gerichts. — Und auch zum Trost einer armen Seele fass' ich zu dieser Stund ein heiliges Fürnehmen, dass ich alles will vergessen und deinen Leuten beistehen. Die Kinder sollen

vor der Kälte zu schützen, theils um vielleicht unsere Gesichter nicht sehen zu lassen. Dumpf erklangen unsere Schritte in den einsamen Straßen; das matte schwache Morgendämmern ließ die noch brennenden Laternen fast erscheinen wie Fackeln eines Leichenzuges und die Häuser, von deren Dächern einzelne schwere Regentropfen herunterfielen, schienen gleichsam über meine Abreise zu weinen.

Als wir ein Feld durchschritten, welches ganz am äußersten Ende der Stadt lag, sagte mein Vater: „Dies ist der Ort, wo die zum Tode Verurtheilten hingerichtet wurden.“

Damals fühlte ich den gleichen Schauder durch meine Glieder rieseln, wie heute beim Anblick des Mannes mit der grünen Cassette. Wie war in diesem Momente mein Herz so weit davon entfernt, an jene Scenen des Schreckens zu denken! Den ganzen Tag hindurch blieb ich aufgeregt und unruhig und den ganzen Tag hindurch verfolgte mich der düstere Ton der Unglücksglocke. In Wahrheit könnte ich nichteinmal sagen, ob ich sie wirklich fortwährend hörte oder ob mir nur die Ohren klangen. Ich kaufte alle Berichte über die Verurtheilung und den Verurtheilten, die man in den Straßen verkaufte, und verschlang ihren Inhalt mit ängstlicher Spannung. Aber ich wagte es doch nicht, am Gefängnis vorbeizugehen und nach der Zelle des Verurtheilten hinaufzusehen, obwohl man mir gesagt hatte, dass eine ganze Menschenmenge sich dort befände. Dafür gieng ich mehrmals an dem Hause vorbei, in welchem seine Frau sich befand.

Dieses unglückliche Geschöpf war weit hergekommen, um Gnade für ihn zu erbitten, und logierte in einer kleinen, schmutzigen, elenden Hütte am äußersten Ende einer der Vorstädte von Madrid. Als es Abend wurde, fühlte ich mich so ermüdet, als hätte ich den ganzen Tag über schwer gearbeitet, obgleich ich doch in Wirklichkeit nichts gethan hatte, als zwecklos in den Straßen umherzulaufen; ich begab mich daher früh zur Ruhe. Lange konnte ich keinen Schlaf finden, wie das ja immer geht, wenn das Gehirn sehr thätig ist, und zwei oder dreimal, wenn ich bereits am Einschlafen war, wurde ich daraus wieder emporgerissen mit einem Ruck, ähnlich dem, den man empfindet, wenn man auf den Knopf einer elektrischen Batterie drückt.

Endlich gelang es mir aber doch einzuschlafen. Wie ich es im voraus befürchtet hatte, träumte ich natürlich die ganze Nacht hindurch von nichts als Schafott und Henkern, aber diese Träume waren sehr merkwürdig und bedeutsam; und darum schreibe ich sie hier nieder, wie schwer es mir auch wird. Ich träumte, ich würde eines schweren Verbrechens beschuldigt und die ganze Polizei von Madrid wäre hinter mir. Meine Listen und Ränke, sie von meiner Fährte abzubringen, waren zu Ende, als ich im vollen Laufe aus der Thüre von Santo Vincente herauskam und mir ein Nachtquartier in den Wäschespülbänken am Manzanares suchen gieng, wo ich mich völlig geschützt vor meinen Verfolgern glaubte.

Während ich dort aber lag und den Wäscherinnen zusah, wie sie ihre Wäsche auf die Leinen hiengen, fielen plötzlich der Präsident des Ministerrathes, der Präsident der „Katholischen Jugend“, der Minister des Innern und der Justizminister über mich her, knebelten mich und führten mich ins Gefängnis. Der Minister des Innern machte den Vorschlag, mich an den Füßen dorthin zu schleifen, aber der Präsident der katholischen Jugend bemerkte, dass das meine Kleider ruinieren würde, so wurde denn der Vorschlag fallen gelassen.

Das Gefängnis war ein kolossales, finster aussehendes Gebäude, mit einer großen Anzahl vergitterter Fenster versehen, was mich trotz meiner Angst

Der Traum eines zum Tode Verurtheilten.

Von Armando Palacio Valdes.*)

Eines Morgens, als ich meine Wohnung verließ, schlug der scharfe, schneidende Klang einer Glocke an mein Ohr. Ich legte die Hand an den Hut und meine Blicke suchten den Priester, welcher das heilige Viaticum trug, aber ich konnte ihn nicht entdecken.

Dagegen fielen meine Augen auf einen schwarzgekleideten Greis, welcher eine silberne Medaille um den Hals gehängt trug; ihm zur Seite gieng ein Mann, der in der einen Hand eine kleine Glocke und in der anderen eine grüne Cassette trug, in welch letztere die meisten Vorübergehenden kleine Geldstücke warfen. Von Zeit zu Zeit wurde da und dort ein Fenster geräuschvoll geöffnet und eine weiße Hand warf einen in Papier gewickelten Gegenstand auf die Straße herab; alsdann bückte sich der Mann mit der Glocke, hob den Gegenstand auf, wickelte ihn aus der Papierhülle heraus und warf ihn sofort — es waren auch Geldstücke — in die grüne Cassette; bis er dann die Augen zu dem betreffenden Fenster erhob, war dieses schon wieder geschlossen.

Ich errieth den Zusammenhang.

Ein leichtes Zittern fuhr mir durch die Glieder und ich entfernte mich so schnell als möglich von der Stelle. Vergebens lief ich kreuz und quer durch die Stadt, um den Klang der verhängnisvollen Glocke nicht mehr zu hören, aber allenthalben begegnete die gleiche Scene meinen Blicken.

Ich bemerkte, wie die Vorübergehenden einander mit entsetzten Blicken betrachteten und mit geheimnisvoller Miene leise geflüsterte Fragen an einander richteten.

Die kleinen Zeitungsverkäufer schrien sich schon heiser mit dem Ausruf: „Das Salve, welches die Gefangenen dem Verurtheilten in der Kapelle singen.“

Seitdem ich das Alter der Vernunft erreicht habe, weiß ich wohl, dass die Todesstrafe in unserem Lande existiert; trotzem hatte ich, wenn ich daran dachte, sie immer ungefähr in derselben Weise angesehen, wie etwa die Folter oder Scheiterhaufen-Verbrennung, d. h. wie Dinge, die zwar zur Geschichte gehören, aber ebenso auch zur Vergangenheit. Dies erklärt sich aus meinem fortgesetzten Aufenthalte in einer Provinz, in welcher glücklicherweise die Todesstrafe seit Jahren nicht mehr in Anwendung gebracht worden war. Ich wusste von der Hinrichtung eines Verurtheilten überhaupt nur einige wenige Einzelheiten, die mir Greise erzählt hatten, welche ich, während sie erzählten, unausgesetzt mit einem Gemisch von Staunen und Entsetzen betrachtete.

Ich erinnere mich noch, wie ich an einem kalten, regnerischen Herbstmorgen zu sehr früher Stunde meine Heimat verließ, um nach Madrid zu reisen. Ich nahm Abschied von meiner Mutter und beunruhigt, erregt wie noch nie zuvor in meinem Leben, eilte ich in Begleitung meines Vaters die Treppe hinab. Beide waren wir bis zu den Augenbrauen hinauf in unsere Mäntel gehüllt, theils um uns

*) Die obige Skizze ist dem neuerschienenen Buch Aguas Fuertes (Radierungen) des bekannten spanischen Romanciers entnommen.

Muth sinken — er war mir weitaus schmerzlicher als die Aussicht auf das Schafott. Ich fühlte wohl die Kraft in mir, dem Tode ins Angesicht zu sehen, aber zugleich fühlte ich auch, dass ich die auf mich gerichteten Blicke einer feindseligen oder neugierigen Menge absolut nicht ertragen könnte.

Beklommenen Herzens und halbtodt vor Scham überschritt ich die Gefängnisschwelle inmitten einer Schar von Priestern, Soldaten und Schließern. Ich wagte es nicht, meine Blicke vom Boden zu erheben, weil ich befürchtete, sonst ohnmächtig zu werden; aber die wahrhaft erschreckende, lautlose Stille um mich her veranlasste mich, dennoch aufzusehen. Welche Überraschung — welches Glück! Die Straße war menschenleer. Außer dem Zuge, der mich begleitete, war weit und breit auch nicht eine menschliche Gestalt zu erblicken. Die Balkonthüren und Fenster der Häuser, wie auch die Thüren und Läden waren sämmtlich fest geschlossen. Die Priester, Soldaten und Schließer blickten die Straße hinunter und wieder hinauf und sahen einander dann mit dem Ausdrucke großen Schreckens an. Der einzige Gegenstand, der in dieser Einsamkeit das Auge verletzte, war der elende und verhängnisvolle Karren, welcher mich erwartete. Bevor ich diesen bestieg, betrachtete ich den Himmel. Er erschien mir wie mit einem Wolkenschleier überzogen, doch war dieser Schleier so leicht, dass er den Himmel nicht gänzlich verdeckte — etwa wie ein Spitzensaum auf lichtblauem Untergrunde. Der heiße Blick der Sonne, welcher durch die Öffnungen in diesem Wolkengewebe herunterfiel, war der einzige neugierige Blick, der uns beobachtete.

Langsam setzte das Fuhrwerk sich in Bewegung. Ohne den Ermahnungen des mir beigegebenen Beichtvaters auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, lehnte ich meine Stirn an das kleine Wagenfenster und ließ meinen Blick über die Straßen, die Thürme, Balkons und Fenster der Häuser schweifen.

Nichts; nicht ein menschliches Wesen in Sicht.

Außerhalb der Stadt bemerkte ich zwei Kinder, die athemlos auf eine offene Hausthüre zurannten, von welcher aus die Mutter sie rief. Bis wir aber an diesem Hause vorüber kamen, waren Mutter und Kinder bereits verschwunden.

Ein wenig weiter begegneten wir einem Manne, der einen Sack auf den Schultern trug; kaum erblickte er uns, so schwenkte er rechtsum, begann zu laufen und schlug schleunigst den Weg in eine Seitengasse ein, wo er bald unseren Blicken entschwand.

Endlich langten wir bei der Richtstätte an. Auf einem weiten Felde war das Schafott errichtet. Hier wuchs mein Staunen. Weder um das düstere Gerüst herum, noch auf dem ganzen weiten Felde war ein menschliches Wesen zu erblicken. Ich stieg die Stufen zum Blutgerüst hinan, pausierte aber bei jeder und blickte um mich herum, denn ich konnte das alles noch immer nicht begreifen. Der Himmel bot jetzt einen merkwürdigen Anblick. Sein Wolkenschleier war dichter geworden; sein dunstiger Spitzenüberwurf hatte einem grauen Vorhange platzgemacht, welcher das Himmelsgewölbe gleichsam hermetisch abschloss; die Sonne fand kein Löchelchen mehr, durch welches sie uns betrachten konnte. Aus der düsteren, traurigen Ebene, in welcher Madrid liegt, stieg ein durchsichtiger Dunst empor, welcher sich bis zu jener feinen, unbestimmbaren Linie hinzog, die den Horizont abschließt. Alle Gegenstände um mich herum erschienen undeutlich und schwankend, als hätten sie ihre Umrisse verloren, und die Lichtstrahlen drangen mühsam aus diesem Himmel von Watte hervor und verloren sich rasch wieder in der schwarzen, feuchten Erde.

und meines Schreckens sehr verwunderte, da ich mir eingebildet hatte, dass Gefängnisse immer sehr schlecht ventiliert sein müssen.

Man sperrte mich in ein rundes Kerkerloch, welches gar kein Fenster hatte, so dass ich mich in der denkbar undurchdringlichsten Dunkelheit befand. Kurze Zeit darauf wurde die Thüre weit geöffnet und ein Schließer erschien, der eine brennende Kerze in der Hand trug und mir mittheilte, dass sogleich der Richter und der Gerichtsschreiber kommen würden. Endlich erschienen diese beiden und ich war nicht wenig überrascht, in ihnen zwei Herren zu erkennen, mit denen ich jeden Abend im Café Suisse Billard zu spielen gewohnt war.

Sie stellten sich natürlich, als ob sie mich nicht erkannten, und begannen sogleich mich zu verhören, jedoch nicht ohne mir vorher einige Baisers offeriert zu haben, welche, wie sie sagten, meine Stimme klären sollten. Der Richter, welcher von den beiden die Rückzieher im Billard am besten machte, ließ mich eine ganze Anzahl Verbrechen eingestehen, eines immer furchtbarer als das andere, und machte dann seinem Begleiter ein sehr ausdrucksvolles Zeichen, indem er die Hand an seine Gurgel legte und zugleich die Zunge weit hervorstreckte. Ich deutete mir dies Zeichen in dem schlimmstmöglichen Sinne und versprach mir nunmehr keinen guten Ausgang meiner Angelegenheit.

Nach Verlauf von etwa zwei Stunden öffnete sich die Thüre meines Kerkers von neuem und der Gerichtsschreiber kam, mir mein Urtheil zu verlesen. Ich war zu nichts mehr und nichts weniger als zur Erdrosselung verurtheilt, aber da ich mich bei vollem Verstande befand, wurde mir die Gnade gewährt, den Tag meiner Hinrichtung selbst auszusuchen und festzusetzen. Da ich mich nun eigentlich für eine solch niederträchtige Todesart noch recht jung fand, hatte ich zuerst die Idee, diesen Tag bis auf einen undefinierbaren Termin hinauszuschieben, aber mein Zartgefühl hielt mich hievon zurück, und ich bat also, man möge mich am folgenden Tage hinrichten.

Das muss man zugeben — an Würde und Stolz fehlt es mir in meinen Träumen nicht. Nachdem ich somit den Moment meiner Hinrichtung fixiert hatte, blieb mir nur noch ein Gedanke, welcher mich völlig beherrschte, — der, mit Seelenruhe und Festigkeit zu sterben.

Nach der Aussage aller derer, die mich umstanden, zeigte ich in der That diese Haltung während der Stunden, die ich im Gefängnis zubrachte. Ich aß, ich schlief ruhig, und ich unterhielt mich sogar einige Augenblicke mit den Redacteuren von „La Correspondencia“.

In dieser Unterhaltung suchte ich von Zeit zu Zeit eine hübsche Phrase oder eine geistreiche Wendung anzubringen, damit sie in dem Zeitungsberichte erwähnt würde und damit das Publicum meinen Muth bewunderte.

Endlich kam der fürchterliche Moment, da ich den Weg nach der Richtstätte antreten musste, und ich that es mit der größten Kaltblütigkeit. Was mich aber dabei genierte, das war ein starkes Gefühl von Schande.

Ich erinnere mich, dass ich mich dicht an den Priester drückte, welcher neben mir gieng, und dabei rief: „Ah, um Gotteswillen, dass man mich nur nicht sieht — dass man mich nur nicht sieht!“

Merkwürdigerweise war mir bis zum Augenblick, da ich die Gefängnisschwelle übertrat, der Gedanke gar nicht gekommen, dass ich mich nun einer riesigen Menschenmenge gegenüber finden würde, und dass tausende von Augenpaaren sich mit dem Ausdruck der Verspottung oder Verachtung auf mein Antlitz heften würden.

Dieser Gedanke ließ nun meinen

Das Rosenfräulein.

Eine Skizze aus dem Poetenleben von Hans Malser.

Fritz Rauschart hatte ein Lustspiel geschrieben. Der Mann war bisher nur als Lyriker bekannt und gefeiert gewesen. Den Jünglingen hatte er von Sehnsucht, den Frauen von Liebe, den Männern von Ehre gesungen. Als er Umschau gehalten nach einer Genossin, hatte er die Wahl unter den Jungfrauen der Stadt; sie liebten den Dichter, weil er ein hübscher Mann war, und liebten den hübschen Mann noch mehr, weil er ein Dichter war. Des Stadtbaumeisters Töchterlein hatte ihn herabgeholt von der Dachkammer und in ein stattliches, wohlausgestattetes Haus geführt. Sein Arbeitszimmer ward geschmückt mit sammtenen Sitzen, mit meisterhaften Ölgemälden. Das Gemach der jungen Frau ward geziert mit einer Wiege und einem Kindlein drin. Und dieses glückliche Heim war beschattet von Lorbeerkränzen, denn der Lorbeer war dem Herrn Fritz Rauschart lieber, als alle Blumen und Sträucher des Paradieses.

Nun hatte er ein Lustspiel geschrieben, welches benamset war: „Das Rosenfräulein.“ Die Theaterdirectoren der Stadt hatten sich überboten an Liebeswürdigkeiten und Versprechungen; der Dichter gab das Stück dem, der die vollendetste Aufführung und die größten Ehren zusichern konnte. Die Theaterkreise waren in Aufregung und schon tagelang vor der Erstaufführung waren die Plätze vergriffen.

Rauscharts Familienkreis bestand um diese Zeit in seinem Weibchen und seinem siebenjährigen Töchterlein Rickerl, welches er vor Liebkosungen manchmal fast erstickte.

Diesen beiden las er eines Abends in froher Laune das neue Stück vor. Frau Paulina war entzückt über dasselbe und äußerte nur ein Bedenken über den letzten Act. „Für diesen fürchte ich nichts“, sagte der Dichter, „die Leute sind derlei bereits gewohnt worden und je naturalistischer heutzutage, desto sicherer der Erfolg. Der Hauptzweck des Dramatikers ist die Wirkung, der Erfolg, alle anderen Ziele sind nebensächlich.“

„Du wirst ja rechthaben, Fritz“, sagte sie, „ich freue mich darauf wie ein Kind.“ Und in der That, sie dachte voller Glückseligkeit an die Ehren, die der Abend bringen werde. Klein Rickerl, welches in seinem Bettchen hockend dem Vorleser zugehört hatte, jubelte in eitel Lustigkeit besonders über das Rothhöselein, wie der Lustigmacher hieß, der im Stück vorkam.

„Halte dich nur hübsch unter der Decke, Kind“, mahnte die Mutter, „wenn bis zur Aufführung dein Husten heil ist, darfst du mit in die Loge kommen!“

Der Tag der Erstaufführung kam immer näher, aber der Husten ward nicht heil und der Arzt meinte, dem blassen Mägdelein thue das Bett besser als die Aufregung, die im Hause herrschte. Deshalb musste Frau Paulina die Schneiderin und den Juwelenhändler in einem anderen Zimmer empfangen, deshalb konnte Herr Rauschart die Künstler, mit denen er angelegentlich zu thun hatte, nicht in seinem Hause sehen, denn die Herren haben so vernehmliche Stimmen und ein so lebhaftes Gehaben.

Beim Rickerl saß stets eine wohl-

In dieser dicken Atmosphäre, in der fast kein Laut zu hören war, athmete man wohl eine gewisse Ruhe ein, aber keine erfrischende, sondern eine erstickende Ruhe.

Ich wandte meine Blicke der Stadt zu. Es schien fast, als glitten die Lichtstrahlen über dieselbe hinweg, ohne in sie hineinzudringen; ihre tausende von kleinen Thürmchen hatten nicht die Kraft, den dunklen Schleier, der sie einhüllte, gänzlich zu zerreißen. Indem ich noch aufmerksamer hinsah, bemerkte ich. wie aus ihrem Busen heraus eine endlose Zahl kleiner Rauchsäulen langsam zum Himmel aufstiegen, welche sich in der Luft verbreiteten, vermischten und, immer weiter emporsteigend, den schon dichten Schleier, der die Sonne verbarg, immer mehr verdichteten. Diese Rauchsäulen veranlassten mich, an die Wohnungen zu denken, welche sich unter ihnen befanden, und in einem Augenblick ward es nun klar in mir.

An diesen rauchenden Herdfeuern lebten zahlreiche Wesen, welche weder die abscheuliche Neugierde empfunden hatten, in die Straße hinabzukommen, um mich vorbeiziehen zu sehen, noch die, jetzt das Schafott zu umringen, um mich sterben zu sehen. Ich fühlte mich darob in tiefster Seele ergriffen.

Wie ein Himmelslicht durchfuhr auf einmal tiefste Dankbarkeit mein Herz — wie ein berauschender Balsam, und die wenig irdischen Wünsche, die mich bis jetzt noch an das Leben gefesselt hatten, verschwanden nun völlig.

„O du Volk von Madrid", rief ich, mich gegen die Stadt wendend, „ich danke dir! Ich danke dir, du großmüthiges und zartfühlendes Volk, dass du nicht herbeigekommen bist, um das Schauspiel meines schmachvollen Todes zu genießen! Was hättest du auch dabei gewonnen, wenn du die Todeszuckungen eines Unglücklichen mitangesehen hättest? „Du hast nicht gewollt, dass dieser fürchterliche Moment mir durch die Schande und Schmach der Öffentlichkeit noch schrecklicher würde! Du bist zu gut, um der Gehilfe eines Henkers zu sein! Wenn du gekommen wärest, wenn du mit raffinierter Grausamkeit meinen schmachvollen Tod mitangesehen hättest, so schwöre ich dir, dass bei deiner Heimkehr deine Blicke nicht so ruhig gewesen wären, wie sie es heute sind, und dass die Küsse deines Weibes und deiner Tochter dir nicht so süß erschienen wären. Der Anblick meiner Verzweiflung hätte deinem Herzen die Ruhe genommen, ja, hätte für Stunden deinen Seelenfrieden vergiftet! Du hast es vermocht, diese brutale, grausame Neugierde zu bekämpfen, welche dich sehr leicht hätte veranlassen können, Zeuge meines Todes zu sein, weil du es wohl begriffst, dass, indem du mich erniedrigtest, du dich selbst erniedrigen würdest. Du bist menschlich und barmherzig gewesen, du hast die Achtung gewahrt, welche du deinem eigenen Herzen schuldetest. Ich danke dir, edles Volk, ich danke dir! Möge der allmächtige Gott dich für dein gutes Werk belohnen!"

Ein Thränenstrom entstürzte bei diesen Worten meinen Augen; aber es waren süße Thränen, wie die der Dankbarkeit es stets sind. Ruhiger und muthiger setzte ich mich endlich auf die verhängnisvolle kleine Bank nieder und betrachtete unausgesetzt die Stadt, welche eben anfieng, den Nebel zu zerreißen, der sie umhüllte, und die Liebkosungen der Sonne in Empfang zu nehmen.

Eine rauhe Hand bemächtigte sich plötzlich meines Kopfes, ein Schleier bedeckte meine Augen, ich empfand einen starken Druck an der Kehle, und .... ich erwachte.

Mein Hemdkragen würgte mich in einer fürchterlichen Weise. Schnell riss ich den Knopf auf und versank von neuem in tiefen Schlaf.

* * *

Als unser Paar an der Theatercasse vorüberkam, fluchte dort ein alter Cavalier. Fünfzig Gulden hatte er für einen Platz geboten und der Cassenwart hatte, den Schalter schließend, für dieses schöne Angebot nichts als ein bedauerndes Achselzucken.

Drinnen rauschte schon die Musik. Als der Dichter in der Loge erschien, erhob sich ein mächtiger Applaus. Bald gieng der Vorhang auf. Lautlose Stille, schon die ersten Scenen fesselten. — Fräulein Rosa, auch genannt das Rosenfräulein, liebt einen Lieutenant und verlobt sich mit einem braven Kaufmanne. Der Lieutenant ist arm und will sie entführen, der Kaufmann ist reich und drängt zur Hochzeit. Fräulein Rosa fleht den Geliebten um Geduld an, um nur so viel Geduld, dass sie ruhig den Kaufmann heiraten könne. Man ist entzückt über die liebenswürdige Schalkheit, mit der sie den Galan foppt, und das Rothhöselein, der dummverschmitzte Bursche des Lieutenants, besorgt die Heiterkeit. — Schon nach dem ersten und zweiten Acte wird der Dichter stürmisch gerufen, er verneigt sich in seiner Loge. Frau Pauline ist selig. Nach dem dritten Acte wächst der Beifallssturm so gewaltig an, dass der Director den Dichter holt und auf die Bühne führt. Da fliegen Blumen, bunte Bänder und Kränze durch die Lüfte, das Freudengeschrei ist großartig und Frau Paulina, die glückliche Gattin des Gefeierten, schluchzt vor Wonne, als sie sieht, wie er, der als dünnes schwarzes Gestaltlein auf der Bühne steht und sich nach allen Seiten mit der nöthigen Ungeschicktheit eines Dichters verneigt, von Blumen und Rosen fast eingemauert wird. Die Logenthür geht sachte auf. — Der Director kommt, um auch mich auf die Bühne zu führen, das ist ihr erster Gedanke, statt dessen ist es aber ihr Stubenmädchen, welches auf vieles Suchen nach der Loge die Nachricht bringt, das Nickerl habe wieder die heftigen Krampfanfälle.

„Armes Kind!“ sagte Frau Paulina, „die Kindsfrau soll ihm nur Honigseim reichen, ich komme bald, um nachzusehen. Das Stück ist in einer halben Stunde zu Ende.“

Das Stubenmädchen entfernt sich wieder. Solche Tage, wie der heutige, kommen selten, dachte Frau Paulina, man muss sie genießen, das Kind werde ich noch pflegen und liebhaben genug.

Herr Rauschart kam nicht mehr in die Loge, blieb hinter den Coulissen, damit er am Schlusse sofort wieder auf die Bühne treten könne. Der letzte Act begann. — Die junge Kaufmannsfrau Rosa nimmt die Casse ihres Mannes und entflieht mit derselben in Begleitung ihres Lieutenants. Unter einer frivolen Verhöhnung des Kaufmannes schließt das Stück. — Während dieser Vorgänge waren im Publicum verschiedenartige Meinungsäußerungen laut geworden, als der Vorhang fiel, hub ein Händeklatschen an, das aber sofort durch lebhaftes Zischen stumm gemacht wurde, um nun einem schrecklichen Spectakel Platz zu machen. Man zischte, man pfiff, man trampelte, man trommelte mit Fäusten auf den Brüstungen, man rief: „Dummes Stück! Nichtswürdige Komödie! Wer untersteht sich, uns so etwas zu bieten!“ Das Geschrei war so ohrenzerreißend, dass von der Gasse Feuerwehrmänner hereineilten, in der Meinung, es sei ein Brand zu löschen. — Frau Pauline war zur Thüre hinausgestürzt und irrte in den Gängen umher. Als die Leute aus dem Theater drängten, wandte sie ihr Gesicht der Wand zu, dass man sie nicht erkenne. Endlich fand sie eine Nebenpforte, nur für Feuersgefahr hergerichtet, durch die sie entkommen konnte. Wie ein gehetztes Wild huschte sie hinter das Theatergebäude in finsterer Nacht, um ihrem Manne zu begegnen, sie fand ihn

gemuthe Kindswärterin, die dem Kinde kleine Geschichten vorlas, frohe Liedlein sang und von Stunde zu Stunde ein Silberlöffelchen voll Honigseim ihm zwischen die Lippen flößte. Die zarten Lippen waren schier rosenfarbig, — denn es gibt auch weiße Rosen. Aber manchmal nach den Anfällen des Krampfhustens lag es auf diesen Lippen wie kleine rothe Blütlein. Das Kind war in den letzten Tagen sehr brav geworden, es verlangte nicht mehr so aus dem Bette, es ließ die blaue Seidendecke ruhig auf sich liegen, sonst jedoch war es überaus aufgeweckt und wollte immer von dem „Rosenfräulein" hören, und wie das im Theater vorsichgehen werde.

Am Tage der Aufführung, als an allen Straßen die großen Plakate angeschlagen waren, in den Blumenhandlungen Sträuße und Kränze bestellt wurden, die Vornehmen der Stadt sich noch rissen um Plätze zum Festbankette, welches dem Dichter zu Ehren nach der Vorstellung gegeben werden sollte, als in den Zeitungsdruckereien schon die Besprechungen des neuen Stückes fertiggestellt wurden, so dass der morgige Tag noch ein größeres Ruhmesfest als der heutige zu werden versprach, trat Frau Paulina tiefbekümmert in das Zimmer ihres Mannes und begann vor ihm zu schluchzen.

Was das bedeute? Ob etwa gar die Aufführung verschoben sei? fragte Herr Rauschart erschrocken.

Davon habe sie nichts gehört. Aber es wäre vielleicht ein Glück, denn heute würde sie kaum ins Theater gehen können. Der Arzt habe zur Kindsfrau eine eigenthümliche Äußerung fallen gelassen. Der Abend sei ihr jedenfalls verdorben, und so wolle sie lieber daheim bleiben beim kranken Kinde.

„Beim kranken Kinde?" sagte Herr Rauschart. „Wenn Kinder, die im Winter husten, deshalb schon krank wären, da liefen wenig gesunde Kinder auf der Gasse herum."

„Meinst du, dass es nichts auf sich hat?"

„Natürlich nicht. Die Ärzte mit ihrer Wichtigthuerei und Angstmacherei! Es war überhaupt überflüssig, einen Arzt zu rufen."

„Du beruhigst mich, Mann."

„Wir wollen das Kind selber fragen."

Und als sie vor dem Bette der Kleinen standen, die aus dem schmalen Gesichtlein mit den großen Augen herschaute, und als sie fragten: „Wie geht es dir, Rickerl?" antwortete das Mädchen leise und traurig lächelnd: „Gut geht es mir."

„Nun also. Du bist ja unser liebes, kluges Kind", sprach Herr Rauschart, auf die Sackuhr blickend, es waren nur mehr eine Stunde und zwanzig Minuten bis zum Beginne der Vorstellung. „Sage einmal, Rickerl ... Siehe, deine liebe, gute Mama geht so gerne ins Theater, sage, ist es dir unangenehm? Dann wird sie zuhause bleiben."

„Mama soll ins Theater gehen", antwortete das Kind. „Es wird schön sein! Es wird so schön sein! Mama wird mir dann vom Rothhöselein erzählen, nicht wahr?"

„Ja sicher, mein Kind, wir werden dir alles erzählen und ein anderesmal wirst du auch dabei sein."

„Bitte", hauchte das Rickerl.

„Dann muss ich aber schnell ans Toilettemachen gehen", sagte Frau Paulina, „es ist die höchste Zeit." Ein Freudenroth blühte auf ihren Wangen und eine Stunde später trat sie in weißen Seiden und Hermelin gehüllt in das Zimmer des Kindes.

Die Kindsfrau deutete mit dem Finger: Stille! Sie schlummert jetzt! — Auf den Zehenspitzen huschte Frau Paulina davon, um bald nachher am Arme ihres Gatten die Treppe niederzurauschen zum harrenden Wagen.

gekommen, welche treue Theilnahme hatten für das schwere Familienunglück, das hier eingekehrt. Das schöne blasse Rickerl hatte die kleinen Händchen gekreuzt auf der Brust und war bedeckt mit weißen und rothen Rosen.

Herr Rauschart, als er so seinen Liebling wiedersah, that er einen dumpfen Schrei und unheimlich gellend lachte er auf: „Das Rosenfräulein!“

Im Abendgold.

Gedichte von Otto Sutermeister. *)

Mein Leben.

O junger Liebe süße Lust!
Du Gattenstolz, ihr Vaterwonnen —
Heil mir: noch in des Alten Brust
Rauscht ihr, ein nie versiegter Bronnen!

* * *

O Erdenleides bitt're Qual:
Du Trennungsschmerz, ihr dunklen Stunden —
Seid mir gesegnet tausendmal,
Dass ich auch euch, auch euch empfunden!

* * *

Was ich gejubelt, was gegrollt,
Was mir der Himmel auserlesen —
Nicht um der Erde ganzes Gold
Wollt' ich, dass es nicht mein gewesen.

Erbschaften.

Wir sind nie völlig unser; nie
Der eignen Thaten ganze Thäter;
Halb sind wir nur wir selbst, halb wie
Uns vorgebildet unsre Väter.
Ein jeder hat sein Ebenbild,
Ob zart und mild, ob rauh und wild
In einem Ahn aus fernsten Zeiten;
Und ob es war ein frommer Mann,
Oder ein Schalksknecht, ein Tyrann,
Es schwebt sein Geist ihm stets zur Seiten
Und raunt ihm, hier wie Engelston
Und dort, als krächzt' ein alter Rabe:
„Du bist mein Sohn, mein echter Sohn,
An dem ich Wohlgefallen habe!“

Geburtstags-Gedenken.

Da feiern sie mit Liebesgruß
Mich heut, und Wiegenfest-Geschenken;
Doch ich, o Mutter, Mutter, muss
In stillem Jubel dein gedenken!

Dein ist der Tag: Wohl hat dich hier
Mein irdisch Auge längst verloren;
Doch tief im Herzen wirst du mir
Mit jedem Jahre neu geboren.

Du bist schuld!

Dass ich gern in blaue
Mädchenaugen schaue,
Dran sind, Liebste, deine Augen schuld;
Weil die goldnen Wellen
Dir vom Haupte quellen,
Drum nur schenk' ich Blonden meine Huld.
Hätt' dein Kinn kein Grübchen,
Glaube sicher, Liebchen,
Nicht gefiele mir's an andern so;
Wenn von Rosenlippen
Mich verlangt zu nippen —
Darum machten deine mich so froh!

Mit Gott hab' ich gerungen.

Mit Gott hab' ich gerungen
Des Tages für und für:
Ich will von meinem Leben
Dir ja die Hälfte geben,
Nur lass mein Kind, o lass es mir!

*) Aus der neuen gleichnamigen Sammlung Sutermeisters. Frauenfeld. J. Huber 1891. Siehe Heimgarten Seite 557.

nicht, so eilte sie endlich laut weinend ihrer Wohnung zu.

Die Thüren derselben standen offen, in dem Zimmer hörte sie eine männliche Stimme, es war die des Hausarztes. Das Stubenmädchen kam der Frau schluchzend entgegen und mit dem Ausrufe: „Ach, gnädige Frau! ach, gnädige Frau!“ rang sie die Hände.

„Wisst ihr's schon?“ rief Frau Paulina, „ach, es ist eine schändliche Niederträchtigkeit!“

„Gehen Sie nur herein, gnädige Frau. Wie sie schön daliegt, gleich einem Engelein! Oh weh, das liebe Kind!“

„Was ist denn geschehen?“ fragte jetzt Frau Paulina.

Man führte sie vor das Bett des Kindes und hier lag, wie süß schlafend, nimmer hustend und nimmer lachend — das weiße Leichlein.

Frau Paulina schrie nicht auf, fiel auch nicht in eine Ohnmacht, einen Seufzerhauch that sie und eilte dann durch die lange Flucht der Zimmer. Im letzten, wo sie nicht mehr weiter konnte, sank sie händeringend zu Boden.

Das einzige Kind todt! Das Missgeschick im Theater war ausgelöscht, nach ihrem Manne schickte sie, dass er schnell nachhause komme. Der Bote kehrte mit der Nachricht zurück, Herr Rauschart sei nirgends zu finden und das Festbankett wäre abgesagt worden.

Frau Paulina warf ihren Mantel um und gieng hinaus auf die Straßen und Plätze, das erstemal in ihrem Leben bei eitler Nacht allein. Sie dachte an nichts, als ihren Mann zu suchen, zu begegnen; was sie zu ihm sagen würde, das wusste sie nicht — in ihrer Brust wüthete es arg. Ein Bekannter begegnete ihr — der Friseur, der wusste zu sagen, dass Herr Rauschart die Niedergasse entlang geeilt sei und auf Zurufe von Freunden keine Antwort gegeben habe. Die Niedergasse führte hinab zum Flusse.

Frau Paulina lief nun ebenfalls diese Gasse entlang; die Gegend wurde immer öder und düsterer und die wenigen Gaslaternen zeigten ärmliche Häuser mit ein paar Brotläden und Branntweinschänken. Durch die Glasthüre einer solchen forschte sie ganz unwillkürlich hinein, zerlumpte Männer und freche Dirnen trieben ihr Wesen im Dunstqualm, und im dunklen Winkel kauerte er, Glas um Glas in die Gurgel schüttend. Frau Paulina stürzte hinein und stand vor ihrem Manne.

Er wehrte ab: „Lass mich, ich will nichts mehr. Ich kann nicht mehr leben, ich kann nicht mehr! Die Schmach ist unerträglich. Sie sind meine Feinde, alle, alle, die ganze Stadt! Morgen Schadenfreude, Hohn, Schimpf in allen Blättern, in aller Leute Mund, oh, gräslich, gräslich!“ Die beiden Fäuste schlug er sich ins Gesicht.

Frau Paulina beugte sich auf den Kauernden nieder, legte auf seine Achsel ihre Hand und sagte fast ruhig: „Fritz, das alles ist nichts, das ist ein Spiel, der Erfolg wäre ein Spiel gewesen und der Misserfolg ist eins. Das vergeht wie Theaterschminke. — Fritz, ich weiß etwas anderes! — Unser Rickerl ist gestorben.“

Herr Rauschart ist nicht hinausgegangen zum Flusse. Der Schmerz hatte die Verzweiflung überwunden. Seinem Heim zu wandelte still und ernst das Ehepaar. Auf diesem kurzen Wege gieng in dem ruhmsüchtigen Dichter eine Veränderung vor, zu der andere eines halben enttäuschungsvollen Menschenlebens bedürfen. Mit allen Leidenschaften des Herzens nach Rauschgold gerungen und dieweilen das liebe Kind verloren . . .

Als sie in die Wohnung kamen, war diese belebt von Menschen. Aus derselben Stadt, welche vorher erbarmungslos wie ein Henker das Lustspiel gerichtet, waren nun Menschen

* * *

Nein, was ihr immer mir sagt von beglückendem Wissen und Können —
Glücklich im Innersten ist nur, wer im Innersten gut.

* * *

Das Wahre ist nicht wahr, bewirkt's ein Gutes nicht;
Das Schöne ist nicht schön, wenn's Hohn dem Guten spricht.
Sprecht Wissenschaft und Kunst von Zucht und Sitte frei,
Und wieder neu ersteht uralte Barbarei.

* * *

Keines Menschen Gewissen
Ist völlig heil und gesund;
Wen es nicht quält mit Bissen,
Dem schläft es nur zur Stund.

* * *

Es lassen sich zum höchsten Ziel
Nicht gleich die Menschen lenken:
Die einen haben's im Gefühl,
Die andern müssen's denken.

„Mundus vult decipi."

Vertraue nie ganz eines Mannes Wort,
Es kann sich schmählich wenden über Nacht:
Mit Abscheu sprach mir mancher schon vom Mord,
Und hat sich schließlich selber umgebracht.

* * *

Nicht reif ist noch, wer nur Regierens sich befleißt,
Und kindisch schwach nicht, wer demüthig Großes preist.
Nur seine Kleinheit zeigt, der klein das Große nennt,
Und nur das eigne Nichts, der da für nichts entbrennt.

* * *

Wer über andrer Edelmuth von Herzen noch sich freuen kann,
Ist, was er immer sonst noch sei, selbst auch noch kein verlorner Mann.

* * *

Ein Prediger sein schon durch sein Beispiel nur;
Sich Frieden suchen, Andern Frieden geben;
Zum Gotteshaus erheben die Natur,
Zum Gottesdienst sein ganzes Sein- und Streben;
Des Guten, Wahren, Schönen sein beflissen,
So ohne Furcht, wie ohne Falsch und List;
In Demuth doch sich hoch begnadet wissen —
O welch ein Segen solch ein Leben ist!

* * *

Die Feinde lieben heißt nicht: lieben Feindes Sünden,
Nicht: selbst dich geben preis und dich dem Feind verbünden.
Es heißt: das Unrecht nicht ihm thun, das er dir thut,
Besiegen seinen Hass durch deinen Edelmuth;
In ihm des Guten Trieb, den unterdrückten, schwachen,
Durch deines Beispiels Macht zum Leben neu entfachen.

* * *

Neue Münzen dürfen prägen
Große nur von Rechtes wegen:
In dem Staat die Majestäten,
In der Sprache die Poeten.

* * *

So ist die Welt voll Widerspruch
In ihren Thaten und Zügen:
Malt einer getreu sie in ein Buch,
So scheint er tüchtig zu lügen.

Dichten und Dichter.

Was aufzuhellen dem Verstand
Die Wissenschaft umsonst sich müht,
Das zaubert klar mit Feenhand
Die Poesie vor dein Gemüth.

Glosse.

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereignis —"
Selber der Feinheit
Dieser Bemerkung
Gibt Reim-Unreinheit
Neue Bestärkung.

Kosmos.

Ihr meint, der Kosmos, den ihr schaut, die Welt voll Harmonie,
Von selbst hat sie sich so erbaut, ein Zufall zeugte sie?
Dann haben auch zufällig einst die Lettern sich gefunden
Und aus dem Setzerkasten sich zu Goethes „Faust" verbunden.

Nun hat er doch genommen
Mir meines Lebens Zier;
In meines Herzens Jammer
Klag' ich aus stiller Kammer:
Was soll, o Gott, dies Leben mir?

Doch willst du, dass ich lebe,
So leb' ich völlig dir;
Zu meinem Kinde fahren
Werd' ich in kurzen Jahren,
Denn nimmer kommt es, ach! zu mir.

Aus dem alten Jahr.

Aus dem alten Jahr, aus dem alten Jahr
Klingt ein Lied ins neue hinein:
Das was ich dir war, das was ich dir war,
Wird keins mehr sein!

Wohl von vorne geht's, wohl von vorne geht's
Wieder an mit Lust und Leid,
Aber anders stets, aber anders stets
In Ewigkeit.

Wohl die Schwalbe singt, wohl die Schwalbe singt,
Wie sie immer sang zuvor;
Aber anders klingt, aber anders klingt
Es dir ins Ohr.

Wohl die Rose blüht, wohl die Rose blüht,
Ändert Kron' und Farbe nie;
Aber anders sieht, aber anders sieht
Dein Auge sie.

Jedes junge Jahr, jedes junge Jahr
Macht um eins dich älter schon,
Und das jüngste gar, und das jüngste gar
Trägt dich davon.

Aus dem alten Jahr, aus dem alten Jahr
Klingt ein Lied ins neue hinein:
Das was ich dir war, das was ich dir war,
Wird keins mehr sein!

* * *

Wer ohne jegliche Beschwer des Geistes freies Reich durchmisst,
Gilt darum noch bei Gott nicht mehr, als wer sein Brot mit Sorgen isst.
Die Schwielenhand des ruß'gen Manns, der sonnverbrannten Bauerndirn,
Sie steht in ihres Schöpfers Dienst, wie die gefurchte Denkerstirn.

* * *

Ein jeder Reiche, der sein Gut nicht mit dem braven Armen theilt,
Trägt Mitschuld an dem Riesenkampf, dem heut die Welt entgegeneilt.

* * *

Einmal im Jahr ein reichlich Gericht
Macht nur lüstern die Armen;
Lieber sorgt, dass sie hungern nicht
Und dass sie im Winter erwarmen.

Gleichmacher.

Ewig beneidet ein niedriger Sinn den höher Begabten,
Während ein höherer just sich an dem höchsten erbaut.
Großes erkennt nur, wer etwas vom Großen selber an sich hat;
Wenn nicht erhaben der Geist, rührt ihn Erhabenes nicht.

* * *

Mögt immer euch messen Haupt an Haupt,
Mögt euch auch widersprechen;
Nach Zweierlei trachten ist Brüdern erlaubt,
Nur Zwietracht ist ein Verbrechen.

Jugendleben.

Bildet nur immer die Jugend fürs Leben; aber vergesst nicht,
Dass sie vom Leben ja selbst auch schon ein köstliches Stück.
Nicht um der Herbstfrucht willen allein erschließt sich der Lenzflor,
Grade der duftigste ja blüht nur, um eben zu blühn.

* * *

Stets spricht — und daran erkennt ihr ihn bald —
Der Pedant in zweierlei Zungen:
Zu den Jungen spricht er, als wären sie alt,
Zu den Alten, alt wären sie Jungen.

Der Dutzend-Philologe.

Sechs Sprachen hat er gelernt und gelehrt,
Doch gesprochen nichts, was der Rede wert.

Christus.

Kleiner nur werden, je mehr ihr sie messet, die Großen der Erde;
Doch an des Göttlichen Geist scheitert der Messenden Maß.

Apostaten.

An tausendfält'gem Christenruhm
Gehn sie vorüber blind und stumm;
Doch schaffen Pfaffen oder Laien
Hier etwas schief, dort etwas krumm,
Gleich fangen alle an zu schreien:
Seht, seht da euer Christenthum!

Perfugium humanitatis.

Als verzehrt von niedrer Sinne Gluten,
Schwand der edlen Hellas Kunst und Ruhm,
Rettete den Kern des ewig Guten,
Ewig Schönen nur das Christenthum.

* * *

Wenn der Jetztzeit riesige Stoffgedanken
Münden einst in Sittenbarbarei,
Macht den Geist von aller Stoffe Schranken
Erst der Geist des Christenthumes frei.

Mein Lebensgang.

Von Hans Grasberger.*)

Ich erscheine als am 2. Mai 1836 geboren und getauft; nach mütterlichem Gedenken habe ich aber am 1. Mai an einem Sonntage das Licht der Welt erblickt. Dass ich Gras- und nicht Graßberger schreibe, beruht auf einer Weisung meines Vaters, der mir auch mittheilte, dass diese Grasberger einst ein Wappen geführt und die Werke im Thörlgraben besessen. Ich habe diesen abweichenden Angaben nie näher nachgeforscht. Dass ich mich bald nach den Studentenjahren Hans schrieb, langes Haar trug und nach einem weichen, breitkrempigen Hut griff, hat mir für längere Zeit die polizeiliche Aufmerksamkeit zugezogen. Mein Vater Josef war Weißgärber, ein Gewerbe, das damals, als man sich noch vorwiegend „irchen" gewandete, eine größere Bedeutung hatte als heutzutage; er hatte in Graz, in verschiedenen Klöstern, im Salzburgischen gearbeitet, ehe er sich in Obdach niederließ. Den Apotheker Grasberger in der salzburgischen Vorstadt Mülln bezeichnete er mir ausdrücklich als nahen Verwandten, den ich auf meiner ersten größeren Ferienwanderung 1854 ja aufsuchen sollte. Ich stellte mich diesem Herrn Onkel in seiner Officin auch vor, mit einem stolzen Zeugnis mich ausweisend; als derselbe aber, wie um mich auf die kürzeste Weise abzufertigen, in die Geldlade griff, zog ich mein Papier wieder an mich und sagte, kehrt machend: „So war's nicht gemeint!" Seither hab' ich mich um meine reicheren Verwandten nicht mehr gekümmert, wie auch sie nicht um mich. Um 1816 sollen meine Eltern geheiratet haben und nach Ob-

*) Der deutsch-österreichische Dichter Hans Grasberger ist im Verhältnisse zu seinen literarischen Leistungen bisher noch viel zu wenig bekannt. Er lebt in bescheidener Zurückgezogenheit in Wien und war erst nach wiederholten Einladungen zu bewegen, für den „Heimgarten" eine autobiographische Skizze zu schreiben. Nach unserer Meinung haben solche Selbstschilderungen einen größeren Wert, als fremde biographische Arbeiten, die zumeist nach zusammengestoppelten Notizen handwerksmäßig gemacht werden. Jeder weiß selbst am besten, was er erlebt hat, und der sich selbstkennende Schriftsteller wird uns in wenigen Zeilen über sich mehr sagen, als der Literarhistoriker in langen Aufsätzen, die oft sehr geistreich sein mögen, aber der Individualität entbehren, zu sagen pflegt. Würden bedeutende Charaktere also sich offen und redlich selbst beschreiben, es wäre für Literatur und Leser ein großer Gewinn. Die Red.

Geist.

Ihr glaubt an manchen großen Geist, der alle andern heut bezwingt,
Und an den heil'gen glaubt ihr nicht, der schon Jahrtausende umschlingt?
Und an den ew'gen glaubt ihr nicht, der alle Welt und Zeit durchdringt?

Consequenzen.

Gebt acht, so wird's in Bälde kommen:
Aufschreien wird die arme Herde:
„Ihr habt den Himmel uns genommen,
So gebt uns nun dafür die Erde!"

Wer weiß!

Blond war mein Haupt, als einst der Arzt verhieß: „Die Wende
Des Jahres naht und mit ihm, Freund, deines Lebens Ende."
Mein junges Herz erschrak; schon fühlt' ich Todesschweiß:
Krank war der Leib, doch stark sprach mir der Geist: Wer weiß!

Grau ist das Haupt mir heut und eine Stimme spricht:
„Ein Hügel, Pilger, naht, da drüber kommst du nicht."
Doch ruhig schlägt mir heut das Herz bei dem Verheiß;
Denn ob auch müd der Leib, stark spricht der Geist: Wer weiß!

* * *

Nicht weil vollkommen ich sei, erhoff' ich unsterblichen Lohn mir;
Nein, weil ich hier es nicht bin, hoff' ich und glaub' ich ein Dort.

Mein Weg geht weiter!

Da brichst du, der du tausendmal
Auf hohem Berg, im tiefen Thal
Mit mir gewandert auf und ab,
Du lieber, alter Wanderstab —
Da brichst du endlich mir entzwei
Und alles Wandern ist vorbei —
alles vorbei?
Dir, der so gedient mir hat,
Wie gönn' ich dir die Ruhestatt,
Mein freundlicher Begleiter —
Mein Weg geht weiter!

Einst brichst du, der so manches Jahr
In Glück und Freud, in Noth und Fahr
Mich treulich stets begleitet hat,
Mein Erdenleib, so müd und matt —
Einst brichst du endlich auch mir ein
Und alles soll zu Ende sein —
Zu Ende sein?
Dir, der so treu gedient mir hat,
Wie gönn' ich dir die Ruhestatt,
Mein freundlicher Begleiter —
Mein Weg geht weiter!

(Nach Pascal.)

Wie Poesie nur den bewegt,
Der Poesie selbst in sich trägt,
So fühlt auch Gottes Liebe nur,
Wer selber göttlicher Natur.

* * *

Wohl mancher Doctor der Theologie
Ist weiter von Gott entfernt,
Als viele, die ihr Lebtag nie
Den Katechismus gelernt.

Kirche.

Und kehrst du auch in hundert Tempel ein
Und in dein Herz nicht, wird's vergeblich sein.

* * *

Es läſst des Christen Sonntagspflicht
Sich in zwei Worte fassen:
Kann er erbauen selber nicht,
Muſs er erbauen sich lassen.

* * *

Er spricht: Von Glocken laſs ich nicht
Mich in die Kirche commandieren.
Jedoch zur Tafel macht den Wicht
Die Speiseglocke flugs marschieren.

Haus- und Seelenapotheke.

Zwar liebt ein Arzt nicht, daſs im Haus
Sich selber helfen auch die Kranken,
Und auch der Pfarrer möchte sich
Für Laienpredigten bedanken. —

Ich aber möcht' in keinem Haus,
Wo nur der Arzt curierte, leben;
Und auch die Seele möcht' ich nicht
Nur in die Cur dem Pfarrer geben.

---

denen nichts Böswilliges mitunterlief, wurden gelinde bestraft; wir bekamen kein gehässiges Wort gegen Welsche oder Andersgläubige zu hören und ich durfte — Verse machen, die an Prüfungstagen mitunter sogar herumgezeigt wurden, auch Liebesgedichte, „aber nicht früher, als bis ich wüßte, was Liebe sei".

In Klagenfurt beendete ich das Gymnasium, die Reife-Prüfung mit Auszeichnung bestehend. Einen Rückhalt fand ich da an dem studentenfreundlichen Hause des Stadtphysicus Dr. Adam Birnbacher, dessen edle Gattin mir in der Folge den Weg nach Wien bahnte. So kam ich auch zu Freitischen und Lectionen. Bücher über den Schulbedarf hinaus liehen mir Professor Karlmann Flor von St. Paul und der spätere Fürstbischof Peter Funder. Ich lernte das kärntnerische Volkslied kennen und lieben — daher so manche Anklänge daran in meinen mundartlichen Schriften.

Wien betrat ich am 3. October 1855. Ich hörte Jus ohne sonderlichen Herzensdrang, doch war ich kein schlechter Student und die theoretischen, die geschichtlichen Fächer hatten viel Reiz für mich. Freundliche Aufnahme fand ich in den Familien des Theehändlers Carl Trau, des Oberfinanzrathes v. Hausegger, des Directors v. Plenker, des Kaufmannes Franz Breither, der in der conservativen Welt eine hervorragende Rolle spielte, und anderer Gönner. Der Letztgenannte war ein Bruder des Lambrechter Geistlichen P. Rudolf, der mich getauft hatte; er vermittelte meine Theilnahme („gleichsam an seiner statt") an der österreichischen österlichen Pilgerfahrt nach Jerusalem 1859; er nahm meine Reisebriefe in sein Tagesblatt „Österr. Volksfreund" auf; er machte mich zum Mitarbeiter, ja selbst zum Leiter dieses Organes — ein Verhältnis, das über 1864 hinaus gedauert hat. Im Jahre 1859 erschienen auch meine ersten Gedichte, enthalten in dem von Wiener Studierenden herausgegebenen „Album zur Schillerfeier". Nach der Orientfahrt kam ich zunächst als Hofmeister und Concipient ins Haus des Advocaten Dr. Wolfgang Tremmel; aber ich schickte mich schlecht in die Kanzleipraxis, so dass ich bald lieber ganz der Tagesschriftstellerei angehörte. Ich hab' es demnach auch nicht völlig zum Doctor gebracht. 1865 und 1866 gehörte ich der Redaction der „Presse" an. Ich wollte heiraten, aber ehe es dazu kam, war ich wieder ohne Stelle. Dreimal hab' ich mich auf Grund meiner „Sonette aus dem Orient" und anderer schriftstellerischer Anläufe um ein Dichterstipendium beworben, aber vergebens. In den ersteren Monaten von 1867 beredete mich der mir wohlwollende Dichter Carl Beck zu einer gemeinschaftlichen Fahrt nach Italien. Das machte sich überraschend leicht; die Regierung gab mir als gewesenem „Volksfreund"-Redacteur einen Vorschuss von 300 fl. auf Berichte, die ich für die „Wiener Zeitung" schreiben sollte, und auch andere Blätter versprachen, ihre Spalten meinen Reisebriefen zu öffnen. Ich strebte denn auch bald weiter, als meinem Reisegefährten lieb war; ich trennte mich in Venedig, besah mir Bologna und Florenz, verweilte in Rom, drang nach Neapel vor und blieb sieben Monate aus.

Die zweite Romfahrt erfolgte schon im nächsten October; ich weilte über ein Jahr in der ewigen Stadt, schrieb für ein Halbdutzend deutscher Blätter und ließ mir's sauer werden. Nachdem ich so bereits die Centenar- und Canonisationsfeier, sowie die Garibaldinische Invasion miterlebt hatte, traf ich daselbst zum drittenmal, und zwar als Concilsberichterstatter der „Presse" ein. Auch das war ein anstrengender und heikler Dienst. Im Jahre des Krachs und der Wiener Weltausstellung war ich neun Monate lang in Italien, und anlässlich der slavischen Pilger-

dach gezogen sein. Sie hatten daselbst ein bürgerliches Anwesen und ist mir als dasselbe das heutige Nagelschmiedhaus am Bach bezeichnet worden. Feuer- und Wasserschäden sollen sie aber um ihre Habe gebracht haben, so dass sie früh verarmten, ihre Selbständigkeit verloren und „Einwohnerleute“ wurden. Fortan brachte sich der Vater als Anstreicher, Aushilfsarbeiter, Taglöhner fort; dass er aber gelegentlich auch Heiligenbilder auf Glas malte, derlei Glasbilder ausbesserte, dass von ihm noch heute ein Herz Jesu-Aquarell vorhanden ist und dass er als Erzähler oder „Lügner“ da und dort die langen Winterabende verkürzte, wie er auch Schützenscheiben und Transparente fertigte, das darf vielleicht nicht unerwähnt bleiben. Er mag an die 60 Jahre alt geworden sein; ich erfuhr seinen Tod am Ausgange meiner Studienzeit in Wien. Meine Mutter Anna war eine geborene Reinerin; sie hatte beim Patrimonialgericht Authal auf dem Murboden ein kleines Erbe zu erheben und blieb trotz vieler Wanderungen dahin der Meinung, dass sie nie völlig zu dem gelangt sei, was ihr gebührte. Sie starb mit 92, ihrer eigenen Aussage nach mit 94 Jahren. Noch als Achtzigjährige ließ sie die Nadel nicht rasten, Bettdecken abstoppend nach Zieraten, die sie sich selbst mit der Kreide auf den Stoff vorgezeichnet hatte. Sie war arbeitsam, frohmuthig, gern gelitten, redegewandt, und ihre Laune, ihr Witz hat selbst in ihrem hohen Alter nicht versagt. Wenn ich Mundartliches dichtete, achtete ich im Geiste immer auf Sang und Klang und Ausdrucksweise meines lieben Mütterchens, das eben nur zur Noth Gedrucktes lesen konnte. Von zehn Kindern war ich das vorletzte; der ältere, Alois, ist 1849 in Italien, der jüngere, Romuald oder Roman, 1866 bei Chlum gefallen; von den übrigen Geschwistern habe ich keine Erinnerung.

Als Knabe trieb ich mich lieber beim „Pirner-Bäcken“, meinem Pathen, als daheim herum, obwohl ich mit der Mutter oft auch in den Wald „Holz klauben“ gieng. Halterbub war ich in den Vacanzen. Die Trivial-Schule behielt mich länger als nöthig; im „Ehrenbuch“ stand ich obenan; der Cooperator P. Meinrad lieh mir Bücher, und die Rittergeschichten von Cramer, Spieß und Lafontaine verschaffte ich mir um Ministrantengroschen aus dem nahen Judenburg. Der musikeifrige Schulmeister Franz Swoboda lehrte mich, wie andere Kinder, singen, Triangel- und Tschinellenschlagen und auch Waldhornblasen, so dass ich anno 1848 und 1849 mit Rudolf Falb in der „Banda“ der Obdacher Nationalgarde meinen Mann stellen konnte.

An einem Octobertage 1849, da gerade im Ort ein Kalb mit drei Hörnern zu sehen war, bestiegen ich, der ältere, und Falb das Steirerwagerl, das uns unter dem Schutze des guten dicken Herrn Schulmeisters als Sängerknaben ins Benedictinerstift St. Lambrecht brachte. Nun, als Sänger und Musiker leistete ich wohl wenig — „unsicher im Treffen, gemüthlos im Vortrage“; aber das Studieren machte mir so wenig Schwierigkeiten, dass mir meine geistlichen Lehrer beispielsweise in einem Jahre über die dritte, vierte und fünfte Schule hinweghelfen konnten. Nach vierjährigem Aufenthalte im Kloster konnte ich in Klagenfurt die Aufnahmsprüfung für die siebente Lateinschule bestehen. Die Convictszeit ist mir ein lichtes, freundliches Erinnerungsgut; Lehrern wie P. Odilo und P. Justus zolle ich dankbares Gedenken; Conrad von Forcher, Landesgerichtsrath Iberer, P. Benno, jetzt Hofmeister des Stiftes, sind mir seither Freunde geblieben; wir Convictsjungen hatten unser eigenes Papiergeld (§ 1 „Die Bank ist eine — Republik“), unsere Fehden, Fehmen und Gastereien; tolle Streiche, bei

Etwas vom Buchmacher-Handwerk.

Zweimal sucht der gewissenhafte Leser nach, ob es im Titel nicht Tuchmacher-Handwerk heißen soll. Nein, es heißt Buchmacher-Handwerk und hat damit seine Richtigkeit. In Deutschland und Deutschösterreich sollen alljährlich an 14.000 Bücher gemacht werden, heißt es; nehmen wir an, dass jedes im Durchschnitte in einer Auflage von 500 Exemplaren erscheint, so wären das sieben Millionen Stück Bücher. Das ist viel. Aber, lieber Freund, Hüte, Hemden und Stiefel werden noch weit mehr gemacht des Jahres! Und das Buch ist doch ein Bedürfnis geworden, so gut wie das Taschenmesser, die Stahlfeder, die Augengläser u. s. w.

Es gibt zwar auch Bücher, die nicht gemacht werden, sondern die vielmehr entstehen, wachsen, Werke der Schöpfung sind wie eine Blume, wie ein Vogel, wie ein Löwe. Das sind die Werke der Dichter, von diesen soll hier eigentlich die Rede nicht sein. Die literarischen Dilettanten, die Dichterlinge aber — und solcher gibt es in Deutschland allein gegenwärtig mindestens 12.000! — müssen wir schon miteinbeziehen in die Gilde, von der hier die Rede sein soll. Sie gehören, soferne sie Bücher schreiben und drucken lassen (zumeist hauptsächlich zu dem Zwecke, um sich Geld zu verdienen) zum Buchmacher-Handwerk. Und gerade diese Meister, Gesellen und Lehrlinge wird es außerordentlich interessieren, wenn wir sagen, dass ein Buch erschienen ist, in welchem man das Büchermachen lernen kann, und zwar lernen vom ersten Federstriche an bis zum verkauften Exemplar. Dieses Lehrbuch heißt: „Das Buch. Technik und Praxis der Schriftstellerei. Handbuch für Autoren von J. H. Wehle". (Wien. A. Hartleben.) In demselben wird genau vorgeschrieben, wie man die Gedanken zu formulieren, die Verse zu schmieden, die Romane zuzuschneiden, die Dramen zu bauen hat; es wird dargethan, wie das Manuscript beschaffen sein muss, wie man einen Verleger sucht, mit demselben und mit der Buchdruckerei verkehrt. Dann folgen Instructionen über das Geschäftliche des Verlegers, des Büchermarktes, und als Anhang die bestehenden Reichsgesetze und Verträge für die literarische Productian.

Zwei Capitel stibitzen wir aus dem Buche heraus (der Verleger erlaubt's schon!), und zwar solche, die auch für wirkliche Schriftsteller und Dichter passen und unsere literaturbeflissenen Leser und Leserinnen recht interessieren werden.

Der Verkehr mit dem Verleger.

Ein Buchwerk entsteht entweder durch eine vom Verleger angeregte Idee oder infolge des schöpferischen Gedankens des Autors. Im ersteren Falle ist es der Verleger, der anregend und befruchtend auf den Autor einwirkt. Er findet, dass irgend ein Werk einem Bedürfnis entgegenkomme, oder dass ein specieller Verlagsartikel günstige Absatz-Chancen verspreche. Er sucht dann in schriftstellerischen Kreisen nach dem Mann zu der Idee, nach jenem Autor, dessen literarische Individualität sich zur Ausführung des Werkes am besten eignet, oder wenn es ein Sammelwerk ist, jene Fachmänner, deren Fähigkeiten und Kenntnisse gediegene und zweckentsprechende Durchführung des Werkes verbürgen. In diesem Falle ist es meistens der Verleger, welcher

fahrt sah ich die Siebenhügelstadt wieder.

Dies meine italienischen Wanderjahre. Die freie Zeit widmete ich Kunststudien; zunächst hatte mir's die Malerei, sodann die Architektur, und zuletzt erst die Plastik angethan. Mit Künstlern verkehrte ich viel und gern, in den Ateliers war ich wohl gelitten, aber das ungebundene Leben machte ich nur wenig mit, denn ich hatte mein Herz in Wien zurückgelassen; es gehörte einer selbständigen Frau, die nach der Wanderschaft mir eine sorgsame Hauswirtin geworden und trotz allem Wandel eine edle Freundin geblieben ist bis zu ihrem letzten Athemzuge. In Rom begann ich meine Nachdichtungen der „Rime di Michelangelo", von Franz Liszt ermuthigt und unterstützt.

1871 war ich überflüssiger Kriegscorrespondent der „Presse"; ich sollte mich nämlich ausschließlich auf deutschem Boden herumtreiben. 1873 erschien mein „Carneval der Liebe" — der naive Mensch hatte ja doch auch schon manchen Tiefblick ins gesellschaftliche Leben gethan. Ich hatte nun als Kunstreferent und Feuilletonredacteur der „Presse" einen ruhigen Dienst. Da mir aber die nationale Bedrängnis nicht gleichgiltig bleiben konnte, verließ ich das genannte Blatt im Jahre 1883, als Kunstreferent bei der „Deutschen Zeitung" eintretend. An förderlichem Umgang hat es mir in Wien nie gefehlt; Ferd. Kürnberger, Friedr. Uhl, C. Oberleitner, Ludwig Speidel, Carl v. Thaler und in früherer Zeit der Componist Winterberger, der Dramatiker Schneegans, die „Wartburg-Brüder" u. A. haben mit mir verkehrt. Deutschland habe ich zumal auf verschiedenen Ausstellungsfahrten kennen gelernt. Was jetzt noch mein Leben verschönt oder erfreut, gehört nicht hieher.

An die fünfzehn Jahre hatte ich die heimatlichen Berge nicht wiedergesehen. Als in den Ferienmonaten 1876 Steirisches, Kärntnerisches mir aufs neue traut zu Ohren klang, kam etwas zum Durchbruch, das ich in mir gar nicht vermuthet hatte — meine Dialectpoesie, ein Tribut, den ich der lieben Heimat zollte! Und auf diesem Gebiete ist mir Roseggers Zuspruch zustatten gekommen.

Ähnlich wollen alle meine Schriften aufgefasst sein: als Dank an das Leben, soweit es mich berührt hat, als Dank an den Boden, darauf ich Gastfreundschaft gefunden. Die „Sonette aus dem Orient", die Novellen „Aus der ewigen Stadt", die Geschichten „Auf heimatlichem Boden" sprechen dies klar und offen aus. Anderes begreift sich unschwer daraus, dass meine Denkweise mehr geschichtlich als philosophisch, meine Anschauung mehr realistisch als idealistisch und mein Wesen mehr hingebend als selbstsüchtig, mehr beschaulich als thätig ist. Ob, was das Pult birgt, bei meinen Lebzeiten noch ans Tageslicht gelangen kann, weiß ich nicht. Ich darf mich eines arbeitsamen Lebens rühmen, sowie auch, meinen Namen nie feilgeboten oder preisgegeben zu haben. Das Übrige steht in Gottes Hand.

dieselbe bilden läſst. Schriftsteller, die sich bereits einen literarischen Namen erworben, sind meistens von dieser Aufgabe befreit, denn die Flagge deckt in diesem Falle die Ware, man nimmt im vorhinein an, daſs ihr neues Product auf der Höhe des bisher Geleisteten sich erhalten oder diese noch überflügeln werde, oder man rechnet mit dem Kreis von Freunden und Verehrern, den sie sich bereits erwarben. Aber ein homo novus — und für diese ist dieser Aufsatz vorzüglich geschrieben — muſs seine literarischen Sporen erst verdienen. Er muſs etwas vorlegen, woraus zum mindesten der Plan des Werkes ersichtlich ist. Und selbst das genügt nicht in allen Fällen. Der Verleger wird meistens verlangen, daſs ihm nebst dem Inhaltsverzeichnis wenigstens ein Theil des Manuscripts übergeben werde.

Wo es die Natur des Verlegers erfordert, also namentlich dort, wo es sich um wissenschaftliche Verlagswerke handelt, wird der Verleger eine Anzahl Fachmänner um sich gesammelt haben, welche als Consulenten fungieren. Ihnen wird in diesem Falle der Verleger die angebotenen Manuscripte zuerst zuweisen, und da, wo er in der speciellen Sphäre keine Kenntnisse besitzt, sich nach deren Gutachten richten. Dasselbe wird auch dann eintreten müssen, wo der Verlagsartikel so viele sind, daſs der Chef aus Mangel an Zeit die eingelaufenen Manuscripte nicht bewältigen kann. Ob die Prüfung in der einen oder andern Weise geschieht, immer wird es dem Interesse des Autors förderlich sein, wenn der Leser des Manuscripts in der Lage ist, sich schnell zu orientieren.

Der Verleger stellt die Anforderung an den Autor, so schnell als möglich in das Wesen des Werkes eindringen zu können. Er will wissen, was behandelt wird, wie es behandelt wird und welchen Umfang das Buch haben soll. Das Ganze vom Anfang bis zum Ende durchzulesen, dazu hat er kaum Zeit, der vielbeschäftigte Verleger gewiſs nicht. Darum wird er zuerst nach der Vorrede greifen in der Voraussetzung, daſs diese den Standpunkt des Autors und den Zweck des Buches klarlege, sodann nach dem Inhaltsverzeichnisse, um den Inhalt des Werkes kennen zu lernen. Zugleich gibt ihm dies einen beiläufigen Überblick über den Umfang, indem er ein Capitel als Durchschnittsmaß annimmt. Um sich über die Form der Behandlung zu unterrichten, wird der Verleger Stichproben machen. Er wird ein oder das andere Capitel lesen und nach einzelnen Theilen auf das Ganze schließen. — Ein besonderes Interesse wird er dem Titel widmen, denn dieser wird als ein wichtiger Factor des Werkes betrachtet. Der Ausspruch: „Der Titel verkauft das Buch“ stammt von einem der hervorragendsten Buchhändler, von dem Gründer der „Gartenlaube“, Ernst Keil, also von einem Manne, der sein Geschäft gründlich verstanden.

Wenn Titel, Inhalt, Umfang, Anlage u. s. w. den Beifall des Verlegers finden, wenn er sich durch Stichproben überzeugt hat, daſs auch die stilistische Form dem Werke entsprechend ist, dann erklärt er seine Bereitwilligkeit, den Verlag zu übernehmen, und es folgen dann die Verhandlungen über die Modalitäten der Ausführung.

Der directe Verkehr, die persönliche Berührung zwischen Autor und Verleger wird hier am schnellsten zur Einigung führen. Wo diese wegen räumlicher Entfernung nicht möglich, da wickelt sich die Sache langsamer ab. Die Schwierigkeit beginnt für den Autor schon beim ersten Schritt, beim Aufsuchen des Verlegers. Es ist wohl wahr, daſs im allgemeinen die Willigkeit der Verleger ganz außer allem Verhältnis steht zur Aufnahmsfähigkeit des deutschen Lesepublicums. Aber das ist für den unbekannten Autor nur ein theoretischer Trost. Irgendwo

in mehr oder weniger bestimmten Umrissen den Plan des Ganzen aufstellt, den Umfang festsetzt u. s. w. Der Autor ist dann in der angenehmen Lage, sich ausschließlich seiner schriftstellerischen Aufgabe widmen zu können. Alles andere bestimmt der Verleger allein oder in gemeinsamer Berathung mit dem Autor. Dem letzteren kommt hierbei die reiche Erfahrung des Verlegers zugute, der ihm die einzuhaltende Richtschnur angibt und im vorhinein die Mängel bezeichnet, welche bei der Ausführung zu vermeiden sind.

Anders ist es, wenn die Idee vom Autor ausgeht. Er empfindet das Bedürfnis, dem Publicum oder einem speciellen Kreise desselben, den Fachgenossen, Schülern u. s. w. irgend etwas mitzutheilen, sei es eine Schöpfung seiner Phantasie, eine neue Erfindung oder Entdeckung, die gesammelten Erfahrungen auf einem speciellen Gebiete der Industrie, der Wissenschaft u. s. w. Das Ganze ist in seinem Kopfe fertig und braucht nur zu Papier gebracht zu werden. Aber um sein Werk dem Publicum zugänglich zu machen, bedarf er eines Mittelmannes. Mit dem Drucken allein ist es nicht gethan. Gegen entsprechende Bezahlung übernimmt wohl jede Druckerei die Herstellung der gewünschten Auflage. Aber dann ist das Werk nur vervielfältigt, nicht in Verkauf gebracht. Wenn er auch den Druck aus eigenen Mitteln bestreiten wollte, ist er noch immer zum Zweck des Vertriebes auf die Vermittlung des Verlegers angewiesen, der das besitzt, was ihm und dem Drucker fehlt, den Vertriebsapparat. Also selbst dann, wenn der Autor das Risico des Verlagsgeschäftes auf sich nimmt, wenn er die Kosten des Druckes bestreitet, wird er der Hilfeleistung des Verlegers nicht entrathen können. Die Theilung der Arbeit hat sich auch auf dem Gebiete der literarischen Production als vortheilhaft für alle Theile erwiesen, namentlich aber für den Autor, der dadurch die Sorge um den Vertrieb und das Risico der Herstellung auf den Verleger überträgt.

Es entsteht nun die Frage, ob der Autor, sobald er die Idee zur Herausgabe eines Werkes gefasst, sofort mit dem Verleger in Verkehr treten soll? Wenn er am Sitze des Verlegers wohnt und mit demselben in geschäftlicher oder geselliger Verbindung steht, dann kann eine solche gesprächsweise Erwähnung keinesfalls schaden. Der Verleger wird ihn dann aufmuntern, die Idee detaillierter auszuarbeiten, oder er wird ihn abmahnen, oder er wird sich das Urtheil vorbehalten, bis ihm ein übersichtlicher Plan des ganzen Werkes vorliegt.

Und dies ist die wahrscheinlichste Eventualität. Denn mit der bloßen Idee weiß der Verleger in vielen Fällen nichts anzufangen. Es ist dies umso begreiflicher, als bei der hohen Entwickelung der literarischen Production, bei der großen Masse von Büchern, die jährlich erscheinen, eine neue Idee selten ist. Meistens wird es sich um die Verbesserung von etwas schon Vorhandenem, um die Adaptierung für neue Kreise handeln. Denn die gegebenen Elemente, auf welchen jedwede schriftstellerische Leistung beruht, sind zweierlei Art, entweder solche, welche allen Menschen zugänglich sind, welche sozusagen auf der Straße liegen, also das menschliche Gemüth, der Verstand, das Walten der Naturkräfte. Das ist das Feld, auf welchem sich Dichter und Philosophen unsterblichen Ruhm erwerben können. Oder specielle Kenntnisse, welche nur durch ausdauernden Fleiß, durch Mühen und Gefahren zu erlangen sind, das sind die wissenschaftlichen Entdeckungen und Forschungen.

Von beiden Seiten gilt dasselbe. Die neue Schöpfung der Phantasie oder das neue philosophische System, die letzte wissenschaftliche Forschung oder technische Erfindung muss fertig vorliegen, bevor sich ein Urtheil über

der einmal festgesetzten Auflageziffer insoferne gebunden, als er sie ohne Wissen und Einwilligung des Autors nicht überschreiten darf. Es wird wohl hie und da von Beispielen gesprochen, dass manche Verleger in diesem Punkte ein weites Gewissen haben und ohne Wissen des Autors höhere Auflagen drucken. Doch werden sich in den meisten Fällen solche Verdächtigungen auf überspannte Autoren-Eitelkeit zurückführen lassen.

Der Umfang des Werkes und der Ablieferungstermin für das Manuscript werden am ehesten Anlass zu Differenzen zwischen Autor und Verleger bieten. Es ist hier der Punkt, in welchem die schriftstellerische Production mit den Anforderungen der kaufmännischen Ordnung in Zwiespalt kommen kann. Das Gebilde des Geistes ist nicht messbar wie der Faden am Webstuhl. Das geistige Product kann nicht abgeschnitten werden wie eine Bandrolle. Wenn also das Manuscript den ursprünglich bestimmten Umfang nicht einhält, wenn das Werk das Maximum der Druckbogen übersteigt, so muss nicht immer böser Wille des Autors angenommen werden. Auch dann nicht, wenn der Autor den Ablieferungstermin nicht pünktlich einhält. In gar vielen Fällen ist der Autor an der unfreiwilligen Verzögerung ganz unschuldig. Die angebliche Faulheit eines Schriftstellers ist häufig nichts anderes als ein momentanes Versiegen seiner Schaffenskraft. Hier sollte der Verleger billig Rücksicht nehmen, dass die schriftstellerische Thätigkeit keine mechanische ist. Der Autor wieder soll keine Verpflichtung übernehmen, welche er nicht unter allen Umständen zu erfüllen vermag. Jeder sollte trachten, sich auf des anderen Standpunkt zu versetzen, und diese gegenseitige Kenntnis der eigenthümlichen Bedingungen des Schaffens und des Betriebes wird am ehesten die Verständigung erleichtern.

Was die dem Autor zugesprochenen Frei-Exemplare betrifft, wird diese Gepflogenheit, wenn sie in größerem Maße gefordert wird, von Seite des Verlegers als eine Last betrachtet. Er findet es unbillig, dass der Autor dem Verleger durch Verschenken der Exemplare Concurrenz mache. Die Dedications-Exemplare sind vom verlegerischen Standpunkt ein Missbrauch, dessen Beseitigung anzustreben wäre.

Mit der Ausfertigung des Verlags-Contractes ist das Werk aus dem Stadium des Projectes in jenes der Ausführung getreten. Der Autor hat — soferne er nur einen Theil des Manuscripts vorgelegt — das Fehlende bis zur bestimmten Frist zu ergänzen und an den Verleger abzuliefern. Dieser hat mittlerweile für die Drucklegung, durch Vereinbarung mit einem Drucker, Sorge getragen. Wenn er selbst Druckereibesitzer ist, entfällt natürlich diese Nothwendigkeit, und dem Verleger bleibt nur die Aufgabe, die nothwendige Quantität Papier aus der Fabrik zu bestellen. Die Herstellung des Buches kann beginnen.

Das Recensions-Exemplar.

Wir sind über das Stadium der Herstellung des Buches hinaus. Die letzten Correcturen sind vom Autor erledigt, die Bogen gelangen der Reihe nach in die Maschine, fein säuberlich geglättet kommen sie nacheinander in die Hand des Buchbinders, der sie falzt, broschiert, bindet und schließlich — gar manche harte Nuss hat der Verleger in dieser letzten Zeit noch zu knacken gehabt — liegt das Buch vor uns!

Das Erscheinen des Werkes ist schon während des Druckes in den Buchhändler-Organen angezeigt gewesen, hunderte und tausende von Zetteln sind eingelaufen, die Expedition der Exemplare ist durchgeführt, das Werk gehört der Öffentlichkeit an. Der junge Autor eilt von einem Buchladen zum anderen, späht ängstlich darnach, ob gewiss nur überall

in den deutschen Gauen existiert gewiss der gefällige Mann, welcher bereit ist, gerade solche Werke zu drucken, wie er eben eines fertig gebracht. Aber wie diesen einen Richtigen unter den etwa 1500 Verlagsfirmen herausfinden? Es wird dem Anfänger in den meisten Fällen die Mühe einer directen Umfrage nicht erspart bleiben.

Für den schriftlichen Verkehr mit dem Verleger gilt natürlich derselbe Grundsatz wie für den mündlichen, nämlich Klarheit in der Auseinandersetzung des Verlagsprojectes. Der erste Brief wird nebst der Anfrage eine Skizze des Werkes enthalten. Das genügt in den meisten Fällen für den Verleger, um sich ein Urtheil zu bilden, ob das Werk für ihn passe oder nicht. Der erste Eindruck, den der Vorschlag auf ihn macht, ist gar oft entscheidend für das weitere Schicksal des Verlagsobjectes. Wenn der Verleger — um uns eines Börsenausdruckes zu bedienen — „Meinung" hat, das heißt, wenn er eine günstige Meinung für ein ihm entwickeltes Project gefasst hat und im Principe das Werk zu verlegen geneigt ist, so hat der Autor leichtes Spiel. Denn „Meinung haben" ist die Hauptsache, die Übereinstimmung in den Nebenfragen wird dann schnell erzielt. In diesem letzten Falle erbittet sich der Verleger die Zusendung des vollständigen Manuscripts und die Mittheilung der Bedingungen des Autors. Im entgegengesetzten Falle, das heißt, wenn der Verleger principiell nichts mit dem speciellen Verlagsobject zu thun haben will, erfolgt die Ablehnung mit oder ohne Angabe der Gründe, und in mehr oder weniger gefälliger Form. Die einen pflegen die bittere Pille mehr zu verzuckern, die anderen weniger. Der Effect ist immer der nämliche, und ein erfahrener Autor wird auf solche Äußerlichkeiten nicht mehr Wert legen, als sie verdienen. Was er vom Verleger mit Recht beanspruchen darf, ist eine prompte Antwort, also ein kurzes ja oder nein, und zwar so schnell als möglich. Ein Verzögern der Antwort um Wochen oder gar Monate ist entschieden eine Unbilligkeit, die aber, wie wir sofort hinzufügen wollen, sehr selten vorzukommen pflegt. Selbstverständlich ist es auch, dass der Verleger ein ihm zugesendetes Manuscript mit der gebührenden Pietät behandeln soll. In dieser Beziehung ist die kaufmännische Anschauung des Verlegers nur geeignet, den Autor über das Schicksal seines Manuscripts zu beruhigen. Dem Verleger bedeutet Manuscript Ware, aber eine ihm anvertraute Ware, er wird daher Sorge tragen, dass es dem rechtmäßigen Eigenthümer vollkommen und sicher gewahrt bleibe.

Recapitulieren wir nun die gegenseitigen Rechte und Pflichten im Verkehr zwischen Verleger und Autor, so finden wir, dass sie sich in zwei Worten erschöpfen lassen: Klarheit und Schnelligkeit. Der Autor soll sein Vorhaben kurz und klar vortragen, der Verleger soll so schnell als möglich antworten. Damit ist beiden Theilen gedient.

Die mündlichen oder schriftlichen Unterhandlungen zwischen Verleger und Autor finden ihren Abschluss in einem mündlichen oder schriftlichen Verlagscontract. Im wesentlichen wird ein solches Übereinkommen folgende Punkte enthalten:

1. Das Honorar für den Autor, für die ersten und für die eventuell folgenden Auflagen.
2. Den Umfang des Werkes.
3. Die Höhe der Auflage.
4. Die Höhe der Frei-Exemplare für den Autor.
5. Die präcise Beschreibung der vom Verleger erworbenen Rechte.
6. Den Termin für die Ablieferung des Manuscripts.

Was die Höhe der Auflage betrifft, so ist die Bestimmung derselben Sache des Verlegers; der letztere ist selbstverständlich an die Einhaltung

Zeitungen von bedeutendem Nutzen. Ein anderer Fall ist es, wenn die Blätter aus Lässigkeit oder Gewohnheit keine Besprechungen schreiben, und für diese hat der mit allen Factoren rechnende Verleger eine Abhilfe. Er legt dem Recensions-Exemplar außer dem obligaten geschriebenen oder gedruckten Begleitbrief ein kleines Resumé bei, eine Art Prospect des Werkes, der den Inhalt und die Tendenz verräth, mit einem mehr oder minder bescheidenen Lobe des Verfassers und Verlegers Erwähnung thut und den Redacteur der Pflicht überhebt, das Buch auch nur lesen zu müssen. Es ist dies meistens nur bei kleineren Blättern der Fall, doch hat sich der Verfasser erzählen lassen, dass auch größere und größte Blätter dem „einstimmigen" Urtheile des Verlegers vollinhaltlich beipflichten.

Doch kehren wir zu den Recensions-Exemplaren zurück, da wir ja nicht alle Leidensstationen derselben aufgezählt haben. Es kann geschehen, dass schon der erste Schritt des Buches in die Öffentlichkeit ein verhängnisvoller ist. Das betreffende Paket kann z. B. auf der Post in Verlust gerathen. Erfahrene Verleger wissen auch hiervon zu erzählen. Ja selbst in der Redaction sitzen manch liebenswürdige Literaturfreunde, die ohne große Gewissensscrupel die einlangenden Exemplare einstecken, bevor sie der betreffende Redacteur zu Gesicht bekommt. Auch die Zeitereignisse sind so häufig der Bücherkritik nicht günstig; die Fülle des politischen Stoffes verschuldet, dass bereits geschriebene und gesetzte Recensionen erst verspätet zum Abdruck gelangen. Kurz, an allen Seiten und Enden drohen Gefahren, so dass man an der ganzen Organisation der Kritik verzweifeln möchte. Aber dieses deprimierende Gefühl erhält man nur, wenn man die Sache vom individuellen Standpunkte auffasst und das Getriebe aus zu großer Nähe betrachtet. Stellt man sich in eine gewisse Entfernung und ist man mit seiner eigenen werten Person außer dem Spiele, dann wird man finden, dass im großen und ganzen die Einrichtung ziemlich zweckmäßig ist und dass namentlich interessante Bücher und solche, die mit der Tagesliteratur in Beziehung stehen, kaum in Gefahr sind, von der Zeitungskritik todtgeschwiegen zu werden. Dass die Literatur freilich ein Aschenbrödel der Tagespresse ist, lässt sich nicht wegleugnen und finden wir eher hundert Notizen über die Gastspiele des Mimen Schmierer in Hotzenplotz, als eine eingehende Besprechung eines bahnbrechenden Werkes. Gott besser's!

---

sein Buch recht günstig ausgestellt ist, besucht — wenn er unbekannt genug ist, um es riskieren zu können — wohl selbst eine Buchhandlung, um sich — selbstverständlich lobend — über das großartige neue Werk aussprechen zu können und erlebt gar manche heimliche Freude, da der Sortimenter politisch genug ist, jedes Buch jedem Reflectanten gegenüber zu loben. Er blickt täglich in die Zeitung, ob nicht an leitender Stelle oder im Feuilleton in flammenden Worten auf das epochemachende Werk hingewiesen ist. Er ist imstande, einen ganz unbekannten Menschen im Geiste zu segnen, der zufällig mit seinem Buche in der Hand die Straße betritt — kurz, er befindet sich in einem hochgradigen Fieber, gegen welches das Trema der Schauspieler vor der Rampe die reinste Gleichgiltigkeit ist. Er liest Tag für Tag Dutzende von Zeitungen. Nichts darin!

Wenn du, verehrter Autor, ein Neuling und noch dazu ungeduldigen Temperamentes bist, dann ist zehn gegen eins zu wetten, dass du am zweiten oder dritten Tage zum Verleger stürmst, um ihn zu fragen, ob er auch die Recensions-Exemplare richtig verschickt habe. Der zeigt dir darauf mit der Ruhe eines schlachtenergrauten Feldherrn die stattliche Liste der versendeten Frei-Exemplare und gibt dir noch gratis eine kleine statistische Abhandlung über Bücherkritik auf den Weg. Diese Zahlen lauten aber durchaus nicht tröstlich. Denn auf hundert versendete Recensions-Exemplare entfallen im besten Falle fünfzig Besprechungen, also fünfzig Percent! Und was die Zeit betrifft, so variiert dieselbe je nach Umständen zwischen 14 Tagen und 6 Monaten. Aber eine Woche sei das Minimum der Zeit, welche die Besprechung eines Buches erfordert. Das ist für deine Ungeduld eine viel zu lange Frist, aber die Zeit zeigt sich auch hier als die allheilende Trösterin, sie lehrt dich Resignation, und mit der Resignation kommen nach und nach die Besprechungen, allerdings nicht in hellen Haufen, aber wenigstens tropfenweise, und unter normalen Umständen hat die Kritik in der Zeit von einigen Monaten ihres Amtes gewaltet.

Ein Blick in das Getriebe der Redactionsstuben, in die Sündflut von literarischen Erscheinungen, mit welcher dieselben Tag für Tag überströmt werden, wird die Langsamkeit des Verfahrens erklären. Im ganzen kommen für das deutsche Sprachgebiet etwa 100 Blätter ersten Ranges in Betracht, wenn nicht das betreffende Werk zu besonderer Popularität bestimmt ist, in welchem Falle bis zu 6000 Zeitungen in deutscher Sprache zu Gebote stehen. Nehmen wir also den bescheideneren ersten Fall, der Verleger versendet 100 Frei-Exemplare an hundert bedeutende Blätter im In- und Auslande. Manche Zeitung und mancher Redacteur wird die Liebenswürdigkeit haben, das Buch alsbald zu lesen und eine mehr oder minder große Besprechung zu schreiben, womit die Sache abgeschlossen ist. Der Verleger bekommt seinen Beleg, der Autor, der selbstverständlich immer neugierig ist, wie die Welt über sein Genie denkt, wird ihn lesen. Anders und complicierter ist es schon, wenn die Sache weniger glatt abgeht. Der Redacteur, der aus Mangel an Zeit oder Lust nicht selbst Besprechungen schreibt, übergibt das Buch einem Mitarbeiter, der mitunter der Sache vergisst und oft erst nach einer oder mehreren späten Mahnungen daran geht, dem Wunsche des Verlegers und Autors nachzukommen. Dann gibt es Blätter, namentlich größere, denen der Raum so kostspielig ist, dass sie principiell nur die Titel literarischer Novitäten bringen; dagegen lässt sich kaum eine Einwendung erheben, ist ja doch die Erwähnung im textlichen Theil soviel wert, als eine nichtssagende Besprechung, und bei der Verbreitung großer

zu sagen, bringt die Beruhigung mit sich, dass auch nichts Dummes gesagt werden könne. Wie angenehm für den Beobachter selbst, wenn er etwa nicht in der Lage wäre, nichts Dummes zu sagen, sobald er etwas sagen müsste. Hanc veniam damus, petimusque vicissem — auf diesen Grundsatz sich berufend kann er — ebenfalls rauchen. Und nun zeigt die Gegenüberstellung zweier Menschen, welche nicht das mindeste Bedürfnis haben, von einander etwas zu fordern oder einander etwas zu bieten, das Bild vornehmer Gleichgiltigkeit. Gewiss eine der schönsten Formen des Zusammenlebens.

Damit ist es aber nicht abgethan. Der erwähnten, so günstig rückwirkenden physiognomischen Stellung des Rauchers folgt plötzlich eine andere: Er stößt den mit Behagen insichgezogenen Rauch von sich. Nun wird in seiner Miene alles anders. Eine imponierende Energie bemächtigt sich aller Gesichtsmuskeln. Die schlaff gewesenen Wangen spannen sich übermäßig zu thatkräftigem Vollbringen, die Nüstern zittern in actionslustiger Erregung, das Auge kehrt sich nach außen und wirft seine verborgen gehaltenen Blitze in die Welt, der Kopf hebt sich rasch in bedrohlicher Bewegung. Der Physiognomiker wird eine That von besonderer Bedeutung erwarten. Sie würde auch folgen, wenn nun das nach außen gewendete, gleichsam emporgeschnellte Leben des Rauchers mit der Welt in unmittelbare Berührung träte. Das ist aber nicht der Fall. Zwischen ihn und die Außenwelt schiebt sich eine dicke Wolke Rauches, diese verhüllend und seine Aufmerksamkeit voll in Anspruch nehmend. Der Contrast, welcher sich nach physiologischen Gesetzen ergeben musste, hat jede Gefährlichkeit verloren. Die Bürgertugend der Ruhe, zu welcher den Raucher seine Pfeife erzogen, bleibt in allen Stadien des Rauchens gewahrt.

Man hat einmal von Seite der Regierungen das Rauchen stark bekämpft. Schwerlich hat man geahnt, welches Erziehungsmittels man sich damit hätte berauben können. Man vertheile Tabak unter die Völker, und der Friede ist dadurch mehr gesichert, als durch das rauchlose Pulver. Und dennoch lag in jenem Verbote eine Weisheit verborgen, welcher sich diejenigen, welche es erließen, kaum bewusst waren. Aus dem Untergrunde des Unbewussten hatte sich nämlich damals vielleicht schon die leise Vorahnung einer Erscheinung emporgerungen, welche im heutigen Leben eine geradezu maßgebende Rolle spielt — ich meine die Cigarre.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein.“ Man braucht kein Lavater oder Piderit zu sein, um zu erkennen, dass das Rauchen der Cigarre ganz andere Muskelcombinationen in der Miene des Rauchers hervorbringe, als das der Pfeife. Der Raucher nimmt die Cigarre zwischen die Zähne, presst diese bis zu einem gewissen Grade zusammen, zieht, um sie in der so imponierenden wagrechten Lage zu erhalten, die Unterlippe empor, verleiht seinen Backen eine Spannung, welche sie kürzer und dicker erscheinen lassen, hält die Nase aufrecht, wie zum Angriffe bereit, und richtet seine Blicke scheinbar geradeaus vor sich hin. Ich sage scheinbar, denn eigentlich fasst er ebensowenig etwas ins Auge, als der Pfeifenraucher. Er gewährt den Anblick großer Erregung. Diese Erregung muss sich seinem Innern mittheilen. Da sie für den Augenblick keinen Gegenstand hat, so würde der Psychiater diesen Zustand für eine Form des Wahnsinnes erklären, wenn er zu den Symptomen im Gesichte nicht auch noch die Cigarre dazuaddieren müsste, welche allerdings in seiner Wissenschaft noch nicht die gebührende Stelle gefunden hat. Der Pfeifenraucher drückt die ohnmächtige, der Cigarrenraucher die unternehmende Gedankenlosigkeit aus. Dazu kommen noch andere mit dem Rauchen der Cigarre verbundene

Die Cigarre
in ihrer erziehlichen Bedeutung.

Eine Plauderei van Friedrich von Hausegger.*)

Ich bin kein Raucher, kenne den Genuſs des Tabakqualms nur aus dritter Hand, halte mich daher mehr als jeder andere für geeignet, darüber zu schreiben. Man wird mich nun vielleicht für einen Kritiker halten und meinem Urtheile mit jener Achtung entgegenkommen, welche die sogenannte Objectivität erfährt. Ich erhebe aber bescheidenere Ansprüche. Ich will nämlich mein Thema von einer Seite beleuchten, von welcher es noch niemals beleuchtet worden ist. Gewiſs bescheiden, wenn man bedenkt, daſs dies heute ja allgemein Brauch und auch viel leichter ist, als von einer Sache das zu sagen, was man zu erwarten berechtigt wäre. Ich will nämlich die erziehliche Seite des Rauchens beleuchten. Die Cigarre als Erzieher! Warum nicht? Wer führt nicht heutzutage einen Erzieher im Munde? Warum sollte es nicht die Cigarre sein, welche jedermann im Munde führt?

Um gründlich zu sein, muſs ich mit dem Stammvater der Cigarre beginnen, das ist die Pfeife. Die erziehliche Wirkung der Pfeife wird nur derjenige zu würdigen wissen, welcher einen Begriff von dem Rückeinflusse der physiognomischen Bewegungen auf den Charakter hat. Die Physiognomik lehrt uns nämlich, daſs Bewegungen der Gesichtsmuskeln, welche gewissen Leidenschaften eigen sind, auch wieder rückwirkend entsprechende Leidenschaften erwecken. Wer die Miene des Zornes annimmt, wird bald wirklich zornig werden, sanfte Ausdrucksformen werden das erregte Gemüth milder stimmen, ja das bloße Schiefziehen der Nase soll schon in manchem Menschen das Gefühl des Neides in solchem Grade erregt haben, daſs der Nichtkenner der Ursache sich gedrängt fand, nach den zwingendsten Erklärungsgründen im Außenleben zu suchen — natürlich vergebens.

Betrachten wir denn von diesem Gesichtspunkte aus den Raucher eines Tschibuks. Der Mund ist halb geöffnet, die Unterlippe schlaff hinuntergezogen; die Nase hat eine unnatürliche Länge gewonnen, die sanften Bewegungen der Nüstern haben jeden Rapport mit dem Centralorgane verloren nnd beschäftigen sich einzig mit dem Wohlgestank des sie umqualmenden Dampfes; die Augen — vielleicht das eine oder das andere mehr, je nachdem rechts, links oder in der Mitte geraucht wird — verändern ihre Conturen; das horizontale Oval wird ein verticales. Außen nichts suchend, scheint der Blick nach innen gewendet; innen nichts findend, verliert er jede Bedeutung. Die Diagnose des Psychiaters würde hochgradigen Blödsinn feststellen. Wir wissen, daſs der Psychiater irrt; er hat ja bei der Zusammenfassung der Symptome auf die im Munde hängende Pfeife vergessen. Dies ist einer der vielen Fälle, in welchen die Wissenschaft durch das Urtheil des Laien geschlagen wird. Der Rauchgenosse wird vielmehr gerade diesem Ausdrucke einen gewissen Grad von Hochachtung entgegenbringen. Die damit verbundene Unmöglichkeit, etwas

*) Seitenstück zum Aufsatze „Die Cigarre“ von Friedrich Hofmann. Seite 525.

gesorgt werden, dass die schädlichen Wirkungen des Cigarrenrauchens in ähnlicher Art hintangehalten werden.

Es wird sich empfehlen, schon dem Kinde in der Wiege die Cigarre statt des Lutschels in den Mund zu stecken, nicht nur, um es nicotinfest zu machen, sondern auch, um rechtzeitig die erziehlichen Eigenschaften der Cigarre wirksam zu machen. Es bedarf keines tieferen Eindringens in das Innere der Sache, um aus dem bloßen Eindrucke, welchen das Kind mit der Cigarre im Munde hervorbringt, zu entnehmen, dass dies das Bild eines künftigen Charakters sei. Die Gewohnheit, mit diesem Symbole der Thatkraft umzugehen, lässt dasselbe förmlich zu einem integrierenden Theil des menschlichen Organismus werden. Der physiognomische Ausdruck verliert sein Befremdendes, er wird stetig und starr und erzeugt rückwirkend nicht mehr Äußerungen rapider Heftigkeit, sondern vielmehr die Ruhe und Ausdauer selbstbewusster Kraft. Man betrachte doch einmal den Jungen, welcher vielleicht noch nicht bis Zwei zählen kann, mit der Cigarre im Munde. Welche Überlegenheit, welche Besonnenheit, welches Selbstbewusstsein. Was sonst erst lange Erfahrung, umfassendes Wissen, geübte Kraftbethätigung in ihrer Rückwirkung auf den Charakter hervorzubringen vermögen, die Cigarre bewirkt dies am blödesten Jungen, ohne dass zur Erzielung dieses so vielversprechenden Ergebnisses das Gehirn durch seine Inanspruchnahme gefährdet werden müsste. Früh krümmt sich, was ein Haken werden will, früh raucht, was ein Charakter werden soll.

Zu diesem Ergebnisse gelangt, fällt es mir zu meinem nicht geringen Schrecken in den Sinn, dass ich selbst nie eine Cigarre im Munde gehabt habe, daher der Vorbedingung zu einem Charakter der Neuzeit ganz entbehre. Eine traurige Sache das, etwas als gut zu erkennen, und es doch nicht zu üben. Eine Folge mangelnder Charakterentwickelung. Diese aber wieder eine Folge des Nichtrauchens. So ward denn zur Lehre das Beispiel gegeben, und wenn ich mit diesem schließe, wird es mir niemand verargen.

Thätigkeiten, welche dazu dienen, den erwachten Unternehmungsgeist in die Bahnen der That zu leiten. Welch zahlreiche, selbst heftige Handlungen macht die richtige und wirksame Handhabung der Cigarre nothwendig! Viel öfter, als der Tschibuk, veranlasst sie zu dem so bedrohlichen Hervorstoßen des Rauches, welches nun, nachdem ihm eine Abspannung, wie beim Pfeifenraucher, nicht folgen kann, zu ganz anderen Wirkungen führt, als bei diesem. Dazu kommt noch das nothwendige so häufige Spielen mit dem Feuer bei Abstreifung der Asche, Wiederanzündung des Stummels u.s.w. Die Reizungen all dieser Thätigkeiten wirken nicht nur für den Augenblick höchst aufregend für das Gemüth, sie hinterlassen auch eine dauernd erregte Stimmung, welche, verbunden mit einem sinnlosen Thatendrang, höchst gefährlich werden kann. Gänzliche Denkunfähigkeit verbunden mit zügellosem Thatendrang, und wir haben den Nihilisten von heute. Wer könnte sich einen solchen mit dem Tschibuk im Munde vorstellen! Während die erste friedliche Hälfte unseres Jahrhundertes unter dem Zeichen der Pfeife stand, befindet sich die zweite unter dem der Cigarre. Wären unsere Staatsmänner bessere Physiognomen, so würden sie, statt der sogenannten socialen Frage nachzuspüren, eine Statistik der Gesichtsmuskelbewegungen und der sie beeinflussenden Ursachen anlegen lassen. Man würde da auf die merkwürdigsten Ergebnisse kommen. Man würde erfahren, dass es weniger das Essen und Trinken ist, welche die Gemüther in der socialen Frage bewegen, als das Rauchen. Unser Zeitalter wird mit Recht das des Dampfes genannt. Es ist es auch in dieser Beziehung.

Wir werden uns nun erklären können, warum sich an den modernen socialen Bewegungen auch Frauen so lebhaft betheiligen, was in früheren Jahrhunderten niemals in so hohem Maße der Fall war. Das Cigarrenrauchen ist nämlich auch schon bei den Frauen allgemein geworden. Muss schon geraucht werden, so gestatte ein vorsichtiger Ehemann seiner Frau nur den Tschibuk zu rauchen. Gelingt es ihm, dies durchzusetzen, so ist der Friede seiner Ehe gesichert; nicht umsonst rauchen wilde Völker die Friedenspfeife; von einer Friedenscigarre hat noch kein Mensch etwas gehört. Wehe aber dem Hause, wo die Cigarre herrscht! Der zarteste Mund speit da Wuth, sobald nämlich die Zeit vorübergegangen ist, in welcher es anderes speit. Das ewig Weibliche erleidet eine eigentümliche Veränderung und büßt einen guten Theil seiner Ewigkeit ein. Die Frau, welche raucht, macht keinen Anspruch mehr, durch ihre Schönheit zu reizen, sondern will dies nur durch ihre Kühnheit. „Obschon ich meine Schönheit entstelle, muss ich dir doch gefallen" — dies meint sie, wenn sie ihren Mund hässlich zuspitzt, ihre Backen aufbläst, ihr Näschen in die Höhe wirft, ihre Augen in gedankenloser Begaffung der Rauchringe emporddreht, statt sie zielbewusst zu lenken und schließlich von ihrem Nachbar statt stiller Verehrung — Feuer heischt. Ein solches Weib will nicht erobern, um zu gewinnen, es will erobern um zu vernichten. Es will nicht Genius, es will Dämon sein. Wäre ich Czar, so würde ich jedes rauchende Weib nach Sibirien schicken.

Mit diesen Ausführungen wollte ich der erziehenden Wirkung der Cigarre nicht nahetreten. Sie wirkt erziehend, wie die Koch'sche Tuberkellymphe heilend, nämlich nur, wenn sie mit entsprechender Vorsicht angewendet wird. Wie man die Tuberkellymphe anwenden muss, noch lange ehe der Patient von Tuberkeln ergriffen ist, womit der Erfolg erzielt wird, dass er vor Tuberkeln, welche aus anderen Ursachen entstehen könnten, geschützt ist, weil sie jedenfalls früher infolge der Anwendung des Vorbeugungsmittels entstehen, so muss auch rechtzeitig dafür

wäre es besser, wenn durch die Weisheit der maßgebenden Kreise jene „vorbeugenden" Maßregeln ergriffen würden, welche die Krisen vermeiden helfen? Wir bekehren uns zu der letzten Ansicht. Wir erinnern an die Chinesen, welche alles durch Gesetze regeln, bei denen die Kriege sehr selten sind und socialer Friede herrscht, und welche bei sehr starker Bevölkerung doch ungleich weniger Noth kennen, als die europäischen Staaten, welche sich an der Spitze der Civilisation befinden.

Die Unterlassungssünden der Gesetzgeber rächen sich durch blutige Aufstände, Revolutionen, Kriege, Unzufriedenheit und Krisen, Noth und große Sterblichkeit. Innerhalb eines Jahrhunderts war Europa der Schauplatz entsetzlicher Blutvergießen und Umwälzungen der großen französischen Revolution, der darauf folgenden Kriege, der Revolution vom Jahre 1848, des Krimkrieges, der italienischen, schleswig-holsteinischen, deutsch-französischen und russisch-türkischen Feldzüge — gänzlich abgesehen der kleinen Kriege. — Handelskrisen und kein Ende. Das sind die Arzneimittel aus dem Laboratorium der Socialfatalisten.

Unser Standpunkt der socialen Frage gegenüber ist uns klar vorgezeichnet. Wir werden jede Maßregel freudig begrüßen, welche den Zweck einer friedlichen Lösung der socialen Frage verfolgt. Wir verschließen uns nicht der Ansicht, dass es für die Bevölkerung von Nutzen sein wird, wenn die Fabriken im Laufe der Zeiten auf das flache Land verlegt werden.

Die Wohnungsnoth der großen Städte scheint unheilbar zu sein. „Deutschland", ein socialpolitisches Blatt, bringt in einer seiner neueren Nummern folgende Daten über die Wohnungsverhältnisse in Berlin. Jede dritte Familie muss sich mit einem einzigen Raume als Wohnung begnügen; diese Familien vermieten aber noch in sehr vielen Fällen in diesem einzigen Raume Schlafstellen. Dabei wohnen mehr als 10.000 Menschen in nicht heizbaren Räumen und 478.000 Menschen in Wohnungen, die nur ein heizbares Zimmer enthalten. Das ist das reiche, emporblühende Berlin. — Sind aber genügende Wohnungen vorhanden, dann vernimmt man die Klage vom Niedergange der Städte. Hat denn wirklich die Menschheit ein Interesse daran, dicht gedrängt auf einem kleinen Fleck Erde zu wohnen? den Nutzen haben die wenigen Bauspeculanten und die Hausbesitzer in gut frequentierten Straßen, deren Häuserwert ins Unermessliche steigt; aber den erwerbenden Ständen sollte es recht sein, wenn die kleineren Städte der Provinzen prosperieren, das ist die beste Garantie, dass die Geschäfte der großen Städte in demselben Verhältnisse blühen werden. Produciert wird aber auf dem Lande stets billiger. Schon jetzt können die Wiener Vorstadt-Fabriken mit den Fabriken in Böhmen schwer concurrieren — aber noch mehr. Der kleine Erzeuger in der Provinz lebt ruhig und ohne Sorgen, und gute Jahre vorausgesetzt, erwirbt er sich mit der Zeit ein bescheidenes Vermögen. Der Großstädter arbeitet über seine Kräfte, um die große Regie verdienen und „standesgemäß" leben zu können. Einige ungünstige Jahre, und er ist auf der schiefen Ebene des Niederganges. Dabei sind die Verhältnisse Berlins und Wiens noch nicht auf die Spitze getrieben. Wir glauben, dass in nächster Zeit die Concentration der Menschen durch den Hang, in den großen Städten zu wohnen, noch weitere Fortschritte machen wird. Wie wird es dann möglich werden, die Menschen zufrieden zu stellen, wenn die wenigen unentbehrlichen Werte, welche jedermann benöthigt, Sonnenlicht, frische Luft, reines Trinkwasser und endlich das Obst den meisten nicht zugänglich sind? Des-

Zurück aufs Land! Zurück in die Natur!

Unter den zahlreichen reformatorischen Schriften über die europäische Menschheit der Gegenwart, deren Zustände und deren Bestrebungen, befindet sich eine mit dem Titel: „Elend und Zufriedenheit. Über die Ursachen und Abhilfe der wirtschaftlichen Noth von Leopold Heller“ (Dresden. E. Pierson. 1890), mit welcher wir besonders einverstanden sein müssen. Sie bläst zwar vielfach ins alte Horn, aber gewisse Wahrheiten kann man nicht oft genug sagen; tausendmal muss eine Wahrheit angekündigt werden, bis sie einmal geglaubt wird. Der Vegetarismus wird empfohlen; ferner wird verlangt geringere Überbürdung der Jugend mit Wissenskram, Ausbildung der Körperkraft, Begünstigung kleinerer Städte (da die großen zum Unheile werden), Verlegung der Fabriken aufs flache Land, ein Welt-Arbeits-Vermittlungs-Verein, der die arbeitenden Kräfte dahin vermittelt, wo sie am besten zu brauchen und zu verwerten sind, dann Regelung des Handels, weil zwar alle Dinge, die der Mensch zum Leben und zum Genusse braucht, in Überfluss vorhanden sind, nicht aber an rechter Stelle, nicht immer dort, wo man sie braucht. Zahlreiche beherzigenswerte Vorschläge finden sich in dem klargeschriebenen Büchlein, dem wir eine weite Verbreitung wünschen. Lassen wir es in einigen Punkten selbst sprechen. Z. B. über die Wohnstätten der Menschen.

Für das allgemeine Wohl wären beispielsweise 80 Mittelstädte in einer gewissen Entfernung von einander besser, als eine Riesenstadt von vier Millionen. Ich habe gefunden, dass in solchen Ländern, wo es viele kleine Städte gibt, der Wohlstand größer ist, als in solchen Ländern, wo nur auf große Entfernungen große Städte vorkommen. In Ländern mit kleinen, dicht gesäeten Städten kann der Bauer leichter und ohne Verlust von Zeit seine Producte gegen Erzeugnisse des Gewerbefleißes austauschen, und die Versorgung der Städte mit Lebensmitteln geht leicht und billig von statten. Meine zahlreichen Reisen haben mir den Unterschied vor Augen geführt. Ungarn besitzt, trotzdem es nicht dicht bevölkert ist, eine ziemliche Anzahl von großen Städten über 20.000, ja sogar Dörfer über 20.000 Einwohner, aber im Verhältnisse dazu ist die Zahl der kleinen Städte gering. Das sehr dicht bevölkerte Böhmen mit über 200 kleineren Städten, besitzt an Städten über 20.000 Einwohner nur Prag, Pilsen, Reichenberg, Budweis, Teplitz u. s. w., im ganzen 5 oder 6 Städte. Der böhmische Bauer ist auch in der That, trotzdem er schlechtere und weit weniger Felder hat, als sein transleithanischer College, besser situiert, als dieser.

Es regelt sich am besten alles von selbst; dieses Grundprincip der Manchesterpartei ist in gewisser Hinsicht wahr. Die Noth schafft Gesetze und reguliert alles. Die Noth wird also auch die Menschen zwingen, sich zu decentralisieren; Kriege und Epidemien werden viele dahinraffen, Revolutionen werden andere veranlassen, ihrer Heimat den Rücken zu kehren — und wie einst, werden ganze Völker auswandern. Es bleibt nun die Frage offen: Ist es gut für die Menschheit, wenn sich alles durch die treibenden Factoren Noth und Elend regelt, oder

lichen Arbeiter werden in dieser glücklichen Periode nur dann den Dünger verladen, wenn er vorher sorgfältig mit Carbolsäure desinficiert sein wird. Die Verhältnisse sind auf die Spitze getrieben. Wir sind Sclaven der Annehmlichkeiten; wir treiben keinen Luxus, der Luxus treibt uns hastig vorwärts, um zu verdienen, viel zu verdienen. Der Luxus hat bereits aufgehört, ein Mittel zum Zwecke verfeinerten und veredelten Lebensgenusses zu sein, er ist Selbstzweck. Wir alle seufzen unter seiner Tyrannei, welche uns nicht des Lebens froh werden lässt. Nützt es uns, wenn unsere Stubenmädchen mehr Kleideraufwand entwickeln, als einst Fürstinnen im Alterthume? Dieser Fortschritt steht nicht im Verhältnisse zu der angewendeten Mühe, zu dem Apparate, bestehend aus Überarbeitung, erblindeten Augen, schlaflosen Nächten, Thränen, Kummer, Elend und Prostitution aus Noth, welche alle diese so schönen Sachen geschaffen, die wir als moderne Kunstwerke der Toilette anstaunen. Die Schneider sind Künstler geworden, verlangt man doch zuweilen, dass die Kleider zeigen, was nicht ist, und das verbergen, was vorhanden.

O glückliche Zeit, wo, wie noch zu Zeiten Goethes, ein neuer Frack wichtig genug schien, um im Tagebuche verzeichnet zu werden, die Menschen aber auch ruhiger und sorgloser ihre Jahre verlebten. Wir sind überhastet in der Arbeit und im Genusse; wir kommen nicht zu Athem. Die Natur hat gesorgt, dass das Gefühl des Genießens nicht endlos in die Höhe wächst. Die Blasiertheit ist die Folge der Unmäßigkeit im Genusse, die Nervosität die Folge der übermäßigen geistigen Anspannung. —

Einen, der so spricht, nennen unsere Socialisten und Nationalökonomen heute vielleicht einen Idealisten. Will man zuwarten, bis etwas, das für die Länge nicht haltbar ist, sich selbst gewaltsam ändert? Revolutionen werden durch Reformen verhindert. Wir werden nicht müde, immer wieder den Hilferuf: Land! Land! auszustoßen, gleichsam wie Untergehende. Nicht auf dem Ocean gehen wir unter, sondern im Steinmeere großer Städte. Zurück aufs Land! Zurück in die Natur! Einen besseren Rath gibt es nicht, um dem modernen Elende der Menschheit einigermaßen zu steuern.

halb, und weil das Drückende auf Schritt und Tritt dem vergoldeten Elende und dem Reichthume begegnet, gedeiht die Bescheidenheit und Zufriedenheit so schlecht in der Luft der großen Städte.

Wer wollte leugnen, dass die großen Städte nicht auch bedeutende Vortheile hätten? Man findet Arbeit, weil sich Nachfrage und Angebot leichter treffen, Bildungsanstalten, Zerstreuung und für starke Nerven das lebhafte Treiben in den Straßen. Doch die Arbeitsgelegenheit könnte überall durch einen Welt-Arbeitsvermittlungsverein geschaffen werden, die Bildungsmittel könnten decentralisiert werden und für edle Zerstreuung könnte überall gesorgt werden, wenn weniger dem Bacchus, und mehr den Genien der Kunst geopfert würde. Zurück auf das Land! rufen wir den unzufriedenen Arbeitern zu.

Die Beschäftigung des ländlichen Arbeiters unter freiem Himmel, in guter Luft ist erträglich, gesund und anregend und verlangt nicht gebieterisch jene Ruhepausen, wie die Arbeit in rauchigen Fabriken, wo das mit dem Schicksal versöhnende Grün der Natur fehlt. Deshalb leidet der Sohn der Natur nicht unter dem Weltschmerz, er genießt nicht viel von jenen fragwürdigen standesgemäßen Vergnügungen, welche dem Großstädter zum Bedürfnis geworden sind, aber er verlebt mit Ruhe die wenigen Jahre, welche uns Menschen zugemessen sind.

Wir wollen „standesgemäß leben!“ Dieser Begriff wird zu der Kette der Abhängigkeit und Sclaverei für alle. Als wenn jeder Stand ein Einkommen garantiert hätte! Sollte es nicht richtiger heißen: „nach seinem Einkommen leben?“ Wie viel Kummer, verletzter Ehrgeiz, Wucherschulden, blieben erspart, und um wie viel eingebildetes Unglück wäre weniger auf dem Erdball! Die jämmerliche Komödie des irdischen Daseins spielt sich öfter als nöthig mit tragischen Effecten ab. Der Arbeiter sieht es vom Mittelstande, und dieser sieht es bei den oberen Zehntausend, was man „standesgemäß leben“ nennt. Schon die Erziehung nährt diese eigenthümliche Richtung. Man kleidet die Kinder jetzt auch schon standesgemäß, und die Kinder der Reichen sind dadurch um ihre kindlichen Freuden verkürzt. Es sollen, das muss doch einleuchten, die Spitzenkragen nicht geknickt sein, die Rolle der kleinen Pagen erlaubt nicht die natürliche Lustigkeit, und das crêmefarbige Cachemirkleid der kleinen Elsa würde Grasflecken bekommen, wenn sie sich beifallen ließe, auf dem Rasen kindlich zu spielen.

O die unzufriedenen Reichen! Wenn sie das Leben von allen Seiten kennen würden, wer weiß, ob sie nicht die armen Siebenbürger Bauern beneideten, welche ruhig ihre Tage verleben und beschließen und so einfältig sind, im Vollbesitze ihrer körperlichen Fähigkeiten bleiben zu wollen, daher das Leder bei den Schuhen nicht sparen und nicht freiwillig entsagen, leicht zu athmen, oder der engen Taille zuliebe ungenügend zu essen. Es ist auch nur zu natürlich, dass im Unglück man unzufrieden und verdrossen zu den Reizmitteln Zuflucht nimmt, um wenigstens im Rausche oder in der unnatürlichen Aufregung zu vergessen an die Wohlthaten einer Civilisation, welche, auf die Spitze getrieben, aus den Menschen weiße Sclaven macht.

Der Luxus nimmt fortwährend neue Formen an — auch der Kern des Volkes ist bereits von der Hypercultur beleckt. Wenn man seit einigen Jahren die Beobachtung machen kann, dass jetzt auch schon die dreijährigen Kinderchen in der Lage sind, sich vor der Sonne zu schützen, so winken uns schöne Aussichten für die Zukunft. Nicht lange wird es dauern, und auch die Stallmägde werden mit Miedern versehen sein und die länd-

Verhältnismäßig die umständlichste dieser Partien war die Besteigung des hohen Lantsch. Ich unternahm sie das erstemal mit meinen beiden ältesten Kindern, wir wurden aber schon in der Bärenschütz zurückgescheucht von einem großen Ungewitter, demselben, welches am 21. August in Graz so rasend gewüthet hat. Acht Tage später versuchte ich es mit meinem ältesten Knaben das zweitemal. Um 3 Uhr nachmittags verließen wir Mixnitz unter tröpfelnden Wolken, welche sich aber bald lichteten; ein lebhafter Südwest scheuerte den Himmel aus, bis er tief blau war. Die Gegend der Bärenschütz mit dem Wasserfall (siehe „Heimgarten“ XIII. Jahrgang, Seite 868) hatten wir nach einer guten Stunde erreicht. An der Köhlerhütte verließen wir den Bach, links queransteigend am felsigen, mit mehreren Höhlen durchlöcherten Hange. Bald war der grüne Kessel erreicht, wo das schöne Bauerngut „zum Schwoager“ liegt; hernach gieng's auf einem holperigen Fahrwege stets bei guter Markierung in Schlangenwindungen bergan, stellenweise über weiße unebene Steinplatten, die wie Schneereste anzusehen auf dem Wege lagen. Nach einer Stunde war der Pass erreicht, welcher uns einließ in die Hochwelt des Lantsch. Wir waren in Alpenregion, es sah aber hier nicht wilder, im Gegentheile fast zahmer aus, als unten in dem felsigen Thale von Mixnitz. Hier gab's schöne Waldberge, grüne Almen, klare Wässer, gebahnte Wege und Wirtshäuser daneben. In der Mitte erhob sich die Kuppe des Hochlantsch, mit Wald und Holzschlägen bedeckt bis zum mit Knieholz bewachsenen Felsenkamm empor; die wilden Felsenabstürze nach Norden hin waren nicht zu sehen. Der Weg führt hinein zur schönsten Alm der Steiermark, der Teichalpe mit dem berühmten Forellenbache und dem stattlichen Bauernwirtshause.

In diesem Hochthale war einmal eine große Stadt gestanden, deren Bewohner ein so üppiges und wollüstiges Leben geführt haben, dass sie und die Stadt eines schönen Tages von der Erde verschlungen wurden. Unten in der Drachenhöhle bei Röthelstein findet man noch die Knochen. Die heutigen Bewohner dieser Almen sind so brave Leute, dass sie sich bisher immer noch auf der Oberfläche der Erde erhalten haben. Die weiten frischgrünen Auen dieses Hochthales werden im Süden und Osten begrenzt von den Hochgipfeln des Offers- und des Plankogels, mit denen dann der Alpenzug abfällt in das Mittelgebirge der östlichen Steiermark.

Wir schlugen am ersten Wirtshause unseren Weg links ein über Almrasen und karstartigen Steinboden. Hie und da steht ein Schirmbaum, knorrig und wetterfest, und friedlich grasen dort Rinder und Pferde. Gegen Süden verdeckten uns die Türnaueralpe, die Röthelwand und der Röthelstein die weitere Aussicht; gegen Westen fliegt das Auge bis zum Koralpenzug und weiter links bis zu den Gebirgen bei Knittelfeld und Vordernberg. Nach Norden hin hatte uns der Bergrücken, an welchen unsere Nase stieß, alles verdeckt; diese Wand fiel plötzlich. Links das steinige Lantschgrat, rechts den hohen Lantsch mit seinem schauerlichen Absturz, so standen wir da und starrten in das Thal von Breitenau, welches wie ein gähnender Abgrund vor unseren Füßen lag. In der Tiefe ein enges vielschluchtiges Wiesenthal mit ein paar Dörfern und Gewerkschaften, an den Hängen Bauernansiedlungen und Wald, überall Wald. Gerade uns gegenüber die Höhe mit der kahlen Kuppe ist das Rennfeld, wo einmal zwei feurige Ritter um eine Herzliebste gerungen haben. Dahinter die blauenden Zacken des Hochschwabenzuges, der Veitsch, der Rax, des Schneeberges. Einzelne Wände dieses Gebirges waren von der Abendsonne beleuchtet, auf der Hochschwabspitze lag ein rostbraunes Wolkenbänk-

Auf den Hochlantsch.

Ein Spaziergang in der Heimat von R.

Den letztverwichenen Sommer darf ich wohl in den Rauchfang hinaufschreiben — wie das Sprichwort sagt, wenn eine rechte Seltsamkeit anzumerken ist. Seit zehn Jahren, da ich mich schon ganz vertraut gemacht mit der letzten dunklen Tiefe, wieder auf hohe Berge steigen zu können! Und als ich oben war, rief ich: „Hoch Krainer!“ Ich rief es auf dem Thalerkogel, ich rief es auf der Rax und ich rief auf der Spitze des hohen Lantsch: „Hoch Krainer!“ Bis sich denn einmal ein danebenstehender Tourist laut darüber wunderte, dass und warum ich doch die Krainer so hoch leben ließe?

Die Krainer, also antwortete ich dem Wissbegierigen, das wären ganz brave Leute, die sollen leben, wie sie können, doch ihretwegen, und um ihnen so begeisterte Hochs auszubringen, bestiege ich keine Berge. Hingegen wüsste ich einen Mann namens Krainer, der die Bergwelt mir gleichsam wieder erschlossen habe und dem mein Gruß gelte auf den Alpengipfeln. — Für immer hatte ich von diesen Alpengipfeln einst Abschied genommen. Aber meine persönlichen Freunde meinten, ein Dichter müsse unter allen Umständen in die Höhe, und wenn er körperlich so sehr herabgekommen sei, so solle er in Graz die krainerische Wassercur gebrauchen, welche ja weniger eine Cur, als ein Genuss sei.

Die Cur besteht darin, dass man eine Zeit lang täglich einige Minuten mit warmem und kaltem Wasser über einem Leintuch, in das man geschlagen ist, sich abklatschen lässt. Das fördert und regelt vor allem den Blutumlauf, macht die Haut athmungsfähig, regt die gleichmäßige Thätigkeit der Organe an, erfrischt die Nerven und härtet den Körper ab gegen Kälte und Hitze. Damit ist für manchen Leidenden viel, für manchen alles gewonnen. — Herrje! ich wollte hier eine Alpenpartie beschreiben und mache Reclame für eine Wasserheilanstalt! Allein der kluge Leser merkt schon, es gehört dazu. Zur Vervollständigung meiner Krankengeschichte, die ich im „Heimgarten“ XIII. Jahrgang, Seite 629, mir zu erzählen erlaubt habe, muss hier nachgetragen werden, dass ein sechswöchentlicher Gebrauch der Krainer'schen Wassercur, die ich mit Misstrauen, ja mit Widerwillen, nur auf dringenden Wunsch meiner Freunde im letztvergangenen Frühjahre unternahm, mich eigentlich wieder flügge gemacht hat. Als der Sommer kam, flatterte ich mit Zagen aus — und siehe, ich konnte fliegen! Ich konnte wieder gehen, wandern, steigen wie einst. Mit frischem Muthe, ohne Übermuth, sachte empor gieng's an den Bergen, aus Thal und Wald empor, durch die Wolken empor bis zu den fünf- und sechstausend Fuß hohen Gipfeln. — Nun wird man meinen dankbaren Jubelruf verstehen.

Zuerst unternahm ich kleinere Fußpartien in der Heimat, dann wagte ich mich auf Thalwanderungen in Oberkärnten und Oberbaiern — und endlich auf Berge. Schöckel, Sulzenkogel, Rennfeld, Rax, Hochlantsch, heißen die Culminationspunkte meiner letztjährigen Sommerfreuden. Auf den meisten dieser Wanderungen begleiteten mich meine zwei Knaben und so ist mir auch dieser Wunsch, mit meinen Söhnen das theuere Land zu durchziehen, in Erfüllung gegangen.

Ein Knattern auf dem Dache weckte uns auf. Regen prasselte nieder. Das Wahrzeichen unserer modernen Sommer: Regen und Nebel, es hat uns in diesem Jahre keine einzige Partie ganz unversehrt gelassen. Der stillen heiteren Tage, wo der Wanderer von keinem Nass geneckt, von keinem drohenden Unwetter gehetzt worden, waren kaum ein Dutzend in unserem Lande. Natürlich, wenn es die grüne Steiermark sein soll, so muss es für ausgiebige Befeuchtung Sorge tragen, und dann wird aus der grünen halt manchmal die graue. Als wir am Morgen ins Freie giengen, waren alle Höhen mit Nebel bedeckt und der Blick ins Thal hinab war so trüb und matt, als sähe man durch ein halberblindetes Glas. Endlich sank der Nebel auch in die Tiefe hinab und daraus schlossen wir, dass etwa die Bergspitzen frei werden könnten. Um neun Uhr begannen wir den Aufstieg auf den Hochlantsch durch Wald, über blumige Matten; um halb zehn riss über unseren Häuptern der Wind ein Loch, so dass uns auf ein paar Augenblicke die Sonne anschien. Um zehn Uhr giengen wir oben über die stumpf und glatt gewaschenen weißen Steine des Felsgrates hin, umschritten noch im Halbkreis den ungeheueren Felsschrund, der den höchsten Gipfel scheinbar vom Grate trennt, und endlich standen wir auf der 1722 Meter hohen Spitze des Berges.

Wir waren mitten im Heere der fliegenden Nebel, die vom Thale aus wohl wie Bergspitzen einhüllende Wolken zu sehen gewesen sein mögen. Über uns öffnete sich manchmal die Himmelsbläue, unter uns enthüllte sich manchmal der Almboden der Teichalpe oder das tiefe Thal von Breitenau, zu welchem vom Scheitel des Berges die Lantschwände fast senkrecht niedergehen. Weit und breit ist kein hoher Berg mit so ungeheueren, aus dem Grünen aufsteigenden Wänden, wie hier der Hochlantsch, dessen Spitze man deshalb von der Ferne aus wie ein steiles Horn hoch emporragen sieht, aus dem Gebirgszuge. Bisweilen wurde eine nachbarliche Kuppe sichtbar, um alsbald wieder hinter dem vom Winde gejagten Nebel zu verschwinden; einmal gieng auf längere Zeit der westliche Vorhang auf und vor uns stand der Murthaler Alpenzug. Es sollen vom Hochlantsch aus auch mehrere Spitzen der Sulzbacher Alpen und der Malnitzer Tauern sichtbar sein, also dass man neben dem größten Theile der Steiermark nicht allein Theile von Ungarn, Niederösterreich, Salzburg, sondern auch Berge von Kärnten und Krain schauen kann. Die nördlichen Alpen waren eingehüllt von einem Wolkenmeer, dessen dem Himmel zugekehrte Seite in der Sonne schneeweiß wie eine Winterlandschaft leuchtete, dessen den Thälern zugewendete Seite — wie wir später erfuhren — gemüthlich regnete.

Wir hatten uns zu Schutz vor dem heftigen Winde in eine Felsspalte gekauert und wollten die vollständige Klärung abwarten. Doch die Thäler füllten sich wieder mit Nebel; nur im grünen Thale von Bärnegg schien noch die Sonne, leuchtete an den Gebäuden schimmerte in der Mur, bis endlich auch über dieses Bild ein schmutziger Wolkenfetzen niederhieng. Über unserem hohen Standpunkte in tiefster Himmelsbläue war der Sonnenstern. Und als wir so am Rande des Gewändes standen und niederschauten in den grauen Nebel des Abgrundes, lachte mein junger Genosse plötzlich auf und rief: „Vater, ich bin ein Heiliger!" Das war mir erst was Neues an dem weltlustigen Jungen, bald sah ich's aber, wie es gemeint war, an mir selbst. Ich sah unten etwa 20 Meter tief, auf der von der Sonne beschienenen Nebelfläche, den scharfgeschnittenen Schatten meines Hauptes und rings um denselben einen siebenfarbigen Heiligenschein. Du grundgütiger Himmel, diese Auszeichnung lasse ich mir gefallen, fürchte aber, dass du es für die Länge nicht wirst verantworten

lein wie eine Schaukel, wie eine Wage zwischen Schön und Regen.

Wohin wollen wir denn heute noch? Wo ist denn das Schüsserlbrunn, von dem wir kaum mehr drei Minuten entfernt sein sollen? Tief im Abgrunde, an der Wand wie Vogelhäuser klebend, winken ein paar Bretterdächer. Auf einer Holztreppe mit hundert Stufen steigen wir hinab; mitten im grauenhaftesten, überhängenden Gewände stehen wir, rechts das Wallfahrtskirchlein, links das Touristenwirtshaus. Ersteres ist ein neuer, zierlicher Holzbau, der eher an einen Ausstellungspavillon als an eine Kirche erinnert. Der Frauenaltar reich mit Blumen und Kerzen geziert, an den Wänden die üblichen Votivbilder; auf dem Chore aber keine Orgel, auf dem Thurme keine Glocke. Hinter der Kirche sickert aus der Felskluft Wasser in eine schüsselähnliche Steinnische; davon der Name Schüsserlbrunn. — Dort hinter dem Rennfelde steht die große Wallfahrtskirche Maria-Rehkogel. Ein von fürstlichen Jägern verfolgtes Reh soll sich in seiner Noth unter einen Baum geflüchtet haben, an welchem ein Muttergottesbild hieng. Einer der Jäger, das zitternde, vor Erschöpfung, auf die Vorderbeine gesunkene Thier dort entdeckend, sagte: „Rehlein, armes! Wenn du dich unter solchen Schutz begibst, da muss man dich freilich verschonen! Auch wir sind gehetzt von mächtigen Feinden, im Thale der Mürz wüthet der grimmige Türke. Vielleicht schützt die Mutter Gottes, vor deren Bilde du kniest, auch uns!“ Es muss wohl so gewesen sein, denn an jener Stelle wurde die Gnadenkirche Maria-Rehkogel gegründet. — Diese lieblichste der Sagen rührt mich, so oft ich an sie denke. Die Sage vom Schüsserlbrunn weiß von einem frommen Einsiedler, der die aus dem Felsen sickernde Heilquelle entdeckt und den Gläubigen zugänglich gemacht hat. Besonders für kranke Augen soll das Wasser heilsam sein. Von den Wallfahrern ist das Schüsserlbrunn in den letzten Jahrzehnten in dem Maße in Vergessenheit gerathen, als es von den Touristen aufgesucht wird. Ich meine, dass es seiner Lage nach einer der seltsamsten und merkwürdigsten Wallfahrtsorte sei, welche die reich mit Wunderorten gesegneten Alpen aufzuweisen haben.

Im Wirtshause am Schüsserlbrunn rastet sich's prächtig. Wo einst jene Einsiedlerklause gestanden, die in einer stürmischen Nacht mitsammt dem Einsiedlerpaare zur Tiefe gefahren, ist jetzt ein freundliches Touristenhaus mit warmem Herd, wohlbesetztem Tisch und zwölf guten Betten. Für lange Abende bietet das Fremdenbuch eine Unterhaltung, dessen übliche Poesie und künstlerische Leistungen übrigens sattsam bekannt sind. Hier waren mehrere Bergsteiger darauf erpicht, ein Wort auf Lantsch zu reimen. Da dichtete vor Jahren einer:

Wer will auf den Lantsch,
Der nehm' was mit zum saufe,
Aber ja keinen Pantsch,
Sunster kummt er nit auffe.

Einer Epigonenseele ließ diese Dichterthat keine Ruhe und sie übertrumpfte den Meister mit dem folgenden Gefühlserguss:

Wann man den Lantsch,
So breit und so hoch,
Umdraht wir an Handsch-
uh — das wär a Loch!

Wir legten uns bald auf den Dachboden zur Rast. Vor dem Einschlafen dachte ich an die ungeheueren Steinwuchten, die über dem Dache dräuten und wie es wohl wäre, wenn es in dieser Nacht geschähe, was schon oft geschehen ist und noch geschehen wird, wenn die Felsen ihres Anklammerns endlich müde — plötzlich niederstürzten! das wäre ein Krachen weitum, das Hüttchen aus Menschenhand aber vergienge lautlos, spurlos... Und doch drückte der Felskoloss über mir mich bei weitem nicht so hart, als manch anderer Stein, der mir manchmal schon am Herzen gelegen.

Malerisch gebettet an die beiden Ufer der rasch strömenden Mur, eine alte, ehrwürdige Stadt, voll großer Erinnerungen an eine weltgeschichtliche Vergangenheit, mit altersgrauen Palästen, Kirchen und Klöstern, und doch wie wenige ihres Alters eine moderne Stadt mit allen Zeichen eines aufblühenden Gemeinwesens, mit hochentwickelter und reicher Fabriksthätigkeit, auf den Höhen ringsum von einem weiten Kranze prächtigster Villen umrahmt und der berühmte Sitz einer deutschen Hochschule, deren Genius die Fackel des Lichtes und der Kunst hier an der Ostgrenze deutschen Volksthums leuchten läſst. Der Glanzpunkt des herrlichen Stadtbildes selbst ist der inmitten der Stadt gelegene, hochragende Schloſsberg mit seinen zersprengten Bastionen und zerschossenen Wällen, dem altehrwürdigen, grotesken Uhrthurme, diesem Wahrzeichen von Graz, in der Fronte, und dem von gefangenen Mohamedanern gegrabenen Türkenbrunnen in der Mitte, dessen Sohle viele Hunderte Fuß tief mit dem Wasserspiegel der Mur zugleich liegt. Wer je einmal hier oben auf hoher Aussichtswarte gestanden und dieses nächst Salzburg schönste deutsche Städtebild geschaut hat, wird den wunderlieblichen und erhebenden Eindruck zeitlebens nicht vergessen. Es ist ein schönes Stück Erde. Nach Süden begleitet der Blick in breiter, fruchtbarer, volkreicher Thalsohle das Silberband der Mur fast bis zu der in blauer Ferne aufsteigenden Felsenwand der Karawanken; nach Norden und Westen thürmt sich Berg über Berg, immer steiler und majestätischer steigen die Schroffen und Spitzen empor, hier schauen wir die Vorläufer der mächtigen Alpenwelt; nach Osten aber, dem Laufe der nahen Raab folgend, dehnt sich, nur wenige Meilen getrennt, schon magyarisches Land aus. Es ist zugleich historischer Boden, auf dem unser Fuß steht. Hier an diesen Wellen ist die von Osten verderbenschwanger einbrechende Türkenmacht mehr wie einmal zerschellt worden. Auch hier haben die Erbfeinde deutscher Macht und Größe, die Franzosen (unter Macdonald im Jahre 1809), dasselbe barbarische Zerstörungshandwerk geübt, dessen Spuren unser in Trümmer gelegtes Kurfürstenschloſs in Alt-Heidelberg zur Schau trägt. Im Osten wie im Westen dasselbe Schicksal desselben Volkes durch denselben Feind!

Doch, ich wollte ja nicht von dem schönen Steirerland erzählen, nicht von seiner lieben Landeshauptstadt Graz, deren Gast ich sein durfte*), auch nicht von den biederen, starken und kühnen Mannen des Hochgebirges oder den schönen Frauen dieses Landes, das haben andere vor mir und besser gethan. Das hat einer vor allen anderen als berufener Kenner und Meister gethan, der gottbegnadete edle Dichter der Steiermark, der wohl wuſste, warum er gerade im schönen Graz seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat — Rosegger. Seine Dichterhand hat es verstanden, der trefflichen, in ihrer Art einzig artigen Ausstellung seines lieben Heimatlandes, zu der als sogenannte temporäre Ausstellung auch die Ausstellung der XXXV. Wanderversammlung von Bienenwirten gehörte, die poetische Weihe zu verleihen. Er that es auf kurze aber kernige und zugleich geistreiche und gemüthvolle Weise in allerlei trefflichen Sprüchen und markigen Sentenzen, die für mich, als einem Verehrer der Rosegger'schen Muse, ebensoviele schöne Bekenntnisse einer deutschen Dichterseele und eines freien deutschen Mannesherzens sind. Wie schön hat er, um nur ein Beispiel anzuführen, die alten, immerhin ehr-

*) Dem Verfasser war zu diesem Zwecke von der großherzogl. Regierung ein dankenswertes Staatsstipendium zur Verfügung gestellt worden.

können, all deine Regenbogenlichter an dem durchaus irdischen Kopfe eines Volkspoeten verschwendet zu haben. — Ich könnte nun an diese Naturerscheinung höllisch weise Bemerkungen knüpfen, sagte aber nur zu meinem Sohne: „Hat nicht viel zu bedeuten, Sepp, im Nebel sieht der Mensch manchmal einen Heiligenschein um sich.“ — Ich hatte eine ähnliche Erscheinung, deren natürliche Erklärung freilich nahe liegt, bisher nie gesehen.

Höchst zufrieden über die Huldigung, welche die Sonne uns dargebracht, stiegen wir den Berg herab, über Almmatten und auf steinigen Wegen wieder dem Thale von Mixnitz zueilend, denn die Nebel hatten sich unheimlich verwoben über das ganze Land. Und zur Stunde, als ich der hübschen Kellnerin zu Mixnitz schäkernd ans Kinn griff, fiel mein Heiligenschein als Regen herab.

Eine steirische Bienenmutter.

Reiseerinnerung an die XXXV. Wanderversammlung deutscher und österreichisch-ungarischer Bienenzüchter in Graz.

Von **Joh. Ph. Glock**, Pfarrer in Zuzenhausen, Baden.*)

„Hoch vom Dachstein an, wo der Aar noch haust,
Bis zum Wendenland am Bett' der Sann,
Wo die Sennerin frohe Jodler singt
Und der Jäger kühn sein Jagdrohr schwingt:
Dieses schöne Land ist der Steirer Land,
Ist mein liebes, theures Heimatland.“

Ja, es ist fürwahr ein schönes Land, der schönsten eines im Schwesterreigen Alt-Austrias, die alte, sangesfrohe grüne Steiermark mit ihren alpengekrönten Thälern voll rauschender Wasser, mit ihren dunklen Forsten voll edlen Hochwilds, mit ihren smaragdgrünen Matten voll duftender Alpenkräuter, mit ihren freundlich stillen Dörfern, ihren aufstrebenden, gewerbreichen Städten, mit ihren biederen stämmigen Männern, denen deutsches Blut durch die Adern rollt und deutsche Treue und Ehrlichkeit aus den blauen Augen schaut, mit ihren edlen schönen Frauen, denen deutsche Zucht und Sitte, deutsche Sprache und deutsches Lied so wohl steht, dass man noch heute von ihnen rühmen muss, was ein Walther von der Vogelweide einst am sangesberühmten Hoflager seines fürstlichen Gönners in der Ostmark des Reiches zu ihrer Ehre gesungen hat:

„Ich han lande vil gesehen
Und nam der besten gerne wahr:
Übel müsse mir geschehen,
Könnt' ich je mein herze bringen dar,
Dass ihm wohl gefallen
Sollte fremde sitte:
Deutsche Zucht gat vor in allen.
Deutsche man sind wohl gezogen,
Recht als engel sind die wip gethan
Wer sie schilt, der ist betrogen.
Tugend und reine Minne,
Wer die suchen will,
Der soll kommen in unser land:
Da ist Wonne viel.“

Die köstliche Perle dieses schönen Landes ist aber die Landeshauptstadt Graz.

„Sei gegrüßt von meinem Psalter,
Du reizende Grazienstadt;
Du ruhst wie ein prangender Falter
Auf einem Lorbeerblatt.
Hold ruhst du auf grünenden Auen,
Du Perle der Steiermark;
Voll Seele deine Frauen,
Und deine Söhne voll Mark!“

(Robert Hamerling.)

*) Abgedruckt aus der in Braunschweig erscheinenden „Deutschen illustrierten Bienenzeitung“.

möchte, sofern dieses bescheidene Etwas gerade bei dieser Wanderversammlung und auf deren Ausstellung zu sehen, zu hören und zu bewundern war, den Lesern unserer Bienenzeitung als dritten im Bunde etwas erzählen. Ich habe das seltene Glück gehabt, der freundliche Leser höre und staune, auf der Wanderversammlung in Graz eine wirkliche Bienenmutter, dazu eine gut steirische, von Angesicht kennen zu lernen. Bienenmutter? höre ich da einen Zweifler ironisch fragen. Was soll denn das für eine Bekanntschaft sein? Wir kennen bloß Bienenväter bei uns zu Lande. Meine Bienenmutter, die steirische nämlich, deren Lob und Leben ich hier singen und sagen will, ist keine edle oder hochedle Bienenkönigin, sondern — eine einfache, brave, in der praktischen Bienenzucht wie wenige erfahrene, steirische Frau, vor deren Tüchtigkeit und Leistungen jeder Bienenvater den Hut abnehmen darf. Unsere Bienenmutter ist nicht etwa eine Dilettantin und bloße Liebhaberin der edlen Bienenzucht, wie es deren auch sonst geben mag, zumal solange die Bienen nicht zu sehr stechen und unangenehm werden, sondern eine wirkliche Mutter, welche ihrer Bienen mit mütterlicher Sorgfalt und Liebe wartet, keine fremde Hand sie berühren lässt, auch die mühevollsten Operationen an ihren Pfleglingen ohne jede männliche Beihilfe eigenhändig besorgt, wie eben nur eine Mutter ihre Kinder warten und pflegen und lieben kann. Auch ist diese steirische Bienenmutter keine Novize, d. h. ein Neuling in der Bienenzucht; sie imkert schon ihre 30—40 Jahre, hat also das silberne Ehejubiläum mit ihrem Bienenvolk längst hinter sich und geht, so Gott will, rüstig und gesund ihrem goldenen entgegen. Diese wirkliche Bienenmutter, deren ganzen Namen, Vor- und Zunamen nebst Heimatsort der geneigte Leser zum Schluss erfahren wird, und deren interessante Lebensgeschichte, so wie ich sie aus ihrem Munde vernahm, hier zu Nutz und Frommen der Imker mitgetheilt werden soll, habe ich also persönlich kennen gelernt. Manches Stündlein haben wir zwei während der Festtage uns mit einander unterhalten, notabene über die Bienenzucht oder genauer gesagt, über ihre Bienenzucht. Beim Bankett im großen Saale der Versammlungstage ließ ich die hohen Herren Präsidenten und Vicepräsidenten, unter denen nicht wenige hochgeborene Herren waren, sowie die sonstigen weltlichen und geistlichen Honoratioren, die uns fahrenden Imkern die Ehre gaben, sitzen wo sie saßen, und wählte mir als bescheidenes Vis-à-vis meine specielle Bekanntschaft, die Bienenmutter; mit ihr habe ich conversiert und toastiert, so oft wieder einer der üblichen Toaste ausgebracht wurde. Sie selber aber hat beim Abschied geweint, wollte meine Hand, die sie unter Thränen küsste, nicht loslassen und meinte zum Schluss, das war ihr letztes Wort: „B'hüt Gott, Hochwürden, auf dieser Welt sehen wir uns wohl nimmermehr; aber vergessen thu' ich Sie mein Lebtag nicht; b'hüt Gott!“ Sie steht als ehrsame Witwe an der Schwelle der Sechziger und sieht bereits mit großmütterlicher Autorität auf Kinder und Kindeskinder. Aber obwohl in grauen Haaren, ist sie doch noch eine Bienenmutter, die sich's nicht nehmen ließ, die Festtage in der nahen Landeshauptstadt wie der strammste Bienenvater von Anfang bis zu Ende mitzumachen. Auch hatte sie doppelt ausgestellt, was der geneigte Leser gleich erfahren wird. Es ist mir unvergesslich, wie und wo ich ihre Bekanntschaft machte. Vorgestellt wurden wir nämlich einander nicht. Aber dass wir so schnell bekannt wurden, gieng also zu. Es war am Nachmittage eines Mittwochs, am Vortage der zu eröffnenden Bienenausstellung. Noch

würdigen, deutschen Farben „Schwarz-Roth-Gold" besungen:

„Schwarz-Roth-Gold mag ich gern,
Schwarz ist ihr Augenstern,
Roth ist ihr Lippenpaar,
Gold ist ihr Haar."

Ist das nicht ein duftender Kranz liebender Verehrung, den hier ein Österreicher im Bewusstsein der Stammesgemeinschaft der Mutter Germania auf die Stirne drückt? Habe Dank, edler Sänger im fernen Graz, für dein treues deutsches Herz und seine Liebe! Was du im Alpenthale der Mur gesungen, was du als deine Festgabe im Tempel der Gewerbe und Künste deines Heimatlandes niedergelegt hast, ist nicht vergessen; als ein Dichterwort unsterblicher Art ist es fortgeklungen und wird fortklingen, so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.*)

Auch über die XXXV. Wanderversammlung und deren oben berührte Ausstellung in Graz will ich hier nicht berichten. Das hat ebenfalls schon einer vorausgethan. Derselbe hat auch in dem in diesen Blättern veröffentlichten Grazer Festbericht nur die Wahrheit gesagt, wenn er behauptet, dass die öffentlichen, wollte sagen officiellen Empfangsfeierlichkeiten bei dieser Wanderversammlung auf Seiten der dazu Berufenen sehr viel zu wünschen übrig ließen. Es that uns im Stillen in der Seele weh, als wir am Empfangsabend die lieben Veteranen der Wanderversammlung, voran unseren nachgerade auch grau und alt gewordenen ständigen Präsidenten, den um die Sache dieser Versammlungen hochverdienten Vogel, so ohne Sang und Klang, ohne jedwede billige Aufmerksamkeit von Seite der Herren vom Comité seinen Einzug halten sahen. Das war in Stuttgart und Regensburg ganz anders. Offenbar fehlte es in dieser Richtung hier irgendwo. Da man aber von einer geschehenen Sache das Beste reden soll, wollen wir diese für ein Festcomité unverzeihliche Unterlassungssünde lieber mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken und keine Namen nennen, obwohl wir solche sehr wohl kennen. Nur so viel sei verrathen: es fehlte nicht unten, d. h. bei den Grazer Imkern, die als echte Steirer die liebenswürdigsten Gastfreunde von der Welt waren und gerade uns „Reichsdeutschen" gegenüber Herz und Haus öffneten, sondern mehr nach oben, dort wo gewisse Herren, wie vom „hohen Olymp" herab, das Wandervolk der Imker betrachteten und die große Masse in solch respectvoller Entfernung von sich zu halten wussten, dass man z. B. trotz der ausdrücklichen Ankündigung vom Präsidententisch am Schlusse des ersten Verhandlungstages auch nicht einen einzigen der betreffenden Herren da traf, wo man sich zum gemeinsamen Mittagsmahl im Ausstellungsraume versammeln wollte. Es brauchte deshalb einer nicht, wie Freund Witzgall, der leidend ankam und durch Reisestrapazen und schlaflose Nächte herabgestimmt war, übel disponiert zu sein, um die XXXV. Wanderversammlung im Gegensatze zu ihren Vorgängerinnen in etwas trübem Lichte zu betrachten. Trotz alledem waren die acht Tage, welche wir in Graz verlebten, recht schön, belehrend und herzerquickend; sie zählen in mehr als einer Hinsicht geradezu zu den schönsten unseres Lebens. Das Festcomité der Wanderversammlung freilich war nicht schuld daran.

Aber, nun zur Sache! Etwas hat weder der Dichter Rosegger besungen, noch der volksthümliche Kalendermann aus Baiern in seinen Ausstellungsstimmungsbildern erwähnt, und daran

*) Diese Worte, die mich so hoch ehren, will ich doch nicht streichen; sie anerkennen mein redliches Wollen und haben Nachsicht mit meinen mangelhaften Werken. Dankbar erwidere ich diesen lieben Gruß aus deutschem Westen.

P. K. Rosegger.

ist alles in Ordnung. Mit sichtlichem Wohlbehagen schließt sie ihre Wohnungen und schickt sich an zum Weggehen, aber nicht ohne den Herren vom Comité und deren Hilfsarbeitern noch einmal, jetzt im milderen Tone, die Vermahnung zu geben: „Lôn Se mir meine Beinle stehn; lôn Se se bigott stehn; ich hab's Ihnen gsagt." Diese Frau hatte auf einmal mein lebhaftes Interesse erweckt. Alles, was ich soeben an ihr beobachtet hatte, die ganze Art, wie sie sprach, handelte, operierte, ihr ganzes Auftreten, fest und bestimmt, fast männlich sicher, imponierte mir. So trat ich denn ohne weitere Complimente zu ihr hinzu, gab ihr in wenigen, aber herzlichen Worten meinen Beifall an ihrem soeben an den Tag gelegten Verhalten kund, lobte insbesondere ihren Muth im Hantieren und Operieren an den Bienen, worin es ihr in der That nicht jeder Bienenvater gleichthun dürfte. Sie nahm alle diese Bemerkungen anfangs kalt auf, meinte sogar zwischenhinein, da gebe es im Imkerleben noch ganz andere Beweise von Muth und Unerschrockenheit abzulegen. Sie fasse ihre Schwärme ohne Ausnahme mit unbeschütztem Gesicht und freien Händen; es komme nur darauf an, wie man sich bewege und wie man angreife. Damit hatte sie in der That das ganze Geheimnis enthüllt und da ich hierin aus eigener Erfahrung ebenfalls zustimmen konnte, erweckte ich in ihr Vertrauen. Meine Worte hatten auf einmal eingeschlagen. Die Brücke des offenen gegenseitigen Austausches der beiderseitigen Erfahrungen war geschlagen und nun hielt sie, nachdem ich zur vollen Beruhigung meine Wenigkeit nach Stand, Herkommen und Zweck des Hierseins freimüthig vorgestellt hatte, nicht mehr zurück, sondern gestattete mir — und dafür bin ich der schlichten, braven Frau zum Danke verpflichtet — einen Einblick in ihre Vergangenheit, welche selbst wieder ein Beweis dafür ist, dass die folgenreichsten Wendungen in unserem menschlichen Leben nicht ein Resultat unserer Berechnung, sondern Schickungen von Oben, Winke von höherer Hand sind, denen wir folgen müssen, ob wir wollen oder nicht. Oder ist's nicht seltsam und geradezu eine Fügung Gottes gewesen, wie diese Frau zur Imkerei kam? Lassen wir sie selbst erzählen.

„Ich bin", so hub sie an, „von Haus aus ein armes Soldatenkind. Mein seliger Vater focht unter den Grenadieren des Erzherzogs Karl bei Aspern und zog dann später, nachdem die blutigen Kriegsjahre endlich friedlichen Zeiten gewichen waren, nach Mixnitz an der Mur. Hierher hatte ihn sein bewegtes Leben zuletzt geführt; hier fand er Arbeit im Maurerhandwerk, das er in seiner Jugend erlernt hatte; hier gründete er seinen Hausstand, und hier wurde ich geboren. Jetzt wissen Sie, lieber Herr, woher ich bin und warum ich gerade in Mixnitz geboren werden musste. Mein seliger Vater war aber selber kein geborener Steirer oder Österreicher; er hatte nur als Söldner unter österreichischen Fahnen gekämpft. Er stammte aus dem Nachbarlande zu Ihrer badischen Heimat, aus dem Elsass. Viel Schönes und Gutes hat er uns Kindern von dieser seiner Heimat am Rhein erzählt, besonders von Strassburg, „der wunderschönen Stadt" und seinem herrlichen Münster, dessen Thurm sogar höher sein soll als der Stephansthurm der Wiener, der doch auch schon ungemein hoch sein muss. Wohl haben des Vaters Freunde und Verwandte dann und wann noch einmal einen Brief aus dem Elsass geschrieben, aber mit des Vaters Tod hörte auch dieses auf. Jetzt wissen wir gar nichts von des Vaters Brüdern und Schwestern und deren Kindern. Vielleicht haben sie uns gar vergessen, wie das in der Welt eben so geht. O wie gerne hätte

waren erst wenige Festgäste angekommen, da führte mich mein Weg von dem großen Ausstellungsplatz, wo eben das vortreffliche Musikcorps des Infanterie-Regimentes „König der Belgier“ sein Nachmittagsprogramm beendet hatte, hinüber zu dem in der landwirtschaftlichen Abtheilung reservierten Platze für die Bienenausstellung. Alles war hier noch wüste und leer wie am ersten Schöpfungstage. Nur einige Herren des Festcomités waren eben damit beschäftigt, mit Hilfe einiger dienstbaren Geister eine Unmasse Kisten und Kasten zu öffnen, auf welchen das ominöse „Vorsicht“, „nicht stürzen“, „zerbrechlich“, „Achtung“, „piano“, „pianissimo“ (das magyarische Wort habe ich vergessen) sehr deutlich aufgeklebt war. Trotzdem musste es während des Transportes mit einem Theile der Kisten doch nicht „piano“ genug hergegangen sein, denn nicht weniger als sechs Völker waren umgekommen; beim Öffnen schwamm eine wüste Masse von Honig, Wachsbruchtheilen und Bienenleichen in den betreffenden Wohnungen herum. Ein trauriger Beweis, dass ein guter Theil ausstellender Imker es hier immer und immer wieder an der nöthigen Vorsicht fehlen lässt. Während nun unter dem unvermeidlichen Hämmern und Klopfen Kisten und Kasten geöffnet und die lebenden Bienen durch die Hände der beihelfenden Dienstmänner auf die zurechtgestellten Lager mehr oder weniger piano oder auch nicht verbracht werden sollten, hörte ich auf einmal aus dem Munde einer bis jetzt ruhig dabei gestandenen bejahrten Frau in steirischer Landestracht — dem einzigen weiblichen Wesen in unserem Kreise — die laut gerufenen, fast drohend klingenden Worte im steirischen Volksdialect: „Lôn Se mir meine Beinle*) stehn! Sie; lôn Se die Beinle stehn: die dürfen net so verpolleret werden; ich leid's nit; ich kann meine Beinle selber hinstellen.“ Solche Sprache hatte keiner von uns Anwesenden erwartet. Die Herren vom Comité sahen sich die Frau etwas verblüfft an und die Dienstmänner ließen auf einen Augenblick die Arbeit ruhen. Bei der Frau aber hieß es: Gesagt und gethan! Sofort packt sie Beute um Beute, die ihr gehörten, und stellt sie mit praktischem Griffe so sicher und fest und doch so zart und sanft, als es nur der zärtliche Familienvater vermag, auf ihren Platz. Nicht genug damit. Alsbald öffnet sie die Fluglöcher. Die „Beinle“ stürzen hervor, schon will eine Abtheilung der schwarz und dicht herausgequollenen Masse im neugewonnenen Lichte der Freiheit über den Rand des Flugbrettes sich herabwälzen; wie leicht könnte sie auf die gerade nasse Erde fallen! da tritt die Bienenmutter furchtlos und ohne Bedenken in die Fronte vor das Flugloch und — streicht mit der bloßen Hand zart und sanft die mit dem Herabstürzen Bedrohten wieder dem Flugloche zu.

Diese Manipulation wiederholt die Frau einige Minuten, und fast scheint es, als ob die „Beinle“ ihre Mutter kennen. Sie beruhigen sich zusehends und laufen bald friedlich an der Öffnung hin und wieder, meist fröhlich brausend, dass sie jetzt wieder Licht und Luft haben. Das war der Frau offenbar ein gutes Zeichen. Doch begnügt sie sich nicht damit. Jetzt tritt sie — notabene ohne Bienenhaube, Helm, Visier, Brille und wie die von kühnem Muthe zeugenden Schutzmittel der Herren Bienenväter alle heißen — von hinten zu ihren Völkern, die in mobilen Lagerstöcken untergebracht sind, öffnet die Thüre und das Deckelbrett, nimmt mit der bloßen Hand (ohne Wabenzange) Wabe um Wabe heraus, bis sie erkannt hat, dass durch den Transport kein Schaden entstanden ist. — Es

*) „Beinen“ oder „Peinen“ ist im Steirischen und in Oberbaiern das Dialectwort für Bienen.

mern, dass wir die wahre Schreiner-werkstätte im Hause hatten. Nur geleimt hat unser Hausfreund nie; denn ein rechter Bienenschreiner, pflegte er im Scherze zu sagen, es liegt aber eine Wahrheit darin, darf keinen Leim an die Finger kriegen. Und nun hätten Sie sehen sollen, was für nette, saubere, praktische Bienenhäuslein, die Vereinsherren nennen solche „Wohnungen", mit completer Einrichtung zum Ein- und Ausstellen, mit Fenstern und allem Zugehör aus der kunstfertigen Hand unseres Hausfreundes, der in den letzten Jahren auch unser Hausgenosse wurde, hervorgiengen! Die Mixnitzer Bienenzüchter sahen anfangs mit Spott auf diese Holzvergeudung, wie sie's nannten, und redeten nicht ohne Hohn unter sich von der neuen Wiener Mode in der Bienenzucht, die sie besser verstehen mussten. Aber die durch den Fremden nach Mixnitz gebrachte Wiener Mode war eben doch die richtigere und bessere. Wenn das Frühjahr kam, dann hatten nicht die Mixnitzer, sondern der fremde Herr aus Wien, unser Hausfreund, die vollsten, duftigsten Honigtöpfe. Das kam aber daher: unser Hausfreund überließ seine Bienen nicht dem Zufall; solches, pflegte er zu sagen, sei für einen vernünftigen Menschen, der seinen ihm vom Schöpfer verliehenen Verstand besitze, ein unverantwortlicher Leichtsinn. Der vernünftige Bienenzüchter müsse zur Zeit nachsehen, nachhelfen, corrigieren und verbessern, wo und wie es gerade nöthig sei. Gerade bei den Bienenhäuslein unseres Hausfreundes gieng dieses Nachsehen und Nachhelfen aber am leichtesten. Also war seine Methode oder Mode, wie sie's nannten, gewiss die richtige. Je länger, je mehr hatten wir alle, die Kinder, mein Mann, besonders aber ich, unsere herzliche Lust und Freude an den Bienen, die wir vorher, wie so viele Menschen, gar nicht beachtet, ja nur gefürchtet hatten. Diese Liebe zu den Bienen habe ich also dem fremden Hausgenossen allein zu verdanken.

Sie sehen, lieber Herr, wie viel das gute Beispiel eines einzigen braven und tüchtigen Menschen wirken kann; es thut und leistet mehr als ganze Bände voll Bücher und Schriften, aus denen unsereins oft gar nicht klug wird. Aber noch war ich keine Bienenzüchterin. Ich hätte auch zuerst gar nicht die Zeit dazu gehabt. Die Pflichten des Hauses als Mutter und Witwe machten mir heiß genug; doch habe ich dem Hausfreund immer gerne, wenn es wie beim Schwärmen oder beim Honigschleudern dem altgewordenen Herrn zu beschwerlich wurde, beigestanden, und dabei habe ich gelernt, was mir später sehr zu statten kommen sollte. Zum eigenen Betrieb kam ich aber auf diese Weise. Der gute liebe Herr, der so manches Jahr in unserem Hause gewohnt hatte und einer der Unseren geworden war, fieng eines Tages an zu kränkeln und diese Krankheit, in der wir ihn so gut verpflegten, wie es leibliche Angehörige nicht besser vermögen, war eine Krankheit zum Tode. Sein Gott hatte ihm diese letzte Krankheit als einen Boten von Oben geschickt, dass es bald für ihn Zeit sei, aus der Fremde dieser Erde in die ewige Heimat dort Oben einzukehren. Den Wink dieses Boten verstand unser lieber Hausfreund, darum machte er als gehorsamer Knecht, der geht, wenn sein Herr dort Oben ihm zuruft, sich reisefertig. Da rief er eines Abends, es war sein letzter auf dieser Erde, mich an sein Bett, nahm meine Hand in die seine und dankte mir noch einmal für alles, was ich und die Meinen an ihm, dem Fremden, Gutes gethan hatten. Dann sank er vor Schwäche in das Kissen zurück; schon meinten wir, sein letztes Stündlein sei jetzt gekommen, die Kinder, die herbeigerufenen Nachbarn und ich beteten unter Schluchzen und vielen Thränen für ein gnädiges

ich meines Vaters Heimat einmal gesehen und den Freunden am Rhein die Hand gedrückt, aber es hat nicht sollen sein; früher war der Weg ohne Bahngelegenheit viel zu weit, und jetzt bin ich einfach zu alt zu solcher Reise. Aber denken thu' ich noch manchmal dahin und gerade heute, wo ich mit Ihnen zusammentreffen muss, denk' ich doppelt gern dorthin.

Nun bin ich aber selber im Laufe der Jahre Gattin, Mutter und zuletzt Großmutter geworden. Mein seliger Mann, dem ich die Hand für dieses Leben am Altare reichte, war ein Mixnitzer wie ich. Wir haben in unserem eigenen Hause gut gehaust und gut miteinander gelebt, wie es bei Christen sein soll. Doch starb er für mich und unsere Kinder viel zu früh. So musste ich manches Jahr als verlassene Witwe hausen und die Kinder Waisenbrot essen. Das ist ein schwerer Stand, lieber Herr, wer den nicht kennt, der weiß nicht, warum nach dem Worte der heiligen Schrift gerade die Witwen und Waisen ihre Sache dem Herrn anbefehlen sollen, wie gerade sie den gnädigen Beistand Gottes und guter Menschen so nöthwendig brauchen. Auch uns ist Gott beigestanden, bei Gebet und Arbeit hilft er allezeit; und an beidem hat es bei uns nicht gemangelt. Aber wir hatten noch einen ganz besonderen Segen, von dem sollen Sie jetzt hören. Es war aber ein Haussegen, den uns ein unbekannter Fremder in das Haus hereingebracht hat. Das gieng also zu. Noch zu Lebzeiten meines seligen Mannes zog eines Tages in unser Mixnitz ein fremder Herr aus Wien ein. Er war mutterseelenallein, schon bei Jahren und wollte, wie er angab, den Rest seines Lebens in unserem stillen Orte zubringen. Was ihn gerade zu der Wahl unseres Ortes trieb, kann ich Ihnen nicht bestimmt sagen. Jedenfalls gefiel ihm unser Murthal mit der „Bärnschützschlucht“, dem „Wasserfall“, der „Drachenhöhle“ und den herrlichen Waldungen in der Nähe gar wohl, denn er war ein Naturfreund und brachte manche Stunde auf stillen, einsamen Gebirgspfaden und Waldwegen zu, wo ihn die Leute nicht störten. Doch nicht bloss die schöne Natur zog den insichgekehrten Mann in unser Thal und Ort; vielleicht war ihm auch das Treiben der Weltstadt, in der er bisher gelebt hatte, zuwider geworden; am Ende hat ihn gar dort ein schweres Schicksal getroffen, dass es ihn nicht mehr da ließ, so dass er fort musste, um der Ruhe seines Herzens willen. Wohl haben wir es ihm in der ersten Zeit an manchem Tage angesehen, wie er um diese Ruhe kämpfen musste mit sich selbst. Aber es war immer bald überstanden und dann war er so ruhig, still, zufrieden und gottergeben, als nur der beste Mensch und frömmste Christ mit Gottes Beistand sein kann. Und wissen Sie, Hochwürden, wann unser lieber Hausfreund — denn das wurde mit der Zeit der sonderbare Fremde, am allerruhigsten, stillsten, zufriedensten und sogar glücklich war, er, der einsame, alleinstehende Mann? das errathen Sie nicht, aber wenn Sie ein echter Imker sind, der mit den lieben Bienen zu leben und zu fühlen versteht, wie es die guten Thierlein verdienen und wie es gute Menschen sollen, dann werden Sie es jetzt ahnen — dann, wenn er bei seinen Bienen war. Gleich nach seiner Ansiedelung hatte er sich Bienen gekauft; sie saßen in zwei Strohkörben, wie sie bei den steirischen Bauern vor den Häusern und in den Gärten stehen. Aber lange hat unser Hausfreund die altmodischen Strohkörbe nicht vor unserem Hause stehen lassen. Sobald die Bienen gekauft waren, wurde von demselben auch eine Hobelbank, sowie das nöthigste Schreinerhandwerkzeug nebst trockenen Brettern aus der Sägemühle herbeigeschafft. Nun gieng's an ein Sägen, Hobeln, Nageln und Häm-

zu erzählen. Die liebe Bienenmutter möge mir wegen dieser schriftstellerischen Freiheit nicht böse werden.

Damit aber der freundliche Leser nicht an der historischen Wahrheit des von mir mit etwas poetischer Licenz behandelten Stoffes zweifele, nenne ich hier zum Schluss den ganzen Namen unserer Bienenmutter. Sie heißt Magdalena Hermann Wwe. und lebt, so Gott will, bis auf diesen Tag in Mixnitz an der Mur bei Graz in Steiermark. In der That, es war so, wie die Frau, die vor mir, dem Fremden, ihr gutes treues Herz ausgeschüttet hatte, erzählte. Einige Grazer Imkerfreunde, mit denen ich im Laufe des Tages noch über den interessanten Zwischenfall redete, haben die Selbstbekenntnisse der braven, ehrenwerten Frau mit Freuden bestätigt und die hohe Preisrichtercommission hat diesmal ihres schwierigen Amtes gut gewaltet: sie hat der Bienenmutter von Mixnitz zwei schöne Preisauszeichnungen zutheil werden lassen. Dadurch ist vor den Augen der Imkerwelt ihrem stillen Verdienste die gebührende Anerkennung widerfahren. Den besten Lohn trägt die stille Frau, wie ich weiß, in sich selbst: dieser Lohn ist köstlicher denn Gold, und viel feines Gold.

Nun ade, liebe Bienenmutter von Mixnitz! B'hüt Gott im neuen Jahre 1891, und einen herzlichen Imkergruß von dem Sie hochschätzenden geistlichen Herrn aus Baden, aus dem schönen Nachbarlande des wiedergewonnenen deutschen Elsaſs, wo einst die Wiege Ihres in Gott ruhenden Vaters gestanden hat.

Noch rauscht der Rhein mit seinen grünen Wellen zwischen den beiden Nachbarlanden mit ihren Bruderstämmen mächtig durch die Ufer hin! Noch grüßen des Schwarzwaldes finstere Tannen im Morgen-, und im Abendroth des Wasgaues blaue Berge! Noch ragt Meister Erwins herrlicher Münster zu Straßburg, „der wunderschönen Stadt", majestätisch zum Dome des Himmels empor! Noch lebt deutsche Art und Zucht, deutsche Sitte und deutscher Glaube in dem treuen Herzen eines biederen Volkes! Und deutsche Worte und deutsche Lieder klingen mächtiger und verheißungsvoller als je aus dem Munde eines neuen Geschlechtes zur Ehre des großen deutschen Vaterlandes!

B'hüt Gott!

Als ich den Himmlischen Altäre gebaut.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von P. K. Rosegger.

Wenn wir Kinder die Woche über brav gewesen waren, so durften wir am Sonntage mit den erwachsenen Leuten mitgehen in die Kirche. Wenn wir aber beim lieben Vieh daheim benöthigt wurden, oder wenn kein Sonntagsjöppel oder kein guter Schuh vorhanden, so durften wir nicht in die Kirche gehen, auch wenn wir brav gewesen waren. Denn die Schafe und die Rinder bedurften unser wesentlich nothwendiger als der liebe Gott, der nachgerade einmal Post schicken ließ: Leute, seid auf die Thiere gut, das ist mir so lieb wie ein Gottesdienst.

Abscheiden seiner Seele. Da schlug er noch einmal die lebensmüden Augen auf, suchte mit zitternder, erkaltender Hand die meine, weil ich neben ihm stand, und öffnete noch einmal die Lippen zum letzten Worte: „Vergesst", sprach er, „meine lieben Bienen nicht; sie gehören Euer, wie alles, was ich habe, aber vergesst sie nicht, verkauft sie auch nicht, es ist ein Segen darin." Das war sein letzter Wille, sein kurzes, aber heiliges Testament, dann wendete er das Haupt zur Wand hinüber, wo des Heilandes Bild zu ihm heruntersah — und verschied. So bin ich, eine alte Witwe, eine Bienenzüchterin geworden. Ich musste es werden, denn das Testament eines Sterbenden, auch wenn es kein Notar geschrieben und versiegelt hat, ist einem Christen heilig.

Schon manches Jahr ist gekommen und gegangen, seit wir den Hausfreund zur Ruhe gebracht haben. Was aber der Sterbende, dessen letzter Gedanke seine verlassenen Bienlein waren, mir auf die Seele gebunden hatte, habe ich gehalten. Mit aller Sorgfalt und Treue, so gut ich's vermag und gerade so, wie ich's bei ihm gesehen und gelernt habe, bin ich den verwaisten Lieblingen unseres Hausfreundes eine liebende Mutter geworden; darum thut mir's jedesmal einen Stich in das Herz, wenn ich wie vorhin sehen muss, dass unverständige oder herzlose Menschen die armen Bienen so unsanft stoßen und quälen. Auch habe ich es nicht zu bereuen gehabt, dass ich eine Bienenmutter, wie sie mich im Thale heißen, geworden bin. Manch schöner Gulden ist mir durch die Bienen und ihren Honig zu rechter Zeit in das Haus gekommen. Ich selber aber habe noch einen besonderen Segen davon gehabt. Meine Kinder lernten an den Bienen die unschätzbaren Tugenden des Fleißes, der Sparsamkeit, der Ordnungsliebe und der Eintracht. Ich selber habe es jetzt gerade so wie der selige Hausfreund; wenn mir im Leben etwas wider den Kopf geht und mein Herz anfangen will, ungeduldig und unruhig zu werden, dann gehe ich zu meinen Bienen, da ist mir's, als würde der alte Freund bei mir stehen und mich trösten. Da zieht Ruhe und Friede in das Herz hinein. Und das ist auch etwas wert im Leben. Schon manchmal hätte ich von Liebhabern für die Bienen und ihr zierliches Haus, in dem sie mit ihren Häuslein als unter einem Schutz und Schirm gegen Wind und Wetter untergebracht sind, ein schönes Stück Geld eintauschen können. Aber sie sind mir nicht für Geld feil. So lange ich lebe, will und muss ich sie behalten, pflegen, lieben und hüten. Sie haben mir's jetzt angethan und, was die Hauptsache ist, es ist ein Segen darin.

Zum Schlusse aber muss ich gar schön bitten, Hochwürden, halten Sie mich ja nicht für stolz und hoffärtig, dass ich alte Bauersfrau von Mixnitz hier in Graz die Landesausstellung mit Bienen und Honig besuche. Von selbst hätte ich es nie gethan. Es hat mich Überwindung genug gekostet. Aber die Grazer Herren vom Bienenvereine sind an allem schuld. Diese haben mir, weil sie meinen Stand kennen und mich dann und wann besuchen, keine Ruhe gelassen, bis ich zur Beschickung der Ausstellung einwilligte und meine Theilnahme an der großen Wanderversammlung versprach. So bin ich hiehergekommen. Ich will Gott danken, wenn ich erst wieder mit den armen Bienen die Stadt verlassen kann und wir mit einander wieder zu Hause sind." Soweit die einfache, aber ergreifende Erzählung der Frau. Der geneigte Leser und die noch geneigtere schöne Leserin des Blattes wissen jetzt, warum ich mir herausnahm, die Geschichte von der steirischen Bienenmutter, welche der gesegnetste und gemüthvollste Ertrag meines Grazer Aufenthaltes war, hier

Andacht nachgerade zwang. Knieten wir dann um den Tisch herum, so dass unsere Knie auf den Sitzbänken, unsere Ellbogen auf der Platte sich stützten, und beteten laut jene lange Reihe von Vaterunsern und Avemariens mit Ausrufung der „Geheimnisse" aus dem Leben des Herrn, welche der Rosenkranz, oder auch der Psalter genannt wird. Ich wendete während des ganzen Gebetes keinen Blick von den bildlichen Darstellungen. Natürlich sah ich nicht das Papier und nicht die Farben, ja selbst die Bilder als solche nicht, ich sah die Heiligen leibhaftig, sie waren mir in der That anwesend, sie hörten freundlich auf unser Gebet, sie ließen uns hoffen auf ihren Schutz und Beistand in Tagen der Noth und Gefahr, sie nahmen gütig die Liebe unserer Herzen an, und also schlossen wir mit ihnen vorweg schon Bekanntschaft für die ewige Gemeinsamkeit im Himmel, der wir ja entgegenstrebten. — O welch ein herrliches Gut ist der Glaube, unendlich mächtiger, schöpferischer, beseligender, erlösender, als alles Wissen und Wähnen der Irdischen.

War endlich die Andacht zu Ende, so losch der Knecht die Kerze aus und wir hüpften aufs Fletz hinab; bald krochen wir freilich wieder auf den Tisch, um gemächlich den Tempel zu zerstören und seine Theile wieder an Ort und Stelle zu bringen, woher wir sie genommen, denn der Tisch sollte nun Schauplatz anderer Ereignisse werden. In der Küche war aus Mehl und Schmalz eine Pfanne voll Sterz fertig geworden und diese kam herein, um unsere sonntägige Andacht zu krönen. So war's der Brauch am Sonntag Vormittage von der neunten bis zur zehnten Stunde, während die anderen in der Kirche saßen oder vor derselben sich für das Wirtshaus vorbereiteten. — Solches waren freilich freundlichere Wandlungen des Tischaltares, als es jene gewesen im Hause des Waldpeter. Hatten die aufsichtslosen Kinder in der Christnacht auf dem Tische aus Büchern und Papierbildchen einen Tempel gebaut, denselben mit einem nach unten halboffenen Buche eingedeckt und eine brennende Kerze in das Heiligthum gestellt. Noch zu rechter Zeit kam der Waldpeter herbei, um die auf dem Tische entstandene Feuersbrunst zu löschen. Darauf soll es keinen Sterz gegeben haben, sondern Fische.

Noch erinnere ich mich an einen besonderen Tag. Ein gewöhnlicher Wochentag war's im Winter; ich beschäftigte mich in der dunklen Futterscheune, um mit einem Eisenhaken, dem Heuraffel, Heu aus dem festgetretenen Stoße zu reißen und in die Ställe zu tragen. Da fiel es mir plötzlich ein, ich müsse diese Arbeit bleiben lassen, in die Stube gehen und auf dem Tische einen Altar bauen. Die Mutter war mit meinem jüngsten kranken Schwesterchen beschäftigt, kümmerte sich also nicht um mich und ich stellte aus Büchern und Bildchen den gewohnten Tempel auf, als sollten die Leute nun zusammenkommen wie am Sonntage und beten. Wie ich hernach das hölzerne Crucifix hineinstellen wollte, that ich es nicht, sondern gieng durch die Stube zu einer Sitzbank hin, über welche ich das Kreuz vermittelst eines Schnürchens an die Wand hieng. Und da war es, als ob auch die anderen ähnliche Gedanken hätten mitten im Werktage; der Vater wurde ins Haus gerufen, er holte aus dem Schrank den Wachsstock hervor, zündete ihn an, doch anstatt ihn an meinen Altar zu stellen, gieng er damit ans Bettlein, wo das zweijährige Trauterl lag; sie begannen halblaut zu beten und die Mutter netzte mit Essig die Stirn des Schwesterleins. — Plötzlich hielten sie im Gebete ein, da war es still, so grauenhaft still, wie es bisher nie gewesen auf der Welt. Dann hub die Mutter an zu schluchzen, erst leise, hernach heftiger, bis sie, in ein lautes Weinen ausbrechend, sich über das Köpfchen des Kindes nieder-

Wir blieben jedoch nur unter der Bedingung zuhause: „wenn wir einen Altar aufrichten dürften“. Gewöhnlich wurde uns das erlaubt, und zu hohen Festtagen stellte der Vater das Wachslicht dazu bei. Hatten wir unsere häuslichen Beschäftigungen vollbracht, etwa um neun Uhr vormittags, während in der Kirche das Hochamt war, begann in unserem Waldhause Folgendes zu geschehen. Die Haushüterin, war es nun die Mutter oder eine Magd, hub an am Herde mit Mehl und Schmalz zu schaffen; der Haushüter, war es nun der Vater oder ein Knecht, holte von der Wand „die Beten“, den Rosenkranz herab, vom Wandkastel den Wachsstock heraus, aus der Truhe das Gebetbuch hervor; und der kleine Halterbub, war es nun mein Bruder Jackerl oder ich, huben an, die Heiligthümer des Hauses zusammenzuschleppen auf den Tisch. Von der Kirche waren wir weit, keinen Glockenklang hörten wir jahraus und jahrein; also mussten wir uns selber ein Gotteshaus bauen und einen Altar. Das geschah zuhalb aus kindlichem Spielhange und zuhalb aus kindlicher Christgläubigkeit. Und wir — mein Bruder Jackel oder ich, oder beide zusammen — machten es so: Wir schleppten das alte Leben-Christi-Buch herbei, das Heiligen-Legenden-Buch, die vorfindlichen Gebetbücher, unsere Schulbücher, das Vieharzneibuch und jegliches Papier, das steif gebunden war. Solches gab das Baumaterial. Die Bücher stellten wir auf dem Tische so, dass sie mit dem Längenschnitt auf der Platte standen und ihre Rücken gegen Himmel reckten; wir bildeten daraus ein zusammenhängendes Halbrund, gleichwie der Raum des Presbyteriums. An die Wände dieses Halbrundes lehnten wir hierauf die papierenen buntbemalten Heiligenbildchen, welche in den Büchern zwischen den Blättern aufbewahrt gewesen, zumeist von Verwandten, Pathenleuten, Wallfahrten als Angedenken stammten und verschiedene Heilige darstellten. Die heiligen Florian und Sebastian kamen in der Regel ganz vorne zu stehen, denn der eine war gegen das Feuer und der andere gegen das Wasser, also gegen die zwei wilden Schrecken, die den Menschen alleweil auf kürzestem Wege den Himmlischen zujagen. An Namenstagen von uns, oder an sonstigen Heiligenfesten erweisen wir aber dem betreffenden Heiligen die Ehre, im Bildchen ganz vorne stehen zu dürfen. Am Osterfeste, am Christtage, fand sich wohl ein Osterlamm mit der Fahne, oder ein holdes Kindlein auf dem Heu. Letzteres wollte einmal am Christfeste mein Bruder nicht anerkennen, weil kein Ochs und kein Esel dabei sei, worauf der alte Knecht sich ganz ruhig zu uns wandte und sprach: „die müsset halt ihr zwei sein!“

Waren nun die aus Büchern beschriebenerweise geformten Wände mit solchen Bildlein, auch kleine in Glas gefasste „Breverln“ darunter, belehnt, so kam vom eigentlichen Hausaltare hoch oben in der Wandecke das Crucifix herab und wurde mitten in das Halbrund gestellt. Das war der eigentliche Mittelpunkt unseres Heiligthumes. Vor dem Crucifix kam hernach der Wachsstock zu stehen und wir zündeten ihn an. Nicht zu sagen, welche Feierlichkeit, wenn nun das Kreuz und die Heiligenbilder röthlich beleuchtet wurden, denn so ein geweihtes Wachslicht gibt einen ganz anderen Schein, als die klebrige Talgkerze oder der harzige Brennspan, oder gar im Wasserglase das Öllichtlein, „welches bei der Nacht nur so viel scheint, dass man die Finsternis sieht“. Die Sonne, welche draußen leuchtete, wurde abgesperrt, indem wir die Fenster verhüllten mit blauen Sacktüchern, wir wollten den himmlischen Schein ganz allein haben in unserem Tempelchen. Wenn nun gar erst Allerseelen war und ein Bildchen mit den armen Seelen im Fegefeuer vor dem Kreuze lag, da gab's eine Stimmung, die zur

eine Schwester hatte, die gestorben war und solches Aufsehen und solche Weihe brachte.

Nach zwei Tagen am frühen Morgen, da es noch dunkel war, haben sie in einem weißen Trühlein die Trauderl davongetragen. Wir Geschwister konnten sie nicht begleiten, denn wir hatten keine Winterschuhe für den weiten Weg nach dem Pfarrdorfe. Wir blieben daheim. Und als alle laut betend davongezogen waren und das von dem Hause hinwegschwankende Laternlicht noch seinen zuckenden Schein warf durch die Fenster in die Stube herein, stand ich (meine Geschwister schliefen noch ruhsam in ihrer Kammer) eine Weile vor der Bank und schaute auf die Stelle hin, wo das weiße Gestaltlein geruht hatte. Das Weihwassergefäß war noch da, und beim Morgenroth, das matt auf die Wand fiel, sah ich dort das Kreuz hängen mit dem sterbenden Christus, der nun mein einziger Genosse war in der stillen Stube.

Ich nahm ihn von der Wand und begann ihn auszufragen, was die Seele der Trauderl denn wohl mache im himmlischen Reich. — Es ist keine Antwort auf Erden. Ich stellte das Crucifix wieder auf den Hausaltar, der hoch im Wandwinkel war, und dort stand es in heiliger Ruh, es mochte Kummer sein in der Stube, oder Freude, beides war oft und manchmal im raschen Wechsel, wie es schon geht auf dieser Welt.

Nach Jahren, als eines Tages meine ältere Schwester mit niedergeschlagenen Augen in der Stube umgieng, angethan mit rosenfarbigem Kleide und dem grünen Rosmarinstamm im braunen Haar, und ein schöner junger Mensch unfern von ihr stand, sie heimlich anblickend in Glückseligkeit, hob ich meinen lieben Christus wieder einmal auf den Tisch herab, ob er vielleicht zusehen wolle, was da war und werden sollte.

Da traten die zwei jungen Leute vor den Tisch hin, nahmen sich an der rechten Hand und sagten ganz leise — aber wir hörten es doch alle — „Wir wollen treu zusammen leben, bis der Tod uns scheidet."

Auf meinem Lebenswege bin ich schon an vielen Altären vorübergewandelt. An Altären der Liebe und des Hasses, an Altären des Mammons und des Ruhmes — ich habe jedem geopfert. Aber mein Herz, mein ganzes Herz habe ich nur an jenem einen Altar niedergelegt, der einst in der armen Stube des Waldhauses gestanden. Und wenn ich weltmüde dereinstmalen die Himmelsthür suche, wo kann sie zu finden sein, als in dem dämmernden Wandwinkel über dem Tische, wo das kleine hölzerne Crucifix gestanden. Kreuze habe ich gesehen aus Gold und an Ehren reich, Kreuze aus Elfenbein, geschmückt mit Diamanten, Kreuze, an welchem Weihe und Ablass hieng — bei keinem habe ich je Gnade gefunden. Das arme Kreuz in meinem Vaterhause wird mich erlösen.

---

beugte und es mit wilder Gier herzte und küsste. Das Schwesterlein aber that nichts desgleichen, die hageren Händchen auf der Decke ausgestreckt, im Gesichte schneeweiß, mit halbgeöffneten Augen lag es da; die flachszarten Locken giengen nach rückwärts und waren noch feucht von dem Essig.

Der Vater trat zu uns übrigen Kindern und sagte leise: „Jetzt hat uns die Trauderl halt schon verlassen."

„Sie ist ja da!" rief der Bruder Jackerl und streckte seinen Finger aus gegen das Bett.

„Ihre unschuldige Seel' hat der liebe Herrgott zu sich genommen, sie ist schon bei den Engelein."

Wer von uns es nicht wusste, der ahnte nun, unsere kleine Schwester war gestorben.

Wir huben an zu weinen, aber nicht so sehr weil das Schwesterlein gestorben war, sondern weil die Mutter weinte. In meinem Leben hat mich nichts so sehr ans Herz gestoßen, als wenn ich meine Mutter weinen sah. Das geschah freilich selten, heute vermuthe ich, dass sie viel öfter geweint hat, als wir es sahen . . . .

Nun kamen die Knechte und Mägde herein, standen um das Bettlein herum und sagten mit flüsternden Stimmen Liebes und Gutes von dem Kinde. Der Vater kniete zum Tische, wo — siehe da! — der Altar aufgerichtet stand, und begann laut zu beten; er rief das Kreuz und Leiden des Heilandes an, seine heiligen Wunden, seine Todespein und seine Auferstehung. Er sagte den Spruch vom jüngsten Tage, wie auf des Engels Posaunenschall die Todten aus den Gräbern steigen werden. Ich sah alles vor mir. — Dunkel war's und dämmernd wie im Morgenrothe; der Himmel war verhüllt mit Wolken die einen rothen Schein hatten, wie Rauch über dem Feuer. Aus allen Gründen — soweit das Auge reichte — stiegen Menschen aus der Scholle empor. Ich selbst sah mich hervorgehen aus dem Sarge, neben mir die Mutter, der Vater in langen weißen Gewändern, und aus einem Hügel, der mit Rosen bedeckt war, kroch — schier schalkhaft lugend mit hellen Äuglein — das Trauderl und hüpfte zu uns heran . . .

Während wir beteten, senkte die Nachbarin Katharina das Leichlein in ein Bad, bekleidete es dann mit weißem Hemde und legte es auf ein hartes Bett, auf die Bank zur Bahre. Mit Leinwand ward es zugedeckt; an sein Haupt stellten sie den Wachsstock mit dem Lichte und ein Weihwassergefäß mit dem Tannenzweig. Vom Altare nahmen sie die Heiligenbildchen, um solche als letzte Gabe der kleinen Trauderl an die Brust zu legen. Der Vater hub an das Cruzifix zu suchen, um es zu Häupten der Bahre hinzustellen, er fand es nicht, bis die Nachbarin Katharina sah, dass es schon an der Wand hieng, gerade über dem Leichlein.

Also ist es gewesen, dass eine Stunde vor dem Sterben des Schwesterleins mir Ahnungslosem eine unsichtbare Macht die Weisung gab: gehe in die Stube, denn sie werden bald alle hineingehen; baue den Altar, denn sie werden beten; hänge das Kreuz an die Wand, denn es wird dort ein todtes Menschenkind hingelegt werden.

Wir giengen hin und schauten die Trauderl an. Es ist nicht zu beschreiben, wie lieblich sie anzuschauen war und wie süß sie schlief. Und da dachte ich daran, wie sie noch wenige Tage früher voll schallender Freude, glühend am Wänglein und glühend im Äuglein, mit uns Versteckens gespielt. Sie versteckte sich immer hinter dem Ofen, verrieth sich aber allemal selbst, noch bevor wir an sie herankamen, durch ein helles Lachen.

Bald kamen die Nachbarsleute, sie knieten nieder vor der Bahre und beteten still. Im ganzen Hause war eine große Feierlichkeit und ich — der ich so umherstand und zusah — empfand etwas wie Stolz darüber, dass ich

Bemerkung machte. „Miaselsüchti“ fand er gar die Darstellung. Das war wohl ein übertriebener Ausdruck; krankhaft ist das Aussehen nicht; aber so wie der hohe Herr in seinen 30er, 40er Jahren über Berg und Thal gieng, das Joanneum, die Landwirtschaftsgesellschaft gründete 2c. 2c., möchte ihn ein alter Zeitgenosse verewigt sehen. So mag er nun eben seinen Abschied von uns vorstellen; auch gut! —

Da tauchen einige Erinnerungen aus den ersten Zwanziger-Jahren auf, die bezeichnend für seine Natürlichkeit und Menschenfreundlichkeit sind, kleine Züge zu seinem Gesammtbilde. Bei einer Einkehr des Erzherzogs in unser bürgerliches Haus wurden zur Erfrischung eben reife Johannisbeeren angeboten; alle seine Begleiter aßen sie mit Zucker; nur er nannte dies eine Verkünstlung und Leckerei, und aß sie sauer, wie sie waren. Um jene Zeit war Verwalter der Admonter Stiftsherrschaft Gstatt im oberen Ennsthale Herr Karl Schweighofer, ein für Volksbildung und Gemeinwohl begeisterter junger Mann, also dem Erzherzoge, welcher damals viel in jener Gebirgsgegend verkehrte, anhänglich und öfters in seinem Gefolge. Dieser erlebte Folgendes: Auf einem Gange in den Sölker Alpen der Niederen Tauern, wobei auch Schweighofer war, lag schattenseitig noch stellenweise Schnee. Die kleine Gesellschaft gieng in einfacher Reihe an einem steilen Abhange fort und überquerte eine lange Schneerunse, auf welcher sich eben Schweighofer befand, als der zugführende Jäger zurückrief: „Aufg'schaut! hiaz kemmen die Öfen (Felswände).“ Dies war das letzte, was Schweighofer hörte; in demselben Augenblicke verlor er das Bewusstsein, denn der Schnee unter seinen Füßen fuhr ab in die schwindlige Tiefe, wohin auch er gestürzt wäre, wenn er nicht nach kurzer Strecke mit einem Arme tief in älteren Schnee gestoßen wäre, wodurch er hängen blieb und der Neuschnee ohne ihn weiter abschoss. Es galt nun, den Ohnmächtigen zum Pfade heraufzuholen; um zu ihm hinab zu gelangen, bildeten auf Vorschlag des Erzherzogs alle mit ausgestreckten Armen eine Kette, in welche auch er selbst sich einfügte, und deren oberstes Mitglied sich an einem Steine festhielt. So wurde der Verunglückte mühsam heraufgebracht, in die nächste Sennhütte getragen, wo er bald wieder zu sich kam und dankbar die Hilfeleistung des hohen Herrn erfuhr. — Dessen Gönnerschaft fand bald noch weiteren Stoff. Als Herr Schweighofer die schöne und sanfte Johanna v. Gundersdorf aus Kärnten als Braut heimführte, veranstaltete der Erzherzog ein national gefärbtes Hochzeitfest in Gstatt, wozu zahlreiche Herren und Frauen aus nächster und fernerer Umgegend (bis Aussee und Admont) als Gäste geladen wurden, mit der Aufforderung, in obersteirischer Volkstracht zu erscheinen. Es soll ein sehr lebhaftes und heiteres Fest gewesen sein, wobei natürlich fleißig steirisch getanzt wurde, unter anderen vom Erzherzog selbst mit seiner ebenfalls dort erschienenen künftigen Gemahlin, so dass wohl jener Tag als eine Station in seiner Liebes- und Ehestandsgeschichte anzunehmen sein dürfte. Es ist eine meiner frühesten Jugenderinnerungen, wie damals meine Eltern in steirischem Anzuge zur Gstatter Hochzeit abfuhren.

Ich muss hier bezeugen, dass die bei unseren Gebirgsfexen beliebten nackten Knie nicht Steirertracht, sondern eingeführte Tirolertracht sind, und auch in Tirol nicht allgemein, wie man aus dortigen Costümbildern sehen kann. Von den hochrothen Brustflecken mit Goldbörtl weiß ich dies nicht so bestimmt, wie von den Hosen. Seine Leder-(„irchene“)Hose trug der Steirer, jung und alt, über das Knie und den Anfang des Schienbeins hinab, dort auf der Außenseite etwas aufgeschlitzt und mit ein paar Knöpfen und einem Bändchen zu schließen oder nach Bedarf für freie Beweglichkeit und Kühlung offen zu lassen; auch wohl zur längeren Schonung der Hose, da die Kniebeuge die geschlossene Hose am Knie nach und nach ausdehnte und abnützte. Außer bei der Arbeit und beim Berg-

Kleine Laube.

Krieger-Bundes-Lied

der steirischen Veteranen.

Den Frieden im Herzen, das Schwert in
der Hand,
So steh'n wir zur tapferen Wehre
Im fröhlichen glorreichen Kriegerstand,
Dem Landesvater, dem Vaterland,
Der Heimat zu Schutz und Ehre.

Eroberungslustig nicht droh'n wir der Welt
In eitlem Ruhmeswahne.
Der urdeutschen Erde ein kerndeutscher Held
Vertheidiget jeder auf blutigem Feld
Des Kaisers heilige Fahne.

Der Muth und die Treue sind unser
Gespann,
So schlagen wir uns sonder Bangen
Trotz Feind und Wicht und viel schlechten
Mann
Durch Tod und Teufel zum Himmel hinan,
Die Palme des Sieg's zu empfangen.

P. K. Rosegger.

Vom Erzherzog Johann.

Das seit 1878 den Hauptplatz in Graz zierende Brunnen-Denkmal des verewigten Erzherzogs Johann ist ein so schönes und gedankenvolles Kunstwerk, dass man sich wundern muss, so selten jemanden in Betrachtung desselben zu sehen. In den ersten Jahren, wo die Statuen noch nicht so rußig schwarz waren, wie sie es (vielleicht durch die erkünstelte sog. Patina) geworden sind, war dies noch weniger erklärlich. Für den oft zu Reclamezwecken gerühmten Kunstsinn der Grazer spricht das gerade nicht, wenigstens in Bezug auf bildende Kunst; mit Theater und Musik ist es wohl anders. Übrigens theilen dies Schicksal öffentlicher Denkmäler, bald als alltäglich und selbstverständlich übersehen zu werden, auch die zahlreichen, auf den Wiener Plätzen und Neubauten herumstehenden, mitunter kostbaren Sculpturwerke; aber wir hieran armen Grazer hätten umso weniger Grund, über einen so hervorragenden Schmuck unserer Stadt so bald zur Tagesordnung überzugehen. Gleichgiltigkeit für den Wohlthäter der Steiermark, welchen das Denkmal feiert, ist es sicher nicht, und die Inschrift bleibt wahr: Unvergessen bleibt im Volke, der des Volkes nie vergaß. Was den Hauptgegenstand betrifft, so hätte sich der Erzherzog wohl etwas minder gealtert darstellen lassen, wenn man auf frühere Bildnisse zurückgegriffen hätte. Natürlich wird dies Personen seiner steten Umgebung nicht befremden, ja sie werden ihn so am frischesten im Gedächtnisse haben; aber jemandem, der ihn in seiner rüstigsten Lebenszeit gesehen hat und seither nicht, muss es auffallen. Ich stand bald nach Errichtung des Denkmals dort neben einem alten Bauern, der dieselbe

er am Sammelplatze darüber heftig zur Rede und das Wortgefecht wurde so arg, dass ein Wisser den beleidigten Stadtherrn auf die Möglichkeit eines anderen Urhebers aufmerksam machte.

L. S.

Des Bauernhelden letzter Brief.

Mitgetheilt von Koloman Kaiser.

Die landschaftliche Schönheit des Passeierthales ist allgemein bekannt. Die terrassenförmig aufsteigende Thalfläche rechts und links mit Wald, Feld und Gehöften, die zerstreut umherliegen, bieten schöne, reizende Bilder, und der stille Frieden, der über der ganzen Landschaft schwebt, versetzt den wandernden Fremdling in eine weihevolle Stimmung. Und auch die Erinnerung wird wach, denn wir sind in der Heimat des berühmten Freiheitskämpfers Andreas Hofer. Derselbe ward im Wirtshause „Am Sand" (daher der Name Sandwirt), eine Viertelstunde von dem kleinen Pfarrdorfe St. Martin entfernt, am 22. November 1767 geboren und hatte hier als Gastwirt, Getreide- und Pferdehändler ein ruhiges, einfaches Leben geführt, bis ihn ein merkwürdiges Geschick zum Helden, Märtyrer und berühmten Manne machte.

Das Sandwirtshaus, auf welchem jetzt ein entfernter Verwandter Hofers die Wirtschaft führt, ist ein einfaches Bauernhaus mit Söller und Giebeldach. An den Außenwänden des Gebäudes hängen verschiedene Schützenscheiben und unter diesen ein Schild, auf welchem folgende Inschrift steht:

Andre von Hofer und Anna von Hofer, geb. Ladurner.

Vor dem Hause sprudelt im Schatten riesiger Bäume ein Röhrbrunnen und nebenan fließt die wilde Passer rauschend vorüber. Im Innern des Hauses selbst ist alles lieblich und anheimelnd. Der freundliche Besitzer führte uns durch alle Räumlichkeiten, in denen Hofer gewohnt hatte, und zeigte uns die noch vorhandenen Erinnerungsstücke: Kleider, Waffen u. dgl. Auch ein „Gedenkbuch" liegt auf, in welchem im bunten Gemische zahlreiche Namen von Besuchern aus aller Herren Länder zu lesen sind. Auch ich und mein Begleiter schrieben unsere Namen ein.

In diesem interessanten Gedenkbuche befindet sich auch ein Facsimile des letzten Briefes, den Andreas Hofer am 20. Februar 1810 um 5 Uhr früh unmittelbar vor seinem Tode mit fester Hand geschrieben hat. Da ich von diesem merkwürdigen Briefe eine Abschrift besitze, theile ich den Inhalt desselben in der Orthographie des Originals hier unverändert mit. Der Brief lautet:

Liebster Herr Prueder, der götliche willen ist es gewößu das ich habe mießen hier in mandua mein zeitliches mit den Ebigen verwörlen, aber gott seie dankh um seine gödliche gnad, mir ist eß so leicht forgekhomn das wan ich zu waß anderen ausgefiert wurde, gott wirth mir auch die gnad verleihen, wiß in lösten augen Plickh auf das ich khomen khon, alwo sich mein sehl, mit alle außer wölte, sich ebig Ehr freien mag, albo ich auch fir alle Bitten werde Bei gott ob sonderlich fir wölliche ich in merefsten zu bitten schuldig Bin, und fir sie und ihnen frau liebst wegen den Piechl, und andern guet Tatten, auch alle hier noch lebente guete freint sollen für mich Bittn, und mir auß die heißen flamen helfen, wan ich noch in fegfeir pießen muß,

die gottes dienst solle die liebste mein: oder Wirthin zu ßanct marthin halten lassen, Bein rossen farben Pluet, Pitten in pede Pfaren, den freintn Beim Unter Wirth ist ßuppe und fleisch zu göbe lassen nebst Einder halben Wein,

Und gelt waß ich da habe gehabt, habe ich in armen außgetheilt. Und waß drinen noch gelt ist nim was du brauchst wis du mit den mair hanssen khonst Röden. Er Wirth wohl sPröchen mit den Lhrr (Leuten) und wögen den gelt fir die armen in yberigen Rait ab mit die Leite so rödl du khonst, damit ich nicht

steigen aber war der Steirerbursche nett geknöpft und geknüpft, nicht so schlotterig und zerlumpt, wie mitunter Herren zu vermeinter Ländlichkeit sich maskierten, ehe jene Tirolertracht bei uns aufkam. Ich hörte einmal am Ufer des Altaussees einen Fremden sein entrüstetes Staunen aussprechen, dass er dort Damen mit einem in solcher Maske sich hinflegelnden Doctor aus Wien freundlich conversieren sah: „mit so 'nem zerlumpten Burschen". Da ich kurz zuvor Zeuge war, wie sich der junge Herr den Spass gemacht hatte, einen Fremden über den See zu rudern und den angebotenen Lohn mit Eröffnung seiner Doctorschaft abzulehnen, so konnte ich den anderen Herrn über dies Verhältnis belehren; er meinte: „Aber doch, aber doch!" Die eigentliche Steirertracht, wenigstens in Bezug auf die Beinbekleidung, ist unter anderem ersichtlich auf dem bekannten Bilde des Erzherzogs Johann „auf dem Hochschwab" von P. Krafft 1818. Ich weiß nicht, ob unser Kaiser die Tiroler Hosen in seiner Jagdkleidung zuerst bei uns eingeführt hat oder andere Herren. Der Monarch kann natürlich jede ihm gefällige Tracht seiner Völker wo er will tragen, auch die ungarische, polnische oder dalmatinische, sowie ein König von Großbritannien die schottische ohne Hosen tragen könnte. (Die Verfeinerung bei der steirischen Hosenform, am aufgeknöpften Knie eine weiße Unterhose sehen zu lassen oder herauszuzupfen, ist allerdings auch nicht stilgemäß.) Die Tirolertracht mit den nackten Knien und eigentlich auch nackten Füßen ohne Strumpf in den Schuhen hat den Reiz des Eigenthümlichen, Sonderbaren, steht besonders solchen, die sich eines hübschen Knies bewusst sind, und macht auch den Eindruck männlicher Abhärtung. Im schottischen Hochlande hat zwar ein Bergführer den Hofrath Tunner, auf dessen theilnehmende Frage, ob es ihm bei dieser Hochlandstracht nicht kalt in den Beinen sei, entgegengefragt: „Have you cold in your face?" (Ist denn Ihnen im Gesicht kalt?) In praktischer Beziehung, nämlich in Bezug auf Gesundheit und Bequemlichkeit, dürfte sich Vortheil und Nachtheil des Kniebedeckens oder Nichtbedeckens so ziemlich die Wage halten. Aber die allerpraktischeste Rücksicht wird vermuthlich die Tirolertracht erfunden haben; einer, dessen Hose am Knie „hin" war, und auch dessen Strümpfe an Ferse und Zehen, schnitt wichserisch die schadhaften Theile an beiden ab und gieng in Wadenstützeln herum; die leidige Erfahrung, dass die Hosen am Knie und die Strümpfe im Tritt zuerst zugrunde gehen, machte das Auskunftsmittel bei den Burschen der Gegend allgemein. Es ist, sowie ich glaube, dass auch die kleinen Fenster der Bauernhäuser und die Steinbeschwerung der Dächer nicht eine Geschmackssache, sondern Sparsamkeitssache waren wegen ursprünglicher Theuerung des Fensterglases und der Dachnägel. — Was die übrige steirische Tracht anbelangt, so haben Rock und Hut (ersterer wohl immer grau und grün, letzterer grün) von jeher zwischen leichteren und schwerfälligeren Formen gewechselt.

Vom Erzherzog Johann habe ich erzählen gehört, dass er bei den Jagden auf seinem Brandhof an seinen dort einquartierten Jagdgästen Zimpferlichkeiten und Ansprüche auf Eleganz, als zum edlen Weidwerke nicht passend, scharf bemerkte und sie in Verlegenheit zu setzen suchte, z. B. Spiegel aus den Gastzimmern entfernte und dadurch unter anderem das Rasieren, wenn es jemand wollte und nicht ohne Spiegel konnte, wie er selbst, verhinderte. Wie musste es ihn erst empören, als er im Zimmer eines älteren Herrn ein Fläschchen wohlriechendes Wasser fand! Es wurde ausgeleert und anstatt dessen mit Pechöl gefüllt; die Überraschung für den Besitzer mag übel genug gewesen sein, besonders wenn er sich etwa den Parfum hastig auf Hand oder Sacktuch oder wohl gar auf den Kopf goss. Sein Verdacht fiel aber sofort auf ein anderes Mitglied der Jagdgesellschaft, einen neckereiliebenden Mürzthaler Gewerken, und diesen stellte

die Zusammengehörigkeit aller Menschen auf Erden bekennt.

Was denken Sie über die Ehe?

Dass sie — richtig gelebt — das beste ist, was die menschliche Cultur aufgestellt hat.

Welches Vergnügen ist Ihnen das liebste?

Die Beschaulichkeit in ländlicher Natur.

Welche Blume, welches Getränk, welche Farbe ziehen Sie vor?

Die weiße Nelke, den rothen Wein, den blauen Himmel.

Definieren Sie die Liebe!

Die wahre Liebe besteht in dem leidenschaftlichen Mitempfinden aller Freuden und alles Leides an der bestimmten Person.

Definieren Sie die Frau!

? ? ?

Das Buch der Bücher

in einer neuartigen Ausgabe.

Ich habe es unternommen, für das Evangelium und dessen größere Verbreitung in unserer Schule und in unserem Volke einzutreten. Dabei machte ich die merkwürdige Erfahrung, dass diese Bestrebung, das Evangelium Jesu Christi zu verbreiten, eine heftige Gegnerschaft hat; aber nicht etwa an dem „glaubenslosen materialistischen Zeitgeiste“, sondern an einem Theile — der katholisch-clericalen Presse. Ich hatte das nicht erwartet und bedauere es sehr. Umso entschiedener will ich nun für die große Sache eintreten und thue es mit freudigem Muthe.

Heute ist aufmerksam zu machen auf eine neue Bibelausgabe in Lieferungen, an welcher ich seinerzeit dem Neuen Testamente volle Aufmerksamkeit zuwenden werde.

Die neue illustrierte Ausgabe der Heiligen Schrift für Katholiken beginnt soeben im Verlage von Friedrich Pfeilstücker in Berlin zu erscheinen. Der Druck ist nach der vom päpstlichen Stuhl und von vielen Bischöfen approbierten Übersetzung von Allioli, ebenso die Erläuterungen des Textes; auch enthält das erste Heft nach den Vorschriften der katholischen Kirche eine Einleitung mit Anweisung, wie die Bibel gelesen werden soll. Was nun die Bilder anbelangt, so sind diese, abgesehen von der jedes Heft schmückenden, in Farben gedruckten Kunstbeilage, nach den Meisterwerken der christlichen Kunst, ganz neuer Art. Abweichend nämlich von den bisherigen Bilderbibeln, welche nur Scenen und Ereignisse der biblischen Geschichte mit mehr oder weniger Phantasie zur Darstellung bringen, wird bei dieser Ausgabe zum erstenmal unternommen, das Verständnis der Heiligen Schrift durch Darstellung von Gegenständen, Stätten und Plätzen durch Karten, sowie durch Abbildung von Pflanzen, Thieren, Alterthümern u. s. w. nach den Forschungen und Ausgrabungen zu unterstützen, welche in den letzten Jahrzehnten in Palästina, Assyrien und Egypten von so merkwürdigem Erfolge begleitet waren. In vielen Fällen wird durch die Denkmäler, deren Kenntnis wir diesen Forschungen verdanken, die Wahrheit alter biblischer Geschichten beglaubigt, und gerade dieser Umstand verleiht der neuen Bibelausgabe einen besonderen Wert. Besonders auch beim Religionsunterricht dürfte diese Bibel von großem Werte sein; denn das kleinste Bild erklärt durch bloße Anschauung besser, als alle mündlichen Erläuterungsversuche von Dingen, die unserem Verständnis doch meist so fern liegen. Das ganze Werk wird in nicht ganz zwei Jahren vollendet sein; die Ausgabe von 30 Kreuzern alle 14 Tage vertheilt sich also auf einen so langen Zeitraum, dass auch Minderbemittelte imstande sein werden, sich die Bibel anzuschaffen. Beim Schlusse des Werkes erhält jeder Abnehmer unentgeltlich das in Farben- und Lichtdruck ausgeführte Kunstblatt: Der Kreuzweg unseres Herrn Jesu Christi, eine Darstellung der 14 Stationen, wie sie in der Wirklichkeit aussehen. Nach in Jerusalem

zu Piessen habe lieber Herr Pikhler, gien sie mir hinein, und bein Untter Wirth zu sanct marthin, zeigen sie die sache an, Ehr Wirth, schon angestald machen, und machen sie sonst niemand nicht khomper V. disser sache, sie machen Ihnen die 50 f göben, nebst alle unkhösten.
In der Welt lebet alle wohl, wiß wir in himel zamkhomen und dortten gott loben an ent, alle Passeirer und Bekhontte sollen mir Einge denkht sein in heiligen ge Beth und die Wirthin, solle sich nicht so Bekhimern ich werde Piden Bei gott, fir sie alle.
a de mein schnede Welt, so leicht khombt mir das sterben vor, das mir nit die augen nass werdn
geschrieben um 5 urr in der frue, und um 9 urr Reiß ich mit der hilfe aller heilig zu gott.
mandua den 20. februari 1810

In moren dei (Morandel) lassn es sie Wissen.

dein in leben geliiebter andere hofer in sant in Passeyr in namen des hern Wille ich auch di Reisse fornemen mit gott.

So starb denn der treue Hofer, der tapfere „Sandwirt vom Passeier“ wie ihn die Deutschen, der „General Barbone“ (Großbart), wie ihn die Franzosen nannten, unerschrocken wie ein Mann und wie ein Held!

Sein Andenken wird fortbestehen in der Erinnerung des deutschen Volkes.

Ein Fragebogen.

Jemandem wurde von einer Dame einer jener Fragebogen zugeschickt, mit der Bitte, die vorgedruckten Fragen schriftlich zu beantworten. Man pflegt sonst die gestellten Fragen scherzhaft zu behandeln, sie geben Anlass geistreich und witzig zu sein. Unser Jemand aber nahm die Fragen ernst und gab durch deren Beantwortung ein förmliches Bekenntnis seiner Weltanschauung, wie folgt:

Welche Eigenschaft schätzen Sie an dem Manne?

Vor allem den Muth, in Wort und Werk seine Überzeugung zu bekennen.

Welche an der Frau?

Der Überzeugung ihres Mannes möglichst gerecht zu werden.

Was ist Ihre hervorragendste Eigenschaft?

Wohlwollen für das Redliche, Kampflust gegen das Schurkische.

Wie verstehen Sie das Glück?

Das Glück besteht im Frieden des Herzens.

Wie das Unglück?

Das Unglück besteht in einem bösen Gewissen.

Wo möchten Sie leben?

Im Lande meiner Kindheit und Jugend.

Was wünschen Sie am sehnlichsten?

Meinem Volke etwas zu sein.

Wer ist in Ihren Augen der erste Dichter, Schauspieler, Musiker, Maler?

Wage ich vor mir selbst nicht zu entscheiden.

Welche historische Einrichtung missfällt Ihnen am meisten?

Das Institut der Scheiterhaufen.

Welche Fehler finden Sie am verzeihlichsten?

Jeder ist verzeihlich, sobald er eingesehen wird.

Lieben Sie das Ideale oder das Reale?

Das erstere ist größer, mächtiger, beseeligender, als das letztere.

Was ist am schwersten zu erreichen?

Die vollkommene Harmonie des eigenen Wesens.

Welchen Rath würden Sie der Frau geben, die Sie lieben?

Treu zu sein, nicht meinet-, sondern ihretwillen.

Welches ist Ihre Lieblingsbeschäftigung?

Die Ausübung meines Lebensberufes.

Welche politische Richtung ist Ihnen am sympathischesten?

Die dem christlichen Geist huldigt und

einen Backenstreich bekommen; aber klein war er nicht.

Der Pfarrer und sein Kaplan hatten jetzt außerordentlich viel zu thun. Das ist eben nichts Kleines, wenn so ein Bischof einmal nach langer Zeit in eine Gemeinde kommt. Der sieht dann seinen Untergebenen gar scharf auf die Finger und forscht nach, ob auch alles hübsch in Ordnung war die lange Zeit daher, und wehe! wenn es nicht der Fall war. Unser Pfarrer war vor Schrecken fast vom Stuhl gefallen, als er die Nachricht erhielt, und der Herr Kaplan gieng von der Stunde an in kein Wirtshaus mehr. Nach vierzehn Tagen konnt' der Herr Pfarrer schon mit der geballten Faust unter seine Weste fahren, so schlotterig hieng sie ihm jetzt über den Bauch, und er sagte, wenn das lange noch so fortgehe, würde man ihm bald können Haber durch die Wangen blasen, so dünn würden sie sein. Am meisten Arbeit machte ihnen die Schule. Dort war der Herr Pfarrer, so weit unsere Erinnerung zurückreichte, nicht oft gewesen, und wir rissen die Augen gar gewaltig auf, als er das erstemal zu uns kam und fast täglich erschien. „Kinder", sprach er, „Kinder, lernt fleißig und macht mir keine Schande!" Der Kaplan half ihm treulich bei der Arbeit und trachtete, das Versäumte einzuholen. Wir hatten ihn auch nur sehr selten gesehen, und es war zu unserer Zeit auch gar nicht nothwendig, dass sich die geistlichen Herren viel um die Schule kümmerten. Damals gieng der liberale Teufel noch nicht so herum im Lande, um unschuldige Seelen zu fangen, wie das gegenwärtig der Fall. Ja freilich, heutzutage, da heißt es zeitig auf den Strümpfen stehen und wachsam sein wie ein Schäferhund, dass keine verloren gehe!

Pater Ignaz, so hieß er, war ganz ausgewechselt seit der Ankündigung des Bischofs. Seine besten Freunde kannten ihn nicht mehr. Vorher im Verkehr mit den Dorfinsassen die sorglose Heiterkeit selbst, gieng er jetzt nachdenklich mit finsteren Blicken umher, mied jede Gesellschaft und warf sich mit wahrem Feuereifer auf den Schulunterricht.

Eines Tages kündigte er uns an, wir seien nunmehr hinlänglich vorbereitet und vor der Firmung müssten wir erst zur Beichte gehen. Er gab uns dann die nöthige Anleitung zur Gewissenserforschung und sprach, wir sollten uns unsere Sünden auf einen Zettel schreiben, den könnte jeder, der ihn sich nicht auswendig zu lernen getraue, mit in den Beichtstuhl bringen. Nun giengen wir arme Sünder auch mit nachdenklichen Mienen umher, zogen uns öfters in die Einsamkeit zurück und verzeichneten gewissenhaft unsere schwere Sündenschuld.

Da kam des Nachbars Franz, mein bester Freund, zu mir und theilte mir mit trauriger Miene mit, der Bandel-Fritz habe dreißig Sünden. Der war stets der erste in der Schule gewesen und übertraf uns nun abermals. Wir gehörten doch auch nicht zu den schlechtesten Schülern und hatten jeder doch nur zehn bis zwölf. Nach einigem Überlegen beschlossen wir, zu ihm zu gehen und ihm unsere traurige Lage zu offenbaren. Wir wären, sagten wir zu ihm, in augenblicklicher Verlegenheit, und ob er nicht die Gefälligkeit habe, uns einige Sünden zu borgen. Bandel-Fritz lehnte anfangs rundweg ab und meinte, es habe ihm Mühe genug gekostet, es so weit zu bringen, und wir möchten uns nur selbst kümmern; endlich gab er unseren vereinten Bitten nach, zog sein Verzeichnis aus der Tasche und erlaubte jedem von uns, sich drei Sünden davon auszusuchen, mehr aber nicht. Wir lasen sein Register aufmerksam durch und hielten mehreremal vor Bewunderung inne, weil er so schöne Sünden hatte. Am besten von allen aber gefiel uns die letzte, die lautete: „Ich habe eine bucklige Schwester und habe sie ausgelacht." Wir beschlossen, sie mit seiner besonderen Genehmigung unserem Verzeichnisse einzuverleiben.

Am Tage der Beicht stellte der Kaplan uns Knaben in eine lange Reihe, welche zum Beichtstuhl des Pfarrers führte; wir drei, der Bandel-

gemachten photographischen, also naturgetreuen Aufnahmen nebst illustriertem Textbuche.

Soviel heute des Sachlichen über die neue Bibelausgabe. Ein andermal mehr darüber. R.

Glossen

von Arpad Sor.

Willst du der Freundschaft Glück genießen,
So halt' dich ferne von den Frauen —
Doch soll dir Eheglück ersprießen,
Dann darfst du keinem Freunde trauen.

Der Ehrenmann schenkt selbst dem Gauch
Das blindeste Vertrauen —
Der Gauch wird selbst im Ehrenmann
Stets einen Lügner schauen.

Die Tugend wird vom Spott verzerrt,
Wenn sie nur der Geringe liebt —
Doch scheint das Laster lobenswert,
Wenn sich der Große ihm ergibt.

Wem böses Beispiel schaden kann,
Hat's besser nicht gewollt:
Der Rost frisst wohl das Eisen an,
Doch nimmermehr das Gold.

Wenn man sich Sünden ausborgt.

Eine lustige Geschichte von A. Nittel.*)

Das werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen, wie ich habe vom hochwürdigen Herrn Bischof mit den anderen Kindern gefirmt werden sollen und den dabei üblichen Backenstreich schon viel früher bekam! Nein, so etwas vergisst man nicht; unter allen Eindrücken auf das kindliche Gemüth nimmt eine Ohrfeige bezüglich ihrer Nachhaltigkeit unstreitig den ersten Rang ein, besonders wenn ihr Empfang von so außerordentlichen Umständen begleitet ist, wie dies bei der meinigen der Fall war.

*) Aus „Nordböhmische Dorfgeschichten" vom Verfasser der „Geschichten des Hockewanzel". Warnsdorf. Ed. Strache. 1889.

In unser abgelegenes Gebirgsdorf war schon seit Menschengedenken kein Bischof mehr gekommen, um zu firmen, und was von alten Leuten davon erzählt wurde, das klang alles so märchenhaft, so wunderbar, dass uns Kinder ein heiliger Schauer nach dem anderen überlief, wenn wir hörten, welche Pracht mit seiner Anwesenheit verbunden werde. Da werden am Eingange des Ortes herrliche Triumphpforten gebaut, sagten sie, alles, was Beine hat im Dorfe, geht ihm entgegen, und die Schulkinder machen zu beiden Seiten des Weges Spalier. Dann kommt er in einer prächtigen Kutsche gefahren, Böller krachen, Glocken läuten, und wenn er bei der Triumphpforte angelangt ist, steigt er aus, bleibt stehen und ein weißgekleidetes Mädchen hält eine Anrede. Und am anderen Tag erst, bei der Firmung! Da stehen die Firmlinge, so lang die Kirche ist, wieder in zwei Reihen aufgestellt; der Bischof geht von einem zum anderen und gibt jedem einen kleinen Backenstreich.

Das alles stand uns jetzt nahe bevor. Der neue Bischof hatte beschlossen, das lang vernachlässigte Gebirge einmal zu bereisen und seine Ankunft in unserem Dorfe auf einen bestimmten Tag angesagt. Von dem Pfarrhofe, wo man hievon selbstverständlich die erste Kunde erhalten hatte, verbreitete sich die Aufregung hierüber, die fast einem Schrecken glich, in alle Häuser und bemächtigte sich ganz insbesondere unserer Kinderherzen. Der kleine Backenstreich spielte bei uns natürlich die Hauptrolle; ein kleiner Backenstreich vom hochwürdigsten Herrn Bischof, und in der Kirche noch dazu! Ich weiß heute noch nicht, ob ich mich über die neuen Stiefel, die mir mein guter Vater aus der Stadt holte, damals mehr gefreut hatte, als über die bevorstehende Auszeichnung. Wohl hundertmal erzählte ich der Mutter und Großmutter und anderen Leuten: „Wir bekommen eben einen kleinen Backenstreich", und ich Armer ahnte nicht, dass ich damit, wie man zu sagen pflegt, den Teufel an die Wand malte. Freilich habe ich

funkelnagelneuer Globus entgegen, ein Geschenk dessen, der ihn ersetzt hatte, während er zum Sterbebette seiner Mutter eilte. — Seitdem brauchen die Bornstedter nicht mehr an einem Gummiball Geographie zu lernen.

Poetenwinkel.

Pflichtvergessen.

Hast mit deines Zaubers Kraft
Mich so ganz in deine Haft,
Fremde Maid, gezogen.
Kam, vom Vater ausgesandt,
Vor drei Wochen her ins Land
Über Berg und Wogen.

Sollte Rauchwerk zart und fein
Tauschen gegen Elfenbein
Hier im Kaufbegehren;
Und mit gutem Handelsglück
Zu den Meinen dann zurück
Ohne Säumen kehren.

Aber als ich pflichtgemuth
Ausgeschifft am Ziel das Gut
Schön und unvermessen;
Da ersah mein Auge dich,
Und zur Stunde hatte ich
Alle Pflicht vergessen.

Schutzlos nun an fremdem Ort
Liegt die edle Ware dort
Preis jedwedem Gaste;
Während ich, dem Bettler gleich,
Zagend und doch hoffnungsreich
Dir zu Füßen raste.

Neige dich mir endlich zu,
Lasse, Wunderholde du,
Mich dein Herz erringen;
Will dich dann mit frommem Sinn
Als den herrlichsten Gewinn
Meinen Eltern bringen!

O. Sibus.

Carneval der Liebenden.

Nicht auf der Insel, oceanumspielt,
Nicht auf dem Gletscher unter Eis und Schnee,
Hier unter lauten Menschen wird uns weh,
Von denen keiner unsre Sehnsucht fühlt!
Ach, wüssten sie, was tief im Herzen wühlt,
Und schäumt und brandet, wie die blaue See,
Dann stünd' es schlimmer noch um unser Weh,
Denn es verdammt die Welt, was sie nicht fühlt!
Komm, lass uns tanzen! da mit diesem Mädchen,
Das nach dir blickt, ich will mit jenem andern
Der lustig plaudert durch die Reihen wandern;
Doch in der warmen Luft schlingt sich als Fädchen,
Das unlösbar um unser Herz sich windet,
Ein hoffender Gedanke, der uns bindet!

Sophie von Khuenberg.

Der alte Dichter.

Frohe Lieder hör' ich klingen
In der alten, ernsten Brust,
Fühl' aufs neu' im Herzen ringen
Jugendkraft und Jugendlust,
Fühle, wie auf leichten Schwingen,
Schatten gleich, mir kaum bewusst,
Töne in mein Herze dringen,
Denen einst ich lauschen musst'!

Kehrt ihr wieder, Träumereien,
Und mein Geist erkennt euch kaum?!
Ach, für euren sonn'gen Maien
Hat mein Busen keinen Raum:
Keine Blätter kann verleihen
Neuer Lenz dem dürren Baum,
Jahr sah ich an Jahr sich reihen,
Sah zerstieben manchen Traum.

Aus des Lebens wildem Streiten
Barg ich nur ein einzig Gut:
Blieb mir doch aus alten Zeiten
Treu der liederfrohe Muth,
Ob der Erde Herrlichkeiten
Mit sich riss der Jahre Flut:
Keinen Menschen kann beneiden,
Wem das Lied im Busen ruht!

O. Fischbach.

Wo wir uns fanden.

Wo wir uns fanden, kennst du noch den Ort?
Die Rose blüht, es blüht die Nelke dort,
Und Nachtigallen schlagen immerfort,
Wo wir uns fanden!

Als wir uns fanden — welch ein schöner Tag!
Der Thau in Perlen auf den Blättern lag,
Und Lenzesahnen bebte durch den Hag,
Als wir uns fanden!

Seit wir uns fanden, ist so schwer mein Sinn,
Ich weiß es kaum, gieng gleich ein Jahr dahin,
Ob ich unglücklich, ob ich glücklich bin,
Seit wir uns fanden!

O. Fischbach.

Fritz, mein Freund und ich kamen nach einander zu stehen. Nur langsam rückten unsere Vordermänner vor, und je näher wir kamen, umso hörbarer klopfte mir das Herz, und das nicht allein wegen der Wichtigkeit des Augenblickes, sondern vorzugsweise des herben Benehmens halber, welches der Pfarrer auf seinem Sitze an den Tag legte. Zwei Stunden lang hatte er ruhig ausgehalten und nur von Zeit zu Zeit schwer geseufzt und sich mit seinem blauen Taschentuch oft die Stirn getrocknet. Dann ließ er ab und zu ein dumpfes Stöhnen und Brummen hören, zuletzt stand er auf, gieng bis zur Kirchenpforte und wieder zurück, zählte, mit dem Finger deutend, den noch sehr ansehnlichen Rest seiner Beichtkinder und blickte zur Kirchendecke empor. Ohne Zweifel war er entsetzt über die Menge schwerer Sünden, die er hören, über den Abgrund der Verworfenheit, in welchen er in diesen Stunden schauen musste. „O mein Gott!“ seufzte ich im Stillen, „was wird er erst zu den meinen sagen!“

Mittlerweile war Bandel-Fritz vorgetreten und ward wieder entlassen, ohne dem Herrn Pfarrer besondere Gemüthsbewegung verursacht zu haben. Mein Freund Franz stand jetzt im Beichtstuhl. „Sonderbar“, hörte ich den Pfarrer laut brummen, „der hat auch eine.“

Die Reihe kam nun an mich. Mit laut klopfendem Herzen trat ich näher, sprach leise und mit zitternder Stimme die Einleitungsworte und fieng dann sogleich mit meiner schönsten Sünde an: „Ich habe eine bucklige Schwester und habe sie ausgelacht.“ Da schnellte der Pfarrer abermals von seinem Sitze empor, fuhr aus dem Beichtstuhl heraus und rief: „Was, du hast auch eine bucklige Schwester?“ und gab mir dabei eine so kräftige Ohrfeige, dass ich mich einmal um mich selbst herumdrehte. Auf den leisen Backenstreich des Bischofs musste ich verzichten, hatte übrigens an dem des Pfarrers genug.

Kaiser Friedrich als Dorfschullehrer.

Der damalige Kronprinz liebte es, ganz plötzlich in der Schule seines Gutes Bornstedt zu erscheinen, in welcher die Kinder des Dorfes ohne Unterschied des Geschlechtes in die Kunst des Lesens und Schreibens eingeführt wurden. Eines Tages nun kam der hohe Herr wiederum ganz unerwartet und traf den Lehrer in großer Bestürzung und Verlegenheit, die derselbe vergebens vor dem Kronprinzen zu verbergen suchte. Der Ärmste hatte wenige Minuten vorher die Nachricht erhalten, seine alte Mutter, eine Predigerwitwe in Schlesien, liege im Sterben, er möge eilends nachhause kommen, doch konnte er die Schulstunden ohne Erlaubnis seiner Vorgesetzten natürlich nicht aussetzen. Als aber der Kronprinz darauf bestand, zu erfahren, welcher Kummer den Lehrer drückte, und dieser tiefbewegt den voraussichtlichen großen Schmerz mittheilte, sagte der hohe Herr in freundlichem, theilnahmvollen Tone: „Fahren Sie sofort nach Hause, ich übernehme die Verantwortung und — die Schulstunden, eilen Sie und gebe Gott, dass Sie Ihre Mutter noch lebend antreffen, ich weiß, was einem Sohne die Mutter ist.“ Und kaum hatte der Lehrer das Schulzimmer verlassen, als Kronprinz Friedrich den Säbel abschnallte und an Stelle des Lehrers den begonnenen Leseunterricht fortsetzte. — Nach der Lesestunde hieß es: „Jetzt wollen wir Geographie treiben, holt 'mal den Globus her!“ Die Kinder, an das leutselige Wesen ihrer Gutsherrschaft gewöhnt, waren keineswegs verschüchtert durch ihren neuen Lehrer, und im Chor erhielt der Kronprinz die Antwort: „Einen Globus haben wir nicht, der Lehrer nimmt immer den großen Gummiball da.“ Und richtig, der „neue Herr Lehrer“ nahm denn auch den großen Ball und führte so die kleine Schar in die schwierigen Geheimnisse der Erdkunde ein. Als aber der beurlaubte Lehrer nach wenigen Tagen zurückkehrte, strahlte ihm beim Eintritt in die Classe ein —

Ein and'rer sagt: „Heut gibt's Verdruss,
Weil mir die Nase beißt,
Beim G'vaterbitten fürcht' ich dies,
Vor allem wohl zumeist." —
Doch wie er heimkommt, hört er schon,
Was Neu's im Hause war, —
Die Gattin ja, beglückte ihn,
Mit einem Zwillingspaar.

Ein Stutzer klagt: „Die Hühneraug'n,
Sind wohl kein Gottesseg'n,
Sie schmerzen mich, d'rum gibt es auch
Ganz sicher heut' noch Reg'n." —
Und als bei einem Haus er geht,
Fliegt ihm gleich auf den Kopf,
Vernichtend den Cylinder ihm,
Ein großer Blumentopf.

Franz X. Freiheim.

Mahnung.

Hat mich allmol verdroff'n,
Hon ich g'hört odd gseg'n,
Wia sich zwa volla Feindschaft
In Haarn san glegn.

Is leicht soviel süaß
Ewi Streit und Vaklogn?
Mich zimp, es war bessa
A hülfreichs Vatrogn.

Oba mehr noh vodriaßt mich
Und bringt mich in Zorn,
Dass d' Leut mit dr Welt san
So unz'friedn worn.

Und is doh die Welt
Volla Wunda onz'schaugn,
Man muass na vosteahn —
Zu was hobbs enkri Augn?

Für all fallt dr Regn und
Die Sunn leucht so schean —
Theits enk s'fornehma, Leutl —
'S is zwegn 'n Badean!*)

Hans Fraungruber.

Recrut und Bauer.

Recrut:

Heint ham s' mih ghaltn,
Hiaz bin ih Soldat,
Hiaz kriag ih a Ross und
Loschier in dr Stadt.

A Knecht bin ih gwen
Und werd's neamamehr,
Hiaz trag i an Sabl
Und bin endla wer.

Dös nothigi Lebn
Am Land hon ih satt
He, Bana, ruck's Hüatl —
Ih bin a Soldat!

*) Seht zu, dass ihr's verdient!

Bauer:

A niads Radl rennt,
So renn zua in Gotsnom!
Vol ma z'grund gonga san,
Kem ma ah wieda zsom.

Hans Fraungruber.

Bekenntnisse eines Seiltänzers.

Blondin, der berühmte Seiltänzer, gibt über seine Berufserfahrungen nähere Mittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen: „Man stellt mir oft die Frage" — so äußert sich der „Künstler" — „wie es mir zumuthe sei, wenn ich auf dem hohen Seil gehe. Falls man damit meint, ob ich etwa ein Gefühl von Bangen oder Unruhe verspüre, so muss ich entschieden mit „nein" antworten. Ich blicke dabei etwa 18 bis 20 Fuß aufwärts und pfeife leise oder summe eine Melodie vor mich hin, wie ich gerade aufgelegt bin. Auch halte ich mich stets im Tact mit der unten spielenden Musik, ich finde nämlich, dass dies mir die Erhaltung des Gleichgewichtes außerordentlich erleichtert. Übungen mache ich gar nicht mehr, und einzelne Kunststücke, z. B. den Sprung über einen Stuhl mitten auf dem Seil, führe ich gewöhnlich ohne alle Vorbereitung aus, wie mich die Laune gerade anwandelt. Ich nehme nie anregende Mittel, ehe ich das Seil besteige. Nach Beendigung meiner Arbeit lasse ich mich von meinem Gehilfen sorgfältig abreiben und nehme sodann eine leichte Erfrischung zu mir. Im Übrigen lebe ich eben einfach und regelmäßig und vermeide es lediglich, kurz vor einer Vorstellung mir den Magen stark zu füllen. Endlich darf ich noch sagen, dass ich liebe, ohne Sicherheitsnetz aufzutreten; ich glaube, ein solches würde mich so nervös machen, dass es den Unglücksfall gerade herbeiführen könnte, den es verhüten soll. Werde ich selbst niemals unruhig, so muss ich dagegen annehmen, dass die vielen Leute, die ich schon oft auf meinem Rücken über das Seil getragen habe, stets dabei einiges Herzklopfen gefühlt

Nur ein Küsschen.

Ich hab dich gebeten
Ja nur um ein Küsschen,
Was machst du mir, Mädchen,
Den Sinn so verwirrt?
Ein neckendes Spielen,
Ein liebendes Kosen —
Was blickest du, Mädchen,
So ernst vor dich hin?
Was sprichst du von Liebe,
Von ewiger Treue?
Ich hab' nur ein Küsschen
Von dir ja verlangt.

O. Fischbach.

Im Frühlenz.

Unter der blühenden Rüster
Saß ich am Frühlingstag,
Im Herzen war's traurig und düster,
Der Schmerz wie ein Alp auf ihm lag.

Da hört' ich das Summen der Bienen...
Es klang mir so traulich ins Ohr:
„Getrost nun, der Lenz ist erschienen!
Nun blicke vertrauend empor." —

Ich wandte den Blick nach oben...
Dort glänzte das himmlische Zelt!
Und dankend musst' ich nun loben
Den gütigen Schöpfer der Welt.

Und zu lenzen begann's auch im Herzen,
Die Hoffnung auf bessere Zeit,
Sie fegte hinweg meine Schmerzen
Und bannte das tödtliche Leid;

Und gab mir die tröstliche Lehre:
Was Gott schickt, geduldig ertrag'!
Der wilden Verzweiflung wehre!
Auch dir kommt der lenzende Tag!

Joh. Peter.

Ode an Zacherl.

(Aus dem Fremdenbuch einer Gebirgsherberge.)

Hochzupreisender Mann, der du vom Kaukasus
Flöhegepeinigtem Volk ferne nach Westen her
Rosenrothes Pyrethrum
In die schmucken Gemächer schickst!

Wohl am siebenten Tag, während die Schöpferkraft
Froh der vollendeten Welt, freundlicher Wesen voll,
Harmonieumklungen
Sorglos sinnender Ruhe pflag —

Sä'te der lauernde Feind jenes Geziefer drein,
Das dem Menschen zur Last, höhnend sein Herrscherthum,
Grause Höllengestalten
Unter winziger Kleinheit birgt!

Süß erquickenden Schlaf raubt's dem Bedürftigen,
Weckt das Böse im Mann, brütend im Dunkel
Rachlust, schlechte Gedichte,
Und noch anderes Teufelszeug.

Dreifach weise darum treibet das Frauenvolk
Rasch umsichtigen Blick's eifrig die niedre Jagd;
Doch dies hastige Morden
Übt sie leider in Grausamkeit.

Du, o Trefflicher, stellst wieder den Frieden her,
Wahrest dem wandernden Manne sauer errung'ne Ruh:
Aus entsiegeltem Fläschchen
Streut er gelbliches Pulver hin —

Siehe, das Lager verkehrt wie ein Schlachtfeld sich,
Wo sich Russ' und Tscherkess' würgten im letzten Kampf;
Da zuckt sterbend ein Ross noch,
Dort wankt eines dem Rande zu. —

Aber der Schläfer erwacht munter im Morgenroth,
Schnürt sich hurtig die Schuh', schlingt einen Schnaps hinab;
Plaidumhüllt und bebergstockt
Stapft er wonnig den Wolken zu.

L. S. aus Leoben.

Die Vorbedeutung.

Als Vorbedeutung gilt im Leb'n,
Bei manchem schwachen Geist,
Wenn ihm die Hand, das Aug' und sonst
Am Körper etwas beißt;
Doch zeigt sich die Bedeutung oft
Ganz anderes, ja contrair,
Mit Beispiel zu beweisen ist
Dies wahrlich nicht so schwer.

Es beißt einem die linke Hand,
Da hofft man fest auf Geld,
Da wird durch einen Boten ihm
Ein Brief schon zugestellt. —
Sein Doctor schreibt ihm vom Process
Mit aller Schonung zwar,
Dass er verloren und dass anbei
Auch liegt das Expensar.

„Das linke Aug' beißt mich heut stark"
Sagt einer freudenvoll,
Das soll bedeuten, dass ich heut
Was Lieb's noch sehen soll" —
Und wie er ausgeht und von fern
Da eine Dame grüßt,
Da sieht er erst, dass sie ja nur
Die Schwiegermutter ist.

lings erfährt scharfe Charakterisierung und die dazu angeführten Beispiele erscheinen mir so treffend gewählt, dass diese Auswahl schon an und für sich ein kleines Meisterwerk ist. Die edle Sprache der Studie passt sich fein und fast künstlerisch dem Gegenstande an, und so haben wir hier ein Muster kritischer Abhandlung, wie es immer seltener wird, weil gewöhnlich Unverständnis, Gleichgiltigkeit, Oberflächlichkeit oder subjective Gereiztheit die Feder des Kritikers führen. Der Verfasser dieser Studie hat seinen Dichter nicht so sehr als Kritiker, sondern vielmehr als warmherziger Mensch gelesen, darum die liebevolle literarische Beleuchtung desselben. Ohne Liebe zum Künstler sollte keiner kritisieren, und zwar aus dem einen Grunde, weil er ihm ohne solche nicht gerecht werden kann. Absolute Objectivität! Geht mir weg damit, die kann es beim Kunstempfinden gar nicht geben. Kunst und Dichtung verstehen, heißt schon mit dem Herzen darüber urtheilen. Der Dichter schreibt vorwiegend für das Herz, darum kann der Kopf allein, und wäre er selbst ein eminenter, mit ihm nicht fertig werden. Aus vorgenannter Schrift spricht Kopf und Herz, und das wird dem Dichter gemäß und dem Leser angenehm. R.

Die Dorfhexe. Eine Bauern-Komödie mit Gesang in drei Acten von Philo vom Walde. (Großenhain. Baumert & Rongi.)

Das erste schlesische Volksstück, und zwar im schlesischen Dialect. Als Lesedrama bezeichnet es der Verfasser, und als solches erfüllt es seinen Zweck in vorzüglicher Weise; ich glaube sogar, dass es sich auch auf der Bühne wohl sehen lassen dürfte! Dem „Geigenfranzel" bin ich in Philo vom Waldes Dichtungen schon begegnet, hier tritt er wieder auf, und zwar als Urtypus des Schlesiers, möchte ich sagen. Das wäre ja so hübsch, wenn jeder deutsche Volksstamm, der Westfale wie der Schlesier, der Mecklenburger wie der Märker, der Schwabe wie der Steirer, der Bayer wie der Franke, der Sachse wie der Tiroler u. s. w. je als Typus künstlerisch geklärt auf die deutsche Bühne käme. Philo vom Walde hat in seiner „Dorfhexe" mit dem „Geigenfranzl" eine solche Grundgestalt dargestellt und schon diese Thatsache gibt dem Drama Bedeutung. Weitere Schönheiten, besonders der schlesische Humor, durchleuchten und durchwärmen das Stück, und die Liebe zum Volke gibt ihm besondere Weihe. R.W.

Nordböhmische Dorfgeschichten. Vom Verfasser der „Geschichten vom Hockewanzel" (Warnsdorf. Ed. Strache. 1889.)

Wer sich an die „Geschichten vom Hockewanzel" erinnert, für den brauche ich über dieses Buch kein Wort zu sagen, kein einziges, als dass es da ist. Er wird sofort dem Boten einen Groschen geben und gleich selber in die Buchhandlung laufen, um die „Nordböhmischen Dorfgeschichten" zu holen, wird sich nachher damit in seine Stube einsperren, sie lesen und sich den Bauch halten vor Lachen. Es ist kein Spass, wenn der Mensch so viel lachen muss, daher warne ich vor dem Buche! — Aber man kann sich allmählich daran gewöhnen, zu solchem Ende bringt der „Heimgarten" eine kleine Dosis davon. Wem sie behagt, der soll nachher mehr nehmen. R.

Ahasver. Ein Mahnruf in der Judenfrage. Vom Pfarrer W. Schirmer. Düsseldorf. (Danzig. A. W. Kafemann. 1891.)

Ein kurzes, kräftiges, zeitgemäßes Wort gegen den Antisemitismus. Die Besseren des deutschen Volkes erheben endlich häufiger ihre Stimmen gegen diese Geisteskrankheit. Wenn der Antisemitismus eine gesunde Bewegung wäre, so müsste den Anhängern desselben klar sein, was sie wollen. Dessen sind sie sich nicht klar. Wenn man zehn Antisemiten fragt, wieso sie sich den Erfolg ihrer Sache denken, so wird man zehn verschiedene, meist recht verschwommene Meinungen hören. Der Aufrichtigste wird jener sein, welcher gesteht: die Aufgabe des Antisemtismus ist, soviel als möglich und mit allen Mitteln den Hass gegen das Judenthum aufzustacheln; das übrige gibt sich dann von selber. — Solchen frommt freilich auch W. Schirmers Broschürchen nicht. Ruhiger Denkenden aber ist es zu empfehlen. R.

Maientraum und Winterschnee. Gedichte von Josef Schwab. (München. E. Nißler.)

Conservativen Poesiefreunden kann diese kleine Sammlung bestens empfohlen werden. Schwab geht schlicht den Weg der Alten und findet auf demselben manches frische und anmuthige Blümlein, das von Vorgängern übersehen worden ist. M.

Bibliothek der Gesammtliteratur. Otto Hendel. (Halle a. S.)

Eben ist die zweite diesjährige Serie der 25-Pfennig-Ausgabe erschienen. Dieselbe

haben, soweit es nicht Gehilfen vom Fach waren. In Wirklichkeit haben dieselben nicht die mindeste Ursache von der Welt, sich zu ängstigen. Alles was sie zu thun haben, ist, vollkommen ruhig zu sitzen, achtzugeben, dass sie mich nicht zu fest um den Hals fassen, und das Weitere mir anheimzustellen. Wenn ich jemand zum erstenmale hinübertrage, so plaudere ich mit ihm über die gleichgiltigsten Dinge und suche dadurch seine Ängstlichkeit zu mindern; stets schärfe ich ihm ein, ja nicht hinunter zu schauen, wenn er sich mitten zwischen Himmel und Erde befindet. Ganz wohl ist es jedoch, scheint es, dem Betreffenden nie dabei und immer vernehme ich einen Seufzer der Erleichterung, wenn das Ende des Seils und die Plattform erreicht ist. Mehr als einmal hat das Opfer in lautem Ausruf feierlich gelobt: „Nie wieder!“

Wie groß müsste der Mann sein,

der den Stephansthurm als Zahnstocher brauchen könnte?

In einem alten Blatte aus längstentschwundenen Tagen, finden wir folgende Frage aufgeworfen: „Wie groß müsste ein Riese sein, der sich des Stephansthurmes als Zahnstocher bedienen wollte?“ — Die unmittelbar darauffolgende Antwort, welche wohl gleich der Frage in dem Gehirn eines spleenigen Engländers mochte entstanden sein, stellte sich folgendermaßen heraus: „Nimmt man an, dass ein Mann von mittlerer Größe sich eines Zahnstochers von zwei Zoll Länge bedient, so müsste derjenige, der sich des Stephansthurmes zu gleichem Zwecke bedienen wollte, im Verhältnisse eine Höhe von 142.256 Schuh oder 2376 Wiener Klafter haben. Zu seiner Kleidung bedürfte er, und zwar zu einem Frack 6480, zu einem Beinkleide 3888, zu einem Mantel 15.552 Wiener Ellen Tuch; daran würden 300 Schneider vier Wochen arbeiten. Zu einem Hute benöthigte er 7776 Hasenbälge und zu einem Hemde 348 Stück Leinwand. Seine Stiefel wären 864 Klafter hoch, 216 Klafter weit, und mit einer Sohle derselben würde er einen Raum von 898 Quadratklafter bedecken. Würde er zum Frühstück Kaffee trinken, so brauchte er 16 Centner der arabischen Bohne. Als mittelmäßiger Esser würde er zu Mittag verzehren: 13 Eimer Suppe, 56 Centner Rindfleisch, nebst verhältnismäßiger Portion Sauce oder Gemüse, und 12.000 Paar Hühner oder 3000 Gänse. Sein gewöhnliches Trinkglas würde 160 Eimer fassen. Sein Wohnzimmer müsste 66 1/4 Quadratmeilen groß sein. Eine Reise von Wien nach Paris würde er in 5 Minuten zurücklegen. Es wäre ihm ein Leichtes, nach eingenommenem Frühstück über Deutschland eine kleine Lustpartie nach Teheran und Peking zu machen, und nachdem er dem Schah von Persien und dem Kaiser von China seinen Morgenbesuch abgestattet, nach einer Wasserpartie über den Stillen Ocean über die Sandwichsinseln nach Amerika zu gelangen, um nach eingenommenem Mittagsmahl in den Vereinigten Staaten einen Abstecher nach Brasilien zu machen und dann über Marocco und Italien — nachdem er vorher noch die Raubnester Tripolis und Tunis mit einem Fußtritt vernichtete — oder über Guinea, Egypten und die Türkei nach Europa zurückzukehren. Ebenso leicht könnte er über die so lange gesuchte Durchfahrt aus dem Atlantischen Ocean in das stille Weltmeer mit freiem Auge entscheiden, als er überhaupt über die Beschaffenheit des Nordpols Bericht erstatten könnte. — Wer dies alles nicht glaubt, soll sich's nachrechnen.

Bücher.

Robert Hamerling als Lyriker. Eine literarische Studie von Dr. Ernst Gnad. (Graz. Leuschner & Lubensky, Universitätsbuchhandlung. 1891.)

Vornehmer und geistvoller wird unser großer Dichter als Lyriker wohl kaum jemals gewürdigt worden sein, als es in dieser Schrift geschieht. Die Gedankenlyrik Hamer-

Heimgarten

9. Heft. Juni 1891. XV. Jahrg.

Doctor Rumpf.

Eine Erzählung aus der Theaterwelt von Hans Malser.

Früland stand an der Thür und starrte auf die an dieselbe genagelte Visitkarte. „Doctor Rumpf.“ Nichts sonst als diese Worte; es war auch genug; jedermann der Stadt wusste, wer Doctor Rumpf war. Er war die Kunstmeinung der Bewohner und das Schicksal der Künstler, er war Redacteur der „Hohen Warte“, Referent in Theater- und Kunstsachen. So wie der Bäcker die Semmeln des Morgens den Leuten ins Haus schickt, so schickte Doctor Rumpf die Meinung über das Theater für den täglichen Gebrauch. Die Bürger der Stadt waren arbeitsam und hatten etwas anderes zu thun, als sich eine Meinung über Kunst und Literatur selbst zu bilden, die musste also Doctor Rumpf machen, und man bezahlte für die tägliche Lieferung ins Haus einen mäßigen Abonnementsbetrag. Doctor Rumpf befriedigte seine Kunden seit Jahren zur vollsten Zufriedenheit. Die Künstler, Schauspieler, Poeten beteten ihn an oder verfluchten ihn. Ihr Schicksal stand in seiner Hand. Wen er für gut erklärte, der war vom Publicum bewundert; wen er tadelte, der war gerichtet. Doctor Rumpf war objectiv und unbestechlich. Nur eine alte Hausfreundin hatte er, von der böse Zungen sagten, dass sie ihn beeinflusse — die Gicht. Wenn das Podagra zwackte, war er strenge aber gerecht; wenn es nicht zwackte, war er manchmal milde, aber gerecht. Gerecht immer! er sagte es selbst.

Zu diesem gewaltigen Manne nun sollte der junge Früland eintreten. Sein Herz pochte lauter, als seine Finger an der Thür.

„Herein!“ Sonor und ernst war dieses Herein. Doctor Rumpf saß an seinem Schreibtische und war von drei Seiten eingemauert mit Büchern. Die Bücher sind des Gelehrten Gehirn. Der Doctor war ein älterer breitschul-

enthält folgende Werke: Alfred Steuer, Galizische Ghettogeschichten und Bilder; Lessing, Hamburgische Dramaturgie; Bret Harte, Der Pflegling der goldenen Pforte, deutsch von Paul Heichen, eines der neuesten Werke des bekannten amerikanischen Humoristen, das bisher noch nicht in deutscher Übersetzung erschienen war; Claude Tillier, Mein Onkel Benjamin, deutsch von Theodor Bergfeldt; E. Th. A. Hoffmann, Das Majorat; Jules Verne, Eine Idee des Doktor Ox, deutsch von Karl Albrecht; Franz Freiherr von Gaudy, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen.

Wiener Künstler-Dekamerone. Herausgegegen von Rudolf Wittmann und Moriz Brand. (Wien.)

Mit den erschienenen Lieferungen 6–8 ist dieses Werk seinem Programme gemäß mit hundert Beiträgen und Porträts hervorragender Wiener Künstler zum Abschlusse gebracht. Das Durchblättern des zu einem stattlichen Bande gewordenen Buches wird jedem Freunde der Wiener Kunstwelt eine ganz reizende Sammlung zumeist recht lustiger Geschichten aus der Feder unserer Künstlerinnen und Künstler zeigen. Die Erzählungen, sowie die eingestreuten Gedichte scheinen einander an Anmuth überbieten zu wollen. Einhundert Porträts erhöhen den Reiz des Buches. V.

Die Erziehung der Eltern. Meines Bruders Hüter. Zwei Laienpredigten vom Verfasser von John Halifax. Gentlemen. (Berlin. J. H. Schorer.)

Eine äußerst feine, pikante Lektüre! Aber den Damen rathe ich, das Büchlein bei verschlossenen Thüren zu lesen. . . . R.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen, von Richard Voß. Stuttgart. J. Engelhorn. 1891.)

Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Von P. K. Rosegger. (Wien. A. Hartleben 1891.)

Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Österreich. (1564—1618.) Von Dr. Franz Scheichl. (Gotha. F. A. Perthes 1890.)

Dante Alighieris Stellung zur Kirche und Staat, Kaiserthum und Papstthum. Eine Studie von W. C. Schirmer. (Düsseldorf. Schrobsdorff'sche Buchhandlung. 1891.)

Im Kretscham zu Lichtenthal. Unterhaltungen über den Liechtenstein'schen Schulantrag. Vom Verfasser der „Geschichten vom Hockewanzel". (Warnsdorf. E. Strache. 1889.)

Das Wiener Burkhard-Theater. Von Karl Goldmann. (Wien. R. Löwit. 1891.)

Stille Gedanken eines der vierzehn Nothhelfer, oder „Friedensbischöfe" Deutschlands. Verrathen von Aleth Christian. (Halle a. d. S. Eugen Strien. 1890.)

La question de la femme c'est la question de la mère par Michel de Zmigrodzki. (Paris. L. Sanvaitre, éditeur, librairie générale.)

G. Freytag, Reichsrathswahlkarte von Österreich mit den Ergebnissen der Wahlen im März 1891. (Verlag von G. Freytag & Berndt, Wien, VII.)

Postkarten des „Heimgarten".

E. A. R., Wien: Auch über Ihre Gedichte kann nichts anderes gesagt werden, als über hundert andere Einsendungen. Eine gewisse Formgewandtheit, Nachempfindungen, aber keine Ursprünglichkeit, keine packende Eigenart.

* Im Gedichte „Wie der Vater Rhein Hochzeit machte" (Seite 468) muss es in der 6. Strophe „In ihrem bangen Sehnen", und in der 22. Strophe „Verjüngt sie auf zum Throne" heißen.

R. J., Bruck a. d. Leitha: „Irchen" gegerbtes Thierfell; irchene Hose: Lederhose.

P. B., Berlin: Bei Preisausschreibungen bitte ich mich gütigst umgehen zu wollen. Ich habe mich an literarischen Preis-Concurrenzen nie betheiligt und werde es auch nie thun. R.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

keit des Kritikers, über den er manches Schlimme gehört und den er so sehr gefürchtet hatte, verließ Frülanb dessen Wohnung und mit frohem Muthe sah er seinem Debut entgegen.

Dieses kam. „Cabale und Liebe“ wurde gegeben. Früland spielte den Ferdinand. Er spielte mit großer Frische und Herzglut, die sich allmählich bis zur gewaltigen Leidenschaft steigerte und die Zuschauer zu einem wahren Beifallssturm hinriss.

In der darauffolgenden Nacht schloss der junge Schauspieler kein Auge, er war allzuglücklich. Und wenn man so glücklich ist, kann man nicht schlafen — und soll auch nicht. Der Schlaf ist etwas für Unglückliche. Früland dachte an seinen Vater, wie er diesen durch den Erfolg versöhnen werde, dachte an seine Zukunft, die er nun sachte begründen wolle und nahm sich fest vor, auch im Glücke gleich strebsam und bescheiden zu bleiben. Als es ein wenig tagte, verließ er das Bett, gieng auf die Straße und dort spazieren, bis einer der Zeitungsläden geöffnet werden würde. All seiner Tage hatte Früland nichts mit solcher Sehnsucht erwartet, als an diesem Morgen das Frühblatt der „Hohen Warte“. Kaum die Bude geöffnet war, stürzte er hinein, erhaschte ein Exemplar des noch feuchten Blattes, legte einen Zwanziger hin, ohne die Herausgabe des Überschusses abzuwarten. Mitten auf der Gasse stand er im Nebelgrauen und durchflog die Zeitung. — Theater. Cabale und Liebe. Ein langer Aufsatz! Saperlot, da geht’s anders zu als in Brünn! Da würdigt man die Classiker! — Eine gelehrte Abhandlung über Schillers Drama, einige Vergleiche desselben mit anderen Theaterstücken verschiedener Literaturen, ein paar nette Anekdoten, ein paar sehr beherzigenswerte Rathschläge auch, die der Dichter sich leider nicht mehr zunutze machen konnte, etliche Bemerkungen über die Inscenierung des Stückes und endlich die Kritik über die schauspielerischen Leistungen. Herr X. veranschaulichte uns den Präsidenten gut. Herr Y. war gestern minder, so schien uns auch Frau U. nicht disponiert zu sein, wohingegen Fräulein Z. als Louise zu dem Anmuthigsten und Reizendsten gehörte, was wir seit langem gesehen. Diese junge Dame — und hier ward auf das Eingehendste ihre körperliche Erscheinung gewürdigt. Endlich hieß es: Herr Früland gab den Ferdinand mit allen Eigenschaften eines Anfängers; wir wollen hoffen, dass der junge Mann in anderen Rollen das Engagement auf dem hiesigen Theater rechtfertigen wird. — Blau wurde dem armen Menschen vor den Augen, als er dies las. Er taumelte einige Schritte dahin, er las nochmals und es hieß nicht anders.

Er verkroch sich wieder in seine Wohnung und gieng den ganzen Tag nicht hervor. Selbst der alten Bedienerin getraute er sich nicht ins Gesicht zu schauen vor Scham. Es war ihm, als müsse jedermann die Kritik gelesen haben und so erfüllt von ihr sein, als er selbst, aber nicht erfüllt von Schmerz und Trauer, wie er, sondern von Missgunst und Schadenfreude. Und wahrlich, er täuschte sich nicht. Bald war die ganze Stadt davon überzeugt, dass der neue Liebhaber ein Stümper sei.

„Darum sage ich“, meinte einer zum anderen, „auf den Applaus darf man nicht gehen, der kann bezahlt sein.“

„Aber Freund, du hast ja selber mit applaudiert!“ rief der andere.

„Weil mich der Kerl überrumpelt hat. Ich hielt ihn gestern abends wirklich für einen guten Schauspieler und nun sehe ich, dass alles Verstellung war.“

Für Früland gieng nun ein rastloses Leben an, nein, nicht ein Leben, sondern ein hartes Arbeiten und Ringen. Er wurde viel beschäftigt und für verschiedene Rollen; er musste Liebhaber spielen, und classische Helden und

teriger Mann mit vorgeneigtem Haupte. Eine große Glatze und rückwärts über den Nacken hinabhängendes kohlschwarzes Haar, dessen Strähnchen sich am Ende ein wenig ringelten. Graue, freundlichblickende Äuglein, ziemlich lange Nase, breite, sorgfältig rasierte Backen, buschigen Schnurrbart, der auch schwarz war, ja heute sogar einen Stich ins Bläuliche hatte, weil die Farbenmischung nicht mit der nöthigen Sorgfalt gemacht worden.

Der Doctor blieb natürlich sitzen, als der junge Mann eintrat. Aber nicht ohne Wohlgefallen blickte er auf die in musterhaft gehaltenem Salonanzug vor ihm stehende hübsche Gestalt.

„Wünschen!“ fragte er.

„Herr Doctor, ich bitte sehr um Entschuldigung, wenn ich stören sollte“, sagte der junge Mann mit einiger Beklommenheit. „Ich erlaube mir, mich vorzustellen als Ernst Früland.“

„Ah, der neuengagierte Liebhaber!“ rief Doctor Rumpf, „bitte, nehmen Sie Platz. Wir hören, dass Sie ein hübsches Talent sind. Sie kommen von Brünn?“

„War seit einem Jahre dort engagiert und glaube mir schmeicheln zu dürfen, dass das Brünner Publicum mit mir nicht unzufrieden gewesen. Bei meinem Abschiede ward ich mit einem großen Lorbeerkranze ausgezeichnet —“

„Brünn bedeutet nichts, lieber Früland“, unterbrach ihn der Doctor, „erst hier wird sich's zeigen, ob der Ihnen vorausgegangene gute Ruf ein gerechtfertigter ist oder nicht.“

„Um gütige Nachsicht werde ich unter allen Umständen bitten müssen“, sagte Früland bescheiden.

„Wer sind Sie von Haus aus?“

„Mein Vater ist ein kleiner Staatsbeamter in Wien; er wollte auch mich für die Beamtenlaufbahn bestimmen, allein mich zog's zum Theater. Es hat einige Kämpfe gegeben.“

„Mit wem? Mit Ihrem Vater?“

„Er war durchaus nicht einverstanden, dass ich Schauspieler werden wollte.“

„Und warum sind Sie es denn geworden?“

„Herr Doctor!“ sagte der junge Mann, und in seinem schönen Auge lag ein lebhafter Glanz. „Ich liebe meinen Vater sehr. Aber dieses Opfer konnte ich ihm nicht bringen, wenn ich nicht mich selbst ganz und gar hätte verneinen wollen. Das Theater ist mein Leben. Ich bin nichts, ich kann nichts, wenn nicht die Bühne unter meinen Füßen ist, auf diesem Boden bin ich Mensch und werde ein großer Künstler werden, ich fühle es.“

„Na na“, lächelte Doctor Rumpf und legte dem jungen Mann die Hand auf die Achsel. „Keine Suppe wird so heiß gegessen, als sie gekocht ist. Jeder junge Schauspieler fühlt einen Devrient oder mindestens einen Sonnenthal in sich. Der Kerl da drinnen wird allmählich schon mürbe werden. Nun, was an uns liegt —“

„Ich bitte, Herr Doctor, um Ihr Wohlwollen.“

„Seien Sie nur hübsch fleißig. Wir sind gerecht. — Sehen Sie, was wir für nette Sachen haben.“ Der Doctor wies an die Wände seines Zimmers, wo wertvolle Ölgemälde hiengen, Künstler-Porträts in Photographie, seidene Schleifen, auf kleinen Tischen silberne Tintenfässchen, elegante Cigarrenständer, an den Winkeln elfenbeinerne Spazierstöcke und dergleichen mehr. „Lauter Präsente. Freuen uns, aber bestimmen uns nicht. Unser Charakter gestattet es uns, solche Dingelchen ruhig anzunehmen, ohne Gefahr zu laufen, unsere Objectivität zu verlieren. Wir sind immer gerecht. Wann treten Sie auf?“

„Morgen, Herr Doctor.“

„Also recht viel Glück bei uns. Hoffen, dass wir gute Freunde bleiben werden.“ So der Doctor und schüttelte dem jungen Manne wärmstens die Hand.

Entzückt über die Liebenswürdig-

Das war die Kritik. Und darum hatte Früland mehrere Exemplare der „Hohen Warte“ gekauft, um sie zu verschicken an seinen Vater, an seine Bekannten, und an — sie.

An einem der späteren Abende saß Doctor Rumpf wieder im Gasthause, das Früland zu besuchen pflegte. Diesmal gieng dieser zu ihm und der Doctor lud ihn freundlich ein, sich an seinen Tisch zu setzen. Der Schauspieler war nun schon etwas muthiger geworden, wenn er auch noch immer nichts von jenem überlauten Wesen hatte, das sonst dem Mimen in der Gesellschaft eigen ist.

„Ich habe etwas auf dem Herzen“, sagte er leise zum Kritiker, „seien Sie mir nicht böse, Herr Doctor! Ich bin schon fast lahm. Die verehrliche Kritik —“

„Sind Sie mit uns nicht zufrieden?“

„So strenge, Herr Doctor!“

„Wir mit Ihnen strenge? Aber lieber Freund, wir befassen uns ja gar nicht mit Ihnen. Sie geben ja nur selten Anlass, Sie zu rügen.“

„Finden Sie denn gar keine gute Seite an mir, nicht einen einzigen Vorzug an meinem Spiele? Nicht ein einziges ermuthigendes Wort? Ich gebe mir so sehr Mühe.“

Doctor Rumpf legte dem jungen Mann die Hand auf die Achsel und sagte lächelnd: „Nun ja, ich weiß, ihr wollt immer gelobt sein. Aber dazu ist doch die Kritik nicht da! Loben muss euere Leistung sich selber. Auch das Publicum soll euch loben, ich habe nichts dagegen. Die Kritik hat nur das Fehlerhafte aufzuzeigen, damit es verbessert werden kann.“

„Herr Doctor“, sprach nun Früland, „habe ich bei der zweiten und dritten Vorstellung des »Pfarrers« auch wieder zu viel agiert?“

„Nein, da waren Sie schon brav.“

„Ich bin ein junger Mensch, ein Anfänger, der dankbar ist für jeden Wink, wie er sich vervollkommnen könne. Sie sind sachverständig, Sie haben die Güte, meinem künstlerischen Streben Beachtung zu schenken. Sie sind mir persönlich immer so wohlwollend entgegengekommen. Wenn ich Sie bitten dürfte, auf die hervortretendsten Fehler, die ich auf der Bühne wohl begehen mag, mich *persönlich* aufmerksam zu machen. Wenn Sie mir letztens dort an jenem Tische nur mit einem Worte angedeutet hätten, dass ich als Pfarrer Hell zu sehr agiere, so wäre die öffentliche Rüge nicht nöthig gewesen.“

Der Doctor blickte fast verblüfft auf Früland. „Sie sind doch ein bisschen zu naiv, mein Lieber!“ sagte er dann, bald darauf erhob er sich und gieng.

Am nächsten Tage theilte Früland solches Gespräch einem seiner älteren Collegen mit. Dieser lachte ihn aus. „Diesmal hat er wirklich recht, der Herr Doctor Rumpf, du bist gar zu naiv“, sagte er. „Unsere Fehler, die sind ja der Stoff, von dem er leben muss. Und diesen Stoff soll er dir unter der Hand wie ein Almosen schenken, anstatt ihn zu verkaufen, die Zeile um sechs Kreuzer!“

Früland gieng fast betäubt von hinnen. Er dachte nach über diese sonderbare Einrichtung, über den Wert einer solchen Kritik — und er konnte sich die Dinge nicht reimen. Er gieng in das Haus des Kaufmannes Knopper, dort fand er immer Trost, wenn er betrübt war. Denn dort lebte *sie*. Antonia, das liebe, schlichte, gescheite Mädchen, welches in dem jungen Mann nicht bloß den menschlichen, sondern auch den künstlerischen Gehalt bereits erkannt hatte. Sie allein dachte nicht an die „Hohe Warte“, sie allein war ganz Seele bei seinem Spiele, sie verstand ihn, sie litt mit ihm, sie sprach ihm Muth zu.

„Geliebtes Kind!“ rief er heute, „mein Muth will alle werden. Wenn es so fortgeht, wirst endlich auch du dich von mir wenden. Ich spiele ja eine armselige Rolle in dieser Stadt.“

moderne Lebemänner. Er lernte ohne Unterlass, in den Nächten noch schritt er in seiner Kammer auf und ab und lernte. Er gieng in Büchereien und studierte Dramaturgien, er gieng auf Gassen und Markt und studierte Menschen. Er gab auf der Bühne seine Kraft, sein ganzes Wesen aus. Seine Mitspielenden wurden oft durch rauschenden Beifall geehrt, bei Früland regte sich kaum eine Hand, denn die Kritik that ihn stets so nebenbei und kurz ab, dass die Leute schon im vorhinein ihm das Interesse verweigerten. Nur hoch oben auf der Gallerie ward manchmal ein Zeichen laut, das für ihn sprach. Denn das Galeriepublicum liest nicht regelmäßig die Zeitung.

Eines Abends nach der Vorstellung des „Pfarrers von Kirchfeld" saß Früland im Gasthause und verzehrte ein paar Würste und ein Glas Bier. Er saß allein an einem rückwärtigen Tische und hieng seinen sehr gemischten Empfindungen nach. Innerlich war er mit seiner heutigen Leistung nicht unzufrieden, ein Theil des Publicums hatte auch ein paarmal Anlauf genommen, ihn zu rufen, war aber niedergezischt worden. Und wie heiß dürstete er nach einem Erfolg, schon seines Vaters wegen, von dem immer nur Vorwürfe kamen über den „missrathenen Sohn", der noch als Theaterstatist verbummeln und verlottern werde. — Und dann war in letzterer Zeit noch etwas geworden. Ein Mädchen hatte er kennen gelernt . . .

In seinem bittersüßen Sinnen wurde der junge Schauspieler unterbrochen von einem Herrn, der an seinen Tisch kam.

„Nun, Herr Pfarrer", redete dieser ihn an, „mir scheint, es steckt Ihnen immer noch die Anna Birkmeier im Kopf, dass Sie so versunken sind in tiefe Träumereien. Darf man sich ein bisschen zu Ihnen setzen?"

Doctor Rumpf war's. Früland schreckte empor, berührte zitternd und erröthend die hingehaltene Hand des gewaltigen Mannes. Etwas von „hoher Ehre" stotterte er.

„Recht brav waren Sie heute!" sagte der Doctor. „Sie haben Wendungen gebracht, die unsere Ansicht, dass Sie ein ganz hübsches Talent sind, nur bestätigen. Immer frisch fort so! Und gönnen Sie sich auch etwas mehr Erholung, lieber Früland, Sie sehen etwas angegriffen aus. Man muss auch seine Gesundheit nicht vernachlässigen. Guten Abend, Lieber!"

Und freundlich, wie er herangekommen, gieng er zufrieden noch seine langen Locken schüttelnd wieder von hinnen.

Früland war auf das tiefste und freudigste erregt. Endlich die Achtung dieses Mannes errungen zu haben — das war eine günstige Schicksalswendung.

Im nächsten Morgenblatt, von dem Früland sich mehrere Stück kommen ließ, um solche an seinen Vater und an seine Bekannten zu schicken, ward fürs erste das Volksstück „Der Pfarrer von Kirchfeld" in wenigen Zeilen abgethan: „Es gehört zu jenen Dramen, in welchen Rührseligkeit mit aufdringlicher Moral sich unangenehm vermischen. Der zweite und dritte Act enthält einige packende Scenen, im ersten bleibt uns das Bauerngejodel nicht erspart, ein Realismus, der sich auf der Bühne immer mehr breit zu machen beginnt. Der vierte Act ist misslungen, der Schluss fehlt ganz. Unter den Darstellern hatte nur Fräulein Z. Gelegenheit, ihre glänzende Begabung neuerdings zu bekunden. Der bezaubernde Liebreiz dieser Schauspielerin hat einen Hauch über das Stück gelegt, deswillen wir uns auch weitere Vorstellungen dieses an und für sich unbedeutenden Bühnenwerkes gerne gefallen lassen wollen. Der «Wurzelsepp», ja doch nur eine Episodenrolle, drängt sich zu sehr vor. Der «Pfarrer Hell» des Herrn Früland möge sich das Agieren mit der rechten Hand abgewöhnen."

bieten, um den gestrengen Kritiker endlich von seinem Talente zu überzeugen und für sich zu gewinnen.

Es war aber kein glücklicher Abend. Außer einigen sehr lebhaft Applaudierenden, die in fast verhängnisvoller Symmetrie vertheilt waren im Parterre und auf der Gallerie, rührte sich keine Hand. Als der Galan der Angelina einen sehr frivolen Antrag stellte, wurden sogar Zischlaute gehört.

Die am nächsten Tage folgende Kritik über das Stück war natürlich nicht von Doctor Rumpf geschrieben, sondern von einem anderen Mitgliede der Redaction. In derselben war die Rede von einer höchst eleganten Leistung französischer Schule, von einer spannenden Schürzung und feinen Lösung des Knotens, von einem stellenweise geradezu brillanten Dialoge. Leider sei durch schlechte Auffassung und mangelhafte Wiedergabe der Handelnden seitens der Darsteller das treffliche Stück nicht zur vollen Geltung gekommen.

Weiter ließ dieser Kritiker sich nicht ein. Um so gründlicher gieng an einem nächsten Tage, als „Wilhelm Tell“ gegeben wurde, wieder Doctor Rumpf daran, der zu seinem übrigen Ärger auch wieder stark an Podagra litt. — Es wäre endlich an der Zeit, so schrieb der Doctor, mit dieser sich überlebt habenden Richtung zu brechen. Er sei ja auch ein Freund der Classiker, er lese selbst noch manchmal einen, allein auf der Bühne hätten sie ausgespielt. Eine moderne Zeit habe ihre modernen Dichter, und diese sollte sie pflegen und hochhalten. Übrigens, wenn der Tell nicht schon todt wäre, Herr Früland hätte ihn nun umgebracht für alle Zeiten. Frülands Tell sei alles eher als ein Held. Dieser Mensch (Früland) scheint sich den Eintritt in den Musentempel nur erschlichen zu haben, um dramatische Meisterwerke zugrunde zu richten. Wenn er schon nicht so viel Feingefühl habe, die ihm letztlich gewidmeten unzweideutigen Zischlaute zu verstehen, so möge er wenigstens den Rath eines zwar strengen, aber stets gerechten und erfahrenen Mannes beherzigen, der darauf hinausgeht, dass Herr Ernst Früland von der Bühne sich stille entfernen und ein Handwerk lernen solle.

Fräulein Antonia, welches an demselben Morgen als die Erste solches Referat las, vertilgte das Blatt sofort. Aber es half ihr nichts. Am Mittag, als der Vater vom Gabelfrühstück nachhause kam, sagte er: „Ja meine liebe Tochter, den Herrn Früland wirst du dir wohl aus dem Kopfe schlagen müssen. Was soll's mit dem? Ein ganz talentloser Mensch. Du hast mir zwar die heutige Zeitung versteckt, aber ich habe von ungenannt bleiben wollenden Wohlthätern vier Exemplare davon zugeschickt bekommen, eine gewisse Stelle blau angestrichen. Antonia, ich wünsche, dass du ihm höflich aber entschieden den Abschied gibst.“

Antonia antwortete nichts, sie weinte nur. Und sie sann darüber nach, wie das erlaubt sein könne, dass ein Mensch den anderen so geradehin zugrunde richten darf. Eine Lüge ist's, was Doctor Rumpf sagt. — Früland ist ein Künstler! Ich will ihn nicht verlassen. Wenn er den freundlichen Rath dieses Herrn befolgen und ein Handwerk lernen sollte, so will ich eine brave Handwerkersfrau werden. Und wenn er Schauspieler bleibt, was er ja muss, weil er nicht anders kann, und wenn er die hiesige Bühne verlassen muss und kein Engagement findet, so will ich doch sehen, ob uns ein Zeitungsschmierer auseinanderbringen kann. —

Am Nachmittage kam Früland. Er war sehr ruhig, aber blass.

„Die Zeitung hast du gelesen“, sagte er zu seiner Braut, „nun lies auch diesen Brief.“

„Ein Brief? Von Doctor Rumpf an dich?“

„Lies ihn.“

Doctor Rumpf schrieb an Früland:

„Spiele sie nur gut, Ernst!“ sagte das Mädchen und legte ihren Arm um seinen Nacken.

„Deinetwegen will ich Gewissheit haben, dann ertrage ich alles. Gestatte es endlich, Antonia, dass ich mit deinem Vater spreche.“

„Mein Vater ist dir gut, aber ich weiß nicht, ob es schon an der Zeit ist.“

„Ich ertrage es nicht mehr länger, ich will heute mit ihm sprechen.“

„So thue es.“

Was aber sagte der alte Knopper? „Lieber Früland“, sagte er, „wie können Sie an die Gründung eines Hausstandes denken, solange Sie Ihre Stellung nicht befestigt haben! Missverstehen Sie mich nicht, nach meiner Ansicht sind Sie ein guter Schauspieler, aber was nützt das, solange die öffentliche Meinung das Gegentheil annimmt. Es ist nun einmal bon ton zu sagen: Der Früland ist eine höchst mittelmäßige Kraft, heute steht ja schon wieder in der Zeitung, dass — und so weiter. — Übrigens, Sie sind ein anständiger Mensch, im Principe habe ich gegen eine Verbindung meiner Tochter mit Ihnen nichts einzuwenden. Ich bin auch nicht gegen eine vorläufige Verlobung. An die Hochzeit aber denken Sie erst, bis Sie Stellung gefasst haben.“

Nach diesem Gespräche vergiengen nicht viele Tage und Früland mit Antonia meldeten sich bei Doctor Rumpf und stellten sich vor als Verlobte. Überwindung kostete es ihnen freilich.

„Was Teibel!“ rief der Doctor lustig aus. „Na, es ist ja sehr hübsch. Unverheiratete Schauspieler versumpfen leicht. Haben sich auch ein frisches Röslein erwählt!“ Ein bisschen ans Kinn langte der Schäker dem Mädchen. „Werden Sie sich auch der Bühne widmen, mein Fräulein?“

„Nein, Herr Doctor. Ich bitte Sie aber, dass Sie meinem Ernst gut sind, auch in der Zeitung. Solange Sie gar so arg streng sind, dürfen wir nicht zusammenheiraten.“

Der Doctor blickte sie schmunzelnd an und rief: „Ein prächtiges Mädel! das sollte man in ein Lustspiel stellen. Apropos, Früland, wissen Sie schon das Neueste? Nicht? Ich will es Ihnen anvertrauen. Hier!“ Er schlug mit der flachen Hand auf ein Manuscript, das auf dem Schreibtische lag. „Eine Komödie! Von mir! Wird nächstens aufgeführt! Nehmt euch zusammen! Früland hat darin eine magnifique Rolle. Wir sprechen davon. — Ich gratuliere euch, Kinder! Über uns sollt ihr keine Klage haben, wir sind immer gerecht.“

Der besten Hoffnungen voll verließen sie den Doctor. Allein Frülands älterer College war nicht so vertrauensselig.

„Schlimmeres könnte uns nicht leicht passieren“, sagte dieser, „als dass wir die Komödie des Doctors Rumpf aufführen müssen.“

„Warum, Freund, da können wir ja mit Einsetzung aller Kraft ihn uns verpflichten.“

„Das Stück fällt durch!“ rief der andere. „Ich habe es gelesen. Es fällt, und dann denke dir die Folgen!“

Früland dachte sie und schauderte.

In die schauspielerischen Kreise von M. war eine merkwürdige Erregung gefahren. In Vorbereitung stand: „Der Engel.“ Lustspiel von Jonas Rumpf. Jeder der darin Beschäftigten wollte sein Bestes, sein Allerbestes leisten. Die Hauptrolle, Angelina, lag in den Händen des Fräuleins Z.; sie war dieser Schauspielerin auf den Leib geschrieben. Früland sollte den liebenswürdigen Verführer geben, der nach allen Regeln französischer Lustspiele schließlich den Sieg davonträgt. Er studierte ununterbrochen, er wollte eine Musterleistung

sich vorgenommen. In demselben Augenblick kam der Theaterdiener mit der Nachricht, dass in der Vorhalle ein fremder Herr warte, der Früland zu sprechen wünsche. Auf der überreichten Karte stand der Name: Hofrath v. Scholl.

Früland gieng hinaus, wurde von dem Fremden artig begrüßt und eingeladen, mit ihm in das Restaurant des Hotels zu kommen, in welchem letzterer wohnte. Es war dasselbe, wo auch Früland zu speisen pflegte.

Eine Viertelstunde nachher saßen sie dort beisammen und der Hofrath sagte das Folgende: „Auf der Durchreise war ich heute durch ein kleines, aber Gott sei Dank vorübergehendes Unwohlsein genöthigt, hier in M. einen Rasttag zu halten. Den Abend wusste ich nicht besser auszunützen, als dass ich mir das hiesige Theater ansah. Ich fand's, wie man es eben in einer kleineren Stadt finden kann, mit Ausnahme Ihrer Leistung. Diese hat mich überrascht. Sie sind noch in der Entwickelung, aber ich sage Ihnen, Sie haben ganz besondere Mittel. Auf wie lange sind Sie hier engagiert?"

„Mein Contract geht heute aus", antwortete Früland düster, seine Hand an die Brusttasche legend.

„Spielen Sie nur als Gast?"

„Sozusagen als Gast."

„Wollen Sie ein Engagement in unserem Hoftheater zu W. annehmen?"

„Habe dahin nie einen Antrag erhalten."

„Ich mache Ihnen eben einen solchen. Ich, der Hoftheater-Intendant zu W., bin gerade auf der Suche nach einem ersten Helden und nehme Sie wie Sie sind. Siebenhundert Mark Gage."

„Siebenhundert", sagte Früland ziemlich gleichgiltig nach, „ist zwar nicht viel —"

„Per Monat, selbstverständlich."

Früland horchte auf.

Wenige Minuten später waren sie einig.

Als die beiden Herren noch gemüthlich — denn nun war auch Früland gemüthlich geworden — bei einem Glase Rheinwein beisammen saßen, kam Doctor Rumpf herbei, welcher von seinem Tische aus die Männer schon seit einem Weilchen beobachtet hatte.

„Grüß Sie Gott, lieber Früland", sagte er etwas nebenbei und gegen den Fremden: „Mein Name ist Doctor Rumpf."

„Mein Name ist von Scholl", so der andere.

„Scholl? von Scholl? doch nicht etwa ein Verwandter des Hofrathes Scholl, des Generalintendanten in W."

„Der bin ich selber."

Angenehme Überraschung, ausgesuchte Höflichkeiten, der Doctor setzte sich zum Tische.

„Ich entführe Ihnen Ihren Liebhaber", sagte der Hofrath, auf Früland weisend. „Ich stelle Ihnen, Herr Doctor, Ihren alten Bekannten vor als den Heldenschauspieler Herrn Früland vom Hoftheater zu W."

„Ah, das! das ist aber hübsch!" rief der Doctor, und dann dem jungen Manne die Hand auf den Arm legend: „Sehen Sie, sehen Sie, lieber Freund! Was habe ich immer gesagt? Jetzt sehen Sie es doch ein, wie wohl Ihnen meine Strenge bekommen hat. Ja, ja, nur unter einer tüchtigen Weisung lernt ihr etwas. — Wahrlich, manchmal hat man seine liebe Noth mit den jungen Leuten, aber endlich bringt man sie doch voran. Na, Früland, ich kann es Ihnen nicht sagen, wie es mich freut, Sie so weit gebracht zu haben. Es ist keiner, der Ihnen herzlicher gratulieren kann als ich, Ihr alter Doctor Rumpf. Geben Sie mir doch die Hand!"

Früland zog die Hand aus der Brusttasche und legte den Revolver auf den Tisch.

„Kennen Sie das, Herr Doctor Rumpf?" fragte er mit finsterem Auge. „Geben Sie acht, das Ding ist

„Lieber Herr!

Wie ich erfahre, sollen Sie über unsere Bemerkungen in der «Hohen Warte» gekränkt sein. Daran thun Sie unrecht. Ein öffentlich Wirkender muss auch scharfen Tadel vertragen können, besonders wenn er überzeugt sein kann, dass der Tadelnde es wohlmeint. Wir haben vor Ihrem Können eine zu hohe Achtung, als dass wir Sie immer nur mit eitlem Lobe regalieren möchten. Das brauchen Sie nicht. Seien Sie überzeugt, dass stets Ihr Bestes will

Ihr wohlgewogener

Dr. Rumpf."

Das Mädchen hatte dieses Schreiben gelesen und blickte nun mit verblüffter Miene auf den Bräutigam.

„Was sagst du dazu?" Fragte dieser.

„Das ist schlecht oder dumm."

„Ich vermuthe das letztere. Wenn er glaubt, dass ein anerkennender Privatbrief den tausendfach in die Welt geschleuderten Schimpf aufwiegt, so ist es das letztere."

„Ernst, lasse diesen Brief abdrucken."

„Wo? Wir haben kein Blatt, als die «Hohe Warte». Und hier würde den Brief Doctor Rumpf lächelnd in Empfang nehmen und beiseite legen."

„Was willst du thun?"

„Lebewohl sagen. Ich bin unmöglich. Noch heute will ich fort."

„Wohin, Ernst?"

„Das weiß ich nicht."

„Du stehst ja heute auf dem Theaterzettel. Wer soll für dich den Pfarrer spielen? Sei ruhig, mein Bursche, du hast nicht das Recht, so davonzugehen."

„Es ist wahr. Meine Pflicht verlangt, dass ich heute noch spiele. Dann aber kündige ich der Direction, und M. soll mich nie, nie wiedersehen. — Antonia, ich danke dir. Lebewohl."

Ehe sie sich's versah, war er davon. Mit Beklommenheit blickte sie ihm nach, als er draußen rasch die Gasse dahingieng, die gegen die Donauauen führte. Sie wird ihm morgen ein Wort sagen, dass er nicht unbesonnen handeln solle.

Das Mädchen ahnte nicht, dass ihr Bräutigam in der Brusttasche einen Revolver bei sich trug. Er war heute in dieses Haus getreten mit der festen Absicht, von dem Mädchen kurzen Abschied zu nehmen, dann hinaus zu gehen in die Au und sich zu tödten. Nun war das Wort: Pflicht gefallen. Er musste heute noch spielen. Aber morgen soll die „Hohe Warte" anstatt der üblichen Perfidien die Notiz bringen von dem Selbstmorde des Schauspielers Ernst Früland.

Des Abends auf der Bühne vor den Rampen vergaß er des Leides. Er war wieder in seinem Elemente, er dachte nicht an seine Braut, nicht an Doctor Rumpf, nicht an das Publicum und nicht an den Revolver — er war ganz der Pfarrer Hell von Kirchfeld. Ein tiefer elegischer Ernst lag über der ganzen Gestalt. Im dritten Acte, als er den vor ihm zusammengebrochenen Wurzelsepp aufrichtete mit innig liebreichen Worten, gieng ein Hauch der Bewegung durch das Haus; und im vierten Acte, als er mit zitternder Stimme Abschied nahm von Anna Birkmeier, ward im Publicum vielfach geschluchzt. Doctor Rumpf saß ruhig auf seinem Platze und schrieb mit freundlicher Miene ein paar Worte in das Notizbuch des Sinnes, dass Früland ein andermal doch das Tremolieren lassen solle.

Als nach Schluss des Stückes der Schauspieler zwischen den Coulissen hinausgieng, rief der Theaterdirector auf ihn hin: „Nun, Herr Früland, es geht nicht recht, wie?" Diese Bemerkung beantwortete Früland mit einem Achselzucken. Als er hernach in der Garderobe seinen Rock anzog, schlug ihm etwas hartes an die Brust — gleichsam mahnend an das, was er

dem Sie mich so oft persönlich beglückt haben, ein Grinsen der Grausamkeit. Haben Sie eine Ahnung, was ich unter Ihren Kritiken gelitten? Wie ich mich in Wuth und Schmerz gewunden habe unter dem Hohne der Menge, wie ich den unterminierten Boden unter meinen Füßen wanken fühlte und ohnmächtig, ohnmächtig war gegenüber meinem Peiniger? Und Sie, in Ihren Dünkel verpelzt, waren naiv genug zu glauben, dass das Almosen eines persönlichen Händedruckes mich für alles trösten werde. Sie gebrauchen die Presse frivol und verlangen, dass man sie ernst nehme; und doch fiel es Ihnen nicht einmal ein, dass Ihr Wort, ernst genommen, Herzen brechen könnte! Ja, Herr, Sie glauben sehr mächtig zu sein, ich aber sage Ihnen, Sie sind noch mächtiger als Sie glauben. Sie können tödten, ohne dass der Arm der Gerechtigkeit Sie zu erreichen vermag. — Hier, meine Herren, sehen Sie ein kleines Instrument. Bei der heiligen Kunst, ich hätte mich seiner bedient in dieser Nacht! — In Ehrfurcht danke ich es einem gütigen Geschicke, dass statt des Revolvers ich mich selber entladen konnte. — Guten Abend, mein Herr!"

Also entließ heute der junge Schauspieler Ernst Früland des lohenden Zornes voll den gewaltigen Doctor Rumpf. Dieser war keines Wortes mächtig und nur immer den Kopf schütteln, das war alles, was er vermochte.

Dieser aber hatte die Notiz über die heutige Vorstellung schon in die Druckerei geschickt, so dass im nächsten Morgenblatte nichts über Früland zu lesen stand, als dass er abscheulich tremoliere. Unter solchen Umständen willigte der Theaterdirector zu M. gerne in die Lösung des Vertrages, welche Früland an diesem Morgen sich erbat. Als der Director aber hörte, dass er — einen Hofschauspieler so leichten Kaufes entlassen, that es ihm leid.

Von der Direction gieng Ernst geradewegs zu seiner Braut und hielt ihr den neuen Contract vom Generalintendanten unterschrieben so nahe vor die Nase, dass sie ihn erst recht nicht lesen konnte. Trotzdem war sie nach wenigen Wochen die „reizende Gattin des Hofschauspielers Früland", wie Doctor Rumpf in einer Notiz der „Hohen Warte" berichtete. Die Notiz schloss mit den Sätzen: „Und also wünschen wir Ernst Früland zu seinem großen Talente, welches unter unserer Leitung sich so glänzend entwickelt hat, das Beste auf seinen ferneren Wegen und wir gestehen, dass die dankbare Anhänglichkeit dieses Künstlers zu uns angenehm entschädigt für so manche Unbill, die wir in unserem schwierigen Berufe leider auch erfahren müssen."

---

geladen. Die Kugel, die drin steckt, sollte der Schlusspunkt sein in meinem verfehlten Komödienleben, verstehen Sie das? Der Schlusspunkt meiner jämmerlichen Existenz im Kunsttempel, in welchen ich mich geschlichen, um dramatische Meisterwerke zugrunde zu richten. Verstehen Sie das, Herr Doctor Rumpf?"

„Aber bester Früland, Sie werden ja ganz tragisch?" Der Doctor lachte überlaut; die Gäste des Locals wurden aufmerksam auf den Vorgang. Früland erhob sich und sagte: „Herr Doctor! Oft habe ich andere gespielt und es gefiel Ihnen nicht, nun werde ich mich einmal selber spielen. Ich bin ein Mensch, der auch sein eigenes Leben lebt und dessen Meinung gerade so viel Recht hat, ausgesprochen zu werden, als etwa die Ihrige. Und diese Meinung will ich Ihnen jetzt sagen, Herr Doctor! Die Kritik, wie sie in unseren Zeiten geübt wird, ist eine Ungerechtigkeit an der freien Kunst und den Künstlern, denn sie ist eine willkürliche Beeinflussung des Publicums. Entweder der Kritiker docirt nach der alten Schablone, dann versteht er die Zeit nicht, oder er will seine persönlichen Liebhabereien zur Geltung bringen, seine Launen springen lassen, dann wird er ebenso einseitig und inconsequent sein, wie jeder andere. Er ist geschult auf die Kunst, heißt es. Aber zumeist versteht er nur den Buchstaben und nicht den Geist. Im besten Falle ist die Kritik der Ausdruck der Meinung eines einzelnen; oft aber glaubt es der Recensent selber nicht, was er anderen glauben machen will. Und selbst der wohlwollendste Recensent ist Stimmungen unterworfen, sein verdorbener Magen oder sein Podagra wird das böse Schicksal der Künstler. Und erst der gewissenlose Recensent! Wir armen Teufel mögen uns plagen und zusammennehmen wie wir wollen, er nörgelt, er witzelt, er ist perfid und wenn er in den Zeilen auch scheinbar anerkennt, so steht doch zwischen den Zeilen allerlei Bosheit und Tücke. Unter allerhand feinen Winkelzügen versteht er dem Publicum den Künstler zu entfremden, ihn kaltzulegen, ihn nach und nach unmöglich zu machen. Das Publicum kennt den Schreiber oft gar nicht, weiß nichts von seinem Charakter, seinen Fähigkeiten, und glaubt ihm doch. Viele behaupten zwar, auf Zeitungskritik hielten sie nichts, und beten ihr doch nach. Wir sind ohnmächtig, schutzlos, der Willkür des erstbesten Scribenten, der weder Lehr' noch Ehr' hat, ausgesetzt. Aus dem Busche der Anonymität darf jeder Strauchritter auf uns giftige Pfeile abschießen, und wehe dem Schauspieler, der etwa einmal Gelegenheit nimmt, sich zu vertheidigen! Uns schützt kein Gesetz, wir sind vogelfrei und noch niemand hat die Opfer gezählt, die, von einer boshaften Kritik in Verzweiflung gehetzt, zugrunde gegangen sind. Da gibt es noch eine dritte Sorte von Kritikern, das sind die Hochmüthigen, die Dünkelhaften, die eitlen Tröpfe, die gar keine Absicht haben, jemandem wehe zu thun, die nur immer einen Witz machen wollen oder ihre ästhetische Gelehrsamkeit auskramen, immerfort durch beständiges Rügen und Meistern gerne zu verstehen geben, wie hoch sie über Künstler und Publicum stehen. Auch spielen sie gerne die Unbeeinflußbaren und Selbstständigen, welche manchmal etwas gerade darum nicht loben, weil es gefällt. Persönlich glatt und liebenswürdig, in der Zeitung rüpelhaft oder hämisch, so üben sie Gerechtigkeit. Um einen guten Witz, um eine hübsche Wendung in ihrem Feuilleton ist ihnen das Wohl der Künstler feil. Unter der dünkelhaften Form, den Schauspieler durch Strenge erziehen zu wollen, machen sie ihn durch Härte und Rücksichtslosigkeit kopfscheu und verzagt. — Zu dieser Sorte, mein schätzbarer Doctor Rumpf, gehören auch Sie. Zugegeben, dass Sie nicht böswillig sind, und doch ist Ihr Lächeln, mit

gerade deswegen, sein Weibchen nicht im Studierzimmer haben, wenn er arbeitete und sagte ihr das ganz unverhohlen. Da hatte es Thränen gegegeben, die ersten Thränen! Himmel, was das heißen will, bei so zwei Verliebten, die ersten Thränen! Er stand völlig betäubt diesem Phänomen gegenüber, er wusste gar nicht mehr, was er gesagt hatte und kam sich plötzlich wie ein ganz rücksichtsloser Mann, wie ein Bär vor. — „Aber Schatz — begreifst du denn nicht — Heidel, hör' mich an! Siehst du nicht ein, dass alles seine Zeit haben muss — Arbeit und — und Vergnügen?"

Keine Antwort.

„Sei kein Kind!" versuchte er möglichst männlich zu sagen und das Tuch von ihren Augen wegzubringen. „Weshalb weinst du eigentlich?" lachte er, — freilich einigermaßen unsicher — aber er lachte.

Da wich das Tuch freiwillig von ihren Augen. Sie blitzten durch Thränen zu ihm hinüber. „Zum Vergnügen also nur hast du mich geheiratet!"

Er sah sie an und ein schallendes wirkliches Lachen brach nun los; er hatte seine ganze Fassung wieder und zog das schmollende Weibchen in seine Arme.

„Lass mich", sagte sie erstickt, „du wolltest ja allein sein."

„Recht so! stolz will ich den Spanier! aber ohne Kuss gebe ich dich nicht frei!"

Sie jedoch, glühend, schwer beleidigt, suchte sich loszumachen. Er hielt ihre Hände wie mit eisernen Klammern fest und lächelte nun ganz gelassen.

„Ich muss gehen — lass mich!" sagte sie leise.

„Nicht bevor du zahm bist, Heidel! In der Ehe, sagte deine kluge Mama kurz vor unserer Hochzeit einmal — natürlich nur als Maxime für deine Praxis — kann man, wie bei Kindern, nicht frühe genug mit der Erziehung anfangen. Gleich am ersten Tage muss es geschehen, und zwar systematisch. Dieses weise Wort ist mir im Gedächtnis hängen geblieben, Schatz!"

„Und — was soll es heißen!" fragte sie, ohne ihn anzusehen, mit zwei tiefen zürnenden Furchen über dem Näschen.

„Es soll heißen, dass auch wir gleich damit anfangen wollen", gab er ganz lustig zur Antwort; „weißt du, es geht besser so nach und nach im kleinen, als eines Tages plötzlich im großen."

Sie biss mit ihren runden weißen Zähnchen die Lippen, wie verzogene Kinder thun, wenn sie eine Strafpredigt hören müssen. „Gut", sagte sie, nun auch ihrerseits lächelnd, „so wollen wir damit beginnen!" Und eh' er sich dessen versah, wusste sie sich mit einem gewandten Ruck zu befreien, um im gleichen Augenblick hinter der Thür zu verschwinden.

Der Gatte starrte ihr nach mit einem jener Blicke, die selbst bei bedeutenden Menschen nicht gerade bedeutend aussehen. — „Oho!" murmelte er und that einen Schritt, als wollte er ihr folgen, doch blieb er stehen. — „Pah — sie wird schon wieder kommen."

Sie kam aber nicht! Damit war es um seine Arbeitsruhe natürlich geschehen. Er horchte auf, wenn eine Thür gieng. „Jetzt!" dachte er jedesmal gespannt und strich schon seinen hübschen blonden Privatdocentenbart, aber sie war es nicht. Sie trotzte also wirklich. Er blätterte zerstreut in Büchern, Manuscripten, schrieb einiges, legte die Feder wieder hin.

„Zum Teufel!" rief er endlich, „soll man dazu verheiratet sein?" sprang auf und überlegte, wodurch seiner gespannten Stimmung ein Ausweg zu schaffen sei. Sollte er hinüber gehen, sie zur Rede stellen — oder sie ruhig sich austrotzen lassen?

Er hatte es sich so einfach gedacht,

Lenzgewitter.

Von G. v. Berlepsch.

Es war eine prächtige Hochzeit gewesen! Erstens im wunderschönen Monat Mai, an einem Tage, wo der Himmel selber die hellsten Hochzeitsfackeln angezündet hatte; dann sechs Kranzjungfern, eine hübscher als die andere, sämmtlich mit Rosen geschmückt, in weißem Tüll — ein Anblick, der gar manchem, nicht allein den beneideten Cavalieren der sechs Schönen, das Herz warm gemacht. Dann die rührende Trauungsrede des Geistlichen, der so poetisch-fromm, so innig von Liebe, Ehe, Familienglück gesprochen und hierauf unter leiser Begleitung der Orgel — es klang ganz melodramatisch — den Segen des Himmels auf „diese zwei jungen Herzen" herabflehte, dass alle Taschentücher in Bewegung kamen und der verstockteste Hagestolz dabei hätte weich werden müssen. Und hierauf das Festmahl voll Heiterkeit, Toasten, Vielliebchen und lichterloher Verliebungen — ja man redete noch lange von dieser schönen Hochzeit, und die sechs Kranzjungfern, deren jede ihre eigenen Erinnerungen an diesen Tag hatte, thaten es ganz besonders.

Indessen war das junge Paar nach einer kurzen Hochzeitsreise gleich in seine funkelneue Häuslichkeit eingezogen. Hier waltete nun die blonde, blutjunge Adelheid als Frau, als selbständige Regentin eines Haushaltes, d. h. sie repräsentierte diese Würde, denn in Wirklichkeit wusste sie vorderhand noch nicht viel damit anzufangen. Leider — das war nach Ansicht der Mama der einzige Schatten in dieser Verbindung — hatte Adelheid weggeheiratet, wenn auch nicht weit fort, aber doch an einen anderen Ort, als wo die Eltern wohnten. Da saß sie denn zum erstenmal allein, abgetrennt von all den lieben, altgewohnten Beziehungen zu Eltern, Brüdern, Freundinnen und — hatte nun also die Verpflichtung, glücklich zu sein.

Verpflichtung — als ob sie es nicht wäre! Oder ist das nicht eitel Glück, wenn die Thürglocke läutet, wenn s e i n Schritt hörbar wird und sie ihm entgegenstürmt wie ein Sausewind, strahlend vor Freude, dass er nach der unendlich langen Zeit von zwei, drei Stunden wieder da ist?

„Grüß Gott, Karl!"

„Grüß Gott, Heidel!"

Und ihre Augen leuchten, sie umschlingen und küssen sich, als ob er von einer großen, großen Reise heimkehrte, nicht von seinen zwei Stunden Colleg, die er in der nahen Universität soeben absolviert hat.

„Ja, wenn «ihr» Karl zuhause ist, dann geht alles gut, dann ist sie zufrieden, vergnügt, und unter Umständen auch folgsam wie ein Kind. Dann lacht ihr frisches Rosengesicht, und das ganze niedlich eingerichtete Nest ist voll Frohsinn und Übermuth. Aber auch hübsch still kann sie mit ihrer Stickerei am Fenster sitzen, wenn er schließlich sagt: „Jetzt Heidel, silentium — jetzt muss gearbeitet werden!"

Mit diesem Folgsamsein und Stillsitzen hat es seine eigene Bewandtnis. Das hat sie erst und schon in ihrer Ehe gelernt. Ein schlimmer Tag war's, als sie in dieser Kunst die erste Lection empfangen, der erste Gewittertag im Ehestand! Das war so gekommen: Er wollte bei aller Verliebtheit, oder

etwas erwartete. Aber die „Erziehung“, dieses schlimm-weise Wort, das heute morgens gefallen, hielt sie auseinander.

Adelheid hatte ihre Stickerei genommen und saß so tief wie möglich über dieselbe gebeugt. Karl konnte sie ungestört von der Seite betrachten. „Ein herziges Geschöpf ist sie“, sprach es in ihm, während sein Auge die kleinen goldigen Ringellöckchen streifte, welche über ihrem Halse glänzten. „Aber, wie also die Erfahrung zeigt, ein ganz veritabler Trotzkopf!“ Ein verliebtes Lächeln stahl sich trotz allem und allem auf sein Gesicht. „Consequent sein!“ gebot eine Stimme in ihm, als eine blinde Versöhnungsschwäche ihn anwandeln wollte.

Abscheulich unbequem ist's, so ein Hadern zu zweien! Ja, wenn noch dritte da sind, welche die schwüle Stille einigermaßen unterbrechen, dritte, an die man gelegentlich ein Wort richten kann, das für den zweiten gesprochen ist, dann geht es noch. Aber so ein ungestörtes Trotz-tête-à-tête — unerträglich für temperamentvolle Leute!

Der Doctor schien das plötzlich zu empfinden, oder wollte er sich den Gefahren dennoch möglicher Inconsequenzen entziehen? Kurz, er trank hastig den Rest seines Kaffees aus und sagte im nüchternsten Ton: „Ich werde heute später nachhause kommen.“

Ein Laut, der kaum für ein Wort genommen werden konnte, klang undeutlich von der Stickerei her.

Als die Thüre sich hinter ihm geschlossen, entsank Adelheids Händen die Arbeit. Wieder ohne Gruß fort! Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust — sie starrte hinaus auf die sonnenbeschienene Straße und dachte nach, wie denn eigentlich alles gekommen, Wort für Wort, was er gesagt, was sie geantwortet, dann das stumme Spiel des Festhaltens und Entfliehens. Anfangs war sie die Herrin der Situation gewesen; ein Wort von ihr hätte genügt, um alles gut zu machen! Hernach aber kam das mit der Erziehung. Das durfte sie nicht so hinnehmen; was sollte sonst mit der Zeit daraus werden? Noch einmal sich erziehen lassen, nachdem sie mit dem einemmal gerade genug gehabt und sich gefreut hatte, als Frau nun selbständig zu werden? Nein, sie hatte ganz recht und charaktervoll gehandelt — wenn auch — vielleicht — nicht ganz klug. Sie sollte den Unfrieden um Kleinigkeiten so viel wie möglich vermeiden, hatte Mama gesagt!

Die Arbeit wurde wieder aufgenommen und gestickt, gestickt mit wahrer Fieberhast.

Stunden lang gieng das so fort. Es war mäuschenstill in der Wohnung; nicht einmal der Kanarienvogel in dem zierlichen Bauer gab einen Ton von sich. So anhaltend ruhig war es noch nie gewesen, seit der junge Haushalt überhaupt bestand. Der dienstbare Geist in der Küche, ein rothbackiges Ding, halb neugierig, halb theilnehmend, sagte sich endlich: „Jetzt muss ich doch einmal hinein und schauen, was meine gnädige Frau treibt.“

Da saß sie noch auf demselben Platze, wie nach dem Essen, mit glührothem Kopfe und sah ganz verstört auf, als das Mädchen zu ihr trat.

„Gnädige Frau, wann werden wir denn einmal eine Wäsche machen?“ fragte die Magd in der löblichen Absicht, ihre Herrin auf andere Gedanken zu bringen.

„Wäsche?“ fragte Adelheid mit großen Augen. An diesen hochwichtigen Act im häuslichen Leben hatte sie noch gar nicht gedacht. Ihre Schränke waren so reich gefüllt, alles so neu, noch mit rosafarbenem Bande umschlungen — es war ihr wirklich noch nie die Idee gekommen, dass in einem neuen Hausstand auch einmal die erste Wäsche stattfinden müsste!

sein junges Weibchen zu erziehen; bis jetzt war auch alles so glatt, so bequem gegangen: sie war nicht nervös, er konnte rauchen wo und so viel er wollte; sein Schreibtisch wurde mit dem nöthigen Respect behandelt; die Speisen, die er liebte, kamen auf den Tisch, wenn auch hie und da etwas angebrannt oder versalzen oder überhaupt ein bisschen anders schmeckend, als er's gewohnt war — aber das konnte ja alles besser werden, und dann war sie immer zum Küssen, wenn sie, ein weißes Schürzchen vorgebunden, mit hochgerötheten Wangen zu Tische kam und sagte: „Pass auf, Karl, heut gibt's was Gutes — ich habe gekocht!“ Er verzog die Miene nicht dabei, obgleich er wusste, dass dies meistens nichts Gutes bedeutete. Aus dem Gesichtspunkte des „Entwickelnlassens“ schluckte Karl gar manchen zähen Bissen. Er hatte eben noch die Rosenlaune des Jung-Ehemannes; ja er trieb den Humor oft so weit, je wunderlicher ein Gericht ihm geschmeckt, umso höher seine „liebe Hausehre“ leben zu lassen, mit Gläserklang und Gaudeamus, so dass es nicht selten wie auf einem Commers hergieng, zumal wenn die junge Frau Doctorin, die schon von ihren Brüdern her alle akademischen Lieder prächtig im Kopfe hatte, auch noch einstimmte.

Ein paar wunderbare Wochen hindurch war das so gegangen: sollten nun schon die ersten Wolken aufsteigen? Und weshalb? Weil er bei der Arbeit allein sein musste, weil er es ganz einfach einmal so gewohnt war und sie das nicht einsehen konnte? Oho! Hier also hieß es im Ernste mit der Erziehung beginnen!

Nach längerem Überlegen entschied sich Karl für die Taktik des Trotzenlassens. Da er zur Arbeit absolut nicht mehr gestimmt war, nahm er vorerst den Hut und gieng — ohne Adieu! — zu einer ganz ungewohnten Stunde spazieren.

— „Ist der Herr Doctor noch ausgegangen?“ fragte das Dienstmädchen verwundert, da es schon bald Essenszeit war.

„Ausgeg . . .? Ja richtig! Er wird bald wiederkommen“, antwortete die junge Frau und schaute dabei zum Fenster hinaus, weil sie spürte, wie sie über und über roth wurde.

Der Tisch stand gedeckt — die Mahlzeit wartete — Adelheid wartete — Karl kam nicht. Mit jeder weiter vorrückenden Viertelstunde klopfte ihr Herz ängstlicher. Solch ein Wütherich kann er sein, sie so strafen, schon vier Wochen nach der Hochzeit!

Jetzt — horch! geht endlich die Thür — sie macht eine Bewegung, ihm entgegenzueilen — ja so — heute zum erstenmal nicht — es wäre ja charakterlos.

Er kommt herein; sie setzen sich zu Tisch.

„Ob sie mir nicht einen Vorwurf machen wird?“ denkt er.

Sie verliert aber kein Wort ob der Verspätung. Sie sitzt mit tief gerötheten Wangen da und berührt kaum die Speisen, während er einen wahren Zornappetit entwickelt. „Keine Silbe der Entschuldigung hat er!“ grollt es in ihr.

Das erste schweigend eingenommene Mahl im Ehestand — es schien beiden endlos!

Nach Tische standen sie unschlüssig an den Fenstern, das eine da, das andere dort. Sie schenkte ihm den schwarzen Kaffee ein und stellte die Cigarren dazu; er zündete sich jedoch keine an.

Das abtragende Mädchen warf verstohlene Blicke auf die beiden. „Aha“, dachte sie, „zwischen denen hat's was abgesetzt!“ und räumte das Feld, um einer allfälligen Versöhnung, für welche ihr die Zeit nach Tische gerade die günstigste dünkte, nicht im Wege zu sein.

In Dingen der Liebe empfinden Herr und Diener gleich, das bewies das zögernde Verhalten der zwei Eheleutchen, von denen jedes auch so

In jähem Schreck fuhr sie zusammen und stieß gegen das Schloss — o Himmel! Sie wollte aufstehen, fliehen, doch ihr Fuß verwickelte sich in die Falten des Kleides.

Da wurde von drüben die Thür geöffnet — der volle Schein des Lichtes fiel heraus.

Ein Moment sprachlosen Staunens einerseits — peinvollsten Versinkenmögens, hundert Klafter tief, auf der anderen Seite.

„Wer wollte denn da zu mir herein?“ fragte mit verstecktem Humor der Belauschte.

„Ich — nicht!“ murmelte sie, noch am Boden, da den Füßen die Kraft zum Aufstehen versagte.

Er hob sie auf und sah sie ganz nahe lächelnd an. „Nicht lügen!“

Wie mit Glut übergossen stand sie da.

„Du willst vernünftig sein, nicht wahr?“ sagte er väterlich, den Arm um sie legend.

Sie warf einen schnellen, vielsagenden Blick auf ihn und zog die Stirn zusammen — doch über ihre Lippen blitzte ein heiterer Schein. „Verzeihen will ich dir“, sagte sie, in ein eigenthümliches Lachen ausbrechend, wobei ihr aber die Thränen aus den Augen stürzten.

„Wie großmüthig!“ rief er und stimmte in das eigenthümliche Lachen ein, aus dem, obwohl möglichst versteckt, der Jubel über den wiedergefundenen Zweiklang tönte.

— — — — — — —

Seit diesem Tage war Heidel „vernünftig“, ob nur aus Stolz oder aus wirklicher Vernunft, bleibt dahingestellt. Ganz still und folgsam saß sie nebenan, wenn ihr Mann drüben in seinem Zimmer arbeitete, und betrat nicht eher seine Schwelle, als bis es von drinnen Heidel! rief oder er herauskam, um nach „langer“ Trennung wieder einmal seines Trotzkopfs Mund zu küssen.

Nussenspielen.

Ein Bild aus dem oberländischen Volksleben von P. K. Rosegger.

„Mit dem Obst schaut's bei uns halt schlecht aus; ein bissel Waldkirschen, ein bissel Schlehen, ein bissel Holzäpfel und ein bissel Lethfeigen“, so sagte der Staggelhofer, meinte mit den Lethfeigen aber schon die Burschen, die zu bequem und zu feige sind, um am Kirchtag mit ein paar Stuhlfüßen ein paar Kameraden blau zu machen. Die „blauen Montage“ waren fast abgekommen zu Scherersbach. „Das beste Obst“, so fährt der Staggelhofer fort, „ist bei uns noch das, welches unter der Erde wachst. Was bei uns im Sommer nicht unter der Decken ist, das wachst nicht — so frisch ist's bei uns zu Scherersbach.“ Unter der Decke wächst es umso besser, die Erdäpfel meint er.

Deswegen geschieht es, dass der Staggelhofer im Spätherbste eines Tages ein paar Ochsen einspannt und auf einem Leiterwagen etliche Säcke mit Erdäpfel ins Untergai schleppt. Dort werden die gelben Erd-

Ganz heiß stieg es ihr plötzlich auf und sie beeilte sich zu sagen: „Morgen — oder fangen Sie gleich heute an — jetzt.“

„Ja, das geht aber nicht gleich so ohne alle Vorbereitung“, war die breitspurige Antwort.

Nun entspann sich über dieses Thema ein Meinungsaustausch, bei welchem die junge Hausfrau in arge Verlegenheiten gerieth. Bei den Eltern daheim war das alles so schön unsichtbar vorbeigegangen, ohne dass sie viel davon merkte. Jetzt hieß es auf einmal alles kennen, alles wissen, wo sie selbst das Scepter führte. Auch das noch heute!

Könnte sie sich bei Mama jetzt Raths erholen, ach! könnte sie überhaupt an einem so schrecklichen Tag heimeilen, nur eine Stunde, ein Viertelstündchen, ein paar Minuten! Heim, wo alles so ruhig, so selbstverständlich seinen Gang geht, wo die Eltern so friedlich miteinander leben und sorgen und dies alles ohne Aufhebens, ohne viel Kopfzerbrechens. Wenn sie dort wüssten, wie ihre Adelheid jetzt dasitzt, rathlos, unglücklich, allein in der fremden Stadt, ohne eine nahe Seele, als den Einen, mit dem sie — schon in Unfrieden gerathen! „O ihr Eltern, ihr Freundinnen, ihr sechs Kranzjungfern, die mich damals alle beneideten, wie glücklich seid ihr in diesem Augenblicke gegen mich!“ —

Karl blieb wirklich sehr lange aus. Der Tisch stand abermals gedeckt und wartete auf ihn.

Endlich erschien er.

Wiederum ein schweigsames Mahl, wobei selbst Karl seinen sonst gesunden Appetit nicht mehr entwickelte. Er sah erhitzt und ernst, fast grimmig aus. Gleich nach Tische stand er auf und begab sich in seine Studierstube.

Verwirrt, gequält, ja gefoltert von dieser unerwarteten Consequenz des Zürnens blickte Adelheid in den dämmernden Sommerabend hinaus, der in eine wunderschöne Nacht übergieng.

Drüben in seinem Zimmer hatte er die Lampe angezündet; das sah sie am Scheine, der aus dem Fenster fiel. Er arbeitete also — oder las er — oder — war ihm zumuthe wie ihr, dass er gar nichts thun konnte? Sie bog sich vor und sog die Luft von draußen ein, um zu wissen, ob er rauche. — Nein, er rauchte nicht. Das berührte sie mit innerlicher Freude. Das Zerwürfnis gieng ihm also doch zu Herzen — vielleicht mehr, als sie glaubte.

Nur einen Blick jetzt in seine Seele oder auch nur auf sein Gesicht thun können! Wenn sie wüsste, dass er die Scene vom Morgen so bereute wie sie — dass er nicht triumphieren würde, wenn sie nun käme und ihn fragte — ja was gleich fragte? irgend etwas, ob er Durst hätte oder dergleichen — wenn sie das wüsste, sie gienge hinüber und wollte ja das erste Wort — natürlich ein möglichst gleichgiltig klingendes — zu ihm sprechen. Sie überlegte — that einen Schritt, blieb wieder stehen — wie schwer so etwas ist!

Endlich schlich sie leise, ganz leise zur Thür, um wenigstens einmal durchs Schlüsselloch zu spähen. Es war dunkel in ihrem Zimmer; sie musste sich der Wand entlang tasten, vorsichtig, langsam, damit er sie ja nicht höre. Jetzt war sie an der Thür und lauschte, dann kauerte sie geräuschlos nieder, um durch die kleine Öffnung zu schauen. Der Schlüssel steckte drinnen — nur ein schmales Ritzchen Licht war zu sehen — doch halt! auch seine Hand, die eben eine Bewegung machte — dann nichts — jetzt wieder die Hand und siehe! eine Partie seines Gesichtes, doch nicht genug, um den Ausdruck wahrnehmen zu können. Mit angehaltenem Athem spähte und starrte sie.

Plötzlich gab es ein Geräusch drüben — er stand auf.

So sitzen sie nun beim Tisch und jedes hat vor sich einen Haufen Nüsse. Die sind anstatt Münzen, und für „Nussen“ wird jetzt gespielt. Sie spielen „um den letzten Stich“, wer den hat, der bekommt von jedem eine Nuss. Das ist leicht fasslich, da kann sogar das Abwaschdirndl mithelfen; wenn sie auch die Karten noch nicht kennt, allemal eine Nuss hergeben, das kann sie doch — heißt das, solange sie ihrer hat. Auffallend ist es, wie bei solchem Spiel zwischen beiderlei Geschlechtern fast allemal die Männer gewinnen und die Weibsbilder büßen. Man muss aber wissen -- das heißt, man darf es nicht wissen — wie sich erstere beim Spiel unter dem Tische einander auf die Zehen treten, ohne dass auch nur ein einziger „Au weh!“ schreit.

An der männlichen Seite häufen die Nüsse sich zum Verwundern, „und wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu!“ sagt die Küchenmagd und schupft mit der Hand die neuerdings verspielten hinüber.

„Die redet jetzt von Tauben!“ bemerkt der Weidknecht.

„Ja, von tauben Nüssen“, sagt der Großknecht. „Die muss lauter solche haben, von der mag ich keine.“

„Hat der Fuchs gesagt wegen der Trauben!“ schreit die Küchenmagd und hebt die auszuspielende Karte wie einen Dolch: „Gestochen!“

Diesmal hat sie den letzten Stich und nun rascheln ihr von allen Seiten Nüsse zu, dass sie vor Freuden kichert.

Umso kleinlauter ist die Kuhdirn, ihr Vorrath ist alle, zwei einzige Nüsslein und noch dazu kleinwinzige (denn die großen hat sie in ihrer Gutmüthigkeit zuerst hergegeben), liegen an ihrer Seite; — zwei feindliche Stiche noch, und sie ist fertig.

Und auf diese paar Nüsse lugt ein mitleidiges Auge — das Auge des Stallknechtes. „Nit verzagen, Grethel“, sagt er schmunzelnd, „solang noch das Paar ist, geht die Welt nit zugrund.“ Dabei schielt er ein bisschen auf ihre Karten, die sie wie einen Fächer in der Hand hält, prüft dann seine Karten in der Hand und tritt dem Nachbar ein wenig auf die Zehe. Dieser wirft keck das Blatt aus und wird „gezwickt“, denn der Fußtritt war ein falscher gewesen, hatte den Spieler missleitet. Die Stalldirn macht den letzten Stich und ist überrascht von solchem Glück, dass sie vor Schreck aufschreit, als hätte sie mit ihrem Stiche wirklich jemanden erstochen. Jetzt rollen ihr die Nüsse zu und bald darnach erklärt der Bauer, es wäre morgen auch noch ein Tag.

„Zum Spielen!“ sagt der Weidknecht.

„Zum Korndreschen!“ ruft der Hausvater, „früh auf heißt's. Und jetzt schlafen gehen!“

„Ich thu' früher meine Nussen essen“, meint der Halterbub und zerdrückt die erste mit dem Handballen auf dem Tisch. Der Großknecht öffnet seine Gewinnste mit einem Faustschlag. „Hau!“ schreit er, als der rostige Kern zum Vorschein kommt, „ist so ein kohlschwarzer Teufel drin!“

„Ein schneeweißer Engel wird nit drin sein in Nussen, die einer erfalschelt“, bemerkt der Weidknecht.

„Wer hat erfalschelt?“ schreit der Großknecht und haut auf den Tisch, dass die Nüsse zum Tanzen anheben.

„Oho“, sagt die Küchendirn zu den Nüssen, die sie fängt, „im Advent ist das Tanzen verboten!“

„Wer hat gefalschelt?“ schreit der Großknecht, „d u!“ und schleudert dem Weidknecht eine handvoll Nussschalen ins Gesicht. Jetzt fährt der Weidknecht los, packt den Gegner am Hemdkragen; die anderen wollen abwehren, aber da die Arme schon einmal zugreifen sollen, so schlagen sie auch munter drein, die Karten flattern wie Unzücht, die Nüsse fliegen raschelnd in den Lüften und springen wie gehexter Hagel an alle Wände, Kästen und Bänke, bis sie zu Boden kollern.

äpfel mit rothwangigen Baumäpfeln aufgemessen und als Draufgabe bekommt der Alpenbauer noch ein volles Säcklein dazu, welches schauderhaft raschelt, als es auf den Karren geworfen wird. Dann fährt er heim. Die Äpfel werden zum Jausenbrot genossen, die Kinder bekommen deren extra, wenn sie folgsam sind; der Halterbub schleicht manchmal heimlich zum Sacke. „Hat der Adam auch Äpfel gestohlen", meint er in Erinnerung an den genossenen Katechetenunterricht, und setzt aus Eigenem bei: „Der Adam hat's der Eva wissen lassen und so ist's aufkommen. Ich will gescheiter sein und das Äpferl allein essen." Nach Jahren, wenn er ganz groß geworden, will er's bei einem lustigen Plausch im Wirtshause dem Staggelhofer einmal sagen: „Du Bauer, deine Äpfel, die ich dir gestohlen, haben sehr gut geschmeckt!" Wenn man's eingesteht, nachher ist's nicht mehr Sünd, denkt er und will ein ordentlicher Mensch sein. Zur Zeit isst der Halterbub keinen Apfel mehr allein, sondern läſst schon allemal auch eine Eva mithalten, hat also nicht mehr nöthig, seine Sünden selber auszusagen.

Herr Jesses, ich verweile mich da bei den Äpfeln und sollt' schon lang bei den Nüssen sein.

Am Tage des heiligen Nicolaus, am langen Abende, da die Leute nach verrichtetem kurzem Tagewerk in der Stube beisammen sitzen — späneklieben, besenbinden, rauchen, schuhnageln, flicken, spinnen, stricken, tratschen, duseln und was so der häuslichen Arbeiten mehr sind, raschelt auf einmal etwas. Der Bauer kommt langsam zur Thür hereingestiegen und bringt eine hölzerne Schüssel voll Nüsse.

Etliche schreien vor Freuden auf, besonders die Weibsbilder, und der Großknecht langt schon nach dem Spielkartenbüschel.

„Nussenspielen!"

Alles verläſst seine Arbeit und drängt an den Tisch, was nicht schon dabei sitzt. Eine Kerze wird angezündet, denn das Kienspanlicht ist nicht heilig genug fürs Kartenspielen und die Öllampe ist nicht sicher genug, wenn sie raufend werden — das größte Unglück könnte geschehen.

„Ja, ja, Nussenspielen!" sagt der Staggelbauer und stellt seine Holzschüssel neben sich auf die Bank, „nix Nussenspielen! Vorher Nussen kaufen! 's Paar um ein' Kreuzer!"

„Da mögen die Weiberleut' einkaufen, mir sind sie zu theuer!" entgegnet der Weidknecht.

„Narr!" versetzt diesem der Oberknecht, „die Weiberleut sind immer theuer!"

„Die Nussen sind mir zu theuer, du Pölli!" schreit der Weidknecht und fährt auf.

„Hi, hi, hi!" kichert der kleine Bub, der alleweil die Hände im Sack hat, weil ohnehin die Läufeln barfuß sind.

„Was lachst denn, Lecker?" fragt ihn der Stallbub.

„Weil sie schon raufen wollen und spielen noch gar nit!"

„Wem's Paar um ein' Kreuzer zu theuer ist, der soll zehn um ein' Batzen haben", sagt der Bauer.

„So wegen meiner!" antwortet der Großknecht und kauft sich um drei „Batzen" Nüsse. Der Weidknecht auch so viel, der Stallknecht nicht weniger. Die Kuhdirn will auch um einen Kreuzer.

„Du kriegst nur achte", sagt der Bauer, „weil du sie eh sammt der Schalen isst."

Gelächter. Aber die Kuhdirn sagt: „Kannst du selber thun, Bauer, mir thäten sie zu viel reizeln im Magen."

„Der Bauer isst ja auch die Erdäpfel in der Haut", spöttelt der Weidknecht.

„Nau, abziehen werd' ich sie mir nit lassen vor dem Nachtmahl", entgegnet der Bauer und zählt jedem die gewünschte Anzahl Nüsse vor.

Jetzt wird dem Hansel warm.

„So!“ sagt er, „der Pfarrer will das Gernhaben nit erlauben, ohne Heiraten! und das Heiraten will er auch nit erlauben? — Was sollen wir denn nachher machen?“

„Halt schön brav bleiben!“ meint das Dirndl.

„Brav bleiben! Brav bleiben! Sollen's andere probieren!“ So der Hansel. Zornig, zornig ist er und also lauft er in die finstere Nacht hinaus, ins neue Jahr hinein.

Die Grethel geht traurig zu ihren Bettstufen zurück und sagt: „In Gottesnamen, muss ich halt meine Nussen allein essen.“ Isst aber keine einzige. Und vor dem Einschlafen kommt es ihr noch zu Sinn: Wer weiß, wie kalt ihm gewesen ist!

Am Neujahrstag in der Kirche nimmt sie sich fest vor, brav zu bleiben, auch im neuen Jahre wie im alten. Freilich, so denkt sie, zwei, wenn sie nichts haben, wie sollen sie denn zusammenheiraten? Bettelleut' machen. — Bleiben sie aber allein, so ist's auch nicht viel besser. Sie hat niemanden als ein paar arme Verwandte, davon sind ihr jene die liebsten, die schon gestorben sind. Die Lebendigen möchten sie nur ausnutzen, solang sie arbeiten kann, nachher mit dem Sammelkorb gehen lassen von Haus zu Haus: „Ich bitt', ein armes Dienstbot, das nit mehr arbeiten kann!“ — Ja, da heißt's wohl auch: Verlassen, verlassen, wie ein Stein auf der Straßen! — In der Kirche betet die Grethel schon lange nicht mehr um Glück und Segen, das hilft bei ihr nicht viel, sondern um Geduld, und die erbittet sie. — Nach dem Gottesdienste muss sie an der Kugelbahn vorüber, wo mehrere Bursche kugelschieben. Auch der Hansel ist dabei; der hat's eilig, dass er von der Kirche auf die Kugelbahn kommt! Weiß er's nicht mehr, was der Pfarrer einmal gepredigt hat: der Mensch ist selber ein Kegel, ob ein Eckſteher oder der König in der Mitten; und das Schicksal ist die Kugel, rollt vielleicht im Augenblick schon den Laden heran und schlägt! — Weiß er's nicht mehr? — So denkt das Dirndl, an dem sogar noch von einer Predigt was hängen bleibt. — Aber schieben thut er nicht uneben, der Hansel! Die Grethel bleibt ein wenig stehen, als ob sie das wollene Umhängtuch besser knüpfen wollt, dieweilen ist sie nur neugierig, ob er was trifft. Jetzt schiebt der Schachen-Knecht; Jesses, der wirft weich. Wenn einer nicht einmal den Laden trifft, wie erst den Kegel! So ein Mann, das wär' eine Freud! — Jetzt schiebt der Domer-Franzl. Hau, der zielt lang! Mit einem schreckbar großen Schwung schleudert er die Kugel so heftig hinaus, dass sie draußen anstatt in die Kegel an die Wand schlägt, hochauf bis zur Decke springt, zurückprallt und wieder eine Strecke nach rückwärts rollt. Alle Kegel stehen. Wenn des Menschen Schicksal nicht schlimmer wär'! Denkt sich die Grethel. — Jetzt schiebt der Hansel. Der zielt ruhig, und ohne viel Anstrengung schupft er die Kugel aus der Hand. Ganz ebenmäßig rollt sie den Laden hinaus, schlägt zwei Eckſteher, drei Seitensteher und den König. —

Gerade einen Stoß ans Herz gibt's dem Dirndl, dass der Hansel gar so gut trifft. Auf so einen kunnt man sich schon was einbilden, denkt sie und geht weiter.

Am darauffolgenden Abend klopft er wieder ans Fenster. Sie verriegelt eilends die Thür, löscht das Laternlicht aus und gibt keine Antwort. So wird's bald wieder still. — In derselben Nacht träumt ihr, es wäre Sommer. Auf dem Baum stünde ein Mann und schüttle Nüsse herab und sie halte die Schürze auf. Der Mann habe ein Gesicht, so schön wie ein Engel, aber ein falbes Schnurrbärtchen drin. Schneeweiße Zähne und kohl-

Der kleine Bub reibt sich vergnügt die kleinen Fäuste ineinander, denn der Gewinn ist sein. Alle Nüsse, die sich in den Winkeln verkollern, fallen ihm zu, morgen, wenn er Jagd darnach hält. Heute ist's schon zu finster dafür, denn auch die Kerze hat ihre Tackel bekommen, und der Bauer ruft heftig: „Die Saggra sollen aufhören zu balgen, ihre Arme und Beine zusammensuchen und sich ins Nest trollen!"

„Kein Wunder wär's nit, wenn ich statt meinem einen fremden Fuß derwisch, bei der Finstern!" scherzt der Weidknecht.

„Und ich muss meinen Kopf verloren haben", knurrt der Großknecht, „der, den ich jetzt aufhab', der passt mir nit. Brummen thut er."

Unter solchem Warteln zerstreuen sie sich und bald wird's still im Staggelhof.

Das „Nussenspielen" wiederholt sich nun jeden Abend, gerade so oder ein bissel anders, durch den ganzen Advent, über die Weihnachtsfeiertage bis Neujahr.

Und in der Neujahrsnacht ist's, dass die Stalldirn, die Grethel, bei stets verschlossener Thür, auf ihrem Bette sitzt und die Nussen zählt, die sie in einer Schürze eingesackelt hat. Sie weiß selber nicht, wie sie dazukommt, kennt nicht einmal alle Karten und hat einen Gewinn von etlichen Dutzend aufzuweisen. Hat aber noch keine gegessen. Sie ist ihnen just nicht Feind, den Nusskernen, die Leute sagen, man würde fett davon, besonders wenn man auch fleißig Schweinsbraten dazu esse — doch so ganz allein mag sie nicht naschen, da schenkt sie das ganze Schürzel voll lieber weg.

Natürlich fragt jetzt einmal wer zum Fensterl herein, ob sie keinen Nussknacker brauchen könne? Und natürlich ist's der Stallbub. Wie er heißt? Wenn sie Grethel heißt, so wird er Hansel heißen, natürlich.

„Ich hab' mir's eh gedacht", sagt die Grethel.

„Was hast dir eh gedacht?" fragt der Hansel.

„Dass du mir die Nussen hast zugeschanzt, weil du ein falscher Ding bist! Und dass du sie jetzt wieder haben willst, das weiß ich auch."

„Das alte Jahr dauert nur mehr eine Viertelstund", sagt draußen der Bursche, „aber ich erfrier noch im alten Jahr, wenn du nit aufmachst."

„Lapp, so geh in dein Bett, dort wird's offen sein."

„Mein Bett ist mir nix seltsam. — Grethel, was zu reden hätt' ich mit dir."

„Hast dir auch die richtige Gelegenheit dazu ausgesucht."

„Weil ich mir vorgenommen hab': noch im alten Jahr red ich. Jetzt ist nimmer lang Zeit. Geh her, greif meine Hand an. Wie ein Eiszapfen so kalt."

Das Handangreifen ist ja nichts Schlechtes, denkt sich die Grethel und geht zum Fenster; aber die Hand ist wärmer, als sie geglaubt hat.

„Gernhaben sollst mich!" flüstert ihr der Hansel an die Wange.

Diese wird — soviel man beim matten Ämplein sieht — roth und das Dirndl haucht: „Gernhaben ist Sünd."

„Wer hat denn das gesagt?"

„Der Pfarrer hat's gesagt. Das Gernhaben ohne Heiraten ist grob Sünd! Geh, lass mich aus, du brichst mir ja die Finger ab."

„Das Patscherl gehört mein", flüstert er, „und ich möcht gern, dass wir zwei zusammenheiraten."

„Ja", meint sie, „auf was denn?"

„Auf dich und mich."

„Hast ja kein Örtel, keinen Heimgang, und ich hab' auch nit viel mehr."

„Dass du aber jetzt an solche Sachen denken magst! Wo mir so kalt ist!"

„Der Pfarrer", so drauf sie, „der will das Heiraten nit erlauben, wenn zwei Leut nix haben."

Der literarische Geist Berlins.

Eine gesellschaftliche Studie von **Otto von Leixner.***)

Jede Großstadt hat ihr geistiges Klima, das für einige Anschauungen günstig ist, für andere nicht. Mit dem Übergange zur Weltstadt scheint die Eigenart dieser Luft etwas abzunehmen, nach manchen Richtungen vollzieht sich ein Umschwung vom selbständigen Wesen zur Einförmigkeit. Wie Tracht und äußeres Benehmen sich einer Durchschnittsform nähern, so auch Empfindung und Denken. Es kommt ein „juste milieu" heraus, das die große Mehrheit allmählich sich ganz unterwirft, die Ansichten über Staat und Kirche, Sittlichkeit und Geschmack modelt und ein weltstädtisches Philisterthum entwickelt. Wohl wird sehr viel über Fortschritt gesprochen, und in Äußerlichkeiten des Leben gewiss mit Recht. Aber dabei erhalten sich Anschauungen über gewisse Dinge mit einer Zähigkeit, die mit der nervösen Hast des äußeren Lebens in auffallendem Widerspruche steht. Der Zopf ist nicht so leicht abgeschnitten, weil er — man verzeihe das Bild — in die Köpfe hineinwächst. So hat der Wiener seinen Zopf, der Londoner den seinigen und wir Berliner den unserigen.

Dieses zähe Festhalten läßst sich nun vielleicht geschichtlich erklären. Wer sich jemals mit der Geschichte der Berliner Gesellschaft von Friedrich des Großen Zeit an befasst hat, wer die Zeit- und Wochenschriften, die kritischen Blätter, aus späteren Jahren die politischen kennt und wem die Memoirenwerke u. s. w. nicht unbekannt geblieben sind, der wird eine merkwürdige Beobachtung machen können. Der gebildete Durchschnitts-Berliner war, so oft seit 1750 die Moden des Empfindens auch gewechselt haben mögen, stets vorwiegend Verstandesmensch. Er fasste die Dinge rasch und klug auf; er urtheilte schnell, sehr gern mit ironischen Wendungen sein Missfallen umkleidend. Bei seinem starken Wirklichkeitssinne stand er stets dem Nüchternen, Klarverständlichen, dem Logischen näher, als dem Starkempfundenen, dem freien Spiel der Phantasie. Er liebte Geist, Witz, besonders den Verstandeswitz, das Wortspiel, die Satire, dagegen fehlte ihm der unmittelbare Sinn für stillen, gemüthvollen Humor; er musste sich zu dessen Verständnis erst erziehen. Nicht mit sehr großem Erfolg. Der Berliner Verstand hasste das Rührsame, aber in dem Berliner Gemüth lag doch Hang zur Sentimentalität, der sehr oft das Übergewicht erhielt, worauf die Selbstironie das gestörte Gleichmaß wieder herzustellen suchte. Über die Töne derselben verfügte er schon im vorigen Jahrhundert; die Neigung dazu ist gewachsen mit dem sich mehrenden Geist der Kritik. Es sind in dieser Aufführung vortreffliche Eigenschaften betont neben Mängeln. Diese letzteren ließen sich vielleicht kurz als „fehlende Naivetät" bezeichnen. Es scheint zwar etwas dagegen zu sprechen. Selbst die Kreise der Gebildeten sind sehr leicht durch irgend eine Strömung

*) Aus dessen sehr empfehlenswertem Werke: „Sociale Briefe aus Berlin", mit besonderer Berücksichtigung der socialdemokratischen Strömungen. (Berlin. Friedrich Pfeilstücker. 1891.) Siehe „Heimgarten" Seite 558.

schwarze Augen und die Nüsse so groß wie eine Kugel auf der Kegelbahn. Jetzt schaukelt er sich auf einem Ast, himmlischer Vater, wie schön er sich schaukeln kann! — Sie wendet kein Aug' von diesem lieben Menschen. Auf einmal bricht der Ast, und in ihrer Schürze liegt der Hansel.

So ein dummes Träumen, wo man patschnass wird vor lauter Schwitzen!

Am nächsten Tag ist Arbeit. Arbeit ist doch ein rechtes Glück, denkt sich die Grethel, auf was der Mensch für närrische Gedanken käm', wenn er alleweil müßig umgienge! Der erste Feiertag gehört dem Herrgott, der zweite daneben schon ein bissel dem Teuxl. — Arbeit macht müd und wenn man müd ist, will man schlafen, und wenn man schlafen will, muss man das Fenster vernageln mit einem Brett, dass die fürwitzigen Leut nicht hereinschauen können, sonst ist kein Fried. —

Mit großem Fleiße verrammelt sie das Fenster und rückt noch vorsichtshalber einen alten schweren Trog hin, dass die Bretter nicht weggetaucht werden können. Jetzt ist sie allein beim lieben Vieh und kein Mensch kann ihr an. Noch ein wenig an ihrer Truhe sitzt sie und flickt ein geflicktes Jöppel. Je mehr Flicken drauf, desto wärmer hält es. Der Arbeitsmensch muss geflicktes Gewand zweimal so lang tragen, als ungeflicktes.

„Noch fleißig bist, Grethel!“ sagt er, denn auf einmal steht er vor ihr. Hat sie das Fenster bummfest vernagelt und vergessen, die Thür zu verriegeln!

„Was thust denn du da?“ fährt sie ihn an.

„Ein bissel Nussen essen helfen“, flüstert der Hansel.

Ach Gott, Herr Pfarrer, freilich, freilich *sollten* sie brav bleiben!

O mein Gott, gebt einen Gott mir!

Gedicht von **Robert Hamerling.**

O mein Gott! gebt einen Gott mir!
Steckt denn keiner in den leeren Winkeln allen
Des weiten Weltbau's? Kein Gott mit *Ohren*,
Mit weiten off'nen Ohren, mich zu hören?
Mit großen starken Händen, mir zu helfen?
Kein Gott, der *Augen* hat, die übergeh'n
Vor Mitleid, und mit — einer Gallenblase
Die überläuft im Zorn, wenn er bemerkt,
Was ich erdulde? Keiner, der da sagt:
„Ja, ja, mein Sohn, du bist unsäglich elend,
Dir muss geholfen werden!“ Keiner, der
Nach einem Blitzstrahl greift und endlich züchtigt
Das *gottvergessenste von allen Weibern*,
Das also schnöd' mich quält.

O! wie die Leute
Der Südseeinseln, schnöde Fetischdiener,
Ohrfeigen ihren Gott, wenn sie zufrieden
Mit ihm nicht sind, so zürn' ich meinem Gott,
Dass er kein Gott mit Ohren ist, kein Gott
Mit großen starken Fäusten, mir zu helfen,
Dass er nicht *außer*, *neben*, *vor* mir ist.
Nur *in* mir, und in alle Ewigkeit
Nicht stärker als ich selbst . . .

Nun aber begann sich die Anziehungskraft Berlins zu steigern und lockte Talente aus allen Theilen Deutschlands herbei. Ein Theil derselben ist von der stärkeren Strömung ganz mitgerissen worden; einige bewahrten sich die Unabhängigkeit, konnten aber eben deshalb tiefer reichende Wirkungen nur in engeren Kreisen erzielen.

Daneben dauerten und vermehrten sich fremde Einflüsse, besonders die des französischen Naturalismus und des nordischen und russischen Schriftthums und wirkten auf das jüngste Geschlecht auch dort ein, wo dasselbe selbständig zu sein glaubte.

Betrachtet man die Schöpfungen dieser Schule, so tritt uns die gleiche Erscheinung entgegen: je mehr berlinisch die Erzeugnisse sind, desto mehr überwiegen die Eigenschaften unserer Eigenart. Gemüthshumor mangelt ganz, Verstand herrscht vor, die Leidenschaft ist mehr im Kopf als im Herzen; die Wendung zur satirischen Anklage-Literatur hat sich vielfach vollzogen; die Phantasie ist zurückgedrängt zugunsten einer Beobachtung eines Wirklichen, das bei den meisten ein Phantastisches ist. Künstliche Schrei- und Springpuppen sind die geschilderten Menschen, Mechanismen mit einzelnen sehr wirklich scheinenden Bewegungen, aber innerlich leblos. Die aufgesammelte Lebenserfahrung und Menschenkenntnis fehlt und ebenso die intuitive des Dichtergemüths, denn nur wenige sind Dichter; und manche, die es im Kerne sind, schämen sich dessen und werden Nachbeter fremder Vorbilder und eines im tiefsten Wesen undeutschen Naturalismus. Wieder andere haben sich einer erotischen Richtung zugewendet, die ganz nach Frankreich hinweist und nur sittlich angefaulten Menschen wohlgefällt. Und zu den Gruppen der schaffenden Schriftsteller gesellen sich die entsprechenden Kunstrichter, die mit hohlen Phrasen, besonders unverstandenen naturwissenschaftlichen, um sich werfen. Untersucht man ihr Wissen auf diesem Gebiete, so sieht man, dass sie bloße Bruchstücke aufgelesen haben und nicht auf einem einzigen Naturwissensgebiet, weder in Philosophie, noch sonstwo etwas Gründliches verstehen. Gründlich sind sie nur in der Flachheit. Die aber Wissen, wenigstens literargeschichtliches besitzen, entbehren des Gemüthes fast vollständig.

Trotz aller echten Begabung, die mancher der jüngsten Schriftsteller besitzt, trotz einzelner wertvollen Schöpfungen, besonders in Roman, Lyrik und Gedankendichtung, ist die Bewegung nur insofern von Nutzen, als sie einerseits den Blick für das Schablonenhafte mancher Berühmtheiten geschärft, andererseits gezeigt hat, wohin der Naturalismus in Deutschland führt. Sie hat Ekel und Langeweile erregt. Auch das ist verdienstlich, wenn es auch gegen die Absicht erreicht wurde.

Als Berlin der staatliche Mittelpunkt des Reiches geworden war, machten sich vielfach Stimmen geltend, die auch für das geistige und literarische Leben eine größere Einheitlichkeit verlangten. Sie sind niemals mehr ganz verstummt. Das Vorbild von Paris spukt in den Köpfen. Wie dieses, sollte auch die Reichshauptstadt die Besten des Reiches an sich ziehen, um so allmählich die unbedingte Herrschaft in Angelegenheiten der Kunst, des schönen Schriftthums, des Geschmacks zu erringen. Der örtlichen Heimatsliebe mag die Vorstellung schmeicheln, dass alle anderen deutschen Städte als aufmerksame und gehorsame Diener einfach die Vorschriften der Reichshauptstadt zu vollziehen hätten, dass nichts auf Erfolg und Anerkennung zu rechnen hätte, was nicht zuerst hier bei uns als würdig verbrieft und versiegelt worden sei. Jeder Berliner aber, der wahrhaft deutsch denkt, wird diese Vorstellung von sich abweisen, deren Verwirklichung ein Unheil wäre.

beeinflusst und unterwerfen sich in Fragen der Politik wie der Kunst oder Literatur sehr schnell dem Urtheile eines einzelnen. Aber das ist eine Erscheinung, die man anderswo ebenso beobachten kann. Die Vielseitigkeit des Weltstadtlebens macht es unmöglich, sich außerhalb eines bestimmten Kreises eigene Urtheile zu bilden; die Gesellschaft fordert aber, dass man auch über Nichtverstandenes urtheile, und so ist's am bequemsten, sich fremde Ansichten eigen zu machen. Es gehört das zur neuzeitlichen Bildungsheuchelei, die leider überall wuchert und kaum jemals auszurotten sein wird.

Dieser Mangel an Unmittelbarkeit und naiver Frische des Gefühlslebens hat sich von je in der eigentlichen Berliner Literatur gezeigt. Gewiss sind Ausnahmen vorhanden, aber die Mehrzahl derjenigen Schriftsteller und Dichter, die geborene Kinder Berlins waren oder sich ganz in dessen Eigenart eingelebt hatten, bestätigt die obige Behauptung. Niemals hätte die nüchterne Aufklärung eine solche Stellung gewinnen können, wie zu Nicolais Zeiten, wäre das geistige Klima ihr nicht so günstig gewesen. Wohl wandte sich dann die Romantik gegen diesen Geist, aber auch diese zeigt, insofern sie auf unserem Boden entstand, den Mengel an Naivetät des Gefühlslebens. Tieck ist dafür eine kennzeichnende Erscheinung. Die Neigung, mit dem Verstande über der Empfindung und der Phantasie zu schweben, die Ironie ist viel weniger als Ergebnis der Romantik im allgemeinen, denn als solches des Berliner Geistes anzusehen.

Die weitere Entwickelung hat trotz des Wechsels der Stimmungen das Wesen des Berliner Geistes nicht geändert. Die hier geborenen Vertreter der jungdeutschen Strömung spielten zwar nicht mit Selbstspott, aber so bedeutende Persönlichkeiten sie sein mochten, wie z. B. Gutzkow, das Herrschende ihres Wesens bildeten stets mehr oder minder die Kräfte des Geistes und nicht die des Gemüthes. Ihre Werke vermochten den kritischen Verstand, die Einsicht aufs stärkste anzuregen, sie entfalteten blendenden und oft auch echten Geist, Witz und Satire in reichem Maße. Dagegen wird man selten wahrnehmen Unmittelbarkeit des Gefühles, Leidenschaft des Herzens — es gibt auch eine solche des Kopfes, wie sie z. B. Gutzkow besaß —, tiefgründenden Humor.

Der folgende Zeitabschnitt seit etwa 1848 hat diese geistigen Grundzüge auch nicht umgestaltet. Die führenden Männer waren zum Theil bedeutend beanlagt, reich an Wissen und Verstand, als Schriftsteller geistvoll, nicht ohne Geschmack, weniger phantasiereich, als Dichter ausgezeichnet durch einen Zug von realistischem Gefühl, das z. B. bei Fontane eigenartig hervortrat. Die reine Lyrik brachte dagegen auch in diesem Zeitabschnitte bis zur Gründung des Reiches wenig Bedeutendes hervor.

Die jüngsten Jahrzehnte zeigten vor allem die Erscheinung, dass die neuen Stimmgeber der Kritik und die Schaffenden in gediegener Bildung an die Berufsgenossen der früheren Zeiten nicht heranreichten, und dass der Einfluss des Auslandes, vornehmlich Frankreichs, stärker denn je sich geltend machte. Untersucht man die Werke, die der Mehrzahl gefielen, auf ihren Gehalt, so wird man sehr leicht die alten Bestandtheile erkennen: Verstand, Witz, Satire, daneben Empfindsamkeit. Aber diese Eigenschaften sind gegen früher abgeschwächt; dem Verstande fehlt meist der philosophische Anhauch, den der Berliner durch das Hegelthum erhalten hatte, der Witz ist überwiegend Wortwitz geworden, die Satire entbehrt ethischen Schwunges und die Empfindsamkeit wurde, wie besonders in der „Butzenscheiben-Epik“, süßlich und versteckt-sinnlich.

kann, was mit Witz zu spotten versteht und die Fragen des Tages geschickt zu verwerten weiß, all das findet sofort seine Verehrer. Blitzenden Geist versteht man, Tiefsinn nicht; Eleganz wird begriffen, nicht ruhige, echte Schönheit; bewegliche Frivolität findet tausend Gönner, stille Anmuth bleibt fast unbeachtet; spielender Witz und oberflächliche Satire zünden, gemüthvoller Humor lebt ein Stilleben. Ich spreche hier nur von der herrschenden Mehrheit, welche die Stimmungen und Geschmacksrichtungen macht.

So ergibt sich in den heutigen Weltstädten ein geistiges Klima, das der Entfaltung der echten Poesie im allgemeinen wenig günstig ist. Man hört wohl oft die Behauptung: „Die moderne Poesie muss mit dem voll entfalteten modernen Leben in innigste Verbindung treten. Darum kann sie nur in den großen Mittelpunkten gedeihen.“ Beweisen lässt sich natürlich auch das. Aber vorher müsste dargethan werden, ob das, was streng modern ist, sich dichterisch gestalten lässt, zu bleibenden Gebilden verwendet werden kann, oder ob es nicht vielmehr durch sein ganzes Wesen auf Verkörperung durch Mittel angewiesen ist, die vom Gebiete der Kunst überhaupt weit abliegen. Aus dem gährenden Stoffe der Gegenwart kann meiner Überzeugung nach nur der Verstand und die That, die unmittelbar auf Lebensformen gerichtete That ein festes Gebilde schaffen. In diesem Sinne aber ist der echte Dichter niemals Thäter. Lässt er sich von diesem Zeitgeiste dennoch überwinden, dann bleibt ihm nur eins: Tendenzdichter im üblen Sinne des Wortes zu werden und seine Kraft zu verschwenden. Damit ist nicht verlangt, dass er sich ins Schneckenhaus des sogenannten „Rein Menschlichen“ zurückziehen solle. Er kann und soll die Zeit zu begreifen suchen, soll ihr, wenn seine Kraft ausreicht, den Spiegel vorhalten. Das aber wird er nur können, wenn in seinem Gemüthe die Leitbilder leben des Höchsten und Edelsten, dessen der menschliche Geist fähig ist. Dieses Edelste und Höchste ist aber in dem nur Modernen in geringem Maße enthalten und verkörpert sich jedenfalls nicht in dem, was man Weltstadtleben zu nennen pflegt. Der Lärm und das wilde Treiben desselben wird im Gegentheil zumeist das Ohr des Geistes taub machen für die stille Stimme der eigenen Brust. Ohne diese zu vernehmen, vermag jedoch keiner Werke echter Kunst hervorzubringen.

Gefährlich ist auch, dass ein Theil der jungen Kräfte meint, die Poesie sei nur durch einen Bund mit der Wissenschaft, natürlich der „modernen“ zu erneuern. Diese Ansicht kann noch manche Begabung zugrunde richten. Kunst und Wissenschaft sind aber nicht dasselbe, wurzeln in anderen Kräften, arbeiten mit anderen Mitteln. Hier Logik des Verstandes, sinnliche Erfahrung, unbedingte Gebundenheit — dort Gemüth, Einbildungskraft, Freiheit dem Stoffe gegenüber. Der echte Dichter ergreift die Vorstellung der Außenwelt und belebt sie durch sein eigenes Wesen, aus der Fülle eigenen Lebensgefühles stellt er sie als Ganzes, als Einheit hin; die Erfahrungswissenschaft aber muss stets ein Stückchen äußerer Wahrnehmung an das andere knüpfen, aber kann niemals Leben schaffen, denn das Leben selbst ist für sie eine unlösliche Erscheinung. Kunst und Wissenschaft können darum nie dieselbe „Methode“ haben. Nie, trotz Zola, denn das Gute, was er geschaffen, ist nicht auf dem Wege des „Experimentes, der Erfahrung“ gewonnen, sondern aus der Einbildungskraft, aus dem Gemüthe geboren. Also mit den gleichen Mitteln, mit denen die geschmähten Alten und Überwundenen gearbeitet haben. Da aber der Hauptstoff der Dichtung — der Mensch — im Wesen

Ich weiß, was uns die Kleinstaaterei, die Eifersucht der Stämme gekostet hat seit Väter Zeiten. Es bedeutet den staatlichen Untergang des Reiches, wenn jemals der Sondergeist, der noch immer nicht ganz erloschen ist, die Übermacht gewinnen sollte. Nur in der Einheit liegt unsere politische Kraft, in ihr unser Einfluss auf Europa, unsere Bedeutung für die Welt. Alle die großen Änderungen, die in gewissen Grenzen eine Neuordnung der Gesellschaft und Versöhnung der Gegensätze anstreben, alle Bestrebungen, uns einen Antheil an dem noch freien Rest der Erde zu gewinnen, und so vieles andere: mit dem Reiche gienge alles in Trümmer.

Aber so sehr das zu beklagen wäre, ebenso gefahrvoll müsste es für unser Geistesleben wirken, wenn Berlin ein Paris werden sollte. Die Reichshauptstadt kann nur einem Theile des deutschen Wesens gesunde Luft bieten, nur einen Theil dessen liefern, was wir Deutsche an geistiger Nahrung bedürfen. Der Reichthum und die Vielgestaltigkeit unseres Volkswesens ist aus der Eigenart der Stämme hervorgewachsen. Schwaben und Hessen, Franken und Bayern, Rheinländer und Preußen sind die einzelnen Saiten der Riesenharfe, die der deutsche Genius handhabt. Jede hat ihren bestimmten Klang, und nur aus aller Zusammenwirken ist das hohe Lied hervorgegangen, dessen Melodie in den Schätzen deutscher Dichtung niedergelegt ist. Natur und Geschichte haben jeden Stamm besonders erzogen zu einem Eigenwesen, das sich nicht aufgeben könnte, ohne sein Bestes zu opfern. Und dazu gesellen sich noch Deutsch-Österreich und die deutsche Schweiz.

Die Vielfältigkeit der Stammeseigenart ist nicht nur zu schonen wie eine wunde Stelle, sondern als ein Vorzug zu pflegen. Ein Hebbel hätte nicht in Hamburg, ein Schiller nicht in Berlin, ein Gutzkow nicht in Stuttgart, ein Goethe nicht in Wien das werden können, was sie geworden sind; Uhland, Justinus Kerner, Fritz Reuter wären niemals in Berlin zu ihrer Eigenart gekommen, ebensowenig wie etwa Alexis, Gutzkow oder Spielhagen in Stuttgart oder Weinsberg. Gewiss lag in all diesen Männern ersten und zweiten Ranges ein Kern, der unabhängig war von der Umgebung und Stammesart. Aber durch diese erhielt das Gewächs seine bestimmte Farbe und Richtung.

Der Schwung des Südens, der gemüthliche Humor des Bayern, die stachliche Herbigkeit des Schwaben, die naive Lebensfreude des Rheinländers, sie alle haben ihren Wert und ebenso hat ihn die Eigenart des Berliners. Aber nur ebenso und nicht mehr. Die vielen kleineren Mittelpunkte und Bildungsstätten sind ein kostbares Besitzthum und ihre Zerstörung bedeutete Verarmung des deutschen Geistes- und Gemüthslebens. Gerade die kleineren Hauptstädte haben auch den Vorzug, dass sich in ihnen Begabungen freier entwickeln können, während in Weltstädten die Mode zu einer gefährlichen Macht heranwächst und mit ihr eine Abtrennung vom Naturleben sich vollzieht. Es werden stetig mehr künstliche Lebensbedingungen entwickelt, aus denen künstliche Gefühls- und Denkweisen hervorgehen. Das Ursprüngliche kann sich nur schwer halten, das Ungesunde, Erregte, Überreizte findet eher den Boden zum Gedeihen. Das rasche Alltagsleben bringt stets Neues und vergisst es ebenso rasch. Die stille Einkehr in sich wird dem Schaffenden erschwert, Gedanken, Gefühle und Gestalten haben selten Zeit, ruhig der Reife entgegenzuwachsen, und die Kunstgenießenden sind selten geneigt, sich in das Ernste, Eigenartige still hineinzuleben. Alles was prickelt und vielleicht sogar ungesunden Trieben schmeichelt, was rasch vom Verstande begriffen werden

Poesien.

Von Otto Ludwig.*)

Reines Herz.

Selig, dem
Die Götter geben
Ein reines, edles Herz.
Er trägt den Zauber in der reichen Hand,
Was er berührt, mit Wonne zu durchschwellen.
Die enge Hütte dehnt sich zum Olymp,
Wohin er seine Brust voll Götter bringt.
Nur dem ist arm das Leben,
Der es mit armen Augen sieht.
Ihm schmilzt der Dinge Frühling
Unter der gierigen Hand.
Drum, gütige Götter, erhaltet
Ihm, dem Glücklichen, dem ihr sie gabt,
Die selige Gabe, erhaltet ihm
Im Busen das reine, edle Herz.

Zu stille Liebe.

Zwei liebten sich und wollten sich's nicht sagen,
Und küssten sich auf eines Kindes Munde,
Und sahen sich nur in des Kindes Augen,
Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht küssen,
Nicht mehr sich sehn und auch nicht mehr sich sprechen;
Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
Und immer fremder sind sie sich geworden
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuss und Blick gesehnt und süßer Rede,
Und sind am End' vor Sehnsucht gar gestorben.

Das Volkslied

aus dem „Engel von Augsburg“.

Es hat ein Knab' zwei Mädchen schön,
Kathrinchen, die war blond,
Und Elsbeth braun, die muss es sehn —
Er küsst den rothen, rothen Mund
Ohne Schmerzen.

Was stiehlst du mir den Liebsten mein;
Und 's fehlt an Knaben nicht?
Du nennst ihn dein, er ist nicht dein,
Zu schön für dein Gesicht
Ohne Schmerzen.

Und hab' ich nun zwei Augen klar,
Dazu den schlanken Leib;
Der feinste Knab', so passt's fürwahr,
Freit um das feinste, feinste Weib
Ohne Schmerzen.

Mich hat der Knab' zum Lieben fein
Und dich zur Narretei!
Braun Elsbeth zog ein Messerlein,
Stach ihr das Herz, das Herz entzwei
Ohne Schmerzen.

Da sprang wohl längs der weißen Brüst'
Ihr rosenfarben Blut.
So geht es, wer zwei Liebchen küsst;
's thut wunder — wunderselten gut
Ohne Schmerzen.

Blauer Himmel, kühne Felsenhänge.

Blauer Himmel, kühne Felsenhänge,
Durch das milde Grün Poetengänge,
Und ein kühles Flüsschen drum gewunden.
Ja, ein traulich Bild hab' ich's gefunden,
Mit dem Maß der Schönheit vollgemessen.
Nur ein Mädchen, das mich just verstände,
Das in mir, in dem ich alles fände —
Nur das Beste ist dabei vergessen!

*) Aus dessen „Gesammelten Schriften“. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1891.)

sich nicht viel ändert; da die Mittel der Dichtkunst: Einbildungskraft und Gemüth die gleichen bleiben, so ist auch die Ästhetik, wie sie sich als Wissenschaft entwickelt hat, nicht der sterbende Mann, als den sie von einzelnen Hitzköpfen hingestellt wird. Am wenigsten ein schon gestorbener, dessen Leiche zum Himmel stinkt. Einige junge Herren arbeiten an einem Homunkulus der neueren Ästhetik — er wird das Schicksal des Bathybius Haeckelii theilen.

Komisch aber wirkt die stete Berufung auf die Naturwissenschaften, weil sie die Unkenntnis derselben bekundet. Die Gründer der neuen Ästhetik kennen meist kaum einige „populäre" Darstellungen und haben keine Ahnung davon, wie die strengste, ehrliche Wissenschaft heute sich gegen so viele Glaubenssätze der materialistischen Dogmatik kühl, ja einfach ablehnend verhält. Hüte, die in den Städten nicht mehr Mode sind, trägt man stolz Sonntags auf dem Lande. Mit demselben Selbstgefühl tragen diese Erneuerer der Dichtung und Ästhetik abgetragene Gedanken umher und dünken sich „modern".

Soll sich vielleicht das übrige Deutschland auch diese Seichtheit zum Vorbilde nehmen? Das alles sind Gährungsvorgänge, die sich als solche umso leichter verstehen lassen, da ähnliche Erscheinungen auf allen Gebieten zu beobachten sind.

Übrigens sei bemerkt, dass sich gegen die „Jüngsten" unter den noch Jüngeren eine entschiedene Gegenströmung erhebt, und dass in dieser, trotz der Anerkennung gesunden Wirklichkeitssinnes, sich der lebendige Pulsschlag eines warmen Idealismus bemerkbar macht.

Da Dichterling.

(In Volksmundart.)

Heind war ih dichteri, heind mecht ih dichtn,
Wir mar afn Tisch gleih a Schreibzeug herrichtn,
A Bladl Papier, a Federn, a Tintn,
An Streusond, an fein, wern mar nachher wul findn.
Hiaz, wan ma gor einfolln ah noh wos mecht!
Ah däs wa nit schlecht! Ah däs wa nit schlecht!

Ein Liebling der Steiermark.

Erinnerung an den Grafen von Meran.

Von P. K. Rosegger.

Das erste Studienjahr war vorüber. Ich hatte während desselben weder Hunger gelitten, noch mir je einmal den Magen durch Überladung verdorben. Nun waren die Ferien im Anzuge, die Zeit, welche den Studenten gemeiniglich als zur Erholung und Belustigung besonders geeignet erscheint. Mein Vater hatte mir bereits schreiben lassen, dass man mich in den paar Herbstmonaten zuhause recht gut brauchen könne, es sei das Korn zu schneiden, der Hafer zu heimsen, das Grummet zu mähen, das Vieh zu hüten, das Brennholz für den Winter zu bereiten. Meine Herren Professoren hingegen legten mir nahe, über die Ferienmonate jene Unterrichtsgegenstände nachzuholen, die von meinem sechsten bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre versäumt worden waren. Damit war die Art meiner Erholung gegeben. Aber die Grundlage! In der Stadt konnte ich nicht bleiben, denn ich hatte mir im Laufe des Schuljahres zu oft das Wort gegeben: Wenn du brav lernst, dir die Spaziergänge und andere Lustbarkeiten versagst, auch hübsch die Nacht zuhilfe nimmst, um den Geheimnissen der Arithmetik, der Sprachlehre u. s. w. dahinterzukommen, so darfst du über die Ferien in die obersteirischen Berge! — Jetzt war die Zeit da. Wohin aber, um auch Muße zuhaben fürs Lernen?

Die Hütten sind alle überfüllt, aber schöne Jagdhäuser und große Schlösser stehen leer im Oberlande. Sollte nicht eines davon Dach und Fach bieten für einen fleißigen Studenten? Ach, wenn der Prinz Johann noch lebte! so war mein Denken. Und da fiel mir ein: Er lebt ja, und zwar in seinem Sohne, dem Grafen von Meran, noch dazu in meiner nächsten Nähe, zu Graz im Palais Meran. — Was that ich?

Ich that etwas sehr Dreistes. Ich setzte mich hin und schrieb einen Brief an den Grafen von Meran mit der Bitte, er möge über die Monate August und September in seinem Jagdschlosse Brandhof am Fuße des Hochschwab mir eine Wohnung anweisen. Ich hätte viel zu lernen, daher bedürfte ich der Ruhe, auch beabsichtigte ich Natur- und Volksstudien zu machen, wozu der Brandhof ein besonders günstiger Punkt sei. Meine Bitte gründete ich auf den Umstand, dass, wie ich gehört, das Jagdschloss ohnehin die längste Zeit leer stehe, ich zudem nur ein kleines Zimmer benöthige mit der Aussicht auf Berg und Wald, die ich in der Stadt so lange entbehren gemusst.

Diesen Brief schickte ich ab an seine Adresse. Dann gieng ich zu meinem Freunde Robert Wagner, einem jungen Schriftsetzer, und gestand ihm meine gute Hoffnung, die bevorstehenden Ferien an einem sehr angenehmen Orte verleben zu können — auf dem Schlosse Brandhof in Obersteiermark.

„Bist du dort eingeladen?“ fragte Robert.

„Einstweilen habe ich mich nur

Die Abrede.

Drei Stufen hinauf und drei Schritt zu der Thür,
Mein Mädchen, mein Schätzchen, schnell öffne mir!
„Meine Hand sollst du fassen, sollst sehn mein Gesicht;
Doch die Thüre, die Thüre, die öffn' ich dir nicht;
Mein Schatz, das ist wider die Abred'."

So bin ich zur Liebe, zur Lieb' dir zu schlecht?
Und liebtest mich wirklich, du liebtest mich recht!
„Sollst frieren nicht auf dem kalten Stein,
So komm denn, mein Liebchen, mein Liebchen, herein.
Doch außerdem bleibt's bei der Abred'."

Wie heimlich, wie traulich dies Kämmerlein,
O sollt ich hier ewiglich heimisch sein!
Nun nimm mich, mein Mädchen, mein Schätzchen, in Arm,
Lass schlagen die Herzen am Herzen so warm!
„Mein Schatz, das ist wider die Abred'."

Ist die Lieb wohl über Nacht geworden so alt?
Und das junge Blut so bleich und so kalt?
„Den Mund noch, da hast ihn, mein Liebchen, zur Lust;
Und wiegen und klopfen mag Brust an der Brust,
Doch außerdem bleibt's bei der Abred'."

Nun lass die Gewänder, mein Schätzchen, mein Weib,
Dass die Lieb sich erfreue, am Herzchen, am Leib.
Wie bist du so lieb und so hart doch zugleich;
Wie bist du so geizig und bist doch so reich,
Mein Schätzchen, o lass doch die Abred'.

„Und bin ich so lieb und bin ich so reich,
Mein Liebchen, so bin ich doch klug zugleich.
Ist alles gegeben, ist leer das Haus,
Dann bleiben die losen, die Bettler aus.
Nein, Schätzchen, es bleibt bei der Abred'."

Und kannst du mich sehen so weh und betrübt,
So hast du mich nimmer und nimmer geliebt,
Und bist du so kalt und bist du so stolz,
So drechsle dir einen Liebsten von Holz,
Der hört dir gewisslich die Abred'!

„Nein, gehen im Zürnen, das sollst du mir nicht,
Nun zeig' mir nur freundlich dein liebes Gesicht.
Und können die jungen Glieder dich freun,
Da nimm mich, nimm alles, es ist ja dein;
Ach, Liebchen, ach, denke der Abred'!"

„Was thust du, du Lieber, du Böser, du Dieb?
Darauf gieng dein Schmeicheln, darauf deine Lieb'?
O ließ ich dich harren, o ließ ich dich gehn!
Nun ist's um die Ruh und die Freude geschehn!
O hätt'st du gehalten die Abred'!"

So geht's, ist das Liebchen dem Liebchen so gut,
Kommt zu schanden das junge, das arme Blut.
Wenn die Wange glüht, und die Jugend lacht,
Wie bald im bergenden Arme der Nacht,
Wie bald ist vergessen die Abred'!

auch ohne mich nicht in Vergessenheit gerathen — also heimwärts.

Kam die Magd meiner Quartierfrau ins Zimmer: Ein Herr wäre draußen, der habe gefragt, ob der Studiosus R. zuhause sei.

Stand er auch schon in der Thür. Ein schlanker, stattlicher, noch jugendlicher Mann mit hoher Stirne, länglichem, wohlgefärbtem Gesichte, darin ein dunkelblonder Schnurrbart und frischblickende blaue Augen. Um den Arm hängend einen braunen Überrock, in der Hand einen schwarzen runden Hut, so stand er da und sagte: „Ich finde Sie doch, lieber R. Sie wohnen aber ganz hübsch, mit der Aussicht auf den Schlossberg. — Ja, ich kam, um Ihren Brief an mich persönlich zu beantworten."

Begann ich schon zu zittern; ihm einen Platz anbieten! fiel mir ein. Vielleicht schickt es sich aber nicht. Wenn er's wirklich ist! Ich deutete stumm auf den Stuhl, er blieb stehen und sich mit der Hand ein wenig den Schnurrbart über die Oberlippe streichend fuhr er fort: „Ja, recht gerne würde ich Ihnen auf dem Brandhofe eine Wohnung für Ihre Ferienzeit einräumen; wie ich höre, sind Sie fleißig, allein Sie würden dort verhungern und erfrieren. Das Schloss ist jetzt ganz unbewohnt und die Bedienung vom Meierhofe aus ließe manches zu wünschen übrig; selbst für einen anspruchslosen Studenten. Das Wetter ist im Spätsommer oft schon recht kalt im Gebirge, Sie würden sich nicht behaglich fühlen und die Einsiedelei thut einem jungen Manne für die Länge auch nicht wohl. Wo keine Menschen sind, kann man auch keine Volksstudien machen. Ich habe es wohl überlegt und muss Ihnen von Ihrem Plane entschieden abrathen. Aber missverstehen dürfen Sie mich nicht, mich freut es ja, dass Sie sich so offenherzig an mich gewendet haben, ich möchte gerne etwas für Sie thun und hoffe, dass sich auch noch Gelegenheit dazu finden wird. — Was haben Sie denn da auf dem Schreibtische für ein hübsches Bild?"

„Es ist mein Vaterhaus."

Hierauf fragte er, ob ich das Bild selber gezeichnet hätte, ob meine Eltern noch lebten, welchem Berufe ich zustrebte, ob ich glaubte, dass die Naturdichtung einmal ihren Mann ernähre? Denn man hieß mich zu jener Zeit etlicher Dialectgedichtchen wegen, die von mir veröffentlicht worden, den steirischen Naturdichter, ein Titel, den ich immer sehr hoch gehalten habe, obgleich ich weiß, dass mancher darunter etwas recht Geringes verstand. Nicht ein Unnaturdichter, sondern ein Naturdichter, einer, der von Natur aus als Dichter geboren und dazu bestimmt ist! Shakespeare, Goethe, Schiller haben diesen Titel verdient; ich wollte, ich hätte immer die Zuversicht, ein Naturdichter, wenn auch nur ein kleiner, zu sein. Wohl auch der Kunstdichter muss es endlich so weit bringen, bis er dem Naturdichter aufs Haar ähnlich sieht. — Nicht etwa, als ob ich meinem Gaste das so vordociert hätte! Im Gegentheil, ich brachte nicht einmal die nothwendigsten Worte heraus.

„Fahren Sie nur fort", sprach dann mein seltener Besuch, „unser Steirerland zu besingen und die Steirer so hübsch zu beschreiben, wie sie es verdienen. Sammeln Sie auf den Ferien für Ihre späteren Studien und Arbeiten recht viele Kraft und rücken Sie zu Anfang des nächsten Schuljahres wieder gesund ein. Leben Sie wohl!"

Lebhaft schüttelte er mir die Hand und dann verließ er mich. Ich starrte noch lange auf die Thür, die sich hinter ihm geschlossen hatte. — Das war der Sohn des Prinzen Johann gewesen.

Hochbeglückt über die Herablassung und Güte des Grafen und besorgt

selbst eingeladen und in diesem Sinne an den Eigenthümer, Herrn Franz Grafen von Meran, geschrieben."

„Bist du mit dem Grafen bekannt?"

„Das nicht, ich habe ihn noch nie gesehen."

„Kennt er dich?"

„Ich glaube nicht."

„Ja, mit welchem Rechte kannst du dem Herrn ein solches Begehren vortragen?"

Etwas befremdet mag ich dreingesehen haben. „Mit welchem Rechte? Nun, ich brauch's eben und er hat es überflüssig."

Wagner starrte mich an und fragte: „Bist du heute schon geküsst worden? Nicht? dann muss ich dich küssen, du heilige Einfalt!"

„Warum Einfalt? Du wirst ja sehen. Morgen habe ich die Antwort."

„Und du erwartest wirklich eine Antwort? Junge, du dauerst mich. Ich sage dir, es wird keine Antwort kommen auf deinen kecken Brief, und wenn eine kommt, so ist es eine, die du wahrscheinlich nicht viel umherzeigen wirst. — Ein Schloss wünscht er sich zum Ferienaufenthalt, der Herr Bettelstudent, das Lieblingsschloss des Erzherzogs Johann — weiter nichts. Ich kenne dich schon seit einem Jahre, du machst wirklich keine großen Ansprüche an das Leben, aber für so bescheiden hätte ich dich nicht gehalten."

„Dein Spotten kannst sein lassen, Robert."

„Und wie die hohen Herrschaften lachen werden", fuhr er unbarmherzig fort, „wenn dein Brief die Runde macht um die Tafel, und wie der Graf ausrufen wird: Nein, eine solche Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen!"

„Meinst du im Ernste, dass es unschicklich war?" fragte ich völlig verzagt. „Dann möchte ich meinen Brief doch lieber zurücknehmen, vielleicht liegt er noch auf der Post."

„Wann hast du ihn in den Briefkasten geworfen?"

„Heute morgens."

„Dann ist er bereits an Ort und Stelle. Du, vielleicht steht morgen die Grafenkalesch vor deiner Thür, mit Lakaien, einer hinten und einer vorn, und der Graf lässt dich vierspännig auf den Brandhof fahren. Hast du das nicht mit dazu befohlen?"

„Ich bitte dich, mach' mich nicht rasend!"

„Es ist dir gesund. Du sollst nur einmal die reichen Leute, die hohen Herren kennen lernen!"

Mein Freund war nämlich Socialdemokrat und wir hatten manche schöne Jugendstunde darüber verstritten, dass ich dem Aristokratismus der Grafen und Bauern das Wort redete, er aber tapfer die Rechte des Plebs vertheidigte, nur die Arbeiter als Edelleute bezeichnete, dabei aber fast allemal zum Angriff übergieng und den Besitzern Hof und Burg niederbrannte. Zum Glücke nur mit glühenden Worten, wobei keine Feuerwehr auszurücken brauchte.

Recht verstimmt giengen wir an demselben Abende auseinander, verstimmt legte ich mich auf den Strohsack und mit dem Bewusstsein, tagsüber eine große Dummheit begangen zu haben, schläft sich's nicht gut.

Am nächsten Tage war Schulschluss. Meine Kameraden reisten einer nach dem anderen mit den Eisenbahnzügen in das Land hinaus, nach allen Richtungen hin, ich schaute ihnen betrübt nach und wartete erst noch auf das Antwortschreiben des Grafen Meran. Ganz muthig sah ich ihm entgegen, war auf alles Beste und auf alles Schlimmste gefasst — aber es kam nicht.

Am übernächsten Tage packte ich denn mein Ränzel, um nach Alpel zu wandern und dort meinem Vater hausen und bauen zu helfen. Die Grundsätze der Mathematik und der Grammatik werden in Gottesnamen

welchem aus Abbazia so unerwartet die Nachricht kam: Graf Meran ist gestorben! wurde zu einem wahren Trauertage für das ganze Land. — Nur zweiundfünfzig Jahre war er alt geworden. Seine segensreiche Wirksamkeit, mit der er manches große Werk seines erlauchten Vaters krönte und manches Neue schuf, wird unvergessen bleiben.

Ich kam wiederholt in die Lage, ihm verschiedene Anliegen Dritter vorzutragen. Mit welcher Zuvorkommenheit trat er allem entgegen! Mehrmals stieg er in den dritten Stock hinauf zur Poetenstube, berathschlagte und fand stets ein Mittel, den Wünschen anderer gerecht zu werden oder ihnen wenigstens seine Bereitwilligkeit zu bezeugen. Die äußere Liebenswürdigkeit der Aristokraten ist ja nichts Neues, doch hat ihre Höflichkeit manchmal etwas Ostentatives, als wollten sie damit sagen: Sehet, Bourgeois, wie gentlemanlike unser Betragen ist, wir sind eben Aristokraten! — Bei Graf Meran hatte ich das Gefühl, als wäre er mein Bruder, der von Jugend auf mit mir gemeinsame Sache gehalten. Diese gemeinsame Sache war unsere Steiermark, unser heimisches Volksthum, mit dem er innig vertraut war. Manchen Charakterzug aus der oberländischen Bewohnerschaft hat er mir mitgetheilt, manchen Stoff für volksthümliche Erzählungen geliefert. Graf Meran war mir in seiner ganzen Wesenheit ein wahrer Typus des Steirerthums, in ihm war es verkörpert. Die Vertrauensseligkeit, mit der ich dazumal als Bauernstudent ganz gegen meine Art, instinctiv möchte ich sagen, ihm den Brief geschrieben, mag von anderen vielleicht anders genannt werden, diesem Manne gegenüber war sie gerechtfertigt, denn er rechtfertigte sie selbst. —

Am Osterdienstag dieses Jahres haben sie seinen Leib beigesetzt im Mausoleum zu Schönna bei Meran in Tirol, wo auch die Reste seiner Eltern ruhen. Der Abordnung der Steiermark, die an seiner Ruhestätte den Kranz der Dankbarkeit niederlegte, habe ich mich nicht anschließen können.

Als alles vorüber war und die Trauergäste sich zerstreut hatten, fiel es mir ein, nun wäre der Besuch zu erwidern, den der Graf Meran einst dem armen Studenten gemacht. Ich that mich auf zur Reise nach Tirol. Die herrlichen Berggipfel Steiermarks, Kärntens, des Pusterthales, des Eisackthales und der Etsch, sie hatten zwei Tage früher niedergeblickt auf den Trauerwagen, der fern vom Quarnero her den Liebling der Steiermark gebracht bis zu dem Gestade an der rauschenden Passer. Das schöne stolze Meran stand noch unter dem Eindrucke des Ereignisses. Ich stieg hinan das Rebengelände gegen Schönna mit dem ragenden Schlosse und dem feierlich-ernsten Mausoleum. Vor der stillen Pforte des Todes, über deren Zinnen die Etschthaler Ferner leuchten, zu Füßen die heilige Heimatserde Andreas Hofers, getränkt von dem Heldenblute der Tiroler Landesvertheidiger — so stand ich da und die Betrübnis meines Herzens gieng in eine Hochstimmung über, wie ich sie selten noch so rein und trostreich empfunden. — Habet Dank für alles! Welcher Steirer schiede nicht mit diesem Gruße von dem Mausoleum zu Schönna! —

Dieses Thal gehört zu den schönsten Gegenden auf Gottes Erde; die wackeren Tiroler haben auch ein Recht auf das dreifache Grab und doch thut es mir wehe, dass ihr, unser Erzherzog Johann, unsere Anna von Aussee und unser Franz Graf von Meran nicht bei uns ruhet in der grünen Steiermark.

dabei, ob mein ungeschicktes Benehmen, meine fast absolute Sprachlosigkeit ihm etwa missfallen habe, packte ich nun den Rest meiner sieben Sachen zusammen. Und als ich in Ordnung war, setzte ich mich in der Küche zu dem Teller mit aufgewärmten Rüben, den mir die alte Haushälterin als Wanderjause aufgetischt hatte. Aufgewärmte Rüben sind nämlich außerordentlich gut und noch am allerbesten ohne Zuspeise, das heißt, wenn man sonst nichts hat. Während ich schwelgte, räumte die Alte drinnen mein Zimmer in Ordnung. Plötzlich kam sie aber zu mir in die Küche gefahren und gab ihr offenes Missfallen kund über diese Schlamperei. Sie sei die Studentenwirtschaft seit Jahren einigermaßen gewohnt worden. In allen Ecken herumliegende Papierfetzen, alte Stiefel, schmutzige Hemdkrägen, stinkende Tabakspfeifen, das kenne und verstehe sie, aber eine solche „Prasserei“ mit Geld sei ihr noch nicht vorgekommen. Auf dem Schreibtisch liege ein Haufen Ducaten!

Ich stürzte in das Zimmer, um die wunderbare Erscheinung zu sehen. Und richtig! Dort auf dem Schreibtisch, wo der Graf sich zu schaffen gemacht hatte, um das Bild meines Geburtshauses zu betrachten, lag in Papier locker eingeschlagen ein Häuflein Goldfüchse! Gerade so viel, dass ich mir jede Woche in den Ferien mit einem Ducaten vergolden konnte.

„Aber“, kam mir das Bedenken, „sie werden halt nicht mein sein. Ein Graf war da, der wird sie nur vergessen haben.“

Die alte Haushälterin rang die Hände. „O Gott!“ rief sie, „dieser Mensch will was lernen! Und so vernagelt!“

Ich lief mit dem Gelde zu meinem Freunde, dem Socialdemokraten, und er ließ sich sehr gerne zwingen, mit mir eins auf das Wohl des Grafen zu trinken. „Ja, wenn sie alle so wären!“ sagte er. „Ich muss es nun wohl zugeben, dass es auch unter den Aristokraten Edelleute gibt.“

Am nächsten Morgen reiste ich ab in meine Heimat, wo ich jeden Morgen den Studien oblag und jeden Nachmittag meinen Eltern bei ihrer Arbeit half. Die Goldfüchse aber gab ich in das Gestüt der Steiermärkischen Sparcasse, wo sie sich seither vermehrt haben.

Also ist es zugegangen, dass ich den Grafen von Meran, den Sohn des Prinzen Johann, kennen gelernt hatte. Seit jenen Zeiten ist er mir oft genaht, um mir Beweise seines Wohlwollens zu geben. Manchmal war es, dass wir gemeinsam arbeiteten, er war überall dabei, wo es das Wohl und die Ehre unseres Heimatlandes galt. Voran drängte er sich nirgends, seine rührende persönliche Bescheidenheit liebte es, ungenannt zu sein. Als Steirer fühlte er sich, daraus machte er kein Hehl, und am wohlsten war ihm in steirischer Tracht. Er, dessen Vater dem Kaiserhause, dessen Mutter dem Volke entstammte, hatte für seine Heimatsgenossen ein wahrhaft brüderliches Herz. Bei wichtigen volkswirtschaftlichen und Hilfsvereinen stand Graf Meran obenan, seine Persönlichkeit war nach allen Seiten hin eine Bürgschaft; sein klarer Verstand, stets das Richtige erkennend, sein gutes Herz, alle Menschen, auch den ärmsten, achtend, ist wohl bekannt. Die Verehrung und Liebe, welche Franz Graf Meran im Bürger- und Bauernthum der Steiermark genoss, ist noch nicht genug betont worden. In den Gegenden, wo der Graf Besitzungen hatte, weiß jedermann zu erzählen von seiner Leutseligkeit, Theilnahme und Mitsorge, die er für alle Anliegen der Leute bezeugt hat. Dieses Blatt dürfte noch einmal Gelegenheit haben, eine Reihe Charakterzüge des vortrefflichen Menschen, der so hoch in der Gesellschaft stand und doch treu zum Volke hielt, mitzutheilen. Der Charfreitag, an

sie nichts glauben und in den Stunden der Noth den Allmächtigen anrufen. Auch im Weltkinde lebt tief verborgen ein Verlangen und Sehnen nach Gott. Und dieses Verlangen und Sehnen selbst schon ist eine Art von Glaubensbekenntnis. Der Flachling, der in Geist und Gemüth verkommene Glücksjäger und sinnliche Genussmensch mag sich zeitweilig begnügen mit dem, was diese Erde ihm bietet; der ganze herztiefe Mensch begnügt sich nicht mit diesem irdischen Jahrmarkte, nicht mit den zweifelhaften Errungenschaften des weltlichen Geistes, nicht mit jenen Vorstellungen und Redensarten, dass alles unsterblich sei im Kosmos, dass kein Atom verloren gehe, dass alles in irgend einer Form, wenn auch sich seiner selbst nicht bewusst, immer vorhanden sei, u. s. w. — Nein, diese Kaleidoskopen-Philosophie ist dem ganzen Menschen nicht genug, ja ihm gerade zuwider, zu erbärmlich. Er will als ein bestimmtes, sich selbst denkendes Wesen bestehen, sich als solches immer reiner entwickeln, allmählich alle Unlauterkeiten von sich abstreifen, und endlich frei von allen peinigenden Leidenschaften im heiteren Frieden fortleben, vereint mit dem Ideale aller Vollkommenheit, das er Gott nennt. Der Mensch ist etwas Großes, alles erdenkliche Erdenglück ist ihm nichtig und alles Erdenunglück, das er ertragen muss, erträgt er nur, weil er weiß, es reinigt, stärkt, adelt ihn auf seinem Wege zur Vollkommenheit. Er will höher hinaus, als alle Weltmacht und aller Menschenwitz ihn heben können, er will eine Größe und Unendlichkeit erlangen, die er sich mit seinem endlichen Verstandsorgan noch gar nicht vorstellen kann.

Doctor. Das stimmt ja mit der Philosophie der Darwinisten. Keine Wissenschaft hat das Fortbestehen und Sichveredeln des Menschengeschlechtes so klar und begreiflich dargestellt, als der Darwinismus; keine Einsicht ist so trostreich für uns und so erhebend, als die, wie weit wir es seit dem Urschleime her schon gebracht haben, denn eben darin liegt für uns, die wir immer in der Fortentwickelung begriffen sind, die Gewissheit, dass wir es noch weit bringen werden.

Peter. Lieber Doctor, das ist, von meinem Standpunkte aus betrachtet, eine traurige Geschichte mit der Naturwissenschaft. Einerseits stellt sie uns in Aussicht, dass die Menschheit es auf Erden zur größtmöglichen Vollkommenheit bringen kann, andererseits stellt sie fest, dass nach dem Verlaufe einer gewissen Zeit der Erdball erstarren und kein Lebewesen ähnlich dem Menschen mehr beherbergen wird. Ist letzteres richtig, so wird der Mensch nach dem Darwin'schen Grundsatze sich nicht immer vervollkommnen können, denn die allmählich kümmerlicher werdenden Existenzbedingungen müssen ihn vielmehr degenerieren und zum Raubthiere erniedrigen, das die nothwendigsten momentanen Bedürfnisse decken muss, so lange es irgend noch möglich ist. Oder soll der Mensch gerade durch die wachsende Ungunst seiner Existenzbedinguungen sich vergeistigen und vergöttlichen, dann könnte es vielleicht gerade zusammtreffen, dass an dem Tage, da der vollkommene Mensch fertig ist, die Welt zugrunde geht. Und dann ist alles miteinander umsonst gewesen.

Doctor. Kann ich dafür, dass es so sein wird?

Peter. Vielleicht haben Sie einen Theil der Schuld daran. Sie haben durch die Verbreitung Ihrer Philosophie mit dazu beigetragen, dass viele Menschen in dieses Gedankensystem hineingedrillt worden sind, bis sie sich hineingelebt haben, so dass sie meinen, es müsse so sein, wie sie sich's vorstellen. Das ist aber nicht ausgemacht. Für den Menschen ist alles freilich genau so, wie er sich's vorstellt, aber an und für sich kann es ganz anders sein. Die Geschichte der Philosophie hat uns bewiesen, dass die

Ein Gespräch über Religion.

I.

Doctor. Ich muss es offen sagen, Heimgärtner, Sie gefallen mir nicht. Sie passen nicht mehr in unsere Zeit.

Peter. Ob ich in die Zeit passe oder nicht, ist mir gleichgiltig, aber zu den Menschen will ich passen.

Doctor. Sie passen auch zu den modernen Menschen nicht. Sie predigen z. B. der neuen Zeit, die nur den Kampf ums Dasein kennt, das Christenthum mit einer Einfältigkeit, als stünden Sie in den ersten Jahrhunderten.

Peter. Die Menschen haben wieder Heimweh bekommen nach dem Christenthume, und um so tieferes Heimweh, je weiter sie sich von demselben entfernt hatten.

Doctor. Ja, lieber Freund, glauben denn Sie, es ist den Leuten ernst, wenn sie heute von Religion sprechen, sich religiös stellen, wenn sie etliche confessionelle Gebräuche, die ihnen gerade am Wege aufstoßen, mitmachen, oder wenn sie sich zusammenthun zu einer Partei der vereinigten Christen! All diese Bestrebungen sind vom wirklichen Christenthum mindestens so weit entfernt, als ich mit meinem Atheismus es bin. Versuchen Sie doch einmal einen von solchen, die immer nur das wahre Christenthum im Munde führen, die aus lauter wahrem Christenthum den Juden hassen, aber auch die Kirche und den Cultus verachten, die da immer wieder behaupten, Religion sei eine rein persönliche Angelegenheit und da habe sich kein zweiter dreinzumischen und was derlei landläufiger Phrasen mehr sind, — versuchen Sie nur einmal einen solchen, wie es mit seinem inneren Christenthume steht: es ist nichts da. Oder wird so ein gewöhnlicher Philister, der sich im Gegensatze zum Juden oder Katholiken oder Türken „Christ" nennt, sich bemühen, seinen Feinden zu verzeihen, ihnen Gutes zu thun, für den Nächsten beständig große und freiwillige Opfer zu bringen, seine eigenen sinnlichen Neigungen abzutödten, den Gütern und Freuden der Welt zu entsagen, sich ganz zu vergeistigen in der Liebe zum Vater im Himmel? — Im Gegentheile, unsere modernen Christen stellen sich diesen Ideen principiell feindlich entgegen; sie haben sich selber ein Christenthum an den Leib geschnitten, das für ihre weltlichen Begierden, eigennützigen Bestrebungen und gelegentlichen Gefühlsschwärmereien ganz gut passt, mit der Strenge und Heldenhaftigkeit der Lehre des Nazareners aber nichts gemein hat. Aus verschiedenen Gründen der Klugheit nennen sie sich Christen, und der Name genügt.

Peter. Sie sind schrecklich, Doctor, denn Sie haben recht.

Doctor. Freut mich, dass Sie es zugeben.

Peter. Bedauere, dass ich es zugeben muss. Denn dass es so ist, davon gewinnen weder Sie noch ich.

Doctor. Oh, diese modernen Christen! Manchmal glauben sie, dass sie etwas glaubten; wenn sie sich aber gründlich prüfen oder in bestimmte Lebenslagen kommen, so stellt sich heraus, dass sie eigentlich gar nichts glauben.

Peter. Das läst sich umkehren. Es gibt Leute, die bei Gott schwören, dass es keinen Gott gibt! Leute, welche im gewöhnlichen Leben glauben, dass

Peter. Menschenwitz. Ähnlich beweisen ja auch Ihre Philosophen. Doch es soll nicht gelten, auch bei mir nicht. Unendliches läſst sich mit endlichen Mitteln ja nicht beweisen. Man muſs es fühlen, wie man sein eigenes Wesen fühlt. Ich weiß den Herrn an meiner Seite und das macht mich muthig und fröhlich. Wie hätte ich armer irrender Mensch durch die unzähligen Fährlichkeiten der Welt, durch all die Versuchung, das Leid, das Unglück, durch all die heuchlerischen Widersacher und grimmen Feinde den Weg finden können bis hieher? Er war mit mir. Im Taumel der Lust, des Erfolges, des Beifalls, ja selbst in den süßen Wonnen des häuslichen Glückes hätte ich müssen übermüthig werden; von Feinden gehetzt, kauernd an Gräbern zerstörten Glückes, im Banne der Laster, im Bewuſstsein persönlicher Schuld und Armseligkeit hätte ich verzweifeln müssen. Doch er war mit mir. Immer überlegener fühle ich mich den Dingen, die mich einst unterjocht hatten; immer kräftiger in Bekämpfung des thierischen Theiles an mir; unbedenklich wage ich heute Unternehmungen, zu denen mich meine gebrechliche Natur, meine geringen Fähigkeiten nicht berechtigen — denn an meiner Seite steht der Herr. — Ihr bestreitet die Wunder, die er einst gewirkt hat, ich sehe die Wunder, die er heute noch wirkt. Er läſst den guten Willen siegen und den bösen zu schanden werden, wenn schon nicht immer heute, so doch morgen. Er hat seine Schöpfung so eingerichtet, daſs alles Unzweckmäßige sachte ausgerottet, das Zweckmäßige endlich herrschend werden kann. In ewiger Planmäßigkeit geht dieser Proceſs vor sich —

Doctor. Und das viele Unrecht, welches geschieht?

Peter. Empfinden wir als solches und sind sofort bestrebt, es zu corrigieren, weil wir wissen, daſs durch die Überhandnahme desselben der Einzelne und das ganze Geschlecht gefährdet wären. Sind das nicht Spuren Gottes? Sind das nicht Wunder, die täglich gewirkt werden? Daſs in dem Wirrsale der Stoffe und der geistlosen Kräfte, wie Ihr sagt, ein Mensch leben und Ideale hegen kann, die mit den Stoffen und Kräften gar nichts zu thun haben, daſs er trotz dieser Opposition gegen die herrschenden Mächte doch nicht zugrunde geht, sondern gerade in den Idealen Friede und Stärke findet, ist das nicht ein Wunder?

Doctor. Und warum diese Umständlichkeiten einer kümmerlichen Entwickelung unter Elend und Unrecht? Warum hat Ihr weiser Gott die Welt nicht gleich anfangs vollkommen erschaffen?

Peter. Das weiß ich nicht. Wenn ich das wüſste, brauchte ich keinen allweisen Gott, dann wäre ich's selber.

Doctor. Sagen Sie mir doch, wie stellen Sie sich die Wesenheit Gottes vor?

Peter. Wie ich kann. Als eine Persönlichkeit. — Sie erschrecken über meine Einfalt. Schuld daran ist die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes. Mögen wir uns etwas noch so abstract denken, brauchbar wird es erst, wenn es sich concentriert zu einer sinnlichen Vorstellung. Der Mathematiker z. B. versinnlicht den mathematischen Punkt durch einen Tintentupfer auf dem Papier. Er weiß recht gut, daſs das mathematisch unrichtig ist, kann sich aber nicht anders helfen. Mit der Gottvorstellung geht es uns ebenso. Er ist der Unendliche, Unfaſsbare, aber wir müssen ihn so nehmen, wie wir ihn tragen können. Glücklich der, welcher in naiver Unmittelbarkeit den unendlichen Gott in Menschengestalt sehen kann.

II.

Doctor. Nach dem früher Gesagten zu schließen, ist Ihnen die Verehrung Gottes eine Pflicht.

menschliche Art zu denken und die Dogmen der Systeme überaus unverlässlich sind. O ja, es kann recht gut anders sein, als der Mensch es durch seine Sinne zu erfassen glaubt, das Menschengehirn es sich einbildet. Und gerade dadurch, dass ihr Materialisten den menschlichen Geist nur zu einem Ausfluss der Materie erniedrigt habt, habt ihr ihn gleichsam unmündig erklärt und unfähig, der absoluten Wahrheit nachzugehen und sie zu erkennen. Und doch wollt ihr mit diesem von euch so armselig gemachten Geist die absolute Wahrheit ergründen. Welch ein Widerspruch! Jedenfalls stellt es sich schon heraus, dass die Art der Naturalisten zu philosophieren eine unglückliche ist, denn sie führt uns schließlich in eine Wüste, wo kein Trost und keine Rettung sein kann.

Doctor. Aber lässt sich logischerweise denn anders denken, als die Erfahrungen es erlauben?

Peter. Viele Millionen Menschen, die auch dieselben Erfahrungen machen und auch geistig gesund sind, denken doch anders, als etwa Sie. Und denselben kommt ihr Denken und Wissen nicht minder richtig und der Wahrheit entsprechend vor, als Ihnen das Ihrige. Viele von solchen haben noch dazu den Vortheil, dass ihr Denken und ihre Vorstellungen sie beseligen, stark, treu und edler machen und auf eine Höhe erheben, auf der sie dem unermesslichen Elende dieses Lebens fast entrückt sind.

Doctor. Welch eine Höhe ist denn das? Nennen Sie mir sie.

Peter. Die Religion.

Doctor. Die Religion. Aber sagen Sie mir doch, sind Leute, die eine sogenannte Religion haben, denn auch um so viel besser, als die sogenannten Atheisten?

Peter. Besser? Schon aus Religion dürfte man das nicht so hochmüthig bejahen. Jedenfalls aber glücklicher.

Doctor. Ist Ihnen das Glücklichsein denn gar so wichtig? Ist es nicht edler, der Wahrheit willen auf alles Glück zu verzichten?

Peter. Das Wahre ist für uns das, was uns glücklich macht. Gehen denn doch alle menschlichen Bestrebungen, ja auch die der Naturforscher, darauf aus, den Menschen erst viele Vortheile zu verschaffen, dass sie sich möglichst behaglich und glücklich fühlen. Warum soll gerade jene Gedanken- und Vorstellungswelt nicht Geltung haben, durch welche wir uns am besten mit diesem Leben und seinen Widerwärtigkeiten abfinden können? Es handelt sich nur um das.

Doctor. Der Mensch ist auf Erden, um die Wahrheit als solche zu suchen.

Peter. Wer hat ihm das aufgetragen? Sein Schöpfer? Er hat ja keinen, wie Sie sagen. Also er sich selbst? Und wann? Als Urzelle? Als Affe?

Doctor. Als Mensch.

Peter. Nur als Gelehrter kann er sich diesen Luxus erlauben. Der Mensch als solcher hat andere Strömungen, und die längsten derselben münden allemal und überall nur ins Meer der Ewigkeit und des Gottgedankens.

Doctor. Freund, also glauben Sie wirklich an einen Gott und an die Unsterblichkeit Ihrer Seele?

Peter. Ich glaube das nicht, denn ich *weiß* es.

Doctor. Hätten Sie Ihre Unsterblichkeit *geglaubt*, so würde ich geschwiegen haben. Weil Sie die Sache aber *wissen*, so wollen Sie die Güte haben, sie mir zu beweisen.

Peter. Ich bin, ich war, ich werde sein. Denn dass ich bin, empfinde ich. Dass ich war und sein werde, gründe ich auf Erfahrung, denn in aller Zeit, die ich weiß, war ich und ich habe keine Zeit erfahren, in der ich nicht war und nicht sein werde.

Doctor. Sie sind witzig vielleicht zu unrechter Zeit.

doch der Auffassung gemäß zu versinnbildlichen, wäre Aufgabe der kirchlichen Formen und Handlungen.

Doctor. Sie neigen bedenklich der Mystik zu!

Peter. Ich gestehe es, ich liebe die Mystik. Warum man vor diesem Worte eine solche Abscheu hat, weiß ich nicht. Sind wir doch alle in lauter Geheimnisse eingesponnen. Die ganze Welt ist uns ein Geheimnis, die Vergangenheit, die Zukunft, die Ursachen unserer Neigungen und Thaten sind uns ein Geheimnis, und ihre letzten Wirkungen sind es auch. Wir selbst sind uns ein Geheimnis, das wir so wenig durchdringen und lösen können, als jenes hinter den Pforten der Ewigkeit. Alles um uns, vor uns, hinter uns, über uns, unter uns, in uns ist dunkel. Grelle Lichter, die zeitweilig aufflackern, blenden uns mehr, als sie uns erleuchten. Wenn wir nun das Geheimnis zum Symbol machen, sinnbildlich es unserem Herzen näher bringen, es mit unserer Phantasie vermenschlichen, verklären, so ist das ja noch das Beste, was wir thun können. Wir beten im Sacramente nicht Brot und Wein an, sondern das heilige Geheimnis, in dessen Schoß unsere ewigen Geschicke ruhen. — — — Übrigens sind die Gebote der Kirche nicht so sehr mystisch, als vielmehr praktisch und unserem Leben angemessen. Das Gebot des Fastens entspricht unserer Gesundheitspflege; zeitweilige Einschränkung im Genusse, in den Lustbarkeiten, zeitweilige Unterbrechung der Fleischspeisen: man brauchte durchaus kein Katholik zu sein, um die Bedeutung dieses Gebotes zu würdigen. Die heutigen Naturärzte, und es gibt Heiden darunter! legen ihren Jüngern ein weitaus strengeres Fasten auf, als die Kirche mit ihrem einmaligen mehr auf Abwechslung zielenden Fasttage in der Woche. Das Gebot der Ohrenbeichte hat ein Menschenkenner und Menschenfreund aufgestellt. Der Arme, Verlassene, Verfolgte, der keinen Freund hat, dem er seine Seelenlast, seinen Kummer mittheilen könnte, er findet Trost am Busen dessen, in dem er den Stellvertreter Gottes sieht und durch welchen Gott ihm Rath und Muth ertheilt. Dass diese kirchlichen Angelegenheiten so seelenlos und nur wie eine Formsache ausgeübt zu werden pflegen, ist schuld der Leute; wer die Bedeutung erfasst, mit ganzem Herzen ihnen anhängt, dem werden sie eine Quelle des Segens. Das Gebot der Sonntagsruhe. Dieses hat sogar der Staat durch ein Gesetz unterstützt, die Kirche verlangt noch obendrein, dass am Feiertage der Mensch den Staub der Erde von sich schüttle und einen Blick nach dem Ewigen und Göttlichen richte. Wie das gesund ist! Beständig auf der feuchten Erde kriechend wird man ganz schimmelig. Jedes Erdenwesen braucht von unten und von oben etwas, um leben zu können. Was ist schon ein Sonntag mit seiner friedlichen Rast! Und was sind erst der Christenheit besondere Feste! Weihnacht, das Fest der ewigen Liebe. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eigenen Sohn hingab!“ Ostern, das Fest des ewigen Lebens. „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“ Pfingsten, das Fest der ewigen Weisheit. „Ich sende euch den Tröster, den heiligen Geist!“ — Welche Offenbarungen! Keine Religion sonst hat solche Botschaft je verkündet, keiner der Propheten, Poeten und Philosophen der Erde hat solche Verheißung gelehrt. Ewige Liebe und Weisheit! Ewiges Leben! — Jeder, der das erfasst, muss jubeln und jauchzen, und bei solchem Ausblicke in eine göttliche Ewigkeit kann es ihm leicht werden, über alle Blasen dieser vergänglichen Welt gelassen hinwegzuschreiten.

Doctor. Mensch, ich beneide Sie! Warum haben Sie es vor vielen voraus, so denken und empfinden zu

Peter. Nein, ein Bedürfnis. Gott steht auf meine Dankbarkeit und Verehrung nicht an. Und eine pflichtschuldige Verehrung, ein halb erzwungenes Lob ist überhaupt etwas Zweifelhaftes. Das Bedürfnis, dem Wohlthäter zu danken, ihn zu ehren, entsteht in uns selbst, und die Bethätigung desselben empfinden wir wie einen Genuss. Darum gereicht frommen Menschen der Gottesdienst zur wahren Beseligung.

Doctor. Wenn aber der Gottesdienst reine Formsache wird? Wenn man in die Kirche geht, bloß weil es Sitte ist und weil es vom Cultus verlangt wird?

Peter. Dann ist die Wirkung auf unser Gemüth oft gleich Null. Der Mensch muss zuerst zu sich selber kommen, dann erst zu Gott. Wer in sein Herz nicht einkehrt, der kehrt in die Kirche vergebens ein.

Doctor. Sie meinen wohl, dass man Gott auch im grünen Walde verehren kann?

Peter. Das meine ich freilich, bin aber kein Freund dieser Phrase. Mit einem Gottesdienste in Einsamkeit ist den allerwenigsten gedient. Die Religion führt uns nicht allein zu Gott, sie will uns auch zu den Menschen führen. Die Gemeinsamkeit der Gottesverehrung in der Kirche erweckt in uns immer wieder das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Brüder und Schwestern sind es, die vor den Füßen des himmlischen Vaters knien. Nichts Rührenderes weiß ich, als eine andächtige Gemeinde, wie sie sich bei großen erschütternden Ereignissen, im Elementarunglücke zu zeigen pflegt. In solchen Zeiten fällt es auch selten einem ein, seinen Gott separat im grünen Walde oder im einsamen Kämmerlein zu verehren, den Menschen zieht's in schweren Tagen zu Menschen und alle zusammen zu Gott. Doch gibt es Gemüther, und ich verstehe sie gar wohl, denen die Andacht, die fromme Vertraulichkeit mit Gott, die Erhebung des Herzens zum Urquell alles Guten und Schönen in der Einsamkeit besser gedeiht, als inmitten der Leute und des Gepränges.

Doctor. Sie sind also wohl kein Freund des prunkhaften katholischen Cultus, der Ceremonien, welche mit dem kirchlichen Gottesdienste verbunden sind?

Peter. In Hinblick auf die Millionen, die ohne unseren kirchlichen Cultus leben und doch auch Kinder des himmlischen Vaters sind, steht es mir nicht an, zu sagen, dass Ceremonien zur Seligkeit unerlässlich sind, man kann auch ohne sie tief religiös und fromm sein. Die ersten Christen haben weniger Ceremonien geübt, als die katholische Kirche in späterer Zeit, aber in der christlichen Religiosität werden sie es wohl mit den Christen aller Zeiten und Kirchen aufnehmen können. — Und dennoch bin ich ein Verehrer des katholischen Cultus. In demselben vereinigen sich alle Künste, um den Herrn zu preisen. Wenn die Künste schon als solche, weltlich geübt, veredelnd wirken, um in wie höherem Grade erst bei dem Zwecke der Verherrlichung Gottes? Wie arm an Kunst wäre das Volk der Dörfer und Wälder, wenn die Kirche ihm nicht Bildnerei und Schaustellung, Lied und Musik gebracht hätte!

Doctor. Als wahrer Christ verhalten Sie sich vielleicht ablehnend gegen die fünf Gebote der katholischen Kirche?

Peter. Wieso? Dieselben, tiefer erfasst, sind für die Gläubigen ein außerordentlicher Behelf. Ich habe Ihnen schon angedeutet, dass auf den sinnlichen Menschen die Religion in sinnlicher Gestalt am besten wirkt; alles Geistige, Unfassbare muss versinnbildlicht werden, wenn es in uns praktisch fruchten soll. Dinge, die uns verborgen sind, nennen wir Geheimnisse, und solche dem Menschengemüthe, wenn schon nicht der Wesenheit, so

löblich sind) das Übergewicht bekamen und den Geist zu erdrücken drohten. Ich habe erfahren, dass mit der Religion mancherlei Missbräuche getrieben wurden und der Glauben zum Aberglauben gemacht. Solche Erscheinungen geißelte ich mit Spott und Zorn und werde das thun, so lange ich lebe und mir die christliche Religion als das Heiligste gilt, was der Mensch auf Erden hat.

Doctor. Das ist aber unklug von Ihnen. Abgesehen davon, dass die einflussreichen Gegner, die Sie sich damit schaffen, Ihre persönliche Existenz verbittern, wird man Sie vor dem Volke auch als einen Irrlehrer erklären und die Wirkung Ihrer Schriften untergraben, mit denen Sie doch den christlichen Geist fördern wollen.

Peter (zuckt die Achseln und schweigt).

Doctor. Ihre Ausführungen waren mir ganz interessant, bekehrt haben sie mich aber nicht.

Peter. Wollte ich denn das? Ich will nur, dass Sie meinen Standpunkt verstehen und achten sollen.

Doctor. Das haben Sie erreicht.

Peter. Und ich wünsche, dass der moderne Geist nicht mehr zu Felde ziehe gegen Gottesglauben und Herzenseinfalt, wie er es bisher oft gethan hat. Die menschliche Gesellschaft ist in eine verhängnisvolle Unruhe gekommen; was ihr vor allem noththut, was das Zeitgemäßeste sein wird nach den Epochen dünkelhafter Aufklärung und zersetzender Skepsis, das einzig Rettende und Aufrichtende — es ist Religion.

Ein Idealist.

Von Sophie von Khuenberg.

Im Käfig halt' ich ihn, ein Gimpel ist's,
Mit rothem Brustlatz, glänzend schwarzem Köpfchen
Und klugen, runden Augen. Wie zufrieden
Er hüpft und singt vom Morgen bis zum Abend.
Uns alle kennt er und verneigt sich zwitschernd,
Wenn wir uns nähern seinem blanken Häuschen,
Nimmt Futter aus der Hand, so lieb gefällig,
Auch wenn er eben appetitlos wäre,
Um undankbar und scheu nicht zu erscheinen.
Ein Junggeselle ist der kleine Vogel,
Und traurig einst, an warmen Frühlingstagen,
Senkt' er das Köpfchen, grad' als dächt' er schmerzlich:
Wie's draußen jubelt! Alles paart sich fröhlich
Und ich nur bin allein!! Da fühlt' ich Mitleid
Und eilig kauft' ich ihm ein kleines Weibchen,
Ein goldig liebliches Kanarienweibchen,
Das mir so recht geeignet schien, sein Herz,
Das unbefriedigte, behaglich auszufüllen!
Doch welche Täuschung! Statt erfreut zu sein,
Schlug er beängstigt mit den grauen Flügeln
Und wehrte sich der schüchternen Versuche
Des Weibchens, seinen Sprossensitz zu theilen.
Mit aufgesperrtem Schnabel saß er drohend,
Erzürnt, empört, dass dieses gelbe Ding
Sich's heimisch machte und mit leisem Piepen
Kokett sich wiegte, von dem Futter naschend,
Das ihm gehörte! Und die erste Nacht!
Wie feindlich ferne wählt' er sich den Schlafplatz!
Er fühlte sich verdrängt, unglücklich, krank!
Da nahm ich ihm das Weibchen — und allein
Blieb er von neuem, wie er's einst gewesen.
Erst staunte er, nun ist er froh; so fröhlich,
Dass er den ganzen Tag vergnüglich pfeift.
Und wenn ein Federchen im Sprung sich löset,
Fasst er's im Schnabel und mit lust'gem Eifer,
Die bunten Härchen flaumig aufgeblasen,
Sich brüstend, wiegend, mit dem Schwänzchen schlagend,
Fliegt er im Käfig zwitschernd auf und nieder,
Als wähnt' er sich in luft'ger Waldesfreiheit
Und eilte, sich ein heimlich Nest zu bauen
Im dämmernden Gezweig, wo sein das Weibchen,
Das ungeduldige harrt . . . . .
Bethörter Vogel!
Das nahe Glück, das traulich dich umflattert,
Hat unbefriedigt dein Gemüth gelassen!
Nur nach dem Fernen pilgert deine Sehnsucht,
Und nicht den sicheren Besitz begehrst du,
Den Wahn der Freude nur willst du genießen —
Ein großer Idealist im kleinen Käfig!

können! Das ist nicht allein eine zu erwartende Seligkeit im anderen Leben, das ist ja schon Seligkeit auf dieser Welt. Aber ich verstehe Sie nicht, ich muss meinen ganzen Aufwand von Einbildungskraft zuhilfe nehmen, um auch nur annähernd zuzugeben, dass Sie wirklich so glauben, wie Sie sagen.

Peter. O Freund, wie möchte ich Ihnen jetzt um den Hals fallen und bekennen, wie oft und wie bange ich um diesen Glauben beten muss! Denn man kann ihn nicht erwerben, nicht anlernen, nicht anempfinden. Man muss ihn geschenkt erhalten als eine Gnade des Himmels. Manchmal, wenn man schier stolz auf diesen Glauben pochen will, ist er plötzlich nicht da, ist es öde im Herzen, und statt den lieben heiligen Gestalten, erfüllen es die Dämonen des Zweifels und der Trostlosigkeit. Und ein anderesmal, wenn ein irdisches Verhängnis uns zu Boden wirft, dass man meint, jetzt gibt es kein Erheben mehr, jetzt ist alles aus — siehe, da ist auf einmal der Glaube vorhanden, der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, und das Unheil löst sich wie Nebel in der Frühlingssonne.

Doctor. Nach Ihren Auseinandersetzungen erscheint die Religion als eine Art von Genussmittel zur Labung, zum Troste und zur inneren Beseligung.

Peter. Ich weiß, wo Sie hinaus wollen. Sie verlangen von der Religion vor allem eine erziehliche Wirkung. Sie verlangen, dass der Religiöse nicht bloß für sich glücklich, sondern auch, dass er für andere gut sei. Ich verlange von ihr dasselbe und sie leistet es. Letzteres durch das erstere. Gut ist nur der Glückliche, daher will sie den Menschen vor allem mit sich selbst ins Reine bringen, ihm den Frieden geben, den die Welt nicht geben kann. Dass der Mensch rechtschaffen sei, muss wohl unter allen Umständen und bei allen Glaubensbekenntnissen vorausgesetzt werden; aber standhaft zu bleiben und immer vollkommener zu werden, das kann er am besten durch den Geist des Christenthums.

Doctor. Nun müssen Sie mir aber eine persönliche Bemerkung erlauben. Ich fand allerdings in Ihren Schriften mit einer gewissen Vorliebe religiöse Gegenstände behandelt, Menschen geschildert, die der christlichen Ergebung und Liebe sich befleißen; andererseits aber haben Sie wiederholt eine scharfe Satire spielen lassen gegen kirchliche Gepflogenheiten. Wie erklärt sich das?

Peter. Das erklärt sich einfach. Die Religion ist mir niemals gleichgiltig gewesen. Wäre sie das, dann würde ich stets an ihr vorübergegangen sein, wie Tausende an ihr vorübergehen, ohne ein Wort der Begeisterung für ihre Erhabenheit, ohne ein Wort des Tadels für Entartungen ihres Cultus. Nichts sehnlicher wünschte ich, als die Kirchen möchten ihre Forderungen stets so einrichten, dass auch der gebildete, der vergeistigte Mensch an ihrem Leben und Walten sich erbauen könnte, dass sie weniger unduldsam seien in kirchlichen Vorschriften, hingegen umso strenger und eifriger in der Verkündung des Evangeliums Jesu Christi. Nur so können die Völker und ihre weltlichen Führer wieder ganz für das Christenthum und die Kirche gewonnen werden. — Manchmal aber vermisst man die geistliche Klugheit, und das gottsuchende Gemüth muss sich nach anderen Quellen umsehen. Lange Zeit habe ich *alle* Zustände, die mit unserer Kirche zusammenhängen oder mittelbar von ihr herstammen, vertheidigt; als ich aber genauer zusah, hat mir einiges nicht gefallen können, weil ich in manchem eine Schädigung des christlichen Gefühles erblickte. Ich habe gesehen, wie die Formen (die bei richtigem Verhältnisse zum Inhalt ja auch

knurrt der einsame Wanderer. Er verwünscht seine Existenz. Sechs volle Stunden muss er ins Gebirge, hinauf zum Schergerle: um ihn zu „exequieren", wie der landesübliche Ausdruck heißt. Nur zu, mein Bester, lauf dir nur die Beine ab! Muss sich der Bauer auch sein Brot im Schweiße des Angesichtes verdienen, warum nicht auch der, der seine „gewisse" Besoldung hat?

„Alle heiligen vierzehn Nothhelfer, steht mir bei!" ruft die Bäuerin erschrocken, da sie den Executor dem Hause nahen sieht. Nicht so erschrecken, meine liebe Schergerlebäuerin, es ist nur der Steuerexecutor, der dich heute mit einem Besuche beehrt. Was? Wie? Der Steuerexecutor ist's? „Hab mir's gleich denkt, dass der Rothkappelte nix Gutes bringt!" bedeutet die Bäuerin ihrem Manne, der auch zum Fenster hinauslugt und sein Weib aufklärt, wer der sei, welcher sich dem Hause, das auf einem Abhange isoliert steht, nähert. Der Bauer, der gleich weiß, was der Besuch bedeuten soll, macht sich auf und davon: er geht sich verstecken! Nur geschwind hinauf auf den Heuboden, oben gräbt man sich ins duftende Almheu, das riecht nichts weniger — als nach rückständigen Steuern.

„Jerum, jesstl jerum!" ruft die Bäuerin. Ja, 's ist ein Elend, man weiß es, die Steuer-„Schraube" functioniert vortrefflich. Ob sie nicht einmal ihren Dienst aufsagt? Wer thät nicht gerne zahlen? Aber wo immer 's Geld hernehmen? „Von der Haut kann ich mir's nicht herausschneiden!" sinnt der Schergerlebauer und verbohrt sich noch tiefer ins Heu, als gelte es, einen Breiberg durchzunagen. „D' Schuh auf die Seite treten, den armen Leuten in den Sack greifen, dem Bettler 's Brot wegnehmen, das kann bald wer!" witzelt der gute Schergerle. Und es ist gut, dass er zu schäkern vermag, obgleich ihm vor lauter Zahlen schon das Wasser in den Mund läuft. Ähnlich, wie der Vogel Strauß — vergräbt der Bauer seinen Kopf, es sind nur mehr die unteren Extremitäten sichtbar. Brav! „Soll's meine Alte mit dem Rothkappelten ausmachen! Was sie machen werden in der Stube?" sinnt der Flüchtling auf dem Heuboden. Was der Herr Executor macht? Soeben betritt er die Stube. „Grüß Ihnen Gott tausendmal!" ruft die Schergerlin mit süßsäuerlicher Miene dem Eintretenden entgegen. „Guten Morgen, Sakerment, d i e Hitz!" ist die Gegenbegrüßung. Nun entspinnt sich zwischen der Hausfrau und dem ungebetenen Gast eine lakonische Conversation.

„Was will der Herr?"

„Dumme Frage!"

„Kenn' den Herrn nicht, gar nicht!"

„So? — Ist sie die Schergerlebäuerin?"

„Wird wohl sein!"

„Ich bin der Steuerexec . . ."

„Jessus Maria und ein klein' bissel Josef, mich trifft der Schlag!"

„Verdammte Hitz'!"

„Mir wird ah warm."

„Wo ist der Bauer?"

„Wird gleich kommen, gleich, ist im Schachen droben Randling schneiden."

„23 Gulden 86 Kreuzer — sammt die Unkosten."

„Ein Randl niedersitzen."

Der Mann mit der strengen Amtsmiene setzt sich. Er rückt dicht an die Bäuerin heran. Wie herablassend! He, Herr Executor, nicht wahr, die Schergerlebäuerin ist ein rundes Leutel? Das lichtblaue kattunene Röcklein schmiegt sich innig an zarte Körperformen. Über dem hochgewölbten Busen lagert ein „brennrothes" Busentuch mit langen Fransen. Zwei rosige, keck aufgeworfene Lefzen winken einladend. Fast träumerisch blicken die hellen klugen Augen den Executor an.

„Ein Eichterl soll das Amt noch

Die Steuerexecution.

Eins aus dem Volksleben von Karl Reiterer.*)

Steuerexecutor — Gerichtsdiener, Gendarm. Keiner von diesen, sagt der Landmann, bringt Gutes ins Haus; meistens gibt es in der Folge Unannehmlichkeiten, — „Keiereien" — wenn der eine oder andere den Bauern aufsucht. Natürlich. Eben weil sie sogar in die friedsame Bauernstube dringen, selbst die Bewohner des hintersten Weltwinkels nicht ungeschoren lassen, sind sie beinahe zu fürchten.

Der Herr Bezirksrichter bleibt schön in seiner Kanzlei. Dort wühlt er unter bestäubten Acten herum — oder wischt mit dem unvermeidlichen „Hasenharl" den im Drange der Amtsgeschäfte reichlich verstreuten Streusand vom Schreibtische. Der „Herr Bezirksvorstand", wie auf dem Lande der Richter eines Bezirkes genannt wird, bleibt also sauber daheim. Und er hat recht. Braucht er den Hinterhuber oder Oberreiter, schickt er diesem seinen Diener nach. Der Steuereinnehmer, dieser gefürchtete, aber unschuldige Beamte, läßt sich ebenfalls selten in einem Gebirgsdorfe blicken. Wozu auch? Will der Schergerlebauer nicht Steuer zahlen, oder besser gesagt, kann er nicht zahlen, weil er seinen Hafer oder seine Mastochsen nicht an den Mann bringt, sendet ihm der Steuereinnehmer den „Executor" nach. Es ist ein Kreuz auf der lieben Welt! Zahlen, ja zahlen wär's leicht, aber wo oft hernehmen — und nicht stehlen: wo nichts ist, hat der Kaiser 's Recht verloren! sempert der zahlungsunfähige Landwirt. Aber diese gemüthliche Rede will bei den „Herren" nicht wirken. „E, was, Bauer!" schnauzt der graubärtige Executor den armen Hinterwäldler — und wäre er in der verzweifeltsten Lage — unbarmherzig an, „hast ja noch Kühe im Stalle. Heraus damit, sie werden schon noch ein Sümmchen abwerfen, groß genug, dass die rückständigen Steuern und Executionskosten beglichen werden können . . . ."

Es ist ein heißer Sommertag. Die Vögelein ziesen fröhlich im Walde, durch den sich ein Saumweg schlängelt. Um die Nachmittagsstunde ächzt ein Wanderer durch den Waldweg: es ist der dicke Steuerexecutor aus Eringshofen. Blumen und Blüten prangen lieblich am Wege, süßer Duft und stärkender Harzgeruch schwängert die Lüfte, in denen die Ammern, Buchfinken und Kohlmeisen in ungestörter Harmonie sich ihres Lebens freuen. Doch was kümmert dies alles den Dicken? Er hat weder Aug' noch Ohr für seine Umgebung, sondern zischt, da ihm die Tageshitze unerträglich zu sein scheint, einen wilden Fluch zwischen den Zähnen hervor. „Hundebrot . . . Bauernpack, saumseliges im Zahlen . . . Weiter Weg, verteufelt weit zu diesem Schergerlebauer . . ."

---

*) Der Verfasser dieser etwas übermütigen Schilderung ist Schullehrer in einem Hochgebirgsdörfchen Obersteiermarks (Donnersbachwald bei Irdning im Ennsthale). Er hat schon eine Reihe von Bildern aus dem Volksleben in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht. Der Mann hat manchmal etwas zu sagen, seine reiche volksthümliche Erfahrung eignet ihn zu einem Schilderer des Volkslebens. Möchte sich nur auch der Verleger finden, welcher eine Sammlung dieser Volksbilder in die Welt gäbe.
Die Red.

kühlt — und einen „Vogelbeerenen". — Mittlerweile verirrt sich der Großknecht Jok ins Haus. In der Stube bemerkt er gleich den fremden Mann. Wer ist denn der da? fragt sich Jok und glotzt den Fremdling forschend an.

„Ist er der Bauer?" fragt der Dicke den Knecht.

„Ich der Bauer, ich?" gibt Jok zurück und lacht grell auf. „Ha, wär' schon recht, wenn ich der Bauer wär'!" Der Bursche weiß nicht recht, wie es der Fremde meinte, wollte er ihn spötteln? Ein tüchtiger Großknecht — und Jok ist einer! — hat Bauernstolz. Wart, Fremder, du sollst es sehen, dass mit dem Schergerlebauer Großknecht nicht gut anbinden ist.

„A schön's Wetter!" beginnt Jok, damit das weitere Gespräch einleitend.

„Eine Schandhitz' — und nicht ein schön's Wetter, der Kuckuck mag so eine Witterung holen!" entgegnet kühl und einigermaßen ärgerlich der Gast.

„G'rad' recht das Wetter zum Heurechen!" ist die gegentheilige Meinung des Knechtes, der beim offenen Herd steht und eine glühende Kohle in sein Pfeiferl steckt.

Beim „Ankenten" lugt Jok allfort verstohlen auf den Mann, der beim Tische sitzt, hinüber. Ist's ein Herrischer? Ah, versteht sich. Jok ahnt es. Aber er verstellt sich und meint: „G'wiss auf'n Viehhandel aus? Oder ist er ein Sauschneider?" — Pst, Jok, wirst still sein! Ein Executor gleicht doch keinem „Österreicher", noch weniger einem „Lungauer"! — Der B'stellte (Verzehrungssteuerbeamte) wird's halt sein! denkt sich der Knecht. Einen „Bestellten" sieht man im Bauernhofe nicht gerne. Wohl wahr, wer ließe sich gerne beim Branntweinbrennen zur unrechten Zeit erwischen? Jok sieht die Mütze des Executors auf der Bank nicht. Wenigstens thut er, als bemerke er dieselbe gar nicht. Bürschchen, vielleicht willst du sie nicht sehen, he? Weiß man's?

Allgemach nähert sich der Großknecht dem Tisch, an dem der Fremde sitzt. Lass es, Jok, der Mann gibt dir ja doch keine Audienz, lass das Plaudern und zudringliche Nahen — zur Bank, auf der die Mütze liegt!

Knapp neben dem Fremden setzt sich Jok auf die Bank. Krach! . . . Nu, was hat's denn? Ungeschickter Schlingel, hast dich ja auf dem Unbekannten seine Kopfbedeckung gesetzt, mit aller Wucht auch noch!

„Oha!" lautet die Entschuldigung des Knechtes. Er erhebt sich bedächtig vom Sitze. „Herrjessus, meine Mütze, Sak . . . Das auch noch?" tobt der vermeintliche Viehhändler. Eine Mütze, eine Mütze, hat der Herr eine Mütze? Keinen Hut? Dann kann's kein Viehhändler oder Lungauer sein! klügelt Jok.

Indessen ist die Hauswirtin aus der Speisekammer zurückgekehrt. Sie bringt dem Gaste eine klein Erquickung. Nun, was schneidet derselbe denn für ein saures Gesicht? Und der Großknecht steht blöde d'reingaffend neben ihm?

„Es ist zum Haarausreißen!" ruft der Mann auf der Bank der Bäuerin entgegen. Was ist geschehen? „Der da, der . . ." wird Jok angeklagt, „der hat mir meine Mütze total zusammengequetscht, auf meine stichneue Amtsmütze ist er mir d'raufgesessen . . ."

„Joa!" fällt Jok d'rein. Was, ja? „Ein Trottel bist!" ruft grimmig die Bäuerin. „Himmel, thu dich auf! Bist ja auf'n Herrn Executor sein' Kappel d'raufg'hockt! Tollpa . . .!" — „Executor? Kappel d'raufg'hockt?" gurgelt verlegen der Knecht. Umsinken möcht' die Schergerlin, den Teller, den sie in der Hand trägt und auf dem sich eine Butter befindet, möcht' sie fallen lassen. Solch eine Ung'legenheit!

„Herrn Executor sein Kappel war's? Hätt's nit g'glaubt, dass 's 'n Herrn Executor sein Kappel war!"

warten, ich lass' den Herrn Einnehmer gar schön bitten!" fleht die Bäuerin.

„Dass diese verscharnagelten Bauern so hoch ihre Anwesen hinaufbauten! was das Bergsteigen nicht Schweißtropfen kostet!" ist die Antwort.

„Glaub's wohl, glaub's wohl!" darauf demüthig das Weib, im Stillen jedoch denkt sie sich: Steigt nur zu — ums Geld, steigt nur . . .

Die hellen Schweißtropfen perlen dem Dicken von der Stirne. Wo ist denn geschwinde das Schnupftuch zum Abtrocknen? „Mein Gott, kann man nichts machen!" hebt die Bäuerin an. „Alles kann nicht auf der Ebene bleiben, es muss auch Leute auf den Höhen geben! Soll man die Sonnseiten brach liegen lassen? Man müsst ein Narr sein! Unsere Vorfahren führten ein schönes Leben, aber mein Gott, die Verhältniss' ändern sich, die Zeiten werden so rar, das Geld wird klug, der Kaiser lasst viel zu wenig Geld schlagen. Oder soll zu uns kein's heraufkommen? Haben halt gar kein Geld . . ."

Was kümmert's den Steuerexecutor? Er schert sich auch nicht darum, warum es beim Schergerle abwärts gieng, auf einem Gute, wo sich die Ahnen des gegenwärtigen Besitzers Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hindurch hielten. Er will nur Geld! Herrgott im Himmel, hätte es ein Urstammhalter einstens ahnen können, dass nun Steuerexecutoren den langvererbten Hof belagern? In Ehren ist auch der Schergerlebauer, der nun auf dem Heuboden steckt, grau geworden. Nun muss er die Schand erleben, dass ein Executor zwangsweise die Rückstände hereinbringt. Es ist aus aller Weis'!

Stumm sitzt der Diener des Gesetzes in der Stube. Wiederholt zieht er sein Sacktuch heraus und trocknet sich den Schweiß auf der Stirne, wiederholt flucht er. „Wenn er nur nit so arg schelten möcht', ich nehm' die Sünd' nicht auf mich!" calculiert die Bäuerin, ihr wird angst und bang neben dem Dicken. „Muss man aber heut'z'tags rennen, eine Execution drängt die andere!" murrt der Mann mit der rothen Mütze.

Alle Wetter, sauer ist das Brot eines Executors, der hügelauf, hügelab, über Berg und Thal laufen muss! Mei, mei, man glaubt es gar nicht, viele werden sich keinen Begriff davon machen können, wie viel so ein Executor von heute zu thun hat! Es gäbe für Statistiker ein schönes Stück Arbeit, in einem Landel alle vorkommenden Steuerexecutionen zusammenzustellen, zu gruppieren, zu zählen, einzutheilen 2c. Ah, was braucht man es zu wissen, wie viel Elend es unter dem Volke gibt? Natürlich. Wer wird nachgrübeln?

Ob er nicht weich wird? erwägt die Schergerlebäuerin. Er scheint ein grantiger Herr zu sein, der Executor! Nu, Mutterl, bleib' nicht sitzen, geh' um einen Haustrunk, das Weitere wird sich zeigen! Hm, womit soll man denn so einem feinen Herrn aufwarten? grübelt das Weib. Wein oder Bier hat der Schergerle nur zu den heiligen Zeiten im Hause. „Mag der Herr einen Holzapfelwein, einen vorjährigen? Oder ein «Glinggerle» Vogelbeerbranntwein?" wendet sich die Hausfrau an ihren Nebensitzenden. Der Executor sitzt stumm da, dehnt seine Glieder, zieht seine große Schnupftabakdose heraus und nimmt eine gewaltige Prise. Es erfolgt keine Antwort? Nur nicht lange fragen, Schergerlebäuerin, wer lange fragt, — sagt man — gibt nicht gerne Der Herr wird als Amtsperson doch nicht etwas begehren, so g'scheit!

„Freilich, freilich", murmelt die Bäuerin, ihre Frage gleichsam selbst beantwortend, „es ist mir halt aller Verstand fast stehen 'blieben." Kein Wunder. Der Executor nimmt seine Mütze ab und legt sie auf die Bank nebenan. Das Weib eilt in die Speisekammer um Butter, süße Milch — die

„Übernachten da, nicht g'fällig?" meint der Bauer zuvorkommend. „Ist schon zu spät zum Weitergehen, geht schon die Sonn' hinunter!" weiß die Hausfrau zu sagen. Saperlot. Richtig, es ist — der Executor beguckt seine Uhr — schon halb sieben Uhr. Zu spät! — Also bleibt der Executor.

Dieser für die Schergerlebäu'rischen unliebsame Executionstag endet damit, dass die Bäuerin abends ihren Mann, da er ins Bett steigt, fragt: „Jetzt sag' mir nur 'mal, Alter, wo bist denn du nachmittags so lange g'steckt?" — Der Bauer antwortet: „Im Heu, aber mir ist's halt vorkommen, als dauere die Execution z'lange!" und blinzelt mit den Augen. —

Der gefoppte Geizhals.

Ein dramatischer Schwank aus dem Volke. Mitgetheilt von **Anton Schlossar**.*)

Dieser volksthümliche dramatische Schwank gehört zur Gattung der sogenannten „Nachspiele". Es sind dies kurze Spiele, welche auf dem Dorfe gewöhnlich der Darstellung eines ernsteren Stückes, z. B. der Hirlanda, Susanna oder dergleichen folgen und in denen derber Humor besonders zutage tritt. In solchen Nachspielen dient meistentheils die Figur des „Kasperl", des Hanswurstes besonders zur Belustigung der Zuhörer. Die Handlung des „Nachspieles" ist gewöhnlich eine dürftige, auf die derben Scherze und Späße wird das Hauptgewicht gelegt, und ist den betreffenden Darstellern hierfür ein weiter Spielraum gelassen. Auch kleine komische Scenen aus dem Bauernleben u. dgl. bilden wohl den Vorwurf zu solchen kurzen Spielen. Bisher wurden meines Wissens keine derselben veröffentlicht. Sie kommen in den Gebieten der deutschen Alpenländer schon seit dem vorigen Jahrhundert vor, wie ja auch auf der Kunstbühne derartige burleske Nachkomödien schon im achtzehnten Jahrhundert und früher üblich waren.

Personen.

Ein geiziger Alter.
Leobinus, dessen Sohn.
Hanswurst, sein Diener.
Melanie, Oliva } zwei Schäferinnen.
Ein türkischer Räuber.

Erster Auftritt.

Leobinus und Hanswurst.

Leobinus. Komm her, Hanswurst, ich hab dir was zu vertrauen und bin deiner Hilfe sehr bedürftig; wann du mir also in meinem Anliegen Hilfe leistest, auch in allem verschwiegen und geheim dich haltest, so versprich ich dir kräftig, dass ich dich hinfüro nicht mehr als meinen Bedienten, sondern als meinen leiblichen Bruder ansehen werde.

*) Deutsche Volksschauspiele, in Steiermark gesammelt von Dr. Anton Schlossar. Zwei Bände. (Halle. Max Niemeyer. 1891.) Siehe Seite 477.

murmelt halb verlegen, halb erfreut Jok.

„Schau, dass d' mir außikommst!" herrscht die Bäuerin den Knecht an. 's kommt eine furchtbare Strafpredigt? Der Unheilstifter zieht es vor, die Stube zu verlassen. Er kennt die Bäuerin, sie ist keine Gute, wenn sie einmal fuchtig ist. Und „fuchtig" ist sie jetzt schon verteufelt geworden.

„G'rad' dem Herrn Executor muss so was in meinem Hause passieren!" stammelt entschuldigend das Weib und setzt dem Gaste die Erfrischungen auf den Tisch. Jetzt wird der Herr wohl gar keine Nachsicht haben!" raitet die Bäuerein. Sie sucht den Executor zu beruhigen. „Ein bisserl zugreifen, mein bester Herr. Nur Bescheid thun!" Die Hausmutter wischt mit ihrem Fürtuch hernach säuberlich die Tischplatte ab. „Sist grauset's dem Herrn epper." — O meine Schergerlebäuerin, deinem Gaste ekelt es beim primitiven Eichenholztische vor nichts, weder vor den Speisen, noch vor der einfachen Tafel. „Ist ja alles fein gescheuert!" belobt der Executor seine Bewirterin. Er langt eifrig zu. Der Vogelbeerbranntwein scheint ihm zu munden. Schon zweimal wurde das Schnapsgläschen prüfend zum Munde geführt. Es ist ein gutes Tröpferl. Hat ihn die Bäuerin selbst gebrannt? Halt ja!

Die Stubenthür ist angelweit offen. Die Schwalben zwitschern eifrig im Vorhause. Sie ätzen sorgsam ihre Jungen. Die lieben Viecherln! „Sie säen nicht und sammeln nicht in die Scheuern . . ."

„Hat die Frau Mutter kein Kleines?" unterbricht der Dicke das Weib.

„Eines wohl, ist mir aber gestorben." Thränen treten der armen Bäuerin in die Augen. Unglückliche Mutter!

Dem sonst so strenge d'reinblickenden Mann wird warm ums Herz. Er tätschelt der Hausfrau auf die Wange. „Ist eine saubere Gredl, die Schergerlebäuerin, der Himmel wird schon noch eine Kleinigkeit schicken." Damit ergreift der Executor das Gläschen und leert es. Ist rechtschaffen gut, das Tröpferl. Gleich geht die Bäuerin um ein zweites Gläschen.

„Was macht die Frau Einnehmerin?" sagt heiter das Weib nach der Rückkunft. „Geht's ihr gewiss alleweil gut? Wär' zu wünschen! Herrjeh, so eine Frau muss aber ein schönes Leben haben? Geld wird's haben, schrecklich viel Geld." — So die Bäuerin. Vielleicht nicht? Die Bauern tragen das Geld ja jahraus jahrein in die Steuerkanzlei, soll die Frau Einnehmerin nicht auch von den schönen Einkünften ihres Mannes einen Nutzen nießen? Auch wenn's ein Schauerjahr absetzt, bekommt das Steueramt noch Geld. „Aber mein Gott, unsereins, was ist unsereins nicht für ein armes Leut' auf der Welt. — Austrinken, Herr Executor!" Dringt die Schergerlin in ihren Gast. Austrinken? Das läßt man sich nicht zweimal sagen!

Ein drittes, viertes, fünftes Gläschen wird getrunken. Recht so. Der Herr Executor ist halt doch ein commodes Leut! Ganz gut. Beim fünften Gläschen naht der nun ungezwungen sich zeigende Gast seiner Wirtin. Sein heißer Athem streift die Wangen derselben. So kommt es?

„Hoho!" ruft der Bauer plötzlich bei der Thür, „wird heut' meine Bäuerin exequiert?" — „Jessus, der Bauer!" haucht das Weib, dann steht sie auf und lispelt dem Bauern etwas ins Ohr.

„Muss schon gehen!" lallt der Gast und setzt seine Mütze auf. „Noch ein wenig bleiben!" — „Geht nicht." Wieso? Zum Grabler, einer Kleinhäuslerin auf der untern Schattseiten, muss der Executor noch. Was, zu der noch? Es ist ja schon zu spät heute!

Die Bäuerin blickt ihre Ehehälfte vielsagend an.

versprochen han. Hiazt wir ich halt gehn schaun, dass ich Geld krieg. (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Der Alte, dann Hanswurst.

Alter. Ja, ja, es ist eine ausgemachte Sach, wenn einer einmal alt ist, da kommen einem erst die guten Gedanken: aber da ist es schon zu spät. Ach, was hätte ich mir in meiner Jugend ersparen können! Wie vieles habe ich muthwillig verschwendet! Könnte mein Vermögen nicht in einem weit besseren Stande sein, wenn ich wirtschaftlich gelebt hätte? Ach, du trauriges Zurückdenken!

Hanswurst kommt. He, Hausknecht, Kuchelmensch, B'schließerin! Wo seids denn alle? Zum Teufel, wissts ma nit dem alten Geizhalsmeister anzurathen? Ich soll ihm in' Augenblick haben.

Alter. Was fehlt dir, Hanswurst, dass du so grausam schreiest? Ist etwan ein Unglück vorbeigangen? Sage mir's eilends.

Hanswurst. A was wir i Enk da sagen, mein alten Herrn Vater muess ich haben, sonst is s aus. Hin ist er, hin ist er, auf ewig ist er hin!

Alter. Um des Himmelswillen, was ist denn, Hanswurst, sage an? Hier siehst du mich ja zugegen: so erhole dich doch.

Hanswurst. A, Herr, i hätt Enk vor lauter Verwirrung bald nit dakennt. Hiazt losts nur glei, was z'losen ist und denkts, was mir vor a Unglück ghabt ham: das ist ein Unglück weit grösza als a Fueder Heu; schauts nur glei, ich und Enker Sohn, der Herr Leobinus, sein spazieren ausganga aufn Meerhafn aussa, und da haben mir a türkisches Schiff g'sehn, dös ham mir a weil betracht, weil's so viel schön is gewesen; aft is glei a türkischer Glatzkopf aussakemma und hat uns auf an Käuer eing'laden, das ham mir ihm aus Höflichkeit nit abschlagen wollen und sein halt aufs Schiff ganga und ham Käuer trunka; daweil sein dö türkischen Spitzbueben davong'fahren und haben uns als Gschlaven wollen mitnehma; sobald ich aber das Ding hab wahrg'nomma, so hab ich g'schwindt zum Bitten g'schaut und hab g'sagt, dass mein Herr an' reichen Vater hat, der sein' Sohn gewiss nit wird sitzen lassen.

Alter. Aber warum denn so einfältig? Was habt ihr im Schiff zu machen? Ach, ach, das wird gut herauskommen, mir stehen schon alle Haare geg'n Berg. Wo ist denn mein Sohn Leobinus anjetzo?

Hanswurst. Ja, Herr, wo wird a sein? Er ist halt noch in der Galern beim Türken. Mi aber habens zuruckg'schickt, ich soll Enk sagen, ob's ihm wöllts auslösen oder nicht.

Alter. O türkischer Galgendieb, du raubest mir mein Leben. Eilends lauf, Hanswurst, hole die Wacht, dass sie das türkische Raubschiff einholen und mir mein' Sohn wieder erlösen.

Hanswurst. Ach, wie einfältig denkt Ihr, Herr. Eine ganze Armee Soldaten sind nicht imstand, das einzige Türkenschiff zu erobern, dann es ist größer und stärker als das ganze Land Steyer. Da ist kein anderes Mittel, als mit Geld kann man ihn wieder erlösen, und das in möglichster Kürze; in zwei Stunden sein sie sonst weg.

Alter. Wo aber hernehmen, du Ochs? Warum seid ihr so dumm und seid hineingegangen! O du mörderischer Türk, o du leichtfertiger Sohn! Ist das erlaubt, mich um das Meinige zu bringen? Es müsst kein Recht mehr auf der Welt sein, wann dieses geht. Aber sage mir, Hanswurst, soll denn gar kein anderes Mittel mehr zu erdenken sein, meinen Sohn zu entledigen?

Hanswurst. Nein, in diesem Stück ist nicht leicht zu helfen, und kann auch keine Obrigkeit, kein König,

Hanswurst. Das könnt's leicht versprechen, denn das wissen die Leut eh, dass mir a gleichs Paar Narren z'samm sein: also sein ma glei samma Brüder, mir is schon recht, so kann i di duezen. Ich wir hernach mein Fleiß nit sparen, wann ich dir was helfa kann, und weg'ns Schuehputzen weiß i a schon, wia ma thain: ein Tag putzt du mir meine, den andern Tag ich dir deine, da wern ma abwechseln.

Leobinus. Nein, nicht also, ich mein' es anders: sage mir nur anjetzo aufrichtig, ob du mir zu etwas helfen willst oder nicht, welches auch dein Nutzen und Vergnügen sein kann: wegen der Bruderschaft werden wir ein anderesmal reden.

Hanswurst. Ja, ja, ich versprich dieses aufrichtig, wann's nur was eintragt: aber sag ma na bald, was mir vor ein Nutzen und Vergnügen sein wird.

Leobinus. Ich werde es dir gleich melden und vertrauen; aber eines bitte ich mir aus, du musst mir doch gleichwohl mein' Respect geben, als deinem Herrn, ob mir schon im Herzen Brüder sein: dann erachte selbst, was wurden die Leute denken, wann du mich auch per du nennest.

Hanswurst. Ha, ha, ich versteh schon: mit dem Maul bin i nix Brueder, wanns aufs Duezen und guet fressen und saufen ankäm; ich bin nur Herzensbrueder, wanns in der Noth seids; aber es thuet nix, wann ich nur selm Brueder mit bin, wann einmal Enker reicher Vater stirbt.

Leobinus. Ja, Hanswurst, du hast dich drauf zu verlassen: wann du mir anjetzo helfen kannst, so solltest du ein guten Theil von meines reichen Vaters Vermögen überkommen.

Hanswurst. Nu, wanns selb ist, so wag i mein Leben, mein Hab und Guet; das wissts ja, dass mir nix unmöglich ist, wann ich was anstellen will: so sagts ös nur, mit was ich Enk helfen kann.

Leobinus. Das ist mir alles bewusst. Nun höre mich nur: du weißt, dass vor etlichen Tagen ein türkisches Schiff hier ankommen, auf welchem die zwei schönen Schäfersmädl, die mir schon öfters besucht haben, gefangen sitzen.

Hanswurst. Ja, das weiß ich, weil's alle Tag 24mal hingehts.

Leobinus. Du weißt aber nicht, dass sie mich so inständig gebeten, sie von ihrer Gefangenschaft loszukaufen, und mit was Vergnügen wollte ich meines geizigen Vaters schimmlige alte Thaler und Ducaten darauf anwenden! Wäre es nicht ein recht christliches und dem Himmel wohlgefälliges Werk, diesen zwei armen, holdseligen Gschlaven die Freiheit zu verschaffen? Erwäge es selbst, Hanswurst.

Hanswurst. Ja, freila war's a himmlisches Werk, wanns Enk a paar eigne Menscha kafet's: aber, he, i verstehs schon, i soll Enkern Vata halt 's Geld stehlen dazu! Gelts?

Leobinus. Du muesst dir keine so üblen Gedanken machen von mir, dann wisse, ich bin gesinnt, sobald ich's erhalte, eine davon, nämlich die Melonia, zu meiner Gemahlin zu nehmen. Die zweite behalte ich zu unserer Bedienung. Erdenk also nur eine List, wie mir von meinem Vater Geld bekommen. Der nächste Preis oder Auslosgeld ist 500 Ducaten, und der Termin ist kurz. Heunt bis zehn Uhr 'nachts sein sie noch in ihrem Gasthof, nachdem aber werden sie wiederum auf die Galere geführt, auf welcher sie um Mitternachtszeit absegeln: alsdann sehen wir sie in unserem Leben nimmer.

Hanswurst. 500 Ducaten kostens, das ist weita kein Bagatell: der Teufel, das ist a theure War, da kauffet i mir schon lieber a hundert Startin Wein, da hätt ana länger zu lecken, als an die zwei Menscherln. Aber was frag i darnach, ös därfts Enk schon verlassen, weil ich Enk's amal

ganze Lebenszeit, wie die allerverliebteste Braut ihren Bräutigam immer lieben kann. Meine Schwester kann Ihnen ebenfalls tausend Dank erstatten.

Oliva. Ich sage Ihnen gleichen Dank, mein großmüthiger Erretter und allerliebster zukünftiger Herr Schwager. Ich versprich ein Gleiches, Sie in Ihrem Dienst so zu ehren und zu dienen, dass alle Ihre Befehle nach Ihrem Augenwunsch vollzogen werden; der Himmel zahle das Mehrere.

Leobinus. Unterlasset dieses, es ist genug, ihr schönen Seelen; euer gutes und dankbares Gemüth ersetzet mir diese Kleinigkeit genugsam.

Fünfter Auftritt.

Hanswurst und Türke treten auf.

Hanswurst. Ha, ha, ich mein', ös habts enk schon versprochen g'habt mitanander. He, Herr, warts a bissel, ös müsst ma ane zuekomma lassen.

Leobinus. Bist du hier, Hanswurst? Das ist gut. Gib dem Türken das Geld. Erhandelst du was, so gehört es dein. Ich habe indessen mit ihnen zu sprechen.

Hanswurst. Schon recht, das wir ich probieren. Allo Meister Ratzbart, los auf: wann du handeln lasst, kriegst Geld. Wie theuer sind die Kalmerln da?

Türke. Kurasco scheppertolly na ticoth.

Hanswurst. Was? Sternvoll ist der Dickkopf.

Türke. Nergo Nollorumb 500 Tugatt.

Hanswurst. Ja; ja, 500 aufn Hintern. (Zählt Geld auf.) No schau, Bruder, lass g'scheha, da hast Geld.

Türke. Scherbo, scherbo dukh bologarschi. (Nimmt das Geld und geht ab.)

Hanswurst. Scherfy, scherfy — und hol di der —,' du verzweifelter Grindschipl, du glatzschädlater du, weils d' nur amal fort bist. Das hat g'rathen. Den Kerl hab i ang'schmiert, er muess 's deutsche Geld nit recht kenna, ich hab ihm anstatt Ducaten lauter Kupferpfennig geben. Hiazt sein die Ducatl mir blieben.

Leobinus. Bist du schon richtig, Hanswurst mit dem Handel? Weil der Türk schon fort ist, so gehen wir auch.

Hanswurst. Ja Herr, d'Menscha sein schon unsa; aber no ans, eine müssts mir lassen, dann schauts, das war g'feilt. Meints weils so hübsch klein sein, wöllts ös alle zwei g'halten? Aber das geht nit; schauts, sö ham mi a viel Müh kost.

Leobinus. Es ist wahr, du hast in diesem Stuck dich sehr wohl gehalten; wann die schöne Oliva mit dir zufrieden ist, so wünsche ich euch viel Tausend Glück zu eurer Verlobung.

Oliva. Ich bin mit ihm vollständig zufrieden, er scheinet mir ein lustiger Mensch zu sein, und einen solchen hätt ich mir schon längst gewunschen.

Hanswurst. Schon recht, Schatzerl, mir is af a Haar a so; sie scheint mir a hübsches Menscherl zu sein, und a sölteri hätt ich mir längst gern zueg'legt. Aber stat, es kommt der Alte herein, ich hab ihn schon rochen g'hört, wir müssen uns a weng auf die Seiten machen und zuhörn, was er sagt.

Leobinus. Ja, gehen wir etwas abseits: du aber, Hanswurst, hör ihm zu und wann du Gelegenheit hast, so rede mit ihm wegen unserer Hochzeit-Veranstaltung so gut du kannst. (Geht mit den Mädchen ab.)

Sechster Auftritt.

Alter tritt auf.

Alter. Dem Himmel sei Dank, dass ich mich von meiner Ohnmacht wiederum erholt habe! Aber was nutzt es mich? Wie lang wird es dauern? Sobald ich von meinem Sohn wiederum Nachricht erhalte. Ein Weiteres: ist er verloren, oder ich muss 500 Ducaten

kein Kaiser helfen, als das einzige Geld, und das leidet gar kein Aufschub mehr. Ich sag Enk zum letztenmal, wollts ausrucken oder nicht?

Alter. Ach, gerechter Himmel, du weißt, wie hart es mir ankommt, nur zu fragen, wie viel es dann kosten möchte, aber doch muess ich mich überwinden, weil es nicht anders sein kann. Sage mir, Hanswurst, wie viel Groschen er dann Trinkgeld verlangt, wann er mir dann meinen Sohn wieder zuruckschickt.

Hanswurst. Ei ja, Groschen, da wär gar kein Reden davon. 500 Ducaten müssen sein, und wenn einer abgeht, so lasst er'n nit aus.

Alter. Au weh, Hanswurst, halte mich, labe mich und erquicke mich. Diese 500 Ducaten werden mich mein Leben kosten, sie werden mir den Schlagfluss zuziehen, und das wird mir das Herz abstoßen. (Fällt um.)

Hanswurst. Nu, das ist brav. Hiazt, wann der Alte marixelt, so krieg'n ma's Geld alls mitanander, wanns nur sein Ernst war! Muess schon gehn visitieren. (Schaut den Alten an.) Es ist, mein Aid, kein G'spass net, der Alte ist völlig in da Tattna. Aber was frag ich darnach? Desto leichter will ich's Geld kriegen. Stirbt a, so kriegts ohnedem mein Herr und kimmt a wieda davon, so soll a ma's nit amal wahrnehmen, dass ich ihm 500 Ducaten g'holt han. Hiazt wir i ihm gehn in sein Zimmer bringa und wir'n schön gemachla ausziehen und ins Bett legen; aft wir i wohl in Schlüssel finden, wann i amal d'Hosen in Händen han, zu seiner Geldtruhen. Nur schön stat hiazt. (Nimmt den Alten, zieht ihn hinein.) Ha, ha, ha, ha, ha, ha! (Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Oliva und Melonia sitzen geschlossen und von einem Türken bewacht.

Oliva. O, meine allerliebste Schwester, wie hart erwarte ich die erwünschte Zeit, da unser Erretter uns zu kommen versprochen hat. Ich zweifle sehr, ob er mehr kommt.

Melonia. Ei, habe doch keine so schlimmen Gedanken. Ich kann dich gewiss versichern, dass er sein Wort treulich halten werde, du bist immer ungeduldig und kannst nichts erwarten.

Oliva. Ja, es ist die Wahrheit: aber wäre es denn ein Wunder, in unserm Unglück verdrießlich zu werden, da wir unschuldig so vieles leiden müssen? Und wer weiß, was noch vor Elend uns bevorstehet, wann wir anjetzo nicht auskauft und erlöset werden: kommen wir einmal unter die türkischen Völker hinein, so können wir an Seel und Leib unglücklich sein.

Melonia. Meine Schwester, denke immer an dieses: Wir sein so viel schon als in der Freiheit, denn ich kenne mein' Geliebten sein treues Herz und weiß gewiss, dass er uns nicht verlasset. Sei nicht so melancholisch, sing viel lieber ein Schäferlied von unserem vorigen Vergnügen.

Vierter Auftritt.

Oliva und Melonia singen ein Lied, darauf tritt Leobinus auf.

Leobinus. Ach, wie angenehm, meine Schönen, waren eure Stimmen zu vernehmen. Ihr beklaget zwar billig Eure harte Gefangenschaft, aber ich erfreue mich vielmehr euer Erretter zu sein, weil ich vergewissert bin, dass ihr mehr meine Person als meine Gutthat liebet. Seiet getröst, eure eisernen harten Fesseln sollen in Kürze in Liebesfesseln verwandelt werden, mein getreuer Bedienter wird das Lösegeld wohl bringen.

Melonia. Danke Ihnen der Himmel, mein englischer Leobinus, vor Ihr gutes treues Herz, das Sie mir geschenket und welches verursacht hat, dass Sie uns arme Eschlavinnen aus denen wüthenden türkischen Händen gerissen. Ich verspreche Ihnen, Sie zu lieben und zu ehren meine

II. Der Lehrling Geist Seb. hat seinem Lehrherrn in allen Dingen unbedingt Folge zu leisten, ihm zu gehorsamen, sich in jeder Weise der Hausordnung zu fügen, durch Fleiß und Aufmerksamkeit im Handwerk, sowie durch sittliches Betragen sich der Zunft würdig zu erweisen, ansonst derselbe nicht freigesprochen würde.

Aufgedungen durch die Beisitzer der Großuhrmacher in der kais. königl. Haupt- und Residenzstadt Wien, am 25. August 1831.

Schießl, I. Beisitzer.
Pleitinger, II. Beisitzer.
Winter, III. Beisitzer.

So etwa lautete die Unterwerfungserklärung eines Kindes unter sechsjährige Sclaverei.

Mein guter Vater, selbst in permanentem Nothstande, schätzte sich und mich glücklich ob des gelungenen Unterstandes, denn der Uhrmacher Seiberl war, trotz seiner Klumpfüße, ein, wie man so sagt, ordentlicher Uhrmacher. Hatte doch mein Vater das Geschick, dass ich zum viertenmale in die Lehre kam. Erst zu einem Wagenlackierer, dort war ich 6 Wochen lang. Man schickte mich nach dieser Zeit, als zu schwach für dieses Handwerk, nachhause. Ich konnte nicht kräftig genug Farben reiben und zum Wagenschieben war ich gleich gar nicht zu gebrauchen. Nachher kam ich zu dem Gürtlermeister Tettenborn, da lief ich selbst davon, denn als Kindsmagd und Laufjunge auch noch schmale Kost und Prügel zu bekommen, das behagte mir gar nicht. Dann kam ich in den Wiener Vorort, nach dem lustigen Neulerchenfeld, wo in manchen Straßen jedes einzelne Haus ein Wirtshaus war, zu einem Uhrmacher in die Lehre. Das war doch etwas Nobles! Denn Schuster oder Schneider wollte ich auch gerade nicht werden, obwohl mir die Wahl frei stand. Auch war mein Vater zu stolz, als Maler so tief herabzusteigen. Sein Elend war immer noch nicht groß genug, um seine werten Nachkommen in so niederer Sphäre zu sehen. (?) Leider hörte mein Vater, dass bei meinem Meister keine ganzen Uhren, sondern bloß Theile davon gemacht würden, und dass derselbe bloß ein „befugter“, kein „bürgerlicher“ Meister wäre, und so holte er zu meiner Freude mich nach Umfluss von 14 Tagen wieder ab. Ach wie viele Schuster und Schneider waren Fürsten gegenüber diesem Uhrmacher! Ich war zufrieden, aus dieser Spelunke wegzukommen. Also trat ich nach einiger Zeit bei dem Herrn Joh. Seiberl, „bürgerlichem Großuhrmacher“, in die Lehre. Wir machten neue Pendeluhren aus Messing von A bis Z. Meinem Meister gebe ich heute noch das Zeugnis, welches er mir bei meinem Abschied in die Heimat gab: er war ein rechtschaffener, fleißiger Mann. Er bedauerte nur, dass ich weggieng, und meinte, dass ich schwerlich wo anders, als bei ihm, was Rechtes lernen könne. Er gehörte allerdings schon zu den besseren Uhrmachern, hatte er doch sogar eine „Rädereinschneidmaschine“, was die Wenigsten hatten, denn eine solche kostete beinahe hundert Gulden. Wie — freundlich diese sechs Jahre verflossen, das zu erzählen, erlasse man mir. Obschon mein Meister ein gerecht denkender Mann war, aber in immerwährendem Kampfe mit der Noth, was lässt sich da thun? Es waren sechs Gesellen da und auch meistens drei Lehrjungen. Wir arbeiteten jeden Tag im Sommer von früh 5 Uhr bis abends 8½ Uhr, im Winter von früh 6 Uhr bis abends 10 Uhr. Sonntags wurde nur vormittags gearbeitet. Pausen unter dieser Arbeitszeit gab es nicht, nur so lange Zeit, als wir zum Essen brauchten. Das Frühstück, welches immer nur in einem Stück trockenen Brotes bestand, konnten wir beim Arbeiten essen. Mit fünf bis sechs Bissen war das abgemacht. An den Mittagstisch,

geben, und dieses ist mir ein gleicher Donnerschlag in mein Herz. Wann ich nur diesesmal noch gute Nachricht von ihm erhielte!

Hanswurst. A, das is brav, dass ich Enk wieder g'sunder antriff. Wissts was Neues? Enker Sohn is wieda zuruckkemma; wissts aber, wer'n ausg'löst hat? Schauts, sein' Liebste is so guet g'wesen und hat 500 Ducaten hergeben vor ihm; aber halt 's Heiraten hat er ihr versprechen müssen.

Alter. Was sagst du, Hanswurst? Ach, du gibst mir das Leben wieder! Das is ein ehrlichs Madl, diese möcht ich bald sehen und als meine Schwiegertochter begrüßen. Geh', lass sie zu mir kommen.

Hanswurst. Ja, Herr, sie sein just Enk hamsuechen ganga: wann's ös seha wöllts, müessts g'schwind ham gehn, sonst möchts sö verdrießen.

Alter. Das ist auch wahr, werde keine Zeit versäumen. Komm nach, Hanswurst. (Ab.)

Hanswurst.

Geh nur, Alter, bist g'nung b.
Ich werd schon nachkommen,
Du sollst deine Ducaten büßen,
Die ich dir hab genommen.

Nun sieh ein jeder und betracht,
Wie's Geizigen thuet gehen:
Indessen wünsch ein' gute Nacht
Bis aufs Wiedersehen.

Lehrling-Leben
vor sechzig Jahren.

Erzählt von Sebastian Geist.

Nachdem ich weit in der Welt herumgekommen, alt geworden bin und allerhand erfahren habe, ersucht mich der Heimgärtner, zu beschreiben, wie es mir einst in guter alter Zeit als Lehrling ergangen ist. Man will eben wieder einmal erinnern an — dazumal. Gut, ich bin von dazumal und will die höchst gewöhnliche Historie, die so vielen passiert ist, gerne erzählen.

Hier eine kurze Beschreibung meiner Lehrzeit in Wien bis zum selbständigen Geschäftsanfang.

Lehrvertrag
zwischen

Herrn Seiberl Johann, bürgerlichen Uhrmachermeister, Schottenfeld, Kaiserstraße Nr. 309 in der kaiserlich königlichen Haupt- und Residenzstadt Wien, und dem Geist Sebastian, 12 Jahre alt, aus Stadt-Volkach im Untermainkreis des Königreichs Bayern.

Dieselben schließen folgenden Lehrvertrag ab:

I. Seiberl Johann nimmt benannten Lehrling auf sechs Jahre von heute ab in die Lehre und verspricht, denselben in seinem Handwerke gut zu unterrichten, zu verköstigen, zu logieren und zu kleiden.

Der Lehrherr hat bei guter Aufführung des Lehrlings, und wenn derselbe imstande ist, sein Gesellenstück gut zu machen, nach abgelaufener Lehrzeit — zur Freisprechung — demselben ein neues Gewand machen zu lassen.

zutragen, weil die Bedrängten, unfähig des Wortes, in tiefer socialer Lage sind, verhallen die Schreckensrufe lautlos, denn die sogenannte „gute Gesellschaft“ fühlt sich sonst in ihrem Lebensgenusse gestört, und ein Drittel der Presslakeien verkündigen Größe und Wohlstand, weil sie Mitgenießende sind, und wer es wagt, öffentlich davon nur zu sprechen, ist Socialist oder gar Anarchist, d. h. ärger als Räuber und Mörder. Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zur Sache zurück.

Wenn ich in jenen Tagen manchmal in die eigentliche Stadt kam, wo die Hauptpolizeidirection war, so fand ich des Morgens von 9 Uhr an jeden Tag 200—300 zugewanderte Handwerksburschen, die dort, in Reih' und Glied aufgestellt, der Dinge harrten, denn an den Durchbrüchen der Linienumwallung standen Polizeiposten, wo jeder fremde Arbeiter seinen Pass oder sein Wanderbuch abgeben musste, das er dann des anderen Tage dort, nachdem es geprüft worden, wieder abholte, um entweder sofort wieder ausgewiesen zu werden, d. h. per Schub oder mit bloß freundnachbarlicher Weisung die Stadt zu verlassen. Oder es wurde ihm die Herberge angewiesen unter dem Bedeuten, sich drei Tage lang um Arbeit zu erkundigen, nach Verlauf dieser Zeit aber sofort sich wieder zur Polizei zu begeben, wo ihm sein Wanderbuch mit der Visierung nach dem nächsten Gerichtssitze wieder zugestellt. Bevor dies aber geschah, musste der Geselle sich in das Zimmer des Physikus (nämlich eines verdorbenen Barbiers) verfügen, wo er untersucht wurde, ob er nicht mit einer ansteckenden Krankheit, der Krätze oder dergleichen, behaftet wäre, in welchem Falle derselbe in ein Spital dirigiert wurde, um dort curiert und dann erst entlassen zu werden. Am nächsten Amtsbezirk hatte sich der Arbeiter, gleichviel, ob es ein gebildeter junger Mann oder ein rüder Bursche war, wieder der betreffenden Polizei vorzustellen, wo die gleiche Procedur von vorne angieng, oder wenn er nur den Amtsbezirk durchreiste, wurde sein Wanderbuch untersucht und mit Datum und Stempel versehen. Wie ein Verbrecher stand er unter fortwährender Polizeicontrole und jeder Gendarm hatte das Recht und die Pflicht, wo er irgend den Gesellen antraf, ihn um seine Reisepapiere zu visitieren, und, wenn derselbe nicht alles in strenger Ordnung fand, zum letzten Gerichtssitze zwangsweise zurückzuführen. Mitunter kam dieses des Tages zwei- bis dreimal vor, dass er „visieren lassen“ musste. Sein Weg, den er zu nehmen hatte, wurde ihm vorgeschrieben, und jede Abweichung geahndet. Der junge Mann konnte deshalb des Tages nur kurze Strecken zurücklegen, blieb er aber länger als vier Wochen, ohne Arbeit zu finden, auf der Fußreise, wurde er per Gendarm in die Heimatgemeinde abgeschoben, wo natürlich wieder nichts zu holen war. Die Heimatpolizei visierte ihn also wieder weiter, und der Rundgang begann von vorne. Jeder junge Handwerker war zugleich gezwungen, drei Jahre in der Fremde zuzubringen, sonst durfte er weder heiraten noch ein Geschäft beginnen. Außerdem musste zu jener Zeit jeder taugliche junge Mann in Österreich 14 Jahre Militärdienste für das Vaterland leisten, in Bayern aber bloß 6 Jahre. So waren die Dinge beschaffen. Wenn nun ein junger Mann Wanderjahre und Militärdienstzeit überstanden hatte und selbst ein Geschäft anfangen wollte, so musste er erst ein Meisterstück machen, das meinem ehemaligen Collegen Völk in Würzburg sieben Monate Zeit und mindestens 200 Gulden Geld kostete. Nachdem er fertig war, wurde es von den alten Geschäftsmeistern des Ortes, deren College er werden wollte, verworfen. Er musste nun ein Jahr lang weiter warten,

der in der Werkstätte stattfand, gieng jeder, sein dreibeiniges Sitzgestell an den Hintern haltend, zur „Tafel“; der älteste Geselle saß dem Meister zur Linken, dann kamen die anderen je nach der Zeit ihres Arbeitsantrittes, nachher der älteste Lehrling in derselben Reihenfolge. Zur Rechten des Meisters saß die theuere Gattin mit der spitzen Nase und den scharfen Augen. Ihr schloss sich das jüngste der vier Kinder an und so weiter, bis der älteste Sohn sich dem jüngsten Lehrling anschloss. Consequenz und strikte Ordnung herrschte nach dieser Seite im „Hause Seiberl“. Mit dem Essen gieng's etwas anders. Die Frau bekleidete die erste Stelle am Tische. Sie legte vor: zuerst dem Herrn, dann den Kindern, nachher kommt der Altgeselle zum Herausnehmen der Speisen, dann der zweite u. s. w. Der jüngste Lehrling ist bei diesem Geschäfte immer der letzte. Für ihn besteht nun die fatale Gebräuchlichkeit, dass Gehilfen und Lehrlinge sich gleichzeitig vom Tische erheben und an die sofortige Wiederaufnahme der Arbeit gehen. Da der Altgeselle zuerst anfängt mit dem Essen, so ist er natürlich auch am schnellsten fertig, aber der jüngste Lehrling hält da noch bei der Suppe, und bei aller Hast gelingt es ihm nur selten, zur rechten Zeit fertig zu sein, und im Schweiße seines Angesichts wendet er die Blicke zagend zum Altgesellen, der schon räuspert als Mahnruf an den eifrigen Schüler, sich zu sputen. Endlich steht er aber doch auf, ewig kann er ja nicht hocken bleiben, die anderen mit ihm, so ist's einmal Brauch, hämische Blicke von allen Seiten, hungrig noch, mit verbrannter Zunge entschließt er sich endlich, unter dem höhnischen Lächeln seiner Freunde, sich vom Schauplatz zurückzuziehen, unter heftigem Würgen der letzten Bissen. Als besondere Gnade rechnet er es, wenn nicht die Bemerkung fällt: „Schau den Wastel, wie fleißig der ist, beim Arbeiten da schwitzt er nie!“ Mitunter, wenn des Morgens, nachdem die Herrschaft ihren Kaffee getrunken hat und wenn der jüngste Lehrling den Gesellen ihr Frühstück, Brot, Bier oder Schnaps, Käse, Wurst oder Speck, gebracht hat, nimmt derselbe den Laib Brot und geht damit zum „Herrn“, der dann für die Lehrlinge die Stücke abschneidet, wenn aber der Herr gerade keine Zeit hat, zur Frau. Diese hat nicht selten mir gegenüber die freundliche Ansprache gethan: „Na, darauf vergesst ihr nicht, nicht wahr?“

Das Abendessen bestand aus einer dünnen Suppe und einem vorgelegten Stück Brot's. Selten kam eine Schüssel Kartoffeln oder etwas übriggebliebenes Gemüse. Die Gesellen hatten bloß Mittagstisch und Bett. Jeder arbeitete nebstdem stets nach Stückzahl. Was lag auch daran, wenn so ein angestrengter ausgehungerter Junge krank wurde und starb; er kam ins Hospital, wo täglich 30 bis 40 Leichen zur Beerdigung kommen, ganz abgesehen von jener größeren Zahl, die nachts, in einen geschlossenen Wagen gebracht, wie Dünger in die Grube geworfen wurden. Denn Gräber gibt es da nicht. Lange Gräben werden aufgeworfen und dort werden jene, die Särge bekommen, kreuz und quer eingeschichtet, die anderen aber nachts nachgefüllt, dann zugeworfen mit Erde. Das ist das Schicksal von Hunderten täglich in den „bedeutenden Centren“, den großen Hauptstädten. Was ist da der Einzelne wert, wo Hundert schon auf seinen Tod warten? — So war es schon vor 60 Jahren in der „Metropole“ Wien, so ist es wohl überall in den großen Städten. Ich finde kaum Worte, die Verwunderung oder die Entrüstung auszudrücken über den Blödsinn oder die Niedertracht, welche darüber zu schweigen versteht! — Weil es im Dunkel der Nacht geschieht, weil die Schandthaten der Bösen sich in abgeschlossenen Räumen

Gott zu Ehr einen Steirischen aufzuspielen. Und wenn's die Mannsleute hören, die draußen vorbeigehen und stehen bleiben, so ist das auch kein Unglück. Na freilich ist's kein's, du feines Dirndel, du!

Und der Sägemeister Luidel hört's, stellt sich bald ein mit seiner „Zupfgeigen", die er gerade vom Wirtshaus mit heimtragen will.

„Bist leicht allein daheim, Dirndel?" fragt er. „Nachher will ich dich ein bissel begleiten."

„Wenn du gut begleitest", antwortet sie, „so thun wir halt eins miteinand."

Er zwinkert sie an. Er ist in den Jahren, wo die Liebe das zweitemal blüht — eine ganz verhexte Zeit, wenn der Apfelbaum zarte Röslein trägt im Herbst, da auf anderen Bäumen schon die reife Frucht prangt. Aber es macht nichts, die Leute eilen zusammen und rufen: Seht, da blüht noch ein Apfelbaum! Und schier so guckig werden die jungen Dirndeln, wenn ein Mannsbild den Johannestrieb ansetzt.

Der Luidel weiß so alte Volkslieder und erwischt alsbald das richtige.

Klimp — klimp — klimp, auf den Saiten, und er hebt an:

„Ich hab' dich lieber als Haus und Ham (Heim)
Und als mein Bett, wo ich schlaf und tram (träume)."

Hier wird er schon unterbrochen. Der Halter-Michel hat im Vorbeigehen das Klingen gehört, und hätte er es auch nicht gehört, er wäre doch in die Hütte geschlichen, denn draußen unter freiem Himmel könnte es regnen. Es war zwar ganz heiter und kein Wölkchen stand am Himmel; umso besser, braucht sich einer nicht zu eilen auf dem Heimweg, kann sich ein wenig aufhalten bei der Agathel.

Eintretend sieht er, der Michel, es ist schon einer da. Das macht nichts, ihm — das weiß er aus Erfahrung, — ihm wird nicht leicht einer gefährlich. Er braucht sein Liebeslied gar nicht zu singen, er schweigt es den Weibern vor, und jede hört ihm zu, so schön kann er schweigen. Der Michel setzt sich neben das Dirndel auf die Bank und sagt bedächtig: „Na, spielt's eins, allzwei, ich hör' euch zu." Sonst sagt er nichts, zündet die Pfeife an und hört auch schön zu.

Der Luidel lässt die seine gar nicht ausgehen, auch beim Singen nicht. Also — klimp — klimp — und fährt fort, zwischen Zähnen und Schnurrbart hervor also zu singen:

„Ich hab' dich lieber als Haus und Ham,
Und als mein Bett, wo ich schlaf' und tram,
Ich hab' dich lieber als Ross und Wag'n.
So lieb — ich kann dir's gar nit sag'n."

Jetzt klimpert auch sie auf ihrer Zither, schlägt die Augen nieder und singt mit feiner, weicher Stimme:

„Ich hab' dich lieber als Kuh und Gas (Geiß),
Als Milch und Butter, als Rahm und Kas (Käse),
Ich hab' dich lieber als Zucker und Meth,
Mein feiner Bursch, du glaubst mir's net."

Hierauf wieder der alte Luidel:

„Ich hab' dich lieber als die Kugelstatt,
Wann's auch neun neue Kegel hat,
Ich hab' dich lieber als Bier und Wein,
O wann ich nur oft bei dir kunnt sein."

Dann das Dirndel:

„Ich hab' dich lieber als mein' Mutter gar,
Ich hab' dich lieber als das Kranzel im Haar,
Lieber als Vetter und Muhm, als Godel und Göd,
Mein Knab' nur weiter sag'n thu's net."

Und jetzt klingen Zither und Guitarre, ihre Kehle und seine Kehle zusammen:

„Wir haben uns gern, so gern, so gern,
Kunnt eins dem andern nit lieber wern.
Das Gernhab'n, ach, das ist ein' Freud,
So groß, wie die himmlisch' Seligkeit!"

Das Lied ist aus. Der Luidel klimpert eine Weile nach, der Michel bläst ein paar Rauchwölklein von sich und schmunzelt. Die kann sich verstellen! Das ist sein Gedanke.

dann begann die Meisterstückmacherei aufs neue. Jetzt musste er um die Erlaubnis, sein Geschäft beginnen zu dürfen, sich bewerben, welches Gesuch nicht selten einige Jahre unbeschieden blieb, denn — „das Gewerbe ist übersetzt!“ hieß es. Da hatten die alten Zunftmeister gute Tage, nämlich keine Concurrenz. Ähnlich gieng es auch mir. Doch gelang mir dies eher. Mit der Erlaubnis, arbeiten zu dürfen, in der Hand, begann ein neuer Trubel. Da musste man erst noch das Bürgerrecht erwerben und sich militärisch als Landwehrmann auf eigene Kosten ausrüsten. Jeder neue Bürger hatte gleichzeitig einen neuen ledernen Feuereimer anzuschaffen. Wollte er nun heiraten, so musste erst Vermögen nachgewiesen werden und es gieng die Hatz von neuem an. Bei nur wenigen gieng dies alles glatt ab, nur die „rechtschaffenen Leute“, d. h. solche, die ziemlich Geld hatten, siegten leicht.

Warum ich diese alten Geschichten auftische, die doch längst überwundene Standpunkte sind? Keineswegs überwunden, sondern nur — verändert. Es ist der permanente Ringkampf ums Wohlsein der Menschen untereinander. In diesem Trubel hält es schwer, ehrlich aufrecht zu stehen. Aber die geweckten Geister, die nicht im Dusel leben, jene, welche die Ohren spitzen und die Taschen zuhalten, diese werden am wenigsten geschoren!

Die umworbene Schöne.

Ein ländliches Bildchen von R.

Sitzen sie da, ihrer drei, jedes mit seinem Instrumente. Saiten und Pfeifen! Aber die letzteren werden geblasen, ohne dass sie tönen, anstatt Klang — Rauch! Da hast du etwas Armseliges gelernt, du derber, zuhabiger Bursch! Wird dir nicht unbehaglich, wenn du siehst und hörst, wie die Töne der anderen Instrumente so lieblich schmiegsam, so verständnisinnig und traut zusammenklingen?

Was mögen sie spielen auf ihren bäuerlichen Lyren? Was mögen sie singen dazu? Von Hass? Von Heldenthaten hoch zu Ross? Von Schlachten und vom Sterben? Ich glaube nicht. Da klingt durch der Menschheit Kette von Glied zu Glied ein süßes, glutheißes Lied, verstanden von allen Geschlechtern, verstanden zu allen Zeiten. Die gewaltigsten Thaten, die gräßlichsten Leiden, die unergründlichsten Sünden, die herrlichsten Tugenden werden wie bunte Perlen aneinander gefügt, zusammengehalten von dem goldenen Faden des Liedes, dessen erster und letzter, dessen einziger Laut das jauchzende, zagende, weinende Stammeln ist: Ich liebe dich!

Ob nun einer seinem Schatze dieses Lied singt oder spielt, oder schweigt oder raucht, das ist eigentlich einerlei, die Hauptsache dabei sind funkelnde Augen und frischrothe Lippen. — Na also, da sitzen sie beisammen.

Die beiden alten Knaben strengen sich tapfer an um die dralle Agathel.

Am Sonntag nachmittag ist's, dachte sich die Agathel, sie nehme ein wenig die Zither auf den Schoß, um

Der Geschichtenerzähler.

Eins aus dem Alpendorfe.

Der Himmel dämmerig, die Luft frostig, die Wege verschneit, die Füße steif, der Magen leer — also sah und empfand der alte Gigeri-Gogg die Welt Gottes. Aber Gott läſst sich seiner Welt nicht spotten, selbst einem alten Manne gegenüber nicht, der mit allerlei Fabeln und frommen Sprüchen von Hof zu Hof hausieren geht und für die schönen, wohlgesetzten und gereimten Segenssprüche milde Gaben einheimst.

Also steht auf der hohen Eigen der Stöckelhof da, mit Wohlstand gesegnet und munteren Kindern in allen Größen und Farben. Was soll der Gigeri-Gogg dem Stöckelhof wünschen? Der Stöckelhofer hat ja alles, was er braucht, und gar noch etwas dazu. Der hat Scheunen voll von Getreide, Ställe voll von Vieh, Truhen voll von Leinwand, Loden, Häuten, Speck und Silbergeld, hat kräftige Knechte und emsige Mägde, ein häusliches Weib und eine Nachkommenschaft, an welcher Gott im Himmel und der Kaiser auf Erden ihre helle Freude haben können. Richtig, der Gigeri-Gogg hat's, er stellt sich vor die Hausthür, hebt seinen gewohnten eintönigen Spruch an und beschließt ihn mit folgenden Worten:

„Kindeln, so lustig wie Schwalben um den Giebel,
Eine saubere Mutter dazu, macht sich gar nit übel.
Der Tisch voller Speisen und Geld wie Mist,
Gott segne das Haus, daſs es bleib' wie es ist."

Solches hatte er ausgerufen, der Gigeri-Gogg, vor der Thür des Stöckelhofes, und nun kamen sie hervorgetrippelt, die Kleinen aus den Stuben, um den wunderlichen Mann zu sehen und seinen Ruf zu hören. Die Bäuerin trat herbei und wollte dem Alten eine kleine Gabe überreichen, dieser lächelte dankend, nicht „wegen s o was" wäre er gekommen, er könne halt nicht vorübergehen, ohne die guten Stöckelhofleut' zu grüßen, sein Glückwunsch wäre ein echter, und echte Glückwünsche thäten nichts kosten. Wenn er sich aber ein Tabakfeuer ausbitten dürfte!

Als er am Feuerherde stand, that er mit der Zange, mit der glühenden Kohle und mit dem Rauchzeug so lange um, bis es draußen ganz finster war. Und als die dunkle Nacht zur offenen Thür hereinschaute, sprach er wie für sich, aber so laut, daſs es die Bäuerin hören konnte: „Jetzt muß ich aber weitertrachten, daſs ich über die Alm hinüber komm', ehe es dunkel wird. Der Weg ist wolter schlecht."

„Leicht ja, daſs der Weg schlecht ist", rief die Bäuerin, „weil gar keiner ist, weil ihn der Winter verschneit hat und weil's kreuzunmöglich ist, um solche Jahreszeit über die Alm zu gehen."

Der Gigeri-Gogg zog sein Gesicht in die Länge und machte sehr erschrockene Augen.

„Stöckelhoferin, du sprichst mir die Seel' ab!" röchelte er nachher, denn der Schreck schien ihm in die Brust gefahren zu sein. „Hätt' ich den weiten Weg bis da herauf umsonst gemacht? Und soll ihn jetzt wieder zurückgehen?"

„Das kann sich der Gogg morgen ausdenken, wie er's machen will. Heut' wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als seinen Sack dort auf die Ofen-

Die Agathel thut, als wäre er gar nicht da, der Halter=Michel. Sie spricht nur mit dem Luidel und sagt: „Willst du heut' noch hinüber in den Kargraben?"

„Na freilich", sagt der Luidel.

„Nachher hast bald Zeit, dass du gehst. Der Weg ist weit hinüber in den Kargraben."

„Wenn ich auch in die Nacht komm', das macht mir nichts", sagt der Luidel.

„Es wird aber stockfinster werden unterwegs in den Kargraben", gibt das Dirndel zu bedenken, „und morgen wirst zeitig bei deiner Holzsäg' sein müssen. In deinem Alter braucht der Mensch schon nachtschlafend' Stund."

Jetzt schaut der Luidel einmal auf. Er schaut das Dirndel an, er schaut den Burschen an, der neben ihr sitzt und jetzt sachte seinen Arm um ihren Nacken legt.

„Ihr Saggera!" murmelt er endlich, „mir scheint, ihr wollt mich draußen haben! Ist ja rechtschaffen lieb von dir, Agathel, dass du dich so bekümmerst um meine nachtschlafend Stund; solltest es aber schon wieder vergessen haben, was du mir just voreh zugesungen hast?"

„Was hab' ich dir denn zugesungen?" lacht sie. „Ich hab' halt ein altes Lied gesungen, du hast mich begleitet, und wen ich gemeint hab' im Lied, das geht niemand nichts an."

„So!" murmelt er. „So! Seine hageren Finger zupfen noch ein paarmal an den Saiten, dann sagt er: „Ist mir schon um jeden Ton leid, den ich da hab' losgelassen, meiner Seel'!" Packt die Guitarre zusammen, wirft den Rock über die Achsel und stolpert schiefeckig zur Thür hinaus.

„Und jetzt, Michel, jetzt singen wir zwei!" sagt die Agathel schneidig zum Burschen.

„Singen?" antwortet dieser langsam, „singen ist mir zu ödweilig."

„So spielst halt eins auf der Zither."

„Zitherspielen? Ah na, das kann ich nit."

„Ja, was willst denn nachher da?"

„Ich? — Was ich will? — Dirndel!" Er legt den Arm noch enger um ihren Nacken und will es so einrichten, dass seine Wangen den ihren nahe kämen.

Die Agathel steht rasch auf und sagt: „Bübel, du irrst dich! Geh du nur hinab ins Kroißdorf, dort ist eine, die verlangt sich nach dir. Im Tannerhof wartet auch eine auf dich. Willst du eine dritte foppen in diesem Monat?"

„Warum", so meint nun der gedäftete Michel mit träger Geberde, „warum hast denn nachher den Sägemeister fortgeschickt?"

„Damit ich dich nachschicken kann."

„Wenn ich aber nit geh?"

„Nachher wirst halt fliegen."

In dem Augenblicke weiß der Halter=Michel nicht recht, wie das gemeint ist. Wie kann er denn fliegen, wenn er kein Vogel ist? — Nicht lange Zeit vergeht und er begreift. Ein strammer, bildhübscher Jäger tritt in die Stube. Die Agathel geht ihm entgegen, gibt ihm die Hand und sagt: „Grüß dich Gott, Anton!"

Der Jäger hat ein glühendes Auge, mit diesem schaut er zuerst das Dirndel an und dann den Halter, der missmuthig in der Ecke kauert.

„Was will denn der da!" sagt der Jäger, zwar fast leise sagt er's, aber der Michel ist nicht schwerhörig. Ziemlich flink steht er auf und eilt zur Thür hinaus.

Auch wir glauben, dass wir überflüssig sind in der Hütte, daher treten wir ins Freie — wegen der gesunden Luft. Doch mögen wir es nicht lassen, an der Wand ein bisschen zu horchen. Drinnen wiegen und schmiegen zwei schöne Stimmen sich aneinander und singen trautsam leise:

„Wir haben uns gern, so gern, so gern,
Kunnt eins dem andern nit lieber wern.
Das Gernhab'n, ach, das ist ein' Freud,
So groß, wie die himmlisch' Seligkeit."

ander gelebt. Und jetzt, da heißt's auf einmal, der Graf Siegfried muss fort ins fremde Land, in den Krieg. Die schöne Genovefa ist ihm gleich um den Hals gefallen und hat bitterlich geweint vor Jammer und Ängsten. Aber der Graf Siegfried hat gesagt: Musst nit so betrübt sein, mein liebes Weib. Ich bin in Gottes Schutz, mir geschieht nichts, ich komm' dir wieder glücklich heim. Die Aufsicht über das G'schloss und alles übergebe ich derweil meinem braven Hofmeister Golo."

Also begann der Gigeri-Gogg die merkwürdige und rührende Geschichte von der Pfalzgräfin Genovefa. Er ließ das hohe Paar herzbewegenden Abschied von einander nehmen, ließ den Grafen unter Fackelschein und Hörnerschall hinausreiten zum Burgthor, ließ die Gräfin vor Schmerz in Ohnmacht fallen, ließ den Golo sie auffangen mit beiden Armen und ließ ihr nach einiger Zeit von Golo einen heftigen Liebesantrag machen. — Darüber vergieng eine gute halbe Stunde. Der Erzähler aber ließ die schöne Gräfin mit großer Entrüstung den Hofmeister abweisen; der Golo entbrennt vor Wuth und schafft an, die Gräfin in das Gefängnis zu werfen. Dem Grafen schreibt er sofort, er hätte die Gräfin Genovefa bei einer groben Untreue ertappt, und was er mit ihr anstellen solle? Kommt vom Grafen der Befehl zurück: Der Untreue das Ihre!... Neun Uhr ist schon vorüber im Stöckelhof, als der Gogg die Genovefa von zwei Knechten hinausführen läßt in die Wildnis, um sie dort zu enthaupten; und ihre Augen mussten sie dem Golo zurückbringen zum Zeichen, dass der Befehl ordentlich ausgeführt worden. — Jetzt aber, während dem Erzähler alles zuhört mit „Mund und Augen", stockt der Gogg und sagte: „Ich merke, dass es schon spät in der Nacht ist und Zeit zum Schlafengehen. Die Geschicht' ist aber noch lang' nit aus, und kommt's alleweil noch schöner. Ich denk', ich erzähl's ein andermal."

Heben die Kinder an zu lärmen: er soll die Geschichte auserzählen! Und eines der Mädchen schluzt vor der schreckbaren Möglichkeit, dass hier abgebrochen werde.

Da legte sich die Mutter ins Zeug und sagte: „Kinder, wenn ihr den Gogg schön bittet, vielleicht bleibt er einen Tag da und erzählt morgen abends die Geschichte zu Ende. Denn jetzt ist's Zeit zum Schlafengehen, und dabei bleibt's!"

Jetzt toste ein heftiger Sturm an den alten Mann, da doch ein leises Lüftchen genügend gewesen wäre: „Vetter Gogg, bleib' da! Vetter Gogg, erzähl' uns morgen die Geschichte aus!"

Der Gigeri-Gogg war ein grundfalscher Mensch, er that noch eine Weile unentschlossen. „Ich weiß nit, ob sich's thut, dass ich dableiben kann. Wird's halt nit recht thun. Zwar — versäumen thu' ich nit viel, jetzt im Winter. Haben eh überall genug Leut'. Kunnt ja dableiben einen Tag. Wird der Himmel nit herabfallen deswegen. Gehen wir halt jetzt in Gottesnamen schlafen. Morgen werden wir's schon hören, wie es der armen Genovefa weiter ergangen ist!"

Im Stöckelhof blieb er, der Gigeri-Gogg, und gut ließ er sich's geschehen im warmen Nest und bei voller Schüssel, und die Kinder machten sich gar trautsam an ihn und konnten den nächsten Abend kaum erwarten.

Am zweiten Abende nach dem Mahle und als sie wieder so recht gemüthlich beisammen saßen, fuhr der Alte also fort zu erzählen, wie die Knechte aus Erbarmen die liebe Gräfin nicht umgebracht hätten, aber ihr das Versprechen abgenommen, dass sie in der Wildnis verbleiben müsste. Dem Golo haben sie ein paar Rehaugen heimgebracht und gesagt: Die sind der Pfalzgräfin ihre! Die Genovefa fand eine Höhle, wo sie wohnte, eine Hirsch-

bank zu legen und bei uns über Nacht zu bleiben."

Der Alte war sprachlos vor Rührung, er verstand das sehr gut zu machen, dann tastete er so ein wenig gegen die Hand der Bäuerin: „Man hört viel davon, wie gut sie sind, die Stöckelhofleut', viel hört man! Aber so herzensgut! so christlich! — Vergelt's Gott für dich und alle deine Kinder! Hast ihrer so viel saubere! so viel saubere! Ei ja, die guten Stöckelhofleut' kommen nit ab! Thät gar nimmer lustig sein auf der Welt, wenn die Stöckelhofleut' abkommen wollten! — Ja, mit Verlaub, da leg' ich ab! — Ah, wie commod, so eine warme Ofenbank! Gott vergelt's, dass es so gute Leut' gibt auf der Welt!"

Später, als es zum Nachtmahlessen kam, duckte sich der alte Gigeri-Gogg bescheidentlich hinter den Ofen in den sogenannten Bettlerwinkel und that schier, als wolle er vor der Schüssel flüchten. Aber die Bäuerin lud ihn ein, sich nur zu den Leuten an den großen Tisch zu setzen.

„Oh!" wehrte der Alte ab, „für mich ist's nicht heikel, hab' eh gestern etwas gegessen. — Ja, wenn ich schon Verlaub hab', zum Essen lass ich mich nit lang bitten, ich." Und saß auch schon auf der Tischbank. Er that sich ganz klein zusammen, dass er ja nicht viel Platz versitze. „Da", sagte er hernach, „neben meiner hätt' noch wer Platz. Wollt' sich nicht das brav' Bübel zu mir setzen? Oder ein sauberes Menschel? Weil ich so viel gern einen Beisitzer hätt'. Geh', Knaberl, komm' her, ich thu' dir nix, wollen schon noch bekannt werden miteinand."

Der größere Junge wagte sich zu ihm und sie aßen. O wie bedächtig und ausgiebig betrieb der Gogg diese Beschäftigung! Vielleicht galt es wieder, sich auf mehrere Tage satt zu essen, denn der Mensch und besonders der Bettelmann, weiß heute nicht, was ihm der morgige Tag bringen wird! — Während des Essens fragte ihn plötzlich der Knabe, ob er Geschichten erzählen könne?

„Nau, versteht sich!" antwortete der Gogg, „freilich weiß ich ihrer. Im Sommer, wenn wir einmal miteinand auf der Weid' sitzen, erzähl' ich dir Geschichten! Ei ja freilich weiß ich ihrer."

Nun war etwas angerichtet! — Im Sommer! Gott, wer weiß, wann Sommer kommt! Oder ob überhaupt wieder einmal einer kommt! Nein, so lange kann ein munterer Junge nicht warten. — Als das Nachtmahl vorbei war, umringten die Kinder den Alten: „Gigeri-Gogg! Geschichten erzählen! Geschichten erzählen!"

Die Abende sind lang um Weihnachten, für's Bett ist's noch zu früh. Die Knechte sitzen ohnehin so nichtsthuerisch herum, und so sagt nun auch der Hausvater: „Wenn der Gogg was weiß, nur heraus damit!"

„Etwas Lustiges, vom verwunschenen Prinzen!" erbitten sich die Weibsleute.

„Mir wäre eine recht schauderhafte Räubergeschichte lieber, und wo Gespenster vorkommen und allerhand so Dinger!" sagt ein Knecht.

„Vom Wünschhütel oder vom Tischel deck' dich."

„Oder vom schönen Grafensohn, der eine Köhlerstochter nimmt!"

So gaben sie verschiedentlich ihre Neigungen kund.

Der alte Gigeri-Gogg machte sich auf der Ofenbank zurecht, zündete sich eine Pfeife an und, umgeben von einer sehr begierigen Zuhörerschaft, hub er an, also zu erzählen:

„Ja, meine Leut', jetzt passt's auf! Das ist aus der Weis. — Ist einmal ein Graf gewest. Ein fürnehmer, tapferer Graf. Der hat Siegfried geheißen. Und hat eine junge schöne Gemahlin gehabt, mit Namen Genovefa. Die zwei Leut' haben sich gar lieb gehabt und glücklich mitein-

Kleine Laube.

Heimweh.

Es weht ein rauher Wind,
Es herrscht ein roher Sinn,
Gottlob, dass ich kein Kind,
Kein junger Mensch mehr bin.
Dass ich gelebt die Zeit,
Bevor sie nachtwärts gleist,
Die Goethe hat geweiht
Mit seinem milden Geist.
Das Ideale flieht,
Es tobt die wilde Kraft,
Im Sinn der Menschen glüht
Wahnwitzige Leidenschaft.
Was oft harmonisch klang
Wird jetzt zum Sturmgewühl,
Die Stimme, sonst Gesang,
Ist, traun, ein Kampfgebrüll.
Die Hand, die oft so froh
Zur schönen That bereit,
Als Klaue streckt sie roh
Sich aus zu Raub und Streit.
Das Herz, wo Lieb' gelebt
In warmer Menschenbrust,
Und Freudedrang, es bebt
In Hass und Racheluft. —
Und ist denn etwa Krieg,
Wo harte Wehr erlaubt,
Auf dass ein edler Sieg
Den Lorbeer schmiegt ums Haupt?
O tiefer Frieden lebt!
Nicht Misswachs und nicht Pest,
Nur Friedenssehnsucht webt
Und bangt in Ost und West. —
Und doch die rohe Zeit,
Und doch die heiße Gier
Nach Missethat und Streit.
Und doch das wilde Thier!
Am dunklen Himmelssaal
Ein einziger Stern noch stand
Als letztes Ideal:
Die Lieb' zum Vaterland.
Sie strebten auf zu ihm,
Als zu der Liebe Bahn,
Und zündeten an ihm
Des Hasses Fackel an. —
Wie kalt, wie fremd ist's da!
Wie roh der Menschen Sinn!
Gottlob, dass ich schon nah'
Dem ewigen Frieden bin.

P. K. Rosegger.

Zwei Briefe von Robert Hamerling.

Mitgetheilt von Ada Falke.

Zu jener Zeit beschäftigte mich die Frauenfrage und ihre Lösung. Die Bekanntschaft mit Robert Hamerling, die ich zufällig gemacht, benützte ich, um mit dem Dichter einmal über die mich ganz beseelende Frage zu sprechen. Er billigte manches, was ich vorbrachte, bei anderem verhehlte er sein Bedenken nicht. Später fixierte ich meine Gedanken über die Frau und ihren Beruf, sowie über das moderne Erziehungswesen und sandte das Manuscript: „Unsere Frauen in ihrer Stellung zu Welt und Haus" dem Dichter zur Einsicht. Er theilte mir seine Meinung hierüber in einem Briefe mit, den ich, mit Hinweglassung einiger rein persönlicher Stellen, wörtlich hier wiedergebe.

„Hochgeehrte Frau!

Ich habe von Ihrem Manuscript über: Erziehung und Bestimmung der Frauen

kuh, von der sie Nahrung erhielt, und dann wurde der kleine Schmerzenreich geboren. So vergiengen sieben Jahre, und während in der Wildnis die sieben Jahre vergiengen, verstrich im Stöckelhof eine Stunde, und als endlich der Graf Siegfried vom Felde heimkam und sehr betrübt war über das Unglück mit seiner Gemahlin und eine Jagd in der Wildnis anstellte, um sich aufzuheitern, und gerade, als er dort eine fliehende Hirschkuh verfolgte, schlug es neun Uhr, und der Hausvater rief: „Kinder, jetzt ins Bett!"

Alles war trostlos, und selbst der Gogg sagt: „Das Schönste kommt erst, ich erzähl' euch's ein andermal, vielleicht im nächsten Sommer auf der Alm."

„Nein, er muss noch dableiben und morgen weiter erzählen!" schrie der älteste Knabe, und die Mutter sagte darauf: „Nau, thut ihn halt schön bitten, vielleicht bleibt er morgen noch da!"

Ei freilich blieb er morgen noch da im warmen Nest und bei der vollen Schüssel. Und am Abende erzählte er unter der gespanntesten Aufmerksamkeit von Groß und Klein weiter, wie der Graf Siegfried in der Felsenhöhle, wohin die verfolgte Hirschkuh geflohen, seine Gemahlin Genovefa und seinen Sohn Schmerzenreich gefunden, wie ihre Unschuld an den Tag gekommen, wie sie in Ehren und Freuden wieder in die Burg eingeritten und wie der falsche Golo mit vier Pferden in vier Stücke zerrissen worden.

Der Verwunderung unter den Zuhörern war kein Ende, aber als die Geschichte aus war, stand der Uhrzeiger erst auf halb neun, so dass etliche meinten, es wäre noch Zeit für eine zweite Geschichte. Der Gigeri-Gogg ließ sich bereden und begann die Geschichte vom Räuberhauptmann und dem frommen Einsiedler. Die Kinder waren überglücklich, jedoch in dem Augenblicke, als die dem Teufel verschriebene Seele des Räuberhauptmannes von einem unschuldigen Knaben zurückgefordert wird, war die Stunde aus. Der Alte brach plötzlich ab, und der Zustand war unerträglich.

Auf allseitiges Bitten ließ sich der Gogg erweichen, auch noch am nächsten Tage zu bleiben, er erzählte des Abends die Geschichte zu Ende und begann eine neue, noch weit spannendere, als die bisherigen gewesen. Er erzählte die Geschichte vom Robinson, vom daumenlangen Hansel, von den vier Haimonskindern, von der schönen Melusina, vom bayerischen Hiesel, vom Till Eulenspiegel, von den sieben Schwaben, vom verzauberten Prinzen u. s. w. eine lange Reihe der Märchen und Sagen, die der Alte im Kopfe hatte und die anderen in den Kopf kriegen wollten. Und so war es, dass dieser alte Bettelmann, ohne auch nur einmal von „Tausend und eine Nacht" etwas gehört zu haben, es haargenau der Scheherasade nachmachte; nur dass diese durch spannende Erzählungen ihr Leben verlängern wollte, dem Gigeri-Gogg es aber darum zu thun war, die Weihnachtsfeiertage über und bis Neujahr im gastlichen und gemüthlichen Bauernhofe zubringen zu können. Der Einfall war ihm erst am zweiten Abende gekommen und die List zu allseitiger Zufriedenheit bestens gelungen.

Nach Neujahr zog er schmunzelnd fürbass mit der stillen Absicht, es anderorts ebenso zu machen. Sollte der Gigeri-Gogg auch einmal bei uns zusprechen mit seinem Segenswunsche, so laden wir ihn vielleicht ebenfalls ein zum Geschichtenerzählen — heißt das, wenn er neue kann, die wir nicht schon wissen.

---

streitet und den Ertrag mit dem Verleger theilt, oder wenigstens für den Ausfall der nach einem Jahre nicht hereingebrachten Unkosten Bürgschaft leistet. Ob Sie so glücklich sein werden, eine Ausnahme von dieser Regel zu bilden, ist nicht vorauszubestimmen, aber vom Herzen wünscht es

Ihr
hochachtungsvoll ergebener
Rob. Hamerling.

Graz, 2. September 1884."

Diesem Briefe waren mehrere Karten beigelegt, zur Empfehlung an Verleger, die aber freilich keinen Erfolg hatten. Ich verschloß mein Manuscript in die Lade, seinen besonderen Wert darin erkennend, dass es Ursache ward des kleinen brieflichen Verkehrs mit dem großen Dichter.

An Graz.

Wie ein Edelstein von Gold umflossen,
Liegst du, lieber Schlossberg, hingegossen
In der herrlich blühenden Natur.
Blaue Berge thürmend dich umschließen,
Rauschend sendet dir ein frohes Grüßen
Rauher Berge Kind, die wilde Mur.

Paradieseslüfte dich umfächeln,
Die herab mit väterlichem Lächeln
Uns der gute Gott aus Wolken schickt.
Plagt dich Krankheit, hast du Seelenwunden,
Komm nach Graz, hier wirst du schnell gesunden,
Von den Reizen der Natur umstrickt.

So war ich genaht mit tiefen Schmerzen
In dem jugendlichen Künstlerherzen,
Manche Blüte war vom Sturm geknickt.
Doch durch deine Reize, „zauberisch' Städtchen",
Durch den Feuerblick der holden Mädchen,
Ward ich bald mit Linderung beglückt.

Gute Menschen pflegten dann den Armen,
Hatten mit dem Fehlenden Erbarmen,
Hüteten mir Engel gleich die Spur;
Treue Freundschaft, die ich hier gefunden,
Sie ließ Leib und Seele bald gesunden
Und den wärmsten Kuss gab mir Natur.

Habet Dank aus meiner tiefsten Seele,
Wenn ich einstens mir das Plätzchen wähle,
Wo nach manchem ausgefocht'nem Strauß
Ich, der arme Komödiant, muss sterben,
Lasst, ich bitte, mich das Recht erwerben,
Auszuruh'n in Grazias grünem Haus.

Gustav Starke.

Eine Bitte an den Cultusminister.

Zur vermeintlichen Widerlegung meiner bekannten „Bitte an den Clerus" wurde mir der Lehrplan („Lehrstoffvertheilung für den Religionsunterricht an Volksschulen." Graz. Styria) zugeschickt.

Nach diesem Lehrplane nimmt durch alle Classen der Katechismus die Hauptstelle ein. Der Katechismus zerfällt in drei Lehrbücher: „Der kleine Katechismus", „Auszug aus dem großen Katechismus" und der „Große Katechismus in Fragen und Antworten". Diesen drei Büchern des Katechismus beigegeben ist ein Ceremonienbuch der katholischen Kirche und ein Auszug aus der biblischen Geschichte, „soweit sie zur Erklärung des Katechismus dient". Nach dem Lehrplane soll zum Lesen des alten wie des neuen Testaments beiläufig gleich viel Zeit verwendet werden. Thatsächlich aber wird in den meisten Schulen das alte Testament eingehender vorgenommen und wegen Mangels an Zeit über das neue flüchtiger hinweggegangen. Im Lehrplane ist auch die Rede vom „Evangeliumlesen"; doch gibt es in den ersten vier Volksschulclassen gar kein Evangeliumbuch; was man dort etwa Evangelium nennt, ist wohl nur eine auszugsweise Bearbeitung des neuen Bundes für die Kirche. Das Evangeliumbuch ist erst von der fünften Classe an vorgeschrieben, kommt aber sehr selten dran, weil das streng verlangte Auswendiglernen des großen Katechismus und das Studium des Ceremonienbuches dafür kaum eine Zeit übrig läßt.

Eine clerikale Stimme hat neuerdings darauf aufmerksam gemacht, dass der

mich ebenso sympathisch berührt gefühlt, wie seinerzeit von Ihren Feuilletons über die Frauenfrage. Ihre Ansichten stimmen nun einmal mit den meinigen fast durchgehends merkwürdig zusammen. Das ist eine Freude für mich; ob aber auch ein Lob für Sie und eine Anwartschaft auf günstigen Erfolg Ihrer Darlegungen im Publicum — darüber maße ich mir kein Urtheil an. Nun, allein werden wir mit unseren Ansichten denn doch nicht stehen, und wenn Sie, wie ich voraussetze, mit dieser Arbeit sich in die Öffentlichkeit wagen wollen, so wird man Ihnen die Berechtigung dazu schwerlich absprechen können. Ihre Schreibweise hat des Gebildeten, des Männlichen, des specifisch Schriftstellerischen, fast möchte ich sagen eher zu viel als zu wenig an sich, und unsereiner vom literarischen Handwerk könnte, wenn er Purist ist, wie ich, höchstens in ein paar sprachlichen Kleinigkeiten mit Ihnen rechten.

Der Hauptgrund des Gefallens, das ich an Ihrem Werke finde, liegt in Ihrem Festhalten am echt Weiblichen, mit welchem unter allen Umständen auch das echt Schöne innig verwoben und das ästhetische Princip neben dem moralischen gerettet bleibt.

Ich würde mich gerne noch des weiteren über das Werk auslassen, aber ich bin sehr leidend, und mit den täglichen Anforderungen, die sich an eine Schriftsteller-Existenz knüpfen, und die auch in diesen heißen Tagen nicht pausieren, bis zur Erschöpfung überhäuft.

Nehmen Sie deshalb das Wesentliche und Wenige freundlich auf und bleiben Sie wohlwollend auch ferner eingedenk Ihres

in wahrer Hochschätzung ergebenen

Robert Hamerling.

Graz, 9. Juli 1884."

Darf man mich der Kühnheit beschuldigen, wenn diese mich mit berechtigter Freude erfüllenden Worte mir den Muth gaben, den Weg zur Öffentlichkeit zu versuchen? Ich hatte bereits erkennen gelernt, dass dem der Welt unbekannten Namen ein Wall fast unbesiegbarer Schwierigkeiten gegenübersteht; so wagte ich noch einen letzten Appell an Hamerlings Güte und bat ihn, mir bei dem Versuche, dem Buche einen Pfad in die literarische Welt zu bahnen, hilfreiche Hand zu leisten. Hamerling schrieb mir hierauf den folgenden, besonders für seine Ansichten und Erfahrungen in betreff der Handwerksseite des Literatenthums höchst charakteristischen Brief:

„Hochgeehrte Frau!

Eben wieder schwer leidend und durch meine Correspondenzpflichten als Schriftsteller in geradezu aufreibender Weise in Anspruch genommen, hoffte ich von Tag zu Tag vergebens, Ihnen ausführlicher antworten zu können. Ich thue es, um Sie nicht länger warten zu lassen, so gut ich eben kann. Sie wünschen Ihr Buch von mir in die Öffentlichkeit eingeführt zu sehen und versprechen sich davon das Beste. Ich habe mit solchen Einführungen unvergesslich traurige Erfahrungen gemacht, habe gehässige Angriffe deshalb erdulden müssen, und meinen Schützlingen nicht nützen können, ihnen vielmehr meine Feinde auf den Hals gehetzt, so dass ich fest entschlossen bin, dergleichen sobald nicht wieder zu wagen. Auch einfache Empfehlungen an Verleger sind eine Sache, zu welcher ich mich aus guten Gründen sehr schwer entschließe. Ihnen gegenüber aber wäre es mir allzu peinlich, schlechterdings ablehnend aufzutreten, und ich thue das Äußerste, was ich unter den gegenwärtigen Umständen thun kann, indem ich einige empfehlende Karten hier beilege, von welchen Sie nach Belieben bei den Verlegern, an die Sie sich wenden wollen, Gebrauch machen mögen. Über die Annahme eines Verlagsartikels entscheidet schließlich doch die Meinung, welche der Verleger von dem dabei zu hoffenden Gewinne hat. Und Erstlingswerke finden in der Regel den Weg in die Öffentlichkeit nur dadurch, dass der Autor die Druckkosten entweder von vornherein be-

kinder, möchte ich sagen — gegen Himmel schwebten."

„So ist's mir auch gewesen", gestand der E, „und ich selber schwebte mit. Es war mir so wohl, so glücklich ums Herz, weiß gar nicht warum, und hätte alle Menschen umarmen mögen."

Der F berichtete: „Ich kann nur das sagen, ich habe während dieser Musik Osterbraten gerochen."

„Wenn auch gerade nicht Braten", fügte der G bei, „so doch etwas wie Weihrauch und darunter Dunst von feuchten Kleidern, wie in der Kirche."

„Ich habe während der Musik eine Procession in Abenddämmerung gesehen, mit Priestern im Ornat und vielen Lichtern, auch Pöllerschüsse waren." Also berichtete der H.

Der J sagte: „Mir ist bei dieser Musik eingefallen: Ach, was das für ein Glück wäre, wenn man viel Geld hätte!"

„An Geld habe ich nicht gedacht", meinte der K, „eher sind mir schöne Weiber in den Sinn gestiegen. Der türkische Sultan wird sich eine solche Musik machen lassen, wenn er durch den Harem geht und die schönste Sklavin wählt."

Der L erzählte, er hätte grünende Felder und blühende Bäume gesehen und sich gedacht, wir bekommen heuer ein fruchtbares Jahr.

„Und mir", gestand der M, „mir ist es gerade gewesen, als ob ich einen goldenen Becher mit Wein an die Lippen hielte und das ströme so mild und feurig in die Gurgel."

„Mich hat das Waldhorn, das dabei war, erinnert an die große Hirschjagd im vorigen Herbst", sagte der N.

„War denn ein Waldhorn dabei?" fragte der O. „Der Teufel auch, es muss so ein Marterinstrument gewesen sein. Noch jetzt gellen mir die Ohren vor dem Höllenlärm. Und das nennt ihr Kunstgenuss! Mir ist d i e Musik am liebsten, welche man nicht hört."

„Ach, es war wunderschön, es war herrlich!" rief der P aus. „Gerade als ob der Papst seinen Einzug hielte in Rom."

„Mich hat diese Musik ganz traurig gemacht", gestand der Q, „da möchte man sich gleich hinlegen und sterben."

„Im Gegentheile!" rief der R, „ein wahrer Löwenmuth kam in mich, wie das Blut von den Klängen erhitzt durch die Adern stürmte."

„Und Sie, lieber S?" fragte der Hausherr, dem Genannten die Hand auf die Achsel werfend. „Sie haben ja nasse Augen bekommen!"

„Ich dachte bei der Musik an meinen Sohn, der im fernen Lande ist", entgegnete der S. „Wie wird er leben? Wann werde ich ihn wiedersehen?"

Der T versicherte: „Ich würde mich bei dem Stücke köstlich unterhalten haben, wenn ich hätte mitsingen dürfen. Eine hübsche Musik und nicht mitthun dürfen, das verdirbt einem den ganzen Genuss."

„Mir war", sagte der U, „als hörte ich Wässer rauschen und Donner rollen und dazwischen Lüfte säuseln und Vögel singen."

„Ich hätte nur gewünscht", gestand der V, „dass ich schon Mittag gespeist und auf dem Sopha mein Verdauungsschläfchen machen könnte. Bei so prächtigen Klängen ließe sich's wunderbar schlafen."

„Ich habe bei dem Musikstücke gar nichts anderes denken können", sagte der W, „als immer nur: Gott sei Dank, dass ich ein Mensch bin!"

„Ja", fügte der X bei, „man vergisst alles Leid, man fühlt sich wie ein von aller Materie befreites Wesen, das selig im Äther schwebt."

„Hört mir auf!" schrie der Y. „Das ist alles Schund. Da müsstet ihr Richard Wagner hören!"

Der Z war schweigend zur Seite getreten und als der Hausherr ihn um den Eindruck befragte, schüttelte er diesem die Hand — stumm — stumm und tief bewegt.

— — — — — — —

Also hatte sich jeder der Herren über das Stück geäußert und der Ästhetiker

Religionsunterricht in unseren Volksschulen nicht ganz in den Händen der Kirche sei, sondern dass nach dem bestehenden Gesetze darüber der Staat das oberste und entscheidende Wort zu sprechen habe; daher ergeht, gewiss im Sinne des ganzen christlichen Volkes auch an den Staat, an den Cultusminister, die Bitte, es möge dahin gewirkt werden, dass das Evangelium als völker-einigende Grundlage des Christenthums unter den religiösen Lehrmitteln nicht bloß als Hilfsbuch gelte, wie es gegenwärtig der Fall ist, sondern dass es im Texte der Evangelisten als Hauptbuch erklärt und benützt werde. P. K. Rosegger.

Wie Musik auf die Leute wirkt.

Der Ästhetiker Hirt machte eines Tages ein merkwürdiges Experiment. Er hatte eine Anzahl Leute zu sich geladen, von jener Durchschnittsgattung in Anlage und Bildung, wie sie überall umhergehen, die Gesellschaft ausmachen, die Mode mitleben, recht klug zu plaudern wissen, im Grunde aber hübsch naive Menschen sind.

Als diese Leute bei Doctor Hirt versammelt waren, hielt er an sie folgende Ansprache: „Meine Herrschaften! Ich plane heute an Ihnen ein Attentat. Ich habe Sie zu mir gebeten, um Ihnen zuzumuthen, dass Sie einmal ganz aufrichtig sein sollen. Aufrichtig gegen sich selbst und aufrichtig gegen mich. Es handelt sich um eine ästhetisch-wissenschaftliche Probe, deren Bedeutung und Wert ich Ihnen später darlegen werde. Vorläufig werde ich Ihnen ein Musikstück aufführen lassen; Sie haben nichts zu thun, als zuzuhören. Dabei hat jeder von Ihnen genau achtzugeben auf die Wirkung, welche das Musikstück in ihm erzeugt, welche Empfindungen und Gedanken durch die Musik in ihm entstehen, und mir nach Beendigung des Musikstückes darüber Bericht zu erstatten. Aber um eines bitte ich Sie wohl dringend, meine Herrschaften, seien Sie bei dieser Selbstbeobachtung recht unmittelbar, denken Sie nicht an die Vorzüge oder Mängel der Production, sondern nur an die Empfindung, die Sie bei Anhörung der Musik als solcher haben. Dass das Stück möglichst vollendet zum Vortrage kommt, dafür habe ich gesorgt."

Darauf wurden die Gäste in den Saal geführt, und als sie platzgenommen und sich gesammelt hatten, begann ein wohlbesetztes Orchester die Musik. Die Anwesenden hörten mit größerer oder geringerer Spannung zu; in einiger Augen leuchtete Entzückung, andere schauten ruhig vor sich hin, ein paar gähnten verstohlen, obzwar das Stück kurz war.

Nach Beendung desselben begann der Hausherr seine Gäste abzuhören, nachdem er sie nochmals um strenge Gewissenhaftigkeit in ihren Aussagen gebeten hatte. Und in der That, es ist schwer glaubhaft zu machen, dass die Leute allen Ernstes auf die Absicht des Gastgebers eingiengen und sich wahrhafter Aufrichtigkeit beflissen.

Das Musikstück war fast keinem ganz fremd gewesen, man hatte es schon irgend einmal gehört, wusste es aber doch nicht eigentlich zu bezeichnen.

„Es war", sagte der A, einer von denen, die gegähnt hatten, „es war so eine Kirchenmusik." Weiter wusste dieser gar nichts vorzubringen.

Der B erklärte: „Mir hat's sehr gut gefallen; ein lustiger Ländler und gleich zum Tanzen."

Der C sagte: „Ich bin ganz ernsthaft dabei geworden, habe gedacht, wie es doch traurig ist auf der Welt, dass die Leute mit Musik sich aufheitern müssen."

Der D berichtete: „Mir hat's warm gemacht. Es ist so ein Jubel in dieser Musik gewesen, als wollte jemand hinausjauchzen: Sieg, Sieg! Deutlich habe ich's gesehen, wie die Bösen flüchteten und die anderen — die Gottes-

die ganze Ceremonie. Das Paar zieht sich dann in seine Gemächer zurück. Wenn dann der jungen Frau die Glückwünsche dargebracht werden, muss sie das strengste **Stillschweigen** beobachten. Sie setzt sich in eine Ecke des Zimmers, schwer beladen mit verschiedenen Kleidungsstücken; sollte sie sprechen oder nur eine Bewegung machen, so wird sie von dem Haushalte ihres Mannes ausgelacht. Aber die Frauen Koreas haben auch ein Vorrecht, das in Anbetracht ihrer ganzen Stellung besonders auffällig erscheint. Die Sitte verbietet es nämlich den Männern, sich nach acht Uhr abends auf der Straße sehen zu lassen. Sobald die koreanische Abendglocke ertönt, müssen sich alle Herren der Schöpfung in ihre Häuser zurückziehen, während es den Frauen freisteht, bis ein Uhr morgens auf den Straßen zu wandeln. Der Witwe geziemt es nicht, sich wieder zu verheiraten; man erwartet von ihr, dass sie ihren verstorbenen Mann beweint und zeitlebens Trauerkleider trägt.

Der Nachtwächter.

Vom **Nachtwächter** alter und neuer Zeit und verschiedener Länder weiß Fr. Regensberg in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ Ansprechendes mitzutheilen. Dem alten frommen, väterlich ermahnenden Ruf der nächtlichen Wächter wurde bald ein Ende gesetzt: entweder wurde er zur bloßen Angabe der Stundenzeit oder er hörte ganz auf oder aber die neue, praktische Zeit machte seine Poesie sich dienstbar. So sind von einem Wächter zu Wohlen im Aargau in der Schweiz folgende Rufe überliefert:

„Wer jetzt prächtiges Fleisch will kaufe,
Soll zum Chappeli-Moses laufe,
Der gibt's Pfund ohne Strapaze
Gut gewoge um fünf neue Batze.“

Am nächsten Abend aber lautete der Spruch des nächtlichen Barden, jedenfalls auf Veranlassung eines Concurrenten des „Chappeli-Moses“:

„Laufet hin zum Metzger Seiler,
Der gibt alles viel wohlfeiler,
Fleisch vom Ochse, dicke Rieme,
Gibt er um fünfzig Centime.“

Die Angabe der Stunden lag dem Nachtwächter noch bis in unsere Zeit hinein fast überall ob und ist vielfach noch heute seine Pflicht. Schon zu seiner besseren Controle seitens des bewachten Bürgers. Aus **Salonichi** berichtet ein Orientreisender von einem türkischen „Nachtrath“: „Von Zeit zu Zeit hörte ich ein merkwürdiges Geräusch: ein Aufklopfen auf das Pflaster mit einer metallenen Keule. Ich hörte es in regelmäßigen Zwischenräumen wieder und wieder und merkte nun, dass es der orientalische Nachtwächter war, der durch das Aufschlagen mit seinem metallbeschlagenen Stocke schallend verkündete, wie gewissenhaft er seines Amtes walte.“ — Erwähnt sei hier, dass in der deutschen **Reichshauptstadt** noch bis vor kurzem die vollen Stunden der Nacht durch Pfeifen angegeben wurden, was erst am 3. Januar 1878 aufgegeben ward. In der „guten alten Zeit“ gieng dort der Sommer officiell mit dem Tage des einstmals berühmten „Stralauer Fischzuges“ am 24. August zu Ende und vom 25. August ab schlossen die Wächter nicht mehr um elf, sondern um zehn Uhr die Hausthüren. Der Nachtwächter des Schlossreviers aber erschien noch unter Friedrich Wilhelm IV. in der Sylvesternacht regelmäßig im Schlosse und kündete der dort versammelten Hofgesellschaft um Mitternacht den Anbruch des neuen Jahres durch zwölf Hornstöße und Absingung eines Chorals an, wofür er vom Könige jedesmal einen blinkenden Friedrichsd'or erhielt. — Die Nachtwächter von **London** hatten noch im vergangenen Jahrhundert die Aufgabe, nach Mitternacht den Bewohnern der englischen Hauptstadt die Beschaffenheit des Wetters zu verkünden. Indem sie durch die Straßen giengen, riefen sie mit lauter Stimme ihr: „Rainy“ oder „frosty morning“, und wer die

Hirt schüttelte über den Erfolg seines Experimentes den Kopf.

Händels „Halleluja" war's, das er hatte spielen lassen und von dem er nun sah, welch verschiedene Eindrücke es auf die verschiedenen Personen gemacht hatte. — Also ist es doch wahr, dachte er, dass auch die Musik nichts Neues in den Zuhörer legen kann, dass sie nur das weckt, was in ihm schon vorhanden ist. Die Musik potenziert wohl den Menschen, aber jeden nur in dem, was er ist; den Sanguiniker macht sie noch lustiger, den Melancholiker noch melancholischer, den Schwärmer hebt sie in Verzückung, den rohen Sinnesmenschen macht sie noch genussgieriger. Die Musik macht den Menschen erst ganz zu dem, was er ist. Und einen, der hohl und schal ist, den lässt sie eben hohl und schal, und einen, der verbohrt ist, den verbohrt sie noch tiefer. — Und so kann man aus den Äußerungen mancher Leute über Musik recht wohl entnehmen, wer sie sind. Bemerkenswert ist aber auch, dass besonders hoch entwickelte Naturen für Musik oft gar keinen Sinn haben; solche leben nämlich auch ohne Potenziermittel ein Seelenleben, das kaum einer Steigerung mehr fähig ist.

Befriedigt im einzelnen, aber ein wenig verstimmt im ganzen, rief der Hausherr seine Gäste nun zum Souper und siehe, hier war es wesentlich leichter, den Geschmack aller zu treffen. Die Empfindungen und Äußerungen über das Essen waren harmonischer, als jene über die Musik. R.

Die Frau als nichts.

Über die Lage der Frauen in Korea gibt der „Ostas. Lloyd" fesselnde Mittheilungen. Dort zu Lande hat die Frau nicht einmal einen Namen; sie ist lediglich als die „Schwester" oder die „Tochter" des Soundso bekannt. Ist ihre Ehe von Kindern gesegnet, so ist sie „die Mutter" von dem und dem. Ereignet es sich, dass eine Frau vor Gericht, in einem Processe erscheinen muss, so gibt ihr der Richter einen besonderen Namen für die Zeit der Untersuchung, um die Verhandlung zu vereinfachen. — Sobald ein Mädchen heiratsfähig wird, darf niemand, ausgenommen ihre nächsten Verwandten, sie sehen oder mit ihr sprechen, und nach der Heirat ist es unmöglich, sich den Frauen zu nähern; sie leben in ihren Gemächern förmlich eingeschlossen. Diese Gemächer sind Heiligthümer, in welche selbst die Vollstrecker des Gesetzes nicht eindringen dürfen; nur in Fällen von Empörung oder Hochverrath darf man einen Mann aus ihnen herausführen. Schickt sich ein Mann an, das Dach seines Hauses auszubessern, so macht er seinen Nachbarn davon Anzeige, damit sie ihre Thüren und Fenster schließen und nicht einen Blick in die Frauenkammern werfen. Wie in China, ist auch in Korea die Heirat eine Angelegenheit, mit der die Frauen nur wenig oder gar nichts zu thun haben. Der Vater des jungen Mannes setzt sich entweder brieflich oder persönlich mit dem Vater des Mädchens, welches er für seinen Sohn wünscht, in Verbindung. Häufig geschieht dies auch durch einen Mittelsmann. Der Vater bestimmt den Hochzeitstag, nachdem der Heiratsvertrag geschlossen worden ist; die Astrologen werden stets zu Rathe gezogen, um einen günstigen Tag festzustellen. Am Hochzeitstage wird in dem Hause des Bräutigams eine Erhöhung errichtet und diese mit gewebten Stoffen reichlich geschmückt; Eltern, Freunde und sonstige Bekannte versammeln sich zu dieser Gelegenheit. Die Brautleute, welche sich nie gesehen, noch miteinander gesprochen haben, werden ins Zimmer geführt und betreten die Erhöhung; dort bleiben sie Angesicht zu Angesicht einige Minuten lang stehen, worauf sie sich gegenseitig begrüßen, doch wird nicht ein einziges Wort gewechselt. Abgesehen von der Übergabe eines geschriebenen Vertrages, besteht hierin

Zwoa lustigi Gschichtln
in steirischer Mundart von Hans Frauengruber.

Almrausch.*)

Morgen is der Binderjagglin ihr Namenstag, und weil die Binderjagglin soviel gern 'n Almrausch siacht und ihr sel das allerliebst Bleaml is af dr Welt, denkt eahm dr Bindajaggl, ihr Man: „Machst ihr a Freud und bringst an Buschn Almrausch hoam, der kost nix." Steckt aft a groß Messar ein zan Abschneidn und steigg auffi af d' Sandlingalm, wo die ganze Leitn voll Almrösl steaht, als wann d' Abndröthn von Himmi gfalln war aba auf d' Stoanleitn. Intawegn, wiar er schon bol**) obn is af dr Alm, kimp 'r bei'n Salzberg vorbei; steht der Zeugschaffer heraußt, der zwoa Kröpf hat und an guatn Wein und sagg: „Wo gehst dan hin, Bindajaggl? Ih hätt a neuchs Weinl, magst's kostn?" Denkt eahm dr Binderjaggl: „Da Almrausch vobluaht noh nit; dr Zeugschäffer hätt a guats Weinl, däs kost nix" — und geht eini. — Ba'n erstn Glasl sagg'r: „Du, däs Weinl is guat!" Ba'n zweitn schnalzt 'r mit dr Zung' und sagg: „Du, däs Weinl is sikrisch guat!" Ba'n drittn Glasl haut 'r afn Tisch und sagg: „Du, däs Weinl is schoa ganz vahöllt sikrisch guat ah!" Ba'n viertn sagg 'r nix meh und ba'n fünftn ligg 'r intern Tisch und hat an Rausch. Dr Zeugschaffer lacht, und af d' Nacht gengan an etla Bergleut, dö mit da Schicht firti san, abi ins Dorf. Dö zarrn 'n Binderjaggl mit und loahn ihn za sein Häusl an d' Wand.

Die Binderjagglin schlaft noh nit und hört allweil ba dr Thür daußt wen gronen und kreißtn. Sie nimmb d' Latern, und wia s' außileucht, findt s' ihr'n Mann. „Jssas Maria!" schreit s' „der hat ja an Rausch!" — „J ja", sagg dr Man, „Binderjagglin, an Almrausch han i dr bracht." —

*) Almrausch = Almrosen.
**) bald.

Wie der Brucknwirt seine Kinder zählt.

„Wiavül Kinna habt's Ös hiazd, Brucknwirt?" fragg der Gollacher Seppl, wia eahm dr Wirt 's volli Weinglasl bringg und afn Tisch stellt.

„Vieradreißg!" schreit der Brucknwirt. „Sel wird doh nit sein", moant der Gollacher Seppl, „däs wa deant a wenk z'viel zar an Gspoaß." Der Brucknwirt klopft sein Pfeifn aus und — „Du Saumagn!" kirrt d' Wirtin hinta dr Schank füra, „muaßt dein stinkati Pfeifn allmal af dr Tischplattn auslaarn? Zwegn was is dan dr Stubnbodn da? Soll mr all bot nachwischn, wan mer eh d' Händ volla Arbat hat!" — „Sei stad, Alti", brummt dr Brucknwirt, „wann mr vieradreißg Kinna hat, kimps af dö Plag ah neama an." Dr Gollacher Seppl gibb eahm an Taucher mit'n Ellbogn und lacht: „Geh, Narr, red' nit söchti Dummheiten, sist kriagst es noh z'samm ah." — „Was 'r dan allmol mit dö vieradreißg Kinna hat?" kirrt d' Wirtin wiada, „der narrischi Tonl der! Af d' letzt glauben's d' Leut noh, schamen müaßt er sih frei ah." — „Na, na, eppa nit?" schreit dr Brucknwirt, „ich han siebazehn Kinna und mein Weib hat a siebazehn, san aft däs nit vieradreißg?"

Das Grab gefallener Steierer bei Königgrätz.

Dem Herausgeber dieses Blattes gieng vor Kurzem das folgende Schreiben zu, welches von vielen Steirern mit Rührung und Dankbarkeit gelesen werden wird.

Königgrätz, am 29. April 1891.

Hochgeehrter Herr!

Vor einigen Jahren hatte ich in Wien Gelegenheit, Ihre Schriften kennen

Ankündigungen dieser eigenartigen Wetterpropheten hörte und beachtete, wusste beim Aufstehen, ob er wasserdichte Stiefeln anziehen oder sich wärmer kleiden musste. Ebenso rief der Wächter in italienischen Städten neben der Stunde auch das Wetter aus: „Piovento, fa sereno, tempo nuvolo“, je nachdem es regnete, schönes Wetter oder bedeckter Himmel war. In Spanien besteht dieser Brauch noch heutigentages. Die Wächter rufen dort die Stunden von elf Uhr nachts bis morgens früh um vier Uhr in hohem, halbsingendem Tone aus und fügen jedesmal eine Angabe über das Wetter bei. So z. B.: „Sei gegrüßet, heilige Jungfrau! Elf hat's geschlagen! Heiterer Himmel!“ Da nun in dem „schönen Land des Weines und der Gesänge“ der Himmel die weitaus meiste Zeit heiter ist, so dass die Nachtwächter selten etwas Anderes als „Cielo sereno!“ (heiterer Himmel) zu rufen haben, so hat ihnen das Volk schon in alter Zeit den Spottnamen „Serenos“ gegeben, dessen Entstehung und eigentliche Bedeutung aber längst in Vergessenheit gerathen ist. Kein Nachtwächter in Spanien erwartet heute, wenn seine Dienstleistung irgendwo begehrt wird, eine andere Anrede als: „Senor Sereno!“

Es wär' zu schön gewesen

in verschiedenen Mundarten.

Dem deutschen Verein „Arion“ in New-York gehört ein Mitglied an, das verschiedener „Töne Meister“ ist. Das zeigen die folgenden scherzhaften dialectischen Umschreibungen der ersten Strophe des bekannten Scheffel'schen Liedes.

1. Urtext.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Dass bei den Rosen gleich die Dornen steh'n.
Und was das arme Herz auch plant und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergeh'n.
In deinen Augen hab' ich einst gelesen,
Es blitzte drin von Glück und Lieb' ein Schein;
Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen!
Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!

2. Berlinerisch.

Det is in't Leben eene dolle Nummer,
Det mang die Rosen lauter Dornen schteh'n.
Un janz besonders macht's mich ville Kummer,
Det Allens schließlich aus'n Leim muss jeh'n.
In deine Ojen ha'k mal wat gelesen,
Du kiektest mir so freundlich an, mein Kind!
Na Sache! det wär' wirklich nett jewesen,
Indessen doch, det hat nich sollen sind!

3. Schwäbisch.

Dees ischt im Lebe wüscht und gar net lieble,
Dass bei den Rösle glei die Dörnle schtehe;
Und, sitzt das Maidle wirkli mal beim Büble,
Sie müsset denn erscht auseinander gehe.
In deine Äugle ha'n i au mal g'lese,
Zur Kirmes war'sch, wir tranke neue Wei;
Dees Ding wär' so weit au net übel g'wese,
Doch gab's zum Abschied arge Rauferei!

4. Plattdeutsch.

Dat is in't Lewen snaak'sch man inricht' worden,
Dat bi de Rosen so veel Stacheln stahn,
Un, dröppt man sick in't Süden oder Norden,
Taulezt möt'n wedder untenannergahn.
Du wierst mi mal veel leiwer as mien Lewen,
Ick dacht', du haaſt mi ok tau'n Ehrman nahm'n;
Min säute Diern, dat hadd en Spass afgewen!
Min Zuckersnut, de Sack is anners kam'n.

5. Sächsisch.

Nee, heern Se mal, des is Sie kar nich scheene,
Dess bei die Rosen so viel Dornen steh'n!
Ich find's, Kottstrambach kradezu kemeere,
Wie's eenen armen Luder oft kann geh'n.
Ich hatt Sie nemlich mal 'ne Braut in Dräsen,
Da fiel 'ch Sie awer eklich mit'n 'nein!
Der Spass is nemlich kar nicht billig k'wesen!
's hätt' freilich können noch viel dheirer sein.

---

heimat weint vielleicht manche Mutter um ihren Liebling, trauert mancher Vater um seinen einzigen Sohn, um seine Stütze im Alter. — Wie groß und verdienstvoll ist die Aufgabe, welche sich einige christlich und patriotisch gesinnte Männer gestellt haben, an ihrer Spitze der Herr k. u. k. Hauptmann Steinsky, die irdischen Überreste jener Tapferen, welche unter den Fahnen Sr. Majestät für die Einheit des Reiches den Heldentod starben, unter das Banner der katholischen Kirche — das heilige Kreuz — zu sammeln, ihnen Denksteine zu errichten, damit sich an ihrem glänzenden Beispiele die Nachkommen erheben und erbauen können. Und diese, welche wir nach fast fünfundzwanzig Jahren zum zweitenmal in die Erde betten, sind des Kreuzes gewiss wert, denn sie waren nicht nur treue Söhne der heiligen Kirche, wie es das bei ihnen gefundene Gebetbuch, der Rosenkranz und die Gedenkmünzen mit dem Muttergottesbilde beweisen, sie waren auch pflichttreue und gewissenhafte Diener ihres Kaisers, was sie durch ihren in seinen Diensten gefundenen Tod bekräftigten."

Hierauf wurde das Grab geschlossen und die Feier, welche ohne alle Vorbereitung und Prunk durch ihre herzlich rührende Einfachheit allen Theilnehmern gewiss unvergesslich bleiben wird, war zu Ende.

Theilen Sie im „Heimgarten" Ihren Landsleuten mit, dass es hier noch Leute gibt, welche das Grab Ihrer unglücklichen Stammesgenossen pflegen und darüber machen werden, dass diese letzte Ruhestätte in Ehren gehalten und jährlich mit frischen Blumen geschmückt werde. Nehmen Sie die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung entgegen, womit ich mich zeichne als

Ihr ergebener

Josef Udalrik,
Beamter.

Gstattn Dichtn.

Mei Muada dö sagt oft:
„Mei' Kind schau, i moan,
Du kunnt'st statt dein Dichten
Öbb's G'scheitas wohl thoan."
Draf sag i: „Schau Muada,
Mir is häufti gnua,
Dass i statt mein Dicht'n,
Nix Dummas nu thua!"

G. Tobisch.

Liedln aus dem obern Kainach-Thale.

Mitgetheilt von J. S.

Sollt' schon a Moarknecht sein,
Kann noh koan Zaun z'sammzäunn,
Tangeln kann ih ah nit recht,
Dass's a Schneid hätt.

D'r Summer geht umer, die Heumahd, d'r Schnitt;
I d'r schönsten Zeit
Sieh ih mei' Dirnerl nit! —

Ih bin a Spielmann
Und du bist a Tanzer!
Ih bin a halber Narr
Und du a ganzer.

„Hast du nit a schöne Dir—n?" —
Ja wol! an Knecht ah. —
„Thant sie nit a weni schmier—n?" —
Ja wohl! is recht ah.

Van Moser i d'r Lölling
Bin ih Vorfahrer, ih;
Groaße Nudel iss ih gern,
Kloane mag ih nit, ih.

Van Kropfbauer i d'r Lölling
Bin ih dösswegn entrunn',
Is an ungroaßer Koathkäfer
I d'r Mehlsuppen umg'schwumm.

Bücher.

Gemischte Gesellschaft. Ein berühmter Dichter, berühmt durch seine Erfolge im Lustspiel und in der Novelle — eine junge, schwärmerische Amerikanerin mit unbestrittenem Talent zur Anatomie des weiblichen

zu lernen und aus diesen auch die Sitten und Gebräuche des Volkes der österreichischen Alpenländer, insbesondere jenes der Steiermark, welches Sie mit so viel Liebe in seinen Freuden und Leiden schildern, dass ich als Nichtdeutscher eine innige Sympathie zu diesen Älplern gewonnen habe, und das umsomehr, da auch Sie in Ihren Büchern wiederholt unseres Böhmerwaldes so freundlich erwähnen.

Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, Ihnen mitzutheilen, dass durch Veranlassung des hier bestehenden Comités zur Errichtung und Erhaltung von Denkmälern der im Feldzuge des Jahres 1866 in Böhmen gefallenen Krieger — zehn Ihrer in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 gebliebenen Landsleute vom steirischen 27. Infanterie-Regimente (König der Belgier) eine würdige letzte Ruhestätte und ein schönes Denkmal errichtet wurde.

Zu solchem Zwecke mussten die Gebeine dieser Todten, welche bisher an einem Orte mitten in Feldern ruhten und der zur Aufstellung eines Denkmals ganz ungeeignet war, ausgegraben und an einen geeigneten, ungefähr 50 Schritte vom alten entfernten, hart an der Landstraße gelegenen Ort übertragen werden.

Diese Ausgrabung fand am 21. April l. J. vormittags am nördlichen Saume des beiläufig 8 Kilometer nördlich von unserer Stadt an der Elbe gelegenen Dorfes Lochenitz statt im Beisein des k. u. k. Landwehrhauptmannes Steinsky als Obmann, des k. u. k. Lieutenants in der Reserve Franz Waldek als Schriftführer des Comités, des Med.-U.-Dr. Emil Waldek, des Ortsvorstandes und einiger wenigen Dorfinsassen, schließlich war auch ich dabei. Nach 9 Uhr Vormittags begaben wir uns zum alten Grabe, welches nahe an jener Ziegelei, bei deren Vertheidigung die Soldaten gefallen sind, lag, und nachdem alle Vorbereitungen zur traurigen Arbeit getroffen waren, begann dieselbe um ½10 Uhr. In einer Tiefe von einem halben Meter fanden wir die Leichenreste, bestehend aus Knochen, vermischt mit Überresten von Monturen, Riemenzeug und Schuhwerk, von Bajonnettscheiden und Waffenbestandtheilen. Weiters wurde in einer Patronentasche, welche fast durchwegs mit Munition gefüllt war, ein Gebetbüchel gefunden, dessen Text nicht mehr gelesen werden konnte; weiters fand man einen Rosenkranz, zwei Gedenkmünzen mit Muttergottesbild aus Mariazell, welche die nun Todten vielleicht um den Hals getragen hatten, ein Notizbuch, eine Feldflasche mit dem Reste einer stärkenden Flüssigkeit, einige Essbestecke, eine Schere, eine Erinnerungsmedaille aus dem Feldzuge in Schleswig-Holstein im Jahre 1864 mit sehr gut erhaltenem Bande, eine Tabakspfeife und eine Menge anderer Kleinigkeiten. Von den Schädeln wurden bloß fünf ohne sichtbare Verletzungen gefunden, bei den übrigen waren größere und kleinere Schussfracturen zu sehen, bei einem waren die oberen Partien von einer Kanonenkugel vollständig zerschmettert, aus einem anderen konnte die tödtende Gewehrkugel herausgenommen werden, die Beckenknochen einer Leiche waren ebenfalls ganz zertrümmert.

Alle diese Leichenreste wurden sorgfältigst gesammelt und in zwei bereitstehenden Kisten verschlossen, in einer dritten Kiste wurden die übrigen gefundenen Gegenstände verwahrt. Als die drei Kisten in eine am Fuße des mit einem Kranze geschmückten Kreuzdenkmales bereiteten Grube gesenkt waren, nahm der hochwürdige Herr Ortspfarrer P. Alois Soukup die Einweihung des Kreuzes und hierauf die Einsegnung des gemeinsamen Grabes vor. Nach der kirchlichen Ceremonie sprach er zu den wenigen Versammelten eine kurze aber ergreifende Rede, bei welcher alle Zuhörer zu Thränen gerührt waren. Er sagte unter Anderem: „Diese Armen haben ein volles Recht auf unser Mitleid, denn vielmals trauriger ist ihr Los, indem sie hier im fremden Lande ein vorzeitiges Grab gefunden haben; in ihrer fernen Gebirgs-

ursprünglich an, wie frischgebrockte Waldbeeren. Die „Todtenschau" ist ein prächtiges Stück derber Volksthümlichkeit, dem wirklichen Leben abgelauscht.

Anna Hartenstein erzählt in zwei Novellen: Aus dem Bürgerhause (Dresden u. Wien, Verlag des Universum) von der Aufopferungsfähigkeit der Schwester und von dem Opfermuthe der Tochter. Vielleicht wäre es dankbarer gewesen, die Gattenliebe oder die Mutterliebe zum Vorwurfe einer Erzählung zu nehmen. Lobenswert ist die reine, geschmackvolle Darstellung.

Nicht sehr geschmackvoll hingegen ist der Inhalt der Novelle: Frau und Braut von Emil Taubert (Leipzig, Georg Meyer). Johann besitzt eine Frau und eine Braut. Damit er mit seiner Braut glücklich werden kann, tödtet sich die Frau — und siehe da, er nimmt dieses Glück aus der Hand seiner todten Frau an. Das ist doch nicht sehr geschmackvoll und vom ästhetischen Standpunkte aus tadelnswert.

Zum Schlusse wollen wir der Briefe einer alten Bäuerin an ihre städtische Freundin von Agnes von der Deken (Hirschberg, Volksarzt-Verlag) gedenken, die in schlesischer Mundart die jüngsten Erlebnisse und Erfahrungen der alten Bäuerin drastisch und lehrreich zugleich wiederspiegeln. —tt—

Aus den Lebenserinnerungen eines Siebzigers. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes 1891.)

Wenn die Jungen schreien, pflegen die Alten zu schweigen. Oder ihre ernstruhige Stimme wird überhört. Und das ist ein Unglück. Wenn die Wortführer früher Erfahrungen sammeln, als Belehrungen austheilen wollten, wie anders stünde es um die gesammte Lebensweisheit eines Volkes. Neues, Überraschendes, Revolutionäres wollen sie verkünden, unsere jungen Schreihälse, und binnen kurzem müssen sie sich sachte selbst corrigieren, wenn sie sehen, dass das Leben es anders will, als phantastische Hitzköpfe es sich eingebildet. — Wie wertvoll ist die Stimme eines vielerfahrenen Mannes, und jene Lebensphilosophie wird wohl die richtigste sein, die nach allerlei geistigen Irrfahrten der Greis prüfend endlich zur seinen gemacht hat. — Die Lebenserinnerungen des Siebzigers, die oben angeführt sind, sagen uns nicht viel Neues, aber sehr Richtiges, Alterprobtes, immer Beherzigenswertes. Das Büchlein, welches die wichtigsten Fragen des Lebens berührt, liest sich wie Lehr und Rathschlag eines älteren wohlwollenden Freundes. Möge in dem Geschrei junger, naseweiser Prediger das goldene Wort des Greises nicht überhört werden. M.

Des Herrn Friedrich Ost Erlebnisse in der Welt Bellamys. Mittheilungen aus den Jahren 2001 und 2002. Herausgegeben von C. Wilbrandt.

Dieses Buch ist keine trockene Polemik gegen das allbekannte, in hunderttausenden von Exemplaren verbreitete Buch Bellamy's „Im Jahre 2000", sondern ein Roman, wie der Bellamy'sche. Für trockene nationalökonomische Belehrungen würde das große Publicum keine Empfänglichkeit haben, wohl aber für eine Erzählung, welche sich auf dem Boden jenes erträumten Zukunftsstaates abspielt und in ihrem Verlauf, an der Hand von ganz unausbleiblichen Begebenheiten, die Haltlosigkeit und Unausführbarkeit der Idee der Verstaatlichung der Gesellschaft in so schlagender Weise documentiert, dass es selbst dem Leser, den die menschenbeglückenden Zukunftsträume Bellamys gänzlich gefangen genommen hatten, wie Schuppen von den Augen fällt. Unbefangenere Leser des Bellamy'schen Buches aber werden sich ungemein erheitert fühlen, wenn sie hier den Herrn Friedrich Ost genau die Spuren des Herrn Julian West verfolgen, aber ihn dabei zu Ergebnissen kommen sehen, welche die beseeligenden Erfahrungen des ersteren und die Berichte des Dr. Leete in wahrhaft drastischer Weise beleuchten.

Das Buch ist keineswegs eine Parodie; weit entfernt davon. Der Herausgeber ist ein erfahrener Mann, dessen Anschauungen auf sehr reellen nationalökonomischen Studien beruhen, der mit ruhigem Humor und unerbittlicher Consequenz den amerikanischen Phantasten auf seinen verzweigtesten Pfaden verfolgt, und der dabei durch seine flotte, überzeugende Schreibweise und glückliche Erfindung die Leser zu fesseln und zu unterhalten versteht. V.

Von Karl Prölls **„Modernem Todtentanz"** (Berlin. Hans Lüstenöder.), der bei seinem Erscheinen berechtigtes Aufsehen machte, ist bereits eine neue Folge erschienen. Nicht leicht wäre es, diesem eigenartigen Schriftsteller unter den Romanciers und Dichtern seinen Platz anzuweisen. Weitab von den ausgetretenen Pfaden der Belletristik und neuzeitlichen Lyrik bewegt sich dieser originale Geist, der uns anzieht und fesselt, auch dann, wenn er sich in Regionen versteigt, wo die Phantasie Herrscherin ist. Karl Pröll ist durch

Herzens — ein gemüthvoller Schilderer der bayrischen Gebirgswelt — eine Dichterin, die der Liebe, nicht der geschlechtlichen, nein, der verwandtschaftlichen Liebe, eine Idealwelt an Entsagungs- und Opferfreudigkeit aufbaut — zwei Verfasser kerniger Geschichten aus den steirischen Bergen und dem Böhmerwalde — der Maler von Cabinetsstücken kleinbürgerlicher Verhältnisse — und noch einige andere — ist das keine gemischte Gesellschaft — allerdings nicht im landläufigen Sinne?

Der vornehmste in dieser Gesellschaft ist wohl Adolf Wilbrandt, der in seinem Romane „Adams Söhne" (Berlin, Wilhelm Hertz) auf 456 Druckseiten zu beweisen versucht, dass man ein großer Dichter sein und doch — einen mittelmäßigen Roman schreiben kann. Er benützt die ausgefahrenen Geleise des idealistischen Romanes mit seinen Gestalten ohne Fleisch und Bein und Blut, mit seinen zu einem Eintagsscheinleben erweckten Schemen, die Ideen verkörpern sollen. Allerdings leuchtet hie und da ein origineller Zug der Charakteristik, eine geistreiche Wendung durch, würdig eines Wilbrandt, aber das Ganze dient doch nur dazu, dem Leser eine arge Enttäuschung zu bereiten. Was im „letzten Hause" vorgeht, ist gewiss spannend, ja dramatisch belebt, derart, dass man sagen möchte, Wilbrandt sei zu sehr Dramatiker, um guter Romanschreiber zu sein, wenn man nicht wüsste, dass er schon bessere Erzählungen, ja mustergiltige, geschrieben hat. Es fehlen an diesen Scenen im „letzten Hause" nicht einmal die Aristotelischen Einheiten des Dramas. Der Stil ist nicht immer klar, nicht immer ganz correct, ein Beweis, dass der Roman trotz einiger tiefsinnigen Sentenzen flüchtig gearbeitet wurde.

Auch Maximilian Schmidt liefert uns mit dem Cultur- und Lebensbilde: Der Schutzgeist von Oberammergau (Leipzig, A. G. Liebeskind) keines seiner besseren Bücher. Die Naturschilderungen sind wie immer bei Maximilian Schmidt anschaulich, auch die Oberammergauer Passionsspiele haben in dieser Wiedergabe einen culturhistorischen Wert — das ist aber auch das beste an dem Buche. Der sonstige Inhalt, die eigentliche Erzählung, die wie ein rother Faden die Schilderungen durchzieht, ist ohne großen Wert. Der Städter soll gehen und sich diese großartige Gebirgswelt ansehen, aber, man verzeihe mir, er nimmt sich doch nur wie ein „Alpengigerl" darin aus. Daran mögen die Dichter schuld sein, sie bringen es nicht zustande, den Städter so in diese Welt hineinzustellen, dass er zu ihr passt. Ich muss mich unwillkürlich an jenes jüdische Ehepaar im Bade erinnern. „Ein herrlicher Anblick", ruft sie enthusiastisch, „das Steigen und Fallen der Wogen!" — „Thu' mer den G'fall'n," sagt er, „und sprech mer im Bade nicht von's Geschäft!"

Ein ganz eigenes Buch das: „Der Lebende oder der Todte?" von Amélie Rives. Übersetzt von Henny Koch. (Frankfurt a. M. C. Koenitzer.) Barbara ist so untröstlich über den Tod ihres heißgeliebten Gemahls und lebt derart nur in der Erinnerung an ihn, dass sie den Vetter des „Seligen" wegen seiner frappanten Ähnlichkeit zu lieben beginnt — sie sieht ja in ihm nur den „Seligen." Die Frage: „Der Lebende oder der Todte?" ist mit so feiner psychologischer Spitzfindigkeit gestellt, dass der Leser nicht immer die Antwort weiß. Wie sensitiv die Verfasserin in ihrem Buche wird, sollen einige Stellen darthun. „— aber — selbst die Haare, die sich in seinem Nacken kräuselten, schienen durchdrungen von dem Bewusstsein —". Das geht doch über die Seelenriecherei! Reizend ist auch der gefühlvolle Rücken eines Kutschers. „Es gibt nichts ausdrucksvolleres als der Rücken eines schwarzen Kutschers, nicht einmal die Augen eines hungerigen Hundes sind imstande, das zu übertreffen" u. dgl. Wie hoch entwickelt das Sensorium einer jungen amerikanischen Schriftstellerin ist! Am Ende erhält der Tode sein Recht und der Lebende bekommt den Laufpass. Das ist doch echt europäisch und gar nicht amerikanisch.

Der achte Band der Gesammelten Schriften von Heinrich Seidel enthält die Fortsetzung von Leberecht Hühnchens Lebenslauf: Leberecht Hühnchen als Großvater. (Leipzig. A. G. Liebeskind.) Wir haben Heinrich Seidels Schriften schon an anderer Stelle besprochen, insbesondere den gutmüthigen, harmlosen Humor und die feine, zarte Charakterzeichnung hervorgehoben. Erwähnung verdient noch der sorgfältig geglättete Stil.

Arthur Achleitner, von dem uns als 2696. Bändchen der Reclam'schen Universal-Bibliothek Geschichten aus den Bergen vorliegen, ist nicht nur ein tüchtiger Kenner des bayrischen Hochlandes und seiner Bewohner, sondern auch ein wahrhaftiger Dichter, der die Personen mit ihrer Umgebung, das wetterfeste Alpenvolk mit der grandiosen Natur seiner Heimat in Beziehung zu bringen versteht. Diese Farbe tragen auch seine Erzählungen. Nicht ganz so heimisch ist der Dichter auf steirischem Boden, wenn er einmal dahin eine literarische Excursion macht.

Wie Achleitner in den bayrischen Bergen, ebenso daheim ist Johann Peter im Böhmerwalde. Seine Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde (Leipzig, Gustav Körner) muthen uns thaufrisch und

kindliche Gemüther verlangt, so erzeugt es auch wieder in denen, die sich ihm weihen, eine eigene Kindlichkeit, und gibt ihnen ihre Jugend wieder." Diesen Eindruck gewinnt man bei der Lesung der ersten vorliegenden Lieferung des neuen, auf 2 Bände berechneten Werkes Schweiger-Lerchenfelds. Ausgerüstet mit einer reichen Fülle einschlägiger Kenntnisse, stellt sich der Verfasser auf den Standpunkt eines Mentors, der seinen Zuhörer in Wald und Flur hinausführt, um ihn auf die vornehmsten Erscheinungen des Naturlebens aufmerksam zu machen. Besonders bemerkenswert ist das liebevolle Eingehen in scheinbar unwesentliche Einzelheiten. Der Stil ist klar und plastisch, häufig von stimmungsvoller Getragenheit. Vorzüglich sind die Illustrationen. V.

Erinnerungen einer österreichischen Officiersfrau aus dem Kriegsjahre 1866. Von A. v. Holzhausen-Gablenz. (Gotha. Friedr. Andr. Perthes. 1891.) An mancherlei Kriegserinnerungen aus dem Jahre 1866 fehlt es wahrlich nicht, hier aber tritt ein Gedenkbüchlein von eigenthümlichem Reiz hinzu, schon dadurch interessant, dass es eine Officiersfrau ist, noch dazu eine österreichische, welche auf nur vier Druckbogen ein lebendiges Bild jener bewegten Zeit vor uns entfaltet. Sie schaut überall mit dem Auge der Frau und enthüllt daher so manchen feinen Zug, der dem Blicke des Mannes entgeht, wie auch durch das Empfinden der Frau sich manche Dinge in den Ereignissen jener Zeit in ein besonderes Licht stellen. V.

Bibliothek des Humors, Band IV. Lehrer und Schüler. (Berlin. Friedrich Pfeilstücker.) Der Band dieses Anekdotenschatzes bildet ein Charakterbild von Lehrern und Schülern, Professoren und Studenten, für sich, sowie auch im Verhältnis zu einander, wie es heiterer nicht gedacht werden kann. Wer jemals auf der Schulbank gesessen hat oder vor dem Katheder des Hochschullehrers, an dessen Auge ziehen beim Lesen des Buches die heiteren Bilder verflossener Zeiten aufs neue vorbei.

Los vom Antisemitismus. Offener Brief an einen Unverfälschten. (Leipzig 1891. J. Wimmer.) Ein ehemaliger leidenschaftlicher Antisemit kommt zur Vernunft, macht seine Bekenntnisse und stellt die Hohlheit des gegenwärtig so heftig wüthenden Antisemitismus dar. Er hegt die Hoffnung, dass diese Geisteskrankheit, von der er sich so glücklich erholt, sachte vorübergehen, ja dass selbst Georg Schönerer noch einmal gesund werden wird. — Nun, unmöglich ist nichts. M.

Soeben giengen uns die Hefte des **„Wiener Humor"** (Wien. C. Daberkow), dritte Serie, zu und können wir nicht umhin, auf den reichen Inhalt dieses Unterhaltungs- und Vortragswerkes hinzuweisen, an dem, wie die vorliegenden Hefte aufs neue beweisen, ein guter Theil der deutschen Schriftstellerwelt mit vorzüglichen Beiträgen betheiligt ist. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Tauern-Gold. Eine Geschichte aus dem Knappenleben in den Hochalpen von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfels. (Wien. A. Hartleben. 1891.)

Das deutsche Lied. Erzählung aus den nationalen Verhältnissen Böhmens, von Anton Ohorn. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1891.)

Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel, IX. Band: Sonderbare Geschichten. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1891.)

Wundercuren. Ein Arbeiterroman von Wolfgang Schild. (Berlin. Max Breitkreuz. 1891.)

Lonny, die Heimatlose. Erzählung aus dem schweizerischen Cultur- und Volksleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Von Joseph Joachim. (Basel. Benno Schwabe. 1889.)

Zehn Geschichten von Fritz Mauthner. (Berlin. J. G. Schorer. 1891.)

Theoderich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Wolf. (Leipzig. Oswald Mutze. 1891.)

Helene. Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen von M. Kolloden. (Dresden. E. Pierson.)

Aus den La Plata-Staaten. Eine Reise nach Südamerika von Wilhelm Kreuth. Illustriert. (Wien. A. Hartleben. 1891.)

Flora von Deutschland. Illustriertes Pflanzenbuch. Anleitung zur Kenntnis der Pflanzen nebst Anweisung zur praktischen Anlage von Herbarien, von Dr. Wilh. Medicus. Mit über 300 feincolorierten nach der Natur gezeichneten Abbildungen auf 78 Farbendrucktafeln. Erscheint in 10 Lieferungen. (Kaiserslautern. A. Gotthold.)

und durch Idealist, und der ideale Grundzug seines Wesens verleugnet sich in keiner seiner Skizzen, in keiner seiner Erzählungen. Ein hoher Sinn, eine tiefe und wahre Begeisterung für das Edle und Schöne spricht aus allen seinen Schöpfungen. Wer Unterhaltung im vulgären Sinne des Wortes sucht, möge sein Buch nicht erst in die Hand nehmen, dem ernster denkenden Leser, der auch vor Abhandlungen über die sociale Frage und anderen Problemen in Staat und Leben nicht zurückschreckt, wird Pröll's Todtentanz" eine reiche Fülle geistiger Anregung und Genuss bieten.

Die österreichische Gebirgswelt in Chromolithographien nach Natur-Aufnahmen von A. Gerasch.

Die Verlagshandlung „Leykam" in Graz hat es unternommen, die schönsten Punkte der österreichischen Gebirgswelt, durch Künstlerhand aufgenommen, in einem farbenprächtigen Chromo-Lithographien-Cyclus bildlich darstellen zu lassen. Bis jetzt liegen vierzehn Hefte zu je sechs Bildern von dieser prächtigen Sammlung vor. Dieselben enthalten Darstellungen aus Steiermark, Kärnten, Salzburg, Oberösterreich und werden weiterhin ihre Fortsetzung für die übrigen Alpenländer finden. Die Bilder sind nach meisterhaften Naturaufnahmen des Malers A. Gerasch hergestellt, gediegene Zeichnung, ungemein lebhaftes und natürliches Colorit, glückliche Auswahl des Stoffes, vornehmer Ton und zierliche Ausstattung sind die schätzenswerten Vorzüge dieses Albums, welches als ein ausgezeichnetes Denkstück allen Freunden der Alpenwelt bestens empfohlen werden kann. Wollte man eines oder das andere der Bilder namentlich erwähnen, so wäre dies ein Unrecht gegen die übrigen, denn jedes einzelne Blatt der Sammlung hat Anspruch auf unsere ungetheilte Bewunderung.

Diesen Bemerkungen des Bozener „Sonntagsboten" schließen wir uns an und werden seinerzeit auf die schöne Ausgabe noch zurückkommen. M.

Spamer's Illustriertes Conversations-Lexikon. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage, in größtem Lexikon-Octavformat. Mit 8000 Textabbildungen, zahlreichen Tonbildern, Karten 2c. Beziehbar in 200 Lieferungen oder in 8 Bänden. Von diesem Werke liegt nunmehr Band VII, Lieferung 151—174, vollendet vor; er umfasst die Buchstaben Q, R und S und steht in jeder Hinsicht auf derselben wissenschaftlichen und künstlerischen Höhe, wie seine Vorgänger.

Neue Musikzeitung. Redacteur D. A. Svoboda. (Stuttgart. Carl Grüninger.) Diese Zeitschrift, welche heute in ihrem zwölften Jahrgange steht, ist ein Blatt für Musiker und Musikfreunde und erfreut sich großer Verbreitung. Es ist keine trockene Fachzeitung, sondern ein Unterhaltungsblatt vornehmster Art für Gebildete. Außer den gewissenhaften Berichterstattungen über Neuigkeiten und Vorgänge in der musikalischen Welt bringt es Novellen, Essays und Plaudereien voll Warmherzigkeit und geistiger Frische, trefflich ausgeführte Illustrationen aus der Künstlerschaft und Notenbeilagen beliebter Componisten. Eine der feinsinnigsten und beliebtesten Rubriken des Blattes sind die launigen Geschichtchen aus dem Leben bekannter Musiker. Mit einem Worte, das sehr hübsch ausgestattete Blatt bringt vielseitige Anregung im reichen Maße; man wird mir Dank wissen, dass ich darauf aufmerksam mache. R.

Der gute Kamerad. Wenn man schon im Principe den Nutzen von Jugendschriften zur Erholung und zur Herzens- wie Geistesbildung unserer Kinder anerkennt (was übrigens noch eine offene Frage bleibt), so wüssten wir wohl kaum eine Zeitschrift zu nennen, welche für die Jugend empfehlenswerter wäre, als die bei Spemann in Stuttgart erscheinende, sehr hübsch illustrierte Wochenschrift „Der gute Kamerad". Vorwiegend ist das eine Lectüre für Knaben und ihr Inhalt auf muthige Bethätigung des Lebens gerichtet. Spiel und Ernst durcheinander, Erzählungen, Länder- und Völkerbeschreibungen, Geschichte, Erfindungen und hunderterlei interessante Sachen bringt dieses Blatt. Wer überhaupt will, dass seine Knaben durch Lesen für das Leben angeregt werden, der möge daraufhin den beliebten „Guten Kameraden" prüfen. M.

Das neue Buch der Natur. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (Mit circa 400 Illustrationen, darunter zahlreichen Vollbildern.) Wien. A. Hartleben. 1891. Später complet in 2 Bänden Großoctav mit zusammen 70 Bogen.

Ein Ausspruch eines unserer hervorragendsten Denker (Feuchtersleben) sagt: „Wie das echte, innige Studium der Natur, wenn es tiefe Offenbarungen gewähren soll,

Heimgarten

10. Heft. Juli 1891. XV. Jahrg.

Ein kräftiger Junge.

Schwank in einem Aufzug von **Sophie von Khuenberg.**

(Aufgeführt im Theater am Franzensplatze zu Graz, 1891.)

Personen:

Dr. Fritz Walter, Arzt (übermüthig, etwas leicht).
Matthias Walter, sein Onkel (älterer Bonvivant, knurrig, gutmüthig, drollig).
Hermann Koller, Journalist.
Lucy (junges Mädchen, sehr hübsch, naiv, ohne ein Gänschen zu sein).
Franz, Diener des Arztes (normale Bedientenerscheinung, nicht sehr jung, etwas plapperhaft).

Spielt in einer deutschen Provinzstadt.

Zimmer des Doctors: Schreibtisch, Bücherschrank, gelehrter Anstrich. Fritz Walter (an seinem Schreibtische sitzend, mit verzweifelter Miene über eine Depesche gebeugt; hinter ihm Franz in erwartungsvoller Stellung).

Fritz (aufspringend). Na, da haben wir's, er kommt selbst! Es ist zum Verrücktwerden — (nach einer kleinen Pause des Nachdenkens). Franz! nimm dich zusammen! Du musst jetzt klug sein wie ein Diplomat, und verschwiegen wie ein Maulwurf.

Franz (geschmeichelt). Das kann ich.

Fritz (während Hermann unbemerkt eintritt). Du kaufst jetzt schnell ein paar Saugflaschen mit Stoppeln, etwas Milch, dann ein wenig Kinderwäsche, verstehst du, — so eine Art von Leibchen, Häubchen, — das legst du alles, wie zufällig, hier und dort hin, dann stellst du dich unten im Flur auf, und wenn ein behäbiger Alter mit Reisegepäck angefahren kommt, so stellst du dich ihm als meinen Diener vor, führst ihn hieher, trachtest auch, dass er nicht laut spricht, — du sagst ihm einfach — der Kleine schläft, verstehst du, der Kleine schläft! — —

Die Entwickelung der Menschen. Studien von D. Andersen. (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1891.)

Die heilige Schrift des alten und neuen Testamentes. Illustrierte Volksausgabe. (Berlin. Friedrich Pfeilstücker.) Bis zur 10. Lieferung erschienen.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Bis zur 9. Lieferung erschienen. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1891.)

Hoch vom Säntis an. Neue Gedichte von Alfred Beetschen. Illustriert von J. Stauffacher. (St. Gallen. F. Hasselbruck.)

Dichtungen und Gedichte von Franz Wichmann. (Dresden. E. Pierson.)

Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des Scheffel-Bundes in Österreich für 1891. Geleitet von Franz Pomezny. (Wien. A. Hartleben.)

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Clavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. (Hamburg. Gustav Fritzsche. 1891.)

An den Kaiser. Eine deutsche Bitte von Adolf Graf von Westarp. (Berlin.)

Das Lesebuch in der Volksschule. Naturgemäße Forderungen von Georg Heydner. (Nürnberg. Fr. Kori'sche Buchhandlung. 1891.)

Blaue Blätter für Humor, Laune, Witz und Satire. Von M. G. Saphir, aus seinen Schriften gepflückt. Fünfte Volksausgabe. (Wien. A. Hartleben.)

Berliner Autoren. Von Ernst Wechsler. (Leipzig. W. Friedrich. 1891.)

Schweizerische Rundschau. 2.–3. Heft. (Zürich und Bern. Orell Füßli.)

Auf Schneeschuhen durch Grönland. Von Dr. Fridtjef Hansen. 20. Lieferung. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1891.)

Von den uns zugehenden Monatsschriften sind die empfehlenswertesten: **Westermanns Illustrierte Monatshefte** (Braunschweig), **Deutsche Rundschau** (Berlin), **Deutsche Revue** (Breslau), **Vom Fels zum Meere** (Stuttgart), **Velhagen & Klasings Neue Monatshefte** (Leipzig), **Schweizerische Rundschau** (Zürich).

Moderne Rundschau. Halbmonatsschrift herausgegeben von Dr. J. Joachim und E. M. Kafka. (Wien. L. Weiß.)

Postkarten des „Heimgarten".

* Auf die einlaufenden Briefe zu antworten sind wir nicht imstande, bitten also auch keine Marken für Antwortschreiben beilegen zu wollen.

G. L., Hamburg: Der „Heimgarten" will kein modernes Blatt um jeden Preis sein. Hat er die Wahl zwischen schlechten neuen und guten älteren Sachen, so entscheidet er sich ohne Gewissensbisse für letztere.

Dr. A. M.: Wer den Ibsen nicht mag, sagen Sie, der verstehe ihn nicht. Wir aber glauben, dass es sich hier weniger ums Verstehen, als um den Geschmack handelt. Und es ist nicht nach jedermanns Geschmack, im Kunsttempel für gutes Geld sich seelisches Unbehangen zu holen. Das hat man im Leben umsonst.

Hamerling-Verehrer, Wien: Leider rührt sich Hamerlings Verlag in Hamburg bisher noch immer nicht, dem lebhaftesten Wunsche des Dichters zu entsprechen und eine billigere Gesammtausgabe zu veranstalten. Es wäre wohl an der Zeit.

O. G. K., Villach: Wollen Sie ein kräftiges Wort über unsere missliche Waldcultur, so lesen Sie Rudolf Armings Aufsatz: „Die Geheimnisse des Toblachersees und der ihn umgebenden Wälder" im Elsass-Lothringischen Samstags-Blatt, Straßburg. Aprilnummern 1891.

J. L., Wien. G. A. B., Olmütz. H. G., Berlin. St., Berlin. M. P., Graz u. s. w.: Dankend abgelehnt. Bitten nichts mehr zu schicken, sind mit allem versehen. Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden nicht zurückgesandt. Wir erwähnen das in fast jedem Hefte und die Einsender haben den Verlust des Manuscriptes sich selbst zuzuschreiben.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Fritz. Sehen?! Teufel, daran hatt' ich noch gar nicht gedacht!

Hermann. So, an die Hauptsache denkst du nie! Das ist doch ganz natürlich. Wie ich ihn kenne, hält er's nicht eine Viertelstunde lang aus.

Fritz. Du folterst mich! (Nachdenkend) Übrigens, ich werde meine Rolle zu Ende spielen, ich werde den Arzt herauskehren und ihm klar machen, dass sein lautes Wesen hier von schädlichstem Einfluss sein könnte.

Hermann. Das kannst du versuchen, aber ich zweifle an dem Erfolg. Und dann — er bleibt vielleicht ein paar Wochen hier, — (lachend) wartet ab, bis deine Frau gänzlich erholt ist . . .

Fritz. Wir müssen ihn fernhalten, du musst mir helfen! Oder — (lebhaft) weißt du was? Im Nothfalle musst du mir deine Frau borgen, (Hermann macht eine Bewegung des komischen Entsetzens) o — nur auf Stunden, versteh' mich recht, sie spielt mir die kleine Komödie sicherlich zuliebe!

Hermann. Meinst du? Und mein kleines Mädel dazu, dass du es für deinen „Jungen" ausgeben kannst! Na, das gäbe schöne Geschichten!

Fritz. Ich bitte dich, Hermann, bring' mich nicht in Verzweiflung! Ich will in Zukunft alle deine Zeitungsenten für paradiesische Schwäne erklären, will über jeden deiner schlechten Witze lachen und deine Nekrologe auswendig lernen, — nur schütze mich vor meinem Onkel, errette mich vor dieser tödlichen Blamage . . .

Hermann (mit lustigem Pathos). Was ich thun kann, soll geschehen! Ich werde seine Wege kreuzen, ihn abhalten von aller lästigen Neugier — aber er wird bei dir wohnen wollen!

Fritz. Ich werde ihm sagen, dass ich nicht Raum habe, ich müsse mich ohnedies einschränken.

Hermann. Und wenn deine Bekannten davon Wind bekommen, z. B. die kleine Lucy?

Fritz. Lucy?! Um Gottes Willen, nein, sie darf nichts von alledem erfahren!

Franz (kommt athemlos mit Paketen). So, Herr Doctor, da bin ich wieder. War ich nicht schnell? Alle Straßen bin ich abgelaufen wegen der dummen Flasche. Überall waren die langen Schläuche daran, vor denen der Herr Doctor immer warnt und endlich —

Fritz (ungeduldig). Ich bitte dich, Franz, für dieses Kind wäre doch jede Flasche recht gewesen!

Franz (unbekümmert um diesen Einwurf). Na, also endlich hab' ich doch das Richtige gefunden. Und im Wäschegeschäft, als ich eben dabei bin, so ein Häubchen auszusuchen — tippt mich was auf die Schulter. Ich drehe mich um, steht Fräulein Lucy vor mir.

Fritz (für sich). Verdammt.

Franz (fortfahrend, indem er die Pakete öffnet). Ja, was machen denn Sie da? fragt sie lachend, und ich werde so roth, wie ein ertappter Schuljunge und mache ein ganz dummes Gesicht. —

Fritz (halb für sich). Ist ihm wohl nicht schwer angekommen.

Franz. Ja, sind Sie denn Kinderfrau geworden, sagte sie, mit einem Blick auf das Häubchen, das ich noch immer in der Hand hatte, und will sich halb todt lachen. — Ach nein, gnädiges Fräulein, sage ich kleinlaut, ich habe nur ein Pathchen, das hat morgen seinen ersten Geburtstag! — Aber für ein einjähriges Kind ist ja das alles zu klein, lieber Franz! „Lieber" das sagte sie so mit eigener Betonung.

Fritz (ärgerlich). Dummkopf, was weiter!

Franz. „Wissen Sie was, — ich werde Ihnen auch etwas für das Kleine schicken", sagte sie dann und — fort war sie!

Fritz (zu Hermann). Schöne Geschichte! Wenn ich nun hinkomme, wird sie mich ausfragen.

Hermann. Weißt du was, ich

Franz (erstaunt). Der Kleine?

Hermann (vortretend, lachend). Ja, zum Teufel, Freund, was treibst du denn! Das ist ja der reine Fastnachtsulk!

Fritz. Ah, Hermann, gut, dass du kommst, du findest mich in der ärgsten Klemme meines Lebens — (zu Franz) rasch — rasch, in einer Viertelstunde kann er hier sein.

Franz (kopfschüttelnd ab).

Hermann. Ja, wen erwartest du denn?

Fritz. Wen? meinen Onkel, den alten Brausekopf.

Hermann. Und für den brauchst du Kinderwäsche und Saugflaschen?

Fritz (ärgerlich). Für ihn — und nicht für ihn. Hermann, ich sage dir, es ist eine verteufelt dumme Geschichte.

Hermann. Aber so erkläre dich doch!

Fritz (sich zur Ruhe zwingend). Also, in aller Kürze. Du weißt, ich war, was man so einen leichten Vogel nennt. Ich hatte Schulden, und Onkel Mathias, mein einziger naher Verwandter, bezahlte sie. Er bezahlte sie ein-, zweimal, das drittemal riss ihm die Geduld. Er erklärte mir allen Ernstes, ich bekäme von ihm weder Brief noch Geld mehr, es sei denn — dass ich ein ordentlicher Mensch würde, einen Hausstand gründete und er Großonkelfreuden erlebte . . . ahnst du also?

Hermann. Nicht das Leiseste. Du hast doch nicht plötzlich geheiratet?

Fritz. Nicht im Traum, das ist's ja eben. Aber ich bin wieder in Geldverlegenheit, diesmal ohne meine Schuld. Eine junge Praxis kostet mehr, als sie trägt. Die größere Wohnung, die Inserate, der Wagen, mit dem ich zweimal täglich durch die Stadt fahre.

Hermann (lachend). Jawohl, zu deinen guten Bekannten, die allesammt ganz gesund sind. Hier rauchst du eine Cigarrette, dort schneidest du einer hübschen Frau die Cour, und wenn man dich danach mit ernsthafter Miene in den Wagen steigen sieht, so sagt man sich unwillkürlich: Der Dr. Walter muss ein sehr geschickter Mensch sein — er hat so viel zu thun. Und man erfindet die absonderlichsten Operationen, die dir sämmtlich geglückt sein sollen . . . o ich kenne das!

Fritz. Du übertreibst ein bisschen, aber wie dem sei — ich brauche meines Onkels Freundschaft! Er war durch eineinhalb Jahre auf Reisen und wir hörten nichts von einander. Endlich erfahre ich durch einen Freund, dass er auf kurze Zeit heimgekehrt sei in sein stilles Landstädtchen. Brieflich mochte ich weder lügen, noch ihm die Wahrheit gestehen. Ich fasse also einen verzweifelten Entschluss. Ich setze mich hin und sende folgende Depesche ab: „Onkelchen, ich habe eine frohe Botschaft für Sie. Bin seit einem Jahre verheiratet und heute sind Sie Großonkel geworden! Ein kräftiger Junge ist angekommen! Seien Sie versöhnt und wieder gütig gesinnt Ihrem dankbaren Neffen Fritz."

Hermann (aufspringend). Mensch, du hast einen Muth, um den dich der tapferste Reitergeneral beneiden könnte!

Fritz. Sag' lieber, es war ein dummer Streich! Ich hatte gehofft, er werde mir einen gnädigen Brief schreiben und ein paar Hundert-Mark-scheine für den Jungen beilegen — und nun kommt er! Da, lies selbst! (Gibt ihm die Depesche.)

Hermann (liest laut). „Prosit, Herzensjunge! Ich treffe heute noch bei dir ein. Onkel Mathias." (Lachend): Nun begreif' ich alles. Die Kinderwäsche, die Saugflaschen, — er soll also wirklich daran glauben?

Fritz. Er muss, sonst bin ich verloren!

Hermann. Famos! Und wenn er nun den Jungen sehen will und deine Frau?

und wo ist er denn, der kleine, süße Kerl, und deine Frau? Gewiss ein allerliebstes appetitliches Weibchen, was?!

Fritz (auf die Thür weisend). Still, Onkelchen, still! es schläft alles da drinnen — du musst dich vorläufig gedulden, (wichtig) die größte Ruhe ist nothwendig.

Onkel (zweifelnd). Oho, es geht doch nicht etwa schlimm?

Fritz. Nicht im geringsten; aber du wirst einsehen, Onkel, als Arzt muss ich doppelt streng sein!

Onkel. Na, hör' mal, zu meiner Zeit war man nicht so ängstlich in solchen Dingen. Ich erinnere mich, dass ich mit acht Tagen mit den Eltern meine erste Schlittenfahrt machte und mit vierzehn Tagen mein erstes Butterbrot verzehrte, während meine Geschwister mit Trommeln, Trompeten und Tschinellen an meinem Korb standen und ein Concert executierten — (sich in die Brust werfend) — das stärkt die Nerven, da wird man so ein Kerl!

Fritz (lachend). Sie Nibelung!

(Franz, der dem Onkel schon früher das Reisegepäck abgenommen, macht sich damit zu schaffen.)

Fritz. Apropos, Onkel, wo sind Sie abgestiegen?

Onkel (verdutzt). Abgestiegen? Na, du wirst mich wohl dabehalten, Junge?

Fritz (verlegen). Verzeihung, Onkel, Sie sind wohl nicht böse, aber wir sind sehr beschränkt im Raum. Hier ordiniere ich, dort ist das Wohnzimmer, — drüben hat Franz ein Stübchen.

Onkel. So so, na ich verstehe . . . (zu Franz) also marsch, das kleine Kofferchen zum „Deutschen Kaiser".

Franz. Und der große?

Onkel. Bleibt hier, — da sind lauter Spielsachen drin für den Jungen. Soldaten, Peitschen, ein Schaukelpferd.

Fritz (ringt verzweifelt die Hände).

Franz ab.

Fritz. Onkel, Sie sind von einer drückenden Fürsorge . . .

Onkel. Lächerlich! Aber dass ich nicht vergesse, Fritz — (discret) — du wirst vielleicht so verschiedene Auslagen haben, auf die du nicht gleich gefasst bist — (zieht die Brieftasche).

Fritz (ablehnend). Nein, mein Onkel.

Onkel. Keine Umstände! Man hilft sich gegenseitig (gibt ihm ein paar Tausend-Markscheine).

Fritz (etwas gepresst). Sie sind zu gütig . . . (nimmt die Papiere an sich).

Onkel (sich in einen Stuhl werfend). Ich kann dir gar nicht sagen, wie mich diese Nachricht gefreut hat! Meine alte Katharine hat gemeint, ich sei plötzlich irrsinnig geworden, so ein lustiges Donnerwetter hab' ich geschlagen. Ich habe selbst einen zweiten Römer vom Gläserschrank geholt und sie hat mit anstoßen müssen auf deinen Jungen, dass ihr die Thränen über die Nase liefen. — (Etwas gerührt.) Na, du weißt ja, ich habe niemand als dich, und wenn man auch noch seine strammen Glieder beisammen hat, so will man doch wissen, wie sich das bisschen Familie weiter entwickelt und in welche Hände man einstmals die Frucht seiner Mühen legen kann.

Fritz. Onkel, ich bitte Sie, Sie ahnen nicht, wie Sie mir das Herz schwer machen.

Onkel (heiter). Aber nun musst du mir wenigstens das Bild deiner Frau zeigen.

Fritz (für sich). Das hat noch gefehlt! (Laut.) Ihr Bild — ja gewiss, warten Sie nur.

Onkel (zündet sich behaglich eine Cigarre an). Man darf doch hier rauchen?

Fritz. O, natürlich. (Öffnet ein paar Laden des Schreibtisches, suchend.) Wo hab' ich's nur gleich?

Onkel. Du kannst dir denken, dass ich sehr neugierig bin!

Fritz (für sich, eine Photographie findend). Ah, — Lucys Bild! Soll ich? — — Bah, er kennt sie nicht (wendet das Bild um), es steht nichts oben, — hilf, was helfen kann! — (Laut.) Hier, lieber Onkel! (Gibt ihm das Bild.)

werde sie zu begegnen suchen, ich werde ihr sagen, du seiest verreist auf ein paar Tage, — bis dahin trachtest du, den Onkel abzuschütteln, kurz, die Hauptgefahr ist vorüber!

Fritz. Thu das, mein Alter, geh gleich, sag' ihr auch (zerstreut) nein sag' ihr lieber nichts . . .

Hermann. Auf Wiedersehen also! (Ab.)

Fritz (sinkt seufzend in ein Fauteuil und zündet sich eine Cigarrette an). Ich möchte lieber in der Haut meines schwindsüchtigen Kanzleirathes stecken, als in meiner eigenen! Da preisen sie das Junggesellenleben und schmähen die Ehe — was gäb' ich in diesem Augenblick darum, in Wahrheit so ein armer Verheirateter zu sein! O — ich würde meine Frau auf Händen tragen, ich würde so einen kleinen, herzigen Bengel die ganze Nacht auf diesen Armen wiegen, wenn es sein müsste — aber haben, haben wollt' ich sie! (Springt auf, wirft die Cigarrette in die Aschenschale und tritt ans Fenster.)

Franz (der indessen auspackt, in Betrachtung eines kleinen Hemdes). Es ist kaum glaublich, dass man auch einmal so klein und herzig war.

Fritz. Was säuselst du da?

Franz. Es ist doch eigentlich jammerschade, Herr Doctor, dass wir nicht im Ernste so ein Kindchen da haben, — da wäre auch eine liebe, gnädige Frau da und eine nette Köchin, und ich brauchte mich nicht um das leidige Kaffeekochen zu kümmern und Sie würden hübsch fein zuhause bleiben des Abends.

Fritz (lächelnd). Meinst du?

Franz (sich allmählich in die Hitze redend). Das ist überhaupt gar kein Leben, wie wir es führen — dieses verdammte Gasthausgehen bei jedem Wetter und sich von den schmutzigen Kellnerbuben weismachen lassen, dass die zäheste Hammelkeule delicat sei, — oder glauben Sie etwa, dass Ihnen dies ungesunde Kneipen bis in die Nacht hinein gut thun kann, na, Sie werden schon sehen, Doctor, wohin das führt, und vollends — — diese Brieschenschickerei mit den niedlichen kleinen Bouquets in Seidenpapier gewickelt — verzeih' mir's der Himmel, aber es ist hohe Zeit, Herr Doctor, dass Sie unter den Pantoffel kommen!

Fritz (halb belustigt, halb ärgerlich). Alle Teufel! Du wirst mir doch nicht Moral predigen wollen, alte Daumenschraube; das fehlte noch, dass man sich von seinem eigenen Bedienten für künftige Gardinenpredigten vorbereiten ließe! Sieh zu, dass du fertig wirst — der Onkel kann jeden Augenblick hier sein.

Onkel Mathias (in die Thür tretend). Ja, da ist er, der Onkel! Du Capitalsjunge, du Schwerenöther (öffnet die Arme gegen Fritz).

Fritz (ihn umarmend). Onkelchen — ich finde keine Worte.

Onkel (gemüthlich). Glaub' dir's, ist auch nicht vonnöthen. Ich weiß alles, was du mir sagen willst; und was ich noch nicht weiß, das hast du vollauf Zeit, mir zu sagen, denn ich bleibe jetzt hier, solange es mich freut — man ist nicht umsonst so ein glücklicher alter Müssiggänger.

Fritz (hinter ihm eine verzweifelte Geberde machend; laut): Sie ahnen nicht, was ich alles auf dem Herzen habe.

Onkel (sich's bequem machend). Na, ich will dir helfen! Du hast dich in ein braves Mädel verliebt, das vielleicht keine große Mitgift bekommen hat. Du hast deshalb deinem alten Onkel früher nichts mitgetheilt, weil du dachtest, das ist ein gefühlloser Philister, ein verknöcherter Junggeselle, der mir vielleicht abräth und mir irgend eine „gute Partie“ auf den Leib hetz — kurz, du hast selbständig handeln wollen, du hast mich überraschen wollen mit deinem doppelten Glück! Nicht wahr, mein Junge? (Fritz nickt mit dem Kopfe.) Und nun bin ich da und will mich so recht von Herzen freuen — na,

Onkel (mit einer fragenden zärtlichen Geberde nach der Thür).

Fritz (leise). Alles schläft. — (Zu Franz.) — Gib gut acht auf alles — es darf niemand eingelassen werden, hören Sie, niemand!

Franz. Sehr wohl, Herr Doctor!

Fritz (zum Onkel, Hut und Stock nehmend). Sie begleiten mich doch, liebster Onkel?!

Onkel (der auch schon Hut und Plaid genommen). Also vorwärts, ich gehe ein Stück mit dir, dann in mein Hotel. (Zu Franz.) Grüßen Sie meinen Großneffen, wenn er aufwacht — (mit einem Blick auf den Koffer). — Der wird Augen machen! (Beide ab.)

Franz. Das möcht' ich selber sehen, was der für Augen macht! Nein, so eine Verrücktheit von meinem Herrn; da sieht man's wieder deutlich, dass die studierten Leute leicht überschnappen (setzt sich in ein Fauteuil im Hintergrunde des Zimmers). Was nur der Alte sagen wird, wenn er erfährt, dass das alles nicht wahr ist. Ich kann auch gar nicht begreifen, was meinen Doctor so plötzlich irrsinnig gemacht hat, vielleicht wär's am klügsten, wenn ich den Onkel darauf aufmerksam machte, dass es da nicht ganz richtig ist — (zeigt auf die Stirn. — Schläfrig:) Ah, wir wollen's abwarten, — ich hab' mir sagen lassen, man müsse auf so fixe Ideen ganz einfach eingehen. — Nein dieses Herumlaufen heute, hat mich ganz müd' gemacht, (gähnt) — des Abends will ich mir meinen Thaler zu Gemüthe führen — wenn ich nur wüsst'! . . . (Schlummert ein. Kleine Pause, dann)

Lucy. (Sie tritt leise, vorsichtig spähend ein, im hellen Sommerkleid, mit Hut und Schirm, ein Päckchen im Arm.) Auch hier niemand — sollte Franz mitgereist sein? — Aber dann wäre ja die Wohnung versperrt. (Sich umblickend.) Ah — dort liegt er ja. Er schläft — soll ich ihn wecken? Nein — ich lege ihm meine kleinen Geschenke dort auf das Tischchen (thut dies) und sehe mich ganz heimlich hier ein wenig um. Wie mir Koller heute erzählt, dass „er" verreist sei, da kommt es wie eine Offenbarung über mich. Lucy, sage ich zu mir, du schickst das Paketchen nicht durch das Dienstmädchen, nein, du trägst es selbst hin und beguckst dir dabei die Räume, in denen der „Herr Doctor" haust. Und da bin ich wirklich! Na, wenn Mama das wüsste! . . . (Schlägt die Hände zusammen, wendet sich um und um.) Also hier!? Brrr — die dicken Bücher da oben, das sind gewiss lauter gedruckte Krankheiten, mit lateinischen Schmerzen. Was soll denn der große Koffer da? Er wird ihm wohl nicht nachgeschickt, so lange bleibt er wohl nicht fort! Was hat er denn hier? (Die Bücher auf dem Schreibtisch musternd, liest.) Schopenhauer! Natürlich, der darf nicht fehlen bei diesen abscheulichen Männern. Übrigens (befriedigt), er sieht sehr verstaubt aus, der alte Weiberfeind wurde also lange nicht gelesen. Und hier? Zolas „Germinal" und „La terre", ganz frisch aus der Buchhandlung! Na, warte nur, du Ungeheuer! (Das Buch etwas durchblätternd.) Wenn ich einmal seine Frau bin, dann, — dann les' ich das alles auch — (sich besinnend, etwas sentimental). Seine Frau? Ja, wer sagt mir denn, dass ich es werde?! — (Einen kleinen Strauß erblickend.) Ach, meine Veilchen von der letzten Maifahrt, er hat sie also aufgehoben? Ob er mich wohl so lieb hat, als er's merken läßt? (Lustig.) War das hübsch, damals, als Herr Koller Mama so angelegentlich von dem großen Eisenbahnunfall unterhielt und wir uns plötzlich allein sahen auf der frischen, grünen Wiese. Der Himmel war so blau, dass es mich blendete und ich meinen großen Sonnenschirm über uns beide wölbte; und da fasste er nach meiner Hand und ließ sie nicht eher los, bis ich ihm einen Kuss zusagte. Und dann bei der Heimfahrt, als der Mond über den Wald heraufstieg — ach, wie das schön war! (Kleine Pause, dann wieder schneller.) Warum er sich nicht empfohlen hat,

Onkel. Alle Wetter, die hat Race! Ein pikantes, schneidiges Frauenzimmer. Prosit, Junge, das nenn' ich Geschmack! (Schelmisch.) Weißt du, beinahe etwas zu hübsch für einen Provinzdoctor! Na, sag' einmal, sie ist jedenfalls auch sonst ein Engel, gut erzogen, von feinen Manieren.

Fritz (enthusiastisch). Eine kleine Vollkommenheit!

Onkel (freudig). So? Na — das hab' ich mir auch erhofft, wenn so ein Junker Leichtsinn einmal Hochzeit macht, dann muss es auch etwas Ordentliches sein. — Und der Kleine, du kannst dir gar nicht vorstellen, wie ich mich auf ihn freue, — trinkt er fleißig, ja? (Fritz nickt. Die Flaschen bemerkend.) Ach du lieber Gott, da steht ja sein Humpen, — (ihn zärtlich betrachtend). Wohl bekomm's dem Jungen, — sag' einmal, was hat er denn für Augen?

Fritz (ungewiss). Blaue, — ja, blaue, — das heißt, sie wechseln noch die Farbe bei den Kindern.

Onkel (fröhlich). Ja, ja, versteht sich! Du, hör' einmal, bis deine Frau wieder wohl ist, dann lassen wir uns alle photographieren, weißt du, so ein ungezwungenes Gruppenbild, — der Kleine auf meinen Knien im Hemdchen.

Fritz (für sich). Barmherziger Himmel! (Laut.) Das lassen wir für später, Onkel, vorläufig ist an das alles nicht zu denken.

Onkel. Und was ich dir sagen will, — du musst den Jungen abhärten, weißt du, recht abhärten. Kalt waschen, das ist die Hauptsache, und schwimmen muss er lernen, turnen, fechten, reiten, ein richtiger flotter Mensch muss aus ihm werden. Und wenn er einmal studiert, dann schickt man ihn nach Heidelberg, das ist ganz nah' von mir, und da will ich wacker mit ihm —

Fritz (lachend). Büffeln?

Onkel (jovial). Ne, — trinken, — das wird eine Lust werden! (Reibt sich die Hände, dann etwas nachdenklich:) Das heißt, wenn ich noch lebe, — aber wir Walters sind ja alle zäh und fest.

Fritz. Wir wollen's hoffen!

Franz (an der Thür). Der Herr Geheimrath lassen schleunigst bitten.

Fritz. Ja, ja, ich komme gleich. Ist mein Wagen unten?

Franz. Zu dienen, Herr Doctor!

Fritz (zum Onkel). Sehen Sie, Onkel, das ist so ein leidiger Beruf! Kaum dass ich Sie begrüßen konnte, werde ich schon wieder weggerufen.

Onkel (lachend ergänzend). Um jemand ins bessere Jenseits zu befördern — ja, ja, das mag oft keine leichte Aufgabe sein, wenn der Betreffende eine gute Constitution hat.

Fritz (launig). Sie haben aber eine recht nette Meinung von meiner ärztlichen Kunst, — das muss ich sagen, vertrauen Sie dieselbe ja niemand an, sie könnten mir alle Patienten vertreiben.

Onkel (gleichfalls launig). Nee, fällt mir gar nicht ein, die Leute sollen nur selber durch Schaden klug werden — aber was ich sagen wollte, wenn du jetzt da hinein gehst, um Adieu zu sagen, — da — da lass ein bisschen die Thür offen, ein ganz klein wenig, — nur durch den Spalt möcht' ich gucken.

Fritz. Unmöglich, Onkel, ganz unmöglich, — ich bin gleich wieder da.

Onkel. Also in Gottesnamen, ich warte hier.

(Fritz ins Wohnzimmer ab.)

Franz (zurückkommend). Habe alles besorgt, befehlen Sie noch etwas, Herr Walter?

Onkel (drückt ihm einen Thaler in die Hand). Da — trinken Sie sich 'mal ein ganz winziges Räuschchen an, zu Ehren unseres Jungen.

Franz (mit froher Verbeugung). O, der gnädige Herr sollen sich nicht beklagen dürfen.

Fritz (zurückkehrend). So, da bin ich wieder.

Sie haben sicherlich die Thür verfehlt, — es ist ein Irrthum, ich habe ja gar keinen Onkel, keinen Mann.

Onkel. Thür verfehlt? (Sieht sich um.) Nee, ich bin ganz recht, aber ich begreife nicht diese Ähnlichkeit, — freilich, wenn Sie keinen Mann haben, dann bin auch ich nicht Ihr Onkel, — aber vielleicht sind Sie die Schwester, — ja, ja das wird es sein.

Lucy (befangen). O, ich bin gar nicht verwandt, ich kam nur, ich wollte nur —

Onkel. Also eine Freundin, die nachsehen wollte, wie's dem Kleinen geht, nicht wahr? Gut geht's ihm, prächtig geht's ihm, trinkt wie ein Heidelberger Student, hab' ihn zwar noch nicht gesehen, aber ich weiß es, — ich bin nämlich der Onkel, heute erst angekommen.

Lucy (befremdet). Er scheint doch im Irrthum zu sein.

Franz (ringt im Hintergrunde die Hände; für sich). Jetzt bricht das Wetter los, ich drücke mich! (Ab durch die Thüre links.)

Lucy (für sich). Ein unausstehlicher Mensch, — betrunken oder irrsinnig.

Onkel (für sich). Allerliebstes Geschöpf, wenn seine Frau so ist, allen Respect! (Laut.) Wollen Sie sich's nicht bequem machen, liebes Fräulein? (Auf ein Fauteuil weisend, heimlich.) Sagen Sie einmal, — waren Sie schon da drinnen? (Auf die Thür zeigend.)

Lucy (die sich ängstlich niedergesetzt, schüttelt den Kopf). Ich verstehe Sie nicht.

Onkel (hastig). Also nicht einmal Sie hat man eingelassen, — na, das nenn' ich doch wirklich übertrieben. Ich hatte mich schon gefreut, aus Ihrem Munde kleine Details über den herzigen Wicht zu erfahren. — (Lucy immer ängstlichere, erstanntere Augen machend.) Aber finden Sie nicht, er schreit ja gar nicht, — das reine Musterkind, — natürlich, das liegt so in der Familie.

Lucy (ängstlich für sich). Er muss wahnsinnig sein, wenn ich nur fort könnte — (laut). Sie entschuldigen — aber ich werde erwartet (macht ihm eine Verbeugung und eilt der Thüre zu).

Onkel (hält sie zurück). Aber warten Sie doch noch einen kleinen Augenblick, liebes Fräulein, sehen Sie, Sie dürfen nicht ungehalten sein, — aber mein Herz ist so voll von diesem frohen Ereignis, dass ich meine Zunge nicht halten kann.

Lucy (halb ängstlich, halb ärgerlich). Es freut mich, wenn Sie glücklich sind, aber ich weiß absolut nicht, wie ich dazu komme, Ihre Glückseligkeit zu theilen und worin sie besteht.

Onkel (stutzt). So? Ja freilich, ich habe mich noch nicht vorgestellt, aber ich dachte, Sie hätten schon von meiner Anwesenheit gehört, — ich heiße Matthias Walter und bin der Onkel meines Neffen, des Doctors . . . (verneigt sich).

Lucy (verbindlich und verlegen). Sehr erfreut, Herr Walter, aber . . .

Onkel. Na, nun wissen Sie also auch, weshalb ich so närrisch vergnügt bin!

Lucy (beruhigter, lächelnd). Nicht im mindesten.

Onkel (außer sich). Ja, Donnerwetter, so wissen Sie also noch nicht, dass mein Neffe einen Jungen bekommen hat?

Lucy (lacht).

Onkel (erstaunt). Sie lachen, mein Fräulein?

Lucy (für sich). Er ist allen Ernstes verrückt — (Laut, noch immer lachend). Ihr Neffe? Doctor Fritz Walter? Das ist zu komisch!

Onkel (halb beleidigt). Na, erlauben Sie mir, was daran so komisch ist, weiß ich wahrhaftig nicht! Wenn ich's Ihnen doch sage, — ein Mordsjunge, kräftig, ausnehmend talentiert.

Lucy (sinkt lachend in ihr Fauteuil zurück). Aber er ist ja doch gar nicht verheiratet!

Onkel (wüthend). Nicht verheiratet? Ich glaube wahrhaftig, Sie machen

vor seiner Abreise, der schlechte Mensch? (Geht an ein nächstes Tischchen und findet ein Album.) Lass einmal sehen, am Ende eine Schönheitsgallerie, (blättert darin). Ein paar Burschenschafter mit geflickten Wangen, ein alter Herr, — Herr Koller im Frack und Claque, — ein paar hübsche Mädchen im Empire-Costüme, — zwei Ballettänzerinnen — na warte (sie eilt zum Schreibtisch und taucht die Feder ein; schreibt ins Album). Als Gesammt-titel: Doctor Walters Patienten. Und zu jedem einzelnen Bild (lachend) ein Kreuz (zeichnet überall hastig ein Kreuz hin). So, wenn sich nun ein Wartender hier die Zeit vertreibt, wird er sich höchlich beruhigt fühlen! (Klappt lachend das Buch zu; bemerkt die Saugflaschen und nimmt eine zur Hand.) Was ist denn das — ach, auch für kleine Kinder, für das „Pathchen" wahrscheinlich. Das muss doch die größte Freude sein, so ein kleines, zappelndes Geschöpf im Arm zu haben! Mama sagt immer, es sei eine große Plage, ein Kind aufzu-ziehen. Mag sein. Ich denke mir's aber doch gar zu hübsch. Das An- und Ausziehen und Waschen, und wenn es zu plappern anfängt, — ich glaube, ich würde den ganzen Tag damit zubringen. — — Mama hat wirklich recht, — ich habe kein Talent zur alten Jungfer. (Schalkhaft sinnend.) Aber wenn mich nun der nicht nimmt, den ich möchte und der, den ich möchte, mich nicht nimmt, — — dann, — Ah, bah, wie sagt doch Klärchen (mit etwas Pathos:) „Lass die Zeit kommen, wie den Tod, — dran vorzudenken ist schreckhaft!" — Aber nun muss ich wirklich fort, eh mich jemand hier findet. (Macht unversehens etwas Lärm mit dem Schirm oder dergleichen.)

Franz (erwachend, etwas verblüfft). Das gnädige Fräulein?

Lucy. Jawohl, das gnädige Fräulein. Das heißt, ich bin gleich nicht mehr da, die Thüren standen alle weit offen, da kam ich herein, um Ihnen das Versprochene für Ihr Pathenkind zu bringen, — — so, nun sperren Sie aber rasch hinter mir zu und verrathen Sie niemand, dass ich hier war, hören Sie, niemand.

Franz (noch verschlafen). Aber Fräulein, ich werde doch nicht, tausend Dank!

Onkel (kommt eilig in Gedanken). Ich will nur den Koffer öffnen, um zu sehen (bemerkt Lucy und fährt erstaunt zurück). Seh' ich recht? oder träume ich?! Und meinethalben wären Sie also so plötzlich aufgestanden? Nein, nein, das ist ja gar nicht möglich!

Lucy (verlegen). Ich verstehe nicht.

Onkel. Na, mach doch keine Umstände, liebes Kind, da komm, komm an mein Herz, ich kenne dich kaum, aber ich liebe dich schon.

Lucy (erschreckt). Um Gotteswillen, Franz, erklären Sie doch dem Herrn.

Franz (wichtig). Die Dame — —

Onkel. Schweig er still, dummer Kerl! Die Dame ist meine Nichte, meine reizende, liebe Nichte.

Lucy. Mein Herr, ich kenne Sie gar nicht!

Onkel. Na, ich bin doch der Onkel Matthias, vor einer Stunde angekommen, konnte kaum erwarten, dich und den Kleinen zu sehen, aber dein Mann wollte vor lauter Fürsorge nichts davon wissen und nun machst du mir die große Freude, — siehst du, das ist lieb von dir, zu lieb, — aber wenn es dir nur nicht schadet — (besorgt), weißt du, dein Mann hat eigentlich recht, man kann nicht vorsichtig genug sein, in dieser Zeit, — und dann, was sehe ich?! Du hast ja sogar einen Hut auf, du willst fort, nein, nein, mein liebes Kind, mit dem Ausgehen ist's nichts. Vom Bett heraus an die frische Luft, was dir nur einfällt! O, du hast gewiss mein unbescheidenes Drängen gehört und wolltest meiner Neugierde dies Opfer bringen, — aber wahrhaftig, das ist zu viel, das kann ich nicht dulden.

Lucy (halb weinerlich). Mein Herr,

Fritz (außer sich). Mein Onkel ist ein Narr!

Onkel (wüthend). Na, hör' einmal, das ist mir zu viel! Erst hintergehst du ein unschuldiges Mädchen und dann hast du noch die exemplarische Frechheit, mich für verrückt auszugeben.

Lucy (mit erheucheltem Schmerze). O, Ihr Onkel scheint durchaus kein Narr zu sein, — aber ich, ich bin eine Thörin gewesen, dass ich Ihnen geglaubt habe. Wie können Sie es wagen, verheiratet zu sein, wenn Sie mich lieben, Sie Ungeheuer.

Onkel (in Hitze). Jawohl, wie kannst du es wagen, ein so reizendes Mädchen so zu behandeln.

Fritz (heimlich und dringend zu Lucy). Lucy! Ich flehe dich an, sei vernünftig, — ich bin ja gar nicht verheiratet, es war nur ein Scherz, eine Nothlüge, ich liebe dich, nur dich, Lucy, und du allein kannst mich zum glücklichsten Ehemann machen, wenn du willst! — Hilf mir ihn zu versöhnen, ich will dir alles, alles beichten, süßes Geschöpf! (Umschlingt sie halb.)

Onkel. Du bist ein ganz unverschämter Kerl!!

Lucy (lauter zum Onkel). Da hören Sie nur — er sagt mir du, der — der — schlechte Mensch.

Onkel. Um Gotteswillen, nicht so laut — wenn die arme Frau — —

Fritz. Lasst mich doch zu Wort kommen — ich bin außer mir! Lucy — Onkel — verzeiht mir! Meine Verheiratung war nichts als ein Scherz.

Onkel. Ein Scherz — na erlaube mir, das ist stark.

Fritz. Ich geb' es zu, — aber es war ein verzweifeltes Mittel, deine Freundschaft zurückzugewinnen, die ich nicht entbehren will, — Onkel —

Onkel. Na hör' einmal — so mit meinen Gefühlen zu spielen — —

Fritz. Verzeihen Sie mir! Ich bin so ledig und kinderlos, als man es nur sein kann, — aber hier diese holde kleine Lucy, — wenn sie wollte —

Lucy. O ich bin so bös — so bös — was haben Sie nur alles angestellt!

Fritz. Heiraten Sie mich, Fräulein Lucy — ich bitte Sie, heiraten Sie mich! So wahr dies mein letzter toller Streich war, so wahr will ich Sie glücklich machen!

Lucy. Kann man Ihnen denn noch glauben? (Reicht ihm lächelnd die Hand.)

Onkel. Mein Kopf brummt, wie eine alte Thurmglocke, — mich so an der Nase herumzuführen! Und ich hatte mich schon so gefreut — der Junge! der Junge!!

Fritz (leiser zu ihm). Der kommt nach, ich verspreche es Ihnen! Also Verzeihung, Onkelchen.

Onkel. Das ist dein Glück, dass du dir gerade dies Bräutchen ausgesucht hast — wir Walters hatten immer Geschmack.

Lucy. Sie sind also wieder gut?!

Onkel (fröhlich). In Gottes Namen denn, ja, ich gebe mich überwunden. Ein's aber sag' ich euch, Kinder! Heut' über's Jahr muss er wirklich da sein, der kräftige Junge!

(Ende.)

sich lustig über mich! Oder Sie kennen ihn nicht.

Lucy (noch immer lachend). O doch.

Onkel (vor sich hin, ohne Lucy anzusehen). Vielleicht ganz oberflächlich, — kann sein, dass er Ihnen zufällig nicht erzählt hat, dass er verheiratet sei. Aber er ist es, und zwar sehr glücklich, — Sie hätten ihn sehen sollen, wie er besorgt war, wie er leise sprach, — hätte nie gedacht, dass sich der Taugenichts so zum Ehemann heranbilden würde.

Lucy (unsicher, aber noch immer lächelnd). Verheiratet? Sie scherzen — — wer wäre denn die Glückliche?!

Onkel (etwas von oben herab mit Genugthuung). Wer? Hm, sehr nette Frau, aus guter Familie, feingebildet, wunderhübsch, — sieht Ihnen, wie gesagt, sehr ähnlich — (das Bild suchend). Aber da, sehen Sie selbst, — das ist sie, wie sie leibt und lebt, — famos getroffen.

Lucy (das Bild nehmend, mit leisem Aufschrei). Ich!! im Ballkleid — (für sich) was hat das zu bedeuten? Ach, ich errathe alles! Sicher ein Schelmenstreich! Na, warte nur, auch ich will euch ein wenig necken! — (Laut, ihm das Bild heftig zurückgebend.) Sie irren sich, Sie müssen sich irren, Herr Walter!

Onkel (eifrig und ärgerlich). Wenn er mir's aber doch gerade selbst gegeben hat!

Lucy. Ihnen selbst gegeben! Ja, ist er denn nicht verreist?!

Onkel. Verreist? — Nicht die Spur, zu Geheimraths ward er gerufen.

Lucy (schwankt, mit erheucheltem Schmerz, halblaut). Der Elende! mich so zu belügen.

Onkel (plötzlich aufmerksam). Was ist das? Sollte er am Ende eine kleine Liebschaft von früher her — Teufel, das war ein dummer Streich von mir! Das heißt, er ist schuld an alledem, oder sollte eine geheime Neigung des Mädchens? — Wenn die Frau da drinnen das erführe . . . (laut und sanft). Darf ich fragen, mein liebes Fräulein, — ich fürchte — —

Lucy (ihn überhörend, für sich, schmerzlich). Verheiratet! Und mir zu sagen, dass er mich liebt! — O, nun fällt mir's wie Schuppen von den Augen, — Franz, die Kinderwäsche . . . (verhüllt ihr Gesicht).

Onkel (in Verzweiflung, eindringlich). Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, — wenn Sie mir nur sagen wollten, mit wem ich — wie ich meine unwissentliche Kränkung wieder gutmachen kann.

Lucy (sich fassend). O, es ist nichts, ich bin nur eine Patientin, ich wusste nicht, dass der Doctor . . .

Onkel (verlegen). Eine Patientin? Ja, ja, ich dachte mir's gleich (für sich). Offenbar herzleidend . . . So eine kleine Liaison von früher her, — da bin ich nun hübsch in die Klemme gerathen.

Lucy (dem Onkel die Hand reichend, mit feinem Takt). Ich gehe nun, — Sie werden ganz vergessen, dass ich da war, dass ich überhaupt existiere, nicht wahr, Herr Walter, ich bitte Sie darum!

Onkel (gerührt). Das wird mir wirklich schwer fallen, liebes Fräulein, denn ehrlich gestanden, Sie gefallen mir so gut, so ausnehmend gut, vergeben Sie mir meine Ungeschicklichkeit, ich könnte mir diese thörichte Zunge ausreißen.

Lucy. Es war nichts als ein kleines Missverständnis, — ich denke nicht mehr daran. Leben Sie wohl. (Geht an die Thür, wo sie mit Fritz zusammentrifft, der eilig kommt.)

Fritz (bestürzt). Lucy, Sie hier? (Fasst ihre Hand.)

Lucy (entzieht ihm ihre Hand und will fort).

Fritz (erregt, drängt sie ins Zimmer zurück). Lucy, ich beschwöre Sie, ich werde Ihnen alles aufklären, denken Sie nicht schlecht von mir!

Lucy (heftig). Lassen Sie mich, ich verachte Sie, ihr Onkel hat mir alles gesagt.

Seite ragten zwei baumstarke Gendarmen mit aufgesteckter Waffe.

„Also, Josef Lichtenbacher", sagte der Richter nach einigen Vorfragen zum Bauernburschen, „wie war es?"

„Ja, wie war es!" antwortete der Seppel achselzuckend. „Eine Dummheit!"

„Warum ist an jenem Abende im Wirtshause gerauft worden?"

„Aus Unterhaltung."

„Aus Unterhaltung bringen sich ja doch vernünftige Leute keine Wunden bei", meinte der Richter, „es muss einen Grund gehabt haben."

„Freilich hat's einen gehabt", versetzte der Seppel, „weil wir haben wissen wollen, welcher stärker ist."

„Wie viele waren ihrer?"

„Mein Gott, wie viel werden gewesen sein?" sagte der Bursche nachsinnend. „Da war einmal der Blaser-Natz, nachher war der Schwaighofer Simmerl, nachher war auch noch der Klopfer-Sohn, der Franzl."

„Waren das alle?"

„Ich bin halt auch dabei gewesen."

„Und —?"

„Nachher wird auch der Fleischhacker-Steffel gewesen sein und der Rösselwirt. Sonst weiß ich keinen mehr. Richtig, ein etlich Weiberleut' sind auch noch gewesen."

„Und der Anton Pöllersberger?" fragte der Richter.

„Der Anton Pöllersberger — wer ist der?"

„Genannt der Klachel-Schneider!"

„Jesses, der Klachel-Schneider!" rief der Seppel, „den hätt' ich bald vergessen."

„Der hat Ihnen ja das Messer in den Leib gesteckt!" rief der Richter.

„Aber sie haben's ja wieder herausgezogen."

„Sind Sie mit ihm in Feindschaft gewesen?"

„Ah beileib' nit", sagte der Bursche. „Der Mirzl wegen ist's halt hergangen. Wir haben sie halt jeder haben wollen."

„Der Schneider und Sie?"

„Ah nein, ich und der Simmerl. Und die Mirzl hat gesagt: Den Stärkeren nehm' ich. Also haben wir halt wissen wollen, welcher der Stärkere ist."

„Wie kam aber der Schneider dazu?"

„Ja, der ist halt auch dabei gewesen."

„Mit dem Schneider sollen Sie ja gar nicht gerauft haben!" sprach der Richter.

„Na freilich nit", entgegnete der Seppel schmunzelnd, „da haben wir's schon so auch gewusst, welcher der Stärkere ist. Mit dem Natz und dem Simmerl hab' ich gerauft."

„Und wie war es weiter?"

„Der Bursche zuckte die Achseln: „Wie soll's denn gewesen sein? Wir haben halt gerauft."

„Fenster zerschlagen, hat ein Zeuge ausgesagt, heidenmäßig geschrien, mit den Fäusten aufeinander losgedroschen und zwei Stuhlfüße abgebrochen."

„Na freilich, weil wir gerauft haben."

„Und der Anton Pöllersberger?"

„Ja — der Schneider", sagte der Bursche, „der hat zuerst nur so zugeschaut. Nachher, wie er gesehen hat, der Schwaighofer-Simmerl liegt untenauf, da hat er ihm geholfen, weil er sein Kamerad ist."

„Wie hat er ihm geholfen?" fragte der Richter.

„Halt aushelfen hat er ihm wollen, weil ich dem Simmerl so auf dem Bauch bin gekniet und der Simmerl alleweil schreit: Du Gimpel, du druckst mir ja das ganze Bäuschel heraus!"

„Und was hat der Schneider gemacht?"

„Ich hab' nichts gesehen. Wie wir nachher aufgestanden sind und brav gelacht haben, schreit auf einmal ein Weibsbild: Jesses Maria, Seppel! Dir steckt ja ein Messer im Buckel! —' Ich drah mich um, seh' noch alleweil nichts. Teuxel! sag' ich, hab' schon a Weil was beißen gespürt! Hab'

Eine gute Kameradschaft.

Bild aus dem steirischen Volksleben von Rosegger.

„Seppel, Seppel, am Montag musst du zum Gericht!“

„Wer, ich?“

„Du.“

„Bist aber nicht gescheit.“

„Das bitte ich mir aus, der Gerichtsbote ist immer gescheit.“

„Ja, was soll denn ich beim Gericht? Hab' ich was angestellt?“

„Stechen hast dich lassen“, antwortete der Bote.

„Ach, alleweil noch diese dumme Geschichte!“ rief der Seppel aus. „Wer hat ihn denn verschergt, den Klachel-Schneider?“

„Hast denn nicht du ihn selber verklagt, dass er dir das Messer in den Leib gerannt hat?“

„Geh', wer wird der Dummheit wegen so Geschichten machen! Ich hab' nichts gesagt.“

„Alsdann hat der Herr Staatsanwalt die Anzeige gemacht“, sagte der Bote.

„Was geht denn das den Staatsanwalt an?“ begehrte der Seppel auf, „den hat er ja nicht gestochen, der Schneider!“

„Den Staatsanwalt geht das schon was an, mein Lieber!“ belehrte der Gerichtsbote. „Wer gestochen wird, der ist ihm freilich gleichgiltig, aber wer sticht, den packt er. Der Herr Staat, musst du wissen, kümmert sich nur um die schlechten Leut', nicht um die braven. Und ist in Ordnung, das; der schlechten wegen ist er da, die braven brauchen gar keinen Herrn Staat.“

„So soll er auch mich in Fried' lassen!“ sagte der Seppel, „ich will nichts mehr wissen vom Handel, und der Klachel-Schneider ist mein Kamerad, über den lass ich nichts aufkommen.“

„Musst am Montag zur Tagsatzung, gegen ihn Zeugenschaft geben, da hast die Vorladung. Und da auf diesem Zettel schreibst deinen Namen her, dass das Gericht weiß, ich hätt' dir die Zustellung richtig zugestellt. Kannst nicht schreiben, so mach' ein Kreuz.“

„Deswegen hat's nix, schreiben können wir schon!“ sagte der Seppel und zeichnete mit schwerer Noth, aber innerem Stolz, seinen Namen aufs Papier. Damit gab der Bote sich zufrieden und gieng seines Weges.

Der Seppel war ein etwa fünfundzwanzigjähriger Bauernbursche von hünenhafter Größe. Über sechs Schuh an Länge, bei den Achseln fast drei Schuh an Breite, aber mit gewöhnlichen Schuhen gemessen, nicht mit den seinen, denn von diesen war jeder zwei Schuh lang; großknochig an den Gliedern und muskelstark, aber schwerfällig an Bewegungen. Auf dem sonngebräunten Stiernacken ein stattlicher Kopf mit schlichtem rothblondem Haar, das breite Gesicht wohl geröthet, aber bartlos, die Augen mattgrau und gutmüthig dreinschauend in die Welt, die er gerade so nahm, wie sie war.

Als der Montag kam mit der „Tagssatzung“ (der Verhandlung), stand nun dieser Bursche vor dem Gericht. Vor demselben stand aber auch ein kleines, mageres, überaus rührsames Kerlchen in schwarzem, halb städtischem Anzug, und ihm zur

gut aufgelegt werden und will ihm nun Zeit geben zum ernsten Nachdenken, dass man bei guter Laune nicht dem guten Kameraden das Messer in den Leib rennt. Dreizehn Monate Arrest werden nicht zu viel sein."

Der Schneider sagte kein Wort. Der Seppel rief ihm zu: „So, Toni, jetzt hast die Dummheit!" und gieng missmuthig nachhause. —

Diese Geschichte hat sich vor kurzem zugetragen mitten in Steiermark, mag sich ähnlich oft schon ereignet haben und wird sich immer wieder ereignen, denn der Seppel geht im Lande tausendfach um. Er ist — getraue ich mir zu sagen — das Urbild des steirischen Bauers: nicht wehleidig und nicht rachgierig, einer, der erlittener Unbill sich oft kaum bewusst wird, und wenn auch, so am liebsten kein Aufhebens davon macht. Ein paar Messerstiche wegen hört die gute Kameradschaft schon lange nicht auf.

Ein Mord auf Entfernung.

Merkwürdiger Irrsinnsfall. Mitgetheilt von Caroline von Scheidlein-Wenrich.*)

Unvergesslich wird mir stets ein Besuch bleiben, den ich vor etwa zwanzig Jahren während meines Aufenthaltes in B. P. an der Seite des berühmten Psychiatriden Dr. X. in der dortigen Irrenanstalt machte. Ich hatte mich von jeher höchlich für die unglücklichen Wesen interessiert, welche uns durch das Erlöschen oder unregelmäßige Aufflackern ihres geistigen Lichtes ebenso entfremdet und ein Gegenstand des Grauens werden, wie diejenigen unserer Nebenmenschen, welche uns durch das Erlöschen des physischen Lebenslichtes entrückt sind. Ich durchschritt also, geführt von meinem geistvollen und gelehrten Cicerone und belehrt durch seine interessanten Bemerkungen und Commentare, die dem Elend der Menschheit geweihten Hallen und gewann in meinem tiefsten Innern die Überzeugung von der Wahrheit meiner längst gehegten Idee, dass Krankheiten des Geistes so gut anstecken können, wie physische. Ich wenigstens hätte kaum mehr als einige Wochen Aufenthaltes in diesem Irrenhause und in der Gesellschaft seiner Bewohner bedurft, um selbst unheilbarem Wahnsinne anheimzufallen.

Ich sah dort viele Unglückliche, denen vom Menschen nichts übrig geblieben war als die äußere Gestalt, da selbst ihre Stimme unmenschlich wie das nächtliche Geheul eines Raubthieres klang, ihre tief eingesunkenen, blutunterlaufenen Augen wild und

*) Entnommen dem spannenden Buche: „Aus dem Irrenhause." Dreizehn Erzählungen merkwürdiger Irrsinnsfälle. Von Caroline von Scheidlein-Wenrich. Wien. M. Bauer.

nachher hinüber'griffen mit der Hand und steckt richtig das Messer drin!“

„Soll ja gute zwei Zoll tief gesteckt sein“, sagte der Richter.

„Kann schon sein“, antwortete der Bursche ruhig, „weil es gar nicht heraus hat wollen. Ich gwiglatz' (hin- und herziehen) eine Weil, g'schaff' aber nichts. Simmerl, sag' ich, sei so gut, zieh mir das Messer heraus. Der Simmerl gwiglatzt auch eine Weil und g'schafft auch nichts. Geht der Teuxel denn nit auffer! sagt der Simmerl, schon damisch hat es sich verklemmt zwischen den Knochen und das Heft ist blutschlatzig. — Probier du's, Natz! sagt der Simmerl. Müsst doch a Schand sein! sagt der Natz und gwiglatzt und gwiglatzt und endlich hat er's heraußen.“

Nun fragte der Richter den Burschen: „Was haben Sie nachher gemacht?“

„Wer, ich?“ fragte der Seppel entgegen. „Das Messer hab' ich angeschaut. Ist ein langes Brotmesser gewesen, aber weiter nit abgebrochen.“

„Und das Loch?“

„Das Loch in der Jacken hat der Schneider ja wieder zugeflickt.“

„Ich meine die Wunde, die er Ihnen gestochen hat!“

„Ja so, die Wunde auf dem Buckel. Die Weiberleut' haben ein Pflaster draufgelegt —“

„Und dann —?“

„Dann nachher sind wir Karten spielen gegangen.“

„Und der Anton Pöllersberger?“

„Ja, der Schneider! Der Schneider hat auch mitgespielt.“

„Und haben Sie ihn nicht zur Rechenschaft gezogen?“

„Freilich haben wir gestritten. Der Schneider hat alleweil falsch ausgespielt.“

„Und des Messerstiches wegen? Haben Sie es gleich gewusst, dass der Pöllersberger gestochen hat?“

„Ah freilich.“

„Er hätte Sie ja todtstechen können!“

„Ja“, meinte der Bursche, „das hab' ich ihm auch gesagt, ein andersmal sollt' er nit so ungeschickt sein. Das größt' Malheur kunnt man haben bei einer solchen Dummheit!“

„Josef Lichtenbacher!“ sprach nun der Richter, „Sie fordern wohl Schmerzensgeld.“

„Ich? Wegen was?“

„Ist die Wunde jetzt heil?“

„Ich glaub' schon. Hab' nachher nimmer nachgeschaut.“

„Also verzeihen Sie ihm auch?“

„Wem?“

„Dem Anton Pöllersberger!“

„Ah“, sagte der Seppel, „verzeihen! Warum denn? Bin ja gar nie harb (beleidigt) gewesen auf ihn. Er hat mich halt a bissel jucken wollen.“

Jetzt wendete der Richter sich zum Angeklagten und sprach: „Nun, Anton Pöllersberger, was sagen Sie dazu?“ — Der Anton Pöllersberger zuckte erst recht die Achseln.

„Warum haben Sie gestochen?“

Der Schneider antwortete ganz beklommen: „Weil ich dem Schwaighofer-Simmerl hab' helfen wollen.“

„Mit dem scharfen Messer?“

„Ja, mit den Händen allein hätt' ich halt nichts ausgerichtet“, gestand der Schneider treuherzig zu.

„Pöllersberger, ich werde Sie einsperren lassen!“

Nun trat der Seppel vor und sagte: „Ich bitt', Herr Richter, machen's keine Geschichten. Der Schneider ist halt just ein bissel gut aufgelegt gewesen. Hat ein etlich' Glaserl Schilcher 'trunken gehabt. Einsperren wegen so einer Dummheit! Ist mein guter Kamerad, der Schneider. Ich bitt', lassen's es gut sein.“

Der Richter rückte auf seinem Sitze etwas unstet hin und her und dann sprach er: „Ich fürchte, der Pöllersberger könnte wieder einmal

kannt hatte, nicht in abhängiger Stellung zu leben, einen Antrag, als Cassier in das Wiener Handlungshaus P. einzutreten, annahm und seiner Vaterstadt Valet sagte. Seine junge Frau, die er weder mitnehmen noch ernähren konnte, kehrte mit ihrem vierjährigen Knaben in ihr Elternhaus zurück, wo sie noch weilt. Der arme Mann, der die Seinen zärtlich liebt, ist unglücklich über die Maßen über die lange Trennung. Er arbeitet mit übermenschlicher Kraft und Ausdauer und darbt sich den Bissen vom Munde ab, um bald imstande zu sein, seine Familie in ein neues Heim in unserer Stadt einzuführen. Aber obgleich er das Leben eines Geizhalses führt, so ist doch, wie er mir neulich gestand, eine ganz unzureichende Summe die Frucht seiner harten, langjährigen Entbehrungen, und hat er die traurige Perspective, noch jahrelang allein zu sein. Der Arme hat wohl schon längst vergessen, wie der Champagner schmeckt. Schenke ihm mit deiner gewohnten Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit fleißig ein, so erwirbst du dir das Verdienst, dem Armen wenigstens den letzten Abend eines für ihn traurigen Jahres verschönt zu haben."

Der gutmüthige Amphitryon ließ sich das nicht zweimal sagen. Er fühlte herzliches Mitleid mit dem stillen Gast, setzte sich zu ihm und füllte den krystallenen Kelch so oft mit dem schäumenden Nass, dass die blassen Wangen des steinernen Gastes sich bald rötheten und glühten und sein trüber, erloschener Blick sich belebte und Feuer sprühte. Er wurde gesprächig und der Geist und Humor, die seine Reden würzten, ließen den Hausherrn bedauern, dass diese seltenen Gaben von den Banden trauriger Verhältnisse gefesselt werden konnten.

Da kündete die Uhr der nahen Kirche Mitternacht, die Sterbe- und Geburtsstunde des alten und neuen Jahres. Die Gesellschaft erhob sich, die Gläser klirrten beim fröhlichen „Prosit das neue Jahr!" und bei den gegenseitigen Wünschen.

„Möge das neue Jahr Ihren Wünschen gerecht werden", sprach der freundliche Hausherr, sein Glas erhebend, zu dem nun nicht mehr stillen Gaste, den wir Frank nennen wollen. Dieser dankte mit warmen Worten und sprach endlich: „Der Haupttreffer der Staatslotterie, welcher übermorgen fällt, wäre die wünschenswerteste Gabe des neuen Jahres."

Hier mischte sich ein kleiner, dicker Mann in das Gespräch der beiden Herren mit den Worten: „Haben Sie den Wunsch gedacht, während die Glocke soeben zwölf schlug? Dann wird er erfüllt; denn was man sich in diesem Augenblick wünscht, wird vom Schicksal bestimmt gewährt."

„Schäme dich, Amadeus", rief der Hausherr, „ein bel esprit Dichter und so abergläubisch!"

„Weißt du nicht", sprach der kleine Mann mit großem Selbstbewusstsein, „was der große Napoleon sagte: Ce ne sont que les pauvres esprits, qui ne sont pas superstitieux (nur die Geistesarmen sind nicht abergläubisch). Ich schäme mich nicht, ich bin stolz auf meinen Aberglauben."

Der arme, kleine Dichter war, wie so viele Menschen, gerade darauf stolz, was ihm die wenigste Berechtigung zum Stolz hätte sein sollen: Auf seine Gestalt, welcher die Natur die Elle, die sie ihm an Länge schuldig geblieben, an Breite zugelegt hatte — und auf seinen Aberglauben — weil er behauptete, alle großen Männer seien klein und abergläubisch gewesen.

„Ich habe leider, gerade während die Glocke schlug, nicht an den Haupttreffer gedacht", sprach Frank.

„Das macht nichts", rief der Kleine wichtig. „Ich sage wie Karl Moor: Dem Manne kann geholfen werden! Wer von den Herrschaften hat zufälligerweise eine Photographie

mordlustig wie die eines Tigers leuchteten. Anderen war der Stempel des Wahnsinns noch nicht sichtbar aufgedrückt: Sie hatten menschlichen Blick, Stimme, ja selbst ziemlich vernünftige Antworten auf die an sie gerichteten Fragen, und es bedurfte irgend eines Schlagwortes oder äußeren Anlasses, um den „schlafenden Löwen“ zu wecken. Es gab Unglückliche, deren Äußerungen ihrer Geistesstörung hausbackener Natur waren, wenn ich mich so ausdrücken darf; andere hingegen benahmen sich in ganz besonders auffallender Weise. Unter diesen letzteren machte den tiefsten Eindruck auf mich ein Mann, der, wie mich Doctor X. versicherte, erst 50 Jahre zählte, den aber sein Leiden zum Greise gebeugt und sein Haar gebleicht hatte, obwohl es ihm die raschen Bewegungen seines wirklichen Alters und eine lebhafte Redeweise gelassen.

Er saß bei einem Tische, welcher mit Photographien, sämmtlich Porträts, bedeckt war, welche er eine nach der anderen mit einer großen Nadel durchbohrte, so dass sie alle durchlöchert waren wie Siebe. Als wir uns ihm näherten, blickte er auf, sah mich mit einem eigenthümlichen Blick an, reichte mir die Nadel und sprach: „Wollen Sie auch stechen? Ich erlaube es Ihnen; aber nur einmal.“ Ich blickte fragend den Doctor an. „Thun Sie es“, sprach dieser in französischer Sprache. Ich nahm die Nadel und durchstach die Photographie, welche mir der Mann hinschob. „Mitten in die Brust, ins Herz müssen Sie stechen“, belehrte mich der Irre. Ich gab ihm die Photographie zurück und dankte, welchen Dank er mit gnädigem, wohlgefälligem Lächeln annahm. Der Arzt und alle Wärter waren erstaunt über seine seltene Herablassung gegen mich, die er in den sechs Jahren seines Aufenthaltes im Irrenhause noch niemandem hatte angedeihen lassen, und ein Wärter machte mir sogar das zweideutige, zweifelhafte Compliment, dass es ihm schiene, als hätten alle Narren eine besondere Sympathie für die Dame.

Da ich mich natürlich für den armen Kranken lebhaft interessierte, so war Dr. X. liebenswürdig genug, mir seine Geschichte, die Ursache seines traurigen Zustandes gewesen, mitzutheilen, welche ich den geneigten Lesern nicht vorenthalten will. Es war am Sylvesterabende des Jahres 18**, als sich in dem Speisesaal des Banquiers S. in W. eine lustige Herrengesellschaft um eine Tafel gereiht hatte, welche sich unter der Last der feinsten Leckerbissen und Champagnerflaschen bog. Da, wie gesagt, der Hausherr die Gêne, welche die Anwesenheit von Damen den Herren auferlegt, seinen Gästen erspart hatte, so herrschte die lauteste, ungebundendste Fröhlichkeit unter ihnen. Nur einer, ein bleicher Mann, saß, wie es schien, von trüben Gedanken absorbiert, am Tische, ohne dem Guten, was gegessen, getrunken und auch gesprochen wurde, die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Hausherr, der es bemerkte, hatte schon mehreremale den stummen Gast in ein Gespräch verwickeln wollen; doch vergebens. Er wendete sich nun zu einem Freunde, der denselben bei ihm eingeführt hatte, mit den Worten:

„Was in Himmels Namen fiel dir ein, mir einen Bruder Karthäuser in meine lustige Gesellschaft zu bringen? Ist er immer in so brillanter Laune wie heute?“

„O, du musst schon entschuldigen“, antwortete sein Freund, „ein paar Gläser Champagner werden ihn schon ins rechte Geleise bringen. Der Arme hat Ursache genug zum Kopfhängen. Als Chef eines reichen Handlungshauses in Croatien hatte er das Unglück, durch die Schuld eines Handelsfreundes sein ganzes Vermögen zu verlieren, so dass er, um existieren zu können, wohl auch, um in der Stadt, die ihn als reichen Handelsherrn ge-

wie der lustige Banquier behauptete, auf keinem vierbeinigen Stuhle, sondern nur auf einem Dreifuß sitzen.

Dem armen entmuthigten Frank wirbelte es im Kopfe, als er sich so unerwartet am Ziele seiner heißesten Wünsche sah, und wenn ja dann und wann ein Gedanke über das Schicksal des Originals der durchstochenen Photographie in ihm aufstieg, so vergaß er ihn über den Vorbereitungen zum Empfange der Seinen, die er so bald als möglich nach W. kommen lassen wollte.

Frank hatte anfangs die Absicht, seine Familie selbst aus Croatien abzuholen, doch war er so überhäuft mit Geschäften, die große Wohnung, die er gemiethet, reich zu möblieren und seine Geldangelegenheiten zu ordnen, dass er beschloss, seine kleine Familie, Frau und Sohn, allein reisen zu lassen, sie am Bahnhof in W. zu erwarten und im Triumph in die zu ihrem Empfange reich geschmückten Appartements zu führen. Er sendete seiner Gattin eine bedeutende Geldsumme und bat sie, die erste Classe der Eisenbahn, die bequemste Fahrgelegenheit, zu benützen. Seine Gattin beantwortete das vor Freude überschwengliche Schreiben in einer Weise, die ihn befremdete, da sie kein Entzücken über das unerwartete Wiedersehen verrieth. Doch er schrieb dies der Überraschung zu, die ihr sein Brief bereitet hatte, und zählte die Stunden bis zu dem Tage, den sie ihm als den ihrer Ankunft bezeichnet hatte. Sie sollte morgens stattfinden, und der glückliche Frank, den die freudige Erwartung die ganze Nacht kein Auge schließen ließ, fand sich in seiner Ungeduld einige Stunden früher, als der Zug erwartet wurde, auf dem Bahnhof ein. Hier gestand er einem Bekannten, den er zufällig traf, dass ihm ein Gefühl die Brust beenge, von dem er sich nicht Rechenschaft geben könne, ob es die Erwartung des so langersehnten Glückes, oder die Vorahnung eines großen Unglücks sei.

Endlich brauste der Zug in die Halle; Frank pochte das Herz, als ob es ihm die Brust sprengen wollte. Jetzt hielt der Zug; aus den geöffneten Waggons strömten die Reisenden. Frank blickte nach der ersten Classe; da, es war keine Täuschung — o Wonne, ja, sie war es, die Liebe seiner Jugend, die Mutter seines Sohnes war es — freilich gealtert und blässer als ehemals — die vor ihm stand. Er stürzte ihr entgegen und umschlang sie stürmisch; sie lag leise weinend an seiner Brust. Doch es gab ja noch ein Wesen, das an sein Herz zu drücken er sich sehnte; wo blieb es? Er fragte seine Gattin, und ein banges Gefühl beengte seine Brust: „Wo ist Hugo?“ Diese antwortete nur mit Schluchzen. „Mein Gott, sollte ihm etwas begegnet sein?“ rief der arme Vater in höchstem Entsetzen. „Fasse dich, Wilhelm“, hauchte seine Frau mit erstickter Stimme, „sei ein Mann und ertrage mit Geduld die schwere Prüfung, die auch ich, schwaches Weib, ertragen musste.“

„Er ist todt, todt!“ schrie Frank verzweifelnd. Seine Gattin widersprach nicht und der unglückliche Mann war einer Ohnmacht nahe. Welch grausamer Hohn des Schicksals! Zehn lange Jahre hatte der Arme sich gesehnt nach Weib und Kind, gedarbt und entbehrt, ohne sein Ziel zu erreichen. In den Stunden seiner freudlosen Einsamkeit hatte er gemeint, ihm sei von allen Menschen das härteste Los zugefallen, und jetzt, nachdem ein seltener Zufall ihn für Augenblicke auf den Gipfelpunkt irdischen Glückes erhoben, schleuderte ihn sein unerbittliches Geschick zurück in des Jammers Tiefe, um ihm zu beweisen, dass es noch größeres Elend auf Erden gebe!

In willenloser, stumpfer Verzweiflung ließ sich das unglückliche Elternpaar vom Diener zu dem harrenden Wagen geleiten, und erst in der prachtvollen Wohnung, die ihm ohne seinen

bei sich, eine für ihn wertlose, keinen lieben Gegenstand darstellend, die er mir zur Disposition stellen kann?"

„Das kann ich", rief einer der Herren. „Ich fand dieser Tage eine Photographie auf der Straße, welche ich in mein Portefeuille steckte und dort vergaß. Hier ist sie."

„O, das trifft sich herrlich", rief der kleine große Mann freudig. „Jetzt hören Sie zu, Herr Frank, was ich Ihnen sagen werde, ist ein Zauber, welchen die Chinesen anwenden, um einem Lieblingswunsch Erfüllung zu verschaffen."

„Mein Freund Amadeus ist nämlich Hof- und Leibdichter des Kaisers von China", rief der Hausherr, „und daher in allem, was er thut und spricht, ein Chinese."

„Spotte, so viel du willst", sprach der Kleine. „Jetzt hören Sie, Herr Frank, was Sie thun müssen: Nehmen Sie eine große Nadel, eine Busennadel etwa; ah, Sie haben selber eine. Mit dieser Nadel durchbohren Sie das Bild in der Gegend des Herzens und denken dabei Ihren liebsten Wunsch. In demselben Augenblicke stirbt das Original des Bildes, aber Ihr Wunsch wird auch sicher erfüllt."

„Ich danke Ihnen", sprach Frank, „ich bin nicht so egoistisch, die Erfüllung eines, wenn auch meines liebsten Wunsches mit dem Tode irgend eines, wenn auch unbekannten Menschen erkaufen zu wollen."

„Was", rief der Banquier lachend, „ist der Aberglaube so ansteckend, dass auch Sie, Herr Frank, daran glauben und den Tod des fremden hübschen Burschen, den das Bild darstellt, fürchten?"

„Ich glaube nicht daran, und da ist es schade, die Photographie zu verderben."

„O", rief der Herr, welcher sie zur Disposition gestellt hatte, „was liegt an einer gefundenen Photographie; die ist doch ganz wertlos für uns alle. Machen Sie den Spass, Herr Frank, schon um unserem chinesischen Hof- und Leibdichter einen Gefallen zu thun."

„In Gottes Namen, geben Sie her", sprach Frank, nahm seine Nadel aus der Cravatte und stach sie dem Bilde in die Brust.

„Mein Gott, das Gesicht des Bildes zuckt", rief Amadeus in höchstem Entsetzen.

Frank erbleichte.

„Mir scheint, der Champagner spricht aus dir, kleiner Chinese", sprach der Hausherr unwillig. „Was haben Sie bei diesem Mord in effigie gedacht, Herr Frank?"

„Natürlich, dass mir Fortuna übermorgen den Haupttreffer bescheren möge."

„Nun ich wünsche es von Herzen", sprach der Banquier, „aber ich begreife nur eines nicht, warum nämlich unser Freund aus China nicht schon längst Photographien durchstochen und Treffer gemacht hat?"

„Dichter leben von Nektar und Ambrosia", sprach dieser mit Suffisance, „und brauchen kein Geld."

„Er lebt vom Schmarotzen und pumpt seine unglücklichen Freunde um Geld an", flüsterte einer der Herren seinem Nachbar ins Ohr.

Der Sylvesterabend oder vielmehr die Nacht gieng zu Ende und die lustige Gesellschaft trennte sich unter wiederholten Glückwünschen.

Aber wie maßlos erstaunt waren die Theilnehmer des heiteren Festes, als sich nach einigen Tagen das Gerücht verbreitete, der Haupttreffer der stattgefundenen Staatslotterie sei Herrn Frank zugefallen.

Und es war kein Gerücht, es war Wirklichkeit. Der kleine Amadeus war um eine Elle größer geworden, und wenn er auch vielleicht heimlich bedauerte, kein Los besessen und das Experiment nicht selbst gemacht zu haben, so schritt er doch stolz einher, dünkte sich eine Pythia und wollte,

Bild einem jungen Manne, der nach W. reiste, gegeben, um es dem Vater zu überbringen; doch musste es derselbe verloren haben, da er sich nicht bei Frank blicken ließ, und einer der Gäste des Banquiers es auf der Straße gefunden und zu dem Spiel geschenkt hatte, welches alle für einen Scherz hielten, das aber durch das Walten eines der sonderbarsten Zufälle dem armen Frank so verderblich wurde.

Und in der That hätte das unerklärliche Zusammentreffen von des Jünglings jähem Tode mit dem Glücksfall in der Lotterie — welche Ereignisse Frank für sein Werk hielt — auch ein festeres Nervensystem, ein stärkeres Gehirn zerrütten können, als der unglückliche Mann besaß, welcher durch jahrelange Aufregungen und Entbehrungen prädestiniert und vorbereitet für den traurigen Ort worden war, an dem ich ihn später kennen lernte. Vergebens waren die Bemühungen der berühmtesten Psychiatriden, welche ihm beweisen wollten, dass das, was er für sein Werk hielt, nur ein sonderbarer Zufall gewesen sei. Vergebens stellte ihm seine Gattin vor, er habe ja das Bild seines Sohnes, den er seit dessen viertem Lebensjahre nicht gesehen, nicht erkennen können. Der gute Banquier, dessen Haus der Schauplatz des verhängnisvollen Scherzes gewesen, und alle seine Gäste besuchten den armen Kranken und bemühten sich, ihm die entsetzliche Einbildung zu benehmen. Umsonst! Jeder Tag, jede Stunde brachten ihn dem Wahnsinn näher, der nicht von seiner Beute ließ. Es war ein stiller, unschädlicher Wahn, der ihn aber seiner unglücklichen Gattin und dem Leben gänzlich entfremdete. Diese letztere überlebte den doppelten Verlust, den Tod und Wahnsinn ihr bereitet, nicht lange. Nach zwei Jahren, welche sie nur der Pflege ihres kranken Gatten gelebt hatte, löste ein barmherziger Tod die schweren Fesseln ihres freudenlosen Daseins. Frank zeigte nicht die mindeste Erregung, als er die Gefährtin seines Lebens im Sarge liegen sah, sondern sprach gleichgiltig: „Meinetwegen, meine Schuld ist es nicht; ihr Bild habe ich nicht durchbohrt!“

Da er keine Verwandten in W. hatte, wurde er durch die Vermittlung eines Vetters in B. P. in die dortige Irrenanstalt gebracht, wo ich ihn sah, und wo das arme Opfer unglücklicher Zufälligkeiten bis zu seinem Tod verweilte.

Wie der Banquier aber erzählte, soll auch Amadeus den von ihm vorgeschlagenen Zauber einmal zu seinen eigenen Gunsten geübt haben, und zwar in einer der in seinem Dichterleben nicht seltenen Krisen, in der ihm ein herzloser, philiströser Gläubiger mit seinen Drohungen das Dasein verbitterte. Da er zur selben Zeit ein Los der nächsten Staatslotterie besaß und zum hundertfünfzigstenmale ein Lustspiel bei der Intendanz des Hoftheaters eingereicht hatte, so verschaffte er sich das Bildnis des Manichäers, durchbohrte es in stiller Mitternachtsstunde und wünschte dabei einen Haupttreffer und die Aufnahme seines Stückes. Aber der Manichäer starb nicht, der Haupttreffer kam nicht und das Lustspiel kam unaufgeführt zurück. Die Wirkung des Zaubers hatte sich nur bei dem armen Frank bewährt.

Liebling ein Kerker erschien, war Frank imstande, seine Gattin um die näheren Umstände des schweren Verlustes und auch darum zu befragen, warum sie ihm die Trauernachricht nicht sogleich nach des Sohnes Hinscheiden mitgetheilt habe.

„Ach", sprach diese, „ich war nach Hugos Tode selbst sterbenskrank und außerstande zu schreiben, wollte aber auch niemandem erlauben, es an meiner Stelle zu thun. Unterdessen kam der Brief, in dem du uns nach W. beschiedest, und ich beschloss, dir die Trauerkunde nur dann mitzutheilen, wenn ich bei dir und imstande wäre, dir in der harten Prüfung zur Seite zu stehen."

„Glaube ja nicht, Wilhelm", fuhr die arme Frau fort, dass der Tod unseres Lieblings durch Sorglosigkeit oder Vernachlässigung verschuldet wurde. Hugo war stets gesund, sah blühend aus; nur hatte er manchmal starkes Herzklopfen, dem der Arzt, den ich deshalb befragte, nicht die geringste Bedeutung beilegte. Da kamen Weihnachten; wir brachten sie so fröhlich zu, als es ohne dich möglich war. Hugo, als ob er sein nahes Ende geahnt hätte, ließ sich von dem Taschengelde, welches die guten Großeltern ihm gaben, drei Photographien seiner selbst machen, deren eine er ihnen, die zweite mir und die dritte dir bestimmte. Du hast sie natürlich erhalten?"

„Ich habe nichts erhalten", rief Frank.

„Nun kam das Neujahr. Zwei Tage vorher ward Hugo von einem heftigen Schnupfen befallen, den jedoch der Arzt ebenfalls für ungefährlich erklärte; nur durfte er nicht, wie wir sonst zu thun pflegten, Mitternacht außer Bett erwarten, sondern musste früh abends zur Ruhe gehen. Hugo war ein gehorsames Kind; «ich gehe also zu Bett», sprach er, «aber du, gute Mama, bleibe bei mir, setze dich zu mir und wir wollen zusammen das neue Jahr begrüßen und uns beglückwünschen.» Ich that, wie er wünschte, und der Sylvesterabend gieng in traulichem Gespräch schnell vorüber. Zumeist sprachen wir von dir und davon, wo und wie du wohl den Jahreswechsel begiengst. Da schlug die Glocke zwölf, wir umarmten uns und beteten um unsere baldige Wiedervereinigung mir dir; da entwand sich Hugo plötzlich meinen Armen, sein Antlitz überzog sich mit Todesblässe, und er rief mit erstickter Stimme: «O Mama, wie es mich in der Brust sticht, welcher Schmerz!» Ich erschrak tödtlich, ohne das Schreckliche zu ahnen, das mir bevorstand. «Lege dich nieder, theueres Kind», rief ich, «ich sende augenblicklich nach Doctor Z.»; aber Hugo ließ mich nicht los, noch einmal rief er: «O, welcher Stich!» Im nächsten Moment schloss er die Augen, sein Haupt sank zurück und ich hielt eine Leiche in den Armen."

Frank, der mit athemlosem Entsetzen der Erzählung seiner Frau gelauscht hatte (vielleicht dämmerte schon eine schreckliche Ahnung in seiner geängstigten Seele), ergriff ihre Hand und rief: „Wo ist Hugos Photographie? O, lass mich sie sehen!"

Die Frau zog ein Bild aus dem Busen, ihr Gatte warf einen Blick darauf, lallte einige unverständliche Worte und sank, wie vom Schlage gerührt, zu Boden.

Die vereinten Bemühungen schnell herbeigeholter Ärzte brachten den Unglücklichen nur für so lange zum Bewusstsein, als er brauchte, um seiner armen Frau das Geständnis zu machen, er habe seinen Sohn getödtet, da jenes Bild, welches er in der unseligen Sylvesternacht durchbohrt hatte, dasselbe war, welches ihm seine Gattin als die Photographie seines Sohnes zeigte, der sich in den zehn Jahren ihrer Trennung so zu seinem Vortheile verändert hatte, dass ihn sein Vater nicht erkannte. Frau Frank hatte das

Kaum entsinn ich mich noch, was and're gequält und erfreuet,
Was mich selber bewegt, scheint ein entschwundener Traum.

Ewige Zeiten und Räume durchfliegt die entfesselte Seele,
Bis sie heiter versinkt in das unsterbliche Nichts.

Abstieg.

Sei willkommen von Herzen, du frisch aufsprudelnder Bergquell,
Der du aus hartem Geröll weich und gesprächig entspringst!

Siegreich brichst du hervor gleich einer verborgenen Weisheit,
Die ein schweigsamer Mann tief im Gemüthe genährt.

Einsam glaubt ich zu sein und verirrt im unendlichen Steinfeld,
Und nun find' ich in dir plötzlich den Führer und Freund!

Furchtlos folg' ich dir nach, nicht achtend der Trümmer und Blöcke,
Die der zerklüftete Berg feindlich entgegen uns thürmt.

Raum noch gönnst du dem kletternden Fuß zum rüstigen Abstieg,
Und dein freundlich Gespräch kürzt mir die Mühen der Fahrt.

Sieh, schon wächst zum Thale die Schlucht, und trauliche Hütten
Künden dem schweifenden Blick menschliche Wohnungen an.

Du auch streckteſt im Wandern dich aus, ein behäbiges Bächlein
Schwimmt zur Seite mir hin, kaum noch erkenn' ich den Freund.

Wie? zum Häuschen ziehst du mich fort? Von rankendem Weinlaub
Sind ihm Fenster und Thür heiter und zierlich umrahmt.

Dankend entlass ich dich nun; dort winken mir Frieden und Einkehr,
Und den Erwarteten grüßt lächelnd der Liebsten Gesicht.

Erdbeeren.

Euch Erdbeeren lieb' ich vor allen den Früchten des Waldes,
Die im Schattengebüsch heimlich zur Reife gedeihn.

Ein paar winzige Krumen des allernährenden Erdreichs
Gaben des losen Geranks Würzelchen Boden und Kraft.

Und sie entsandten vom bräunlichen Stiel dreifaltige Blätter,
Draus im zartesten Weiß schimmernd die Blüte sich schwang.

Mäßiger Regenerguss und die wechselnden Strahlen der Sonne
Zeitigten purpurne Frucht aus dem bescheidenen Kelch.

Zwischen Gestein und Moos, wie tausend glühende Lippen
Schelmischer Kinder der Flur, lacht es den Wanderer an.

Und er neigt sich hinab und pflückt die Lieblichen alle,
Kräftige Würze des Walds saugt mit den Beeren er ein.

Jegliche Frucht ein Kuss, wie Kinderlippen ihn küssen,
Rein, unschuldig und süß — küsst mich, o Kinder des Walds!

Höchstes Leben.

Karg zwar hat mich das Glück mit irdischen Gütern gesegnet,
Aber ein himmlisches Theil wurde dem Armen beschert;

Dass er bescheidenen Sinns zufrieden mit Wenigem haushält
Und sein dürftiges Los heiteren Geistes erträgt.

Fern einst blieben der Wiege des Kindes die Mächtigen alle,
Die als Götter des Tages preist das geschäftige Volk.

Elegien aus Steiermark.

Von Max Kalbeck.*)

Freiheit.

Dich begrüß ich, Natur, mit frisch aufathmender Seele,
Wie ich, Ewige, dich fröhlich als Knabe begrüßt;

Wenn im glühenden Sommer, erlöst von der hölzernen Schulbank,
Uns dein lockender Ruf endlich ins Freie geführt.

Dann mit Jubelgeschrei gieng's über die Treppen des Hauses,
Über den Kirchhof fort und vor die Thore hinaus.

Freiheit, herrliches Wort! Auch heute vernehm ich es wieder,
Hör' es im Rauschen des Stroms, hör' es im Säuseln des Wald's;

Heimlich raunt es die Wiese mit tausend flüsternden Halmen,
Käfer- und Bienengeschwärm summt es und brummt es mir zu.

Neben mir zwitschern's die Schwalben und unter mir pfeift es die Drossel,
Hoch vom blauen Gezelt schmettert's die Lerche herab.

Schaffender Geist der Natur, ihr freien Geflügelten alle,
Nehmt zum Gespielen mich an, aber verrathet mich nicht!

Keiner erspäh' und wisse die Steige des schweifenden Wanderers,
Tief im dichten Gebüsch schwinde des Glücklichen Spur!

Unterwegs.

Vieler Gefährten erfreutest du dich im Getümmel der Städte,
Über die Thore hinaus giengen die Wenigsten mit.

Etliche folgten dir noch entlang die sonnige Straße,
Sie auch blieben zurück bei den Gehöften des Dorfs.

Einer erstieg mit dir zur Hälfte den zackigen Bergpfad,
Doch zum Gipfel empor klimmst du als letzter allein.

Aufstieg.

Schaudernd blick' ich hinab vom steilabstürzenden Felsgrat,
Wehe, wie hämmert das Herz! Wehe, wie sinken die Knie!

Doch ein erfrischender Schneehauch kühlt mir die glühende Wange,
Und das letzte Gefühl menschlicher Schwachheit entweicht.

Von mir hab' ich gethan, was sonst mich hemmt und zurückhielt,
Tief im Nebel versank unten die rauschende Welt.

Nur ein Adler umzieht mein Haupt in gewaltigen Kreisen,
Wie der Geist des Gebirgs, den ich vom Schlummer erweckt.

Um mich feiert das All, reglos in heiligem Schweigen,
Still im Innern auch ruht die begehrliche Lust.

*) Entnommen dessen schöner und reichhaltiger Gedichtesammlung: „Aus alter und neuer Zeit.“ (Berlin. Freund & Jeckel. 1891.)

Das goldene Zeitalter.

Socialistische Studie von **Richard Graf Sermage.**

Es geht ein allgemeines Vorahnen, ein stummes Einverständnis aller durch die Welt, dass bald ein gewaltiger Wandel der Zeit kommen werde. Bei den zünftigen Forschern, welche sich mit der Deutung der Menschenschicksale befassen, ist diese Ahnung längst zur festen Überzeugung geworden und setzt, von der Hütte bis zum Thron, jetzt die Geister in Bewegung. Sind doch die Zeichen der Zeit allen wahrnehmbar und die Propheten, welche die neue Zeit verkünden, ja sogar schon die Jahreszahl für den Beginn der neugestalteten Weltordnung festgestellt haben, finden willig Glauben.

Noth lehrt beten, aber sie lehrt auch das Thier sich seiner Kraft bedienen; sie lehrt demselben die Selbsthilfe, und das Thier im Menschen folgt diesem Gebot.

Also schaut die lebende Generation in zwei große Lager getheilt der Zukunft entgegen: die einen hoffend und betend, dass sie und ihre Kinder den furchtbaren Tag des Umsturzes alles Bestehenden nicht erleben möchten, die anderen gewappnet und kampfslustig, diese alte Weltordnung zu bekriegen, stets zum Sprunge bereit, dieselbe in Trümmer zu schlagen, damit eine neue, bessere daraus erwachse.

Viele meinen, es würden die bevorstehenden Kämpfe, welche diese Krise, den Läuterungsprocess bedeuten, so grauenhaft und welterschütternd, mit elementarer Macht jeden Widerstand zerschmetternd auftreten, dass das Schreckensjahr der großen Revolution in Frankreich, welches Victor Hugo „das schreckliche Jahr“ nannte, nur ein Kinderspiel dagegen wäre. Aber es gibt auch einige wenige — und das sind gerade die neuesten Propheten der Zukunft, die Tröster aller Trostbedürftigen — die es besser meinen und ein goldenes Zeitalter für alle Völker weissagen, das sozusagen in aller Güte sich von selbst ergeben würde, ohne vorhergehenden Sturm und Drang, ohne Blut.

Solche Friedensapostel sind in Deutschland, Frankreich und England erstanden, aber das lieblichste Phantasiebild, das reizendste Utopium aus dieser besseren Welt der Zukunft sendet uns die neue Welt. Als ob Amerika, dieses späteste, aber früh gealterte Kind der europäischen Civilisation, ihre Unhaltbarkeit am härtesten empfände.

Wie prächtig schildert Delamy in seinem Rückblick auf dieses Jahrhundert den Frieden, das Glück der Culturvölker im zweitausendsten Jahre unserer Zeitrechnung: „Hätten unsere Vorväter — sagt er — sich einen Zustand der Gesellschaft vorstellen können, in welchem die Menschen wie Brüder in Eintracht zusammenleben, ohne Streit und Neid, Gewaltthat und Übervortheilung, wo sie in ihrem

Eine der Ewigen nur, unhörbar, schwebenden Fluges
Kam, und Gutes verhieß jedem ihr freundlicher Blick.

Über das Lager gebeugt des friedlich schlummernden Knaben,
Legte sie leise die Hand auf des Entschlafenen Brust;

Küsst ihm Augen und Lippen und rührte mit weckendem Finger
Sein vom Erdengeräusch nimmer getroffenes Ohr.

Und seither bewahr' ich im Herzen die heilige Flamme,
Die zu reinerer Glut läutert das trübe Gefühl.

Sehnsuchtsvoll durchschweif' ich die Welt, zu besseren Sternen
Ziehen den sinnenden Geist ernste Gedanken empor;

Und mein Auge berauscht sich im Glanz der unsterblichen Schönheit,
Die mir täglich das All immer von neuem verjüngt;

Wiedergeboren begrüß' ich am Morgen die steigende Sonne,
Dass ein Schöpfungstag jeglicher Tag mir erscheint.

Wie sich das Auge gesättigt am Wechsel der Formen und Farben,
Trinkt das gefühlige Ohr Ströme von süßer Musik.

Durch das Geflüster des Walds und das Rauschen der hüpfenden Wellen
Zittert melodischer Hauch rhythmischen Schwunges einher.

Was ich erlausch' und erspäh' und erträum' und lebendig empfinde,
Quillt als begeistertes Lied mir von den Lippen dahin;

Dass ich verkünde dein Lob, trostspendende Muse des Dichters,
Die den verworrenen Gang wandelt zur ebenen Bahn.

Über die schimmernden Höhen hinweg, durch nächtige Tiefen,
An Abgründen vorbei wall' ich mit sicherem Schritt.

Denn du schreitest voran in rosig dämmernder Klarheit,
Streuest Blumen und singst über Gewitter und Sturm.

Willst du heute den Fuß zum Pfade des Todes bewegen,
Ungern folg' ich dir nach, aber ich habe gelebt.

genuſs- und habſüchtige, haſs- und lieberfüllte Menſchen ſind, ſo ſtünde es um das Los der Geſammtheit nicht beſſer als jetzt. Statt der oberen Zehntauſend, gegen welche ſich jetzt die unteren Millionen aufbäumen, hätte man viele hunderttauſende von Bürgern als Vollſtrecker des Staatswillens beſtellt, welche, gleich den Bevorzugten aller Zeiten und Länder, wenn ſie die Macht in Händen haben, ſich des Lebens reicheren Antheil zuwenden würden, indem ſie, ihre Gewalt miſsbrauchend, ſich von allen Erdengütern den Löwenantheil aneignen möchten und unter den Beherrſchten nur jene bevorzugen würden, die ihnen bei dieſem Miſsbrauch der Macht behilflich wären. Alle anderen, die an den Staat Anſprüche zu ſtellen hätten, wären, ſo wie heute, auf das Bitten, Hoffen und Harren, wenn ſie ehrlich ſind, auf das Beſtechen und Betrügen, wenn ſie unehrlich ſind, angewieſen.

Das Jahrtauſende alte Wechſelſpiel der Corruption, auch jetzt eines der ſchlimmſten Leiden des neunzehnten Jahrhunderts, wäre zu erhöhter Blüte gebracht auch ohne das leidige Geld. Aber — ſpricht der Apoſtel aus Boſton — eben darin liegt der Irrthum, denn es ward bald völlig klar, was die Geiſtlichen und Philoſophen der alten Welt nie geglaubt haben würden, daſs die menſchliche Natur in ihren weſentlichen Eigenſchaften gut und nicht ſchlecht, daſs die Menſchen von Natur edelmüthig und nicht grauſam ſind . . .

Der beſtändige, ſeit zahlloſen Generationen laſtende Druck der Lebensbedingungen, der ſelbſt Engel hätte verderben müſſen, hatte es nicht vermocht, den inneren Adel des Menſchengeſchlechtes zu tilgen. Sobald die Bedingniſſe der Verderbnis entfernt waren, ſchnellte der Menſch wie ein gewaltſam niedergebeugter Baum in ſeine aufrechte Haltung zurück."

So ſpricht der Verkünder des goldenen Zeitalters für das Jahr 2000, und vor ihm haben andere ſo geſprochen, haben Fourier, der geiſtige Vater der Phalanſtèren, und Proudhon, der das Eigenthum Diebſtahl nannte, den monumentalen Satz als oberſtes Princip ihrer Lehren aufgeſtellt: Der Menſch iſt von Natur gut, nur die Cultur hat ihn verdorben.

Die Schriftſteller der Neuſchule hingegen, die vielgeleſenen Naturaliſten haben es in jüngſter Zeit bis zum Überdruſs nachzuweiſen geſucht, daſs nicht die Culturepoche, in der wir leben, an allem ſchuld trage, ſondern daſs das Thier im Menſchen noch ungebrochen in alter Wildheit fortlebe; daſs unſere Inſtincte häufig ſo ungebändigt und gattungsmörderiſch auftreten, wie einſt in jenen Tagen grauer Vorzeit, da uns die Culturvölker, die nun ſchon vom Erdball verſchwunden ſind, Barbaren nannten. Nur daſs wir jetzt mit verfeinerten Mitteln arbeiten, weil die höhere Bildung alle Bürger des Staates über die Gemeingefährlichkeit des Thieres belehrt hat, welches in jedem einzelnen wohnt, und jedem gegen dasſelbe die Hilfe der Geſammtheit zutheil wird; daſs demzufolge auch die Schranken höher gezogen ſind, dauerhafter und ſicherer erſcheinen, welche von ſtaatswegen gegen die Ausſchreitungen des einzelnen errichtet wurden.

Alſo ſprechen die realiſtiſchen Wahrheitsſchwärmer und ſo kommen denn die einen und die anderen, die optimiſtiſchen Friedensapoſtel und ihre peſſimiſtiſchen Gegner, kurz alle, die das Schickſal der Menſchheit zu ergründen trachten, darin überein, daſs es mit dem Sittlichkeitszuſtande der Menſchen gegenwärtig noch ſehr ſchlimm beſtellt ſei.

Und dennoch ſoll dieſe halbe Milliarde culturentarteter Menſchen, welche als civiliſierte Nationen jetzt die Erde bevölkert und deren Werde-

erwählten Beruf gegen Leistung eines Maßes von Arbeit, das nicht größer ist, als es der Gesundheit zuträglich, völlig befreit sein würden von der Sorge um den nächsten Tag und sich nicht mehr um ihren Lebensunterhalt würden kümmern müssen, als die Bäume eines Waldes, die durch einen unversiegenden Bach bewässert werden; hätten sie sich einen solchen Zustand vorstellen können, so wäre ihnen derselbe geradezu als Paradies erschienen. Sie würden in ihrer Vorstellung vom Himmel diesen Zustand mit demselben verwechselt und sich vielleicht nicht haben träumen lassen, dass es darüber hinaus etwas zu wünschen geben könnte ... Und die Erreichung dieses herrlichen Zustandes — so meint Delamy weiter — sollte nicht mehr Kampf und Blut kosten, als etwa der Wechsel einer Dynastie in einem Ländchen der alten Welt ... denn im Zeitraume eines Menschenalters brachen die Menschen mit den socialen Traditionen und Sitten der Barbaren — so nennt er die Culturvölker des neunzehnten Jahrhunderts — und nahmen eine Gesellschaftsordnung an, die vernünftiger Wesen würdig ist, und so fanden sie auf einmal das Geheimnis, reich und glücklich zu werden ...

Solche milde Lösung des großen socialen Problems aber erblickt dieser Friedensapostel zum größten Theil nur in der Abschaffung des Geldes, in der Gleichstellung aller Bürger und in der gleichen Vertheilung von Arbeit und Unterhalt.

Dass dem Kopfe eines Amerikaners dieses Traumland so klar und fasslich vorschweben konnte, wäre leicht erklärbar, denn in seiner Heimat gilt fast uneingeschränkt das Dichterwort: Am Golde hängt, zum Golde drängt doch alles. In Amerika, wo der nimmerruhende Kampf aller gegen alle die höchsten Wellen wirft, wo für Leben und Gewinn so häufig alle menschliche Regung niedergetreten wird, wo nach der allgemeinen Gesellschaftsregel Barmherzigkeit und Edelmuth als Thorheit gelten; gerade dort musste in den Köpfen der Wahn entstehen, dass alles Böse auf der Welt nur aus dem grellen Unterschiede zwischen Reich und Arm entstünde, dass alles Übel durch die tolle Jagd nach Geld erzeugt werde; dass hier die Quelle aller Gesellschaftsleiden zu suchen sei, und dass man nur diese Quelle zu verstopfen brauche, um dem ganzen Jammer ein Ende zu machen. Aber den Forschenden und Wissenden aller Zeiten ist es längst bekannt, dass diese Behauptung falsch ist. Religion und Philosophie haben es seit langem festgestellt, dass von allen Hemmnissen der Eintracht unter den Menschen jene nicht die allerschlimmsten sind, welche bloß durch die Noth und den harten Daseinskampf gezeitigt worden, und dass der Jammer nicht hinweggeschafft würde, wenn das Gold aus der Welt verschwände.

Nähme man das Geld aus dem Verkehr, so hätte man nur das Wertzeichen beseitigt, die Werte selbst aber würden bleiben, das heißt, alle jene zum Leben unentbehrlichen oder das Leben verschönernden Dinge würden bleiben, um derentwillen jetzt gearbeitet, gedarbt und gespart, aber auch gerungen, gelogen, betrogen und gemordet wird.

Würde man alle diese Lebensnothwendigkeiten und Güter gleichmäßig unter die Bürger eines Staates vertheilen, indem man den Staat selbst, das heißt einen Theil seiner Bürger, zu Verwahrern und obersten Hütern derselben bestellte, damit dieses Heer von Vertrauensmännern und Beamten Sonne und Regen, Arbeit und Entgelt jedem nach seiner Fähigkeit bemessen; so hätte man ein Volk von Millionen in zwei Hälften getheilt, in die Gebenden und Nehmenden, die Herrschenden und die Beherrschten. Weil aber diese Herrschenden auch nur schwache, fehlerhafte,

versagen dieselbe ganz und fallen dem Staate, das heißt ihren arbeitenden Mitbürgern, zur Last.

Der Ehrgeiz, jener andere Thätigkeitserreger menschlichen Fleißes, zeitigt seine schönsten Früchte nur in voller Freiheit. Als Beispiel hier nur eines. Der Entdecker, welcher unter tausend Mühsalen der Menschheit neue Wege des Verkehrs bahnt und der Zukunft Schätze erobert, ist nicht um kärglichen Lohn eines Sternes auf der Brust oder einer öffentlichen Belobung zu haben. Er will sich selbst das Maß seines Lohnes feststellen und den Ruhm, welchen er erworben, nicht bloß dem Staate, welchem er dient, zutheil werden lassen. Was er erworben, will er auch vererben; seine Kinder und Enkel sollen des Segens theilhaftig werden.

Vom socialistischen Zukunftsstaate ist die Familie ausgeschlossen und jener Ehrgeiz, der den einzelnen über seine Mitbürger dauernd erhebt, und das Erworbene auf die ihm zunächststehenden vererben will, ist verpönt. Wenn auch zu den Proben männlichen Muthes, die mit Ruhm und Ehre gelohnt werden, sich Tapfere herandrängten, die bei Vertheidigung des Vaterlandes, im Kampfe wider die empörten Elemente den Gefahren muthig Trotz bieten; selbst ihr Leben dem Dienste der Gesammtheit zum Opfer bringen möchten, wo fänden sich jene unerschrockenen Ehrgeizigen, welche die allgemeine Scheu vor niedriger, unrühmlicher, abstoßender Arbeit überwinden möchten? Und wo erst jene Legion von unverdrossenen Arbeitern, die, verbannt vom Licht des Tages, dem frühen Siechthum unter beständiger Todesgefahr zusteuern, um jenes unentbehrlichste aller Verbrauchsmittel, die Kohle, an den Tag zu fördern?

Nur die Noth allein vermag als dräuendes Gespenst solche Leistungen zu erzwingen und nur ihrem Zwange beugen sich die Bedürftigen; ja sie verlangen auch gar nicht die Abschaffung harter Arbeit; sie wollen nur, dass sie gesichert bleiben, stets Entgelt für ihre Arbeit zu finden, und hinreichenden Lohn, um auch dann nicht darben zu müssen, wenn ihre Kraft gebrochen ist. Und nun erst die Liebe, die Gatten- und Kinderliebe, jenes mächtigste aller Culturmittel des Abendlandes. Sie hat keinen Platz in jenem System, durch welches sie herabgewürdigt wird zur Vereinigung der Geschlechter für den einzigen Zweck einer Fortpflanzung der Gattung, mit Rücksicht auf die Zuchtwahl, die der Staat zu überwachen hätte.

Das Einzelnrecht ist verbannt aus dem socialistischen Gattungssysteme. Die Liebe ist vor allem ein Einzelnrecht und ihr reinster Ausdruck ist die Familie. Sie ist die durch die Jahrtausende geheiligte Grundform aller Staaten, in denen Culturvölker leben.

Aber ebenso unmöglich, als der Aufbau eines Staates, in welchem Noth, Ehrgeiz und Liebe keinen Platz haben, ist dessen dauerhafte Festigung auf dem Grundsatze der Gleichstellung aller seiner Bürger.

Die Collectivisten, diese kühnen Gleichmacher der Gesellschaft, welche alle Kraft in einem Punkte versammeln und den Staat zum einzigen Quell alles Volkslebens machen wollen, fordern, dass der einzelne sich als Glied des Ganzen fühle und nach Maßgabe seiner Kräfte arbeite; doch soll er dafür nicht nach Maßgabe seiner Leistung entlohnt werden — denn aller Lohn ist abgeschafft.

Wie könnte auch Arbeit dort entlohnt werden, wo Gleichheit herrschen soll. Schon in der ungleichen — wenn gerechten — Entlohnung der so unendlich verschiedenen Leistung eines jeden läge der erste Keim zum Rangesunterschied, und wo fände man Menschen, die ihre höhere Veranlagung nicht allein schon als ein Geburtsrecht auf reicheren Antheil an den Lebensgütern empfänden?

gang nun schon an die vier Jahrtausende dauert, mit einemmal, etwa schon im nächsten Jahrhundert, ihre ganze Eigenart ablegen und den innersten Kern ihres Wesens ändern.

Aus Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, von denen Delamy sagt: Bleiche und wässerige Strahlen aus einem durch Furcht und Zweifel bewölkten Himmel erhellten allein das Chaos der Erde, und weil sich die Menschen selbst verabscheuten, verabscheuten sie auch ihren Schöpfer. Aus solchen unglücklichen, hoffnungslosen Geschöpfen sollten schon im Jahre 2000 Wesen ganz anderer Art geworden sein, die das Band unzerstörbarer Brüderlichkeit zu einer großen Völkerfamilie vereinigt und die — wie der Verkünder meint — an einen Gott als den Vater der Menschheit glauben.

Ein schöner Traum — ein herrliches Märchen!

Dennoch aber liegt ein echter, ein edler Kern und ein gewaltiges Mahnwort der Zukunft in dieser Fabel.

Die Socialisten der schärferen Tonart wollen mit Blut und Eisen die Welt zu einem Zuchthausstaate zusammenschweißen und setzen an die Stelle des goldenen Zeitalters ein ehernes, welches sie der Menschheit in kürzester Frist aufzwingen wollen, beide aber, sowohl die Dränger und Stürmer, als auch die Schwärmer für eine harmonische Lösung des socialen Räthsels, haben für ihren Zukunftsbau keine bessere Formel gefunden, als die Gleichstellung aller Bürger und den Arbeitszwang.

Sie bedenken nicht, dass es für den Menschen nur drei Motive der Arbeit gibt: die Noth, den Ehrgeiz und die Liebe, und dass Ungleichartiges gleichartig zu behandeln immer als größtes Unrecht empfunden werden wird.

Gewisse Triebe und Empfindungen der menschlichen Natur bleiben unaustilgbar immer durch alle Zeiten dieselben, weil sie unabänderlich mit dem Menschen geboren werden. Mit diesem Angeborenen muss derjenige rechnen, der mit ernster Absicht umgeht, ein Zukunftsbild für die jetzt lebenden Culturvölker zu entwerfen oder ein System zu erdenken, welches die sociale Katastrophe hintanhalten soll.

Die ergiebigste Quelle aller Thätigkeit ist die Noth, oder vielmehr die Angst vor der Noth. Sie ist es, welche ungezählte Millionen Hände beständig in Bewegung erhält, um die unerläßlichsten Bedürfnisse des täglichen Lebens zu befriedigen und Güter herbeizuschaffen, die nur durch Schweiß und Plage, nur durch die härtesten Entbehrungen, oft bei beständiger Todesgefahr gewonnen werden können.

Die Noth macht den Verschwender sparsam, den Trinker nüchtern, sie ist die Gründerin der Familie mit selbstgeschaffenem Wohlstand, die Schöpferin jener Erfindungen, ohne welche der Culturzustand der Gegenwart nicht gedacht werden kann.

Es gibt keinen Arbeitszwang, den der Mensch so willig ertrüge, als die Angst vor der Noth. Nur wenn die Noth selbst mit ihrem ganzen Grausen über ihn hereinbricht, wenn es ihm versagt wird, durch Arbeit die Noth zu bannen, dann erst bäumt sich sein Innerstes auf; das Thier im Menschen, welches durch Hunger und Kälte gereizt wurde, erwacht und kündigt der Gesellschaft den Krieg an. Kein weiser Gesetzgeber, kein Staatsmann würde die Angst vor der Noth aus dem Völkerleben ganz beseitigt wissen wollen.

In dem großen Zuchthause der Socialisten gibt es keine Noth. An ihre Stelle tritt der staatliche Zwang zur Arbeit, die Zuchtruthe des Vorgesetzten, des Erziehers.

Dieser Nöthigung beugt sich der Selbstbewusste und Strebende nur widerwillig, der Läßige leistet dabei schlechte Arbeit, die Schlimmsten aber

Arbeiter abhalten, sich am Arbeitsausstande zu betheiligen.

Es hat eine Secte in der Neuschule der Socialisten den Grundsatz aufgestellt, der Staat müsste vor allem Herr von allem Boden des Landes werden, um so der schädlichen Ansammlung des Reichthums bei einzelnen zu steuern.

Aber brauchte es denn so viel, um segensreich zu wirken? Das Staatseigenthum in den meisten Ländern wäre groß genug dazu, das eigene Proletariat zu besiedeln.

Gleich dem Agrargesetze der Römer wäre das eine große, volksthümliche That der Rettung. Aber wo fände sich der neue Gracchus, der die modernen Patricier dazu vermöchte, die Arbeitssclaven mit Land zu betheiligen?

Die Rückkehr zu einfacheren Lebensformen der Menschen verlangt es, dass der einzelne nicht das Herdenthier der Cultur bleibe, dass er nicht immer wieder in den großen Pferch gesperrt werde, den man Arbeiterwohnung oder Zinskaserne nennt. Die Rückkehr zu einem gesunden, freieren Walten in steter Berührung mit der Natur, das Wiedererwachen der durch das allgemeine Drängen nach der Großstadt jetzt arg verlästerten Liebe zur Scholle würde heilbringend wirken.

Denn nicht bloß dem Hörigen der Industrie wäre damit geholfen. Sie alle, die da belastet sind durch ein prekäres, ungesundes Leben, auch das vielgeprüfte Kleingewerbe, das in der Großstadt lungernde Proletariat der Intelligenz würden ihr Los gerne an die Scholle ketten, wüssten sie erst, dass sie dieselbe durch Arbeit und Fleiß als Eigenthum erwerben könnten. Doch für diese alle hat kein Land im westlichen Europa Raum genug, aller Boden der Culturstaaten würde nicht genügen, sie zu besiedeln. Aber schon haben allwaltende Kräfte auch hier Hilfe geboten; schon gibt es ein Neu-Deutschland, wie es längst ein Neu-England gab und auch ein Neu-Italien und Neu-Frankreich entstanden ist. Bald wird jeder Deutsche, Italiener oder Franzose, der mit der Feder oder der Kelle zuhause nicht mehr weiter kann, in der neuen Heimat hinter dem Pfluge ein gesundes und gesegnetes Brot genießen können.

Ein großes Rückstauen des überfüllten, culturentarteten Westens nach Ost und Süd wird anbrechen und auch jene unruhigen, beutegierigen, jeder wohlgemeinten staatlichen Absicht widerstreitenden Elemente, vor denen der ruhige Bürger zittert, wird es mitreißen.

Sind diese nur einmal als Gesellschaftsfeinde überführt, dann steht der gezwungenen Besiedlung des schwarzen Welttheiles durch die rothe Schar nichts mehr im Wege und die Weisheit der Parlamente wird sich nicht weigern, dafür Gesetze und Mittel zu bewilligen.

In der Befreiung von der Idee des Massencultus, welcher den Socialisten als Ideal vorschwebt, welcher aber die Vernichtung der Einzelnexistenz und die Tilgung der Familie bedeutet, in der Wiedergenesung durch eine auf gesunde Basis gestellte Lebensführung des Menschen wird man die Anzeichen einer Besserung der socialen Zustände, das Anbrechen eines glücklicheren, wenn auch nicht des mythischen goldenen Zeitalters erkennen.

Freilich soll dagegen jeder die volle Freihaltung genießen am Tische des Lebens. Für seinen Unterhalt ist bis zu seinem Ende gesorgt, denn er wird zum Pensionär des Staates. Wäre ein solches Leben noch des Lebens wert?

Was soll die todte Kraft, der Geist, der sich nicht regt, weil er kein Ziel hat für sein Streben? Der Gedanke, dass wir für die Erhaltung der Gattung leben sollen, hat noch keinen verhindert, das Leben zu verneinen. Was soll ein Leben ohne Familienliebe, ohne Ehrgeiz, ohne Hoffnung auf ein Fortwirken im eigenen Geiste durch die eigenen Kinder, die im Socialistenstaate nicht mehr unsere, sondern des Staates Kinder geworden sind?

Der Lebensüberdruss, der jetzt einzelne hinrafft, würde im Collectivstaate Massenselbstmorde gebären, denn bloß die Aussicht, nicht zu verhungern, hat noch keinem das Leben lieb gemacht.

Und dennoch liegt den unerfüllbaren Phantasiegebilden aller dieser Gesellschaftsretter nicht nur ein guter Kern zugrunde; ihre Theorien enthalten auch eine Prognose der Zukunft, eine wohlvernehmbare Weissagung der Menschenschicksale.

Was sie alle wollen, diese Verkünder der Erlösung vom unbarmherzigen Daseinskampf, ist doch immer nur eine Gesundung unserer Lage, eine Heilung von unseren Culturentartungen. Es weht in vielen ihrer Pläne die Sehnsucht nach jenen glücklicheren Zuständen, die einst in der Epoche des goldenen Zeitalters geherrscht haben sollen; nur dass sie die Hilfe nicht in der Rückkehr zu jenen der Natur des Menschen angepassten einfacheren Lebensformen suchen, dagegen aber etwas ganz Unmögliches verlangen, indem sie die Umprägung des innersten Kernes menschlicher Veranlagung in Aussicht nehmen.

Jener Unterschied der Lebensform läßt sich, wenn auch in einem verwischten Bilde, auch in unseren Tagen noch erkennen; denn der ärmste Bauer zur Zeit der Missernte in seiner elenden Hütte ist nicht so beklagenswert als dessen Leidensgenosse, der Industrieproletarier. Der Mangel allein ist nicht die schlimmste Klage; erst wenn Obdachlosigkeit, Krankheit des Ernährers, Siechthum von Weib und Kind sich zur Arbeitslosigkeit gesellen, dann ist das Maß des Unglücks voll!

Solange einer unter dem eigenen schlechten Dache, auf eigener kärglicher Scholle sein Leben fristet, ist er nur ein Armer, kein Elender. Um den Jammer in seiner ganzen schauerlichen Größe zu verstehen, muss man jene Höhlen aufsuchen, welche der besitzlose nur vorübergehend gebildete Fabriks- und Bergwerkssclave bewohnt. Der hat kein Nest, wo er den grimmigsten Sturm der Noth überdauern, mit etlichen Säcken selbstgebauter Kartoffel den ärgsten Hunger stillen könnte. Niemand borgt dem Fremdling, und einer vermag dem anderen nicht auszuhelfen — wie dies zwischen besser und schlechter gestellten Bauern in Hungerjahren geschieht — denn die Arbeitsproletarier haben alle zusammen nichts; die Heimlosigkeit wird für sie zum Fluch.

Doch wie leicht wäre dem abzuhelfen, wie leicht könnte ihr Los gebessert und diese elendsten der Armen wenigstens den armen Bauern gleichgestellt werden.

Wie es keine Bauernfamilie gibt, die nicht ihren eigenen Herd und ein Fleckchen Land als Eigenthum hätte, so sollte es auch keine Arbeiterfamilie geben, die gar nichts besäße.

Gleich den Taglöhnerdörfern, die zu den großen Landgütern gehören, sollte es auch Fabriks- und Bergwerksdörfer geben, wobei die Arbeitsgeber selbst ihre Rechnung fänden, denn die Kuh im Stalle würde manchen

stenliebe verletzt wird. Die Pflege des Kranken und Schwachen, als des der Nächstenliebe am meisten Bedürftigen, ist die Folge dieser Nächstenliebe-Religion. Die Sorge für das Untaugliche und Kränkliche aber wird künftighin in dem Grade unterlassen werden müssen, als sie sich der gesunden Höherentwickelung der Menschheit hinderlich in den Weg stellt. Man wird zwar niemanden mehr verhungern lassen, aber es ist ein Vergehen gegen die moderne Sittlichkeit, wenn man aus Nächstenliebe diejenigen Personen, welche die Rasse schänden, welche gebrechlich oder erblich belastet oder sonst irgendwie untauglich sind, künstlich Existenzbedingungen verschafft, welche ebenso günstig oder günstiger sind als diejenigen, unter denen rassennützliche Individuen stehen. Vor allen Dingen aber wird die neue Sittlichkeit die Aufopferung des einzelnen für den anderen im allgemeinen verwerfen. Denn gerade dadurch, dass jeder für sich selbst eintritt und auf den anderen keine Rücksicht nimmt, wird derjenige, der am stärksten ist und dasjenige, das am bedeutendsten ist, siegen.

Das sittliche Ideal der Nächstenliebe ist eine künstliche Zuchtwahl, die der persönlichen Höherentwickelung der Menschheit ungeheuer geschadet hat und noch schadet. Sie ist schuld daran, dass das Schwache, Geistesarme, Niedere, Glanzlose, Bescheidene als gut gefeiert und gezüchtet worden ist.

Dem gegenüber wird die moderne Ethik nach Nietzsche'schem Vorbilde alles letztere als schlecht verachten und dasjenige als gut, als Tugend bezeichnen, schätzen, pflegen, was dazu beiträgt, die Menschheit geistig und physisch höher zu entwickeln. So wird im Gegensatz zu früher das Selbstbewusste, Kraftbewusste, Schaffensfrohe, Energische, Lebensübersprudelnde einen hohen sittlichen Wert bekommen, Kampfslust, Schaffenslust, Lebenslust werden hohes Ansehen erlangen, Selbstlosigkeit, Geduld, Langmuth, Ergebenheit, Aufopferung werden ihre Bedeutung mehr und mehr verlieren.

Die jetzige Ethik baut zum Unterschiede von den bisherigen ihr Grundideal auf empirische Erkenntnis. Ja, es ist möglich, dass die beginnende Aera der empirischen Erkennis so lange dauert, wie es überhaupt Menschen gibt."

Ist denn das nicht eine Stimme aus dem Irrenhause? wird der Leser fragen. Warum nicht gar! Es ist nur das Geschrei einer Vollperson.

Unterhalten wir uns ein wenig mit den Kumpanen, und zwar ganz ungeniert. Denn Nachsicht, Langmuth, Geduld sind ja nichtsnutzige Eigenschaften; wir wollen einmal sittliche Menschen in ihrem Sinne sein.

Wenn diese Herren überschnappen, so geben wir sie nicht in eine Heilanstalt für Geisteskranke, denn wozu das gesellschaftliche Budget unnütz beschweren; sondern wir wollen sie lieber gleich todtschlagen. Auch die Federfuchserei, die sie treiben, ist eine einseitig geistige, den Körper schwächende, der „vollpersönlichen Höherentwickelung" schädigende Thätigkeit, sie sind also unnütze Individuen, die beseitigt werden müssen. Die Schonung solcher Tagediebe, die Achtung fremder Persönlichkeiten, die Nächstenliebe hat ungeheuer geschadet. Der Nächste ist vielmehr unser gefährlichster Feind, denn er isst an unserer Tafel, an unserem Teller mit, trinkt aus unserem Becher, und das schadet unserer eigenen vollpersönlichen Höherentwickelung.

Das bürgerliche Gesetz ist auch ein verwerflicher Zopf. Es verlangt Rücksichtnahme auf die Existenz anderer. Wir brauchen kein Gesetz, unser Gesetz ist die körperliche Kraft und die Klugheit. Der Starke hat den Schwachen zu tödten, der Schlaue den Einfältigen zu übervortheilen, so lautet das

Die neue Sittenlehre, die wir erst 'kriegt haben.

Das „Magazin für Literatur“ in Berlin, das man sonst gewohnt ist, ernst zu nehmen, bringt einen Aufsatz: „Das Grundideal der neuen Ethik“ von Curt Grottewitz. Friedrich Nietzsche ist der Erfinder der neuen Ethik, und Curt Grottewitz sein Handelsreisender. Die neue Ethik geht Hand in Hand mit der Ästhetik der Jungdeutschen, „die wir eben auch erst 'kriegt haben“. Es wird da ein nagelneuer Culturmensch construiert, der mit dem alten, seinen Bedürfnissen und Idealen nichts mehr zu thun hat. Wir wollen uns ein wenig belehren lassen und ziehen aus oben angedeutetem Aufsatze einiges Köstliche hervor.

Der neue Prophet sagt also:

„Das Grundidal der alten Weltära war das: Du sollst Gott lieben und deinen Nächsten wie dich selbst. Der erste Theil dieses Ideals, der im gegebenen Falle eines Widerstreits der Pflichten die Menschen dem jeweiligen Gotte zu opfern befiehlt, ist natürlich jetzt vollständig gegenstandslos geworden. An dem zweiten Theile des Grundideals, du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, halten indessen noch jetzt auch diejenigen fest, welche den Aberglauben an Götter längst aufgegeben haben. Die Nächstenliebe, sie gilt jetzt noch fast allen Philosophen, selbst denen, welche unter Darwins Einflusse die Relativität der Ethik als ihr Princip erkannt haben, als Grundideal. Es bleibt der neuen Entwickelungs-Ethik vorbehalten, dieses Grundideal der Nächstenliebe als veraltet, thöricht und schädlich zu kennzeichnen.

Die neue Ethik bekämpft dieses alte Grundideal indessen nicht nur negativ, sondern besonders positiv dadurch, dass sie ihm ihr eigenes Grundideal entgegenstellt. Dasselbe aber besteht in der vollpersönlichen Höherentwickelung der Menschenfamilie, d. i. in der physisch-geistigen Höherzüchtung der zoologischen Species «Mensch».

Die neue Ethik will ebenfalls das Wohl der Menschheit fördern. Dabei bevorzugt sie weder die physische, noch die geistige Seite zu Ungunsten der einen oder der anderen. Da Geist und Leib so wenig von einander zu trennen sind wie die Drehungserscheinungen eines Rades von diesem selbst, so betrachtet die neue Ethik den Menschen als physisch-geistiges Wesen — ein Begriff, für den wir leider noch kein bezeichnendes Wort haben, für welchen ich hier Vollperson (Adjectivum: vollpersönlich) setzen will.

Die neue Ethik hat daher als Ziel das Wohl der Gesammtheit von Vollpersonen im Auge oder, besser gesagt: das vollpersönliche Wohl der Gesammt-Menschheit. Das positive Ziel ist Höherentwickelung: vollpersönliche Höherentwickelung der Menschenfamilie ist das Grundideal der neuen Ethik.

Dieses moderne Grundideal ist nun aber nicht immer zu verwirklichen, ohne dass dasjenige der Näch-

Geselligkeit.

Bekenntnisse aus meinem Weltleben von P. K. Rosegger.

Die meisten Denker und Menschenkenner stimmen darin überein, dass den Menschen seine eigene Gesellschaft besser mache als fremde, oder wenigstens nicht schlechter. Im Principe mag das angenommen werden, wenn nicht etwa die vielen Ausnahmen dagegen protestieren. Es kommt eben darauf an, ob einer von Haus aus ein braver Kerl ist oder nicht. Ein Schlechtling wird in seiner eigenen Gesellschaft nur noch schlechter.

Der Trieb nach Gesellschaft ist am meisten ausgebildet bei Durchschnittsmenschen. Es gibt Leute, die nicht einen Augenblick allein sein können, jede noch so schale, langweilige Gesellschaft ist ihnen lieber als ihre eigene, und jedenfalls hat diese, wenn auch unbewusste Geringschätzung des eigenen Gehaltes ihre guten Gründe. Es gibt Leute, denen der Verstand still steht, wenn sie allein sind, die nur mit dem Munde oder mit den Ohren denken, das heißt, nur sprechend oder hörend eine gewisse Gehirnthätigkeit entwickeln. Solche suchen Geselligkeit, um sich in derselben als leidliche Vernunftwesen zu fühlen. Es gibt Leute, welche einen solchen Überfluss von Weisheit in sich fühlen, dass sie damit hausierengehen und jedermann davon mittheilen wollen. Es gibt Leute, die sich ganz hohl vorkommen, wenn sie nicht alltäglich eine ordentliche Tracht von Neuigkeiten und Tratsch in sich aufnehmen können. Solche brauchen Gesellschaft, suchen Gesellschaft, würden ohne Gesellschaft bald melancholisch werden, abmagern und zugrundegehen. Ferner gibt es Leute, die so unglückliche Artung haben, dass ihnen, wenn sie allein sind, lauter unangenehme Sachen einfallen; um den schlimmen, peinigenden Vorstellungen zu entfliehen, suchen sie Gesellschaft, und ist ihnen die unbedeutendste lieber, als gar keine. Auch die heimlichen Qualen eines bösen Gewissens sind Hetzhunde, die den Menschen von einer geselligen Zerstreuung in die andere jagen, wo die Armen wohl Betäubung finden, aber nie Behaglichkeit und Erholung.

Solche Flüchtlinge vor sich selber bevölkern zum großen Theil unsere Unterhaltungszirkel, Vergnügungsetablissements, Wirtshäuser, selbst Concerte und Schauspielhäuser. Es dürfte wohl wenige Theaterfreunde geben, die, wie weiland König Ludwig, ganz allein im Zuschauerraum einem Stücke beiwohnen könnten; die meisten gehen nicht ins Theater, um Schauspiele, sondern um Leute zu sehen. Ja selbst in die Kirche gehen manche Leute lieber, wenn sie voll von Menschen ist; „eine Ursache, weshalb es leer bleibt, wenn wenige Leute drinnen sind", würde der Abelsberger Professor sagen.

Am deutlichsten kann man die Leutelust auf öffentlichen Promenaden beobachten. Wie leuchten die Gesichter! Sehen und gesehen zu werden! Wo das Gewoge am lebhaftesten, das Gedränge am dichtesten ist, dorthin, dorthin! — Ja, der Mensch kommt in Herden vor.

neue Sittengesetz; denn die Schwäche und die Einfalt müssen im Menschengeschlechte ausgetilgt werden.

Es ist zwar schon einmal so gewesen unter den Menschen, dass die rohen Kräfte zartere Naturen straflos vernichtet haben, es ist sehr lange Zeit so gewesen. Wie kommt es aber nur, dass diese rohen Kräfte doch nicht die herrschenden geworden sind, dass die christliche Ethik der Nächstenliebe sieghaft wurde? Das wird freilich daher kommen, weil sich mit der Brutalität nichts Gesellschaftliches schaffen ließ, weil die rohe, rücksichtslose Kraft trennte und zerriss, die Individuen isolierte, während die Nächstenliebe das Einigende, Concentrierende, also das Machtbildende ist.

Oh, excusez! dass ich mich von allen Vourtheilen wieder einen Moment hinreißen ließ! Herr Curt hat ja schon alles fertig, die Nächstenliebe ist jene Erbsünde, an welcher bisher die Menschheit so schrecklich laboriert hat. Herr Curt hat sie abgethan im Namen Nietzsches, des neugermanischen Heilandes. Ich sehe die Zukunft im Glanze der neuen Ethik vor mir liegen. Der baumstarke Lümmel wird als wahrer sittlicher Mensch den schwächeren Wandergenossen auf der Straße tödten und ausrauben; tödten, weil er damit die Menschheit von einem lästigen Elemente befreit, ausrauben, weil die Beute dem eigenen Vortheile, der vollpersönlichen Höherentwickelung des wahren Straßenräubers dient. Und die wahre sittliche Mutter wird den Säugling, der buchstäblich an ihrem Blute saugt und ihrer vollpersönlichen Höherentwickelung sehr hinderlich ist, mit frischem Muthe erwürgen, und eine Mutter, die alle ihre Brut Jahr für Jahr erwürgt, wird als hehre Tugendheldin in Marmor prangen.

Aber missverstehe ich nicht? Spricht der moderne Heiland Curt Grottewitz nicht von einem vollpersönlichen Wohle der Gesammt-Menschheit? Ganz richtig. Doch die Gesammt-Menschheit besteht im Sinne des neuen Messias strenge genommen immer nur in dem vollpersönlichen Individuum. Angenommen, es hätte der Stärkere immer den Schwächeren vernichtet, und es stünden schließlich nur die zwei stärksten, lebensfähigsten Paare auf Erden da, so wäre das die Gesammt-Menschheit. Diese zwei Theile der Menschheit sind aber nicht absolut gleich stark und lebensfähig, der eine ist der stärkere, der andere der schwächere; es ist nun Gefahr vorhanden, dass der relativ schwächere Theil ebenfalls einz solche Nachkommenschaft erzeugt. Das muss aber der stärkere, der ganz vollpersönliche Mensch verhindern, den anderen Theil also aus reiner Tugendhaftigkeit vernichten.

Der „neuen Ethik" handelt es sich nicht mehr darum, wie die Menschen und Völker auf Erden sich gegenseitig am besten vertragen, sondern darum, dass auf Kosten aller anderen nur wenige Körper- und Geistesrecken herrschen, ja dass endlich nur mehr einer als absolute Vollpersönlichkeit existiert.

Dieser eine, vollpersönliche Geistesrecke — Herr Curt Grottewoitz wird es nicht sein. Ich glaube, der Schreiber des Auffsatzes: „Das Grundideal der neuen Ethik" hätte sehr viel Ursache, zu wünschen, dass Geduld und Nachsicht noch einige Zeit im Course bleiben. M.

Gebrechen, Fehler und Laster, stelle mich sozusagen mutternackt, — und ich bin auch seelisch kein Adonis, — vor den erstaunten Zuhörer hin. Dieser addiert noch hübsch sein Theil dazu, weil er sich denkt: Wenn er schon so viel gesteht, wie viel wird er erst verschweigen!

Allerdings ist in uns das Bedürfnis vorhanden, innere Schäden, Gewissensanliegen einem Mitmenschen zu offenbaren; auf diesem Zuge unseres Wesens beruht die Ohrenbeichte, die eine weit größere Bedeutung hat, als der weltliche Sinn eingestehen will. Ich sagte es schon einmal: Wer die Ohrenbeichte aufgebracht hat, der war ein großer Menschenkenner und ein großer Menschenfreund. Mancher armer Sünder, der nicht zugrunde gegangen an der Sünde, geht zugrunde an dem Geheimnisse. Freilich thut in diesem Sinne ein treuer Freund denselben Dienst als der Priester. Was sollen aber die tausende von Armen und Niedrigen anfangen, die keinen Freund haben! Für solche sitzt ein Mensch im Beichtstuhle, der sein Ohr willig und theilnehmend dem Bedrängten leiht, der ihn tröstet, beruhigt, ihm Rathschläge weist und der auf das strengste verpflichtet ist, das ihm Anvertraute als sein tiefstes Geheimnis zu wahren. Die kirchlich geheiligte Seite dieser Anstalt lasse ich unberührt, in unserem Falle handelt es sich nur um die rein menschliche, die nebenbei hier Erwähnung finden musste.

Aber es ist ein Unterschied, ob man sich einem Seelenfreunde mittheilt, oder einem Fremdlinge; ersteres ist ein Recht, das man üben, letzteres ein Unrecht, das man an sich selbst begehen kann. Es gibt Geheimnisse, die man nicht einem einzelnen anvertrauen soll, wohl aber tausenden auf einmal. Letzteres thue ich soeben, indem ich mich anklage, manchmal ersteres zu thun.

Außer solchem Unrechte an mir begehe ich in Gesellschaft auch noch recht häufig Unrecht an anderen. Ich ergreife im geselligen Gespräche gerne die Gegnerschaft, vertheidige die von mir aufgestellte Behauptung manchmal mit einer Härte und Rücksichtslosigkeit, die zu dem Gegenstande oft in gar keinem Verhältnisse steht und empfindsame Gemüther leicht verletzt. Allerdings geschieht dieser heftige Widerpart fast allemal nur, um ein Gespräch zu beleben und einem Gesprächsgegenstande verschiedene anregende Seiten abzugewinnen. Meine Freunde wissen das auch, halten im hitzigen Wortgefechte tapfer stand und wir befinden uns bei solch tapferer Spiegelfechterei ganz wohl. Und Fremde, die mich fechten hören, werden sich höchstens darüber wundern, dass es noch Leute gibt, die sich über rein theoretische Fragen und ideale Dinge so glühend ereifern können, wie etwa der Kaufmann über ein Zollgesetz oder die „gnädige Frau“ über ein störrisches Stubenmädchen.

Und so wie ich rücksichtslos bin gegen Anwesende, so kann man leicht rücksichtslos werden gegen Abwesende. Das Durchhecheln Abwesender, das Ehrabzwicken, wo der Gezwickte sich gar nicht rechtfertigen kann, weil es ja meuchlings geschieht, das Verleumden in den bekannten feigen Formen ist wohl eine Sache, die einem auch nur halbwegs anständigen Menschen vollkommen ferne liegt. Doch was man schon selbst nicht thut, das lässt man in der Gesellschaft von anderen geschehen, fährt leider vielleicht gerade hier nicht mit dem richtigen Donnerwetter drein und macht sich so mitschuldig an einem der abscheulichsten gesellschaftlichen Laster.

Wenn ich mich ernstlich frage: Ja, wann gibst du dich eigentlich in Gesellschaft ganz so, wie du bist? Wann zeigst du dich ohne Überschwänglichkeit, ruhig, heiter, verständnisinnig, duldsam, wohlwollend empfänglich für die Eigenart fremder

Wo er aber einzeln auftritt, da ist es eine Abart.

Der tiefer angelegte Mensch hat Stunden der Einsamkeit und Stunden der Geselligkeit vonnöthen, und erstere dringender, als letztere.

Des Poeten Rath ist folgender:

Magst du wissen, wann du sollst gesellig
Und wann einsam sein?
Willst du Freude, suche Menschen,
Willst du Glück, so bleib' mit dir allein.
Wisse, wann dein Werk am schönsten
Und am reinsten mag gedeihn:
In der Arbeit suche Menschen,
Doch im Schaffen bleib' mit dir allein.
Wie's auch jeder hält nach seiner Weise,
Lasse eins gesagt dir sein:
Wenn du hassest, meide Menschen,
Wenn du liebst, bleib' nicht mit dir allein.

Ausnahmsmenschen pflegt man in der Gesellschaft Ausnahmsstellungen einzuräumen. Allein, wie sollen sie diese ausnützen? Gerade Geistesaristokraten haben zu zeigen, dass sie vor anderen nichts voraushaben wollen, dass sie alles das gerne erfüllen, was von jedem anderen beansprucht wird. Darum wird man bei hochgestellten Persönlichkeiten stets finden, dass sie sich in gesellschaftlichem Verkehre streng an die Norm halten, um ihre Achtung vor den Mitmenschen zu zeigen und um nicht für hochmüthig angesehen zu werden. Ich kannte einen berühmten Mann, der in Gesellschaft stets befangen war, weil er immer fürchtete, gegen die Form zu verstoßen, und der deshalb im Verkehr mit Menschen sich überaus förmlich gab. Ein solches Benehmen verräth Menschenachtung und ist ein schöner Gegensatz zu jenen „Genies“, die in übermäßigem Bewusstsein ihres Wertes ihren Launen freien Lauf lassen und daher mehr interessant als liebenswürdig sein mögen.

Es gibt für solches Sichgehenlassen wohl auch andere Gründe, als den der Eingebildetheit; es kann aus Naivetät, Bummelwitzigkeit und Unüberlegtheit geschehen, ja sogar aus seelischer Verstimmung, wie noch gezeigt werden soll.

Wenn ein Mensch gesellig unter Leuten sitzt, so gewinnen die Leute, der Mensch aber verliert. Dieser, wenn er mit sich strenge ist, wird auf der Heimkehr von einer Gesellschaft selten mit sich zufrieden sein, wird sich immer etwas vorzuwerfen haben. Entweder er hat anderen Unrecht gethan oder sich selber. In der Gesellschaft darf keiner ganz wahr sein, weder gegen andere, noch gegen sich. Ist er wahr, so kommt er auf den Grobian hinaus.

Was in diesem Punkte ich zu bekennen habe, ist recht schlimm. Bin ich mit mir allein, so geht es leidlich; am besten ist jeder Mensch bei der Arbeit, und bei solcher habe ich das Bewusstsein vollster Redlichkeit. Auch auf meinen einsamen Wanderungen ertappe ich mich nur selten bei einem Schelmenstücke, obzwar manchmal ein oder der andere lose Gedanke etwas zu wünschen übrig läßst.

In Gesellschaft wird das anders. Bin ich mit derselben nicht vertraut, so sind es leere Worte, die ich höre und spreche und die in mir Öde und tödliche Langweile erzeugen. Um über diesen Zustand hinauszukommen, werde ich freimüthig, gerathe rasch in eine Vertrauensseligkeit, die nachträglich manchmal zu bereuen ist. Der Mensch begeht ein großes Unrecht an sich, wenn er dem Erstbesten offenen Einblick in sein innerstes Wesen gestattet. „Fremden ist der Eintritt verboten!“ Was nützt der vorsichtige Spruch, wenn der Hausherr selbst alle Thüren und Thore sperrangelweit aufmacht!

Bin ich nun einmal in der Vertrauensseligkeit befangen und packe ich im warmen Redefluss meine Seele aus, so liegt die Gefahr des Sichselbstschönmachens, des Selbstlobens nahe. Zu derlei sind die meisten Menschen aufgelegt und um solches zu vermeiden, gerathe ich manchmal in das Gegentheil, verschweige die besseren Seiten, erzähle meine Schwächen,

Zwei Bilder aus Südamerika.

Ein österreichischer Officier, Oberlieutenant Wilhelm Kreuth aus Graz, hat vor zwei Jahren eine Reise nach den La Plata-Staaten gemacht und über diese Reise und Erfahrungen eine hoch interessante Schrift herausgegeben: „Aus den La Plata-Staaten". (Wien. A. Hartleben. 1891.) Wer sich für Land und Leute ferner Welttheile interessiert, der lese dieses Buch, das gut geschrieben, mit mehreren Bildern und einer Karte versehen ist. Zwei dem Heimgarten zwar fremdartige Skizzen drucken wir zur Probe heraus, die eine aus dem Cultur-, die andere aus dem Naturleben jenes Landes, welches wohl die wenigsten unserer Leser persönlich betreten, die meisten nur durch Wort und Schrift kennen lernen müssen.

Der Saladero in Sta. Elena.

Interessant ist der Besuch der Etablissements von Sta. Elena. Der besuchende Fremde wird von der Fabriksdirection höflich empfangen, höchst gastfreundlich bewirtet und es wird ihm ohne weiteres gestattet, die Fabriksräume, sowie die verschiedenen Betriebsmanipulationen in Augenschein zu nehmen.

Man könnte das Etablissement mit einer Riesenküche vergleichen, denn das ganze Thal duftet nach kräftiger Bouillon. Draußen auf den weiten Weidegründen, sie umfassen über 22 Quadratleguas (1 Legua circa 4/5 geographische Meilen), tummelt sich das „Rohmaterial", d. h. 40.000 bis 50.000 Stück Rindvieh, welches man vor der Schlachtung noch fett werden läßt. Aus Hunderten von Leguas Entfernung werden nämlich die Thiere in Tropas (Herden) in der Stärke von 300 bis 500 Stück von den verwegenen Troperos über Land getrieben; natürlich langen die Rinder in ziemlich herabgekommenem Zustande in Sta. Elena an, so dass es nothwendig ist, sie vor der Schlachtung noch wochen-, ja oft monatelang auf den üppigen Wiesen des Saladeros wieder in einen besseren Nährzustand kommen zu lassen. Der jährliche Bedarf beträgt 60.000 bis 80.000 Stück Rindvieh, welches man an Ort und Stelle zu Fleischextract und Fleischpepton verarbeitet; man verfertigt Pökel- und Conservenfleisch, Zungenconserven, Fleischmehl (als Dünger), Knochenasche, Rindsfett und Klauenöl; man verschifft Häute und Hörner.

Dieses, von einem unternehmenden Arzt aus Montevideo, Herrn Dr. Kemmerich, gegründete Etablissement ist ein wahrer Segen für die ganze Umgebung; den Viehzüchtern aus ganz Entre Rios und Sta. Fé bietet es ein permanentes, sicheres Absatzgebiet, es steigert den Wert des Grundbesitzes in weiter Runde und schafft für tausend Hände lohnende Arbeit. Eine kleine Republik in der Republik — jedoch mit strammerer Disciplin und vorsichtigerweise unter deutscher Flagge stehend — ist es unberührt von den blutigen Reibungen, die das Land so oft durchwühlen, ein sicherer Hort für die hier waltende rege und redliche Thätigkeit, im Gegensatze zu anderen in Südamerika besonders blühenden schwindelhaften Überspeculationen. Der

Personen? Wann bist du das? — Und die erfahrungsgemäße Antwort lautet: dann, wenn der Genosse mir ebenso entgegenkommt, wenn er ohne Ziererei und Spitzfindigkeit ist, natürlich und schlicht. — Eine solche Gesellschaft thut wohl bis ins Herz hinein. Aber sie ist selten zu finden. So äußerst wenig Menschen gibt es, die gegenseitig aneinander den richtigen Kern ergründen und ihn fruchtbar aufgehen machen können.

Das Schlimmste, wohin ich in ungezwungener Gesellschaft bisweilen gerathe, habe ich noch gar nicht einbekannt. Die Spottsucht! Denn ärger als Widerspruch ist das Beistimmen mit verzogenen Mundwinkeln, das Beistimmen unter allen Umständen, das tendenziöse Verneinen seiner selbst, das ironische Bejahen des anderen. Dann geht's weiter; bevor ich mir's selbst gestehe, bin ich Mephisto der Hinkende, sachte, ganz sachte fange ich an, das Gemeine zu entschuldigen, das Niedrige zu beschönigen, das Laster zu preisen. Ich nenne den Erzgauner einen gescheiten Mann, den Straßenräuber einen Helden, den Strebling einen hochfliegenden Geist. Ich verhöhne die redliche Bescheidenheit als Heuchelei, die Tüchtigkeit als Ehrsucht, heiße dumm die Ehrlichkeit, wacker den Eigennutz, christlich demüthig die Kriecherei, weltklug die Falschheit, reinmenschlich die Unzucht, edle Sparsamkeit den Geiz, Mannesmuth die Gewaltthat, nationale Tugend den Rassenhass. — Die Zuhörer, welche solchen Hang zum Sarkasmus missverstehen, stutzen anfangs, horchen immer mehr auf, bedauern endlich an mir den verlorenen Menschen oder freuen sich heimlich, dass der sonst lästige Moralprediger so grundschlecht geworden ist. — Und in solchen Stunden fühle ich mich wirklich gottverlassen, das Herz voller Verzagtheit und Pein über so Vieles, was in der Welt vor sich geht. In der Gesellschaft sog ich tropfenweise das Gift in mich, um es also in ruchloser Verzweiflung erbarmungslos gegen andere wieder von mir zu stoßen.

Unter Umständen ist die Satire gewiß eine gute Sache, allein sie versengt die Herzlichkeit und ist in Gesellschaft, wo das Gemüthliche vorherrschen soll, nicht immer gut angebracht.

In welcher Gemüthsverfassung man schließlich von solcher seelenätzender Geselligkeit nachhause geht, das läßt sich denken. Beständig mahnt das Gewissen: das war eine abscheuliche Stunde, du hast nichts Gutes gestiftet. Deinen in Einsamkeit gefassten Vorsatz, im Umgange mit Menschen milde, treu, liebreich zu sein, hast du schlecht gehalten. Zur Strafe dafür verbanne dich nun für lange Wochen in die Einsamkeit und lerne in den Fährlichkeiten wilder Elemente die Menschen besser achten! An Särgen lerne die Reue, an Gräbern gedenke der Frivolität, in der du mit ihnen umgiengest, da sie noch Menschen waren, irrend, leidend, das Rechte ersehnend wie du!

Ja, erst in der Einsamkeit kommen solche Gedanken, in der Geselligkeit kommen sie nie. Aber was ist das für eine Menschenliebe, die nur dann sich meldet, wenn man von Menschen fern ist! Die Ursache, dass es so steht, liegt nicht allein an den anderen, sondern auch an dir, mein gutes ego, das merke dir nur. Im Umgange mit dir allein ist es leicht, Recht zu üben, denn Unrecht läßt du dir eben auch von dir selbst nicht gefallen. Unrecht erfährst und thust du im Verkehr mit Menschen. Weißt du das einmal, so meide sie nach Möglichkeit, liebe sie im Gedenken, thue ihnen gutes in der Ferne, und sie werden im Erinnern deiner Seele eine gute und gedeihliche Gesellschaft sein.

Als ich einst an Bord eines La Plata-Dampfers reiste, lief der Dampfer, da der Wasserstand sehr gesunken war, an eine Sandbank auf. Durch diesen unfreiwilligen Aufenthalt gieng der Fleischvorrath der Vorrathskammer zur Neige, so dass der Capitän ein Boot mit dem Auftrage aussetzte, eine in der Nähe gelegene Estanzia aufzusuchen und dort einen Ochsen anzukaufen. Ich schloss mich der Expedition an, obgleich sich das Wetter recht schlecht anließ und die Bergfahrt viele Stunden beanspruchte. Es war finstere Nacht, ehe wir das Ziel erreichten. Der Estanziero gab sofort zwei berittenen Leuten den Befehl, einen fetten Novillo einzubringen, trotzdem natürlich niemand ahnte, an welcher Stelle sich die große, in voller Freiheit lebende Herde zerstreut hatte über das weite Terrain, welches überdies mit dichten Waldparcellen, Gräben und Sümpfen bedeckt war; zudem gab es eine finstere Nacht. Es vergieng keine Stunde, so trieben die beiden schon einen gemästeten Jungochsen herbei; bei Fackelschein war er in kaum 15 Minuten zerlegt und ins Boot gebracht, so dass wir sehr bald die Rückfahrt zu unserem festgesessenen Dampfer zur allgemeinen Zufriedenheit antreten konnten.

Nach dieser kleinen Abschweifung beschließe ich die Betrachtungen über Sta. Elena: Die Wohnungen der zumeist deutschen Beamten befinden sich auf den umliegenden Höhen und sind sehr bequem eingerichtet. Den ganzen Thalkessel dominierend, erhebt sich das stattliche Gebäude des Chefs der Etablissements inmitten eines üppig grünenden Gartens.

Drunten am Flusse, unter einem riesigen Tonnengewölbe, lagern die fertigen Waren, zur Verschiffung bereit; an der langen Landungsbrücke aber ankern die großen Seeschiffe, welche die Producte dieser südamerikanischen Industrie nach allen Gegenden der Windrose verfrachten.

Eine Tigerjagd.

Droben auf der hohen, steil abfallenden Barranca sammelte sich am frühesten Morgen eine bunt zusammengestellte Gesellschaft.

Wir standen im Garten des deutschen Consuls. Der Garten grünte und blühte und ein süßer Duft umgab uns; Kinder der heimatlichen Flora gediehen rings umher, dazwischen fremdartige Gewächse, neben den goldenen Orangen prangten unsere europäischen Obstbäume fruchtbeladen, und am Eingange des mit schwerer Mühe geschaffenen Gartens stand eine doppelte Reihe ernster Cypressen. Diese schöne Vegetation fiel umsomehr auf, als die Umgebung von Sta. Elena, sowie der übrige Camp von Entre Rios in dieser Hinsicht wenig das Auge Ergötzende darbot. Doch entbehrten hier die niederen, vielförmigen Hügel mit dem im Frühjahre so frischen Grün, den verschiedenen Baumgruppen und Gesträuchen, einer gewissen Lieblichkeit nicht.

Großartig war der Ausblick von jener hohen Uferbildung auf den mächtigen Paraná. Unbegrenzt erschien im leichten Morgennebel sein Horizont. Und in der That ist der Strom, welcher hier ein Labyrinth von Inseln bildet, wo Jagdlustige eine reiche Beute Enten und anderer Wasserthiere erhoffen können — an 7 Kilometer breit. Doch nur der erfahrene Schiffer kann es wagen, dieses schier unentwirrbare Labyrinth von Inseln, todten Armen, Sümpfen und Morästen passieren zu wollen, und selbst dieser kann oft tagelang unterwegs bleiben.

Im vortrefflichen Hafen von Sta. Elena ankerten große Seeschiffe; andere segelten — die Segel waren von einer fast permanenten Brise geschwellt — stromauf und -ab. Wir richteten jetzt unsere Aufmerksamkeit auf das unten verankerte amerikanische Kriegsschiff „Tallaposa“, an dessen Bord

Vorgang bei der Schlachtung und Verarbeitung des Rindes ist kurz geschildert folgender:

Das Quantum an Schlachtvieh für die drei nächsten Tage ist in drei große Umzäunungen (Corale) getrieben. Der letzte Coral mündet direct in die Schlachthalle mit einer kleineren Öffnung, über welche die etwas erhöhte Schlachtbrücke angebracht ist. Zur Schlachtung werden nun die einzelnen Thiere aus der Herde mit einem Seile lassiert, das Seilende mit der größten Schnelligkeit an ein Pferdepaar befestigt, welches das gefesselte Rind zur Schlachtbrücke schleift. Dort werden die Thiere, ehe sie sich's versehen, von einem Manne mittelst eines Dolchstoßes in den Nacken sofort niedergestreckt. Man wäre geneigt, die Nerven dieses blutdürstigen Matadors zu bewundern, wenn man bedenkt, dass derselbe zuweilen an 600 Thiere per Tag tödtet. Dabei raucht er ruhig seine schlechte Cigarre und freut sich, da er per Stückanzahl bezahlt bekommt, über sein gutes Geschäft.

Und weiter; der eben gefallene Ochse kommt auf einen kleinen Waggon, welcher nun hurtig mit seiner Last auf Schienen bis zu den Tischen rollt, woselbst die Enthäutung und Zerlegung vorgenommen wird.

Noch mehr staunt man über diese Manipulation. Mit welcher Schnelligkeit, welcher Geschicklichkeit ist das Thier enthäutet, zerlegt, die schönen, großen Muskelpartien und die schlechteren Fleischtheile gesondert! Der Ochse wird auf diese Weise von manchen Leuten in 10 Minuten verarbeitet und manche bringen es bis zu 40 Stück pro Tag und darüber. Junge, hoffnungsvolle Argentiner bearbeiten mit ihren haarscharfen Messern die großen Knochen, um auch die letzten Reste der fleischigen Bestandtheile abzulösen. Man nennt sie scherzweise die Caranchos (Geier), und in der That könnten sie trefflich mit ihren Namensvettern draußen im Campe concurrieren.

Das schönste Muskelfleisch wandert nun ebenfalls per Eisenbahn in die großen Kessel, wo es bei hoher Temperatur tüchtig ausgekocht wird. Man leitet sodann die Brühe in breite flache Pfannen und bei Anwendung größerer Hitze wird dieselbe noch dickflüssiger. Dieses bekannte Verfahren wird in verschiedenen Kesseln und Behältern so lange fortgesetzt, bis der in Europa so beliebte, vortreffliche Fleischextract hervorgeht.

Die übrigen Bestandtheile des Rindes werden wieder in anderen Hallen verarbeitet und daraus die schon früher erwähnten Producte erzeugt.

Will man einen noch vollständigeren Überblick auf dieses Bild specifisch südamerikanischen Industrielebens haben, so verlasse man jetzt die höchst peinlich rein gehaltene Riesenküche und werfe einen Blick in das Arbeiterdorf. Dort sind an 1500 Leute untergebracht! sie besitzen ihre Schule, ihr Wirtshaus und ihr Café; man hält ihnen einen Doctor und eine Apotheke. Ferner sind hier etabliert: ein Polizeiposten, ein Post- und Telegraphenamt und eine Zollstation.

Für die ledigen Burschen bestehen größere kasernartige Baulichkeiten, während den Familienvätern ganz nette Häuschen mit Gärten zugewiesen werden. Eine Ausnahmsstellung ist den einheimischen Viehhütern eingeräumt, die bauen sich ihre luftigen Ranchos nach Geschmack und Bedürfnis. Der liederliche Gaucho hält wenig auf Bequemlichkeit, gar nicht selten aber trifft man in seinen elenden Wohnräumen Luxusgegenstände, die er Gott weiß woher erhalten haben dürfte: Nähmaschinen, Farbendrucke, ja ich sah auch einmal ein Clavier.

Es sei mir hier gestattet, ganz kurz eine kleine Episode zu berichten, welche die Geschicklichkeit der Gauchos in ihrem Metier, im Reiten und Viehschlachten, charakterisiert:

Furchen die Spuren der Schlangen und die Fußtapfen der Tatus oder Gürtelthiere, die hurtig von ihrem eklen Schmause*) der sicheren Höhle zueilten. Trifft man das Gürtelthier bei Tags außerhalb seiner Behausung, so ist es sehr stumpfsinnig und leicht zu erlegen. Das Fleisch der Tatus schmeckt sehr zart, doch muss man es gut würzen und werden die Gürtelthiere hierzulande im ganzen gebraten und ebenso auf den Tisch gebracht. — Häufig stießen wir auf Reste gefallener Thiere, Knochen und gebleichte Schädel. Hin und wieder zeigte sich uns ein Rind in frischer Todesstarre oder ein Pferd, durch Genuss giftiger Pflanzen verendet, mit geborstenem Leibe. Der Himmel war noch grau. Ein Wind strich kühl von Süden.

Später wurde das Terrain eben, übersichtlich, der Boden weich, mit Sumpfgras und hohem Schilfrohre bedeckt, während Bäume seltener, jedoch nur in ganz großen Exemplaren vorkamen. Meine Nachbarn zu beiden Seiten wurden sichtbar. Man hörte absolut nichts. Die Natur schien wie ausgestorben. So gieng es noch eine Weile vorwärts. Da wurde uns das Jagdglück günstig. Man gewahrte eine Bewegung der ganzen Kette nach links, die Hunde schlugen sämmtlich wüthend an, und ein langgezogenes, fürchterliches Brüllen verrieth die Anwesenheit des Tigers.

Es lässt sich denken, dass jeder von uns seinem Gaule die Sporen gab, um der erste zur Stelle zu sein. Als wir den Schauplatz erreichten, hatten die zahlreichen Hunde den Tiger, ein großes männliches Thier, gestellt; derselbe war auf den niederen Ast eines Baumes gesprungen und brüllte und pfauchte in wilder Wuth und schien nur unschlüssig, gegen welchen seiner vielen Feinde er sich zunächst wenden sollte. Der erste Schütze zur Stelle war ein alter Peon, welcher hurtig vom Pferde stieg, furchtlos sich dem Raubthiere auf circa zehn Schritte näherte und demselben, ehe es noch zum Sprunge ausholte, mit starker Pulverladung seine drei Kugeln aus glattem Laufe in den Kopf jagte. Der Tiger fiel schwer zur Erde. Wie rasend stürzten sich die Hunde auf ihn, welcher noch im Todeskampfe mehrere seiner Feinde schwer verletzte. Um das schöne Fell des Tigers zu retten, waren Gauchos bemüht, durch Fleischbrocken die wüthende Meute abzulocken. Mit nur mäßig zerzaustem Felle lag das prächtige Thier nunmehr todt in seinem Blute.

Es herrschte über den überraschend guten und schnellen Ausgang der Jagd allgemeiner Frohsinn in der Gesellschaft, die sich allmählich zusammengefunden hatte. Freilich bedauerten wir, nicht selbst zum Schusse gekommen zu sein, indes wurde der glückliche Schütze von allen Seiten beglückwünscht. Derselbe machte sich hurtig an die ihm so geläufige Arbeit des Enthäutens. Die Unze hatte die beträchtliche Länge von zwei und die Höhe von fast einem Meter. Das sammtartige Fell war rostgelb, am Bauche weiß und an den Seiten mit sechs Längsreihen großer, schwärzlicher Ringflecken mit einem Mittelfleck gezeichnet; dasselbe erwarben wir als Geschenk für Mr. D., den liebenswürdigen Commandanten des Kriegsschiffes. Jeder von uns brach sich mit vieler Mühe als Andenken an diese seltene Jagdbeute einen der mächtigen Zähne aus dem furchtbaren Gebisse oder eine der haarscharfen Krallen.

Die allgemeine Heiterkeit hielt auch während des Rückmarsches an und erreichte später bei einem opulenten Frühstück an Bord der „Tallaposa" ihren Höhepunkt.

---

*) Die Tatus nähren sich hauptsächlich von Cadavern.

es schon lebhaft zugieng, wo eben der Sternenbanner unter Spiel und Commandos gehisst wurde. Jetzt gieng ein Boot an Land. Endlich erschien der von uns noch Erwartete, der Commandant des Kriegsschiffes. Die Jagdgesellschaft war nun vollzählig.

Ein arger Störenfried hatte in jüngster Zeit wieder unter der großen Viehherde des Saladeros von Sta. Elena übel gehaust. Es vergieng kein Tag, ohne dass ein Viehhirt die Meldung überbracht hätte: „El tigre habe wieder einen fetten Novillo (Jungochsen) oder eine Mutterstute zerrissen.“

Selten zeigt sich der nomadisierende, unheimliche Gast in diesen Gegenden Südamerikas; das nördliche Corrientes, sowie Paraguay und Brasilien sind die eigentliche Heimat des auch Menschen höchst gefährlichen Jaguars (Unze) oder amerikanischen Tigers.

Die Gelegenheit, welche sich uns heute bot, des die Umgebung Sta. Elenas unsicher machenden Raubthieres habhaft zu werden, war gerade sehr günstig, denn ein nordamerikanischer Kriegsdampfer, die „Tallaposa“, welche in den Gewässern des Paranás kreuzte, ankerte den Vortag im Hafen von Sta. Elena und die Seeofficiere, unsere Gäste, muthige, gewandte Schützen, brannten schon lange vor Begierde, einen Tiger zu schießen. Für heute früh 3 Uhr hatten wir mit ihnen ein Rendez-vous im Garten des deutschen Consuls verabredet. Außerdem hatten sich einige Beamte des Etablissements, benachbarte Estanzieros, sowie eine Anzahl Gauchos, mit den Hunden und sonstigem Bedarfe versehen, eingefunden.

Man gab den Operationsplan aus: Nach den erhaltenen Meldungen waren die frischen Tigerspuren in den letzten Tagen auf jener Landspitze gesehen worden, welche gebildet wurde durch den in einem sehr spitzen Winkel in den Paraná mündenden Feliciano. Diese sumpfige, mit hohem Schilfe und Pampasgräsern bedeckte Niederung hatte der Räuber offenbar als sichere Basis seiner Raubzüge in das mit prächtigen Rindern und Pferden wohlbevölkerte Hügelland gewählt. Seit einigen Tagen konnte man es beobachten, wie er mit dem ersten Morgengrauen von dort gegen Norden schlich, um sich an den besten Stücken irgend eines fetten Thieres, welches er zerriss, zu sättigen. Wenn wir also in einer langen Kette von Norden her, gegen die sich zu einer ganz schmalen Spitze verjüngende, zwischen den beiden Stromläufen gelegene Landzunge vorrückten, so war es fast bestimmt anzunehmen, den auf Raub ausgehenden Tiger zu erlegen oder zum mindesten auf Nimmerwiedersehen über den Strom zu jagen. So geschah es. Wir waren an 50 Schützen. Die äußersten Reiter folgten den beiden Flussläufen. Wir hielten einen gegenseitigen Abstand von circa 50 bis 100 Schritten, die Hunde bouchierten alsbald die Spur witternd voraus.

Anfangs konnte man in dem wechselnden Terrain seine Nachbarn nicht wahrnehmen. Die niederen Hügel schnitten sich in sehr steilen Schluchten, wo die Vegetation, die sehr frisch und üppig war, die Übersicht außerordentlich erschwerte. Noch stöberten wir die zahlreichen Rinder und Pferde auf, die, im weichen Grase gebettet, hinter dichten Büschen im Morgenschlummer lagen; wir störten die Rebhühner, die sich in großer Anzahl, jedoch immer nur einzeln oder höchstens paarweise bei unserem Näherkommen mit ihrem eigenthümlichen Rufe erhoben; krächzend flogen die Geier von dem blätterarmen Geäst, welches ihnen Schutz für ihre kurze Nachtruhe geboten; an sandigen, graslosen Stellen gewahrte man deutlich die frischen Spuren, welche auf Raub ausgehende Frühaufsteher gezeichnet hatten; man sah in lang gewundenen

Und wie der Sterne gold'ner Reigen
Sich um die Stirn des Himmels flicht,
Die Wipfel sich im Nachtwind neigen
Und finden ihren Schäfer nicht. —

Da schlendert müd' den Wald hinunter
Das wunderschönste Mägdelein:
„Ach Gott! Was kann ich denn nicht munter,
Nicht kindisch mehr und fröhlich sein?"

„Seit seine Lieder nicht mehr schallen,
Ist mir so bang, wohin ich geh':
O sprich, mein Herz, was dich befallen?
Mein Herz, was thut dir denn so weh?"

IV.

Am See, am waldumkränzten See,
Dort grast im Sternenschein das Reh,
Dort küsst die Flut zu stiller Ruh'
Den Blumen leis die Augen zu.

Am See, am waldumkränzten See,
Gleich einer lichten Bergesfee,
Das Mägdlein kniet und streckt die Hand
Hernieder nach des Ufers Rand.

Da liegt ein gold'nes Flötenspiel,
Dran glitzern Wasserperlen viel,
Wie Thränen, die ein Aug' geweint,
Mit herzenskrankem Lied vereint.

Doch horch nur! horch! Ist's Traum? ist's Wahn?
Die Flöte fängt zu sprechen an:
„Lieb' Mägdlein! O versuch's mit mir!
Gar süße Lieder sing' ich dir!"

Da führt das Mägdlein sie zum Mund.
Und wie als ob aus Herzensgrund
Ein Strom zerriss'ner Wehmuth quoll,
Klingt auf ein Lied so zaubervoll,

So wund und weh und schmerzberauscht,
Dass jedes Blatt vom Baume lauscht,
Und schweigt die kleine Nachtigall,
Weil sie versteht den linden Schall.

Doch auch das Mägdlein immer mehr
Versteht der Klänge Wiederkehr:
Ist's nicht des Schäferknaben Lied,
Das jetzt von ihren Lippen zieht?

Und wie sie's fühlt, da zwingt sie nicht
Die Thräne, die vom Auge bricht:
„Ach, wärst du mein! Ach, wär' ich dein!
Nun sterb' ich wohl aus Liebespein!"

Und wie sie's ruft, da braust zur Höh'
Von jähem Sturm bewegt der See,
Und aus den Wellen, mondumblinkt,
Taucht auf ein Haupt, das nickt und winkt.

Ein bleiches Haupt — und doch so traut!
Kennst du den Liebsten, holde Braut?
Sie kennt ihn wohl — o Buß! o Harm!
Und sinkt in seinen feuchten Arm.

Am See, am waldumkränzten See,
Dort grast im Sternenschein das Reh,
Dort küsst die Flut zu stiller Ruh'
Zwei Blumen leis die Augen zu.

Wolfgang Madjera.

Die goldene Flöte.

I.

Die Schäflein grasen bergauf, bergab
Im lachenden Sonnenscheine:
Am Waldesrand liegt der Hirtenknab,
Seine Augen schweifen ins Thal hinab,
Dort wohnt die Traute, die Reine.

„Du liebes Kind, du holde Maid,
Mir will mein Herzlein zerspringen!
Nicht kann ich mehr schweigen vom süßen Leid,
Von der Liebe, der Liebe, dir geweiht —
Ich muss es dir sagen und singen!

„O hör' mich, hör' mich und sprich zu mir:
Mein guter, mein herzlieber Knabe!
Und schläf're in Schlummer die wilde Begier,
Denn die Liebe, die Liebe verzehrt mich schier,
Die stumm in mir ich begrabe!"

Da, wie er noch singt, kommt die Schäferin
Gar hold in der Wiese gegangen:
„Was klingt für ein Lied durch die Auen hin?
Von der Liebe klagst du mit grämendem Sinn
Und mit gebleichten Wangen?

So muss ja die Liebe was Trauriges sein!
Ich kann die Lieb' nicht begreifen —
Drum singst du wohl besser vom Sonnenschein
Und von Blumen und Lenz, wie die Vögelein,
Die munter die Lüfte durchstreifen!" —

Die Schäferin spricht's und lächelt so traut:
Ihm ist's in die Seele gedrungen —
Er sagt ihr nichts; nur sein Herz pocht laut,
Und ein helles Thränlein vom Auge thaut,
Das trinken die Blumen, die jungen.

II.

Wie tönt von lindem Flötenspiel
So weich, so voll die Nacht?
Das ist ein Herz, das brechen will,
Das klagt mit solcher Macht.

Was schweigt die kleine Nachtigall,
Des Mondes liebe Braut?
Sie lauscht, denn sie versteht den Schall,
Der Wehmuth Schmerzenslaut.

Am See, dort sitzt der Hirtenknab
Und spielt auf gold'nem Rohr!
Und klingt's zur grünen Flut hinab,
Dann taucht die Well' empor. —

Sie plätschert leisen Gegengruß:
„Verzag', verzage nicht;
Bald waschen wir mit sanftem Guss
Dein weinend Angesicht!"

Und lauter, höher rauscht und quillt
Heran der dunkle See —
Ihm ist's, als wär' sein Gram gestillt,
Als taucht' hinab sein Weh.

Da schwebt der Nix zum feuchten Bort,
Schließt ihn ans kühle Herz,
Küsst ihm den letzten Seufzer fort
Und zieht ihn niederwärts.

III.

Der Tag hat stumm sich aufgeschwungen
Und sucht mit rosenrothem Licht
Den Hirten, der ihm sonst gesungen
Sein Morgenlied — doch heute nicht.

Der Sonnenstrahl, der streckt die Leuchte
Vergebens in den grünen Ficht;
Dort wiegte sonst das Moos, das feuchte,
Den jungen Knaben — heute nicht.

hergestellt ist, aber sich die Heimreise nicht bestreiten kann.“

Man sagt, der Millionär habe die fünf Gulden sofort hingelegt. Ich meine doch, er hätte seine Gesundheit höher bewertet, obzwar die Gesundheit der Reichen im Grunde nicht ganz den Wert hat, als die der Arbeitsleute.

Eines Tages trugen zwei starke Holzknechte einen Mann auf den Berg. Er kauerte in einem Ledersessel und schwitzte mehr als die Träger. Im Pfarrhofe zu Siebenbrunn angekommen, musste er in der Wartestube eine lange Weile verharren unter Bauern und anderem Volke. Da schickte er seinen Diener hinein: „Ein Graf ist draußen und läßt ersuchen.“ Das half nicht und schadete nicht, der Herr musste warten, bis die Reihe an ihn kam. Der Pfarrer war bäuerlichen Geblütes und verstand sich nicht auf allzugroße Höflichkeit. Als der fremde Herr vor ihm stand, redete er ihn an: „Jetzt weiß ich nicht, heißen Sie Graf oder sind Sie ein Graf!“

„Graf Leo Adelstein!“

„Was fehlt Ihnen denn?“

Einen dichtverbundenen Arm hatte der Herr. Während er sich denselben entblößen ließ, erzählte er, wie er schon seit langer Zeit an einem bösen Finger leide, unzählige Ärzte consultiert habe, endlich auch den berühmten Professor Doctor Fleischer in der Residenz. Dieser habe, den Finger kaum gesehen, sofort den Ausspruch gethan: „Amputieren!“ Darauf habe er, der Graf, eilig die Flucht ergriffen, denn wegschneiden wolle er sich den Zeigefinger nicht lassen, er brauche ihn zu nothwendig zum Schießen auf der Jagd.

„Ah, dann natürlich darf man ihn nicht wegschneiden!“ gab der Pfarrer bei. „Zum Jagen! Das ist freilich eine große Sach'!“

Hernach untersuchte er das kranke Glied und sagte: „Bleiben Sie nur ein paar Wochen da. Wollen sehen, was sich mit Gottes Hilfe thun läßt.“

Schon am selben Tage gieng das nasse Treiben an, die armselige Kost, das Umherlaufen im Freien, um den kranken Finger aber kümmerte sich der Pfarrer gar nicht mehr.

„Wozu denn die Procedur?“ rief der Graf eines Tages ungeduldig aus, „mir fehlt ja sonst nichts. Nur der Finger, der Finger!“

„Ja, der Finger, der Finger!“ entgegnete der Pfarrer, „dem müssen wir von rückwärts beikommen. Sind nur erst die Säfte gesund, dann wird's der Finger von selber.“

Bisweilen schickten hundsföttische Menschen Briefe ohne Unterschrift auf den Berg, in welchen Briefen der „Wunderdoctor“ verhöhnt wurde. Der alte Pfarrer schupfte nur die Achseln, die rechte war etwas höher, als die linke, und zwinkerte mit den grauen Äuglein. Sonst that er nichts desgleichen. Manchmal kamen Zeitungsblätter, in welchen der Alte auf dem Berge Charlatan und Schwindler genannt wurde; da zuckte er wohl zwei-, dreimal mit den Augen, that aber im übrigen, als gienge ihn der Schimpf nichts an. Eines Tages kam ein langer Artikel, in welchem geradezu verlangt wurde, dass die Behörde dem „empörenden Treiben des Curpfuschers von Siebenbrunn“ ein Ende machen solle. Der Mann sei ein Betrüger, seine Cur tödte sieben Zehntel der Patienten, aber die schweigsamen Todten würden verschwiegen und die zufällig vermöge ihrer kräftigen Natur Genesenen als Lockruf hinausposaunt in die Welt. Der Staat habe die Pflicht, das arme, leichtgläubige Volk vor diesem Gewissenlosen zu schützen! Unterzeichnet war der Aufsatz von Professor Doctor Fleischer.

Gerade am Tage, da der Finger des Grafen Adelstein als vollkommen heil erkannt war, kam dem Pfarrer dieses Zeitungsblatt in die Hand.

Das Fegefeuer des Pfarrers auf dem Berge.

Von J. B. Richter.

Zu Siebenbrunn auf dem Berge haust ein alter Pfarrer. Aus Nah und Fern eilen Leute herbei, möchten beim Pfarrer sein — wenn der Berg nur nicht gar so steil wäre! Sie laden ihn ins Thal, wo ein großes Wirtshaus steht, sie bitten ihn zu kommen, sie versprechen ihm goldene Berge, wenn er ihnen den aus Stein ersparen wollte — aber der Pfarrer geht nicht herab.

Oft schon hat er versichert, dass er kein Wundermann sei, aber sie glauben ihm nicht, denn die Kranken, die zu ihm nach Siebenbrunn auf dem Berge kommen und seine Rathschläge befolgen, werden gesund. Fast alle! Je weiter sie hergekommen, je tiefer sie aus einer Stadt gekommen, je übler sie durch ein üppiges Leben zugerichtet worden, desto sicherer werden sie gesund. Je erbärmlicher sie schnaufen den Berg hinan, je jämmerlicher sie wimmern bei Anwendung der vom Pfarrer verordneten Mittel, je gottssträflicher sie anfangs fluchen über die Lebensweise, die sie da oben führen müssen, desto sicherer werden sie gesund. Der Pfarrer zu Siebenbrunn ist ein Tyrann, seine Hartherzigkeit kennt keine Grenzen. Seine Gäste müssen wohnen in frostigen Kammern, wo durch allerlei Fugen Zugluft streicht, müssen sich nähren von Kleienbrot, Hülsenfrüchten, Obst und Milch. Wenn sie Durst haben, müssen sie Wasser trinken — pures Brunnenwasser! Sieben Brunnen quellen in der Gegend aus dem Berge, einer wässeriger wie der andere! Zu diesen Wässern schleppt der Pfarrer seine Kranken, begießt sie am Haupte, an den Schultern, an der Brust, an den Knien und überall so herum und hat solchergestalt viele Juden schon getauft. Und dann sollen sie begossen und ohne Schuhe und Strümpfe umherlaufen auf kaltem Gestein, im bereiften Grase, bis sie an dem scharfen Bergwinde wieder trocken werden. — „Es ist ein reiner Mord!“ schrie da einmal in Verzweiflung ein also behandelter Millionär, „aber meinetwegen! So elend krank mag ich nicht mehr weiterleben!“ Ein paar Wochen später war er höchlich erstaunt darüber, dass er an diesem „Morde“ nicht zugrunde gegangen, sondern völlig gesund geworden.

Was er schuldig sei für das Wunder? fragte er den alten Pfarrer. Dieser antwortete: „Loben Sie Gott und steigen Sie in Frieden wieder hinab!“

„Aber!“ flüsterte der Badediener dem Pfarrer zu, „Ihr seid doch nicht gescheit, Herr Pfarrer, dieser Mann ist ja ein Millionär!“

„So!“ rief der Priester und schüttelte sein weißes Haupt, „ein Millionär sind Sie? Na, da müssen Sie für die Cur extra fünf Gulden zahlen! Ich brauche just Geld für ein armes Bauernweib, das zwar

sie an zu schelten, versuchten alle denkbaren Heilmethoden, besuchten alle berühmten Ärzte und erst wenn sie aufgegeben waren, kamen sie auf den Berg und gaben sich mit gläubiger Andacht dem Pfarrer anheim.

An allen Heilanstalten dürfen Leute sterben, wehe aber, wenn dem Pfarrer zu Siebenbrunn einer starb! Es geschah nicht oft; die meisten kräftigten sich oder genasen ganz und in der Kirche zu Siebenbrunn hängt manche Votivtafel aus Dankbarkeit für wiedererlangte Gesundheit.

„Aber, Herr Pfarrer!" sagte eines Tages ein Kranker, dem das Wasser so nass und das Bett so hart vorkam, „soll es denn wirklich nothwendig sein, dass die Menschheit lebe wie die Wilden, ohne alle Bequemlichkeit? Wozu hat uns Gott so viele Güter und Genüsse entdecken und erfinden lassen?"

„Dass wir sie weise anwenden sollen", antwortete der Pfarrer. „Nur wer es zu toll treibt, der muss zu mir. Der Siebenbrunnerberg ist das Fegefeuer, wo sie ihre Sünden abbüßen."

Der Ruf dieser Anstalt war immer weiter in die Welt gedrungen. Unternehmungslustige Leute wollten auf dem Berge hübsche Villen bauen, feine Wege anlegen lassen, Belustigungen veranstalten.

„Bleibt mir vom Leibe mit solchen Sachen!" rief der alte Pfarrer. „Operieren die Stadtdoctoren mit Sammt und Seide? Nein, sie operieren mit Stahl und Gift, und ich mit der rauhen Natur."

Der Alte war endlich hoch über seine Achtzig hinaufgekommen und hatte immer sein schneeweißes Haar, immer sein frischrothes Gesicht. Es waren Leute in ihren „besten" und Leute in ihren „schönsten Jahren" zu ihm heraufgeschleppt worden, er war unter allen der Jugendlichste, Herzensfrischeste, derb in seinem Gehaben, mild in seinem Gemüthe. Er tröstete seine Gäste nicht damit, dass sie ja bald wieder gesund werden würden, er versicherte sie vielmehr, dass sie gar nicht krank seien, bloß welk und matt; und wenn der Mensch am Leibe so erschöpft und in der Seele so aufgerüttelt sei, da würde er grauenhaft wehleidig. Und wer so wehleidig sei, den müsse man so lange kratzen und walken, bis er über die neuen Leiden seiner alten vergesse. Es war halb im Spaß und halb im Ernst, wenn er so sprach, die Kranken aber hörten ihm gerne zu und glaubten seinen Worten.

Freilich waren auch Störrische darunter und wenn sie störrisch blieben, so wurde der Pfarrer ausnahmsweise ganz höflich mit ihnen und machte sie darauf aufmerksam, dass es bergabwärts leichter gienge, als bergaufwärts.

Eines Tages war ein besonders wunderlicher Patron namens Paulus angekommen. Ein Stadtmensch, just noch nicht alt, aber aschfahl an den Wangen und aufgedunsen, gastrisch, asthmatisch, rheumatisch, ischiatisch, das war einer, der seine Krankheiten hübsch lateinisch oder griechisch zu nennen wusste; er erklärte wissenschaftlich ganz genau, wie die Krankheit hieß, worin sie ihre Ursache hatte, welche Eigenschaften sie aufwies, welchen Verlauf sie zu nehmen pflegte, konnte sie aber nicht heilen. Gelehrte Patienten sind stets die allerschlimmsten, der alte Pfarrer hätte mit dem Manne kaum etwas anzufangen gewusst, wenn nicht der Gastricismus und das Asthma und der Rheumatismus und die Gicht seine energischen Helfershelfer gewesen wären, die endlich den ungeduldigen, herrischen, missmuthigen und misstrauischen Kranken so mürbe machten, dass er alle Verfügungen fast gleichgiltig über sich ergehen ließ. Sollte Herr Paulus — was doch insgeheim seine Hoffnung war — in Siebenbrunn schon nicht Erleichterung finden, so wollte er

Er pflegte sonst keine Zeitung mehr zu lesen, allein diesmal war er doch ein wenig neugierig, was die Capacität über sein Heilverfahren sagen würde. Während des Lesens begannen dem alten Mann ein wenig die Hände zu zittern, dann zuckte er wieder mit den Augen und sie wurden feucht.

„Gucken Sie einmal in dieses Papier hinein!" sagte er mit ganz leiser Stimme und überreichte das Blatt dem Grafen. Dieser las. Zuerst schnupperte er mit der Nase, als wolle er einen fremden Körper losstoßen, dann fuhr er sich mit den Fingern — auch der geheilte that mit — heftig ins Haar, dann begann er mit den Füßen, heute hatte er schon wieder Stiefel an, den Boden zu stampfen, und endlich schleuderte er das Zeitungsblatt zur Erde und sprang darauf herum, bis es in Fetzen zerzaust war. Ohne ein Wort zu sagen, schritt er davon, gieng seinen gewohnten Waldweg und blieb lange aus. Nach zwei Stunden kehrte er zurück, verlangte schreckbar herrisch den Pfarrer zu sprechen und zu diesem sagte er nun folgendes:

„Herr Pfarrer! Dieser Mensch muss zuschanden gemacht werden. Ich habe Ihr wohlthätiges Wirken kennen gelernt und an mir selbst erfahren. Nicht bloß Jagdsport treibt der Cavalier, er weiß zu rechter Zeit auch die Unschuld zu schützen, die Ehre eines Rechtschaffenen zu vertheidigen —"

„Sie werden sich doch nicht schlagen wollen mit dem Mann!" hauchte der erschrockene Pfarrer.

„Darüber habe ich niemandem Rechenschaft zu geben."

„Um Gotteswillen, Graf! Meinetwegen ein Zweikampf! Schon des einen Fingers wegen waren Sie so verzagt, und jetzt wollen Sie die ganze Hand verlieren oder gar das Leben. Meinetwegen? Weil der Mann da unten ein bisschen Brotneid hat. Nein, Herr, das dürfen Sie nicht thun. Ich verbiete es Ihnen. Meinetwegen wird kein Blut vergossen. Mein Anwalt ist Gott, der wird schon Wege finden, mir Ehre und Recht zu verschaffen, wenn es sein Wille ist. Seien Sie nur in Frieden, Herr Graf, es ist ja alles gut, es ist alles gut."

Der hohe Herr stand stumm da, endlich hielt er dem Pfarrer die Hände hin: „Sie sind nicht bloß ein großer Arzt, Sie sind auch ein echter Priester. — Gut, ich will Ihren Willen achten, hingegen soll etwas anderes meine Sorge sein. Über Jahr und Tag wird hier ein Bau entstehen, der Ihrer Cur und der großen, sich ja immer steigernden Anzahl Ihrer Gäste entspricht, Ihnen zur Ehre und den Leidenden zum Segen sein soll. Das habe ich jetzt gesagt."

Und was der Graf Adelstein damals gesagt hatte, das ist nach wenigen Jahren zur That geworden. Der Pfarrer leitete den Bau der Anstalt und hatte seine liebe Noth mit dem Grafen. Der wollte überall ein bisschen Comfort anbringen und dem Pfarrer wurde übel, wenn er das Wort „Comfort" vernahm. Kein Polstersessel und kein Teppich und keine Wandtapete, das verstand sich wohl von selbst; allein der Pfarrer widersetzte sich auch gegen die Fenstervorhänge, gegen die luftdicht verschließbaren Fenster, ja fast auch gegen Zimmeröfen. „Licht und Luft! Und viel Wasser! Und auf der Holzbank schlafen. Wer müde ist, schläft auch auf dem Brette gut, und wird es ihm zu hart, so hat er ausgeschlafen und soll aufstehen. Wem ein Zimmer zu frostig ist, der soll hinaus und hübsch Bewegung machen — den besten Ofen haben wir an uns selber."

Der Graf musste sich fügen und endlich stand eine Anstalt da, an welcher jeder Spartaner seine Freude gehabt hätte. Doch die Weltleute waren keine Spartaner und so lange sie sich gesund fühlten, witzelten sie maßlos über die Bärenhaftigkeit zu Siebenbrunn. Wurden sie krank, so huben

„Im ganzen, Herr Pfarrer, ist es der richtige Weg“, sagte Doctor Fleischer, „das erkenne ich nun, und wie ich stets gewohnt war, nach meinem Erkennen freimüthig zu urtheilen, so wird es auch jetzt geschehen. In demselben Blatte, welches Sie dazumal geschmäht hat, werde ich offen eingestehen, dass ich — von mir und meinen Collegen aufgegeben — bei Ihnen auf dem Berge Heilung gefunden habe. Sind Sie zufrieden?“

„Ich bin immer zufrieden“, entgegnete der Pfarrer. „An mir liegt's auch nicht. Ich bin nur ein Werkzeug dessen, der Herr ist über Leben und Tod. Ich werde trotz der Heilkraft zu Siebenbrunn ja auch nicht ewig leben auf diesem Berge. Mein Wunsch wäre nur, dass die Menschen — gerade, wenn es ihnen recht gut geht — eingedenk sein möchten der einfachen Natur, von der man sich nicht ungestraft entfernt. Wer durch Üppigkeit sündigt, der muss ins Fegefeuer der Entbehrung, Entsagung und Abhärtung, bis er sich das Gebot Gottes einprägt: Du sollst einfache, ungekünstelte Nahrung zu dir nehmen, in Licht und Luft sein, deinen Körper reinhalten und abhärten.“

Mit dieser Lehre ist Doctor Fleischer herabgestiegen in seine Stadt, um durch eine Erfahrung reicher, als Arzt neue ersprießliche Thätigkeit zu beginnen.

Der alte Pfarrer auf dem Berge lebt heute noch und sein Fegefeuer wird vielen zum Heile.

Die Engländer.

Ein Bild aus den Alpen von P. K. Rosegger.

In der Holzknechthütte saßen sie zusammen beim Nachmittagstrunke. Die Männer Branntwein, die Weiber Milch. Die Milch war seit einiger Zeit schlechter geworden, weil es viel geregnet hatte auf der Alm, und also das Futter wässerig ist, wie die Sennin sagt; der Branntwein jedoch war seit kurzem besser geworden, weil ihn der Bezirkshauptmann verboten hatte und er jetzt nur geschwärzt zu bekommen war. Sie tranken ihn aus Wassergläsern, damit, falls ein Aufseher erschiene, sie nicht entdeckt werden konnten. Also geschah es wohl manchmal, dass sie vor den Augen der Aufpasser den Schnaps seitelweise soffen, während jene glaubten, sie tränken eitel Wasser. Zwar hatte zu Staudach der Pfarrer gepredigt, schlechte Milch wäre besser als guter Schnaps. Der Pfarrer hat leicht predigen, der trinkt Magdalenerer Rothwein, ja *diese* Milch ist freilich besser als Schnaps. Kuhmilch aber ist für Weiber und Kinder; Männer brauchen Kraft, und die liegt im Branntwein. — Kräftig sind sie allerdings, doch haben sie ihre Kraft nicht vom „Höllenwasser“, sondern von der frischen Bergluft und der harten Arbeit. Arbeit nimmt Kraft und gibt Kraft und macht zur Noth gut, was der Schnaps schlecht macht. Doch das glauben sie nicht.

Sind es Aufpasser? — Denn es hat jemand an die Thür geklopft.

wenigstens ein Beispiel dafür werden, wie der „Alte vom Berge die Leute umbringt".

Natürlich gieng es rasch abwärts. Der Rheumatismus wurde zeitweilig heftiger, der Kranke verlor an seiner Gesichtsfülle, an Gewicht, an Kräften, an Energie. Der Pfarrer ließ ihn die vorgeschriebene Lebensweise ruhig fortführen. Einfache Kost, Bewegung, Luft, Wasser — immer dasselbe und immer dasselbe. Es vergiengen Wochen und Wochen. So unerträglich ward die Langweile, dass der Herr Paulus aus lauter Langweile anfieng — zu genesen. Die Hülsenfrüchte, das Obst begannen ihm zu munden. Die Bewegungen in freier Luft wurden ihm lieb, das Wasser war ihm Erfrischung; sein schwammiges Fleisch gewann an Festigkeit, seine Muskeln an Spannkraft, sein Auge an Glanz, sein Gesicht an rosiger Farbe und freundlichen Zügen.

Und eines Tages ließ er den Pfarrer in seine Kammer rufen.

„Beichten, Herr Pfarrer!"

„Oho, so schlimm steht's nicht!" lachte dieser.

„Nur eines plagt mich noch", sagte der Mann, „wenn das auch heraus ist, dann bin ich gesund."

„Brauchen wir eine Zange dazu?"

„Nur ein paar Minuten Gehör, wenn ich drum bitten darf. — Vor allem habe ich mich der Falschmeldung zu verklagen. Ich heiße nicht Paulus, wie Sie mich eingeschrieben, ich heiße Guido Fleischer, bin derselbe Doctor und Professor, der Sie einst in der Zeitung so herb angegriffen."

„So, so", antwortete der Pfarrer, „na, das macht nichts."

„Ihnen macht es freilich nichts, aber ich muss mich schämen. Meine Wissenschaft, auf die ich so stolz war, hat mich verlassen. Bei dem Naturarzte, über den ich so hochmüthig abgeurtheilt, habe ich Hilfe suchen müssen und Hilfe gefunden."

„Kränkt Sie denn das?" fragte der Pfarrer. „Na, wenn nicht, dann ist's recht, und Sie können in Frieden nachhause gehen."

„Was werden Sie von mir denken, Herr Pfarrer? Meine Hilfsmittel als Arzt waren die Medicin und das Messer. Wo erstere nicht angriff, alsogleich das letztere. Vom Seciertisch des Studenten zu den Vivisectionen, von diesen zu den Amputationen in den Spitälern immer wieder das Messer! Wie viel Blut vergossen, Leben vernichtet im Namen der Wissenschaft, und wie wenig Erfolg! Und doch hatte sich mein Selbstbewusstsein, meine Praxis und meine Ruhm gesteigert von Tag zu Tag. Ich hatte hohe Patienten. Ich stieg von Würde zu Würde, ich ward reich, ich ward krank. Denn ich arbeitete, studierte fort und fort, redlich wollte ich der Wissenschaft dienen, das müssen Sie mir glauben. Aber sie rieb mich auf. Und als ich matt und siech war und die Mittel meiner Wissenschaft fehlschlugen, da musste ich mich von einem Landarzte belehren lassen, dass er in gleicher Lage gewesen und durch die Naturheilkunde gerettet worden sei. Ich, misstrauisch geworden gegen unser medicinisches Können, und nichts mehr zu verlieren, entschloss mich, das in unseren Tagen so sehr gerühmte Naturheilverfahren zu versuchen. Ich gewann dabei jedenfalls, entweder die Gesundheit oder eine neue Überzeugung, dass auch dieses Naturheilverfahren nichts tauge. Mit einer gewissen Genugthuung für mich wäre ich da bei Ihnen auf dem Berge gestorben, während ich nun genesen demüthig eingestehen muss, dass ich schwer Unrecht gethan, als ich Sie, Herr Pfarrer, und Ihre Art zu heilen verurtheilte."

„Diese Art, zu heilen", sprach nun der Pfarrer, „so uralt sie eigentlich ist, musste in unserer Zeit doch wieder neu entdeckt werden; sie wird gewiss auch noch ihre Mängel haben."

Jungknecht. — „Kathrin, gib ihnen eine Schüssel voll Milch!"

„Eine ganze Schüssel voll hab' ich nimmer", antwortet die Kathrin.

„So thu' Wasser dazu, bis sie voll wird."

„Jessas, sie ist eh schon ganz blau, weil es so viel hat geregnet."

„Schneid' ihnen Brot hinein. Muss ja noch da sein, was die Jagdhund' haben übrig gelassen in voriger Wochen."

„Wachst schon der Schimmel drauf", sagt die Sennin.

„Macht nichts, die Milch wascht ihn schon herab."

Richtig, eine solche Mahlzeit wird den Engländern nun vorgesetzt. Sie fallen arg darüber her, lassen sich's trefflich munden, und der Alte sagt ein- ums anderemal: „What delicious milk! that is real milk from the Alps, children!"

Nachdem sie die Schüssel bis zum letzten Rest blankgemacht haben, zieht der alte Herr seine Geldtasche hervor und beredet sich mit seinen Kindern, wie hoch er den Imbiss wohl entlohnen solle. Der Sohn ist für einen Ducaten, die Tochter meint, ein Ducaten, wo ihrer drei gegessen, wäre doch die höchste Knauserei. Das seien so liebe, gute, unverdorbene Menschen, denen müsse man das köstliche Mahl anständig bezahlen.

„You are right, child!" sagt der alte Herr und legt drei funkelnde Ducaten auf den Tisch.

Die Holzleute gucken so ein wenig schief darauf hin, der Mathes stellt sich an den Tisch und sagt: „O je, drei Kreuzer geben sie her, ha, ha, ha!"

„Du!" spricht jetzt der Altknecht, „schau die Kreuzer gut an! Das sind fürnehme Kreuzer! Hast schon einmal einen Ducaten gesehen?"

„Gehört wohl davon, aber gesehen ihrer noch keinen."

„So schau her da! So ein kleines Goldpatzel da ist dir so gut wie ein ganzes Kalb!"

„Jesses, drei Kälber liegen da auf dem Tisch!" schreit der Mathes.

„Ja, und ein viertes steht davor!" sagt der Jungknecht.

Die Sennin schlägt die Hände über den Kopf zusammen: „Was sind das für Leut', die für eine Schüssel Milch einen ganzen Reichthum hergeben? Das sind schlechte Leut'. Ordentliche Leut' haben nicht so viel Geld! — Ich nehm' nichts, Gott behüt' mich!"

„Ich nehm' auch nichts von dem verzauberten Geld", versetzt der Mathes, steckt seine Hände in die Hosentaschen, als traue er ihnen nicht. „Passt's auf, morgen sind's drei Stück Kohlen. Ich weiß eine Geschichte, wo der Teufel einen Hut voll Geld bringt, und am andern Tag ist der Hut voll Aschen! So ein gezaubertes Geld! Zum größten Unglück kann's führen. Dem Teufel verschreiben! Heiliger Schutzengel, bewahr' mich, dass ich nichts nehm'!"

„Nimmst nichts?" fragt der Jungknecht.

„Bei meiner christlichen Seel', ich nehm' nichts!"

„Nachher", sagt der Jungknecht und streckt die Hand aus nach den Ducaten, „nachher nehm' ich sie."

„Bravo!" schreit das englische Fräulein auf.

„Was hat sie gesagt?" frägt Jocherl, der Jungknecht.

„Brav bist, hat sie gesagt", belehrt der Altknecht.

„Brav, klug und hübsch!" schreit sie und klatscht in die Hände. „Lieber Alpenmensch, du musst mit uns."

Jetzt schauen die Holzleute einander erschrocken an. Deutsch redet sie! Deutsch versteht sie! Und alles soll sie verstanden haben!

„Mit uns musst du!" sagt das Fräulein und packt den Jungknecht an der Hand, „auf den Berg musst du uns führen und plaudern unterwegs; ach, es ist gar so nett, wenn du plauderst!"

Ein anständiger Mensch klopft nicht in der Bauernwirtschaft, macht die Thür ohneweiters auf, er überrascht ja niemanden, geht es doch rechtschaffen zu in der Stube.

„Wer ist's denn?“ schreit der Altknecht, „so Dummheiten da!“

Langsam öffnet sich die Thür — fremde Leut'! herrische Leut'! Ein alter Herr, ein Studentel oder so was, und ein bildsauberes Mädel.

„Good morning, my good people! Can we get milk here?“ sagte der alte Herr.

Die Holzleute blicken einander an. „Der redet so hochdeutsch, dass man ihn gar nicht versteht“, lacht Jocherl, der Jungknecht.

„Oh! Papa, how interesting! they are certainly robbers!“ ruft der fremde Junge dem alten Herrn zu. Das Fräulein hält sich ein langbestieltes Augenglas über das Näschen und haucht: „Upon my soul, what goodlooking people!“

„Oh yes, my child!“ versetzt der alte Herr.

„Das sind Krowaten!“ murmelt einer der Holzknechte den anderen zu.

„Ich weiß nicht, was die Leut' im Mund haben, dass sie nicht reden können!“ sagt der Mathes.

„Habt's ein' Zungenfehler?“ fragt der Altknecht die Eingetretenen.

„Be so kind as to tell us, my good friends, what's the name of that rocky mountain one sees so well from here!“ so der alte Herr.

Die Holzleute schweigen und sind schier rathlos.

„How is it called in the countrey? round about here?“

„Ah, ja — ja“, antworten sie knurrend, denn jetzt will es Einigen bedünken, die Schuld wäre an ihnen selbst, wenn sie nichts verstünden.

Das junge hübsche Fräulein versteht wohl deutsch, lässt aber nichts davon merken, sondern betrachtet es als das netteste Abenteuer der Welt, diese Naturmenschen zu belauschen. Denn die Holzknechte meinen so: Wenn wir sie nicht verstehen, so verstehen auch sie uns nicht. Und der Fürwitzigste von ihnen, das ist der Mathes, sagt ganz laut: „Bergfexen werden's sein. Wissen ihnen vor lauter gut Leben nicht zu helfen, müssen im Gebirg umklettern, und ist ihnen nicht wohl, so lang, bis sie nicht wo abgekugelt sind. Was doch unser lieber Herrgott für närrische Kostgänger hat!“

„Der Alte kann sich eh nimmer schleppen!“

„Der klein' Bub soll Geißhalter werden, dann kann er auf den Bergen umlaufen mehr als er mag.“

Jocherl, der Jungknecht, streicht sich mit der Pfeifenspitze den Schnurrbart, schaut schier schwärmerisch auf das Fräulein und sagt: „So ein Blitzmädel! Das wär' eine Passion, wenn die Sennerin thät sein! Der, wenn man ein Bussel aufs Göscherl kunnt drucken!“

Dem Fräulein ist's gerade, als müsste es jetzt dem Burschen um den Hals fallen. Ach, diese Naturmenschen! Wie sie gar so treuherzig daherreden!

„Willst dableiben bei uns, Dirndel?“ ruft einer auf sie hin.

„I don't understand!“ antwortet sie, in der Hoffnung, sie würden ihre Bemerkungen fortsetzen. Aber sie sagen nur noch: „Bei uns hättest es nicht schlecht, Schatzerl. Verstehen wollten wir uns auch. Beim Schwatzen verstehen sich gar manche Liebesleut' nicht, aber beim Schweigen. Das best' Gernhaben ist das stumm' Gernhaben.“

Ist es dem Fräulein das zweitemal, als müsste es einem dieser prächtigen Mannsbilder um den Hals fallen. Da sagt der Altknecht: „So viel verhungert und verdurstet schauen die Leut' aus!“

„Ja, am End' können sie vor lauter Hunger nimmer ordentlich deutsch reden“, meint Jocherl, der

Der Bauer auf dem Markte.

Ein Bild aus dem Tiroler Volksleben von **Karl Wolf.** *)

Selten wird man so viel Gelegenheit haben, die Charaktere unserer Bauern zu studieren, wie auf den drei Fleischmärkten, die im Winter in Meran abgehalten werden.

Es strömen da die Bauern aus der ganzen Umgebung Merans zusammen.

Da kann man den behäbigen Burggräfler mit seiner Bäuerin, die fast respectvoll immer hinter demselben herläuft, bei seinen Einkäufen beobachten.

Da kommt der Bauer aus dem Mittelgebirge mit seiner kurzen, lodenen Kniehose und schwarzwollenen Strümpfen. Der Haflinger mit seinem langhaarigen Saumpferde, beladen mit den ledernen Getreidesäcken, dann der Passeirer, der Ultner, der bedächtige Vintschgauer mit der singenden Mundart, kurz Material zur Beobachtung menschlicher Eigenthümlichkeiten in Hülle und Fülle.

Der Marktplatz bildet ein bewegtes, buntes Bild. Die ganze lange Laubengasse ist eine große Fleischbank und dazwischen durch winden sich die Scharen von Bauersleuten „wos es lei derschoppet“.

Der Struzer hat für die Marktleute glattweg zwei Eintheilungen. Solche, die „lei a fezzele (bisschen) schaugn kemmen und blind unfoaln“, das will sagen, ohne eigentlich zu kaufen, sich um die Preise erkundigen; zweitens aber in „kafete Leut“, die wieder in zwei Kategorien eingetheilt werden, in „Gleime“ und „Raare“.

Zwischen den Fleischständen haben die Grödner, das Handelsvolk Tirols, ihre Waren auf die verlockendste Weise ausgelegt und die Verkäuferinnen machen mit ihren Blasengelgesichtern heute die freundlichste Miene.

Und wie umdrängen die kichernden Bauerndirnen diese Stände, handelnd, feilschend und — wünschend.

Es ist eine Eigenthümlichkeit, dass unsere Bauerndirnen oft die längste Zeit damit zubringen, sich alles mögliche zu wünschen.

„Sigst Moida, wenn i Geld gnua hätt, nahm i in seln Fürtigstroaf, in seln blown, ober von seln Miaderleibl müaßatn die roathen Blüamlen und geln Stroafn drinn sein“.

Weiter oben gegen den Pfarrplatz „huckn“ die Bauernweiber mit ihren verschiedenen Waren, nicht etwa, dass sie dieselben, abgesehen von der versäumten Zeit, theuerer verkaufen können, wenn sie selbst zu Markte gehen; o nein! sondern weil da das Geld in ihre Tasche fließt; „derhuam stöckt olls der Baur in und wou sollest nor in Kaffee hernemmen.

*) Aus dessen vortrefflichem Buche: „Der Burggräfler“. Bilder aus dem Volksleben. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1890.) Das Werk ist einer der wertvollsten Beiträge zur Ethnographie der deutschen Älpler.

Nun blicken sich der alte Engländer und sein Söhnlein an. Was sie nur so lebhaft mit dem jungen Menschen spricht! Die beiden sind aber bald darüber einig, der Jungknecht springt für den Rest dieses Tages von der Holzarbeit aus und geht mit den fremden Herrschaften auf den Berg.

Die Engländer bleiben oben im Schutzhause, um zum nächsten Morgen den herrlichen Sonnenaufgang aus dem Bädeker zu lesen; der Jungknecht kommt um Mitternacht zurück in die Hütte.

„Bist denn wieder da?“ ruft der Kamerad Mathes vom Schaublager herüber.

„Hab' ihrer noch drei bekommen!“ sagt der Jungknecht und hebt mit zwei Fingern etwas empor, das beim Scheine der glosenden Herdglut röthlich funkelt.

„Jetzt hab' ich aber heilig gemeint, die Schöne will dich heiraten!“ bemerkt der Mathes.

„Dieweilen hat sie nur gefragt, ob ich mit nach England wollt'“, erzählt der Jungknecht, „nein, Jungfer, sag' ich, nach England will ich nicht mit. — Ja warum denn nicht? fragt sie. — Ja weil ich daheim bleiben will, sag' ich. — Ja, warum willst denn daheim bleiben? fragt sie, hast vielleicht einen Schatz daheim? — Freilich, sag' ich. — Steckt sie drauf ihre Glasaugen an und schaut auf mich her mit einem so gluthheißen Aug', dass ich schon hab' gemeint, sie brennt mir im Brustfleck ein Loch.“

„Anzunden hat sie dich?“ ruft ein anderer von einem anderen Winkel her.

„Ah beileib'“, antwortet der Jungknecht. „Wenn man einen Strohkopf auf hätt', kunnt's wohl brennen, sonst nicht. Wie wir oben sind gewesen, wo der scharf' Wind geht, da nachher —“

„Nun, was ist nachher gewesen?“

„Ja, da hab' ich gesagt: Da heroben geht ein scharfer Wind. Nachher haben sie mir die drei Fuchsen gegeben, und ich bin verabschiedet gewesen.“

„Was thust denn mit den dreien?“

„Zu den anderen dreien thu' ich sie.“

„Und nachher?“

„Nachher hab' ich sechse. So viel wie sechs Kälber. Nachher kann ich heiraten.“

„Du, Jocherl!“ ruft jetzt der Knecht Mathes von seinem Stroh her, „ich hab's gesagt, die Ducaten sind noch dein Unglück!“

Wan d'Hausgloggn scheebert.

(Steirisch.)

Wan d Hausgloggn scheebert,
Do jauchzt der Gerechti;
Wan d Hausgloggn scheebert,
Do zidert der Schlechti.
Der oani muass fürchtn,
Der ondri dårf houffn,
Wan's scheebert, so kimbb wos
Und d' Hausthür steht ouffn.

R.

zählt und besonders dessen gute Eigenschaften hervorgehoben. Dabei hat es immer die Hälfte von dem gekostet, welches er nun kaufen will.

Eine Lieblingsbeschäftigung der Bauernburschen ist es, an den Ständen der Eisenkrammer oft halbe Stunden lang die Schaf- und Kuhschellen auf den Klang zu probieren und es ist etwa nicht ausgemacht, dass jeder dieser Bursche ein Käufer ist. „O baleib", sagt der Meraner. Ich beobachtete einen solchen Menschen gewiss gut eine halbe Stunde, wie er immer suchte und klingelte und probierte, als gelte es für sein Kuhgeläute einen schön klingenden Fünfklang zusammenzufinden.

Endlich zuckte es wie helle Freude über sein Gesicht und triumphierend sagte er zu seinen geduldig zusehenden Kameraden: „Sell hon i miar denkt, dass i una find, de sou thut wia unserer Blaß ihre", und vergnügt wanderte er seines Weges.

Bei den Uhrmachern kann man oft beobachten, dass die bäuerliche Kundschaft eine Taschenuhr vollständig in den Mund steckt, „um in Schlog" besser zu hören. Auf einen lauten Schlag der Unruhe in den Taschenuhren gibt der Bauer sehr viel.

„Mensch, dös ist a guate Uhr, de hearst aus 'n Sock außer schlogn", sagt er.

Nie aber kauft der Bauer für sich, sondern immer für andere, um so sein Handeln zu beschönigen. „Mei für mi wars miar gleich, ober für ondere kafn ist soufl hort."

Sehr schwer wird ihm die Wahl bei den Schuhnägeln. Da klaubt er halbe Stunden lang an den Häufchen herum, misst die Dicke seiner Schuhsohlen, sucht zu errathen, wie viel Stücke etwa auf ein Pfund gehen, endlich kauft er ein kleines Quantum.

Und nun kommen die Sensen an die Reihe. „Mensch, a Segnes muass klinglen", und auf den Klang wird sie durch Anschlagen auf den Boden genau geprüft. Auch mit dem Daumennägel wird die Härte der Schneide untersucht und dann beginnt der Handel mit denselben Modalitäten, wie sonst üblich. Er macht vielleicht auch ein Angebot und entfernt sich langsam mit der Bemerkung: „Krod müaßn hobm thua i sie sist nit, die Segnes." Aufmerksam horcht er aber zurück, ob ihn der „Krumer" nicht zurückruft.

Am allerhärtesten ist aber die Wahl mit den Wetzsteinen. Da wird eine Ewigkeit untersucht, gewetzt, geklopft und sogar an den Steinen mit der Zunge probiert, „ob sie kirnig sein und epper nit muasn". Ein Wetzstein gilt als ein wichtiges Utensil, und wie es berühmte Rennpferde oder Jagdhunde gibt, so finden sich in unserer Umgebung Wetzsteine, die darin berühmt sind, „dass sie a Schneid mochn, wia a Gift".

Die Händler haben beim Verkauf der Wetzsteine einen eigenen Kniff. Ist ein Bauer recht wählerisch, fängt der pfiffige Wälsche ebenfalls an Steine zu untersuchen. Hiebei wird er vom Bauern aufmerksam beobachtet. Auf einmal versteckt er einen Stein auffällig unter den übrigen. Er kann nun sicher sein, dass er diesen, wenn er nicht gerade auffallende Fehler hat, verkauft. „Aha", denkt sich der Bauer, „der Walsche hot an Giftstuan gfundn und will 'n verstöckn. O baleib, Mensch, sou bin i nit, dass i dös nit gspür." Man muss aber auch bedenken, dass „a Schneid wia a Gift" für den Mäher allerdings bei dem Umstande eine große Erleichterung seiner Arbeit ist, als ihm das Heu fast bis an die Hüften reicht.

Beim Käsehändler sticht er sich erst ein Quantum „Koster" ab, bis er endlich sein „Trumm" kauft.

Wie komisch ist es zuzusehen, wenn er eine gestrickte wollene Jacke von allen Seiten betastet, anprobiert und wieder auszieht, um die Probe

In weiten Körben sind da die verschiedensten Bodenproducte ausgebreitet. „Ausgfüslte Versöln“, weiße, halbweiße oder „Bleckarschlen“, „Höchstagüatlen“, „gspregglte und glotte Schwobm“, „Köstkearn“, „Schnitz“ und „Kloatzn“, „Mogn“, dann Zwiebel, Rüben u. s. w.

Das neue Maß haben sich die Weiber am allerschnellsten angeeignet, weil „af die nuidn, sturzenen Maßlen bam khaufetn Meßn long nit sou viel audn geat, wia ba die oltn hülzenen“.

Weiter oben kommen dann die Knoblauchhändler, ihre Ware mit großem Geschrei ausrufend. Knoblauch spielt in der Küche unserer Bauern eine große Rolle, denn er „treibt bau foaztn Essn die Wind oubm und untn“.

Pardon, wenn ich etwas zu deutlich geworden bin; ich bin eben Beobachter in jenen Schichten unserer Bevölkerung, wo man keine französischen Umschreibungen kennt. Und im Grunde genommen bliebe die Ungezogenheit gleich, ob französisch oder deutsch.

Den Pfarrplatz selbst nehmen die Eisenkramer ein, an welche sich die Schuhnägelhändler, die Hutmacher, die Sarnthaler Strick- und Strumpfwaren-Händlerinnen, die Käseausschneider, die Uhrmacher und Schuster anschließen.

Dies wäre also mit kurzen Worten die Bildfläche, auf der wir den Bauern beobachten wollen.

Am Markttag ist Bauernfeiertag und hiezu legt er sich „'s Kluanfeirtiggwond un“, nie wird aber die weiße Schürze beim Meraner Bauern fehlen. Ich sah einmal bei einer Feuersbrunst einen Bauernknecht, der sich nur noch mit knapper Noth retten konnte, ohne Hosen herumlaufen; die Schürze aber hatte er selbst in dieser großen Gefahr nicht vergessen.

Treten wir an jenen Fleischstand heran. Der Handel zwischen dem Bauern und dem Struzer hat eben begonnen. Misstrauisch wird das „Fockene“ (Schweinerne) auf allen Seiten betrachtet und betastet, „'s kannt oft a sötts kranerisches Fleisch“ sein, wie es speculative Schweinemetzger einführen und von Passeirer Struzern ausschroten lassen. Endlich erkundigt er sich, „wos es gsteat“, und der Struzer antwortet, um die Billigkeit ganz besonders zu markieren: „o lei a zwoaafufzig Kreuzerlen“, worauf die Kundschaft, und wenn der Preis auch wirklich noch so billig wäre, unfehlbar anwortet: „a sell war nit übl.“

Nun kommt eine lange Geschichte, wie er schon vor drei Jahren, „a amol a sötta Stückl, der Speck werd um an zwerchen Finger schmäler gwesn sein“, gekauft hat, und „'s ist gor nicht ergiebig gwesn“. Der Verkäufer versichert aber, „'s Fackl sei völli 's Kind in der Hütt' gwesn“ und die Bäuerin hat „lei ogloßne Milch“ gefüttert und die „schianstn holb roggenen und grischenen Friegl“. Es sei eigentlich eine Sünde ein solches Futter für die Schweine, „aber holt a Fleischl werds, woach wia a Butter.“

Und nun wird lange hin- und hergerathen, was das Stück etwa wiegen könnte. Dabei betheiligen sich die Kibitze, es gibt auf den Märkten gerade wie beim Kartenspiel solche. Endlich kommt der Handel zum Abschluss, die „Schnöllwog“ wird vom Käufer genau controliert, noch ein Viertelstündchen herumgerathen, „wos mochets epper in oltn Gwicht“ und dann holt der Bauer, immer mit einem Seufzer, seine Brieftasche hervor, die er in der inneren Westentasche trägt, blättert einige Zeit in den Guldenzetteln, bläst wohl auch vorsichtig hinein, um nicht zwei auf einmal zu erwischen, und dann wird Rechnung gemacht. Kauft er ein Schaff z. B., so wird selbes genau und eingehend besichtigt und dabei die Geschichte des alten Schaffes, für das er nun einen Ersatz sucht, er-

An einem Strohhalm.

Zur Badesaison.

Von zehn Personen, welche in die Gefahr des Ertrinkens gerathen, werden zum mindesten neun gerettet", behauptete der Schwimmlehrer. — „Das mag in einer Schwimmanstalt zutreffen", meinte der Major von den Pionnieren; „nach meiner jedenfalls langjährigen Erfahrung liegt die Sache im offenen Wasser, zumal an einem reißenden Strom oder Fluss, durchaus nicht so günstig. Wenn da von zehn Personen, welche in die Gefahr des Ertrinkens gerathen, fünf gerettet werden, dann wird man der Wahrheit näher kommen."

„Es ist auch ein Unterschied zu machen zwischen Gefahr und Gefahr", warf der Arzt ein; „ein leichter Krampfanfall hindert einen geschickten Schwimmer nicht, noch schnell das Ufer zu erreichen; bei einem schweren Anfall hilft ihm alle Geschicklichkeit oft nicht mehr und er bringt auch noch die Genossen, die ihm beispringen wollen, in Gefahr."

„Das Allerfatalste, was einem Menschen passieren kann", sagte ein vierter von den Herren, die in der Cantine der Schwimmschule beisammensaßen, „ist, von einem Ertrinkenden, ich meine von einem Menschen, der in wirklicher Lebensgefahr ist, angefasst zu werden. Ich habe noch die Nägelmale am Arme, die mir ein ertrinkender Arbeiter in der Schwimmschule eingepresst hat; der Druck gieng, nach dem Schmerze zu urtheilen, bis auf die Knochen."

„In unserem Metier", sagte der Major, „hat man nur zu häufig Gelegenheit, solchen Momenten beizuwohnen, und nach meiner Erfahrung wirkt ein kräftiger, ermunternder Zuspruch bei einem Ertrinkenden häufig mehr als ein blindes Zugreifen. Man muss den Ringenden vor allem nicht um den Leib fassen, sondern womöglich den Arm unter der Achsel, so dass man ihn halten und stützen kann, wobei man ihm Muth zusprechen muss."

„Das ist auch meine Praxis", bemerkte der Schwimmlehrer; „man muss im Rücken des Mannes sich halten und ihn vorwärts, gegen das Ufer bugsieren. Schlimmer ist es freilich, wenn er schon Wasser geschluckt hat, dann fängt er an, um sich zu schlagen."

„Dann greift er nach einem Strohhalm", warf der Arzt ein.

„Es ist in der That der fatalste Moment", fuhr der Major fort; „der Mensch, welcher den Krampf hat und Wasser schluckt, verliert die Besinnung. Da hilft auch kein Zureden mehr; es kommt dann nur noch auf die körperliche Kraft, auf die Gewandtheit und besonders auf den Opfermuth des Helfenden an; da heißt es zugreifen —"

Der Schwimmlehrer nickte zustimmend, dann sagte er: „So lange als

gleich von vorne zu beginnen, allen Rathschlägen der Umstehenden ein geneigtes Ohr schenkt und mit der Hand das Gewicht der Wolle versucht, um den Wert der Jacke eher bestimmen zu können.

Einen hübschen Zeitvertreib findet er am Stande der Buchbinder. Er bewundert da in Gesellschaft die Kalender-Illustrationen und vor allen Dingen wird nachgesehen, „wia viel Feirtig af Verluhr gian“ (wie viel Feiertage auf Sonntage fallen und so verloren sind).

Der „billige Jakob“, ein Standjude, der mit seinem Schund die Märkte unsicher macht, findet am Bauern selbst eine kleine Kundschaft. Ein Bauer bemerkte mir gegenüber ganz treffend: „Wenn sei Woor eppes nutz war, brauchet der Mensch nit soufl zu rödn.“

Selten wird der Bauer beim Schuhmacher „'s Gschüach“ anprobieren. Er dreht die Schuhe, die er kaufen will, lange Zeit hin und her, versucht sie an den Sohlen abzubiegen, gibt seinem Zweifel Ausdruck „ob sie a für eppes sein“ und wenn endlich der Handel abgeschlossen ist, bindet er sie an den Schnüren zusammen und hängt sie über die Schultern.

Ebenso kauft er beim Hutmacher die Hüte für seine Buben aufs Augenmaß, heißt das, er probiert jeden Hut, und wenn er ihm auch viel zu klein ist, auf. Zum Schluss stülpt er die erworbenen Hüte alle über seinen eigenen und wandert stolz seines Weges.

Und nun hat er vom Markte genug. Die Hände hinter die grünen Hosenträger gesteckt, schlendert der Bauer die Gasse entlang bis zu einem „Buschn“, wo er von einem guten Wein erzählen hörte. Da pferchst er sich nun in der mit Rauch geschwängerten Stube hinter einen Tisch, bestellt sich „a Halbele“, schneidet mit seinem Rebmesser „an Wetzstuan“ (Brodwecken) entzwei, fördert aus der Tasche seiner Joppe, in der er eine unglaubliche Menge von Sachen unterbringen kann, den eingekauften Käse zutage und ist dann vorderhand für eine halbe Stunde nicht mehr zu sprechen. Zum Schluss streicht er mit der eingebogenen Hand die „Broadbrusn zom“, sie geräuschvoll einschlürfend, und zeigt durch ein gedehntes „Joa“ an, dass er nun zur Conversation geneigt sei.

zu beachten, eilte der Brave zwanzig Schritte weit am Ufer hinauf, warf sich in den Strom und wurde von der Strömung sofort an die kritische Stelle getragen. Der muthige Mann hatte einen Namen, der absolut nicht für ihn passte, er hieß — Feig. Er war ein guter Schwimmer, stark und breitschulterig; er hatte einen rothen Bart und einen Kopf wie ein Löwe. Bei der kritischen Stelle tauchte er unter. Mit einer unbeschreiblichen Spannung blickte alles dorthin. Es vergieng eine qualvolle Minute, zwei Minuten — dann tauchte der Brave wieder auf; er schüttelte seinen rothen Bart — er hatte nichts gefunden . . .

Mit einigen mächtigen Stößen erreichte er das Ufer. Er schwang sich hinauf und eilte wieder am Ufer hinauf. Aber diesmal nur etwa zehn Schritte. Nun hatte die Spannung den höchsten Grad erreicht. Es waren geradezu entsetzliche Augenblicke. Die Kameraden zählten, zwei, drei, fünf Minuten; sie glaubten, dass es so viele Minuten wären, während die unbeschreibliche Erregung eine perfecte Zählung nicht zuließ. Endlich tauchte der rothe Bart wieder auf: Wurzeln und Wasserpflanzen waren in denselben verflochten; er war anzusehen wie der Kopf eines Meergottes und im linken Arm hielt er fest den Körper des verunglückten Kameraden, während der rechte kraftvoll die Wogen theilte. Die Helfer waren bei der Hand, aber er hatte sie nicht nöthig; er brachte den Entseelten selbst an das Ufer. Ein Arzt war schon zur Stelle und nach mehr als halbstündiger Bemühung, besonders durch starkes Frottieren, fieng der Soldat wieder an, Lebenszeichen zu geben. Feig hatte ihn unter einer Baumwurzel dicht beim Ufer hervorgeholt; die Körper der beiden waren mit Schlamm und Lehm bedeckt. Der Gerettete hatte den Strohhalm noch im Munde; er hatte den Krampf im Munde und Hals und vielleicht erklärt sich dadurch der längere Widerstand gegen das Eindringen des Wassers. — Der Retter hatte die Wiederbelebung abgewartet und eilte dann in Begleitung der Kameraden in die Stadt.

Am nächsten Tage, damit ich das gute Ende der Begebenheit erzähle, erhielt Feig, welcher die Nacht im heftigen Fieber zugebracht, aber am Morgen ruhig eingeschlafen war, die Mittheilung, dass er sich nicht beim Profoßen zu melden habe. Die Strafe war ihm erlassen . . . Nach einigen Tagen war die Mannschaft auf dem Kasernenhofe versammelt worden und es kam ein Regimentsbefehl zur Verlesung, in welchem es hieß: „Dem Officiers-Stellvertreter August Feig wurde wegen Rettung eines Kameraden mit eigener höchster Lebensgefahr das Verdienstkreuz mit der Krone verliehen.“ . . . An der Freude der Mannschaft nahmen die Officiere und die Bürger der Stadt theil, die dem braven Manne sehr zugethan waren. Schade, dass er nicht beim Militär geblieben ist. Vielleicht sitzt er jetzt irgendwo in einer Provinzstadt und muss Acten copieren . . .“

„Presse.“ B—o.

möglich über dem Wasser erhalten; der Ertrinkende, der das erstemal unter den Wasserspiegel sinkt, ist noch nicht verloren, er taucht regelmäßig wieder auf und ist dann erschöpfter; jedenfalls kann man jetzt schon mit weniger Gefahr ihm beispringen. Taucht er zum zweitenmal auf, dann ist er schon völlig erschöpft."

„Und ist eine Rettung noch möglich, wenn er nicht mehr auftaucht, wenn der Ertrinkende auf dem Grunde liegt?" frug der Arzt.

„Ich selbst habe schon drei Menschen vom Grunde heraufgeholt", sagte der Schwimmlehrer; „mein früherer Gehilfe, ein ehemaliger Pionnier, hatte eine besondere Geschicklichkeit darin, die Ertrinkenden unter dem Wasser heraufzuholen."

Der Major war in Nachdenken versunken und schien nur mit halbem Ohr der Bemerkung zu lauschen. Dann sagte er plötzlich: „Ja, ja, vom Grunde herauf; das geht auch; es gehört viel dazu, um einen Ertrunkenen unter Wasser zu suchen, ihn vom Grunde heraufzuholen, aber es geht. Ich habe selbst einen Fall erlebt, der merkwürdigste Fall, der vielleicht jemals da war und der als unglaublich erscheinen würde, wenn nicht noch jetzt viele Zeugen lebten, die bei dem Brückenschlag bei K. damals zugegen waren. Die Sache war so: Wir waren im Begriffe, eine Brücke abzufahren und mit den letzten Pontons beschäftigt; es war, in der Nähe des Ufers, aber auf einer starken Strömung. Plötzlich hieß es: »Ein Mann ist im Wasser!« — Er war sofort von der Strömung ergriffen worden, aber als guter Schwimmer hielt er sich tapfer. Er hatte einen Strohhalm im Munde, den er auffallenderweise nicht losließ. Zwei Mann hatten sich gleich ihrer Oberkleider entledigt und waren nachgesprungen. Der Hilfskahn wurde losgemacht, hatte aber stark mit der Strömung zu thun. Einer der zuhilfe geeilten Soldaten hatte den Kameraden erreicht, schrie aber in demselben Augenblicke laut um Hilfe. Der Mann hatte ihn mit eisernem Griffe erfasst und nun rangen die beiden in den Wellen. Es gelang dem Retter, sich frei zu machen — aber im nächsten Augenblicke wurde der zweite Kamerad von dem Verzweifelten erfasst und krampfhaft festgehalten. Auch diesem gelang es, sich frei zu machen. Nun sank der Unglückliche. In der nächsten Nähe kämpften die beiden Kameraden und der Nachen mit der Strömung. Nach einem Moment, die Sache spielte sich blitzschnell ab, erschien der Ertrinkende wieder an der Oberfläche: er hatte den Strohhalm noch fest zwischen den Lippen. Nun streckte er die Arme hilfeflehend in die Luft, dann gegen das Ufer, wo ein Mann vom Bataillon, ein Officiers-Aspirant, der aber Patient war und unserer Arbeit zugeschaut hatte, stand.

An diesen Mann erinnere ich mich genau. Er war im Regiment bekannt als ein starker, muthiger Soldat. Das hatte er schon in Italien bewiesen; von Italien war er fieberkrank zu uns zurückgekehrt. Dabei war ihm ein Malheur passiert. Er war aus der Gegend und die Hauer in seiner Freundschaft hatten ihm beim Wiedersehen einen Rausch angehängt. In seinem Taumel war er in ein fremdes Mannschaftszimmer gekommen, hatte sich in ein fremdes Bett gelegt und war von dem inspicirenden Officier ertappt worden. Die Strafe lautete auf zwölfstündiges Krummschließen. Der brave Soldat, der schwermüthig am Ufer stand, war von den Kameraden mitleidig betrachtet worden. Jetzt sahen sie, wie er schnell seine Uniform abwarf. Es war ein kühler Maitag und das Fieber rüttelte ihn. Ein Kamerad, welcher ebenfalls die Kleider abgelegt hatte, mahnte ihn, von dem Rettungsversuche abzustehen. Ohne die Worte

Seppl:

O mein! — was hör' i da für Tön'?
Als wia Zither klingt's so schön,
Und dringt ins Herz bei mir,
Grad' so hat a mei Deandl g'spielt,
I siach vor mir ja ganz ihr Bild,
Ja woanan möcht i schier.

Michl, (welcher Seppl bemerkt):

No, Landsmann, was macht's den für a G'sicht?
Grad' so, als wann das Herz oan bricht,
So traurig und voll Gram — —
Hebt's auf den Kopf und schaut's auf d' Höh',
Thuan Enk vielleicht die Hianaaug'n weh?
No, nehmt's als Mann Enk zsamm.

Seppl:

Ös habt's leicht red'n, do was ma fehlt,
Da gibt's koa Kräutl auf da Wilt,
Was heilen kunt mei Herz.

Michl:

No, red's halt aussa, was Enk fehlt,
Is d' Kuah hin wurd'n, — oder habts ka Geld,
Plagt Enk da Liebesschmerz?

Seppl:

A na! — mi druckt was anders, dass
Mir gar oft macht die Augen nass,
Das Hoamweh is es nur.

Michl:

No, seid's do g'scheid und nehmt's a Dirn,
Da wird si's Hoamweh glei valiern,
's gibt saubre Deandln gnua.

Seppl.

So lang' i net mei Hoamat find'
Bin i für alle Deandln blind,
Da bleibt mei Herz ganz kalt.
Bei mir dahom im Oberland,
Is d' Hoamatliab a gar fest's Band,
Das reißen thuat net bald.

Michl:

So schaut's Enk da a bisserl um,
Und macht's a G'sicht net gar so dumm,
Reißt's auf do Enkere Aug'n.

(Zeigt gegen das Publicum.)

Schaut's all de saubern Deandl an,
Da wett' i d'rauf, dass leicht wo kann
Für Enk do Oani taug'n.

Seppl (freundlich gegen das Publicum schauend):

A ja, — Se san net z'wider gwiss,
Weil manche da schön aufgstatzt is,
So mulat und so frisch —
I woaß schon, was zur Schönheit g'hört,
Grad so als wias mei Herz begehrt,
Da bin i a koa Fisch.

Michl:

Darum seid's a g'scheid, denkt's vor da Hand,
Schön is ja 's ganze Steirerland,
Wo sulchi Deandl'n san.
Und wird Enk 's Herz do no net woach,
Is wia a alter Stiefel zoach,
Den gar nix anhab'n kann.

Seppl.

Ös schauts halt nur mit Enkeren Aug'n,
Enk freili that a jede taug'n,
Van Liab'n wurd's Ös net müad. —
Damit mi aber jeds vasteht,
Was drin in Herzen um mir geht,
So sing i hiazt a Lied.

Michl;

Und dass das Lied viel schöner klingt,
Und oan so recht zan Herzen dringt,
Mach Wastl halt an G'scheidten,
Und thua dabei so wia si's g'hört,
Hübsch laut, damit ma's weit a hört,
Das Liadl schön begleiten.

(Lied mit Zitherbegleitung).

Mei Deandl hoaßt Miazl,
Hat Aug'n wir a Reh,
Red' a so recht steirisch,
Damit i's vasteh'.
Wann ma san z'sammkumman,
War 's Erste wuhl glei,
A steirisches Liadl } Rep.
Mit an Jodler dabei }

(Jodler vom Quartett der Bauern.)

Die Zither hat's gschlag'n a,
So fein, dass a Pracht,
Zwoa Grüaberln in d' Wangerln
Hat's g'habt, wann's hat g'lacht:

Kleine Laube.

's Hoamweh.

A kloans Bildl aus'n steirischen Oberland
von Franz X. Freiheim.

Personen:

Michl, a junger Bauernsohn aus'n Murthal.
Wastl, sei Nachbar, a Zithernschlager.
Seppl, a Bauernbursch aus'n Mürzthal.
Hans, Veitl, Jörgl, Stefl } Bauern aus'n Murthal.
Lux, a Bauernfanger.

Ort: Eine Stadtschenke.

Hans, Veitl und Jörgl spielen mit Lux Karten, wobei Stefl zusieht. Jeder spielende Bauer wirft sein letztes Blatt erzürnt auf'n Tisch und alle springen auf.

Bauern-Quartett:

Da Kuku sull das Zwicken hull'n,
Es is a Teuxelsspiel,
I hon koan oanzigu Stich no g'macht,
Mag spiel'n schon wia da will.

Da Lux is mit alle Solman gschmiert,
Da gibts an Zweifel net,
Der spielat oan die Hosen ab,
Den Janka und das Bett.

Jörgl und Stefl:

Es scheint mir a, dass bei den Gspiel
Nöt zuagangen nach Recht,
Dass falsch g'spielt wurd'n is, dass ma drauf
An Eid schier ableg'n möcht.

(Lux zieht den Gewinnst und die Karten ein und schleicht heimlich ab.

Hans und Veitl:

Ja, richtig is, was Ös habt's gsagt,
Da Lux is schon abg'fahren,
Dös is a Bauernfanga g'west,
Und wir waren seine Narrn.

Alle:

Hiazt san halt uns're Taschen leer,
So tiaf ma eini grab'n,
A Glück is, dass im Wirtshaus da
Wir an Credit no hab'n.

(Setzen sich wieder zum Tisch und trinken.)

(Michl und Wastl treten ein, Später Seppl)

Michl.

Geht's Nachbar, setzt's Enk her za mir,
I zahl ja gern an Wein, a Bier,
Und spielt's ma fein was auf;
Was Steierisches do muass es sein,
Dös geht oan recht ins Herz hinein,
I zahl ja gern was drauf.

(Wastl setzt sich mit seiner Zither zu einem Tisch.)

Michl.

Ös wisst's schon, was so recht mi g'freut,
Denn i bin halt grad lusti heut,
So is dös gar net schwer; —
Stimmt's nur die Klampfen a recht guat,
Dass ma koan falschen Ton hören thuat,
Denn i hon a feins G'hör . . .

(Wastl stimmt seine Zither und spielt dann ein gemüthliches steirisches Lied.)

(Seppl tritt ein und hört mit sichtbarer Theilnahme dem Spiele zu.)

Fand ich Gespräche, die das Herz erquicken,
Die süßen Früchte der Geselligkeit,
Manch' liebevollen Strahl aus off'nen Blicken,
Manch' Stündchen, heiterem Verkehr geweiht.

O, flöße allen, die dies Buch durchlesen,
Das Leben hier, wie mir so traut und hell:
Denn von der Seel' aus muss der Leib genesen
Und in dem Herzen springt der Heilung Quell!

Joh. Gabr. Seidl,
Prof. am Gymn. zu Cilli.

Am 19. August 1833.

Schließlich sei gestattet, auch jenes Gedichtchen mittheilen zu dürfen, das der Schreiber dieser Zeilen auf sonniger Anhöhe, im Angesichte von Sauerbrunn, mit dem hochaufragenden Donati im Hintergrunde, inmitten der herrlichen Natur gefühlt, gedacht und gedichtet und zur dankbaren Erinnerung an den ihm lieb gewordenen Curort ins Fremdenbuch eingeschrieben hat. Diese Verse lauten:

An Rohitsch-Sauerbrunn.

O Sauerbrunn im grünen Thal,
Im lieben warmen Sonnenstrahl,
Wie freundlich-still und schön du bist,
Sei mir aus froher Seel' gegrüßt!
Wenn ich von luft'ger Höhe
Auf dich hinuntersehe,
Wie ist mein Herz erfrischt, erfreut,
Ob deiner holden Lieblichkeit!
Und deine Quellen sanft und lind,
O wie sie gut und heilsam sind!
Wie stärken sie die Glieder,
Wie stählen sie die Brust
Und bringen neue Lust
Zu frischem Lieben wieder!
Drum wer erkrankt an schweren Wunden,
Er komm' hieher, er wird gesunden;
Er wird in deiner Zauberluft
In deiner Wälder Blumenduft
In anmuthsvollen Gründen
Wohl Lind'rung seines Leides finden.
Geliebter Ort im grünen Wald,
Du herrlich schöner Aufenthalt
Für Kranke und Gesunde,
Heil dir zu jeder Stunde!
O mögest allen Kranken du
Stets Heilung bringen, Glück und Ruh',
Auf dass sie treue Lieb' dir schenken
Und immer gerne dein gedenken.

Koloman Kaiser.

Rohitsch-Sauerbrunn, im Mai 1890.

Wie Victor Scheffel zu seinen Orden kam.

Wie Josef Victor v. Scheffel zu Adel und Orden kam, darüber erzählt der Dichter in einer Erinnerung an Friedrich Geßler Folgendes:

„Eines Tages erhielt ich in Radolfszell eine Einladung des Großherzogs, auf Mainau zu kommen. Ich klopfte und bürstete meinen Frack aus und langte zur bestimmten Zeit an. Als ich eben auf der Insel eintraf, kam mir der Großherzog entgegen und sagte: „Herr Doctor, die württembergischen Herrschaften haben sich heute unerwartet von Friedrichshafen zum Besuche ansagen lassen. Wir wollten Ihnen noch abtelegraphieren, aber es war zu spät. Nun schließen Sie sich einfach an!“ Ich wurde vorgestellt und auf diese Weise mit dem königlich württembergischen Hofe bekannt. Die Folge davon war, dass ich einige Zeit darauf eine Einladung nach dem Hoflager zu Friedrichshafen erhielt. Ich bürstete wiederum den Frack und stellte mich auch allda ein. Da wurde ich denn einen langen Nachmittag in ernstliche ästhetische Auseinandersetzungen mit der Herzogin Vera verwickelt, während dessen König Karl in einem Saale nebenan eifrig Billard spielte. Beim Abschied war der König sehr freundlich, drückte mir die Hand und sagte mit etwas schwäbischer Accentuierung: „Es ist sehr schön von Ihnen, dass Sie mir meinen Hohentwiel

Und steirisch hat's tanzt, no
Dös war schon a Freud,
Wann's mit mir hat tanzt, hat } Rep.
Mi alles beneid't.

(Jodler)

Wann i ihr was g'sagt hon,
War's ihr a glei recht,
Hat si a net gwihrt, wann
A Busserl i möcht;
Nia hats widasprochen,
Was gern d' Weiberleut,
De seltene Tugend hat } Rep.
Z'meist mi no g'freut.

(Jodler)

(Michl und Seppl zusammen mit den Bauern.)

So was muaſs ma lob'n ja,
So laut ma nur kann,
Denn 's is ja im Eh'stand
A Glück für den Mann.
An Weib dem alls recht is,
Dem g'hörat auf d'Letzt,
Daſs nach ihrem Tod ma } Rep.
A Denkmal ihr setzt.

(Jodler.)

Aus dem Fremdenbuch zu Rohitsch-Sauerbrunn.

Mitgetheilt von **Koloman Kaiser.**

Wie in den meisten Badeorten und Bergstationen der Alpen, liegt auch zu Rohitsch-Sauerbrunn in der Directionskanzlei ein Fremdenbuch auf, in welches Curgäste ihre Ansichten und Urtheile über den schönen Curort in mehr oder weniger beredter Sprache eingezeichnet haben. Von den mannigfachen Sprüchen, Versen und Gedichten in Poesie und Prosa sind insbesondere zwei interessant und merkwürdig genug, um sie den Lesern des „Heimgarten" mittheilen zu können.

Auf der ersten Seite des Gedenkbuches, das im Jahre 1810 angelegt wurde, stehen folgende inhaltsreichen Worte des allbeliebten und jedem Steirer und Tiroler unvergesslichen Erzherzogs Johann, welcher im genannten Jahre in Rohitsch-Sauerbrunn zur Cur weilte:

„Nach zurückgelegten, kummervollen Zeiten, wo ich die Welt und ihre Tücke kennen lernte, geschwächt am Körper durch mancherlei Leiden, abgestumpft an Geist, fand ich in diesem stillen Thale Ruhe und Gesundheit wieder. Die gute Luft, der heilsame Brunn gaben meinem Körper neues Leben. Der Aufenthalt in dem geliebten Steiermark, unter diesem in Tagen der Gefahr erprobten, treuen, herzlichen guten Volke, die Anschauung der schönen Natur; einsame Stunden dem Nachdenken gewidmet, seelenstärkende Lesung vergangener Geschichten, Entfernung aller widrige Erinnerungen erregenden Gegenstände, und von der leidenschaftlichen, lärmenden Hauptstadt, heilten meinen Geist und erhoben ihn mit neuer Kraft.

Das zum dankbaren Andenken an diesen mir werten Ort am 16. Julius 1810, am Tage meiner Abreise.

Erzherz. Johann."

Dreizehn Jahre später schrieb der gemüthliche niederösterreichische Dialectdichter Johann Gabriel Seidl, der damals als junger Gymnasiallehrer in Cilli wirkte, nachstehende hübsche Verse ein, von denen besonders die zwei letzten Zeilen eine tiefe Weisheit enthalten. Das Gedicht lautet:

Motto:
Jedes Gedicht ist ein Impromptu,
aber nicht jedes Impromptu ein Gedicht!

Im grünen Wälderrahmen eingeschlossen,
Quillt der Genesung heilungsreicher Born,
Woran so manchem nur Blüten sprossen
Und mancher Ritz vernarbt von manchem Dorn.

Nicht die Genesung kam ich hier zu suchen,
Da die Gesundheit, lebensfroh, mir lacht;
Doch hier am Quell, im Laubdach dieser Buchen,
Fand ich so Manches, was mich fröhlich macht!

„Im ersten Augenblick will es scheinen, als stände der moderne Pflichtbegriff im denkbar schroffsten Gegensatz zu dem Grundgedanken Christi. Hier die Pflicht der Selbstliebe, dort die Pflichten der Nächstenliebe; hier das Verlangen, die eigene Persönlichkeit frei auszuleben, dort der tiefsinnige Ruf des Meisters: Verleugne dich selbst und folge mir nach! — Trotzdem müssen wir uns davor hüten, diese Forderung des Christenthums so einseitig und oberflächlich aufzufassen, wie das nicht selten geschieht. Vielleicht ist sie zuweilen gerade von den berufenen Lehrern und Führern des Volkes in strenger Buchstäblichkeit aufgefasst worden, weil die menschlichen Leidenschaften und Begierden sich so gut an diesem Zügel leiten lassen. Wer aber mit gereiftem Urtheil und freiem Blick die große Lehre des Christenthums und die erhabene Gestalt ihres Begründers anschaut, der wird erkennen, dass auch dort den Rechten der Persönlichkeit ein weiterer Raum gewährt wird, als man im allgemeinen annimmt. Christus hat in der That sich selbst ausgelebt. Er hat seine Werke und seinen Wandel zum Ausdruck seiner Überzeugung gemacht und allem widerstanden, was ihn veranlassen wollte, seinem Ich untreu zu werden. Die heilige Liebe, die ihn in den Tod trieb, bildete den tiefen, unzerstörbaren Kern seines Wesens. Und so hat Christus in diesem Tode seine Persönlichkeit nicht aufgeopfert, sondern sie zur höchsten Entwickelung gebracht. Kann man überhaupt sagen, dass er sich selbst verleugnet habe? In der eigenthümlichen Bedeutung dieses Wortes nicht. Der göttliche Lehrer der Menschheit besaß eine so klar und rein ausgeprägte Individualität, wie kein anderer vor und nach ihm, und wich um keines Haares Breite von den Gesetzen ab, die ihm seine Individualität vorschrieb. Die irdischen Rücksichten des Glücks und des Wohlbehagens, denen sein Leben nicht Rechnung trug, waren für ihn nur etwas Äußerliches, das nichts mit seiner wahren Natur gemein hatte. Sein Leiden und Sterben waren seinem Wesen gemäß, und nicht seinem Wesen zuwider. Von der Menschheit verlangt Christus aber nichts, was er nicht in seinem eigenen Leben vorbildlich verkörpert hat. Wenn er also sagt: Verleugne dich selbst, so kann nach seinem Beispiel diese Forderung nur bedeuten: Überwinde alles Niedrige und Unedle in dir, das dich hindert, meinen Spuren nachzufolgen!“

Sonntagsgedanken.

Schau' ich mir die großen Lichter,
Alle Philosophen und Dichter
Und Naturerforscher an,
So seh' ich, dass ihre Lehre Wahn.
Alles, was Heine geschrieben,
Waren die bösen Sieben,
Alles, was Darwin gesagt,
Hat uns unglücklicher gemacht,
Alles, was Ibsen gelehrt,
Hat unser Unglück nur vermehrt;
Und wenn Goethe sagte: mehr Licht!
So war auch dies ein Großes nicht.
Sehen die Blinden? Und können
Kinder das Leben ergründen?

Kunst und alles Wissen,
Können wir vermissen!
Doch die Liebe nicht,
Wo kein Herz thut schlagen,
Um mit mir zu tragen,
Nutzt uns nicht das Licht

Alles Thun und Denken
Auf das Gute lenken
Ist nur Glück allein;
Denn allein zu streben
Für sein eigen Leben,
Ist doch gar zu klein.

Der schlechten Menschen Schlechtigkeit
Ist Schuld an aller Guten Leid.

Himmelweit —
Ist großer, guter Menschen Leid.

Menschengröße und Gott
Sind unerreichbar vom Hass und Spott.

Hass und Liebe sind Gewalten,
Die die Welten umgestalten.

P. J. Fischer.

---

besungen haben!“ Ich fuhr also mit dem Bewusstsein eines gerechten Menschen nach Hause und erhielt in Folge dieses Besuches den württembergischen Kronenorden, mit welchem bekanntlich der Personaladel verbunden ist. Als darauf die Karlsruher Polytechniker auf den Gedanken kamen, meinen Geburtstag öffentlich zu feiern, da mochte wohl unser Hof gedacht haben, den württenbergischen Kronenorden zu überbieten, und so kam von dieser Seite der Erbadel. Alles Zufall! Hätte mich das Telegramm des Großherzogs von Mainau noch treffen können, so wäre ich nicht mit dem württembergischen Königshause bekannt geworden. Der Besuch in Friedrichshafen wäre unter-, der Kronenorden aber ausgeblieben. Der ausgebliebene Kronenorden hätte aber höchstwahrscheinlich den badischen Erbadel nicht im Gefolge gehabt. So bin ich denn durch reinen Zufall adelig geworden.

Man sagt, dass dieser Zufall dem Dichter nicht unangenehm gewesen ist und dass ihm die beiden Orden mehr Freude bereitet hätten, als der Lorbeerkranz, den das deutsche Volk ihm aufs Haupt gesetzt hat.

Wo soll ich beten . . .

Wo soll ich beten,
Die Hände falten, die Stirne senken,
Reuelallend die Knie beugen,
Öffnen die Riegel des Herzens,
Die Lippen rühren,
Bußeflüsternd? . . .

Im knirschenden Kies
Gelbsandiger Heide,
Das Auge geblendet,
Den Scheitel gesengt
Vom Glutblick der Sonne? . . .

In demuthsüßer Waldesstille,
Umkost von heiligem Dunkel,
Von Silberthau gebeugter
Andachtlispelnder Gräser umnickt,
Gewiegt in weiche weibliche Schwachheit? . . .

Wo soll ich beten? . . .
Auf finsterschroffem, starrem Gefels,
Die blutenden Finger geklammert
An spitze steinerne Bergesrippen? . . .

Wo soll ich münzen
Das Gold
Aufgespeicherter Andacht,
Den hellen Reichthum
Meiner Liebe? . . .

Auf kothiger Gasse
Von gespenstigem Schatten
Hung'rigen Elends,
Klagender Noth verfolgt? . . .

Wo soll ich beten? . . .
Auf gleißendem, spiegelglattem Getäfel
Moderner Salons,
Von katzenbuckelnden Sclavenmenschen,
Von geschniegelter Roheit,
Von geschminkter Gefallsucht umlogen? . . .

Wo mag ich beten?
Wo die weichen
Sehnsuchtssaiten des Herzens stimmen,
Wo meines stolzen Fühlens
Lichte Quellen ergießen? . . .

Im Arm eines Weibes,
Von lusterzitterndem Goldgewoge
Gelöster Flechten umströmt,
Von heißhauchigen Lippen berauscht,
Vom Weinestaumel die Sinne trunken,
Im tollen Genuss schwelgenden Wohlseins? . . .

Wo mag ich beten? . . .
Soll ich verkriechen
In darbende Keuschheit,
In geistesumnachtete Finsternis
Blinder, bleicher Askese? . . .

— — — — — — — — — —

Armer Erdensohn,
Wälze von dir
Die Centnerlasten
Quälender Zweifel,
Verjage die freudemordende Schar
Unstäter Gedanken.

Liebe, lebe dir selbst,
Knie, büße und bete,
Genieße und schwelge
In der keuschen Kammer der Seele,
Deiner himmelanringenden
Herrscherseele.

Hugo Grothe.

Hat Christus sich selbst verleugnet?

In einem Aufsatze „Der moderne Pflichtbegriff“ von E. Gnad („Tägliche Rundschau“) findet sich folgende beachtenswerte Stelle:

Aus seiner Eitelkeit erklären sich viele Unarten: sein vorlautes Wesen in der Gesellschaft Älterer, seine Lust am Krakehlen, seine Auffässigkeit gegen den Lehrer. So schrieb er auf eins seiner natürlich schlechten Zeugnisse: „Wahrheit und Dichtung". Und er scheint sich noch darüber zu wundern, dass er deswegen vom Lehrer einen Rüffel bekommt. Er ist überhaupt ein miserabler Schüler. Er besitzt eigentlich alle Eigenschaften, die einen schlechten Schüler ausmachen. Sein Betragen lässt nahezu alles zu wünschen übrig. Dass die Lehrer ihm nicht wohlgesinnt sind, ist durchaus erklärlich. Es kann ihnen nicht entgehen, dass der Schüler ungewöhnliche Verstandesgaben besitzt, eine leichte Auffassungsgabe, ein ausgezeichnetes Gedächtnis, eine für seine Jahre höchst beachtenswerte Schärfe des Urtheils. Dem entsprechend sollten auch die Leistungen sein. Diese sind aber außerordentlich mäßig; denn der junge Ferdinand ist namenlos faul. „Conduiten" wurden die Zeugnisse auf dem Breslauer Gymnasium genannt. Und da diese nicht nach dem Wunsche des Secundaners ausfielen und er unangenehme Auftritte mit seinem heftigen Vater fürchtet, so macht er kurzen Process. Er fälscht die Unterschrift seiner Eltern. Mit der ihm eigenthümlichen Freude an spintisierender Sophistik macht er sich klar, dass er eigentlich sehr wohl berechtigt sei, die Unterschrift seines Vaters nachzumachen. Denn sein Vater nähme die Geschichte viel zu tragisch. Er würde sich vielmehr über ein schlechtes Zeugnis ärgern, als es die Sache verdiene. Er witzelt sogar über seine Fälschung: „Am andern Tage brachte ich meine Censur, vom Vater unterschrieben, nämlich von mir, der ich nach Bedürfnis Vater, Mutter und Sohn bin."

Lustige Zeitung.

Ein Franciscaner hielt an dem Festtage eines Märtyrers eine sehr rührende Predigt. Fast alle seine Zuhörer weinten und schluchzten laut. Das gieng dem gutmüthigen Menschen zu Herzen, er hielt inne und sagte dann besänftigend: „Meine Brüder und Schwestern! Weint doch nicht so heftig! Wer weiß auch, ob's wahr ist!"

Gemüthlich. Des is doch recht hart für unsere Gegend, dass der alte Medicinalrath gestorwe is. Er hat's so verstande, mit de Leut zu rede, dass mer gleich e rechtes Zutraue zu em gehabt hat. Wenn einer zu em kam un klagt immer Schmerze, da fieng er gleich an: „So? Kommste auch e mal widder, du altes Kameel?" Oder: „Was hastu denn diesmal für e Bresten, Du altes Rindvieh?" und so fort in dem herzigen Ton!

Kanzleistil. Ein Gerichtsvollzieher pfändete einer Frau, die zum zweitenmale verheiratet war, ein Schwein, das noch aus ihrer ersten Wirtschaft stammte, und trug folgenden Vermerk in das Protokoll ein: „Gepfändet ein Schwein aus erster Ehe."

Ein Soldatenbrief. „Theire Minna! Dissen Brief wird dich mein guter Freind Strumpke iber Bringen. Ich bin den Kerl 3 March Schuldig und er kan sie bei dich abessen wofor ich disse Woche nich zu aben Brod bei dich kommen Werde wenn er dir küßen will Gieb das Rinzviech eine maulschele. Dein Karel."

Großartig! „Haste gehört, der junge Cohn ist durchgegangen mit 100.000 Mark." — „Großartig, und dabei hat er vor vier Jahren angefangen mit nischt."

Guter Rath. „Ich kann mich an Ihrer Tochter gar nicht satt sehen." — „Na, da beißen S' halt an!"

Ein großer Geschäftsmann in Budapest besaß eine hübsche Frau und einen hübschen Buchhalter. Die Frau war zwar etwas „scharf", hielt aber das Hauswesen trefflich in Ordnung; der Buchhalter war ein Don Juan, aber in Geldsachen die Treue selber. Doch wer ist vor Täuschungen sicher? Eines Tages

Ausgenommen den Bürgermeister.

Als der Schauspieler Foote auf einer Reise im westlichen England eines Tages in einem Gasthause seine Mahlzeit eingenommen, wurde er bei Bezahlung der Rechnung von dem Gastwirt gefragt, ob er mit dem Essen zufrieden wäre. „Ich habe gespeist", sagte Foote, „wie kein Mensch in England." — „Ausgenommen den Bürgermeister", entgegnete der andere lebhaft. — „Ich nehme niemand aus." — „Sie müssen den Bürgermeister ausnehmen." Foote wurde heftig. „Selbst nicht den Bürgermeister", wiederholte er. Der Streit wurde so bitter, dass der Gastwirt, welcher zugleich Polizeirichter war, den Schauspieler vor den Bürgermeister brachte. „Herr Foote", sagte dieser ehrwürdige Beamte zu ihm, „Sie werden wissen, dass es seit unvordenklichen Zeiten in dieser Stadt Brauch ist, den Bürgermeister stets auszunehmen, und damit Sie künftig unsere Sitten und Gewohnheiten nicht vergessen, so strafe ich Sie mit einem Schilling oder fünf Stunden Haft, nach Ihrer Wahl." Foote sah sich gezwungen, die Geldstrafe zu zahlen. Als er aus dem Saal gieng, sagte er: „Ich habe in meinem Leben keinen größeren Esel gesehen, als diesen Gastwirt — ausgenommen (und hier verbeugte er sich vor Seiner Herrlichkeit) den Herrn Bürgermeister.

Der Lump in Lassalle.

Lange genug haben die glänzenden Eigenschaften Lassalles das Urtheil der Geschichte zu bestechen gewusst; nur zu leicht vergaß man über seinen Gaben die Schwächen und Mängel seines Charakters, oder besser: seine Charakterlosigkeit. Wes Geistes Kind er eigentlich war, wird durch das Tagebuch, das er als Breslauer Gymnasiast vom 1. Januar 1840 bis zum Frühjahr 1841 geführt hat, und welches nun in der Monatsschrift „Nord und Süd" veröffentlicht wurde, klar genug ans Licht gehoben. Wir gewinnen hier ein ungeschmeicheltes Bild von ihm, wie er die Schule schwänzt, um in die Conditorei zu gehen, wie er pfiffig mit Büchern und Taschenmessern Mitschülern wie Eltern gegenüber allerlei kleine vortheilhafte Handelsgeschäfte macht, durch Spielergewinne seine Ausgaben zu decken sucht und im übrigen neben einer ausgesprochenen Selbstgefälligkeit eine unersättliche leidenschaftliche Rachsucht als kennzeichnenden Charakterzug verräth — das alles ist vorbildlich für das Leben und Denken des Mannes. Aus diesen Berichten sehen wir nicht nur ihn, wir sehen auch seine ganze Familie leibhaftig vor Augen.

Es ist übrigens bemerkenswert, wie die Altklugheit in dem jungen Burschen man möchte sagen geflissentlich großgezogen wird. Und er zeigt sehr deutlich die bei halberwachsenen jungen Leuten übrigens keineswegs seltene Neigung, mit Vorliebe den Verkehr mit älteren und reiferen aufzusuchen. Vor allem wird ihm von den Seinigen in der Familie eine Stellung eingeräumt und eine Bedeutung beigelegt, die bei der Jugend Ferdinands sehr seltsam erscheint. In der Angelegenheit, die die Familie zu jener Zeit am tiefsten bewegt, in der Frage, ob Friederike ihren Vetter Ferdinand Friedländer heiraten soll oder nicht, wird die Stimme des jungen Bruders nicht nur gehört, sie findet auch die ernsthafteste Beachtung. Mit befremdlicher Nüchternheit und Geschäftlichkeit erörtert der junge Ferdinand mit den Seinigen für den Fall der Auflösung der Verlobung Friederikens mit ihrem Vetter die Möglichkeit einer anderen Verbindung. Er kennt ganz genau die Vermögensverhältnisse des neuen Heiratscandidaten, und er folgert aus den ihm bekannten Thatsachen die Forderungen, die jener wohl aufstellen würde. Er berechnet sodann, was der Vater seiner Schwester geben werde, warnt die Mutter vor übertriebenen Opfern und schätzt die äußeren Vorzüge und die Bildung seiner Schwester — auf zehntausend Thaler!

Beruhigend. Mutter: „Wie, der Herr Lieutenant war den ganzen Nachmittag hier? Ich hatte dir doch verboten, mit Herren allein im Zimmer zu sein!“ Tochter: „Es war ja auch nur einer, Mama!“

In der Prüfung der höheren Töchterschule. Lehrer: „Geben Sie mir doch mal kurz an, was Sie von der alten Geschichte wissen!“ — Höhere Tochter: „Sie bleibt ewig neu, und wem sie just passiert, dem bricht das Herz entzwei!“

Glückliches Einvernehmen. „Lebst du denn jetzt glücklicher mit deinem Mann?“ — „O, jetzt sind wir ein Herz und eine Seele.“ — „Hat er sich denn das viele Biertrinken abgewöhnt, worüber du immer so unglücklich warst?“ — „Nein — er hat's mir angewöhnt!“

Osteologisches Missverständnis. Auguste: „Na, Rieke! Bei so 'en Doctor Dienstmächen zu sind, det is keene Kleenigkeit. Denke dir, jeden Morgen hat er seine Knochen im janzen Zimmer 'rum zu liegen.“ — Rieke: „Herrjeses! Nimmt sich denn der Mann det abends janz ausenander?“

Ein beschämter Witzbold.

Von Josef Wichner.

Wie eines Tages im großen Wien der Reichsrath aus war, und die Herren Abgeordneten, weil sie eben ihre Pflicht redlich erfüllt hatten, mit gutem Gewissen auseinandergiengen, alle in schwarzen Fräcken und großen Cylinderhüten, da stand eine Menge gaffenden Volkes auf der Straße, und die Herren Berather mussten förmlich Spießruthen laufen mitten zwischen den neugierigen Blicken hindurch.

Es wollte eben jeder diejenigen sehen, welche so tapfer zum Wohle der Völker geredet und sich kein Blatt vor den Mund genommen hatten, wo es gegolten hatte, Friede und Recht zu schützen, Schaden abzuwehren, Gesittung, Bildung und Wohlstand zu heben.

Und unter diesen vielen Tausenden von Zuschauern standen auch zwei, bei denen bald ein Wort das andere geben musste, ein Landmann nämlich, der gerne fragte, aber nicht immer gerade das Gescheiteste, und ein lustiger Wiener, der gerne antwortete, aber manchmal pudelnärrische Dinge, wie man sie einstmals von dem berühmten Pfaffen am Kahlenberge, dem Wigand von Theben uralten Andenkens zu hören gewohnt war.

Das macht eben der Wein, der in den heißen Sommer- und Herbsttagen an den Hängen des Kahlenberges über Schalkstreiche und Narrenpossen brütet, als „höchster Heuriger“ den Leuten in die Köpfe steigt, obschon sie ihn in den Magen hinabtrinken, und so lustige Käuze und Spassvögel schafft, die jedem etwas anhängen und jeden hänseln, oft zur rechten, oft aber auch zur unrechten Zeit, wie gerade hier.

Der gute Landmann schaute nämlich ganz verwundert auf die große Zahl vornehmer, ehrwürdiger Gestalten, die da feierlich ernst aus dem Tempel des Reichswohles herausschritten, und er meinte, hier könne er alle berühmten Männer sehen, von denen er als Schulbüblein etwas gehört hatte oder sonst später hie und da ein Wort.

Darum gab er seinem Nachbarn einen höflichen Stoß mit dem Ellenbogen und fragte:

„Guter Freund, sagt mir einmal, ist nicht da auch der Grillparzer dabei?“

Nun weiß der Leser ganz wohl, der berühmte Dichter Grillparzer ist schon im Jahre 1872 eines sanften Todes verschieden und darum konnte er im Jahre 1890, wo sich dies zugetragen hat, unmöglich über die Wiener Ringstraße gehen. Das wusste aber der gute Landmann nicht, und es ist ihm gewiss nicht zu verargen.

war der Buchhalter, welcher den vertrauenerweckenden Namen Armin Grauholz führt, verschwunden, und mit ihm 5000 Gulden. Wüthend eilte der Betrogene auf die Polizei, um die Anzeige zu erstatten. Nachhause zurückgekehrt, wollte er seiner klugen Frau die Niedertracht des Buchhalters erzählen. Sie war jedoch nicht zu finden, wohl aber ein Zettel, welcher in kurzen Worten meldete, dass sie mit Grauholz durchgegangen sei. Abermals eilte der Betrogene in größter Erregung zur Polizei, suchte den Commissär auf und bat ihn, die Verfolgung des Flüchtigen zu — unterlassen. Seine Anzeige habe auf einem Irrthum beruht. Als der Vereinsamte aus dem Polizeigebäude trat, leuchtete Zufriedenheit aus seinen Mienen: „Ein Narr, der Grauholz; ich hätt' ihm die Frau auch — theurer gelassen!"

Amerikanische Heiratsanzeige: „Ein junger Witwer, sehr gefühlvoll, wünscht sich, da er noch im Trauerjahr sich befindet, mit einer Negerin zu vermählen. Mulattinnen könnten erst vom Herbst ab Berücksichtigung finden."

Aus der Prinzenschule. Professor: „Nun, mit welchem Jahre beginnen die Kreuzzüge?" — Prinz: „Im Jahre 1520!" — Professor: „Die Zahl, Durchlaucht ist ja an sich sehr gut — aber hier passt sie doch nicht ganz genau!"

Prinz (auf die Landkarte zeigend): „Dies ist wohl Spanien?" Erzieher: „Ja, Hoheit! Aber nur von lauter Franzosen bewohnt. Die Spanier selbst wohnen mehr südlich."

Ein Renommist. „Ja, ja, Leute, voriges Jahr war ich sehr krank!" — „Was hast denn gehabt?" — „Gehirnentzündung!" — „Aber Mensch, renommier' doch nicht so!"

Der große Chirurg K. ist Hypochonder. „Mir macht nichts mehr Freude", sagt er eines Tages zu einem Berufsgenossen, „nicht einmal mehr das Abschneiden eines Armes oder Beines."

Der amerikanische Eisenbahnkönig Jay Gould kaufte, wie New-Yorker Blätter berichten, vor kurzem während seiner Anwesenheit in Boston von einem „Newsboy" mit schmutzigem Gesicht eine Zeitung, gab ihm einen Nickel und sagte: „Behalt' die drei Cents, kauf' dir Seife dafür und wasch' dein Gesicht!" Der Junge aber, stolz wie ein — Bostoner, gibt Herrn Gould die drei Cents wieder mit den Worten: „Behalten Sie das Geld und kaufen Sie sich 'n Buch über den guten Ton!" Der Junge war der erste „Mann", der Herrn Gould in seinem Leben imponiert hat.

Warum er abreist. „Herr Baron reisen schon ab?" — „Ja, liebe Milla. Die beste Zeit ist vorüber, was jetzt zur Cur kommt, ist Plebs, Leute, von denen man nicht einmal — eine Kleinigkeit pumpen kann."

Er glaubt's auch. Baron (zu seinem nicht mehr ganz jungen Diener, den er auf einer neuen Fahrlässigkeit betroffen hat): „Ich glaube, Johann, du wirst alt!" — Johann (schmunzelnd): „Glaub's selbst, Herr Baron, — mein Vater selig wurde auch so an die achtzig!"

Wirtshaus-Humor. Gast: „Herr Wirt, dies Beefsteak leidet an einem Übel!" — Wirt: „An welchem denn?" — Gast: „An Größenwahn!"

Professor (in der höheren Töchterschule): „... Ich habe Ihnen, meine Damen, in der letzten Stunde mitgetheilt, dass das Gehirn des Mannes größer ist, als das der Frau. Was schließen Sie daraus, Fräulein Bertha? — Bertha: „Dass es beim Gehirn nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität ankommt!"

Auf keinen Fall. „Mama, darf ich dem Herrn Assessor mein Bild schenken?" — „Aber Kind, das ist doch im höchsten Maße unpassend, auf keinen Fall — darf ich davon wissen!"

und ein reuiger Sünder, und schnell entschlossen, winkte er, wie die Leute sich verliefen, einem Fiaker und fuhr so schnell, wie das nur die Wiener zustande bringen, durch Gassen krumm und grad und über den Donaucanal dem Nordwestbahnhofe zu und leistete dem Rohrbrunner Poldl aus Stronsdorf eine demüthige Abbitte.

Jetzt alle Achtung vor dem lustigen Wiener und vor dem Leser auch, wenn er ihm Beifall klatscht, wie er es verdient hat!

Bücher.

Aufzeichnungen eines Danziger Klosterbruders von Anna Convent z. (Weimar. Jüngst & Comp.) Ein bemerkenswertes Werkchen, bemerkenswert durch den Inhalt und die Form. Der Kampf des nach ewigen Wahrheiten ringenden Geistes gegen das Geldprotzenthum innerhalb einer Patrizierfamilie der guten alten Stadt Danzig oder „Gdancgk" im siebzehnten Jahrhundert, und der Sieg des Geistes durch die Dazwischenkunft des immer in Geldnöthen befindlichen Schutzherrn von Danzig, des edlen Polenkönigs Vladislav — das ist beiläufig der Inhalt, der in fein humoristische Form gebracht wurde. Dadurch, dass ein glücklich charakterisierter, lustiger Klosterbruder jener Zeit die Geschichte niederschreibt, gelingt es der Verfasserin, indem sie sich der damals üblichen Schreibweise bedient, den Schein der Verkünstelung und Verschnörkelung zu vermeiden. Den Absichten der Dichterin kann man allerorts beistimmen, auch der, dass ein Jungfräulein Philosophie betreiben und doch eine gute Hausfrau bei Rocken und Hausherd abgeben kann. Warum soll nicht ein ehrbar Weibsen während des Hantierens mit dem Kochlöffel ohne Bitternus über Nirvana, die getröstliche Brücke über so trüben Erkennens-Strom, sinnieren dürfen? Warum nicht beim Stricken des Strumpfes für den gestrengen Eheherrn das weise Brahmanenwort: „Tat twam asi" — zu deutsch: „Das bist du!" — sich zu Gemüthe führen dürfen? Wenn nur der Braten nicht anbrennt und beim Strumpf nicht der Zwickel vergessen wird. Der vielschönen Leserin wird diese Bemerkung sehr unnöthig erscheinen; sie wird einwenden, dass die Damen es ja nicht nothwendig haben, zu kochen und zu stricken; wozu wären alsdann die böhmischen Köchinnen und die englischen Strickmaschinen auf der Welt? Richtig! Doch trug sich unsere Geschichte zu einer Zeit zu, in der der Rocken noch kein bloßer Zierat in der Kemnate der deutschen Frau war, sondern ein wichtiger Hausrath, der ohne des Platonis erbauliche Meditationes und Metaphysica zum vergnüglichen Schnurren gebracht wurde. —tt—

Die zürcherische Dialectdichtung. Ein Literaturbild von J. C. Heer. (Zürich. J. C. Heer.) Eine fleißige Arbeit, zu der der Verfasser nicht nur Liebe für seinen heimischen Dialect, sondern auch das nöthige Verständnis, die nöthigen Vorstudien mitbringt. Wenn wir nur recht viele so gediegene Arbeiten über deutsche Dialectdichtung hätten! Solche Bücher kommen ja selbst wieder der Schriftsprache zugute, die mit ihrer entschiedenen Neigung, „sich immer mehr zu vergeistigen, lautlich und begrifflich zu verflüchtigen, fort und fort das Bedürfnis hat, gespeist und getränkt zu werden von den lebenden Volksdialecten" — — „den unentbehrlichen und unversieglichen Quellbüchern der Schriftsprache". — Es ist ja die Gefahr nicht ausgeschlossen, dass die Dialecte aussterben und einer künstlich gemachten Allerweltssprache Platz machen; vor dieser Gefahr werden uns vielleicht nur die Dialectdichter und die Dialectforscher, die eine ebenso warmherige Liebe ihrem Dialecte entgegenbringen, wie J. C. Heer, schützen. —tt—

Gedichte von Königsbrunn. Hat die Sucht nach Originalität auf manchen Gebieten der Kunst geradezu Verheerungen angerichtet, ich erwähne nur die moderne Dramen- und Romanliteratur, so ist es andererseits nicht zu leugnen, dass ohne Originalität ein nachhaltiger Erfolg selten möglich ist; dies gilt vor allem in Bezug auf die Lyrik; denn diese wird nicht wie das Drama, der Roman oder das Epos durch das Interesse an der Handlung getragen. Sobald die letztere eine inhaltsreiche und bewegte, die Sprache eine gefällige, die Durchführung eine abgerundete ist, wird die Originalität Nebensache, das einmal gespannte Interesse für das Dargestellte tritt in den Vordergrund.

Den Wiener Schalk aber kitzelte des Mannes einfältige Frage und so antwortete er ernsthaft:

„Ja freilich, Herr Vetter, gleich dort der kleine, vorgebeugte Mann ist's, der die linke Hand auf die Brust legt, als ob ihm das Herz weh thäte. Mit ihm geht der Schiller, der lange, magere, aufrechte; es sind die zwei ja alleweil Dutzbrüder gewesen von den Windeln an, und darum sitzen sie auch nebeneinander im Reichsrathe."

Der Leser weiß wiederum, der Schiller ist schon im Jahre 1805 verschieden, wie der Grillparzer noch ein junger Student war; auch ist er nie im Reichsrathe gewesen, wohl aber hört und sieht man seine Werke im Theater und erhebt sich an ihnen.

Der Landmann aber war überglücklich, die zwei Berühmtheiten einmal leibhaftig sehen zu können, und wie der Spassvogel bemerkte, wie gläubig sein Nachbar sei, da zeigte er ihm in seiner übermüthigen Laune noch ein ganzes Schock von Dichtern und Denkern, Kriegsherren und Landesfürsten, Entdeckern und Erfindern, lauter solche, deren Gebeine schon längst die Erde deckt, den Goethe und den Franklin, den Walther von der Vogelweide und den Anastasius Grün, den Radetzky, der sich sonst in Wetzdorf aufhalte, den Kaiser Karl, der jedesmal aus dem Untersberge bei Salzburg zu den Sitzungen erscheine, aber in Wien natürlich keine Krone tragen dürfe.

Ob all dem strahlten die Augen des Landmannes vor lauter Seligkeit und Begeisterung, und er wäre hoch aufgesprungen vor Entzücken, wäre er nicht eingekeilt gewesen in die sich drängenden Volksmassen.

„Nein" — sagte er — „das hätte ich mir nicht gedacht, dass ich sie alle da finden würde! Ist das eine hellichte Freude! Da muss ich aber gleich nachhause fahren und meinem Weib und meinen Kindern erzählen, wie ich sie gesehen habe und wie ihr mir alles so schön erzählt habt. Ich weiß gar nicht, wie ich euch danken soll; aber kommt ihr einmal nach Stronsdorf, so kehrt beim Rohrbrunner Poldl zu, und nachher gehen wir mitsammen in den Keller!"

Damit drängte sich der Rohrbrunner Poldl kräftig durch die Menge und war im nächsten Augenblicke verschwunden.

Jetzt wenn ich erzähle, der lustige Wiener habe sich nun den Bauch gehalten vor lauter Lachen über den gelungenen Witz, und er habe bis in den Prater hinaus jeden Bekannten am Rockzipfel gepackt und ihm die Geschichte brühwarm aufgetischt, dann bin ich ein Lügner; und wenn sich einige Leser etwa die Hände reiben und sich darob freuen, daß der dumme Bauer in Wien drin'n so angeschmiert worden ist, dann sind sie mir in der Seele zuwieder.

Die Sache ist vielmehr so ausgegangen:

Der vorschnelle Mund des lustigen Wieners machte manchen Spass, von dem sein Herz nichts wusste. So war es jetzt auch gewesen, und darum konnte das Lachen nicht Herr werden über die Schamröthe, die auf einmal sein ganzes Gesicht überzog.

Es dünkte ihm plötzlich, als ob er an einem für alles Große empfänglichen Herzen ein schweres Unrecht begangen hätte, und dass der unwissende Mann eigentlich weit über ihm stände.

Was er hatte belächeln wollen, das kam ihm jetzt unsäglich schön vor, dass nämlich das Volk seine Helden nicht unter dem Rasen im Sarge sucht, sondern, ihres Scheidens vergessend, sie wirksam sieht allfort, wie damals, als sie noch im Fleische wandelten, rechtspendend und trostspendend, heilend und belehrend.

Darum drückte es ihn schwer, dass der gutmüthig vertrauende Mann daheim vielleicht von seinen eigenen gelehrteren Kindern verspottet werden sollte, während doch sein einfältig kindliches Gemüth jene großen Männer mehr geehrt hatte, als dies Tafeln und Standbilder aus Erz und Marmelstein zu thun vermögen.

So wurde der lustige Wiener, dem Zuge seines Herzens und einer besseren Erkenntnis folgend, beinahe schwermüthig

Von dieser Ballade kann kühn behauptet werden, dass sie jedes wahrhaft großen Dichters würdig wäre und zu dem Besten zählt, was die Balladen-Literatur des letzten Jahrzehnts geschaffen hat.

Die Sprache fließt wie ein silberklarer sprudelnder Quell; Entwurf, Dialog, Episoden, Höhepunkt und Katastrophe sind zu einer festgefügten Handlung zusammengeschmolzen und verdienen mustergiltig genannt zu werden.

Diese Ballade interessiert mit der ersten Zeile und ist von einer nicht nur relativ, sondern absolut spannenden Wirkung.

Nach zwei sehr treffenden, kritischen Scherz-Gedichten auf Ibsens „Gespenster" und Tolstoi's „Kreutzer-Sonate", folgt die prächtige Scherz-Dichtung in steirischer Mundart: „Der Versuacher". Der „Heimgarten" wollte diese für ihn wie geschaffene quasi steirisch-biblische Humoreske schon vor Jahren seinen lieben Lesern bringen. Dieselbe wurde jedoch, weil unser lieber Heiland, ohne dass es eine approbierte Erbauungsschrift ist, darin vorkommt, confisciert; heute ist es uns auf dem Umwege über das Ausland möglich, dasselbe im Gefolge mit anderen Gedichten des inzwischen durch seine Novellensammlung: „Tausendluft" und das romantische Gedicht: „Der Mond" schon vortheilhaft bekannten Verfassers zugänglich zu machen.

Und so schließe ich die Besprechung des jüngsten Werkchens unseres Dichters mit dem herzlichen Wunsche, dass dieses Büchelchen raschen und verdienten Eingang in den Leserkreis des „Heimgarten" finden möge.

Die Anerkennung wird nach Goethes Ausspruch: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", nicht ausbleiben.

H. v. R.

Menschen und Schicksale. Von Fritz Lemmermayer. J. C. C. Bruns Verlag. Minden i. W. 1890.

Ein neuer österreichischer Novellist, der berufen sein dürfte, dereinst neben Ebner Eschenbach, Saar u. s. w. seine Stelle einzunehmen. Fritz Lemmermayer ist einer, der die Realität des Lebens mit den Farben der Poesie malt, der als echter Künstler über Gemüth und Leidenschaft, über Zartheit und Derbheit verfügt und einen tiefen Blick thut in die Natur und Seele des Menschen. Als hervorragend müssen die drei Novellen: „Der versetzte Herrgott", „Das Bettelconcert" und „Ein alter Tisch" gelten. „Der versetzte Herrgott" spielt auf Wiener Boden und schildert das Schicksal eines Ehepaares aus den niederen Ständen, das an ihren Lastern und Schwächen allmählich zugrunde geht. Gestalten von Fleisch und Blut sind die Helden. Ernst und tragisch rollt sich ihr Verhängnis ab. Die Erzählung ist in allen Fasern modern, ohne je aufdringlich oder geschmacklos zu werden. Ein sinniges, schlichtes und anmuthiges Stück Seelengemälde bildet die Geschichte des „alten Tisches". Von ergreifender poetischer Macht ist „Das Bettelconcert". Das schwere geistige und materielle Elend des jüdischen Bettelconcertisten und seiner zahlreichen Familie ist mit bewältigender Wahrheit geschildert. Jonathan Schnepf ist ein meisterhaftes Seitenstück zu Ferdinand von Saars Seeligman Hirsch in der gleichnamigen Novelle. „Hamlet im Markt" und „Der Flicktischler" bekunden die dichterische Hand eines gewandten Genremalers. Unter „Erlebtes und Erträumtes" finden wir eine Reihe Skizzen und Stimmungen. Bedeutend ist „Der knurrende Magen". Eine Sammlung von Aphorismen über „Mensch und Leben", „Politik und Geschichte", „Kunst und Philosophie" bilden den Beschluss des Buches. Dieselben sind wahr, ernst und muthig, stellenweise nicht gerade neu, aber durch die Individualität des Verfassers interessant geformt und gegossen.

Hugo Grothe.

Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Aus der Vulgata übersetzt von Dr. Josef Franz von Allioli. (Berlin. Friedrich Pfeilstücker.) Von dieser ganz merkwürdigen Bibelausgabe sind bisher 15 Hefte erschienen. In unserer katholischen Kirche hat vielleicht nur eine übertriebene Opposition gegen protestantische Theorien zur Vernachlässigung der Bibel geführt. Das wird sich ändern müssen, wenn der christliche Geist wieder tiefere und fruchtbarere Wurzeln fassen soll bei den Katholiken. Das Alte Testament ist unwesentlicher; der Christ glaubt das Neue Testament auch ohne besondere Beweise des alten, denn der Glaube bedarf ja wissenschaftlicher Beweise nicht. Indes ist auch das Alte Testament eine unerschöpfliche Fundgrube von Anregung und Belehrung, aber Erläuterungen bedarf es, und diese sind hier in der Pfeilstücker'schen Ausgabe besonders in den beigedruckten Abbildungen, Karten, Plänen u. s. w. gegeben. M.

Dem Fehlen dieser günstigen Momente hat es auch unsere Lyrik zu verdanken, dass sie heute ein Stiefkind geworden ist.

An Stelle der Handlung muss bei dieser Gedankenreichthum, Klarheit und Schönheit der Sprache treten.

Originalität ist es vor allem, welche uns wohlthuend in den Gedichten von Königsbrunn-Schaup in die Augen fällt und noch ehe die Kritik ihr scharfes Mordbeil schwingt, uns fesselt und gewinnt.

Eine ungewöhnliche Klarheit und Glätte der Sprache — es kommt kein Satz, kein Wort darin vor, welches sich nicht durch Prägnanz auszeichnet — erzeugt die Empfindung, als ob keiner der ausgesprochenen Gedanken kürzer und zugleich schöner ausgedrückt werden könnte.

Der Inhalt überragt wesentlich den Umfang, das schlichte Gewand seiner Verse wirkt wie vollgewichtiges Gold.

Dies gilt insbesondere von seinen Tendenz-Gedichten, unter denen ich folgende erwähnen will: „Das Schächerkreuz“, „Kreuz und Lorbeer“, „Zu Hamerlings Heimgang“ und die „Schranken“. Eines derselben sei mir als Beleg für das Gesagte gestattet wiederzugeben:

Kreuz und Lorbeer.

Als Knabe trat ich an des Vaters Hand
Einst in ein stilles, fremdes Kämmerlein.
Ich seh's noch heut': In einer Ecke stand
Ein schwarzes Kreuz auf einem Bücherschrein,

Und auf dem Kreuz ein Kranz von Lorbeer hieng.
So seltsam schien mir diese neue Zier,
Dass keck zu fragen ich mich unterfieng,
Warum der Lorbeer bei dem Kreuze hier.

Der Vater, durch die Frage mein bedrängt,
Verweisend sprach: „Ei, du vorwitzig Kind,
Der Mann, der seinen Kranz ans Kreuz gehängt,
Der that's, weil Leid und Ruhm verschwistert sind.

Wer war der Mann? Ich weiß es nimmermehr,
Was noch der Vater sprach, vergaß ich ganz;
Es sind so viele, viele Jahre her,
Doch deutlich seh' ich Kreuz und Lorbeerkranz.

Ebenfalls in Form und Empfindung gelungen, wenn auch seiner Individualität ferner liegend, sind die rein lyrischen Gedichte; auch sie thun uns wohl durch die Einfachheit und Ruhe der Sprache, die mehr empfindet, als sie sagt, und in der Subjectivität nicht untergeht, sondern durch einen leisen Schimmer von Handlung oder unmerklich eingestreuten Bildern angenehm anregt.

Nur in einem einzigen Gedichte, dem „Geburtstagsgruß“, welcher mit einer wundervollen Beschreibung südlichen Frühlingszaubers beginnt, hat sich unser Dichter zu der verfänglichen Subjectivität einer künstlich erdachten und geschraubt combinierten Empfindung verleiten lassen; dadurch, dass dieses Gedicht einzig unter den übrigen dasteht, tritt der Hauptvorzug der anderen ganz besonders hervor. Als besonders schön, eine Perle rein lyrischen Stiles, möchte ich das kleine Gedicht: „Verlorene Wette“ erwähnen.

Dass auch subjective Empfindung, wenn sie nicht durch unwahre Gefühlsverrenkungen entstellt und entkräftet wird, ergreifen und rühren kann, zeigt uns der Dichter in seinem tief empfundenen Gedichte: „Schnellsiedersang“.

Wenn auch nicht ganz ohne Cynik, doch reizend in Gedanken und Form sind die beiden Gedichte: „Novellenstoff“ und Urzeugung“.

In den beiden Gelegenheits-Gedichten: „Pegaso“ und dem „Prolog zu einem steirischen Künstlerfeste“, zeigt er den form- und geistgewandten Dichter, besonders in letzterem durch die Satire, in der er sich sehr stark erweist.

Können dieselben auch als Gelegenheits-Gedichte keinen wirklichen Anspruch auf poetischen Wert machen, so sind sie doch ein beredtes Zeugnis seines technischen Könnens und seiner geistigen Vielseitigkeit.

Besonders hervorzuheben ist das melancholisch romanzenartig erzählende Gedichtchen: „Ach, wenn du wärst mein eigen.“

Ein Meister der Sprache verdient Königsbrunn deshalb genannt zu werden, weil er die heterogensten Formen mit der Vollendung eines Specialisten behandelt.

Dies zeigt er in den beiden in reimlosen Jamben geschriebenen Gedichten: „Capriccio“ und „Noch klebten die Lippen vom Todesschweiß“. Im „Capriccio“ ist es eine krankhaft überreizte Romantik, in letzterem eine realistische Kraft voll dramatischen Lebens, welche nur der Form, aber nicht mehr dem Inhalte nach Lyrik genannt werden kann, den Leser gefangen nimmt uns bis zum Schlusse fesselt.

Diese beiden Gedichte sind indessen, sowie auch das kleine, herb sarkastische Gedicht: „In der Menagerie“, so gewagt in Gedanken und Darstellung, dass dieselben wohl den meisten Anfechtungen von Seite der Leser ausgesetzt sein dürften.

Die rückhaltsloseste und freudigste Bewunderung jedoch verdienen die beiden Balladen: „Gabrino von Cremona“ und „Die Spitzen“. In der ersten derselben, „Grabino von Cremona“, muthet uns die anmuthige, ruhig fortschreitende und lebendige Handlung, sowie die humorvolle scharfe Charakterisierung an.

Auf der Höhe seines Könnens steht der Dichter jedoch in der Spitzen-Ballade, einer Ballade des großen Stiles.

Die Handlung ist durchaus neu und originell, jedoch infolge ihrer theilweisen Schlüpfrigkeit heikel und schwierig.

mein verständlichsten Schriften Richard Wagners eine kleine Volksausgabe machen. Voran der Meister, dann erst die Jünger. M.

Der Freiberg und Gören bei Meran. Eine Monographie von Fridolin Plant. (Meran.)

Wer für Meran, diesen überaus schönen, geschichtlich und volksthümlich interessanten Ort, eine stille Neigung hat, der möge dieses Schriftchen lesen, es ist ein schätzbarer Beitrag zur Meranliteratur. M.

100 Ausflugsziele von einem Tage bis zu drei Tagen. Für Wiener Naturfreunde und Touristen zusammengestellt von Josef Rabl. (Hartleben. Wien.)

Wem nur eine kurz abgemessene Zeit zur freien Verfügung steht, der müht sich oft lange ab, um eines der verschiedenen Ziele, welche ihm durch den Sinn gehen, in den Rahmen seiner Zeit hineinzubringen. Das vorliegende Buch erspart ihm nicht nur diese Mühe, sondern in den meisten Fällen auch jedes andere Führerwerk; es bietet dem Wiener Reiselustigen 100 Ausflugsziele für ein- bis dreitägige Touren, mit Angabe der günstigsten Reiserouten zur Auswahl an, und wenn damit auch die Fülle lohnender Reiseziele noch lange nicht erschöpft ist, hat der Verfasser doch getrachtet, alle Geschmacksrichtungen zu berücksichtigen.

Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Von P. K. Rosegger. (A. Hartleben. Wien.)

Der langjährige und vertrauteste Freund des heimgegangenen Dichters weiß uns den originellen Menschen und bedeutenden Geist von einer neuen, intimen Seite vorzuführen. Hamerlings persönliche Eigenthümlichkeiten in Lebensführung und Häuslichkeit, sein Verhältnis zu Freunden, zu Frauen, zu jungen Dichtern und Dichterlingen, seine Art zu tadeln, seine Weltschüchternheit und Vereinsamung, seine persönlichen Ansichten über Kritik, Pessimismus, Parteisachen, Antisemitismus, sogar seine Geschäftsführung, seine Erbschaftssorgen u. s. w., endlich seine Krankengeschichte und sein Tod, alles das und noch allerhand anderes ist mit aller Unmittelbarkeit und voll Pietät erzählt. Das Verhältnis der beiden Dichter zu einander ist ein inniges, wahrhaft rührendes gewesen. Das Buch enthält zahlreiche Briefe Hamerlings an den Freund, Gespräche, welche die beiden Männer über allgemein bewegende, sowie über persönliche und ihre literarischen Angelegenheiten miteinander führten, freimüthige Bekenntnisse, die der Verfasser in dem Werke von sich selbst macht, u. s. w. V.

Jugendlaube. Von Hermine Proschko. (Graz. Leykam.) Die „Jugendlaube“ ist im christlich-patriotischen Sinne gehalten und erscheint unter Mitwirkung bewährter Kräfte auf dem Gebiete der Jugendliteratur. Die einzelnen Bändchen der „Jugendlaube“ enthalten einen Bilderschmuck. Als erstes Bändchen erschien soeben: „Bilder aus Habsburgs Chronik.“ Von Dr. Isidor Proschko. Dieses Bändchen bietet zugleich eine wertvolle Erinnerungsgabe zur 600-jährigen Gedenkfeier des Todes des ersten gekrönten Herrschers aus dem Hause Habsburg, Kaiser Rudolfs I., welches in keiner Schul- oder Hausbibliothek bei diesem Anlasse fehlen sollte.

Die weiteren Bändchen, deren 4—6 jährlich erscheinen, werden eine Reihe interessanter, unterhaltender und belehrender Arbeiten von der Herausgeberin und bewährten Jugendschriftstellerin des In- und Auslandes enthalten, nämlich: Erzählungen aus dem Kinderleben und auch historischen Inhaltes, dann Geschichtliches, Reisebilder, Sagen, Märchen, Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten, Wissenschaftliches verschiedener Art, kleine, leicht aufführbare Theaterstücke, für Institute und Familienkreise geeignet.

Wir empfehlen dieses schöne patriotische Unternehmen auf das beste. V.

Die Libertad. Novelle. (Zürich. 1891. Verlags-Magazin.) „Die Libertad“ stellt in knappster Form ein Stück modernen, ja modernsten Lebens dar, den Kampf der Frau um Selbständigkeit. Die drei Frauen, welche ihn unternommen haben, treten uns als Anwalt, Philologe und Malerin entgegen, jede mit ihren eigenen Erfahrungen und Schicksalen. Die gemeinsam verlebte Studienzeit in Paris dient als Hintergrund und Erklärung des Ganzen. V.

Leo N. Tolstojs gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. (Berlin. Richard Wilhelmi.) Heute liegt uns Band I abgeschlossen vor. Er enthält unter dem zusammen-

Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Scheffelbundes in Österreich für 1891. Geleitet von Franz Pomezny. (Wien. A. Hartleben.)

In der That eine reizende Sammlung neuer und neuester Perlen unserer Dichter! Fast alle sind sie gekommen, theils mit ganz wertvollen Beiträgen in Poesie und Prosa. Handschriftliches und Handzeichnungen von Scheffel selbst krönen das Werkchen, welches wir als das vornehmste Jahrbuch, das dieses Jahr in Österreich die Presse verlassen, zu bezeichnen haben. M.

Tauern-Gold. Eine Geschichte aus dem Knappenleben in den Hochalpen. Von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld. (A. Hartleben. Wien.)

In dem unter dem Namen der „Hohen Tauern" bekannten Central-Alpengebirge befinden sich uralte Goldberge. Ihre Geschichte ist zugleich ein Spiegelbild cultureller Zustände, welche den ausgedehnten Zeitraum von den Kelten und Römern bis zur Gegenwart umfassen. In Sagen und Überlieferungen leben die Erinnerungen der glanzreichen Epoche des 15. und 16. Jahrhunderts nach, während welchen in den Thälern von Gastein und Rauris Reichthum und Wohlleben herrschte, wie nirgends sonst wo im Alpengebiete. Seitdem sind Jahrhunderte vergangen, die alten Bergbaue sind größtentheils versiegt, aber in den Vorstellungen des Volkes wirken noch verschollene und vergangene Geschehnisse in märchenhafter Ausgestaltung nach. Die eisigen Höhen, auf welchen die Gletscher lagern, erscheinen verklärt von Sagen und wundersamen Stimmungen, welche die Herzen der Nachgeborenen, die auf dem einst goldreichen Boden wandeln, durchzittern. Mitten in diese Welt der starren Eisströme, der öden Kare und der menscheneinsamen Wildnisse verlegt der Verfasser in einer äußerst spannenden und von brillanten Naturschilderungen durchflochtenen Erzählung Geschehnisse aus halbvergangener Zeit, welche dem Interesse vieler Leser schon aus dem einzigen Grunde nahegelegt werden, als sie sich auf einem Boden abspielen, der von Reisenden vielfach betreten wird. Die Hauptpersonen dieser mit dramatischer Verve und mit bemerkenswertem Erzählertalente geschriebenen Hochlandsgeschichte sind zwei Knappen, deren wundersame Schicksale von umso nachhaltigerer Wirkung sind, als hier Verirrungen von schier unheimlicher Folgerichtigkeit psychologisch meisterhaft gezeichnet sind. Neben der Charakterzeichnung der Hauptacteure machen sich lebenswahre Scenen aus dem Knappenleben in jenen eisigen Wildnissen angenehm bemerkbar. Allenthalben begegnen wir hier Menschen, die ebenso mit ihren eigenen, von den Bildern des Wahnes und Truges erfüllten Vorstellungen, als mit den Schrecknissen einer wilden, unerbittlichen Natur zu kämpfen haben. V.

Sind die Reichsdeutschen berechtigt und verpflichtet, das Deutschthum im Auslande zu stützen? Von Karl Pröll. (Kiel. Lipsius & Tischer. 1891.) In markiger Sprache, voll Begeisterung für das Deutschthum und voll harter Schärfe gegen dessen Feinde unternimmt der bewährte Vorkämpfer des geistigen All-Deutschlands, Karl Pröll, in dieser Schrift einen neuen Waffengang. Er erörtert sein Thema nach folgenden Gesichtspunkten: Volkszahl, Nationalgebiet, geographische Position, Grenzvertheidigung, Bündnisfähigkeit, Cultur, Wirtschaftsausdehung und nationales Innenleben. V.

Gesundheitslehre für das Volk. Von Dr. Hoeber. (Wien. K. Fromme.) Wenn jemals ein ausgeschriebener Preis dem vollen Verdienste zugefallen, so war's bei Dr. Hoeber der Fall, dessen Leistung zugleich dem gehobenen Anlasse des Preisausschreibens vollkommen entspricht. Die zweite Auflage ist mit dem Capitel: „Entwickelung und Lehre von den Bakterien" bereichert. Somit stellt es ein Volksbuch in des Wortes bester Bedeutung dar, welches die hygienische Richtung mächtig zu fördern verspricht. Das Buch ist im Feuilletonstil geschrieben und behandelt in 20 Briefen die wichtigsten und interessantesten hygienischen Fragen in leicht fasslicher Weise. V.

Wagnerianer-Spiegel. Eine Charakteristik der wirklichen wagnerianischen Geistesarbeit und Weltanschauung, dargestellt durch hundert Aussprüche aus den Schriften der namhaftesten Wagnerianer, gesammelt von Hans Paul von Wolzogen. (Hannover. Louis Örtel.)

Das Büchlein in allen Ehren. Doch noch lieber als die „Wagnerianer", hätten wir Wagner selbst gehört. Noch lieber als Aphorismen über Wagner, wären uns Aphorismen von Wagner gewesen. Vielleicht möchte man doch von den besten und allge-

und reichen Phantasie heraus schuf, dabei aber nie vergaß, daß es in keiner Kunst so sehr des Wissens und Könnens bedarf, um die Idee ins Leben umzusetzen, als in der seinen. Wie in die berühmten Meisterschulen vergangener Jahrhunderte, wanderten die Schüler aus allen Ländern zu ihm. Denn sein Ruf ging durch ganz Europa und darüber hinaus, und wo es galt, eine Frage seiner Kunst zu entscheiden, da wurde er gerufen und sein Wort entschied. Tausendfach sind die Spuren dieses Mannes, der keinen höheren Zweck kannte als die Arbeit, und kein höheres Ziel, als sein reiches Können ganz dem Wohle seiner Mitbürger zu weihen. In mannigfachen Stellungen des öffentlichen Lebens hat er seine Einsicht, Erfahrungen und Thatkraft wichtigen Zwecken in stets ausgezeichneter Weise gewidmet. Er, der gelernte Künstler, hat es nicht verschmäht, selbst Meißel und Schlägel in die Hand zu nehmen und seine Laufbahn beim Handwerk zu beginnen. So mehrte er sein Verständniß für das Volk, so schärfte er seinen Blick für die Erkenntniß der Wesenheit des Volkes. Darum wurden er und seine Werke auch so sehr vom Volke verstanden und die Steine sprachen zum Volke, wie er es als das Ideal seiner Kunst angestrebt hat. Weitbekannt in allen Kreisen der Bevölkerung, war er der Schöpfer so vieler Meisterwerke, so vieler Stätten der frommen Erhebung des Herzens, der Wiedererbauer des Stephansthurmes, der Erbauer des Rathhauses, des alten und neuen Wahrzeichens der Stadt Wien. Wir wollen die volksthümliche Gestalt des großen Meisters im Volke erhalten, wir wollen ihm aber im Namen der ganzen kunstbegeisterten Menschheit unsere Huldigung darbringen, denn es heißt: „Ehret Eure Meister!" An Alle geht unser Ruf und unsere Bitte! Jede Gabe wird willkommen sein, denn jede ist eine Liebesgabe zur Ehre und zum Ruhme des unvergeßlichen Künstlers."

Auch in Graz, wo der große Künstler eine seiner ersten Kirchenbauten ausführte, hat sich aus Verehrern und Schülern des Meisters ein Comité constituirt, welches bestrebt ist, für das in Aussicht genommene Monument Geldmittel zu sammeln, und sich daher erlaubt, alle Verehrer des genialen Meisters aufzufordern, ihr Scherflein beizutragen, damit den Manen des Dahingegangenen ein seiner Bedeutung würdiges Monument errichtet werden könne.

Graz, im Mai 1891.

Das Grazer Local-Comité für die Errichtung eines Schmidt-Denkmales.

Der Obmann:
Dr. Ferdinand Portugall,
Bürgermeister.

Der Obmann-Stellvertreter:
Josef Wastler,
k. k. Regierungsrath, Rector der k. k. technischen Hochschule.

Der Cassier:
Moriz Putschar,
städt. Ober-Ingenieur u. Obmann d. polytechn. Club.
Dr. Franz Bayer,
Bürgermeister-Stellvertreter.
Hans Brandstetter,
Bildhauer.
Dr. Julius von Derschatta,
Reichsraths-Abgeordneter.
Adolf von Gabriely,
k. k. Regierungsrath, Prof. an der k. k. techn. Hochschule.
Johann Graus,
Professor im f. b. Priesterhause, f. b. geistl. Rath, k. k. Conservator.
Dr. Wilhelm Gurlitt,
Professor der k. k. Universität.
Franz Ritter von Hochenburger,
k. k. Oberbaurath.
Georg Hönel,
Ingenieur, Stadt-Baumeister.
Alexander Koller,
Bürgermeister-Stellvertreter.

Der Schriftführer:
Johann Wist,
Architekt, Professor der k. k. technischen Hochschule.
Carl Laužil,
Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule.
Ferdinand Ludwig,
Reichsraths-Abgeordneter.
Dr. Eugen Netoliczka,
k. k. Statthalterei-Rath.
Carl von Raab,
Chef-Redacteur der Grazer „Tagespost".
Hermann Scanzoni,
Architekt, Ober-Ingenieur.
Dr. Moriz Ritter v. Schreiner,
st. Landes-Ausschuß.
Heinrich Schwach,
Director der l. Zeichen-Akademie.
Leopold Theyer,
Architekt, Professor der k. k. Staatsgewerbeschule.
Dr. Franz Zistler,
k. Rath, Chef-Redacteur der „Grazer Zeitung" und „Grazer Morgenpost".

Beiträge übernehmen alle hier angeführten Herren **Comité-Mitglieder**, die Redactionen der **Grazer „Tagespost"**, der **„Grazer Zeitung"**, der **„Grazer Morgenpost"**, die k. k. Universitäts-Buchhandlung der Herren **Leuschner & Lubensky**, das Bankhaus **Neuhold**.

Die Spenden werden öffentlich ausgewiesen.

fassenden Titel „Lebensstufen" die drei in innerem Zusammenhang stehenden Erzählungen „Kindheit", „Knabenalter", „Jünglingsjahre". Es ist eine wahre Erfrischung, dieses Werk des großen russischen Dichters zu lesen, nachdem man in jüngster Zeit nur Mystisches und Unklares von ihm empfangen hat. Die „Lebensstufen" sind keineswegs, wie man wohl in Deutschland oft las, eine Selbstbiographie Tolstojs, sie sind vielmehr, wie uns der Herausgeber in einer kurzen Einleitung erläutert, ein ganz selbständiges Dichtwerk, in dem natürlich die Lebenserfahrungen des Dichters einen wesentlichen Antheil bilden. Man darf aber keineswegs das von dem Helden dieser Geschichten, Nicolaj Irtenjew, Erzählte als die Schicksale Tolstojs ansehen. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Viola Tricolor und andere Novellen von Karl Guntram. (Dresden. E. Pierson. 1891.)

Trutznachtigall. Von Karl Henkell. (Stuttgart. J. H. W. Dietz. 1891.)

Geschichte der Impfung von Lady Montague bis zu Jenners Tod. Nach englischen Quellen von Adolf Graf Zedtwitz. (Dresden. F. E. Bilz. 1891.)

Das moderne Tarokspiel. Eine Anleitung zur gründlichen Erlernung desselben nebst zahlreichen erläuternden Beispielen. Von K. Werner. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (A. Hartleben. Wien.)

Die schlimmen Brüder. Schauspiel in vier Acten und einem Vorspiel von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1891.)

Das neue Buch der Natur. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (Mit circa 400 Illustrationen, darunter zahlreichen Vollbildern.) (Wien. A. Hartleben. 1891.) In 35 Lieferungen.

Moderner Todtentanz. Kohlen-Skizzen von Karl Pröll. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1891.)

Die Seewiese. Ein Märchen aus Alt-Aussee. Von Hermann Maerheim. (Wien. Karl Konegen. 1891.)

Scherzgedichte. Von Johannes Trojan. Zweite neubearbeitete Auflage. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1891.)

Mein Elsaſs. Skizzen und Novellen von Hermann Stegemann. (Colmar. Max Wettig. 1891.)

Gesammelte Schriften von Otto Ludwig. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1891.) Zwölfte Lieferung.

Seltsame Geschichten. Ein Liedercyclus von Richard Zoozmann. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Aus dem Großstadtbrodem. Von Wilhelm Arent. (Zürich. Verlags-Magazin. 1891.)

Drei Weiber. Von Wilhelm Arent. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Eine epochemachende Neuheit auf dem Gebiete des Schul-Unterrichtes! **Religions-Unterricht in Tabellen.** Von Adalbert Falinski, Priester der Erzdiöcese Wien. I. Katechismus. (Wien. Drescher & Comp.)

Aufruf.

In der Reichshauptstadt hat sich ein Comité gebildet, welches sich zur Aufgabe stellt, dem verstorbenen Dombaumeister **Freiherrn von Schmidt** in Wien ein Denkmal zu errichten. Dasselbe hat folgenden Aufruf erlassen: „Alsbald nach dem tiefbetrübenden Hingange des großen Meisters Friedrich Schmidt ist aus der Bewunderung für den genialen Künstler und aus der Liebe zu dem edlen Menschen der Wunsch laut geworden, ihm ein Denkmal zu setzen. Hat auch seine Kunst selbst dafür gesorgt, dass sein Name in die Zukunft getragen wird, so soll ein Denkmal Zeugniß ablegen von der Verehrung und Dankbarkeit seiner Zeitgenossen für immerdar. Mit heiliger Begeisterung hat er die Ueberlieferungen seiner Kunst in seinen Werken weitergetragen und in hinreißenden Worten fortgepflanzt in einen Kreis kunstbegeisterter Schüler. Er war ein Meister alter Art, der nur aus sich selbst, aus seiner starken Empfindung

Heimgarten

11. Heft. August 1891. XV. Jahrg.

Die Nordpolfahrer.

Eine Erzählung von Hans Malser.

„Hoi ho! nach dem Nordpol! Seemannsrecken! wer will mit?“ so scholl es im weiten Hafen, und von Kiel zu Kiel, von Mast zu Mast tönte der Ruf. Aus Kajüten kamen sie hervor, von den Takelwerken kletterten sie nieder, auf Jollen glitten sie heran, die schwarz- und rothbärtigen Männer in ihren blaugestreiften Zwilchkleidern. Sie sprangen ans Ufer taumelnd fast, man merkte, sie waren bei den Landratten nicht daheim. Sie eilten einem Gebäude zu, das, sonst als Warenmagazin verwendet, heute einem anderen Zwecke diente.

Auch aus der Stadt, aus den finsteren, schmutzigen Gassen der Arbeiterviertel hasteten Leute heran und dem Gebäude zu; es war zumeist verkommenes Volk in Lumpen und Verwilderung, roch nach schlechtem Tabak und Brantwein.

Spähend, lauernd und einander stoßend und drängend, kämpften sich diese Massen durch die Schubthüren des Gebäudes. Aber Weiber und Kinder wurden zugewiesen, und diese schrien und fluchten und klagten, dass man Männer, Väter und Söhne ihnen entreiße.

Im Gebäude wurden Theilnehmer zu einer bevorstehenden Nordpolfahrt geworben.

Man bedurfte abgehärteter Matrosen, tüchtiger Handwerker, gediegener Gelehrter; die Polarfahrt, durch die Hochherzigkeit einzelner Cavaliere und den Gemeinsinn des Volkes ausgerüstet, sollte im Namen der Wissenschaft unternommen sein. Das stolze Schiff, der „Siegfried“, eigens zur

Postkarten des „Heimgarten".

F. G. L., Wien: Die ganze Größe von Hamerling's „Homunkulus" ist bisher noch nicht gewürdigt worden. Wer dieses Werk nicht in seiner großen und tiefbedeutsamen Einheit auffasst, der kann auch die einzelnen Abschnitte nicht verstehen. Absolut missverstanden haben z. B. die Antisemiten das Capitel „Im neuen Israel". In diesem Abschnitte sind die Juden charakterisiert und ihre schlimmen Eigenschaften verspottet, sowie in dem Werke ja auch die Auswüchse der modernen Geschäftswelt überhaupt, des Professorenthums, der Literaten, der Pessimisten und selbst die Eigenschaften der modernen Frauenwelt auf das unbarmherzigste gegeißelt werden. Wo kommt in dem Capitel: „Im neuen Israel" auch nur eine leise Andeutung vor, dass man die Juden rechtlos machen, ausweisen, verfolgen solle? Im Gegentheile, diese Bestrebungen der Antisemiten bekommen im „Homunkulus" manchen Nasenstüber. Siehe Seite 116, Zeile 7, Seite 148 und 149, Seite 206, Zeile 22, Seite 210, Zeile 15, Seite 211, Zeile 24, Seite 225, Zeile 23 u. s. w. Aus all diesen Wendungen geht doch wohl klar hervor, was der Dichter von den Antisemiten hielt. Es war fast possierlich zu sehen, wie die „Unverfälschten" durch fortwährenden demonstrativen Abdruck der nach ihrer Meinung antisemitischen Stellen aus „Homunkulus" die lebhaftesten Anstrengungen machten, um zu beweisen, wie vollkommen ihnen der Geist dieses grandiosen Werkes mit sieben Siegeln verschlossen ist.

R. L., Wien: Jede Ehefrau ist bettelarm. Jede wird zu ihrem Gemahl sagen: Ich habe nichts anzuziehen. Und selbst wenn sie alle Kisten und Kästen voll Kleider hat, es bleibt dabei: Ich habe nichts anzuziehen. — Hat Stettenheim mit diesem Ausspruche recht oder nicht? Lassen Sie unter den Eheherren abstimmen. Gerade die Bestsituierten werden Frauen besitzen, die nichts anzuziehen haben. Frauen wissen, dass es recht kleidsam ist, sich manchmal kleine Blößen zuzugestehen.

H., Graz: Diese schönste der Geschichten „Josef und seine Brüder" lässt sich mundartlich für den Spass nicht gut behandeln.

F. M., Schluckenau: Besten Dank für die dem Herausgeber gewidmete so hübsche Composition zum Veteranen-Bundesliede.

A. S., Pfäffikon: Für die Aschenurne vielen Dank. Dieselbe wird, da bei uns die Leichenverbrennung noch nicht eingeführt ist, einstweilen als Cigarrenaschenbecher verwendet.

K. R., Donnersbachwald: Prächtig war der große schwarze Vogel! Allein ein solcher ziert weniger fein die Schüssel eines Pfingstmahles, als die Wipfel eines oberländischen Bergwaldes. Nichtsdestoweniger Dank.

F. K., Trofaiach: Schönsten Dank für die Widmung.

Vielen Anderen dasselbe. Können aber all die schönen Sachen nicht in ihrem vollen Maße würdigen.

* Bitten unaufgefordert Manuscripte nicht schicken zu wollen. Wir bürgen nicht dafür. Es ist bei uns unmöglich, all die Handschriften unter Dach und Fach zu bringen, geschweige sie zu lesen, zu beurtheilen oder gar zu drucken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Sprechenden stand und jedes Wort mit Gier erfasste. Dieser aufmerksame Zuhörer war ein etwa vierundzwanzigjähriger Jüngling von seltener Schönheit. Das blaue Auge und das ein wenig gebräunte Gesicht und die vollen lebensfrischen Lippen, über denen ein weiches, blondes Schnurrbärtchen lag, und die hohe männliche Stirne gaben ihm ein gar anmuthiges Wesen. Nur schade, dass er die goldigen Locken nicht mehr trug, die ihm vor fünf Jahren noch so reizend auf die runden Schultern niedergewallt waren. Damals hießen sie ihn allerdings in seiner Vaterstadt den schönen Waldemar. Er war armer Eltern Kind und schon in seiner frühen Jugend zur Handarbeit gewiesen. Kaufleute und Künstler fahndeten nach ihm und wollten mit dem schönen, verwendsamen Jüngling ihr Geschäft machen. Das verdross den Burschen, auch war ihm das Weibervolk, das ihn allerwärts umschmeichelte, vom Herzen zuwider; er beschloss, der Stadt den Rücken zu kehren und sich dem Seemannsleben zu widmen. Damals musste er sich auch die goldenen Locken beschneiden. Er war seither im Dienste des Hauses Grüneberg zweimal in Ostindien gewesen; das zweitemal hatte er selbst am Steuerrade stehend das Kauffarteischiff der Heimat zugeführt.

Mittlerweile war die Tochter seines Kaufherrn zur Jungfrau herangewachsen, und als der gute Waldemar die liebliche, heitere Litta sah und sie ihm freundlich lächelte, da vergieng ihm alles Orientierungsvermögen, und er steuerte dem Leuchtthurme dieses Frauenherzens zu, ohne zu untersuchen, ob derselbe im sicheren Hafen oder auf schroffem Felsen stand.

Unter dem Schutze seiner Anmuth wusste Waldemar dem Mädchen zu nahen, und im Zeichen seiner muthigen Seemannsstirne wagte er es, der Jungfrau seine Neigung zu bekennen. Litta, von manchem bereits umworben, ließ ihre zarte Hand nur von dem schönen Schiffer küssen. Herr Grüneberg aber war des nicht zufrieden.

„Lieber Freund!“ sagte er eines Tages zu Waldemar, als es dieser in seiner jugendlichen Begeisterung gewagt hatte, um Littas Hand zu bitten, „lieber Freund, ich glaube, Ihr Amt, dass Sie mit Ihren Händen nach der Weisung des Capitäns das Steuer leiten, macht Sie kühn, verführt Sie zu Thorheiten. Sie sind ein gewöhnlicher Schiffsarbeiter, vergessen Sie das nicht! Wenn Sie aber einmal Officier geworden und den Obliegenheiten eines Steuermannes thatsächlich gewachsen sind, dann vielleicht mögen Sie anfragen.“

Das war ein gewichtig Wort. Schiffsofficier! Steuermann! das war ein hohes Ziel. Waldemar, der arme Bursche, musste alltäglich um sein Dasein kämpfen und sah keine Möglichkeit, die Seemannsschule besuchen zu können. Sein so prächtig vom Stapel gegangenes Liebesglück hatte Schiffbruch gelitten, oder zum mindesten, es saß auf einer Sandbank. Trostlos irrte Waldemar in den rauschenden Straßen der großen Seestadt umher; unter all der Pracht und Herrlichkeit kam er sich gar verlassen vor, und wie einen heimlosen Hund getreten und für nichts geachtet. Er fluchte der Armuth und er fluchte dem Reichthum und er sehnte sich nach dem Segel, das ihn wieder hinausführen sollte auf das hohe Meer.

Aber Waldemar wollte nicht mehr unter der Flagge des Kaufherrn dienen, der ihn abgewiesen; gleichwohl musste sich der Bursche sagen: der Mann konnte und durfte nicht anders handeln, und für den armen Jungen gäbe es denn einmal sonst kein Ding, als die Thorheit aus dem Kopf und die Lieb' aus dem Herzen zu schlagen.

Aber Litta mag ihn ja leiden und auch sie, die Tochter, stürzt der herzlose Mann in die Verzweiflung.

Expedition erbaut, stand bereits ausgerüstet im Hafen, reich beflaggt mit Farben der civilisierten Länder. Die Politik, die anmaßende und eigennützige, musste diesmal schweigen; nicht Deutschlands oder Frankreichs, nicht Europas oder Amerikas war die Fahrt gegen den Pol: sie gehörte der ganzen Welt, denn die Wissenschaft ist und sei allgemein, wie das Sonnenlicht.

Seitdem durch die Chinesen die magnetische Kraft entdeckt worden und seit der Italiener Flavio Gioja (um das Jahr 1302) den Compass erfunden, weist die Magnetnadel nach Norden, — ein ewiger Fingerzeig nach dem Geheimnisse des Poles. Die Gestirne kreisen über Ost und West; die Völker ziehen von Ost nach West; aber was muss dort in den Nächten des Nordens sein, dass die zitternde Eisenspitze so ruhelos dahinstrebt? Und so liegt's im Menschenherzen, dass wir die Erdenheimat, die uns Gott angewiesen, bis auf den letzten Winkel kennen lernen wollen. Oftmals schon ist versucht worden, nach den Polen der Erde vorzudringen, um zu sehen, ob dort feste Länder oder offene Durchfahrten gegen die andere Seite der Weltkugel hinüber, welche Naturerscheinungen dort vorkämen, oder ob und in welcher Weise aus jenen Himmelsstrichen etwas Nutzreiches für die menschliche Gesellschaft zu holen wäre. Die einzige Erfahrung war, dass die Pole mit ewigem Eise umgürtet seien und ein weiteres Vordringen gegen dieselben zur Unmöglichkeit gehöre. Das wollte der Schiffshauptmann Prachwald nicht glauben. Dieser Mann gab Anregung zu einer neuen Expedition, und als dieselbe gesichert, übernahm er die Führerschaft. Prachwalds Hauptsorge war nun, in der deutschen Seestadt eine tüchtige, taugliche Bemannung zu werben.

Das große Gebäude am Hafenplatz war gedrängt von Seemannsleuten und Landratten. Da erschien Hauptmann Prachwald.

Ein Theil der Versammlung murrte, Prachwald trug weder die Officiersuniform, noch die Seemannstracht, in einfachen, schwarzen Tuchkleidern stand er da und sprach.

Als er den Zweck der Nordpolfahrt und die Verdienste der Theilnehmer an derselben dargethan hatte, schilderte er in Matrosenausdrücken die Gattung dieser Expedition in den schwärzesten Farben. Er sprach von den monatelangen Nächten, von der grimmigen Kälte, von den Entbehrungen und Gefahren, wies hin auf die jahrelange Abgeschlossenheit von den Menschen, auf die Unmöglichkeit, denselben Nachrichten zukommen zu lassen oder solche zu erhalten.

Der Redner schwieg eine Weile und forderte dann die Männer, welche gesonnen wären, die Fahrt mitzumachen, auf, ihre Hände zu erheben.

Da trat eine schwere Stille ein, und siehe, der erhobenen Hände waren nur wenige. Die große Masse strömte zu den Thüren hinaus. Kaum an hundert Männer waren geblieben. Das jedoch waren derbe, trotzige Gestalten.

Ein noch junger, aber stämmiger Mann, der an einer Ecke stand und mit geballten Fäusten finster dreinstarrte, übertraf ungeachtet seiner feineren Kleidung alle übrigen an Derbheit und Trotz. Die Glieder dieses Mannes waren massig und kraftstrotzend, aber das Antlitz war blass; dichtes, gekraustes Haar und ein junger schwarzer Bart umwallte es, und in den großen, tief- und finsterliegenden Augen sprühte ein Feuer, als wäre es entzündet, um die Eisberge des Poles zu schmelzen. Wie eine Bildsäule stand er da und hatte die scharfen Lippen fest zusammengekniffen. Er schien nicht auf die Worte des Capitäns zu achten; er lauerte gegen einen anderen jungen Mann hin, der nahe an dem

Mannes bedarf! und endlich stellte sich Robert auch an das Steuerrad, um zu zeigen, was in ihm stecke. Aber siehe, da war es wieder der schöne Waldemar, der sich ihm überall vordrängte und wie ihm zum Trotze alles besser zu machen wusste. Robert musste wieder in seine finstere Kammer. Den Waldemar aber konnte er nicht mehr ausstehen, und wenn er seinen Hammer auf den glühenden Stahl sausen ließ, so bildete er sich ein, der Stahl sei Waldemars Haupt — und siehe, da lieferte er gute Arbeit.

Als endlich das Schiff mit den beiden Burschen in die Vaterstadt zurückkehrte, da war eine seltene Gelegenheit für Robert, sich an Waldemar, an dem Schiffscapitän und an allen seinen Genossen zu rächen. Ein alter Oheim war gestorben, nachdem er Robert Wackar zum Erben eines bedeutenden Vermögens und eines hübschen Landhauses gemacht hatte. Am liebsten hätte nun Robert den Waldemar und alle Schiffsgenossen, die ihn missachtet hatten, zu einer großen Tafel eingeladen, um ihnen seine Stellung und Herrschaft fühlen zu lassen; allein, er beschloss, mit solchen Menschen nichts mehr zu thun haben zu wollen, sich hingegen aber mehr und inniger in der vornehmen Gesellschaft zu befestigen. Zu diesem Zwecke führte er ein großes Haus, gab Feste, und da wuchsen ihm die Freunde wie Pilze aus der Erde.

Nun dachte Robert Wackar aber auch ans Heiraten, und indem er eine schöne, reiche Braut suchte, fiel sein Auge auf die Kaufherrntochter Litta. Der Kaufherr war für diesen so vermögenden Eidam schier gewonnen, auch Littas Bruder, Oskar, lobte den Hengsten, welchen ihm Robert zum Geschenke gemacht hatte — allein das Mädchen wollte von dem Freier nichts wissen. Litta war ein kühnes Kind und sagte es offen, wenn man ihr denn zutraue, dass sie schon an einen Mann denken solle, so wisse sie bereits einen, der ihr gefiele. — Bald erfuhr es Robert, sein Nebenbuhler und Bevorzugter sei auch hier wieder der schöne Waldemar. Oskar meinte zwar, der junge bettelhafte Mensch sei leicht beiseite zu schieben; allein der Kaufherr sagte, Princip sei es ihm gerade nicht, einen reichen Schwiegersohn zu haben, er müsse billigerweise doch auch seinem Kinde einige Wahl lassen, und hätte sich Waldemar nur erst eine anständige Stellung verschafft, so könne er, der Vater, eigentlich gegen ihn nichts einzuwenden haben.

Nun sah es Robert wohl, hier galt's einen Kampf mit seinem Nebenbuhler, einen Kampf auf Leben und Tod. Littas Bruder hatte er gänzlich zum Verbündeten gewonnen.

Oskar jedoch war geschmeidigerer Natur als sein anzuhoffender Schwager, er meinte, Gewalt tauge hier nicht, aber List . . .

Es war jedoch ganz überflüssig, als sich eines Tages Oskar auf der Gasse zu dem betrübten Waldemar gesellte und Folgendes zu ihm sagte:

„Guter Freund, Sie dauern mich von Herzen, aber Sie kennen meinen Vater; er ist unbewegsam in dem, was er einmal will und sagt. Und mein Vater äußerte gestern: Wenn er zu den Helden der Nordpolexpedition geht und kehrt siegreich zurück, so soll er mein Eidam sein. Und, Waldemar, er meinte Sie."

Das war aber überflüssig, Waldemar war mit sich bereits völlig einig, dass er die große Fahrt im Dienste der Wissenschaft mitmachen wolle. Er hatte sich zum Zwecke der Aufnahme eben erst ein ärztliches Zeugnis seiner vollkommenen Gesundheit und körperlichen Tüchtigkeit ausstellen lassen.

Oskar kam triumphierend zu seinem Freunde und rief: „Er geht und kehrt nicht mehr zurück; nicht mehr oder zu spät. Ehe ein Jahr vorbei: Schwager Robert!"

— Der Schiffe liegen heute im Hafen, die morgen in den Weiten treiben, die jeden aufnehmen, keine Verantwortlichkeit geben, aber auch keine fordern. Die Jungfrau entführen! —

Der Gedanke war groß. Aber Waldemars Charakter war größer. — Übe Treu' und Redlichkeit! — So hieß die ganze Erbschaft Waldemars von seinem Vater. Muss er die Geliebte denn fahren lassen, das beste von ihr, die Liebe wird ihm bleiben. Diese will er bewahren, sie soll in seiner Lebensnacht der freundliche Stern sein. Und nun wieder dem gemeinsamen Streben der Menschheit zu und den Kampf nach dem Ziele weiter gerungen!

Waldemar, streng gegen sich selbst und unerschütterlich in dem, was er beschloss und ihm nöthig schien, war mit sich im Reinen. Die Tochter des Kaufherrn war es nicht.

Und zu dieser Zeit wurde für die Nordpolfahrt geworben. Da kamen alle Heimat- und Glücklosen herbei; durch fremde oder eigene Schuld zugrunde gegangene Existenzen, Schelme, Gesindel, Leute mit einer dunklen Vergangenheit fanden sich ein, um der verhassten Stätte ihres Elendes zu entfliehen und die abenteuerliche Fahrt dem schimmernden Polarsterne entgegen mitzumachen.

Aber des Hauptmannes lebendige Schilderung von den bevorstehenden Beschwerden und Nöthen der Expedition sonderte den Spreu von dem Korne. Kaum hundert Personen waren im Saale verblieben. Und als Prachwald noch einmal das Wort ergriff und sagte: „Im allergünstigsten Falle werden wir nach Jahren zurückkehren mit verfrorenen Gliedern, mit zerrissener Gesundheit, vielleicht nur mit dem nackten Leben!“ da entfernten sich auch noch von diesem Reste zwei Drittheile; aber in den Augen der wenigen noch übriggebliebenen leuchtete die Glut der Begeisterung.

Der so auffallend finstere Mann mit dem sprühenden Auge stand immer noch unbeweglich in der Ecke; er hatte weder Miene gemacht, den Saal zu verlassen, noch die Hand erhoben. Die Nordpolfahrt gieng ihn auch gar nichts an, er hatte Geld; Geld aber gilt nicht dort im arktischen Eise. Der Finstere war da, um den jungen Mann zu belauern, den sie den schönen Waldemar hießen, und den er als einen Todfeind glühend hasste.

Er hieß Robert Wackar; man hatte ihn nie den Schönen genannt, wohl aber den Wilden und den Ehernen, der unbeugsam war und bei jedem leichten Schlage Funken gab. Man hatte ihn nie verhätschelt und gefördert, wohl aber unterschätzt und unterdrückt. Auch Robert war armer Leute Kind; seine Eltern waren aus Italien eingewanderte Arbeiter und starben, noch bevor sie ihren Sohn erzogen und geborgen hatten. Robert hatte dann die Schlosserei gelernt und war als Schlosser zu den Seeleuten gegangen. Er befand sich manches Jahr auf einem und demselben Schiffe mit Waldemar, den er anfangs wie einen Bruder lieb hatte. Freilich nicht lange; der anmuthige, heitere Waldemar wurde in den Kreis der Schiffsofficiere gezogen und bei jeder Gelegenheit bevorzugt; den stillen, verschlossenen Robert ließ man unbeachtet in seiner finsteren Werkstatt und bürdete ihm Arbeit über Arbeit auf. Da warf er eines Tages den Hammer an die Wand und sprang auf das Deck und wollte, wie er sagte, eine Stelle im Tageslichte haben. Der Capitän wies ihn zu seinem Handwerk zurück, da wollte er sich in das Meer stürzen. Was ließ sich mit dem überspannten Burschen anfangen? Es wurde versucht, ob er im Takelwerk zu verwenden sei; da gieng Robert in seiner Selbstüberschätzung sogar zum Loggbrett, durch welches die Geschwindigkeit der Fahrt bestimmt wird, und welches zu den Messungen eines außerordentlich geübten und verläßlichen

den Garten und durch die finsteren Lauben hin. „Herr Jesus, bewahre mich!“ stammelten seine Lippen, aber seine Hand haschte nach dem Griffe des Dolches. Alle Farben des Lichtes tanzten ihm vor dem Auge, als platzte eine Granate vor seiner Stirne. Ein wüster Sturm rüttelte in den Eichenkronen. Athemlos raste Robert hin, wie eine vom Sturme getragene Flamme, kaum berührten seine Füße den Boden. — Hei, da hielt er an, dort hinter dem Strauchwerke war wieder die Gestalt. Stöhnend vor Begier stürzte Robert auf sie zu und stieß ihr den Dolch in die Brust . . .

— — — — — — —

Unter Blitz und Donner und unter dem Strome des Regens floh Robert Wackar dem Hafen zu. Er wollte dem Mörder entfliehen — dem Mörder in seiner eigenen Brust. Er empfand es: sein eigenes Leben war jetzt zugrunde gegangen, da jener todt im Haine lag. Litta war vergessen. Den langen, schmalen Damm raste er hinaus, um sich in die See zu stürzen. Doch siehe, dieser Weg führte ihn schnurgerade dem „Siegfried“ zu.

Da gieng dem Fliehenden ein Gedanke auf: „Mörder, setze dein Leben für ein Gutes ein, ziehe mit nach dem Nordpol!“

Um Mitternacht, eine Stunde vor der Abfahrt, begehrte Robert Wackar Einlass auf dem „Siegfried“. Es war eine lebhafte Unterhandlung; Hauptmann Prachwald wollte den Mann nicht aufnehmen. Da trat ein zweiter Officier dazwischen; dieser kannte den Bewerber als einen, wenngleich rauhen, so doch redlichen Charakter, der bereits größere Seereisen mitgemacht und auf denselben das Schlosserhandwerk betrieben habe. Der Officier meinte, obgleich die Mannschaft auf dem „Siegfried“ vollzählig wäre, so dürfte vielleicht ein zweiter Schlosser doch nicht von Überfluss sein; auch sei in den letzten Tagen ein angeworbener Matrose an einem Augenleiden erkrankt, der sohin nicht an Bord gehen könne. Der neue Bewerber, eine so kräftige und wohl auch abgehärtete Natur, sei denn anzunehmen.

Robert Wackar ward Mitglied der Nordpol-Expedition.

Das Glöcklein schrillte; die Mannschaft erwiderte den vielstimmigen Abschiedsgruß, der am Ufer hallte. Die Dampfmaschine pustete, die farbigen Lichter des Hafens huben sich an zu bewegen und nach rückwärts zu gleiten.

Der „Siegfried“ war von Stapel gelassen, um aus dem Bereiche der Menschen den fernen Regionen des Eises zuzusegeln. — Ob sie wiederkehren werden? ob auch nur einer wiederkehren wird? und wann, und wie? oder ob sie alle verloren sind, die zu dieser stillen, nächtlichen Stunde von der sicheren Hafenstadt hinausgleiten auf das hohe Meer?

Lustigen Sang und Klang gab es auf dem Deck; Robert aber lehnte sich an einen Mast und starrte hinaus gegen das Ufer, an welchem die letzten Lichter nun verschwanden.

Das Gewitter war vorüber, nur vereinzeltes Wetterleuchten zuckte noch und wies dem Hinstarrenden die Gegend, wo der Eichenhain war, in welchem der Erschlagene hingestreckt lag; wies ihm die Gegend, wo sein Landhaus auf der Anhöhe stand, das nun herrenlos dastehen und herrenlos verfallen wird.

Als der Morgen graute, zog der „Siegfried“ auf hoher See.

* * *

Von günstigem Winde und Wetter getragen, glitt das Schiff rasch dahin. Manchem Segler, der gegen Deutschland zog, gaben unsere Fahrer noch ein Lebewohl mit an die Heimat. Eines Tages holte sie ein Schnelldampfer ein, der an den „Siegfried“ ein paar Kisten abgab und dann seinen Weg links gegen England nahm. Es waren heitere Tage. Das

Des war Robert allerdings recht zufrieden. Und als nun die Werbung der Nordfahrer stattfand, mischte er sich unter die Menge, um sich zu überzeugen, ob Waldemar denn auch wirklich beitrat und den Schwur ablegte.

Und als Hauptmann Prachwald aus den wenigen, die im Saale geblieben waren, seine achtzehn oder zwanzig Mann auserlesen hatte, da war unter diesen Erwählten auch der schöne Waldemar. Und als der Hauptmann von seiner neu angeworbenen Schiffsmannschaft den Eid der Treue und der Beständigkeit forderte und darauf hinwies, dass der Eidschwur nichts Geringeres bedeute, als eine volle und unwiderrufliche Lossage von allen gesellschaftlichen Verhältnissen und allem Lieben und allem Eigenthume der Heimat, da erblasste Waldemar und stürzte aus dem Saal.

„Der elende Feigling!" murmelte Robert, und mit einem ganz unheimlichen Zucken seines wild glühenden Auges verließ auch er die kleine Gruppe der wackeren Männer, die eben ihre Hand zum Schwure erhoben.

* * *

In den nächsten Tagen war am Hafen ein außerordentliches Treiben. Hunderte von Neugierigen eilten die Dämme aus und ein und drängten sich gegen den neuen, bekränzten und beflaggten Dampfer „Siegfried". Einrichtungen und Vorräthe aller Art wurden in das stattliche Schiff befördert. Speise und Trank, Kleidung, Feuerstoff für mehrere Jahre wurden beigeschafft. Waffen und Werkzeuge für die seltensten Kämpfe und Verrichtungen wurden im Schiffe versammelt; ein chemisches Laboratorium und ein physikalisches Cabinet und ein Bücherzimmer wurden eingerichtet. Eine kleine Welt wurde in dem geräumigen Fahrhause geschaffen; und alles in zweckmäßigster, ja vornehmster Weise, dass man meinte, sein ganzes Leben könnte man mit Freuden in diesem Schiffe zubringen.

Die theilnehmenden Officiere hatten noch allerlei wesentliche Obliegenheiten in der Stadt und correspondierten vermittelst der Kupferdrähte mit allen fünf Welttheilen. Die angeworbene Mannschaft verbrachte die letzten Tage noch in ihren Familien oder in den Schenken. Die Leute machten ihre Testamente, und mancher sagte: „Ich überlasse der Welt das einzige und beste, was ich habe, dieses mein Brantweinglas. Prächtige Räusche lassen sich daraus trinken; sie seien getrunken auf mein Wohl!"

Der finstere Robert spähte noch am Abende vor der Abfahrt des „Siegfried" am Hafen. In einem ernsten Zuge, von Windlichtern begleitet, schritten die Männer auf das Schiff; allein, der schöne Waldemar war nicht darunter. — Waldemar bleibt daheim, um den Robert Wackar zu verderben. Es soll ihm nicht gelingen! — Krampfig presste der schwarze Bursche seine Finger in die eigene Brust, als wollte er den Dolch, den er am Busen trug, sich selbst vor Verzweiflung ins Herz drücken.

Robert hastete durch die Gassen der Stadt, in deren Gasflammen der Wind eines nahenden Gewitters rüttelte. — Eine große Schwüle lastete über allem und in den Schläfen des finsteren Mannes lag es schwer wie Bleigewicht. Gegen eine Vorstadt trieb es ihn hin und gegen das Gartenhaus des Kaufherrn, wo er Litta oftmals wandeln gesehen im Haine. Und als er nun plötzlich am Eingange des Baumgartens stand, siehe, da huschte eine behende Gestalt an ihm vorüber. Sie war schnell wieder seinen Augen entschwunden, allein bei dem trüben Scheine einer Laterne, die an der Pforte stand, hatte er Waldemars Gesicht doch erkannt. Wie ein entfachtes Glutmeer sprühte es durch Roberts Nerven; er stürzte in

ein fühlbarer Temperaturwechsel offenbarte. Der Capitän schloss daraus das Bevorstehen eines Sturmes oder die Nähe verborgener Klippen. Und thatsächlich war beides zu überwinden. Schon in der nächstfolgenden Nacht brach das wüste Ringen der Elemente los. Alles musste aus den Kajüten, um im Falle der Noth thätig Hand anzulegen. Der „Siegfried" kreuzte in der Nähe der berüchtigten Lofotengruppe und es galt hier, den zahllosen Riffen und ihrem Strudel auszuweichen oder denselben zu parieren.

Wolkenfetzen flogen, vom Sturme gepeitscht, über das brausende, wildwogende Gewässer; durch die Risse des schwarzen, blitzschleudernden Gewölkes blickte ein einzigmal der blasse Mond, um aber sofort der Finsternis des losbrechenden Gewitters vollends zu weichen. Jeder zuckende Blitz war zweifach, da er sich, wenngleich vielfach gebrochen, im Meere spiegelte. Die Donner aber waren plötzliche und kurze Schläge und machten die Wände des Schiffes erzittern.

Robert kauerte wimmernd in einem Winkel des Deckes. Er hatte manchen Sturm schon miterlebt und hatte nie gezagt, im Gegentheil, in den wildbewegten Elementen fand er sich wohl und leicht.

Heute aber erbebte ihm das Herz. Die Spiegelungen der Blitze waren ihm Blutströme auf der See; er sah ein Gottesgericht.

Das Schiff schoss rasch dahin und als Robert einen Blick gegen den auf- und niederwogenden Kiel that, sah er im Scheine der Blitze wieder — den Ermordeten. Waldemar stand am Drehrade und steuerte den „Siegfried".

„Alle, alle sind wir verloren", ächzte Robert. Aber der Sturm legte sich und am nächsten Tage leuchtete die Sonne wieder auf die beruhigte See.

An diesem Tage war es, als sich Robert Wackar bei dem Capitän Prachwald meldete, um mit ihm zu sprechen. Leutselig empfieng ihn der Hauptmann, war aber sehr überrascht, als der schwarzbärtige Schlosser an ihn die Frage stellte, ob es heutzutage auf Erden noch Gespenster gebe.

„Dass ich nicht wüsste", entgegnete indes der Capitän, „es wäre denn, dass sie zuweilen in hohlen müßigen Köpfen spukten. Unsere einzigen wahrhaftigen Gespenster sind die Dinge, die wir wohl wahrnehmen, aber nicht kennen und begreifen. Ein solches Gespenst ist auch der Nordpol, der die Menschheit seit Jahrhunderten schon beunruhigt. Unser braver „Siegfried" zieht aus, um dieses Ungeheuer zu bannen, zu beschwören, und wenn es ein guter Geist ist, zu erlösen."

Der Schlosser schüttelte den Kopf: „Herr Capitän", sagte er, „unsere Fahrt nimmt kein gutes Ende; das Gespenst eines Todten steht am Steuer. Capitän, wir segeln dem Verderben zu!"

Nun verfinsterten sich allerdings die Züge des Hauptmannes. Es ist nicht angenehm, auf solcher Fahrt einen Irrsinnigen an Bord zu haben. Robert wurde dem Schiffsarzte übergeben und nun lag er tagelang in der wohleingerichteten Krankenkammer.

„Wie glückselig!" rief er ein- um das anderemal aus, „wenn sie recht hätten, wenn ich irrsinnig und alles nur Fiebertraum gewesen wäre!"

* * *

Als im Kalender der Monat August stand, huben die Tageszeiten an, unregelmäßig zu werden und wollten mit der europäischen Uhr nicht stimmen. Die Sonne lag tief, aber sie gieng erst um zehn Uhr unter und nach vier Stunden wieder auf. Um diese Zeit begegnete unseren Schiffern das letzte Fischerboot, das der nördlichsten Küste der Finnmarken zusteuerte. Und um diese Zeit begegnete ihnen, trotz des hier noch wirkenden warmen Golfstromes, das erste Eisstück, das

bläuliche Gewässer war so klar, dass auf ruhiger Fläche treibende Boote gleichsam in der Luft zu hängen schienen. — Einsamer wurde das Meer; rechts tauchten zuweilen Höhen der dänischen und bald auch der norwegischen Küste auf. An Bord des „Siegfried“ war alles guter Dinge; für die Bemannung gab es wenig Arbeit, jedoch allerlei Ergötzlichkeiten. Hauptmann Prachwald hatte nichts so sehr gefürchtet, als die Langweile, und hatte dieser Plage durch allerlei Spiele und angenehme Übungen vorgebeugt. Die Officiere und Gelehrten des „Siegfried“ waren theils auf dem Deck, theils in ihren Cabinen ununterbrochen mit Arbeiten beschäftigt. Reisebücher, naturwissenschaftliche Werke und Karten gaben den vorläufigen Stoff dazu. Die Fahrt sollte auf möglichst geradem Wege dem Nordpol zugehen, und wäre der Pol zu passieren, so sollte der Meerenge zwischen Asien und Amerika zugesteuert und durch dieselbe über die Gewässer des Großen Oceans gegen Japan und Ostindien gefahren werden. — Jetzt war Frühsommer. Für den Fall des Gelingens der Durchfahrt waren zwei Winter in den Eisregionen vorgeschlagen, der dritte Winter konnte vielleicht schon unter den warmen Himmelsstrichen zugebracht werden. Im Falle des Nichtgelingens war Untergang oder Rückkehr schon vor Verlauf dieser Zeit wahrscheinlich.

Immerhin ist von der östlichen Halbkugel, d. h. von Europa aus das Gelingen einer Nordpolfahrt am wahrscheinlichsten; hier wird die Fahrt durch die wärmeren Gewässer, welche aus dem mexikanischen Golfe gegen den Norden von Europa strömen, begünstigt, während eine Expedition von Asien oder Amerika aus mit den eisigen Polarströmungen, die aus dem Norden kommen, zu kämpfen hat.

Auf dem Schiffe herrschte die größte Ordnung und Pünktlichkeit. Eine militärisch strenge Satzung war aufgestellt, doch schien sie überflüssig zu sein: Jeder that mit Liebe das Seine, und Einigkeit und brüderlicher Sinn beseelte die Mannschaft.

Auch Robert Wackar oblag seinem Geschäfte; ununterbrochen schaffte er mit dem Hammer und der Feile, so dass seinem Arbeitsgenossen kaum etwas zu thun übrig blieb. Er war der thätigste und anspruchsloseste und stillste von allen. Er war fast unheimlich still, und sein Auge starrte noch finsterer als sonst. Und wenn Robert merkte, dass er allein war und ihn niemand sah, so legte er die Hand an seine heiße Stirne; da drin war ein Pochen und Hämmern zum Wahnsinnigwerden. Er sehnte sich nach den Eisgegenden; diese würden seine Gluten doch kühlen, ehe er dem Wahnsinne ganz und gar verfiele. Zwar das Ungeheuer fühlte er bereits in seinem Gehirne nagen, und er konnte sich einer fürchterlichen Erscheinung nicht entschlagen, die er in den letzten Tagen mehrmals gesehen hatte.

Auf dem Deck war er gewandelt, hatte einen trüben Blick über das lebendige unbegrenzte Meer hin, und zum nebelgrauen Himmel emporgeworfen — da sah er oben im Takelwerk des Schiffes, nahe an der weißen Flagge — den erschlagenen Waldemar sitzen. Robert verhüllte sein Auge und stürzte in die Kajüte. Aber am nächsten Tage zur selben Stunde sah er die Erscheinung wieder und diesmal kletterte das Gespenst die Taue auf und nieder und spannte die Segeln.

Bebend saß Robert in seiner Werkstatt und murmelte: „Nein, Einbildung ist es nicht, ich habe ihn gesehen, er verfolgt mich, verfolgt mich noch im Tode und wird nicht eher seine Ruhe finden, als bis ich vernichtet bin!“

Von dieser Stunde an war der Mann nicht mehr auf das Deck zu bringen. Eines Tages wurde ein plötzliches Sinken des Seethermometers bemerkt, ohne dass sich sonst

Tag zu Tag länger war die Sonne ausgeblieben, von Tag zu Tag tiefer hatte sie sich am Horizonte hingeschoben; und am Tage, als die Nordfahrer durch einen Fackelzug um das Schiff das Gedächtnis der Todten begiengen, war die Sonne nicht mehr aufgegangen, und die Mittagsstunde kündete nur ein rother Schein im Süden.

Um diese Zeit begannen auch gewaltige Schneestürme zu wüthen und der „Siegfried" wurde eingehüllt in Schnee, aus welchem nur die Masten ragten.

So musste denn unser Häuflein Menschen für die Winternacht hier häuslich sich bequemen. Heiter war das Völklein immer noch, und die Officiere setzten ihre Forschungen fort, soweit es die Umstände erlaubten. Bei Fackel- oder Nordlichtschein, oder unter dem blassen Glanze der Gestirne des schönen Polarsternes machten sie kleine Wanderungen über das Eis, welches wüste Gebirge mit Schluchten und Schlünden und Spitzen und Wänden bildete. Und sie trieben Beobachtungen über Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus, Meteorologie u. s. w. Die Temperatur konnte mit dem Quecksilber-Thermometer längst nicht mehr gemessen werden, denn das Quecksilber war gefroren; der Spiritus aber zeigte fünfunddreißig bis vierzig Grad Kälte.

Die Sonn- und Feiertage wurden stets festlich begangen, nicht bloß bei Tische, wo Erbswurst und Eisbärenbraten die Leckerbissen waren, sondern auch unter frommen Liedern und geistlichen Betrachtungen. Der Seemann betet gerne; auf den Wassern ist es nicht für jeden gut, Atheist zu sein; im Eise noch umso weniger.

Aus der Bibel wurde gelesen und gesungen. Wie ganz anders als sonst klangen hier die Worte: „Gott, steh' mir bei! Herr, eile, mir zu helfen! Denn du bist meine Hilfe und meine Rettung; o Herr, verweile nicht zu lange!"

Auch Robert, der Schlosser, an welchem sich ein hartnäckiges Brustleiden zu offenbaren begann, wohnte solchen Andachten bei, gleichwohl er das erstemal entsetzt zurückwich. Der, welcher aus der Bibel die Worte der Schrift las, war wieder niemand anderer als Waldemar, der Erschlagene.

Zwar dachte der so sehr verwirrte Mann nun das erstemal an die Möglichkeit, dass er in jener bösen Nacht einen anderen getroffen, und Waldemar noch am Leben und wahrhaftig auf dem „Siegfried" sein könne. Allein, der Gedanke, dass der Ermordete als Rächer ihn auf seiner Nordfahrt begleitete, hatte einen zu tiefen Eindruck in sein phantasiereiches Gemüth gemacht, als dass er sich desselben so plötzlich entschlagen konnte. Erst als er aus dem Munde des Vorlesers den Psalm vernahm: „Herr, handle nicht nach unseren Sünden und vergelt uns nicht nach unseren Übelthaten. Lasset uns beten für unsere abwesenden Brüder, lasset uns beten für unsere Feinde!" — da war es dem geisteskranken Manne klar: Er betet für seine Feinde, das kann kein Rächer sein. Er klagt sich seiner Sünden an, so ist es ein Mensch mit Fleisch und Blut.

Mit einem lauten Schrei stürzte Robert hin und umarmte Waldemars Knie.

Waldemar hatte in diesen Fernen stets seinen besonderen Trost in den glühenden Gesängen der heiligen Schriften gefunden. Sie erinnerten ihn an seine Kindeszeit, da er, weil die Bibel armer Leute Zeitung ist, mit seinen Eltern oftmals darin las. Und wenn er nun die Erzählung vor sich hatte, wie Jakob bei Laban dreimal sieben Jahre um die Rachel diente, so gedachte er mit blutendem Herzen an Litta, die ihm nach der Rückkehr aus dem Norden zum Preise sein sollte.

aus dem Norden her trieb. Der „Siegfried“ lief im zweiundsiebzigsten Breitegrad.

Gegen Ende September war auch in diesen Strichen, wie überall auf der Erde, Tag- und Nachtgleiche. Jetzt wurde schon erklecklich viel Treibeis gesehen. Es war grünlichgrau und in größeren Stücken zusammengebacken. Selbst auf dem freien Meere huben sich bei ruhiger See schneeartige, feine Krystalle zu bilden an, die, sich aneinanderschließend, mehrere Zoll lange Eistäfelchen bildeten.

Auch begann nun die Magnetnadel unsichere Schwankungen zu machen, besonders zur Zeit der zahlreichen und heftigen Nordlichter.

Erst jetzt wurde es nöthig, dass der Capitän unter der Mannschaft die Pelze vertheilen ließ. Die Gelehrten des „Siegfried“ wendeten sich nun von ihren Schriften ab und der Natur zu; da gab es bereits allerseits zu untersuchen und zu bestimmen. Die Matrosen trieben mit großem Erfolge Fischfang. Der Steuermann, den wir ja schon kennen, schoss vom Decke aus den ersten Eisbären, der auf einer Insel von Packeis trieb.

Bisher war die Fahrt glücklich und durch die günstige Windströmung gefördert vonstatten gegangen, gleichwohl die Eismassen bereits anhuben, hemmend einzuwirken und schließlich gefährliche Pressungen zu verursachen.

Die Ausdehnung der treibenden Eisschollen war bereits unübersehbar. Einzelne Schollen waren von außerordentlicher Größe und hatten eine Dicke von 20 bis 30 Fuß. Bisweilen stießen solche schwimmende Eisfelder zusammen und geriethen dadurch in eine drehende Bewegung. Die Zusammenstöße dieser viele tausend Millionen Tonnen schweren Massen fanden mit einer solch fürchterlichen Gewalt statt, wie ähnliches die Menschen nur bei den größten Naturrevolutionen der Erdbeben und Bergstürze erfahren. Der gute „Siegfried“, zwischen solchen Gewalten verschlagen, hätte das Schicksal gehabt, wie etwa ein Glaskästchen zwischen zwei zusammenstoßenden Eisenbahnzügen.

Tag und Nacht mussten nun unsere Nordfahrer auf der Hut sein, um solch treibenden Feldern und Bergen auszuweichen. Es mag beklemmend genug gewesen sein, die blassen, nebelhaften Massen mit ihren phantastisch wunderlichen Gestaltungen nahen zu sehen.

Mehrmals musste das Schiff enge Sunde passieren, in welchen überhängende Lasten der Eisberge den düstergrauen Himmel verdeckten. Manches Walross, mancher Eisbär kauerte und lauerte in dem Gespalte; allein, die Seefahrer durften in solcher Umgebung das Schussgewehr nicht anlegen; die Erschütterung des Knalles hätte leicht das Losbrechen der kolossalen Überhänge bewirkt, und der Menschen Fahrzeug wäre zerschmettert und in den Untiefen begraben gewesen.

Mehrere solcher Einstürze hatten in Sicht des „Siegfried“ stattgefunden; sie wühlten das Meer in seinen Gründen auf und verursachten eine meilenweite, sturmähnliche Bewegung der Wellen.

So brachte sich der „Siegfried“ noch einige Zeit mit unsäglicher Anstrengung weiter; aber immer tiefer sank der Wärmemesser, immer unbesiegbarer wurde das Eis. Und als der Kalender schrieb: das Fest Allerheiligen, und die Nacht anbrach, da war das Schiff im starren Eise eingefroren.

Nun kam die Zeit der Prüfung. Dem Erzähler ist es unmöglich, in dem kleinen Rahmen dieses Bildes die Thaten und Drangsale unserer Helden eingehend zu schildern. Alle Versuche, das Schiff wieder flott zu machen, waren vergebens; in der Gegend des neunundsiebzigsten Breitegrades lag der „Siegfried“, mit den nimmerruhenden, ewig treibenden Eisfeldern verwachsen.

Und nun kam die Nacht. Von

wie man auf eine Geige die Saiten spannt. Und als er mit den Fingern die Fäden zupfte, wahrhaftig, da gab's einen Ton, der im Kistchen eine Weile nachklang. Der Giedel hatte auf dem Kirchenchor herrliches Pfeifen- und Saitenspiel gehört, er war dabei bis in den dritten Himmel verzückt gewesen, aber jetzt war er's bis in den siebenten, denn der Klang war von ihm selbst erfunden und erzeugt, und je nachdem er mit dem Finger den Faden strammer oder loser spannte, gab es einen höheren oder tieferen Ton. Als das so weit war, wagte der kleine Giedel einen schweren Gang. Der Pferdeknecht des Nachbars war sein Feind, denn er war ein roher, wüster Geselle, und die Töne, die der rothe Rupert durch Fluchen, Peitschenknallen und andere Mittel hervorbrachte, waren dem Giedel verabscheuenswert. Und gerade dieser Mensch konnte ihm jetzt helfen.

„Guter Rossknecht Rupert!“ redete ihn der Kleine an. „Hast du keinen Rossschweif?“

„Ich nicht, Narr, aber mein Pferd.“

„Verkauf mir davon ein Strähnlein?“

„Was zahlst?“

„Das Ministrantengeld bis Weihnachten.“

Der rothe Knecht glotzte mit seinen unterlaufenen Augen den hübschen, treuherzigblickenden Knaben ein Weilchen an, dann sagte er: „Pferdeschweifhaare willst. Sollst ihrer haben. Dein Ministrantengeld? den Bettel behalt' selber, aber zu mir herüber in den Stall kannst du manchmal kommen, wenn du Zeit hast. Weißt, wenn ich am Feierabend meinen Tabak rauch', da hab' ich's gern, wenn mir wer das Haar kraut. Bin's von kindesher so gewohnt. 's thut mir halt so wohl. Wenn du manchmal herüberkommst krauen, so kannst Pferdeschweif haben, so viel du willst.“

Dem Knaben gieng es ganz kalt über den Rücken. Diesem Menschen das Haar krauen! „Die Mutter lasst mich halt nicht“, sagte er dann gar verzagt, „aber das Ministrantengeld bis Heiligdreikönig!“

„So wart' ein wenig“, sprach der Pferdeknecht, und der Giedel bekam einen silbergrauen Strähn vom alten Schimmel. Jetzt war's gewonnen.

Er schnitt einen Weidenzweig, spannte daran die Haare, und der Fiedelbogen war fertig. Dann hub er an auf seiner Geige zu fiedeln. Es war außerordentlich! Es war darum außerordentlich, weil das ganz anders stimmte, als andere Geigen, wenn auch nicht schöner, aber durchaus anders. Tagelang spielte der kleine Musikant auf seinem seltsamen Instrumente, anfangs mit großer Selbstbefriedigung und Hoffnung, dass sich das Zeug vervollkommnen lassen werde, allmählich aber mit weniger Zuversicht, und als gar sein Vater, der Weber Franz, ein Donnerwetter losließ über das schaudervolle Gekrächze, das da sein Bub hervorbringe, war es geschehen. Der Giedel legte seine Geige mit zitternder Hand auf den Holzblock, gieng hinaus unter den Apfelbaum und begann zu weinen. Jetzt auf einmal ward er sich bewusst, wie arm, wie ungeschickt, wie glücklos er war. Musicieren, geigen! Das wäre seine einzige Freude. Er schnitt Pfeifen und blies hinein, er machte Pauken und trommelte darauf. Alles gieng leidlich, nur die Geige nicht. Wenn er dann am Sonntage den Schulmeister das Messlied geigen hörte, da vergaß er seine lateinischen Sprüchlein und horchte versunken dem Spiele. Minutenlang konnte der Pfarrer seinen Kelch hinhalten, der Knabe hielt die Wein- und Wassergefäßchen in den Händen und goss nichts hinein. Er horchte auf das Geigen. Der Pfarrer schalt ihn nicht, es wurden ihm die Augen feucht. In diesem Kinde der glühende Drang nach dem Schönen, und es kann sich nicht helfen?

Der gute Junge hatte es kaum vermocht, sich von dem lieben Mädchen zu trennen. Noch zur Stunde des Eidschwures vor dem Hauptmanne Prachwald brach ihm das Herz und er eilte zu Litta. Erst später ermannte er sich; dem Mädchen zuversichtlich seine glückliche Rückkehr verheißend, riss er sich los, und nur wenige Stunden vor der Abfahrt fand er sich auf dem „Siegfried“ ein, wo er, ein braver und getreuer Arbeiter, bei allen Verrichtungen verwendbar war und zuletzt am Steuerhebel seinen bestimmten Platz fand. Wohl war ihm nicht unbekannt geblieben, dass sich auch sein ehemaliger Genosse Robert Wackar auf dem Schiffe befand, doch da ihm dieser stets auswich und überhaupt trotziger und verschlossener als je schien, so hatte er nie versucht, sich dem alten Bekannten zu nahen. Zwar war es ihm auffallend, dass der nun durch eine Erbschaft wohlhabende Mann die ernste Fahrt mitmachte, doch kam dem guten Jungen die wahre Ursache dieses Schrittes gewiss bei weitem nicht in den Sinn. Um so überraschter war Waldemar in dem Augenblicke, als im Betsaale der finstere Mann vor ihm niederfiel und seine Knie umfasste.

Doch wurde der Vorfall sofort dem Irrsinne in die Schuhe geschoben, und der Schiffsarzt nahm den armen Schlosser wieder in Verwahrung.

(Schluss im nächsten Hefte.)

Das Ständchen.

Eine musikalische Dorfgeschichte aus Steiermark. Von **P. K. Rosegger.**

Eines Tages sah der junge Ministrant Giedel bei seinem Pfarrer in Schwandau ein Holzkistchen. Er betrachtete es über und über; es war von länglicher Form, inwendig leer, und hatte sehr dünne Wände. Als der Herr Pfarrer dem Knaben den Ministrantenantheil von der Messe — einen Kreuzer das Theil — ausbezahlte, sagte der Giedel bescheidentlich: Auf Bargeld gehe er weniger, aber wenn der hochwürdige Herr ihm das Holzkistel schenken wolle, so würde er dafür gerne den Winter über umsonst ministrieren.

„Kind!“ rief der Pfarrer, „wozu willst denn das Ding? Es ist ja ganz leer!“

„Just deswegen“, antwortete der Kleine, „ich kann bloß die leeren Sachen brauchen.“

„Du bist nicht klug, Giedel. Das Cigarrenkistel kannst mitnehmen, und für die Mess kriegst täglich deinen Kreuzer, wie sonst. Bist ja ein braver Bub du! Gott behüte dich!“

Voller Freude lief der Knabe mit seinem hohlen Schatze heim in des Vaters Hütte. Dort hub er an zu schaffen. Er bohrte durch das Kistchen Löcher, zog einen Balken durch, so dass dieser an beiden Seiten hervorstand. Dann erbettelte er von der Mutter mit List einige Fäden Hanfgarn, glättete dieselben mit Harz und spannte sie über das Kistchen, ähnlich

ihm schon recht, wenn sie nur nicht so schön gewesen wäre! Wie kann ein armer Weberbursche sich an eine Hammerschmiedstochter wagen, wenn sie so gottlos schön ist! Er kriegt sie nicht. Hundert andere sind, reiche, vornehme, kecke! So gern kann sie freilich keiner haben, als der Giedel, aber sie weiß es nicht und er kann es ihr nicht sagen, und so wird der jüngste Tag kommen und die Paula Radhuberin wird es immer noch nicht wissen, dass sie auf Erden einer so über alle Beschreibung gern gehabt hat. Denn wie kann er es sagen und schreiben, wenn es unsagbar und unbeschreiblich ist! Einmal an einem Sonntage hatte er sie von der Kirche aus begleitet bis zur Brücke, über welche der Weg zum Eisenhammer hinanführt. Garnkaufen müsse er gehen, hatte der Giedel gelogen, um eine Weile neben ihr herschreiten zu dürfen. Sie plauderten und es war von sehr wichtigen Sachen die Rede: Dass doch die Straße einmal geschottert werden sollte! Dass es wieder gar so viel regnete in diesem Sommer! Dass Korn und Obst verderbe! Nur das Heu würde gerathen! Und beim Heu hielten sie sich so lange auf, bis die Brücke kam. Dann wünschte sie ihm einen guten Garnhandel und er sagte: „Dank' schön!" und also stand er wieder allein. Hinter einer Fichte stand er und guckte ihr nach, solange der rothe Punkt, denn sie hatte ein kirschrothes Kittlein, im Hohlweg zu sehen war.

Nach diesem Spaziergange verschloss sich der junge Weber in seine Stube und verfasste ein Schreiben an die ehr- und liebsame Jungfrau Paula Radhuberin. Als er das Schreiben durchlas, war es trocken wie ein dürrer Ast. Kein grünes Blatt und keine rothe Blüte war daran und doch wucherte in seinem Herzen ein so üppiger Rosengarten, dass der arme Junge fast erstickte. Den Brief zerknitterte er und warf ihn in die Asche des Ofens.

Leute, die vielleicht noch Hemden am Leibe tragen aus jener Zeit und von jener Leinwand, die der verliebte Weberbursche Giedel gewoben, müssten es eigentlich heute noch spüren, das trostlose Herzweh, das er in die Fäden hineingewebert. Damals hat's kein Mensch geahnt, wo es fehlte; weil er so blass und traurig war, der Giedel, so meinten etliche, er hätte es auf der Brust. Sie hatten recht, aber anders, als sie meinten. Seine alte Mutter rieth ihm oft, er solle nicht immer am Webstuhl sitzen, er solle sich besser zerstreuen. — Wieso denn? Lieben darf ich nicht, und geigen kann ich nicht. — Denn er hatte gar keine Geige und es war noch nie möglich gewesen, sich eine anzuschaffen. Da kam eines Tages eine große Aufregung.

In Schwandau lebte seit kurzer Zeit ein pensionierter Major, der eine große Geigensammlung besaß. Wie es schon allerhand Sammler gibt auf der Welt: Käfersammler, Tabakspfeifensammler, Hosenknöpfesammler, Spielkartensammler, Spazierstöckesammler, Uhrschlüsselsammler und immer so fort, so kam es dem Major, als er in seinem Ruhestande nichts zu thun hatte auf der Welt, plötzlich in den Sinn, er müsse eine Geigensammlung haben. Da er, wie gesagt, selbst nicht geigte und sein Museum auch selten einem neugierigen Auge aufschloss, so hatten die guten Leute zu Schwandau kaum eine Ahnung von all den Walzern, Ländlern und anderen Weisen, die ungeweckt in ihren Mauern schliefen. Da kam jener Sonntagnachmittag, an welchem der Weber am Waldhange die zwei Ziegen weidete. Sein Schwesterlein, das sonst den Hirtendienst zu besorgen hatte, war in den nächsten Kirchort zur Firmung gegangen. Wie er im Moose so dalag und ganz gedankenlos in das offene Fenster eines gegenüberstehenden Hauses blickte, gieng es sachte und traumhaft in ihm auf wie eine übernatür-

Wie reich ist die Welt an Herrlichkeit und Kunst! Wie üppig blüht in den Städten und Höfen der Großen die göttliche Musik auf! Die Harfe, die in einem Dorfe zu Gottes Lob ertönt, ist nur ein Stammeln dagegen! Und selbst dieses Stammeln ist dem Knaben unerreichbar...

Gieng der Pfarrer zum Weber Franz und bettelte ihm mit vieler Mühe den Giedel ab für eine tägliche Musikstunde.

„Du lieber Gott!“ sagte der Weber: „Eine Stunde des Tages haben ihn Hochwürden ohnehin bei der Messe; jetzt soll ich ihn noch eine zweite Stunde herlassen? Muss ihn ja doch für mich abrichten und er soll arbeiten lernen. Wir sind halt arme Leute. Aber wenn er um eine Stunde früher aufsteht, — der Range liegt mir jetzt alle Tage bis sechse in der Früh'! — so kann er meinetwegen seine Musikstunde haben.“

Nun, da hätten wir ihn los. Jetzt gieng der Pfarrer zum Schulmeister und sagte: „Unser Giedel. Mir thut er ins Herz hinein weh. Probieren Sie es alle Tage ein Stündel mit ihm. Zahlen kann sein Vater nichts, aber ich meine, es ist so viel als Kirchenmusik zum Lobe Gottes, wenn Sie diesem musikbegeisterten Kinde das Saitenspiel lehren?“

Der Schulmeister reichte dem Pfarrer schweigend die Hand, da war es abgemacht.

Also geschah es nun, dass der Giedel täglich in das Schulhaus kam und auf einer alten Geige, die der Schulmeister ihm lieh, nach mühesam eingelernten Noten die Saiten strich. Es war ein Glück und es war ein Fleiß und es war eine Plage. Nach etwa einem halben Jahre waren sie soweit, dass der Schulmeister zum Pfarrer sagte: „Mit dem Knaben ist es ein Elend. Ich bringe ihm keine Noten und keine Regeln in den Kopf. Wo er nach der Vorschrift sich üben soll, ist es gar nichts; er vergreift sich, und man kann ihm auf die Finger klopfen wie man will. Wenn er aber für sich phantasieren kann, da ist es manchmal erstaunlich, geradezu erstaunlich! Das hilft alles nichts, wenn er das Theoretische nicht inne kriegt, so ist alle Mühe verloren.“

Doch thaten sie eine Weile so fort. Allmählich aber änderten sich die Zeiten. Der gute alte Pfarrer zu Schwandau gieng als Beneficientenpriester in ein Kloster. Der Schulmeister wurde versetzt, der Weber Franz starb und der Giedel musste als Majoratsherr in der armen Hütte die Ernährung der Familie über sich nehmen. Die Geige, schon mit Abgang des Schulmeisters ihm aus der Hand gesunken, musste er sich nun auch aus dem Kopfe schlagen. Es kamen die Jahre, in welchen dem Menschen der Himmel voll Geigen zu hängen pflegt; an Giedels Himmel hieng nichts als eine große Flöte, auf der er Trübsal blasen konnte, wenn er das Blasen überhaupt gelernt hätte.

Eine halbe Wegstunde von Schwandau in einem Seitengraben stand ein kleiner Eisenhammer. Heute ist er ganz verfallen, nur der blockige Schornstein steht noch da, und rings um ihn wuchert Holundergesträuche und Nesselwerk. Der voreinstige Besitzer ist hinausgezogen in das weite Thal, hat dort ein großes Sensenwerk gegründet, hat Ländereien und Wald dazugekauft, und als der Besitz recht groß und die Werkschaft recht angesehen war, hat er alles an eine Actiengesellschaft abgetreten und sich selber in die Stadt gezogen, wo er sein Geld in vornehmer Weise und sorgenlos genießen konnte. Zu jener Zeit, von der hier die Rede ist, pochte das emsige Eisenhämmerlein in der Waldschlucht Tag für Tag, und dem Weber Giedel pochte fast noch heftiger das Herz, wenn er es hörte. Denn im Hammerhause war eine! Jung und gut und lieb! Das war

und seine ganze Falschheit umsonst zu sein schien, hob er mit einem tiefen Athemzug sein Herz aus der Brust und fragte: „Haben der Herr nicht eine Geigensammlung?“

„Wissen Sie mir ein interessantes Instrument?“ fragte der Major rasch entgegen.

„Das nicht, aber“, stotterte der Giedel, „ein wenig anschauen, wenn ich sie dürfte!“

Allsogleich war die Thür offen in das Nebenzimmer. Ehrfurchtsvoll wie in ein Heiligthum trat der Bursche ein, so dass er vor lauter Andacht über die Schwelle stolperte und „oha!“ rief. Er war ganz roth im Gesicht, theils wegen seiner Ungeschicklichkeit, theils vor innerer Erregung. Die Wände des Zimmers waren mit grauem Tuche überzogen und daran hiengen sie nun in allen Größen, Arten und Formen. Wie schön geflammt war das Ahornholz dieser Instrumente, wie fein geschwungen und gewölbt war der Bau, wie reizend waren die langen Hälse mit ihren köstlich gewundenen Schnecken! Und die Fiedelbögen: schlanke und kurze, breite und schmale, gerade und gebogene in allen Farben! Der Major, sich darüber freuend, dass einmal eine menschliche Seele Antheil nahm an seinen Schätzen, begann zu erklären, von wem diese und jene stamme, welche Seltenheit an dieser und jener wäre, er hatte da Geigen von Amati, von Montana, von Guarneri, von Bergonzi, von Jakob Stainer u. s. w. „Und hier!“ flüsterte er, eine sehr flachgebaute Violine mit fast hellrothem Anstrich feierlich von der Wand nehmend, „hier, die ist von Stradivarius! — Eine Cremoneser! — Geradhalten, Saperment!“

Unserem Giedel waren nun zwar die fremden Namen ziemlich gleichgiltig, doch hörte er sie mit Ehrerbietung nennen. Als der Major an der Cremoneser mit dem Finger die Saiten berührte, um den herrlichen Ton zu zeigen, sagte der Bursche: „Bitte, geigen Sie eins!“

„Ich spiele nie“, antwortete der Major, hieng das Instrument mit größter Sorgfalt wieder an seinen Platz und schob den Burschen sachte zur Thür hinaus.

Seit diesem Tage war's schier vorbei mit dem Giedel. Er dachte Geigen, er weberte Geigen, er träumte Geigen, und wenn er Zeit hatte, gieng er hinaus und schaute auf das Haus hin, in welchem der Major die Geigen hatte. Eines Tages hörte er vom Schulmeister sagen, der Major sei ein Fex. Hoffentlich habe er einst den Säbel besser zu handhaben gewusst, als jetzt den Fiedelbogen, denn er könne gar nicht Violin spielen und habe die Sammlung nur so aus Rappelköpfigkeit zusammengekauft und erbettelt. Es sei an dem ganzen Quark nichts, eine einzige ausgenommen. — Schulmeister! dachte sich der Giedel, wie du nur so sprechen kannst! Ich wollte, ich hätte die geringste dieser geringen! Aber, dass er nicht soll geigen können? So viele Geigen haben und nicht geigen können! — Nur auf ein paar Stunden möchte ich eine haben!

Nicht lange hernach, und es ergab sich eine zufällige Gelegenheit, dass der Weber den Major fragen konnte, ob er ihm nicht eine Geige borgen wolle für einen Tag, nur für einen einzigen! Und nur jene, an der ihm, dem Herrn Major, etwa am wenigsten gelegen wäre! Er, der Giedel, setze eine Ziege dafür zum Pfand.

Ein plumpes Lachen stieß er aus, der Herr Major, ein schreckbar hochmüthiges Lachen, dann wandte er sich ab. Und das war der Bescheid gewesen.

Ein stiller, warmer Herbstsonntag. Die Dorfleute ergiengen sich draußen auf Feldrainen oder saßen im Wirtshause. Der Major war mit einem Steirerwägelein in den nächsten Ort

liche Erscheinung. Dort drin an der Wand hieng eine Geige, ihr zur Rechten hieng auch eine solche, ihr zur Linken hiengen deren zwei kleine, ihr zu Füßen war eine Riesengeige — aus dem Stubenschatten immer deutlicher hervortretend Geigen und Geigen.

Dem Burschen begann fast zu schwindeln, die Wangen, die Stirne waren ihm heiß, das Herz wurde ungeberdig, die leidenschaftliche Gier zur Geige war wieder da. Als er am Abende nachhause kam und die Mutter nach den Ziegen fragte, war er verwundert, weshalb just er von den Ziegen etwas wissen sollte. Zum Glück kamen sie selbst heim und meckerten ihre Ankunft. In der darauffolgenden Nacht schritt der Giedel den Weg hin und wieder von Schwandau bis zum Eisenhammer. Als er das erstemal vor ihr Fenster kam, war noch Licht darin, das zweitemal war schon alles finster. Unterwegs begegneten ihm Nachbarsburschen, die zu den Fenstern ihrer Liebsten giengen, dort allerlei Ständchen brachten und getröstet heimkehren konnten. Der eine spielte unterwegs eine Mundharmonika, der andere eine Maultrommel, der dritte jodelte hell und der vierte pfiff vergnüglich vor sich hin. Und jener, der ganz still war, athmete die Harmonie inneren Glückes. Also ist die Liebe stets musikalisch. Nur der arme Giedel empfand keinen Wohlklang in seinem Wesen. Er kam sich dumm und hässlich vor, ihm mangelte jener Rhythmus des Herzens, der zu rechter Zeit muthig macht, ein Glück zu erringen. Im Dorfe stand der Giedel vor dem Hause, in welchem der Major mit den Geigen wohnte. — Dass es so herzzerdrückend still sein kann auf dieser Welt! Da haben die Leute einen Mund und eine Sprache, und sind doch stumm.

Lange nach Mitternacht gieng er zu Bette, erst gegen Morgen schlief er ein und geigte und geigte.

Noch ganz verschlafen war er, als übertags zwei Frauenzimmer ins Haus kamen mit Körben Garn; das eine war die Magd vom Eisenhammer, das andere war die Paula. Diese blickte den schlanken, blondhaarigen, sanftdreinschauenden Burschen frisch an und sagte: „In vier Wochen müssen wir Leinwand haben. Sie ist zur Ausstattung!"

„Will wohl trachten", antwortete der Giedel, hatte aber nicht den Muth zu fragen, wer denn heirate? Man athmet ja gern noch ein wenig in der süßen Ungewissheit. Dann ist ohnehin alles aus.

Auf dem Heimweg sagte die Magd zur Hammerschmiedstochter: „Etwas antappert ist der Weber?"

„Ich denk', der ist ein bissel gescheiter wie du!" entgegnete strafend die Paula. Weiters wurde nicht gesprochen.

Der Giedel wusste wohl, dass er als einzige Stütze seiner Familie militärfrei war. Dennoch gieng er eines Tages zum Major um Rath bitten, wie er dem Soldatenleben entkommen könne.

Der Major, eine schlanke, hagere Gestalt, deren einzige Lebensaufgabe es noch war, den dummen, krummen, plumpen Dorfleuten militärische Haltung zu zeigen, strich heftig seinen martialischen Bart und ließ den Burschen die Oberkleider ausziehen.

„Bravo!" schnarrte der alte Officier, „das ist wieder einmal ein Brustkorb!" Mit der Faust hieb er darauf, dass es dröhnte. „Hören Sie! Das ist Grundton. Nein, nein, lieber Junge, Sie brauchen sich gar nicht zu grämen, Sie sind tauglich. Gerad' halten!"

Giedels Blicke waren mittlerweile wirr im Zimmer umhergeflogen, aber nicht so sehr aus Angst vor dem Militär, als vielmehr aus Hoffnung, durch irgend eine halbgeöffnete Thür ins Geigenzimmer lugen zu können. Da er aber nichts dergleichen entdeckte, da er wieder vollkommen angekleidet zum Fortgehen bereit war

Ähnlichkeit mit anderen Kehlenklängen und doch war er nichts als das unmittelbare Aufquellen menschlichen Herzblutes. — Sie konnte sich das nicht so denken, aber ein Gefühl ward in ihr wach, als ob sie in diesem Augenblicke sterben müsste, und als ob sie im nächsten Augenblicke eingehen würde zur himmlischen Seligkeit. —

Nach einer Weile richtete sie sich auf und blickte hinaus zum Fenster. Da unten auf weißem Kieswege stand eine dunkle Gestalt. Sie erkannte den Weber Giedel und sah jetzt, wie er eine Geige spielte. Sie verhielt sich ganz ruhig, sah hinab und horchte. Sie horchte so lange, bis ihr die Tropfen von den Augen rannen. So über alle Maßen lieb hatte sie diesen Menschen. So viel Mitleid hatte sie empfunden, seit sie ihn kannte, weil er so sanft, so freundlich und still, so brav und so verlassen war. Als sie einst ein kleines Mädchen das erstemal in die Kirche mitgenommen wurde, war am Altar neben dem Priester ein schöner blonder Knabe gestanden, und so oft sie an Engel dachte, von Engeln hörte, kam ihr dieser Knabe zu Sinn. Allmählich, ganz allmählich wuchs dieser Engel heran zu einem Menschen ...

Paula öffnete das Fenster, da hörte der Bursche unten auf, zu geigen.

„Giedel", sagte sie mit vor Innigkeit zitternder Stimme, „Giedel, geh' jetzt heim. Die Nacht ist kühl."

Da trat er ein paar Schritte gegen das Fenster und flüsterte herauf: „Paula, ich hab' dich lieb!"

„Nimm ihn hopp!" rief plötzlich eine rauhe Männerstimme. Da sprangen aus dem Schatten zwei Gesellen mit Waffen und glänzendem Riemzeug herbei und rissen den Burschen nach rückwärts zu Boden. Noch hielt der Giedel trotz des Schrecks die Geige hoch in die Luft, dass ihr nichts geschehe, weiter wehrte er sich nicht, biss die Zähne zusammen und ließ sich fesseln.

Mittlerweile war es im Hammerhause lebendig geworden, die Leute eilten auf die Gasse: was da geschehen wäre, was das bedeute?

„Den Dieb haben wir", berichtete einer der Gendarmen. „Dem Herrn Major Stramper ist er in die Wohnung gestiegen. Eine Violine gestohlen."

„Der Weber Giedel!" schrien nun die Schmiede und das Gesinde. „Das ist nicht übel! Der Duckmauser! Der Scheinheilige! Der Einbrecher! Ah, das ist zu nett!"

Auch der Schmiedmeister war, flüchtig in seine Bettdecke gehüllt, hervorgekrochen. „Ein Dieb? Ein Eisendieb?"

„Ein Bettelgeiger."

„Der Strolch!" knurrte der Schmiedmeister, „was hat er denn vor meinem Hause gesucht, bei der Nacht?"

„Das Töchterl hat er angegeigt!" lachten sie.

„Ein anderesmal stiehl Butterbrot! Das frisst man ungehört." Höhnte ein Knecht. „Geigen krächzen zu viel, kommst allemal auf."

„Was kostet der Bettel?" rief jetzt Paula, die sich schneidig in den Handel mischte.

„Jungfer!" antwortete der Gendarm, „es handelt sich nicht um die Geige, es handelt sich um den Diebstahl."

„Sag' etwas!" forderte das Mädchen den Giedel auf. „Vertheidige dich!"

„Das hilft nichts", antwortete der Bursche ganz ruhig. „Sie glauben es mir nicht. Morgen hätt' ich sie dem Herrn ja wieder zurückgebracht. Sie glauben es mir nicht, und ich muss sitzen. In Gottesnamen, jetzt ist mir ganz leicht. Sei nur so gut, Paula, und stell' sie ihm zurück. Und dass ihr nichts geschieht. Mein Elend hab' ich mir herausgefiedelt. So leicht ist

gefahren zu einem alten Kameraden, der ihm — so viel verlautete — geschrieben, dass er irgendwo eine uralte Violine entdeckt habe. Sie stamme noch aus den Zeiten der Troubadoure und ein Zigeuner gehe damit um, der darauf ohrenzerreißend spiele und von dem Werte des Instrumentes gewiss keine Ahnung habe. Hau, das musste unser Major näher erfahren und er fuhr hinüber. — In der Wohnung des Majors waren ein paar Fenster offen geblieben. Der Giedel kauerte am Berghang und schaute hinein zu den Geigen. Die Haushälterin des Majors war auch fortgegangen, nachdem sie das Hausthor mit großem Gerassel verschlossen hatte. Der Giedel blickte hinein zum offenen Fenster. „Der hat so viele, und ich hab' gar keine!“ murmelte er. Plötzlich schlug er mit dem Daumen ein Kreuz über sein Gesicht und lief davon. Er gieng den Weg hinein bis zur Brücke, er schritt hinan bis zum Hammerhaus. Auf dem Fenster, hinter welchem sie wohnte, standen schöne Blumen, sonst sah er nichts. Das Wasser rauschte und der Berg legte schon seinen dunkelblauen Schatten über das Haus. Ein paar junge Männer giengen im Garten umher mit spitzen Schnurrbärten und unternehmenden Mienen. Dann traten sie ins Haus. Ob das Verwandte sind von ihr oder Eisenhändler?

Der arme Giedel gieng wieder gegen das Dorf zurück. — Am Werktage, dachte er bei sich, da ist die Arbeit, da geht's zur Noth; aber am Sonntag, wenn einer in der Müßigkeit so umherschlenkert, da ist's schier nicht auszuhalten. Der Druck in der Brust, der grausame Druck! Mit dem Taschenmesser ein Loch aufmachen hinein, dass dieses wilde Blut heraus könnt' springen . . .

Als er zum Hause des Majors kam, dunkelte es schon ein wenig und im Thale dem Bache entlang war ein bläulicher Dunsthauch. Kein Vogel, kein Heimchen, kein Mühlrad — nichts. Dass es doch so still sein kann auf der Welt! . . .

Um das Haus war es öde, und nichts rührte sich. Die Fenster standen offen. Der Giedel kletterte an einem Mauervorsprung empor und stieg zum Fenster hinein. An der Wand huschte er hin, nahm die Cremoneser Geige mit dem Fiedelbogen von der Wand, barg sie unter seinen Rock, sprang rasch zum Fenster hinaus und eilte davon gegen den Wald hin.

In der darauffolgenden Nacht war's. Über den Wipfeln des Bergwaldes stand der Mond. Der Eisenhammer stand still, das Wasser rieselte leise über das hinterseitige Floss. Wer das Rauschen und Pochen gewohnt ist, dem wird's unheimlich. Paula lag in ihrem Bette, konnte aber vor lauter Ruhe, die sie umgab, nicht schlafen. — Sie dachte an ihre Mutter, die seit langem schon auf dem Kirchhof lag. Sie dachte seufzend, wie das jetzt werden würde, wenn der Vater wieder heiratet. Die reiche Sensenschmied-Witwe von Tiefwasser. Dann will er den kleinen Eisenhammer hier verkaufen und hinüberziehen und in Tiefwasser eine Gewerkschaft bauen. Was das noch werden wird? . . .

Als das Mädchen im einsamen Stübchen so sann und dabei recht traurig ward, hörte es draußen einen zarten, klingenden Ton. Es war anfangs wie eine leise vor sich hin singende menschliche Stimme. Sie wurde lebhafter, es klang wie ein süßes Locken und dann wieder wie ein betrübtes Klagen. Es war wie ein allmähliches Aufschwingen, wie ein Anklopfen und treues Bekennen und endlich wie das Freiwerden und Übersprudeln eines warmen, leidvollen Menschenherzens. — Nie in ihrem Leben noch hatte Paula so singen, so weinen gehört. Sie war selbst einmal in einer Singschule gewesen, aber dieser unendlich rührende Tonhauch, den sie jetzt vernahm, er hatte keine

Nachbarschaft.

Von O. v. Berlepsch.

„Von einem spitzbogig vorspringenden Giebel breit und behaglich überdacht, schaut mein Fenster ins Freie. Es hat den großen Vorzug, dass niemand außer den Vögeln und dem Dachdecker, der jährlich einmal drüben auf dem Nachbarhause umherkrabbelt, herein gucken, ich aber umso unumschränkter hinaus sehen kann auf Nähe und Weite, nach der Stadt mit ihren Thürmen, die oft so fein im Sonnennebel oder auch im grauen Wetterdunste bis auf ihre nur leis umrissenen Conturen verschwimmen, und dann über das Häusermeer hinweg nach Fernen, wo Wald und Feld in Ruhe liegen. Es ist hübsch, da hinauszublicken zu jeder Jahreszeit, ob Schnee die Dächer und Gärten deckt, oder blühende Wipfel von unten grüßen und im Lande draußen sonnig beleuchtete Höhenzüge sich entschleiern — immer gibt dieser Ausblick ein Gefühl der Freiheit und friedlichen Entrücktseins vom Lärm des Tages."

Wenn jenseits der letzten Häuserreihen die Felder zu grünen beginnen, wenn der Buchenwald seine eigenthümlich grauröthliche Lenzfarbe bekommt, so bin ich die erste im Hause, die das sieht, und wenn im Osten des Abends der Vollmond aufgeht, so schaut er mit seinem runden jovialen Gesichte zuerst in meine Stube, bevor er die weiter unten aufsucht, als wollt' er sagen: „Grüß Gott, du da oben, nun, hast du dir noch immer kein anderes Nest gewählt?" —

Ich stehe mit den Gestirnen des Himmels, mit Wolken und Wetter sozusagen auf du und du, weiß von wannen sie kommen, wohin sie ziehen; ich erschaue überhaupt manches, was denen in den unteren Regionen oder gar Leuten, welche in den engen Gassen drinnen hausen, entgeht.

Das Betrachten dieser Erscheinungen hält mich aber nicht ab, auch dem Näheren und Nächsten mein Interesse zuzuwenden. Der Mensch ist ja so; aus der Freiheit kehrt er zeitweilig gern zur Beschränkung, vom großen zum kleinen zurück, und gerade derjenige, welcher der Natur und ihren Wundern näher tritt, beobachtet das Unscheinbare andächtiger, als alle Sonn- und Feiertags-Natur-Enthusiasten miteinander.

Zu diesen Näheren und Nächsten gehörten für mich ein paar Nachbarn, die im Laufe der Zeit in meinen Gesichtskreis kamen und mit denen ich in einen gewissermaßen vertrauten, wenngleich stummen Verkehr trat.

Da hatte im letzten Sommer eine große, ehrwürdige Kreuzspinne, die ihre Kunst aus dem ff verstand und ganz wie eine Stammutter unzähliger behender Spinnelein aussah, gerade im Spitzwinkel unter meinem Dache sich angesiedelt. Zwischen dem Giebelbalken war immer ein prächtiges Netz gespannt, in dem manche arglose Mücke ihr Leben aushauchte. Ich schaute ihr oft zu, wie sie nach Gewitterregen, nach Windstößen, die ihr Gewebe zerrissen, unermüdlich immer von neuem wieder zu spinnen begann, wie sie geschickt die ersten langen, kaum sichtbaren Fundamentalfäden zu befestigen wusste, zwischen die hinein, wie in die Lüfte, sie ihr

mir schon lang' nicht mehr gewesen, wie jetzt. Vergiss nur nicht ganz auf mich, Paula, wenn ich gestorben bin."

Das Mädchen wollte darauf etwas sagen, konnte aber vor Weinen nicht mehr sprechen, und also führten sie den armen Jungen davon in der stillen Mondnacht, führten ihn hinaus in das Dorf und thaten ihn in den Gemeindekotter.

Am nächsten Morgen war ganz Schwandau aus Rand und Band. Das Unglaubliche! Das Unerhörte! Manche meinten, der Giedel sei irrsinnig geworden. Etliche fluchten über die Hexe, die ihm's angethan. Nur wenige gaben sich stiller Schadenfreude hin. Im Gemeindehause kamen um die Mittagsstunde mehrere Männer zusammen, der Dorfrichter, der Pfarrer, der Hammerschmiedmeister und auch der Major Stramper.

„Ist es Ihr Ernst, dass Sie klagbar werden wollen?" fragte der Richter den Major.

„Bare achtzig Gulden hat sie mich gekostet, die Cremoneser!" antwortete der Major.

„Aber sie ist ja doch wieder in Ihrem Besitze", sprach nun der Pfarrer, „und gänzlich unversehrt. Den Burschen haben wir alle gern, er ist fleißig, gutmüthig, keiner weiß etwas Ungutes von ihm. Die dumme Lieb'! Auch wir haben Thorenstreiche gemacht in der Jugend. Lassen Sie es gut sein, Herr Major!"

„Von mir soll niemand sagen, dass ich sein Unglück gewesen bin", antwortete der alte Soldat. „So vernarrt zu sein! Gerad'halten soll er sich! Es ist gut."

„Wenn's gut ist", versetzte jetzt der Hammerschmiedmeister, „so möchte ich auch noch ein paar Worte sagen. Mein Mädel ist wie verrückt. Ich habe keine Ahnung gehabt. Wenn es so steht mit den zwei jungen Leuten, und dass sie toll werden, wenn sie einander nicht kriegen — ich sag': in Gottesnamen."

Denn er hatte sich's überlegt, dass es besser ist, wenn er die erwachsene Tochter an Mann bringt, ehe er selbst noch einmal zugreift drüben in Tiefwasser. Es bleiben auf solche Weise allerhand Unannehmlichkeiten aus. Das Mädel hat seine mütterliche Sach', damit kann es dem Weber aufhelfen und die Wirtschaft herrichten. Also ist's recht, und der Vater und die Tochter sollen an einem Tage Hochzeit halten.

Als der Giedel aus dem Kotter trat, wartete schon die Paula, fiel ihm lachend und schluchzend um den Hals: „Wir haben uns!"

Am Tage der Hochzeit kam der Major mit der Geige. Die Cremoneser war's.

„Mir steht ein Duplicat in Aussicht", sagte er einleitend. „Auch dem Zigeuner mit der alten Fiedel bin ich auf der Spur. Diese da — ein sehr seltenes Stück! — sie gehört dem jungen Bräutigam. Er hat damit der Seinigen das Ständchen gebracht, er wird sie noch öfter brauchen können. Ist die Geige verstimmt, so soll er küssen, und ist das Weibchen verstimmt, so soll er geigen. Und jetzt einen kecken Steirischen aufgefiedelt! Gerad'halten, Junge!"

Nr. 1 zum Beispiel davon, so folgte Nr. 2 gewiss gleich nach. Ließ Nr. 2 sich aber in auffallende Schaukeleien mit anderen ein, so fuhr der Stärkere dazwischen, pickte und raufte die Unberufenen wie einer, der sich von rechtswegen als Herr des andern fühlt, — ein Benehmen, dessen ich, in seiner groben Rücksichtslosigkeit, von der anderen Seite nie gewahr wurde.

Als die stürmischen kalten Regentage kamen, die dem Winter vorangehen, führte das Paar ein häuslicheres Leben. Da saßen sie still und flausterig nebeneinander und schauten wie in Sorgen um die Zukunft in die graue Welt hinaus. Lange vor Abend schlüpften sie schon in ihr verborgenes Winkelchen und ließen das Wetter draußen toben.

In den mageren Zeiten, wo der Schnee die Erde bedeckt, streute ich ihnen zuweilen Futter, was sie gleich fröhlicher stimmte und auf meine Nachbarschaft nun erst recht aufmerksam machte; denn von da an reckten sie die Hälse, um durchs Fenster zu sehen, ob nicht bald wieder etwas käme, oder gaben auch durch Rufe und Anflattern gegen die Scheiben in kecker Spatzenart ihre Wünsche zu erkennen.

Einmal fiel es mir auf, dass der kleinere der beiden fehlte, und zwar, wie ich mich jetzt erinnerte, nicht erst seit gestern. Ich sah täglich nach, ob er nicht wieder da sei — aber er blieb fort. Ob Treulosigkeit oder eine tückische Katzenkralle ihn entführte, wer wusste es? kurz, ein melancholischer Witwer saß fortan draußen vor meinem Fenster. Dass sein Los meine Theilnahme nur in erhöhtem Maße noch weckte, ist begreiflich. Keinen Morgen setzte ich mich an meinen Arbeitsplatz, ohne zuerst nach ihm auszusehen. Da war er dann meist schon auf seinem Posten, frostig den Kopf eingezogen, das Gefieder aufgeblasen, oft geschwärzt vom Ruß der Schornsteine, deren Wärme er aufgesucht, ein trübseliger kleiner Proletarier, in dessen Seele nur der eine Seufzer zu wohnen schien: Lumpiges Leben! — Wenn ich an die Fensterscheiben trat, wandte er den Kopf nur halb nach mir, ungefähr wie frierende Eckensteher sich begrüßen: So — du auch wieder da?

Dieser mein melancholischer Spatz, und dann noch ein anderer Nachbar, ein Menschenkind, welches sicherlich nicht ahnte, dass es für mich ein Gegenstand theilnehmenden Interesses wurde, belebten meine winterliche Einsiedelei.

Wenn die frühe Dämmerung hereinzubrechen begann, schaute ich gern eine Weile, bis es Zeit war, die Lampe anzuzünden, in den sinkenden Abend. Da sah ich dann häufig am Fenster eines der Nachbarhäuser eine schlotterige, etwas gebeugte Männergestalt in äußerst bequemer Schlafrocktoilette, mit einer dunklen Haarmähne, die ein bleiches Gesicht umrahmte. Er konnte oft eine halbe Stunde lang in die neblige Luft hinausstarren, ohne sich zu rühren; manchmal aber gesticulierte er auch, wie einer, der mit sich selber redet, oder er öffnete das Fenster, um mit seiner blassen mageren Hand den Schnee zu betasten, der auf dem Gesimse lag. Ich wurde nicht klug daraus, ob der Mann jung oder alt sei. Er hatte den Habitus eines Gelehrten und eines durch überanstrengende Arbeit oder sonstige Factoren etwas verkümmerten Menschen. Sein Kopf mit der mächtig gewölbten Stirn und den tieflangenden Augen konnten ebenso einem Fünfziger wie einem Dreißiger angehören. Ich wusste nicht wer, noch was er war, kümmerte mich auch nicht weiter um ihn; nur des Abends — da wir offenbar eine gewisse gleichartige Liebhaberei für die Dämmerung hatten, — ward meine Aufmerksamkeit immer wieder durch sein Erscheinen am Fenster auf ihn gelenkt. — „Auch ein Einsamer, wie es in der Großstadt so manche gibt“, dachte ich mir, da ich nie

Netzlein spannte, bei jedem Knotenpunkte mit demselben rechtsseitigen Füßchen eine schlingende Bewegung ausführend, und wie sie dann, im Centrum anlangend, wo das Gewebe immer feiner und regelmäßiger geworden, augenscheinlich von der Arbeit ruhte und sich behaglich schaukeln ließ, wenn ein Lüftchen das wundersam feine Gespinst bewegte, das viel zu zart schien, um den großen Körper seiner Schöpferin zu tragen. Sie hatte etwas greisenhaft Klausnerisches, ja Böses, wie sie da so einsam in ihrem Netze saß und der Beute harrte, welche der Zufall ihr ins Gehege trieb, immer lautlos nnd allein, während draußen im Sonnenschein die Schmetterlinge miteinander gaukelten, die Vögel sich paarten und das kleine Volk der Bienen, Fliegen, Mücken lustig hin und her summte. Wie gierig schoss sie aus ihrem Hinterhalte, wenn so ein armes, zappelndes Geschöpfchen mitten aus seiner Lebenslust ihr ins Garn gerieth, wie schnell und bündig machte sie ihr Mordgeschäft ab, ohne Pardon, ohne Anstrengung, — eine kurze Umarmung, und der Lebensodem war dem Opfer ausgesogen. Es lag etwas Märchenartiges in dem grausam stillen Treiben dieser Einsiedlerin, die ihre bewunderswerte Kunst nur für ihr Mordhandwerk, zum Unheil anderer Wesen trieb. Und doch wurde sie mir eine traute Nachbarin. Sie behauptete ihr Revier mit großer Standhaftigkeit bis in den Herbst hinein, bis ein rauher Sturm einmal ihr letztes Gewebe zerriss und sie verscheuchte, wer weiß wohin? Ich blickte noch öfters nach ihr aus — aber sie war und blieb verschwunden.

Dafür zog bald, — fast war es, als hätte meine Klausnerin eine Botschaft hinterlassen, dass da oben unterm Giebel nicht schlecht hausen sei — ein Ersatz für sie ein. Ein paar Spatzen waren's, ob Mann und Frau, Vater oder Mutter und Kind, das konnte ich nicht gleich herausbringen, — kurz, es waren ihrer zwei. Im Spätherbste um die Zeit, wo draußen auf den Feldern nichts mehr zu holen ist, und die Nähe der Menschen manches Thierlein nähren muss, hielten sie ihren Einzug in einem geschützten Winkel unterm Dache und gaben alsbald mit der bekannten Spatzen-Unverfrorenheit durch Lärm und Hin- und Herflattern ihre Anwesenheit kund. Jetzt saßen sie auf dem geschnitzten Knauf des Dachsparrens, der dicht neben meinem Fenster war, dann drüben auf dem Kamin des Nachbarhauses, auf der Dachrinne oder sonst einem freien Standpunkt, der ihnen gerade behagte. Es war ein ewiges Gehen und Kommen, Zwitschern, Flattern, Balgen; kam einer mit einem Stückchen Brot oder anderer Beute dahergeflogen, so gab es gleich einen großen Lärm, ein Abjagen und Streiten, dem sich oft noch eine ganze Schar dieses ewig schmauslustigen Völkchens anschloss. Es machte mir Spaß, bei solchen Gelegenheiten in die Action einzugreifen, indem ich durch Aufscheuchen der verfolgenden Bande dem einen zu seinem Rechte zu verhelfen suchte. Aber ich sollte nicht sehen, dass es hier gerade so wie bei den Menschen zugeht, wo auch mancher dem anderen, wenn er nur die gehörige Unverschämtheit hat, den Bissen vom Mund wegschnappt.

Die Verschiedenheit der Gestalt zwischen den zwei kleinen Kumpanen brachte mich auf den Gedanken, dass sie doch ein Ehepaar sein müssten. Einer von ihnen war ein robustes Kerlchen mit braun und weiß gezeichneten Flügeln, einem streitbaren Schnabel und behäbiger Rundung; der andere, etwas kleiner, zarter, mit hellgrauem Gefieder, schaute gewissermaßen weiblich in die Welt, das heißt naiver, lebenslustiger und dabei doch schüchterner als sein Kamerad. Auch im Benehmen der beiden glaubte ich Anhaltspunkte für die Richtigkeit meiner Vermuthung zu finden. Flog

Des Herrn Vaters Hochzeit.

Eine finstere Geschichte.

Auf dem Kirchplatze zu Berchteshofen an der Friedhofsmauerecke saßen zwei Männer und hatten volle Obstkörbe vor sich stehen. Beide waren barhäuptig, übrigens in grobem, grauem Loden gekleidet, jeder hatte um die Lenden eine blaue Schürze gebunden, die bis zu den Unterschenkeln reichte. Der eine hatte graues Haar, ein hageres, glattrasiertes Gesicht; seine scharfkantige Backe bewegte sich wie bei einem raschen Kauen, denn der Mann betete, weil in der Kirche, aus der man die Orgel tönen hörte, gerade Gottesdienst war. Der andere Mann hatte braunes, kurzgeschnittenes Haar, ein rundes, jugendliches Gesicht mit blondem Schnurrbärtchen, kurzer Plattnase und zwei kleinen Äuglein. Dieses Gesicht hatte den immer wechselnden Ausdruck großer Verschmitztheit, vielleicht sogar Bosheit, auch an ihm bewegten sich die Kinnbacken, denn der Bursche brummte über die langwierige „Umraundlerei“ in der Kirche. Während des Gottesdienstes hatte der Kirchthurmschatten, in den sie sich ursprünglich niedergelassen, sich so gewendet, dass sie jetzt in eitel Sonne saßen, aber nicht das Recht hatten, weiterzurücken, weil sie nur den Platz an der Mauerecke gemietet.

Endlich begann es sich am Kirchenthor zu rühren und zu lösen. Die Leute strömten heraus; unsere beiden Höcker setzten ihre schwarzen Filzhüte auf und begannen zu rufen: „Kauft's Äpfeln, Pfirsiche, Zwetschken! Schön san's! Gut san's! Wohlfeil san's!“

Der Alte rief lauter als der Junge, denn das Obst des Jungen sah sich frischer und schwellender an und erfuhr mehr Zuspruch; der Verkäufer verstand es, die schönsten Stücke obenauf zu legen, diese riefen dann für sich selber, und dem Burschen blieb die Lunge gespart.

Unter den Leuten, die an die Körbe traten, um zu kaufen oder das Anschauen und Riechen des Obstes umsonst zu haben, war auch ein stattlicher Mann in halb bäuerlicher, halb bürgerlicher Tracht; er trug einen langen braunen Rock, gewichste Stiefel, die bis zu den Knien herauflangten und dem Manne das Aussehen eines Landpfarrers verliehen. Sein Gesicht war wohlgenährt und glatt rasiert, hatte aber eine auffallend lange, schmale Nase und darüber ein paar eng zusammenstehende, graue, scharfe Augen ohne merkliche Brauen. Die Leute machten ihm fast ehrerbietig Platz, als er jetzt zum Obstkorbe des Burschen trat. Mit den hageren Fingern hob er einen Pfirsich um den anderen heraus, drehte und drückte ihn und warf ihn wieder in den Korb zurück.

„Was kostet so ein Bummerl?“ fragte der Herrenbauer.

„Das sind keine Bummerln“, antwortete der junge Obstverkäufer, „das sind Pfirsiche. Zwei um einen Groschen.“

„Darf man einen kosten?“ fragte der stattliche Bauer.

„Nur zu!“ sagte der Bursche.

Der behäbige Mann hob das schönste Stück heraus, biss hinein und verzehrte es mit schmatzendem Munde.

jemanden bei ihm sah, und meine Phantasie reimte selbstverständlich in solch müßigen Momenten mit der Gestalt des Unbekannten allerlei interessante Schicksale zusammen.

Als die Tage länger, die Abende heller wurden, sah ich ihn auf einmal seltener, und wenn es geschah — dies fiel mir auf — nicht mehr im Schlafrock, ohne Kragen, mit verworrenem Haar, sondern, soweit es bei seiner Erscheinung überhaupt möglich war, in bedeutend geschniegelterem Zustand. Einmal sah ich ihn gar mit einem Handspiegel am offenen Fenster stehen und in großer Andacht sich selbst betrachten. Ein andermal hörte ich ihn greulich falsch pfeifen. Was bedeuteten diese Zeichen?

Die Antwort ließ gar nicht lang auf sich warten.

Eines Nachmittags im März, an einem jener goldig milden Vorfrühlingstage, wo die Vögel ihre Melodien anstimmen und in den Gärten das erste Grün sich aus der dunklen Scholle ringt — was erblickte ich? An dem Fenster meines Einsamen standen zwei Damen, eine ältere und ein hübsches junges Wesen, welches lächelnd herausschaute, aber gleich wieder sich umwandte nach ihm, dessen Gesicht heute völlig verändert erschien. An seinem Lachen sah ich plötzlich, dass er ein noch junger Mensch sein müsse; es hatte etwas bärenhaft Glückliches, Jugendliches, Verliebtes, dieses Lachen.

„Wie man sich doch irren kann“, dachte ich, staunend und belustigt zugleich, über meine Täuschung. Da drüben hatten die Nebelstudien in der Dämmerung nun jedenfalls ein Ende!

Während ich so stand, flog mit wahrhaft rauschendem Schwung mein „melancholischer“ Spatz heran, und siehe! ebenfalls nicht allein, ebenfalls in heiterster Gesellschaft.

Gab's da ein Scharmutzieren, ein Rufen, Hüpfen, Auffliegen, Haschen!

„Alter Kerl!“ sprach ich entrüstet, „was für ein toller Geist ist in dich gefahren?“

War das noch der missvergnügte Witiber von ehedem?

Er aber würdigte mich nicht einmal eines Blickes, geschweige einer Antwort, sondern schwang sich mit seiner Gesellschaft hinüber aufs Nachbardach, wo die Schäkerei fortgesetzt wurde.

Ich sah dem Treiben eine Weile zu, dann ließ ich den Blick ins Blau des Himmels schweifen, das weit und selig über der Landschaft sich wölbte. Da oben lächelte es wie eine Erklärung meiner heutigen Erlebnisse herab. — 's ist eben wieder einmal Lenz auf Erden! kicherten lustige Frühlingsgeister hinter einer Schar Rosenwölkchen hervor, die hoch am Himmel gegen Sonnenuntergang segelten. Und als hätte es die Amsel, die ganz still auf dem Kirschbaum drunten saß, verstanden, hub sie jetzt zu singen an, ein süßes Lied, das schier feierlich durch die noch unbelaubten Wipfel klang.

undzwanzig Jahren bin ich auch noch einer gewesen, so einer, der von dieser Welt ein gutes Trum hat haben wollen. Von meinem Vater das Häusel übernommen, hätt' ich heiraten können. Hab' auch beinahe schon eine gehabt — ein prächtiges Weibsbild, eine Holzhändlerstochter ist's gewesen. Wir sind schon ein paar Wochen miteinandergegangen und haben uns gern gehabt. Jetzt ist aber ein Deichgräber im Land, einer aus Böhmen oder woher, ein baumstarker Lümmel, und der hat sich auf die Weibsbilder verstanden. Und wie es schon geht, auf einmal ist meine Hannerl weg und der Deichgräber heiratet sie. Denn sie hat Geld gehabt, einen Haufen Geld von ihrem Vater. Das Geld, meinetwegen, hätt' er haben mögen, zu Geld kann man's selber bringen, aber das Mädel bin ich ihm nicht willig gewesen, denn so eins gibt's nicht mehr, nach meinem damaligen Glauben. Wild bin ich worden und verzagt. Hat mir nichts geholfen, sind fort alle zwei, weit weg, in die dasige Gegend her und haben sich den Pfleger-Hof gekauft. — Schlafst schon, Grassel?"

„Solche Geschichten habe ich schon genug gehört", versetzte der Bursche schläfrig.

„Bleib' noch ein bissel munter, Grassel, ich rath' dir's", fuhr der Alte fort. „Jetzt, wie die Zwei davon sind gewesen, da hat sich ein junges armes Dirndel gemeldet. Die schöne Veferl haben sie's geheißen. Aber arm und sauber, das ist nichts nutz! Und die Veferl, die hat er angesetzt, der Böhm, und nachher verheirateterweis natürlich nichts mehr von ihr wissen wollen. Im Wochenbett ist sie gestorben und jetzt hat sich niemand ums Kind wollen kümmern. Das Gericht stellt darüber einen Vormund auf, und der sollt' ich sein. — Ich bitte, hab' ich gesagt, wie komm' ich dazu! Der Vater von diesem Wurm ist mein größter Todfeind. — Es wäre ja nur der Form wegen, hat darauf das Gericht gesagt, ich brauchte ja für das Kind nicht zu sorgen, das bekomme einen Kostort und würde schon dafür gezahlt werden. — Wenn's nur der Form wegen ist, sage ich gut! — und sie schreiben mich als Vormund ein. Hab' mir auch vorgenommen, dass ich mich gar nicht will umschauen nach dem Kinde. Wie komm' ich dazu? — Aber was wirst machen? Nicht bekümmern um ein armes Wesen, das unter rohen Leuten sein muss, der Vater hat sich mit ein paar hundert Gulden abgefunden und schaut weiter nicht nach. Und mir haben sie es angebunden, wenn auch nur brauchshalber. Zum Jammern hat es ausgeschaut, das Kindel, wie ich's einmal hab' besucht, und sag' ich zu mir: Erbarmt's dir nicht? Du bist Gerhab darüber. Bist auch so ein Hundling und lasst es liegen? Just zur Rach' sollst ihm's thun, diesem Schandmenschen, der dich um deine ganze Freud' hat gebracht, just zur Schmach und Rach', dass du dieses hilflose Geschöpf nicht verläßt! Vielleicht, wenn es groß ist, kommt einmal ein zahlender Tag. Und hab's zu mir genommen.

„Josel-Vater!" lallte nun der Bursche, immer noch mit halb gesenkten Augenlidern. „Dasselbige Kind bin ich; das weiß ich schon."

„Das weißt du freilich, Grassel, weißt du aber auch, dass dein Vater dir heut' einen Pfirsich gestohlen hat?"

Jetzt wurde der Bursche wach. Er richtete sich auf und fragte ganz ruhig: „Und den hätte der Teufel noch nicht geholt?"

„Lasst sich Zeit, denkt sich, das ist ein Schelm, der immer noch wachst."

„Und dieser Mensch, den sie jetzt den Pfleger im Hof heißen und Vorstand und Armenvater und Schulrath, der soll meine Mutter verführt haben?"

„Hat es."

Als er damit fertig war, spuckte er den Kern weit von sich und murmelte: „Sind nicht gut. Sind keine Kerngeher.“

„Bitt' gar schön!“ begehrte der Bursche auf, „wenn das keine Kerngeher sind, nachher will ich den ganzen Korb in den Straßengraben schütten.“

„Wenn es Kerngeher sind, warum tragst sie denn nachher im Korb daher?“ lachte der Großbauer und wendete sich seithin.

Der Bursche wollte etwas entgegnen, aber die in ihm wüthende Empörung verschlug ihm die Stimme.

„Soll das ein Witz gewesen sein?“ fragte er endlich seinen älteren Genossen.

„Grassel“, entgegnete dieser, „hast du dir den Mann gut angeschaut? Dem hättest du die Hand sollen bussen.“

„Wie meint Ihr das, Josel-Vater?“

„Ich meine nur, weil der Mann so würdig ist und morgen seinen Ehrentag hat. Kennst ihn nicht? Das ist der reiche Pfleger im Hof, der Richter und Armenvater von Berchteshofen, Bezirksausschuss und Schulrath, und was weiß ich, welche Ehrenstellen er noch hat. Hast unten über der Straßen nicht den grünen Schwiebbogen gesehen, Grassel? Der geht den Pfleger im Hof an, der morgen seine silberne Hochzeit feiert mit seiner Familie. Drei Buben, glaub' ich, hat er. Vornehm wird's hergehen! Kannst dir's denken, so ein Ehrenmann!“

„Wie viel um einen Kreuzer?“ fragte ein altes Mütterlein, in den Zwetschken des Öbstlers wühlend.

„Sechse.“

„Nachher bleiben Euch alle über.“

„Die heut' nicht gehen, werden morgen gehen. Morgen ist auch noch ein Tag.“

„Und was für einer!“ gigste das Mütterlein.

„Morgen sind sie noch theuerer. Die Schande darf man dem Pfleger im Hof nicht anthun, an seinem Ehrentag die Zwetschken wohlfeiler zu geben. Wie viel willst denn um einen Kreuzer, Mutterl?“

„Ihrer zehn sind nicht zu viel.“

„Nimm ihrer zehn, weil du's bist“, sagte der alte Öbstler.

„Kennst mich denn?“ fragte das Mütterchen.

„Das nicht, aber du bist es doch, wenn ich dich auch nicht kenne.“

Später, als die Leute sich verlaufen hatten und der alte Öbstler das eingenommene Geld zählte, that der junge den Mund auf und sagte: „Josel-Vater, wie ist denn das gemeint gewesen, dass ich dem Protzenbauer die Hand bussen sollt'?“

Der Josel-Vater schielte so ein wenig auf den Burschen hin und entgegnete dann: „Neugierig bist du immer gewesen. Hast auch recht, sonst erfährt der Mensch nichts. Schon als kleiner Bub hast du gern gehört Geschichten erzählen.“

„Das ist mir noch nicht zuwider.“

„Gut, sollst eine hören. Ich denk', du wirst noch keine Geschichte haben gehört, bei der du die Ohren so gespitzt, wie du sie bei der heutigen wirst spitzen. Jetzt wollen wir unsere Mittagssuppen essen gehen, nachher setzen wir uns draußen vor dem Dorfe unter den Lindenbaum.“

Und später, als sie vor dem Dorfe unter dem Lindenbaume waren — der Josel-Vater saß an seinen Korb gelehnt auf dem Rasen, der Grassel lag schlank ausgestreckt und legte als Kissen seine Arme unter das Haupt — begann der Alte zu erzählen.

„Weit ist's nicht gefehlt, Bub, dass du mit der silbernen Hochzeit des Pflegers im Hof, die morgen ist, deinen fünfundzwanzigsten Geburtstag feiern könntest.“

„Ja, wenn's auch ein silberner wär'!“ sagte der Bursche.

„Kunnt einer sein“, so der Alte. „Pass jetzt einmal auf. — Vor fünf-

richtig oder Er irrt sich im Haus, bei mir heißt's beim Pfleger im Hof."

„Das stimmt", sagte der Bursche. „Der Pfleger im Hof hat ja morgen Hochzeit!"

„Und — ?"

„Schau der Herr Vater, und just bei dieser Hochzeit will ich dabei sein. Kann mir's auch denken, dass ihr sie gern alle beisammen habt Euere Leute an so einem Tag, und so bin ich halt da. — Noch gar nicht vorgestellt hätt' ich mich? Aber so ungeschickt! Der Grassel bin ich, Vater, Euer Ältester, so viel ich weiß."

„Gar nichts versteh' ich."

„Die schöne Veserl, in Sanct Georgen, dazumal! — Nun, ich bin der Sohn."

Etwas ungleich fühlte sich jetzt der Pfleger.

„Dahier wär' die G'schrift. Wird alles richtig sein."

Er hielt das Papier hin, der Pfleger warf einen zuckenden Blick darauf.

Der Bursche fuhr fort: „Sind auch andere Zeugenschaften da, wenn sie der Herr Vater verlangt. Hier, bitt' schön, hier steht mein Geburtstag. Wird eh' stimmen. Denk' der Vater nur nach."

„Jetzt wird's mir aber zu viel!" fuhr der Pfleger auf. „Und wenn was gewesen wär', dazumal, so bin ich der Mensch, der seine Schuldigkeit kennt und die Dirn gesetzmäßig abgefertigt hätte!"

„Richtig, mit dreihundert Gulden. Hat nicht weit kleckt, Vater. Davon red' ich jetzt nicht, das können wir später ausmachen. Heut' will ich nur mein Hochzeitsgewand haben. Ihr werdet selber sagen, dass ich morgen bei Euch nicht fehlen darf."

Der Pfleger ergriff den Rockflügel des Burschen und stieß hastig, doch fast leise heraus: „Du — wie heißt gleich? — Grassel! Du Grassel, wenn's schon sollt' sein, mach' keine Dummheiten, ich bitte dich, mach' mir jetzt keine Dummheiten. Komm ein anderesmal, wir bereden's nachher. Heut' hab' ich für nichts Zeit. Red' nichts derweil, da — leicht brauchst Geld!"

Er wollte dem Burschen eine Banknote geben, dieser blickte starr darauf hin und sagte: „Na, das nicht, Geld nicht jetzt, Geld erst später. Heut' bin ich nur wegen der Hochzeit da. Den Ehrentag lass ich nicht aus! Und krieg ich kein Hochzeitsgewand, so komm' ich so, wie ich bin! Ist mir schon alles eins. Zu der ersten Hochzeit meines Vaters bin ich ohnehin nit eingeladen worden, so will ich wenigstens bei der zweiten sein. Den Ehrentag lass ich nit aus."

Jetzt erst erkannte der Pfleger den Ernst der Lage. Nur mit der größten Klugheit konnte hier pariert werden und auf keinen Falle durfte es an diesem Tage laut werden, was dieser Mensch, dieser schreckliche Mensch zu sagen wusste. Sein Weib, ohnehin ein Drache, die ihm das von ihr zugebrachte Vermögen schon hundertfach büßen ließ; was würde das für ein Auftritt werden! Ein sauberer Hochzeitstanz! Und erst die Leute, vor denen er ehrengeachtet dastand! — Nein, nie und nimmer durfte es sein, dass dieser Öbstlerbursche auftrete — am festlich begangenen Ehrentag eine alte Schande.

„Grassel", sagte der Pfleger ganz sänftiglich: „Mir liegt's ja auch an, und wir wollen es ausmachen, dass du zufrieden bist. Aber da in der Stube lässt sich nichts reden. Es kann alle Augenblick wer hereinkommen und uns stören; und wer nicht kommt, der horcht draußen. Das gescheiteste wird sein, wir machen oben in meinem Kellerhaus Zusammenverlass. Weißt es, das Kellerhaus? Oben am Rain beim Schachen. Es ist unbewohnt, dort haben wir Ruh'. Dorthin kommst heut' ums Dunkelwerden. Ich weiß meine Pflicht und wir werden zufrieden auseinandergehen."

„Sie verlassen, dir die deinige abspenstig gemacht?"

„Hat es."

„Dieser Großbauer und Bürger zu Berchteshofen soll mein Vater sein?"

„Ist es."

„Und der Mann hat morgen seine silberne Hochzeit?"

„Hat sie."

„Josel, da muss ich dabei sein."

„Wird dich halt nicht einladen!"

„Ich werde dabei sein!" sagte der Bursche und rieb sich die Hände. Er hatte sich ganz aufgerichtet. „Wo ist er denn, der Pflegerhof?"

„Schau hinüber dort auf die Anhöhe. Der mit den vielen Gebäuden, wo vor dem Haus die Kapelle mit dem Thurm steht. Das große Wirtshaus."

„Ich will meine Aufwartung machen", sagte der Bursche.

„Kannst es ja probieren", versetzte der alte Öbstler, „aber sei gescheit! Es kann dir was tragen, wenn du gescheit bist. Kannst auch verdammt abblitzen, wenn du dumm bist. Wissen thut er schon eh davon, aber kennen wird er dich nicht. Da, diese G'schrift nimmst mit, hab' sie gerad' alleweil in meiner Brieftaschen. Die zeigst ihm, aber nicht aus der Hand geben! — Probier's halt!"

Und gegen Abend desselben Tages war's, dass der Grassel eintrat beim Pfleger. Eine dralle Kellnerin fragte ihn, was er begehre.

„Den Wirt", antwortete der Bursche.

„Den Herrn Vater? Der hat heut nicht Zeit."

„Ich will nur wissen, wo ich ihn finde."

„Das ist ja der Öbstler", rief einer der Gäste drein, „hast leicht Most zu verkaufen?"

Hierauf der Bescheid, der „Herr Vater" würde im neuen Hause drüben sein, wo er wohne.

Der Grassel gieng über den Anger. Von der Küche her vernahm er die keifende Stimme der Wirtin, im Hofe lungerten etliche Burschen gelangweilt umher, rauchten Cigarren und warfen sich manchmal gegenseitig ein bissiges Wort zu.

„Das werden wohl die Herren Brüder sein", dachte sich der Grassel. Dann gieng er ins neue Haus und ohne anzuklopfen öffnete er im Flur die erste Thür. Da drinnen saß der Bauer am Tische, vor sich Papiere, die er nun hastig zusammenraffte.

„Wer denn?" fuhr der Pfleger den Eintretenden an. „Tritt man mit *solcher* Manier in ein Haus?"

„Um Verzeihung", antwortete der Bursche, „beim Heimatshaus klopft man nit an die Thür."

„Was soll das? Wer ist Er?"

„Ihr müßt mich ja vom Kirchplatz her noch kennen, wo Ihr mir heut' so viele Pfirsiche abgekauft habt."

„Kauf' kein Obst. Bei mir wachst selber."

„Deswegen bin ich auch nicht da", sagte der Bursche und zog jetzt erst zögernd den Hut vom Kopf.

„Also, was ist's?"

„Spottschlecht ist er", murmelte der Grassel und drehte seinen Hut in der Hand hin und her. „Auch das andere Gewand" — er blickte auf seinen fadenscheinigen Lodenrock — „das ist kein Hochzeitsgewand, Herr Vater. Kunnt ich nicht ein besseres haben? Selber hab' ich mir noch alleweil kein's anschaffen mögen."

Nun stand der Pfleger rasch auf, trat mit ein paar heftigen Schritten gegen den Burschen und rief: „Jetzt will ich wissen, was das heißen soll! Will Er was, so geh' Er ins Wirtshaus hinüber, heut' bin ich für nichts da!"

„Soll mir einer meiner Brüder das Hochzeitsgewand geben? Oder die Frau Mutter? Die Stiefmutter wird's halt nicht thun wollen."

„Ich glaub', bei Ihm ist's nicht

mit deiner Mutter, und wenn wir auch arm geblieben wären. — Schlimm bin ich dran. Das Ansehen bei den Leuten ist das einzige, was ich noch habe. Freilich hat mir mein Weib das auch verderben wollen, aber nicht recht können, weil ich gerecht dastehe vor der Leut' Augen. Die ganze Gemeinde thut sich zusammen zum Fest. Meines Weibes wegen halt' ich's nicht, das kannst mir glauben. Aber die Ehr'. Der morgige Tag, auf den ich mich schon so lang hab' gefreut, soll mir ein Trost sein. Grassel, wenn du mir diesen Tag verdirbst! Wenn du mir diesen Tag verdirbst, Grassel!" Mit geballten Fäusten neigte er sich vor gegen den Burschen.

Dieser saß behaglich da, die Hände in den Hosentaschen, und sagte: „Ich werde nicht vergessen, dass ich Euer Ältester bin und mich an Euerer Seiten recht ehrbar betragen."

„Es darf nicht sein. Du musst fort, du musst!"

„Nein, lieber Herr Vater, ich bleibe da."

„Zwing' mich nicht, Grassel!"

Der Bursche wiegte sich wieder und schaute mit lächelndem Hohne auf den Pfleger: „Und wenn's uns den Pflegerhof kostet, ich bleibe da!"

Jetzt stürzte der Pfleger sich auf ihn.

Der Grassel war aber auf der Hut gewesen. Blitzschnell stand er kampfbereit und nun gieng ein heißes Ringen an, welches unter wechselndem Glücke damit endete, dass der Bursche den Alten heftig an die Wand warf. Dieser that einen Schrei und blieb stöhnend liegen. Der Bursche schloss die Thür auf und eilte davon. In der Angst, sein Gegner würde ihn verfolgen, lief er durch den Schachen über ein Feld dem Walde zu, dort lauerte er und lauschte, ob er nicht Wuthausbrüche des Pflegers vernehme. Aber er hörte nichts.

Plötzlich ward ihm bange. Er gieng zurück zum Kellerhause. Die Thür stand noch offen. Er gieng hinein, die Kerze brannte noch ruhig, und auf feuchtem Erdboden lag der Pfleger — lautlos, regungslos, kaum noch ein wenig zuckend — im Verbluten. Er war mit dem Haupte an eine scharfe Steinecke gefallen.

Am nächsten Frühmorgen gieng es laut her beim Pfleger im Hof. Aber nicht Festlärm war es; die geladenen Pöller wurden nicht abgeschossen; es war Aufruhr des vermissten Hausherrn wegen. In der Verwirrung und dem Hin- und Herlaufen der Leute war auch der Obstträger Grassel da. „Wollt ihr's wissen, wo er ist!" rief er mitten im Hofe, „so kommt mit mir!"

Er gieng hinab gegen das Gerichtshaus. Mehrere folgten ihm, denn sie meinten, der Pfleger sei über Nacht eingesperrt worden. Vor dem Richter stehend, sagte der Grassel, der Pfleger liege oben im Kellerhause und sei todt. Und erzählte den ganzen Hergang, sowie die Ursache desselben.

Viele Jahre werden vergehen, bis der Obstträger Grassel wieder Pfirsiche kann verkaufen auf dem Kirchplatz zu Berchteshofen.

„Mir ist nur um die morgige Hochzeit", sagte der Bursche.

„Sollst dabei sein. Will aber noch ein weiteres für dich thun, deswegen komm fein gewiss in das Kellerhaus."

Der Grassel sagte es zu und anstatt dem Josel-Vater nach gen Sanct Georgen zu wandern, stieg er in der Abenddämmerung hinan zum Kellerhause. Der Pfleger war schon dort, hatte eine Talgkerze angezündet und hielt einen Weinheber und zwei Trinkgläser bereit vor einem Fasse. Als der Grassel eingetreten war, verschloss er die Thür. „Wir wollen Fried' haben", sagte er. „Du hast gewiss schon lange keinen Luttenberger mehr getrunken. Hab' ein Gebind mit feinem Ausbruch. Nu, kost' einmal."

Der Grassel trank. Das war gut.

„Bist mir auch ein sauberer Sohn", sagte hierauf der Pfleger scherzend. „Das erstemal mit dem Vater trinken und aufs Anstoßen vergessen. Na, macht nichts. Leben sollst!" Und sie stießen an.

Es war ganz heiter. Der Grassel musste viel erzählen, wie es ihm ergangen sei. Freilich wohl kümmerlich, allein der Bursche hatte es ja nicht gewusst, dass es viel besser sein könne, und im Angesichte einer guten Lebenswendung brachte er alles hübsch munter vor.

Der Pfleger gestand, er hätte es ja gewusst, dass der Grassel beim Josel in Sanct Georgen gut aufgehoben sei, und das sei ihm immer ein Trost gewesen.

„Und dass wir auch ernster Weis reden", sagte der Pfleger plötzlich — „geh', trink', Grassel! — dass wir auch ernster Weis' reden, ich will was für dich thun. Du musst aber gescheit sein und dein Glück nicht verscherzen. Ein Heiratsgut, wenn du einmal dazu kommst, und sonst brauch's für dich allein. Du kriegst jetzt so viel auf die Hand, als ich deiner Mutter gegeben hab', und du gehst fort und zeigst dich nimmer zu Berchteshofen."

„Damit bin ich auch zufrieden", antwortete der Bursche, „und will nach der Hochzeit gern fortgehen."

„Heut' musst noch fort, jetzt bei der Nacht noch!"

„Ah, das nit, Vater, bei der Hochzeit erweis' ich Euch schon die Ehr'. Ich will an Euerer Seiten sitzen."

„Grassel, ich bitt' dich! Thu' mir die Schand nit an vor den Leuten. Man weiß von nichts. Es wäre mein Unglück noch in den alten Tagen!"

„Das macht nichts", antwortete der Bursche ruhig und trank. „Ihr habt ja auch meine Mutter ins Unglück gebracht, Ihr habt Euer Kind verstoßen, ihr habt dem Josel die Braut weggenommen, er hat zum Lohn dafür Euer Kind auferzogen, Ihr habt es gewusst, dass er arm ist und nichts für ihn, nicht einen Kreuzer. Lieber Herr Vater, Ihr seid ein —"

„Was bin ich?"

„Ein Ehrenmann natürlich."

Der Pfleger war schon aufgesprungen, nun setzte er sich gelassen wieder auf seinen Schemel, während der Grassel auf einem leeren Fässchen ritt und sich gemächlich hin und her schaukelte.

„Du sollst doppelt so viel haben, als ich vorhin gesagt", versetzte der Pfleger.

„Nicht ums Zehnfache!" sagte der Bursche, „nicht ums Zehnfache verkaufe ich die morgige Hochzeit. Einen Ehrentag will ich auch haben mein Lebtag."

„Und wenn ich dir das Zwanzigfache gebe", flüsterte der Pfleger halb bittend, halb drohend, „dass du dir einen Bauernhof kannst kaufen zu Sanct Georgen. Mehr wirst nit verlangen von einem alten Mann, dem einmal was passiert ist, was jedem passieren kann, und der Widerwärtigkeiten genug muss ausstehen. Du weißt es nicht, was ich ausstehen muss bei meinem Weib und den Buben. Besser hätt' ich's wohl getroffen

Es sei hier bemerkt, dass der Verfasser dieses Aufsatzes den Unterrichtsgang des Gymnasiums durchgemacht, und diesen mit den Abiturientenexamen abgeschlossen hat, welches seine Leistungen in den beiden alten Sprachen als gut bezeichnete; dass er, obwohl er dem Beruf nach den Philologen nicht zuzuzählen ist, noch heute ganze Oden des Horaz zu citieren weiß, Lateinisch wie Deutsch liest und Homer auch ohne starke Beihilfe des Lexikons zu verdeutschen vermag; ja, dass er sich ohne Vorbereitung lateinisch mit jedem Philologen unterhalten kann. Das Rüstzeug zur Bekämpfung des Gegners ist also in seinem Besitz. Und zum andern sei hier bemerkt, dass der Verfasser trotz aller Bekämpfung des Vorurtheils von der Unfehlbarkeit der Antike die Kenntnis derselben durchaus nicht ganz aus den Gymnasien beseitigt sehen will. Dafür aber will er eintreten, dass die griechisch-lateinischen Studien nicht als das Wesentlichste des Unterrichtes gelten, sondern dass sie den andern wichtigeren Geisteswissenschaften unter- oder beigeordnet (statt wie jetzt übergeordnet) sein sollen. Am allerwenigsten will er gegen die Lehrerschaft selbst Front machen, sondern sie vielmehr erlösen von dem drückenden Formalismus. Dies musste gesagt werden, um den Standpunkt des Verfassers zu kennzeichnen und Missverständnissen vorzubeugen.

Die Phrasen von der alleinseligmachenden Kraft der Antike sind in Schlagworte der „formalen Bildung“ und der „Gymnastik des Geistes“ zusammengefasst. Ein Gymnasialdirector spricht in einer Schrift es geradezu in den Worten aus: „Die höhere Menschenbildung kann nur auf dem Gymnasium, der einzigen Vermittlerin der Cultur des Alterthums, gewonnen werden.“

Thatsache ist, dass der formale Bildungswert der alten Sprachen in logischer Beziehung dem der Beschäftigung mit anderen Sprachen völlig gleichwertig ist. Eine andere Phrase behauptet, dass die classische Bildung zum Beherrschen der Muttersprache besonders geschickt mache. Diese alles Ernstes aufgestellte Behauptung ist eine Lächerlichkeit. Es sei auf die komische Unbeholfenheit, die geschmacklose Satzeinschachtelungsmanier des Lateindeutsch hingewiesen. Sowie früher, leisten auch jetzt die Philologen darin Wunderbares. So schreibt einer der größten und einflussreichsten Philologen, der Leipziger Professor Gottfried Hermann, in einer Abhandlung vom Jahre 1826 unter einer Fülle undeutscher Stilblüten folgenden Satz:

„Man weiß nicht, was man von denen denken soll, die öffentlich die Denkart derer als die ihre aussprechen lassen, die, um ihre eigenen Fehler zu beschönigen, an dem, von dem sie getadelt werden, etwas aufsuchen, das sie ihm vorwerfen können, und sie für gerechtfertigt halten, wenn sie ihren Tadler geschmäht haben.“

Mit Recht fragt man hier, ob ein solcher Stil möglich gewesen wäre ohne Hermanns Gewöhnung an lateinischen Ausdruck. Und man halte dieser Handhabung der Muttersprache das Deutsch entgegen, welches vor wenigen Wochen ein Gymnasialdirector gelegentlich eines Extemporales seinen Primanern dictierte:

„Gäbe es doch auch andere, schon aus dem Grunde größeren Lobes würdige Männer, dass sie ebendenselben Hannibal, welcher im Stolz über soviel Siege in Italien eine Niederlage keineswegs fürchten zu müssen geglaubt hätte, zuerst zu täuschen anfiengen, eine Kunst, durch welche der schlaue Karthager allen überlegen zu sein geschienen hatte, dann aber besiegen, so dass es wahrscheinlich war, wenn nicht vorher andere große Männer seinen Ruhm erschüttert hätten, dass Scipio kaum imstande gewesen sein würde, den soviel Jahre hindurch mit Hannibal geführten Krieg glücklich zu beendigen. Auch könntest du es nicht billigen, dass Scipio von den Göttern selbst ihres Rathes und ihrer Hilfe am würdigsten gehalten zu sein habe scheinen wollen.“

„Gehalten zu sein habe scheinen

Das Märchen von der classischen Bildung.

Nach Hans Frisch.

Es ist auffallend, wie wenig die Studenten der Jetztzeit sich anderen jungen Leuten gegenüber an wirklicher Bildung hervorthun. Es ist auffallend, wie unwissend sie oft gerade in Sachen ihres eigenen Volkes sind und wie wenige ihre Muttersprache beherrschen! Junge Beamte können keinen deutschen Aufsatz machen. Unter hundert jungen Leuten können fünfzig Clavier klimpern, aber kaum fünf unvorbereitet eine Seite aus einem Buche mit guter Betonung vorlesen. Ist es aber ein Wunder? Werden unsere Studenten in den Gymnasien deutsch gebildet? Die Hälfte aller Unterrichtsstunden gehört den alten Sprachen. Die Schule sagt: den Homer und den Sophokles, den Horaz und den Virgil u. a. müsst ihr ganz genau kennen, wenigstens in Form und Grammatik, ob ihr euch auch die Kenntnis der deutschen Literatur aneignet, das ist uns gleichgiltig. — Der deutsche Kaiser hat scharf darauf hingewiesen, da er sagte: Wir wollen Deutsche heranbilden und nicht Griechen und Römer!

Wir sind nicht für die einseitige, nur nationale Bildung. Wir sind für eine auf deutscher Grundlage fußende, den Idealismus und die Sittlichkeit fördernde Weltbildung, und hierin ist das Erbe der Griechen und Römer ungenügend geworden. — In diesem Sinne veröffentlichte vor einiger Zeit Hans Frisch in Schorers „Familienblatt“ einige Aufsätze, aus welchen wir das Folgende besonderer Erwägung empfehlen.

Wie es kam, dass die urtheilslose Begeisterung für das sogenannte classische Alterthum gehätschelt wurde, wie sie die Herrschaft im Schulunterricht zu erlangen wusste, das ist kurz zu sagen. Der deutsche Humanismus erwuchs weniger aus innerlichem Triebe als aus einer Nachahmung der humanistischen Schwärmerei, welche in Italien Mode war. Als es galt, Gesinnung und Überzeugung in Sachen der Religion und der Denkfreiheit zu äußern, da zogen sich die Führer des deutschen Humanismus beängstigt und befremdet vom Geist der Reformatoren zurück, ja sie nahmen theilweise sogar eine feindliche Stellung zu der neuen nationalen Bewegung ein. Und als dann im Anfang unseres Jahrhunderts die Gymnasien wiederum auf humanistischer Grundlage eine neue Ordnung empfiengen, da kam das Versenken in die Welt der Griechen der reactionären Regierung sehr willkommen, die vor dem Deutschthum der Studenten zitterte. Die Regierungen freuten sich, dass die Beschäftigung mit den alten Sprachen den Gymnasiasten keine Zeit ließ, sich mit vaterländischer Literatur und Geschichte zu befreunden, diesen beiden Geisteshelfern zur Erweckung eines gesunden Nationalgefühls. So kam es, dass der Nimbus der „classischen Bildung“ immer größer ward. Und doch — dies wollen wir im Nachfolgenden beweisen — ist die Behauptung, dass die alleinseligmachende Bildung die durch das griechisch-römische Vorbild sei, durchaus falsch.

Bei den Griechen finden wir also dieses höhere Maß von Idealismus, welches dem Alterthum angedichtet wird, keineswegs. Und noch viel weniger finden wir es bei den Römern, deren Geschichte mit ihrem Ocean von Blut, Schmutz und Thränen sich höchstens als Beweis dafür verwenden läſst, daſs nicht den Guten, sondern den Klugen die Welt gehört. Die römische Staatskunst ist auf einer diplomatisch-juristischen Heuchelei erbaut; denn vor jedem Kriege suchten die Römer dem Gegner mit den schönsten Redensarten zu beweisen, daſs sie das Schwert nur zum Schutz der gerechten Sache zögen, um dann, wenn sie Sieger blieben, das Land ihres Schutzbefohlenen unter irgend einem rechtsartigen Schein zu annectieren. Schlimmer noch als diese Vergangenheit ist es für unsere Zeit, daſs unser modernes Recht nach diesen haarscharfen Spitzfindigkeiten des bürgerlichen römischen Rechtes gemodelt wurde; daſs das deutsche Recht zurückgedrängt, und unserem Volk ein Recht aufgedrängt ward, welches aus den zudem noch häufig miſsverstandenen Überlieferungen altrömischer Rechtspflege an dem verderbtesten, unsittlichsten Hofe der Welt in Byzanz, vor dreizehnhundert Jahren zusammengestellt wurde. Daſs die Deutschen an diese römische Rechtsbibel noch heute glauben und sich nach ihr richten sollen, das ist vielleicht der schädlichste Einfluſs des Römerthums auf unser Volk.

Und nun wird unseren Knaben und Jünglingen die als heilkräftig ausposaunte Medicin der classischen Bildung von Ärzten eingegeben, deren geistiger und sittlicher Wert sehr fragwürdig ist. Wir meinen die Autoren, insbesondere die römischen, welche in der Schule gelesen werden. Oder trägt die Perfidie, mit welcher Julius Cäsar Freund und Feind in Gallien behandelt, die schönrednerische Geschichtsfälschung des Livius, die phrasenhafte Schwätzerei des Cicero, die patriotische Tendenzmacherei des Äneisdichters zur Förderung des Idealismus unserer Schüler bei? Von Horaz ganz zu schweigen. Denn wenn er auch ein hochbeanlagter Dichter ist, so kann man bei seiner Lectüre doch nicht vermeiden, daſs der Schüler Einblicke in die verwerflichsten und unnatürlichsten Laster der alten Welt erhält. Nein, meine Herren Philologen! Wenn die Kenntnis der alten Schriftsteller dem Idealismus besonders förderlich wäre, dann böte uns die Geschichte nicht ein merkwürdiges Schauspiel zur Zeit der ersten Renaissance. Damals, als die Studien des classischen Alterthums zu neuem Leben erweckt wurden, waren gerade die Stätten, wo die humanistisch am feinsten gebildeten Geister weilten, der Tummelplatz der verworfensten Gesellschaft, welche (die römische Kaiserzeit ausgenommen) die Geschichte kennt. Die Paläste der italienischen Renaissancezeit, die von den begeisterten Recitationen griechischer und römischer Autoren wiederklingen, triefen von Greueln des Mordes, der Wollust, von verruchten Thaten des brutalsten Egoismus. Man braucht hier nur an die Borgia zu erinnern.

Der Idealismus verträgt sich ebenso schlecht mit der Unsittlichkeit, wie mit dem Egoismus. Letzterer aber ist stets mit der Gemüthslosigkeit eng verbunden, und auf das Gemüth im deutschen Sinne hat die antike Bildung sehr wenig Einfluſs. Es kann behauptet werden, daſs in den römisch-griechischen Werken für das Gemüth fast gar keine Ausbeute zu finden sei, daſs kein Moment uns im Innersten tief ergreife, ausgenommen die Homerischen Schilderungen von Hektors Abschied und Odysseus' Heimkehr. Wir möchten zu diesen beiden gemüthsergreifenden Momenten noch ein drittes hinzufügen: der rührende Ausdruck des Heimatgefühls der zehntausend Griechen Xenophons, als sie das Meer erblickten.

wollen!“ Wie schön und klar! Ja, ja, schlechte Extemporalienbeispiele verderben gute Sprachsitten!

Dass durch solche Misshandlung der Muttersprache der Sinn für einen reinen deutschen Stil in den Schülern erstickt wird, wer hätte den Muth, das zu leugnen?

Eine dritte, und wohl die gefährlichste Phrase ist die von der Förderung des Idealismus, welche den Schülern durch die Beschäftigung mit den Autoren der Griechen und Römer zutheil werden solle. Wir wollen dieser sehr schönklingenden Behauptung doch einmal gründlich zu Leibe gehen. Jedermann wird mit uns einverstanden sein, dass ideale Gesinnung ohne wahre Sittlichkeit nicht möglich sei. Nun möchten wir zunächst die Antwort auf die Frage suchen: Waren die Alten Sittlichkeitsvorbilder für unsere Zeit? Der Leser wird, wenn er historische Kenntnis und classische Belesenheit besitzt, sich diese Frage leicht beantworten können. Auch mit dem unbewaffneten, kritiklosen, geistigen Auge erkennt man die innere Faulheit antiker Charaktere und Zustände; ist doch die Geschichte Griechenlands nichts weiter, als die Verkörperung des crassesten und beschränktesten Egoismus der griechischen Staaten, und wenn man aus ihr die Perserkriege fortnimmt, so bleibt nichts übrig, woran sich unser Herz erfreuen könnte. Und selbst der Glanz der Perserkriege, wird er nicht durch solche Thatsachen bedeutend verdunkelt, wie das empörend gemeine Benehmen des Aristagoras während des jonischen Aufstandes, die Haltung der Thebaner während des nationalen Kampfes, die kleinen Eifersüchteleien der griechischen Staaten untereinander im Angesicht der Feinde; die Bestechlichkeit des Themistokles, die verrätherischen Pläne des Pausanias, der beispiellos schnöde Undank der Athener gegen den Miltiades und die niederträchtige Hetze der Spartaner gegen den Themistokles? Da man aber der Jugend immer von der Kalokagathie (das ist Schönheit und Güte) des Helenenthums vorgepredigt, stellt sie sich jeden Griechen in der Gestalt des Apollo und mit dem Geiste des Perikles vor. Und doch war das von der Nachwelt vergötterte Volk nicht viel anders, als die heutigen Griechen, die durchaus nicht, wie man früher meinte, stark mit slavischem Blut versetzt, sondern im wesentlichen die richtigen Nachkommen der Hellenen sind. Treulos, bestechlich, zu Lug, Trug und List geneigt und geschickt, den hässlichsten Lastern ergeben; so sind die Griechen, so waren sie — mögen alle Zeuse vom Schulkatheder ihren Donner gegen uns schleudern — auch damals, trotz ihrer schönen Statuen und Bauwerke. Der redlichste, wahrheitsliebendste Geschichtsschreiber des Alterthums, Polybios, selbst ein Grieche, nennt als die Hauptfehler seiner Landsleute die Bestechlichkeit und die Treulosigkeit, wie denn die „griechische Treue“ damals wie heute als Ironie galt. Selbst ein von den Philologen so verherrlichter Charakter wie Demosthenes ist von dem Vorwurf der Bestechlichkeit nicht freizusprechen, die nun einmal ein griechisches Nationallaster war. Und so kommt es, dass die Uneigennützigkeit des Aristides von den griechischen Schriftstellern als etwas ganz besonderes hervorgehoben wird. So ein armer Tropf von Quartaner aber, dem sein Cornelius Nepos es als etwas ganz Ungewöhnliches hervorhebt, dass Aristides arm gestorben ist, obgleich er Millionen unter seiner Verwaltung hatte, zerbricht sich vergebens seinen kleinen Kopf über die Frage, worin denn diese besondere Tugend des Aristides bestanden haben soll. Bei den Deutschen ist ja doch diese Art von Tugend bei Cassenverwaltern selbstverständlich, und dass hochgestellte Beamte ihre Angehörigen in bitterer Noth hinterlassen, ist eine beinahe alltägliche Erscheinung.

gegen den Bildungswert der Antike wären nicht stichhaltig, und die Unentbehrlichkeit classischer Bildung für die ideale Gesinnung des Deutschen wäre nicht zu leugnen. Wenn es so wäre — was wir auf das Entschiedenste bestreiten — warum könnte man den Geist des Alterthums nicht ebenso aus Übersetzungen kennen lernen als wenn man die classischen Autoren in der Ursprache liest?

Haben wir denn, um ein Beispiel unter vielen herauszugreifen, einen der größten Geister aller Zeiten nicht auch aus der Übersetzung kennen gelernt? Von tausend Gebildeten sind des unsterblichen Shakespeare gewaltige Gestalten und Gedanken 999 allein durch die Schlegel-Tieck'sche Verdeutschung bekannt geworden, und wir citieren die Worte des großen Herzenskündigers in deutscher Sprache, gleich als ob er ein deutscher Dichter gewesen wäre. Und geht es uns mit der Voß'schen Homer-Übersetzung nicht ganz ebenso?

Ein Hauptbeweis dafür, dass gymnasialerzogene Deutsche sich für die classische Bildung weder zu begeistern noch sie nachhaltig zu schätzen vermögen, ist folgende Thatsache. Abgesehen davon, dass das Gymnasium dem Schüler kein innerliches Interesse an den classischen Autoren zu erwecken vermag, denn kein Gymnasiast liest zu seinem Vergnügen einen griechischen oder römischen Autor, nicht einmal in der Übersetzung, wie kommt es denn, dass nach dem Abiturientenexamen keiner, der nicht gerade Philologie studiert, einen antiken Autor zu seiner Erquickung liest? Und weiter, wie kommt es, dass nach dem Abiturientenexamen trotz aller grammatikalischen Dressur die wenigsten imstande sind, einen lateinischen, geschweige denn einen griechischen Autor ohne Grammatik und Wörterbuch zu lesen? Der Grund hiefür kann doch nur in dem Mangel an Inhaltsinteresse der antiken Autoren, oder an der Mangelhaftigkeit des grammatikalischen Drillsystems, oder an der Unfähigkeit der Lehrer liegen, ein solches Interesse zu erwecken. Die eben angeführte Thatsache wird selbst von den Philologen anerkannt. In einer Conferenz preußischer Gymnasialdirectoren ist es geradezu ausgesprochen: „Mögen wir uns noch so sehr gegen die Bemerkung sträuben, die Gemeinsamkeit der Urtheile spricht entschieden dafür, dass die Gymnasiasten selten die Fähigkeit erwerben, auch nur einen antiken Schriftsteller mit Freude zu lesen.“ Mit dem Verlassen der Schulstube ist die ganze classische Weisheit wie weggeblasen; die lateinischen und griechischen Bücher werden zum Antiquar getragen, damit man lustige Mauleselzeiten habe, oder frohen Herzens den jüngeren Brüdern überlassen. Niemehr in der Sprache dieser jungen Humanisten hört man den Namen Cicero oder Horaz, Plato oder Sophokles.

Jetzt gehen wir zur Offensive über. Wir behaupten, dass der Einfluss der antiken Bildung auf die deutsche Jugend in vieler Beziehung ein schädlicher ist. Die zunächst liegende Schädlichkeit beruht in dem unheilbaren Conflict zwischen der Anschauung der antiken und der christlich-germanischen Welt. Dieser Zwiespalt muss naturgemäß die harmonische Ausbildung des Gymnasiasten stören. Wenn ihm die Schule mit ihren starken Anforderungen nur irgendwie Zeit zum Nachdenken lässt, so muss ihn der Gegensatz der beiden Weltanschauungen beunruhigen, denn zwei Seelen wohnen in seiner Brust, und er kann sie nicht vereinen. Die antike Welt unterscheidet sich von der modernen durch drei tief eingreifende Culturmomente: durch die niedrige Stellung des Weibes, die Sclaverei und die Kastenabsonderung. Infolge der niedrigen Stellung der Frau kannte das Alterthum kein Familienleben in unserem Sinne und darum auch kein

Im Ganzen läſst die antike Bildung das Gemüth leer.

Aber, ſo fragen wir mit Recht, und gewiſs im Sinne von Millionen: Iſt denn, wie dies nach den Behauptungen der Altphilologen anzunehmen wäre, der Idealismus allein bei Studierten oder denen, die das Abiturientenexamen beſtanden, zu finden? Was iſt Idealismus? Ideale Geſinnung eines Menſchen iſt die Bereitwilligkeit, für Zwecke, die außerhalb des Bereiches ſeiner ſinnlichen Wahrnehmung liegen, und die ſein perſönliches Wohl oder Wehe nicht unmittelbar berühren, das heißt eben für ſogenannte „Ideale“, Opfer zu bringen. Das Maß der idealen Geſinnung iſt offenbar lediglich nach der Größe der Opfer zu ſchätzen, welche jeder für ſeine Ideale bringt. Es iſt aber nachweisbar, daſs bei Vereinen mit idealen Zwecken (mögen dieſelben der religiöſen oder politiſchen Agitation, dem deutſchen Schulverein, dem Colonialverein, dem Verein zur Rettung Schiffbrüchiger gelten) die Studierten verhältnismäßig in viel geringerem Maße beitragen, als die Unſtudierten. Man denke ferner an die Arbeiter und ihre Opferfreudigkeit für ihre idealen Zwecke, mögen dieſelben auch auf ſocialen Irrlehren beruhen. Und nun nehme man dazu die großen, weiten Berufskreiſe des Soldaten, der ſein Leben dem Vaterlande weiht, und des Volksſchullehrers, der unter kümmerlichen äußeren Verhältniſſen mit größter Anſpruchloſigkeit und Gewiſſenhaftigkeit dem Ideal ſeines Berufes lebt.

Man hört auch unter den Apoſteln der allein ſeligmachenden Antike viel davon fabeln, daſs ein Kunſtverſtändnis ohne das Verſtändnis der alten Kunſt unmöglich ſei. Was von dieſer Behauptung zu halten iſt, wird jeder Leſer ſich ſagen können, wenn er an die großen Meiſter der verſchiedenſten Kunſtgebiete denkt, von denen nur ein verſchwindend kleiner Theil gymnaſiale Bildung genoſſen hat.*) Man müſste, um dieſes für die Gegner der antiken Bildung ſehr dankbare Thema weiter auszuführen, auf den Gegenſatz zwiſchen gelehrter und volksthümlicher Kunſt zu ſprechen kommen, und das würde hier zu weit führen. Schmeding hebt hervor, daß die claſſiſche Bildung eine Anſchauung geſchaffen hat, nach der man das Anrecht auf das Prädicat eines „Gebildeten“ nur durch eine gewiſſe, wenn auch erheuchelte Begeiſterung für Gegenſtände der Kunſt beanſpruchen kann, die ihren Stoff aus dem Alterthum entnahmen. So entſteht denn jenes widerliche Kokettieren mit der Antike.

Nehmen wir aber nun einmal an, daſs wirklich die Begeiſterungsphraſen der antiken Schwärmer wahr ſein ſollten, was thun denn die Lehrer dazu — und auf dieſe kommt es doch wohl vorzugsweiſe an — den Schüler mit dem Geiſt des Alterthums zu befreunden? Darüber ſind wir uns doch völlig klar, daſs in den lateiniſchen und griechiſchen Unterrichtsſtunden zu vier Fünfteln Grammatik und nicht römiſch-griechiſche Cultur- und Kunſtgeſchichte getrieben wird. Es herrſcht immer noch der ſtarre grammatikaliſche Formalismus. Die claſſiſchen Autoren, die mit den Schülern geleſen werden, ſind nichts als die Klettergerüſte zu den Höhen der Grammatik, auf denen die 30 Bedeutungen der Partikel ἄν, die Verba auf μι, die Verſchränkung des lateiniſchen Periodenbaues und andere erhabene Dinge thronen. Es iſt eben ein Unterricht in der lateiniſch-griechiſchen Grammatik, und nicht eine Belehrung über Geiſt und Weſen des griechiſchen und römiſchen Staates und Volkes.

Geſetzt aber, alle unſere Einwände

*) Es iſt richtig hervorgehoben worden, daſs drei der größten Meiſter moderner Kunſt: Franz Lenbach, Hans Makart und Franz Defregger dem Volk entſtammen und keinen ſyſtematiſchen Unterricht in unſerem Sinne genoſſen haben.

wenig Bücher kaufen, daran sind die Gelehrten nicht ohne Schuld. Schule und Universität sagen es den Jünglingen fortwährend, dass nur die antike Literatur lesenswert sei, und dass sich kein moderner Autor mit den gefeierten Größen der altclassischen Bildung messen könne. Wir aber fragen: Wie kommt es, dass von Goethes Werken diejenigen die größten und am nachhaltigsten auf die Nation und alle Welt wirkenden sind, welche mit dem classischen Alterthum nicht das mindeste zu thun haben: seine Lieder, sein Werther, sein Faust? Für unsere Auffassung spricht auch Paulsens bedeutsames Wort: „Eine eigene deutsche Literatur beginnt erst mit der entschlossenen Abwerfung des Jochs der lateinischen Imitation, welches das deutsche Volk im sechzehnten Jahrhundert auf sich genommen hatte. Klopstock und Herder, Goethe und Schiller sind, was sie sind, nicht durch das tiefere Verständnis oder gar geschickte Nachahmung des Alterthums, wie hin und wieder, aller historischen Wahrheit zum Trotz, behauptet wird, sondern dadurch, dass sie wieder eigene Gefühle und Gedanken des deutschen Gemüths in eigener Form und Sprache ausdrückten."

Man sieht, die Anklage gegen die Bildungstyrannei des philologischen Classicismus ist schwer zu entkräften. Wie aber, wenn wir die Meister der Alterthumswissenschaft selbst als Belastungszeugen gegen die angeklagte classische Bildung vorführen? Die Vertheidiger der classischen Bildung werden wohl alle die berühmten Philologen Gottfried Hermann und August Böckh als classische Zeugen gelten lassen. Gottfried Hermann spöttelt in einer Universitätsrede folgendermaßen: „Wer kennt nicht jene der Wirklichkeit fremden Stubengelehrten, die es für die göttlichste aller Künste halten, Griechisch oder Lateinisch zu können? Das halten sie für das Eine und Wahre, alles andere achten sie für gar nichts; Griechisch lesen können, gilt ihnen für den Gipfel menschlicher Vollkommenheit, und Ciceronisches Latein schreiben für unsterblichen Ruhm. Ja, sie meinen, eigentlich seien die Griechen und Römer allein Menschen gewesen, und wenn sie könnten, machten sie aus uns allen Griechen und Römer." Und August Böckh gesteht in einer seiner Schriften offen ein: „Aber davon kann ich mich nicht überzeugen, dass man die alten Sprachen der sogenannten formalen Bildung wegen treiben muss; denn ich sehe nicht, dass Leute, die eine vorzügliche Kenntnis der griechischen und lateinischen Grammatik besitzen, die übrigen Sterblichen an hoher Geistesbildung weit überragen." Zu diesen Altmeistern der Philologie gesellt sich die gewichtige Stimme Schleiermachers, den man als den besten Plato-Übersetzer wohl auch zu den Philologen rechnen kann. Er kam zu der Erkenntnis: „Der Grund, dass die alten Sprachen der geeignetste Stoff für die allgemeine Bildung seien, hat sich nicht bewährt."

Wie diese drei Meister, so denken gewiss Hunderte von classischen Philologen, die an den Gymnasien unterrichten; aber sie wagen angesichts des Fanatismus ihrer altphilologischen Collegen nicht, ihre Überzeugung ans Licht treten zu lassen. Hätten sie den Muth dazu, so würden sie gewiss freudig in den Ruf einstimmen: Es muss anders werden! Die classische Bildung liegt, wie es kürzlich in der Unterrichtsdebatte im norwegischen Storthing ausgeführt wurde, „weit hinter den Gedanken zurück, die unsere Zeit bewegen. Sie liegt vor allen Dingen hinter dem Christenthum zurück; es ist eine Bildung, die nicht das Geringste mit dem großen Aufschwung zu thun hat, der mittelst des Christenthums geschah."

Was aber beginnen? Soll die mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung an Stelle der classischen

Gemüthsleben. Ferner möchten wir die Phrase von der „reinen Menschlichkeit“ (daher der Name Humanismus), die angeblich durch die classische Bildung erzielt werden soll, in das rechte Licht stellen. Wie kann bei einem Volkswesen, bei dem die Minorität der bevorzugten Freien auf Kosten der geknechteten Majorität der Sclaven lebt, von einem menschenwürdigen Dasein des Volkes die Rede sein? Und wie verträgt sich die Thatsache der drückendsten Sclaverei mit Christi welterlösendem Grundsatz der Gleichberechtigung, Gleichheit und Menschenliebe? Niemals wird dem Schüler gesagt, dass der Begriff Mensch in dem erhabenen Sinne, wie ihn der Heiland der leidenden Menschheit verkündet, dem antiken Heidenthum völlig fremd gewesen ist; dass erst das Christenthum die Menschheit innerlich frei gemacht hat, und dass es mit seiner erhabenen Lehre von der unbedingten Gleichheit der Menschen vor Gott und der Nächstenliebe die einzige, wahre, allumfassende ewig unvergängliche Idee der Menschheit bildet. Und so ist gerade das Gegentheil von dem der Fall, was die Antikeschwärmer behaupten. Durch die starke Gegensätzlichkeit dieser beiden Geisteswelten wird die junge bildsame Seele des Schülers in arge Verwirrung der Anschauungen und Begriffe versetzt. Nehmen wir, um ein drastisches Beispiel zu versuchen, an, der Schüler kommt aus der Religionsstunde, in der ihm die tiefen Wahrheiten der Bergpredigt oder eines Paulinischen Briefes ins Herz gedrungen, in die lateinische Stunde, wo er Ciceros Geschwätz „Über die Natur der Götter“ übersetzen muss.

Der Segen der ehrlichen Arbeit ist das moralische Fundament, auf dem die Cultur unserer Zeit begründet ist. Und nun folgt der Geschichtsstunde die griechische Stunde, wo der Schüler die Worte des Aristoteles vernimmt, in denen dessen Staatsauffassung gipfelt: In den am vollkommensten eingerichteten Staaten treiben die eigentlichen Bürger kein Handwerk, noch führen sie ein Krämerleben; denn eine solche Lebensart ist unedel und der Tugend hinderlich.“ Oder aber, der Lehrer liest Platos „Republik“ mit den Primanern, jenes Werk, welches die Arbeitsverachtung verherrlicht. Der Arbeit schreibt Plato bekanntlich einen sehr schlechten Einfluss auf den Charakter zu. Er verbietet den Vollbürgern nicht allein Handel und Gewerbe, sondern er will sie selbst vom Landbau ausschließen; in seiner Idealrepublik werden die Gewerbetreibenden und die Landbauern zu vollständiger politischer Unmündigkeit herabgedrückt.

Wirkt dieser Conflict zwischen zwei Weltanschauungen verwirrend auf den Schüler, so wird eine Charakterschwäche, die Eitelkeit, durch die classische Bildung besonders gefördert. Ein unleidlicher Besserdünkel beseelt den Gymnasiasten gegenüber den anderen unglücklichen Sterblichen, die nicht der classischen Bildung theilhaftig wurden. Wie schön klingt in der Unterhaltung ein lateinisches Citat, auch wenn dasselbe durch ein ganz dasselbe besagendes deutsches Citat zu ersetzen wäre. Ist es nicht vornehmer zu sagen: „Principibus placuisse viris non ultima laus est“ als: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!?“

Wie recht hat Professor Paulsen in seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts“, wenn er über den Schulhochmuth klagt, welcher glaubt, dass, „wer nicht mensa declinieren könne, auch kein Urtheil über göttliche und menschliche Dinge habe.“

In einem eifern freilich die Herren Philologen nicht ihren classischen Vorbildern nach; bei den Griechen und Römern finden wir vollste Anerkennung und Hochachtung der Dichter ihres Volkes. Dass die Deutschen so

umlernen. Nicht die Sprache und ihre Grammatik ist Endzweck des Wissens vom Alterthum, sondern der Geist des Volkes und Schriftthums, das sich der Sprache als des Instruments bediente, auf dem jener Geist zum Ausdruck kam. Von allen Schriftstellern der antiken Welt gewähren nur drei dem Idealismus, wie er vom Deutschen verstanden wird, Stärkung und Erquickung. Es sind dies Homer, Sophokles und Tacitus. Alle Dichter der antiken Welt überragt an Hoheit der Weltanschauung und Naturwahrheit der Schilderung der unsterbliche Homer. Er ist nicht allein Grieche, er ist ein Weltdichter im höchsten Sinne, und es stünde um die Cultur der Menschheit schlecht, wenn einst eine Zeit kommen würde, in der man Homer nicht mehr zu würdigen weiß. Homer, Shakespeare und Goethe sind die drei Weltdichter, in deren Werken die Menschheit ihre schönste und wahrste Spiegelung erlebte. Homer vertritt die antike Welt, Shakespeare das Reformationsjahrhundert, Goethe die höchste Blüte des deutschen Geistes; an Homer ist die bedeutendste alte Sprache, an Shakespeare die bedeutendste Sprache des modernen Auslandes, an Goethe die Schönheit der Muttersprache zu lernen. Die beiden anderen antiken Autoren, welche allein für die Idealbildung in Betracht kommen können, sind Sophokles und Tacitus. Dem letzteren ist durch die historische Kritik das Lob der Parteilosigkeit längst aberkannt worden. Mag man auch den Stil des großen Historikers nicht natürlich finden, immerhin ist von allen lateinischen Schriften die herrliche „Germania“ das lehrreichste und erhabenste antike Prosawerk für den deutschen Jüngling. Bei der Schullectüre der „Germania“ läſst sich leicht die Brücke schlagen, welche vom classischen zum germanistischen Unterricht führt.

Es gibt glücklicherweise noch geschmackvolle, fein empfindende Altphilologen, die das Alterthum nicht nur aus der griechischen und lateinischen Grammatik, sondern aus seinem innern Wesen, seiner historischen Entwickelung, seinem Culturleben heraus ihren Schülern darzustellen vermögen. An diese — gewiſs eine stattliche Zahl wackerer Männer, die durch geistvolles Wissen und charaktervolle Persönlichkeit Achtung und Zuneigung ihrer Schüler zu erringen wissen — an diese wenden wir uns mit der Bitte: Verzichtet auf die Oberherrschaft der Antike im Unterricht, dann wollen wir auch das Recht der classischen Bildung gelten lassen, sofern dieselbe nicht als Endzweck, sondern als Vorstufe moderner Nationalbildung aufgefaſst wird.

---

treten? Wenn wir diese Frage bejahten, so giengen wir ins andere Extrem und machten uns der Förderung einer verderblichen Einseitigkeit schuldig. Es ist bei der Schulreformbewegung gerade von den Vertretern der Naturwissenschaft mehrfach über das Ziel hinausgeschossen worden, und dadurch hat man der Schulreform jene Philologen entfremdet, welche durchaus nicht von der Unfehlbarkeit der classischen Bildung überzeugt sind. Es sei fern von uns, die alte Grammatik durch die Mathematik ersetzen zu wollen, soweit dieselbe in ihrer heutigen Abstractionsmethode betrieben wird. Auch die Mathematiker nehmen gleich den Grammatikphilologen für ihre Wissenschaft das Monopol in Anspruch, die einzige Schulung für die Logik zu bieten. Die Widerlegung dieses Vorurtheiles der Mathematiker ist nicht schwer, sie würde aber an dieser Stelle zu weit führen. Nur sei hier die Thatsache erwähnt, dass auf der Schule die besten Mathematiker die schlechtesten deutschen Aufsätze schreiben, nicht nur in stilistischer, sondern in logischer Hinsicht. Beide Richtungen sind also schädliche Extreme, die zur Dressur eines öden Formalismus führen, der von jedem Interesse des Geistes und Nachdenkens abführt. Der formalistischen Dressur ist es nun gerade genug. Unsere Jungen müssen auch einen Inhalt haben.

Was aber, so wird man den Verfasser fragen, willst du denn eigentlich, wenn du die grammatikalische und mathematische Unterrichtsmethode zu beseitigen wünschest? Die Antwort darauf ist einfach. Der Erkenntnis der Antike soll zum mindesten gleichberechtigt, besser noch übergeordnet sein das gründliche Studium der Muttersprache und der Geistesschätze ihres Schriftthums. Dazu tritt, innig mit der Erkenntnis des Deutschen verbunden, der Unterricht in der vaterländischen Geschichte, so dass die deutsche Schule statt wie bisher auf der griechisch-römischen Bildungsgrundlage, auf germanistischem Fundamente erbaut wird. Aber nicht nur die vaterländische Geschichte von der Entwickelung des mittelalterlichen Kaiserreichs an, sondern auch die Geschichte der modernen Culturstaaten, insbesondere die englische und französische, wäre hier sorgfältig, dem Verständnis und Interesse der Schüler angemessen, zu behandeln, und nicht nur der öde tabellarische Gedächtniskram der Zahlen und Namen berühmter Schlachten und Feldherren, sondern vielmehr die Culturgeschichte, der Nachweis des Einflusses historischer Ereignisse und Zustände auf Volksgesittung und Volksdenkart. Daran wäre die bis jetzt arg vernachlässigte Geographie zu knüpfen, die jedoch nicht wie bisher sich fast ausschließlich mit den außereuropäischen Welttheilen beschäftigen und die Vaterlandskunde vernachlässigen dürfte. Der germanistischen Geisteswissenschaft möge dann als Gegengewicht der Unterrichtsbalance die Naturwissenschaft gegenüber treten, so dass die beiden Gebiete menschlicher Erkenntnis, nämlich Geist und Natur zu ihrem Recht kommen. Ferner müsste dem Unterricht in den beiden modernen Cultursprachen, dem Englischen und Französischen eine größere Stundenzahl und die Gleichberechtigung mit den alten Sprachen eingeräumt werden. Dass auf den Religionsunterricht als wichtigsten Factor der Bildung des Gemüths und der Sittlichkeit besonderer Wert gelegt werden muss, ist selbstverständlich.

Und der griechisch-lateinische Unterricht? Soll er etwa ganz verschwinden? Nein das soll er nicht. Er soll nur in anderem Geiste wie bisher gehalten sein und von der Anmaßung fern bleiben, zur Oberherrschaft über alle anderen Unterrichtsgebiete berufen zu sein. Und jedenfalls muss die Kenntnis der Antike auf ganz anderem Wege als bisher erworben werden. Die Philologen müssen

im Rebstock war der Durchzug der Polen, die nach Niederwerfung des Aufstandes von 1830 aus ihrem Vaterlande flüchteten; noch bedeutsamer war der Sturm der Studenten auf die Frankfurter Hauptwache (3. April 1833). Der Anschlag war zwar gelungen, aber die Meinung der Studenten, dass man im Besitz der Hauptwache ohne weiters die deutsche Einheits-Republik proclamieren und einrichten könne, erwies sich als ein Traum, dem ein schreckliches Erwachen folgte. Die Hauptwache wurde von den Truppen des Bundestags erstürmt, die Studenten theils getödtet, theils verwundet, gefangen und in hochnothpeinlichen Process genommen. In der Stadt trug man sich mit vielfachen Plänen zur Befreiung der Studenten, und namentlich im Rebstock wurde diese Frage lebhaft erörtert. Fräulein Stoltze selbst nahm Antheil daran, was ihr, infolge eines aufgefangenen Briefes an einen der Studenten, eine Vorladung vor den Untersuchungsrichter und ein scharfes Verhör eintrug. Weiter geschah ihr nichts. In der dichterischen Phantasie des jungen Stoltze, der damals erst 16 Jahre alt war, verdichtete sich aber das Verhör zu einer förmlichen Haft und er schrieb auf die nicht lang darnach verstorbene, von ihm leidenschaftlich geliebte Schwester die folgenden zwar recht hübschen, aber der Wahrheit nicht ganz entsprechenden Strophen:

Im Thurme hinterm gothischen Erker,
So stark vergittert ganz und gar,
Saß eine Taube in dem Kerker,
Weil sie gedacht hat wie ein Aar.

Gefangen hinter Eisenstäben
Stand eine Rose manchen Tag,
Weil in dem lieben Blumenleben
Das Rauschen einer Eiche lag.

Die Verhältnisse im Rebstock selbst und überhaupt das damalige Leben und Treiben in Frankfurt hat Stoltze später in seinen Erzählungen „Der rothe Schornsteinfeger“, „Polen und Studenten“ u. a. mit vielem Humor und recht anschaulich geschildert. Mit Bezug auf die in der Constabler-Wache gefangenen Studenten sei hier noch die folgende Reminiscenz beigefügt. Die Untersuchung führte der Frankfurter Polizeirath Dr. Pfeiffer, der die Studenten in jeder erdenklichen Weise chicanierte und quälte. Zuletzt ließ er die Fenster ihrer Zellen mit Latten zunageln, um ihnen das Licht zu nehmen. Etwa dreißig Jahre später begegnete Dr. Pfeiffer dem Dichter mit seiner Gattin, und es entspann sich ein Gespräch, in welchem Dr. Pfeiffer sich darüber beklagte, dass er fast gar nichts mehr sehe und bald völlig blind sein werde. Da konnte sich Frau Stoltze nicht enthalten, ihm zu erwidern: „Ja, wissen Sie, Herr Doctor, die Studenten auf der Constabler-Wache haben auch nichts gesehen!“ Das war eine Nemesis, die nicht unverdient erschien.

Der junge Stoltze sollte Kaufmann werden. Das war das Ideal der alten Frankfurter überhaupt und das Ideal des Gasthalters „zum Rebstock“ insbesondere, und dieser setzte es trotz des Widerstandes Annettens und des Abrathens Dr. Textors durch, dass Fritz zu dem Kaufmann G. C. Melchior in die Lehre kam. Sein Mitlehrling war Hermann Hendrichs, der spätere berühmte Schauspieler; beide bewiesen in Gemeinschaft durch mancherlei Thaten, dass der kaufmännische Sinn ihnen ganz und gar abgieng. Das Geschäft, in dem der junge Stoltze lernte, befand sich in einem Hause, das dem Geheimrath v. Willemer, dem Freunde Goethes gehörte. Frau Marianne, die in dem Hause wohnte, interessierte sich für den poetischen Kaufmannslehrling, der, statt hinter seiner Correspondenz zu sitzen, dichtete und von seinem Comptoir zu ebener Erde zu ihren Fenstern hinauf ihr Lied sang: „Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich

Ein Stadtdichter von Frankfurt.

Friedrich Stoltze und seine Werke.

Von Otto Hörth.

Es will mer net in den Kopp enei:
Wie kann nor a Mensch net von
Frankfort sei!

Man würde dem Manne der dies geschrieben hat, Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er wäre ein bornierter Localpatriot gewesen. Friedrich Stoltze, der es schrieb, hat weit über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus geschaut; er war ebenso begeistert und kampfgerüstet für Vaterland, Freiheit und Menschenthum wie für den Ruhm und das Gedeihen Frankfurts. Auch war er nie blind für die Schwächen seiner Mitbürger; mit dem hochlöblichen Senat und den wohlregierenden älteren Herrn Bürgermeister der freien Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt hat er manchen Strauß ausgefochten, und wenn die liebe Vaterstadt irgend einen dummen Streich machte, da hat er's ihr immer bald humoristisch fein, bald satirisch derb ins Gesicht gesagt. Sie haben ihn trotzdem immer gern gehabt, die Frankfurter, und als er am dritten Osterfeiertag dieses Jahres auf den Friedhof getragen wurde, geschah es unter einer Betheiligung der Bevölkerung, wie sie in Frankfurt seit Jahrzehnten nicht mehr vorgekommen war. Stoltze war der populärste Mann Frankfurts; ein Brief, der vor ein paar Jahren mit der einfachen Adresse „An den populärsten Mann in Frankfurt" kam, wurde von der kaiserlichen Reichspost kurzweg an Stoltze befördert. Er verdiente diese Popularität vollauf.

Friedrich Stoltze wurde am 21. November 1816 in Frankfurt als Sohn des dortigen Gasthalters „zum Rebstock" geboren. Sein Vater stammte aus dem Waldeck'schen, seine Mutter war eine geborene Frankfurterin, deren Eltern aber auch nicht von Frankfurt waren; Stoltze's Großvater mütterlicherseits stammte aus Süddeutschland, die Großmutter aus Thüringen. So war an seiner Abstammung, wie er scherzhaft einmal sagte, das ganze Deutschland betheiligt. Das Haus „zum Rebstock" war in den zwanziger und dreißiger Jahren ein Mittelpunkt der freiheitlich nationalen Bewegung und ein Zufluchtsort aller von der Reaction und der heiligen Allianz Verfolgten. Dort kamen die Patrioten zusammen, um verbotene Lieder zu singen, vom einigen und freien Deutschland zu schwärmen und politische Zukunftspläne zu machen. In dieser Atmosphäre wuchs der junge Stoltze auf; er sang die Lieder mit und dichtete bald selber solche. Seine drei Jahre ältere Schwester Annette, die ein schönes, begabtes, aber auch schwärmerisches Mädchen war, förderte sein poetisches Talent und übte überhaupt auf den Jungen, der sehr wild war, einen wohlthätigen Einfluss. Beide Geschwister, die einzigen am Leben gebliebenen Kinder, erhielten eine vortreffliche Erziehung, die nach damaligen Begriffen über den Stand der Eltern weit hinausgieng; zu den Lehrern des jungen Stoltze gehörte unter anderen auch Dr. Textor, der Neffe Goethes. Ein großes Ereignis

verfassung gefochten wurde, aber er führte nicht das Schwert, sondern die Feder; er schrieb dem Maler Schalck die köstlichen Verse zu seinen Skizzen aus dem Freischarenleben. Als die Reaction allenthalben gesiegt hatte, war es in Frankfurt immer noch verhältnismäßig am sichersten; die Frankfurter waren nicht übermäßig revolutionär gewesen und darum brauchte der Senat auch keine besondere Repression eintreten zu lassen.

Noch im Jahre 1849 gründete Stoltze seinen Hausstand; er verheiratete sich mit einer Frankfurterin, Marie geb. Messenzehl, die zur treuen und besorgten Gefährtin seines Lebens geworden ist. Es folgte eine Zeit fruchtbaren Schaffens; Stoltze war Mitarbeiter am Hadermann'schen „Volksfreund", gab dann später die „Krebbelzeitung" heraus, die in zwangloser Folge erschien und in Frankfurter Mundart die localen und die Zeitereignisse humoristisch-satirisch besprach und kritisierte. Die „Krebbelzeitung" hatte ungeheueren Erfolg; ihr Erscheinen war jedesmal ein wichtiges Ereignis. Stoltze gieng darin nicht bloß mit manchem Zopf seiner Vaterstadt unglimpflich um, sondern er bekämpfte auch die politische Reaction des Bundestags und der Nachbarstaaten, namentlich Hessens und Curhessens. Die letzteren verstanden keinen Spass; sie strengten Processe gegen ihn an und erließen Steckbriefe, konnten ihm aber nichts anhaben, da es damals noch keine Rechtshilfe zwischen den Mitgliedern des deutschen Bundes gab. Nur das erreichten sie, dass Stoltze jetzt keinen Schritt mehr aus dem Frankfurter Gebiet thun konnte, ohne Gefahr zu laufen, verhaftet zu werden. Da das Reich Frankfurt nicht groß war, musste Stoltze schon auf seinen Spaziergängen nach dem hessischen Offenbach oder dem curhessischen Bockenheim, die nur eine halbe bis eine Stunde von Frankfurt entfernt sind, genau achtgeben, dass er die Grenzpfähle nicht übersah. Oft genug lauerte ein Gendarm hinter dem Pfahl, doch stets umsonst. An Spott darüber ließ es Stoltze in seiner „Krebbelzeitung" nicht fehlen. Einmal wäre es ihm beinahe schlimm ergangen. Stoltze hatte sich durch Überarbeitung ein nervöses Leiden zugezogen, zu dessen Heilung ihn die Ärzte, obwohl es Winter (1859) war, in das nassauische Taunus-Städtchen Königstein schickten. Die Sache wurde ruchbar, und die hessische Regierung verlangte von der Nassauischen auf Grund des Auslieferungsvertrages, der zwischen beiden Staaten bestand, die Verhaftung und Auslieferung Stoltzes. Nassau genehmigte das Gesuch und Stoltze sollte wirklich verhaftet werden. Das war aber ebenfalls ruchbar geworden, und zwei Frankfurter Freunde des Dichters eilten nach Königstein und retteten in schneidig-kalter Winternacht den kranken Stoltze auf das Frankfurter Gebiet. Als am anderen Morgen früh die Gendarmen kamen, war das Nest leer; der Vogel war ausgeflogen. In seiner humoristischen Erzählung „Die Flucht von Königstein" hat Stoltze diese Vorgänge recht wirksam beschrieben. In diesen Tagen hat die Geschichte noch eine Erweiterung erfahren. Anlässlich des Todes Stoltzes erzählte nämlich der Großherzog Adolf von Luxemburg, der damals Herzog von Nassau war, wie der Amtmann von Königstein, der die Verhaftung vornehmen sollte, in höchster Aufregung persönlich in die Residenz Wiesbaden fuhr, um dem Herzog die Flucht Stoltzes zu melden und von seinem eigenen Haupte das Unheil, das er drohend kommen sah, abzuwenden. Wie angenehm war er aber überrascht, als ihm der Herzog sagte: „Seien Sie froh, dass Sie ihn los sind!"

Im Jahr 1860 begann Stoltze in Gemeinschaft mit dem Zeichner und Maler Schalck die Herausgabe der „Frankfurter Latern", eines hu-

beneide!“ Als Stoltze ihr einmal sein Elend klagte, rieth ihm Frau Marianne einfach, aus der Lehre durchzubrennen, was er auch gewiss befolgt hätte, wenn nicht in anderer Weise vom Schicksal eingegriffen worden wäre. Er wurde schwer krank, und als er genesen war, starb sein Vater (im November 1833). Dadurch wurde er frei und er konnte nun seinen schriftstellerischen Neigungen leben. In die Zeit seiner Genesung fiel ein eigenthümliches Zusammentreffen mit dem Dichter Grabbe. Stoltze erzählte darüber Folgendes: Er trank in einer Conditorei Zuckerwasser und traf da einen Fremden, der ihn fragte, warum er nichts Besseres trinke? Stoltze erwiderte, er sei schwer krank gewesen und könne noch keine geistigen Getränke vertragen. Das Gespräch gieng weiter und schließlich lud der Fremde, der sich als Grabbe vorstellte, den Jüngling ein, ihn in der Bockenheimergasse, wo er wohnte, zu besuchen. Stoltze ergriff mit Freude die Gelegenheit, dem damals viel genannten Grabbe näher zu treten, und führte den Besuch aus. Er klopfte an, auf das „Herein“ öffnete er die Thüre, in dem Zimmer war aber keine lebende Seele zu erblicken. Dagegen lag in der Mitte ein großer Kleiderschrank der Länge nach auf dem Boden, und aus diesem erscholl plötzlich eine Stimme: „Hier, junger Herr, hier!“ Stoltze trat näher und bemerkte nun, dass Grabbe den Kleiderschrank zu seinem Bette gemacht hatte. Auf Stoltzes Frage, wie er dazu komme, sich ein so unbequemes Lager zu bereiten, erwiderte Grabbe, in seinem Bette ließen ihn die Wanzen nicht ruhen, deswegen habe er es sich auf andere Weise bequem gemacht. Bequem war's nun freilich nicht, denn als er sich erhob, waren auf seinem Rücken sehr deutlich die Eindrücke der Kleiderhaken zu sehen. Zu einem fruchtbaren Verkehr führte indessen dieser Besuch nicht, denn der geniale, aber dem Trunke ergebene Grabbe verließ Frankfurt bald und verkam in Elend.

Ende der dreißiger Jahre gieng Stoltze auf Reisen. Er sah die Schweiz und Frankreich. In Paris besuchte er unter anderen auch Beranger. In Lyon dichtete er zum Stiftungsfeste des dortigen deutschen Gesangvereines das schwungvolle Festlied, das Mendelssohn-Bartholdy componierte. Wieder heimgekehrt, gab Stoltze eine Sammlung seiner Gedichte in einem Bändchen heraus, dessen Haupterfolg darin lag, dass er ihm in dem reichen und angesehenen M. G. Seufferheldt einen Gönner und väterlichen Freund gewann. Seufferheldt machte ihn, da er sich endlich um einen regelmäßigen Erwerb umsehen musste, zu seinem Hauslehrer, und da Stoltze mit gutem Erfolge unterrichtete, glaubte Seufferheldt in ihm ein pädagogisches Genie entdeckt zu haben, und er schickte ihn zu Fröbel nach Thüringen, um das System der Kindergärten zu studieren, welche Seufferheldt in Frankfurt einführen wollte. Aber mit dem Pädagogen war es auch nichts, gerade wie mit dem Kaufmanne; Stoltze hatte, wie er selbst erzählte, viel mehr Interesse für die großen Kinder Thüringens als für die kleinen. Auch zog es ihn immer wieder nach Frankfurt zurück. Dort finden wir ihn später in nahen Beziehungen zu dem alten Amschel Rothschild, dem er als Vorleser diente. Von dem einfachen, gemüthlichen und witzigen alten Herrn wusste Stoltze manche Anekdote, manchen originellen und schönen Zug zu erzählen. Mit voller Begeisterung stürzte sich Stoltze in die Bewegung des Jahres 1848, die gerade in Frankfurt, wo die Hoffnung Deutschlands, das Parlament tagte, einen Hauptcentralpunkt hatte. Stoltzes Feder bekam viel zu thun, die Bewegung zu fördern, aber auch die Reaction zu züchtigen. Da entwickelte sich sein Humor zur Satire. Im Jahre 1849 zog er in die Pfalz, wo um die Reichs-

rührenden Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit. Manchen hat er in der Hitze des Streits verletzt, aber niemand konnte ihm auf die Dauer gram sein, und so ließ er auch thatsächlich keine Feinde zurück. In seiner zahlreichen Familie erlebte er den Schmerz, dass ihm zwei Söhne im blühenden Alter von 20 und 22 Jahren starben. Am 3. August 1884 raubte ihm der Tod auch die treue Gattin, und diesen Verlust hat er nie ganz überwunden. Am 21. November 1886 begieng er unter großartiger Theilnahme der Bevölkerung das Fest seines Eintrittes in die Siebziger Jahre. Er blieb frisch und gesund bis im verflossenen Spätjahr, wo er zu kränkeln begann. Ein Magen- und Leberleiden brachte ihn bald von Kräften, und am Abend des 28. März, unter dem Klang der Glocken, die das Osterfest einläuteten, hauchte er schmerzlos seine Seele aus.

Und nun zu einigen Proben aus seinen Werken. Da thut einem allerdings die Wahl weh, so groß ist die Menge des Vortrefflichen, des Ernsten wie des Spassigen, des Humoristisch-Feinen wie des Komisch-Derben. Stoltze leistete auch im Hochdeutschen als Dichter und Erzähler Bedeutendes, aber seine Hauptstärke liegt in der Handhabung des Frankfurter Dialectes. Aus dem Volke hervorgegangen, hat er Denken und Fühlen, Handeln und Wandeln des Volkes mit scharfem Blicke erfasst und mit künstlerischer Kraft zum Schriftwerk gestaltet. Zahllos sind die Humoresken, die er schrieb, die besten und wirksamsten leider zu lang, als dass sie hier zur Probe mitgetheilt werden könnten. Wir müssen uns daher mit etlichen kürzeren begnügen. Eine Besonderheit des Stoltze'schen Dialect-Humors ist es, dass er die jüdische Eigenart ganz vortrefflich aufzugreifen und darzustellen versteht, und zwar in einer Form, die nach keiner Seite verletzend wirkt. Die Frankfurter Juden ergötzen sich an den betreffenden Stücken geradeso wie die Christen. Hier ist eines:

Der Prophet Jonas.

(Erinnerung aus de Schuljahre.)

Von acht bis neun war Unnerricht
Stets in der biblische Geschicht, —
Mer war'n an de Profete —
Am Jonas, wie er in die See
Geborzelt is bei Ninive,
Fort war er, unner, bleede! [1])

E Walfisch hat en kaum geguckt,
So hat ern ääch schon gleich verschluckt;
Er wollt en nicht erst kaue.
Drei Dag lang ohne Stuhl un Disch
Saß der Profet so in dem Fisch
Un war net zu verdaue.

Der Walfisch, der sehr Leibweh krag,[2])
Der speuzt en aus am verrte Dag
Grad uff die Ufertrappe.[3])
Der Jonas rafft sich mihsam uff
Un lobt den Herrn und friecht enuff
Un mecht sich aus de Lappe.[4])

So etwa bracht's der Lehrer vor,
Mit annern bessern Worten nor,
Denn dafor war's der Lehrer.
Mir Buwe horchte fromm der Redd,
Nor Ääner hat's bedappelt [5]) net
Der von Begriff war schwerer.

Der secht un mecht e dumm Gesicht:
„Ei letzt in der Nadurgeschicht,
Da dhate Se doch sage,
Der Wallfisch hätt' en enge Schlund
Und deshalb könnt aus diesem Grund
Nix Großes in sein Mage.

Un es bestänð sei Middagsdisch
Aus lauter ganze klääne Fisch,
Un Seegewerm un Schnecke.
Bei so 'me enge Gorjelschlauch,
Wie kam der Jonas in den Bauch
Un blieb im Hals net stecke?"

Der Lehrer, der sprach ganz verblifft:
„E Walfischschlund, was des betrifft,
Is zwar e enger, klääner;
Doch deshalb sei ganz außer Sorg,
E Judd drückt iwerall sich dorch,
Un Jonas war ja ääner!"

---

[1]) = pleite, ein jüdischer Ausdruck: bedeutet bankerott, zugrunde gegangen.
[2]) kriegte, bekam.
[3]) treppe.
[4]) sich davonmachen.
[5]) verstanden.

moristisch-satirischen Wochenblattes, das die localen und die politischen Begebenheiten in Prosa wie in Versen erörterte und kritisierte. Es war die bewegte Zeit des deutsch-nationalen Aufschwunges. Auf das Schillerfest (1859), das besonders in Frankfurt unter hervorragender Theilnahme Stoltzes großartig gefeiert wurde, folgte die Gründung des Nationalvereines, das Frankfurter Schützenfest (1862), der Fürstencongress (1863), der schleswig-holstein'sche Krieg, die Anträge Preußens zur Reform der Bundesverfassung, endlich der Krieg 1866. Stoltze war begeistert für die Einheit und Größe, aber auch für die Freiheit Deutschlands, und gegenüber der preußischen Gewaltpolitik und dem Kleindeutschland des Nationalvereines stand er gleich dem gesammten Frankfurt auf der Seite des großdeutschen Gedankens und Österreichs. Stoltze führte gegen Preußen eine scharfe Feder, und es war nicht zu verwundern, dass er bald von preußischen Gerichtshöfen zu einer erklecklichen Anzahl von Gefängnismonaten verurtheilt war. Als daher die Preußen in Frankfurt einrückten, musste Stoltze fliehen. Er gieng zuerst nach Stuttgart, dann an den Bodensee und in die Schweiz. Was er im Exil schrieb, das beweist, dass er weder den Humor, noch den Glauben an das Vaterland und an die Menschheit verloren hatte. Die Amnestie öffnete ihm Ende 1866 die Heimat wieder. Als er nach Frankfurt zurückkehrte, fand es sich, dass die Preußen in der Redaction und Expedition der „Latern“ alles mitgenommen hatten, was nicht niet- und nagelfest war, darunter sämmtliche alten Jahrgänge des Blattes, die Stoltze auch nie mehr zu sehen bekam. Er hatte dies schon im Exil erfahren, weswegen er in dem Gedichte: „Auf der Sanct Gebhards-Kapelle bei Bregenz“ auch sagte:

Der heilige Nimmhard, ein Herr aus Berlin,
Der trieb zum Sanct Gebhard aus Frankfurt mich hin.

Deutschland war durch die Mainlinie entzweigerissen, Frankfurt hatte seine Freiheit verloren und im Jahre 1867 verlor die alte Kaiserstadt auch noch ihr altes Wahrzeichen, den Dom, der in Flammen aufgieng. Dies alles gieng Stoltze tief ins Herz; er sang unter anderen:

Alles was uns lieb und theuer,
Was uns heilig, hoch und werth:
Unsre Tempel fraß das Feuer,
Unsre Freiheit fraß das Schwert!
In den Sturm des jähen Falles,
In der höchsten Flammennoth:
Vaterland, du über alles!
Diese Glut dein Morgenroth!

Mitten zwischen Süd und Norden
Ragt am Main der Kaiserdom;
Deutsche hier und Deutsche dorten —
Vaterland, dich trennt ein Strom!
Eh' du sollst als Markstein ragen,
Alter Pfarrthurm, hier am Fluss,
Lieber soll dich niederschlagen
Flammend Deutschlands Genius!

Die „Latern“ war selbstverständlich verschwunden, und der Herausgabe eines neuen Blattes stellten sich unter dem strammen preußischen Regiment große Schwierigkeiten entgegen, nicht bloß polizeiliche, sondern auch materielle, wie Caution und Zeitungsstempel. Erst im Jahre 1872, als Frankfurt sich allmählich in die neuen Verhältnisse einzuleben begann, konnte die „Laterne“ wieder erscheinen, und Stoltze veröffentlichte in ihr in gewohnter Weise die Besprechung von localen und Zeitereignissen, Humoresken, Erzählungen, Lyrisches, Räthsel, u. s. w. bis kurz vor seinem Tode. Das Blatt wird von seinen Hinterbliebenen weitergeführt. Stoltze hat keine Reichthümer hinterlassen; es war ihm nicht gegeben, zu sammeln. Dafür hat er auch seine Feder rein bewahrt, was in den bewegten Zeiten, die er durchlebte, nicht immer leicht war, und er ist als ein Ehrenmann gestorben, ein Muster deutschen Schriftstellerthums für alle Zeiten. In dem tapferen Kämpfer lebte das Gemüth eines Kindes, und er war von einer

Von den Stoltze'schen Humoresken und Gedichten sind wiederholt Sammlungen erschienen (in Frankfurt a. M. bei Heinrich Keller), die zahlreiche Auflagen erlebt haben. Jetzt wird eine Gesammtausgabe seiner Werke vorbereitet.

Wenn sie hinausgeht, dann werden die Deutschen sich überzeugen, dass Stoltze zu jenen Männern gehört, welche die Himmelsgabe besitzen, nicht blos mit dem Volke zu denken und zu fühlen, sondern auch das, was das Volk denkt und fühlt, in Worten zum Ausdruck zu bringen, so dass Tausende und Abertausende an seinen Schöpfungen sich freuen und erheben können bis in ferne Zeiten.

Mitleid.

Gedicht von **Robert Hamerling**.

Ein seltsam Weib! Ich sprach sehr lang zu ihr
Von Liebeselend, das sie mir bereitet,
Wie sie mich schnöd' gebracht um Glück und Ruh',
Wie sie zur Furie schier an mir geworden.
Sie hörte still und wohlgefällig zu.

Doch als ich weiter sprach: „Mich rettet nur
Ein Wunder noch — Vielleicht geschieht dies Wunder!
Vielleicht ersteh' ich aus den Todesschmerzen
Zum Leben wieder, ja, zu neuem Leben,
Zu besserm Glück an einem edlern Herzen,
Das wahrhaft lieben kann" — Als ich so sprach,
Und aus dem Aug' ein Hoffnungsstrahl mir brach,
Erst jetzt begann die Stirn sich ihr zu trüben.

Kalt hatte sie gehört von meinen Peinen,
Doch als ich hoffend sprach von künft'ger Lust,
Da stahl ein Seufzer sich aus ihrer Brust,
Und sie begann vor Ärger still zu weinen . . .

Hier ein anderes:

Levi un Rebekkche.

Es lag Rebekkche uff der Bahr,
Sie war des Dods verbliche
Un hat seit fünfundzwanzig Jahr
Zum erschstemal geschwiche.[1])

Ihr Mann, der Isak Feidel Stern,
Sitzt da im Schawes-Fräckche,
Un Thräne, dick wie Kummerkern,
Die flennt er um's Rebekkche.

Un wie er flennt un wie er greint
So in seim Schmerz, seim größte,
Kommt Meyer Hersch zu geh, sei Freind,
Er kimmt un will en tröste.

Der Isak in sein Schmerzgefihl
Dhut em entgegerenne,
Doch Meyer segt: „Was e Schlemihl!
Wie kann mer nur so flenne!

Was greinst de der die Ääge roth
Un heulst der so unbändig?
Was Stuß! Geb mer dei Frää, dei dodt,
Ich geb der mei lewendig!"

Und noch ein drittes:

Er kann net.

Der Gedallje, als Schmarotzer war er iwerall bekannt,
Wo's was Gutes gab zu achle,[2]) war er immer bei der Hand.
Un der Nathan hat geärjert zwar sich iwer so e Wanst,
Un doch segt er'm: „Komm zum Esse morje Mittag, wenn de kannst!"

Der Gedallje hat zum Esse sich ääch pünktlich eigestellt,
Doch die Hausthür war verschlosse. — Der Gedallje hat geschellt;
Hat geschellt un hat gerisse, hat gezoge un gezoppt,
Hat Parademärsch getrommelt uff der Dhür un Storm gekloppt.

Guck, da öffnet sich e Fenster un der Nathan guckt eraus,
Und er rieft enab: „Wer trummelt, lärmt un schellt so an mei Haus?"
Un Gedallje segt: „Herr Nathan, ich bin's doch, Herr Nathan, ich!"
„No, was gibts dann, Herr Gedallje?" segt der Nathan ärjerlich.

„Was es gibt? Wie kann ich's wisse? Ebbes Gutes werd's doch sei;
Hast de mich doch eigelade; awer kann ich denn erei?
Hast gesagt doch: Komm zum Esse, komm zum Esse, wann de kannst,
Un jetzt bin ich da, Herr Nathan, doch das Hausthor is verschanzt!"

Un der Nathan rieft enuner: „So? verschlosse is der Dhor?
Is verschlosse, Freind Gedallje? Werklich? Doch wer kann derfor?
Ja, ich hab' der eigelade, awer was haw' ich geredt?
Wann de kannst, so komm zum Esse. Kannst de? Nää, du kannst ja net"!

[1]) geschwiegen.

[2]) essen.

Die Wahrnehmung, dass Frankfurt für seinen außerordentlich großen Wohlthätigkeitssinn nicht überall Dank gefunden hat, veranlasste Stoltze zu folgenden Strophen:

Bald brennt der's in Hamburg bei unserer „Schwester",
Bald sitze als „Brüder" im Wasser die Pester,
Un hat sich die Flut von der Donau verlosse,
So sin in der Rhon soviel „Nachborn" ersoffe,
Un is in dem Süde e Unglück geschlicht,
So wird e Malheer aus dem Norde bericht.

Da is vor die schlesische Weber zu spende,
Dann hungern die alte Borusse un Wende;
In Sachse, kaum sin da verhagelt die Saate
So sin in der Rhön die Kadoffle missrathe,
Un sterzt sich e Fels ufn Schweizer Barack,
So macht's uns in Frankfurt e Loch in de Sack.

Un fegt e Orkan uns de Beutel aus Oste,
So eisgangt's im Weste uff Frankfurter Koste,
Un hat wo e Blitz in e Säustall geschlage,
So hat mer in Frankfurt die Koste zu trage,
Un bricht e alt Volleul den Hals un de Bää,
So wendt sich ihr Stiefbaas nach Frankfort am Mää.

So geht der des fort un so geht der des semper [1])
Vom ersche Janwari bis letzte December,
Un zehlt mehr zusamme die Batze un Bohne,
So geht des aus Frankfurt enaus zu Millione.
Es kost ääm e Geldspiel, es is der zu toll —
Un hinnenach schändt mer de Buckel uns voll!

[1]) immer.

nen, besonders in Kreisen, die ich seit fünfzig Jahren kennen gelernt, sind nicht so, wie Sie sie uns glauben machen möchten. Und Sie glauben es ja selber nicht, dürfen es nicht glauben, wenn Sie sich nicht schämen wollen, selbst einer von dieser Gattung so hübsch behaglich unter den Bestien zu leben. — Ja aber was haben Ihnen denn die Leute gethan, Ihre Vorfahren, Ihre Brüder und Schwestern, Ihre Nachkommen, dass Sie sie so beständig und so schmählich verleumden? Außergewöhnliche, psychologische Probleme wollen Sie lösen! Gut, so lösen Sie! Sie stellen aber nur auf, Sie schürzen nur, dann schicken Sie das gepeinigte Publicum davon, und jeder — meinen Sie — soll selber daraus machen, was er will. Das ist aber doch wirklich eine Leutefopperei! Ich muss offen gestehen, Ihre „Hedda Gabler" hat keine andere Empfindung in mir zurückgelassen, als das der redlichsten Empörung. Mag ja sein, dass ich's nicht verstehe, dann verstehen's Tausende nicht und dann, bitte, dichten Sie deutlicher. Die Klarheit ist eine Hauptbedingung der Kunst und wird wohl auch auf dem neuen Parnass, dem Blocksberge, eingeführt werden müssen, sonst läuft Ihnen im Wirrwar alles davon.

Diese „Hedda Gabler" ist eine saubere Person. Erst heiratet sie, um versorgt zu werden, einen Privatdocenten; das ist aber ein philiströser, fader Patron, Gott nein, und die Frau Gemahlin liebt ihn nicht, denken Sie nur. Sie liebt nach ihrer Art (wohl gewiss nach ihrer Art!) einen anderen, der aber ohnehin schon mit einer Ehebrecherin glücklich ist. Wohl die Eifersucht, der Neid, angeblich aber andere, ganz unerhörte Gefühle und Bestrebungen veranlassen Hedda, ihn (ihn, den Geliebten, nicht die Nebenbuhlerin) in den Tod zu hetzen. Zu dem Zwecke bestiehlt sie ihn, drückt ihm die Pistole in die Hand, damit er sich selbst erschieße, „in Schönheit sterbe". Denn sie will bloß einmal eine That sehen. Die Männer kommen ihr alle so träge und so feige vor und der einzige, den sie noch achten will, soll den Muth haben, sich die Kugel durch den Kopf zu jagen. Und warum? wegen nichts! Es handelt sich nicht etwa um eine Heldenthat oder um die Ehre, um nichts, nur um den Muth, sich zu tödten, will sie, dass er sich tödte. Um diesen Bettelpreis zwar thut er's nicht, seine thatsächliche Veranlassung ist noch viel bettelhafter, er erschießt sich, weil, nachdem sie ihn bestohlen hat, seine Existenzbedingungen dahin sind. — Nach einem solchen Schelmenstücke klappt's natürlich nicht bei Frau Hedda Gabler, daher schießt sie sich auch selbst über den Haufen. Ist auch die rühmlichste That, die sie in ihrem Leben geleistet.

Nun aber frage ich Sie, mein theuerster Herr Ibsen, warum? Warum haben Sie dieses Gespenst aufgeweckt? In den ersten Acten macht sie's allerdings ganz wie eine moderne Frau, was sie aber weiters plant, das kommt im Leben nicht vor, das kann man also nicht nachempfinden, das ist eine geistreiche Spitzfindelei des Dichters. Oder haben Sie mit diesem Stücke sagen wollen, wie es gut wäre, wenn die Männer allmählich zum Selbstmorde dressiert würden? Was? Soll die Heldenhaftigkeit Ihrer Heldin darin liegen, dass sie zu verstehen gibt, das Leben sei just noch einen Schuss Pulver wert und die männliche Größe und Schönheit liege darin, sich selber todtzuschießen? — Mein lieber Herr! Wenn diese Welt so elendig ist, dass man das Nichtsein dem Sein vorziehen mag, so werden die Leute schon selber auf die Idee kommen, sich zu tödten; um ihnen diesen Rath zu geben, dazu brauchen wir keine Dichter und keine Bühnen, das bestreitet der Hinkende mit dem Pferdefuße einfacher und billiger.

Offenes Schreiben an Herrn Henrik Ibsen.

Das war gestern ein Schreck, mein bester Herr Ibsen! Ich wohne gerade dem Theater gegenüber. Acht Minuten nach halb Zehn war's, als ich plötzlich vom Musentempel her einen gräslichen Lärm vernahm. Ach, du großer Gott, ein Theaterbrand! Es wurde Ihr neues Schauspiel: „Hedda Gabler" aufgeführt, das Haus war ausverkauft. Ausverkauft, Herr! Ich gratuliere! — Zweitausend Menschen ein Opfer der Flammen! Aber das war's nicht, es war schlimmer. Was bedeuten Menschenleben, denken Sie nur! Den Ausspruch eines alten, ach wie armseligen Poeten, verbessern wir dahin: „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht, der Übel größtes aber ist der Misserfolg!" Denken Sie an: ausgezischt ist es worden, dieses herrliche Stück, mit dem Sie die Welt beglückt haben, ausgezischt, ausgepfiffen, ausgetrommelt, ausgekreuscht, mit dem Besen ausgejagt. Und darum der Lärm.

Alle Zeitungen hatten wochenlang die bestorganisierte Reclame spielen lassen, denn es war ja ein modernes Stück, ein „naturalistisches" Stück, und was die Hauptsache ist, ein ausländisches Stück! Allein ich war nicht neugierig. Nun aber zweitausend Menschen auf einmal lärmten, nun wurde ich neugierig. Aufgeführt, sagt der Intendant, wird's nicht mehr, allein es gibt noch Buchhandlungen. Heute morgens war mein erster Gang in die allernächste, doch da höre ich sagen: das Buch ist vergriffen. Ihre „Hedda Gabler" vergriffen — ich gratuliere! Ein Mittelschulprofessor, der im Hause wohnt, hört von meiner Noth und lässt mir sagen: unter seinem Tische läge ein Exemplar „Hedda Gabler" zusammengeknüllt, er rühre es nicht mehr an, wenn ich es haben wolle, so stehe es zur Verfügung. So kam ich zum Buche und las es allsogleich.

Ich bin schon fertig.

Und nun, mein wertester alter Herr, nun gestatten Sie die höfliche Anfrage: Warum haben Sie dieses Stück geschrieben? Was wollten Sie damit? Jeder Dichter will etwas mit seinem Werke, er will entweder eine Kunstgestalt hinstellen, die wohlthut, erheitert, erhebt, erschüttert und versöhnt, oder will eine bestimmte Idee zum Ausdrucke bringen, oder er will lehrhaft wirken. Sie, mein Herr, wollen hier das alles nicht. Ihre Absicht ist doch wohl, eine ausgesuchte Gesellschaft von dummen, faden, leichtsinnigen, blöden, diebischen, viehischen, schurkischen, überhaupt erzniederträchtigen Personen vor uns auf die Bühne zu stellen und dreist zu behaupten: Das ist die Wahrheit! Wenn Sie beisetzen: Es ist die Wahrheit des Irrenhauses, des Zuchthauses, so mögen Sie vielleicht der Sache näher kommen. Die Menschen im allgemei-

tung bahnbrechend zu werden. Die Mode wechselt, die Menschen bleiben sich gleich. Die Menschen wollen lieber leben als sterben, lieber fröhlich sein als sauertöpfisch, lieber Gutes genießen, als Böses, lieber Schönes sehen als Widerliches. Und so wird die Dichtung, wenn auch in der Form sich ändernd, im Geiste bleiben, was sie bei Homer, Shakespeare und Goethe gewesen, nicht eine Strickleiter in den Abgrund der Hölle, sondern ein Ariadne-Faden aus dem Labyrinthe der Leidenschaften, eine Jakobsleiter zu lichten, trostreichen Höhen.

Nein, abgebrannt ist es nicht, bei dem Heidenspectakel gestern, das Theater; ich hoffe, dass in demselben bald wieder Lebensmuth und menschliche Größe verkündet werden wird. Unter allen Umständen wünsche ich Ihnen, mein lieber Herr, das, was Sie sich selbst am innigsten wünschen, trotz Pistolenknallens auf der Bühne — ein langes Leben.

Übrigens — machen können Sie!

Deshalb in Bewunderung Ihr
ergebener
G. Stammer.

Geburt und Taufe.

Aufzeichnungen aus der Gegend des Sollinger-Waldes. Von Heinrich Sohnrey.

Hochtied — Kinderpäpige is nech wiet![1]) So hat der Spaßmacher an der Hochzeitstafel gerufen — und er hat recht prophezeit: Eine gewisse Zeit ist vergangen — und die eine Frau im Dorfe raunt es der anderen zu: „Wat seggst Döu, met Bormarns junger Fröuen is't wat anders.“[2]) Ein dunkles Wort, auf das aber die andere so verständnisvoll nickt, als wüsste sie schon seit Wochen um das Geheimnis. Weißt du es auch, Leserin? Nicht? Ei nun beruhige dich nur, du wirst es schon merken.

Bormarns junge Frau begegnet ihrer Erzfeindin — und was sie seit Jahr und Tag nicht über sich gewonnen hat, das geschieht jetzt: sie bietet ihrer Erzfeindin einen guten Tag. Es mag ihr schwer genug angekommen sein; aber sie steht mit einem Fuße im Grabe und sie weiß: grüßt sie die Feindin nicht, so wird sie ein — stummes Kind zur Welt bringen, denn so geht der Volksglaube. — In der Taubstummenanstalt zu Hildesheim befindet sich ein taubstummes Mädchen, in dessen Heimatsorte ich die Leute versichern hörte, dass das Kind taubstumm geboren sei, weil die Mutter dem Verführer ihrer Schwester nicht die Tageszeit geboten hätte.

Hoffnungsvolle Frauen dürfen keinerlei Unrecht begehen, wenn sie nicht wollen, dass ihr Kind mit den entsprechenden üblen Eigenschaften geboren werden soll.

---

[1]) Hochzeit — Kindtaufe ist nicht weit.

[2]) Was sagst du, mit Bormanns junger Frau ist's was anders!

Ich würde sehr gerne annehmen, dass Sie mit der Hedda Gabler aber doch was Rechtes beabsichtigen. Vielleicht wollen Sie ein dämonisches Weib aufzeigen, vielleicht wollen Sie die Männerwelt warnen vor Weibern, die kokett, falsch sind und kein Herz haben. Es wäre etwas. Allein, wie mich bedünken will, liebäugeln Sie mit der Hedda Gabler, lassen mehrmals durchblicken, dass sie eigentlich nicht unrecht hat. Nicht unrecht hat, zu sein, wie sie ist — natürlich! Allein, so ist keine von solchen, die frei umlaufen dürfen. Die arme Hedda gehört ins Irrenhaus und nicht ins Theater; aber es ist ja wahr.

Herr, ich frage Sie, was wollen Sie nur doch mit Ihren Dramen? Ich weiß, was Sie sagen, womit Sie sich rechtfertigen und andere täuschen. Dadurch, dass Sie immer predigen, wie schlecht die Leute sind, wollen Sie sie angeblich besser machen. Ganz die gleiche Methode haben auch die ungeschickten Kanzelredner. Sie sprechen, wie alle zuwideren Gesellen, immer nur von dem, was nicht sein soll. Wie Sie es haben wollen, wie es werden soll, darüber kein Wort. Sie reißen die Gewölbe der Abzugscanäle auf und schreien: Sehet unsere Wasserleitung! Und das nennen Sie Wahrheit! Sie, mein Herr, zum Lebensführer zu haben, der Sie nur Sumpf und Jauche wissen! Aber, rufen Sie, Sumpf und Jauche ist ja Wahrheit! Gewiss, es gibt Sumpf und Jauche. Die tausend frischen Quellen, die fließen, verleugnen Sie. Und das nennen Sie Wahrheit!

Wenn es wirklich so wäre, wie Sie schildern, dann müsste man sich schämen, Mensch zu sein, und dann wäre es gar nicht der Mühe wert, über ein solches Lumpengesindel auch nur ein Wort zu schreiben.

Ich gebe ja zu, dass unsere Gesellschaft zum großen Theile grundverderbt und unsere Cultur gründlich verfahren ist. Das wissen wir schon fast alle; dass es so nicht fortgehen kann, sehen wir auch, dazu brauchen wir keine Dichter. Aber wie ändern, wie bessern! Dass sie uns das sagen, dazu brauchen wir große Geister.

Die Menschen sind Nachahmer. Zeigen Sie ihnen den Lumpen, wie gelehrig sind sie! Zeigen Sie ihnen große, edle Vorbilder — nicht aus der Phantasie, sondern aus dem wirklichen Leben geholt — machen Sie ihnen diese Vorbilder begreiflich, liebenswürdig, erreichbar, schmücken Sie dieselben mit Schönheit und Ehren, und Sie werden sehen, wie die Leute wieder Freude finden daran und sowohl bewusst als unbewusst ihnen nachstreben. Aber, sagen Sie ungeduldig, das ist ja die alte Methode, wir sehen ja, wie weit uns diese alte Methode gebracht hat. — Ich gebe zu, dass die Menschen immer seltener werden in der modernen Welt. Aber ich versichere Sie, lieber Herr, ohne diese alte Methode fänden Sie heute keinen Menschen auf Erden, keinen einzigen Menschen, lauter wilde Thiere.

Sie schmähen die Poesie, verschweigen die ewigen Quellen des Trostes. Unter der Etiquette der Kunst locken Sie die wenigen und fast verschmachtenden Menschengemüther zu Ihren Cloaken. Was wollen Sie denn nur damit erreichen?

Sie wollen die Revolution.

Ja, Herr, die will auch ich. Aber die Revolution muss einen Plan haben, ein Zukunftsbild, ein Ziel. Ihren Wässern sieht man nicht auf den Grund; aber nicht, als ob sie so tief wären, sondern weil sie trüb sind. Ich möchte wissen, was „Hedda Gabler“ bedeutet.

Sie werden, mein Herr, mit Ihrer Art von Idealen (denn Idealist sind Sie durchaus, und von der schlimmsten Sorte) noch ein paar Jährchen Lärm machen, denn es ist was Neues, das Sie bringen, und die Leute sind neugierig! Aber bilden Sie sich ja nicht ein, mit Ihrer Dich-

herrlichen Lohn, heißt es doch: So viel mal einer hat Pathe stehen müssen, so viel Sitze („Stehens-Stellen") werden ihm im Himmel bereitet.

Ein großer Widerwille herrscht dagegen, mehrere Kinder gleichzeitig zur Taufe zu bringen, denn man glaubt, eines müsse dann sterben. So kam es z. B. vor, dass eine Mutter, welche mit den Gevattern ihres Kindleins bereits vor der Kirchenthür stand, wieder mit der ganzen Gesellschaft umkehrte, weil sie eines zweiten Täuflings ansichtig geworden war.

Lässt sich aber eine Doppeltaufe durchaus nicht umgehen, so muss, falls die Täuflinge verschiedenen Geschlechtes sind, das Mädchen vor dem Knaben getauft werden, damit es keinen — Schnurrbart bekommt. Manchenorts wird aus eben diesem Grunde der Küster veranlasst, bei jedem Kinde „neues" Wasser zu besorgen, und da leider zumeist noch dieser Küsterdienst von dem Ortslehrer verrichtet werden muss, dieser aber den unsinnigen Aberglauben zu bekämpfen hat, so kommt es da mitunter zu recht seltsamen Auftritten und Conflicten.

Die kirchliche Handlung ist vorüber und der Heimweg wird in gleicher Weise zurückgelegt, wie der Hinweg. Ist man auf der Hausdiele angekommen, wird zunächst das aus barem Gelde (6 Mark und darüber oder darunter, je nach Vermögen) bestehende Pathengeschenk „beigebunden", das aber wegfällt, wenn die Eltern „freie" Kindstaufe halten, was allerdings nur alle „Jubeljahre" einmal vorkommt.

Der jüngste Gevatter muss darauf den Täufling über ein vor der Stubenthürschwelle niedergelegtes Gesangbuch in die Stube tragen und es mit folgender Anrede auf den Mutterschoß legen:

„Je hebbet meck egeben 'n Heidenkind,
eck bringe jöck weer 'n Christenkind;
wenn je't raupet von der Straten,
denn söll je raupen (folgt der Name)." [1])

Hiernach hebt der Vater das vor der Thür liegende Gesangbuch auf und legt es, blindlings aufgeschlagen, in die Wiege unter das Kopfkissen, worauf das Kleine schlafen gelegt wird. Wenn es lange und gut schläft, wird solches auch in der Folge der Fall sein. Verziehen sich im Schlafe die Mienen des Kindes wie zum Lächeln, so sagt man: Die Engel im Himmel spielen mit dem Kinde.

Ist der Täufling endlich wach geworden, so wird das Gesangbuch genommen und der getroffene Gesang gelesen: Je nachdem er einen traurigen oder fröhlichen Inhalt hat, steht dem Kinde ein trauriges oder fröhliches Leben bevor.

Von dem Gesangbuch vor der Thür sagt man übrigens, es solle bezwecken, dass das Kind klug werde.

Somit wären wir endlich beim Kindstaufschmause angekommen und könnten uns nun, wenn wir wie der Herr Pastor und der Herr Lehrer dazu geladen wären, besonders an dem mit einer prächtigen Kruste gebratenen Schweinsschinken, dem prächtigen Butter-Reisbrei, den süßen „Habutchen" (Rosinenbrei) und dem ewig kreisenden kalten Grog gütlich thun. Es ist ein lustiges Essen, reichlich gewürzt nicht nur durch Pfeffer, Senf und Salz, sondern auch durch manche deutsame Späße und Schnurren der übersprudelnden Laune.

Die Gevattern müssen jedes Gericht „probieren", lautet ein Paragraph im alten Herkommen.

Die Mutter des Täuflings schneidet sich eine Brodscheibe und bestreicht sie mit Butter, wobei sie sich aber

---

[1]) Ihr habt mir gegeben ein Heidenkind, ich bringe euch wieder ein Christenkind; wenn ihr es ruft von den Straßen, dann sollt ihr rufen (folgt der Name).

Die Zeit ist um — und plötzlich geht ein Raunen durchs Dorf: Man hat den jungen Bormann im blanken Sonntagskittel hastig vom Hof gehen sehen, und er hat nicht den geraden Weg durchs Dorf, sondern einen Umweg außerhalb des Dorfes eingeschlagen, um zur Stadt zu kommen. — Was dies verschämte Eilen zu bedeuten hat, nur zu bald wird's offenbar. Auf einmal heißt's: „Wetet je ak wat Regges? Bormanns hebbet 'n klein Meken ekregen!“[1]) Also die „Bamutter“ (Bademutter, Hebamme) war's gewesen, der das verschämte Eilen des jungen Mannes gegolten hatte. Bormanns hätten zwar zuerst lieber einen kleinen Jungen genommen, um den Stammbaum gerettet zu sehen; es war sogar der Bademutter, wenn auch nur scherzweise, ein entsprechender Auftrag gegeben worden; indessen, als sie das „grallägige“ Mädchen sehen, da sind sie es auch zufrieden und sagen: „Wat kümmt, maut ewehnt werden!“[2])

Nachdem das Kind glücklich zur Welt gekommen, geht der Vater in seiner Herzensfreude eiligst auf die „Rackböhne“ (Rauchbühne), um die für dies Ereignis besonders aufgesparte „dicke Wurst“[3]) herunterzuholen, welche dann von den versammelten nächsten Verwandten und Nachbarn in freudigster Aufregung einmüthig verzehrt wird, wobei man selbstverständlich einander auch fleißig mit dem Branntweinglase zuprostet. Kommt gerade ein guter Bekannter am Hause vorüber, pflegt man auch ihn wohl hereinzunöthigen: „Kumm herin un drink emol un probere ak de dicke Wost emol!“[4])

[1]) Wisst ihr auch was Neues? Bormanns haben ein kleines Mädchen gekriegt.

[2]) Was kommt, muss gewöhnt werden.

[3]) Man sagt auch wohl scherzweise noch „Bameumenwost“ — Bademutterwurst, welche Benennung zur Ahnenzeit üblich war.

[4]) Komm herein und trink einmal und probiere auch die dicke Wurst einmal.

Der alte Aberglaube äußert sich hauptsächlich bei der Taufe in den verschiedensten und seltsamsten Vorschriften, mit deren Befolgung es aber heute so genau nicht mehr gehalten wird, wenn wir uns auch nicht verhehlen dürfen, dass noch manche Handlung allein durch den Aberglauben bestimmt wird.

Bezüglich der Pathen heißt die verbreitetste und bekannteste Regel: „Dei dredde Ader sleit nah'n Paen.“ (Die dritte Ader schlägt nach dem Pathen.) Ein Glaube, welcher besagen will, dass sich eine gewisse Eigenschaft vom Pathen auf den Täufling vererbt.

Eine Frau, welche selbst ein Kind erwartet, soll man nicht zur Gevatterin bitten, es könnte sonst dem Täufling das Leben kosten.

Manche Eltern stellen das ausdrückliche Verlangen an Pathen und Pathinnen, dass dieselben sich, bevor sie den Taufgang antreten, den Mund hübsch mit Wasser ausspülen und sich darnach aller spirituosen Getränke enthalten, auf dem Taufgange selber aber keine leiblichen Bedürfnisse mehr befriedigen, weil das Kind sonst mit üblen Eigenschaften behaftet werde. Im übrigen ist für den Taufgang die Regel maßgebend, dass der Jüngste vorangeht und immer der Nächstälteste sich anschließt.

Vor dem Altare hat die Bademutter Sorge zu tragen, dass das Kind von sämmtlichen Pathen ein Weilchen auf dem Arme gehalten wird; der Jüngste hat in der Regel das Kind über die Taufe zu halten. Dabei ist nun noch ein besonderes Merkzeichen zu beachten, und es soll wirklich Leute geben, die durchaus nicht nur des Spasses wegen auf das Zeichen achten: der Pathe nämlich, auf dessen Armen das Kind weint, „hat es nicht gern gethan“.

Das Pathenamt bringt ja freilich allerhand Verpflichtungen mit sich; aber dafür verspricht es auch einen

Zwar wiederkehrt nach langer Frist,
Nach vierzigtausend Jahren,
Dann aber auch genau, wie wir's
Das erstemal erfahren.

Nun ist mir so, als hätt' ich dich
In einem frühern Leben,
Unholdes Liebchen, schon gesehen
Und mich dir ganz ergeben.

Und du, du hättest alle Treu'
Und Lieb', die ich empfunden,
Mit herbem Spotte mir gelohnt
Und tiefen Herzenswunden.

Mir tönt, ach, so vertraut und doch
Ernüchternd deine Sprache,
Mich höhnt, wie einmal schon gehört,
Die silberhelle Lache.

Ich liebend ohne Hoffnung und
Du herzlos ohne Reue,
Es ist als wie ein altes Spiel,
Das wiederkehrt aufs neue.

Ein altes Spiel — wir können dreist
Die Wiederholung wagen,
Du bist im Quälen wohlgeschult
Und ich für das Ertragen.

Und überläuft's mir oft das Herz
So bang und maienfröstlich,
Dann däucht mir — albern wie sie ist —
Die alte Fabel tröstlich!

Im Innern gefestet.

Wenn Jahre gehn und kommen,
So nehme du in acht,
Was sie dir wohl genommen,
Was sie dir wohl gebracht.

Was dir auch im Verlaufe
Der Zeiten ward beschert,
Nicht Gut, noch Glück es taufe,
Gar trüglich ist sein Wert.

Nicht grausam heiß das Leiden,
Nicht Raub nenn den Verlust,
Weiß still dich zu bescheiden
Und trage, was du musst.

Nur der ist hochgemuthet,
Der gleich im Glück sich fühlt,
Und wenn das Herz ihm blutet,
Die Wunde keusch verhüllt.

Das Glück, es will nicht währen,
Das Leid bleibt nicht bestehen,
Das ist: wie Tage kehren
Und wie die Nächte gehen.

Nur das hast du genossen,
Erstritten das allein,
Was in die Seel' geschlossen
Du dir zu tiefst hinein.

Das einzig ist das Wahre,
Was du in dir erfährst,
Dem du, trotz Flucht der Jahre,
In Treuen dich bewährst.

Ob sie undunkeln Schmerzen,
Ob Freude sie erhellt,
Du trägst in deinem Herzen
Dann eine Friedenswelt.

Wie Jahre gehn und kommen,
Des haben sie nicht Macht,
Davon wird nichts genommen,
Dazu dir nichts gebracht!

Stilles Bescheiden.

Bei ihres Anblicks Lieblichkeit, —
Der alle Sinne mir berücket,
Der mich beseligt und entzücket
Und doch zu tiefst bedrängt mit Leid —
Nie werd' ich nur mit einem Blick
Der Herrin meine Lieb gestehen,
Nie ihre Gegenliebe flehen
Und stumm ertragen mein Geschick!
Ein Frevel wär's an holder Frau,
Wenn ich den eitlen Glauben hegte,
Dass mich, nur mich allein, bewegte
All ihrer Anmut reiche Schau.
Nein, nein, ich bin der einz'ge nicht,
Den ihre Nähe froh beseelet!
Der letzte wär' ich, den sie wählet;
Ich steh' im Banne harter Pflicht,
Nicht Jugendkraft, noch Wohlgestalt
Vermag mir mehr das Wort zu führen,
Ich kann vielleicht durch Lieder rühren,
Doch Mitleid wehrt der Lieb' Gewalt.
So fass' ich denn den einen Muth,
Es im Beginne schon zu enden.
Wie käm' zu eines Bettlers Händen
So hohes überreiches Gut?
Ergeben will ich meine Last
Auch fürder stumm des Weges tragen,
Es soll kein Blick der Herrin sagen,
Wie mächtig es mich stets erfasst
Bei ihres Anblicks Lieblichkeit,
Der alle Sinne mir berücket,
Der mich beseligt und entzücket
Und doch zu tiefst bedrängt mit Leid.

St. Peters Klage.

St. Peter sprach in trübem Ton:
„Hör mich, Gott Vater und Gott Sohn
Und auch du, lieber heil'ger Geist!

nur der linken Hand bedienen darf. Vielerwärts hat der jüngste Pathe dieses Taufbutterbrod zu schneiden und mit Rosmarin zu schmücken.

Abgesehen davon, dass man auf dem Dorfe den Festtag am liebsten zwischen den vier Wänden zubringt, verbietet auch ein alter Aberglaube den Pathen das Ausgehen am Tauftage, denn wenn die Pathen ausgehen, so wird das „Pathchen" einmal ein „Wanderer".

Auch die Mutter soll am Tauftage das Haus nicht verlassen, denn in dem Hause, das sie an diesem Tage besuchte, würde in dem selbigen Jahre viel Töpfergeschirr entzweigeworfen werden.

Eine gesittete Mutter würde sich übrigens schwer dazu verstehen, auszugehen, ehe sie die kirchliche Einsegnung empfangen hat, welche, wenn es ihr Gesundheitszustand erlaubt, in der Regel unmittelbar nach der Taufhandlung vor dem Altar erfolgt.

Damit wäre nun meine Kenntnis der Dinge im wesentlichen erschöpft, und ich will nur noch hinzufügen, dass die geneigte Leserin sich einen blanken Thaler verdienen könnte, wenn sie so glücklich wäre, den — ersten Zahn des Kindes zu finden.

Gedichte.

Von Ludwig Anzengruber.*)

Des Bettlers Lied.

Hab' Flicken nur, kein ganzes Kleid,
Hab' Sorgen stets, kein halbes Leid,
Doch mag' ich nicht zu Grabe gehn,
Die Sonne scheint zu froh und schön,
Wenn sie es gar so ehrlich meint,
Mir auf den breiten Rücken scheint,
Weiß nicht, was ich drum gäbe,
Weil ich nur lebe!

Sitz' Sonntags vor der Kirchenthür,
Da spenden Jung' und Alte mir,
Manch Kinderköpfchen, spielzerzaust,
Drückt mir das Pätschchen in die Faust
Und schaut mit großem frischem Blick
Nach mein'm „Vergelt es Gott" zurück.
Der Herr viel Glück ihm gebe,
Weil ich nur lebe!

Dann kehr' ich in der Schenke ein
Und trink' mein Gläschen goldnen Wein,
Und spielt es durch die Adern leis',
Da klingt in mir die alte Weis' —
Da schleich' ich mich zum Waldeshang,
Vergess' all Sorg und jeden Bang;
Mein Lied ich froh erhebe,
Weil ich nur lebe!

Da kriecht die Ameis' übers Blatt,
So hurtig, seh' sie niemals matt,
Da schlägt der Fink, da glitzt der Thau,
Dort drüben singt des Försters Frau, —
Nun blinkt durchs Laub der Abendstern,
Grau winkt das Dörflein in der Fern',
Wüsst' nicht, dass sich's begäbe,
Wenn ich nicht lebe!

Ich sinn' der alten Fabel nach.

Ich sinn' der alten Fabel nach,
Die ernsthaft uns belehret,
Dass alles, was gewesen war,
Dereinstens wiederkehret.

---

*) Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Fünfter Band. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1890.)

Mit- und Nachwelt.

Eine Citaten-Studie von Dr. E. M. Schranka *).

„O glaubt, dass unsre Zeit sich lichter
Einst späten Enkeln offenbart:
So war's und bleibt es: Großer Dichter
Hat keine Gegenwart!"

Da ich in diesem Capitel viel werde citieren müssen, so beginne ich gleich mit einem Citat aus dem Gedichte „In der Sonnenwende" von Stephan Milow.

Wie wahr! „Großer Dichter hat keine Gegenwart." Man könnte wohl auch variierend sagen: Dichter hat nur die Zukunft.

Die Mitwelt ist es, die ihre Anerkennung versagt, denn die Mitwelt ist nicht unparteiisch; ihr fehlt es an jeglicher Objectivität, und wenn es je einem Dichter gelungen ist, sich etwas Beachtung und Bedeutung zu erringen, das Augenmerk auf sich zu lenken, dann gelang es ihm meist nur in der Fremde, denn

„Das Vaterland macht heimatlos
Die Kinder seines Dichters"

sagt Freiligrath, und schon ein alter römischer Satz lehrt uns „Nemo propheta in patria". Ein ähnliches Sprichwort lautet: „Der Thaler gilt dort nichts, wo er geprägt ist" und wie viele können mit Anton Ohorn sagen:

„Die Heimat, die ich oft besang,
Die nennt und kennt mich nicht."

So muss man sich gewissermaßen erst hinausbegeben in die Fremde, um von dort aus sich der eigenen Heimat zuführen zu lassen, die den Dichter dann übrigens selbst als ihr eigen anerkennt, wenn ihr die Augen aufgegangen, und dann heißt es: „Das ist ja einer von den unsern, ist unser Landsmann!"

So geht die Mitwelt an ihrem großen Mitbürger oft vorüber. Doch wenn es nur das wäre, wenn es nur beim bloßen Übersehen bliebe:

„Wenn ich, die gleichzeitig gelebet,
Mit einem Stoff vergleichen soll,
Aus Rohem ist der Stoff gewebet,
Nur mancher Faden Wertes voll;
Dann kann ich eines nicht begreifen,
Wie man oft jenen übersieht,
Der, wie ein breiter gold'ner Streifen,
Sich echt durch das Gewebe zieht."

Aber im Gegentheil: er wird oft dem Spotte preisgegeben, wenn er prophetischen Geistes voll, wie ein echter, gottbegnadeter Sänger oder sonstiger Göttersohn (denn ich möchte in diese Plauderei die Koryphäen auf allen Gebieten der Künste und Wissenschaften mit hineinziehen) ein selbstbewusstes, stolzes Wort ausspricht; er wird des Größenwahns geziehen von temporären und localen gemachten Größen, die, mit momentaner, ephemerer Geltung sich brüstend, auf des wahren Göttersohnes Haupt die Dornenkrone pressen möchten, indem sie suchen, ihn mit dem Mantel der Lächerlichkeit zu umkleiden.

Bodenstedt hat recht, wenn er sagt:

*) Aus dem eben erschienenen zweiten Band seines „Neuen Demokrit". (Berlin, Hans Lüsteneder 1891.)

Die Menschen werden jetzt so dreist,
Sie fürchten Teufel nicht, noch Tod,
Und gar ein Leben ohne Gott,
Das planen sie mit frevlem Sinn!" —
Gott Vater spricht: Wie froh ich bin,
Betrübt dich das, du treuer Knecht?
Ich sag', mir kommt es eben recht,
Du weißt, ich war der ganzen Brut
All meine Tage nicht gar gut,
Ich habe Wasser und auch Brand
Vergebens doch an sie gewandt,
Und Sündflut nicht, noch Sodoms Not,
Nicht Noahs Warnung, noch des Lot
Errettung war zu etwas nütz;
Die Sonne war's in trüber Pfütz',
Die Perle war es für die Säu',
Sie sündigten nur stets aufs neu',
Bis mein Herr Sohn in Jugendstärk'
Besorgte das Erlösungswerk.
Doch wie's gedieh und wie's gerieth?
Ich denk' mein Theil und sag' es nit.
Und wenn es kommen thut also,
Wie du gesagt, des bin ich froh.
Wenn sie nunmehr in Theorie
Ohn' mich zu leben sind bestrebt,
's ist recht, in Praxis haben sie
Ja allzeit ohne mich gelebt.
Wenn statt von ewiger Vernunft
Sie sich von einer tollen Zunft
Stockblinder Kräfte der Natur
Betreuet glauben, ist die Spur
Von Besserwerden schon in Sicht,
Und alles kommt in gute Richt'!
Dann hat es fürder wohl ein End',
Dass man mein' Namen eitel nennt,
Und kommt zu Hauf' und kommt zu Rand,
'ne große Dummheit wo zu stand',
Dann kniet kein Schuft mehr wie zum Spott
Und singt: Nun lobet alle Gott!
Und finden sie mit einemmal
Ihr Leben 'ring und eng und schal,
Dass sie in Scham davor erglüh'n,
Erst unsereinen zu bemüh'n,
Ei, dann ist mir — bei meinem Bart! —
Das halbe Regiment erspart,
Denn wenn ich ihnen nimmermehr
Das Gute spend', das Üble wehr',
So ist's vorbei mit trägem Ruh'n,
Das Gute müssen selbst sie thun,
Des Bösen selber sich erwehr'n,
Das wird sie Lieb' und Klugheit lehr'n —
Nicht kränk' ich gern der Frommen Schar —
Doch dann behagen mir fürwahr
Die gottlos' Racker allermeist!
Wie klug das Ganz' gezielt, geplant —
Das Stückchen ist vom heil'gen Geist!
St. Peter, hast du's auch geahnt?"

Herr Wirt.

Herr Wirt, was war das nächtens für
Ein gottverfluchter Tropfe?
Es schmerzt mich heute morgens schier
Ein jedes Haar am Kopfe!
Wie muss die edle Gottesgab'
Verschändet und verhunzt sein?
Mein' Seel', was ich getrunken hab',
Das war wohl eitel Kunstwein!

Ei, heb die Hand betheuernd nicht,
Daß dieser Soff Natur ist,
Man weiß ja doch, verdammter Wicht,
Dass leicht wie Spreu dein Schwur ist.
Üb' lieber Treu' und Redlichkeit,
Schreib's an die Etikette,
Damit sich sachte noch beizeit
Ein Christmensch davor rette.

Du hättest nur wie vor und eh'
'was Kellerei betrieben,
Und dir sei anorganische
Chemie ganz fremd geblieben?!
Hör du, es ist doch ganz umsunst,
Hier Lügen zu erstinken,
's ist Kunstwein, denn 's ist eine Kunst,
Von diesem Wein zu trinken.

Gegossen wird nun und gehauen.

Gegossen wird nun und gehauen,
Was sich im „Brockhaus" finden will,
Es ist heuttags das Denkmalbauen
Ein sehr beliebt' Gesellschaftsspiel,
Just was man so ins Haus bedürfe,
's langt nicht für höhere Entwürfe;
Es scheint, man will nur eben
Das Kleingewerbe heben.

schädel vor, der letztere von Epheu umwunden. Auf dem vergilbten Pergament stehen die Verse Hamerlings:

„Der Lorbeer traun hat keine Sympathie
Für üppiges Lockenhaar; viel lieber rankt er
Um kahle Stirnen, graue Häupter sich,
Am liebsten sind ihm nackte Todtenschädel."

Ich vermöchte eine dicke Anthologie mit solchen Stellen zu füllen, doch will ich nur noch mit einer kleinen Auslese für diesmal mich begnügen:

So heißt's bei Tiedge:

„Der edle Mann lebt nie vergebens,
Er geht einst, hemmt sich hier sein Lauf,
Nach Sonnenuntergang des Lebens,
Als ein Gestirn der Nachwelt auf;"

bei Raupach:

„Es steht geschrieben im Schicksalsbuch:
Soll einst die Nachwelt dich mit Segen nennen,
Musst du den Fluch der Mitwelt tragen können."

Bei Hermann Lingg:

„Epigonen oder nicht, —
Thue jeder seine Pflicht.
Nicht die Meinung, nicht die Stunde,
Nur die Zukunft ist's im Grunde,
Die ein giltig Urtheil spricht."

Derselbe sagt ein andermal:

„Erst zerren die Banditen
Uns Dichter in den Koth,
Gemeuchelt werden wir, zerschnitten
Und, wenn wir gründlich todt,
Einbalsamiert mit aller Glorie
In eine — Literarhistorie."

Oskar Blumenthal läſst sich vernehmen:

„Sollen die Menschen ein Lob dir gönnen,
So darfst du's nicht mehr hören können"
u. s. w. u. s. w.

Obwohl ich nun ungern genug noch so vielen anderen ihre schönen Worte für diesmal entziehen muss, Albert Mösers prächtig poetisches Bild „Der Albatros" muss hier noch Platz finden:

„Ruhig getragenen Schwungs hinschwebt er, der Segler der Lüfte,
Königlich, herrlich und frei trinkt er ätherischen Hauch,
Ueber ihm leuchtet im Blau des Kreuzes erhabenes Sternbild,
Unter ihm dehnt sich das Meer, dehnt sich Australiens Strand.
Seht, nun schwebt er herab, gelockt von dem nahenden Meerschiff,
Listig umgarnende Kunst stellt mit der Angel ihm nach,
Arglos fliegt er heran und läſst von dem Köder sich äffen,
Rasch den Betrogenen zieht Tücke aufs hohe Verdeck.
Ach! der soeben noch erst die Weiten des Äthers durchflogen,
Welcher der Anmuth Bild, stolz sich in Lüften gewiegt,
Linkisch schleppt er sich hin und plump auf den Planken des Schiffes,
Gleich wie gebrochen und matt hängen die Schwingen herab,
Schnöd mit dem Ruder ihn neckt, kein Mitleid kennend, der Schiffsbub,
Höhnend und lachend im Kreis stehn die Matrosen herum —
Segler der Lüfte, dein Los vergleich' ich dem Lose des Dichters,
Welchen in leuchtende Höh'n hehre Begeisterung trägt,
Sieghaft schwimmt er und leicht im stärkenden Äther des Geistes;
Über sich himmlisches Licht, unter sich irdische Noth;
Weh! da zieht ihn herab des Tages gemeines Bedürfnis,
Der sich ob Wolken gewiegt, taucht nun ins ird'sche Gewirr,
Hilflos zieht er und scheu, ein Kind, die Pfade der Menschen,
Strauchelt und wankt, und fremd wird ihm des Genius Flug,
Kichernd schauen auf ihn die Werktagsseelen, ihn höhnend,
Dass, der zu fliegen gewusst, jetzt nicht zu gehen versteht."

Haben wir an den bisher vernommenen Citaten die Stellung der Mit- und Nachwelt zu den großen Dichtern gekennzeichnet — freilich, Ausnahmen, wo die Anerkennung noch bei Lebzeiten erfolgt, gibt es schon, aber sie sind selten — so sei auch eines umgekehrten Falles gedacht, wo die Mitwelt anerkennt, die Nachwelt aber vergisst.

In diesem Falle befinden sich der dramatische Künstler, der Priester und die Priesterin des Gesanges und der Musik, ferner jene des Tanzes.

„Wer seiner Zeit vorausgeeilt,
Hat ihre Schäden nie geheilt,
Doch war's ein Genius, ein echter,
Wird er zum Heiland kommender Geschlechter.“

Fast jeder Große hat für seine Mitwelt stolze Worte, selbst unverschämte Verse, wie Schopenhauer die seinen nennt, gesprochen, die erst die objective, unparteiische Nachwelt gelten läſst und selbst emsig sammelt*). — Dies geschieht aber erst dann, wenn von ihm ein anderer Dichter sagen kann:

„Unsterblich prangt sein Name
Und steht im Zeitenbuch,
Er starb in Noth und Grame,
Das ist des Sängers Fluch.“

Zu spät — zu spät die verdiente Anerkennung. Wie sagt doch Adolf Böttger in seinem Distichon?

„Lebend verkümmert als Null, mit Achselzucken verhöhnt selbst,
Nach dem Verhungern jedoch unter die Sterne versetzt.“

Darum mahnt der Meister mit Recht:

„Weniger Erz aber mehr Herz für uns“

und auch Saphir meinte:

„Zum Dichter muſs man geboren, zur Anerkennung gestorben sein.“

Doch

„Das Elend ist des gold'nen Ruhmes Wiege,
Der Kummer ist sein ewiges Geleit,
Der Geist lebt immer mit der Welt im Kriege,
Sein Schaffen ist ein unruhvoller Streit“

und wer will Naturgesetze ändern?

„Es ist schon so der Welten Lauf,
Bestimmung scheint's zu sein,
Es nimmt das Elend mit in Kauf,
Was ein Genie soll sein.“

Ja, die Noth, selbst die Noth mit der Kritik, ist die zehnte Muse, die ihrem Sohn den Kuſs auf die Stirne gedrückt; ihre Devise lautet in den diversen Variationen:

„Durch Nacht zum Licht“
„Through night to light“
„Post nubila Phoebus.“

Die Eintagsfliegen sind es, die das freilich erst entglimmende Licht umschwirren und gleich einer Wolke dasselbe zu verhüllen trachten; sie können mir keine rechte Achtung abzwingen. Diese ephemeren Größen, sie sind mir zu rasch groß geworden, sie glänzen momentan zu grell und

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren,
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.“

Und H. Grieben sagt:

„Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergeh'n.“

Langsam über Hindernisse aber sicher, schreitet die wahre, künftige Größe.

„Große Geister müssen ringen,
Müssen Achtung sich erzwingen,
Soll ihr Stern nicht einst erblinden;
Haben sie sich durchgerungen,
Haben Achtung sie erzwungen,
Ewig wird ihr Geist entzünden.“

Und gerade diejenigen, von denen Emanuel Geibel sagt:

„Was hilfts, auf Flügeln der Reclame
Ein Stündlein flattern durch die Welt,
Wenn schließlich doch, o Thor, dein Name
Wie Ikaros ins Wasser fällt“

gerade sie sind es, die den wahren heiligen Gottesfunken im Entglimmen zu ersticken suchen, weshalb Bodenstedts Worte eine nicht zu verachtende Maxime sind:

„Leisen Schritts durchs Leben wandre,
Bist du groß, so stell' dich klein;
Ungestraft darfst du als andre
Größer keinen Zoll breit sein.“

Fürwahr, der Weg des Genius ist eine steile, steinige und dornenvolle Bahn und

„Der Lorbeer blüht gar hoch.“

Ich habe in meinem Studierzimmer ein Bild gar seltsamen Motives hängen. Es stellt ein paar Knochen, ein Pergament und einen Todten-

---

*) Ich verweise auf eine von mir angelegte große Sammlung wertvoller Stellen unter dem Titel „Stolze Worte“.

Doch bald verwelkt, als ob der Brand ihn senge,
Umschlingt er dürr das Haupt von Thaliens Sohn.
Doch ewig grünt es um des Dichters Schläfe,
Des echten Lorbeers unverwelklich Reis,
Und wie der Mitwelt Undank ihn auch träfe,
Ihm blüht der Lorbeer als sein ew'ger Preis."

Recht schön und trostreich, aber ich meine, es denkt doch jeder, der sich zu etwas Besserem berufen fühlt, mit Paul Heyse:

„Soll Ruhm mir blühn, komm' er beizeit!
Was hat die Nachwelt mir zu geben?
Ich möchte von meiner Unsterblichkeit
Doch ein paar Jährchen miterleben! —

Was große Menschen über Thiere sagen.

Aussprüche, gesammelt und mitgetheilt von Koloman Kaiser in Wien.

(Neue Folge *).

Motto:

Jemehr wir uns mit der Seele der Thiere, dem Köstlichsten, was auch sie haben, beschäftigen, desto achtungswerther wird uns das Thier, desto herrlicher die Natur, desto anbetungswürdiger Gott. Mangel an Sinn für die Thierseelen deutet auf Gedankenlosigkeit, Roheit, Unsittlichkeit, Irreligiösität und die Misshandlung der Thiere und sei es auch nur eines Wurmes, geht aus irreligiöser Unwissenheit hervor. Alle alten Völker achteten, weil sie religiös waren, das Thier hoch!

Prof. Peter Scheitlin.

Auch die Thiere können denken und dadurch sich einen gewissen Grad von Klugheit erwerben. Sie unterscheiden sich hierin nur durchs Mehr oder Minder. Manche Klugheitseigenschaften hat der Mensch, andere das Thier in vorzüglicherem Grade. Noch andere Eigenschaften der Menschen und Thiere sind einander nur ähnlich. Aristoteles.

Milde gegen die Thiere übt der Menschenfreund und der Barmherzige. Porphyrius.

Das besondere Gute widerfährt auch den Thieren, dass die Götter ebenfalls Vorsorge für sie tragen und sie weder verachten noch versäumen. Wenn ihnen gleich keine Vernunft zutheil geworden ist, so haben sie doch so viel Verstand und Weisheit bekommen als sie angeht. Aelianus.

Ein jedes Thier merkt seiner Seele Fähigkeiten, und wozu ihm seine körperlichen Gliedmaßen nütze sind zum voraus. Die Natur der Thiere darf von niemand belehrt werden. Galenus.

Wie wir eine Empfindung von unserer Seele haben, ob wir gleich ihre Natur und ihren Sitz nicht einsehen, so haben auch alle Thiere eine Empfindung und obgleich rohe und dunkle Vorstellung von ihrer wesentlichen Beschaffenheit. Seneca.

Es kennt ein Thier seine Beschaffenheit, aber worin sie eigentlich bestehe, weiß es nicht; es fühlt sich als lebendiges Thier, aber was ein lebendiges Thier eigentlich sei, davon hat es keinen Begriff. Seneca.

Der Rechtschaffene wartet seines Viehes. Jesus Sirach.

*) Siehe „Heimgarten", XIII. Jahrgang, Seite 582.

„Begeisterung ist keine Heringsware,
Die man einpöckelt auf lange Jahre“

sagt unser Altmeister, und nur zu momentaner Begeisterung reißen diese Künstler hin.

Freilich liegt dies auch in der Natur der Sache; denn die letztgenannten Künste erfordern die momentane, persönliche Ausübung, die Präsenz ihres Vertreters. Da gibt es Applaus, Kränze und allerlei andere Ovationen; schließlich aber wird der Gefeierten Name zwar auch mit goldenen Lettern in den Annalen ihrer Kunst eingetragen und zumeist, wenn auch nicht immer — vergessen. Man erinnert sich wohl dann, wenn einer ihrer Nachfolger in derselben Kunst durch Leistungen an des weiland Gefeierten Namen erinnert, um mit Zinkgref zu sprechen:

„Alte Komödien, neue Komödianten.“

Übrigens brauchen die Vertreter dieser Künste noch nicht einmal gestorben zu sein, um, wenn nicht vergessen, doch in den Hintergrund gestellt zu werden. Es genügt dazu schon die Nichtausübung der betreffenden Kunst selbst, wenn diese Unterlassung durch unabwendbaren Verlust physischer Kräfte (Stimmmittel u. dgl.) hervorgerufen ist.

Der französische Poet Boulay-Paty behauptet dieses Los auch vom Dichter, wenigstens lauten zwei Stellen in seinem Sonette „Der Ruf“:

„Wie schrittest du Poet aus deiner Dunkelheit
Von allen hochgerühmt, und schon bist du vergessen!
Bevor ein Buch du schreibst, verlangst du, welch Vermessen,
Um zu empfinden erst und nachzudenken, Zeit.

— — — — — — — — — — — — — —

Druckt Denker, Dichter druckt! Nur neues in den Handel,
Aus leichtem Stoffe wird gewebt des Ruhmes Mantel,
Er nützt sich ab und will, dass man ihn oft erneut.“

Doch gilt dies, wie bereits gesagt, wohl mehr von den genannten darstellenden Künstlern.

Der Gelehrte, Schriftsteller, Dichter, Maler, Bildhauer, Architekt u. s. w. hinterlassen sichtbare und greifbare Werke, die ihr Andenken stets frisch und rege erhalten. Dadurch genießen sie auch die Anerkennung eines viel größeren Publicums, denn, hat sie auch das mitlebende verkannt, so stehen sie vielleicht groß da vor dem Publicum künftiger Jahrhunderte. Von diesem Standpunkte lassen sich sämmtliche Künste in eine gewisse Eintheilung und Scala bringen.

Hauptsächlich ist es aber der Poet, dem oft bei Lebzeiten die ermunternde Anerkennung versagt wird; er allein hat meist nur den Trost der Hoffnung auf seine Unsterblichkeit. Dafür erntet oft der Künstler, der eine Rolle, die jener schrieb, trefflich darzustellen weiß, den Ruhm ein und erhält den Kranz.

Diese Künstler sind es vornehmlich, welche das schon vom römischen Dichter geschilderte Hochgefühl des „monstrari digito et dicier hic est“ genießen.

Geduld — es kommt die Zeit, wo sich das Blatt wieder wendet, darum sei diesen der ephemere Ruf gegönnt, denn

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze.

Auch Theodor Mommsen sagte:

„Auf den Kränzen der Mitwelt ruht es sich schlecht“

und Menschen gehen und Menschen kommen und einst kommen gewiss doch auch objective, vorurtheilsfreie Menschen. —

Zum Schlusse zur Erhärtung dieser meiner Behauptung noch Gustav Kötters „Zweierlei“:

„Dem Mimen wirft berauscht die große Menge
Den Lorbeer als des Augenblickes Lohn,

Wesen die kennbarsten Züge seines höchsten Verstandes in der Kürze zusammengefasst hat. Bonnet.

Die Thiere sogar lernen viel. Sie haben Sinne, sie müssen Gebrauch davon machen lernen; sie haben Bedürfnisse, sie müssen diese zu befriedigen lernen; sie müssen fressen, gehen, fliegen lernen. Die vierfüßigen Thiere, die sich gleich von ihrer Geburt an auf den Beinen erhalten, verstehen deswegen noch nicht zu laufen; man sieht es ihren ersten Schritten an, dass es sehr ungewisse Versuche sind. Die aus ihren Käfigen entwischten Kanarienvögel können nicht fliegen, weil sie niemals geflogen sind. Für beseelte und mit Sinnen begabte Wesen ist alles Unterricht.

Rousseau.

Die Thiere lernen und vervollkommnen das, was man sie lehrt, sie corrigieren sich, kennen die Freude, haben Gedächtnis und eine gewisse Zahl von Ideen.

Voltaire.

Wie kann man behaupten, dass der Mensch allein die Fähigkeit des Sprechens habe, und dass sie den Thieren fehle? Man muss blind sein, um nicht zu sehen, dass die Thiere imstande sind, sich ihre Gedanken gegenseitig mitzutheilen durch Mittel, welche, wenn auch verschieden von denen des Menschen, nichtsdestoweniger die verschiedenen Formen der Sprache darstellen.

Professor Broka.

Unleugbar empfinden die Thiere Schmerz und Vergnügen; sie haben Zuneigung und Abneigung, in zweifelhaften Fällen denken sie nach, sie erinnern sich der Vergangenheit, äußern Traurigkeit, Liebe, Hass, Furcht, Zutrauen u. s. w.

Jenkin Thomasius.

Nicht besser als ein Thier
Ist jedes Menschenkind,
Da Thiere besser noch
Als böse Menschen sind!

Saadi.

Alles was eine Seele hat, denkt; alles was Gefühl hat, empfindet; alles was liebt, hat das Recht, geliebt zu werden, und alles was leidet, hat Anspruch auf unser Mitleid. Da fehlt keine Stufe auf der Leiter der mit Empfindung begabten Geschöpfte vom Thiere bis zum Menschen hinauf. Ohne Frage steht der Mensch auf dieser Erde auf der höchsten Stufe, aber er sieht unter sich seine irdischen Mitbewohner, er ist ihr König, darf aber nie ihr Tyrann werden. Gerechtigkeit hat Gott angeordnet nicht nur zwischen Mensch und Mensch, sondern zwischen Mensch und der ganzen beseelten Schöpfung. Ungerecht sein, heißt sich an Gott versündigen. Wenn wir unsere Herrschaft über die Thiere nicht missbrauchen, finden wir in ihnen Diener und Freunde, beim Missbrauch nur Schlachtopfer, durch welche der Tyrann selbst demoralisiert wird. Zwischen Grausamkeit gegen Thier und gegen Mensch liegt der Unterschied nur in der Verschiedenheit des Opfers. Schließt man das Thier in den Kreis der Pflichten und des Mitleides ein, wie sie uns geboten sind, so arbeitet man an der Verbesserung des Menschengeschlechtes selbst. Lamartine.

Man hüte sich wohl zu sagen, dass die Gerechtigkeit gegen unseresgleichen und diejenige gegen die Thiere verschiedene Dinge seien. Es gibt nur ein Recht für alle. Jedes Geschöpf auf dieser Erde hat dadurch, dass es empfindet, leidet und arbeitet, Rechte, und diese Rechte sind heilig! umso unantastbarer werden diese Rechte, wenn es sich um Wesen handelt, die in der That zur Familie gehören, da sie unsere Hausfreunde

Der Schöpfer scheint die Dinge verschiedener Natur allmählich miteinander verbunden zu haben, dass alles Geschöpfe durch die Verwandtschaft miteinander eins wird; woraus hauptsächlich erhellt, dass nur ein einiger Schöpfer sei von allem, was ist. Wie er nun auch von den unvernünftigen Thieren zu den vernünftigen, nämlich den Menschen, schreiten wollte, so hat er dies nicht auf einmal gethan, sondern hat zuvor auch den anderen Thieren gewisse natürliche Einsichten, Kunststücke und witzige Handgriffe zu ihrem Wohle mitgetheilt, so dass sie denen, welche Vernunft haben, nahe zu kommen scheinen. Sodann hat er erst den Menschen als ein eigentlich vernünftiges Thier geschaffen.

Bischof Nemesius.

Milde Barmherzigkeit ist das echte Merkmal von Seelenadel.

Shakespeare.

Der betet recht, wer innig liebt
So Mensch wie Thier, so groß wie klein,
Der allen gerne hilft und gibt
Und freundlich lindert jede Pein;
Blickt Gott doch aus dem Himmelszelt,
Mit gleicher Lieb' auf alle Welt!

S. T. Coleridge.

Wer irgend ein Geschöpf des Höchsten
Verächtlich wagt gering zu schätzen,
Der zeigt sich als beschränkter Geist.

Wordsworth.

In dem Auge jedes Thieres liegt ein Schimmer von Menschenverstand, ein seltsamer Strahl höheren Lichts, der nach dem Geheimnis unserer Oberherrschaft zu forschen und den Besitz einer Seele zu bestätigen scheint.

John Ruskin.

Die Frage ist nicht: Können die Thiere denken? oder können sie sprechen? sondern: Können sie leiden? das ist der Hauptpunkt bei der Sache. Gerechtigkeit und Menschlichkeit fordern, dass man die Thiere freundlich behandle und auf ihr Wohlsein gerade eben so gut Rücksicht nehme, wie auf das unseres Nächsten.

Jeremias Bentham.

Man erkennt, dass manche Thiere in vielen Eigenschaften dem Menschen gleichstehen und in Liebe, Treue, Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit und Aufopferung Größeres leisten als die Mehrzahl der Menschen, welche so hochmüthig auf sie herabblicken.

Samuel Smiles.

Wenn man zugibt, dass die Thiere gleichartige Wesen wie wir selbst sind, weil nach gleichem Plan angelegt und nur graduell verschieden — mag man sie ansehen wie man will — so muss man auch zugeben, dass sie ebenfalls Rechte haben. Diese Rechte sollten in keinem Falle hastig und unehrlich beiseite gesetzt, vielmehr umso gewissenhafter erwogen werden, weil Civilisation und Erfindungen den Thieren täglich mehr und mehr unmöglich machen, ihre Unabhängigkeit zu behaupten oder gewissermaßen in der Sache selbst gehört zu werden.

Lawson Tait.

Die Thiere haben, wie wir, Schmerz und Lust, sie erkennen das Gute und Böse nicht, aber sie empfinden es . . . Sie wissen nicht, dass sie da sind, aber sie fühlen es.

Buffon.

Diejenigen Thiere, welche unter der unmittelbaren Herrschaft des Menschen leben, fühlen ihren Sclavenstand; sie wissen, dass das Wesen, welches sie straft, die Freiheit hat, es zu thun oder zu lassen; sie schmiegen und unterwerfen sich daher, wenn sie sich schuldig glauben oder wenn sie meinen, den Menschen erzürnt zu haben.

Cuvier.

Die Thiere sind bewunderungswürdige Bücher, in welchen das große

bestimmen, und zwar folglich durch einen Sprung und Zwang; die Natur aber hat schon alles eingeleitet.

Jean Paul.

Das Thier werde auf jede Weise dem Kinde nahe gebracht, die Berechtigung von dessen Leben und Wohlbefinden möglichst dargestellt und die kleinsten Wesen durch ein Vergrößerungsglas dem Seh- und Denkvermögen anheimgegeben. Leibnitz setzte ein Thierchen, das er lange angesehen, ungetödtet auf ein Blatt; dies sei Gebot dem Kinde!

Jean Paul.

Das Kind lerne alles thierische Leben heilig halten.

Jean Paul.

Es ist der Mensch, der in dem Menschen handelt;
Im Thiere waltet die Natur.
Das Thier lebt immer jetzt, der Mensch lebt immer künftig.
Das Thier ist halbvernünftig durch Instinct,
Indes der Mensch halb unvernünftig
Herab von seiner Würde sinkt.

Tiedge.

Wir kennen die Thiere sehr wenig. Wir unterscheiden viel zu wenig die einzelnen Thierclassen. Beim Dressieren der Thiere, wodurch wir eine beträchtliche Biegsamkeit ihrer Anlage kennen lernen, wird meist ein falscher Be griff zugrunde gelegt wie bei schlechter Erziehung des menschlichen Kindes. Das Thier nimmt keine Dressur an, außer nach den inneren Gesetzen seines Wesens, und der größte Theil des dabei angewandten Zwanges ist ohne Zweifel grobe Misshandlung, selbst wenn derselbe nützlich sein sollte zur Erreichung des Zweckes, da man das Thier nur als Thier gebrauchen will. Wer junge Thiere beobachtet hat, dem kann die Bemerkung nicht entgangen sein, wie oft sie sich bemühen, ihre Vorderpfoten als Hände zu gebrauchen, ein vergebliches Streben, die Schranken ihrer Organisation zu überschreiten.

Herbart.

Ein wahrer Menschenfreund kümmert sich selbst um die Noth eines Wurmes.

Bogumil Goltz.

Es ist gewiss, dass der Mensch nicht eher und nicht anders gegen seinesgleichen barmherzig werden wird, bis er es gegen die Thiere geworden.

Bogumil Goltz.

Man kann die Thiere verachten und hochschätzen, hassen und lieben; Unwissenheit und Hochmuth lehren uns das erste, Kenntnis und Demuth das zweite.

Prof. Peter Scheitlin.

Thierquäler — Herren oder Knechte, Conducteure oder Postillons, Schlächter, Jäger oder Ärzte, Mägde oder Naturforscher — sind der Welt Fluch.

Prof. Peter Scheitlin.

Die Thiere sind nicht nur in physischer, sondern auch in intellectueller und moralischer Beziehung ein auseinandergelegter Mensch.

Prof. Lorenz Oken.

Die Criminalgeschichte zeigt uns, wie viele Menschenquäler und Mörder vorher Thierquäler gewesen sind. Wie eine Nation durchschnittlich die Thiere behandelt, ist ein Hauptmaß ihres Humanitätswertes.

David Strauß.

Nur die Furcht, nicht die Liebe treibt die meisten Menschen, die Rechte ihrer Mitgeschöpfe zu achten, während sie durch die Zuneigung zu ihren Mitgeschöpfen und das Gefühl der Heiligkeit ihrer Rechte von Verletzungen derselben fern gehalten werden sollten. Der kleine Käfer, der auf die Hand eines Menschen kriecht, das Lamm, das er am Stricke führt, kann seine Rechte gegen ihn nicht geltend machen. Allein der Mensch,

und die Gäste an unserem Herde sind . . .

Immer bleibt noch das sicherste Mittel, sich in der Menschenliebe zu üben, dass man damit anfange, die Thiere zu lieben.

Charles Gilde.

Es ist der Gipfel der Thorheit, den Thieren die intellectuellen Fähigkeiten abzusprechen. Sie fühlen, sie denken, sie urtheilen und vergleichen, sie zeigen Liebe, und oft sind ihre Sinne feiner als die unserigen.

„Systeme de la nature.“

Wie seltsam ist des Menschen Stolz!
Ich sag' dir: alle jene Wesen,
Für die des Grases schwacher Halm,
Der mit dem Morgen sprießt
Und vor dem Mittag dorrt,
Ein unbegrenztes Weltall ist; —
Ich sag' dir: jene unsichtbaren Wesen,
Die in dem kleinsten Theil
Des freien Äthers wohnen,
Sie denken, fühlen, leben wie der Mensch;
Und ihre Liebe und ihr Hass erzeugt,
Wie bei dem Menschen, das Gesetz,
Das all' ihr Thun beherrscht;
Und die geringste Wallung,
Die ihren zarten Leib
Unmerklich fast durchzuckt,
Ist unerläßlich und bestimmt,
Wie das erhabene Gesetz,
Das jene Sonnen lenkt.

Shelley.

Eine jede Misshandlung des Thieres stößt den Menschen von dem Grade der Vollkommenheit hinab, worauf er stand, und legt der Vollkommenheit, die er sonst erreicht haben würde, Hindernisse in den Weg.

Kirchenpropst Prof. Dr. L. Smith.

Lehrt die Jugend, dem Thiere das Wohlwollen, die Achtung und das Recht widerfahren zu lassen, die ihm als einem lebendigen Wesen und Geschöpfe Gottes gebühren, und ihr werdet sie dadurch zugleich in der Achtung und dem Wohlwollen befestigen, die sie als Menschen den Menschen schuldig sind.

Kirchenpropst Prof. Dr. L. Smith.

Die religiöse Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, umfasst natürlich auch die Thierwelt und legt dem Menschen die Pflicht auf, die unter ihm stehenden Geschöpfe zu ehren und zu schonen.

Goethe.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit der Wurm dein Lehrer sein.

Schiller.

Der Menschen ältere Brüder sind die Thiere. Ehe jene waren, waren diese . . . Freilich ist die Erde dem Menschen gegeben, aber nicht ihm allein, nicht ihm zuvörderst.

Herder.

Hier bemerke ich nur, dass die Menschen, indem sie sich allmählich die Herrschaft über die Thiere erworben, das Meiste von Thieren selbst lernten. Diese waren die lebendigen Funken des göttlichen Verstandes, von denen der Mensch in Absicht auf Speise, Lebensart, Kleidung, Geschicklichkeit, Kunst, Triebe in einem größeren oder kleineren Kreise die Strahlen auf sich zusammenlenkte.

Herder.

Die Schöpfung ist für jedes einzelne Glied Mittel, und jedes Mittel ist wieder Zweck. Nicht bloß für den Menschen fließt das Ganze, um ihn zu tragen, zusammen; auch für jedes Thier gehen die Strahlen in einem Brennpunkte der Wärme desselben zusammen. Die Schöpfung ist gleichsam die größte organische Natur, worin ein Glied allen Gliedern und alle einem dienen. Für das Schaf ist die Wiese und der Bach geschaffen. Der Mensch kann nur das für etwas Bestimmte für ein Drittes

Thier ist im Menschen, aber nicht aller Mensch ist im Thiere."
Brehm.

Es ist heute ein von allen empirischen Psychologen oder nach Erfahrung urtheilenden Seelenkundigen angenommener Grundsatz, dass auch die höchsten Seelenfähigkeiten des Menschen in niederen Regionen zu keimen anfangen und dass die geistigen Thätigkeiten, Fähigkeiten, Gefühle und Neigungen des Menschen bis zu einem fast unglaublichen Grade in der Thierseele bereits vorgebildet und vorhanden sind. Liebe, Treue, Dankbarkeit, Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit, Freundschaft und Nächstenliebe, Mitleid und höchste Aufopferung, Gefühl von Recht oder Unrecht, aber auch Stolz, Eifersucht, Hass, Heimtücke, Hinterlist, Rachegefühl, Neugierde u. s. w. kennt das Thier ebensowohl wie berechnende Überlegung, Klugheit, höchste Schlauheit, Voraussicht, Sorge für die Zukunft u. s. w.; ja sogar die dem Menschen allein zugeschriebene Gourmanderie oder die Fähigkeit des Fortschrittes theilt es mit dem ersteren. Es kennt und betreibt auch die Einrichtungen oder Principien von Staat und Gesellschaft, von Sclaverei und Rangordnung, von Haus- und Feldwirtschaft, von Erziehung, Krankenpflege und Heilkunde; es macht die wunderbarsten Bauten von Häusern, Höhlen, Nestern und Wegen; es hält Versammlungen, gemeinschaftliche Berathungen und selbst Gerichte über Verbrecher oder Schuldige ab; es trifft die genauesten Verabredungen mit Hilfe einer ausgebildeten Laut-, Zeichen- und Geberdensprache; es erinnert sich der Vergangenheit und lernt aus Erfahrung und ist mit einem Worte ein ganz anderes und weit höher begabtes Wesen, als die Mehrzahl der Menschen weiß oder auch nur ahnt.

Prof. Dr. Ludwig Büchner.

Die Zeit ist vorüber, wo man dem freien Menschen die Thiere als wandelnde Maschinen, als Automaten ohne Seele gegenüber stellte. Eine eingehendere Betrachtung des Thierlebens, die eifrige Bemühung und das Verständnis ihrer Sprache und der Motive ihrer Handlungen hat gezeigt, dass der Mensch von den höchsten Thieren, ebenso wie die Thiere untereinander, nur graduelle, aber nicht wesentliche Unterschiede der geistigen Befähigung zeigt.

Eduard von Hartmann.

Der Schmerz des Thieres steht im Verhältnis zu der Empfindungsfähigkeit desselben; aber wenn er auch in niederen Sphären geringer sein mag, so ist er dennoch nicht minder reell und in der That für das Thier nicht weniger ein Übel, als für uns.

Karl Vogt.

Auch an den Thieren beobachten wir ja Erscheinungen, die auf ein Empfinden, Fühlen, Vorstellen und sogar Denken hinweisen.

Prof. Wilhelm Wundt.

Das Thier spricht durch Mienen, Geberden und Laute eine sehr deutliche Sprache und es gelingt bei nur einigermaßen anhaltender Aufmerksamkeit immer, diese Sprache zu erlernen . . . Die Laut- und Geberdensprache enthüllt uns vollkommen die Zustände des thierischen Gefühles und das Begehren der Thiere ertheilt uns auch über ihr Erkenntnisvermögen genügenden Aufschluss.

Prof. Dr. Gustav Jäger.

Unser Schluss in Betreff der Menschenwürde sei dahin gefasst, dass diese genau erst auf dem Punkte sich documentiere, wo der Mensch vom Thiere sich durch das Mitleid auch mit dem Thiere zu unterscheiden vermag, da wir vom Thiere andererseits selbst das Mitleiden mit dem Menschen erlernen können, sobald dieses

der Liebe und Gefühl für Recht besitzt, wird sie dennoch achten.

Gustav Struve.

Forscht man nach den Ursachen der Thierquälerei, so findet man zwei Hauptmomente, auf welche sich alle anderen zurückführen lassen: Roheit des Gemüthes und mangelhafte Kenntnis über das Wesen des Thieres.

Prof. Ludwig Schmarda.

Vereine, welche sich die bessere Behandlung der Thiere zur Aufgabe stellen, wirken veredelnd auf die Gesammtmasse und jeder, der die Thiere aus Grundsatz und Überzeugung wohlwollend behandelt, wird sich gewiss zu keiner Misshandlung seines Nebenmenschen hinreißen lassen. Umgekehrt aber sehen wir, dass ein grausames Verfahren gegen die Thiere nachtheilig auf den Charakter wirkt, das Gemüth verhärtet und endlich sehr leicht zu einer harten Behandlung der Menschen führt.

Prof. Ludwig Schmarda.

Die Thiere werden für den Menschen auch zu Lehrern, deren Benehmen und deren Handlungen er beobachtet, und manche, die ihm vortheilhaft dünken, in seiner Weise nachahmt. Gewisse Thiere haben zum Menschen einen sympathetischen Zug, wie er die gleiche Freude an Jagd und Kampf, und so konnte sich der Mensch den Hund und das Pferd zugesellen, während andere sich seiner Herrschaft unterordneten. So gelang es dem Menschen, im Laufe der Jahrtausende eine Anzahl nützlicher Thiere zu domesticieren, von welchen einige so wichtig sind, dass er ohne sie kaum die höheren Culturstufen erreicht hätte.

Prof. Maximilian Perty.

Das Säugethier besitzt Gedächtnis, Verstand und Gemüth und hat daher oft einen sehr entschiedenen, bestimmten Charakter. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Ort-, Farben- und Tonsinn, Erkenntnis, Wahrnehmungsgabe, Urtheil, Schlussfähigkeit; es bewahrt sich gemachte Erfahrungen auf und benutzt sie; es erkennt Gefahren und denkt über die Mittel nach, um sie zu vermeiden; es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Freunde und Wohlthäter, Hass gegen Feinde und Widersacher, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Missachtung, Freude und Schmerz, Zorn und Sanftmuth, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Thier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewusstsein Freiheit und Leben ein, um seinem inneren Drange zu genügen. Das Thier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesammtheit; es pflegt Kranke, unterstützt Schwächere und theilt mit Hungerigen seine Nahrung. Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich beherrschen; es zeigt also auch selbständigen Willen und Willenskraft. Es erinnert sich der Vergangenheit jahrelang und gedenkt sogar der Zukunft; es sammelt und spart für sie. Brehm.

Man darf bei allen Fragen der Geistesthätigkeit der Thiere nicht vergessen, dass unsere Erklärungen von gewissen Vorgängen im Thierleben kaum mehr als Annahmen sind. Wir verstehen das Thier und sein Wesen im günstigsten Falle nur zum Theil. Von seinen Gedanken und Schlussfolgerungen gewinnen wir zuweilen eine Vorstellung; inwieweit dieselben aber richtig sind, wissen wir nicht.

Brehm.

Noch sind wir weit entfernt, das thierische Leben erkannt zu haben und noch studieren wir am Thiere in der Absicht, uns selbst kennen zu lernen. Aber schreiten wir in unserer Erkenntnis vor von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag und schon lange haben wir uns einverstanden erklärt mit Scheitlins goldenen Worten: „Alles

Pflege der Menschenwürde ist die erste Aufgabe dieser Vereine.

Dr. jur. von Hönigsberg.

Das vom Weltenmeister geschaffene Thier ist dem Menschen untergeordnet und steht zu seinem Nutzen zwar in dessen Diensten, aber auch in Gottes Schutz. Jedem das Seine. Dem Menschen, was dem Menschen gebührt, aber auch dem Thiere, was diesem gebührt. Amtsrichter E. Opitz.

Der jämmerlichste Lump, welcher keine Spur menschlicher Würde und Tugend in sich trägt, hat immer noch das Recht, das geistig entwickeltste Thier zu misshandeln, zu tödten nach seinem Belieben!

Karl Wartenburg.

Es ist zu loben, dass Thierfreunde den Abscheu oder den Hass gegen widerliche Thiere, wie Kröten, Spinnen und dergleichen zu bekämpfen suchen. Man rieth, dies dadurch zu thun, dass man auf den wunderbaren Organismus auch der geringsten und hässlichsten Geschöpfe oder auf gute und nützliche Eigenschaften derselben aufmerksam mache. Solche Betrachtungen sind wohl geeignet, den Widerwillen gegen verachtete Thiere zu heben. Edmund Dorer.

Nachdem ich viele Jahre, soweit mir möglich, für Abschaffung von Thierquälerei zu wirken suchte, habe ich in letzter Zeit eingesehen, dass die Quälereien bei dem jetzt üblichen Schlachtverfahren weitaus die verbreitetsten sind. Ich bitte deshalb unsere Gesetzgeber, unsere Verwaltungs- und Gemeinde-Beamten, unsere Geistlichen und Lehrer, unsere Schriftsteller und Zeitungsredacteure, sowie alle guten Menschen, welche Einfluss auf das Thun ihrer Mitbürger haben, inständig, das Bestreben der deutschen Thierschutz-Vereine für Abschaffung der beim Schlachten vorkommenden unnöthigen Thiermartern zu unterstützen.

Elpis Melna.

Es nicht lediglich mangelndes Gefühl, wodurch das Recht der Thiere verletzt wird, sondern ebensosehr Gedankenlosigkeit oder Missachtung, hervorgegangen aus einer irrigen Weltanschauung. Denn die Thiere haben wohlbegründete Rechte, welche zu verletzen strafbarer Frevel ist; sie haben nicht bloß Anspruch auf unser Mitleid, sondern auch auf unsere Gerechtigkeit . . . Die Moral aller Religion erkennt an, dass wir Pflichten gegen die Thiere haben. Im Alterthume bildeten Thiere einen wesentlichen Bestandtheil des Cultus, und es ist dies bei manchen Völkern noch der Fall; die Philosophie und Religion der Inder räumt den Thieren eine hohe Stelle in der Reihe der Wesen ein, die des Islam berücksichtigt sie mit Sorgfalt und die mosaische und christliche Religion enthalten Vorschriften zur Wahrung ihrer Rechte.

Dr. August Aderholdt.

Ich will nicht Ruhm, nicht Lob, noch Ehre,
Biet' ich der Thiermisshandlung Trutz;
Ausbreiten nur will ich die Lehre,
Dass Thiere schützen — Menschenschutz.
Wir pred'gen in dem Schutz der Thiere
Zum Heil der Menschen — Menschlichkeit.
Wir sind nur erst die Pioniere
Für eine spät're bess're Zeit.

J. F. C. Kühtmann.

vernünftig und menschenwürdig von uns behandelt wird.

Richard Wagner.

Es geschehen viele Grausamkeiten an den Thieren. Da muss man dagegen arbeiten und das Mitleid erwecken. Ich wirke viel auf meine Kinder ein, dass sie sich ein gefühlvolles Herz auch gegen die Thiere bewahren — wir alle im Kaiserhause sind thierfreundlich gesinnt. Ich bin auch der Meinung, dass einer, der Thiere quält, kein guter Mensch sei, und auch von Verbrechen gegen die Menschen nicht zurückschrecken wird.

Erzherzog Karl Ludwig.

Die ethische Seite des Thierschutzes besteht darin, dass derselbe die Gesinnungsroheit nicht nur im Interesse der Thiere, sondern und vorzugsweise zum Besten der Menschen selbst bekämpft ... Das Mitgefühl, das Erbarmen entspringt keinem Nützlichkeitsprincipe, es ist Herzenssache. Das reine Mitleid ist es, welches uns bewegen soll, dem Thiere unnöthige Martern zu ersparen und es zu schonen, soweit es möglich ist.

Propst Landsteiner.

Die überwiegende Mehrzahl der Menschen ist gegenüber dem Thiere von einem wahren Hochmuthsteufel besessen und lebt in dem verhängnisvollen Wahne, die bloße Thatsache, als Mensch auf die Welt gekommen zu sein, verleihe ihm das Recht, über alle anderen Mitgeschöpfe eine uneingeschränkte Herrschaft auszuüben. Nun hat Gott den Menschen allerdings zum Herrn der Schöpfung gemacht, wohlgemerkt zum Herrn, nicht aber zu ihrem Satan. Gebrauchen dürfen wir die Thiere, müssen es sogar, indessen ist es uns nicht gestattet, sie zu missbrauchen. Der Mensch, welcher grausam ist gegen ein Thier, entäußert sich selbst der Krone, die ihm sein Gott auf das Haupt gesetzt hat.

Emil Marriot.

Es besteht ziemlich allgemein die Auffassung, als ob der Schutz der Thiere bloße Sache des Gefühles sei. Die Thierfreunde rufen das Gefühl für ihre Schützlinge an; auch die Gegner bekämpfen meistens die humanitären Bestrebungen für die Thiere ebenfalls im Namen des Gefühles. Allein die Tragweite des Thierschutzes reicht weit über die bloße Gefühlssphäre hinaus. Er ist eines der wichtigsten pädagogischen Hilfsmittel und beeinflusst Wollen und Handeln bis zu den höchsten sittlichen Beziehungen.

Franz von Remmersdorf.

Die Worte des Lehrers, des Priesters der Humanität, die strengsten Vorschriften des Gesetzes werden ewig nutzlos bleiben, wenn nicht schon im Elternhause selbst der Grund gelegt wird zu jener einzig menschenwürdigen Denk- und Gefühlsweise, die auch in den Thieren Geschöpfe Gottes erblickt.

Heinrich Leo Weber.

Wir haben Beweise, dass auch Thiere die Begriffe des Guten und des Bösen unterscheiden, somit besitzen. Dr. Eduard Reich.

Der seufzenden Creatur ihr geplagtes Leben zu erleichtern, ist eine heilige Pflicht, aber auch eine köstliche Aufgabe für jeden Menschen, der barmherzig sein will, wie sein Vater im Himmel barmherzig ist. Sage mir, wie du mit den Thieren umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist.

Pfarrer Emil Knodt.

Nach dem Naturrechte haben die Menschen gegen die Thiere ebenso heilige Pflichten wie gegen die Menschen. Jurist Hommel.

Die Thierschutz-Vereine sind verpflichtet, mit äußerster Anstrengung zu verhindern, dass der Mensch an Thieren zum Teufel werde; denn die

seinem wildbewegten Räuberleben ein so eigenthümliches Gepräge verlieh. Immer wieder versuchte es Julia, die durch ihre imponierende Schönheit, sowie durch ihr tiefes, sittenreines Gemüth einen unbezwinglichen, veredelnden Zauber auf den kühnen Banditenchef ausübte, den geliebten Helden (!) dem Verderben zu entreißen; aber das Verhängnis (!) erfasste nur zu bald wieder den Wankelmüthigen, um ihn auf diejenige Bahn zurückzuschleudern, die ihn ins Verderben führen musste und schließlich auch auf das Blutgerüst brachte“ u. s. f. u. s. f.

Fürwahr, man braucht dabei noch gar nicht an die möglichen und thatsächlichen Wirkungen dieser Lectüre zu denken, deren Nachspiel wir gewöhnlich dann in den Gerichtssälen begegnen, um sich zu sagen, dass es hier die Menschen zum mindesten von einem „Seelenstaube“ zu reinigen gilt; man braucht auch nicht erst an Erscheinungen wie den Geldbriefträgermord Francesconis und seine Gefolgen oder den Mädchenmörder Schenk, noch an jene Unzahl von Colportage-Romanen zu erinnern, welche nach der Katastrophe von Schloss Berg oder dem Drama von Meyerling wie Pilze aus der Erde hervorschossen, um sich einzugestehen, dass hier eine planvolle Vergiftung der Volksseele vorliegt, deren Folgen nicht ernst genug von uns ins Auge gefasst werden können. Mit gutem Rechte sagt schon Müller-Guttenbrunn in seiner vortrefflichen kleinen Schrift über „Volkslectüre“: „Als ein erschwerender Umstand sei es zu erachten, dass die Leser dieser Romane gerade den tiefsten Schichten der Bevölkerung angehören.“

Der Colportage-Roman, indem er die Schlechtigkeiten in der Regel oder doch mit einer gewissen Vorliebe in die höheren Schichten verlegt, die Schurken und Intriguanten vorzugsweise in den höchsten Kreisen suchen lehrt, dagegen die Räuber und Mörder mit dem Glorienschein der Tugend umgibt und die Verbrecher zu Volkshelden erhebt, hat nicht nur ein Zerrbild der Welt wie des Lebens dadurch geschaffen, sondern auch seine Leser mehr und mehr entwöhnt, den Dämon des Menschen da aufzusuchen, wo er thatsächlich wohnt: in der Brust eines jeden, ob hoch oder niedrig, und wo er für einen jeden, er stehe auf welcher Stufe er wolle, zur Schuld, zum Fehl der Gesinnung wird!

Allein die Sache hat noch ihre volkswirtschaftliche Seite. Ein anständiges, gutes Buch erreicht günstigen Falles und der Regel nach bekanntlich nur eine Auflage von 1000—5000, höchstens 10—30.000 Exemplaren. Hier wird schlechteste Waare nachweislich in einer Anzahl von 50.000—100.000, ja 200.000 und mehr aufgelegt, und — was dabei sehr in die Wagschale fällt — während dieselben Classen sich gar wohl besinnen würden, ein gutes Buch bis zum Werte von 5 und 6 Mark sich zu beschaffen, hier lassen sie sich in wöchentlichen kleinen Raten von 10 oder 20 Pfennig mit der Zeit 10, 12, 13 bis 15 und 18 Mark bequem aus der Tasche spielen. Und die sogenannten „Verleger“, sie bereichern sich dabei. Es ist notorisch, dass man den Roman auf den Mädchenmörder Schenk seinerzeit fast in jedem Hause Bayerns und Österreichs vorfinden konnte; auf den König von Bayern erschienen 13, auf den Tod des Kronprinzen Rudolf entfielen allein 22, und über Johann Orth circulieren jetzt schon wieder 4—5 solcher Machwerke, obwohl man doch noch kaum Sicheres über die wirklichen Schicksale des unglücklichen Erzherzogs erfahren hat. Von den „Todtenfeldern in Sibirien“, einem Werke, das erst noch im Erscheinen begriffen ist, sollen bereits über 150.000 Exemplare abgesetzt sein; vom „Scharfrichter von Berlin“ weiß man es bestimmt, dass er in nicht weniger als 260.000 Exemplaren seinerzeit „umgieng“. Bedenkt man, dass ein solcher Roman oft die Zahl von 130 Lieferungen erreicht, so bedeutet das für den betreffenden Verleger einen Umsatz von 1½ Millionen Mark an einem einzigen Werke! So bekannte auch ein-

Kleine Laube.

Was zieht Geld aus dem Beutel?

Die besten Bücher sind es bekanntlich nicht, die das Volk liest und zu lesen bekommt. Alles liest zwar heutzutage. Und das naive Volk, es ist wahr, es will vorzugsweise etwas Packendes, Interessantes, einen starken äußeren Reiz in seiner Lectüre haben — es ist nun einmal so, und die „Gebildeten" machen es ja oft nicht viel besser in diesen Dingen. Diesen Reiz aber haben allzu kluge Speculanten, die niederen Triebe gerade im Menschen berechnend, mit der Zeit zum Überreiz gesteigert, das Interessante zum Sensationellen zuzuspitzen verstanden und das Packende schlechtweg nur mehr als das Pikante genommen. Solche Kost, solche geistige Nahrung ist es vor allem, die heute von gewissenlosen Freibeutern in jenen zahllosen „Schund-, Schand- und Schauerromanen" dem gemeinen Mann als Lesestoff vorgesetzt wird; so nur konnte es kommen, dass unserem Volke in seinen ärmeren Schichten zu unserer Zeit ein Roman, wie der nichtswürdige „Scharfrichter von Berlin", geboten werden durfte, der auf den ersten 240 Seiten nicht weniger als 12 ausführlich geschilderte Schand- und Greuelthaten enthält, darunter eine unrechtmäßige Hinrichtung, einen Kinderraub, eine Orgie in der Banditenkneipe, einen Vatermord, einen Einbruch, einen versuchten Giftmord, eine Leichenberaubung, eine Revolte, das Treiben einer Falschmünzerbande u. s. w. — oder auch „Romane" wie die von Söndermann und Victor v. Falk, der beiden „Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes" (!), mit Capitelüberschriften, wie z. B. die folgenden: Der Mord auf der Liebesinsel; Die Beichte der Dirne; Die Piraten der Spree; Gift und Dynamit; Hinter der Kirchhofsmauer; Die Bauernfänger von Berlin; Im Zellengefängnis zu Moabit; Die Geliebte des Prinzen; Die schöne Nihilistin; Das Bombenattentat; Die schönen Frauen des Harems; Das Verbrechen im Kerker; Der Hochstapler; Galgenvögel; Die unheimliche Kiste; Auf Pistolen ... 2c. 2c.; so allein nur ist es endlich zu erklären, wenn einer der Hauptmissethäter auf diesem Gebiete eine neue Ausgabe des „Schinderhannes" mit nachstehenden, schier unglaublich dünkenden Worten ankündigt: „Als eine kräftige, feurige Jünglingsgestalt, ringend und kämpfend mit seinem tragischen (!) Geschick, tritt uns Schinderhannes, Deutschlands größter Räuberhauptmann, hier entgegen. Wenn auch die Leidenschaft diesen wild und zügellos, in trüber, trauriger Zeit aufgewachsenen Sohn der Rheinlande auf die Bahn des Verbrechens getrieben, so war es auch wiederum die ihn ganz beherrschende Macht der Liebe zu Julia, dem jungen, unschuldigen Mädchen, die

senkrechte Höhe der beobachteten Punkte über der Standlinie und durch Addition der Seehöhe der Örtlichkeit auch diejenige über dem Meeresspiegel gefunden werden. In einer Höhe von 12.000 Metern ist ewig heiterer Himmel und doch würde es in derselben selbst zur Hochsommerszeit kein Mensch auch nur eine Stunde aushalten können, ohne zu erfrieren. Die Wolken sind uns auf unserem gewöhnlichen Erdenstandpunkte das, was der Pelz dem Ungar: im Winter schützen sie vor Frost, im Sommer vor Hitze. Aber wenn dieser Pelz am Himmel manchmal ein Loch bekommt, so sind wir darüber nicht unglücklich. M.

Da blodagsteppadi Hons.

(A Schütznfigur von E. J. Freunthaller.)

Enta da Kuhlstott, ban Woldeck, aum Onga hindon steht a Keuschn
Oanschichti do; s ghert in blodagsteppatn Honsn; die Jaga
Suachan an gor so gern hoam und d Stondarn, wos für n Honsn koa Freud is.
Wüldara war er, bihauptn s, un gengan eahm z Tram noch olln Seitnan.
Ruah hot er koani, ba Tog un ba Nocht nit! sie moanan, sie müassnan
Kriagn! Da gonz Wold is mit Maßn einghagat: „dös konn nar da Hons thoan!"
Imarigsmoi krocht a Schuss, dass olls hollt: „das se konn nar da Hons thoan!"
Sogn olli Jagar und suachan an o un vastölln eahm oi Steigal,
Passn moast hoiwati Wocha long um ba da Keuschn aum Woldeck,
Fluachan un schältn grobmentisch un kinnan hoit ewi nix findn,
Kinnan nix zweiß hobn mit eahm. Wia s dahin sein, oft longt er sein Stutzn
Owa von Wipfl (er hengt jo die Zeit auf r a Tanna) und jagat
Lusti drauf los un schuisst Reherl und Hirscherl und Haserl und Henderl,
Olls, wos eahm intakimmt, schuißt er; in Nach schuißt er s nida, dass s kugln,
Trogt s oft zar Kuhlstott, vagrasst s un geht hoam. Noch an Rond kimmt a Kuhlbaur,
Londt oft zerscht s Wüldbrat auf, nochat sei Kohl un fohrt schnolzat in Mork zua.
Sunntas noch n Omt holt da Hons oft in Mork int sei Schussgäld un kaft si
Zuga, Kaffee, weng a Solz und a Mähl für sei Wei und die Kina.
Geht wida hoamzua, richt seini Maßn un pürscht oft ban Monschein.
Meingad und olls braucht sei Kunst und sei Wissenschoft, d Wüldarei eh a!
Is eppin s Manat zan voll wern, sa hengt er die Maßn weng hecha;
Wia-r owa s Manat zan kronk wern onhebt, oft hengt er s oi tuifa;
Woaß er a Haserl in Loga, sa geht er mit n Michl, sein öldan
Sühnl aufn Fong aus, da Michal voron und da Hons hintn nochi
Mit r an kloan Ramkorb. Dawei so der ban Haserl vabeigeht,
Thuat, ols wia wonn er in Hosn nit gwohrad, sa kimmt da Hons zuwi,
Schmeißt in r a Gschwindikeit husi sein Ramkorb aum Hosn un fongt n.
Olls braucht sein Vorthl. Un geht er auf d Pürsch, müassn d Kina mit aui
Müassn an Eichtl vor eahm zäm in Waldl maushoamla r an Kroas schlogn,
Ebn zwegn die Jaga. Da Kroas wird bold engar und engar und s Wüldbreat,
Wos zämat drein is in Kroas, schuißt da Hons, dass s a Lust und a Freud is,
Woi nit für d Jaga; denn dö wern eahm kemma ba Zeitn! owa d Kina
Mochn noch n Schuss oft eahn Kroas wida weida un größa, bis s Nocht wird,
Wonn s leicht nit eppin no ehnta vajogt wern; denn d Jaga san granti,
Suchan un spürn mit die Jogdhund un Steckan un frogn d oldn Weiwa,
Suachn kloan o ba die Wirtsleut un Kroma, ban Honsn kihrn s a zua.
„Hon so koa Birn, do kinnt s iazt meintswegn die gonz Keuschn umdrahn!
Hon ah koa Faserl vo Wüldbrat in Haus, nit a Boanl, nit a Häutl!
Draht s ma die Keuschn, bitt gor schön! nit gor a so üwa! Bawüast s ma —
Aufrichti wohr is s! — mein ehrlign Nom und die sündthuirn Sochan!
Jessas — wos müassn sih denna die Kinar ah denka von Vodan?
Roat'ts amol noch! Wonn eng wirkla wos dron ligt wegn d Schützn ofonga,

mal ein Colportage-Buchhändler Süddeutschlands, dessen Colporteure eine ganze Provinz versorgen, dass er mit dem „Einsiedler am Starnbergersee“ allein einen Umsatz von 45.000 Mark speciell für sein Geschäft erzielt habe; Werner Grosse versichert selbst, dass sogar „Handlungen in kleineren Orten das Glück gehabt hätten, bereits in wenigen Wochen Tausende von Abonnenten auf das Werk «Schinderhannes» zu gewinnen“, und der Commis eines größeren Colportage-Grosso-Geschäftes verrieth gelegentlich einmal: „bei ihnen gehe es nicht mehr nur nach Hunderten von Heften, sondern schon pfund- und centnerweise her“.

Niemals hat es einen himmelschreienderen, dabei so handgreiflichen und so sehr in die Augen springenden Noth- und Übelstand gegeben; es ist die höchste Zeit, dass solchem öffentlichen Unfug mit durchgreifenden Mitteln entgegengearbeitet, jenen Speculanten endlich durch eine vox populi selber das Handwerk gelegt werde!

Mancherlei ist schon dagegen versucht worden, aber noch nichts hat angeschlagen, weil man das einfachste und beste Mittel bisher noch viel zu wenig und nicht in der richtigen Weise angewandt hat. Das greuliche Unwesen der Colportageromane ist nur dadurch mit Erfolg zu bekämpfen, dass gute, volksthümliche, unterhaltende, wirklich fesselnde Erzählungen für jedermann auf dem gleichen Wege, ebenso bequem und dabei viel billiger zugänglich gemacht werden, als bisher die schlechten zu haben waren. Es ist ein falsches Vorurtheil, welches den Colportage-Buchhandel für jene Schäden und Auswüchse verantwortlich macht, auf den man sich vielmehr stützen, mit dessen Hilfe man gerade vorgehen muss, wenn anders man, so wie die Dinge hier gelagert sind, zum Ziele kommen will. Und wenn solche Bücher künftig in vielen tausenden oder hunderttausenden von Stücken gleich auf einmal gedruckt würden, dann wären sie so billig herzustellen, dass jeder, aber auch ein jeder ohne Ausnahme sie sich anschaffen könnte.

Wie hoch die Wolken stehen.

So tief bei schlechtem Wetter die Wolken auch manchmal herabsinken, im allgemeinen stehen sie doch viel höher, als wir etwa anzunehmen pflegen. Über zahlreiche Messungen der Wolkenhöhen, welche die scandinavischen Forscher Haagström und Falk im Sommer 1887 zu Storlien ausgeführt haben, liegt jetzt eine Veröffentlichung vor, aus der zu ersehen ist, dass die neueren Beobachtungen mit älteren mehrfach übereinstimmen, während andererseits gewisse Abweichungen vorhanden sind. Als gleich stellte sich hauptsächlich die mittlere Höhe des Cirrus- oder Federgewölks heraus; sie betrug 8870 Meter über dem Meeresspiegel. Doch erhob sich in Storlien diese Wolkenform im Maximum bis zu 11.000 Meter und sank andererseits bis auf 6750 Meter herab. Auf alle Fälle schwankt somit ihre Höhe um eine Meile. Der Nimbus, jenes dunkle und dichte Gewölk von großer Verticalausdehnung, welches uns Regen und Gewitter bringt, zeigte ähnliche Schwankungen; er gieng, während er eine mittlere Höhe von 2260 Metern aufwies, bis 1200 Meter herab und stieg bis 6350 Meter empor (die Höhen immer auf den Meeresspiegel bezogen). Der Stratus, die ausgedehnte graue Schichtwolke, schwebte in einer Höhe von ungefähr 1600 Metern. Die Methode, nach welcher die Wolkenmessungen vorgenommen wurden, bestand darin, dass von zwei Standpunkten, deren gegenseitige Entfernung gemessen wurde, dieselben Punkte der Wolken, über welche sich die Beobachter auf telephonischem Wege verständigten, mit Theodolithen beobachtet wurden, um so die Winkel zu bestimmen, welche die nach ihnen gerichteten Sehlinien mit der Horizontalen bildeten. Mit Hilfe trigonometrischer Berechnung konnte hienach die

Reue.

Einen Trunk aus des Vergessens Schale,
Einen Funken Lust zum Henkersmahle,
Einen frommen leisen Glaubensschimmer,
Einen thrähnennassen weichen Flimmer,
Ein geheimes Reueathmen nur
Gib mir, gib mir, gütige Natur . .

Einmal möcht' ich nur die Hände falten,
Büßend stumme Andacht bei mir halten,
Einmal mit der Unschuld mich vermählen,
Einen Tropfen süßen Frieden stehlen,
Ein geheimes Reueathmen nur,
Gib mir, gib mir, gütige Natur . .

Hugo Grothe.

Wiar an Engerl bist.

Wiar an Engerl bist, mei Dianderl,
Wannst beim Fenster außaschaust
Und da d' Äugerl, wia zwoa Veigerl
Kam a wengal aufz'schlagn traust.

Wiar a Bleamerl, auf dös d' Sunn schei't,
Wiad dei Gsichterl, wannst mi siagst, —
Awa soi thuast wohl am schenstn,
Wannst vo mir a Busserl kriagst;

Denn da bist als wiar a Däuwerl,
Dös mitn Dauwa schnawlat gern,
Awa fürcht, as kinnat draus nu
Mit da Zeit an Oarl wean.

Johann Stelzhammer.

Da Vodasögn.

Zan Diandl bin i gschlicha
Dös naxt amal a weng, —
Lang mechtö han ma g'össn
Vaun Häusl auf da Beng.

I han iahr meini Finga
Aufs kloani Herzal glögt
Und wollt gern außabringa,
Ob drein koa Falschheit stöckt.

Auf ihra heazigs Göschal
Han i a Bussal druckt, —
Da hat bei'n Kammafensta
Da Voda auaguckt.

„Na wart, du Erzlump", schreit a,
„Potz Blitz und Dunnarögn!
Mia scheit, as sait iatzt grad nu
Da Vodasögn."

Johann Stelzhammer.

Irrthum eines Bäuerleins.

Von Hans Vischner.

I hatt amol z nachts in die Stadt krat an Gong
Da hon i voa meina a Liachtl woahr gnom'
Hör ebas umaläutn, 's wia 's Vasechglöckl krat
Und moa dass a Geistlan zan an Kronku gea that.
I knia aft rund nieda, machs Kreuz weita gschwind,
Aft war 's ah dahi schoa, sel Ding wia da Wind.
Hör hinta mir lachn — ho' mi görgascht as wia —
Zan 'n so heilig'n Sachn — is dös koa Monier,
Aft hat oana gsag da: Du Bauer — los rödn,
Das is koa Vasechgong, nur a — Radlfoahra gwön.

Bücher.

Oswald von Wolkenstein. Erzählendes Gedicht von Angelica von Hörmann. Dresden. Ehlermann. 1890.

Frau von Hörmann hat sich schon vor mehr als zwanzig Jahren mit ihren Gedichten „Grüße aus Tirol" als lyrische Dichterin einen guten Namen gemacht. Mit reiner Empfindung, in klarer Form, durchaus nicht dilettantisch sind ihre Gedichte geschrieben. Robert Hamerling hat sie nach der Lectüre ihrer ersten metrischen Erzählung „Die Saligen" zu weiterem Schaffen sehr aufgemuntert. Im „Oswald" hat nun Frau Angelica einen großen, ja überreichen Stoff aus der Tiroler Vergangenheit ergriffen. Der Wolkensteiner, dessen Bedeutung als letzter Minnesänger am Ausgang des 14. und 15. Jahrhunderts tirolische Forscher gerade in den letzten Jahren erfolgreich nachgewiesen haben, ist wohl ein epischer Held, wie man ihn sobald nicht wieder findet. Abenteuer auf der im Minnedienste unternommenen Kreuzfahrt nach Jerusalem — Wanderungen bis nach Spanien — Kämpfe in Tirol selbst, wo Oswald eines der bedeutendsten Häupter im Kampfe der stolzen Adeligen gegen den volksfreundlichen und schließlich siegenden Herzog Friedrich mit der leeren Tasche war — Theilnahme an den größten Ereignissen jener Zeit: am Concil zu Constanz anlässlich der Hussitenbewegung saß Oswald an der Seite des Kaisers Siegmund — ein Held und ein Narr, ein Politiker und ein Poet mit dem merkwürdigsten Wechsel von Glück und Unglück: Gefangenschaft, Elend, Ehebruch, Auszeichnung und immer und überall Verliebtheit — — das ist die kaum übersehbare Fülle episch ergiebiger Motive aus der Geschichte des Wolkensteiners. Diese Fülle ganz zu bewältigen oder doch nur von der Höhe historischer Betrachtung die wichtigsten Thatsachen auszuwählen, dazu reichte die

Dass amol Frid is — mocht s deant mih zan Hega! I wurd eng schon aufschaun,
Guat wurd i aufschaun un nix derft vakemma, i that s a koan rothn!
Wia-r ös holt wöllts!“ sogt da blodagstep-padi Hons za di Jaga.
D Jaga, dö lochan hell auf, schaun sih gottakeit on noch da Seitn.
„s wurd a aum gscheidern sein!“ moant drauf da Ferschtna; „i steck s heunt in Grofn.
Meingad, da Grof hot an Einsegn, er mocht eng wohl gwiss zan an Hega,
Dass amol Ruah und a Frid is! In Diab muass ma mocha zan Hüata!“
„Schlagara!“ schreit iazt da Hons auf; „is s wohr, oda wöllt s mi leicht frozzln?
Himml — dös gang ma nu o! Nau dös war ma a Gschicht, gor a feindi!
Aufseha sein und dazua in Vadocht stehn? Do suacht s eng an ondern,
Mih losst s in Ruah — vastondn?“ Da Ferschtna schupft d Ogsln. „Wos moch ma?
Ruah mecht i denna wohl hobn do in Waldl! Wos thoan ma? Wos treibn ma?
D Hegastell will er nit nehma, der Norr, so long er vadächti!“
Steht iazt da Hons auf. „Herr Ferschtna, i wurdat jo eh geen a Hega!
Meingad, um olls in da Wält geen! Nur oans that i ruacha, Herr Ferschtna.
s is zwegn mein ehrlign Nom und a zwegn meini unschuldign Kinda!
Hobt s mi dawischt wo? Und hobt s leicht oa Harl von an Wüldbrat wo gfundn?
Gebt s mar iazt d Hond drauf! I bitt eng, Herr Ferschtnar und eng ah, ös Jaga!
Gebt s mar iazt d Hond und sogt s noch, wos i fürsog: da Hons is a Ehrnmonn!“
Meingad, in Jagan kimmt s saur vir und hanti. „Da Hons is an Ehrnmonn!“
„Nau!“ sogt da Ferschtna, „da Wülln is dafüllt iazt, — da Hons is an Ehrnmonn!“
„Endli — nau endli! wonn d Jaga dös sogn“, sogt da Hons, „aft muass s wohr sein!
Schiach freut mi dös, muass i sogn, meini Herrn! und iazt gehn ma zan Grofn!

Poetenwinkel.

Sommerregen.

Der Sommerregen trieft mir aufs Haupt,
Ein Falter umgaukelt den Wein;
Die jungen Buchen steh'n hell belaubt
Und sprühen in Glanz und Schein.

Und so trinke die Luft, und so trinke das Licht!
Dein Abend, du Träumer, ist nah.
Mit Auge und Herz auch die Kette dir bricht —
O Leben, mein Leben, hurrah!

Hurrah, hurrah, in den frischen Wind,
In Sommerregen und Duft!
Und ob meine Fahnen zerschossen sind,
Sie flattern frei in der Luft!

Maria von Sbre.

Vorbei!

Der Schnellzug jagt durch tiefe Nacht,
Führt mich der Stätte wieder zu,
Dahin er mich so oft gebracht
Im Hoffnungstraum von Glück und Ruh.

Im Bahnhof zwei Minuten Rast:
So dumpf und düster schweigt der Ort
— Verrauscht des Lebens frohe Hast —,
Als wäre Lieb' gestorben dort.

Ich schrecke auf aus tiefer Nacht:
Ein schriller Pfiff — wie Schmerzensschrei,
Und weiter rast die wilde Jagd
In tiefe Nacht — vorbei, vorbei!

Konrad Scipio.

Die Schnitterin.

Es schwingt die schöne Schnitterin
Das Korn für das Gelege
Und schneidet fort mit frohem Sinn,
Wie ist ihr Herz so rege!

Was war es, das trotz Sonnenglut
Ihr Schwül' vertrieb und Bangen,
Was, das ihr all das junge Blut
Trieb in die braunen Wangen?

Auf nächstem Feld ihr Herzgesell
Lud Korn auf einen Wagen
Und pfiff sein Lied, das wurde hell
Vom Wind ihr zugetragen.

Josef Schöbert.

haben. Schon die Eingänge zu jeder dieser Novelletten sind stets so fesselnd, dass man ihnen nicht mehr entkommt, darum ist allen jenen, die keine Geschichte zu Ende lesen mögen, gerathen, hier ja keine anzufangen, denn sie würden ihrer Gewohnheit abhold werden. Erzählungen wie „Sein bedeutender Freund“, „Ein Aprilscherz“, „Ein Unglücksmensch“ u. s. w. werden jeden ergötzen, der sich über Zola, Ibsen und Nachtreter hinaus einen frohen Sinn für herzerquickende Literatur bewahrt hat. M.

Aus dem Süden. Neue Gedichte von Stefan Milow. (Stuttgart. A. Bonz & Comp.) Sinnig und geistvoll, mehr empfindsam als leidenschaftlich, mehr weise Selbstschau als ein Sichverlieren und Hindämmern in unklaren Gefühlen, nicht lyrische Ergüsse eines überquellenden Herzens: gereifte Früchte der Erfahrung und des Nachdenkens, zuweilen von feinem Humor durchtränkt — so muthen uns diese Gedichte an. Eine Probe ohne Wahl:

Das Schönste bleibt doch stets das Sehnen,
Der Liebe erste Wendezeit,
Das bange Zagen, süße Wähnen,
Die stille Traumesseligkeit.

Denn was du damals vorempfunden,
Die Brust von Himmelsglanz erhellt,
Das bringt, wie viel du auch gefunden,
Dir später kein Besitz der Welt.

— tt —

Vagabunden-Lieder von Philo vom Walde. (Großenhain u. Leipzig. H. Ronge.) Von den beiden Abtheilungen des Buches enthalten die „Lenzfahrten“ frisch und keck geschriebene Lieder — wir brauchen nur den „Grüneberger Wein“ anzuführen. Ein fahrender Gesell soll vom Leben zum Tode gebracht werden. „Da fehlt es an dem Stricke.“ Auf den Rath des Henkers wird dem Delinquenten „Grüneberger“ credenzt.

Der Bursche nahm das Trinkglas.
Und rief: „Grünberg! ich bringe das
Dir dar als Rächer schwer — — —“
Dann hat er's ausgetrunken,
Ist jählings hingesunken
Und rührt kein Glied nicht mehr. — —

Heut bringen Grünbergs Reben
Zwar keinen mehr ums Leben,
Weil man sie oculiert.
Der Saft doch, den sie schufen,
Der ist im Land verrufen,
So weit man poculiert. —

— tt —

Der alte Maderer. Roman aus dem Wiener Volksleben von Anton Langer. (Wien. Jakob Dirnböcks Buchhandlung.)

Ausgehend von dem düsteren, verhängnisvollen Schicksale einer ungarischen Magnatenfamilie, deren Glieder durch Mord auf dem Hochgericht verbluten, führt die Erzählung den Leser mitten in die Revolution der Märztage, die ereignisreichste Periode von Neu-Österreich, um endlich in den geheimnisvollen Palästen Venedigs, dessen Verlust der Verfasser im ahnenden Geiste voraussah, zum Abschluss zu kommen. Der Held des Romanes selbst ist die sympathische Gestalt eines echten biederen Wieners, und mit Theilnahme verfolgen wir von Anfang bis zu Ende seine wechselvollen Schicksale, seine Freuden und Leiden, die wir mitfühlen und mitempfinden. Charaktere und Situationen, Land und Leute sind mit Frische, Naturwahrheit, mit dramatischer Effectkenntnis gezeichnet. V.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Der neue Demokrit. Von Dr. E. M. Schranka. 2. Band. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1891.)

Ein Mönch. Epische Erzählung von Theodor Salburg-Falkenstein. (Dresden. E. Pierson. 1891.)

Der Student von Padua. Die Promotion. — Eine gute Haut. Von Arnaldo Fusinato. (Halle. Otto Hendel.)

Wiener Volkstheater. Unter Mitwirkung hervorragender Dramatiker. (Wien. G. Daberkow. 1891.)

Das Lesebedürfnis des Volkes und dessen Befriedigung. (Nach einem Vortrage.) Von F. Meyer, Reallehrer in Idstein. (Weimar. Verein für Massenverbreitung guter Schriften. 1891.)

Tagebuch von Tscherkeskiöi. Zusammengeräubert von einem achttägigen Unfreiwilligen. Herausgegeben von M. Kraemer. (Berlin. H. Lazarus. 1891.)

Der kleine Rechenmeister. Ein Lehrmittel für den Rechenunterricht im unbestimmten Zahlenkreise. Das Einmaleins durch Anschauung zu lernen und zu lehren. (Leipzig. Hermann Hucke.)

Postkarten des „Heimgarten“.

H. T., Dresden: „Gleiche Volkserziehung durch den Staat“ und „Gleichstellung“ aller Individuen im Staate ist wohl nicht wörtlich zu nehmen. Bei der unendlichen Verschiedenheit der menschlichen Fähigkeiten wäre eine absolute Gleichstellung und gleiche Erziehung ungerecht, zu undenkbar. Anders, wenn Sie eine

zarte Hand der lyrischen Dichterin allerdings nicht aus. So ein Kernmann wie der Oswald wartet auf die kräftige Hand eines großen männlichen Dichters, um im Liede aufzuerstehen. Wenn wir uns aber ganz unvoreingenommen bloß an das halten, was Frau von Hörmann nach ihrem Sinne zu erzählen sich ausgewählt und wie sie diese Auswahl dargestellt hat, dann muss man in ihrer Dichtung viele Schönheiten anerkennen. Sie setzt idyllisch mit der Liebesgeschichte Oswalds zu Margerethe von Schwanstein ein und nimmt nach und nach den Aufstieg zu den großen politischen Kämpfen des Helden. Die treulose Gefangennahme Oswalds durch seine boshafte Jugendliebe Sabina Hausmann steht in der Mitte der nun erst spannenden Erzählung. Mit Wärme und Kraft wird Oswalds Verzweiflung im dunklen Verließ geschildert, und sehr effectvoll die dramatisch bewegte Scene, in der Oswald unmittelbar aus dem Kerker an die glänzende Tafel Herzogs Friedrich zu Meran in den Kreis seiner freudigen Standesgenossen gebracht wird, weil zur Sieges- und Friedensfeier sich kein anderer Sänger vorfindet. Diese Scene ist der Höhepunkt der liebenswürdigen Erzählung, und es ist sehr klug, dass sie knapp am Schlusse steht. Ihre sorgfältig gefeilte Sprache (vierfüßige Jamben, kreuzweis gereimt) verdient besondere Anerkennung; denn in der Sorgfalt, den der echte Dichter auf die Schönheit und Durchbildung seines Kunstmaterials, der Sprache, verwendet, unterscheidet er sich vom Dilettanten und vom journalistischen Handwerker. In unserer Zeit kann der Erfolg einer Erzählung in Versen nicht rauschend mehr sein. Der „Oswald“ der Frau von Hörmann trägt aber die Gewähr wirklicher Dauer in sich; er wird die meisten Romane der Schubin, Marlot u. dgl. überleben. M. N.

Die Erkenntnis. Eine naturwissenschaftliche Studie über den causalen Zusammenhang der Naturerscheinungen, enthüllend den Zweck der Schöpfung, den Zweck unseres Daseins, und den wahren Begriff der menschlichen Seele. Von Ludwig Rümelin. (Leipzig. Max Spohr.)

Fürwahr, ein vielsagender Titel, besonders für ein so dünnes Büchlein. Und doch will es uns bedünken, dass hier der Versuch, die moderne Erkenntnisphilosophie mit dem Glauben an Gott, mit den Bedürfnissen der Gesellschaft sowie mit den Wünschen und Hoffnungen des Einzelnen zu vereinigen, nahezu gelungen ist. Wenigstens sehen wir aus diesem wohlwollenden Werkchen, dass die Kluft zwischen Glauben und Erkennen lange nicht so tief ist, als es der Zelot hier und der Wissenschaftspharisäer dort gemeiniglich zugeben will. M.

Evangelium Johannis 3, 16. in 296 verschiedenen Sprachen. (London. Bibelgesellschaft.)

„Also hat Gott die Welt geliebet, dass er seinen eingebornen Sohn gab, auf dass alle, die an ihm glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“

Dieser Spruch ist von unserem geliebten Deutsch an bis hinab zu dem Lallen der Zulukaffern in fast 300 Sprachen übersetzt. Um den ganzen Erdball geht die Offenbarung des Christenthums, und zwar zu einer Zeit, da in unserem eigenen Vaterlande rasende Geister den Atheismus predigen im Buch und auf der Bühne. Mit diesen Geistern treffen auch manche Kirchen Gemeinschaft in dem Sinne, als sie sich der Verbreitung der Bibel im Volke möglichst widersetzen. R.

Zehn Geschichten von Fritz Mauthner. (Berlin. J. H. Schorer.)

Fritz Mauthner, das ist dieser Mensch, der sich in seinem „Nach berühmten Mustern“ über allerlei Dichter und Schriftsteller lustig gemacht hat. Den sollte man, so oft er nun selbst als Dichter und Schriftsteller auftritt, tüchtig zausen! Bei diesen zehn Geschichten geht das aber nicht, mit dem besten Willen nicht! Schon seit einer Weile ist nichts gekommen, das mir soviel Spaß gemacht hätte, als diese Geschichten. Mir macht etwas nur Spaß, wenn es mich zum Lachen zwingt und mir das Auge feucht werden läfst. ’s ist beides nicht leicht, wer’s nicht kann — für Mauthner ist es aber leicht. Von der heiteren oberbayerischen Dorfgeschichte: „Peter der Grobe“ bis zur merkwürdigen polnischen Novelle: „Der Todten-Doctor“, welch’ ein Abstand! Und die eine in ihrer Art so vortrefflich wie die andere. Ganz köstlich dünkt mir „Ein letzter Wille“ zu sein, weshalb er in diesen Blättern bekannt gemacht werden soll. — Mauthner ist Recensent und schreibt selbst so vorzügliche Bücher? Seit wann reißt in der Literatur denn diese Abnormität ein? R.

Anspruchslose Geschichten von P. Hann. (Leipzig. A. G. Liebeskind 1891.)

Diese anspruchslosen Geschichten können wohl Anspruch machen auf eine freundliche Beachtung. Wer kleine Genrebilder liebt, die mit einem liebenswürdigen Humor erzählt sind, bei welchen unterwegs das Glück der Helden bedenklich auf dem Spiele steht, die aber doch gut ausgehen, der wird an diesen anspruchslosen Geschichten seine Freude

Heimgarten

12. Heft. September 1891. XV. Jahrg.

Ein Zwiegespräch auf der neuen Murbrücke zu Graz.

Vor kurzem wurden mitten auf der neuen Murbrücke zu Graz zwei eherne Gestalten aufgestellt. Sie stehen zur Rechten und zur Linken einander gegenüber und stellen zwei herrliche Frauen dar: die „Austria" und die „Styria".

Modelliert hat sie der heimische Bildhauer Hans Brandstetter, gegossen wurden sie in der Erzgießerei von Carl Turbain's Söhne in Wien. Und nachdem diese Gestalten mit so vieler Liebe und Freude geschaffen waren von gottesgesegneter Künstlerhand, und als die Menschen in treuer Begeisterung aufblickten zu den Bildnissen — siehe, da wurden diese Bildnisse lebendig. Denn im Künstler liegt es, dass er selbst dem Stein und dem Erze Leben einhauchen kann, wenn er die kalte Masse umarmt, und im Volke liegt es, dass es sein Glück und Leid, sein Wünschen und Hoffen in die ehernen Gebilde senkt und dieselben von diesen wieder, und zwar geklärt und sinnlich geformt, zurück vernimmt wie von lebendigen Wesen.

Da also die zwei neuen Gestalten auf der Brücke von aller Welt nicht wie todtes Erz, sondern wie lebendige Wesen betrachtet, bestaunt, bewundert und verehrt wurden, so ereignete es sich eines Morgens, dass sie thatsächlich lebendig wurden und anhuben, miteinander zu sprechen. Ein Sonntagskind, welches die Gabe besitzt, die Sprache von Thier und Pflanze, von Erz und Stein zu verstehen, und welches zur selben Stunde über die Brücke gieng, hat das Zwiegespräch zwischen der Austria und der Styria vernommen, und dieses Sonntagskind hält es nicht für unredlich, seinen Landsleuten, die im Drange ihrer

relative Gleichstellung wollen, in dem Sinne, dass jedem das Seine werde je nachdem er es durch Fleiß, Talent, besondere Fähigkeiten u. s. w. verdient, dann wird es jeder rechtlich denkende Mensch mit Ihnen halten müssen und Sie haben Aussicht auf Erfolg. — Wenn ein Maurergehilfe sein Arbeiterlos verbessern will, so hat er gewiss recht, aber wenn er sich dem Baumeister gleichstellen will, so ist er thöricht und wird in Ewigkeit nichts erreichen.

J. G. Wien: Es stimmt in der Hauptsache thatsächlich. Christus wurde gekreuzigt den 3. April des Jahres 33, das war ein Freitag. Am Abende desselben Tages, um die Zeit des Sonnenunter- und Mondaufganges, fand nach Berechnung der heutigen Astronomen eine in Jerusalem sichtbare Mondesfinsternis statt.

* Zu Ende des Jahres 1899 wird ein großer Zeitungskrieg entstehen; die einen werden behaupten und wissenschaftlich beweisen, dass das neue Jahrhundert mit dem 1. Jänner 1900 beginne, die anderen werden behaupten und mathematisch feststellen, dass das neue Jahrhundert erst vom 1. Jänner 1901 zu zählen sein wird. Dem gegenüber machen wir (hoffentlich früh genug) darauf aufmerksam, dass Schiller und Goethe zu Weimar das neunzehnte Jahrhundert mit dem 1. Jänner 1801 begannen. Goethes Mutter schreibt am 8. December 1800 an ihren Sohn: „Man hat mir gesagt, dass herrliche Anstalten bei euch gemacht werden, um das neue Jahrhundert mit Freude und Würde zu empfangen und zu begrüßen — Gott! lasse es euch allen gesegnet sein.“

H. W. Straß: In obersteirischer Mundart heißt „auwazn“ so viel als wiederholt auweh rufen; „findln“: bei einer Krankheit im Halbschlummer seufzen und wimmern; „pfnechn“: pfauchen, schnaufen.

* Besten Dank für die Namenstagsgratulationen. Allein der Peter beim Paul ist nicht der richtige „Heimgarten-Peter“.

K. R., Donnersbachwald: Den Aufsatz: „Die Steuerexecution“ haben wir als eine zum Theil humoristische Arbeit aufgefasst und von diesem Standpunkte aus an ihr keinen Anstoß gefunden.

* Der Herausgeber dieses Blattes bittet, unaufgefordert ihm keinerlei Manuscripte „zur Beurtheilung“ u. s. w. zu schicken. Er muss all derlei Zumuthungen, wobei er doch nichts nützen könnte, entschieden ablehnen.

* Die clericale „Welser Zeitung“ (Oberösterreich) hat in den letzten Monaten eine Arbeit veröffentlicht, welche den Titel führt: „Rosegger, der Schneiderpoet von Graz“, in siebzehn langen Capiteln. Diese Aufsätze sind, soweit sie mir vorliegen, eine musterhafte Schwindlermosaik von Verdrehungen, Entstellungen, Fälschungen, Verhöhnungen, Verdächtigungen und anderer Art von Lügen gegen meine Schriften und meine Person. Was ich seinerzeit gezwungen war, einer ähnlichen Lästerzunge des „Linzer Volksblattes“ in der „Linzer Tagespost“ zu entgegnen, das gilt auch für dieses Pamphlet wahrscheinlich von demselben Verfasser, der sich auch diesmal nicht zu nennen beliebt hat. Soutane und Anonymität — unter solchen Hüllen kann man schon was wagen. — Ich habe meiner persönlichen Überzeugung in Sachen der Religion wiederholt, besonders auch in dem „Gespräche über Religion“ („Heimgarten“, XV. Jahrgang, Seite 676) Ausdruck gegeben. Freilich habe ich Missbräuche, die aus kirchlichen Satzungen im Volke sich entwickelt haben, oft hart geschlagen und dem Spotte preisgegeben, nicht als ob derlei Dinge an und für sich gar so schädlich wären, als vielmehr, weil sie von dem göttlichen Urquell der Religion ablenken. Freilich habe ich für unsere Volksschulen eine gründlichere Pflege des Evangeliums verlangt, als sie heute vorhanden ist — aber das kann doch nicht berechtigen, mich einen Volksverführer, Heuchler, Antichristen u. s. w. zu nennen. Ich getraue mir's gar nicht zu sagen, was die clericale Presse mir schon alles angedichtet hat. In einzelnen Provinzen Österreichs und Bayerns werden die Verhetzungen gegen mich seit Jahren systematisch und mit unglaublicher Leidenschaftlichkeit betrieben. Bei solchen Erfahrungen ist es für mich wirklich schwer, dem Clerus jene Hochachtung zu zollen, die er beansprucht. Aber ich denke mir halt: Alle sind nicht so. Es gibt, was ich auch wieder aus Erfahrung weiß, viele Priester, ja die der großen Mehrzahl, die mein redliches Streben erkennen und die Irrthümer, welche freilich auch ich begehe, nachsichtig beurtheilen. — Dass ich unter allen Umständen fortfahren werde, Zeit meines Wirkens Missstände und seelenverderbende Entartungen im Cultus, sowie unwürdige Vertreter der Religion munter zu geißeln, versteht sich von selbst.

P. K. Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Wir ih däs hör, do fohrt mei Hond stad zan Schwertgriff! Wan a Gfohr war, i hauat drein!

Austria: Willst du denn nicht warten, heißblütige Tochter, bis ich commandiere?

Styria: Cumadirst oder nit, wan a Gfohr is, hau i zua!

Austria: Kinder! Leichter würdet ihr euch verständigen, ließet ihr das Schwert in der Scheide ruhen. Mit Drohen macht man sich keinen Freund. Bekränze dem herben Nachbar die Hausthür mit Rosen, und es tritt dir aus derselben ein Genosse, ein Bruder entgegen. Willst du, mein Kind, dass dein Land blühe, so halte Frieden mit dem Nachbar.

Styria: Woana kunt ih, mei Muada, wan ih da zuahör! So wohr und güati is dei Red. Oba schau, ih thua mih holt fürchtn. Wan Oans an Schotz hot, und olli Fenster und Thürn sein offn, und immer a frembbi Totzn greift her, iss dann a Wunder, wan ma s Schwert nit will aus da Hond legn? Und mei Steirerlond, mei schöns, mei gsegnets, fruchtbors Steirerlond is der Schotz, den ma meini Voreltern hobn hinterlossen, den mar unser Herrgott hot onvertraut, den ih will behüatn und bewohrn in Lebn und Sterbn. — Onfonga thua ih jo nit zan dreinschlogn, in Friedn will ih schoffn und baun, liaba wia s Schwert schwing ih jo d Sichel afn Kornfeld, und däs woaß ih ah: besser wia da Streithelm steht ma s greani Kranzerl af mein Kopf. Olli Obnd, wan die lieb Sun owisinkt hintern Dochstoan, is mei Gebet und mei Herznsschrei: Friedn für mei Steirerlond! Glück und Segn für mei Volk!

Austria: Styria, meine Tochter, so erkenne ich dich wieder! Die Freude an deiner deutschen Heimat, die Angst sie zu verlieren — ich verstehe dich. Aber sei beruhigt und lass auch mich ein wenig deine Vorsehung sein. Was bin denn ich für mich allein? Ich lebe ja nur in meinen Kindern. Dass jedes dieser Kinder seine Eigenart bewahre, dass es kräftig sei und gesittet, dass eines das andere achte, dass jedes sich unterordne der ganzen großen Familie und so in dieser Familie seinen Halt und Schutz finde und seine sittliche Vollendung — das ist meine Aufgabe, an deren Lösung ich arbeite seit hunderten von Jahren. Gütig gegen die Meinen und stark gegen die Feinde meiner Sendung bin ich. Möchtet ihr nie vergessen, Kinder, was ihr einst gewesen und was ihr unter meiner Hut geworden seid? Österreich! Eines der gepriesensten, beneidetsten Länder der Erde. Und der Österreicher! Siehe seine herrlichen Eigenschaften, die ja auch in dir sind: sein helles Haupt, sein heißes Herz, seine schöpferische Hand! ein kühn und froh zur Erde niedergestiegener Sohn des Himmels! Wenn ihm der Glaube an sich selbst nicht fehlt, dann fehlt ihm nichts. Kinder, diesen Glauben an euch, an mich, an die Größe unserer Gemeinsamkeit bewahret, und ihr habt den Frieden und den Sieg. — Styria! diese Brücke, auf der wir stehen, ist ein Sinnbild, dass keinerlei Strömungen uns trennen, wenn wir es verstehen, mit vereinten Kräften zu bauen. Und also wollen wir nebeneinander hier stehen heute und in künftigen Jahrhunderten, den unter uns Dahinwandelnden als bedeutsame Gestalten des Vaterlandsstolzes und der Heimatsliebe.

Styria: Muada, dei liab Redn mocht ma s Herz worm. — Du kenst mih, wir ih bin: grodwek bin ih und freimüati sog ih s, wan ma wos nit recht is. Und nochher wieder guat. Und wanst in da Noth bist, dass ih dih nit verloss, dass ih fest und treu bei dir steh in Unglück und Feindesgfohr, däs woaßt. — Und derawegn glaub ih und hoff ih ah auf dih. Oll meini Leut, de heint hin und hergehn über de Bruggn und in späterer Zeit hin und hergehn wern, ih befilch dir s. Ouft immer is ah da

werktägigen Obliegenheiten das Gespräch etwa überhört haben, davon in Kenntnis zu setzen.

Die Austria und die Styria redeten also:

Styria: Guat morgn, Frau Muada. Bist schon auf?

Austria: Dobré jitro. Nemohu pro starost spáti. Bin immer auf.

Styria: Wos is dan dos? Sul dos mei Muadasproch sein? Ih versteh dih nit.

Austria: Rozumie się sam?

Styria: Mei liabi, herzliabi Muada. Mir steht's nit zua, dass ih dar an guatn Roth gib, ih woaß s wul. Oba schau, wias uns do af der Bruggn ollzwoa nebnanonda hergstellt hobn, sa zimbb mih, se müassn uns gern hobn ollzwoa, sist hättn s uns nit hergstellt. Und hiaz, wan d Leut, de hin und herrenen über die Bruggn, zan uns aufschaun und uns grüassn, sa moan ih doh, mir sultn unser: Donk schön! in eahna deutschn Sproch sogn.

Austria: Und wie du sprichst, das nennst du deutsch? O sancta simplicita.

Styria: Olt ehrwürdi Vodersproch derf ma nit verochtn, mei Muada!

Austria: Eine merkwürdige Zeit, wenn die Kinder klüger sein wollen, als die Eltern! Viele fremde Sprachen zu lernen ist doch immer gut!

Styria: Däs wul. Oba sein oagni vagessn, däs is nit guat.

Austria: Kind, du bist herb und ich bin bekümmert. In der Nacht, wenn alles ruht in der weiten Stadt und nur das Wasser rauscht unter meinen Füßen, blicke ich hinab in den Strom und denke an den Strom der Zeiten. Ewig fließt er fort und rieselt und rauscht, und doch wie anders heute als gestern! Vergangen sind die Zeiten, da Austrias Kinder sich liebesinnig vereinigt haben um die Mutter, auf ihr Wort nur hörend, unter ihren Schutz nur fliehend, ihr alle Kraft nur weihend. Es war ein großes Familienhaus, geachtet und gefürchtet in der Welt und mit vereinten Kräften gieng's an gleiche Ziele. — Und heute? die Kinder wenden sich von der Mutter, bauen sich in ihren kleinen Geburtsländern eigene Häuser, wollen für sich allein wirtschaften, befeinden einander, und anstatt der Mutter Kraft und Stütze zu geben, geben sie ihr nur gute Lehren. — Hier, mein Kind, stehst du mir gegenüber mit gezücktem Schwerte! Du, die heitere, waldlustige Maid, mit gezücktem Schwerte! Was bedeutet das?

Styria: Muada, glaub mas! Hiaz möcht ih in liabast va mein Stockerl hupfn, die Braxn weckschmeissn und dir um an Hols folln. Ins Herz eini schreckt s mih, wan du moanan kuntst, mei Schwert war eva gor gegn meini oagnan Bluatsfreund gricht. Muada, Muada, wia muass da sein, dass da so wos kunt einfolln! — Schau mih doh on! Den grean Kronz in Hoor und s Edelweiß, bin ih jo ollaweil noh dei woldlustigs Dirndl, däs in greanan Thol Korn schneidt und singg, däs in Hügellond Traubn lest und locht, däs auf der Olm umspringg und juchazt. Juchazn kunnt ih Tog und Nocht, und betn für mei liabs Hoamatlond. Oh, Muada! Däs schöni Hoamatlond is mei größti Freud af der gonzn Welt!

Austria: So pflücke Rosen, flicht Kränze, meine Tochter. Wozu das Schwert?

Styria: O Goud, Muada, wos that ih liaber as wia Bleamerl brockn und Kranzerl flechtn! Du kriagast s schönsti davon! — Oba denk da's, heint ba da Nocht, wia s olls sa still is gwen um und um, und na s Wossa hot awenck gwischbelt — do lous ih, und hör va weitn, gonz va weitn, as wia wan do unten ba da Sann, da draußt ba da Moldau und weita gegn rechtahond viel hundert Schmied thatn hämmern afn Amboß. — Als wia wan Messer und Sabel wurdn gmocht, grod a so klinggs. —

Die Abbrandler.

Eine Geschichte aus dem Dorfleben.

I.

Der alte Krauter, die alte Krauterin und der Krauter-Sohn saßen beisammen in ihrem Häuslein. Sonntag-Abend war's; in der Stube kein Licht, zu den zwei niederen Fensterlein schimmerte noch die Abendröthe herein und brachte die erdfahlen Wangen der alten Leute hübsch zu Ehren. Der Sohn lehnte im finsteren Tischwinkel und wenn die Kohle seiner Tabakspfeife gloste, da sah man auch sein verschmitztes Gesicht mit den wasserfarbigen Äuglein.

Mehr weiß ich nicht von den Leuten. Belauschen wir sie, vielleicht erfahren wir etwas.

„Ein Heidengeld! ein blutiges Heidengeld!" stieß der Alte mit bebender Stimme heraus.

„Das wievieltemal hast heute eingezahlt, Vater?" fragte mit einem schrillen Fistelton die Krauterin.

„Das viertemal hab' ich schon geschwitzt!" sagte er.

„Wär' nit weniger als zweiunddreißig Gulden", versetzte sie.

„So viel ist das ganze Glumpert nit wert", warf der Sohn ein und blies ins Rohr, dass sein etwas spitzes Gesicht im Scheine der Pfeifenglut blutroth hervorstarrte aus der Dunkelheit.

„Hast eh recht, Natz", kicherte der alte Krauter.

„Meiner Seel'!" sagte der Sohn.

„Ja, du heiliges Kreuz, wie lang' soll denn das noch fortgehen mit dem Einzahlen?" fragte das Weib.

„Das geht alleweil fort, Jahr und Jahr. Und wenn wir's einmal aussetzen, verfallt alles miteinander. Diese Versicherungen, wenn sie einen einmal angehakelt haben, sind des Teuxels. Alleweil Geld hergeben, Geld hergeben und hat nichts dafür. Schon verfluchtlet gereut hat's mich immer einmal, dass ich aufgesessen bin. Aber das Maulmachen, das können sie, diese Agentenleut, diese verschwefelten!"

„Herr Jesseles, einmal wird's doch aus werden mit dem Einzahlen," sagte die Krauterin.

„Einmal wird's aus", sprach der Krauter leise.

„Ja, wenn's Häusel niederbrennt!" lachte der Sohn. Da gab's wieder Schein aus der Pfeife.

Der Krauter trampelte mit der Schuhspitze auf dem Fletz, dann wendete er sich ein wenig seitlings und murmelte: „Wär' eh 's Gescheiteste. So eine Moderhöhlen, wo in der Wand schon der Holzwurm verreckt, weil er kein frisch' Stückel Holz mehr zu fressen hat. Wär' eh nix besseres wert!"

„Meiner Seel'!" sagte der Sohn.

„Und das Dach!" rief die Krauterin. „Gar kein's wär' besser, da kunnt's wenigstens nach dem Regen wieder austrocknen in der Strohkammer."

„Eh so, eh wohl so!" gab der Krauter zu.

„Was kriegen wir denn, wenn wir Abbrandler werden?" fragte das Weib.

„Achthundert auf die Hand!"

„Uh, davon möcht' man sich ja ein sauberes Häusel ganz neu aufbauen lassen!" war ihre Ansicht.

Steirer in Bedränknus und schaut in Vertraun auf zu dir — nim dih seiner on! Schau hin auf die schön steirischn Berg, de um und um einalochn in d Stodt! So freundla lochn s einer und ma siacht eahners nit on, wia viel Kumer und Ormuat in eahnere Hütn is. Mei größter Kumer is hiaz unser Bauernstond. Der kons völli neama dermochn. Sei Tüchtigkeit und Fleiß will nix mehr ausgebn, er wird scha grechn verzogg. Wan da Bauernstand z Grund muaß gehn, aftn is s gfahlt, aftn woaß ih nit, wos mar onstelln. Mir brauchn an Armee zan Währn und brauchn an Armee zan Nährn. Muader Austria, nim dih on um unsern Bauernstond! — Und ah für unser braves Bürgerthum möcht ih dih bittn. Däs hot großi Feind oben und hot vieli Feind unten und ollahond Feind unter eahm selber. Da Bürgerstond is unser Lehr und Ehr — Muada, thua n güati behüatn. Schau auf de prächtigi Stodt, auf unser liabs Graz. Frisch und gsund wochst s auf wir a kräftiger Eichbam, und frisch und frei wia d Vögerler in Ästn und Wipfeln sein die Grazerleut, stulz sein s auf eahner grossi Stodt, auf eahner greans Hoamatlond, und zsomholtns mit Herz und Hond, wons gilt, wos Rechts für s Hoamatlandl zschoffn. — s neugi Johrhundert is neama weit. Wia viel Festzüg und wia viel Todtnbohrn wern über de Bruggn gehn! An ewiger Strom von Wosser unter uns und a ewiger Strom von Menschn auf der Bruggn. Vul Gier und Ongst und Lust und Load jogn s Oll in Glück noch, bis's owi sinkn in die dunkli Gruabn. — Wos ah mog sein in künftign Zeitn: Muader Austria! Sei unsrer liabn, deutschn Steiermark a storker, treuer Hort, in Glaubn und Hoffn blickn mar auf zu dir!

(Pause.)

Austria: Meine geliebte Tochter! So wie du vertrauend aufblickst zu mir, so blicke ich auf zu Dem, der aller Menschen und Völker Schicksale leitet! Neige du deine bekränzte Stirn, sowie ich neige mein gekröntes Haupt vor Ihm. Unser ist die Pflicht der Arbeit und der Treue, sein ist die Macht, uns zu segnen.

tung, als die war, wo die Hütte stand.

Missmuthig giengen die drei Leutchen wieder ihren Geschäften nach.

Am selbigen Abende meinte die Krauterin vor dem Rosenkranz: „Das Florianigebet kunnten wir auslassen; wird sonst allemal die Suppen kalt. Er weiß es so wie so."

„Eh so!" kicherte der Alte, „er wird's schon wissen, wie es für uns am besten ist. Ich hab' doch mein Vertrau."

„Mir geht schon die Geduld aus", sagte der Sohn. „Das Jahrl ist bald um, nachher kann man das fünftemal acht Gulden hinauswerfen. — Meiner Seel'!"

Bald nach diesen Tagen war unten im Dorfwirtshause Freimusik. Der Natz fand sich auch dabei ein und weil er gerade zurecht kam, wie junge Bursche in einem großen, wirren Knäuel beisammen waren und mit Fäusten auf einander losdroschen, so betheiligte er sich rasch an diesem Geschäfte. Zwar wusste er nicht, um was es gieng, das macht nichts, er schlug eben tapfer drein. Und weil er der Flinkste war und ausgiebig dreinschlug, so blieb er Sieger und wie die Jungen auseinander stoben, blieb dem Natz die Grünbüschl in der Hand. Die Magdalena Grünbüschel, ein frisches, rundes Mädel, deretwegen der behendige Handel losgebrochen war.

Die Grünbüschl, als sie sah, sie stünde an Seite des Stärkeren, blieb an Seite des Stärkeren stehen. Der Natz lud sie ein, sich zu ihm zum Wirtshaustisch zu setzen — und was sie trinken wolle?

„Einen Süßen!" sagte sie schämig und war dabei ganz reizend anzusehen.

Eine halbe Stunde später versprach er ihr das Heiraten.

„Ja", entgegnete sie, „auf was denn?"

„Auf mein Häusel!"

Da lachte die Schöne hell auf. „Das alte Glumpert nennt er ein Häusel! Du, da hinein bringst mich nit. 's kunnt z'sammfallen."

Gegen Mitternacht gieng die Grünbüschl zu ihrem Vater, so freute es auch den Krauter Natz nicht mehr im Wirtshaus. Er machte sich langsam auf den Heimweg. Als er durch den Schachen war und auf dem Felde, wo die Schöber des geschnittenen Kornes standen, sah er vor sich das Häusel. Es ragte in der Sternennacht wie ein schwarzer unförmiger Haufen auf der Fläche. Der Bursche zündete sich in der deckellosen Thonpfeife eine frische Ladung Tabak an und dachte sich so sein Theil: Unrecht hat sie eh nicht. 's ist ein Glumpert. Man ist seines Lebens nicht mehr sicher drin. Niederreißen? Neu aufbauen? Wohin mit der Welt? Woher mit dem Geld? — Na, jetzt gehn wir schlafen, für heut' wird's es wohl noch halten.

Er gieng hin, kletterte von außen die Leiter hinan, beim Dachthürlein hinein aufs Stroh, wo zur Sommerszeit sein Lager sich befand. Im Gewand, wie er war, so legte er sich hin; wird ja so bald wieder zum Aufstehen sein, im Sommer wird's früh Tag. So knapp unter dem First lag er, dass die Fetzen des zerzausten Strohdaches ihm ins Gesicht hiengen. Er pfustete den ihm in den Mund fliegenden Staub aus und rauchte ruhig weiter. Dabei dachte er natürlich an die Grünbüschl. Sie war schon lange sein Gedanke gewesen und heute hatte er sie ganz zufällig ergattert. Wenn der Mensch Glück hat, geht alles. Heißt das, w e n n er's hat. Der Natz ist ihr gut genug, aber das Häusel ist ihr zu schlecht. — Was, Ratten? Ich glaub gar, es sind Ratten da, weil's so herumfahrt im Stroh. „Wartet, Rabenvieher, euch will ich helfen!" Mit diesen Worten sprang er auf, schlenderte die Tabakspfeife

„Meiner Seel'!“ sagte der Sohn.

„Für's Niederbrennen zahlst ja ein“, sprach die Krauterin.

„Eh so, ist eh so!“ meinte der Krauter. „Derleben möcht' ich ein neues Häusel, derleben möcht ich's.“

„Vom Hagelgruber haben sie's ja auch gesagt.“

„Was haben sie vom Hagelgruber gesagt?“

„Dass er selber hätt' anzunden.“

„Mordsprächtig hat er wieder aufgebaut. Haus und Stall. Mordsprächtig. Ist bei derselbigen Versicherung dabei gewest, wie wir.“

„Das Häusel, wie es auf der Einschicht steht!“ warf die Krauterin hin. „Wenn kein Mensch ein' Schaden hat! Jeder macht sich's besser, wenn er kann.“

„Meiner Seel'!“ sagte der Sohn.

„In so einer alten Hütten ist bald was“, fuhr sie fort, „das Holz zunderdürr. Auf dem Dach Stroh. Dazu der offene Herd, der hölzerne Rauchfang. Bettelleut gehen mit brennenden Pfeifen vorbei. Ein Unglück ist bald geschehen — kein Mensch kann was dafür!“

„Es geht nit so leicht, wie man glaubt“, versetzte der Krauter. „Die Hütten steht schon zweihundert Jahr lang. Und ich wart' jetzt schon seit vier Jahren drauf . . .“

„'s Warten wird nit viel helfen“, meinte die Krauterin. „Der Mensch muss sich umthun, wenn er's zu was will bringen . . .“

Der Krauter schwieg jetzt ein Weilchen, dann sagte er: „Ich nit, ich thu's nit. Ich will ehrlich ins Grab steigen. Andere sollen machen was sie wollen.“

„Wirst noch lang leben, Vater“, rief der Sohn.

„Thu's auch gern“, antwortete der Alte. „Will aber niemandem im Weg sein. Dir lass ich das Häusel verschreiben, Natz. Wirst heiraten wollen. Meinetwegen; aber nit da ins Stübel herein. In den Strohstadl hinauf, wenn du willst. 's ist ein Elend, wenn die Hütten so klein ist.“

„Meiner Seel'!“ rief der Sohn.

„Das Gründel thät's tragen, aber das Häusel tragt's nit“, meinte nun auch die Krauterin.

„Meine lieben Leut', es kann noch lang dauern!“ gab der Alte zu bedenken. „Aber ich nit, ich thu's nit. Will auch nichts gesagt haben.“

„Kunnt 'leicht nit recht sein“, sagte die Krauterin.

„Eingesperrt wird einer, der's zu Fleiß thut!“ versetzte der Natz. „Zu Fleiß thu' ich's nit, das weiß ich.“

„Geh, Alte“, sagte der Krauter, „zünd' ein Licht an. 's ist Zeit zum Rosenkranzbeten.“

II.

Heiße Sommertage waren gekommen. Gewitter gab's und die Blitze schlugen im nahen Schachen ein, und ins flache Feld und sogar in den alten Eschbaum, der unweit des Krauterhäuschens stand. Der Eschbaum brannte lichterloh. Die Krauterleute standen in Aufregung vor ihrer Thür und der Alte murmelte: „Wenn jetzt der Wind kommt, so kann uns ein Unglück treffen, die brennenden Moosfetzen tragt's verfluchtlet weit herüber!“

„Geh, schau, Natz, ob der Brunnentrog voll Wasser ist!“ befahl die Mutter.

Der Sohn gieng hinter die Hütte hinaus zum Brunnen, schlug im vollen Troge den Zapfen los und als das Wasser ausgeronnen war, kam er zurück und sagte: „Der Trog ist leer. Wenn ein Unglück sollt' sein, wir kunnten uns nit helfen.“

„Ich denk', wir heben an und tragen die Sachen heraus“, schlug der Alte vor; in demselben Augenblicke erhob sich ein Wind, der brennende Baum lohte neuerdings auf, die Flammen flogen weit durch die Luft, aber nach der entgegengesetzten Rich-

durch den Schachen hinausgiengen, sagte die Krauterin: „Was nur das für ein starker Geruch ist, heut?“

„Sie müssen irgendwo Stroh verbrannt haben,“ meinte der Natz.

„Jesses Maria!“ schrie jetzt auch schon der Alte auf. Sie waren aus dem Wäldchen getreten und sahen es. Wo das Häuslein gestanden, da lag ein grauer, glosender Aschenhaufen und mitten empor ragte die rostbraune Ofenmauer. Etliche Nachbarn standen umher und betrachteten die Brandstätte.

Zu diesen trat nun der alte Krauter weinend hin, hielt seinen Hut in der Hand und rief: „Ihr seht es, ihr seht es! — Bitt' gar schön um eine Brandsteuer!“

„Nur ein Glück, dass das Vieh nit mitverbrannt ist“, bemerkte einer der Nachbarn. Denn die Kühe und die Ziegen waren im Schachen.

„Jetzt thun sie halt nichts melken“, sagte die Krauterin. „G'alt' sind sie.“

„Es verfolgt uns wohl hart!“ seufzte der Alte.

„Müd' und hungerig — und keine Heimstatt!“ so klagte sie und weinte heftig in ihre Schürze hinein. „Dieweilen wir die heilige Kirchfahrt machen, hat uns Gott verlassen. Was haben wir denn verschuldet und was heben wir jetzt an?“

Einer der Nachbarn lud sie ein, in sein Haus zu kommen. In wenigen Tagen würde ja eine Nothhütte aufgerichtet sein und es würden wieder bessere Tage werden.

„Verhoff's wohl, verhoff's!“ antwortete der alte Krauter.

Es wäre nur ein Glück, dass die Feldfrüchte noch nicht unter Dach gewesen.

„Ist wohl ein Glück!“ sagte der Alte und starrte wie verloren vor sich hin.

Mit einer langen Stange begann er hierauf Eisenbestandtheile aus der Asche zu krauen. Der Natz half ihm dabei. Die Nachbarn hatten sich allmählich verzogen. In der Abenddämmerung, als ein Lüftchen strich, lohten einzelne Kohlenbrände noch einmal hell auf.

„Das ist schon eine Passion!“ flüsterte der Alte dem Jungen zu und wühlte in der Asche.

„Meiner Seel'!“ gab dieser bei.

Nachher strichen die beiden aufs Feld hin und guckten unter die Kornschöber.

„Noch gut aufgehoben“, sagte der Alte. „Müssen's aber besser verwahren. Wird bequem herzunehmen sein für das neue Haus.“

„Das wird ein bissel anders ausschauen, als wie die verdächtige Hütten. Gut weg ist das Glumpert — meiner Seel', ich bin froh.“

„Das neue Haus wird gemauert — und ein Ziegeldach.“

„Und drei Stuben wenigstens.“

„Versteht sich. Wirst ja auch eine brauchen, Natz, oder gar zwei. Hast sie redlich verdient.“

„Meiner Seel'!“

„Nu wird's doch einmal besser werden. Dass wir uns können helfen. Morgen geh' ich zum Agenten, dass wir bei Zeiten das Geld kriegen. Wenn's gut geht, mögen wir das neue Haus noch vor dem Winter unter Dach bringen.“ Also der Alte.

Und ich möcht' vor dem Winter auch noch die Grünbüschl unter Dach bringen, dachte der Junge.

Hernach giengen sie in den Schachen und molken die Ziege. Diese hatte schon erbärmlich gemäckert, ihres übervollen Euters wegen. In Ermangelung eines Gefäßes wussten sie sich's nicht recht anzuschicken; sie molken einander in die hohle Hand und tranken also das Nachtmahl aus lebendiger Schale.

„So nobel haben wir es schon lang nit mehr gegeben“, sagte der Alte und schlürfte.

„Meiner Seel'“, sagte der Junge und schlürfte ebenfalls.

Und nachdem all das so geschehen

ins Stroh, dass die Funken stoben, und stieg eilends die Leiter hinab.

„Wer ist denn da?" zetterte die alte Krauterin, als der Natz unten in die Stube trat. „Ist denn kein Fried zum Schlafen?"

„Es ist kein Fried zum Schlafen", antwortete der Bursche. „In der Strohkammer oben müssen Ratten sein. Meiner Seel'!"

„Und du bist es noch nit gewohnt, das Unzücht?" schnarrte jetzt auch der alte Krauter drein.

„Vaterleut," sagte der Natz, „ich denk, ihr steht auf und wir tragen Sachen hinaus . . ."

„Was sagst, Natz?" flüsterte der Alte, „wird doch das nit sein? Ein verfluchtleter Schelm bist."

Da waren die Alten auch schon in ihren Kleidern. Der Natz öffnete die Stallthüren, dass die Hausthiere hinaus konnten. Und dann huben alle drei an, Gewandzeug, Garnsträhne, Hausgeräthe, Schmalztöpfe und anderlei Dinge aus der Hütte zu schleppen. Auf dem Felde unter den Kornschöbern verbargen sie die Sachen. Bei solchem leisen, hastigen Hin- und Herlaufen blickte der Natz manchmal aufs Häuselbach . . . Es war aber nichts. — Endlich tagte der Morgen, die Hütte stand, wie sie gestern gestanden, und die Familie gieng verdrießlich an ihre gewohnten Verrichtungen.

An einem der nächsten Tage gieng ein Nachbar des Weges, der rief den Krauterleuten zu, sie sollten doch die Kornschöber einheimen, der Anzeichen nach käme schlecht Wetter.

„Bis übermorgen muss es noch aushalten", antwortete der alte Krauter. „Wir möchten gern eine Kirchfahrt machen auf den Schutzengelberg, wo morgen das Fest ist. Schutz und Segen hat der Mensch alleweil zu brauchen."

„Hast eh recht", sagte der Nachbar und gieng seiner Wege.

Am selbigen Nachmittage goss die alte Krauterin mit ihrem Blechmodel Talgkerzen. Man nimmt ihrer in der Laterne mit, wenn's nächtiger Zeit zum Wandern ist. Noch suchte der Natz in der dunklen Strohkammer seinen Taschenfeitel, fand ihn aber nicht, und bald darauf, gegen Abend, trieben die Leutchen ihre zwei Kühe und die Ziegen in den Schachen, versperrten ihre Hütte und machten sich auf den weiten Wallfahrtsweg gegen Schutzengelberg.

Spät in der Nacht, als sie schweigsam den Berg hinanstiegen zur Kirche und zum Einkehrhaus, blickte der Natz zurück in die Gegend, von der sie gekommen. Hinter der Hügelkette war ein rother Schein, als gienge der Mond auf. Es war aber nicht um solche Mondeszeit, der Bursche wendete rasch sein Gesicht, stieg rüstig bergan und sagte nichts. Als sie später in der Wirtsscheune unter anderen Wallfahrern schliefen, hub die alte Krauterin auf einmal an zu schluchzen. Um die Hühner thäte es ihr so leid, sagte sie, die armen Vieher wären in ihrer Steige hinter dem Herd vergessen worden. — „Traumreden thut sie", murmelte der Alte, „Weib, du sollst in Gottesnamen schlafen."

Am nächsten Tage während des Gottesdienstes schob sich im Kirchengedränge der Schaffel-Franz, ein Zimmermann, zum alten Krauter hin und flüsterte ihm die Frage ins Ohr: „Bist du gestern schon hergegangen?"

Der Krauter nickte mit dem Kopf, ohne sich weiters in seiner Andacht stören zu lassen.

„Wirst einmal schauen, wenn du heimkommst!" sagte der Schaffel-Franz, „wenn du einen Zimmermann solltest brauchen, ich bin jetzt zu haben."

Der andere betete ruhig weiter.

Nachmittags auf dem Heimweg giengen die Krauter-Leute mit mehreren anderen. Bei einem Wirtshause wollte der Natz einkehren, doch seine Mutter sagte, sie müsse nachhause eilen, die Ziegen zu füttern. Als sie

Haus versichert habe? wie hoch? unter welchen Bedingungen? Musste hernach angeben, wie er mit seiner Familie am betreffenden Tage das Haus verlassen habe, was ihnen unterwegs begegnet sei und allerhand so Dinge, die eigentlich gar nicht zur Sache zu gehören schienen. Endlich zündete man an einem Crucifix zwei Lichter an und er musste schwören, dass seine Aussage sich der Wahrheit gemäß verhalte, und dass er sein Haus nicht angezündet habe.

Der Krauter legte ganz ruhig darauf den Eid ab — Als das geschehen war, wurde er zu seiner großen Überraschung in den Arrest geführt.

Am Nachmittage wurde die alte Krauterin verhört. Sie konnte mit ihrem Manne seit seinem Verhöre sich nicht verständigt haben, sagte aber ähnlich aus, wie er. Und auch sie schwur, das Haus nicht angezündet zu haben.

„Habt Ihr auch keinerlei Anlass dazu gegeben?“ fragte der Richter angesichts des Crucifixes.

Da stotterte sie. — Anlass? Wie so das gemeint sei?

„Etwa eine Verabredung?“

„Mein Gott“, antwortete sie, „freilich spricht man bisweilen von Feuersgefahr, wenn man unter einem Strohdach wohnt!“

„Da ihr ziemlich hoch versichert waret, konnte euch bei dem schlechten Zustande des Gebäudes der Brand nur zum Vortheile sein“, bemerkte der Richter.

„Lieber Gott, das leugne ich auch gar nit. Wir haben öfter gesagt: Wenn einmal ein Unglück sollt' sein, wenigstens kunnten wir uns was Neues bauen. Für was zahlt man denn in die Versicherung, wenn man nachher nit einmal das sollt' denken und sagen dürfen!“

„Könnt ihr es beschwören“, sagte der Richter, „dass weder bei Euch, noch bei Euerem Manne, noch bei euerem Sohne jemals die Absicht war, in Euerem Hause Feuer zu legen, oder bei einem zufälligen Brande das Feuer zu begünstigen, zu schüren, oder es wenigstens ohne Löschungsversuch brennen zu lassen?“

„So weit hab' ich nie nachgedacht“, antwortete das kluge Weib, „und was die anderen denken, das weiß ich nit.“

„Gut“, sagte der Richter, „einstweilen sind wir fertig.“

Sie wurde in Gewahrsam gebracht.

IV.

Der Natz war noch nicht damit fertig, die unter den Kornschöbern verborgenen Gegenstände im Schachen unter Moos und Heidekraut zu verstecken, als ein des Weges kommender Schulknabe die Nachricht brachte, sein Vater und seine Mutter seien eingesperrt, weil sie das Häusel angezündet hätten.

„So steht's?“ sagte der Bursche laut zu sich selbst. „Meine Eltern, das ist zu dumm! Meiner Seel'!“

Er warf noch einige Arm voll Moos auf die Garnsträhne und Schmalztöpfe und machte sich dann auf den Weg in den Marktflecken.

Die werden mich nicht haben verrathen wollen, dachte er unterwegs. Werden auch nichts Rechtes wissen. Ist recht, so werde ich alles erzählen, wie es gewesen ist. Was kann mir denn geschehen? Wegen Unachtsamkeit ein paar Tage eingesperrt; steht wohl nit dafür, wegen so was einen falschen Eid ablegen. In ein paar Wochen ist die ganze Geschichte vorbei, wir haben das Geld und können anfangen zu bauen.

Bei Gericht trat der Bursche ziemlich vorlaut auf, wie einer, der da sei, um Ordnung zu machen.

Er begehrte, seine Eltern freizulassen, und Leute, denen das Haus niederbrennt, wegen nichts und wieder nichts einsperren, das verstehe er nicht. Was sie wüssten, das wisse er auch.

Also, wie es gewesen sei? Welches von den dreien vor der Wallfahrt das letzte im Haus gewesen?

war, trotteten sie sachten Schrittes hinaus zu einem Nachbarshof und legten sich in der Scheuer aufs Heu.

III.

Am nächsten Morgen giengen die alte Krauterin und ihr Sohn mit Eisenkrampen hinauf zur Brandstätte. Wer ihnen in den Weg kam, den bettelten sie klagend an um eine Brandsteuer; sahen sie sich allein, so waren sie guter Dinge. Warum denn nicht? Abbrennen ist zwar ein Unglück, aber wenn man dafür Geld bekommt! Ein Unglück, das gut bezahlt wird, ist immer noch zu ertragen . . .

Der alte Krauter gieng an diesem Tage hinab in den Marktflecken. Jedem erzählte er das große Unglück, welches ihn getroffen und als er vor der Assecuranz-Agentur saß, da die Amtsstunde noch nicht gekommen war, verdeckte er sein Gesicht mit den russigen Händen — er hatte sie zu Fleiß nicht gewaschen — und weinte. Die Leute blieben vor ihm stehen und sagten: „Armer Mann! Wenn er nur gut versichert war!“

Nun kam ein Mann mit farbigen Rockaufschlägen herbei, blieb stehen vor dem eingenickten alten Mann und fragte ihn: „Ihr seid ja der Krauter-Bauer?“

„Gewesen, lieber Herr, gewesen“, antwortete der Alte, „jetzt ein Bettler.“

„Mir ist es recht, dass ich nicht weit umzugehen brauche. Eine Vorladung habe ich für euch.“

„Aha, von der Versicherung.“

„Vom Gericht.“

Stutzte der Krauter. — Freilich wohl, dachte er sich dann, man muss das Feuer ja beim Gericht anzeigen. Man denkt halt nit auf alles. — Die Agenturkanzlei war ohnehin noch nicht offen, er gieng daher rasch ins Gerichtshaus.

Ein paar Herren saßen an Schreibtischen herum. Einer derselben winkte den eingetretenen Bauern zu sich, stand aber nicht auf und ließ den Ankömmling auch nicht niedersitzen.

„Ihr seid der Mathias Krauter?“

Der Angeredete glättete mit der Hand das verstörte, schüttere Haar über die Stirn herab und nickte mit dem Kopf: er wäre es.

„Ihr habt euer Haus angezündet!“ sagte der Richter.

Knickte der Alte ein wenig mit den Knien ein, that aber, als hätte er das Wort nicht verstanden.

„Hat mich halt wohl ein großes Unglück getroffen, jetzt“, sagte er. „Dieweil wir auf der Kirchfahrt sind gewesen, ist uns das Häusel niedergebrannt.“

„Ihr habt es selbst angezündet“, versetzte der Richter ganz kühl und ruhig.

Der Bauer antwortete: „Eine solche Red' ist aus der Weis, Herr Richter. 's ist kein Mensch daheim gewesen. Ich, meine Alte und der Sohn, der Natz, sind auf den Schutzengelberg gegangen und über Nacht ausgewesen.“

„Ja, ja, und habt vorher euere Hausthiere ins Freie getrieben, und habt auch Geräthe, Kleidungsstücke, Esvorräthe vorher aus dem Hause getragen und auf dem Felde unter Kornschöbern verborgen. Wie?“

Der Alte starrte drein.

„Ihr seid dabei gesehen worden.“

Der Alte blieb ganz ruhig und gab an, dass er der vielen Gewitter und Blitzschläge wegen etliche Sachen auf freiem Felde geborgen habe, was er auch in früheren Jahren, schon von seinem Vater her, so gehalten. Und das Vieh bleibe zur Sommerszeit nachtsüber stets im Freien, auch bei den Nachbarn sei es so. Das wäre ihm doch sein Lebtag nicht in den Sinn gekommen, dass solche Umstände einen ehrlichen Menschen könnten in Verdacht bringen.

Hierauf musste der Krauter alles haargenau erzählen, wann er sein

Die Nordpolfahrer.

Eine Erzählung von Hans Malser.

(Schluss).

Nun war aber der Geisteszustand des finsteren Mannes noch seltsamer geworden. Wie auch die Welt im Norden erschrecklich, wunderbar und berückend sich gestaltete: jene letzte Nacht in der heimatlichen Stadt schwand nicht aus dem Gedächtnisse, und sie war kein Traum. Robert fühlte es noch heute in seinem Arme, wie er damals der Gestalt im Haine das Messer mitten in die Brust gestoßen hatte. Völlig lautlos war der Getroffene zusammengestürzt. Wer nun war es gewesen? wen hatte er ermordet? — Ach, dass keine Brücke gezogen ist und kein Bote wandeln kann zwischen jener Stadt und diesen starren Gefilden! So muss im Jenseits der unerlösten Seele eines Abgeschiedenen zu Muthe sein, wie diesem Manne, der nun selbst wie ein Gespenst einherwankte, blass und abgehärmt und mit erlöschendem Auge.

Zuweilen stand Robert, wenn die Genossen ruhten, auf dem Decke des eingefrorenen Schiffes, und starrte hinaus in die Eiswüste. Zu schauerlich phantastischen Massen hatten sich die Schollen und Blöcke gethürmt. Hier dräute ein überhängender Berg, der heute noch niederbrechen konnte auf den eingeklemmten „Siegfried“, dort stand ein Riese mit gehobenem Arme, weithin ragte ein wildes Horn schief in die Nacht hinein. Dann wieder war das Krachen des berstenden Eises vernehmbar. Und über diesen Schrecknissen zog sich bisweilen ein riesiges Feuerband über den Himmel, oder es stand in stiller Ruhe das ungeheuere Glutrad des Nordlichtes wie die Fata Morgana des prophezeiten Weltbrandes.

Mit verdecktem Antlitze wankte Robert zurück in seine Kammer; nein, er vermochte es nicht, der Majestät Gottes ins Auge zu blicken. —

So gieng es immer tiefer in die nächtliche Zeit. Die Officiere des „Siegfried“ hatten Stoff über Stoff zu wissenschaftlichen Arbeiten. Keiner dachte an eine Weiterreise oder an die Rückkehr; es wäre wahrhaftig auch nicht gut gewesen, an so unmöglich Scheinendes zu denken. Was auch kommen und werden mochte, ihr Geist suchte die Gegenstände dieses Himmelsstriches, die noch kein Naturforscher bisher vor Augen gehabt, zu erfassen und zu durchdringen. Die Mannschaft aber, die nichts als Eis und Dunkelheit sah, begann an Langweile zu leiden. Das erste, was sie zur Feier des Festfrierens that, war ein Begraben in die Pelze, um nach den Kämpfen mit dem Treib- und Packeise sich einmal gründlich auszuschlafen. Aber gesunder Schlaf gibt neue Kraft, die schaffen will: und hier gab es nichts zu thun.

Müßigang ist ein böses Ding und kann auch Helden gefährlich werden. Das wusste Capitän Prachwald wohl; und im December, als die Zeit gegen Mitternacht gieng, ließ er in der Nähe des Schiffes auf einem

„Wir alle Drei. Zugesperrt hat die Mutter“, erzählte der junge Krauter.

„War da irgend ein Brandgeruch zu bemerken?“ fragte der Richter.

„Den müſste ich wahrgenommen haben, ich hab' noch meinen Taschenfeitel gesucht.“

„Wo haben Sie Ihren Taschenfeitel gesucht?“

„Im Häusel. In der Strohkammer, wo mein Bett ist.“

„Die Strohkammer ist wohl dunkel?“

„Was halt bei den Dachlucken hereinscheint.“

„War Ihnen das hell genug, um den Feitel zu suchen?“

„Ich habe eine Kerze angezündet.“

„Und mit der brennenden Kerze sind Sie in die Strohkammer gegangen?“

„Das kommt oft vor.“

„Haben Sie Ihren Gegenstand gefunden?“

„Nein. An der Hausthür hat die Mutter geschrien, 's wär die höchste Zeit zum Fortgehen.“

„Wie haben Sie die Kerze gehalten?“

„Ich hab' sie hingestellt.“

„Wo hingestellt?“

„Auf den Schaub.“

„Und natürlich ausgelöscht, als Sie fortgiengen.“

„Es kann schon sein. Ich weiß das nit genau, die Mutter ist schon stark ungeduldig gewesen.“

„Also haben Sie das Licht in der Strohkammer brennen gelassen? Wie?“

„Das weiß ich jetzt nit mehr.“

„Ist es Ihnen später nicht eingefallen, als Sie gehört, das Haus sei niedergebrannt?“

„Ja, da hab' ich gedacht: Wirst doch nit die dumme Kerze brennen gelassen haben!“

„Haben Sie sich gedacht!“

„Ich bin oft so zerstreut. Weil ich mich als kleines Kind den Kopf einmal so viel angeschlagen haben soll. Auch Kopfweh hab' ich am selbigen Tage so viel gehabt.“

„Es ist schon gut,“ sagte der Richter, indem er emsig etwas auf das Papier schrieb.

Der Natz stand da und dachte bei sich: Das hast doch einmal gut gemacht. Hast es eingestanden und können dir nichts machen. So Umständlichkeiten da, bei jedem Kletzen. Meiner Seel'!“

Der Bezirksrichter klingelte. Der Diener trat ein.

„Rufen Sie die Gendarmen. Dieser Mann wird sofort dem Landesgerichte eingeliefert!“

Da fuhr er einmal in die Höhe, der Ignaz Krauter. „Wieso, Landesgericht?“ rief er. „Das ist ja das Verbrechergericht! Bin denn ich ein Verbrecher, weil ich aus Unachtsamkeit meine eigene Hütten angebrannt hab'? Wen geht's denn was an, wenn ich meine Hütten niederheiz'? — Die Versicherungs-Gesellschaft? Die ist ja dafür da. — Für was zahlen wir denn ein?“

So lange raisonnierte er in seiner Bauernlogik, bis die Gendarmen ihn davonführten.

Bei dem Landesgerichte gestand er es ohne viel Umstände ein, daſs er mit Absicht die brennende Kerze in den Strohschaub gesteckt hatte, damit sie einige Stunden später, wenn die drei Bewohner schon auf weiten Wegen, das Stroh erfassen sollte. — An demselben Tage wurden die alten Krauter-Leute freigelassen; Natz aber erhielt sechs Jahre Kerker. — Die Versicherungssumme, wegen welcher alles geschehen, war verfallen.

Und die Krauter-Familie, welche früher in der kleinen Hütte arbeitsam und ruhig dahingelebt, bestand jetzt aus zwei alten Bettelleuten und einem jungen Arrestanten.

Auf der Brandstätte des Krauter-Häusels wuchsen Nesseln und Disteln.

Rubinen und Diamanten. Und siehe, auch auf den Eisgründen lag der Widerschein, und das glühte auf dem blassen Gefilde, wie tausend sprossende Blümlein.

Waldemar stieß vor Entzücken einen Schrei aus; „Litta!" rief er, „ach, könntest du jetzt bei mir sein!"

Doch, da kam die Wehmuth wieder. — Sie ist im Festsaal, ist von Pracht und Schmeichlern vielleicht umgeben; sie denkt nicht an dich . . .

Ein kecker Ruf vom Eishause her weckte ihn aus seinem Sinnen: „Der schöne Waldemar-Grillenfänger! er soll kommen um sein Christgeschenk!"

Waldemar trat in das Haus. Vor dem noch strahlenden Weihnachtsbaum auf dem Krystalltische lag ein Degen mit silbernem Griffe und mit einer weißseidenen Schärpe; auf der Schärpe standen im gothischen Goldbuchstaben die Worte: „Dem ritterlichen Norden Waldemar." Auf der anderen Seite des Bandes, mit rothen Fäden gestickt: „Von seiner Litta."

Wie neuer Nordlichtschein stieg es jetzt auf über das Antlitz des jungen Mannes, und in seiner Brust war eine Wärme, als gäbe es gar keine Eisregion auf der ganzen Welt.

Da bemerkte Waldemar auch den beiliegenden Brief mit schwarzem Rand und schwarzem Siegel.

„Mein lieber Freund!" schrieb die Tochter des Kaufherrn, „Wo Dich meine Zeilen, die ich einen Tag nach Deiner Abreise mit zitternder Hand niederschreibe, auch finden und begrüßen mögen, wenn Weihnacht ist, nimm freundlich das Andenken von mir, und lasse Dich ein wenig damit erfreuen. Die Sendung geht bereits ab und ich vermag kaum zu schreiben. Dieser Brief erst soll Dir sagen, was heute Nacht hier geschehen ist. Mein Bruder Oskar ist im Garten ermordet worden. Alles Nähere ist noch im Dunkeln. O, mein Waldemar, der Himmel schütze Dich! kehre bald und glücklich zurück zu deiner armen, verlassenen Litta."

Hatte der junge Mann den Brief laut vor sich hingelesen oder hatte ihm ein unberufenes Auge über die Achsel in das Blatt gesehen? Ein plötzliches Wimmern wurde hinter ihm laut. Robert saß auf dem kalten Boden und rief mit gerungenen Händen: „Herrgott, ihr Bruder ist es gewesen!"

„Ihr einziger Bruder!" stöhnte er wiederholt.

Endlich in das Schiff zurückgekehrt, hat Robert Wackar den Capitän und Waldemar zu sich an sein Lager rufen lassen, hat alles gestanden.

Offen und ohne Hinterhalt hat er erzählt, was der Leser dieser Geschichte bereits weiß, und als er damit zu Ende war, sagte er: „Jetzt ist mir leicht geworden. Ich hoffe, dass ihn Gott in Gnaden aufgenommen hat; mir hat es ja auch das Leben gekostet. Das nordische Eis hat meine Liebe und meinen Hass und meinen Jähzorn gekühlt. Ich verdiene nicht, dass ich noch einmal zurückkehre, ich fühle es wohl, ich bleibe hier. Nur eins wollte ich mir noch erbitten vor meinem Ende."

Der Kranke schwieg und in seiner Brust wogten die Stöße des Schmerzes.

„Armer Kamerad", versetzte der Capitän, „dein Wunsch, so er in unserer Macht steht, soll erfüllt sein."

Robert langte nach Waldemars Hand und sagte leise:

„Wenn du mir verzeihen könntest! 's ist wohl lange her, dass wir Freunde gewesen; das Geschick hat uns entzweit und doch immer wieder zusammengeführt. Waldemar, wenn du in der letzten Stunde wieder mein Freund sein könntest!"

„Ich habe dich nie gehasst, Robert", entgegnete Waldemar mit feuchtem Auge.

„So kehre heim in unsere liebe Stadt und beschütze Litta!"

Der Arzt trat dazwischen und verordnete dem Kranken strenge Ruhe.

flachen Felde aus Eis einen Bau aufführen. Da wurde nun bei Fackelschein lustig gestemmt und gesägt und gemeißelt, und als das Weihnachtsfest nahte, stand ein kleiner Palast mitten in der starrenden Wildnis, und wenn eben nicht schwere Nebel lagen über den Gefilden, so spiegelte sich Nordlichtschein und Sternenglanz in den Wänden des neuen Hauses.

Nun wurden einige Geräthe in den neuen Bau gestellt, aus Holzspreizen und farbigem Papier wurde ein Weihnachtsbaum geschaffen und mitten im Eispalaste aufgepflanzt.

So kam das liebe Christfest, zu welchem vom Oriente bis zum Occidente die Glöcklein läuten. Zur nächtlichen Stund' ein Freudenruf schallt durch die Welt, und die Lichter und die Augen strahlen wie ein Diamantengürtel um den Erdball.

Am Pole, im ewigen Ächzen und Krachen des berstenden Eises klingt kein Glöcklein. Aber wohin das Menschenherz mit seiner Liebe vermag zu dringen, da wärmt und leuchtet auch die Flamme.

Zur Stunde, in welcher das liebe Fest der Weihnacht in allen christlichen Ländern gefeiert wird, waren auch unsere Recken hoch oben im Norden versammelt in dem Hause, aus Eis gebaut, und mitten unter ihnen strahlte still die Lichterkrone des Weihnachtsbaumes. Wie funkelte das ringsum in den glatten grauen Tafeln, und in den Augen der bärtigen Männer!

„Ja, Kameraden!“ rief der Capitän plötzlich, „sie denken unser daheim; sie senden uns Christgaben.“ Und eine Kiste wurde vorgeschoben, die der Hauptmann öffnete, und aus der er unter dem hellen Jubel der Männer, die heute wieder Kinder geworden, anhub, kleine Geschenke zu vertheilen. Es waren niedliche und sinnige Dinge, besonders aber viel Feuerzeug und Tabak; und die Gegenstände kamen wahrhaft von den Angehörigen daheim. Jeder las mit Begierde und wiederholt das beiliegende Briefchen an sich, nicht achtend, dass selbes schon in den Tagen geschrieben worden, als der „Siegfried“ noch im Hafen der heimatlichen Stadt lag, oder eben erst vom Stapel gegangen war. Denn die für das Weihnachtsfest bestimmte Kiste war den Nordfahrern durch jenen englischen Schnelldampfer nachgeschickt worden.

Die Freude im Eishause war unbeschreiblich. Nur der kranke Schlosser stand einsam und vergessen da; für diesen fand sich keine Gabe vor.

Aber auch Waldemar hatte an der geselligen Freude nicht theilgenommen. Ihn verlangte es, zu dieser Stunde allein zu sein. Dicht in seine Pelze gehüllt, stand er auf einer Schneewarte und hatte sein Antlitz gegen Süden gerichtet. Ein reicher, unsäglich reiner Sternenhimmel hatte sich gebaut, und die Gestirne schienen immer tiefer und tiefer niederzusinken, und manche prangten in blauen und röthlichen Farben.

Fast im Zenith leuchtete lebendig und hell wie eine kleine Sonne der Polarstern. Ein weißer, völlig freundlicher Schein lag auf der Eiswüste, der aber mit einemmal anhub, sich ein wenig zu röthen. Es hatte sich die Temperatur gebrochen, sie war plötzlich gestiegen, und so sah Waldemar jetzt eine über alle Beschreibung herrliche Erscheinung. Da war es jählings, als ob rings um den weiten Gesichtskreis mattröthliche Flammen emporzuckten. Sie hoben und senkten sich, stiegen im ganzen aber immer höher herauf und leckten immer weiter in die Himmelskuppel hinein. Ein Stern um den anderen wurde von den Flammenzungen ergriffen und nun strahlten sie durch den Rosenschleier in verschiedenen Farben. Endlich stand, vom Horizonte abgehoben, die ungeheuere Feuerkrone am Himmel, und die Gestirne schimmerten in dieser Krone wie Smaragden,

zu diesem Zwecke mitgenommen hatten, wurden vor Kälte und Wassermangel krank und mussten erschossen werden. Das Rennthier, auf das sie gehofft, war nirgends zu finden. Jedoch entdeckten sie Spuren von Hasen und Füchsen, und die Felsen waren voll kreischender Vögel, welche die noch nie gesehenen Menschengäste ununterbrochen begleiteten.

Es waren Schluchten und Thäler mit Sand und Gestein; das vereinzelte Eis war dünn und dunkelgrünlich. Die Berge waren steil, kegelförmig, säulenartig, oder hatten wildzerrissene Gestalten. In ihren Mulden lagen Gletscher. Nur wenige Moose und Flechten kamen vor, sonst war von Pflanzen nirgens eine Spur. Diese Gegenden hatten, auch wo sie nicht mit Schnee bedeckt waren, stets einen weißen schimmernden Hauch, und die sehr verkümmerten, ewig blütenlosen Pflanzen waren stets mit Reif überzogen.

Eines Tages sahen die Männer einen Gletscher, der über eine Landzunge bis in das offene Meer hinabgieng, sich mit einem wuchtigen Geknalle loslösen und niederstürzen, dass die Wässer viele Klafter hoch gischteten. Dann glitt der Eisberg mit all seinen Hörnern und Riffen schwankend hinaus auf die hohe See.

Trostlos waren die Schlittenreisen; auch war Gefahr vorhanden, den Rückweg zum Schiffe nicht mehr zu finden; denn der Himmel war zumeist mit Nebel bedeckt und der Compass hatte hier seine Bedeutung vollends verloren. Die Magnetnadel hüpfte ziellos hin und her wie ein geängstigtes Hündlein, das die Spur seines Herrn verloren . . .

Doch bestieg Hauptmann Prachwald noch ein nordwestliches Cap, um von demselben aus in ein wildes Meer von treibendem, wogendem Eise zu schauen, und um sich endlich zu überzeugen, dass hier ein Weiterdringen gegen den Pol platterdings unmöglich sei.

Noch pflanzte der wackere Mann auf diesem nördlichsten Cap, das im zweiundachtzigsten Breitengrade lag, die Fahne der lieben fernen Vaterstadt auf. Dann meißelte er in die graue Doleritwand, die gegen Norden stand, folgende Worte ein:

„Heut noch ist der Weg verschlossen,
Und das Heiligthum umgossen
Mit des Eises ehernem Wall.
Wahrlich doch, die Berge wälzen
Und des Nordpols Rinde schmelzen
Wird dereinst das Ideal!"

Dann stieg der Hauptmann nieder und trat den Rückweg an. —

Als er nach mehreren Tagen mit seinem Schlitten zurück kam an den Rand des Landes, wo über dem Meere wieder die festgewachsenen Eisberge begannen, da begegneten ihm Waldemar und noch einige Männer, die den Sarg mit dem Todten trugen. Waldemar war eben schon früher zum „Siegfried" zurückgekehrt, und wieder die Todtenkapelle vor Augen, hatte er sich erinnert an den letzten Wunsch Roberts, unter einer handvoll Erde ruhen zu können. Das war Heimweh nach der lieben Mutter!

So ließ denn Waldemar, eine zweite mühe- und gefahrvolle Reise über das Eis nicht achtend, dem neuentdeckten Lande seinen ersten Einwohner zutragen.

Am Fuße eines schroffen, pyramidalförmigen Felsens grub er dem Manne, der ihm einst das Messer in die Brust vermeint, ein sechs Schuh tiefes Grab. In dasselbe senkten sie den Sarg, der aus des Todten Bettstatt gezimmert war, nieder. Dann sagte Waldemar die Worte des Johannes: „Gott der Herr wird über ihm leuchten und sein Wächter sein bis in die ewigen Ewigkeiten!"

Und als das Grab geschlossen war, verließen sie die Stätte und zogen durch die Eiswüsteneien ihrem Schiffe zu.

* * *

Der Athem war kurz und stockend; Zeichen stellten sich ein, dass der Process in der Brust durch das herbe Klima und vielmehr noch durch die gewaltigen Gemüthsbewegungen einen raschen Verlauf nehmen würde.

Das Weihnachtsfest war vorbei. Eine plötzlich eingetretene Eispressung, welche auch den „Siegfried" von neuem gefährdete, hatte den krystallenen Weihnachtspalast wieder zerstört. Gewaltige Massen hatten sich darüber hingeschoben und zu Bergen aufgethürmt, an denen manchmal ein schwerfälliger Eisbär sichtbar wurde, der mit vielem Erstaunen auf das Schiffwerk und seine seltsamen Bewohner niederlugte. Wer hätte auch diesen zottigen Geschöpfen gelehrt, vor den zweibeinigen Fremden zu fliehen? Sie flohen nicht; erst der Blitz und der Knall erschreckte sie, aber da stürzten sie auch schon von den Eiswänden nieder.

Für den armen Robert waren es böse Stunden; allein Waldemar blieb stets an seinem Lager. Einmal aber, während Waldemar auf kurze Zeit das Gemach verlassen hatte, bat der Kranke den Wärter um ein Stück Papier und Feder. Nachdem er mit Mühe einige Worte geschrieben hatte, barg er das Blatt unter sein Pelzkissen, und als Waldemar wiederkehrte, machte der Kranke ein vergnügtes Gesicht.

Wenige Stunden später aber war es, als Robert sagte: „Euch alle führe Gott in das Vaterland zurück! Der Verbrecher sei ausgeschlossen von der Gemeinschaft, er soll im Eise verbannt sein. — Nur das Tageslicht möchte ich gerne noch einmal sehen. Und unter einer handvoll Erde möchte ich ruhen."

Der eine Wunsch des Armen wurde nicht erfüllt; zu Anfang des Monates Februar, ehe es noch zu tagen begann, drückte ihm Waldemar die Augen zu. Eine Kapelle aus Eisquadern wurde gebaut und darin der Todte aufgebahrt.

Noch in demselben Monate begann es zu tagen. Im Süden tauchte, anfangs in Zwischenräumen von vierundzwanzig oder wenigeren Stunden das blasse Licht auf, das von Tag zu Tag lebhafter wurde und länger anhielt, bis zum Beginne des März unter einem unbeschreiblichen Jubel der Mannschaft die rothe Scheibe der Sonne auftauchte.

Nun war es Zeit für unsere Norden, sich aufzuraffen. Nur wenige blieben beim Schiffe zurück, die anderen zogen auf Schlitten über die nun goldig rothen Eisgefilde hin in nördlicher Richtung. Sie wandelten nicht auf dem Lande, aber von einem Gewässer keine Spur, alles erstarrt. Doch sahen sie manch außerordentliche Herrlichkeit. In wunderlichsten Gebilden starrte das Eis; Zacken ragten auf, Zacken hiengen nieder; Säulen und Statuen, wundersam durchbrochene Tempel, tiefe Höhlen, schauerliche Überhänge. Und in allem das ewige Schrillen und Bersten, und in allem das lebendige Farbenspiel des Lichtes, zuckend und zitternd in den Krystallen. Manchmal schwirrte vor den Wanderern eine Schar Eisvögel auf; mitunter lugte auch der neugierige Kopf eines Robben aus einer Kluft. Zuweilen hatten die Männer ungeheuere Tiefen, Wacken genannt, zu umgehen, aus deren finsteren Gründen das glanzlose Auge des Wassers starrte.

Als die Reisenden manchen kurzen Tag über den wüsten schründigen Boden des Eises hingefahren waren, und nachdem sie manche lange Nacht aneinandergeklammert in gemeinsamen Pelzen auf ihren Schlitten geruht hatten, sahen sie endlich graue Felsmassen, und unter dem Schnee knisterte Sand — Erde!

Sie hatten Land entdeckt.

Mit neuem Muthe gieng's zu Lande nun nach neuen Fahrten. Selbst mussten die Männer ihre Schlitten ziehen. Die Hunde, die sie

Freilich gieng's nun dem Süden zu, aber in welcher Weise? Sie mussten sich durch Engen und Schründe winden, mussten durch Schneemassen kriechen, Thäler und Mulden durchziehen, wo viele selbst zuweilen mitsammt den Schlitten einbrachen. Auf allen Vieren mussten sie sich fortbewegen, und im Schnee mussten die Schlitten getragen werden. Streckenweise wurde dieser Weg des Gepäckes wegen dreimal und auch fünfmal gemacht. Kaum eine Seemeile konnte täglich zurückgelegt werden.

Endlich hub das Eis an, mit Wasser abzuwechseln, wo die Schlittenbote zu ihrer beiderseitigen Geltung kamen. Nun aber begann erst die Gefahr. Die Eismassen glitten hin und her und drückten und pressten. Dann auch schoben sie sich in- und übereinander und bauten sich zu hohen Mauern, die wieder einstürzten. Bei einem solchen Einsturze war eines der Boote mit Lebensmitteln zugrunde gegangen.

Ein Theil der Mannschaft wollte zum „Siegfried" zurückkehren, auf dass er im Frieden eines Menschenbaues sterben könne. Allein der größere Theil beschloss, den Kampf bis auf den letzten Athemzug auszuringen; nur eines fehlte den meisten schon — der Tabak. Und dieser Mangel raubte manchem auch den Humor. Ein paar Burschen jedoch waren dabei, die sangen fortweg kecklustige Lieder und pfiffen mit zugespitzten Lippen, wie es andere machen daheim beim Fischfang im Teiche.

Freilich genossen diese Männer den Vorzug, nicht auf Erden geboren zu sein. Auf hoher See hatten sie vielleicht das Licht der Welt erblickt; der Tummelplatz der Kindheit war das Schiff gewesen, ihre Heimat das Meer.

Waldemar, stets einer der Ersten, Thätigsten und auch Anschicksamsten der Mannschaft, war weder übermüthig noch muthlos. Vor allem suchte er seinen Degen zu wahren; und der Capitän sagte einmal launig zu ihm: „Just von diesem Degen hoffe ich alles; er ist der Preis einer treuen Liebe. Er ist unser Talisman."

Indes wurde die Lage immer trostloser. Ein heftiger Luftstrom machte die Gewässer wogen; das Schieben und Pressen des Eises wurde noch stärker, und das Anstemmen und Abstoßen mit Stangen war dagegen erfolglos. Tag und Nacht lag die Mannschaft in Streit mit den Elementen; dabei litt sie außerordentlich an Frost und bald auch an Ermüdung.

Am siebzehnten Tage, nachdem sie den „Siegfried" verlassen, war in den Pressungen das zweite der drei Schlittenbote zugrunde gegangen. Der Capitän selbst kam dabei in die höchste Lebensgefahr und musste unter Eismassen hervorgezogen werden. Waldemar war es, der, auf die Weihe seines Degens vertrauend, sich mitten in die treibenden Schollen gestürzt hatte, um aus dem zerdrückten und untergehenden Bote auch noch die wissenschaftlichen Aufzeichnungen der Expedition zu retten.

Und nun standen sie mit ihrem einzigen Bote auf einer ungeheueren Eisscholle. Nun war nichts mehr zu thun, nun musste es dem Zufalle überlassen werden, wie viele Stunden lang er ihr Leben noch schonen wollte.

Eine schwere Abspannung war über die Männer gekommen. Nur vor dem Erfrieren suchten sie sich noch zu schützen. Aber die Versuche, Feuer anzumachen, waren in dem nassen Elemente vergebens.

Die Officiere schlugen unter einander vor, die aufgeschriebenen Erfahrungen und Beobachtungen in ein Fässchen zu verschließen und dasselbe auf gut' Glück dem Meere preiszugeben. Denn sie wollten sich mit allem zufrieden geben, aber nur mit dem Bewusstsein sterben, dass ihr Werk der Menschheit nicht verloren bleibe.

Die nachtlosen Tage mit ihren langen Schatten zogen nun fast geruhsam dahin. Die Gelehrten der Expedition füllten die Zeit mit Forschungen und Beobachtungen aus, und fortan wuchs ihre Spannkraft und sie wünschten sich tausend Organe des Geistes, um an diesen neuen Quellen für die Wissenschaft zu schöpfen.

Die übrige Mannschaft war stets auf Eisbärenjagd und Seehundsfang, und sie häufte von solcher Beute große Vorräthe in ihren Eisscheunen auf. Pelzwerk, Nahrung und Lichtmaterial war somit im Überfluss; nur an trinkbarem Wasser litten sie harten Mangel — gleichwohl alles, was sie umgab, Wasser und nichts als Wasser war. Ist das Eis auch frei von dem Meersalze, so war doch das Lösen desselben außerordentlich schwer. Das Destillieren des Wassers, welches gleichfalls das Salz beseitigt, war wegen Mangels an Brennstoff nicht durchführbar.

Die Sonne war schon monatelang nicht mehr untergegangen. Im Laufe von vierundzwanzig Stunden zog sie einmal um den ganzen Kreis des Horizontes. Im Süden stand sie am höchsten, im Norden am tiefsten. Und als sie endlich wieder anhub, im Norden auf kurze Zeit unterzutauchen, da fragten sich unsere Recken: „Was nun?“

Die gegenwärtigen Zustände waren untersucht, das neuentdeckte Land nach Möglichkeit durchforscht. Ein Weiterhinausdringen war nicht denkbar. Das Schiff aber war aus der furchtbaren Umarmung des Eises mit menschlicher Macht nicht frei zu machen. — Was nun also?

Es wurde aber doch versucht; alle Kräfte der Dampfmaschinen ließ man spielen. Vergebens, das Schiff rührte sich nicht. Es war die letzte Zeit her noch tiefer eingesunken, und das Geschiebe presste zuweilen, dass die Wände ächzten.

Der „Siegfried“ war verloren.

Es gab nur noch ein einziges und allerletztes Mittel. Die Rückkehr über das Eismeer und über die offene See mittelst kleinerer Fahrzeuge zuversuchen.

Die leichtbeweglichen Schlittenschiffchen wurden aus dem „Siegfried“ hervorgeholt und mit Lebensmitteln für sechs Monate versehen. Der Capitän ließ die seltenen Thiere, welche in diesen Strichen erlegt worden waren, sowie Steine, Metall u. s. w. und auch die wissenschaftlichen Aufzeichnungen und Karten auf die Schlittenschiffchen bringen, und diese wurden sofort nach bestem Können instand gesetzt.

So musste denn der „Siegfried“ verlassen werden.

Ein Fest wurde noch abgehalten in dem schönen, stattlichen Schiffe, in welchem man so manche Freude und so manche Drangsal erfahren hatte. Die Reste an Speise und Trank, die nicht mitgeführt werden konnten, sollten bei einem frohsamen Mahle möglichst geschmälert werden. Aber an diesem Tage empfanden sie keinen Hang zum Essen und zum Trinken, und die Lippen blieben stumm. Das Mahl sah aus wie ein Todtenmahl. — Noch waren der gesunden Köpfe neunundzwanzig; aber eine Seereise vom neunundsiebzigsten bis zum dreiundfünfzigsten Breitengrad stand bevor — eine Seereise ohne Schiff!

An einem Sonntagsmorgen, als die rothe Sonnenscheibe im Norden auftauchte und langsam an der zackigen Schneide des Horizontes dem Osten zuwallte, brach die Mannschaft auf und verließ den „Siegfried“. Mit unsäglichen Beschwerden brachten sie die drei Schlittenschiffchen auf dem Eisgeschütte weiter. Unzähligemale blickten sie zurück auf das liebe treue Haus, das mitten im ewigen Eise einsam liegen blieb und mit seinen hohen Masten noch tagelang die mühsam Davonziehenden grüßte.

— — — — — — — —

wurden ausgeschrieben für die Wiederbringer der kleinen Heldenschar.

Litta trug seit dieser Kunde ihr Antlitz mit einem grauen Schleier verhüllt; und eines Tages, als sie weinend an der Brust ihres Vaters lag, entdeckte dieser graue Fäden in ihrem Haar.

„Das ist Eis, mein Kind!“ sagte der Kaufmann.

„Das ist ein Gruß von ihm!“ rief das Mädchen, und mit ihren großen Augen aufblickend: „Vielleicht ist er doch nicht verloren!“

Es vergiengen Tage und es vergieng manche Woche. Kein Schiffer brachte Kunde; man gab die Nordpolfahrer für verloren.

Da war es am dreiundzwanzigsten Tage des Octobers, dass zur mitternächtigen Stunde auf dem Kupferdrahte die Botschaft geflogen kam: „Wir sind gerettet und in wenigen Tagen daheim. Prachwald.“ Aufgegeben in der norwegischen Stadt Bodoe.

Unbeschreiblich ist die freudige Aufregung, welche diese Nachricht in der großen Hafenstadt entzündete. Schon am ersten Tage eilten Menschenscharen dem Hafen zu, um die Heimkehrenden zu begrüßen. Alles war auf und allerseits wurden großartige Empfangsfeierlichkeiten vorbereitet.

Kaufmann Grüneberg zeichnete zu den Festlichkeiten eine Summe von vielen tausend Thalern. Seine Tochter Litta hatte den Schleier von sich geworfen und band Kränze, und stickte goldene Worte auf Seidengrund.

Indes war vollauf Zeit zu den Vorbereitungen. Tage um Tage vergiengen. Die Thurmwächter wurden bestürmt, die Sicht der Heimkehrenden zu verkünden. Von jedem Dampfer, der aus nördlicher Richtung kommend einlief, wurden die Nordpolfahrer verlangt.

* * *

Zwar hatte Hauptmann Prachwald durch sein lakonisches Telegramm jede Entgegenfahrt vereitelt, der Leser dieser Geschichte jedoch, der den Wackeren in Noth und Drang Genosse gewesen, hat wohl das Recht, auch an ihrer glücklichen Rettung und Heimkehr Antheil zu nehmen.

Wir müssen es uns gleichwohl beschämt gestehen: wir haben sie in der größten Noth verlassen. Aber zur selben Bedrängnis war ihnen Gott am nächsten.

Nachdem die Mannschaft des „Siegfried“ viele Tage lang in den Eiswüsten herumgetrieben worden, ward die Richtung der treibenden Scholle plötzlich eine solche, dass die Magnetnadel nach rückwärts zeigte. Eine lebendige Prise aus Norden wehte, und rasch glitt das seltsame Schiff dahin. Das Treibeis lichtete sich mehr und mehr und der dunkle Grund der hohen See wurde immer freier. Freilich verkleinerte sich in demselben Maße auch die Scholle, welche unsere Recken trug, und Stück um Stück fiel ab in dem wärmer werdenden Klima. — Ehevor sie noch in das Bereich der Menschen gekommen, wird der Boden unter ihren Füßen geschwunden sein . . .

Diesen bald eintretenden Fall wohl voraussehend, beeilten sie sich, das einzige Boot, welches sie noch hatten, zurecht zu machen, und demselben zuzumuthen, die neunundzwanzig Mann etwa an die Küste von Lappland oder Finnmarken hinzutragen. Nur das Allernothwendigste und Nahrung auf kaum zehn Tage konnte behalten, alles Übrige sollte über Bord geworfen werden.

Und endlich war die treue Eisscholle so sehr zernagt und zerfressen und zersprungen, dass sie hin und her kippte und keinen Halt mehr gab. Da rutschte das überfüllte Boot in die weiche Welle hinab. Tief sank es ein und die Schiffer warfen alles

Capitän Prachwald jedoch wollte das kostbare Fäßchen bis auf den letzten Augenblick bei sich bewahren.

Die Eisströmung und in dieser auch die Scholle mit unseren Tapferen wurde von einem anhaltenden Winde rasch weiter getrieben. Die Magnetnadel war wieder ein wenig beruhigter und beständiger geworden, jedoch stand sie nicht gegen den Lauf der Strömung. Die Scholle trieb nicht südlich, sondern dem Nord-Osten zu. Es gieng wieder in die grausige Nacht und tiefer in den ewigen Winter hinein.

„Wohlan!" rief der Capitän, „jetzt endlich geht es flott dem Nordpol zu! Er selbst hat uns zum Empfang das Krystallschiff gesendet!"

Der Pelze waren genug vorhanden. So kauerten sich alle in das einzige Boot, genossen nach Thunlichkeit von den fetten Speisen und deckten sich zu. Nebel, nur von Nordlichtschein durchdrungen, verhüllte den Sternenhimmel. Die Schiffer, nun auch bereits der meisten Orientierungs-Instrumente entbehrend, wussten nicht mehr, wo und wie sie trieben. — Verloren irrten sie in den ungeheueren Weiten der Polargewässer.

In dem krachenden, sturmumbrausten Eise, wer hat ihr „Ora pro nobis!" gehört? —

* * *

Die deutsche Hafenstadt lag von einer üppigen, herbstlich prangenden Landschaft umgeben im Segen des Friedens und der Arbeit da. Alles gieng seinen geregelten Lauf. Hundert und hundert Schiffe zogen aus und liefen ein, und über das Meer wehten lebendige aber milde Lüfte, wie sie den Seefahrern so fördersam sind.

Seit dem Abzuge der Nordpolfahrer waren über sechzehn Monate verflossen. Man hatte in dieser Zeit doch irgend eine, etwa durch nordliche Fischer vermittelte Nachricht von der Expedition erwartet. Allein, kein Lebenszeichen; seitdem der „Siegfried" die Cape Norwegens passiert hatte, blieb er verschollen.

Im Hause des Kaufmannes Grüneberg war es recht öde. Grüneberg war seit dem plötzlichen Tode seines einzigen Sohnes alt und grau geworden. Der Mörder, sowie die Ursache des Mordes war bisher vollständig unbekannt geblieben. Oskar war Spieler gewesen und da dachten manche an Selbstmord. Der Dolch stak dem Todten mitten in der Brust. Andere wieder gab es, die wollten das Verbrechen zu Robert Wackar in Beziehung bringen. Und thatsächlich, der schwarze finstere Besitzer des Landhauses auf der Birkenhöhe war und blieb seit dem blutigen Ereignisse verschwunden.

Litta hatte ein blasses abgehärmtes Gesicht und trug schwarze Kleider. Stundenlang saß sie einsam und verloren auf dem hohen Söller des Gartenhauses und blickte hinaus in das weite Meer. Schiffe aller Farben und Größen kamen gezogen. Den „Siegfried" hätte sie aus weitester Ferne sogleich erkannt.

Im Laufe dieses zweiten Herbstes kam eines Tages ein Telegramm aus dem hohen Norden:

„An den Magistrat von L . . . Die See hat hier eine Korkkapsel an das Ufer geschwemmt. Der Inhalt derselben ist ein Brief mit folgenden Worten: Im zweiundachtzigsten Breitengrad Land entdeckt; unser Schiff verloren; auf einer Eisscholle verschlagen worden. Hauptmann Prachwald." Aufgabsort des Telegrammes: „Hammerfest."

Diese kurze Nachricht entfachte einen Seelensturm in der Hafenstadt, ja im ganzen Lande. Zur raschen Ausrüstung von neuen Expeditionen wurde geschritten, um die Mannschaft des „Siegfried" aufzusuchen. Allen Seemächten der Erde wurde der Verlust bekannt gegeben und Prämien

Still und ohne Prunk wollten die wackeren Männer in ihre Heimatstadt einziehen, aber ein geschwätziger Bootsmann hatte es doch verstanden, von Dänemark aus der deutschen Hafenstadt zuzuraunen: heute kommen sie!

Gerade um Mitternacht war's, als der nordische Dampfer in den Hafen einlief. Ein ungeheuerer Lichterkranz glühte und loderte in allen Farben. Fackelzüge wogten über die Dämme, auf den Thürmen läuteten Glocken, auf den Anhöhen knallten Freudensalven; Trommelwirbel und Musik schmetterten an allen Enden.

Ehe das Schiff noch ankerte, wurde es von mehreren Seiten bestürmt und erklettert; es war ein erschütternder Augenblick, als die Menge hinstürzte und die heimkehrenden Nordlandsrecken umarmte. Auf den Händen wurden sie an das Ufer getragen, mit Bändern wurde ihr rauhes Pelzwerk geziert, mit Lorbeern wurden ihre struppigen Häupter bekränzt. Durch Triumphbögen wurden sie geführt, und in einem herrlichen goldschimmernden Saal voll schwerer Pracht und üppiger Bequemlichkeit stand ihr Abendmahl bereit.

Die Ersten des Reiches saßen an der prunkenden Tafel, und obenan die aus den nordischen Regionen heimgekehrten Söhne des Landes.

Seltsam stachen die rauhen, herben, völlig abgezehrten Gestalten in der nordländischen Kleidung ab von den vollen und stets lächelnden Gesichtern der schwarzbefrackten Gastgeber.

Mitten in der Jubelstimmung erhob sich Hauptmann Prachwald und, das schäumende Glas in der Hand sagte er:

„Zweier Freunde sei zu dieser Stunde nicht vergessen. Im hohen Norden, sturmumbraust und eisumgürtet, steht verlassen unser „Siegfried". Welchem Geschicke das treue Haus auch verfallen wird, ihm ein Gedenken unser lebelang! — Und ein Gedenken auch unserem Todten, dem wir im mitternächtigen Lande dort ein neues Grab gegraben. Einsam schläft er nun am Pole, wo als ewige Gloriole ihn der Nordlichtschein umstrahlt!"

Wie Todtenglockenklingen war es, als die Gesellschaft nun wortlos sich erhob, und die Gläser aneinander schrillten.

Ehe zur Morgenstunde die Tafel noch zu Ende, und den Heimgekehrten in Palästen ihre Schlafkammern angewiesen wurden, kam ein eleganter Wagen angefahren, um Waldemar zu holen. Die Thore des Hauses Grüneberg, und die Arme des Kaufherrn thaten sich dem jungen Officiere auf, und Litta stürzte ihm mit einem lauten Schrei an die Brust.

— — — — — — —

So waren die Nordpolfahrer heimgekehrt. Die Festlichkeiten dauerten tagelang, und das Volk trieb Götzendienst mit den tapferen Recken.

Und ehe die Mannschaft des „Siegfried" sich trennte, auf dass jeder im besonderen durch das Meer des Lebens seine weiteren Fahrten ziehe — nahm sie theil an dem fröhlichen Hochzeitsfeste ihres Genossen Waldemar.

Roberts Erbe aber lehnte der junge Chef des Hauses Grüneberg ab. Das Landhaus auf der Birkenhöhe wurde zu einem freundlichen Lazarethe für Kranke und altersschwache Matrosen geeignet.

Und als sich all die Wogen der Aufregung, Begeisterung und Freude endlich gelegt hatten, giengen die Gelehrten des „Siegfried" an ihre Arbeit, um die wichtigen Erfahrungen und Beobachtungen ihrer Nordfahrt der Welt zurechtzulegen und dieselben den Büchern der Wissenschaft beizufügen.

über Bord, was für die allernächsten Stunden nicht unbedingt nöthig war.

Aber das Boot wollte sinken und sinken.

Ein paar müssen hinab!" rief plötzlich einer aus der Mannschaft.

„Besser ein paar als alle!" rief eine andere Stimme.

„Wer hat kein Weib und Kind daheim?"

„Die ältesten von uns müssen hinab!"

„Ins Wasser, ins Wasser!" so rief es wild durcheinander — eine Revolution in der sinkenden Schale.

„Wer wagt?" donnerte die Stimme des Capitäns, „das Los entscheide!"

Neunundzwanzig gedrehte Wollenkügelchen in einer Mütze; siebenundzwanzig Stück waren weiß, zwei waren schwarz.

Das Wasser hub an über Bord zu rieseln; die Männer fuhren mit zitternden Hände in die Mütze. Ein rothbärtiger Matrose und — Waldemar zogen den Tod.

Ohne ein Wort zu sagen, schnallte Waldemar seinen Degen los und legte ihn in die Hand des Capitäns. Der Rothbärtige wollte sich sofort in das Meer stürzen. Da erscholl der Ruf: „Ein Schiff! ein Schiff in Sicht!"

Unbeschreiblicher Jubel. Alle warfen ihre Pelze und Beschuhung in die See. Das Fäßchen mit den Nachrichten schwamm hinter dem Boote her; der Capitän führte es an einer Schnur.

Die Mannschaft schrie aus Leibeskräften und schöpfte zugleich mit den Händen das Wasser aus dem Fahrzeuge und ruderte mit aller Macht.

Wenige Stunden später standen die Nordpolfahrer wohlbehalten auf dem Deck eines russischen Schooners.

Die Fahrt gieng südwestlich; am zweiten Tage nach der Rettung passierte das Schiff bereits das Nordcap und wenige Tage später lief es in Bodoe ein.

Von hier sandte Hauptmann Prachwald die Nachricht in die Heimat und stellte dem russischen Capitän mit tausend Dank die Anweisung auf das Auffindungsprämium aus, von dessen Thatsächlichkeit ihn die nun vorliegenden Zeitungsblätter unterrichteten.

Und dann fuhren die wackeren Männer auf einem norwegischen Dampfer der Heimat zu. —

Am letzten Tage der Fahrt, als die blauen Höhen der deutschen Küste bereits in Sicht waren, und zahlreiche Segler über die Wässer kreuzten, fielen sich die rauhen bärtigen Männer um den Hals und riefen: „Das ist ein glückseliger Tag!"

Hauptmann Prachwald erfasste zur selben Stunde Waldemars Hand und sagte: „Junger Freund, ehe wir nach den schweren ausgestandenen Gefahren und Drangsalen nun auseinandergehen werden, möchte ich Ihnen besonders danken für Ihre treuen und tüchtigen Dienste. Diesen Degen aus lieber Hand tragen Sie als Ritter; Sie kehren heim als ein Officier des „Siegfried". — Ferner, Kamerad, habe ich mich vor Ihnen auch noch einer Mission zu entledigen, die ich von unserem verlassenen Schiffe her mit mir trage. Unter dem Kopfkissen des verstorbenen Robert Wackar fand sich diese Schrift, durch welche er Sie zum Erben seines hinterlassenen Vermögens einsetzt. Ich theile Ihnen die Urkunde erst heute mit, weil ich Sie, so lange wir noch in Gefahren schwebten, nicht mit einem neuen Bande an das Leben ketten wollte. Nun, da wir hoffentlich bald geborgen sein werden, sei mit meinem Glückwunsche das Blatt in Ihre Hände gelegt."

Die Radschaufeln des Dampfers arbeiteten mit ununterbrochener Kraft in den Fluten, aber es gieng noch ein Tag hin, bis endlich zur späten Abendstunde der bekannte Leuchtthurm mit seinem lieben Sterne sichtbar wurde.

anders verdient. Ich war drei Jahre lang sein Lehrling.

Mein Tintenfass und meine Feder hinterlasse ich dem einzigen Menschen meiner Bekanntschaft, der von diesen Marterwerkzeugen keinen Gebrauch machen kann, dem Verleger der „Allgemeinen Damen-Zeitung." Leben und schreiben lassen, das ist sein Wahlspruch. Auch mich hat er zu meinem ersten Feuilleton verführt. So mögen ihn Feder und Tintenfass daran mahnen, was er für die deutsche Literatur gethan hat. Auch nach Friedrich dem Großen nennt man jetzt eine Epoche der deutschen Dichtkunst, trotzdem der große König kein richtiges Deutsch schreiben wollte.

Nach meinem ersten Feuilleton bin ich plötzlich berühmt geworden, vom Café Kaiserhof bis zum Café Bauer. Ich war so zufrieden mit mir, dass ich Monate verstreichen ließ, bevor ich der Welt ein neues Werk von hundert Zeilen schenkte. Mag der Zahlkellner im Kaiserhof zur Erinnerung an diese glänzende Zeit meine beiden Schlapphüte, den alten und den neuen, tragen, wenn er incognito ausgeht und sich bescheiden für einen Schriftsteller ausgibt.

Ich kann die Frauen nicht alle bedenken, welche mir durch Gunst und Gunstversprechen das müßige Leben so leicht machten. Ich habe die Namen der meisten vergessen, so lange habe ich sie nicht gesehen, so lange bin ich krank. Den wenigen, deren ich mich auch noch jetzt gerne erinnere, bitte ich meine Grüße zu senden mit kleinen Erinnerungszeichen.

Der schönen Geheimrätin S . . . (Sie kennen sie ja auch, wenn Sie es auch natürlich ableugnen) sende ich den Hermes des Praxiteles zurück. Sie hat mir die Büste einmal zum Geschenk gemacht, weil der griechische Krauskopf in ihrer Phantasie mir ähnlich sah. Ich sende ihn zurück. Ich bin todt und der steinerne Jüngling hat keine Arme. Und überhaupt! Wie er mir ähnlich sieht.

Der nicht minder schönen Bankiersfrau K . . . . bitte ich den Stoß Schreibpapier zu übergeben, den ich unterlassen habe in das Manuscript einer unsterblichen Novelle zu verwandeln. Jedesmal, wenn ich das Ende eines Gedankenfadens zu erhaschen glaubte und an die Arbeit gehen wollte, holte mich ein Brieschen dieser Dame in irgend eine unmögliche Stadtgegend, wo sie mir dann unter Küssen Vorwürfe machte über meine gottsträfliche Faulheit. Sie soll mein Schreibpapier in anmuthige Stücke schneiden und sich nicht schämen, die einfachen Blätter zu neuen Liebesbriefen zu benutzen. Vielleicht kann sie mit dem Vorrath bis zu ihrem vierzigsten Jahre aushalten.

Dem freigebigen Herrn K . . . bitte ich meinen unverwüstlichen Propfenzieher und meinen Cigarrenabschneider zu überreichen. Ich unterstützte ihn gern in der Hauptbeschäftigung seines Lebens.

Meine Wiener Kaffeemaschine soll dem ehrenwerten Collegen Räthing gehören, der Edle hat mir einmal Vorschuss verschafft, um mich anpumpen zu können.

Dem gelehrten Goethe-Forscher Gotthold widme ich meine fast ganz ungebrauchte Studierlampe. Aber er soll sie stets ohne Cylinder benützen, dieweil derselbe zerbrochen ist, und damit Gotthold erfahre, wie wenig die Flamme leuchtet, deren Rauch man nicht der Wahrnehmung entzieht. In dem Futter meiner Weste dürfte sich ein Markstück vorfinden. Frau Sagebusch soll es heraustrennen und es dem Drehorgelspieler hinunterwerfen, wenn er am Montag wiederkommt. Wenn ich noch ein Feuilleton zu schreiben hätte, so würde ich mich gewiss über den Mann lustig machen. Aber er hat allwöchentlich die Kinder auf dem Hofe zum Jubeln gebracht.

Meine Uhr habe ich leider verklopft, doch besitze ich wahrscheinlich noch den Uhrschlüssel. Er ist in gutem

Ein letzter Wille.

Von Fritz Mauthner.*)

Mein verehrter Herr Professor!

Es wird noch acht oder vierzehn Tage dauern. Nicht wahr? Sie werden weiter in treuer Liebe die drei dunklen Treppen zu mir emporklettern, werden Ihre reichsten und schönsten Kranken auf den berühmten Arzt warten lassen, um mir eine Stunde zu vertreiben, eine meiner letzten Stunden. Sie werden mir jedesmal von den Wundern sprechen, die der Mai aus Dankbarkeit für meine Frühlingslieder an mir vollbringen soll. Aber Sie verschreiben mir schon Morphium. Ich werde es nicht erleben, dass Frau Sagebusch, meine wackere Wirtin, die Fenster meiner Stube für den heilsamen Maiduft öffnen darf. Die Stube war mein Empfangssaal, mein Rauchzimmer, meine Trinklaube und mein Schlafcabinet; sie wird nun mein Sterbezimmer, weil sie nicht mein Arbeitszimmer war.

Ich danke Ihnen. Punctum. Und damit Sie sich von Ihrem Mitleid nicht sobald wieder Ihre Zeit stehlen lassen, will ich Ihnen zum Lohn für Ihre vergebliche Mühe eine Last aufbürden. Sie sollen der Vollstrecker meines letzten Willens sein. Meine Anordnungen erfahren Sie eben aus diesem Schriftstück. Eines Tages wird es Ihnen Frau Sagebusch unter Thränen ungefähr mit folgenden Worten überreichen: Er is tot, der jute Mensch. Für zwei Monat is er mich die Miethe schuldig jeblieben. Es is nur ein Jlück, dass er vor dem Ersten jestorben is. Der jute Mensch.

Verwandte habe ich nicht auf der Welt. Obengemeldeter Frau Sagebusch bitte ich für ihre Thränen zu übergeben: meine beiden Anzüge, meinen Pelz, meine Wäsche und meinen goldenen Ring, falls derselbe bei meinem Tode noch am Leben sein sollte.

Denn die Begräbniskosten wird der Verein „Presse“ auf sich nehmen, welchem ich seit zwei Jahren, das ist seit dem Abdruck meines ersten Feuilletons, anzugehören die Ehre habe.

Sie werden auf dem Kleiderspind der etwas getrösteten Frau Sagebusch einige Bücher finden. Sogenannte Classiker, römische und griechische; ich habe seit meiner Gymnasialzeit keine Bücher mehr gekauft. Bitte, senden Sie doch die alten Schmöker an Herrn Weber, Lehrer in Ruhla; er versteht die alten Sprachen nicht, wird die Bände aber mit Stolz auf seinen Schreibtisch stellen und die gebührende Freude daran haben. Der wackere Mann hat mich schreiben gelehrt, ohne mich je zu prügeln.

Die paar Dutzend Recensionsexemplare, die ich unter dem Sofa und hinter dem Ofen verwahrt habe, Gedichtsammlungen unbekannter junger Leute, vermache ich dem Buchhändler Cornelius allhier. Er hat es nicht

*) Zehn Geschichten von Fritz Mauthner. Berlin. J. H. Schorer.

derte meine glänzenden Aussichten, vergaß aber nie zu bedauern, dass sie mich noch lieben könnte. Und ich forderte jeden zum Kampfe heraus, der nicht zugeben wollte, dass Mathilde das schönste, beste und bedeutendste Weib der Erde sei. Einer nach dem anderen unterwarf sich mir und im vergangenen December spielte Fräulein Mathilde in der Mohrenstraße und den umliegenden zwanzig Familien schon eine hervorragende Rolle.

Es war am ersten Januar, ich spielte mit Mathilde eine Partie Schach. Nebenan sprach Albert lebhaft mit der Mutter. Eben hatte ich meine Königin eingebüßt, als die Mutter, von meinem Freunde gefolgt, feierlich hereintrat und sprach:

„Dein Vetter hat um deine Hand angehalten, liebe Mathilde. Ich weiß ja, dass du ihm längst gut bist. Seid glücklich.“

Ich gab die Schachpartie für verloren und sprang auf. Es hat für den Schriftsteller einen gewissen Reiz, der ersten Umarmung eines Brautpaares zuzusehen. Aber die erste Umarmung sollte mir gelten.

Albert fiel mir um den Hals. Der gute Junge schluchzte: Dir allein habe ich mein Glück zu verdanken. Ohne deine unglückliche Liebe hätte ich vielleicht niemals Mathildens ganzen Wert erkannt. Du musst ihr aber auch deine Gedichte widmen, wenn du sie herausgibst.

Ich erwiederte: „Allerlei Hochachtung! Sie hat mich matt gemacht, trotzdem sie wusste, dass du eben um sie wirbst.“ Mathilde fasste meine beiden Hände und rief mit funkelnden Egeria-Augen: „Ich bin glücklich geworden, weil ein Schimmer Ihres Ruhmes auch auf mich fiel, weil Sie mich auszeichneten. Möge der Schmerz Sie zu strengerer Arbeit und zu noch größerem Ruhme führen.“

Auch Albert murmelte etwas von fleißig arbeiten, dann sahen mich beide ungeduldig an. Ich verstand sie und gieng. Am nächsten Morgen musste ich Sie, lieber Professor, zu mir bitten.

Ja, und diesen Freund und dieser Freundin habe ich nichts zu vermachen, nicht ein Streichholz, um die rosige Ampel ihres Schlafzimmers damit anzustecken. So hinterlasse ich denn den Albert der Mathilde und die Mathilde dem Albert. Ich glaube nicht, dass ich ungleich getheilt habe, einer ist so viel wert, wie der andere.

Ihnen, mein lieber, guter Professor, soll mein Schädel gehören, wenn er nicht mehr schmerzt.

Diesen Brief werden Sie verbrennen, wenn Sie seine ernsthaften Anordnungen ausgeführt haben. Dies ist mein allerletzter Wille.

Ich wünsche Ihnen Ruhe im Leben. Im Tode erringt sie ein jeder.

H . . . G . . .,

Berlin, den 1. April 1885.

Stande, ich habe sie selten aufgezogen. Der Schlüssel ohne Uhr sei hinfort das Eigenthum des Doctor Schelger, denn er ist Philosoph und Nationalökonom.

Das ist alles . . ., nein, ich besitze noch ein Dutzend Photographien berühmter Schauspieler mit höchst schmeichelhaften Widmungen. Vertheilen Sie freundlichst die Autogramme in den Häusern, in denen man mich meiner wachsenden Berühmtheit wegen zu Gesellschaften zu verlangen pflegte. Das war nach der Aufführung meines dummen Einacters. Ich hatte am Tage nach der Première dreißig Einladungen. Man weiß dort eigenhändig unterschminkte Schauspielerbilder zu würdigen. Und die Herren Mimen werden es vielleicht doch nicht bemerken, dass ihr Enthusiasmus einem anderen als dem Hausherrn galt. Mein Name kann überall ausgelöscht werden, — ausgelöscht überall.

Nun besitze ich aber wahrhaftig nichts mehr, worüber ich letztwillig verfügen könnte. Und doch habe ich zweier Menschen nicht gedacht, die ich nicht vergessen darf. Was vermache ich meinem Feunde Albert und meiner Freundin Mathilde?

Mein Freund Albert hat's ja nicht gerade nöthig, etwas zu erben. Sein Vater ist ein steinreicher Holzhändler, er selbst ist Reservelieutenant. Sonst hat er auf der Welt nichts zu thun gehabt. Er war der erste, der meinen jungen Ruhm ausposaunte, meinen Namen im Café über alle Tische hinwegschrie und mir durch seine Cigarren eine aristokratische Verachtung des leichteren Unkrauts einflößte. Er hatte mich wirklich lieb. Ebenso lieb wie seine englische Fuchsstute und seine famose Schlafzimmereinrichtung. Er machte gern von sich reden. Im Knopfloch hatte er immer eine rothbraune Orchidee stecken, die wie ein wahnsinniger Käfer aussah. Im Opernhause hatte er den auffallenden Eckplatz, an den jeder Vorübergehende sich stoßen musste; nun besaß er in mir auch einen durch Schönheit und Begabung auffallenden Freund. Verehrter Herr Professor, ich wünsche Ihnen, dass Ihr Söhnchen niemals einem griechischen Gotte gleiche oder zwei Worte aufeinander reimen könne.

Albert sollte auf Wunsch seines Vaters heiraten, eine entfernte Verwandte, deren kluge Mutter den Alten herumgekriegt hatte. Albert jedoch wünschte sich eine auffallende Frau, mit der er Staat machen konnte. Das sagte er mir noch an dem Tage, an welchem er mich bei dem für ihn unbedeutenden Mädchen einführte.

Sie hieß Mathilde. Mir kam sie auffallend genug vor. Diese stahlharten, stahlblauen Augen. Diese unbändigen blonden Haare. Professor, war es denn nicht möglich, mich am Leben zu erhalten?

Sie hatte ihre Lehrerinnenprüfung gemacht, sie wusste mehr als ich. Aber sie lernte meine sämmtlichen Werke, fünfzehn Gedichte, zehn Feuilletons und den dummen Einacter, beinahe auswendig. Mit ihren harten Augen blickte sie mich, so oft ich kam und so oft ich gieng, begeisternd an; so muss Egeria den betreffenden alten Römerkönig angeschaut haben.

Frau Sagebusch betrachtet jedes beschriebene Papier als wertlos und ihr verfallen. Hätte sie damit nicht immer eingeheizt, so wären nach meinem Tode sehr viele Verse an Mathilde zu finden gewesen. Ja, denn ich liebte sie leidenschaftlich, keusch, ehrlich, zwanzigjährig. Niemals hat sie meine Leidenschaft gepeitscht bis zur sclavischen Ergebung.

Sie wohnte in der Mohrenstraße. In dieser Gegend war ich besonders berühmt. Bald sprach man in der Kleinstadt von zwanzig Familien, welche für Mathilde und Albert Berlin bedeuteten, ebenso viel über das Mädchen wie über mich. Mathilde schil-

gutes Zeichen, wenn der Bauersmensch ins Schloss gerufen wird. Wir hatten die Zeiten der Hörigkeit noch nicht weit hinter uns. Ins Schloss — hinters Schloss! Doch wusste ich mich nicht schuldig, ich war weder Raufbold, noch ein Wildschütze, noch ein Nachtschwärmer, ich hatte niemandem die Ehre abgeschnitten, und solcher Sünden wegen, deren ich mich schuldig wusste, wird niemand eingesperrt.

„Kennst du jemand im Schloss zu Kindberg?" fragte mich mein Meister.

„Keinen Menschen und keinen Ziegelstein, ich bin noch niemals dort gewesen."

„Nachher möchte ich an deiner Stelle dem Schlossherrn was pfeifen", meinte der Meister.

„Das könnt gefährlich sein", war mein Bedenken, „Muss verklagt worden sein, oder so etwas. Ich fürchte nur eins."

„Was fürchtest du?" fragte der Meister.

„Dass ich dichten thu', wird aufgekommen sein, und ich werde dafür Steuer zahlen müssen."

„Habe ich nicht immer gesagt, deine dummen Reime bringen dich noch ins Unglück!" rief der Meister.

„In Gottesnamen!" seufzte ich. „Werden es ja sehen, was mir geschieht."

„Da wäre ich schon selber begierig", meinte der Meister. „Kannst gleich morgen gehen, wenn du Lust hast."

Und am nächsten Tage auf dem Kirchplatze ward es mir neuerdings hinterbracht. Ich solle nur die Füße ausgreifen lassen, nach Kindberg hin, bedeutete mir ein Bekannter, und auch den Kopf mitnehmen.

Den Kopf? Meinen Kopf wollen sie? Nein, tröstete ich mich, einem Schneidergesellen kann nichts geschehen, es müsste denn sein, dass er bösartige Verse machte und bisweilen auf die Herren stichelte. — Ganz fühlte ich mich nicht rein von Schuld, doch rief ich die Schneidercourage an und machte mich auf den zwei Stunden langen Weg nach Kindberg.

Das staatliche Schloss liegt auf der Anhöhe und leuchtet weit hinaus ins Thal. Ich stieg hinan und stand am Einfahrtsthore und im Hofe auf dem Steinpflaster eine Weile so unsicher und so unschlüssig umher, bis ein Vogt oder dergleichen kam und mich fragte, was ich wolle.

„Nun war das hübsch. Ich wollte nichts, aber von mir wollte man etwas, nur wusste ich nicht was und wer. Mehrere Leute kamen zusammen und riethen so eine Weile hin und her, bis es plötzlich einer alten Frau einfiel: „Das ist gewiss der Schneidergeselle, den sich der Herr Verwalter bestellt hat. Ein Wunderschneider, der allerhand Liedln machen kann. Kann Er das?"

„Wegen ein paar Liedeln werde ich noch nicht betteln gehen", war meine Antwort, „die mach' ich mir schon selber."

„Er ist es!" rief die Alte und führte mich eine schmale Treppe hinauf in das Gebäude.

Ein großes Zimmer mit vielen Gemälden, Notenheften und mit einem Klimperkasten. Ein staatlicher Mann in grauem grünausgeschlagenem Steireranzug. Das Haupt etwas vorgeneigt, von der Stirne waren die langen schon schimmeligen Haare nach rückwärts gekämmt, im breiten einäugigen Gesichte ein buschiger grauer Schnurrbart.

Das war der Verwalter des Schlosses Oberkindberg, der steirische Liedercomponist Jakob Schmölzer. Ich erkannte ihn sogleich nach dem Bilde, das beim Wirte zu Krieglach hieng, wo oftmals Schmölzers Lieder gesungen wurden. Ich wunderte mich darüber, dass berühmte Männer, die schon in Stahlstichen an der Wand hängen, zu gleicher Zeit auch lebendig wie andere Menschen auf den Füßen stehen können.

Schmölzer trat auf mich zu und

Wie ich dem Herrn Verwalter 'was gepfiffen hab'.

Eine Erinnerung von P. K. Rosegger.

In dieser Zeit erinnern sich die Steirer wieder einmal an Jakob Schmölzer, den steirischen Liedercomponisten, welcher vor fünf Jahren gestorben ist. Damals hat dieses Blatt etwelches von dem Künstler erzählt und heute ist Gelegenheit, ihm noch ein Gedenkblatt zu weihen.

In Kindberg, wo Jakob Eduard Schmölzer viele Jahre lang gelebt, gewirkt, gelitten hat und gestorben ist, wird ihm in diesen Tagen ein wenn auch nur bescheidenes Denkmal gesetzt, welches die Steirer ihrem Liedersänger dankbar widmen. Dieses Denkmal besteht kurz angedeutet, aus einem Kopfbilde Schmölzers auf dem Sockel. Darüber steht ein Knabe („Kindberger Kindl"), welcher, ein Notenblatt in der Hand, singend dargestellt ist. Es wurde von Meister Brandstetter, dem das Land schon so viel Schönes verdankt, in Stein gehauen, und soll auf dem Marktbrunnen zu Kindberg stehen als ein Zeichen, dass das Volkslied der ewige Jungbrunnen aller Musik ist.

Aus Anlass der erhebenden Feier will ich die etwas drollige Geschichte wieder erzählen, wie es Schmölzer anzugehen pflegte, Volkslieder und Volksweisen habhaft zu werden. Nöthigenfalls war ihm keine Mühe zu groß, um derlei zu suchen und zu sammeln, da wanderte er in die fernsten Gräben, stieg auf die Berge, schlug sich in die Wälder, kletterte zu Almen empor; seinem Ohre entgieng es nicht, wenn irgendwo ein Jungbrunnen rauschte, und er eilte, um daraus zu schöpfen. Und wenn der Brunnen sogar einmal in seinem eigenen Hause sprudelte, war ihm das umso lieber.

Ich spreche aus persönlicher Erfahrung und muss in die Zeit meines Handwerkerlebens zurückgreifen.

Vor siebenundzwanzig Jahren war's, an einem stillen Sommerabende. Mein Meister steckte die Nadel ins Kissen und sprach: „Lassen wir's gut sein für heut und grüßen wir unsere liebe Frau. In der Kirche thun sie gerade Ave Maria läuten."

Also legte auch ich Loden und Nadel hin, wir falteten die Hände und beteten stille: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft —"

Da gieng die Thür auf, ein fremder Mensch trat in die dämmerige Stube und fragte: „Sind da die Schneider?"

Wir unterbrachen das Gebet nicht und gaben keine Antwort. Als die Andacht vorüber war, fragte mein Meister: „Wer ist's denn? Und was will Er denn von uns?"

„Für den jungen Schneider habe ich eine Botschaft", sagte der fremde Mensch, welcher ein Knecht des Bürscherwirtes aus Krieglach war. „Der junge Schneider soll an einem nächsten Sonntage nach Kindberg gehen und ins Schloss kommen."

„Ins Schloss? Ja warum denn?" fragte ich erschrocken, denn so viel ich von anderen wusste, war es nie ein

von meiner Mutter, von meinem Lehrmeister, von Liebesleuten und frommen Christen gehört worden waren und Schmölzer schrieb mit flinker Hand die Zeichen auf.

Als ich mich nach einer guten Weile ausgepfiffen und ausgesungen hatte, setzte er sich zum Klimperkasten und sagte: „Nun wollen wir einmal sehen.“

Zu sehen gab's nun zwar nichts, umso mehr aber zu hören. Entzückt über die Maßen war ich, als meine einfältigen Bauernweisen in herrlichen Klängen zu mir zurückkamen.

Schmölzer selbst schien hochbefriedigt zu sein. Als er die Lieder wiederholt und in verschiedenen Arten gespielt hatte, stand er auf und sagte: „Nun, mein Lieber, haben wir zusammen etwas gemacht. Manchen Holzhauer und Almer, manche Sennerin fange ich, wie ich sie heute gefangen, und wenn die Herzen sonst nicht klingen wollen, so stoße ich mit einem Wein- oder Bierglase an dieselben und sie klingen sicherlich. Also pflege ich die Volksweisen zu sammeln, aufzumerken, und dann in der Welt zu verbreiten. Sie werden diese Lieder bald von Ihrem Krieglacher Gesangvereine hören. Horchen Sie nur recht wacker umher bei den Bauern und wenn Sie wieder einen Buckelkorb voll neuer, oder vielmehr alter Volksweisen haben, dann kommen Sie wieder zu mir. Wir wollen miteinander gute Freunde bleiben.“

Bald darauf verabschiedete ich mich von ihm und unterwegs nachhause mag ich wohl viel den Kopf geschüttelt haben über meine merkwürdige Sendung.

Nachhause gekommen, wurde ich von allen Seiten befragt, was es denn gegeben habe auf dem Kindberger Schlosse? Ich machte mich wichtig und sprach: „Ja, Leute, das ist noch nicht dagewesen. Dem Herrn Verwalter habe ich was gepfiffen!“

Also machte ich vor siebenundzwanzig Jahren die Bekanntschaft mit dem Liedercomponisten Jakob Schmölzer. Wir haben später die Unterhaltung mit dem Pfeifen und Singen oft wiederholt und also war es mir gegönnt, ein bescheidenes Theilchen beizutragen, um einen Schatz von Sangweisen unserer Steirer zu heben, dem Lande zu erhalten und dem gesammten deutschen Volke zu vermitteln.

---

als er erfahren, dass es der schöngeistige Schneider aus dem Gebirge sei, der vor ihm stand, schüttelte er das Haupt und reichte mir die Hand.

„Recht schön, dass Sie gekommen sind. Nicht wahr, solche Bilder gibt es bei Ihnen in Alpel nicht?" Das sagte er, weil meine Augen an den Wänden umherglotzten und die Gemälde und ihre schweren Goldrahmen anstarrten.

„Ist es wahr, dass Sie Gedichte machen?" fragte mich Schmölzer, nachdem wir uns auf Stühle gesetzt hatten.

„Ja — manchmal", antwortete ich verschämt.

„Da wissen Sie wohl auch recht viele Bauernlieder, so Gesangeln, wie sie die Burschen den Dirndln vorsingen, oder die Dirndeln den Burschen, oder die Bäuerinnen beim Spinnen, oder bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen und zu verschiedenen Festen. Wissen Sie solche?"

„Das schon!" war meine Antwort.

„Auch Schelmenstückeln, vierzeilige, die recht hübsche Weisen haben?"

„O ja", sagte ich.

„Ei bitte", sprach der Herr Verwalter, „singen Sie mir etliche vor!"

Ich blickte ihm lange ins Gesicht. Doch seltsam, dass ein Verwalter bittweise kommt! Und antwortete endlich: „Der Herr wird beim Unrechten sein. Der Schneider Louis zu Fischbach kann schön singen. Ich kann halt nicht."

So möchte ich ihm die Liedlein wenigstens vorsagen, wenn ich so gut wäre!

„So gut bin ich gerne", war mein Bescheid.

„Na freilich", lachte er, und hierauf hub ich an zu sagen und er zu schreiben. Aber es gieng armselig mit dem Dictieren; man weiß es ja, bei solchen Liedern fällt einem der Text nur ein, wenn man ihn singt. Ich musste, um weiterzukommen, mir immer die Melodie vergegenwärtigen und das konnte ich ohne Stimmittel nicht.

„Vielleicht haben Sie bei Ihrem Schulmeister ein wenig Orgelspielen gelernt", meinte Schmölzer und schlug den Klimperkasten auf, „versuchen Sie es hier, mir einige einfache Volksweisen mitzutheilen."

Halb zu Tode schämte ich mich, denn ich hatte gar nichts gelernt von Musik, als Ohren aufmachen und zuhören, wenn andere musicierten. Ich gestand ihm das und er entgegnete mir auf die Achsel klopfend: „Junger Freund, zuhören können, das ist auch etwas. Wer gut zuhört, ist ein besserer Musikant als der, welcher schlecht spielt. — Ei der tausend, ich habe ja ganz darauf vergessen, dass Sie durstig sein werden nach dem weiten Wege!" Ein Glas Bier ließ er mir auftischen. Und als ich mich gelabt hatte, versuchten wir es noch einmal mit den Liedern. Um den Text zu finden, wisperte ich so ein wenig die Melodie vor mich hin.

„Was, Sie können pfeifen?" rief Schmölzer, „das ist ja prächtig! So pfeifen Sie mir die Weisen vor."

„Pfeifen ist eine Kunst", meinte ich, „aber —"

„Nun?"

„Ich muss zu viel lachen dabei und da geht der Schnabel auseinander."

„Sie müssen noch ein Glas Bier trinken", rieth er und schenkte ein. Und mit solchen Kunststücken brachte er es richtig so weit, dass ich anhub, allerhand Volksweisen zu pfeifen, ohne dass dabei der Schnabel auseinandergieng. Er ließ die Sachen sich wiederholen und schrieb die Volksweisen in Noten auf Papier, dass sie der Wind nicht vertragen konnte. Endlich hub ich, muthig geworden, gar an zu singen, denn singen kann endlich jedermann, wenn gesungen — gesungen ist. Ich sang Lied um Lied, wie sie

wimmern die einen; es ist ein herrliches Schauspiel! sagen die anderen entzückt. Der letzteren sind nicht allzuviele. Ich kenne manchen, der das Betrachten eines Gewitters angeblich als den größten Hochgenuss preist und doch blass bis über die Lippen, starr und bangend den rasenden Gewalten zusieht. — Gleichsam vierspännig, mit den feurigen Rappen der vier Elemente fährt das Gewitter heran; die Luft kann dir das Haus zerreißen, das Wasser kann dich überschwemmen, das Feuer kann dich tödten, die Erdlawine kann dich begraben. Doch es geht vorüber, dein Haus steht und du lebst. Kühl und rein ist die Luft, erfrischt ist dein Wesen und alle Angst ist vergessen.

Zu wundern ist freilich nicht, wenn die Menschen bei dem Herannahen solcher Naturgewalten unruhig werden, merkt man ja selbst den Thieren eine außergewöhnliche Erregung an. Rinder, Schafe, Ziegen verlassen ihre Weiden und trachten den Menschen zu; ja selbst halbwilde Thiere, wie z. B. Vögel, Rehe, Hirsche verlieren ihre Furcht vor dem Menschen, wenn das Ungewitter heranrollt. Freilich liegt schon in der dem Gewitter vorausgehenden drückenden Schwüle eine Ursache zur Beklemmung und Bangigkeit, welche von manchem Menschen wie eine Vorahnung nahenden Unheiles empfunden wird.

In katholischen Ländern sucht man dem Unheile durch mancherlei außernatürliche Mittel vorzubeugen. Während der Hochsommermonate, solange noch das Getreide unter freiem Himmel steht, werden keine Tänze und sonstigen öffentlichen Lustbarkeiten abgehalten, um den Himmel nicht zu erzürnen. Erst wenn die Früchte unter Dach und Fach sind, mag's wieder losgehen. Auch soll in manchen Gegenden um die Zeit der Hochgewitter niemand übersiedeln, weil in das Haus, in welchem der um solche Zeit Übersiedelte sich niederläßt, der Blitz einschlägt. Auf Berghöhen und Wasserscheiden sind Wetterkreuze errichtet, das sind vier bis fünf Meter hohe dachlose Holzkreuze mit drei Querbalken und den Leidenswerkzeugen Christi. Das Bild des Gekreuzigten selbst ist nicht vorhanden. Diese Wetterkreuze, welche kirchlich geweiht sind, besitzen nach der Meinung mancher Leute die Kraft, die herannahenden Gewitter aufzuhalten, dass sie sich im Nachbarsthale entleeren sollen. Jene Wetterlöcher auf hohen Bergen, von denen man glaubt, dass aus ihnen die Gewitter hervorsteigen, können durch geweihte Weidenzweige, die man an ihrem Rande aufsteckt, unschädlich gemacht werden. In manchen Dorfkirchen wird am Charsamstage eines jeden Jahres Feuer geweiht, glosende Kohlen, wovon die Bauern in Thongefäßen mit nachhause nehmen; dieses Feuer wird auf den Herd gethan und es soll den Sommer über nicht ausgehen, denn es schützt vor dem Einschlagen, weil angenommen wird, dass das heilige Feuer jenes unheilige, welches aus den Lüften kommt, überwindet.

Nebenbei bemerke ich, dass man auf dem Lande nur „vom Donner erschlagen" wird. Der Blitz geht nach einer Volksmeinung dem schlagenden Donner um ein kurzes voraus, als himmlisches wohlmeinendes Zeichen, dass man sich nun auf den Tod vorzubereiten habe. Und thatsächlich bekreuzigen sich die Leute nach dem Blitzscheine, sagen: „Helf uns Gott!" oder sonst einen frommen Spruch und erwarten dann oft in Todesangst den Donner. Als ich einst in einer Bauerngesellschaft zu erklären suchte, dass nicht der Donner, sondern nur der Blitz tödten könne, ward ich ein „neumodischer Schulfuchser" genannt, und ein Geistlicher, dem ich das gelegentlich erzählt, meinte, da sei mir schon recht geschehen, die schlichten Leute müsse man bei ihrem alten Glauben lassen, sie hätten sonst auch nichts Gutes auf der Welt. — Darauf habe ich wohl tiefbeschämt geschwiegen.

Gewitterangst.

Eine Plauderei für die Sommerszeit.

Die großartigsten Natur-Erscheinungen, die den Sinnen des Sterblichen sich offenbaren, bleiben fast unbeachtet und ohne Wirkung aus dem einzigen Grunde, weil sie alltäglich sind. Wer zittert bei dem Untersinken der Sonne? Wer geräth in Verzückung, wenn sie in siegreicher Herrlichkeit aufsteigt? Unter Sentimentalen nur die Sentimentalsten, und diese laufen Gefahr, sich damit lächerlich zu machen. Das müde Hinsinken eines Theiles der Natur im Herbste und das prangende Auferstehen desselben im Frühlinge richtet im menschlichen Gemüthe schon eine größere Bewegung an. Diese Erscheinungen rechtfertigen bisweilen sogar noch ein Bändchen lyrischer Gedichte.

Nun gibt es Vorgänge, welche naturgemäß und unter gewissen Bedingungen voraussichtlich immer wiederkehren und trotzdem doch so viel Angst und Schrecken verursachen. Denn sie treten unregelmäßig und in verschiedenen unbestimmbaren Formen auf, ihre Wirkungen sind im Verhältnisse zu den vorgenannten unvergleichlich geringfügig, aber sie erzielen locale Effecte und erwecken deshalb das Erzittern der Herzen. Wir denken an die Gewitter in den Sommertagen. Der Wechsel der Tages- und der Jahreszeiten im Jahreslauf wird unendlich mehr lebenden Wesen, besonders auch Menschen gefährlich, als alle Gewitter desselben Jahres zusammen es werden können. Der Maifrost einer einzigen Nacht tödtet mehr, als aller Hagel des darauffolgenden Sommers. Und anders: Im Brantweinrausche verunglücken jährlich mehr Leute, als unter Blitzschlägen, und die unbewachte Glut der Tabakspfeife steckt mehr Häuser in Brand, als das Feuer, welches vom Himmel fährt. Wer aber bangt vor einer Brantweinflasche, wer erblasst vor einer Tabakspfeife? Hat doch der Mensch das Bewusstsein, dass er den Brantwein in die Gosse gießen, die Tabakspfeife hüten oder auslöschen kann (wenn er es gleichwohl nicht thut), während er dem Gewitter ganz ohnmächtig gegenübersteht. Ferner der Effect eines Gewitters: das schwer niedersinkende, alles in Dunkelheit hüllende Wolkengewölbe! Das unheimliche Sausen in den scheinbar noch todten Lüften! Das brausende Nahen des Sturmes, der Wolken von Staub vor sich herfegt, Dachschindeln hoch über die Giebel der Häuser schleudert, Bäume wie Grashalme umbiegt und knickt! Das Niederprasseln des Hagels mit dem Aufspringen der Eisstücke, das Fliegen der Laubfetzen, das Klirren der berstenden Fensterscheiben! Der in wogenden Nebeln niedergießende Regen, welcher in wenigen Minuten blühende Gärten in einem See versenkt, auf welchem Eismassen schwimmen! Das donnernde Heranschießen der Wildbäche, Schutt, Trümmer, Felsblöcke mit sich führend! Das schmetternde Niederzucken des Blitzes, der alle Augen blendet, alle Ohren zerreißt, alle Sinne betäubt! — Es ist ein furchtbares Schauspiel!

könne. Sie versammeln sich in einer Stube, möglichst in der Mitte derselben und von Schornsteinen entfernt, damit ein an diesem und an der Wand niederfahrender Blitz sie nicht treffe. Die einen sagen, man müsse die Fenster geschlossen halten und keine Thür aufmachen, damit keine Zugluft als guter Elektricitätsleiter entstehe; die anderen meinen, man müsse Fenster und Thüren offen lassen, damit im Falle eines Blitzschlages die Erstickungsgefahr abgehalten, und den Halbbetäubten Möglichkeit geboten sei, hinauszukommen. Ich glaube, die Zugluft ist zu vermeiden, ein Fenster aber offen zu lassen. Ein Vogel Strauß'sches Mittel ist es, die Fensterläden zu verschließen oder sich gar in den Kellern zu verstecken. Der Blitz flattert ja nicht wie eine Taube zum Fenster herein, er nimmt seinen Weg von oben nach unten, von unten nach oben, so dass er den Keller so gern aufsucht, als den Dachgiebel. Wehe aber dem, der bei einem plötzlichen Brande im Keller sich befindet! —

Rathsam ist es, während eines Gewitters sich nicht unter die offene Hausthüre zu stellen, oder in die Nähe von gießenden Dachrinnen; auch von Metallgegenständen halte man sich fern. Der, den das Gewitter im Freien überrascht, hat auch mancherlei Maßregeln gegen den Blitzschlag gehört. Er möchte am liebsten nach Kräften laufen, um ein schützendes Obdach zu erreichen, allein das Laufen soll ja den Blitz anziehen! Irgendwo heißt es, nichts sei gefährlicher, als auf freiem Felde der einzige hervorragende Körper zu sein — also in den Wald! Anderswo wieder wird vor dem Walde gewarnt, nie solle man bei einem Gewitter sich unter einen Baum stellen. Am gefährlichsten sei die Eiche, in Eichen schlage der Blitz am liebsten. Wenn mich im Freien ein Gewitter überrascht, so pflege ich keinerlei Möglichkeiten zu erwägen, sondern meines Weges zu gehen, womöglich so ruhig und sorglos, als ob über mir die holde Sonne stünde. Schleudert mich der Sturm zu Boden, so stehe ich wieder auf; durchnässt mich der Regen bis auf die Haut, so werde ich später wieder trocken, schlägt mir der Hagel Beulen, so werden sie wieder heil, und tödtet mich der Blitz, so rechne ich mir das fürs Sterben an.

Es ist der Blitzableiter erfunden worden. Seine wohlthätige Wirkung ist weder theoretisch noch erfahrungsgemäß zu bestreiten, allein soweit hat er es noch nicht gebracht, dass die Leugner seiner positiven Erfolge endgiltig geschlagen wären. Nach meiner Meinung erfüllt der Blitzableiter einen großen Theil seiner Aufgabe dadurch, dass die Leute, die unter seinem Scepter wohnen, sich für geschützt halten. Denn dieses Sichfürgeschütztthalten, die Schlichtung der Angst, ist schließlich das Wichtigste, was wir unabänderlichen Naturgewalten gegenüber zu erreichen haben. Die heiße Angst bei jedem Gewitter durch ein ganzes Menschenleben hin ist ja weit schlimmer als der Blitz, der einmal in das Dach fährt. Vom Blitzschlag bis zum Zünden und Brennen ist auch noch ein weiter Weg, von zehn Blitzschlägen zündet kaum einer; und ebenso selten wird vom in das Gebäude fahrenden Blitz ein Hausbewohner getödtet. Sicherer ist es in einem Hause, welches auf Felsgrund steht, als in einem auf feuchtem lehmigem Boden. Zu warnen ist vor Heuhaufen und Heuhütten, solche scheinen vielleicht des davon aufsteigenden Dunstes wegen den Blitz anzuziehen. Verhältnismäßig sicher vor dem Blitzschlage ist es auf sehr hohen Bergen, auf Gletschern und auch in den Tiefen der Engthäler, die von steilansteigenden Bergen begrenzt sind. Noch sicherer ist es in Eisenbahnzügen; man hat wenige Beispiele, dass Eisenbahnreisende vom Blitz erschlagen wurden; selbst wenn es in einen Zug einschlägt, pflegt der

Wenn das Gewitter naht, gibt es im schlichten Volke weitere Mittel dagegen.

Auf Thürmen von manchen Kirchen und Kapellen werden Wetterglocken geläutet; in vielen Gegenden werden bei nahendem Gewitter Pöller abgeschossen, auch im Freien oder auf Kochherden Feuer angezündet aus geweihtem Holze, dessen in die Lüfte steigender Rauch die drohenden Wolken ohnmächtig machen soll. Gewisse heilkräftige Kräuter werden mit unsinnigen Beschwörungsformeln ins Feuer geworfen, um das Gewitter, falls es von bösen Mächten erzeugt ist, unschädlich zu machen. So weit hat der Aberglauben die die Leute gebracht, dass sie die Macht des Teufels für mächtiger halten, als die Macht Gottes, dass sie wähnen, Gott mit Hokuspokus zuhilfe kommen zu müssen, wenn er über den Bösen soll siegen können. Manche Hausfrau will bei nahendem Gewitter mit dem Cruzifix oder mit Heiligenbildern ins Freie, um unter gemurmelten Gebeten das heranfahrende Gewölke zu bekreuzigen und zu beschwören. Es gibt auch besondere Zeichen und Bewegungen, die in die Lüfte hingemacht werden. All diese und andere Dinge erreichen thatsächlich ihren Zweck, wenn sie imstande sind die Angst zu mindern und die Zuversicht zu wecken. In vielen Häusern pflegt man sich bei drohendem Gewitter in der Stube zu versammeln, an den Tisch zu knien und gemeinsam die Litanei von den Heiligen Gottes und Gebete zum heiligen „Wetterpatron“ Donatus zu sprechen. Dabei brennt eine geweihte Wachskerze aus irgend einem Wallfahrtsorte; aber die Leute hören unter dem Brausen des Gewitters oft ihre eigenen Worte nicht. Fallen Schloßen, so werden einzelne Körner untersucht, ob nicht Menschenhaare in denselben sind; in diesem Falle müsste das Hagelkorn mitsammt dem Haar rasch verbrannt werden, um das geherte Wetter zu dämpfen und der Hexe den Garaus zu machen. Es wären zahllose Sitten und Gebräuche, die in unserem Gebirgsvolke bei Gewittern üblich sind, anzuführen, es ist aber nicht viel Erbauliches dabei, manches ist so lächerlich und unsinnig, dass es auch als Angstvertreiber nicht gerechtfertigt werden kann, denn der Aberglauben, als ob man mit derlei den Willen Gottes ändern oder seine Kraft brechen könne, ist eine wahre Gotteslästerung. Die Ansicht, als ob der böse Feind die Herrschaft führe mitten in der Schöpfung des allmächtigen und gütigen Gottes, ist im wahren Sinne des Wortes irrgläubig.

Solche althergebrachte thörichte Mittel und Anwendungen gegen das Gewitter, selbst wenn sie sich religiösen Anstrich geben, sollten so lange und so scharf verspottet werden, bis man sich derselben schämt. Wenn jenes alte Weib die leere Weihwasserflasche auf eine lange Stange stülpte und sich dadurch gefeit glaubte, so ist das nicht weiter der Rede wert; wenn aber nachher der Meßner kam und sagte: „O einfältiges Weib, was nützt die *leere* Weihwasserflasche! Mit dem Weihwasser selbst musst du die bösen Geister der Lüfte vertreiben!“ — so ist das wohl der Rede wert und möchte ich vor allem ein Weihwasser und einen Sprengwedel haben, mit dem man den Meßner selbst verjagen könnte! — In den Lüften gibt es keine bösen Geister, solche gibt es nur in abergläubischen, rohen, übelgesinnten Menschenherzen. In den Lüften, und wenn daselbst Eis und Feuer niederprasselt, herrscht der Geist des Herrn, der nicht wie ein Fetisch behandelt sein will, sondern als der ewige Gott, in dessen Willen der Mensch sich demuthsvoll ergeben soll.

Weltlicher gesinnte Menschen trachten dem Gewitter, besonders den Blitzschlägen auf andere Art vorzubeugen. Sie löschen auf dem Herde das Feuer, weil gesagt worden ist, dass der aufsteigende Rauch eine Blitzstraße werden

Lüste und Leidenschaften fordern unendlich mehr Opfer, als der Blitz, warum jenen fröhnen und vor diesem beben! Man hat in der angeblich so lichtfreundlichen Gegenwart verlernt, zu den Sternen aufzublicken und begnügt sich mit dem Fünklein im Staube, Gold genannt; nur zu dem effectvolleren Himmelslicht, dem Blitze, zuckt das Auge noch schaudernd auf. Warum schaudernd? Warum nicht anbetend? — Wenn Gott durch das finstere Gewölke seinen Leuchtspan niederhält, thut er es denn, um die Menschen zu erschrecken? Nein, sondern um sie zu suchen. R.

Vom Sittenrichter unseres Herzens.

Eine Betrachtung.

Auf die Gefahr hin, dass nicht jeder gerne daran erinnert sein mag, weisen wir die Aufmerksamkeit des freundlichen Lesers (denn gerade dieser wird keine Ursache haben, sich in die Büsche zu schlagen) auf eine Rede, die Professor G. Rümelin in der „Deutschen Rundschau" (Mai 1891) abdrucken ließ. Es ist eine Abhandlung über die Lehre vom Gewissen. Derselben entnehmen wir hier jenen Theil, der weniger philosophisch und mehr praktisch gehalten ist und der in sich so manches gute Wort enthält, welches wert sein dürfte, auch in weiteren Kreisen gemerkt zu werden. Denn in unserer Zeit wird auch der Laie nicht selten eingeladen, sich an ethisch-philosophischen Fragen zu betheiligen und auch der Laie zeigt immer mehr Interesse an dem Wesen und den Vorgängen der menschlichen Seele, in welcher Glück und Unglück keimt.

Wir treten ein, wo Rümelin sagt:

Alle Menschen kennen den Unterschied von Gut und Böse und fühlen sich durch allgemein giltige Normen verpflichtet. Aber diese Normen selbst können außerordentlich verschieden sein und sind es thatsächlich, nach der Bildungsstufe von Zeitalter, Volk und Individualität.

Demnach müssen wir sagen, dass nicht nur alle Menschen überhaupt ein Gewissen, sondern dass sie insofern auch das gleiche Gewissen haben, als dessen einfache Grundfunction zu prüfen, ob unsere Handlungen mit den von uns als bindend anerkannten Normen, wie dieselben nun auch lauten mögen, übereinstimmen oder nicht, somit dies entscheidende Ja und Nein für alle dasselbe bleibt und nur dem einen Gewissen stärkere Versuchungen und geringere Beihilfe aus sonstigen Factoren geboten sein können, als dem anderen.

Ich versuche noch von den gleichen Voraussetzungen aus, wenn auch nur in flüchtiger Andeutung, die Fragen zu berühren, die über den psychologischen Standpunkt hinauszustreifen scheinen, ob und wie die sittliche und die religiöse Anlage zusammenhängen, ob und wie insbesondere gerade das Gewissen als eine Stimme und Offenbarung Gottes bezeichnet werden kann.

Dass etwas, was irren kann und thatsächlich in zahllosen Fällen irrt, sich nicht das Ansehen einer göttlichen Beglaubigung beilegen kann, ist von selbst einleuchtend. Ebenso wenig wird die Erfahrung zu bestreiten sein, dass thatsächlich und häufig

Schlag, ohne zu schaden, abgeleitet zu werden.

Ich fühle mich am beruhigtsten in einem Hause, das in der Nähe von hohen Bäumen steht, obzwar ich einmal gesehen habe, wie der Blitz unter einem hohen Fichtenbaum, ohne diesen zu berühren, in eine niedrige Hütte schlug. Erfahrungsgemäß schlägt der Blitz z. B. viel öfter in den Schaft eines Baumes, als in den Wipfel. Und es schlägt in den Kirchthurm kaum so oft ein als in Häuser, die ringsum stehen, aber die Vorstellung, dass solch hochragende Gegenstände, besonders der Blitzableiter, für niedrigere eine schützende Wirkung haben, soll nur in Gottesnamen gepflegt werden. Der Mensch ist ja zu verzagt, wenn er gar nichts weiß, was ihn von dem blinden Zufalle oder dem Strafgerichte eines Blitzschlages schützen kann.

Der leidlose Tod eines vom Blitze Erschlagenen ist freilich nur ein geringer Trost; ja die Plötzlichkeit desselben vermehrt nur noch unsere Angst und macht jeden Augenblick unheimlich, den wir in Gewitterluft verleben. Wir können es zwar nicht wissen, wie es einem vom Blitze Getroffenen im Augenblicke des Sterbens zumuthe ist, denn selbst die plauderhaftesten Leute bewahren, wenn sie todt sind, die Geheimnisse der Natur. So viel uns aber solche zu sagen wissen, die aus der Betäubung des Schlages wieder erwachten, ist es ein urplötzliches Verlöschen des Bewusstseins. Die Getroffenen erinnern sich nicht einmal, den Schein des Blitzes gesehen zu haben, noch viel weniger können sie den Gedanken ans Sterben gefaßt haben. Ihre unangenehmen Empfindungen verschiedener Art gehen erst in dem Augenblicke an, da sie dem Leben wieder gegeben sind. Dem Menschen kann's passieren, dass er sich achtzig Jahre lang vor dem Sterben fürchtet, und schließlich stirbt er gar nicht. Das heißt, er wird durch Gottes Gnade so plötzlich ausgeblasen, dass er von allem nichts wahrnimmt und nichts weiß. — Und dieser glühende Athem des Schöpfers ist allzeit über uns. Der Blitz ist fast die einzige vernichtende Kraft, vor welcher der Mensch absolut machtlos dasteht, da kann er nichts mildern und lindern, nichts abschwächen und hinausschieben; er kann dieser Gefahr weder entgegengehen noch ausweichen, er ist ihr unbedingt unterworfen.

Ich schließe mit der Meinung: die Angst vor dem Blitze steht in keinem Verhältnisse zum Unheil, das er anrichtet. Wenn uns auch gesagt wird, dass die Blitzschläge sich von Jahr zu Jahr mehren, so können wir getrost darauf antworten: das ist nicht erwiesen, früher hat man die Fälle eben nicht so aufmerksam verbucht und allgemein bekannt gemacht, als es heute durch die Zeitungen geschieht. Diese Zeitungen mit ihrer vollgerüttelten Unglücks-Chronik, die sie uns Tag für Tag vorsetzen, könnten thatsächlich in uns den Glauben an die g u t e alte Zeit bestärken, in welcher man „derlei nicht gehört". In gewitterschweren Tagen ist der Himmel zu aller Zeit erfüllt gewesen von fliegenden Flammen, so zahllos wie die Leuchtwürmer auf Erden; zu allen Zeiten sind die Blitze wagrecht und senkrecht gegangen; und wenn in volkreichen Städten heute ein Mensch getroffen wird, wo früher nur ein Baum gestanden, so fährt der Blitz draußen auf dem Lande jetzt vielleicht in ein wildes Gestrüppe, wo einst eine Menschenwohnung gewesen, jetzt aber keine Seele mehr vorhanden ist. So gleicht sich's aus. Im ganzen sind von hunderttausend Menschenleben, die täglich vergehen, kaum zehn, welche verzehrt werden, wenn Feuer vom Himmel fällt.

Das rollende Rad der Maschine ist dem Menschen gefährlicher als der Blitz; das vom Erdensohn erfundene Feuerrohr kostet unvergleichlich mehr Leben als der Blitz; die menschlichen

dominieren, dass die anderen gar nicht mehr zum Wort kommen. Sein Ideal liegt in der individuellen sittlichen Vollendung, in der höchsten Ausbildung der Persönlichkeit.

Nun gibt es eine höchst achtenswerte, von hervorragenden Denkern vertretene Theorie, welche als oberstes Moralprincip nur das Wirken für fremdes Wohl, die selbstlose Liebe gelten läfst. Die Bemühung um die eigene Wohlfahrt und Glückseligkeit sei zwar natürlich und nicht zu tadeln, aber auch nicht verdienstlich, nicht sittlich im engeren Sinne des Wortes. Pflichten gegen sich selbst gebe es nur insoweit, als sie bezwecken, den Einzelnen tüchtig zu machen für ein gemeinsames Wirken.

Ich kann in dieser Auffassung nur eine, wenn auch bestgemeinte Einseitigkeit erblicken. Sie thut dem Grundprincipe des sittlichen Triebes, eine Ordnung und Harmonie unseres gesammten vielgestaltigen Trieblebens zu schaffen, Gewalt an, indem sie das Gefühl des Wohlwollens nicht bloß zu einem hochgiltigen Factor, sondern zum Alleinherrscher macht, dem alles andere zu dienen hat. Ich sprach von einem Ausgleich der selbstischen und gesellschaftlichen Neigungen als einem der beiden Grundpfeiler aller Sittlichkeit; ich nannte es Ausgleich, nicht Naturordnung. Ich glaube mich dafür auf die höchste aller Autoritäten berufen zu dürfen. Der Spruch Christi lautet: Liebe Gott und deinen Nächsten, w i e dich selbst, nicht: statt deiner selbst; auch nicht: mehr als dich selbst. Die Selbstliebe wird als das Natürliche, das Unvermeidliche vorausgesetzt.

In der That führt jene Ansicht, wenn man vollen Ernst mit ihr macht, zu ganz unhaltbaren Folgerungen.

Wenn die Glückseligkeit aller übrigen Menschen ein vollberechtigter Selbstzweck ist, dem ich zu dienen habe, warum sollte nur meine eigene eine Ausnahme, und zwar so, dass nur ich nicht darauf bedacht sein dürfte, wohl aber alle übrigen Menschen hiezu verpflichtet wären. Was müsste dabei herauskommen, wenn jeder des anderen Geschäfte betreiben, ihm die Güter und Genüsse verschaffen und aufdringen sollte, auf die er selbst zu diesem Zwecke zu verzichten sich verbunden halten müsste, wenn jeder das Seelenheil, die geistige und sittliche Bildung des Nebenmenschen für die Hauptsache halten, jeder jeden belehren und bessern wollte, statt vor allem vor der eigenen Thüre zu kehren.

Die Sache ist damit freilich auf die Spitze getrieben und nicht so schlimm gemeint. Das aber scheint mir unzweifelhaft, dass sich die sittlichen Gebote keines im Bemühen um fremdes und gemeines Wohl erschöpfen. Sehr vieles, was jedermann zur Sittlichkeit rechnet, was von jedem sein sittliches Gefühl verlangt, hat keine oder nur sehr fernliegende Beziehungen zu den Nebenmenschen. Schon die formellen Verbindungen aller Sittlichkeit, Selbstbeherrschung, Consequenz, Beharrlichkeit, Geduld, Mäßigkeit, Besonnenheit, noch mehr die Bezwingung der Leidenschaften und Begierden, die ganze innere Zucht des zerfahrenen, unsteten, widerspruchsvollen Wollens, die gesammte Charakterbildung, soll alles dies nicht einen Wert in sich selbst haben, sondern nur um des Nutzens willen, den es für ein erfolgreiches Wirken zu fremdem Glück haben kann? Wenn die Wahrheit, die Weisheit und die Erkenntnis, wenn die Freude am Schönen in Natur und Kunst zu den edelsten und menschenwürdigsten Gütern gehören, kann sie jemand anders genießen, als der, der sie für sich erstrebt und erwirbt, und soll ihr Wert stets nur im Mittheilen und Weitergeben bestehen? Alles wahre religiöse Leben, der unmittelbare, andächtige Aufschwung der Seele zu Gott, wird und muss er nicht immer etwas Sub-

mit einer sehr schwachen Empfänglichkeit für reliöse Gefühle ein rechtschaffener Wandel, eine edle und gewissenhafte sittliche Lebensführung verbunden erscheint, und dass andererseits auch die ausgesprochenste Erregbarkeit für Eindrücke religiöser Art keineswegs eine sichere Bürgschaft auch gegen grobe sittliche Verfehlungen bietet.

Gleichwohl ist das Verlangen des Menschengeistes nach einer Einheit seines gesammten Denkens und Lebens stark und mächtig genug, um den Gedanken nicht zu ertragen, dass die Erzeugnisse der höchsten menschlichen Triebe und Kräfte, dass die Ideen des Wahren, Schönen, Guten, der Gottesgemeinschaft, je in isolirte Spitzen neben und auseinander auslaufen, ohne dass auch sie noch irgend ein höheres Band unter sich verknüpfte. Wer nun aber in der Idee des Guten, in dem Gefühl der Gebundenheit an unbedingt wertvolle und verpflichtende Ziele und Normen unseres Willens den höchsten Maßstab menschlichen Werts oder Unwerts, die Beglaubigung unserer wahren Bestimmung erkennt, dem wird sich die Schlussfolgerung nahe legen, dass die sittliche Ordnung, die für die Vernunftwesen unseres Planeten gilt, ein Glied und Bestandtheil des allgemeinen Weltplans sein, in den Gedanken und Zwecken der Gottheit ihre letzte Quelle haben möge. Die Folgerung ist nicht logisch zwingend, weil wir diesen allgemeinen Weltplan nicht kennen und auf Unerkennbares keine Schlüsse zulässig sind; sie ist mehr eine Ahnung, ein Glaube, im logischen Sinne eine Hypothese, die sich weder beweisen noch widerlegen lässt, aber für einen gegebenen Thatbestand eine Erklärung bietet, die wenigstens befriedigender ist als jede andere, von der wir wissen. Die Religionen aller Culturvölker machen nun aber diese Folgerung gleich zu einem Glaubenssatz und festen Ausgangspunkt. Da uns ein anderer Weg, eine Vorstellung von der Gottheit auszubilden, nicht offen steht, als dass wir das, was wir an uns selbst als das Höchste und Wertvollste erkennen, ihr in idealer Vollendung beilegen, so statten wir sie mit den potenzierten sittlichen Eigenschaften der Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe, Heiligkeit aus und leiten alle sittlichen Forderungen von ihrem Willen ab. Damit tritt auch das Organ, das diese sittlichen Forderungen erzeugt und vertritt, eben jener sittliche Trieb, der angeborene Theil des Gewissens, in eine höhere Stellung, in eine engere Verbindung mit den religiösen Anlagen ein, wie er nach der anderen Richtung hin auch mit dem Sinn für Wahrheit und Schönheit Fühlung suchen wird. Nur wird sich dabei die philosophische Betrachtung von der theologischen immer darin unterscheiden, dass jene von unten nach oben, von dem gegebenen sittlichen Bewusstsein auf einen Zusammenhang mit der allgemeinen Weltordnung und den Willen der Gottheit schließt, diese von oben nach unten die sittlichen Gesetze als geoffenbarte Gebote Gottes verkündigt.

Das Gewissen ist ausschließlich nach innen gewendet; es verkehrt nur mit seinem Inhaber; mit der Außenwelt hat es nichts zu schaffen; über fremde Handlungsweise urtheilen wir nicht mit dem Gewissen, sondern mit dem Verstand. Wir wenden dabei zwar die gleichen Normen an, die wir für uns selbst als verpflichtend erkennen, nur in der Regel schärfer, mit weniger Nachsicht und Billigkeit als gegen uns selbst, weshalb ja die sittliche Meinung der Massen glücklicherweise stets strenger und besser ist, als sie selber sind. Sodann ist das Gewissen darin auch etwas ganz Subjectives, dass es gar nichts anderes und weiteres erstrebt, als den inneren Frieden, die Harmonie unseres Trieblebens; kein Trieb soll und kann ausgerottet werden, keiner so

monismus nennen, die wissen entweder überhaupt nicht mehr, dass sie sich noch klüger, sittlich strenger und consequenter vorkommen als andere Menschenkinder.

Das ist das Bedeutende und Entscheidende in dem Begriffe der Pflicht, dass er alle anderen Motive in sich auflöst. Die Frage, warum erfüllst du deine Pflicht, stellen wir nicht mehr; wir bedürfen und wissen keine Antwort darauf. Es ist dies der einzige vernünftige Sinn des sonst anfechtbaren und missverständlichen Satzes, man müsse das Gute um des Guten willen thun. Es ist wohl auch das, was Kant mit der Verwerfung jedes Motivs der Glückseligkeit gemeint haben kann, nur dass er ohne Noth zu einer unhaltbaren Polemik gegen die sittliche Berechtigung aller der Momente fortschritt, auf welchen sich der sachliche Inhalt unserer Pflichten im besonderen allein aufbauen lässt.

Die gesellschaftliche Sitte und Ordnung weist jedem begrenzte Kreise von Thätigkeiten, bestimmte Ziele und Tagewerke zu, der Jugend, die sich für die Aufgaben der Zukunft tüchtig zu machen, und dem Manne, der seinem Erwerb nachzugehen hat, der Hausfrau, den Eltern, Kindern, Geschwistern, dem Bürger in Gemeinde und Staat, dem öffentlichen Diener, dem Gelehrten und Künstler, den Herrschenden und den Dienenden. Sie wissen in der Regel nicht und brauchen sich nicht darüber zu besinnen, ob sie dies um ihret- oder um anderer willen thun; fast in allen Fällen wird beides nebeneinander platzfinden. Im Einzelnen und in der Ausführung behält dabei Selbstsucht und Nächstenliebe den weitesten Spielraum, aber Recht und Sitte setzen der Willkür die nothwendigen Schranken, noch engere das natürliche sittliche Gefühl, dessen Organ das Gewissen ist. Es gibt jedoch auch neben der Pflicht noch etwas, das außerhalb des Gegensatzes von Egoismus und Nächstenliebe steht und zu dem besten gehört, was dem Menschen beschieden ist: es ist die selbstvergessende Versenkung des Geistes in die Objecte seiner Thätigkeit. Alle die großen Geister, an deren Werken wir uns erfreuen und bilden, die Denker und Dichter, die Künstler, Erfinder und Entdecker hatten keine Pflicht, originell und schöpferisch zu sein; sie thaten es nicht um anderer und nicht um ihres Vortheiles willen, oft genug mit Aufopferung ihres Lebensglückes, aber sie folgten einem unwiderstehlichen Drang ihres Genius; der innere Gehalt dessen, was sie suchten, zog sie an und ließ sie nicht mehr los. Dabei konnten immerhin noch die Nebenmotive des Verlangens nach Beifall, Ehre, Ruhm, auch nach Erwerb einigen Antheil haben. Obschon in schwächerem Maße, gilt das auch für die mittleren und kleineren Geister; und die selbstlose Vertiefung in das Object der geistigen Arbeit, die reine Hingabe an den Wert der Sache, die sich im kleinen als ein ahnungsvolles Vorbild höherer Daseinsformen einem bewussten Aufgehen im Weltganzen vergleichen lässt, gehört zu den glücklichsten Momenten, zu den Höhepunkten des Menschenlebens.

Es hat sich schließlich für unsere Betrachtung der Begriff der Pflicht dem Gewissen so an die Seite gestellt, dass die beiden Sprüche: Folge deinem Gewissen und erfülle deine Pflicht, ganz das Gleiche zu besagen scheinen. Es wird auch in den allermeisten Fällen in der That so sein, dass der Zeiger des Gewissens und des Pflichtgefühls genau auf den gleichen Punkt hindeuten. Aber dennoch können sie auch auseinandertreten. Die Pflicht ist concret und sachlich bestimmt, sehr oft auch äußerlich bindend. Das Gewissen, ein innerer Drang aus idealen Wurzeln sprossend, übt seine Functionen frei von Fall zu Fall. Die Pflicht kann auch zweifelhaft werden; es treten Collisionen verschiedener Pflich-

jectives, am Einzelnen Haftendes bleiben, wofür Mittheilung und Gemeinschaft zwar förderlich, aber niemals bedingend und unerläſslich sein kann? Sollte, um dies bei den Moralisten beliebte Beispiel zu gebrauchen, ein Robinson allein auf einer verlassenen Insel darum keine sittlichen Aufgaben mehr haben, weil er keinen Nebenmenschen hat, das heißt: sollte er aufhören ein Mensch zu sein? Es ist aber gar nicht einmal nöthig, zu so vereinzelten und abnormen Fällen zu greifen. Es sind allezeit Hunderttausende und Millionen in der Gesellschaft, für welche das Gebot, fremdes Wohl zu fördern, keine oder nur sehr wenig praktische Bedeutung haben kann. Es sind alle Unmündigen, alle Kranken und Gebrechlichen, die von fremder Hilfe leben, die Unzähligen, die im Bann der Selbsterhaltung, im harten Kampf ums Dasein gar nicht daran denken können, auch noch fremdes Wohl zu fördern. Müſste man denn schließlich nicht dazu gelangen, zwei Sittengesetze aufzustellen, ein höheres und volles für die darbietenden, activen, nach Mitteln und Bildung bevorzugten Personen, ein niedrigeres und halbes für die Empfangenden, die Leidenden, die keine selbstlose Liebe zu bethätigen vermögen?

Allein die Sache näher angesehen, will mir dies alles doch mehr nur wie ein Gegensatz von Schulmeinungen erscheinen, welche für die Praxis des Lebens kaum in Betracht kommen. Ob der Einzelne seine eigene Vervollkommnung, die sittliche Arbeit an sich selbst oder die Förderung seines Nächsten und des Gemeinwohls zum Leitstern für sein Wollen und Handeln erhebt, das mag für die Theorie recht weit auseinanderrücken und wie ein unausgleichbarer Dualismus erscheinen, in der Wirklichkeit werden sowohl derjenige, der sich morgens beim Erwachen fragt, was kann ich heute für fremde Wohlfahrt leisten, wie derjenige, der die sittliche Durchbildung seiner Persönlichkeit und seines Charakters vor Augen stellt, wenn sie verständige Leute sind, zu dem gleichen Schluſsergebnis gelangen, daſs sie an dem bestimmten Platz, auf welchen sie sich gestellt finden, die Aufgaben, die ihr Tagewerk mit sich führt, gewissenhaft und mit dem ganzen Aufwand ihrer Kräfte zu vollbringen haben. In dem Gefühl der Pflichten, die jedem wieder in besonderer Gestalt nach Alter und Geschlecht, nach Stand und Beruf, zuhause und nach außen vorgezeichnet sind, verliert sich der Gegensatz von Selbst- und Nächstenliebe, der der Theorie so viel Schwierigkeiten bereitet.

Ich will mich auf ein kleines, aber nächstliegendes Beispiel berufen. Wenn ich hier eine Rede halte und bemüht bin, der Aufgabe nach Kräften gerecht zu werden, so würde ich der Wahrheit nicht die Ehre geben, wenn ich sagen wollte, daſs die Liebe zu meinen Zuhörern oder Zuhörerinnen, oder die Meinung und Absicht, ihre Bildung zu fördern, einen erheblichen Antheil an meinen Motiven habe. Aber noch viel weniger treibt mich die Selbstliebe dazu; ich fühle es als eine Belästigung, von der ich gerne enthoben wäre. Ich thue einfach, was mir obliegt und thue es so gut ich kann. Und wenn man dann auch noch fragen wollte: warum erfüllst du deine Pflicht, so müſste ich antworten: absehend von äußeren Motiven, weil ich sonst mir Vorwürfe zu machen hätte und unbefriedigt wäre. Und wenn man dann immer noch weiter fragte: warum muſst und willst du denn aber befriedigt sein, so gibt es meines Erachtens keine andere Antwort mehr als etwa die ganz allgemeine: jedes beseelte Wesen, es mag wollen oder nicht, wird und muſs nach Befriedigung, nach Stillung der Strebungen trachten, die in seine Natur gelegt sind, und diejenigen, die auch das noch Egoismus und Eudä-

Was man vor Zeiten gerne las.

Eine Studie zur Geschmacks- und Bildungsgeschichte unseres Volkes.

Von Dr. Georg Steinhausen.*)

Nicht alle Bücher, die gedruckt werden, werden auch gelesen, und ganz gering ist erst die Zahl derjenigen, die nicht nur gelesen, sondern auch gern, häufig und allgemein gelesen werden. Solche Modebücher hat es zu allen Zeiten gegeben, soweit man wenigstens in diesen überhaupt von literarischer Production reden kann. Sie stellen aber keineswegs immer die höchsten Schätze dieser Production dar, sie können uns niemals den wahren Wert und Gehalt einer Literaturperiode veranschaulichen. Wohl aber können sie uns über den Geschmack und die vorherrschende Geistesrichtung einer bestimmten Generation hinreichend Aufschluss geben. Und es ist lehrreich und interessant, an dem geistigen Unterhaltungsbedürfnis vergangener Zeiten derartige Studien zu machen.

Das allgemeine und große Lesebedürfnis unserer Zeiten freilich ist der Vergangenheit, vor allem dem Mittelalter durchaus fremd, dem Mittelalter, indem alle geistige Bildung einzig und allein von Geistlichen gepflegt wurde, die große Masse der vornehmen wie der niederen Laien aber nicht lesen und schreiben konnte und oft misstrauisch auf die krausen Zeichen sehen mochte. Und doch fehlt auch in jenen Zeiten nicht das Bedürfnis geistiger Unterhaltung. Das lebendige Wort galt damals mehr als heute. Formelhaft und feierlich klingt die Rede und leicht haftet sie im Gedächtnis. Heute liest der Deutsche unendlich viel, aber das Gelesene verweht meistens wie Spreu, und die Augen werden noch dazu verdorben. Damals vernahm man wenig, aber der Sang, die Sage, die Rechtsformel, die man hörte, vergaß man nicht. Das niedere Volk hört noch heute lieber, als dass es liest; und im Orient und im Süden Europas haben die Erzähler noch immer ihr großes und aufmerksames Publicum. So war es auch einst vor Zeiten bei unseren Vorfahren.

Die Unkunde des Lesens dauerte in den größten Kreisen des Volkes fast das ganze Mittelalter hindurch fort. „Singen und Sagen", das blieb das Hauptmittel der Verbreitung; wo man heute sagen würde: „Ich habe es gelesen", da hieß es damals: „Ich hörte das sagen."

Aber ganz allgemein gilt diese Erscheinung doch nicht. Abgesehen von den Hauptträgern der Bildung, den Geistlichen, waren auch manche, namentlich fürstliche Laien für sie empfänglich. Und der Laie, der die Klo-

*) Unter diesem Titel brachte die stets interessante tägliche Rundschau in Berlin einen ganz vortrefflichen Aufsatz, dem hier auszugsweise das Folgende entnommen ist. Dieser Auszug bietet uns eine Uebersicht über die Literatur der Vergangenheit des deutschen Volkes.

ten ein. Für ihre Lösung kann es keine allgemeinen Regeln geben, so wenig als es Theorien gibt, um Räthsel oder verschlungene Knoten aufzulösen. Jeder Fall ist ein individueller, und die Casuistik pflegt stets nur Beispiele zu behandeln, die sich nicht generalisieren lassen. Die beste Entscheidung muss immer beim Gewissen stehen oder genauer durch die vom sittlichen Gefühl geleitete und controlierte Vernunft erfolgen. Das Gewissen ist in diesem Sinne schon die Magnetnadel der Sittlichkeit genannt worden.

Ich glaube mich hiefür wie für einige Hauptpunkte meiner ganzen Ausführung auf eine in meinen Augen auch in dieser Richtung große Autorität berufen zu können.

Der deutsche Dichter, dessen Werken tiefere Einblicke in die Geheimnisse der Menschenseele zu entnehmen sind als allen Hand- und Lehrbüchern der Psychologie zusammen, hat in hohen Jahren, im charakteristischen Stil seines Alters, die Summe seiner Lebensweisheit in einem denkwürdigen Lehrgedicht, das den Titel „Vermächtnis" führt, in gedrängten Worten zusammengesetzt. Nachdem er von der Unsterblichkeit der Seele und von dem reichen Schatz der bereits feststehenden und nicht erst noch zu suchenden Wahrheit gesprochen hat, fährt er fort:

> Sofort nun wende dich nach innen,
> Das Centrum findest du da drinnen,
> Woran kein Edler zweifeln mag.
> Wirst keine Regel da vermissen;
> Denn das selbständige Gewissen
> Ist Sonne deinem Sittentag.

Er sieht in dem Gewissen die Sonne, die auch in die dunkelsten Lebenspfade noch helles Licht wirft, fügt aber das bedeutsame Beiwort, „das selbständige Gewissen", hinzu und kann darunter nichts anderes verstehen, als das von jeder äußeren Autorität, der weltlichen wie der geistlichen unabhängige, nur dem reinen und unbeirrten sittlichen Gefühle folgende Gewissen.

An einem anderen Ort, in einer seiner Spruchsammlungen, sagt Goethe in Frage und Antwort: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages."

am meisten wurden Bibeln und kirchlich-theologische Schriften, daneben Gebet- und Erbauungsbücher für das Volk gedruckt. Auf diese Bücher war bei dem im Grunde doch durchaus fromm-kirchlichen Geiste jener Zeit zunächst das allgemeine Bedürfnis gerichtet. Aber dass naturgemäß die Unterhaltungslectüre nicht vernachlässigt wurde, zeigen die zahlreichen Volksbücher, Liedersammlungen und Schwänke, die damals allgemein verbreitet waren. Am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts wurde im deutschen Volke schon recht viel gelesen. Aus den Niederlanden konnte damals Johann Busch berichten: „Die Vornehmen des Landes, das gemeine Volk, Männer und Frauen haben hier in unserer ganzen Gegend viele deutsche Bücher, worin sie lesen und studieren."

Zur Unterhaltung las man namentlich gern die Volksbücher, in denen ja größtentheils dieselben Stoffe verarbeitet sind, deren Vortrag schon im früheren Mittelalter die Hörer erfreute. Die asketischen Bücher eiferten sehr dagegen. In dem „Seelenführer" heißt es: „Alles Volk wil in yetziger Zit lesen und schriben, und es ist lobelich und geraten, wan es gute Bucher sint, aber nicht lobelich, wan es sint böse, dy dich anreitzen zur Wollustigkeit und Unzucht. So sint vile Maerebucher, dy solt du nit lesen." Und der „Seelentrost", ein geistliches Volksbuch, sagt: „Vyl lude sint, die lesen werntliche Bücher und horen den zu (also man las auch noch vor) und verliesen all yr Arbeit, wan sie finden nit darin der Seelen Trost. Etliche Lude lesent Bücher von Tristant, von Dietrich von Bern und den alten Recken, die der Werlde (Welt) dienten und nit Got." Sehr beliebte Volksbücher dieser Art sind die Historie vom Herzog Ernst, die Geschichte von der Meerfee Melusine, von Tristan und Isolde, von Griseldis, von den sieben weisen Meistern und dem Wunschhütlein des Fortunatus.

Außerordentlich gern las man in dieser so sehr auf Scherz und Spott gerichteten Zeit sodann die komische Literatur, die Fastnachtscherze und die Schwänke. Der „Eulenspiegel" war weitaus das beliebteste dieser Bücher.

Was aber in dieser Zeit bald am meisten gelesen wurde, das waren jene zahllosen fliegenden Blätter und die „Neuen Zeitungen", die seit ungefähr 1500 überall hin verbreitet wurden. Einerseits befriedigen auch diese das Unterhaltungsbedürfnis, dann aber auch vor allem die Lust, Neuigkeiten zu erfahren. In jener verkehrsarmen Zeit, in der auch die Briefe die heutigen Zeitungen theilweise ersetzen mussten, war solche Flugliteratur sehr wichtig und jedermann äußerst willkommen. Die fliegenden Blätter zunächst waren meist mit einem Holzschnitt bedruckt, unter dem ein erklärender Text stand, der von einer großen Schlacht, von einem furchtbaren Kometen, von einer wunderbaren Missgeburt handelte. Die Holzschnitte waren vorwiegend für die, welche nicht lesen konnten, berechnet. Das war z. B. auch das Prinzip der Bilderkatechismen.

Mit Holzschnitten waren auch oft die „Neuen Zeitungen" geziert, die umfangreicher als die fliegenden Blätter, von allen neuen Ereignissen Mittheilung machten.

So stellt sich um 1500 das Bild der Volkslectüre dar.

Auch die Flugschriften politischen Inhalts, die oft die Form von Gesprächen erhielten, und die „Neuen Zeitungen" nährten im sechzehnten Jahrhundert vorzugsweise das allgemeine Lesebedürfnis.

Bezeichnend ist zunächst, dass ein Buchhändler auf der Messe 5918 Bücher meist volksthümlichen Inhalts absetzen konnte. Als vorzugsweise gelesene Bücher stellen sich einmal die

sterschule besucht hatte, mochte wenigstens nicht immer die mühsam erlernten Künste des Lesens und Schreibens rasch zu vergessen bestrebt sein. Insofern lässt sich auch schon von einer bevorzugten Lectüre im Mittelalter sprechen.

Das Grundprinzip der mittelalterlichen Weltanschauung war die Weltentsagung. Den Äußerungen der Weltlust sollte vor allem der Geistliche feindlich gesinnt sein, daher auch der weltlichen Literatur. Ein so geistlich gesinnter Mann, wie der Kaiser Ludwig der Fromme, wollte, wie sein Biograph erzählt, die alten Volksgesänge, für die sein Vater doch Interesse gehabt hatte, weder hören noch lesen. Hauptsächlich galt der Kirche aber die antike Literatur als ein zu bekämpfendes Übel. Sie zog, wo sie konnte, gegen sie zu Felde, und wollte sie höchstens dulden, Sprachkenntnis und Formgefühl daran zu schulen. So blieb denn die Lectüre der Geistlichen vor allem auf die Werke geistlichen Inhalts gerichtet. Aber die lateinischen Autoren, an denen der Klosterschüler die lateinische Sprache erlernte, oder die der Mönch in der Zelle las, wirkten doch auch weiter, als durch ihre Form. Man warnt zwar vor ihnen, wie zum Beispiel Notker von St. Gallen den jungen Salomo, den späteren Bischof von Konstanz, von den unnützen heidnischen Schriftstellern zu den Werken des Glaubens hinweist; aber die natürliche Freude an dem verbotenen Inhalt ließ sich doch nicht ganz zurückdrängen. So mochte mancher Geistliche sich mit Genuss der Lectüre der alten Heiden hingeben, mochte er auch später darüber Gewissensbisse empfinden.

Am angesehensten aber und am meisten gelesen war das ganze Mittelalter hindurch Virgilius. Die Schönheit seiner Äneis galt als vollendet; um seine Person bildete sich sogar ein Sagenkreis, und der „Zauberer Virgilius“ spielte im Mittelalter eine große Rolle. Oft eiferte man gegen diese Lectüre, aber ebenso oft wurde sie begeistert empfohlen. Freilich veranlasst solche Lieblingslectüre, wie gesagt, in der Regel Gewissensbisse. Der Mönch Ermanrich von Ellwangen, der den Virgil einmal unter das Kopfkissen legte, hatte in dieser Nacht einen bösen Traum, in dem ihm der Teufel arg zusetzte.

Die Lectüre der Laien, welche lesen konnten, richtete sich naturgemäß nach derjenigen der Geistlichen. Die Zahl dieser Laien war freilich nicht allzu groß. Es wird schon als etwas Besonderes angesehen, wenn solche Kenntnis von Kaisern, wie von Heinrich II. und Heinrich IV. berichtet wird. Das Lesen war auch für diese Bevorzugten immer noch eine Arbeit. Man liest nicht rasch, wie wir, sondern langsam und in der Regel laut. „Sie liest dich mit ihrem rothen Mund“, heißt es sehr charakteristisch in einem Liebesbrief des vierzehnten Jahrhunderts. Im späteren Mittelalter nimmt die Zahl der lesenden Laien immer zu.

Von einem allgemeinen Lesebedürfnis lässt sich aber doch im Mittelalter nicht reden: erst mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts macht sich ein solches bemerkbar. Zwei Momente sind da wesentlich, einmal die seit dem 14. Jahrhundert immer größere Schulbildung, die mit dem kräftigen Aufschwunge des Bürgerthums Hand in Hand gieng, sodann die Erfindung der Buchdruckerkunst, die überhaupt erst eine allgemeine Verbeitung des Lesestoffes ermöglichte. Es kam auch die Zeit des Humanismus, in der die antike Bildung, neu verjüngt, das Denken der Völker wirksam zu beeinflussen begann.

Wenn man die Bücherproduction in der ersten Zeit der Erfindung der Druckerkunst mustert, findet man zwar eine Reihe Classiker: aber weitaus

genug. Ungleich bessere Aufnahme fanden aber die romanischen Historien des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland. Die **Amadisbücher**, um deren Verdeutschung sich zuerst Herzog Christoph von Württemberg mühte, konnten bald als die eigentlichen Vertreter des Zeitgeschmackes gelten. Diese „lieblichen, doch wahrhaften Historien", die namentlich von galanten „Aventuren" und Zaubergeschichten handelten, sollten vor allem den „ehrliebenden vom Adel" „sehr nützlich vnd kurtzweilig zu lesen" sein und wurden in der That auch in diesen Kreisen die Lieblingslectüre. Und bald verbreiteten sie sich weiter. 1581 klagt Johann Fickler, „wie gemein solch Buch worden bei Weib und Mannen, hoch und niederen Standes, besonders aber bei nicht wenigen großen Frauen, so dennoch für sehr evangelisch wollen gehalten sein"; es werde „solch Welt- und Buelbuch mehr als ihre Gebetbücher in Händen umgezogen und viel fleißiger als das Evangelium Christi".

Gieng ein junger Mensch auf Reisen, so nahm er z. B. den Decamerone „auff den weg darinnen zu lesen". Man verlangte Bücher, sich „nach Verrichtung seines beruffs woll darinnen zu elustiren". Wer Liebesbriefe schrieb, stahl die affektierten Phrasen aus seiner Lectüre zusammen.

Das Hauptlesefutter waren die **Romane**. Das weibliche Geschlecht scheint theilweise von dieser Lectüre noch fern gehalten zu sein. Aubery de Maurier, der 1637 nach Hamburg und Lübeck kam, erzählt in seinen Memoiren von den reinen Sitten der Frauen und Jungfrauen und führt dafür an, dass man keine Romane lese, das Verderben der Jugend. Lise Lotte von der Pfalz schreibt einmal: „So lang ich zu Heydelberg gewesen, hab ich auch nie keine romans geleßen." In Frankreich holte sie das allerdings wieder ein: „seyder ich hir bin, habe ich dieße zeit wider eingebracht; den es ist keiner, so ich nicht geleßen." Unter den neuen Romangattungen, die übrigens meist nach fremden Mustern erstanden, hatte der Schäferroman seine Zeit nicht viel über den dreißigjährigen Krieg hinaus. Grimmelshausens Simplicissimus veranlasste Abenteuerromane. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts waren dann die Helden- und Liebesromane, die möglichst lang ausgesponnen wurden, namentlich Zieglers „Asiatische Banise oder das blut- doch muthige Pegu" sehr beliebt. Gegen Ausgang der Epoche laufen diese in den oft schlüpfrigen Romanen der „galanten Scribenten" aus.

Die ausländische Bildung brachte es ferner mit sich, dass man in vornehmen Kreisen deutsche Literatur sehr wenig, in der Regel italienische und französische Sachen liest.

Hervorzuheben ist weiter, dass die Erbauungsliteratur nach wie vor ein wesentlicher Bestandtheil der Lectüre blieb und für den noch immer frommkirchlichen Geist Zeugnis ablegt. Der mehrfach erwähnte Karl Ludwig liest auch Tauler und Thomas a Kempis, dessen „Nachfolge Christi" noch sonst überall gelesen wird. Pater Cochems „Leben Jesu" war auf katholischer Seite so volksthümlich, wie auf protestantischer Johann Arndts „Wahres Christenthum". Jene Gräfin Maria von Wolkenstein verzeichnet Ausgaben für „das himbelisch „Frawenzimmer", den „Tugendtspiegel" und Thomas a Kempis „Nachvolgung Christi". Und ein Büchelchen, das aus den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts stammt, „Frauenzimmer-Bibliothekchen" betitelt, und für „Frauenzimmer von gewecktem Verstande" bestimmt ist, empfiehlt neben praktischen Büchern noch ausschließlich Erbauungsschriften.

Endlich ist als massenhafter Lesestoff wie im sechzehnten so auch in diesem Jahrhundert die Flugschriften-

Ritterromane dar, von denen der Ritter Pontus in 147, der Ritter Galmy aus Schottland in 144 und der weiße Ritter in 64 Exemplaren verkauft wurden, ferner andere Volksbücher, von denen die sieben weisen Meister in 233, der Fortunatus in 196, die schöne Magelone in 176, die Meerfee Melusine in 158 Exemplaren fortgiengen, endlich die Schwänke und Erzählungen, namentlich des Barfüßermönchs Johann Pauli Schimpf und Ernst (202 Exemplare) und Kirchhoffs Wendunmuth, die Schildbürger und Till Eulenspiegel. Sehr gut giengen auch Sebastian Brants Narrenschiff und der Grobianus. Die theologische Erbauungsliteratur fehlt natürlich nicht. Von den vorzugsweise praktischen Büchern, den vielgekauften Arzneibüchern, Rhetoriken und Formularen sehe ich hier ab, da sie nicht Gegenstände wirklicher Lectüre. Dagegen wurden äußerst gern gelesen die Planetenbücher, die Bauernpraktiken oder Wetterbüchlein und die Prophezeiungen. „Das kleyn Planeten-Büchlin. Eins jeden Mensch Art, Natur vnd Complexion, nach dem er under einem Planeten geboren ist, zu erkennen", wurde z. B. in 150 Exemplaren abgesetzt. Sehr gesucht sind endlich die Teufelbücher, die sich gegen die Laster und Gebrechen der Zeit richteten. Saufteufel wurden in 69, Hofteufel in 67, Eheteufel in 64, Fluchteufel in 56 Exemplaren verkauft.

Ein Wolf Günther hat viele Lieder (Gassenhauer, Oberländische Liedlein, Große Liedlein, Teutsche Liedlein), ferner Volksbücher bis zu 20 Exemplaren: Hürnin Seifried, Hugschagler, Kaiser Octavian, Melusine, Magelone, Ritter Pontus, Schildbürger, Eulenspiegel, Pfaff von Calenberg, Fortunatus u. s. w., ferner Dedekinds Grobianus, Wickrams Goldfaden und Rollwagenbüchlein, Reineke Fuchs; endlich Planeten- und Traumbücher.

Fingerzeige geben auch die Bücherverzeichnisse aus dem Nachlasse von Privatpersonen. Zwar findet sich bei reichen Leipziger Bürgern noch im zweiten Drittel des sechszehnten Jahrhunderts fast nur die fromme Erbauungsliteratur — fast in jedem protestantischen Hause war damals, um das hier zu erwähnen, z. B. Luthers Bet- und Lesebüchlein vorhanden: aber das wird man doch nicht als allgemeinen Beweis gelten lassen könen. Auch kann von der vielgelesenen Flugschriftenliteratur im Nachlass nicht mehr viel übrig sein. Und diese Flugschriften, die „Neuen Zeitungen" und ebenso die Wunder- und Schauerliteratur wurden doch sehr begierig gelesen. In Janssens deutscher Geschichte findet man die ungeheure Verbreitung der „erschröcklichen" Schriften von Missgeburten, Kometen, Verbrechen und Morithaten" ausführlich geschildert. Und Gustav Freytag sagt von der Lectüre der Landbewohner: „Und was im Hause am liebsten gelesen wird, das ist der astrologische Unsinn einer Prophezeiung des alten Wilhelm Friese, des Gottfried Phyller und Hebenstreit, eine Beschreibung der Augsburger Todtenfeier Kaiser Karls V. oder vom gottseligen Ende des frommen Christian, Königs zu Dänemark." Solche Lieblingslectüre konnte so wenig aufbewahrt werden, wie heute unsere Zeitungen.

Gegen Ausgang des Jahrhunderts begann in den oberen Classen eine verderbliche Ausländerei zu herrschen. Jeder „Cavalier" musste reisen, vor allem nach Frankreich; daheim begann man französisch zu sprechen und französische und italienische Romane zu lesen, deren Hauptstoff galante Abenteuer bildeten. Schon im fünfzehnten Jahrhundert hatten vornehme Übersetzer französische Romane in Deutschland einzuführen versucht; aber der Geschmack an dem höfisch-ritterlichen Treiben, von dem diese Schriften handelten, war nicht mehr kräftig

Rousseau begann dann die Gemüther zu beeinflussen. Bald kam die Epoche der äußersten thränenreichen und überschwenglichen Empfindsamkeit.

Und diese Epoche erhielt wieder ein Lieblingsbuch: „Werthers Leiden". Der Dichter selbst urtheilt darüber also: „Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn, wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publicum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam." Eine gewaltige Aufregung, ein wahres „Wertherfieber" entstand durch diesen kleinen Roman; alle Welt las ihn und alle Welt weinte über ihn.

Alles fieng an zu lesen; 1778 waren schon vier Büchergesellschaften im Gange. Die Lesewuth, die doch schon in der vergangenen Epoche zu spüren war, wurde ungleich stärker. Bald entstanden überall die Leihbibliotheken, um dem ungeheuren Bedürfnis entgegenzukommen.

Was den Lesestoff anlangt, so darf man zunächst darauf hinweisen, dass man in gebildeten Kreisen gern lyrische Gedichte zu lesen begann. Die Almanache und Taschenbücher, die seit 1770 Deutschland überschwemmten, enthielten vorzugsweise Gedichte. Die Hauptlectüre der Massen, der gebildeten und ungebildeten, war aber noch mehr wie früher der Roman.

Auch um die Wende des Jahrhunderts und später gehörte den Romanen das Publicum. Jean Paul war es freilich nicht, der die Menge entzückte. „Sehen Sie einmal, Bester", sagt der alte Leihbibliothekar bei Wilhelm Hauff, „jene lange Reihe von Bänden an, die weißen Pergamentrücken sind so rein, als hätte man sie nie oder nur mit Handschuhen angefasst. Wer ist wohl der Autor, der so vergessen und gleichsam in Ruhestand versetzt dort steht? Es ist Jean Paul; sein Schicksal theilten auch nicht minder edle Gefährten. Für die gebildeten Bürgersleute war damals der Familienroman Lieblingslectüre, namentlich Johann Jakob Engels „Herr Lorenz Stark". Die große Menge aber hieng an den zahlreichen Ritter-, Räuber- und Geisterromanen, deren grobe und rührselige Romantik ihren Ursprung theilweise von Goethes „Götz" und Schillers „Räubern" herleitete. Der edle Räuber, den der grause Ritter im Burgverließ schmachten ließ und den eine holde Maid minniglich befreien will, das war eine Lieblingsfigur des Volkes. Es ist interessant, dass theilweise noch die Stoffe der alten Volksbücher hier wieder aufleben, freilich im romantischen Gewande. Diese Romane der Spieß und Cramer und dazu die süßlichen, oft höchst schlüpfrigen Liebesgeschichten eines Albrecht und später eines Clauren waren im Anfange unseres Jahrhunderts die geistige Nahrung des Volkes. Hauff schildert einmal einen Lesezirkel von Gesellen und Handwerkertöchtern, wo „Rochus Pumpernickels Tod" von A. v. S. unter allgemeinem Schluchzen und Weinen vorgetragen wird, und seine Schilderung ist sehr treffend. „Unsere mittleren und unteren Stände", sagt er, „lesen sehr viel, nur natürlich nichts, was auf den gesunden Menschenverstand Anspruch machen könnte. Sie haben ihren Spieß, ihren Cramer, ihren Lafontaine, in neuerer Zeit hauptsächlich ihren Clauren. Alles liest, aber unschädliches Zeug, das ihren Verstand ganz gelinde afficiert, Gespenstergeschichten, Mordthaten, Räuberhistorien, Heirats-Affairen mit vielem Gelde u. s. w.

und Flugblätterliteratur zu erwähnen. Sie befriedigte das Neuigkeitsbedürfnis und den ausgebreiteten Sinn für Wunderbares und Curiositäten. Damals entstanden auch die ersten regelmäßigen Zeitungen.

Die ersten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts folgen noch ganz und gar den Richtungen und Strömungen der eben geschilderten Epoche.

Da kam in die Lesewelt ein neuer Anstoß von England. 1719 erschien der „Robinson Crusoe“ von Defoe und eroberte binnen kurzem die Welt. Viel wurde er übersetzt und noch mehr nachgeahmt. Der Robinson blieb fortan auch für die Deutschen ein Lieblingsbuch. Aber der Einfluss, den um diese Zeit England auf das deutsche Geistesleben, und zwar zu seinem Heile gewann, war damit nicht beschränkt. In den Gemüthern der Menschen vollzog sich allmählich ein Wandel; von den nichtigen Äußerlichkeiten der servilen „Complimentierer“ und dem galanten Wesen richtete sich der Blick mehr und mehr auf das Innere. Die Bewegung des Pietismus hatte dazu schon den Anstoß gegeben: jetzt kamen die Schlagwörter auf, welche die neue Richtung bestimmten: Moral, Natürlichkeit, und man darf hinzufügen, obgleich das Wort nicht als Schlagwort gebraucht wurde, Bürgerlichkeit. In dieser Beziehung waren einmal die englischen Wochenschriften von großem Einfluss, sodann die englischen Romane. Die Wochenschriften wurden in Deutschland, zunächst von Gottsched, nachgeahmt: von bestimmender Bedeutung wurden namentlich die über Gottsched hinausgehenden „Bremer Beiträge“. Von den Romandichtern wirkte namentlich Richardson auf die Deutschen. Seine bürgerlichen Romane, die ungeheuren Anklang fanden, vernichteten den Geschmack an jenen blödsinnigen Helden- und Liebesgeschichten, die man bis dahin verschlungen hatte, und bald bestimmten sie auch die deutsche literarische Production.

Unter den Mitarbeitern der „Bremer Beiträge“ befanden sich zwei Schriftsteller, die bald die am meisten gelesenen in ganz Deutschland werden sollten: Gellert und Klopstock. Beide sehr von den Engländern beeinflusst. Von dem Ansehen, das Gellert in Deutschland genoss, macht man sich heute kaum eine Vorstellung; der gute moralische, etwas spießbürgerliche Sachse war in der That der Bildner des Geschmacks in ganz Deutschland. Wie Goethe sagte, war „an Gellert und an die Tugend glauben, beinahe gleichbedeutend“. Gellert genoss in den vornehmen Kreisen außerordentliche Verehrung, aber er war vor allen Dingen auch ein Volksschriftsteller. In Gellerts Schriften wurde der alte Drang nach Erbauung so gut befriedigt, wie der Sinn für Unterhaltung. Seine Schriften sicherten ihm die höchste Verehrung, bei Fürsten und Grafen, bei Studenten und Officieren, bei Handwerkern und Bauern. Noch lange nach seinem Tode konnte man, wie Matthisson erzählt, in einer einfachen Schweizer Hütte seine Schriften neben Bibel und Gesangbuch finden. Das moralisch-religiöse Element, welches zu diesem ungeheuren Einfluss Gellert's beitrug, war auch wesentlich der Grund, warum das berühmteste Werk Klopstocks, der „Messias“, so ungeheures Aufsehen erregen konnte. Auch der „Messias“ wurde für die Deutschen ein Erbauungsbuch und im besten Sinne ein Volksbuch. In ihm, meinte Bodmer enthusiastisch bei dem Erscheinen der ersten Abschnitte, würden „ganze Nationen Seligkeit finden“. Man vergötterte dieses Buch.

Klopstocks Einfluss vertiefte und veredelte das religiöse und damit das Gefühlsleben überhaupt. Und seitdem dieses im deutschen Volke einmal mächtig geworden war, wuchs es bald über die religiöse Sphäre hinaus.

Eine Männer-Peitsche.

Von Thusnelde Portmann.

Veränderter Standpunkt.

Bei schäumendem Germanentrank
Die Deutschen, die Blüte der Jugend,
Sie feiern stets mit hellem Sang
Die deutsche Ehre und Tugend.

Und Heimatslieder, rührend und hehr,
Sie brüllen begeistert herunter,
Bis alle die Bänke stehen leer,
Und die Sänger liegen darunter.

Männlich-sittlich.

Männlich-sittlich heißt mit Würde
Tragen seiner Fehler Bürde:
Bummeln, rauchen, Unfug treiben,
Renommiern, schuldig bleiben.

Trinken, bis nicht Kopf, noch Magen
Können länger es vertragen,
Was nicht immer appetitlich,
Aber eben männlich-sittlich.

Heimlich zu der Liebsten gehen,
Doch auf Zucht der andern sehen
Und im Hause unerbittlich,
Das ist alles männlich-sittlich.

Ferner noch gehört das Spielen
Zu den männlich-ernsten Zielen,
Ei, was kann es Schön'res geben,
Als so männlich-sittlich leben!

Einer jungen Frau.

Wie frischer Epheu an dem morschen Stamm
Seh' ich dich, junge Gattin, träumend lehnen
An deinem Gatten, wie ein Opferlamm!
Was quälet dich in unbewusstem Sehnen?
Getrost! Ist auch sein Haupt „vom Denken“ kahl
Und ist er auch verlebt, blasiert und müde,
Das deutet auf Versöhnlichkeit zumal,
Denn seine Ruhe ist ihm lieb, sein Friede.
Und wenn ihn längst des Lenzes Rosen flieh'n,
Wenn seine Augen trüb, und gelb die Wangen;
Und hat er gar die Gicht und sie hat ihn,
Lass dich die Zeichen, junges Herz, nicht bangen:
Er mag vielleicht dem großen Zweck noch dienen,
Denn neues Leben blüht aus den Ruinen!

Größenwahn.

Wie schmückt sie euch, hebt euch, erweitert die Brust,
Die Frauenverachtung! Welch hohe Lust!
D'ran klettert empor eure Männlichkeit
Und dann erst erkennt ihr, wie groß ihr seid!
Denn Männerdünkel und Größenwahn,
Die stoßen schon gar an die Sterne an,
Und die Vergött'rung eures Ich
Ist eine Kunstleistung an sich;
Ja, ihr seid erhaben! — „Doch die Frau'n sind gering,
Unmündig, unfähig zu jeglichem Ding.
Unreine Wesen, defect am Hirn“ —
So habt ihr behauptet mit frecher Stirn.
Und doch ist es leider nur allzuwahr,
Dass jeden von euch ein Weib gebar!
Wie mögt ihr nun edleren Stoffes sein
Als euer Ursprung, der so gemein?
Das hat Meister Storch aber dumm gemacht,
Der euch nicht direct aus dem Himmel gebracht!

O undankbares, verkehrtes Geschlecht,
Ihr habt ja in eurer Verachtung recht:
Verachtet die Pflanze, die euch gehegt,
Darum, dass sie solche Früchte trägt!

Ein vielgelesener Räuberroman war Heinrich Zschokkes „Abällino, der große Bandit". Zschokke war aber auch sonst ein Lieblingsschriftsteller im ersten Drittel unseres Jahrhunderts, einmal wegen seiner Erzählungen und Novellen, sodann aber wegen seines moralisch-rationalistischen Erbauungsbuches: „Stunden der Andacht". Denn das Bedürfnis der Erbauung in häuslicher Lectüre hatte die Zeiten hindurch fortgedauert, und die „Stunden der Andacht" waren ein Lieblingsbuch unserer Großeltern.

In der weiteren Schilderung der bevorzugten Lectüre unseres Jahrhunderts will ich kurz sein. Es sei erinnert an die durch die zahlreichen und äußerst billigen Übersetzungen Walter Scotts hervorgerufene Beliebtheit des historischen Romans. Karoline Pichler, van der Velde und Karl Spindler hatten ein großes Publicum. Ein Lieblingsbuch, namentlich auch der Jugend, wurden die Cooper'schen Erzählungen. Alle weltschmerzlich angehauchten und liebenden Gemüther fanden ihren höchsten Genuss in der Lectüre der Lieder Heinrich Heines.

Mehr und mehr sorgten auch für das literarische Unterhaltungsbedürfnis belletristische Zeitschriften, zuerst jene Taschenbücher mit mehr oder minder blumenreichem Titel, die alle Jahre erschienen, dann noch Monatsschriften und zwanglose Hefte. Ebenso richteten die Zeitungen bald ihr Augenmerk darauf, nach dem Grundsatze zu handeln: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Die Romane „unter dem Strich" sind heute für viele Leute oft die einzige belletristische Lectüre. Und die Criminalerzählungen und sonstigen im miserabelsten Stil geschriebenen Schundromane der kleinen Kreisblätter werden auch von dem niederen Volke gierig verschlungen und gespannt wartet das Nähemädchen und der Arbeiter auf die „Fortsetzung". Weit ist es von dieser Lectüre nicht zu der elenden modernen Colportageliteratur, die Kopf und Herz der kleinen Leute verdirbt.

Es ist des Lobes wert, wenn gegen dieselbe in unseren Zeiten gekämpft wird, und man sich müht, für Verbreitung guter Bücher zu sorgen.

Gegen Atzung und Logis.

Ehedienst auf Lebenslang
Bietet wenig Lohn und Dank,
Keine Freiheit, Poesie:
Hält ihr Herr den Leib gefangen,
Muss ihr Herz auch an ihm hangen —
Gegen Atzung und Logis.

Ihren Namen gibt sie her,
Ihre Meinung, ihre Ehr',
Und sie dient ihm spät und früh
Als ein Spielball, bald zum Spielen,
Bald die Launen ihm zu kühlen —
Gegen Atzung und Logis.

Nicht genug, dass sie sich gab,
Ihm geopfert Gut und Hab',
Ihre Arbeit, Zeit und Müh',
Nimmt er ihr ganz unverfroren
Jedes Kind, das sie geboren —
Gegen Atzung und Logis.

Überzeugt bin ich, die schöne Leserin wird noch mehr hören wollen von diesen schmetternden Fanfarenklängen. Daher rathe ich ihr, das Büchlein zu bestellen, welches unter dem Titel „Lyrisch-satyrische Nadelstiche einer verspäteten Jungfrau. Wiedergegeben von Thusnelda Vortmann“ bei „Leykam“ in Graz erschienen ist. Es sind in demselben noch mehr Peitschenhiebe gegen die bösen Männer enthalten. Nadelstiche sind das nicht, vielmehr Speerwürfe einer zornigen Amazone. Und welche Erfahrungen! Welche Passionen! Die „verspätete Jungfrau“ wünscht nicht etwa, dass die Männer den Frauen treu sein sollen, sie begehrt auch für die Frauen das „Recht“, untreu sein zu dürfen. Was ihm erlaubt ist, soll ihr nicht verboten sein! Man hört dieses Begehren sehr häufig in unseren Tagen und ich kann nicht genug staunen über die bodenlose Naivetät! Wie sagte jenes Backfischchen gleich, als es von der Mutter gehört, es werde ja auch einmal einen Mann heiraten. „Einen? Mama, ich möchte gern alle heiraten und recht viele Kinder bekommen!“ — Allerdings will unsere Jungfrau dem Ehemanne keine besonderen Unkosten verursachen, daher singt sie im Namen der Ehegattin, die für freie Liebe schwärmt: „Lasst **uns** die Kinder, die **wir uns** geboren!“ Und den Männern reibt sie's sehr fein unter die Nase:

„Was ist der König auf dem Thron?
Was ist der größte Dichter?
Hat tausend Menschen sich erdacht,
Nicht einen einz'gen selbst gemacht.“

So ist es. Den Mann geht das Kind gar nichts an; will er ein's haben, so kann er sich auf dem Markte ein's kaufen, für Geld und gute Worte werden sie leicht zu haben sein. Die Mutter, die sich zu den Dragonern recrutieren lässt, wird ja weder Zeit noch Lust haben, „ihr“ Kind selbst zu atzen.

Und Ihnen, meine tapfere Dichterin, gegenüber, gestatten Sie mir den Zweifel daran, dass Sie eine verspätete Jungfrau sind. Eher eine verfrühte Ehefrau. Ihr Los mag sich in vielen Fällen des modernen Lebens wiederholen, aber bilden Sie sich gar nicht ein, dass Sie in der Mehrzahl sind. Gottlob, nein! Es gibt noch Frauen, deren Seele keinen Schnurrbart trägt. Wenn es aber einmal so eingerichtet wird, wie Ihre Emancipenz es wünschen: die Männer verlieren dabei wahrlich nicht. Die leichtsinnigen am allerwenigsten, diese werden den größten Vortheil dabei haben.

Allerdings gibt es Männer, Söhne des Adam, „welcher war der treu'ste Gatte, weil er ja nur Eine hatte“, die selbst bei den besten Eigenschaften ihrer Frauen falsche Canaillen sind, solche verdienen die Hundspeitsche auf öffentlichem Markte. Im allgemeinen aber bitte ich Sie, meine kampfesfreudige Dame, davon überzeugt zu sein, dass an der von Ihnen so oft angezogenen Treulosigkeit der Männer auch ein wenig die Frauen schuld sind; nicht bloß jene, die draußen locken, wohl auch ein wenig jene, die daheim sitzen und Nadelstiche sinnen. Ich gestehe es Ihnen ganz offen, wenn zuhause eine emancipationslustige

Der Männermarkt.

Hier gibt es Männer zu verkaufen,
Herbei, ihr Mädchen, kommt gelaufen!
Wollt ihr auch meine Course sehn,
Wie diese Herren im Preise stehn?
Ei, bringt nur die Säckel hübsch wohlgefüllt,
Sonst bleibt euer Sehnen ungestillt.
Seht, hier dieses Gräflein! Ganz ohne Tadel,
Ei! ist sein Schneider und sein Adel,
Wenn er die Bürg'rin freit und ehrt,
Ist er wohl Hunderttausend wert!
Doch euch verlangt nach Officieren,
Um mit den Gatten zu stolzieren?
Hab' eine Schachtel voll von Soldaten,
Sind alle von innen ganz gleich gerathen,
Und kosten doch manche ganz enorm,
Je nach dem Tuch und der Uniform,
Die meisten aber bekommt ihr schon
Auch um die einfache Caution.
Viel billiger, seht, sind Civilisten,
Wählt! hier sind Heiden, Juden und Christen,
Die lassen sich kaufen und sich entlohnen
Auch mit Geschäften und Connexionen,
Doch ganz umsonst bekommt ihr keinen!

Ei nun, mein Fräulein, was ist da zu weinen?
Was rinnen die perlenden Augentröpfchen
Aus Ihrem hübschen, romantischen Köpfchen?
Nun, schönes Kind, was erregt Ihr Bangen?
Was? Idealisten Sie möchten erlangen,
Die nicht sich verschachern mit Hand und Seelen
Und nur sich aus zarter Liebe vermählen?
Mit schmachtenden Augen und lockig und hager?
Hab' solch Raritäten gar nicht auf Lager,
Die werden, mein Fräulein, auch schwerlich finden,
Die Race ist vor der Cultur im Schwinden;
Solch' Käuze sind immermehr rar und spärlich,
Sah einen vor Jahren, hübsch ausgestopft
In einem Museum; dem wurden alljährlich
Der Staub und die Schrullen herausgeklopft!

Vor Gericht.

Behüt' mich der Himmel, das sei mir fern,
Zu inculpieren die alten Herr'n
Von dem Gerichte! dass sie bestechlich
Und dass sie noch sonstwie moralisch gebrechlich;
Schwach sind sie zum schwachen Geschlechte nur,
Da übermannt sie die Männernatur,
Und hören ein altes Weib sie klagen,
Das können sie nimmermehr vertragen,
Sie knurren und fahren sie zornig an,
Als hätt' sie ihnen ein Leid gethan,
Und selbst die Besten barsch mit ihr sprechen,
Als hätt' sie begangen ein arges Verbrechen!

Ist aber die Angeklagte schön,
Da solltet ihr nur die Wandlung sehn,
Wie alle die Richter und die Geschwor'nen
Gleich blinzeln hin nach der schönen Verlor'nen,
Gar väterlich sind sie zu ihr gesinnt,
Betitelt wird sie mit „liebes Kind“,
Und alle die Blicke voll Behagen
Ihr heimlich flüsternd und zärtlich sagen:
„Mein Fräulein, sei'n Sie heiter,
Wir helfen Ihnen weiter!“

Besser wohl ließen die Sachen sich schlichten,
Ließ' man die Frauen durch Frauen richten.*)

Geständnis.

O die Männer, böse Männer,
Unsre Freude, unsre Pein,
Wenn sie schleichen und sie stehlen
Sich in unsre Herzchen ein,
Denn wie schützt man sich vor Dieben,
Die nichts wollen, als uns lieben?

Die voll Achtung sich uns nähern,
Sind uns stolzen Frauen recht,
Doch die frech sind und verwegen,
Sind ein widerlich Geschlecht,
Nimmer sollen die Barbaren
Echte Frauenlieb' erfahren.

Doch wie sind die Kühnen, Starken
Gar so wonnig anzusehn,
Wenn sie zahm und scheu verlegen
Vor uns schwachen Frauen stehn,
Schonend unsre Schwachheit ehren,
Als ob wir die Stärkern wären.

Wie sie wohl verstehn zu meiden,
Was den zarten Sinn verletzt,
Und so sinnig zu errathen
Was ein Frauenherz ergötzt,
Mit bescheid'nem Wort und Blicken
Unser Dasein zu entzücken.

Ach, sie sollten's nie erfahren,
Wie wir ihnen hold gesinnt,
Doch es haben, weil gesittet
Sie unwiderstehlich sind,
Ihre zarten Huldigungen
Dies Geständnis abgerungen.

---

*) Wehe, da wird's den Angeklagten schlecht ergehen! Niemand richtet strenger über die Frauen, als — ihresgleichen. Der Setzer.

Der Fragner.

Eine Dorfgestalt aus Niederösterreich. Von E. J. Freunthaller.

Wer ist wohl jener hagere, bartlose Mann dort mit der Tragbutte sammt Korb am Rücken, der eben dem Bauernhause zuschreitet?

Der Fragner ist's, ein Händler, der nur das Flachland kennt, ein Mann, der von allen geldbedürftigen Bäuerinnen seufzend und doch so sehnsuchtsvoll erwartet wird, weil er das „Geldhäfen" (Geldtopf) der Bäuerin wieder füllt, dafür aber überflüssige Eier, Butter, Schmalz, Hühner, Tauben u. m. a. mitfortnimmt.

Gehen wir mit ihm.

Langsam tritt er in den geräumigen „Hof" und schreitet mit schweifenden Blicken (seine Blicke mögen sogar wedeln) dem Wohngebäude zu. Angelweit steht die Hausthür offen, als ahne sie seinen Eingang, aber der Mann muss vorerst die aufgemauerte „Zwieselstiege" hinan — eine Stiege rechts, eine Stiege links. Ihm steht die Wahl frei, jede führt hinauf zur Thür. Er wählt die nächstliegende und oben pocht er mit seinem „Stecken" heftig an die Hausthür. Pocht und schreit dazu:

„Der Fragner ist da!"

Mit dieser Meldung betritt er die Hausflur. Inzwischen eilt schon die Bäuerin herbei.

„Grüß Gott, Frau! Hat die Frau heute wieder was für mich?" So der Fragner. Die Bäuerin dawider: „Grüß' dem Fragner! Und wann er christliche Preise machen wollt', so wären diesesmal nicht nur Eier, sondern auch Butter, Schmalz, Hühner und Tauben für ihn bereit!"

In der Stube lastet der Fragner ab und gibt den Korb von der Tragbutte.

Die Bäuerin möchte nur bringen; seien die Sachen „rar", zahle er auch rar!

Die Bäuerin bringt in einem strohgeflochtenen „Simperl" fünfzig wohlgezählte Eier.

„Wie viel er wohl gäbe?"

Achselzuckend entgegnet er: „Was halt recht und billig! Habe so immer nur meinen Schaden dabei!" Nimmt die Eier zählend aus dem „Simperl", prüft sie scharf und gibt sie zählend in seinen Korb.

„Macht geradeaus siebzig Eier!" seufzt er dann.

Nun bringt die Bäuerin ihre Butter.

Wie viel sie bekäme? Schwer wäre der ganze „Stritzel" fünfzehn Pfunde und diesesmal vom besten Rahme!

Der Fragner nickt dazu und seufzt.

Ein wahres Kreuz ist's — eben der Bäuerin zulieb nähme er den Stritzel, wenn er auch in der Hauptstadt unten allemal sein gutes Geld dabei verlieren müsse. Geben könnte er halt nur so und so viel!

Die gutmüthige Bäuerin füllt ihm ein großes Henkelglas schier übervoll

Gemahlin meiner harrte mit ihrer geistreich spitzen Zunge und ihren nicht minder scharfen (wenn auch nur moralischen) Fingernägeln — so miede ich mein eigenes Haus mit einer solchen lieben Frau wie das höllische Feuer und suchte meines Lebens anderswo froh zu werden, so gut es gehen möchte.

Und eine Frau, die ihrem Gatten nur immer vorwirft, dass er ihr nicht das Recht einräumt, einen anderen zu lieben, wird für den Gemahl wahrlich kein großer Magnet sein.

Übrigens, Madame, meinen vollen Respect wegen Ihres männlichen Einstehens für das Weibliche! Finden sich in Ihrer Sammlung doch auch Gedichte, in welchen das goldene Gemüth des Weibes sich offenbart. Es käme nur darauf an, dass Sie einen Mann fänden, den Sie so recht aus ganzem Herzen lieben könnten, und Sie würden Ihre so furchtbare Männer-Peitsche in zarte Fäden auseinanderlösen, um mit denselben unter allen erdenklichen Liebeskünsten den theueren Mann an sich zu fesseln. Vielleicht läſst sich der „Herr der Schöpfung“ von dem herzigen, für die Familie opferfreudigen Eheweibchen lieber gefangen halten, als die modernen Mannweiber glauben wollen. Vergessen Sie nicht, dass ein Mannweib nur einem weibischen Manne für ein Weilchen gefallen kann; ein echter Mann nimmt sich ein echtes Weib und bleibt ihm treu. Das echte Weib wird damit zufrieden sein, wird weder eine Ausrede suchen, noch gelten lassen, um eigene Sondergelüste zu rechtfertigen.

M.

A por Sprücherla.

(Steirisch.)

Da jungi Mensch is unglückla,
Won er koa Glück dajogg,
Der olti is scha glückla,
Wan an koan Unglück schlogg.

Ultramontandel.

Schreits na, verstehts enk nit, Leut,
Do losst sih nix wendn.
Wan oana herenters Berg steht,
Und der onderi entn.

Däs war a goudloser Mensch,
Der ’s Erdnlebn verocht’t hot.
D Welt muaß ma liabn und leidn,
Und denkn af Den, der’s gmocht hot.

Der Dumi is s geborn,
Der Schlechti is s erst worn;
Der Dumi büaßts herentn,
Der Schlechti oft erst entn.

R.

In einer seiner Butterkisten liegt mitunter ein Häschen, ein Rehlein wohlgeborgen — diesen Schabernack hat ihm nur ein boshafter Feind angethan. Er sagt so und schüttelt den Fragnerkopf dazu.

Im Herbste kauft er von Taglöhnerleuten und Kleinhäuslern auch Knoppern und verhandelt sie an Gerbern. Aber er verliert auch bei diesem Geschäfte, wie er mit saurer Miene gesteht.

Und so jammert er wöchentlich sechsmal in den einzelnen Gauen und jährlich zweiundfünfzigmal in der Hauptstadt unten und wird dabei wohlhabend und grundreich.

Freilich kommt es dann und wann vor, dass er von dieser oder jener Bäuerin übertölpelt wird und in irgend einer Butter einmal einen Erdapfel oder gar eine Rübe findet. Doch sein Fragnerauge ist geübt, es erkennt an jedem einzelnen „Strizel" auch die Meisterin, die sie geliefert hat. Eine solche Geberin streicht er hernach aus seiner Kundenliste.

Alle Bäuerinnen sind ihm „brav" und werden ihm allzeit „jünger" und „schöner", ja er kann selbst zärtlich und überfreundlich werden, meist zum Ärger der plötzlich Liebkoseten und zum Ergötzen der Männer.

Nicht immer und überall betreibt er seinen Handel allein, meistentheils hat er noch Fragnerknechte und Fragnerdirnen, die in den einzelnen Gauen ihm handeln helfen müssen.

In jenen trüben Tagen, wo der Schulmeister noch Zehent und Naturalabgaben von den Bauern empfieng, oder besser gesagt, persönlich zu holen hatte, kam der Fragner auch in das Schulhaus und kaufte ganze Körbe voll Eier und Schmalz. Aber auch dort jammerte er und klagte, dass es erbärmlich war, während den Schulmeisterleuten über das viele Geld in den abgemagerten Händen das Gesicht förmlich „zerrann".

Und wie gelebt, so auch gestorben. Im Todtenbette klagt er noch:

„Jetzt geht's ins letzte Gäu — werd' doch nicht kommen zu Schaden?"

Und ist er endlich aus dem Leben geschieden, dann jammern ihm die Bäuerinnen nach:

„Tröste Gott seine arme Seel' — es werde ihm die Erde so leicht und gering, wie er seinerzeit unsere Butter auf seiner Wage leicht und gering fand!"

Gott hat aber in seinen lichtfunkelnden Gestirnhimmel eine riesige Wage gestellt, eine Wage mit zwei Schüsseln. In der einen liegt der Fragner, in der anderen all das, was er zeitlebens unnöthig gejammert und geklagt hat.

mit Most, auf dass der leidende Fragner seinen Kummer auf der Stelle elendiglich ersäufen möge. Schmunzelnd schlürft der Fragner, beguckt das Glas und schlürft wieder, nachher bestimmt er den Druck der Butter auf seine blecherne Unterlage nach metrischem Systeme.

„Kaum acht Kilo!“ betheuert er und rechnet der im mächtigen Zweifel lauschenden Bäuerin „kopfraitend“ vor, wie viel sie bekäme. Kopfschüttelnd bringt diese noch viel Misstrauen auf der Zunge, etwas Schmalz in der hölzernen Dose und einige gefesselte Hühner und Tauben in den Händen vor den strammen Fragnerleib. Der Mann aber macht viel Falten in sein hageres Gesicht und klagt und jammert mehr als die Hühner und Tauben in ihren Fesseln.

Eben der braven Bäuerin zulieb — in der Hauptstadt unten leide er Schaden, dort verspiele er bei dem Handel allemal sein armes Geld! Und trinkt das zweite Mostglas leer.

Kauft klagend, zahlt seufzend, geht jammernd. Und so klagt und seufzt und jammert er sich von einem Hause zum anderen, aus einem Dorfe in das andere und treibt's so Gau für Gau den ganzen Tag, von einer Woche zur anderen, Jahr für Jahr, und schlürft fleißig Bauernmost dazu.

Most ist nämlich ein gutes Bindemittel zwischen dem Herzen des Fragners und jener der Bäuerin, ist auch eine gute Salbe und Schmiere für die Fragnerhand, auf dass sie schneller das Geld aus der Tasche führen möge.

„Heute war bei dieser und jener Bäuerin ein gehöriges Thauwetter!“ sagt er nachher allemal daheim. Wird er jedoch nicht bewirtet, dann meint er, es wäre bei d e r und d e r Bäuerin eine „trockene Zeit“ eingerückt, obgleich er mitunter auch ein „Donnerwetter“ erlebt, insbesondere, wenn es sich herausstellt, dass er in verschiedenen Häusern verschiedene Preise dictiert, was gewiss selbstverständlich ist.

Das Jahr hat zweiundfünfzig Wochen und ebenso oft setzt er sein Geld im Geschäfte um, da er allwöchentlich mit seinen erkauften Naturalien zur Hauptstadt fährt. Und hat die Woche sechs Werktage, so hat ein rechter Fragner auch seine sechs Gaue („Gäu“, wie er sagt). Man sieht also, wie der Mann mit der Zeit es hält, wenn ihm auch der Zeitgeist mitunter ein Schnippchen schlägt.

So ein Gau umfasst etliche Dörfer, die er alle Haus für Haus zu „durchfragen“ hat, und darum ist er eben Fragner. Vorm Dorfwirtshause steht sein Wagen mit etlichen Körben, Butten und Kisten. Ihn zieht das Fragnerross, das der vielen Eier wegen kein Schnellläufer sein darf. Meist ist es ein ausgemustertes Postross und könnte das viele Fett auf dem Wagen an seinem eigenen Leibe brauchen; daher ertönt sein Wiehern stets wie höhnisches Gelächter.

Ist das Dorf „abgefragt“, nachher keucht der schwerbeladene Fragner dem Wirtshause zu, wo er in der Ecke nachprüft und nachrechnet. Er nimmt Buch und Stift und notiert — lächelnd, schmunzelnd.

Zur Hauptstadt fährt er mit vollen Körben und leeren Taschen, heimzu treibt er's umgekehrt. An die Greißler der Stadt verkauft er im großen, an Private im kleinen. Und so wird der Fragner auf den verschiedenen Marktplätzen meist auch von den Schönen am häuslichen Herde umringt; dazu gehört aber nicht allein ein sicheres Herz, sondern auch ein fester Sinn in den allfort jammernden, klagenden Fragnerleib.

Im Hochsommer und auch oft später tief im Herbste bringt er noch verschiedenes Obst mit nach Groß-Wien und „verschleudert es mit Verlust“. So geht nämlich sein Gerede und dabei legt er sein Fragnergesicht zu entsetzlichen Falten.

wartend. Und nach dem Gottesdienste, wenn die letzte alte Frau mit ihrer Andacht fertig geworden und der Küster schließen wollte, saß in seinem Winkel hinter dem Muttergottesaltare immer noch der Christl. Er wurde heimatlos gemacht, musste hinaus. Dann suchte er Kapellen auf, die nicht verschlossen waren, oder Feldkreuze, vor denen er knien oder sitzen konnte.

Der Christl war nicht eigentlich das, was man einen Betbruder nennt, dafür war er zu seelenheiter, zu warmherzig gegen die Leute, zu bescheiden, zu schamhaft in seiner Andacht. Wenn Leute in der Nähe waren, da verbarg er sein Gebet, lächelte und wusste ein gemüthliches Wort zu sagen. Wenn er aber allein war, da unterhielt er sich mit den Himmlischen so vertraut und vertraulich, als ob sie seine besten Kameraden wären. Manchmal war er auf Wallfahrtswegen nach einem Gnadenorte, wollte es aber nicht recht eingestehen, sondern sagte, er streiche nur so ein wenig umher, dass er eine andere Luft athmen, eine andere Gegend sehen könne; er sei so viel neugierig. Insgeheim war er für Naturschönheiten herzlich gleichgiltig; nur wo solche besonders auffielen, wie in fruchtbaren Thälern oder im wilden Hochgebirge, da that er einen Seufzer und sagte: „Was er doch alles zuweg bringt, der allmächtige Gott!“

Am meisten beschäftigt war der Dreifüßige in der Fastenzeit, da humpelte er zu den Calvarienbergen umher, wie solche im Lande mit Bildnissen aus der Leidensgeschichte hergerichtet sind. Er müsse unsern lieben Herrgott trösten gehen, sagte der Christl, kein Mensch kümmere sich um den Herrn in seinem heiligen Leiden und Sterben. Und da saß der alte kindliche Mann denn manchmal vor der Station, wo der Heiland am Ölberge dargestellt ist, und redete so halblaut vor sich hin: „'s ist hart um dich, mein lieber Jesus. Ich glaub' dir's, dass dir bang ist, das Sterben ist halt hart. Aber musst schön geduldig sein, schau, unser Herrgott hat auch leiden müssen.“ Derlei sagte er zum Heilandbilde, in seiner Einfalt vergessend, dass ja gerade dieses den „Herrgott“ darstellte, „der auch hat leiden müssen“.

Bei der Station, wo die Geißelung und Krönung mit Dornen dargestellt ist, wurde der Christl allemal ganz boshaft und sagte zu den Henkersknechten: „Ist schon recht, schlagt nur zu auf den armen Jesus! Thut ihn nur recht peinigen! Werdet schon sehen, was euch geschieht! Werdet schon winseln in der Höll, ihr falschen Juden, ihr!“ — Auf der Höhe des Berges angelangt, war alle Bitterkeit wieder vorüber und er sprach am Fuße des Gekreuzigten laut Sterbegebete, in welchen er dem sterbenden Heilande der Fürbitte unserer lieben Frau und dem heiligen Schutzengel empfahl.

Und einmal, da hatte der dreifüßig' Christl bei einer solchen Calvarienbergbesteigung ein Erlebnis. Die Märztage waren sonnig und warm, dass der Schnee von den Hängen rann, die Nächte waren kalt. Und an einem frostigen Morgen bestieg unser Alter den Calvarienberg bei Kindorf. Er war schier der einzige Kreuzpilger, alle anderen vergaßen wieder einmal ganz und gar des leidenden und sterbenden Heilandes.

Der Calvarienberg zu Kindorf ist ein sehr steiler Felshügel, stellenweise mit senkrechten Wänden. Von Station zu Station führen Holztreppen hinan, die an mehreren Stellen himmelanstrebend wie eine Leiter sind. Unser Alter kletterte wohlgemuth über Holzbalken und Eiskrusten empor und bei jeder Station unterhielt er sich in seiner gewohnten Weise mit den Figuren. Als er endlich etwas mühesam fast bis zur Höhe des Berges kam, auf welcher unter freiem Himmel die drei Kreuze stehen, sah er, dass die letzten obersten Stufen arg

Der dreifüßig' Christl.

Ein Bildchen aus dem Volke der Alpen von P. K. Rosegger.

Wer den Schaden hat, der hat auch den Spott! Die Verlässlichkeit dieses Spruches hat auch der Kohlenmesser Christian Ebner erfahren. Dieser Mann wurde, weil er nur einen Fuß hatte, der dreifüßige Christl genannt. Eine stürzende Kohlenfuhr hatte ihm einst den linken Fuß in Splitter geschlagen, weshalb er mit einer Holzkrücke, also einem dritten Fuß, umherhumpeln musste. Er machte sich aber nicht viel daraus, denn während seine zwei angeborenen Beine bisweilen arg gichtisch waren, that ihm das dritte, das verspottete, gar nie weh, auch nicht wenn die Hunde drein bissen. Die Hunde thaten das, was die Leute auch thun wollten, aber nicht thun durften; sie waren recht bissig auf den armen krüppelhaften Mann, dessen Erscheinen ihnen allemal einen Kreuzer kostete. Er bettelte zwar nicht eigentlich, allein wenn der gute, abgehärmte Alte so daherhumpelte, da hub im anderen allemal das Gewissen an: Du, da kommt der dreifüßige Christl, das ist ein armer Hascher, kann sich nichts verdienen, ist auch zu g'schamig, um zu bitten, dem musst einen Kreuzer geben. — Gab der von seiner inneren Stimme also Angesprochene fast allemal im Gedanken zur Antwort: Ich hab' nichts bei mir! oder: Ich müsst' erst die Handschuhe ausziehen, den Überrock aufnesteln und in den Sack greifen, und das ist mir zu umständlich. — Darauf das Gewissen: Du, wenn du diesem Armen keinen Kreuzer gibst, so wirst du nicht viel Glück haben mit deinem Geld und Gut und in deinen Geschäften. — Da macht der Bedrängte, der sein Gewissen wegen Erpressung verklagen könnte, ein saures Gesicht, hebt an zu suchen, findet, und schenkt dem Christl einen Kreuzer.

Dieser unbequeme alte Mensch, der Christl, stieg denn Jahr für Jahr in der Gegend umher und jeden, den er begegnete, lächelte er mit seinem kleinen weißbärtigen Gesichtlein gutmüthig an. Er, der von Wohlthaten anderer leben musste, hätte auch gerne Gutes gethan, war aber so schwach, arm und unvermögend, konnte gar nichts thun, als die Leute freundlich anlächeln.

Im ganzen hielt der dreifüßig' Christl sich lieber an unsern Herrgott, als an die Leute. Bei dem konnte er sicher sein, dass er nicht schalt und nicht spottete, dass er ihn ruhig anhörte, wenn der Christl seine Leibes- und Seelennöthen vortrug im andächtigen Gebet. Wenn der Küster früh morgens gieng, um das Kirchenthor aufzusperren, so stand davor schon der Christl und lächelte ihm entgegen, in Demuth und Freude auf Einlass

lichen Grund unter sich hat. „Du", sagt er endlich zum Küster, indem er sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne wischt, „hätt's nicht vermeint, dass einem auf dem Eis so warm werden kunnt!"

Als ihn nachher der Hans hinabführen will die Treppen, sagt der Alte: „Ah nein, ich muss ja da hinauf!"

„Willst denn noch einmal rutschen?" fragt der andere.

„Rutschen nimmer!" entgegnet der Alte, „nur ein paar Wörtl zu reden habe ich mit ihm."

Er ließ sich nicht abbringen, der Küster hieb mit dem Haken Stufen ins Eis und schleppte den in seiner puren Zweifüßigkeit sehr mühseligen Christian auf die Höhe des Berges.

Dort sank der Alte hin, umarmte das Kreuz und sagte mit zitternder Stimme: „Bist wohl brav, lieber Herrgott, dass du mir den Hansel hast geschickt. Thu' ihm's recht gut meinen, so lang er lebt, und wenn er gestorben ist, so gib ihm ein schönes Platzel im Himmel. Ist ein braver Mensch, der Hansel. — Und jetzt will ich zu Ehren deines heiligen Leidens ein Vaterunser beten. . . ."

Schweigen wir, solange er betet, schweigen wir still in Ehrfurcht vor der Kraft des Glaubens.

Ein Kreislauf.

(Alter Spruch.)

Demut hat mich lieb gemacht,
Lieb' hat mich zur Ehr gebracht,
Ehre hat mir Reichthum geben,
Reichthum thät nach Hochmut streben,
Hochmut stürzt in's Elend nieder,
Elend gab mir Demut wieder.

vereist waren. Keine Handbreit ebene Stelle war zu sehen, auf welche man den Fuß hätte setzen können, alles in einen glatten welligen Eismantel gehüllt, der sich schief über die geländerlose Treppe gegen den Abgrund zog.

Der Christl stand auf seinen drei Füßen fest und sann nach, was da zu machen wäre. Sein Schuh war nicht mit Nägeln beschlagen und seine Krücke nicht mit einer eisernen Spitze. Es war diesmal alles so glatt, wie es in dem Leben armer Menschen sonst selten abläuft. Er versuchte es wohl, mit dem Stabe Scharten in das Eis zu stoßen, aber ohne jeglichen Erfolg, hart wie die Welt war das Eis.

Der Christl lächelte nun ein wenig und kraute sich am Nacken. „Schau“, sagte er, „da thut's mich ein bissel reizen (necken)! O du Mastsau, du zaundürre — oder was! Wie komm' ich jetzt nur drüber hinauf! Unser lieber Herrgott wollt' mir gewiss gern die Hand herabreichen, dass ich kunnt anfassen, aber dem geht's selber miserabel, dem haben sie die Hand festgenagelt. Da heißt's schon einen anderen Vortel probieren. Ich weiß was, ich leg mich hin und krauch' über das Eis schön langsam hinauf.“

Das that er nun. Er schmiegte sich an, krallte sich mit den hageren Fingern ein, so gut es gieng, stemmte sich mit dem Fuß, mit der Krücke, griff nun aus, zog das Bein nach und kam vorwärts. Als er schon fast an der obersten Stufenwelle war, ließ es aus und unser Christian Ebner begann sachte zu rutschen. Aber nicht treppabwärts, wo er heraufgekommen, sondern seithin gegen den Abgrund. Der hölzerne Fuß, die Krücke, die seiner Hand entfallen, war schneller, glitt lustig hinab und sprang über die Felswand tief ins Gestein des Thalgrundes, dass es klapperte.

„Hau!“ schrie der Alte in seiner Überraschung, „thun wir schlittenfahren?“ Immer frischer gieng's die beeiste Lehne hinab und als der Christl schon sehr neugierig ist, wie es bei der Felswand sein werde, erwischt seine Hand ganz zufällig einen hervorstehenden Birkbaumstrunk und hält sich fest. „Wart du, der Nagel ist mir just recht!“ sagte er, wusste ihn mit dem Arm zu umfangen und so hieng er nun am steilen Eisfeld, unmittelbar über dem senkrechten Abgrund.

Das erste, was der dreifüßig' Christl in dieser neuen Lebenslage that, war, dass er zu kichern anhub. „Da haben wir jetzt den Narren!“ sagte er zu sich selber. „Kunnt schon unten sein, aber wenn's nicht sein muss, ich kann's derwarten.“ Sein Gesicht wandte er dem Himmel zu, der war schön blau, und über der Zinne des Berges ragte das Haupt des Gekreuzigten auf. — „Sehen thät er mich schon, sehen“, so tröstete der Alte sich, „aber Mirakel wirken, meinetwegen, das kann ich doch nicht verlangen.“

Der Heiland jedoch dachte anders. Seinen Diener, der immer so demüthig und treuherzig an ihm gehangen, den wollte er nicht verlassen in der Noth. Sterben! der Christl würde sich zwar willig ergeben, aber lieber ist's ihm sicherlich noch etliche Jahre auf Erden. Ich will ihm's zeigen, was sein Erlöser kann, trotz der gekreuzigten Hände. . . .

Unten stand die Calvarienkirche. Von deren steilem Dache rutschte jetzt eine große Schneelast ab, dass der Boden dröhnte. Ob dieses Getöses lief der Küster Hans aus seinem Hause und der sah den alten Christian hängen hoch oben an der beeisten Lehne.

Au, denkt er, der hat's unkamodt dort oben! Erfasst einen langstieligen Feuerhaken, der in einem Winkel der Kirchenmauer lehnt, eilt die Treppen hinauf, hakt den Alten beim ledernen Hosenhalter fest und zieht ihn heran.

Der Christl ist sehr erstaunt, als er bemerkt, dass er wieder verläss-

„Lieber Freund!

Ihr Brief vom 14. hat mich erfreut, und es war mir interessant, daß Sie sich darin auch ein wenig über die Situation ausgelaßen haben; glaube ich doch, daß in dem was Sie sagen, sich die Stimmung und Ansicht der von den Preußen bedrohten Residenz überhaupt einigermaßen widerspiegle. Ich theile ganz Ihre Ansicht, daß sich für Deutschland wichtige Dinge vorbereiten, und wenn aus Ihren Zeilen hervorgeht, daß Ihnen der Gedanke, Deutschland werde sich die Suprematie Preußens gefallen lassen müssen, nicht fern liegt, so muß ich gestehen, daß eben dieser Gedanke schon vor dem gegenwärtigen Kriege meine Überzeugung gewesen ist. Glücklicherweise hat sich jetzt herausgestellt, daß es den Preußen wenigstens an der Kriegstüchtigkeit nicht fehlt, um Deutschland zu führen und nach außen im Nothfall kräftig zu vertreten. Um Dauerndes zu begründen, gehört aber freilich noch dazu, daß sie verstehen, moralische Eroberungen zu machen. Verstehen sie das nicht, so steht es schlimm um Deutschland und seine Einheit, deren Zustandekommen nun einmal ganz und gar vom vernünftigen Verhalten des zur Suprematie berufenen Stammes abhängt. Daß wir Deutsch-Österreicher für jetzt aus Deutschland ausgeschieden werden sollen, ist sehr schlimm, aber wenn die Ausscheidung Österreichs aus dem Bunde den österreichisch-preußischen Zwiespalt, der Deutschland bisher getrennt hat und immer trennen würde, wirklich ausgleicht und es dem übrigen Deutschland möglich macht, sich zu consolidiren, so mögen wir uns patriotisch über eine Maßregel trösten, die doch auf jeden Fall nur provisorisch ist. An das consolidirte Deutschland werden sich die deutschen Provinzen Österreichs gewiß wieder anschließen wollen, und der Volkswille wird entscheidend sein, besonders wenn einmal ein deutsches Parlament versammelt ist und die Nation selbst die Angelegenheiten in die Hand nimmt. Hauptsache ist, daß die deutsche Bewegung einmal in Gang kommt; die gegenwärtigen Friedensstipulationen der Diplomaten haben nur eine vorübergehende Bedeutung.

Sie fragen wie es in Bezug auf meine dienstlichen Verhältnisse steht? Ich habe um meine Pensionirung angesucht, und sehe derselben jeden Tag entgegen. Meine Stelle in Triest wird also vacant; vielleicht setzen Sie in Wien es durch, daß man Sie dafür ernennt. Schreiben Sie mir bald wieder; vom Orte Ihres Aufenthaltes gibt es ja jetzt immer Interessantes mitzutheilen. Ich würde viel drum geben, wenn ich in Wien sein, Stimmung und Verhältniße in der Nähe betrachten könnte. Mit herzlichem Gruß

Ihr

Rob. Hamerling."

Graz 24. Juli 1866.

Ein Kindermärchen.*)

„Ein Märchen, Onkelchen, geschwind!"
So höre, kleines Närrchen:
Es war einmal — also beginnt
Doch jedes deutsche Märchen —
Also: es war einmal, mein Kind,
Ein liebes Brüderpärchen,
Das lebte ohne Zank vereint
Beinah' ein volles Jährchen!
Du glaubst es nicht, mein kleiner Freund?
Nun ja — es ist ein Märchen!

Josef Akram.

Die Vogelleiche als Frauenputz.

Die Speculation auf die Eitelkeit des Weibes hat zu einer Mode geführt, die lächerlich und empörend zugleich ist. Es ist dies die Mode, Frauenhüte und Kleider mit Vogelleichen aufzuputzen.

England und Frankreich führten in einem Jahre 1,600.000 Vogelbälge ein. In der letzten „Saison"

*) Aus dem Scheffel-Jahrbuche. Wien.

Kleine Laube.

Ein Gruß

den Gästen vom Deutschen und Österreichischen Alpenvereine.

(Gelegentlich der Jahresversammlung in Graz im August 1891.)

Ihr Herren, ach wäre ich gut bei Fuß,
Ich wollt' mit Euch steigen und schreiten,
Anstatt auf hinkendem Pegasus
Euch sacht' entgegenzureiten.

Ihr habt im lieben Deutschen Reich
Mich oft so fröhlich empfangen,
Ich bin, statt bergwärts, gern mit Euch
Zu tiefem Grunde gegangen.

Den schönsten Blick in das Weltenrund
Hat man — ich ward es inne —
Vom tiefen, kühlen Kellersgrund
Und von der Alpenzinne.

Das Leben kann nur vertieft, erhöht
Den Erdenpilger beseelen,
Gott schütze uns gnädig vor flacher Öd,
Und flachen Alltagsgesellen!

Des Menschen Geist gleich der Blume sprießt
Aus dunkler Tiefe nach oben,
Und unsere Jakobsleiter ist
Aus Fels und Gletschern gewoben.

Die Bergesspitze sie sei jedoch
Als Endziel nicht unser Eigen,
Wohl ungeahnte Höhen noch
Die Menschheit hat zu ersteigen.

Einstweilen übe sich jedermann
Im Ringen und im Klettern,
Wer hohen Bergen trotzen kann,
Der trotzt auch bösen Wettern.

Seid schön gegrüßt Ihr, im grünen Land
Der Hirten und der Musen,
Dem Edelweiß auf der Felsenwand
Und Eisen wächst im Busen.

Des Bergsohns Lorbeer, der Tannenwald,
Bekränz' Eure Stäbe und Stirnen,
Auf blumiger Alm, wo der Jodler schallt,
Steigt an zu den leuchtenden Firnen.

Und bringet mit aus des Kellers Grund
Das Vollblut der steirischen Reben,
Und lasst mir dort oben mit Herz und Mund
Die vielliebe Steiermark leben.

Und lasst mir auch leben die Heimat fern,
Die Lieben an Eurem Herde.
Vom Fels bis zum Meere sei Gott dem Herrn
Empfohlen die deutsche Erde.

P. K. Rosegger.

Ein Brief Hamerlings.

Das folgende Schreiben Robert Hamerlings vom 24. Juli 1866 ist an seinen Collegen Prof. Raab in Wien gerichtet. Wenn man vor Augen hat, was in jenen Tagen vorgieng und wie damals die Stimmung in unserem Österreich war, so muss man sich wohl verwundern über den merkwürdigen Brief, in welchem so viel Prophetisches liegt. Wir haben die Erlaubnis, ihn abzudrucken.

Gesichte strahlt die Gemüthlichkeit. Er hatte die schlechte Eigenschaft, während einer jeden Sitzung des Herrenhauses zu erzählen, wie viel er alles zu sagen hätte, aber er dürfe nicht sprechen, sein Gelübde verbiete es ihm . . . Was? Ein Gelübde? Was für ein Gelübde? . . . Der Baron hat nur auf diese Frage gewartet. Er entlastet, gutmüthig und gemüthlich wie er ist, sein Herz mit folgender Geschichte: Beim 1841er Ständetag wohnten wir in Pressburg mit meinen lieben Freunden Georg Majlath und Barthel Szemere zusammen. Wir hatten zwei große Zimmer und ein gemeinsamer Bursche bediente uns. Wir lebten herrlich für uns. Sowohl Georg als auch Barthel waren vortreffliche Männer und gute Kameraden. Sie spielten beide eine große Rolle auf dem Ständetag, besonders der Barthel. Eines Tages begann ich, sie um ihre Lorbeeren zu beneiden und sagte zu mir im Selbstgespräch: „Du Baron, wie schön wäre das, wenn du auch eine Rede halten würdest", worauf ich mir selbst zur Antwort gab: „Dazu gehört Geist, Baron!" . . . „Nun", entgegnete ich, „wenn ich keinen habe, werde ich mir welchen vom Barthel leihen." (Er pflegt es auch so zu machen, wenn er kein Geld hat.) . . . Ich rufe auch sogleich Barthel Szemere beiseite: „Mein lieber Barthel, geh', mach' mir eine Rede!" — „Recht gern, mein Lieber. Worüber?" — Das ist mir egal, nur schön soll sie sein . . . wunderbar schön!" — „Wie nur dein Ohr und Mund begehrt!" — So geschah es auch. Tags darauf gibt er mir sie ganz fertig her, ich ochse sie ein und sage sie am dritten Tage her. Ach! Die Begeisterung hättet ihr sehen sollen, der Saal dröhnte nur so von dem stürmischen Beifallklatschen, und wie ein Donner erscholl es: „Vivat, Vivat!" Der Palatin selbst konnte nicht genug Beifall winken und rufen: „Valde bene, bravissimo!" . . . Damals kostete ich zum erstenmal den Ruhm. Ich kann sagen, ein süßes Gift. Meine Augen glänzten, mein Herz pochte laut. Und in diesem erhabenen Augenblicke läutet der Präsident und fragt: „Wer hat etwas dagegen zu bemerken?" Ich blicke hochmüthig umher. Die Abgeordneten saßen still auf ihren Plätzen und unbeweglich wie die Ähren in der Windstille. Doch schau, was sehe ich? Wer steht auf? Bartholomäus Szemere. Was kann denn der Barthel haben wollen? Was muss ich hören? Ist es Wahrheit oder bin ich von Sinnen? — Er beginnt: „Verehrte Stände! Was der Herr Vorredner sprach, ist von A bis Z unrichtig und grundlos." — und damit geht er darauf los, zergliedert und widerlegt meine Rede gründlich. Darauf bin ich aber auch in Wuth gerathen, mein Kopf brannte. „Glauben Sie ihm nicht, verehrte Stände!" rief ich dazwischen — „er selbst hat ja meine Rede gemacht!" Erlassen Sie es mir, die Wirkung dieser Worte zu beschreiben. — Da that ich das Gelübde, nie mehr eine Rede zu halten.

Lustige Zeitung.

Der Arzt und der gebildete Dorfschneider. Arzt: „Guten Tag, Herr Wedemeyer! Nun, wie geht's denn Ihrer Frau?" — Dorfschneider (sehr gebildet): „Danke respectvollst, Herr Doctor, für dero unterthänige Nachfrage. Zu loben ist es zwar noch nicht, je dennoch auch nicht gänzlich zu verachten. Bettlägerig ist sie eigentlich nur eine Nacht gewesen. Ich sehe zu meiner Freude, dass sie wieder ganz appetitlich wird, denn die Ess- und Trinksucht nähert sich wieder so ganz allgemählich, und damit wird sie auch wieder umgänglicher und ausgänglicher werden." — Arzt: „Ja, ja, der Winter ist immer die schlimmste Zeit, wenn es nur wieder Frühling wäre, dass sie viel in die Luft könnte!" —

betrug dieser Import in Frankreich allein eine Million Colibri!

Ernste Forscher berichten mit Entzücken über diese wundervollen kleinen Geschöpfe, diese „Kleinodien der Natur“, diese „beflügelten Blumen und Edelsteine“ der Tropen. Buffon nennt den kleinen Vogel „das Meisterstück der Natur.“ Burmeister schreibt: „Man muss die wundervollen Geschöpfe lebend in ihrem Vaterlande gesehen haben, um den Liebreiz ihrer Natur vollständig bewundern zu können.“

Bald werden die Landschaften, denen diese wunderbaren Geschöpfe paradiesischen Reiz verliehen, verödet sein. Millionen Thierchen, die in ihrem ätherischen Leben ihr leuchtendes Gewand nie mit dem Staub der Erde beschmutzt, werden nicht mehr von Blume zu Blume gaukeln — nun werden ihre traurigen Reste im Staube des Ballsaales, oder als weiblicher Kopfputz in kurzer Spanne Zeit verdorben sein.

Mit Widerwillen wird jede feinfühlige Frau sich von einer Mode abwenden, die dem barbarischen Geschmack der Indianer entspricht, aber in einem Volke, das Anspruch macht, zu den Culturvölkern zu gehören, unmöglich sein sollte.

Es ist eine Versündigung an der Natur, diese Vernichtung ihrer schönsten Gebilde zur Befriedigung thörichter Eitelkeit, sowohl wie an dem, was dem Menschen und besonders dem Weibe das Heiligste sein sollte: das Mitleid, das Erbarmen.

Die Martern, welche Millionen und Millionen armer Geschöpfe um weiblicher Eitelkeit willen erleiden müssen, sind so grauenhaft, dass sie ohne das Zeugnis hochangesehener Männer unglaublich erscheinen würden. Es ist die Thatsache festgestellt, dass die Vögel mittelst an den Zweigen befestigter Angelschnüre gefangen und häufig sogar lebendig abgebalgt werden, damit — das Gefieder nichts von seiner Farbenpracht verliere.

Welche gesittete Frau wird den Muth haben, nachdem diese Thatsache zur öffentlichen Kenntnis gebracht, sich noch mit Vogelleichen aufzuputzen? Mitschuldig an solchem barbarischen Treiben ist jeder Käufer d. so zu Tode gemarterten Thierchen.

Es gibt Übertretungen des Sittengesetzes und Verstöße gegen das gesellschaftliche Herkommen, auf denen die Strafe der gesellschaftlichen Ächtung steht. Und doch, wie selten verrathen solche Vergehungen einen Mangel sittlichen Gefühls, wie er durch die Betheiligung an der hier in Frage stehenden schändlichen Mode sich äußert.

Wir sind überzeugt, dass keine edeldenkende Frau sich zur Mitschuldigen an der nichtswürdigsten aller bis jetzt bekannten Modethorheiten machen wird.

Und hilft ka guats Redn und ka Scheltn —

(Steirisch)

Wanst mit r an Menschn muaßt lebn,
Der grob is und schlecht is,
Sa sulft eahms an etlamol sogn,
Wos Schick is und recht is.
Mit Bitatn und Deamuat muaßt bitn,
Und will dás nix nutzn,
Sa muaßtn mit zornwildn Wetern
Recht schauderlih putzn.
Und hilft ka guats Redn und ka Scheltn,
Sa nutzt ah ka Klogn,
Und muaßt n, wir er is, in Gottsnomen
Geduldi datrogn.
A Kreuz is 's a schwars, a lebendigs,
Wul a traurigi Welt!
A Lebn is a horts, an elendigs,
Ober trogs wir a Held.

M.

Die wunderschöne Rede.

Sie kennen sicherlich den Baron Sz., Mitglied des ungarischen Herrenhauses, den schweigsamsten aller Gesetzgeber — so läßt sich Koloman v. Mikszaths in ungarischen Blättern vernehmen. Eine kleine, gedrungene Gestalt, mit kurzem Halse, das weiße Haar kurz geschoren, auf dem ausrasierten, feisten

Worte feuerte den Priester immer mehr an, immer rührseliger wurden Erzählungen, in denen er sich nicht genugthun konnte: je länger er sprach, umso heftiger schluchzte die Frau. Endlich fasste ihn aber das Mitleid, er trat an die Frau heran mit den tröstenden Worten: „Liebe Frau, weint nicht so, denn es geschah ja alles Gott zu Ehren.“ Darauf die Schluchzende: „Ach, Herr Pastor, dat eß et nit, äwwer ich gläuve, minge Brode (Braten) brennt underdess an.“

Aus den Vorträgen eines Professors. „Bei solchen Einschnitten, meine Herren, wenn sie noch so schön heilen, bleibt immer eine Stelle, welche der Heilung hartnäckig widersteht“ (will mit der Sonde eindringen), „und auch diese ist schon vollständig geheilt!“ — „Meine Herren, Sie werden natürlich nicht den Magen und Darm eines neugeborenen Kindes zur Demonstration benutzen, sondern etwa den eines Schlächtermeisters oder eines anderen fleischfressenden reißenden Thieres.“ — „Meine Herren! Indem ich Ihnen zum neuen Jahre meine herzlichsten Glückwünsche darbringe, wende ich mich zu den Eingeweiden und lege Ihnen den Magen eines Schnapssäufers vor.“ — „Vor drei Krankheiten, meine Herren, warne ich Sie besonders: es ist die Tuberculose, der Typhus und das Kindbettfieber.“

Bezeichnend ist die traditionelle Verachtung, mit welcher der russische Bauer auf den Popen sieht. Man lese nur russische Volksmärchen oder lasse sich vom ersten besten Bauern eines über den Popen erzählen, so wird man sich überzeugen, dass das Volk seine Geistlichen und ihre Frauen als „Typen“ der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, der Habsucht, Scham- und Sittenlosigkeit mit trefflichem Humor darstellt. Wie jedoch z. B. die Slovenen ihr Sprichwort, dass die Hölle mit Pfaffenkäppchen gepflastert sei, nicht hindert, die Geistlichen ohne Rücksicht auf ihre menschlichen Schwächen als Vermittler zwischen sich und der Gottheit anzusehen, so denken auch die Russen nicht im entferntesten daran, von ihren Anforderungen an die Geistlichkeit bezüglich der Erfüllung gewisser religiöser Ceremonien, welche sie für sehr wichtig halten, abzugehen. Sogar für ihre abergläubischen Capricen nehmen die russischen Bauern ihre Geistlichkeit in Anspruch. Wenn die schwere Stunde einer Frau herannaht, eilt der Mann zum Geistlichen, um einen kräftigen Gebetspruch für zwei, drei Kopeken von ihm zu erhandeln, worauf der Geistliche spricht: „Halte deine Kappe, und ich werde das Gebet hineinsprechen.“ (Nachdem er es gesprochen:) „Drücke die Kappe fest zu, trage das Gebet schnell heim und übergib es der Gebärenden.“

Vor einiger Zeit verheiratete sich der Londoner Bankbeamte Wilson mit einem jungen Mädchen, das er zärtlich liebte. Einer seiner Freunde bot dem jungen Ehemann für die Flitterwochen die Benutzung eines Landhäuschens in Shenklin an. Der Antrag wurde angenommen und das Paar verbrachte die ersten fünf Wochen der Ehe in diesem Hause. Am Tage seiner Abreise überraschte es der Eigenthümer mit einem Besuche. Zu seinem namenlosen Entsetzen fand derselbe die gesammte Einrichtung und das Geschirr zertrümmert. Er glaubte, das Paar wäre tobsüchtig geworden, doch Wilson erklärte ihm mit der größten Gemüthsruhe: „Ich ersetze den Schaden, allein ich will nicht, dass irgend etwas, das meine süße Braut und ich in den Flitterwochen benutzten, noch zu weiterem Gebrauche dienen soll!“

Ein Dämpfer. In einer Gesellschaft weiß ein junger Mann nicht genug von seiner Menschenkenntnis zu berichten. „Ich sehe beispielsweise auf den ersten Blick, was andere von mir denken.“ — Allgemeines Staunen — bis eine Dame das Schweigen bricht mit den Worten: „Das muss für Sie aber sehr unangenehm sein!“

Dorfschneider: „Mit dem Frühling machen wir fabula rosa mit allem Krankfein. Dann kann ich sie ordentlich lüften, und dann wird auch ihr verflossenes liebliches Aussehen sich wieder einstellen. Wünsche alleruntertänigsten guten Morgen!"

Verdiente Strafe. „Doctor, ich leide schrecklich!" — „Ah, ich glaube nun nicht so recht an Ihre Schmerzen!" — „Wissen Sie, was Ihre verdiente Strafe wäre?" — „Nun?" — „Dass ich Ihnen vor der Nase stürbe!"

Der Studiosus Müller lag schwer am Nervenfieber darnieder. Seine Freunde wachten Tag und Nacht bei ihm und lösten sich alle drei Stunden ab. Um Mitternacht trat der Student Klein die Wache an. Sein Vorgänger war sehr betreten: „Sieh' zu, wie Du ihm die Medicin beibringst. Der Arzt hat gesagt, dass seine Rettung davon abhängt. Müller hat mir immer den Löffel weggeschlagen. Es ist wohl keine Rettung mehr!" Und nun war Klein bei dem Kranken allein. Jeder Versuch, ihm die Arznei beizubringen, schlug fehl. Kaum war der Löffel am Munde, so schlug ihn der Kranke fort. Klein war in Verzweiflung, alles Zureden war vergeblich. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. „Müller", rief er, den gefüllten Löffel in der Hand, mit lauter Stimme, „Müller, ich komm' dir 'n Halben!" — „Prost! Ich komm' gleich mit!" gurgelte der Kranke mit matter Stimme, trank mit kräftigem Zuge die Medicin aus dem Löffel — und war gerettet.

Arzt: „Essen Sie nicht zu viel, trinken Sie mäßig, bleiben Sie abends zuhause, rauchen Sie wenig und machen Sie sich täglich durch Turnen und Spazierengehen ordentlich Bewegung!" — Patient: „Herr Doctor, was glauben Sie eigentlich! Wenn ich das alles befolgen wollte, denn braucht' ich doch keinen Arzt!"

Sein Orakel. Studio (zum Commilitonen): „Du hör' mal, ich hab' einen Bombenmoralischen, ich möcht' heut' mal ins Colleg." — „Geht mir auch so, aber hier ist es gerade wieder so verflucht gemüthlich; weißt du was, lassen wir meinen Cäsar darüber entscheiden!" — „Deinen Köter — wie willst Du denn das anfangen?" — „Sehr einfach, wir lassen vom Kellner 'n Stück Wurst bringen; frisst's der Hund, dann bleiben wir hier, frisst er's aber nicht — dann «beim Zeus» wird unter allen Umständen ins Colleg gegangen!"

Als Erinnerung an die alte lustige Zeit in Jena schreibt ein Leser: Wer hatte die Kosten für die eingeworfenen Fensterscheiben zu tragen? Doch nicht etwa der „betroffene" Ex-Rector? Keineswegs. Vielmehr wurden diese alljährlich wiederkehrenden Ausgaben, wie die Überlieferung besagt, den „Fonds für unvorhergesehene Festlichkeiten" entnommen.

Ein kleiner Junge erhielt von seinem Lehrer eine Vorschrift mit dem bekannten Reime: „Geh' treu und redlich durch die Welt, das ist das beste Reisegeld." — Der Schüler war ein Philosoph, und einer Erleuchtung folgend, schrieb er: „Geh' treu und redlich durch die Welt, das beste ist das Reisegeld."

Stolz. „Der Meister schickt Ihnen hier die Rechnung — sie ist schon quittiert!" — „Nimm sie wieder unbezahlt mit nachhause! Ich lass mir grundsätzlich nicht schmeicheln!"

Ein Pfarrer in der Gegend von Köln hielt des Mittags Bibelstunde ab, in welcher er aus dem Leben der Heiligen möglichst rührende Geschichten erzählte. Unter den Zuhörern bemerkte er eine Frau, deren Züge immer trauriger wurden, bis sie in helle Thränen ausbrach. Diese schöne Wirkung seiner

den ihm „über". Der kluge Leser wird's schon erfahren, wie das gemeint ist.

Bei Otto Hendel in Halle a. d. S. ist von Schopenhauers Werken eine außerordentlich billige Ausgabe erschienen, der große Pessimist wird hunderttausendfach in das Volk geworfen. Wir sagen nicht, hütet euch! wir sagen nur: leset ihn, aber lasset ihn nicht zu tief in euer Herz hinein, sofern er nicht schon drinnen ist. Denn man hat immerhin einige Zeit zu thun, bis der Dorn sich wieder herausgeeitert hat. Doch dringt er nicht ganz so tief hinein, als man glaubt. Manchem frivolen Weltkinde ist aber solcher Dorn recht heilsam. Aus diesem Grunde lässt der „Heimgarten" den Mann des Weltschmerzes auch bisweilen zu Worte kommen. M.

Der Student von Padua. — Die Promotion. — Eine gute Haut. Von Arnoldo Fusinato. Autorisierte Übersetzung von Friedrich Adler (Nr. 510 der „Bibliothek der Gesammtliteratur". (Otto Hendel, Halle a. d. S.) Der Verfasser dieser in einer vorzüglichen Übersetzung vorliegenden Dichtung ist einer der populärsten Männer Italiens, der sein ganzes Leben lang († 1888) mit sieghaftem Spott für sein Ideal, die Einheit des Vaterlandes, gestritten hat. Zwar lässt die launige Schilderung des italienischen Studentenlebens zur Zeit der Vierziger Jahre nichts von der Wucht seiner Satire, die ihn so oft zum gefürchteten Gegner machte, errathen, doch lernen wir aus den mit echtem Humor gewürzten Versen des „Studenten", die zu dem besten gehören, was er in dieser Art geschrieben hat, immerhin die hohe dichterische Bedeutung dieses Mannes kennen. V.

Briefe aus meiner Mühle. Von Alphonse Daudet. Deutsch von Th. Bergfeldt (Nr. 517, 518 der „Bibliothek der Gesammtliteratur". Otto Hendel, Halle a. d. S.) Mehr noch als aus seinen Romanen, ja im scheinbaren Gegensatz zu denselben, lernen wir aus den vorliegenden reizvollen, eines tiefen ethischen Gehaltes nicht entbehrenden Plaudereien die optimistische Weltanschauung des bekannten Autors kennen; er übersieht nicht die dunklen Seiten des menschlichen Charakters, aber selbst im Hässlichen findet er noch ein Element des Guten, das einen versöhnenden Schimmer über das Abstoßende breitet. Die „Briefe aus meiner Mühle" sind in Deutschland noch nicht so bekannt, wie sie es verdienten. V.

Unterwegs. Schilderungen und Naturansichten von den beliebtesten Reisewegen. 1. bis 3. Bändchen. (Die Salzkammergutbahn. — Die Salzburg-Tirolerbahn. — Die Arlbergbahn.) Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. (Hartlebens Verlag in Wien). Obwohl an Reisebüchern kein Mangel ist, führt sich die vorstehend genannte Collection in so vortheilhafter Weise ein, dass sie die allgemeine Beachtung verdient, und zwar in mehr als einer Beziehung. Zunächst ist hervorzuheben, dass die Bändchen frisch und anmuthig geschrieben sind und eine sehr anregende Lectüre darbieten, Bei aller Sachlichkeit wird vielfach der Plauderton angeschlagen. Ein weiterer Vorzug der Bändchen ist die Abgrenzung der geschilderten Gebiete nach Eisenbahnlinien, wobei jedes nächstfolgende Bändchen an das vorhergehende anschließt, wodurch dem Leser ein ausführlich durchgearbeitetes Material in die Hände gelegt wird. Die drei vorliegenden Bändchen sind mit 150 Abbildungen geschmückt. Die Abschnitte über Gmunden, Ischl, Aussee, über Gastein und Zell am See, über den Achensee, Innsbruck und die mannigfachen Schaustücke der Arlbergbahn sind Cabinetsstücke der Landschaftsschilderung. V.

Schweizerische Rundschau, herausgegeben von Orell Füßli in Zürich und Prof. Dr. Vetter in Bern, nennt sich eine neue Monatszeitschrift, welche „ein Spiegelbild des geistigen Lebens im schweizerischen Vaterlande bieten und einen Vermittlungsdienst leisten will zwischen der Gedankenarbeit der durch Sprache und Politik geschiedenen Volkstheile der Schweiz und des stamm- und gesinnungsverwandten Auslandes". In der That ein schönes Ziel. Es steht zu erwarten, dass das verdienstvolle Unternehmen bald die Zahl seiner jetzt schon zahlreichen Freunde sich vervielfachen sehen wird. Die uns vorliegenden Hefte entsprechen dem Programme. V.

Unter fünf Königen und drei Kaisern. Unpolitische Erinnerungen einer alten Frau. Von Thekla von Schober. Zweite Auflage. (Glogau. Carl Flemming. 1891.) Dieses Buch mag wohl vor Allem für

Unschädlich. Der Lehrer der Naturkunde setzt in einer oberen Classe der höheren Töchterschule die gefährlichen Wirkungen der Kohlensäure auseinander und will an einem praktischen Beispiel die allenfalls anzuwendenden Vorsichtsmaßregeln erläutern. Lehrer: „Nun, Wilhelmine, wenn Sie zum Beispiel im Keller eine gefährliche Entwickelung dieses Gases befürchten müssten, wie würden Sie sich auf unschädliche Weise überzeugen, ob Gefahr da sei?" — Wilhelmine (nach kurzem Besinnen): „Ich würde mein Dienstmädchen hinunterschicken."

Zwei Herren werden im Café beim Kartenspielen von zwei „Kiebitzen" ungemein belästigt; nach einer Weile steht der eine der Spielenden auf und bittet seinen Kiebitz, ihm auf eine Minute die Karten zu halten; er komme sofort wieder. Unmittelbar darauf folgt der zweite der Spielenden diesem Beispiel. Die beiden Kiebitze vertiefen sich sofort in das Spiel und erst nach längerer Zeit fragen sie den Kellner: „Wo sind denn die zwei Herren geblieben, die hier gesessen haben?" worauf die Antwort erfolgt: „Die Herren sitzen im anderen Zimmer und spielen Karten."

Bücher.

Otto Ludwigs gesammelte Schriften, herausgegeben und eingeleitet von Adolf Stern und Erich Schmidt. (F. W. Grunow in Leipzig.) Auf 30 Lieferungen und 6 Bände berechnet. Wie groß auch das Ansehen gewesen ist, das sich Otto Ludwig bei Lebzeiten mit seinen wenigen aufgeführten Dramen und mit seinem erzählenden Meisterwerke „Zwischen Himmel und Erde" erworben hat, so treten doch der ganze Erfindungsreichthum, die Fülle gestaltender Kraft und die Tiefe der Welt- und Menschenkenntnis, die dem thüringischen Dichter eigenthümlich gewesen sind, erst in dieser Ausgabe ganz hervor. Im Verein mit den Dichtungen „Der Erbförster", „Die Makkabäer" und den Erzählungen „Zwischen Himmel und Erde" und „Die Heiterethei und ihr Widerspiel" werden hier nicht nur die seitdem gedruckten, aber wenig bekannt gewordenen Dramen „Das Fräulein von Scuderi" und „Die Rechte des Herzens", sondern vor allem eine ganze Reihe seither ungekannter Schöpfungen des Dichters veröffentlicht, durch die das mächtige, tiefinnerliche Talent Otto Ludwigs in eine ganz neue Beleuchtung tritt, und die den Entwickelungsgang der großangelegten Natur poetisch illustrieren. Ein flüchtiger Einblick in die bis jetzt vorliegenden Bände genügt, um erkennen zu lassen, dass das Neue, was zum Bekannten geboten wird, nicht mit den vielfach wertlosen Überbleibseln verwechselt werden darf, die man sonst aus dem Nachlass großer Schriftsteller zusammenkehrt, sondern dass hier ein ähnlicher Fall, wie bei Heinrich von Kleist vorliegt, der im Leben und unmittelbar nach seinem Scheiden nur zur Hälfte gewürdigt und kaum zur Hälfte erkannt war.

V.

Schopenhauers Werke. Gesunde, geistesnormale Menschen sollen keine Philosophen lesen, weder alte noch neue, weder Optimisten, noch Pessimisten. Das Nachgrübeln über Ursprung und Zweck der Welt, des Menschen u. s. w. taugt nicht. Das Naturwesen denkt nicht, warum es lebt, es lebt einfach und die Philosophiererei ist schon eine Entartung. Glückliche Menschen philosophieren nicht viel und philosophierende Menschen sind selten glücklich.

Da wir aber bei unserer „Bildung" schon einmal so weit gekommen sind, und jedes Zeitungsblatt uns Fetzen von allerhand Geist und Erkenntnis ins Haus bringt, da jeder für ungebildet, ja sogar für dumm gilt, der da nicht mitsprechen kann, und da mancher wirklich den Drang in sich geweckt fühlt, zu wissen, was große Geister wussten oder zu wissen glaubten, so ist es schon am besten, alles zu lesen, wo möglich sich aber von nichts beeinflussen zu lassen. In der That hebt ja ein Buch das andere auf, zerstört der Eindruck des einen den des andern; freilich ist in der Seele des Lesers damit auch der Goldstaub des Ursprünglichen, Natürlichen weg. Dieser ist eben einmal weg und so ist nichts zu verderben. Wer so vieles Andere, so vieles „Moderne" gelesen hat, der soll nur auch den Schopenhauer lesen; einigen hat er zwar schlecht bekommen, anderen wieder gut, am besten denen, die sich von ihm nicht unterkriegen ließen, denn diese wur-

des Deutschen. Von Dr. Erwin Rex. (Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft 1891.)

Die Holzbrandtechnik in allen ihren Anwendungen. Mit Berücksichtigung des Brennens auf Leder und Stoff. Anleitung für Dilettanten. Von Oskar von Sabranski. Mit 9 Abbildungen. (Hartleben, Wien.)

Zwanzigster Jahresbericht über die k. k. Oberrealschule in dem II. Bezirke von Wien. Veröffentlicht am Schlusse des Studienjahres 1890/91 von Wilhelm Kukula. (Wien. Verlag der k. k. Oberrealschule im II. Bezirke. 1891.)

Im Monate Mai des Jahres 1891 hat sich in Wien unter dem Namen „Iduna" eine „Freie deutsche Gesellschaft für Literatur" gebildet. Dem Vorstande gehören an: als Ehrenpräsident Herzog Elimar von Oldenburg, Präsident Karl Brudniok, Präsident-Stellvertreter Fritz Lemmermayer, Secretär Franz Christel, Schriftführer Karl Maria Heidt, Cassier Guido List, Beiräthe Fercher v. Steinwand und Peter Philipp. In der Gründungsversammlung hat der Alterspräsident Fercher v. Steinwand den Zweck der Gesellschaft dargelegt und bei dieser Gelegenheit bemerkt: „Wir sind keine Partei, befassen uns als Gesellschaft mit keinem Parteikriege und haben gelernt, jede Nationalität, jede Religionsform zu achten. Als unsere Aufgabe setzen wir fest: die Hut und die Pflege des edlen deutschen Ausdrucks ohne irgendwelchen Beigeschmack von Leichtsinn und Selbsterniedrigung. Was uns auch durch Menschen und Verhältnisse beschieden sei: stets reell auch ohne Realismus, oder zu deutsch, stets wesenhaft ohne Wesens- und Verwesensprunk — das sei der Stern unserer innerlichen Wanderung!"

Und weiter heißt es: Bildung ist noch keine Lüge, Sitte noch keine Heuchelei, Realismus noch keine Wahrheit. Denn die Wahrheit ist eine Tochter der Einsicht und des Gemüthes und ihre Erzieherin ist die Wissenschaft. Wahr sein heißt zugleich gut sein, heißt zugleich schön sein. Die Schönheit und die Güte sind der Leib und das Leben der Wahrheit, τὸ ὄντως ὄν oder das wahre Sein. Ohne die Schönheit und die Güte ist die Wahrheit das — Nichts, Nihil!

Kein freundliches Herz mög' inzwischen vergessen: Die liebenswürdigste, ausdauerndste Gesellschafterin und Lehrerin der Völker war zu allen Zeiten die einbildsame Denkart oder, was dasselbe ist, die freudig mittheilende, sinnreiche Phantasie — sinnreich und sieghaft **Von Ilion bis Weimar!**

Der „Freien deutschen Gesellschaft für Literatur" viel Glück zu ihren Bestrebungen!

Postkarten des „Heimgarten".

* Rührt sich niemand in Steiermark, dass auch der heimische Dichter Gottfried Ritter von Leitner ein Denkmal bekomme? Nicht prunkvoll und kostspielig, sondern schlicht, wie der Dichter war, und monumental, wie seine Lieder und Balladen es sind, so denke ich mir Leitners Denkmal. Die Steiermark wird sich nur selbst ehren, wenn sie einem der edelsten ihrer Söhne ein sichtbares Zeichen der Erinnerung stiftet.
R.

* Eine immer mehr um sich greifende Unsitte ist es, von bekannten Persönlichkeiten Privatbriefe der Öffentlichkeit zu übergeben. Ohne besondere Erlaubnis des Briefschreibers ist solches nicht gestattet.

G. A., Laibach: G. Volk sagt in seiner Odenwalder Mundart:

„Ebb mich die Leut liewe,
Is ihr Sach;
Dass se mich achte,
Is mei Sach."

Zu Ihrer Erinnerung.

* Für alle Beweise von Wohlgesinnung und Freundschaft, die dem Herausgeber dieses Blattes anlässlich des 31. Juli aus Nah und Fern zugegangen sind, sei hiemit der verbindlichste Dank gesagt.

* Im Gedichte „Die goldene Flöte" (Juliheft) muss es anstatt „o Buß" heißen: „o Lust".

* Wir ersuchen, unaufgefordert uns keine Manuscripte zu schicken. Es ist uns nicht möglich, unverlangte Einsendungen zu berücksichtigen.

L. M., Wien: Im nächsten Jahrgange. Auf Wiedersehen!

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Norddeutsche von Interesse sein, enthält aber doch manches, was auch unsere südlicheren Frauen gerne lesen dürften. M.

Die auf den Menschen übertragbaren Parasiten der Hausthiere. Vortrag von Dr. Ludwig von Graff. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1891.) Auf dieses in seiner Art sehr wichtige Werkchen machen wir aufmerksam. Besonders wird in demselben den Hundebesitzern manches beherzigenswerte Wort gesagt. M.

Generalkarte von Schweden, Norwegen, Dänemark etc. (Glogau, Karl Flemming.) Maßstab 1 : 3000.000. Auf der Höhe der modernen kartographischen Technik stehend, erfüllt die Karte alle Bedingungen, die man an ein vollendetes Werk stellen darf. Durchaus correct in der Zeichnung, scharf und klar in Druck und Nomenklatur, lebhaft und angenehm in der Farbengebung, welche Länder und Grenzen scharf auseinanderhält, bietet diese fast plastisch ausgeführte Karte einen überraschenden Reichthum von Angaben. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Deutsche Welt- und Lebensanschauung begründet durch den Versuch einer neuen Lehre von den sittlichen Erscheinungen von Dr. Bruno Bruckner. (Berlin. Adolf Reinecke. 1891.)

Voraussichtlich unwiderlegliche Behauptungen über die Nothwendigkeit und Möglichkeit der Feststellung der Wahrheit. Von M. Rovin. (Trautenau.)

Die erlebten und literarischen Grundlagen von Goethes „Clavigo". Von Prof. Emil Soffé. (Brünn. Carl Winiker.)

Berthold Schwarz. Trauerspiel von Johann Anzengruber. (Wien. D. H. Weichelts Verlag.)

Unter südlichem Himmel. Roman von Ferdinand Schiffkorn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Hedda. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. (Davos. Hugo Richter. 1891.)

Fünf Erzählungen für Jung und Alt von Hermine Möbius. Mit 4 Vollbildern vom Maler Bartsch. (Dresden. A. Köhler.)

Geschichten aus dem Leben. Kurze Erzählungen aus dem Volksleben von Josef F Stolz. Neue Folge. (Wien. A. Hartleben. 1891.)

Der Zauber des Bodelhals. Ein Harzmärchen von E. Förster. (Quedlinburg. Carl Voges. 1889.)

Prinzeß Ilse. Märchen von E. Förster. (Halberstadt. J. Schimmelburg'sche Verlagshandlung. 1890.)

Der hinkende Teufel. Von Le Sage. Deutsch von Friedrich Gleich. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

Tartüffe. Von Molière. Deutsch von Eduard Duller. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

Aus der Mappe eines Volksfreundes. Lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke von Jos. Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch.)

Germania. Deutsche Dichter der Gegenwart. Herausgegeben im Auftrage der National Exhibition Association Ltd. Von Gustav Dahms. (Berlin. Gebr. Paertel. 1891.)

Bergluft. Neue Gedichte und Sprüche in Odenwälder Mundart von Georg Volk. (Offenbach a. M. Th. Steinmetz'sche Hofbuchhandlung. 1891.)

Wiener Humor. Sammlung der besten, meist neuen humoristischen Vorträge und dramatischen Gelegenheitssachen für Damen und Herren. Herausgegeben von E. A. Friese. III. Serie. (Wien. C. Daberkow.)

Variationen über das Thema „Laura am Clavier". Nachdichtungen von Ulrich Klein. (Charlottenburg. Alfred Michow. 1891.)

Aus dem deutsch-böhmischen Elbegau. Lieder und Sprüche von Th. Held. (Warnsdorf. E. Strache.)

Trautenau 1866. Erinnerungen, Erlebnisse und Schriftstücke aus dem Kriegsjahre in und bei Trautenau. Von Dr. Bernhard Pauer. (Trautenau. J. Bamberger. 1891.)

Großer Volkskalender des Lahrer Hinkenden Boten fur 1892. (Lahr. Moritz Schauenburg.)

Fremdwörterbuch. Lexikon für Fremdwörter und fremdsprachliche Redensarten

An die Leser des Heimgarten.

Wir sind in der Lage mitzutheilen, dass P. K. Rosegger einen neuen Bauern-Roman vollendet hat, welcher unter dem Titel: **„Ein Rebell,** Geschichte aus deutscher Heldenzeit", im nächsten Jahrgange erscheinen wird. Dieses Werk, in welchem merkwürdige Thaten und Ereignisse erzählt werden, und in welchem herzerfreuender Humor mit erschütternder Tragik harmonisch abwechseln, beginnt schon im nächsten Hefte des Heimgarten.

Ferner kündigen wir eine größere Original-Erzählung von Robert Hamerling an, welche durch ihren Inhalt und ihre classische Form Aufmerksamkeit erregen dürfte.

Weitere interessante Original-Beiträge erzählender, dramatischer, schildernder und pilosophischer Art von Adolf Pichler und Heinrich Noë, sowie von Hans Grasberger, Carl Morre, Josef Lewinsky, Hans Malser, Karl Reuterer, Richard Graf Sermage, Theodor Vernaleken, Karl Wolf und anderen werden dem folgenden Jahrgange zur besonderen Zierde gereichen.

Der Heimgarten wird unter der Leitung und Hauptmitarbeiterschaft P. K. Roseggers auch in Zukunft seine gesunde, erfrischende Eigenart bewahren.

Die Verlagshandlung.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

P. K. Rosegger.

XVI. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1892.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XVI. Jahrgang.

Novellen und Erzählungen.

Über Sitten und Unsitten. Plaudersames.

Dramatisches.

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Land und Leute. Charakterbilder.

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Seite

Seit

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.

Heimgarten

1. Heft. October 1891. XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger.

Herr, bleib' bei uns!

Als in der ersten Zeit dieses Jahrhunderts unser deutsches Vaterland zerrissen und zertreten unter der Gewalt des Corsen lag, da wird wohl mancher Deutsche gegen Süden geblickt haben, wo in der Vorzeit die Helden gestanden und mit unvergänglichem Ruhme bekränzt gefallen sind. Vielleicht auch du, mein Leser, würdest als Sohn jener Zeit einer von denen gewesen sein, welche ohnmächtigen Grimmes voll die geschändete Scholle der Heimat verlassen haben, flüchtend unter die heldenreifende Sonne Homers.

Dein Weg dahin hätte dich durch ein Gebirgsland geführt, wie es herrlicher auf Erden nicht zu finden. Dämmernde Waldwüsten an steilen Hängen, unendlich mannigfaltiges Felsgebilde, von Wolken und Adlern umkreist, weite Thäler mit fruchtbaren Alpentriften, brausenden Flüssen, in welchen das Wasser grau ist, weil es herabkommt von der ewigen Eiswelt. Ringsum eingefriedet ist dieses Land von hohen Gebirgskämmen, und wo aus der weiten Welt Straßen einziehen, da rauschen und schäumen durch finstere Schluchten trotzige Wässer hervor, als wollten sie zurückstoßen und von sich schwemmen alles Fremde, das mit Gewalt oder List Eingang heischt.

Und in dieser ungeheueren Felsenburg lebt ein Volk von Bauern und Hirten, arm doch urkräftig, fromm und heiter, strenge und treu, in patriarchalischer Einfachheit und alter Sitte sich selbst genügend.

Tirol! Das schöne Land Tirol.

Doch in jenen Tagen leuchteten

Seite

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen. Schwänke.

Verschiedene Sachen.

In diesem Lande, in diesem Thale und endlich in diesem Hause hat sich einst ein Drama abgespielt, das in seinen Ursachen und Wirkungen, in seinen folgerichtigen Einzelnheiten vom Historiker gewissenhaft aufgezeichnet worden ist.

Diese Historie hat in brennendem Wissensdurste auch der Dichter gelesen. Die Botschaft ist seither in ihm nie mehr verklungen und drängte fort und fort nach Ausdruck in einem Liede von dem Heldenkampfe der Tiroler. Doch siehe, die Historie stand der Dichtung im Wege. Die Historie ragte so gewaltig und gebieterisch auf und dabei in ihrem politischen Geiste und in ihren realen Gliederungen so unkünstlerisch, dass der Poet rathlos vor ihr stand. Endlich kam er mit sich dahin ins Reine, dass der Dichter — wie bei allen geschichtlichen Stoffen — die profane Historie vergessen und warten müsse, bis die Geschichte zur Sage geworden, dann sei die Zeit gekommen, sein Lied zu singen.

Ich singe das meine schon heute. Mögen die lieben Tiroler, die an den Stätten jener Ereignisse noch leben und die „actenmäßigen" Urkunden besitzen, nicht zu sehr entsetzt sein, wenn der Dichter bei dem revolutionären Stoff selbst revolutionär wird, Berge versetzt, Zeiten verschiebt, Personen und Ereignisse umstellt. Die Karten sind gemischt worden für das Spiel, aber echt sind sie doch. Der Erzähler hat sich unter den Tirolerhelden einen ganz besonderen ausgesucht und um denselben anderes einfach und einfältig gruppiert, vor allem gedenkend der allgemein menschlichen, der poetischen Wahrheit.

Heilig, heilig, heilig ist der Herr Napoleon Bonaparte!

In der Stube des Wirtshauses an der Mahr, um einen großen Tisch sind mehrere Männer versammelt. Ein wuchtiger Laib Brot mit dem dazu gehörigen Schnittmesser liegt auf dem Tische und ein großer Krug steht daneben; jedoch die Männer gehaben sich nicht, als wären sie zusammengekommen zum Essen und Trinken. Lauter markige Bauerngestalten sind es in der malerischen Tracht; kurze braune Joppen mit rothen oder grauen Aufschlägen, Knielederhosen, weißen Strümpfen, niedrigen Bundschuhen; über dem rothen Brustfleck der grüne oder braunlederne Hosenträger und über den Lenden einen breiten Ledergurt. Mehrere haben ihre hohen Spitzhüte mit Schnur und Hahnenfeder auf. Die Gesichter sonngebräunt, knochig, bebartet, die Züge gutmüthig, aber jetzt voll tiefen Ernstes. Ein paar haben kurze Tabakspfeifen in der Hand, vergessen aber, sie zum Munde zu heben, denn lebhaft führen sie ein leises Gespräch, und wer mit dem Munde schweigt, der spricht mit den Augen, mit dem Neigen des Hauptes, mit dem Zucken der Hände; ganz und gar ist jeder bei dem Gegenstande, der wohl ein sehr wichtiger sein muss.

Während die übrigen saßen, stand einer aufrecht und stützte seine Faust an die Ecke des Tisches. Das war ein schlank, stark und schön gebauter Mensch von etwa fünfunddreißig Jahren. Sein Gesicht war länglich, von einem blonden, kurzgestutzten Vollbart eingefasst; über der breiten Stirn hiengen quer ein paar Haarlocken herein bis zu den runden, ziemlich tiefliegenden, feurigen Augen. Die Nase sprang aus dem Stirnwinkel kühn hervor und gieng dann in gerader Linie nieder bis zur etwas stumpfen Spitze über dem weichen, nach beiden Seiten hin ausgestrichenen Schnurrbart. Wenn er sprach, so sah man die obere Reihe weißer Zähne. Sein Anzug unterschied sich von dem der anderen dadurch, dass er jetzt keine Joppe anhatte, sondern in bloßen weiten aber an den Knöcheln enggebundenen Hemdärmeln war.

die im Morgen- oder Abendgolde erglühenden Eisgipfel des Alpenrundes nieder auf ein geknechtetes Volk.

Zu Innsbruck, im Herzen des Landes saß der Feind, der Baier, welchem im politischen Würfelspiele der Großen und durch den Machtspruch des Gewaltmenschen aus Corsica das Land Tirol zugefallen war. Die Tiroler waren nicht befragt worden, ob es ihnen recht sei, aber sie wollten unbefragt eine Antwort geben. — Unter Hindernissen und in Hast eilest du dem Brenner zu, hinter welchem die Lüfte des Südens dich grüßen. Noch ein unheimlicher Weg dem schäumenden, schreienden Eisack entlang durch schauerliche, endlose Schluchten. Endlich öffnet sich vor dir ein weites Thal mit Rebengeländen; das erstemal sieht der Sohn des Nordens den Aprikosenbaum, den üppigen Pfirsich, im Haine den prangenden Sebenbaum und in sonnigen Felsmulden den immergrünen Lorbeer. Doch auf den hohen Bergen, welche dieses Thal einfrieden, liegt immer noch der Schnee, und es ist in den Tagen des August. Mitten im Thale, vertrauend hingeschmiegt an den ungebändigten Fluss, ruht die Bischofsstadt Brixen mit ihren zahlreichen Klöstern und Thürmen. Stattliche Bauernhöfe besäen das Thal, auf den Hügeln stehen Schlösser und alte Burgen und auf den Hängen, oft hoch an Bergesbrust, weisen der Wallfahrtskirchen spitze Thürmchen himmelan. Von den Bergen eingeengt haben die Bewohner dieser Gegenden gelernt, an die Kirchthürme rankend wie die Rebe an den Stab, ihren Blick aufwärts zu richten, und mit dem Blicke ihr Herz. Doch fest auf herbem Boden steht ihr Fuß und ob ihrer himmlischen Seelenheimat vergessen sie nicht, was das Ihre ist auf Erden.

Wenn du von Brixen gegen Süden eine halbe Stunde lang dahingewandelt bist, so steht rechts an der Straße ein Wirtshaus. Knapp hinter demselben steigt eine rostbraune schrundige Felswand auf, die stellenweise mit Immergrün berankt ist; über der breit sich hinziehenden Wand beginnt steiler Bergwald bis hoch hinan zu den Almen des Hilm. Dem Hause gegenüber links an der Heeresstraße sind die buschig bewachsenen Ufer des Eisack. Hinter dem Wasser liegt das breite wiesenreiche Thal und darüber sich gewaltig erhebend der Gebirgszug des Plossach. Vor dir, wenige Schritte vom Hause entfernt, kommt von rechts ein Wässerlein behendig hüpfend herab und weiterhin auf der Anhöhe steht das Kirchlein des heiligen Jacobus. Das Haus an der Straße mit den danebenstehenden Wirtschaftsgebäuden ist im Stile tirolischer Bauernhäuser erbaut, aus rohen Steinen gemauert, einen Stock hoch, mit einer stattlichen Fensterreihe und dem Erker; das halbflache Schindeldach ist mit Steinen beschwert. An der Straßenseite sind zwischen Fenstern auf die Mauer mit unbehilflicher Hand und kindlichem Sinne zwei Bilder gemalt, das eine stellt die Muttergottes dar, wie sie mit gefalteten Händen auf der Weltkugel stehend der Schlange den Kopf zertritt, das andere den heiligen Martin, der auf einem Pferde reitend mit dem Schwerte seinen Mantel entzweischneidet, um mit dem losgetrennten Stück Tuche einen davor knienden halbnackten Bettler zu beschenken. — Die Ortschaft heißt An der Mahr.

Warum ich diese Stätte so genau beschreibe? Weil ich glaube, mein Leser, dass du, nach dem Süden wandernd, um Helden zu suchen, hier Halt machen wirst auf längere Zeit. Denn die Sonne ist schon hinter das Gebirge gesunken, so dass sie dort drüben in der Stadt nur noch die goldenen Thurmknöpfe des Bischofsdomes bestrahlt, und über dem Eingange in dieses Haus steht der Spruch: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden."

einer der Bauern nach. „So hält er wenigstens noch etwas auf unsere liebe Frau."

„O mein Rampesbauer!" rief der Pfarrer dem Manne zu, „du glaubst, weil am fünfzehnten August das Fest Maria-Himmelfahrt ist. Das ist vorbei, mein Lieber! Der neue Heiland ist geboren am fünfzehnten August, der neue Herrgott — Kaiser Napoleon Bonaparte. O, freut euch nur auf den nächsten Maria-Himmelfahrts-Tag, da werden die hellen Glocken läuten im ganzen Land; die Franzosen und Baiern werden uns in die Kirchen geleiten mit gepflanzten Bajonnetten, auf dem Opfertisch wird man katholische Christen schänden und die fromme Gemeinde wird vor seinem Bildnisse singen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Napoleon Bonaparte!"

Während der Pfarrer in Erregung so gesprochen, waren am Tische nach und nach alle aufgestanden und unruhig geworden. Nur Peter der Wirt hatte seinen Gleichmuth bewahrt. „Das ist übertrieben", sagte er, „geredet wird gar viel; bis so etwas geschieht in Tirol, rinnt noch viel Wasser hinab den Eisack. Das neumodisch' Evangeli wird auch noch seinen Herrn finden. Wollen einmal hören, was die Bischöfe sagen."

„Die Bischöfe? Welche Bischöfe?" fragte ihm der Pfarrer entgegen. „Glaubet denn ihr wirklich, ich treibe mich aus Spaſs umher in diesem Gewand? Und mir wäre Hirn und Herz in die Stiefel geronnen, daſs ich gar nicht mehr wüsste, wo ich Beschwerde führen und Zuflucht nehmen könnte? Wisset: Die Bischöfe sind abgesetzt, verfolgt; auch der unsere zu Brixen hat sich ins Gebirge geflüchtet; werden sie erwischt, so ergeht's ihnen wie dem heiligen Vater. — Gefangen! Wenn nicht gar hingerichtet!"

„Was ist das für eine Zeit!" rief der alte Rampesbauer mit gerungenen Händen, „was haben wir angestellt, daſs uns Gott so verlassen kann!"

„Haus Österreich allein ist unser Schutz und Schirm", sagte der Pfarrer, „so wie Tirol Österreichs Herz und Schild ist. Das gehört zusammen, solange die Berge stehen." Und ganz leise, aber mit einer leidenschaftlichen Handbewegung, setzte er bei: „Auf müssen wir!"

„Das meine ich auch", entgegnete der Wirt, „dieser gottverdammte Preſsburger Frieden! Es ist nicht wahr, er gilt nicht! denn die Baiern halten's nicht, was sie versprochen, sie halten's nicht! Wie steht's in der Schrift? Daſs Tirol alle Titel und Rechte hat und haben soll, wie bisher, und nicht anders! Daſs ihm sein Glauben und seine Freiheiten gewahrt sind und sein sollen wie bisher und nicht anders! Daſs wir Tiroler nur zum Schutz unseres eigenen Landes sind und sein sollen und nicht anders! So steht's in der Schrift. — Erlogen ist es und dreimal erlogen, was sie haben zugesagt. Zu Knechten wollen sie uns haben, zu Hunden wollen sie uns machen, zu Hunden, die den österreichischen Bruder in die Waden beiſzen und schweifwedeln vor den Tyrannen. Nichts lassen sie uns von unseren alten Rechten und Freiheiten, gar den Namen haben sie uns genommen, so daſs unser Heimatland nicht mehr Tirol soll heiſzen, sondern Südbaiern — der Teufel soll's holen! Und für so eine schandvolle Falschheit verlangen sie von uns Treue! — Der Frieden gilt nicht, wir erkennen nicht den Baiern an und nicht den Franzosen, wir sind kaiserlich, Männer, wir sind kaiserlich!"

Also sprach der Wirt an der Mahr. Nicht laut geschrien, aber schwer betont war die Rede, als wäre jedes Wort aus Stein und Erz.

„Wir sind kaiserlich!" sagten es die anderen nach.

In demselben Augenblicke hörte

„Verschmäht mir Brot und Wein nicht“, sagte nun dieser Mann mit etwas dumpfer Stimme. „Auf die Körperkraft müssen wir auch denken, die werden wir wohl zu brauchen haben.“

Auf solches Wort fasste der älteste unter den Männern den Brotlaib und das Messer, machte mit der Spitze des letzteren das Zeichen des Kreuzes auf den ersteren und feierlich, als begehe er eine heilige Handlung, schnitt er ein Stück ab.

In demselben Augenblick gieng die Thür auf, und wer nun eintrat, der wurde mit dem Zeichen großer Überraschung empfangen.

Was war ihm eingefallen? Ist dies eine Zeit für Fastnachtsscherze?

„Herr Pfarrer, was soll das bedeuten?“ fragte der Aufrechtstehende, welcher der Wirt war, den Eintretenden.

Dieser, ein Mann mit rundem glattem Gesichte, hatte die zerfahrene Gewandung eines armen Hirten. An einem Fuße hatte er grobe durchlöcherte Beschuhung, am andern war er barfuß; auf dem Rücken schleppte er einen Korb mit Kräutern, daraus ragte der rostige Stiel einer Pfanne hervor, wie solche Hirten zur Bereitung ihrer Kräutersuppe mit sich zu tragen pflegen. In der Hand hatte er einen langen Gebirgsstock.

„Ist es sicher bei euch, Peter?“ fragte der Eingetretene den Wirt. „Dann schließt die Thür ab.“

Der Wirt that es allsogleich.

„Wie sollen wir denn das deuten?“ fragten andere und waren fast starr vor Staunen.

„So weit ist es gekommen“, sagte der Ankömmling, indem er seine Sachen ablegte, „so weit unter dieser französisch-baierischen Herrschaft, dass einer von Papst und Kaiser aufgestellter Pfarrer vermummt wie ein Schelm muss umherschleichen in seiner Gemeinde. Da sehet. Seit heute morgens bin ich vom Freimaurer-Papst zu München meines Amtes entkleidet und soll gehen, um mich vor dem sauberen Herrn Kreisrichter zu verantworten, was mir aber nicht einfällt.“

„Wofür verantworten?“ brauste einer am Tische auf.

„Dass wir in unserer Kirche am fünfundzwanzigsten Juli das Fest des Apostels Jacobus gefeiert haben. Die Feiertage sind gesetzlich abgeschafft. Auch das Judiekirchegehen an den Werktagen. Gerade vor einer Stunde ist der Klausen-Oswald nach Brixen getrieben worden, weil ihm die baierischen Büttel im Sonntagsgewand auf dem Kirchweg begegnet sind. Hat wollen heute, als am Oswaldi-Tag, zu Ehren seines Namenspatrons ein Vaterunser beten gehen. Dafür sitzt er jetzt im Kotter.“

„Steht es **so**?“ sagte einer der Männer, er flüsterte es fast und erhob sich langsam von seinem Sitze.

„Es ist wohl noch mehr“, fuhr der Priester fort. „Männer von der Mahr und von St. Jakob und von Schalders, ich sage es euch: Wenn wieder Winter kommt und die Weihnachtszeit, wird uns Tirolern kein Christ mehr geboren werden.“

„Wie ist das zu verstehen, Pfarrer?“ fragte der Wirt an der Mahr.

„Es darf keine Rorate mehr abgehalten werden im Advente und kein Mitternachtsgottesdienst in der Christnacht. Kein Glockenklang darf sein und kein Orgelton und kein Freudengesang. Alles todtenstill, nur der baierische Adler will krähen auf den Thürmen und die Freimaurer wollen den Antichrist predigen und der Bonaparte wird das Jesukind aus der heiligen Krippe reißen und tödten lassen, wie es einst der Herodes im Sinne gehabt. Denn der Napoleon will alleiniger König sein im Himmel und auf Erden, nur der fünfzehnte August soll der einzige große Festtag sein, an welchem auf dem Angesichte liegen alle Völker des Erdkreises.“

„Am fünfzehnten August“, sagte

Gegend um unsere Kirche ist heute baiernfrei, glaube ich."

Also der Mesner von Schnauders. Der Pfarrer gieng hervor und erklärte sich bereit, hinaufzusteigen. „Wo christgläubige Seelen die heiligen Gnadenmittel verlangen, da darf der Priester nicht erst fragen, ob's den Baiern recht ist. Allsogleich gehe ich hinauf."

„Für alle Fälle ist oben auf der Mahralm in der hintern Heuhütte Brot und Speck zu finden. Auch ein Stutzen und Pulver." So sagte der Wirt.

„Vergelt's Gott!" antwortete der Pfarrer und gieng in seiner abenteuerlichen Tracht mit dem Mesner davon.

Sei bereit zum Kampfe!

Als die beiden Männer gegen ihren Pfarrort kamen, schlichen sie durch den Schachen zur Kirche hin, der Sakristei zu, in welcher der Pfarrer sein Hirtengewand gegen die kirchliche Kleidung vertauschte. Der Mesner spähte ringsum in die Gegend aus und da er nichts Verdächtiges bemerkte, gieng er in die Taferne, wo bei Brot und Wein die Wallfahrer harrten, und zeigte ihnen an, dass der Herr Pfarrer bereit wäre, die Beichte abzuhören.

Ein alter Mann und drei stattliche Matronen waren es, die fern aus dem Pusterthale hergekommen, um die Wallfahrt zu verrichten; sie waren in würdiger dunkler Gewandung mit Bündeln und Pilgerstäben und um ihre sonnverbrannten Hände hatten sie den Rosenkranz gewunden. Eine der Frauen hatte über das Gesicht einen langen Schleier, wie Klösterinnen. Der alte Mann hatte bei seiner Ankunft die bestaubten Stiefel zusammengebunden über der Achsel hängen gehabt, um im barfußen Wandern Sünden abzubüßen. Sie mussten schwer tragen an ihrer Last, denn sie waren gar zerknirscht und einsilbig, und als jetzt die Nachricht kam, der Pfarrer sei schon bereit, eilten sie ohne Säumen in die Kirche.

Der Priester saß, Chorhemd und Stola am Leibe, im Beichtstuhle, dessen offene Vorderseite durch einen blauen Vorhang verhüllt war, und an dessen beiden Nebenseiten die mit Holzspänen vergitterten Fensterchen waren, durch welche das Beichtkind kniend mit dem Geweihten, der da drinnen anstatt Gottes saß, verkehren konnte. Die vier Wallfahrer stellten sich in die Nähe des Beichtstuhles; der alte Mann ließ den Frauen Vortritt. Die Kirche dämmerte schon, so dass man die Altäre und die zahlreichen Bilder an der Wand nur in dunklen Umrissen sah. Die rothe Ampel vor dem Hochaltare flackerte ein wenig, weil draußen sich ein Wind erhoben hatte, der vom Etschlande kam und manchmal jetzt durch eine Fensterfuge winselnd hereinpfiff.

Während die eine Wallfahrerin vor dem Beichtstuhle kniete, flüsterten die übrigen miteinander, sie machten wahrscheinlich ihre Bemerkungen über die reiche und kunstvolle Ausstattung der Kirche und über die Darstellungen aus der heiligen Geschichte, die für eine Dorfkirche wohl prunkhaft genannt werden konnten.

Das erste Beichtkind war ohne weiteres absolviert worden. Beim zweiten wurde der Beichtvater laut. „Ich kann dich nur absolvieren, wenn du als Tiroler den heiligen Glauben hältst, wie es unsere Vorfahren gethan haben im Lande Tirol!" So hörte man den Priester sagen. Die Beichtende gab das Versprechen und erhielt den Segen.

Und noch lebhafter gieng es bei dem dritten Beichtkinde her. Da sagte der Pfarrer ein- um das anderemal: „Du musst lauter sprechen, ich verstehe dich nicht."

Hierauf sprach die Beichtende so laut, dass es auch die Umstehenden hören konnten: „Aber mein Gewissen,

man von der Gasse herein das Geschrei einer dünnen, näselnden Stimme.

„Wer kauft, wer kauft!“ rief sie. „Schöne Cruzifixeln und Kelche, neu und sakermentiert! Der Gnadenchristus aus der Josephi-Kapelle — um sechsunddreißig Kreuzer schlechtes Geld! Christen, wer kauft? Und eine Monstranze! An drei güldene Pfund wiegt das Sanctissimum! Für fünfzig Gulden! So viel als geschenkt! Mehr als geschenkt! Um diesen Preis — Gott, wie bin ich leichtsinnig! — nur die braven Tiroler sollen es haben um diesen Preis. Die Baiern nicht! Sind hundsschlecht, die Baiern! Kaufet, Tiroler, kaufet! Was ich heute nicht verkaufe, wird morgen zerhämmert und eingeschmolzen! Wie schade! — und sakermentiert! Wer kauft?“

Ein Jüdlein kam des Weges gehumpelt, im Arm das dunkelgrüne Bündel, aus welchem zwischen Tuchrändern der Arm eines Cruzifixes, die Krone einer gothischen Monstranze hervorstanden.

Die Bauern in der Stube blickten durch das Fenster hinaus, und einer, der Straufer aus Sarns, ein hagerer, gebückter Mann, dem Haupt und Arme vor Aufregung zitterten, packte den Wirt am Gurte und sprach: „Peter, leih' mir einen Stutzen! Diesen verluderten Wichtling muss ich niederlegen.“

„Den Juden?“ fragte der Wirt. „Der thut ja nur, was seines Amtes ist. Er schachert. Ihm ist das Kreuz und der Kelch Gold und nichts als Gold, er hat sonst nichts und weiß von sonst nichts — er ist halt der Jud'. Jedoch aber, die Baiern musst du niederlegen, Straufer von Sarns. Die Baiern haben Tauf' und Chrisam in der Haut und rauben die Kirchen aus, nennen sich katholische Christen und verkaufen unsere Heiligthümer an den Juden. Die Baiern musst du niederlegen, Straufer von Sarns!“

Sie giengen hinaus und schickten sich an, dem Jüdlein die Sachen abzunehmen. Das erhob ein Klaggeschrei und lief die Straße zurück gegen St. Jakob, von woher eine Truppe baierischer Soldaten kam.

Der Rampesbauer nickte mit dem Haupt und sagte: „Aha, sie sind schon wieder da. Hätt' mich wohl gewundert, dass der Jud' in solchem Handelsgeschäft sich so weit ab begeben thät von seinen braunhoseten Schutzengeln, die anstatt Flügeln lange Messer hinter den Schultern haben. Jetzo, Jud', ist dein Messias erschienen, er heißt Napoleon Bonaparte.“

Sie zogen sich wieder sachte ins Haus zurück. Da kam bei der hinteren Thür der Messner von Schnauders hereingeschlichen. Er habe gehört, es sei der Herr Pfarrer im Hause. Nach dem Herrn Pfarrer sei Nachfrage.

„Ja ich glaub's, dass die Baiern ihm nachfragen“, antwortete der Wirt.

„Nicht die Baiern“, begehrte der Messner auf, „da möcht' ich wohl nicht so dumm sein und ihn suchen helfen. Dass ich's sage: Wallfahrer sind gekommen. Ihrer etliche Frauen, vom Pusterthal her, glaube ich. Bessere Leut' müssen es sein, nach dem Aussehen. Sind heute Mittags angekommen. Beten fleißig, haben auch schon 'was geopfert, glaube ich. Jetzt wollen sie halt ihre Sünden ausleeren (beichten) und morgen, ehe sie davonziehen, die heilige Messe hören und communizieren. Und ist kein Pfarrer da. Davor müsst ihr euch bei den Baiern bedanken, habe ich gesagt. Diese gottverfluchten Baiern! haben sie gesagt, und die Baiern verfluchen, das wär' keine Sünde.“

„Das Fluchen hilft nichts. Zuschlagen müssen wir“, entgegnete der Wirt.

„Wenn ich ihnen den Herrn Pfarrer kunnt schaffen, den Wallfahrern, sie wollten schon erkenntlich sein und nichts verrathen, haben sie gesagt. Ist recht, sage ich, will ihn suchen gehen, vielleicht finde ich ihn. Die

es gehört. Selbst der Beichtstuhl wird benützt zur Volksaufwiegelung. Was soll es weiter, wir führen den Befehl aus."

Der Pfarrer war nicht wenig überrascht, als er anstatt der Matronen drei wohlgerüstete baierische Soldaten vor sich stehen sah, welche die Vermumung von sich geworfen hatten und nun den Priester aus dem Beichtstuhle rissen.

„Pfaffe, du bist uns in die Falle gegangen", riefen sie, ihm die Hände übereinanderbindend. „Du sollst es wohl selbst natürlich finden, wenn man dich und deinesgleichen in den Kerker wirft und erschießen wird."

„Ich finde es ganz natürlich", gab der Pfarrer ruhig zur Antwort. „Und ihr müsstet es auch natürlich finden, wenn wir katholischen Priester gegen eine Gewaltherrschaft protestieren, der nichts heilig ist, die ihre Spione frevlerisch in Kirche und Beichtstuhl schickt, um die Diener des Herrn zu belauern. Erschießet mich nur. Ihr ohnmächtigen Kriegsknechte, die ihr nur den Leib tödten könnet. Der Geist wird euch doch besiegen, ich sage es euch."

„Wir werden dich vor den Richter bringen", sagte nun das alte Männlein, „dort wirst du uns alles erzählen, was du von den Vorbereitungen zum Aufstande, von den Österreichern und dem Erzherzog Johann weißt."

Auf solches Wort hatte der Pfarrer nichts als ein mitleidiges Lächeln.

„Du wirst scharf befragt werden, Pfaffe", sagte einer der Soldaten.

„Ich kann mir's denken", gab der Priester gleichmüthig zur Antwort.

„Lasset das", versetzte nun wieder der Greis. „Der Mann that nur, was seines Amtes war. In der Kirche, im Beichtstuhle darf er nicht anders sprechen. Die fanatischen Tiroler selbst würden ihn steinigen. Außerhalb seines Amtes ist er Mensch und Staatsbürger, der auch seinen Vortheil nicht unterschätzen wird, wenn er den Plan der Empörer mittheilt. Unser Herr ist nicht bloß mächtig, er ist auch gütig und dankbar. Und der Seelsorger kann seiner Gemeinde keinen christlicheren Dienst erweisen, als wenn er ein Verbrechen vereitelt, das sie im Begriffe ist zu begehen."

Der Priester hob erregt die gebundenen Arme gegen den Sprecher und schrie: „Beleidige mich nicht! Ich bin ein Tiroler, und ihr sollet noch erfahren, was das heißt."

In dem Augenblicke schlug auf dem Thurme die Glocke an, in heftigen, unregelmäßigen Schlägen. Der Meßner hatte die Gefahr gemerkt und läutete Sturm. Die Baiern legten ihm bald das Handwerk, allein von den Häusern heran eilten schon bewaffnete Bauern und fragten einander, was es gebe.

„Unseren Pfarrer haben sie eingefangen!" berichtete der Meßner, „sie führen ihn gerade da hinten durch den Wald hinaus." Darauf ein anderer: „Wenn wir eilen, vielleicht erlangen wir sie noch, ehe sie auf der Straße zu den Truppen stoßen. Wohlfeil geben wir unseren Pfarrer nicht."

Sie stürmten voran. Aber es war die Nacht da. Sie standen still und horchten; kein Laut, als vom Thale her das Rauschen des Eisack.

„Melde dich, Pfarrer!" schrie ein Bursche gegen den Wald hin.

„Melde dich!" riefen die Bauern zurück. Er konnte sich nicht melden, weil er die Rufe nicht hörte, und so hatten sie die Spur verloren und der Pfarrer von Schnauders wurde entgegengeführt dem Gerichte der Baiern.

Ich bin ein Bürgerssohn aus Innsbruck.

In denselben Tagen war es, dass eines Abends vor dem Wirtshause an der Mahr neben der Holzplanke, wo die Pferde angehängt zu werden pflegten, ein fremder junger Mensch

Hochwürden, wie soll ich mich denn zurechtfinden? Die Österreicher haben Frieden gemacht und das Tirolerland an Baiern abgetreten und der König von Baiern ist jetzt unsere von Gott eingesetzte Obrigkeit. Und in Tirol heißt's, wir sollen gegen die Baiern aufstehen und sie aus dem Land vertreiben. Aber das kommt mir wie Empörung vor und mein Gewissen sagt: der von Gottes- und Gesetzeswegen aufgestellten Obrigkeit sollst du unterthan sein. Jetzt wie soll ich das halten?"

Hierauf antwortete der Priester eben auch verständlich: „O sündiger Mensch, wie bist du verblendet! So sonnenklar ist die Sache, dass man nicht einen Augenblick zweifeln kann, ja dass der Zweifel für sich schon eine Todsünde wäre. Der von Gotteswegen aufgestellten Obrigkeit sollst du unterthan sein. Ganz recht. Wer aber ist die von Gott über uns katholische Christen aufgestellte Obrigkeit, seine apostolische Majestät, des heiligen Römischen Reiches Kaiser, oder der durch den Empörer Napoleon abtrünnig gewordene Baiernkönig? Oder hast du dem Baiernkönig den Eid geschworen? Nein, du hast ihn nicht geschworen. Und hättest du es thun müssen, so wäre es ein erzwungener Eid gewesen, und ein solcher gilt nicht vor Gott und gilt nicht vor dem irdischen Gesetze. Den Eid hingegen aber hast du geschworen bei der heiligen Taufe der katholischen Kirche, die nun von den Baiern verfolgt wird, hast du geschworen deinem rechtmäßigen Landesherrn, dem Kaiser Franz. Was uns Tiroler von ihm trennt, das ist die Gewalt. Wenn der Räuber dir die Herde aus dem Stalle führt, gehört sie deshalb schon ihm? Nimmermehr, sie gehört dein, und deine Sache ist es, mit Gewalt sie wieder zurückzunehmen. Sei bereit zum Kampfe!"

„Ich kann das wohl begreifen", entgegnete die Beichtende verzagt, „aber wir sind ganz ohnmächtig. Das kleine arme Tirol kann den allmächtigen Franzosen und alle übrigen großen Völker, die mit ihm vereinigt sind, nicht überwinden. Wir werden zertreten wie ein Wurm."

„O kleingläubiger Christ!" rief der Beichtvater. „Also kleinmüthig sind auch die Jünger gewesen auf dem Meere, als der Sturm war; aber der Herr im Schifflein Petri hat den Sturm überwunden. Nur dürfen wir die Hände nicht in den Schoß legen. Es wird schon alles bereitet zum Aufstande und wir stehen nicht allein. Österreich ist mit uns. Kaiser Franz hat uns sagen lassen, wir wären und blieben seine treuen Tiroler, er würde uns schon beistehen im Kampfe. Der Erzherzog Johann ist im Anzuge mit einer großen Armee; es ist schon alles verabredet, sobald das Zeichen gegeben wird, stehen wir auf. Da muss jeder Tiroler zum Stutzen greifen und zum Messer. Gott selbst hat uns das Bergland Tirol gebaut als eine unüberwindliche Feste, und wer in diesem heiligen Kampfe für Gott, Kaiser und Vaterland fällt, der kommt vom Mund auf in den Himmel. Weib, wenn du einen Gatten hast oder Kinder, oder andere, mit denen du schaffen kannst: Schicke sie in den Kampf. Der Herr wird mit euch sein. Gehe selber mit, lade die Gewehre, trage ihnen Erfrischung zu, rolle Steine von den Bergen nieder auf die Heeresstraße, wo die Feinde marschieren. Keiner und Keine bleibe daheim; dieser Streit ist verdienstlicher als alle Wallfahrt und Buße; jede Sünde ist dem Kämpfenden vergeben. Weib, die du als arme Sünderin kniest vor dem Priester, der im Namen Gottes zu dir spricht: Ich gebe dir keine andere Buße und Genugthuung auf, als die: Sei bereit zum heiligen Kampf!"

Als der Beichtvater so gesprochen hatte, erhob das Weib sich von den Stufen des Beichtstuhles, trat zu den Genossen hin und sagte: „Wir haben

„Der Sandwirt ist jetzt dort, ich weiß es. Und ihr müsset ihm von mir Nachrichten mitnehmen. Vorerst aber sollet ihr euch ein paar Tage bei mir stärken. Es ist ohnehin noch nicht reif. Und nun wollen wir miteinander frühstücken."

Also der Mahrwirt. Und Josef Dörninger, der versprengte Student, blieb etliche Tage im Wirtshaus an der Mahr. Bald gewannen die beiden Männer einander lieb; schon am zweiten Tage tranken sie einen Krug auf treue Kameradschaft. Manche Stunde saßen sie hinter verschlossener Thür und beredeten vieles. Dörninger hatte sich bald ganz erholt und nun zeigte es sich, dass er ein hübscher Mann war. Die hungerigen Krokodile waren auch verschwunden; Peters Stiefel waren ihm zwar zu groß, aber da umwickelte er seine Füße mit Stroh, und es gieng sich prächtig. Gerne that der junge Mann mit seines Gastherrn Kinder um, und diese nannten ihn den Vetter Josef.

„Nur einen Fehler hat er", also sagte in seiner Gegenwart Peter zu seiner Frau Nothburga, „auf seinem wichtigen Weg verhungert er lieber, als von einem Tiroler Nahrung zu begehren. — Das musst du dir wohl abgewöhnen, Josef. Wer fürs Land was thut, der ist in jedes Tirolers Haus daheim. Da hat keiner was extra für sich, da ist alles gemeinsam. Verstehst?"

Also war es, da hielt einmal eine vornehme Kutsche vor dem Mahrwirtshause. Ein Diener und zwei fremdartig gekleidete Frauen stiegen aus, sie sprachen auch ein fremdartiges Deutsch. Die eine war jung, hatte ein sehr blasses Gesicht und ein sehr schwarzes Haar und sehr lebhafte Augen. Die andere war älter, gewöhnlicher und mochte zu der ersteren in einem abhängigen Verhältnisse stehen. Als sie ins Haus traten, waren sie überaus erregt. Das wäre ein unerhörtes Land! riefen sie beide. Sie seien auf der Reise nach Milano, und nun unterwegs angefallen worden. Angefallen mitten im tiefsten Frieden! Weniger das bisschen Wertsachen wäre in Gefahr gewesen, als vielmehr ihre Fraulichkeiten. Nur zur Noth hätten sie sich durch den braven Kutscher und die schnellen Pferde noch retten können vor den Wüstlingen.

„Das sind Baiern gewesen!" sagte Peter kurz.

Es würde wohl richtig sein, meinte die jüngere Frau, aber nun müsse es sich weisen, ob die Tiroler besser wären und wirklich ein so ritterliches Volk, wie man höre. „Wir sind hilflose Frauen und begehren Schutz."

„In meinem Hause sollt ihr ihn haben", versetzte der Wirt, sein braunes Käppchen höflich in der Hand haltend. „Für den weiteren Weg habe ich keine Verantwortlichkeit. Zu einer solchen Zeit sollen Weibsbilder nicht reisen und wenn sie glauben, dass jetzt tiefer Frieden ist bei uns . . ." Er brach ab.

Hernach trat der versprengte Student vor, machte seine Verbeugung vor den Frauen und sprach: „Ich reise auch nach dem Süden. So weit unser gemeinsamer Weg ist, will ich mit Ihnen fahren und es soll Ihnen nichts geschehen. Wird das angenommen?"

Die Frauen betrachteten den jungen Mann ein Weilchen und dann sagte die eine: „Wir werden außerordentlich verbunden sein."

Am nächsten Morgen reiste die Gesellschaft ab. Dörninger schied vom Mahrwirtshause wie ein alter Freund, der sich nie wieder lösen wird von diesen Leuten. In der großen Kutsche wurde ihm ein ziemlich bequemer Platz angewiesen. Zuerst hatte er sich der älteren Dame gegenübergesetzt, später verordnete die jüngere aus Rücksicht für die größere Bequemlichkeit der Genossin, dass der Mitreisende sich ihr gegenüber setze. Dörninger

saß. Er hatte graue staubige Kleider an und über der Schulter ein Ledertäschchen hangen; die Stiefel machten bei den Zehen ihre Schnäbel auf, wie zwei hungerige Krokodile. Das Gesicht war blass und eingefallen, doch sah man den braunen Haaren und dem Schnurrbärtchen an, dass sie gepflegt wurden. Der Fremde lehnte zusammengekauert an der Mauer und schien sehr erschöpft zu sein.

Die Kellnerin kam und fragte ihn, ob er etwas schaffe.

Der junge Mensch schüttelte müde sein Haupt — er schaffe nichts.

Als später der Wirt das Hausthor schloss, saß der Fremde immer noch da. Also gieng Peter zu ihm mit der Laterne und fragte: „Was ist's denn mit Euch? Da könnt Ihr doch nicht sitzen bleiben über die Nacht.“

Der Fremde war bei dieser Anrede aus dem Halbschlummer aufgefahren und schaute betroffen auf den Mann, der ihn von dieser Ruhestätte verscheuchen wollte.

„Seid Ihr krank?“ fragte ihn der Wirt.

Der Fremde schüttelte das Haupt.

„Warum geht Ihr nicht ins Haus? Wir haben ja Betten. Und sollet auch was essen.“

„Nein“, antwortete der junge Mensch. „Ich kann wohl auch im Freien schlafen.“

„Im Freien? Ihr kommt mir ja nicht ganz gesund vor. Geht nur mit hinein.“

Nach einigem Zögern gestand der Fremde, er hätte nicht viel Geld bei sich. Da lachte der Wirt, nahm ihn am Arm und führte ihn in die Stube. Dort ließ er ihm etwas zu essen und zu trinken vorsetzen; der Fremde genoss nur wenige Bissen, dabei fielen ihm schier die Augen zu. Peter brachte ihn in eine kühle Dachkammer, wo ein reines, wohlaufgeschichtetes Bett stand, stellte dort die Kerze auf den Tisch und sagte: „Ruhet Euch nur aus. Gute Nacht.“

Am nächsten Morgen, als der Fremde gefragt wurde, was er zum Frühstück wünsche, begehrte er allein mit dem Wirte sprechen zu können. Er sah heute recht erfrischt aus und sagte, als er vor dem Mahrwirte stand: „Geruht hätte ich sehr gut, aber in einer großen Verlegenheit bin ich. Bezahlen kann ich jetzt nicht.“

Peter hielt die Arme über die Brust gekreuzt, wie er gerne that, schaute freundlich auf den jungen Mann und sagte endlich: „Was glaubt Ihr denn eigentlich von mir? — Wenn der Herr Jesus heute bei mir einkehrt, dass er sich in der Pilgerfahrt auf Erden ein wenig labe und ausruhe in meinem Haus: Wird er beim Fortgehen in seinen Hosensack greifen, den Geldbeutel herausziehen und mir für die Nachtherberge fünf baierische Groschen vorzählen? — Woher und wohin denn die Reis', wenn man fragen darf?“

„Mir geht's halt auch nicht viel besser jetzt, wie vielen andern“, antwortete der Fremde, nachdem er eingeladen worden war, sich wieder zu setzen. „Ich bin ein Bürgerssohn aus Innsbruck und heiße Josef Dörninger, Student. Weil mein Vater gegen die Franzosen war, so hat der General Dittfurt unser Vermögen eingezogen. Meinen Vater hat er hängen lassen wollen, der ist aber von dem Bauer Speckbacher heimlich entführt worden und mit der Mutter und meinen Geschwistert ins Patznaunthal zu einem Verwandten. Ich kann nicht mehr weiter studieren und will jetzt nach Bozen.“

„Was wollt Ihr denn in Bozen?“

Jetzt zögerte der junge Mann mit der Antwort.

„Ihr wollt mit der Sprache nicht heraus“, sagte Peter, „da kann ich mir's schon denken. Ihr geht zum Sandwirt.“

Dörninger ergriff schweigend des Wirtes Hand. Die beiden Männer schauten sich fest und ernst an und verstanden sich.

dann begann er, rauh und ungefüg die Worte setzend, so zu sprechen: „Ein abscheuliches Volk?! Bigott, weil es vor Gott kniet und nicht vor einem wahnwitzigen Abenteurer! Ich sage es Ihnen: Menschen, die betend und singend durch ihr geliebtes Heimatland ziehen, fallen keinen Wanderer an, und keinen Wagen auf der Straße. Aber Fremde thun das, Fremde sind gekommen, um fromme Sitten auszurotten und aller Begier zu fröhnen. Starr halten diese Tiroler an ihrem Herkommen, an sinnlosem Aberglauben auch, aber die Lüge kennen sie nicht und die Treue brechen sie nicht. Allein wenn jene hohen Herren, die ihr eigenes Land verrathen und verkauft haben an den corsischen Räuberhauptmann, wenn jene noch länger regieren, dann wird auch bei uns die Falschheit angehen, kein Gut wird mehr sicher sein in den Truhen, kein Weib vor dem Wüstling, kein Mensch vor dem Verrathe seines Bruders. Hin wird alles sein, was uns bisher stark hat gehalten, redlich und wahr! Hin wird es sein und ein Lumpenvolk wird freveln zwischen diesen ewigen Bergen! — Napoleon! Wie beispiellos hat er Deutschland geschändet! Welch grenzenloses Unglück hat er gebracht über unser armes Tirol!“

Die Kehle krampfte es ihm zusammen, da er also sprach, die beiden Fäuste schlug er sich ins Angesicht und stieß einen schrilltönigen Schrei aus. Die beiden Frauen stutzten. Da sprang er plötzlich von seinem Sitze auf, hob die Rechte zur Faust geballt gegen Himmel und rief: „Bei unserem gekreuzigten Heiland! Es kommt die Rache!“

Die Frauen zuckten zusammen und wimmerten: „Wir sind verloren!“

Als Dörninger sich ein wenig gefasst hatte, blickte er mit einem verachtenden Auge auf die beiden und sagte bitter lachend: „Sie fürchten sich vor mir. Höflich und schmeichelnd, wie es der Welschen Art, kann ich meine Red' nicht setzen. Was jedoch die That ist, so halte ich, was ich versprochen habe. In meiner Gegenwart wird Ihnen nichts geschehen.“

Die Frauen schlugen ihre Augen nieder und die jüngere war insgeheim sehr empört über die Demüthigung, die sie sich gefallen lassen musste. Kein Wort sagten sie mehr gegen Land und Volk, bis sie nach Bozen kamen, in die alte Stadt auf dem traubenprangenden Gelände der Etsch, wo in besonntem Verstecke schon der Lorbeer grünt und die Palme.

Dort empfahl Dörninger die Reisenden dem Schutze eines tirolischen Pferdehändlers, der mit seinem Wäglein gen Trient fuhr. Zu Trient würden die Frauen schon auf Landsleute stoßen, denen sie sich anvertrauen könnten für die weitere Reise. —

Sehr kurz und ernst gab Dörninger diesen Rathschlag und wendete sich ab.

Die jüngere Frau trat einen Schritt hin gegen ihn und zagend sprach sie: „Wir sollten freundlicher von einander scheiden.“

„Glück auf die Reise!“ antwortete der junge Mann und schwenkte seinen Hut zum Gruße.

„Na, wollt's mit, so ist's Zeit!“ drängte der dicke Pferdehändler. Die Frauen stiegen in ihren Wagen. Josef Dörninger suchte den Sandwirt auf, um sich seiner Mission zu entledigen.

Nach Tagen, als er zufällig dem zurückgekehrten Pferdehändler begegnete, war wohl gleich seine Frage, ob die beiden Frauen gut nach Trient gekommen wären?

„Ich kann nicht schwören darauf, ob die Stadt Verona noch steht, oder ob sie das große Wasser davongetragen hat, das auf der Etsch ist hinabgeronnen“, antwortete der Pferdehändler. „Augenwasser hat's viel gegeben bei der Jungen, wie wir von Bozen sind abgereist.“

Das war der Bescheid. Dörninger wurde nachdenklich.

schwieg zumeist, war ernsthaft und die Fahrt gieng ruhig vor sich.

In Weidbruck nahmen sie Nachtherberge. Dörninger wohnte in einem Nebenzimmer vom Schlafgemache der Frauen, er legte neben sein Bett auf den Tisch eine geladene Pistole.

Mitten in der Nacht weckte ihn ein Schrei. Eine der Frauen hatte ihn ausgestoßen. Dörninger fasste die Waffe und eilte sofort ins Zimmer. Die junge schwarze Dame saß halb angekleidet auf ihrem Bette. Sie war verwirrt und gestand nun, dass sie einen schweren Traum gehabt habe; es seien ihr wieder die Wegelagerer vorgekommen. — Sonst war es nichts, und der junge Mann gieng wieder zurück in seine Kammer.

„Ich bin beruhigt", flüsterte hierauf die junge Frau zur älteren, „ich weiß nun, dass er wachsam ist."

Am nächsten Tage auf der Weiterfahrt durch die wilden, endlos langen Schluchten des Eisack, genannt der Kuntersweg, wurde die junge Dame vertraulicher mit dem ritterlichen Reisegenossen. Sie hatte schon gestern erwartet, dass er nach ihrer Herkunft fragen werde, da das nicht geschehen war und der Tiroler sich gar nicht neugierig zeigte, so begann sie nun von selbst. Sie sei aus Lothringen, einem Lande, das jenseits des Rheines liege und zum glorreichen Frankreich gehöre. Sie entstamme einer Kaufmannsfamilie, die im südlichen Frankreich Güter besitze; sie liebe aber ein außerordentliches Leben und sei mit einem Bruder, der Officier wäre, in die baierische Hauptstadt gekommen. Ihr Bruder sei nach dem Norden commandirt worden, so reise sie jetzt zu Verwandten nach Milano. Das sei aber gegen den Willen des Bruders, der sie gerne an einen österreichischen General verheiratet hätte. Der General sei ihr aber schon zu ehrwürdig und darum gehe sie nach Milano. Dort sei der Vicekönig, auch ein Bonaparte. — Als sie vom Bonaparte sprach, da begann ihr Auge zu lodern wie ein doppeltes Freudenfeuer. Auch die Begleiterin stimmte mit ein: Napoleon sei ein Held, wie ihn die Welt bisher nicht gesehen. „Ein Gott im Himmel und ein König auf Erden! Wer hat je ein so stolzes Wort gesprochen! Er erobert die Völker, nicht um sie zu zertreten, sondern um sie glücklich zu machen. Darum jubeln ihm die Menschen zu, wie dem Erlöser, und seine Soldaten lieben ihn mit einer Leidenschaft, die keine Grenzen hat. Die wenigen Thoren, die ihm entgegen sind, müssen vernichtet werden; wie gering ist ein solches Opfer im Vergleiche zum großen, göttlichen Zeitalter, das eintreten wird. Dann wird kein Schlagbaum mehr sein zwischen den Ländern und kein Krieg zwischen den Völkern. Ein Gott im Himmel und ein König auf Erden, und eine glückselige Menschheit!"

Erstaunt blickte Dörninger die glühenden Sprecherinnen an.

„Wenn Napoleon um den Erdball seinen Siegeszug macht", sagte die ältere der Frauen, „so werfe ich mich jubelnd vor die Räder seines goldenen Wagens und lasse mich zermalmen!"

„Und was würden Sie thun?" wandte Dörninger sich nun an die jüngere.

„Unbedenklich dasselbe", war ihre Antwort.

Er schwieg.

Wiederholt begegneten sie auf der Straße betenden Scharen von Bauersleuten. Diese trugen rothe Kirchenfahnen voraus, welche sie vor jedem Kirchlein und vor jeder Kreuzsäule tief verneigten. Sie sangen Marienlieder, die seltsam in den Felsen der Schlucht wiederhallten.

Da bemerkte die jüngere Dame einmal: „Ein bigottes Volk, diese Tiroler! Ein abscheuliches Volk!"

Dem jungen Manne war's, als hätte er einen Schlag bekommen, so fuhr es ihm durch den Leib. Ein Weilchen noch war er still,

— Der Lotter ist's, der Antonio! so dachte sich das Mädchen, welches diesen Gesang hörte. Soll sie hinabgehen zu ihm und fragen, ob er denn kein anderes Lied wisse zur Sonntagsheiligung? Es ist ein rechtes Elend mit diesem Menschen. Strommert in der Gegend umher und thut nichts, als alleweil Schelmenlieder singen und manchmal dazu mit der Klampfen klimpern. Und spottschlechte noch dazu. Man kann ihm aber nicht Feind sein. Nachlaufen werde ich ihm nicht. Einmal wird man ihm die Leviten schon lesen, dass er ordentlich werden soll. Wenn dieser schöne lustige Mensch auch noch ordentlich wär' — hell aus wär's! Einmal muss ich es ihm aber sagen. Oh, dem sag' ich's! vor dem fürcht' ich mich schon lange nicht. Diesen Antonio, wenn ich unter die Hände bekäm, den wollt' ich schon herrichten!

So dachte das Mädchen unter den Kastanien und nähte emsig weiter. Nur am Sonntage hat sie Zeit, ihr Gewand auszubessern. Sie ist die Stallmagd beim Wirt an der Mahr, hat auch die Wiese und den Garten zu besorgen, da gibt's viel zu thun. Sie ist aber nur froh, dass sie nicht auch noch an Sonn- und Feiertagen eine Kellnerin machen muss.

Das wäre so was, Kellnerin, bei diesen herlebigen Mannsleuten, wenn sie um einen Krug zu viel getrunken haben. Und dass sie jetzt bei der Zeit noch Lust haben für solche Dummheiten! Sie mag das nicht. Was man an solcher Umschmiererei hat zwischen Manns- und Weibsbildern, sie versteht es nicht. Wenn sie einmal einen Liebsten hätt', den wollt' sie schon lehren. Unterm Weinlaub dürfte er ihr nicht umherliegen wie ein Nichtsnutz!

— So schön, jetzt krauchi er hervor. Jetzt geht er daher gegen die Kastanien. In der größten Sonnenhitze, und wie flink. Ein Mensch, der so flinke Glieder hat, sollt' doch was arbeiten.

„Hanai, Hanai!“ rief er ihr entgegen, der Schwarze der Blonden. „Wenn du wüsstest!“

„Was soll ich denn schon wieder wissen?“ fragte das Mädchen.

„Wie gut sich's unter dem Weinlaub rastet!“

„Wirst dich gewiss wieder ausrasten müssen vom Nichtsthun!“ sagte sie.

„Hanai, glaube mir“, rief er lustig, „bei dem Umherfaulenzen auf der Welt wird man verdammt müd'.“

„Auch noch fluchen dabei, natürlich! Und bist heute gewiss wieder in keiner Kirchen gewest, weil du deine sauberen Messgesänge unter den Reben singst.“

„Hanai, Hanai!“ sagte er, „kann sie wohl auch unter den Kastanien singen:

Und wenn ich so dürft'
Grad ganz nach mein Will'n,
Aft that ich dein Grüabei
Mit Busserln ausfüll'n,
Mit Busserln, mit Busserln, mit Busserln ausfüll'n.“

Ein Weilchen schwieg die Hanai nach solchem Singen und nähte emsig. Der Zwirn knotete sich, sie fuhr fast zornig mit den Fingern glättend darüber hin.

„Antonio, ich begreife dich nicht“, sprach sie dann. „Ich, wenn ich Mannsbild wär'!“

„Nun? Was thätest denn nachher? Wenn du Mannsbild wärest, was wolltest denn besseres thun als Weiberleut' gern haben!“

„Ja, pfeifen!“ sagte sie und nadelte. „Hast du's schon gehört, dass das Ritterfräulein wieder weint?“

„Was für ein Ritterfräulein?“ fragte der Bursche.

„Das Ritterfräulein in der alten Burg Stein auf dem Ritten. Um drei Uhr nachmittags, wenn du vorbeigehst, kannst sie hören, herzbrecherisch thut sie weinen.“

Bei dem Faulenzen wird man verdammt müde.

Wie ein Netz war es gezogen über die weite ländliche Fläche hin. In unzähligen Reihen standen Stangen aufrecht, und darüber wieder Stangen wagrecht, ein unendliches Gitter. Dann rankten sich aufrecht und wagrecht hin die hellgrünen Reben des Weines. Die Trauben daran begannen schon zu blauen.

In den Gründen dieses ungeheueren Netzes war jetzt das Trillern einer menschlichen Stimme zu hören; in weichen melodischen Tönen sang sie, dann wieder ein kurz und hell ausgestoßenes Jauchzen, und dann Stille.

Über der Gegend lag der heiße, veilchenblaue Hochsommerhimmel, ganz wolkenlos und leblos; und dort wo vom felsigen Bergrunsen her ein Luftzug strich, merkte man erst, wie heiß der Hauch des Südens ist. Auf den hohen Almen, in den Schründen der blauenden Wände war zu solcher Jahreszeit der letzte Rest von Schnee verschwunden und die grauen Tafeln, die in Mulden lagen, waren selbst ehern wie Gestein, waren die ewigen Gletscher, die keine Sommerglut vermag zu lösen. Die Dörfer, welche an den niedrigeren Hängen klebten, sie lagen wie ausgestorben, die Thürme, die gegen Himmel ragten, hatten keinen Glockenklang zu solcher Stunde; denn alles ruhte, es war die grelle heiße Nacht des Hochsommermittags.

Und im grünen Rebennetze sang doch etwas:

„Mein Dirndl hat a Kinn,
Wo a Grüabei ist drin;
Und ich kann's gar nit sagn,
Wia guat ich ihr bin,
Wia guat ich, wia guat ich, wia guat ich ihr bin.
Dein Grüabei, liabs Dirndl,
Das ist schon a Pracht,
Und ich bitt dich, gib nur auf dein
Grüabei schön acht,
Auf dein Grüabei, dein Grüabei, dein Grüabei schön acht."

Also sang ein junger Bursche, der im Schatten des Weinlaubes auf dem Rasen lag. Neben sich hatte er eine Guitarre lehnen, aber es schien ihm zu mühsam zu sein, mit ihren Saiten den Gesang zu begleiten. Eine weite blaue Leinwandhose und ein grobes Hemd, sonst hatte er nichts am Leibe; seine breite Brust, sein rundes, noch bartloses Gesicht war bräunlich gefärbt und das schwarze üppige Haar hieng in dichten Ringellocken nieder über die Stirn, fast bis an das große, dunkle glühende Auge. Die Arme als Kissen unter dem Haupte, den linken Fuß ausgestreckt, den rechten in einem Knie gegen Himmel gereckt, so lag er da und sang.

Er wusste wohl, wem seine Lockrufe galten. Derselbigen galten sie, die dort am Berghange unter den Kastanien saß und nähte. Wenn sie sich ohnehin keine Rast gönnt an diesem Sonntage nach dem Gottesdienst, warum soll sie nicht neben ihm sitzen unter dem Weinlaub?

Dieselbige, die unter den Kastanien saß, hatte auch nicht mehr an, als ein blaues Kittelchen und ein weißes Hemde, welches den zarten Busen leicht umspann, aber sie hatte kein braunes Gesicht, sondern ein rosafarbiges, und hatte kein schwarzes Haar, sondern ein flachsiges, röthlich schimmerndes, das glatt gekämmt und gescheitelt war, und in einem Kränzlein gebunden am Hinterhaupte. Ihr rundes braunes Auge blickte keck leuchtend aus, der Mund unter dem Stumpfnäschen hatte schmale Lippen und ließ die obere Zahnreihe ein wenig sehen.

Und mitten im runden Kinne hatte sie richtig das Grübchen.

Der Bursche unter dem Weinlaube sang:

„Hätt' jüngst a Heirat kriagt,
Drin in der Stadt,
Aber ich hab's nit mögn,
Weil's ka Grüabei ghabt hat,
Ka Grüabei, ka Grüabei, ka Grüabei ghabt hat."

Andere müssten verzagen, wenn sie so arm wären wie du. Und du bist noch lustig, singst im Weinlaub wie eine Grille. Antonio, ich will dir dein Lustigsein nicht mehr verübeln, ich will mir denken, das ist dein Reichthum, dein Daheim. Schau, Gott muß dich lieb haben, dass er dir ein leichtes Herz schenkt und du sollst ihn auch lieb haben, er wird dir noch einmal etwas viel Besseres geben, als was du jetzt hast."

„Und glaubst du, Hanai, dass Gott mir auch einmal ein schönes herzliebes Weib gibt?"

„Das wird er sehr gern thun", antwortete das Mädchen, „aber du musst auf ihn nicht vergessen. Und deswegen, Antonio, gehen dich die Baiern und die Franzosen doch was an. Hast noch nie was vom Antichrist gehört?"

„Einmal bei einer Predigt im Kapuzinerkloster", antwortete der Antonio, „der Antichrist, der das Reich Gottes zerstören will und die Kirchen niederreißen und die Christen martern."

„Gut hast du dir's gemerkt, brav bist!" belobte die Hanai den Burschen. „Und weißt du auch, Antonio, dass der Antichrist schon da ist? Du hast ja doch schon davon gehört, wie von den Franzosen und Baiern die Geistlichkeit verfolgt wird, die Kirchen entheiligt, die alten frommen Bräuche verboten. Vom Altar reißen sie das silberne Cruzifix herab. Zu Sanct Barbara oben sollen sie sogar das hochwürdigste Gut aus dem Tabernakel genommen und mit der heiligen Hostie Schimpf und Spott getrieben haben. Ein Christenmensch, der bei solchen Sachen zuschauen kann, dem sollte man die allerschlechtesten Namen ins Gesicht spucken und er ist nichts Besseres wert. Wenn's recht hergienge, so müsst' alles was Hosen trägt in Tirol, mit dem Gewehr ausrücken."

Auf solches entgegnete der Antonio: „Ihr Weibsleut habt leicht reden. Ihr spürt nicht viel davon, wenn dem Soldaten eine Kugel in den Schädel geschossen oder ein Spieß in die Brust gestochen wird."

Als der Bursche dieses Wort gesagt hatte, packte ihn das Mädchen bei den Brustfalten des Hemdes, rüttelte ihn und sprach: „Antonio schau mich an! Schau mich an! — Glaubst du, dass wir Weibsleute daheim bleiben und unser Haar strählen, dieweilen das Mannsvolk vor dem Feinde steht? Und wenn mir schon kein Stutzen und kein Schlagprügel, kein Säbel und keine Sense mehr übrig bleibt, so ruck' ich mit der Mistgabel aus und stell' mich vor die Kirchenthür und renn jedem Baiernhund, der hinein will, auf einmal drei Löcher in den Bauch. Und wenn's ernst wird, Antonio, und ich finde dich anstatt auf dem Schlachtfelde unter dem Weinlaub, nachher sollst auch du meine Gabel kosten!"

„Und wenn ich auf dem Schlachtfeld steh' und Baiern derschieße? Was bekomme ich nachher zu Lohn?"

„Den Himmel, wenn du gefallen bist."

„Und wenn ich nicht gefallen bin?"

„Das Heimatland Tirol", antwortete die Hanai. „Schau, Antonio, du hast keine Heimat, sagst, und wahr ist's, du hast auch keine. Wie du jetzt bist und nichts nutzest, hast auch keine. Aber pass auf, von dem Tag an, da du einen Tropfen Blut hast verspritzt für Tirol, von dem Tag an hast ein Heimatland und glückselig wirst es verspüren, bist nimmer fremd und mit Lust und Stolz wirst du als Tiroler leben und sterben."

Der Bursche schmiegte sich an das Mädchen hin und sagte mit leise zitternder Stimme: „Ganz warm machen kannst du einem mit deinen Reden. Kein Pfarrer kann's so wie du. Du bist eine ganz Besondere, das hab' ich mir immer gedacht. Hanai,

„Ja warum denn?“ fragte der Antonio.

„Wer kann's wissen!“ seufzte die Hanai. „Geschehen wird halt was. Ehe vor Zeiten ist's auch so gewesen, wenn man das Fräulein auf dem Steiner-Gschloss hat weinen gehört, da ist nachher allemal was Großes geschehen auf der Welt. Im Fünferjahr, und wie die Franzosen das erstemal sind gekommen, hat sie auch geweint. Und früher hat sie lange Jahr geweint, und was g'schieht? Der Bonaparte hat den heiligen Vater in die Gefangenschaft führen lassen. Ehevor in Frankreich der wilde Aufruhr ist ausgebrochen, wo sie so viel tausend Menschenköpfe haben abschlagen lassen, dass sie dazu, wie man hört, eine eigene Maschine erfunden, da hat das Fräulein auch jämmerlich geweint. Und jetzt wieder, seit einem halben Jahr schon, und kein Mensch weiß warum. Eine Bedeutung wird's wohl haben und weiß Gott, was geschieht, die Zeiten sind schreckbar. Es hat eine Bedeutung.“

„Ich will auf das Schloss gehen und dem Fräulein was Lustiges vormachen“, meinte der Bursche schalkhaft.

„Ja, probier's nur, ein Geist lässt mit sich nit spotten!“

„Ein Geist ist's?“ fragte der Antonio. „Da will ich doch lieber nicht aufs alte G'schloss gehen.“

Er legte sich zu ihren Füßen hin und schaute mit gutmüthigen aber heißen Augen zu ihr auf.

Da warf sie plötzlich ihr Nähzeug von sich, sprang von ihrem Sitze empor und mit finsterer Stirn sagte sie: „Antonio! Schämst du dich denn gar nicht? Ist der Feind mitten im Land, und du, ein junger starker Mensch, lungerst umher, thust nichts als das Obst von den Bäumen naschen und denkst nichts, als wie an die Weibsleut'.“

„Aber Hanai“, entgegnete der Bursche völlig überrascht, „woran soll man denn sonst denken?“

„An die Baiern, du Tropf! An die Franzosen! Da hast du zu denken genug. Und mit der Hand denken, nicht mit dem Kopf oder auf dem Papier etwa wie die Stadtherren, nein besser, mit dem Stutzen in der Hand.“

„Ah freilich, ich werd' Leut erschießen!“ versetzte der Antonio abwehrend. „Werd' mich hinstellen vor die Baiernkugeln. Thät mir wohl leid um mein junges Leben. Sollen machen was sie wollen, mich geht's nichts an.“

Fast erschrak er über den ingrimmigen Blick, den die Hanai ihm jetzt zugeschleudert. Aber nur einen Augenblick war der Blick ingrimmig, dann wurde er mitleidig. — Ihn geht's nichts an. Das Tirolerland richten sie zu schanden und ihn geht's nichts an.

„Das Heimatland!“ schrie sie auf und begann zu schluchzen.

Der Bursche sagte hierauf ernsthaft und traurig: „Heimatland? Ich habe keins. Meine Mutter ist aus dem Süden gekommen und vor der Kirchenthür zu Sanct Jakob gestorben. Ihre welke Brust, eine andere Heimat habe ich nicht gehabt. Niemand, der sich meiner angenommen. Als Kind an Klosterthüren gebettelt, als Vagabund umhergezogen, oft getreten wie ein herrenloser Hund — ich mag nicht daran denken. Hanai!“ Schier wie drohend sprang er auf und stellte sich mit geballter Faust vor das Mädchen. „Was gönnst du mir meine Lustigkeit nicht! Das bissel Singen und Musicieren! Geh', lass mir die Freud', hat ja niemand einen Schaden davon! Es muss ja doch auch wer sein, der noch ein Tirolerliedl singt. Gerade im Singen hab' ich das Tirol am liebsten.“

Jetzt haschte sie nach seiner Faust, die im Augenblicke sich löste zur weichen offenen Hand, und sagte: „So habe ich's nie gesehen als jetzt. Du armer Antonio! — Du armer Antonio! — Um so viel höher stehst, als andere!

Gold- und Silberverzierung. Die gesammte Dienerschaft des Hauses harrte, nicht minder festlich gekleidet, am Ausgang der Zugbrücke ehrfurchtsvoll der nahenden Herrin. Die Straße, die zur Burg emporführte, war von Landleuten besetzt, die als erste Huldigungsspende Blumenkränze und weiße Körbchen mit ausgewählten Früchten in Händen trugen.

Herangezogen kam die lange Reihe der Gefährte, in deren prächtigstem, von sechs glänzenden Rappen gezogenen, das Brautpaar sich befand. Als dasselbe an der Brücke angelangt war, brachte der Schloßvogt seinem Herrn und seiner Herrin eine kurze Huldigung dar, und der Kapellan, mit den heiligen Gewanden angethan, besprengte sie mit geweihtem Wasser.

Als der Zug den ersten Hof des Schlosses erreicht hatte, stieg man von den Wagen. Man begab sich die Treppen hinauf, die mit kostbaren Teppichen belegt waren, und trat in einen großen Saal ein, an dessen gothisch verzierten Wänden und hohen Säulen Standarten, Wappen und alte Trophäen aufgehängt waren, und die nun überdies mit Sammt, Damast und goldenen Fransen, mit Lorbeer- und Blumenkränzen ausgeschmückt, dem Blicke sich in schönster Anordnung darstellten. Hier saßen auf hohen Thronsesseln die Neuvermählten, die Grafenkrone auf dem Haupte und von zahlreichen Verwandten und Angehörigen umgeben, die feierlichen Huldigungen ihrer Untergebenen entgegennehmend.

Die stolze Hildegunde fand großes Wohlgefallen an dieser Ceremonie. Sie ließ ihre großen und lebhaften Augen bald im Kreise mit ernstem Selbstgefühl schweifen, bald auf den Personen ruhen, die sich demüthig vor ihr neigten.

Unter den letzten der huldigenden Personen befand sich, in einfacher Kleidung, eine Frau von vorgerücktem Alter, die an ihrer Seite, nicht minder einfach gekleidet, ein junges Mädchen hatte. Beide machten eine sehr tiefe Verbeugung und drückten sodann in schüchterner Weise den Wunsch aus, ihrer jungen Herrin die Hand küssen zu dürfen. Hildegunde gewährte ihnen dies Verlangen und musterte mit einem scharfen Blicke das Mädchen, das ihr sehr anmuthig schien. Als die beiden Frauen sich zurückzogen, wendete Hildegnnde sich an ihren Gemahl mit der Frage, wer sie wären.

Der Graf bezeichnete die alte Frau als die Schaffnerin des Schlosses, und als diejenige, die nach dem Verluste seiner Mutter, der ihn schon als Kind getroffen, ihn mit großer Aufopferung und Liebe gepflegt hatte.

„Und das junge Mädchen? ...“ fragte Hildegunde.

„Das junge Mädchen?“ wiederholte der Graf, wie in Gedanken versunken.

„Wer ist es? Warum zögert Ihr mir's zu sagen?“

„Ihr sollt es sogleich vernehmen“, erwiderte der Graf. „Es ist die einzige Tochter Annas, der alten Schaffnerin, und nennt sich Blanka. Sie ist mit mir fast im gleichen Alter. Wir wurden zusammen erzogen und ich liebe sie wie eine Schwester. Schwerlich würde man einen Charakter finden können, so engelgut und rein wie der ihrige. Ihre Schönheit ist ihr geringster Vorzug.“

„Sie ist Euch also sehr theuer?“

„Sie ist mir theuer — ich habe Euch gesagt, in welchem Sinne. Blanka ist die Besonnenheit selbst. Wollt Ihr selbst sie unter Eurer Aufsicht, unter Eurer Obsorge behalten, wollt Ihr sie in Eure Dienste nehmen, so könnt Ihr ihres Eifers und ihrer Anhänglichkeit versichert sein.“

Ein großartiges Gelage folgte diesen Festlichkeiten und darauf fand noch auf dem großen Schloßplatze ein förmliches Turnier statt. Die stolze Hildegunde beschaute vom hohen Altan das ritterliche Kampfspiel, und spendete

wenn's Ernst wird gegen die Baiern, ich geh' mit."

„Und Ernst wird's!"

„Ich geh' mit", sagte der Antonio. „Wenn ich nur schon einen Stutzen hätt'!"

Die Hanai fuhr sich rasch in den Kittelsack, zog einen ledernen Beutel heraus, zog den Bindriemen auseinander und nestelte ein paar Silbermünzen hervor. „Baierisch Geld. Grad gestern hat mir's der Mahrwirt als Leihkauf gegeben für nächstes Dienstjahr. Ich brauche im Sack kein baierisch Geld, ist just gut genug, dass du dir davon einen Kugelstutzen kaufst. Da, nimm den Bettel."

„Kaufen, meinst? einen Kugelstutzen? Wenn ich aber nicht schießen kann?"

„Auf der Kreuzwirtalm wird Scheiben geschossen. Geh' hinauf und lern's! Lernst es nicht, so wirst es von selber können, wenn du vor dem Feinde stehst; schießen ist keine Kunst. — Jetzt kannst schon gehen, Antonio!"

Er blieb aber noch vor ihr stehen und sagte — ganz schüchtern sagte er es — indem er unverwandt auf ihr Grübchen im Kinn blickte: „Hanai, nimmst mich nachher?"

Sie antwortete: „Erst zeig', dass du ein Mann bist, nachher kannst wieder anfragen."

(Fortsetzung folgt.)

Die weiße Frau im Schlosse von Collalto.

Eine venezianische Sage von **Robert Hamerling.**

Vor einigen Jahrhunderten lebte der Ritter Guiscard, aus der uralten Familie der Grafen von Collalto, einer Familie, die später unter die Patriziergeschlechter Venedigs aufgenommen wurde, und ihren bleibenden Wohnsitz in Venedig aufschlug. In sehr jugendlichem Alter war Graf Guiscard Erbe vieler Dörfer geworden, über welche er die feudale Gerichtsbarkeit ausübte. Zum Manne herangereift, besuchte er die vornehmsten Städte und Höfe Deutschlands, um dort den Glanz seines Reichthums und seiner ritterlichen Tapferkeit in den öffentlichen Turnieren zu zeigen. Dort begegnete es ihm auch, und zwar am Hofe zu Dresden, dass er für die schöne Hildegunde entbrannte, die einem der edelsten sächsischen Geschlechter entstammt war. Die Wechselseitigkeit der Neigung führte bald zu einer Vermählung, und Hildegunde folgte ihrem Gemahl, um fortan mit ihm das geräumige Schloss von Collalto, in der Nähe von Treviso, zu bewohnen. Die Neuvermählte war auf ihre hohe Abkunft und ihre großen Besitzthümer nicht wenig stolz, und dabei von wilder, leidenschaftlicher Sinnesart. Ihrem Gatten aber war sie mit warmer Neigung zugethan.

Der Graf von Collalto hatte, dem Brauch jener Zeiten gemäß, Feste und Spiele in seiner reizend gelegenen Burg angeordnet, zu Ehren derjenigen, die an seiner Seite mit den Rechten der Gemahlin und als Theilhaberin seiner Macht einzog. Die Bewaffneten der Burg, in Reihen aufgestellt, prunkten im Glanze ihrer Rüstungen und stählernen Waffen mit reicher

ihr der Knappe heimlich und während die beiden Frauen plaudernd durch einen Baumgang schritten, stand plötzlich die herkulische Gestalt Sinibalds mit freundlichem Grinsen vor ihnen. Die Frauen waren fast erschrocken, aber Sinibald suchte sie zu beruhigen, indem er in möglichst zutraulicher, und, soweit ihm dies möglich war, galanter Weise mit ihnen eine Unterredung anknüpfte. Er beschränkte sich jedoch für diesmal auf ein ganz allgemein gehaltenes, gewöhnliches Gespräch.

Indessen versäumte er nicht, Blanka jedesmal getreulich im Garten aufzusuchen, so oft sie sich nach Sonnenuntergang dahin begab. Er hatte es ernstlich darauf abgesehen, im Herzen des jungen Mädchens eine Liebesneigung für sich zu erwecken. Freilich war er in der Wahl der Mittel, diesen Zweck zu erreichen, nicht eben glücklich. Der gutmüthige, aber ungeschlachte Recke erzählte seiner Herzensgebieterin fortwährend von den tapferen Thaten seines Armes, von seinen Zweikämpfen und von den tausendfachen Gefahren, die er mit Glück und Ruhm bestanden hatte. Überdies erbot er sich wiederholt, sie an jedem zu rächen, der ihr nur das mindeste Leid verursachte und verlangte beharrlich, sie solle ihm eine Person anzeigen, die ihr nicht gefiele; binnen kürzester Frist versprach er, ihr den Kopf dieser Person zu Füßen zu legen.

Diese Anerbietungen machten auf das zarte Gemüth des Mädchens einen ganz anderen Eindruck, als der tapfere Sinibald sich einbildete. Von geheimem Schauder vor der blutgierigen Wildheit des Mannes ergriffen, wies sie seine Dienstfertigkeit mit kühler Zurückhaltung ab, was ihn nicht wenig kränkte, doch hoffte er durch weitere Großthaten sie wohl noch günstiger für sich zu stimmen.

Ohnehin ließ sich Sinibald durch seine Leidenschaft für Blanka seinen ursprünglichen Neigungen und Gewöhnungen nicht entfremden. Er machte sich durch Zweikämpfe und Schlägereien nicht bloß in Collalto, sondern auch in der ganzen Umgebung gefürchtet. — Alles zitterte vor ihm, nur der Graf und die Gräfin hatten Wohlgefallen an ihm und freuten sich, einen tüchtigen Krieger seines Schlages zu besitzen. Blankas Abneigung vor ihm wuchs indessen von Tag zu Tag, besonders seit er es einigemale für passend gehalten hatte, um sich bei ihr in Gunst zu setzen, mit dem Blute seiner Feinde bespritzt vor ihr zu erscheinen und das noch blutige Schwert vor ihren Augen zu schwenken und blitzen zu lassen.

Häufig begleitete dieser muthige Kriegsmann die Gräfin auf ihren Gängen oder Fahrten in der Umgebung des Schlosses. Eines Tages kehrte sie unter seiner Begleitung von der Messe zurück, die sie in einem dem Schlosse nahe gelegenen Flecken gehört hatte. Es war ein schöner Herbsttag. Hildegunde stieg vom Wagen und beschloss, einen Theil des Heimweges zu Fuß zurückzulegen. Sinibald stieg von seinem Pferde und begleitete seine Herrin zu Fuße, während der leere Wagen und etliche Bewaffnete zu Pferde in einiger Entfernung folgten.

Da stürzte plötzlich aus einer am Wege gelegenen Hütte ein gewaltiger Hund hervor, der aus Leibeskräften bellend auf die Gräfin zueilte und sie anzufallen sich anschickte. Hildegunde ließ einen Schreckensruf vernehmen, aber rasch beruhigte sie das Schwert Sinibalds, dem Thiere kräftig in den Leib gestoßen. Dieser Zwischenfall setzte den Knappen in noch größere Gunst bei seiner Herrin. Er durfte sich ihr mit größerer Freiheit nähern, und benützte diesen Umstand, um ihr das heimliche Leid zu klagen, das ihn seit einiger Zeit bedrückte.

Er gestand ihr seine bisher unerwiderte Neigung für Blanka und bat sie um ihre Fürsprache. Die Gräfin sagte ihm sehr bereitwillig ihre Ver-

dann mit eigener Hand den reichen Dank, den die Freigebigkeit des Grafen von Collalto den Siegern bestimmt hatte.

Abends erklang das mit Fackeln und tausend Lichtern erhellte Schloss von Saitenspiel und Gesang und ein fröhlicher Reigentanz währte bis tief in die Nacht.

Hildegunde hatte sich in ein Gemach zurückgezogen, um ihre Prunkgewänder abzulegen. Sie fand dort Blanka, die mit andern Dienerinnen sie erwartete. Nochmals fasste die Gräfin das Mädchen scharf ins Auge, während diese ihren Blick zu Boden senkte und in ehrfurchtsvoller Haltung dastand.

Die Neuvermählte nahm jetzt auf einem prächtigen, mit Gold verzierten Sessel platz, vor welchem ein breiter kristallheller Spiegel sich erhob. Blanka nahm Hildegunden die mit Edelsteinen besetzten Nadeln und das Diadem vom Haupte und löste ihr vom Halse den schweren goldenen Schmuck. Inzwischen betrachtete die schweigende und ernste junge Frau im Spiegel ihr eigenes Bild und zugleich das der bescheidenen Blanka, beide hell beleuchtet vom Strahl der Silberleuchter zu beiden Seiten des Spiegels. Obgleich nun Hildegunde von ihren körperlichen Vorzügen die günstigste Meinung hegte, schien es ihr doch, als würden dieselben von denen Blankas einigermaßen verdunkelt, und dieser Gedanke war für das Gemüth des stolzen Weibes kein geringer Stachel.

Noch denselben Abend fragte der Graf seine Gemahlin, als er mit ihr im ehelichen Gemach allein war, wie sie mit ihrer neuen Zofe zufrieden sei. Sie bejahte die Frage, doch beunruhigte sie dieser Eifer des Grafen und schürte die Flamme einer entbrennenden Eifersucht.

Ein Gefühl von ganz verschiedener Art hatte Blankas Anblick in einer anderen Person wachgerufen. Guiscard brachte aus Deutschland einige tapfere Kämpen mit, die er unter seinen Knappen einreihte. Unter diesen zeichnete sich durch colossalen Gliederbau, außerordentliche Stärke und verwegenste Tapferkeit ein gewisser Sinibald aus. Er war im Dienste von Hildegundens Familie gestanden, und hatte sich von letzterer, als sie mit dem Grafen von Collalto sich vermählte, die Gnade erbeten, in die Dienste ihres Gemahls treten und sie nach Italien begleiten zu dürfen. Guiscard nahm das Anerbieten des wackeren Kriegsmannes mit Freuden auf und gab ihm unter seinen Knappen den ersten Platz.

Bei dem Einzuge der Neuvermählten ritt Sinibald zur Rechten des Galawagens, und beim Eintritte derselben in den großen Saal nahm er stehend seinen Platz, als erster Knappe, in der Nähe des gräflichen Thronsessels ein. Über alle Umstehenden erhob Sinibald sein Haupt in stolzer Haltung. Das erhobene Visier seines Helmes ließ einen Mann von etwa vier Jahrzehnten in ihm erkennen und zeigte eine Miene, derb und ungeschlacht, aber doch nicht ohne einen Anflug von Biederkeit und Gemüthlichkeit.

Nur vertraut mit Streit und Blutvergießen, schien dieser Mann nicht eben geschaffen für zartere Gefühle. Und doch war jetzt die Stunde gekommen, wo sein Gemüth einer weichen Regung sich öffnen sollte. Der Anblick der sanften und schönen Blanka machte auf das Herz des rauhen Kriegers einen ungewöhnlichen Eindruck. Er wendete kein Auge von ihr ab, solange sie ihm Saale weilte und suchte später mit Eifer eine Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen.

Aber Blanka war zu sehr um die Gräfin beschäftigt, und wenn dies nicht der Fall, so kam sie nicht von der Seite ihrer Mutter.

Eines Abends jedoch, als Blanka in Begleitung ihrer Mutter sich zur Erholung in den Garten begab, folgte

erhoben beide ein durchdringendes Geschrei. Blanka aber eilte im Fluge die Stiege hinab auf den ohnmächtig Daliegenden zu, und da sie sah, dass das Blut in großer Menge aus der Wunde strömte, riss sie ihren Schleier herab, tauchte ihn in frisches Wasser und umwand damit das Haupt des Verwundeten. Indessen war auch Hildegunde mit den übrigen Hausgenossen herbeigeeilt. Man trug den Grafen hinauf und legte ihn auf sein Bett, wo er langsam seine Besinnung wieder erlangte. Blanka vergoß Freudenthränen, als sie dies neue Lebenszeichen an ihm bemerkte. Hildegunden war Blankas Aufregung trotz der eigenen Erschütterung nicht entgangen, und wie ein Dolchstoß durchfuhr sie die Wahrnehmung einer leidenschaftlichen Theilnahme, zu welcher sie sich allein berechtigt glaubte.

In kurzer Zeit war der Graf wieder hergestellt. Stumm hatte Hildegunde die Qual der Eifersucht noch einige Zeit in sich gewahrt, als aber der Graf erfuhr, dass Blanka es gewesen, die ihm die erste Hilfe geleistet, und ihr deshalb mit freundlichen Worten und Geschenken einige Beweise seines Dankes gab, konnte jene ihre Empfindungen nicht länger bemeistern, und beschloss, sich der verhassten Nebenbuhlerin zu entledigen, oder wenigstens vorerst über die Gesinnungen ihres Gemahls sich Gewissheit zu verschaffen.

„Ich bin unzufrieden mit Blanka“, sagte sie dem Grafen mit kurzen Worten, „und verlange, daß sie aus dem Schlosse entfernt wird.“

Der Graf war anfangs bestürzt über diese Anrede, während Hildegunde ihn mit ihren großen Augen scharf anblickte, begierig, seine geheimsten Gedanken und Empfindungen zu erspähen. „Unzufrieden mit Blanka?“ erwiderte zuletzt der Graf. „Wer vermag unzufrieden zu sein mit dieser treuen, geduldigen Seele, diesem engelguten Geschöpfe? . . . Wenn Ihr sie übrigens nicht mehr um Euch sehen wollt, so kann Euer Begehren erfüllt werden. Aber bedenkt, dass mir Blanka fast wie eine Schwester theuer ist, dass ihre Mutter, eine Frau, der ich so viel verdanke, sie sterbend meiner Obsorge, meinem Schutz empfahl. Möge Blanka das Schloss verlassen, aber wo immer hin sie sich begibt, nirgends werde ich es an der Sorge für sie fehlen lassen, die ich ihr schuldig bin. Erwäget also, ob es nicht besser sei, den Ungestüm Eures Wesens einigermaßen zu dämpfen und Eure Anforderungen an das gute Mädchen ihren Kräften entsprechend einzurichten.“

Hildegunde schwieg; ein Strahl des Zornes blitzte in ihren Augen, aber sie kannte den festen Sinn des Grafen und zügelte ihre Aufwallung. Sie hielt sich im übrigen von der Schuld ihres Gatten zur Genüge überzeugt, und brütete nun insgeheim über Rachepläne.

Fürs erste verdoppelte sie gegen Blanka die Strenge und Grausamkeit ihres Benehmens. Sie trug ihr lange und sehr beschwerliche Arbeiten auf und zwang sie, dieselben in unverhältnismäßig kurzer Zeit zu vollenden. Sie ging sogar soweit, Blanka ihren Groll durch Misshandlungen der schimpflichsten Art empfinden zu lassen. Blanka duldete alles und brachte ganze Nächte an ihrem Arbeitstische zu. Ihre Gesundheit litt unter den beständigen Nachtwachen sowohl als unter den übermäßigen Anstrengungen. Niemals fand sie Gelegenheit, den Grafen zu sprechen und ihm ihre unerträgliche Lage zu schildern.

Eines Tages verlangte sie selbst in ihrer Verzweiflung, von ihrer Gebieterin entlassen zu werden. Es lag aber nicht mehr im Plane des rachebrütenden Weibes, ihr Opfer aus den Händen zu lassen, besonders da sie befürchtete, dass Blanka, einmal aus ihrem Dienst entlassen, Gelegenheit finden würde, das von ihr vorausgesetzte Liebesverhältnis mit dem Grafen

wendung zu und fragte in der That Blanka bei sich bietender Gelegenheit, ob sie geneigt wäre, Sinibalds Gattin zu werden. Blanka verhüllte sich das Gesicht mit den Händen, wie von Schauder ergriffen, und drückte unverholen ihren Abscheu vor einem Manne aus, der nichts kenne als Roheit und wildes Blutvergießen.

„Hegst du vielleicht im Herzen eine andere Neigung?" fragte die Gräfin mit durchbohrendem Blicke das junge Mädchen.

„Herrin", versetzte Blanka, „ich schwöre, dass ich weder Sinibald noch einen anderen heiraten will, dass es mein Wunsch ist, immer frei und unvermählt zu bleiben."

„Frei und unvermählt?" rief die Gräfin mit fast höhnischem Ausdruck und versank darauf in düsteres Schweigen. Die Weigerung Blankas gab ihrer geheimen Eifersucht neue Nahrung.

Sinibald vernahm den ihm gewordenen Bescheid aus dem Munde der Gräfin mit nicht geringem Herzeleid; er schrieb seine Zurückweisung dem Vorhandensein eines glücklichen Nebenbuhlers zu, an dem er sich blutig zu rächen schwur, wenn er ihn nur erst entdeckt hätte.

Bald darauf ereignete es sich, dass Anna, Blankas Mutter, starb. Auf ihrem Sterbelager hatte sie sich die Gnade erbeten, mit ihrem theuren Herrn und einstigen Pflegling noch einige Worte sprechen zu dürfen. Der Graf, der Annen fast wie eine Mutter liebte, begab sich eilig und mit aufrichtiger Betrübnis an das Lager der Sterbenden, um ihren letzten Willen zu vernehmen. Anna streckte ihm ihre matte Rechte entgegen und empfahl ihm mit ersterbender Miene ihre Tochter. Der Graf beruhigte sie durch das feierliche Versprechen, dass er sich Blankas wie einer Schwester annehmen und ihr niemals ein Leid widerfahren lassen werde.

Blanka war lange Zeit untröstlich über den Verlust ihrer geliebten Mutter. Leider vermochte der tiefe Schmerz des Mädchens nicht, ihre Gebieterin zum Mitgefühl zu bewegen. Sie gönnte der Armen, die sie keinen Augenblick aus den Augen lassen wollte, nach dem Tode ihrer Mutter nicht einen einzigen Ruhetag, und wenn nun Blanka die Verrichtungen ihres Dienstes mit den Kundgebungen ihres noch frischen Jammers unterbrach, so schien das alles Hildegundens Ungeduld und geheimen Groll nur noch zu vermehren. Schon von Natur aufbrausend und launenhaft, quälte sie Blanka doppelt, die ihr niemals etwas zu Danke machen konnte. Wenn Blanka das Haar der Gräfin ordnete und den grillenhaften Wünschen und Einbildungen derselben nicht immer gleich zu entsprechen imstande war, so wurde sie mit Scheltworten überhäuft. Blanka schwieg, verdoppelte ihren Eifer und bat oft den Himmel mit Thränen, er möge ihr die Gabe gewähren, den Ansprüchen ihrer Herrin ganz zu genügen. Sie hatte keine Ahnung davon, dass nicht ihre Unfähigkeit es war, was ihr den Groll der Dame zuzog, sondern ihre Schönheit, ihre Tugend und ihre Herzensgüte, die ihr die lebhaftesten Sympathien aller Bewohner des Schlosses gewann, während die Gräfin selbst ob ihres hochfahrenden Wesens von allen gehasst war.

Eines Tages erhielt der Graf ein prächtiges ausländisches Pferd zum Geschenke. Während er den Renner in einem der Höfe des Schlosses zur Probe tummelte, wurde derselbe plötzlich wild, bäumte sich ungestüm, und selbst die jugendliche Kraft Guiscards vermochte nicht, ihn zu bändigen. Der Graf wurde vom Rücken des Thieres herabgeschleudert, verletzte sich im Sturze das Haupt und blieb besinnungslos auf dem Boden ausgestreckt. Hildegunde und Blanka, die ihm vom Altane zugesehen hatten,

„Du bist ja mein guter, theurer Vater. Doch eben weil ich alles haben kann, eben darum ist mir so langweilig geworden auf der Welt, dass ich es nicht mehr ertragen konnte."

Weil die Mutter nicht mehr am Leben war, so wurde von der Stadt vermittelst Eisenbahn und Pferden eine barmherzige Schwester geholt, dass sie den Kranken pflege und betreue oder wenigstens die Pflege überwache, denn der Vater hatte als Hammerherr seine täglichen Obliegenheiten.

Die barmherzige Schwester war im Brautstand mit dem Heilande und in ihrer blühenden unschuldigen Jugend war sie auch bräutlich anzusehen. Das schwarze Klostergewand um den Leib selbst schien zu zagen ob der Schönheit, die es bewachen sollte, und der schneeweiße Schild ihrer Haube stand weit hinaus, ängstlich bestrebt, dieses rosige Gesichtlein vor irdischem Staube und die sanften himmelblauen Augen vor den blendenden und versengenden Funken der weltlichen Sonne zu schützen. Das war die Klosterjungfrau, die barmherzige Schwester.

Nur so lange durfte sie bei ihm bleiben, als er sehr schwer krank war. Wenn er schlafend dalag und blass war, der Athem, schwach wie ein Lichtlein, das auslöschen wollte, da schaute sie von ihrem Platze am Tischrande auf ihn hin. Ganz verstohlen, als ob es etwas Unrechtes wäre, blickte sie ihn an. — Und es ist so schade um ihn. Ehe ich fort muss, will ich ihm noch etwas sagen, denn er hat keine Mutter und keine Schwester.

Und eines Morgens, als er in seinem weißen Hemde ziemlich aufrecht saß auf dem Bette und mit einem Silberlöffelchen den Thee schlürfte, in welchen sie ihm mürbes Gebäck hineingebröckelt hatte mit ihren zarten Fingern, da sagte sie: „Heute gehe ich fort, Herr Julius."

Er bat nicht, dass sie bleibe, er sagte nur ganz leise: „Ich bin noch krank."

„Wenn Sie mir nur das Eine versprechen wollten, Herr Julius —" Sie brach ab, es war nicht die rechte Art. Wieso konnte sie begehren, dass er ihr, die ihm so fremd war, etwas verspreche?

Der Kranke reichte ihr die magere Hand: „Ich werde es nie vergessen."

„Herr Julius, ich habe eine große Angst, dass Sie es wieder thun könnten. Sie sollten den ernstlichen Vorsatz fassen, das nicht mehr zu thun."

Er antwortete: „Es war aber doch etwas Gutes. Hätte ichs nicht gethan, so wäre ich nicht krank gewesen. Und dieses Kranksein war das beste, was ich je noch erlebt habe."

Die Schwester gieng nicht darauf ein, sondern sagte: „Sie haben Ihr Herz zu sehr an die falsche Welt gehangen. Darum sind Sie früh enttäuscht worden und haben verzagt. Von diesem Leben darf man nichts Gutes hoffen, es ist ein irdisches Fegefeuer, dass wir in demselben gereinigt und gebessert werden und würdig der ewigen Seligkeit."

„Sie sind so jung, Schwester, und so gesund und Ihr Auge schaut so froh und frisch, und Sie sprechen so! Sie müssten doch glücklich sein."

„Ich bin sehr glücklich."

„Also warum verachten Sie dieses Leben, in dem Sie so glücklich sind?"

„Das Leben kann freilich nicht glücklich machen. Ich halte mich an den lieben Herrn Jesum. Der Heiland hat mir die Nichtigkeit dieser Welt gezeigt und mir das Kreuz gegeben. Ich bin nur so glücklich, weil ich entsage und mich willig dem Leide ergebe. Wenn ich des Abends vor dem Einschlafen mir sagen kann: Heute hast du viel gelitten, so ist meine Seligkeit groß."

„Wenn Sie Ihr Glück im Leide finden, dann können Sie freilich unendlich glücklich sein auf Erden."

„Das darf ich aber wieder nicht",

im geheimen noch ungehinderter fortzusetzen.

Blanka wusste nun nicht mehr, was sie beginnen sollte. Endlich entschloss sie sich, folgende Zeilen an den Grafen zu Papier zu bringen:

„Herr Graf! Nur wenige Augenblicke wünscht sehnlichst mit Euch insgeheim sprechen zu dürfen die unglückliche Blanka."

Wie aber sollte sie diese Zeilen in seine Hände bringen? Nach langer Überlegung vertraute sie sich einem alten, ihr sehr gewogenen Diener des Hauses an, der die Besorgung des Briefes an den Grafen auf sich nahm.

Guiscard war, nachdem er die Zuschrift Blankas gelesen, keinen Augenblick über den Gegenstand im Zweifel, über den sie eine Unterredung wünschte. Einige Tage lang überlegte er, wie er es anstellen solle, mit Blanka ohne Zeugen zu sprechen, denn Hildegunde ließ das Mädchen den ganzen Tag über nicht aus den Augen. Zuletzt wendete sich der Graf an den schon von Blanka ins Vertrauen gezogenen Diener, der ihm den Brief übergeben hatte, und theilte diesem mit, wie schwer es ihm falle, eine günstige Stunde für die Zusammenkunft mit Blanka zu finden. Der alte Diener sagte ihm, dass Blanka jede Nacht, oft bis zu Tagesanbruch, am Arbeitstische in ihrer Kammer wache.

In der nächsten Nacht, als der Graf Hildegunde in tiefen Schlaf versunken sah, erhob er sich leise von seinem Lager, warf ein leichtes Gewand um und stieg in Begleitung jenes Dieners zum Gemache Blankas empor.

(Schluss folgt.)

Der hinkende Schimmel.

Eine Erzählung von Hans Malser.

— und jagte sich aus dem Revolver eine Kugel in die Brust.

Ein Stümper in der Selbstverneinung. Schon während des Losdrückens reute es ihn, aber die Kugel war schon da, klopfte unsanft an und ohne auf das „Herein" zu warten, sprang sie in die Brust. Wie einen Todten trugen ihn zwei Holzknechte hinab in das Vaterhaus, wo ein unendlicher Jammer entstand. Denn es war das einzige, liebe Kind, ein schöner Jüngling von vierundzwanzig Jahren. Der unendliche Jammer währte nur eine Viertelstunde, um einer unendlichen Freude zu weichen, wie eine so groß und heftig in diesem sonst doch glücklichen Hause nie gewesen war. Die Kugel hatte das Herz verfehlt, war zwischen den Rippen hinein und rückwärts zwischen den Rippen hinaus gefahren, und der Arzt sagte, es sei nichts weiter als ein neumodischer Aderlass, weil ja der altmodische nicht mehr beliebt wäre.

Der Vater kniete beinahe nieder vor seinem schwerwunden Sohne und rief: „Wer hat dir denn so wehe gethan, mein Julius, dass du mich auf solche Weise hast verlassen wollen? Kannst du denn nicht alles haben, was dein Herz begehrt?"

„Vater, verzeihe mir!" antwortete der junge Mann mit schwacher Stimme.

„Wozu bedürfte man im Himmel Kampfgenossen, wenn dort keine Natur zu bekämpfen ist?“

„Im Himmel keine Natur? Auch nicht ein bisschen eine?“

„Das Leben im Himmel ist ja ein übernatürliches.“

„Es ist wahr“, entgegnete die Schwester leise. „Ah, ich fange schon an, sündig zu denken, ich muss bald zurück ins Kloster.“

„Was haben Sie denn in Ihrem jungen Leben Hartes erfahren, dass Sie ins Kloster gegangen sind?“

„Was soll ich erfahren haben? Eine Base habe ich gehabt und diese hat gemeint, ich sollte den Fehltritt meiner Eltern büßen und mein Leben lang beten, dass sie in den Himmel kämen. Daher gab sie mich schon früh ins Kloster.“

„Also wieder die Erbsünde! Und diese wollen Sie nicht weiter vererben. Gute, tapfere Schwester! Und da haben Sie eben viel nachgedacht über den Jammer der Welt?“

„Wir hören das in unseren Betrachtungen.“

„Und ist im Kloster denn immer der himmlische Frieden?“

„Ei, im Kloster nicht. Aber nach dem Frieden im Herzen sollen wir streben. Darum beten wir und üben gute Werke.“

„Und ist im eingesperrten jungen Blute denn nie ein Bangen nach den Freuden der Welt?“

„Die Freuden der Welt sind nicht zu vergleichen mit den himmlischen Freuden.“

„Und wenn Sie arme Sünder pflegen, wie mich, die so weltlich sind — so weltlich!“

„Aber Sie verachten ja auch die Welt, Julius! Eben darum darf ich Ihnen vertrauen. Und darf Sie bitten: wenn Sie aus der bösen Welt davon wollen, gehen Sie nicht die finstere Straße abwärts, gehen Sie dem Himmel zu.“

„Gibt es im Kloster denn gar kein sündig Denken?“

„Ferne vom Abgrund ist Schwindel nicht gefährlich.“

„Ist kein unseliges Weltkind unter euch, das sich selbst zu täuschen sucht mit Entsagung?“

„Kein Weltkind, Julius, nur Jungfrauen und Büßerinnen.“

„Büßerinnen müssen wohl die größere Seligkeit genießen.“

„Wie meinen Sie das, Julius?“

„Weil den Himmel nur der erst recht würdigen kann, welcher vorher die Erde kennen gelernt hat.“

Hierauf schwieg Schwester Rosalia.

„Es muss ja so unruhig machen, immer von der Sünde zu hören und sie nicht zu kennen.“

„Wünschen Sie noch etwas, Herr Julius? Ich will Sie jetzt allein lassen, man läutet zur Messe.“

Er ergriff ihre zarte weiße Hand: „Schwester, es ist furchtbar! Immer zwischen Todessehnsucht und Liebespein hin- und herzutaumeln!“

„Julius, Sie müssen mir den Gefallen thun, öfters im Evangeliumbuche zu lesen, ich lasse es Ihnen zum Andenken zurück.“

„Ich nehme das Geschenk nur an, wenn ich Ihnen hingegen den Schopenhauer verehren darf.“

„Was soll ich mit Schopenhauer? Mein Lehrer ist Jesu.“

„Mir wäre so viel daran gelegen, dass Sie mich verstehen könnten. Nur Schopenhauer lehrt, wie man gegen die Natur siegreich kämpfen kann.“

„So will ich Ihnen zuliebe einmal ein ganz klein wenig aus dem Buche lesen. — Jetzt aber ruhen Sie, Herr Julius, Sie haben heute schon zu viel gesprochen.“

Es steht zu vermuthen, dass die Schwester recht hatte. Denn der Genesende war in den folgenden Tagen unruhig überaus. — Hat sie nicht gefragt, ob denn im Himmel gar keine Natur wäre? Und diese Natur, nach der sich jeglich Wesen offen und

flüsterte die Schwester. „Wenn ich ein Glücksbewusstsein hätte, das hieße ja nicht leiden."

Nach einem Weilchen fragte der Kranke: „Schwester, haben Sie auch in diesem Hause zu leiden gehabt?" Denn sie war bedient und geehrt und von allen liebreich behandelt worden. Die Schwester antwortete rasch: „Mehr als irgend einmal." Doch sofort setzte sie bei: „Denn wenn man jemand leiden sieht, der nicht leiden will, das thut nicht wohl."

Er reichte ihr wieder die Hand: „Wie Sie gut sind!" Sie war aber in ihrem Ausspruche nicht ganz aufrichtig gewesen, daher nahm sie seine Hand nicht an.

Er fuhr fort: „Es ist doch eine verfluchte Welt. Gerade die Besten müssen am meisten leiden, weil sie auch das Weh der anderen tragen. Und wenn doch einmal ein Augenblick der Freude kommt, da müssen sie ihn ängstlich fliehen, weil das Glücksbewusstsein als solches schon wieder Unruhe und Leid macht. Das bisschen, was süß, ist der Keim zahlloser Qualen. Es ist eine unergründliche Tiefe von Elend. Und das soll so fort gehen? Fast keiner erreicht die Größe, das Erlösungswerk an sich selber zu vollbringen."

„Das Erlösungswerk für uns hat schon ein anderer vollbracht", antwortete die Schwester.

„Es ist seit zweitausend Jahren nicht besser, als es früher war."

„Erst jenseits, Herr Julius!"

„Darum rasch hinüber! Ich wollte es ja, doch ihr haltet mich hier fest. — Schwester, liebe Schwester, Sie haben sich ins Kloster geflüchtet. Das Lebendigbegrabensein ziehen Sie vor den Freuden der Welt. Ich *wollte* einen Selbstmord begehen, Sie *haben* ihn begangen."

Sie antwortete: „Mein Selbstmord heißt — jungfräulich bleiben."

„Schopenhauer!" rief der Kranke aus. „Aber die Natur will ein unsterbliches Menschengeschlecht. Ein Geschlecht von lauter Elenden, die immer wieder sterben und immer wieder geboren werden müssen."

„Müssen?"

„Sterben müssen wir. Geborenwerden? In Zukunft wieder geboren werden, das ist unser eigener Wille. Verneinen wir den Willen zum Leben!"

„Jungfräulich sein", flüsterte sie.

„Aber die Natur sagt, Liebe wäre das einzige, was sich der Mühe lohnt."

„Der Natur muss man nicht alles glauben."

„Sie sagt, Liebe wäre unsere Lebensaufgabe, unsere Pflicht und die höchste Lust, mit keiner anderen Freude vergleichbar."

„Herr Julius, der Natur muss man nicht alles glauben!" sagte die Schwester gedämpft. Es war wie ein halberstickter Nothschrei.

„Schwester, man muss ihr gar nichts glauben, man muss ihr Feind sein. Ach, und wenn man so ganz allein ist in der Feindschaft gegen die starke gewaltige Natur, da muss man verzagen."

„Sie sehen ja, dass Sie hierin nicht allein sind", antwortete die Schwester.

„Ich sehe, dass ich an Ihnen einen Genossen habe, Rosalia, und darum habe ich gesagt, dass mein Kranksein das beste ist, was ich je erlebt habe."

„Und weil mir Angst war im Streite mit der Natur, darum habe ich gesagt, ich hätte in diesem Hause zu leiden gehabt mehr als irgend einmal. Aber jetzt, da ich Sie stark sehe, Julius, jetzt bin ich ganz muthig."

„Wir wollen zusammenhalten, Rosalia!"

„Das wollen wir, Julius. Und recht für einander beten, das versprechen wir uns zum Abschied."

„Zusammenhalten und auseinandergehen?"

„Wir können ja doch im Himmel wieder zusammenkommen", sagte sie.

zu Gott. Und im Himmel werden wir uns gewiss noch näher stehen."

„Wenn wir uns bishin nur nicht zu sehr verändert haben!" meinte Julius. „Gerade so, wie wir heute sind, wollte ich am liebsten bei dir sein."

„Wir müssen uns in acht nehmen, Julius. Wenn du dich etwa nicht ganz sicher fühlen solltest, so gehen wir lieber rasch auseinander."

„Ich fühle mich ganz sicher", sagte er.

„Ich habe schon etwas gelesen aus Deinem Philosophen. Der Mann sagt, dass die Natur schrecklich falsch wäre. Anfangs locke sie so fromm und kindlich, plötzlich sei man in ihrer Schlinge und sie ziehe unbarmherzig zusammen. Wir müssen uns in acht nehmen!"

„Wenn man sich der Gefahr bewusst ist, besiegt man sie am sichersten", sagte Julius. „Christus und der Philosoph haben uns zusammengeführt, dass wir Bruder und Schwester seien und dieses elende Leben verleugnen. — Rosalia, unser Bund sei in Ewigkeit!" — Auf der Laubenbank saßen sie jetzt, Julius legte seinen Arm um die Mitte ihres Leibes, der mit dem schwarzen Gewande verhüllt war und flüsterte: „Und auf dass unser Bund geschlossen und gesiegelt sei in Ewigkeit, wollen wir uns jetzt den Bruderkuss geben." Auf die Stirn war er vermeint gewesen, der Bruderkuss, traf aber mit glühendheißen Lippen auf den Mund, so schaurig süß und herb, dass die Schwester einen tiefen Seufzer that, dann mit wildem Schrei aufsprang und davon lief gegen den Wagen hin, um zu fliehen. — Der Wagen stand nicht mehr an der Stelle. Er rollte mit den Rappen bespannt schon draußen auf der staubigen Straße; der Kutscher knallte mit der Peitsche in dem schönen Bewusstsein, eine Klosterjungfrau im Kobel zu haben.

Die Klosterjungfrau aber musste bis zum nächsten Morgen in dem Herrenhause verbleiben, um endlich doch mit dem hinkenden Schimmel abzureisen gegen die dunklen Klostermauern — zu den Büßerinnen.

's frum Dirndl.

(Steirisch).

Mei Moam, de fluacht scha spot und frua.
'S Fluachn is Sünd!
Und s Büabel winkt ma güati zua.
'S Büabel is frum.
Sa thuat ma douh ka Wohl nit weh,
Mit wem ih geh.

Ih möcht mit eahm ins Kircherl gschwind.
'S Kircherl is liab,
Weil selm da Pfora d Leut zsombindt,
Da Pforer is brav.
Da Bua führt mih ins Waldl 'nein,
Wo d Vögerler sein.

Hiaz will er mir a Busserl gleih —
Du, s Busseln is Sünd!
Au, Büabel, gib a Rua — ih schrei!
— Do hon ih s gschwind.
Und wir ih s hon, do bin ih still.
Na, wia Goud will!

R.

heimlich sehnt, wie das Kind nach dem Busen der Mutter, diese Natur soll verleugnet, bekämpft werden, so lange sie noch liebevoll ihre Arme nach uns ausstreckt? — Was kümmern mich die Leiden eines zukünftigen Geschlechtes! Es soll sie ertragen, wie wir sie ertragen müssen. Wenn ich schon immer so viel muss, so will ich auch einmal etwas wollen. Ich wollte nicht wollen, da haben sie mich zurückgeschleudert in das Leben; gut, wenn sie mein Nein nicht gelten ließen, so will ich Ja sagen. — Es war gerade, als ob der junge Mann verzweifelte an seinem Pessimismus, so erwachte in ihm plötzlich die Weltlust.

Endlich war Julius soweit genesen, dass die Klosterjungfrau abreisen konnte. An einem schwülen Juliabende trabten die zwei feurigen Schimmel vor und die junge Schwester stieg in den geschlossenen Wagen, um dem eine Stunde weit entfernten Bahnhofe zuzufahren.

Herr Julius, noch ein wenig blass, aber sonst aufrecht, stand vor dem Schlage und beide waren schweigsam. Er hatte ihr danken wollen für die liebevolle Wartung, die unter ihrer Aufsicht ihm zutheil geworden war, er dankte nicht. Sie hatte ihn bitten wollen, ihren Dank dem zur Zeit auf einer Geschäftsreise begriffenen Vater auszurichten für das viele Gute, welches sie in diesem Hause genossen, sie bat nicht. Er schaute sie nur traurig an, sie schlug ihre Augen zu Boden und langte nach dem Rosenkranz, um unterwegs ihre Andacht zu verrichten.

Mittlerweile that der alte, schwerfällige Kutscher bei den Pferden um und begann zu brummen: „Da haben wir den Bettel! Jetzt ist der Schimmel krumm! der rechte Vorderfuß, just der! Accurat der rechte! Auf und auf geschwollen. Das kommt vom höllischen Reiten auf dem steinigen Bergweg. Ich lass' keinen mehr her zum Reiten, und den Herrn selber auch nit. Ist mir alles eins. Die Rösser lass' ich mir nicht ruinieren. Jetzt kann ich die Weißen ausspannen und die Rappen einspannen, die heut schon einmal haben hinauslaufen müssen. Eine saubere Wirtschaft! Na, kommt's, Bürscheln!“

Damit spannte der Alte die Schimmeln mit vieler Umständlichkeit los und führte sie um die Hausecke gegen die Stallungen.

Und als der Wagen allein dastand auf dem weißen Kiesplatze und nur der junge Herr Julius daneben, sprach dieser zum Schlage hinein: „Schwester, steigen Sie doch noch einmal aus. Die Rappen sind sicher auf der Weide, bis er sie bringt, das dauert eine Weile.“

Die Schwester stieg aus und sie giengen beide nebeneinander still durch den Wildgarten unter alten Ulmen und Linden dahin in Schlangenwindungen bis zur Hollunderlaube. Hier wuchs aus dem Sandwege Gras hervor und hier waren Spinnweben gezogen im Geäste und im Laubwerk und auf dem moderigen Rundtische, der in der Laube stand, liefen geschäftige Waldameisen. Bis zu dieser Laube waren sie gegangen und davor blieben sie ein wenig unsicher stehen. Sie brach das Schweigen und sagte ganz leise: „Diese Zeit war nicht ohne Gefahr, nicht wahr Julius? Doch wir haben gewacht und gebetet und uns stets vor Augen gehalten, dass wir Bruder und Schwester sind vor Gott im Himmel.“

„Du solltest nicht fortgehen, Rosalia“, sagte er. „Ich weiß nicht, ob ich stark genug sein werde für das, was wir uns gelobt haben.“

„Lies nur fleißig im Evangelium, ich werde es auch thun, und dabei wollen wir an einander denken.“

„Darfst du denn an mich denken im Kloster?“

„Warum denn nicht? Du bist ja mein lieber Kamerad auf der Reise

Jehoschua zu Bethlehem geboren sei, der Liebe und Erlösung der ganzen Menschheit gebracht habe.

Der Name Jesus tritt hier als Bezeichnung der Heilsbedeutung seines Trägers auf. Sein Ehren- und Amtsname ist „Christos", die griechische Übersetzung des hebräischen Messias, der Gesalbte, weil er nach der Kirchenlehre vom heiligen Geist zum König, Priester und Propheten gesalbt ist. Die leiblichen Brüder Jesu hatten die Namen Jakobus, Joses, Juda und Simon. Wer's nicht glauben will, der lese Matthäus 12, 46; 13, 54; Marcus 6, 3; Paulus an die Galater 1, 19.

Nach der Zerstreuung der Juden im Mittelalter und in der Neuzeit hörte bei ihnen die Eigenthümlichkeit in der Namengebung auf und sie bequemten sich diesfalls demjenigen Volke an, unter dem sie lebten. Es gehörte dies auch zum Geschäfte. Wir Deutsche dürfen deshalb keinen Stein auf den Juden werfen, indem Hunderte von Deutschen schwach genug sind, ihre ehrlichen Erbnamen zu verwälschen, zu magyarisieren oder gar zu slavisieren.

Wer unsere deutschen Personennamen geschichtlich in Betracht zieht, müsste mit den Vornamen (Taufnamen) beginnen, welche anfangs als wirkliche Eigennamen galten. Wir wollen das einmal später ausführlich darlegen; heute beschränken wir uns auf mehr bekannte Geschlechts- oder Familiennamen, wobei wir auch auf Steiermark Rücksicht nehmen.

Die Personennamen gemischtsprachiger Länder bieten ebenso viele Schwierigkeiten, wie die Ortsnamen. Es ist zu bedenken, dass die Länder Steiermark, Kärnten und Krain nacheinander von Kelten, Römern, slavischen und deutschen Stämmen besiedelt waren, und dass insbesondere die Namen der Ortschaften, Berge und Flüsse geändert wurden. Außerdem haben bei den meisten Personennamen im Laufe der Zeit viele Umgestaltungen stattgefunden; auch gewisse Umdeutungen, z. B. der Ort Glanfurt ward in Klagenfurt umgeändert. Der Schreiber hat wahrscheinlich das Flüsschen nicht gekannt und die Glanfurter haben sich über die Fälschung nicht beklagt. Die Lage an der Glan hatte Veranlassung zu der Benennung gegeben. Überhaupt ist kein Orts- und Geschlechtsname ursprünglich ohne Sinn, d. h. für jede Bezeichnung hatte der Namengeber eine thatsächlich bestehende Veranlassung. Nicht so bei dem Vornamen der Person, der häufig gleichsam als wünschendes Angebinde dem Kinde in die Wiege gelegt ist.

Bezüglich der Bestandtheile des Namens ist zu bemerken, dass bei uns die Namen mit der Ableitungssilbe —er vorwalten, z. B. Huber (von Hube = Acker), Glaser, Lackner, Langer, Singer, Payer 2c. Weniger vertreten ist die Ableitung auf —ing und —inger, —ling und —linger, z. B. Dorninger, Holzinger, Wölfling. Gar häufig findet sich die Endung —ing und —ingen in Ortsnamen Schwabens, aber auch mitunter in Österreich, z. B. Penzing. Penz oder Benz ist Bernhart, das —ing bezeichnet Angehörigkeit und Nachkommenschaft. Dazu stimmt dann der Geschlechtsname auf —inger. In Kärnten sind Orte namens Edling, daher der Personenname Edlinger (in Kärnten und Graz).

Andere Geschlechtsnamen sind aus zwei Wörtern zusammengesetzt, z. B. Fruh—wirth, Hof—mann, Lutten—berger 2c. Diesen entsprechen häufig die Ortsnamen mit Berg, Bach 2c. Die Abstammung des Geschlechtsnamens vom Ortsnamen ist nicht selten, z. B. von denen auf —egg: Rosegg—Rosegger, Sonnegg—Sonnegger, Schönegg—Schönegger, Mitteregg—Mitteregger, Hausegg—Hausegger. Solche Namen sind in Flachländern nicht heimisch.

Wie die Mundart in jedem deut-

Über Deutsche Geschlechtsnamen.

Von Theodor Vernaleken.

I.

Jedes Ding in der Welt und jedes Geschöpf muss seinen Namen haben, damit man es vom anderen unterscheide. Das berichtet schon das Alte Testament, wo es im 1. Buche Moses, 2, 20, heißt: „Denn als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Thiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, dass er sähe, wie er sie nennete; denn wie der Mensch allerlei Thiere nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh seinen Namen."

Eine Namengebung ward dann auch auf Personen übertragen, und zwar bei jedem Volke auf eigene Weise. Bei den alten Griechen z. B. gab es keine Familiennamen, sondern dem neugebornen Kinde wurde nach freier Wahl der Eltern sein Name gegeben, wie bei uns die Vornamen. So entspricht z. B. Thrasybulos unserem Konrat = kühner Rath. Bei Griechen, wie auch bei Ägyptern wählte man häufig Namen, welche mit einem Götternamen zusammengesetzt oder davon abgeleitet waren, wie Diodoros, Herodotos, Diogenes 2c. Zuweilen wurde das Kind auch nach dem Feste eines Gottes, an dem es geboren war, benannt, wie bei uns in der römischen Kirche nach dem Heiligen im Kalender. Außerdem wählte man gerne Namen, welche für die Zukunft des Kindes von guter Vorbedeutung waren. Die Griechen hatten in der Regel nur Einen Namen, dem dann der Name des Vaters beigefügt wurde.

Die Römer hielten sich mehr an Äußerlichkeiten und führten gewöhnlich drei Namen, von denen der Vorname (z. B. Marcus) am neunten Tage nach der Geburt den Söhnen beigelegt wurde. Der zweite Name ist der der gens, d. h. des Stammes einer Familie, Abkömmling eines Geschlechtes (z. B. Cornelius oder Claudius). Der dritte Name ist ein Beiname (cognomen). Cicero gehörte zur gens Tullia, er hieß also: Marcus Tullius Cicero. Einzelne hatten noch einen Zunamen (agnomen) zur Verherrlichung ihrer Thaten, z. B. die Scipionen hießen Africanus 2c. Die Töchter führten den Geschlechtsnamen, z. B. Cornelia, so hieß die jüngste Tochter des P. Cornelius Scipio.

Und wie war es bei den alten Israeliten? Sie hießen damals noch nicht Goldberg, Silberstein, Rosenthal 2c. In alttestamentlichen Zeiten, als der Engel des Herrn noch zu ihnen sprach, erhielten sie die Namen durch diese Vermittlung, z. B. im 1. Buche Moses „Ismael, Abraham und sein Weib Sarah". Auch noch im Neuen Testamente läßt Matthäus durch den Engel dem Vater Josef den Namen „Jesus" sagen, das bedeutet etwa Gotthelf.

Wer die schöne alttestamentliche Erzählung von Georg Ebers, „Josua" betitelt, gelesen hat, der weiß, dass der Hauptheld Josua anfangs Hosea geheißen, d. h. der als Helfer seines Volkes von Jehova erkoren war. Der Dichter weist schließlich darauf hin, dass nach Jahrhunderten ein anderer

men Bischof, Abt, Kaiser, König, Herzog, Fürst und Graf mögen theilweise von alten Hausschildern herrühren, wodurch Gewerbe kenntlich gemacht waren (mit vorgesetztem zum —).

B. Nach Örtlichkeiten, Herkunft, ursprünglichen Wohnplätzen. In Graz z. B.: Andorfer, Auer, Auerbach und Auersperg, Bayer, Böhm, Brandstätter, Edlinger, abstammend von den geschichtlich bekannten Freibauern in Kärnten, die auf den Edlinghuben wohnten; das Ed, öd, od bedeutet Erbbesitz, wobei es bemerkenswert ist, dass das oberdeutsche Edling dem niederdeutschen Adelung entspricht; Franz und Frenz sind Vor- und Geschlechtsnamen, wahrscheinlich aber entstanden aus der mittelalterlichen Benennung Franzen statt Franzosen, wie franzisch statt fränkisch, Franciscus und Francisca sind nur latinisierte Formen für Franz und Fränzchen. Hofer, Hofbauer. Huber in älterer Schreibung Hueber, Luttenberger. Die Eder sind eigentlich Söhne der Ed oder Öde. Die Dichter Hamerling und Stelzhamer schreiben sich richtiger mit Einem m, denn solche Namen haben nichts mit einem Hammer und den Hammerwerken zu thun, sondern sie waren ursprünglich —heimer, mundartlich —hoamer; nach Hause = niederösterreichisch ham. Heim, Heimat lautete im Angelsächsischen ham oder haem, zu Hause = althochdeutsch haime oder heim. Wir finden es in vielen Ortsnamen: Hildesheim 2c.

Hieher gehören auch die in Österreich bekannten Namen: Stradner, Kremser, Prager, Hinterberger 2c.

Es gibt in Graz mehr als 40 Pichler. Der Name ist leicht zu deuten, man braucht nur an die windisch Picheln, d. h. an die Büheln zu denken. Bühel ist gleich Hügel. Die Pichler-Vorfahren waren also Büheler aus verschiedenen Gegenden. War der Bühel sandig, so hieß der Mann Sandbichler. Wohnte jemand am Abhange eines Bühels, so hieß er Pichlwanger; der Wang ist die abhängige Fläche eines Hügels; ein weidenreiches Bergthal heißt Graswang. Wang oder Wangen kommt als Ortsname in Österreich und Baiern vor und wer weiß, ob das benachbarte „Straßgang" nicht entstellt ist aus Straßwang? Die Lage spricht dafür.

Ein mit Pichlwanger verwandter Name ist Leitner, denn die Leitn bedeutet Seite eines Hügels, Bergabhang, aber auch ein Acker, der auf einer solchen schrägen Fläche liegt. In der Nähe liegt Frohnleiten, d. h. Herren-Abhang (vergl. Frondienst, Fronleichnam 2c.)

Von Leitn ist zu unterscheiden das Leit— im Namen Leitgeb. Leit, altdeutsch lît ist Obstwein, geistiges Getränk überhaupt. Leitgeb oder Leitgeber ist also Schankwirt, der Leikauf oder Leitkauf bezieht sich auf den Gelöbnistrunk beim Abschlusse eines Handels.

II.

Wir kommen nun zu der wichtigsten Classe der Geschlechtsnamen, nämlich jener, die sich aus alten Personennamen entwickelt haben, und das gibt Gelegenheit, einiges Geschichtliche beizufügen.

Die im Osten und Süden deutschen Landes vorkommenden undeutschen Namen, die schon durch ihre Endungen kenntlich sind, müssen wir ganz ausschließen. Jede Nation geht dabei ihre eigenen Wege.*)

Bei uns ist es, wie oben schon erwähnt, ein wesentlicher Vorgang, dass viele deutsche Geschlechtsnamen aus alten Vornamen (Taufnamen)

*) Über das Folgende könnte man ein dickes Buch schreiben. Hier haben wir nur das größere Publicum im Auge, dessen Geduld wir nicht zu sehr in Anspruch nehmen dürfen.

schen Landestheile und selbst in jeder Stadt ihr eigenthümliches Gepräge hat, so haben auch die Namen, wenigstens der sesshaften Bürger, ihr Besonderes, was sich freilich mit der Freizügigkeit und infolge der neuen Verkehrsverhältnisse immer mehr verwischt.

Werfen wir einen Blick in unser Grazer Adressbuch, so bemerken wir, dass manche Geschlechtsnamen in verschiedener Schreibung auftreten, dass andere bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind. Dazu kommt, dass die Mischung slavischer und deutscher Geschlechter auch bei den Namen hervortritt, nicht bloß in Österreich, sondern in allen östlichen Landestheilen Mitteleuropas, wo die Sprachverhältnisse ungestört ihren Gang genommen haben.

Besonders zahlreich finden wir in Graz die Namen: Bauer, Baumgartner, Bayer, Beck, Berger, Binder, Braun, Brunner, Burger, Egger, Ertl, Fasching, Fink, Fischer, Frank, Friedrich, Fröhlich, Fuchs, Graf, Groß, Gruber, Haas, Hammer, Hartmann, Hödl, Hofer, Hofmann, Huber, Kaiser, Koch, König, Koller, Kraus, Krenn, Lang, Leitner, Meier, Müller (nicht weniger als 115), Neubauer, Ortner, Pichler (45), Pollak, Rath, Resch, Richter, Riedl, Schmidt, Schneider, Schreiner, Schulz, Schuster, Schwarz, Sommer, Stadler, Steiner, Suppan, Trummer, Wagner, Wallner, Walter, Weber, Weiß, Winter, Wolf.

Man sieht, die Stadt hat einen echt bürgerlich deutschen Charakter.*) Wir wollen versuchen, einige näher zu erklären. Vorwiegend hat die Beschäftigung des ersten Namensträgers zu der Benennung verholfen, dann auch der Wohnort des Vorfahren, persönliche Eigenschaften und anderes, was in der Folge zu erwähnen ist.

Leicht erkennbare Geschlechtsnamen sind folgende, nach Gattungen geordnet:

A. Nach Beschäftigung, Gewerbe und Stand der ursprünglichen Namensträger. In Graz z. B.: Bauer, Beck, Binder, Bogner; Ferk (sonst auch Ferg, Ferch dürfte Fährmann bedeuten), Fiedler, Fischer, Forster und Forstner, Glaser, Hafner; der häufig vorkommende Name Hödl bedeutet Kleinhändler, wie auch Fragner, eigentlich Pfragner aus dem alten phragen, d. h. Markt. Jäger; Kaufmann; Kirschner (offenbar verändert aus Kürschner (alt Kürsener). Koch; Kramer; die Moser sind vielleicht auf das alte môs (unser Mus) zurückzuführen und bezeichnete demnach Gemüsehändler oder -bebauer. Zahlreich sind die Müller, aber am zahlreichsten in Süd- und Norddeutschland sind die Meier, Maier, Mayr, Meyer, so dass zur genauen Bezeichnung der Meierperson entweder zwei Vornamen nöthig wären oder ein Beisatz (aus oder von N.).

Bekanntlich stammt dieser Name vom lateinischen major und bedeutet den Vorsteher oder Obersten eines landwirtschaftlichen Hofhaltes. In Baiern und Steiermark ist der Meier der erste unter den Dienstboten einer größeren Wirtschaft, auch einer, der ein Gut auf Pacht zu bebauen übernimmt, ferner der Besitzer eines ländlichen Anwesens überhaupt. Die Angst- und Vereinsmeier gehören in eine andere Menschenklasse. In Oberösterreich habe ich einen Bauern Namens Rumpelmeier kennen gelernt, der freilich keine Ahnung davon hatte, dass sein Vorname aus dem alten Eigennamen Rumpold (d. h. Ruhmkühn) abstammt.

Die Hofmann sind nicht etwa Männer, die an Fürstenhöfen weilten (Höflinge), sondern waren Hörige, die auf einem ländlichen Herrenhofe ihren Unterhalt empfiengen. Die Na-

*) Nach der Volkszählung 1890 haben 96.433 die deutsche Umgangssprache, während 607 angeblich slovenisch sprechen und 154 italienisch.

Viele Namen sind sehr gekürzt, das sind die sogenannten Koseformen, z. B. aus Bero ward Beer, Bär; aus Friedrich: Fritz und Friedl; aus Kunrat: Kuno, Kuhn, Kunz; aus Markwart: Mark, Markl; aus Otmar: Ott und Otto; aus Richilo: Reichl; aus Marold: Merz.

Der Volksmund, dem es bekanntlich auf eine „Handvoll Noten“ nicht ankommt, schlägt bei der Namenbildung oft eigenthümliche Wege ein, z. B. bei dem in Graz vorkommenden Namen Thamm scheint das oben erwähnte Wort —mar abgeschliffen zu sein und ursprünglich mit Dankmar (Tancmar in Urkunden), d. h. der Gedanken-Berühmte, zusammenzuhängen. Daraus entstand die gekürzte Form Damm oder Tamm, wie aus Dietmar — Diemer und Diem. Ein ähnlicher Vorgang bei Ratbot = Rathgebieter — Raab und Rabl.

So noch andere, bei denen auch häufig ein Buchstabenwechsel eintritt. Solche Deutungswege sind übrigens mit großer Vorsicht einzuschlagen.

Nicht bloß männliche Eigennamen, sondern auch weibliche pflanzen sich als Familiennamen fort. In früheren Zeitaltern ward vor dem weiblichen Namen das Wort Frau gern gekürzt in Ver (Fer), z. B. Verhilde, d. h. Frau Hilde, wie wir jetzt noch sagen Jungfer für Jungfrau. Im deutschen Norden, namentlich in Friesland, war Aleken der volksthümliche Ausdruck für Adelheid; wird nun der Genitiv von Ver, also Vern vorgesetzt, so haben wir Vernaleken. Mein hochverehrter Lehrer Jakob Grimm — und der mußte das wissen — sagt daher in seinem deutschen Wörterbuche (IV. S. 72): „Theodor Vernaleken ist also Sohn von Frau Aleke, wie ich Sohn der Framtmännin.“ Grimms Mutter hieß nämlich beim Volke in Hessen nur Fer— oder Frau Amtmännin.

Die Fürsten und die Angehörigen ihres Hauses tragen jetzt noch ausschließlich ihren Vornamen und fügen ihr Besitzthum hinzu. Dieses war im deutschen Alterthum das Herrengut, Alod, das Gut eines freien Mannes, von dem die Eroberer einen Theil ihrem Gefolge zur Nutznießung, zu Lehen gaben, wofür die Lehensmänner sich zum besonderen Kriegsdienste verpflichteten. Daraus ist dann der (erst später erbliche) Dienstadel (Lehns- oder Feudaladel) hervorgegangen. Das Besitzthum der Fürsten bestand aus Grundeigenthum, Land und Leuten; der Herrschende war Herr von N. und nannte sich mit seinem Eigennamen Friedrich oder Konrad 2c. von N. (Franken, Sachsen 2c.).

Es hat Fürsten gegeben, die Land und Leute so sehr als ihren Besitz betrachteten, dass sie ihre Unterthanen an England als Soldaten verkauften, und noch 1867 wollte der König von Holland, der zugleich Herr von Lützelburg (franzosiert Luxemburg) war, letzteres an Napoleon verschachern.

Seit dem 10. Jahrhunderte hatte sich der Erbadel immer mächtiger erhoben. Zum hohen Adel gehören in Deutschland Herzoge, Fürsten und reichsunmittelbare Grafen; der niedere Adel zerfällt in Grafen, Freiherren und Ritter, die anfangs oft nichts als eine kleine Burg besaßen. Besitz gehört zum eigentlichen Adel; der Brief- oder Titeladel ist erst nach dem 15. Jahrhunderte aufgekommen. Deutsche Könige konnten nur aus edlem Geschlechte (reges ex nobilitate sagt Tacitus in Germ. 7), Herzoge aber auch aus bloß Freien genommen werden.

In vergangener Zeit hatten auch Bischöfe weltliche Besitzungen und setzten nach fürstlichem Gebrauche dem Vornamen das betreffende geistliche Gebiet als Zunamen bei. Heutzutage haben sie, obgleich sie einen Vornamen beibehalten, nur noch Titel und Würde

hergeleitet sind. Die Scheidung in Vorname und Zuname, wie sie jetzt besteht, ist erst im Laufe der Jahrhunderte entstanden. Vordem waren die Konrat, die Hermann, die Lienhart etc. die wirklichen Eigennamen; erst in zweiter Linie stehen die Zunamen, Geschlechts- oder Familien-Namen. Es war nicht immer so, dass das Söhnchen des Herrn Müller auch Müller hieß. Müller ist ja kein Eigenname im strengsten Sinne, er ist als Familienname eine für mehrere Menschen gemeinsame Bezeichnung. Ursprünglich gab es nur Einzelnamen und das sind unsere Vornamen. Der ausschließliche Gebrauch derselben reicht noch bis in unsere Tage, und zwar beim Adel und bei den conservativen Landleuten. Damit man einen Josef (Pepi) von anderen gleiches Vornamens unterscheiden kann, setzt man den Vornamen seines Vaters hinzu, oft sogar noch den des Großvaters. In der Schweiz habe ich das noch vor 40 Jahren gehört, z. B. 's Jockeli (nach dem Großvater) Jakobe (nach dem Vater) Heiri. So weiß man, welcher Heinrich gemeint ist. Auch in Schlesien finden wir auf dem Lande „Leopoldens Hannesens Sef“ und man meint den Josef, Sohn des Johann und den Enkel des Leopold. In Steiermark und wohl auch anderwärts finden wir Vulgarnamen, die gleichsam am Hause kleben, wenn auch der Besitzer wechselt, z. B. in Straden gibt es einen Putscherl-Nazl (Putscherl = kleines Schwein), obgleich der Besitzer nicht Ignaz heißt, sondern Josef; ferner einen Almfriedl, Sulzmichel etc., je nach der Gegend oder der Stellung des Hauses oder je nach dem Handwerk eines früheren Besitzers. Auch in Deutschland finden wir Ähnliches. So berichtet z. B. Immermann in dem Buche „Münchhausen“: „Nur der Hof hat meistentheils einen Namen, der Name des Besitzers geht in dem der Scholle unter; daher das Erdgeborene und Dauerbare des hiesigen Geschlechtes.“

Führen wir noch eine Anzahl solcher Einzelnamen vor, die nur das Individuum benannten, sich nicht auf Mitglieder der Familie erstreckten.

In Graz z. B. Adam und Adamer, Adler (aus Adelher), Albert (Albrecht), Appel (Kürzung aus Adelbert), Bendl und Benz (Koseformen aus Bernhard und Berngar), Conrad (richtiger Kon- oder Kunrat); Dietrich = Dittrich; die zahlreichen Egger und Ecker hängen vermuthlich mit dem alten Mannesnamen Ego (Egon), Egino zusammen, ebenso Eichel und Eichler; Ertl oder Ertel hat sonst auch die Schreibung Örtel und stimmt zu dem alten Einzelnamen Ortilo, dessen Stamm Ort, Schärfe oder Spitze bedeutet und auch in Geschlechtsnamen, wie: Ortlepp, Ortlieb, Ortwein vorkommt; Friedrich und Fritz; letzteres auch als Fritsch und Frisch; Ludwig; Oswald.

Bei vielen Eigennamen kommen alte Haupt- und Eigenschaftswörter in Betracht, z. B.:

hart in der Bedeutung stark oder kühn: Bernhart, Eberhart, Leonhart. Dieses hart, später hard geschrieben, gieng dann in ein tonloses ert über: Burkhart in Burkert, Eckhart in Eckert, Reinhart in Reinert.

mar = berühmt. Wie Vollmar zu Vollmer ward, so finden wir heute meistens: Pammer, Hammer (aus Hademar), Hilmer (aus Hildemar), Kummer (aus Kunimar), Reimer (aus Reinmar), Raumer (aus Rudmar), Dietmar (aus Thiudemar), Vollmer (aus Volkmar). Hold: Reinhold und daraus Reinelt.

pold, bold = tapfer, kühn: Humbold. Brecht, bert = prächtig, glänzend: Albrecht, Albert, Ruprecht. gar, ger = Speer: Garibald (also auch Garibaldi ist germanischer Abkunft), Gerhard, Gertrud. Hari, Her = Heer: Walther, Günther, Reiner (aus Reginher), Herbert, Hermann (aus Harimann). Win, wein = Freund: Weinhold, Trautwein.

losigkeit. Damit meine ich nicht die unschuldige Gelehrtenschrulle in der Reformationszeit, als z. B. der wackere Gelehrte Schwarzert, die letzte Silbe missverstehend, sich als Melanchthon, d. h. Schwarzerd, übersetzte, oder spätere Schriftsteller das lateinische —us (Gerwin—us) ihrem Namen anhefteten, ich meine nur das mit Änderung des Namens übereinstimmende Entnationalisieren auch der Gesinnung. Das Wiederzunehmen der altdeutschen Vornamen seit den Befreiungskriegen und seit der Neugründung des Deutschen Reiches hat gewiss seine schönen nationalen Gründe, über die wir uns freuen können.

Abgesehen von manchen Theater- oder Geschäftsleuten liegt einer Namensänderung auch eine kleine Eitelkeit zu Grunde, eine bei Deutschen häufige Eigenschaft. Fremd und vornehm sind bei vielen ganz gleiche Begriffe. Es ist gewiss schon aufgefallen, dass einzelne Namen auf —er in —ar verwandelt sind, weil man sich einbildet, das fremde —ar sei vornehmer. Aus Bogner machte man Bognar; das —er war im Mittelalter —aere und den Namen bekam einer, der Bogen macht. So wird auch Cieslar, Schlossar (statt Schlosser), Cäsar (statt Sesser) 2c. entstanden sein. Die Nachkommen müssen solche Änderungen freilich beibehalten.

Manche Namen haben nur einen fremden Anstrich. Forscht man aber weiter nach, so kommt man auf deutschen Ursprung. Als Beispiel wähle ich den in Graz bekannten Namen Cieslar. Unser Kiesel war vor Alters chisil, Kisel, im Angelsächsischen cisil. Schon das verkleinerte Stück vom Kiesel ist als Weiterbildung zu Kiesling geworden und als Geschlechtsname bekannt. Von jenem sächsischen cisil ward das Zeitwort ciselieren gebildet, d. h. mit Kiesel (Feuerstein) einritzen, meißeln. Einer, der sich damit beschäftigte, war ein Ciseler, d. i. Metallschneider; Ciselierung ist das Schneiden in Metall, die Erzmeißelung, Verzierung. Wenn also die ausgewanderten Angelsachsen ihren Meißel Chisel nennen und die Franzosen ihren Ciselierer oder Ciseler in ciseleur umwandeln, so haben sie das dem deutschen Worte zu verdanken, weil ihr Sprachschatz dadurch bereichert ist.

Was geschieht nun, wenn in einem Landestheile viele gleichnamige Geschlechter vorkommen? Heißt einer K. Wolf, so hilft er sich zuweilen, wenn er Karl August Wolf benannt ist. In der Schweiz, wo ich 14 Jahre heimisch war, habe ich den Gebrauch gefunden, dass der Name der Gattin hinzutritt, z. B. wenn die Frau eine geborne Bürkli ist, so schreibt ihr Mann K. Escher-Bürkli. Wäre sie auch eine Escher, so findet man sogar K. Escher-Escher. Ich finde das ganz in der Ordnung. Wenn die Frau in der Gemeinde auch nicht stimmfähig ist — es heißt ja in der Bibel: mulier taceat in ecclesia, d. h. das Weib schweige in der Gemeinde — so darf sie wenigstens in der Familie genannt werden.

Vereinzelt findet man zur Unterscheidung den Ort der Abstammung des Mannes, z. B. Gerold Meyer von Knonau, was nicht gerade als Adel anzusehen ist, den es in der ganzen Schweiz jetzt nicht mehr gibt, obgleich einige Familien, z. B. Georg v. Wyß, sich noch so schreiben. Häufig vorkommende Namen, wie z. B. Keller, erhalten den Zusatz vom Hausnamen, als Keller vom Steinbock, Bodmer von Windeck. Ähnliche Zusätze erhalten auch Grazer Edle, z. B. Ludwig v. Kurz zu Thurn u. Goldenstein. Bei uns wäre es ganz praktisch, wenn die unzähligen Meier zur Unterscheidung sich einen Zusatz mit zu, von oder aus wählten, — natürlich mit Genehmigung der Behörde — wobei freilich kein Adelstand gemeint ist, sondern lediglich zur Unterscheidung diente, wie es der Dichter Hofmann

und diesen gehört ein gewisser realer Besitz, nicht der Person.

Was den niederen Adel betrifft, so erlangten in der Folge viele die Erblichkeit.

Die Geschlechtsurkunden des niederen Adels und der Bürger, wo solche vorhanden sind, reichen meist auf kurze Zeit zurück. Erst in der Hohenstaufenzeit (um 1200) beginnen in Urkunden Zunamen der Familien. Zuerst zeigt sich in Urkunden adelicher Aussteller oder Zeugen, dass dem Vornamen mit Verknüpfung durch „von" der Name eines Gutes oder Schlosses beigesetzt wird. Dies wurde im Laufe der Zeit mehr und mehr Herkommen und der Gutsbesitz gab den Namen her und die Angehörigen eines Geschlechtes benannten sich nach ihrem Erbgute oder nach ihrer Heimat. Wir sehen dieß auch bei den mittelalterlichen Dichtern, mochten sie Bürgerliche oder Edle sein, z. B. Konrad von Würzburg, Rudolf von Ems, Gottfried von Straßburg 2c.

Bei den früheren Kurfürsten, Prälaten, Grafen und Herren des heiligen römischen Reiches deutscher Nation wechselt von und zu. Der Reichstagsabschied zu Augsburg 1530 war z. B. unterschrieben: Albrecht zu Mainz, Erzbischof; Ludwig von Fleckenstein, Christoff Erzbischof zu Bremen; Ernst, Administrator zu Passau.

Zu derselben Zeit, als die Ritterbürtigen ihre Gutsnamen setzten, fiengen die Städter an, einen Bei- oder Zunamen anzunehmen. Dies war eine Nothwendigkeit, denn wo viele Siegfriede oder Heinriche 2c. beisammen wohnten, bedurfte es einer näheren Bezeichnung, damit man wusste, welcher gemeint sei. Der Zuname wurde zunächst vom Vater hergenommen, z. B. Werners Otmar, aber auch von der Mutter, wie vorhin bei Erklärung meines Namens gezeigt wurde. Sodann entstanden die Geschlechtsnamen nach dem Orte, den Wohnstellen, nach dem Berufe, wie oben unter A und B gezeigt ist.

Erwähnenswert sind auch die Bezeichnungen nach der körperlichen Beschaffenheit: Weiß, Schwarz, Groß, Klein, Kurz, Groß, Michel (=Groß). Ferner die launigen, scherzhaften, wie z. B. Hartnagel, Fröhlich, Gutgesell. Einzelne waren anfangs nur sogenannte Spitznamen, z. B. Schmiermaul, Großschedl. Vielleicht kann man hieher auch zählen die Namen: Schlagintweit, Suchenwirt, Leidenfrost und den in der Reformationszeit aufgekommenen Namen Hebenstreit, d. h. Hebdenstreit.

In den Dörfern dauerte es noch lange Zeit, bis man Zunamen wählte. Dagegen beginnen bei den Bürger- und Bauernfrauen schon im 14. Jahrhunderte anstatt der deutschen Vornamen die fremden Heiligennamen beliebt zu werden, noch mehr bei den Klosterfrauen und Mönchen.

Am Schlusse des Mittelalters führte also jeder Städter zwei Namen, einen Vornamen und einen Zu- oder Beinamen, nur die hartnäckigen Friesen, wie auch die Juden ließen sich erst im vorigen Jahrhundert bewegen, Beinamen einzuführen.

Das im 16. Jahrhundert häufige Bibellesen der Evangelischen hatte zur Folge, dass Eltern oder Pathen den Kindern häufiger biblische Namen beilegten. Und als der dreißigjährige Krieg alles Nationale erstickte, griff man zu dem Durcheinander der ausländischen Namen, die heute noch ihr klägliches Dasein behaupten. Wir sehen also, dass diese Wandlung der Namenwahl auch ein Stück Kulturgeschichte ist und zu dem Gange unserer Literaturgeschichte vollkommen stimmt.

Die Änderung des Namens hatte auch Einfluss auf die Persönlichkeit und die Auffassungsweise, für die Gesellschaftsverfassung und das Kulturleben. Änderung des Namens ist fast immer eine nationale Charakter-

jede Bewegung nach und kann selbstständig noch immer nicht den einfachsten Handgriff machen. Von den Gelehrigsten ist er wahrlich keiner. Seine Anhänglichkeit ist aber so groß, dass — als ich letztens vom Kirschbaum herabfiel, er pflichtschuldigst mitpurzelte. Obzwar ich glaube, dass er nicht so schwer gefallen ist als ich, rieb er sich doch den Rücken und ging hinkend von der Stelle.

Na, mein Junge, erinnerst du dich noch, wie ich dazumal — o wie lange schon ist das her! — als Ministrant den Priester bei der Frohnleichnamsprocession begleitete? Ich hatte ein schneeweißes Chorhemd an, du giengst neben mir her, schwarz wie der Teufel. Hab' mich arg für dich genirt! Schon damals ist das Bedenken ausgesprochen worden über meinen kameradschaftlichen Umgang. Wer schon in früher Jugend mit dem Schwarzen umgeht! Da wird man etwas erleben.

Hernach wie wir selbander bei der Nacht im Mondenschein das erstemal zu Nachbars Grethlein gegangen sind. Auf dem Hinwege liefest du mir mit langem Kragen voraus, am Fenster warst du schon drinnen, bevor sie noch das Glas aufmachte. Dich ließ sie aber an der Wand stehen, während sie mit mir plauderte.

„Hansel!" flüsterte sie heraus, „was fällt dir denn ein? Bei der Nacht schlafen die ordentlichen Leut'!"

„Sollen nur gut schlafen", antwortete ich, „es muss auch unordentliche geben, sonst thät' der liebe Herrgott sein Nachtlicht umsonst brennen lassen."

„Der Herrgott ein Nachtlicht! was du aber dalkert daherred'st."

„Schau, wie der Mond so schön scheint. Heiß macht er. Geh, Grethel, lass mich hinein zu dir in den Schatten."

„O nein!" sagte sie.

Das große Fenster stand in aller Weiten offen, aber das Hineinsteigen erlaubte sie nicht und so blieb ich heraußen stehen, bis mir die Zeit lang ward. Dann sagte ich: „Gute Nacht, gestrenges Grethel!" und gieng traurig davon. Du warst aus dem Fenster gesprungen und schier klein geworden zappeltest du mir nach auf den Fersen. Unterwegs dachte ich darüber nach, warum sie just mich nicht hineingelassen hat? Andere Burschen kommen doch zu ihren Dirndeln. Mein schwarzer Kamerad ist drinnen gewesen. Ja, aber — fiel es mir ein — der hat auch nicht lange gefragt.

Das nächstemal wollte ich klüger sein, etwas weniger reden und etwas mehr handeln. Da begegneten mir zu nachtschlafender Stund zwei Nachbarsburschen, die fragten mich: Wohin des Weges?

„Ich geh' halt zu der Grethel", war mein redlicher Bescheid.

„Nein mein Lieber, zu der Grethel gehst du nicht!" sagten sie, „wir wollen dir einen anderen Weg weisen."

Ja, das wäre schon recht gewesen, wenn ihre hölzernen Wegweiser nicht gar so eindringliche Weisung gegeben hätten. Ich bedankte mich für die gütige Auskunft mit den Fäusten, auch du, mein Kamerad, schlugst wacker zu, leider so rücksichtsvoll, dass du ihnen nicht ein Haar gekrümmt haben wirst, während sie mich über und über blau gerbten. — Ja, mein lieber Alter, das waren noch schöne Zeiten!

Ein Jahr später ist die Grethel gestorben, das junge Blut. Man sagt, das offene Fenster, die Nachtluft hätte ihr geschadet. Ein kleines Kindlein hatte sie noch zur Kirche geschickt, um an diesem unschuldigen Wesen die Erbsünde abwaschen zu lassen. O Freund, wie bin ich froh gewesen, dass die hölzernen Wegweiser mich beizeiten zurechtgewiesen haben, hätten nur auch die Nachbarsburschen denselben Weg eingeschlagen. Und wie bin ich betrübt gewesen, als wir so hinten drein gingen an ihrem Sarge. Du bist auch still neben mir daher-

gethan hat, der als Kind des Dorfes Fallersleben sich Heinrich von Fallersleben nannte. Mit mehr Recht schreibt sich ein Hofmann, der einen Besitz Wellenhof hat: Hofmann v. Wellenhof. Die vielen Egger, Bauer, Hofer, Müller, Pichler u. a. in Graz könnten auch, mit einem Gedankenstrich verbunden, den Namen der lieben Gattin hinzufügen, die ja auch ein Besitzthum ist, und zwar das theuerste, was der Mann hat. Wenn der Frauen Name auch nicht voran steht, ein Gebiet fällt ihr doch zu:

Wer ist's, von dem das Haus am besten wird regiert?
Die Mutter, wenn sie mild der Sitte Scepter führt.

Mein schwarzer Kamerad.

Eine Laune von P. K. Rosegger.

Da säßen wir nun wieder beisammen, mein lieber Alter. Schon lange haben wir uns nicht mehr gesehen, nicht wahr? In dunklen, stürmischen Zeiten, da verläſst du mich; nur die schönen Stunden, den holden Sonnenschein theilst du mit mir. Ja ja, man kennt das, andere machen es auch so. Laſs es gut sein. Sage, was hast du den Winter über gemacht? In Nacht und Nebel geschlafen? Es sieht dir ähnlich. Wenn ich am Schreibtische bei der Studierlampe gearbeitet, wärest du doch immer hinter mir gesessen, meinst du? Mag wohl wahr sein, ich sah mich nicht um. Deine Gegenwart stört mich nicht, dir traue ich all meine Geheimnisse an, du verstehst zu schweigen.

Ja, ja, mein Lieber, du bist mein ältester Freund. Wir müssen von gleichem Alter sein, denke ich. Als ich noch im Kinderkittel auf der Wiese Blumen gepflückt, und dann mit den anderen blinde Kuh gespielt, bist du schon mit mir herumgelaufen. Weißt du noch, wie wir manchmal zusammen hinpurzelten auf den Rasen, just als ob einer dem andern das Bein gestellt hätte? Aber immer hübsch miteinander vertragen. Offen gestehe ich dies, einen treueren Kameraden als dich, kenne ich nicht. Allerdings — und das magst du gestehen — bist du auf mich angewiesen. Oder glaubst du, faul ausgestreckt in der Sonne zu liegen, würdest du just auch noch ohne mich zusammenbringen? Versuchs einmal. Nun, solange ich lebe und Gott seinen Tag vom Himmel gibt, soll's dir nicht fehlen. Zwar, dick und fett wirst du bei mir nicht werden und wenn die Leute sagen, du gingest neben mir herum wie ein Schatten, so lasse sie reden, sie haben schon Unwahreres gesagt. — Ah, jetzt ist er auf einmal verschwunden. So macht er's öfter. Etwas blutarm muſs er sein, sobald sich die Sonne auch nur auf einen Augenblick verzieht, trollt er sich davon. Sollte er denn so stark gelebt haben? Noch in den besten Jahren und kann ohne Sonne auch nicht einen Augenblick existieren. — Na, die Wolke ist vorüber und du bist wieder da. Eigentlich ein drolliger Bursche! Seit vierzig Jahren geht er mir nach auf Schritt und Tritt, guckt mir alles ab, macht mir

nur du — du allein standest zitternd hinter mir. Und also war dein Trösten: Was dahin ist, lass es dahin sein und klage nicht. Alles auf dieser Welt ist Schatten. Stelle dein Glück nicht auf Körper, sie stürzen. Jegliches Wesen ist wandelbar, beständig nur ist das Wesenlose. Alles ist Schatten. Dein eigener Leib ist Schatten, er ist Schatten des Irdischen. Deine Seele ist Schatten, sie ist der Schatten Gottes. Der Herr wandelt in großer Unendlichkeit durch Raum und Zeiten, so wandle deine Seele ihm zur Seite in schweigender Demuth. Er ist dein Ursprung und dein Vorbild, und deine Wesenheit liegt nur in ihm. Dieses Haus, welches du in Mühsal liebevoll gebaut hast, dass es versank in Asche, es ist kein Verlust für den, in dem du lebst, dess Eigenthum Himmel und Erde ist und der aus Asche Welten erschaffen kann. Menschlicher Schatten, du hast einen guten, starken Kameraden, und was des Herrn ist, das ist dein. — Also sprachest du, schweigender Schatten, damals zu mir. Da schnitt ich mir einen Wanderstab und wendete mich der aufgehenden Morgenröthe zu, und als die Sonne aufstieg, da giengest du wie ein stiller Schleppträger hinter mir her.

Es kamen andere Zeiten.

Als später der oben angedeutete Erstgeborene zu einem findigen Knäblein herangewachsen war, und ich eines Tages mit ihm auf der glatten kiesweißen Reichsstraße stand, sah er, dass du, mein lieber Schwarzer, an einigem Mangel littest. Den Menschen habe Gott nach seinem Ebenbilde erschaffen und ausgebildet und der Mensch wieder müsse nach seinem Ebenbilde den Schatten erschaffen und ausbilden. Also mochte der Kleine denken und war das im Grunde nicht so übel. Er nahm hernach eine Kohle und zeichnete dir, meinem Schatten, Augen, Nase und Mund mit Schnurrbart ins Gesicht und in einer Anwandlung von Ausgelassenheit aufs Haupt noch ein paar Hörner. Ein ganz prächtiger Kerl war's; zum Sprechen ähnlich! Nur wussten wir nicht genau, wem. Wie war aber der Kleine überrascht, als der Schatten mit mir davon gieng und Augen, Nase, Mund, Schnurrbart und Hörner auf der Straße liegen ließ! —

Ich bin wählerisch geworden, mir ist lange nicht jeder recht und lange nicht jedem bin ich recht. Je größer die Kreise meiner Bekannten, desto einsamer bin ich geworden. Durch eigene Wahl; die Einsamkeit ist meine Freundin, meine Vertraute, meine Geliebte geworden und du, der Mohr, unser Hausfreund. Diesen Hausfreund kann ich jedem Liebhaber, jedem Ehemann bestens empfehlen. Allerdings hat er auch seine Charakterschwächen. In den Stunden des Glückes, wenn die Sonne im Zenith steht, schrumpft der Mohr vor eitel Demuth in sich zusammen und kriecht ganz an die Fußsohlen des Herrn. Ist die Sonne im Sinken, dann geht er freier aus sich heraus, wächst schlank, bäumt sich trotzig weit über das Feld hin, und wenn er aufstünde, seine Riesengestalt würde hoch in den Himmel ragen.

Ja, mein lieber Alter, so geht's. Aber in die Ruhmeshalle will ich dich am liebsten nicht mehr mitnehmen. Weißt du noch, wie du mich geäfft hast an jenem Festabende, als die „dankbare Mitwelt" dem Poeten den Lorbeerkranz auf das Haupt legte? Standest du nicht hinter mir und schnittest vor den Augen aller Welt aus den Lorbeerblättern die schönsten Eselsohren? Es sei dir verziehen, ein Poet, der sich den Lorbeerkranz bei lebendigem Leibe aufs Haupt setzen läßt, verdient keine andere Silhouette. Der Bekränzte mag dann dasitzen auf dem öffentlichen Piedestal, und die Böcke und die Rinder werden kommen und ihm Blatt für Blatt herabzausen zum allgemeinen Gaudium. Bald wird er nm die Stirne nur

gegangen im Schnee, den Hut in der Hand, das Haupt etwas nach vorne geneigt. So hast du ausgehalten bei mir in Freud und Leid.

Allmählich tröstet man sich wieder. Du hast es ja auch gethan. Weißt du es noch? Wieder in einer anderen mailichen Mondnacht war's, wie du dem Schatten der feinen Angla den Hof gemacht hast? Zuerst ein Kratzfuß, dann ein Tänzchen, dann ein Handkuss, dann ein Mundküssl, und auf einmal ist da, wo du und der Schatten der Angla zierliches Spiel getrieben, nur mehr ein einziger schwarzer Fleck. — Ganz sachte hast du dich losgelöst und wieder zu mir gestellt, allein lange hernach habe ich den Verdacht mit mir herumgetragen, du wärest mir ausgewechselt, wärest nicht mein Schatten, sondern jener der Angla, denn so oft ich dich gesehen, habe ich an sie denken müssen.

Richtig, eines Tages sah ich neben ihr einen andern gehen. Einen dicken Brauführer, der seine Brust von Silberketten und Hänkelthalern voll behangen hatte. Ein compacter Schatten! Ich trat zu ihr, gratulierte ihr dazu und es war weiter keine Feindschaft nicht.

Und wir beide, du und ich, giengen wieder unserer Wege. Wir wanderten in der weiten Welt umher. Auf einer nordischen Ebene begegnete uns, wie du dich erinnern wirst, der alte Schlemihl. Der blieb stehen, schaute uns eine Weile zu, wie wir so gemüthlich nebeneinander einhermarschierten, und fragte mich zuletzt, ob ich meinen Schatten nicht verkaufen wollte. Das schlug ich rundweg ab. „Den Schatten verkaufen hieße das Licht verkaufen", sagte ich äußerst feinsinnig, „wehe dem Manne, der keine Schattenseiten hat, er hat auch keine Lichtseiten."

„In diesem Falle bin ich", versetzte Schlemihl, wendete sich dann zu dir, meinem schwarzen Kameraden, und begann dir schmeichlerisch zuzureden, deinen Freund zu verlassen und mit ihm zu gehen. Er würde dich besser halten, als ein deutscher Poet es thun könne, er würde dich dick und stattlich machen und zu hohen Würden bringen. Der Schatten eines Krösus! Die halbe Welt würde vor dir kriechen, dem Schatten eines reichen Mannes folgen sogar die schönsten Frauen. — Du schwanktest so ein wenig hin und her, ich fürchtete schon, du würdest mit ihm gehen und ich stünde im nächsten Augenblicke mutterseelenallein auf der sonnigen Heide. Aber als ich davonschritt, giengest du ruhig mit mir.

Später habe ich gehört, dass Schlemihl auf freier Straße einen Mann getödtet hätte, um sich seines Schattens zu bemächtigen. Der Schatten aber legte sich zur Leiche wie ein treuer Hund und ließ sich begraben mit seinem Herrn.

Ein einzigesmal auf kurze Zeit war mein Leben schattenlos, ohne so öde zu sein wie das des Schlemihl. Auf der einen Seite leuchteten die milden Augen einer süßen Lebensgenossin, auf der anderen Seite glänzten die hellen Äuglein des Erstgeborenen, mitten in solchem Lichte schwebte ich wie ein seliger Geist. Es ist lange vorbei. Es sind nachher Zeitläufte gekommen, wo ich Schatten sah nicht bloß auf einer Seite, sondern auf jeder; glaubte manchmal versinken zu müssen im Dunkel noch bei lebendigem Leibe. Und doch gieng wieder die Sonne auf, und da hast du dich wieder zu mir gesellt, alter, guter Alltagskamerad, und wir haben miteinander manch ernstes Tagewerk vollbracht und manches Schelmenstücklein ausgeführt.

Ich gedenke dir auch deinen Beistand in jener Unglücksnacht, da der Blitz vom Himmel fuhr. Mein Haus und Heim, all mein Gut sah ich zusammenbrechen in den Flammen. In der weiten Öde stand ich hilflos da, niemand kam, um zu retten, zu trösten,

einem religiösen Buche vorgelesen und werden religiöse Gespräche geführt und heilige Geschichten erzählt.

Am Palmsonntage läſst man in großer Menge „Palmen" (Weidenzweige, die Blütenkätzchen tragen), weihen. Knaben und Jünglinge tragen diese Zweige in großen Büschen zusammengebunden und mit Bändern geschmückt auf hohen Stielen herum, und man steckt mit frommem Sinne Palmen auf den Feldern in die Erde. Andere bewahrt man auf, um sie im Sommer beim Herannahen von Gewittern auf dem Herde unter Gebet zu verbrennen.

Am Ostermorgen, schon bald nach Mitternacht, werden auf den Bergeshöhen Freudenfeuer (Osterfeuer) angezündet. Dabei wird mit Pöllern geschossen und öfters auch gebetet und gesungen.

In den letzten Nächten der Charwoche oder wohl auch in der Osternacht werden von vielen unter lautem Gebete die Calvarienberge besucht.

An den Osterfeiertagen gehen die Kinder zu ihren Pathen auf Besuch und lassen sich von denselben bewirten. In diesen Tagen ist auch die Unterhaltung des „Eierkuzens" oder „Eierdutschens" üblich. Man stößt dabei mit den Spitzen der rothen Eier zusammen, derjenige, dessen Ei unverletzt geblieben ist, gewinnt das zerbrochene Ei des anderen. Diese Unterhaltung findet häufig auf den Kirchplätzen und in den Gaststuben statt.

In manchen Gegenden wird das „rothe Eierführen" getrieben. In der Nacht vom Ostermontag auf den Osterdienstag gehen muthwillige Bursche herum und treiben allerlei Unfug. Z. B. sie zerlegen einen Leiterwagen, bringen die Wagentheile auf einen hohen Dachfirst, und stellen sie dort wieder zusammen, so dass dann am Morgen ein Leiterwagen hoch oben am Dachfirst zu sehen ist, und dessen Eigenthümer seine liebe Noth hat, ihn wieder herabzuschaffen.

In der ersten Mainacht wird häufig von Burschen, soviel als möglich heimlich, ein „Maibaum" gesetzt.

Am Pfingstsonntage ist's eine große Schande, derjenige zu sein, der zuletzt vom Schlafe aufsteht. Er wird „Pfingstlucken", „Pfingstnudel" oder „Pfingstkönig" geschimpft und oft spottweise mit Strohkränzen beschenkt.

Am Pfingstsonntage nachmittags geht man in manchen Gegenden zu einem Waldbrünnlein, das man „Pfingstbrünndl" nennt, und unterhält sich dort mit „Ringen" und Singen, wobei dem Wässerlein, das an diesem Tage eine besondere Heilkraft besitzen soll, wacker zugesprochen wird.

Am Frohnleichnamstage werden allerorts vor den Hausthüren zarte Fichten- oder Laubholzbäume eingesetzt.

Am Tage des heil. Johannes des Täufers, 24. Juni, genannt der „Sonnenwendtag"*), werden vielfach die „Sonnenwendfeuer" von den Sennerinnen angezündet, besonders geschieht dieses im Ennsthale und in der Ausseer Gegend auf hohen Alpen. Auch am Jacobi- und Annatag zünden die Almerinnen gerne Feuer an und lassen ihre Lieder und Jodler ins Thal herabtönen. In diesen Tagen kommen die Thalbewohner gern zu Besuch auf die Alpen.

Im Monate August gibt es da und dort eine Primizfeierlichkeit. Um zu einer solchen zu kommen, sagen die Leute, soll man gerne ein neues Paar Schuhe zerreißen.

Zu Mariä Geburt, sagt man, ziehen die Schwalben furt. Zu Mariä Verkündigung kommen die Schwalben wiederum. Von Mariä Verkündigung

*) Die Sonnenwende tritt jedoch bekanntlich schon am 21. Juni ein.

mehr einen kahlen Besen haben, weniger mit einem Lorbeerkranze vergleichbar, als mit einer Dornenkrone. Zum Bekränzen eignet sich ein Todtenschädel viel besser, als ein lockiges Haupt mit Wangen, die noch erröthen, mit Augen, die noch weinen können.

Wenn ich — es geschieht freilich nicht — in meinen alten Tagen mir noch einmal den Hochzeitskranz auf die schimmelnden Locken legen sollte, dann, guter Freund, lade ich dich zum Feste, dann spiegle du das mit Rosen und grünen Zweigen bekränzte Haupt an der Kirchenwand, aber mache es nicht ungeschickt; solche Silhouetten können nur allzuleicht wie Hirschgeweihe aussehen. Wenn du mir so etwas anthätest, Kamerad, wir wären geschiedene Leute!

Geschiedene Leute! Kein Ehebund hält so fest, als der zwischen dem Mann und seinem Schatten, es ist in Wahrheit ein Band, das nur der Tod scheidet. Ja ich glaube sogar, mein guter, alter Freund, auch der Tod wird uns nicht scheiden. An dem Tage, wenn sie mich auf den Kirchhof tragen, wird auch dein Sarg dahinschwanken neben dem meinen und still werden wir miteinander eingehen zu den ewigen Schatten.

Wie's bei uns daheim der Brauch ist.

Volkssitten und Gebräuche aus Obersteiermark. Mitgetheilt von Ferdinand Krauß.*)

Nur einige allgemein beobachtete, daher besonders verbreitete Gebräuche sollen hier angeführt werden. Ich beginne mit der Jahreswende.

Die kirchlichen Festzeiten werden mit Aufmerksamkeit beachtet und es kommen da Gebräuche vor, die seit Urahnenzeiten dieselben sind.

Die Vorabende vom Weihnachtsfeste, Neujahrstage und dem Feste der heil. drei Könige sind sogenannte „Rauchnächte". Bei Eintritt der Dunkelheit besprengt an diesen Tagen der Hausvater mit Weihwasser und erfüllt mit wohlriechendem Rauch alle Gemächer des Gehöftes, wie die Stallungen und den Getreidekasten. Es dienen als Rauchwerk Weihrauch, Speik und Wacholderwipfel. Das ganze Gehöfte wird vom Dufte eingehüllt und überall herrscht heilige Stille, da alles Lärmen strenge untersagt ist.

Am Hausaltar in der Ecke der gemeinschaftlichen Hausstube, prangt von Wachskerzen gar feierlich beleuchtet, ein Kripplein. Das Gebet dauert an diesen Abenden länger als sonst, und in manchen Gegenden geht der Hausvater vorbetend und Weihwasser sprengend, an der Spitze seiner Hausleute, selbst bei stürmischem Wetter, auf seinen Wiesen und Feldern herum. In diesen Nächten legt man sich auch Abbruch an Schlaf auf und vielleicht dass auch Krippenlieder gesungen werden. Es wird aus

*) Aus dessen im Erscheinen begriffenem Werke: „Die eherne Mark."

schön um einen Klöcklkrapfen!“ ist der Spruch, mit welchem am Vortage der heil. drei Könige eine Anzahl von Armen und Kindern an den Hausthüren erscheint. Mit diesem Spruche wollen sie sagen, dass sie wie das Christkindlein kein heimatliches Obdach haben oder doch wenigstens recht arm sind und sich daher mit Brot, Obst, Geld, vorzüglich aber mit Krapfen beschenken lassen möchten. Manche Hausmutter steht dann den ganzen Tag beim Herde und backt eine Unmenge von Krapfen, um sie dann unter die „Klöckler“ zu vertheilen.

An manche Arbeiten sind ebenfalls bestimmte Gebräuche gebunden.

Wenn die Knechte mit dem Dreschen im Winter eher fertig werden, als die Mägde mit dem Spinnen, so kommen in manchen Gegenden die Knechte mit „Drischeln“ oder Strohbändern zu den Mägden in die Stube und „klemmen“, das heißt würgen sie. Werden aber die Mägde früher fertig, so suchen sie einen Knecht, auf den sie sich getrauen, in die Hühnersteige zu stecken.

Zur Zeit des Haarbrechens laufen die „Brechelweiber“ den Vorübergehenden nach, bewerfen sie mit Flachsabfällen (was „Weizengeben“ heißt) und wollen dafür Krapfen oder Geldgeschenke erhalten. Nach vollendetem „Brecheln“ gibt es in manchen Gegenden ein Mahl mit Krapfen (Brechelkrapfen). Auch besteht da und dort der Brauch des „Brechelschreckens“, das ist ein Mummenschanz, der mit einem Tanze endet.

Mit den wichtigen Momenten des Lebens sind natürlich auch allerlei Gebräuche verbunden.

Die Pathen müssen dem Täufling ein „Göthenhemd“ und vielleicht andere Kleidungsstücke geben, vor allem aber ein Geldstück, etwa einen Thaler; es wird dieses Geldstück „Chrisengeld“ genannt und häufig schon bei der Taufe dem Kinde auf die Brust gelegt oder unter den Windeltüchern verborgen. Einige Zeit nach der Geburt des Kindes, wenn die Mutter schon herum gehen kann, wird in vielen Gegenden den Pathen von den Kindeseltern ein Mahl bereitet. Die Pathenleute hingegen schicken der Wöchnerin einen großen Korb voll mürber Kipfeln und anderer Bäckereien. Man nennt dies Gebäck „Weissert“.

Wenn ein Mann um eine Braut anhält, so heißt man dieses „Bitteln“, oder wenn es ein anderer für ihn thut, so heißt man diesen „Bittelmann“. Wenn der Bittler Gehör findet, so wird ihm ein Essen vorgesetzt. Die Brautleute schaffen sich für die Hochzeit einen ganz neuen Anzug, das „Brautgewand“ an.

Naht sich der Tag der Hochzeit, so tritt an Stelle des Bittlers der Hochzeitslader, der nun bis Ende der Hochzeitsfeierlichkeiten die Hauptrolle spielt. Es muss ein findiger, witziger Bursch sein, der seine Redegewandtheit schon bei ähnlichen Gelegenheiten vielfach erprobt hat.

Etwa acht Tage vor dem Hochzeitsfeste geht der Hochzeitslader im besten Sonntagsstaat, den Steirerhut mit langen färbigen Seidenbändern und die rechte Brustseite mit einem Blumenstrauß (wenn er verheiratet ist) geziert, in der Hand zumeist einen mit Bändern und Blumen reich geschmückten Stock tragend, mit der gleichfalls festlich herausgeputzten Braut (in manchen Gegenden auch allein) von Haus zu Haus, um die Verwandtschaft und Bekanntschaft zur Hochzeit zu laden und betritt das Haus mit nachstehendem Spruch:

„I bitt um Verzeihung, dass i hereintret'n
bin, ohne erlaubt zu fragen;
I bin da im Namen des Bräutigams mit
der gegenwärtigen Braut.
Darüber mach' i meine freundliche Einladung,
Hin zum Herrn Ehtreiber zum Fruahstuck.
Dann geb' i auch das Geleit über die
Gass'n und Straß'n,

heißt es, dass an diesem Tage die Mutter Gottes einen Brand (Feuerfackel) in die Erde stecke.

Am Rosenkranzsonntage (1. Sonntag im October) oder am Kirchweihsonntage (3. Sonntag im October) wird in den meisten Pfarren das Erntefest gefeiert. Dazu werden, um den Altar zu schmücken, alle Garten- und Feldfrüchte des Pfarrsprengels in die Kirche gebracht. Da und dort wird wohl auch eine Procession abgehalten, wobei Jungfrauen die Früchte als Opfergaben tragen. Zu Allerheiligen freuen sich Dienstboten und Kinder auf die Heiligenstritzel und am 11. November wird der heil. Martin durch ein besseres Essen „gelobt“.

Am Allerheiligentage nachmittags und am Allerseelentage vormittags werden die Gräber der verstorbenen Angehörigen mit Kerzenlichtern und Blumen geschmückt. Es wird viel gebetet und gemüthvolle Seelen besprechen die Sage, dass vom Allerseelentagvorabende an bis zum Abende des anderen Tages das Fegefeuer ausgelöscht sei und dann für jene wieder neu beginne, die noch nicht erlöst worden sind. Für alle sei der Allerseelentag ein Ruhetag.

Vom Katharinatag, dem 25. November, sagt man: „Katharein sperrt den Tanz ein.“ Es beginnt der Advent, und in dieser heil. Zeit tanzt selbst der tollste Bursche nicht.

Am 6. December ist der für alle Kinder erwartungsvolle Nikolaitag. Im Ennsthale, besonders aber im Ausseer Viertel, geht abends vorher in mehreren Orten der heil. Bischof Nikolaus, begleitet von seinem Hofkaplane und darauf der „Bartel“ (Teufel), begleitet von allerlei Schreckensgestalten, von Familie zu Familie. Dabei wird unter Geläute von Viehglocken ein schrecklicher Lärm gemacht. Im Murthale geht es stiller zu; es treten Nikolo und Bartel maßvoller auf, und häufig wird zu den Kindern davon nur gesprochen, ohne dass sie wirklich auftreten. Es stellen die Kinder abends ihre Schuhe auf, und in der Nacht legt dann der Nikolo in dieselben Obst oder ein Kleidungsstück ein, und wohl auch eine Ruthe dazu.

Im Advente unterlassen viele nicht, täglich die Adventmesse (Rorate) zu besuchen, selbst wenn sie weit von einem Berge herab oder von einem Graben herauskommen müssen. In Hinterberg (das ist das Thal zwischen dem Grimming und zwischen Aussee) und in manchen Gegenden des Ennsthales ist es Brauch, am ersten Adventsonntage eine Wurstmahlzeit abzuhalten. Man nennt diese Würste „Roratenwürste“.

Für das Weihnachtsfest wird in den Häusern und Stallungen alles mit großer Sorgfalt gesäubert, gebessert und in Ordnung gebracht. Um die Kinder zu dieser Arbeit anzueifern, wird gesagt, dass in der heil. Nacht die Berchtel herumgehe, den liegengebliebenen Kehricht und Schmutz sammle und selben den saumseligen Leuten in den aufgeschnittenen Bauch einnähe.

Am Unschuldigenkindertage (28. December) pflegt man sich, sobald man am Morgen zusammenkommt, gegenseitig mit Ruthen zu schlagen und dabei zu rufen: „Frisch und g'sund! Frisch und g'sund!“ Arme Leute gehen in die Häuser, um „Frisch und g'sund“ zu geben und dafür ein Almosen (Kletzenbrot) zu bekommen. Diese Art des Almosensammelns nennt man im Bezirke Murau „Bisnen“ und den Unschuldigenkindertag „Bisentag“.

Vom Weihnachtstage an bis zum heil. drei Königstage gehen manchesmal Krippelspieler und Sänger herum.

Im ganzen Ennsthale und Hinterbergerthale besteht die Sitte des „Klöckelns“. „Zelt, Zelt in aller Welt! Zelt, Zelt in aller Welt! bitt' gar

Der Spruch, welcher recitiert wurde, lautet folgendermaßen:

„I bitt meine liab'n Hochzeitsleut,
Um a kloan Geduld und Aufmerksamkeit!
Heut um Mitternacht hat mir der Engel die Botschaft bracht;
Auf oamal fallt mir ein, dass 'n N. N. sein' Hochzeit soll sein.
Da wünsch' i ihm an groß'n viereckig'n Tisch,
Und bei jed'n End oan brot'nan Fisch;
In der Mitt'n a Flasch'n Wein;
Da soll der Herr Bräutigam mit seina vielgeliabten Braut lustig und fidel sein.
Dann wünsch i ihnen Glück und Segen
Durch ihr ganzes Leben und an Binkel Geld daneb'n.
Die Thaler soll'n sich z'reit'n und a Stuab'n voll Kinder,
Am Boden ob'n a a Hauf'n; ban Fenster soll'ns außiguck'n;
Das wünsch i ihnen zu einem glückseligen, heil'gen Ehestand!“

Die letzten Accorde der Musik sind verklungen und der Hochzeitslader geht nun mit einer Tasse zu den Brautleuten, um das Spielgeld für die Musikanten einzusammeln. In erster Linie ist es die Braut, welcher es gebührt, den Anfang zu machen. Ihr schließen sich der Bräutigam und die Brautmutter an. Vor dieser muss unser Hochzeitslader einen Spruch sagen, der in folgenden Zeilen seinen Ausdruck findet:

„Jetzt bin i herüba g'rathen und wer frag'n: was die Brautmuata wird sag'n:
A lustiga Bua bin i mei Lebtag g'wes'n;
Bei jed'n Wirt auf da Thür könnt's mi abales'n.
Jetzt is ma nix übri bliebn, als a Bucklkorb; —
Da geh' i noch Untasteier und kauf ma Hähnl und Hauna;
Wia i dos hob banaunda, bin i aufa groast bis Niklasdorf.
Im Lärchenwald'l hob i mi ausg'ruaht.
Da ist a Schock Schneck'n daher kroch'n,
Die hob'm mi mit meini Hähnl und Hauna in d' Mur obi g'stoch'n.
Bin oarm banaund!
Jetzt hob i mir denkt, jetzt geh i auf'n N. N. sei Hochzeit.
Da wär'n viel Leut banaund.
Sie dürften mir nit all gleich vül geb'n,
Vielleicht oan Thoal 100 Kreuzer, oda andere 10 Sechserla,
Die andern oan Guld'n, oft that da ormi Hähnlhandler
Und die Spielleut a g'fulg'n.“

Nach diesem Spruch spendet die Brautmutter einen Beitrag für die Spielleute. Von dieser begibt sich der Hochzeitslader zu den Beiständen und Brautführern, wendet sich hierauf zu den anderen Hochzeitsleuten und heimst bei jedermann sein Scherflein ein. Nachdem das „Bratl“ aufgezehrt ist und Mehlspeisen u. s. f. an dessen Stelle treten, beginnt eine andere Wendung. Die Musikbande wird abgelöst und an deren Stelle tritt unser Hochzeitslader auf, welcher von seiner Rednerbühne aus den Leuten in ziemlich langer Rede nach altem Herkommen und in alter überlieferter Form die H o c h z e i t s d a n k s a g u n g im Namen der Brautleute ausspricht. Hierin wird stets auch die Hochzeit von Kanaan verflochten, gesagt, dass der Speisenmeister sich alle Mühe gab, ein rechtschaffenes Hochzeitsmahl beizustellen, was ihm aber nicht recht gelungen sei, da der Jäger nichts getroffen, die Fischer nichts gefangen und die Vogelfänger statt der Leimspindel Wolfseisen aufgerichtet haben, daher man mit dem guten Willen vorlieb nehmen möge. Nun werden die Brautleute an die Pflichten des Ehestandes erinnert, zu Friede und Eintracht ermahnt, und es beschließt hierauf der Hochzeitslader seine Rede mit einem Glückwunsch auf das Brautpaar. Er wünscht dabei demselben viel Hühner, Ziegen, Schafe, Schweine und allerhand Rinder und dazu auch ein Dutzend Kinder.

Die Zwischenpausen des Hochzeitsmahles werden mit Tanz ausgefüllt, und wo sich nur eine Gelegenheit findet, eilt das junge Volk auf den festlich geschmückten Tanzboden.

Die Tanzweise wird dabei häufig von einem Tänzer angegeben und gezahlt. Es tritt nämlich ein Tänzer zum Musikantentisch und ruft, ein Geldstück hinwerfend: „Einen Steirer“,

Zum hochwürdigen Gotteshaus, wo der heil. Bischof Ruperti Pfarrpatron ist.
Dies Brautpaar wird eintreten in das heilige Sacrament der Ehe,
Wo sie mit der Priester Stola verbunden und geheiligt werden.
Dann wünschen wir ihnen Glück und Segen, Fried und Einigkeit durch ihr ganzes Leben;
Und dann werden wir herausziehen
Über die ganzn Gass'n und Straß'n und wieder zum Herrn Ehtreiber
Auf eine Gabel voll Supp'n und bissl a Leberfleck und a Trümmerl Wein,
Da soll der N. N. lustig und fröhlich sein." —

Am Tage der Trauung wird morgens in dem Gasthause, wo das Hochzeitsmahl stattfindet, von den versammelten Hochzeitsleuten, welche durch den Hochzeitsbuschen, den jeder Gast aufgesteckt hat, gekennzeichnet werden, ein Frühstück, bestehend in Kaffee, Rahm (Schmalz) — Koch, Wein, Gugelhupf, bei Sang und Klang eingenommen.

Unter Pöllerschießen und Musikklang erfolgt hierauf der Zug zur Kirche. Der Bräutigam wird dabei meist vom Priester begleitet, während beiderseits der Braut der Brautführer und die Brautmutter einherschreiten, um sie herum gehen die kleinen und großen Kranzeljungfrauen.

In der Kirche werden die Brautleute nach dem Hochamte copuliert. Nun folgt unter Musikklang der Aufzug aus der Kirche ins Gasthaus, wobei dem Zuge allerlei Hindernisse bereitet werden. So finden sich Seile über den Weg gespannt, oder Schalknarren suchen die Braut zu stehlen und haben nun die Brautführer ihre liebe Noth, diesem Unfuge zu steuern und die Hindernisse durch kleine Geldgeschenke zu beseitigen.

Kommt man dem Ziele näher, so wird oft auf einem grünen Anger Rast gehalten und bei den Klängen der Musikbande steirisch getanzt. Endlich ist man am Ausgangspunkt angelangt, wo der Wirt die Gäste begrüßt.

Der größte Theil der Hochzeitsleute mit Ausschluss der Braut, Brautmutter und Brautführer, begibt sich nun auf den Tanzboden, wo man sich einstweilen bei Spiel und Wein unterhält, andere wieder gehen in die Küche. In diesem Durcheinander suchen nun junge Burschen abermals die Braut zu stehlen, welche, falls dies gelungen ist, dieselbe nur gegen ein Lösegeld freigeben, welch letzteres abermals die Brautführer zu entrichten haben.

Nachdem, wie oben erwähnt, die meisten Hochzeitspersonen am Tanzboden versammelt sind, gehen die Braut, die Brautmutter und der Brautführer in die Küche, um das Kraut zu salzen. Auf einen mit Kraut angefüllten Teller wird dabei meist eine mit Draht durchgezogene große Wurst gelegt; die Braut mit der Brautmutter salzen nun das Kraut und legen auch ein Trinkgeld hinzu, welches dem Küchenpersonal zugedacht ist. Die Versammelten beginnen nun die Wurst zu essen, was aber nicht leicht von statten geht. Hierauf begibt sich alles zum Hochzeitsmahle.

Wieder ist es nun unser Hochzeitslader, welcher den weiteren Verlauf der Hochzeit in seiner Hand hält und denselben geschickt weiterführt, so dass Trinksprüche, Musik und Festreden entsprechend abwechseln. Die Hauptsache aber kommt erst. Nachdem sich schon viele Gerichte gegenseitig den Platz abtraten, kommt endlich das langersehnte „Bratl", dessen Erscheinen bei großen Hochzeiten auch durch Pöllerschüsse kundgegeben wird. Hierauf steigt der Hochzeitslader auf einen Stuhl und recitiert von dieser Thronhöhe einen Spruch zu Ehren des verehrten Brautpaares und der Brautmutter den Gästen hernieder, begibt sich hierauf auf seinen Platz und bringt sein Glas den Brautleuten, der Brautmutter u. s. w., wobei jeder Trinkspruch von der Musikbande mit einem kräftigen Tusch begleitet wird.

beim Dunkelwerden Leute aus der Nachbarschaft zur Todtenwache ins Sterbehaus und verbleiben dort zwei bis drei Stunden. Es wird vorgelesen, gesungen und zuletzt gebetet. Bevor sie gehen, erhalten sie eine kleine Jause; zum Begräbnisse geschehen Einladungen. Am Begräbnistage versammeln sich die Eingeladenen und wohl auch andere beim Trauerhause, um die Leiche unter Gebet auf den Gottesacker zu begleiten. Bevor der Sarg mit der Leiche aus dem Hause getragen wird, wird damit auf der Hausthürschwelle dreimal ein Kreuz gemacht. In manchen Gegenden hält der Leichenzug bei jeder Kapelle und Bildsäule, wo er vorbeigeht, unter längerem Gebete stille.

Nach vollendeter Begräbnisfeierlichkeit in der Kirche ist in einem Gasthause das Todtenmahl („Bestattung“, „Todtenzehrung“), das oftmals sehr kostspielig ist und von den Erben des Verstorbenen bestritten wird. Zum Schlusse des Mahles hält jemand eine Ansprache („Danksagung“) und alle beten noch einmal für den Verstorbenen.

In den letzten drei Faschingstagen gibt es da und dort Mummenschanz, besonders im oberen Murthale („Faschingrennen“) und im Ennsthale und am allermeisten in der Ausseer Gegend („Moskern“).

Im Frühjahre und Sommer wird in manchen Gegenden des Murthales das „Ringen“ geübt. Zwei Bursche fassen sich an den Achseln und suchen sich gegenseitig bald mit den Händen, bald mit den Füßen zu Falle zu bringen.

Im Frühjahre gibt es eine Unterhaltung, die man im ganzen Murthale das „G o n e ß r e n n e n“ oder „G o n e ß s p r i n g e n“ und im Ennsthale das „Dritte-Mann-Laufen“ nennt. Leute stellen sich paarweise auf einer Wiese oder einem Anger auf, ein Paar hinter dem anderen. Vor dem ersten Paare steht einer und ruft: „Kikeriki, 's hintere herfü!“ — Auf diesen Ruf laufen die zwei zu hinterst Aufgestellten, ein jeder auf seiner Seite vorwärts und suchen zusammenzukommen, aber der Ausrufer, „Ganerl“ genannt, strebt es zu verhindern, indem er einen von den beiden Laufenden fängt. Der Abgefangene muss dann Ganerl werden, der andere von dem Paare und der gewesene Ganerl stellen sich nun als das erste Paar vor der Zeile auf. Hat der Ganerl das Zusammenkommen der Laufenden nicht verhindern können, muss er abermals das letzte Paar vorwärts rufen u. s. w. Sonntag nachmittags sieht man häufig ganze Scharen von Burschen und Mägden Ganerlrennen oder Goneßrennen.

Auch das „Bruckenspringen“ kommt im Frühjahre vor. Eine Menge Bursche stellen sich in gewissen Abständen und in gebückter Haltung auf der Straße oder auf einem langen Anger auf. Der letzte fängt zu laufen an und springt über alle hinüber und stellt sich dann wieder an der Spitze aller her, währenddem schon der vorletzte und drittletzte u. s. w. nachspringen.

Wenn Bohnen auf den Tisch kommen, so sucht man zwei heraus, welche weiße Keimstriche haben und „Böhninnen“ genannt werden. Eine Böhnin behält man bei sich und die anderen gibt man einem Tischgenossen und sagt zu ihm: „Am künftigen Sonntage um einen Krapfen (oder sonst was) auf e i n e n Laden (oder auf e i n e r Bank, oder auf e i n e r Stiege u. s. w.).“ Wenn die Wette angenommen wird, essen beide die Böhninnen und geben am bestimmten Tage acht, dass sie auf einen Boden zu stehen (oder e i n e r B a n k zu sitzen oder auf e i n e r Stiege zu gehen) kommen, und wer dann zuerst ausruft: „Zahl mir meine Böhnin!“ der hat die Wette gewonnen. Zuweilen wetten alle Dienstboten, Knechte und Mägde untereinander, so dass ein allgemeines, überaus lächerliches Nacht-

„Einen Walzer“ oder „Eine Polka“, worauf die Musikanten sofort die verlangte Weise aufspielen. Oder es gibt ein Tänzer durch ein Liedlein die Weise an, etwa wie:

„'s Dirnd'l hat Strümpfle an,
Strümpfle schneeweiß,
Und wann's mit mir tanzen thuat,
Gibt's an Neid aus der Weis.“

Ein anderer Tänzer singt vielleicht dabei ein Liedlein, womit er stänkert:

„Wo die N. Buam tanz'n thoan,
Tanz i nit mit,
Man muaſst sie ja fürcht'n,
Man krieget an Tritt.“

Gegen Mitternacht beschließt der Brauttanz die Hochzeitsfeierlichkeit. Die Braut tanzt dabei zuerst mit dem Brautführer, dann mit den Beiständen u. s. w., und zuletzt erst mit ihrem Bräutigam.

Nun kommt der Gastwirt und sagt an, was ein jeder Hochzeitsgast zu weisen, zu zahlen habe und geht dann das Geld mit dem Teller absammeln. Da und dort kommen hierauf wohl auch die Köchinnen und sammeln mit Kochlöffeln unter allerlei Scherzen ein Trinkgeld ab.

Während sich nun die Brautleute und die älteren Hochzeitsgäste nach Hause begeben, tanzt das junge Volk noch tapfer bis in den hellen Tag hinein und läſst sich sodann von den Spielleuten noch heimblasen oder heimgeigen.

Am Namenstage eines reicheren Bauers stellt sich nicht selten ein witziger Bursche mit einem Glückwunsch in Anwartschaft auf ein Geschenk oder „gut Speis und Trank“ ein, und wir werden in diesem Gratulanten ohne Zweifel unseren Hochzeitslader, den Schalksnarren der Gegend, zu suchen haben. Sein Spruch wird etwa lauten (aus der Gegend von Schöder bei Murau):

„Heunt Nacht um Mitternacht hat mir der Engel die Botschaft bracht.
I roat hin, i roat her, was das für a Botschaft wär,
Endli fallt's mir ein, daſs Euer Namenstag soll sein.
Zan Buandguat wünsch i an goldenen Tisch,
Af jed'n Eck an bachenen Fisch,
In da Mittn a Flasch'n Wein — das soll Euer Buandguad sein.
Dann wünsch i a lange Stiegn, af jeder Staffl a Wiagn,
Und überall a Kind drein, das soll auch a Buandguat sein.
Dann wünsch i an groſsn Stadl voll Ochſn mit broate Buckl und lange Bachn (Hintertheil),
Daſs sie die Stallthürn alle weiter müaſſn machn.
Dann wünsch i an groſsn Stadl voll Küah
Und a niadi Kuah 2 Kälba und an niads (jedes) Kaibl a Stier,
Dann könnts Ös alle Tag trinken Wein oder Bier.
Dann wünsch i noch an groß'n Stall voll Sau und a Glück dazua,
Aft habt's von Hinwerd'n a a Ruah.
Wünsch an groß'n Stall voll Schaf mit langer Wolln,
Daſs d' Weiberleut mit'n Schuren das ganze Jahr net kinnen g'folgn.
Wünsch an groß'n Stall voll Goas, braune und mitunter ane roatn (rothe),
Aft mög'n sie die Milch af da Rindl (Rinne) ins Haus eine loatn.
Hirz wünsch i a groſse Steig'n voll Hean (Hühner) und a jede Henn soll alle Tag zwoa Oa leg'n,
So groß, daſs es nöt kinnen aufdaheb'n.
Gott soll Enk beschütz'n vor all'n Unglück, vo da Feuersbrunst und Viehkrankheit,
Und soll Enk einführ'n za da ewig'n Seligkeit.
A niada Mensch hat an Namenstag, is angeordnet von Gott,
Auf daſs er sich erinnere af seinen Tod.
Lebt der Mensch wie Er will, — so wird er belohnt nach seinem Lebensziel.
Lebt Ihr in Kummer, Kreuz und Leid'n,
So wird's auch belohnt werden mit die himmlischen Freud'n.
Nun zum Schluſs wünsch ich Euch 30 Pöllerschuſs und die Schuſs soll'n bedeut'n
Af Eurer letzten Sterbstund, wies Enk werd'n in Himmel begleit'n.
Dann wünsch i Euch a g'sundes und langes Leb'n,
Das soll Euch Gott vom Himmel zan an Buandguat geb'n.
Vivat Hoch! — Er soll leb'n!“ —

Wenn jemand gestorben ist, kommen alle Abende bis zum Begräbnistage

Dann tönt es wieder beim Fenster seiner Herzliebsten:

„Diandle, geh' her zan Zaun,
Lass dar in d'Äugla schau'n
Was für a Farb se hab'n,
Schwarz oder braun?"

Frisch singt „sie" hernach zurück:

„Ih bin a kloans Dirndl,
Drum muass ih mih wihrn,
Denn sist that'n mih d'Groß'n
In Sock einischiab'n."

Auch gar schelmisch weiß der Alpensohn zu singen:

„Und's Dirndl hat's kränkt,
Dass ma a Bussl hat gschenkt;
Is ma gar nix dran gleg'n,
Kann dir's glei wieda geb'n."

„Gelt, du Schwarzaugati,
Gelt, für dih taugat i,
Gelt, für dih war ih recht,
Wann ih dih möcht."

Und so ließen sich noch viele aufzählen! Der Steirer legt in diesen vier Zeilen alles nieder, was er denkt und fühlt, ja oft sein tiefstes Geheimnis, seine Lust und Liebe, seinen Schmerz, seine Freude; alles was ihn bewegt und am Herzen liegt, spricht er hier in schlichten Worten aus, und, wo das Wort nicht ausreicht für die Tiefe der Empfindung, da ergänzt es der folgende Jodler oder Jauchzer. Es springt bei einem Liebesgespräch beim „Fensterln" hin und her als launige, oft trutzige Red' und Gegenred', oft in wahrhaft unerschöpflicher und erstaunlich schlagfertiger Weise. In seinem erweiterten Wirkungskreise ist das vielnamige Schnadahüpfl nun des Bauers lyrisches Epigramm; es ist, wie unser trefflicher Hans Grasberger so prächtig kennzeichnet, „sein Liebeslied, seine Humoreske, seine Aufforderung zum Spiel und Kampf, seine Spruchweisheit. Es ist des Älplers Erkennungszeichen, sein Stolz und sein Tröster, sowie in der Fremde sein klingendes Heimweh." Solang der Alpensohn singen kann, ist ihm wohl; alles, was er auf der Seele hat, wird zum Lied:

„Und a Schnadahüpfl
Is a offas Briafl,
Und da steht's deutli drinn,
Wias dir is in dein Sinn."

Vor allem ist es aber doch Frohsinn und Lebenslust, so diese Liedlein athmen:

„A Schnadahüpfl is
A Vogel im Wald,
Bald er trauri will wer'n,
Nocha stirbt er a bald."

In der Samstagsnacht geht jeder Bursche, oft hohe Gebirgskämme übersteigend, zu seinem Schatz „Fensterln" oder „Gasseln" und spielt dabei nicht selten vor dem Kammerfenster ein Stücklein auf der Maultrommel. Ein richtiger Gasselbua muß auch eine Menge Gasselsprüche und Liedeln kennen, sonst gilt er als blöde und ungalant.

„Dirndle, sei nöt sou stulz,
Dein Bettstattl is eh glei von Hulz.
Meins is ehe goa woach und lind,
Won i a koa Ruah drein find."

„Bst! Dirndl mach auf, lass mi nöt frei lang loahn
Sou schneidwax wie ih bin, derglengst do mehr koan,
Bst! Dirndl mach auf, lass mi nöt frei lang steh'n,
Muaß sist za der Nachbarsdirn anfensterln gehn."

„Menscha, hab's ghört,
Wo is denn enka Fensta,
Wo is denn enka Gatta,
Liegt's schon wieder drein
Als a kloan vadrahta?"

„Menscha, hob's g'hört,
Is heuer a so wie fert,
Ist's fert a so wie heuer,
Seid's heuer a no so theuer?"

wachen, Ausspähen und Überlisten stattfindet.

In den Alpenthälern ist es für alt und jung eine Ehrensache, zur Sommerszeit einmal auf eine hohe Bergspitze aufzusteigen, Alpenblumen, und zwar zum mindesten Speik, wenn nicht Edelweiß und Raute zu holen. Dabei wird auf allen Almen Einkehr gehalten. Diese Alpenblumen werden dann am nächsten Sonntage am Hute getragen. Überhaupt ist es in ganz Obersteiermark häufiger Brauch, dass die Burschen an den Sonn- und Feiertagen ein Sträußchen frischer Zierblumen, und zwar insbesondere von Nelken, am Hute haben. Die Weiberleute tragen es ebenfalls oft am Hute oder am Mieder.

Sonntag nachmittags und an Werktagen zur Winterszeit abends, wenn die Mägde in der Stube spinnen, unterhalten sich die Mannsleute mit dem Kartenspiel, und zwar sind: Mariaschen, Zwicken, Mauscheln, Färbeln, Brandeln, Sauluckenfahren, Schafköpfen, Bauernabschatzen, Schwarzpeterln und Preferenzen die beliebtesten Spiele. — Wenn ein hausierender Krämer übernachtet, werden gerne Tücheln, Tabakspfeifen u. s. w. ausgespielt.

Zum Kartenspiele werden stets die deutschen Karten benützt.

In den schönen Jahreszeiten lassen, auf Anhöhen stehend, oder auf der Gasse einhergehend, abends die Knechte und Mägde ihre Lieder und Jodler erschallen, im Ennsthale noch mehr als im Murthale, vorzüglich gerne aber, wenn sie auf die Alpen kommen. Alm-, Jäger- und Wildschützenlieder und erotische Lieder werden am öftesten gesungen — auch Schnadahüpfln, „Tanzeln“ genannt.

„Das Schnadahüpfl ist ein Kind der Alpe“, sagt Dr. Anton Werle in seiner vortrefflichen Sammlung steirischer Almlieder „Almrausch“. „Es wird mit dem Gesange geboren und erhält von diesem auch die Weihe, es gehört zu dem Besten, was die Dialektliteratur zu bieten vermag, und hat das Volk selbst zum Dichter. Es ist die ureigentlichste Form der Volkspoesie und wurzelt ausschließlich im Volke.“ Über die Bezeichnung „Schnadahüpfl“ ist bisher viel gestritten worden. Nach den einen soll es „Schnittertanz“, nach den anderen „Schnatterlied“ oder „Spottlied“ bedeuten. Dass es bei den mittelalterlichen feierabendlichen Schnittertänzen (daher auch „Schnitterhüpfl“ benamst) zu Trommel, Pfeife und Saitenspiel gesungen wurde, steht urkundlich fest. Zunächst ist das „Schnadahüpfl“ ein Tanzlied, eine Tanzweise. Die heutigen Bauerntänze sind im Dreivierteltact und dieser ist denn auch dem Schnadahüpfl eigen. Tanz und Schnadahüpfl treffen einander und decken sich meist, sind aber längst auch von einander unabhängig geworden. Das Versmaß des Schnadahüpfls ist jenes der altdeutschen Minnesänger, z. B. „Walthers von der Vogelweide“ u. s. w.; es zählt die Silben, aber wägt sie nicht; es kennt nur Hebungen und Senkungen und setzt entweder mit dem Tact ein oder beginnt mit Auftacten. Was die Reimkunst beim Schnadahüpfl anbelangt, wäre zu sagen, dass sie sehr mannigfach ist, oft sich sogar auf bloßen Gleichklang beschränkt. Das „Schnadahüpfl“ behandelt oft sehr Verschiedenartiges, je nach des Sängers Phantasie und Laune und nach zufälligen Anregungen und Einflüssen von außen.

„So fest wia die Berg,
Für die ewigi Zeit,
So steahn für iar Landl
Die steirisch'n Leit.“

„Stork sand die Steirerleit,
Friedli und treu,
Den, der'n Koasa schimpft,
Prügeln ma glei.“

So singt der Steirer von seiner Heimat, so äußert sich sein Patriotismus.

In Fruhjahr da geh i bei Zeit'n
Mit meiner schön'n Lini aufs Feld,
Da hab i so hoamliche Freudn,
Wann in Baman da Voglgsang gällt.
I mächt ma oft d' Augn auskögln,
Wann i so a Kohlmoasn siach,
I hab halt mei Freud an die Vögl,
Is geit gar koa liablichas Viech.

Mei Frau steht in Stüwerl bein Ladn,
Sie brummt grad und zankt mit ihrn Mann,
Mei Gimpl, der thuat si grad badn
Und spritzt sie ganz waschelnass an.
Ei wails grad bein Fönsta muaß bögln,
Sie kennt do mein Vogl sei Gspiel.
I hab halt mei Freud an die Vögl,
Die Alti soll brumma wias wüll.

Da Voglfang gfreut mi halt imma,
I gieb a bei Nacht no koa Ruah,
Vagratn schier thuats mar gar nimma,
I kumm enk gar bülli dazua.
I hab d' ganzi Stubn voller Vögl,
Dös is enk o Gschra, meini Leut,
I hab halt mei Freud an die Vögl
Und kenn gar koa größeri Freud!

Ums Geld.

So zwoa, wie mir zwoa,
Solch findt ma nit bald,
Oan Herz und oan Sinn
Und ah sunst noh nit alt.
So zwoa, wie wir zwoa —
Is a Freud auf der Welt,
Und wann mas ban Liecht betracht:
Is a Freud auf der Welt.

Wir wohn' zwoa Jahr schon
Aufn Zins in oan Haus,
Wir rechten nit gern,
Drum ziechma ah nit aus.
Den Zins bleib ma schuldig,
Können nit zahln auf der Welt;
Und wann mas ban Liecht betracht:
Es handelt sich alls um Geld.

Der Herr Wirt, unser Nachbar,
Der hat uns recht gern;
Er sagt: Lasst nur enk zwoa
Van Trinken nit störn.
Seids nur brav lusti,
Seids gscheit auf der Welt.
Und aft wanns zan Zahln kimmt,
Handelt sichs ah wieder ums Geld.

A so lebn ma furt halt
Bis wir alli zwoa sterbn;
Wir möchten uns auf der Welt
Wohl ah was derwerbn.
Afn Grabstoan muß draufstean:
Is a Freud auf der Welt!
Und aft wonns zan Eingrabn kimmt,
Handelt sichs ah wieder ums Geld.

Nachtwächter-Lied.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat neune gschlagn,
Kein braver Mann bleibt länger aus,
Denn Frau und Kinder warten z' Haus.
Ein kleines Nachtmahl, dann ins Nest;
Fruh bei der Arbeit, ist das Best,
Hat neune gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat zehne gschlagn;
Mit gute Freund und gscheite Herrn
Verplaudert man sich gar zu gern;
Nur manchmal schweigt das Weib dazu.
Jetzt marsch nach Haus und gebts ein Ruh.
Hat zehne gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat eilfe gschlagn.
Jetzt steigt der Wein schon ins Gehirn;
Man hört nur schrein und disputiern;
Nun gleich nach Haus im Hundetrab,
Dort setzt's ein Brummelsuppen ab.
Hat eilfe gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat zwölfe gschlagn;
Ist das zum z' Haus gehn wohl ein' Stund?
Wo bist du gwest, du Lumpenhund?
Versaufst das Geld, als hätt'st du's gstohln?
Ich lass dich mit der Wacht noch holn.
Hat zwölfe gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer der hat ein Uhr gschlagn;
Der eine singt, der andre schlaft,
Die andern trinken Bruderschaft.
Ihr Lumpen geht und macht zu Haus
Aus ein Paar Watschen euch nichts draus.
Hat ein Uhr gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat zwei Uhr gschlagn.
Die Rechten sitzen itzt beinand;
Sie halten 's Lumpen für keine Schand:
Ein Lump bin ich, bist du, ist er,
Drum brings noch mehr zum Trinken her.
Hat zwei Uhr gschlagn.

Hörts ihr Herrn und lasst's euch sagn,
Der Hammer, der hat drei Uhr gschlagn.
Die Frau, die schließt das Zimmer zu,
Der Mann, der pflegt im Stall der Ruh.
Schlaf zu! Wer schwelgt in später Stund,
Der kommt noch sicher auf den Hund.
Hat drei Uhr gschlagn.

Trutz und Scherz.

Volkslieder aus Steiermark.

Das Weinl.

O Weinl, du bist guat,
I kaf mir noch kan Huat,
I lass an alten putzen,
Is no a Jahrl guat.

O Weinl, du schmeckst guat,
I kaf mir noch kein Schuah,
I lass die alten flicken,
Aft halten's wieder guat.

O Weinl, du bist süaß,
Du machst mir gringi Füaß,
Hat glei der Rock a Lucken,
I lass ihn halt ausstucken.

Verstehst!

Mein Lieber, wannst mich so gern häst, verstehst,
So kummest viel öfter zu mir,
Wennst allweil mit anderen gehst, verstehst,
So is mir nix g'holfen mit dir.
Mit dein schön Benehma
Da derfst ma nit kemma,
Du machst mirs hiatz schon an weng dick,
Von Geld bist a allweil entblößt, verstehst,
Da machet i weiter kein Glück.

Bist eppa so stolz auf dein Größ, verstehst,
Da is mir nix g'holfen damit,
Wennst nur keine Schulden nit hättst, verstehst,
So hättst do von Leuten an Fried.
Gelt du Rabenbratl,
I war dir a Madl,
I that dir ja alls, was d' gern hättst,
I hätt dir dein Röckerl ausg'löst, verstehst,
Und zahlet in Schneider sein Rest.

Wennst allewal zum Wirth umi gehst, verstehst,
Und haltst mit'n Wirth seiner Frau,
Da wird dir dein Leberl noch g'röst, verstehst,
Und schlag dir den Buckl no blau.
Mit deine schön Stichla
Und allerhand Sprüchla
Da lasst du den Leuten ka Ruah,
Du kommst no hinein in Arrest, verstehst,
Da lach i von Herzen dazua.

Auf d' Nacht kommst und da holst dir dein Rest, verstehst,
I siach schon, es muß a so gschegn,
Du thuast als wennst no so viel hättst, verstehst,
Das hab i mein Lebtag nit g'segn
Und deine Paar Kletzln,
Und deine Paar Fetzeln,
Die sein schon in Bünkerl z'samm g'richt,
Und allo marsch aus, hiazten gehst, verstehst,
Und kommst mir nit mehr unters G'sicht.

Der Vogelliebhaber.

Es san halt in menschlichn Löbn
Die Freuden bei alli nit gleich,
Wia i bin, wirds no Mehras göbn,
Sie können sein arm oder reich.
Bei mir kann si Koana einbettln,
Der was ma nit beistimma thuat;
I hab halt mei Freud an die Vögl;
Wanns singan, dös gfallt ma so guat.

Mei Bruada, der thuat si z'tod lachn,
Grad wögn meina narrischen Freud,
I sag: du hast anderi Sachn,
Bist anbrennt und sälwa nit gscheid;
Du schlagst oft an ganzn Tag Nögl;
Geh sag ma, was hast denn davon?
I hab halt mei Freud an die Vögl,
Dös geht gar koan Menschn nix an.

Mei Nachba thuat gar so gern fischn,
Er muaß oft an ganzn Tag stehn,
Er glaubt halt, er muaß was dawischn
Und mächt, i sollt a mit eahm gehn.
Wögn meina fangst Fisch oda Egl,
Zu so was nimm i ma koa Zeit,
Denn i hab mei Freud an die Vögl,
Dös is halt mein oanzige Freud.

fürchtn. Wenn man in Teufl leibhaftig in der Hütt hat, ist man so schon in der Höll."

Der Brunnen rauschte vor dem Stadel, hie und da klingelte eine Kuh im Stalle leise mit ihrer um den Hals gehängten Glocke, emsig summten die Bienen um die Wiesenblumen und zwischen den Feldern wanderte, sein Breviarium lesend, der alte Curat. Vom kleinen Thurm klang die Aveglocke, ein fröhlicher Jodler von der Kleewiese aber fand sein Echo in einem hellen Jauchzer von drüben aus dem Hochwalde.

Das Dirndl und der Bub sagten sich auf diese Weise allerlei Liebes und sie verstanden sich auch.

Still, wie ich gekommen, verließ ich das Haus.

So gerne, wie ich eine Schüssel kühler Milch getrunken hätte, in diesem Hause, so gewiss hätte sie mir wie Galle geschmeckt.

So wanderte ich wieder meines Weges. Vorbei an der schnatternden Mühle, über bebaute Kornfelder und blumige Wiesen, hinein in den Tannenwald, auf dessen Grund Mengen von Alpenrosen glühten. Wilde Bäche, vielleicht auch niedersausende Lawinen haben tiefe Abgründe eingeschnitten in den Berg, und auf schwindelnder Höhe biegt mein Pfad in eine solche Mure ein.

Knapp neben dem Weg und an einen kräftigen Fichtenstamm genagelt befindet sich ein Marterl.

In den Wolken schwebt ein Engel, der winkt einen unten knienden jungen Burschen zu sich.

Im Hintergrunde sieht man, wie derselbe Bursche mit einer gefällten Fichte in einen Abgrund stürzt.

Darunter ist zu lesen:

„Alda an dieser Stöll,
Ging zu Grund ein braver Gsöll,
Er fiel mit einem Feichtenbaum,
Hinab in einen tiefen Raum,
Und wir Christen hoffen,
Der Himmel steht ihm offen.

Wanderer, bet ein Vaterunser und ein Ave Maria."

Lange stand ich mit abgezogenem Hute vor dem Marterl und gedachte des Jammers, welchen dieser Unglücksfall in dem betreffenden Hause angerichtet haben wird.

Als ich mich zum Gehen wendete, sagte eine Stimme hinter mir: „Halt recht vergelt's Gott, sag i, hundert tausendmal vergelt's Gott, in Himmel aufi."

Ein kleines, altes, runzliges Mutterl hatte am Steig gekauert, ich bemerkte es gar nicht früher, und da es meinte, ich hätte das erbetene Vaterunser der armen Seele zugewendet, dankte sie mir auf echt tirolische Weise.

Sie war die Mutter des Verunglückten, die alte Bäurin aus dem Scheitzenhofe und weil sie im Hause, vor der bösen Schwiegertochter keine Ruhe fand und keinen Schutz bei ihrem Sohne, verhockte sie die meiste Zeit bei dem Marterl ihres verunglückten Kindes.

Ich versuchte sie zu trösten.

„Mei", sagte sie, „hart ist's schon, frei gar hart."

„A kernfrischer Bub ist's gwest, der Hans, und am selbigen Tag, wo ihn der liebe Herrgott gnommen hat, ist er just noch in die Stubn kommen. Mutterl, hat er gesagt, geht's, thut's mir an Segen geben und an Weihbrunn. Es ist mir immerling leichter, wenn i ins Holzen geh. Ja, ja, 's ist a gfahrliche Arbeit, so in die Berg herum. Und schaut's, lieber Herr, rein sein Schutzengel muss es ihm eingeben haben, dass er no an Segen verlangt und an Weihbrunn. Am selbign Tag ist er verunglückt. 's Herz hab i gmeint sprengt's mir, wie sie ihn bracht haben, so jung, so frisch und gsund war er und so brav. Und so ein gaches End hat er gnummen. Aber vom Mund auf ist er in Himmel kommen, rein von Mund auf. Alle Leut habm's gsagt und der Herr Curat a. Gelt, meinst halt, ja warum

Das Marterl.*)

Ein Bild aus dem Volke von **Carl Wolf** in Meran.

Im Thale rauschte der Bach, die Passer war es, welche über Gestein und Felsen, durch enge Schluchten oder das ausgeweitete Thal, oft auch stürmisch über Wies und Felder, ihren Weg gegen Meran zu suchte.

Am Hange stand eine kleine Kirche, das Schulhaus, das kleine weiße Häuschen des Curaten und das große Haus des Scheitzenbauern.

Das kleine Örtchen nannte man Schweinsteg, am Eingange des innern Passeirerthales, und wenn man so von unten hinauffsah, vermeinte man, einen friedlicheren, stilleren Ort könne es kaum geben im Tiroler Land!

Ja, wenn man hinauffsah! Ich aber saß oben auf dem Sölder, unter dem weitvorspringenden Dache des Scheitzenhofer.

Wirtshaus war keines im Orte und so beanspruchte ich die Gastlichkeit der Bauern; wie es schien, aber vergebens, denn keine menschliche Seele ließ sich blicken — dafür aber hören.

„Und a End muss es haben, sag i dir, a End", keifte eine Frauenstimme in der anstoßenden „Kemenatten (Kammer). Bäurin auf'n Hof bin i, verstehst mi? I bin die Bäurin, heut, morgen, die nächste Woch, 's nächste Jahr, immerling. Zu was hast mi gnommen als Bäurin? Gelt', weil meine Groschen braucht hast, den derlatterten (herunter gekommenen) Hof zsamm zu flick'n. Hast gmeint, ja die Schildhofer Leni, wenn i sie nimm, selb ist a gute Haut, sagt halt alleweil ja und alleweil ja."

„Aber Leni", antwortete schüchtern eine Männerstimme, „thu i denn nit alles, was i dir lei an die Augen abseh?".

„So", keifte das Weib weiter, „was mir an die Augen absehen thust! Warum wirfst nachher die Alte nit außi aus der Hütt'?"

„Aber geh, sei fein, Leni, mein Mutterl lass doch in Ruh. Das arme alte Weiberl legt kein Menschen was in Weg um."

„Nit fein bin i, 'justament nit fein! Außi muss die alte Hex, sag i dir! Die ganze Zeit stift's Unfrieden und schörgt (schimpft) über mi, bei dir und beim Curaten."

„Gwiss nit Leni thut sie das, ganz gwiss nit."

„So, nit thun thut sie's? Hat sie mi nit erst gestern verschörgt bei dir? Kannst es leugnen?"

„Hast ihr aber a an Essig in Kaffee eini gschüttet, rein zu Fleiß! Selb ist halt schon lei a Znichtigkeit (Bosheit)."

„Gift, wenn i gehabt hätt, hätt i ihr einithan, Gift, dass du 's weißt!"

„Aber Leni, fürchtest di nit vor der Sünd!"

„Na nit fürchtn thu i mi, nit

*) Marterln nennt man im Hochgebirge die Erinnerungstafeln, welche an Stellen, leider sehr zahlreich, angemacht werden, wo ein Unglück geschah. Selbe sind zumeist in Text und Malerei ungemein originell.

„Sieh da, Sie sind es, mein braver Herr Martin“, sagte er zu mir; „das ist ja schön . . . und womit kann ich Ihnen dienen?“

„Lieber heiliger Petrus, der Sie das große Buch und den Schlüssel in Verwahrung haben, können Sie mir vielleicht sagen, wenn ich mir eine so neugierige Frage erlauben darf, wieviel Cucugnanesen Sie im Paradiese haben?“

„Ich brauche Ihnen nichts abzuschlagen, Herr Martin; setzen Sie sich, wir wollen gemeinschaftlich nachsehen.“

Und der heilige Petrus nahm sein großes Buch, öffnete es und setzte sich die Brille auf.

„Lassen Sie uns sehen: also Cucugnan. Cu . . . Cu . . . Cucugnan. Da haben wir's. Cucugnan . . . Mein braver Herr Martin, die Seite ist ganz leer. Keine einzige Seele . . . Nicht mehr Cucugnanesen wie Gräten in einer Pute.“

„Was! Niemand aus Cucugnan hier? Niemand? Das ist nicht möglich! Sehen Sie gefälligst genauer nach.“

„Niemand, mein heiliger Mann. Sehen Sie selbst nach, wenn Sie meinen, dass ich scherze.“

Da stampfte ich armer Teufel mit den Füßen, rang die Hände und rief: „Ewige Barmherzigkeit!“

Petrus aber sagte: „Glauben Sie mir, Herr Martin, Sie müssen sich nicht so das Herz zerfleischen, Sie könnten sich einen Blutschlag zuziehen. Es ist ja doch nicht Ihre Schuld. Ihre Cucugnanesen werden gewiss ihre kleine Quarantaine im Fegefeuer durchmachen müssen.“

„O! haben Sie Mitleid, heiliger Petrus und sorgen Sie dafür, dass ich sie wenigstens sehen und trösten kann.“

„Gern, mein Freund . . . Da, ziehen Sie schnell diese Sandalen an, denn die Wege sind nicht sehr besonders . . . So wird es sich machen . . . Jetzt gehen Sie immer gerade aus. Sehen Sie dort unten, im Hintergrunde, werden Sie, wenn Sie sich rechts wenden, eine silberne Pforte finden, die ganz mit schwarzen Kreuzen besät ist . . . Da klopfen Sie an, und man wird Ihnen öffnen . . .“

„Adessias!*) Und nun bleiben Sie gesund und munter.“

* * *

Und ich gieng und gieng! Was für ein Weg! ich bekomme eine Gänsehaut, wenn ich nur daran denke. Ein schmaler Fußsteig voller Dornen, leuchtender Karfunkel und zischender Schlangen führte mich bis an die silberne Pforte.

Pan! pan!

„Wer klopft!“ ruft eine rauhe, klägliche Stimme.

„Der Pfarrer von Cucugnan.“

„Von . . .?“

„Von Cucugnan.“

„Ah! . . . Treten Sie ein.“

Ich trat ein. Ein großer, schöner Engel mit Flügeln, dunkel wie die Nacht, in einem Gewande das wie der Tag strahlte, mit einem diamantenen Schlüssel am Gürtel, schrieb cra-cra in ein Buch, das noch größer war als das des heiligen Petrus . . .

„Kurz und gut, was wollen Sie und was wünschen Sie?“ sagte der Engel.

„Schöner Gottesengel, ich möchte wissen — es ist vielleicht neugierig von mir — ob Sie die Cucugnanesen hier haben?“

„Die? . . .“

„Die Cucugnanesen, die Leute von Cucugnan . . . da ich doch ihr Pfarrer bin.“

„Ah! der Abbé Martin, nicht wahr?“

„Ihnen zu dienen, Herr Engel.“

* * *

„Cucugnan sagen Sie also . . .“

---

*) Provençalisch für Adieu.

sitzt's denn da, 's Mutterl, Tag für Tag bei dem Marterl. Wenn der Hans in Himmel kemmen ist, von Mund auf, braucht er sie ja nimmer, die Vaterunser. Ja, i hab no an Bubm, und derselb ist der Scheitzn-bauer drin im Ort und hat halt a Weib. Mei, der eine daglangt halt oft a Feinere und der andere a Znichtere. Für den, weißt, betracht i 's Marterl und wenn einer bei Lebzeiten a Marterl hat, zelm ist er schon recht zu erbarmen. Drum, wenn halt a Wanderer stehn bleibt und betet, sag i schon recht aufrichtig: In Himmel tausendmal vergelt's Gott."

Der Pfarrer von Cucugnan.

Von Alphonse Daudet.*)

Jedes Jahr zu Lichtmess geben die provençalischen Dichter in Avignon ein lustiges kleines Büchelchen voller schöner Verse und hübscher Geschichten heraus. Das diesjährige kommt mir soeben in die Hände und ich finde darin ein entzückendes Fabliau, das ich versuchen will euch etwas verkürzt zu übersetzen . . . Pariser, reicht euere Körbe her, diesesmal sollt ihr die Blume des provençalischen Mehls vorgesetzt bekommen . . .

* * *

Der Abbé Martin war Pfarrer . . . von Cucugnan.

Gut wie das liebe Brot, lauter wie Gold, liebte er seine Cucugnanesen väterlich; sein Cucugnan wäre für ihn das Paradies auf Erden gewesen, wenn er mit den Cucugnanesen etwas zufriedener hätte sein können. Aber ach! in seinem Beichtstuhl saßen die Spinnen und am schönen Osterfeiertage blieben die Hostien ruhig in seiner Monstranz liegen. Das fraß dem guten Priester das Herz ab und er betete fortwährend zu Gott, er möchte ihn nicht sterben lassen, ehe er seine zerstreute Herde in den Schafstall zurückgeführt hätte.

Nun, ihr sollt sehen, dass Gott ihn erhörte.

Eines Tages nach dem Evangelium trat unser Martin auf die Kanzel und sprach:

* * *

„Meine lieben Brüder, ihr mögt es mir nun glauben oder nicht: vorige Woche stand ich an der Pforte des Paradieses.

Ich klopfte, der heilige Petrus öffnete mir.

---

*) Briefe aus meiner Mühle von Alphonse Daudet. Deutsch von Theodor Bergfeldt. Halle a. S. Otto Hendel.

„O! Gottes Feuer! du willst wohl den Dummen spielen, als wenn du nicht wüsstest, dass ganz Cucugnan hier ist. Da schau her, du hässlicher Rabe, dann wirst du sehen, wie wir sie hier zurichten, deine famosen Cucugnanesen! . . .“

* * *

Und mitten in einem entsetzlichen Flammenmeer sah ich:

Den langen Coq=Galine — ihr habt ihn alle gekannt, meine lieben Brüder — Coq=Galine, der sich so oft betrank, und seiner armen Clairon so oft die Flöhe abschüttelte.

Ich sah Katharinchen . . . die kleine Lumpendirne . . . mit ihrem frechen Gesicht . . . die ganz allein in einer Scheune schlief . . . Ihr besinnt euch auf sie, meine lieben Leutchen? . . . Aber weiter, ich habe schon zuviel von ihr geredet.

Ich sah Pascal Pechfinger, der sich sein Öl aus Herrn Juliens Oliven machte.

Ich sah die Ährenleserin Babette, die beim Ährenlesen, um ihr Bund schneller voll zu bekommen, händevoll aus den Stiegen nahm.

Ich sah den Meister Crapasi, der seinen Schubkarren so gut zu ölen verstand.

Und Dauphine, die das Wasser aus ihrem Brunnen so theuer verkaufte.

Und auch den Tortillard, der, wenn er mich mit dem Allerheiligsten kommen sah . . . mit der Mütze auf dem Kopf und der Pfeife im Schnabel seines Weges gieng . . . stolz wie Artaban . . . als wäre er einem Hunde begegnet.

Und Coulau mit seiner Zette und Jakob und Peter und Toni . . .“

* * *

Bewegt, kreideweiß vor Angst seufzte die Zuhörerschaft, als sie so in der offenen Hölle, der seinen Vater und der seine Mutter, dieser seinen Großvater und jener seine Schwester sah.

„Ihr seht wohl ein, meine lieben Brüder“, fuhr der gute Abbé Martin fort, „dass das nicht länger so weiter gehen kann. Die Seelen sind mir anvertraut und ich will, ja ich will euch vor dem Abgrund retten, in den ihr alle im besten Zuge seid, euch kopfüber zu stürzen. Morgen geh' ich an die Arbeit, keinen Tag später. Und es wird nicht an Arbeit fehlen! Lasst euch sagen, wie ich es einrichten werde. Denn alles, was gutgemacht werden soll, muss ordnungmäßig gemacht werden. Wir werden der Reihe nach gehen, wie in Jonquières beim Tanzen.

Also morgen, am Montag, werde ich den Greisen und Greisinnen die Beichte abnehmen. Das ist gar nichts.

Dienstag den Kindern. Damit werde ich auch bald fertig werden.

Mittwoch den jungen Männern und Mädchen. Das kann lange dauern.

Donnerstag den Männern. Wir wollen es kurz machen.

Freitag den Frauen. Da werd' ich sagen: keine Geschichten!

Sonnabend dem Müller! . . . Ein ganzer Tag wird für den nicht zu viel sein.

Seht ihr, liebe Kinder, wenn das Korn reif ist, muss man es schneiden; wenn der Wein abgezogen ist, muss er getrunken werden. Wir haben jetzt genug schmutzige Wäsche, also müssen wir sie waschen, und gut waschen.

Und nun empfehle ich euch der göttlichen Gnade, Amen.“

* * *

Gesagt, gethan. Die Lauge wurde ausgegossen.

Seit jenem denkwürdigen Sonntag spürt man den Geruch der Tugenden von Cucugnan auf zehn Meilen in der Runde.

Und vorige Nacht träumte dem

Und der Engel öffnet und durchblättert sein großes Buch, wobei er sich den Finger mit Speichel netzt, damit die Blätter besser gleiten . . .

„Cucugnan“, sagte er und stieß einen langen Seufzer aus . . . „Wir haben im Fegefeuer niemand aus Cucugnan, Herr Martin.“

„Jesus! Maria! Joseph! niemand aus Cucugnan im Fegefeuer! o Gott! o großer Gott! aber wo sind sie denn?“

„Nun, mein heiliger Mann, sie sind im Paradies! Wo zum Kuckuck sollten sie denn sonst sein?“

„Aber ich komme ja aus dem Paradies . . .“

„Sie kommen von dort!! . . . Nun?“

„Nun! dort sind sie nicht! . . . O! gute Engelsmutter! . . .“

„Was wollen Sie, Herr Pfarrer? wenn sie weder im Paradies noch im Fegefeuer sind, dann bleibt nichts übrig, sie müssen . . .“

„Heiliges Kreuz! Jesus, Sohn Davids! ach! ach! ach! ist es möglich? . . . Sollte der heilige Petrus gelogen haben? . . . aber ich habe doch den Hahn nicht krähen hören! . . . Ach! wir Armen! wie soll ich ins Paradies kommen, wenn meine Cucugnanesen nicht dort sind?“

„Hören Sie, mein armer Herr Martin, da Sie sich unter allen Umständen Gewissheit verschaffen und sehen wollen, was Trumpf ist, so schlagen Sie diesen Fußsteig ein, laufen Sie immer gerade aus, wenn Sie zu laufen verstehen . . . Sie treffen dann zur Linken ein großes Thor an. Dort werden Sie sich von allem überzeugen können. Gott sei mit Ihnen.“

Und damit schloss der Engel die Thür.

* * *

Es war ein langer Fußsteig, der ganz mit glühenden Kohlen gepflastert war. Ich schwankte, als wenn ich getrunken hätte; bei jedem Schritt musste ich stolpern; ich war wie aus dem Wasser gezogen, an jedem Härchen meines Körpers hieng ein Schweißtropfen und dabei verkam ich vor Durst . . . Aber dank den Sandalen, die der gute heilige Petrus mir geliehen hatte, verbrannte ich mir doch nicht die Füße.

Als ich nun bei diesem Gehumpel eine ziemliche Menge Fehltritte gemacht hatte, sah ich zur linken Hand eine Thür . . . nein, ein Portal, das weit offen stand, wie die Öffnung eines großen Backofens. O! meine Kinder, was für ein Anblick! . . . Dort fragt man mich nicht nach dem Namen; dort gibt es kein Verzeichnis. Schubweise und durch die weitgeöffnete Thür kommt man dort hinein, wie ihr des Sonntags ins Wirtshaus kommt.

Ich schwamm in Schweiß, und doch war ich starr und es überlief mich eiskalt. Mein Haar sträubte sich. Ich empfand den Brandgeruch, das gebratene Fleisch, so etwas wie den Geruch, den man in unserm Cucugnan spürt, wenn der Schmied Eloy den Huf eines alten Esels vor dem Beschlagen brennt! Mir vergieng in dieser verpesteten, brenzlichen Luft der Athem; ich hörte ein entsetzliches Geschrei, Seufzer, Geheul und Flüche.

„Nun! kommst du, oder kommst du nicht, du?“ — ruft mir ein gehörnter Teufel zu und sticht mich dabei mit seiner Gabel.

„Ich? Ich komme nicht hinein. Ich bin ein Freund Gottes!“

„Du bist ein Freund Gottes! . . . Aber wozu kommst du denn her, du schorfiges V . . . ?“ . . .

„Ich komme . . . o! ich kann mich kaum mehr auf den Füßen halten . . . Ich komme . . . ich komme von weither . . . und wollte Sie nur ganz ergebenst fragen . . . ob . . . ob Sie hier zufällig . . . jemand . . . jemand aus Cucugnan hätten! . . .“

er nicht, ein ordentlicher Esel läſst sich zu nichts zwingen."

Was ich mich da geniert hab, daſs der Eselbesitzer sich so über den Esel muſs belehren lassen von stockfremden Leuten — es ist nicht zu sagen. Ich steckte mein Gesicht nur so zwischen die Achseln hinein und brummte: „Wie kunnt ich ihn denn tragen, wo er vier Füße hat und ich nur zwei!" Packten sie auch schon an, hoben das Thier an Füßen, Bauch und Kragen in die Höhe und trugen es sachte über die Brücke.

Als der Graue wieder auf festem Erdboden stand, neigte er in würdevoller Selbstgefälligkeit das Haupt und trabte wieder ruhig seine Straße. Die Holzhauer giengen ebenfalls ihres Weges und ich hörte sie noch lachen von weitem.

Der Graue hatte Charakter gezeigt und mir einen gewissen Respect eingeflößt; allein je näher wir dem Aubache kamen, der wieder auf einer Brücke zu überschreiten war, desto eifriger sann ich auf ein Mittel, den strammen Charakter des Genossen ein wenig zu biegen. Mit Brot und Salz, so ich mit hatte, wurden Bestechungsversuche gemacht, zugleich aber auch eine Executionsanstalt gegründet. Ich schnitt eine Birkengerte, streifte das Laub herab und flocht sie zierlich zu einer Ruthe. Der Esel schaute mir dabei ziemlich gleichgiltig zu. Dann nahten wir uns der Aubachbrücke. Da war Einschicht und kein Mensch, der mir das Thier über die Brücke tragen und mich hätte auslachen können. Wollen wir halt einmal sehen, Grauer, wer von uns beiden nachgibt. Ich that nichts desgleichen und wollte mit ihm nur so forttraben, als ob die Brücke nichts als der gewöhnliche Kiesweg wäre. Zwei Schritte vor derselben blieb er stehen und stand. Das Brot fraſs er mir aus der Hand und stand ruhig da; die Gerte bekam er in die Weichen, das erstemal zuckte er ein bisschen, das zweitemal nicht mehr, sondern stand fest angenagelt auf dem Fleck.

„Ja", fragte ich ihn, „was glaubst du denn? Sollen wir da stehen bleiben selbander, bis die Bäche versiegen?"

Er schüttelte das graue Haupt.

„Nun, mein Lieber, wenn du keinen eigenen Antrieb spürst, zu gehorchen, so sollst du fremden wahrnehmen." — Hinter ihn stellte ich mich, spuckte mir in die hohlen Hände, wand die Ruthe und ließ sie mit aller Macht hinpfeifen auf die mausgraue Creatur. Diese hüpfte zuerst mit den Hinterbeinen empor, dann mit den Vorderfüßen, that eine Wendung, sprang in den Fluſs und watete dann ruhig durch das Wasser hinüber ans andere Ufer. Dort stand sie, schüttelte von ihrem Leib das Wasser und schaute zu mir herüber — gerade als ob sie sagen wollte: Damit du nicht glaubst, ich fürchte mich vor dem Wasser; du sollst nur wissen, daſs ich principiell über keine Brücke gehe!

Ich hinwiederum springe principiell nicht in den Fluſs, sondern gehe über die Brücke. Also gieng ich hinüber und wir waren zusammen gute Kameraden. Anfangs stapfte der Graue wieder leidlich voran, erhaschte unterwegs manchmal eine Schnauze voll Heidekraut, das am Wege stand, endlich hub er an stehen zu bleiben und stehen zu bleiben. Mit guten Worten versuchte ich es, begann ihm seine neue Heimat zu schildern, das duftige Heu, das er fressen werde, das weiche Stroh, auf dem er liegen werde; von den Disteln, die am Raine wachsen, sagte ich nichts, weil ich nicht weiß, ob man einen Esel nicht etwa beleidigt, wenn man mit ihm von Disteln spricht. Zwar heißt es, er fresse sie gern, doch ich machte keine Anspielung. Auch den Karren, an den ich ihn spannen, die Säcke, die ich ihm aufladen wollte, wurden verschwiegen, weil ich nicht glaube, daſs diese Dinge ein wesentlicher Beweggrund gewesen wären.

guten Pfarrer Martin, der jetzt glücklich und seelenvergnügt ist, er stiege mit seiner ganzen Herde hinter sich in glänzender Procession zwischen brennenden Kerzen, in einer duftenden Weihrauchwolke unter dem Gesange der Chorknaben, die das Te Deum angestimmt hatten, den sternenbesetzten Weg zur Stadt Gottes empor.

Und das ist die Geschichte des Pfarrers von Cucugnan.

Der Eselstrieb.

In den Druck gegeben von R.

Und den Esel meinem lieben Bruder Stephan! So hatte er noch gesagt und dann war er gestorben.

Einen Tag später erhielt ich die Nachricht vom Tode des älteren Bruders, am zweiten Tage war ich als ein Hauptleidtragender unter den Erben beim Leichenbegängnisse und am dritten Tage nahm ich sein theures Vermächtnis in Empfang — den stattlichen mausfarbigen Esel. So rührend war es, dass der Bruder mit dem Esel an mich gedacht hatte und ich fasste den Entschluss, solches Andenken an ihn heilig zu halten.

„Jetzt, mein lieber Grauer, jetzt gehören wir zwei zusammen“, sagte ich zum freundlichen Thiere und legte ihm das Stricklein um den Hals, was es, die Ohren spitzend, ruhig geschehen ließ. Und dann machten wir uns auf den Weg nach Sitzeldorf, wo ich daheim bin. Ein sechs Stunden langer Weg — schier zuviel Ehre für das kleine Sitzeldorf, und was wird der Esel sagen, wenn er nach so vielen Umständlichkeiten nur eine kümmerliche Hütte findet! Freilich ein schlechtes Haus, aber einen guten Herrn! Schon im ersten Augenblicke, als ich es sah, hatte ich das Thier lieb und die Zuneigung wuchs von Schritt zu Schritt, die wir selbander wegshin trabten.

Als wir aber zur Flussbrücke von Tadelbach kamen, da blieb der Esel stehen und schüttelte sein ehrwürdiges Haupt. Ich that anfangs, als verstünde ich das nicht, aber er schüttelte es zum zweitenmale und das bedeutete: Nein, mein Lieber, da gehe ich nicht hinüber! — Ich gieng voraus und zerrte am Strick, musste aber doch zu wenig Anziehungskraft für ihn haben, denn er stemmte die Vorderfüße ein und stand fest.

Ein Schock Schulkinder kam des Weges, die Kinder stellten sich um uns herum und waren sehr lustig über das anziehende Schauspiel, das ich ihnen bot und über die strenge Zurückhaltung, die der Esel sich auferlegte. Ich schämte mich so viel, dass ich mit der linken Hand mein Gesicht verdeckte, während die Rechte den Strick hielt. Die Kinder neckten ihn mit Ruthenzweigen, da schlug er die Hinterfüße aus und hierauf lachten sie noch mehr. Endlich kamen drei Holzknechte des Weges, die eben in den Wald giengen.

„Wenn du deinen Kamerden über die Brucken haben willst, so musst ihn hinübertragen“, sagte einer der Männer. „Will er nicht gehen, so geht

nicht ausnutzen gleich am ersten Tage, habe dir die Ehre erwiesen, neben dir gemüthlich auf der Straße daherzuspazieren. Und du thust mir alles Schlechte und Niederträchtige an. Bei der ersten Brücke hast du mich vor den Leuten zuschanden gemacht, bei der zweiten Brücke hast du mich gefoppt, nachher bist halsstarrig gewesen wie ein Stier, endlich bist du mir gar mit Rock und Geld davongelaufen, wie ein Schelm. Dass es solchergestalt mit unserer Freundschaft aus ist, wirst du einsehen. In diesem Augenblick — das Heu hast du gefressen — trittst du deinen Dienst an. Wir haben noch ein gut Stück Wegs, den wirst du für uns beide machen. Wollen doch sehen, wer von uns beiden über ist!"

Und damit schwang ich mich auf den Rücken des Esels, dass er schier einknickte unter meiner Last.

„Also vorwärts, Creatur!"

Was geschah? Der Esel hub sachte an auszuschreiten, ernst und ruhig trabte er mit mir davon. Auf das Ergebenste ließ er sich leiten, zeigte sich sehr unterrichtet, schaute nicht nach links und nicht nach rechts, er streckte seinen Kragen nach keinem Grasbüschel aus, er blieb nicht stehen und er lief nicht, er trabte ernst und ruhig des Weges. Zu einem Tümpel kamen wir, den ein ausgetretener Mühlbach auf die Straße gegossen, er trug mich gemessen hinüber; zu einer Brücke kamen wir; da setzt's was, dachte ich, aber er zögerte nicht einen Augenblick, trabte ernst und ruhig über die Brücke. In großer Eintracht gieng die Strecke von sich, bis wir gegen Abend wohlbehalten nach Sitzeldorf kamen.

Heute ist der Graue lange schon todt. Ich werde ihm meine Hochachtung bewahren, wie jedem, von dem man etwas Rechtes gelernt hat. Ich habe von ihm gelernt, dass der Esel ein gutes und nützliches Thier ist, wenn man ihn — als Esel behandelt.

Zur Lust und Lehr.

Erzählungen von Josef Wichner.*)

Einer, dem's Geld nachläuft.

Von Leuten, denen das Geld nachläuft, lässt sich der Leser gerne erzählen, eben weil ihm so etwas gar seltsam und fast wie ein Weltwunder vorkommt; denn beim Leser und beim Schreiber ist's meist umgekehrt. Das Geld rennt und rinnt ihm davon, und wenn's im Sprichwort heißt: „Der eine hat den Beutel, der andere hat's Geld", so ist er gewöhnlich der eine und kann tief hinein schauen bis auf den Grund, und drin ist es wie im Anfange der Schöpfung wüst und leer.

Darum ärgert sich der Leser auch manchmal darüber, dass das Geld nur dorthin zu rennen pflegt, wo schon genug ist, und dass der Teufel, wie man sagt, das Laub immer auf die großen Haufen trägt.

Läuft das Geld aber einmal einem armen Menschen zu, der's so nöthig hat, wie der Fisch das Wasser, dann

*) Entlehnt dessen neuem und ausgezeichnetem Buche: „Aus der Mappe eines Volksfreundes." Neue lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke. (Wien. Heinrich Kirsch. 1891.)

Auf die Länge fruchtete auch der brüderliche Zuspruch nichts, das Vieh wurde immer stutziger und war endlich gar nicht mehr von der Stelle zu bringen.

In dieser Noth bemerkte mich ein alter Schäfer, der auf der Heide ein Rudel Schafe weidete. Anfangs sah er mir eine Weile zu, dann kam er herbei und sagte: „Schrecklich plagt ihr euch, all zwei. Du kannst dir's nicht anschicken, verstehst den Esel nicht. Der Esel ist ein praktischer Mann, der nicht alleweil so ins Ungewisse fortgehen mag. Er will wissen wofür. Pass einmal auf, ich werde ihm jetzt ein Versprechen machen, das der Graue lieber glauben wird, als deine Redereien. Pass nur auf!"

Ein Bündchen Heu, wie es auf der Au zum Trocknen lag, machte er zusammen, befestigte es an ein Stänglein und band mit dem Stricke das Stänglein so an den Nacken und Kopf des Esels, dass das Heubündel zwei Spannen lang vor den Augen des Thieres baumelte. Früher als ich verstand diese Anstalt der Esel. Er hob sofort die Schnauze nach dem Heu, aber in demselben Augenblick gieng das Bündel in die Höhe. That der Esel ein paar Schritte nach vorwärts, um es zu erlangen, allein das Bündel ließ sich nicht so leicht erwischen, schnellte immer weiter und weiter.

„Jetzt wird er schon gehen", sagte der alte Schäfer, und ich sagte zu mir: Wenn mir das selber eingefallen wäre, ich müsste mich mein Leblag in Ehren halten. Dem dummen Schäfer konnte es freilich leicht einfallen, der hat immer mit Heu zu thun. Heiß war es geworden, ich zog meinen Rock aus und hieng ihn meiner Bequemlichkeit halber auf den Rücken des Grauen. Dem war's ganz einerlei, ihm gieng's nur nach dem Heubüschel und diesem eilte er nach, dass wir schneller vorwärts kamen, als mir selber lieb war. Denn weil dieses verdammte Heu, das immer vor den Augen hin und her baumelte, nicht zu erreichen war, so fieng der Esel endlich an zu laufen, sprang bei einer Biegung vom Wege ab und galoppierte über die Heide hin, wie ein tolles Rindvieh.

Ich natürlich ihm nach; wie dem Esel mit dem Heu, gieng's mir mit dem Esel, ich sah ihn vor mir und konnte ihn doch nicht einholen. Schließlich sah ich ihn auch nicht mehr, denn er war ins Gebüsch hinein gefahren — und ich stand da ohne Esel und ohne Rock. Ersterer wäre zu ersetzen gewesen — einstweilen durch mich selber — allein im Rocksack war meine Brieftasche, und diese konnte so leicht nicht ersetzt werden, denn sie barg all mein Zurückgelegtes, für die Sparcasse Bestimmtes.

Als ich nun so dastand — einsam auf Erden, — hub ich an zu fluchen. Ich fluchte gut und scharf, half aber nicht viel, oder eigentlich gar nichts. So versuchte ich ein anderes Mittel, um wieder zu meinem Esel zu kommen, ich kroch ins Gebüsch und suchte ihn. Im Strup, so meinte ich, wird er ja hängen, oder im Moor stecken, oder im Brombeerengeschlinge liegen bleiben. Der Strup kam, zerkratzte mir das Gesicht, aber der Esel hieng nicht; das Moor kam, ich versank in den Morast bis über die Waden, aber der Esel stak nicht; das Brombeerengeschlinge kam, zerfetzte mir die Hosen, aber der Esel lag nirgends herum. — „In dem Thiere steckt der Satan, anders könnte ich mir's auf natürliche Weise nicht erklären!"

Es erklärte sich selbst. In einem Lärchendickicht stand er und fraß behaglich an dem Heubüschel, welches hier abgeworfen auf dem Boden lag. Ich habe sofort meinen Rock vom Strick losgerissen, dann den Strick fest in die Hand gefasst und folgendermaßen zum Grauen gesprochen: „Lieber Freund, ich sollte dich jetzt eigentlich todtschlagen, aber es hilft nichts, deshalb würdest du nicht dümmer und ich nicht klüger. Du bist eine ganz vertrackte Bestie. Ich habe dir's gut gemeint, wollte dich

Grazerin meinte, es sei ihr vorgekommen, als ob der junge Mensch am Heimweh gelitten habe nach der lieben, schönen, einzigen Wienerstadt. Wenigstens habe er blass und verweint ausgesehen, und, nach dem zerschlissenen Rocke zu urtheilen, habe er keine Goldfische gefangen in der Türkei und auf dem weiten Meere.

So setzte sich denn der Brief in Gottes Namen halt noch einmal auf die Eisenbahn, keuchte über den Semmering hinauf, ließ Baden Baden sein, obschon sonst das Geld gerne dorthin pilgert, und war auf einmal wieder auf dem Schottenringe Hausnummer elf.

Diesmal hatte er's endlich getroffen. Denn der gute Geselle stand bereits wieder in einer Werkstätte und hämmerte drauf los und dachte sich: „Die ganze Welt kann mich Buckelkraxen tragen, seit ich nur wieder daheim bin und an einem grünenden, blühenden Grabe weinen kann alle Sonntag und alles hinabsagen, was mich drückt! Und wenn ich ein Geldlein hätte und könnte Meister werden, so wär's mir auch recht, und ich thät' nimmer von Wien fortgehen, bis sie mich auch hinausführen zum lieben Mütterlein."

Und wie er so hin und her dachte und nach einer Feile langte, um einen Schlüsselbart zu glätten, da gieng die Thüre auf, und der Brief mit dem vielen Gelde war da.

Der gute Brief sah beinahe aus wie Johann Nepomuk Vogls Wanderbursch. Er war staubig und schmierig und mit schwarzen Kreisen, Buchstaben und fremdländischen Schnörkeln überdeckt, wie es einem halt geht, wenn man lange auf dem Wege ist bei allem Wind und Wetter und immer hinter einem Burschen einherhastet, der gerne ein Geldlein hätte und ihm doch davonläuft, ohne es zu wissen.

Nicht lange Zeit ist vergangen, da ist der Geselle wirklich ein braver Meister worden und hat sogar eine liebe Meisterin zu sich genommen. Die hat ihr Redwerk am rechten Fleck gehabt; denn sie hat ihm den Trübsinn ausgeredet, so dass ihm das Leben wieder recht lieb geworden ist und er über den Donaucanal hat gehen können, ohne nochmals hinabspringen zu müssen.

Belohnte Liebe.

Bei einem Rasierer in der Josefstadt, die aber nicht mir gehört, sondern eine Vorstadt vom großen Wien ist, da saß an einem brennheißen Sommertage ein braun- und gelbgestreifter Engländer in einem Drehsessel, streckte seine endlosen Beine durch die Stube hin und ließ das Kinn ausschaben, und der Bube hüpfte mit Schaumschale und Pinsel über die britischen Zollschranken, und der Meister strich sein Messer, dass es blitzte, wie wenn die Sonne über einen grüßenden Officierssäbel fährt.

Da trat ein schönes blasses Mädchen zur Thüre herein und begann mit dem Meister einen heimlichen, verschämten Handel, bot ihm tief erröthend sein prachtvolles Blondhaar zum Kaufe an; „denn", sagte es, „meine arme Mutter ist schwer krank, und sie mag nimmer gesunden, wenn ich das Heilmittel nicht bezahlen und gute Kost schaffen kann, und zwanzig Gulden wären wohl nicht zu viel für meine Haare."

Dem Rasiermeister waren dergleichen Angebote wohl nichts Neues, und darum ließ er, ohne des Mädchens holde Verschämtheit zu achten, das Haar auflösen, und da es in herrlicher Fülle bis auf die Knie wallte und der armen Unschuld gleichsam ein Mantel war, so bot er zehn Gulden ein- für allemal, keinen Kreuzer mehr und keinen weniger.

Der Engländer aber hatte ob seinem Backenbarte gute Ohren und unter seinem gestreiften Rock ein gutes

kennt der Leser weiters keinen Neid, und er gönnt's ihm von Herzen, wie dem Wiener Schlossergesellen.

Einem blutarmen Schlossergesellen in Wien starb seine Mutter, und weil er dieselbe mehr geliebt hatte, als alles in der Welt, so wurde er von Stunde an trübsinnig, weinte unaufhörlich und hintersann sich endlich ganz.

In seiner Verzweiflung lief er dem Donaucanale zu, und es wäre sein Tod gewesen, hätte ihn nicht einer von der berühmten Wiener Polizei beobachtet und mit eigener Lebensgefahr herausgezogen.

Am nämlichen Tage noch stand die Geschichte in allen Wiener Zeitungen, und einige Tage darauf las sie in Marseille ein reicher Fabriksherr und gebürtiger Wiener und trank schwarzen Kaffee dazu.

Dieser reiche Fabriksbesitzer aber trug das gute Wiener Herz auch in der Fremde mit sich herum, und da er in zarter Jugend am Grabe seiner Eltern gestanden war und sich als verlassene Waise jahrelang gar armselig hatte durchschlagen müssen, bis das Glück den Weg zu ihm gefunden hatte, wurde er durch das erbarmungswürdige Schicksal seines jungen Landsmannes tief gerührt.

Eine mitleidige Thräne stahl sich aus seinem Auge, und er steckte zwei Banknoten, jede tausend Gulden an Wert, in eine Briefhülle und schrieb darauf, die Post möge das Geld an die Wiener Polizeidirection schicken, auf dass sie den armen Schlosser ausfindig mache.

Nun geschah es aber, dass der Herr plötzlich in seine Fabrik abberufen wurde. Er schloss also in Gedanken den Brief in seine feuersichere Casse, wo er unter andere Briefschaften zu liegen kam und, weil der Herr seiner vergessen hatte oder glauben mochte, er habe ihn bereits auf die Post tragen lassen, so lange schlief, bis der Herr nach einem Jahre etwa verstarb und seine Erben Nachschau hielten.

Vor diesen blieb denn freilich nichts verborgen, weil in solchen Fällen selbst die Stockblinden scharfsichtig zu werden pflegen. Da sie aber ehrlich waren und den Willen des Verstorbenen achteten, fuhr der Geldbrief jetzt, so schnell er konnte, durch Frankreich und durch die Schweiz und durchs große Loch im Arlberg und am Inn, an der Salzach und an der Donau vorbei nach Wien und kam ganz athemlos auf den Schottenring Hausnummer elf.

Richtig konnten sie sich dort erinnern, dass vor einem Jahre ein rußiger Bursche aus dem Wasser gezogen und dann im allgemeinen Krankenhause bis zu seiner völligen Genesung verpflegt worden sei. Auch wussten sie, dass er bald darauf einen Pass in die Türkei genommen habe und jetzt wahrscheinlich dem türkischen Kaiser die hohe Pforte ausbessere, weil sie schon so lange wackele und aus den Fugen gehen wolle.

Das ließ sich der Brief nicht zweimal sagen; denn nach Constantinopel ist's gar weit und der Schlossergeselle brauchte Geld.

Wie er aber in die schöne Türkenstadt kam und beim österreichischen Consul Nachfrage hielt, meinte dieser, die ottomanische Pforte sei nimmer zu flicken, und so habe sich der Schlosser nach Triest eingeschifft, und dort werde er wohl noch irgendwo herumpumpern, wenn er nicht schon wieder fort sei.

Also schiffte sich der Geldbrief auch ein, fuhr, ohne die Seekrankheit zu bekommen, durchs Marmarameer und an den Dardanellenschlössern vorbei ins Ägäische Meer, dann um Morea und durch die waschelnasse Straße von Otranto in die Adria, und kam glücklich nach Triest.

Aber der unstete Geselle war schon wieder auf und davon. Die Triester Polizei wollte wissen, dass er nach Graz gewandert sei, und die

am Baue des Stephansthurmes in Wien.

Und deswegen habe ich diese üble Gewöhnung mit Recht dumm genannt.

Es ist aber auch keine Kunst, einem Menschen so einen Namen aufzubringen. Man braucht dazu nicht viel Grütze im Kopfe; denn solch äußerliche Körpergebrechen sieht jedermann, wenn er nur Augen im Kopfe hat.

Leider geht es oft so weit, dass man sogar den ehrlichen Geschlechtsnamen des Beschimpften vergisst, und dass die Buben und Mägdelein auf den Gassen nur die Übernamen kennen. Fremde Leute werden dann durch solchen Unfug manchmal in Verlegenheit und Ungemach gebracht und können doch nichts dafür.

Davon weiß ich ein Geschichtchen.

Kommt da im Hochsommer ein grundgelehrter Professor aus dem großen Deutschland nach Vorarlberg und ins Städtlein Bludenz. Es kommen viele Fremde dorthin; denn die Wirte säckeln einen nicht ganz aus, sondern nur halb, die Bewohner sind umgänglich, und die Gegend ist überaus lieblich. Man kann die schönsten Berge besteigen, hinauf zum Lünersee*) oder gar auf den Gletscher oder auf den Pfannenknecht**) und noch auf viele andere Berge, wo man mit Freude wahrnimmt, dass die Welt unseres lieben Herrgottes zwar buckelt, aber doch schön ist über alle Maßen.

Merk's wohl, lieber Leser, auch ein Mensch kann buckelt sein oder blind oder lahm und kann doch wunderschön sein an Herz und Gemüth. Und wenn er nach und nach trotzig wird und starrköpfig und boshaft, so hast du das zu verantworten am jüngsten Tage mit deinem ewigen Necken und Hänseln.

---

*) Lünersee, einsamer, wildromantischer Bergsee (1924 m) am Fuße des Gletschers, der Scesaplana (2962 m) im Rhätikon.

**) Pfannenknecht oder Hoher Fraßen (1976 m) im Gebiete der Lechthaler Alpen.

Der Professor also, der das ganze Jahr hinter den Büchern sitzt und heraustiftelt, wie die alten Deutschen das Bier gebraut und wie sie es getrunken haben, da ja doch kein böhmischer Glasträger zu ihnen gekommen ist, der will natürlich auch einmal frische Luft in seine Lungen pumpen droben auf den Bergen von Bludenz. Da aber das Gehen dort ein wenig beschwerlicher ist, als auf den bepflasterten Bürgersteigen der Hauptstadt oder im schattigen Thiergarten, so will er sich einen tüchtigen Bergstock kaufen, und daran thut er gut.

Er sieht auf der Gasse einen Buben in Adams Schuhen und Evas Strümpfen und in einem abgetragenen, aber fein säuberlich geflickten Gewande. Der Bub sammelt in einen Schiebkarren, was die Kühe wegwerfen und die Pferde auch; denn er ist arm, aber gescheit, und weiß, was auf der Landstraße als Mist gilt, das ist auf Feldern und Wiesen Gold. Den Buben redet der Professor an und will wissen, wo man einen Bergstock kaufen könne.

Der Bub nimmt seinen Stohhut vom Kopfe und sagt freundlich, wie es schon die Kinder in Bludenz gelernt haben von den tüchtigen Lehrern daselbst: „Gon nu dört unter d'Böga zum Gizeböckli!“*)

Das war alemannisch oder schwäbisch geredet; der Professor aber war ein Preuße. Da er es jedoch mit Studieren schon fast herausgebracht hatte, wie die alten Deutschen das Bier gebraut, so verstand er die Worte des Mistsammlers auch nach einigem Grübeln. Nur der Name des Kaufmanns machte ihm Schwierigkeiten. Er legte sich aber auch den zurecht, trat ins kleine Gewölbe und wandte sich im reinsten Schriftdeutsch, wie es die Preußen halt sprechen, an den

---

*) Geht nur dort unter die Bogengänge zum Geißböcklein!

Herz. Darum schleuderte er den Seifenbuben mit seinem rechten Beine in eine Zimmerecke und stand plötzlich, vollständig eingeseift, so groß da, dass sein Haupt das runde Zifferngesicht der Wanduhr berührte, und sagte höflich:

„Mein Fräulein, geben Sie Ihre schönen Haare mir! Ich zahle hundert und schneide gleich ab."

Wie glücklich war da das arme Mädchen! Mit zitternden Händen langte es nach den Geldnoten, die der hagere Engländer kaltblütig aus seiner Tasche zählte, mit bebenden Lippen stammelte es tiefgefühlte Dankesworte, mit niedergeschlagenen Augen harrte es des Augenblickes, der es seines schönsten Schmuckes berauben sollte.

Und der Sohn Albions griff auch wirklich recht geschäftsmäßig nach der Scheere; aber . . . er schnitt nur eines der Haare ab und legte es behutsam in seine Brieftasche zwischen zwei unbeschriebene Blätter des Merkbüchleins.

„Dieses eine", sagte er freundlich, „behalte ich mir zum Andenken an Sie, liebes Fräulein; die anderen aber tragen Sie zum Andenken an mich und auf dass Ihre Frau Mutter Sie wieder erkenne und an ihrem guten Kinde nichts vermisse. Leben Sie wohl, mein Fräulein, und schab' zu, Bartputzer; aber schneid' mich nicht, sonst lehr' ich dich boxen, wie's bei uns Brauch ist!"

So ward die kindliche Liebe belohnt, eigentlich noch mehr; denn wie das gute Mädchen eine Note für das Heilmittel hinbot, klärte sich's auf, dass der Engländer nicht hundert Gulden, sondern hundert Pfunde gegeben hatte, und das ist schon ein Unterschied, wie's jeder leicht ausrechnen kann, wenn er weiß, dass ein Pfund zehn Gulden und zwanzig Kreuzer ausmacht.

Und jetzt fragt mich eine Leserin: — „Wann hat er sie denn geheiratet?" Darauf sage ich:

„Mir scheint, du weißt auch nichts Gescheiteres zu lesen, als dumme Zeitungsromane und hirnverrückte Liebesgeschichten, wie sie die Hausierer herumtragen und in denen jedes Wäschermädel einen Hofrath, jede Fabriklerin einen General und jedes Standelweib einen Prinzen kriegt, und darum meinst du, wenn einmal ein vornehmer Herr einem armen Mädchen ein gutes Wort gibt oder ihm gar eine Wohlthat erweist, dann müsse er sie auch heiraten.

Glaube mir, liebe Freundin, im Leben ist's ganz anders als in den närrischen, gemeinschädlichen Geschichtchen, und der Engländer hat das liebe, schöne Wiener Mädchen halt doch nicht heiraten können; hat er ja selber über dem Ärmelmeere drüben eine Frau und ein halb Dutzend Kinder auch noch dazu, drei Lördlein und drei Misses, und da kann er weder das Wiener Mädchen, noch dich brauchen.

Mich aber wirst nicht mögen, weil ich dir zu grob bin und weil ich zu deutsch rede!

Von den Spitznamen.

In Schwaben und Baiern, in Österreich und Preußen und wohl überall, wo Menschen auf zwei Füßen gehen, haben sie die dumme Gewohnheit, sich Schimpf- oder Übernamen zu geben und sich so wehe zu thun, gleichsam als ob es nicht sonst Wehe genug auf Erden gäbe und die Leute also mithelfen müssten.

Da heißt der eine Buckel, der andere Kropf, der eine Langohr, der andere Einaug, der eine der Krumme, der andere der Lahme, der eine der Weiße, der andere der Rothe; lauter Namen, die unseren Mitmenschen Fehler vorhalten, an denen sie so wenig schuldig sind, als die Katze Salomos

Kleine Laube.

Nächtlicher Besuch.

Ein Erlebnis von P. K. Rosegger.

Was war die Nacht so still! Und auf der weiten Heide stand nichts als ein einziges Haus, und in diesem Hause war ein einziger Mensch. Er saß auf dem Bette und schaute in die Finsternis hinein und war tief betrübt.

Körperliches Leiden war seine einzige Gesellschaft, eine fast traute Gesellschaft, denn sie zog ihn ab von dem Weh, das immerfort und immerfort in seiner Seele spann. Die Einsamkeit! Die grenzenlose Einsamkeit, und das heiße Verlangen, die Wesen zu lieben und von ihnen geliebt zu werden!

Da klopfte es an der Thür. Was ist das? Denn das äußere Thor ist verschlossen, niemand kann im Hause sein, und stundenweit um kein Mensch. Und doch klopfte es — ganz leise. Ich kenne dieses sanfte, bescheidene Klopfen, es ist Robert Hamerling.

Aber Robert Hamerling kann es doch nicht sein, er ist ja gestorben. Er ruht ja seit zwei Jahren im kühlen Grabe auf dem St. Leonharder Friedhofe. Nein aber, wie kann denn ein Unsterblicher gestorben sein? Ich hebe die Stimme, um Herein zu rufen, die Stimme ist nur ein Hauch und hat keinen Klang. Mir graut. Da geht sachte die Thür auf und in einem seltsam schönen Mondlichte kommt er herein und tritt gegen mein Bett. Jetzt graut mir nicht mehr, denn es ist wirklich der selige Freund.

Er reicht mir seine kühle Hand, neigt sich ein wenig gegen mich, und sein langes Haar, das nach rückwärts hinabwallt, leuchtet wie Phosphorglanz. Das Gesicht hat die altbekannten, trauten Züge, und mir ist unbeschreiblich wohl, dass ich wieder einmal in dasselbe blicken kann.

„Mein Freund!“ so redete er mich sanft und gütig an, „wie geht es dir?“

Ein Weilchen konnte ich nicht Antwort geben, weil ich so gerührt war, dass er seine süße, lange ersehnte Ruh' verlassen hatte, um mich zu besuchen.

Endlich sagte ich: „Mir geht es freilich nicht gut. Ich bin gar einsam, und alle Bande und Brücken, die mit Menschen mich verbinden sollten, sind gebrochen. Denn so viel Güte und Wohlwollen mich umgibt, mein innerstes Wesen ist verlassen.“

„Ich kenne das sehr gut“, sagte Robert Hamerling, „es ist das ewige Poetenweh, es ist das Heimweh nach den Seligen im Olymp.“

„Es dauert lange auf dieser Erde“, sprach ich.

„Lass es geduldig dauern“, sagte er. „Du wirst an der Ewigkeit nicht zu kurz kommen.“

„Aber die trostlose Öde!“

„Du bedarfst einer Zerstreuung“, sprach Robert Hamerling. „Wenn du,

kleinen Mann mit dem Spitzbarte hinter der Budel: „Juten Tach, Herr Ziegenbock! Haben Sie man enen Alpenstock?“

Da hätte der Leser die Wuth des Kaufmanns sehen sollen! Er hieß nämlich durchaus nicht Ziegenbock, sondern nur Maier, wie so viele ehrliche Deutsche; aber weil er ganz gegen seinen Willen dem bewussten Thiere ähnelte, so hatte er den Übernamen erhalten, und der Mistbub war nicht schuldig, dass der Maier sich gefoppt glaubte, krebsrot im ganzen Gesichte wurde, hinter der Budel hervorsprang, gotteslästerlich fluchte und den Professor, der sich dessen nicht versah, ohne weiters auf die Straße hinaus warf und über das Stoßtrühlein hin, so dass es knackte und zerbrach und der Professor zwar ein weiches Lager bekam, aber kein angenehmes.

So kann's gehen mit den dummen Spitznamen! Würde man sich dessen abthun, man könnte sich und anderen viel Verdruss ersparen und manches Leid.

Da hat ein gutherziger Leser noch Angst wegen des Buben und meint, der bekomme jetzt zu Hause den Buckel voll, wenn er mit dem zerbrochenen Trühlein anrücke. Der Leser mag sich beruhigen; denn der Professor ist auch gutherzig. Wie er den Zusammenhang erfährt, gibt er dem weinenden Buben ein Fünfmarkstück, das ist drei Gulden in Österreich, und damit kauft sich der Bub eine funkelnagelneue Truhe, die schönste in der ganzen Gegend.

Den Professor aber muss noch die Hirschenwirtin in die Arbeit nehmen.

Denkspruch.

Wenn Kopf und Herz sich widerspricht,
Thut doch das Herz zuletzt entscheiden;
Der arme Kopf gibt immer nach,
Weil er — der Klügere von Beiden.

Paul Heyse.

Die Kunst, sie würde mir zum Heiligthume —
Mein Wirken weiht' sich einzig deinem Ruhme.

Und wär' ein Bildner ich, ein Denkmal schüfe
Dir meine Hand, das alle überstrahlt';
Dein theures Bildnis, wär' ich Maler, riefe
Ins Leben dich, wie keines je gemalt;
Und wenn des Dichters Feuer in mir schliefe,
Ich facht' es an zu deinem Dienst alsbald,
Dann sollte dir, dem Herrlichsten vor allen,
Aus voller Brust mein bester Sang erschallen!

Doch sei's genug; ich will nicht einmal klagen,
Dass deinem Flug ich selbst nicht folgen kann,
Wenn du, vom Genius emporgetragen,
Den Sterblichen entschwindest himmelan;
Denn ob auch stets die Kräfte mir versagen,
Wo du entschwebst auf deiner lichten Bahn —
Ein Trost bleibt mir, dass sie so weit doch reichen,
Dass ich erkannt, es gäb' nicht deinesgleichen.

Und darum soll mich mehr kein Wahn bethören,
Als gält's zu schaffen noch zu deinem Preis;
Der Bildner selbst — du kannst sein Werk entbehren —
Verwendete umsonst nur Müh' und Fleiß;
Kein Dichter auch könnt' deinen Ruhm noch mehren,
Um den die Welt nun hundert Jahre weiß;
Denn nie erhab'ner ist dein Lob erklungen,
Als in der Weise, die du selbst gesungen.

Alfred von Ottenthal.

Was hat nach Ihrer Meinung die deutsche Literatur für eine Zukunft?

Auf diese Frage, welche ich vor kurzem aus Berlin von der Redaction des „Magazin für Literatur" erhielt, bezieht sich folgende Betrachtung.

Wohl in der Voraussetzung, dass der Poet ein Prophet sei, fragen Sie auch mich nach meiner Meinung über die Zukunft der deutschen Literatur.

Wer kann darauf eine andere Antwort geben, als die, welche sich auf bisherige Erfahrung begründet? Ich müsste weit ausholen, müsste von den Eigenschaften der Menschen im allgemeinen, vom Charakter der Deutschen im besonderen, von der Wahrscheinlichkeit ihrer weiteren Entwickelung sprechen und endlich noch das Wesen der Kunst und Literatur erörtern. Gut, über letztere habe ich thatsächlich etwas auf dem Herzen, das bei dieser Gelegenheit anzubringen ist; vielleicht liegt darin eine Antwort auf Ihre Frage.

Ich könnte seicht einsetzen und sagen: die Kunst und Literatur ist Luxussache und als solche der Mode unterworfen. Daher kann es sein, dass abwechselungsweise das religiöse Epos, die Schäferidylle, der Ritter- und Räuberroman, die Friedhofspoesie, die Salonnovelle, die Dorfgeschichte oder endlich die „naturalistische" Dichtung den Geschmack der Menge zeitweilig beherrscht. All diese und andere Richtungen sind schon gewesen und werden mit der entsprechenden Modernisierung wiederkommen. — Oder ich könnte behaupten, bei dem in der männlichen deutschen Jugend eingerissenen Hange zum Materiellen, bei ihrer Rauflustigkeit und bei ihrem Pessimismus in Bezug auf ethische Ziele sei die Herrschaft einer Literatur voraussichtlich, welche der Brutalität, den sinnlichen Lüsten und dem Nihilismus fröhnt. — Ich würde mit solchen Behauptungen einestheils nichts Neues sagen, anderestheils übers Ziel schießen.

Ich will lieber daran erinnern, was die Kunst bezweckt und was die Menschen von ihr wollen.

Die Kunst bezweckt nach meiner Meinung nicht so sehr die Wiederholung, als vielmehr die Vervollständigung des Lebens. Der Mensch macht größere Ansprüche an das Leben, als dieses in den meisten Fällen zu erfüllen vermag. Da springt nun die Kunst ein, um das Fehlende zu decken. Damit ist das Wesen der Kunst angedeutet — sie ist idealisch; der Mensch braucht sie so, deshalb hat

mein Freund, von dem was ich hinterlassen etwas brauchen kannst, so nimm."

„Gott behüte!" rief ich abwehrend, „es strecken sich viele Hände darnach aus.".

„Du bist kindisch", sagte er lächelnd, „von irdischem Tande kann zwischen Poeten nicht die Rede sein. Vielleicht findet sich doch ein Weniges an besseren Gütern vor. Nimm es als ein Erbe von mir."

Nun besann ich mich. Und endlich sagte ich frischen Muthes also: „Eines, mein großer Freund, hast du in deiner Lebenszeit besessen, um das ich dich hätte beneiden müssen, wenn ein Neid zwischen uns möglich gewesen wäre. Aber da du es nun nicht mehr bedarfst, da dein Haupt vom milden Glanze der Götter umstrahlt ist, meine heiße Stirn jedoch nach kühlendem Schatten schmachtet, so —"

„Was meinst du? Es soll dein sein."

Wenn du mir meiner Anmaßung wegen aber zürnen solltest!"

„Zürnen? das kann ich nicht", antwortete der Dichter in seiner Sanftmuth. „Verlange das Beste, was ich besitze, die Grabesruhe, ich rücke beiseite und mache dir gerne Platz."

Als er vom Grabe sprach, wurde mir aber doch ein wenig unheimlich. Die kindische Sehnsucht nach dem Tode ist nicht ganz so ernst gemeint, als mancher, der sie hegt, oft selber glaubt.

„Etwas mehr Weltliches wäre es", war nun mein schüchternes Einlenken. „Du hast, mein verehrter Freund, so viel ich weiß, ihn nicht mit ins Grab genommen. Deinen Lorbeerkranz, wenn du kein allzugroßes Gewicht darauf legtest —"

„Den Lorbeerkranz!" lachte Robert Hamerling fast laut auf, „meinen Lorbeerkranz willst du! Ja, mein Lieber, weißt du denn nicht, dass ihn schon bei meinen Lebzeiten die Recensenten so arg zerpflückt haben, dass kaum ein Zweig davon unversehrt geblieben? Und um die letzten par Blätter davon, die noch übrig geblieben, haben nach meinem Tode die Nekrologenschreiber und Denkmalstifter sich gezankt, so dass schlechterdings nichts vorhanden ist von meinem vielumneideten Lorbeerkranz, als die dürren Gerten, just noch gut genug, um die ruhmeslüsternen Epigonen vor dem Tempel des Apollo zurückzuscheuchen. — Nein, nein, mein Bester, das ist nichts. Hingegen habe ich einen anderen Kranz, den ich von meiner Kindheit bis zu meinem Tode getragen. Nach dem hat sich keine einzige Hand ausgestreckt, der blieb mir ganz allein und ist vollkommen unversehrt. Dieser Kranz ist es, der mir auf Erden die Quellen des Herzblutes aufgethan hat, dass sie meine Dichtungen befruchteten, dieser Kranz ist es, der mich sanft von allem Weltlichen losgelöst und mein sonst so lebensdurstiges Herz mit dem langsam nahenden Tode ausgesöhnt hat. Willst du ihn haben, mein treuer Freund, so sei er dein. Es ist der Dornenkranz."

Als ich diese Worte vernommen, da hat mein Herz gezittert. Ich erwachte und trat sein Erbe an.

An Mozart.

Zum hundertjährigen Jubiläum der „Zauberflöte".

Gedenk' ich dein, der von den Erdensöhnen
Sich einst zuhöchst dem niedern Staub entrang,
Der gleich gewandt im Großen wie im Schönen
Sich in die Harmonie der Sphären schwang,
Dass in erhaben wunderbaren Tönen
Das Himmlische zu uns herniederklang;
Gedenk' ich dein, du edle Menschenblüte,
So dringet Wehmuth tief mir ins Gemüthe.

Mir vor die Seele tritt dein kurzes Leben:
Wie reich die Fülle deiner Gaben floss,
Wie arm und klein der Dank, den man gegeben
Für all' dein Mühn', wie karg dein Erdenlos!
Und in der Brust will sich der Wunsch erheben,
Dass ich ein Meister wäre gut und groß;

Die Götter sterben — aber der Gott im Menschen, der sich auflehnt gegen das Hässliche, Verderbliche, Gemeine, der stirbt nicht.

Die Welt wurde nicht, die Welt wird.

Künstler wird nur der, der sich vor seinem eigenen Urtheil fürchtet.

Echte Kunst hat immer Moral, nur die Zuhörer und Beschauer haben oft keine.

Die Menge ist immer in der Noth feige, im Glücke übermüthig. Dir aber gehören alle anderen, allen anderen gehörst du zu dieser Menge, jeder für jeden gehört dazu und so ist das Urteil über uns alle gefällt.

Das Albernste wäre es wohl, wenn ein Mann die Wetterfahne festbinden, die Fensterrahmen festnageln ließe, um behaupten zu können, es gehe kein Wind. Was thut die Staatsgewalt oft anderes in drohender Zeit, wenn sie offenes Reden und Meinen verbietet?

Fehler parlamentarischer Regierungen erklären sich leicht, die Liberalen nehmen das Volk für klüger, die Reactionären für dümmer als es ist.

Wia da Fronz Biaderl ins Nornhaus gführt is worn.

In da steirischen Gmoansproch dazählt.

Da Biaderl in Grobnboch hot an Fahler kriagg, sogns. An Fahler in Kopf. Sist a so a gsunda, storka Mensch, und ohbraht, dass mar aus eahm aloan drei Rosshondler hät mochn kina, von den hoaßts af oanmol: verruckt war er worn. Ma hot eahm sist nit viel onkent, grod na dass er gach ongħebb hot sei Sachl zan vaschwendn, wo er eh sa sporsum is gwen, dass er eahm sagor s Tabakrachn und s Kortnspieln ohgwöhnt hot va lauta Sporsumkeit. Und af oanmol draht sa sih um. Dass er sein Kuahmentsch in schworzn Budl hot gschenkt, in Haus-Budl, däs is noh nit amol aufgfolln, gleihwul s Kuahmentsch nit recht hot gwisst, wos s anfanga sul mitn schworzbelzadn Köda. Wir er ober an oltn Bedlmon, der um a Stückl Brot ongholtn hot, a Kalbl aus n Stoll gibb, do hobn d Nochbarn in Kopf beidlt und gmoant: ban Biaderl wars nit richti. Und wir er nochher ah noh va da Wiesn d Heuschöba weckschenkt, af d Leßt ins Steuromt geht und aufbegehrt drüba, dass däs Johr d Steuer sa gring war, do schlogn seini Vawondten d Händ übern Kopf zsom und sogn: hell narasch is er worn! in Nornthurm mit eahm, sist vahaust er s gonzi Vamögn!

Aftn gehns zan Gmoanvorstond und wirds hoamler ausgmocht. Da Wastl in Egg, a grossa bamfesta Mon, sultn Biaderl af Graz bringen und in die Irrnonstolt Feldhof steckn. Da Gmoanvorstond z Grobnboch gibbn a Schrift mit: da Fronz Biaderl wa verruckt worn, er schenkad olls her und sagor d Steuer warn z gring, und die Gmoan lossad bittn, dass er in Nornthurn gspürt wurd. Unterschrift, Gmoansiegl — punctum!

Und in a por Togn drauf, do hoaßts: z Graz war a grossa Tandlmork, s gonzi olti Glumpert va Graz wurd vabranschlt, und ah merkwürdigi Sochn, wir zan Beispiel s Schwert, mit den da Baumkirchna köpft worn is, nochher in Freiherrn Rauber sei lonka Bort, und lauta so Sochn — an Hauppgspoaß wurds gebn — da Wastl in Egg sohrad af Graz, wer mitfohrn wult?

Da Biaderl is sei leppa gern dabei gwen, wo s an Gspoaß hot gsetzt, und in Rauber sei lonka Bort, däs wa scha gor a Foll — jo, da Biaderl fohrt mit.

Nau, und a so seins fuat mitanond, da Wastl in Egg und da Biaderl. D Leut hobn eahna nochgschaut und die

er sie so geschaffen. Die Kunst wurzelt im Erdreiche des Wirklichen wie jeder Baum, aber sie wächst über alle anderen Bäume hinaus, so dass ihre Krone im Lichte des Himmels steht. Auch die ideale Kunst ist eine Wirklichkeit, denn sie ist und sie wirkt, die Kunst verwirklicht die menschlichen Wünsche, die das Leben nicht erfüllt. Sie verwirklicht sie zwar nur in der Einbildung, doch wenn der Weise sagt, dass auch die sogenannte reale Welt nichts anderes ist als Vorstellung, so steht die ideale Kunst mit der realen Welt ja in ganz gleichem Werte.

Was für die Kunst im allgemeinen, gilt für die Dichtkunst im besonderen. Sie stellt die Welt nicht genau so dar, wie sie in ihrer Alltäglichkeit, Zufälligkeit, Unbedeutendheit und Unsauberkeit schon dargestellt ist — sie will keine Plagiatorin sein; sondern sie zeigt, wie Hervorragendes dasteht und anderes vermöge gegebener Verhältnisse dastehen könnte. Man mag dieses Dasein noch so sehr verleumden, so lange wir die Fähigkeit haben, in unserer Seele eine schönere, vollkommenere Welt zu hegen, so lange sind wir nicht verloren. Die Sehnsucht des Menschen nach dem Reiche Gottes geht nicht schlafen, und je seltener wir auf unserem dunklen Lebenswege den Spuren desselben begegnen, desto lebhafter verlangen wir darnach. Also könnte man sagen, der Materialismus sei der Vater des Idealismus.

Die Literatur mag Luxus und Modesache sein, die Poesie als solche ist menschliches Bedürfnis. Und sie ist es nur darum, weil sie unsere Empfindungen erfrischt und läutert, unseren Geist befreit, weil sie in unser Dasein Harmonie bringt und also für die Verschönerung des Lebens einen wirklichen Wert bedeutet.

Solange die Menschen eine Phantasie haben, durch die sie manches was das reale Leben versagt genießen wollen und können, solange wird die idealistische Dichtung nicht abkommen. — Das Leben ist elend und die optimistische Dichtung ist unwahr! so höre ich sagen. Ich antworte: Wahr in buchstäblichem Sinne sei die Wissenschaft, schön sei die Dichtung. Je größer im Leben das Elend ist, desto nothwendiger brauchen wir eine labende, tröstende Dichtung.

Sowie die Kunst keine Freundin ist der seelenlosen Nachahmung, so ist der Deutsche kein Freund des pedantischen Abklatsches. Er will ein wohl componiertes Bild, eine Concentration dessen, was schön, interessant, bedeutend ist. Daher wird die deutsche Kunst und Literatur nach wie vor idealistisch sein. Vielleicht ist sie es zur Abwechselung einmal nach unten hin. Doch das wird nicht lange dauern. Die meist übertriebene Schilderung lediglich des Unangenehmen und Hässlichen wird für die Länge nicht Freunde finden, wird dem „naturalistischen" Autor endlich selbst zuwider werden und die Sache wird allgemach wieder in Bahnen einlenken, die uns von den Classikern vorgezeichnet worden sind.

Was das äußere Schicksal der deutschen Literatur anbelangt, so wird dieselbe arm bleiben, wie sie es bisher gewesen. Ja das Buch als solches wird noch ärmer werden. Die Zeitung verdrängt das Buch und der Blaustrumpf verdrängt den Dichter. Von der frostigen Dachstube aus wird der deutsche Dichter seinem Volke hochgemuth das Lied der Schönheit und menschlichen Größe singen. Das Volk wird an dem Sange geringschätzig vorübergehen, aber wenn der Dichter todt ist, wird es mit Begeisterung sein Lied nachsingen, wird zurückkehren und einen schönen Lorbeerkranz niederlegen auf das frische Grab.

So war es, so wird es bleiben.

R.

Einfälle und Schlagsätze.

Von Ludwig Anzengruber.

Wer der Welt ein Heiland zu sein glaubt, thut gut, mit dreiunddreißig Jahren zu sterben.

davon, dass er da Franz Biaderl is, do schreit er schreckbor um, er wa da Wastl in Egg."

„Na na, das kennen wir schon!" sogg da Nornhaus-Direkta, „wollen ihn gleich holen lassen."

Nau, und aftn sein holt eahner vor hondfesti Klachl ins Wirtshaus mit, hobn an Wastl in Egg herpockt und ohni Umständ ins Nornhaus zart.

Da Wastl wird munter und wir er wohrnimmbb, wos mit eahm gschiacht, hebb er on, schlogg mit Händ und Füaß umadum und schreit: „Ih bin jo da Rechti nit, ih bin jo da Wastl in Egg; Sebastian Eggsteiner schreib ih mih; der ondri is da rechti. Ih bin jo doh ka Nor nit!"

„Das sagt ein jeder!" gebns drauf Ontwort, da Wastl in Egg wird in die Komer gstessn, die Thür hinter eahm zua — ausghebb is er.

In ondern Tog kimbb da Franz Biaderl hoam af Grobnboch. D Leut schreckn sih, wia's sechn, dass da Nor wieda do is. Da Biaderl, wir er ban Gmoanomt vabei geht, ruaft ban Fenster eini: „Guatn Tog, Herr Buagamoasta! Wanst wieder amol Lust host, an Norn ins Irrnhaus führn z lossn, sa schick an Gscheidern mit."

Erklärung: obdraht: verschmitzt, abgefeimt; Tandlmork: Trödelmarkt; vadranschelt: verschachert; sei leppa: sein Lebtag; hoamler: heimlich; Jangga: Jacke; valiast: verliert; gnedin: nothwendigen; zart: gezerrt.

Bücher.

Aus der Mappe eines Volksfreundes. Neue lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1891).

Meine Freude ist nicht umsonst gewesen vor zwei Jahren, als von Josef Wichner die „Alrauwurzeln" erschienen waren. (Siehe Heimgarten XIV. Jahrgang, Seite 77.) Ich habe damals gleich gesehen, dass wir da einen haben, und zwar einen ordentlichen! Seitdem haben sich auch andere weitum überzeugt, dass uns in Wichner ein echter und rechter Volksschriftsteller erstanden ist. Und nun erscheint er mit einer neuen Sammlung von kurzen lust- und lehrreichen Geschichten, welche wohl fast durchgehends geeignet sind, den frischen Ruhm ihres Verfassers noch zu erhöhen und zu befestigen. „Aus der Mappe eines Volksfreundes," unter diesem Titel bringt das Büchlein eine große Reihe der besten Kalendergeschichten und Plaudereien, die je geschrieben worden sind. Die sogenannten Kalendergeschichten sind sonst ein bisschen in Misscredit gekommen, weil für die zahllosen Volkskalender, die jährlich erscheinen, die Talente zu wenig werden, und weil selbst große Talente minderwertigere Sachen für den Kalender noch gut genug halten. Ich meine, das oft einzige Volkslesebuch, welches in einem Hause das ganze Jahr hindurch und länger aufliegt, kann gar nicht gut genug sein. Dieses Volksfreundbüchlein nun ist so ein immerwährender Kalender; wenn es auch kein Kalendarium mitbringt, so sagt es doch frischweg, was an der Zeit ist. Ich wüsste für einfachere Leute, die nur wenig lesen, in der That kaum ein besseres Buch, als die beiden Wichner'schen Sammlungen es sind. Schulen und Volksbibliotheken hätten gar nichts Eiligeres zu thun, als aus der nächsten Buchhandlung gleich ein halb Dutzend Stücke davon auf einmal holen zu lassen. Wissen die Leser einmal von dem Buche, dann wird es hübsch immer in der Hand sein.

Gewidmet hat der Verfasser das neue Werk seinem „väterlichen Freunde und geliebten Lehrer" J. V. Zingerle. Wer neugierig ist, wie der treffliche Volksdichter aussieht, dem theile ich noch mit, dass die „Mappe des Volksfreundes" ein gutes Porträt Wichners enthält.

R.

Viola Tricolor und andere Novellen von Karl Guntram. (Dresden E. Pierson. 1891.)

Ein wenig misstrauisch ist man, wenn eine Novellensammlung mit unbekanntem Autornamen ins Haus kommt. Man kann nicht wissen! Karl Guntram! das klingt wie ein entlehnter Name. Fremde Namen pflegt man nur vorzuschieben, wenn man den eigenen schonen will. Mein Bedenken wurde diesmal auf das allerangenehmste berichtigt. Der Erzähler dieser Geschichten ist ein bedeutendes Talent, ein starker abgeklärter Geist. Ich spreche vor allem von der großen Novelle „Viola Tricolor". Ein moderner Stoff und eine fast „naturalistische" Behandlung, insoferne der Leser schließlich über manches Wichtige im Unklaren gelassen

Woachherzign hobn an Seufza gmocht übern ormen Biaderl.

Gegn da Nocht, wias af Graz keman oll zwen, gehn's und schauns aweil umanond und do sogg da Wastl: „Wirtshäuser und Nochtquotier, überoll olls vul va lauta Frembbi. Af da Gossn kina ma doh nit schlofn; wan s dena sa woach wa, die Gossn, wia dahoam z Grobnboch, ober in da Stodt is s jo olls stoanhirt pflostert. Ih denk, Biaderl, wans da recht is, mir gehn vor d Stodt aussi zan an Londwirtshaus, dass mar a guats Bett kriagn üba Nocht."

Vasteht sih, in Biaderl is s recht, er kent sih nit aus und valoßt sih af sein bravn Nochbarn. Da bravi Nochbar führtn aussi und noch da Stroßn weita bis owi gegn an Feldhof, wos da Nornthurm is. As wird scha finsta wias hinkeman und do, wia da Wastl hoamler onfrogg, hoaßts, heint war's scha zuagspürt, heint wurd kan oanziga Nor mehr aufgnoman.

Nit weit daneben steht a Wirtshaus und do kehrns hiaz ein, unseri zwen Maner aus Grobnboch. Wias mitanond gemüatlih eana Nochtmohl essn, a schweinernas Bradl und an Schilcha dazua, do follts in Biaderl auf, dass ban Nebntisch von Irrnhaus gredt wird, däs gonz in da Nahad war. Nit recht richti fürkeman is s n eh scha ba der Grazerroas, und hiaz hebbs n on, vadächti zwern. Da Wastl hot wos in Sinn mit mir! denkt eahm da Biaderl. Oba wos, däs möcht ih wissn! Trinkn ma noh an Wein, leicht kimbbs auf. — „Wastl, da Schilcher is guat, heind zohl ih a Moß!" sogg da Biaderl.

In Schilcher is er nia Feind gwen, da Wastl in Egg. Ba den Umgehn in gonzn Tog wird ma dursti. Oan Seidl uns ondri. Zwe sul ih nit amol urndlih mein Durst löschn, denkt eahm da Wastl, grod awenk ochting gebn muaß ih, dass ih nit wos ausplausch.

Und ausplauscht hot er nix, da Wastl, ober z Schlof keman is er gleih ban Tisch noh und hot sih nar a so hintunkt. Wan mar af da Bonk ah guat schloft, do braucht ma ka Bett. — Und wia da Wastl in Egg sa schön fest einduslt is, do schautn aus sein einwendign Janggasock d Schrift aussa, von Gmoanvorstand z Grobnboch mit Unterschrift und Siegl. Da Biaderl denkt eahm: dass er's nit valiast! greift hin, ziacht eahms stad ausser und lest's.

„Fronz Biaderl! däs geht jo mih on!" sogg da Biaderl zan eahm selber. „Ah, dos is nit schlecht! In Nornthurm wöllns mih steckn, meini guatn Freund. Dass s mei Vamögn kriagadn! Schau du, wia gscheidt! Oba — valeicht is da Nor noh gscheidta! Probier ma's! — Guati Nocht, Wastl, ih geh hiaz, ih hon an gnedin Weg."

Steckt d Schrift in sein oagnan Janggasock, rent eilends davon und in Irrnhaus zua, däs er leicht dafrogg. Van Gloggnzug hebb er on zan reissn und zan schebern, as wia wan die gonz Grazastodt in Feuer stund. Oh na, meini Herrn! In Irrnhaus is s nix mitn Zuaspürn ba da Nocht, wo olli Augnblick oana narasch wird af da Welt! Gscheidti Leut, moants, dersn nur ban Tog narasch wern, weils ba da Nocht schlofn müassn. Ih hon ober doh oan ba mir, der ba da Nocht eina muaß. Zan aufschiabn is s nit, sist kimbb er uns aus!

Gleih zan Direkta losst er sih führn, da Biaderl, zoagg d Schrift vor und sogg: „Zan Aufschiabn wa wul ka Zeit ba den, wo s eh a vasluamaschti Orbat hot braucht, bis ih n herbrocht hon. Is ah s ersti und s letztimol gschechn, dass ih an Norn ins Nornhaus führ!"

„Na also, wo haben Sie ihn denn?" frogg da Direkta.

„Do gleih daneben in Wirtshaus," moant da Biaderl. „Hiaz schloft er grod, weil er a wenk an Wein hot trunkn, hiaz war er grod guat herpokn."

„Ist er renitent?" frogg da Direkta, „ich meine ob er widersetzlich ist?"

„Imeramol wul, jo," sogg da Biaderl, „er bild sih ein, dass er da Wastl in Egg war. Der bin ih. Und wan er grod sein Sturm hot, do woaß er nix

stimmt, muss mehrfach entgegengetreten werden. Sein Ideal ist der Gemeinsinn. Gut, wenn dieser Gemeinsinn nur z. B. mit Hamerlings Allsinn ein bisschen Verwandtschaft hätte und nicht gar so lahme Flügel besäße, welche über die Grenzen Deutschlands nie hinaustragen. Das christliche Gebot: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, ist unseren rigorosen Philosophen zu wenig, nach ihm müsste es heißen: Liebe dein Volk mehr wie dich selbst. Christus verlangt mit seinem Gebote der Nächstenliebe Reales und Mögliches; um Bruno Bruckners Gebot zu erfüllen, wüsste ich aber in der That nicht, wie ich es angehen müsste, mein Volk mehr als mich selbst zu lieben ohne christliche Nächstenliebe. Übrigens riskiert einer, der bloß „sein Volk über Alles liebt", nicht viel. Der hungernde und verlassene Nächste, welcher täglich und stündlich Hilfe heischend an meiner Thür klopft, fordert mehr Opfermuth als das Volk, welches mir, wenn es nicht in Individuen zerlegt wird, doch nur als Begriff gegenübersteht. Aber für die Nation sein Leben wagen! wird der Philosoph einwenden. Nun, dazu wird man in Zeiten der Gefahr ohnehin gezwungen und nicht allzuhoch schlage ich das freiwillige Opfer an, zu welchem man im nächsten Augenblicke gezwungen werden kann. Ich glaube, man dient seinem Volke am besten durch beständige Ausübung der Nächstenliebe.

Unser Philosoph behauptet, der Gedanke vom Reiche Gottes wäre eine Irreleitung der Menschen. Ja um des Himmelswillen, wo hinaus will denn der Mann, wenn er nicht dem Ideal der seelischen Vervollkommung zustrebt? Genügt er sich denn damit, eingeschachtelt in seiner Nation immer nur im Namen dieser gegen andere Nationen brutal zu sein? Fühlen wir in uns eine Entwickelungskraft, so müssen wir ihr ein höheres Ziel stecken; des Thierischen allein wegen (und auch der nackte Nationalismus ist ein thierisches Princip) verlohnt es sich nicht einmal, philosophische Werke zu schreiben.

Unser Philosoph scheint nicht zufrieden damit zu sein, dass im deutschen Volke so viel Mitleid herrscht, das Mitleid eigne sich nicht für Siegfriedsthaten. Die Siegfriedsthaten müssten mitleidslos geschehen, und dazu solle das deutsche Volk erzogen werden. Ich aber glaube, dass der Siegfriedsgeist durch keine Schreibfeder geht; der Siegfried hat im deutschen Volke seine Zeit gehabt, daraus folgt aber nicht, dass das deutsche Volk zu aller Zeit Siegfried sein solle. — Unser Philosoph bedauert auch, dass dem deutschen Volk es an Leidenschaft gebreche, dass es zu überlegsam sei, um wild dreinzuschlagen; er fürchtet, dass die Gesittung das deutsche Volk um sein Gemeingefühl bringe u. s. w. — Ei, geht mir weg. Das deutsche Volk hat 1813 und 1870 gesiegt ohne solche Lehren. Und ich glaube, wenn ein Volk dem nationalen Egoismus und den damit verbundenen Roheiten ganz und gar verfallen sein wird, dann erringt es keine großen, nachhaltigen Siege mehr. Es ist für ein scheinbar siegreiches Volk die verhängnisvollste Niederlage, sich in einen Ring unversöhnlicher Feinde versetzt zu haben. Von Feinden umringt, muss ein Volk all seine Kraft auf die lumpige Selbsterhaltung verwenden, und ein Volk zu erhalten, das bloß seiner Selbsterhaltung wegen da ist und kein höheres Ziel verfolgt, ist nicht der Mühe wert.

Zum Glück hat unser deutsches Volk andere Anlagen und Ideale und Gedanken, wie die in dem Büchlein von Dr. Bruno Bruckner ausgesprochenen, diese sind nicht deutsch im wahren Sinne, deshalb werden sie kaum jemals in der deutschen Volksseele heimisch werden. **M.**

Warum die Menschen sich betäuben. Von Leo St. Tolstoj. Ins Deutsche übertragen von R. Löwenfeld. (Berlin Richard Wilhelm. 1891.)

„Nur Der trinkt und raucht, welcher ein böses Gewissen zu betäuben hat, oder welcher die Absicht hegt, etwas Böses zu vollführen." So Tolstoj. Wenn er seine Studien aus der Verbrecherwelt gezogen hat, so mag das richtig sein, im allgemeinen stimmt es wohl kaum. Ich spreche aus persönlicher Erfahrung. Ich trinke gern manchmal ein Glas Wein, aber nur wenn der Wein meinem Gaumen schmeckt und wenn ich in Gesellschaft bin. Ich trinke den Wein, weil er mir mundet, weil er mich heiter und geistesrege macht und weil er mich in körperliche Behaglichkeit versetzt. Böse Absicht ist keine dabei, Herr Graf! Im Gegentheile, beim Wein kommen mir die besten, edelsten Regungen und Entschlüsse, Gutes zu stiften, wie man ja auch weiß, dass die größten menschlichen Thaten seltener kalter Ueberlegung als großer Begeisterung entspringen.

Warum ich manchmal eine Cigarre rauche, das ist mir weniger klar. Doch kann ich versichern, dass ich niemals geraucht habe in der Absicht, mich zu betäuben oder ein böses Gewissen zu ersticken. Nein, Herr, Sie bringen uns jetzt lauter so Sachen, die wohl für Ausnahmsfälle passen mögen, im ganzen den Nagel aber nicht auf den Kopf treffen und daher keine praktische Wirkung erzielen können, so gut sie auch gemeint sein werden.

wird, aber so ist es ja heute beliebt und ein solches Aufheben der Tafel, bevor der Gast noch eigentlich satt ist, nimmt sich manchmal eigentlich gar nicht übel aus. In der Charakterzeichnung, sowie im Aufbau ist die Novelle ganz meisterhaft, dazu verfügt der Verfasser über einen sehr wohlthuenden Witz und die Gabe, das Tragische also in Dämmerung zu hüllen, dass im Leser eine bedeutende Spannung erzeugt wird. Auch die übrigen Novellen haben einen stets ernsten Hintergrund und zeugen durchwegs von einer schönen, tiefen Auffassung des Lebens. Der kleinsten, aber nicht der unbedeutendsten der Geschichten, „Ein armer Schullehrer", wird unser Leser gelegentlich in diesem Blatte begegnen. Hoffentlich findet das nicht gewöhnliche Buch die Beachtung, die es beanspruchen darf. R.

Ein Mönch. Episches Gedicht von Theodor Salburg=Falkenstein.

Amiaro und Eusebio, zwei leidenschaftlich sich hassende Brüder! Amiaro raubt seines Bruders Vermögen und Braut und zwingt ihn, ins Kloster zu gehen. Dort wird Eusebio Abt. Seine Braut aber schenkt Amiaro zwei Kinder, Margarita und Rafaelo. Das Mädchen wird auf Geheiß Eusebios von Banditen gestohlen und von ihnen gefangen gehalten. Rafaelo wird vom Vater gezwungen, ins Kloster seines Oheims zu treten. Denn Amiaro will sich vermählen.

Eusebio beschließt, am Neffen die Rache zu üben, die er dem Bruder geschworen hat. Mit Hilfe eines nichtswürdigen Klosterbruders lockt er Benvenuto — so heißt nun Rafaelo — in die Falle; der Jüngling versucht zu fliehen, wird ertappt und eingesperrt. Jahrelang büßt er im Kerker. Nach der Priesterweihe holt der dämonische Abt Margarita herbei und Benvenuto verliebt sich in sie. Er wird mit ihr ertappt und — eingemauert, Margarita ins Gefängnis geworfen. —

Der Racheact ist geschehen, und nun eröffnet der Abt dem Mädchen, dass es seine Nichte, dass sie auf seinen Befehl geraubt wurde und dass Benvenuto ihr Bruder und eingemauert ist. Margarita eilt fort, um die Banditen zu rufen. — Amiaro ist in seiner Ehe unglücklich und kommt, seinen Sohn zu holen. Eusebio eröffnet ihm das Geschehene und wird erdolcht. — Indes erscheint Margarita mit den Banditen, welche alles niederhauen, was lebt, selbst den Vater Margaritas. Nur Benvoglio, der einzige von christlicher Nächstenliebe durchglühte Bewohner des Klosters, bleibt übrig. Dieses wird niedergebrannt. —

Eine grauenvolle Geschichte, die sich Theodor Salburg zum Vorwurfe einer epischen Dichtung erkor. Unsere Leserwelt dürstet nicht, wie die römischen Frauen der Kaiserzeit, nach Herzblut, sondern vielmehr nach Herzensglut, und so ist das Thema nicht recht zeitgemäß. Dafür ist die Sprache bezaubernd schön, die Schilderung der erregten Gefühle, der verschiedenen Stimmungen und Leidenschaften eine meisterhafte. Leidet das Werk hin und wieder auch an jugendlicher Ueberschwenglichkeit, so können wir doch in Theodor Salburg=Falkenstein ein bedeutendes Dichtertalent begrüßen.

F. v. F.

Fünf Erzählungen für jung und alt von Hermine Möbius. (Dresden. A. Köhler.)

Zur besonderen Freude der Jugend melden wir dieses Büchlein an. Auf das glücklichste trifft die Verfasserin jenen Ton, den die Kinder und das Volk in ihren Erzählungen lieben. Ganz außerordentlich gefällt den Kleinen die allzuherzige Geschichte „Nicht gerückt!" Einige hübsche Vollbilder zieren das Werkchen, welches wir der Jugend und dem Volke im weiteren Sinne recht sehr empfehlen. R.

Junges Blut. Unter diesem Titel veröffentlicht Johann Peter bei Fr. Büttner in Leipzig eine neue Sammlung von Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde.

Am liebsten begegnen wir dem Volksschilderer Johann Peter, welchem wir manchen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der Böhmerwäldler, wenn nicht gar die erste bisher weiter in die Welt dringende Hauptkunde von dieser ursprünglichen Bevölkerung verdanken. Aber auch als Erzähler leistet der genannte Autor ganz Hübsches; wenn es zwar keine tiefer gründeten Arbeiten sind, die uns das oben genannte Büchlein vorführt, so verdienen sie doch in ihrer frischen Art eine freundliche Beachtung von Seite des lesenden Publicums. R.

Deutsche Welt- und Lebensanschauung. Begründet durch den Versuch einer neuen Lehre von den sittlichen Erscheinungen von Dr. Bruno Bruckner. (Berlin. Adolf Reineke. 1891.)

Diesem Werkchen, dessen Inhalt, nebenbei gesagt, mit dem Titel nicht ganz überein-

Dieses Album enthält zwölf der herrlichsten Landschaftsbilder Steiermarks, aufgenommen von Max Helff in Judenburg, in Lichtdruck vervielfältigt von M. Jaffé in Wien. Man findet hier Bilder, die man sonst selten zu sehen bekommt, z. B. den Hochschwab von der Dullwitz aus, den Risachsee, den Hochgolling. Es ist eine reizende Gabe. M.

Soeben verbreitet der Telegraph die Nachricht von einem literarischen Ereignis, dem demnächstigen Beginn des Erscheinens einer 14. Auflage von **Brockhaus' Conversations-Lexikon.**

Ein ganzes Jahrhundert erfüllt sich im Laufe der Ausgabe der 14. Auflage seit Erscheinen des ersten Bandes der 1. Auflage des Unternehmens, dessen Ruf durch die ganze Welt verbreitet ist. Die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig hat sich bestrebt, die Jubiläumsausgabe des großartigen Werkes in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Wie aus dem Prospect zu ersehen ist, wird die 14. Auflage in ihrer Art einzig dastehen und hat die Verlagshandlung keine Kosten gescheut, um textlich wie illustrativ das Vorzüglichste zu bieten. 100.000 Artikel sollen die 16 Bände des Werkes enthalten, so dass nichts dauernd Wissenswertes auf dem Erdenrund dem Besitzer von Brockhaus' Conversations-Lexikon unbekannt bleiben mag. 9000 Abbildungen werden diese Artikel auf 900 Tafeln und im Text illustrieren; darunter befinden sich 120 Chromotafeln in außergewöhnlich schöner Ausführung, wenn wir nach uns vorliegenden Proben urtheilen können, sowie 300 Karten und Pläne, von welchen uns ebenfalls vorzügliche Beispiele zugänglich gemacht worden sind.

Auf die Ausgabe der 14. Auflage des Lexikons, dessen 1. Heft Mitte October erscheinen soll, wollen wir hierdurch unsere Leser aufmerksam machen. Wir hoffen noch öfter in der Lage zu sein, auf Brockhaus' Conversations-Lexikon eingehend hinzuweisen. V.

Wir erachten es als unsere Pflicht, bei Beginn des neuen Schuljahres unsere Leser, welche Elternpflichten zu erfüllen haben, auf die Elternzeitung „Schule und Haus" (Wien, I., Maysedergasse 6) aufmerksam zu machen und ihnen nahezulegen, sich diesen vortrefflichen Rathgeber in allen Erziehungs- und Unterrichtsangelegenheiten anzuschaffen. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Bis zur 16. Lieferung erscheinen. (Leipzig Fr. W. Grunow.)

Arthur von Bretagne. Romantische Dichtung von Victor Graneller. Mit Illustrationen von A. Reith. (München. Dr. E. Albert & Co. 1891.)

Prosaische Schriften von Oskar II., König von Schweden und Norwegen. Mit allerhöchster Autorisation übersetzt von Emil Jonas. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Actien-Gesellschaft.)

Heinrich Vierordt und seine Dichtungen. Eine literarische Studie von Julius Werner. (Heidelberg, Carl Winter'sche Universitätsbuchhandlung. 1891.)

Zum Andenken an die Feier der Grundsteinlegung für das Denkmal Hoffmanns von Fallersleben auf Helgoland am 26. August 1891.

Erinnerungen an Richard Wagner von Hans von Wolzogen. Neue, um das Doppelte vergrößerte Ausgabe. (Leipzig. Ph. Reklam jun.)

Zur See. 26.—28. Heft. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.)

Der Handel. Geldverkehr, Buchhaltung, Briefwechsel, Warenverkehr und Versicherungswesen. Verdeutschung entbehrlicher Fremdwörter in der Handelssprache. Herausgegeben vom allgem. deutschen Sprachverein. (Leipzig. Ferd. Hirt & Sohn, 1891.)

Ein Jägergulden. Jagdliche Humoresken, Skizzen und Gedichte von Herbert Hülgerth. (Brünn. R. Knauthes Buchhandlung. 1891.)

Die Zünfte der Stadt Bern. Dreizehn Ehrenglieder Burgern und Bürgern gewidmet von W. Spieß und E. Munzinger. (Bern. 1891.)

Die Brunnen Berns von Wilhelm Spieß. Geschichten, Bilder, Lieder. (Bern. 1891.)

Beim „Heimgarten" regelmäßig einlaufende Zeitschriften:

Westermanns illustrierte Monatshefte. (Braunschweig.)
Deutsche Rundschau. (Berlin.)
Vom Fels zum Meer. (Stuttgart.)
Velhagen und Klasings neue Monatshefte. (Leipzig.)
Schorers Familienblatt. (Berlin.)
Schweizerische Rundschau. (Zürich.)

Sie sagen, dass so große Dummheiten, wie z. B. die Erbauung eines Eiffelthurms oder die Einführung allgemeiner Wehrpflicht nicht möglich sein könnten, wenn die Leute nicht betrunken wären. Die Bemerkung ist mir höchst interessant, ja ich blinzle Ihnen sogar meinestheils in gewisser Hinsicht beistimmend zu, allein, Wein, Bier und Cigarren dürften an dem Eiffelthurm und an der Pickelhaubenzeit doch nicht so gar alle Schuld tragen. Nüchterne Berechnung wird mehr dazu beigetragen haben.

Dass die geistigen Getränke und betäubenden Mittel trotzdem bei größeren Mengen sehr schädlich sind, steht außer Frage und darum soll man das Büchlein von Tolstoj, so sehr es auch über die Schnur haut, nur beherzigen.

R.

Die Symbolik der Bienen und ihre Producte in Sage, Dichtung, Cultus, Kunst und Bräuchen der Völker für wissenschaftlich gebildete Imker, sowie alle Freunde des classischen Alterthums und einer ästhetischen Naturbetrachtung nach dem Quelle bearbeitet von Joh. Ph. Glock. (Heidelberg. Weiß'sche Universitäts-Buchhandlung. 1891.)

Alles Bedeutende und Interessante, was in der Weltliteratur über die Bienen vorkommt, ist in diesem umfangreichen Werke niedergelegt. Für Bienenfreunde kann ich mir wahrlich kein besseres Unterhaltungs-, Belehrungs- und Erbauungsbuch denken, als dieses Werk es ist, welches in seiner Art einzig dasteht. Von dem unter dem Protectorate der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich stehenden Wiener Bienenzüchterverein ist das glänzende Werk mit dem ersten Preise gekrönt worden.

M.

Der heilige Rock zu Trier. Eine Anklageschrift gegen Dr. C. Willems, bischöflichen Secretär. (Bonn. J. Bach Witwe.)

Eine scharfe Polemik gegen die von Dr. Willems aufgestellten Beweise von der Echtheit des heiligen Rockes. Ich wundere mich über den Eifer, der in dieser Sache für und wider aufgewendet wird. Dieses Capitel vom „heiligen Rock" gehört nicht in die Wissenschaft, sondern in die Mystik. Der heilige Rock ist jedem echt, der daran glaubt.

R.

Der gute Kamerad. Speemanns Illustriertes Knaben-Jahrbuch. (Stuttgart. Union. Deutsche Verlagsgesellschaft.)

Wer bei seinen lieben Knaben das Bravsein prämiieren will, der dürfte kaum eine bessere Preisgabe finden, als Speemanns „Guten Kameraden". Dieses Jahrbuch (uns liegt der vierte Jahrgang vor) ist bei den Kindern außerordentlich beliebt. Wir fanden in demselben sehr Vieles, was höchst anregend, charakter- und gemüthbildend auf die Knaben wirken muß, fanden aber nichts, was einen schädlichen Einfluss üben könnte. Die Bilder, mit denen es geziert, sind wunderschön, und lässt sich das Jugendbuch aufs beste empfehlen.

M.

Jakob Eduard Schmölzer, der edle deutsche Liedermeister, der verdienstvolle Wiedererwecker und getreue Hüter heimatlichen Sanges. Sein Leben, Wirken und Schaffen, geschildert von Heini von Steier. (Graz. Leykam. 1891.)

Dieses Werkchen, welches gelegentlich der Enthüllung des Schmölzerdenkmals in Kindberg erschienen ist, geht weit über die Bedeutung einer Festschrift hinaus. Vom Charakter einer Festschrift hat es das Getragene, Schwunghafte, Begeisterte und Begeisternde, was den Verfasser aber nicht hindert, auch sachlich und objectiv zu sein. Eine Unzahl von anziehenden Einzelnheiten durchfließt die Schilderung des sonst ziemlich einförmigen Lebens eines schlichten Steuerbeamten; eine Menge hübscher Anekdoten bringt vielseitiges Licht in das dornen- und freudenreiche Künstlerwallen, welches in dem Büchlein entrollt ist. Der Stil des jungen Autors ist noch nicht ganz ohne Schlacken, aber er ist deutlich und frisch und von jener Wärme durchdrungen, die man bei akademischen Gelegenheitsschriften fast stets vergeblich sucht. Die Arbeit des Stoffsammelns, Sichtens und Ordnens war keine geringe und wir müssen dem „Heini von Steier" sehr dankbar sein für die Gabe, die uns Steirern das Leben, das künstlerische und patriotische Wirken Schmölzers so anmuthig und warm darlegt. Durch die zahlreichen Beigaben von Gedichten und Liedercompositionen ist das Buch gleichsam durchwoben mit einem Kranze von Rosen und Edelweiß. Schmölzers wohlgetroffenes Porträt, sein Sterbehaus, sein von Professor Brandstetters Meisterhand geschaffenes Denkmal im Bilde zieren die Schrift, welche einen schätzbaren Beitrag bedeutet zur Kunst- und Musikgeschichte der Steiermark.

R.

Aus der Steiermark. Festgabe der Section Graz anlässlich der Hauptversammlung des deutschen und österreichischen Alpenvereines in Graz.

Heimgarten

2. Heft. November 1891. XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Zu gratulieren ist, und ich bekomm' zwei Groschen!

Im Wirtshause an der Mahr war Sonntagsruhe. Peter war nicht mit den anderen hinaufgestiegen ins Gebirge, wo in einer versteckten Felsschlucht scheibengeschossen wurde. Viele junge Leute wollten sich im Schießen üben, allein das war schwer verboten, die Baiern hatten alle Schießstände aufgehoben im ganzen Eisackthale und weiter um.

Peter brauchte sich im Schießen nicht erst zu üben, also war er nach dem Nachmittagsgottesdienste heimgegangen in sein Haus an der Mahr und hatte sich dort auf die Familienstube zurückgezogen im ersten Stock. Das Wirtszimmer konnte wohl eine Kellnerin besorgen; der gewöhnliche Straßenverkehr hatte abgenommen, seit es wieder so unruhig ward im Lande.

Draußen sauste eben ein Gewitterregen nieder. Peter streckte sich auf die Holzbank aus und sagte mit einem Gefühle des Behagens: „Endlich kann man wieder einmal daheim sein. In solchen Zeiten gehört der Mann kaum mehr seiner Familie, noch weniger sich selber.“

Sein ältester Knabe Hans war eben in der Stube beschäftigt, auf dem Fußboden mit Holzstücken und Schulbüchern eine Festung zu bauen. Der fragte nun: „Willst du schlafen, Vater, so werde ich hinausgehen.“

„Bleib, Hans und baue weiter an deiner Burg. Auch die kleine Marianna kannst du hereinrufen. Die Mutter wird neben mir sitzen, den Matthias auf dem Schoße schaukeln und ein Lied singen. Dann habe ich

Neue Musikzeitung. (Stuttgart.)
Illustrierte Frauenzeitung. (Berlin.)
Lyra. (Wien.)
Böhmens deutsche Poesie und Kunst. (Teplitz.)
Deutsche Dichtung. (Berlin.)
Der Kunstwart. (Dresden.)
Deutsches Dichterheim. (Dresden.)
Der gute Kamerad. (Stuttgart.)
Schule und Haus. (Wien.)
Oesterreichs deutsche Jugend. (Reichenberg.)
Grüß Gott. (Wien.)
Pädagogische Zeitschrift. (Graz.)
Kindergartenlaube. (Nürnberg.)
Der junge Bürger. (Dornbirn.)
Oesterreichische Touristen-Zeitung. (Wien.)
La Revue Félibréenne. (Paris.)
Tägliche Rundschau. (Berlin.)
Deutsche Zeitung. (Wien.)
Presse. (Wien.)
Tagespost. (Graz.)
Grazer Wochenblatt. (Graz.)
Freie Stimmen. (Klagenfurt.)
Bauernzeitung. (Klagenfurt.)
Deutsches Volksblatt. (Sternberg.)
Deutsches Blatt. (Brünn.)
Mittheilungen des deutschen Böhmerwaldbundes. (Budweis.)
Der Volksbote. (Linz.)
Niederösterreichische Volksbildungsblätter. (Krems.)
Die Werkstatt. (Berlin.)
Vegetarische Rundschau. (Berlin.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Kl. K., Hamburg. Im Laufe des Jahrganges wird Ihnen zwar eine Ueberraschung zutheil werden, aber nicht die von Ihnen erbetene. Bestellte Ueberraschungen sind ja keine.

J. H., Graz: Fort mit düsteren Vorstellungen, mit denen man sich selber tödtet.

P. K., Augsburg: Sie haben ein merkwürdiges Beispiel in Ihrer Nähe. Besuchen Sie in München die Diefenbach-Ausstellung und betrachten Sie sich nicht allein die Bilder, sondern auch den Meister, einen der unerschrockensten Apostel natürlicher Lebensweise. Besehen Sie sich z. B. die Einfachheit seines Kleides und Sie werden einen schweren Seufzer thun darüber, dass wir anderen so hart schmachten unter der Despotie unserer Modekleidung, welche — wenn man sie ganz vorurtheilslos betrachtet — ziemlich das Unbequemste und Abgeschmackteste ist, was man sich denken kann.

Vierzehn Jahre alter Knabe: Mancherlei gelesen, daher auch ziemliche Geläufigkeit in Form und Ausdruck. Inhalt nichts Außergewöhnliches. Ein etwa noch schlummerndes größeres Talent kann sich vielleicht nach einigen Jahren deutlicher offenbaren.

P., Teplitz: Der Aufsatz „Unsere Bienen in Australien“ ist nach Zeitungsberichten bearbeitet, ohne dass der Verfasser für die Richtigkeit derselben einstehen kann. Jedenfalls dürfte der Stoff von einer gewissen poetischen Wahrheit getragen sein.

O. L., Mödling: Wien (Groß-Wien) hat 29.395 Häuser und 1,364.548 Einwohner. Der Name Wien dürfte wohl kaum von Vindobona kommen, eher von Fabiana, wie die Stadt unter den Babenbergern hieß. Fabiana-Viana-Wiana-Wian-Wien. So ähnlich pflegen sich fremde Namen im Volksmunde abzuschleifen.

* Im Jahrgange XV., auf Seite 876, ist anstatt „Maria von Sbre“ zu lesen: Maurice von Stern.

* Wir sind außer Stande, alle an uns gerichteten Briefe durch die Post zu beantworten. Wichtigeres, Einschlägigeres findet an dieser Stelle Berücksichtigung.

* Mit Handschriftensammlern fühlen wir kein menschlich Erbarmen.

* Wir bitten, unaufgefordert uns Beiträge nicht zu schicken, da wir für solche keine Verwendung haben und für deren Rücksendung nicht bürgen können. Auch können wir uns nicht einlassen auf die unfruchtbare Arbeit des Prüfens von Handschriften junger Autoren. Nach unseren zahllosen Erfahrungen kommt nichts dabei heraus als Zeitverlust für den Prüfer und Enttäuschung für den Prüfling.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

angeklopft wurde, öffnete sich die Thür. Peter sprang von seiner Bank auf, denn ein bewaffneter Baier stand in der Stube. Der Briefbote ist sonst nichts Schlimmes, aber der Wirt stand trotzig vor ihm und wartete wortlos auf das, was der Bote zu übergeben hatte. Dieser zog aus der Ledertasche ein Schreiben hervor: „An den Herrn Peter Mayr, Wirt an der Mahr bei Brixen.“

Peter deutete finster auf das erbrochene und ungeschickt verklebte Siegel, der Bote zuckte die Achseln. Das müssten die Tiroler gewohnt sein, dass die bairische Post keinen geschlossenen Brief übergibt.

„Zu gratulieren ist!“ sagte der Baier, „und ich bekomme zwei Groschen.“

„Wofür? Der Brief ist ja in seinem Aufgabsorte Bozen bezahlt worden.“

„Ich bekomme zwei Groschen“, wiederholte der Bote.

Peter warf zwei baierische Groschen auf den Tisch und wendete dem Baier den Rücken zu. Dieser langte nach dem Gelde, prüfte es auf seine Echtheit und verließ ziemlich ungefüg die Stube.

Peter entfaltete den Brief, durchflog ihn und dabei rötheten sich seine Wangen. „Der Brief ist mehr als zwei Groschen wert“, murmelte er und schob ihn in den Sack.

„Hast du eine Neuigkeit, Peter?“ fragte ihn seine Ehewirtin.

„Du sollst bald davon erfahren“, antwortete Peter. „Ich will eilends einen Boten zu den Scheibenschützen schicken. Der Griesacher und der Eisenstecken und der Kreuzwirt und die anderen sollen in mein Haus kommen, aber hintereinander, dass es nicht auffällt.“

Als bald darauf ein Knecht des Mahrwirtes gegen das Gebirge eilte, kamen sie ihm schon entgegen. Sie hatten drüben von der Spitze des Flitzerberges einen Rauch aufsteigen gesehen und das Zeichen sofort verstanden. Bei der Abenddämmerung giengen sie in das Haus.

„Es wird Ernst!“ Mit diesen Worten kam ihnen Peter entgegen und führte sie hinaus in die Scheune. Während in der Wirtsstube einige bairische Söldner kartelten, waren die Bauern draußen hinter dem geschlossenen Scheunenthor versammelt und Peter zeigte ihnen bei Kerzenscheine den Brief. Er war aus Österreich an den Kaffeesieder Nessing in Bozen adressiert, wohl sehr verspätet dorthingelangt und dann weitergeschickt in die Thäler des südlichen Tirols. Der Brief lautete also:

Lieber Herr Vetter!

Doch endlich einmal hat sich der Liebhaber entschlossen, in Kürze seine Braut abzuholen. Gestern gieng ich zu ihm mit dem betrübten Schreiben der Braut. Er sprang mir freudig entgegen und fragte jubelnd, ob der Brautvater nicht hier sei. Nein, sagte ich, und gab ihm den Brief. Er las und schüttelte wild den Kopf. Was kann ich dafür, sagte er, dass ich die Erlaubnis zu heiraten nicht erhalten habe? Desto besser wird sich die Braut nach so langem Dulden und Schmachten auf ihre Erlösung freuen. Der Bräutigam ersuchte mich also, dem Vater der Braut sogleich zu schreiben und ihn sammt seinen lieben Brüdern im Etschland, im Eisackthal, auch die vom Innthal zu verständigen. Herr Vetter, machen Sie Ihre Sache gut, bereiten Sie die Gäste zur Hochzeit. Ihr Kuppelpelz ist schon in der Arbeit. Es ist die höchste Zeit. Der Bräutigam wird gegen Ende des Monats nach Grätz gehen, seine Kleinodien zusammenzurichten und nachher seine Braut abholen. Näheres kann der Brautvater, der Bärtige, in Klagenfurt auf der Post erfahren, wenn er hinschickt. Nur so schleunig als möglich, und alle verständigen, dass sie ihr Gewand herrichten. Aufkündung von der Kanzel schon in

euch wieder einmal alle beisammen. Wer weiß, wie bald es anders wird."

Also sagte Peter, der Wirt, und als er seine Lieben um sich versammelt sah, da strahlte sein freundliches Gesicht. Während das Mädchen mit der kleinen Hand sein Haupthaar streichelte, schaute er immer auf sein jugendliches, schönes, blondes Weib hin, das den einjährigen Knaben auf dem Schoße hielt und ihm ein Kinderliedchen vortrillerte.

„Nun, Nothburga", so sagte Peter plötzlich zu seinem Weibe, „wie denkst du über einen solchen Mann! Sollte Kugeln gießen und läſst sich streicheln von einem jungen Frauenzimmer!"

„Gönne dir das bissel Ruhe, Peter", antwortete sie, ohne auf den Scherz einzugehen. „Es ist ohnehin so selten, dass du bei uns bist."

„Jetzt kraut sie mir auch noch das Haar", sagte Peter lustig. „Von Samson steht zu lesen, dass seine Schwäche in den Haaren gelegen ist. Sapperment, das wäre schlimm! Zum Glück ist mir meine Mariandel nicht so gefährlich, wie dem Samson seine Dalila. Noch von meiner Mutter her habe ich's, dass ich mich gerne streicheln lasse. Und statt der Mutter ist es schon das Kind. Schnell geht's auf der Welt. Lass es, Marianna."

Er richtete sich auf und schaute dem Knaben zu beim Festungsbau. Als dieser damit fertig war, die Mauern zwei- und dreifach dastanden, umgeben von Schanzen und Thürmen, stellte der Hans auf die Mauern eine Reihe grauer Steinchen, das waren die Knappen, hinter diesen auf höheren Zinnen eine Reihe weißer Kieseln, das waren die Ritter. In eine Ecke der Festung that er ein glänzendes Stück Küchenruß, das vom Rauchfange herabgefallen war, solches stellte den Burgkaplan dar. Und mitten in die Burg legte der Knabe eine Pflaume hinein.

„Was soll denn die vorstellen?" fragte der Vater.

„Das ist die Katharina", antwortete der Knabe.

„Wohl von Herzen kindisch ist er noch!" lachte die Mutter.

„Gottlob", sagte Peter. „Wer lange Kind bleibt, der bleibt auch lange Mann. — Nur möchte ich wissen", wandte er sich zum Knaben, „was die Katharina in der Festung zu thun hat?"

„Die Katharina Maultasche hat ja in der alten Burg Tirol gewohnt", antwortete Hans. „Unser Lehrer hat erzählt, die Baiern hätten sich Tirol von Österreich mit Geld abkaufen lassen. Nachher hat sie's aber gereut und haben das Land wieder zurückerobern wollen. Aber die Katharina hat gesagt: Wer uns für Geld verkauft, der soll die Schläge umsonst haben! hat zugeschlagen und ist österreichisch verblieben."

Peter sagte leise zu seinem Weibe: „Es ist eine Wahrheit in diesem Spiel."

„Nur wird das alte Schloss Tirol nicht mit Schulbüchern erbaut worden sein", meinte Frau Nothburga. „Ich denke, Hans, du wirst die Mauern wieder abtragen und aus den Bausteinen deine Schulaufgaben lernen."

Der Knabe machte ein missmuthiges Gesicht. Das Sitzen in den Schulbänken und das Auswendiglernen des Katechismus war nicht nach seinem Sinne.

„Ja, ich kann dir aber nicht helfen", sagte der Vater zu ihm. „Der Mensch ist ein Soldat und der Soldat muss exercieren. Nicht allein mit Säbel und Gewehr, auch mit Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Baiern und Franzosen wären uns nie hereingekommen in's Land, wenn sie nicht besser lesen, schreiben und rechnen könnten, als wir Tiroler. Ja, es stimmt nicht schlecht, wenn man sagt: Die Festungen müssen wir mit Schulbüchern aufführen."

Nun war es aber mit der Sonntagsruhe schon vorbei. Ohne dass

Mittlerweile waren von der Umgebung immer mehr Bauern zusammengekommen. Das Haus füllte sich so sehr, dass auch im Vorgelass Tische aufgeschlagen werden mussten. Die Baiern verkündeten Polizeistunde und verloren sich dann allmählich.

„Dieses Wirtshaus ist mir das fatalste im ganzen Thal". sagte unterwegs der Corporal zum Kameraden. „Zu einzeln ist es für uns nicht rathsam, hinzugehen. Wir wollen demnächst das verdächtige Nest aufheben."

Das Wirtshaus an der Mahr kam in jener Nacht noch lange nicht zur Ruhe. Gewitter waren niedergegangen, aber mitten im brausenden Regen sprengte von Klausen heran ein Bote mit einem Schreiben an Peter Mayr.

„Es ist vom Sandwirt!" berichtete der Reiter in Eile, „ich habe ihrer noch mehrere in der Tasche und muss ins Pusterthal. Habt gute Verrichtung miteinand!"

Als Peter den Brief flüchtig durchgesehen, sagte er: „Nun gibt es kein Geheimnis mehr, alle sollen es wissen, Männer, Weiber, Kinder, und damit von Haus zu Haus fliegen." Laut rief er es in die lärmende Gesellschaft: „Männer, die Zeit ist gekommen! hört zu. und wenn ihr die Nachricht vernommen habt, geht an die Arbeit." Dann las er:

„Herzliebste Tiroler!

Die Zeit der Erlösung ist da. Wir erheben uns gegen den Feind. Die Fremden haben unsere Freiheit vernichtet, unsere heiligsten Rechte mit Füßen getreten. Wir streiten für unsern Herrgott, für unsern Kaiser Franz, für unser Vaterland Tirol. Unser Vaterland ist alles wert. Alles was Waffen kann tragen, soll gehen. So wie unser Herr Jesus das Blut vergossen hat, so wollen auch wir es opfern bis auf den letzten Tropfen. Mit der Hilf des allerheiligsten Herzens Jesu und der Fürbitte der Mutter Gottes Maria, morgen geht's los in allen Thälern. Wir werden siegen oder sterben, ein anderes gibts nimmer. Im Namen Gottes!

Andre Hofer.
Sandwirt zu Passeier."

Ein jauchzender Aufruhr war's, der sich jetzt erhob. Die jungen Burschen begannen hell zu jodeln, graubärtige Männer umarmten sich, Weiber küssten einander auf die Wangen, als wäre ein unerhörtes Glück geschehen, so gieng es zu, und doch war es nichts anderes, als ein Ruf auf das Schlachtfeld und vor das Angesicht des Todes.

Peter, der Wirt, rief seine Knechte und befahl ihnen: „Gehet eilends hinan auf den Kuhkogel, auf den Angerberg, auf den Nock und zündet die Holzhaufen an."

Als es auf dem Domthurme zu Brixen Mitternacht schlug, giengen über den Höhen der Gebirge in Ost und in West, in Süd und in Nord Sterne auf, die kein Himmelskundiger noch verzeichnet hatte. In stiller, rothgoldener Glut leuchteten sie bald matter, bald heller. Und zur selben Zeit schlug die Sturmglocke an und begann ein dumpfes Lied, welches nun tausendfach erklang im Lande Tirol.

Augustin, geh' heim!

Die Richtung von Bozen her fuhr ein ächzender Lastwagen; mit drei Pferden war er bespannt. Der blaukittelige Fuhrmann gieng in staubigen Stiefeln schwerfällig nebenher und knallte mit der Peitsche. Auf den Säcken des Wagens, unter einem schattenden Rohrdache saß ein noch junger Mann in priesterlicher Kleidung.

Am Schlagbaum hielt das Fuhrwerk an und der baierische Mautner rief: „Was führst?"

„Korn", antwortete der Fuhrmann.

nächsten Tagen. Neues gibt es hier gar nichts, als dass die Spanier geschlagen sein sollen. Die Franzosen sind doch brave, wackere Krieger. Gott gebe unserem Brautpaar Glück und Segen. Der Frau Muhme, dem Brautvater, dem Jäger-Peter und allen einen schönen Gruß. Der Jäger-Peter wird Brautführer sein.

In Brüderlichkeit

Josef Steger.

Villach. Im Erntemonat 1809.

Als dieses Schreiben gelesen war, athmeten die Männer auf. Sie hatten es erwartet und verstanden es. Die Braut war das Volk von Tirol, der Bräutigam war Erzherzog Johann von Österreich, der Brautvater, der Bärtige, war Andre Hofer, der Sandwirt von Passeier, das Hochzeitsgewand war die Bewaffnung, das Aufkünden von der Kanzel war die Angriffsordre, die Hochzeit war der Sieg gegen die Baiern und Franzosen, die lieben Brüder im Etschland, im Eisack- und Innthal waren die Häuptlinge, und der Jäger-Peter endlich war Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.

Peter gab den Brief an Griesacher und sagte: „Ich bin bereit. In der Muhrschlucht sind dreihundert Gewehre versteckt. Pulver und Blei ist in der klüftigen Wand bei den oberen Stockhütten. Im ganzen Eisackthal von Sterzing bis Bozen wartet man nur auf das Zeichen. Mit den Etschthalern und Vintschgauern wird der Sandwirt ausrücken."

„Der Sandwirt geht morgen über den Jaufen", wusste der Kreuzwirt von Brixen zu berichten. „Es geht gleichzeitig los vor und hinter dem Brenner."

„Wenn nur auch die Pusterthaler fertig sind", meinte der Griesacher. „Die gehen alleweil nur auf Wallfahrten um und wollen alles mit der Beten (der Rosenkranzschnur) ausrichten."

„Mit der Beten allein richtet man nichts und mit dem Stutzen allein auch nichts", sagte Peter. „Die Tiroler und die Heiligen Gottes müssen zusammenhalten."

Jetzt entstand im Hause Lärm, Geschrei und Gepolter, der Wirt wurde gerufen. Bald stand Peter mit dem Ochsenziemer in der Schenkstube unter fluchenden Baiern und Tirolern.

„Wenn ein bairischer Freimaurer auf der Kanzel steht, da geh' ich nicht in die Kirche", rief ein alter Bauer, „und von Bütteln lass ich mich nicht hineintreiben."

Der Messner von Schnauders schrie: „Wenn sie unseren Pfarrer umgebracht haben, nachher! nachher!" Er hob die geballten Fäuste.

Einer der bairischen Soldaten fasste ihn an den Armen und fragte: „Was nachher? Mein lieber Kirchenknecht, du wirst morgen die blau-weiße Fahne auf deinen Kirchthurm stecken."

„Ich? Ich den bairischen Fetzen?" begehrte der Messner auf. „Eher setze ich den rothen Hahn aufs Dach. Lieber niederbrennen unsere eigenen Kirchen, als den Antichrist hineinlassen."

„Du wirst morgen die blau-weiße Fahne auf den Thurm stecken. Der Kreisrichter macht mit den Empörern kurzen Process."

„Er soll mich erschießen lassen mit der größten Kugel", entgegnete der Messner, „dann könnt ihr mir die bairische Fahne ins Loch stecken."

„Messner", so legte sich nun der Wirt ins Mittel, „warum willst du die blau-weiße Fahne nicht auf den Thurm stecken? Der Schlampen färbt ja bald ab, nachher hast die österreichischen Farben oben. Ein tüchtiger Wettersturm mit Regenguss, und was blau ist, wird schwarz, und was weiß ist wird gelb."

Für diese Bemerkung wurde der Wirt an der Mahr von dem baierischen Corporal in ein Notizbuch geschrieben.

„Wohin fahrst du denn mit dem Pulverthurm?“

„Auf die Mahr, zum Wirt.“

„So lass mich nur sitzen, ich habe einen weiten Weg hinter mir und will auch zum Wirt auf die Mahr.“

„Hab' mir's wohl gedacht“, sagte der Fuhrmann. „Du bist ja der Augustin, der Wirtin ein Bruder.“

„Also kennst du mich?“

„Glaubst du denn, Herrgotts-Vetter, ich wollt' dir sonst meinen Pulverthurm auf die Nase binden?“

Nun, da verstanden sie sich.

Der Verkehr auf der Straße war an diesem Tage auffallend gering: ein paar träge Kutschen, ein paar Soldatenwägen mit schläfrigen Blauhosen, ein Viehtrieb, sonst begegnete ihnen nichts. Bauernfuhrwerke mangelten fast gänzlich. Die Höfe und Dörfer waren wie ausgestorben, auf den Thürmen läuteten die Glocken.

Gegen Mittag kam das Kornfuhrwerk an die Mahr. Vor dem Wirtshause wollte es halten, da rief die Wirtin zur Thür heraus: Ihr Mann lasse sagen, das Korn sei nach Mühlbach zu fahren.

Der Priester stieg vom Wagen: „Was bin ich schuldig fürs Mitfahren?“

„Ein Vaterunser bete!“ antwortete der Fuhrman, knallte mit der Peitsche und das Gefährte ächzte weiter.

„Jesu Christi, der Augustin!“ schrie die Wirtin, als sie den Geistlichen jetzt erkannte.

„Gott grüße dich, Schwester!“ Mit diesen Worten trat er an sie hin und gab ihr ruhig die Hand.

„Heißt das in Padua sein?“ rief sie fast lustig. „Oder hat der Bonaparte auch dein Kloster aufgehoben?“

„Er hat es nicht aufgehoben“, versetzte der Priester, „aber Schwester, es ist kein Bleiben in der Fremde, und wie könnte man im Chorstuhl sitzen und Psalmen singen, wenn es daheim so zugeht! Mir hat's keine Ruh' gelassen, ich bin da. Wo ist der Peter?“

Die Wirtin führte den Ankömmling die Treppe hinauf in die Familienstube. „Kinder!“ schrie sie, „kommt doch her, der geweihte Vetter ist da!“ Der kleine Hans lief, ein weißes Lämmlein in den Armen, vom Stalle herein; er hatte das Thier erst von Gott und dann von seinem Vater geschenkt bekommen und konnte sich gar nicht von ihm trennen. Das Marianchen machte große Augen, als es den Geistlichen sah und spitzte schon den kleinen rothen Mund zum Handkuss. „Drei habe ich ihrer schon!“ gestand die Mutter, „gib ihnen den Segen, und ein bissel einen“, setzte sie leise bei, „spare auch auf das Vierte.“

„Gott mit uns allen!“ sprach der Priester, indem er seine Ledertasche auf die Bank warf, „und jetzt, Nothburga, kannst mir was zu essen bringen. Seit Bozen her habe ich nicht mehr gebettelt.“

Nachdem er sich gestärkt hatte, stellte Nothburga sich vor ihn hin, schaute ihn an vom Kopf bis zum Fuß und sagte: „Na, da hätt' ich auch eher vermeint, die Steinwand stürzt nieder auf unser Haus, als daß du heute da sitzen solltest bei diesem Tisch. Wie kann denn das sein?“

„Mich däucht, du nimmst es für ein Unglück, Schwester.“

„Gott verhüte es! Ich kann's nur gar nicht glauben. Am Ende bist heimlich durchgegangen, Augustin!“

„Das bin ich nicht, Schwester, aber wenn ich's wäre, ich würde es jetzt verantworten“, sagte Augustin. „Ja, es ist anders gekommen, als wir alle gedacht haben. Kannst du dich erinnern, Nothburga, wie ich nach meiner Priesterweihe gesagt habe: Ich will von dieser schnöden Welt nichts mehr hören und sehen. Nicht zur streitenden Kirche will ich stehen, nur mit der leidenden will ich leiden, mit

Der Mautner hob den Straßenzins ein, dabei fragte er ganz gutmüthig: „Kannst mir nicht sagen, Fuhrmann, was sie denn heute so läuten überall, schon seit aller Herrgottsfrüh?“

„Was sie so läuten? Ja, weil ein großes Fest kommt“, entgegnete der Blaukittel. „Weil die Christmette nicht mehr erlaubt ist, so haben die Tiroler das Fest auf den Sommer verlegt.“

„Aha, ihr feiert halt auch den Napoleontag, der auf Maria Himmelfahrt fällt.“

„Ja, den Napoleontag — wird schon so sein“, antwortete der Fuhrmann.

„Und deswegen thun sie überall so läuten?“

„Freilich, deswegen thun sie so läuten.“

„Dank schön.“

„Gern geschehen. — Hia, Braune!“

„Lass rasten noch!“ sagte der Mautner und griff prüfend an den strotzenden Säcken herum. „Hast alles Korn?“

„Alles Korn.“

„Sag' mir, warum der Eisack lauter so Sachen daher trägt, Strohhalme, Bretter, Baumwipfel und ganz kalkig ist das Wasser stellenweise.“

„Es muss im Gebirg stark gewittert haben über Nacht“, antwortete der Fuhrmann. „Darauf schwemmt's immer allerhand daher.“

„Schau du, was ist denn das?“ rief der Mautner und wies mit beiden Zeigefingern in den Fluss hinab, wo auf einem herabschwimmenden Balken ein rothes Fähnlein stak.

„Kunnt mir's nit denken“, entgegnete der Fuhrmann. „Das ist merkwürdig. Vielleicht wohl ein Kinderspielzeug.“

„Kann auch sein“, gab der Mautner bei.

„Ist so.“

„Dank schön.“

„Gern geschehen. — Hia!“

Der Mauteinnehmer ließ aber immer noch nicht weiterfahren. „Thut's denn gar so eilen?“ sagte er.

„Das gerade nicht“, entgegnete der Fuhrmann. „Kann ja noch lassen rasten. Versäume nichts.“

„Was hast denn unterhalb drin, im Wagen?“

„Lauter Korn. Aus dem Welschen.“

„Hast nichts gehört, Fuhrmann, auf dem Ritten sollen Häuser abgebrannt sein in dieser Nacht.“

„Was du nit sagst, Mautner!“

„Man hat vom Thal aus das Feuer gesehen.“

„Die Sakra geben mit dem neumodischen Schwefelzeug nit acht!“ rief der Fuhrmann. „Alle Augenblick hört man von einer Feuersbrunst, seit diese verdammte Schwefelzunde aufgekommen ist.“

„Aus Unvorsichtigkeit?“

„Nichts anderes.“

„Dank schön.“

„Gern geschehen. — Hia!“

So bewegte sich das Fuhrwerk endlich weiter.

Nach einer Weile schaute der Fuhrmann um und da der Schlagbaum schon außer Sicht war, sagte er zu dem Geistlichen, der auf den Bündeln saß: „Da bei dieser Maut sind mir die Grausbirn aufgestiegen, du verschwefelt noch einmal! dreimal hat er gefragt, was ich in den Säcken hab'. Und das Herumgreifen! Hab' schon geglaubt, er reißt mir einen auf.“

„Hast ihn ein bisschen belogen?“ fragte der Priester.

„Ah, wer wird denn lügen! Korn hab' ich in den Säcken.“ Dann neigte er sich flüsternd zum andern hin: „Aber zweierlei Korn. In den großen Säcken Weizenkorn. Und mitten in jedem großen Sack ist ein kleiner, und da habe ich Salpeterkorn drin.“

„Pulver!“

„Bleib nur sitzen, junger Heiliger. es geschieht dir nichts. Kannst sogar Tabak rauchen, wenn du willst, es greift nichts durch.“

jung sei, das werde er doch können. Sie habe etwas weihen zu lassen.

„So bringe es her, ich will den Segen gerne sprechen“, entgegnete Augustin. Hanai eilte hinweg und kam bald zurück mit einer schweren dreispießigen Stallgabel.“

„Was willst denn damit?“ fragte der Priester.

„Baiern erstechen. Und ich bitt' dich gar schön, geistlicher Herr, thu' mir sie weihen!“

Das Mädchen stellte sich stramm hin, wie ein Soldat und stemmte den Stiel auf den Boden, dass die drei Spießen himmelwärts standen. Der Priester faltete die Hände, sprach ein lateinisches Gebet, welches er mit den deutschen Worten schloss: „Also sei gesegnet diese Waffe, dass sie Kraft habe gegen den Feind Gottes und Tirols, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit.“

„Amen“, sagte das Mädchen. „Vergelt's Gott, geistlicher Herr!“ Damit küsste sie ihm wieder die Hand, schwang die Gabel auf ihre Achsel und machte Kehrt.

Etwas später kam die Stallmagd Hanai zur Wirtin und bat, ob sie nicht einen Rest vom Mittagsmahle hinaustragen dürfe zu den Kastanien, dort sei ein Armer, der schon länger als einen Tag nichts zu essen gehabt habe.

„So trage ihm hinaus, was da ist“, gestattete die Wirtin. Und die Magd nahm einen Handkorb, that ein Stück Rauchfleisch, Kraut und ein Stück Brot in den Korb und eine kleine Flasche Rothwein, und trug solches Mahl hinaus zu den Kastanien.

Dort im Grase saß der schwarzbraune Antonio und rieb mit einem Lappen und feinem Sande den Lauf eines Gewehres.

Als der Bursche das Mädchen nahen sah, hub er an zu jodeln und zu jauchzen. Die Hanai stürzte auf ihn hin, hielt ihm mit flacher Hand den Mund zu: „Bist denn närrisch worden, Antonio! dass dich die Baiern hören und abfangen. Was thust denn da?“

„Den Stutzen thu ich schön machen.“

„Dem kannst du die Seele herausreiben, so wird er nit glänzend.“

„Nit?“ entgegnete der Antonio, „wenn er nit glänzt, dann mag ich ihn nit. Die baierischen Gewehre glänzen ja auch so schön!“

„Der Tiroler braucht seinen Stutzen zum Schießen und nicht zum Prahlen. Da hast was zu essen.“

„Durst habe ich“, sagte der Bursche und langte nach der Weinflasche.

„Das Trinken allein hilft nicht, mein Lieber, da wirst du schlecht treffen“, meinte die Hanai.

„Willst du wissen, dass ich treffen kann!“ rief der Bursche, legte den Gewehrkolben an die Wange und zielte nach einem Geier, der hoch über der braunen Felswand kreiste.

Sie riss ihm zornig die Waffe aus der Hand. „Du wirst noch alles verderben mit deinen Dummheiten!“ grollte sie. „Jetzt schießen da beim Haus!“

Der Antonio setzte sich ruhig wieder hin und begann zu essen, wobei er Messer und Gabel verschmähte, hingegen aber die Finger trefflich zu nützen verstand. Die Hanai saß neben ihm und schaute ihm zu, aber sie sagte nichts, wie wohl ihr's that, dass es ihm so mundete. Sie hatte an seinem Essen einen größeren Genuss als er selbst! er stillte sich nur den Hunger, sie stillte sich das Mitleid. Und als er sich gesättigt hatte, wischte er mit den Hemdärmeln die Lippen ab, schüttelte die schwarzen Mähnen, schaute mit seinen frischen freundlichen Augen auf das Mädchen und streckte die Arme aus, um ihren Nacken zu umschlingen.

„Na wart noch ein bissel“, sagte die Hanai, packte ihre Gefäße zusammen und gieng gegen das Haus.

Der Antonio blieb sitzen. Allmählich sank sein Oberkörper aufs Gras

der triumphierenden will ich selig sein. Eitel ist die Welt, den Frieden Gottes will ich haben in den Klostermauern und Gott dem Herrn mein Herzblut aufopfern. Ich weiß es noch recht gut, wie auf solche Worte dein Peter den Kopf geschüttelt hat und nichts dazu gesagt als: Augustin, Augustin! — Und dass ich ganz losgerissen bin von irdischen Banden, von Eltern, Geschwistern, Freunden und Bekannten, von allem, was mir lieb ist worden seit Kindheit auf Erden, habe ich den Rath eines geistlichen Seelenfreundes befolgt, habe mich getrennt vom Vaterlande, und in der Fremde, im fernen Welschland meinen Leib, meinen jungen Leib, lebendig begraben unter Klostermauern. Glaube mir, Schwester, ich habe es nicht bereut, ich bin nicht unglücklich gewesen die drei Jahre her. Ich habe im Kloster Stunden erlebt, die voll himmlischer Seligkeit gewesen sind. Wenn aus der Ferne manchmal ein schwacher Hall in die stillen Mauern hereindrang von dem Elende, der Unzufriedenheit und der Lasterhaftigkeit der Welt, da bin ich mir des heiligen Asyls so recht bewusst geworden und mir ist gewesen, als gehörte ich nicht mehr zu den Sterblichen, sondern vielmehr schon zu den Seligen. Nicht sagen kann ich dir's, meine Schwester, wie süß es ist, im Reiche Gottes zu leben. — Dann aber auf einmal die Nachrichten: Das Heimatland ist erniedrigt! Dein Volk daheim ergreift in zorniger Begeisterung die Waffen, um sein uraltes, heiliges Recht wieder zu erobern! Wie Posaunenschall war mir das, und mein Leib, mein irdischer Leib ward wieder lebendig und stand aus dem Grabe auf, und eine Stimme war in mir, laut und lauter ward sie mit jedem Tage: Heim musst du! Bei der Vesper rief sie es, am Altare rief sie es: Heim musst du! Und eines Tages, als ich die Messe las und die Hostie aufwandelte, da hörte ich von der Hostie deutlich das Wort: Augustin, gehe heim! — Es war kein Halten mehr, und niedergekniet bin ich vor dem Prior: Ich kann nicht anders, ich muss fort nach Tirol. Der Prior legte mir die Hand aufs Haupt: So geh, mein Sohn. Du bist jung und wirst in der streitenden Kirche Gott und dem heiligen Glauben dienen. Und wenn es vorbei ist, dann komme wieder. — Also bin ich da. Wieder daheim! Ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist. Und nun will ich wissen: wo ist dein Mann?"

„Er ist schon fort", antwortete die Wirtin. „Auf der Alm sind heute die Gewehre vertheilt worden und die Leute sind alle oben in den Hängen."

„Ich will auch ein Gewehr haben."

„Zwei Stutzen sind noch draußen in der Scheune unter dem Dach versteckt. Nimm einen. Und von meinem Mann das Sonntagsgewand kannst anlegen."

„Nur die Joppe. Ganz will ich den Priester nicht ausziehen."

Plötzlich fiel Frau Nothburga nun dem Bruder um den Hals, umarmte und herzte ihn und sagte: „Augustin! So gern wie jetzt hab ich dich noch nie gehabt. Dass du uns nicht verlassen hast in der Noth! — Aber beim Tageslicht darfst du das Haus nicht mehr verlassen, die Bütteln schnürfeln schon. Ruhe dich aus in meines Mannes Bett und wenn's dunkel wird, gehe ihnen nach. An der Mühlbacher Schlucht werden sie sich festsetzen. Die baierischen Regimenter sollen schon auf dem Marsch sein gegen unser Thal her. Auch Franzosen darunter. Langweilig wird euch nicht werden."

Als Augustin zur kurzen Rast sich in die Kammer einschließen wollte, kam die junge Dienstmagd Hanai herangeschlichen, küsste zuerst am Geistlichen den Zipfel der Kutte, dann die Hand und endlich rückte sie heraus, sie hätte eine schöne Bitte. Die Geistlichen seien alle verjagt, darum komme sie zu ihm, wenn er gleichwohl noch

ernsthaft dalag und die kleinen Hände wie betend über der Brust faltete. Lange stand der rauhe Krieger davor und blickte nieder auf dieses Bild des Friedens. — Mein Töchterlein, so dachte Peter bei sich, deine unschuldige Seele kniet jetzt im Traum vor dem allmächtigen Gott und betet für deinen Vater um Schutz und Beistand. Auch ich befehle dich, euch alle seinem Schutz und Schirm. — Als er sich niederbeugte, um auch des Mädchens Stirn zu küssen, hob dieses plötzlich die Arme, umfieng, immer schlafend, seinen Nacken und schrie mit heller Stimme: „Vater! Vater! bleib bei uns. Sie erschießen dich!“ — Dann sanken die kleinen Arme nieder, das Kind schlief weiter und schluchzte im Traume.

Schon früher war Augustin geweckt worden, der nun gerüstet vor der Thür stand. Frau Nothburga steckte dem Gatten noch ein Amulett in den Busen und dann giengen die beiden Männer ohne weiteren Abschied davon.

Es war schon spät, Frau Nothburga löschte das Licht aus und wollte sich zur Ruhe begeben, doch ward ihr im Bette so unheimlich, dass sie wieder aufstand. Sie öffnete das Fenster und horchte hinaus. Es war eine schwüle, finstere Nacht, am Himmel kein Stern, auf den Bergen einzelne Feuer. Die Straße öde, nur das ewige Rauschen des Eisack belebte die Luft. — So bange ward ihr, dass sie hinausschlich in die Stallkammer, um die Magd Hanai zu wecken. Aber die Magd Hanai war nicht da. — Alles ist davon, nur sie allein mit ihren Kindern im einsamen Straßenhause, von unendlichen Fährlichkeiten umgeben.

Zur Labe in der Angst wollte sie die Kinder sehen. Daher verschloss sie die Fensterbalken, zündete das Licht an und setzte sich hin zwischen die Bettchen. Hans schlief unruhig und hatte über der Decke beide Fäuste geballt. Marianna lallte mehrmals ein halbverständliches Wort im Traume. Das Mädchen pflegte manchmal im Schlafe laut und deutlich zu sprechen und sogar auf Fragen, die man ihm gestellt, verwunderliche Antworten zu geben. Kirchenlieder sang sie, und was am merkwürdigsten war, ganze Gebete und Sprüche sprach sie im Schlafe, die sie nie gehört hatte. Also kam der Frau Nothburga jetzt der Gedanke, sie könnte das schlafende und weissagende Kind leise fragen, was die großen Begebenheiten, die in Tirol nun anhuben zu geschehen, für ein Ende nehmen würden. — Aber sie hatte nicht den Muth, die Ereignisse zu beschwören und meinte wohl auch, es sei ein Frevel, dem Willen des Herrn vorzugreifen. Wolle Gott die Wahrheit kund thun, so habe er wohl auch andere Mittel, sie zu enthüllen; der Mensch solle seinen heiligen Rathschluss nicht versuchen.

Draußen war das ununterbrochene dumpfe Tosen des unbändigen Flusses. Manchmal, wenn wilde Wetter niedergegangen im Gebirge oder wenn im Lenze der Föhn in den Schnee gefahren, da hat der Eisack grausig krachend an die Grundfesten des Hauses geschlagen. Wie herbe und grausam ist die Natur, und doch wie kindlich, wie zornlos im Vergleiche zu wüthenden Menschenmassen! Schon eine einzige feindliche Hand kann in diesen Zeiten der Willkür das Haus an der Mahr verderben mitsammt den Bewohnern. Die beschützenden Männer sind alle fortgezogen. Das Haus ist wehr- und waffenlos.

Horch! Jetzt bewegt sich der Mund des schlummernden Mädchens. Worte flüstert es, anfangs undeutlich, bald klar und verständlich. In getragenem Tone spricht das schlafende Kind:

„Menschenherz, du kummervolles, komm zu mir. Birg dich an meine Brust. Meine Brust ist voller Gnaden und Liebe. Ich bin der Mächtige, der die Himmel trägt. Ich verlasse dich

hin, das Gesicht gähnend gegen die Kronen der Kastanienbäume gewendet trillerte er:

„'s gibt ka Kurzweil nimmer,
's is a dumme Welt,
Na, der neue Brauch, der gfallt mir nit.
Jauchzen soll ma nit,
Schießen soll ma nit,
Dirndel busseln soll ma nit.“

Er ist dem Vater nach!

An jenem Abende war um die Dämmerstunde in der ganzen Gegend kein Hausthor mehr offen. In vielen Höfen waren die Eingänge schwer verrammelt, sogar die Fenster mit Latten und Balken vernagelt, und still war es in den Häusern, als wäre alles hinausgestorben. Die nicht fortgezogen waren, hatten sich wohl gar in die innersten Gelasse, in die Dachwinkel oder in die Keller versteckt.

Auch das Wirtshaus an der Mahr war frühzeitig geschlossen worden, es meldeten sich doch keine Gäste mehr und was auf der Straße war, das eilte hastig vorüber. Nicht einmal eine baierische Patrouille war heute zu sehen, die Soldaten waren zusammengezogen worden und compagnieweise gegen die Klemme und gegen den Brenner geschoben. Rückwärts an der Felswand war Peter herangesprungen und auf sein Zeichen wurde ihm die hintere Thür des Hauses geöffnet. Er kam, um das letzte Schussgewehr, das im Hause war, zu holen.

„Wie steht's?“ flüsterte ihm sein Weib die Frage zu.

„Es steht gar nicht mehr, es geht schon“, antwortete Peter. „Da oben vom Berge aus kannst du das Schießen hören von der Eisackschlucht her. Hinter Mittewald arbeiten sie schon. Auf dem Sterzinger Moos geht's auch um, dort steht der Sandwirt mit den Passeirern und Etschthalern. Und die Franzosen überall, als ob sie aus dem Boden hervorwachsen thäten. In der vorigen Nacht soll hier ein ganzes Regiment durchgezogen sein. Vom Etschthal her. Mit Kanonen. Es kann wild werden. Wir vom Brixenthal stehen an der Mühlbacher Klause. Alle Hänge und Wälder sind besetzt. Was schon für Leute beisammen sind! gar nicht glauben kunnt man's, dass es so viele Mannleute gibt im Gebirg. Und kommen ihrer immer noch mehr herbei, können gar nicht erwarten auf das Zuschlagen. Wie sie wohl thut, diese frische Luft, Gottlob!“

„Die heilige Jungfrau Maria soll euch beistehen!“ sagte Frau Nothburga.

„Sei tapfer, Weib“, versetzte jetzt Peter und nahm sie an beiden Händen. „Deine Aufgabe daheim ist nicht kleiner als die unsere im Treffen. Gib acht auf die Kinder, dass dir keines davonlauft. Und wenn etwas sollte sein — unser aller Leben steht in Gotteshand! — so weißt es, was zu thun ist. Die Wirtschaft ist geordnet. Keine Schulden, auch kein Barvermögen. Ist keines nöthig. Mit Fleiß und Arbeit wie bisher und mit der Hilf' Gottes. Die Kinder erziehe in Rechtschaffenheit, Treue und Wahrhaftigkeit, und niemanden fürchten, als Gott den Herrn. — Schlafen sie schon?“

Frau Notburga nickte mit dem Haupte, hielt sich die Schürze vors Gesicht und weinte hinein.

„Ist mir lieb, dass sie schlafen“, sagte Peter, „sehen will ich sie doch.“

Er trat in die Stube, wo die drei Kinder, jedes in seinem weißen Bettchen, friedlich schlummerten. Zuerst gieng er zum Hans und machte ihm mit dem Daumen ein Kreuzzeichen über das schöne Gesicht. Fast trotzig waren jetzt die frischen Züge des Knaben, als träume er vom Kämpfen. Hernach gieng Peter zum kleinen Matthias, der süß wie ein Engel in der Wiege lag und im Schlafe ein wenig lächelte. Er neigte sich nieder über das Kind und drückte einen sanften Kuss auf das weiße Stirnchen. Endlich kam Peter zum holden Mariannlein, das mit rosigem, von weichen Haarlocken umwallten Gesichtchen gar

Tage schier vergessen; das Kind muss daran denken, dass die Thiere ihren guten Appetit sich durch kein Menschenschlachten verkümmern lassen. Die Hanai war ja davongegangen.

Das Stallthor war nicht gesperrt, es stand halb offen. Die Rinder rasselten schon ungeduldig an ihren Ketten. Die Schafe blökten, allein Hans war auch hier nicht.

„Und das weiße Lämmlein ist auch nicht da!" rief die kleine Marianna.

Eilends lief Frau Nothburga um das Haus herum, rief nach dem Knaben, rief auf die Straße hinaus, aber es war vergebens.

„Er ist dem Vater nach!" sagte das Mädchen.

„Er is dem Atta nach!" rief auch der kleine Matthias fast in jubelndem Tone.

Die Mutter rang ihre Hände: „Gott im Himmel, welch eine Zeit!"

Wer kauft Lämmer?

Und durch das vom Kriegslärm wiederhallende Thal wandelte der Knabe mit dem weißen Lamm. Auf der Straße außer dem Bereiche der Mutter war er einen Augenblick stille gestanden, um zu horchen. Geschrei, Gerassel, Glockenläuten, Pferdegewieher von allen Seiten. Aus der oberen Gegend, wo durch die finsterbewaldete Schlucht der Eisack hervorkam, dröhnten Kanonen. Nach dieser Richtung eilte Hans, der Wirtssohn von der Mahr.

Von der wildbewegten Straße ab schlug er den Feldweg ein und erreichte dort einen alten Mann, der auf dem Rücken eine Ladung von „Herrgötteln" hatte. Sie waren in verschiedenen Größen für Kirche wie für Haus und Wegsäulen gemacht, sie waren aus Holz geschnitzt und sorgsam bemalt. Aus dem Pitzthale war der Mann, war friedsam und fromm mit seiner christlichen Ware die weiten Straßen gezogen und sah sich nun plötzlich mitten unter Soldaten, die ihn verhöhnten, anstatt etwas zu kaufen, die grausam fluchten über ein bigottes Volk, das den hölzernen Christusen vor lauter Inbrunst die Zehen wegküsse und meuchlings aus dem Hinterhalte auf Menschen schieße. — Der alte Hausierer verstand es gar nicht, wie das gemeint war; als er aber einen Franzosen, der eben erst ruhig des Weges geritten war, plötzlich vom Pferde fallen sah, getroffen von einer Kugel aus dem Gebüsche, da verstand er es und murmelte in seinen weißen Bart: „Geschieht euch recht. Hat euch wer gerufen ins Tirolerland herein?"

Diesen Alten erreichte nun der Knabe und rief ihm zu: „Herrgöttelmann, kauf' mir mein Lamm ab!"

„O Kleiner!" sagte der Alte, „wagst dich denn aus bei einem so schlechten Wetter? Wohin willst denn mit deinem Schafkind?"

„Verkaufen."

„Schafbraten jetzt, wo Menschenfleisch so wohlfeil wird? Wie viel willst denn für dein wollenes Rössel?"

„Dass ich mir einen Stutzen kann kaufen", sagte der Kleine.

„Geh, was brauchst denn du schon ein solches Rauchröhrl? Ein Christusel geb ich dafür, dass du's deiner Mutter kannst heimbringen."

„Ich will einen Stutzen zum Schießen", rief der Knabe fest und entschieden. Damit eilte er voran und ließ den Alten zurück.

Beim Wirt zu Neustift sprach er vor. Es war aber auch hier das Thor geschlossen und zum Fenster fragte eine alte Frau heraus, was er wolle.

„Wer kauft Lämmer?"

„Hast du Hunger?"

„Ein Schussgewehr brauch' ich."

„Kind Gottes, es gibt für die Großen ihrer nicht genug."

Der Knabe zog weiter. Das Lamm blökte, so stellte er es auf den grünen Rasen der Wiese, dass es Gras fressen solle. Das Thier machte sich dran mit

nicht. Erbarmen habe ich den Betrübten, Hilfe den Sinkenden. Deine Feinde, vor denen du heute zitterst, liegen morgen zerschmettert zu meinen Füßen. Der Herr bin ich. Nichts besteht vor mir, als das reine demüthige Herz. Lass fließen das Wasser von deinen Augen und vertraue dich mir. Lass fließen den Thau auf deine heiße Angst und sinke in meinen Arm. Ich bin deine feste Burg. Ich bin dein gewaltiger Herr und dein treuer Freund. Alles was du Leides hast, lege in meine Hand. Alles was du Liebes hast, lege es an mein Herz. Ich bin dein erbarmender, liebender Gott . . ."

Also hatte das Mädchen mit feierlicher Stimme gesprochen, dann schwieg es und schlummerte ruhig weiter.

Von der Fülle des Trostes überwältigt, sank Frau Nothburga auf die Knie und Frieden senkte sich nieder auf ihren müden Leib.

Als sie am Bette des Kindes kauernd wieder erwachte, war die Kerze herabgebrannt und zu den Spalten der Fensterbalken leuchtete heller Tag herein. Im Lichte der geöffneten Fenster schlug zuerst Hans die Augen auf, richtete sich rasch empor, blickte in der Stube umher und rief: „Ist der Vater schon fortgegangen?"

Als das die Mutter bejahte, schwieg er und kleidete sich an. Es kam die Morgensuppe, er aß sie schweigend. Frau Nothburga schaute zum Fenster hinaus. Die bereits hoch am Himmel stehende Sonne sog den leichten Wolkenschleier auf. Die Straße rasselte mancher Wagen heran, von schnaubenden Pferden gezogen; an einem fehlte das vierte Rad, auf seinem Stroh lag ein Menschenkörper. Über die Auen sprengten Reiter dahin. Von der Ebene bei Brixen her schimmerte eine wogende Masse von Soldaten in allen Farben, und Trompetenstöße zerrissen die Luft. Über Neustift, Valun und anderen Dörfern lag eine blaue Rauchschichte und hoch oben bei Sanct Leonhard standen mehrere Höfe in Flammen. Manchmal war ein seltsamer Schlag in der Luft, im Rauschen des Eisack konnte man es aber nicht unterscheiden, ob es Kanonenschüsse waren, oder anderer Lärm.

Mehrmals pochte es unten am Hausthore und fremde Stimmen polterten und fluchten. Frau Nothburga schloss wieder die Fenster, zündete eine geweihte Wachskerze an und sagte: „Kinder, kniet nieder, wir wollen beten."

Sie knieten um den Tisch herum, selbst der kleine Matthias that es, faltete die Händchen und lallte mit drein, als sie laut anhuben, den Rosenkranz zu beten von den „schmerzhaften Geheimnissen" des Leidens und Sterbens Jesu. Als der Rosenkranz vorüber war, betete Frau Nothburga aus dem Buche laut die Litanei für Sterbende. -- Sie fallen hin und haben keinen Zuspruch und keine Anrufung, dachte sie und opferte ihr Bitten und ihre Stoßseufzer für alle auf, „die zu dieser Stund' müssen abscheiden und vor das Gericht Gottes treten". — Wer weiß, für wen sie betet!

Nach vollbrachter Andacht war ihr wieder etwas tröstlicher zumuthe, da schaute sie um und sah Hans den Knaben nicht. Er wäre während des Gebetes zur Thür hinausgegangen, wusste die kleine Marianna zu berichten. Allsogleich stellte ihm die Mutter nach, er war aber nicht im Vorhause, nicht in der Küche, nicht auf dem Dachboden, nicht unten in dem heute so öden Gasthause — er war nicht da. Die rückwärtige Thür war aufgeriegelt.

Frau Nothburga erschrak schon, aber die kleine Marianna, die auch im Wachen ihr wie zum Troste gegeben schien, sprach die Vermuthung aus, der Hans würde im Stalle sein, bei seinem weißen Lämmchen. In der That, des Stalles und seiner Bewohner hatte die Hausfrau an solchem

nur für einen Moment, schon fassten ihn zwei andere, und die übrigen hatten ihre Gewehre von den Schultern gerissen, wussten aber nicht, wohin zielen, denn sie sahen nur Gebüsche, Bäume und Steine, aber keinen Feind. So schossen sie aufs Gerathewohl gegen das Buschwerk hin, wo eben wieder frischer Rauch aufwehte.

Sie waren mitten im Treffen. Aus der Schlucht hervor brachen Baiern und Franzosen. An die Lehnen kletterten sie hinan; viele purzelten zurück in die Tiefe; auf andere hatten sich Bauern gestürzt und sie rangen miteinander bis aufs Messer. Aus einem Strauche hervor sprangen etliche Tirolerschützen herab zur Straße und auf die Kanone los. Ross und Reiter stürzten, da sprang mit verhängten Zügeln ein Rothmantel herbei und spaltete mit dem Säbel einem stattlichen Landjäger das Haupt.

Der Knabe Hans, als er den so furchtbar Zugerichteten am steilen Flussufer liegen sah, stürzte mit einem lauten Schrei auf ihn hin, warf sich an die Brust des Todten und rief in wilder Verzweiflung: „Mein Vater! Mein Vater!"

Mehrere der feindlichen Männer standen einen Augenblick vor diesem herzzerreißenden Bilde. Endlich sagte einer, auf den Erschlagenen blickend: „Schade, den hätten wir lebendig haben sollen. Es ist der berüchtigte Mahrwirt."

Immer mehr füllte sich der Platz mit Kämpfenden. Die Franzosen führten ununterbrochen ein heftiges Geschrei, das von Trompetenstößen schrill durchschnitten wurde. Die Tiroler hinter ihren Verschanzungen zielten ruhig und schweigend und fast bei jedem Schusse purzelte ein Mann. Der Knabe Hans war bei den Gewirre entkommen. Behendig wie eine Katze kletterte er an einem Felsschrunde hinan gegen die Schützen. Unter finsteren Fichten trat der Kreuzwirt von Brixen auf ihn zu und sagte: „Armer Hans, dein tapferer Vater! Er starb für Gott und Heimatland, er ist schon im Himmel."

„Mein Vater? das ist nicht wahr!" rief der Knabe entsetzt.

„Du hast es doch selber gesagt!"

„Wenn's nur das ist, dann wird mein Vater noch nicht im Himmel sein. Er ist auf der Welt und wird noch schießen."

„Du hast ihn doch aber fallen gesehen da unten!"

„Ich habe es nur gesagt", antwortete der Knabe.

„Warum hast du es gesagt?"

„Es war ja ein anderer."

„Warum hast du es gesagt?"

„Damit sie meinem Vater nicht mehr nachstellen."

(Fortsetzung folgt.)

hastigem Schnautzlein. „Eil' dich nur!“ redete ihm der Knabe zu. „Lange kann ich dir nicht Zeit lassen. Mir ist wohl leid, dass du fort musst, aber müssen der Vater und der geweihte Vetter und die anderen auch fort. Ja, wenn du ein Löwe wärest, da hielte ich dich schon bei mir, aber du bist ein Lamm. Du bist viel zu gut, mein armes, herziges Lämmerl du!“ Er koste es und dann gieng's wieder fürbass.

Bei Schabs, wo er wieder auf der Straße war, holte ihn ein rasselndes Fuhrwerk ein. Vier Pferde und acht Baiern schleppten eine Kanone daher. Einer der Soldaten packte den Knaben mit dem Lamm, hub sie empor und mit dem Worte: „das sind die Rechten!“ setzte er beide auf die Kanone, so dass der kleine Hans, das gewaltige Erzrohr zwischen den Füßen, förmlich darauf ritt. — Auch gut, dachte er sich, blieb ruhig sitzen und presste seinen Liebling mit beiden Armen an die Brust.

„Nun, junger Tiroler, reitest du auch gegen die Baiern?“ spottete der Soldat.

„Ja“, antwortete der Kleine trotzig.

„Wessen Sohn bist du, tapferer Held?“

„Des Mahrwirts.“

„Des Mahrwirts? des Aufrührers? des Verschwörers?“ riefen mehrere der Söldner zugleich.

Der Knabe schwieg und biss sich in die Lippen. Ein böses Wort war ihm entsprungen. Das konnte ein Unglück geben, er war sich rasch darüber klar. Der Mahrwirt war gehasst von den Baiern. Nun werden sie den Sohn gefangen halten und schweres Lösegeld für ihn begehren. — Oder gar den Vater zwingen, sich zu stellen für die Freiheit des Sohnes, dachte der Knabe. Nein, eine solche Freiheit brauche ich nicht, lieber stürze ich mich vom Felsen hinab.

„Also des Mahrwirts Sohn!“ sagte der Soldat noch einmal. „Da willst du deinen Vater suchen, nicht wahr? Und ihm einen Lammbraten bringen zum Siegesmahl, wie? Er ist gewiss da oben mit den Rebellen? Wird wohl so sein, nicht wahr? Na, Bürschel, wir werden ihn schon finden. Er wird uns schon entgegenkommen, er will die Baiern ja lebendig spießen, nicht wahr? ein wackerer Mann, dein Vater. Wir wollen ihm auch eine recht große Ehre anthun. Auf dem allerhöchsten Baum, nicht wahr? Oder viertheilen? dass sie in jedem Viertel Tirols ein Stück kriegen von ihm, wie?“

Der Knabe zuckte ein wenig mit den buschigen Augenwimpern, schwieg und blieb sitzen auf der Kanone, als ob er angegossen wäre. Aber kläglich blökte das Lamm. Das schwere Geräde holperte ächzend weiter, sie kamen schon gegen die Waldschlucht, wo aus den Tiefen und von den Hängen bläulicher Rauch aufstieg. Dort und da konnte man ihn wie weiße Springbrunnen hervorschießen sehen und dabei war ein Geknatter zu vernehmen, als brächen im Walde alle Baumstämme nieder.

„Siehst du, Junge, da geht's ja lustig zu!“ sagte der gesprächige Soldat zum Knaben. „Wir wollen es einmal ausrufen, dass wir einen jungen hübschen Tiroler bei uns haben, wie? Die Herren Bergschützen sollen doch einmal unsere Kanone aufs Korn nehmen. Vielleicht will's der Mahrwirt selber thun, nicht wahr? Der ist ja überall voran.“

Ein rascher Sprung auf die Straße, beinahe wäre unser Hans entkommen, aber der Baier erhaschte noch seinen Arm und sagte in ganz gemüthlichem Tone: „Oha! Wir bleiben noch beisammen.“

Das Lamm war von den Rädern zermalmt und sein rothes Blut färbte die staubige Straße. In demselben Augenblick zuckte der gesprächige Soldat zusammen, fuhr mit beiden Händen an den Kopf und stürzte zu Boden. Der Knabe war frei, aber

„Was thut Ihr, Hildegunde? . . . In so verabscheuungswürdiger, entsetzlicher Weise zeigt ihr Euren ungegründeten Hass, Eure sinnlose Verblendung? In meiner Gegenwart sogar wagt Ihr, diese Unschuldige mit gezückter Waffe anzufallen wegen eines thörichten Argwohns? Kein Gefühl hat mich hieher geführt, das nicht mit der Ehre vereinbar wäre, die mir nicht weniger als Euch zu allen Zeiten heilig gewesen ist. Ihr selbst seid schuld, und Eure blinde Eifersucht, dass ich, um Euch zu schonen und durch offenes Einschreiten Euren Rachedurst nicht noch mehr zu entflammen, diese Stunde wählte, um Blanka zu sagen, dass ich nicht länger sie Euren Misshandlungen — denn sie sind mir nicht verborgen geblieben — ausgesetzt wissen wolle, und dass ich sie mit einem meiner Lehensleute zu vermählen gedenke, der sie von hier hinwegführt, dem Bereich Eures Grolles entrückt, sicher und glücklich lebe, wie sie es verdient. Dies, bei meinem Ritterwort, ist der ganze Hergang meiner Zusammenkunft mit Blanka, die rein ist und schuldlos wie Wenige. Ihr aber seid der böse Engel des Hauses, Ihr habt nicht bloß dies edle Geschöpf bis zur Verzweiflung gequält, ihr seid von allen Bewohnern meines Schlosses gefürchtet und gehasst. Aber Ihr sollt, nachdem Ihr mich bisher nur als liebenden schonenden Gemahl gekannt, fortan erfahren, dass ich auch Euer Herr bin."

Mit diesen Worten ließ der Graf den noch immer festgehaltenen Arm seiner Gemahlin los, Hildegunde biss sich in die Lippen vor Scham und Wuth. Ihr Antlitz flammte bald purpurfarbig, bald bedeckte es sich mit tödtlicher Blässe. Aber grausame Gemüther sind in der Regel auch feig und lassen sich leicht einschüchtern; der ungewohnte Ton, in welchem der Graf zu ihr sprach, lehrte sie bald, dass Verstellung für den Augenblick ihre einzige Waffe sei.

Sie schwieg eine Zeitlang und sagte dann mit dem Ausdruck der Zerknirschung: „Vergebt mir, lieber Gemahl; ich sehe mein Unrecht ein. Meine Liebe zu Euch, meine Eifersucht hat mich zu weit geführt. Ich glaube Eurer Versicherung, dass nur die Absicht, die Ihr mir angegeben, Euch zu Blanka geführt hat. Vergebt mir also und lasst Blanka, wo sie ist. Ich will sie fortan nicht mehr als eine Dienerin, ich will sie wie eine Freundin behandeln."

Der Graf blickte schweigend auf Blanka. Diese stand einige Augenblicke wie schwankend, dann aber überließ sie sich der edlen Regung ihres Herzens, die keine Zweifel an der Aufrichtigkeit dessen, was die Gräfin eben gelobt hatte, aufkommen ließ; sie ergriff die Hand der Gebieterin, dieselbe Hand, die eben noch ihr Leben bedroht hatte, und bedeckte sie mit Küssen. „Ich bitte Euch", sagte sie, „verzeiht mir, was ich unwissentlich Euch Unangenehmes bereitet habe. Hier in diesem Schlosse erblickte ich das Licht der Welt; an dieses Schloss knüpft sich all mein Glück und jede Erinnerung, die mir theuer ist. Wie gerne werde ich daher auch fortan hier weilen, wenn Ihr mir nur Eure Gewogenheit und Eure Nachsicht schenken wollt!"

Hildegunde küsste Blanka; die Gemüther schienen beruhigt, aller Zwiespalt geschlichtet. Der Graf und die Gräfin zogen sich zurück.

In den nächstfolgenden Tagen behandelte die Gräfin Blanka in der That mit vielem Wohlwollen. Kein Mensch, am wenigsten Blanka selbst, ahnte, welche Pläne Hildegunde in ihrem unversöhnlichen Herzen bewahrte. Es war seit jener verhängnisvollen Nacht, in welcher das stolze Weib vor Blankas Augen eine so tiefe Demüthigung erfahren hatte, bei ihr eine festbeschlossene Sache, Blanka aus dem Wege zu schaffen.

Während sie die schlauesten Mittel

Die weiße Frau im Schlosse von Collalto.

Eine venezianische Sage von Robert Hamerling.

(Schluss.)

Blanka saß eben traurig über ihre Arbeit gebeugt, auf die im Stillen manche Thräne fiel. Plötzlich hörte sie Schritte sich ihrer Kammer nähern. Sie erhebt sich, während der Graf eintritt. Erschreckt und zitternd ruft ihm Blanka entgegen: „Herr Graf, warum zu dieser Stunde? . ."

„Weil mir keine andere Wahl blieb", versetzte der Graf. „Beruhige dich. Ich weiß, was dich veranlasst hat, meinen Beistand anzurufen. Die bösen Launen, die du von meiner Gemahlin zu ertragen hast, sind mir nicht unbekannt. Ich komme dir zu sagen, dass ich auf einen Ausweg bedacht bin, dich vor ihren Verfolgungen in Sicherheit zu bringen. Für den Augenblick könnte ich dir nichts anbieten, als Zurückziehung in ein Kloster; besser aber wäre es vielleicht, wenn du dich entschließen wolltest, dich mit einem meiner Untergebenen zu vermählen, der dich anderswohin führen würde."

„Ihr seid mein Gebieter", versetzte Blanka, „und ich bin gewohnt zu gehorchen; aber wenn Ihr beschlossen habt, mich zu vermählen, so gebt mir, dies einzige erflehe ich von Euch, nicht Sinibald zum Manne. Und wisset, dass, wenn Eure Hilfe zu lange zögert, ich verloren bin." Mit diesen Worten warf sich das Mädchen flehend zu den Füßen ihres Gebieters.

In diesem Augenblick vernahm man ein kurzes Geräusch, die Thür flog auf und an der Schwelle stand Hildegunde mit fliegendem Haare, mit rollenden Augen, die, als sie Blanka in flehender Stellung vor dem Grafen erblickte, einen Ausdruck unbeschreiblicher Wuth annahmen. In der Rechten Hildegundens blitzte ein Dolch, den sie hoch emporhob, bereit, sich auf ihr Opfer zu stürzen.

Hildegunde war zufällig erwacht, hatte die Abwesenheit ihres Gatten bemerkt, und augenblicklich durchzuckte sie die Ahnung, er habe sich zu einem Stelldichein mit Blanka begeben. Sie verließ das Lager, ergriff einen Dolch und flog mehr als sie gieng zum Gemache Blankas.

Wie gelähmt vor Wuth stand sie einen Augenblick an der Schwelle, das gezückte Mordwerkzeug in Händen! jetzt aber stürzte sie vorwärts, auf Blanka zu, und über der Schuldlosen, die, von Schreck erstarrt, in ihrer Stellung verharrte, funkelte der Dolch, um im nächsten Augenblicke sich in ihre Brust zu tauchen . . . .

In demselben Moment aber ergriff die kräftige Hand des Grafen den gehobenen Arm der Rasenden, so kräftig, dass die Waffe ihrer Faust entfiel. Den ernsten und festen Blick auf sie gerichtet, sagte er in einem Tone, dessen Ruhe und Nachdruck ihr alle Kraft des Widerstandes raubte:

schlossenen Raum bildete. Sie ließ vorderhand noch einen kleinen Eingang offen. Während der Nacht schleppte sie selbst ihr unschuldiges Opfer mit der Wuth einer Tigerin an diesen Ort, zwang sie, in den abgeschlossenen Raum einzutreten und ließ dann den Eingang bis auf eine sehr kleine Öffnung zumauern. Durch diese Öffnung wollte sie der lebendig Begrabenen, um ihre Qual zu verlängern, eine Zeit lang kärgliche Speise reichen. Alles dies wurde ganz im Stillen ausgeführt, nur ein einziger Diener der Gräfin war von ihr ins Vertrauen gezogen und mit dem Tode bedroht, wenn er jemals das Geringste von dieser Sache verlauten ließe.

Vergebens flehte die unglückliche Blanka, wenn Hildegunde sich ihrem Kerker näherte, um sich an den Wehklagen ihres Opfers zu weiden, diese um Mitleid und Erbarmen an. Bitterer Hohn und maßlose Beschimpfungen waren die einzige Antwort, die ihr zutheil wurden, und so schleppte sie ihr elendes Leben hin, jeden Tag den Tod als den Befreier von ihren Leiden herbeiwünschend.

Früher als die Gräfin erwartet hatte, erhielt sie die Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr ihres Gatten. Sofort ließ sie die kleine Öffnung in Blankas Kerker vollends zumauern, und das schuldlose Opfer weiblicher Rachsucht starb nach wenigen Tagen den Tod Ugolinos. Die Mauer wurde derart hergestellt, dass niemand die im Gemache vorgenommene Veränderung bemerkte.

Guiscard war in sein Schloss zurückgekehrt. Eine der ersten Fragen, die er an Hildegunde richtete, war die nach Blanka.

„Blanka ist entflohen", versetzte die Gräfin, „und ich habe keine weitere Kunde von ihr erhalten."

Zornig rief Guiscard: „Ich werde sie zu finden wissen."

Aber vergebens waren auch seine Nachfragen bei den Hausgenossen. Alle bestätigten, dass Blanka plötzlich verschwunden, und wussten nichts Weiteres anzugeben. Ein schrecklicher Verdacht stieg im Gemüthe des Grafen auf, aber vergebens sann er auf Mittel, sich über die Wahrheit seiner Muthmaßungen Gewissheit zu verschaffen.

Einen noch größeren Eindruck als auf den Grafen machte das Verschwinden Blankas auf Sinibald. Stolz auf seine neuen tapferen Thaten war er heimgekehrt, voll der Hoffnung, Blanka werde ihm ihre Liebe nun nicht länger versagen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf ihn die Kunde, Blanka sei spurlos aus dem Schlosse verschwunden. Schweigend und in unheilbaren Trübsinn versunken, durchschweifte er Tag und Nacht das Schloss, als wollte er eine Spur der Vermissten aufsuchen. Er blickte zuweilen mit ernsten, forschenden Augen die Gräfin an, und es schien ihm, als lese er in ihrem Blicke eine unheimliche entsetzliche Kunde. Eines Tages fand er Gelegenheit, sich ihr ohne Zeugen zu nähern. „Herrin", fragte er, „soll ich niemals erfahren, was aus Blanka geworden ist?"

„Wir sind beide gerächt — ich und du" — versetzte die Gräfin hastig mit dumpfer Stimme und einem Blicke, in welchem ein düsteres Feuer sprühte.

Sinibald schauderte. Er versank von diesem Tage an noch tiefer in nachdenkliches Schweigen, in schwermüthiges Brüten.

Aber auch an der Gräfin selbst gieng inzwischen eine merkwürdige Veränderung vor. Auch sie war schweigsam, ihre Miene war düster, verstört, Fieberglut brannte in ihren Augen.

In einer Nacht, zu vorgerückter Stunde, während das ganze Schloss in tiefem Schlafe lag, erscholl plötzlich ein entsetzlicher lauter Schreckens-

erwog, die sich ihr zur Ausführung ihres Racheplanes darboten, trat ein Ereignis ein, das ihre und Blankas Lage mit einemmale veränderte und ihr zur Ausführung ihrer Absichten die freieste Hand ließ.

Beständige Fehden und kriegerische Bewegungen beunruhigten zu jener Zeit das italische Land. Eben drohte ein neuer Ausbruch der Feindseligkeiten. Der Graf von Collalto, als Vasall des Römisch = deutschen Reiches, musste sich mit dem deutschen Heere vereinigen, das wieder in die lombardischen Ebenen herabgestiegen war. Sinibald begleitete seinen Herrn, dürstend nach neuen Abenteuern und hoffend, Blanka würde, wenn er mit frischen Lorbeern heimkehrte, doch endlich Wohlgefallen an ihm finden und ihm ihre Neigung nicht länger vorenthalten.

Der Graf verließ das Schloss, beruhigt über Blankas Schicksal durch die geheuchelte Schonung, mit welcher die Gräfin sie in letzter Zeit behandelt hatte. Als er seine Gemahlin scheidend an der Zugbrücke noch einmal umarmte, sprach er zu ihr die Worte: „Ich lasse in Euren Händen die Macht über alle meine Untergebenen, die hier im Schlosse zurückbleiben. Seid gerecht, aber handelt so, dass man Euch nicht bloß fürchtet, sondern auch liebt. Vor allem aber empfehle ich Euch Blanka."

Die Gräfin, in deren Gemüth jeder Funke, der hineinfiel, sogleich in heller Flamme entbrannte, fühlte den Hass und Rachedurst, von welchem sie durchglüht war, bei diesen Worten des Grafen, mit welchen er wieder seine wohlwollende Gesinnung für Blanka kundgab, mit verstärkter Gewalt in ihrem Herzen emporlodern.

Kaum hatte der Graf dem Schlosse den Rücken gekehrt, als Hildegunde allen Zwang, den sie bisher sich angethan, abwarf und den Antrieben ihres wilden und rachsüchtigen Charakters ohne Rückhalt folgte. Die geringsten Vergehungen ihrer Untergebenen strafte sie aufs grausamste, viele, die ihr nicht wohlgefällig waren, ließ sie in die unterirdischen Kerker des Schlosses werfen.

Gegen Blanka beobachtete die Gräfin ein düsteres, verhängnisvolles Schweigen, noch ungewiss, welches von den Mitteln, die sich ihr darboten, um an der Verhassten qualvolle Rache zu nehmen, sie wählen sollte.

Eines Morgens saß Hildegunde in ihrem Gemache auf dem goldverzierten Sessel, dem großen Spiegel gegenüber. Blanka ordnete ihren Haarputz. Wie gewöhnlich zeigte sich die Gräfin ungeduldig und launisch; sie stampfte mit dem Fuße und ergoss sich in einer Flut von Scheltworten. Blanka wurde zuletzt rathlos und erhob in ihrer Herzensangst die Arme zum Himmel mit einem flehenden Seufzer, Gott möge ihr seinen Beistand leihen, ihre Gebieterin zu befriedigen. Eben diese fromme Regung Blankas aber sollte seltsamerweise, wie die Sage will, die Veranlassung ihres Unterganges werden. Die Überlieferung im Volksmunde berichtet nämlich, die Gräfin habe jene Handbewegung Blankas hinter ihrem Spiegel bemerkt, und derselben eine Deutung gegeben, die sie zu einer groben Insulte gegen sie selbst stempelte. Sie glaubte nämlich, Blanka habe die spottende Geste gemacht, die man in Italien mit dem Ausdrucke far le corna, Hörner aufsetzen, bezeichnet.

Unmöglich wäre es, die Wuth zu beschreiben, von welcher Hildegunde in diesem Augenblicke ergriffen wurde. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass alle Rechtfertigungen, alle Schwüre Blankas vergeblich waren.

Noch am selben Tage ließ die Gräfin in einem abgelegenen Gemache des Schlosses heimlich eine Mauer in sehr geringer Entfernung von der Wand aufführen, so dass diese neu aufgeführte Mauer mit der alten Wand des Gemaches einen engen ver-

wohnern des Schlosses sollte es ein Geheimnis sein. Dennoch blieb Einiges von diesen geheimnisvollen Vorkommnissen im Schlosse nicht ganz unbemerkt und fand seine entsprechende Deutung. Die dunklen Gerüchte und Muthmaßungen, die in dem Schlosse die Runde machten, kamen bald der Wahrheit ziemlich nahe. Die nächtliche Bestattung, der offenbare Trübsinn des Grafen und Sinibalds, endlich die noch immer fortgesetzten Wanderungen der Gräfin während der Nacht, ihre Traumgespräche von Blanka und ihr Zurückschaudern vor eingebildeten Gespenstern, selbst am Tage, konnten nicht unbemerkt bleiben und ließen bald über den wahren Sachverhalt niemand mehr in Zweifel. Von da an verbreitete sich dumpfes Grausen in Callalto und die erschreckten Bewohner erblickten, nicht weniger als die Gräfin selbst, nächtlicherweile bald hier, bald dort Blankas gespenstige Gestalt, in den Hallen des Schlosses wandelnd.

Ohne Zweifel würde der Graf von seiner Gattin strenge Rechenschaft für ihre frevelhafte That gefordert haben, wenn nicht der qualvolle Seelenzustand, in welchem sie sich befand, seinen Zorn fast in Mitleid verwandelt hätte, obgleich in den Stunden, wo sie nicht den Schreckbildern ihres Gewissens preisgegeben war, sie sich stolz und übermüthig zeigte, wie vorher, und von dem, was sie in jenen Paroxismen gethan oder gesprochen hatte, nichts wissen wollte. Zufällig riefen den Grafen wenige Tage nach diesen Ereignissen gewisse Umstände von Collalto ab, und er unternahm eine kurze Reise nach Verona.

Sinibald, dessen Gemüth in der letzten Zeit, wie schon erwähnt, der tiefsten Verdüsterung anheimgefallen war, hatte sich von seinem Herrn die Gnade erbeten, im Schlosse zurückbleiben zu dürfen. Der Graf gewährte seine Bitte und empfahl ihm, über die Gräfin zu wachen und namentlich des Nachts bei ihren Wanderungen sie nicht aus den Augen zu lassen.

Die Nacht, die der Abreise des Grafen folgte, war voll düsterer und schauerlicher Vorbedeutung. Der Sturm tobte und heulte um die Mauerzinnen und Thürme des Schlosses und der Regen stürzte in Strömen nieder, heftige Donner rollten und wilde Blitze durchzuckten die pechschwarze Nacht und zerrissen auf Augenblicke die finstere Wolkenhülle des Himmels.

Sinibald stand unbeweglich an einem Fenster des Schlosses und betrachtete das grause Toben der Elemente. „Wie kommt das eben zur gelegenen Zeit!“ sprach er halblaut vor sich hin.

Die Mitternacht war herangekommen und Sinibald stand, während alles im Schlosse längst zur Ruhe gegangen war, harrend in dem Corridor, der zu dem Schlafgemache der Gräfin führte. Plötzlich öffnete sich die Thüre und die Gräfin trat heraus, mit geschlossenen Augen, mit fliegendem Haare, wie sie es fast in jeder Nacht zu thun pflegte, langsam die langen Gänge des Schlosses bis zur ehemaligen Kerkergruft Blankas durchschreitend. Leise folgte ihr Sinibald und betrat mit ihr das erwähnte Gemach. Wieder stand die Gräfin still, legte ihr Ohr lauschend an die Wand und rief Blankas Namen.

In demselben Augenblicke ergriff Sinibalds nervige Rechte den Arm der Gräfin mit krampfhafter Gewalt. Mit einem dumpfen Schreckensruf that die Traumwandelnde die Augen auf, sah das von wilder Glut flammende Auge des Kriegers auf sich gerichtet und sank mit dem neuen Ausrufe: „Gnade, Gnade!“ auf ihre Knie nieder.

„Verworfene“, rief Sinibald, „zitterst du nun?“

„Gnade, Gnade!“ wiederholte die Gräfin, tief entsetzt, mit gefalteten Händen.

ruf. Die Hausgenossen rafften sich auf, durchsuchten die Hallen und Gänge des Schlosses und fanden in einem der letzteren die Gräfin ohnmächtig am Boden liegend. Auch der Graf war inzwischen herbeigeeilt und fragte Hildegunden, nachdem man sie wieder zur Besinnung gebracht hatte, was ihr begegnet sei. Bleich und zitternd läſst sie den angstvollen Blick in der Runde schweifen, seufzt aus tiefer Brust und verlangt, statt aller Antwort, allein gelassen zu werden.

Immer mehr wurde die Ahnung, ein schreckliches Verbrechen sei im Schlosse begangen worden, dem Gemüthe des Grafen zur Gewiſsheit. In der nächsten Nacht lag er schlaflos, in seine Gedanken versunken. Da sieht er plötzlich schaudernd, wie seine Gemahlin sich vom Lager langsam erhebt, geisterbleich und mit geschlossenen Augen das Gemach durchschreitet und sich anschickt, dasselbe zu verlassen. Entsetzt verläſst auch der Graf sein Lager und folgt der Schlafwandelnden, die vor ihm her die langen Gänge des Schlosses schreitet und zuletzt in jenes Gemach eintritt, in welchem Blanka den Hungertod gefunden. Hier stand die Gräfin stille, die fast gespenstigen Züge grell vom einfallenden Lichte des Mondes beleuchtet. Dann näherte sie sich der Mauer, hinter welcher Blanka eingeschlossen war, und welche, wie schon erwähnt. jetzt ganz das Ansehen einer natürlichen Wand hatte, so dass niemand hinter derselben eine Fortsetzung des Zimmerraumes vermuthete. Dieser Mauer näherte sich die Gräfin und legte horchend ihr Ohr an dieselbe. „Blanka, Blanka, hungerst du?“ rief sie mit einer Stimme, die dem Grafen das Mark in den Gebeinen vor Schaudern gerinnen machte. Wie einer Antwort harrend, blieb sie noch eine Weile in ihrer vorigen Stellung, dann aber sank sie mit demselben Jammerrufe, den sie in der vorigen Nacht hatte vernehmen lassen, plötzlich wie leblos nieder. Da jedoch das Gemach sehr abgelegen war, so hörte diesmal niemand diesen Schrei. Der Graf begab sich in aller Stille zur Kammer Sinibalds, weckte ihn und befahl ihm, er solle ihm folgen.

Sinibald erreichte mit dem Grafen das bewuſste Gemach und fand, nicht wenig erschreckt, als er eintrat, die Gräfin ohnmächtig auf dem Boden. Der Graf befahl ihm, er möge ihm behilflich sein, die Gräfin in ihr Gemach zurückzubringen. Die beiden Männer trugen die Bewuſstlose fort und legten sie auf ihr Lager. Dann befahl der Graf dem Knappen, er solle, ohne irgend jemand zu wecken, Werkzeuge herbeiholen, die geeignet wären, eine Mauer zu durchbrechen. Sinibald gehorchte und erschien bald mit einigen Eisenwerkzeugen, die er in einem unbewohnten Winkel des Schlosses gefunden. Nun hieß ihn der Graf die Wand, an welche Hildegunde ihr Ohr gelegt hatte, durchbrechen. Die Mauer war sehr dünn, und das Gefüge wich bald den kräftigen Schlägen Sinibalds. Das rollende Gestein ließ in kurzer Zeit eine Öffnung sehen, aus welcher sofort ein Verwesungsgeruch hervordrang; als die Öffnung breiter wurde, zeigte sich der abgeschlossene enge Raum, und darin lagen die halbverwesten Reste Blankas.

Unmöglich wäre es, das Entsetzen der beiden Männer bei diesem Anblicke zu beschreiben, aber nur wenige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt. Als sie sich entfernten, verschloſs der Graf das Gemach und empfahl Sinibald das tiefste Stillschweigen. Am nächsten Morgen ließ er einen Sarg anfertigen, in welchen der halbverweste Leichnam Blankas von einigen vertrauten Dienern des Grafen gelegt, dann in der nächsten Nacht vom Kaplan des Schlosses eingesegnet und in der Stille zur Erde bestattet wurde. Nur die wenigen Theilnehmer an diesem Hergange wuſsten davon, allen übrigen Be-

Daphne.

Novelle von Sophie v. Khuenberg.

I.

Bei heftigem Sturm, auf offener See, mitten im großen stillen Ocean kam sie zur Welt, ein kleines, schwächliches Mädchen. Man gab ihr den Namen des Schiffes, auf welchem ihre Mutter sie geboren hatte, und nannte sie Daphne. Sie war das Kind armer Auswanderer aus Kärnten, die ihr kleines Gebirgsdorf verlassen hatten, voll thörichter Hoffnung auf ungeahnten Reichthum. Sie hatten in allem Leichtsinn der unbedachten, weltunkundigen Herzen ihr kleines Bauerngut verschleudert trotz mancher Warnung und mancher Thräne, die den Abschied schwer machte. Aber der Lentner Jakob gab nicht nach. „Wann der Friedl vom Großbauern dorten sei' Glück g'macht hat, warum soll'n mir net a übri fahr'n und an Sack Geld mit heimbringa — brauch'n kunnt'n mer's eh!"

Das war seine Meinung und die Mirzl, die ihn so herzhaft liebte, zog mit ihm, unbekümmert um Klatsch und Spott. Sie verkaufte ihre dünne Perlenschnur, das Andenken ihrer verstorbenen Mutter, und schlich sich mit List aus dem Hause ihres Vaters, der vom Lentner Jakob nichts wissen wollte. So zogen sie heimlich und freudig über Land und Wasser; aber sie hatten kaum das Schiff erreicht, als das Geld zur Neige gieng. Nothdürftig gekleidet, mangelhaft ernährt, standen sie mit anderen Leidensgenossen an Bord des Schiffes und starrten furchtsam hinaus in die graue, einförmige Masse von Luft und Wellen. Der Jakob stand bei seinem Weibe und sah hilflos in ihr blasses, trauriges Gesicht; „Muaßst net verzagt sein, Mirzl, wart' nur, bis ma amal drüb'n san, da wer i arbeiten, dass' a Freud is; derffst aber net trauri sein, weißt schon weswegen." Zärtlich drückte er ihre Hand, dann schlich er sich davon, um seine eigene stumme Verzweiflung einsam auszustürmen. Sein Kopf brannte und sein Herz hämmerte in schmerzhaften Schlägen. Am nächsten Tage packte ihn ein wildes Fieber, und wenige Nächte darauf war er todt. Bei hellem Mondenschein senkte man ihn ins Meer und sammelte unter den reicheren Passagieren des Schiffes für das arme, verlassene Weib.

Die Mirzl that keinen einzigen Schrei, als sie ihren Jakob todt sah. Sie presste den Mund zusammen und schaute mit leeren Augen zu, als sie ihn in sein nasses Grab legten. Nur einmal, des Abends, lehnte sie sich weit über Bord, als wollte sie ihm nachstürzen; aber etwas Unsichtbares hielt sie am Gewande fest und rief ihren Namen.

In den darauffolgenden Morgenstunden kam die kleine Daphne zur Welt. Der junge Schiffsarzt zerschnitt ein Paar seiner defecten Hemden und gründete so den ersten Kleidervorrath für das magere Würmchen. Die

Sinibald aber erfasste mitleidlos in wildem Grimme mit den Händen das Haupt der Gräfin und schleppte sie bei den Haaren an die Stelle, wo Blankas Leichnam gelegen hatte. „Stirb, Ungeheuer", rief Sinibald, „stirb desselben Todes, den du jenes engelreine Geschöpf sterben ließest!"

Hildegunde schrie mit der Stimme der Verzweiflung um Hilfe, aber ihr Ruf verhallte ungehört im Geheule des Sturmes, im Toben des Ungewitters, das in diesem Augenblicke seine Wuth zu verdoppeln schien. Eilig verschloss Sinibald die Öffnung des engen Kerkerraumes, für welche Verrichtung er schon die nöthigen Geräthschaften in dem Gemache bereit gehalten hatte. Als das Werk beendet war, verschloss Sinibald das Gemach aufs beste und nahm den Schlüssel mit sich fort, dann stieg er die Treppe hinab und begab sich an die Stelle, wo Blanka in die Erde gesenkt worden war. Dort kniete er lange Zeit im frommen Gebete. Dann begab er sich ans Thor und erklärte der Wache, dass er das Schloss verlassen wolle.

„Zu dieser Stunde?" versetzte der Thorwächter; „bei diesem entsetzlichen Unwetter?"

„Auf Befehl der Gräfin", sagte Sinibald.

Die Zugbrücke wurde niedergelassen und Sinibald entfernte sich.

Am folgenden Morgen wurde die Gräfin in ihren Gemächern von den Dienerinnen vermisst, und zu gleicher Zeit verlautete, dass Sinibald während der Nacht das Schloss verlassen. Man stellte einige Nachforschungen an, und als diese erfolglos blieben, sandte man rasch einen Boten nach Verona, dem Grafen das Verschwinden seiner Gemahlin zu melden. Einige von den Hausgenossen, die zufällig in den nächsten Tagen oder Nächten in die Nähe jenes abgelegenen und verrufenen Gemaches kamen, in welchem Blankas Leiche gefunden worden war, wollten ein dumpfes Gewimmer vernommen haben, nahmen dies aber für ein neues gespenstiges Phänomen und wagten sich nicht weiter, dem schreckenvollen Orte zu nahen.

Zwei Wochen verflossen, bevor der Graf in das Schloss zurückkam. Der Bote hatte ihn zu Verona nicht getroffen und es gelang ihm erst nach vielen Tagen mit Mühe an einem andern Ort ihn aufzufinden, wohin er sich begeben hatte, durch zufällige Umstände veranlasst.

Als der Graf heimgekehrt war und noch einmal eine sorgfältige Durchforschung des Schlosses anstellen ließ, da wurde zuletzt auch jenes von Sinibald fest verschlossene Gemach gewaltsam geöffnet, die von eben demselben zugemauerte Wand auf Befehl des Grafen neuerdings durchbrochen und hinter derselben der Leichnam der Gräfin aufgefunden.

Über Sinibald verlautete, dass er zu Venedig gesehen worden, und dort sich nach dem heiligen Lande eingeschifft habe; weiter erhielt man keine Kunde von ihm.

Blankas Name aber blieb verflochten mit dem Geschicke des gräflichen Hauses von Collalto. Sie war wie der gute, schützende Engel des Hauses. Standen fröhliche oder traurige Ereignisse bevor, so wurde Blankas Gestalt nächtlicherweile im Schlosse gesehen, in ersterem Falle weiß, in letzterem schwarz angethan. Die Sage von ihrem Erscheinen lebte fort bis spät hinein in die Zeiten des Verfalls der venezianischen Herrschaft.

Näheres über Daphne zu erfahren. Elf davon aus müßiger Neugierde. Dann ein durchziehender Budenbesitzer, der sich mit der dunklen Vorstellung trug, durch dieses Kind irgendwie zu Geld zu kommen; ein armer Pastor, Vater von sieben Kindern, der in überschäumender Nächstenliebe sich des Mädchens erbarmen wollte. Endlich Miss Paulet, eine reiche, junge Engländerin, die infolge einer Wette mit Sir Charles Wilkins die Verpflichtung eingegangen war, demselben von ihrer Fahrt nach Amerika etwas ganz Besonderes mitzubringen. Sie hatte halb Amerika durchforscht und nichts gefunden, das ihren verwöhnten Augen neuartig erschienen wäre. Schon glaubte sie mit leeren Händen heimkehren zu müssen, als sie auf der Durchreise in San Francisco den Artikel Mr. Rolphs zufällig las und sich plötzlich entschloss, die kleine Daphne mit sich zu nehmen.

Diese Idee erschien ihr so köstlich, dass sie laut auflachte und sofort nach einem Wagen telephonierte, der sie ins Bureau des „Truth" bringen sollte.

Unter den drei Bewerbern Daphnes war es für die elegante, schöne Engländerin nicht schwer, den Sieg davonzutragen.

Sie fuhr von dem Bureau des „Truth" direct nach dem Hause des Farmers und fand die kleine Daphne eben dabei, an einer Flasche wässeriger Milch zu saugen. Erstaunt drehte das Kind die großen runden Augen nach der schlanken Gestalt im hellen Kleid und als sich Miss Paulet zu ihm niederbeugte, ließ es den Stoppel los und verzog die vollen, feuchten Lippen zu einem komischen Lächeln.

Da schlug Miss Paulet die Hände zusammen und sagte: „Seht ihr wohl, sie liebt mich schon!"

Einige Stunden später lag die kleine Daphne im Hotel der Miss Paulet auf dem Schoße einer reichgeputzten Amme. Das winzige Köpfchen mit dem gekräuselten, blonden Haarschopf lag auf einer Flut von duftigem Spitzenstoff gebettet und mit rosigem Behagen gurgelte das Kind die ungewohnte kräftige Milch hinab, während Miss Paulet mit lächelndem Erstaunen zusah und darüber nachdachte, wie lustig es doch sei, die Mutter zu spielen, ohne jemals die keusche Unabhängigkeit seines Mädchenthums verleugnet zu haben.

Als Miss Paulet zum Entsetzen ihrer Tante, die bei ihr lebte, mit dem Baby nach London zurückkehrte, veranstaltete sie ein großes Fest in ihrem Palais, zu welchem auch Sir Charles Wilkins geladen war. Sie hatte eigenhändig mit ihrer großen festen Schrift folgendes Billet an ihn gesandt: „Ich bin am letzten Freitag von Amerika heimgekehrt und hoffe Sie morgen abends bei mir zu sehen. Ich kann es kaum erwarten, Sie zu begrüßen. Warum — sollen Sie erst bei Thee und Champagner erfahren. Ihre fröhliche Bessie Paulet."

In den großen, strahlenden Räumen hatte sich eine elegante Gesellschaft versammelt. Kunst, Wissenschaft, Sport, alle hatten ihre vornehmsten Vertreter entsendet, denn der Salon Paulet galt für eine wahre Stätte der Unterhaltung, und Miss Bessie, die schöne, etwas excentrische Millionärin, für eines der gesuchtesten Heirats-Objecte von London, um welches die gesammte vornehme Männerwelt wie ein Bienenschwarm kreiste. Niemand wusste noch um die heimliche Verlobung mit dem jungen Advocaten Charles Wilkins, und so mancher gab sich der stillen Hoffnung hin, ihr weltfrohes Herz endlich zu bezwingen.

Man fand alle ihre krausen Tollheiten reizend wie sie selbst und niemandem fiel es ein, ihrem zwanglosen Benehmen andere Motive unterzuschieben, als die der eingewurzelten Lebensfreude und einem gewissen Hang zum Neuen, Ungewöhnlichen.

Mutter war zu schwach, es selbst zu nähren, und so fütterte man das kleine Ding bis zur Landung in New-York künstlich auf. Ein Farmer, der in der Nähe begütert war, und den der Arzt von seinem letzten Aufenthalt her kannte, nahm die Frau mit dem Kind bei sich auf, bis sie gesundet sei und sich selbst fortbringen könne. Sie ward aber siecher von Tag zu Tag und eines Morgens starb sie, mit dem Gefühle der Beruhigung, ihr Kind in guten Händen zu wissen.

Der Farmer und seine Frau sahen sich einen Augenblick rathlos an, über den Korb hinweg, in dem die kleine Daphne lag, mit dem rothen, verschrumpften Gesichtchen und den, wie zur Abwehr geballten mageren Händchen.

„Wir können sie nicht behalten“, sagte die Frau, „wir haben der Kinder genug.“

„Ich will mit Mr. Rolph darüber sprechen“, entschied der Farmer.

Er ließ seinen kleinen abgenützten Cab einspannen und fuhr nach der Stadt.

Mr. Rolph war Redacteur eines großen Blattes dort und dem Farmer für die Zustandebringung einer wichtigen Nachricht verpflichtet. Als er bei ihm eintrat, fand er ihn vergraben in einem Wust von Zeitungen, die langen Beine übereinander gelegt, den Kopf mit der spitzen Nase und dem spärlich gesäeten Bart über eine Depesche gebeugt, die er eben mit seinen nervösen, dünnen Fingern corrigierte. Er hob kaum den Kopf, als der Farmer ihn begrüßte.

„Ist es etwas Wichtiges, mein Freund?“ frug er rasch.

„Ja, Mr. Rolph, es wird Sie interessieren und gleichzeitig können Sie mir einen großen Gefallen erweisen.“

„So, also dann bitte, sprechen Sie, aber kurz, denn ich bin sehr beschäftigt.“

Der Farmer theilte ihm das Schicksal der kleinen Daphne mit und bat ihn um seinen Rath. „Wenn sich vielleicht jemand fände, der das Kind adoptieren wollte“, meinte er.

„Wir wollen sehen. Ich werde einen kleinen Artikel darüber schreiben. Verspricht das Kind hübsch zu werden? Das ist wichtig!“

„Du lieber Gott, ein Kind von sechs Wochen, wer kann das sagen! Aber die Mutter war lieblich, trotz ihrer Leiden, und die Kleine hat denselben frischen Mund.“

„Gut, das Fehlende wird dazu gedichtet; sobald sich jemand meldet, schicke ich euch Nachricht. Nur sorgt dafür, dass das Kind einen reinlichen, gesunden Eindruck mache! Adieu, lieber Hunters.“ Mit vielem Dank empfahl sich der Farmer, kaufte ein wenig neue Wäsche für das Kind und fuhr nachhause.

Am nächsten Morgen brachte „The Truth“ einen Artikel unter dem Titel: „Ein Kind des Meeres“. Mr. Rolph schilderte darin in dramatischer Weise das Schicksal Daphnes und stellte es beinahe als ein Glück, als eine Errungenschaft hin, sich dieses kleinen Wesens annehmen zu dürfen. Er sprach von der schlummernden Schönheit des Kindes, von den Talenten, die möglicherweise in diesem kleinen Hirne erwachen werden, „denn“ — so schloss der Bericht — „scheint es nicht beinahe, als ob das Geschick dies Kind mit Gewalt in eine bessere Sphäre drängen, es aus der Dunkelheit seiner Geburt erretten gewollt, um es einer noch unbekannten, aber vielleicht glänzenden Bestimmung zuzuführen?“ Der Artikel machte Aufsehen. Man sprach in New-York einen halben Tag lang von nichts Anderem, auch in europäische Blätter gieng die kleine Legende über, namentlich nach England wurde sie von übereifrigen Correspondenten ausführlich befördert. Am nächsten Morgen meldeten sich vierzehn Personen bei der Redaction des „Truth“, um noch

aus den weißen Ärmelchen hervorlugten, da begann er zu fürchten, dass das geliebte Mädchen den Verstand verloren habe. Bessie sah dies alles und weidete sich einen Augenblick an der grenzenlosen Bestürzung. Dann trat sie zur Amme und sagte mit Pathos, die schlanken Finger auf des Kindes Haupt gelegt: „Dieses holde kleine Wesen, das ich Mr. Wilkins als Gegengabe für seinen Löwen schenke — ist — Daphne, das Kind des Meeres!“ Ein erlösendes Lachen, begleitet von fröhlichen Beifallsrufen, weckte die kleine Daphne aus ihrem Schlummer. Sie verzog den frischen Mund und übertönte allen Lärm mit dem durchdringenden Geschrei eines gesunden Kindes.

Da trat die Amme mit der Kleinen den Rückzug an. Die Jury erklärte einstimmig, dass Miss Bessie die Wette gewonnen habe, und die alte Tante schlich erleichterten Herzens aus der Fensternische.

Charles Wilkins aber neigte sich zu Bessie und sagte halb lächelnd, halb ernst: „Wenn ich dies seltsamste Geschenk, das man erträumen konnte, aus Ihrer Hand empfange, so müssen Sie mir auch Ihre Hand selbst zugestehen, denn ebensowenig, als ich mich mit einem Kind befassen könnte, ebensowenig dürften Sie, als junges Mädchen, dies ferner thun. Und keinem von uns dürfte es in den Sinn kommen, dieses kleine Geschöpf, das ein scherzhafter Zufall uns in die Hände gespielt, herzlos einer ungewissen Zukunft neuerdings zu überantworten. Also lassen Sie uns Hochzeit machen, geliebte Bessie, und Daphne — sei unser erstes Kind!“

Da lächelte die schöne Engländerin ohne Prüderie und sprach: „Gut, wenn es Ihnen recht ist, so feiern wir noch heute das Fest unserer Verlobung!“

Bei schäumendem Champagner stellte Bessie der Gesellschaft ihren Bräutigam vor und selbst die alte Tante ließ sich beruhigt herbei, aus dem spitzen Kelchglas zu nippen . . .

Nachdem sich am frühen Morgen die Gäste zerstreut hatten und Charles Wilkins mit einem zärtlichen Kuss von Bessie Paulet geschieden war, trat die schöne Braut in das Zimmer der kleinen Daphne, die ihren ersten Frühschoppen an der Amme Busen trank, und flüsterte dem Kinde in das winzige rosige Ohr: „Du hast mein Glück gegründet, ich will dich dafür auch lieb haben, wie deine eigene Mutter es nicht besser könnte! . . .“

II.

Zwanzig Jahre waren verflossen. Daphne ist als reiche Miss Wilkins aufgewachsen und hat zwei Geschwister neben ihr aufblühen sehen, die sie zärtlich liebt. Sie hat keine Ahnung von ihrer wirklichen Herkunft; sie vergöttert ihre schöne Mutter und hängt mit herzlicher Neigung an ihrem Vater, der ihr in seinem biederen Ernst als das Sinnbild echter Männlichkeit erscheint.

Man liebt auch sie, denn sie ist klug und hold geworden, ein kräftiger Charakter und ein weiches Herz. Sie hat die beste Erziehung genossen und nichts in ihrem Wesen lässt sie fremd erscheinen inmitten des vornehmen Kreises, der sie umgibt; höchstens eine gewisse äußere Unähnlichkeit mit ihren Eltern.

Keines der ihr prophezeiten Talente ist ihr eigen, aber ein frischer, natürlicher Sinn für alles Schöne, eine gesunde ruhige Weltanschauung und eine gewisse Vorliebe für das Ländliche. Am liebsten reitet sie allein oder mit ihrem Bruder hinaus zu den Gehöften der Bauern, plaudert mit den einfachen Leuten, zeichnet die halbnackten, pausbäckigen Kinder in ihr Skizzenbuch, beschenkt die Armen und lässt sich erzählen, wie das Korn gerathen.

Aber als echte Engländerin treibt

Sie empfieng ihre Gäste mit fröhlicher Anmuth, in gewählter, einfacher Toilette aus weißer Seide und frische römische Veilchen im hellbraunen Haar.

Als Charles Wilkins ihre schöne, kräftige Hand küsste, lächelte sie ihn an aus ihren großen, stahlblauen Augen und sagte leise: „Erinnern Sie sich noch unserer Wette?“ — „Gewiss“, flüsterte er zurück, „und ich sehe es an Ihrem frohlockenden Gesicht, dass ich der Besiegte sein werde!“ — „Wer weiß?“

Bei dem Mahle erzählte sie Einiges von ihrer Amerikafahrt, unter anderem auch die Geschichte der kleinen Daphne, wie der „Truth“ sie veröffentlicht.

Man wusste davon und erinnerte sich gegenseitig an die Einzelheiten des Artikels.

Auch Charles Wilkins hatte den Bericht seinerzeit gelesen und sprach lässig die Vermuthung aus, dass man das arme Kind sicherlich zum Schluss einem Findelhause übergeben habe … Er bemerkte nicht das heimliche Lächeln der schönen Bessie und sah auch nicht die geängstigte Miene der armen Tante, die nach dem tollen Mädchen fragend hinüber blickte und dabei ihren köstlichen Bordeaux über die Trüffelpastete goss. —

Nach dem Mahle erinnerte Charles Wilkins Miss Bessie an die Wette, und die Gesellschaft, die zum großen Theil davon wusste und sich von dem erfindungsreichen Witz der beiden jungen Leute viel Scherz versprach, drang voll Neugierde auf die Herbeischaffung der betreffenden Gegenstände; man wählte zum Scherz eine Jury, die bestimmen sollte, ob Sir Wilkins oder Miss Paulet die Wette gewonnen habe, und ergieng sich in tausend lustigen Vermuthungen. Miss Bessie bestand darauf, dass Sir Wilkins den Anfang mache. Er zog sich also auf wenige Augenblicke zurück und erschien bald darauf mit einem jungen abessynischen Löwen, der ihm wie ein Hündchen folgte und sich auf einen Wink gehorsam zu Miss Bessies Füßen schmiegte.

Ein Ruf des Schreckens und Erstaunens durchzitterte den Saal; Miss Bessie aber neigte sich zu dem schönen Thier herab und streichelte zärtlich sein goldiges Fell. Dann reichte sie Charles Wilkins die Hand.

„Sie haben mir da ein förmliches Wunder zum Geschenk gemacht!“ rief sie fröhlich — „nun will ich sehen, ob auch das meine auf Sie den gleichen Eindruck macht!“ Sie flüsterte ihrem Mohren einige Worte ins Ohr und trat zur Jury, die gespannt der Gegengabe harrte.

Ein wogendes Geflüster schwirrte durch den Saal, abseits in einer Fensternische saß Miss Bessies alte Tante, die sich in steigender Angst vor den Blicken der Gesellschaft geflüchtet hatte. Bessie war immer ein wenig eigenartig gewesen, aber ein lebendes Kind von zwei Monaten aus Amerika hierherzubringen — nein, das gieng über Mrs. Paulets normales Denkvermögen, und sie sah in ihrem gefolterten Geiste Ehre und Ansehen der ganzen Familie in den Staub getreten …

Da ward plötzlich der schwere Perserteppich zurückgeschoben und über die Schwelle des Saales trat die reichgeschmückte Amme in der Tracht einer Holländerin, ein schlummerndes geputztes Baby auf den Armen.

Aller Lärm verstummte. Ein ungläubiges, verlegenes, überraschtes Schweigen legte sich schwer auf dieselben Lippen, die noch eben so lustig geplaudert hatten; es war, als wollte keiner den Anfang machen, eine fühlbare Frage glänzte aus all den erstaunten Blicken, nur Charles Wilkins, dem es vor den Augen flimmerte, trat einen Schritt vor, um sich zu überzeugen, dass er nicht träume, und als er das kleine runde Kindergesicht auf den weißen Kissen sah und zwei dicke Fäustchen, die kaum

ich liebe Sie und bitte Sie um diese Hand, fürs ganze Leben . . ."

„Ist das kein Scherz, Mylord?" Ihre Frage klang wie jauchzendes Frohlocken.

„Nein, Daphne! Ich bitte Sie von ganzer Seele, mein Weib zu werden . . ."

Da legte das Mädchen mit einer scheuen Geberde ihre Arme um seinen Hals und flüsterte selig: „Ja, ich will, wir werden auch übers Meer fahren und selbst die Furcht vor dem Wasser wird mir nichts anhaben können, wenn Sie bei mir sind! Ich werde mit Ihnen an Bord stehen und keine Scheu empfinden, denn mein Herz wird nichts anderes fühlen können, als die Freude!"

Lord Livingstone umschlang Daphne und ihr erster, thaufrischer Kuss zitterte auf seinen stolzen Lippen! Als sie nach langem süßen Geplauder heimwärts giengen durch den mondhellen, lebendurchrauschten Park, da fragte er sie leise: „Wann darf ich kommen, um dich zu werben? Morgen?!" — „Ja, morgen . . ." Erregt, mit glühenden Wangen, trat sie in ihr schönes Zimmer, um sich schlafen zu legen. Sie hatte den Eltern flüchtig gute Nacht gesagt und kaum gehört, dass Bruder Freddy sie gebeten hatte, morgen mit ihm auszureiten. Sie hatte sogar vergessen, ihr zwölfjähriges Schwesterchen zu küssen, was sie niemals versäumte. Sie schickte das Kammermädchen fort und entkleidete sich ohne Hilfe. Sie wollte allein sein, nur an ihn denken und an das Glück, das über sie gekommen war. Sie löste die duftenden gelben Rosen aus dem Haar und öffnete den knappen Leib ihres Seidenkleides. Bänder und Spitzen rieselten zu ihren Füßen nieder, in weichen Wellen sanken die hellbraunen Flechten über die entblößte Brust herab, sie merkte es kaum; sie lehnte sich in einen ihrer kleinen bizarren Armstühle zurück und sah mit glänzenden Augen um sich. Da fiel der Schein der Ampel auf ihren Schreibtisch und beleuchtete einen großen Brief. Daphne stand auf, zündete die hellrothe Renaissancekerze an, die dabei stand, und las die Aufschrift: „An Miss Daphne." Nichts weiter. Sie kannte die Schrift nicht, aber es schien die einer Frau, absichtlich ins Männliche verzerrt.

Ehe sie ihn erbrach, klingelte sie. „Wer hat diesen Brief abgegeben, Mary?" — „Eine verschleierte Dame, Miss. Sie bestand darauf, ihn selbst auf den Tisch legen zu dürfen, da er Wichtiges enthalte. Ich habe sie nicht erkennen können, aber sie schien eine sehr vornehme Dame."

„Gut, es wird ein Scherz sein. Sie können gehen, Mary."

Noch einmal wog Daphne den Brief, leicht prüfend, in ihrer Hand, dann öffnete sie ihn langsam ohne besondere Neugierde.

Ein vergilbtes Zeitungsblatt und ein Brief lagen darin. Sie nahm den Brief und las: „Sie wollen sich mit dem Earl von Livingstone verloben, Miss Daphne? Wenn Sie ihn wahrhaft lieben, so werden Sie seinen Namen nicht beflecken und sein Haus nicht in Unehre bringen wollen. Und das würden Sie thun, wenn Sie ihn heiraten. Denn Sie sind nicht die wirkliche Tochter von Mr. und Mrs. Wilkins, Sie sind ein Kind des Zufalls, ein Bauernkind aus Österreich, rechtlos und heimatlos, ohne Namen, ohne Familie. Ihre jetzige Stellung verdanken Sie einzig einer — Wette zwischen Mr. Wilkins und Mrs. W., seiner einstigen Verlobten, die Sie aus Amerika als «Rarität» heimgebracht hat. Zum Beweise für die Wahrheit alles dessen sende ich Ihnen hier den vor nahezu 20 Jahren erschienenen Artikel, der Ihre Geschichte behandelt. Wenn Sie dem Grafen Ihr Jawort versagen, verpflichte ich mich, Ihr Geheimnis zu wahren."

Stumm, wie erstarrt hatte Daphne gelesen. War diese Frau irrsinnig,

sie auch Sport. Sie reitet, ficht und jagt, nur gegen das Rudern und Schwimmen hat sie eine Abneigung und es hatte Mühe gekostet, sie zu zwingen, es zu erlernen. Den Winter verlebte sie mit ihren Eltern und Geschwistern in Oakshood, dem schönen Landsitz von Sir Wilkins; im Sommer hielt sie das Londoner Gesellschaftsleben fest und dort war es auch, wo Daphne ihr Herz an den Earl von Livingstone verlor. Er war bei allem aristokratischem Chic eine jener einfachen, feinfühlenden Naturen, die dem offenen Wesen Daphnes gefallen mussten. Sie liebte ihn mit aller Zärtlichkeit eines unberührten Herzens, und wenn er mit ihr sprach, so zitterten alle Saiten ihrer jungfräulichen Seele unter der Berührung seiner weichen, schmeichelnden Stimme und dem offenen Blick seiner braunen Augen.

Sie tanzte mit Anderen, um dann besser mit ihm plaudern zu können, denn er selbst tanzte nicht mehr. Er sieht ihr zu, wie ihr schöner Körper im engen Atlaskleid sich lässig wiegt, und wenn sie zurückkehrt an ihren Platz, so bemächtigt er sich ihres weißen Armes und sie flüchten in den Park hinaus, wo der verdunkelte Mond matt über den elektrischen Lampenreihen glänzte, wie geärgert über dieses moderne Jahrhundert, das seinen uralten Ruhm zu vernichten droht. Auch heute war es so. Die letzten Klänge des Strauß'schen Walzers rauschten über die duftige, glänzende Fülle des Saales hin, als Daphne Livingstone's Arm ergriff und sich hinausgeleiten ließ in den warmen Sommerabend. Fröhliche Gruppen belebten die erleuchteten Bosquets, sie aber drückten sich scheu daran vorüber und strebten der Einsamkeit zu; in ihren Herzen zitterte die Sehnsucht ihrer aufflammenden Neigung. Daphne gab sich dem Zauber dieses neuen Gefühls willenlos hin und Lord Livingstone, der die Liebe so vieler Frauen gepflückt hatte, gestand sich verwundert, dass er bisher ein Narr gewesen und dass nur dieses reine, blühende Mädchen mit dem klaren, lebensfrohen Herzen würdig sei, seinen Namen zu tragen. Die noch unausgesprochene Werbung auf den Lippen, führte er Daphne durch die Wege des Parkes. Sie fühlte nichts als den leisen, zärtlichen Druck seines Armes und er sah durch die schwebende Dämmerung liebevoll auf ihre schlanke volle Gestalt und das junge, frische Gesicht mit den seeblauen Augen.

Sie waren bis an den Teich gekommen, der an die Waldungen grenzte. Große Wasserrosen schwammen darauf und das Schilf neigte sich über den kleinen Kahn, der am Ufer hieng.

„Wollen wir fahren, Daphne? die Nacht ist so schön und ich habe Ihnen manches zu sagen, das sich zwischen Mond und Wellen am süßesten ausplaudert."

„Nein, Livingstone, bleiben wir hier im traulichen Grün. Zu Wasser überfällt mich immer eine geheime Scheu — mir ist, als würde ein Theil meines Selbst hinabgezogen in die Tiefe — o, lächeln Sie nicht darüber, ich gebe mir seit Jahren alle Mühe, dieses Gefühl niederzukämpfen, aber ich unterliege immer . . ."

„Liebes, thörichtes Mädchen, auch Ihre kleinen Schrullen sind mir heilig, und wenn Sie darauf bestünden, würde ich alle Teiche und Flüsse Englands verschütten lassen, um Sie froh zu stimmen. Aber wie werden Sie es denn über sich gewinnen können, einmal nach dem Continent zu fahren?"

„Muss ich denn? Ich bleibe in England . . ."

„Wenn aber ein Mann Sie liebt und freien will, der sich's in den Kopf gesetzt hat, Ihnen die Schönheit der deutschen Alpen zu zeigen, die ihn selbst in frühen Jugendtagen entzückt haben! Wenn ich dieser Mann wäre, Daphne . . . O, Sie wissen ja längst, was Sie meinem Herzen sind . . .

sie jetzt dicht an Mrs. Wilkins heran, und ihr das Blatt mit dem blaubezeichneten Artikel hinreichend, frug sie mit festem Tone: „Kennst du das, Mama?“

Ein leichtes Erbleichen flog über das Gesicht der schönen Frau; das Stück Zucker fiel zu Boden und kreischend schlug Bobby mit den weißrothen Flügeln.

„Also wahr!“ schrie Daphne, „ich bin nicht Euer Kind, mein ganzes Leben war eine Täuschung, ein schöner Irrthum, aus dem ich erwachen musste?!“

Mrs. Wilkins hatte sich rasch gefasst, während Freddy das Blatt aus Daphnes Hand riss und sich bemühte, den Aufsatz hastig zu lesen.

„Wer hat dir dies Blatt gegeben — woher weißt du . . .“ frug Mrs. Wilkins mit halber Stimme.

„O, frage mich nicht“, unterbrach Daphne, die ihre Neigung zu Livingstone nun nicht enthüllt wissen wollte, „frage mich nicht, sage mir nur, ob es wahr ist, dass ich mein Leben nicht Eurer Liebe danke, dass ein scherzender Zufall mich in deine Hände geschmiegt hat! Aus Mitleid und Güte habt ihr mich großgezogen wie Euer eigen Kind. O, ich werde das nie vergessen können, aber dennoch wär' ich lieber todt — o, nun weiß ich auch, warum mich die Nähe des Wassers so schauerlich und lockend quälte — läg' ich doch zutiefst im Meere, unwissend meines Schicksals . . .“

Eine leidenschaftliche Heftigkeit hatte sich des sonst so ruhigen, heiteren Mädchens bemächtigt. Sie schluchzte laut, und rathlos stand der junge Freddy neben ihr und betrachtete sie mit liebevollen Augen.

Mrs. Wilkins aber legte ihre Arme zärtlich um Daphnes Hals und sagte:

„Gut, auch wenn es so ist, mein Kind, so thust du unrecht daran, dich so zu grämen. Hätte nicht eine feindliche Hand diesen Schleier zerrissen, so würdest du dein ganzes Leben hindurch an unsere wahre Elternliebe geglaubt haben. Warum kann nicht auch jetzt dieser Glaube über allen Kummer siegen? Du siehst ja, dass du zu uns gehörst wie Freddy und Ellen. Auch wenn ich dich geboren hätte, könnte ich dich nicht inniger lieben — warum willst du der bösen Welt die Freude gönnen, über dein Unglück zu triumphieren! Komm, sei mein gutes, vernünftiges Mädchen, meine Älteste, die Gründerin unseres glücklichen Familienlebens! Allem Neid und Hass zum Trutz — — wollen wir noch enger aneinander hängen!“

Daphnes Thränen wurden milder bei Mrs. Wilkins' mütterlicher Umarmung und Freddys beredtem Händedruck und allmählich legte sich der Sturm in ihrem erregten Herzen.

Aber ein heißer Wunsch war in ihr. Sie wollte die kleinen Habseligkeiten ihrer verstorbenen Mutter sehen, die Mrs. Wilkins vom Farmer übernommen und aufbewahrt hatte, und dann wollte sie verreisen auf unbestimmte Zeit in die ländliche Heimat, der ihre Eltern entstammten.

Mrs. Wilkins händigte Daphne ein kleines Kästchen ein, das ein paar bunte Kopftücher, ein Gebetbuch und den Heimatschein der Marie Seehofer enthielt.

Mit feuchten Augen betrachtete Daphne diese armen Schätze. Als sie das Gebetbuch öffnete, entfiel ihm nebst einigen frommen Bildern auch eine schlechte Photographie, die eine junge Bäuerin in der Tracht der Gailthalerinnen vorstellte. Auf der Rückseite stand in groben Buchstaben geschrieben:

„Mirzl Seehofer, abgenommen am 4. Juli in Klagenfurt, zu Ehren des Jakob Lentner.“

Da erfasste Daphne eine ungestüme Sehnsucht nach dem fremden Stückchen Welt, das diese beiden Menschen ihre Heimat genannt hatten.

oder war sie es selbst? Was hatte dieser Brief zu bedeuten — wessen war sie schuldig, dass man es wagte, sie so zu schmähen!

Mit zitternder Hand griff sie nach dem Zeitungsblatt, dessen Ränder gelblich gefärbt waren. „The Truth." „New-York, 6. September 1870." Und auf der nächsten Seite ein blau angestrichener Aufsatz: „Daphne, das Kind des Meeres." Eine lähmende Angst presste ihr das Herz zusammen, aber noch behielt die Klarheit ihrer Sinne die Oberhand.

Es kann ja nichts zu bedeuten haben, sagte sie sich immer wieder.

Und sie las. Mit flimmernden Augen durchforschte sie die Zeilen, und mehrmals entfiel das Blatt ihren fieberkalten Händen. Langsam, wie eine Sonde ins Fleisch einschneidet, erfasste sie das brennende, lähmende Bewusstsein dessen, was sie las. Die Gestalt ihres unglücklichen Vaters, ihrer armen Mutter stieg vor ihr auf, sie sah sich selbst, das verlassene, hilflose Würmchen, vom launischen Zufall in diese glänzende Wiege gelegt, die ihm nicht gebührte . . .

Daphne konnte nicht weinen.

Ein wilder dumpfer Schmerz kam über sie, der die befreienden Thränen nicht kennt.

Sie las und dachte und las von neuem, bis die Kerze, vom Morgenwind berührt, der durch das geöffnete Fenster hereinwehte, heftig flackerte.

Da begann Daphne zu fühlen, dass es kalt war. Sie stand auf und schloss das Fenster.

Dann warf sie sich, halb entkleidet wie sie war, aufs Bett und wartete mit wirren Gedanken und weitgeöffneten Augen schlummerlos auf den hereindämmernden Tag . . .

Als Mary nach leisem Pochen eintrat, um dem Fräulein behilflich zu sein, saß Daphne bereits am Schreibtisch und bedeckte eines ihrer blütenbeschneiten Billets mit hastigen Abschiedsworten an Livingstone.

„Ist Mama schon wach?"

„Die gnädige Frau haben eben nach Jane geklingelt."

„Gut, ich will hinübergehen."

„Miss sehen so blass aus; fühlen Sie sich unwohl?"

„Nein, ich danke. Ich habe wenig geschlafen; lassen Sie Mama wissen, dass ich sie zu sprechen wünsche!"

Mary geht. Daphne schließt den Brief und nimmt das Zeitungsblatt zur Hand. Dann geht sie langsam und etwas müde den teppichbelegten Corridor entlang, bis zu den Gemächern der Mutter. Da trat ihr Freddy entgegen, hochgewachsen und schlank, im Reitanzug.

„Prosit, Herzensschwester!" rief er fröhlich. „So früh schon auf — aber nicht im Reitkleid, wie ich sehe. Hast du darauf vergessen?"

Er gab ihr einen flüchtigen Kuss, der sie zum erstenmal erröthen machte.

„Komm mit zu Mama", sagte sie ernst, „ich brauche dich, Freddy."

Etwas verdutzt folgte er ihr durch den kleinen japanischen Salon. Die Thür in Mamas Schlafzimmer war halb geöffnet, und Mrs. Wilkins' freundliche Stimme rief: „Kommt nur herein, Kinder, ihr seid allezeit willkommen." Da traten sie über die Schwelle. Mrs. Wilkins fütterte eben den großen Papagei Bobby, der vor ihr auf einer Stuhllehne saß, mit Zucker; sie war noch immer eine schöne, jugendliche Frau, und als sie nun ihren großen Babies die Hand so herzlich hinreichte und auf Daphne, deren Neigung für Livingstone sie wohl ahnte, einen schelmisch zärtlichen Blick warf, da hätte das Mädchen am liebsten das Zeitungsblatt, das in ihrer Hand brannte, weggeworfen und sich aufjauchzend in die Arme dieser Menschen geworfen, die ihr alles waren, die sie liebte und kannte — aber dennoch war ein Etwas in ihr, das sie zwang, die volle Wahrheit zu ergründen, auch wenn dieselbe sie ewig zermalmen würde. Und deshalb trat

der Herr Kaplan is a bissl zwider auf die Sommergäst, aber sunsten is 's scho schön durt." Daphne gab sich Mühe, ihn zu verstehen. „Wissen Sie nicht, ob jemand dort wohnt, der Lentner oder Seehofer heißt?"

„Lentner kenn' i kan. Aber Seehofer! Seehofer? Ja, der alte Knecht bei'n Wirt nennt sie a so, wann i mi net tänsch'. A gar a spassig's Mandl, der alleweil moant, es kam a großer Brief von Amerika für eahm — na, er rappelt halt a bissl, da Alte . . ." und der Kutscher machte unter seiner Hutkrempe eine bezeichnende Geberde. Daphne verstand und erschrak. Wer kann das sein? Ihrer Mutter Bruder oder ihr Großvater — eine Flut von Gedanken drang zu ihrem Herzen nieder!

Hier also wäre sie aufgewachsen unter Bauern, ein Bauernkind, wenn ihr Vater ihre Mutter nicht mit sich genommen hätte übers Meer . . .

Und nun war sie ein verwöhntes Mädchen der großen Welt geworden, eine freidenkende Engländerin, die Tochter reicher, vornehmer Menschen, die den Earl von Livingstone liebte! O wenn er jetzt hier wäre mit seinen treuen, schönen Augen, seiner geliebten, weichen Stimme . . .

Sie neigte sehnsüchtig ihr erglühendes Gesicht über die frischen Blumen und dachte sein . . .

„Hiaz sein ma scho da", rief der Kutscher. „Wollen die gnä' Fräul'n beim Wirtshaus aussteigen?"

„Ja, stellen Sie die Pferde dort ein, ich werde mich länger aufhalten."

In dem einfachen Dorf war ein so vornehmer Gast etwas Seltenes. Neugierig spähten die Kinder an den Stufen der Hausthüren, arbeitende Weiber hielten einen Augenblick inne und machten halblaute Bemerkungen über Daphnes elegante Sommertoilette. Der Wirt mit dem grünen Käppchen auf seinem runden Haupt stellte sich breit vor das Wirtshaus hin und wiegte sich grüßend in den Hüften. Daphne sprang aus dem Wagen und trat in die Stube. Der eingesperrte Duft von halbfeuchtem Tischzeug und sauerem Wein verschlug ihr den Athem. Dennoch setzte sie sich auf eine der gelbgetünchten Bänke, legte Hut und Schirm beiseite und bestellte ein Glas Milch, Butter und Hausbrot.

Die Kellnerin, eine junge, üppige Dirne, brachte das Gewünschte. Sie wunderte sich, dass eine so feine, schöne Dame allein hierher gefahren käme, und sagte treuherzig: „Bei uns heraußt is net viel Schön's zum seg'n, aber zan Faaker See sulten S' fahr'n, da siecht ma so 's Leuchten auf die Berg' und 's Wasser is so viel blau . . ."

Daphne überhörte den guten Rath. „Wohnt hier nicht auch ein alter Bauer, der Seehofer heißt?" fragte sie mit mühsam geheuchelter Ruhe.

„Ja freili, unser alter Knecht, der Nazi — das heißt, er arbeit' nimmer viel, grad a bissl Wasser trag'n und Gras schneiden thuat er, mei, a weng verruckt is er a — glaubt alleweil, 's kamet a Brief für eahm. I war a kloanwunzig's Dirndl no, wia a scho g'redt hat davon — was is 's denn mit'n Nazi, hab'n S' an Botengang für eahm?"

„Nein, ich will ihn nur sprechen, sehen vorerst . . ."

Erstaunt schüttelte das Dirndl den Kopf. „Mei, durt'n sitzt er grad unter'm Hollerbaum und schnitzt si a Pfeifl — soll i 'n herrufen?"

„Nein, nein — sagen Sie nichts." Daphne machte eine leise abwehrende Bewegung. Da gieng die Kellnerin langsam zur Thür hinaus und raunte dem Wirt ins Ohr: „Mir scheint, de is net ganz richti, a so a schöne Fräul'n und verschaut si in Nazi!" Kichernd gieng sie zum Stall, um ihre lustige Beobachtung weiter zu plaudern.

Daphne aber trat ans Fenster und, die kleinen Scheiben behutsam öffnend, sah sie hinaus in das schlechtgepflegte Gärtchen. Unter dem weiß-

Sie wusste, dass sie dort nichts finden würde von ihnen selbst, denn der Vater war ins Meer versenkt und die Mutter moderte in einem Massengrab zu New-York — aber sie würde die Scholle betreten, die ihr Vater gepflügt, vielleicht das Häuschen noch finden, in dem ihre Mutter mit ihm gewohnt, und schon das erschien ihr wie ein Gruß und Dienst der Liebe, wie die selige Erfüllung eines unabweisbaren Bedürfnisses. Sie neigte sich küssend über die Hand ihrer schönen, edlen Pflegemutter und bat: „Noch heute lass mich reisen — ich muss fort!"

„Thu', was dein Herz nicht lassen kann", sprach Mrs. Wilkins sanft. „Du wirst dich dort beruhigen und glücklichen Herzens zurückkehren zu denen, die dich immer gleich zärtlich lieben."

Und man plante Folgendes: Mr. Wilkins sollte die Wahrheit erfahren. Ellen und allen Freunden des Hauses werde man sagen, dass Daphne nach Deutschland reise, um sich in der Sprache, für die sie von jeher große Vorliebe gezeigt, zu vervollkommnen. Freddy werde Daphne begleiten bis Hamburg. Von dort aus wollte sie allein nach Österreich fahren und in Kärnten einige Wochen verbringen, unbeeinflusst von aller Vergangenheit sich nur ihren pietätvollen Stimmungen hingeben und sich so zwanglos in sich selbst zurechtfinden.

Und so geschah es. Erleichterten Herzens schied Daphne noch denselben Abend in Freddys Begleitung von London und der Familie, der sie eigentlich mit allen Fasern angehörte. Nur die Erinnerung an Livingstone, den sie liebte und dem sie dennoch in ihrem Brief für immer Lebewohl gesagt, nagte an ihr. Einen Augenblick hatte sie geschwankt, ob sie den Brief absenden, oder ihrer klugen Mutter alles gestehen sollte — vielleicht war Livingstone dennoch der Mann, sie trotz alledem zu lieben und zu seinem Weibe zu machen — aber der Gedanke an das Gegentheil war mächtiger in ihr und ihr Mädchenstolz zwang sie zur Flucht vor der Möglichkeit einer solchen Erniedrigung.

Daphne hatte sich in Hamburg von Freddy getrennt und war mit Mary über Berlin, Dresden, Prag und Wien nach Kärnten gereist. Es duldete sie nirgends lang, eine unbezwingbare Unruhe trieb sie weiter und weiter. An einem herrlichen Sommernachmittag kam sie in Villach an. Sie mietete sich im Gasthof „zur Post" ein und fuhr noch denselben Tag im Wagen nach St. Stefan, dem Heimatsort ihrer armen Mutter. An dem lauschigen Warmbad vorüber, der Straße gegen Faak zu rollte das Gefährt. Nach Müllern wurde der Weg steinig und schlecht. Daphne stieg ab und gieng zu Fuß an den zerstreuten Bauerngehöften vorüber, bald durchs Kornfeld, bald am Saume der duftenden halbgemähten Wiese.

Das Bild der schönen Landschaft stimmte sie ruhig, ja beinahe glücklich. Sie lächelte den Dorfkindern zu, die ihr verwundert nachglotzten, pflückte einen Strauß und blieb manchmal stehen, um sich zu besinnen, wo sie sei. Fern von England, mitten unter den deutschen Alpen pilgerte sie hier nach einem kleinen, verborgenen Nest, das die Wiege ihrer Eltern beherbergte. Dies alles erschien ihr wie ein Traum und dennoch fühlte sie sich angeheimelt von dieser weichen, würzigen Luft, die sie schmeichelnd auf die runden Wangen küsste. Die kahlen Häupter der Berge rötheten sich leise im Widerschein der versinkenden Sonne und friedlich klang fernes Glockengeläute der heimziehenden Herde an Daphnes Ohr. Die Straße ward wieder besser und Daphne stieg ein. „Ist es noch weit bis St. Stefan?" — „Glei' san ma durt'n", sagte der Kutscher und wies mit der Peitsche nach einem schmalen Kirchthurm.

„Ah, is a saubers Dörfl, g'rad

Schmerz um seine todte Mirzl verklärte sich in dem Gedanken an die glückliche Lebensstellung seines Enkelkindes, das aus weiter Ferne zu ihm gekommen war, um ihn theilnehmen zu lassen an dieser späten Freude, die über seinem armseligen Dasein empordämmerte, wie der Mond über einer verlassenen Dorfpfütze.

Spät am Abend fuhr Daphne nach Villach zurück. Sie war fest entschlossen, das kleine Vermögen, das Mrs. Wilkins ihr auf die Reise mitgegeben, für ihren alten Großvater zu verwerten und sie gab allenthalben den Auftrag, ein hübsches Bauerngut in der Nähe des Faaker Sees ausfindig zu machen, das sie käuflich erwerben könne.

Es traf sich günstig, und zwei Wochen später bezog der Alte den Thalhof, in dem er nun schalten und walten durfte als sein eigener Herr in nie geträumtem Wohlstand und müheloser Behaglichkeit.

Daphne mietete sich für den Rest des Sommers bei ihm ein und fühlte sich froh und beglückt durch die dankbare Seligkeit ihres Großvaters, der sich zusehends verjüngte und in seinen neuen Röcken aufrecht und fest einhergieng durch Feld und Scheunen, wo die jungen Knechte und Mägde ihn in scheuer Ehrfurcht begrüßten.

Daphne empfand eine innige Zuneigung zu dem ländlichen Volk, das sie umgab, und ein tiefer Friede kam über sie, wenn sie Tag für Tag und Abend für Abend den ruhigen, gesunden Athem der Bergwelt über sich hinwehen fühlte. Ihre Briefe nach England spiegelten diese Stimmung wieder und man antwortete ihr in dem gleichen liebevollen Ton, ohne ihr zu verhehlen, dass man ihre Rückkehr wünsche und bis Mitte October sicher darauf rechne. Ein einziger Brief ihrer Pflegemutter, worin ihr dieselbe mittheilte, dass auch der Earl von Livingstone nach dem Continent gereist sei, brachte Daphne in schmerzliche Aufregung und weckte alle Träume der Sehnsucht, die ihr schlummerndes Herz in sich trug.

Sie ahnte nicht, dass der geliebte Mann, als er Daphnes Brief empfangen hatte, Mrs. Wilkins sein Herz geöffnet und dass er nun suchend nach ihr auszog, mit dem festen Entschluss, das stolze geliebte Mädchen trotz ihrer niederen Herkunft ewig an sich zu ketten. —

Ein klarer blauer Morgen stieg über den Faaker See herauf, als Walter von Livingstone in flotter Jägertracht einsam durch den Wald schritt, der sich von Villach nach Faak hinüberdehnt. Der üppige Duft thaufeuchter Farrenkräuter und Cyklamen wehte erfrischend um seine heiße Stirn. Blaue Genzianen neigten sich aus dem dunklen Gebüsch und hier und dort huschte ein flüchtiges Eichkätzchen über den braunen Stamm einer weitgezweigten Fichte. Walter kannte dieses Leben des Waldes und liebte es von den Tagen der Kindheit her, da er das erstemal mit seinen Eltern nach Österreich gekommen, und trotz hofmeisterlicher Zucht über Wiese und Wald dahingestürmt war mit frohem Sinn und einem ausgesprochenen Hang für Natur und Freiheit.

Auch heute umfieng ihn der alte Reiz, aber seine unruhvolle Neugierde und Sehnsucht, Daphne wiederzusehen, überwog jede andere Empfindung.

Er war kein Jüngling mehr, er war ein Mann; seine Liebe war keine jener eingebildeten, spielenden Coquetterien, die farbig und haltlos sind wie Seifenblasen, sondern eine wahre, ernste Leidenschaft, die nicht erwägt und nicht bereut, die besteht und handelt, weil sie muss! . . .

Deshalb hatte er auch im vorhinein mit allen Rücksichten gegen seine Familie gebrochen, als er sich entschloss, Daphne zu heiraten, Daphne Seehofer, die Pflegetochter der reichen, vornehmen Wilkins, das uneheliche Kind kärntnerischer Bauersleute.

blühenden Hollunder, auf einem umgestürzten Baumstrunk, von Brennesseln und Münzenkraut umgeben, saß ein alter Mann in zerrissenen Lederhosen, den verknüpften Achselträger über das grauweiße Hemd gezogen, und schnitt ein Rohr in zwei Theile. Der schneeige Kopf war tief über das Messer gebeugt und zwischen den bartlosen Lippen hindurch pfiff er sich ein unmelodisches Liedchen. Ein Gefühl der Rührung und Neigung überkam Daphne bei seinem Anblick. Sie musste mit ihm sprechen, wissen, wer er sei.

Leise schlich sie zur Thür des Gastzimmers hinaus, um das Haus herum; niemand bemerkte sie. Sie betrat das Gärtchen und ließ mit Absicht ihr Kleid über den Rasen rauschen.

Der Alte sah auf; lang und unbeweglich hiengen seine grauen Augen an ihrer holden Erscheinung.

„A he wul", rief er endlich mit pfiffigem Lächeln, „hiaz kumman d' schönsten Stadtleut' gar auf Sankt Stefan aussi, — g'fallt's Ihna leicht hier so viel guat?"

Daphne lächelte. Es wurde ihr frei und leicht ums Herz, alle Besorgnis schwand.

„Ich bin nur hier, um S i e zu sprechen, Herr Seehofer."

Ungläubig schüttelte er den Kopf.

„Ah, was S' net sag'n, ja wia war denn nacha dees, — i kenn Ihna ja gar net!"

„Habt Ihr nicht manchmal den Wunsch ausgesprochen, einen Brief aus Amerika zu erhalten?"

Der Alte sprang auf und wankte auf Daphne zu. „An Brief — an Brief sag'n S', aus Amerika — o mei, es wird do net wahr sein, so viel Jahr' wart' i scho d'rauf — o mei Mirzl, kennen S' es, mei Mirzl?!"

„Ich bringe Euch keinen Brief, aber ein Andenken, auch ein Bild . . ."

Sie nahm die verblichene Photographie aus einem kleinen Täschchen und gab sie ihm. Ein Zittern überfiel den alten Mann. „O, mei Kind, mei einzig's Kind — ja, so hat's ausg'schaut wia's der Lentner Jakob, der Rauber, verführt hat, mit eahm z'geh'n; o, i bitt Ihna, Fräul'n, sag'n S' mer do wo sie is, ob's ihr gut geht — nach der Stund', wo i von meiner Mirzl was hör', han i mi g'sehnt wia nach'n heiligen Abendmahl." Er erfasste die schlanken, schönen Hände des Mädchens und drückte sie beschwörend zwischen seinen harten, von der Arbeit gebräunten Fingern. Da vergaß Daphne auf alles, alles andere; London und der Earl von Livingstone versanken für einen Augenblick. Sie fühlte nichts als das große Herzeleid dieses armen alten Mannes und den heiligen Wunsch in sich, ihn tröstend aufzurichten. Ein nie gekanntes selbstloses Mitleid überkam sie. Mit einer innigen Geberde schlang sie die Arme um den Hals des alten Nazi und rief ihm jauchzend zu:

„Ich bin die Tochter Eurer Mirzl, seht mich nur an — gleich' ich ihr denn nicht? Großvater, lieber Großvater!"

— — — — — — — —

Noch heute wundern sich die Leute in St. Stefan darüber, dass der alte Seehofer damals nicht aus Freude gestorben ist! Im Gegentheil, er wurde erst recht lebendig! Erst glaubte er zu träumen, als ihm die vornehme junge Dame um den Hals fiel. Dann aber, als er zu begreifen anfieng, als seine Augen in Daphnes verfeinertem Gesichte Spuren der gesunden Frische seiner Mirzl entdeckten, da ließ er einen Juchaza los, dass man ihn weit über die Felder hin hörte und das ganze Haus zusammen lief, um das Unglaubliche zu vernehmen. Als er ruhiger geworden, erzählte ihm Daphne das Schicksal ihrer Eltern und ihre eigene Geschichte so klar und einfach, als sie konnte, um es ihm verständlich zu machen.

Der alte Mann kam aus dem Staunen nicht heraus, und aller

Die Tarquinier.

Ein Trauerspiel von Adolf Pichler.

Dieses Trauerspiel liegt schon seit Jahren in meinem Pulte. Vor einiger Zeit habe ich es wieder herausgesucht und zum Theil neu aufgebaut. Ich gebe hier den ersten und den fünften Act; der Zusammenhang zwischen beiden ist durch eine Anmerkung hergestellt. Dass sich dieses Stück früher oder später auf der Bühne wie in der Literatur Bahn brechen müsse — diese Voraussagung Fr. Hebbels wird sich in Bezug auf jene jetzt weniger als je erfüllen. In der Literatur? — Das bleibe ruhig der Zukunft überlassen!

Personen:

Tarquin, der vertriebene König von Rom.
Aruns, sein Sohn.
Augusta, seine Tochter.
Atellius, Waffenträger des Aruns.
Procas, }
Herdonius, }
Senatoren, } von Veji.
Mamilius, Feldherr. }
Ein Diener.
Brutus, der römische Consul.
Sabina, seine Gattin.
Marcus, } ihre Söhne.
Titus, }
Publius, Unterfeldherr.
Caeso }
Tullus, } Römische Krieger.
Vindicius, }
Aquilius, }
Marullus, }
Ahala, } Verschworene.
Cominius, }
Augur, }
Römische Senatoren.

Erster Act.

Erste Scene. Vor Veji. Innenraum eines Zeltes.

Aruns gerüstet von der einen Seite, Augusta von der andern.

Augusta. Du bist von Blut befleckt!
Aruns. Der Vater wach?
Augusta. Seit wir aus Rom in die Verbannung zogen,
Flieht ihn der Schlaf. Oft schon um Mitternacht
Scheucht er vom Lager fort die finstern Träume
Und geht im Garten sinnend auf und ab,
Blickt auf zum Nachtgewölk, das um den Mond
Wie ein zerrissner Königsmantel flattert;
Dann bleibt er wieder steh'n in sich verloren,
Köpft mit dem Stab, als wären's Römerschädel,
Die höchsten Blüten, murmelt Worte drein
Geheimnisvoll und rollt das rothe Auge. —
Fast fürcht' ich ihn; — da kommt er selbst!

(Tarquin tritt ein.)

Aruns. Als Sieger reich' ich freudig dir die Hand.
Tarquin. Wo trafst du sie?
Aruns. Dort bei Laurentum war's.
Ich hielt im Wald mit meinen Reitern. Traun!
Nicht vielen zwar, doch gleicher Art mit mir:
Wie Wölfe grimmig, ohne Herd und Götter, —
Verbannte, Räuber hatt' ich mir gesellt.
Der Abend kam; zerstreut im Grase rings
An lässiger Halfter ihre Rosse haltend,
So lagen sie und spähten durch die Büsche.
Ich starrte hin nach Rom; wie auf dem Altar
Die Flamme steigt, so glänzte hehr der First
Des Capitols im Abendlicht.
Wir haben es erbaut! — Vielleicht sprach dort
Der Priester eben über uns den Fluch ...
Und Rache! Rache! klang's durch meine Seele.
Da stob die Straße; Römer sprengten her
Achtlos zerstreut, — nicht ahnten sie den Feind.
Ich dran und drauf; aus jedem Busch ein Schwert —
So würgend Mann an Mann traf uns die Nacht.
Ihr Führer suchte mich; weit vorgebeugt
Die Lanze zückend stürmt' er in den Kampf.
Nur einen Hieb, — dumpf röchelnd sank er hin
Und lag zerstampft. Die Nacht schied das Gefecht.

An einem schönen Waldplatze hielt der Earl von Livingstone kurze Rast. Die Bäume waren gelichtet und ein Streifen des Sees dämmerte herüber, blau wie der Himmel, der sich darin spiegelte.

Suchenden Auges sah er gegen Faak, die Straße entlang. Da stockte sein Athem für einen Augenblick. Den Waldweg herauf kam eine Gestalt, eine Mädchengestalt im einfachen Sommerkleid, überwölbt von einem röthlichen Schirm — es war Daphne. —

Sie gieng langsam und sah zur Erde. Er wollte ihr entgegenstürmen, aber er blieb. Nein, es ist süßer, ihr hier zu begegnen, unter dem schützenden Waldesdach, fern von den geschwätzigen Augen des Dorfes, allein, ganz allein!

Und er läſst sie heraufkommen, immer näher, und rührt sich nicht. Sie ist in tiefen Gedanken, sie lächelt vor sich hin, aber sie sieht ihn nicht. Da kann er sich nicht mehr halten und mit zitterndem, jubelndem Ton ruft er ihren Namen: „Daphne!“ Sie schaut auf, halb bestürzt. Dann aber weiß sie nichts mehr von ihrem Stolz und ihren entsagungsvollen Plänen, sie sieht nur ihn, der ihr bis hieher gefolgt ist, den sie liebt und der sie zum Weibe begehrt, und sie sinkt ihm in die Arme mit schluchzendem Aufweinen, das seliger und überzeugender klingt, als das Jauchzen eines beglückten Herzens . . .

Lord Livingstone und Daphne Seehofer sind wenige Tage später in der kleinen Dorfkirche zu Faak in aller Stille getraut worden.

Als seine Frau kehrte sie nach England zurück, wo man sie mit freudiger Liebe empfieng. Aber es zieht sie immer wieder nach dem melancholisch schönen Kärnten, nach dem kleinen Nest zurück, wo der alte Seehofer sich nach ihr sehnt und rüstig seines Lebens schöne Neige genießt.

Der glückliche Gatte geht mit dem Gedanken um, seiner reizenden Frau am Faaker See eine schöne Villa zu bauen und den größeren Theil des Jahres mit ihr in Österreich zu verbringen. Der junge Architekt, der die Pläne dazu ausarbeitet, hofft damit ein kleines Meisterwerk zu schaffen.

Ihm verdanke ich auch die Mittheilungen über das Schicksal von Daphne Seehofer, jetzigen Lady of Livingstone.

Herdonius. Sprich selber, und sie folgen alle dir!
Tarquin. So ist es stets, wo viele reden dürfen!
Bald feige zaudernd, bald schamlos erpicht
Zu hören sich, verwirrt ein jeder nur
Der andern Urtheil und zuletzt siegt jener,
Der vorlaut mit der stärksten Lunge brüllt.
Herdonius. Geduld und Klugheit führt allein ans Ziel.
Tarquin. Denk' ich zurück — o Rom, wie lagest du
Zu Füßen mir!
Herdonius. Ich gehe dir voraus!
Tarquin. Lass auch das Gold dort im Senate wirken.
Herdonius. Nach deinem Wunsche! (ab.)
Augusta. Gold bedarfst du, Vater?
Nimm hin, nimm alles, was ich noch besitze
Von alter Pracht, was meine Mutter mir
Als Erbe ließ an Schmuck und Edelsteinen.
Oft freut' ich mich daran, wenn funkelnd hell
Die Diamanten bei Smaragd, Rubin
Wie Thaues Tropfen unter Blumen glänzten, —
Sieh her! wie schön! — Ich leg' es freudig hin,
Wenn ihr daraus den gold'nen Schlüssel schmiedet,
Der um die Angeln dreht die Thore Roms.
Was schüttelst du das Haupt, was lächelt Aruns?
In tiefster Seele fühl' ich sie — die Schmach,
Dass ihr als unnütz mich beiseite schiebt.
Tarquin. Soll eines Vejers Weib die Krone tragen,
Die meiner Tochter schöne Stirn geschmückt
Und wieder schmücken wird, wenn durch die Straßen
Von Rom wir auf zum Capitole steigen?
Für diese Vejer hab' ich andre Münze.
Aruns (zu Augusta). O hättest du für ihren Feldherrn nur —
Ein freundlich Wort nur für Mamilius.
Augusta. Und wär' es eine Silbe nur — nein nein!
Aruns. Nun! — Wiegt ein Schmuck nicht schwerer als ein Wort?
Augusta. Ich könnt' dir zürnen.
Aruns. Du verzeihst mir wohl,
Send' ich dir Marcus in das Lager her.

(Tarquin und Aruns ab.)

Augusta. Ja, zürnen muss ich ihm. Doch schärfer fasst
Mich Grauen an, gedenk' ich jener Nacht,
Wo er Lucretia . . . . . der Stahl,
Den sie verzweifelnd in das Herz sich stieß,
Traf uns noch tiefer, stieß uns fort aus Rom
Und zwischen uns und Rom steigt blutig düster
Ihr Schatten auf. — O Aruns, Aruns!
Zum Schicksal wird uns allen deine Schuld,
Wie Sklaven, welche Arm an Arm gekettet,
Ihr Herr dem Richter vor die Füße wirft.
Dem Schicksal! Ob es Untergang verhängt,
Vielleicht den Sieg, wir greifen fest danach,
Entschied der erste Spruch auch wider uns! — —
Sie war ein Weib, das hat ein Weib gethan,
Drum spotte uns'rer nicht! In Lieb' und Hass
Sollst du nicht schwächer finden deine Schwester,
Als jene Römerin, der sich zum Dolch
Im Schlafgemach die Spindel wandelte.
Mehr will ich noch als sie; sie konnte sterben
Aus Furcht der Schmach; ich wage kühn den Kampf
Und auch besiegt fall' ich nicht ungerächt.
Dann Aruns spotte! — Willst du Marcus senden? —
Was ich vermag, du sollst es bald erfahren,
Mit Marcus Hand in Hand kehr' ich zurück
Zum Siebenhügel und der Väter Burg!

Zweite Scene.

Der Senat von Veji. Procas führt den Vorsitz. Senatoren auf der einen, Mamilius, Krieger auf der anderen Seite.

Procas. Oft wirkt die Drohung stärker als die That!
Nennt nur Tarquin, vielleicht dass dieser Name
Die Römer mehr als Heeresrüstung schreckt
Und sie euch gern, lasst ihr ihn ohne Hilfe,
Zurück die längst vermisste Grenze geben.
Herdonius. Was Blut verlor, gewinnt nur Blut euch wieder.
Procas. Du schweigst, Mamilius?
Mamilius. Weiß ich doch längst:
Vor Worten wich die Wölfin Rom noch nie.
Procas. Ihr wagt ein großes Spiel um Land und Herd,
Daher bedenkt! Denn Übereilung straft
Sich schrecklich hier.
Herdonius. Hört doch zuvor, Tarquin!
Senator I. Seh'n möcht ich ihn.
Senator II. Ich auch!
Senator III. Ob er noch stolz ist?

(Tarquin und Aruns.)

Senator I. Der ist der König?
Senator II. Ja!
Senator III. Er grüßt uns kaum.
Tarquin. Seid ihr entschlossen gegen Rom zu ziehn?
Procas. Ist deine Bitte . . .
Tarquin. Bitte! soll ich wohl
Um eure Gnade fleh'n zum Staub gebeugt?
Aus meinem Scepter wird kein Bettelstab
Und jene Stimme, welche Rom befahl,
Hat längst verlernt zu kosen und zu schmeicheln.

Augusta. Doch Marcus sahst du nicht?
Aruns. Brennt noch in dir
Die alte Thorheit? Lächelnd nähmest du
Von ihm des Bruders blutbespritzte Waffen,
Der hingestreckt den Vögeln liegt zum Raub,
Mit Lächeln sähest du das graue Haar
Des Vaters durch die Gassen Roms geschleift
Von seinem Pferd. — Er ist ja schön, so schön,
Ja schöner noch als Mars, der unter Pappeln
Des Tiberstromes Rheas Gürtel löste:
So schön, dass du vergessen darfst, wie er
Auf unsern Namen schwur den Untergang.
Augusta. Er ist uns Feind, weil ich ihm ferne bin.
Aruns. Wo ich ihn treffe, will ich ihn bestehen!
Augusta. Mir diesen Feind, o lasst ihn beide mir!
Aruns. Das Schlachtfeld ist kein Brautgemach.
Augusta. Gib mir den Helm, — doch nein, ich brauch ihn nicht. —
Fort jede Wehr, wo er zum Kampfe zieht!
Auf jenem Rosse flieg' ich ihm entgegen,
Das er so oft am Zügel mir geführt:
Wag' er es dann, den Stahl auf mich zu zücken!
Noch glüht das Aug', in das er sinnend oft,
Wie in des Himmels Tiefen hat geschaut;
Mit einem Blicke will ich ihm gebieten:
Die Waffen weg!
Und mit der Hand, die seinen starken Arm
Gefangen oft im Scherze hielt, will ich
Ihn führen in des Vaters Lager dann:
So, Aruns, werb' ich dir den Kampfgenossen!
Aruns. Du kennst ihn schlecht! — Atellius zurück?
Tarquin. Schon gestern früh!
Aruns. Was bringt er dir aus Rom?
Tarquin. Seit langer Zeit darf ich zum erstenmal
Mich wieder freu'n: im eignen Busen nährt
Es jetzt die Zwietracht und den Untergang.
Der junge Adel denkt der frohen Zeit,
Der reichen Feste in der hohen Burg,
Als wir noch walteten; er denkt daran,
Dass er nach Lust des Herzens Trieben folgte
Und ich, was kecker Übermuth verbrach,
Nicht sehen mochte, wenn es uns nicht traf.
Jetzt sind sie, wie der schlechte Handwerksmann,
Der um sein täglich Brot die Esse schürt;
Denn starr ist Brutus und für alle gleich,
Dem Anseh'n blind, Reichthum besticht ihn nicht.
Vom Consul seufzen sie nach einem König
Und reifen meinem Plan. Versuchen will
Ich heimlich sie, — ja selbst in Brutus Haus
Werd' ich die Fackel der Empörung schleudern:
Schon wankt Aquilius, der Schwester Sohn.
O könnt' ich auch noch Titus, Marcus locken,
Das wär' ein Tag!
Aruns. Den Titus such' ich auf, —
Das Losungswort erhielt ich durch Verrath, —
Im Lager ja! Und was mein Wort vermag, —
Ehrgeizig ist er — ja ich will es wagen,
Aus alter Freundschaft folgt er wohl; — er muss!
Der tollste Plan, den ich erdacht noch je,
Drum freut er doppelt mich!
Tarquin. Zu diesem Krieg
Biet' ich für uns die Vejer auf. Da mag
Der falsche Brutus mit gewohnter List
Das Unheil wenden! Mag der schlechte Tross,
Der jauchzend ihn des Vaterlandes Vater
Genannt, als er uns spottend wies vom Thor, —
O, das vergess' ich nie! — um Gnade betteln,
Wenn um die Mauern Roms sich eng und enger
Mein Lager flicht, wie eine eh'rne Krone,
Wenn durch die Gassen Pest und Hunger schleicht
Und Zwietracht Bürger gegen Bürger hetzt.
Aruns. Doch wenn zuletzt der Vejer nach dem Siege
Die Stadt für sich behält, wenn er wohl gar
Sie uns in Trümmer wirft? Wie dann? —
Mein Erbe ist's, soll ich's in fremder Hand
Als Beute seh'n?
Tarquin. Wir brauchen diese Vejer
Nur kurze Zeit; wie schlechte Hunde stoßen
Wir dann mit einem Fußtritt sie von uns.
Aruns. Mag dann Mamilius, der sich vermaß
Im Capitol zu bauen einen Stall
Für seine Rosse, um nach Veji kehren,
Erzählen dort, was er zu Rom geschaut!
So find' ich's recht. — Sieh da, Herdonius!

(Herdonius tritt auf.)

Herdonius. Versammelt ist im Saale der Senat.
Tarquin. Wie stimmt die Mehrzahl?
Herdonius. Man hört allerlei,
Doch nichts Gewisses. Ich, soviel an mir,
War für den Krieg und euch.
Aruns. Wie lässt das Pferd,
Das ich dir neulich zugesandt, sich an?
Herdonius. O prächtig!
Aruns. Einem Ritter nahm ich's ab.
Tarquin. Ihr langes Zögern kann ich nicht begreifen.

Hast du gethan so? — Gut und Leben riss
Den Bürgern weg ein Wink der schwarzen Brauen . . .
(zu Aruns.) Und du, so wie der Bär des Apennin
Der Biene raubt den süßen Honigseim,
Brachst in der Tugend, in der Keuschheit Hort.
Lucretia! Noch wird mein Auge feucht,
Gedenk ich deiner! — Du hast nur ein Leben,
Und tausend Leben würden gnügen nicht,
Zu tilgen ihre Schmach!
Ja, grinse nur mit frecher Stirn! — Du schweig!
Denn Rechenschaft verlang' ich jetzt von Veji.
Warum nahmt ihr in eurer Städte Ring
Als Schutzgenossen auf den Feind von Rom?

(Allgemeine Bewegung.)

Herdonius. Was! Rechenschaft —
Publius. Ich fordre sie von euch!
Procas. Glaubst du, dass Rom uns ungestraft verhöhnt,
Rom, das uns danken soll, wenn wir noch nicht
Den Krieg erklärt?
Publius. Ihr wollt den Krieg?
Mamilius. Ja, Krieg!
Publius. Fühlst du dich sicher hinter Thor und Riegel,
Dass du nach Krieg zu schreien wagst? Seit wann
Schwillt dir das Herz so mächtig? Weil vielleicht
Tarquin an deiner Seite droht, vor dem
Ihr einst gezittert, als er Rom beherrschte?
Noch steht ja Rom, so wie es stand, als dich
Den Strick am Hals, barfuß, vor den Senat
Die Schergen führten, du für deine Stadt
Die Hände flehend aufhobst um den Frieden,
Den wir großmüthig schenkten. — War's nicht da,
Wo ihr beschworet, keinen Feind von Rom
Bei euch zu dulden mehr, sei's öffentlich,
Sei's insgeheim? Nun dem Vertrag gemäß
Befiehlt euch Rom: Mit Ruthenhieben jagt
Ihr heute noch gefesselt diese zwei
Vor unser Thor, wo schon der Henker wartet.
Und weil sie unter eurem Schutz auf uns
Einbrachen feindlich, — wo blieb euer Schwur?
So ist's an euch, den Schaden zu ersetzen.
Mamilius. Auf unsern Waffen bringen wir Bezahlung.
Publius. Wir hätten sie, wär' deine Zung' ein Schwert.
Aruns. Das tragt ihr in Geduld?
Publius. Ja oder nein!
Procas. Wir überlegen.
Mamilius. Wir sagen euch's zu Rom!
Publius. Sucht ihr vielleicht vor seinen Wällen Platz
Für eure Leichen? Brutus steht bereit,
Mit ihm ein ganzes Heer von Todtengräbern
Ergrimmt und kühn; — nun, kommt es euch zu früh?
Mamilius. Den Römern Krieg!
Alle. Den Römern Krieg!
Publius. Euch ruf ich an, ihr Götter, auf ihr Götter!
Straft den verletzten Eid des Völkerrechtes
Und sendet Fluch vom Himmel, aus der Hölle
Auf diese Stadt, gebt die Vollziehung uns
Zur rechten Hand! — In ihrem Rathe lasst
Verwirrung sitzen, Schrecken sei im Heer!
Verlasset sie! ich ruf euch aus den Tempeln,
Ich ruf' euch von den heiligen Altären,
Sie sei'n entweiht, nur eure Schreckgestalten
Ihr Todesgötter, mögen hier noch walten!

(Indem er abgeht, fällt der Vorhang.)

Die folgenden Acte zeigen die Niederlage der Vejer und den Fortgang der Verschwörung, die, dem Ziel nahe, an einem Zufall scheitert. Die Verräther, unter diesen auch die Söhne des Brutus, werden, als sie dem Tarquin die Thore Roms öffnen wollen, gefangen.

(Schluss folgt.)

Procas. Elend und Stolz sind kein Geschwisterpaar.

Tarquin. Zum Bunde biet' ich Veji diese Hand.

Procas. Porsennas Schatten tritt mir vor die Seele
Und warnt vor diesem Krieg.

Mamilius. Der schwache König,
Der aus Gutmüthigkeit sein tapferes Heer
Von Rom zurückgeführt und den dafür
Das Volk gesteinigt, dem vergleich' uns nicht!

Tarquin. Vergaßet ihr, wie Schlachtfeld sich an Schlachtfeld,
So weit das Auge reicht, zum Tiber dehnt'?
Dort sanken eure Männer wie das Gras
In Schwaden hingemäht und fern zum Meer
Wälzt' ihre Leichen hin der gelbe Strom.
Du mit dem grauen Bart, fiel dir kein Sohn, —
Kein Vater dir, kein Bruder euch? — Ja, ja! —
Verbirg das Antlitz nicht im Purpurstreif, —
Ich kenne dich, dir raubten sie die Tochter,
Die Braut dir, beide siechten hin zu Rom . . . .
Ihr murmelt, ballt die Faust, ihr weint; —
Habt ihr mit Blut vergoss'nes Blut gesühnt,
Ist denn in ihren Gräbern feig begraben
Die Rache schon, die sie nicht schlafen läßt?
Doch was sind Todte! — Blickt vor Vejis Thor,
Dort ragt der Grenzstein, den euch Rom gesetzt —
Von heut auf morgen! bis den Eisenarm
Es streckt durch eure Stadt und ihr als Knechte
In seinem Siegeszuge winselnd kriecht.

Aruns. An Männern reich ist eure Stadt; die Narbe
Verdank' ich eines Vejers Speer; nicht gegen —
Mit euch als Feldherr zieh' ich in den Kampf.

Mamilius. Ein Fremdling, Feldherr?

Aruns. Wohl! ein Fremdling dir,
Denn niemals trafen wir uns in der Schlacht.

Mamilius. Was bleibt euch noch, versagen wir die Hilfe?

Aruns. Der Hass, der keinem Gotte weicht an Macht.

Procas. Was soll der Streit? Weit besser ist mein Rath.
Nach Rom entsendet einen Boten erst:
Dass man die Heimkehr diesen hier gestatte, —
Uns werde wieder eingeräumt die Flur,
Die wir im Kriege nach und nach verloren.
Wenn Rom sich weigert, droh' er mit den Waffen,
Eh' noch drei Tage um, naht schon ein Priester,
Den's zur Versöhnung uns hieher entbeut.

Aruns. Vielleicht sogar den Stier zum Friedensopfer!

Senatoren. Wir stimmen bei, wir auch, wir auch, wir alle!

Mamilius. Viel Schafe überblöken einen Leu.

Procas. Ein junger Thor zählt gegen Greise nicht.

(Ein scharfer Trompetenstoß. Alle fahren auf.)

Aruns. Das ist die Tuba uns'rer Legionen.

(Diener tritt ein.)

Diener. Ich meld' euch einen Abgesandten Roms.

Tarquin. Sein Name?

Diener. Publius!

Procas. Er trete vor!

(Diener ab.)

Tarquin. Ich ahn' es schon, der Friedensbote naht,
Hell schimmert sein Gewand, ein Panzer ist's,
Er trägt den Stab, doch ist er stahlgespitzt,
Es glänzt sein Blick, doch nur von heißer Glut,
Wie sie verzehrend durch die Städte loht, —
Den Friedensboten sendet Rom zum Gruß, —
So hab' ich ihn ersehnt, willkommen mir!

(Publius gefolgt von sechs Lictoren.)

Tarquin. Was bietet uns der römische Senat?

Publius. An dich geht meiner Sendung Wortlaut nicht:
Verbannt von Rom, bist du auch todt für uns.

Tarquin. Noch leben wir, und bald erfährt es Rom.

Publius. Nicht die Verbannung, nicht ihr bittres Leid
Brach deinen Sinn, was trotzest du dem Himmel?
Dein Schicksal ist es nicht, in Rom zu herrschen,
Das sag' ich dir, das sagt dir jede Schlacht
Die du verlorst; — und wärest du so groß
Als klein du bist, — Rom duldet Götter nur,
Nicht Sterbliche als Herrscher über sich.

Tarquin. Es hat sich sieben Königen gebeugt.

Publius. Das Volk hätt' dich getragen auf den Schultern,
Vor deinem Fuß die Kleider ausgebreitet,
Mit innigem Gebete deinen Schlaf
Behütet, dir Altäre aufgerichtet
Mit hohen Festen, hättest du gewaltet
Stets eingedenk, dass mit dem Recht die Pflicht
Die Götter an des Königs Thron gestellt.

Das Räthsel der Sehnsucht.

Wenn dir die rechte Stunde schlug,
Durchschaust du wohl der Erde Trug,
Doch bleibt dir die Erkenntnis fern:
Was ist der Sehnsucht tiefster Kern?

Du sahst die Welt in Nord und Süd;
Der Freuden satt, der Leiden müd',
Das Sandkorn fragst du, fragst den Stern:
Was ist der Sehnsucht tiefster Kern?

Du willst entrinnen ihrem Schmerz
Und drückst sie doch mit Gier ans Herz,
Denn Leben selbst ist Sehnsucht nur,
Wie schlau dir's auch verhüllt Natur.

Ihr Trug umgibt mit Qual und Angst
Den Untergang, — den du verlangst.
Du weißt es nicht, du stürbest gern:
Das ist der Sehnsucht tiefster Kern.

Weltüberwindung.

Wer still beglückt im Walde wohnt, vergisst die Welt;
Und wer gefangen sitzt im Thurm, vermisst die Welt.
Wenn du sie nur mit Schmerz entbehrst und doch so leicht
Sie für ein Glück verlassen kannst: was ist die Welt?
Mich dünkt, ein Ziel, das tief in dir verborgen ruht,
Berede dich in ihr zu schau'n mit List die Welt.
Du jagst bethört ihm nach und wirst bald selbst gejagt,
Und deine Kraft und deinen Muth zerfrisst die Welt.
Nur wem ein Gott in eig'ner Brust das Ziel erschloss,
Der überwand als Heide wie als Christ die Welt.

Trauer.

Trauer hält mein Herz umfasst,
Schwer, ach! ist des Lebens Last.
Doch gesegnet der Gebeugte,
Wie — von Frucht gebeugt — der Ast.
Selig, wer gleich ihm in Ahnung
Nahender Befreiung prasst.
Wenn du nicht den heißen Willen,
Ferner sie zu tragen, hast —
Leichter wird des Daseins Bürde
Und ihr Druck verschwindet fast.

Drängst du dich mit Gier ans Leben,
Straft es bitter deine Hast;
Bist du stets gewillt zu scheiden,
Ehrt es dich als edlen Gast,
Reicht zum Labetrunk die süße
Vorempfindung ew'ger Rast.

Der Preis.

Von lebenden Gemüthern
Wohl keines weiß,
Was von der Erde Gütern
Verdient den Preis.

Wenn je sein Schweigen bräche
Des Grabes Mund,
Wenn je der Todte spräche,
Er gebe kund:

Das einzig friedensvolle,
Das höchste Gut,
Das ist die Erdenscholle,
Die auf mir ruht.

Der Erde selbst drum werde
Der höchste Preis,
Von allem, was die Erde
Zu bieten weiß.

Sprüche.

Du gibst der schalen Nichtigkeit
Des Daseins dumme Wichtigkeit.
Wenn du dich leidlich schlägst hindurch,
Hat alles seine Richtigkeit.

O Freund! Das Trübe stellt entgegen sich dem Klaren.
Darum, bist du betrübt, so bist du nicht im Wahren.

Ein Glück, das Grund hat, geht mit ihm zu Grunde stündlich,
Und nur ein grundlos Glück ist wahr und unergründlich.

Rath.

Verschwende nicht dein tiefstes Sein,
Was du nicht bist, das wird nicht dein.

Du tränkst den Sand mit Herzensblut,
Er wird doch nicht zum Rosenhain.

Verschmerz' es bald und lern' von ihm —
Eh' er dich deckt — verschlossen sein.

Du ruhst schon hier in deinem Geist,
Wie einst in deinem Grab, allein.

Lieder des Leides.

Von Hieronymus Lorm.*)

Erscheinung.

Du schrittest durch des Waldes dunkle
Räume, ein Gedicht!
Und dir zum Preise flüsterten die
Bäume ein Gedicht.
Dein Haupt umflossen Locken als der Liebe
gold'nes Netz,
In deinem Auge webten glüh'nde Träume
ein Gedicht.
An einer Blume stand'st du still und deine
Thräne floss,
Als ob Erinn'rung um die Blume säume
ein Gedicht.
Da schien es, ein verlornes Eden sende
dir den Gruß,
Da schien es, tief in deinem Herzen schäume
ein Gedicht.
Für ew'ge Trennung zogst du mir vorüber
märchenhaft,
Für ewig ward, was ich von Glück erträume,
ein Gedicht.

Und dann vergeh'n.

Nur eine Heldenthat will ich vollbringen
und dann vergeh'n!
In einer That mein höchstes Sein erschwingen
und dann vergeh'n!
Nicht sei mein Lebensbaum vom Herbst
entblättert
in langer Qual,
Nicht will ich lebend nur nach Leben ringen
und dann vergeh'n,
Den Blumenglanz verschmähend stirbt
der Falter
im Flammenglanz,
So mag mein Herz durch Wonneflammen
dringen
und dann vergeh'n.
Wie Sterne im Begegnen sich vernichten,
so soll mein Geist
Mit einem stolzen Geist zusammenklingen
und dann vergeh'n.
Mein Dasein nur ein Leuchten des Gedankens
gleich einem Stern,
Aus seines Unglücks tiefer Nacht erzwingen
und dann vergeh'n.
Die Seele nur vom Erdendünkel flammen
zum Himmel auf,
Bis aller Wahrheit Sonnen sie umfiengen
und dann vergeh'n!

Orientalischer Trinkspruch.

Der Weise sieht behaglich, darf er beim
Glase ruh'n,
Die Schöpfung auf der Spitze der eig'nen
Nase ruh'n,
So weit sie reicht, ist alles erquickt von
Rebenduft,
Drum kann die Welt auf keiner vernünft'gern
Base ruh'n.
Des Guten voll ist Leben, so lang der
Becher voll,
Lass drum das leere Wünschen, die hohle
Phrase ruh'n.
Wär' schon die Welt ein Eden, gäb's
keinen sel'gen Rausch!
So trink, du musst ja nüchtern einst unterm
Grase ruh'n!

Einer Todten.

Gab ein Volk, dass Liebe noch es leiste,
Seinen Todten Schätze mit ins Grab,
Legt mein Herz, das früh durch dich verwaiste,
All sein Lebensglück mit dir hinab.

Für jede Schmerzensthräne,
Die mir entlockt das Leben,
Hat eine Freudenthräne
Mir deine Lieb' gegeben.

Für jede Freudenthräne,
An deiner Brust vergossen,
Ist eine Schmerzensthräne
An deinem Sarg geflossen.

*) Aus den edlen, noch viel zu wenig gewürdigten Gedichten von Hieronymus Lorm. Sechste stark vermehrte Auflage. Dresden. Heinrich Minden.

Wie viele zerfließen, verhallen, vergeh'n,
Die Wolken, die Klänge, die Blumen besteh'n.

Zerfallende Menschen, wie sucht ihr die Bahn
Unsterblichen Lebens mit Traum und mit Wahn!

Solang noch vorhanden der treibende Keim,
Ist jeder in jedem von neuem daheim.

Dichten und Trachten.

Dichter minnen,
Träumen, sinnen,
Und verachten
Das Gewinnen.

Doch wenn Pflichten
Zu verrichten,
Dann — im Trachten
Stirbt das Dichten.

Die Leute.

Voll Klagen
Erschlagen
Die Leute
Ihr Heute
Durch Lästern
Des Gestern
Und Sorgen
Für morgen.

Weltgeheimnis.

Mögen auch ins Herz sich theilen
Heiße Sehnsucht, bitt'res Leid —
Überm Herzen schwebt zuweilen
Süße Lebensmüdigkeit.

Wenn's bekümmert und verlassen
Still in sich verbluten muss,
Fühlt es Wonnen, die's umfassen,
Künft'gen Schlummers Vorgenuss.

Dann zerfließt in Nebelschleier,
Was sonst heißen Wunsch entfacht;
Langsam naht die stille Feier
Ewig ruhevoller Nacht.

Solche Nacht hat ihre Sterne!
Jene Wonnen sind's, die oft
Ein betrübtes Herz von Ferne
Als Geheimnis ahnt und hofft.

Ein Geheimnis sonder Gleichen:
Sterben, dem Natur gesellt
Angst und Schauder und Erbleichen,
Wär' das höchste Glück der Welt.

Zigeunerkind.

Nach der Perlenschnur
Gieng mein Trachten nur,
Bis er mir zulieb
Mörder ward und Dieb.
Auf dem Rabenstein
Klappert sein Gebein.

Von der Perlenschnur
Fanden keine Spur
Büttel und Gericht.
Mich verrieth er nicht,
Rief mich drum am Schluss
Nicht zum letzten Kuss.

Dass die Perlenschnur
Nicht zur Hölle fuhr!
Er that brav und recht,
Doch die Welt ist schlecht.
Weil er mich beschenkt,
Hat man ihn gehenkt.

Für die Perlenschnur
Hätt' ich Haus und Flur,
Aber mir gefällt
Nichts mehr auf der Welt.
Seht doch! schön und reich
Geh' ich in den Teich.

Rache.

Nicht fröhn' der Rache Leidenschaft!
Erst wenn du sie vermieden,
Vollbringen sie mit größ'rer Kraft
Für dich die Eumeniden.

Der Umweg.

Ich suche kreuz und quer, was ich schon habe,
Was längst gegeben!
Ein sonderbarer Umweg führt zum Grabe,
Er heißt: das Leben.

Im Frieden ruhen.

Das Weh des Seins, das Sorgen, Bangen,
Am Grabe scheint's verweht im Wind;
Doch was hier mit dem Greis vergangen,
Bringt wieder dort zur Welt das Kind.

Nur Schein ist selbst die Flucht der Dinge,
Ein Trug noch die Vergänglichkeit;
Aus des Entbehrens eh'rnem Ringe
Wird durch kein Grab die Welt befreit.

O wär' der Menschenbrust beschieden,
Dem Wollen, Trachten zu entflieh'n!
Wir ruh'ten selig schon im Frieden,
Solang wir noch durchs Leben zieh'n!

Die Urne des Brahminen.

Verarmtes Herz, dem nichts die Welt beschert!
O reiches Herz, das nicht nach ihr begehrt!
Es gleicht das Herz der Urne des Brahminen,
Der bettelnd bei den Reichen eingekehrt.
Sie brachten Edelsteine, Gold und Früchte,
Und haben prahlend manchen Schrein geleert.
Doch füllt sich das Gefäß nicht bis zum Rande,
Mit allen Schätzen dieser Welt beschwert,
Bis eines Kindes reine Hand die Gaben
Um einen Lotosstengel nur vermehrt.
So bleibt stets ungesättigt heil'ge Sehnsucht,
Ob ihr das Reichste dieser Welt gewährt,
Indes ein Frühlingshauch, ein Blick, ein Lächeln,
Die Seele füllt, als hätt' sie nie entbehrt.

Der venezianische Bettler.

Ich seh' den Bettler noch,
Den ernsten, würdevollen,
Der aus der Hütte kroch,
Dran die Lagunen quollen.

Er breitet ohne Hast
Den Mantel auf die Stufen,
Sie führen zum Palast,
Den seine Väter schufen.

Dies macht den Stein zum Thron,
Versüßt sein Los, das herbe:
Er ist Venezias Sohn
Und all ihr Glanz sein Erbe.

Weh'n an geschnitztem Holz
Und Marmor nasse Hemden,
Er blickt hinan mit Stolz,
Mit Hohn auf mich, den Fremden.

Voll Demuth war mein Gruß,
Er rührt nicht Haupt noch Hände;
Da legt' ich an den Fuß
Ihm eine milde Spende.

Er nickte gnadenvoll,
Als ich vorüber schwenkte;
Ich bin's, der danken soll,
Denn ich bin der Beschenkte.

Monolog.

Wie kalt ich bin, der ich durch Thränen einst geblickt!
Der Schmerz, der überflos, hat sich zum Eis verdickt.

Gebrochen war mein Herz! Die Sorg für Weib und Kind,
Die nimmermüde Noth hat mir's zur Noth geflickt.

Viel Blumen blüh'n dir noch! So ruft zum Trost der Freund,
Nicht weiß der gute Freund, dass heimlich sie geknickt.

Wo sind die Freuden hin! Ich kenne mich nicht mehr,
Wenn ich den Spiegel seh', wie da mein Herz erschrickt!

Wer sieht so trüb und bleich? Ein Grauen fasst mich an,
Mir hat ein fremdes Haupt vertraulich zugenickt.

Doch kenn' ich auch den Glanz, der mir ins Auge stieg,
Der Jugend Zauber war's, der heimlich mich umstrickt.

Wie kleinlich hascht der Mensch nach Leben Stund' um Stund',
Ein Huhn, das Korn um Korn mit Gier vom Boden pickt.

Ich bin des Lebens müd'! Noch hat kein Todter je,
Dass er des Todes müd', uns Kunde zugeschickt.

Das Größte.

„Die Sterne sind so groß, sind Welten ohne Zahl,
Wie klein der Mensch davor, trotz seines Geistes Strahl!"

Der Menschengeist ermisst der Sterne Harmonie,
Und wer sie überschaut, muss größer sein als sie.

„Und ist der Geist so groß, dass Welten er umspannt,
Warum doch läßt das Herz so schwer vom kleinen Tand?"

Ein Herz, das seinem Tand aus Güte sich entreißt —
So hell erglänzt kein Stern, so groß ersteht kein Geist.

Jeder in jedem.

Zerfließende Wolke, verhallenden Klang,
Verwelkende Blume — beweint man nicht lang.

Krieg dem Kriege!

Die Dinge stehen so: Millionenheere — in zwei Lager getheilt, waffenklirrend — harren nur eines Winkes, um aufeinander loszustürzen. Aber in der gegenseitigen zitternden Angst vor der unermesslichen Furchtbarkeit des drohenden Ausbruchs liegt einigermaßen Gewähr für dessen Verzögerung. Hinausschieben ist jedoch nicht aufheben. Die sogenannten „Segnungen" des Friedens, welche das bewaffnete Angstsystem zu erhalten strebt, die werden uns immer nur von Jahr zu Jahr garantiert, immer nur als „hoffentlich" noch einige Zeit vorhaltend hingestellt. Von der Abschaffung des Krieges, von gänzlicher Aufhebung des Gewaltprincipes, davon wollen die zur „Aufrechterhaltung des Friedens" waffenbrüderlich verbündeten Gewalten nichts wissen. Der Krieg ist ihnen heilig, unausrottbar, und man darf ihn nicht wegdenken wollen; er ist ihnen aber auch — angesichts der Dimensionen, die eine künftige Conflagration entfalten wird — furchtbar, vor dem eigenen Gewissen unverantwortbar, also darf man ihn nicht anfangen. Was ist das aber für ein unnatürliches Ding, welches nicht aufhören und nicht anfangen, nicht verneint und nicht bejaht werden darf? Ein ewiges Vorbereiten auf das, was durch die Vorbereitung vermieden werden soll, zugleich ein Vermeiden dessen, was durch die Vermeidung vorbereitet wird? Dieses Widerspruchsmonstrum erklärt sich so: Jenes Gebilde aus historischen Zeiten, welches man noch aufrechterhalten will: die gebietverschiebende, machtverleihende, nur einen Bruchtheil der Bevölkerung in Anspruch nehmende „frische und fröhliche" Kriegführung, die ist inzwischen im Entwickelungsgange der Cultur zur moralischen und physischen Unmöglichkeit geworden. Moralisch unmöglich, weil die Menschen von ihrer Wildheit und Lebensverachtung verloren, physisch unmöglich, weil die während der letzten zwanzig Jahre angewachsene Zerstörungstechnik den nächsten Feldzug zu einem Etwas gestalten würde, das etwas ganz neues, anderes, nicht mehr mit dem Namen Krieg zu Bezeichnendes wäre. Würde man durch lange Stunden ein Bad vorbereiten, das Wasser heizen, heizen, bis es siedet und überwallt — wäre dann dasjenige, was einen träfe, der endlich doch in die Wanne stiege — oder vielmehr hineinfiele — noch ein „Bad" zu nennen? Noch ein paar Jahre solchen „aufrechterhaltenen" Friedens, solcher Mordmaschinen-Erfindungen — elektrische Sprengminen, ekrasitgeladene Lufttorpedos — und am Tage der Kriegserklärung springen sämmtliche Zwei-, Drei- und Vierbunde in die Luft.

Jeden Augenblick kann die Explosion kommen. Diejenigen, welche die Lunte in Händen haben, geben zum Glück acht. Sie wissen, dass — bei solchem Pulvervorrath — die Folgen schrecklich wären, wenn sie unvorsichtig oder gar freventlich das Feuer anlegten. Um also diese wohlthätige Vorsicht zu steigern, wird der Pulvervorrath immer vergrößert. Wäre

Schlummerlied.

Glücklich, wer schlafen kann,
Ruhig im Hafen kann
Träumen, vergessen!
Ist doch ein Lebensziel,
Ist doch ein Strebensziel
Nicht zu ermessen.

Wachen heißt leiderfüllt
Oder von Neid erfüllt
Stürmen und schäumen.
Glücklich, wer schlafen kann,
Stürme im Hafen kann
Achtlos verträumen!

Frauenschönheit.

Ihr sagt so gern, ihr Söhne dieser Welt,
Es bürge für die Schönheit dieser Welt
Schon eines Weibes formenedle Schönheit,
Die alle Freuden kröne dieser Welt.
Wer leugnet, dass des Weibes hehre Schönheit
Mit manchem Schmerz versöhne dieser Welt?
Doch singt ihr drum das Lob der Lebensschönheit,
So singt ihr hohle Töne dieser Welt.
Ihr ahnt nicht, dass die Glut entfacht durch Schönheit
Nicht bloß den Lüsten fröhne dieser Welt.
Der Glut ist nah die Trauer, dass auch Schönheit
Sich an die Schmach gewöhne dieser Welt,
Nicht selten aus dem süßen Mund der Schönheit
Der bitt're Jammer stöhne dieser Welt.
Entweihung ist alltäglich Los der Schönheit
Im allzu rauhen Föhne dieser Welt.
Ihr aber preist am Weib des Lebens Schönheit,
Wie herb der Lauf auch höhne dieser Welt
Und ob auch, wenn des Glückes Wert die Schönheit,
Ins Ohr der Fluch ihr dröhne dieser Welt.

Wenn alles trügt.

Einsam und verlassen sein,
Bettler auf den Straßen sein
Wär' erwünschter, als beglückt
Im Geschmack der Massen sein.
Glück — erhab'nes Frohgefühl —
Kann's gemeines Spassen sein?
Was nicht Geist ist, wird dem Geist
Niemals anzupassen sein.
Glück wär's, leer an Kopf nnd Herz,
Doch bei vollen Cassen sein?
Mit des Wohlthuns Göttermacht
Nur geneigt zum Prassen sein?
Solchem Dasein muss der Tod
Zittern und Erblassen sein,
Muss das Gift in jeder Frucht
Auf den gold'nen Tassen sein.
Aufrecht stehn im Sturm der Welt,
Ohne Gier und Hassen sein,
Achtlos für versagtes Gut
Wie für Staub der Gassen sein,
Doch bei jedem Erdenweh
Mit dem Aug', dem nassen, sein —
Mag noch, wenn sonst alles trügt,
Als das Glück zu fassen sein.

Und nach diesem Kriege? Werden nach diesem Nationalkriege die Völker gerettet sein? Wird auch nur eines gerettet sein, z. B. unsere deutsche Nation? Was wird dann sein nach dem ungeheuren Blutbade, nach der Verwüstung und Vernichtung von allem, was dieses Leben noch leidlich gemacht? Was wird dann sein, wenn die Eisenbahnen zerstört, die Pferde geschlachtet, die Werkstätten vernichtet, die Culturen zerstampft, die Ländereien entwertet, die Städte verbrannt, die Kirchen entehrt, die Schulen zerrissen, die Kunstanstalten entgründet, die Männer erschlagen, die Frauen geschändet, die Kinder entheimt sind? Wird die Nation dann gerettet sein? Ein Meer von Thränen, eine Hölle von Trostlosigkeit, eine grenzenlose Entmuthigung und Ohnmacht, eine Gleichgiltigkeit gegen alles, besonders gegen das Vaterland, gegen das eigene Volk, weil es ein erbärmliches Volk von Bettlern ist. Das wird sein. Und im Herzen der wahnsinnige Hass gegen die siegreichen Nachbarn! — Und diese siegreichen Nachbarn, werden sie nicht selber bluten aus unzähligen Wunden, werden nicht die Frauen ihre Männer, die Kinder ihre Väter, die Eltern ihre Söhne verloren haben? Werden die Übrigbleibenden nicht roh und verthiert geworden sein auf dem Schlachtfelde, stumpfsinnig gegen Ideales, Sclaven des Materialismus? Werden sie nicht ruhelos sein wie Kain und beständig ängstlich lauern müssen, ob das niedergeworfene Nachbarvolk nicht etwa Miene macht, sich aufzuraffen und sich zu rächen? Werden sie nicht alle Früchte ihrer Arbeit daran wenden müssen, um nur gerüstet zu sein, und dabei innerlich, sittlich verkommen? Ist ein solcher Sieg nicht eine Niederlage anderer Art? Und wenn das so fortgeht, verlohnt sich dann eine Nation und ein Nationalismus, ein Leben überhaupt?

Fragen wir uns offen, was wir wollen. Wollen wir leben, dann Frieden mit den Völkern; wollen wir aber nicht leben, dann — gibt es anständigere und billigere Mittel, als die Riesenrauferei mit anderen, die möglicherweise leben *wollen*. R.

Purzelbäume der Schulweisheit.

Die Lehrerwelt selbst wird am meisten lachen über das lustige Büchlein, genannt: „Lehrer und Schüler." Herausgegeben von E. O. Hopp. (Berlin, Friedrich Pfeilstücker). Dasselbe weiß eine ganz unerhörte Menge von Anekdoten aus dem Hörsaale und der Schulstube, wovon eine ergötzlicher als die andere ist. Die Sache hat aber auch ihre ernste, sogar philosophische Seite; manches dieser Geschichtchen und Aussprüchlein sagt mehr, als eine lange Abhandlung über Gelehrtenthum, Schule und Erziehung. Wir wollen sehen — aber vorsichtshalber den freundlichen Leser daran erinnern, dass er einen Spass versteht.

Aussprüche eines Professors der Philosophie.

Ich will doch auch nächstens ein Buch mit gelehrten Citaten schreiben, damit ich dadurch das Recht erwerbe, für die Folge ohne Gefahr unwissend zu sein.

* * *

es nicht einfacher, freiwillig und übereinstimmend die Lunten wegzuthun; mit anderen Worten: abzurüsten? Den internationalen Rechtszustand einzusetzen — die getrennten Gruppen, die einander stets zuschwören, dass sie, wenn von der anderen Gruppe angegriffen, Schulter an Schulter kämpfen wollen, zu einer Gruppe verschmelzen — den Bund der civilisierten Staaten Europas zu gründen? Ebenbürtig an Kraft und Ansehen stehen sich jetzt die verschiedenen Allianzen gegenüber. Was hindert sie daran, das, was sie als ihr Ziel hinstellen, — den Frieden — zur Grundlage ihres Bestehens zu machen? Was daran hindert? Das Gesetz der Trägheit einerseits und andererseits der geschürte Nationalhass, die von der lärmendsten Partei in jedem Lande — der Kriegspartei — stets unterhaltene Hetze. Die lärmendste wohl — dabei aber doch die kleinste. Ein Häuflein Chauvinisten hier und dort. In Russland eine Gruppe Panslavisten — der Czar will den Frieden; in Frankreich eine Gruppe Revanchisten — die Regierung will den Frieden! bei uns und in Deutschland ein paar Militäristen — die beiden Kaiser wollen den Frieden. Des Volkes gar nicht zu erwähnen: das hat die Sehnsucht nach — das hat ein Recht auf den Frieden. Das Kampfgenossenschafts-Geschrei, welches bei verschiedenen Flottenbegrüßungen hier und dort ausgestoßen wird und welches so leicht für den Ausdruck des Kriegswillens der Völker ausgelegt werden kann, sollte man doch nicht länger so missverstehen; hat man denn noch immer nicht einsehen gelernt, dass es nichts Epidemischeres gibt, als Hurrah- und Vivat-Rufe? — dass diese Rufe immer und für jede Sache, sobald das erste Signal gegeben — mit Naturnothwendigkeit, wie das Donnerrollen nach dem Blitz — die Lüfte erschüttern müssen?

Klein also, das steht fest, ist die Zahl derer, die den Kriegszustand noch wollen. Noch kleiner die Zahl derer, die sich laut und im eigenen Namen zu solchem Willen bekennen. Unendlich groß hingegen sind die Massen jener, die den Frieden — nicht den ängstlich verlängerten, sondern den sicher gewährleisteten Frieden — ersehnen. Wer da die weiße Fahne schwingt, der hat eine Gefolgschaft von Millionen hinter sich. —

Soviel aus einem vortrefflichen Aufsatz, den mir Frau Baronin Bertha von Suttner geschickt hat, die Verfasserin des Romans „Die Waffen nieder!“ Ich habe den beredten Worten nur beizufügen, dass sie wahr sind und wahr sein müssen, dass sie wie ein Evangelium sind, welches erlösend wirkt, wenn man an dasselbe glaubt.

In der ganzen furchtbaren Geschichte des menschlichen Wahnes gibt es keinen so verhängnisvollen Irrglauben, als der ist, dass die Kriege nothwendig und unausrottbar sind. Dieser Aberglaube muss gebrochen werden, und dazu beitragen ist in erster Linie Pflicht der Lehrer und Erzieher, der Priester und Schriftsteller, kurz aller, die auf das Wohl der Menschheit hinarbeiten wollen. Die Menschen haben den Krieg, so lange sie ihn für nothwendig halten und sie haben den Frieden, wenn sie an ihn glauben. Ich bin fest überzeugt von der Möglichkeit eines unverbrüchlichen Völkerfriedens unter den Culturvölkern. Aber dazu muss vorher freilich sehr vieles anders werden. Wenn sie an den Frieden glauben, dann werden sie ihn suchen nicht mit blinkenden Waffen, sondern mit der Ampel der Vernunft, und dann werden sie ihn finden.

Ich halte die Liebe zum eigenen Volke für eine große Tugend, allein der Nationalismus in seiner heutigen, fast thierisch-rohen Gestalt führt zu nichts Gutem. Er führt zu dem furchtbarsten Kriege, den die Welt je gesehen.

Starke Zumuthung.

Professor Dr. Laubinger liest gerade über die Ethik Spinozas, als plötzlich der Ofen zu rauchen anfängt. Der Professor tritt näher und sucht nach der Ursache. „Aber meine Herren, das ist ja eine sehr einfache Geschichte, da ist nur von dem Kranz etwas Mörtel abgefallen; — — ach, hat vielleicht einer der Herren etwas feuchten Lehm bei sich?

Immer logisch.

Frau Professor (in das Studierzimmer des Gatten stürzend): Denk dir die Dummheit, Mann, da bringt die Christel den Topf ohne Thee herein.

Professor (langsam von seiner Arbeit aufblickend): den Topf ohne T? Liebes Kind, das ist ja ein Unding, ein „Opf".

Beißender Vergleich.

Mehrere Studenten machten sich den Spaſs, ziemlich spät und jeder einzeln — im sogenannten Gänsemarsch — ins Colleg zu kommen. Der Herr Professor, dadurch nicht beirrt, macht folgende Bemerkung: „Meine Herren, das gieng ja heute gerade wie beim Trichter — immer ein Tropf nach dem anderen."

Ein Held der unfreiwilligen Komik.

Brutus und Cassius ermordeten den Cäsar auf eine seiner Gesundheit höchst nachtheilige Weise.

* * *

Eine Naturgeschichte aller jetzt in Frankreich lebenden Professoren müſste sehr interessant sein.

* * *

In Berchtesgaden wird aus Knochen Holz geschnitzt.

* * *

Die Engländer würden bei weitem nicht so viel Leder machen, wenn sie nur ihre eigenen Felle gerbten.

* * *

Es kam mit Napoleon sogar soweit, daſs sein erstes Kind ein Sohn war.

Aus dem Abiturientenexamen.

Examinator: „Wie erklären Sie sich, daſs Ludwig der Dreizehnte ein so verstimmtes, argwöhnisches und von Ahnungen heimgesuchtes Gemüth hatte? Nennen Sie mir eine Thatsache, die hier gewiſs in erster Linie von Einfluſs war."

Abiturient: „Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich als diese Thatsache den Umstand bezeichne, daſs der unglückliche Monarch der Dreizehnte war."

In der Prima.

Professor: Wodurch unterscheiden sich die Geistesheroen des Alterthums von denen des neueren?

Primaner: Durch ihren Mangel an classischer Bildung.

* * *

Professor: Schämen Sie sich, Wilhelmi, einer solchen Antwort. Ihr Bruder Theodor hätte das viel besser gemacht. Der verstand das Griechische, daſs man seine Freude daran hatte. Aber Sie!

Wilhelmi. Entschuldigen Sie, Herr Professor, mein Bruder Theodor ist auch viel älter als ich.

Professor: Ach was, als Ihr Bruder hier bei mir den Sophokles gelesen hat, war er gerade so alt wie Sie.

Wilhelmi: Erlauben Sie, Herr Professor, mein Bruder Theodor war immer viel älter als ich!

* * *

Oberlehrer Plötermann (das Thema zu einem lateinischen Aufsatz dictierend): — „sie fielen also in Apulien ein, und tödteten Männer,

Reichthum ist überhaupt noch kein Beweis von großer Körperkraft.

* * *

Schweigen ist nicht immer Gold, z. B. beim mündlichen Examen!

* * *

Der Mensch isst, dass Thier frisst! Manchmal ist der Unterschied unbedeutend.

* * *

Die schönsten Gedanken, die einem einfallen, sind fast alle schon früher erdacht worden. In der Beziehung waren unsere Vorfahren weit besser daran. Was nach uns noch erdacht werden soll, ist mir ein Räthsel.

* * *

Es ist erstaunlich, wie viel Wissen manchmal in einem einzigen Kopfe steckt. Dass da nicht das größte Durcheinander permanent ist, halt' ich für ein Wunder. Es müsste von Natur so eingerichtet sein, dass solche Celebritäten sich noch zwei bis drei eben leerstehende Köpfe mieten könnten, um die weniger wertvollen Sachen dort aufzuspeichern. Der Hauptkopf enthält dann nur die ganz guten, feinen Gedanken und einen Katalog über Kopf 2 und 3. Es wäre doch immer eine Erleichterung.

Die Zerstreuten.

Professor (in tiefer Arbeit, durch Anklopfen eines Besuchers gestört, heftig): „Herein!" — Schulamtscandidat (tritt mit sehr höflichen, unbeholfenen Bücklingen ein). Professor (gepresst): „Was wünschennn Sie?" — Schulamtscandidat: „Ich wollte mir erlauben, dem Herrn Professor meine ganz ergebene Aufwartung zu machen." — Professor (fortlesend): „Nunnn — so machen Sie einmal."

* * *

Der Professor fragte Herrn Müller: „Haben Sie noch Brüder?" — „Nur einen, Herr Professor!" — „Sonderbar, gestern fragte ich Ihre Schwester, und die sagte, sie hätte zwei Brüder!"

* * *

Professor: Entschuldigen Sie, Herr Rath, dass ich Sie und Ihre werte Familie hier unten empfange, aber ich bin oben so sehr beschränkt.

Der entsetzliche Gast.

Professor Duselborn weiß, was sich bei Tisch schickt. Eines Tages speist er bei einem Collegen, stößt an das Salzfass und verschüttet dessen ganzen Inhalt.

„O bitte tausendmal um Entschuldigung!" ruft er in höchster Verlegenheit der ihm gegenübersitzenden Hausfrau zu und schüttet sein Glas mit Rothwein sorgsam über das Salz aus . . .

Der darwinianische Professor.

Professor Poppelsdorf (liest Schillers „Glocke"): „Da werden Weiber zu Hyänen" — Weiber zu Hyänen? Schiller war also offenbar nicht Darwinianer, sonst würde er eine „rückschreitende Metamorphose" von solchem Umfange nicht für denkbar gehalten haben.

Was sie nicht ahnten.

Professor: „Was ahnten die alten Griechen nicht, Herr Candidat?" — „Das kann ich nicht wissen, Herr Professor." — „Das sollten Sie aber wissen! Die alten Griechen ahnten nicht, dass es außer dem Bernstein noch andere Stoffe gibt, die brenzliche Öle enthalten."

Ansprechend?

Professor B., gefragt, wie ihn Fräulein S. anspräche, gab folgende Antwort: „Bevor ich sie angesprochen hatte, sprach sie mich an, seitdem ich sie aber angesprochen habe, spricht sie mich gar nicht mehr an."

Knabe, „sagen Sie mir erst, wo der liebe Gott nicht ist, und ich gebe Ihnen zwei Äpfel."

Einsilbige Wörter.

Lehrer: Bei einem einsilbigen Wort hat man den Mund nur einmal zu öffnen; Adolf, nenne mir also einsilbige Wörter!

Adolf: Kleine Kartoffeln.

Schon richtig.

Lehrer: „Wieviel sind wohl, Richter, nach Angabe der Gelehrten, unter Pharao Ägypter im Rothen Meere ertrunken?" — Schüler leise zu seinem Nachbar: „Fragt aber der Lehrer manchmal dumm!" — Lehrer: „Nur laut, es wird schon richtig sein!"

Schwungvolle Erklärung.

Lehrer: „Was versteht man unter den Ausdrücken: Jungfräuliche Wildnis, Urwald?" — „Wo keiner nie 'rein gegangen ist." — „Kannst du das nicht schöner, schwungvoller sagen? z. B. Wo niemals die entweihende Hand eines Menschen den Fuß hineingesetzt hat!"

Nichts.

Lehrer: „Du, Moriz! was hast du da?"

Schüler: „Nichts."

Lehrer: „Dann thu' es weg, Du störst damit die Stunde."

Der Ursprung der Sprache.

Der Ursprung der Sprache hat bekanntlich schon zu recht gelehrten Forschungen Anlass gegeben. Aber der alte Satz vom Verstand der Verständigen bewahrheitet sich auch hier wieder einmal, ein „kindlich Gemüth" hat es gefunden, was die Weisen der Völker nicht herausgebracht. Ein kleines Mädchen plagte sich mit dem Lesepensum und fragte bekümmert den Bruder: „Paul, wo ist nur diese fürchterliche Menge Worte hergekommen?" — „Siehst Du, Lieschen, vom Zanken unter den Menschen, Du weißt, dann gibt ein Wort das andere."

Das Gedächtnis.

Der Lehrer fragt den kleinen Karl: „Was ist das Gedächtnis?" — Karlchen (nach längerem Grübeln): „Das, womit man alles vergisst."

Unergründlich.

Lehrer: „Warum geht man in die Schule?" — Schüler: „Diese Frage hab' ich mir auch schon oft vorgelegt."

Logisch.

Max: Heute wollte mir der Lehrer eine Ohrfeige geben. — Papa: Woher weißt du denn, dass er Dir eine geben wollte? — Max: Nun, wenn er's nicht gewollt hätte, hätte er mir doch keine gegeben.

In die unrechte Kehle.

Ein Lehrer nimmt einem Schüler einen Apfel weg. Nach einer Weile, während die Schüler mit einer Aufgabe beschäftigt sind, verspeist der Lehrer, der sich unbemerkt glaubt, den Apfel. Dies sieht der betreffende Schüler und fängt an zu husten. „Was fehlt Dir", fragte ihn der Lehrer. — „Ach, Herr Lehrer, der Apfel ist in die unrechte Kehle gekommen."

Was Gescheites.

Fremder: „Sag mal, Kleiner, habt ihr nich 'n Wirtshaus hier im Dorf?" — „Jo, g'wiss!" — „Gibt's da auch 'was Gscheites?" — „Jo, unsern Schullehra!"

Das Volk der Dichter und Denker.

Entschuldigungsschreiben.
Ich beschuldige Marie hiemit da sie am Vohrmittag über Kopfschmerzen klagte.

* * *

Ich entschuldige das mein Tochter Marie gestern Nachmittag gefelt hatt

Weiber und Kinder. (Zu einem Schüler, welcher anstatt nachzuschreiben, Allotria treibt): „Haben Sie Kinder, Windmeyer?"

Windmeyer (verwirrt): „Kinder? Nein, Herr Oberlehrer, noch nicht."

* * *

Professor: „Das ist schon das zweitemal, dass Sie Ihr Stilheft vergessen!"

Primaner: „Entschuldigen Sie, nein."

Professor: „Nun, aber das erstemal ist es ganz gewiss!"

* * *

Professor: „Sie behaupten, Sie hätten den Aufsatz selbst angefertigt. Es sind gar keine Fehler darin; eine solche Arbeit kann man gar nicht selbst machen."

* * *

Classenlehrer der Prima: „Ich habe in letzter Zeit verschiedene von Ihnen in der N.'schen Wirtschaft gesehen. Sie wissen ganz gut, dass der Wirtshausbesuch Gymnasiasten durchaus verboten ist. Auf alle Fälle aber bitte ich mir aus, dass Sie dann wenigstens zu meinem Schwiegervater, dem Bärenwirt, gehen."

* * *

Professor (das Buch zuklappend): „So, jetzt sind wir mit dem Verstande fertig, das nächstemal kommen wir zur Vernunft."

In Secunda.

Professor in Secunda: „Meine Herren! Solche Herren, wie Sie, meine Herren, sind überhaupt keine Herren, meine Herren!"

* * *

„Was ist denn das für ein eigenthümliches Geräusch, das ich schon die ganze Stunde höre?" — „Entschuldigen Sie, Herr Professor, mein Bart bricht sich Bahn."

* * *

Classenvorstand: „Münnich! Warum waren Sie gestern nicht in der Schule?" — Schüler: „Ich bitte um Entschuldigung, meine Tante wurde begraben." — Classenvorstand: „Das entschuldigt Sie; aber dass mir das ja nicht wieder vorkommt!"

* * *

Ordinarius (zu einem Schüler): „Bemühen Sie sich nicht, dümmer zu scheinen, als Sie es in der That sind. Ich verlange von niemand etwas Unmögliches!"

Ein Sohn der Zeit.

Lehrer: „Was mein ist, das ist auch dein. Wer sagte dieses schöne Wort?" — Schüler: „Einer, der nichts hatte."

Aus der Geschichtsstunde.

Professor: „Was thaten die Fürsten von X.?" Schüler: „Sie regierten." — „Falsch!" — „Sie führten Krieg." — „Falsch, Dummkopf! Sie spalteten sich in zwei Linien."

Im arithmetischen Examen.

Professor: „Nun junger Mann, wenn Ihr Vater sich tausend Franken leiht mit dem Versprechen, sie in jährlichen Raten von 250 Franken zurückzuzahlen, wie viel ist er nach drei Jahren noch schuldig?" — „Tausend Franken!" — „Aber, mein Lieber, Sie kennen ja nicht einmal die Anfangsgründe der Arithmetik." — „Möglich, aber ich kenne meinen Papa!"

Wo der liebe Gott nicht ist.

Chateauneuf war als Knabe von sehr aufgewecktem Kopfe. So wurde er, neun Jahre alt, einem Bischofe vorgestellt. Der Prälat gab ihm eine Frage auf: „Sage mir, mein kleiner Freund, wo der liebe Gott ist, so kriegst du einen Apfel." — „Herr Bischof", antwortete der

Da schlägt es eben acht Uhr. Der eine fängt an zu rennen, während der andere im bisherigen gemüthlichen Tempo einhergeht. „Aber Fritz, was springst denn so? Unser' Schul' geht ja erst um neun an!" — „Das weiß i schon, Karl, aber nach achte kommt gleich neune!"

Der wackre Adolf.

„Papa! Papa! Der Herr Lehrer hat mich heute gelobt!"

„So! was sagte er denn?"

„Gut, Adolf!"

„Nun, und was hattest du denn gethan?"

„Ich hatte ihm den Groschen fürs Schreibheft gegeben!"

Nimmt's eben leichter.

Lehrerin zu ihrem kleinen Zögling: „Da hast du ja wieder einen Klecks in dein Heft gemacht — pfui, Fritz — als ich klein war, habe ich geweint, wenn mir so etwas passiert ist."

Fritz: „Ich nehm's eben leichter!"

Ein milder Winter.

Schulinspector: „Kannst du mir einen milden Winter nennen, N.?" — Schüler: „Ja, 1878, da war unser Lehrer sechs Wochen krank."

Ein Anfall von Vernunft.

„Was fehlt dir eigentlich heute?" fragte die Mutter ihr Töchterchen, das sich mit den Schularbeiten abquält, „Du bist ja so ängstlich, so stumm und so ernst?"

„Ach", seufzt das Mädchen, „ich glaube, es ist ein Anfall von Vernunft."

Columbus ein Vogel.

In einer Schule ist eben Prüfung. Bei der geographischen Besprechung Amerikas wird auch der Entdecker dieses Erdtheils genannt. Die Lehrerin fragt: „Wer war Columbus?" Sofort meldet sich eines der vielen Elschen und erwidert freudig: „Columbus war ein Vogel." Nachdem das allgemeine Gelächter sich gelegt, erklärt Elschen verschämt: „Ich habe im Lesebuch meiner älteren Schwester eine Überschrift gelesen, die heißt: «Das Ei des Columbus»."

Feurige Anbeter.

Professor (vortragend): „Der Lehre Zoroasters hängen noch heute die Parsen an; sie sind also Feueranbeter. — Kamille, Sie blicken so zerstreut, was habe ich vorhin gesagt?"

Kamille: „Die Parsen sind — sind feurige Anbeter."

Für die paar Jahre noch.

„Das ist doch unerhört, Lieschen! Sie können noch nicht einmal Ihren Familiennamen richtig schreiben und sind schon bald dreizehn Jahr!" — „Das ist ja auch gar nicht nöthig, Fräulein — für die paar Jahre noch!"

Die alten Deutschen.

Lehrerin: „Die alten Deutschen zerfielen in zwei Stände, die Freien und die Hörigen; also, Amalie, wie hießen diese Stände?"

Amalie: „Die Hörigen und die . . . die . . ."

Lehrerin: „Nun, das Gegentheil!"

Amalie: „Die Schwerhörigen!"

Ein Staatsmann.

Der Schulinspector fragt eine Schülerin: „Was war der Freiherr von Stein?" — „Ein Staatsmann!" — „Wen nennt man denn einen Staatsmann?" — „Einen Mann, der Reden hält." — „O nein, ich halte ja auch Reden und bin doch kein Staatsmann." — Schülerin sich besinnend: „Ein Staatsmann ist ein Mann, der gute Reden hält."

Bei küssen stillgehalten.

Klara (liest): „Bunte Schmetterlinge durchfliegen die Luft und küssen

sie war krak Bitte nemßiess (nehmen Sie's) nicht übel.

Seine Leibspeise.

Onkel: „Was ist denn deine Leibspeise, Jungchen?"

Jungchen: „Dicke Erbsen; da werde ich immer so krank, dass ich den nächsten Tag aus der Schule fortbleiben kann."

Aus der Berliner Schule.

„Schulz!" sagt der Lehrer zum Jüngsten in der Classe, „nenne mir einmal ein Reptil. Ein Reptil ist, wie ich dir erklärt habe, ein Geschöpf, das kriecht. Kennst du eins?" — „Na, ob! mein kleines Schwesterchen!"

Blamiert sich bloß.

Vater: „Na, Max, ich denke, ihr habt heute Prüfung?" Max: „Ja wohl, Papa, heute nachmittag von drei bis vier Uhr; komm aber nicht hin, du blamierst dich bloß!"

Die Haare der alten Germanen.

In einer Schule frug der Lehrer: „Albert, was hatten die alten Germanen für Haare?"

Albert: „Graue!"

Doppelsinnig.

Lehrer (in das Schulzimmer eintretend): „Jedesmal, wenn ich in die Classe komme, — immer dieselbe traurige Erscheinung!"

Gutes Bier.

Lehrer: „Woran erkennt man gutes Bier?" — Schüler: „Man kann nie genug davon bekommen."

Umgekehrt.

1. Schüler: „Nun, jetzt weißt du, was für Urtheile man logisch umkehren kann. Nenne mir also ein solches Urtheil." — 2. Schüler: „Die Hunde sind unsere besten Freunde." — 1. Schüler: „Was fällt dir ein: Wie willst du das umkehren?" — 2. Schüler: „Unsere besten Freunde sind Hunde."

Eine neue Farbe.

Lehrer (versuchend, den Kindern die Farben zu veranschaulichen): „Welche Farbe hat mein Taschentuch, das ich in der Hand halte?" — Kinder: „Roth!" — Lehrer: „Wie sieht dieses Stück Kreide aus?" — Kinder: „Weiß!" — Lehrer: „Und wie sieht mein Hut aus, der dort am Haken hängt?" (Alles schweigt; endlich erhebt sich der kleine Ernst, der schlauesten einer.) „Nun Ernst, sag' mir's!" — Ernst: „Schäbig!"

Ein Magnet.

Karlchen: „Herr Lehrer, was ist denn das, ein Magnet?" — Lehrer: „Ein Magnet ist eine Kraft, die andere Körper anzieht!" — Karlchen: „Dann ist meine Mutter auch ein Magnet!" — Lehrer: „Warum denn, du dummer Bub'?" — Karlchen: „Weil sie jeden Morgen mich anzieht!"

Fünfundzwanzig Stunden.

Lehrer: „Wie viel Stunden hat der Tag?" — Schüler: „25." — „25! Wie so denn?" — „Nun, Sie sagten ja vorhin, dass der Tag jetzt schon um eine Stunde zugenommen hat."

Ein vierfüßiges Thier.

„Eckstein, kannst du mir ein vierfüßiges Thier nennen?" — „Der Hund." — „Richtig! Und noch eins?" — „Der Bär." — „Meinetwegen. Und noch eins?" — „Der Maikäfer." — „Nein, mein Lieber, der Maikäfer hat sechs Füße." — „Man kann ihm ja zwei herausreißen."

Nach achte kommt gleich neune.

Fritz und Karl, zwei kleine Knaben, sind auf dem Wege zur Schule.

Der Dorfbahnhof.

Eine Plauderei.

Dieses Haus ist bisher immer vergessen worden, wenn man das Dorf geschildert hatte. Das wundert mich nun, denn es macht sehr viel Lärm, mehr als jedes andere Haus im Dorf, sogar mehr als die Kirche. Die Kirche läutet nur zu den Gebetstunden, am Bahnhofe läutet's und pfeift's Tag und Nacht. Die Glocke am Bahnhofe läutet nicht die Leute zusammen, denn der auf dieses Läuten warten wollte, der käme zu spät, sie läutet die Züge ein und aus, gleich der Kirchenglocke, die den Wallfahrerzug ein- und ausläutet. „Beim Eisenbahnfahren bin ich wie der Bischof", sagte der Kalbelbauer, „beim Bischof läuten auch die Glocken, wenn er ankommt und wenn er abreist." Und diese Glocke am Bahnhofe läutet, wie ein Lied sagt, dem abgehenden Zuge nach:

„Weil mitten auf dem Feld,
Wo das Unglück passiert,
Kein Zügenglöcklein
Geläutet wird."

Die Locomotive pfeift dem Bauer, er möchte nur mitfahren, aber der Bauer ist beim Schalter des Fahrpreises wegen mit dem Beamten nicht einig geworden und so ruft er nun dem pustenden Ungethüme nach: „Pfeifest mir lang' gut, ich geh' zu Fuß!" — Ja, so mag es sich zu Anfang der Eisenbahn einmal zugetragen haben, heute weiß jedes Bäuerlein und jedes alte Weiblein, dass beim Dampfwagen nicht gefeilscht wird. Wem's zu theuer ist, der reitet auf Schusters Rappen; und wenn alles auf Schusters Rappen reitet, oder auf dem Steirerwäglein fährt, oder — was das Billigste und Beste ist — zuhause bleibt, dann lässt die Eisenbahn ganz von selber nach, ohne dass man feilscht, und geht mit dem Preise herab bis auf einen Kreuzer per Kilometer — so billig kann's der Lederrappen nicht mehr thun; jetzt pfeift der Kutscher, aber der Bauer sagt: „Pfeifst mir lang' gut, ich fahr auf der Eisenbahn."

So hat sich's gewendet, dass nun auch das Gebirgsbäuerlein mit dem Bahnhofe nicht weniger vertraut ist, wie mit dem Schulhause oder dem Dorfwirtshause. Allsonntägig ist ihm jetzt die weite Welt offen um wenige Kreuzer. Früher hat ihm auf dem Jahrmarkte der Guckkastenmann für zehn Kreuzer durch das Guckglas die Welt in Bildern gezeigt, jetzt fliegt ihm am Waggonfenster für denselben Preis die wirkliche Welt mit Dörfern, Schlössern, Brücken, Bergen und sogar Städten vorüber. Dann trinkt er in der Stadt sein Schöppel Wein, macht sein Geschäft ab und fährt gemüthlich wieder heim.

Weil die Eisenbahn so billig geworden ist, gibt der Mann doch mehr aus, als wenn er daheim geblieben wäre, und so ist's schon unter einem, dass wir uns anstatt der Tabakspfeife eine Cigarre in den Mund

... (stockt) ... aufblühenden Blumen den Thau aus den duftigen Kelchen."

Lehrerin: „Anna, lies du einmal die Stelle!"

Anna liest den Satz richtig.

Lehrerin: „Was hat die Klara falsch gemacht, Anna?"

Anna: „Sie hat bei „küssen" stillgehalten, und das sollen wir nicht."

Was ist Raum.

Lehrerin: „Wir werden nun den Begriff des Raumes feststellen. Wer kann mir sagen, was Raum ist?" — Schülerin: „Ich! — Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar!"

Die Flegel.

Lehrer: „Was sind die Knaben im Verhältnis zu den Eltern?"

Mariechen (sehr entschieden): „Flegel".

Der Hagestolz.

Lehrer: „Welches ist der verwerflichste Stolz?" —

Schülerin (nach längerem Besinnen): „Der Hagestolz!"

Aus deutschen Aufsätzen.

Liesel hat zwei Freundinnen, deren respective Herren Väter ebenso wie ihr Papa kahlköpfig sind. Sie hat die Aufgabe bekommen, Sätze zu bilden, und schreibt unverfroren die große These hin: Väter haben keine Haare.

In einem Aufsatz über den „Sommer" schreibt Liesel: Der Sommer ist sehr schön, doch auch der Winter ist zu entschuldigen.

Da Steirerbua vor an Stombuach.

I schreib da nix eini va Liab und va Treu,
Koa Liabsgsangl schreib ih nit eini!
Ös Weibsleut häts ollweil gern so wos dabei,
Jo, enkari Gusta, dö kenn ih.

Dafrogast es gern af a kamoti Weis,
Wos ih holt va dir, wia ih da g'sinnt bin —
Mih fongst nit, ih geh da nit auf dein Eis,
Glaub jo nit, du, dass ih so blind bin!

Auspockn sullt ma — wia load dass's oan that,
Dass d'furt gehst, g'stott dass d'noh bleibast,
Herzähln sullt ma's, wia hort ma sih that,
Wonnst du gach nit länger dabei warst.

Und wia ohni deina de Welt kunnt sein,
Ob's sein wul kunnt, d'Welt ohni deina —
Däs hörast holt gern, ih woaß — o mein! —
Und hüat mih, und soll da nit eina!

Aft, bold mar an Haufn zsomadicht' hätt
Va lauta den siassn Sochn,
Aft zoagast's an iadn und broatast as aus,
Und d'frembbn Leut hättn wos z'lochn.

Und du selba, Diandl, du lochast lacht mit,
Und pfeifast mih aus, wir a Dröscherl.
Na, Schotzerl, aufs weißi Papier schreib ih nit,
Scha liaba, wannst willst, aufs roth Göscherl.

Anton Schruf.

Zehn Kreuzer für den Eintritt in den Bahnhofplatz! das Geld kommt der Krankencasse der Eisenbahner zugute. Ah na, denkt sich der Bauer, da schaue ich lieber von außen über den Zaun herein, da kommt das Geld mir zugute. — Die Eilzüge halten nicht an, sind aber doch der Mühe wert, dass man zusieht, wie sie vorbeisausen, dass die Weichen „scheppern“ und der Erdboden dröhnt. Selten dreht der Bauer seinen Kopf so schnell, als wenn er dem vorüberfahrenden Eilzug nachschaut. Man kann auch nicht wissen, wer auf dem Zuge ist, lauter hohe Herren und seidene Frauen, und was alltäglich für Grafen und Prälaten und Fürsten durchs Dorf kommen, seitdem die Eisenbahn geht! „Ja Schnecken, da hat einer was davon!“ sagt der alte Postmeister von ehemals. „Die Prälaten und Fürsten sind am besten, wenn ihnen ein Wagenrad bricht!“

Gott bewahre, das gäbe jetzt ein Eisenbahnunglück. Unsere Zeit ist in allem großartig. Draußen vor den Häusern am Damm unter Trümmern hundert Verwundete, fünfzig Todte! das sieht sich anders an, als wenn eine Kutsche in den Straßengraben stürzt, und der weit hinten dreinhumpelnde Handwerksbursche ausruft: „Gottlob, mir ist nichts geschehen!“

Der auf der Eisenbahn reisende Cavalier ist nicht einen Augenblick sicher, dass er nicht in einem Bauerndorfe einkehren muss, dass ihm nicht von einem Dorfbader ein Verband angelegt wird; und sicherer steht's am Ende doch noch immer mit der elenden Lehmhütte, als mit dem eleganten Salonwagen. Als die Eisenbahn aufkam, wollten die Leute nicht mitfahren, denn die Dorfweisen sagten: „Neun kommen glücklich durch, den Zehnten behält sich der Eigenthümer des Unternehmens, der Teufel. „Denn damals gab man dem Gutsherrn und dem Pfarrer die Zehnten, so war man des Glaubens, im Bunde der dritte sei der — Eisenbahnunternehmer. Trotz der furchtbar schweren Unglücksfälle auf Eisenbahnen, von denen man hört, behaupte ich, dass auf der Eisenbahn verhältnismäßig weniger Leute verunglücken, als auf Straßenwägen und Pferden! wenigstens kann keiner, der auf der Eisenbahn rollt, besoffen im Straßengraben liegen bleiben. Und falls ein Betrunkener um ein par Stationen zu weit fährt, hat der Schaffner ganz heilsame Mittel, ihn nüchtern zu machen.

Am höchsten pflegt dem Dorfbahnhofe angerechnet zu werden, dass er die Erzeugnisse der Landwirte so bereitwillig in Empfang nimmt und dafür Geld und andere schöne Sachen dalässt. Es hat sein Gutes — jedoch aber — ich weiß wohl, was ich mir denke. Wo ein Bahnhof steht, da ist es aus mit der Behaglichkeit und patriarchalischen Zufriedenheit. Und wo kein Bahnhof steht, da ist es erst recht aus. Manche Dorfgemeinde, die einst den Baugrund für den Bahnhof nicht um vielfachen Preis geben wollte, möchte heute denselben gerne dafür umsonst liefern, ja sogar noch die Geschenkssteuer zahlen. Der Bahnhof ist manchem wichtiger geworden als Kirche und Schule, ja fast so wichtig wie das Wirtshaus.

Einst hat man die Eisenbahnbeamten im Dorfe als Fremdlinge über die Achsel angesehen, heute sind sie kaum weniger geachtet als der Lehrer, der Arzt, der Amtmann, heute ist der „Stationschef“ so heimisch im Dorfe, als es einst der Postmeister gewesen mit seinem stattlichen Einkehrwirtshause.

Der Bahnhof ist ja der beste Freund, Handlanger und Beschützer des Dorfes. Er ist — ich spreche von den Strecken größeren Verkehres — Tag und Nacht wach. Wenn alles schläft und finster ist im Dorfe, auf dem Bahnhofe brennt noch die Laterne. Der fremde Wanderer pocht vergebens an der Thür des Dorf-

stecken, wenn sie auch nicht so gut schmeckt, vornehmer ist sie doch; und wenn sie unterwegs dem unkundigen Raucher auch immer wieder auslischt, und wenn ihm auch etwas ungleich geworden sein sollte im Magen: bevor er zu seinem heimatlichen Bahnhofe kommt, steckt er sie auf alle Fälle wieder in Brand, denn die Cigarre vollendet erst das richtige Ansehen des Bauers am Bahnhofe. Die Locomotive raucht ja doch noch einen stärkeren Tabak und raucht sogar, ohne sich viel zu entschuldigen, zu den Fenstern jener vornehmen Herren- und Damen-Coupees hinein, in welchen das Rauchen nicht gestattet ist.

Mancher auf der Eisenbahn fahrende Bauer bekommt vor Hochmuth sogar einen kleinen Rappel, wie der alte Steckleitner zu K., dem das „Grüß Gott“ zu schlecht war. „Grüß Gott, Steckleitner!“ rief ich ihm auf dem Bahnhofe zu, als er ausstieg. „Ich habe die Ehre!“ antwortete er zurück, und da er sah, dass ich darüber stutzte, sprach er: „Wenn der Herr einen bäurischen Gruß bietet, so kann der Bauer wohl einen herrischen aufwarten.“ „Das Grüß Gott ist der beste Gruß“, hierauf meine Antwort. „Ich habe keinen besseren. Selbst der Kaiser ließ sich ihn letztens freundlich gefallen und dankte zurück: «Grüß Gott auch!» Aber natürlich, der Bauer, wenn er aufs Ross kommt, und wäre es auch dasselbe, welches den chronischen Lungendampf hat, der gibt's nobel.“ Solches sagte ich, da hat der Steckleitner sich ein bissel geschämt.

Aber nicht allein für Ehr' und Stolz ist die Eisenbahn im Dorfe ausnützbar, wohl auch für anderes.

Der frische Knecht möchte seiner Dirn am Sonntage gern ein Glas Wein zahlen und Zucker hinein, aber daheim im Dorfwirtshause wachen die strengen Augen der Väter und die scheelen der Nebenbuhler und es ist keine Gemüthlichkeit unter so vielen Augen, wo deren vier mehr als genug sind, so dass sogar von diesen ein Theil zugedrückt werden kann, falls die Liebe es nicht vorzieht, das Paar ganz zu blenden. Solchem Paare nun pfeift die Locomotive: Kommt nur mit mir, bei mir ist's nicht so heikel. Wenn ihr wüsstet, wie viele rollende Brautgemächer ich täglich durchs Land führe! — Gut, sie fahren am Sonntagnachmittage in die Fremde, die starke Stunde nur zehn Kreuzer; wenn eine schwache daraus wird, kann sie mehr kosten. Dann in der Fremde ein Wirtshaus, ein Spaziergang, ein Feigenkranz, eine Cigarre — spät abends angeheitert wieder daheim — wen geht's was an?

Und erst wenn das Dorf in Scharen „aufsitzt!“ Wenn der Turnverein, die Feuerwehr, der Gesangsverein einen Ausflug macht und schallendes „Grüß Gott mit hellem Klang“ gesungen wird auf dem Bahnhofe! Es gibt kaum ein weltliches Fest mehr im Dorfe, das nicht auf dem Bahnhofe anfienge oder zu Ende gienge.

Der Bahnhof ist der Mittelpunkt des Dorfes geworden. Auch wenn man nicht abreist. Erlaubt es die Zeit, so geht man auf den Bahnhof, wenn die Züge verkehren. Da sieht man die Abfahrenden und die Ankömmlinge, da sieht man allerhand Gesichter; manchmal schaut zum Waggonfenster sogar ein Mohr heraus, an welchem nichts weiß ist als das Weiße in den Augen und die Zähne. Ein „Heiligerdrei-König“ macht ein Eisenbahnrutscherl durch Europa. Nett ist's doch auch zu sehen, wie der Zug einfährt, stets mit solcher Heftigkeit, dass man meint, sie könnten ihn nicht aufhalten zu rechter Zeit! aber genau an der richtigen Stelle steht er still, und eine Minute nachher ruft der Schaffner sein „Fertig!“ und das Ding setzt sich wieder schnarrend in Bewegung. Man blickt ihm nach, bis die rückwärtige Wand des letzten Wagens zusammengeschrumpft ist zu einem winzigen Quadrätchen — dann hat man's gesehen und geht wieder heim.

Widerliches auf Dorffriedhöfen.

(Eine Zuschrift.*)

Ich hatte eine junge, schöne, engelsmilde, heißgeliebte Schwester. Und als sie neunzehn Jahre alt war und lieblich wie eine Lilie und so sanft und hold wie ich glaube, dass auf Erden ein ähnliches Wesen nicht mehr zu finden ist, und gerade als es mir klar war, wie unbeschreiblich ich sie liebte, da ließ ich sie eine Klafter tief in die Erde verscharren.

Und das gieng so zu. Als Ernestine achtzehn Jahre und einige Monate alt geworden, begann sie sachte blässer und ätherischer zu werden und der Arzt rieth einen südlichen Curort an. Anfangs war sie damit freudig einverstanden, als jedoch die Abreise herankam, bat sie in rührender Weise, man möge sie nicht in die Fremde schicken. Aber wir alle redeten ihr zu, drängten sie hinaus, wie es herkömmlich ist in unserer Zeit, dass man den Menschen, wenn er krank wird, von daheim verbannt und in die weite Welt hinausstößt. Sie gab sich geduldig darein und ich begleitete sie.

Der Curort war sehr schön und, nach den Büchern und Zeitungsberichten, die darüber geschrieben worden, auch sehr heilkräftig, aber Ernestine war still und betrübt, sie litt an Heimweh. Doch es war eine sechswöchentliche Cur verordnet worden. In der dritten Woche war sie schon so sterbenstraurig, dass ich zur Abbrechung der Cur und zur Heimreise willigte, aber nun war sie nicht mehr fähig zu reisen. In der vierten Woche ist sie bei vollem Bewusstsein sanft verschieden. Ihr letztes Wort war: „So sehe ich dich nimmer, du süße Heimat."

Ich gieng auf das Telegraphenamt, traf mancherlei Anordnungen, und als ich hierauf wieder zurückkehrte in ihre Wohnung, um sie schön und in einem Blumengarten aufbahren zu lassen, war die Leiche nicht mehr da. Nach der Vorschrift des Curortes war sie sofort in einen Sarg gethan und in die Todtenkammer des nächsten Bauerndorfes überführt worden.

Allsogleich eilte ich dahin. Der Friedhof lag auf einem schattigen Abhange in der Nähe einer rauchenden Ziegelbrennerei. Die Umzäunung bestand aus morschenden Bretterlatten und Brennesseln, der Boden war uneben, holperig. Die meisten Gräber waren eingesunken, mit Unkraut bewuchert, auf den neueren bemerkte man von Thieren nicht bloß Klaueneindrücke, sondern auch andere Spuren. Daneben Erdhaufen mit dürren Graswusten und frischen Disteln. Die Holzkreuze standen alle schief, nach links, nach

*) Der ziemlich herbe Ton dieser Zuschrift soll uns nicht abhalten, sie vollinhaltlich zu veröffentlichen, weil wir glauben, dass der darin erhobene Vorwurf, wenn auch nicht allgemein gerechtfertigt, so doch in Bezug auf bestimmte Ortschaften nicht unbegründet ist.

gasthauses; alles liegt nach des Tages Mühen im tiefen Schlafe; am Bahnhofe findet er die Pforte nicht geschlossen und im Wartsaale kann er — wenn auch nur auf harter Bank — rasten.

Manche Mutter hat erst am Abende Zeit gefunden, an den fernen Sohn einen Brief zu schreiben, der in der Nacht abgehen soll; allein das Postamt hat sich längst zugethan, nur auf dem Bahnhofe steht der Schalter noch offen und übernimmt den Brief, welchen der Wärter Nachts in den Zug wirft. — Plötzlich in tiefer Nacht ist das Unglück da, Depeschen sollen abfliegen, aber das mit der Post in Verbindung stehende Telegraphenamt ist geschlossen; auf dem Bahnhofe wird von dem wachhabenden Beamten die Depesche willig aufgenommen und abgegeben. Ebenso können auf dem Dorfbahnhofe in der Nacht Telegramme ankommen und dem Adressaten zugestellt werden, also dass auch in Bezug auf den elektrischen Nerv das Dorf in ununterbrochenem Verkehre mit der Welt steht. Bricht nächtig aus einem Dache plötzlich die Flamme hervor und die Kirchenglocke ruft um Hilfe, allsogleich springt vom Bahnhofe aus die Nachricht zu den Nachbarsorten, die an der Strecke liegen, und in kurzer Zeit bringt der Extrazug die Feuerwehren mit ihren Werkzeugen.

Auch mit dem Gemüthsleben des Volkes hat der Dorfbahnhof sich schon verwachsen. Wie mancher, der in die Fremde zieht, wird von den Seinen auf den Bahnhof begleitet, so betrübt, als gienge es zum Friedhofe; wie mancher, der nach Jahr und Tag zurückkehrt aus der weiten Welt, wird mit hochzeitlichem Jubel hier empfangen; kaum gibt es einen Ort, wo die Herzen banger pochen, höher schlagen, als auf dem Bahnhofe. In Amerika sollen Sectenpriester auf Bahnhöfen predigen; und in der That, wenn schon das Wirtshaus in den Bahnhof gezogen ist, warum soll es die Kirche nicht? Unser Geschlecht hat nicht mehr Zeit zum Stillestehen, folglich muss es im Eilen und Laufen und Fahren seinen Bissen Brot erhaschen und — weil der Mensch nicht allein vom Brote lebt, auch das Wort, welches bei uns zu besorgen vorläufig der Reisebibliothek und den — Zeitungen obliegt.

Durch den Dorfbahnhof ist der Bauer in das moderne Leben eingeschaltet worden. In den Ländern des Zonentarifes kostet jetzt die Elle Strecke (die Eisenbahnelle heißt Kilometer) einen Kreuzer! Ein billigeres Tuch gibt es nicht. Vielleicht ist es auch manchmal nicht mehr wert. Allzugroße Gelegenheit zum Rutschen gefährdet die Festständigkeit. Es kann eine Zeit kommen, da die Quecksilberigkeit der arbeitenden Classen als Übelstand empfunden werden wird. Denn ganz kann und darf der Mensch seine abgegrenzte Heimständigkeit nicht verlieren.

R.

Aber wie jener Friedhof in der Nähe des schönen Curortes ist, so gibt es zahllose Dorffriedhöfe im Lande. Die Gräber läſst man sich bezahlen, verkauft womöglich ein und dasselbe Grab in wenigen Jahren mehrmals, im übrigen sucht die Kirche die Erhaltung des Friedhofes der Gemeinde zuzuschieben und die Gemeinde wieder behauptet, sie gienge der Kirchhof nichts an, das wäre des Pfarrers Acker. Die Folge ist, daſs dieser „Acker“ halb einer Wildnis und halb einer Ruinenstätte ähnlich sieht. Wie müssen wir Katholiken mit solchen Schindangern uns schämen vor den Protestanten, welche ihre Friedhöfe in Ehren halten und würdig herrichten! Möchte die Regierung nur einmal Boten ausschicken, um zu sehen, wie es auf vielen unserer Dorffriedhöfe hergeht, sie würde Wunder erfahren! Sie würde sehen, wie die Friedhof-Verordnungen mitunter gehalten werden. Ich kann nicht alle meinen, sondern nur einzelne, und weiß genau, welche ich meine. Der eine oder der andere Dorfbürger läſst wohl ein schreiend prunkhaftes Monument aufstellen, daſs aber dieses Monument von der Umgebung nachgerade geschändet wird, das ist ihm gleichgiltig, ja es scheint, als sei einem solchen die Verwilderung ringsum gerade recht, damit sein Monument um so größeren Effect erziele. Aber die Verwilderung allein ist es nicht.

Ich habe nie die Stumpfheit einer Bevölkerung begreifen können, die solcher Wirtschaft ruhig zuschaut und im Schlendrian selber mitthut. Wenn man ihr schon keine Pietät für ihre Todten zutrauen kann, so sollte sie sich wenigstens vor den Seuchen fürchten, mit welchen die schlechtverwahrten Todten sich rächen können! Da ist in manchen Orten ein Verwundern und Klagen über die große Sterblichkeit! daſs sie die geheiligte Stätte so vernachlässigen, bis dieselbe zu einem Giftherde wird, daran denken sie nicht.

Und die Kirche! Wie heftig wehrt sie sich gegen die Leichenverbrennung! Ich sage, wenn sie auf den Kirchhöfen das Unwesen duldet, welches den sonst so erhebenden Ort so widerlich macht, dann darf sie sich wohl nicht wundern, wenn sich immer mehr und mehr Leute für die Verbrennung entscheiden. Ich war ursprünglich ein Gegner der Leichenverbrennung, aber so oft ich einen verlotterten pietätlosen Friedhof sehe, nähere ich mich stets einen Schritt dem Systeme der Verbrennung. Und also habe ich unter großem Opfer seitens der Familie in der That Anstalt getroffen, daſs meine arme Schwester Ernestine aus jenem ekelhaften Orte gehoben und nach Gotha überführt wurde.

Oder ihr, die alles Bevormundenden, erlaubt es doch wenigstens, daſs man seine Lieben im heimatlichen Garten bestatten darf, unter der Linde, in einem Haine von Eichen oder Fichten, oder an einem anderen profanen Orte, der doch nie so profaniert werden wird, als euere Kirchhöfe es sind. Wenn ihr uns aber auf den gemeinsamen Kirchhof zwingen wollt*), so müssen wir euch zwingen, diesen Kirchhof gesetzmäßig seiner Bedeutung würdig zu versorgen. Uns ist das Wohl der Lebenden wichtig und die Stätte der Todten heilig.

---

*) Nach unserer Meinung ist niemand gezwungen, auch der Katholik nicht, sich auf einem Kirchhofe begraben zu lassen.
Die Red.

rechts, nach vorne, nach hinten geneigt, so dass es schien, als seien sie besoffen und wackelten hin und her. Ich gieng durch hohes wildes Gras dahin und scheuchte Kröten auf. Die Todtenkammer war gemauert, aber die Mauern hatten große Risse und stellenweise keine Tünche, auf dem modernden Schindeldache wucherte grünes Moos. Die windschiefe Thür stand halb offen, sie hatte kein Schloss um versperrt zu werden, wahrscheinlich war es gestohlen worden; an der Stelle wo es angeschlagen gewesen, sah man noch die Löcher. In der Kammer war es ganz dämmerig, in einem Winkel lag halbverfaultes Stroh, an einer Ecke lehnte ein schwarz angestrichener Schragen, daneben auf dem Ziegelboden stand der braune Holzsarg, in welchem meine Schwester lag.

Ich begehrte eine ordentliche Aufbahrung, sie wurde mir versagt, denn es war nirgends ein Platz dazu. Die Curorte verleugnen ihre Todten, denn die Todten machen schlechte Reclame. Zur Überführung der Leiche in die Heimat waren die Mittel nicht vorhanden, also musste ich mich entschließen, das liebe Kind in der öden Fremde zu begraben. Wie wehe mir war, das kann ich nicht sagen.

Unmittelbar nach dem einfachen Begräbnisse gieng ich dem Bahnhofe zu, allein dort packte mich die Sehnsucht, noch einen einzigen Blick auf den Sarg der Verlassenen zu thun, mit solcher Gewalt, dass ich noch einmal umkehrte nach dem Friedhof. Es war ein trüber, regnerischer Abend, das wuchernde Unkraut bog sich vor Nässe, die lehmige Erde legte sich schwer an das Schuhwerk. Alles glitschig, aus dem Boden schaute dort und da ein Knochen hervor, und die dunstige Luft schlug stellenweise einen Geruch nieder, der mir den Athem verlegte. Die unförmige Grube war ganz am Rande, Trümmer des Zaunes ragten über das viel zu seichte Grab herein und das Unkraut ringsum war niedergedrückt von den lehmigen Erdlasten, die man darauf hingeworfen hatte. Der Sarg, welcher ganz ungleich gestellt worden, so dass die Kopfseite niedriger lag, als die Füße, war schon zum Theile mit knolligen Erdstücken bedeckt. Ein alter mühseliger, missmuthiger Mann und ein altes keifendes Weib waren eben daran, mit Schaufeln das Erdreich hinabzuwühlen. Aber das gieng überaus mühselig und langweilig. Und die beiden Greise waren über die Maßen hässlich, er mit rothen Triefaugen und sie mit stieren Glotzaugen, zahnlos, fahle Haarfetzen hingen ihr aus dem großen Filzhute hervor, den sie auf hatte. Und noch weit hässlicher machte sie das Unwillige, Träge, Gallische, das in ihrem Wesen lag. Daneben stand ein etwa fünfjähriger Knabe in zerlumptem Beinkleidchen, auf dem Kopfe einen schwarzen zerrissenen Strohhut, das Gesicht grünlich-gelb und schmutzig! mit den mageren Barfüßen quatschte er im lehmigen Morast umher und stieß manchmal einen krächzenden Ton aus. Später merkte ich, dass er ein dürres Rind, welches auf dem Friedhof graste, zu bewachen hatte, damit es nicht durch den zerrissenen Zaun hinausgieng. Das Ganze war ein so widerliches Bild, wie ich all meiner Tage keines gesehen hatte. Um es richtig beschreiben zu können, müsste ich ein Zola sein. Und in dieser Wüste von Hässlichkeit soll meine holde Schwester gebettet sein? Beiden Grableuten riss ich die Schaufel aus der Hand. „Ihr gehört ins Versorgungshaus!“ rief ich ihnen in bitterem Zorne zu, und begann selber das Grab zuzuschaufeln, in der festen Absicht, das geliebte Herz an solcher Stelle nicht verwesen zu lassen, sondern ihm bald anderswo eine freundlichere Ruhestätte zu erwerben. Schande und Schmach rief ich über eine Gemeinde, welche den Weiheort ihrer Todten so abscheulich vernachlässigt!

Wie sagt doch ein großer Dichter? „Was Großes auf Erden geschehen, vollbrachten die Schwärmer!“ — Nun ich meine, auch für die Ungläubigen wäre das Buch lesenswert, verloren ist die Zeit keineswegs, auch wenn sie nicht bekehrt werden sollten.

„Die Waffen nieder!“ Eine Lebensgeschichte von Bertha von Suttner, erschienen bei E. Pierson in Dresden. Erzählt wird die Geschichte einer aristokratischen Familie, welche die Kriegsjahre 1859, 1864, 1866 und 1870—71 mitgemacht hat. Schon die Schicksale für sich sind interessant, dazu kommt die Schilderung hoher und höchster Kreise, von Charakteren, die überaus treffend gezeichnet sind. Hauptsache aber ist die schrecklich naturwahre Beschreibung des Krieges und seines grenzenlosen Jammers. Selten wird sonst das grausige Bild aufgedeckt, die Aufrufe, die Leitartikel, die Kriegsberichte, selbst die Schilderung der heimgekehrten Soldaten, sie ergehen sich in allem Möglichen, nur nicht in der einfachen gräslichen Wahrheit, wie sie das vorurtheilslose Auge eines Menschen — eines „Edelmenschen“ — sehen kann. Hoher Idealismus paart sich in dem Buche mit einem so markigen Naturalismus, dass selbst unser „junges Deutschland“ daran eine Freude haben könnte. Hauptzweck des genialen Werkes ist Abscheu zu erwecken vor dem Kriege, von welchem manche Leute noch immer zu sagen lieben, er sei eine Naturnothwendigkeit, er sei der Ursprung von allerlei Tugenden und zur sittlichen Entwickelung der Menschheit unerlässlich. Der Leser des Buches wird erfüllt von dem gewaltigsten Abscheu gegen den Krieg, von dem heißesten Mitleide zu den unzähligen Opfern, welche dieser ungeheuere Blutcultus einer alten Barbarei verschlingt. Ferner wird der Leser belehrt darüber, wie die Kriege gemacht zu werden pflegen; nicht das Volk wünscht sie, fängt sie an, sondern der Soldatenstand drängt zum Kriege und die Diplomaten spinnen ihn kühl berechnend aus; dabei die unglaubliche Frivolität, die bodenlose Heuchelei, mit der das Unerhörte überdeckt wird. Das ist kein in natürlicher Leidenschaft verübtes Verbrechen, sondern ein vorsätzlich ausgeführter Massenmord. Lieber tausend Menschenleben opfern, als eine handbreit Erde oder ein paar Buchstaben in einem Vertrage. Was weiß das Volk davon, das kümmert sich nur um seine Friedensarbeit. Die Begeisterung für den Krieg wird im Volke heute nur mehr künstlich erzeugt, und durch welche Mittel? Wer so glücklich war, es im Leben noch nicht erfahren zu haben, der lese es in diesem Buche. Es ist alles buchstäblich wahr, es ist schrecklich wahr.

Humanitätsduselei! höre ich spotten. Die so rufen, die haben wohl noch keinen Bruder, keinen Gatten, keinen Sohn auf dem Schlachtfelde gehabt und sie selber sind vielleicht auch noch auf keinem gestanden. Und sind sie einmal auf dem Schlachtfelde, so mag es ja sein, dass sie, berauscht von allerlei, bereit sind, „heldenhaft“ in den Tod zu springen. Aber liegen sie nur erst tagelang schwerverwundet unter Sterbenden und Leichen, hilflos, labelos, dann wird es mit der hochklingenden „Sterbensfreudigkeit“ ein Bewenden haben. „Wer einmal ein Schlachtfeld gesehen hat, der wird es als seine erste Pflicht betrachten, zur Vermeidung der Kriege mitzuwirken!“ Ein Soldat sprach das, ein tapferer Soldat, der edle Kaiser Friedrich III. Und fragt nur erst das Volk, den Bauer, den Bürger, den Arbeiter, den wahrhaften Edelmann, fragt sie, ob es ihnen nach einem Kriege verlangt! „Um Gotteswillen, nein!“ werden sie ausrufen. Erst wenn sie künstlich durch Parlamentsreden, Zeitungsartikel, Maueranschläge, kirchliche Demonstrationen u. s. w. angestachelt werden, dann entwickelt sich eine spontane Begeisterung, die ansteckend wirkt und im Taumel hinreißt. Sie wird erstickt in einem Meere von Thränen. O sage nur niemand, dass das Volk den Krieg wolle, dass der Krieg eine unabwendbare Naturnothwendigkeit sei!

Ich begreife wohl, dass man für sein Volk leben müsse, aber nicht, dass man für dasselbe zu sterben habe. Der

Kleine Laube.

Was, o Mensch, hast du gesündigt!

Alles bangt vor Krieg und Leiden,
Und der Hass, der wird gekrönt.
Alles plangt nach Fried' und Freuden,
Und die Liebe wird verhöhnt.

Trägt der Hass die Herrscherkrone,
Gibt es kein Bescheiden mehr,
Ist die Lieb' erwürgt vom Hohne,
Gibt es keine Freuden mehr.

Was hast du, o Hass, versprochen,
Dass man dich so liebend fasst?
Was hast du, o Lieb', verbrochen,
Dass man dich so fiebernd hasst?

Was hast, Liebe, du verkündigt,
Dass man dich so toll misskannt?
Was, o Mensch, hast du gesündigt,
Dass ein solcher Wahn dich bannt?

Alles bangt vor Krieg und Leiden,
Und der Hass, der wird gekrönt.
Alles plangt nach Fried' und Freuden,
Und die Liebe wird verhöhnt.

M.

Die Waffen nieder!

Als in diesem Jahre die schönen, stillen Herbsttage waren, saß ich in einem Walde bei Krieglach und las ein Buch. Ich las zwei Tage daran und diese zwei Tage sind wie ein Ereignis in meinem Leben. Als die Lectüre zu Ende war, hatte ich den einen lebhaften Wunsch, dieses Buch möchte in alle Culturſprachen übersetzt, in alle Büchereien aufgenommen, in alle Schulen eingeführt werden. Es gibt Gesellschaften zur Verbreitung der Bibel; möge sich auch eine Gesellschaft bilden zur Verbreitung dieses merkwürdigen Buches, welches ich geneigt bin, ein epochemachendes Werk zu nennen.

Das Buch ist von einer Frau aus der österreichischen Aristokratie verfasst, um so merkwürdiger, dass es ein Volksbuch im schönsten Sinne des Wortes ist. Die Verfasserin weiß nichts vom Edelmann, nur vom Edelmenschen, nichts von Helden des Krieges, nur von Helden der Liebe, des Mitleids. Ein geradezu verblüffender Freimuth begegnet uns in dem Werke, ein erfreuliches Zeichen der Zeit, dass es in unseren Landen passieren darf. Das Buch gehört scheinbar zur Unterhaltungsliteratur, es ist eine Art Roman, aber mit liebenswürdiger Ungeniertheit übertritt es manche Gesetze eines Kunstwerkes. Schön zu sein, amüsant zu sein? Nein, es hat ein anderes Bestreben, ein tiefsittliches, culturbauendes, welterlösendes, und ich sage damit kaum zu viel. Das Buch ist ein Entrüstungsschrei gegen den Krieg, ein Schrei, wie er so leidenschaftlich heiß und herzdurchdringend wohl oft auf dem Schlachtfelde, aber nie in der Literatur ausgestoßen worden sein wird.

Ein Protest gegen den Krieg, oh diese Schwärmer! so höre ich ausrufen.

Preisen will ich bis zur Bahre,
Dass ich dich, mein Attika,
In der Blüte meiner Jahre
Mit lebendigen Augen sah,
Dass ich von der Hochburg Schwelle,
Aus gesprengten Tempels Riss,
Schimmern sah in Veilchenhelle
Deinen Golf, o Salamis.

Hellas, deine Farben blenden
In der Sonne Flammenkuss,
Dass ich mit gewölbten Händen
Meine Wimpern schatten muss;
Ob die schönen Tag' enteilten,
Ob geborsten Ruhm und Glück:
Wo die Götter einmal weilten,
Bleibt ein ewiger Glanz zurück.

Du, der Schönheit Morgenwiege,
Du, der Menschheit Jugendtraum,
Land, das für die höchsten Siege
Gab den Zweig vom heil'gen Baum:
Das, wenn Sorg' und Elend nachten,
Unsre Seelen aufwärts trägt,
Jenes Herz ist arm zu achten,
Welches nicht für Hellas schlägt.

Stern um Sternbild steigt; sie glühen
Durch die Nacht gleich Sonnen schier,
Wie ein Hauch aus Erdenfrühen
Weht es um die Stirne mir;
Rastlos steuernd in die Ferne
Fliegt das Schiff, nach Nord gewandt —
Leuchtet mir auch drüben, Sterne,
Schön wie über diesem Land!

Immer wähn' ich noch zu schauen
Ferner Schneegebirge Pracht,
Wind erhebt sich, Nebel brauen,
Tief und tiefer sinkt die Nacht;
Dorthin zum Hellenenvolke
Meine Sehnsucht noch sich träumt —
Ach, es ist nur eine Wolke,
So die Meerflut östlich säumt.

An den Schiffsbug braust im Dunkeln
Wellenberg auf Wellenberg,
Und des Himmels Lichter funkeln
Durch das schwarze Takelwerk. —
Längst am Saum des Flutenschoßes
Felsenküst' und Wolke schwand:
Fahre wohl, du schönes, großes,
Sonnenfreud'ges Griechenland!

Wer hat im grauen Alterthume geherrscht?

Dass es in alten Zeiten mit dem Länder- und Völkerregieren besonders eingerichtet war, ganz anders als heute, ist wohlbekannt. Nach der neuen Art herrscht kein einzelner Mensch mehr über Millionen; der Fürst regiert sein Land gemeinsam mit Räthen und Reichsboten, die vom Volke gewählt werden. Diese machen die Gesetze, das letzte entscheidende Wort hat allerdings der Fürst zu sagen, an ihm liegt es auch, sich die Räthe der Krone zu wählen oder abzudanken, die Versammlung der Reichsboten einzuberufen oder aufzulösen, aber er wird bestrebt sein, dem Willen des Volkes im ganzen und der öffentlichen Wohlfahrt des Reiches gerecht zu werden.

Das war vor Zeiten ganz anders und die heutige Einrichtung musste mit wilder Empörung errungen werden. Auch heute gibt es noch Länder genug, mehr als genug, wo es noch anders ist. Das eine ist fast überall bis heute dasselbe geblieben, nämlich, dass der Fürst als solcher geboren wird. Nicht etwa der ist Fürst, welcher persönlich dazu die größte Eignung hätte, sondern der, dessen Vater Fürst gewesen. Man nimmt an, dass das Königthum, also auch das Königsgeschlecht, von Gott eingesetzt, daher unantastbar und unveräußerlich ist. Das war in alten Zeiten auch so, nur, dass man einst die äußersten Folgerungen zog. Weil das Königthum von Gott war, so hatte der König unumschränkte Macht und Gewalt. Er konnte in seinem Lande machen was er wollte. Die Menschen, die er regierte, waren nicht Staatsbürger, die von volksthümlichen Gesetzen beschützt sind, sondern Unterthanen, Knechte, Leibeigene des Fürsten. Er konnte jedem Güter und Macht geben und Güter und Macht nehmen, er konnte sie zu Sclaven machen, ihnen den Kopf abschlagen lassen nach Belieben. Nur falls es ihn nachträglich reute: den Kopf ihnen wieder aufsetzen, das konnte er nicht. Er beherrschte seine Unterthanen ganz willkürlich, war niemandem Verantwortung schuldig, nur musste er sich in acht nehmen vor meuchlerischem Gifte und vor Dolchstichen, denn so stumpfsinnig die Menschen auch waren, manchmal erinnerte sich doch der eine oder der andere an ein Recht und an eine Rache.

Kämpfer stirbt auch nicht freiwillig, er wehrt sich vor dem Sterben so lange er kann; sein Tod mag für andere als gutes Beispiel von Tapferkeit aufgestellt werden, dem Vaterlande schadet er. Nützlicher und größer ist der lebendig heimkehrende Held, als der gefallene. So ists' gemeint, und das nebenbei.

Die Vertheidigung seines Volkes, wo es angegriffen wird, halte ich für die höchste Mannesthat. Darum Ehre dem Soldaten als Beschützer des Vaterlandes! Aber hinauszudringen über die Grenze, um „für sein Volk zu sterben“, das ist — bedenklich. In diesem Sinne habe ich es nie begreifen können, wieso sich jeder einzelne dem Volke opfern müsse. Denn diese einzelnen machen ja das Volk aus, und wenn jeder Deutsche für sein Volk stirbt, dann ist das ganze deutsche Volk gestorben. Alle Begründung des Krieges ist unglaublich widersinnig.

Ich sehe schon, wie sie jetzt über mich herfallen, über den „Volksbethörer“, über den „Feigling“. Nun, feige ist es wahrlich nicht, heute der waffenstrotzenden, streitwüthigen Welt zornig ins Angesicht zu rufen: Die Waffen nieder! Es gehört einiger Muth dazu, einer gewaltigen und gewaltthätigen Wirklichkeit gegenüber freimüthig seinen Glauben zu bekennen.

Kriege waren, solange die Menschen denken, heißt es. Im Gegentheile: Kriege waren, solange die Menschen nicht dachten. Unsere Verfasserin sagt: „Solange wir uns an die Vergangenheit klammern, werden wir Wilde bleiben.“ Der Angriffskrieg muss mit aller Schande und Schmach gebrandmarkt werden. Solchem Kriege muss die Gloriole genommen werden, er muss als das bezeichnet werden, was er ist.

Nochmals: Nur Vertheidigungskriege im wahren und redlichsten Sinne, nur solche sind erlaubt und heldenhaft. Auf das stützen sie sich scheinbar auch; jeder Kriegsurheber macht es seinem Volke weiß: Wir sind die Angegriffenen, wir kämpfen für eine heilige Sache, mit uns ist Gott der allmächtige Herr der Heerscharen! — Hüben und drüben dieselben Phrasen. Und die Massen unschuldiger, gesitteter, meist sanfter, rechtliebender Menschen, die sich nie was zuleide gethan, fahren in einander und morden sich zu Tausenden und Tausenden. Es ist unbegreiflich.

Die Waffen nieder! Ein internationales Schiedsgericht für Völkerstreitigkeiten in civilisierten Staaten! Darin allein liegt unsere Rettung. Es ist möglich. Es ist ganz gewiss möglich. Wer diese Zuversicht nicht hat, wer den Krieg für nothwendig hält, oder gar für ein Mittel zur sittlichen Entwickelung, der — ist man versucht zu sagen — lästert Gott, beleidigt die Menschheit und schändet sich selbst.

Solche Gedanken erweckt der Roman: „Die Waffen nieder!“ Von Blaustrümpfen ist der deutschen Literatur oft schon großes Unheil gekommen. Hier aber hat eine deutsche Frau ein Buch geschrieben, welches männlicher und kerniger nicht sein könnte. Es wird von Tausenden brutal angefochten werden, aber von Millionen bejubelt und gesegnet. Freien Weg für dieses Werk durch alle Lande, und es kann eine Mission erfüllen.

P. K. Rosegger.

Abschied von Griechenland.

Von Heinrich Vierordt.*)

Weißer Milchschaum krönt die Wogen,
Leis bewegt vom Abendwind;
Leuchtend springt ein Regenbogen
Aus der Meerbucht von Korinth.
Purpurstrahl des Abendrothes
Um der Berge Scheitel webt,
Unser Fahrzeug, schrägen Schlotes,
Auf den hohen Fluten schwebt.

Aus dem Auge stürzt die Thräne
Um der Götter alte Pracht;
Der Parnass und der Kyllene
Halten einsam ihre Wacht:
Land des Ölbaums, Land der Mandeln,
Land der Klippen, braun und scharf,
O glückselig, wer da wandeln
Auf den heil'gen Stätten darf.

---

*) Dieses herrliche Gedicht fand sich als abgerissenes Blatt, so dass wir seine Quelle nicht angeben können. Die Red.

II.

Hoch auf der Alm, da gibts koa Sünd!
Wirst guat und frumm,
Schaust von an Berg in Hoamatland
In Kroas dih um.
Dö liachti Höh' is dein Altar,
Dort bet'st zan Herrn,
Wann er als Liachter anzündt hat
Viel tausend Stern,
Wann wir an Orgl feierli
Der Almwind singt,
Dass 's in der lindn Sumanacht
Weitaus vaklingt. —
In weiß'n Nebl warm vasteckt
Liegt 's Thal in Tram.
Dö Blüamerln schlafn, tiaf in Grund
In Wald dö Boam.
Oft wird's ganz stad — am Himmel siachst
An liachtn Schein;
A gulda's Strafl fasst dö Berg
All prächti ein,
Es blitzt und glanzt, und thuat oan frei
In Augnan weh!
Denn in da Pracht und Herrlikeit
Steigt d' Sunn auf d' Höh! —
Auf alli Berg, auf jedn Grat,
Auf jedi Wand
Stra'n d' Engerln liachti Rosn aus,
In ganz'n Land!
Und d' hunderttaus'nd Blüamerln zieren
All's Gstoan und Gras
Dö ganz'n Alman, auf und auf
Von Thau noh naß —
Und durch dö Zirm und über d' Schütt
Und übern Schnee
Jagn lusti übern Almabod'n
Dö Gambs dahe! —
Grad half'n möchst va lauta Freud
's liab Hoamatland,
An Juchschroa thuast, dass 's weitaus hallt
Von hochn Stand;
An Juchschroa thuast — von Herzensgrund,
Der 's weitaus künd't:
Hoch auf der Alm wirst guat und frumm,
Tort gibt's koa Sünd!

III.

Los, wia 's Almlüfterl singt!
Frisch an Gruaß aba bringt,
Was 's da wischblad vazählt
Von da wundasam' Welt! —
Schwar von Thau, nach und nach
Wer'n scha d' Blüamerln all wach,
A jed's Stoandl — wia fein,
Fasst a Blüakranzerl ein.
Über d' Zerm, übern Schnee
Jag'n scha d' Gambsln dahe!
In oan Saus sein 's dahin,
In d' grabn Stoanfölf'n drin.
Schau, dö Berg alli zsamm,
Kennst an jed'n ban Nam,
Sein dar all guati Freund,
Hast mit koan dih noh z'greint!
Bist mi'n Diandl alloan
Drobn gsessn au'm Stoan
Hast froh ausgschaut in d' Weit
Über d' Hoamat dih g'freut!
Roas d' ganz Welt aus und ein,
Was da liaba kunt sein
Als auf d' Almer a Gang,
Und dein Liab, und dein Gsang.

Todtenbretter im Böhmerwalde.

Von Dr. Wilhelm Hein. Mit 2 Tafeln und 6 Illustrationen. (Wien. Anthropologische Gesellschaft. 1891.)

Ein höchst dankenswerter Beitrag zur Culturgeschichte des oberbaierischen Volksstammes. Ein seltsamer Brauch wird besprochen: Die Leichen verstorbener Personen werden auf dazu eigens bereitete Bretter oder Läden gelegt bis zur Bestattung. Wie diese Bretter ausgestattet sind, wo sie nach der Bestattung aufbewahrt werden, wie weit diese Sitte sich erstreckt u. s. w., das wird in der angeführten Schrift in schlichter, pietätvoller Weise dargestellt. Man vergleiche damit auch das Artikelchen: Leichbretter. „Heimgarten", III. Jahrgang, Seite 716. Über die Aufbewahrung der Todtenbretter im Böhmerwalde erzählt Dr. W. Hein:

Die bemalten Todtenbretter werden in den Pfarrdörfern mit Vorliebe außen an der Friedhofsmauer aufgestellt, ferner in der Nähe der Kirchen an Scheunen und Bäumen befestigt; die Bretter von eingepfarrten Ortschaften und Einschichten werden namentlich an den sogenannten Kirchsteigen, auf welchen die Bauersleute Sonntags zum Gottesdienste wandern, bei Kreuzen und Kapellen, an Bildbäumen und Kreuzwegen aufgerichtet, wo sie gewöhnlich an starken, tief in die Erde eingetriebenen Pflöcken befestigt werden. Regel ist es, dass die Laden von solchen Personen, die aus irgend einem Anlasse ein Kreuz errichten oder eine Kapelle

Und es ist doch wieder nicht richtig, dass der Fürst absolut frei herrschte, er wähnte es nur. Hinter ihm stand die Kaste der Priester, der Gelehrten, die alten Brauch hüteten, alle Zeichen deuteten, die in den Sternen lesen zu können, mit den Göttern auf gutem Fuße zu stehen vorgaben und die dem Könige nahelegten, was zu thun oder zu lassen war. Wohl hatte der König zu jeder Stunde das Recht, weil die Macht, einen Priester oder Gelehrten um den unbequemen Kopf kürzer machen zu lassen, aber das geschah nicht allzuoft. Der König fürchtete sich. Er fürchtete die Götter, aber noch mehr die Menschen, wenn die Götterautorität erschüttert wurde. Und so ließ er sich im Zaume halten und der unumschränkte Herrscher war nur ein Werkzeug der Priesterkaste. War der König ein bösartiger, grausamer Charakter, so konnte der Einfluss der Priester wohlthätig sein; war er edel angelegt, wohlwollend für das Gemeinsame, so wurde er zum Schaden des Volkes von der Priesterkaste gehemmt und in der finsteren Verrottung festgehalten, in welcher alle Entwickelung und Veredelung des Menschengeschlechtes unmöglich war. Für böse, rohe, unwissende Menschen waren die Priester freilich sehr nothwendig und zweckmäßig; edler gearteten Naturen hingegen ein Hindernis auf ihrer emporstrebenden Bahn.

Oft mögen sich die Priester innerhalb ihrer engbegrenzten und ganz falschen Weltanschauung bei der Beeinflussung des Königs von den besten Absichten haben leiten lassen; oft und vielleicht öfter noch war ihnen lediglich um den Vortheil ihrer Person und ihres Standes zu thun. Es waren gewiss weltliche Geister unter ihnen, die nicht an die Götter glaubten, gaben aber vor, mit ihnen in engster Verbindung zu stehen, von ihnen Wünsche und Befehle zu empfangen, die ausgeführt werden müssten, wenn nicht furchtbare Strafen kommen sollten. Es waren im Grunde aber nur ihre eigenen Wünsche und Befehle, sie wollten herrschen, nicht im Namen der Götter im idealen Reiche herrschen, sondern im eigenen Namen über das weltliche Reich; das geschah bequem durch den König, den man zu einem gefügigen Werkzeug zu machen verstehen musste. Zeigte sich der König den Forderungen der Priester nicht willfährig, so gaben sie ihm zu verstehen, dass das Volk, von Göttern nicht gebändigt, leicht seine Ketten zerreißen und die Throne stürzen könnte, und dass sie dann weder Macht noch Neigung haben würden, seine Sache zu unterstützen. Also gab der König nach und ließ die Priester gewähren in dem, was sie dem Volke sagten, wie sie es leiteten und ausbeuteten, und also ist die Tyrannenherrschaft eine Priesterherrschaft und die Priesterherrschaft eine Tyrannenherrschaft gewesen — bei den Heiden im grauen Alterthume. M.

Neue Hoamatliada

von Maria Kartsch.

I.

Wann mich all's will valass'n,
Wann mich d' Freund gar varath'n,
Muaß ich müad wer'n und alt;
Mein Aug' thuat sich trüabn —
Mein Herz will von Stoan wern,
An nix will's mehr glaub'n,
Nur d' Hoamat muaß 's liabn! —
Oft frag ih mih selber:
Was willst noh — was suachst noh?
Was tramst, af was wartst noh? —
's Glück hat dih valass'n!
's war ehzeit zan Hoamgehn,
Zan schlafn in der Erdn —
Bal dih d' Welt hat vastoß'n.
Dö dein warn in Lebn
Liegn still in da Ruah schon;
Ih neid's um eahn Fried'n! —
Was habb mih, was halt mih
Ans Liacht und ans Lebn noh? —
Dös wundaschön' Bergland,
Dö Hoamat dö liabi
Halt' mih allweil herob'n noh!
Mei Hoamat aloani
Is ma allizeit treu g'we'n,
Hat ma 's Lebn lang nur Freud g'macht,
Hat ma gar nia was z' Load than,
Mein Bergland — mein heilig's —
Dös ih trag'n hab in Herzen,
Ob ih glacht oder gwoant hon.

Doch ist es bei aller scheinbaren Gleichgiltigkeit der Leute unmöglich, als Fremder von ihnen über den Gebrauch der Todtenbretter eingehende Nachrichten zu erhalten oder vollends eines von den vermodernden Brettern, wenn man es nicht heimlich entwenden will, zu bekommen. Eine gewisse, leicht begreifliche Scheu hält die Bevölkerung ab, diesen Gebrauch durch besondere Mittheilungen zu profanieren oder die Bretter zu profanen Zwecken verwenden zu lassen.

Dichten lernen!

Dichten lernen! Tanzen lernen! Meine Damen und Herren, das ist außerordentlich einfach. Man bittet nur auf die Füße acht zu geben. Es ist zwar gesagt worden, der Pegasus müsse fliegen, doch wir wissen es besser, er geht auf Versefüßen. Der dichterischen Infanterie hätten wir nun aber einstweilen das Folgende zu bedenken zu geben.

Zur poetischen Sprache gehört der Rhythmus: der Wohlklang, die gefällige Abwechslung von kurzen und langen Silben. In Versen geschieht die Anwendung dieser schönen Mittel zumeist gezwungen und manchmal mit starker Verrenkung des natürlichen Satzes. In Prosa kann es ungezwungen geschehen. Je weniger man die Absicht des vorhandenen Rhythmus merkt, desto edler ist die Sprache. Der Reim ist nur gerechtfertigt, wenn er sich vollkommen von selbst zu geben scheint und den Gedanken in keiner Weise beeinträchtigt oder unklar macht. Gedichte, in welchen der Reim gesucht erscheint und welchen man anmerkt, dass mehr die klingelnde Form als der Gehalt beabsichtigt wird, haben in der Poesie keine Geltung mehr. Sie hatten einmal eine, aber durch das viele Lesen und Anhören solcher Gedichte ist man der kindischen Wortspiele satt geworden und das wird's sein, warum man heute keine Gedichte mehr lesen will. Nicht weil die Zeit prosaischer geworden, verachtet man Versegeklingel, sondern weil sie ernster geworden ist und weil sie endlich einsieht, dass auch in der Dichtung nicht die Form, sondern vielmehr der Gehalt die Hauptsache ist. Hat der Schriftsteller einen guten Gedanken, so braucht er sich nicht erst darüber den Kopf zu zerbrechen, in welcher gekünstelten, hochtrabenden, verschrobenen und ungewöhnlichen Weise er ihn sagen soll, seine Aufgabe ist nur, den Gedanken in möglichst kurzer, klarer, wohlklingender Form auszudrücken.

Metrum, Vers und Reim braucht gerade jener Dichter am nothwendigsten, welcher die trivialsten, verschwommensten oder verrücktesten Gedanken hat. Ein ungereimter Gedanke wird nur in gereimter Sprache gangbar. Manches, was zu toll oder zu blöde ist, als dass es der Dichter in Prosa gesagt verantworten könnte, muss er metrisch geben. Dem metrischen Schriftsteller verzeiht man lieber, als dem, der sich nur der Prosa bedient. Der beste Gedanke ist der, welcher auch in nackter Prosa besteht und wirkt. Darum kauft heute die praktische Zeit ihren Gedankenbedarf lieber in Prosaform, als in metrischer, da weiß sie doch gleich, was sie hat.

Der künstliche Rhythmus hat sich überlebt, seit in der Prosa natürlicher Wohlklang verlangt wird und sich sogar die deutschen Gelehrten bequemen müssen, ein lesbares Deutsch in Prosa zu schreiben.

Die Declamatoren haben den richtigen Instinct, wenn sie im Vortrage die Reime nicht zu betonen, sondern zu verhüllen suchen. Das gehört zu ihrer Kunst. Wie aber kann es zur Kunst des Dichters gehören, Reime zu machen, wenn es zur Kunst des Vortragenden gehört, Reime zu verbergen! Auch habe ich nie verstehen können, warum man Gedichte so druckt, dass die Zeile nur eine gewisse Anzahl von Versfüßen enthalten, oder mit dem Reime enden muss. Diese Art verleitet den Leser besonders leicht, Rhythmus

erbauen ließen, unmittelbar neben diesen frommen Stiftungen aufgestellt werden. Der damit beabsichtigte Zweck ist aus den Aufschriften: „Vater unser!“ „Betet für ihn“, „Ave Maria“ u. s. w. zur Genüge ersichtlich. Die Kirchengänger oder die bei den Kreuzen und Kapellen Betenden mögen der Verstorbenen gedenken und ihnen ein kurzes Gebet weihen.

Die unbemalten Bretter werden entweder neben oder hinter den bemalten Laden auf den Boden gelegt, manchmal zu ganzen Stößen aufgeschichtet. Häufig, in manchen Gegenden fast durchwegs, dienen sie als Brücken über Wassergräben oder über die in Böhmen überall vorkommenden Sumpfwiesen; an den eingeschnittenen Kreuzen sind sie leicht zu erkennen. In der Regel sind sie auf Fußpfaden gelegt, welche die Kirchenbesucher gehen müssen, und erfüllen somit neben der pietätvollen Absicht, dass des Verstorbenen gedacht werde, auch den praktischen Zweck, den Wanderer trockenen Fußes zum Gotteshause gelangen zu lassen. Ob diese Bretter immer nur auf dem Grund und Boden der Verstorbenen oder deren Angehörigen als Stege verwendet werden, wie behauptet wird, weiß ich nicht. In dem Pfarrsprengel Hurkenthal pflegt man die Bretter aus den eingepfarrten Ortschaften an Kreuze oder mit einem Heiligenbilde versehene Bäume (Bildbäume) anzulehnen, im Pfarrorte selbst aber innerhalb des Friedhofes in der Nähe des Thores an die Mauer zu stellen. Es ist dies der einzige mir sicher bekannte Fall, dass Todtenbretter auf dem Friedhofe aufbewahrt werden. In Lam glaubte ich in den hölzernen Laden, die mit der Aufschrift „Denkmal des N. N.“ und öfters mit einem Blechschüsselchen versehen sind und an den Kopfenden der Gräber an Stelle von Grabsteinen stehen, auch Todtenbretter erkennen zu sollen. Allein, da dies sonst nirgends der Fall ist, wie mir von mehreren Seiten geschrieben wurde, so muss ich diese Grabbretter vorderhand noch von den Todtenbrettern ausschließen. Beachtenswert ist der Gebrauch der Todtenbretter an seiner äußersten Südgrenze in Böhmen bei Philippshütte. Halbwegs zwischen diesen beiden Orten kreuzt ein vom Hanisberge kommendes und der Moldau zufließendes Bächlein die Straße, das den Namen „Todtenbachl“ führt. Es war und ist noch heute der Brauch, dass man die Todtenbretter zu diesem Bächlein hinträgt; doch legt man sie nicht neben der Straße hin, sondern man schafft sie tiefer in den Wald hinein. Von Außergefild, wo ich die Todtenbretter nicht mehr fand, erstreckt sich die Sitte, die Bretter bloß hinzulegen, nordwärts bis nach Hurkenthal; in Mader und Umgebung ist sie jedoch nicht geübt; erst von Mader ostwärts in Schätzenreith, wie mir Herr Revierförster Adler in Mader mittheilte, trifft man sie wieder an.

Die bemalten wie die unbemalten Bretter bleiben unangetastet an ihrer Stelle stehen oder liegen, bis sie vermodern; sie werden auch kein zweitesmal mehr als Leichladen verwendet. Nur ein einziges Brett fand ich, und zwar auf dem Wege von Hirschau nach Plöß, welches, wie die Aufschrift besagte, zweimal gebraucht worden war. Im Pfarrsprengel von Winterberg legt man die Todtenbretter nicht hinaus, sondern man hebt sie auf, um sie nach Bedarf zu verwenden.

Wiewohl die Todtenbretter zum Gebete für den Verstorbenen auffordern, so genießen sie im allgemeinen keine besondere Beachtung; die Bevölkerung ist an ihren Anblick gewöhnt, dass sie achtlos an ihnen vorübergeht; sie sind auch viel zu häufig, als dass jedes ein Gebet zu beanspruchen das Recht hätte. Es ist mir ein einziges Beispiel bekannt geworden, dass den Todtenbrettern ein eigener Spruch gewidmet wird: Ein Weib, das von seiner seligen Mutter gelernt hatte, beim Übergang über ein Todtenbrett folgenden Spruch zu sagen und sodann ein Vaterunser zu beten:

„Gruiß enk Gott, ös Todtenboan!
Hat's groß oder kloan,
Hat's jung oder alt,
Os Todteng'ripp
Bitt's allzamm für mi
Und i für enk,
Dass enk Gott engere Sünden schenk!“

Poetenwinkel.

Orgie im Licht.

Schwinge dich, Adler, zu Quellen des Lichtes
Tauche dich nieder in ewigen Glanz!
Stäubchen im Sonnenschein meines Gedichtes,
Wirbelt empor zu harmonischem Tanz!
Flutet und wallt in kristallenem Klingen,
Badet euch trunken in goldigem Strahl,
Und auf den flüchtigen, silbernen Schwingen
Himmelwärts nähert euch dem Ideal!

Schaut, wie am Himmel der feurige Wagen,
Söhne der Sonne in Purpur erglänzt!
Wollet ihr ewig denn zweifeln und fragen,
Welches der Tempel sei, den ihr bekränzt?!
War es ein Lächeln nicht seines Gesichtes,
Heliens, was euch den Odem geschenkt,
Und aus dem Füllhorn des ewigen Lichtes
Euch in die Stirne den Funken gesenkt?

Wendet nicht alles in freudigem Ahnen,
Alles, was athmet, den staunenden Blick
Auf zu den ewigen, goldenen Bahnen,
Auf zu der Mutter, der Sonne, zurück?!
Ewiges Räthsel, wie soll ich dich nennen?
Falter, was lockt dich in strahlenden Bann?
Mag er im Lichtrausch den Scheitel ver-
brennen: –
Ikarus zieht es zur Sonne hinan!

Quelle zum Weltmeer! O kehre doch wieder
Funkelnder Tropfen ins leuchtende Meer!
Flammender Geist du, verlodere wieder!
Leben, brillantenes Spiel um uns her!
Stäubchen im Sonnenlicht, sprühender
Regen,
Folgen Apollo und seinem Gespann. —
Leucht' mir, umflute mich, goldener Segen!
Quell meines Geistes, dich bete ich an!

Maurice von Stern.

Waldrast.

Wir hielten holde Rast zu zwei'n
Im Moose hingestreckt,
Mit seinem Dunkel hat der Wald
Das traulich eingedeckt.

Zu unseren Füßen rann der Bach
Durch blumige Einsamkeit,
Und durch des Himmels Bläue zog
Verloren hin die Zeit.

An meiner Brust dein Köpfchen lag,
Dein Athmen hört' ich kaum,
Doch sel'ge Augen sah'n mich an —
O Paradiesestraum!

Und was wir fühlten tief im Wald
Zu jener süßen Stund',
Das singt in lauer Sommernacht
Der Nachtigallen Mund.

Hans Fraungruber.

Dämmerstunde.

Ein Kind des Zwielichts bin ich, nicht alt
und auch nicht jung,
Es webt um meine Stirn Gedanken-
dämmerung.
Der Tag hat seine Sonne, viel Sterne hat
die Nacht,
Doch kein Gestirn die Dämmerung, das
traut im Dunkel wacht.
Leicht ist's, sich zu verlieren in ihrem
Labyrinth,
In dem die Schwermuth einsam endlose
Fäden spinnt.

E. Salburg.

Sehnsuchtsqualen.

Du zarte Knospe in dem bunten Blumen-
reich,
In das der Morgen seinen Kranz von
Perlen flicht,
Wie ruht auf deinem Blätterschmuck so
warm und weich
Der jungen Frühlingssonne goldnes Strah-
lenlicht!

Ein treues Bild jungfräulicher Bescheiden-
heit,
Blickst bänglich du hinaus und sinnend in
die Welt,
Die dir entgegenlacht in ihrer Herrlichkeit
Und schmeichelnd dich mit tausend süßen
Träumen quält.

Entfaltet kaum, drückt dich die stille Gegen-
wart,
Sehnst dich hinweg von deinem engbegrenz-
ten Heim,
Dem du entsprossen bist so wundervoll und
zart,
In dessen mütterlichem Schoß geruht dein
Keim.

Wo friedlich du zur holden Blüte auf-
gethaut
Und vor Gewitterstürmen stets gesichert bist,
Wo aber dir der Himmel sich nicht minder
blaut,
Und das ein Theil von dieser schönen Welt
doch ist.

und Reime absichtlich zu betonen, wodurch er einen Fehler macht. Wenn in der metrischen Form die Druckzeilen schon nicht bis zum Rande gehen dürfen, wie bei ehrlicher Prosa, so sollen sie wenigstens mit einem Beistrich oder Punkt abbrechen. Die ungleich langen Zeilen gehören aber gar nicht zu einem Gedichte, da man Rhythmus und Reim ja ebensogut auch in Prosaform drucken kann. Und in solcher wird man ein Gedicht leichter in richtiger Betonung lesen, als in ungleich langen Zeilen, die zum Holpern und Stolpern Anlass geben und weiter keinen Sinn haben.

Es gibt „Dichter", denen zuerst ein Reim einfällt, zu welchem sie dann einen Gedanken suchen. Es gibt „Dichter", welche eine poetische That zu leisten glauben, wenn sie irgend einen alltäglichen Gedanken in vorgeschriebenen Rhythmus und Reime kleiden. Das Publicum wendet sich von solchen ab und kein Goldschnitt hilft mehr; solche Poeten mögen für sich allein „dichten", wenn es ihnen Spass macht, andere fühlen nach ihnen kein Bedürfnis. Wenn man in den Schulen Metrik lernt, so lernt man damit noch lange nicht dichten. Und dass man in den Schulen Metrik lernt, hat der Literatur weit mehr geschadet, als die fehlerhaften Verse, die mancher geborene Dichter, welcher das gebräuchliche Metrum nicht kennt, je gemacht hat. In vielen unserer Mittelschulen lernt der Schüler nicht sosehr den Dichter verstehen, als vielmehr ihn kritisieren. Dem Friedrich Schiller werden seine metrischen Ungenauigkeiten haarscharf nachgewiesen, weshalb dann jeder Junge, der in seinen Versen jene Ungenauigkeiten vermieden zu haben glaubt, sich natürlich für einen größeren Dichter halten muss, als Schiller es gewesen. Metrik zu lernen ist nach meiner Meinung überflüssig; wer selber ein geborener Dichter ist, der findet auch die schöne Form, und wenn er es nicht immer den Alten nachmacht, so ist das kein Unglück. Und der Leser eines Dichters wird die Formschönheiten desselben wahrnehmen, auch wenn er nicht Metrik studiert hat, nur wird ein solch naiver Leser die Form nicht als Hauptsache nehmen, ein Vergreifen, das dem kritischen Leser so leicht passiert.

Kam vor kurzem ein Jüngling zu mir und brachte außerordentlich hübsche Verse, so glatt und blank waren sie, wie sie nur in Gymnasien geschmiedet werden. Ich las sie und gab dem jungen Verfasser zu verstehen, dass es keine Gedichte wären — bloß Verse. Gleich das erste, ein magerer, gänzlich abgenützter Gedanke, der in Prosa etwa gelautet hätte: Heute ist schönes Wetter, wer weiß, ob morgen nicht schlechtes Wetter ist.

„Aber wie lernt man dichten?" fragte der aus allen Himmeln gestürzte Junge.

Freund, dichten lernt man nicht. Gedanken sucht man nicht. Verse macht man nicht. Denn dichten kann man, Gedanken hat man und Verse entstehen von selbst, wenn die innere Eignung vorhanden ist. Das Meiste, was man heute so Talent nennt, ist angelernt, anempfunden, nachgeahmt und nichts wert. Die sogenannten Talente sind es, welche den Leuten die Poesie verleidet haben, so dass sie misstrauisch geworden, auch vor dem wenigen Echten fliehen, was noch vorkommt. Die heutige Dichtung und Kunst bringt Geld und Ehre, und das ist schlecht, so gibt es zu viele „Dichter" und „Künstler", die es wegen Geld und Ehre sind. Wenn die Kunst brotlos und verachtet ist, dann wird sich ihr nur der widmen, der es muss, den eine Urgewalt dazu zwingt, Künstler zu sein. Er wird hungern, er wird verkannt, vielleicht verfolgt werden, aber es wird der wahre Künstler sein, der erst anhebt zu leben, wenn er schon gestorben ist. — Sie aber, lieber Freund, der Sie das Dichten *gelernt* haben, gehen Sie nun hin und lernen auch noch etwas anderes, damit Sie ein nützliches Mitglied der Gesellschaft werden.

H. *Malser.*

Da Saufaus.

(Niederösterreichisch.)

Da Baua geht zan Docta nein:
„De Augn wern mar so schlecht!
Volei is eppa gor wos drein?
Ih siach schon net mehr recht."

Da Docta schaut, aft sogt er drauf:
„Von Wein kimt so wos blos.
Du hörst ma glei mi'm Trinken auf,
Sunst bringst as nimma los." —

Net long danoch da Baua sitzt
Beim Hirschenwirt, ui mein!
Fidel hot er just obiblitzt
's siebnte Viertel Wein.

Da Docta siacht 'n durt und greint:
„Vifulgst du so mei Lehr?
Na trink nua zua, aufs Johr do scheint
Für dih koan Sunn net mehr."

„Herr Docta", moant da Baua nua,
„Zwegn meiner geht's wias geht;
I hon mar gsegn im Lebn schon gnua,
Doh trunken gnua no net."

J. P.

Die rechte Eß'.

„Hörst, Nachber! Gern wufst i,
Wia dös bei dir is?
Du lebst mit dein Weib guat
Wia in Himmel — 's is g'wiss!

Wann i anmal heirat
Möcht' i's ah gern so ham;
Geh, thua ma ansagen,
Wia bringt ma dös z'sam??!"

Da lacht er und sagt d'rauf:
„Nix Leichter's gib's net —
Ihr müaßt 's eng nur gern ham
In Freud und in G'freit;

Und 's Gernham muass so groß sein
Dass, wann s' auf d' Welt wieder kimmt,
Du allwal nua sie just
Und sie — nua dih nimmt!".

Amalie v. Felbinger-Wlassak.

Bücher.

Noch ein neues Buch von Robert Hamerling. Eigentlich ein merkwürdiges Buch ist es, welches uns in der neuen Folge: „Prosa, Skizzen, Gedenkblätter und Studien von Robert Hamerling (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft. 1891) vorliegt. Obzwar dem Leser dieses Blattes eine Anzahl der darin enthaltenen Aufsätze bekannt sein wird, so findet er in dem Buche doch eine ganz neue Saite des berühmten Dichters. Nämlich den Journalisten Hamerling. In der Sammlung ist nämlich eine Reihe seinerzeit für die „Triester Zeitung" geschriebener Feuilletons unter dem Titel: „Grazer Gedenkblätter" enthalten. Da sieht man wieder einmal, um wie viel es dieser Mann anders machte als wir anderen, wie schneidig und wie liebenswürdig, wie sittlich vertieft und wie pikant, wie sehr dem Tage angemessen und wie ganz dem Jahrhundert verständlich! Mit besonderem Interesse wird es natürlich der Grazer lesen, wie Hamerling sich vor zwanzig Jahren über Grazer Zustände geäußert; es ist ihm vielleicht heute verständlicher als damals, denn es ist ein etwas höherer Standpunkt, auf welchem dieser Feuilletonist stand, als der gewöhnliche. Den Hamerling'schen Sarkasmus kennt man aus dem Homunkel. Derselbe ist hier sehr vorhanden. Ganz empfindliche Hiebe theilte der Dichter mit feiner Klinge aus; mancher dürfte es ihm noch insgeheim gedenken. Da glauben wir auch einer Ursache auf der Spur zu sein, warum der Berliner Literatur-Professor Erich Schmidt den Hamerling „nicht mag". Im Grazer Brief von 20. December 1872 an die „Triester Zeitung" steht nämlich Folgendes: „In früheren Zeiten pflegte man zu sagen, dass Künste und Wissenschaften rauhe Sitten mildern, aber es werden wohl die Fortschritte der Wissenschaft sein, welche dem menschlichen Gemüthe eine gewisse thatkräftige Schärfe verleihen. Es machen sich wenigstens einzelne Symptome eigenthümlicher Art bemerklich, nicht bloß unterhalb des Katheders, sondern auch auf demselben, und wenn ein zu Zeiten seelenguter Mann, wie der frühere Grazer, jetzt Strassburger Professor Dr. Oskar Schmidt, sich kürzlich getrieben fühlte, dem hiesigen Bürgermeister ein Dankschreiben des Gemeinderathes zerrissen zurückzuschicken, weil er den Bürgermeister in Verdacht hatte, dass derselbe im Streite der beiden protestantischen Pfarrer Schultz und Leidenfrost sich mit seiner Privatansicht heimlich auf Seite des letzteren neigte, so ist es Zeit, eine Preisfrage auszuschreiben über den Einfluss, welchen die Darwinistische Weltanschauung ausübt auf Leber-

Du ahnst nicht die Gefahr, die dir entgegenblickt,
Träumst lächelnd noch von einem märchenhaften Glück,
Allein — wenn draußen dich des Lebens Sturm geknickt,
Dann sehnst zur Heimat du vergeblich dich zurück.

Franz Tiefenbacher.

In deine Augen lass mich sehen —

In deine Augen lass mich sehen,
Wenn du mir sagst, dass du mich liebst!
In deine Augen lass mich sehen,
Wenn du ein Unrecht mir vergibst.

In deine Augen lass mich sehen,
Wenn du beglückt und fröhlich bist,
Und dann lass mich ins Aug' dir sehen,
Wenn heiße Thränen du vergießt!

Ein einz'ger Blick kann alles sagen,
Wozu das Wort zu karg und arm,
Ein einz'ger Blick kann jubeln, klagen,
Vergeben, lieben tief und warm!

D'rum lass mich dir ins Auge sehen,
Wenn du mir sagst, dass du mich liebst,
Wenn Glück dir oder Leid geschehen,
Und wenn du Unrecht mir vergibst.

Starnfeld.

Spruch.

Dass du liebest, sage nicht,
Willst du küssen, frage nicht —
Kannst du weinen, klage nicht,
Und im Schmerz verzage nicht.

A. Klaus.

Wunsch.

Wenn im Herbste alles Leben
Abgestorben nah und fern,
Bei des rauhen Nordwinds Brausen
Denk' ich an die Todten gern.
Und ich möcht' zu keinen Zwecken
Sie zu neuem Sein erwecken,
Sondern preis' in ihrer Truhe
Ihren Frieden, ihre Ruhe.

Wenn jedoch im Frühlingsglanze
Hold der Lenz in neuer Pracht
Lieblich strahlt im Blütenkranze
Und die junge Erde lacht,
Möchte ich zu Freudezwecken
Meine lieben Todten wecken,
Dass sie wohlgemuth im Maien
Mit mir leben und sich freuen!

Koloman Kaiser.

Memento!

O Welt, wie wär' es fein,
In Lust dich ewig zu durchwandern!
Doch ach, du bist nur mein
Von einem Athemzug zum andern.

Den Schreiner wag ich kaum
Nach meinem Hochzeitsbett zu fragen,
Er möchte mir im Traum
Leicht eines aus sechs Brettern schlagen.

Ins Kirchlein unserer Pfarr'
Willst, Jungfrau du den Brautkranz tragen,
Und hinterm Traualtar
Steht schon der schwarze Todtenschragen.

H. Malser.

Friedhof in der Wachau.

Hier ruhen sie in Frieden;
Ein Rosenhag umgibt,
Was sich gesucht, geschieden,
Umschlungen und geliebt.

Der Winzer schläft, der Schiffer;
Der Weinberg grünet fort.
Die Schifflein ziehn vorüber
Dem stillen Schlummerort.

Die Väter sind gegangen
Zur letzten Abendruh,
Es sind die Kinder blieben
Und schaffen immerzu.

Und alle, die hier schlafen,
Die trugen Leid und Lust,
Sie frugen nie ums letzte
Geheimnis ihrer Brust.

Sie frugen nicht, von wannen
Das süße Leben kommt,
Und nicht, wozu das Sterben,
Das bitt're Scheiden frommt.

Sie lebten wie das Leben
In Aue, Feld und Flur,
Gewoben in dem Segen
Der schweigenden Natur.

Hermann Hango.

auf ein illustriertes Trachtenwerk an — es wäre sehr erfreulich! Hans von der Sann ist der Mann dazu, es durchzusetzen.
R.

Thüringer Lieder von Rudolf Baumbach. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1891.)

Immer sind es höchst anmuthige Gaben, die uns Baumbach bietet. Wohl auch diesmal wieder die alten trauten Wege durch deutsches Land und Dorf. Die schäumende Kanne, das muntere Mädel, der kecke Bursch, das singende Vöglein auf dem Baum! Was lebensfrohe Dichter von jeher besungen, Baumbach singt es in neuer, fast unzeitgemäßer Frische wieder und seine Weltlust ist ein jauchzender Protest gegen so manches.
M.

Gedichte von Franz Richter. (Oberlichtenwalde. 1891.)

Kein großer Dichter, aber ein echter, der das uralte Lied von Heimat, Vaterland und Liebe in guten Klängen wiede singt. Oft trifft er den echten Volksliederton. Besonders ansprechend sind die Vaterlandslieder. Es ist ein Talent, das hoffentlich nicht für sich allein singt.
M.

Leben und Stimmung. Ausgewählte Gedichte von Josef Kitir. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1891.)

Diese kleine Sammlung verräth eine hohe dichterische Begabung, welche sich in hübschen Gedanken und warmer Empfindung ausdrückt. Ein rein lyrisches Talent, von dem wir noch manch Gutes zu erwarten haben.
M.

Was ist Glück? Goldkörner idealer Weltanschauung. Gefunden und aufgelesen von Wilhelm Schirmer. (Neisse. J. Graveur'sche Buchhandlung. 1891.)

Eine kleine, aber sorgfältige Sammlung von Aussprüchen verschiedener Dichter über Leben, Arbeit, Streben, über Herz und Welt, über Schönheit Wahrheit, Güte, über Freiheit, Duldung, Friede, über Haus, Heimat, Liebe und Freundschaft, über Erinnerung und Hoffnung, über Freud und Leid, über Gott und Welt, Zeit und Ewigkeit. Der Herausgeber ist der als Dichter und Schriftsteller bekannte Stadtpfarrer in Düsseldorf, ein Führer durch die Reihen der Geister, dem man sich wohl anvertrauen mag.
M.

Kaiser Wilhelm II. und Rembrandt als Erzieher. Von Dr. Heinrich Pudor. (Dresden. Oskar Damm. 1891.)

Dieses tolle Büchlein behauptet, dass der deutsche Kaiser ein Schüler von „Rembrandt als Erzieher“*) sei; sagt, dass „Rembrandt als Erzieher“ der heimliche Kaiser wäre und will so nebenbei glauben machen, dass der Verfasser des Buches eine ganz besondere, weltberühmte Persönlichkeit sei. Man hat bekanntlich Bismarck den heimlichen Kaiser genannt. — Eine heftigere Reclame für das Buch ist doch nicht denkbar. Zu bedauern wäre nur, wenn das thatsächlich bedeutende Werk „Rembrandt als Erzieher“ durch solche Manöver Schaden litte.
M.

Kalender des Deutschen Schulvereines auf das Schaltjahr 1892. Sechster Jahrgang, redidiert von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien A. Pichlers Witwe & Sohn.)

Dieses musterhafte und stets vornehme Jahrbuch ist diesmal ganz besonders reich an wertvollen Beiträgen. Die erzählenden Beiträge stammen von Josef Langl, J. Zeik, Khuenberg, Ehrhard, Rosegger. Unter den Gedichten sind vor allem die sechs aus des Dichters Nachlass stammenden Poesien von Hamerling hervorzuheben. Von besonderem Interesse sind die Aufsätze „Die Entwickelung Wiens“, von R. Freydank, „Deutschland in Afrika“ von H. Renner und „Henrik Ibsen und Richard Voß“ von Müller-Guttenbrunn. Dass in letzterem Aufsatz dem Ibsen gegenüber Richard Voß nicht als Wahrheitsfanatiker, philosophischer Naturwissenschaftler, Socialpolitiker wie Ibsen, sondern als wahrer, wirklicher Dichter bezeichnet wird, ist wohlthuend.
M.

Das deutsche Namenbüchlein, von einem gründlichen Namenforscher, Professor Dr. Ferdinand Khull in Graz (herausgegeben vom allgemeinen deutschen Sprachverein. Verlag Ferd. Hirt & Sohn. Leipzig. 1891) enthält eine ausführliche Einleitung über die Entstehung, Bildung und Bedeutung der germanischen Personennamen. Darauf folgt das Verzeichnis erst der männlichen, dann der weiblichen Namen mit Hinzufügung der Bedeutung. Den

*) Siehe „Heimgarten“ XV. Jahrgang, Seite 44.

erhitzung und Gallenbereitung im menschlichen Leibe.“ — Solche Hiebe sind elegant, aber sie sitzen. — Andere Essays der „Prosa“, als „Gedanken über Selbstmord“, „Über die Furcht“, „Aus dem Tagebuche eines Kinderfreundes“, „Das deutsche Nationalgefühl im Laufe der Geschichte“, u. s. w., sowie überaus feinsinnige, mit attischem Salz wohl gewürzte literarische Aufsätze zeigen stets den Dichter und Denker. Im ganzen ist es eine angenehm überraschende Gabe, die wir den Werken unseres Dichters als letzte einzureihen haben. Vielleicht steht uns noch eine allerletzte bevor! M.

Deutsche Göttersagen. Von H. Möbius. (Dresden. A. Köhler.)

Dieses Bändchen bietet eine solche Fülle anregenden Stoffes und bringt die ganze ideale Weltanschauung der alten Germanen so schön zum Ausdruck, dass jeder mit Interesse Kenntnis davon nehmen wird. Es zeigt, wie die Jetztzeit mit tausend Fäden an die Vorzeit geknüpft und dass diese zu erforschen ist, um die vielen Sitten und Gebräuche zu verstehen, die heute noch im Volke lebendig sind. Schon die edelgehaltene Einleitung ist unserer Aufmerksamkeit in hohem Grade wert. Die Jugend, welche vor allem heute sich wieder germanischer Urzeiten erinnert, kann nicht leicht eine deutsche Mythologie finden, in welcher sie knapper, klarer und anmuthiger unterrichtet würde, als dieses Buch, welches es innerhalb kurzer Zeit zu einer zweiten Auflage gebracht hat. E. H. Walther hat zu diesen Sagen gute Bilder gemacht; wir glauben in den Gesichtern alter germanischer Helden bekannte Züge zu finden; täuschen wir uns? M.

Geschichten aus dem Leben. Kurze Geschichten aus dem Volksleben von Josef F. Stolz. (Hartleben. Wien.)

Alle diese aus dem Leben gegriffenen Geschichten und Erzählungen gewähren Einblick in ein tiefes Gemüthsleben und wissen ebensosehr durch gemüthvolle Schilderung der handelnden Personen, wie durch die schlichte Form der Erzählung das Interesse zu fesseln, wodurch sie den Namen „Geschichten aus dem Leben“ rechtfertigen. Ein Zug idealer Begeisterung durchzieht alle diese schlichten Lebensbilder, welche daher anmuthend auf die Phantasie und manches Gemüth des Lesers wirken dürfte. V.

Ecce Homo! Des seligen Godbert Leben und Werke. Mit einem Prolog, in drei Zeiten mit fünf Büchern, zwei Intermezzos und einem Epilog von Engelbert Albrecht. (Leipzig. W. Friedrich. 1891.)

Ein seltsames Gemisch von Weltlust, Philosophie und religiösen Stimmungen. Zu den drei angedeuteten Richtungen je ein bedeutsames Beispiel.

Diana im Bade.

Glühend von der Nacht umfangen
Sinkt die Sonne hinter Bergen,
Und im Schatten dunkler Tannen
Leuchtet's auf wie Mondessilber.

Nieder von dem schönsten Busen,
Sanftem Rücken, üppigen Hüften,
Volle Schönheit offenbarend,
Wallen schneeige Gewänder.

Feurig an die Glut des Leibes
Schmiegen sich des Bergsees Fluten —
Nachtigall auf Rosen aber
Schönheitstrunken stirbt in Liedern.

Das Spiel des Lebens.

Däucht dir, o Mensch, ein verlorenes Spiel das gewonnene Leben;
Wenn du das Leben verlierst, hast du gewonnen das Spiel.

Das Kreuz im Walde.

Ich hab' im Wald gefunden
Ein Kreuz gar schlicht und alt;
Daran hing vermorscht, verwittert
Die heiligste Gestalt.

Auf rauher Dornenkrone
Waldvöglein saß und sang;
Röslein gleich Magdalenen,
Des Kreuzes Fuß umschlang.

Getreuer als einst die Jünger,
Umstanden es silbergrau
Rings Birken und schwarze Tannen,
Harz weinend und perlenden Thau.

Noch viele andere nicht minder schöne Lieder geben dem Buche Gehalt.

M.

Altsteirische Trachten. Eine Studie von Hans von der Sann. (Graz. J. Janotta. 1891.)

Ein sehr beachtenswertes Schriftchen, kurz und bündig und wichtig für die heimische Volkskunde. Wenn wir nur auch die Trachtenbilder dazu hätten! Vielleicht wächst sich eine neue Auflage dieser Schrift

Die Hygiene der Sinne von Paul Mantegazza. (Königsberg. Heinrich Matz.)

Georg Längin, M. v. Egidys Kirchliche Reformgedanken und seine theologischen Gegner. Streiflichter auf den Königlich-Sächsischen Protestantismus und die Orthodoxie der Gegenwart. (Berlin. Bibliographisches Bureau.)

Die Alpen im Lichte der Kunstdichtung von Hermann Ritter. (Wien. Deutscher und Österr. Alpenverein. 1891.)

Der Vogel in Dichtung und Glaube der Völker von E. Engel. In Lieferungen. (Guben. Albert Koenig. 1891.)

Gartheil und Krauseminz. Lieder im Volkston. Von Anton August Naaff. Illustriert von Alfred Heide. (Berlin. H. J. Meidinger.)

Volkslieder aus Steiermark für ein oder zwei Zithern mit unterlegtem Texte eingerichtet von Alois Dietrich, Chormeister des Mürzthaler Sängerbundes. II. Heft. (Leipzig. A. Kabatek.)

Erzherzog Ludwig Victor. Von Prof. Adolf Waneck. (Mähr.-Ostrau. Ernst Hebling. 1891.)

Franz Grillparzer. Von Prof. Adolf Waneck. (Mähr.-Ostrau. Ernst Hebling. 1891.)

Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit Adolf Foglar. Dritte und vermehrte Auflage. (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1891.)

Der volle Mensch, oder freier Fortschritt zum Ideale. Von Johannes Guttzeit, Naturprediger.) Gruna-Dresden. A. Költzsch. 1891.)

Zur „Judenfrage“. Zeitgenössische Original-Aussprüche. Herausgegeben von Carl Ed. Klopfer. Mit einer Vorbemerkung von Prof. Dr. Ernst Hallier. (München. J. F. Lehmann.)

Altkatholischer Volkskalender für das Jahr 1892. Herausgegeben von W. E. Schirmer, H. Sommer und S. Burkart. 2. Jahrgang. (Baden-Baden. Emil Sommermeyer.)

Schorers Kalender für die deutsche Familie, auf das Schaltjahr 1892. Erster Jahrgang. (Berlin. J. H. Schorrer.)

Klagen der Thiere. Zur Beförderung des wahren Thierschutzes der Jugend und dem Volke dargestellt von Emil Knodt. 8. Auflage. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Der Thiere Dank. Allen Freunden des Thierschutzes, zumal dessen obersten Förderern, den Behörden und Vereinen, den Geistlichen und Lehrern ans Herz gelegt von Emil Knodt. 2. Auflage. (Leipzig. H. Hartung & Sohn.)

Die Pflanzennahrung bei den Menschen von A. Kingsford, übersetzt und bearbeitet von Dr. A. Aderholdt. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. (Leipzig. H. Hartung und Sohn. 1891.)

Vegetarisches Kochbuch für Freunde der natürlichen Lebensweise von Eduard Baldzer. Zehnte verbesserte und vermehrte Auflage. (Leipzig H. Hartung & Sohn. 1891.)

Sonniges Alter. Vier Abhandlungen eines Hundertjährigen über die Kunst mäßig zu leben, von Ludwig v. Cornaro. 2. Auflage. (Leipzig H. Hartung & Sohn.

Frauenrechte. Organ zur Vertretung der Interessen der Frauen in socialer und politischer Beziehung. Erscheint am 2. und 4. Sonntag jeden Monats. (Wien, VIII., Josefstädterstr. 48.)

Kneipp-Blätter. Organ des Kneipp-Vereines (Donauwörth).

Praktische Anleitung zur Glanzplätterei, Bügelei und zur Kunstplätterei von Rosa von Eichenfels (Leipzig. Fritz Schulz jun.)

Die Kunst, wie man recht trincken soll nit dass man Tag und Nacht werd voll. (Köln. Franz Teubner.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Ein katholischer Student, Wien. Mit dem mystischen Katholizismus kann man vom persönlichen, volksthümlichen und vom philosophischen Standpunkte aus einverstanden sein, nicht aber mit dem politischen Katholizismus. Und gerade um diesen dreht sich der ganze Tanz. — Der Aufsatz in der „Gartenlaube“ ist missverstanden worden. In demselben handelte es sich um die Charakterisierung eines neuerschienenen Buches.

* Bei einer Versammlung der Wiener „Vereinigten Christen“ hat (wie das „Vaterland“ meldet) ein bekannter Volksredner als ernstgemeint und unter großem Beifall der Zuhörer folgenden Ausspruch gethan: Ob einer an einen Herrgott glaubt oder nicht, das ist egal, nur nach außen

Schluss macht eine Zusammenstellung deutscher Heiligennamen, und zwar erst nach der Buchstabenfolge, dann nach den Kalendertagen. V.

Das Abgeordnetenhaus des Reichsraths von Josef Kürschner 1891. Stuttgart, Jos. Kürschners Selbstverlag. (Wien, Moriz Perles.)

Das Werkchen ermöglicht, sich über Lebenslauf und Aussehen (also ein Buch „in Wort und Bild") der einzelnen Volksvertreter bestens zu unterrichten und ihre genauen Personalien nachzuschlagen. Es bietet in seinem ersten Theile die wichtigsten Grundzüge aus der österreichischen Verfassung, soweit sie den österreichischen Reichsrath und das österreichische Abgeordnetenhaus angehen, woran sich tabellarische Zusammenstellungen anreihen. Der zweite Theil widmet jedem Abgeordneten eine Seite, aus deren oberster Zeile Land, Wählerclasse, Wahlbezirk oder Wahlkörper ersichtlich werden. Man erfährt hier ferner die Fractionsstellung des Abgeordneten, den Club, dem er angehört u. s. w. Kurz, wir lernen aus dem Büchlein unsere Herren Gesetzgeber persönlich kennen. V.

Der soeben erschienene achtundvierzigste Jahrgang des von Friedrich Petz herausgegebenen **„Illustrirten österreichischen Volkskalenders"**, (M. Perles, Wien) erfreut wieder durch die Fülle seines unterhaltenden und belehrenden Inhaltes. Aus Ludwig Anzengrubers, des Unvergesslichen, Nachlass findet sich eine Erzählung „Die Körbelflechter-Kathrein" vor. Alois Greil hat zu sämmtlichen belletristischen Beiträgen meisterhafte Bilder gezeichnet. Im zweiten Theile, dem belehrenden, finden wir mehrere für das praktische Leben nützliche Artikel.
V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Die eherne Mark. Eine Wanderung durch das steirische Oberland von Ferdinand Krauß. Mit über hundert Abbildungen. Erster Band. Mit zwei Karten. (Graz. Leykam. 1892.)

Literarische Essays. Von Dr. Ernst Gnad. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Wien. Karl Konegen. 1891.)

Don Carlos' Haft und Tod. Insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie. Von Max Büdinger. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1891.)

Philanthropin. Ernst und Humor aus dem Schul- und Lehrerleben unserer Zeit. Von Josef Allram. (Leipzig. Julius Klinkhardt. 1891.)

Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Manche von Miguel Cervantes de Saavedra. Aus dem Spanischen übersetzt mit dem Leben von Miguel Cervantes, nach Viardot, und einer Einleitung von Heinrich Heine. Vierte Auflage, mit 102 Illustrationen nach Tony Johannot, gezeichnet von E. Offerdinger. (Stuttgart. Rieger'sche Verlagshandlung. 1892.)

Dombrowsky. Roman von Ernst Eckstein. Zwei Bände. (Dresden. Alfred Hauschild. 1892.)

Marie Sophie Schwartz' ausgewählte Romane. In 60 Lieferungen. (Franz Bondy. Wien.)

Der Anarchist. Das Trauerspiel der letzten Zeiten. Von Karl Landsteiner. (Wien. Alfred Hölder. 1891.)

Der Temperenzler. Volksstück in vier Aufzügen von J. E. Flegel. Mit einem Vorworte über Religion und Lebensweise von Johannes Freimann. (Berlin. Karl Sigismund.)

Aus unserer Väter Tagen. Bilder aus der deutschen Geschichte. 1. Band: An der römischen Grenzmark. Geschichtliche Erzählung von R. Bahmann. 2. Band: Deutsche Göttersagen. Für die Jugend und das Volk erzählt von Hermine Möbius. 3. Band: Im Strome der Völkerwanderung. Geschichtliche Erzählung von Reinhold Bahmann. Alle drei dieser empfehlenswerten Bändchen sind von E. H. Walther illustriert. (Dresden Alexander Köhler.)

Die schönsten Märchen und Erzählungen aus Nord und Süd. Von Flora Hoffmann-Rühle. Mit 6 Farbendruckbildern von E. H. Walther. (Dresden. Alexander Köhler.)

Deutsch-Mythologische Landschafts-Bilder von Guido List. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1891.)

Unter alten Himmel. Erzählungen von Wilhelm Fischer. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Die Dünen von Escoublac oder das Pfarrhaus in der Bretagne. (Bremen. M. Heinsius' Nachfolger 1892.)

Heimgarten

3. Heft. December 1891. XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Heut' haben wir Schützentanz!

Entlang der Schlucht, in deren Tiefen weiß gischtend das Gebirgswasser grub und brauste, und an den umliegenden Berghängen entbrannte die Schlacht. Die steil den Berg hinan sich klammernde Veste bei Mühlbach war von Franzosen besetzt; aber manch ein Tollkühner, der von dem stets unsichtbaren Feinde gereizt in wüthender Ungeduld den Ausfall wagte, purzelte in den dämmernden Abgrund, aus welchem fortwährend ein thauender Nebel stieg von den an Felsblöcken und Stürzen zerschellten Wellen. Von den hochgelegenen Wäldern kamen Raben niedergeflogen, welche kreischend über der Schlucht hin- und wiederflatterten, als wüssten sie es, dass zu solcher Zeit die Kugeln für andere Ziele gegossen waren.

Von den Thälern her erhielt der Feind immer neuen Nachtrupp; aber die Reiterei und die großen Geschütze konnten nicht recht einsetzen, letztere mussten vielmehr geborgen werden hinter Felsen, damit sie von den Tirolerkugeln nicht zusehr Schaden nahmen. Umso tapferer kämpfte das Fußvolk; das Gewehr an der Achsel, den Säbel im Munde, so kletterten die Soldaten empor von Fels zu Fels und wenn einer stürzte, kamen stets ihrer zwei nachgerückt. Die Stellung der Bergschützen wurde von Stunde zu Stunde bedenklicher.

Am Vormittage, als der Feind in den Niederungen mehr für die Selbsterhaltung, als für den Angriff that, weil er über die Stärke der Gegner noch gänzlich unklar war, gab es zeitweilig für die Tiroler in den Berghängen nicht gar viel zu thun. Mancher

hin muss vollste Einigkeit unter den Christen herrschen. — Diesen Ausspruch muss man sich merken. Schlichter und treffender können sie nicht charakterisiert werden. – Übrigens behauptete jener Redner nachträglich, das „Vaterland“ hätte falsch verstanden.

A. W., Graz: „Die Frau vom Meere“, in welchem der moderne „Wahrheitsapostel“ Ibsen einem guten alten Gedanken ein neuromantisches Mäntelchen umgehangen hat, ist mit der verrückten „Hedda Gabler“ wohl nicht zu vergleichen. Im ganzen gehen uns die Ibsen'schen Dichtungen blutwenig an, sie sind Rechenexempel, welche weit weniger das Herz als den Kopf beschäftigen. In der „Frau vom Meere“ verblüfft aber der vernünftige, fast blutwarme Schluss.

F. W., Berlin: Der Sprachgebrauch in Bezug auf die Entwickelung der Geschichte ist, dass man sagt, z. B.: Von Adam bis zu uns herab, oder: Von der neuen Zeit hinauf bis zur Epoche des Mittelalters. Dieser Sprachgebrauch scheint unrichtig zu sein. Die Menschheit ist etwas sich Entwickelndes, etwas Aufwärtsstrebendes, wie ein Baum. Der (relative) Beginn der Menschheit, sagen wir das erste Menschenpaar, ist die Wurzel, und der heutige Entwickelungsstandpunkt ist das oberste Ende des Baumes, der Wipfel, der wohl immer höher emporwachsen wird. Also müsste man doch sagen: z. B. von Abraham bis zu uns herauf, von Goethe bis Homer hinab u. s. w. — In diesem Sinne hätte Hermann Grimm in seinem neuesten Essay: „Der Geschichtsunterricht in aufsteigender Linie“ (Deutsche Rundschau), unrecht. Grimm dürfte übrigens in diesem Aufsatze nicht bloß der Form, sondern auch der Sache wegen vielleicht ein wenig schief stehen, er schlägt nichts geringeres vor, als dass ein Baum von oben herab bestiegen werde und nicht von unten hinauf. Grimm verlangt nämlich, dass in den Gymnasien der Geschichtsunterricht von der neuesten Zeit ausgehe, und zwar so, dass im ersten Jahrgange die neueste deutsche Geschichte gelehrt werde, dann im Laufe der Jahre immer mehr zurückgreifend, stets auf einen bestimmten hervorragenden Punkt, von dem aus die betreffende Epoche zu behandeln ist, bis endlich im letzten Jahrgange die griechische Geschichte vorgenommen wird. Diese Methode hätte gewiss viel Gutes gegenüber der heutigen Einrichtung, wo man vor lauter Alterthum und Mittelalter zu keiner neuen Zeit kommt. Auch ist die Geschichte des Vaterlandes das Wichtigste und von dem Engen ins Weite sonst ein natürlicher Weg. In der Geographie möchte das ganz gut gehen, in der Geschichte hieße Grimms Methode, gegen den Strom der Zeit schwimmen. Und doch dürfte Grimms Vorschlag einer Erwägung wert sein und vielleicht zu einer Reform des Geschichtsunterrichtes führen.

O. L., Bruck: Adelige, die zu viele Lumpereien machen, werden zu Bürgerlichen „degradiert“. Wir danken schön.

St. St., Linz: Wer das Duell verflucht, kann die Kriegsheere nicht segnen.

J. O., Nürnberg: Ihren Wünschen dürfte die in Stuttgart erscheinende „Neue Musikzeitung“ vollkommen gerecht werden. Wir kennen kein Blatt, das für Musikfreunde so passend wäre als dieses. Der Inhalt bleibt lesenswert auch für spätere Zeit. Wertvolle Musikbeilagen vervollständigen den Gehalt. Wir denken, Sie überzeugen sich selbst davon. In Nr. 20 des genannten Blattes finden Sie auch Ihre Frage beantwortet.

O. G., Glatz: Des betreffende Hamerlingbild ist bei Otto Zintl in Graz photographisch angefertigt und zu haben.

St. U., Jena: Die Mensuren der akademischen Jugend sind nicht so ernst zu nehmen. Sie sind — wie Ernst Eckstein sagt — ein renommistischer Sport; sie sind bei weitem nicht so gefährlich, als etwa der Reit- oder Rennsport oder gar das systematische Biervertilgen. Wenn übermüthige junge Leute ein Vergnügen daran finden, sich Visagen aufzuhauen und mit verklebter Stirne herumzulaufen, so sind das Privatleidenschaften, um die man sich nicht kümmert.

* Bitten unaufgefordert uns Manuscripte nicht zu schicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

„Pulver genug.“

„Juchhe, heut' haben wir Schützentanz!“

Im Augenblicke kam vom anderen Berghange die Nachricht, auf der Wiese oberhalb der Klausen brauche man Leute. Allsogleich machten sie sich auf und kletterten an wüsten Berghängen gegen den bezeichneten Ort hin. Unterwegs schrie einer von ihnen plötzlich: „Jesus Maria, aus ist's!“ und stürzte zu Boden. Er wäre, von einer Baiernkugel getroffen, hinabgekollert den felsigen Hang, wenn ihn die Kameraden nicht aufgefangen hätten! Sie labten ihn mit Brantwein, beteten ihm einen kurzen Sterbesegen vor und als es ganz vorbei war, deckten sie ihn mit Reisig zu und eilten weiter.

Auf der Wiese hinter der Klause hatten Bauernweiber eine hochgeschichtete Heufuhr herbeigezogen, dahinter verschanzte sich nun eine Anzahl Schützen mit einem größeren Pulvervorrathe. Denn aus dem Thale drängte sich der Feind herauf und schoss nach diesem Ziele mit einer Kanone.

„Patsch!“ rief allemal einer der Tiroler, als die Kugel ins Heu schlug und darin stecken blieb. „Die weichen Schilder thun's immereinmal besser, als die harten, wenn sie auch nicht so fürnehm glänzen.“ Dabei pfiffen sie munter unterhalb und neben der Heufuhr ihre Stutzen los und die Feinde kamen nicht näher. Zwei Mädchen waren hinter der Heufuhr, diese jodelten mit frischen Stimmen einen Almer, und als wieder eine Kartätsche herangesaust kam, schrie eines der Dirndlein hinab: „Pufft's nur zu, wir fürchten uns nicht vor diesen boarischen Dampfnudeln.“

Als ihre Stellung ungünstiger wurde, zogen und schoben sie die Heufuhr flink weiter und hinter derselben immer die Scharfschützen, den Pulvervorrath bergend und dabei stets ladend und zielend und treffend.

Einer vom Ritten war dabei, der sagte: „Ich brauch' gar keine Heufuhr, ich hab' den Lukasbrief in der Taschen!“ und wollte sich unbedeckt den feindlichen Kugeln aussetzen. Die Kameraden hielten ihn zurück. Es waren nämlich von Kapuzinern geweihte „Lukasbriefe“ vertheilt worden, welche jeden hieb- und schussfest machen sollten, der ein rechtes Vertrauen zu ihnen habe.

„Ich glaube nicht daran“, sagte einer hinter der Heufuhr, „der Riedesberger Michl hat auch einen Lukasbrief in der Taschen gehabt und hat ihm doch ein Kartätschenscherben die Hand weggerissen.“

„Wird halt kein rechtes Vertrauen gehabt haben“, entgegnete der Führer, „ich hab's aber und mir kann nichts geschehen!“ Riss sich von den Genossen los, sprang hinaus aufs freie Feld und schoss auf die Baiern hinab. Nicht eine Minute dauerte es, und auch er lag hingestreckt mitsammt seinem Lukasbrief.

„Der Lukasbrief ist gut, aber die Heufuhr ist besser“, meinte ein anderer und rächte unterhalb zwischen den Wagenrädern durch den Gefallenen.

Jenseits der Bergmulde auf dem Felsvorsprung stand ein Schütze, der eine schrecklich geschwollene Wange hatte.

„Hast Zahnweh, Philipp?“ redete ihn ein Nachbar an.

„Schussprügelweh!“ antwortete er. „Mein alter Doppelhaken, der Sakra, haut mir allemal eine aba, so oft ich ihn losbrenne.“

Gleich neben diesen Wackeren saß ein alter Mann und that ganz gemüthlich mit seinen Gewehren um. „Fertig bin ich“, sagte er.

„Wie viel hast denn du schon bleich gemacht, Auer Seppel?“ fragte ihn ein Kamerad.

„Ich hab' drei Ladknechte mitgehabt, vier Stutzen und sechsundneunzig Kugeln. Und wenn ich öfter als dreimal gefehlt hab, so will ich wohl

setzte sich behaglich auf einen Stein, lehnte den Stutzen an den Schenkel und zündete sich ein Pfeiflein an. Als es auf dem Mühlbacher Thurme eilf Uhr schlug, sagte der Eberstaller, dessen Hof nicht weit entfernt stand, jetzt könne er heimgehen zum Mittagessen, es gebe derweil so nichts zu thun. Und er gieng auch. Aber nun wurde es schlimmer. Feinde in Massen und mit klingendem Spiele waren angezogen, voll hochmüthiger Siegeszuversicht. Die grünen Wiesen waren ganz blau vor lauter Franzosen und ein paarmal waren gegen die Verschanzungen große Geschütze losgeknallt worden, welche die solchen Getöses noch ungewohnten Bauern mehr erschreckt als geschädigt hatten. Als der Feind nun aber begann sturmzulaufen und zwischen den Waldbäumen auf der Höhe schon Blauhosen hin- und herhuschten, und als von den Bauern einer um den anderen getödtet wurde, da rief ein Jäger aus dem Pusterthal: „Aus ist's, Leut, alle sind wir hin! Alle, wenn wir nicht höher ins Gebirg flüchten!"

„Hundsfott!" schrie ihm der Straucker ins Ohr, „flieh, wenn du Kurasch' hast! Ins Gebirg, dass dich die Hasen beißen könnten!"

Auf solchen Schimpf blieb der Jäger stehen und schoss ruhig weiter.

Zwischen drei durch Haselgesträuch wohlverdeckten Felsblöcken, wie in einer Burg verschanzt, hatten sich zwölf Schützen aus Bruneck festgesetzt und von da aus manche Verheerung angerichtet. Sie konnten ganz gemächlich laden und sich ihren Mann auf die Mücke nehmen. Zwischen Astwerk guckten sie hinab auf eine kahle Ausböschung, wo Baiern auf Schutt und Stein Stellung nehmen wollten.

„Welchen werd' ich mir denn jetzt aussuchen?" sagte der eine.

„Ich gunn' mir den Lackel mit dem kohlschwarzen Bart", sagte der andere. Puff!

„Ich nehm' den zerlumpten Kerl, der keine Stiefel mehr an den Füßen hat. Halt a bissel, Franzos, barfuß geht sich's besser in die Ewigkeit als über scharfen Sand!" Puff!

Wieder ein anderer im Verstecke sprach: „Dort beim Wassergrabel liegt ein Angeschossener, der windet sich wie ein Wurm und kann nicht mehr auf, der erbarmt mir."

„Lapp, der Angeschossene thut uns eh nichts mehr. Die gesunden musst schwach machen, das Pulver ist theuer!"

„Und ich nehm' mir doch den armen Teufel und schick' ihn heim zum himmlischen Vater." Puff!

Durchs Buschwerk wieder huschte der Rampesbauer.

„Ist der Mahrwirt nicht bei euch?" fragte er.

„Der steht mit sechzig Mann hinter der Klausen und macht den Baiern die Hosen bledern (zittern)."

„Habt ihr keinen Anführer?"

„Wir brauchen keinen. Jeder weiß, was er zu thun hat: Boarn und Franzosen derschießen."

„Meine lieben Leut'!" sagte nun der Rampesbauer. „Da oben geht's noch ein bissel anders zu! Da oben bei Sterzing! Auf dem Kofel kann man das große Geschütz recht gut hören, bum, bum, bum, bum! schon seit einer Stunde. Es muss ein lustiger Tanz sein. Der Sandwirt ist dabei."

„Wenn sie der Anderl herabjagt, nachher gesegne uns Gott, nachher haben *wir* den ganzen Krempel."

So plauderten sie in ihrer Felsenburg, denn sie hatten gerade Zeit dazu. In der Schlucht hatte sich ein solcher Rauch entwickelt, dass man kein Ziel mehr sah. Und der Tiroler schießt nicht, wenn er nicht etwas auf der Mücke hat.

„Magst Brantwein, Kamerad?" fragte einer der Pusterthaler einen heranhuschenden Schützen.

„Vergelt's Gott" antwortete dieser, „aber Pulver, wenn ihr habt!"

Die feindlichen Mächte rückten weiter und weiter vor und der Kampf zog sich immer höher ins Gebirge. Hoch oben auf einem fast ebenen Waldanger, wo ein hohes Christuskreuz stand, hatten sich zwei halberwachsene übermüthige Mädchen zusammengethan, um nach einer Trompete, die tief unten zum Marschieren aufspielte, auf glattem Rasen ein Tänzlein zu hopsen. Sie waren sehr guter Dinge und hatten sich just gestanden, dass jedes bei den Schützen einen Schatz habe. Und sie wetteiferten im Aufzählen der Vorzüge ihrer Liebsten. Da sauste plötzlich eine Kugel durch die Luft und eines der Mädchen taumelte zu Boden. Erschossen! Das andere Almdirndel that einen schreckbaren Schrei zum gekreuzigten Christus empor, wollte in Verzweiflung den Heiland herabreißen, dass er helfe, rette. Da das vergebens war, so rief sie der Sterbenden zu: „Bereue deine sündige Liebschaft, dass du in den Himmel kommst!“

„Ich bereue nur — die Lüge“, stammelte die Verblutende. „'s ist nit wahr. Ich habe keinen gehabt. Thu' beten für mich, Kameradin — ich muss schlafen gehen.“

„Jesus, der Krieg! der Krieg!“ jammerte das andere Mädchen, „wenn man's auch nur sagt, dass man einen Soldaten gern hat, so wird man schon erschossen.“

Drüben beim Dorfe Spinges hatten sich die Tiroler Schützen festgesetzt. Sie bargen sich hinter der Kirchhofsmauer und schossen herab. Der Ansturm wurde immer mächtiger.

„Steht's auf und helft's uns!“ rief ein Bauer auf die Grabhügel hin. Aber sie blieben im Streite allein. Eine ganze Abtheilung von Franzosen kam in weitem Halbkreise heran; viele kletterten auf die Friedhofsmauer, und als es sich weniger ums Schießen, als ums Stechen handelte, zogen die Tiroler sich zurück weiter hinan ins Gehölze. Mit schmetterndem Hurrah nahmen die Franzosen den Kirchhof, und ein Trupp wollte sofort in das Gotteshaus dringen, da blieben sie stehen und stutzten. An der Kirchthür stand ein bleiches Mädchen, eine Stallgabel in den Händen und im Begriffe, den ersten Nahenden niederzustechen. Alle anderen waren davon, sie allein stand da mit zusammengekniffenen Lippen und trotzig rollenden Augen. Ihr Haar flatterte im Winde. Sie bewegte sich nicht; wie ein zum Sprunge bereiter Tiger, so stand sie mit ihrer Gabel und starrte auf die Krieger. Diese schauten ein Weilchen auf sie hin, dann giengen sie kopfschüttelnd davon.

„Une pucelle d'Orléans tyrolienne!“ murmelte einer von ihnen. Keiner nahte sich mehr dem Kirchenthore.

Hanai, die Magd von der Mahr, verließ ihren Posten nicht sobald. Erst als die Besatzung wieder abgezogen war, kniete sie nieder vor dem geschlossenen Thore, betete ein stilles Vaterunser, nahm die dreispießige Gabel auf die Achsel und trachtete ihren Kampfgenossen zu.

Am Waldraine fand sie den Antonio sitzen. Er trommelte mit der Faust auf sein Knie und sang:

„Frisch auf, frisch auf, frisch auf!
Zum Streit in muthigem Lauf.
Kämpft tapfer, das Gewehr zur Hand,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!

Verdoppelt, Brüder, euren Schuss,
Und schickt dem Feind den Kugelgruß,
Er flieht, er flieht, schnell losgebrannt,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!

Und dann zurück zu unsrem Schatz,
Der ein so liebes Göscherl hat,
Und geben ihm gleich Kuss und Hand,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!“

„Ja, ja, du Held!“ rief die Hanai dem Burschen zu. „Singen können auch die Spatzen. Schießen sollst!“

Stand der Antonio auf und sagte mit sehr entschlossener Miene: „Hab' ich nicht geschossen?“

„Den Stutzen hast wohl hingezielt, wie du hinter dem Lärchenbaum

keinen Theil haben an der himmlischen Seligkeit."

Ein anderer beklagte sich über seine Dummheit, dass er zum „Boarnderschießen" sein schneeweißes Sonntagshemd angezogen habe, jetzt dürfte er die grüne Joppe nicht wegwerfen, denn das Weiß thäte ihn schnell verrathen hinter dem Buschwerk. Es war aber mächtig heiß geworden und der Schweiß rieselte dem Schützen in großen Tropfen über das Angesicht. Weiber und halbgewachsene Burschen, die kein Gewehr zum Schießen hatten, waren immer auf dem Wege zwischen einer kleinen Engschlucht und den Schießständen. Sie trugen in Gefäßen, in Ledersäcken, selbst in Filzhüten von der Quelle den Kämpfenden Trinkwasser zu.

Auf einmal hörte man von einem halbversteckten Anger herab rufen: „Wer Wein will, der soll herkommen!"

Einem Wirte zu Mühlbach, der an der Gicht darniederlag und nicht mitthun konnte, war es eingefallen: Durst werden sie kriegen bei dieser Brathitz! Und schickte die einzige Person, die noch zuhause war, eine höckerige Magd, mit einem Fässchen Wein auf den Kampfplatz.

„Kannst zwanzig Maß tragen, Moidle?" fragte er die Magd.

„Auch vierzig!" sagte sie.

„Also nimm das Fassel mit vierzig. Hinauf musst durch den hinteren Wassergraben."

Sie legte das Fass in einen Strick, nahm es vermittelst eines Holzprügels über die Achsel und schleppte es den Berg hinan. Bald aber merkte sie, dass mit dem Fasse kaum durchzukommen sein würde, ohne die Aufmerksamkeit der Feinde zu erregen. In einem Grasstadl nahm sie unterwegs einen großen Futterkorb, that das Fass hinein, überdeckte es mit frischem Grase und gieng dann als Almerin, die einen Korb mit Futter schleppt, hinauf.

An einigen baierischen Soldaten musste sie vorbei, da rastete sie ab, zog ein kurzes Pfeiflein aus dem Kittelsacke und eine Tabaksblase, stopfte das Zeug und bat die Soldaten um Feuer. Sie lachten das alte Moidel aus und ließen es allein. Das alte Moidel hinwiederum lachte die Baiern aus, zündete sich keine an, sondern machte sich mit ihrer Last wieder auf den steilen Weg. Sie kam glücklich hinauf und hörte schon das Jauchzen eines Schützen; es klang, als hätte er auf der Scheibe ins Schwarze getroffen. Unten auf der Straße purzelte ein französischer Officier vom Pferde.

Hinter dem Stand mehrerer Tiroler auf dem Waldanger that sie ihr Fass aus dem Korbe, da sang eine Bremse an ihrem Kopfe vorbei. Es war aber keine Bremse, sondern eine Kugel, und gleich auch eine zweite, und sie schlugen in das Fass, dass der Wein in einem hohen goldenen Bogen hervorsprang. Das Moidel wendete das Gefäß und stopfte allsogleich ihren Finger in ein Loch. So stand sie am Fasse, da ringsum die Kugeln sausten und schrie: „Wer Wein will, der soll herkommen!"

Etliche kamen herbei und ließen sich den seltsamen Brunnen in den Mund springen. Von der Zinne einer Felswand her schrie einer: „Möcht' schon trinken, aber jetzt hab' ich nicht Zeit." Denn er rang eben mit einem reckenhaften Franzosen. So enge hatten sich die beiden Männer ineinander verschlungen, dass keiner mehr von seiner Waffe Gebrauch machen konnte. Nur die schneeweißen Zähne bleckte der Franzose gegen das finstere Gesicht des Älplers. So fuhren sie mehrmals hin und her, aber die Füße stemmten sich fest in den Sandboden. Jetzt nahm der Tiroler einen Schwung gegen den Abgrund hin und mit dem Ausrufe: „Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit!" schleuderte er den Feind mit sich in die Tiefe.

Wasser, der Schütze aber wandte sich gegen den Feldprediger: „Junger Pfarrer, was du vom Himmel sagst, das wissen wir alle schon. Aber von den Österreichern sehen wir noch nichts!“

„Sie kommen. Sie werden bald da sein!“ riefen mehrere. Der Rothbart that einen hohen Sprung, ließ den Stutzen fallen, ballte die Fäuste und brach zusammen.

Während mehrere Kameraden die Leiche bargen, commandierte der Mahrwirt seinen Pfeffersbergern: „Wir müssen weiter hinauf.“

Der Antonio war auch hier vorhanden, wie überall, wo es heiß hergieng. Er hatte hinter einem Scheiterhaufen Stellung genommen und nun schon eine Weile jenem französischen Soldaten zugesehen, der, leidlich von einem Wacholderstrauche gedeckt, damit beschäftigt war, einen zerrissenen Achselriemen zu knüpfen und anderes an sich zu ordnen. Der Antonio dachte: Dem wollen wir bald fertig helfen, wir stehen auf Kriegsfuß miteinander! — Er untersuche den Hahn, legte den Schaft an die Wange, an die linke zuerst, und dann an die rechte, und zielte. So recht mitten in den Kopf; der Kopf war groß genug und leicht zu treffen. Aber nicht etwa den Czako, die Butten ist hohl. — Als er losdrücken wollte, gewahrte sein Auge eine Waldameise, die am Gewehrlauf hinaufspazierte. „Kleines Ameisel, was suchst denn du auf dieser Straßen?“ sagte Antonio und hob mit zwei Fingern das Thierchen behutsam weg. Da krachte es in seiner nächsten Nähe; der Franzose hub an zu laufen, kam aber nicht weit, ließ sich nieder auf einem Baumstrunk und griff mit beiden Händen an sein Knie.

Hat er dich etwa gar angeschossen, der Lalli! dachte Antonio und eilte hinab, dem Manne beizustehen. Dieser war schon umgesunken und aus seinem Beine sprang ein Blutquell.

„Nur nit gleich alles so ernst nehmen, Herr Franzose“, tröstete der Bursche, „nur nit gleich sterben! Wir wollen's schon verstopfen.“

Mit Emsigkeit riss er das Beinkleid auf, aus seinem Sacke ein Taschentuch, und begann die Wunde zu verbinden.

„Toni, was thust denn?“ hörte er hinter sich rufen, stand richtig die Hanai wieder da. War ihm unangenehm und statt zur Vertheidigung entschloss er sich zum Angriffe. „Ist dir das am End' auch wieder nit recht!“ sagte er. „Hätt' ja so geschossen, wenn der andere nit geschossen hätt'! Und soll ich ihn jetzt ausbluten lassen wie eine Sau?“

„Schand und Spott was du für ein Soldat bist!“ rief die Hanai, „nit einmal das Einfatschen kannst!“ Sie drängte ihn mit dem Ellbogen weg, riss ihr Tuch vom Busen und verband mit Fleiß und Sorgfalt, aber heftig dabei über die verdammten Blauhosen schimpfend, den Fuß des französischen Soldaten. —

Vom Hochgebirge gieng eine breite Schutthalde nieder, auf welcher mächtig große Felsblöcke umherlagen. Hinter solchen Steinen setzten die Tiroler sich neuerdings fest und feuerten gegen den zerstreut und in Gruppen vordringenden Feind. Das war aber nur eine List, man wollte die Franzosen auf der kahlen Sandfläche haben und wich nun rasch zurück in die buschigen Lehnen, von wo aus die Schützen den weißen Gebirgsschutt mit dem Blute des Feindes rötheten. Aber die Franzosen und Baiern wuchsen wie aus der Erde hervor. Die Tiroler verschanzten sich in den drei Sandbachhäusern, die in einer Gruppe auf dem Hange standen und mit ihren Nebengebäuden eine weitläufige Burg bildeten. Die Schützen verrammelten alle Eingänge und schossen zu den Fenstern heraus, von den Dächern herab. „Vivat Kaiser Franz! Nieder mit dem baierischen Schwanz!“ das

gestanden bist. Hab' dir von weitem zugeschaut. Allerweil hingezielt auf den schwarzbraunen Baiern, der unten ist gestanden beim Brunnen. Aber losdruckt hast nit."

Hierauf sagte treuherzig der Antonio: „Weißt, Hanai, er hat beim Brunnen just getrunken. Er ist durstig, hab' ich mir gedacht, warten wir bis er getrunken hat. Und wie er fertig ist und ich schießen will, da ist der schlechte Mensch auf einmal nicht mehr dagewest. — Den, wenn ich noch einmal derwisch!" Er ballte die gehobene Faust.

„Nun, nun?"

„Bei den Ohrwascheln nehm' ich ihn und beutl' ihn so lang, bis er anhebt zu flennen! — Ich, wenn ich wild bin, da bin ich kein Guter nicht!"

„Ein Tschapperl bist!" sagte das Mädchen und gab ihm mit drei Fingern ein Wangentätschchen.

Er schaute sie ganz verzückt an und bettelte: „Du Hanai, das ist gut gewesen. Schau, noch ein solches!"

„Verlang' dirs nit!" sagte sie, „das zweite möcht' ein bissel anders ausfallen. — Geh' eilends mit mir, dort drüben bei den Sandbachhäusern geht's scharf los. Sie brauchen uns."

In Himmel kemmt's, Tiroler!

Peter, der Mahrwirt, war seit dem Morgen im Feuer gestanden. Der Punkt an der Klause, welchen er vertheidigte, war von den Feinden der umworbenste. An sechzig Bauern und einige Bürgerssöhne aus Brixen waren seine Garde. Im Laufe des Tages kam viel Zuzug und alles wollte sich zum Mahrwirt stellen. Dieser sagte: „Ihr müßt's gegen den Eisack hinüber, gegen Spinges hinauf. Dahier richten wir's allein."

Als aber die Franzosen mit Sturm kamen und mehrere große Geschütze anrückten, da rief ein rothbärtiger Bauer: „Der Teufel bleibt da stehen und lasst sich niedermachen. Wenn wir uns heut' alle derschießen lassen, ist morgen Tirol hin in alle Ewigkeit!"

Es war ein gefährlicher Ruf, dem mehr als einer horchte, da sprang ein junger Krieger, in der Linken das Schussgewehr, in der Rechten ein Cruzifix, auf die Felswand — Bruder Augustin war's — und hub mit schallender Stimme an zu predigen.

„In Himmel kemmt's, Tiroler!" rief er. „Für Gott, Kaiser und Vaterland frisch voran! Der Heid' ist's, auf den es losgeht! Der Antichrist ist's, auf den es losgeht! Wer in diesem heiligen Kampfe fällt, ob heute, ob morgen, dem wird zu Theil die Märtyrerkrone im ewigen Leben! Tiroler! Kameraden! Keiner hat jetzt Haus, Hof oder anderes Gut, es ist des Vaterland's! Keiner hat Weib und Kind oder andere liebe Leut', sie sind Gottes, des Schöpfers und Erlösers Kinder! Alle schützt Gott, wenn ihr seinen heiligen Namen schützet! Keiner von euch hat eine Sünde zu dieser Stund, in solchem Streite sind alle vergeben. Tiroler! Denkt's an Jesu Blut und Marter am hohen Kreuzstamm und fahrt's drein! — Auch von weltlichen Mächten sind wir nicht verlassen —" In diesem Augenblicke schlug eine feindliche Kugel in den Gewehrkolben des Predigers. Er that, als merke er es nicht, sondern fuhr fort: „Der Kaiser Franz schickt uns Hilfe und Beistand. Er hat schon lange eine große Armee abgesandt nach Tirol, sie muss bald da sein. Der Prinz Johann ruckt von Kärnten her, kann jede Stund eintreffen mit seinen tapferen Soldaten. Das wär eine Schand, wenn wir uns früher thäten aufgeben! Wehrt's euch, Tiroler! In Himmel kemmt's!"

Der rothbärtige Bauer schoss rasch seinen Doppelstutzen ab nach ein par toll herankletternden Blauhosen. Sie purzelten hinab in das gischtende

um Peter Mayr, den Wirt an der Mahr, mancher Blutende war unter ihnen. Viele erzählten einander ihre Erlebnisse. Andere saßen auf dem Rasen, erschöpft und müde, und schwiegen.

Vom Gebirge herab kam ein Bote aus der Brennergegend.

„Wie geht's? seid's auch brav gewesen?" diese Frage war sein Ankunftsgruß und dann „Lebt's alle? Ist der Mahrwirt da? Geht's her und hört's zu. Da bei Sterzing oben! Herrgott im Himmel!"

„Was ist's?" fragte ungeduldig der vortretende Mahrwirt.

„Gut ist's", sagte der Bote. „Der Anderl, der Sandwirt, das ist ein Hauptkerl! Auf dem Moos! Viel hundert todte Baiern, und viel tausend Gefangene!"

„Vivat mein liebes Österreich", erscholl es aus hundert Kehlen.

„Und jetzt rucken sie schon über den Brenner und der Sandwirt hat gesagt, er lege den Schussprügel nicht früher weg, bis auch Innsbruck ausgekehrt ist und die alte Ordnung im Land. Kameraden, es wird alles wieder gut."

In hellem Freudenschrei umarmten sich viele, aber der Mahrwirt hob den Arm, sie sollten still sein. Zu Spinges läutete die Abendglocke, die Männer zogen ihre Hüte vom Kopf und beteten.

Zur selben Stunde, wo jedes Tirolerherz in Freuden jauchzte, war ein einziges in großen Ängsten. Und es war doch auch ein junges, heißes Tirolerherz. Der Knabe Hans, welcher auf der Felsenschanze nicht von der Seite des Kreuzwirtes gewichen war und ihm ununterbrochen das Ladzeug zurecht gelegt, ja auch selbst geladen hatte, war jetzt, als der Kampf geendet, ganz kleinlaut geworden. Den Feind hatte er nicht gefürchtet, aber einen anderen fürchtete er. Sein Vater hatte ihm streng aufgetragen, sich nicht vom Heimatshause zu entfernen und der Mutter in allem zu gehorchen. Nun hatte er aber der Mutter nicht gehorcht, war heimlich davon gegangen. Schon leichten Ungehorsam pflegte der Vater strenge zu bestrafen, wie wird's jetzt sein? die Mutter in Angst und Sorge, sie weiß nicht was mit ihm geschehen. Das Lamm ist auch verthan.

In seiner Bedrängnis begann der Knabe zu schluchzen. Ein so tapferer junger Soldat, und weinen? das nahm den Kreuzwirt wunder. Der Knabe vertraute ihm seinen Kummer, der Kreuzwirt lachte und rief lustig aus: „Hansel, Hansel, du bist ein Goldjunge! Weißt du, was dein Vater sagen wird? der wird dich herpacken und abbusseln, dass du erstickest, wenn ich dich ihm nicht aus den Armen reiß'. Möcht selber einen haben, eine solchen Buben!"

Der Knabe schien auf diese Voraussagung nicht viel Gewicht zu legen, er schüttelte das Haupt. „Sag' ein gutes Wort für mich, Vetter!" bat er.

„So komm, Hans, wollen jetzt selbander zu deinem Vater gehen."

Der Weg zum Vater war just nicht der angenehmste. Unterwegs fanden sie allerhand Dinge, die zu einer anderen Zeit großes Erstaunen erregt haben würden, an denen sie aber heute ruhig vorüberschritten. Da lag eine leere Ledertasche, dort ein spitzer Lodenhut, da ein Tornister, hier ein Baiernsäbel, dort ein Franzosenmantel, da ein Pulverhorn, dort ein lehmblasser Mensch mit durchschossener Brust.

Der Kreuzwirt und der kleine Hans kamen auf den Waldanger gerade in dem Augenblick, als die Männer still beteten. Auch der Kreuzwirt zog seinen Hut vom Kopfe, der Knabe konnte das nicht thun, weil er keinen aufhatte.

Hernach, als der Mahrwirt gesagt hatte, die Kameraden sollen jetzt ruhig nachhause gehen, sich ausschlafen,

war ihr Feldgeschrei und kein Wild gibt es, nach welchem der Schütz lieber zielt, als damals der Tiroler nach dem baierischen Adler.

Einer der Bauern wurde vom Dache geschossen und als mehrere Kameraden dem Sterbenden beispringen wollten, stammelte dieser noch mit der Hand abwehrend: „Geht's, geht's! Für so was ist jetzt kein' Zeit. Schießen thut's!" Und verschied klaglos unter den Dachtraufen.

Augustin hatte das Kreuz weggeworfen und einem todten Officier den Degen abgenommen, er predigte nur mehr mit diesem und mit dem Gewehre, indem er, überall einer der ersten und kampflustigsten, den übrigen ein gutes Beispiel gab. Er stritt stets an der Seite seines Schwagers Peter und beide zusammen beschäftigten sieben Ladknechte, worunter auch Ladknechtinnen waren. Manchmal warf Peter einen kurzen Befehl hin, und Augustin das Wort: „In Himmel kemmt's!" Da gieng's scharf dran. Die Stuben und anderen Räume der Sandbachhäuser waren so voller Pulverqualm, dass der Rauch zu allen Fenstern hinauswirbelte und der Feind längere Zeit hindurch glaubte, die Gebäude stünden in Brand. Als aber immer nur Rauch und keine Flamme hervorschlug, ließ der französische Hauptmann auf einem Hinterschliche die Häusergruppe in Brand stecken.

Die Tiroler waren etwas verblüfft, als hinter ihnen die Flammen prasselten und rasch an den Wänden empor, an den Decken hinleckten.

„So sauber, jetzt braten sie uns wie Martinigänse!" rief ein Schütze.

Der Mahrwirt versammelte die Männer rasch im Hofe und mitten unter den brennenden Gebäuden, mitten in ihrer zusammenbrechenden Verschanzung entwarf er einen Ausfallsplan.

Die Franzosen hatten den brennenden Häusern ruhig zugesehen und nur darauf acht genommen, dass kein Fliehender entkommen konnte. Es zeigte sich aber keiner. Kein Schuss mehr aus den Fenstern, nur ein paar schrille Schreie noch, dann war von der Brandstätte her nichts mehr zu hören, als das krachende Feuer und das dumpfe Dröhnen niederbrechender Dachstühle. — Sie sind alle verbrannt! das war die Meinung der Franzosen. Wie sehr waren sie daher überrascht, als hinter den lohenden Resten, aus Asche und Rauch, plötzlich ein großer wohlgeordneter Schwarm von Schützen wüthend hervor und auf den Feind stürzte. Dieser war nach dem heißen Tagwerke bereits in Auflösung begriffen und nahm sich nun gar nicht mehr Zeit, Stellung zu fassen. Wer noch einen Schuss im Rohr hatte, der brannte ihn los, die anderen nahmen Reißaus. Trotz der wildesten Flüche des Anführers flohen sie thalwärts, und hinter ihnen her die Tiroler, welche ihre Stutzen nun einmal auf der anderen Seite versuchten, indem sie mit den schweren Kolben dreinhieben.

Solches war das Entscheidende des Tages. Die Baiern und Welschen hatten auf der übrigen Kampflinie, und diese zog sich weit am Gebirge hin, in den Schluchten und auf den Höhen, zur Noth noch stand gehalten, waren aber allmählich muthlos geworden gegenüber einem Feinde, den man kaum zu Gesichte bekam, und von welchem doch jeden Augenblick einer getroffen war. Als sie nun die Fliehenden sahen, die aus dem Schuttgraben in größter Unordnung der Straße zueilten und nicht einmal Zeit hatten, das schwere Geschütz mit sich zu nehmen, da ward auf kein Commando mehr gehört, alles gieng aus Rand und Band, aus allen Schluchten wie Wildwasser wogte der Feind dem flachen Thale zu. —

Auf dem Waldanger vor einer Kapelle sammelten sich, von Waldhörnern gerufen, die Landesvertheidiger

Trug ist das Unglück worden von Tirol — und du lügst auch? der Bonaparte hat gelogen, die Baiern haben gelogen, und du lügst auch?"

„Vater!"

„Still sei! Will's nimmer hören, das Wort Vater von deinem Mund, der so lügen kann!"

„Aber sei gescheit, Peter!" beschwichtigten mehrere.

„Der Teufel auch!" rief Peter und stampfte in den Boden. Lügen mag der, der im Unrecht ist. Unsere Sach' ist redliche Sach'! die Wahrheit ist unsere beste Kraft, wenn wir die auch wegwerfen, nachher — nachher verdienen wir nichts anderes, als dass sie uns zertreten. — Bis du was Braves gethan hast, Hans, dann kannst du wieder zu mir kommen und mich Vater nennen. Eher nicht. Merk' dir das. Geh jetzt!"

„Na, also komm' mit mir, Hans", sagte der Kreuzwirt, „wir gehen selbander nach Brixen hinab."

Sie zerstreuten sich. Auf dem Waldanger war es still, wie sonst in den Nächten, nur eine Eule schrie, die auf dem höchsten Wipfel der Tannen saß.

Ja, Pfaff', ich weiß was!

Im nächtlichen Wald war eine feuchte Kühle. Die Bäume ragten finster gegen den besternten Himmel. Manchmal krachte ein Ast, manchmal rauschte es in den Zweigen, kurz und grell jauchzte ein Käuzchen. Dann wieder Stille. In den Schluchten rauschten die Wässer. Aber in dieser Waldruhe war ein seltsamer Unfrieden. Im Thale wieherte das Ross, im Grase des Hanges lallte hier jemand ein deutsches Vaterunser, knirschte dort jemand einen welschen Fluch. Und doch, wenn man näher hinhorchte, war es nichts.

Gegen Mitternacht gieng der Mond auf. Schon fehlte ihm mehr als ein Viertel von seiner Scheibe, und doch warf er scharfe Schatten und doch erweckte er im Heidekraut manches Gefunkel, wenn er einen glänzenden Säbel oder das Messingblättchen eines Gewehrkolbens beschien. Manchmal war es, als werde einer der schwarzen Baumschatten lebendig und husche eilig über den Plan.

Vom Waldraine herab gieng langsam eine dunkle Gestalt; sie stützte sich auf etwas, ob auf einen Stock, oder auf eine Waffe. Ein Kreuz, wie sie auf den Kirchhöfen stecken? nein, ein langer Degen war's, mit großem Kreuzgriffe. Öfter stand die Gestalt still und horchte, dann schritt sie lebhaft querhin, dann wieder beugte sie sich zu Boden und rüttelte an Körpern. Sie waren leblos. War dort an der Felswand ein Seufzer? Die Gestalt eilte hin, kniete nieder, labte und tröstete, ohne zu wissen, ob der Sterbende noch etwas höre und fühle. Die wandelnde Gestalt war der Bruder Augustin. An einem Baumstamm lehnte ein welscher Soldat und verfluchte den Namen Bonaparte. Der Fluch war sein Letztes. Dort wimmerte ein Mensch nach einem Schluck Wasser. Es war sein Letztes; als Augustin heran kam, athmete er nicht mehr.

Weiterhin schritt der Priester. Er kam auf eine Wiese, auf welcher zerstreut große, fahle Felsblöcke ragten. Hier hatte der Tod dicht gemäht. Ein sterbender Franzose that Stoßgebete zur Madonna. Als er den Mann mit der Waffe nahen sah, fletschte er die weißen Zähne. „Verfluchter German!"

„Kann ich euch beistehen?" fragte ihn Augustin.

„Feind, Feind!" stöhnte der Franzose, mit der Hand matt winkend, dass der Nahende sich entferne.

„Jetzt kenne ich keinen Feind", versetzte der Geistliche, beugte sich nieder, labte den Vergehenden mit Essig und sprach ihm zu mit milden Worten. Noch wollte er ihn ein wenig aufrichten, da entquoll ein

um dann morgen bei Zeiten das Werk der Barmherzigkeit an den Todten zu üben, trat der Kreuzwirt zu ihm hin und sprach: „Fleißig bist gewesen, Peter. Gehst jetzt heim?“

„Werd' nicht viel Zeit haben“, antwortete der Mahrwirt.

„Wenn Du heimgiengest, so wüsst' ich dir einen Genossen auf unterwegs. Ein guter Bekannter.“

Da schob er schon den Knaben voran.

Der Mahrwirt sah seinen Sohn, schaute ihm strenge ins Gesicht und sagte: „Hat dich die Mutter hergeschickt?“

Trat der Hans vor, machte einen Versuch, bittweise die Hände zu falten, legte aber nur zwei Fäuste aneinander und bekannte, dass er heimlich davon gegangen sei, schon am Morgen.

„Was willst dahier?“ fuhr ihn der Vater an.

„Bitt' gar schön, mein Vater, lasst mich mithalten beim Franzosenerschlagen!“

„Er ist gut zu brauchen“, mischte sich der Kreuzwirt drein, „hat mir wacker geholfen den ganzen Tag. Flink laden, das kann er, und wacker zutragen. Und ein schlauer Kampel ist er, dein Hans. Ei, das wohl!“

Peter richtete sich auf und sagte zu seinem Sohne ganz leise, aber die Worte waren schwer wie Eisenklumpen: „Du bist heimlich fortgegangen von heim? Mir, dem Vater zum Trutz, der's verboten hat!“

„Nicht zum Trutz!“ rief der Knabe.

„Und die Mutter peinigen mit einer Angst um dich, die du nimmer wert bist! Hans, höre: Im Fegfeuer gibt es keine solche Pein, als du deiner Mutter hast angethan am heutigen Tag. Du hast ihr doch Post sagen lassen, wo du bist! Nicht? — In diesem Augenblick wendest dich und gehst heim!“

„Aber Peter, allein? jetzt bei der Nacht! Und die Unsicherheit!“ wendeten mehrere Umstehende ein.

„Du gehst heim! vor der Mutter kniest nieder!“

„Lass mich reden, Mahrwirt“, versetzte nun der Kreuzwirt. „Du weißt ja nichts. Ich meine, du weißt nicht, was er heute schon gethan hat. Vielleicht hätten dich die Baiern schon. Es war eine starke Nachfrag nach dir. Und dir schon stark auf der Spur. Dein Hans! der hat sie getäuscht. Den Hasel-Steff, den sie erschossen haben —“

„Was ists mit dem Steff?“

„Den maustodten Steff, den hat dein Sohn für dich ausgegeben, für den Mahrwirt. Auf das hat ein winiger Boar (wüthender Baier) ihm mit dem Kolben noch die Hirnschale eingeschlagen, dem Steff; der hat sie aber heimlich ausgelacht, der Steff, und gesagt: Oh, mir könnt's nichts mehr thun, ich bin schon todt. Der Hirnschalenschlag ist aber dir vermeint gewesen, mein lieber Peter, und dass sie dir nicht weiter nachgestellt haben — sie hätten dich erkrabbelt, wir sind nicht stark gestanden zur Stund — Peter, das hast du dem zu lohnen — dem kleinen Helden da. Mein himmlischer Vater, was möcht' ich dir auch so einen prächtigen Buben haben!“

Jetzt schauten ihrer viele auf den Peter, was der für ein Gesicht machen würde. Doch des Mahrwirts Gesicht wurde noch erklecklich finsterer.

„Was hat er gesagt vom todten Steff?“ fragte Peter.

„Dass es der Mahrwirt thät sein.“

Peter schwieg ein wenig, als überlegte er den Zusammenhang. Dann sagte er zu seinem Knaben: „So einer bist du! Wir streiten mit dem Stutzen und Messer, du mit dem Lugenmaul! — Glaubst du, unser Herrgott hätte kein anderes Mittel gehabt, um mich vor dem Feind zu retten, als deine Lug? — Lug und

„Ja, mein Lieber! ich kann was! Mir ist nit zu trauen! Dazumal bin ich's selber erst inne worden, dass ich den Teufel kann brauchen!"

Der Priester wollte aufstehen.

„Schwarzer, wenn du jetzt schon springst!" lachte der Gauler heiser. „Das hätt' ein anderer auch gethan, wenn er's kann! Was thut der Mensch nit alles für die Weibsbilder! Jede, die ich mir auf'gabelt, hat ja keinen Kronleuchter gekostet, aber Geld, viel Geld! Schon ein einfaches Verheiratetsein kostet Geld, jetzt denk dir erst ein fünffaches, oder siebenfaches, was weiß ich, so viel werden's gewesen sein im Durchschnitt. Die Kinder müssen Essen und Gewand haben, brav erzogen werden, da hat's halt nachher geheißen stehlen, oder den Hörndelbuben rufen. Das Stehlen ist nit schön, das wirst zugeben, Pfaff, und die Leut' sehen's nit gern. Der Schnaps kann's nit bestreiten. Muss der Mensch halt zum Schwarzen. Aber, wann's Geld bringen heißt, da lasst sich der Teufel länger bitten, als fürs Kronleuchterstrickabzwicken! Wenn der Mensch Geld braucht, ist der Jud besser wie der Teufel. In Bozen haben sie einen gehabt. Ein schäbiger Hebräer, aber Geld! Ob er so Kirchensachen kauft? hab ich ihn gefragt. — Warum denn nit, wenn's einen Wert hat! — Ich glaub's, dass es einen Wert hat, was ich dir bring, Jud, und das bringt dir kein anderer. — Auf den Ritten geh' ich und verkauf drei Plutzer Brantwein und bei der Nacht, derweil der Messner beim Branntwein sitzt, raub ich die Kirche aus. Kelch? Leuchter? Monstranz? — Messingtrödel. Ich nehm' was Besseres — wirst gleich wieder auffahren, hochwürdiger Herr. Die heilige Hostie bring' ich zum Juden: Ich weiß, wie ihr Israeliten drauf versessen seid, Nadelstiche, Blutaussaugen — Jesublut! Was gebt ihr? — Jetzt denk dir den Hebräer, Pfarrer: Einen Dummkopf heißt er mich — und bei der Thür hinaus. — Unsere liebe Frau", unterbrach er sich selbst, „mir wird angst und bang. Alle Hitzen steigen mir auf, 's kommt zum Sterben."

Mit den Fingern umklammerte dieser unerhörte Mensch die Hand des Priesters, als wollte er sagen: Bleib noch bei mir, verlass mich nicht, ich fürcht mich vor mir selber! — Mit seinen Zähnen verbiss er sich in die Kleider Augustins und wimmerte in Krämpfen und Schmerzen. Der Priester kühlte mit Essig seine Stirn. Allmählich ward er wieder ruhiger. „'s hat nachgelassen", sagte er. „Ja, Pfaff, ich weiß noch was."

„So sprich dich aus, sprich dich aus. Und Wahrheit vor Gottes Richterstuhl!"

„Heiliger Mann, ich wollt', ich wär' ein Lügner!" seufzte der Mensch auf. Und fuhr in seiner unheimlichen Art fort zu erzählen: „Dass dich Gott verdamm, hochmüthiger Hebräer! Verachtest du das Beste, was wir Christen haben? Bei der Talferer-Brücke in Rub, wo das Kreuz steht, habe ich die Hostie nachher vergraben. Ich find schon noch was, Jud, das du kaufen wirst! Ostern sind nit weit, und ich weiß ein armes Mädel, was ich ein Jahr früher zur Firmung geführt hab. Um das kümmert sich keine Menschenseel', das geht gern mit mir nach Bozen, weil ich ihm ein rothes Jöpperl hab' verheißen. — Na, Jud, was sagst zu dieser War'? Frischer Osterbrunnen! Unter vierzig Baierische ist keine Red! — Dreißig! sagt der Jud. — Nein, sag ich, um dreißig hat der Judas den Herrn verkauft. Sagt der Hebräer, ich sollt' ein wenig warten und dieweil schickt der falsche Fant um die Büttel. — Zur Noth, dass ich durch ein Fensterloch entkomme, fort, fort — und seither hab' ich nicht mehr unter die Leut' mögen. Graust hat mir. Nur zur österlichen Beicht, drüben im Inn-

Blutstrom dem Munde des Soldaten — dann war er leblos.

Also wandelte Augustin dahin über das Schlachtfeld. Tagsüber heiß gestritten, jetzt sanft trösten.

Auf steinigem Boden, nahe dem Abgrunde, der niedergieng in die Wasserschlucht, lag ein großer vollbärtiger Mann, ein Tiroler, dieser wälzte sich hin und her und suchte zum Abgrunde hinzukriechen.

„Was willst denn dort?“ fragte ihn der nahende Priester.

„Es ist verdammt, ich kann nicht sterben“, murmelte der andere. „Den Stutzen hat mir der baierisch' Höllsaggra weggeraubt. Schlecht getroffen. In den Bauch.“ Er reckte die Hand auf: „Geh, Schwarzer, hilf mir hin!“

„Dir wird noch zu helfen sein. Ein Verband.“

„Ist schon, ist schon. Was hilft der Fetzen, es blutet in den Darm hinein. Pfui Teufel, das Sterben fürs Vaterland hätt' ich mir schöner gedacht.“

„Je schmerzhafter, desto größer.“

„Meinst?“ sagte der Verwundete. „Ist aber kein Sterben fürs Vaterland. Ist ein Lumpensterben, ich sag' es dir. — Du bist ja ein Pfarrer. Nachher kannst Beichthören. Na na, nicht darum, verziehen wird mir ja sein. Möcht nur wissen, was du sagst. Hock her. Hast was im Flaschel? Essig? laſs saufen. Wird einem ja ganz übel bei dem Bauchweh.“

Der Priester reichte ihm ein paar Schluck Brantwein.

„Prrr!“ machte der Verwundete sich schüttelnd, „das ist ein Jaufner. Meiner hat mehr Brand gehabt. Sollst mich nit kennen, heiliger Pfaff? der Gauler! der Brantweiner Gauler! — Und du machst dir jetzo kein Kreuz über die Nasen? Nachher musst von weit her sein.“

„Hast etwas auf dem Herzen, so red'“, sagte der Priester und bettete das bärtige Haupt auf seinen Schoß.

„Verziehen ist mir schon. Der Teufel ist um den Braten betrogen“, knirschte der Gauler. „Kein Pfarrer hätt's können. Auch kein Bischof. Das Vaterland hat's gethan. Deswegen bin ich ja gegangen. Ich wollt' mich sonst todtschießen lassen! Da hätt's lang können warten. Auch die Baiern haben mir Brantwein abgekauft, und mehr als die Tiroler. Ob baierisch, ob österreichisch, das wär' mir Sand gewesen. Aber in den Himmel will ich kommen. Wer fürs Vaterland stirbt, dem sind alle Sünden vergeben — alle, unbeschaut! Ist's nicht so? Sagst es auch? Ja, das stimmt. Mit der Kugel im Leib kunnt ich noch ein paar Schandthaten thun. Dazugerechnet. Aber nicht mehr aufgelegt dazu. — Sag, Schwarzer, ist der Kronleuchter auch wohl dabei?“

„Fieber wirst du haben. Und nicht so viel reden.“

„Der einzige Pfaff, der nit neugierig ist“, fuhr der Gauler fort. „Aber glaub' mir, ein anderer weiß dir das nit, was ich weiß, in den Beichtstuhl sagt's keiner hinein. Wollt ihm's auch nicht rathen. — In der Christmetten dazumal. Die Finzerl. Ein kugelrundes Dirndle. Und steht der Wehrschlager Gidel neben ihr, der kecke Kerl, und wollen miteinand heimgehen. Die Kirchen voller Leut'. Trauft vom Kronleuchter, der grad' drüber hängt, Kerzenwachs auf ihr Halstuch. Kratzt ihr's der Gidel weg und flauschelt ihr zu: Nimm meinen Platz, stell' ich mich unter den Leuchter, mir macht's nichts. — Hau, denk ich mir, wenn nur den das heiße Wachs recht thät' brennen! Wenn nur den etwas thät' passieren, ehevor er mit ihr kann heimgehen! — Noch hab' ich's nit ausgedacht, thut's einen schauderhaften Kracher, und liegt der Kronleuchter auf dem Kirchenpflaster und darunter der Gidel. Der Gidel ist fertig.“

„Ich habe von dem Unglück gehört“, sagte Augustin, „es war vor Jahren in Sanct Margarethen.“

Fuß in diesem kühlen Lehm vergraben, dass er nicht bluten kann und nicht schmerzen. Mir ist ganz wohl, ich will nur rasten."

Es war in der That also. Der Arme hatte den rechten Fuß tief in den Moorgrund gebohrt und die lehmige Erde fest darüber zusammengedrückt, so dass es aussah, als wäre er aus der Erde hervorgewachsen. Wie der Mond ihm jetzt ins Gesicht schien, sah Augustin, dass es ein schöner, bartloser, blondhaariger Jünglingskopf war mit großen Augen, die sehr traurig hinausschauten in den weiten nächtigen Wald.

„Kann ich Euch einen Dienst erweisen?" fragte Augustin.

„Seid Ihr nicht selber im Feuer gestanden?" fragte der andere entgegen.

„Ich habe ein wenig mitgeholfen."

„Da oben am Rain, gegen Abend?"

„Ja freilich da oben."

„Dann habt **Ihr** mich erschossen", sagte der Sitzende. „Ja, ich kenne Euch wohl, ich habe auch Euer schwarzes Gewand aufs Korn genommen, da hat das Schloss versagt und Ihr schicktet mir etwas in den Fuß. Es ist recht so, wir haben es wohl verdient, wir haben Unglück gebracht über Euer Land. Wir, aber nicht ich. Glaubt mir, ich wäre lieber daheimgeblieben."

Er schien wieder zu versinken in Träume, Augustin aber sagte: „Lieber Freund, ich lasse euch nicht hier allein. Ihr seid wohl weit von Euerem Heim, in Feindesland — aber nicht unter Barbaren."

Der andere entgegnete darauf nichts, aber seine Achseln huben an zu zucken, sein Athem zu stoßen — er schluchzte. — Wenn ein Krieger weint!

„So weit von heim", hauchte er mit bebender Stimme, „so weit von heim zu sterben! Meine Mutter! Mein Weib!"

„Ihr seid aus dem Baiernland?"

„Über den Rhein bin ich gekommen. Drei Stunden hinter der Stadt Straßburg ist mein Dorf. In einem Hügelland. Und Weinberge. Und Wald."

„Hüllet den Mantel um, es ist kühl."

„Es ist heiß. Lasset mich nur. Ich habe vorhin eben Daheim gesehen. Im Traume."

„So wollet Ihr den Traum wachend fortsetzen und mir erzählen von Eurer Mutter und vom Eurem Weibe." Also sprach Augustin, denn sein Bestreben war, den armen Menschen aufzurichten. Die Feldflasche bot er ihm, aus welcher der Elsässer trank.

„Ihr seid gut", sagte dieser dankend, „ich habe wohl gehört, dass die Tiroler gut sind. So will ich Euch bitten, dass Ihr heimschreibet ins Elsass, an mein Weib, dass sie wissen, wie ich gestorben bin."

„Ich will gerne schreiben, aber nicht wie Ihr gestorben seid, sondern wie Ihr nach Hause kehren werdet."

„Das weiß ich besser. Lasset den Fuß in der kühlen Erde. Dahin gehört er, und schmerzt nicht."

„So rastet nur."

„Habt Ihr denn nicht auch selbst ein Herz voller Anliegen?" fragte der Soldat aus dem Elsass. „Habt Ihr noch Zeit für andere in diesen traurigen Tagen?"

„Ich für mich habe nichts zu wollen. Ich bin Priester. Dass ein schwerer Krieg ist zwischen Euerem Land und meinem, das soll ganz vergessen sein. Wir sind einander Brüder. Ich will mich zu dir setzen auf diesen Strunk, so, und dich nicht verlassen, also will es auch unsere Religion."

„Die Religion", entgegnete der Soldat. „Ja, die Religion, das ist schon recht. Aber ich mag Euch nicht täuschen. Ihr in Tirol seid so streng katholische Leute. Und ich bin der evangelischen Kirche."

thal. Aber keinen Trost gefunden, weil ich nichts gesagt hab. — Nach der Jahre drei oder vier geh ich bei der Nacht einmal im Talferer-Thal, und wie ich zur Brücke komm, wo das Kreuz steht, und der Mond scheint, just wie jetzt, und ich hintrete und das Kreuz will küssen, da seh ich dir's, Pfarrer, wie der Jesu Christ zuerst die rechte Hand loslöst vom Kreuz und nachher die linke, und die heiligen Füß', und herab steigt und verschwindet. — Da ist's mir: er geht vor meiner davon, er mag mich nimmer! — Und von dem Tag an hab' ich angehebt zum Verzweifeln. Kein Beichten und kein Verzeihen und die ewige Höllenpein ist dir gewiss. — Hochwürdiger Herr, so ist's gewesen, ich kann dir's nit sagen, wie hart. Und alleweil noch sündigen. Stopfen wir den Sack recht voll, vielleicht platzt er. — Da heißt's auf einmal: Krieg gegen die Baiern und Franzosen! Wer fällt, der kommt vom Mund auf in den Himmel. Gauler, denk' ich, da thust mit . . . Gut ist's! . . ."

Der Mann begann sich wieder zu winden, begann zu röcheln. Mit zitternder Hand hielt er sich an dem Priester fest und sagte unter einer Art von Hohnlachen: „Oh — das Sterben — thut weh!"

Indem Augustin laut betete, suchte er den Sterbenden immer noch zu laben. Da bäumte dieser sich plötzlich starr auf, dann sank er stumm hin und leblos wie die Steine und Strünke ringsum, so lag er ausgestreckt auf dem Boden.

Unseliges Menschenwesen du! so sann Augustin an der Leiche. Hat auch dich das Blut erlöst? — Hier das einemal kam ihm der Gedanke: Wie glücklich wollte ich dich preisen, du arme Seele, wenn du sterblich wärest wie der Leib . . .! Erschrocken vor diesem Gedanken hob er die Hände gefaltet: „Herr, führe uns nicht in Versuchung!

Mein Schwert hat ein Kreuz!

Augustin gieng durch einen Wald, dessen Stämme bis gegen den Wipfel hinauf entästet waren, der Schatten dieser Bäume spielte sich auf dem Boden wie ein Gitter, aber niemand lag darin als zwei welsche Soldaten, die im Tode noch sich fest umschlungen hielten. Wieder kam eine freie Matte und fast mitten auf derselben war etwas, das einen Schatten warf hin über den Moorgrund. Augustin trat hin und fand auf einem moderigen Baumstrunk einen Mann sitzen, der vorgeneigt das Gesicht mit den Händen verdeckte. So unbeweglich saß er da, dass nicht zu erkennen war, ob er wache oder träume. Üppige Locken quollen über die Finger hinaus, welche die Stirn umklammerten.

Als Augustin ein Weilchen hinter ihm gestanden war, legte er leicht seine Hand auf dessen Achsel und sagte: „Was ist es mit Euch?"

Der andere fuhr empor und langte nach der Waffe.

„Ich komme um zu helfen", sagte Augustin.

„Ihr habt ein Schwert in der Hand!"

„Mein Schwert hat ein Kreuz", antwortete der Priester.

„Gehet nur vorbei", sagte der andere, „von denen, die Ihr sucht, bin ich keiner."

„Ich suche Menschen", versetzte Augustin mit freundlicher Stimme, „Menschen, die eines Beistandes bedürfen."

„Ich bin ja euer Feind", sagte der Sitzende, „ich bin einer von denen, die so viel Elend gebracht haben über Euer Tirol."

„Kommt nur mit mir", entgegnete Augustin, „dieser Sumpf ist kein Aufenthalt für Menschen."

Hierauf der andere: „Ich muss hier verbleiben. Ich kann nicht fort."

„Seid Ihr verwundet?"

„Am Fuße. Und ich habe den

Geworbenen! sagt meine Mutter. Da reiten schon Officiere vorüber und wieder wird gerufen: Alle Mann! Abmarsch in sechs Stunden! Meine Braut wird blass. Ja freilich, auch ich bin gerufen. — Mein lieber Tiroler!“ setzte der Soldat bei, „der Bonaparte ist ein gar ungeduldiger Herr. Noch in derselben Nacht sind wir auf staubiger Straße dahin marschiert gegen den Rhein. Und daheim zurückgelassen das junge Weib, ihre Eltern, meine Mutter — in der Bedrängnis und Schutzlosigkeit. — Und ich — bis ich wieder heimkomme — wenn ich wieder heimkomme! Nein es ist nicht! Es ist nicht!“ Nochmals sein Gesicht verdeckte er mit den Händen.

„Willst du, armer Freund“, sagte Augustin voller Herzinnigkeit ihm die Locken streichelnd, „willst du nicht auch dem großen Gott eine Sorge überlassen, er ist stärker als du, er trägt sie leichter.“

„Er wird auch tüchtig zu thun haben, um das Unheil, welches dieser Bluthund anrichtet, wieder gut zu machen“, antwortete der Elsässer. Und dann murmelte er: „Wie sonderbar mir doch zu Muthe ist! Was ist denn das?“ Ein leises Beben gieng durch seinen Körper. „Ich habe ja weiter nichts mehr zu sagen. Ich bitt' Euch, schreibt nur das: Als Soldat hätte er seine Pflicht gethan, im Tirolerland wär' er gefallen auf dem Felde. Recht friedvoll wär' er gestorben, schreibt ihr das. Hätte noch einen guten Menschen um sich gehabt, einen Trost, und sein letzter Gedanke wäre sie gewesen, in der fernen Heimat . . .“

Er schlummerte, noch lehnend am Holzstrunk.

Bei der Morgendämmerung, die sachte anbrach, bemerkte Augustin, wie rings um den eingegrabenen Fuß Blut hervorsprudelte aus der Erde. Er hob das Bein aus dem Grunde, die Quellen aus der Doppelwunde versiegten schon. Und als das Frühroth aufgieng, wurden die Wangen des Kriegers nimmer rosig. Und als über den Alpengipfeln des Groß-Venedigers die Sonne emporstieg, starrten seine Augen ruhig in sie hinein — denn diese Augen waren schon gebrochen.

Und im Lichte des Tages sah Augustin nun die ganze Schönheit des jungen Mannes, die der Tod nicht verlöschte, sondern nur weihte. — Der Priester kniete vor der Leiche nieder und verrichtete ein Gebet. Vom Thurme zu Mühlbach klang die Morgenglocke zum Ave Maria.

(Fortsetzung folgt.)

„Christus streckt am Kreuze zwei Arme aus“, sagte Augustin.

„Einen für Euch und einen für uns?“

„Lehne dich an meine Brust und schlafe.“

„Schlafen? dazu wird keine Zeit sein“, antwortete der Elsässer. „Daheim, ja, da werden sie wohl im Frieden schlafen und nicht ahnen, wie es mit mir steht.“

„Mich dünkt, das Heimweh thut dir schlimmer, als das Blei im Fuße.“

„Es ist aber auch kein Mensch so aus seinem Leben gerissen worden, als ich!“ sagte der Elsässer traurig. Und dann sinnend weiter: „Heute vor vier Wochen, wie bin ich da noch in Freuden gewesen! Meine Mutter — der Vater ist frühzeitig fort — hat mir die Wirtschaft verschrieben, eine Winzerei, wo man arbeitet und lebt. Und jetzt habe ich's auch meiner Braut eingestehen dürfen. Diese liebe Braut! Das glaubt mir niemand. Ein Großpächter hat sie nehmen wollen, einer von der Loire her — spricht nicht deutsch. Gertrud hat ihre darbende Familie versorgen wollen und ich habe gesagt: Wenn du kannst, Gertrud, so thu's. Für Vater und Mutter würde sie es wohl müssen können, war ihre kurze Antwort und verspricht sich dem Pächter. Das ganze Dorf schickt sich an zum Hochzeitsfeste, der Pächter ist ein hochmögender Mann, und Gertrud geht ihrem Glücke mit stiller Demuth entgegen. Mich hat's gewundert, aber dann habe ich gedacht, es wird ja doch nicht so schwer sein, einen armen Knaben laufen zu lassen und in ein Schloss hinein zu sitzen, wo Überfluss ist und viel Ehre. — In denselben Tagen hätt' mich der Bonaparte rufen sollen, da wär's anders geworden — besser.“

„Erzähle dann weiter“, unterbrach Augustin, „doch jetzt wollen wir uns nach deinem Beine umsehen.“

„So lasst es doch schlafen, es schmerzt ja nicht. Die Erde ist heilsam. Ich habe es gehört. Glaubt Ihr, dass es wieder gut wird?“

Es konnte ja sein, dass der seltsame Lehmverband günstig wirkte. Der junge Geistliche hatte keine Erfahrung.

„Ich will etwas sagen“, sprach der junge Elsässer. „Ihr müsst alles wissen, wenn Ihr das ganze Unglück begreifen wollt.“

Der Priester schlug um den Fröstelnden enger den Mantel und der Soldat fuhr fort:

„Eines Abends, in der Weinlaube, kurz vor ihrer Hochzeit, da steht sie vor mir. Wie ich erschrecke, Ihr könnt euch's denken. Fritz, sagt sie und fällt nur gleich so vor mir zu Boden, Fritz, es ist ganz unmöglich. Ich kann in den Steinbruch gehen für meine Eltern und Tag und Nacht arbeiten bis aufs Blut, aber den Pächter kann ich nicht heiraten. Habe es ihm heute geschrieben, es ist schon aus. — Dass sie es gerade mir hat sagen müssen! So haben wir auch weiter kein Wort mehr geredet und am nächsten Tage gehen wir mitsammen zum Vorstand. Vornehm ist unsere Hochzeit nicht gewesen, aber — was soll ich sagen! — In unserem Baumgarten haben wir das Mahl gehalten, ein paar Verwandte und Freunde und einer mit der Guitarre. Meine Mutter in Glück, auch die Eltern von Gertrud sind heiter gewesen. Der, den sie will! haben sie gesagt, da hat Gott geordnet und kann man nichts machen. Und ich! Und mein junges, sanftes, seliges Weib! Einen Kranz trägt sie auf ihrem güldenen Haar, einen von Myrthen und Nelken. Und flicht aus Weinlaub einen, und setzt ihn mir schäkernd aufs Haupt. Zwei Lichter werden auf den Tisch gestellt, weil es schon dunkelt. Der Gesellschaft Ältester erhebt das Glas und ruft einen Glückwunsch aus auf das Brautpaar. — Wirbeln auf der Gasse die Trommeln. Alle Mann von zwanzig bis vierzig Jahren! Gott gnade den

Nachwelt gering schätzte, die meinen Ruhm nicht anerkannte und trotz meiner allgemeinen Beliebtheit kalt wie ein Eiszapfen blieb, und diese Person war meine Braut; denn ich habe eine Braut, und zwar eine sogenannte Familienbraut.

Aus Spielgefährten und Jugendfreunden wurden wir, dank unseren vortrefflichen Mamas, im Handumdrehen Braut und Bräutigam, ohne die geringste Ungewissheit, den leisesten Zweifel, ohne irgend ein Hangen und Bangen in schwebender Pein. Meine junge Weisheit beschloss, die stehenden Gewässer unserer Neigung durch längere Entfernung aufzurühren, damit etwas von dem Idealzustande der Liebe, ein bisschen Sehnsucht und Leidenschaft auch auf unser Theil komme. Auch führte ich den auf mich entfallenden Part des Programmes gewissenhaft durch. Einmal von Helene getrennt, zog ich jeden Augenblick ihre Photographie heraus und machte ihr die süßesten Augen, zweimal im Tage setzte ich mich hin, um gefühlvolle Episteln an sie zu richten (leider dürften sie dieselbe nicht erreicht haben, denn ich bin ein schlechter Briefschreiber, und aus den acht Seiten langen Liebesbotschaften wurden meist kleine Zettelchen, die ihr die erfreuliche Kunde meines Wohlbefindens zutrugen), und als den „bekannten Naturforscher" bei seinem Landen in Hamburg eine kleine Festlichkeit erwartete, riss er sich mitten in der Nacht und mit ziemlich schwerem Kopf aus dem Kreise seiner Verehrer los, um am nächsten Morgen in seiner Vaterstadt und bei Helene einzutreffen.

Ich hätte ruhig im Hotel schlafen können. Zur Begrüßung streckte mir meine Braut ein paar Fingerspitzen entgegen, als ich voll Wiedersehensfreude auf sie zueilte.

„Sehr erfreut, den Herrn Doctor bei uns zu sehen", sagte sie und verbeugte sich tief und spöttisch. Wir waren allein, nichts hinderte uns, die lang aufgespeicherte Sehnsucht von Lippe zu Lippe ausströmen zu lassen. Und nun dieser Empfang! Die Arme sanken mir herab, mein Gesicht verlängerte sich.

„Das Willkommen für deinen Verlobten leidet jedenfalls nicht an Überschwenglichkeit", sagte ich trocken, nachdem ich meine Enttäuschung, so gut es gieng, niedergekämpft.

„Wer das nicht hoch genug zu schätzende Glück hat, einen so vernünftigen Bräutigam sich eigen zu nennen, darf sich nicht durch Sentimentalität lächerlich machen", versetzte sie.

„Helene, ich bin durchaus nicht vernünftig", betheuerte ich mit Überzeugung. „Ich glaube, seit den Tagen von Hero und Leander hat kein verliebter Narr so ungeduldig die salzige Flut durchmessen und so erleichtert das Gestade berührt, wie ich."

Eine Steinfigur wäre gerührt worden. Meine theuere Braut jedoch rief spöttisch an mir vorüber in die Luft hinaus:

„Der Unglückliche! Bittere Noth zwang ihn, seiner Heimat den Rücken zu kehren und das harte Brot — den Schiffszwieback — der Fremde zu essen."

Wenn mich etwas aufregen kann, so ist es dieses Sprechen zu einem abwesenden Dritten. Ich würde es als einen Scheidungsgrund ansehen, sollte meine Frau ihre Gardinenpredigten in diesem Stile halten. Allein diesmal blieb ich gelassen, denn es galt mein Schifflein durch eine etwas gefährliche Stromschnelle hindurchzurudern.

„Bedenke, Kind man hat doch auch Pflichten gegen das Allgemeine. Wenn ich meinen verehrten Mitbürgern keine Veranlassung zu einem Bankett gebe, dann erkranken sie möglicherweise am verhaltenen Jubelfieber, und meine Unterlassungssünde endet in einem Massenmorde."

Brennende Liebe.

Eine anspruchslose Geschichte von P. Hann.*)

Vielleicht halten Sie mich für unbescheiden, aber wahrhaftig, ich half einem tiefgefühlten Bedürfnis ab, als ich geboren wurde, aufwuchs und zum Ruhm meiner Vaterstadt unter die Cannibalen gieng. Natürlich nicht, um bei ihnen zu bleiben, sondern um mit 85 Kisten voll staubiger Merkwürdigkeiten, Schädeln, Amuletten, Pflanzenwurzeln, Pfeilen, Bogen, Lanzen und ferner mit einem Vorrathe an Notizen und Tagebüchern heimzukehren, der das Herz jedes Händlers in Maculatur mit den frohesten Erwartungen erfüllt hätte.

Meine Vaterstadt hatte sich schon seit längerer Zeit sehnsüchtig nach einem großen Sohne umgethan, zu dessen Ehren man wieder einmal in dem altberühmten Rathskeller ein ansehnliches Festessen unter Pauken- und Drommetenschall abhalten konnte. Leider war in der ehemaligen Reichsunmittelbaren eine gewisse Dürre eingetreten, sie hatte alle ihre großen Söhne unter prachtvollen Denkmälern begraben, und der Nachwuchs zeigte das richtige Militärmaß nicht mehr. Da trat ich denn aufopfernd in die Bresche. Der Wahrheit die Ehre! Das Essen war unübertrefflich, und der Wein ließ nichts zu wünschen übrig. Rechts und links schlugen mir „der opferwillige, selbstlose Diener der Wissenschaft", „der erleuchtete Erforscher dunkler Erdtheile", der „hervorragendste jetztlebende Sohn" und so weiter an die Ohren, und als sich nach leiser Zwiesprache mit mir der Oberbürgermeister erhob und den Anwesenden verkündete, ich hätte meine 85 Kisten der geliebten Vaterstadt zum Geschenk gemacht (selbstverständlich unter den bescheidenen Bedingungen, dass sie für ewige Zeiten ungetheilt blieben, in den hellsten Sälen des neuen Museums aufgestellt würden und als Karl-Wittmann-Stiftung auf die Nachwelt übergiengen), da stieg die Begeisterung auf den Siedepunkt, und ich genoss fortan die süßen Früchte der Popularität, die darin bestehen, dass jener Theil der hoffnungsvollen Jugend, der den Gebrauch der Taschentücher standhaft verschmäht, auf der Straße mit den Fingern auf mich deutete, und die jungen Damen der Stadt, sobald sie meiner ansichtig wurden, angelegentlich die Auslagen studierten, um, wenn ich vorüber gegangen war, sich umzudrehen und mir nachzublicken. Aber die Götter sind neidisch. Sie vergaßen nicht, einen Tropfen Gift in meinen Freudenbecher zu mischen. Und was für einen Tropfen! Er war ausgiebig genug, um ein ganzes Fass süßen Weines in eitel Wermuth und Galle zu verwandeln. Es lebte eine Person in der Stadt, die meine Verdienste um Mit- und

*) Anspruchslose Geschichten von P. Hann. Leipzig. A. G. Liebeskind.

Hof machen lassen. Und ich habe zuhause einen langen Aschermittwoch gehalten, denn meine unnatürliche Mutter erklärte, es passe nicht für eine Braut, deren Verlobter abwesend sei, Bälle zu besuchen; und meine künftige Schwiegermama rief vorwurfsvoll und mit Wassertropfen an den Wimpern: „Du willst tanzen, während Karl vielleicht in Todesgefahr schwebt!"

„Die beiden Frauen haben eine Zärtlichkeit für mich, während du, kleine Selbstsüchtige, nur an dich und deine banalen Vergnügungen denkst."

„Du hättest unter die Advocaten gehen sollen", warf sie schneidend hin, „es ist ein alter Kniff dieser Herren, einer Anklage zuvorzukommen, indem sie dieselbe umkehren. Ich selbstsüchtig? i ch habe einem jungen Mädchen nicht die paar Jahre ihres Frühlings vergällt, indem ich sie band und mir die Freiheit sicherte, ich nicht!"

„Helene, höre mich an!"

Aber sie ließ sich nicht unterbrechen.

„Ist das Experiment nach Wunsch ausgefallen? Hat sich das kleine Mädchen nach dem gnädigen Herrn gesehnt und um seinetwillen abgehärmt?"

Ich stand diesem übernatürlichen Scharfsinn starr gegenüber. Plötzlich blendete mich ein grelles Licht.

„Helene, sei aufrichtig", bat ich, „dein eisiger Empfang drängt mir die Frage auf: hat mich ein anderer aus deiner Neigung verdrängt?"

Sie sah mich nicht an, sondern blickte angelegentlich zum Fenster hinaus, vielleicht dauerte sie meine verstörte Miene; endlich wandte sie mir ein purpurrothes Gesicht zu.

„Du hast es errathen", sagte sie, „ich liebe einen anderen!"

Leichten Tones fuhr sie fort: „Zwei Jahre sind ja eine Ewigkeit; auch hätten die Menschenfresser Geschmack an dir finden können."

Dabei blitzten ihre spitzen weißen Zähne, als könne sie sich nichts Willkommeneres denken. Die Naturgeschichte hat recht, unter den Raubthieren ist das Weibchen der grausamere Theil. Mauna Loa war, gegen mich gehalten, zahm wie ein Ofenfeuer, aber ich brachte leidlich die Miene überlegener Ironie zustande.

„Der Name des Glücklichen ist wohl noch ein Geheimnis?"

„Er heißt, wie mein Ideal heißen muss, Edgar."

„Edgar? sehr abgeschmackt, und die italienische Oper ist aus der Mode."

Meine Worte ärgerten sie (und das war ja auch ihr Zweck; es wäre mir eine Wollust gewesen, sie zu peinigen, so wüthend und — das Wort muss heraus — unglücklich fühlte ich mich.) Sie holte ein Notenheft, auf welchem ein Strauß knallrother Blumen prangte und hielt es mir triumphierend vor die Augen. „Brennende Liebe", Walzer von Edgar Nothnagel, seiner Schülerin Fräulein Helene Stubenkammer hochachtungsvoll zugeeignet.

„Damit kann ich freilich nicht wetteifern", sagte ich bitter und griff nach meinem Hut.

Eine Gewohnheit aus früheren, schönen Tagen hieng meiner treulosen Braut noch immer an; wenn sie mich genug gequält zu haben glaubte, legte sie ein Pflästerchen auf meine Wunde.

„Willst du gehen, ohne Mama begrüßt zu haben?"

„Ich werde telegraphisch meine Überfahrt nach Amerika belegen, denn diesmal ist es wirklich ein Bedürfnis, die Flucht zu ergreifen." Ich wollte meinen Verlobungsring abziehen, aber er saß zu fest, und so musste ich auf den effectvollen Abgang verzichten. Die Scharte einigermaßen auszuwetzen, murmelte ich gleichgiltig: „O, ich vergaß; — meine besten Glückwünsche, Fräulein Stubenkammer."

„Bilde dir nicht ein, sie haben auf dich gewartet“, entgegnete Helene; ihr Ton klang geringschätzig, aber sie wandte sich direct an mich, und das war ein Fortschritt. „Hätten dich die Wilden mit einem Holzbeile erschlagen, dann wäre vielleicht das Erlöschen der Pest vor vierhundert Jahren gefeiert worden, oder der westfälische Friede, oder sonst eine erfreuliche, wenn auch schon etwas angejahrte Begebenheit. Ich kenne unsere würdigen Stadtpapas; wenn ein guter Jahrgang im Rathskeller lagert, dann begehen sie Jubiläen bei dem geringfügigsten Anlass.“

Und dieses Wesen, das meine Bedeutung für das Gemeinwohl also abzuschwächen, ja ganz zu vernichten suchte, sollte das Weib meines Busens werden! Ich hoffe, dass mir jedermann die Berechtigung zugestehen wird, entrüstet zu sein.

„Helenchen, äußere deine Ketzerei nicht vor fremden Ohren. Männlein und Weiblein in unserer Stadt stimmen darin überein, dass meine Sammlungen ungeheuer wertvoll sind und meine Tagebücher der Wissenschaft außerordentliche Dienste leisten werden. Man soll sein Urtheil freilich nicht nach dem der Menge bilden, aber es trüge dir doch einen etwas unerwünschten Ruf der Originalität ein, wenn du, meine Braut, die einzige wärest, die meiner Forschungsreise nicht die geringste Wichtigkeit beimissest.“

Sie blickte anklagend zur Zimmerdecke empor.

„Ich messe ihr keine Wichtigkeit bei, ich, die ich ihr die trostlosesten, unerquicklichsten Jahre meines Lebens verdanke!“

Ich grollte Helenen nicht länger, ich fand sie bezaubernd und wollte auf sie zueilen, aber sie verschanzte sich hinter einen Stuhl, die Augen blitzend, die Lippen trotzig aufgeworfen, eine Walküre — freilich eine aus Meißener Porzellan.

„Du ließest dich von deiner Abenteuerlust in die Fremde locken, und ich bin hier geblieben, eine lächerliche Figur, über die alle Freundinnen spotten, eine Braut, deren Bräutigam die Flucht ergriffen!“

„Helene, welch ein Gedanke!“ rief ich schaudernd. „Glücklicherweise glaubst du selber nicht an ihn. Weißt du doch zu genau, dass ich schon als grüner Junge im Gymnasium in dir mein Ideal verehrte und dich mit sehr kunstreichen Strophen im altgriechischen Versmaß anfang. Sie haben mich manchen Schweißtropfen gekostet, und du, Kobold, nahmst sie mit kalter Gleichgiltigkeit entgegen.“

„Du hast dich zu entschädigen gewusst: Ich musste geduldig zuhause warten, bis es dem Herrn Naturforscher“ (nicht möglich, den Hohn zu beschreiben, der diesen Titel begleitete) „gefiel, zurückzukehren, nachdem er in der Fremde hinlänglichen Zeitvertreib gefunden.“

„Wenn du wüsstest, wie viel Ungemach und Entbehrungen ich ertragen, welche Gefahren ich überstanden“, warf ich gefühlvoll ein, „du würdest nicht so sprechen.“

„Man sieht dir nichts davon an. Ich hatte im Stillen gehofft, du werdest abgebrannt und zur Mumie ausgetrocknet zurückkommen; leider bleiben die erfüllten Wünsche stets hinter unseren Erwartungen zurück.“

„Ich darf darüber nicht klagen; die meinen wurden weit übertroffen. Dass mich meine Braut, nachdem wir zwei Jahre von einander getrennt gewesen, mit der Klage empfangen werde, ich sähe nicht genug mumienhaft aus, übersteigt selbst meine unwahrscheinlichsten Träume.“

„In diesen zwei Jahren haben Julie Marschall und Karoline Holzwart zehn Bälle mitgemacht, einige Dutzend Cotillonbouquets nachhause getragen und sich von einer Unzahl Lieutenants, der Assessoren und Referendare gar nicht zu erwähnen, den

Nachdem ich meinem Ärger Luft gemacht, schämte ich mich. In Edelmuth und Selbstlosigkeit hatte ich Helenen, die den Zorn ihrer Mutter zu fürchten schien, die Bahn ebnen gewollt, und nun ließ ich mich so fortreißen. „Tante Stubenkammer“, sagte ich. „durch meine Entfernung soll ein etwas verwickelter Knoten gelöst werden. Helene liebt mich nicht; sie hat ihr Herz einem anderen geschenkt. Dass ich tief unglücklich darüber bin und ein einsames, trübseliges Leben vor mir sehe, kann ich nicht verhehlen. Aber die Rücksicht auf mich soll Helene nicht hindern, mit ihrem Edgar glücklich zu werden.“

Mama hatte längst ihr Taschentuch an die Augen gedrückt, aber Mama Stubenkammer war aus härterem Stoff gemacht.

„Helene, darf ich dich um eine Erklärung bitten!“ sprach sie streng.

„Liebe Mama, für eine Frau von deinem feinen Verständnis bedarf es deren wohl kaum: Karl ist eifersüchtig und das — wie lächerlich! — auf meinen alten ehrlichen Clavierlehrer.“

Die Strenge der Mutter kehrte sich gegen mich.

„Karl, das ist beleidigend, der Mann hat Frau und Kind.“

„Und widmet meiner Braut seine «Brennende Liebe».“

„Es sollte zuerst ein Marsch «Vergissmeinnicht» sein, aber Karoline Holzwart capricierte sich auf ihn“, erläuterte meine Braut gleichmüthig, „und die Chrysanthemumpolka war mir zu fade. Herr Rothnagel arbeitet nämlich den Erfurter Blumenkatalog durch; die Titel für seine Compositionen bereiteten ihm früher große Schwierigkeiten. Da verfiel ich auf diesen Ausweg, und zum Dank dafür widmete er mir eine schöne rothe Sorte Pelargonien; ich kann nichts dafür, dass die Gärtner sie «Brennende Liebe» getauft haben.“

„Helene“, schrie ich und eilte glückselig auf meine Peinigerin zu. Ein Geräusch wie der Flügelschlag mächtiger Albatrosse machte uns stutzig. Aber es waren nur die Mamas, die — ihrer Meinung nach: geräuschlos — aus dem Zimmer huschten.

Wandlung.

Ich bin ein sündiger Adam,
Und habe vom Apfel gegessen,
Doch über den üppigen Apfelbaum
Auch niemals des Kreuzes vergessen.

Denn als die Früchte fielen,
Die Blätter sacht' verschwanden,
Da sind die Äste des Apfelbaums
Als kahles Kreuz gestanden.

Hans Malser.

„Ich weiß nicht, ob ich sie annehmen darf", versetzte sie in äußerster Betrübnis, „Mama wird von dem armen Künstler nichts wissen wollen."

Ich bin kein Mann des Gefühls, das sich in Worten äußert. Aus Scham, die Welt errathen zu lassen, dass ich eigentlich eine gute Dosis Weichmüthigkeit in mir beherberge, hänge ich meinen Äußerungen gewisse kleine Narrenschellen an, die ihren Zweck dann auch vortrefflich erreichen, zu vortrefflich, denn nicht nur die lieben gleichgiltigen Nebenmenschen, auch meine Braut werden von der Überzeugung beherrscht, bei mir gehe keine Empfindung tief genug, um sich nicht mit einem Witzwort abschütteln zu lassen.

Sie hatte vermuthlich nicht die leiseste Ahnung, dass der Spötter, dem nichts heilig zu sein schien, der seine Gefühle durch das Scheidewasser der Ironie zu zersetzen pflegte, den Riss zwischen uns genau so schmerzlich — möglicherweise noch schmerzlicher — empfand, als es der sentimentalste aller Edgars, der je in stillen Mitternächten den Mond anseufzt, vermocht hätte. Oder wenn ihr mein Gesicht den Zustand meines Innern enthüllte, so schien es sie nicht sonderlich zu rühren — mit leisem Lächeln sah sie mich meinen Abschied nehmen.

Während ich bei hellklingenden Gläsern zum hervorragendsten jetztlebenden Sohn proclamiert wurde, focht ich einen schweren Kampf mit meinem Ich aus. Ich muss bekennen, dass ich dasselbe bisher gehätschelt und in jeder Weise bevorzugt hatte. Deshalb wehrte es sich nun auf das heftigste gegen das erste Opfer, das von ihm gefordert wurde. Das Wesen zu verlieren, mit dem es sich in jeder Faser verwachsen glaubte, das es zum Mittelpunkt seiner Pläne und Luftschlösser gemacht, erschien ihm ganz einfach unmöglich. Zuletzt lag es jedoch besiegt auf der Erde.

Ich trat in das Stubenkammer'sche Wohnzimmer, ein spartanischer Held, der sich in unser Zeitalter hinübergerettet. Meine Mutter und die Hausfrau waren unzertrennliche Freundinnen; sie waren auch jetzt beisammen, wahrscheinlich beschäftigt, ein modernes Paradies aus decoriertem Tafelgeschirr, Silberbestecken, ungezählten Dutzenden von Bett- und Tischwäsche für Sprösslinge aufzubauen. Helene saß am Fenster, ein wenig blässer als sonst, aber wunderhübsch wie immer. Sie warf mir einen prüfenden Blick zu, aber als sie meine entschlossene Miene sah, die etwas von dem Todesmuth der Legionen zeigte, wandte sie den Kopf ab.

Wie ein Sprenggeschoss fiel meine Mittheilung, dass ich in einer Woche eine lange, eine mehrjährige Reise, wie ich mit einem Blick auf Helene nachdrücklich hervorhob, antreten werde, in den friedlichen Familienkreis. Die beiden würdigen Damen starrten mich fassungslos an. Helene stand auf und näherte sich ihnen.

„Ihr seht, er will mich nicht", sagte die kleine Teufelin lachend, „die Forschungsreise ist nur ein Vorwand."

Mama, die es ist, und Mama, die es werden sollte, warfen mir wüthende Blicke zu; was mich betrifft, ich hätte nie gedacht, dass der kategorische Imperativ einen so wenig süßen Kern in sich birgt.

„Das ist nun der Lohn dafür, dass ich vierundzwanzig Monate und zwei Wochen lang wie eine Nonne gelebt", fuhr Helene fort.

Ich bin nur ein Mensch und daher nicht ohne Galle: „Ein Nonnenleben, das durch Musik und süße Musiker Abwechslung erhielt, muss nicht übermäßig hart zu ertragen gewesen sein", sagte ich boshaft.

Die beiden Mamas tauschten erschrockene Blicke, ich hörte die künftige etwas vom heißen Klima und dem Äquator murmeln.

sie am Ende alle wieder vereint fand, wie weit er auch nach ihnen suchen musste; ja, das Suchen war ihm selber abenteuerlich, vorzüglich, wenn er weit und breit wandern musste. Auf dem Hügel des Rossberges gründete er sein Reich. Unter dem überhängenden Blocke bildete er nach und nach durch manche Zuthat, und durch mühevolles, mit spitzen Steinen bewerkstelligtes Weghämmern einen Sitz, anfangs für einen, dann füglich für drei geräumig genug; auch ein und das andere Fach wurde vorgefunden oder hergerichtet, oder andere bequeme Stellen und Winkel, wohin er seinen leinenen Heidesack legte, und sein Brot, und die unzähligen Heideschätze, die er oft hieher zusammentrug. Gesellschaft war im Übermaße da. Vorerst die vielen großen Blöcke, die seine Burg bildeten, ihm alle bekannt und benannt, jeder anders an Farbe und Gesichtsbildung, der unzähligen kleinen gar nicht zu gedenken, die oft noch bunter und farbenfeuriger waren. Die großen theilte er ein, je nachdem sie ihn durch Abenteuerlichkeit entzückten, oder durch Gemeinheit ärgerten; die kleinen liebte er alle. Dann war der Wacholder, ein widerspenstiger Geselle, unüberwindlich zähe in seinen Gliedern, wenn er einen köstlichen, wohlriechenden Hirtenstab sollte fahren lassen, oder Platz machen für einen anzulegenden Weg; — seine Äste starrten rings von Nadeln, strotzten aber auch in allen Zweigen von Gaben der Ehre, die sie jahraus jahrein den reichlichen Heidegästen auftischten, die millionenmal Millionen blauer und grüner Beeren. Dann waren die wundersamen Heideblümchen, glutfärbig oder himmelblau brennend, zwischen dem sonnigen Gras des Gesteines, oder jene unzählbaren kleinen, zwischen dem Wacholder sprossend, die ein weißes Schnäbelchen aufsperren mit einem gelben Zünglein darinnen — auch manche Erdbeere war hie und da, selbst zwei Himbeersträuche, und sogar, zwischen den Steinen emporwachsend, eine lange Haselruthe. Böse Gesellschaft fehlte wohl auch nicht, die er vom Vater gar wohl kannte, wenn sie auch schön war, z. B. hie und da, aber sparsam, die Einbeeren, die er nur schonte, weil sie so glänzend schwarz waren, so schwarz, wie gar nichts auf der ganzen Heide, seine Augen ausgenommen, die er freilich nicht sehen konnte.

Fast sollte man von der lebenden und sich bewegenden Gesellschaft nun gar nicht mehr reden, so viel ist schon da; aber diese Gesellschaft ist erst vollends ausgezeichnet. Ich will von den tausend und tausend goldenen, rubinenen, smaragdenen Thierchen und Würmchen gar nichts sagen, die auf Stein, Gras und Halm kletterten, rannten und arbeiteten, weil der Knabe von Gold, Rubinen und Smaragden noch nichts sah, außer was der Himmel und die Heide zuweilen zeigte; — aber von anderem muss gesprochen werden. Da war einer seiner Günstlinge, ein schnarrender purpurflügliger Springer, der dutzendweise vor ihm aufflog, und sich wieder hinsetzte, wenn er eben seine Gebiete durchreisete — da waren dessen unzählbare Vettern, die größern und kleinern Heuschrecken, in missfarbiges Grün gekleidete Heiducken, lustig und rastlos zirpend und schleifend, dass an Sonnentagen ein zitterndes Gesinge längs der ganzen Heide war, — dann waren die Schnecken mit und ohne Häuser, braune und gestreifte, gewölbte und platte, und sie zogen silberne Straßen über das Heidegras, oder über seinen Filzhut, auf den er sie gerne setzte — dann die Fliegen, summende, singende, piepende, blaue, grüne, glasflüglige — dann die Hummel, die schläfrig vorbeiläutete — die Schmetterlinge, besonders ein kleiner mit himmelblauen Flügeln, auf der Kehrseite silbergrau mit gar anmuthigen Äuglein, dann noch ein kleinerer mit Flügeln, wie eitel Abendröthe, — dann endlich war die Ammer, und

Die Heide.

Ein Landschaftsbild von Adalbert Stifter.

Im eigentlichen Sinne des Wortes ist es nicht eine Heide, wohin ich den lieben Leser und Zuhörer führen will, sondern weit von unserer Stadt ein traurig liebliches Fleckchen Landes, das sie die Heide nennen, weil seit urvordenklichen Zeiten nur kurzes Gras darauf wuchs, hie und da ein Stamm Heideföhre, oder die Krüppelbirke, an deren Rinde zuweilen ein Wollflöckchen hieng, von den wenigen Schafen und Ziegen, die zeitweise hier herumgiengen. Ferner war noch in ziemlicher Verbreitung die Wacholderstaude da, im weitern aber kein andrer Schmuck mehr; man müsste nur die fernen Berge hieher rechnen, die ein wunderschönes blaues Band um das mattfärbige Gelände zogen.

Wie es aber des öftern geht, dass tiefsinnige Menschen, oder solche, denen die Natur allein wunderliche Dichtung und seltsame Gefühle in das Herz gepflanzt hatte, gerade solche Orte aufsuchen und liebgewinnen, weil sie da ihren Träumen und innerem Klingklang nachgehen können: so geschah es auch auf diesem Heideflecke. Mit den Ziegen und Schafen nämlich kam auch sehr oft ein schwarzäugiger Bube von zehn oder zwölf Jahren, eigentlich um dieselben zu hüten; aber wenn sich die Thiere zerstreuten — die Schafe, um das kurze würzige Gras zu genießen, die Ziegen hingegen, für die im Grunde kein passendes Futter da war, mehr ihren Betrachtungen und der reinen Luft überlassen, nur so gelegentlich den einen oder anderen weichen Sprossen pflückend — fieng er inzwischen an, Bekanntschaft mit den allerlei Wesen zu machen, welche die Heide hegte, und schloss mit ihnen Bündnis und Freundschaft.

Es war da ein etwas erhabener Punkt, an dem sich das graue Gestein, auch ein Mitbesitzer der Heide, reichlicher vorfand, und sich gleichsam emporschob, ja sogar am Gipfel mit einer überhängenden Platte ein Obdach und eine Rednerbühne bildete. Auch der Wacholder drängte sich dichter an diesem Orte, sich breit machend in vielzweigender Abstammung und Sippschaft nebst manch schönblumiger Distel. Bäume aber waren gerade hier weit und breit keine, weshalb eben die Aussicht weit schöner war, als an anderen Punkten, vorzüglich gegen Süden, wo das ferne Moorland, so ungesund für seine Bewohner, so schön für das entfernte Auge, blauduftig hinausschwamm in allen Abstufungen der Ferne. Man hieß den Ort den Rossberg; aus welchen Gründen, ist unbekannt, da hier nie seit Menschenbesinnen ein Pferd gieng, was überhaupt ein für die Heide zu kostbares Gut gewesen wäre.

Nach diesem Punkte nun wanderte unser kleiner Freund am allerliebsten, wenn auch seine Pflegebefohlenen weit ab in ihren Berufsgeschäften giengen, da er aus Erfahrung wusste, dass keines die Gesellschaft verließ, und er

thaten thun würden, und wünschte zuletzt nichts sehnlicher, als dass er auch noch ein Wunder wirken vermöchte. Dann stieg er hernieder und führte sie an, in die fernsten und entlegensten Theile der Heide, wohin er wohl eine Viertelstunde zu gehen hatte — zeigte ihnen nun das ganze Land der Väter, und nahm es ein mit Schärfe des Schwertes. Dann wurde es unter die Stämme ausgetheilt, und jedem das Seinige zur Vertheidigung angewiesen.

Oder er baute Babylon, eine furchtbare und weitläufige Stadt — er baute sie aus kleinen Steinen des Rossberges, und verkündete den Heuschrecken und Käfern, dass ein gewaltiges Reich entstehe, das niemand überwinden kann, als Cyrus, der morgen oder übermorgen kommen werde, den gottlosen König Balsazar zu züchtigen, wie es ja Daniel längst vorhergesagt hat.

Oder er grub den Jordan ab, d. i. den Bach, der von der Quelle floss, und leitete ihn anderer Wege — oder er that das alles nicht, sondern entschlief auf der offenen Fläche, und ließ über sich einen bunten Teppich der Träume weben. Die Sonne sah ihn an, und lockte auf die schlummernden Wangen eine Röthe, so schön und so gesund, wie an gezeitigten Äpfeln, oder so reif und kräftig, wie an der Lichtseite vollkörniger Haselnüsse, und wenn sie endlich gar die hellen großen Tropfen auf seine Stirn gezogen hatte, dann erbarmte ihr der Knabe und sie weckte ihn mit einem heißen Kusse.

So lebte er nun manchen Tag und manches Jahr auf der Heide, und wurde größer und stärker, und in das Herz kamen tiefere, dunklere und stillere Gewalten, und es ward ihm wehe und sehnsüchtig — und er wusste nicht, wie ihm geschah. Seine Erziehung hatte er vollendet, und was die Heide geben konnte, das hatte sie gegeben; der reife Geist schmachtete nun nach seinem Brote, dem W i s s e n, und das Herz nach seinem Weine, der L i e b e. Sein Auge gieng über die fernen Duftstreifen des Moores, und noch weiter hinaus; als müsse dort draußen etwas sein, was ihm fehle, und als müsse er eines Tages seine Lenden gürten, den Stab nehmen, und weit, weit von seiner Herde gehen.

Die Wiese, die Blumen, das Feld und seine Ähren, der Wald und seine unschuldigen Thierchen sind die ersten und natürlichsten Gespielen und Erzieher des Kinderherzens. Überlass den kleinen Engel nur seinem eigenen innern Gotte, und halte bloß die Dämonen ferne, und er wird sich wunderbar erziehen und vorbereiten. Dann, wenn das fruchtbare Herz hungert nach Wissen und Gefühlen, dann schließ ihm die Größe der Welt, des Menschen und Gottes auf.

Und somit lasst uns Abschied nehmen von dem Knaben auf der Heide.

Gibt es eine edlere Schilderung, gibt es eine schönere Sprache, als die vorstehende ist? Das hier abgedruckte Stück ist die Einleitung zur Erzählung „Das Heidedorf“ von Adalbert Stifter. Es dürfte kaum einen für wahre Poesie empfänglichen Leser geben, der — sollte er das Heidedorf noch nicht kennen — nun darauf verzichten will. Wir halten es für eine Ehrenpflicht, immer wieder auf Stifters Schriften hinzuweisen. Die Red.

sang an vielen Stellen; die Goldammer, das Rothkelchen, die Heidelerche, dass von ihr oft der ganze Himmel voll Kirchenmusik hieng; der Distelfink, die Grasmücke, der Kibitz, und andere und wieder andere. Alle ihre Nester lagen in seiner Monarchie, und wurden aufgesucht und beschützt. Auch manch rothes Feldmäuschen sah er schlüpfen und schonte sein, wenn es plötzlich stille hielt, und ihn mit den glänzenden erschrockenen Äuglein ansah. Von Wölfen oder andern gefährlichen Bösewichtern war seit Urzeiten aller seiner Vorfahren keiner erlebt worden, manches eiersaufende Wiesel ausgenommen, das er aber mit Feuer und Schwert verfolgte.

Inmitten all dieser Herrlichkeiten stand er, oder gieng, oder sprang, oder saß er — ein herrlicher Sohn der Heide: aus dem tiefbraunen Gesichtchen voll Güte und Klugheit leuchteten in blitzendem, unbewusstem Glanze die pechschwarzen Augen voll Liebe und Kühnheit, und reichlich zeigend jenes gefahrvolle Element, was ihm geworden und in der Heideeinsamkeit zu sprossen begann, eine dunkle glutensprühige Fantasie. Um die Stirne war eine Wildnis dunkelbrauner Haare, kunstlos den Winden der Fläche hingegeben. Wenn es mir erlaubt wäre, so würde ich meinen Liebling vergleichen mit jenem Hirtenknaben aus den heiligen Büchern, der auch auf der Heide vor Bethlehem sein Herz fand, und seinen Gott, und die Träume der künftigen Königsgröße. Aber so ganz arm, wie unser kleiner Freund, war jener Hirtenknabe gewiss nicht; denn des ganzen lieben Tages Länge hatte er nichts als ein tüchtig Stück schwarzen Brotes, wovon er unbegreiflicherweise seinen blühenden Körper und den noch blühendern Geist nährte, und ein klares kühles Wasser, das unweit des Rossberges vorquoll, ein Brünnlein füllte, und dann flink längs der Heide forteilte, um mit anderen Schwestern vereint jenem fernen Moore zuzugehen, dessen wir oben gedachten. Zu guten Zeiten waren auch ein oder zwei Ziegenkäse in der Tasche. Aber ein Nahrungsmittel hatte er in einer Güte und Fülle, wie es der überreichste Städter nicht aufweisen kann, einen ganzen Ocean der heilsamsten Luft um sich, und eine Farbe und Gesundheit reifende Lichthülle über sich. Abends, wenn er heim kam, wohin er sehr weit hatte, kochte ihm die Mutter eine Milchsuppe, oder einen köstlichen Brei aus Hirse. Sein Kleid war ein halbgebleichtes Linnen. Weiter hatte er noch einen breiten Filzhut, den er aber selten aufthat, sondern meistens in seinem Schlosse an einen Holznagel hieng, den er in die Felsenritze geschlagen hatte.

Dennoch war er stets lustig, und wusste sich oft nicht zu halten vor Frohsinn. Von seinem Königssitze aus herrschte er über die Heide. Theils durchzog er sie weit und breit, theils saß er hoch oben auf der Platte oder Rednerbühne, und soweit das Auge gehen konnte, soweit gieng die Phantasie mit, oder sie gieng noch weiter, und überspann die ganze Fernsicht mit einem Fadennetze von Gedanken und Einbildungen, und je länger er saß, desto dichter kamen sie, so dass er oft am Ende selbst ohnmächtig unter dem Netze steckte. Furcht der Einsamkeit kannte er nicht; ja, wenn recht weit und breit kein menschliches Wesen zu erspähen war, und nichts als die heiße Mittagsluft längs der ganzen Heide zitterte, dann kam erst recht das ganze Gewimmel seiner inneren Gestalten daher, und bevölkerte die Heide. Nicht selten stieg er dann auf die Steinplatte, und hielt sofort eine Predigt und Rede — unten standen die Könige und Richter, und das Volk und die Heerführer, und Kinder und Kindeskinder, zahlreich, wie der Sand am Meere; er predigte Buße und Bekehrung — und alle lauschten auf ihn; er beschrieb ihnen das gelobte Land, verhieß, dass sie Helden-

zagender Mann, der mit stotternder Stimme kund that, dass er sehr armer Leute Kind sei, dass er nirgends Erwerb finde, dass man ihm gerathen habe, zu den Amalekitern zu gehen, um mit ihnen den Wüstenzügen aufzulauern, dass er aber sein Brot redlich verdienen wolle und dass er den Meister Josef sehr bitte, er möchte ihn aufnehmen in sein Haus und ihm das Zimmerhandwerk lernen.

Auf solches machte Josef ein freundliches Gesicht, denn er freute sich, wenn sein bescheidenes Handwerk Ehre fand. Es waren Ägypter und Syrer ins Land gekommen, die im Zimmerhandwerke wohl feiner arbeiteten, aber nicht so tüchtig und haltbar, und die mit ihren zierlichen Werken das heimische Gewerbe zu schädigen drohten. Darum waren dem Meister junge Kräfte willkommen, die sein Handwerk verjüngen und fortführen konnten.

„Siehst du, mein Sohn", sagte er zu Jesus, „also ist bald Ersatz für jeden Menschen, der fortzieht, sei es dass er in die Fremde wandert, sei es dass er ins Grab steigt."

Maria schüttelte still weinend ihr Haupt. — Ersatz wäre das keiner.

Jesus nahm den fremden Jüngling an der Hand, führte ihn zu den Eltern hin und sagte: „Nehmet ihn auf, anstatt meiner. Mit meinem Beil soll er in der Werkstatt schaffen, an meinem Platze bei Tisch soll er essen, in meinem Bette soll er schlafen. Wenn ihr mir des morgens Wasser reichen wollet zur Reinigung, so reichet es ihm, wenn ihr mich des abends segnen wollet, so segnet ihn, alles was ihr mir, dem Fernen Gutes zugedenket, das erweiset ihm."

„Und du?" fragte die Mutter den scheidenden Sohn, „willst du denn nimmermehr kommen?"

„Ich werde immer bei euch sein", sagte Jesus, „in jedem Dürftigen bin ich bei euch, an jedem Armen könnet ihr mir euere Liebe zeigen."

Meister Josef schaute sein Weib an und sprach leise: „Ich weiß nicht, was es mit ihm ist. Seit so manchem Jahr war er ein braver Zimmermannsgeselle und wenn er redete, so war es verständig. Jetzt spricht er so in Geheimnissen. Sollte er zu viel aus den Schriften gelesen haben?"

„Mir ist immer etwas auf dem Herzen gelegen wegen seiner", entgegnete das Weib, „ich habe nie recht gewusst, ist es ein Hoffen oder ein Bangen. Er war stets anders als andere Leute sind und jetzt geht er von uns wie ein Fremder."

Denn Jesus hatte kurz Abschied genommen und war ruhig davongegangen, während sie noch sprachen. Und dort am Zimmerschragen, wo der liebe Sohn emsig und klug gearbeitet hatte, stand jetzt der fremde Mensch und handhabte so ungeschickt das Beil, dass der Meister es ihm aus der Hand nahm und sagte: „Erst musst du das Werkzeug gebrauchen lernen, mein Sohn; das Beil und die Säge und das Stemmeisen sollen von nun an deine leiblichen Glieder sein, wie Hände und Füße."

Der junge Mensch, welcher Adam hieß, bat demüthig um Geduld und fasste das Werkzeug an, wie Josef es zeigte.

„Dem Meister geziemt Geduld, dem Lehrling Fleiß, so habe ich es immer gehalten", sagte Josef gütig. Insgeheim war ihm leid um den von hinnen gezogenen Jesus. —

Unser Wanderer reisete tagelang und stieg hinab in das Land Judäa. Aber er zog nicht gegen die Stadt, wo die Schriftgelehrten lebten und wo der Tempel Salomons stand, er bog zur Linken ein über die Felsberge von Jericho. Stand er auf einer Höhe, so sah er zur Rechten die röthlich schimmernden Gelände von Judäa und zur Linken das fruchtbare Thal des Jordan. Aber er stieg nicht hinab gegen den schönen Fluss, er wanderte voran

Das Meisterstück des Zimmermanns.

Ein biblischer Weihnachtstraum von P. K. Rosegger.

„Nun will ich Feierabend machen", sagte er und lehnte das Beil an die Wand.

Der Vater hielt die Säge ein, mit welcher er eben im Begriffe war, einen Balken entzweizuschneiden, blickte Jesum an und sprach: „Wie willst du jetzt Feierabend machen, mein Sohn, und es ist noch nicht der Sabath?"

Hierauf antwortete Jesus: „Den Sabath erkenne ich nicht mehr. Mir ist die Zeit gekommen, da jeder Tag ein Tag des Herrn ist. Ich habe euch schon gesagt, liebe Eltern, dass ich auf den Berg Libanon steigen muss, oder über das weite Meer fahren, oder in die Wüste ziehen."

Die Mutter legte ihr Nähezeug in den Schoß, legte die Hände ineinander und rief: „Aber Kind, was willst du denn an diesen schrecklichen Orten, wohin keine Menschenseele kommen mag!"

„Mutter, ich suche Gott den Herrn!"

„Gott der Herr ist überall", sagte hierauf der Vater.

„Ich will allein mit ihm sprechen", antwortete Jesus, „und ich will viel und lange mit ihm sprechen, darum gehe ich in die Einsamkeit."

„Ich werde alt, der Hände Arbeit wird mir mühesam, doch du wirst wissen, was du thust. Willst du in die Fremde, so will ich dich nicht zurückhalten. Du bist alt an die dreißig und magst wie jeder brave Handwerksmann die Welt anschauen." Also der Vater.

Die Mutter aber war bekümmert darüber, ob sein Rock und sein Hemde und sein Schuhblatt in dem Stande wären, um mit ihnen zu reisen; sie that einen blauen Sack hervor, füllte ihn mit Gewand und Nahrungsmitteln und anderlei Dingen, wie der Wanderer sie brauchen kann, und nöthigte solche Last dem Sohne auf. Der Vater Josef holte aus dem Wandwinkel einen Stock hervor, gab ihn dem Sohne und sprach: „Von mir nimm diesen Stab. Habe ihn einst geschnitten in den Wäldern des oberen Jordan, bin mit ihm in meiner Jugend durch Galiläa gewandert und durch Samaria. Kam ich unter wilde Thiere, so war er meine Wehr, war ich am Falle, so war er meine Stütze. Als ich deine Mutter zum Weibe nahm, spotteten die Leute meiner, dass ich den dürren Stab in der Hand hielte, und da ist aus ihm ein Blütenzweig hervorgesprossen. Nimm ihn mit dir, mein Sohn, und denke daran."

Und als sie dergestalt zum betrübten Abschiede rüsteten im Zimmermannshause zu Nazareth, da kam eine Magd hereingegangen mit der Botschaft, es wäre ein fremder Mensch draußen.

„Theile ihm ein Stück Brot", sagte Maria, die Nähterin.

„Frau", berichtete die Magd, „er bittet nicht um Brot, sondern um Arbeit."

„Dann führe ihn herein", sagte Meister Josef.

Und es war ein junger, schlanker,

Freund, und komm mit mir. Ich führe dich in die Gelände von Benam, wo vollwangige Schäferinnen noch Labans Herde weiden. Ich führe dich in die Stadt der Könige, wo die Juden des Messias harren, um ihm die goldene Krone auf das Haupt zu setzen. Sei klug, gib dich aus für den Messias, bringe ihnen das Gesetz, welches ihnen gefällt. Gehe hin und mache sie sündlos, dass sie fürder kein Gebot mehr übertreten. Weißt du wohl, wie das zu machen ist? Stelle ihnen kein Gebot auf, und sie können keins übertreten. Sie werden dich rühmen als den größten Weisen des Erdkreises, alle Güter und Freuden der Welt werden sie dir zu Füßen legen, der herrlichste Purpur wird deine Gestalt umhüllen und die Königskronen der Juden, der Pharaonen und der Römer werden dreifach dein Haupt schmücken. Komm, Freund, wir steigen hinab ins Paradies."

Also sprach der schöne Jüngling mit dem schwarzen gekrausten Haar, dessen Locken sich manchmal regten wie junge Schlangen. Jesus wandte sich unwillig von ihm ab und antwortete nicht. Der Jüngling trat näher zu ihm und schlang seinen warmen weichen Arm um den Nacken des Einsiedlers. Dieser schleuderte mit kräftiger Hand das schmeichlerische Joch von sich, schritt rasch hin über das zackige Gefelse und schaute nicht um.

Und von solcher Stunde an fühlte er mehr als je die Nähe des Herrn. Und klarer als je sah er, wie die Welt beschaffen und was die Ursache ihres Elendes ist. Er sah, was sie zu ihrer Erniedrigung wünscht, und was zu ihrer Erlösung frommt. Ihr Wunsch ist Genuss und Eigennutz, ihr Heil ist Entsagung und Liebe...

Vierzig Tage und vierzig Nächte war er in der Wüste, dann stieg er hinab gegen den Jordan. —

Im Hause des Zimmermanns zu Nazareth war stille Trauer. Vom lieben fortgezogenen Sohn kam keine Nachricht heim. Sie wussten nicht, war er in den Gebirgen des Libanon, wo — wie Meister Josef behauptete — das beste Zimmerholz der Welt wuchs, oder war er gegen Egypten gezogen, um dort Freunde zu suchen, mit welchen er einst in leidvoller Jugend mit bunten Steinchen gespielt an den Fußquadern der Pyramiden; oder war er über das Meer gezogen in die Länder der heidnischen Griechen und Römer; oder hatte er in der Königsstadt Jerusalem Arbeit genommen, wo, wie der Lehrling Adam versicherte, das lustigste Leben auf Erden ist. — Es kam keine Nachricht. Hingegen gieng eine Mähr um, dass am Jordan und am See Genezareth ein Prophet erschienen sei, der dem Volke, das um ihn zusammenströme, die Lehre von einem neuen Reiche Gottes verkündige. Und ein Nachbar suchte Meister Josef zu bereden, dass auch er hingehe, vielleicht fände er an dem neuen Propheten einen alten Bekannten. Es gäbe Zimmerleute, die anstatt irdischer Häuser ein Haus Gottes zu bauen verstünden, in welchem viele Wohnungen seien.

„Willst du hingehen?" fragte Josef seine Gesponsin. Maria antwortete unter vor Freude klopfendem Herzen: „Ich weiß schon, dass er es ist. Aber hingehen will ich nicht, weil ich sein Wort schon weiß und weil er nun nicht mehr mir gehört, sondern allen jenen, die seine Lehre hören. Ich glaube ihn, auch wenn ich ihn nicht sehe."

Adam der Lehrling hatte sich mittlerweile zur Zufriedenheit betragen. Er war fleißig und sittsam und der Liebe nicht ganz unwürdig, die ihm von dem Ehepaar erwiesen wurde, welche aber freilich dem Abwesenden vermeint war. Mit dem Beile, das Jesus zurückgelassen hatte in der Werkstatt, arbeitete Adam am Holze; er saß am Platze des Tisches, wo Jesus gesessen, er schlief im Bette, in welchem Jesus geruht hatte, und

tagelang. Zurück blieben die Wälder der Pinien, die Palmenhaine und die üppig grünenden Triften, die Menschenwohnungen mit den Gärten, welche eingerandet waren von roh aufgeschichteten Steinwällen. Noch standen an sandigen Hängen einzelne Ölbäume, es stand zwischen Steinblöcken noch manch einsamer Feigenbaum mit halbverdorrten Ästen. Dann blieben auch diese zurück. Auf dem dürren Boden schlängelten sich nur noch gelbe Flechten, auf den Steinen wucherte das graue, knisternde Moos. Endlich blieb auch das zurück. Es war keine Pflanze mehr und kein Tropfen Wasser, alles kahles Gestein und heißer Sand — Jesus war in der Wüste.

Es war kein Weg und kein Steg, er wandelte über zackiges Gerölle; es war kein Zelt, er ruhte in Felsklüften; es war keine Quelle, er labte sich an dem Thaue, der vom Himmel sank in kühler Nacht; es war kein lebendes Wesen, er betete zu Gott, dem Herrn Himmels und der Erde. — Manchmal stieg er empor zu den weißen Riffen und blickte von ihnen hinaus gegen Sonnenaufgang. Da sank vor ihm das Wüstenland stufenweise nieder von Sandfeld zu Sandfeld, von Fels zu Fels, wie sie sich in zackigen, schründigen Wällen hinzogen bis in die blaue Ferne, wo die starre Landschaft abgeschlossen wurde durch einen schimmernden Streifen, der schnurgerade dort lag am Rande des Himmels. Dieser Streifen war das Todte Meer. Manchmal war es, dass auf der sandigen Thalung schwefelgelbe Wolken hinwirbelten, dass diese Wolken vom Sturme gepeitscht empor wogten zu den Riffen und den Einsiedler einhüllten in brennenden Wüstensand. Dann wieder war es, dass die weite zerklüftete Wüste in blendend weißer Sonnenglut lag, so heiß, dass man meinen konnte, das Meer müsste dort, wo es an den heißen Felsstrand schlug, aufzischen und verdunsten.

Eines Tages als Jesus wiederum auf einer solchen Felszinne stand und hinausschaute über die ungeheuere Öde, die unter dem goldigleuchtenden Himmelsgewölbe jetzt wie eine dunkle, zerrissene Scheibe dalag, da kam das wehe Gefühl der Vereinsamung über ihn und es war ihm, als gebe Gott, zu dem er in seinem Herzen betete, keine Antwort mehr. Da stand ganz plötzlich vor ihm, wie aus der Felskluft hervorgestiegen, ein schlanker Jüngling. Seine schönen Glieder waren nur flüchtig verhüllt durch einen schwarzen Mantel, der aus Seide gewoben und mit goldenem Saume berandet war. Sein Gesicht war glatt und fein, und hatte kaum den Schatten eines Bartes. Sein dichtes schwarzes Haar krausete und die Krauseln bewegten sich zuweilen ein wenig, als wären sie junge Schlangen. Mit heißer Augenglut blickte er auf Jesus und fragte ihn freundlich: „Du hast dich wohl verirrt, Freund, in der Wüste und ich will dir gerne den Weg weisen, der dich wieder hinausführt in die schöne Welt."

„Ich verlange nicht nach der Welt", antwortete Jesus.

Mit Befremdung sah der fremde Jüngling auf den Einsamen und dann sprach er: „Du verlangst nicht nach der Welt? Ein Mann, so jugendlich und sinnesfrisch, und verlangt nicht nach der Welt! Guter Freund, du betrügst dich selber. Behorche doch einmal die geheimsten Regungen deines Wesens, wie ist es weltdürstig! Knechte es nicht mit naturwidrigen Satzungen, die Greise aufgestellt haben und nur Greise befolgen können. Lasse deinen Leib nicht Staub werden, ehe er nach dem Willen des Schöpfers sich ausgelebt hat. Wir sind lebendig, damit wir leben sollen. Feige ist, wer sich vor der Freude scheut; pflichtvergessen ist, wer die Habe Jakobs nicht vermehrt, die Gabe Noahs nicht nutzt und den Segen Abrahams nicht erfüllt. Lass das träge Träumen,

wo lachende Mädchen einen Becher Weines böten. Unter einem Ölbaume stand er still und schaute hinaus in das mittägige Gebirge, wo die kleine Stadt Bethlehem lag, welche ja — wie Lehrmeister Josef ihm einmal erzählt hatte — die Geburtsstadt Jesu war, der in seiner Kindheit merkwürdige Schicksale gehabt und dann sein Vorgänger gewesen in der Werkstatt. Er erinnerte sich bei dieser Gelegenheit an alle Liebe und Wohlthat, die er im Zimmermannshause zu Nazareth erfahren hatte, und fast war es in ihm wie Heimweh nach dem stillen Gebirgsstädtchen in Galiläa.

Und als Adam der Zimmermann fast betrübt so vor sich hinträumte, da bemerkte er einen Volksauflauf, der dort am Felshügel vor sich gieng. Unter der Menge waren auch Kriegsknechte und hohe Priester, so dass Adam hingieng und einen Karrner fragte, was das zu bedeuten habe.

„Der arme Sünder wird gekreuzigt“, antwortete jener.

Da drängte sich Adam hinzu, um zu sehen, wie der Verbrecher wohl aussehe, für den er das Kreuz hatte zimmern müssen. Auch wollte er wissen, welcher Art das Verbrechen sei, das der Unglückselige begangen. Nun, das konnte er bald erfahren, alle Umstehenden sprachen darüber: es war der Prophet, welcher — wie sie sagten — die Irrlehre verkündet: Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst.

Mit gesteigerter Unruhe drängte der Zimmermann hinzu und zwischen den Schultern der schwerbewaffneten Landsknechte hindurch sah er, wie sie den der Kleider entblößten Übelthäter zu Boden warfen, auf das Kreuz, und ihn an Händen und Füßen mit eisernen Nägeln festhefteten an den Balken. Und in diesem Menschen, der da gekreuzigt wurde, erkannte er Jesum, den Sohn der Zimmermannsleute zu Nazareth. — Wie von einem Schlage betäubt, taumelte Adam beiseite. Für diesen Menschen also, der ihm Eltern und Heim überlassen, der ihm die größte Wohlthat übermittelt, die er je genossen, hatte er den Kreuzgalgen gebaut. Und das war sein Meisterstück gewesen. — Das Licht vergieng dem guten Adam vor den Augen, die Erde wankte unter seinen Füßen, er eilte wie rasend davon. Er wanderte gegen Sonnenuntergang bis zum Meere. Auf inständiges Bitten nahmen ihn Schiffer mit in das Abendland, wo er in den Wildnissen Germaniens still und bußfertig sein Leben verbracht hat. Doch hinterließ er eine Nachkommenschaft, welche es zum Adamserbe in der That manchmal als das feinste Meisterstück betrachtet, für den Wohlthäter ein Kreuz zu zimmern.

---

er gedieh zur Freude des Meisters zu einem rechtschaffenen Zimmermanne. Aber noch bevor Adam seine Lehrzeit vollenden und sein Gesellenstück schaffen konnte, verschied Meister Josef. Dieser war eben daran gewesen, ein Stück Holz zu glätten mit dem Falzmesser, als er innehielt, um sich zur kurzen Rast auf die Bank zu setzen neben sein Weib, das an einem Linnen nähte. Einen leisen Schlaf hub er an, von dem er aber nicht mehr erwachte. Dann kamen die Nachbarn, hüllten ihn in ein langes, weißes Gewand, trugen ihn hinaus und legten ihn in ein steinernes Grab. Maria sein Weib verbarg ihren Schmerz, weil sie dachte, dem Willen Gottes solle der Mensch mit keiner Klage widersprechen.

Nach dem Heimgange des Meisters Josef war es zu Ende mit dem Zimmerhandwerk in diesem Hause und Adam sah, dass seines Bleibens nicht länger sein könne. So wollte nun auch er den Wanderstab ergreifen und eine Stätte suchen draußen in der Welt, wo er sein Meisterstück machen könnte. Sein Sinnen und Einbilden war stets Jerusalem gewesen, die herrliche Königsstadt. Also dahin wollte er nun ziehen. Als er Abschied nahm von der stillen ernsten Meistersfrau, gab ihm diese voller Fürsorge Gewand und Nahrung mit, wie einst ihrem Jesus. Dann sagte sie: „Mit unserem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ziehe hin. Und wenn du in der weiten Welt meinem Sohn solltest begegnen, so sei ihm gut."

„Wenn ich ihm begegne in der Wüste", also antwortete Adam, „so werde ich ihm meinen letzten Bissen Brot geben, werde aus meinem Gewande ihm ein sanftes Bett bereiten und selbst daneben auf rauhen Steinen schlafen, preisend den Herrn, dass es mir vergönnt ist, meiner Dankbarkeit genug zu thun."

Dann zog er fürbass.

Er wanderte durch Galiläa, er wanderte durch Samaria, er gönnte sich nirgends Rast, denn er wollte eintreffen in Jerusalem zum Feste der ungesäuerten Brote, da allerwelts Volk herbeiströmte in die Stadt des salomonischen Tempels und da es also besonders hoch hergehen wird zu Jerusalem. Er nahm sich vor, nach den stillen Jugend- und Lehrjahren im Gebirge sein Leben einmal recht zu genießen in der Lust und Freude gebenden Königsstadt.

Und eines Tages zog er — vom Strome der fremden Ankömmlinge mitgerissen — ein durch das Thor des Herodes. Es war zur selben Stunde ein wunderliches Schauspiel zu sehen in der Stadt. Der Statthalter hatte einen Volksaufrührer öffentlich ausstellen lassen, um für den armen, arg zu Schanden geschlagenen Menschen Mitleid zu erregen bei der Menge, denn diese verlangte seinen Tod. Adam gieng an dem widerlichen Auflaufe vorüber, denn sein Herz war weich und wohlgeartet. Er fragte Zimmerwerkstätten nach, allein überall wurde er abgewiesen; just vor dem Feste wollte man nirgends einen Burschen aufnehmen. Nur in einer geringen Werkstätte draußen vor der Stadt wurde er befragt, ob er bereit sei, allsogleich eine Arbeit zu übernehmen, die noch in der Nacht fertiggestellt sein müsse. Adam war von der Reise zwar müde, doch der Stelle willen, die er hier zu finden hoffte, nahm er die Arbeit an. Ein Galgen war zu zimmern, mit einem langen Stamme aufrecht, und oben mit einem Querbalken. Adam hätte sich ein anderes Meisterstück gedacht in der fröhlichen Stadt Jerusalem, allein er blieb wohlgemuth und baute das Ding, wie es ihm angegeben worden war.

Als Adam mit seinem Werke fertig war, der Meister, ein alter höckeriger Mann, dasselbe prüfte und damit sich zufrieden erklärte, gieng er hinaus in die Morgenfrische, um die Umgebung der Stadt zu erforschen oder gar eine Wirtschaft zu finden,

liches Haus, da leuchtet helles trauliches Lampenlicht in die dämmernde Nacht hinaus. — Drinnen im großen Saale, dessen Wände mit den Geweihen der hier zur Jagdzeit erlegten Elche geschmückt sind, versammelt sich die Familie und die zahlreiche Dienerschaft um den wärmenden Kamin; und das Prasseln und Knistern der in demselben verbrennenden riesigen Holzscheite ist eine gar gemüthliche Musik. In der Mitte des Saales steht ein hoher Tannenbaum, die „julgrann“, — wie im fernen Deutschland mit zahlreichen Süßigkeiten, vergoldeten Äpfeln und Nüssen, vor allem aber mit unzähligen flammenden Kerzen und Lichtern geschmückt. Nun läutet die große Glocke sieben am lieben 24. December-Abende. Da ertönen, von flinken Kinderhänden gespielt, die Weisen eines uralten schwedischen Volkstanzes, und die ganze Versammlung, alt und jung, vom strengen Hausherrn bis zur letzten, einfachsten Dienerin, bilden nun, sich einander an den Händen fassend, eine lange Kette und umtanzen so im Kreise den strahlenden Lichterbaum. Doch darf man nicht denken, dass bei dieser Gelegenheit der laute Jubel durchbricht, o nein! auch hier ist alles gemessen und feierlich; nur die ganz kleinen Kinder, entzückt von all den flackernden Lichtchen und der Musik, ergehen sich im Jauchzen und Lachen. — — Dieser Reigen um den Weihnachtsbaum, gleichsam eine allgemeine Huldigung desselben, erinnert er nicht an die sinnvollen Gebräuche der Vorfahren der modernen Schweden, jener uralten Völker, die am 24. December, dem Sonnenwendtage, zu Ehren Wodans, des Göttervaters, flammende Feuer und ehrwürdige Riesenbäume umtanzten!! — Als dann die christlichen Lehrer die Botschaft vom Evangelium auch in diese nördlichen Gefilde trugen, da ließen sie klug und vorsichtig dem Volke seine altgeheiligten, liebgewordenen Gebräuche, und umkleideten sie weise mit christlicher Symbolik, das Volk so nach und nach dem neuen Glauben gewinnend. — Nun werden allerlei süße und wohlschmeckende Dinge herumgereicht, die von den Kindern, welche in dieser Thätigkeit den Kindern aller andern Nationen ähneln, mit Vergnügen und Behagen verzehrt werden. Die Erwachsenen, und namentlich die Herren, ziehen dagegen ein, zwei oder auch mehrere Gläser des berühmten „schwedischen Nektars“, „Punsch“ genannt, den Süßigkeiten vor. — Es ist dieses ein außerordentlich wohlschmeckendes Getränk, nur Schweden eigenthümlich, dessen nähere und intimere Bekanntschaft auch von allen Schweden besuchenden Ausländern mit Vorliebe gemacht wird.

Mittlerweile haben die Dienerinnen große mächtige Körbe, beladen mit mysteriösen Paketen von allen Formen, Farben und Größen, rings um den Christbaum aufgestellt. — In der Mitte dieses vielverheißenden Chaos nimmt nun mit feierlichster Miene der Hausherr platz. Die Pakete sind alle verschnürt, versiegelt, und mit den Namen der Empfänger versehen. In den meisten Fällen sind sie auch von mehr oder weniger gelungenen, mehr oder weniger witzigen und geistreichen, immer aber herzlich gut gemeinten Verschen und Gedichtchen begleitet, welche die kleinen Schwächen oder Eigenthümlichkeiten des Empfängers geißeln, in harmlos liebenswürdiger Neckerei, oder auf eine amüsante Episode und ein heiteres Erlebnis desselben anspielend. — Aus diesen dichterischen Ergüssen erräth man dann auch den Geschenkgeber. — — Ehe jedoch die Vorlesung dieser Dichtungen und die Vertheilung der Geschenke beginnt, klingen, von frischen Kinderstimmen gesungen, alte, schlichte, aber doch so wirkungsvolle Lieder und Psalmen, der religiösen Stimmung des Christabends Rechnung

Weihnacht im hohen Norden.

Von H. Albrecht.

Wieder war das liebe Weihnachtsfest erschienen, doch nicht im deutschen Vaterlande, im traulichen Familienkreise, sollte ich es diesmal feiern, hoch oben nach dem eisigen Norden hatten mich in diesem Winter die Verhältnisse geführt.

Und doch, wie unvergesslich schön, wie eigenartig, wie poesievoll war es nicht, dieses Weihnachtsfest in Schweden! So ganz anders als alle früher erlebten Weihnachten, so dass es meinem Gedächtnisse Zeit meines Lebens mit warmen leuchtenden Farben eingeprägt bleiben wird. — — Tief, still und innerlich, wie die Natur des Landes, wie der Charakter des Volkes, sind auch die Feste im hohen Norden. Der laute Jubel, das Schreien und Lärmen der großen und kleinen Kinder, die brausende Musik, der strahlende Lichterglanz, die geschmückten Muttergottesbilder in den prunk- und prachtvollen Kirchen, wie sie ein Weihnachtsfest in Rom zu begleiten pflegen, — würde für das schwedische Volk ganz unverständlich sein. — Auch das tosende geschäftige Leben und Treiben, wie es den Festtagen in den großen deutschen Städten vorangeht, die überfüllten Theater, Concerte und Ballsäle, in welchen das vergnügungssüchtige Berlin seine Weihnachtstage feiert, — das ist so recht das Gegentheil von der Weihnachtsfeier im ernsten Norden. — Alles ist hier im Hause, im engsten Familienkreise concentriert, über jeder Festfreude liegt doch ein eigenthümlicher Hauch von Wehmuth, — doch auch von ergreifender Innigkeit. — — Und wie die Menschen, so auch die Natur. — Unter dem tiefblauen, lachenden Himmel Italiens, da lacht und jubelt auch der Mensch, einem fröhlichen Kinde gleichend, und zeigt seine Freude am sonnigen Dasein in lärmenden Freuden-Ausbrüchen! — Im gemüthlichen Deutschland, welches zwar nicht die strahlende Sonne Italiens hat, wo aber doch viele heitere und wolkenlose Tage den Sinn und die Stimmung freundlich machen, da lächelt auch die Menschenseele der lieblichen Natur gleich, vergnügt und hoffnungsvoll, wie ein thatkräftiger, strebender Jüngling — ihrem Schöpfer entgegen. Im hohen Norden, wo der Mensch so ernst, tief und schweigsam ist, einem frommen Greise vergleichbar, — da ist auch die Sonne im Winter ein seltener Gast, und wenn sie scheint, dann blendet und flimmert sie wohl auf den weiten Schneeflächen und den glitzernden Eiskrystallen, aber sie vermag nicht, die eisige Luft zu durchwärmen. Viele Tage und Wochen ist sie jedoch auch hinter dichten Wolkenschleiern verborgen, und ernst und ergreifend, wie ein mächtiger Bußpsalm, liegen die schneebedeckten Fluren meilenweit ausgebreitet, unterbrochen von melancholischen, dunklen Tannenwäldern, aus denen alles Leben unter dem eisigen Kusse des Winters erstorben zu sein scheint. — — — — — Doch mitten in der Schneewüste, am Rande des stimmungsvollen Waldes mit seinen riesigen Tannen, da steht ein freund-

und die Stubenmädchen sind auch über grellfarbig gestickte Schürzen zum Schmucke für den nächsten Kirchgang vergnügter, als über zart gemalte Aquarellbilder. — —

Nun kommt noch das gemeinschaftliche Abendessen mit dem uralten, speciell schwedischen Weihnachtsgericht „lut-fisk“ och (und) „ris med grödde“! — Das letztere ist der auch in Deutschland ja so wohlbekannte „Reisbrei“, in dessen Inneres hier eine Mandel oder Bohne versteckt ist, welche besonders für die jungen Mädchen von größtem Interesse sind. „Denn“, so geht die alte schwedische Sage, „wer am Christabende die Bohne aus dem Reisbrei aufisst, — der oder die bekommt einen guten Mann, respective eine schöne junge Frau!“ — Ob diese Weissagung immer richtig eingetroffen ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, doch will ich es im Interesse der jungen Schwedinnen und Schweden, die am Weihnachtsabend diese bedeutungsvolle Bohne verspeisen, von ganzem Herzen wünschen. — — Auffällig war mir als Ausländerin, dass sowohl im Speisesaale der Herrschaft, wie im Dienerzimmer, an diesem festlichen Abende keine anderen Getränke als Thee und Milch serviert, beziehentlich getrunken wurden, welch letztere allerdings in Schweden von ganz besonderer Güte ist, namentlich auf dem Lande. — Welch ein Gegensatz zu dem durstigen „deutschen Vaterlande“!! — Zum Schlusse der Weihnachtsfeier naht die ganze Schar der Dienstleute, um sich bei der Hausfrau und der Familie, zu welcher sie nach schöner alter Sitte noch in fast patriarchalischem Verhältnis steht, zu bedanken, mit kurzen, wenigen Worten, aber beglückt und zufrieden über alle ihr erfüllten kleinen und größeren Wünsche. Dann kommen alle die Kinder und Kindeskinder, reichen dankend die Hand und — ohne laute Freude, aber so recht in innerlichster Weihnachtsstimmung, trennt sich der traute Kreis!

Und traulich und herzenswarm, mitten in Schnee und Eis, in Kälte und Nordsturm, wie die Weihnachtsfeier im Schlosse, so ist sie auch im Häuschen des schlichten Handwerkers, in der Hütte des Landmannes. Schweden ist ja ein armes Land, der Boden trägt nicht viel, und die lachenden, üppigen Fluren und Auen, die idyllischen Dörfer, unter blühenden Obstbäumen versteckt, die in Süddeutschland und Österreich das Auge des Wanderers erfreuen, — fehlen hier ganz. — — Einsam und zerstreut liegen die Gehöfte der Landleute, oft haben die Kinder ein bis zwei Stunden nach der Schule, die Eltern nach der nächsten Kirche oder dem Betsaal zu gehen. — Die Häuschen der Landleute, ihre Ställe und Scheunen sind mit rother Farbe übermalt, wodurch sie, mitten in der weiten Schneeebene sich wirkungsvoll vom dunkeln Tannenwald abhebend, einen recht freundlichen Anblick darbieten. Und wie sauber und reinlich sind diese schwedischen Bauernhäuser im Innern. Auch bei den Ärmsten fehlen nicht weiße Gardinen und einige winzige Blumenstöckchen am Fenster; und wo es gar zu schwer und mühsam ist, Blumen in dieser grausamen Winterkälte zur Blüte zu bringen, da muss der Epheu mit seinen dunkelgrünen Ranken die Farbe der Blumen zu ersetzen suchen. — —

Im großen, bis an die Decke des niedrigen Zimmers reichenden Kachelofen prasselt ein lustiges Feuer, weithin seine Funken versprühend, und behagliche Wärme verbreitend. Auf die blankgescheuerten Dielen ist zu Ehren des Weihnachtstages weißer Sand und dunkelgrünes Tannenreisig gestreut und auf dem Tische in der Mitte des Zimmers, der mit blendend weißer Decke gar zierlich und sauber bedeckt ist, steht der Tannenbaum mit goldenen Papiersternchen und Ketten und mit

tragend, denn ein wahrhaft frommer, gottesfürchtiger Sinn, aus tiefstem Herzen und innerlichstem Bedürfnisse kommend, ist einer der schönsten Züge des schwedischen Gemüthslebens. — — Die stimmungsvollen Weisen sind verklungen, — die süßen, alle im Hause selbstgebackenen Kuchen und Bäckereien haben die kleinen Sänger belohnt; — große Spannung malt sich auf allen Gesichtern. — — Jetzt rückt der Hausherr die umfangreichen Körbe zu sich heran, und liest mit lauter Stimme die auf den Paketen stehenden Namen und überreicht, oft begleitet von scherzhaften Ermahnungen und Anreden, dem beglückt herzueilenden Empfänger das Paket. Auch die schon erwähnten Gedichtchen werden nun laut vorgelesen und unter Theilnahme des ganzen Kreises der Dichter oder die Dichterin errathen. — Mit Eifer und Hast werden die Verschnürungen gelöst, die Siegel erbrochen, und aus dem Chaos von Papieren dann ein wertvoller Schmuck, ein sinniges Buch, ein schöner Kunstgegenstand ausgepackt. — Das „Backfischchen“ entwindet aus den Umhüllungen mit strahlendem Gesichte und erröthenden Wangen sein „erstes Ballkleid“, ihm von der gütigen „Großmama“ mit dazu passendem sinnigem Blumenschmuck, und noch sinnigerem Gedichtchen gewidmet! — — Der Knabe, dessen Eifer beim Auswickeln seiner Pakete mit dem beim Lernen seiner lateinischen Vocabeln fast Schritt hält, zeigt seinen bewundernden Schwestern „sechs“ Taschenmesser, die er im Laufe der Ereignisse, als sein alleiniges, unbestrittenes Eigenthum, nach und nach vorzuweisen vermag. — Der erwachsenen Tochter des Hauses wird ein umfangreiches Paket überreicht, als dessen Geber sie sofort den liebenswürdigen Herrn Bruder, den allezeit zu Scherzen und zarten Neckereien aufgelegten „Studenten“ erräth. Es enthält eine entzückende kleine Bronzestatue des gefährlichen, bogenschnellenden Gottes; — und in dem begleitenden Gedichtchen wird dem trefflichen kleinen Schützen das Herz der so kalten jungen Dame für das kommende Jahr als besonders interessantes Ziel warm anempfohlen. — —

Allmählich leeren sich die Körbe; der Parquet-Boden des großen Saales ist unter förmlichen Wogen von Papier verschwunden, alle Stühle, Tische, Tischchen und Sessel sind schon bedeckt mit den reizendsten und schönsten, den praktischsten und den überflüssigsten Sachen. Die kleinen Mädchen haben bereits den neuen Püppchen die Kleider verschiedentlichstemale aus-, und ganz verkehrt wieder angezogen. — Die Großmama versichert den jungen Enkelinnen, indem sie aus einem Pakete eine große, buntgeflickte, allerdings noch nicht ganz vollendete Tischdecke herauswickelt, als deren Geberinnen sich die jungen Mädchen durch das fieberhafte Interesse, welches sie an diesem Vorgange nehmen, augenblicklich verrathen, dass eben eine solche Decke ihr höchster Wunsch auf dieser Welt gewesen sei und, dass gerade in der „Nichtfertigstellung“ nur ein Reiz mehr für sie liege. — Das kleinste Kindchen wird allmählich müde und soll „zu Bett“ gebracht werden, doch ist „baby“ ob dieser Zumuthung, sich von all dieser Herrlichkeit zu trennen, aufs äußerste empört, und protestiert sehr energisch dagegen. — Der arme Hausherr, der von all dem Vorlesen und Recitieren ganz heiser geworden, frischt seine allerletzten Kräfte durch ein Glas Punsch zur „Schlussnummer“ auf! — —

Im Dienerzimmer hat währenddem der gleiche Vorgang stattgefunden; nur war natürlich die Auswahl der Geschenke eine andere. — Denn zweifelsohne weiß die rüstige Köchin einem bunten warmen Rocke und einer dicken Pelzjacke mehr Geschmack abzugewinnen, als einer Amor-Statue;

Wissen, mit ihrem Jagen nach Genufs und ihrem Behagen an äußeren Vergnügungen, so selten, so sehr selten zu finden ist! — —

Am Morgen des ersten Weihnachtstages, da fährt, trotz hohen, hohen Schnees, trotz Sturm und Kälte, der alte Bauer mit der ganzen Familie hin nach dem kleinen Betsaale, wo in Ermanglung einer Kirche der Festgottesdienst abgehalten wird. Nur die Greisin und die jüngsten Kinder bleiben zuhause und die Alte liest für sich in stiller Beschaulichkeit die liebliche Weihnachtsgeschichte, welche, vom Stalle in Bethlehem erklingend, seit 2000 Jahren fast die Welt erfreut und erhellt! — — Durch tiefen Schnee stampft tapfer das kräftige Pferd, die Glocken und Schellen am kleinen Schlitten klingen lustig in der klaren, kalten Winterluft! — Nun sind sie alle angelangt am Betsaal und treten andachtsvoll in den so einfachen Raum. Keine farbenprunkenden Bilder fesseln hier das Auge, keine klangvolle Orgel und kein geschulter Sängerchor bieten dem Ohre Genufs — nüchtern und unscheinbar, ohne jeden äußeren Prunk wird in dem bescheidenen, stillen Raume der Gottesdienst gehalten. Und doch, wie innig klingen die alten, schönen, frommen Weihnachtslieder, aus der Väter Tagen, von der kleinen Gemeinde so hingebend gesungen; — welche tiefe innere Andacht herrscht bei den warmen Worten des Predigers! — — — — — Erbaut und erhoben zieht jeder nach Schlufs des Gottesdienstes heim, der Landmann in seine trauliche Hütte, der Gutsherr in sein, trotz aller Größe, so wohnliches und comfortables Herrenhaus. — Schulter an Schulter saß hier, im ländlichen Betsaale, der Herr und der ärmste Bauer zusammen, jeden Unterschied der Stände, den in Schweden, wie nirgendswo anders in der Welt, die gebildeten besitzenden Kreise so wenig betonen, am lieben Weihnachtsfeste vollständig verwischend. — Das ist ja hauptsächlich das Schöne, das Nachahmungswerte im schwedischen Volksleben, das den fremden Ausländer anfänglich so erstaunt macht und dann mit Bewunderung erfüllt; — diese Anerkennung des Menschenwertes, auch im schlichtesten, einfachsten und ärmsten Landmanne, diese wahrhaft väterliche Fürsorge des Gutsherrn und Arbeitgebers für seine Untergebenen und Arbeiter, — und das Bemühen um ihr physisches und moralisches Wohl! —

Und natürlich kommt gerade am Feste der Nächstenliebe, am holden Christfeste, dieser schöne Zug am meisten zum Vorschein, und gibt den Weihnachtstagen erst die wahrhaft sittliche und religiöse Weihe — — — — Das ist die herrlichste Aufgabe des Christenthums, die reinste Lösung der so vielumstrittenen „socialen Frage“, — dieses Achten und Schätzen der Menschenrechte und des wahren Menschenglückes, ohne Ansehen der äußeren materiellen Verhältnisse und des anerzogenen und angelernten Wissens. — — — Und weil wohl kaum irgendwo in der ganzen Welt dieses Gebot des „praktischen Christenthums“ so innig und so oft erfüllt wird, wie in Schweden, — deshalb ist es auch für den Fremdling aus dem Süden, trotz Schnee und Eis und Stürmen, so warm, so lieblich warm, am Weihnachtsfeste im kalten Norden!

kleinen bunten Lichtern geschmückt. Um den Tisch sitzen die Familienglieder versammelt, der würdige Großvater liest aus der uralten Bibel das poesievolle Weihnachts-Evangelium, und andachtsvoll lauschen ihm das greise Mütterchen mit dem runzeligen und doch so friedlichen Antlitze und die Kinder, zum Theile aus weiter Ferne, zum Besuche der greisen Eltern am Weihnachtsfeste herbeigeeilt. Sogar der Sohn, der sich im fernen Westen eine neue Existenz und ein neues Heim gegründet hat, ihn hat die Sehnsucht nach dem kleinen Christbaum in der niedrigen Hütte, am stillen See und nach den guten blauen Augen der alten Mutter herübergelockt über den Atlantischen Ocean. — Und jetzt sitzt er wieder, wie einst als Knabe, am einfachen Tische und sieht das von der welken zitternden Hand der Greisin geschmückte Bäumchen und hört die von Kindheit an gewohnten frommen Worte von den Lippen des weißgelockten Vaters. — — Da — plötzlich, werden alle durch ein heftiges Klopfen aus ihren frommen Betrachtungen aufgeschreckt, die Thüre öffnet sich, eine helle Stimme ruft neckisch „jul-klapp", und ein großes Paket, verschnürt und versiegelt, wie die Pakete dort im Schlosse, fliegt herein. Schnell eilen alle herzu, die Aufschrift zu lesen, und den Bindfaden zu lösen, — — da tönt wieder ein fröhliches „jul-klapp", und ein neuer geheimnisvoller Gegenstand wird von unsichtbaren Händen hereingeworfen. Und immer öfter und in immer kürzeren Pausen erklingt das fröhliche „jul-klapp", „jul-klapp" und große und kleine, lange und kurze Pakete und Paketchen folgen sich nun, scheinbar unaufhörlich. — — Im Zimmer hat man indessen mit gleichem Feuereifer, wie dort im Schlosse, die Schnüre gelöst, die Papiere entfernt und mit stiller Freude und Bewunderung, da ein warmes wollenes Tuch für das alte Mütterchen, eine neue Weste mit großen metallenen Knöpfen für den würdigen Hausvater, ein Buch mit vielversprechendem Bilderschmuck für den jüngsten Sohn herausgefunden. Wie glänzt das hellblaue Auge des kleinen blondlockigen, rothwangigen Knaben, den die junge Schwiegertochter auf den Armen hält, dankerfüllt der Großmutter entgegen, die soeben ein Pferdchen mit Zaum und Zügel für das Enkelkind aus einem Riesenpakete herausschält. Es ist schlecht und plump gearbeitet, billige, einfache Fabrikswaare; aber der blonde Junge und die zitternde Alte und die beglückte junge Mutter, — — sie finden es doch gleich schön und kunstvoll. — — — Dann setzt sich die vergnügte kleine Familie in die saubere Küche, um den mächtigen Herd, denn dort ist der Platz für das Weihnachtsmahl seit uralten Zeiten in Schweden, und wie an der Tafel im Speisesaal des Gutsherrn, so auch hier, ist der Reisbrei mit der verhängnisvollen Bohne und „lut-fisk" das beliebteste und uraltgewohnte Weihnachtsgericht, das in keinem schwedischen Hause fehlen darf. — — Draußen heult der Sturm und wirft den Schnee an die kleinen Fenster des rothbemalten Häuschens und die hohen Scheiben des Gutshauses; — — aber drinnen merkt man nichts von des Sturmes Toben, — warm und gemüthlich ist es hier wie dort. — Doch die warme, echte Wärme im schwedischen Schlosse und in der Bauernhütte, die stammt nicht aus dem flackernden Marmorkamine, nicht vom prasselnden Riesenkachelofen, — die kommt aus innerstem Herzen. Aus jenen Gefühlen echter, schlichter Frömmigkeit und aufopfernder, treuer Liebe, die erst dem Weihnachtsfeste die rechte Weihnachtsstimmung geben, — welche Weihnachtsstimmung leider in unseren großen, glänzenden Städten, mit all ihrer vielen Klugheit und ihrem vielen

Du schweigst. — Ihr Götter, vor des Hauses Herd
Fleh' ich zu euch, wie ich für jede Freude,
Für meine Söhne euch gedankt auch hier!
Erweckt in seiner Brust Erinnerung
An jene Stunden, wo er dieses Haus
Als letzte Zuflucht pries in einer Stadt,
In der Gewalt und List das Volk bezwang;
Weckt die Erinnerung an jene Stunde,
Als du den ersten Sohn von meinem Arme
Mit frohem Blicke hobst, — kannst du ihn jetzt
Dem Beile weih'n?

Brutus. Es trifft auch uns're Schuld.
Wir ließen sie in jene Königsburg,
Wo Stolz und Laster auf dem Throne prahlten,
Als Gäste zu den Festgelagen zieh'n —
Mit offnem Auge blind! — dort schlürften sie
Das Gift aus jedem Becher, jedem Blick
Und dass wir uns vertraut in unsern Kindern,
Bringt uns und ihnen jetzt den Untergang.

Sabina. Du kannst verzeih'n, du darfst! nicht sie allein
Befleckt die Schuld, Rom selber trug, — wie lang!
Des stolzen Ungeheuers hartes Joch,
Bis du die Schmach der Unterdrückung brachst.

Brutus. Die Römer waren Brutus' Söhne nicht.

Sabina. Sie frei zu sprechen, wag' ich selber nicht,
Nur bitten will ich, schenke Titus mir;
Kaum warf er noch des Knaben Spielzeug fort
Und soll jetzt sterben, eh' die volle Schwere
Der übereilten That er noch erwog.
O schenk' ihn mir! . . . doch halt, du tödtest Markus!
Weh' mir, mein eignes Wort verurtheilt ihn,
Und doch ist er kaum schuldiger als Titus,
Den leichte Jugend blendete, wo ihm
Die Glut der Leidenschaft die Sinne band. —
Du darfst allein nicht richten! Hab ich denn
Kein Recht als Mutter über meine Söhne?
Zählt nicht mein Wort beim Urtheil auch? — Hab' ich
Geboren sie mit Schmerz, soll ich sie jetzt
Verlieren noch mit Schmerz?

Brutus. Duld' ich nicht auch?

Sabina. O Brutus! Sieh zu deinen Füßen mich:
Für Blut nimm Thränen, nimm für ihren Tod
Der Mutter Todesqual.

Brutus. Mein armes Weib!

Sabina. Nennst du mich arm? — Jawohl, wir waren reich,
Als uns're Söhne unser Alter schmückten.
Wir waren reich! — jetzt bin ich arm, allein . .
Dir bleibt ja Rom, dies Rom, das bald vielleicht
Im Kampfe ihren Heldenarm vermisst
Und dir dann flucht, dass du sie hingeopfert,
Wenn an die Thore schlägt des Feindes Sturm.

Brutus. Nicht heut verloren wir die Söhne erst;
Die Stunde, wo sie jene finstre That
Beschlossen, reißt sie fort vom Hausaltar,
Fort in das Grab.

(Die Lictoren treten auf.)

Ich kehre bald zurück
Und dann lass trauern uns, dass Roms Geschick
An unserm Blute sich erfüllen musste,
Lass beten uns, dass bald der Götter Schluss
Hinab uns sende zu des Lethe Strand.

(Ab mit den Lictoren.)

Sabina. O Brutus, — Vater! — warum lässt du mich
Allein im tiefsten Leid? — Ihr Himmelsmächte
Ihr seid die letzte Zuflucht der Bedrängten,
Hemmt seinen Schritt, o hemmt das Richterbeil!

(Trompetenstoß hinter der Bühne.)

Vernimm dein Todesurtheil, Mutterherz!

(Sie geht gegen den Hintergrund und sinkt auf die Knie.)

Ich kann nicht mehr, die Knie sinken ein,
Die Arme nur vermag ich noch zu heben,
Gebet und Thränen send' ich durch die Wolken,
Erbarmet euch!

Volk. Fluch den Verräthern, Fluch!

(Sabina steht auf.)

Sabina. O undankbares Volk! Wie oft erhobt
Ihr beim Triumphe jauchzend sonst die Stimmen,
Wenn Markus siegreich kehrte aus der Schlacht
Und ihr die Beute in die Häuser schlepptet,
Die er euch gab.

Volk. Fluch den Verräthern, Fluch!

Publius. Vor dein Gericht stell' ich die Frevler hier,
Wie du befohlen, Consul. Ihre That
Bedarf nicht des Beweises. Keiner leugnet.
Sprich nach dem Recht ihr Urtheil!

Die Tarquinier.

Ein Trauerspiel von **Adolf Pichler.**

(Schluss.)

Fünfter Act.

Halle im Hause des Brutus. Vorn quer durch die Bühne eine niedrige Terrasse; sie ist vom Hintergrunde durch ein Geländer getrennt und durch einen Vorhang abgeschlossen.

Brutus. Wie Meeresrauschen dröhnt des Volkes Tosen
Vom Marsfeld her; dort steht der Richterstuhl
Und jedes Auge sucht den Richter schon
Und harrt des Spruches, der aufs neue Rom
Vor Göttern und vor Menschen gründen soll.
Nicht zögern darf ich; wie ein matter Puls
Verrann im Stundenglas der letzte Sand.

(Senatoren treten ein.)

Senator I. Wir danken dir, dass du nicht kamst zu richten.
Senator II. Wir danken dir, dass Gnade du geschenkt.
Senator I. Schilt der und jener sie Verräther auch,
So lass sie schelten, liegt in deiner Hand
Doch alle Macht!
Senator II. Das Volk harrt auf den Herold,
Der mit dem Ölzweig die Verzeihung bringt.
Brutus. Kannst du es denken, Freund: es wird ein Frevler
Vor dich geschleppt. Sei er auch schlecht, er reicht
An uns'rer Söhne Schuld so wenig als
Das tiefste Meer dort zum Soractegipfel.
Du sollst ihn richten; sprich das Urtheil aus:
Erröthend musst du ihm zu Füßen fallen,
Ihn um Verzeihung bitten, dass der Lictor
Zu binden ihn gewagt. Und hat der Tod
Von deinem Richterstuhle dich gestoßen,
Soll ihn besteigen solch ein Sohn? nein, nie!
Das wollt ihr nie!
Senator I. Wie schnell vergisst das Volk
Den Frevel, der im Vorsatz schon erstickte!
Brutus. Doch wie sich Glied an Glied zur Kette schlingt,
Die uns zum Abgrund durch die Schwere reißt,
So wirkt auch unser Spruch und bindet Rom.
Senator II. Was nützt die Welt uns, mordest du die Söhne,
Für welche wir zum Erbe sie erringen.
Brutus. Lasst uns zum Forum geh'n!

(Die Senatoren ab.)

(Zu einem Diener) Ruf' die Lictoren.

(Sabina tritt ein.)

Sabina. Die Senatoren schritten stumm hinaus
Und als ich fragte, sah mich einer an
So mitleidsvoll und traurig, dass die Angst
Des Todes bang erfüllte meine Brust. —
Du schweigst, o Brutus! Meine Söhne, — bleib!
Ich fordre sie von dir.
Brutus. Nein, von den Göttern Roms.
Sabina. Weil ich so oft als Opfer sie geschmückt.
Für ihre Schlachten? — Kämen sie zurück
Todt auf dem Schild, ich säh' es trocknen Auges,
Wie ich sie trocknen Auges oft entsandt
Und ihnen selbst den Speer gereicht zum Kampf. —
Durch Henkers Hand! Mein Innerstes empört
Sich schauernd gegen dich.
Brutus. Und gegen Rom!
Sabina. Rom selber widerspricht dir, hört es stumm
Gelähmt von Grau'n, des Vaters schrecklich Urtheil,
Der seine Söhne zum Schaffot verdammt.
Du blickst hinaus ins Weite kalt und bleich,
Kalt deine Hand, — o damals war dein Auge
So finster nicht, als du zum Herd mich führtest
Und einer glanzerhellten Zukunft Bild
Mir vor die Seele zauberte dein Wort.

Zweite Scene.

(Halle zu Veji. Tarquin mit der Krone, im königlichen Purpurmantel. Aruns.

Aruns. Verfolgt, gejagt, gehetzt von allen Seiten,
Entronnen kaum Gefangenschaft und Tod!
Sie sollen uns doch nicht entmuthigt seh'n!
Hass gegen Hass! Fluch gegen Fluch!
Was wir versuchen, mögen sie's zerstören;
Sie reiben sich mit uns zugleich nur auf.
Wer immer wagt, gewinnt am Ende doch!
Gut ist zum Angriff die Gelegenheit,
So besser, weil sie schwerlich ihn erwarten,
Denn die Verschworenen kämpfen jetzt zu Rom
Für Leib und Leben, oder wenn sie feig
Sich fangen ließen, herrscht Verwirrung doch,
Und Brutus selbst, ins tiefste Herz getroffen,
Denkt an die Söhne mehr noch als an Rom.
Meinst du nicht auch? Wir dürfen hoffen jetzt
Und darum sei's gewagt.

Tarquin. Zum letztenmal!
Die Siege nicht, die Rom uns abgerungen
Erfüllen meine Brust so tief mit Schmerz;
Denn lohnt' es, wäre Rom nicht eben Rom,
Um Kindertand zu greifen an das Schwert? —
Nicht diese Siege; doch gesteh'n muss ich,
Es bleibt uns nichts mehr übrig zu beginnen
Und ob wir hoffen dürfen, zeigt sich bald.

Aruns. Beugt dich der Kampf der letzten Nacht so tief?
Nenn's Glück, dass ihren Reitern wir entgiengen!
Verloren ist zwar viel, doch zu gewinnen
Bleibt alles noch.

Tarquin. Als die Sibylla einst
Mir jene Schicksalsbücher bot zum Kauf,
Wies ich sie fort. Was sollten sie die Götter
Besuchen in der Grotte, wenn sie nicht
Sich meldeten in meiner Königshalle? —
Sie aber hob den Arm, mit einemmale
Sah ich, als schwänd' vor meinem Blick der Nebel,
Die Geister Roms. Sie schwebten auf und nieder
Am Kapitol in dunkeln Wetterwolken;
In ihrer Mitte, stolz und feuerhell,
Erhob der Schutzgeist uns'res Hauses sich.
Ich wandte mich entzückt zur Seherin;
Sie aber hatte schweigend mich verlassen;
Doch aufgeschlagen lag vor mir das Buch.
Ich las mit Hast: „Tarquin, vernimm! es flieht
Dein Genius aus jener Geister Mitte,
Die Rom beherrschen, und du fliehst mit ihm!
Zwar vieles wirst du wagen, wenn jedoch
Der Thor, der aus dem Thore Roms dich trieb,
Vor seinem Tode zweifach starb für Rom,
Dann wird er sein den Göttern gleich an Ehre,
Und gegen Rom kämpfst du zum letztenmal." —
Empört warf ich das Buch zum Boden hin
Und sann auf Rache für das Gaukelspiel.
Jetzt tritt mir vor die Seele jener Spruch
Und ahnend fürcht' ich seinen Doppelsinn:
Den Tod von Brutus' Söhnen kündet er!
Die letzte Schlacht ist's, die wir heute schlagen,
Zum letztenmal leg' ich den Purpur an,
Zum letztenmal trag' ich das Diadem.
Als König hab' ich stets gelebt, als König!
So will ich's sein zum letzten Athemzug,
Als König schreit' ich durch des Orkus Thor
Und die im Leben mir gehorcht, sie haben
Es unten nicht vergessen, dass ich einst
Ihr König war, dort oben wird es Rom
Erzählen noch dem künftigen Geschlecht.
Dir bleibt die Jugend, und die Jugend hat
Die Zeit vor sich und in der Zeit die Hoffnung:
Verlass Italien mit den Genossen,
Leicht gründest du den Thron im fremden Land,
Dass unser Haus stets Rom wie ein Komet
Von fern bedroh', bis sich das Schicksal ändert
Und es zurückführt an den Tiberstrand.

Aruns. Italien verlass' ich nie. Ich strecke
Mit Riesenkraft die Arme aus nach Rom;
Sind sie mir abgehau'n, dann will ich noch
Es fassen mit den Zähnen. — Nein, nein, nein!
Die letzte Schlacht? — Und ist's die letzte, gut!
So wünsch ich nur, es sei das Märchen wahr:
Dass nach dem Tod die Seele jenseits lebe
Und wiederkehre; ja, dann wollt ich
Als Dämon schwarz vor Brutus' Lager treten,
Ihn zur Verzweiflung treiben, bis er sich,
Um zu entgeh'n den Qualen, selber trifft.
Jetzt lasst uns eilen, ehe noch der Funke
Von Tapferkeit, den ich bei diesen Vejern
Mit Müh' geweckt, erlischt.

(Augusta, gefolgt von Sclavinnen mit Opfergeräth.)

(Sabina ist an das Geländer getreten, der Vorhang weicht nach beiden Seiten zurück und gestattet den Ausblick in den tiefen, rückwärts allmählich sich erhöhenden Grund des Forums. Im Vordergrund und zu beiden Seiten Volk. Im freien Mittelraume Brutus auf der sella curulis . . . Zur Rechten Publius und Krieger, zur Linken die Verschworenen vor einer Reihe von Bewaffneten. Auf einer Bühne rückwärts von der Säule das Schaffot, der Lictor steht in ruhiger Haltung mit dem Beil daneben. Nach hinten bis zu den Mauern der Stadt und zwischen den Zinnen Volk.

Sabina. Meine Söhne!
Brutus. So vernehmt den Spruch,
Den das Gesetz auf ihre Häupter legt:
Dem Tod vervehmt ist jeder, der Tarquin
Und seinem Stamm zu öffnen strebt die Thore!
So lautet das Gesetz, das ihr beschlosst,
Als ihr dem Vaterlande Treue schwort.
Doch altes Recht, gebaut auf Vätersitte
Verlangt zu hören die Beschuldigten.
Drum lade jeden vor den Richterstuhl.
Publius. Ahala!
Ahala. Nach dem Alphabet schulmäßig!
Fang an mit A, zum Z bringst du's wohl kaum!
Brutus. Hast du nur Thorheit zur Vertheidigung?
Ahala. Ich? — wohl! — Ich schlage dir ein Schnippchen heut!
Wir sind verurtheilt, doch was liegt daran? —
Ein maulvoll Erde, dann ist es vorbei!
Im Grabe zwickt mich keine Gicht. Marullus,
Was siehst du bleich? diesmal hast du verspielt
Und deine Würfel waren stets gefälscht!
Lass sterben uns, so lustig wie wir lebten! —
Cominius, dich trifft's, du bist der Nächste,
Kalt ist des Beiles Kuss; du bist gewohnt
Zu pflücken ihn von frischer Mädchenlippe, —
Doch nein, Aquilius steht voran, lebt wohl!

Steigt mit Marullus, Cominius und anderen auf das Schaffot und stellt sich hinter den Block.

Publius. Aquilius!
Aquilius. An List und Hinterhalt
O Brutus übertriffst du mich, doch mehr
Hat noch das blinde Glück für dich gethan,
Der Zufall, den du nicht berechnen konntest.
Du hast gesiegt, mir widerfährt mein Recht,
Doch freue dich, du Sieger, wenn du — kannst.

(Steigt auf das Schaffot.)

Publius. Der Augur!
Augur. Wagt ihr mich zu richten wohl?
Den Göttern nur bin ich verantwortlich,
Die mich zu ihrem Priester einst erkoren.
Brutus. Eh Priester noch, warst Bürger du von Rom.
Augur. Weit über niedres Erdenrecht hebt mich
Mein heilig Amt empor zur ihrem Thron!
Wer darf berühren mich? — Weh' ihm!
Weh über Rom, weh dreimal über Rom,
Weh über ungeborene Geschlechter
Und ihre Mütter, wenn ihr euch vergreift
An einem Haare meines Hauptes nur.
Nicht ihr habt hier zu richten über mich,
Der Priester richtet über diese Welt!
Brutus. So send' ich dich zur Unterwelt, dort sitzt
Ein Gott auf eh'rnem Richterstuhl; verdamm' er
Zu Tantals Flammenqual auf ewig dich!
Publius. Marcus!

(Pause, das Volk murmelt, Sabina beugt sich angstvoll über die Brüstung.)

Brutus. O Sabina!

(Er lehnt sich verstummend in den Stuhl zurück.)

Marcus. Ich selber trete vor
Und bitte um das Todesurtheil dich. —
Ich will es selbst! — Was weinst du, theurer Vater?
Lass uns versöhnen Rom vor diesem Altar
Und durch das Opfer tilgen unsere Schuld.

(Brutus steigt von der sella curulis nieder und umarmt ihn und Titus.)

Brutus. Mit diesem Abschiedskusse weih' ich dich
Und deinen Bruder einem heiligen Tod.
Habt ihr gefrevelt, euer eigener Wille
Macht euch jetzt rein und für das Vaterland . . .
Ihr beide sterbt jetzt für das Vaterland!

(Marcus die Arme gegen Sabina hebend.)

Marcus. Leb' wohl, o Mutter, und verzeih' uns noch,
Was wir gesündiget an deiner Liebe!
Zum Herd des Hauses, welchen wir entweiht,
Tritt hin für uns und leg' den Ölzweig nieder.

(Titus bei der Hand ergreifend.)

Folg' muthig mir, lass sterben uns als Römer!

(Er steigt mit ihm auf das Schaffot.)

So sei gesegnet, hehre Stadt! Ich schaue
Zum letztenmal auf deine sieben Hügel;
Aus unsrem Blute wird der Lorbeer sprossen
Und krönen Rom zur Herrscherin der Welt!

(Er kniet nieder und legt das Haupt auf den Block. Während der Henker das Beil hebt, verhüllt Brutus das Antlitz, Sabina sinkt auf die Brüstung nieder, die Scene verwandelt sich.)

Publius. Der Vejer?
Brutus. Sollte heut' uns jener Feind, Der jeden Tag den Göttern dankt, wo er Nicht fechten darf —
Publius. Ich will es selber seh'n! (ab.)
Tullus. Voran den Vejern stürmt im weißen Kleid
Ein Frauenbild. Das dunkle Auge glüht
Im bleichen Antlitz, unverwandten Blickes
Als säh' sie nur das Ziel, nicht die Gefahr.
Wie eine Rachegöttin, athemlos
Drängt sie auf uns. Weg flogen Schild und Schwert,
Gleich einer Memme floh, wer sie geseh'n.
So stürzt sie fort, der Graben hemmt sie nicht,
Es sinkt der Wall, die Palissade fällt,
Mit einemmale steht sie auf der Höhe
Und weithin flattert ihr Gewand im Wind
Wie eine Fahne. Massenhaft und breit
Dringt ihr die Flut der Vejer nach; das ist
Nicht Menschenkraft, was sie emporgetragen.

(Vindicius stürzt herein.)

Vindicius. O Brutus, Publius —
Brutus. Er hat gesiegt!
Vindicius. Vergebens stemmt' er sich, sein Helmbusch sank
Und d'rüber rast die Flucht wie ein Orkan.
Denn wider uns kämpft eine Eumenide
Hoch wie der längste Speer. Vernichtend dringt
Aus ihrem Munde Feuerqualm und Rauch.
Brutus. Sah's eure Furcht? — Für diesen König kämpft
Kein Gott mehr! Und für ihn genügen wir.

(Alle ab.)

Während einer kriegerischen Musik wird das Zelt weggeschoben, so das die Bühne und der Hintergrund frei ist. Freier Platz zwischen den Zelten des römischen Lagers. Aruns, Vejer, dann Atellius und Augusta mit Kriegern später Brutus, Tullus und Römer. Tarquin, Mamilius, Vejer.

Aruns. Die Rache blüht, drängt auf der Ferse nach,
Dass sie verzweifeln'd zwischen Schwert und Flamme
Nicht mehr entflieh'n, gönnt ihnen keine Rast!

(Trauermarsch. Als er abgehen will, tritt ihm Atellius mit einer Schar Krieger entgegen. Sie tragen auf den Lanzenschäften die verwundete Augusta in den Vordergrund.)

Aruns. Augusta!
Atellius. Sie lag hingestreckt am Boden
Die Brust vom Speer durchbort. Zerstreut im Lager
War rings der Vejer Schar, die ihr gefolgt
Und plünderte.

Aruns. So treffe sie der Römer!
Das Leben ausgelöscht! Da hilft kein Arzt
Das kenn' ich gut! — O meine Schwester! — still
Sie athmet noch, sie schägt die Augen auf!

(Augusta richtet sich langsam auf.)

Augusta. Stütz' mir das Haupt! du weinst? Auch Aruns ist
Nicht Aruns mehr! So weih'n die Götter uns
Zum Untergang. Leb' wohl! noch einen Blick! —
Auf ewig wohl! Du goldnes Sonnenlicht
Willst du mir leuchten noch am Hochzeitstag,
Warum verglimmst du heut vor Abend schon! (Stirbt.)
Aruns. Deckt sie mit euren Schildern, bis wir Lorbeer
Auf ihre Bahre streu'n. O meine Schwester!
Ich will dich rächen, ist's das Letzte doch,
Was dir des Bruders Arm gewähren kann!

(Brutus dringt mit Römern heran.)

Aruns. Zu dieser Leiche, Brutus, ruf ich dich,
Zum Todtenopfer ruf ich dich!
Du magst es in der Unterwelt noch rühmen,
Dass deinen Staub ich diesem Staube mische.
Zum Kampf! zum Kampf! dann weih' ich dieses Schwert
Im schwersten Fluch mit deinem Blut der Hölle. —
Brutus. Ich rufe gegen dich die Götter Roms. —

(Sie fechten.)

Aruns. Dass sie mit dir es in den Abgrund schleudern!
Brutus. Auf deines Stammes Grab es zu erhöh'n!

(Verwunden sich gegenseitig. Aruns fällt.)

Brutus. Rom ist gerettet!
Aruns. Lass Atellius
Den Klumpen hier, der Aruns einst geheißen!
Such' meinen Vater, dass nicht Publius
Zum Kapitol ihn im Triumphe schleppe
Und ihm der Pöbel in das Antlitz spuckt.
Mein Blut genügt! Wie grau wird diese Welt!
Auch Brutus sinkt — das Narrenspiel ist aus. (Stirbt.)
Brutus. So niedrig jetzt, was kurz zuvor so hoch,
So winzig an dem Thor der Ewigkeit!
Und doch war schlecht und eitel nicht mein Thun,

Tarquin. Augusta!
Aruns. Nimm Pfeil und Bogen statt der Opferschale,
Die Schlacht beginnt!
Augusta. Du stehst gerüstet schon?
Aruns. So trüb der Blick, der hell und glänzend sonst
Dem Sturm der Schlacht entgegen sah, das könnte
Mir einen Schatten in die Seele werfen!
Lass mit dem Opferrauch das Truggebild
Der Nacht entflieh'n.
Augusta. Das Zwielicht glänzte schon,
Als wir vor Publius nach Veji floh'n.
Ich setzte mich ermüdet auf das Lager,
Bis Schmerz und Sorge mir die Augen schloss.
Was mich umgab, verschwamm in trübem Nebel;
Da fand ich mich, — nicht war's ein Traum wie sonst, —
Nein, deutlich, wie ich euch hier seh' und höre, —
Mit Marcus im geschmückten Brautgemach,
Er schwur mir Liebe, plötzlich ward er bleich,
Er zitterte, und auf den Boden rollte
Sein blutbespritztes Haupt. Ich hob es auf,
Ich wollt' es küssen; aus den Lippen fuhr
Es wie ein Sturm und trieb mich durch die Wogen
Der wilden Schlacht, bis kalt mein Herz erstarrte
Und ich als Todte bei dem Todten lag.
Aruns. Ein Traum, und die Sibylla, was gilt mehr?
Am meisten wohl Atellius, den wir
Um sich're Botschaft abgesandt.

(Atellius tritt auf.)

Augusta. Die Haare wild verwirrt, das Auge weit,
Als hätt' er dort Entsetzliches geschaut!
Atellius. Schickt mich nicht mehr; ich habe viel geseh'n
In Schlacht und Sturm, und kaum gezuckt dabei, —
Zu Rom, da graute mir; ich musst' es greifen
Uud griff ins Blut, das vom Schaffote rann.
Aruns. Besinne dich.
Atellius. Ihr kennt die Lucke kaum,
Wo von der Mauer hängt der Feigenbaum;
Ich klomm hinauf und schlich zum Marsfeld hin.
Es stand das Volk gedrängt, dass keine Nadel
Gefallen wär', und wäre sie gefallen,
Man hätt' es leicht gehört; sie waren stumm
Und schauten lang empor, wo Brutus saß.
Er sprach das Urtheil. Den Verschwornen,
Den Söhnen auch! — als es vollzogen ward, —
Verhüllt' er das Gesicht und sank zurück;
Ein Wonnelaut ist jeder Seufzer, der
Sich durch die Nacht der Hölle ringt, so hell
Wie schneidend Erz drang es durch seine Lippen.
Aruns. Ich glaub' es nicht!
Tarquin. Ich denke der Sibylla!

(Augusta ab.)

Aruns. O Schwester! — Aus der Wange wich das Blut,
Ihr Auge rollt, als wirble sie der Wahnsinn
Nach Rom zu seinem Grab; verlasst sie nicht!
Ich bahne dir mit diesem Schwert den Weg!

(Alle ab.)

Dritte Scene.

Das römische Lager. Im Vordergrunde schließt ein Zelt den Raum. Brutus, Publius, Caeso, Tullus, Vindicius.

Publius. Wie du befohlen, steht es aufgesetzt:
„Es ist zum Kriegsdienst jeglicher verpflichtet
Sogar der Witwe Sohn."
Brutus. Das sagt' ich nicht.
Publius. Ich zweifelte beim Schreiben,
Doch du sprachest:
Auf jedes Leben steht dem Vaterland
Der Anspruch frei.
Brutus. Wie alt ist der Entwurf?
Publius. Nur eine Woche.
Brutus. Ändern wir es ab:
Die Witwe mag behalten ihren Sohn!

(Caeso tritt auf.)

Caeso. Der Feind ist aufgestellt, es schreitet Aruns
Mit lautem Ruf' schon durch die Reihen hin
Und treibt sie trotzig gegen uns.
Brutus. So wird es
Ein schwerer Kampf, weil es das Letzte gilt. (Trompeten.)

(Tullus hastig.)

Tullus. Zum Wall! zum Wall! die ersten Wachen sind
Geschlagen schon, die andern im Gedränge.
Sie griffen an, und nah und näher wogt
Hieher die Flucht.
Brutus. Ihr warft sie nicht zurück?
Tullus. Hört ihr der Vejer wilden Siegeslärm?

Ein Classiker der Wiener Literatur.

Von Gust. Andr. Ressel.

Am 7. December dieses Jahres feiert Friedrich Schlögl, einer der bedeutendsten Volksschriftsteller Österreichs, der Classiker der Wiener Sittenschilderung, sein siebenzigstes Geburtsfest. Das deutsche Volk in Österreich und auch jenes außerhalb der heimatlichen Marken, insbesondere aber Schlögls Vaterstadt wird an diesem Tage eine alte Ehrenschuld zu zahlen und Schlögl seinem vollen Werte nach zu würdigen haben.

Schlögls äußerer Lebenslauf ist ein höchst einfacher. Als der Sohn armer Handwerksleute in Wien geboren, konnte er mit knapper Noth die Gymnasialstudien beenden. In seiner Skizze „Ein paar alte Leute" hatte er nachmals seinen Eltern ein ergreifendes Denkmal gesetzt; eine Stelle in seinem „Von den besten Büchern" spricht für die geistige Strebsamkeit der Eltern. 1840 trat Schlögl, da er nunmehr für seinen Unterhalt selbst zu sorgen hatte, als Beamter in eine Militärrechnungskanzlei ein und erhielt nach neunjähriger Dienstfrohne einen Monatsgehalt von — vierzehn Gulden! Die geistige Öde, welche damals in jenen Ämtern herrschte, hat er in seinem Büchlein über Ferdinand Sauter lebhaft veranschaulicht. Endlich wurde Schlögl zur Hofkriegsbuchhaltung versetzt, trat aber, da für ihn als Subalternbeamter die Aussichten zu ungünstig waren, 1870 in den Ruhestand.

Reich ist dagegen des Dichters innerer Lebensgang, der aus seinen Werken spricht. Schlögl begann seine schriftstellerische Thätigkeit bereits im Jahre 1840 bei Zeitschriften, Sammelwerken und Kalendern. Er schrieb seit dem Jahre 1857 für das Wiener Witzblatt „Figaro", weiters für den „Wanderer", und seit 1867 für das „Neue Wiener Tagblatt", gründete mit Sitter die in ihrer Art gleich den „Fliegenden Blättern" einzige Beilage „Wiener Luft" zum „Figaro", welche in den ersten Jahren ihres Bestandes fast ausschließlich Beiträge aus Schlögls Feder brachte. Auch dem „Heimgarten" ist er stets ein treuer Mitarbeiter gewesen. Von seinen in Buchform erschienenen Schriften sind die Sammlungen „Wiener Blut", „Wiener Luft", „Wienerisches" und „Das curiose Buch" die bedeutendsten.

Schlögl ist allen seinen Nachfolgern auf dem zuerst von ihm betretenen Gebiete der Wiener Sittenschilderung der letzten Jahrzehnte durch seinen tiefen sittlichen Ernst, seine edlen Absichten, durch die Höhe seiner Auffassung und sein vornehm künstlerisches Wesen unvergleichlich überlegen. Er kennt das Volk, wie es leibt und lebt, in allen seinen Leiden und Freuden, in seinen Schwächen, die er schonungslos geißelt, und in seinen Vorzügen, für die er vollwichtig in die Schranken tritt. All die Lust und Qual des Lebens, die in tausend und aber tausend Herzen die Welt durchzittert, spiegelt sich in ihm, dem echten Dichter, in ganzer Größe auch in dem engen Rahmen der Scholle, an die er gebunden ist. Er weiß mit gesundem Griffe überall markig zu

Dass ich mich ruhig vor die Richter wage
Am Acheron! Ich hör' ihn rauschen schon,
Der Söhne Stimmen, seh'n kann ich nicht mehr, —
Sie sind entsühnt! Nun lasst mich ruh'n bei euch! (Stirbt.)

Publius mit Kriegern; diese wollen angreifen, er hält sie mit seinem Speer zurück.

Publius. Senkt eure Waffen, aus den Wolken griff
Die Hand der Götter und sie hat — gerichtet!
Wo alle Macht der Erde sich beugen muss,
Wär's Frevel, zu erheben noch ein Schwert.

(Tarquin mit Kriegern.)

Tarquin. Aruns! — Aruns! todt? — todt? —
Aus seiner Wunde fließt kein Blut mehr! Ha!
Wer so getroffen ward, der reicht dem Vater
Nicht mehr die Hand! — Augusta todt!
Auch Brutus todt! — Fasst dieser enge Raum
Von wenig Schritten so viel Hass und Liebe?
Ist's Thorheit nicht, nicht Wahnsinn, dass ich athme, —
Ein Traum, wie ihn nur die Verdammten träumen? —
Halt, halt! — wenn ich die Augen decke, — nein!
Weit offen sehen sie nur Leichen hier,
Nur Leichen hier, und ich erstarre nicht
Zu Stein hier am Medusenblick des Todes!
Warum erhärtet nicht mein Herz zugleich
Wie dieser Panzer, der es fest umschließt?
Ihr habt zerstört, ihr Götter! Kraft und Schönheit
Und lacht der Opfer, die wir euch gebracht!
Rollt eure Donner, dass zu Staub ich sinke
Und Nacht den Geist für ewig mir umhülle!
Doch beten? — Nicht einmal den Tod schenkt ihr,
Wenn ihn ein Armer sehnend sich erfleht.
So wend' ich mich zuletzt an euch, ihr Römer:
Ist keiner hier, dem ich den Vater schlug,
Den Bruder würgte, dessen Weib und Kinder
Ich ohne Gnade trieb vom Herd des Hauses? — —
Er trete vor — hier, hier! — durchbohre mich
Und jauchze dann: Vergolten hab' ich ihm!
Ihr schweigt, ihr starrt auf mich, — es ist vorbei! . . .
Als Bahrtuch leg' ich diesen Purpurmantel,
Der nur zum Hohn noch diese Schultern deckt,
Auf ihre Gräber hin; — fort, goldner Reif,
Zerbrochen werf' ich ihn vor eure Füße, —
Hier herrscht nur noch des Todes Majestät!
O Publius, wild bist du zwar, doch edel,
Drum beugt Tarquin besiegt vor dir das Haupt,
Vor dessen Winke Rom im Staube lag, —
Um eine Schaufel Erde bittet er
Für diese Leichen; — schweigend nickst du ja! —
So ist's vorbei! — Gebrochen liegt der Speer
In meines Aruns Hand; — ein Pilgerstab,
Auf den sich schwankend stürzt ein schwacher Greis
Von Stadt zu Stadt; der letzte König Roms!

Publius. Du hobst dich über Menschen stolz empor,
Der Götter heiliger Zorn hat dich zermalmt!

Erbarmen!

Ein Entrüstungsruf und eine Fürbitte.

„Und noch etwas, Kinder!" sagte der Lehrer, bevor er nach der Schule die Jugend entließ, „mir ist zu Ohren gekommen, daß einige von euch — ich will keine Namen nennen — sich in freien Stunden mit Thierschindereien abgeben. Den Kaninchen die Hinterfüße zusammenbinden, damit sie nicht hüpfen können, den Tauben die Flügel stutzen, damit sie nicht fliegen können, ja sogar den Hunden glühenden Schwamm in die Ohren stecken, damit sie recht toll herumlaufen — das sind so einige Späßchen, die sich mancher erlaubt. Kinder, ich sage es euch, die Thierquälerei ist eines der abscheulichsten Laster, das sehr oft zum Schlimmsten ausartet und nicht selten auf den Galgen führt. Wir leben in der Zeit der Gesittung, man begegnet nicht mehr solchen Roheiten wie in alten Zeiten, umsomehr hat sich auch die Jugend zu befleißigen, anständig zu sein und mitleidig auch gegen die Thiere, die ebenfalls Geschöpfe Gottes sind. — Dass mir solche Roheiten nicht mehr vorkommen! Und nun geht ruhig nachhause!"

Also der Lehrer, und die Kinder giengen ruhig nachhause!

Unterwegs hatten sie allerhand Ergötzlichkeiten. Da war ein rothgesichtiger Fleischerbursche, der um die Lenden eine weiße, mit Blut besprenkelte Schürze geschlungen hatte und mörderisch fluchte. Denn er führte am Strick ein Kalb, welches nicht gehen wollte, sosehr auch der große Fleischerhund hinter ihm bellte, wüthend gröhlte und es in die Beine biss. Das Kalb war in solcher Todesangst, dass es blöckend, stöhnend mit den Vorderfüßen zusammenbrach, gleichsam als ob es niederknien und um Barmherzigkeit flehen wollte. Aber am Strick, den es um den Hals trug, riss der Fleischer das Thier immer wieder empor und also ward es durch das Dorf geschleppt und der Fleischhauerei „zum goldenen Ochsen" zu. Die Schulkinder folgten dem Schauspiele mit größtem Interesse, die einen ergriffen Partei für das Kalb, die anderen für den Fleischer und den Hund.

Das Thier wurde durch das breite Einfahrtsthor in den Hof geführt, an dessen Wänden große eiserne Haken angebracht waren, dort warf es der Fleischer auf das Steinpflaster, kniete darauf hin, zog das Messer und durchstach an den Hinterbeinen die Schenkel. Hernach riss er das Kalb bei diesen Beinen empor und hieng es durch die Löcher an den Eisenhaken auf. Das so niederhängende Thier strampelte mit den Vorderfüßen in der Luft und schlug, erbärmlich blöckend, seinen Kopf an die Wand, dass es krachte. Der Hund sprang lechzend im Halbkreise umher, manchmal nach dem zappelnden Thiere hinaufschnappend. Der Fleischer holte von der Kammer einen Bottich herbei,

gestalten, und selbst Anzengruber vermochte in seinen Meisterschöpfungen wienerischer Charakterzeichnung zwar solche in einer höheren Kunstform, aber nicht wahrer als Schlögl zu bieten. Was tausendfältig die Luft erfüllt und woran alles achtlos vorüberschreitet, hat Schlögl mit dem Auge des Sehenden erfaßt und aus dem Vollen heraus geschaffen.

Schlögls überquellende Liebe zu aller Creatur, die lebt und leidet, wenn er mit scharfem Worte das lieblose heuchlerische Geldprotzenthum an den Pranger stellt, wenn er die arme, müde gehetzte Schar der Enterbten, ihr Recht für sie fordernd, unter seine Fittige nimmt, wenn er selbst für das in rüder Lust zu Tode gepeinigte Thier die Stimme erhebt, das alles muss jeden überzeugen, dass hier nicht nur ein bedeutender Schriftsteller, sondern ein edler Mensch gesprochen hat. Anzengruber sagte, Schlögl trägt ein Goldherz in sich und ist der beste Kamerad. Ersteres zeigt sich in allen seinen Schriften, letzteres beweisen seine warm empfundenen Aufsätze über Sauter, Kürnberger und andere.

Schlögls Herz zeigt sein Humor. Er lächelt als echter Weiser, der es nicht lassen kann, der Menschheit die Bahnen zu zeigen, die sie wandeln soll, wenn er auch tief im Innern sich nur geringe Erfolge seines Strebens verspricht. Nur in den gedrücktesten Stimmungen fürchtet er: „Alles Hoffen ist vergebens, das Grammerstädterthum wird siegen!“ wünscht aber glühend, man könnte ihm einst mit Begründung nachsagen, dass er wohl ein treu liebender Sohn Wiens, aber der schlechteste Prophet gewesen sei. — Ein treu liebender Sohn Wiens! Die heißeste Liebe zu seiner Vaterstadt, deren Fehler er kennt, wie kein anderer, und der er doch um ihrer Vorzüge willen unverbrüchlich ergeben ist, erfüllt sein ganzes Wesen.

Schlögl steigt nie zum Witze um des Witzes willen, bloß um die Menge zum Lachen zu reizen, herunter, und verliert sich nie, weder im Ton, noch in der Geberde in's Gemeine. Er beherrscht den Dialekt unumschränkt in allen seinen Abstufungen und sinkt nie, auch bei der gefährlichsten Wendung, ins Triviale. Auch allen seinen culturgeschichtlichen Aufsätzen ist der vornehme Geist des Schriftstellers eigen, der nie das Wort anders als für seine Überzeugung ergriffen hat. Schlögls Sammelfleiß, den viele seiner Schriften bekunden, verdient besondere Anerkennung.

Wenn Schlögl seiner Eigenart gemäß, sich auf dem raschere Anerkennung verheißenden Gebiete des Volksstückes oder der Volkserzählung bethätigt hätte, ein bis in die weitesten Kreise vollklingender Name in der Literaturgeschichte müsste ihm schon heute gesichert sein. Aber auch so kann ihm der gebührende, ehrenvolle Preis in derselben nicht vorenthalten werden und schon längst würden es seine Schriften verdienen, in einer würdigen Gesammtausgabe, etwa von einem Meisterstift begleitet, dem Volke, für das er ein Leben lang geschaffen, übergeben zu werden.*)

Mögen auch diese Zeilen beitragen, Schlögls Werken neue Leserkreise zu gewinnen und ihm neue Verehrer an seinem Festtage zuzuführen.

*) Es ist begründete Hoffnung vorhanden, dass wir eine illustrierte Gesammtausgabe von Schlögls Werken recht bald werden begrüßen können. Die Red.

nur darum auf der Welt sein sollen, um einander zu quälen und zu tödten. Ideal und Religion, die das Leben noch erträglich gemacht, hat man verworfen, um jetzt in heller Verzweiflung schreien zu müssen: die Welt ist unselig, die Liebe ein Phantom, das Dasein ein Kampf, das Leben eine Qual, der Tod ein Schrecken! — Nun, die Menschen sollen zusehen, wie sie sich aus solch von ihnen selbst geschaffenen erbärmlichen Zuständen wieder herausarbeiten. Meine heutige Fürsprache gilt dem Thiere, das selber nicht sprechen kann. Ich freilich verstehe seine Sprache, seine Klage, seinen oft gräſslichen Schmerz, den der leichtsinnige, unüberlegsame Mensch ihm verursacht. Zum Zeugen rufe ich einen Mann vor, der die Klagen der Thiere in menschliche Sprache übersetzt hat. Nur ein paar Beispiele, wie das müde Pferd, der geblendete Vogel, der verschmachtende Fisch, das sterbende Reh, die verstümmelte Fliege über ihre Peiniger sich beklagen.

Das alte Pferd.

Jetzt stehe ich schon so lange hier in der kalten stürmischen Nacht, und der Regen strömt auf mich hernieder. Drinnen im Wirtshaus, in dem warmen Zimmer, sitzt mein Herr bei den munteren Burschen, isst und trinkt und ist heiter! Mein Herr muſs mich ganz vergessen haben! Das bisschen Heu, das er mir vorgeworfen, hat meinen Hunger nicht gestillt; ich friere. Mir ist es sterbensschlecht. Warum hat mich mein Herr nicht ausgespannt und in den Stall geführt; wie viel besser könnte ich hernach laufen! Doch ich gelte gar nichts mehr, und das thut mir so wehe. Wie wurde ich früher gestreichelt und geliebkost. Jetzt aber muſs ich tagaus tagein den schweren plumpen Karren ziehen, und ich bin doch so alt und schwach, bekomme mehr Schläge als Nahrung und muſs in einem dumpfen, nassen, kalten Stalle stehen. Wie friere ich, wenn ich hineingestellt werde; denn wenn mein Herr betrunken ist, schlägt er mich, damit ich schnell gehe, und wenn ich dann durch die Überanstrengung warm werde, leide ich hernach um so mehr in dem naſskalten Stall. — Doch endlich kommt mein Herr, ich höre seine wankenden Tritte; was gäbe es mit ihm, wo bliebe er liegen, wenn ich nicht sicher den Weg nachhause wüſste und ihn heimführte. Doch was wird noch meinem Wagen aufgebürdet? Ein Mensch hat meinen Herrn überredet, daſs er für einige Pfennige Fuhrlohn noch ein paar schwere Säcke mit Mehl mir auflädet. Stürzte ich nur schon gleich zusammen, so wäre ich doch von meinen Qualen erlöst. Wie hart sind doch die Menschen gegen ein so armes, altes Thier! Wie weh thut mir das Wort, das mein Herr vorhin sprach, als er die Säcke aufladen ließ: „Was ist an der alten Mähre viel verloren; bleibt sie heute liegen, kaufe ich mir morgen wieder so eine Mähre, die sind nicht theuer und fressen auch nicht viel, weil ihr Gebiſs schlecht ist.“ Und dabei lachte er so höhnisch und roh. Wenn mich nur bald der Tod erlöst!

Der geblendete Vogel.

Wie schmerzen mich meine Augen, in welche der Mann mit einem glühenden Eisen fuhr! Warum nimmt aber diese Nacht, in der ich sitze, gar kein Ende! Soll ich denn nie mehr das Licht sehen dürfen und durch das Fenster den blauen Himmel und die grünen Bäume? O Jammerleben! Wie trugen mich sonst meine Schwingen hoch empor in die reine Himmelsluft, vom Wald in das Feld, von Baum zu Baum! Wie war mein Leben ein Jubel und Gesang! Wie saß ich mit meinem Weibchen an dem lauschigen Plätzchen neben dem Neste

den er unter das hängende Thier stellte, dann schärfte er ruhig sein Schlachtmesser, fasste mit der einen Hand das Opfer an dem Ohr und stieß ihm mit der anderen das Messer in den Hals. — Noch lange schlug der Leib hin und her, dann hieng er leblos nieder und das Blut rieselte in den Bottich.

Das alles hatten die Kinder lautlos mitangesehen.

Als weiter nichts mehr war, giengen sie ihres Weges und besprachen lebhaft das Gesehene. Einer der Knaben war ganz begeistert und versicherte, auch Fleischhauer werden zu wollen. Ein anderer gedachte es an seinem Kaninchen zu versuchen, selbes bei den durchlöcherten Hinterschenkeln an die Wand zu hängen und zu sehen, wie es sich dabei verhalten werde.

Meine Leser sind empört, aber nicht etwa über den Fleischer, der eben nur sein Gewerbe ausübt, sondern vielmehr über den Heimgärtner, der so widerliche Dinge drucken läfst. Man könnte ja fast ohnmächtig werden beim Lesen. — Ich gebe es zu, vermuthe aber, dass das Hängen an aufgeschlitzten Schenkeln und das Warten auf den Todesstoß noch einigermaßen unangenehmer sein dürfte, als das Lesen dieser Geschichte. Und das Schlimmste an der Geschichte, dass sie nicht etwa geschehen ist, sondern noch immer geschieht, täglich und hundertfach geschieht draußen auf dem Lande. Und Thatsache ist, dass auf den Schlachtstätten noch weit grauenhaftere Dinge vorkommen, bei deren Anschauen die Schulkinder „Gesittung“ lernen.

Die Thierschutzvereine entwickeln zwar eine geradezu rührende Thätigkeit zur Einführung von zweckmäßigen, rasch tödtenden oder wenigstens momentan betäubenden Schlachtwerkzeugen, wie sie in den Städten meist schon angewendet werden; diese Vereine thun alles Mögliche zur Abschaffung von haarsträubenden Grausamkeiten, die auf dem Lande etwas Alltägliches sind. Allein die Leute wollen nicht darauf eingehen, sie bleiben bei ihrem alten Brauch. Und die Behörden verhalten sich gleichgiltig, zumeist ablehnend gegen die Bestrebungen zum Schutze der Thiere.

Die Volksschule läfst es sich zwar angelegen sein, der Roheit entgegenzuarbeiten und humanen Sinn in den Kinderherzen zu pflegen, aber der Weg aus der Schule reißt oft alles nieder, was die Schule aufgebaut hat. Und der Lehrer selbst, der tagsüber zu seinen Schülern von dem Cannibalischen der Schlächterei spricht, begehrt vielleicht abends beim Fleischhauer einen Rostbraten — heißt das, wenn die Gehaltsclasse einen solchen erlaubt. Wer Fleisch verzehrt, ist Mitschlächter, sagen die Vegetarianer. Eine schlechte Gehaltsclasse ist manchmal ein mächtigerer Sittenfactor, als die beste Überzeugung.

Sehr tüchtig hat mich in vorbedachter Sache ein junger Erzieher abgekanzelt. Der erklärte meinen Protest gegen die Grausamkeit in den Schlachthäusern für Sentimentalitätsduselei, und meinen Wunsch, dass vor allem die Kinder von solchen Abscheulichkeiten fern gehalten werden sollten, für Unsinn. „Wollen Sie aus unseren Knaben rührselige Jammerbasen machen?“ rief er entrüstet aus, „unsere deutschen Knaben, die Enkel Hermanns, welche einst Russland lahmlegen und Frankreich vernichten müssen, die Knaben sollen verweichlicht werden, sollen kein Schwein und kein Kalb tödten sehen dürfen?!“

Wahrlich, er hatte recht, in einer Zeit, da aller Witz der Staaten und Nationen darauf hinausgeht, aus Menschen Soldaten, aus Staatsbürgern Kanonenfutter zu machen, in einer solchen Zeit ist der Thierschutz eine Ironie.

Doch, Idealisten, wie unsereiner, bleiben unverbesserlich. Ich kann nicht einsehen, dass wir alle miteinander

welche andere Leute verwunden! Aber wer schützt mich, da ich doch ebenso jeden Schmerz fühle? Wenn einem Kinde die beiden Arme aus dem Rumpfe gerissen würden und es läge in seinen Schmerzen da! Wie elend bin ich!

Meine Freunde! so würde das Thier sprechen, wenn es eine menschliche Sprache hätte. Indes führt es eine Sprache, die Gott versteht, und dieser Mittler wird einmal darauf antworten.

Darf ich auch noch sagen, dass unsere Sittenlehre nicht strenge genug ist gegen Thierquälereien? Wo ist das Gesetz, welches Thierquälereien klar und entschieden verbietet und bestraft? Wer Menschenliebe verlangt, der muss auch Liebe und Mitleid zu den Thieren predigen. Ein Herz, das gegen die Thiere verroht ist, wird gegen die Menschen nicht zart sein. Die Religion sagt, alles in der Welt sei nur zum Nutzen des Menschen erschaffen. Es ist das eine etwas hochmüthige Meinung, die der Wolf oder der Tiger gelegentlich umkehren könnte, sobald er der Stärkere ist, und das Insect und die Bakterie thatsächlich umgekehrt hat, eben weil diese Wesen durch ihre Winzigkeit geschützt, stärker sind als der Mensch. Zugegeben aber, die Thiere sind zum Nutzen des Menschen erschaffen, ist das ein Grund für diesen, undankbar zu sein?

Im Angesichte der Qualen, die den hilflosen Thieren von — wenn auch nicht immer bösartigen, so doch unbedacht handelnden — Menschen überall zugefügt werden, möchte ich niederknien vor euch, Mitmenschen, und mit gefalteten Händen euch bitten, anflehen: Erbarmen! Erbarmen für die Thiere! Sie sind wie wir von Gott erschaffen, um sich des Lebens zu freuen! Sie haben mit uns den einen Vater im Himmel. — Wir dürfen uns vor ihnen schützen, wir dürfen sie nützen, so wie ja auch wir untereinander uns schützen und nützen. Aber die Thiere haben von natur- und gotteswegen und endlich auch unsertwegen ihre heiligen Rechte, die zu verletzen eine Todsünde ist. — Und denket noch ein bisschen weiter, oder näher, denket an euch selbst. Gar so sicher und klar steht's nicht um uns. Wir haben unseren Weg durch die Schöpfung noch lange nicht zurückgelegt, keiner von uns weiß, in welchen Balg er noch gerathen kann! Wäre ich der liebe Gott, ich würde der Abwechslung halber den Gesellen, der heute Fleischer ist, morgen Kalb sein lassen. Und übermorgen ihn höflich fragen, was er über die Sache denke? Vielleicht käme doch eine gute Verständigung und ein billiger Ausgleich zustande zwischen Menschen und Thier — die schöne Welt würde dadurch sehr viel gewinnen, und das Menschenherz noch mehr. Und zur Stunde, wenn der Mensch in seiner höchsten Noth weinend vor mich — seinen Gott — hinsinkt und um Erbarmen fleht für sich, für sein Kind — wie könnte ich ihn unerhört lassen, wenn er barmherzig war gegen meine Creatur! R.

und freute mich mit ihm unserer Jungen! Da fieng mich der Vogelsteller, und mir, dem Freiheit über alles gieng, wurde ein enges Gefängnis angewiesen. Ich flattere ängstlich hin und her, aber ich kann nicht entfliehen. Höre ich draußen einen Vogel singen, so ergreift mich ein Heimweh nach meinem Wald und meiner Freiheit. Und in diesem Gefängnis soll ich singen? Ob mein Herr es wohl vernimmt, wie in meinem Singen sich mein schmerzliches Klagen und Heimweh einen Ausweg sucht? O! wie schrecklich ist die Nacht, in der ich lebe! Wenn mein Quäler selber das Los eines Blinden theilen müsste, hätte er wohl mehr Erbarmen.

Der Fisch im Korbe.

Wie lange, lange liege ich schon mit den anderen gefangenen Kameraden ohne Wasser im Korbe des Händlers, der uns den Tod nicht einmal gönnt und unsere Qualen verlängert! Aber nein, wir müssen ja eben durch unsere Zuckungen verrathen, dass wir noch frische Fische, gute Fische sind, und deshalb quält man uns so! Und wie furchtbar schmerzt mich meine Gaumenhöhle, wie weh thun mir die Kiemenbogen, die durch den Angelhaken des Fischers so sehr verletzt und zerrissen wurden! Wenn sonst sich die blutsaugenden Kiemenwürmer an meine Kiemen setzten, wie schnellte ich vor Schmerzen hin und her und meinte, ich müsste toll werden! Aber jetzt leide ich viel mehr, ich bin nur zu kraftlos, mich vor Schmerzen herumzuwerfen. Die Köchin hält mich gewiss, wenn ich mich kaum noch regen kann, für so gut wie todt und erspart sich die Mühe, mir den ersehnten Tod zu geben! Fürchterlich, fürchterlich! Was steht mir noch bevor! Zu meinen Schmerzen, zu meinem Verschmachten kommt noch hinzu, dass ich bei lebendigem Leibe mit scharfem Messer abgeschuppt und ausgeweidet werde! O schrecklich ist es, in die Hände eines Menschen zu fallen; doch Gott hört auch das Seufzen der stummen Fische.

Die sterbende Mutter.

(Ein in der Schonzeit von einem Wilddieb geschossenes Reh.)

So muss ich denn hier liegen bleiben in meinem Blute, mit dem tödtlichen Blei im Leibe! Meine armen Kitzchen! Sie sind erst sechs Tage alt und konnten mich noch nicht begleiten; wie werden sie schmachten und dürsten, wie werden sie kläglich schreien und mich suchen! Mehr noch als meine Wunde schmerzt mich ihre Noth! Was wird aus ihnen werden? Wenn der böse Fuchs ihr klägliches Mi-Mi hört, wird er bald herankommen und sie tödten! O ich arme Mutter! Wie freute ich mich meiner beiden Jungen! Wie schmiegten sie sich an mich an! Was habe ich denn verbrochen, ich armes Thier? Ich habe ja nur Gras und Laub gefressen, da auf einmal sinke ich getroffen zusammen! Doch da naht ja schon mein Mörder, er zieht sein Messer, mich zu erstechen; ach, meine armen Jungen!

Die Fliege ohne Flügel.

Jetzt werde ich doch sicher sein in dieser Ecke, in die ich gekrochen bin, nachdem ich vom Fenstersims heruntergefallen! Aber was werde ich anfangen? Ich kann ja nicht mehr fliegen! Das Kind hat mir meine Flügel ausgerissen, und wie weh hat es mir gethan; aus meinem Leibe heraus hat es die Flügel gerissen! Wie heftig schmerzen mich meine Wunden! Warum hat mich aber das Kind so verfolgt? Es freut sich jetzt und singt und springt und hat mich ganz vergessen; es ahnt nicht, welche Leiden ich habe. Wie verfolgen die Menschen doch die Mörder,

Tabaksqualm dringt uns entgegen. Staub- und dunsterfüllt ist das Gemach. Beim Tische, der in einer Stubenecke steht, sitzen einige ältere Knechte und karteln. An diese wollen wir uns zuerst wenden.

„Wer ist der Ausspieler?" — „Ich!" ruft der Jok. — „Kreuz geht aus!" — „Gestochen, Eichel zu!" — „Mir gehört der Stich!" darauf der Wirt. — „Kreuz-König zu!" ruft der Großknecht. — „Hab' ihn blank, verteufelt!" tobt der dicke Sepp, des Lackenmahrs Ochsenbub, wild auf. Soeben will der Jok wieder ausspielen, da beginnt der Hammerkathl-Zenz mit seiner Zither einen „Steirischen" zu spielen. Hollah! Was kümmern den Lenz noch die Karten? Er wirft sie weg, erhebt sich am Stuhl, eilt auf das Lackenmahr Reserl zu — und mit dem Rufe: „Jässes, ein Tanzl muss ich mit dem Dirndl machen!" fasst er das Mädchen um die Mitte und dreht sich mit demselben im Kreise. Die Dirn weicht geschickt den minnenden Bewegungen des Buben aus, der Lenz fängt an mit den Füßen zu schleifen, bis er endlich — gleichsam von plötzlichem Übermuth gepackt — das Dirndl in die Höhe hebt, dann mit den Füßen strampft und johlt:

„Wenn 's Wirtshaus a Kirchen wär'
Und 's Dirndl der Altar,
Aft möcht ih a Pfarrer sein,
A siebn, an acht Jahr"

worauf die Resel neckisch erwidert:

„Mei Herz is verschlossen,
Is a Doppelschloss dran,
Ist a vanziger Bua,
Der's aufmachen kann."

„Aha! Dirndl, ist der Lenz der einzige?" „O nein, der Lackenmahr Ochsenbub, der dicke Sepp ist's. Lug, Dirndl, der Sepp verläßt soeben auch die Spieler." Richtig, das Dirndl hat es schon bemerkt, dass es dem Buben nicht mehr gut thut auf der harten Bank. Das Mädchen läßt ihren Tänzer los und eilt auf den Sepp zu. „Aber Dirndl, so unartig sein — und gleich den Tänzer zum Winkel schieben?" „A was!" „Das schickt sich ja nicht, Reserl?!"

„Geht mich alles nix an!" möcht' uns das Dirndl, wenn wir es zur Rede stellen könnten, antworten. Halt ja, es ist schon so der Brauch auf dem lieben Lande, dass die Tänzerin den, den sie in ihren Armen wiegt, wenn es nicht ihr Herzallerliebster ist, kalt in eine Stubenecke stellt, falls sie des Buben müde.

Also der Sepp muss es sein.

„Spielmann Zenz, einen Neubäurischen" (altsteirischer Tanz)! ruft der dicke Sepp dem Harmonikaspieler zu. Gut, recht gerne spielt der Zenz einen feinen Neubäurischen auf.

Dabei trällert, mit seiner Resel am Arme, der dicke Ochsenknecht:

„Bin a lustiger Bua,
Und ih tanz überall;
Im Kaiser sein Saal
Tanz ih ah noh amal."

Das wollen wir glauben, mein lieber Sepp! Bist ein tüchtiger Bub, warst ja bei den „Kaiserlichen". Wohl wahr, der einmal beim Militär war, der weiß schon, was es „Neues gibt auf der Welt", wie man zu sagen pflegt.

Juhei! Ist das nun ein Toben, ein Lärmen in der Stube. Mit den grobbenägelten Bergschuhen wird in den Boden gestampft, dass schier die Stube in ihren Fugen kracht.

Der Hausvater kommt plötzlich in die Stube. — Brav! — Weil sich nur der Herr Vater auch einmal anschauen läßt. — Lustig ist's heut'. — Nit harb (böse) sein, Bauer! — sind die verschiedenen Äußerungen, dem Hausherrn gegenüber. Der Lackenmahr schmunzelt vergnügt, nimmt sein Pfeiferl aus dem Mund und meint gutmüthig: „Bin auch einmal jung gewesen. Mei, aber wo sind die Zeiten!" Bei diesen Worten streicht sich der Mann die Haare aus der Stirn und behält eine zeillang die Hand auf dem Scheitel, gleichsam, als dächte er

’s Heimgarteln im steirischen Ennsthale.

Geschildert von Karl Reiterer.

In den freien Nachmittagstunden besucht der Älpler, der die Woche über schwer arbeiten muſs, seinen Nachbar. Man zieht von Haus zu Haus. Es wird dies das „Heimgarteln“ genannt und ist besonders im steirischen Ennsthale stark üblich.

Nicht nur das junge Völklein, nein, auch Väter und Mütter schließen sich dem Heimgartengehen an. Verschiedene Neuigkeiten gibt es zu besprechen, natürlich, soll da die bäuerliche „Hausmutter“ in den Mußestunden nicht gerne mit der Frau Nachbarin ein Stündchen verplaudern?

Am gemüthlichsten wird es beim Heimgarteln gewöhnlich in den Abendstunden. Es werden Geschichten erzählt, Räthsel aufgegeben, Spiele arrangiert, Tänze abgehalten u. s. w. Daſs sich hiebei einzelne Pärchen traulich zusammenfinden, ist leicht begreiflich. Auch Getränke werden dem „Hoangaschtler“, wie der Ennsthaler sagt, verabreicht. Versteht sich, das Lieben und Trinken ist dem Steirer, dem das Sprüchlein:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!“

nicht nahegelegt zu werden braucht, etwas Urnothwendiges, dabei jodeln Bursche und Mädchen, daſs es eine Art hat. Nur zu, „gemüthlicher“ Steirer!

Will in einem besonderen Beispiele versuchen, das Heimgarteln von mehreren Seiten zu beleuchten.

Beim Lackenmahr in der Gatschen, einem Bauerndörfchen des Ennsthales, südlich vom kolossalen, kahlen, 2346 Meter hohen Steinriesen Grimming, der das herrliche „Ausseer Landl“ vom Ennsthale gleichsam trennt, hat sich jung und alt, klein und groß eingefunden.

Es ist am „Sonn’wendabend“, „Bauernfeiertag“. Der Sonnwendtag ist den Älplern ein geheiligter Tag, an ihm müssen alle Hände ruhen, obgleich er im steirischen „Mandel-Kalender“ mit keinem „rothen Kreuz“ verzeichnet ist.

Der Sommer ist ins Land gezogen. Über Berg und Thal wölbt sich der blaue Äther. Eine würzige Almluft streicht durch die Obstgärten, die, mit Früchten reichlich behangen, die einzelnen Gehöfte umfrieden.

Stolz steht der Lackenmahr-Großbauernhof, knapp an der staubigen Landstraße, mit seinen vielen Nebengebäuden da.

Im Innern des Hauses herrscht reges Leben. Aus der Gesindestube dringt ein übermüthiges Johlen.

Der Aschauer Poldl erscheint, mit einem Dirndl unter dem Arme, vor dem Gebäude. Der Poldl ist ein feiner! Er will mit dem Eichelweber-Kätherl, diese ist es, die er ins Freie geleitet, in stiller Einsamkeit ein Wörtel reden. Oder ward dir das Lärmen in der Stube zu toll, Poldi?

Betreten wir die Gesindestube.

will. „Wer 'nen andern nichts traut, steckt selber in keiner guten Haut!" schmollt die Holde und läſst den Buben, der ganz paff dasteht, allein unter dem Baume. Nu, wohin denn, Kätherl? — „In die Stube!" — Auch recht.

Herrjeh, in der Gesindestube des Lackenmayr geht es noch immer fröhlich zu. Der Spielmann Zenzl muſs in einemfort die schönsten Tänzlein „aufmachen". Er hat kaum Zeit, nach dem großen Steinkrug, der mit Wein gefüllt nebenan steht, zu langen.

Der dicke Lackenmayr Ochsenbub springt dem eintretenden Dirndl entgegen und ruft: „Sakra, heut ist's aber unterhaltlich!" . . .

Schon recht, tanzt nur weiter, bis neun Uhr, dann muſs Ruhe eintreten.

Wahr. — Schlag neun Uhr hört der Zenz auf zu spielen. Warum? Weil es der Hausvater so haben will! bedeutet der Musikant dem neugierig fragenden und noch immer tanzlustigen Christenbauernbub.

Heißt's jetzt schon heimgehen? Keineswegs. So schnell trennt man sich noch nicht! Dem Moizerl plangt es ums Bleiben.

Einige Bursche setzen sich wieder zum großen Eichentische und beginnen zu singen. Die Mädchen lassen sich auf die an den Wänden angebrachten Bänke nieder. Mit glührothen Gesichtern sitzen die Holden da. Nicht heimgehen, Everl, Veferl, ihr sämmtlichen lieben Käferl!

Heimgehen? Die Schneiderbauern Regi und Schmerstecher Stanzi eilen freilich verstohlen davon. Sie haben verschiedene Gründe dazu. . . . Aber die Simmerberger Franzi, die Wegtoni Everl und die Stegmüller Veferl bleiben noch ein Eichtel. Ganz gut. Der Hausvater ist schon ins Bett gegangen. Der Lackenmayr kommt nicht mehr. Nun kann das Treiben „ungebundener" werden. Was, gieng es nicht schon toll genug zu? Beileibe! Jetzt, nachdem der Hausherr und seine Ehehälfte zu Bette giengen, darf man sich erst gehen lassen . . . „Wenn die Katz nicht da, haben die Mäus' ihren Tummelmuth!" sagt der Volksmund. Die Simmerberger Franzi meint's auch so. Die Franzi ist ein commodes Dirndl. Gehen wir was spielen. Was denn schnell? Eselreiten? Stockschlagen? Schimmelreiten?

„Stockschlagen!" meint das Dirndl. Die Buben sind einverstanden. Was die Franzi sagt, soll geschehen. Auch die Dorfbuben sind galant, schönen Dirndln gegenüber? O ja! Die Franzi ist eine Saubere. Sie hat so viel Anwert bei den Buben; so viel Anwert, man sollt' es gar nicht glauben.

Die Franzi bleibt „Stock", das heißt sie setzt sich auf eine Bank, die sie voreh verlassen, und nun hält jemand seinen Kopf in den Schoß des Mädchens. Wer denn? Buben, rührt euch! Mehrere eilen herbei, jeder will seinen Kopf hergeben. Was geschieht nun? Der Marblerbub hat seinen Kopf schon in dem Schoß begraben, das Mädchen hält ihm überdies mit beiden Händen die Augen fest zu. Wer versetzt nun dem Buben einen Schlag auf den Hintertheil des Körpers? Der Christenbauernbub haut zu. Mit beiden Händen wird geschlagen, sie sausen nieder . . . auf den Marblerbuben. Bub, wer hat geschlagen? Erräthst es, Bub, wirst erlöst, im Gegentheil, erhältst noch einen Schlag versetzt. „Der Patrizmoser Hans hat geschlagen!" sagt der Marblerisch'. — „Nichts errathen!"

Noch einmal mit dem Kopf in den Schoß des Dirndls. Ganz gerne! Wer würde es nicht allzuschön finden, längere Zeit vom saubern Dirndl sich die Augen verhalten zu lassen?

„Kitzl' mich nicht so!" schreit der Marblerbub auf. Wo fehlt's? „Sie kitzelt mich mit den Fingern bei den Wangen." Verzwacktes Dirndl, das muſst nicht thun! Ei, ei.

„Ha, wer hat geschlagen?" —

vergangener Zeiten, als wolle er sich seiner Jugend entsinnen.

„So ist's recht, nur nicht launig (böse) werden, Vater!“ bittet der dicke Ochsenknecht, der sich schweißtriefend dem Herrn des Hauses näherte und mit einem hellen Jauchzer sein Dirndl „fahren“ ließ. I, freilich, der Bauer darf es nicht sehen, dass der Sepp mit der Resel im eigenen Hause schäkert. Die Resel ist ja die Kleindirn des Lackenmahr. Der Tausend, das ist nett! Ein Pärchen im Hause? Das wär' zu viel, wenn es an den Tag kommen möchte; eine Liebschaft unter dem eigenen Dache würd' der Hausvater nicht dulden. Also schmiegt sich das Reserl, die der Bub losließ, an den Schnöllbauern-Sohn. An den kann man sich schon machen. Einen Buben muss das Dirndl doch haben, allein kann's nicht bleiben! Das Mädchen, ein niedliches Almröserl, ein just erblühtes Blümerl mit rothen Backen und einladenden Lippen, denkt sich an der Seite des Schnöllbauernbuben:

„Bin außer von Aussee,
Bin her durch 'n Stoan,
Alls geht 's Paar und Paar,
Ih geh ah nit alloan.“

Ein Ausseer Dirndl bist, Reserl? Freilich. Ah so! deshalb bist gar so ein liebes Kunderl. Man weiß es:

„Von Aussee is 's Salz,
Von der Almer das Schmalz,
Und der steirische Wein
Macht die Dirndl so fein!“

heißt ein Vierzeiler, den auch der Ennsthaler kennt.

Aber Bauer, wo ist denn die Hausmutter?

Jechtus, die sitzt im Herrenstübel, draußen im „Bauernleutstübel“, bei der Faltenbäuerin, bei der Schmerhoferin, bei der Salzgeberin und anderen.

Die Schmerhoferin weiß der Lackenmahrin gerade eine große Neuigkeit zu erzählen. Was weiß sie, die Schmerhofbäuerin? Sind wir neugierig, he? Ei alle sind neugierig, nicht nur die Lackenmahrin, sondern auch die übrigen.

„Bei der Schumberger Mali hat 's was!“ flüstert hörbar die Schmerhoferin der Kulmbäuerin ins Ohr und blinzelt vielsagend mit den Augen. „Bei der Mali? Jssas, geht doch so fleißig in die Kirche!“ weiß darauf die Faltenbäuerin zu sagen. „Hm, rechtschaffen fleißig geht 's Dirndl alle Sonntag in die Kirche“, pflichtet die Hausmutter der Faltenbäuerin bei. „Aber ein hautschlechtes Mentscherl ist sie!“ unterbricht die Seehoferin die Vorige.

„Hautschlecht!“ gibt auch die Salzgeberin zu — und nimmt eine Prise.

„Und was für einen Buben hat sie?“ forscht die Lackenmahrin. Jetzt spitzen sie die Ohren. Wer mag es sein?

„Der Schleggelmeier Jusel ist es!“ wird geantwortet.

„Maria!“ — „Und Josef!“ „Der?“ — „Hat ja selber nix!“ — „Ist so ein Lümperl.“ — „Hat erst voriges Jahr das Eichelweber Katherl gehabt!“ — „Pfui!“ — sind nun die verschiedenen Meinungen der ehrsamen und braven Hausmütter. Jerum, wüsste das Kätherl, das gerade mit dem Aschauer Poldl im Obstgärtlein frische Abendluft einsaugt . . . was man soeben im Bauernleutstübel der Lackenmahrischen von ihr spricht! Zu Tod möcht' sie sich grämen! Oder nicht? Ach nein, das Kätherl ist ein phlegmatisches Dirndl, es schert sich nicht im geringsten darum, was man von ihr spricht.

„Die Leut' reden gar viel von einem!“ erklärt Kätherl dem Poldl, der das Mädchen gerade unter dem großen Maschanzgerbaum fragt, ob es wohl wahr sei, dass sie — wie man in jüngster Zeit sich im Dorfe zuraunt — den Puchberger Pauli „gern sehe“.

„Saperlot, Poldl, jetzt bist stad (still)!“ fährt das Dirndl auf, da der eifersüchtige Poldl noch weiterforschen

Die neue Weltstadt Hartberg.

Ein Spaziergang in der Heimat von P. K. Rosegger.

Von mir ist es nicht vergessen worden, das alte vergessene Land und ich habe es nun wieder einmal aufgesucht. Wie gut ist es eingefriedet von schönen Bergen! Und doch dringt die Welt hinein mit aller Macht. Das Gebirge, das theils mit wohlgepflegten, theils wildnisartigen Waldungen dieses Land umkreist und durchzieht, läuft ganz im Süden in einem bewaldeten Kupplein aus, an dessen Fuß die Reben reifen. Und hier wo die Alpen — von der Meeresküste bei Marseille aus durch Savoyen, die Schweiz, Tirol, Kärnten und Steiermark ununterbrochen auf- und niederspringend — plötzlich zu Ende gehen, liegt eine freundliche Stadt. Der letzte Ausläufer heißt der Ring, die Stadt heißt Hartberg, von welcher der heimische Dichter Ottokar Kernstock so treffend sagt, dass sie der Edelstein am Ringe sei.

Diese Stadt habe ich nun wieder einmal besucht, und zwar zu einer Zeit, da sie in großer Jubelstimmung war. Gerade drei Tage vor meiner Ankunft war dort die neueste Zeit eingezogen. Und diese neueste Zeit brachte den Hartbergern unter anderem wunderlicherweise nun einen alten Waldpoeten. Die alten Waldpoeten pflegen es sich nämlich auch schon bequem zu machen, und anstatt, dass sie wie der Reimrüppel mühesam mit der Harfe umgiengen und vor den Hausthüren sich nach altem Brauche das tägliche Brot ersängen, fahren diese Schelme jetzt auf der Eisenbahn im Coupé zweiter Classe, oder wenn sie gerade im dichtenden Zustande sind, gar in einem Coupé erster Classe. Nun, das ist eben die neueste Zeit; aber ob es sich im Eisenbahnzuge besser dichtet als im Waldschatten, darüber halte ich mit meiner Meinung etwas zurück.

Der Grazer, wenn er nach Hartberg will, muss — wenn schon nicht auf den Knien — so doch auf einem Knie hinrutschen, und zwar auf einem sehr großen. Vom Staatsbahnhofe aus nimmt die Eisenbahn eine Richtung, als ob sie schnurgerade nach Constantinopel fahren wollte. Zwei Stunden lang bleibt sie bei dieser orientalischen Absicht, plötzlich — just noch vor der steirischen Grenze, besinnt sie sich ihrer occidentalen Pflichten und bei Fehring das scharfe Knie beugend, geht sie dem Norden zu. Heimweh nach den Bergen hat sie bekommen! Doch schon der erste Übergang über eine Hügelkette macht ihr Schwierigkeiten. Diese Hügellehnen, an denen die Bahn hinzieht, machen es dem Dampfwagen nach und werden auch rutschend. Kleinsemmering wird der Pass genannt, leider ein Semmering ohne Stein. Wie leicht ist eine Eisenbahn zu bauen auf felsigem Grunde und wie schwer auf lehmigen Boden! Unter Umständlichkeiten, um nicht zu sagen Fährlichkeiten, erreicht der Zug glücklich die alte lebenslustige Stadt Fürstenfeld, wo man Hopfen baut zum Biere, und Cigarren macht zum Dazurauchen. Die Politik, die man beim Biere und Rauchen treibt, muss sich jeder selber machen; zum Glücke kann das jeder, ohne es gelernt zu haben, und zum Unglücke ist dieses freie Handwerk noch nicht besteuert.

Knapp hinter Fürstenfeld über-

„Wieder nichts errathen!“ Nur hinein abermals in den Schoß, solange, bis es errathen wird, wer der Peiniger ist.

Mit Vergnügen ist der Marblerisch' bereit, sich noch einige „'naufmessen“ zu lassen.

Der Christenbauernbub nimmt schließlich ein Holzscheit und appliciert dem Marblerbub eines auf den dargebotenen Körpertheil. Aber bist nicht gescheit, Bub? Wer wird mit einem Holzstück zuhauen? Wer hat geschlagen? Der Christenbäuerische birgt das Holzscheit hinter seinem Rücken. Dennoch gewahrt es der Marblerbub. Nu, wart', Wolferl, Christenbauern Wolferl, jetzt kommst du an die Reihe. Das verschlägt nichts. Der Bub hat die Simmerberger Franzi sakrisch gern. Lieben thut er's Dirndl nicht, kein Bauernbub „liebt“: man hat auf dem Lande das Dirndl nur „gern“.

Bis zehn Uhr wird „Stock“-geschlagen.

Etwas anderes wieder. Hettelhuber Salmerl, geh', erzähl' eine Geschichte. Ja, ja, eine Geschichte wollen die Wegtoni Everl und Stegmüller Veferl noch hören.

„Sonst geh' ich heim!“ erklärt die Veferl. Also erzählt der Salmerl die Geschichte von der „schwarzen Prinzessin“! — Schön, „unmöglich“ schön ist die Geschichte von der verwunschenen Königstochter, die durch einen gemeinen Soldaten, der natürlich ein schneidiger Bauernbub war, „erlöst“ wurde. Die noch anwesenden Mädchen fördern während des Erzählens einen Seufzer nach dem anderen zutage. Darf man fragen, warum? Everl, geht dir das Schicksal der schwarzen Prinzessin, des einzigen Töchterls eines Königs, welches in jungen Jahren sterben musste, recht zu Herzen? Kann man's wissen? Schmachtend blickt Everl auf den Erzähler, der ein hübscher stämmiger Bursche mit martialischem Schnurrbart ist. Everl, unter uns geredet, ist der Salmerl nicht ein schmucker Bub?

„Ach!“ seufzt das Evchen, dann eilt sie davon. Wohin? Wart' ein wenig. Die Veferl geht auch mit: heimzu. Willkommen.

— — — — — — — — — —

Mitternacht ist's. Ruhe im ganzen Dorfe, nur hier und dort bellt ein Kettenhund. Der Mond scheint nicht. Rabenschwarze Finsternis. Aber horch! Wer plaudert beim Fensterl der Wegtoni Everl:

„Dicksbuschen, Dacksbuschen!
Drei Kreuzer ist a Gruschen.
Hast mich nix g'hört dahertuschen
Mit mein saggrischen Federbuschen?“

Das Fensterlein öffnet sich. Ein feins Dirndl reckt den Kopf heraus. „Salmerl!“ — „Everl!“ —

Das ist das Ende des Heimgartelns am Johanni-Abend.

Ade, meine Lieben!

Der seit alten Tagen vorhergesagte „feuerspeiende Drache, auf welchem der Antichrist reitet“, nun ist er da. Aber niemand bekreuzt sich mehr vor ihm, ja würdige Landpfarrer und Ordenspriester verfassen prächtige Gedichte zu Ehren dieses Einzuges der neuen Zeit. So geht's auf der Welt; was kommen und sich entwickeln muss, das kommt sachte, ganz sachte und unaufhaltsam, so dass der alte Geist sich willig ergibt und besonnen anfängt, dem Ungewohnten sich anzubequemen und das von unseren Voreltern überkommene Gute in die neue Form zu gießen.

Übrigens ist die moderne Cultur dem Dampfwagen nach Hartberg längst vorausgeeilt auf den Postkutschen und holpernden Lastwägen. Wir schließen das nicht gerade sosehr aus dem reichvergoldeten Kirchthurmdach der Hartberger Stadtpfarrkirche, sondern vielmehr noch aus den stattlichen und modern eingerichteten Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten, der Sparcasse, dem Localmuseum, dem Casino, dem äußerst zweckmäßig eingerichteten Bade, den wenn zwar engen und winkeligen, so doch stets reinlichen, wohl canalisierten, theils sogar gepflasterten Gassen und Plätzen u. s. w., Dinge, die vollkommen auf der Höhe der Zeit stehen und vielleicht noch besondere Vorzüge haben. Und wenn Wandertruppen in Hartberg unter allgemeinem Beifall Sudermanns „Ehre“ und Dumas' „Der Fall Clémenceau“ aufführen, so wird nicht einmal Neid und Missgunst behaupten können, dass diese Stadt zurückgeblieben. — Nur die sehr mäßigen Gasthauspreise erinnern noch an die alte Zeit, hoffentlich wird die Eisenbahn auch hier eine richtige „Reform“ veranlassen, so dass die Ziffern größer und die Portionen kleiner werden, um allen Forderungen anspruchsvoller Fremden gerecht zu werden.

Wir durchwandern die Stadt vom Ost- bis zum Westende, ohne Gefahr, uns zwischen den hundertdreiundneunzig Häusern in verrufene Stadttheile zu verirren oder im Straßengewoge der siebzehnhundert Einwohner überfahren oder zerdrückt zu werden. In der Nähe der Pfarrkirche fällt uns ein altes thurmartiges Gebäude auf, der Karner, die Todtenkapelle mit dem Beinhause, wie mir gesagt wurde, einer der merkwürdigsten Baue des ganzen Landes. Ein anderes Denkmal an einen Todten, der aber in Erinnerung der Leute noch lebt, ist die Preßlgasse. Preßl war vor dreihundert Jahren ein wackerer Bürger von Hartberg, welcher einem Gewalthaber, der die Stadt im Pfande hatte, gegenüber die bedrohten Rechte und Freiheiten dieser Stadt heldenmüthig vertheidigte und deswegen ermordet worden ist. Wer Näheres von dieser Geschichte wissen will, der lese es nach in Ferd. Krauß' Werk: „Die nordöstliche Steiermark“ (Graz, 1888); er kann dort auch sonst allerhand Merkwürdiges über Hartberg und Umgebung erfahren. Ich trachte jetzt zum Westende der Stadt hinaus und bergan, denn je höher und goldprotziger irgendwo ein Stadtthurm ist, desto mehr gelüstet's mich, von oben auf ihn herab zusehen. Gleich außerhalb der Stadt zur Rechten zieht sich der Stadtpark hinan, terrassenförmig, mit reichem Baumschatten, vielen Sitzbänken und Springbrunnen. Die üppigen Gebüsche an beiden Seiten lassen nicht gerne sehen, wie schmal er ist, der Länge nach zeigt er Schritt für Schritt Schönes und Angenehmes. Wer einem scharf den Berg herab durch den Park springenden Bächlein entgegen geht, der wird bald sehr überrascht werden. Er kommt in eine finstere, von Laub- und Nadelholzkronen schier überwölbte Schlucht, die Brühl genannt, in welcher zwischen Felsen, unter Brücken, über Katarakten das Wässerlein einen Lärm macht, dessen sich die rauschende Feistritz oder die sausende Enns nicht zu schämen brauchte. Daneben steigt über Stegen

setzt die von da aus neueröffnete Bahn den Feistritzfluss, der aus den entlegensten Waldwinkeln der nordöstlichen Steiermark kommt. Dann streichen wir — der Waldpoet und sein Leser — so nahe an der ungarischen Grenze hin, dass die Schnurrbartspitzen der Magyaren schier zum Waggonfenster hereingaukeln. Übrigens schaut jenseits des Baches, in Ungarn, die Welt genau so aus wie diesseits, Hügel und Wolken sind auch jenseits weiß-grün und mit herbstlichem Buchenlaub auch diesseits grün-weiß-roth, so dass man leider sagen muss: die Natur ist in Aufrechthaltung politischer Landesfarben recht unordentlich.

In Bierbaum zweigt rechts der Bahn ein Arm nach Burgau und Neudau zu den großen Baumwollfabriken; wir bleiben beim Safenbache, dem entlang die Bahn zieht im grünen, an beiden Seiten mit bewaldeten Hügellehnen begrenzten Thale. Anmuthig gelegene Dörfer mit stets stattlichen Kirchthürmen. Wiesen, Matten, Gärten, mit Laub- und Nadelholz gemischte Wälder. Nirgends ein rußender Fabriksschlot, wie das wohl thut! — Nichts Reizenderes kenne ich, als auf neuer Eisenbahn das erstemal eine altbekannte Gegend des Heimatlandes zu durchfahren. Alles noch so jungfräulich; die Bevölkerung neugierig das Dampfross bestaunend, aber ein wenig misstrauisch und andererseits hoffnungsfroh einer besseren Zeit entgegen harrend, die ihr die Eisenbahn verspricht. Ich bin in dieser Sache nicht besonders optimistisch, aber aufhalten lässt sich's eben nicht und so freut es mich doch allemal wieder, wenn der existenzenzerdrückende Übergang sich vollzogen hat und die Locomotive in den Wäldern und entlegenen Thälern die Leute zusammenpfeift zur Theilnahme an dem Weltringen.

Jedenfalls, und vielleicht sogar am meisten, gewinnt dabei der Länderbummler, der vom Fenster des rollenden Gemaches aus die schönsten wandelnden Panoramen beobachten kann. Auch diese Strecke zwischen Bierbaum und Hartberg bietet manchen reizenden Ausblick, besonders in den Pöllauerkessel hin mit seiner blauenden Bergumgrenzung; in der Ferne der ätherduftige Alpenzug des Wechsels. Immer näher rücken wir den Bergen, bis endlich am Fuße des uns gleichsam entgegenspringenden Ausläufers als leuchtender Streifen die Stadt Hartberg auftaucht. Der stattliche Bahnhof von Hartberg am vorläufigen Endpunkte der Bahn, steht mitten im breiten Thale, er hält sich noch in respectvoller Ferne von der alten ehrwürdigen Stadt, welche seit grauestem Mittelalter her viel tapferes Werk gethan, viel herbe Noth erlebt hat. Noch mancher feste graue Thurm steht da, welchen einst Türkenpfeile umsaust, Ungarnsäbel bestürmt und Feuersbrünste ausgebrannt haben. Die Eisenbahn interessiert sich nicht besonders für unserer Vorfahren Zeiten, sie hat im Hartbergerthale jetzt nur eins im Sinne, nämlich wie sie am leichtesten über die Querthäler und Rücken der Wechselausläufer ins Niederösterreich hinüber könnte, wo sie in Aspang ein Rendezvous mit der Wiener Eisenbahn verabredet hat. Die Locomotive ist ein Kind der Stadt, darum strebt sie immer und überall den großen Städten zu, und so dürften wir's noch erleben, dass der Hartberger Gewerbsmann nachmittags vier Uhr Feierabend macht, um am selben Abende sein Nachtmahl bei Gause oder Dreher in Wien einzunehmen.

Wir bleiben lieber im traulichen Landstädtchen, in welchem die stil-edlen Triumphbögen noch stehen, die Hartberg der einziehenden „neuen Zeit“ errichtet hat; in welchem alle Gemüther — mit Ausnahme jener der Fiaker und Botengeher — noch in freudiger Aufregung sind über das schwarze Ungeheuer, das des Tages zweimal dort im Thale aus- und eindampft.

Kulm und der Grazer Schöckel hervorgucken. Rechts vom Massenberg liegt das Vorauerthal mit dem großartigen Alpenhintergrunde des Wechselgebirges. Am Fuße dieses Gebirges ruhen weißblinkende Ortschaften, und viele solche sind hingesäet über die Hügel bis ins ferne Gelände Ungarns. Vor einiger Zeit schaute ich von der Spitze des Wechsels herab auf den Ringberg in der Ferne, und dieser war wie ein Maulwurfshügel zu sehen. Heute gehabt er sich doch wie ein stattlicher Berg mit prachtvoller Aussicht. Sein Glück ist eben, dass er nicht im Oberland als Hügel unter Bergen steht, sondern hier als Berg unter Hügeln.

Nachgrabungen ergeben, dass auf der Höhe des Ringberges ein Gebäude gestanden sein soll; man räth auf eine Feste, ich entscheide mich für einen Heidentempel, welcher dann etwa in die Erde versunken sein kann, oder von bösen Geistern in eine Stadt getragen worden ist, wo er als Kunsttempel für classische Theaterstücke noch heute zum Entsetzen der Zeloten heidnischen Ideen fröhnt. — Ganz außerordentlich ist die Thatsache vom Schwein im Ringberge. Da geht, wie es sehr wahrheitsliebende Personen erzählen, alle sieben Jahre in der Sylvesternacht auf der Höhe des Berges ein Loch auf, aus welchem ein Schwein steigt, das hernach einen würdevollen Rundgang macht um das Plateau. Ist dieses Schwein dünn und mager wie ein Brett und hat es einen Büschel leerer Strohalme im Rüssel, dann wird's in den nächsten sieben Jahren ein Elend sein, dann kommen Misserntem, Theuerung, Hunger und Seuchen — kurz, die sieben theuren Zeiten. Ist das Schwein aber fett und dick wie ein vollgerüttelter Kornsack, und hat es im Rüssel ein Bündel schwerer goldener Ähren, dann bedeutet es für die nächsten sieben Jahre Fruchtbarkeit, Wohlstand, Geld, also wirklich — ein Schwein, oder was der Student darunter versteht. Das letztemal muss es gewiss mit dem goldenen Ährenbündel herausgekrochen sein, weil Hartberg jetzt die Eisenbahn bekommen hat. Tiefsinnige Leute der Gegend behaupten übrigens, dass von jetzt an das Schwein auf dem Ringe gar nicht mehr erscheinen werde. Sollte die Eisenbahn daran schuld sein? Sollte es jetzt in der Gegend keine Hungersnoth und auch keine goldene Zeit mehr geben? Möglich ist es schon.

Heute liegt Hartberg noch still in reiner Sonnenluft, die Hügel und Thäler von fleißigen Bauern, emsigen Öbstlern, Winzern und fröhlichen Hirten mäßig bevölkert. Wie lange wird es dauern, und Fabriken entstocken die Wälder, entvölkern die Bauernhäuser, die Fabriksarbeiter schmieden Waffen und socialcommunistische Pläne, und die Fabriksschlote speien ihren schmutzigen Qualm zu einem Dunstbrodem über die fahlen Gelände. — Nein doch, ich will den Hartbergern ihre Freude nicht verderben; sind sie klug — und das sind sie ja — so werden sie sich mit der neuen Zeit schon abfinden, ohne ihre bisherigen tüchtigen und liebenswürdigen Eigenschaften einzubüßen. Dann wird auf dem Ringberge das Schwein erst wieder erscheinen, und zwar im Rüssel allemal das Büschel goldener Ähren. — Das eiserne Band zwischen dem lieblichen Orte an der Safen und der weiten Welt ist geknüpft; Hartberg ist aus einer Landstadt eine Weltstadt geworden, wenn vorläufig auch nur eine kleine. Die Welt wird noch lange stehen und wer weiß, ob der Herrgott am Fuße des Ringberges nicht einmal eine große Stadt braucht. Der Platz dazu ist vorhanden, und für die Bevölkerung — sorgen die Leute.

und Stiegen der reizend angelegte Fußweg empor; dazu unter säuselnden Ästen überall Bänke, um zu rasten und den Berg- und Waldgeschichten des geschwätzigen Bächleins zu lauschen. Als ich vor siebzehn Jahren an diesem Bächlein gesessen, erzählte es mir fröhlich von einem jungen Weibe, das zu Hartberg geboren worden, in der fernen Stadt Graz lebe, einen drei Monat alten Knaben wiege und ihres Mannes gedenke, der grenzenlos glücklich war. Heute sprach das Wasser mir von einem frühen Grabe. Da erinnert man sich wohl an das Liedchen, welches einst der Walddichter gesungen in blühender Jugend, als er noch gar kein Leiden und Sterben erfahren:

In Wold bin ih g'sessn, wo 's Bergwosser rinnt,
Und g'rauscht hot da Woldboch und gwischbelt da Wind.
A Weil hon ih g'schaut ba den Schwuabeln und Wogn,
Do hot's dir auf oanmol a Bleamerl hertrogn,
A rosnroths Bleamerl, hät's außafong' mög'n,
Ober weiter is's g'schwuma, hons neamameh g'seg'n.
Hon ma denkt: So is's Leb'n, däs so gschwind uns verrinnt,
— Und grauscht hot da Woldboch und gwischbelt da Wind.

Später hat derselbe Poet freilich auch wieder lustige Lieder gesungen. Das Menschenherz muss so recht gründlich bearbeitet werden von des Geschickes ungeschickten und grobknochigen Händen, dann wird's, was es sonst vielleicht nie geworden wäre: herzensheiter, weltüberlegen, gottesfroh. — Meinst du nicht auch so, Bergbächlein? — Nun, wenn du auch so meinst, dann wollen wir ein Weilchen beisammen bleiben. Du bist eigentlich ein merkwürdiges Wasser, da am Berge oben treibst du die Mühlen, und im Thale bist du kaum sichtbar. In der Stadt haben sie dich eingewölbt. Hier oben bist du noch ein unverdorbener Bergsohn, aber unten in der Stadt will ich deinen verborgenen Wandel nicht näher untersuchen. Sage, klares Wasser, kennst du den Herrn Bürgermeister Ressavar? Natürlich, wer kennt nicht diesen Mann, wer verehrt ihn nicht! Dass ich nur eins sage: er ist der gute Geist von Hartberg. Und hat auch einen in seinem Keller. Der geht dich nichts an, mein liebes Wasser, halte du dich hübsch von den Kellern fern! Aber, wenn du unten auf dem Stadtpark im Springbrunnen aufhüpfest ins Sonnenlicht, so grüße mir den Bürgermeister.

Höher steigen wir und stiller wird's um uns. Die Stadt hat sich so enge an den Bergfuß geschmiegt, dass man nichts mehr von ihr sieht, als die funkelnde Thurmkuppel. Hingegen weitet sich das Land zum Entzücken. Wie ein grünlich-blaues Meer liegt es hingegossen, nur in der Ferne die scharfe Kante der Riegersburg und die zwei Gleichenberge ragen auf wie einsame Inseln. — Ein guter wohlmarkierter Weg führt uns „spielend" auf den Berg. Spielt manchmal ein wenig Versteckens, die Markierung mit uns, leitet uns aber doch getreulich durch schönen Wald sachte hinan. Die Kiefern erinnern, dass wir in Mittelsteiermark sind, die Fichten machen uns aufmerksam, dass wir schon merklich in die Bergregion kommen. Ein letzter scharfer Ruck, und wir sind oben.

Wir sind auf der Höhe des Ringberges. Dieselbe ist ein rundes Plateau, von welchem die Bäume freundlichst so weit zurückrücken, dass man — auf dem Steinwalle stehend — darüber hinaussieht. Im Norden, gerade vor uns, steigen die finsterwaldigen Massen des Massenberges auf, der um drei ein halb Stefansthurmlängen höher ist als unser siebenhundertfünfundneunzig Meter hoher Ringberg. Links vom bis an den Ring herübergreifenden Massenberg streckt sich lang und breit der Rabenwald, hinter welchem der Hochlantsch, der

Kleine Laube.

Daseinsfreude kneipen.

Ich brauch' nicht Lied und Wein,
Und auch nicht Liebchen fein,
Die Daseinsfreude kneipen ganz allein
Ist höchste Poesie.
Die heilige Harmonie,
Ich habe sie in mir,
Begeisterung, o Wein,
Die brauch' ich nicht von dir.
Und wenn das Liebchen fehlt,
Lieb' ich die ganze Welt.
Als Mitglied sich bewusst
Im göttlichen Verein
Ist's mir die höchste Lust,
Die Daseinsfreude kneipen ganz allein.

M.

Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn.

Es sind nun von Philipp Stein bei Reclam in Leipzig die Briefe herausgekommen, welche Frau Rath Goethe in den Jahren 1780—1808 an ihren Sohn Wolfgang, dessen Frau Christiana und deren Sohn August geschrieben hat. Diese Briefe stellen uns die merkwürdige Frau in einer ganz entzückenden Naturwahrheit dar und sind auch ein lehrreiches Bild jener Zeit. Hier nur wenige Proben, unter welchen Frau Raths mitgetheilter erster und letzter Brief vorkommt.

den 23ten Mertz 1780.

Lieber Sohn! Diesen Augenblick bringt mir Herr Paulsen zwey Briefe, die mich so in einen Freuden und Jubelthon gestimt haben, daß es gar nicht ausgesprochen werden kan. Unser Bester Fürst! hat mich mit einem gantz herrlichen schreiben begnadig, und unsere Theureste Fürstin Amalie that des gleichen. O thue mir die einzige Liebe und dancke unterthänigst auch vor diese der Frau Aja gemachte Freude. Wenn es aber auch kein Weimar und keine solche herrliche Menschen drinne gäbe — ferner keinen Häschelhanß — (Kosename für ihren Sohn). So würde ich catholisch und machts wie Mahler Müller. Da uns aber Gott so begnadig hat, so freuen wir uns auch dieses Erdlebens (nach unserer Fason und wie wirs eben haben können) sehen den 3ten Feyertag den Julius von Tarendt u. s. w. In deinem Garten muß es jetzt wieder schön seyn, wiewohl heut bey uns noch garstig kalt Wetter im Schwang geht. Der Vater und alle Auserwählte grüßen dich — Der Postwagen will fort, lebe wohl. Ich bin ewig

deine treue Mutter Aja.

N. S. Viele hertzliche grüße an Wieland — Seinen Oberon erwarte ich und mehr gute Seelen mit Schmertzen.

den 25ten May 1794.

Lieber Sohn!

Ob zwar die Bücher hoffendtlich diese Woche gepackt und alsdann so bald als möglich durch einen Führmann an dich abgeschickt werden sollen; so hat es mir doch vor inliegendes Holländische Tuch,

Aus der guten alten Zeit.

Von Rudolf Baumbach.*)

Es melden Bücher und Sagen
So manches Wunderding
Von einem gelben Wagen,
Der durch die Länder gieng.
Die Kutsche fuhr, man denke,
Des Tag's drei Meilen weit
Und hielt vor jeder Schenke —
O gute alte Zeit!

Es ward von den Passagieren
Zuvor das Haus bestellt.
Sie schieden von den Ihren,
Als gieng's ans End' der Welt.
Sie trugen die Louisdore
Vernäht in Stiefel und Kleid,
Im Sack zwei Feuerrohre. —
O gute alte Zeit!

Oft, wenn die Reisegenossen
Sich sehnten nach Bett und Wirt,
Da brummte der Schwager verdrossen:
„Potz Blitz! Ich hab' mich verirrt."
Von fern her Wolfsgeheule,
Kein Obdach weit und breit;
Es schnaubten zitternd die Gäule. —
O gute alte Zeit!

Auch war es sehr ergötzlich,
Wenn mit gewaltigem Krach
In einem Hohlweg plötzlich
Der Wagen zusammenbrach.
War nur ein Rad gebrochen,
So herrschte Fröhlichkeit.
Mitunter brachen auch Knochen. —
O gute alte Zeit!

Der Abenteuer Perle
War doch das Waldwirtshaus.
Es spannten verdächtige Kerle
Die müden Schimmel aus.
Ein Bett mit Federdecken
Stand für den Gast bereit;
Das zeigte blutige Flecken. —
O gute alte Zeit!

Und waren der Gäste hundert
Verschwunden im Waldwirtshaus,
Dann schickte der Rath verwundert
Berittene Häscher aus.
Die Leichen wurden gefunden,
Bestattet und geweiht,
Der Wirt gerädert, geschunden. —
O gute alte Zeit!

*) Thüringer Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. Liebeskind. 1891.

N. S. Du hast verstanden, was ich dir neulich schriebe -- nehmlich daß die Stockin die Neapolitanischen Fächer nicht in Rahmen (in so fern es nicht schon sind) eingefaßt haben will -- sondern von den andern beyden — eine Rahme zu Probe — weil du sehr beschäftigt bist, so nims nicht übel daß ich dirs nocheinmahl ins Gedächtnüß rufe.

den 1ten May 1795.

Lieber Sohn!

Endlich erscheint Gott sey Danck die Zeit daß ich das Hauß um 22000 fl. im 24 Fuß verkaufen kan — die Last die ich bißher getragen habe wurde mir sehr beschwerlich mit jedem der es sehen wolte mußte ich (wie nathürlich) vom Boden biß in den Keller hinauf und herabsteigen, das meinen ofte von Schmertz beschwerten Beinen eben kein Labsal war — und so bald sie den Preiß von 2000 Carolin hörten kam keiner wieder — ein eintziger (Professor Bouklair) bote 18000 fl. Die Ursach läßt sich leicht erklähren — vor 40 Jahren war unser Hauß eins der schönsten in der Stadt — der Lussus ist seit der Zeit nun so gestiegen — daß es vor sogenandte Vornehme und reiche Leute die jetztige Modische Herrlichkeiten nicht hat — keinen Saal wo 40 Persohnen speißen können — in dem Vorderhauß in allen Zimmern Durchzüge — auch sind die Zimmer den vornehmen Leuten nicht hoch genung u. s. w. Leute von einer andern Gattung war es wieder zu hoch im Preiß — zumahl da es nur eine Küche hat — Der jetzige Käufer ein junger Weinhändler macht seine Hauptspeculation auf den Keller — da ich nun die Sache recht sehr zu frieden bin; so kommt es jetzt hauptsächlich auf dich an denn Schlosser ist das weiß ich zum Voraus alles recht — Vernim also die Contizionen es wird also um 22000 fl. im 24 Fuß verkauft 4000 fl. in eben dem Fuß werden gleich abgelegt — 1800 fl. bleiben drauf stehen und werden als Insatz im Römer eingeschrieben — in 3 Jahren werden wieder 4000 fl. abgelegt — bist du es nun zufrieden so schicke mir (wenns möglich ist) mit ehester Post deine vitimirte Einwilligung — Herr Schöf Schlosser — und Freund Stock wollen mir in allem mit Rath und That an Handen gehn — diesen Nachmittag kommt Schlosser zu mir — um einstweilen die Puncte zusammen zu überlegen — ich will zu dem Ende diesen Brief noch ofen laßen um dir die Unterredung mitzutheilen. Ein Hauptpunct ist — daß ich nicht ausziehe biß ich ein vor mich anständiges Logi ausgemacht habe — denn in den paar Jahren als ich vielleicht noch hir bleibe verkriege ich mich in kein Loch. Noch etwas das mir den Kauf annehmlich gemacht hat, ist, das Taxiren eines im übrigen gantz braven Zimmermeister das ich dir beylege — daß also kein Mensch sagen kan mann hätte es verschleudert. Herr Schöff Schlosser war da es ist doch ein gefälliger braver und thätiger Mann — Er hat alle Puncte so schön aufgeschrieben — daß nichts dran auszusetzen ist — Heute werden sie von dem Käufer und mir einstweilen unterzeichnet biß die von dir und Schlosser vidimirte Vollmachten ankommen — da als denn der rechte Kaufbrief nach der Ordnung unterschrieben und besiegelt wird. Auch will Herr Schöff Schlosser den Kaufbrief selbst verfertigen — das ist recht freundschaftlich. Es scheint sich alles zum besten vor deine alte Mutter anzuschicken — indem auch ein Logi in der schönsten Gegend der Stadt nehmlich auf dem Roßmarck wird zu haben seyn — Morgen will ich es besehen. Wie will ich so froh seyn wenn ich auf dem Roßmarck heraus kucke — und die Last die mich nun schon lange drückt loß seyn werde — denn Gott weiß was es mit dem Frieden noch gibt. Gestern z. E. kanonirte es wieder den gantzen Tag fürchterlich in der Gegend von Maintz — Ich weiß du gönst mir in meinem Alter noch die bevorstehende Ruhe — und schickt deine Einwilligung sogleich nach Empfang dieses. Lebe wohl! Ich bin ewig deine treue Mutter

Goethe.

und den Batist zu lang gedauert. Verwundre dich nicht daß der Batist aus lauter Lappen besteht. — Dein Bettschatz wird es schon einrichten, daß es reichlich an 12 Hemden Manschetten und Voderstriche gibt — die Stockin kauft vor ihren Mann immer solche Lappen — warum aber nicht vom gantzen Stück? Antwort — weil es die nehmlichen Dinste thut und weil der Batist (da kein Frantzoß mehr her darf) jetzt enorm theuer ist — die Hälfte ist zum allerwenigsten gespart — brauche alles gesund. Meine Revolution ist in vollem gang — was nun draus werden wird muß sich jetzt bald entscheiden — über die Weine habe alle verständige Leute meiner Bekandschaft um Rath gefragt selbst solche die in gleichem Fall waren wie z. E. Doctor Hetzler der in der Ellingischen Erbschaft mit Erbe war — der war nun so gütig mir die Specivication so wohl der Jahrgänge, als auch die Taxation — und den endlichen Verkauf aus dem Inventario mitzutheilen — daraus ich denn ersehen habe, daß diese Weine ohngefähr mit den unserigen in gleichem Verhältnüß stehen — ich sie vor 8000 fl. loßschlagen kan — denn diese Gattung ist nur vor wenige brauchbar — Gogel und Dick sind hir die eintzigen die sich mit so alten Burschen abgeben — nun hat Gogel 7500 fl. geboten, jetzt habe gestern dem Dick Proben davon geschickt — bietet der 8000 fl. so soll er sie in Gottes nahmen haben — den 1tens bringe ich sie nicht an; so muß ich wieder etliche 100 fl. anwenden um auffüll Wein zu kaufen — 2tens entbehre ich jährlich 320 fl. Intereßen — und 3tens bin ich der Kellersitzerey müde und satt — Vorgestern mußte wieder um alles aufzufüllen — Trinckwein zu brechen u. s. w. 5 Stunden unter der Erde seyn! und endlich 4tens wenn ich ein ander logie beziehe — da wäre es nun gantz ohnmöglich die alten Herrn mitzunehmen — und verkaufe ich nun das Hauß so müßte der Keller geräumt werden — und da wäre ich gezwungen noch Kellerzins zu bezahlen — das beste ist sie machen vor der Zeit Platz. Mit dem Hauß ist es jetzt in ziemlicher Bewegung — Lippold hat den Auftrag 3 bis 4 Competenten sind muthmaßlich da — Herr Handelsmann Chamo — Her Müller der in der Bethmännischen Handlung ist — Herr Senator Metzler Tochtermann von Herrn Keller. Lippold bietet es von 30000 fl. an — das glaube ich nun eben nicht zu erhalten — müßens eben abwarten. Vor mich scheint sich auch etwas (eine Wohnung) zu presentiren — wenn mir das gelänge; so würde ich nach meiner Empfindung sehr glücklich seyn! Es liegt auf der Seite des Roßmarcks wo die Aussicht die gantze Zeil vor sich hat; hat die Morgensonne — und ich bekäme folgendes — auf der Erde 1 Stube von 2 Fenster vor meine Mägde — eine Küche — Hoff — Holtzplatz — Wasser — Regenpompe — Keller — 1ter Etage Wohnstube von 3 Fenster fohrnenheraus die Aussicht nach der Zeil — gleichdran die Schlafstube von 2 Fenster in Hoff — auf dem nehmlich Stock noch 2 Stuben jede mit 2 Fenster auch in Hoff gehendt — Vorplatz — privet — Kammern u. s. w. Das wäre nun alles gantz herrlich; in die Schlafstube würde eine Klingel die in die Mägdte Stube ginge angebracht — so wie ich was bedürfte — geklingelt — da hätte ich oben meine gantze Bequemlichkeit u. s. w. Nun kommt aber, das große Aber — es ist nur erst im Riß und noch nicht gebaut! Wird sich aber auch in der Woche aufklähren, und gebaut ist deßwegen doch bald, weil kein Keller und kein Fundament gegraben wird. Aus dieser Relation siehst du, daß alles in Gährung ist, und daß Frau Aja alle Hände voll zu thun hat — nicht minder daß der guten Frau ihre Seelenkräfte sehr in thätiger Bewegung sind — so lange mir es nur an Eßen — Trincken und Schlafen keinen Abbruch thut — so mags meintwegen kochen biß mans genießen kan. Jetzt kein Wort mehr — ich bin müde, und vor daß daß ich die Molcken trincke — ist diese Epistel lang genung. Lebe wohl! dießes wünscht

deine treue Mutter
Goethe.

Menschen werden dich Lieben — Laße wie bißher zuweilen diejenige was von dir hören, die ewig ist deine

dich liebende Großmutter
Goethe.

N. S. Vor die mir im vorigen und in diesem Jahr überschickte Modejournahle — Jannuse — Mercure dancke recht sehr und bitte nicht allein damit gütigst fortzufahren sondern mir zu ergäntzen was an obigen noch fehlt. Vom Janus fehlt No. 4 und No. 6, vom Mercur fehlt No. 7. davor habe 2 No. 6 wovon 1 wieder bey Gelegenheit zurücksenden werde.

den 20ten Juli 1804.
Lieber Sohn!

Vielen und schönen Danck vor deine Lieben Briefe, jetzt wird mein Haußfreund schmuntzlen wenn Er so etwas vorgeleßen bekömt — denn in Weimar geweßen (besonders ist die Rede von einem Franckfurther) und Goethe nicht gesehen haben — wird nicht partonirt — also sey nochmahls bedanckt. Ehe ich an Demoiselle Böttiger ihre Caracteristick kome; so muß ich eines herrlichen Abends erwähnen den ich und unsere Franckfurther dir zu dancken haben — Es war der 14te Julius — in 20 Jahren hatte man ihn nicht gesehen — und da paßte das auf dem Zettel Zum erstenmahl mit Fug und recht — könte ich dir nur recht lebendig darstellen wie vortreflich alles ging, wie die Schauspieler es wie ihr eigen kind behandelten so recht mit Lust und Liebe es ausführten — wie eine Stille in dem großen — voll Menschen voll gepropften Hauße war — mann hätte eine Stecknadel fallen hören — wie nur zuweilen wenn es die Menschen zu sehr angrief — ein einstimiges ablautiren und bravo rufen entstand z. E. wie Beaumarschais die neue untreue von Calvigo erfährt — wie Carlos Calvigo auf neue zur untreue beredet — beßer größer kan diß Trauer spiel schwerlich auf welchem Theater es seyn mag gegeben werden — Herr von Meyer ist gantz entzückt daß das Pupplicum Geschmack am großen und schönen gewindt. Jetzt von Demoiselle Böttiger — Wenn Sie Sich bey Eurem Theater auf das Rollenfach der Frau Roße — in Armuth und Edelsinn — Jungfer Schmalheim in der Aussteuer — als Haußhälterin im großen looß und der gleichen Caracter und Carikatur sich verbindlich macht; so kan Sie zumahl wenn Ihr noch hie und da aufgeholfen wird in die Fußstappen Ihrer Mutter tretten und in diesem Fach viel leisten — Aber solte Sie der Einbildung Teufel treiben, wie es Ihr unglücklicher weiße schon begegnet ist daß Sie Liebhabrinnen — im Trauer — Lust — und Schauspiel vorstellen will; so laße dich nicht ein — erbärmlicher läßt sich nicht dencken — auch Singen will Sie können — es ist eben so jämmerlich. In dem Verhältnüß wo Sie bey uns war, war das wieder gantz etwas anders — Ihre Mutter war 20 Jahr bey uns — der Mutter zu Liebe bekame Sie verschiedne Rollen von jungen Liebhaberinnen — nur die Art von Respeckt die mann gegen die Mutter hatte verhinderte das Auspfeifen — die Mutter starbe — Sie redete den von Meyer an Ihr die Rolle von Ihrer Mutter die Jungfer Schmalheim zu geben — Meyer that es — Sie spielte über alle Erwartung brav — der Mutter Ihrem Andencken zu Liebe munterten wir Sie durch aplaudiren auf und Sie bekam die Rollen ihrer Mutter — und bey uns (als aus obigen Gründen) wäre Sie nie verstoßen worden — nun beloge Sie aber die Direcktion — sagte Sie besuchte eine Freundin — ging nach Cassel spielte die Ariadne und dergleichen Rollen — du kanst dencken Sie kam wieder — bekam Ihren Abschied — und ist jetzt sehr übel dran. Also sage ich noch einmahl — braucht du oben genandtes Rollenfach so ist Sie gut, und kan noch unter guter Leitung beßer werden — aber um aller welt willen keine Liebhaberinnen — keine Sängerinn! Nun weiß du von Demoiselle Böttiger alles Haarklein Punctum — Herr Brand hat sich zweymahl im Opperfest als Murney

N. S. Der Brief war schon gesigelt aber auf wohlmeinenden Rath Herrn Schöff Schlossers mußte die Taxation des Haußes welche ich dir beygeschlossen hatte wieder heraus nehmen und zu dem Ende hir behalten daß im Fall der Käufer von meiner minderjährigen Enckelin auch sicherheit begerte — dem hisigen Curatel Ammt die Schätzung vorgelegt werden könte daraus denn zu ersehen wäre — wie das Hauß um 7000 fl. höher als die Taxation verkauft worden wäre — indem der Geschworne Taxtator es um 14000 fl. im 22 fl. Fuß also ohngefehr zwischen 15 und 16000 fl. im 24 fl. Fuß geschetzt hat. Lebe wohl! und Antworte bald.

den 28ten Jänner 1802.

Lieber Sohn!

Das Kayerliche Present hat mich sehr erfreut — wer hätte vor 25 Jahren gedacht daß die Freundschaft die du Klinger damahls erwießen von seinem Kayser so ehrenvoll recompensirt werden solte — da du diese Sache villeicht schon längst vergeßen hast; so schicke hir ein Briefelein mit (das ich auf die sonderbahrste weiße bekommen habe) daraus zu ersehen, wie jede gute Sache sich hir schon belohnt — darob hatte ich große Freude — weil es meinen Grundsatz auf neue befestigte. Ferner freut es mich, daß du diesen Winter dich in Gesundheit beßer befindest als vorm Jahr Gott! Erhalte dich! Mir und uns allen. Vor Kotzebue Merckwürdiges Jahr dancke nochmahls — das hat mir und meinen Freunden sehr wohl behagt — Ich weiß nicht ob du Bekandschaft mit Ihm hast wäre es andem; so dancke Ihm in meinem Nahmen vor sein Epigram — so hat sich das hisige Pupplicum lange nicht amusirt — es ist vortrefflich besetzt — besonders Demmer der den Hippeldantz macht hat einen hisigen Herrn so copirt daß es gleich das gantze voll geprofte Hauß wußte die Einnahme war nur vom Parterre und gallerie ohne die Logen 660 fl. Jetzt ein paar Worte mit meiner Lieben Tochter!

Liebe Tochter! Tausend Danck vor Ihren Lieben Brief, Sie haben mich dadurch sehr glücklich gemacht — beehren Sie mich zuweilen mit Ihrer lieben Zuschrift, und ich werde immer dadurch verjüngt wie ein Adler! Wohl mögte ich einmahl das Weimarer Theater das überall berühmt ist sehen — aber du Lieber Gott!! Ich und Reißen!! Ich wünscht ich hätte Frau von la Roche Ihren Muth und Ihre Reiße seligkeit, den habe ich aber nicht, und da wird es wohl so bey dem alten bleiben. Tantzen Sie immer liebes Weibgen Tantzen Sie — frölige Menschen die mag ich gar zu gern — und wenn sie zu meiner Familie gehören habe ich sie doppelt und dreyfach lieb — Wäre ich eine Regirende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar lauter fröliche Gesichter müßten an meinem Hof zu sehen seyn denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht — aber die Duckmäußer die immer untersich sehen — haben etwas vom Cain an sich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain sagen laßen warum verstelts du deine Geberde, aber es heißt eigendlich im Grundtext — warum läßt du den Kopf hängen. Leben Sie wohl — vergnügt und Tantzen wo Sie Gelegenheit dazu finden — darüber wird sich hertzlich freuen die sich nent

Ihre treue Mutter
Goethe.

Auch ein Wort mit dir Lieber August! Vor deinen schönen Neujahrwunsch, und eben so anschauliche Beschreibung — des Christkindleins Maskerade und deines Naturaliens Cabinet — du bist ja recht reich an prächtigen sachen und Seltenheiten! Dancke Gott! der dir so einen Rechtschaffenen Vater gegeben hat — der dich zu allem schönen und gutem erzieht — O! wie viele Kinder sind minder glücklich! In wie manchem liegt der Keim zum schönen und guten wird aber leider unterdrück — Bitte Gott täglich daß Er dir deinen Lieben Vater und Mutter erhält, und sey ferner folgsam — so wirst du bey Gott Gnade haben, und die

den 1ten Juli 1808.

Lieber Sohn!

Deine Wercke sind den 29ten Juni glücklich bey mir angelangt — Ich — Schlossers — Stocks dancken auf das hertzlichste davor — alle 8 Bände sind beym Buchbinder werden in halb Frantzband auf das schönste eingebunden wie sich das vor solche Meister wercke von selbst versteht. Dein Liebes Briefgen vom 22ten Juni war mir wieder eine tröstliche — liebliche — herrliche Erscheinung — Gott! Seegne die Cur ferner — und laße das alte Übel völlig verschwinden — und an Lob und Danck soll es so lang ich athme nicht fehlen. Deinen Lieben — freundlichen Brief an Betinen habe Ihr noch nicht können zustellen Sie fährt wie ein Irwisch bald ins Reingau — bald anders woherum so bald Sie kommt soll Ihr dieses Glück werden. Herr Werner ist hier — Frau von Staell gebohrne Necker war hier. In dieser Jahres Zeit ist Frankfurth mit Frembten immer gepropst voll es ist wie eine Volcks Auswanderung so gar von Norwegen kommen sie, und alle sind erstaunt über die Schönheit in Frankfurth besonders aber außer der Stadt — die alten Wälle sind abgetragen die alten Thore eingerißen um die ganze Stadt ein Parck man glaubt es sei Feerrey — man weiß gar nicht mehr wie es sonst ausgesehen hat — unsere alte Perücken hätten so was biß an Jüngsten Tag nicht zu wegen gebracht — bey dem kleinsten Sonnenblick sind die Menschen ohne Zahl vor den Thoren Christen — Juden — pele mele alles durcheinander in der schönsten Ordnung es ist der rührendste Anblick den man mit Augen sehen kan — und das ist und wird alles ohne Unkosten gemacht — die Plätze der alten Stadt Mauren — Wälle werden an hisige Bürger verkauft — da nimbt der eine viel der andre weniger jeder baut nach Hertzens Lust — einer macht einen Bleichgarten — der andre einen Bleichgarten u. s. d. das sieht denn Schamant aus — und hirmit Basta! Laße mir den guten Augst mit Schreiben ungeplagt ich weiß wo Er wohnt — weiß Er ist gesund — Er macht Fußreißen, was soll ich denn noch mehr wißen — plage den jungen nicht mit schreiben — Er hat villeicht eine Ader von der Großmutter — Schreiben — Daumen schrauben es ist bey mir einerley — heute habe ich 3 Briefe zu Schreiben!! Einen an Herrn Vulpius, einen an dich — einen an meine Liebe Tochter nach Lauchstädt Lebe wohl! Grüße Herrn Riemer — und behalte lieb

deine
treue Mutter
Goethe.

N. S. Wenn ein Schauspieler nahmens Werdi dich ohngefähr antrieft sey Ihm freundlich.

So weit die Briefe. — Am 13. September 1808 um die Mittagszeit ist Frau Rath, 77 Jahre alt, gestorben. „Ihre Besonnenheit und der feste ruhige Muth, den wir in ihrem Leben bewunderten, verließ sie auch vor und bei ihrem Tode nicht.“ (Fritz Schlosser an Goethe.) Goethe nennt sie in einem Briefe an Zelter eine Frau „die, in alttestamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängnis so pünktlich anordnete, dass die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war.“

Weise und wunderliche Aussprüche von Grillparzer.

Ein Freund des Dichters der „Sappho“, Adolf Foglar, hat ein Büchelchen: „Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben“, aus Unterredungen mit dem Genannten, bei G. J. Göschen, Stuttgart, herausgegeben. Demselben sind die folgenden, theils recht wunderlichen Aussprüche des großen Dichters entnommen.

und in der Lilla als Infant hören laßen — hat recht gut gefallen hat alle Ehre empfangen ist als Murney heraus gerufen worden, als Infant weiß ich das Ende nicht, weil ich nicht darinn geblieben war. Eine große Theatraliche Herrlichkeit steht uns bevor — Iffland! Komt der 4ten Augst hieher — Spielt 6 mahl die 3te Vorstellung ist Sein Benefitz und zwar im Wallenstein — ferner Spielt Er — den Eßigmann — Gebrecht! die andern wollen mir jezt nicht einfallen. Hoffräthin Kästnern ist noch hir und läßt dich freundlich grüßen. Ich hoffe daß die überschickten Comedien Zettel imer richtig angelangt sind? Meiner Lieben Tochter dancke vor die überschicken Mercure und die Donau Nimpfe, einige Mercure sind doppelt z. E. No. 1. und 2. mir zu Handen kommen dagegen fehlt Nr. 3 bey Gelegenheit kan es nachgeschickt werden — so wie ich die überzähligen mit den Comedien Zettel zurück senden werde. Wenn Hoffrath Stareck etwa noch im Weimarer Staats Calender steht — so laße Ihn aus streichen, den Er lebt nicht mehr. Mit vielem Vergnügen werde ich die Bekandtschaft des würdigen Mannes Herrn Voß machen. Lebe wohl und vergnügt — Grüße deine Lieben von

Eurer allen
treuen Mutter und Großmutter
Goethe.

den 10ten October 1805.

Lieber Sohn!

Verzeihe wenn Überbringer dieses durch eine Anfrage dir villeicht beschwerlich fält. Er heißt Graf ist Gastwirth im sogenandten Rebstock — ihm ist ein Weimaraner Geld schuldig — der Schuldner soll noch Vermögen besitzen — will auch gern bezahlen — schibts auf seine in Weimar lebende Brüder die nichts heraus geben wollen und dergleichen. Gastwirth Graf hat schon mehrmahl nach Weimar geschrieben ohne Antwort zu erhalten — da ist Er nun selbst da — nur um zu erfahren wie die Sachen stehn — und hauptsächlich wo Er sich zu melden hat — bey welchem Ampte — bey welcher Behörde — und das will Er bey dir erfahren — und bittet um eine Auskunft in dieser Sache — von Bekanden wurde ersucht Ihm ein Recomodations Brieflein an dich mitzugeben, und das thue ich hirmit. Kanst du diesem Lands mann in dieser Begebenheit etwas nützen so wird Er es in seiner Gaststube erzählen — und die Burger-Capitaine — und diese Claße von Menschen, die wein bey ihm trincken, werden ihren gnädigen Lands mann hoch leben laßen.

Über die glückliche Niederkunft Euerer Erbprintzeß habe ich große Freude gehabt Gott seegne Sie und das gantze Fürstenhauß. Daß wir so vel quasi wieder Krieg und Kriegs geschrey haben wißt Ihr aus den Zeitungen — wir sind die Dinge jetzt schon so gewohnt, daß uns Cannonen und Pulver wägen nicht mehr ängstigen — Vor ohngefähr 20 Jahren sang Mefistooles im Doctor Faust —: Das liebe heilige Römische Reich — wie hälts nur noch zu sammen? Jezt kan man es mit recht fragen. Die Churfürsten — Fürsten — laufen quir und quer — hin und her — es geht her wie in Schnitzel putz Häußel — es dreth sich alles im Kreusel — man weiß gar nicht mit wem mans halten soll — es wird schon wieder ins Gleiß kommen — denn der Liebe Vater überm Sternen Zelt — werth doch den Bäumen daß sie nicht in Himel wachssen — der wirds schon wieder in Ordnung bringen. Ohnlängst habe ich von meiner Lieben Tochter einen sehr guten Brief erhalten wegen deinem Wohlbefinden — ich hoffe zu Gott, daß dieser Winter gut und angenehm vorübergehnen soll — laßt mich zuweilen etwas von Eurem Befinden hören, das wird sehr erfreuen

Eure treue Mutter
Goethe.

Meine Liebe Tochter und den braven Augst grüße freundlich. Egmonth wird einstudirt.

von Überraschung erwiderte Raimund: Wie soll i denn ausschaun, wenn i auf d' Bam steig und dicht'? — Und ohne sich weiter um mich zu kümmern, schrieb er wieder und ließ mich gehen."

Ein wohlgemeinter Vorschlag in Sachen der Theaterkritik.

Dass die Zeitungen im Nachrichtendienste die Schnelligkeit der Correctheit vorziehen, ist ein schlechter Brauch. Das kostspielige Telegramm von heute muss sehr oft morgen widerrufen oder berichtigt werden. Der Telegraph ist überhaupt ein geschwätziges altes Weib geworden und aus der großen Menge von Zeitungsdepeschen findet man das Wichtigste nur schwer heraus. Also weniger Telegramme und möglichst nur solche Neuigkeiten, die sich bestätigen. Die Hast, mit der unsere Zeitungen arbeiten, wird aber nachgerade von Übel in der Theaterkritik. Über ein Stück, das heute Abends das erstemal aufgeführt wird, bringen die Zeitungen um die Wette morgen früh die flottesten Feuilletons. Der Kritiker muss sein Feuilleton entweder vor der Aufführung schreiben nach dem Buchtexte, oder Abends zwischen Schluss des Stückes und Schluss des Blattes. Ermüdet, erregt oder abgespannt soll er in längstens zwei Stunden, oft nur in einer Stunde, eine wissenschaftlich gründliche, kritisch objective und gerechte Arbeit liefern. Ist das möglich? — Nein. Will es der Kritiker so? — Nein. Verlangt es das Publicum? — Nein. Und die Zeitungsredactionen? Die wollen es eigentlich ebenfalls nicht. Die Sache geschieht lediglich nur, weil ein Blatt dem anderen an Geschwindigkeit nicht nachstehen, sondern möglichst zuvorkommen will. Und darum in der Theaterkritik, der das Publicum wie einer Lehre zu lauschen pflegt, die Flüchtigkeit, die Verstöße, Unrichtigkeiten und das in solchem Zustande nur schwer vermeidliche Hervortreten der persönlichen Stimmung des Recensenten. Dem Kritiker kann man wahrlich keine Schuld geben, er leistet in der kürzesten Zeit gewiss sehr Achtenswertes, aber er würde noch viel Besseres und Maßgebenderes leisten, wenn er wenigstens einen Tag Zeit hätte, während welcher er sich über den bei der Theatervorstellung gewonnenen Eindruck klar werden, die einschlägige Literatur zurathe ziehen und manches gründlicher prüfen, miteinander vergleichen und ruhiger erwägen könnte. Eine dramatische Neuheit nur nach dem Buchtexte zu beurtheilen, ist bedenklich. Ein Drama ist kein Lesestück und ein Theaterkritiker kein Buchrecensent. Selbst der gewiegteste Theaterkritiker vermag aus der Lectüre des Stückes nicht immer auf die Bühnenwirkung zu schließen, hierin irren sich oft die berühmtesten praktischen Dramaturgen. Es dünkt uns sogar nicht gut, wenn der Kritiker vor der Aufführung das Stück überhaupt liest; möglichst unbefangen, wie das Publicum selbst, soll er der Aufführung beiwohnen. Wie soll er auch an sich die Wirkung der dramatischen Vorgänge sinnlich erproben, wenn er schon im vorhinein weiß, „wie es ausgeht", wenn er durch sein Schonwissen an sich selbst die Absichten des Dichters durchkreuzt, zerstört! Zum mindesten hat er sich um den Genuss des dramatischen Werkes gebracht und dadurch schon einen schiefen Standpunkt genommen. Der Kritiker weiß das, kann sich aber nicht helfen, wenn die Kritik über Nacht gebacken werden soll, wie beim Bäcker die Semmel.

Ich mache einen Vorschlag. Möchten die Zeitungen sich dahin einigen, dass sie nicht um die Erstgeburt buhlen, sondern sich einen Tag Zeit lassen, um dann etwa mit Zuhilfenahme des Buchtextes eine gründliche und formreine Kritik über ein neues Theaterstück zu bringen. Eine kurze Notiz über Inhalt und Aufnahme könnte ja am Morgen nach der ersten Aufführung erscheinen, eine Studie über das Stück und seine Aufführung jedoch erst an einem nächsten Tage. Den Lesern würde es recht sein, weil sie etwas Gediegenes bekämen. Und für solche Zuschauer, die selbst nicht wissen, wie ihnen

„Der dramatische Dichter s o l l nach Effect ringen, denn Effect heißt Wirkung, und jeder, der etwas macht, will etwas bewirken."

„Metastasio liebe ich sehr, obwohl er als Italiener etwas zu weich ist; aber soll denn nur das Lümmelhafte in der Tragödie schön sein, wie man jetzt in Deutschland meint?"

„Von Rom bin ich mit Thränen im Auge geschieden, obwohl ich sonst nicht leicht sentimental werde. Die Schweiz habe ich nie zu sehen gewünscht; denn Berge und Bäume gibt es auch in Tirol; die Bewohner aber, so bedeutend sie waren, sind jetzt abgeschmackt, und die Fremden daselbst bestehen aus dem affectiertesten Gesindel Europas."

„An einem Frauenzimmer schätze ich nichts mehr, als wenn es einfach, natürlich und — «sauber» ist, wie man sagt; der größte Geist zieht mich bei ihm nicht so an, als eine schöne Gestalt."

„Ich kann Blumen nicht einmal im Topf vor dem Fenster leiden, viel weniger abgeschnitten im Glas, so gerne ich sie im Freien habe. Es thut mir weh, wenn ich denke: Jetzt sind sie so schön und duftend, und — in drei Tagen gehören sie auf den Mist!"

„Der Papst könnte froh sein, wenn die Katholiken nur halb so viel glaubten, als die Protestanten."

„Mein Grundsatz vor allem ist: Was ich nicht lernen kann, damit gebe ich mich nicht ab."

„Für das große Publicum sind die Tagesinteressen der Geist der Zeit."

„Es ist, als ob alles wetteiferte, den Staat zu zerstören. Das Ministerium und das Volk machen dumme Streiche, der dümmste ist der Anschluss an Deutschland. Mir kommt das vor, wie wenn jemand eigene Menage führt und in fremde Kost geht."

„Das Volk ist und war und wird dumm bleiben, außer wir haben einmal 80 oder 100 Jahre eine Constitution."

„Ich weiß, ich gelte für einen Schwarzgelben. Ich bin es auch: aber ein Schwarzgelber nach dem 15. Mai, nicht vor dem 13. März."

„Der Fürst Schwarzenberg ist zu mir bis in den dritten Stock heraufgestiegen; aber er verschafft mir nicht die Möglichkeit, im ersten Stock zu wohnen."

„Als Deutscher muss ich mich über den Erfolg dieses Krieges (gegen Frankreich) freuen, aber ich fürchte die Präponderanz Preußens fast noch mehr als die Frankreichs. Bismarck wird nun nach allen Ländern, wo noch ein deutsches Wort gesprochen wird, seine Hand ausstrecken."

„Die ganze czechische Nation geigt und bläst, und hat doch keinen einzigen großen Musiker aufzuweisen."

„Wer Verstand hat, will selbst erfahren, sonst ist er nicht überzeugt."

Einmal erzählte Grillparzer folgendes Geschichtchen:

„Was man als Anekdote in der Schule gelesen hat, das kann man später wirklich erleben. In früheren Jahren machte ich, immer allein, häufig Ausflüge in Wiens herrliche Umgebungen. Eines Tages fuhr ich bei Greifenstein über die Donau. In denselben Kahn war mit mir ein schon bejahrtes Weib eingestiegen, das eine Butte voll Obst auf dem Rücken trug und stehen blieb. Ich sagte dem Weib, es solle sich doch niedersetzen wie ich, und die Butte neben sich stellen. Die Antwort war: Was denken's denn, mein liaber Herr? D' Butten war ja viel z'schwar für die Zill'n. —"

„Ein anderesmal strich ich durch die Gehölze um Dornbach. Da bemerkte ich auf einem mächtigen Baumast einen Mann sitzen, der ein großes Tintenfass an einer Schnur um den Hals hängen hatte und so eifrig schrieb, dass er mein Näherkommen gar nicht gewahr wurde. Ich trat ganz dicht an den Baum und erkannte in dem Manne — F e r d i n a n d R a i m u n d. Erstaunt und lachend rief ich ihn an: Was machen Sie denn da? Wie sehen Sie denn aus? Ohne ein Zeichen

Und wenn des Weihnachsliedes Mahnen
Wir sind gedenk im heiligen Ahnen,
So wird im neuen Gottesreich
Das Osterlied, Posaunenrufen
Uns grüßen an des Thrones Stufen:
Der Friede, Kinder, sei mit euch!

R.

Nicht bös' sein!

Eine Plauderei von Franz Josef Koch.*)

Der Engländer fühlt sich nur zuhause, wenn er auf Reisen ist; der Franzose ist nie unwissender, als wenn er alles gelernt hat; der Deutsche ist niemals durstiger, als wenn er trinkt, und die Frauen — diese ganz eigene Nation — haben nie ausgesprochen, als dann, wenn man will, dass sie sich aussprechen sollen. In der Rüstkammer des weiblichen Zeughauses ist keine Waffe — von den Lanzen und Dolchen ihrer Worte bis zum schweren Geschütz der Vierundzwanzig-Thränen-Pfünder und Ohnmachten — so unheilbringend als jene, die in dem Zweikampf der Liebe und der Ehe das „Bös' sein" genannt wird. Weinen und mit den niedlichen Füßchen strampfen, das ist das Gewehrfeuer der Frauen. Ohnmachten und Migräne sind die Belagerungsgeschütze. Aber „Bös' sein" — das bedeutet die Aushungerung des Feindes. Ein Frauenzimmer, wenn es „bös" ist, gleicht einem Dachtropfen, der endlich den härtesten Geduldstein aushöhlt. Jedes weibliche Wesen spricht anders und streitet anders, aber alle sind sie auf dieselbe Art „bös'". Das „Bös' sein" ist sozusagen ihre Universalsprache, ihr Volapük, von den Eskimoweibern bis zu den Salonpüppchen in Paris oder Wien, vom Throne bis zur niederen Hütte.

Wenn eine Frau oder eine Geliebte streitet, so streitet sie bloß mit dem Manne ihrer Wahl. Wenn aber eine Frau oder eine Geliebte „bös'" ist, so erstreckt sich dies auf alle leblosen Gegenstände, die „Er" in seinem Besitz hat. Sie ist „bös'" mit seiner Cigarrenspitze, mit seinem Schreibtisch, ja sogar mit seinen Pantoffeln. Sie feindet seinen verstorbenen Großvater an, prügelt seinen Hund und hasst seinen Barbier.

Wenn die Frau für gewöhnlich um acht Uhr den Kopf aus den Federn, um zwölf Uhr die Federn von dem Kopfe bringt, so steht sie an solchen Tagen — gerade wie am Waschtag — extra schon um sieben Uhr auf, um nur ja recht zeitlich „bös' sein" zu können.

Zum Reden benützen die Frauen doch nur ihre Sprachwerkzeuge; zum „Bös' sein" aber haben sie noch ganz andere Werkzeuge. Sie sind „bös'" mit der Nasenspitze, indem sie diese elegisch herunterhängen lassen; mit ihrem Haar — sie frisieren sich nämlich gar nicht an solch einem kritischen Tag u. s. w. Jeder Streit muss ein Ende nehmen, denn endlich ermüdet auch die stärkste Lunge; „bös' sein" aber kann man bis ins Unendliche. Eine Frau, die schreit, kann man schließlich, wenn schon nicht überzeugen — das ist bekanntlich überhaupt unmöglich — so doch überschreien. Bei einer Frau, die „bös'" ist, nützt das alles nichts. Wenn eine Frau mit ihrem Manne einen Streit hat — was ja hie und da vorkommen soll — und wenn sie noch so tobt, so läuft sie doch ab und zu in die Küche hinaus und sieht nach, dass seine Lieblingsspeise nicht anbrennt. Aber eine Frau, die „bös'" ist, vergisst die zartesten Bande der Natur, die sie an die Küche binden. Sie vernachlässigt Gerichte, die sie unter Schmerz geboren. Wenn die Frau „bös'" ist, da „ränkelt" die Suppe, die Zuspeise ist verbrannt und der Auflauf bleibt sitzen.

Im heftigsten Wortwechsel sagt die Frau, wenn der Mann plötzlich niest, dennoch — wie unwillkürlich — „zur Genesung!" Ist aber die Frau „bös'", dann kann der Mann niesen, dass er zerplatzt — sie sagt nicht „zur Genesung!"

*) Also zu lesen in der Festschrift des humanitären Geselligkeitsvereines „Gemüthliche Harmonie" in Wien zur Feier des 25jährigen Bestehens.

das Stück gefallen, bevor sie eine Recension darüber gelesen haben, schreibt, denke ich, der ernste Theaterkritiker überhaupt nicht. Die Theaterunternehmung könnte durch eine Einrichtung nur gewinnen, durch welche Presse wie Publicum sich über mehrere Tage hinaus mit einer Novität befasst. Also müsste alles dabei gewinnen und am meisten das Kunstwerk, welches eine richtige und eingehende Würdigung fände, während es heute nur allzuoft nach der Schablone abgethan werden muss. Leichtfertige Recensenten, wie es deren besonders in der Residenz gibt, hätten dann freilich keine Ausrede mit der journalistischen Eile, mit welcher sie jetzt alles entschuldigen wollen. Dem ernsten Manne aber müsste es gewiss willkommen sein, von einem flüchtigen Journalisten zu einem gründlichen Kritiker emporzusteigen; sein Amt würde durch meinen Vorschlag zwar in mancher Beziehung schwerer, jedoch bedeutsamer, dem Wissen und der Bildung des Ausübenden würdiger. Ich bin der Zuversicht, dass meine Anregung so verstanden wird, wie sie gemeint, und dass sie einer Erwägung wert ist. R.

Eine Bitte für die Schulkinder.

„Alles was zum Heile der Kinder geschieht, kommt der künftigen Generation zugute. — Bei dem Kinde beginnt die Herbheit der socialen Frage."

Die fröhlichen Ferien sind längst zu Ende; mit dem Herbste begann der Schulbesuch, keine für die armen, von der Schule entfernt wohnenden Kinder ganz fröhliche Zeit. — Der nasse Herbst und Winter machen meist die oft weiten Wege zur Schule — schlecht, in tiefem Schnee oft pfadlos; winddurchweht müssen die Kinder der Armen diese Wege wandern, ohne genügendes warmes Frühstück, — schlecht beschuht, dürftig bekleidet; zu Mittag müssen sie, ohne Heim, mit einem Stück Brot sich begnügen, sollen aufmerksam sein in der Schule mit dem unbehaglichen Gefühle der Kälte und des Hungers, müssen dann am düsteren Abend die langen, schlechten Wege nachhause gehen, wo endlich in der ärmlichen Stube ein kärgliches Essen ihrer wartet! — —

Kinderfreunde, Väter, Mütter, die ihr eure Kinder wohlbesorgt, gut genährt zur Schule sendet, sie mittags in eurer warmen Stube haben könnt, denkt an die armen Kinder, thut an ihnen ein Liebeswerk, richtet, wo sie noch nicht besteht, eine Suppenanstalt ein. —

Gar wenig ist zu diesem Liebeswerk nöthig; zunächst nur ein gutes Herz und ein rascher Entschluss eines wackeren Mannes, einer guten Frau, eines warmfühlenden Lehrers, eine Besprechung mit Gleichgesinnten, eine kleine Sammlung und bald ist dann eine warme Stube im Schulorte, eine warme Suppe und eine freundliche Aufsicht für die Kinder zustande gebracht, die ganze wohlthätige Suppen-Anstalt ist fertig. —

Mit der kleinen Anstalt habt Ihr ein großes Liebeswerk vollbracht, — ein Liebeswerk, wohlthätig für die armen Eltern, segensreich für die armen Kinder, für deren ganze körperliche und geistige Entwickelung, segensreich auch für die Schule, für das Land, und geeignet, mitzuwirken bei der schweren Aufgabe unserer Zeit: der socialen Frage. —

Dr. F. P.

Das Weihnachtslied.

Seit Gott erschuf das Reich der Klänge,
Erschallen tausendfach Gesänge
Im Herzen traut und angenehm.
Doch niemals haben Menschenzungen
So hehr und süß ein Lied gesungen
Als jenes war zu Bethlehem.

Das Lob dem Herrn, so hört' ich's schallen,
Und Friede sei den Menschen allen,
Die eines guten Willens sind.
Wohl um den Erdkreis klingt die Kunde
Von jener einzig großen Stunde,
Da uns erschien das Jesukind.

O tönt, ihr Harfen, klingt, Metalle,
O singt, ihr Pfeifen, Kehlen alle:
Dem Herrn die Ehr', dem Menschen Fried!
Fanfarenstoß, Kanonenbrummen,
Sie werden gänzlich einst verstummen
Vor diesem sanften Gotteslied.

wonnen . . . In der Schack'schen Galerie in München findet man entzückende Bilder der Romantiker Steinle und Schwind, auch einen Cyclus aus dem Leben Karls des Großen, in Zeichnung und Farbe einfach und schlicht, voll märchenhaften Reizes und zarten Natursinnes. An diese Bilder erinnert mich die kleine Novelle „Liebeszauber". Der große König Karl in seinem süßen Gespräch mit Fastrade, in seinem Schmerz um ihren Tod, und dann das Hereinspielen des Wundersamen, die Leiche, die nicht verwesen kann, bis nicht der heilige Bischof Turgin den Zauber löst — in diesem Zusammenklingen von poetischen, mystischen und christlich-deutschen Tönen glaube ich das Rauschen des alten Märchenwaldes zu vernehmen, in welchem duftend die bekannte blaue Blume büht.

E.

Gartheil und Krauseminz! Was ist das? Das sind zwei wohlriechende Zier- und Heilkräuter der Hausgärten in den Alpen und auch in Mitteldeutschland. Von Frauen und Jungfrauen werden sie gerne zu Riechsträußchen verwendet. — „Gartheil und Krauseminz" so nennen sich auch die Lieder im Volkston von Anton August Naff. (Berlin. J. Meidinger.) Diese künstlichen (d. h. von einem Kunstdichter erdachten) Volkslieder sind von natürlichen kaum zu unterscheiden, so schlicht, frisch, herzinnig und sanglich sind sie; sie singen sich gleichsam von selber, doch sind viele von ihnen auch in Musik gesetzt worden und haben sich besonders in Gesangvereinen eingebürgert. Diese Lieder schließen sich enge an Volksanschauungen, Sitten, Sagen und Mythen und decken Volkston und Volksherz so trefflich, dass man sich nicht wundern darf, wenn sie als Volkslieder eine unzerstörbare Statt finden.

M.

„Grüß Gott!" Ein Blatt für Österreichs deutsche Jugend. Geleitet von Josef Ambros. (A. Pichlers Witwe & Sohn. Wien.) Erscheint monatlich einmal.

Alle Eltern und Erzieher, welche ihre Kinder vor geistigem Schaden bewahren wollen, müssen dafür sorgen, dass ihre Zöglinge außerhalb der Schule nicht nach der verwerflichen Lectüre der bekannten Schund- und Schandgeschichten greifen, sondern, dass dieselben wertvolle Jugendschriften in die Hand bekommen, aus welchen sie moralischen Nutzen ziehen können. Viele Eltern schweifen diesbezüglich noch immer in die Ferne und beziehen das geistige Brot für ihre Kinder aus irgend einer ausländischen Bücherfabrik, während sie gute heimische Producte aus gewissen Vorurtheilen ignorieren. Es erscheinen aber gegenwärtig auch in Österreich verschiedene meist vorzügliche Jugendschriften und Kinderzeitungen, die allen in Deutschland herausgegebenen in keiner Beziehung nachstehen und deshalb wert sind, allgemein bekannt und verbreitet zu werden. Zu den besten dieser Art gehört die Monatsschrift: „Grüß Gott!"

Wie Julius Lohmeyers „Deutsche Jugend" in Deutschland, so wirkt in ähnlich hervorragender Weise Rudolfs „Österreichs deutsche Jugend" (Reichenberg) und Ambros' „Grüß Gott!" in Österreich als bedeutende Jugendzeitschrift.

„Grüß Gott!", das sich während seines fünfjährigen Bestandes die Gunst von vielen Familien erworben und zu einem echten und rechten Lieblingsblatte der Kinder geworden ist, wird größtentheils von pädagogisch gebildeten und erfahrenen Schulmännern geschrieben und steht unter der bewährten Leitung des Oberlehrers Josef Ambros. Es enthält eine bunte Fülle von belehrenden und unterhaltenden Aufsätzen aller Art, bringt leicht fassliche Erzählungen aus der Geschichte und dem Leben der Menschen und Thiere, dann Märchen, Fabeln, Gedichte, Lieder, lustige Anekdoten aus dem Schulleben, Räthsel u. s. w. u. s. w.

Wir können daher diese Jugendzeitschrift allen Eltern und Erziehern auf das beste empfehlen.

Koloman Kaiser.

Die elegante Welt. Handbuch der vornehmen Lebensart im gesellschaftlichen und schriftlichen Verkehr. Mit zahlreichen Briefmustern, Lexikon des guten Tones, Denksprüchen, Toastentwürfen und Fremdwörterbuch. Unter Mitwirkung hervorragender Autoritäten herausgegeben von Franz von Schönthan. (Berlin. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaften. 1892.)

Wir halten solche Anleitungen zum guten Tone für gebildete Kreise als überflüssig, für ungebildete als unbrauchbar, für halbgebildete als sehr passend; sie haben also ein großes Publicum. Wenn solche Werke noch Gehalt und Kern im Auge hätten und tiefer gründeten als es die flache Herkömmlichkeit verlangt! Wenn sie z. B. eine Hausfrau belehren wollten, wie sie mit den Dienstboten zu verkehren habe, eine Sache, welche die meisten unserer Frauen schlechterdings nicht treffen! Aber derlei steht in keinem Lexikon des guten Tones. Nein, ein Recept, wie man mit Mühe und Fleiß ein flacher Formenmensch werden könne, loben wir nicht. M.

Kurz und gut, „bös' sein“ ist der schrecklichste der Schrecken und darum: Ja nicht „bös' sein“, meine verehrten Damen!

Bücher.

Neue Erzählungen von W. Fischer. Es sieht wohl von vornherein wie ein Widerspruch aus, von einer *modernen Romantik* zu reden. Nichtsdestoweniger scheint sich in der neuesten Literatur eine Strömung vorzubereiten, welche diesen Namen verdient. Es ist dies eine Strömung, welche den ausgelebten sogenannten Naturalismus, ebenso wie dessen Gegensatz in sich aufgenommen hat und sich über beide zu einem höheren Dritten emporhebt. Ein moderner Romantiker in diesem Sinne ist *Wilhelm Fischer* nicht. Er ist, wie sein neues Buch *„Unter altem Himmel“* (Leipzig. Friedrich), eine Sammlung feinpoetischer Cabinetstücke, wieder zeigt, wenn ich so sagen darf, ein unmoderner Romantiker, ein Dichter, an dessen bestimmt abgeschlossener Individualität die Zeitgedanken vorübergeglitten sind wie flüchtige Wellen an einem rauhen Felsstück, das sich dem Gebirgsbach entgegenstemmt, ohne ihn aufhalten zu können, aber auch ohne sich zu einem glatten Kiesel abschleifen zu lassen. *Unmodern* — denn was aus einem Dichtergemüth quillt, ist seinem Kerne nach in jeder Zeit heimisch oder in keiner, wie man will. Nur was die Gewandtheit und Fingerfertigkeit producieren, das unterliegt der Mode. Was „Schick“ hat, das kommt in die Mode, und aus der Mode. Was gediegenen Stil hat, nicht. Und Stil im großen Sinne haben alle Werke Fischers, die „Atlantis“, die „Sommernachtserzählungen“, das Idyll „Anakreon“, die „Gedichte“ und die neuen Erzählungen. Und gerade das Gegentheil von dem, was man fast von der gesammten modernen Production behaupten kann, gilt von *Fischer*: An künstlerischer Tiefe fehlt es nirgends, aber hie und da an Mache. Schon der nicht eben glücklich gewählte Titel der neuen Sammlung: *„Unter altem Himmel“* zeigt von keiner sonderlichen Begabung für die Inscenierung. Man muss eindringen, nicht an der Oberfläche haften, diese Dichternatur kennen lernen, um sie zu schätzen. Sechs Erzählungen enthält das dünne Bändchen, zum Theil historische Novellen, zum Theil märchen- und sagenhaften Inhalts, aber alle feinsinnig zusammengestimmt, alle in demselben Colorit gehalten, in derselben Tonart, denn *Fischers* Muse hat mehr Beziehungen zur Musik als zur bildenden Kunst. Das beste Stück ist meines Erachtens *„Ingwar und Ingrid“*. Die ausgeglichene Darstellungsweise, die fließende, wenn auch manchmal allzu archaisierende Sprache, das Maß im Abwägen der Motive, die Einfachheit und Größe der Menschendarstellung machen diese kleine Arbeit zu einem Muster der historischen Novelle. Auch der *„König im Bade“* weist einzelne dieser Vorzüge auf. Das Motiv dieser Erzählung streift ins Legendarische hinüber durch das Eingreifen des Wunders, das hier eine halb und halb symbolische Bedeutung gewinnt, während im *„Märchen vom Glück“* die Symbolik vollständig die Führung übernommen hat. Es ist ein Jüngling namens Reinhalm, welcher dem Glück nachjagt, welchem Frau Sälde Reichthum, dann Ruhm, dann Minne schenkt, und immer fühlt er sich noch nicht zufriedengestellt, verlangt er nach Höherem. Er hebt seine Augen zu Frau Sälde selbst, die ihm entschwindet und ihn im menschlichen Elend zurückläßt. Das Ziel seiner Wünsche ist von der Erde in den Himmel verlegt, und der Tod wird ihm zur Erlösung. In diesem Märchen scheint der Dichter seine Weltanschauung niedergelegt zu haben, die mit Pessimismus vielleicht nicht gerade identisch ist, jedenfalls aber eines gewissen quietistischen Zuges nicht entbehrt. Ein eigenthümlicher Reiz liegt in der deutsamen Art, mit welcher *Fischer* seine Motive zu behandeln weiß. Man braucht Phantasie, um diese kleinen Erzählungen zu würdigen. *„Schicksalsweg“* z. B., ein hohes Lied der Mutterliebe, mit großen Strichen, mehr angedeutet als ausgeführt, bestimmt im Unbestimmten wie duftige Wolken am Himmel — das fordert Mitschaffen und Mitdenken. Und wir Leser, längst gewöhnt, uns den weichgekochten Literaturbrei gemächlich um den Mund streichen zu lassen, sehen uns auf einmal vor die Zumuthung gestellt, selbstthätig mitzuthun! Ja, Sie verlangen zu viel, bester Herr Dr. *Fischer*, wir haben ja nicht viel Zeit zum lesen, wir brauchen *lange* Bücher, die man rasch durchblättern kann, nicht *kurze*, wo in jedem Satz etwas drinsteht! Und dann sind sie nicht mehr knapp, sondern geradezu karg! — Ja, mit der „Meiningerei“, die jetzt auch in der Novelle umgeht, verschont uns *Fischer* gänzlich. Das Historische sucht er nicht im Schnitt der Gewänder, sondern im Erfassen des Zeitgeistes. Er fällt oft ins andere Extrem, gibt uns zu wenig Anschauliches. Die historische Novelle *„Die Rebenbäckerin“*, welche durch ihre localen Beziehungen für Graz besonders interessant ist, hätte er gut um das Doppelte ihres Umfanges erweitern können durch behagliches Ausführen der culturhistorischen Details, und das Ganze hätte nur ge-

rich Madách: „Die Tragödie des Menschen", dramatische Dichtung; dem ungarischen Originale nachgedichtet von Eugen Planer; Henrik Ibsen, „Ein Volksfeind", Schauspiel in fünf Aufzügen; aus dem Norwegischen übersetzt und eingeleitet von J. C. Poestion.

Jugendgrüße. Neue Geschichten für die Kinderwelt. Von Dietrich Theden.

Thedens Stärke liegt in der Wahl der ansprechenden Stoffe und in der schlichten und doch tiefen, zum Herzen dringenden Sprache. Er vermeidet es, düstere Bilder, die der sonnigen Anschauungsweise des Kindes fern liegen, aufzurollen und durch Vorführung der Nachtseiten des Lebens abzuschrecken; er will das Gute im Kinde anklingen lassen und durch dessen Pflege den jugendlichen Leser das Unschöne und Gemeine fliehen lassen. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Bis zur 24. Lieferung erschienen. (Leipzig. Fr. W. Grunow. 1891.)

Stasi. Eine Geschichte aus dem bairischen Walde, erzählt von Otto von Schaching. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt 1891.)

„1812" oder die Häscher des Kaisers. Von Ludwig Rellstab. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

Die wilde Madonna. Novelle von Julius Freund. (Berlin. Richard Wilhelmi. 1891.)

Schlern-Sagen und Märchen von Martin Meyer. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1891.)

Grillparzer-Studien. Von Dr. Adolf Lichtenheld. (Wien. Carl Graeser. 1891.)

Theodor Körner. Erinnerungsblätter, gesammelt aus Anlass der Wiederkehr seines hundertsten Geburtstages von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. (Prag. Ottomar Beyer. 1892.)

Drei Monate Fabriksarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie von Paul Göhre. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1891.)

Die Vorzüge der deutschen Sprache. Ein Wort an Lehrer und Laien von Prof. Dr. med. Hegenwald. (München. Konrad Fischer. 1891.)

Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und Häslichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Von Dr. Gustav Wustmann. (Leipzig. Fr. Wilhelm Grunow. 1891.)

Zur Reform unserer Volksliteratur. Von Otto von Leixner. (Herausgegeben im Auftrage des Vereines für Volksliteratur (Berlin. O. Drewitz.)

Heil dir, mein Österreich! Deutsche Lieder aus der Gegenwart, gedichtet bei Gelegenheit der Wiener Preisausschreibung. Von Prof. Ritter Uli Schanz. (Leipzig. Hermann Hüthel)

Österreichs Huldigung Seiner Majestät dem Kaiser Franz Josef I. Lied im Volkston. Dem „Rothen Kreuz" gewidmet von Conrad Bayer. (Wien. F. Röhrich.)

Friede sei mit Euch! Von Camillo Valerian Susan. (Wien. Carl Konegen. 1891.)

Wetterleuchten. Moderne Gedichte von A. von Sommerfeld. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Sonnwendfeuer. Lieder von Victor Hardung. (Zürich Verlagsmagazin. 1891.)

Flügelschläge des neuen Jahrhunderts. Gedichte von Wichers von Gogh. (Zürich. Verlagsmagazin. 1891.)

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereines der österr.-ungar. Monarchie. 21. Jahrgang. (Wien. Carl Gerolds Sohn. 1892.)

Das zwanzigste Jahrhundert. Deutschnationale Monatshefte. II. Jahrgang. (Berlin. Hans Lüstenöder.)

Literarische Monatshefte. Herausgegeben von Ottokar Stauf von der March und Hans Hadwiger. (Wien.) I. Jahrgang. 1. Heft.

Für das Deutschthum im Auslande. Organ des „Allgemeinen Deutschen Schulvereines". Nr. 1. I. Jahrgang. (Berlin. 1891.)

Deutschnationales Jahrbuch. Herausgegeben von Karl Pröll. Zweiter Jahrgang. (Berlin. Hans Lüstenöder.)

„Das Recht der Feder." Eine Zeitschrift. Herausgegeben von der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

„Antisemitisch." Eine Reiseunterhaltung. Mitgetheilt von Otto Lichtmann. (— Verlag der „Zeitschwingen". (Reichenberg i. B. 1891.)

„Wiener Humor." Dritte Serie. In 25 Heften. (E. Daberkow. Wien.)

„Der Urgemüthliche." Heft 1, in 10 Heften. (E. Daberkow Wien.)

Über die Pflege der Schönheit. Bemerkungen einer Dame vom Stande. Zweite vermehrte Auflage. (Hartleben. Wien.)

Dombrowsky. Roman von Ernst Eckstein. Zwei Bände. (Dresden. Alfred Haudschild. 1892.)

Wieder einmal ein guter Roman. Die interessante Ehegeschichte eines Künstlers, mit großen Feinheiten in der Motivierung und Charakterisierung erzählt. Das Buch ist lesenswert, in mancher Beziehung sogar ein Juwel. M.

Aus dem Schoße der Zeit. Dichtungen in Bildern von Julius Konrad. Mit dem Bildnisse des Verfassers. (Berlin. Struppe & Winkler. 1892.)

Liebe der Schöpfung. Gold. Verschwiegene Noth. Aus der Milliarden-Ära. Auswanderung. Menschenhandel. Heuchelei. Capital und Arbeit. Krieg. Völkerfrieden. Diese und andere Capitelüberschriften der in Sonettenform gestellten Dichtung zeigen schon, mit welch wichtigen, in unser Leben schneidenden Dingen der Verfasser sich abgibt. Er ist ein Idealist von jener Gattung, deren Idealismus eine Praxis höherer Art ist, weil ihre Zeit einst kommen wird. Uns thun solche Geisterstimmen wohl, sie beleben unsern Weltglauben und stärken unser Herz. M.

Im Verlage von M. Breitenstein (Wien) erscheint unter dem Titel: „**Grillparzers Frauengestalten**“ ein Werk, welches geeignet sein dürfte, den Namen Grillparzers und den Ruhm seiner Dichtungen tief ins Volk zu tragen, denn es gibt kein mächtigeres Mittel, um einen Dichter populär zu machen, als des Zeichners Stift.

Das neue Werk wird alle jene herrlichen Gestalten, welche Grillparzer ersonnen, zum erstenmale durch meisterhafte Illustrationen in mehr als 200 Bildern zur lebensvollen Anschauung bringen.

„Grillparzers Frauengestalten“ bringt eine Schilderung und Charakteristik aller jener Frauen, welche Grillparzer so unvergleichlich darzustellen wusste, zugleich aber eine sehr erschöpfende und interessante Skizze aller seiner Werke.

Das soeben erschienene erste Heft, welches die „Sappho“ behandelt, gibt uns eine Probe von der Ausführung dieses Planes. V.

Aus dem Adlergebirge. Erinnerungen und Bilder aus dem östlichen Deutsch-Böhmen von Dr. Eduard Langer. (Prag. Dominicus.) In dem Buche „Aus dem Adlergebirge“, von dem der erste Band eben erschienen ist, unternimmt es Dr. Langer, Land und Leute seiner Heimat darzustellen, ihre Mundart und ihre originellen Charaktere vor uns lebendig zu machen, uns ihren wackeren Lebenskampf zu veranschaulichen und ihren besten Söhnen ein Denkmal zu setzen. So machen uns zunächst die „Studentenstreiche“, launige Skizzen, mit dem Charakter der Gegend, mit volksthümlichen Schnurren und Schwänken, mit köstlichen Sonderlingen der Kleinstadt vertraut. Der Abschnitt „Land und Leute“ beschäftigt sich in diesem Bande vorwiegend mit den dichterischen Talenten, die aus dem Adlergebirge hervorgegangen sind. Culturgeschichtlich interessant ist die Skizze über den Rokitnitzer Naturdichter Brinke, mit dessen urwüchsigen Reimspielen uns Langer bekannt macht. Ein Capitel über die Grulicher Mundart und eine launige Kriegsidylle aus dem Jahre 1866 beschließen den ersten Band. V.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. von Arnim und C. Brentano. Neudruck der Heidelberger Originalausgabe, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. J Ettlinger. „Bibliothek der Gesammtliteratur“ (Otto Hendel, Halle a. S.).

Bisher fehlte es an einer wohlfeilen und zugleich gediegen ausgestatteten Ausgabe von „Des Knaben Wunderhorn“. Diesem Übelstande ist durch die vorliegende Neuausgabe abgeholfen, denn was äußere Ausstattung und billigen Preis anbetrifft, leistet dieselbe, wie nach den bisherigen Publicationen dieser beliebten Sammlung auch nicht anders zu erwarten war, Vortreffliches. Infolge der beigegebenen kurzen und sachlichen Anmerkungen dürfte diese Ausgabe sich für Schulen noch besonders eignen. V.

Für die fröhliche Jugend. Gabe eines heiteren Kinderfreundes, von Daniel Sanders. Illustriert von Hans Looschen. (Berlin. Hans Lüstenöder.)

Zu hübschen Gedichten überaus reizende farbige Bildchen. Als Anhang etwas Dramatisches und zwei Lieder mit Noten. M.

Soeben ist die Octoberserie der **Bibliothek der Gesammtliteratur** erschienen. (Otto Hendel. Halle a. S.)

Dieselbe enthält: Arnim-Brentano, „Des Knaben Wunderhorn“, Neudruck der Heidelberger Originalausgabe, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. J. Ettlinger; Webers „Demokritos“ XVI. Bändchen: Die Satire; Eme-

Heimgarten

4. Heft. Jänner 1892. XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Ich denke, wir Tiroler thun ein bissel Herrgott spielen.

In Brixen hatten sie zu jener Zeit keinen Arrest. So musste man den Menschen in die Todtenkammer einsperren, auf dem Friedhof. Es war ein ganz verkommener Bursche, sein Gewand aus grauer zerfahrener Leinwand, seine Glieder schlank und mager, sein Gesicht eingefallen, lehmblass und sommersprossig und mit schwulstigen Lippen, kurzer aufgestülpter Nase, matten hervorstehenden Glotzaugen ohne Brauen, fuchsbraunem zerfilztem Haar. Er war stets im Lande umhergelungert als Kartenspieler, Taschenspieler, als Falschspieler zu Bozen schon gesessen. Später als Wilderer verfolgt und nun ertappt auf dem Schlachtfelde, wie er eben im Begriffe gewesen, einem gefallenen Soldaten den Ring vom Finger zu ziehen.

Dieser Mensch war ein entfernter Verwandter des Rampesbauer, daher hatte man den Rampesbauer umgangen, als die Ältesten nun zusammenkamen unter der Eiche dort, um zu berathschlagen, was mit dem Wichte zu geschehen habe.

Es war ein im Lande noch nie dagewesener Fall, man rieth hin und her, welchem Gerichte der arme Sünder einzuliefern sei, und konnte nicht schlüssig werden. Da trat auf einmal der Rampesbauer unter sie und sagte: „Des Fabians wegen seid ihr beisammen.“

„Ja, ja“, antwortete der Stauker, „es ist hart, aber du kannst ja nichts dafür. Gestraft muss er werden.“

„Das denke ich wohl selber“, ver-

Heinrich & Kemke Buchhandlung und Antiquariat. (Berlin.) Verzeichnis XXIV: Völkerpsychologie.

Lager-Katalog Nr. 10. Von J. Eisenstein & Co. Buchhandlung und Antiquar. (Wien.)

Postkarten des „Heimgarten".

* Das „Grazer Volksblatt" vom 7. November schreibt Folgendes: „Im sechzehnten Jahrgange seines „Heimgarten", erstes Heft, Seite 31, wirft Rosegger die doch auch so hochpoetische Gestalt der jungfräulichen Madonna um und macht sie zu einem gewöhnlichen kinderreichen Weibe." — Um die völlige Unrichtigkeit dieses Ausspruches zu erkennen, lese man auf genannter Seite in dem Artikel „Über deutsche Geschlechtsnamen" von Theodor Vernaleken die Zeilen 12—17, auf die sich die Bemerkung des clericalen Blattes bezieht. — Den Schriftgelehrten der clericalen Zeitungen scheint überhaupt der Atheist lieber zu sein, als der freimüthige Bekenner des Christenthumes. Wenigstens werden von ihnen die allermeisten der höchst einflussreichen atheistischen und naturalistischen Schriftsteller und Dichter mit Recht in Ruhe gelassen, während man mir bei jeder Gelegenheit – und wäre es eine noch so unpassende — eins zu versetzen trachtet. R.

G. H., Graz: War zu herb gegen einen Mann, der sich um Graz vielfach verdient gemacht hat. Bei seinem Schlossberg-project mag die Tochter Gottes Phantasie ja wohl ein wenig mitgearbeitet haben, doch dass es deshalb auf dem Schlossberge gerade so bleiben müsse wie es heute ist, sehen wir nicht ein. Das Schöne daran soll erhalten bleiben, das Hässliche muss weg. Hässlich ist z. B. auf dem Schlossbergplateau das Wächterhaus gegen die Grabenseite hin. Diese Hütte haben wahrscheinlich Engel aus einem croatischen Dorfe zu Ehren des schönsten Punktes der Steiermark auf den Grazer Schlossberg getragen. Hässlich und widersinnig ist das dem Glockenthurme angeklebte Wirtshäuschen, genannt „zur Hochalm"; gehört die Schenke zum Thurme, oder der Thurm zur Schenke? Unheimlich, ohne romantisch zu sein, ist das Wäldchen mitten auf dem Schlossbergplateau mit seinen Geheimnissen. Wenn auf dem Schlossberge ein stilvolles Gasthaus steht, in welchem man zu allen Tageszeiten eine frische Tasse Kaffee, ein gutes Glas Wein bekommen, und von welchem man auch bei Wind und Wetter eine Aussicht auf die Stadt und Umgebung genießen kann, so wird das gerade kein Unglück sein. In diesem Sinne wird etwas geschehen, und wem verdanken wir die Anregung dazu? Der Fortschritt ist immer ein Wagnis. Und muthig zum wagen ist nur der Optimist.

Wir werden um die Aufnahme nachstehender Zeilen ersucht: „Mit dem Plane beschäftigt, eine eingehende biographisch-literarisch-historische Arbeit über **Adalbert Stifter** abzufassen, erlaube ich mir, an alle Freunde des Dichters die Bitte zu richten, Briefe von oder an Stifter, etwaige Aufsätze, Gedichte oder dergleichen von ihm, die noch nicht veröffentlicht sind, oder auch Mittheilungen über ihm nahegestandene Persönlichkeiten, sei es in Originalen, welche auf Wunsch dankend zurückgeschickt werden, oder in Abschriften an meine Adresse gelangen zu lassen. Auch etwaige Stammbuchblätter, Mittheilungen von Recensionen der Werke Stifters in wenig bekannten älteren Journalen, Abschriften von Schriftstücken, welche für den Lebenslauf des Dichters wichtig sind, und ähnliche gedruckte oder handschriftliche Blätter würde ich mit großem Danke entgegennehmen. Dr. Anton Schlossar, Custos der k. k. Universitäts-Bibliothek in Graz."

S. S., Wien: Merkwürdig ist, dass manche Leute (wir sprechen nicht vom Militär) ganz nervös werden, wenn sie vom Friedenscongresse hören. Wenn kein Krieg mehr in Sicht wäre, das thäte ihnen unendlich leid. Solche bekehrt niemand als — das Schlachtfeld.

J. H. R., Graz: Der Verein „Asyl" für arme Privatlehrerinnen, Erzieherinnen und Bonnen (Hauptsitz in Graz), ist Ihrer Unterstützung jedenfalls würdig. Dieser humanitäre Verein gewährt dürftigen Lehrerinnen, Erzieherinnen, soweit es in seinen Kräften steht, Hilfe und Schutz.

K. K., Wien: Dank. Theils schon in diesem Hefte. Volksgsangeln, wenn noch nicht veröffentlicht, willkommen.

F. O., Leoben: Das Recht des Erstabdruckes aller Rosegger'schen Schriften hat nur der „Heimgarten". Nachdrucksrecht aus dem „Heimgarten" oder den Büchern Roseggers kann bei den betreffenden Verlagshandlungen erworben werden. Unberechtigten Nachdruck, der leider immer häufiger wird und den Verlag wie den Autor sehr schädigt, müssen wir gesetzlich belangen.

J. v. R., Graz: Für Alpenrosen und Edelweiß sehr verbunden. Den Lorbeer selbstverständlich nur Ihnen für Ihre sehr classische Bildung. Aber warum in der zweiten Strophe auf sich selber sticheln?

* Bitten, unaufgefordert Beiträge nicht zu schicken. Wir übernehmen dafür keine Verantwortung.

Für die Redaction verantwortlich **P. K. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Der Rampesbauer war ebenfalls zugegen, aber recht abgemattet und kleinlaut. Er war Österreicher suchen gegangen, hatte aber keine gefunden. Das halbe Pusterthal hatte er durchlaufen. Zu Welsberg hatte man ihm gesagt, der österreichische General Casteller habe in Lienz und Silian schon Quartier bestellt, aber die Villacher Frauen wollten ihn nicht loslassen. Hingegen habe er, so erzählte der Rampesbauer, unterwegs von einem anderen gehört. Der Brunecker Steuereinzieher sei wieder im Land.

„Der Kulber?“ fragten sie. „Der ins Salzburgische und Steirische gegangen ist, um Beistand zu suchen? Was mag der ausgerichtet haben?“

„Was er ausgerichtet hat, weiß ich nicht. Es hat ja auch geheißen, dass er nach Schärding zum Hofschatz gehen will, um für Tirol Geld zu fassen.“

„Kein zuwideres Geschäft“, meinte der Häusler Thomas. „Mit Gold und Silber thut sich's gemüthlicher um, wie mit Pulver und Blei. So Herren können es sich halt anschicken.“

„Es ist ein Ding“, redete der Griesacher drein, „wenn wir kein Pulver haben, sind wir derschossen, und wenn wir kein Geld haben, sind wir auch derschossen.“

Der Bruder Pförtner kam herein und berichtete, dass ein bairischer Reiter in den Hof gesprengt sei.

Rasch erhoben sich die Männer von ihren Sitzen.

„Schwenkt er eine weiße Fahne?“ fragte der Kreuzwirt.

„Schwenken thut er nichts, aber die Treppe poltert er herauf.“

„Der kommt Frieden anzubieten.“

„Geben wir ihn?“

„Wenn sie aus dem Lande ziehen, anders nicht“, also sagte Peter Mayr.

Da sprang die Thür auf und der bairische Reiter 'trat rasch ein. Finster blickten ihn die Männer an, da rief er mit ausgebreiteten Armen: „Nun?“ .

„Kulber!“ schrien mehrere zugleich.

„Ja, Kulber, der Steuereinzieher von Bruneck“, sagte der Ankömmling. „Da bin ich wieder.“

„Und wie kommst du in diese Haut?“ fragte der Kreuzwirt von Brixen.

Kulber schob mit dem Finger auf seiner linken Brust eine baierische Medaille beiseite, da sah man im Tuch eine zerrissene Stelle. „Da, bei diesem Loch bin ich hereingekommen. Am Pass Strub bin ich vorhanden gewesen beim großen Scharmützel“, so erzählte Kulber. „Aber zu spät. Dort sind sie uns hereingebrochen, sind unser zu wenig gewesen, und ihrer in hellen Haufen, wie die Heuschrecken des Königs Pharao. Ich im Busche warte auf den Nachtrab und suche mir einen feurigen Rappen aus. Wie es dunkelt, schieß ich den Reiter herab. Alsdann ich meinen Tirolerkittel aus, in des Reiters Uniform hinein, auf den Rappen, und trab, trab den Baiern nach, mit ihnen marschiert, Proviant gefasst, einquartiert, also zwei Tage lang.“

„Und nicht entlarvt worden?“

„Die Baiern habe ich nicht gefürchtet. Die Unordnung ist vor lauter Siegesjubel und Bestialität, die sie verübt haben, unbeschreiblich groß gewesen. Aber die Tiroler Kugeln, vor denen habe ich Respect gehabt, in meinem Baiernrock. Durch das Achenthal und Innthal her und bis Hall, alle Augenblick pfeift vom Fels oder Strauch her eine Kugel. Dass so ein Stückel Blei auf baierisch Tuch losgeht, versteh' ich, aber es wird auch vor der tirolerischen Haut, die dahintersteckt, kaum halt machen. Ich dank' schön! hab' ich mir gedacht, nichts auf der Welt so gefährlich, als jetzt ein Baier sein in Tirol. Zu Hall, Innsbruck und bis über den Brenner herab ist's mir und dem Rappen gut ergangen, da ist noch alles weiß und blau. Vom Brenner bis Sterzing gemischt, da hat der

setzte der Rampesbauer. „Und ich meine, es ist in diesem Falle auch gar nicht schwer, ein gerechter Richter zu sein.“

„Wie wäre dein Dafürhalten?“

„Mein Dafürhalten wäre“, also antwortete der Rampesbauer, „dass, wo so viele Unschuldige erschossen worden sind, man auch mit den Schuldigen kurzen Process machen soll.“

„Also zum Tode?“

„Die heiligen Sterbsacramente soll man ihm früher reichen, damit seiner Seligkeit von der Seiten nichts im Weg steht.“

„Und wann das?“

„Auf was soll er noch warten? Nicht lange Todesangst möcht' ich für ihn erbitten, weil er schon mein Vetter ist. In einer Stunde kann's ja wohl vorbei sein.“

„So meinen wir auch“, sagten sie alle, und die Sache war abgethan.

Hernach giengen sie in den Dom, wo ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten wurde, wegen des errungenen Sieges.

Nach demseben waren mehrere Führer und Kämpfer bei den Kapuzinern auf einen Krug Wein geladen. Es sollte das weniger eine Siegesfeier sein, als eine Rathsversammlung darüber, was nun weiter zu thun sei. Denn, dass die Kämpfe am Eisack und an der Rienz nicht das Ende waren, sondern vielmehr der Anfang, das war wohl allen klar. Dass der gewaltige Welteroberer sich nicht von der handvoll Bauern würde schrecken lassen, das wusste jeder; der Bonaparte hatte die Kraft, über Nacht ganze Armeen aus dem Erdboden zu stampfen. Aber die Tiroler hofften auf Gott und die Österreicher.

Allerdings verlautete ein loses Maul, und zwar gerade auf dem Wege vom Dom zum Kloster: Die Österreicher möge man wohl lieben, aber hoffen solle man nur auf Gott allein — es wäre sicherer.

Das lose Maul gehörte dem Häusler Thomas.

„Au!“ rief der Griesacher, „wenn wir zum Weinkrug gehen, ist der Thomas auch dabei.“

„Warum denn nicht?“

„Beim Boarnderschießen hat er sich nicht sehen lassen.“

„Wer?“

„Der Thomas.“

„Ich? Ich nicht beim Boarnderschießen?“ begehrte der Häusler auf. „Bin ich nicht beim Bimsteich gestanden von Früh bis Mittag und hab hinüber gepfeffert! Nachher haben aber die Lümmel angefangen Kartätschen herzuschleudern, und in den Teich, dass der Morast ganz abscheulich spritzt und mir mein ganzes Sonntagsgewand wild macht. Da hab' ich mir gedacht: Hol's der Ganggerl, mein schönes Gewand lass ich mir nit verderben, die Boarn kaufen mir kein neues! und bin heimgegangen.“

„Thomas“, belehrte hierauf der Griesacher. „Merk' dir's, wenn man's mit den Boarn zu thun hat, da legt man nit das bessere Gewand an.“

„Kannst wohl recht haben, Nachbar, aber einen Krug Wein werden sie doch wert sein, die sechzehn, die ich niedergelegt hab'.“

Hernach saßen sie im Refectorium des Klosters durcheinander, die Kapuziner in braunen Kutten und langen Bärten und die Bauern und Bürger und die Wirte der Umgebung. Auch Peter Mayr war da, der Wirt von der Mahr, der vor lauter Anordnungen noch nicht zuhause gewesen seit der Schlacht. Die Todten mussten begraben werden, die Verwundeten mussten unter Dach und Fach gebracht werden, die zerstörten Brücken mussten zur Noth hergestellt, den Leuten der niedergebrannten Häuser mussten Hütten geschafft werden. Dass er gesund sei, hatte der Mahrwirt seinem Weibe sagen lassen, und das ist in Kriegszeiten genug.

Wehrlosen bloß niedergemacht hätten! — Gequält, gemartert, geschunden haben sie! Geschändet, gewürgt das Kind im Mutterleibe. Kann ich's denn sagen? Gibt's denn Worte für die Grausamkeiten, für die unerhörten Zuchtlosigkeiten? Die Männer bei den Füßen auf Bäume gehenkt, die Weiber bei den Haaren hoch auf Kirchenwände gehangen. Zu Rattenberg haben sie einen zehnjährigen Knaben nackt ausgezogen und auf den Schlagbaum der Maut gebunden. Bei Kitzbühel haben sie einer alten Frau die Zunge aus dem Leibe gerissen. Bei Wörgl haben sie einem Fuhrmann, der sich wehren wollte, die Hände auf den Kopf genagelt —"

„Still sei, Schurk', der du die Menschheit verleumdest!" schrie der Mahrwirt, aufspringend und die Faust gegen den Erzähler erhebend. Dieser schwieg dann und schaute verblüfft drein.

„Wenn das wahr ist!" sagte der Kreuzwirt und faltete die Hände.

„Auch gut", knurrte Kulber und machte Miene fortzugehen. Der Prior nahm ihn bei der Hand: „So nicht, so ist's nicht gemeint. Du sagst, was geschehen ist, dafür bist du dort gewesen."

„Ich will nicht mehr weiter reden", versetzte Kulber.

„Als ob du noch was wüsstest!" fragte der Griesacher.

„Kulber", bat Peter, „du musst mir schon verzeihen. weil ich gemeint hab', das Herz dreht's mir um. — Erzähle weiter in Gottesnamen."

Jener setzte sich wieder, trank und begann mit düsterem Tone: „Die Stadt Schwaz am Inn —"

„Eine schöne Stadt, bin schon dort gewesen", unterbrach der Häusler Thomas.

„Sie steht nimmer. Zwei Tage und drei Nächte 'lang hat sie gebrannt."

„Die Baiern? Auch die Baiern?"

„Wie ein Kirchhof ist der Schutthaufen, liegen gar viele Leute darunter begraben. Und in der altehrwürdigen Pfarrkirche, die Greuel! die Frevelthaten! Die Brust der heiligen Magdalena in der Kapelle haben sie als Zielscheibe bei ihren Schützenübungen benützt. Unsere liebe Frau auf dem Hochaltare —"

Jetzt legte der Prior dem Erzähler die Hand auf den Arm und sagte: So etwas haben diese heiligen Klostermauern nie vernommen und sie sollen es auch nie vernehmen. Ich kann's nicht hören, nicht fassen. Gott der Herr hat alles gesehen! Der allmächtige Rächer!"

Also erzählte Kulber nicht mehr weiter.

Jetzt neigte wieder der Thomas sich vor am Tische und sprach: „Ich habe gehört, dass drin bei der Klausen fünf Baiern gefangen worden sind."

„Ist so", sagte der Kreuzwirt.

„Wo habt ihr sie denn?"

„Im oberen Stadtkeller sitzen sie."

„Im Keller, die Baiern?"

„Ist aber nichts drinnen als Rüben und Krenwurzeln."

„So, so."

„Was sagst, Thomas?"

„So, so, hab' ich gesagt. Verhungern lassen müsst ihr sie nicht. Ich denk' Kameraden —"

„Was meinst, Thomas?"

„Ich denk', was uns der Kulber hat erzählt — wir Tiroler thun ein bissel Herrgott spielen."

„Herrgott spielen ist nicht leicht", sagte der Prior.

„Das, was ich meine, das können wir."

„Was meinst denn aber?"

„Rächen!" sagte der Thomas.

„Leben sollst, wackerer Mensch!" rief der Kulber und trank dem Häusler zu.

Einer, der bisher geschwiegen hatte, der alte Staufer, begann jetzt mit dem Kopf zu wackeln und dabei murmelte er vor sich in den Krug:

Sandwirt gemustert. Mein weißes Sacktuch auf die Säbelspitze gebunden, mit dieser Friedensfahne bin ich glücklich bis Brixen gekommen. Und dahier zu Brixen verkaufe ich das baierische Gewandel an einen Juden."

„Und dahier zu Brixen haben wir keinen Juden", entgegnete im gemüthlichen Ton der Prior.

„Dann vermach' ich's den Kapuzinern."

„Mitsammt dem Rappen?"

„Den behalte ich selber, auf dem will ich bei der nächsten Schlacht in den Himmel reiten. Und jetzt soll mir einer draußen den Braven absatteln, ich bin durstig."

Gar wunderlich nahm er sich aus, der kleine blasse schwarzäugige Mann in der baierischen Uniform, die ihm überall zu groß war. Die hastigen Bewegungen der Arme, des Hauptes, das heiße Augensprühen nach allen Seiten hin, das ganze erregsame Wesen des Mannes hatte gerade nicht viel Reckenhaftes, verrieth hingegen eine leidenschaftliche Seele.

„Nun trinke Wein, Kulber, und dann rede Wahrheit", also sprach der Prior und schenkte ihm den Krug voll. Peter, der Mahrwirt, hatte sich an seine Seite gerückt und fragte ihn in ernsthaftem leisem Tone: „Nun, wie steht's drüben?"

Hierauf antwortete Kulber: „Freilich wohl schlimm. Hinter Innsbruck verflucht schlimm. Ihr könnt euch's allmiteinander nicht vorstellen, wie schlimm."

„Du erschreckst mich!"

„Zu Innsbruck, da passiert's, da hab' ich mich unterhalten. Haben sie gerade bei meinem Durchmarsch den Dittfurt erschossen."

„Den Baierngeneral? Vivat!"

„Hat's lange genug getrieben."

„Vor dem Kriegsgericht?"

„Vor dem Volksgericht. Mitten in der Stadt, im Gefecht. Von drei Kugeln durchbohrt."

„Vivat, Innsbrucker!"

„Ja, denen gienge es jetzt schlecht, den Innsbruckern. Aber die Baiern und Franzosen fürchten den Anderl. Der ruckt gegen die Hauptstadt. Auf dem Brenner habe ich ihn begegnet, er läſst euch grüßen und ihr sollt in Bereitschaft sein."

„Das sind wir", sagte der Mahrwirt. „Ich bring' dir's, Kulber, für die gute Botschaft!" damit trank er ihm zu.

„Bringen kannst mir's, Mahrwirt, trinken kannst auch", sagte Kulber, „ich bin aber halt noch nicht fertig."

„Ja geh, so red'."

„Daſs uns bei Paſs Strub so viele Baiern hereingekommen sind, hab' ich euch schon gesagt."

„Wir werden ihnen schon wieder hinaushelfen."

„Habt ihr vom Etzel einmal was gehört?" fragte Kulber und schaute mit glühenden Augen in die Runde, „oder vom blutigen Soliman etwas, wie er in Steiermark und Krain und in Ungarn gewirtschaftet hat? Männer, ich sage euch, das waren Dörcher (mit Plachenwägen herumziehende Bettelleute), arme, gutmüthige Dörcher im Vergleich zu diesen Baiern. — Vom Paſs Strub bis zum Inn herein steht kein Dorf, das nicht gebrandschatzt wurde, kein Hof, der unversehrt wäre. Habt ihr denn keinen Brandgeruch wahrgenommen, da herüben im Eisackthale? Nicht? O Herrgott, wie hoch müssen deine Berge sein, die dazwischen stehen! Nächte lang hat man auf allen Kirchenuhren im Achenthal und im untern Zillerthal sehen können, wie viel es an der Zeit ist. So viele und so große Freudenfeuer hat noch kein siegreicher Feind angezündet, als die Herren von München. Wo die sind gezogen, da stehen heute noch die rostbraunen Brandstätten. Die Thäler sind wie ausgestorben, wehe dem, der nicht ins Hochgebirge floh!"

„Niedergemacht!"

„Heiliger Gott, wenn sie die

Fußsteig über die grüne Wiese hin einschlug, begegnete ihm dort sein Schwager Augustin. Der hatte jetzt alles Kriegerische abgelegt und war wieder in seinem priesterlichen Gewande.

Peter schüttelte ihm die Hand und fragte, ob zuhause alles gut wäre.

„So gut, dass, wenn du eine böse Frau hättest, sie dir bedeuten würde, du könntest schon noch ausbleiben, der Mann sei in einem ordentlichen Hause nicht nothwendig. Aber die Deine schaut seit drei Tagen alle Minuten zum Fenster hinaus, ob sie nicht endlich kommen allbeide.

„Allbeide? Wer denn noch mit mir?“

Der Priester schaute auf die Straße hin und sagte: „Ist er noch hinten? Auf einem Wagen? Der Hans.“

„Mein Knabe?“

„Um den Willen Gottes, Schwager, du bringst ihn doch mit?“

„Von wem redest denn?“ fragte Peter und der Athem zitterte nur so in seiner Kehle.

Augustin blieb noch stehen, hielt ihn an der Hand und sagte: „Peter, wenn du ohne den Knaben heimkämst! Wenn ein Unglück geschehen wäre! Die Nothburga! Ich wollt's nicht mitansehen!“

„Der Hans ist doch schon seit drei Tagen daheim!“ ruft Peter. „Du weißt selber, wie ich ihn nachhause gejagt habe.“

Augustin antwortete: „Dann wirst erschrecken, Peter. Der Knabe ist nicht nachhause gekommen.“

Der Mahrwirt schaute sprachlos drein.

„Ich habe schon nach ihm umgefragt“, fuhr Augustin fort, „und nichts erfahren. Da hat's geheißen, er wäre sicherlich wieder beim Vater in Mühlbach oder in der Stadt drinnen.“

„Und das Kind wäre nicht daheim?“ fragte Peter. Jetzt kam auch schon Frau Nothburga herbeigeeilt, beide Arme nach ihm ausstreckend. „Peter!“ jauchzte sie ihm entgegen, „heute kriegst einen! Aber schon einen saftigen Schmatz, du guter braver Kerl!“ Und umarmte ihn und herzte ihn und küsste ihn und lachte dabei und weinte.

Er, ruhig und ernst, wie es heimkehrenden Kriegern geziemt, nahm sie am Arm und geleitete sie dem Hause zu. Aber Frau Nothburga wendete mehrmals den Kopf, schaute um, wurde unruhig und fragte endlich: „Der Hansel?“

„Der ist noch nicht da —“ entgegnete Peter, sie stutzte, sie erkannte es nicht recht, war das eine Antwort oder eine Frage. Augustin gieng hinten drein und sagte gar nichts.

Frau Nothburga blieb stehen, fasste den Gatten fest ins Auge: „Wo ist der Knabe?“

— Nothburga, das könnte ich dich fragen, ich habe ihn doch bei dir daheim gelassen! Dieses Wort kam ihm in den Sinn, aber er sagte es nicht, es schien ihm herzlos und unredlich.

„Du weißt ja, dass er mir davongegangen ist“, setzte sie bei. „Er ist zu dir gekommen, ich hab's erfahren. Aber Peter, der Hans ist doch bei dir?“

Er sah die bebende Angst des Weibes, er sah, wie sie mit todtenblassem Gesichte und gerungenen Händen vor ihm stand, gleichsam bittend um ihr Kind. Da sagte Peter: „Wenn er nicht schon voraus ist, so wird er nachkommen. Gewiss wird er sich in der Stadt verweilen bei Spielgenossen. Ich will sogleich umkehren und ihn suchen.“

„Aber dann kommt er ja“, rief sie, „geh' nur mit ins Haus, mein Peter, du musst dich erholen.“

Jetzt lief auch schon die kleine Marianna herbei, umfasste seine Knie und rief: „Vater! Vater! Vater! Hast sie erschossen? Hast sie alle erschossen? Hat der Hans auch einen erschossen?“

„Wohl, wohl, an denen soll's vergolten sein. Lebendig braten, oder mit Ochsen zerreißen, oder — zu dumm bin ich, gar nit einfallt mir die Marter, die für sie gehört. Gar nit einfallt sie mir"

Stand Peter auf und redete gegen den Staufer hin: „Lass gut sein, Kamerad, so Großes hat der Mensch nimmer zu richten; wir sind zu arm um zu belohnen, und zu arm, um zu bestrafen. Wir sind arme Sünder. Überlassen wir die Rache dem, der die Ewigkeit hat. — Und dann, meine ich, ist wohl noch die Frage, ob unsere Baiern für die Unthaten der anderen Verantwortung haben? — Draußen in Krain haust, wie man hört, ein schreckbarer Räuber. Er fällt den wehrlosen Wanderer auf der Straße an, er wirft Feuer in Dörfer und Schlösser, er wühlt auf Friedhöfen todte Jungfrauen hervor, und reißt ihnen die Herzen aus der Brust. Ihr habt ja auch gehört von dieser Bestie. Ein Tiroler soll er sein, ein gebürtiger. Und denkt euch, wenn jetzt die Krainer oder die Italiener kommen thäten und wollten uns fangen und hängen, weil wir ja für den Landsmann Raubmörder büßen sollen — was würdet ihr dazu sagen? — Ich weiß eine Rache, die uns Menschen gebührt: die fünf Baiern, die bei uns sitzen, sollen sich schämen. Wir wollen sie so behandeln, dass sie sich schämen sollen für die anderen und für ihr ganzes Vaterland. Wir geben ihnen zu essen, was jeder Arme bei uns isst, und zum Friedensschluss liefern wir sie mit geraden Gliedern aus, wie wir sie bekommen haben. So ist meine Meinung."

„Es stimmt nicht!" rief der Thomas, „Peter, Peter! deine Meinung ist gut, aber die Baiern sind schlecht! Es stimmt nicht."

„Wird aber doch stimmen", sagte der Prior. „Hört ihr, jetzt läutet es zwölf Uhr. Jetzt beten tausend und tausend Christen: Vater unser, vergib uns unsere Schulden, als auch wir vergeben!"

Der Thomas schwieg, murmelte jedoch später, als sie auseinander giengen: „Es ist leicht reden. Es ist leicht verzeihen, wem selber nichts geschehen ist. — Ich möcht doch zum Spass etliche Alpenburschen zusammensuchen, dass wir uns diese sauberen Baiern beim Kellerfenster herausangeln. Die Leute im Zillerthal und die Stadt Schwaz werden wir doch bestätigen müssen, wir von dem Eisack. Ich will dafür sorgen."

Wo ist der Knabe?

Drückende Sonnenglut lag auf der Straße, als Peter nachhause gieng. Über der Gegend lastete es, wie Ruhe nach dem Sturm. War es die Ruhe des Friedens, war es die Ruhe der Erschöpfung? Die bairischen Behörden im Lande thaten, als ob nichts gewesen wäre, sie werkelten weiter, nur dass sie ein bisschen höflichere Worte gebrauchten und sich jetzt wohl hüteten, etwa durch willkürliche Vorschriften gegen Landesgewohnheiten die Bevölkerung zu reizen. Unter den heimischen Führern war verabredet worden, dass in vorgeschriebenen Amtssachen sich keiner gegen die Ämter auflehnen dürfe, denen komme man nicht von unten bei, sondern von oben. Und wenn erst die Streiter mit dem Stutzen entschieden, würden die politischen Leute schon umsatteln. Die bairische Besetzung des Thales hatte sich verloren, doch giengen Gerüchte, dass sich in Wäldern feindliche Rotten sammelten.

An derlei dachte Peter, als er mit Weidtasche und Stutzen des Weges hinschritt, um endlich seine Familie wieder zu sehen und nach so wilden Tagen im Frieden des Hauses wieder einmal zu rasten. Schon von weitem sah er die Giebel seines Hauses ragen unter der rothen Wand. Als er, von der Straße abbiegend, den kürzeren

ihm noch vorgestellt, dass er mit mir gehen und in meinem Hause schlafen solle. Darauf die Antwort, er sei nicht müde. Es ist freilich nicht mehr weit in die Mahr hinab und so schärfe ich ihm ein, über die Feldwege zu gehen. Seine Antwort, er fürchte sich nicht. In Gottesnamen, denke ich, seine Mutter wird ja in großen Sorgen sein, bis er heimkommt."

Also erzählte der Kreuzwirt.

„Und sonst weiter nichts?" fragte ihn Peter eindringlich.

„Wie soll ich sonst was wissen!"

„Sie haben ihn umgebracht", sagte der Mahrwirt.

„Jesus Maria, das weißt du?"

„Warum habt ihr mir es verheimlicht?"

„Wer hat dir's gesagt?"

„Ich kann mir's wohl denken."

„Ah so, du denkst dir's bloß, Peter, dann ist es nicht."

„Oder zum wenigsten gefangen."

„Auch das glaube ich nicht", entgegnete der Kreuzwirt, „mir kommt es wahrscheinlicher vor, dass der Knabe absichtlich was angefangen hat. Der Junge hat Ehre im Leib. Du hast ihm gesagt, er soll dir nimmer vor die Augen treten, bis er was Braves gethan! — Peter, vielleicht hat er sich das gemerkt."

Der Mahrwirt war aufgestanden und sagte nun: „Jetzt erinnerst du mich. Du gibst mir mein Leben wieder, Kamerad. Der Knabe hat sich mein zorniges Wort zu Herzen genommen. Er wird sich wo umtreiben in der Gegend, jetzt habe ich Trost, dass er nicht in der Gewalt des Feindes ist. Ja, umtreiben wird er sich wo. — Gelt, Kreuzwirt, du bist so gut und erlaubst mir ein par Knechte, dass sie mir suchen helfen."

Der Kreuzwirt war während dieses Gespräches aufgestanden und hatte sich angezogen, nun nahm er Stock und Stutzen und sagte: „Komm, Mahrwirt, wir gehen."

Am Abende, als es zu dunkeln begann, war halb Brixen aufgeboten, und auch die Bewohnerschaft der umliegenden Häuser und Dörfer, um den Knaben zu suchen.

Ein Geheimnis! Hanai! Du hast mich lieb!

Frau Nothburga hatte, da Peter so plötzlich wieder fortgegangen, gleich gemerkt, es wäre etwas Besonderes, es wäre etwas mit dem Knaben. Sie gieng zu Augustin: „Bruder, du weißt was! Es ist was geschehen! Mein Mann ist sonst nicht so. Ich bitte dich, spannt mich nicht so schreckbar auf die Folter mit eurer Schonung. Ein klein bissel Kraft wird wohl auch ein Mutterherz noch aufbringen. Ich will's wissen!"

„Nun denn, Schwester. Es ist vielleicht schlimmer, als er dir gesagt hat, aber gewiss nicht so schlimm, als du dir jetzt selber einbildest. — Der Hans ist halt nicht da. Seit ein paar Tagen wissen wir nicht, wo er ist."

„Da hat man's", antwortete das Weib. „In Verlust gerathen. Bei der jetzigen Zeit. Mehr braucht's ja nicht." Diese Worte waren ganz ruhig, fast hart gesprochen.

„Wenn du deinem Manne eine Schuld geben wolltest", versetzte Augustin, „er trägt schwer genug, er zeigt's nur nicht."

„Ich gebe keinem Menschen eine Schuld. Nur mir selber. Mir hat er die Kinder anvertraut. Der Knabe ist mir davongelaufen, ihm nach zur Klause."

„Hat deshalb einen herben Verweis bekommen von seinem Vater. Und es steht zu vermuthen, dass den Knaben der Trotz oder der Ehrgeiz verhindert, nachhause zu kommen. Auf einer Alm wird er sich aufhalten." Also suchte Augustin zu beruhigen, wo es eigentlich gar nicht nöthig war. Denn Frau Nothburga zeigte sich ganz gefasst. Sie traf im Hause Anordnungen, schärfte der Magd Vorsicht

Und in der Stube riss er den Mathias aus der Wiege, drückte ihn an die Brust, bedeckte ihn mit heißen Küssen und über dieses Kind entlud er die ganze Leidenschaft seines liebreichen Herzens, die er bei den anderen beklommen zurückgehalten hatte. Aber dann wollte er allein sein.

Als er allein war, schritt er die Stube auf und ab und fragte sich und fragte die Wände des Hauses: „Wo ist der Knabe?“ Trat vor das Bild der Mutter Gottes, faltete davor die Hände: „O Maria, Mutter Jesu, wo ist das Kind?“ — Den Feinden in die Hände gefallen! Die Niederlage, sie rächen sich an dem unschuldigen Kinde. Sie quälen es zutode. Was hat Kulber erzählt? Zu Rattenberg haben sie einen zehnjährigen Knaben nackt und bloß hoch auf den Mautbaum gehangen! — Solche Gedanken verfolgten den Mann, der heimgekehrt war, um nach heißem Kampfe zu rasten. — Die Stiefel, die er ausgezogen hatte, wieder streifte er sie an die Füße. Mantel, Hut und Gewehr nahm er wieder von der Wand, durch die Hinterthür wollte er davongehen nach Brixen zu seinen Freunden, um sie aufzubieten, zur Suche nach seinem Knaben.

Vom Hofe aus trat er in den Stall, wo Hanai bei den Kühen beschäftigt war.

„Hanai“, redete er sie leise an, „du bist auch tapfer gewesen?“

Hab' ja müssen, was glaubst denn, Wirt?“ gab die Magd zur Antwort, „wenn sie Kirchen plündern wollen!“

„Der Herrgott wird uns nicht verlassen“, sagte Peter. „Du Hanai, ich wollt dir nur was auftragen. Wenn die Wirtin nach mir fragen sollt, sag' ihr, ich hätte eilends wieder in die Stadt müssen.“

„Ich kann mir's wohl denken, den Hansel gehst suchen“, entgegnete die Magd. „Mich hat's eh wunder genommen, was du gsagt hast. Hättest just nit so streng sein brauchen auf den Hansel, wenn du's auch selber so treibst.“

„Was sagst?“

„Jetzt kannst dich selber davonjagen, Wirt.“

„Du redest so rar, Hanai!“

„Den Kleinen hast davongejagt, weil er die Baiern hat angelogen. Jetzt gehst du selber her und lügst die Wirtin an.“

Keine Kartätsche, die neben dem Mahrwirt eingeschlagen, hat ihn je so erschreckt, als dieses Wort der Magd.

„Du weißt es recht gut“, fuhr sie fort, „dass der Knabe sich jetzt nicht mit Spielkameraden umtreibt in der Stadt. Ein kluges Kind, das so viel an Vater und Mutter hängt! Da hat's schon was anders, Gott verhüt's! Hast recht, Wirt, geh nur suchen. Wenn ich im Stall fertig bin, komme ich auch nach.“

Peter taumelte an der Felswand dahin und der Straße zu.

Ja, so geht's, sagte er zu sich selber. Der Mensch soll demüthig sein. Wehe dem, den Gott beim Wort nimmt!

Sein erster Weg in Brixen war zum Kreuzwirt, der in seiner Kammer der Ruhe pflegte. Peter ließ ihn wecken.

„Was ist los? Sind sie wieder da?“ mit diesen Worten fuhr jener aus dem Schlafe empor.

„Kreuzwirt“, sagte Peter, „sei nicht böse, dass ich dich habe aufgeschreckt. Ich weiß mir nicht zu helfen, mein Knabe ist nicht daheim.“

„Dein Hans, den du so hast ausgezankt oben auf dem Waldanger?“

„Bist du nicht mit ihm zusammen nach Brixen gegangen?“

„Ja, bis zur Eisackbrücke sind wir zusammen gegangen, aber er muss sich's recht zu Herzen genommen haben, hat unterwegs nicht fünf Worte gesprochen, gleichwohl ich ihn hab aufheitern wollen. Bei der Brücke hat er mir gute Nacht gesagt und er wolle den kürzeren Weg gehen. Ich habe

Die Handvoll Bauern auf offenem Feld gegen den Bonaparte!"

„Der Teufel soll ihn holen!"

„Wen soll er — ?

„Den Großen! Es ist ein Unglück für die ganze Welt, dass keiner die Kurasch hat! Bei den vielen Kugeln, die heutzutag verschossen werden."

Sie schritten über die Brücke. Der Eisack überrauschte ihr Gespräch.

Am nächsten Morgen, noch ehe in St. Jakob die Aveglocke klang, war die Magd Hanai schon wieder im Stalle, um den Rindern Futter in den Trog zu schütten. Und als das grüne Gras im Troge lag, wurde es dort lebendig und hub an, in Fetzen gegen die Decke zu fliegen, emporgeschnellt von zwei menschlichen Beinen. Im Futtertroge lag der schöne Antonio.

Die Hanai begehrte scharf auf, was er da zu suchen habe.

„Nichts", antwortete der Bursche gähnend, „und ich suche ja auch nichts."

„Ein Faulenzer bist!" rief sie.

„Weil ich zu nachtschlafender Stund im Bett lieg? Dirndl, solche Faulenzer gibt's viel."

„Ein Mannsbild auf der Bärenhaut, jetztund, wo es so viel zu thun gibt auf der Welt."

„Aber Engelein, ich werd doch einmal ein bissel rasten dürfen!"

„Natürlich, wie du dich angestrengt hast bei der Schlacht."

„Das will ich meinen!" sagte lustig der Antonio, „andere prahlen sich schon, wenn sie an einem Tag ihrer fünfzig, sechzig Franzosen niederlegen. Was soll erst ich sagen, der ich an einem Tage ihrer mehrere Tausend hab laufen lassen!"

„So steh doch jetzt auf, dass wenigstens die Kühe ruhig ihr Gras fressen können."

„Ja so, die Kühe. — Hanai! Ist dir denn das dumme Vieh mehr ans Herz gewachsen, als der arme Musikant Antonio!"

„Zum wenigsten macht es sich nützlicher."

„Schau, Dirndel", fuhr der Bursche fort, mit trauriger Geberde. „Du bist hart auf mich. Denk dir, wie ich jetzt daliege im engen Trog, so werd' ich einmal in der Truhen liegen. Nachher wird's dich gereuen, dass du so hart bist gewesen, nachher wirst weinen. — Ja, ja, jetzt lachst noch, aber dann wirst du weinen. Denn, geh her, Hanai, ich will dir was sagen. Noch näher. Das muss ich dir ins Ohr sagen, kein Mensch darf's sonst hören, auch kein Vieh. — Denke dir, Hanai, ein Geheimnis: du — du hast mich lieb ..."

„Dummheiten!" rief sie aus.

„Das macht nichts", fuhr der Bursche fort, „ganz dumm wirst du darüber, wie du mich lieb hast. Kannst gar nichts anderes mehr denken, als an deinen Antonio. Bist beim Vieh, so denkst immer: Wenn er nur nicht so faul wäre! Bist oben bei Springes, so denkst du: Wenn auch der Antonio tapfer thät schießen, dann wär's aus mit dem Feind, aus und vorbei! Wenn du beim Essen bist, so denkst: Wird der Antonio wohl auch was haben? Und wenn du schlafen thust, so träumt dir: der liebe Antonio wäre nicht weit von dir."

„Wie weißt du denn das?" fuhr sie ihn heftig an.

„Das ist leicht wissen", gab er zur Antwort. „Ich weiß es halt von mir selber."

„Toni, Toni, du irrst dich!" sagte die Magd und raffte die verschleuderten Futterfetzen zusammen. „Ich will einen haben, der im Kriege brav schießen und im Frieden fleißig arbeiten kann."

„Arbeiten!" lachte der Bursche auf. „Hanai, wie kommst du bei mir auf solche Gedanken? Weißt du, das Arbeiten ist die unnützeste Beschäftigung, die ich mir vorstellen kann. Im Sommer Holz hacken und schwitzen, im Winter Holz verbrennen und wieder schwitzen — was hast davon? — Aber Hanai, setzte er hinzu, auf das grüne

wegen der zwei Kinder ein, ließ ein Pferd einspannen und fuhr davon, hinauf gegen die Klause bei Mühlbach.

Im Wirtshause an der Mahr gieng es mittlerweile gar nicht langweilig her. Etliche lustige Bursche waren da, auch ein paar bairische Schreiber aus Brixen. Anfangs vertrugen sie sich leidlich.

Ein Bauernbursche hub an zu singen:

„O weh, o weh!
Die bairische Armee
Ist von Bauern todtgeschlagen
Und mit Musik eingegraben.
O weh!

O je, o je!
Sie laufen wie ein Reh,
Sie laufen von Tirol hinaus,
Sie laufen zu der Mutter z' Haus.
O je!“

Die bairischen Schreiber johlten ihrerseits und thaten, als hörten sie das Spottlied nicht. Da traten die Tiroler mit ihren groben Stiefeln etwas kräftiger auf den Fußboden. Bei solchem Auftreten kam's auch einmal einem Schreiber auf's Hühneraug. Der Baier empfand ein „Auweh“, rief es aber nicht aus, sondern stülpte seinen Hut keck in die Stirn und trank Wein. Und als er nach und nach alles doppelt sah und wohl meinte, anstatt zwei Baiern wären vier vorhanden, und ihrer vier könnten es schon wagen, da begann er zu stänkern. Also gab es sich ganz folgerichtig, dass sie aufeinander platzten — zuerst mit Schimpfworten, dann mit Fäusten, endlich mit Krügen. Die Kellnerin rief alle Heiligen an, aber diese wollten sich in polizeiliche Dinge nicht einmischen und ließen ruhig raufen. Als jedoch einer der Schreiber das Messer aus der Tasche zog, schrie die Kellnerin in den Stall hinaus nach der Hanai. Dauerte nicht lange, und die Magd stand mitten in der Stube, in den Händen auf Halbmast gesenkt die dreispitzige Stallgabel.

„Hau, sackera!“ rief sie, „wer mir noch einen Finger rührt auf den anderen, den stech ich nieder. Ist mir alles eins!“

„Heissa, da ist ja die Heilige mit der Mistgabel!“ spottete der Schreiber.

Im Augenblicke stach sie ihm den Hut vom Kopfe und schleuderte selben zur Thür hinaus. „Noch ein Wort“, schrie sie hell, „und du fliegst g'rad so nach!“ Der Schreiber hatte nichts Wichtiges mehr zu sagen.

Auf ihre Plätze duckten sie sich und murrten.

„Ist's einem nit recht, der soll's sagen!“ rief die Hanai. „Nichts wird mehr eingeschenkt. Habt's gezecht genug. Heimgeht's!“

Bald hatten sie sich sachte verzogen. Die Hanai sperrte alle Thüren zu, sah nach den schlummernden Kindern und gieng auch schlafen.

Auf dem Weg nachhause führten die beiden Schreiber folgendes Gespräch:

„Jetzt ärgert's mich erst.“

„Meiner Seel, mich auch.“

„Sich von einem Weibsbild ins Bockshorn jagen zu lassen!“

„Ja, die Furie sticht dich nieder, wie der Fleischerknecht das Kalb.“

„Eiskalt über den Rücken ist mir's gangen, wie die mich hat angeschaut. Das ist ein abscheuliches Weibsbild!“

„Oben in Spinges soll sie ja die Kirche vertheidigt haben, ganz allein gegen die Franzosen.“

„Wenn eine so ausschaut, wie die, da glaub ich's.“

„Wenn schon einmal die Dirnen mit der Gabel gehen!“

„Freund, ich sage dir, ich habe genug. Es ist nicht mehr lustig in Tirol.“

„Das sind wilde Leute. Aber recht haben sie.“

„Du sagst das gleich so hin? Gib acht, Freund, solche Sachen darf man sich nur denken, aber nicht sagen.“

„Zwar ein tückisches Volk. Lauter Meuchelmörder, immer nur vom Hinterhalt her schießen.“

„Wie sollen sie es denn machen?

Die Beichte der Sammetweste.

Belauscht von Josef Lewinsky.

„ . . . Nun ist an dir die Reihe, Sammetweste“, sagten die alten Kleider zu ihrer unscheinbaren Genossin, die bisher ruhig zugehört hatte.

Auf welche Gedanken alte Kleider kommen, wenn sie in der Gesellschaft ihresgleichen sich befinden! Um sich die Langweile des müßigen Umherhängens im Lumpenkeller zu verkürzen, erzählten sie einander ihre Erlebnisse.

„Deinem zerschlissenen Aussehen nach hast du gewiss eine bewegte Vergangenheit, Sammetweste“, sagte ein Jaquettinvalide, den rechten Ärmelfetzen von sich streckend.

„Na, so viel wie ich, wird sie schwerlich erlebt haben“, meinte der Senior des Lumpenkellers, ein viel gewanderter Mantel-Odysseus.

„Tout égal! Wir sind neugierig auf deine Geschichte, Westchen, also rasch, erzähle“, piepsten die beaux restes eines fleischfarbenen Tricots, das in besseren Tagen einer Balletttänzerin angehört hatte.

„Die Sammetweste hat das Wort!“ rief die ausrangierte Nankinghose eines Abgeordneten.

Und mit wehmüthigem Knistern begann die Sammetweste:

„An dem Schneidertisch, liebe Mitplundern, ist es mir nicht vorgesungen worden, dass ich meine Laufbahn in einem Lumpenkeller endigen werde. Wie ihr mich hier seht, bin ich nicht als Weste geboren worden. Als ich in dem Atelier eines der ersten Tailleurs der Residenz die Nadel der Welt erblickte, war ich ein eleganter Sammetrock. Mein Erzeuger hatte mich aus dem kostbarsten Stoff gebaut und ich war ein Muster vollkommener Bekleidungskunst. Es gibt ja verschiedenartige Sammetröcke, gut- und schlechtsitzende, feine, grobe, stumpfe, glänzende. Ich entstamme dem edlen Geschlecht derer von Seidensammet. Ich hätte also Grund, mir auf meinen Adel etwas einzubilden; aber, meine lieben Plundercollegen, ob Sackleinwand, ob Seidensammet — wir kommen schließlich alle in die gleiche Lumpenmühle. Damals freilich, als ich meinem ersten Herrn überbracht wurde, war ich noch ein rechter Guckindiewelt von einem Sammetrock, und von jenem eigenthümlichen Glanze, der die Vornehmheit meiner Abstammung auf den ersten Blick erkennen ließ. Und wie saß ich meinem Herrn! Als wir uns das erstemal im Kreise seiner Freunde sehen ließen, meinten sie, er sei um hundert Procent creditfähiger geworden. Eigentlich besaß ich zwei Herren; sie waren Freunde und Wohngenossen und trugen mich abwechselnd beide. Doch hatte nur einer Anrecht auf mich, denn auf seinen Leib und seine Rechnung war ich angefertigt worden und die Rechnung war noch nicht bezahlt. Dieser war ein angehender junger Maler, dessen ganze Barschaft aus Pinsel, Farben und Hoffnungen bestand. Er besuchte die Akademie und fristete seine Existenz durch die Anfertigung rauchender Türken mit Säbelbeinen für Tabaktrafiken und Heiligenbilder für arme

Futter deutend, „so gib der Kuh doch Heu in den Trog, sonst frißt sie mir die Hosen vom Leib!“

„Heu!“ johlte die Magd auf. „Jetzt weiß der nicht einmal, was Heu ist. Das ist Gras, mein Herr Faulenzer, und nicht Heu.“

„Was geht's mich an! Wegen Gras will ich nicht streiten.“

„Antonio, du bist ein Taugenichts! So heb' dich endlich aus dem Schragen!“

Er blieb aber ruhig liegen und sagte: „Meine Hanai. Am meisten gefreut mich auf dieser Welt, dass du auf mich so gut bist. Wenn du so mit mir plauderst, schau, da bin ich, wie im Himmel. — Weißt, wie weit ich's bringen möcht? Weißt, wie weit?“

„Wirst gewiss König von Tirol werden wollen“, spottete sie.

„Ein Dörcherwagerl und vorn ein Maulesel dran, auf dem man reiten kann. Eine Leinwandplache drüber, hübsch ausgeflickt. Und im Korbe meine Hanai, und kleine Kinder — eine Menge kleine Kinder. Und ich lustig hinten nach mit der Klampfen (Guitarre) und vor den Häusern eins aufspielen und was singen dazu. Und Kreuzer in den Hut, von rechts, und von links, und von oben. Dirndl, das wär' ein Leben! Soweit möcht ich's bringen.“

Jetzt gieng ihr aber der Humor aus und sie rief: „Schämen sollst dich — Bettelbub!“

Ein wenig hob er den schwarzlockigen Kopf, schaute sie mit seinen großen, frischen Augen treuherzig an und sagte: „Was gibt's denn Besseres als betteln? Wer was kriegt, der kann davon leben, und wer was gibt, der kommt dafür in den Himmel.“

„An meiner Thür kriegst nichts, das merk dir!“ rief sie. „Sollst verhungern und sollst versterben meinetwegen!“

Schwieg er ein Weilchen, während sie sich anschickte, die Kuh zu melken. Dann begann er zu trillern:

„Wann ich amal stirb, stirb, stirb,
Schlagts auf die Truhen drauf,
Aft steh ich wieder auf,
Alleweil fidel, fidel,
Traurig sein mag ih nit,
Na, meiner Seel!

Und bin ih amal todt, todt, todt,
Solln mih Tiroler tragn,
Und dabei Zithern schlagn,
Alleweil fidel, fidel,
Traurig sein mag ih nit,
Na, meiner Seel!“

„Du bist wohl ein ganz lasterhafter Mensch, Antonio!“ sagte hernach die Hanai. „In diesem Hause das große Unglück und du so ausgelassen singen!“

„Was für ein Unglück?“ fragte der Bursche und richtete sich im Troge halb auf.

„Du weißt nichts davon, dass unser kleiner Bub in Verlust gerathen ist, der Hansel.“

„Das guldharige Bübel? Das mit dem kugelrunden Gesichtel?“

„Wirt und Wirtin sind davon, und alle Leut, ihn zu suchen. Seit der Schlacht nimmer heimgekommen. Bei den Baiern, sagen sie, oder bei den Franzosen. Abgefangen!“

Jetzt war der Antonio aus seinem Trog gesprungen und schaute mit Hast rings umher.

„Was willst denn?“ fragte sie.

„Meinen Stutzen. Ah, da lehnt er. Gut ist's. Behüt dich Gott, Hanai!“

Ohne ein weiteres Wort den durchlöcherten Hut auf den Kopf gestülpt, das Gewehr über die Achsel geworfen und fort. — Die Hanai schaute ihm verwundert nach. — Was wäre das für ein lieber Kerl! dachte sie, aber halt verruckt! Gar so verruckt!

(Fortsetzung folgt.)

bemerkte der Mantelgreis, seinen zerfetzten Kragen zurechtrückend. „Ist 'n Teufelskerl, dein Papa!“ rief der Jaquettinvalide, lustig die Ärmel zusammenschlagend. „Und was hat dein Herr auf die Anzapfung deines Erzeugers erwidert?“ wisperte neugierig das Ballerinentricot.

„Nun, er hat meinen Papa auf sein neuestes Bild vertröstet, für das ihm schon 1000 Gulden geboten worden. Er sei aber eigensinnig und verlange 1200 Gulden dafür.“ — „Ha, ha, der Schelm“, lachte die Weste, „er würde sich nicht gesträubt haben, wenn an der Tausend eine Null gefehlt hätte. O, diese Künstler!“ . . .

Und in pathetischem Tone fuhr die Weste fort: „Doch die Sonne, die über Gerechte und Ungerechte scheint, sie versengt mit ihren Strahlen gleichmäßig bezahlte wie unbezahlte Sammetröcke. Den glühenden Strahlen der Himmelskönigin vermochte ich auf die Dauer nicht zu widerstehen. Immer mehr verlor ich von meinem ursprünglichen Glanze. Wie Heines Asra ward ich täglich „bleich und bleicher“. Mit bekümmertem Herzen hatten meine Herren meinen Farbenschwund längst wahrgenommen und auf ein Mittel gesonnen, ihm Einhalt zu thun. Da gerieth mein Maler auf eine geniale Idee. Er begab sich in den nächsten Fleischerladen und verlangte eine Speckschwarte. Der Arzt habe ihm als Mittel gegen Bleichsucht Speckschwarten verordnet, sagte der Schalk zu der hübschen Verkäuferin. In Wirklichkeit brauchte er sie zu einem anderen Zweck. Was meint ihr wohl, that er mit der Speckschwarte? Nun, er rieb mich damit ein, als ob ich die Brustkrankheit hätte. Ja, ja, ihr lacht. Der Erfolg war aber im wahren Sinne des Wortes ein glänzender. Ich hatte mein früheres Aussehen wiedererlangt und zum Verwechseln ähnlich sah ich einem neuen Sammetrock. Diese Einreibungen wurden von meinen beiden Herren täglich fortgesetzt. Ich fühlte mich zwar etwas angegriffen nach einer solchen Procedur, aber Kinder, was läßt man sich nicht alles gefallen, um sein jugendliches Aussehen zu behalten.

Nun wohnten meine Künstler damals bei einer Familie, die gegen alles, was von einem Borstenthier herrührte, eine unüberwindliche Abneigung hatte. Wiederholt war es meinen Herren aufgefallen, dass ihre Wirtin, so oft sie unser Zimmer betrat, wie jemand, der die Ursache eines unangenehmen Geruches zu erspähen sucht — es war im Hochsommer — die Nase rümpfte. Als nun mein Maler arglosen Gemüthes ihr Söhnchen eines Tages nach der gewohnten Speckschwarte zum Fleischer schicken wollte — brach das Ungewitter los. Einer Megäre gleich, stürzte das heißblütige Weib ins Zimmer und kündigte meinen Herren die Wohnung. Mieter, die ihr Haus in so schlechten Geruch brächten, könne sie nicht gebrauchen, sie möchten nur weiter ziehen.

Das thaten denn meine Herren. Bei einer bescheidenen Witwe fanden sie eine zwar nur kleine, dafür desto dunklere Kammer. Mein Maler behauptete, Rembrandt hätte genau ein solches Atelier besessen, daher das Helldunkel seiner Bilder. Der Sänger dagegen meinte, diese Kammer habe einst unbedingt als Gefangenenzelle gedient. Das einzige Fenster, ein viereckiges Loch mit einer gesprungenen Scheibe, befand sich hoch oben in der Nähe der Decke. Um es zu erreichen, mussten meine Herren auf das altersschwache Clavier steigen; sie thaten dies aber gern, denn wenn sie die Hand zum Fenster hinaussteckten, fassten sie in die Zweige eines Birnbaums. Es war ein gastfreundlicher Birnbaum, der zum Genusse seiner reichen Gaben gleichsam einlud. Wie schwelgten die beiden jungen Leute, die oft tagelang keine andere Nahrung hatten, in dem Genusse der köstlichen

Dorfgemeinden. Sie wurden schlecht genug bezahlt. Der andere war ein neunzehnjähriger Opernelebe, der kein anderes Zahlungsmittel besaß als ein metallreines „hohes c“, das noch ungemünzt in seiner Kehle steckte. Wer sie sah, die beiden Freunde, erkannte ihre künstlerische Bedeutung auf den ersten Blick, denn sie ließen sich lange Haare wachsen, trugen Schlapphüte und Pumphosen. Ich vervollständigte ihre Garderobe und trug nicht wenig zur Erhöhung ihres Ansehens bei. Ihr glaubt gar nicht, meine lieben Mitlumpen, welchen Wert ein neuer Sammetrock für Leute hat, die ihre Bedürfnisse nicht gleich bezahlen können — mehr Wert als der größte Pinsel und ein Dutzend „hohe c's“.

„Ja, ja, Kleider machen Leute“, sagte der Mantel-Odysseus. „Was wollten auch die Menschen ohne uns beginnen? Kaum sind sie zur Welt gekommen, müssen sie uns schon haben. Ihr ganzes Leben hindurch sind sie auf uns angewiesen, und je vornehmer wir, desto angesehener sind sie. Glaubt mir vielerfahrenem Mantelgreis: wie oft war ich Zeuge, dass der größte Dummkopf seine einflussreiche Stellung nur einem schönen Rock zu danken hatte. Er hätte nur versuchen sollen, sich unbekleidet um diese Stellung zu bewerben. So geht's mit allem in der Welt, in der Liebe wie im Hass, im Guten wie im Bösen. Wir sind die Herren der Schöpfung, und der Mensch in seiner armseligen Nacktheit ist eine Null ohne uns.“

„Wie wär's, wenn wir unseren zweibeinigen Tyrannen den Dienst kündigten“, ließ sich der zu abenteuerlichen Streichen stets geneigte Jaquettinvalide vernehmen.

„Ach ja, es wär zu schön, wenn die Menschen sich eine Zeitlang ohne uns behelfen müssten“, rief das fleischfarbene Tricot der Tänzerin mit frivolem Lachen.

„Das könnte dir so recht passen“, sagte das geflickte Kamisol, vergnügt mit dem Knopfloch zwinkernd.

„Ihr Lumpengesindel vergesst, dass es Menschenhände sind, denen wir unser Dasein verdanken“, meinte ein sonst etwas zugeknöpfter Rockveteran.

„Was wären wir ohne sie? Urstoff ohne Form und Gestalt.“

„Sehr richtig!“ bemerkte die Nankinghose des Abgeordneten.

„Doch weiter in der Erzählung!“ heischte der übrige Lumpenchor.

Und mit einem etwas fadenscheinigen Humor fuhr die Sammetweste fort:

„Eines Abends — es waren einige Monate hingegangen, — saßen meine Herren im Theater. Selbstverständlich trug mich an dem Abend nur der Maler; der Sänger hatte sich zur Noth mit einem schäbigen Mantel drapiert. Da nahm ein älterer Herr neben uns Platz. Ein Freudenschreck durchzuckte meine Nähte, denn ich erkannte in dem Herrn meinen Erzeuger. Ach, es ist doch ein eigenes Gefühl, seinen verlorenen Vater wiederzufinden. Minder angenehm schien die Begegnung meinem Maler. Er versuchte zwar, den Kopf nach einer anderen Richtung wendend, den Vogel Strauß zu spielen, doch mein Papa-Schneidermeister hatte ihn wohl bemerkt.

„Na, haben sich lange nicht bei mir sehen lassen“, sagte er mit malitiösem Lächeln, meinem Herrn auf die Schulter klopfend. Dieser heuchelte freudige Überraschung und meinte, er habe erst vergangene Nacht von ihm geträumt. „Der Sammetrock hat sich gut gehalten“, sagte mein Vater, indem er mich zärtlich streichelte. Und meinem Herrn näher rückend, flüsterte er ihm ins Ohr: „Aber bezahlt ist er noch nicht.“

Die alten Kleider kicherten, als die Sammetweste in ihrer Erzählung innehielt. „Dein Vater, der versteht's“,

andere Wahl. Eine größere Sorge bereiteten ihnen ihre geschwänzten Hausgenossen; insofern dieselben ihre Nagethätigkeit auch auf andere als Sammetgegenstände erstreckten, schien ein dauernd gutes Einvernehmen mit ihnen ausgeschlossen. Trotz der glühenden Beredsamkeit der thierfreundlichen Wirtin, die für die Daseinsberechtigung unserer bissigen Gäste eine Lanze einlegte, waren meine Herren entschlossen, ihnen das Feld zu räumen."

„War wohl Mitglied eines Thierschutzvereines, die Frau Wirtin", warf der Jaquettinvalide lachend ein.

Ohne auf die Unterbrechung zu achten, fuhr die Sammetweste fort: „Bei vier Jungfrauen, einem Schwesternquartett von ehrwürdigem Alter, fanden wir drei zunächst ein passendes Unterkommen. Es waren brave Damen, die keinem männlichen Wesen etwas zuleide thaten; nur die jüngste — sie repräsentierte ein halbes Jahrhundert und wurde von ihren Schwestern „das Kind" genannt — schien gefährlich; sie hatte den jugendlichen Gefühlen noch nicht völlig entsagt und machte, wenn auch ohne Erfolg, stürmische Attaquen auf die Herzen ihrer Mieter. Meine Herren geriethen durch sie in die verfänglichsten Situationen; es war ein . . Brauchst mich nicht so schalkisch anzusehen, Ballerinentricot, ich werde dir diese Situation ja doch schildern, naseweises Ding! . . . Das fünfzigjährige „Kind" besaß einen Schoßhund, genannt Bünkerl, ein nichtswürdiges Vieh, das alle Leute ankläffte. Auf meinen Maler hatte es Bünkerl besonders abgesehen, obgleich er ihm zu Eifersucht wahrlich keinen Anlass bot. Aber er hatte nun einmal eine Antipathie gegen meinen Herrn, und wessen ist ein Schoßhund nicht fähig, wenn er erst gegen jemand eine Abneigung gefasst hat! Leider hatte Bünkerl in seines Nichts durchbohrendem Gefühl mich zum Werkzeug seiner unlauteren Absichten ausersehen. Mit scheinheiliger Miene, als sei er mein bester Freund, wusste er sich in mein Vertrauen einzuschleichen, und als mein Maler an einem heißen Sommernachmittag meiner sich entledigt hatte, fand Bünkerl unbemerkt den Weg ins Zimmer und zu mir auf das Sopha."

„Hört, hört!" rief die parlamentarische Nankinghose.

„O lasst mich über diesen dunkeln Punkt in meinem Leben einen dichten Schleier breiten", seufzte die Sammetweste. „Was half es, dass mein Herr Bünkerls Missethat mit dem Rohrstock ahndete — meine Sammetehre war und blieb vernichtet."

„Da hatte der Schoßhund meiner Tänzerin eine bessere Erziehung", bemerkte das Ballerinentricot, „der biss unsympathische Personen nur in die Waden."

„Eine saubere Erziehung, für die man die Bestie dem Schinder hätte übergeben müssen", riefen die Überreste einer Attachéhose giftig.

„Wozu sind denn diese Schoßhunde überhaupt nützlich in der Welt?" fragte der Mantelnestor mit schneidendem Hohn. „Während tausende armer Ziehhunde im Schweiße ihres Angesichts sich ihre Knochen erbellen müssen, lebt so ein nichtsnutziger kleiner Kläffer, der doch wahrlich kein anderes Verdienst hat, als den Schoß einer Tänzerin zu bewachen, ein rechtes Schlaraffenleben."

„Und Kleider werden ihnen jetzt auch angezogen", ließ sich das geflickte Kamisol vernehmen.

„Also auch noch Kleider!" rief der Jaquettinvalide in tiefster sittlicher Entrüstung. „Wollen wir uns eine derartige Entwürdigung ruhig gefallen lassen? Da müsste doch gleich ein . . ."

„Armselige Plundern, die ihr auch ohne den Bünkerl auf den Hund gekommen seid, ihr wollt euch noch auflehnen? Lächerlich! Ihr habt euch

Frucht! Ja, die Spitzbuben etablierten einen förmlichen Handel mit Birnen, die sie mit ihren Freunden gegen andere Lebensmittel, vornehmlich gegen Schinken eintauschten. Hatten sie doch für den Speck dieses Schinkens um meinetwillen die vortrefflichste Verwendung.

Aber ach, des Lebens Bitterkeit hienieden, ist nicht nur uns armen Kleidern beschieden. Auch die Menschen, die uns tragen, wissen davon zu singen und zu sagen. Eines Morgens machten meine beiden Herren an mir eine gar traurige Entdeckung. Über Nacht hatte ich eine entsetzliche Umwandlung erlitten. Ich war wie besäet mit erbsengroßen Löchern. Welch harter Schlag für uns! Mit bekümmerten Mienen hielten mich die jungen Leute ausgebreitet in den Händen und zerbrachen sich die Köpfe über die Ursache dieser grausamen Verunstaltung. „Das können nur Mäuse gewesen sein!“ rief, wie von einer höheren Eingebung erleuchtet, mein Sänger. Er besaß, wie ja Tenoristen zumeist, eine bewundernswerte Schärfe des Geistes; auch diesmal hatte er das Richtige getroffen. In der That waren es die von ihm genannten Nagethiere, die mich nächtlicherweile so grausam zugerichtet hatten.“

„Wie ist denn das geschehen?“ fragte der gemischte Kleiderchor unisono.

„Ja, ja, wir möchten es gar zu gern wissen“, piepste das Ballerinentricot.

„Hä, seid ihr wieder einmal neugierig“, sagte die Sammetweste, eine Feder von ihrer Brust wegpustend. „Aber Neugierde, meine lieben Mitlumpen, ist ein recht hässliches Laster. Das sollte ich selbst zu meinem Schaden erfahren. Mehrere Nächte hintereinander hatte ich bereits ein ganz eigenthümliches Wispern und Rascheln in unserer Kammer vernommen, das mich in meinem Kleiderschrank nicht wenig beunruhigte. Um jeden Preis musste ich die Ursache dieses Geräusches erforschen. Als nun mein Maler mich eines Abends statt in den Schrank, an einen Nagel an der Wand gehängt hatte, benutzte ich die günstige Gelegenheit und fiel zur Erde. O, hätte ich's nicht gethan! Es war mein erster Sündenfall, der sich bitter an mir rächte. Von dem Speckduft, den ich ausströmte, herbeigelockt, kam aus allen Löchern und Winkeln eine ganze Assemblée von Mäusen, die meinen Rücken mit gierigen Zähnen benagte. Um Hilfe knistern konnte ich nicht, denn mir war der Kragen wie zugeschnürt. Am anderen Morgen lag ich in dem kläglichen Zustande da, den ich euch geschildert, das Jammerbild eines Sammetrocks.“

„Hört, hört!“ rief die ausrangierte Nankinghose des Abgeordneten.

„Nun waren meine Herren glücklicherweise nicht nur große Maler und Sänger; auch in allen schönen Künsten der Wiederherstellung defecter Kleidungsstücke waren sie Meister. Sie verstanden es vortrefflich, das etwas lose gewordene Verhältnis ihrer Schlapphütte zur Krempe mittels Nadel und Zwirn auf eine solidere Basis zu stellen; die gelockerten Beziehungen ihrer Pumphosen, die gewaltsamen Loslösungsversuche ihrer Schuhsolen, wussten sie in wahrhaft bewundernswerter Weise wieder in den Urzustand zurückzuführen. Alle ihre Leistungen auf diesem Gebiet trugen den unverkennbaren Stempel des Genies. Ja, wer weiß, hätten sie, statt sich mit Malen und Singen zu befassen, ihre glänzenden Fähigkeiten in den Dienst der Flickschneiderkunst gestellt, sie würden vielleicht größere Triumphe errungen haben.

Bei so bewandten Umständen konnte es nicht wunder nehmen, dass meine Herren rasch entschlossen zu Nähnadel und Zwirn griffen und meine Schäden mit kunstgeübter Hand verstopften. Hatten sie doch keine

kurz entschlossen ergriffen sie eine Scheere und vollzogen an mir eine Amputation. Ach, es war der schmerzlichste Schnitt meines Lebens. Wie sah ich aus! — entsetzlich! — aus einem Sammetrock war mit einemmal eine gemeine Sammetjacke geworden."

Von ihren Erinnerungen überwältigt, schwieg die Erzählerin, während die Zuhörer ihrem Mitgefühl beredten Ausdruck gaben. „Ja, ja, der Rock weiß sein Ende nicht", philosophierte der Mantelgreis mit der reifen Überlegenheit des Alters. „Da ist es schon besser, als gemeine Jacke geboren zu werden, man erlebt dann wenigstens keine schmerzlichen Enttäuschungen", bemerkte der Jaquettinvalide, der seine plebejische Abkunft allerdings niemals verleugnet hatte.

„Armes Westchen, so zu sinken, ist freilich recht traurig", sagte das Ballerinentricot, das trotz seines plundrigen Leichtsinns ein seidenes Gemüth hatte.

„O, meine Freunde", rief die Erzählerin mit schmerzlichem Faltenwurf, „über die schimpfliche Degradierung vom Sammetrock zur Sammetjacke würde ich mich getröstet haben, es gibt ja auch kurze Sammetröcke; aber mir ist noch Schlimmeres passiert. Weh, wenn ich daran denke! Unter den Schicksalsschlägen durch Feuer, Wasser, Bügeleisen und Bünkerl hatte ich die Farbe gewechselt. Ich war mit einemmale fuchsroth geworden. Allerdings nur zur Hälfte, aber es war ausreichend, mir Spott und Hohn zuzuziehen. Welch trauriger Augenblick, als meine Herren die neue Veränderung an mir gewahrten. Ihr erster Gedanke war, sich von mir zu trennen. „In einer zweifarbigen Jacke können wir uns doch unmöglich auf der Straße sehen lassen, ohne uns lächerlich zu machen", sagte der Maler. „Wo aber Ersatz finden? Die erste ist ja noch nicht einmal bezahlt", meinte der Sänger. Mit verschränkten Armen schritten sie sinnend durchs Zimmer. Mit zitternden Knöpfen sah ich ihrer Entscheidung entgegen. Da erhellte sich das Antlitz meines Malers. „Ich hab's!" rief er triumphierend. „Es liebt die Welt «das Strahlende» zu schwärzen, warum nicht das Fuchsrothe?" Und mit der ihm eigenen Entschlossenheit griff er zu Pinsel und Palette und strich die rothen Farben, womit ich behaftet war, schwarz an. Wie leuchteten seine Augen vor künstlerischer Begeisterung! Aber ach, als die Farbe getrocknet war und ich zum erstenmal an die Luft kam, hatten sich allerlei Flecken auf mir gebildet: röthlich, braun, grau, schmutzig-schwarz und noch verschiedene Zwischenfarben. Der Künstler versuchte zwar, durch einen zarten Firnisanstrich die unvermittelten Farbendissonanzen auf meiner Bildfläche harmonisch zu verschmelzen — vergebliches Bemühen! In meinem vielfarbigen Jammer glich ich einem Zebra in Halbtrauer!"

Die alten Kleider lachten aus vollen Nähten. „Du musst zu köstlich ausgesehen haben, Westchen", kicherte der Tricotlappen der Tänzerin, die Beine ausgelassen in die Höhe werfend. „Famose Landkarte, auf Sammet gedruckt", bemerkte der Jaquettinvalide, vergnügt mit den Ärmeln schlenkernd. „Hab noch andere Dinge erlebt", brummte der Mantelnestor, mitleidig die Achselklappen zuckend. „Als ich einmal . . ." — „Ich bitte, den Redner nicht zu unterbrechen", rief die Nankinghose des Abgeordneten.

Die plundrige Gesellschaft verstummte. Gespannt horchte sie der ferneren Erzählung ihrer bedauernswerten Genossin, die gar kläglich dreinschaute.

„Wen die Götter vernichten wollen, den färben sie", sprach sie mit düsterer Stimme, ihre klassische Bildung selbst in dieser Umgebung nicht verleugnend. „Mein Schicksal

jetzt alles gefallen zu lassen, ohne zu mucksen, damit basta!“ entschied der Rockveteran, in seiner überlegenen Weise die Discussion beendigend.

Nachdem die empörten Lumpengemüther sich beruhigt hatten, nahm die Sammetweste ihre Erzählung wieder auf:

„Unter Hoffnungen und Entbehrungen der beiden Kunstbeflissenen war der Winter ins Land gekommen, ein gestrenger, grausamer Winter. Die armen jungen Leute froren entsetzlich in ihrem Stübchen, das, insofern das Wasser von den Wänden niederrieselte, einer Tropfsteinhöhle glich. Wohl stand in diesem Stübchen ein eiserner Ofen, doch das Holz, das ihn hätte erwärmen sollen, befand sich beim Händler, und dieser hatte meinen Jünglingen den Credit längst gekündigt. Wo war er hin, der unwiderstehliche Zauber, den ich in besseren Tagen auf gläubige Gemüther ausgeübt! Wer borgte meinen Herren auf mein ehrliches Gesicht auch nur einen Heller! Und nun trat ein Ereignis ein, das in seiner erschütternden Tragik mir den Rest meines vertrauenswürdigen Aussehens raubte.

Durch den glücklichen Verkauf eines gemalten Türken waren meine Herren in den Besitz von zwei Gulden gelangt, und ihr erster Gedanke war, sich nach langer Zeit den Genuss einer warmen Mahlzeit und eines geheizten Zimmers zu verschaffen. Aus dem Speisehause heimgekehrt, hatten sie vor dem Schlafengehen der Magd noch den Auftrag ertheilt, den eisernen Ofen am frühen Morgen in glühenden Zustand zu versetzen, und die Dienerin war dieser Weisung auch gefolgt. Von Morpheus' Armen umfangen, träumten unterdessen die jugendlichen Helden von preisgekrönten Bildern, von lebenslänglichen Contracten, von allem Schönen dieser Welt. Da plötzlich wurden sie durch einen eigenthümlichen Dampf, der sich im Zimmer verbreitete, in unangenehmer Weise erweckt. Mein Maler rieb sich die Augen, warf einen Blick nach der Seite des Ofens, und mit einem Satze war er aus dem Bette, „Himmel, mein Sammetrock brennt!“ schreiend. Wie soll ich euch meine entsetzliche Lage schildern! . . . O, über die Unzuverlässigkeit der Dienstboten! Das bösartige Küchengeschöpf, deren Bürste von jeher eine Pique auf mich gehabt, hatte beim Heizen nicht darauf geachtet, dass der Kleiderständer, auf welchem ich hieng, in der unmittelbaren Nähe des Ofens stand. Statt ihn zur Seite zu rücken, hatte sie sich entfernt, mich kaltherzig meinem Schicksal überlassend. Was kommen musste, kam. In Gedanken versunken, war mir die Feuersgefahr, in der ich schwebte, nicht früher zum Bewusstsein gelangt, als bis meine untere Partie bereits lichterloh brannte. Ihr könnt euch meinen Schreck vorstellen. In meiner Todesangst fieng ich an, aus Leibeskräften zu dampfen und nach gebratenem Speck zu riechen — mit Erfolg. Mein Maler riss mich vom Ständer und steckte mich, um mich zu löschen, in einen Kübel Wasser. Ich zischte auf — dem Himmel sei Dank, ich war gerettet.“

Die alten Kleider, die der Erzählung mit athemloser Spannung gefolgt waren, gratulierten der Sammetweste zu ihrer glücklichen Rettung. Doch diese rief schmerzlich bewegt: „Ich hatte keinen Grund, mich meines wiedererlangten Daseins zu freuen, denn nun begannen erst recht meine Qualen. Nachdem meine Herren mich aus dem Wasser gezogen und meine Brandschäden von allen Seiten besichtigt, waren sie in dem Gedanken einig, dass sie mich in dieser Verfassung unmöglich tragen konnten. „Es muss etwas damit geschehen“, sagte der Maler. „Es wird nichts Anderes übrig bleiben, wir müssen die abgebrannte Hälfte abschneiden“, meinte der Sänger. Und

Krone gefahren. Er warf das Brett von sich und gieng mit geballter Faust auf meinen Maler los. Dieser, obgleich friedfertiger Natur, war nicht gewillt, sich von dem Raufbold angreifen zu lassen. Ein Wort gab das andere, ein Stoß den anderen, kurz, es entwickelte sich ein regelrechter Zweikampf, bei dem auch die „Zeugen" nicht fehlten. Wie stets in solchen Fällen, bildeten sich sofort Parteien, man war . . . man hatte . . . nun lasst mich auch über diesen unerquicklichen Vorfall einen dichten Schleier ziehen; genug, mein Herr trug mehrere Tage den Kopf verbunden, aber er war aus dem Kampfe als Sieger hervorgegangen. Ich hatte dagegen eine furchtbare Niederlage erlitten. Ihr wisst, ein Sprichwort sagt: «Wenn die Könige streiten, dann büßen es die Jacken.» Ihr könnt euch denken, in welcher entsetzlichen Weise ich den Streit dieser beiden „Könige" zu büßen hatte. Man war wenig glimpflich mit mir umgegangen. In meiner unsäglichen Zerrissenheit war ich nur noch der Schatten einer Sammetjacke."

In Erinnerung an die erlittenen Misshandlungen blickte die Sammetweste melancholisch vor sich hin. „Ja, ja", sagte der Mantelnestor, „die Menschen verdienen die Prügel, und wir bekommen sie. Das ist der Lauf der Welt. Seht euch doch um, wie es in dieser sauberen Welt zugeht. Die Menschen bewerfen einander mit Schmutz und wir werden gebürstet. Die Menschen wirbeln Staub auf, und uns klopfen sie, und wenn einer von ihnen mit dem anderen in Streit geräth, so flicken sie uns was am Zeuge. Es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden!"

„Nur Undank gibt's!" rief die Sammetweste mit leidenschaftlichem Knistern. „O diese Menschen! So schmeicheln sie uns mit Speck und Farben, streicheln sie uns mit Seidentüchern und Sammetbürsten und halten das kleinste Federchen von uns fern. Sind wir aber erst alt und fadenscheinig geworden, oder ist uns durch ihre Schuld ein Unglück passiert, dann schämen sie sich unser und werfen uns als wertlosen Plunder verächtlich in die Ecke. Das war mein Los geworden."

Die Sammetweste zerdrückte eine Thräne in ihrem Knopfloch, während die Genossen ihrer Entrüstung in drohenden Ärmel- und Beinbewegungen Luft machten.

„Durch den glücklichen Verkauf eines größeren Bildes hatte die Lage meines Malers unerwartet eine günstige Wendung genommen", fuhr die Sammetweste fort. „Er besaß jetzt Geld und konnte seine Schulden bezahlen, und nun war ich neugierig, wie er sich gegen mich benehmen werde. Aber schändlich, schändlich! Das erste, was er that, als wir nach Hause kamen, war, dass er meiner sich entledigte. „Hurrah, nun gibt's einen neuen Sammetrock!" rief er, mich übermüthig in die Höhe schleudernd. Der Undankbare! Das also war mein Lohn nach zweijähriger treuer Dienstzeit! In einem versteckten Winkel des Kleiderschranks fand ich als elendes Bündel ein trostlos Unterkommen, aber ich blieb nicht allein. Eine Schar ungebetener Gäste stellte sich nach und nach bei mir ein. Es war eine Gesellschaft plebejischer Motten, ein gefräßiges Gesindel, das sich an den Resten einer Sammetmahlzeit gütlich that. Ihr glaubt gar nicht, welch nichtswürdiges Geschöpf eine Motte ist. Eine Maus nagt sich satt und raschelt ihrer Wege; aber so 'ne Motte, das ist euch ein Schmarotzer, der unter der einnehmenden Gestalt eines Schmetterlings zu euch flattert, um, wenn er sich erst gehörig eingenistet hat, als ein ganz gemeiner Charakter sich zu entpuppen. Doch habe ich nöthig, die Gesinnung einer Motte zu kennzeichnen? Ihr habt sie ja mehr oder weniger alle

war besiegelt. Ich fühlte, dass es mit meiner Herrlichkeit zu Ende gieng. Nur wenige Lichtblicke waren mir auf Erden noch beschieden. Ein Sonnenstrahl in meinem umwölkten Dasein war die himmlische Kunst. Ihr durfte ich dienen. Mein Maler hatte sich für seine Studienschöpfungen den erhabenen Gestalten der biblischen Geschichte zugewendet und der Sänger war sein „Modell". Welch heiliger Schauer erfüllte meine Sammetseele, wenn er in meiner Bekleidung als Moses mit den Gesetztafeln vom Berge Sinai herabstieg, oder als ausgespiener Prophet Jonas dem Himmel für unsere Rettung aus Walfischgefahr dankte. Kritische Nörgler unter unseren malerischen Collegen wollten zwar behaupten, Moses hätte niemals eine Sammetjacke angehabt, so wenig als Jonas einen Sammetrock. Aber es war der blasse Neid, der aus ihnen sprach. War doch keiner von ihnen fähig, zu einer so eigenartigen Auffassung der Garderobenverhältnisse des alten Testamentes sich aufzuschwingen. «Lasst ihr euch erst von einem Walfisch verschlingen und seht dann, wenn er euch ausspeit — denn das geschieht unbedingt — ob euer Wams nicht von dem Fischthran und den Verdauungsbeschwerden des Wals an Glanz und Farbe meiner Sammetjacke ähnlich sieht!» Das waren seine Worte, und leider hatte er, soweit sie mich betrafen, recht. Als Kleidungsstücke eines biblischen Helden auf Leinwand gemalt, war ich ja von bewundernswerter Echtheit. Nicht im gleichen Maße bewundernswert war ich als Sammetjacke eines lebendigen Malers. Immer weniger konnte es uns entgehen, dass wir die öffentliche Aufmerksamkeit auf uns lenkten. Die Schusterknaben auf der Straße begannen bereits, an dem Farbenreichthum, den ich zur Schau trug, ihren Witz zu üben. Worte wie: «Der Herr scheint in einer Farbenschachtel zu logieren», oder: «Der Herr da hat ja ein ganzes Atelier auf seiner Sammetjacke», drangen an unser Ohr. Ihr werdet mir zugeben, dass derartige Anzüglichkeiten meinen Maler peinlich berühren mussten. Er sann auf Mittel, mich los zu werden. Mein Sänger hatte seit meinem letzten Missgeschick auf jeden öffentlichen Verkehr mit mir verzichtet. Offenbar schämte er sich meiner. Staat konnten sie jetzt allerdings mit mir nicht machen. Wie schmerzlich empfand ich aber diese Zurücksetzung. Eine Sammetjacke hat ja doch schließlich auch ihr Ehrgefühl.

In diese Zeit fällt ein Ereignis, das in seinem folgenschweren Verlauf eine weitere Etappe auf meinem Wege zum Lumpenkeller bedeutete.

In begreiflicher Scheu vor allzu indiscreten Blicken hatte mein Maler für seine Ausgänge mit Vorliebe die minder belebten Straßen und die Dämmerungsstunden benutzt. Eines Abends, er hatte eben, seinen Hunger zu stillen, für ein Brötchen sein letztes Geldstück hingegeben, befanden wir uns auf dem Heimweg. Seinen trüben Gedanken nachhängend, achtete er nicht auf das, was um ihn herum vorgieng. Da trat, als wir an dem Gerüst eines Neubaues vorüberwollten, im gleichen Moment ein Arbeiter mit einer Zaunlatte auf der Schulter aus dem Hausflur. Plötzlich fühlten wir, mein Herr und ich, uns von einem spitzen Gegenstand hinten festgehalten. Ärgerlich über die Belästigung, suchte mein Herr sich gewaltsam loszumachen; doch ein Ruck, ein Riss und — ich fühlte eine klaffende Wunde in meinem Rücken. «Tölpel!» rief mein Maler mit einem wüthenden Blick auf den unachtsamen Arbeiter. In der Latte, die dieser trug, steckte ein großer Nagel, dessen krummgebogene Spitze mich so unglücklich erfasst hatte. Ach es war der Nagel zu meinem Sarge.

Der «Tölpel» meines Herrn war aber dem Arbeiter gewaltig in die

Lumpensammler würde mir auch als ein Engel erschienen sein.“ Ein verweisender Blick des Mantelmethusalems wies sie in die Grenzen des Anstandes zurück. „Ich rufe die Tänzerin für ihre unmoralische Bemerkung zur Ordnung!“ rief die Nankinghose des Abgeordneten.

Der Chor der alten Kleider zollte der Nankinghose für die Wahrung der Würde des Lumpenkellers lebhaften Beifall.

„Lass hören, arme Weste, wie es dir weiter ergangen ist“, drang das geflickte Kamisol in die Erzählerin.

„Meine Geschichte ist bald zu Ende, Freunde“, sprach die Sammetweste, sichtlich zusammenschrumpfend. „Soll ich euch vielleicht die intimeren Umstände der schmerzlichen Operation, die folgenden meines Erdenwallens als Sammetweste eines Fechtbruders schildern? Nein, dagegen sträubt sich mein ästhetisches Gefühl. Die Sammetweste, deren Lebenselement der reine Äther der himmlischen Kunst gewesen, wird in der fuselgeschwängerten Atmosphäre fechtender Handwerksburschen nie gedeihen. Der Kummer über das Schmähliche meiner Lage nagte an meinem Futter, mein Inneres war zerrissen. Und die Seelenkämpfe meines Taillencloth prägten sich bald genug auf meinem Antlitz aus. Ich wurde immer schäbiger, immer verschlissener, und eines Tages — der letzte meiner Knöpfe hatte mich eben treulos verlassen — da sprach mein neuer Herr mit dem Ausdruck tiefster Verachtung zu mir: «Nun, Weste, bist du aber auch zu gar nichts mehr nütze. Es ist Zeit, dass wir uns trennen. Fort musst du, deine Uhr ist abgelaufen!» Und ohne mit der Wimper zu zucken, gab mich der Herzlose einem Lumpensammler für einen Schnapsgroschen hin, mich, einst die Krone aller Sammetröcke!“

Die Sammetweste schwieg. Die alten Kleider schluchzten. Ein verliebtes Mottenpaar flog ahnungsfroh durch den Keller. Ein verlorener Sonnenstrahl irrte planlos durch das Gitter . . . „Sic transit gloria mundi!“ sprach der Mantelgreis feierlich. Und wie aus einer anderen Welt rauschte die Stimme der Sammetweste mit prophetischer Verklärtheit durch die dunklen Hallen:

„Wenn auch meine irdischen Sammetreste der Stampfmühle übergeben werden — was liegt daran! Aus meinem geistigen Knopfloch blicke ich in ein paradiesisches Jenseits. Aus dem Lumpengrabe, in das ich eingesargt sein werde, auferstehe ich als ein unschuldiges weißes Blatt; und auf diesem Blatte wird mir ein Rächer erstehen, der noch den fernsten Geschlechtern verkünden soll die Geschichte der Sammetweste, die einst ein Sammetrock gewesen. Weinet nicht, theure Lumpengenossen. Freudig beschließe ich mein plundriges Dasein — ich habe nicht umsonst gelebt!“

---

an eurem Leibe kennen gelernt. Als mein Herr mich eines Tages aus meinem Versteck hervorholte, waren die Spuren des Gastmahls meiner gefräßigen Gäste deutlich genug sichtbar. Ich glich nur noch einem Siebe."
— „Sammet ist aber auch ein besonders delicates Mottengericht", ließ sich der Jaquettinvalide vernehmen.

„Bei dieser Gelegenheit sah ich zum erstenmal meinen Nachfolger — den neuen Sammetrock. Erlasst es mir, euch die Qualen der Eifersucht zu schildern, die ich bei seinem Anblick empfunden. Ach, er war jung, schön und glänzend, wie ich einst gewesen, und genau so hochmüthig schillerte er auf mich herab, wie ich einst auf euresgleichen. Auch deine Zeit wird kommen! dachte ich, während sein Herr mich kopfschüttelnd betrachtete. Er wohnte jetzt allein. Sein Freund war inzwischen in ein Engagement gezogen und feierte mit seinem «hohen c» Triumphe. Abschied hat er von mir nicht genommen. Wozu auch! Wer denkt im Glück an seine alte Sammetjacke! Doch mein Maler erinnerte sich jetzt, wo es aus Scheiden gieng, der treuen Dienste, die ich ihm einst geleistet, denn, meine Freunde, was ich längst geahnt, gefürchtet — mein letztes Stündlein bei ihm hatte geschlagen. Lange hielt er mich sinnend in Händen. Der Abschied von mir gieng ihm doch näher als ich gedacht. Nun ja, er war ja immer ein Gemüthsmensch gewesen, das bewies er jetzt, indem er mich verschenkte. Heiße Thränen rollten aus meinen Mottenlöchern, als ich das Haus verließ, mit welchem mich die innigsten Fäden verknüpft hatten. Welches auch immer mein ferneres Schicksal, — meine Rolle als Sammetjacke hatte ich ausgespielt."

Krampfhaft zog sich die Sammetweste vor innerer Erregung zusammen. Musste sie doch des letzten und traurigsten Abschnittes ihres an Abschnitten so wechselvollen Lebens gedenken.

„Die Veränderung meiner Lage kam mir bald genug zu schmerzlichem Bewusstsein", sprach sie mit dumpfer Resignation. „Mein neuer Herr, ein fechtender Handwerksbursche, nahm nicht die geringste Rücksicht auf meine adelige Abstammung, auf meine künstlerische Vergangenheit. Mit geringschätziger Miene betrachtete er mich von allen Seiten; endlich sagte er: »Na, viel ist ja nicht mehr damit los, aber eine Weste wird es vielleicht doch noch geben.»"

„Eine Weste! Ich, einst ein Sammetrock, der mit seinem Strahlenglanze die hartgesottensten Gläubigerseelen sieghaft bezwungen — die Weste eines vagierenden Handwerksgesellen. Welch schimpfliche Erniedrigung!"

„Verkürzung!" warf der Jaquettinvalide dazwischen.

„Nun ja, Verkürzung! Aber ist wohl einer von euch so oft wie ich «verkürzt» worden? Wenn der Rock auf natürlichem Wege alt und schwach wird, und, ohne an seinen Gliedermaßen jemals eine Einbuße erlitten zu haben, als Rockgreis in die Lumpengrube fährt, so ist das nichts Ungewöhnliches und er theilt dann nur das Schicksal von Millionen Röcken. Wenn aber ein als Sprössling einer der ersten Manchesterfamilien geborener Sammetrock das Unglück hat, durch Brand-, Mäuse-, Motten- und sonstigen Schaden zur Sammetjacke verschnitten zu werden und schließlich gar noch eine Amputation zur gemeinen Sammetweste erleben muss — das, meine theuren Plundern, ist traurig, tief traurig, und der Lumpensammler erscheint dann nur als ein Engel der Erlösung von allem Erdenweh."

Die alten Kleider schwiegen erschüttert, kein Faden regte sich. Nur das vorwitzige Ballerinentricot konnte sich eine seiner leichtfertigen Bemerkungen nicht versagen. „Ha, ha, Westchen", kicherte es, „ein hübscher

Musst mir's schon nicht für übel halten." Damit beeilte sich der Stockbattner, aus einem rußigen Küchenkasten das Gewünschte hervorzuholen. „Lass dir's nur schmecken, Bruder. Mich gefreut's. Weißt eh, dass es mich allemal gefreut."

Und als der Bruder Jakob sich tapfer geatzt hatte, das Taschenmesser zuklappte und den Mund mit der breiten Hand abwischte, pfiff er dem Bauer ein Liedel ins Gesicht und sagte hierauf gemüthlich: „Weißt, warum ich da bin? Was glaubst?"

„Das Heimatshaus sucht der Mensch gern manigmal auf. Ist auch recht."

„Hau, das Heimatshaus!" lachte der Jakob. „Bin ja doch fremd, seit du darauf sitzest."

„Aber Bruder!"

„Bin ja hinausgebissen worden."

„Aber Bruder Jakob! Du hättest ihn ja haben können, den Hof, hast ihn nicht genommen, hab' halt ich mich müssen dranmachen, dass er nicht in fremde Hände kommt. Weißt eh."

„Ist gut", brummte der Jakob mit einer unwilligen Handbewegung. „Wir wollen nicht streitend werden. Ich bin nur da, Bruder, um dir zu sagen, dass ich mein Geld haben will."

Der Stockbattner schaute ihm eine Weile forschend ins Gesicht. „Das wird doch nicht dein Ernst sein."

„Ich will mein Geld haben."

„Wärst aber nicht gescheit, Bruder! Ja, zu was brauchst es denn auf einmal?"

„Das ist mein' Sach'. Ich wart' nimmer zu."

„Um Gotts-Christi Willen, woher sollt' ich jetzt auf der Stell' fünfhundert Gulden nehmen?"

„Fünfhundertachtzi, mein Lieber! Schenken thu' ich dir keinen Kreuzer. Lieber einem weltfremden Menschen, wie dir."

„Und um mir das zu sagen, hast dir die Gurgel mit Speck einschmieren müssen?"

„Wenn du mir das Stückel Speck neidest — soll dir vergütet werden."

„Ach nicht so, nicht so, Bruder. Wer wird so was denken! Ist dir wohl vergunnt. Nur mit der Forderung thu' mir noch ein bissel warten, ich bitt' dich gar schön. Woher sollt' ich's nur nehmen? die Ochsen sind noch nicht feist. Hafer verkaufen kann ich erst im Herbst, weißt eh. Die vielen schlechten Jahre her — in der Franzosenzeit. Die schreckbaren Abgaben alleweil, es ist hart hausen. Die Leich' von Vater und Mutter, die wir so schnell nacheinand' verloren haben, hat mir auch was gekostet."

„Hau, soll ich, der arme Bauernknecht, die Alten auch noch ins Grab zahlen, meinst?"

„Aber Jessas, wer redet denn von so was?"

„Wo ich eh verkürzt genug bin worden!"

Nach einem Weilchen versetzte der Stockbattner: „Sei doch nicht gar so harb, Jakob. Ich will gern mit dir tauschen und ich will dir nachwarten mit dem, was nachher ich von dir zu kriegen hätt'."

„Was nutzt die Rederei!" unterbrach der Jakob, „ich will mein Geld haben, in acht Tagen will ich's haben, sonst wirst sehen, was geschieht."

Damit goss er noch ein Gläschen Schnaps in seine Gurgel, stand auf und gieng fort.

Der Stockbattner trottete wieder hinaus zu seinem Pfluge und arbeitete gelassen wie vorher daran herum. Am Abende aber, als es dunkel wurde und das Gesinde in der großen Stube herumsaß und auf das Nachtmahl wartete, welches eine alte Magd in der rauchigen Küche zusammenthat, gieng der Bauer hinab in den Thorhof. Im Vorhause dieses Hofes, bei einem Kerzenlichte that die saubere Haustochter Mali Leinwand glätten. Die übrigen Hausbewohner waren in Stuben, Kammern und Ställen zer-

Sein Geld will er haben.

Eine Geschichte aus Alt-Österreich von P. K. Rosegger.

An einem nebelgrauen Märztage war's im Jahre des Heils 1811. Der Stockbattner werkte in seiner Geräthhütte umher und besserte Pflug und Egge aus. Denn es kam die Zeit zum Ackern. Der Stockbattner war ein noch junger Mann, der die Tabakspfeife, wenn das Feuer ausgegangen war, nicht noch im Munde baumeln ließ, sondern sie weglegte und sich nicht sobald Zeit nahm, sie wieder anzuzünden. Er hatte vor kurzem erst den Bauernhof übernehmen müssen; sein rüstiger Bruder war zu einem Nachbarn als Knecht gezogen, um sich Geld zu verdienen; sein altes mühseliges Elternpaar war bis zum letzten Ende im Hause geblieben — also hieß es jetzt tapfer anschieben, um die Wirtschaft zur Noth im Gang zu halten.

Dem Pfluge fehlte ein Sech, er stemmte es ein; dem Rade mangelte ein Reifen, er schlug ihn an; der Egge giengen etliche Zähne ab, er setzte sie ein — der Ungeschicktesten war er keiner, gab es Schmiede- oder Wagner- oder Zimmermannsarbeit, er wusste anzugreifen und nachzuhelfen. Natürlich, wenn wir die auf dem Hofe liegenden Schulden tilgen sollen, wenn wir die Gebäude ausflicken und die Grundstücke in bessere Tragfähigkeit bringen müssen, wenn wir am Ende gar etwa noch heiraten wollen, da muss man wohl überall nach dem Rechten sehen und Bescheid wissen.

„Mir scheint, du hast mit dem Werkzeug dein G'frött", redete den Bauer jemand an. Er schaute von seiner gebückten Stellung auf, stand sein Bruder Jakob hinter ihm.

„Ah, du bist es", lachte der Stockbattner, „hab' mir schon nicht denken können, wer heut' dahersteigen kunnt. Ja freilich hab' ich mein G'frött; es ist hübsch alles zerlempert umundum und wenn das Werkzeug nichts nutz ist, wird die Arbeit auch nichts nutz. Weißt eh, wie's geht."

„Wenigstens ist jetzt alles dein", sagte der Jakob.

„Wär' schon recht, wenn ich erst einmal die Schulden weggezahlt hätte. Willst nicht ein bissel in die Stuben hineingehen und abrasten, Bruder? Mit einem Glasel Schnaps kann ich dir aufwarten. Sonst bring' ich halt nichts für. Wenn die Hauswirtin fehlt, weißt eh."

„Schnaps mag ich alleweil", beschied der Jakob und sie giengen ins Haus, wo der Bauer den Bruder mit Zwetschkenbrantwein und Schwarzbrot bewirtete. Der Jakob schnitt sich vom Brotlaib ein großes Stück ab, machte in diesem dann mit seinem Taschenmesser mehrere Querschnitte, um es solchergestalt brockenweise in den Mund stecken zu können.

„Hast kein' Speck dazu?" fragte er.

„Der tausend ja, Speck, ei freilich! Bin wohl ein schlechter Hauswirt, ich, dass ich nicht daran denk':

allein da mit einem langen Gesichte und beklagte fast noch mehr den Wein und den Rostbraten als die fünfhundert Gulden. Von diesen war er bloß neugierig, wie es der Notar angehen würde, ihrer habhaft zu werden.

Als der Bauer demnächst wieder mit der Mali plauderte, sagte er sehr leise: „Wir halten auch auf weiterhin noch zusamm', gelt, Dirndel?"

Sie schaute ihn an. „Weswegen sollten wir denn nicht zusammenhalten — wo wir uns doch versprochen haben!"

„Na ist recht. Ich hab' nur gemeint, weil's mit dem Heiraten nichts ist."

„Du, sei so gut!" begehrte die Thorhofertochter auf.

„Du kriegst leicht einen andern . . ." murmelte der Stockbattner betrübt.

„Ja, wart' a bissel, ich werd' ein' andern nehmen!" lachte sie laut auf, ohne dass ihr der Mund viel auseinandergieng. „Ich will deine Stockbattnerin werden, verstehst? Ich lass' mich nimmer abschütteln. Schau du, das wär' kamod, ein ganzes Jahr gernhaben und nacher ins Winkel stellen wie einen Strohschneidstock wenn der Sommer kommt! Bübel, zum Auseinandergehen müssen zwei sein. Ich geh' nicht auseinander, dass du's nur weißt!"

„Ja mein du, ich auch nicht. Aber wenn ich halt den Stockbattnerhof verkaufen muss! dem erst Besten verkaufen, bietet er was er will dafür. Weißt eh, mein Bruder gibt nicht nach."

„Will der noch alleweil sein Geld haben?"

„Sicherlich, so lang' bis er's hat. Am fünfzehnten März geht er mich klagen und lasst mich pfänden. Nachher kann ich gehen vom Haus, wie die Dirn vom Tanz."

Die Mali rang über ihrem Magen die Hände: „Das ist doch ein Elend! ein solcher Bruder! das ist gar kein Bruder!"

„Leider ja, es ist einer, sonst braucht' ich ihm seine Erbschaft nicht auszuzahlen."

„Wird gewiss heiraten wollen!"

„Vielleicht — nimmst ihn", sagte der Stockbattner, da wurde das Dirndl wild: „Jetzt weiß ich's, meiner ledig willst sein. Zuerst den Hof verkaufen, nachher mich beschimpfen auch noch!"

„Jesses, Mali, was sagst? das war ja nur Spass, wirst doch deswegen nicht weinen! du, weinen darfst mir nicht, das kann ich nicht leiden, himmelsakra, nein! wenn ich dich so flennen sehen thu', da möcht' ich gleich am liebsten zuschlagen oder ins Wasser gehen!" er riss ihr die Hände vom Gesicht und drückte zum Ersatz das seine darauf, dass auch seine Wangen ganz nass wurden von ihren bitteren Tropfen.

Und nach solchem Zwiste und nach solcher Aussöhnung — Gott, wie sind die bitteren Tropfen süß, wenn sie der Liebste von den Augen wegküsst! — wurde die Mali wieder ganz ruhig und ernsthaft und fragte: „Seppel, weißt also kein Mittel, wie du jetzt zu Geld könntest kommen?"

„Und wenn du mich auf den Kopf stellst, ich weiß kein's."

„Gar kein's? Gar nicht ein bissel ein's?"

„Gar kein's."

„Nachher muss halt ich schauen", sagte sie. „Geh her da, Seppel, ich muss dir ein Geheimnis sagen."

Der Seppel erschrak, gieng aber her.

„Noch näher", sagte sie, „ganz her. So. — Ich muss dir was sagen, Bübel. — Ich hab' Geld. Der verstorbene Klausenmüller, musst wissen, der ist mein Vetter gewesen. Hat keinen Menschen gehabt, wie er auf den Tod krank ist gelegen und hab' ich ihn gewartet, weil er ja doch mein armer Vetter ist gewesen. Jetzt wie er gestorben ist, heißt's, er hätt' mir um sechshundert Gulden Banco-

streut und kümmerten sich nicht drum, dass der Stockbattner neben dem bügelnden Dirndl saß und mit ihm plauderte. Das geschah ja oft, dass die so plauderten, und ist weiter auch kein Geheimnis, dass die Zwei zusammenhalten.

„Ja, so geht's", hatte der Stockbattner angefangen, „immereinmal ist es schwer, Mensch sein."

„Was hat's denn", fragte das Mädchen theilnehmend.

„Jetzt kann's erst sein, dass alles miteinander nichts wird, was wir uns so fein ausgedacht haben allzwei. Weißt eh."

Sie ließ das Bügeleisen stehen auf einem Fleck, und schier zu lang. „Schrecken thust einen, Seppel!" hauchte sie, da hatte das Linnen schon eine leicht versengte Stelle.

„Mein Bruder ist heut' bei mir gewesen."

„Der Jakob?"

„Ja, der Jakob."

„Ist's dem leicht nicht recht — unsertwegen!"

„Ah, davon hat er nichts gesagt. Sein Geld will er haben."

„So gib ihm's."

„Jesses, Mädel, wenn ich's nicht hab'. Ich müsst' rein ein Grundstück verkaufen, oder sonst was, aber der Stockbattnerhof hat nichts übrig, weißt eh. Und hat ja nichts einen Wert jetzt."

„Grundstück darfst kein's verkaufen und sonst auch nichts, wenn nichts übrig ist und nichts einen Wert hat."

„Aber woher nehm ich das Geld?"

„Ja, mein Mensch, das weiß ich halt auch nicht."

„Wenn er mir nur wenigstens bis Pfingsten warten thät', nachher hätt' ich vielleicht ein Paar Ochsen — flecken aber nichts."

„So geh schau, bitt' ihn halt noch einmal, dass er dir bis Pfingsten warten thut; das Paar Ochsen, fleckt es nicht viel, so fleckt es ein bissel, und das Übrige zahlst ihm im Herbst."

„Und sonst —" sagte der Stockbattner scheinbar zerstreut, „sonst kannst mir keinen Rath geben?"

„Wenn mein Vater was hätt', der wollt' dir's gewiss gern leihen, aber er hat halt auch kein Bargeld. Das Geld ist halt frei so viel klug."

Mit solchem Bescheide stieg der Bauer wieder sachte hinan zu seinem Hof. Er dachte hin und er dachte her, was da zu machen wäre, aber es fiel ihm nichts ein.

Am nächsten Tage war Sonntag. Nach dem Gottesdienst lud der Stockbattner seinen Bruder Jakob ein auf eine Halbe Wein beim „Adler". Der Bruder ließ sich nicht lange bitten, that dem Glase wacker Bescheid und bemerkte noch, zu einem so guten Wein gehöre auch ein guter Rostbraten.

„Haben sollst ihn, Jakob!" rief der Bauer und hieb ihm launig die Hand auf die Achsel. „G'freuen thut's mich, wann du mir's nicht verschmähst. Wir sind unser zwei einzige Brüder, wir müssen schön zusammenhalten, gelt!"

„Ei freilich!" meinte der Jakob und machte sich an den Braten.

Später, beim Auseinandergehen, als der Stockbattner schon dachte: Gottlob, heut' sagt er nichts davon, hat sich's doch überlegt! — that der Jakob plötzlich noch einen Schritt zurück und sagte: „Richtig, dass ich nicht vergess, Stockbattner. Am fünfzehnten März muss ich nach Schirbach zum Notar von wegen meiner G'schrift. Wenn du mir bishin mein Geld nicht fürbringst, so übergeb' ich gleich auf eins die ganze Schuld dem Notar."

„Klagen gehen willst mich?" fragte der Bauer.

„Der Notar wird nicht viel Geschichten machen, der lasst dich pfänden." Also der Jakob, wendete sich wegshin und der Stockbattner stand

zahlen sieht. Kommt doch in die Stuben herein!"

„Ah, 's thut's da beim Rosstrog auch", entgegnete der Stockbattner, „sei so gut, Zenz, halt' ein bissel deine Laterne her!" gieng zum Pferdetrog, der am Wege stand, zog die Brieftasche aus dem Sack und legte in den Trog vor den Jakob hin nagelneue Bancozettel für fünfhundertacht Gulden.

Mit nicht geringer Verblüffung schaute der Jakob drein.

Und als vor den Zeugen das Geld aufgezählt war, sagte der Stockbattner: „Ich hab's ja gesagt, Bruder Jakob, du gehst mich nicht klagen!"

„Bauer!" brummte nun der Jakob, mit seinen hageren Fingern langsam die Banknoten zusammenkrabbelnd, „woher hast denn du jetzt auf einmal das viele Geld? das möcht' ich wissen!" Schon die Miene allein, die er dazu machte, wäre eine Ehrenbeleidigung gewesen, wenn der Seppel sie für eine solche genommen hätte.

„Also, deine Sach' hast jetzt?" fragte der Bauer. „Hast sie jetzt?"

„Meine Sach' hab' ich", knirschte der Jakob, bei sich ärgerlich, dass er nun machtlos war und den Bruder in keine Verlegenheit mehr bringen konnte.

„Gut, nachher bringst mir vom Notar die Quittung mit."

„Die kannst auf der Stell haben, wenn du fürchtest, ich könnt' dich etwan ein zweitesmal fordern", sagte der Jakob, dann giengen sie erst noch in die Stube hinein, wo das Schriftstück ausgefertigt und mit Zeugenschaft unterschrieben wurde.

„So wär's in Ordnung", sagte der Stockbattner, das Papier in den Sack steckend, „und ich geh' jetzt wieder heim zu meiner Arbeit."

„Ja, gehst du nicht mit nach Rottenstein?" fragte ihn der Stoppel-Zenz.

„Was soll denn ich heut' in Rottenstein?"

„Hast du die Vorrufung nicht erhalten?"

„Was für eine Vorrufung?"

„Ist doch gestern der Amtsbot' von Haus zu Haus gegangen und hat angesagt, dass alle Besitzer als am heutigen Tag Stund acht auf dem Kirchplatz in Rottenstein sein müssten?"

„Bin gestern nicht daheimgewesen", entgegnete der Stockbattner, „was mag's denn da schon wieder geben?"

„Kein Mensch weiß es", sagte der Franzmeier.

„Gewiss wieder eine große Robot, oder eine Heu- oder Haferlieferung für die Franzosen."

„Wer nicht kommt, hat's sich selber zuzuschreiben, hat der Amtsbote gesagt."

„Wenn's so ist, da muss ich freilich mit", sagte der Stockbattner, „die Herren sind grob, wenn man ihren Willen nicht thut, weißt eh."

Also giengen sie nun mitsammen, die vier Männer, und der Knecht Jakob machte den kleinen Umweg über Rottenstein, er war schon auch begierig zu sehen, was da wieder los ist. — Die Besitzer! die Bauerngrundbesitzer! Vielleicht wird ihnen alles weggenommen. Gesund wär's ihnen! Ein Glück, wer sein Geld im Sack hat und kann's verstecken. — So dachte der brave Jakob.

In den Wirtshäusern zu Rottenstein gieng's an diesem Morgen recht lustig zu. Leute gab's überall wie bei der Kirchweih. Voll Erwartung steckten sie die Köpfe zusammen, keiner wusste was, jeder muthmaßte.

„Mir träumt halt alleweil", sagte ein alter Bauer, „und was einem stehend träumt, das ist selten derlogen! — mir träumt halt alleweil, unsere Contributionen kriegen wir endlich zurück, wie es der Bonaparte versprochen hat."

„Ja, ich glaub' es auch", antwortete ein Zweiter, „unser Korn und Heu und Stroh und Vieh und Holz

zettel vermacht. Hab' sie nachher auch bald bekommen mitsammt dem eisernen Trühel. Hab' dich erst an unserem Hochzeitstag damit überrumpeln wollen. — Jetzt, Seppel, wenn du's aber schon jetzt so nothwendig brauchst, mir ist nichts um die Papierfetzen, nimm sie und zahl' ihn damit beim Loch hinaus, diesen grauslichen Bruder. Und nachher soll er mir nimmer ins Haus kommen. So, jetzt weißt es."

Man kann es sich denken, was dem Stockbattner dieses Geplauder für Vergnügen machte. So war jetzt er auf einmal obenan und konnte, wenn er nur wollte, nun auch einmal tüchtig grob sein gegen den übermüthigen Jakob, der ihm mit seiner Forderung schon so lange in den Ohren und im Magen gelegen. —

Der fünfzehnte März. Schon in aller Früh klopfte es an der Thür des Stockbattners, arg polterte es und der Jakob draußen rief: „He, Bruder, ist das Frühstück schon fertig?"

„Ei freilich", antwortete der Stockbattner, indem er mit Schwamm und Stein Feuer zu schlagen suchte.

„So mach' doch auf, Seppel!"

„Ja, ja, wenn der Teuxel nicht brennt!"

Als „der Teuxel" brannte, gieng er mit dem Leuchtspan und sperrte die Thür auf.

„Geh nur her, Jakob, iss einen Löffel Sterz mit mir, wenn du warten willst, bis er fertig ist; wir gehen nachher miteinand."

Der Jakob ließ sich Sterz und Milch dazu wohl schmecken, dann giengen sie; auch der Seppel war im Feiertagsgewand.

„Wohin gehst denn du?" fragte der Jakob.

„Ich begleite dich bloß bis zum Nachbar Franzmeier hinüber, weil ich dich halt so viel gern hab', Bruder, weißt eh."

„Bauer", versetzte hierauf der Jakob, „mit dem Schmeicheln und Süßreden richtest du bei mir nichts aus. Du weißt, wohin ich heute geh. Ich geh' nach Schierbach zum Notar, und ich klag dich um meine fünfhundertacht Gulden!"

„Ah geh, Bruder, das musst nicht thun", antwortete der Bauer bittweise. „Musst nicht einen so großen Prügel werfen zwischen dich und dein Heimatshaus, den du nachher dein Lebtag nicht wieder kannst wegheben. Bist jetzt gleichwohl ein starker, gesunder Bauernknecht, so kannst doch nicht wissen, wie es dir gehen wird und ob du nicht einmal einen Heimgang brauchst bei mir."

Der Bauer erschrak fast vor seinem eigenen Worte, das war so gewichtig, dass es den Jakob schier umstimmen könnte, und um solches war dem Stockbattner heute durchaus nicht mehr zu thun. Doch der Jakob ließ sich nicht umstimmen. „Wer ein Geld hat", sagte er knurrend, „dem kann nichts an. Von dir werd' ich mir kein Almosen erbitten, das kannst sicher sein. Lass es gut sein, ich will von dir und vom Stockbattnerhof nichts mehr hören."

„Aber klagen gehst mich doch nicht, Bruder!"

Der Jakob blieb fest stehen: „So gewiss ich da steh', klagen geh' ich dich."

Bald hernach kamen sie zum Franzmeierhof.

Vor der Thür stand der Franzmeier und sein Schwager, der Stoppel-Zenz, mit einer Laterne. Beide waren im Feiertagsgewand.

„Recht ist's mir, dass ihr beieinander seid", redete der Stockbattner die Nachbarn an. „Ihr müsst mir gerad einen kleinen Gefallen thun. Ich zahl' jetzt meinem Bruder Jakob die Erbschaft von unseren Eltern aus und da wollt ich euch gebeten haben, dass ihr mir dabei Zeugenschaft leistet."

„Wohl rechtschaffen gern", antwortete der Franzmeier, „ist eh wunderselten heut zu Tag, dass man wen

und weil das ein Lump ist, der mehr gibt als er hat, so gab Haus Österreich nicht mehr, und das übrige — hebt sich.

Den Kopf mit den Händen haltend, so liefen die Leute in Rottenstein — und anderswo wahrscheinlich auch an jenem merkwürdigen Tage — wirr durcheinander. Die einen fluchten, die anderen lachten! heute lachten zur Abwechslung gerade solche, die kein Geld hatten. Ja, auf der Bäuerei lachten eigentlich die meisten. Die liegenden Güter, die Fahrnisse, die Kuh im Stall, das Stück Brot auf dem Tische, ja sogar der Taschenfeitel im Sack hatten von dem Augenblicke an, als das Geld fünfmal weniger galt, einen fünfmal höheren Wert.

Mancher gieng nach solchem Schrecken wieder ins Wirtshaus, um auch noch den letzten Groschen zu vertrinken, aber siehe, der Pfiff Wein, der vor einer Stunde noch um einen Groschen zu haben war, kostete jetzt fünf Groschen. Beim Bäcker die große Semmel kostete statt zwei Kreuzer, deren zehn. Der Fleischhauer schmunzelte, als er dem Hausbauer den Braten anstatt zu zwanzig Kreuzer, zu einem Gulden vierzig Kreuzer rechnen durfte, aber er schmunzelte nicht lange. Als er dem Hausbauer hernach ein vier Wochen altes Kalb abkaufen wollte, kostete dasselbe anstatt neun Gulden, deren fünfundvierzig. Jetzt kam die Zeit, da ein Paar Ochsen eintausendfünfhundert, ein Pferd tausend, eine ordinäre Sackuhr hundertfünfzig, ein mittelgroßes Bauerngut im Gebirge dreißigtausend Gulden wert war. Damals vertrank einer an einem Abende beim „Adler“ spielend zwanzig Gulden und verspielte trinkend deren vierzig und hundert und mehr. Sparsinn und Redlichkeit hatten aufgehört. — „Was den Großen erlaubt ist, wird den Kleinen nicht verboten sein.“ — Die alten Schulden durften nicht nach der alten Ziffer gezahlt werden, sondern nach der fünffachen neuen. So dass der Stockbattner, als er des Abends zu seiner Braut kam, ausrufen konnte: „Mali, das Glück! wie mir's mein lieber Bruder Jakob mit seinem Drängen gut gemeint hat! Hätte ich ihm heute früh seine Sach' nicht ausgezahlt, so wären wir ihm jetzt anstatt fünfhundertacht Gulden, nicht weniger als schwere zweitausendfünfhundert und vierzig Gulden schuldig!“

Der Jakob betrachtete die Kehrseite und raufte sich Haar' aus dem Kopf. Das half aber nichts, dadurch hatte er weniger Haar' und nicht mehr Geld. Seine fünfhundert Fetzen gingen nur mehr für einhundert Gulden, und da kann man's noch nicht wissen, ob's dabei bleibt; wenn so ein Teufelszeug einmal anhebt zu purzeln, so purzelt es hinab bis in den Dreck. Die Bancozettel! was war das für ein famodes Geld! Und jetzt gerade gut genug, um sich damit die Pfeife anzuzünden. Das heißt, wenn er brennt, der schmutzige Fetzen! — Oh Jakob, Jakob! Wie fein wäre es, wenn dir dein Bruder das Fünfundzwanzigfache schuldig wäre von dem, was du jetzt im Sack hast! Wie hübsch könntest ihn zwicken und drücken und abtrennen, ihn gar zum Bettler machen, der du jetzt selber bist! Ja, wenn man so was im voraus wissen thät!

Leute, denen er seinen Jammer klagte, meinten fast, die Sache könnte anfechtbar sein. Allsogleich lief der Jakob zu einem Advocaten. Der Advocat aber rieth ihm, wenn er nicht mehr als hundert Gulden zu verlieren habe, das Processieren sein zu lassen.

Als der Stockbattner es mit seiner Mali Ernst machte, lud er anstandshalber auch den Bruder zum Ehrentage. Der Jakob aber schrie herum, nicht sechs Rösser brächten ihn auf den seine Hochzeit. Der Stockbattner sei ein unglaublich falscher Mensch,

wird uns jetzt bezahlt, das wir seit Jahr und Tag den Franzosen haben liefern müssen."

„Das ist gewiss!" sagte ein Dritter, „unsere Sach' wird uns heut' vergütet. Zeit ist's dazu!"

Und das sprang von Wirtshaus zu Wirtshaus, von Gruppe zu Gruppe: „Geld gibt's heut!"

Auch war der Regierungs-Commissär schon gesehen worden, der mit seinem schwarzen Schildkäppchen und mit seinem rasselnden Säbel nicht wenig Aufsehen machte. Natürlich wird er den Säbel bei sich haben, wenn er so viel Geld umträgt!

Die Lustigen vertranken im Wirtshause ihren vorletzten Bancozettel, die Lustigsten ihren letzten. „Wird ja eh frisch nachgefüllt in die Säcke!" Auch der Stockbattner ließ sich ein stattliches Glas bringen, da setzte sich gleich wieder sein Bruder Jakob zu ihm; zu diesem sagte er aber heute: „Geh. du hast mehr Geld als ich — weißt eh!" und kehrte sich mit seinem Glase von ihm ab.

Zur Zeit um halb acht war der ganze Kirchplatz überfüllt mit Menschen.

Alles war heiter, witzig und lachbereit und manche sprachen untereinander Muthmaßungen aus, auf welche Weise jedem das Seine eingehändigt werden würde. „Das kunnt sogar noch einen Rummel geben!" gab einer zu bedenken. „Alle werden gleichviel haben wollen. Aber so viel Stroh wie ich, hat keiner geliefert."

„So viel wie ich, auch keiner!" rief ein anderer.

„Die Strohmänner kommen zuletzt", sagte ein Dritter, „die sollen warten, was die Korn- und Holzmänner übrig lassen."

„Wollen schon sehen, wer stärker ist!" schrie der eine zurück und ballte die Faust.

Schlag acht Uhr stand der Regierungs-Commissär auf der obersten Stufe des Kirchenthores.

„Am Ende predigt er uns einen neuen Glauben!" flüsterte einer.

„Wär' eine überflüssige Sach', wo wir eh den alten nicht halten."

„Still seids!" herrschte jemand, „er liest was. Vom Kaiser ist die Rede!"

„Vom Kaiser!" murmelten sie und drängten nach vorwärts, sie waren doch allzu neugierig, was ihnen der gute Kaiser Franz mittheilen lassen würde.

Der Commissär hatte einen großen Bogen in der Hand und las lange eintönig fort. Plötzlich hob er die Stimme und rief es schallend hin über die Köpfe: „Wir beschließen demnach, dass die Bancozettel noch mit dem fünften Theil ihres Nennwertes vom Staate eingewechselt werden. Der Bancozettel von einem Gulden (damals hatte der Gulden sechzig Kreuzer) wird also auf zwölf Kreuzer, der Bankozettel von fünf Gulden auf einen Gulden bewertet und so weiter, und sind in diesem Betrage bei allen öffentlichen Cassen unweigerlich anzunehmen. — Die weitere Belehrung in dieser Angelegenheit ist gedruckt und bei mir zu haben."

Als der Regierungs-Commissär seine Vorlesung geschlossen hatte und nun seinen Bogen gelassen zusammenfaltete, war es todtenstill über den hunderten von Menschen. Allmählich erst begannen sie sich zu bewegen und zu flüstern: „Was ist das gewesen?"

Dort an der Kirchhofmauer hatte jemand einen heiseren Schrei ausgestoßen. Derselbe jemand war einer der ersten, denen klar wurde, was es geschlagen. Der Knecht Jakob war es, der seit einer Viertelstunde um vierhundert Gulden ärmer geworden. Er taumelte fürbass.

Ja, ein ungeheuerer Geldfall hatte stattgefunden. Haus Österreich — grausam geschwächt durch „Seine Majestät den Herrn Schwiegersohn" und anderes Unglück — hatte zu wenig Vermögen, um das massenhaft ausgegebene Papiergeld einzulösen;

haft für seine stillen Tagebuch-Aufzeichnungen und dergleichen . . .

Lersen (beiseite). Teufel! (Kühnemann begrüßt Pia; laut.) Du bist immer der alte Hypochonder! Aber du kommst eben recht, meine Frau will dich ins Examen nehmen, wegen gewisser Briefe an eine kleine Freundin . . .

Pia. Du Schwätzer.

Kühnemann. Wie? (Mit galanter Bewegung.) O! ich werde so artig zu beichten wissen, und ich weiß auch, dass diese Veilchenaugen nicht unerbittlich sind.

Pia. Geben Sie acht, ich werde sehr streng sein!

Kühnemann. Fürchte mich nicht. —

Lersen. (Sieht auf die Uhr.) So spät schon! Da muss ich eiligst in die Probe meiner „Königsträume!" (Nimmt Hut und Stock, küsst Pia auf die Stirn und schüttelt Kühnemann die Hand.) Auf Wiedersehen! Mach' ihm die Hölle recht heiß, Pia, hörst du?

Pia. Verlass' dich darauf! (Lersen ab.)

Kühnemann. (Ihm nachblickend, halblaut, scherzend, ironisch.) Die Königsträume! Wo ist die Zeit, da ich sie träumte — —

Pia. Wie? Sie haben ähnliche Gedanken, ähnliche Träume gehabt?

Kühnemann. (Mit leichter Betonung.) O ja! Wir hatten immer die gleichen Gedanken, Ihr Mann und ich. Seine Auffassung und meine Erfindung waren sozusagen Zwillingsgeschwister! Natürlich, wir kennen uns ja von der ersten Schulbank her . . .

Pia. (Unbefangen, herzlich.) Das ist lieb von Ihnen, dass Sie so zu ihm halten, denn sehen Sie, mein Mann, so verständig und gut und tüchtig er ist, so ist es mir doch immer, als wenn er Sie brauchte! Sie sind sein anfeuernder Genius, Sie verstehen ihn, machen ihn groß und fest.

(Kühnemann macht eine abwehrende Bewegung.)

Gewiss! ich meine oft, er wäre das nicht geworden, was er nun ist, wenn er Sie nicht gehabt hätte!

Kühnemann. (Für sich.) O! ahnungsvoller Engel du! (laut.) Vergessen Sie doch nicht auf sich selbst, gnädige Frau, — der Mann dankt die Hälfte dessen, was er erstrebt hat, immer dem Weibe, das er liebt . . .

Pia. O! Sie überschätzen mich, Herr Kühnemann. Ich nehme das Fertige mit dankbaren Sinnen auf; das Werdende zu stützen und pflegen, dazu fehlt mir die Gabe. Ich wäre recht in Verlegenheit, wenn man dergleichen von mir verlangte.

Kühnemann. Das Weib ist auch nicht dazu geschaffen, groß zu sein. Wenn es nur weiblich ist, darin liegt sein bestes Heldenthum!

Pia. (Halb scherzend.) Nur weiblich! O ja — das kann ich sein, ich nasche gern, ich plaudre gern, ich bin auch sehr neugierig, — zum Beispiele möchte ich gar zu gerne wissen, ob Sie dies Bild kennen? (Nimmt eine Photographie aus dem Kästchen und gibt sie ihm.)

Kühnemann. (Betrachtet es ruhig; leicht.) Ach, Margot! Wahrhaftig, das sind ihre großen, sonderbaren Augen. Und wie kokett sie den Fächer zu tragen weiß, — ja, ja, sie hat viel gelernt, diese kleine Schauspielerin, vielleicht mehr als sie sollte.

Pia (mit leisem Vorwurf). Sie sprechen in einem so zerstreuten, leichtfertigen Ton über Margot und ich dachte, Sie würden voll Freude sein, an sie erinnert zu werden!

Kühnemann. Verzeihen Sie mir, aber ich hasse alle Erinnerungen. Nur das gegenwärtig Bestehende kann mich fesseln und beschäftigen. Der Rückblick auf Vergangenes zeigt mir so recht deutlich meine eigene Unbeständigkeit, Hohlheit, Schlechtigkeit, wenn Sie wollen. Frauen lieben die Erinnerungen, denn sie sind für sie nichts anderes als duftige, kleine Gebilde von Glück und Scherz. — Oder allenfalls ein bisschen Wehmuth! Für uns Männer aber sind Erinnerungen meist gleichbedeutend mit — bösem Gewissen.

Pia. Das heißt soviel als Sie

der habe es zufleiß so eingerichtet, dass er die Erbschaft just und knapp vor dem verdammten Geldfall hinausbezahlt!

Darob kränkte sich die Mali, und was die Leute sagen würden, wenn der einzige Bruder des Bräutigams fehle?

„Der Jakob ist halt jetzt ein bissel gewissensbissig“, antwortete der Seppel, „wir werden aber auch ohne seiner eine lustige Hochzeit haben, denk' ich. Wir werden uns die Zeit schon vertreiben — weißt eh.“

Aug' um Auge.

Lustspiel in einem Aufzug von **Sophie v. Khuenberg.**

Personen.

Dr. Alfred Lersen (heiter, gutmüthig, selbstbewusst).
Pia, seine Frau (liebenswürdig, frisch, fein).
Richard Kühnemann (halb elegant blasiert, halb aufbrausend freier Geist, verbittert, weich, ironisch).
Margot Lorrain (muthwillig, listig, sehr hübsch, warmes Empfinden).
Baron Ekbert (nicht ganz jung, etwas „Gigerl“, drollig).
Diener im Hause Lersen.

Spielt in Wien.

Erster Auftritt.

(Modernes, elegantes Wohnzimmer. Vorne eine Ottomane, Tisch mit Büchern und Zeitungen. Pia in einem kleinen Fauteuil mit einer Handarbeit. Ihr gegenüber sitzt ihr Mann, aus einem Manuscripte vorlesend).

Lersen (das Manuscript aus der Hand legend).

Nun, wie gefällt dir's, mein Herz?

Pia. Vortrefflich! Wenn ich nur wüsste, wo du diese bunten, originellen Gedanken hernimmst. Du wirfst sie nach allen Punkten des Weltalls und sie bringen die drolligsten Ungeheuerlichkeiten mit herab. Und dabei kannst du's so anstellen, dass man den Unsinn — pardon, es ist doch wohl manchmal etwas Ähnliches! — hübsch und glaubhaft findet!

Lersen (leicht und etwas geschmeichelt).

Siehst du, mein Kind, das nennen wir Leute von der Feder ganz einfach: ein hübsches Erzählertalent. Du musst wissen, wir haben unsere Schriftstellerrecepte so gut, wie ihr eure Kochrecepte habt. (Zündet sich eine Cigarette an; mit komischem Pathos.) Man nehme etwas Pessimismus, sprudle ihn mit 15 Deka feinem Witz und einer handvoll Phantasie, füge noch 1/8 Liter Realismus und zwei Körnchen deutsches Gemüth bei und gieße das Ganze, wohl ausgekühlt, über eine originelle Idee . . .

(Pia lacht.)

Kühnemann (der während des Receptes unbemerkt eingetreten, lachend und etwas sarkastisch).

— Vorausgesetzt, dass man eine solche hat! Wenn nicht — es soll dies bei ganz renommierten Schriftstellern zuweilen vorkommen — (mit einem Seitenblick auf Lersen) so sorgt man rechtzeitig für einen alten Studiengenossen, der es zu nichts Rechtem gebracht hat und interessiert sich leb-

Kühnemann (halb scherzhaft, in Verzweiflung). Ich sehe schon, man will mich los haben! Man ist meiner überdrüssig im Hause Lersen. Aber muss ich denn durchaus heiraten, — gibt es denn keine andre, mildere Todesart für anständige Leute?!

Pia. Sie sind unausstehlich!

Kühnemann (mit Humor). So plötzlich! Und gerade noch hielten Sie mir einen so schönen Nachruf!

Pia (heiter). Und ich bleibe dabei — Sie brauchen eine Frau. Erstens, weil Sie das Glück nöthig haben! Und zweitens, weil Sie ein wenig gemaßregelt sein müssen, — Sie werden übermüthig in diesem abscheulichen Junggesellenthume!

Kühnemann. Für so grausam und hartnäckig kann ich Sie nicht halten. Übrigens — könnten Sie selbst mich ein wenig glücklich machen und meinetwegen auch ein wenig maßregeln, wenn Sie's für nöthig halten? (Sieht sie lange und lächelnd an.)

Pia (etwas verwirrt). Ich? — Ich verstehe Sie nicht ganz. —

Kühnemann. Scherz beiseite, ich werde fortgehen von hier, verreisen, das ist noch so ein letztes Auskunftsmittel für uns moderne Menschen, wenn wir einer Situation entfliehen wollen, die wir nicht beherrschen können. —

Pia (macht sich im Zimmer zu schaffen und überhört scheinbar, was er sagt. Dann ablenkend, ruhig). Quälen wir uns nicht länger mit Umschreibungen, Kühnemann! Sie wollen frei bleiben, gut, ich verspreche Ihnen, nie mehr von Margot zu sprechen, sind Sie jetzt zufrieden?

Kühnemann (wirft sich in einen entlegenen Fauteuil). Die Zufriedenheit! das ist auch so ein Gefühl, das ich seit langem nicht mehr begreife. Es erscheint mir wie das Ende jeder Lebenskraft. Wenn ich ein Maler oder ein Bildhauer wäre, würde ich die Zufriedenheit als ein altes, halbblindes Mütterlein im Lehnstuhl darstellen, denn nur ein gänzlich bedürfnisloser Mensch kann zufrieden sein. Ein Kind, dem man ein Spielzeug gibt, ist nicht mehr zufrieden, denn es verlangt nach einem zweiten, und wir, Männer und Frauen der modernen schaffenden Zeit, wir kennen dies Gefühl kaum dem Namen nach. — Solange es so viel Schönes giebt, das man vergebens begehrt, so viel Entzückendes, an dem man scheu vorüberschleichen muss, statt wacker zuzugreifen. — bah, Zufriedenheit ist ein frommer Wahn, eine Phrase für höhere Töchterschulen. — Ich könnte nur glücklich sein, oder elend sein; aber zufrieden — pfui, wie ich dieses Wort hasse. Glauben Sie etwa, dass Sie zufrieden sind?!

Pia (lächelnd). Ich glaube — ja —

Kühnemann. Das ist eine freiwillige Täuschung. Sie sind nicht zufrieden, nein, nein, Sie können es nicht sein. —

Pia. Sie sind heute so sonderbar — sonst waren Sie nicht so. —

Kühnemann (mit leichter Betonung). Jede Thorheit erreicht eine Stufe, wo sie losbricht — —

Pia (erregt). Still, Kühnemann, ich bitte Sie darum. —

Diener (kommt durch die Mittelthür mit dem silbernen Teller).

Pia (liest die Karte; etwas nervös aber erleichtert). Baron Ekbert. — Ich lasse bitten.

(Diener ab.)

Kühnemann (tritt nachlässig ans Fenster zu Pia). Ein literarischer Mäcen mit Monocle, nicht wahr?

Pia. So halb und halb. Ein unbedeutender Mensch, aber gutmüthig. Sie kennen ihn ja.

Kühnemann (für sich leise citierend). Gutmüthig sind sie alle. —

Ekbert (etwas Gigerl, nicht ganz jung). (Geht auf Pia zu, die sich wieder gesetzt hat). Gnädige Frau — (begrüßt Kühnemann).

Pia. Guten Morgen, Baron, haben Sie Ihre Champagnerlaune schon ausgeschlafen?

haben Margot geliebt und lieben sie jetzt nicht mehr — —

Kühnemann. Ich sehe schon, ich muss aufrichtig sein. Also ja, — ich habe sie geliebt, — wenn die unklare Leidenschaft eines Jünglings den Namen Liebe überhaupt verdient. Sie war damals ein halbes Kind und ich glaubte sterben zu müssen bei dem Gedanken, sie nicht zu besitzen. Ich wollte arbeiten, eine feste Stellung erringen, um sie heiraten zu können. Aber da entdeckte sie plötzlich ihr — Talent. — Ein fremder, gefährlicher Rivale trat zwischen mich und sie, — das Theater. Ich war eifersüchtig, trotzig, ich wollte mich nicht dazu bequemen, in dem Leben eines Weibes die zweite Rolle zu spielen, — sie hatte die Wahl zwischen mir und einer glänzenden Zukunft. Sie entschied sich für diese, — das ist alles.

Pia. Wirklich alles? Glauben Sie denn nicht, dass es Margot ein schweres Opfer gekostet hat, dass sie Stunden haben muss, wo sie trotz aller Triumphe Heimweh hat nach diesem verscherzten stillen Glück?

Kühnemann. Nein, das glaube ich nicht. Was hätte ich ihr bieten können? Sie sehen ja, ich bin noch immer vom bürgerlich-soliden Standpunkt aus ein halber Mensch, voll unerfüllter Ideale, ohne gesicherte Lebensstellung, ohne Titel — — ich habe es nicht einmal der Mühe wert gehalten, den Doctorhut auf das lorbeerlose Haupt zu stülpen — —

Pia (sich unbewusst erwärmend). Muss es denn immer das sein? Sie sind trotzdem mehr wert, als alle die anderen mit ihren Titeln und Würden, ein echter Mann, voll Überzeugungskraft, voll Muth und Güte. —

Kühnemann (lebhaft und warm). Finden Sie das wirklich, Pia, o ich danke Ihnen . . .

Pia (etwas verlegen und unsicher). Sie wissen ja längst, wie wir Sie alle schätzen und — wie mein Mann —

Kühnemann. O! — nicht von den anderen, das ist mir gleichgiltig, — aber von Ihnen, Pia, von Ihnen macht es mir unsägliche Freude; Sie ahnen gar nicht, für wie viel Leid und Entbehrung mich dieser Augenblick entschädigt!

Pia (betreten — zu sich). Dieser Ton, was meint er? (Laut, sich fassend.) Ich glaube, wir sind von unserem Thema zu sehr abgeschweift, — wir sprachen doch von Margot —

Kühnemann (steht auf, schmerzlich und ruhig). Von Margot, ganz recht. Sie wollen mich also durchaus mit ihr verheiraten, wie es scheint. Lassen Sie das bleiben, gnädige Frau, es würde keine glückliche Ehe geben — (öffnet ein Buch, wirft es hin und geht auf und ab).

Pia. Warum nicht eine glückliche? Margot ist ein liebenswertes Geschöpf, fröhlich und gut; sie ist eine große Schauspielerin und dennoch ein braves, bescheidenes Mädchen, das die einstige Neigung wie es scheint, noch nicht vergessen hat. —

Kühnemann. Woher wissen Sie das alles so genau?

Pia. Von ihr selbst, — das war's ja auch eigentlich, was ich Ihnen sagen wollte! — Margot ist meine Freundin! Wir haben uns in München kennen gelernt und aufrichtig liebgewonnen. Da hat sie mir dann auch ihre ausgeträumte Herzensgeschichte erzählt, die mich lebhaft bewegte, da ich durch meinen Mann so viel von Ihnen gehört hatte. Ich kannte Sie damals noch nicht. Aber ich hatte mir fest vorgenommen, mit Ihnen über Margot zu sprechen, wenn sich die Gelegenheit ergeben sollte. Sie sind nun seit fünf Monaten hier und ich habe es nicht gewagt. Aber der heutige Brief Margots hat alles wieder wachgerufen. Sie fragt mich nach Ihnen in so ungeheuchelter, ruhiger Herzlichkeit, wie man nur nach einem Manne fragt, den man nicht vergessen kann und den man wiederzufinden hofft . . .

Hals und küsst sich satt an seinen frischen Lippen. —

Pia (lächelnd). Nur gut, dass kein deutsches Jungfräulein Sie gehört hat, es könnte Lust bekommen, sich an Ihnen zu rächen!

Ekbert. Ich bewundere die Geduld, gnädige Frau, mit der Sie all diese Gotteslästerungen über sich ergehen lassen, — — ich für meinen Theil halte gesellschaftliche Lügen für etwas unumgänglich Nothwendiges, — ich bitte Sie, wohin käme man mit solcher Offenheit in unsern Kreisen. — —

Pia. Ich muss gestehen, dass es mir auch nicht leicht fällt, mich zu verstellen . . .

Kühnemann. Sie würden sich auch nicht wohl fühlen in „jenen Kreisen", — wir alle nicht —

Ekbert (etwas pikiert). O Sie irren, mein Bester, schöne Frauen fühlen sich meist sehr heimisch in unserer Gesellschaft . . .

Kühnemann. Ja, wenn ein galantes Abenteuer, oder die echte Liebe, — die ja auch dort zuweilen Wurzel schlägt; — mit im Spiele ist. Aber wenn ich davon absehe, besteht die Freundschaft und Herzlichkeit beiderlei Geschlechts, die von Ihren Kreisen zu den unsern herüberwinkt, immer nur in der Stille, gewissermaßen unter vier Augen!

Ekbert. Wie meinen Sie das?

Pia. Wirklich?

Kühnemann. Ich habe mehrmals dergleichen beobachtet und bin immer zu dem gleichen, für uns Bürgerliche nicht sehr schmeichelhaften Resultat gelangt; — man ist die Höflichkeit, die Liebenswürdigkeit selbst. Aber sobald ein sieben- oder neunzackiger Zeuge dieser demokratischen Anwandlung in Sicht ist, wird man „ängstlich". Man fürchtet sich zu compromittieren, man will sich der „Gêne" nicht aussetzen, dass die Gräfin so und so unter dem langstieligen Lorgnon naserümpfend frägt: Ist das jemand von uns? Oder, dass der Fürst, mit dem man beim Turf Arm in Arm geht und im Parlament einen verständnisinnigen Händedruck wechselt, misstrauisch äußert: Was haben Sie denn da für einen Bekannten aufgegabelt? Sehr demokratische Manieren, — würde Ihnen nicht rathen, könnte unangenehm auffallen. — Und das alles noch zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts, in unserer aufgeklärten Zeit der „selfmade men"! Übrigens — es soll glänzende Ausnahmen geben, aber ich kenne sie zufällig nicht!

Pia. Sie übertreiben ein wenig, — wenn Sie auch im ganzen recht haben mögen! (Geht zum Fenster und macht sich dort zu thun.)

Ekbert (halb verdrießlich). Ein wahres Glück, dass Sie nicht unter die Schriftsteller gegangen sind, Sie wären imstande, uns so zu schildern, —

Kühnemann (ergänzend, mit Humor). Wie wir sind! Nein lieber Baron, ich würde gnädig sein, zum mindesten gegen Sie! Ich würde Sie als siegreichen Courmacher hinstellen, als Mäcen, der es ernst nimmt mit der Kunst. Unser Freund Lersen z. B., den haben Sie ja mit Erfolg protegiert — er ist am besten Wege, berühmt zu werden. —

Ekbert (geschmeichelt). Allerdings, — ich habe ein klein wenig Verdienst um ihn —

Kühnemann (beiseite). Und ich nicht minder —

Ekbert. Als man vor vier Jahren seinen ersten Einacter in meinem Hause spielte —

Kühnemann (beiseite). Meine umgemodelte Novelle —

Ekbert. Da sagte ich zu ihm: Lersen, sagte ich, Sie haben ein großes Talent —

Kühnemann (verbeugt sich leise; beiseite) Bin sehr geschmeichelt —

Ekbert. Aber die Technik ist noch unsicher.

Ekbert. Ah, ja, das war gestern, glaube ich. Weiß nichts mehr von gestern, gnädige Frau, — komme soeben aus der Probe, war einen Augenblick dort. Kann Sie auf Ehre versichern, ein superbes Stück, — wird glänzenden Erfolg haben!

Pia. Das würde mich innig freuen. Wie spielt die kleine Weller die Herzogin?

Ekbert. Etwas zu sentimental, wie mir scheinen will, keine rechte Race — aber sie hat eine hübsche Figur, und in der Scene mit dem König ganz nette Momente. — Aber wissen Sie das Neueste? Man hat Aussicht, die Lorrain in dieser Rolle zu sehen, sie soll hier angekommen sein und das Stück in ihr Gastspielrepertoire aufgenommen haben.

Pia. Wie, Margot? Hören Sie, Kühnemann?

Kühnemann (halb in Gedanken). Sonderbarer Zufall — sie spielt also die Herzogin. —

Ekbert. Wird eine famose Leistung werden. Sie kennen Sie, gnädige Frau, —

Pia (nickt).

Ekbert: Ah, charmante Person, sehr viel Temperament; habe sie vor einigen Monaten in Berlin getroffen, im Hause des österreichischen Botschafters, sehr gut unterhalten mit ihr, beim Souper, —

Kühnemann (etwas spöttisch). Das läſst sich denken! Das ist so Ihr eigentliches Feld, Baron —

Ekbert (halb geschmeichelt). Ja, Sie haben ganz recht. Hübsche Schauspielerin mit Talent und guten Manieren ist gar nicht zu verschmähen . . .

Kühnemann (für sich). Prahlerischer Taugenichts!

Pia. Nehmen Sie sich in acht, Baron, Margot kann sehr grausam sein, sie ist kein gewöhnliches Mädchen.

Ekbert (etwas eingebildet, dumm). Grausam, so? Ja, ja, das ist möglich, bei anderen möglich — — aber was ich sagen wollte, eines gefällt mir doch nicht so recht an dem Stücke, wenn ich aufrichtig sein darf.

Pia. Nun?

Kühnemann. Sicherlich das klägliche Ende des Marquis?

Ekbert. Ganz richtig. Ich bitte Sie, so ein Mann von Welt und tadellosem Benehmen, und wird von diesem Duval an der Nase herumgeführt, förmlich compromittiert, — ah ich muſs gestehen, das hat mich ein wenig verdrossen. —

Kühnemann. Aber bedenken Sie doch Duvals tiefe Leidenschaft und die kraftlose Schalheit dieses unfähigen Menschen.

(Sich erwärmend.)

Eigentlich war das Stück noch ganz anders geplant, tragischer, ergreifender. Der Herzog hätte handeln müssen wie ein Mann, und alles erbarmungslos vernichten, was seine Liebe gefährdete, aber natürlich, (spöttisch) man muſste Zugeständnisse machen einem hohen Adel und P. T. Publicum, die das Leben immer so gestaltet sehen möchten, wie es bequem und anständig wäre, aber nicht, wie es in Wahrheit ist. Lauter Wassersuppen-Charaktere.

Pia (mit leisem Vorwurf). Kühnemann —

Ekbert. Wenn man Sie hört, sollte man meinen, einer der alten Kraftmeier, wie hießen sie doch, — ei ja Recken nannte man sie, der Herr Hagen oder Siegfried sei wieder lebendig geworden und schlage unserer artigen, mühsam erworbenen Cultur ein Donnerwetter!

Kühnemann. O, dass sie's thäten! Ich habe einen richtigen Widerwillen gegen diese sogenannte „gute Sitte", die eigentlich nur aus gesellschaftlichen Lügen besteht. Unsere Cultur erscheint mir oft wie ein deutsches Jungfräulein, das sich ziert und spreizt und die Augen niederschlägt, wenn es sich beobachtet fühlt; insgeheim aber wirft es sich dem nächstbesten hübschen Jungen an den

Kühnemann. Ich erfuhr es erst vor wenigen Minuten . . .

Margot. Na, liebenswürdiger sind Sie nicht geworden. —

Kühnemann. Dafür Sie um so schöner!

Margot (munter). Dabei machen Sie ein so saures Gesicht, als ob Sie Essig geschluckt hätten — (leiser) das ist eigentlich nicht schön von Ihnen, (listig) wenn ich Ihre Herzogin zu Ehren bringe! . . .

Kühnemann (stutzt; rasch und leise). Meine Herzogin? Sie wissen —

Margot (mit feiner Ironie). Glauben Sie, ich hätte auch ein so schlechtes Gedächtnis, wie andere Leute? —

Kühnemann. Fräulein Margot — —

Margot. Still! wir sprechen noch davon.

(Die anderen treten vor.)

Pia (zu Kühnemann). Nun? ist sie nicht reizend?

Kühnemann (zerstreut). Gewiss, das werden sehr viele finden. —

Lersen (enthusiastisch). Sie ist ein kleines Genie! Wie viel Anregung verdanke ich ihr!

Ekbert (dazwischen). Was faseln Sie von Anregung! Anregung — lächerlich, „Aufregung“, — parole d'honneur, das scheint mir viel richtiger!

Pia (scherzend). Baron! Baron!

Ekbert (zu Lersen). Sind Sie ein Glücksvogel! Meine Frau hatte niemals so schöne Freundinnen!

Kühnemann (halb für sich). Kluge Baronin!

(Alle lachen.)

Margot (zu Ekbert leicht). Man schwingt sich nicht umsonst zu so viel Schmeichelei auf! Ich werde gewaltige Ritterdienste von Ihnen fordern!

Ekbert (küsst ihr die Hand, zerflossen). Sie machen mich überglücklich!

(Zu Lersen.)

Jetzt wäre es an Ihnen, mich zu beneiden!

Lersen. Allerdings! Aber trotz aller Verehrung für Fräulein Margot, hab' ich so viel mit den Musen zu thun, Sie glauben gar nicht, wie anspruchsvoll diese olympischen Damen sind! Wahrhaftig — für die Töchter der Erde bleibt mir gar keine Zeit!

Kühnemann (halb für sich). Die geduldigen Musen!

Pia (zu Lersen). O, ich dächte doch!

Lersen. Liebes Kind, die eigene Frau kommt niemals in Betracht bei solchen Anmerkungen — entweder sie ist dabei überflüssig oder — (mit einem galanten Blick) selbstverständlich!

Pia. Pfui, das eine ist eigentlich — so wenig schmeichelhaft wie das andere!

Kühnemann (für sich resigniert). Sie liebt ihren Mann!

Pia (zu den beiden Herren). Sie bleiben doch zu Tisch? Ich habe die Gedecke schon legen lassen. —

Ekbert. Gnädige Frau —

Kühnemann. Wenn ich Ihr Nachbar sein darf? —

Pia (leiser). Ja, und auf der anderen Seite Margot. —

Kühnemann (ebenso). Warum quälen Sie mich?

Pia. Weil Sie ein großes Kind sind, das man zu seinem Glücke zwingen muss. Sie werden mir's noch danken.

Kühnemann. Weshalb sind Sie gerade heute so reizend?!

Pia (scherzend). Weil Sie so unverbesserlich blind sind!

Margot (für sich; hat die Unterredung flüchtig beobachtet). Das ist also des Pudels Kern! O warten Sie ein wenig, mein Herr! Ich will heute einmal die Gerechtigkeit spielen — hier wie dort. Sie sollen Ihren Ruhm haben und Lersen soll seine Frau behalten! Ihr sollt euch wundern, wie ich all eure Schliche zu hintertreiben weiß!

Pia (zu Margot). Willst du dich ein wenig bei mir umsehen, Margot, denn du musst bei uns wohnen, das ist abgemacht. O, ich habe ein Zimmer für dich, wie geschaffen zum Überlesen

Kühnemann (beiseite). Natürlich, das war seine Zugabe —

Ekbert. Seither hat er sich tüchtig eingearbeitet, — ich staune oft, wie viel der junge Mensch schon geschaffen hat.

Kühnemann (seufzend; beiseite). Mit meinem Hirn!

(Laut.)

Ja, wenn Sie wüssten, aus welchem Zauberbronnen er alle seine Schätze heraufholt — (Für sich heiter). Wahrhaftig, ich fange an, ganz stolz auf mich zu werden!

Ekbert. Zauberbronnen — so, das heißt wohl sein Talent, — oder hat er viel erlebt, — ich wüsste nicht!

Kühnemann (mit listigem Ausdruck). Erlebt, — nein. Aber nachgefühlt o ja, sehr viel nachgefühlt, — ich kann Sie versichern, Baron, das ist die Hauptsache!

Pia (am Fenster, fröhlich). Rathen Sie nun, meine Herren, wer kommt?!

(Beide treten ans Fenster).

Ekbert (mit dem Monocle). Wahrhaftig! Fräulein Lorrain, wenn ich recht sehe!

Pia (zu Kühnemann, ein wenig zurücktretend). Margot, — was werden Sie thun? O sehen Sie sie an, wie schön sie ist . . .

Ekbert (am Fenster in drolliger Stellung). Superbe Figur, gut geschnürt, — (richtet sich dann vor dem in der Nähe befindlichen Spiegel).

Kühnemann (der einen flüchtigen Blick hinausgeworfen, zu Pia). Sie scheint allerdings noch hübscher geworden, — aber — — (mit einem gesenkten Blick auf Pia).

Pia (halb schalkhaft, halb eifrig). Aber? was aber?!

Kühnemann (leiser). Aber meine Augen sind so eigensinnig, wie mein Herz, und sehen nur — Sie allein.

Pia (etwas schmollend). Wollen Sie mich ernstlich böse machen, — oder was haben Sie sonst für einen Zweck, mir das zu sagen? —

Kühnemann (heftig). Soll ich Ihnen verschweigen, was ich fühle? —

Pia (fein). Wenn es etwas so — Seltsames ist, das Ihnen nur vorübergehend durch den Sinn huschen kann — gewiss. Wir Frauen sollen nicht alles wissen, — — es gibt Stimmungen, die ein Mann mit sich allein durchkämpfen muss! So, — und jetzt geben Sie mir die Hand, Kühnemann, auf gute Freundschaft! — In Ihnen steckt doch ein heimlicher Dichter!

(Wendet sich der Thür zu, durch welche gleich darauf Lersen mit Margot eintritt.)

Ekbert (der lange an sich herumgeputzt hat, folgt ihr).

Kühnemann (steht abseits im Vordergrund; für sich). Glücklicher Lersen!!

Margot (hereinstürmend; hinter ihr Lersen).

Margot (in eleganter Straßentoilette umarmt Pia). So, da hast du mich! Nun will ich mir's wohl sein lassen bei euch. Meine letzte und schönste Gastspielstation!

Pia. Du glaubst nicht, wie ich mich gefreut habe, als ich hörte, du kämest! Du triffst auch gute Bekannte hier, — (mit einer Handbewegung).

Ekbert (sich verneigend). Gnädiges Fräulein erinnern sich vielleicht noch, — Baron Günther Ekbert, —

Margot. O gewiss, in Berlin, wenn ich nicht irre. —

Ekbert. Die ganze Stadt ist erfüllt von Ihnen, wo man hinkommt, Neugierde und Entzücken. —

Margot (leicht). Na, wenn es nur keine Enttäuschung gibt, — (bemerkt Kühnemann und eilt auf ihn zu). Wie, seh' ich recht?! Sie, Herr Kühnemann, und Sie begrüßen mich gar nicht?

Kühnemann. Ich wollte Ihnen nicht gleich beim Eintritt etwas Unangenehmes aufdrängen. —

Margot (etwas spitz). Es wundert mich nur, dass Sie die Rücksicht nicht so weit getrieben haben, auf und davon zu laufen, als Sie von meiner Ankunft hörten . . .

Kühnemann (ebenso, lachend). Meinst du! Also eifersüchtig auf Ekbert, misstrauisch gegen mich, den unbedeutenden, harmlosen Menschen! das darf sich dein künftiger Biograph nicht entgehen lassen. — Und deine Frau! Wie kannst du denken —

Lersen (etwas leicht). Spotte nicht! Die Frauen sind unberechenbar, auch die bravsten. Desdemona war erwiesenermaßen eine Heilige an Tugend und Treue! Dennoch möcht' ich wetten, dass sie Augenblicke hatte, wo sie den Mohr lieber — weiß gesehen hätte!! Nur um ein wenig Abwechslung zu haben!

Kühnemann. Du fängst an, Ideen zu fabricieren — taufe dein nächstes Werk: „Die moderne Desdemona!“ —

Lersen (leicht forschend). Wie meinst du das?

Kühnemann (langsam; fest mit leichter Bosheit). O nichts — übrigens, — (ihm den Brief aus der Hand nehmend) was würdest du dazu sagen, wenn ich diesem Briefe ein Postscriptum beifügte; ein ganz bescheidenes; z. B.: „Die Idee zu den «Königsträumen» entstammt einem Entwurfe des Herrn Richard Kühnemann, damaligen Studenten der Philosophie, und wurde anlässlich gemeinsamen Bewohnens eines Zimmers in Heidelberg, in der Schublade des letzteren vorgefunden und von Herrn Alfred Lersen für künftige Zwecke adaptiert“ . . .

Lersen (der ihn mehrmals zu unterbrechen suchte). Was soll diese Verdächtigung?

Kühnemann. Nichts als Wahrheit. —

Lersen. Du lügst! —

Kühnemann. Mäßige dich, Lersen. —

Lersen. Haben wir nicht gemeinsam alles besprochen, geplant, verworfen und wieder vorgenommen? Es mag sein, dass deine Ideen in mich übergegangen sind, dass ich deine Schriften durchblättert, meinetwegen, auch das. Aber du wehrtest dich nicht, und so glaubte ich kein Unrecht zu begehen! Du ließest deine Gedanken ungenützt vermodern, — da erbarmte ich mich ihrer, wurde gewissermaßen der Nährvater deiner Muse, zog sie ans Licht und brachte sie zu Ehren. — Du wirst mir einräumen, dass ich ein Recht auf sie habe!

Kühnemann. Kein größeres als ich! Meine Novellen und dramatischen Pläne haben dir gefallen; du besannst dich nicht lange und nahmst sie mir weg. Gibst mein Selbst für das deine aus und pflückst die Lorbeeren, die mir zukommen! Ohne Zögern, ohne Gewissensbisse, mit der ganzen naiven Unverschämtheit eines gierigen Bettelkindes, das zu dem Pfennig, den man ihm schenkt, noch die Birnen herunterstiehlt, die vom Baume locken . . .

Lersen (heftig). Du gehst zu weit!

Kühnemann (ruhig und kalt). Beweise mir, dass ich Unrecht habe.

Lersen. Du hast bis zu dem heutigen Tage keinen Einspruch erhoben, hast mich ruhig gewähren lassen, so dass ich glauben musste, du seist damit einverstanden!

Kühnemann. Ich schwieg, weil ich dir Zeit gönnen wollte, selbst über diese Täuschung klar zu werden. —

Lersen. Wer sich freiwillig seines Rechtes begibt, darf nicht klagen, dass man ihn dessen beraubt hat!

Kühnemann. Hab' ich dir gelobt, mein Recht nicht mehr zu fordern? (Nach einer kleinen Pause scheinbar gleichgiltig.) Wenn nun einer käme und thäte das Gleiche mit dem, was dir gehört — — (gesteigert). Er nimmt es, weil es ihm gefällt, weil er glaubt, dass er es besser zu würdigen, zu vervollkommnen wisse, als du! Zum Beispiel — dein Weib!!

Lersen (sieht ihn einen Augenblick scharf und zweifelnd an; scharf). Das wäre ein — Schurke! (Dann gelassen, mit Betonung.) Übrigens — das ist ein schlechter

deiner Rollen, auf den Garten hinaus, mit großen Spiegeln! Komm, sieh dir's an!

Margot. Von Herzen gern!

(Beide abgehend.)

Ekbert. Darf ich nicht auch die Schwelle des geweihten Raumes betreten?

Pia (lachend). Nur unter der Bedingung, dass Sie sich dieses unverdienten Vorrechtes nicht etwa rühmen im Club. —

Ekbert (drollig die Hand erhebend). Schwöre!

(Alle drei lachend ab.)

Lersen (ihnen nach). Geben Sie acht, Baron — was würde Ihre Frau dazu sagen? —

Ekbert. Trüben Sie mir nicht immer die schönsten Minuten . . .

Kühnemann (allein; nach kurzer Pause). Auch das noch! Ist's nicht genug, dass er mich um meine ganze geistige Habe gebracht hat, muss auch sein Weib noch tugendhaft sein und mir den Tropfen Neigung verweigern, den ich erbettle?! Soll er denn alles haben und ich nichts! Ich, der ihn gemacht hat, ohne den er vielleicht am Katheder vor vier, fünf gelangweilten Hörern säße, während er jetzt ein beliebter Dramaturge ist, ein Mann, um dessen — Wäschezettel sich künftige Professoren vielleicht streiten werden, — es ist lächerlich! Warum war ich so schwach, ihn dahin gelangen zu lassen, ohne einen Finger für mich selbst zu rühren?! Ah bah, warum? Weil es mir gleichgiltig war, weil mir alles, alles gleichgiltig war! Man hat solche Zeiten. Aber dann später, kürzlich erst, als ich sah, wie dieser einstige Freund sich neben mir dehnte und reckte und nahe daran war, auf mich hinabzusehen, da fieng ich an nachzudenken und ich erschien mir wie ein Gefangener, der die Mittel zu seiner Befreiung selbst verwirkt hat, der ohnmächtig ist, weil er sich selbst dazu verdammt hat, ohnmächtig zu sein, und plötzlich brach es in mir los, — alles auf einmal. — Das drückende Gefühl meiner selbst geschaffenen Unthätigkeit, Unwillen, Trotz, unbestimmte Sehnsucht nach Vergeltung. Dazu der Verkehr mit dieser liebenswerten, reizenden Frau! Ich sagte mir eines Tages: Er hat dein Hirn bestohlen, — bestiehl du sein Herz! Aug' um Auge, — Recht gegen Recht! Und ich fieng an, der hübschen Frau den Hof zu machen, ja ich glaube, ich habe mich thatsächlich in sie verliebt, — aber sie ist ihm treu, vollständig treu, — ich werde auch darin den Kürzeren ziehen müssen, — und um diesen Vorzug könnt' ich ihn beneiden, während jener nur meinen Ärger aufgestachelt hat. —

Lersen (zurückkommend). Ah, da bist du ja noch, das ist gut. Ich wollte dich bitten, mir diesen Brief an Heller mitzunehmen, wenn du nach Berlin fährst, es handelt sich um die Aufführung meiner „Königsträume". —

Kühnemann. Nach Berlin? Du thätest besser, selbst dahin zu fahren.

Lersen. Ich kann nicht, der Proben wegen, und dann wäre es mir auch lieb, wenn du selbst mit ihm sprächest, du kennst ihn, weißt, was ich für Anforderungen stelle. —

Kühnemann (gleichgiltig). Allerdings, aber ich habe plötzlich keine Lust zu fahren, ich bleibe hier.

Lersen. Das ist mir peinlich. Ich könnte ihn freilich per Post senden, aber das ist nicht dasselbe in diesem Falle! Auch lasse ich meine Frau nicht gerne allein mit Margot, — dieser Ekbert mit seinen Lebemann-Ansichten. —

Kühnemann (etwas spottend). Oho, dein ernster Gönner! Und dann, — ich werde ja da sein!

Lersen (zögernd). Du? Ja freilich, du bist da, das wäre ganz schön. Aber weißt du, ich selbst bin mir doch noch verläßslicher!

Margot (munter). Wo denken Sie hin? Nein, ich brauche nur Ihre Klugheit, Ihren Tact — und — Ihre Zunge!

Ekbert (halb geschmeichelt, halb unsicher). Also ein Geheimnis?!

Margot. Diesen Brief hier möchte ich gern von Ihrer Hand persönlich überbracht wissen in die Redaction der „Neuen Freien Presse". Er enthält etwas, das mir sehr wichtig scheint. —

Ekbert (nimmt ihn an sich). Mit Windeseile —

Margot (eifrig). Und dann sollen Sie eine kleine Rundfahrt machen, im Club vorsprechen, bei Sacher, im Boudoir schöner Damen, und überall ein paar Worte fallen lassen von bevorstehender Überraschung in literarischen Kreisen, von einem neuen Stern; ein Räthsel andeuten, das sich vielleicht in einer halben Stunde enthüllen wird, — kurz, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein verschleiertes Bild von Saïs lenken, — ach — Sie können das sicherlich so gut, — ich seh' es Ihnen an, Baron.

Ekbert. Sie sind allerliebst — Aber darf ich denn nicht wissen?

Margot. Nein, — Sie würden die dazu nothwendige Unbefangenheit einbüßen, — also bitte recht, recht schnell!

Ekbert (komisch schmachtend). Und mein Lohn, reizende Margot?

Margot (mit lustigem Pathos). Das Bewusstsein, eine gute That vollbracht zu haben!

Ekbert (gedehnt, mit gespitzten Lippen). Sonst nichts?!!

Margot (ihn lachend zur Thüre hinausdrängend). Doch, doch, aber später! Also eilen Sie! (Ekbert ab.)

Margot (heiter, mit Wärme). Gott sei Dank! Dieser Pfeil wäre glücklich abgeschossen. Mir ist ordentlich leicht bei dem Gedanken! Was er wohl dazu sagen wird, — und Lersen! Am Ende geht die Geschichte schief, und ich kriege von allen Seiten noch Vorwürfe zu hören? Bah — lächerlich! Die Wahrheit zu sagen, ist nichts Unrechtes! Und wenn ich es nicht wage und jetzt nicht wage, so schläft alles wieder ein. Lersen wird immer unverschämter, Kühnemann immer ergrimmter, nein, nein, es war gut, dass ich's that; wer weiß, welche Familientragödie sich aus diesen Irrungen noch entspinnen würde! Und so erstick' ich die Flamme des Unfriedens noch im Keim, ehe sie losbrechen kann! Ihr sollt mit mir zufrieden sein! Wie sagt doch nur die Herzogin im zweiten Act? (citierend, lebhaft, warm):

„Mir ist so wohl, so frei, Majestät, seit ich mein Herz gelehrt habe, wunschlos zu dienen . . ."

Kühnemann (der während der letzten Worte unbemerkt eintrat). Ah, meine Herzogin, — ich wollte sagen —

Margot (ihn unterbrechend). Jawohl, aus Ihren „Königsträumen"! Ich bitte Sie, wollen Sie mir auch was weismachen! Das hilft nichts, — ich erinnere mich gut an alle Stellen, die Sie mir einstmals vorlasen. Wissen Sie, dass es recht thöricht ist, sich so auf den Incognito-Dichter zu spielen? (Kühnemann will sie unterbrechen.)

Margot (abwehrend, sich erwärmend). Jawohl, sehr thöricht, und falsch und alles Mögliche! Was haben Sie denn eigentlich aus all den anderen schönen Plänen gemacht? Aus dem Lustspiel „Alt-England" und aus „Nini"? O ich weiß noch, wie entzückt ich davon war, — Sie kamen ja oft des Abends zu uns und brachten immer etwas mit, Gedichte, ach, so schöne Gedichte, oder eine Erzählung, oder ein Fragment aus einem Theaterstück. Da stürzte ich dann immer drauf los, wie ein junger Löwe, und blätterte es durch in aller Hast und Begeisterung, und sobald es angieng, schlichen wir uns vom Abendessen weg ins große Eckzimmer, wissen Sie noch? Und während Sie hinter dem Clavier in einem unserer alten Polsterstühle sich vergruben, raffte ich

Vergleich, unmöglich geradezu! (Mit Nachdruck.) Mein Weib ist mehr wert, als deine Gedanken!!

Kühnemann (ernst, fast weich). Das mag wahr sein! (Mit Nachdruck.) Dieser Erkenntnis zuliebe will ich mein Recht auch fahren lassen . . . (Nimmt den Hut, drückt die Glasthür in den Garten auf und geht langsam ab.)

Lersen (ihm erstaunt nachblickend). Was war das?! (Kopfschüttelnd ab durch die gleiche Thüre; kleine Pause.)

Margot (von links vorsichtig spähend). Sie sind fort! Was habe ich hören müssen! Mein Herz klopft noch vor dem angestrengten Horchen! Ich schäme mich fast, in Pias Haus hinter der Thüre gelauscht zu haben, wie ein Kammerzöfchen oder ein Schulmädchen. Und doch, das Horchen hat sein Gutes! Bei aller Bestürzung bin ich froh, meine Ahnung bestätigt zu finden, denn in dieser Hand halte ich nun die Fäden deines Schicksals, Kühnemann! Ich will sie zierlich winden und knüpfen und ein Netz fertig bringen, aus dem dein trotziges Herz mir nicht zum zweitenmal entschlüpfen soll! (Munter.) Und Sie, mein lieber Herr Lersen, sollen eine Überraschung erleben, die Sie nicht erträumten. Ich habe nicht umsonst aus so und so viel Komödien gelernt, durch List zu siegen, — diesmal will ich es in Wirklichkeit erproben. Ich will Lersens Unrecht an ihm wieder gut machen, will der Welt sagen, dass er, der bescheidene, unbekannte Mann den gleichen Anspruch an Ruhm und Ehre machen darf, wie sein Freund. — (Etwas wehmüthig.) Freilich, er liebt mich nicht; er hat all die holden Erinnerungen in seiner Seele vernichtet, die für mich sprechen könnten. Und Pia, — ja, ja, seine Stimme klang sonderbar weich, als er von ihr sprach; — aber was thut's. (Mit Wärme.) Ich will ihm zeigen, dass auch ein Weib gerecht sein kann. Ich will auf mich selbst vergessen und nur an ihn denken, der unter dem Gefühl dieses thatenlosen Lebens zu leiden scheint — — (Setzt sich an den Schreibtisch und schreibt, sich selbst dictierend):

„Geehrte Redaction!

Wie ich soeben durch Herrn Lersen erfahre, hat sein Stück «Königsträume» zwei Autoren. Es ist ihm endlich gelungen, seinen Freund Herrn Richard Kühnemann zu bewegen, sich als literarischen Mitverschworenen offen zu bekennen. Das genannte Stück ist ein gemeinsames Jugendwerk der beiden Herren und nach glaubwürdigen Versicherungen wird noch so manches Schauspiel, an dem sie arbeiten, in nächster Zeit zutage gefördert werden. —

Indem ich glaube, dass diese Mittheilung die Leser Ihres Blattes nicht wenig interessieren wird, bitte ich Sie herzlich, dieselbe noch in dem heutigen Abendblatt zu veröffentlichen. Aber mit Hinweglassung meines Namens. Ihre ergebene

Margot Lorrain."

(Gibt das Ganze in ein Couvert, klebt es zu; aber nicht mit den Lippen! und will klingeln.)

Margot (zögernd). Halt, wäre es nicht besser, durch — ja, ja, durch Ekbert, das ist der richtige Weg! Wenn er nur käme . . .

Ekbert (von links in drolliger Erregung). Ich habe mich fortgestohlen, — um zu sehen, wo Sie bleiben. Sie wollten doch nur die Rosen holen, die Sie hier vergaßen, Fräulein Margot. —

Margot (halb zerstreut). Die Rosen, ach ja, ich hatte ganz darauf vergessen, — aber Sie kommen wie gerufen, Baron, — Sie müssen mir einen großen Dienst erweisen!

Ekbert (von Margot entzückt). Bitte sagen Sie, sagen Sie — darf ich Ihnen meinen Wagen zur Verfügung stellen? — Soll ich Sie übermorgen mit Blumen überschütten? — alles — alles —

Lersens Stelle wären! Berühmt, geliebt — glücklich verheiratet?!

Kühnemann. Warum fragen Sie mich etwas so Thörichtes, Margot?

Margot. Es gefällt mir, Sie beichten zu hören!

Kühnemann. Nun gut, — ich würde allen Göttern für meinen unverdienten Ruhm und mein treues Weib danken! Ich würde sogar meinen Freunden sagen: Heiratet! — —

Margot (schalkhaft). Und wenn Sie sehen würden, dass einer diese guten Freunde — Ihre Frau liebt? —

Kühnemann (mit Feinheit). Wenn ich thöricht wäre, so würde ich ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, — wenn ich aber vernünftig bin, so werde ich ihm sagen: Freund! du bildest dir ein, mein Weib zu lieben! In Wahrheit suchst du nichts anderes in ihr als ein bisschen Trost für eine andere, verlorene Neigung, die du aus deinem Herzen reißen willst und doch nicht tilgen kannst. —

Margot (halb abgewandt, leise). Und was erwidert der Freund?

Kühnemann. Nichts. Er geht in sich und findet, dass der andere recht hat. Er sucht zerstreute Erinnerungen zusammen und das Bild, das er sich daraus webt, verdunkelt alles andere neben sich. — Der Zufall kommt ihm zuhilfe; er findet das Mädchen wieder, das er einstmals liebte und er steht vor ihm reumüthig und beschämt und legt sein ganzes zerrüttetes Herz vertrauensvoll in ihre milden Hände . . .

(Neigt sich über Margot in stummer Empfindung.)

Margot. (mit etwas gesenkter Stimme). Und wenn das Mädchen sagte: Du hast dein Glück verscherzt, ich liebe dich nicht mehr — —

Kühnemann (lebhaft). Dann, dann würde der Mann ihm den thörichten Mund mit Küssen schließen, denn dann weiß er, dass es ihn liebt!

(Fasst nach ihren beiden Händen.)

Margot (mit seligem Aufblick). Weiß er das wirklich?

Kühnemann. Ja, Margot, und er wird es nicht vergessen, solange er lebt!! (Schließt sie in seine Arme.)

(Pia und Lersen von links.)

Pia. Also doch!! (Eilt auf sie zu.) Kinder! nun hab' ich euch noch tausendmal lieber!

Margot (zu Pia). Wie glücklich bin ich in deinem Hause geworden!

Lersen (zu Kühnemann). Du auf Freiers Füßen, Richard, das löscht allen Groll in meinem Herzen — (leiser) nun will ich auch meine Schuld an dich abtragen, die mich seit langem bedrückt! —

Kühnemann (leiser und freundlich). Lass es gut sein, Lersen, — mit diesem Glück bewaffnet, will ich mein Ziel auch ohne das finden . . .

Pia. Aber wo ist Ekbert, — der wird sich wundern!

Margot (in einiger Erregung). Da kommt er ja! Er sieht aus, als hätte er auch eine Neuigkeit zu bringen! (Ihm halb entgegen.) Verrathen Sie mich nicht!

Ekbert (etwas athemlos, die „Neue Freie Presse" aus der Tasche ziehend). Da soll etwas ganz Absonderliches in der Kunstrubrik stehen, — alle Welt rief mir in die Ohren: Wissen Sie schon? Ich weiß aber absolut gar nichts, hatte noch nicht Zeit es zu lesen. —

Margot. Lassen Sie sehen! (ihm das Blatt abnehmend; liest rasch, dann zögernd, mit den Augen zuweilen die Wirkung beobachtend, in abgerissenen Sätzen). „Die «Königsträume», die übermorgen im Hofburgtheater zur ersten Aufführung gelangen, haben, wie wir plötzlich von maßgebender Seite erfahren, — zwei Autoren! Alfred Lersen ist es endlich gelungen, seinen Freund und Mitarbeiter Richard Kühnemann zu bewegen, aus seinem freiwillig gewählten literarischen Exil herauszutreten, und" —

(Kühnemann und Pia haben mit Überraschung, Lersen mit etwas perplexer Miene, und Ekbert mit unverkennbarer Enttäuschung und Ärger zugehört.)

Kühnemann (zu Lersen). Wie, das

in Eile irgend etwas zusammen, das mir zur Charakterisierung nothwendig erschien, warf mir einen Schleier um oder löste mein Haar und spielte! Sie waren mein erstes Publicum, meine erste Kritik! O, Sie schalten mich zuweilen, wenn ich die Worte überhastete, oder eines einschaltete nach Belieben, — aber damals, an jenem Abend, als ich Ihnen die große Scene der „Nini" vorspielte, da saßen Sie ganz stumm; nicht ein Hauch des Tadels kam aus Ihrem Munde. Ich hätte ihn vielleicht auch nicht gehört, denn ich war so ergriffen von dem, was ich zu sagen hatte, dass mir die hellen Thränen über die Wangen rollten, — (sich plötzlich besinnend, ruhiger). Freilich, ich spielte damals noch recht mangelhaft, ohne Überlegung, nur mit dem Herzen.

Kühnemann (der ihr in steigender Bewegung zugehört). Gerade das war der Zauber Ihres Spieles, dass Sie die Rolle nicht gaben, sondern lebten! Es empört mich immer, wenn ein Schauspieler von „creïeren" spricht und mit lächelnder Hoheit auf die Werke unserer größten Poeten herabblickt, als dienten sie nur dazu, den Schemel für die Anbetung seiner Leistung abzugeben. Es gibt mir jedesmal einen Stich ins Herz, wenn ich einen sagen höre: „Mein Götz" hat sehr gefallen! Oder zu wissen, dass ein Schauspieler „Don Carlos" nur deshalb liebt, weil „sein Posa" eine dankbare Rolle ist.

Margot. Sie haben vielleicht recht, auch ich kenne solche, — aber wir sind nicht alle so!

Kühnemann. Das weiß ich wohl, und Sie am allerwenigsten! Wahrhaftig, es reut mich fast, dass ich „Nini" nicht vollendet habe! Und so viel Anderes liegt ungenützt in meiner Mappe, oder ist in veränderter Gestalt in Lersens sämmtliche Werke übergegangen. Ich hatte Stunden, wo ich Lust fühlte, wieder an die Arbeit zu gehen, aber meine eigentliche Schaffensfreude ist gebrochen, — träg und verdrossen schlepp' ich mich von Büchern in Gesellschaft und von Menschen wieder zurück zu den Büchern. Das Theater ist mir verleidet, Lersens Ruhmbedürfnis widert mich an, — kurz, ich bin ein recht erbärmlicher, unerträglicher Mensch geworden, Fräulein Margot. —

Margot. Das weiß ich besser! Sie brauchen nur zu wollen, und alle guten Geister, die scheinbar schlafen, wachen wieder auf . . .

Kühnemann (mit einem leichten Seufzer). Ich glaube fast, Sie waren mein guter Geist, Margot, — denn seit ich mich damals in Stolz und Trotz von Ihnen losriss, seh' ich das Glück und die Freude immer nur von weitem. —

Margot (scherzend). Vielleicht ist es besser für einen Dichter! die wollen ja nur immer das Unmögliche, und sich durch recht viel Hindernisse und Gefahren hindurchträumen — die ruhige Behaglichkeit macht ihnen lange nicht so viel Vergnügen, als recht viel unnützer Herzensjammer! Nicht wahr?

Kühnemann (einen Gedanken verfolgend, Margot warm ansehend). Was Sie mir vorhin erzählten von jenem Abend, — hat tausend frohe Gedanken in mir erweckt. Ich sehe Sie vor mir, so lebendig, im hellen Hauskleid, und ich höre Sie die Nini sprechen, so glaubhaft, so entzückend natürlich, — ach, sehen Sie, das war Wirklichkeit, und ich war dennoch glücklich . . .

Margot (erzwungen, leicht). Wer hindert Sie daran, es wieder zu sein?! Die Welt ist groß, und „allemal um eine Ecke kommt das Glück gegangen", sagt ein altes Sprichwort.

Kühnemann. Die Sprichwörter lügen sehr oft . . .

Margot (listig, mit verstelltem Ernst). Wer weiß! Was thäten Sie zum Beispiel, wenn Sie plötzlich an —

Ein vergessener vaterländischer Poet.

Literarische Studie von Prof. Alexander Pucsko.

Hat ein Dichter für alles Hohe und Schöne, ja für die kostbarsten Güter der Menschheit in reinster Begeisterung geglüht, so ist es wohl nicht unschicklich, zumal wenn zwischen seinem Erdenwandel und unseren Tagen mehr als sieben Decennien vorübergeflohen, die vielleicht schon welkenden Blüten der ihm geweihten Erinnerung wieder aufzufrischen. Dieser Gedanke ward mir zur Triebfeder, den deutsch-österreichischen Dichter, einen Sohn der grünen Steiermark, Johann Georg Fellinger, in der folgenden Abhandlung über seine Dichtung zu ehren. — Sein Leben fällt in eine sehr bewegte Zeit, in die des französischen Tyrannenthums und des großen Freiheitskampfes. Kein Wunder demnach, dass auch er von dem hohen Wogengange des erwachten Patriotismus ergriffen, als gottbegnadeter Dichter seine Gesänge voll Vaterlands- und Freiheitsliebe erschallen ließ. Und gerade dieser hehre Ton edelsten Empfindens soll zunächst und vor allem anderen noch einmal unsere Herzen durchbeben, sodann mögen wir uns an dem Zauber seiner Natur-, Liebes- und Freundschaftsdichtung erfreuen.

Patriotische Dichtung und Freiheitssang.

Sein erster Sang, welchen er dem großen Vaterlande Österreich geweiht in einer Ode: „Österreichs Kaiserthum", preist die Vereinigung von „Deutschlands wogendem Adler" mit „Österreichs jubelvollen Lerchen", und in einem schönen, erhebenden Bilde wird uns die stets wachsende Kräftigung und Selbständigkeit Österreichs und die beglückende Völkerverbrüderung ausgemalt, bis zuletzt die schwungvolle Dichtung in einem Lobgesange auf den Schöpfer des Völkerbundes ausklingt. In einer zweiten herrlichen Ode, „Vaterland", wendet er sich mit überquellendem Herzen an sein Vaterland, das ihn „den besseren Freuden geboren", dessen Verhöhnung mit Löwenzorn gerächt werden würde. Dieselbe mächtige Liebe, welche das Vaterland und alles, „was es geheget hat", umschließt, durchglüht das Gedicht „Steiermark", worin er sein Heimatland besingt. Er hängt ihm mit der größten Wärme und Dankbarkeit an, denn es ist das „schöne Land der Biedern", die sich von dem „Schlachtensohne" Napoleon nicht einschüchtern ließen, sondern auf ihre freie Kraft bauten; es ist jenes Land, in welchem er die ersten Eindrücke des Lieblichen und Wild-Majestätischen empfangen, das ihm manchen Herzenswunsch gewährt und ihn zum deutschen Mann herangezogen. Nicht minder tief empfunden ist das Gedicht „An die Mur". Hier ertönt das Lied dem heimatlichen Strome. Ist's ja doch der Fluss, an dessen Strande er stolz

ist also die prophezeite Sühne, Lersen, — das hast du gethan?!

Lersen (noch immer etwas perplex). Ich, oder nicht ich, es ist ja die Wahrheit. — (Für sich): Sollte Margot?

Pia. Meine Ahnung hat mich also nicht getäuscht, ich habe Sie immer für so ein verkapptes Genie gehalten!

Ekbert (für sich). Wäre mir niemals eingefallen, begreife nur gar nicht, weshalb die kleine Lorrain sich so ins Zeug legte. —

Margot (reicht Kühnemann beide Hände). Gott sei Dank, — nun sind Sie auch berühmt und werden keine solche Scheu mehr vor den „Berühmten" haben. —

Kühnemann. Bin ich nun ein wenig würdiger dieser kleinen Hand? (Küsst sie.) Und darf ich sie festhalten für alle Zeit?

Margot (ihm zärtlich in die Augen sehend). Das Leben ist doch noch schöner als alle Kunst! —

Ekbert (der den Vorgang mit drolligem Entsetzen beobachtet; zu sich selbst). Ja bin ich denn verrückt? Muss dieser ungeschliffene Weltverächter die reizendste Schauspielerin heiraten und obendrein noch berühmt werden, — und ich selbst habe werkthätig dazu beigetragen. — O Ekbert von Ekbertshausen — du warst ein Esel!

Pia (zu Lersen). Willst du mir nicht noch näher erklären? —

Lersen. Später, liebes Kind, — es ist nichts von Bedeutung, — wir grollten einander und versöhnten uns dann. Aug' um Auge —

Pia. Du warst am Ende gar —

Lersen. Ja, ja, ein wenig eifersüchtig, wenn du willst! (Nimmt sie lachend um den Leib.)

(Diener an der Thür.) Ich bitte, es ist serviert . . .

Pia (fröhlich). Also zu Tisch, — das wird eine fröhliche Mahlzeit. —

Ekbert (für sich). Mir liegt das neugebackene Genie im Magen, — (laut zu Pia und ihr den Arm reichend). Gnädige Frau —

Kühnemann (zu Margot, ebenso). Meine Herzogin!

Margot. Und künftige „Nini" !!

Lersen. (launig, für sich). O diese Margot! Jetzt weiß ich nicht, soll ich mich ärgern, dass sie mir für ihren Liebsten die Hälfte meines Ruhmes weggeschnappt hat, oder soll ich mich glücklich fühlen, durch ihre List wieder ein ehrlicher Kerl zu sein!? — Na, — auf jeden Fall ist's so am besten! Der Lorbeer gieng ein wenig in Brüche, — aber die Myrthe blieb in vollem Schmuck, und das ist auch was wert!

(Zum Diener, im Abgehen.) Georg — Champagner!

(Alle ab.)

Ende.

renmarsch“ und die „Lieblingsfarben“ sind nur zum Theil als Schöpfungen der von der Stimmung und Denkweise des Zeitalters beeinflussten Muse zu betrachten.

So offenbart der steirische Sänger in seinen Freiheitsliedern, ich möchte sagen, die ganze Herrlichkeit seines Wesens, er ist für die höchsten Güter der Menschheit, für Recht, Freiheit und Völkerglück begeistert. Er kennt nur ein Verlangen, Österreich und Deutschland der Tyrannei Napoleons entrissen zu sehen; er kennt nur eine Glut: die heilige Kampfesglut; daher sucht er die Deutschen zur großen Befreiungsthat zu entflammen, daher kämpft er, nachdem Europa dem Länderbezwinger die Stirne geboten, da er es nicht anders vermochte, im G e i st e die Entscheidungsschlachten mit und freut sich innig des errungenen Kampfpreises — der kostbaren Freiheit.

Die hinreißende und überzeugende Macht seines Dichterworts, sein hoher Gedankenflug, sein kräftig und voll hervorbrechendes Gefühl sichern ihm wohl dauernd einen Ehrenplatz unter den übrigen deutschen Freiheitssängern.

Die Naturpoesie.

Ein Blick auf diese Gattung Fellinger'scher Dichtung überzeugt uns sofort von der Reichhaltigkeit der geschilderten Gegenstände, sowie auch von des Dichters hoher Begabung für eine anschauliche Naturbeschreibung. Diese füllt in einigen Gedichten zum größten Theile den Rahmen derselben aus oder erscheint nur, und zwar viel häufiger als ein Theil der dichterischen Schöpfung, als malerischer Hintergrund der geschilderten Situation. Jedoch in dem einen, wie in dem andern Falle können wir uns des theils mächtigen, theils lieblichen Eindruckes der Naturscenerie nicht erwehren; die Bewunderung für des Dichters malerisches Genie steigert sich von Gedicht zu Gedicht. Einige Einzelheiten mögen hier Erwähnung finden. Unser Dichter zeigt im allgemeinen eine große Vorliebe für Abend-, Nacht und Morgenbilder. In diesen werden alle den genannten Tages- und Nachtzeiten eigenthümlichen Erscheinungen und Einwirkungen auf den Menschen mit großer Anschaulichkeit vorgeführt, mag uns nun der Dichter den Zauber eines schönen Abends, einer klaren Mondnacht, eines lachenden Morgens mit ihrem entschlafenden und erwachenden Leben oder die Schrecknisse eines Nachtgewitters und die Schauer einer düstern Morgenlandschaft enthüllen. Mit besonderer Meisterschaft wird das durch das Morgengrauen sich durchkämpfende Tageslicht und das Fluten und Schwinden der wandelbaren Nebelmassen geschildert. Unter den Landschaften liebt Fellinger besonders Teich- und Seelandschaften. Das einemal fesselt unseren Blick der vom Abendpurpur gefärbte See mit sanft gekräuselter Wasserfläche, das anderemal die vom Mondschimmer magisch erhellte Eisdecke des Teiches. Von den Jahreszeiten liebt Fellinger insbesondere den Lenz, von dessen Reizen bei Tag und Nacht wir durch des Dichters Wort einen recht lebhaften Eindruck empfangen, während der Herbst nur flüchtig mit Windesbrausen und Stromesrauschen an uns vorüberzieht. Und den Hintergrund zu all diesen mannigfaltigen Naturscenen bilden nicht selten hochragende Bergzüge, die theils im Sonnenlichte erglänzen, theils im fahlen Mondenschimmer verdämmern. Dem Auge unseres Sängers ist nicht bloß die anmuthige Schönheit und überwältigende Erhabenheit der sichtbaren Welt erschlossen, er dringt auch in das Reich der ewig beweglichen Luft- und Wassergeister. Das Leben und Treiben der bald neckischen, bald wohlwollenden „reinen Sylphiden“ und der „Söhne des Äthers“ wird sehr anschaulich dargestellt. Dies wären die Wahrneh-

und glücklich war, dessen Lauf dem Jüngling ein schönes Vorbild seines eigenen Lebensganges sein soll. Seine Heimatsliebe weckte ihm auch den Sinn für heimische Sagen, für welchen die prosaisch-rhythmische Erzählung „Der Jungfrau-Sprung“ ein schönes Zeugnis ablegt. Fellinger bringt aber nicht nur seinem Kaiserstaate Österreich und seiner geliebten Steiermark ein übervolles Herz entgegen, er ist auch ganz von dem erhebenden Bewusstsein durchdrungen, in deutscher Mann zu sein. Er zeigt sich sonach als ein treuer Anhänger seines Volksthums und verherrlicht die Vortrefflichkeit des deutschen Wesens in begeisterten Gesängen. Aus ihr erklärt sich die wie von einer göttlichen Verheißung genährte Zuversicht des Dichters, dass die alte deutsche Kraft über die Ländergeißel Napoleon siegen werde. Wie fest gründet sich auf diese biedere Deutschheit sein Glaube an den glorreichen Fortbestand seines Volkes, indem er spricht:

Und ewig muss die große Wahrheit steh'n:
Geschlechter sinken mit dem kurzen Leben,
Doch eines wird sich aus der Masse heben,
Und sieh! sein Volk wird niemals untergeh'n.

Ist nun Fellinger einerseits ein begeisterter Lobredner seines Volkes, so bekümmert ihn andererseits das allmählige Schwinden der Volkskraft, doch wankt sein Glaube nicht an ein neuerstehendes „Kraftgeschlecht“. Er erkennt mit scharfem Blick die verderblichen Ursachen der Entartung und bekämpft namentlich die Unnatur und Tollheit des deutschen Tanzes, die Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten des deutschen Schauspieles, die entnervende Wollust sammt deren elenden Dienern; er spricht ihnen das Verdammungsurtheil oder geißelt sie mit der schärfsten Satire. Fellinger hält treu an seinem Volke und mit einer gleichen Innigkeit an seiner Muttersprache, der deutschen Sprache, welcher er seinen schwungvoll-prophetischen Schwanengesang geweiht. — Nun gelangen wir zu den mächtigsten Klängen, welche der heilige Freiheitssturm der patriotisch gestimmten Dichterleier entlockt — zu F e l l i n g e r s F r e i h e i t s s a n g. — Beim Aufsteigen des drohenden Gewittergewölks der napoleonischen Herrschaft sucht Fellinger Furchtlosigkeit den deutschen Männern einzuflößen und sie zum Treuschwure fürs Vaterland zu entflammen. (Marsch fürs Bürgercorps in Graetz.) Auch nach der Bildung der steirischen Landwehr im Jahre 1808 ist der Dichter bestrebt, ihren Muth durch den „Marsch für die steiermärkische Landwehr“ unter Hinweis auf die Heiligkeit der zu verfechtenden Sache und auf erlauchte Führer (Prinz Johann und Kaiser Franz) zu befeuern. Als aber das Schlachtengewitter des Länderthyrannen sich im Jahre 1813, sodann im Jahre 1815 über Europa entladen hatte, da ließ er seinen mächtigen Freiheitsgesang ertönen, zuerst als Schlachtruf „An die Deutschen“, später als „Schlachtgesang für Österreicher“, welche Gesänge einestheils die unerschütterliche Zuversicht auf den deutschen Sieg durchweht, anderntheils zündende Mahnrufe zum Kampfe und zur Vereinigung mit den übrigen Freiheitsstreitern durchhallen. Nach diesen Schlachtenstimmen erschallen, als der holde, beglückende Friede aus dem Kampfesdunkel für Österreich hervorgetreten war, aus Fellingers Munde Preislieder auf die siegreichen Fürsten und Volksväter, auf die wackeren Kämpen in den Freiheitsschlachten. Die Kehrseite zu diesem Fürstenlobe bildet die mächtige Strafrede gegen Napoleon, durch welche das Verdammungsurtheil seiner Habsucht und Ruhmgier stets durchklingt, und in der auf die Hinfälligkeit seines Glückes und Ruhmes hingewiesen wird. — In einer Reihe von Dichtungen werden die Segnungen des glücklichen, siegreichen Kampfes gepriesen, einige andere, wie der „Husa-

Bevölkerung und der Vogelwelt einer anmuthig-romantischen Gebirgsgegend.

Damit schließe ich die Charakterisirung von Fellingers Natur- und Landschaftsmalerei ab, indem ich stets auf die Reichhaltigkeit und Anschaulichkeit der Schilderungen hinzuweisen versuchte, um die Bedeutung des steirischen Sängers für die Naturdichtung in ein klares Licht zu stellen.

Die Liebes- und Freundschaftspoesie.

Unsere Liedersammlung enthält keine allzugroße Zahl von erotischen Gedichten, dennoch umfassen sie das ganze Leben der Liebe in Freud und Leid. Alle inneren und äußeren Vorgänge bei Liebenden werden trefflich geschildert von dem ersten Erwachen des Liebesgefühls bis zur Erklärung und trauten Tändelei. Sehnsuchtsklage und Herzensjubel sind der abwechselnde Toncharakter vieler dieser lieblichen Dichtergebilde. Doch wir vernehmen auch den düstern Sang bei Trennung und Entsagung, was der Geschickesantheil des Dichters war nach schnellverrauschter Liebeswonne. Bezeichnend ist für Fellinger, dass er für eine heimliche, nicht einmal der Geliebten verrathene, stille Herzensneigung eingenommen ist, denn nach seinem Ausspruche „webt die Liebe in schweigenden Genüssen“ und „stille Liebe gibt nur stilles Glück“. Ferner spricht für sein edles Wesen der Umstand, dass Regungen einer schönen Seele, wie Mitleid mit Unglücklichen, seine schlummernde Liebe entfachen können, wie denn das in der That geschehen, als er „das Blauauge“ einer süßen, kleinen Frau aus Mitleid Thränen vergießen sah. Eine nach der Sitte der Zeit ihm gewidmete Haarflechte besingt er als einen Talisman für trübe Stunden, dessen Kraft auch in freudenreicher Zeit nicht schwindet und seinen Muth fürs Leben stählt. Von fesselnder Gewalt ist für ihn auch eine „geraubte Locke“, auf welcher die Träume des Mädchens sich wiegen, und die der Holden in ihrer Herzensgluth Kühlung spendet. Ebenso wird der Name der Theuern in seiner ganzen Zauberwirkung auf den Dichter verherrlicht und über alle stolzen Namen der Welt erhoben. — Bewegen sich die besprochenen Ergüsse mehr oder weniger auf dem Boden der allgemeinen Liebeslyrik, so stellen sich eigenartig einige andere dar. In dieser Hinsicht wäre zunächst hervorzuheben das anmuthige Liedchen „Die Fragen“, in welchem durch die Fragen wer? was? wen? wie? wohin? woher? der beklommene, zweifelgequälte Gemüthszustand des Liebenden überaus trefflich geschildert wird, bis sie bei dem Anblicke der Hütte Malvinens durch die Frage wo? ihre glückliche Lösung finden. — Über das Augenspiel sagt der Dichter, dass es, von aller Habsucht frei, den Freund desselben weder ermatte, noch langweile. Indem er an dem Bilde vom Spiele festhält, bemerkt er sehr treffend, man müsse bei diesem Spiele stets borgen, weil der Gegner, was er da verspricht, in „süßer Stunde nachzahlt“. Doch das Augenspiel mit mehreren erregt sein Missfallen; er liebt es nur, zwischen zweien „stumm und still“. Höchst gelungen ist ferner das Gedicht, welches uns von der Überlistung des Sängers durch die heimtückische Liebesgöttin berichtet. Auf einer frohen Wanderschaft wird der Dichter von der Liebe in der Truggestalt der Freundschaft, die er sich zur Gefährtin erkoren, hintergangen. Trotz seines Misstrauens gegen die vermeintliche Freundin kann er sich dem bestrickenden Zauber des „blauen Schelmenauges“ nicht entziehen. — So webt in diesen Bildern ein bald launig-heiterer, bald schwermüthiger, bald leidenschaftlich durchglühter Sinn; eigenthümlich jedoch in Fellingers Liebe und Liebessange die Heimlichkeit und Stille. — Als einen Übergang von der Liebespoesie zur Besingung der

mungen über Fellingers Natur- und Landschaftsmalerei im kleineren Maßstabe. Es erübrigt noch seiner großartigen Gemälde, die einen größeren Naturabschnitt, weite Landstrecken, ja ganze Länder umfassen, zu gedenken. Den ganzen Lauf des heimatlichen Flusses, der Mur, beschreibt uns Fellinger in dem Gedichte „An die Mur". Ein Kind des von Kieferthälern durchzogenen Hochlandes, fließt sie später als Segenspenderin des Landes weiter, um endlich in der älteren Schwester Drau zu „ersterben". Ein wahrhaft großartiger, mit dem ganzen Prunke dichterischer Rede ausgestatteter Hymnus auf die Bergwelt ist das umfangreiche Poem „Die Berge". Vorstellung und Sprache streben in das Ungemessene, nach dem Außergewöhnlichen, denn Großmächtiges kann nur Großartiges hervorrufen. Wenn die Berge „Erdenthürme", „des Himmels Säulen", „greise Zeugen jeglicher Verwüstung" genannt werden, wenn sie mit den Riesenarmen nach dem Jenseits hinüberlangen, so hat Fellinger wohl durch diese Kennzeichnung der Berge des Lesers Phantasie mächtig erregt. Das allmählich ineinander verschmelzende Schreckhaft-Liebliche der Hochgebirgswelt, das im Berginnern gleißende, herzbethörende Metall, das aus den Erdschlünden hervorbrechende Feuer, die den Elementen höhnisch trotzenden Steinriesen — alles dieses wird zu einem sehr wirkungsvollen Gemälde der Bergnatur verwebt. Und in einem zweiten, „Steiermark" überschriebenen Stücke wird uns ein ebenso herrliches Bild eines ganzen Landes entrollt, eines Landes, das mannigfaltige Naturreize und die größten Naturgegensätze in seinen Marken einschließt. Überaus trefflich sind die Gegensätze gekennzeichnet in den Worten: „In dir verschmilzt Italien und Nord." Und wir müssen diesem Ausspruche vollends beipflichten, wenn wir im Laufe der Darstellung die unter einem „lauen Himmel" reiche Ernte verheißenden Felder und Rebenhügel von dem waldigen, kalten Odem hauchenden Tauern umrahmt sehen. Luftige Burgen, das Geläute der Alpenglocken, das Rauschen der Ströme erhöht den Reiz der Gegenden, und durch sie erhält erst das Ganze den fesselnden Zauber des Berglandes. Bis jetzt war Fellinger unser Führer auf der an verschiedenen Erscheinungen überreichen Oberwelt, allein er geleitet uns auch in das „klanglos-dumpfe" Reich der Nacht mit seinen seltsamen Wundern und Schätzen, er geleitet uns durch die vielfach verschlungenen, gleißenden Tropfsteingänge der Adelsberger Grotte. Auch diese Dichtung „Die Grotte bei Adelsberg in Krain" liefert einen sprechenden Beweis für sein hervorragendes malerisches Talent. Das Eigenartige dieses wunderbaren Höhlenbezirkes überhaupt, sowie die auffälligsten Stalaktitenformen werden bald phantastisch, bald mit überraschender Naturwahrheit beschrieben. Kehren wir jedoch wieder zu dem „rosigen Lichte" zurück und versetzen uns in die im Abendscheine emporstarrende Ruine Hollenburg in Kärnten. Hier sehen wir im dichterischen Zauberspiegel das „weite Rosenthal der Drau" mit all seinen landschaftlichen Schönheiten, welches noch durch das Geläute der Alpenglocken und den dumpfen Schall der Hämmer belebt wird. Schließlich verbreitet sich die ganze Schönheit kunstvoller Darstellung über die reiche Scenerie der Dichtung „Der Spaziergang am Morgen". Vorgänge in der Natur werden mit menschlichem Treiben zu einem lebensvollen Ganzen verbunden. Die ersten Stimmen des Morgens, Hahnenruf und Glockenschlag, laden den Dichter zu einem Gange ins Freie. Und nun erzählt er uns, was er im großen Umkreise der schönen Gegend erschaut und vernommen. Vornehmlich ruht die dichterische Betrachtung auf dem Leben und Weben der ländlichen

Ein Stück Schopenhauer

und ein ganz klein bisschen Gegenmeinung.

Von der Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens.

Aus der Nacht der Bewusstlosigkeit zum Leben erwacht, findet der Wille sich als das Individuum, in einer end- und grenzenlosen Welt, unter zahllosen Individuen, alle strebend, leidend, irrend, und wie durch einen bangen Traum eilt er zurück zur alten Bewusstlosigkeit. — Bis dahin jedoch sind seine Wünsche grenzenlos, seine Ansprüche unerschöpflich, und jeder befriedigte Wunsch gebiert einen neuen. Keine auf der Welt mögliche Befriedigung könnte hinreichen, sein Verlangen zu stillen, seinem Begehren ein endliches Ziel zu setzen und den bodenlosen Abgrund seines Herzens auszufüllen. Daneben nun betrachte man, was den Menschen an Befriedigungen jeder Art in der Regel wird: es ist meistens nicht mehr, als die, mit unablässiger Mühe und steter Sorge, im Kampf mit der Noth täglich errungene, kärgliche Erhaltung dieses Daseins selbst, den Tod im Prospect. — Alles im Leben gibt kund, dass das irdische Glück bestimmt ist, vereitelt oder als eine Illusion erkannt zu werden. Hiezu liegen tief im Wesen der Dinge die Anlagen. Demgemäß fällt das Leben der meisten Menschen trübselig und kurz aus. Die comparativ Glücklichen sind es meistens nur scheinbar, oder aber sie sind, wie die Langlebenden, seltene Ausnahmen, zu denen eine Möglichkeit übrig bleiben musste — als Lockvogel. Das Leben stellt sich dar als fortgesetzter Betrug im kleinen wie im großen. Hat es versprochen, so hält es nicht, sei es denn, um zu zeigen, wie wenig wünschenswert das Gewünschte war; so täuscht uns also bald die Hoffnung, bald das Gehoffte. Hat es gegeben, so war es, um zu nehmen. Der Zauber der Entfernung zeigt uns Paradiese, welche wie optische Täuschungen verschwinden, wenn wir uns haben hinäffen lassen. Das Glück liegt demgemäß stets in der Zukunft oder auch in der Vergangenheit, und die Gegenwart ist einer kleinen dunklen Wolke zu vergleichen, welche der Wind über die besonnte Fläche treibt: vor ihr und hinter ihr alles hell, nur sie selbst wirft stets einen Schatten. Sie ist demnach allezeit ungenügend, die Zukunft aber ungewiss, die Vergangenheit unwiederbringlich. Das Leben mit seinen stündlichen, täglichen, wöchentlichen und jährlichen, kleinen, größern und großen Widerwärtigkeiten, mit seinen getäuschten Hoffnungen und seinen alle Berechnung vereitelnden Unfällen, trägt so deutlich das Gepräge von etwas, das uns verleidet werden soll, dass es schwer zu begreifen ist, wie man dies hat verkennen können und sich überreden lassen, es sei da, um dankbar genossen zu werden, und der Mensch, um glücklich zu sein. Stellt doch vielmehr jene fortwährende Täuschung und Enttäuschung wie auch durch die durchgängige Beschaffenheit des Lebens sich dar, als darauf abgesehen und berechnet, die Überzeugung zu erwecken, dass gar nichts unseres Strebens, Treibens und Ringens wert sei, dass alle Güter nichtig seien, die Welt an allen Enden bankerott, und das Leben ein Geschäft,

Freundschaft können wir das Gedicht „Freundschaft und Liebe" betrachten. Hier erscheinen noch beide holden Genien des menschlichen Lebens verbunden, jedoch nach ihrer Eigenart scharf gesondert. Die frohe, spielende, das Geschaffene oft selbst zerstörende, launische Kindesnatur der Liebe wird der treuen, tröstenden Weiblichkeit der Freundschaft gegenübergestellt, deren Trost der Dichter nach verlebter, liebverschönter „Rosenzeit" am Lebensabende aufsuchen will. — Außerdem hat Fellingers Muse der Freundschaft noch einen anderen hehren Lobgesang geweiht, der innig und warm aus des Sängers Brust hervorquillt. Der hundertfältige Segen der Freundschaft, ihre große Opferwilligkeit, die keine Qualen scheut, werden uns in rasch aufeinanderfolgenden, kühn entworfenen Bildern vorgeführt. Wie schön erklingt ihr Preis in den Worten:

„Die Freundschaft, wo Seele an Seele sich schließt,
Wo nimmer der Bruder des Bruders vergisst,
Die Freundschaft ist höher als Fürstengebot,
Ist fester als Liebe und stärker als Tod."

Soviel über Fellingers Liebesblüten, die Liebe und Freundschaft hervorgelockt.

Der Büßer.

Rosen hasch' ich, Dornen fass' ich, kniend dieser Welt zu Füßen,
Alle Sünden, die ich thue, muss ich auf der Stelle büßen.

Will ich heute einer Schönen froh mein hüpfend Herzlein leihen,
Kommt sie morgen schon, mich mahnend an die Pflichten, sie zu freien.

Lüg' ich heute, dass nur kleine enge Stiefelchen mir taugen,
Kommt schon morgen so ein Wichtling, tritt mir auf die Hühneraugen.

Will ich heute träge träumend unter kühlem Flieder sitzen,
Muss ich morgen voll von Sorgen unter Doppellasten schwitzen.

Schlürf' ich heute seliges Leben andachtsvoll aus gold'nem Becher,
Theil' ich morgen, ach, den Jammer wilder ausgelass'ner Zecher.

Klingen heute Hochzeitsglocken, schallt schon morgen Grabgebimmel,
Doch ich hoffe, meine Seele kommt vom Mund auf in den Himmel.

P. K. Rosegger.

Dasein desselben hinreichend, eine Wahrheit zu begründen, welche sich auf verschiedene Weise, wiewohl immer nur etwas indirect ausdrücken läſst, nämlich, daſs wir über das Dasein der Welt uns nicht zu freuen, vielmehr uns zu betrüben haben; — daſs ihr Nichtsein ihrem Dasein vorzuziehen wäre.

Die Wahrheit ist: wir sollen elend sein, und wir sind's. Dabei ist die Hauptquelle der ernstlichsten Übel, die den Menschen treffen, der Mensch selbst. Wer dies letztere recht ins Auge faſst, erblickt die Welt als eine Hölle, welche die des Dante dadurch übertrifft, daſs einer der Teufel des andern sein muſs; wozu denn freilich einer vor dem andern geeignet ist, vor allen wohl ein Erzteufel, in Gestalt eines Eroberers auftretend, der einige hunderttausend Menschen einander gegenüberstellt und ihnen zuruft: „Leiden und Sterben ist eure Bestimmung, jetzt schießt mit Flinten und Kanonen aufeinander los!" und sie thun es. — Überhaupt aber bezeichnen in der Regel Ungerechtigkeit, äußerste Unbilligkeit, Härte, ja Grausamkeit, die Handlungsweise der Menschen gegeneinander: eine entgegengesetzte tritt nur ausnahmsweise ein. Aber in allen Fällen, die nicht im Bereich der Gesetze liegen, zeigt sich sogleich die dem Menschen eigene Rücksichtslosigkeit gegen seinesgleichen, welche aus seinem grenzenlosen Egoismus, mitunter auch aus Bosheit entspringt. Wie der Mensch mit dem Menschen verfährt, zeigt z. B. die Negersklaverei, deren Endzweck Zucker und Kaffee ist. Aber man braucht nicht so weit zu gehen: im Alter von fünf Jahren eintreten in die Garnspinnerei oder sonstige Fabrik, und von dem an erst zehn, dann zwölf, endlich vierzehn Stunden täglich darin sitzen und dieselbe mechanische Arbeit verrichten, heißt das Vergnügen, Athem zu holen, theuer erkaufen. Dies aber ist das Schicksal von Millionen, und viele andere Millionen haben ein analoges.

Uns andere inzwischen vermögen geringere Zufälle vollkommen unglücklich zu machen; vollkommen glücklich ist nichts auf der Welt. Was man auch sagen mag, der glücklichste Augenblick ist doch der seines Einschlafens, wie der unglücklichste des Unglücklichen der seines Erwachens. — Einen indirecten aber sicheren Beweis, daſs die Menschen sich unglücklich fühlen, folglich es sind, liefert zum Überfluſs auch noch der allen innewohnende grimmige Neid, der in allen Lebensverhältnissen, auf Anlaſs jedes Vorzuges, welcher Art er auch sein mag, rege wird und sein Gift nicht zu halten vermag. Weil sie sich unglücklich fühlen, können die Menschen den Anblick eines vermeinten Glücklichen nicht vertragen; wer sich momentan glücklich fühlt, möchte sogleich alles um sich beglücken.

Wenn das Leben an sich selbst ein schätzbares Gut und dem Nichtsein entschieden vorzuziehen wäre, so brauchte die Ausgangspforte nicht von so entsetzlichen Wächtern, wie der Tod mit seinen Schrecken ist, besetzt zu sein. Aber wer würde im Leben, wie es ist, ausharren, wenn der Tod minder schrecklich wäre? — Und wer könnte auch nur den Gedanken des Todes ertragen, wenn das Leben eine Freude wäre! So aber hat jener immer noch das Gute, das Ende des Lebens zu sein, und wir trösten uns über die Leiden des Lebens mit dem Tode, und über den Tod mit den Leiden des Lebens. Die Wahrheit ist, daſs beide unzertrennlich zusammen gehören, indem sie ein Irrsal ausmachen, von welchem zurückzukommen, so schwer wie wünschenswert ist.

Da wird das Leben für ein Geschenk ausgegeben, während am Tage liegt, daſs jeder, wenn er zum voraus das Geschenk hätte besehen und prüfen dürfen, sich bedankt haben würde; wie denn auch L e s s i n g den

das nicht die Kosten deckt, — auf dass unser Wille sich davon abwende.

Zuvörderst habe ich die im Texte gegebene Nachweisung der Negativität aller Befriedigung, also alles Genusses und alles Glückes, im Gegensatz der Positivität des Schmerzes, noch durch Folgendes zu bekräftigen.

Wir fühlen den Schmerz, aber nicht die Schmerzlosigkeit; wir fühlen die Sorge, aber nicht die Sorglosigkeit; die Furcht, aber nicht die Sicherheit. Wir fühlen den Wunsch, wie wir Hunger und Durst fühlen; sobald er aber erfüllt worden, ist es damit, wie mit dem genossenen Bissen, der in dem Augenblick, da er verschluckt wird, für unser Gefühl da zu sein aufhört. Genüsse und Freuden vermissen wir schmerzlich, sobald sie ausbleiben; aber Schmerzen, selbst wenn sie nach langer Anwesenheit ausbleiben, werden nicht unmittelbar vermisst, sondern höchstens wird absichtlich mittelst der Reflexion ihrer gedacht. Denn nur Schmerz und Mangel können positiv empfunden werden und kündigen daher sich selbst an: das Wohlsein hingegen ist bloß negativ. Daher eben werden wir der drei größten Güter der Lebens, Gesundheit, Jugend und Freiheit, nicht als solcher inne, solange wir sie besitzen; sondern erst nachdem wir sie verloren haben: denn auch sie sind Negationen. Dass Tage unseres Lebens glücklich waren, merken wir erst, nachdem sie unglücklichen platzgemacht haben. — In dem Maße, als die Genüsse zunehmen, nimmt die Empfänglichkeit für sie ab: das Gewohnte wird nicht mehr als Genuss empfunden. Eben dadurch nimmt die Empfänglichkeit für das Leiden zu: denn das Wegfallen des Gewohnten wird schmerzlich gefühlt. Also wächst durch den Besitz das Maß des Nothwendigen und dadurch die Fähigkeit, Schmerz zu empfinden. — Die Stunden gehen desto schneller hin, je angenehmer; desto langsamer, je peinlicher sie zugebracht werden: weil der Schmerz, nicht der Genuss das Positive ist, dessen Gegenwart sich fühlbar macht. Ebenso werden wir bei der Langweile die Zeit inne, bei der Kurzweil nicht. Beides beweist, dass unser Dasein dann am glücklichsten ist, wenn wir es am wenigsten spüren: woraus folgt, dass es besser wäre, es nicht zu haben. Große lebhafte Freude lässt sich schlechterdings nur denken als Folge großer vorhergegangener Noth. Darum sind alle Dichter genöthigt, ihre Helden in ängstliche und peinliche Lagen zu bringen, um sie daraus wieder befreien zu können: Drama und Epos schildern demnach durchgängig nur kämpfende, leidende, gequälte Menschen, und jeder Roman ist ein Guckkasten, darin man die Spasmen und Convulsionen des geängstigten menschlichen Herzens betrachtet.

Ehe man so zuversichtlich ausspricht, dass das Leben ein wünschenswertes oder dankenswertes Gut sei, vergleiche man einmal gelassen die Summe der nur irgend möglichen Freuden, welche ein Mensch in seinem Leben genießen kann, mit der Summe der nur irgend möglichen Leiden, die ihn in seinem Leben treffen können. Ich glaube, die Bilanz wird nicht schwer zu ziehen sein. Im Grunde aber ist es ganz überflüssig zu streiten, ob des Guten oder des Übeln mehr auf der Welt sei: denn schon das bloße Dasein des Übels entscheidet die Sache, da dasselbe nie durch das daneben oder darnach vorhandene Gut getilgt, mithin auch nicht ausgeglichen werden kann.

Denn, dass Tausende in Glück und Wonne gelebt hätten, höbe ja nie die Angst und Todesmarter eines einzigen auf: und ebensowenig macht mein gegenwärtiges Wohlsein meine früheren Leiden ungeschehen. Wenn daher des Übeln auch hundertmal weniger auf der Welt wäre, als der Fall ist, so wäre dennoch das bloße

taten des gepriesenen Werks fortschreitet, die Spieler betrachtet, die auf der so dauerhaft gezimmerten Bühne agieren, und nun sieht, wie mit der Sensibilität der Schmerz sich einfindet und in dem Maße, wie jene sich zur Intelligenz entwickelt, steigt, wie sodann, mit dieser gleichen Schritt haltend, Gier und Leiden immer stärker hervortreten und sich steigern, bis zuletzt das Menschenleben keinen anderen Stoff darbietet, als den zu Tragödien und Komödien.

Den handgreiflich sophistischen Beweisen Leibnizens, dass diese Welt die beste unter den möglichen sei, lässt sich ernstlich und ehrlich der Beweis entgegenstellen, dass sie die schlechteste unter den möglichen sei. Denn möglich heißt nicht, was einer sich etwa vorphantasieren mag, sondern was wirklich existieren und bestehen kann. Nun ist diese Welt so eingerichtet, wie sie sein musste, um mit genauer Noth bestehen zu können: wäre sie aber noch ein wenig schlechter, so könnte sie schon nicht mehr bestehen. Folglich ist eine schlechtere, da sie nicht bestehen könnte, gar nicht mehr möglich, sie selbst also unter den möglichen die schlechteste. — Unter der festen Rinde des Planeten hausen die gewaltigen Naturkräfte, welche, sobald ein Zufall ihnen Spielraum gestattet, jene mit allem Lebenden darauf zerstören müssen, wie dies auf dem unsrigen schon dreimal eingetreten ist und wahrscheinlich noch öfter eintreten wird. Ein Erdbeben von Lissabon, von Haity, eine Verschüttung von Pompeji sind nur kleine, schalkhafte Anspielungen auf die Möglichkeit. — Eine geringe, chemisch gar nicht einmal nachweisbare Alteration der Atmosphäre verursacht Cholera, gelbes Fieber, schwarzen Tod u. s. w., welche Millionen Menschen wegraffen: eine etwas größere würde alles Leben auslöschen. Eine sehr mäßige Erhöhung der Wärme würde alle Flüsse und Quellen austrocknen. — Die Thiere haben an Organen und Kräften genau und knapp so viel erhalten, wie zur Herbeischaffung ihres Lebensunterhaltes und Auffütterung der Brut unter äußerster Anstrengung ausreicht; daher ein Thier, wenn es ein Glied oder auch nur den vollkommenen Gebrauch desselben verliert, meistens umkommen muss. Selbst vom Menschengeschlecht, so mächtige Werkzeuge an Verstand und Vernunft es auch hat, leben neun Zehntel in beständigem Kampfe mit dem Mangel, stets am Rande des Unterganges, sich mit Noth und Anstrengung über demselben balancierend. Also durchweg, wie zum Bestande des Ganzen, so auch zu dem jedes Einzelwesens sind die Bedingungen knapp und kärglich gegeben, aber nichts darüber; daher geht das individuelle Leben in unaufhörlichem Kampfe um die Existenz selbst hin, während bei jedem Schritt ihm Untergang droht. Eben weil diese Drohung so oft vollzogen wird, musste durch den unglaublich großen Überschuss der Keime dafür gesorgt sein, dass der Untergang der Individuen nicht den der Geschlechter herbeiführe, als an welchen allein der Natur ernstlich gelegen ist. — Die Welt ist folglich so schlecht, wie sie möglicherweise sein kann, wenn sie überhaupt noch sein soll. —

Diesen Ausführungen Schopenhauers ist schon so vielfach entgegnet worden, dass es kaum mehr möglich ist, ein Wort zu sagen, das nicht schon gesagt wurde.

Die Leiden dieses Lebens lassen sich zwar nicht bestreiten, dass sie aber die Freuden und Genüsse im allgemeinen mehr als überwiegen, kann nur von einem Schwarzseher behauptet werden. Die Weltanschauung hängt überhaupt vom Temperament ab. Der Melancholiker wird in allen, auch den möglichst günstigen Lagen dieses Lebens, nur Leid und Unglück wittern; der Sanguiniker hingegen wird auch in großen Widerwärtigkeiten herzensmuthig und lebensfroh bleiben und vor allem stets nur die guten

Verstand seines Sohnes bewunderte, der, weil er durchaus nicht in die Welt hinein gewollt hätte, mit der Geburtszange gewaltsam hereingezogen werden musste, kaum aber darin, sich eiligst wieder davonmachte. Dagegen wird dann wohl gesagt, das Leben solle von einem Ende zum andern auch nur eine Lection sein, worauf aber jeder antworten könnte: „So wollte ich eben deshalb, dass man mich in Ruhe des allgenugsamen Nichts gelassen hätte, als wo ich weder Lectionen, noch sonst etwas nöthig hatte.“ Würde nun aber gar noch hinzugefügt, er solle einst von jeder Stunde seines Lebens Rechenschaft ablegen, so wäre er vielmehr berechtigt, selbst erst Rechenschaft zu fordern darüber, dass man ihn aus jener Ruhe weg in eine so missliche, dunkle, geängstete und peinliche Lage versetzt hat. — Dahin also führen falsche Grundansichten. Denn das menschliche Dasein, weit entfernt, den Charakter eines Geschenks zu tragen, hat ganz und gar den einer contrahierten Schuld. Einforderung derselben erscheint in Gestalt der, durch jenes Dasein gesetzten, dringenden Bedürfnisse, quälenden Wünsche und endlosen Noth. Auf Abzahlung dieser Schuld wird in der Regel die ganze Lebenszeit verwendet; doch sind damit erst die Zinsen getilgt. Die Capitalabzahlung geschieht durch den Tod. — Und wann wurde diese Schuld contrahiert? — Bei der Zeugung. —

Wenn man demgemäß den Menschen ansieht als ein Wesen, dessen Dasein eine Strafe und Buße ist, — so erblickt man ihn in einem schon richtigeren Lichte. Der Mythos vom Sündenfall ist das Einzige im alten Testament, dem ich eine metaphysische, wenngleich nur allegorische Wahrheit zugestehen kann; ja er ist es allein, was mich mit dem alten Testament aussöhnt. Nichts anderem nämlich sieht unser Dasein so ähnlich, wie der Folge eines Fehltritts und eines strafbaren Gelüstens.

Und dieser Welt, diesem Tummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehen, dass eines das andere verzehrt, wo daher jedes reißende Thier das lebendige Grab tausend anderer und seine Selbsterhaltung eine Kette von Martertoden ist, wo sodann mit der Erkenntnis die Fähigkeit, Schmerz zu empfinden, wächst, welche daher im Menschen ihren höchsten Grad erreicht und einen um so höheren, je intelligenter er ist, — dieser Welt hat man das System des Optimismus anpassen und sie uns als die beste unter den möglichen andemonstrieren wollen. Die Absurdität ist schreiend. — Inzwischen heißt ein Optimist mich die Augen öffnen und hineinsehen in die Welt, wie sie so schön sei, im Sonnenschein, mit ihren Bergen, Thälern, Strömen, Pflanzen, Thieren u. s. f. — Aber ist denn die Welt ein Guckkasten? Zu sehen sind diese Dinge freilich schön; aber sie zu sein ist ganz etwas anderes. — Dann kommt ein Teleolog und preist mir die weise Einrichtung an, vermöge welcher dafür gesorgt sei, dass die Planeten nicht mit den Köpfen gegeneinander rennen, Land und Meer nicht zum Brei gemischt, sondern hübsch auseinandergehalten seien, auch nicht alles in beständigem Froste starre, noch von Hitze geröstet werde, imgleichen, infolge der Schiefe der Ekliptik, kein ewiger Frühling sei, als in welchem nichts zur Reife gelangen könnte, u. dgl. m. — Aber dieses und alles ähnliche sind ja bloße conditiones sine quibis non. Wenn es nämlich überhaupt eine Welt geben soll, wenn ihre Planeten wenigstens so lange, wie der Lichtstrahl eines entlegenen Fixsternes braucht, um zu ihnen zu gelangen, bestehen und nicht, wie Lessings Sohn, gleich nach der Geburt wieder abfahren sollen: — da durfte sie freilich nicht so ungeschickt gezimmert sein, dass schon ihr Grundgerüst den Einsturz drohte. Aber wenn man zu den Resul-

liebe Millionen von Menschenopfern bringen darf.

Ein Philosoph, der die Richtigkeit dieses Lebens einsieht, und der ein Herz für sein Geschlecht hat, müsste vielmehr darauf bedacht sein, die Menschen zu trösten und auszusöhnen mit den wenigen Jahren, die jeder auf Erden zuzubringen hat. Zum mindesten dürfte er nicht störend eingreifen in den religiösen Sinn der Menschen, welcher zum Troste der Sterblichen jenseits andere Welten baut und in solchem Bauen weit mehr Gutes stiftet, als alle irdische Philosophie zusammen.

Nach Schopenhauer ist das wahrhaft Ethische die Verneinung des Willens zum Leben, die Selbsterlösung. Die Freuden verführeten uns immer wieder zum Lebenswillen, die Widerwärtigkeiten allein seien unsere wahren, erlösenden Freunde. Folglich müsste es nach Schopenhauer auch ethisch, d. h. eine Tugend sein, unseren Mitmenschen recht viele Widerwärtigkeiten zuzufügen. — Kann man eine solche Lehre brauchen?

Wenn ich von der Richtigkeit der Lehre Schopenhauers persönlich in der That überzeugt wäre, so würde mich das immer noch nicht zwingen können, sie für wahr zu halten, denn ich weiß, wie trügerisch die sogenannte Überzeugung ist. Und wenn ich auch gewiss wüsste, dass Schopenhauers Lehre die absolute Wahrheit ist, so würde ich sie nicht unterstützen, weil ich glaube, dass diese Wahrheit niemandem nützen, vielen aber schaden kann. — Da wir einmal leben, so müssen wir uns mit diesem Leben und mit einander eben abfinden, so gut als möglich. Mit Jammern und Klagen richten wir nichts aus, als dass es uns nur noch schwerer wird. Und das ist eine Selbstquälerei, die kein Vernünftiger übt. Nur ein klein bisschen Geduld, es ist ohnehin bald vorbei.

Wenn der zwar sehr geistreiche, aber auch sehr herzlose Philosoph sagt, es handle sich nicht um den Einzelnen, sondern um das ganze Geschlecht, und die Menschheit als solche könne noch viele tausende von Jahren leben, so antworte ich: das Menschengeschlecht besteht aus lauter Einzelnen, jeder Einzelne wird sich nur Zeit *seines* Lebens der Menschheit bewusst, so dass man paradox wie ein Philosoph behaupten könnte, das Menschengeschlecht lebe eigentlich nur so lange, als das Individuum lebt. — Aus solchen Schlüssen sieht man eben, wie Philosophen arbeiten; man kann mit klugen Gedankenspielen alles aufstellen, alles umstoßen, alles bejahen, alles verneinen. Bleiben wir hübsch bei unserm realen Leben, das reich an Schmerz und Freude ist und viel zu schnell vergeht.

Ich will euch wohl etwas sagen. Die Welt wäre so weit ganz erträglich, aber die größten Leiden fügt ein Mensch dem anderen zu. Wollen wir es besser haben, so müssen wir selber besser werden. Wir können es. R.

Seiten sehen. Beispiele dafür gibt es unzählige.

Wenn Schopenhauer sagt, dass wir nur den Schmerz fühlen, nicht aber die Schmerzlosigkeit, so lässt sich eben daraus ersehen, dass die Schmerzlosigkeit das Normale, Selbstverständliche, Gewohnte ist, der Schmerz aber die Ausnahme, unserem Wesen Unangemessene.

Ich suche mein Glück freilich nicht im Zusammenraffen und im Genießen irdischer Güter, denn dabei ist es nicht zu finden. Ich habe mein Glück stets in der Schönheit der Natur und in der Arbeitsfreude gefunden und kann erfahrungsgemäß behaupten, dass während meines vierzigjährigen, zumeist ziemlich herben Lebens, nur ganz wenige und kurze Zeiten waren, in denen ich die Augenblicke des Erwachens nicht glücklicher schätzte, als die des Einschlafens; von letzteren hat man doch kaum ein Bewusstsein. Wenn das Glück aber nur in der Bewusstlosigkeit liegt, dann sind wir ja aber auch gut daran. Denn unsere ganze Ewigkeit besteht, mit Ausnahme dieses Erdendaseins, in lauterer Bewusstlosigkeit irdischer Drangsal.

Wenn wir in einer Welt wären, in welcher es keinen Schlaf gäbe und keine Aussicht auf ein ewiges, bewusstloses, also nach Schopenhauer glückliches Nichtsein des Individuums, dann erst wäre zu behaupten: diese Welt ist die schlechteste der Welten. Diese paar Jährchen (und mehr hat keines der Individuen zu tragen) von Widerwärtigkeiten sind ja doch derart, dass die meisten Menschen dieselben vorziehen dem schmerzlosen Nichtsein, welches nach Schopenhauer das Glück ist. Also werden selbst die Leiden des Lebens höher geschätzt, als jenes absolute Glück; da kann es ja doch nicht gar so schlimm sein. Schopenhauer findes alles Heil nur im Tode. Auch ich will ergeben sterben, verfüge aber letztwillig, dass man mich in keine Gruft bestatte, sondern in frische Erde. Ich kann den Gedanken, fünfzig Jahre lang todt zu sein, nicht ertragen.

Schopenhauer behauptet anderswo, dass der Natur nichts an dem Individuum, viel aber an Erhaltung der Gattung liege, und dass sie deshalb das Individuum unter allerhand trügerischen Vorspiegelungen in die Geschlechtsliebe hineinhetze; er lehrt daher, dass das Individuum der Natur einen Streich spielen und nicht anbeißen solle. Das nennt er die Verneinung des Willens zum Leben. Dieser Philosoph will den Menschen also zu einem naturwidrigen Leben verleiten. Ich denke aber, dass es besser ist, mit der Natur keine Händel anzufangen, sie bleibt doch unter allen Umständen die Stärkere.

Wenn Leibniz sagt, diese unsere Welt wäre die beste aller Welten, so finde ich das indes weit pessimistischer gedacht, als wenn Schopenhauer behauptet, diese Welt sei die schlechteste der Welten. Nach Leibniz kann es nur noch schlechtere, nach Schopenhauer nur weit bessere geben.

Schon der Umstand, dass ein Philosoph aufstehen muss, der es den Menschen sagt, wie elend dieses Dasein ist, deutet darauf hin, dass die meisten der Lebenden von selbst sich des unermesslichen Elendes gar nicht bewusst werden, also kann es gar so schlimm nicht sein und es muss etwas geben, welches dem Elende das Gleichgewicht hält und für dasselbe einen Ersatz bietet.

Was will aber der Philosoph, welcher dem Menschen eine Lehre gibt, durch die er in die grenzenloseste Verzweiflung gejagt werden soll? Nur eine persönliche Herzlosigkeit oder Bösartigkeit kann solches wollen und der Spruch: „Die Wahrheit über alles“ ist eine schlechte Ausrede. Ein ordentlicher Philosoph muss wissen, wie es bei den unzulänglichen, ewig irrenden Vorstellungen des Menschen mit der Wahrheit an sich beschaffen ist. Gewiss nicht so gut, dass man ihr zu-

Das Bild von der materiellen Lage und von den sittlichen Zuständen der Arbeiter stellt manches sehr Schlimme dar, ist im ganzen aber nicht so trostlos, als man — einseitig unterrichtet — etwa meinen könnte. Es gibt in der Arbeiterwelt gute und verdorbene Menschen wie überall; die Leute haben Rechtsgefühl, Gemüth und Humor und ein großes Bedürfnis nach Bildung und gesellschaftlicher Anerkennung. Abhanden gekommen aber ist ihnen Familiensinn, Sparsamkeit und Religion.

Einige Züge aus dem Arbeiterleben seien nach Göhre in dem Folgenden mitgetheilt; dieselben beziehen sich vor allem auf die Fabrik in Chemnitz, in welcher der Verfasser arbeitete, mögen aber mehr oder weniger auch anderswo zutreffen.

Der Durchschnittsverdienst des Fabriksarbeiters beträgt im Monate günstigenfalls 80 Mark (46 Gulden), Lohn für die Stunde 30 Pfennige (18 Kreuzer). Am Sonntag halten die Arbeiter etwas auf feinen, städtischen Anzug, so dass sie oft nur die schwielige Hand und der Mangel des Zwickers vom Stadtherrn unterscheidet. Die Familienwohnungen sind enge, aber zumeist reinlich und nicht ohne Comfort und Schmuck; die meisten Familien haben einen Nebenverdienst an Kost- und Bettgeher. Das ist andererseits aber ein Krebsschaden der Familie. Durchschnittsnahrung Wurst, Gemüse, Fett, Milch, Fleisch, Käse, Brot, Eier, Kaffee, Bier. — An der Arbeit findet der Arbeiter, soferne er nur eine stets einförmige mechanische Verrichtung hat, keine Befriedigung, er macht sie seelenlos, freudlos ab, ohne Ehrgeiz, ohne Liebe zur Sache. Ausnahmen davon gibt es in jenen höheren Arbeitszweigen, bei denen das Denken und eine besondere Geschicklichkeit nöthig ist. Das furchtbarste Los aber ist — auch wenn der Hunger noch nicht droht — unfreiwillige Arbeitslosigkeit. Gegen den Arbeitsgeber ist weder Anhänglichkeit noch Hass vorhanden, sondern völlige Gleichgiltigkeit, wohl auch Misstrauen. Im ganzen ist jeder Arbeiter — ob bewusst oder instinctiv — durchdrungen von dem Gefühle des bestehenden feindlichen Gegensatzes zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Doch ist das Zusammenhalten der Arbeiter mehr ein theoretisches als praktisches. Sie bleiben sich, selbst wenn sie schon längere Zeit Genossen sind, gegenseitig mehr oder weniger fremd, doch necken sie einander gelegentlich gern selbst während der Arbeit auf harmlose Weise. Anständige Kameraden achtet man, Gesinnungsgegner feindet man wohl bisweilen an, läßst sie jedoch im übrigen ihrer Wege gehen. Neulingen in der Fabrik, schwächlichen oder kränklichen Genossen, steht man, ohne viele Worte zu machen, gerne bei. Das was man unter Schamhaftigkeit und Keuschheit versteht, ist in den Arbeiterkreisen kaum mehr vorhanden; dieser Mangel rächt sich wieder an den zumeist glücklosen Ehen, an der Verwahrlosung und dem frühzeitigen moralischen Untergange der Kinder. Das Mein und Dein wird wohl unter Kameraden respectiert, nicht immer aber gegenüber dem Gute des Arbeitgebers.

Fast ganz einig sind die Arbeiter in ihrer socialistischen Gesinnung. Vereine, Zeitungen, Flugschriften, Versammlungen, Reden besorgen immerwährend die Agitationen, durch welche der socialistische Geist immer mehr in die Massen getragen und dort befestigt wird. Göhre ist indes überzeugt von den gänzlich unblutigen Absichten der heutigen Arbeiterbewegung. Den äußersten idealen Zielen des Systems, dem communistischen Staate unter Gleichtheilung aller Güter wissen die wenigsten Arbeiter Beifall. Denn die Mehrzahl der Arbeiter besteht eben auch aus denkenden Köpfen. Aber ein menschenwürdiges Dasein wollen sie haben; mehr

Drei Monate unter Fabriksarbeitern.

Der Theologe Paul Göhre wollte doch einmal wissen, wie es mit den Arbeitern und ihrer Bewegung steht, von der jetzt so viel gesprochen und geschrieben wird, die alle Welt in Bangen versetzt und von der man eine Revolution fürchtet so blutig und vandalisch, wie noch keine gewesen auf Erden. Dass man aus Gerüchten und Zeitungen das Richtige nicht erfahren könne, wusste Paul Göhre wohl, er wollte aber die lautere Wahrheit sehen in dieser so wichtigen Sache, in der sonst jeder seine Weisheit leuchten lassen will, ohne sich eines gründlichen, praktischen Studiums derselben zu unterziehen. Die Arbeiter, ihr Leben und Streben kennen lernen, ist für einen Außenstehenden freilich schwer, ja eigentlich unmöglich, und deshalb hat Paul Göhre nichts Geringeres gethan, als hinzugehen in die große Fabriksstadt Chemnitz, sich in einer Maschinen-Fabrik als gewöhnlichen Arbeiter aufnehmen zu lassen und unerkannt unter den Arbeitern eine längere Zeit zu leben, mit ihnen Freud und Leid zu theilen und so in das Thatsächliche dieser Kreise einzudringen.

Drei Monate lang ist der junge, gebildete, von Haus aus an besseres Leben gewöhnte Mann Fabriksarbeiter gewesen und es ist ihm gelungen, die Leute, ihre materiellen und sittlichen Zustände sowie die socialistische Bewegung, die — wir sagen es gleich — eine sehr tiefgehende ist, kennen zu lernen. Und hierauf hat der wackere Forscher in seinem Werke: „Drei Monate Fabriksarbeiter und Handwerker“ (Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow, 1891) ein Bild entworfen, welches nach meiner Meinung an Wesenheit alles übertreffen müsste, was heute über die socialen Zustände des deutschen Volkes geschrieben wird. Vor allem ist es die strengste Gewissenhaftigkeit und Objectivität, das Wohlwollen, aber auch der warnende Freimuth nach allen Seiten hin, was das Buch so wertvoll macht. Die Arbeiterwelt liegt der sogenannten gebildeten Gesellschaft ferne wie ein Land auf dem antarktischen Continente. Lauter falsche, verschrobene, entstellte, parteiisch gefärbte Vorstellungen, stets übertrieben, entweder nach der guten oder nach der schlechten Seite hin. Verdienstlicher als Forschungen in Centralafrika dünken mich deshalb gewissenhafte Entdeckungsreisen in unserer Arbeiterwelt zu sein. Mir sind die Zustände der Fabriksarbeiter auch bisher nicht ganz fremd gewesen, für viele werden aber die Mittheilungen Göhres wie eine Offenbarung wirken.

Der Verfasser spricht zuerst von der materiellen Lage seiner Arbeitsgenossen, dann von der Arbeit in der Fabrik, von der Agitation der Socialdemokratie, von der socialen und politischen Gesinnung seiner Arbeitsgenossen, von ihrer Bildung und ihren Ansichten über Religion und Christenthum und endlich von ihren sittlichen Zuständen.

beitern ist auch noch eine große Sehnsucht vorhanden, zu glauben, eine heiße Sehnsucht nach der Fähigkeit, Gott und Unsterblichkeit hoffen zu können. — Wäre das nicht ein Grund, auf dem sich bauen ließe?

Ich sage das Eine und bin davon vollkommen überzeugt: Wenn die Kirchen in ihren starren Oppositionen verharren, wenn sie bei der Religion die Form dem Inhalte vorziehen, wenn sie auf die äußeren Gnadenmittel mehr Gewicht legen als auf die innerliche Sittlichkeit, wenn sie mit ihrem Religionsunterrichte mehr den Kopf als das Herz beschäftigen, dann ist ihre Sache verloren und das Volk wirft mit dem Glauben an die Kirche auch den Glauben an Gott von sich. Mögen sich die Kirchen immerhin berufen auf ihre geschichtliche Unzerstörbarkeit, sie werden sich täuschen; so wie heute, war es noch nie. Einst hatte die Kirche Feinde, heute hat sie nur mehr Gleichgiltige, ruhig oder spottend gehen die Massen vorüber an einer Institution, die der Gegenwart so ganz und gar verständnislos und rathlos gegenüber steht. Wenn den christlichen Glauben noch etwas retten kann, so ist es nicht der dogmatisierende Katechismus, sodern das lebendige Evangelium. Das Evangelium darf aber nicht etwa wieder als Lern- und Memorierstoff schulmäßig wie ein Katechismus gelehrt werden — das geschieht gewissermaßen ja ohnehin — sondern es muss als persönliche Lebenswahrheit, als lebendiges, herzdurchdringendes Vorbild dargestellt werden. Wahrlich, es ist nicht schwer, durch Vernunftgründe der Wissenschaft dem Katechismus der Kirchen den Todesstoß zu versetzen; dem lebendigen Evangelium Jesu aber kann nichts bei. Das Evangelium Jesu nimmt alle Welt- und Lebensformen in sich auf und findet sich mit ihnen ab; der Reiche wie der Arbeiter kann in ihm seine Rettung finden, und der Glaube, den das Evangelium verlangt, wird sich mit der Naturwissenschaft recht wohl vertragen. Ich rede hier von der exacten Naturwissenschaft, nicht von den Philosophen und Auslegern derselben, welche eben auch nichts anderes als Pfaffen sind in ihrer Art. — Und wenn alle Kirchen fallen: der Glaube an den Heiland muss dem Menschengeschlechte gerettet werden; Jesus ist die einzige geschichtliche Person, welche vermitteln kann, denn in deren Verehrung sind alle gesitteten Völker und Parteien einig.

Wenn die Arbeiterschaft sich thatsächlich mehr an den „großen Socialdemokraten“ Jesus Christus halten wollte, so würde ihr das für ihre Parteizwecke gar nicht schaden. Die Religion des ledigen und thierischen Eigennutzes, wie der Materialismus sie gibt, mag für Krieg und Revolution gut sein, für ein geordnetes Leben lässt sich damit nicht auskommen, und wenn die Arbeiter eine Culturrolle in der menschlichen Gesellschaft spielen wollen, so müssen sie sich nach einem besseren, sittlicheren Halt umsehen, als es ihr Evangelium des rohen zersetzenden Materialismus ist. Heute ist man geneigt, den religionslosen Pöbel und die Socialdemokraten für eins zu erklären. An den Arbeitern ist es, zu zeigen, welch ein Unterschied zwischen beiden besteht. Gelingt es, in der Gesellschaft das Misstrauen und die Furcht vor dem Arbeiter zu zerstreuen, dann ist es gewonnen. Doch an den Arbeitern allein liegt es nicht! Wer Göhres Buch gelesen hat, der muss mit dem Verfasser nachdrücklich verlangen, dass der Staat, die Kirche, das Bürgerthum dem Arbeiterstande entgegenkomme. Vor allem muss ihm bessere Gelegenheit gegeben werden zu seiner geistigen Ausbildung auf normalem Wege, zur Bildung seines Gemüthes. Heute stillt der Arbeiter seinen Wissensdurst größtentheils an den Schriften von Demagogen und Phan-

noch als Lohnerhöhung wünschen sie Verkürzung der Arbeitsfrist, um Zeit zu gewinnen zur geistigen Ausbildung. Sie wollen nicht ausgeschlossen sein von dem modernen Geistesleben; was andere Stände lernen und wissen, das wollen sie auch lernen und wissen. Das sind doch gewiss gerechtfertigte Ansprüche. Wenn freilich ein Theil der Arbeiter seinen erhöhten Lohn und seine freie Zeit benützt, um zu trinken und ein liederliches Leben zu führen, so schadet das dem Ansehen und dem Erfolge der Bewegung, nichtsdestoweniger bleibt diese gerechtfertigt und löblich.

Für die staatliche Zusammengehörigkeit ist noch viel Sinn vorhanden, für die Nationalität wenig, für den Antisemitismus gar keiner. Den Kaiser Wilhelm II. achten sie, den verstorbenen Kaiser Friedrich III. beten sie an, den Bismarck hassen sie alle ohne Unterschied bis aufs Blut. — Übrigens versichern sie immer wieder, ihr Ziel nicht durch Gewalt, sondern auf friedlichem Wege erreichen zu wollen. Am meisten gelitten hat durch die socialdemokratische Agitation bei den Arbeitern die alte Weltanschauung und die religiöse Überzeugung. Das Christenthum ist in der deutschen socialistischen Arbeiterwelt soviel als ausgerottet. Eine große Literatur, von Halbgebildeten für Halbgebildete geschrieben, hat den Arbeitern die moderne Naturwissenschaft und ihre Philosophen Häckel, Büchner, Hartmann u. s. w. in ihrer Art übermittelt; der Arbeiter hat sich daraus eine radical materialistische Weltanschauung gebildet: es gibt keinen Gott, kein unsterbliches Leben, kein geheiligtes Sittengesetz, alles nur vernunftloses, starres Naturgesetz; jeder Mensch solle sich's auf Erden so gut sein lassen als möglich, denn mit dem Tode ist alles aus. Die Religion, die Kirche ist nur da, um das Volk im Zaum zu halten und dem Reichen diese Welt zum Himmel zu machen. Die Reichen und Gebildeten und die „Pfaffen" glauben selber nichts, wollen aber den Armen den Glauben aufzwingen, damit diese sich geduldig knechten lassen. — Das ist die Meinung der socialdemokratischen Arbeiter aller Culturländer von heute; das läſst sich nicht mehr leugnen. Die Kirche hat es nicht verstanden, der mit einer neuen Naturwissenschaft hereinbrechenden Glaubenslosigkeit zu steuern — es wäre aber möglich gewesen. Die Kirche hält trotzig fest an ihren alten Formen, scholastischen Dogmen, kalten Theorien, nicht einen Schritt kommt sie der neuen Zeit entgegen. Welch ein Religionsunterricht in den Schulen? Altes Testament und Katechismus, seelenloses Auswendiglernen unverstandener, nichtgefühlter, daher für thöricht gehaltener Dinge. Lauter Äußerlichkeiten, Heiligthümer des kirchlichen Cultus. Wie wenig aber von der großen göttlichen Persönlichkeit Jesus Christus, von seinem Worte und Evangelium, von seinem Geiste! — Ich habe vor einiger Zeit in diesen Blättern Klage geführt über das Sichvordrängen des Katechismus auf Kosten des Evangelismus in den Schulen; bin dafür von der Geistlichkeit fast gesteinigt worden. Nun führt der Theologe Paul Göhre dieselbe Klage sowohl gegen die katholische, als auch gegen die evangelische Kirche und macht die schlechte Art des Religionsunterrichtes mit verantwortlich, dass der ganze socialdemokratische Arbeiterstand vom Christenthume abgestanden und dem Atheismus verfallen ist. Das Einzige, so setzt Göhre bei, ist den Arbeitern allen noch geblieben: die Achtung und Ehrfurcht vor Jesus Christus. Zwar sehen sie in ihm nur einen Menschen, aber einen, dem an Größe und Liebe zu den Mitmenschen keiner gleichkommt, der dem Menschengeschlechte helfen wollte und sich für dasselbe aufgeopfert hat. In dieser Ansicht, in diesem Gefühle sind sie alle einig. Und in sehr vielen Ar-

Kleine Laube.

Der Glöckner von Hildesheim.

Gedicht von Robert Hamerling.

Im Hildesheimer Wappen,
Da steht ein Jungfräulein;
Die Hildesheimer setzten
Zu ew'gem Dank sie drein.

Das Mägdlein, wisst, im Leben
Mitleidig war's und fromm,
Und hat die größte Glocke
Gestiftet in dem Dom.

Und nach des Mägdleins Willen
Die Glocke lieblich klang:
Geläutet wird alltäglich
Sie eine Stunde lang.

Dem Glöckner, der die Glocke
Geläutet immerzu,
War ausgesetzt als Jahrlohn
Ein Thaler und ein Schuh.

Das stundenlange Läuten,
Das störte manchen Gauch;
Da ließen sie verfallen
Den guten alten Brauch.

Von Stund' begann's zu spuken
Im Dom zu Hildesheim:
Im Chor und Sakristeien
Rumort' es nachts geheim.

Maulschellen unsichtbare,
Von links und rechts bekam
Beim Uhraufzieh'n im Thurme
Der Glöckner lobesam.

Der trug es eine Weile,
Zum Letzten aber trat
Mit Unmuth in der Seele
Der Wack're vor den Rath:

„Ihr Herrn, befehlt zu läuten,
Zusetzt die Maid mir heiß!" —
Die Väter überlegten's
Und sprachen: „Nun, so sei's!"

Und wieder scholl die Glocke,
Jungfräulein kam zur Ruh;
Die Stadt gedieh und blühte,
Und jährlich immerzu

Bekam den Schuh der Alte,
Den Thaler auch dabei;
Den Schuh, den ließ er stehen
Ein Jahr', dann hatt' er zwei.

Der ewige Jude im Hausleiten-Wald.

Volksmärchen aus Niederösterreich, erzählt von Koloman Kaiser.

Dass der ewige Jude sich auch einmal im Hausleiten-Wald aufgehalten hat, werden alle wissen, die ihn dort gesehen haben; und die ihn nicht gesehen haben, können es glauben. Denn wenn's nicht wahr wär', thät ich's jetzt nicht erzählen.

Also der ewige Jude saß einmal — es war im Herbste und die Blätter fielen von den Bäumen — im Hausleiten-Wald auf einem dürren Stock, stützte seinen schneeweißen Kopf traurig in die Hände und starrte in den Erdboden, als ob er schon hineinsinken wollte. Nach einiger Zeit vernahm er hinter sich ein Geräusch, und wie er sich umwandte, sah er ein altes, schwaches Mütterchen, das mit

tasten: vom Staate ist er völlig verlassen. Der Arbeiter will nicht immer nur Lohnerhöhung und Theilnahme am Gewinne, die Einsichtsvolleren darunter begehren vor allem Achtung und Anerkennung. Der Arbeiter will nicht als willen- und gedankenloses Werkzeug, als Maschine behandelt werden, sondern als kraftvoll und originell mitwirkender Mensch. Er will eine größere geistige Freiheit haben und Mitdenker sein über die höchsten und tiefsten Probleme der Menschenseele. — Paul Göhre glaubt nicht an einen mit Gewalt drohenden Charakter der Arbeiterbewegung, aber für möglich hält er eine allgemeine wilde Empörung, für den Fall, als anders für den Arbeiter nichts zu erreichen wäre.

Die Arbeiterbewegung gährt in allen civilisierten Staaten und hemmt die volkswirtschaftliche Entwickelung. Jeder dieser Staaten glaubt, den größten und drohendsten Feind innerhalb seiner Grenzen zu haben. Warum dann die ungeheueren Kriegsrüstungen nach außen hin? Oder soll das nur eine Heeresbereitschaft gegen die Revolution bedeuten? Klüger und weniger kostspielig als solche Rüstungen dünkte es mir, dem Arbeiterstande in aller Weise zur Verwirklichung seiner gerechten Wünsche behilflich zu sein. Zur Klärung und Annäherung dürfte das Werk: „Drei Monate Fabriksarbeiter und Handwerker“ viel beitragen. Bisher ist in den oberen Ständen das warme Verständnis und Interesse für das Schicksal des vierten Standes noch zu gering; man wird in naher Zukunft andere politische und sociale Fragen ein wenig zurückdrängen müssen, um einer neuen, überaus bedeutsamen, weltbewegenden Frage, der Arbeiterfrage, gerecht zu werden.

P. K. R.

Wieder ist ein — und so weiter.

Wieder ist ein Jahr verflossen
In das Meer der Ewigkeit“,
Also dichten Dichterlinge
Jedes Jahr zur selben Zeit.

Doch dem Geist im Setzerkasten
Ward das Späßchen endlich fade,
Heimlich griff er in die Lade,
Setzte hurtig dienstbereit:

„Wieder ist ein Meer verflossen
In das Jahr der Ewigkeit.“
Ob des niederträchtigen Wichts
Wollte Dichter sich erschießen,
Doch die Leser — merkten nichts.

M.

Ein Gruß dem Unsterblichen.

Zur Wiederkehr des 101. Geburtstages von Franz Grillparzer.

Wie schmückt dich stolz des Ruhmes Lorbeerkranz,
Den du, ein wahrer Dichter, dir errungen.
Was du aus Leidenstiefen uns gesungen
Macht still erbleichen Epigonenglanz. —
Wie Blitz und Donner war dein zündend Wort,
Zogst du hervor gespensterhafte Schatten,
Die Schuld und Frevel einst erzeuget hatten.

Dein Preislied galt der schuldbefreiten Brust.
Von allen Lebenszielen galt hienieden
Dir eines nur: des Innern stiller Frieden.
Verdächtig war dir niedere Sinnenlust. —
Die Jagd nach Ruhm galt dir als eitles Spiel.
Sich und die innern Feinde zu bemeistern,
Nach Schönem Sehnsucht wecken und begeistern
Dein Volk für Wahrheit, war dein höchstes Ziel.
Und als zu Gott dein Genius kehrt' wieder,
Sang er dem Ideal noch „hohe Lieder!"

Moriz Hempel.

Ein Schreiben

des Finanzministers an den Unterrichtsminister.

Lieber Excellenz-College!

Du wirst schon entschuldigen, wenn ich mir mit diesen Zeilen etwas vom Herzen schreibe, was mich schon lange drückt, ja mir nachgerade meine Stellung verleidet.

Ich finde nämlich, dass unter uns Ministern das gemeinsame Zusammenwirken zum Wohle des Staates einiges zu wünschen übrig läst. Um dir gleich klar zu werden: gerade das Ministerium für den Cultus und Unterricht ist es, gegen welches ich Klagen zu führen habe. Nicht nur, dass der Cultusminister den Finanzminister nicht unterstützt, bereitet er ihm auch noch mancherlei Schwierigkeiten in Ausübung seines Berufes, die Finanzen des Staates zu ordnen und Geld zu schaffen. Vor allem auf hohe Steuern bin ich angewiesen, diese sind aber nur möglich, wenn im Lande viel Bewegung, Consum und Luxus herrscht, besonders rechne ich auf den Verbrauch geistiger Getränke. Was thut aber dein Ressort, der Cultus, der Unterricht? Er predigt den Leuten Einfachheit, Genügsamkeit und Nüchternheit. Das nebenbei, ich weiß, du wirst dich nach deiner Art rechtfertigen. Was hingegen soll ich sagen über dein geradezu feindliches Verhalten gegen meine älteste und ergiebigste Geldquelle, die kleine Lotterie? Ich setze alle Hebel in Bewegung, um dieses schöne Institut zu fördern und selbes dem Volke immer mehr zugänglich zu machen; ich sinne stets auf Mittel, die Leute für meine Lotterie zu erwärmen, zu locken, die ihnen daraus ersprießenden Vortheile ins hellste Licht zu stellen. Und du, mein lieber Unterrichtsminister, erdreistest dich, in den Schulen vor allen Gewinnstspielen, besonders vor der Lotterie zu warnen, mein über das ganze Reich so sorgfältig ausgespanntes Institut nachgerade als unmoralisch zu discreditieren! Und das Schlimmste kommt noch. Du weißt, wie sehr meine Staatscasse auf den Ertrag des Tabaksmonopols angewiesen ist. Und du verbietest in den Schulen den Knaben das Rauchen! Ja, lieber Gott, wann sollen die Leute das Rauchen denn lernen, wenn nicht als Knaben? Der gereifte Mann ist dazu wahrlich nicht mehr zu haben. Und wie viel Einkommen entgeht dem Staate, wenn ein Drittheil des Menschenlebens, die kostbare Jugendzeit, für das Rauchen brachgelegt wird!

Lieber Excellenz-College! Ein Vorschlag zur Güte. Wenn ich, der Finanzminister es bin, der dir deine Kirchen, Volks-, Bürger- und Hochschulen von staatswegen fundiert, so wirst du loyalerweise die Jugend patriotisch erziehen, d. h. so, dass ein steuerstarkes Volk heranwächst. Besonders wirst du die jungen Leute begeistern für das öffentliche Glücksspiel, bei welchem ich die höchste Steuerschraube anlegen kann. Du wirst den Segen der kleinen Lotterie erörtern lassen und darauf aufmerksam

einer schweren Bürde Holz auf dem Rücken aus dem Thale heraufkam.

Sie keuchte und seufzte und wollte alle Augenblicke niederfallen. Wie sie beinahe heroben war, verließen sie die Kräfte, und stöhnend brach sie zusammen und blieb wie todt liegen. Der ewige Jude, der auch einen unsicheren Gang hatte, schritt langsam auf sie zu und sprach zu ihr: „No, Frau Mutter! geht's nimmer? Ist die Bürde halt recht schwer!“ — „Ih! das just nicht“, antwortete die Bäuerin, „hab' schon viel schwerer getragen; aber alt bin ich halt, und die Kräfte verlassen mich. Ja, ja, die Kräfte! O mein Gott und Herr!“ —

Wie der ewige Jude von unserem Herrgott reden hörte, schlug er die Augen nieder, wie ein armer Sünder, und verhüllte sein Gesicht. Und nach einer Weile klagte das Weib: „Ach! wenn ich nur noch ein Jahr leben könnte! Aber ich verspür's, ich muss sterben, sterben!“ Da schöpfte sie noch einmal tief Athem, machte dann die müden Augen zu, neigte den Kopf auf die Brust und war todt. — Jetzt nahm der ewige Jude eine Miene an, so hart und streng, wie ein grauer Steinfelsen und schaute die Todte lange an. Dann sprach er: O du glückliches Weib! Bist höchstens achtzig Jahre alt und hast so schön sterben können! Ich wandere nun schon zweitausend Jahre in diesem Jammerthale herum und kann nicht sterben!“ Und jetzt that er etwas Merkwürdiges: Er machte die Holzbürde von der Bäuerin los, hieng sich dieselbe selbst auf den Rücken und gieng damit ein Stück fort. Es schien, als wollte er in seiner Verzweiflung versuchen, ob er nicht auch unter ihrer Last zusammenbrechen und seinen Geist aufgeben könnte. Er wurde wohl müde, wankte hin und her und keuchte, aber sterben konnte er nicht. Da kam ein Jäger und schrie ihn an: „He! stehen bleiben, alter Holzdieb, oder ich schieße!“ Das war dem ewigen Juden gerade recht, und er eilte, so geschwind er eben konnte, weiter, in der Hoffnung, der Jäger werde thun, was er gesagt hatte, und ihn von seiner Qual endlich erlösen. Und richtig, der Jäger schoss. Aber o weh! nicht der vermeintliche Holzdieb, sondern der Jäger selbst war getroffen und sank todt zu Boden. Denn die Kugel konnte dem ewigen Juden, der verdammt ist, immer und ewig auf Erden zu leben, nichts anhaben, sondern war zurückgeprallt und hatte dem Jäger das Herz durchbohrt.

Durch den Schuss aufmerksam gemacht, waren indessen einige Holzhacker, die im Walde gerade arbeiteten, herbeigeeilt und sahen, was geschehen war. Da erhob einer das Gewehr und schrie: „Gewiss hat's der Höllenhund dort gethan!“ Und in demselben Augenblicke krachte der zweite Schuss. Aber wieder war nicht der ewige Jude, sondern der, welcher den Schuss abgefeuert hatte, getroffen. Da erschraken die Männer und meinten, hier gehe es nicht mit rechten Dingen zu. Und der Alte, der die Holzbürde wieder abgelegt hatte, richtete sich jetzt hoch auf und sagte: „Schießt zu, wenn ihr todt sein wollt. Mich werdet ihr nicht treffen! Denn jede Kugel, die ihr auf mich abfeuert, kehrt zurück und trifft euer Herz. O! könntet ihr mir das Leben nehmen, ich wär' euch dankbar. Aber alles ist umsonst und vergebens. Wie für eueren Tod noch kein Kräutlein gewachsen, so ist für mein Leben noch keine Kugel gegossen. O! es ist hart und schrecklich! Immer und ewig muss ich leben und leiden und kann nicht sterben. Denn wisset, ich bin der ewige Jude!“ —

Wie die Holzhacker das hörten, liefen sie erschrocken davon. Der alte, müde ewige Jude aber nahm seinen Wanderstab und wanderte traurig weiter. Kein Mensch weiß, wohin er sich gewendet, wie er lebt und wo er sich jetzt aufhält. Vielleicht kommt er wieder einmal in den Hausleiten-Wald nach hundert oder zweihundert Jahren. Möglich kann's schon sein. Wir aber werden ihn wahrscheinlich nicht mehr sehen. Denn wir sind glücklicher als er: wenn unsere Zeit aus ist, können wir ruhig sterben, und das ist auch was wert.

über die Sache sprechen, als es Graf Moltke gethan.

Bismarck wurde auch eines Tages angegangen, auf die Abschaffung der Kriege hinzuwirken. Er antwortete, er sei von der Gegenwart zu sehr in Anspruch genommen, um sich mit der Möglichkeit einer Zukunft befassen zu können. — Damit gibt Bismarck die Möglichkeit des Weltfriedens in der Zukunft zu. Am Ende, mein Guter, höhnen Sie nun auch die beiden Schwärmer Moltke und Bismarck. R.

Aphorismen

von Konrad Timm.

Zwiefache Wahrheit.

Die Wahrheit glaubt ihr zu verkünden,
Und kündet doch nur eure Wahrheit!

Wahrheit.

(An die Schwarzseher.)

Alles Heitre dünkt euch Spiel!
Nur das Düstre scheint euch Klarheit,
Da das Düstre — euch gefiel!
Leicht, o Freund, ist alle Wahrheit!
Lern' im Dunkel sie ergründen,
Doch als Lichtes sie verkünden!

Gestern konnt'st du wollen,
Heute musst du müssen.
Lass dich's nicht verdrießen:
Hast's nicht besser wollen.

Wenn ein Hallunke seine Spitzbubenstreiche recht triftig vor euch entschuldigen will, so wird er als besonders mildernden Umstand anführen, die Menschen seien leider Gottes auch gar zu dumm.

Es gibt eine Sorte Menschen, die sich nur dann vollkommen glücklich fühlen, wenn sie sich so recht nach Herzenslust über irgend etwas — ärgern können. Zum Glück liegt ihrem beständigen Glücke nichts im Wege: haben sie eben zeitweilig keinen Grund zu Unmuth irgend welcher Art, so ist ihnen dieser Umstand Anlass genug, um ärgerlich zu sein.

Nicht nur das, was uns gehört, ist unser eigen.

Ein Schriftsteller, der noch keine allgemeine Anerkennung gefunden, sollte sich weislich hüten, seine Arbeiten im Manuscripte in Freundeshand circulieren zu lassen. Die Menschen sind zwar lange nicht mehr so naiv, an etwas zu glauben, bloß weil es gedruckt ist — auf alle Fälle aber muss eine Sache gedruckt sein, damit sie daran glauben sollen.

Sich selbst genügen — das leichteste oder das allerschwerste: je nachdem, was der Kerl wert ist.

Es gibt Menschen, die uns schon durch die vornehm „ruhige Hoheit" ihrer Körperhaltung, durch das gunstvolle Neigen ihres Hauptes, die Majestät ihres Blickes — die uns durch jede Bewegung ihrer erhabenen Gliedmaßen die ganze unermessliche Huld empfinden lassen, die sie uns dadurch erzeigen, dass sie auf der Welt sind.

Wüssten gewisse junge Damen, wie wenig begehrenswert sie gerade durch ihre Koketterie in den Augen der meisten Männer erscheinen, sie würden sicher nicht länger Bedenken tragen — natürlich zu sein.

Es ist lustig anzusehen, um wieviel manierlicher man einen Menschen abthut, wenn man ihn persönlich vor sich hat, als wenn man ihn in contumaciam executiert.

Der Mensch gewöhnt sich an alles, bei „glücklicher" natürlicher Anlage sogar an seinen Schmerz, und es gibt nicht nur Menschen, die ihr Unglück am Ende lieb gewinnen und seinen Verlust schmerzlicher empfinden als seinen Bestand, sondern sogar Unglückliche, die mit ihrem Schmerze — kokettieren.

Wenn ein durchtriebener Gauner einen bornierten ehrlichen Menschen be-

machen, dass der Spieler bei derselben unter allen Umständen gewinnt. Macht er einen Treffer, so gewinnt er als Individuum, verliert er den Einsatz, so gewinnt er als Staatsbürger.

Ferner sollten deine Organe darauf bedacht sein, den Staatsbürger schon in früher Jugend zum Rauchen anzuhalten. Ich würde vorschlagen, schon in der Volksschule eine obligate Rauchlehrstunde einzuführen und vielleicht ein Prämium auf den Schüler zu setzen, der beim Austritt aus der Schule die meisten schlechten und theueren Cigarren zu rauchen vermag. Die Mädchen könnten, wie ich glaube, mit geringer Mühe für Cigarretten geschult werden. Der Gewinn für die Staatscasse würde ein horrender sein, und das Wohl des Staates vor allem ist es, das uns am Herzen liegen muss.

Also, lieber College, ich rechne auf dein patriotisches Entgegenkommen und bin — wenn es gewünscht werden sollte — zu weiteren Vorschlägen gerne bereit.

Mit collegialem Gruße dein wohlaffectionierter

N. N.,

Finanzminister."

Vorstehendes Schreiben wurde uns von vertrauenswürdiger Seite zur Veröffentlichung eingeschickt. Fast glauben wir aber Gründe zu haben, an der Echtheit desselben zu zweifeln; nichtsdestoweniger drucken wir es guten Muthes ab. Sollte der Brief eine Mystification sein, so wird er ja wohl officiell dementiert werden.

Die Red.

Friedfertige Antwort

auf eine kriegerische Zuschrift.

Ein wenig windschief, Bester, ist Ihre Philosophie über den Krieg. Wenn Sie für den Krieg schwärmen, weil große Dichter ihn besungen haben, so schwärmen wir aus demselben Grunde für den Frieden. Der Friede gieng nämlich auch nicht ganz leer aus bei den Classikern, wenn Sie vielleicht einmal nachschlagen wollen. Sie sind für zukünftige Kriege auch darum, weil sonst — wie Sie sagen — die Rütlifeste in der Schweiz und die Sedanfeste in Deutschland keinen Sinn hätten. Wir sind auch ein Freund von guten Festessen und schönen Festreden, haben aber lieber, wenn dieselben dem Frieden gelten, als dem Kriege. Sie sagen es der Phrase eines Zeitungsblattes nach, dass man mit Phrasen keine Weltgeschichte mache. Wir glauben, ein vernünftiger Mensch habe etwas Besseres zu thun, als „Weltgeschichte machen". Diese macht sich schon selbst und kehrt sich sehr wenig daran, wie sie in den Zeitungen gemacht wird — die Zeile zu acht Kreuzer. — Nein, ganz so unsinnig ist der Abscheu vor dem Kriege nicht, als Sie zu glauben scheinen.

Einst wandte sich jemand an einen großen Feldherrn mit der Frage, was er von dem Werte und der Möglichkeit des Weltfriedens halte. Feldherren pflegen sonst nicht Leute zu sein, die für den Frieden schwärmen, der Gefragte aber gab zur Antwort: „Glücklichere Verhältnisse können erst eintreten, wenn alle Völker zur Erkenntnis gelangen, dass jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist. Diese Überzeugung herbeizuführen, vermag auch die Macht unseres Kaisers nicht; sie kann nur aus einer besseren religiösen und sittlichen Erziehung der Völker hervorgehen, — eine Frucht von Jahrhunderten weltgeschichtlicher Entwickelung, die wir beide nicht erleben werden." Und der Mann, der so sprach, war kein anderer als Feldmarschall Graf Moltke. Ist in seinen Worten davon die Rede, dass der Krieg in der göttlichen Weltordnung bestimmt sei? Prägen Sie sich seine Worte ein: „Jeder Krieg, auch der siegreiche, ist ein nationales Unglück. Diese Überzeugung kann nur aus einer besseren religiösen und sittlichen Erziehung des Volkes hervorgehen." — Die größten Idealisten der Friedensliga können nicht anders

beschäftigter Irrenarzt." — „Wie, ein Irrenarzt? Ich sehe ihn ja in Privathäusern behandeln." — „Eben; die ihn holen, sind alle verrückt."

Gerichtspräsident: „Sie sind schon so oft bestraft, fühlen Sie denn nie Gewissensbisse?" — Angeklagter: „Ick fühl wohl was dergleichen, Herr Präsident, aber ob et jrade Jewissensbisse sind, wees ick nich."

Empfindlich. Pfarrer (auf der Kanzel): „So einem verstockten Bösewicht wäre besser, er hätte einen Mühlstein am Halse und würde damit ins Meer versenket, wo es am tiefsten ist!" — Michel: „Du, genge ma' — die Stichelei vom Pfarrer werd' aam z'wida!"

Dem Confirmationsunterricht im Dorfe Zippelsheim wohnen dann und wann auch Erwachsene bei. Neulich handelte es sich um das siebente Gebot. Pfarrer: „Saget mir, Kinder, auf welch verschiedene Weise kann man sich wohl gegen das siebente Gebot: «Du sollst nicht stehlen» versündigen?" — (Die Kinder geben keine Antwort.) — Da wendet sich der Pfarrer an einen der Erwachsenen: „Nun, Müller Schnipfele, sagt Ihr uns doch einmal, wie man sich im gewöhnlichen Leben gegen dieses Gebot vergeht?" — Schnipfele: „Herr Pfarrer, das geht mich nix mehr an — mei Sohn hat jetzt die Mühl'."

Zu einem Berliner „Gigerl", welcher im Gehen mit einer Reitpeitsche spielend sich über die eigenen Waden schlug, äußerte ein neben ihm gehendes Weib in mitleidigem Tone: „Aber lieber juter Herre, laaßen Se doch des arme Vieh zufrieden!"

Circus-Besitzer: „Wie kommen Sie denn dazu, mir für neunundvierzig Tage Fütterung für mein Kameel zu berechnen — es war doch nur eine Woche bei Ihnen!" — Stall-Besitzer: „Sie vergessen, dass ein Kameel sieben Mägen hat!"

Gesetzeshärte. Als in einem süddeutschen Staate das Gesetz bekannt gegeben wurde, dass vor dem vollendeten sechzehnten Lebensjahre keine Jungfrau heiraten dürfe, rief ein zwölfjähriges Mädchen zürnend aus: „O, diese Gesetzmacher! Das Leben ist ohnedies so kurz!"

Boshaft. Frau: „Reizend find' ich die Frau Assessor. Ich hab' auch schon innige Freundschaft mit ihr geschlossen." — Mann: „Gegen wen denn?"

Gute Idee. „. . . Ja, meine Herren, gute Ideen muss der Mensch haben — das ist die Hauptsache! Da war ein Schulkamerad von mir, ein gewisser Schulze — er wurde Chemiker — den hat eine einzige gute Idee zum reichen Manne gemacht!" — „Und welche war das?" — „Er hat 'ne reiche Frau geheiratet!"

Ländlich-sittlich. Dorfrichter: „Du hast nun 'mal der Resi die Eh' versprochen, und dein Wort musst du halten. Sie will dich aber von dein'm Versprechen entbinden, wenn du ihr Abstandsgeld zahlst — sie verlangt hundert Mark." — Bauernsohn: „Was! Hundert Mark? Nee, dös is sie nit wert! Da heirat' i 's halt liaber!"

Immer gemüthlich. Ein Berliner kehrt spät in der Nacht von einer schweren Sitzung in das eheliche Schlafgemach zurück. „Jotte doch", klagt die Frau, „schon zwee Uhr! Schämst du dir denn jar nich, dass es schon so spät is?" — „Awer Liese, hab' dir doch nich um nischt nich. Wäre ick zu Haus jeblieben, na, denn wär' et doch jetzt accurat so spät."

Cavallerie-Rittmeister: „Sie wollen mich nicht, meine Gnädige? Na — in Gottesnamen, ich kann's nicht ändern! Aber thun Sie mir den einzigen Gefallen und nehmen Sie wenigstens keinen — Infanteristen."

Durchschaut. Lebemann: „Geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter — ich kann ohne sie nicht mehr leben!" — Bankier: „Aber warum soll denn

trügen will, und irgend ein tückischer Zufall macht ihm einen Strich durch seine Rechnung, so fragt er euch entrüstet nach einer Gerechtigkeit innerhalb der intellectuellen Weltordnung.

Die Lakaien auf dem Bocke kommen sich immer unendlich bedeutender vor, als Monseigneur in der Carosse.

Man hat noch immer die Kraft, einen leidlich guten Menschen aus sich zurechtzustutzen, solange man noch glaubt, ein nicht gar zu schlechter Kerl zu sein. — Glaubt man aber erst einmal, man sei ein rechter Teufel, so begibt man sich auch unfehlbar auf den nächsten Weg, der in die Hölle führt.

Eine sonderbare Ordination.

Eine eigenthümliche Doctorprüfung hat vor kurzem ein junger Mann in einer österreichischen Universitätsstadt bestanden. Herr B. — dies der Promovierte — gieng vor der Wohnung eines wohlhabenden Fabrikanten just in dem Augenblick vorüber, als eine schöne Frau, die am Fenster saß, durch eine unvorsichtige Bewegung ein Buch auf die Straße fallen ließ. B. hob natürlich das Buch auf und beeilte sich, es seiner Eigenthümerin zu überbringen. Nachdem er als „ehrlicher Finder" gedient hatte, wollte er sich wieder entfernen, aber er wusste nicht wie, es entspann sich rasch ein Gespräch zwischen ihm und der schönen Frau. Doch plötzlich schien ihm, als ob die Dame erschrecke. Sie eilte zum Fenster und rief: „Um Gotteswillen, mein Mann kommt!" Jetzt wurde auch B. verlegen. „Wenn mein Mann fremden Besuch findet, ist er in seiner Eifersucht unberechenbar", stammelte sie. Auf diese nicht sonderlich beruhigende Aufklärung wollte B. schleunigst Hut und Stock nehmen. „Das ist zu spät. Sie begegnen schon meinem Gatten an der Thür. Bleiben Sie, ich werde Sie als den Arzt vorstellen, den ich wegen eines plötzlichen Unwohlseins rufen ließ." B. hatte nicht mehr Zeit, die ehrenvolle Ernennung abzulehnen, der Gatte, ein hochgewachsener Herr unbestimmbaren Alters, trat eben in den Salon. Der forschende Blick, mit dem Herr S. den Fremden begrüßte, wich sofort, als die junge Frau mit leiser Stimme dessen Anwesenheit erklärt hatte. „Die Sache hat nichts zu bedeuten", meinte beruhigend der junge Mann, „die gnädige Frau braucht nur ein wenig Ruhe, es ist auch nicht nöthig, dass ich ihr etwas verschreibe." B. fühlte sich erleichtert, als er endlich im Vorzimmer war. Herr S. begleitete ihn dahin, fragte ihn nochmals eindringlichst, ob kein Grund zur Besorgnis vorhanden sei und drückte ihm schließlich mit dankerfüllter Miene eine Zehnguldennote in die Hand. Was sollte B. thun? Er steckte das „ärztliche Honorar" ein.

Lustige Zeitung.

Professor Duselborn ist von seltener Geistesgegenwart und schnellem Entschluss. Eines Tages speist er bei einem Collegen, stößt an das Salzfass und verschüttet dessen ganzen Inhalt. „O bitte tausendmal um Entschuldigung!" ruft er der ihm gegenübersitzenden Hausfrau zu und schüttet sein Glas mit Rothwein sorgsam über das Salz.

Recht munter. „Guten Tag, Herr Schulze, was essen Sie denn da?" — „Käse!" — „Wie ist er denn?" — „Ich danke — er ist recht munter!"

Schwäbisch. Bauer (der von einem Gaul an den Kopf getroffen wurde, zum Bader): „I' sag' nur, wie mi' dees Viech g'rad an so ana saudumma Stell' hat treff'n könna!"

Verkehrte Auffassung. Arzt (sondierend); „In welcher Gegend haben Sie sich denn wehe gethan?" — Patient: „In der Gegend der Stadtkirche, Herr Doctor!"

„Kennen Sie den Doctor, der eben vorübergieng?" — „Ja, er ist ein

Seufzer. — Dös is da dritt. Fallt da Baur um wia a Stock, da Mehlsack pumpst ins Gras und spring auseinand. Die Sau san ganz vawundert und rennen all zsamm, der großi Bakauna gspürt's Mehl und hebb an z' fressn. Da thuat da Baur a wenk d' Augn auf, und wia r dös gsiacht, macht r a Faust und sagg: „Du Luada du! wann ih hiazt nit hin war, ih wurd dr scho helfa, dir!"

Bücher.

Don Carlos' Haft und Tod, insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie. (Wien und Leipzig. Wilh. Braumüller 1891.)

Leopold von Ranke gebührt das Verdienst, zuerst das Dunkel, in das die Geschichte des spanischen Infanten Don Carlos, des unglücklichen Sohnes Philipps II., gehüllt war, aufgehellt zu haben.

Dieses Verdienst Rankes erkennt Max Büdinger, der auf Grund eines umfangreichen, bisher nicht verwerteten Materials über die Geschichte des Don Carlos eine neue und abschließende Untersuchung kürzlich veröffentlicht hat, völlig an. Er entrollt ein farbenreiches Bild von dem schmerzlichen Kampfe, welchen König Philipp II., ein so geistesstarker und mächtiger Fürst, gegen die ziellosen Ansprüche und gefahrvollen Absichten seines schwachsinnigen Thronerben führen musste, welchen Kampf wir im Folgenden kurz zur Darstellung bringen wollen.

Der im Jahre 1545 geborene Thronerbe Philipps II. war, bis er vierzehnjährig seinen Vater persönlich kennen lernte, vorwiegend in kastilischer Umgegend aufgewachsen. Seine Erziehung war nicht dazu angethan, seinen schon in früher Jugend stark hervortretenden Eigenwillen zu dämpfen. Schon als Kind hatte er Freude an Gewaltthätigkeiten und grausamen Handlungen, sah und hörte er doch stets von blutigen Verfolgungen aus religiösen und politischen Gründen. Seine Erzieher hatten auch über eine gewisse Unsauberkeit, besonders aber über Arbeitsscheu zu klagen. Strenggläubig wurde er auferzogen. Dass er, nachdem er älter geworden, ketzerische Neigungen, besonders Sympathien für den Protestantismus gehabt habe, ist durchaus falsch. Philipp II. war, wie urkundlich feststeht, selbst weit entfernt davon, an der correcten religiösen Überzeugung seines Sohnes zu zweifeln.

„Noch weit weniger als sein Vater besaß Don Carlos Neigungen für das Waffenhandwerk, ja überhaupt für körperliche Anstrengung und Abhärtung. Er war so schwach, dass er als 21jähriger junger Mann seine 13 Tage alte Schwester Isabella während des Taufactes nicht halten konnte. Weder an einer Hochwildjagd noch an einem Turnier hatte er theilgenommen, zu Pferde ist er nur selten gestiegen. Schuld an seiner körperlichen Schwäche war ein Wechselfieber, an dem er infolge der Unfähigkeit der spanischen Ärzte drei Jahre hinter einander litt; dieses hat auch die bereits vorhandene Neigung zur Schwachsinnigkeit weiter entwickelt und gesteigert. Nach einem Berichte eines Venetianers aus dem Jahre 1563 war Don Carlos „kleinsten Wuchses, von hässlicher und unangenehmer Erscheinung, melancholischer Anlage". Über seine Unfähigkeit zur Regierung war man sich am spanischen Hofe allgemein klar.

Übrigens war Don Carlos sich seiner körperlichen und geistigen Schwäche bewusst und aller Folgen, welche daraus für seine Stellung und Zukunft erwuchsen. Ein Gesandter meldet (1564) seinem Herrn, der spanische Kronprinz sei halb verzweifelt darüber, dass sein Vater seiner so gar nicht achte und er so gar nichts vermöge. Derselbe Gesandte schreibt, Don Carlos habe eine erhöhte Schulter, einen Höcker auf dem Rücken, einen auffallend kürzeren rechten Fuß, eine geringe Lähmung der rechten Seite, eine eingebogene Brust und die Angewohnheit gehabt, den Mund beständig offen zu halten.

Obgleich König Philipp von der Schwachsinnigkeit seines einzigen Sohnes überzeugt war, hegte er noch immer die Hoffnung, dass derselbe doch noch an Leib und Seele genesen könne. Don Carlos setzte, nachdem er eine schwere Krankheit infolge eines Sturzes durchgemacht hatte, selbst alles daran, um zu einer standesgemäßen Ehe und womöglich zu einer unabhängigen Stellung als Regent zu gelangen. Philipp gab seinen oft recht trotzigen Bitten insofern nach, als er ihm am 16. Juni 1564 eine Stelle im Staatsrathe gewährte und von da ab ihm regelmäßige Mittheilungen von allen Staatsangelegenheiten machen ließ. Gleichzeitig erhielt Don Carlos auch einen prächtigen Hofhalt, dem der Fürst von Eboli vorgesetzt wurde. Verschiedene Heiratsprojecte tauchten auf, doch wollte sich kein Hof dazu verstehen, Don Carlos eine Prinzessin zur Frau zu geben. Infolge dessen ergab er sich Ausschweifungen und ließ seiner maßlosen Heftigkeit immer mehr die Zügel schießen.

So stand es um Don Carlos, als ein Ereignis eintrat, das seine Katastrophe zur Folge haben sollte, der Aufstand der Niederlande gegen die spanische Herrschaft.

gerade ich Ihre Schulden bezahlen!"

Die Frau Marquise — so erzählt der Pariser „Figaro" — hat die Scheidungsklage angestrengt. Sie setzt vor Gericht ihre Gründe auseinander. „Aber, meine Gnädige", hält ihr der Vorsitzende entgegen, „Ihr Gatte liebte Sie doch!" — „Möglich", antwortet sie mit bitterm Lächeln — „dieser Mann ist zu allem fähig."

Ein blutjunger Dichter, von freudiger Zuversicht beflügelt, betritt das Zimmer des Schauspieldirectors. „Ich habe ein großes Trauerspiel vollendet, das ich Ihnen übergeben will — es ist ein neuer «Julius Cäsar»!" — „So? Aber der alte ist ja noch ganz gut."

Man spricht über Künstler. Ein alter Weltmann bemerkt: „Ich kenne welche — einige wenige, die bescheiden und talentvoll sind. Ich kenne welche — eine ganze Menge — die talentvoll und unbescheiden sind. Künstler aber, die talentlos und bescheiden sind — die kenne ich nicht."

Was ist die höchste Zerstreutheit? Antwort: Wenn man sich bei Tisch die Zeitung über den Schoß breitet und — die Serviette liest.

Aus der Prinzenschule. Professor: „Wann endete der dreißigjährige Krieg? — Prinz: „1640!" — Professor: „Gott segne Ew. Durchlaucht! Wie viel Jammer und Elend hätten Sie dem deutschen Volke erspart!"

Die drei Seufzer.

Einem Steirer nacherzählt von Hans Frauengruber.

A steirisch Gschichtl will ih vazöhln von an Baurn, der afn Bam sitzt und an Ast absagelt. Kimp der Fleischhacker daher und schreit auffi: „He, Baur, du bist ja gar a Narr! du schneidst ja den Ast ab, af den's d' sitzst — gleih wirst obafliagn." — „Bist aber gscheidt, Fleischhacka!" höhnt der Bauer und sagelt weiter. Da Fleischhacker geht ab weiter, und nach an Rand, wia er zruckkimp, ligg da Baur intern Bam in Gras, macht a dumms Gsicht und sagg: „Oha, hiaz bin ih obagfalln!" — „Hon dr's eh gsagg!" schreit da Fleischhocka. „Gscheidt bist", moant da Baur, „sakrisch gscheidt, ih wett, wann ih dih fragn that, du wuſstest ah, wann ih stirb?" — „Vol's d'n dritten Seufza gmacht hast", schreit der andri, aft bist hin!" — Der Baur geht hoam, und wia er einikimp ba da Thür, lamentiert sein Weib: „Muaſst a Mehl holn, Voda; is ka Staüberl meh da, und die Kinna rewölln vo lauta Hunga." Da Baur greift in Sack, is nix drin; er schaut in d' Brieftaschn, is ah nix drein; er macht's Kastl auf, is scho gar nix drein. Da geht'n sein Armuat z' Herzn und thuat an schwarn Seufzer. „Dös war's erstmal", sagg r zu eahm selm, geht in d' Mühl, und da Müllner hat grad sein zwidern Tag. „Ös habbs allweil an Hunga und ka Geld", fahrt r gleich 'n Baurn an, „bist mr eh noh an Haufn schuldi, wann wirds denn zum zahln? An Sack vulln gib ih dr noh, kost halt a Guldnzettl mehr, dass a Profit dabei is!" Da geht'n Baurn wieda sei Elend z' Herzn. „O du barmherzigi Welt du!" sagg'r zu eahm selm und thuat wieda an schwarn Seufza. Wia r mitn Sack am Bugl dahin geht und d' Sunn höllisch hoaß obabrennt, fallt eahm da zweit Seufzer ein. „O mei Gad'" sagg r, „oanmal noh, aft is 's aus. Is eh ka Lebn af dr Welt!"

Wia er so geht, kimp er üba a Wiesn, da rennen da meni Säu umanand, kuglrund und speckfoast. Bleibb r a wenk stehn und schaut zua: „Uh mei, dö Schönheit und dö Liabn! Und der Bakauna doscht, dös is schau a muatsaubara Kerl! Jessas, dö Schwartn so kruſperlat brotn und a Brot dazua, Essn!" Aft schnolzt r mit dr Zungen und aft rinnt eahm's Wossa in Maul z'samm und thuat noh an schwarn

durch Erdrosselung vollzogen worden; Andere haben dann Enthauptungen zu erfinden vorgezogen. Da fehlte nur noch ein Liebesverhältnis mit der schönen Königin Elisabeth, und dieses hat der Savoyarde Sait Réal in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geliefert. Bis heute wirkt seine Erfindung durch Schillers unsterbliche Dichtung nach.

T. R. Wilh. Altmann.

Unter rollendem Verhängnis. Tragische Naturen und Shakespeare-Charaktere von Wilhelm Stoffregen (Bremen. Selbstverlag.)

In der Shakespeare-Literatur — von einer solchen kann man immerhin reden — verdient das vorliegende Buch einige Beachtung. Der Verfasser schlägt eigene, von der bisherigen Forschung ziemlich abseits liegende Wege ein. Er beginnt mit Othello. Zu allen den Menschen gegebenen Trieben, die „reizen, wirken und als Teufel schaffen müssen, hat die Drangnatur noch einen vorausbekommen — eben den auf dem Grunde ihrer Seele erzeugten, nach Befreiung schmachtenden Drang zum Schaffen, zum Leben, zur Welt". Dieser dämonische Trieb gibt der Natur ihre „reißende Gewalt, entzündet die Einbildungskraft, verleiht einen unsteten, leicht ins Irre führenden Sinn". Und eine solche Natur ist Othello; aus dieser Natur leitet der Verfasser den Charakter und die Handlungsweise des Mohren ab. — Coriolan ist ihm nicht der starre Aristokrat! bei ihm bekämpft Coriolan die Gleichheitsbestrebungen des römischen Volkes nicht, weil sie feindselig die Vorrechte des Adels bedrohen und antasten, sondern weil sein Herrengefühl dieser selbstherrlich aufgährenden fremden Kraft gegenüber nicht ruhig bleiben kann. Seine Persönlichkeit ist so stark ausgebildet, dass er nicht den geringsten Anflug einer Tugend aufzuweisen hat, welche eine Unterdrückung seiner Persönlichkeit voraussetzt. Er erkennt nichts Ebenbürtiges. „Stolz gravitiert Coriolan um sich selbst wie ein Gestirn, das alleine im Weltraum stände." Das ist sein Verhängnis. — Brutus ist „eine schwere Natur, die unter dem Verhängnis eines schweren, träge fließenden Blutes steht". — Lear ist „eine fast pathologische Natur. Die großbewusste anspruchsvolle Gestalt des cholerischen Greises hat zu ihrer Quelle ein unbändiges, fehlerhaftes Herz. Dieser aufrührerische Muskel, seine von stechenden Schmerzen begleiteten Krämpfe, sein ebenso krankhaftes, athemverkürzendes „Schwellen", seine dann aussetzenden, dann wieder überhastenden Pulsschläge sind, machen und bestimmen den König Lear". Da hätten wir also das pathologische Trauerspiel. Der Leser sieht, dass Stoffregen die Shakespeare-Gestalten somatisch auffasst. Nicht gut kommen bei ihm die Frauencharaktere weg; er nennt Shakespeare einen „wenig glücklichen Frauenbildner, dem der Blick für die weibliche Natur als Eigenart versagt war." Cordelia ist ein „monströses Unding, wie alle Shakespeare-Frauen, ein Stück Butter, in das ein Federmesser gefallen". Jedenfalls fehlt es bei diesem Vergleiche an gutem Geschmack. — Hamlet liegt mit der ganzen Welt in Conflict, mit dem Treiben derselben, mit dem ewigen Lauf der Dinge, mit der Menschheit, mit unserem Dasein. Er hegte höher gestimmte Erwartungen und Anschauungen (mit dem Optimismus einer reinen, das Beste erstrebenden Natur), als die Wirklichkeit zu befriedigen und zu bestätigen vermochte. — Am meisten nähert sich Stoffregen der herkömmlichen Beurtheilung in der Besprechung des Macbeth. Macbeth ist bei ihm keine charakteristische Individualität der menschlichen Natur wie andere Shakespeare-Gestalten, er ist ein Mensch, dem Ehrgeiz zur abschüssigen Bahn wird. Obwohl Macbeth in diesem Buche die letzte Stelle einnimmt, so wird der Verfasser gerade im Macbeth dem Dramatiker Shakespeare am meisten gerecht.

—tt—

Literarische Essays. Von Dr. Ernst Gnad. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Wien. Karl Konegen. 1891.)

Es ist in unseren Tagen etwas Seltenes, auf dem Gebiete literarischer Ästhetik und Kritik einem aufgeklärten Geist zu begegnen, der in feinem Stile, mit Ruhe und Würde, ohne Vorurtheil und ohne Uebertreibung uns belehrt und anregt. Ernst Gnad ist, meines Wissens, als solcher Geist viel zu wenig gewürdigt. Und doch wird über Goethe z. B. selten etwas so Treffendes und Duftiges geschrieben worden sein, als diese Essays über Goethes Lyrik, Egmont, Tasso und Faust. Ebenso anmuthend sind die Abhandlungen über Heinrich von Kleist und Leopardi. Geistreich auch ist der Geistreiche behandelt: Heinrich Heine, obwohl ich mit der vom Autor betonten hohen Wertschätzung dieses Dichters nicht ganz einverstanden sein kann. Von besonderem Interesse für uns Österreicher ist der Essay über Franz Grillparzer.

Mir persönlich noch der liebste Abschnitt des ganzen Buches ist der Aufsatz über den Weltschmerz in der Poesie, der — wie gezeigt wird — durchaus keine moderne Erfindung ist. Die neueren Dichter haben das Weltleid nicht entdeckt, sondern es nur vieltönig auszusprechen gelernt. „Doch ist

König Philipp war, wie auch das spanische Volk, von der Nothwendigkeit eines scharfen Strafverfahrens gegen die rebellischen Niederlande überzeugt. Er glaubte die Bestrafung derselben auch dem monarchischen Princip schuldig zu sein, „denn", sagte er, „das Beispiel von Aufruhr und Ungehorsam der Unterthanen eines Fürsten zeigt den Nachbarn den Weg, sich ebenso gegen den ihrigen zu verhalten." Zur Durchführung der harten Strafmaßregeln war nur eine zuverlässige Persönlichkeit, ein fanatischer kastilischer Hof- und Staatsmann, wie Herzog Alba, auf den bekanntlich Philipps Wahl fiel, geeignet.

Da verlangte plötzlich der, wie wir sahen, an Geist und Körper schwache Kronerbe, nach den Niederlanden entsendet zu werden, einmal wollte er dort seine Cousine, die Erzherzogin Anna heiraten, für die er, trotzdem er sie nur aus dem Bilde kannte, eine schwärmerische Liebe hegte, andererseits hoffte er in den Niederlanden mehr als in Spanien seinem Gefallen leben zu können. Doch Philipp schenkte seinem Wunsche kein Gehör. Die Folge davon war, dass Herzog Alba, als er sich von Don Carlos verabschieden wollte, von diesem einen Wuthanfall zu erleiden hatte, der sein Leben zweimal in Gefahr brachte. Kein Wunder, dass nun allen Ernstes daran gedacht wurde, den Prinzen öffentlich für unfähig zur Regierung zu erklären.

Immer mehr machten sich die Zeichen zunehmenden Schwachsinnes bei Don Carlos bemerkbar; er ließ es sich sogar einfallen, an allen Handlungen seines Vaters eine wegwerfende Kritik zu üben. Im Herbst 1567 fasste er den abenteuerlichen Plan, mit Hilfe weiter Kreise der spanischen Bevölkerung nach den Niederlanden zu entweichen, und zwar eventuell mit Gewalt und offenbarer Empörung. In einem Briefe, der seinem Vater nach dem Gelingen der Flucht eingehändigt werden sollte, aber noch vor dem Fluchtversuch in dessen Hände gelangte, zählte er alles das auf, was ihm seit vielen Jahren zuleide geschehen sei; er wolle seine Heimat verlassen, sagte er, weil er so große Kränkungen nicht länger ertragen könne. Zugleich schrieb er an alle einflussreichen Personen und Behörden, sein Vater wolle ihn nicht verheiraten, um die Nachfolge im Reiche seinen Stiefschwestern zuzuwenden, und ermahnt sie zur Treue, wobei er nicht unterließ, jedem das zu versprechen, wovon er wusste, dass es ihm angenehm war. Des öfteren soll er sich auch mit Mordplänen gegen seinen Vater getragen haben, doch erachtete Philipp selbst seinen kranken Sohn trotz aller wilden Reden des vorbedachten Vatermordes für unfähig. Er hielt es aber für nothwendig, nachdem er von Carlos' Absichten Kunde erhalten hatte, die königliche Pflicht, für die Ruhe und Sicherheit seiner Lande zu sorgen, auch seinem eigenen Sohne gegenüber zu erfüllen, dessen Natur und Geistesart nur zu Ausschreitungen und Widersetzlichkeiten führe. Er beschloss, ihn seines Schwachsinns wegen für immer in seinen Gemächern mit aller nöthigen Vorsicht einzuschließen.

Am 25. Jänner 1568 wurde Don Carlos in das Thurmzimmer gebracht, in welchem er bis zu seinem Tode geblieben ist. Es scheint, dass er anfänglich in Tobsucht verfallen und daher gefesselt worden ist. Seine Speisen erhielt er klein geschnitten, nie mehr kam ein Messer oder eine Gabel ihm zu Gesicht. Auch kein offenes Feuer (Kamin) befand sich in seinem Zimmer. Niemand, der zu ihm eintrat, durfte Waffen tragen. Es wurden also die Tobsüchtigen gegenüber noch heute üblichen Vorsichtsmaßregeln eingehalten.

Natürlich musste König Philipp sein Verhalten gegen seinen Sohn seiner Familie und den befreundeten Fürsten gegenüber rechtfertigen. Er that dies in ausreichender Weise. So suchte er den Kaiser Maximilian II. davon zu überzeugen, dass eine Heilung des Prinzen und damit die Möglichkeit seiner Freilassung ausgeschlossen sei. Die Feststellung des mit Tobsucht verbundenen Schwachsinns und die Unfähigkeit des Prinzen zur Thronfolge sprach Philipp klar und deutlich aus.

In Spanien empfand man zwar, wie überall, Mitleid mit dem Prinzen, doch war man allgemein der Ansicht, König Philipp habe gerechte Ursache zu solchem Verfahren gehabt. Niemand dachte daran, den Prinzen zu befreien.

Lange dauerte des Prinzen Haft bekanntlich nicht; infolge von Excessen in Wassertrinken und Speiseenthaltung siechte sein ohnehin schon schwacher Körper dahin; bereits am 24. Juli 1568 starb Don Carlos. Nach dem Rundschreiben, welches dieses Ereignis den auswärtigen Höfen meldete, erfolgte sein Tod „mit solcher Gotteserkenntnis und Reue, dass es allen zu großer Befriedigung und zu Troste bei dem Schmerz und Mitleiden gereichte, welche dieser Fall mit sich bringt".

Darüber, dass Don Carlos' Tod ein natürlicher gewesen ist, kann kein Zweifel herrschen. Trotzdem tauchten in Madrid bald allerhand Gerüchte auf, dass Don Carlos ermordet sei. Da ließ P. Matthieu in seiner Geschichte Frankreichs in Paris drucken, Don Carlos sei wegen Verbindung mit Häretikern von der Inquisition für einen Ketzer erklärt, wegen Mordabsicht gegen seinen Vater aber zur Hinrichtung verurtheilt und diese von vier Sclaven

Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.)

Es ist nicht leicht, und den meisten Eltern geradezu unmöglich, unter der großen Menge von Jugendschriften die wirklich wertvollen herauszufinden. Es erscheint daher nothwendig, auf gute Bücher von bleibendem Werte immer wieder aufmerksam zu machen und solche mit allem Nachdrucke zu empfehlen, wenn sie geeignet sind, auf das kindliche Gemüth erheiternd und veredelnd zu wirken.

Ein solch gutes Buch, das eigentlich keiner weiteren Empfehlung mehr bedarf, sind die Kinder- und Hausmärchen von Theodor Vernaleken.

An Märchenbüchern haben wir gewiss keinen Mangel, an wahrhaft guten jedoch leider keinen Überfluss. Neben Andersens Kunst- und Grimms Hausmärchen gibt es gegenwärtig auf diesem Gebiete kaum etwas so Gediegenes wie Vernalekens Märchen. Dieselben verdienen wegen ihres außerordentlichen Gehaltes an kindlich naiver Volkspoesie die volle Beachtung und Würdigung der deutschen Lehrer und Erzieher im hohen Grade. Aber auch für den Gelehrten sind sie von Interesse. Denn sie können zugleich eine culturgeschichtliche Bedeutung beanspruchen und bilden zu Grimms berühmten Kinder- und Hausmärchen gewissermaßen ein Ergänzungs- und Seitenstück.

Das von der Verlagshandlung würdig ausgestattete Buch ist ganz geeignet, ein echtes und rechtes Volksbuch zu werden. Denn es lebt und webt in diesen harmlosen Phantasiegebilden die lieblichste und lauterste deutsche Volkspoesie von köstlicher Naivetät und ergötzlichem Witz und Humor. Meister Vernaleken, der bestens bekannte Germanist und Schulmann, der Freund und gelehrte Nachfolger Grimms, hat diese schlichten Erzählungen der Volksseele so treu, einfach und wahr nacherzählt, dass die Lectüre derselben nicht nur Kindern, sondern auch Erwachsenen ein rechtes Vergnügen gewähren kann.

Wir können daher diese Märchen, die in keiner Haus- und Schulbücherei fehlen sollten, allen Freunden wahrer Volkspoesie für sich und ihre Kinder bestens empfehlen.

Koloman Kaiser.

Illustrierte Prachtausgabe von Heines **Buch der Lieder.** (Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Comp.)

Der Illustrator ist Friedrich Stahl, dessen moderne Auffassungsweise sich mit dem capriciösen Geist des Dichters deckt. In 200 größeren und kleineren Bildern verkörpert der Maler die Gestalten und die Vorgänge der Dichtungen. Für Heinefreunde ist das Buch empfehlenswert; uns vermag selbst die beste Ausstattung diesen Dichter nicht wert zu machen. M.

Wintercurort und Seebad Abbazia. Von Prof. Dr. Jul. Glax und Dr. Jg. Schwarz. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1891.)

Da heißt es oft, viel großartiger als in Abbazia wäre das Meer doch in Triest. Das ist nur beziehungsweise richtig, wenn damit das großartige Hafenleben und der weite freiere Ausblick auf die hohe See gemeint ist. Das Meer ganz in der Nähe, so wie in Abbazia, hat man in Triest kaum Gelegenheit zu sehen, der Hafen trennt uns vom Meere. Die Unmittelbarkeit, in welcher man auf dem Strandwege von Abbazia mit dem freien Meere steht, wird in unseren Golfen kaum irgendwo so empfunden, als am Quarnero. Auch in dieser Hinsicht ist es erklärlich, dass Abbazia sich in so kurzer Zeit eine so große Popularität und Beliebtheit erworben hat. Von den zahlreichen Schriftwerken über diesen ganz einzigen Erholungsort führe ich hier das vorgenannte an; es ist in gedrängter Kürze ein Führer und Weiser für den Curort und dessen Umgebung und enthält viel Unterrichtendes über Landschaft, Bewohner, Flora, Fauna, Klima u. s. w. M.

Jugendheimat. Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. Mit vielen colorierten und schwarzen Original-Zeichnungen von Alois Greil, Emilie Proschko und Ernst Peßler zc. IV. Jahrgang. (Graz. Verlag Leykam.)

Mit wahrer Freude begrüßen wir alljährlich das Erscheinen der „Jugendheimat“, dieses ersten inländischen Jugendalbums und constatieren, dass es wohl ein besseres, schöneres Buch für den Weihnachtstisch unserer Jugend nicht gibt.

Der Name Proschko ist auf dem Gebiete der Jugendliteratur ebenso bekannt als beliebt; Hermine und Emilie Proschko verstehen sowohl durch die Macht des Wortes zu unterhalten und zu belehren, als auch durch Schöpfungen des Pinsels des Kindes Auge zu erfreuen.

Der elfte Band ist gleich den früheren Bänden auf das gewissenhafteste redigiert, es ist darin alles ferngehalten, was für die Jugend irgendwie unpassend wäre.

Die „Jugendheimat“, welche Belehrung und Unterhaltung bietet, Schilderungen aus Natur und Leben, die Heimatsgeschichte, sowie die Naturschönheiten unseres Vaterlandes berücksichtigt, worin Poesie und

eine Zeit, in welcher der Weltschmerz Mode, keine unglückliche". Nur wer den wahren Ernst des Lebens nicht kennt, spielt mit dessen Schattenseiten." Als Beispiele der Weltschmerzdichtung werden Byron, Heine, Leopardi und Lenau vorgeführt.

Das Buch könnte — wenn die Aufsätze über Goethe wegfielen — den Titel „Unglückliche Dichter" führen. Aber gerade der große Lebenskünstler Goethe ist als ein fast erhabener Gegensatz zu den übrigen in das Buch gestellt, so dass selbes durch die Vertheilung von Licht und Schatten eine künstlerische Art bekommt. Was mir an dem Buche noch besonders behagt, ist die Vermeidung jenes anmaßenden Professorentones, dessen sich sonst derlei Arbeiten zu rühmen haben, ist die ruhige Überlegsamkeit, Milde und Pietät für den Gegenstand, die uns den Dichter seelisch nahe bringen. Dieser Autor ist ein Vermittler, welcher uns den Poeten nicht seciert, sondern vielmehr belebt und verständnisinnig erklärt, und das allein ist der Kritik fruchtbringende Seite. R.

Im Vorbeigehen. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1892.)

Wenn ein neues Buch von Ferdinand Groß erscheint, so kann man immer einer guten Unterhaltung sicher sein. Auch als Novellist ist dieser Schriftsteller achtenswert, sein Glanz jedoch besteht in den Vorzügen des Feuilletonisten. Plaudereien, wie „Glück bei Frauen", „Die Kunst, in einer Woche lieben zu lernen", „Wie man sich unterhält", „Die Dienstbotenfrage", „Abschreckungsliteratur" und manch anderes die das vorliegende neue Buch enthält, plaudert ihm niemand nach. M.

Der Schreiber von Constanz. Eine Rheinseegeschichte aus den Tagen des Minnesangs von Franz Lechleitner. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.)

Der Verfasser hat die alte deutsche Zeit bei ihrer Ursprünglichkeit, ihrer Unmittelbarkeit und Herzensfrische genommen. Menschen sind es, die er zu geben versucht, und die Treue, die wundersame deutsche Seelentugend, ist es, deren Verherrlichung aus allen Gestalten und Bildern hervorleuchtet. Junge Menschen sind es vor allem, die er ein reines und goldenes Evangelium predigen läßt, das man in unserer zerstreuten und verflachten modernen Zeit nur willkommen heißen kann: deutsche Seelenheiterkeit und Gemüthsandacht! Das sind die rechten Vermittler des lachenden Humors, der aus dem Herzen kommt und in die Herzen die heitere und köstliche Sonnigkeit der wirklichen alten Zeit legt!

In bunter Folge reihen sich die Bilder aneinander. Die musikalische Kirchenkunst am Schwabensee, der Ruhm des ritterlichen Minnesangs am Herrenhofe, das Aufstreben der Kleinstadtbürger am Rheine, das Treiben der Mönche und fahrenden Leute, das Drängen der welfischen Gewalt gegen die Sache des Reiches und des Staufischen Volkskaisers. Alles erhält durch plastische Gestalten Ausdruck und Beweglichkeit. Dabei kommt dem Werke neben einer streng epischen Fügung eine vorwärtsdrängende dramatische Steigerung zu statten, während die Ruhepunkte Liedern und Gesängen Raum geben. V.

Der Weg zum Wohlstand. Nach dem Muster von Sam. Smiles' „Schrift" von Dr. Hugo Schramm-Macdonald. (Zweite durchgesehene und umgearbeitete Auflage.)

Der Umgestalter des Buches, der den erweiterten Inhalt und die erweiterte Tendenz schon im Titel zum Ausdruck gebracht hat, er hat es verstanden, die reizlosen und strengen Tugenden, welche auf dem Wege zum Wohlstande die Führerinnen sind, wahrhaft liebenswürdig erscheinen zu lassen. Man wird vielfach an den Sokrates erinnert, den platonischen meine ich, welcher es so wunderbar versteht, die dem sinnlichen Zuge der menschlichen Natur feindlichen Tugenden zu hohem Reize zu verklären. Ein Hauptmittel, durch welches dieser Zauber der Lectüre erreicht wird, ist die Fülle und glückliche Auswahl der Beispiele, welche die Erörterung und Ermahnung stets zur rechten Zeit unterbrechen und so den Vortrag erwärmen und beleben, und ein zweites sind die goldenen Worte edler Geister. Das Buch predigt mit der Kraft der wärmsten Überzeugung überall die große und segensreiche Wahrheit, dass nur der wahrhaft frei ist, der niemand etwas schuldet, und nur der wahrhaft glücklich, welcher seine und der Seinen Zukunft gesichert hat. Es ist durch diese Tendenz, ja durch die Tendenz, die Menschen zu reiner und harmonischer Ausgestaltung ihres ganzen Lebens und Wesens zu führen, ein wahres Predigt- und Erbauungsbuch, ein solches, dass hier einmal das Wort von dem „in keinem Hause fehlen dürfen" eine gewisse Berechtigung hätte. V.

Kinder- und Hausmärchen, dem Volke treu nacherzählt von Theodor Vernaleken. Mit sechs Farbendruckbildern von M. Ledeli. (Wien und Leipzig. Verlag von

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Per aspera. Historischer Roman von Georg Ebers. Zwei Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1892.)

Frau Dornröschen. Ein Wiener Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. Dritte Auflage, mit einem Vorwort des Verfassers. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Unter dem Sachsenbanner. Vier Erzählungen aus den Tagen der Sachsenkaiser für Jugend und Volk von Albert Kleinschmidt. (Leipzig. Friedrich Brandstetter. 1892.)

Der letzte Schuss. — Die Erzählung des Henkers von Bologna. — Ein Kind seiner Zeit. Drei Novellen von Alfred Friedmann. (Philipp Reclam jun., Leipzig.)

Opfer oder Sieger? Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst von Alma Leschivo. (Wismar. Hinstorffs Hofbuchhandlung. 1891.)

Aus der großen und kleinen Welt. Novellen von Paul von Schönthan. (Berlin. J. H. Schorer)

Regenbogen. Sieben heitere Geschichten von Ludwig Hevesi. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp 1892.)

Wiener von heute. Gesammelte Skizzen von Eduard Pötzl. (Wien. Georg Szelinski. 1892.)

Aus dem lachenden Wien. Spiegelbilder von Ottokar Tann-Bergler. (Wien. Jakob Dirnböck. 1891.)

Memoiren eines Couleur-Studenten. Von Friedrich Ernst Fechsenfeld. (Verlagsbuchhandlung Freiburg i. B.)

Immensee. Von Theodor Storm. (Budapest. Druck von Martin Bage & Sohn.)

Heimatglocken. Herausgegeben von A. H. Vollmar. (Berlin.)

Die Spinnerin am Kreuz. Schauspiel in vier Aufzügen von Franz Keim, (Wien. Karl Graeser. 1891.)

Die Falle. Lustspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1891.)

Der Jäger vom Fall. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Illustriert von Hugo Engl. Zweite Auflage. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1892.)

Es war einmal ... Moderne Märchen von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen. Zweite Auflage. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1892.)

Märchen und Skizzen von Ida Burgwedel. (Wismar. Hinstorff. 1891.)

Märchen und Geschichten für große und kleine Kinder. Von W. Popper. Mit Bildern. (Leipzig. Ed. Wartig.)

Illustrierter Don Quixote. Von Cervantes. Bis zur neunten Lieferung. (Stuttgart. Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.)

Allotria. Von Friedrich Theodor Vischer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1892.)

Gedichte von Hans von Vintler. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1892.)

Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. 14. Auflage. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen und dem Bildnisse Leutholds nach einem Gemälde von Lembach. Von Adolf Wilhelm Ernst. (Hamburg. Conrad Kloß. 1891.)

In stiller Stunde. Sprüche und Sinngedichte von Gertrud Triepel. (Haude & Spener. Berlin.)

Allerlei Weisen und Märlein. Von Josef Bendel. Illustriert von Ernst Juch. (Wien. R. v. Waldheim.)

Gedichte von Wilhelm Achilles. (Leipzig. Albert Möller. 1891.)

Herbstblätter. Gedichte von Paul Lanzky. (Leipzig. W. Friedrich.)

Wiener Elegien von Logos. (Dresd n, E. Pierson. 1892.)

Religion und Lebensweise, oder die Quintessenz der Lebensweisheit. Von Johannes Freimann. (Berlin. Karl Siegismund. 1892.)

Die alten und die neuen Wege der Musik, nebst einem Vorworte. Von Dr. Heinrich Pudor. (Dresden. Oscar Damm. 1892.)

Die Thiere in der christlichen Legende. Siebzig Erzählungen zur Unterhaltung und Erbauung besonders für die Jugend. Gesammelt von Franz Linden. (München, Lit. Institut Dr. M. Huttler, Konr. Fischer. 1891.)

Schramm-Macdonald: **Kleinigkeiten.** Ein Capitel aus „Der Weg zum Wohlstand." (Heidelberg. Georg Weiß. 1892.)

Schramm-Macdonald: **Reichthum und Wohlthätigkeit.** Ein Capitel aus „Der Weg zum Wohlstand". (Heidelberg. Georg Weiß. 1892.)

Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenlanden. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig v. Hörmann. (Leipzig A. G. Liebeskind. 1891.)

Prosa, Märchen, Erzählungen, geschichtliche Darstellungen, geographische Schilderungen, Reisebeschreibungen, Räthsel 2c., in angenehmster Weise abwechseln, ist für die gesammte deutsche Jugend beiderlei Geschlechtes im Alter von 10—15 Jahren geschrieben.

Die Ausstattung ist fein und elegant; prächtige colorierte und schwarze Originalbilder schmücken das Werk. Gelegentlich des Weihnachtsfestes halten wir es für unsere Pflicht, allen Eltern und Erziehern die Jugendheimat aufs wärmste zu empfehlen. K.

Erinnerung an Krieglach. Charakteristisches Tonstück für Piano von Josef Roscher. (F. Röhrich. Wien.)

Vor allem fällt uns an dieser Erscheinung die herzige Ausstattung auf. Der Titel zeigt das von Edelweiß umgebene Bild des Geburtshauses Roseggers, dem das Tonstück gewidmet ist. Das Stück selbst zerfällt in vier ländlerfrische Abtheilungen, gewürzt mit vielem Humor und mancherlei pikanten Feinheiten. Nr. 1 nennt sich: „In Krieglach“, Nr. 2: „In der Postmühl“, Nr. 3: „Am hohen Gölk“, Nr. 4: „In Krieglach Alpel“, Man merkt es den heiteren Klängen wohl an, dass sie in froher Stimmung entstanden sind, sie zaubern uns entschwundene Sommerfreuden neuerdings ins Herz. P.

Joh. Nep. Vogl-Silbersteins Volks-Kalender. Derselbe bewährt sich in frischer Verjüngungskraft, und besonders mit dem neuesten Jahrgange für 1892 zeigt er sich auf voller Höhe der Zeit. Obschon billiger geworden, ist er nicht weniger umfangreich, fein ausgestattet und gediegen, sowohl im Unterhaltungs-, wie im kalendarischen Hilfswerte. V.

Die Novemberserie der im Verlage von Hendel, Halle a. S. erscheinenden **Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes**, enthält folgende Werke: „Anderer Leute Kinder“ von John Habberton, deutsch von F. Dobbert, „Sibirien“ von George Kennan.“ (Schluss). „Eine Winterreise durch Sibirien.“ — „Meine letzten Tage in Sibirien.“ Diese beiden Capitel bilden den längst erwarteten Abschluss des bekannten Werkes Kennans über das russische Verbannungssystem. „Ovids Liebesbüchlein.“ Ein Cyclus altrömischen Lebens im modernen Gewande“ von Fritz Herz. „Der Hellseher“ oder „Bilder aus Nordland“ von Lie. Aus dem Norwegischen von Dr. Otto Jiriczek. „Abriss der Musikgeschichte“ von J. W. Ambros. Diese Nummer enthält die Vorlesungen, welche der bekannte Musikschriftsteller Ambros seiner Zeit dem Kronprinzen Rudolf von Österreich über Musikgeschichte hielt. „Lustiges Leben — trauriger Tod.“ Drama in drei Acten von José Echegaray. Autorisierte Übersetzung aus dem Spanischen von Louise Fastenrath; Webers Demokritos. Der Spott. Die Gebräuche. — Über Anstand und Lebensart 2c. V.

Spamers Illustriertes Conversations-Lexikon. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage, in größtem Lexikon-Octavformat. Mit 6500 Textabbildungen, 71 Tonbildern, 43 Karten 2c. Beziehbar in 200 Lieferungen oder in acht Bänden.

Das „Spamer'sche Illustrierte Conversations-Lexikon“ liegt nunmehr vollendet vor, da der Schlussband (Band VIII), die Buchstaben T bis Z nebst Nachträgen, soeben zur Ausgabe gelangt ist. Dieser Schlussband steht in jeder Hinsicht auf derselben wissenschaftlichen und künstlerischen Höhe wie seine Vorgänger.

Fassen wir die Vorzüge des Spamer'schen Conversations-Lexikons kurz zusammen: Sorgfältige und taktvolle Behandlung des Stoffes, eine so strenge Einheitlichkeit der Durchführung, dass das Werk trotz der zahlreichen hervorragenden Mitarbeiter wie aus einer Feder geflossen zu sein scheint, eine Folge des Umstandes, dass die Chefredaction des Werkes vom Beginn bis zum Schluss desselben in einer und derselben Hand gelegen hat. Wir heben ferner hervor: Gemeinverständlichkeit, größtmögliche Kürze zu Gunsten einer größeren Anzahl von Stichworten. Beschränkung auf das Nothwendigste im allgemeinen, ohne dabei der Gründlichkeit zu schaden, eine so reiche Illustrierung, wie sie kein ähnliches Werk zu bieten vermag. V.

Füchse mit brennenden Schwänzen. Von Friedrich Dukmeyer. (Berlin. 1891. Ed. Rentzel.)

Ein Conglomerat von Gedanken ohne sonderliche Ordnung und nicht immer original. Der Herr Verfasser ist längere Zeit in Russland gewesen, und seine Bemerkungen über dieses Land haben deshalb Interesse, er hat, offenbar als Autodidakt, eine Anzahl älterer Werke, Meisterwerke studiert, aber ebenso eine Anzahl jüngerer und jüngster, die keine Meisterwerke sind, aber wenn man diese Gelehrsamkeit wie in einem show-room entfaltet sieht, so hat der Autor selbst nicht den Standpunkt gewinnen können, auf dem er wirklich stehen will. Er macht vielmehr die Jagd der Füchse mit, deren brennende Schwänze manches anzünden, aber nichts erleuchten. V.

Heimgarten

5. Heft. Februar 1892. XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Mir brauchen enk nit!

Viele, die ausgezogen waren, den Knaben zu suchen, kamen am nächsten Tag zurück. Sie hätten nichts gefunden. Manche kehrten am zweiten Tage heim, sie hätten nichts gesehen. Etliche kamen am dritten Tage und berichteten, keine Spur von dem Kinde entdeckt zu haben.

Auch Frau Nothburga war zurückgekehrt in das Haus zu den übrigen Kindern. Und als Leute erschienen in der Absicht, ihr Trost zuzusprechen, fanden sie, dass die Wirtin nicht weinte und nicht klagte. Und wenn von ihrem Hans die Rede war, so sagte sie nichts als: „Wie es Gottes Willen ist!“ Des Abends dann, wenn alle Arbeit verrichtet war, wenn sie mit ihren beiden Kindern auch das gewohnte Schlaflied von der Himmelskönigin und den heiligen Engeln gesungen hatte, kniete sie noch mit der kleinen Marianna hin vor den Hausaltar über dem Tische und betete ein Vaterunser „für unseren lieben Hans, von dem wir nit wissen, wo er ist, ob er beim grimmigen Feind hart leiden muss und still weinen nach Vater und Mutter und Geschwister, oder ob sein armes Leiblein ganz zerschlagen in einem Abgrund liegt, oder in der kühlen Erden schläft, und die unschuldige Seel' bei Jesum Christum im Himmelreich!“

Also beteten sie und die kleine Marianna hob ihre gefalteten Händchen empor und ihr sanftes, glaubendes Auge zum Bilde Gottes. Und selbst, als das Gebet schon aus war, kniete sie noch lange so, wie in Verzückung, und einmal lallte das Mädchen

J. G. Schmidters Allgemeiner Volksadvocat und bürgerlicher Rechtsfreund. Nebst einem ausführlichen Haus- und Geschäftsbriefsteller. Zehnte Auflage. (Wien. C. Daberkow.)

In froher Gesellschaft. Heitere Vorträge und Couplets von Franz Wagner. Mit dem Porträt des Verfassers. Neue Folge von „Mein Wien".

Benjamin Schiers Wiener Humoresken. Eine Sammlung der auserlesensten Einacter, Vorträge, Intermezzos und Soloscenen von bewährter humoristischer Wirkung. Mit dem Portrait des Verfassers. (C. Daberkow. Wien.)

In Dämmerungen. Von Agnes von der Deken. (Friedland. Schlesien.)

Jugendlaube. Herausgegeben von Hermine Proschko.

II. Bändchen: Aus Österreichs Lorbeerhain. Drei Erzählungen aus dem Leben lorbeergekrönter edler Kinderfreunde. Von Hermine Proschko.

III. Bändchen: Märchenstrauß. Fünf Märchen. Herausgegeben von Hermine Proschko. (Graz. Leykam. 1891.)

Jugendschriften von Gustav Nieritz. Aus dem Nachlasse bearbeitet von F. Walther. Mit Bildern von G. Bartsch. (Dresden. A. Köhler.)

Illustrierter Germania-Kalender 1892. Achter Jahrgang. (Dresden. A. Köhler.)

Der gebildete Mann. Ein Weltlexikon der Literatur. Bildungshandbuch für jedermann. Die Theaterstücke der Weltliteratur, ihrem Inhalte nach wiedergegeben. Mit einem Briefe von Max Nordau als Einleitung. (Berlin. Alfred H Fried & Comp)

Die tüchtige Hausfrau. Ein Wegweiser und Rathgeber für alle Frauen und solche, die es werden wollen. Von Alfred vom Rhein. (Tübingen. H. Laupp.)

Die neueste preußische Enquête zur Ermittlung der allgemeinen Lage der Landwirtschaft. Von Franz Schlinkert. Wien. 1891. Verlag der „Deutschen Worte".)

Die Gemüsetreiberei. Eine praktische Anleitung zur Erziehung und Cultur der vorzüglichsten Gemüse in den Wintermonaten. Von Andreas Hammer. (A. Hartleben. 1892.)

Postkarten des „Heimgarten".

Bezüglich der Beanständung eines Artikels im „Heimgarten" über die Namen der „Brüder Jesu" verweist der Verfasser desselben, Theodor Vernaleken, zu seiner Rechtfertigung den Schreiber im „Grazer Volksblatt" vom 3. December, auf die vollständige Widerlegung in der Schrift von Dr. Volkmar: Jesus Nazarenus, Zürich, bei Schmidt. 1882.

M. M., Graz. Des steirischen Dialektdichters Franz Freiheims 81. Geburtstag ist eben erst vor kurzem in Graz feierlich begangen worden. Freiheims Gedichte zeichnen sich durch harmlosen Humor älteren Schlages aus; seine dramatischen Genrebilder sind von jener naiven Gemüthlichlichkeit durchweht, die in unserer Zeit so selten wird und für welche das Verständnis leider immer mehr abhanden kommt.

J. J., Dresden. Ja, ist es denn nicht, als ob der deutsche Kaiser den deutschen Chauvinisten die Augen hätte öffnen wollen, da er in jugendlicher Unmittelbarkeit jenen Rekruten die Worte hinwarf: „Ihr habt mir Treue geschworen, und wenn ich euch befehle, euere eigenen Verwandten, Brüder und Eltern niederzuschießen, so werdet ihr es thun." — Im Ernste kann der Fürst eines freien Volkes so nicht sprechen.

* Bei einem vor Kurzem erwischten Wildschützen, der die Hirschen schoss, ohne sie aufzuessen, hat man sich gewundert über eine solche „räthselhafte Manie". Wir meinen, an einer ähnlichen „räthselhaften Manie" leiden wohl alle Herren, die mit der Jagd sich befassen. — 's ist nicht der Hunger, sondern die Jagdlust, die Mordlust.

W. A., Wien. Wir achten Heine nicht hoch, obwohl Börne von ihm sagte, dass er von der Wahrheit nur das Schöne liebe. Um wie weniger hoch können wir jene neuen Dichter achten, die an der Wahrheit nur das Hässliche lieben.

Dr. S. — Dr. F., Salzburg. Wenn wenigstens Sie Philosophen geblieben wären! — Ein so hochheilig Sakrament ist die Mensur doch nicht, dass jede gegentheilige Meinung davor in Ehrfurcht verstummen müsste.

* Für Steiermark sind die Leykam-Kalender (Verlag Leykam in Graz) am empfehlenswertesten: Schreib-, Notiz-, Taschen-, Salon-, Wand-, Blockkalender u. s. w. in schönster Ausstattung und stets praktisch in Inhalt und Eintheilung.

L. B., Wien: Gelegentlich verwendet.

* Bitten unaufgefordert Manuscripte nicht zu schicken. Wir bürgen nicht dafür, drucken nichts und senden nichts zurück.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

war hier auf einmal keine Spur mehr, alles schien sich zur Hauptarmee zu schlagen. Selbst die bairischen Beamten, die schon thätig gewesen waren, für den anrückenden Maria Himmelfahrtstag ein großes Napoleonfest zu veranstalten, waren auf einmal nicht mehr da. Es geschah noch nichts, aber es war alles so seltsam, so unerhört. Es war, als ob der Schall nicht mehr erstickte in der Luft, sondern ungeschwächt in die Ferne dringe; so hörte, wusste jeder an jedem Orte eins und alles. Es schien, als ob die Menschen Flügel bekommen hätten, so waren sie überall; und als ob alle Vorfahren aus den Gräbern aufstünden, so viele waren ihrer. Ununterbrochene Ströme von Streitern kamen vom Pusterthale herüber, vom Etschthale herauf, vom Ritten herab, von allen Hochthälern gezogen. Jung und alt, mit allen denkbaren Werkzeugen und Geräthen bewaffnet, mit Hauen, Hacken, Spießen, Morgensternen, Feuerstangen, Hämmern, mit rostigen Schwertern und blinkenden Sensen, mit wuchtigen Keulen und eisernen Stäben aus Hochöfen und Schmieden; und darüber wehten bunte Kirchenfahnen mit im Winde knatternden Bändern. Bündel, Körbe, Säcke, Kübel, Fässer mit Lebensmitteln schleppten sie mit sich oder wurden durch Ochsen auf Bauernwägen, Postkutschen und Holzkarren hinten drein geführt. Mancher hatte an seiner Lodenjoppe, die er über der Achsel trug, die Ärmel zugebunden und solche als Säcke für Lebensmittel geeignet. Auch Zimmer- und Schmiedwerkzeuge, Leitern und Amboße wurden mitgeschleift. Viele ritten auf schweren Lastpferden, andere jagten Kälber hinten her, und immer noch brachten Weiber aus den Häusern Dinge hervor zur Wehr und Nähr.

Im Mahrwirtshause fand sich der Rampesbauer ein: Ob der Peter noch da sei? — Nein, der sei ins Grödnerthal gegangen, um zu werben. — Er, der Rampesbauer, wisse sich nicht zu helfen. Er habe im oberen Stadtkeller die gefangenen Baiern zu bewachen und zu atzen. Aber so oft er mit seinen Knechten die Kost hineintrage, sammelten sich vor dem Thore allerhand Leute an und verlangten mit Geschrei die Auslieferung der Gefangenen. Besonders der Schwarze, der Steuereinzieher von Bruneck sei so arg. Der sei eben sogar auf den Stein gesprungen und habe eine Brand- und Blutrede gehalten: Das Achenthal und das Zillerthal und das untere Innthal müsse gerächt werden. Wenn jeder der fünf gefangenen Baiern zehn Köpfe hätte, so müssten sie alle abgeschlagen werden. Man spreche vom Morgenroth der Freiheit. Das richtige Morgenroth der Freiheit sei Baiernblut, das den Eisack roth färbt! — Und die Leute schrien wie wahnsinnig: So sei es recht. So müsse es geschehen. Was denn nur da zu machen sei, um den Aufruhr zu dämpfen?

Der Priester Augustin war gegenwärtig. Der sagte, er wolle es versuchen. Nach Peters Sinn würde es zwar nicht sein. — Er gieng hin und bei der nächsten Fütterung, als sich wieder einmal viel Volk vor dem Stadtkeller versammelt hatte, hielt er eine Art von Predigt. Feindesblut, sagte er, sei etwas sehr Kostbares. Man dürfe es nicht verschwenden zur nächstbesten Stunde, man müsse eine festliche Gelegenheit abwarten, um es zu opfern. Diese Gelegenheit würde bald kommen, wenn die Sieger heimkehrten. Zum Dankopfer für die Befreiung Tirols mussten dann die Gefangenen hingerichtet werden.

Und die Leute schrien wieder: So sei es recht. So müsse es geschehen.

Wenn die Sieger heimkehren, der Mahrwirt, der Kreuzwirt, der Sandwirt, die werden den Mord dann schon zu verhindern wissen,

in solchen Augenblicken die Worte: „Ich habe gegründet die Grundfesten der Erde und die Sonne angezündet in den unendlichen Himmeln. Der Sturm, der die Fesseln bricht, ist mein Athemhauch, das Rauschen der Meere mein Lied. Ich habe aufgeweckt die Völker des Erdkreises wie Blumen im Mai; ein heißer Blick meines Auges, und sie vergehen wie Thau. Was ist dein Leiden, Menschenherz, vor dem Wehe der Welt? Es ist nichts. Aber das Weinen der Mutter ums Kind, das rührt mich allein, das zieht mich zu dir. Vertrau' auf mich, ich will dir helfen ..."

So sprach das Kind, das Lallen gieng in ein Flüstern über, das Flüstern in ein Hauchen, dann sank das Köpfchen nach vorne auf den Tisch und Marianna schlummerte.

Einer war noch auf der Suche nach dem Knaben, Peter der Wirt. Er gieng thalauf, thalab, fragte in allen Häusern zu, stieg in die Schluchten, durchzog die Wälder, wagte sich sogar in die feindlichen Kreise, die sich wieder erweiterten und zu neuer Arbeit vorbereiteten. Der Knabe war nirgends, niemand wusste von ihm. Der Mahrwirt besprach sich sogar mit einem französischen Officier. Dieser gab ihm folgenden Bescheid: „Wenn das Kind von meinen Soldaten aufgefunden werden sollte, so wird es Ihnen zugeführt, ohne dass wir ihm ein Haar krümmen, darauf haben Sie mein Ehrenwort. Wenn wir bei einem nächsten Zusammenstoße aber des Mahrwirts habhaft werden, dann lasse ich ihn auf der Stelle niederschießen!"

Als von diesem Manne weg Peter wieder seine Straßen gieng, wunderte er sich bass darüber, dass er noch frei die Straßen gehe, dass der Franzose nicht auf der Stelle ausführen ließ, was er für ein nächstesmal angedroht hatte. Jetzt erst sah er die Gefahr, in welche er sich im Schmerze um seinen Hans so unbedacht gestürzt hatte und er bewunderte die Ritterlichkeit des feindlichen Hauptmannes, der für den Augenblick in ihm nicht den Gegner, sondern den trostlosen Vater gesehen.

Endlich kam auch Peter heim in sein Haus an der Mahr, aber nur, um zu neuem Streite zu rüsten, der größer zu werden versprach, als der erste an der Rienz. Die bairische Regierung ließ zu dieser Zeit in Tirol einen schmeichelhaften Aufruf anschlagen: Was ihnen denn nicht recht wäre, den Tirolern! Sie sollten es doch offen sagen, man würde ja gerne Abhilfe schaffen, man würde ihnen alle billigen Wünsche erfüllen, man achte dieses Volk, welches sich von jeher ausgezeichnet habe durch Redlichkeit und Treue! —

Eben weil wir treu sind, auf gegen die Baiern! Das war überall das Entgegnen auf den Lockruf.

Hofer, der Sandwirt, hatte vom Brenner her Eilboten geschickt, zwei an einem Tage, mit der dringenden Aufforderung, ihm zu Hilfe zu kommen. In Innsbruck habe der Feind sich neuerdings festgesetzt, das ganze untere Innthal wimmelte von Baiern und Franzosen. Aber von allen Bergen herab, aus allen Gräben hervor kämen die Bauern und zögen sich zusammen gegen die Vorhöhen von Innsbruck. Alles solle kommen, alles, was den Stutzen und das Messer tragen könne. Es sei die Entscheidung da, ob die Tiroler in Zukunft, Gott und Vaterland verleugnend, Baiernknechte sein, oder als freie Männer leben wollten in der ehrwürdigen Heimat. Die heilige Jungfrau Maria sei ihr Feldherr.

Wie wurde es da neuerdings lebendig im Thale von Brixen! Gewaltiger als das erstemal, und der Kreuzwirt zog rasch mit einem großen Trupp freiwilliger Kämpfer den Eisack entlang gegen Sterzing. Der Mahrwirt eilte in die unteren Gegenden, um Streiter zu werben. Von feindlichen Soldaten

Freilich wirst Du das Säumen entschuldigen, weil Du recht gut weißt, dass jetzt keine Zeit zum Schreiben ist; wir haben etwas anderes zu thun. Jetzt aber muss ich Dir doch schreiben und muss Dir danken, lieber Peter, wie noch kein Mensch gedankt hat zu Innsbruck über den Brenner hinüber in Dein freundliches Haus an der Mahr.

Freund, wer hätte das gedacht! Noch heute kann ich es nicht glauben und fürchte von Stunde zu Stunde das plötzliche Erwachen aus diesem wunderbaren Traum. Dass wir gesiegt haben, wirst Du freilich gehört haben, hast ja selber groß dazu beigetragen. Aber wie groß der Sieg ist, das kannst Du nicht wissen, das wissen auch hier noch die Wenigsten und der Andreas Hofer hat selbst keine Ahnung, was er geleistet hat und heute bedeutet. Andreas Hofer! dieser Name wird mit goldener Schrift geschrieben stehen, so lange es ein Tirol gibt, und ein Tirol wird es geben, so lange die Welt steht, das darf man feierlich sagen im Angesichte dessen, was dieses Volk jetzt geleistet hat.

Die Schlacht kann ich Dir nicht beschreiben, du musst sie dir erzählen lassen mit lebendigen, heißen Worten. Fast drei Tage hatte sie gedauert, halb Tirol war beisammen auf dem Berge Isel, und die andere Hälfte war im Anrücken von allen Seiten. Pulver und Blei im Überfluss, nichts hat uns gefehlt, am wenigsten Kurasche. Jeder einzelne Mensch war ein Held, ich hätte das nie geglaubt, dass ein einfältig Bauernvolk sich so begeistern kann für Vaterland und Freiheit. Anfangs war's ein Angriff aus dem Hinterhalte gewesen auf den Feind, der in hellen Haufen in der Stadt und um dieselbe gelagert hatte. Das wurde uns aber endlich zu langweilig und so brachen die Leute jauchzend hervor aus Büschen und Wäldern, stürzten sich in die offene Schlacht, ins Handgemenge, und rangen wie die Löwen. Es war eigentlich keine Ordnung aufgestellt, jeder that, was er wollte, und erschlug Baiern und Franzosen, so lange, bis der Feind wich, oder er selber todt war. Viele hundert Tiroler müssen wir beklagen, aber vieler tausend gefallener Feinde dürfen wir uns rühmen — geschulte Soldaten des Welteroberers gegen ein simples Naturvolk! Es ist beispiellos. Eines aber war, mein Freund! Mitten unter uns standen drei herrliche Männer. Ja, nur diese drei merkwürdigsten nenne ich Dir. Der Josef Speckbacher, Bauer am Judenstein bei Hall, listig wie ein Fuchs, wild wie ein Tiger. Der Kapuziner Joachim Haspinger, ein Held, der, mit glühenden Worten anspornend, in der einen Hand das Schwert, in der anderen das Kreuz, inmitten der Streiter stand, wo der Kampf am heißesten entbrannte. Und endlich der größte — Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, unerschütterlich an Kraft, Willen und Treue, fromm und einfältig wie ein Kind. In der Kriegsgeschichte der Völker weiß ich keinen zu nennen, der mit dem zu vergleichen wäre. Ihm vor allem ist es zu verdanken: seiner Vorbereitung seit Monaten, seinem klaren praktischen Blicke, seinen Verbindungen und still getroffenen Anordnungen, seinem unerschütterlichen Glauben an das Recht Tirols und an den ewigen Anwalt des Rechtes im Himmel. O, was ein Mann, ein einziger Mann zu leisten vermag mit festem Willen und treuem Herzen! — Die Tiroler, mitten im Schlachten, in der Gefahr des Unterliegens und in dem Jubel des Sieges, wie zu einem Gotte blickten sie auf zum „Anderl", also, dass man glauben konnte, der Erzengel Michael selbst habe in ihm Gestalt angenommen, um den Drachen zu zertreten. Und er selber ist voller Demuth und sagt, er sei nur ein unwürdiges Werkzeug Gottes. — Am Himmelfahrtstage, als der Feind

dachte Augustin, und noch dazu: Der Schwager würde eine solche Art zur Beschwichtigung vielleicht unredlich nennen. Ich meine jedoch, um eine große Sünde zu verhüten, kann man schon eine kleine begehen.

In den Klöstern und Kirchen, in welche sich noch Leute einfanden, wurde das Maria Himmelfahrtsfest begangen. Die verjagten Priester waren zum größten Theile wieder zurückgekehrt. Keine Büttel waren da, die den Bischöfen und Dechanten die Feiertage und die Feier vorschrieben. Aber die christlichen Seelen entbehrten diesmal der Sammlung. Ganz eigenthümliche Gerüchte giengen um. Bei Innsbruck auf dem Berge Isel sei das Weltgericht. Es sei keine Schlacht, es sei ein Schlachten. Auf der Blessenalpe könne man bei richtigem Luftzug das Krachen der Kanonen hören. Gott gnade den Sterbenden!

Endlich war der Mahrwirt aus dem Grödnerthale da. Er hatte dort einen eisenfesten Trupp kräftiger und waghalsiger Männer zusammengebracht. Die vom Grödnerthal, das sind Kerle wie von Stahl und Eisen. In Eilmärschen wollte er mit ihnen gen die Hauptstadt zu Hilfe eilen. Da kam aus Innsbruck, vom Sandwirt geschickt, ein Bote ihm entgegen. Der Andreas Hofer ließ sagen: „Mir brauchen enk nit!“

Peter, du musst regieren helfen!

„Mir brauchen enk nit!“ — Was bedeutet das? Ist es aus? Ist alles hin? Oder ein großer Sieg? Friedensschluss? Oder ein trotziges Ablehnen, nur weil sie so spät gekommen? Das Grödnerthal ist fern, seine Berge sind hoch; Tag und Nacht hatte der Mahrwirt sich keine Ruhe gegönnt, bis er das Fähnlein zusammengebracht. Und nun abgewiesen! Unmuthig kehrte er zurück an die Mahr, hielt aber seine Leute beisammen.

Da kamen schon einzelne Nachrichten. Die Boten waren fast athemlos vor Freude. Sie wussten Unglaubliches zu berichten. Peter hörte nur zu, er konnte kaum ein Wort hervorbringen, nur manchmal murmelte er: „Und ich nicht dabei gewesen!“

Frau Rothburga horchte auf jedes Wort; voll Herzenjubels war sie, und doch dürstete sie nach einer Botschaft, die nicht kam. Alles sprach von Sieg und Sieg; von ihrem Hans, dem lieben vermissten Kinde, war keine Rede. Mit diesem Leide musste sie allein fertig werden.

Mehrere nach Klausen heimkehrende Streiter sprachen beim Mahrwirte zu, sie hätten ein Schreiben zu übergeben aus Innsbruck.

Aus Innsbruck? Dort wüsste der Mahrwirt keinen Bekannten.

„Vom Minister —“

„Geht, foppt Ihr Euresgleichen, zu Innsbruck gibt es keine Minister.“

„Ja, lies nur.“

Das Schreiben lautete: „Zu Handen des Peter Mahr, dem Wirt an der Mahr bei Brixen“, und war von Josef Dörninger. — Ja, den kannte er freilich.

„Darf ich wohl Botenlohn bringen?“ fragte er.

„Ei freilich, eine Maß Wein wird der Brief schon wert sein.“

Die drei Bauern setzten sich an den Tisch, Peter gieng in seine Stube und las den Brief. Eine Maß Wein war er freilich wohl wert.

Das Schreiben lautete also:

„Lieber Kamerad!

Du magst mich für recht undankbar halten, dass ich Dir nicht geschrieben seit Wochen, als wir auseinandergegangen sind. Und hast mir dazumal in meiner Noth doch so viel Gutes erwiesen, wie es der Bruder dem anderen nicht thun kann, obwohl ich Dir fremd gewesen und Du es nicht hast wissen können, was ich für ein Mensch bin.

Frieden anfangen und halten können, und auf der Wacht stehen, dass nicht noch einmal ein solches Unglück kommt über Tirol, als es jetzt mit Gotteshilfe zu Ende gegangen ist.

Komm also fein bald, alles weitere wirst du dann hier hören und selber sehen. Ich schließe dieses Schreiben mit Gott, der unser Beistand sei! und in ewiger Dankbarkeit grüßt Dich, Deine Ehewirtin und Deine Kinder

Dein treuer Freund
Josef Dörninger.

Innsbruck, im August 1809."

Die Antwort auf diesen Brief, welche der Mahrwirt noch am selben Tage schrieb, hatte folgenden Wortlaut:

„An den Herrn Josef Dörninger, derzeit bedienstet beim Herrn Andreas Hofer, Commandanten von Tirol in Innsbruck.

Lieber Josef Dörninger!

Im Anfang meines Schreibens muss ich Gott dem Allmächtigen Dank sagen, dass es so gekommen ist. Die rechten Worte kann ich freilich nicht finden, wie es mir ums Herz ist und im Schreiben geht's mir nicht viel besser, wie unserem Commandanten zu Sprugge, den ich schön grüßen lasse. Was mir wohl bis zum Todtenbett leid thun wird, dass ich nicht dabei gewesen bin auf dem Berg Isel. Auf dem Weg war ich dahin mit den Grödnern, aber er hat uns zurückgeschafft (gewiesen). Jetzo hab ich in Innsbruck nichts mehr zu thun und regieren helfen kann ich nicht. Der Anderl hätt's auch nicht annehmen sollen, aber er wird's schon recht machen. In unserem Thale sind die Baiern und Franzosen wie weggeblasen, und wieder alles beim Alten, Gott sei Dank. Jetzt kommen von Kärnten her auch die Österreicher angeruckt wie ich höre. Wenn der Hofer das den Österreichern sagen lassen möcht', was er uns und den Grödnern Post geschickt hat! Hat uns wohl recht gekränkt. Aber Gott Lob, dass es so gekommen ist, wir dürfen uns nicht versündigen. In meiner Familie hat sich ein Unglücksfall zugetragen, der uns recht nahegeht, obgleich er nichts ist im Vergleich zu dem, was bei jetziger Zeit so viele Leute erdulden müssen. Mein Gott, viele Eltern haben ihre hoffnungsvollen Söhne verloren im Krieg! Nach dem Gefecht bei Mühlbach ist uns mein ältester Sohn Hans, mit dem Du immer Polz geschossen hast, verloren gegangen, und nicht mehr aufzufinden. Wenn wir nur die Gewissheit hätten, dass er todt wär'! Aber so, in der Vorstellung, wer weiß, wo er ist, was er leiden muss! Das ist das Allerärgste. Nun, in dem großen Glück, das unserem Tirol widerfahren ist, wollen wir diesen Schmerz Gott zulieb aufopfern. Aber meine Familie verlasse ich jetzt nicht, Ihr werdet schon Bessere finden und mich leicht grathen (entbehren). Lieber Josef, wir gefreuen uns recht über Dich und lassen Dich alle schön grüßen. Dein aufrichtig gesinnter Freund Peter Mayr.

An der Mahr im August 1809.

Was soll das werden?

Die Straße von Klausen her kam eine große Staubwolke gezogen. Es waren jedoch keine Feinde drin, sondern ein armseliger Bettelwagen. Der war bespannt mit einem halblahmen Esel und einem rothbärtigen Manne, der fast zu einem Rechteck abgebrochen schien, weil er den Oberkörper wagrecht vorstemmen musste, um mit Hilfe des grauen Genossen das Fahrzeug weiter zu bringen. Der Wagen war zweirädrig und mit einer viel beflickten schmutzigen Plache überspannt. In dem Kobel kauerte ein halbnacktes bäuerliches Weib und um dasselbe regten sich allerlei Wesen,

zurückgeworfen, geschlagen, vernichtet war — die Stunde wird keiner vergessen, der dabei gewesen — ist Hofer niedergekniet, an seiner Seite der Haspinger und der Speckbacher und haben laut ein Vaterunser gebetet. — Die hohen Berge der Heimat ringsum, zu unseren Füßen die befreite Hauptstadt, über unseren Häuptern der blaue Sommerhimmel — so ist das Heldenvolk in Demuth auf den Knien gelegen vor dem Herrn der Heerscharen. — Selbst gefangene Feinde, darunter Lutheraner und Heiden, sind zur Erde gesunken und haben mitgebetet. Von den Feinden waren nur die Gefangenen, Verwundeten und Todten unter uns, alles andere in wilder Flucht das Innthal hinab gegen Baiern. Und dann der Einzug in die Stadt! Bei dem Geläute aller Glocken, bei Kriegsmusik und Alpenschwegelpfeifen, unter hellem Jauchzen und Hochrufen, sind wir alle, alle ins schöne Innsbruck eingezogen. Dieses Geschrei der Bewohner! Dieser Jubel aus den Fenstern! Dieser bunte Blumenschnee und dieses Umarmen und laute Lachen und Weinen vor Freude, o Freund, das war ein Fest! So haben wir Tiroler den Napoleonstag gefeiert!

Der kaiserlichen Burg zu wollen sie den Hofer führen, aber der reißt aus, das gebürt nicht! sagt er und kehrt bei seinem Stammwirtshaus „zum goldenen Adler“ ein. Vom Fenster herab hat er dann etliche Worte gesprochen vor dem versammelten Volke, das ihn zu sehen verlangt, worauf ein grenzenloser Jubel angieng. «Der Anderl muss Graf von Tirol werden!» riefen hundert Stimmen, «Die Österreicher kümmern sich eh nicht um uns! Der Anderl muss in die Burg!» Ich sage es Dir, mit Gewalt haben sie ihn vom Gasthof weg in das Kaiserschloss geführt und die österreichischen Beamten, die jetzt auf einmal hervorgekommen sind, haben es auch gesagt, er wäre der Mann dazu, der wieder Ordnung machen könnte im Land und er solle sich einstweilen nur getrost obenan stellen. So sehr hat alles auf ihn eingedrängt, dass er heimlich fliehen hat wollen, bis ihn der Haspinger und der Speckbacher und andere seiner Kameraden frisch aufgefordert: So eine Demüthigkeit solle der und jener holen, er müsse wohl selber wissen, was er wert ist. Jetzt, da er die fremden Befehlshaber hinausgejagt, sei es seine Pflicht, Tirol selber zu commandieren, dass Ordnung werde und Altvordernsitte wieder aufkomme im Land.

Also sitzen wir jetzt auf der Burg. Ich bin ja auch dabei. 's ist schon hübsch eingetheilt, was jeder von uns zu thun hat. Genau stimmt es wohl nicht, aber beiläufig, wenn ich sage: Der Anderl ist Fürst. Der Kapuziner ist Minister für Kirche und Schule, der Speckbacher ist Kriegsminister, andere Köpfe haben auch ihre hohen Stellen, und ich — wenn Du mich schon den Kanzler von Tirol nicht nennen willst, so thust mir doch wenigstens mit einem »Staats-Secretarius« nicht zu viel Ehre an. In Wahrheit bin ich Hofers Schreiber, denn bei ihm selber geht's wirklich nicht so recht in dieser Kunst.

Nun brauchen wir aber noch andere. Der Hofer will die tüchtigsten und verläſslichsten Männer des Landes um sich beisammen haben, und also komme ich zum Hauptpunkte dieses Schreibens. Andreas Hofer, der Commandant von Tirol, läſst Dich, den Peter Mayr, Wirt an der Mahr, durch mich auffordern, dass Du nach Innsbruck kommst. Peter, Du musst regieren helfen! Deine Wirtschaft sollst derweil liegen und stehen lassen, wie es ja auch die anderen so machen und sollst bedenken, dass jeder von uns jetzt dem Lande gehört und sonst niemandem. Wir haben den Krieg angefangen, sagt der Hofer, so müssen wir auch den

verhungern. Dumm genug ist er dazu. Mein himmlischer Vater, wie der Fisch den Schluck Wasser, so nothwendig braucht der Antonio einen Menschen, der auf ihn thut schauen. Gottlos faul, das ist er wohl, und doch thut's mir jetzt leid, dass ich ihn oft so hart hab' angelassen. — Wie ich vorhin den Dörcherkarren kommen seh', hab' ich heilig schon geglaubt, er sitzt drinnen. Dann wollten wir's einmal gesehen haben, dann hätt ich ihm wahrgesagt — und auch mit der flachen Hand. — Ei ja, vielleicht müssen wir alle noch auf dem Bettelwagen fahren, wer weiß, wie es wird auf der Welt. Mir will's jetzt auch nicht gefallen. — Alle kommen heim, nur unsere zwei nicht. Alles ist in hellen Freuden und ich weiß nicht recht warum. Was soll das werden? —

Ins Thal kam eine gute Nachricht um die andere, und mit den guten Nachrichten viele Leute zurück aus ihren Verstecken. Auch der Pfarrer von Schnauders saß wieder auf der Pfründe und erzählte von seiner Gefangenschaft. — So gut sei es ihm sein Lebtag nicht ergangen, als in diesen letzten zwei Wochen. Der bairische Oberst Hoisel habe alle katholischen Priester, deren er habhaft werden konnte, zusammengefangen und in ein Kloster bei Trient stecken lassen. Sie wären sehr sorgfältig eingeschlossen und bewacht worden und fast an jedem Abende sei der Oberst selber gekommen, um die Gefangenen zu controlieren, habe mit dem Schleppsäbel einen höllischen Lärm geschlagen auf dem Steinboden, habe sein graues Auge furchtbar wild rollen lassen, habe seinen martialischen Bartwisch mit beiden Händen auseinander geworfen, habe sich dann zu den Gefangenen gesetzt und mit ihnen die halbe Nacht scharf gezecht. Landpfarrer wissen allerhand lustige Geschichtlein, der Oberst ließ sich erzählen und gröhlte vor Lachen, brachte dann auch selber eins um's andere vor, wobei er aber stets den Schlager vergaß, so dass die armen Gefangenen nicht recht wussten, wann gelacht werden solle, bis er doch allemal selber durch einen heiseren Lachschrei dazu das Zeichen gab. Dabei rauchte er aus plumper Pfeife ein elendes Kraut und alle mussten mitrauchen, wollten sie sich seine Gnade nicht verscherzen. Und eines Abends, nachdem die Luft gar so heiß und der Krug gar so kühl geworden war, theilte er den gefangenen Priestern mit, dass Hoffnung sei auf baldige Erlösung. Es würde in der Armee nämlich der Befehl erwartet, dass alle Hochverräther, die hochwürdige Priesterschaft natürlich voran, gehenkt werden sollen. Das sei aber kein guter Spass und darum habe er — der Oberst Hoisel — die geweihten Herren zusammenbringen lassen in die sicheren Klostermauern, wo er in der Lage wäre, ihnen Deckung und Schutz angedeihen zu lassen. — Und als dann die Siege der Tiroler laut wurden, lachte der alte Haudegen sich in die Faust und bevor er selbst mit seinen Truppen abzog, verjagte er die Priester aus dem Kloster, ballte ihnen auf offener Straße die Faust nach und knurrte: „Pfaffen, ihr sollt noch an mich denken!" Die also Verjagten kehrten auf ihre Pfarreien zurück und werden — so schloss der Pfarrer von Schnauders seine Erzählung — das gute alte Soldatenherz wohl in ihrem Leben nie vergessen. —

Um die Zeit, als es anfieng zu herbsteln, kam aus Innsbruck ein zweiter Brief an Peter Mayr. Dörninger schrieb:

„Lieber Kamerad!

Wir sind von dem vielen Blutvergießen zwar ein wenig abgehärtet, aber das Unglück mit Deinem Sohne ist uns doch allen zu Herzen gegangen und der Commandant hat auf der Stelle Befehl gegeben an alle Ämter, nach dem Knaben zu forschen.

als Kinder, fuchsrothe Dachshunde und ein langschweifiger Affe, welcher sich mit den Kindern unterhielt, dergestalt, dass er sie bei den struppigen Haaren zauste und sie ihn am Schweife hin- und herzerrten.

„Hui!“ rief die Magd Hanai, als sie solches herannahen sah. „Jetzt sollt' der Antonio da sein. Das wär' was für den Antonio!“ Ihre Futtersichel warf sie hin, wischte sich mit der Schürze die feuchten Grasblättchen von den Händen, nestelte in den Kittelsäcken herum, fand aber nichts als eine halbeingedorrte Brotrinde. Damit gieng sie zum Wagen, aus dem sich ihr schon alle Hände entgegenstreckten, und sagte: „Ich hab halt nichts, ihr armen Leut! Wenn ihr mit diesem Brotkrummel zufrieden sein wolltet!“ Sie warf das Stück hinein und im Neste erhob sich darüber ein heftiges Gebalge; der Affe erwischte das Brot, hüpfte damit auf das Plachendach, wo er es mit mancherlei Mätzchen verzehrte. Die Kinder im Neste wimmerten, die auf ihre Pfoten getretenen Hunde heulten, das braune Weib keifte und die beiden ungleichen Rösser vorne am Wagen troffen vor Schweiß und zogen keuchend an.

— Mein Gott, dachte die Hanai bei sich, und so möcht's der Antonio auch haben!

Das Weib war aus dem Wagen auf die Straße gesprungen, hatte rasch ein paar bunte Lappen malerisch um ihren Leib geworfen, erhaschte nun die Hand der Magd — und sie wolle wahrsagen, was ihr bevorstünde.

„Geh, Dummheiten da!“ rief die Hanai, ihre Hand der Bettlerin entreißend und unter der Schürze bergend; schon im nächsten Augenblicke aber reichte sie die Hand von selber hin und sagte leise: „Gut auch, man muss alles probieren auf der Welt. Sag' mir halt wahr. Aber geschwind, lang' hab' ich nit Zeit!“

„Ho Hott, alter Bär!“ schrie die Bettlerin dem Rothbärtigen zu, da blieb das Gefährte stehen.

„Welche denn?“ fragte die Hanai.

„Bist verheiratet, die Rechte!“

Die Magd reichte die Linke.

An dieser begann das Dörcherweib auf der inneren Fläche nun die Linien zu betrachten.

„Verdruß!“ murmelte sie in etwas fremdartiger Betonung. „Nein, den löschen wir“, und strich mit ihren fleischigen Fingern darüber hin. „Eine Kümmernis steht dir bevor. Dein Herzliebster! — Da ist auch eine Gefahr.“

„Was für eine Gefahr?“ fragte die Magd.

„Kann ich nicht recht erkennen. Ein gutes Herz hast du. In kurzer Zeit wirst du eine große Freude erleben.“

„Was für eine Freude?“

„Kind, vom Herzliebsten natürlich!“

„Kannst du mir auch sagen — wo er jetzt ist?“

„Ja freilich, er ist nicht bei dir. Und doch immer und immer bei dir in seinen Gedanken.“

„Und weiter? Wo ist er denn?“

„Alles andere ist im Nebel. Aber ihr kommt bald zusammen.“

„Jetzt, wenn ich nur wüßt, was ich dir schenken sollt?“ sagte die Hanai, ihr Gewand untersuchend.

„Das da! Für die armen Würmer. Kalte Nächte“, entgegnete das Dörcherweib und tupfte mit dem Finger auf das rothe Busentuch Hanais. Diese zog das Tuch von ihrem Leibe, gab es der Bettlerin und eilte zu ihrer Futterarbeit auf dem Wiesenrain.

— So ein Wahrsagen, dachte sie, ist doch auch zu etwas gut. Jetzt hat sie mein Tuch. Soll ihr vergunt sein. — Aber wahr ist's, da ist wieder einmal der Richtige ausgegangen zu suchen. Jetzt kommt der eine nicht und kommt der andere nicht. Ein rechter Ärger mit so Mannsleuten! Die Franzosen thun ihm nichts, dem nicht. Aber wie er schon ungeschickt ist, er kann wo liegen bleiben und

Dieser Brief hatte auch folgende Nachschrift:

„Muss Dir einmal, wenn wir zusammenkommen, erzählen von einem kleinen Abenteuer, das ich damals unterwegs von der Mahr bis Bozen mit den zwei fremden Frauen gehabt habe. Ich kann mich berühmen, mein Vaterland auch einem so schönen Weibe gegenüber tapfer vertheidigt zu haben, mein Freund, das kann nicht jeder. Die dann wird sich's merken und ich würde sie auch wieder erkennen, begegnete sie mir wo immer auf der weiten Erde. Obiger."

Die Neuigkeit wisst ihr nicht?

Der Steuereinzieher aus Bruneck, Kulber, der kleine schwarze Herr, hielt sich immer noch im Brixenthale auf. Unter der neuen Regierung gab es für die Steuerämter seltsam wenig zu thun.

An einem Sonntagsmorgen, als der Mahrwirt hinaufgieng zur Jakobskirche, schloss Kulber sich ihm an und fragte: „Hast es gehört, was sie dem baierischen Rentmeister zu Hall angethan haben? Nicht? Dieser saubere Rentmeister hat früher alleweil herumgeschrien: Die Tiroler, wenn sie die Wohlthat der bairischen Regierung nicht wollten erkennen, wären Rinder und würden noch Heu fressen."

„Heu fressen thut der Tiroler nicht", entgegnete Peter ruhig.

„Aber der Baier frisst's", rief der Kulber. „Den besagten Rentmeister haben sie in voriger Woche in einen Stall eingesperrt, zum Trog gebunden und Heu vorgeschüttet."

„Kein schlechter Spass", meinte der Mahrwirt.

„Zum Spassmachen ist aber jetzt keine Zeit", versetzte der Steuereinzieher. „Denen Baiern muss man ein anderes Merks stecken! Ein ganz anderes Merks! — Sage, Mahr, was denkst du, das wir machen sollen mit den fünf Gefangenen im Stadtkeller?"

„Auslassen und heimjagen", antwortete Peter.

Der Kulber blieb stehen, schaute den Wirt an und sagte ganz weich: „Bist nicht gescheit, Wirt. Eine Freude wirst du den Leuten doch gönnen für die unerhörten Opfer, die das Land wegen diesen gottverdammten Baiern gebracht hat! Wir liefern diese Gefangenen nicht aus, haben ja nichts dafür einzulösen. Ohren abschneiden! sagen die Weichmüthigsten."

„Das geschieht nicht!" rief Peter.

„Freilich nicht, denn wir verlangen mehr. Wir verlangen ihren Tod!"

Peter schwieg. Sie traten in die Kirche.

Aber mitten im Hochamte ergriff der Mahrwirt seinen Hut und schlich hinaus. Er eilte nach Brixen zum Kreuzwirt, auch zu anderen der Ältesten und Führer.

„Männer", sagte er zu diesen „der Brand ist gelöscht. Wir müssen alles Zündeln verhindern, dass die Feuersbrunst nicht noch einmal ausbricht und größer wird! Die Feinde sind geschlagen, wir wollen keinen Hass mehr zügeln, wir wollen Frieden haben. Ich meine, dass wir die gefangenen Baiern endlich heimschicken."

„Dann kannst ihnen auch Bedeckung mitgeben, sonst werden sie unterwegs erschlagen", meinte der Griesacher.

„Ist schon gesorgt", sagte Peter, „Tiroler Bauerngewand sollen sie anziehen, wird ihnen nichts geschehen."

Die anderen zeigten sich einverstanden und also giengen sie — während das Volk noch beim Gottesdienst war — mit Bedeckung hinauf in den Stadtkeller.

Die fünf gefangenen Soldaten sahen nicht eben sehr verhungert aus, nur ihr Bart, blond und roth, war ungeschnitten und ungepflegt. Häufig hörte man, wie sie Vierzeilige sangen und dazu mit den Fäusten auf den leeren Fässern trommelten, die man ihnen zur größeren Pein drinnen gelassen.

Dass Du jetzt nicht zu uns kommen willst, ist sehr schade, Du hast die Noth und Gefahr mit uns getheilt, Du solltest auch die Ehre mit uns haben. Denn Ehre gibt es hier im Überfluss. Aber auch viele Arbeit. Sollst nur einmal sehen, wie die Bauern in den Räumen der Burg, unter Gold und Marmor und Seiden, anzuschauen sind in ihren alten Kniehosen, mit den groben Schuhen, jeder in Hemdärmeln, die Pfeifen rauchend; der eine poltert, der andere jodelt. Ein paar sind, die wollen heim, wir brauchen sie aber. Es ist unglaublich, was die bairische Wirtschaft überall angerichtet hat, viel wird's brauchen, bis wir wieder ganz in Ordnung sind. Der Hofer bleibt sich gleich, nicht bloß das Licht, sondern auch die Nase putzt er sich noch mit der Hand. Des Abends sitzen wir auf Holzstühlen beisammen, die der Hofer aus dem Gasthause holen ließ, weil uns die sammtenen Herrensessel zu pfühlig sind, erzählen Geschichten und vor dem Schlafengehen singen wir ein geistliches Lied, wobei Gott nicht sosehr auf die Stimme, als auf die gute Meinung schaut. Man wollte den Hofer in eine österreichische Generalsuniform stecken, er ist aber aus seinem Leder nicht herauszukriegen. Der Herr Commandant von Tirol geht ins Wirtshaus essen und sein ganzer Hofstaat kostet dem Land des Tages keinen ganzen Gulden. Das Regieren aber kann er Dir, dass es schon eine Freude ist, und wirst wohl auch schon einen neuen „Sandwirtzwanziger" gesehen haben. Der Hofer sagt, das wären Dummheiten, er wolle nicht sein Bildnis, sondern den Kaiseradler darauf haben. Alle Angelegenheiten kommen geradeswegs zu ihm, es braucht nicht viele Umzieherei und Schreiberei, er thut's kurz ab. Gar strenge ist er gegen Liederlichkeit und Vergnügungssucht, die in dieser Stadt einreißt. Die Innsbrucker schimpfen schon über die neue Regierung, sie dürfen nicht Theaterspielen und keine Bälle abhalten; der Hofer sagt, jetzt wäre keine Zeit für so etwas, gescheiter brav arbeiten und sparen und fleißig beten! Kann wohl sein, dass er recht hat.

Muss Dir auch schreiben, dass jetzt meine Eltern aus dem Patzmannthal, wo sie sich kümmerlich aufgehalten, wieder heimgekehrt sind auf ihr angestammtes Bürgerhaus in Innsbruck, so dass ich wieder meine Lieben und mein altes Heim habe. Alle kommen jetzt wieder zurück, auch solche, die uns in der Noth verlassen haben und nach Kärnten, Steiermark und Wien gegangen sind; jetzt, weil's uns gut geht, finden sie ihr Heimatland wieder. Aus Wien ist auch sonst noch etwas gekommen. Zwei Herren haben dem Andreas Hofer eine goldene Kette gebracht zum Umhängen, vom Kaiser Franz. Aber nichts weiter dazu, was Österreich in Zukunft zu thun gedenkt, was in Tirol werden soll — gar nichts. Hofer ist daher über das Geschenk eher verstimmt als erfreut. Es gibt Leute, welche ihm schlechten Rath geben, sie sagen: Dem Österreich scheine an Tirol ohnehin nicht viel gelegen zu sein, so sollten wir in die Lostrennung doch willigen und den Hofer zum erblichen Fürsten des Landes machen. Solcherlei Reden erwecken seinen heftigsten Zorn, also sagte er gestern: Der Kaiser Franz kann schlecht berichtet sein, aber gern hat er uns und verlassen thut er uns nit, und wenn mir noch einer vom Lostrennen redet, so lass ich ihn niederschießen! — Wir hoffen also, die Verwaltung recht bald in die Hände Österreichs zurücklegen zu können, dass jeder wieder heimkehre an seinen Herd und als einfacher friedlicher Bürger lebe.

Ein nächstesmal mehr. Bishin adieu, ihr herzlieben Leute beieinander, haltet in gutem Andenken Eueren

Josef Dörninger,
Secretär des Commandanten von Tirol."

Thaten. Mir kommts nicht recht für." — —

Die Gefangenen schlichen an demselben Abende davon und suchten die einsamsten, unwirtlichsten Wege, um ihr Vaterland glücklich zu erreichen. Die Männer des Thales aber versammelten sich im Domhofe zu einer Besprechung.

Es nahte das Fest der Heiligen. Und an diesem Tage sollte zu Danksagung für die Befreiung des Landes aus verhasster Knechtschaft der Baiern ein hochfeierlicher Gottesdienst abgehalten worden. Mit dem größten Glanze, den Kirche und Volk vermögen, sollte dieser Tag gefeiert und geheiligt werden. Alle Glocken, die mitgeschrien hatten zum Aufruhre, sollten nun klingen in weihevollen Friedensklängen. Alle Fahnen, die den Streitern vorausgegangen und von Kugeln durchbohrt worden waren, sollten nun über den Häuptern der betenden Scharen wehen, und das Pulver, welches noch übrig geblieben war, sollte nun aus Mörsern und Pöllern krachen zur größeren Ehre Gottes. „Denn weil wir halt so viel froh sind!" sagten die Leute.

Also waren die Männer versammelt, um den Festplan zu bestimmen. Der ganze weite Weg, den die Procession nimmt, soll mit frischen Fichtenbrettern belegt werden. An beiden Seiten endlos hin die Säume von abgehackten Wipfeln, Tannlingen und anderen immergrünen Gewächsen, frisch in die Erde gesteckt und mit ihrem Harzdufte die Luft würzend. An verschiedenen Stellen der Matten und Felder sollen hohe Altäre errichtet werden, mit Statuen und Bildern, mit Teppichen und Vorhängen, mit zahlreichen Lichtern, mit alles umschlingenden Kränzen und einem Meere von Rosen überall. Auf diesen Altären von Strecke zu Strecke wird das vom Fürstbischof unter seidenem Baldachin getragene Allerheiligste aufgestellt, dass die Menge der Procession davor niederknie und bete. Gesang und Musik soll erklingen im ganzen Thale und der darauffolgende Allerseelentag selbst soll zu einem Ruhmesfeste werden für die gefallenen Helden. Da sollen auf den Hochzinnen der Berge große Weihefeuer brennen, und jeder soll über den Gräbern fröhlich sein in Gott, und keiner soll im Lande darben und ungetröstet sein an diesem Tage. Wie man einst die zum Aufstande mahnenden Kreutzeichen hinabrinnen ließ auf dem Eisack, so sollen nun auf den bekränzten Schifflein Pechlunten und Ampeln dahinwallen, auf dass gleich den Menschen auch Feuer und Wasser Gott lobe.

Jeder der Männer schlug etwas Besonderes vor für das Fest. Der Staufer kam sogar mit dem auf freiem Markte gebratenen Ochsen und mit der am Marktbrunnen ununterbrochen sprudelnden Weinquelle.

Da rief zum offenen Fenster eine schneidende Stimme herein, ob sie schon fertig wären mit dem Dank- und Jubelfeste? Wenn ja, dann würde ein anderer kommen und sagen, dass all das Vorgeschlagene nichts tauge.

Der schwarze Steuereinzieher war's, welcher mit ausgespreizten Beinen, die Hände auf dem Rücken, da unten stand und mit einem merkwürdig verzerrten Gesichte herauf sah.

„Den Groß-Venediger, oder den Ortler, oder so einen wollen wir an der steilsten, weitausblickenden Seite glatt schleifen, dass er vom Fuße bis zum Gipfel wie eine einzige Marmorwand ist. Und auf diese Marmorwand wollen wir mit goldenen Buchstaben, deren einer tausend Klafter hoch ist, den heiligen Namen Napoleon schreiben!"

So rief draußen der Kulber. Die Festräthe schauten einander an und fragten sich: „Was hat er denn?"

Sie luden ihn ein, in den Saal zu kommen. Die Hände immer noch am Rücken und den Hut auf dem Haupte, so trat er ein; keinen grüßte er, auch den anwesenden Fürstbischof

Ein Gebet- und Erbauungsbuch hatte man ihnen gegeben, da war einer auf den Gedanken gekommen, dasselbe in lose Blätter auseinander zu thun und vermittelst Kohlenmarkungen Spielkarten daraus zu machen. Also litten sie keine Langweile und auch jetzt hockten sie wieder beisammen um ein aufgestülptes Fass und machten ein Spielchen.

Nun traten die Männer ein und schauten finster auf diesen Zeitvertreib, während in den Kirchen der Gottesdienst war.

Der kernige Kreuzwirt trat vor und sagte bedeutungsvoll zu den Gefangenen: „Wenn es jetzt zum Sterben wäre!“

Da wurden die Fünf etwas unruhig; ein paar waren aufgesprungen und hatten todtenblasse Gesichter bekommen.

„Verdienen thätet Ihr's!“ sagte der Kreuzwirt. „Was uns die Baiern haben angethan! Dankt es Gott, dass wir Christen sind, sonst sollts euch schlecht ergehen! Schon manchen Feind hat Tirol gesehen, aber wie ihr Baiern, so hat's Keiner getrieben!“

Aus den Fünfen traten jetzt zwei flachshaarige Recken hervor und einer davon sprach: „Herr Jesses, wir sind Sie doch keine Baiern nicht; hören Sie doch, Gutester, wir zweie sind aus dem Sachsenland. Wenn Sie mal nach Dresden kommen, so haben Sie doch die Güte und fragen nach dem Böttchermeister Herrn Gotthold Gräse, Friedrichsstraße, die Ecke links, zwei Treppen hoch. Jedes Kind wird's Ihnen sagen. Und der da, mein lieber Kamerad.“ —

„Ihr seid Sachsen!“ unterbrach ihn der Kreuzwirt von Brixen. „Ja was geht euch denn nachher Tirol an? Was haben die Tiroler euch Sachsen denn gethan, dass ihr mit unserem grimmigsten Feinde vereint über uns hereinbrecht? — Geht jetzt alle miteinander und erzählet daheim von dem wilden Volk der Berge, das ihr überfallen habt, dem ihr alles habt zerstören und ausrotten wollen, was es seit Urzeiten her an Ehr' und Eigen besessen. Dieses Volkes Gefangene seid ihr gewesen in jenen Tagen, während anderswo in demselben Lande eure Genossen unerhörte Grausamkeiten haben verübt; und dieses Volk hat euch nicht hinausgeführt und auf die höchsten Bäume seiner Wälder geknüpft. nein, es hat euch freigegeben und Schutz gewährt zur Heimkehr. — Das einfache Kleid desselben Volkes, welches ihr so hart habt verfolgt, soll euch sicher machen. In paar Stunden wird das Gewand da sein. Und heute abends, wenn es finster wird, soll das Thor offen stehen. Im Frieden scheiden wir, und wenn wir Euch zum Abschied noch einen Rath geben dürfen: Denket an Eure Vorfahren und lasst Euch von dem korsischen Bösewicht nicht wie Hunde hetzen auf Euer eigen Blut. Jetzt sind wir fertig, behüt euch Gott!“

So hatte der Kreuzwirt gesprochen und dann waren unsere Männer ihres Weges gegangen.

„Das vom eigenen Blut hättest nicht sagen sollen“, bemerkte unterwegs der alte Staucker zum Kreuzwirt. „Mag wohl in der Zeitung so stehen, wie du sagst, aber die Baiern und die Tiroler sind nimmermehr e i n Blut! Nimmermehr!“

„Eines Blutes wären sie beiläufig schon“, sagte jetzt der Rampesbauer, „aber eines Sinnes sind sie nicht. Ich höre, dass die Baiern sogar den katholischen Glauben haben, wie wir.“

„O Narr!“ rief der Griesacher, „Glauben hin, Glauben her! Der Bonaparte hat auch den katholischen Glauben und zieht doch in der weiten Welt um, Völker abschlachten. Der Glauben ohne die Werke ist todt und das Bruderblut ohne den Brudersinn ist ein Unsinn, Gott verzeih' mir's!“

„Leute!“ mahnte nun Peter Mayr, der Mahrwirt, „thuts nicht so viel reden und denkts mehr aufs

die nach der Fährte des Wildes suchten.

Einen solchen Morgen empfindet so ganz und innig nur der Maler oder der Jäger, am besten vielleicht wer ein Stück von beiden ist. Für den Maler genügt die Herrlichkeit der landschaftlichen Welt, dem Jäger belebt sich das Bild noch überdies durch das geheimnisvolle Treiben des Wildes.

Wer mit den Augen des Malers und mit dem Herzen des Jägers das erste Licht dämmern gesehen im Forste oder im Gebirge; wie die Gipfel zu leuchten beginnen, die Schatten zu Boden sinken, sich dann in den Schluchten lagern, aus denen weiße Nebelungethüme emporsteigen; die wieder im Lichte zu Nichts zerfließen; wie dann über diese ganze Welt unvermerkt die Farbe des Lebens sich ergießt, Grau in Blau, Braun und fahle Todtenfarben in Goldroth und Purpur sich verkehren, wie endlich jede Creatur dankvoll der Lebensspenderin Sonne entgegenjubelt — wer das mitlebt und nachempfindet, der hat einen unversiegbaren Quell des Glückes in sich, aus dem er frischen Athem und neue Kraft schöpft, wenn alles andere stumpf und schmal geworden wäre.

So ein glücklicher Schwärmer war auch einer von den beiden, die jetzt den Morgenthau vom Grase streiften, um nach der frischen Spur des Wildes zu spähen, denn sein Blick glitt oft vom Boden weg nach den Höhen, und öfter blieb er zurück, um nach dem ziehenden Gewölke zu schauen, welches bereits von der aufgehenden Sonne vergoldet wurde.

Da blieb der Vorangehende stehen, lüftete den Hut und sagte zu seinem Begleiter leise:

„Sehen Euer Gnaden, da ist er hinein.“

Darauf fragte der andere:

„Und meinen Sie, Peter, dass es der Zwölfender ist?“

„Gewiss, wir haben keinen zweiten so starken Hirsch im Revier; man deckt seine Spur kaum mit der Hand.“

„Wenn er nur in dem Boden geblieben ist“, meinte der Angeredete.

„Wenn Euer Gnaden noch weiter mitgehen wollen, wird sich das gleich zeigen, denn nach dem letzten Regen ist jede Spur kenntlich.“

„Freilich, freilich, Peter, nur immer vorwärts“, schloss der erstere und sie schickten sich wieder an, lautlos aber rüstig vorwärts zu schreiten, indem sie den Wald umkreisten, welcher wenige Stunden später abgejagt werden sollte.

Während sie giengen, rückte allmählich die Sonne herauf und auf den breiten Jagdsteigen, die sie beschritten, glitzerten Blumen und Gras. Wo ein Sonnenstrahl hinfiel, war alles thaufrisch und farbenhell und am klaren, mattblauen Horizonte zeichneten sich schon rein die Baumkronen und hie und da die überragenden Berggipfel Die tieferstehenden Laubmassen des Waldes, auf denen noch stellenweise die Morgendämpfe lagerten, waren noch mit einförmigem Grau gedeckt, während freistehende, einzelne Prachtbäume, die auf Lichtungen im Vordergrunde sich Raum geschafft hatten, indem sie alles Schwächere unterdrückten, im Lichte standen.

Schon regte sich das Leben im Walde; das wenige, im Herbste noch sangesfrohe Federvolk, that sein Bestes. Der Specht klopfte sich sein Frühstück aus der lockeren Rinde alter Eichenstämme, der Habicht kreiste über den Plan, nach einer Maus oder einem jungen Hasen spähend, und eröffnete so mit dem ersten Morgenlicht den alten Kampf alles Lebenden unter sich, indem sich der Raubvogel vorsichtig zu unerreichbarer Höhe erhob, als er die Jäger an den blinkenden Gewehren erkannte.

Jetzt zog ein frischer Luftzug daher und unverhüllt, in voller Klarheit zeigte sich mit hellen Lichtern

nicht. Sein Antlitz war noch blasser, sein Auge noch glühender als sonst.

„Die Neuigkeit wisst ihr nicht!“ stieß er heraus und zog die Hand mit einem Zeitungsblatte vom Rücken hervor. „Friedensschluss!“

„Frieden?!“

„Zwischen Österreich und Baiern.“

„Gott dem Allmächtigen sei Dank!“ sagten mehrere der Männer, die Hände zusammenschlagend. „Die Zeit der Prüfung ist vorüber. Hoch lebe unser Kaiser Franz!“

Der Kulber schrie nicht mit. Als es wieder ruhig geworden war im Saale, sagte er überaus ruhig und gelassen: „Tirol ist von Österreich auf ewige Zeiten an Baiern abgetreten.“

„Was sagt er?“

Der Kulber las vom Blatte: „Tirol ist von Österreich auf ewige Zeiten an Baiern abgetreten.“

Die Männer, welche noch gesessen waren, erhoben sich langsam. Starr, sprachlos, todtenblass wie aufrechte Leichen, so standen sie da. Peter, der Mahrwirt, wankte endlich tappend gegen ein Fenster, als strebe er nach Luft, nach Sonnenlicht. Finster ward es, ein Chaos von Funken wirbelte vor seinen Augen.

(Ende des ersten Theiles.)

(Fortsetzung folgt.)

Verrath.

Novelle von Richard Graf Sermage.

Es war zur selben Zeit, als sich Mitte dieses Jahrhunderts ein blutiges Volksdrama abspielte, dass sich das Schicksal zweier Menschen erfüllte, die unter günstigen Umständen wahrscheinlich vereint ein glückliches und reiches Leben geführt hätten.

Als der Volksstamm, dem sie angehörten, durch die Empörung gegen seinen rechtmäßigen Herrscher, sich schweren kriegerischen Proben aussetzte, trat auch an sie das Schicksal mit kalter Hand heran, und sowie damals unendliches Elend über Tausende kam, durch das falsch verstandene Wort der Freiheit, oder das zu spät gesprochene Wort der Versöhnung, so giengen auch einzelne zugrunde, bloß wegen eines verhängnisvollen Irrthums, der sich unter anderen Zeitläufen nicht ereignet hätte.

Gleichwie der glatte Spiegel der See nicht ahnen läßt, welche Stürme vorhergegangen und wie viel verlorene Leben in der Tiefe ruhen, so trübt kaum die Erinnerung an die Verlorenen nach den Stürmen des Krieges die glatte Oberfläche der Gesellschaft, welche nur den Tagesfreuden lebt.

Manchmal nur treibt der Zufall und die Strömung ein Stück Vergangenheit an die Oberfläche und dann erblasst mancher unter den frohen Zechgenossen am Tische des Lebens, aus schmerzvoller Theilnahme für die armen Verunglückten, die er gekannt oder gar geliebt hatte.

* * *

An einem das Herz des Jägers erfreuenden Herbstmorgen, da Nebel und Sonne noch um die Herrschaft stritten, da weit umher auf der Gegend noch Ruhe lag, kamen durch den hundertjährigen Buchenwald des Altendorfer Reviers zwei Jäger daher,

Bald darauf brach man das Frühstück ab und alles bewegte sich dem Walde zu, voll der schönsten Hoffnungen und der besten Vorsätze für den heutigen Tag; die besten hatte wohl Walter, der sich's hatte sauer werden lassen, endlich seinen ersten guten Hirsch zu verdienen als Jäger. Es wurde auch dem Förster aufgetragen, ihn auf den besten Posten zu stellen, nämlich dort, wo am selben Morgen das Wild in den Forst eingezogen war.

Der Moorgraben war mit Schützen umstellt und ein Rudel starker Dachshunde wurde in dem Boden eingelassen. An einer Lichtung, wo die Straße das Gehege durchschnitt, war Walter angestellt; der Stand schien nicht der beste, weil eben die Hauptstraße zu nahe vorbeigieng, dennoch zog gerade hier das Wild am liebsten ein und aus, und Peter hatte gesagt, als er Walter anstellte:

„Hier wechselt der Hirsch sicherlich, wenn er überhaupt vorwärts geht und nicht nach rückwärts durchbricht." Dieses Rückwärtsdurchbrechen des Wildes ist aber etwas Häufiges, wenn es vorne Gefahr wittert; auch hat sich schon mancher Hirsch das Leben gerettet, indem er wie rasend über die Köpfe der Treiber und Hunde hinweg das Weite gewann.

Walter stand schussfertig auf seinem Posten, da regte es sich im Holze, gleich darauf hörte man einen Hund, dann einen zweiten, und sogleich das helle Geläute des ganzen Rudels. Jetzt brachen starke Äste im Dickicht, dann stand wieder alles still, und die Hunde bellten heftig gegen ein Stück, welches sich ihnen widersetzte. Dem Schützen pochte das Herz, denn schon bewegte es sich wieder dem Waldrande zu, an welchem er stand, jetzt meinte er sogar, im Gewirr der Äste das Geweih eines Hirsches zu erkennen — da vernahm er plötzlich dumpfes Rollen auf der Straße, welches rasch näher kam, dann Hufschlag, und jetzt bog im scharfen Trab ein schönes Gespann, dessen Räder blitzten, über die Ecke.

Zwei Frauen saßen darin, die eine fesselte Walters Blick. Zuerst schaute er angstvoll nach der Spielverderberin, und Ärger malte sich in seinem ganzen Wesen, denn nun war's um den Hirsch geschehen. Eine Regung schlecht verhaltenen Zorns dämmerte in ihm auf; doch diese böse Regung wich dem Erstaunen, das Erstaunen einem lähmenden Zauber, der ihn zwang, das Auge festgebannt auf die Erscheinung, ihr zu folgen, bis sie entschwand. Aber auch sie ließ ihren Blick auf ihm ruhen.

Er hatte unterdessen auf den Hirsch vergessen, der in das Dickicht zurückgeprallt war.

Jetzt trat Peter aus dem Walde und fragte betroffen, auf Walter zugehend, warum er nicht geschossen habe.

„Weil ich nichts gesehen habe", lautete die Antwort.

„Er stand ja ganz frei, dort an der kleinen Eiche am Rande."

„So? — Wissen Sie was, Peter, der Hirsch war gar nicht bei mir."

„Aber, Euer Gnaden, ich —"

„Schon gut, verstehen Sie mich nur, Sie haben ihn auch nicht gesehen, er war überhaupt kein Hirsch, — ein Kalb war's, oder so etwas."

Dabei drückte er dem Jäger ein Goldstück in die Hand. Peter zog den Hut und sagte:

„Wie Euer Gnaden befehlen."

„Ich befehle es nicht, aber mir wäre lieb, wenn diese Geschichte unter uns bliebe. Abgemacht?"

„Zu Befehl, Euer Gnaden, aber schade ist's doch", meinte Peter, „es war der Zwölfender. Das hat uns wieder die Frau Gräfin gethan."

„Welche Gräfin?"

„Die Frau Gräfin von Arnfels, die im Wagen saß. O, wenn die in die Gegend kommt, geschieht leicht ein Unglück."

Nun, das ist noch kein Unglück", bemerkte Walter lächelnd, „und was

und scharfen Schatten die weite Gegend. Es war völlig Tag geworden, als endlich die beiden ihren Rundgang vollendeten und sich dem Jagdhause zu Altenhof näherten.

Hier war alles schon in emsiger Thätigkeit. Auf einem dem Walde zugekehrten wohlgepflegten großen Hofraume dieses hübschen Herrensitzes standen Gruppen von Jagdpersonal. Da ein Waidjunge mit zwei prächtigen Dachshunden an der Leine, von jener Rasse, wie man sie zur Hirschjagd braucht, daneben ein alter Förster, der, seinen Ulmerkopf schmauchend, dem Jungen von jenem stärksten Hirsche erzählte, den er einst geschossen. Nicht weit davon sah man einen großen Jagdwagen, der eine ganze Gesellschaft fassen konnte, dabei der Kutscher emsig beschäftigt, sich alles zurecht zu legen, damit er, sobald Befehl gegeben würde, rasch seine Pferde anspannte. Diener legten Gewehre auf den Wagen, andere trugen das Frühstück über den Hof. Als die beiden vom Walde in den Hof einbogen, öffnete sich im Hause ein Fenster, einer der Gäste im Jagdgewande lehnte sich heraus und begrüßte den neu Ankommenden.

„Guten Morgen Walter, wo kommen Sie so frühzeitig her? klang es herunter.

„Von der Pirsch.“

„Was gesehn?“

„Nein, aber gespürt einen starken Hirsch im Moorgraben. Wer Glück hat, schießt ihn heute.“

„Kommen Sie doch herauf, wir sind lang beim Frühstück“, schloss der andere. Der Aufgeforderte gab einem herbeieilenden Diener sein Gewehr und trat in den großen Speisesaal, wo der Herr dieses bequemen Hauses, Graf Benken, mit seinen Gästen am Frühstücktische saß. Ähnlich wie heute, ging es alle Tage des Morgens hier zu, solange der Graf in diesem Revier jagte. Dieses Jagdschloss lag in alten Laubholzwäldern verborgen, an einer breiten Straße. Hier fand der sonst nur der Welt lebende Herr sich alljährlich im Herbste ein und wer irgend zu seiner Gesellschaft gehörte und mit der Büchse hantierte, war hier gerne gesehen.

Selten kamen Frauen, obwohl Benken verheiratet war, denn hier wurde wirklich gejagt. Nach zehnstündiger Arbeit im Walde kamen die Jäger oft todtmüde nach Hause, um einen jede Liebenswürdigkeit ausschließenden Hunger zu stillen, und bald zog man sich zurück, nämlich zu der Stunde, da Frauen, die fast alle gern in die Nacht hineinleben, erst recht gesellig werden.

In diesem Herbste nun war die Gesellschaft des Grafen wieder voll und Robert Walter, der eben eingetreten war, zählte zu derselben, seitdem er sich nach langem Reisen hier festgesetzt hatte, durch den Ankauf eines nahe gelegenen Gutes. Alle kannten ihn, und als er zu ihnen an den Frühstückstisch getreten war, begrüßten sie ihn, dann sagte Walter:

„Ich bringe gute Botschaft, der Zwölfender, den Sie ausgewandert glaubten, ist da und steckt in einem der Böden, die heute bejagt werden sollen.“

Hierauf folgten Fragen und Ausrufe von allen Seiten. Graf Benken aber frug:

„Haben Sie ihn schon abgespürt und wann sind Sie denn ausgefahren?

„Nachts um zwei, um vier war ich am Forsthause bei Peter und eben komme ich mit ihm vom Moorgraben, wo der Hirsch steht.“

Da wendete sich der Graf an die Gesellschaft und sagte auf Walter zeigend:

„Da sehen Sie den richtigen Waidmann, der sich den stärksten Hirsch im Revier selber abspürt, während wir anderen schlafen. Weidmanns Heil, lieber Robert, „ich wünsche, dass Sie den Hirsch heute schießen.“

danken und brachte diese zum Stehen, dass sein ganzes Wesen einen Ruck erhielt, der sich durch eine leichte Erregung kund gab. Die Antwort folgte auch nicht rasch auf die Frage, weil er vorher den in einem solchen Falle höchst unnützen Streit des Für und Wider durchdachte, dessen Entscheidung in diesem Augenblick doch sehr voraussichtlich war.

Er sagte zu, und versprach andern Tages von seinem Gute aus nach Arnfels zu kommen.

Man gieng zur Ruhe im Jagdschlosse zu Altenhof und Walter ließ seinen Wagen vorfahren, um nach seinem Gute zurückzukehren.

Als er Abschied nahm von Graf Benken, fasste ihn dieser vertraulich unter dem Arm und fragte ihn:

„Was ist Ihnen, Walter? Seit heute früh sind Sie ein anderer. Wo ist der frohe Muth, die frische Jägerlaune?“

„Ich weiß es selber kaum“.

„So will ich es Ihnen sagen“, engegnete der Graf. „und mögen Sie daraus nicht die Aufdringlichkeit eines Gleichgiltigen ersehen, wohl aber die warme Theilnahme eines älteren Freundes. Gräfin Clara liegt Ihnen in dem Sinn. Ja, lieber Freund, ich sah sie vorüberfahren, und was ich nicht sah, habe ich errathen. Doch lassen Sie sich das Eine gesagt sein: sie ist eine Circe, deren Macht gefährlich, deren Leben ein Räthsel ist. Ihre Lebenswege sind dunkel, doch scheint sie lieblich und arglos, wie ein Kind. Sie lebte fünf Jahre an der Seite eines Gatten, der ihr Vater hätte sein können, jetzt ist sie Witwe. Die Welt konnte ihr niemals Übles nachsagen, dennoch betrauern wir einen lieben Freund, einen jungen Mann, der so wie Sie, einst in unserer Mitte lebte, und der uns entschwunden ist, weil sie ihm das Herz berückte.“

„War es etwa Aradi, von dem wir neulich sprachen?“ fragte Walter.

„Derselbe.“

„Wie, mein lieber Bela?“ rief Walter überrascht aus, „mit dem ich drei Jahre lang durch die Welt gewandert bin, unter einem Zelte gelebt habe, sozusagen mein zweites, mein besseres Ich! Aber der kam ja vor sechs Jahren in dem letzten Aufstande um, er wurde, so heißt es, von den Russen erschossen, im letzten Gefechte, kurz vor der Übergabe.“

„So heißt es allerdings“, sagte der Graf. „aber es war nicht nationaler Fanatismus, der ihn trieb. Doch Sie sollen als Aradis' bester Freund an seinem Vermächtnis theilnehmen. Sie werden sich dann überzeugen, dass er ebenso warm Ihrer gedachte vor seinem Ende; es wird Ihnen, was Sie hören werden, vielleicht von Nutzen sein. Ich stand ihm sehr nahe, wir waren, es sind nun auch schon einige Jahre her, gute Freunde, so dass er mir auftrug, wenn er früher sterben sollte — wir lachten damals, denn er war ein blutjunger Mensch, und wir lebten im tiefen Frieden — sein Vermächtnis zu übernehmen, da er mit den Seinen wenig verkehrte. Bald darauf brach die Revolution aus, in der er fiel. Nach der Übergabe V . . . . begab ich mich in das russische Hauptquartier und erwirkte mir die Erlaubnis, unter der wertlosen Habe der Gefallenen nach dem Eigenthume Aradis zu suchen, denn das Wertvolle gab man nicht heraus und seine Leiche, die ich gern heimgebracht hätte, war nicht zu finden, so dass man vermuthet, er sei mit der Brücke in die Luft gegangen, auf welcher der letzte Kampf stattfand. Unter den wenigen Resten, die man in seinem Zelte fand, war auch ein Tagebuch, von der Hand unseres Freundes, welches ich Ihnen zu lesen geben will. Nehmen Sie es, lesen Sie es aufmerksam und beherzigen Sie den Inhalt.“ Walter nahm das Gebotene dankend und verabschiedete sich. Gleich darauf rollte sein Wagen aus dem Thore.

für ein Unglück hat sie denn schon angerichtet?"

„Euer Gnaden, vergeben, die Geschichte ist nicht zum Lachen. Mein armer Herr hat dabei sein Ende gefunden. Jetzt darf ich aber nicht mehr bleiben. Euer Gnaden entschuldigen — die Hunde jagen wieder."

Hiebei zog Peter den Hut und gieng. Betroffen wollte Walter ihn zurückhalten, um mehr zu erfragen, doch musste er sich mit dem Vorsatz begnügen, es später zu versuchen, da er wirklich das Jagen nun wieder näher kommen hörte, und obgleich mit ganz verschiedenen Gedanken beschäftigt, dennoch seinen Posten wieder einnehmen wollte.

Ehe der Tag noch zu Ende gieng, wurde manches gute Stück Wild gesehen und geschossen, der starke Hirsch aber kam nicht mehr zum Vorschein.

Des Abends an der Tafel gab es ein großes Kopfzerbrechen, warum der gesuchte Hirsch, den einige zurückprallen sahen, nicht zu Schuss gekommen sei. Walter hatte dabei einen harten Stand. Er beschränkte sich, der Wahrheit gemäß zu versichern, er habe ihn nicht gesehen. Als noch alle hierüber im Gespräch befangen waren, brachte man dem Grafen einen Brief. Er las, wendete sich dann an seine Gäste und theilte ihnen mit, die ganze Gesellschaft sei für morgen zu einem Jagen nach Arnfels geladen. Er fragte, wer mitkäme, er für seinen Theil müsse annehmen. Man wunderte sich, dass die Nachbarn wieder zuhause seien, denn man glaubte sie auf Reisen, frug, was sonst noch in dem Briefe stehe, auf was und wo gejagt werden solle, und einer der älteren Herren bemerkte, es wäre besser, statt Gewehren und Jagdkleidern, Ballkleider und Musikbande mitzubringen, denn es werde dort mehr getanzt, als gejagt; jedenfalls rathe er den jungen Leuten, ihr Herz zuhause zu lassen, denn Gräfin Claras Augen seien ein tiefer See, der manchmal seine Opfer haben wollte. Walter horchte hoch auf, denn da erfuhr er ohne zu fragen, was er sehnlich zu wissen wünschte.

Also Clara Arnfels hieß sie, die ihn heute einen Augenblick zu willenloser Verlorenheit verurtheilt hatte. Er brannte, sie kennen zu lernen, und wieder — diese Warnung vor ihr. Doch gerade das machte ihn noch begieriger, dieses reizende Verderben von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Es erfasste ihn ein ängstliches Gefühl, weil wenige Secunden, die sie ihn angeblickt, genügt hatten, ihn so zu beunruhigen. Willenskräftige Menschen entsagen nicht gleich ihrer Freiheit, und doch ist diese das erste Opfer, welches jede ernstere Neigung fordert. Freilich wird mancher hier fragen: Wie so viel Lärm um einen Blick? Was hat ernste Neigung zu schaffen mit einem ersten flüchtigen Begegnen? Ja wohl, in Wirklichkeit ist die Kluft von dem einen zum anderen gar groß; doch gibt es keine Zeit und keinen Raum für die Phantasie, für die Macht des menschlichen Geistes, in eine schöne Fernsicht das hinein zu träumen, was das Auge kaum ahnt. Lange, ehe die Realität mit ihren Thatsachen der Neigung Boden gibt, steht vor der befangenen Seele das Bild der Phantasie; und dieses ließ Walter seine gewohnte Regsamkeit und geistige Theilnahme am Gespräch verlieren; doch gab es bald Fragen und Anspielungen, die demjenigen so lästig sind, der gerne ungestört bliebe. Die einen meinten, er müsse doch den Hirsch gesehen und zu schießen vergessen haben, andere munkelten etwas von Erscheinungen, die er gehabt und die ihn verzaubert hätten, und trafen absichtslos so das Richtige.

Endlich richtete der Graf an ihn die Frage, ob er morgen mit nach Arnfels komme?

Diese Frage, so natürlich sie war, schien ihn sehr unerwartet zu treffen, fiel mitten in die Flut seiner Ge-

nehmen, gib mir nur auch den meinen wieder!

2. Juni.

Viele Tage lang saß ich stumm ihr gegenüber; ihr Auge sprach Bände voll der wunderbarsten Dinge, ich aber schwieg, weil sie es so haben wollte. Mein Herz drohte mich zu erschlagen mit seinem Pochen; ich saß neben ihr, sie konnte es hören, und mir an der Stirne ablesen, wie es mit mir stand. Als meine Qual unerträglich wurde, fragte ich sie, ob sie nicht wisse, dass die unausgesprochenen Worte sich aufs Herz legten, dass es daran ersticken müsse. Sie sah mich lächelnd an und sagte: „Schweigen Sie, wenn Sie mich lieben.“ — Ja, ich schwieg, wenn sie da war, und sprach nur mit ihr, wenn ich allein war; dann gieng sie mit mir durch Flur und Feld, wir sprachen über alles, sie hörte auf mich, antwortete auf meine Fragen, ich überredete, überzeugte sie, und sie gab mir zuletzt die Hand zum Kusse. — Ach, alles nur im Geiste, nur im wachen Traume! Ich weiß selbst nicht, wie es kam, dass ich ihr einmal sagen durfte, das alles sei ihr Werk, da ich längst glauben durfte, sie sei mir gut, ich aber trüge ihr Bild schon lange, durch alle Länder. Sie unterbrach mich nicht, als ich ihr jedes Wort und jede Miene aus der Zeit unsererersten Begegnung in Erinnerung brachte. Sie schwieg und wurde blass dabei, wie sie es immer wird, wenn sie ergriffen ist. Endlich brach sie, mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes, in die Worte aus: „Es gibt nur einen, der mir sagen darf, dass er mich liebe.“ — Ich fragte: „Wenn meine Liebe eine unglückliche ist, wie können Sie hart gegen mich sein, da Sie denselben Schmerz tragen müssen?“ Sie schwieg eine Weile, sah mich dabei groß an und sagte endlich: „Ach, Sie verstehen mich nicht, niemand kann mich verstehen.“ —

Ihr ganzes Fühlen, die ganze Sprache der Empfindung hat Natur ihr in das Auge und in die Stimme gelegt. Was ihr Blick nicht ausdrücken kann — doch wie unendlich viel sagt der — das spricht sie im Liede aus. Wenn sie singt, löst sich das Siegel ihrer räthselhaften Schwermuth. Ihr ganzes Wesen wird Leben und Bewegung, ihr liebes Gesicht, oft so blass und leidend, die schönen ernsten, oft so trauervollen Züge, werden durchsichtigleuchtend, der Blick verklärt, und das einfachste Lied ist ein Bekenntnis ihrer reichen Seele. — Es gab eine Zeit, da lag ein froher Zug auf ihrem Gesichte; damals hatte sie ein heiteres Lächeln für alle, die sich ihr näherten. War es der Widerschein innerer Seelenheiterkeit und nahm sie willig jeden Anlass auf, dieser Stimmung Ausdruck zu geben? War sie damals glücklich? Oder war dieses Lächeln eine Maske, ihr Innerstes zu verbergen, wie sie es jetzt tage- und wochenlang unter blassem Ernst verbirgt?

15. Juni.

Heute traf sie mich wieder ins tiefste Herz. —

Ich forsche nicht, ich frage nicht,
Ich ahne kaum, was ich dir bin,
Im holden Trug, im Dämmerlicht
Der Täuschung lebe ich dahin.

O störe nicht den schönen Wahn!
Wenn einer wandelnd, träumend schliefe,
O, weck' ihn nicht auf schmaler Bahn,
Sonst stürzt er in die Tiefe. —

Was frage ich nach Ziel und Ende,
Bist du bei mir, blickst du mich an:
Ich gab mich ganz in deine Hände,
Ob Leid, ob Freud' — du hast's gethan. —

Diese Worte richtete ich an sie, ich sprach sie ihr vor; sie aber wurde unruhig, hörte mich fast widerwillig an und unterbrach mich beinahe mit kalter Härte: „O, dass Sie mir von Liebe sprechen! Bat ich Sie nicht um Frieden? Ich bin nicht frei, habe ich Ihnen das nicht alles schon gesagt?“ — Und wieder war ihr Mund der unfreiwillige Lügner, denn ihr Auge,

Trotz der Müdigkeit, die auch junge Augen beschleicht, nach einem großen Marsch, trotz Finsternis und dem eintönigen Rollen des Wagens schlief Walter unterwegs nicht. Ihm brannten die Blätter in der Hand und hielten ihn wach. Auch die ganze Nacht hindurch kam kein Schlaf über ihn.

Zu mächtig ergriff es ihn, als er die Schrift seines Freundes erkannte, der längst nicht mehr war. Als er von der ersten bis zur letzten Zeile die warme Seele desselben wiederfand und diesen einst so lebensvollen, hoffnungsfrohen Geist im höchsten Jubel aufjauchzen und dann — in tiefster Pein — seinem Verhängnis erliegen sah.

Es wurde ihm zu Muthe, als redete der längst Verlorene zu ihm; jedes Wort des Freundes klang ihm auf einmal mit dem ihm plötzlich völlig erinnerlichen Ton seiner Stimme, als spräche er es eben aus.

Diese Blätter mit der verblasste Tinte gewannen Leben und Farbe.

Unendlich mächtiger wirkt das todte Wort, wenn wir den Schreiber kannten; doch wenn die erkaltete Hand die des Freundes war und wir sie herzlich einst in der unsern hielten, wenn wir nachempfinden können, was er fühlte, weil wir sein ganzes Seelenleben gekannt, mit ihm die vollsten Accorde der Freude mitjubeln und in die schauerlichsten Tiefen der Verzweiflung hinabsteigen können, weil uns Höhe und Tiefe dieses Gemüthes so ganz wie unser eigenes erschlossen waren, dann begehen wir eine seltene Todtenfeier, die bis in das innerste Mark erschüttert.

„Lichte Augenblicke“ — so stand es obenauf, und dann folgten, mit und ohne Angabe des Tages, folgende Aufzeichnungen:

20. Mai 1849.

Es ist nun drei Jahre her, dass ich sie das erstemal sah. Damals war sie fast noch ein Kind, aber diese Augen waren damals schon abgrundtief, und damals sah sie schon den Menschen so voll ins Herz hinein, dass jeder ihr das seine auf Händen entgegenbrachte. Woher kommt ihr so eine souveräne Allmacht? Sie schaltet mit fremdem Eigenthum, als ob alles ihr gehörte. Das ist wohl auch Königen eigen und kommt daher, weil sie wissen, dass sie aus ihren Schätzen hundertfältig ersetzen können, was ihnen geboten wird. Könige, und solche, die königlich herrschen wie sie, kennen die falsche Bescheidenheit nicht, das Gebotene zurückzuweisen, dennoch kann mancher sich lebenslang verrechnen, der sein Bestes solchen Tyrannen darbringt.

Wir sahen uns zuletzt in ihrem Vaterhause, jetzt tobt der Krieg in ihrer Heimat und sie lebt hier bei ihren Verwandten.

Was hindert sie aber eine andere Zufluchtstätte zu suchen, als gerade bei diesem Arenfeld? „Stören Sie meinen Frieden nicht, vertreiben Sie mich nicht von hier,“ sagte sie mir heute. Lächelnd. mit kaltem Unglauben schüttelt sie das Haupt, wenn ich sie erinnere, dass wir beide kaum die Kinderschuhe ausgetreten, als sie mich schon an ihre Sohlen gefesselt hatte. Ich hatte ihr damals schon ganz angehört, sie herrschte damals so unumschränkt wie heute über mich, doch nahm sie damals freundlich auf was ich ihr sagte, heute leugnete sie alles, und das so herzhaft und natürlich, dass ich ihr hätte glauben müssen, wenn ihre lieben dämonischen Augen nicht alles widerrufen hätten, was der Mund Böses sprach. Ich gestand ihr, dass ich ihretwegen mein Vaterland verlassen und immer in ihrer Nähe weilen möchte — da erschrak sie. Und doch, mit welcher Innigkeit ruht dieser Blick auf mir, wenn sie sich unbemerkt glaubt; dann wieder: Stören Sie meinen Frieden nicht! — Ach, ich will ihn dir nicht

haben, mich zu meiner Pflicht zu rufen, dass ich meinen Posten in unsern Reihen einnehme. Alles was meinen Namen trägt ist dabei, steht unter der dreifärbigen Fahne. Meine ganze Vergangenheit, alles was mich sonst bewogen hätte, — was sage ich — mich lang dahin geführt hätte, wo ich hin gehöre, alle Gründe der Ehre und des Ehrgeizes blieben machtlos gegen meine willenlose Feigheit, hier in ruhmloser Knechtschaft zu leben. Woher nehme ich nur das Herz, diesen Schein von Muthlosigkeit in den Augen meiner Landsleute auf mich zu laden? Ich — der wegen eines schiefen Wortes sonst vom Leder zog, der jeden verachtet hätte, der etwas über seine Ehre gestellt, einen Makel daran geduldet hätte — ich nehme jetzt, in dieser stürmischen Zeit, weder rechts noch links Partei. Ich, der es kaum abwarten konnte, dass es los gehe — und jetzt diese Gleichgiltigkeit. Ach, ich komme noch dazu, mich selbst zu verachten. Das hat Alles sie gethan, und ich kann ihr doch nicht gram sein, kann sie nicht meiden. Kann das eine edle Leidenschaft sein, die mich von der Pflicht abruft, mich hindert, an der Vertheidigung meines Vaterlandes theilzunehmen? Ja, wäre mein Schicksal entschieden, hätte ich sie fürs Leben gewonnen oder für immer verloren, dann wäre alles anders. Mit dem Himmel eines vollen Glückes in der Brust zu sterben, wissend, dass die Welt nichts mehr zu bieten hat, oder mit der Hölle im Herzen und dem Gedanken, alles verloren zu haben, ist es leicht, dieses Leben hinzugeben. Unerträglich ist es nur, zwischen beiden zu schweben, die zehnfache Pein der Ungewissheit empfinden zu müssen. Leben und Tod, Pflicht und Vaterland sind dem Schwerkranken gleichgiltig.

4. Juli.

Muss sie denn mir in allem ein Räthsel bleiben? Soll denn dieses Herz, welches ich vor allen verstehen möchte, mir immer wunderlicher, immer unerklärlicher werden? Seit Wochen ist sie hier zu Gast im Hause des Generals, welcher zwar durch entfernte Verwandtschaftsbande mit ihrer Familie verbunden ist, der aber doch bei dem Heere dient, gegen welches ihr Vater und ihre Brüder im Felde stehen. Keine Miene, kein Wort verräth, welcher Sache sie sich anschließt, und wenn ich sie frage, weicht sie der Antwort aus. Was hielt sie hier zurück, in dem Hause des Feindes ihres Blutes, und warum ist sie gegen mich verschlossen, sie kennt doch meine Gesinnung von früher?

10. Juli.

Heute war es bei Arnfels unausstehlich. Der General war auf einen Tag aus dem Lager gekommen — es scheinen sich wichtige Dinge vorzubereiten — er brachte gute Nachricht für die Kaiserlichen. Ihr schien das alles gänzlich gleichgiltig und — Gott strafe mich — sie war gegen niemand so freundlich wie gegen den General. Hat sie denn ganz vergessen, dass das Leben ihres Vaters vielleicht von dem Willen dieses Mannes abhängt, oder sollten ihr die abgeschmackten Schmeicheleien dieses alten Hagestolzes nicht gleichgiltig sein? Gerechter Gott, was für Abgründe legtest du in das Herz des Weibes! Wie weit ist es schon mit mir gekommen, dass sie alles thun und alles lassen kann, ohne dass es in meiner Stimmung zu ihr etwas ändert! Wenn sie mich durch ihr schwankendes Wesen gekränkt hat, wenn sie erst für, dann wider die Sache unseres gemeinsamen Vaterlandes gesprochen, jetzt widerruft, was sie früher billigte, ihr so eigentlich nichts heilig gilt und sie mich so recht in die Seele empört hat, dann genügt ein gutes Wort von ihr, und ich bin gleich bereit, alles auf die schwankende Natur des Weibes zu schreiben, dessen Pflicht es nicht sein kann, in ernsten weltlichen Dingen selbständig zu urtheilen; rasch habe ich ihr alles wieder vergeben, ein Blick von ihr, und ich

ihr ganzes Wesen sprach eine andere Sprache. —

Blieb ich lange weg, so war sie betrübt; kam ich wieder, so wurde sie fröhlich. Hielt ich mich fern, so grollte sie mir, und wie konnte sie so oft so unbefangen mit mir sein? Sagte ihr nicht das Beben meiner Stimme, wenn sie die Gleichgiltige spielte, meine geistige Abwesenheit, wenn wir von Dingen sprachen, die sie und mich nichts angiengen — sagte ihr das alles nicht, was in mir vorgieng? Oder war sie eine eitle Thörin, die ihre Freude hatte, an den Leiden, die sie schuf? Und war sie das, wie konnte sie noch wert sein, dass ich soviel um sie litt?

Wunderbare Zweitheilung in uns selbst, die wir wohl niemals hienieden lösen werden! Das eine in uns, beobachtend, jede Regung zersetzend und das eigene Fühlen und Denken scharf kritisierend — das andere unbewusst, nach unbekannten Gesetzen wirkend, dem vorgezeichneten Geschicke unentwegt folgend. Ich sehe, dass ich ins Bodenlose schreite, aber kann ich auch nur einen Schritt thun zu meiner Rettung? Was nützt mir das Wissen, wenn mir das Können fehlt? Wäre sie nur immer so herzlos geblieben, hätte sie mir dadurch ihre eigene Seelenlosigkeit recht glaubhaft gemacht, ich wäre vielleicht geheilt worden, denn nichts heilt leichter, als gekränkter Stolz. Doch auch für sie kamen die Stunden der Pein; ihr Herz, das sie mir einst geschenkt hatte, erwachte wieder, ich ahnte es; aber was war das jetzt für eine Liebe? Ein beständiges Hangen und Bangen, ein tägliches Empfangen und Verlieren, ein unaufhörlicher Wechsel von Sonnenschein und Frost, beseligend und vernichtend, aufreibend und erschöpfend, allen Gesetzen unseres Gefühlslebens Hohn sprechend. — „O schweigen Sie, für mich gibt es keine Liebe, mich darf niemand lieben,“ sagte sie. Dabei ward sie blass bis in die Lippen, und ihre Hand bebte und zeigte das Bild einer Hand im Fieber. Dann sprach sie wieder ein gleichgiltiges: „Daran stirbt man nicht.“ — Als ich von mir sprach, und als ich mehr sagen wollte, legte sie schalkhaft die Finger auf den Mund und hieß mich schweigen.

Eines Tages — es war die ganze Familie des Generals beisammen, nur er fehlte, denn er war ins Lager bereits abgerückt — da war sie so schön, so froh, so durchglänzt von Lebenslust, alle Trauer war verschwunden. Sie war erfüllt und beglückt durch das Bewusstsein, dass ein anderes Herz in ihrer Nähe nach dem Takte des ihrigen schlug. Sie wusste, dass jede Wolke auf ihrer Stirn mein Kummer, jede frohe Miene an ihr meine Lust waren. Ihre Züge sind, gleich der See, ein Bild steten Wechsels, und waren an dem Tage, sowie diese zu leuchten scheint, durch ein inneres Licht erhellt. Ihr Auge schwamm in thauigem Glanze, das meinige haftete beglückt auf ihr. Kein Wort fiel, der vielen Leute wegen, zwischen uns. Endlich gingen alle, nur die zum Hause Gehörenden blieben. Ihr Blick hing an den meinen, wie meine Seele an der ihrigen, dabei spielte sie mit Blumen und steckte eine sich in das Haar. Mein Auge verlangte nach dieser Blume, mein ganzes Herz lag in dieser Blume, sie verstand mich, sie fühlte es und doch verweigerte sie mir die Bitte. Tief verstimmt verließ ich sie und vermied ihre Nähe, der ganze herrliche Tag war mir vergällt. Alles an ihr schien mir künstlich und unwahr; mit Empfindungen spielen, ernste Gefühle erwecken und sie lächelnd zurückweisen, wenn sie unbequem werden, das schien ihr Lebenszweck.

Heute hatte ich einen harten Kampf mit meinen Vetter, den sie ausgeschickt

Unterm Apfelbaum.

Von P. K. Rosegger.

Auf dem Hügel stand ein Apfelbaum. Hinter dem Hügel lag die Heide mit ihrem kurzen fahlen Federgras und mit ihrem braunen Moose. Dort und da schimmerte aus dem Boden ein grauer Stein hervor, dort und da stand noch eine Kiefer mit kahlem rothem Schafte und mit der knorrigen Krone. Die Landschaft stieg sachte bergan; je weiter hin, desto dichter standen die Baumstämme, bis es ganz dunkel war in ihrem Schatten. Dann kamen Bergeshöhen mit weißen Felskämmen, dann kamen Schluchten mit rauschenden Wässern. An Hängen, wo die Sonne auf rothes Erikenkraut schien, rieselten Eidechsen, schlängelten sich Nattern dahin. Auf feuchten Wiesengründen huschte der Marder der hüpfenden Kröte nach. Durch Waldesdickicht, wo dürres Geäste ein unendliches Gitter zog und auf pflanzenlosem Boden niedergebrochene Strünke moderten, knisterte es manchmal, als ob der Hirsch sich Bahn bräche mit seinem Geweih. Und wer weiter in die Wildnis drang, der konnte das Heulen des Wolfes vernehmen. Die Wildnis gieng fort über Berg und Thal, und der Knabe, welcher unter dem Apfelbaume saß, kannte ihre Grenze nicht.

Vor dem Hügel sank der Boden thalwärts. Blumige Matten und reifende Kornfelder dehnten sich weit. In der Ferne von Baumgärten beschattet und beschirmt lagen Dörfer und weißschimmernde Landhäuser. Der Silberstreifen eines Sees war zu sehen und in grauer Ferne lag etwas hingebreitet, das manchmal wie ein unsicherer Schatten erschien, manchmal in hundert hellen Pünktchen leuchtete. Das war eine große Stadt. Weiter reichte es nicht mehr, das frische Auge des Knaben, der unter dem Apfelbaume saß. Er saß aber nicht immerwährend dort, er gieng hin gegen die Heide, wo ganz einsam die Hütte seiner Eltern stand, er gieng hin auf die Matte, um seine Herde zu hüten. Er gieng auch hin, um an den grauen Steinen mit einem kleinen Kiesel Funken herauszuschlagen, um auf die Kiefern zu klettern und Eichkatzen zu jagen, um allerlei Kurzweil zu treiben auf der Heide, die fast ganz sein allein war. Manchmal kam er aber doch wieder und saß unter dem Apfelbaum und schaute hinaus. Er schaute nicht auf die Felder, er schaute nicht auf die Dörfer, er schaute nicht auf den See, er schaute auch nicht auf den Schattenstreifen im fernen sonnigen Grau — er schaute nur so hinaus.

Und je schlanker der Knabe wurde, desto öfter kam er zum Apfelbaum und schaute so hinaus.

Da erschien einmal ein Mägdlein, das war auch ein Hirtenkind und der Knabe hatte es bisher verachtet, weil es ein dummes Mädel war. Das kam und setzte sich in den Schatten des Apfelbaumes, an die eine Seite des Stammes, wie der Knabe an der

liege wieder zu ihren Füßen. Das ist die Zaubermacht der Liebe, gegen die der Verstand des Verständigsten zu Schanden wird, und die stolzen Gebäude unserer Vorsätze vor einem geflüsterten Wort, wie die Mauern Jerichos vor dem Posaunenschall hinsinken.

12. Juli.

Der General ist wieder fort, und sie ist wieder gegen mich, wie sie in den besten Tagen war. Ist das nicht empörend? Handelt so ein ehrbares Mädchen? Ist das nicht das heillose Wesen einer Kunst, der ich den rechten Namen nicht geben mag? Nein, nein, da ist kein Falsch und kein Trug. Ist sie gut und freundlich, dann ist sie wahr; nur wenn sie kalt und abweisend erscheinen will, dann ist ihr ganzes Wesen geschraubt und unwahr. Dass der eitle Thor der Arnfels nicht sieht, wie sie ihn nur gewähren läßt, um ihn los zu werden! Was soll sie auch thun, um ihn bei seiner lächerlichen Aufdringlichkeit nicht zu kränken? Sie hat jetzt keine andere Zufluchtstätte als sein Haus. So alten Kindern muss man Zuckerwerk bieten, sonst werden sie boshaft und schlagen nach der Hand, die sich ihnen entziehen will.

23. Juli.

Clara, Clara, Heil meiner Seele! Zweck und Ende meines Daseins, — jetzt weiß ich, dass du mich liebst; dass ich für dich leben darf! Dein süßer Mund hat es mir gestanden, doch sprachst du kein Wort und legtest deine weiße Hand mir auf die Lippen, dass ich schweigen musste. Es war auch besser so; uns fehlten die Worte. — Einst sagte ich dir, dass ich an dem Tage, da du gestehen würdest, dass du mich liebst, vor Glückseligkeit den Verstand zu verlieren fürchte. Nun weiß ich es; niemand nimmt mir mehr diese herrliche Gewissheit, und jetzt lebe ich erst, danke Gott für jeden Athemzug, genieße seine Geschenke und segne dich tausendfach, dass du mich so unendlich beseligt hast!

15. August 1849.

Die große Schlacht ist geschlagen und unsere Sache verloren. Darf ich sagen, unsere Sache, da ich müßig hier zugesehen habe, während sich das Schicksal meines Vaterlandes entschied? Wir sind geschlagen, nach einer wilden Flucht sammelte sich der Rest unserer Leute in den Bergen zum verzweifelten Widerstand. Die Kaiserlichen werden ihnen nachrücken, sie einschließen und aufreiben. Claras Vater wird vermisst. Welch schmerzliche Beigabe zu meinem Glück!

Arnfels ist leer, alle sind fort, nach dem Hauptquartier. Clara auch — und ohne ein Wort des Abschiedes für mich. Das Schicksal ihres Vaters lässt ihr wohl keine Ruhe. Jetzt weilt sie gewiss im Lager der Aufständischen, um ihn zu suchen, und ich bin noch hier.

(Schluss folgt.)

die Ätherschleier der Luft und klar lag die Welt da bis in ihre fernsten Weiten. Der Knabe stand am Apfelbaum und schaute hinaus. Und nun sah er! Er sah die schönen Auen und das Leben der Pflanzen, er sah die Dörfer und der Leute Schaffen; er sah die malerischen Schlösser und den Edelmann hinreiten zu Pferde; er sah den See und die Schiffe; er sah die Stadt und ihr unendliches Wogen und Streben, sah der Leute Jagen und Haschen, sah ihre Thaten und Tugenden, ihr lautes Prahlen und ihr heimliches Fallen, sah ihre heißen Lüste, ihre brennende Pein, sah das Sichemporringen der einen zum Frieden des Herzens und das Untergehen der anderen im Brodem der Welt. In ihm war das Licht der Erkenntnis. Und als er so mit dem inneren Gesichte nach seiner Art die unendliche Tragödie des Lebens geschaut, pries er sich glücklich, dass er schuldlos im Schatten seines Apfelbaumes war, dessen Schattenkreis, wie er glaubte, der Weltunfrieden und das Unglück nicht überschreiten könne. Die Äpfel prangten auf dem Baume und werden wohl wachsen jegliches Jahr; also wollte er sonder viele übermüthige Wünsche seine Jahre hinleben im heiteren Frieden zwischen Wildnis und Welt, nach beiden Richtungen hin das Walten der Natur, wie der Menschen beobachten, bis er in späten Zeiten in einem Reigen froher Enkel und Urenkel eines Abends entschlafen werde am Fuße des Apfelbaumes.

Das Jahr rückte vor. Sachte gilbten auf dem Baume die Blätter, lautlos begannen sie niederzuflattern eines nach dem anderen. Der Knabe, welcher freilich keiner mehr war, sah nun auch das und freute sich des anmuthigen Spieles. Eines Morgens, nachdem ätzender Reif gelegen war auf der Heide und auf den Matten, fielen vom Baum die Blätter so reichlich, dass es gleichsam war wie ein goldiges Schneien. Der Knabe freute sich noch immer. Von den Bergen der Wildnis kam ein eisiger Wind, da sprangen die letzten Blätter los und tanzten um den Baum und wie neckend oder höhnend um das Lockenhaupt des Knaben, und flogen weit hinaus auf die blassen Matten. Es war ein fast unheimliches Spiel, der Knabe hatte es noch nie so beobachtet. Der Himmel war grau geworden wie Blei und manchmal spann sich aus der frostigen Luft ein weißes Flöckchen hervor, das wieder vergieng, wie es entstanden war. Der Knabe dachte auch einmal an die Vöglein, die einst in der Krone des Apfelbaumes genistet und gesungen hatten, er blickte hinan — und erschrak. Alle Äste waren kahl, der Baum stand da wie ein dürrer Besen und die Zweige waren lauter Kreuze und Kreuzchen, als wäre der ganze Apfelbaum ein Kirchhof geworden.

Vom Gebirge her kam nun der Winter mit aller Macht. Der Knabe gedachte noch einmal der holden sommerlichen Zeit im Schatten des Apfelbaumes, ließ diesen dann allein bei den Stürmen und zog in seine Hütte. In diesem Winter gab es Glück über die Maßen. Der innere Weltblick, welcher dem Knaben aufgegangen, ließ ihn hundertfach, tausendfach leben. Er lebte im Geist mit den Menschen der Wälder, mit denen der Dörfer, mit denen der Städte und mit denen der Meere. Aber er lebte mit ihnen nicht das Alltagsdasein, sondern eine Welt des Ideals und des glücktrunkenen Herzens. Daneben lebte er noch seine eigene persönliche Alltägigkeit, und die war noch reizender als das eingebildete Sein aller anderen zusammen. Das Mägdlein, welches er unter dem Apfelbaume erkannt, hatte er lieb über alles Maß. Er suchte es auf in des Vaters Hütte, er krausete ihm das Haar mit seinen schlanken Fin-

anderen saß. Sie sagte eine lange Weile nichts, er schwieg ebenfalls und verachtete sie.

Endlich ward ihr das Schweigen doch zu beschwerlich und sie sagte: „Warum schaust du denn hinaus?"

Er antwortete: „Weil ich hinausschaue."

Da sagte sie nichts mehr, sondern beobachtete eine Ameise, die den Stamm hinauf lief. Die rauhe zerklüftete Rinde war für das Thierchen wie Berg und Thal, über die es emsig, klug den gangbarsten Pfad suchend, dahineilte. Endlich verlor es sich im Geäste. Das Mägdlein richtete sein rosiges Gesicht immer noch empor in das grüne Zweigwerk. Das ärgerte den Knaben und er rief plötzlich: „Warum schaust du denn hinauf?"

„Zu sehen, ob die Äpfel schon reif sind", sagte sie.

Der Knabe wendete sich mit neuer, stummer Verachtung von dem albernen Ding, denn die Äpfel blühten erst in weißen und röthlichen Röselein.

Bei diesem Jungen war es zu langweilig, das Mägdlein gieng hinweg.

Weit hinten in der Wildnis heulte der Wolf. Weit draußen in der grauen, sonnlichtdurchwobenen Ferne pfiff die Dampfmaschine, der Knabe unter dem Apfelbaume hörte nicht das eine und nicht das andere. Und die Tage vergiengen.

Kam eines heißen Tages wieder einmal das Hirtenmägdlein und setzte sich in den Schatten. Es grüßte den Knaben nicht, es schwieg und schaute empor in das dunkelgrüne Astwerk. Der Knabe blickte auch hinauf, die Äpfel waren noch klein wie Nüsse und grün wie Laub. Übrigens sah er nun eigentlich keinen Anlass mehr, das Hirtenkind zu verachten; es sitzt eben im Schatten, da hat es recht; es schaut halt in den Baum hinauf, wen kümmert's was? — Als der Schatten länger wurde, gieng jedes zu seiner Herde.

Wieder vergiengen die Tage. Und der Knabe bemerkte mittlerweile, dass die Welt immer schöner werde und dass er sich immer wohler fühle. Manchmal so wohl, dass eine seltsame Unruhe in ihn kam vor lauter Wohlsein.

Und eines Tages, als er unter dem Apfelbaume ein wenig geschlafen hatte, weckte ihn ein Geknister. Und als er die Augen öffnete, sah er, wie das Hirtenmägdlein hinankletterte am Stamme des Baumes. Es setzte seine Finger und seine Zehen scharf in die Rinde, allein, wenn es ein paar Spannen lang oben war und weiter greifen wollte, rutschte es immer wieder zurück. Oben hiengen üppig schwellend die rothwangigen Äpfel; das Mägdlein wollte ihrer und konnte nicht hinauf. Da that dem Knaben das Herz weh, er sprang empor und half mit strammen Armen der Kletterin nach, bis sie den untersten Ast erreichte, sich an demselben hinaufschwang und einen schönen großen Apfel vom Zweige brach.

Als sie wieder auf dem grünen Rasen war und das ein wenig zerknitterte Kleid glattgestrichen hatte, hielt sie den Apfel dem Knaben vor.

Der Knabe erschrak darob sosehr, dass ein heißes Zittern gieng durch seinen Leib.

Ihr Antlitz war glühend roth, das Auge schlug sie zu Boden. Plötzlich schaute sie ihn an mit einem flehenden Blick, die Spende nicht zu verschmähen.

„So wollen wir ihn theilen", sagte er leise. Und dann haben sie zusammen den Apfel gegessen. — Der Knabe wendete sich ab. In höchster Überraschung klammerte sie sich an ihn und rief ihn beim Namen. Wie hieß er? Leser, er hieß wie du und ich, er hieß Adam.

Es kamen die stillen, friedvollen Tage des Herbstes. Vergangen waren

dem Weibe, nur einmal, dann beschleunigte er seine Schritte. Und er wanderte immerfort, bis er ohnmächtig zusammenbrach auf stechendes Brombeergestrüpp. Zwei Jäger fanden ihn, labten ihn, trugen ihn mit sich hinaus zu den Menschen.

Auf dem Hügel der Apfelbaum grünte wieder in frischen zarten Blättern; einzelne Äste jedoch reckten sich immer noch kahl hervor und hatten nichts als ihre starren gekreuzten Zweige. Ein wenig hat der Knabe gerastet unter seinem Schatten, dann gieng er wieder fort. Er wanderte über die Matten zu den Dörfern, er segelte über den See, er zog über die Ebene hin auf weißen Straßen bis zur großen Stadt. Endlich stand er mitten im üppigen Leben, im heißen Daseinsringen der Menschheit. Manchmal klang ihm das Geräusch der Stadt wie ein tausendstimmiges Jauchzen, manchmal wie ein tausendstimmiger Schmerzensschrei. Er wusste nicht, was all das sollte, fremd blieb ihm die große Welt, sie war eine Wildnis anderer Art. Wie viele prangende Gärten! Wie viele schwellende Früchte! Er genoss ihrer manche, es war nichts. Seines Apfelbaumes, in dessen Schatten er glücklich gewesen, konnte er nie mehr vergessen.

Endlich müde gehetzt, kehrte er heim und beschloss, nur mehr den Seinen zu leben. Da war ein hilfloser Vater, da war ein hilfloses Kind. Nicht holdselig war es wie andere Kinder, sondern welk und siech. Er pflegte es Tag und Nacht und fühlte sich dabei glücklicher, als einst draußen bei den Ergötzlichkeiten der Welt. Und als das, was sterben musste, gestorben war, wendete er sein blutendes Herz fremden Menschen zu. Was er an der Zucht seiner Herden kümmerlich erwarb, damit kaufte er sich den auserlesensten Genuss dadurch, dass er es den Ärmsten gab. Und in den Feierstunden gieng er zu seinem Apfelbaume auf den Hügel. Der war eingehüllt in seine blassgrünen Blätter; an schwankenden Zweigen hiengen Früchte, die reif waren. Von der Krone des Baumes aber der höchste Ast war kahl und hatte sein Kreuzlein, das er hoch emporhielt über alles frische Laub. Und so ist es geblieben. Den Knaben hat man sitzen sehen unter dem Baume jeglichen Tag. Eine Tafel hatte er vor sich und einen Stift: er zeichnete auf, was er gesehen, was er gelebt, was er gedacht hatte in seinen wechselnden Tagen. Manch schwersinnige Betrachtung und manch fröhlich Spiel der Phantasie hat er aufgeschrieben, von Frauenhuld auch und Liebeslust, denn er schrieb im Zeichen des Apfelbaumes. Manches grüne Blatt fiel ihm ins bleichende Haar, mancher überreife Apfel fiel ihm in den Schoß. Er genoss, was vom Himmel fiel und freute sich, dass er wunschlos war. Sein Wahlspruch hieß: Ergebung, denn er schrieb im Zeichen des Kreuzes. Aus dem Apfelbaume hervorgewachsen, hoch über der Krone stand des Kreuz.

Seine Pole sind gewesen und sind geblieben — Adam und Christus.

gern, er nahm das Haupt zwischen seine schmalen Hände, hielt es weit von sich, dass er so recht dieses schöne, liebe Angesicht betrachten konnte, riss es dann in seine engste Nähe, dass die Wangen und die Lippen zusammenkamen. — Also schwelgten sie, da draußen der Winter stöberte, also scherzten sie dem Frühling entgegen.

Und der Frühling erschien. Erst im lauen heftigen Föhn, der von der Ebene herzog, dann in der Gieß des schmelzenden Schnees, dann in den Gänseblümchen auf dem Rasen, dann im Jubilieren der Finken, dann im Aufgrünen der Weiden, der Lärchen. Alles keimte, sprosste, und reiches blumendurchwobenes Grün lag über der sonnigen Gegend. Nun gieng der Knabe wieder dem Hügel zu, wo der Apfelbaum stand. Der ragte noch in seiner starren Gestalt, kein Blatt war an den Zweigen, überall die kahlen Kreuze, große und kleine, als wäre der Baum ein Kirchhof. Und draußen an den Dörfern prangten die Obstbäume in Blüthenschnee und alle Creatur war lachend und jauchzend. Dem Knaben war wieder so wohl, dass er solches Wohlsein allein kaum zu ertragen vermochte. Er pflückte Blumen zu einem Strauße, that ein Hagebuttenknösplein dazu, der Blumensprache süßeste Anfrage, und schritt gegen die Hütte seiner Freundin.

Unterwegs begegnete ihm eine alte Person, die kleine emsige Schritte machte, dann wieder stehen blieb, um Athem zu holen. Das war die Magd Agatha von der Liebsten Hütte.

„Wohin gehst du so eilig, Agatha?“ fragte der Knabe.

„Ich gehe in das Dorf zum Töpfer und zum Pfarrer.“

„Was sollst du beim Töpfer?“

„Beim Töpfer kaufe ich ein Milchnäpflein.“

„Und was sollst du beim Pfarrer?“

„Beim Pfarrer sage ich, dass er eine einschreiben und eine ausstreichen soll.“

„Wie ist das?“ fragte der Knabe.

„Das ist, weil wir in der heutigen Nacht ein kleines Mägdelein bekommen haben“, antwortete die Magd.

Der Knabe wurde roth im Gesichte, denn sein Herz hatte einen Freudensprung gethan in der Brust.

„Ja!“ sagte die Magd ernsthaft, „das wird eingeschrieben, und —“

„Und?“

„Und das andere wird ausgestrichen.“

„Was ist das?“ fragte er, fast stand ihm der Athem still.

„Das ist, weil wir in der heutigen Nacht unser großes Mägdelein verloren haben.“

Da ist dem Knaben der Blumenstrauß aus der Hand gefallen. —

Jetzt waren die Tage des Leides gekommen. Eingeläutet wurden sie durch Todtenglocken, dann währten sie trotz Maienpracht und Sommersonnenleuchten fort wie eine unendliche Nacht. Einmal noch saß der Knabe — ach, er war schon lange kein Knabe mehr! — unter dem kahlen Apfelbaum, dann gieng er davon.

Über die Heide gieng er hinauf und in den Wald und in die Wildnis. Je dunkler und wüster es um ihn ward, desto lichter und milder ward es in ihm. Je mehr seine Füße bluteten auf den rauhen Pfaden, die er sich selbst schlug, desto weniger blutete sein Herz. Keinen wirksameren Balsam gibt es für inneres Leid, als äußeres.

Auf Urwaldmodergrund stand eine Esche. Sie war gewaltig groß, halb verdorrt und in ihrer zerrissenen Krone horsteten Raben. Im Stamme hatte diese Esche eine rinnartige, spinnwebendurchzogene Höhlung. Aus dieser Höhlung trat ein dürftig, nur mit Bärenhaut bekleidetes Weib hervor. Des Weibes Haar war roth, sein Auge flammend, sein rosiger Mund begehrend. Der Knabe gieng vorüber. Einmal schaute er um nach

Regenstimmung.

Oft, wenn morgens ich erwache
In dem sonnenhellen Zimmer,
Kann ich nimmermehr begreifen
All den goldig frohen Schimmer.

Schmerzlich grell ist mir beleuchtet
All mein Wehe, meine Fehle,
Und wie graue Sonnenstäubchen
Wirbelt es in meiner Seele.

Doch wenn um die Dächer webend
Thaut ein leises Regenspinnen,
Fühl ich mich so wohl, die Seele
Wieget sich im stillen Sinnen.

Es vertobt der Sturm der Schmerzen
Und nur eine sanfte Wehmuth
Haucht mir durch die Brust, versöhnet
Neiget sich mein Herz in Demuth.

Wandle fort gehobnen Muthes,
Und es scheint mir alles milder,
Schaue nicht des Lebens Wonnen,
Schau' nicht seine Leidensbilder.

Und ich sehe ausgeglichen
Alle Freuden, alle Schmerzen,
Vorbestimmt vom Schicksal seh' ich
Schuldlos wandeln alle Herzen.

Eine Wanderung zu meinem Geburtshause.

Stimmungsbild aus der Heimat von P. K. Rosegger.

Seit dem Erscheinen der Bücher „Heidepeters Gabriel“ und „Waldheimat“ wird zu meiner Verwunderung Jahr für Jahr das alte Berghaus viel besucht, welches in Krieglach-Alpel steht und beim „Klupenegger“ heißt. Zuerst sind — gelegentlich einer Durchreise oder eines Sommerfrischaufenthaltes im Mürzthale — die Fremden aus der Ferne hinaufgekommen — Sachsen, Schweizer, Berliner, Ungarn; dann sind auch Wiener mitgegangen, endlich selbst Grazer, und daraufhin haben es sogar die Mürzthaler wissen wollen, was denn da oben „los“ ist in Alpel beim Klupenegger, dass fortwährend Fremde kommen und darnach fragen und hinaufsteigen und, mit allerlei Buschwerk, frischgeschnittenen Stöcken, wertlosen Steinen und halbmorschen Holzsplittern versehen, wieder zurückkehren.

Und als ich, der längst aus einem grünen Hirtenjungen zum schwarzberockten „Stadtherrn“ gewordene Mensch, von dem närrischen Pilgerzug hörte, der allsommerlich hinanstrebt durch die schönen Wälder des Alpsteiges, oder durch die schattenfinsteren Schluchten des Freßnitzgrabens, oder über die Almhöhen des Graneggs hin zu dem alten Bauernhause — da besann ich mich sachte, dass mir jenes Bauernhaus ja nicht so gänzlich unbekannt ist, dass ich darüber manch schalkhaftes und manch ernsthaftes Stücklein geschrieben, dass ich sogar einmal eine lange Zeit darin gewohnt habe, ja dass ich in demselben geboren worden war. Also dachte ich, wie es denn wäre, wenn auch ich nach langem Zeitlaufe wieder einmal hinaufstiege ins Alpel, zuspräche beim Klupenegger und sittsam anfragte, ob das Nachtmahl schon fertig?

Und eines Tages, im schönen Herbstmonde des Jahres 1891, warf ich meinen schwarzen Rock fort, zog die graue Steirerjacke an und wanderte von Krieglach die Waldwege entlang, welche gegen „die halbvergessenen Lande“ hin immer höher ins Gebirge führen, bis zu jenem vielgliedrigen

Gedichte.

Von Josef Kitir. *)

Buße.

Wie entgegen du geglüht
Mir in echter Treue,
Jeden Kummer, jedes Leid
Mir gescheucht aufs neue.

Aber ich, wie gar so kalt
Ich es hingenommen;
Allzuwohl verdient drum ist
Buße mir gekommen.

Oft voll Sehnen weile ich
Jetzt an deinem Grabe,
Ist mit Blumen überschmückt
Dir zur Liebesgabe.

Wie nun ich entgegenglüh'
Dir voll Liebesbangen,
Aber wie musst du so kalt
Alles jetzt empfangen.

Am Gestade.

Gar seltsam ist's am Meere:
Wie es darauf auch stürmte,
Wie sich die Woge thürmte
So aufgeregt und wild,
Dass wieder es zu Zeiten
So still und unbeweget,
Als hätt' es nie erreget
Ein Lüftlein noch so mild.

Doch mag ich nimmer staunen:
Wie auch das Herz mir pochte,
Wie es durchtoben mochte
Ein wildes Stürmen auch,
Dass wieder ich so heiter
Zu sein vermag in Stunden,
Als hätt' ich nie empfunden
Vom Leid den schwächsten Hauch.

Im Rosenduft.

Und stand ich vor Leichen,
Mit Rosen bestreuet,
Hat wonniges Duften
Den Muth mir erneuet.

Doch stand ich vor Rosen,
Es hat mich ihr Grüßen
Der traurigsten Tage
Erinnern müssen. . .

Trost im Lenz.

Und kommt im Lenz ein trüber Tag,
Und düstert auch durch Feld und Hag
Schon herbstlich banges Klagen,
Bald siegt die Blütenherrlichkeit —
Ein trüber Tag zur Frühlingszeit,
Da musst du nicht verzagen.

Und stört dir frohen Jugenddrang
Ein Leid, so sei darum nicht bang,
Bald wird es herrlich tagen,
Was ist auch all dein junges Leid?
Ein trüber Tag zur Frühlingszeit —
Da musst du nicht verzagen.

Ich und du.

Du bist so zart,
Ein Ätherhauch,
Und liebest doch die Erde auch.

Und ich so hart,
Ein starker Baum,
Und schwärme doch für jeden Traum.

Und wärst du mein,
Und wär' ich dein,
Wir müssten Traum und Leben sein.

*) Aus dessen prächtiger Sammlung.

Schlüssels den Besuchern unbekannt. Ein um diese gute Unterstandshütte vor einiger Zeit aufgeführter Lattenzaun ist theilweise hingeworfen, eine unter den Schirmfichten angebrachte Sitzbank zertrümmert. Das kümmert mich aber nicht, denn diese Luxussachen stammen nicht aus meiner Eltern Zeit. Nur was von dieser noch vorhanden, ist für mich ehrwürdig. Im Gehöfte ist mir jeder neu eingefügte Zimmerbaum und Holzbalken zuwider, und doch müssen diese Flicken sein, solange der Besitzer das morschende Gebäude nicht zusammenfallen lassen will.

Ich möchte nun ins Haus treten, allein die Thüren sind verschlossen. In meiner Jugend ist dieses Haus nie zugesperrt gewesen, ja die Thüren haben gar kein brauchbares Schloss gehabt. Wir waren oft fern auf Feldern oder Wiesen, das Haus, welches nicht gar so arm an verschiedenem Inhalte war, stand unbewacht, es wurde uns nie etwas fortgetragen. Seitdem es gänzlich ausgeräumt worden, ist es fest verschlossen, wir werden auch erfahren warum. Ich gucke durch eine zerbrochene Scheibe zum Fenster hinein, mürfelnder Geruch steigt mir entgegen, die Stube ist dunkel, öde und kahl. Ein alter Tisch, ein neuer Ofen, sie stammen nicht aus meiner Eltern Zeit. Aber die braunen getäfelten Stubenthüren, die berußte Wand, der große glänzendschwarze Trambaum, der gedrechselte Handtuchhälter hinter der Thür, die Wandstellen ringsum, das halbzerbrochene Winkelkastel an der Tischecke, sowie in der Küche der ruinenhafte Feuerherd, der wurmstichige Speisekasten, in der Mauer die Nische wo das Salzfass gestanden — all diese Dinge waren schon in meiner Kindheit da. Und derart ist im ganzen Gehöfte altes mit neuem gemischt, so dass in mir an solcher Stelle kein rechtes Untertauchen in süßwehmüthige Erinnerung sein kann. Vor der hofseitigen Hausthür sickert in den alten schlammigen Trog aus morschendem Rohre noch kümmerlich der Brunnen wie einst, und das Wasser hat noch genau den moderigen Holzgeschmack wie einst, da mein Vater manchmal sagte: „Ich weiß nicht, was unser Wasser hat! Es muss an den Brunnenröhren liegen." Seitdem sind mehr als dreißig Jahre um; die Brunnenröhren, der Brunnentrog waren damals morsch, sind es auch heute noch, das Wasser war damals schlecht, ist es auch heute noch, sickerte damals nur spärlich und ist auch heute noch nicht vollends versiegt. Ebenso beständig sind die alten Kirschbäume, welche hinter der Stallung stehen; die Äste, die vor dreißig Jahren dürr gewesen, sind heute noch gerade so dürr und die anderen tragen heute noch gerade so kleine und winzige und spärliche Kirschen als dazumal. Im Jahre 1840 hatte jemand in der Futterkammer auf die röthlichbraune Lärchenzimmerung mit Kreide geschrieben: „In Godsnam und das Nix bricht und fallt nix zam. 1840." Heute nach fünfzig Jahren steht der Spruch mit Frömmigkeit und Schreibfehlern noch so frisch an der Wand, als wär' er vor ein paar Wochen von einem Volksschüler der ersten Classe hingeschrieben worden. Desgleichen prangt auf einem Thürpfosten des Kuhstalles mit Kohle gezeichnet ein Kopf, der Hörner trägt und die Zunge weit hervorstreckt. Dieses Bild ist in meiner Jugend eines Tages zu Ehren einer alten, höllisch wüthigen Stallmagd geschaffen worden; es hat manches Denkmal aus Stein überdauert, wie es die Krieglacher dem Gedächtnis ihrer Lieben zu weihen pflegen. Unter dem Dachfirst ist auch das Vogelnest noch zu sehen, welches von jenen Spatzen gegründet worden, die mir einst das Wiegenlied gezwitschert haben.

Was Holz am Hause war, das hat sich leidlich erhalten, das Mauerwerk des Herdes, des Kellers aber ist arg zerbröckelt und verwittert. — Also betrachtete ich alles an dem

Engthale, wo unten und oben, vorn und hinten zwischen Wald, Feld, Wiesen und Alm zerstreut die Bauernhäuser oder deren Ruinen stehen, genannt die Gemeinde Alpel. Ich habe aber, vom Alpsteige aus gesehen, die Gegend kaum wieder erkannt. Wenn man einen lieben Vetter hat, der stets ordentlich beisammen, glattrasiert und gekämmt war, und man sieht ihn auf einmal wieder, rauh und verwildert, das Haupt voller Struppen, das Gesicht voller Haare — da ist es freilich kein Wunder, wenn man fragt: Ich weiß nicht, irre ich mich? Ist das der Vetter oder ist er's nicht? — Fast so fragte ich die Gegend, die — einst so wohl bebaut, gepflegt, bewohnt — jetzt allmählich zur struppigen Wildnis wird. Die Leute ausgewandert, die Bauernhäuser verfallen, nur einige stehen noch und schauen sich von Berg zu Berg fremd an; vielleicht dass auf ihren Schirmbäumen der Auerhahn balzt und zu ihren Fensterhöhlen das Reh hineinschnuppert. Nur wenige Bauerngründe sonnseitig geben noch Korn und Erdäpfel, alles übrige ist alter Wald, junger Wald, Almtrift, wo zur Sommerszeit hunderte von Ochsen weiden, die der Eigenthümer solcher Gründe von Bauern anderer Gegenden aufnimmt, sofern das Reh und der Hirsch nichts dagegen haben. Der Eigenthümer ist kein Bauer, wohnt weitab und kümmert sich vielleicht mit Recht nicht gar viel um den Besitz.

Nur ein Wahrzeichen ist noch vorhanden, wie es einst gestanden in Alpel. Dort oben auf der Höhe, mitten in der Landschaft, weitum sichtbar, steht ein Schopf wetterstarrer Fichten. Unter seinem dichten, knorrigen Geäste ducken sich die Dächer eines Gehöftes — das Klupeneggerhaus, oder wie es in der „Waldheimat“ heißt, das „Waldbauernhaus“. Aber wo ist der Weg den Berg hinan? Der Waldsteig, wo einst die zweirädrigen Karren auf- und abfuhren, ist ein zerrissenes Rinnsal des Wildbaches, mit tiefausgewühlten Löchern. Der glattere Fußsteig, wo die Kirchengänger einst gewandelt, ist verwachsen von Erlgebüsch und Lärchendickicht, so dass ein Vordringen nur für Wild, Hund und Jäger möglich erscheint. Die fremden Besucher haben sich an bewucherten Feldrainen und Waldrändern hin ihre eigenen Wege getreten; manch zartes Sammtschühlein hat hier das Zeitliche gesegnet und manch schöne Frau hat hier das Irdische verflucht. Es scheint, dass da oben allen Menschen das Dasein solange vergällt werden muss, bis sie — anderswo sind. Und wie manch holde Touristin über den Ausflug nach Alpel denkt, das werden wir noch erfahren.

Mir kommen mit jedem Schritt und Schlupf und Sprung Erinnerungen an vergangene Zeiten, aber sentimental werden? Nein, dafür geht auf der Alm ein zu frischer Wind.

Das alte Haus, ich erkenne es kaum wieder. Das einst mit grünem Moosfilz überzogene Strohdach ist einem Bretterdache gewichen; der einst breit, schief und knapp über das Dach hinausstehende Rauchfang hat einem senkrechten, höher ansteigenden Bretterschlauche Platz gemacht. Die Fenster sind vergrößert und neu ausgeschalt. Der ganze rückwärtige Theil des Hauses mit Keller und Bodenkammer fehlt; die hufeisenförmigen Stallgebäude sind verkürzt an beiden Enden, es fehlt der Schweinestall, der Schafstall und die Schaubkammer. Die Lücken gähnen. Die noch vorhandenen Stallgebäude scheinen schief zu stehen und einzusinken zwischen Erdschlamm und Nesselwerk, das überall umherwuchert. Die Karrenhütte mit dem darübergestellten Feldkasten ist nicht mehr da, an deren Stelle ist ein festgezimmertes Unterstandshäuschen für fremde Besucher, die bei schlechtem Wetter hier ausruhen, und einen Imbiss nehmen wollen. Aber dieses Häuschen ist verschlossen und der Aufenthalt des

gedrückt haben; es waren gewiss auch jene neun Paare darunter, welche die Magd Katharina auf Wallfahrtswegen zertreten musste, bis sie sich den Gilber-Steffel zum Mann erbat. Es waren endlich auch jene Schuhe dabei, die ich des Werktages nicht tragen durfte, damit ich des Sonntags welche hätte, und die ich des Sonntags nicht anziehen durfte, damit sie mir für den Werktag blieben. Und es war recht, die Schuhe sind doch zertreten worden, während die Löcher, die ich mir in die Haut der Barfüße gerissen, längst wieder verwachsen sind, ohne dass ein Flickschuster dazu nöthig war. Die Mäuse, denen solche Schuhe sonst ein Leckerbissen gewesen zu einem Hochzeitsschmause oder frohen Todtenmahle, wenn der Jäger die Katze erschossen, sie ließen jetzt das alte Lederwerk unberührt, es mangelte ihnen wohl die Zuspeise, der Speck, mit dem es längst nicht mehr eingefettet worden.

In der Stube war eine ganze Seite der Holzwand mit Kreide beschrieben. Die fremden Besucher, die so oder so sich Eingang ins Haus zu verschaffen gewusst, hatten sich mit ihren verschiedenen Empfindungen hier verewigt. Besonders viele Frauen gab es auf der Wand. Darunter, daneben, dazwischen, wo eben Platz war, hatte der Halter mit mühseligen und ängstlich gezogenen Kreidestrichen seine geschäftlichen Aufzeichnungen gemacht. Also waren die verschiedenen Handschriften zu lesen: Grüß Gott, Waldbauernbub! — Wo Heidepeters Gabriels Wiege gestanden, trinken wir ihm ein langes Leben zu. — Ein Pfd. Salz vom Steinbauer. — Dieser Tag in der lieben weltfernen Waldheimat ist einer der schönsten meines Lebens. Eine Pilgerin aus Dresden. — Athemlos und waschelnass kam ich an, es ist kein Spass. Ich ließ mich verlocken vom Gedicht, die Wirklichkeit entspricht der Dichtung nicht. — Bei herrlichem Wetter hier angekommen, hoch Rosegger! — Ein Ochs, ein Kalb vom Raitberger. — Lieber die Waldheimat lesen, als heraufsteigen schwer, wenn ich nur wieder unten wär! — Zwei Verehrerinnen sagen dem Dichter Vergeltsgott. — Der Schwendbauer hat sein Paar 15./8. heimtrieben. — Prosit, Petri Kettenfeier, aber deine Bücheln sind zu theuer. — Unter den Schirmbäumen des Waldbauernhauses habe ich die Schriften des Waldschulmeisters gelesen, dabei gejubelt und geweint. Ein Wiener. — Der Grässerer ist noch das Haltergeld schuldig, 50 kr. — Hoch die Krieglacher Maderln! — Auf der Alm gibts ka Sünd! — Vom Berger ein Jodel, detto 2 Kalben.

Dieser und ähnlicher Art waren die Inschriften, die ich im hölzernen Fremdenbuche beim Klupenegger gefunden hatte. Insofern die Huldigungen mir galten, nahm ich sie wohlgefällig an, gab im übrigen dem Halter den Rath, er möchte sein Rindvieh, damit es die Bergsteiger und Bergsteigerinnen nicht belästige, doch vielleicht auf eine andere Wand schreiben.

„Wäre eh wahr!“ meinte der Alte, „man kennt sich bei dem Gekratze schon gar nimmermehr aus.“

„Was sagst denn da dazu!“ rief er plötzlich und deutete auf die Kante des Tisches, an welcher kleine Holzspältchen losgeschnitten worden waren, „da schneiden sie Spalteln herab und nehmen's mit. Was brauchts denn das? hab ich einmal eine gefragt. Meint sie, das wär' halt ein Andenken. G'spassig sind die Leut.“ — G'spassig sind sie! Sehr richtig.

Offen gesagt, mir war's nicht ganz heimlich in der dumpfigen Luft, in einem Raume, wo mich manches zwar erinnerte an die Armut vergangener Zeiten, aber nichts mehr an die Heiterkeit und Lust der Jugend. Und das muss ich auch sagen: Die fremden Besucher bekommen nach dem jetzigen Zustande nicht die richtige Vorstellung von der Heimlichkeit, der gemüthlichen Belebtheit, die oft in diesem

lieben Hause, das so still und einsam auf der Bergeshöhe steht.

An den Fugen und Spalten der Außenwand sah ich überall Visitkarten, verdorrte Sträußchen, Steinblättchen und dergleichen stecken, das ist so wie man einen mageren Hasen mit Specklattlein spickt; auch drinnen auf dem Boden sah ich derlei umherliegen, wie es von den Besuchern mochte hineingeworfen worden sein. Auf dem Tische lag zerbröckeltes Salz in kleineren und größeren Stücken. Und als ich so am Fenster stand, nachsinnend, auf welche Weise ich ins Innere gelangen könnte, sagte hinter mir plötzlich jemand langsam und getragen die folgenden Worte: „Guckst hinein, so schau' ich zu; steigst hinein, so hau' ich zu." — Stand hinter mir ein alter, ruppiger Mann mit Rucksack und Stock.

Das war — wie er sich gleich darthat — der Halter, der die über Sommerszeit auf den Gründen weidenden Ochsen — weit über hundert Stück, verschiedenen Bauern gehörig — zu überwachen hatte. Im Hause war sein Unterstand, in demselben hatte er auch Mehl und Salz aufbewahrt, mit denen er die Rinder täglich atzen musste.

„Ihr Saggera Herrenleut!" brummte der Alte jetzt weiter, „vor euch geht schon gar nix sicher nit. Den Schlüssel hab' ich gut versteckt, aber gefunden haben sie ihn und hineinkommen sind sie mir! Nachher hab' ich den Schlüssel gar mitgenommen auf die Weid, und jetzt sind mir die Teuxel beim Fenster und gar beim Dach hineingestiegen und hab' müssen alles fest mit Brettern verschlagen. Was sie denn haben, da in der alten Hütten drinnen!"

„Das weiß ich halt auch nicht", war meine Antwort.

„Sie sagen, von wegen dem Klupenegger-Peterl", fuhr der Halter fort, „der so Bücheln geschrieben hat, dem ist halt das sein Heimatshaus. Sie schreiben auch alleweil so Sachen auf, aber ich kann nix recht lesen, und kenn mich halt frei nit aus. — Wollt eh noch nix sagen, aber zu meiner Schnapsflaschen sind sie mir schon ein etlichmal kommen und haben mir den Schnaps austrunken, die Saggera!"

„Die Fremden werden das freilich nicht gethan haben", war meine Meinung, „die, wenn sie auf der Alm einen Schnaps trinken wollen, oder einen anderen Tropfen, haben schon selber was bei sich." — Man sah thatsächlich allerlei Bestandtheile von Liqueur- und Weinflaschen umherliegen, sogar eine Schaumweinflasche war vorhanden; denn manche Touristen, die hoch heraufgehen, wollen es oben auch hoch hergehen lassen. Als ich derlei dem Alten zu bedenken gab, begann er mich angelegentlich zu betrachten, wackelte mit dem Haupte, und endlich sagte er: „Bist du etwan gar der Peter?"

„Wird schier nicht weit gefehlt sein, Vetter."

„Saggera, jetzt fang' ich dich an zu kennen. Hau, da muss ich dich leicht ja ins Haus hinein lassen, bist ehvor auch lang drinnen gewesen." So sagte er, zog einen Eisenstab aus der Tasche, der an dem einen Ende die ringförmige Handhabe, an dem anderen eine bewegliche Zunge hatte. Das war der Schlüssel, den er nun in ein Wandloch neben der Thür steckte, und bald war diese offen. Als ich vom dunklen Vorhaus in die Stube trat, war das erste, dass ich mir den Kopf anstieß. Ich war während meiner Abwesenheit größer geworden, aber nicht klüger. In der Welt sollte man doch lernen acht zu geben, dass man nicht — oben anstößt!

Was mir in einem Winkel des Vorbodens gleich auffiel, war ein großer Haufen alter zertretener Schuhe, mausfarbig, vertrocknet, zusammengeschrumpft. Männerschuhe, Weiberschuhe, Kinderschuhe. Es waren wohl auch solche dabei, die einst meinen Vater

Theodor Vernaleken.

Biographische Skizze von Koloman Kaiser.

Motto:
Wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.
Schiller.

Unter den zahlreichen Schulmännern, welche sich in den vier letzten Jahrzehnten um die Entwickelung und Ausgestaltung des Unterrichtswesens in Österreich hervorragende Verdienste erworben, nimmt Theodor Vernaleken neben Friedrich Dittes wohl einen der ersten Plätze ein. Aber nicht nur als Schulmann, als welcher er viele zweckdienliche Belehrungen und fruchtbare Anregungen für Erziehung und Unterricht gegeben, sondern auch als Culturhistoriker und Sprachforscher hat sein Name den besten Klang.

Schreiber dieses, der als Student das Glück hatte, Vernalekens Schüler zu sein, erfüllt eine angenehme Pflicht der Dankbarkeit, wenn er in den folgenden Zeilen das Leben und Wirken des verdienten Gelehrten und Schulmannes anläſslich des 80. Geburtstages desselben ganz kurz zu skizzieren versucht, um so bei allen, die den wackeren Mann kennen und lieben, die Erinnerung an dessen Verdienste wieder wachzurufen.

Theodor Vernaleken ward am 28. Jänner 1812 in dem Städtchen Volkmarsen in Westphalen (zwischen Kassel und Paderborn) geboren. Er stammt aus dem Geschlechte einer niedersächsischen Familie, wie schon sein Name besagt, der als „Sohn der Adelheid" zu erklären ist. (ver = Frau, Aleken = Adelheidchen) Jakob Grimm, Vernalekens Lehrer und Freund, sagt diesbezüglich in seinem „Deutschen Wörterbuch" (I. Band, S. 282) Folgendes:

„Im Mittelalter, wie noch heute landschaftlich unter dem Volke, wird unmittelbar vor Eigennamen und Appellativen frouwe, frô, frau, gern gekürzt in fer oder ver: ver Plinte sprach (Reinhart 75), ver Hilde, ver Gode = Frau Hilde, Frau Gode.

Theodor Vernaleken ist also sohn von frau Aleke, wie ich sohn der framtmännin, für ver oder frau amtmännin."

Nach Absolvierung des Gymnasiums in Warburg und Paderborn besuchte Vernaleken von 1830 bis 1834 das Lyceum zu Fulda, wo er anfangs Theologie und Philologie studierte. Bald gieng er aber, dem bekannten Wandertriebe der Niederdeutschen folgend, in die Schweiz, wo er mit Pestalozzis Schülern: Krüsi, Fellenberg und Thomas Scherr (dem Bruder des bekannten Culturhistorikers Johannes Scherr) in nähere Verbindung trat und sich nun eingehend mit dem Studium der Erziehungskunde beschäftigte. Von 1837 bis 1846 wirkte er als Lehrer an einer Secundarschule bei Winterthur. Hierauf begab er sich nach Zürich, wo er eine pädagogische Zeitschrift

heute so öden Raum geherrscht hat. Das Haus war, besonders in meiner früheren Jugend noch, wohl bestellt und mit vielerlei guten und hübschen Sachen eingerichtet, die nun längst verschleppt oder zertrümmert worden sind. Seit zwanzig Jahren hat von meiner Familie niemand in dem Hause mehr gewohnt, wohl aber verschiedenerlei fremde Leute, die alle in Noth und Elend waren, endlich ebenfalls davongezogen sind und das hinfällige Haus auf dem stillen Berge allein gelassen haben.

Ich will es auch wieder allein lassen, steige noch weiter hinan zu den Hochmatten und schaue hinaus in das weite blauduftige Bergrund. Dieser Anblick ist mir noch so traut, als hätte ich ihn nie aus den Augen verloren. Die Berge stehen noch, wie sie gestanden, die Bächlein rinnen noch, wie sie geronnen und die Wolken ziehen noch gerade so hoch und still darüber hinweg wie einst, als ich mir meine Welt am Himmel baute. Mir ist die Gegend ein unerschöpflicher Schatz an Erinnerungen und Stimmungen; wenn ich diesen Schatz auch nicht oft aufsuche, so weiß ich doch, dass er mir nicht zerstört und nicht gestohlen werden kann. Nur insofern hat sich auch die Gegend verändert, als an manchen weiten Flächen, wo einst Wald gestanden, heute frische Schlagblößen sind, und wo einst Felder und Wiesen waren, jetzt junger Wald grünt. Und mitten in der kräftig aufkeimenden Wildnis steht das Haus, das nicht leben und nicht sterben kann. Völlig zwecklos und sinnlos steht es da, auf wen will es noch warten? Seit anderthalb hundert Jahren seines Bestandes hat es seine Aufgabe reichlich erfüllt. In meinem Herzen steht es nicht in seiner gegenwärtigen, fast widerlichen, sondern in seiner einstigen stattlichen und malerischen Gestalt unzerstörbar fest; meine Verwandten haben sich andere Heimstätten gesucht und sonst kann wohl niemand ein ernstliches Interesse finden an dem alten Hause. Hätte ich ein Wort frei an seinen Besitzer, es wäre das folgende: Lege das Gebäude ruhig nieder und schenke das Holz den Armen.

Merk's, o Herz!

Menschen, willst du sie lieben,
Musst du zuvor sie erkennen;
Gott erkennst du nur, Suchender,
Wenn du ihn liebst.

Emanuel Geibel.

---

ist er als Lehrerbildner und Pädagog, als beharrlicher, unentwegter Kämpfer für Freiheit, Wahrheit, Recht und Vernunft ein hellleuchtendes Gestirn auf dem pädagogischen Himmel, ein edler und reiner Charakter, durchdrungen von der lautersten Liebe für allgemeines Menschenrecht und Menschenglück! Von den übrigen persönlichen Eigenschaften Vernalekens kann gesagt werden, dass er stets in allem und jedem versöhnend, mit Milde und Nachsicht zu wirken bestrebt war, gern fein humorvolle und witzigheitere Reden führte und sich hiedurch die volle Liebe seiner Schüler erworben hat. Sein Leitspruch, den er seinen Schülern oft und eindringlich ans Herz legte, lautet: „Thätigkeit erhält frisch“, in dessen Sinn er zeitlebens gehandelt hat. Auch sei erwähnt, dass von ihm das geflügelte Wort stammt: „Ein scharfer Wind von Süden!“ womit er die Ansprüche der Clericalen auf die Schule in der Concordatszeit trefflich und witzig genug bezeichnete. Ferner dürfte es vielen interessant und neu sein, dass Vernaleken der Erfinder des Namens der schönsten Straße in Wien, der Ringstraße ist. Man wollte dieselbe nach französischem Muster „boulevard“ (Bollwerk) nennen. Vernaleken, dem dieser fremdländisch klingende Name nicht gefallen wollte, setzte in der „Wiener Zeitung“ das Unpassende einer solchen Benennung auseinander und schlug den Namen „Ringstraße“ vor, der, wie nun alle Welt weiß, auch angenommen wurde.

Es erübrigt mir noch, Vernalekens bedeutendste Schriftwerke anzuführen. Unter seinen zahlreichen größeren und kleineren Büchern von bleibendem Wert sind die wichtigsten und bekanntesten folgende: „Literaturbuch“, „Deutsche Syntax“, „Deutsche Schulgrammatik“, „Alpensagen“, „Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich“, „Kinder- und Hausmärchen“, „Anfänge der Unterrichtslehre“.

Aus diesen und allen seinen anderen wissenschaftlichen Arbeiten spricht eine große Liebe zum deutschen Volke und dessen Sprache, und sind dieselben, wie Professor Franz Branky treffend sagt, „alle schätzenswerte Beiträge zur deutschen Culturgeschichte und Sittenkunde“.

Angesichts der stets geistigen Regsamkeit und fruchtbaren schriftstellerischen Thätigkeit kann der nunmehr achtzigjährige greise Gelehrte mit Stolz und Befriedigung zurückblicken auf ein inhaltsreiches Leben voll heilsamer Wirksamkeit und reichen Segens. Die gute Saat, die er ausgestreut, wird weiter und weiter keimen und nur gute Früchte tragen. Der süße Trost kann ihn befriedigen: ich habe nicht umsonst gelebt! Das schönste Denkmal hat er sich in den Herzen seiner zahlreichen Schüler und Freunde gesetzt, die heute voll Begeisterung für ihn Ursache haben, mit Shakespeare zu sagen:

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
Wir werden nimmer seinesgleichen seh'n.“

Unser aufrichtiger Glückwunsch aber zu seinem 80. Wiegenfeste ist: Möge es ihm gegönnt sein, noch lange, lange, bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit, im Kreise seiner Lieben viel Frohsinn, Freud' und Frieden zu genießen!

Das walte Gott!

redigierte und öffentliche literarhistorische Vorlesungen hielt über deutsche Mythologie und seinen Lieblingsdichter Goethe, wodurch er in weiteren Kreisen bekannt wurde. Nachdem er durch Herausgabe mehrerer wissenschaftlicher Werke seinen literarischen Ruf gegründet hatte, erhielt er im Jahre 1850 vom österreichischen Unterrichtsminister Grafen Leo Thun eine Einladung nach Wien zu kommen und an den Berathungen theilzunehmen, welche damals bezüglich der Lehrpläne für die neuzuerrichtenden Realschulen stattfanden. Der Minister ernannte ihn zuerst zum Professor am Wiener Polytechnicum und im folgenden Jahre zum Professor der deutschen Sprache an der neugegründeten Oberrealschule auf dem Schottenfelde in Wien und zugleich auch zum Mitgliede der k. k. Prüfungscommission für Realschulen. Er wurde nun zunächst mit der Ausarbeitung von neuen Schullesebüchern beauftragt. Vernaleken gieng frisch an die Arbeit und verfasste in den folgenden Jahren eine ganze Reihe von Lesebüchern der verschiedenen Kategorien, wie er denn auch andererseits als Sagen- und Märchensammler, als Sprachforscher und Lehrer eine große und vielseitige literarische Thätigkeit entwickelte.

Wegen seines ausgezeichneten Lehrgeschickes und seiner gründlichen Gelehrsamkeit ward ihm die Auszeichnung zutheil, als Lehrer für die Erzherzogin Henriette, nunmehrige Königin der Belgier und Mutter der österreichischen Kronprinzessin Stephanie, berufen zu werden, um dieselbe dritthalb Jahre in Sprache, Literatur und Geschichte zu unterrichten.

Im Jahre 1869 fungierte er als k. k. Bezirksschulinspector, ward Mitglied der Prüfungscommission für Volks- und Bürgerschulcandidaten und wurde 1870 vom Unterrichtsminister Leopold Ritter von Hasner zum Director der staatlichen Lehrerbildungsanstalt bei St. Anna in Wien ernannt, in welcher Stellung er bis zu seiner Pensionierung (1877) verblieb und während dieser Zeit als Lehrer und Schriftsteller gleich segensreich wirkte. Bei seinem Übertritt in den bleibenden Ruhestand wurde er vom Kaiser „in Anerkennung seiner Verdienste um das Unterrichtswesen“ mit dem Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens ausgezeichnet. Bei der Abschiedsfeier zeigte es sich, in welch hohem Grade Vernaleken sich die Liebe seiner zahlreichen Schüler errungen: er ward als Vater der Lehrer gepriesen!

Im nächsten Jahre übersiedelte er nach Marburg, später nach Graz, wo er bis zur Stunde ganz seinen gelehrten Studien lebt und unermüdlich thätig ist, durch freisinnige Aufsätze aller Art in verschiedenen Zeitschriften wie Dittes' „Pädagogium“, Roseggers „Heimgarten“, „Österreichischen Schulboten“ u. a. aufklärend zu wirken.

Am 28. Jänner 1892 feiert der greise Gelehrte bei voller leiblicher Gesundheit und geistiger Frische seinen 80. Geburtstag. Seine Bedeutung als Sprachforscher und Culturhistoriker eingehend zu würdigen, ist Aufgabe eines Fachblattes; hier sei zunächst nur auf den vielseitigen Schulmann hingewiesen.

Vernaleken gebürt das hohe Verdienst, die Reformen im Volksschulwesen in Österreich angebahnt und zum Theil auch durchgeführt zu haben. Er war von der durchaus richtigen Anschauung und Erkenntnis erfüllt, dass eine reformatorische Thätigkeit des gesammten deutschen Unterrichtes schon in der Volksschule begonnen werden müsse. Und er hat hiebei als ganzer Mann gewirkt, sich redlich bemüht und in der rechten Weise das Seinige gethan.

Vor und neben Dittes hat Vernaleken auf die Bildung des größten Theils der österreichischen Lehrerschaft mittelbar und unmittelbar unermesslichen Einfluss geübt; wie jener,

Dufte der Rosen darfst du, sie enge umarmend, dich an ihre entblößte Brust schmiegen, deine Wange an die ihre legen, dürfet eins den Athem des anderen einsaugen und also ineinander verschlungen wonnig dahinreigen, sausen, toben, ohne Verantwortung miteinander im Vorhofe des Paradieses schwelgen. — Hast du das nie gethan?

Peter. Ich muss dir offen gestehen, bei einem fremden Mädchen wäre mir das zuviel gewesen, bei einem vertrauten zu wenig. Fremden Weibern gegenüber war ich stets so gottlos blöde, dass vor lauter Befangenheit einerseits an einen angenehmen Rhythmus nicht zu denken gewesen wäre. Und bei dem trauten Mädchen finde ich in einem ungestörten Plauderstündchen viel mehr Rhythmus, als im wogenden Tanzsaal von allerlei Augen beobachtet und belauert.

Hans. Da diese Sache also nicht nach deinem Sinn war, hast du gar nicht getanzt. Der rhythmischen Bewegung halber hast du's also nicht gethan. Ich glaube, du bist gefangen.

Peter. Die rhythmische Bewegung hatte ich bequemer auf einer Schaukel oder auf einem flotten Marsche in der freien Luft, ein Liedel dazu pfeifend. Oder Arm in Arm mit der holden Frau Muse, wobei es auch zumeist rhythmisch hergeht.

Hans. Die Frau Muse ist allerdings eine vielumworbene Tänzerin.

Peter. Gibt aber manchem manchmal einen Korb. Ich spreche aus Erfahrung.

Hans. Und im übrigen gibst du wohl schon zu, dass es sinnliche Regungen sind, die beim Tanze männlich und weiblich zusammenführen.

Peter. Sinnliche Regungen — ja, das gebe ich zu.

Hans. Ich meine sinnliche — in jenem bewussten, bestimmten Sinne.

Peter. Nun, du hast mehr Erfahrung als ich.

Hans. Im Tanze habe ich sie auch, das leugne ich nicht.

Peter. Es handelt sich um die Frage, ob der Tänzer die beste Tänzerin oder das reizendste Weib sucht.

Hans. Es mag einzelne Sporttänzer geben, welche die erstere suchen, den meisten Tänzern geht es um das letztere. Ich weiß es, wie es einen hinzieht, wie die Sinnlichkeit und die Leidenschaft beim Tanze geweckt wird. Die meisten Liebesverhältnisse bilden sich bei der öffentlichen Umarmung des Tanzes. Eltern, die ihre heiratsfähige Tochter auf den Ball führen, wissen das recht gut. Von den jungen Männern, die sich auf dem Balle einfinden, haben aber die allerwenigsten Absicht, sich dort eine Braut zu suchen. An Liebesabenteuer denken sie. Und in keinem Zustande ist ein Mädchen leichter zu bethören, als in der Berauschung des Tanzes, im Anschmiegen an den geschmeidigen und kräftigen Körper des Mannes. — Als meine Eltern die silberne Hochzeit feierten, ich war damals sechsundzwanzig Jahre alt, gab es ein großes Ballfest. An jenem Ehrentage der Familie verführte ich ein junges Mädchen. Selbes hatte beim Tanze mit mir das erstemal im Leben sein Haupt an den Busen eines galanten, feurigen Mannes gelegt; sie war so verwirrt von der Musik, dem Menschendunst im Saale, dem Tröpfchen Champagner, welches sie trinken musste und von den Aufmerksamkeiten, die ich ihr ganz ausschließlich erwies, dass sie widerstandslos mit mir seitab taumelte. Vierzig Wochen später ist sie gestorben.

Peter. Freund, es ist eine traurige Geschichte, die sich oft wiederholen mag; aber daran ist nicht der Tanz schuld, sondern die Liebe.

Hans. Wie du weißt, habe ich zwei Kinder. Der Sohn ist neunzehn, die Tochter siebzehn Jahre alt. Sie tanzen gerne und baten mich vor kurzem, sie in diesem Carneval auf einen Ball zu führen. Wenn sie mit-

Ist das Tanzen eine Sünde?

Ein Gespräch zur Carnevalszeit.

Hans. Heute, mein alter Freund, komme ich mit einer Faschingsangelegenheit.

Peter. Ei mein Alter, kümmerst du dich noch um den Fasching?

Hans. Kümmern? Ja, das ist das rechte Wort. In der Jugend haben wir ihn genossen, im Alter kommt das Bedenken. Du weißt, wie gerne ich getanzt habe, wie viele Tänzerinnen ich mattgesetzt habe in einer Nacht. Und nun sagt man, das Tanzen wäre Sünde.

Peter. Wer sagt das?

Hans. Der Pfarrer auf der Kanzel.

Peter. Und was sagst du dazu?

Hans. Ich komme zu fragen, was du dazu sagst.

Peter. Ob das Tanzen Sünde ist? Ich würde eigentlich nein sagen. Es kann so wenig Sünde sein, als das Spazierengehen, das Schlittschuhlaufen, das Reiten. Das Tanzen ist eine angenehme Körperbewegung, die noch angenehmer wird durch die begleitende Musik. — Aber du fragst so kleinlaut, ich weiß doch nicht, ob ich nein sagen darf.

Hans. Ja, es hat seinen Haken. Wenn es nur der Leibesbewegung und der Musik wegen wäre, so könnte man doch auch allein tanzen, oder Mann mit Mann und Weib mit Weib. Das ist aber nicht; die beiden Geschlechter suchen sich beim Tanze, und das ist bedenklich!

Peter. Ja, das ist bedenklich! Aber wie so? Der Tanz ist eine rhythmische Bewegung, welche anmuthig sein muss. Anmuthig wird sie, wenn das Starke mit dem Zarten sich vereinigt. Darum suchen sich zum Tanze Mann und Weib. Wenn zwei Männer miteinander tanzen, wie plump und rüppelhaft — wie lächerlich! Es fehlt die Anmuth. Wenn zwei Weiber miteinander tanzen, wie unsicher, wie schwammig — wie fade. Es fehlt die Kraft.

Hans. Und glaubst du, dass beim Tanz Bursche und Mädchen sich nur der rhythmischen Ebenmäßigkeit wegen suchen?

Peter. Es ist natürlich.

Hans. Glaubst du das wirklich? Hast du denn nie getanzt?

Peter. In meinem Leben keinen Schritt.

Hans. Du nie getanzt? Ist es denkbar? Bist du denn nicht auch einmal jung gewesen?

Peter. Sogar sehr!

Hans. Hast du dich als Jüngling denn nicht auch einmal gesehnt, dein Herz ganz nahe dem Busen einer Jungfrau pochen zu lassen? Eine Annäherung, die sonst in der Gesellschaft über die Maßen strenge verboten ist! Die Mädchen alle gehütet, zurückhaltend, bis an den Hals zugeknöpft, kaum eine Berührung der Fingerspitzen erlaubt. Und plötzlich alle Schranken gefallen, bei berauschender Musik, im

Was deutsche Dichter und Denker
über den Antisemitismus sagen.

Der Schriftsteller Karl Klopfer in München hat — man möchte fast sagen „wundershalber“ — die deutschen Dichter und Denker eingeladen, ihm ihre Meinung über den Antisemitismus zu sagen. Neunzig Befragte haben ihm richtig Antwort gegeben und unter diesen neunzig sind vierundsiebzig, welche sich mehr oder weniger bestimmt gegen den heutigen Antisemitismus aussprachen.

Karl Klopfer hat die Antworten, natürlich mit Beistimmung der Antwortgeber, drucken lassen und dieselben unter dem Titel: „Die Judenfrage. Zeitgenössische Originalaussprüche, bei J. F. Lehmann in München“, herausgegeben.

Wenn Karl Klopfer aus den Aussprüchen der deutschen Geister ein Buch macht, so machen wir aus dem Buche einen Artikel, indem wir die bezeichnendsten Glossen, ob philo- oder antisemitisch, herausnehmen und hier anführen. Die meisten Stimmen sind, wie es von deutschen Denkern nicht anders zu erwarten, theoretisch; etliche aber doch praktisch und heißblütig, so recht menschlich in der Frage Stellung fassend. Man höre:

Ich habe manchen Juden gekannt,
Den ich voll christlichen Sinnes fand,
Ich bin mit manchem Christen gewandelt,
Der jüdisch hat an mir gehandelt.
Gott, denk' ich, sieht bei einem Mann
Das Herz mehr als die Nase an.

Berlin, den 23. April 1891.
Joh. Trojan.

Die Judenfrage ist die gerechte Strafe der deutschen Dummheit; diese ist leider keine Frage.

Frienwalde a. d. Oder, 23. April 1891.
Xanthippus (Franz Sandvoß).

Man stellt dem Judenthum oft das Christenthum als Gegensatz gegenüber, das doch im Grunde ein variiertes Judenthum ist, da es uns Germanen das gesammte Material jüdisch-religiösen Glaubens und jüdisch-religiöser Gesetze brachte, um uns angeblich davon zu erlösen. Der Hass zwischen beiden Religionen würde geringer sein, wenn sie sich nicht so nahe verwandt wären. Weshalb gehen die antisemitisch-protestantischen Geistlichen nicht zunächst daran, das Judenthum aus dem Christenthum zu entfernen? Hic Rhodus!

Hannover, den 24. April 1891.
Gustav Kastropp.

Die Juden sind pfiffiger als die Christen, aber die Christen sind besser als die Juden. Eine Eigenschaft, welche dem Juden total fehlt, welche sozusagen der Gegensatz zu seinem Naturell ist, ist die Noblesse — die Noblesse im ritterlichen Sinne des Wortes. Deshalb können auch die Juden nie mehr eine Nation, ein Reich zwischen den anderen Reichen bilden, sondern höchstens noch eine Nation, ein Reich à part — irgendwo in Palästina; denn jedes souveräne Volk braucht seine Kasten, seinen

einander tanzen wollen, dachte ich, so kann man ihnen das Vergnügen ja machen und führte sie auf die Nobelredoute. Allsogleich stürzten sie sich Arm in Arm in das fröhliche Gewoge und ich schaute eine Weile zu, wie sie graziös und reizend miteinander dahinreigten.

Peter. Ja, ja, der Tanz! Das Sichpaaren des Starken mit dem Zarten zum Ziele der rhythmischen Bewegung — warum sollen sich hierin nicht auch Geschwister genügen!

Hans. Zwei gute Bekannte zogen mich in den Speisesaal zu einem Glase Wein, luden mich hernach zu einem Spielchen, allein ich wollte wieder einmal nach meinen jungen Leutchen sehen. Lange musste ich im Gedränge suchen; endlich fand ich in einer Nische den Jungen erhitzt und angelegentlich mit einer Nähmamsell schäkern und mein Töchterlein —

Peter. Nun?

Hans. Mit fliegendem Haar und wogendem Busen von einem strammen Lieutenant umschlungen durch den Saal rasen.

Peter. Nun warum denn nicht?

Hans. Seitdem sind beide verrückt, wollen wieder und immer wieder auf die Redoute. — Du wirst doch nicht glauben, des Tanzes wegen!

Peter. Es sind erbauliche Beispiele, Hans, die du mir da mittheilest.

Hans. Und nun frage ich dich, ob das Tanzen nicht Sünde ist?

Peter. Warum fragst du den Unpraktischen, da doch deine Erfahrungen so laut sprechen!

Hans. Antworte!

Peter. Ich bleibe dabei, das Tanzen als solches ist nicht Sünde.

Hans. Weil das Tanzen also nicht Sünde ist, so darf ich meine Kinder wohl unbedenklich zum Tanze führen?

Peter. Das heißt — das Tanzen als solches ist ein ganz unschuldiges Vergnügen. Doch gebe ich zu, dass zum Behufe rein ästhetischen Vergnügens die Vereinigung des Starken mit dem Zarten —

Hans. Lass das Umstreichen. Du gibst zu, dass der Tanz gefährlich ist, folglich musst du davor warnen. Mit philosophischen Feinklaubereien ist nichts gethan.

Peter. Und noch mehr, Freund! Ich bekenne nun Farbe. Wenn ich die Erfahrungen gemacht hätte wie du, würde ich überhaupt nicht fragen, sondern meine Kinder strenge von allen Ballfesten ferne halten. In dieser Sache halte ich es mit dem Pfarrer auf der Kanzel. Wenn es darauf ankommt, dass die jungen Leute ihre Unschuld bewahren sollen, so lasse man sie nicht zum Tanze gehen. Wenn sie aber den Morgenthau reiner Kindlichkeit schon verloren haben, dann hüte man sie erst recht vor Ballfesten! Ja, mein Freund, wenn die Sache von dieser Seite betrachtet wird, dann stimme ich vollkommen mit dir überein. Der Tanz ist in diesem Falle nur ein Lockmittel, der Ball eine Gelegenheitsmacherin. Wenige junge Männer wird es geben, die ein Ballfest befriedigt verlassen, bei welchem sie keine Eroberung gemacht haben. Was sie unter einer Eroberung verstehen, ist wohlbekannt. Übrigens meidet der moderne Jüngling sorgfältiger den Ballsaal als die Jungfrau; für ihn ist unter Umständen die Gefahr gefangen zu werden größer, als für sie — und heiraten? Nein, das will er nicht. So fällt dem Ballfeste auch die Bedeutung als Mädchenmarkt weg und dasselbe kann — wenn der reine Tanzgenuss schon durchaus nicht anerkannt wird — nur als Tummelplatz gelten für lüsterne Männlein und Weiblein, die nichts zu verlieren haben und doch etwas gewinnen möchten.

Mitbürger. — Weiters fragt es sich aber, weshalb die Juden im Verfassungsstaate besser gedeihen konnten? Ob sie ein uns überlegener Stamm sind, gegen welchen wir uns in ohnmächtigem Neid erschöpfen, oder ob dieselben ihre internationale Großmachtstellung nur unlauteren Mitteln verdanken? Die Juden sind uns in einigen wesentlichen guten Eigenschaften voraus (als Sparsamkeit, Fleiß, Nüchternheit, Unternehmungsgeist, Familiensinn u. s. w.), verbinden dieselben aber mit Charakterzügen — man braucht sie nicht erst aufzuzählen — welche mit Recht unsere Abneigung, unseren Widerwillen erregen. Erst durch die Zusammenfassung dieser nachahmenswerten und verabscheuungswürdigen Eigenschaften scheinen sie befähigt, uns im Wettstreit nach allen Glücksgütern so weit zu überflügeln, denn begreiflicherweise müssen strebende Menschen, welchen Ehre und Anstand so wenig Fesseln anlegen, welche daher von „idealen Forderungen" kaum je aufgehalten werden, schneller ihre praktischen Ziele erreichen. —

Die letzte Frage lautet: „Was thun? Wie können wir der Juden, oder besser gesagt ihrer Herrschaft, ledig werden?" — Einfach indem wir uns ihre guten Eigenschaften aneignen und dadurch wirtschaftlich reif werden. Haben wir einmal die guten Seiten der Juden angenommen, so sind wir auch die Juden selbst mitsammt ihren schlechten los. — Wie wenig leiden verhältnismäßig die Westmächte durch die Juden! Je weiter wir in Europa ostwärts gehen, desto greller treten uns Judenplage und Antisemitismus entgegen. Der Jude siedelt sich selten dort an, wo er einigermaßen geachtet leben könnte, sondern dort, wo er die besten Geschäfte machen, ein wirtschaftlich unreifes Volk ausbeuten kann. Am meisten hassen die Juden Russland, am meisten werden sie dort gehasst, und nirgends sind sie zahlreicher verbreitet. Gewaltsame Verdrängung der Juden vor erlangter wirtschaftlicher Mündigkeit würde uns in die traurige Lage Spaniens nach Vertreibung der Mauren versetzen, nach erlangter wirtschaftlicher Reife hätten sie aber bei uns bald jeden Boden unter ihren Füßen verloren und sie zögen freiwillig weiter gegen Osten, wo sie abermals als Sauerteig wirken müssten, bis auch die entferntesten Völker Asiens durch eigenen Schaden klug geworden wären. — Wohl dürfte mein Mittel: „wirtschaftliche Reife" ein langsam wirkendes genannt werden und dem Geschmack der ungeduldigen Antisemiten wenig entsprechen; ich glaube jedoch, es gibt kein anderes. Wir müssen Halbjuden werden, um die Juden selbst gänzlich loszuwerden. Denn dass die Juden den Anfang machen und dem Antisemitismus die Spitzen abbrechen wollten, indem sie zuerst ihrem unleugbaren Antichristianismus entsagen, das steht doch nie und nimmer zu erwarten.

Wien, 26. April 1891.

Freiherr Emerich Du Mont.

In einer durch den Streit der Ansichten, der Interessen und der Sympathien bewegten Zeit ist es schwer, zu einer objectiven Erfassung und Darstellung des umstrittenen Gegenstandes zu gelangen. Dass es mir trotzdem gelungen ist, über die in Frage stehende Sache wenigstens nach bestimmten Seiten hin mir ein sachliches Urtheil zu bilden, schließe ich daraus, dass mir sowohl von antisemitischer als von jüdischer Seite mehrfache theils anonyme, theils auch mit Namensunterschrift versehene schmähende Zusendungen oder Beurtheilungen meiner Person zugegangen sind. Das sei bei dieser Gelegenheit übrigens bemerkt, dass im Schmutzschleudern auf Persönlichkeiten die jüdische literarische Demimonde der antisemitischen überlegen ist. —

Was mich persönlich anlangt, so

höchsten, verfeinerten Kreis — bei dem Juden aber hat der Hausierer genau dieselben Allüren, dieselbe Art und Weise, dieselbe Bildung wie der Geldfürst. — Ich liebe zerstreute Leute, weil sie selbstlos, unberechnend und gut sind; dass ich noch nie einen zerstreuten Juden gefunden habe, ist mir ein Beweis, dass ihnen jede Herzensgüte und jede Selbstlosigkeit fehlt — diese einzigen Eigenschaften, welche das „Ebenbild Gottes“ vom „Karl Vogt-Menschen“ unterscheiden.

Es hat schon jüdische Könige gegeben, aber noch nie einen jüdischen Erfinder. Ein Jude kann vielleicht die Menschheit beherrschen, aber er kann ihr nie etwas Gutes thun. — Der Uranfang, der Typus und der Grundzug anderer Nationen kann vielleicht die Roheit sein; der Grundzug des Juden allein ist die unausrottbare Gemeinheit.

Karlsruhe, 30. April 1891.
Emil Mario Vacano.

Viel Unheil kommt daher, dass wir die Worte, in denen wir denken, nicht definieren.

Bedeutet Jude einen Menschen, der die zehn Gebote hält, so sollte ihm kein Haar gekrümmt werden.

Bedeutet es einen Wucherer, dann verdient er keine Gnade, sei er Jude, Heide oder Christ.

Oxford, 25. April 1891.
Prof. Dr. Max Müller.

Leider glaube ich, dass nicht ein Zehntel der von Ihnen Gefragten, Ihnen mit Freimuth antworten wird. Sie scheinen sich hauptsächlich an Schriftsteller gewendet zu haben; wie wenige unter diesen sind aber wirklich unabhängig? Wer nur ein Wort gegen die Juden veröffentlicht, hat von da an von den Zeitungen, von der Kritik (die doch zumeist von Juden besorgt wird) nur noch Feindschaft oder noch gefährlicheres Todtschweigen zu erwarten. Wer in solchem Bewusstsein die Wahrheit sagte, müsste wahrlich „statt der Arme Flügel haben!“

Ich selbst würde Ihnen vielleicht auch nicht nach meiner vollen Überzeugung über die Judenfrage schreiben, wenn ich noch beabsichtigte, etwas herauszugeben.

Möge ich mich täuschen und Ihr Sammelwerk der getreue Ausdruck der Überzeugung aller Mitarbeiter werden! —

Der Antisemitismus ist uralt und hat nur seit der Gleichberechtigung der Juden seinen neuen Namen und eine neue Gestalt angenommmen. Wenn im Mittelalter irgend eine Seuche Europa verheerte, so hieß es, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, und ebenso misst man noch heutzutage den Juden die Schuld bei, wenn ein großes Übel uns bedrückt. Nicht als eine Krankheit an sich erscheint mir der Antisemitismus, sondern als ein Symptom, dass etwas krankhaft sein müsse in unseren volkswirtschaftlichen Zuständen. Nach dem Siege der humanitären Ideen, welcher auch die Gleichberechtigung der Juden mit sich brachte, nach dem großen Völkerfrühling hatte man auch einen warmen Völkersommer und eine reiche materielle Ernte erwartet. Man sah sich nach und nach enttäuscht, da die neue Freiheit keine goldenen Früchte tragen wollte und man schließlich wahrnahm, dass bei alledem nur die Juden üppig gediehen. So musste es den Anschein gewinnen, als habe man fast nur für diese die liberalen Kastanien aus dem Feuer geholt. — Der Antisemitismus der Gegenwart ist in erster Linie der Ausdruck der Enttäuschung darüber, dass die freiheitlichen Einrichtungen uns nicht glücklicher und allem Anscheine nach nur die Juden mächtiger gemacht haben. In diesem Sinne ist der Antisemitismus kein Kampf gegen die Gleichberechtigung, sondern eine Nothwehr gegen das erdrückende Übergewicht einer kleiner Minderzahl uns innerlich fremd gebliebener neuer

Wer verhilft denn den Juden zu einer dominierenden Stellung im Bereich der fünften Großmacht?

Ihr, die ihr ihnen die Presse niederen und höheren Grades ausgeliefert habt und sie unterhaltet.

Wer nährt denn ihre Allmacht als haute finance?

Ihr, die ihr die Spielplätze der Börse schützt und selbst benutzt.

Wer räumt ihnen denn die höchsten gesellschaftlichen Ehren ein?

Ihr, die ihr sie wegen Finanzoperationen adelt und zu Freiherren erhebt.

Und dann wollt ihr sie strafen für das, was ihr thut?

Dresden, 29. April 1891.

Julius Duboc.

Wir befinden uns in einer rückläufigen Bewegung. Der edle und hohe Begriff der Menschlichkeit, den das achtzehnte Jahrhundert in herrlicher Geistesarbeit errungen hatte, ist uns wieder verloren gegangen. An Stelle der Menschheit ist das Volk, die Nation getreten, aber zugleich an Stelle der Vaterlandsliebe der Chauvinismus. Alles zieht sich ins Enge und Kleine. An die großen Fragen der Menschheit denken heute nur wenige, man vertritt die Interessen seines Landes, seines Standes, seiner Person. Und wenn ein Stand durch die Regierung seine Interessen verletzt glaubt, so wird er — trotz seines Patriotismus, den er so feierlich versichert — regierungs-, königs-, vaterlandsfeindlich. Aus diesem grauenhaften Egoismus unserer Zeit ist auch die Judenfrage hervorgegangen; der Egoismus des Judenthums prallte zusammen mit dem Egoismus der übrigen Völker. Die Judenfrage ist daher nur eine begleitende Erscheinung einer tiefen und schweren sittlichen Erkrankung der Menschheit. Das einzige Heilmittel ist — die Liebe, die wir heute, wo alles nach Besitz und Rang jagt, geschmäht, gelästert, verachtet und ausgestoßen sehen, die Liebe, die jeden, der sie zur Richtschnur seines Handelns macht, in den Augen moderner Weisheit zum Thoren stempelt und die doch allein das Erbtheil Gottes auf Erden darstellt.

Dresden, den 7. Mai 1891.

Dr. Otto Lyon.

Ich kenne keine „Juden". Ich kenne nur Mitbürger, Mitmenschen und Gesellschaftsgenossen israelitischer Herkunft. Es ist nichts in mir, das den Mitmenschen jüdischer Abstammung meinem Empfinden fern, fremd oder feind macht. Und ich bin doch „unverfälschter" deutscher Autochthone mit einem stark polarischen Temperament von Liebe und Haß. Aber mein Haß, der sich übrigens mehr und mehr mindert und vom Persönlichen stark zurückzieht, ist kein kleinlicher Fanatismus, und meine Liebe folgt der fröhlichen Vernunft und der tieferspähenden Erkenntnis. Die merkwürdige Widerstands- und Spannkraft der jüdischen Gesellschaftsmitglieder wird sie auch die scheußliche Rückschlagsbewegung des modernen Antisemitismus überwinden lassen, nachdem sie das Ghetto überlebt, aber nur mit schmerzlicher Wehmuth mag ich daran denken, wie feinfühlende und zartgebildete Organismen stillschweigend aufschreien müssen unter der plumprohen Vergewaltigung kurzsichtiger Culturbarbaren.

Wenn ich beobachte, wie in Deutschland eine neue Judenverfolgungssucht sich einwuchern konnte, wie sie sich breit machen darf, ohne sofort und nachdrücklich erstickt zu werden, so habe ich da einen untrüglichen Culturbarometer vor mir, der sehr tief steht und kaum noch tiefer zu fallen vermag.

Ich werde nervös, wenn ich nur das Wort „Antisemitismus" höre.

Eine solche Quantität Menschendummheit und Menschenniedrigkeit in einen Begriff eingeschlossen, raubt mir momentan die Fassung, und ich zittere vor Erregung. Die Ruhe kommt mir

hat mich mein Beruf dazu geführt, mir einige Kenntnis der jüdischen Literatur zu erwerben. Und da muss ich doch sagen, ohne die Schwächen und Mängel des Talmud zu verkennen, dass ich im allgemeinen von Bewunderung erfüllt bin, nicht nur von dem Scharfsinn und der Combinationsgabe der jüdischen Gelehrten der Vergangenheit, sondern auch von dem hohen sittlichen Ernst, der sich in dem Festhalten und Ausbaue des einzigen Gutes der Nation kundgibt und von der Innigkeit, mit der sie an ihrer Religion hangen. Welch eine Reihe hochbegabter und anziehender Gestalten ist insonderheit auch beim Studium jüdischer Dichter, Philosophen und Schriftausleger an meinem Geiste vorübergezogen! Ich bin von Dank erfüllt für die herrlichen Genüsse, welche diese Genien der Vergangenheit mir geboten haben. — Weiter aber führten diese Studien mich dazu, die Bekanntschaft einer Anzahl jetzt lebender jüdischer Gelehrter zu machen und ich rechne es mir zur Ehre an, dass ich in mehreren derselben wahre Freunde gefunden habe. Wollte man sich die Mühe nehmen, statt der frechen Schreier des jüdischen Press- und Zeitschriftwesens diese stillen, gediegenen Männer näher kennen zu lernen in der Reinheit und Anspruchslosigkeit ihres Strebens, in der Lauterkeit ihres Familienlebens und ihres ganzen Wandels, so würde man einen anderen Begriff auch vom heutigen Judenthum empfangen, als ihn die sogenannte antisemitische Presse zu verbreiten sucht.

Dass die Entwickelung der Dinge in wirtschaftlichen Fragen manche bedenkliche und das allgemeine Wohl schädigende Erscheinungen in dem Treiben gewisser Theile der jüdischen Bevölkerung offenbar gemacht hat, mag richtig sein. Darüber kann ich nicht urtheilen, denn ich verstehe nichts von Staatswissenschaft und bewege mich nicht im wirtschaftlichen Leben. Aber so viel darf ich doch wohl sagen, dass es unrecht ist, den Juden allein den Wucher in die Schuhe zu schieben und selbst für den von ihnen wirklich betriebenen Wucher die ganze jüdische Nation als solche verantwortlich zu machen. Man gebe Gesetze gegen wirtschaftliche Missstände, man raffe sich energisch auf gegen Ausbeutung, aber menge damit nicht Fragen der Rasse und der Religion und stemple den Juden nicht zu einem Object der Verfolgung seitens einer dazu aufgereizten und fanatisierten Masse. Das ist unchristlich und auch unklug, denn die Geschichte hat gezeigt, dass die geschürte Flamme des Hasses auf die Verfolger zurückschlug. Die spanischen Autodafees waren die Nachwirkungen der Judenverfolgungen. Die an den Massenmord gewöhnte Kirche fieng an nach dem Blut der eigenen Kinder zu lechzen. Jüdische Fehler und jüdische Verbrechen müssen natürlich gestraft werden, aber nicht anders als christliche. Ein Staat, der zweierlei Recht für seine Unterthanen schaffen wollte, würde sich selbst in seinem Marke beschädigen.

Justitia fundamentum regnorum!

Jena, den 27. April 1891.

Kirchenrath Prof. Dr. theol. et phil.
Carl Siegfried.

Auch an den Israeliten achte ich wirkliche Tugenden, namentlich ihrer Nüchternheit, Häuslichkeit und ihr festes Zusammenstehen. . . Auch an ihnen hasse ich nur die Fehler, die ihnen, wie allen Sterblichen hienieden, anhaften. —

Konstanz, 27. April 1891.

J. M. Schleyer, Erfinder des „Volapük".

Der Antisemitismus ist — unbewusst oder verkappt — der Vorarbeiter des Communismus. Dessen Zwecke hilft er erreichen, indes er die eigenen verfehlt, wie er eines Tages bestürzt erkennen wird.

Bregenz, 29. April 1891.

Robert Byr.

Geschichten aus der Schulstube.

Von Josef Allram.*)

> Mit vier Jahren ist der Charakter eines Kindes entschieden.
> Jean Paul.

Saßen da ein halbes Dutzend Schulmeister im Saazer Schützengarten beisammen und freuten sich, dass sie der Zufall — es war eigentlich der im August 1890 abgehaltene Lehrertag — nach einem Vierteljahrhundert zusammenführte. Vor 25 Jahren verließen sie als junge Lehramtscandidaten die Präparandie und sahen sich seitdem nicht wieder. Eine lange Zeit, namentlich, wenn man sie in der Schulstube zugebracht hat! Da gab's zu erzählen. Haben sie doch alle noch in der „guten alten Zeit" gedient und sich in die Neuschule herübergesorgt . . . .

„Kinder", störte ein College plötzlich die ernsten Gesichter auf, „ich hab' eine Idee!"

„Nicht möglich!" riefen die anderen.

„Na, hört nur und ihr werdet staunen! Fort mit den schwarzen Erinnerungen beim goldenen Bier, sie sollen uns das frohe Wiedersehen in der Hopfenstadt nicht verbittern. Durch 25 Jahre haben wir Massen-Unterricht getrieben, heute wollen wir aber ein Massen-Jubiläum feiern, denn wir alle sind Jubilare. Und was könnten wir an der Quelle von Österreichs bestem Malz und Hopfen Schöneres thun, als eine heitere Erinnerungskneipe abhalten, bei welcher jeder von uns eine humoristische Episode aus seinem Schulleben zum besten gibt?" Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und der Anreger begann, während ich am Nebentisch ruhig zuhörte.

„Ihr erinnert euch gewiss noch an die Schlussprüfungen, welche seinerzeit eingeführt waren und wobei der Herr Pfarrer oder der Herr Dechant die Prämienvertheilung an die bravsten Schüler vornahm. Bei einer solchen Gelegenheit war es auch, als der Herr Dechant — in der Religion und im Lesen waren die Kinder bereits geprüft worden — auch einige Proben im Kopfrechnen hören wollte. Ich gab mehrere Beispiele, die sehr schnell gelöst wurden, was den geistlichen Herrn Inspector misstrauisch zu machen schien, denn plötzlich sagte der Dechant: „Gebt acht, Kinder, nun werde ich euch ein Exempel geben: Eure Mutter kauft täglich um fünfzig Kreuzer Fleisch ein, wieviel Geld braucht sie in einer Woche?" Die Kinder rechneten mit einer wahren Hast und bald zeigten auch die meisten auf. — „Nun, du Kleiner, sag' mir's." — Und der Kleine antwortete: „Drei Gulden fünfzig Kreuzer." — „Bravo!" belobte der Herr Dechant den Schüler, „du wirst auch ein Prämium bekommen." Diese Lorbeeren ließen aber

*) Aus dessen „Philantropin". Ernst und Humor aus den Schul- und Lehrerstuben unserer Zeit. (Leipzig. Julius Klinkhardt. 1891). Wir machen auf das hier genannte Büchlein besonders alle Lehrer und Schulfreunde aufmerksam. Es gibt zu denken und zu lachen. Die vorstehende Probe genügt uns, um das ganze Buch lieb zu gewinnen.
Die Red.

erst wieder, wenn ich mir klar mache, dass wir es mit der pöbelhaftesten Ausschreitung einer absterbenden Menschheitsperiode zu thun haben.

Zürich, 13. Mai 1891.

Karl Henckell.

Dass man die Laster der Juden aufdeckt, ist recht; aber dass man dabei die Laster der Nichtjuden verschweigt, das ist schlecht.

Krieglach, den 24. Juli 1891.

P. K. Rosegger.

Das Bedenkliche am Antisemitismus ist, dass unsere Zeit als discutabel ihn betrachtet; denn es bedeutet dies einen Rückschritt in der Civilisation, des Mittelalters würdig. Ignoranz und Gemüthsroheit bleiben zu allen Zeiten dieselben, und mit ihnen rechten zu wollen, hat keinen Sinn. Der Religionshass verfängt bloß bei den Ungebildeten, und nur Neid und Habsucht können bei dieser Frage das entscheidende Moment erblicken in etwaigen gemeinschädlichen Stammeseigenschaften, an denen keine Rasse Mangel leidet. Wenn jene, deren Ideal die Ausrottung der Juden wäre, in sich gehen könnten, so würden sie einsehen, dass sie damit sich selbst richten; was sie anstreben, ist nichts anderes, als an die Stelle der Juden gesetzt zu werden. Die Gebildeten, welche dieser Strömung Verständnis entgegenbringen, indem sie entweder offen sie billigen oder, ohne offen sie zu billigen, bei jeder Gelegenheit den Verfolgten ein Steinchen nachwerfen, beweisen nur, dass es auch eine Bildung gibt ohne Sinn für echte Freiheit und ohne den Muth der wahren Gerechtigkeit. Darin besteht der Rückschritt. Durch den Antisemitismus wühlt unsere Zeit in ihrem eigenen Fleisch. Sie merkt es nicht, dass sie die Basis des modernen Staates erschüttert; aber sie wird es merken an den nicht ausbleibenden Folgen. Erst hat sie schmerzlich zu erfahren, dass man die Grundsätze, auf welchen das rechtliche Zusammensein der Menschen beruht, nicht theilweise verleugnen kann, ohne sie als Ganzes in Frage zu stellen; um die eigene Existenz hat ihr zu bangen; dann wird ihr auch die Existenz anderer heilig sein und wird sie wieder vorwärts streben nach der Richtung, in der als das Ziel der gebildeten Menschheit die Menschlichkeit sich kund thut.

Marburg in Steiermark,
3. September 1891.

B. Carneri.

Wenn ein paar Antwortende behaupten, dass mancher Schriftsteller mit seiner antisemitischen Meinung aus Furcht vor der Judenpresse zurückhalte, so muss dem im Namen der Schriftsteller entgegengetreten werden. Wer sich seine Meinung nicht zu sagen getraut, der ist kein Schriftsteller, oder ein jämmerlicher. Der Stolz des Schriftstellers ist sein Freimuth. — Das Büchlein bringt lauter hochgeachtete Namen, nicht zwei Feiglinge sind dabei, die um persönlichen Vortheil anders schreiben als sie denken. Und der eine, der es etwa ist, müsste mit einem Besen aus der Literatur verjagt werden. Sei die Meinung welche immer, ob in diesem Falle anti- oder philosemitisch, wir achten die Überzeugung. R.

dings nur mir verständlich war, fort: „Ich meine einen berühmten Mann aus der Vergangenheit.“ Und ohne sich lange zu besinnen, sprach der göttliche Junge: „Der Herr Director!“ Nun war ich gerächt. So haben wir es, mein Chef und ich, in kurzer Zeit zu einer Berühmtheit gebracht, von welcher wir allerdings — aus purer Bescheidenheit — bisher keinen Gebrauch machten.“

„Hoch, die berühmten Schulmeister! Vivat sequens!“ lachten die Collegen.

Der fünfte Episodist aus der Schulstube, ein Elementarlehrer durch und durch, holte zwar weit aus, doch merkte man es gleich, dass er etwas Besonderes auf der Pfanne habe. „Mit großer Vorliebe studierte ich die Charakteranlagen meiner Kinder, trachtete mit ihnen das Lehrziel zu erreichen und kümmerte mich um alles übrige nicht, denn mein erster pädagogischer Grundsatz war und bleibt: Thue deine Pflicht, fürchte Gott und scheue niemand! Die Kinderstudien füllten auch meine ganze freie Zeit aus, denn ich notierte mir nicht nur die vielen kleinen Charakterzüge, welche jedes schulpflichtige Kind vom ersten bis zum letzten Schultag offenbart, sondern ich bestieg auch hie und da den Pegasus, um an Sonntagnachmittagen zwischen Pädagogik und Poesie am Fuße des Parnasses hin- und herzutraben. So entstand auch folgendes Geschwisterbild, welches den Titel „Schmierfink und Putzgredl“ führt. Es lautet:

Der kleine Berger-Toni war
Ein Schmierfink in der Regel:
Befleckt die Hände, wirr das Haar
Und ungeputzt die Nägel.
Dagegen hielt sein Schwesterlein
Sehr viel auf Toilette,
Drum hieß man sie auch allgemein
Die kleine „Schulcoquette“.
Doch eines schönen Morgens hatt'
Sich Toni selbst gewaschen
Und wollt' mit dieser schönen That
Den Lehrer überraschen.
Die Schwester dies im Spiegel sah
Auf hohem Kinderstuhle;
Sie dreht sich um: „Was machst du da,
Heut' ist ja keine Schule!“
Da heulte Toni bitterlich.
„Und deshalb weinst du, Knabe?“
„O nein“, so schluchzt er, „weil ich mich
Umsonst gewaschen habe.“

Lauter Beifall lohnte den literarischen Sonntagsreiter, welcher sofort noch ein paar Erinnerungsverse vom Stapel ließ:

Ein Mädchen, das zum erstenmal
Zur Beichte gieng, bekam zum Schlusse
Vom Pfarrer für die Sündenzahl
Drei Vaterunser auf zur Buße.

Da weinte laut das Kind. „Sei still“,
Sprach nun der Pfarrer zu der Kleinen,
„Drei Vaterunser sind nicht viel!“ —
„Herr Pfarrer, bitt', ich kann nur einen.“

„Sehr gut, aber bekannt“ — sagte ein satirisch angehauchter College und stärkte sich mit einem Trunk. Dieses doppelzüngige Lob genierte aber den unerschrockenen Recitator aus der Schulstube nicht, und er fuhr fort: „Aller guten Dinge sind drei“:

In einer Schule Ungarns war
Einst Prüfung aus der Heimatskunde,
Und brav beschrieb die Schülerschar
Des Landes Karten in der Runde.

Zuerst die Grenzen und hierauf
Gebirg und Thal sowie die Namen,
Die Flüsse dann und deren Lauf,
Bis endlich auch die Städte kamen.

Und Janos hin zur Karte tritt,
Die Orte zeigend mit dem Stabe,
Doch plötzlich springt zurück zwei Schritt
Der leichenblasse Ungarknabe.

Erschrocken eilt der Lehrer hin
Und fragt denselben, was er habe.
„Belieben, hier bei Debreczin
Auf Ungar-Globus kriecht ein Schwabe!“

Nun ist's aber genug des grausamen Spieles, dachte sich der letzte in der Runde und erzählte ohne weiteres, dass ihn sein Geschick zuerst an eine Tiroler Landschule führte, wo die Jungen wie die Alten mit der ganzen Welt auf einem gemüthlichen Du- und Du-Fuße standen, weshalb auch die Kinder, Pfarrer und Lehrer

ein Mädchen nicht ruhen, denn es zeigte fortwährend auf, bis es endlich gefragt wurde: „Nun, was willst du denn?" — „Ich bitte, meine Mutter braucht nur drei Gulden." — „Drei Gulden nur? Ja, warum denn, du kleine Rechenkünstlerin?" — „Weil am Freitag ein Fasttag ist, und da kriegen wir kein Fleisch." — „Das ist schon recht", lobte der geistliche Herr den religiösen Sinn der Kleinen und versprach ihr ebenfalls ein Prämium."

„Bravo, Herr Collega! Prosit — vivat sequens!" klang's in der Runde.

Und der zweite, Oberlehrer einer Wiener Mädchen-Volksschule, begann: „Letzthin wurde ein noch nicht fertiggestrickter Strumpf in meiner Schule gefunden, welchen zwei Mädchen für sich reclamierten. Ich fragte die betreffende Classenlehrerin, eine sehr tüchtige Lehrkraft, welche die Arbeit zwar als in ihrer Classe verfertigt erkannte, die richtige Eigenthümerin aber beim besten Willen nicht herauszufinden imstande war. Kurz entschlossen nahm sie aber eine Stricknadel und sagte zu den beiden erstaunten Mädchen: „Da ich nicht weiß, wem von euch beiden der Strumpf gehört, trenne ich die Arbeit auf und vertheile dann Wolle und Nadeln unter euch. Ist's euch recht?" Die Schülerinnen sahen eine Weile verblüfft drein, dann begann die eine fürchterlich zu weinen, während die andere mit schadenfroher Miene dem Beginnen der Lehrerin zusah. Ich wusste nun genug, gab den Strumpf der Weinenden zurück, bestrafte die kleine Lügnerin und lobte laut den weisen Sinn der Lehrerin."

„Prosit, Frau Salomo!" klang es im Chore, und der Schulleiter in Arnoldstein begann als nächster:

„Eines Tages tritt ganz unvermuthet der Schulinspector in mein Lehrzimmer und sieht mit Entsetzen, wie ich einem Buben, den Bestimmungen des § 24 zuwider, Disciplin beibringe. Der Herr Inspector nimmt mich sofort beiseite und hält mir eine Verwarnungsrede, welche aber auf mich gar keinen besonderen Eindruck machte, was er auch zu bemerken schien. Ärgerlich darüber fuhr er fort: „Wenn nun die Mutter des Knaben kommt und sich beschwert?" — „Dann weise ich ihr die Thür." — „Und was machen Sie, wenn der Vater erscheint?" — „Der kann nicht kommen, weil er schon hier ist. Ich habe nämlich die Ehre, Herr Inspector, der Vater dieses Schlingels zu sein."

Drauf lächelnd der Inspector spricht:
„Wenn sich die Sache so verhält,
So hat wohl niemand auf der Welt
Mehr Recht zu halten solch' Gericht
Mit diesem Knaben hier, als Sie;
Doch — in der Schule thun Sie's nie!
Denn — hier verbietet solche Straf'
Der zwanzig vierte Paragraph. —
Gar gut weiß ich es selber auch:
Wenn das Gehör nicht nützt allein,
Muss das Gefühl behilflich sein, —
Drum schuf der Herr den Haselstrauch. —
Und gibt Ihr Söhnlein keine Ruh',
So wichsen Sie ihn immerzu,
Herr Schulleiter, — jedoch nicht hier, —
Thun Sie das draußen vor der Thür!"

Und der vierte hub an: „Kinder, mir ist einmal etwas Köstliches in der Geschichtsstunde passiert, und das Schönste dabei ist, dass ich meinen Chef — so nennen wir nämlich unseren Director — dafür als Wahrheitszeugen habe, da er eben hospitierte, was er zu unserem Verdrusse leidenschaftlich gern thut. Nachdem ich mein Geschichtsbild entwickelt nnd erzählt hatte, giengen wir zur Wiederholung über, wobei der Director auch hie und da eine Frage einstreute. So fragte er unter anderem auch: „Nennt mir einen berühmten Mann, der euch recht gut bekannt ist." Und ein jederzeit voreiliger Schüler sagte, freudestrahlend auf mich zeigend: „Der Herr Lehrer!" Erröthend wehrte ich diese unverdiente Auszeichnung ab und schaute verschämt zur Seite. Meinem Chef aber war dies nicht genug, denn er setzte nicht ohne Ironie, die aller-

etwas barsch, nahm aber nicht weiter Notiz von ihm, was den Katecheten bei meiner sonstigen Strenge einigermaßen zu befremden schien. „Aus humanitären Gründen“ — erklärte ich dem Priester meine Handlungsweise — „kann ich den Knaben nicht strenger bestrafen. Einmal behielt ich ihn zurück, aber da hätten wir bald alle drei geheult: ich, der Bub und noch ein dritter. Als nämlich die anderen Kinder fort waren, kratzte etwas an der Thür: ich gehe hin und öffne, da läuft mir ein zottiger Wagenhund zwischen die Beine und springt mit einem Freudengebell auf den Knaben hin, welcher beim Anblick des treuen Thieres in Thränen ausbricht und mich bittet, nach Hause gehen zu dürfen, um der kranken Mutter beim Kochen behilflich sein zu können. Der treue Trutzl hatte dem bis dahin schweigsamen Burschen die Zunge gelöst und nun erfuhr ich auch, dass ein seltsames Gewerbe, welches er mit Hilfe seines Hundes betrieb, schuld an den Versäumnissen sei. Zeitlich früh fährt er nämlich mit einem Handwägelchen von Gasthaus zu Gasthaus und bietet in den Küchen seinen Reibsand an, welchen er an Ferialtagen aus der Donau holt, wobei ihm natürlich stets der getreue Trutzl behilflich ist. Von dem Erlös dieser freien Ware kauft die arme Mutter Brot und Arznei; im übrigen sorgt aber der junge Sandläufer für sich und seinen vierfüßigen Gefährten selbst. Manchmal bringt er aus Küchen, wo gutherzige Menschen regieren, auch ein paar Leckerbissen heim, die der armen Mutter und dem kleinen Schwesterchen vortrefflich munden. Großer Jubel herrscht in der feuchten Kellerwohnung, wenn der kleine Nährvater seine Familie mit frischem Kaffeeabsud, Milch, Zucker und weißem Brot überrascht. Den Kaffee bereitet er natürlich selbst. Bei schlechtem Wetter wird ihm allerdings der Morgen zu kurz, dann kommt der Sandläufer nicht nur zu seinen Kunden, sondern auch in die Schule und — zum Frühstück zu spät, denn wie Sie ihn dort sehen, hat der arme Teufel heute noch keinen warmen Löffel im Magen. Trotz seiner Armut hat der Bursche einen gewissen Stolz und ein sicheres Gottvertrauen. So riss ihm kürzlich sein Nachbar zur Linken, der Sohn eines Selchers, den Riemen von der Schultasche. Da weinte er bitterlich, denn die Tasche war ein Christgeschenk. „Mein Vater kann dir eine viel schönere kaufen als das Christkindl“, that der kleine Protz mit dem Gelde seines Vaters groß. „Ich will aber von dir keine neue Tasche, lass mir lieber die alte flicken“, war die stolze Antwort des Sandläufers. Als ich den Sachverhalt erfahren hatte, verurtheilte ich auch den protzigen Knaben dazu, die Tasche persönlich zum Riemer zu tragen und die Kosten für die Reparatur aus seiner Sparbüchse zu bezahlen.

Während der Religionslehrer das Wochenbuch durchsah und einige Stichfragen über den durchgenommenen Stoff stellte, zeigte ein besonders unruhiger Schüler wiederholt auf und beklagte sich, dass ihn bald dieser, bald jener Nachbar ansehe und stoße. Ich machte kurzen Process mit ihm. „Man darf ihm nicht viel nachgeben, denn bei diesem Störenfried macht sich eine Art Schüler-Größen- und Verfolgungswahn bemerkbar. Er gibt auf jede Frage Zeichen, weiß aber nie eine richtige Antwort. Zu Hause ist er natürlich auch der Gescheiteste und prasst mit meiner Zufriedenheit. Da bringen ihn die durchwegs ungenügenden Schulnachrichten um sein häusliches Ansehen und der Vater ersucht mich um äußerste Strenge, welchem Wunsche ich natürlich sehr gern nachkomme. Nun ändern sich aber seine persönlichen Empfindungen, denn er bildet sich auf einmal ein, dass ich ihn nicht mehr leiden könne. Dabei ist er ein Hauptschwätzer. Sehen Sie nur, wie er mit seinem Nachbar an-

nicht anders anzusprechen gewohnt waren. „Mit diesen Überlieferungen musste gebrochen werden, und ich setzte den Kindern auseinander, dass sie zu Hause duzen können, wen sie wollen, in der Schule aber müssen sie zum Herrn Inspector, zum Herrn Pfarrer und zu mir Sie sagen.

„Also, wie sollt ihr sagen?" fragte ich den nach meiner Meinung aufgewecktesten Knaben.

„Sö müaß ma sog'n."

„Zu wem?"

„Zu die oan zwoa und zu dir!"

„Bravo, Tiroler!" stießen die Collegen unter Lachen an, „vivat sequens!" Die Runde war aber schon herum, was allgemein bedauert wurde, und der poetische Schulmeister meinte unter Hinweis auf seine Kinderstudien: „Schade, diese Sachen hätten wir uns alle aufschreiben sollen."

„Ist schon geschehen", rief ich zur heiteren Schulmeisterrunde von meinem Tische hinüber, klappte mein Notizbuch zu und stellte mich den Collegen vor.

„Ah, das geht nicht so ohne weiteres ab, Sie haben uns belauscht, nun ist die Reihe an Ihnen, Herr College."

„Bitte, und zwar will ich Ihnen über eine Kindervorstellung berichten, die kürzlich in meiner Classe stattgefunden hat."

„Im Schulzimmer?!"

„Gewiss! Doch hören Sie nur gefälligst zu. Wir bekamen einen neuen Katecheten, welcher sich vor der ersten Religionsstunde in der Classe einfand und mich bat, ihm eine kleine Analyse des Schülermateriales zu geben, welches ja, wie er ganz richtig bemerkte, in jeder Stufe aus anderen Elementen bestehe, trotzdem der gesammten gegenwärtigen Jugend im zartesten Alter schon eine gewisse Selbständigkeit anhaftet, die ja das bekannte Wort zum geflügelten machte: Es gibt keine Kinder mehr.

„O, es gibt deren schon", erwiderte ich, „aber sie sind eben anders geartet, und wenn jemals, so trifft heute das Wort Jean Pauls zu: Mit vier Jahren ist der Charakter eines Kindes entschieden! Sehen Sie nur einmal jenen freundlichen Knirps an, wie er mit seinen lachenden Äuglein herüberblinzelt — es ist mein Fidelio, immer fröhlich und guter Dinge, dabei anhänglich wie ein Starmatz, dem man nicht böse sein kann. Er hat noch nie, in der Schule wenigstens, geweint und als einmal die ganze Classe hierbleiben sollte, heulten die meisten wie am Spieß. Selbst die alten Repetenten und jene beiden Trotzköpfe schauten recht betrübt auf die Finger, nur mein kleiner Blasengel lächelte vergnügt und war mit seinem Schicksal zufriedener denn je. Vergebens suchte ich ihm den Ernst der Situation begreiflich zu machen, die freundliche Miene blieb unverändert, und als ich schließlich drohte, dass er ganz allein hierbleiben müsse, während die anderen nach Hause gehen dürfen, antwortete der Herzensjunge: „Ich bleib' schon bei Ihnen, Herr Lehrer, weil ich Sie gern habe." Dieses Geständnis entwaffnete mich vollends; um ihn aber ganz auf Herz und Nieren zu prüfen, wollte ich ihm an jenem Tage die Speisemarke für die Volksküche vorenthalten. Das umdüsterte allerdings für den Moment sein Gemüth, kühn entschlossen meldete er sich aber zum Wort und sagte: „Ich bitte, Herr Lehrer, Sie haben auf mich vergessen, und in der Volksküche bekommen wir heute Milchreis." Milchreis ist nämlich seine Leibspeise. Mir aber dient dieses unschuldsvolle Gericht mit Zucker und Zimmt als unfehlbares Erziehungsmittel bei meinem kleinen Fidelio.

Die Glocke hatte längst geläutet, als ein „Spätling" in arg zerflickten Kleidern leise zur Thür hereinkam, seine Mütze in die ziemlich schadhafte Schultasche steckte und, scheu herumblickend, bei der angelehnten Thür stehen blieb. „Setz dich", sagte ich

Trauer auf Termin.

Schreiben einer Stadtdame an eine Landfrau.

Meine liebe Alte!

Der grün-gelbe Neid möchte einen anfassen, wenn man Deine Briefe liest und wie Du Dich auf dem Lande unterhältst. Und das Schönste ist noch, dass Du mich beneidest um die Stadtvergnügungen, mich, die ich wie eine Nonne leben muss. Wenn man wenigstens im Kloster wäre, so wüsste man, warum das alles.

Die Frau Directorin, die lebenslustige Dame, der alle Genüsse der Gesellschaft, der Kunst offen stehen, wie Du sagst, diese Frau Directorin ist seit dreieinhalb Jahren weder auf einem Balle gewesen, noch bei einer Soirée, noch in einem Concert, noch im Schauspiel, noch in der Oper. Wirst Du das glauben? Ich, eine Enthusiastin, der, wie Du weißt, die Musik über alles geht, in keiner Oper! — Ob ich krank wäre? Nein, meine Liebe, ich bin gesund wie der Fisch im Wasser, hätte ich nur auch, wie der Fisch im Wasser, keinen Gehörsinn. Verbrochen habe ich nichts, das glaube mir, und doch bin ich eingesperrt, darf nicht in Gesellschaften gehen, nicht ins Theater. Ich darf nicht! Mein Mann lacht und meint, ich knebelte mich selbst; aber ich möchte weinen. Du glaubst nicht, liebes Herz, wie grausam die sogenannte gute Gesellschaft ist.

Vor dreieinhalb Jahren ist, wie Du weißt, mein gutes Mutterl gestorben. Anfangs war ich ganz betaumelt. Da kamen sie mit den Trauerkleidern, die müsse ich anziehen und tragen ein ganzes Jahr lang. Gut, ich zog sie an, mir war ja alles recht und noch am liebsten, wenn sie mich allein ließen, ganz allein mit den Gedanken an meine Mutter. Mein Mann war mir der einzige Freund in diesem Leide, aber er ist ans Amt gekettet und so war ich viel allein, wollte es sein und konnte nicht begreifen, wieso es noch Leute gibt, die sich an Gesellschaft und Vergnügungen ergötzen können.

Nach einem halben Jahre, als das liebe Grab sich längst mit Grün und Blumen geschmückt hatte, war ich immer noch in Schwarz. Ich verlangte kein anderes Kleid und wenn ich es bis an mein seliges Ende tragen muss, es ist mir recht; mein Mann sagt, schwarz kleide mich reizend. Allein ein anderes kam. Allmählich regte sich in mir der Wunsch, wieder einmal gute Musik zu hören. In unseren Kirchen kommt derlei selten vor und mein Mann legte mir nahe, ein Concert zu besuchen. Da habe ich aber zwei Freundinnen, eine Baronin und eine Hofräthin, und diese erklärten mir ganz offen, es sei nicht möglich. Es sei nicht möglich, sagten sie, für eine Dame der Gesellschaft, im Laufe des Trauerjahres in ein Concert zu gehen. Gut, Unmögliches will ich nicht — blieb zuhause. Das war sehr schön. Nun kam aber die Charwoche, im Theater gab es die „Schöpfung“ von Haydn; die be-

binden möchte. Ich werde ihn mit einer harmlosen Frage aufschrecken: „Wieviel ist die Hälfte von fünf?“ — Der verblüffte Knabe sah gedankenlos in die Luft und schwieg. Kaum saß er jedoch wieder, als er seinem Vordermann verbittert in die Ohren flüsterte: „Die schwersten Fragen gibt er mir. Schau nur, grad hat er mich wieder fangen woll'n: Sag ich zwei, so is z' wenig, sag ich drei, so is z' viel! Drum bin ich lieber still.“

„In der Classe verstreut sitzen die Repetenten — ein Chor der Rache aller Sitzengebliebenen — denn es sind nicht nur die Dümmsten, sondern auch die Schlimmsten, welche mit dem wenigen Wissen, das ihnen haften blieb, die beste Disciplin zu schanden machen; da hilft kein Mittel!“ Der Katechet lächelte über diese Anklage. „Ja, fragen Sie nur Ihren Herrn Vorgänger. Derselbe erzählte erst kürzlich die biblische Geschichte von den zwei Bären und den vierzig schlimmen Knaben. Da die Knaben trotz seiner Ermahnung nicht ruhig waren, gieng er stracks zur Thür, nahm die Klinke in die Hand und drohte, sogleich die Bären hereinzulassen, wenn es nicht augenblicks still wird. Statt dessen zischelte aber ein alter Repetent zu seiner angsterfüllten Umgebung: „Net fürcht'n, es kummt kana eina“, während ein noch älterer Schülerjubilar ungläubig weiterbrummte: „Dö Bär'n bind't er uns alle Jahr auf, g'fress'n hab'n s' aber nu kan.“ ....

Ich machte noch auf einige besonders brave Schüler aufmerksam, die stets durch Ordnung, Fleiß, gute Sitten und richtige Antworten glänzten. Der Bravste war Jeremias Schmerzenreich, ein butterweicher Knabe, der bei jeder Gelegenheit weinte. Dies unterließ er auch heute nicht, als er um seinen Namen gefragt wurde.

Im Laufe der Wiederholung des Alten Testamentes kam man auch auf Kain und Abel zu sprechen, und ein kleiner Naturalist, der besonders anschaulich erzählen wollte, begann: „Kain zog Furchen und bebaute die Felder.“ Um sich zu überzeugen, ob die Kinder den Ausdruck „Furchen ziehen“ auch verstanden haben, sollten sie passende Beispiele bilden — es meldete sich aber niemand.

„Man kann es ja täglich im Sommer auf dem Lande sehen“, half der Pädagoge. — Da blitzte es durch das Gehirn eines Altersrepetenten und seine Finger bohrten sich in die Luft. „Nun?“ Schwerfällig erhob er sich und im waschechtesten Lichtenthaler Dialect floss es von seinen Lippen: „Mein' Tant' zog „vur'chen“ (vorigen) Summer aufs Land!“

Wir konnten uns von dieser etymologischen Kraftleistung nur schwer erholen. Glücklicherweise war die Stunde bald zu Ende und mit ihr endete auch meine Kindervorstellung.

„Ja, wenn sie alle so harmlos wären!“ seufzte ein im Dienst ergrauter Landschulmeister. Doch das ist ein zu trauriges Capitel, welches ernster behandelt werden will.

in ein Theater, Concert ꝛc. nicht hineinkam. Wahrlich, nicht die lieben Todten sind es, die mich daran hindern, sondern vielmehr die thörichten Lebenden. Ich ärgere mich über diese, ich verachte ihre unsinnigen Sitten und habe doch nicht den Muth, mich ihnen zu entschlagen. So bin ich, gerade in den Zeiten, da mein Herz betrübt ist und trostesbedürftig, verbannt von Kreisen, die mir manche Zerstreuung und Kräftigung geben könnten; die Kunst, von der man sagt, dass sie eine Trösterin sein solle in diesem Erdenleben, sie ist nicht für die Traurigen. Sind denn diese der Kunst nicht wert? Oder die göttliche Kunst nicht der Betrübten? Ich bitte Dich, sage es mir. Ach, Freundin, Du begreifst es ja gar nicht, kannst es nicht begreifen. Ihr auf dem Lande seid auch in diesen Dingen viel vernünftiger, als wir in dieser curiosen „guten Gesellschaft". Ihr hängt Eure Trauer nicht an die Sonne, macht nicht Staat mit ihr, stellt sie nicht auf Termin aus wie einen Wechsel. Ihr sucht im Gegentheile Eure Trauer züchtig zu verbergen, und thut nichts desgleichen in Eurem Lebenswandel. Was geht das Intimste von uns andere an? Wohl habe ich einmal in einem Buche gelesen, dass die schwarzen Kleider eines Trauernden so viel heißen sollen als: Rühr' mich nicht an! Erlaube dir keine Scherze mit mir! Ich bin in Trauer! — Eine hübsche Ausrede! Ich versichere Dich, länger als zwanzig Jahre habe ich bunte Kleider getragen, nie hat sich jemand einen ungebürlichen Scherz mit mir erlaubt.

Von heute gerade in fünf Wochen geht meine Trauerzeit zu Ende. Meine Baronin will sofort nach Ablauf derselben mir zu Ehren einen großen Ball geben; denn endlich und letztlich habe ich mich doch brav gehalten und mit Ausnahme jener Verirrung bei Haydns Oratorium meine Zeit musterhaft abgesessen; so soll ich füglich dafür belohnt werden. Natürlich freue ich mich unbändig auf den Ball, wenn ich nur nicht das Tanzen verlernt habe.

Du sollst bald weiter Nachricht haben von Deiner alten Jugendfreundin

Maria.

Ein treu Gedenken.

Ein treu Gedenken, lieb Erinnern,
Das ist die herrlichste der Gaben,
Die wir von Gott empfangen haben;
Das ist der goldene Zauberring,
Der auferstehen macht im Innern,
Was uns nach Außen untergieng.

Friedrich Bodenstedt.

rühmte Sängerin W. zu Gaste. Gott, das möchte ich hören! seufzte ich. So höre es, sagte mein Mann, diese erhabene Musik wird deine Trauer wahrlich nicht entheiligen. — Doch ich wagte es nicht, denn meine Hofräthin sagte, ich würde aller Augen auf mich ziehen und man würde sich moquieren. Es sei einmal nicht Schick, so etwas im Trauerjahre, und dagegen ließe sich nichts machen. Ich sah es ein. Den hohen Genuss wollte ich mir aber für mein Leben nicht entgehen lassen. Was that ich? Nahm mir einen Sitz im hintersten Winkel einer Loge, wo mich niemand erblicken konnte und hörte die „Schöpfung“ an. Kann aber nicht behaupten, dass mir wohl dabei war, so herrlich das Werk auch gegeben wurde, so wunderbar die W. auch sang. Es war mir, als thäte ich etwas Unerlaubtes und ich hatte heftige Angst, dabei ertappt zu werden. Richtig, zum Schlusse des Concertes, als ich durch ein Hinterpförtchen entschlüpfen will, ist dieses verschlossen, ich muss durch das Foyer und werde gesehen. „Aber meine Liebste, was treiben Sie denn!“ flüsterte mir im Gedränge plötzlich jemand zu — die Baronin. „Wenn's noch ein Concertsaal wäre, aber im Theater! Im Theater!“ — Ich taumelte nachhause und weinte den ganzen Abend. Mein Mann war irgendwo geladen, ich war allein mit meinem Unglücke und hörte die Nachreden, die in der eleganten Welt über meine grenzenlose Ungeschicklichkeit sicherlich geführt wurden. Am nächsten Tage hielt mir mein Robert einen ernsten Sermon, dass ich so kindisch wäre, mich von einem dummen Herkommen tyrannisieren zu lassen! Meiner Pietät um die liebe Heimgegangene wäre echt und treu Genüge gethan und gerade eine solche Musik erhebe das Menschenherz zum Himmel, gebe ihm ein Stelldichein mit den Seligen und befreie es von irdischer Kleinlichkeit. Überaus thöricht sei ein Brauch, der dem Menschen gerade in jenen Lebenslagen, in welchen er Zerstreuung und Trost am meisten bedarf, diese Gaben vorenthält. Eine Trauer auf Termin! Kann es etwas Pietätloseres, Heuchlerischeres, Lächerlicheres geben? Die echte Trauer bindet sich an keine Zeit, das Herz wird sich ihr hingeben, wie einem hehren Cultus, sich dann aber von dem lähmenden Schmerze zu erlösen suchen. Je tiefer ein Leid um den Todten ist, desto nothwendiger ist es, Mittel dagegen anzuwenden. Hat der Heimgegangene Dich lieb gehabt, so wünscht er nicht, dass Du seinetwegen zu Grunde gehst, sondern, dass du dich wieder aufraffest zum Leben; denn ein treues Gemüth vergisst seine Todten auch in der Freude nicht. — Mein Mann kann so lieb sprechen und ich sah es ein, wie recht er hatte, konnte mir aber nicht helfen. Wochenlang getraute ich mich nach der „Schöpfung“ nicht auf die Gasse, aus Angst, man würde mit Fingern auf mich zeigen; meinen besten Bekannten vermochte ich nicht offen ins Auge zu schauen — mussten sie mich von ihrem Standpunkte aus ja doch für ein liebloses Kind halten. Nun hielt ich aber die Trauerform umso strenger ein und dachte, das Jahr wird ja bald um sein, dann will ich mich entschädigen.

Und nun denke Dir, liebste Alte, kaum das Jahr um ist, stirbt mein guter Vater, der schon seit fünfzehn Jahren siech gewesen und für den der Tod eine Erlösung geworden. Trotzdem erschütterte mich der Verlust wieder bis in den Herzensgrund und ich war einverstanden mit dem zweiten Trauerjahre, das nun begann. Nach Ablauf desselben konnte ich mich nur fünf Tage lang in Rosa kleiden und aus Herzenslust munter sein. Da trat in unserer Familie ein neuer Todesfall ein und später wieder einer, so dass ich, wie gesagt, aus dem Schwarz gar nicht heraus und

Vergnügen machte, die Hölzchen durch Reibung zu entzünden und hell aufflackern zu sehen. Endlich schien es doch gelungen, ihn des gefährlichen Spiels zu entwöhnen. Traf man aber doch wieder das verpönte Schächtelchen in seiner Hand und zog ihn zur Rechenschaft, so sagte er: „Ich räume es nur eben beiseite, damit ich nicht damit spiele!“ — Eine gewisse schwer zu bekämpfende Neigung, Zucker aus der Büchse zu mausen, zog ihm Unannehmlichkeiten zu, setzte ihn aber wenigstens in den Stand, durch genaue Localkenntnis des Aufbewahrungsortes dieser Süßigkeit einmal mit seinem Bruder Robert sich auf kritischem Gebiete zu messen. Er lag krank im Bette. Seine Mutter saß neben ihm. Da kam Robert herbei mit einem Bilderbuch und deutete auf eine Pflanze, von welcher man ihm gesagt hatte, dass es das Zuckerrohr sei. „Ist es denn wahr, Mama“, fragte er, „dass der Zucker in einem Rohr ist?“ Der kleine Hermann war bisher anscheinend in Schlummer gelegen; jetzt aber öffnet er plötzlich die Augen und sagt in etwas mattem aber überzeugungssicherem Tone: „Nein! der Zucker ist in der Büchse!“

Überragte Robert im allgemeinen den jüngeren Hermann an Intelligenz, so gelang es letzterem doch einmal, einen Trumpf gegen den Bruder auszuspielen, den dieser lange nicht verwand, und der das gute Einvernehmen zwischen den beiden ernstlich trübte. Dem kleinen Robert war ein Wurmpulver verschrieben worden. Hermann, genäschig wie immer, stibitzt das Pulver heimlich weg und verschluckt es selbst. Das Pulver wirkt. Die durch diese Wirkung überraschte Mutter bringt den Knaben zum Geständnis des begangenen Diebstahls. Die Hausgenossen brechen in ein helles Gelächter aus. Aber Robert ist empört — er missgönnt seinem Brüderchen den armseligen Parasiten, auf welchen dieser triumphirend weist, und welchen er doch nur einem schnöden Diebstahle zu verdanken hat. Es entspinnt sich eine heftige Balgerei, und nur mit Mühe gelingt es, die feindlichen Brüder zu trennen.

Für das, was seiner leiblichen Natur eben zusagte, bewies der kleine Hermann überhaupt immer ein sehr richtiges Gefühl. Es gelang ihm auch einmal eine glänzende Selbstcur. Ja, der gute Kleine lag im Fieber, so dass seine sorgsame Mutter, die Nacht über angekleidet an seinem Bette sitzend, sich gar nicht dem Schlummer zu überlassen wagte. Endlich überrascht sie doch das Ruhebedürfnis. Sie hat vorher Arzneien, auch einen Tiegel mit eingezuckerten Preißelbeeren, um den Kranken in der Nacht nöthigenfalls zu laben, und einiges andere auf das Nachtkästchen gestellt und eine Nachtlampe dabei angezündet. Gegen Morgen erwacht sie, sieht, dass der Knabe im Bette aufsitzt und ganz wohlgemuth ist. Auf die Frage, wie es ihm gehe, sagte er etwas gedrückt: „Gut, Mama — aber die Preißelbeeren habe ich alle aufgegessen!“ — Und in der That, das Gefäß war leer bis auf den Grund. Das Knäblein hatte sich beim Schein der stillen Lampe darüber hergemacht, und in Erwägung, dass die Constellation des geschlossenen Mutterauges und des offenen Preißelbeertöpfchens zu günstig sei, um sie unbenützt zu lassen, an den milden Säften sich so lang gelabt, als etwas davon übrig war. Dafür ward Hermann aber auch gesund.

Vielleicht ist von allem, was am Kinde zu belauschen ist, das Interessanteste der Entwickelungsverlauf seines Sprachgefühls und seiner Sprachkunst. Wie ergötzlich ist die naive Kühnheit der Kleinen, die souveräne Sprachbehandlung, mit welcher sie für ein Wort, das ihnen fehlt, ein anderes, bekanntes, zum Dienste des Ausdruckes zwingen; wie wenn der kleine Robert seiner kranken Mutter, welche behauptet, dass er irgend etwas

Aus dem Tagebuche eines Kinderfreundes.

Von Robert Hamerling.*)

... Sie sprachen einmal in Ihren „Monatheften" über Anekdoten aus der Kinderwelt.**) Sie schienen die gelegentliche Mittheilung solcher Züge zu billigen und zu wünschen und erinnern mich durch ihren Artikel an ein kleines Tagebuch, das ich, getrieben von der Neigung des Poeten, das Leben überall zu Protokoll zu nehmen, über die jungen Sprösslinge einer befreundeten Familie zu führen mir den Scherz gemacht habe. Ich stelle Ihnen einige Proben aus diesem Tagebuch zur Verfügung. Denn es wäre in der That zu wünschen, dass auch die Kinderweisheit ihren Diogenes Laërtius fände. Wie oft ist dieser Weisheit der Kleinen gegenüber die der Großen geradezu rathlos! Ihre Fragen verblüffen, vor ihren Einwürfen streicht der Gelehrte die Segel. Mir genügt es jedoch vorläufig, in Folgendem das Vorurtheil zu widerlegen, dass es „keine Kinder mehr gebe". —

Dem kleinen Robert erzählt seine Mutter, wie einmal einem immer mit offenem Munde schlafenden Mädchen eine Maus in den Schlund gerieth, und dass das Mädchen infolgedessen erstickte. „Aber Mama", versetzte der Kleine, „wenn die Maus dem Mädchen in den Schlund gerieth, so muss ja die M a u s, nicht das Mädchen erstickt sein!" — Ist das Logik oder nicht? ich möchte doch hören, was sich dagegen einwenden ließe!

Auch sonst war der kleine Robert in Correcturen bisweilen glücklich. Von gesunder Anschauung und reifer Erfahrung zeugt diejenige, die er einmal seiner kleinen Schwester angedeihen ließ, als er sie den Vers „Scheiden und Meiden thut weh" lesen hörte. „Ach, du kannst ja nicht lesen!" fiel er ein; „es muss heißen: „Schneiden thut weh!"

Der kleine Robert war überhaupt von jeher ein großer Kritiker und Skeptiker. Seine kritische Schärfe gieng manchesmal, wie das bei großen kritischen Geistern zu geschehen pflegt, bis zur Härte, vielleicht bis zur Ungerechtigkeit. Eines Tages hörte er sein Brüderchen Hermann über „Bauchschmerz" klagen. „Es ist alles nicht wahr!" rief er in ärgerlichem Tone; „er thut nur so. Wenn er ein bisschen Zahnweh hat, so sagt er gleich, dass er Bauchschmerz hat!"

Eine naivere Natur ist der kleine Hermann. Ihm passierte es in seiner grünsten Zeit, dass er einen Bäckerjungen, der mit nacktem Oberkörper unter einem Hausthore stand, für „unsern Herrn Jesus Christus" nahm, weil er bis dahin nur diesen in so decolletiertem Zustande auf dem Kreuze hängend gesehen. Ein gewisser Hang zu gutmüthiger, kindlich unbefangener Spitzbüberei ist ihm eigen, doch weiß er nach den Umständen auch einen recht soliden moralischen Ernst hervorzukehren. Es war ihm oft verwiesen worden, dass er so gern das Schächtelchen mit den Zündhölzchen aus der Lade nahm und damit spielte, wobei es ihm natürlich das größte

*) Prosa. Neue Folge. Hamburg.
**) Siehe Heimgarten X. Jahrg., Seite 442.

und Gang von Menschen und auch Thieren zu carikieren, die zum Todtlachen war. Und als er nothdürftig reden konnte, verstand er auch schon, kleine Gedichte durch eine drollige Manier des Vortrages köstlich zu parodieren. Als einmal ein kleiner Festabend im Kinderkreise bei etwas Wein und Backwerk gefeiert wurde, bestieg der Kleine, aufgefordert, eine Rede zu halten, einen Stuhl und gab eine Improvisation zum Besten, die widerum eine prächtige Parodie des Wenigen war, was er von gehaltenen Reden und ausgebrachten Toasten gehört, und mit einigen derben, aber unwiderstehlich komischen Cynismen schloss. Auch im eigentlichen Wortwitz leisten Kinder zuweilen schon etwas. Als der Versuch eines solchen wenigstens kann es gelten, wenn der kleine Robert seinen Bruder, der ihm einen Schlag auf den fleischigsten Theil seines Körpers versetzte, deshalb einen „Fleischhauer“ nannte. „Jetzt bist du ein Fleischhauer!“ rief er lachend. — Der dreijährige Hermann hatte gehört, dass die Sterne „im unendlichen Weltraum“ kreisen. Der Ausdruck „im unendlichen Weltraum“ gefiel ihm, und er merkte sich denselben. Als er nach einiger Zeit, dem Verbote zuwider, den Finger, ich weiß nicht mehr ob im Munde, oder in der Nase, oder an welchem ungehörigen Orte sonst hatte, rief seine Mutter mit streng verweisendem Blick ihm zu: „Hermann, wo hast du wieder den Finger?“ — „Im unendlichen Weltraum“ erwiderte er mit schelmischem Lächeln. — Als er irgendwo ein Kaninchen gesehen, fragte ihn hernach seine Schwester: „Nun, Hermann, wie hat denn das Kaninchen ausgesehen?“ — „Dumm — wie du!“ war die blitzesschnelle Antwort des Bübleins. — Als der kleine Robert photographiert werden sollte, sagte ihm der Photograph, um den Blick und die Aufmerksamkeit des Knaben auf einen Punkt zu fixieren: „Sieh nur immer fest auf dieses Kästchen hier — du wirst da plötzlich ein schönes Vöglein herausfliegen sehen!“ Robert folgte der Weisung und blickte unverwandt nach dem Kästchen. Als die Procedur vorüber war, fragte ihn jemand: „Nun, hast du gesehen, was aus dem Kästchen herausflog?“ — „Ja!“ erwiderte sehr ernsthaft der Knabe. — „So, was war es denn?“ — „Nichts!“ — Diese beiden Antworten waren mit einem so glücklichen Humor im Tone vorgebracht, dass sie ein allgemeines Gelächter auf Kosten des abgetrumpften Fragers erweckten.

Doch genug der Proben aus meinen Aufzeichnungen über das kleine Brüderpaar. Ach, ich fürchte, dass ich bald nichts mehr werde zu verzeichnen haben. Die Bürschchen wachsen heran und werden mit jedem Tage klüger. Hermann ist über die Zeiten, wo er einen mangelhaft gekleideten Bäckerjungen für den Herrn Jesus Christus nahm, längst hinaus, und Robert macht sogar Verse. Ja, sie sind ein paar recht verständige Knaben geworden, dieser Robert und dieser Hermann, sie lernen lesen und rechnen, und turnen, und französisch, und kaufen sich die schönsten Sachen auf eigene Faust in der Spielwarenhandlung, wobei sie den Einkauf immer den gerade verfügbaren baren Fonds aufs taktvollste anzupassen verstehen. Beläuft ihr Barvorrath sich z. B. eben auf fünf Kreuzer, so gehen sie in einen Laden und fragen manierlich: „Sie, ich bitte, haben Sie etwas, das fünf Kreuzer kostet?“ Worauf dann der Kaufmann natürlich niemals verlegen ist, sondern ihnen entweder eine Uhr gibt oder ein Pferd, oder ein Schloss, oder gar etwas Gutes zu naschen.

Ich habe hier immer von den beiden Brüderchen erzählt, als ob gar nichts zu sagen wäre von dem älteren Schwesterchen Emma. Auch von ihr habe ich mir ein paar hübsche Sachen ins Tagebuch notirt, die des Erwähnens vielleicht nicht unwert sind.

nicht gesagt zur Antwort gibt: „Ich habe es gesagt; aber du hast es nicht gehört; denn weil du krank bist, so bist du auf dem Ohre blind!“ Wie drollig wird erst diese Dreistigkeit, wenn sie ihre Begriffssphären des Belebten ineinanderwirrt, wovon der kleine Robert ein classisches Beispiel gab, indem er seinem Bruder beim Kaffee vorwarf, dass er sich „einen zu großen Lümmel“ — ein zu großes Stück Semmel — eingebrockt. Drollig genug ist häufig auch das capriziöse Festhalten der Kinder an einer Wort-Variante, wie wenn der kleine Hermann den Mistkäfer eine geraume Zeit nur als „Mistviehkäfer“ im Gedächtnis festzuhalten vermochte. Wie hübsch sind manchmal die naturwissenschaftlichen Anschauungen der Kleinen, die mit dem System im Widerspruch stehen, aber für den naiven Standpunkt doch eine gewisse Wahrheit haben, wie wenn der ganz kleine Robert die Fliege bei seiner ersten Entdeckung dieses Thierchens, der Flügel wegen, ein „kleines Vogerl“ nannte. — Über die Art, wie die Dialectik der Begriffe sich im Kindergemüth noch flüssig zeigt, würde ein Hegel seine Freude haben können. „Ist heute morgen?“ fragte beim Erwachen der kleine Robert, als man ihn den Tag vorher mit der Gewährung einer Bitte auf „morgen“ vertröstet hatte. Und als er einmal bei Tisch gefragt wurde: „Willst du ein Stück Brot?“ gab er, auf einen Kuchen weisend, die in formeller Beziehung ebenfalls ganz hegelianisch angehauchte Antwort: „Nein, ein Das will ich!“

Wie häufig eine reizende Originalität der Anschauung, und man möchte sagen, eine Art von stimmungsvoller Naturpoesie gerade in jenen Reden der Kinder liegt, die am meisten kindisch klingen, bedarf kaum der Erwähnung. Kann man sich etwas Anschaulicheres und Stimmungsvolleres denken, als wenn der kleine Robert nach einem Besuch des Friedhofes am Allerseelentag das Bild der geschauten Situation in die Worte zusammenfasst: „Die Leute sind bei den Gräbern herumgegangen mit traurigen Köpfen und traurigen Händen und traurigen Füßen“? — Nicht minder, denke ich, bewährte er sich als feiner Situationsmaler, als er, von einem Brande in einem benachbarten Hause erzählend, der die Bewohner erschreckt hatte, aber bald gelöscht worden war, mit den Worten schloss: „Jetzt ist das Haus wieder frisch und gesund, die Leute leben ganz lustig darin und spielen Clavier dazu.“

Als dreijähriger Knabe kam Robert oft im Geleite seiner Mutter an einem Teiche vorüber, der auf einer Hochfläche am Rande eines Waldes liegt.

Einmal kam er wieder dahin, aber von der Niederung her, so dass ihm der höher gelegene Teich nicht sogleich sichtbar werden konnte. Da er aber die ganze Stelle und die Umgebung wiedererkannte, so vermisste er jenen. „Der Teich ist nicht mehr da!“ sagte er; „es ist alles finster!“ — „Es ist alles finster!“ Diese Worte waren mir sehr merkwürdig. Sie bewiesen, dass dem Kinde der Teich vor allem als etwas Lichtes, Glänzendes vorschwebte, und da es den flimmernden Wellenspiegel vermisste, so fand es den ganzen Ort „finster“, trotz aller sonnigen Tageshelle. Liegt nicht ein anmuthendes Stück Naturpoesie in dieser Anschauungsweise des kindlichen Auges und der kindlichen Seele?

Erstaunlich früh entwickelt sich bei jenen Kindern, die überhaupt regen Geistes sind, auch der Humor. Nicht bloß verräth das Kind sehr bald Sinn für das Komische, für das Lächerliche in Gestalten, Geberden, Mienen — über Grimassen und wunderlich klingende Worte will ja schon der Säugling vor Lachen bersten — es beginnt auch früh, sich im Komischen productiv zu versuchen. Der kleine Hermann zeigte, bevor er noch sprechen konnte, schon eine Fertigkeit, Mienen

Volksmund.

Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenländern von Ludwig v. Hörmann.*

Unser Herr lasst ihm (sich) nit in die Karten schaug'n; er mischt, wie's ihm passt.
Unterinnthal.

Mit Fluchen läutet man den Teufel ein.
Unterinnthal.

Weg'n an falschen Eid wär's gleich, aber du bist darnach ka' Mensch mehr.
Tirol.

Gedanken sein zollfrei, — aber nit höllfrei.
Ganz Tirol.

Stehlen und lügen — Geht über a (dieselbe) Stiegen.
Unterinnthal.

Wo's Brauch ist, legt man die Kuh ins Bett.
Sehr verbreitet.

D' Leut' lat (lässt) ma' reda, — D' Küh' schella — Und d' Hund' bella.
Pitzthal.

Ma' muss halt olli (immer) a bissele leutele (sich nach den Leuten richten).
Paznaun.

Besser a g'sunder Esel als a krank's Ross.
Vorarlberg.

Wenn der Wenn Wenn, — Wär' der Hahn a Henn'.
Vorarlberg.

Der Wett' (ich wollt') und der Hatt, (ich hätt') — Hat nie nix g'hatt (gehabt), — Der Hab und der Han — Ist a braver Mann.
Oberinnthal. Vorarlberg.

A guater Hund verlaaft sie' nöt, um an schlechten ist ka Schad.
Unterinnthal.

Die gerne lacht, tanzt gern, und die gerne tanzt, thut's gern. [1]
Salzburg.

G'scheidt muss ma' sein, groß ist ma' glei' g'nug.
Oberinnthal.

Den Vordermann hinten lecken und den Hintermann ansch....n.
Unterinnthal.

Die Welt steht nit auf uan (einem) Paar Schuah, — Buaba geits gnua' (gibt's g'nug).
Pitzthal.

Jeds Mannl — Hat a Gspanl [2] (Kienspan) — Brennt's net, — So kohlt's.
Mittelsteiermark.

Wo Haar ist, ist Lieb. (Und wo kuas [keines] ist, ist Treu.
(Zusatz der Pitzthaler) Ganz Tirol.

Treu bleiben bis in die Todstund, — wenn nichts dazwischen kommt.
Kärnten.

Auf dem Weg, wo man allweil fahrt, wachst kei' Gras.
Oberinnthal.

Lieber hart hausen — Als Tag und Nacht grausen.
Tirol.

s' Heiratsrecht soll man nit hergeba, so lang ma' g'stockte Milch kuia (käuen) kann.
Pitzthal.

[1] D. h. gibt sich gern hin.
[2] Var.: Brandl (Tirol).

*) Aus dessen köstlichem Büchlein: Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten aus den Alpenländern. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1891.)

Als das ganz kleine Mägdelein von der Mutter einmal zur Osterzeit auf den Markt mitgenommen wurde, wo der Tischbedarf für die Feiertage einzukaufen war, erzählte die Mutter auf dem Wege dem Töchterchen von dem bitteren Leiden und Sterben des Heilands. Das Kind nahm sich diese Erzählung so zu Herzen, dass es in Thränen ausbrach und nur mit Mühe getröstet werden konnte. Als hernach die Mutter auf dem Markte zu den Buden der Fischhändler trat, und die kleine Emma sah, wie die lebenden Fische aus dem Wasserbehälter genommen, durch einen Schlag getödtet und so den Käufern übergeben wurden, fieng sie neuerdings zu weinen an. „Was hast du wieder, Närrchen?" fragte die Mutter. „Gehen wir fort, Mama", sagte das Mägdlein; „ich kann das nicht mit ansehen, wie die Fische erschlagen werden: die erbarmen mich noch mehr als der Herr Jesus Christus!"

Ein anderesmal begleitete das Töchterchen die Mutter wieder in die Stadt. Diese kaufte ihr zuletzt auf ihr Andringen einen Hanswurst, der ihr ins Auge gefallen, eine bewegliche, grellbunt ausstaffierte männliche Puppe, die mit landesüblichem Ausdruck ein „Wurstl" genannt wird. Das Mädchen fand großes Gefallen an dem „Wurstl" und wurde auf dem Heimwege gar nicht müde, ihn vor ihren Augen baumeln und zappeln zu lassen. Plötzlich kam das Gefährte eines ungarischen Cavaliers des Weges. Auf dem Kutschbock saß neben dem Kutscher ein sogenannter „Heiduck" (Diener) in buntfarbiger Ungartracht. Beim Anblick dieses bunt und grell herausstaffierten Menschenkindes thut die kleine Emma einen Freudensprung: „Da schau, Mama", ruft sie, „ein Wurstl!, auch ein Wurstl!" — Man denke sich das Gelächter der Umstehenden und den Ärger des Lakaien!

Späterhin bekam Emma ein kleines Theater, und ich hörte sie ganze Stücke improvisieren, in deren Dialog mich manche Redeblume entzückte. Die Kraftphrase: „Du dreifacher Doppelmörder!", die sie einmal einem Wütherich an den Kopf schleuderte, bleibt mir für immer in der Erinnerung.

Im übrigen war die Sprachweise dieses Jungfräuleins immer durch eine gewisse unbedachte Hast charakterisiert, so dass ihre Ausdrücke meistens mehr originell als glücklich zu nennen. Es ist nicht sehr lange her, dass sie in dieser hastigen Art einmal die Worte herausstieß: „Ich kann es nicht sagen, wie ich mich ärgere, dass ich bei jeder Kleinigkeit weinen muss. Kaum dass die Lehrerin mich nur ein wenig scheel ansieht, kommen mir gleich diese dummen Gänse, die Thränen, in die Augen!" — Jedenfalls ein Gleichnis, mit dem sich — nichts vergleichen läßt!

Ich will hoffen, dass Kinderfreunde diese harmlosen Züge aus dem Kinderleben, die ich im Verlaufe weniger Jahre im Schoße einer einzigen Familie erlauscht und mit buchstäblicher Treue wiedergegeben habe, nicht ohne heitere Theilnahme lesen werden. Mögen sich vor allem die „beati possidentes" der Kinder selbst, die Väter und Mütter, anregen lassen, in ähnlicher Weise Buch zu führen über die Äußerungen des kindlichen Geistes in ihrem Bereiche. Manches Hübsche würde dadurch der Vergessenheit, wenn auch nur für einen engeren Kreis, entrissen, und den Erwachsenen würde dereinst die erhaltene Tradition ihrer Kinderzeit ein liebes Vermächtnis sein.

Kleine Laube.

In der menschlichen Gemeine.

In der menschlichen Gemeine
Gibt es Große nicht, noch Kleine;
Einzig giltig ist das eine:
Die getreu erfüllte Pflicht!
Stille Kränze können schweben
Über einem stillen Leben;
Eitel alles irdische Streben,
Triumphiert das Gute nicht.

Konrad Ferdinand Meyer.

Wenn das Schlachtfeld raucht!

Am Neujahrstage 1892, nachdem die Morgenblätter zur Abwechslung einmal eifrigst die Friedensglocken geläutet hatten, just vor dem Mittagsessen, brachte mir ein Mann ein nagelneues Schriftchen unter dem Titel: „Die Aufgaben der Bevölkerung in Beziehung auf das Sanitätswesen im Kriege und das Krankenzerstreuungssystem von Julius Freiherrn von Horst, herausgegeben durch den Hilfsverein vom Rothen Kreuz in Steiermark.“ In dieser Schrift wird in eindringlichster Weise, mit geradezu vor Menschenliebe und Mitleid vibrierender Stimme gelehrt, was die Bevölkerung und der Einzelne zu thun hat, wenn nach großer geschlagener Schlacht das Feld voll Verwundeter, Verzweifelnder, Sterbender ist. Zugreifen, retten, bergen, die Kranken in Häuser bringen, sie pflegen, mit Ärzten versehen, laben, trösten, die Correspondenz mit ihren fernen Angehörigen vermitteln u. s. w. — Und dieser Samaritandienst soll schon in Friedenszeit, die — weiß Gott! — nicht mehr lange währen dürfte, organisiert werden. Jeder kann und soll sich schon heute anmelden, dass er — wenn er im Falle des Krieges irgendwie in der Lage sein sollte — Verwundete aufnimmt, beherbergt und pflegt. Ärzte werden aufgefordert, ihre Hilfe den Unglücklichen gratis oder unter billigsten Bedingungen angedeihen zu lassen. Und jedermann wird ersucht, durch einen Jahresbeitrag von zwei Gulden dem Vereine „zum Rothen Kreuz“ beizutreten. Die Landbewohner, welche sich der Pflege der Verwundeten widmen, sollen nach der Genfer Convention geschont werden und frei bleiben,

Schöne Wiegenkinder, — Schiache (garstige) Gassenkinder, — Schöne Leut.
Innthal.

A Hand voll Glück ist besser als a Butten (Rückentraggefäß) voll Verstand.
Unterinnthal.

Dem Raunzer kann man was nehmen, dem Reimer (oder Regler = Großsprecher) soll man was schenken.
Pusterthal.

Bauern sein g'schearte (geschorene) Rammel (Widder).
Pitzthal.

D'Heara beißa anond' nit.
Oberinnthal.

Hadern [1] hilft hausen.
Oberösterreich.

Mit großen Misthaufen kommt der Bauer vorwärts, mit großen Stuben abwärts.
Unterinnthal. Oberösterreich.

Das Kreisten [2] ist die halbe Arbeit.
Tirol.

Besser öppas (etwas) derhockt (ersessen) as (als) dersprunga (ersprungen.)
Paznaun.

Wenn die Brechelzeit kommt, geht unser Herrgott ins Wälschland. [3]

Iss wie a Katz, — Trink wie a Hund.
Tirol.

[1] D. i. sich mit Abgetragenem behelfen.
[2] Vor Anstrengung stöhnen.
[3] D. h. da geht es toll her.

Oa (ein) Bua hütet die Goas leicht, zween hart, drei gar nit.
Unterinnthal.

Wenig aber gut, hat der Bär g'sagt, wie er Mugga (Mücken) g'essa hat.
Pitzthal.

's Kraut muss siebenmal aufg'wärmt sein.
Allgemein.

Jetzt könnt' man mir einen gebratenen Engel vorsetzen, ich äß' ihn nicht.
Innthal.

Lieber im Bauch a Darm dersprengt, — Als wie dem Wirth an' Bissen g'schenkt.
Oberinnthal.

Die Meisten gehen gern in die Kirche, wo man mit Trinkgläsern zusammen läutet.
Unterinnthal. Oberösterreich.

Der Wein erfindet nichts, er plauscht (plaudert) nur aus.
Steiermark.

Was zum Mund hineingeht, ist nicht Sünd', nur das, was herauskommt.
Südtirol.

A Schluck Wein vor der Suppen ist dem Doctor a Thaler Schaden.
Eisackthal.

Der Pfeffer bringt den Mann aufs Pferd, — Und die Frau unter die Erd'.
Tirol.

Der G'sunde hat 90 Wünsch', der Kranke nur einen.
Tirol.

die sie beanspruchen zu können glauben, so liegt die Schuld an ihnen selbst — sie haben vor sich selbst keine Achtung. Man lese nur manche Schriftstellerzeitungen, welche Zerfahrenheit, welche Missgunst, welche gegenseitige Herabwürdigung tritt uns da entgegen, Nummer für Nummer. Die Herren, welche da das große Wort führen und für das Gros der modernen Schriftstellerwelt gelten wollen, reißen ja selbst alles herunter, was Schriftsteller schaffen, mit Ausnahme ihrer eigener Producte lassen sie nichts gelten, wir haben keine Lyrik mehr, es kann keiner mehr eine Novelle schreiben, einen Roman, ein Drama. Alles ist nach ihrer Ansicht Schund. Und nicht genug an dem literarischen Pessimismus, sie beschimpfen, beschuldigen, bestehlen einander öffentlich, und wundern sich dann, wenn sie in der Welt keine persönliche Achtung finden.

Seid wohlwollend gegeneinander, seid makellos, seid unbestechlich, gebt — ohne Rücksicht auf Gewinn und Beifall — das Beste, Reinste, Höchste, was in euch ist, in eueren Schriften wieder, und ihr werdet geachtet sein. Und merkt euch eins: Um Achtung bettelt und feilscht man nicht, Achtung erzwingt der Mann sich durch sein Wesen und sein Wirken.

M.

Eine Sylvester-Plage.

Wenn es jemand weiß, dass er durch eine, wenn auch noch so geringe Ordnungswidrigkeit einem anderen nachtheilig ist, und er begeht sie doch, obgleich sie leicht zu vermeiden gewesen, so schätze ich ihn nicht hoch.

Es wird öffentlich bekannt gemacht, man möge bei Briefen die Freimarke oben rechts anbringen, eine Erleichterung des Postbeamten beim Abstempeln. Nein, der Aufgeber klebt die Marke unten links an, oder unten rechts, oder oben links, oder an der Rückseite, nur dort nicht, wohin sie gehört. Dass der Beamte beim Abstempeln von hundert ordnungswidrig markierten Briefen schon ein paar Minuten Zeit verliert, bei größerer Anzahl eine beträchtliche Zeit, das ist dem Aufgeber einerlei; was geht ihn der Postbeamte an, der soll stempeln, so lang er will und muss — wir gehen spazieren.

Am Hauptpostgebäude sind drei Briefkästen angebracht, mit deutlicher Aufschrift, einer für Briefe, der andere für Postkarten, der dritte für Drucksachen. Nein, der Aufgeber wirft die Karte zu den Briefen, das Kreuzband zu den Postkarten; was kümmert ihn der Postbeamte, ob er bis sechs Uhr sortieren muss, oder bis sieben Uhr — wir gehen spazieren.

Das sind Geringfügigkeiten, wahrhaftig! Aber selbst in solchen zeigt sich ein guter Mensch oder ein — anderer; selbst bei Geringfügigkeiten ist Gelegenheit zu erproben, ob man für Mitmenschen ein Herz hat oder nicht.

Die Neujahrskarten sind überhaupt eine Unsitte; wer aber an die armen Postbeamten denkt, die gerade an Festtagen, wo andere Leute sich gütlich thun, Tag und Nacht angestrengt arbeiten müssen, an die Briefträger, die vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht treppauf treppab laufen müssen — der kann sagen: Die Neujahrskarten sind eine Roheit. Ist es nicht genug, dass die Post zu solchen Zeiten ohnehin mit wichtigeren Briefen, Paketen, Geldsendungen u. s. w. überladen wird, muss noch das nichtige „Kartenspiel" seine Orgien feiern! Und das Hübscheste ist, wenn der Briefträger noch ausgezankt wird, falls er die schon zu mittag fällige Post erst spät abends ins Haus bringt. Als ob das willkürlich geschähe! — Es gibt gewisse Fälle, wo die Neujahrskarte einen Sinn hat, aber in der Regel ist sie Pflanz und sonst nichts. Weihnacht. Neujahr! Von allen ersehnt, freudig begrüßt, nur vom Postbeamten, vom Briefträger gefürchtet. Und einem Menschen, der uns nichts zuleide gethan hat, dessen Erscheinen im Laufe des Jahres man stets mit Neigung entgegensieht, den kann man an den Fest-

sie sollen keine Einquartierung, keine anderen Kriegslasten haben; es darf ihnen wohl auch der rothe Hahn nicht auf das Dach gesetzt werden, auch keine Plünderung widerfahren. Das Sanitätswesen, ob amtlich, ob privat, wird beim Kriege überhaupt neutral erklärt, so dass jedem Verwundeten, ob Freund, ob Feind, die gleiche Hilfe, Sorgfalt und Nächstenliebe werden soll.

Das Herz wird einem warm, wenn man diese humanitären Bestrebungen und Maßregeln liest; doch wir fragen uns, warum nicht ein bisschen früher an die Humanität, an die allgemeine Nächstenliebe appellieren? Warum erst nach der Schlacht? Warum nicht vor derselben? Wenn die Bevölkerung einmal durch allerlei künstliche Mittel gegen den „Feind“ verbittert gemacht worden ist, wird es schwer halten, im Angesichte des recht- und erbarmungslosen Massenmordes, des vor Blut und Brand rauchenden Schlachtfeldes, auf einmal die Nächstenliebe zu wecken.

Vor allem rufe ich jeden, jeden, jeden auf, den Geringen wie den Mächtigen, nach seinen Kräften zur Vermeidung der Kriege beizutragen. Mittlerweile wollen und müssen wir uns alle scharen um das Rothe Kreuz, dass dem heute noch waltenden Fluche nach aller Menschenmöglichkeit durch Nächstenliebe auf dem Schlachtfelde begegnet werde.

Ihr edlen, treuen, hilfsbereiten Herzen, die ihr glüht für die Wohlthaten des Rothen Kreuzes, die ihr glaubt an die Nächstenliebe in der menschlichen Brust, welche auch den Feind wie einen Bruder aufnimmt, ich flehe euch an, glaubet an die Menschlichkeit überhaupt, glaubet auch an die Möglichkeit, die Kriege gänzlich zu verhindern. Dieser Glaube ist der erste und wichtigste Schritt zur Möglichkeit. Dass es heute noch nicht sein kann, dass wir dies- wie jenseits der Grenzen heute noch zittern müssen vor einem drohenden Krieg, der in seinem Schrecken einzig sein wird, das wissen wir leider alle und so wollen wir bereit sein, um den Jammer des Krieges im Sinne des Rothen Kreuzes lindern zu helfen.

Am Neujahrstage 1892. R.

Genießt der Schriftsteller die gebürende Achtung?

Im „Magazin“ (Berlin) beklagt sich ein Schriftsteller darüber, dass in der heutigen Gesellschaft die Schriftsteller und Dichter zu wenig geachtet würden, dass sie nichts gelten. Das mag in Preußen der Fall sein, wo überhaupt nur der Soldat etwas gilt, in Österreich ist es nicht ganz so. In Österreich genießt der Schriftsteller, der etwas bedeutet, auch das entsprechende Ansehen. Zwar nützt auch der Österreicher seine Dichter gerne für sogenannte Wohlthätigkeitszwecke aus, zwar kauft auch der Österreicher Bücher nur ungern, lieber lässt er sich dieselben vom Verfasser schenken, hingegen schenkt er seinerseits dem Verfasser die gebürende Achtung.

Übrigens ist jener „Magazin“-Schriftsteller in seinem Ehrgeize nicht unbescheiden, er verlangt nicht mehr, als dass der Staat die Schriftsteller und Dichter mit Orden und Titel auszeichne. Ich wiederum bin der Meinung, gerade dadurch ehrt der Staat seine Dichter, dass er sie nicht mit dem gewöhnlichen Maße misst, dass er gleichsam sagt: Ich besitze keine Mittel, euch auszuzeichnen, denn ihr *seid* schon ausgezeichnet! Ihr seid vom Genius ausgezeichnet. Alle Ehren, die ich geben kann, sind irdisch, vergänglich — eine ist die Unsterblichkeit. — Nun, wenn der Berliner einen Orden vorzieht, so sei er ihm gegönnt. Die „Unsterblichkeit“ kann ja schließlich doch nicht verlockend sein für eine Geistesrichtung, die sich lieber mit Selbstmordgedanken befasst, als mit dem ewigen Leben.

Wenn die Schriftsteller in der Gesellschaft jene Achtung nicht genießen,

weichen Fauteuils und lassen die Panoramen an uns vorüberziehen, wir schauen den Untergang der Sonne und das Erglühen der Landschaft in ihren rothen feurigen Tinten, wir wandeln unseren Sitz zum Ruhebett und, das Haupt auf dem Federkissen, blicken wir durch die gewölbten Fenster zu dem gestirnten Himmel ... und wenn wir erwachen, können wir das erhabene Schauspiel der aufgehenden Sonne genießen, steigen dann hinab in den unteren Raum des Waggons, drücken uns in eine Ecke der gepolsterten Sitze, lesen die neuesten Zeitungen, wir durchwandeln den langen Zug, um etwas Bewegung zu machen.... Wenn man auf solche Weise eine Reise von mehreren Tagen zurückgelegt hat, ist man wohl gründlich ausgeruht und gestärkt und mag wieder frisch an die unterbrochene Arbeit gehen!

(„Stein der Weisen.") Alfred Birk.

Hauskobold.

Ein Gedicht in Prosa von Wolfgang Madjera.

Wenn die Sonne hinter den Bergen hinabgegangen ist, und der spiegelglatte Himmel langsam dunkler und dunkler wird, dann beginnt nach einem warmen Sommertage das geheimnisvolle Nachtleben der Natur. Die Waldesbäume athmen auf von der drückenden Hitze, die Blumen öffnen ihre Kelche dem Thau entgegen und die Vögel heben ihre ahnungsreichen Schlummerlieder an. Feine violette Wölkchen mit goldenen Säumen fliegen über den entfernteren Wäldern, und diese selbst heben sich schwarz von dem mattgelben Hintergrunde ab, den die versunkene Sonne zurückläſst. Der duftige, erfrischende Lufthauch, den sie tagsüber in ihrem Innersten verborgen gehalten haben, strömt hinaus in die herabsinkende Nacht und durchwürzt sie weit und breit.

An einem solchen Abend saß ich neben einem kleinen Brünnlein an der Waldstraße. Nicht weit von da lag auf einsamer Wiese das kleine Jägerhaus, darin mein Schätzchen wohnte. Nur Gebüsch und Fichten verbargen es vor meinen Augen, und deutlich vernahm ich das ärgerliche Gackern einiger verspäteter Hühner, die man in ihr Schlafställchen trieb.

Als ich so sann und sann, war wohl alles ringsumher still — aber doch schien's, als gienge durch den Wald ein leise klingendes Nachtgebet. Und endlich, als der Mond durch die Zweige leuchtete, begann eine Nachtigall zum Gedichte meiner Gedanken ihre sanfte Melodie zu singen.

Wir verstanden uns ja aufs beste! —

Da, mit einemmale raschelten auf der Waldstraße Schritte einher; sie muſsten von einem sehr leichten Wesen stammen, denn sie klangen so zart und unsicher, daſs man's fast für Tritte eines jungen Rehes hätte halten können.

Ich blickte auf.

Aber wie erstaunte ich, als ich ein kleines, schattenhaftes Männchen gewahrte, das mit großen Schritten einherkam, ohne mich zu bemerken! Es trug einen langen weißen Bart, der ihm fast bis an die Füße reichte; sein Antlitz war fahl, mit einer großen Habichtsnase und feuchten Augen. Er trug ein graues Wämmslein und auf dem Haupt eine grüne Kappe; in seinem Gürtel steckte ein mächtiger Schlüssel, und über den Arm hatte es einen weiten faltigen Mantel geworfen. Der Kleine schien es recht eilig zu haben.

„Heda, Alter! Wohin so spät noch des Weges?" rief ich den Wanderer an.

Dieser fuhr zusammen, als er eine Stimme hörte. Er wandte scheu seine ängstlichen Augen nach mir und griff hastig mit der rechten Hand an seinen Mantel, als wollte er ihn umwerfen.

Aber seine Unruhe dauerte nicht lang. Seine aufgerissenen Äuglein wurden gleich wieder so klein, wie sie früher gewesen, und er sagte mit feiner Stimme:

„Traumblumen für mein Mädchen holen! — Kenn' dich wohl! Thust niemandem was zuleide."

„Ei, das denk' ich auch", erwiderte ich. „Aber sag' mir, woher kennst du

tagen jagen, hetzen wie ein Wild. — Er bekommt ja sein Neujahrsgeld! höre ich rufen. Gut, ja und das soll er auch bekommen, das verdient er reichlich — auch ohne Neujahrskarten-Hetzjagd.

Ob es aber wohl auch dem Herrn Oberpostmeister und der Frau Post recht ist, wenn ich gegen die Neujahrskarten wettere? Diese Karten bringen ja viel Geld ein, und das Glück, welches die Leute sich gegenseitig auf dem Papiere wünschen, kommt eigentlich nur der Frau Post zugute. Nun wäre aber das Folgende recht schön: Von der Mehreinnahme zu Weihnachten und Neujahr sollte die Frau Post ihren Beamten 50% zuwenden — als Neujahrsgeschenk, damit die Sortierer und Stempler und Einschreiber und Briefträger doch auch ein bisschen was hätten von dem „glückseligen neuen Jahr“, welches so tausendfach durch ihre Hände geht.

Graz, am 2. Jänner 1892. R.

Neue Aussichtswaggons.

Wir erwähnen hier eine Erfindung, welche bestimmt ist, den Wünschen der Reisenden nach Bequemlichkeit, Annehmlichkeit, sowie auch Unterhaltung während der Fahrt im weitesten Maße Rechnung zu tragen Brides Observatorium-Schlafwagen. Die Aussichtswagen, welche in den letzteren Jahren auch auf europäischen Bahnen in Verkehr gesetzt wurden, bieten gewiss manche Annehmlichkeit; aber man ist dabei doch immer der Gefahr ausgesetzt, dass in irgend einer Station aus Verkehrsrücksichten ein Wagen angehängt werden muss, der vielleicht gerade auf der schönsten Strecke jede Fernsicht benimmt; die offenen Aussichtswägen sind in dieser Hinsicht vorzuziehen — doch ist bei heftigem Sturme, einem etwas schneidigen Winde immer zu befürchten, dass man die herrliche Aussicht, die man genossen, noch viele Tage lang in den Zähnen oder in den Ohren höchst unangenehm verspürt. Wer sich aber einmal in das kleine, glasumrahmte Schaffnerhüttchen gesetzt hat, mit welchem die neuen Durchgangswagen — Coupéwagen mit Seitengang — ausgestattet sind, der weiß, welch hübsche Rundsicht man von diesen erhöhten Sitzen aus genießt — man fühlt sich da oben wie in einem gut situierten Observatorium. Mc. Bride hatte nun die glückliche Idee, für die Reisenden solche Observatorien, freilich in verbesserter Ausführung und mit bequemerer Einrichtung, in die langen comfortablen Schlagwagen, wie solche auf den amerikanischen Eisenbahnen laufen, einzubauen.

Es sind z. B. drei Aussichtswarten aus leicht gewölbtem Glas zwischen eisernen Rippen gefügt, auf jedem Wagen und in solchen Entfernungen von einander, dass sie den Anblick nach vor- und rückwärts gegenseitig nicht behindern oder stören; die Fahrgäste in der mittleren Warte genießen dasselbe Panorama, wie jene in den Warten an den Enden der Wagen. Leichte und bequeme Stiegen führen vom Fußboden des Waggons zu den Sitzen in den Observatorien und diese Sitze selbst sind so praktisch gestaltet, dass man mit aller Ruhe und Muße die Landschaftsbilder an sich vorüberwandeln lassen kann. Ja, Bride ist auch darauf bedacht gewesen, den Raum der Aussichtswarten für Nachtzeit auszunützen; in leichter und einfacher Weise können nämlich diese erhöhten Sitze in weiche, ruhsame Betten umgewandelt werden. So geht kein Plätzchen in dem ausgedehnten Wagen verloren und wird eine für jeden Wagenconstructeur gar wichtige Bedingung erfüllt: den Raum nach Möglichkeit auszunützen und zu verwerten. Der Wagen ist durch den Einbau der Aussichtswarten nur 26 Centimeter höher geworden als früher und kann alle Tunnels passieren und unter allen Überbrückungen der Geleise dahinlaufen, von denen jeder Constructionstheil mindestens 4·6 Meter über den Schienen liegt.

Die Reise in einem solchen Wagen muss wahrlich eine Lust- und Erholungsreise sein! Wir lehnen uns in die

und er hatte sie gleichfalls gern. Nur einen Knaben konnte er nicht leiden, sei es, weil dieser eine rothe Weste anhatte, sei es, weil er von demselben nicht selten in grober Weise gequält und zum Zorn gereizt ward. Als ich eines Tages mit diesem seinen Widersacher am Rande der Pferdeschwemme in Streit gerieth, der bald in eine arge Balgerei ausartete, ergriff der Ziegenbock — wahrscheinlich aus Dankbarkeit für die gespendeten Bissen des Butterbrotes und vermuthlich auch um seinem verhassten Feinde eins versetzen zu können — meine Partei, kam eilig herzu, stieß meinen Gegner, der auch sein Feind war, so heftig an, dass dieser in die Schwemme fiel, aber — o Verhängnis — ich mit und er auch, so dass wir nun alle drei im Wasser lagen. Während wir Buben kreischten und ängstlich schrien, blieb der gleichfalls verblüffte Bock ganz ruhig und suchte als ein vernünftiger Geselle vor allem andern wieder aufs Trockene zu kommen. Als er draußen war, rüttelte und schüttelte er sich kräftig und spritzte dadurch die umherstehenden Kinder an, dass sie alle lachend und scheltend davonliefen. Ähnliche lustige Ereignisse kamen fast täglich vor. Als er aber eines Tages, an den Kinderwagen gespannt, in welchem ein Büblein saß, mit diesem in seinem Übermuthe die Dorfgasse entlang unter dem schallenden Hallo! der nacheilenden Kinderschar wie der Sturmwind dahinsauste, dabei den Kleinen aus dem Wäglein schleuderte und des Ortsvorstandes einziges Töchterlein über den Haufen rannte und arg beschädigte, sollte es anders werden. Seit diesem Tage wurde er im Garten seines Herrrn mit einer langen Leine an einen Pflock gebunden und durfte sich zu unserem Bedauern auf dem Dorfplatze nicht mehr blicken lassen. Mir aber blieb und bleibt der gute, lustige Zottelbock, der mir lieb wie ein Jugendfreund war, immer in Erinnerung.

Hahnenkampf. Als ich noch ein Knabe war, hielt mein Vater auf unserem Bauernhofe zwei Hähne, einen sogenannten wälschen und einen deutschen. Diese beiden „Spornritter" konnten sich jedoch nie mit einander vertragen und lebten in beständiger Fehde; fast täglich hatten sie einen kleineren und größeren Strauß mit einander auszufechten, wobei es selbstverständlich immer blutige Kämpfe gab. Einmal konnte ich beobachten, wie diese sonst so grimmigen Feinde zusammenhielten und den Hahn des Nachbars gemeinsam und siegreich bekämpften. Als dieser letztere nämlich eines Tages in das Bereich unseres Gartens gekommen war und sich daselbst durch stolzes Krähen bemerkbar gemacht hatte, schwoll unserem deutschen der Kamm, und schnell lief er hin, den Eindringling zu verjagen. Weil dieser jedoch, offenbar im Bewusstsein seiner Stärke, denn er war der Größere — nicht weichen wollte, so kam es sogleich zum hitzigen Kampfe, so dass die Federn nur so wegflogen! Der Wälsche stand indessen scheinbar ganz ruhig auf dem nahen Steinhaufen und blickte nur ab und zu, mit gewisser vornehmer Miene, nach den Kämpfenden hin. Als er nun zuletzt wahrnahm, dass die Sache für unseren deutschen, seinen Hof- und Hausgenossen, den er doch sonst immer bekämpft und zerhackt hatte, schief gehen wollte, flugs war er da und half nun wacker mit, dem Hahn des Nachbars scharfe Hiebe zu versetzen. Dieser musste endlich der Übermacht weichen und ergriff, übel zugerichtet, blutig und zerzaust, die Flucht. Die beiden Sieger aber flogen auf den Zaun und krähten dem Besiegten wie zum Spott und Hohn noch mehrere kräftige Kikeriki! nach. Am anderen Morgen lagen sie selbst wieder in arger Fehde und zerzausten einander Kämme und Federn.

Eine tapfere Henne. Mein Vetter, der ein großer Thierfreund war, besaß einen Bauernhof, auf welchen er allerhand Hausthiere hielt und viel Freude hatte, wenn diese alle gesund und lustig waren. Hier lebten Pferde und ein Füllen, Kühe, Kälber, Schweine, Hunde Katzen, Kaninchen, Hühner, Tauben, eine zahme

mich? Ich hab' dich bei meiner Seligkeit noch nie gesehen!"

„Glaub' dir's gern!" lachte der Kleine, der nun schon zutraulicher wurde. „Bin der Hausgeist vom Jägerhäuschen; hab' dir oft schon zugeschaut, wie du das blonde Mädchen küsstest auf die rothen Lippen, auf die Augen, die braunen Rehäuglein, und wie du ihr die Wangen streicheltest und ihre Händchen an deine Brust drücktest — oh! ich habe alles, alles gesehen! — Aber des Nachts", fügte er schnippisch hinzu, „des Nachts gehört sie doch mir! Könnt'st du sie nur einmal sehen, wenn sie in den weißen Kissen schlummert, so unschuldig schön, das Köpfchen zur Seite geneigt! Und denke dir: ich und der Mond, wir sehen sie viele Tage so. Ich komme in jeder Nacht leise gegangen und bringe ihr Traumblumen, die ich am Waldsee gepflückt; der Mond aber scheint herein und macht, daß sie in seinen Strahlen aufblüh'n und duften. Dann beuge ich mich ab und zu, wenn sie im Traume lächelt, über sie und küsse sie auf die vollen Lippen und —"

„O du verdammter Schleicher!" rief ich und sprang zornig empor und wollte nach dem Zwerge haschen; der aber hatte schnell wie der Blitz sein Mäntelchen umgeworfen — da war denn weit und breit von ihm nichts zu sehen.

Aber seine Stimme hörte ich unweit von mir kichern: „— Und da öffnet sie immer im Schlaf ihr Mündlein und — lispelt deinen Namen! — Leb' wohl, Glücklicher; hab's eilig, muss Traumblumen holen für mein Mädchen." —

Da schwieg es wieder rings um mich, und nur die Nachtigall war ihrer Lieder nicht müde geworden.

Ich aber musste lachen über den kleinen Hauskobold; ich konnte ihm in meinem Innersten nicht grollen. War er doch ein Schutzgeist für mein Schätzchen; und dass er sie küsste, wie ein Vater sein Kind küsst — konnt ich's ihm verargen?

Die Abendglocken begannen in der Ferne zu läuten. Ein leiser Wind trug den Klang zu mir.

Ich stützte den Kopf in die Hand und sann die Reihe meiner abendlichen Gedanken weiter — da legte sich sachte ein Händchen auf meine Schulter. Ich hob die Augen empor — und sah die schlanke Gestalt meines Mädchens vor mir. Ich sprang auf, meine Arme breiteten sich aus und schlossen sie an meine Brust, während sie das Köpfchen neckisch zurückbog, als sollt' ich sie nicht küssen.

Da war's mir, als hörte ich aus dem Walde herauf ein leises Kichern.

„Hörst du nichts, Mariechen?" fragte ich.

„Nichts als die Nachtigall!" antwortete sie. „Warum fragst du?"

„Weil die Nachtigall ein kleiner Kobold ist und vom Herzen und Küssen singt!" flüsterte ich und drückte auf ihren lächelnden Mund einen langen Kuss.

Und dann setzten wir uns auf den Mooshang, und der Mond hat nichts verrathen von unseren Geheimnissen!

Thiergeschichten.

Erzählt von Koloman Kaiser.

Ein lustiger Ziegenbock. In meinem Geburtsorte trieb sich zur Zeit meiner Jugend auf dem Dorfplatze mit uns Kindern ein Ziegenbock umher, der stets zu allerlei Scherz und Schelmerei aufgelegt war. Man brauchte ihm nur die Faust vorzuhalten und die Bewegung des Stoßens zu machen, was er immer als eine Herausforderung zum Kampfe ansah, augenblicklich lief er auf den Betreffenden los und suchte ihn über den Haufen zu werfen. Ich hatte den streitbaren Zottelbock, der sonst ein kluges, gutes Thier war, sehr lieb gewonnen, gab ihm oft von meinem Brutterbrote einige Bissen, streichelte und liebkoste ihn, weshalb er mich häufig auf meinen Gängen begleitete und eine große Zuneigung zu mir fasste. Wir waren miteinander gute Freunde gewesen. Er war übrigens allen Kindern lieb und wert

der Schüssel vorsichtig und geschickt trotz Knurren und Pfauchen die besten Bissen wegschnappte. War ihm irgend ein Schelmenstücklein recht gelungen, dann flog er aufs Fensterkreuz und rief mit großem Behagen seinen Namen, als wollte er sagen: „Brav Görgel, hast deine Sache gut gemacht!" Wenn er etwas zerbrochen, zerrissen oder entwedet hatte und mit dem Stäbchen gezüchtigt werden sollte, entwich er unter das Hausdach, fastete freiwillig und ließ sich mehrere Tage nicht blicken. Glaubte er, dass die Sache vergessen sei, dann kehrte er zurück und brachte jedesmal einen entwendeten Gegenstand mit, gleichsam als Ersatz und zur Umstimmung seines Herrn, den er als solchen wohl anerkannte, besonders liebte, aber auch fürchtete. Desgleichen stand er zum Haushunde in inniger Freundschaft; er schlief bei ihm, bellte mit ihm die Fremden an, zerrte dieselben am Gewande und wollte sie nicht ins Haus lassen. Er krähte wie ein Hahn, ahmte diesen in seinem stolzen Gange nach, unterstützte die Hausbewohner bei ihren Arbeiten, kurz, er that überall geschäftig mit, wo es etwas zu arbeiten und zu thun gab, und dieses alles aus freien Stücken, als Autodidakt gleichsam, ohne je eigentlich dressiert worden zu sein. Wenn sein Herr befahl: „Görgel, sei artig, mach' eine Verbeugung", dann duckte er sich augenblicklich demüthig nieder, schlug die Flügel zu Boden, flatterte, krächzte und girrte in wunderlicher Weise. Als man einmal erzählte, dass die türkischen Kirchendiener die Gemeinde von den Minarets herab mit den Worten: „Akber-Allah-hoh!" zusammenriefen, war sein Schlagwort lange Zeit hindurch: „Akber-Allah-hoh!" So trieb es Görgel als ein wahrhaft loser Vogel zum Ergötzen aller, die ihn kannten und liebten, lange Zeit, wurde von jedermann gern gesehen und gehört, wie sein berühmter Vetter, der Star des Barbiers von Segringen.

Winter- und Sommerschlaf der Thiere. Während wir Menschen den Winter in gemüthlichen Wohnräumen verbringen und die Hausthiere in warmen Ställen wohlgeborgen sind, müssen viele andere Thiere im Freien die Unbill der kalten Jahreszeit: Frost und Hunger, oft allzusehr empfinden. Nicht alle freilebenden Thiere indessen sind geneigt, den Grimm des Winters gleichgiltig oder geduldig zu ertragen, wie z. B. Hirsche, Rehe, Hasen, Fasanen u. dgl., sondern einige von ihnen sind klug genug, sich zu helfen und sich von den Einflüssen der Kälte zu schützen, indem sie sich in die Erde verkriechen und einen Winterschlaf halten, der bei manchen zwei, drei Monate und oft den ganzen Spätherbst und Winter andauert. Der Bär, der Dachs, der Hamster, der Igel, die Fledermaus, das Murmelthier, sind die bekanntesten Winterschläfer unter den Säugethieren. Wenn diese im Herbste bei eintretender Kälte ihre Verstecke: Höhlen, Erd- und Felsenlöcher aufsuchen, sind sie in der Regel wohlbeleibt. Während des langen Schlafes zehren sie von ihrem Fett und kommen dann im Frühlinge ganz abgemagert wieder hervor. Es ist von einigen Naturforschern beobachtet worden, dass von den Vögeln zuweilen auch Schwalben einen Winterschlaf halten, wobei sie sich in einem Zustande völliger Erstarrung in hohlen Bäumen, unter Dächern oder Uferlöchern aufhalten. — Schlangen, Schildkröten, Frösche, Molche aller Art verkriechen sich gleichfalls in Erd- und Baumlöcher, schlafen fest und tief und bleiben ohne alle Nahrung bis zum Frühling. Die Fische halten sich im Winter in der Tiefe der Gewässer auf, wo sich die meisten im Schlamme vergraben und nur manchesmal auf die Oberfläche kommen, um Luft zu schöpfen. Merkwürdig ist auch, dass viele Insekten, z. B. Marienkäfer, in Gesellschaft schlafen, wahrscheinlich, weil sie hiedurch wärmer haben, wie ja auch vierfüßige Thiere, z. B. Affen, Hirsche, Wölfe u. a. m. sich bei Kälte dicht zusammendrängen, um sich gegenseitig besser warm zu halten. — Auch Spinnen, Hummeln, Wespen, überwintern im Erstarrungszustande in Baumritzen u. dgl. Orten. —

Elster und ein eben solcher Rabe, ja selbst auch ein Truthahn stolzierte umher. Auf diesem Hofe nun beobachtete ich unter anderem einmal folgenden Vorgang:

Eine Gluckhenne stand bei ihren eben ausgekrochenen Küchlein und lehrte sie die Hirsekörner aufpicken. Nicht weit davon lag der Hofhund bei seinem Jungen, einem dicken feisten Hündchen. Dieses spielte — man weiß, wie plump und possierlich tölpelhaft alle Bewegungen eines jungen Hundes sind — mit seiner Mutter, biss diese bald in den Schwanz, bald in die Ohren und trieb allerlei Kurzweil. Als es dann nach Abwechslung verlangte, tappte es im Hofe umher und versuchte die Küchlein anzubellen. Als es zuletzt gar Lust verspürte, mit diesen zu spielen und in die Schar hineinrannte, ließ die Mutter Henne ein warnendes scharfes Gegluck vernehmen. Das tolpatschige Kerlchen aber achtete nicht darauf und schlug mit seinen Vorderpfötchen wiederholt und so lange gegen die Küchlein bis es eins so derb niederwarf, dass es kläglich schrie. Das war der alten Gluckhenne zu viel. Sie sträubte das Gefieder, gluckte wie aufs höchste erstaunt und suchte den kleinen Vierfüßler zu verjagen. Weil derselbe jedoch nicht weichen wollte, sondern im Gegentheil immer mehr Lust zeigte, das Spiel fortzusetzen und zuletzt abermals ein Küchlein niederwarf, versetzte ihm die Henne mit ihrem scharfen Schnabel einige derbe Hiebe, dass er winselnd davon lief und zu seiner Mutter flüchtete. Die Hündin, welche dies alles mitangesehen hatte, fühlte sich in ihrer Mutterliebe beleidigt und konnte ihrerseits diese Unbill nicht ungestraft sein lassen. Sie sprang auf, fuhr gegen die Küchlein, dass sie nach allen Seiten auseinander stoben, und suchte die alte Gluckhenne zu beißen. Da kam sie aber schön an. Die Henne, aufs Höchste gereizt, sprang der Hündin muthig auf den Kopf, schlug sie mit den Flügeln, zerkratzte und zerhackte ihr das Gesicht, und ließ nicht eher nach, bis ihre Gegnerin in die Hundehütte zu ihren Jungen zurücklief. Dann lockte sie, mit lautem Gegluck sich selbst und die Küchlein beschwichtigend, ihre Kinder zusammen und schützte sie unter ihren Flügeln vor weiteren Angriffen des jungen Hundes, der indessen nicht wieder Lust zeigte, mit den Küchlein ein Spielchen zu wagen.

Görgel, der lose Vogel. Wer sich die Mühe nimmt, die Thiere in ihrem Thun und Lassen etwas genauer zu beobachten, kann leicht selbst bemerken, dass es unter ihnen wie unter den Menschen dumme und gescheite gibt. Nicht alle Gänse sind dumm, sondern nur einige, nicht alle Stare lernen sprechen und zeigen Verstand, nicht alle Dohlen, Krähen und Raben sind so begabt, wie gewisse und wie z. B. Görgel, der lose Vogel, von dem uns berichtet wird. Ein Gymnasiallehrer fand auf einem Spaziergange einen jungen Raben, der aus seinem Neste gefallen war und nun hilflos und elend auf dem Wege dalag und verhungern sollte. Der mitleidige Lehrer hob das arme Thier auf, nahm es mit nach Hause, um es aufzuziehen und dann wieder frei zu lassen. Görgel wurde in den Hühnerhof gebracht, wo er bei gutem Futter sich bald erholte und groß wurde. Als man ihn wieder freilassen wollte, wich er nicht, sondern versteckte sich unter die Hühner, mit denen er aufgewachsen war, so gut gefiel es ihm hier. Er stolzierte im Hofe gravitätisch herum, fraß dem Geflügel das Futter weg und geberdete sich bald als Herr und Meister. Nach und nach wurde er immer kecker und dreister, zog die Hühner am Schweife zurück, wenn sie vor ihm fressen wollten, stiftete aber auch Frieden unter ihnen, so dass sie ihn alle trotz seiner Untugenden achteten und respectierten. Er hatte ein tapferes Herz, zeigte stets Muth und Übermuth, fieng mit allen Hausthieren Händel an und wagte selbst einen ungleichen Kampf mit dem Hunde. Wenn es im Hofe nichts mehr zu naschen gab, erschien er, gewöhnlich durchs offene Fenster kommend, im Speisezimmer, wo er sich zwischen Hund und Katze drängte und ihnen aus

Mich friert im tiefsten Innern.
Mein Glück und meine Lust
Trag' ich als welke Blüten
Erstarrt an meiner Brust.

Ich bin vom Land der Rose,
Die nie im Frost verblüht.
Mein Blick sehnt sich nach Blumen,
Nach Wärme mein Gemüth.

Die kalte Nordlandssonne
Hat mir viel Leid gebracht,
Manch schöner Nachtgedanke
Ist dräuend mir erwacht.

Die Liebe und die Sehnsucht,
— Des Herzens Poesie —
Sie zogen nach dem Süden. —
Was soll ich ohne sie?!

X.

Als ich geglaubt, ich sei dir fremd.

Als ich geglaubt, ich sei dir fremd,
Hab' ich es still ertragen,
Zu niemand auf der weiten Welt
Von meiner Lieb' zu sagen

Doch nun ich weiß, dass deine Brust
Verbirgt mit scheuem Bangen
Dieselbe Lieb', dieselbe Pein,
Da fasst mich das Verlangen.

Es mag wohl ein vereinsamt Herz
Sein Glück zur Ruhe tragen.
Das Leben fordert Recht für Recht,
Wenn zwei zusammen schlagen.

Ich fühl' in mir zum Kampf die Kraft,
Um Lieb' und Glück zu ringen;
Mein Anwalt du — der deine ich —
Das mag uns Segen bringen!

X.

Sommersonntagsfrühe.

Des Sommersonntags klarer Frühglanz legt
Sich auf die jugendfrische Welt und regt

Im Menschenherzen Lebenswonne an.
Wie eilt's von allen Seiten, Weib und Mann,

Zu flieh'n der Woche herbe Arbeitslast,
Bei Frau Natur auf Stunden nur zu Gast,

Des Waldes würzigen Hauch zu saugen ein,
Des Tages Sclavenjoches bar zu sein!

Da steht der Zug. Welch bunt Gewimmel heut',
Als ob der Lenz auch Menschenblumen streut'!

In hellen Kleidern, buntem Farbenspiele
Wie lebt's und webt's und drängt's in dem Gewühle,

Dies Menschenvölklein, wie Ameisenscharen!
Nun eingestiegen, alles mitgefahren!

Dies junge Paar, der Bursch mit seinem Schatz,
Der Vater mit den Kindern — Platz an Platz

So dicht besetzt in quetschend schwüler Enge,
Doch alles froh und laut in dem Gedränge.

Ein Nichts der einzelne, doch eine Welt
Für sich ein jeder, jeder eine stellt

Sich dar als ewig ganzen Lebens Spiegel.
O Seele, die nach oben reckt die Flügel,

Nun dampft's hinaus! Glückauf zu Fahrt und Lust!
Natur nimmt euch an ihre warme Brust,

Mit ewiger Liebe Pulsschlag zu entzündigen.
Ich will derweil ihr Wort verkündigen.

Pfarrer Konrad Scipio.

I woaß nix, i kon nix.

Der Herr Pforra sogt ollwal:
„Geh' red' nur net viel,
Du woaßt nix, du konnst nix,
Sei brav — und schen still.“

Da Voda, der schreit glei:
„Holt's Maul, dumme Dirn',
Du woaßt nix, ma muass sih
Für dih frei schenirn.“

D' Frau Muada schreit nocha:
„Wirst schau'n, dass 'd dih hebst,
Du woaßt nix, du konnst nix,
Woaß net, z' weng was d' lebst.“

Don locht no da Irgl,
Da Seppel — die Mahm,
Geh'n Sunntogs am Tonzbod'n,
Und ih — bleib' daham.

I woaß nix, i kon nix,
Bin nix auf da Welt!
Mir scheint, dass ih do bin,
Des is gor so gfehlt!

Mei Voda — mei Muada?
Woaß net — wer de san,
Solong i holt woaß,
Wor i ollwal allan!

Selbst die Regenwürmer halten einen Winterschlaf und vergraben sich im Herbste oft metertief ins Innere der Erde. So merkwürdig dieser **Winterschlaf** auch sein mag, so ist der **Sommerschlaf** vieler Thiere noch interessanter. In den heißen Gegenden verbergen sich nämlich Krokodile, Schlangen, Kröten, Eidechsen u. a. m. während des Sommers ebenfalls in die Erde, ins Moos oder Steingeröll, liegen ohne Bewegung und Nahrung da und halten einen Sommerschlaf, bis die größte Hitze vorüber ist. Winter- und Sommerschlaf dieser Thiere gleichen dem Scheintode, einem Zustande, der in den wirklichen Tod übergehen kann, wenn er wegen allzugroßer Kälte oder Hitze und Mangels an Nahrung gar zu lange dauert.

Poetenwinkel.

Der unbegreifliche Muskel.

In Gluten und Fiebern lag ich dahin,
Der Doctor kam jeden Tag,
Befühlte den Puls und verschrieb mir Chinin,
Behorchte des Herzens Schlag.

Er horchte durchs Röhrchen, er legte das Ohr
Zur Stelle, wo's seltsamlich schlug,
Es zitterte leis' und es wogte so heiß,
Er wurde daraus nicht klug.

Der Muskel, er hämmert mit bräutlicher Kraft,
Und doch ist's ein Todesringen!
Wie läßt sich nur mit der Wissenschaft
Das Ding in Einklang bringen?

— Und wenn ich dich soll belehren, Freund,
Ich sag' es nicht zum Scherze,
Was dir nur als ein Muskel erscheint,
Das ist — ein Dichterherze.

R.

Kurzer Groll!

Wie oft hab' ich in jähem Groll
Mich schon von dir gewandt,
Verwünscht wie oft schon vorwurfsvoll
Der Liebe lästig Band!

Hab' dich gemieden: anfangs leicht,
Doch schwerer jeden Tag,
Bis, einer schweren Sünde gleich,
Mir's auf dem Busen lag.

Und immer wieder kehr' ich dann,
Als wenn mich Reue trieb,
Zurück zu dir und blick' dich an
Und — hab' dich wieder lieb.

O. von der Sieg.

O frage nicht!

Du wandelst liebbeglückt an mir vorüber,
Dein Blick lacht mir so kindlich froh, so licht!
Warum der meine senkt sich trüb und trüber?
O, frage nicht!

Du darfst an deinem schönsten Tag nicht wissen,
Wes Hand mir einen Kranz von Dornen flicht,
Die letzte frohe Saite mir zerrissen.
O, frage nicht.

An deines Glückes Himmel, still und heiter,
Zög' auf vielleicht der Reue Wolkenschicht.
Lass mich allein und wandle glücklich weiter!
Und frage nicht!

S. Del-Pero.

Burschen-Sinn.

Herz, was tollst, wenn ich sie seh',
Du so wild und bange?
Was denn horchst du, treulos' Ohr,
Trunken ihrem Sange?!

Brrr, — mir scheint, ich bin verliebt! —
Amor, lass mich laufen!
Bin noch jung, möcht' mit der Welt
Gern mich rum noch raufen,

Blonde, lilienschlanke Maid,
Sollst mich nicht berücken —
Auch nicht Rosenfessel soll
Knebeln mich und drücken. —

Ist die Lieb' ein schönes Ding —
Such' ich doch die Freiheit wieder,
Knoten, die das Leben schürzt
Löse ich — nicht Mädel-Mieder!

Nordlandssonne.

Es dringt die Nordlandssonne
Nicht in mein Herz hinein,
Sie streift mir nur die Stirne,
Mich friert bei ihrem Schein.

Kaiser auf Drängen des Karthäuserpriors von Mauerbach, jedoch nur gegen die Bedingung, seine Anhänger zum Frieden und zur Anerkennung Ludwigs als deutschen Kaiser zu bewegen, freiläst, stellten sich, da Leopold die gestellten Forderungen verwirft, trotz des Flehens seiner Gattin, trotzdem ihn der Papst seines Wortes ledig erklärt, wieder als Gefangener. Durch diese Treue ist Ludwig gerührt, er erneuert den alten Bund mit dem Jugenfreund und theilt brüderlich mit ihm den Thron.

Greif hat sich gleich Uhland im großen und ganzen an den ihm von der Geschichte überlieferten Stoff gehalten; er hat ein Schauspiel von der Art geliefert, welche die Engländer histories nennen. Von diesem Standpunkte aus ist auch dieses Stück zu beurtheilen, und dann haben wir es mit einer ganz tüchtigen Leistung zu thun. Wir haben hier eigentlich nicht einen, sondern zwei Helden; wenn auch nach der Anlage des Stückes anfangs Ludwig als solcher hervortritt, so wächst doch später die Gestalt Friedrichs und unsere Sympathie wendet sich diesem edlen Fürsten zu, den wir im Kampfe zwischen lockender Freiheit und Treue dem Gewissen und der Ehre folgen sehen.

Hat nun auch Greif, die ihm durch die Geschichte gegebenen Facta und Charaktere beibehalten und somit ein ziemlich getreues, anschauliches historisches Gemälde geschaffen, so hinderte ihn dies nicht, bei der Durchgestaltung des Stoffes künstlerisch zu verfahren. Der Dichter hat so viel vom Eigenen beigesteuert, er hat seinen Gestalten so viel Geist und Kraft eingehaucht, dass diese schon beim Lesen des Schauspiels vor uns Leben und Wesenheit annehmen, und es nur zu wünschen ist, dass dies Stück bald auf der Bühne seine Kraft erprobe. Besonders die ersten drei Acte zeigen bewegtes dramatisches Leben; ebenso entwickelt sich in der Scene, die uns den auf der Trausnitz gefangenen Friedrich vorführt, eine kräftig pulsierende Lebhaftigkeit. In zartem, fast idyllischem Tone beginnend, steigert sich dieselbe bei der Versuchung, die an den gefangenen unglücklichen Fürsten herantritt, zur dramatischen Höhe.

Wir kennen und schätzen Martin Greif als einen unserer ersten Lyriker; wir wissen, welcher Schmelz seine Gedichte ziert, welcher Wohllaut, welche Fülle von Klang und Harmonie in ihnen ruht; und die stolze Schönheit, der einfache und doch so majestätische Gang seiner Verse, sie finden sich auch in seinen dramatischen Schöpfungen. „Ludwig der Bayer" ist ein erneuerter Beweis hiefür. Emil Soffé.

Allotria. Von Friedrich Theodor Vischer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1892.)

Der vor wenigen Jahren verstorbene Verfasser des „Auch Einer" hat allerhand Manuscripte hinterlassen, die nun in ein Buch gesammelt und unter dem vom Verfasser bestimmten Titel „Allotria" herausgekommen sind. Ein merkwürdiges Buch, ein Gemisch von Innigkeit nnd Spott, von naivem Hochsinn und gesundem Zorn, von Bummelwitz und Weisheit Novellen, Gedichte, Gelegenheitssachen, Dramatisches! ja das sieht sich für den ersten Augenblick ganz alltäglich an. Man sehe aber näher zu! Man lese Schartenmayers Gesänge, man lese den höchst merkwürdigen Fund aus Goethes Nachlass: Einfacherer Schluss der Tragödie „Faust". Das sind Erscheinungen, denen man in der Literatur nicht jeden Tag begegnet. Allotria! Und wohl noch etwas mehr. M.

Dorfmusik. Heitere Geschichten von August Silberstein. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Diesmal hat er lange pausiert, der Altmeister unserer österreichischen Dorfgeschichte; wir glaubten schon, es habe ihn verdrossen, dass die Realisten und Pessimisten sich breitzumachen beginnen, denen es gar nicht mehr darauf ankommt, ob der Hans die Grethe bekommt oder nicht, die andere Zwecke verfolgen, mitunter tragisch, noch öfter aber traurig wirken. — In solchen Zeiten darf der Poet, der etwas Lustiges weiß, erst recht nicht zurückstehen, und in der That, Silberstein entschädigt uns durch seine neuen heiteren Geschichten, wovon übrigens nicht jede heiter ist, auf das großmüthigste. — Die Schule Auerbachs ist nicht zu verachten, wo sie gleichzeitig soviel Eigenfrisches zeitigt, als hier. Beim Lesen dieser Geschichten ist einem wirklich zu Muthe, als ob man Dorfmusik hörte, so recht lebensfroh, schneidig, keck, lieblich, mitunter ein falscher Ton, aber dann wieder in echten Klängen jubelnd und jauchzend und einladend zum Mitleben und Mitfreuen in dieser schönen Welt. — Silbersteins Dorfgeschichten sind seit länger als dreißig Jahren lebendig und gern gesehen hüben und drüben. Dieser neue Band beweist, dass der österreichische Altmeister noch kräftigst vorhanden. Er ist nicht bloß ein guter Mensch, sondern auch ein — guter Musikant. R.

Schlern-Sagen und Märchen. Von Martinus Meyer. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1891.)

I woaß nix! — i kon nix?!
Des is oba net wohr,
Wonn i drobn auf da Olm bin,
Do wird's ma gonz klor!

I woaß — dass die Berga
Und 's Thol gor so schen,
Dass am Himmel bei da Nocht
Die Sterndal'n steh'n;

Dass d' Vögerlein singen
So herrli im Wold,
So schen und so prächti
Des Vieh auf da Hold;

Und won i holt nix woaß
Und gor nix versteh —
So wend ih mei G'sichtl,
Und schau auf die Höh!

Don woaß ich holt no wos —
Mei Freid' is 's — mei Noth —
Oba wia ih 's dazähl'n will,
Wir i allwal glei roth — — —

Und ih woaß, ih bin glückli,
Es liabt mi mei Bua!
— Die Leut', de soll'n red'n,
Ih waoß — ih woaß gnua!

Hedwig Materna.

Bücher.

Mephistopheles in Rom. Tragödie in fünf Aufzügen von Franz Keim. (Leipzig. Gustav Körner.)

Das kann ein Spektakel werden, wenn dieses Stück einmal zur Aufführung kommt! Ein Spektakel nicht bloß auf der Bühne, sondern auch außerhalb derselben bei den Recensenten, Goetheauslegern und — Clericalen. — Wir haben hier Goethes „Faust“, zweiten Theil, von Franz Keim! Goethes Faust, weil er sich ganz an den ersten Theil desselben anschließt. — Gretchen ist todt, Faust tritt hinaus ins große geschichtliche Leben, um zu handeln. Er geht mit dem kaiserlichen Heere nach Rom, um die Stadt zu erobern und die Priester zu züchtigen, daneben treibt er seine weltumfassende Philosophie, wie wir sie aus dem ersten Theile kennen. Aber sein Kumpan, der Mephistopheles, hat ihn nach Rom begleitet, wo er ihn in allerlei Sünden hetzt, ihn zum Verräther macht, ihn dann persönlich verräth und selbst als leiblicher Inquisitor ihn dem Scheiterhaufen überliefert. Faust hätte Gelegenheit, mit seiner mächtigen, geliebten Helena, Herzogin von Urbino, die ihm ein paradiesisches Leben in Aussicht stellt, zu entfliehen, da erscheint ihm Gretchens Geist mahnend, wie ein Held den Tod zu wählen. Faust, der sein Gretchen nie vergaß, steigt in freiwilliger Sühne auf den Scheiterhaufen und also erlöst er sich selbst.

Eine Lösung des Faustdramas, wie mich dünkt, in correctester Form. Keims Drama setzt zwar den ersten Theil voraus, ist aber, wenn man will, eine Tragödie für sich, denn sie umfasst Schuld und Sühne. Die Dichtung schließt sich auch in Äußerlichkeiten an Goethes Faust, sie ist stellenweise derb, manchmal von titanischem Geiste durchstürmt. Wenn Mephisto sagt: „Gibt es ein ewiges Leben, so sage ich, das Böse stirbt nicht aus!“ Oder: „Die .... geben kein gutes Fleisch, sie sind zu viel gesalbt, geölt und geräuchert“, oder wenn Faust sagt: „Die Wahrheit wird erstickt von zu viel Zunft.“ Oder: „Das Heil, nach dem die Menschheit schmachtet, ist längst als Monopol verpachtet“, so muthet uns das wahrhaft Goethe-Faustisch an. Das schönste aber in der merkwürdigen Dichtung ist Gretchens Gesang, als sie dem Faust erscheint. Derselbe erhebt sich vollkommen zur wunderbaren Innigkeit des Goethe'schen Gretchens. Also hat man schließlich in der That die Empfindung, „Mephistopheles in Rom“ sei der echte und autorisierte zweite Theil des „Faust“. — Aber gespannt mag man sein auf den Eindruck und die Wirkung, wenn dieses Drama Franz Keims auf dem Burgtheater gegeben werden wird, was hoffentlich recht bald geschieht.

Rosegger.

Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf. Vaterländisches Schauspiel in fünf Acten von Martin Greif. Deutsche Verlagsanstalt. (Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1891.)

Mit seinen letzten Dramen betrat Martin Greif das Gebiet des vaterländischen Schauspiels. Schon in seinen Hohenstaufen-Dramen „Heinrich der Löwe“ und „Die Pfalz im Rhein“ schlägt die Verherrlichung der Bayernfürsten durch, und dass der Bayer Greif darangeht, den Wittelsbacher Ludwig zum glänzenden Mittelpunkt seines neuesten dramatischen Gedichtes hinzustellen, ist leicht erklärlich. Der Kampf zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen fand wiederholt dichterische Behandlung; Schiller schuf sein schönes Gedicht „Deutsche Treue“, Uhland verarbeitete den Stoff zu einem Drama, nun ist Greif mit einem Schauspiel gefolgt. Der historische Stoff ist allbekannt. Die Schlacht bei Mühldorf hat dem Bayer den Sieg, dem tapferen Friedrich trotz seines Heldenmuthes Niederlage und Gefangenschaft gebracht. Friedrich weist die Freiheit, welche ihm sein Bruder Leopold durch List verschaffen will, eingedenk des gegebenen Treuwortes von sich und als ihn später der

weiß, „wie er dazu kommt.“ Sein Beruf ließ ihn der Schule bisher vielleicht völlig fremd gegenüberstehen, er ist in nichts orientiert und soll doch nun mitsprechen in der wichtigen Sache. Für solche ist dieses vorzügliche Büchlein geschrieben. Jeder, auf dem die Würde und Verantwortlichkeit eines Ortsschulrathes ruht, soll sich das Werkchen, die Weisungen eines ausgezeichneten Schulmannes verschaffen, er wird alles darin finden, was für ihn und seine Schule richtig ist. Ganz besonders hebe ich aus dem Büchlein hervor die Absätze: Lehrmittel und Schulbibliothek, Überwachung des Schulbesuches, Mittel zur Förderung des Schulbesuches u. s. w. Allen Schulfreunden sei die wertvolle Schrift bestens empfohlen.

R.

Die tüchtige Hausfrau. Ein Wegweiser und Rathgeber für alle Frauen und solche die es werden wollen, von Alfons vom Rhein. (Tübingen. H. Laupp'sche Buchhandlung.)

Solche Bücher nützen nicht und schaden nicht. Werden aber häufig geschrieben, selbst gelesen, wenn auch nicht gerne von denen, die es angeht, denn lieber hört es der Mann, als die Frau, wenn es in diesem Büchlein z. B. heißt: „Der Hausfrau fällt in ihrer Eigenschaft als Gattin zunächst die Aufgabe zu, mit dem Gatten Freud und Leid gemeinsam zu tragen. Beides gibt es bei Hoch und Niedrig. Diejenige Frau, welche ihren missgestimmt heimkehrenden Gatten mit einem mürrischen Gesicht empfängt und ihm, sobald er den Mund öffnet, um seinem gepressten Herzen Luft zu machen, mit der Bemerkung ins Wort fällt: „Ach Gott, ich habe selbst Last genug, ich will nichts hören“, verkennt eine ihrer wichtigsten und für einträchtiges Zusammenleben bedeutsamsten Pflichten. Sie braucht sich nicht zu wundern, wenn der Gatte immer schweigsamer wird, wenn er schließlich über seine Pläne, seine Geschäftsspeculationen, seine Freude und sein Leid nichts mehr sagt, wenn er Fremden gegenüber mittheilsamer wird als gegen seine Lebensgefährtin, wenn er anfangs zuweilen sein Heim meidet, dann immer häufiger fern bleibt und schließlich sein Haus und seine Familie nur noch aufsucht, um zu schlafen. Kein Sprichwort ist wahrer als jenes, welches lautet: „Getheilter Schmerz ist halber Schmerz, getheilte Freude ist doppelte Freude.“ Das sollten alle Frauen bedenken, namentlich aber jene, die von ihrem Manne nur stets Angenehmes hören wollen. Die Frau soll des Mannes treuester Kamerad sein, sie soll ihn anhören und nach ihrem Vermögen mitberathschlagen und überlegen. Gewiss gibt es viele den Mann beschäftigende Dinge, die eine Frau nur wenig oder gar nicht versteht, aber das sollte niemals hindern, dass die Frau dem Gatten aufmerksam zuhört, wenn er das, was ihn lebhaft beschäftigt, mittheilt. Sie kann wenigstens ihr Interesse dafür bekunden. Und etwas mitreden wird die Frau immer können, wenn sie sich ernstliche Mühe gibt, in die Sache einzudringen. Eine Hausfrau, die es versteht, auf des Gatten Gedanken und Pläne einzugehen, für dessen geistiges Bestreben Interesse bekundet und eine allzeit aufmerksame Zuhörerin ist, die ein frisches fröhliches Temperament besitzt, den Gemahl mit freundlichem Lächeln begrüßt, wenn er heimkommt, und die Sorgen und schweren Gedanken von dessen Stirne durch Frohsinn hinwegzuzaubern weiß, eine solche Frau wird, und mag sie in mancher anderen Beziehung noch so untüchtig sein, sich in der Ehe ein trauteres Heim schaffen, als diejenige, die noch so viele gute Eigenschaften hat, aber stets mürrisch dreinschaut und für des Mannes Thun und Lassen keinen Sinn bezeugt.“ — Ebenso wird es mit anderem sein, was sehr wohlgemeint in dem Buche steht: die Frau als Gattin, die Frau als Wirtschafterin, die Frau als Herrin, die Frau als Mutter. — Nun, herzliebe Backfischchen, gucket nur einmal hinein. Wenn ihr glaubet, dass ihr so sein könnet, wie es hier von der Hausfrau verlangt wird, und wenn ihr obendrein noch den richtigen Mann findet, dann kann's nicht fehlen. Aber der richtige Mann, das ist wohl die Hauptsache! wenn dieser fehlt, ist alle Tüchtigkeit und Vortrefflichkeit der Hausfrau umsonst. Man muss sich's gut überlegen.

M.

„Die Grenzboten“ (Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig) begehen ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Zu dieser Gelegenheit hat die Verlagshandlung in einer Broschüre die Geschichte der „Grenzboten“ herausgegeben, die in vieler Beziehung von Interesse ist.

M.

Wer sich noch keinen Kalender angeschafft hat, den verweisen wir auf die beliebten **Fromme-Kalender** in Wien: Volkskalender, Auskunftskalender, Taschen-, Schreib-, Block-, Portemonnaie-, Wandkalender, verschiedene Ständekalender, Kalender für die elegante Welt u. s. w. Der Fromme'sche Kalenderverlag empfiehlt sich selbst und in allen diesen und anderen Kalendern steht hoffentlich ein gutes Jahr für den Käufer und jeden.

M.

Ein verdienstlicher, ja wertvoller Beitrag zur alpinen Sagenkunde. Gleichzeitig auch ein Volksbüchlein für solche, die noch gerne Märchen und Sagen lesen, sei es um in denselben die Phantasie des Volkes kennen zu lernen, sei es, um sich einmal in eine außerwirkliche Welt zu versetzen. Jemehr „Naturalismus“ es gibt in der Literatur heutzutage, desto lieber greift mancher wieder einmal zurück zur Romantik. Und die Schlern-Sagen enthalten schöne und wunderliche Blüten derselben.
M.

Die heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Nach der Übersetzung von Dr. Jos. Franz von Allioli. Mit bischöflicher Approbation. Neue illustrierte Volksausgabe. Mit 45 farb gedruckten Vollbildern nach Meisterwerken der christlichen Kunst, mit 1000 erklärenden Bildern von Stätten und Plätzen der heiligen Schrift, von Alterthümern, Pflanzen und Thieren u. s. w. im Text, mit Karten und einer Familienchronik. (Friedrich Pfeilstücker. Berlin.)

Seitdem die deutsche Literatur allen Volksschichten passende und nichtpassende Lectüre jeglichen Inhaltes liefert und das Leben genussreicher sich gestaltet hat, findet man keinen Geschmack mehr an den tiefsinnigen, erhebenden Worten der Bibel. Die ehrwürdigen Folianten, in die sich unsere frommen Vorfahren mit Wonne und heiligem Schauder versenkten, liegen vernachlässigt in irgend einem Winkel des Hauses, wenn ihm nicht kindliche Pietät einen besseren Platz anwies; gelesen werden sie nicht mehr. Die groben Schriftformen, die einförmig dreinschauenden Seitenflächen kommen der jungen Generation fremd vor und haben nicht mehr die magische Gewalt, Auge und Herz zu sich hinabzuziehen. Unsere Zeit, unsere moderne Erziehung fordert lebhaftere, wissenschaftlich angehauchte oder durchgeistigte Reizmittel. Diese Forderung und einem religiösen Bedürfnisse nachkommend, veranstaltete die obengenannte Buchhandlung eine Neuausgabe der Bibel. Viele prachtvolle Illustrationen geben dem forschenden Geiste Aufschluss über naturwissenschaftliche und culturhistorische Fragen, die in engster Beziehung zu dem biblischen Worte stehen. Möchte die Bibel wieder eine freundliche Stätte in jeder Familie finden, die Jugend von dem tollen Treiben der Welt abziehen und das reifere Alter zeitweise über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus erheben.
A. G.

Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamtenvereines der österr.-ung. Monarchie. 21. Jahrgang. (Wien. Carl Gerolds Sohn. 1892.)

In der That ein feines Stelldichein deutsch-österreichischer Dichter und Dichterinnen. Wir vermissen zwar viele unserer besten, z. B: Ferd. von Saar, Hans Grasberger, Franz Keim, Carl Morre, Friedrich Schlögl, Müller-Guttenbrunn, Ludwig Ganghofer, Ludwig Helvesi, Heinrich Noë — wo sind sie denn? — Indes ist es immer noch ein sehr buntes Völklein, das sich hier zusammengefunden, gute, interessante Leute sind dabei, man nennt z. B. Ebner von Eschenbach, Bertha von Suttner, E. Mariot, Guido Freiherrn von Kübeck, Ernst Gnad, L. Hörmann, Oskar Teuber, Karl Gawalowski und andere. Und jede und jeder hat sich mit einem Beitrage eingestellt, der zum mindesten als achtenswert, manchmal sogar als vorzüglich bezeichnet werden muss. Vieles in diesem Jahrgange der „Dioskuren“ hat mich angesprochen, am meisten noch ein Beitrag von Rudolf Baldek: „Ein katholischer Pfarrer vor hundert Jahren.“ Anderen wird wieder anderes ganz besonders gefallen, etwas wird jeder Leser in dem Jahrbuche finden, das ihn erfreut, anregt, vielleicht sogar erhebt. Denn das Buch ist reichhaltig und mannigfaltig.
M.

„Der Stein der Weisen“ tritt mit einem schön ausgestatten, inhaltreichen Hefte seinen vierten Jahrgang an. Wir lernen die neu erschlossene Höhle von Padirak kennen, machen eine technische Exkursion auf das Gebiet der Seeminen und werden über einige interessante Neuerungen im amerikanischen Eisenbahnwesen unterrichtet. Diese Aufsätze zeigen sich in gelungenem Bilderschmucke, desgleichen die nächstfolgenden: „Photographierende Schusswaffen“, „Die Wissenschaft auf der Bühne“, „Tragbare Sonnenuhren“, „Walfischrücken-Stahlschiffe“ und „Die höchste Wetterwarte in Europa“. Eine Beilage führt uns zahlreiche „Bronzefunde“ vor Augen. Eine Plauderei über das „Träumen“, sowie ein dramatisch bewegtes Vollbild: „Fr. Leslies Expedition durch Alaska“ vervollständigen den Inhalt des Heftes. Der „Stein der Weisen“ (A. Hartlebens Verlag, Wien) bleibt also seinem Programme treu, das unermessliche Gebiet menschlicher Thätigkeit in Wort und Bild weiten Kreisen zu vermitteln.
V.

Der Ortsschulrath und sein Wirken. Ein Handbuch für den Gebrauch der Ortsschulräthe von J. A. Rožek. (Wien. A. Pichlers Witwe & Söhne. 1892.)

Wie mancher wird in seiner Gemeinde in den Ortsschulrath gewählt, ohne dass er

Heimgarten

6. Heft. März 1892. XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Unrecht leiden ist sündig!

„Gut ist's!" sagte der Todtengräber und warf die letzten Schaufeln Erde auf ein Grab. „Da drin steckt wieder einer, und wieder einer und wieder einer. Mehr Leute als Regenwürmer — unter diesem Rasen. Und was für junge starke Männer! Stark wohl, hi, hi, jetzt schon gar! Jetzt kann ihnen der Bonapart nicht mehr an. Aber schade ist's doch um die Leut'. Jeden Tag einer, der draufgeht an der Blessur. Und alles wegen diesem gottvermaledeiten Streit ums Land. Sollen ihnen's lassen, den Baiern, wenn sie sich sattfressen wollen an den Steinbergen."

Hinter dem Kirchhofszaun lehnte ein alter Hirt; auf dem Rücken ein Bündel, im Ellbogenwinkel einen langen Stab, im Mund eine kurze Pfeife. Um den sehr breitkrempigen Hut hatte er einen buschigen Kranz aus blauem Enzian gewunden, denn er war eben beim Abtriebe seiner Herde von der Alm. Die Rinder trotteten mit ihren Blechglocken ruhig wegshin. Der Hirt hatte sich mit der Brust an den Zaun gelehnt um zu fragen, wen der Todtengräber wieder in die Wiegen Gottes gelegt habe.

Als Antwort gab der Todtengräber die obigen Worte, die aber keine Antwort waren.

„Bist du denn kein Tiroler?" fragte der Alte.

„Ich? Wieso? Wer denn sonst?"

„Weil du den Baiern die tirolischen Steinberge lassen willst."

„Geht mir weg. Es hat uns auch bei den Baiern nichts gefehlt. Mehr Geld, wie unter den Österreichern!"

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Otto Ludwigs gesammelte Schriften. Bis zur 28. Lieferung erschienen. (Leipzig. F. W. Grunow. 1891.)

In Ungnade. Roman von Nataly von Eschstruth. (Berlin. Verlag von J. H. Schorer.)

Der zerrissene Mantel von Maxime du Camp de l'Académie française, übersetzt von C. B. v. S. (Strassburg. Druck von H. Le Roux.)

Aus dem Hochland. Berggeschichten, Skizzen und Culturbilder aus der bairischen und österreichischen Alpenwelt. Von Arthur Achleitner. (München. E. Stahl. 1892.)

Bilder aus einer kleinen Stadt. Gedichte von Michael Max. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Selige Stunden. Neue Gedichte von Ambros Mayr. (Dresden. L. Ehlermann.)

Adalbert Stifter. Von Karl Pröll. Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Der gute Ton. Anleitung, um sich in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens und der Gesellschaft als feiner, gebildeter Mann zu benehmen. Von Johann Edlen von K . . . ski. Fünfte durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. (A. Hartleben. Wien.)

Der Kinderfreund. Ein Kalender für das kleine Volk auf das Schaltjahr 1892. Herausgegeben von Kasimir Rebele. II. Jahrgang. (Augsburg. Gebr. Reichel.)

Wiener Residenz-Kalender. Illustriertes Jahrbuch für den Salon und die vornehme Welt. 1892. Zweiter Jahrgang. (Wien. Michael Ehrlich.)

Oberlausitzer Hauskalender. 1892. (Görlitz. H. Tzschaschel.)

Postkarten des „Heimgarten".

A. Sch., Graz: Jene Behauptung, dass der Dichter heute nicht mehr an die poetische Gerechtigkeit glaube, wird sich wohl schwer beweisen lassen. Es ist überhaupt eine ganz unkünstlerische Auffassung, dass der Dichter sich in die Schablone einer landläufigen Philosophie zwingen müsse.

M. M., Berlin: Auf einfache, seelengesunde, nicht blasierte Menschen ist die naturalistische Kunst und Literatur nicht imstande, eine tiefere Wirkung auszuüben, die Wahrheit dieser Bemerkung Karl Frenzels kann man täglich und allerorts erfahren.

J. L. B., Baden:

„Ob's ein kleiner Dichter, ob's ein großer Dichter?
Wer will denn da so klug sein?
Ist's überhaupt ein echter Dichter,
So lasst es euch genug sein."

Nicht übel, doch erinnert das Ding zu sehr an ein Gedicht von Grafen Heusenstamm in den „Dioskuren" 1892.

Missvergnügter in Wien: Zuerst in einer Zeitschrift, dann im Buche. Das ist in der ganzen Welt der Brauch, wo man Zeitschriften und Bücher hat. Ohne diesen Brauch wären die Poeten noch mägerer, als sie es ohnehin schon sind. Gestatten Sie doch Ihrem „Lieblingsdichter" den Luxus, auch ein bisschen leben zu wollen.

* Unverlangt eingeschickte Manuscripte nehmen wir nicht an, könnten sie weder prüfen noch abdrucken, weil wir unter allen Umständen zu wenig Zeit und zu wenig Raum haben.

F. A., Graz: Sehen Sie denn nicht, dass ich mithelfe? R.

H. M., Graz: Ihre Aufmunterung freut mich, doch ist sie überflüssig. Warum ich kein Theaterstück mehr zu schreiben beabsichtige, hat einen andern Grund. Ein Theaterstück soll man nicht dichten, wie man selber will, sondern wie es die Leute wollen, das heißt, immer nur auf den äußeren Erfolg bedacht sein, — und das widerstrebt mir. Ich habe gesehen, dass der Thespiskarren nur vom Merkur geleitet wird, und für diesen gebe ich mein Reitrössel nicht her. R.

* Während meiner Krankheit und gelegentlich der Weihnachten und des Jahreswechsels sind mir aus Nah und Fern, in mannigfaltigsten Formen, viele Beweise von Freundschaft und Wohlwollen zugekommen. Ich bin nicht imstande, dem Einzelnen zu danken und ihm brieflich die Glückwünsche zu erwidern, so wie ich möchte. Ich danke auf diesem Wege allen und jedem auf das herzlichste. Da ich durch die Krankheit stark zurückgeworfen worden bin, so werde ich wegen Säumigkeit in der Correspondenz wohl auch für die Zukunft um Nachsicht bitten müssen.

Rosegger.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

flohen. Von Haspinger, Dörninger und anderen wusste man gar nicht, ob sie auf der Flucht waren, oder in Gefangenschaft, oder todt.

Der Kreuzwirt von Brixen, der Rampesbauer, der Grieśacher machten sich in dieser Zeit viel im Hochgebirge zu thun, obzwar es schon winterlich zu werden begann. Auch dem Mahrwirt legte man nahe, nicht in seinem weitbekannten Hause an der Heeresstraße sitzen zu bleiben, sondern einstweilen eine entlegenere Gegend aufzusuchen.

„Warum denn?“ hatte Peter auf solchen Vorschlag Antwort. „Wenn Tirol hin ist, was hat der Tiroler denn noch zu thun auf der Welt? Wenn's wirklich wahr ist, dass uns der Kaiser hat hergegeben, so achte ich seinen Willen jetzt wie voreh; aber was geschehen ist, das bereue ich nicht und dafür stehe ich.“

Einmal, als sie gerade beim Mittagsmahle saßen, der Mahrwirt sammt seiner Familie, trat der Kulber ein.

„Rauchfleisch und Plenten, wenn du magst!“ mit diesen Worten lud Peter den Ankömmling ein und rückte ihm am Tisch einen Platz.

„Schön Dank“, versetzte der Kulber. „Wie man jetzt noch ans Essen denken kann, das verstehe ich nicht.“

„Mein Gott“, sagte Frau Nothburga, „was will man denn machen, essen muss der Mensch doch was.“

„Ich habe keinen Appetit“, murmelte der schwarze Steuereinzieher aus Bruneck. „Eine solche Veränderung in kurzer Zeit!“

„Wirst wohl nicht geglaubt haben, dass die Bauern sitzen bleiben werden auf der Burg zu Sprugge“, sprach Peter, ein Stück Plenten aus der Schüssel stechend.

„Aber dass sie vor einer Lüge davonlaufen!“ schrie der Kulber. „Oder glaubst auch du's, dass der Frieden geschlossen ist, dass wir an Baiern abgetreten sind?“

Peter legte die Gabel aus der Hand. „Kulber, du hast es ja selber gesagt!“

„Aus der Zeitung habe ich's gelesen. Die Baiern haben es hineingedruckt.“

„Hast nicht gesehen, dass in der Stadt drinnen auch die kaiserliche Kundmachung angeschlagen ist.“

„Auch gefälscht! Alles erlogen! Verrathen sind wir, mein lieber Mahrwirt.“

Peter schob den Holzteller von sich. Nun war auch ihm der Appetit vergangen.

„Jetzt heißt's noch einmal dran, auf Leben und Sterben!“ sagte der Kulber.

Der Mahrwirt verdeckte sein Gesicht mit beiden Händen. „Ich will nichts mehr hören und sehen davon! Das Brennen und Morden, o Jesus Maria! Lieber alles Unrecht leiden, als noch einmal anfangen!“

Der Kulber schwieg ein Weilchen, dann legte er dem Mahrwirt die Hand auf die Achsel: „Peter, ich kenne dich gar nicht mehr. Unrecht leiden ist auch sündig! Unrecht muss man tapfer zurückschlagen, und gienge man dabei zugrunde. — Wir müssen aufstehen! Und du musst voran, Peter!“

„Ich?“

„Du musst voran! Du bist der Mann dazu. Du hast das Herz und du hast das Vertrauen. Auf deinen Ruf stehen in paar Tagen tausend Schützen da.“

„Ob der Hofer mitthut!“

„Er wird herfürgehen, er wird mitthun. Also, Mahrwirt, es gilt!“ Er hielt die offene Rechte hin. Peter stand unschlüssig, dachte an den Ausspruch: Unrecht leiden ist sündig! und wollte einschlagen.

In demselben Augenblicke stieß die kleine Marianna, die bisher still an Seite der Mutter gesessen war, einen gellenden Schrei aus.

„Was hat das Kind?“ fragte Peter.

„Marianna, was ist dir?“ fragte

„Für dich 'leicht. Weil sie mehr Leut' umgebracht haben."

„Wenn uns die Baiern so gern haben und die Österreicher mögen uns nit!"

„Wer sagt denn das?"

„Haben sie uns nit im Stich gelassen? Haben wir nit alles allein machen müssen? Und wie wir alles haben gemacht gehabt, nachher haben sie uns verschenkt. Wer sich ihnen auf so was noch an die Rockschößeln hängen kann, der muss nit gar viel Ehr' im Leib haben."

„Die Österreicher wollten uns ja zu Hilfe kommen."

„Ja, auf der Schneckenpost. Und jetzt alles wieder davon — mit Wehr und Waffen. Auch die Cassen sollen sie mitgehen heißen."

„Es wird nit alles so sein, wie du dir's denkst", entgegnete der Hirt. „Es wird viel geredet, was nit wahr ist, und dass wir alles glauben, das ist ja unser Unglück."

„Geh, Mensch, du wirst mir den Zaun noch niederdrucken mit deiner Stierbrust!" verwies der Todtengräber. „Du, der gerad' vom Hochgebirg kommt, wirst es gewiss besser wissen. Ist wohl auch nit wahr, dass die Baiern wieder im Land sind, und ihrer mehr als je, und alle Ämter wieder angetreten, und Innsbruck baierisch und französisch besetzt — he!"

„Leider Gottes, dass es wahr ist!"

„Und ist wohl auch nit wahr, dass die Führer und Schützen alle verjagt sind; dass der Landescommandant sich hat flüchten müssen, und der Speckbacher und die anderen, und dass der Kopf vom Sandwirt gut bezahlt wird, wer ihn lebendig bringt, oder auch abgeschlagen, im Sack. Ist wohl auch das nit wahr — he!"

Dieweilen war der Grabhügel in Ordnung gekommen, der Todtengräber schob die Schaufel in den Boden, dass sie allein aufrecht stehen blieb, nahm vom Rückengurt herüber den Tabaksbeutel und steckte sich daraus einen Knollen in den Mund.

„Hörst, Todtengräber, unterhaltlich ists bei dir nit", sagte der Hirt. „Nit weil du Leut eingrabst, wohl aber, weil du verzweifelst. Freilich ist der Feind wieder da mit Haufen, freilich sind unsere Helden auf der Flucht. Aber glaubst, dass uns das schrecken darf? Der Tiroler lasst sich nit verschenken und nit verschachern. Wir wehren uns! Und brauchen uns andere nit, umso besser, so gehören wir uns selber. Wir wehren uns und nehmen uns selber wieder zurück! Das erstemal haben wir sie hinausgehaut, jetzt, wenn's wieder angeht, schlagen wir sie todt. Siebenundsechzig Jahre hab' ich auf dem Buckel, mein Lieber, aber den Stutzen kann ich noch tragen, wenn's gilt."

„Thust du was du willst", antwortete der Gräber, „ob Österreicher, ob Baier, am Ende gehört ihr doch mir — alle miteinander." —

Wie dieser Todtengräber und dieser Hirt, so war nun, nach dem unseligen Friedensschlusse, ganz Tirol uneinig. Es standen zwei Parteien: die Todtengräberpartei, die sich dumpf und stumpf fügen wollte, und die Hirtenpartei, die zu neuem Kampfe, bis auf den letzten Blutstropfen bereit war. Während sie sich für den Tag äußerlich zu fügen schienen, während sogar von den Kanzeln überlaut die Unterthanenpflicht gegen die rechtmäßige Regierung gepredigt wurde, kochte in den Herzen eine glühende Wuth, und zu dieser Zeit wurde im Lande weit mehr geflucht als gebetet. Zu allen Pässen fluteten immer mehr Feinde herein und allerorts wurde nach den Verräthern und Rebellen gefahndet. Ein paar Bauernanführer aus dem Innthale waren bereits ergriffen und kriegsgerichtlich erschossen worden. Speckbacher, so hieß es, soll sich in einer Felsenhöhle der Hohen Tauern versteckt haben. Hofer wäre in die Eiswelt der Ötzthaleralpen ge-

stens getröstet von hinnen. Zu hohen Festtagen wurde das heilige Kleinod den Augen des Volkes ausgestellt; aber es ergab sich, dass die Beseligung der Andächtigen eine reinere war, wenn sie die Reliquie nicht mit leiblichen Augen schauten, sondern mit jenen des Geistes.

Besonders in allgemeinen Nöthen, in Seuchen, Überschwemmungen und Feindesgefahr nahm das Volk seine Zuflucht zum heiligen Kreuze. Weil der Ort vor allem in Kriegszeiten gesucht war, und weil an demselben mancher Bund zu Schutz und Trutz geschlossen worden, so hatte man schon in früheren Jahren über dem Haupteingang dieser Gnadenkirche die Worte geschrieben: Gott, Kaiser und Vaterland!

Zu diesem Gotteshause wurde nun im Thale des Eisack und weiter um, selbst vom Inn her und von der Etsch, eine Bittprocession angeordnet, eine Beterschaar, wie das Land kaum eine je gesehen. Müßige Leute, welche die Zahl der Wallfahrer schätzten, riethen so herum zwischen sechs- und zehntausend! Die Straße war viel zu schmal, der Strom ergoss sich breit aus über Wiesen und Fluren. In Engen und über Brücken staute es sich, so dass Tausende ihren Weg an steilen Hängen hin, oder barfuß durch das Wasser nahmen. Jede der betheiligten Pfarreien hatte eine Kirchenfahne mitgeschickt, die auf hohen Stangen über den Häuptern getragen wurde. Der Priester waren ungezählte, vom Gesellpriester im fadenscheinigen Talare an bis zum Prälaten mit der goldenen Kette. Die Weiber trugen dunkles Bußgewand, die jungen Mädchen waren größtentheils in weißen Kleidern, hatten frische Kränze ins Haar geflochten, und es steht zu vermuthen, dass manche junge Maid unter der zarten Leinwand einen kratzenden Bußgürtel getragen. Die leiblichen Freuden standen nicht hoch im Werte zu solcher Zeit. Auffiel bei dieser Kreuzschaar die große Anzahl der Männer, die mit langen Stäben, Nahrungsbündel an den Rücken, ernsthaft dahinschritten. Den Behörden wollte eine solche Zusammenrottung schier bedenklich scheinen, allein, da sie keine Waffen sahen und da sie Auftrag erhalten hatten, dem Volke gegenüber in religiösen Dingen duldsam zu sein, so ließen sie gewähren.

Also wogte das betende Heer hin durch die langgestreckten Thäler gegen den fernen Gnadenort, wo alle in ihrer großen Noth Trost und Rath zu finden hofften. Im Plane der Führenden lag es, unterwegs, sowie an Ort und Stelle die Menge zu befeuern zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen den Feind Gottes und des Vaterlandes. Vielleicht konnte es sich fügen, dass die hinziehende Kreuzschaar als gerüstetes Kriegsheer zurückkehrte! Einer der eifrigsten Ordner des Zuges war Kulber, der Steuereinzieher; bei jeder Gelegenheit wusste er das alte Volksbewusstsein der Tiroler zu stärken und den Hass gegen die fremden Eindringlinge zu entflammen.

Die Priester hatten sich nicht für sich abgesondert, sondern giengen vertheilt in der Menge, Erbauung und Muth zusprechend, wo es noth that. Also war auch der junge Bruder Augustin zugegen und unermüdlich bestrebt, zur Ehre Gottes den Kreuzzug zu predigen.

Manche, deren Füße unterwegs wund geworden, deren Kraft und Begeisterung bei den Strapazen erlahmen wollte, beklagten sich über den weiten Weg. Ob man denn nicht eine andere, nähergelegene Wallfahrtskirche hätte wählen können? Es sei die Muttergottes zu den drei Brunnen, es sei Unsere liebe Frau auf dem grünen Anger, es sei die Gnadenkirche des heiligen Franziscus, es sei die Wunderkapelle zum rosenfarb'nen Blut, es sei die Kirche zum Landespatron Josef — diese alle und viele andere stünden näher und hätten Mirakel über Mirakel aufzuweisen; warum ge-

Frau Nothburga und hob das Mädchen auf.

„Der Schuss!" wimmerte das Kind.

„Der Schuss? Was für ein Schuss?"

Das Mädchen strebte zum Vater, umschlang mit beiden Armen seinen Hals, barg das blonde Köpflein an seine Brust und schluchzte.

„Es geht ihr nicht anders als mir", sagte Peter gegen den Kulber gewendet. „Das viele Schießen hat uns aufgeregt alle miteinander."

„Also!" drängte der Kulber mit der noch immer hingehaltenen Hand.

„Jetzt nicht, Freund, wir reden ein anderesmal davon."

„Heute abends kommen wir im Domhof zusammen", sagte der Kulber. „Wir rechnen auf dich." Dann gieng er davon.

Am Abende desselben Tages waren ihrer viele beisammen im Saale des Domhofes. Sie entwarfen den neuen Erhebungsplan. Peter erschien nicht. Der Kulber beklagte sich über die einreißende Muthlosigkeit.

„Den Muth werden wir schon wieder wecken", sagte ein Domherr. „Es ist keine Zeit zu verlieren."

Draußen erschollen Trompetenstöße. Ein baierischer Officier forderte auf offenem Markte die Auslieferung aller Waffen.

„Aller Waffen!" redete ein Bauer zum Fenster hinaus. „Sollen wir auch alle Felsblöcke ausliefern in Tirol?"

„Wer dem Befehle Seiner Majestät des Königs nicht auf der Stelle nachkommt", so rief jener draußen, „der ist ein Rebell und wird als solcher behandelt!"

„Das sollen wir uns gefallen lassen!" schrien mehrere im Saale und drängten mit geballten Fäusten zu den Fenstern. Mit Mühe konnten sie von den Besonneneren zurückgehalten werden.

„Geduld, ihr Männer!" sagte der Domherr. „Mit Muth allein werden wohl kleine Siege gemacht, die großen erringt man mit Geduld. In drei Tagen halten wir eine Bittprocession zum heiligen Kreuz. Gehet hin und rufet alle dazu auf."

Wir wirken auch Wunder! und bessere!

Im Pusterthal, auf einem von der Rienz umrauschten Hügel, stand eine Wallfahrtskirche; wir nennen sie zum Heiligen Kreuz. Diese Kirche leuchtete mit ihren hohen Giebelmauern und mit ihrem Thurme weit hinaus in das Alpenthal, sie war weit berufen im Lande und besucht als ein hoher Ort der Gnaden. Die Wände der Kirche und der Sakristei und der Vorhalle waren behangen von kleinen Tafelbildern, Wunder darstellend, welche an Presthaften und Schwerkranken, an Verunglückten und an Menschen in Todesgefahr durch die Kraft des heiligen Kreuzes geschehen waren.

In einer eigenen Kammer befanden sich auch alte Waffen, Schussgewehre, verrostete Schwerter u. s. w., welche siegreiche Krieger hierhergeopfert hatten zum ewigen Andenken. Das Innere der Kirche war nicht in landläufiger Weise überladen mit Altären, Statuen, Fahnen und Flitterwerk. Außer den erwähnten Votivtafeln ragten nur die Bildsäulen der zwölf Aposteln auf, in einer Seitenkapelle ein uraltes Gemälde der Himmelskönigin Maria und über dem Hochaltare eine Statue der Kaiserin Helena. Über dem Altartische, in einem kleinen Schranke aus Marmorstein, stand ein einfaches Kreuz aus schwarzem Holze. Inmitten dieses Kreuzes war ein schmales, kaum zolllanges graues Partikelchen eingelegt, ein Splitter des wirklichen Kreuzes, an welchem Jesus Christus auf Golgatha gestorben war. Der Marmorschrank blieb zumeist verschlossen, aber damit nicht auch der Gnadenquell; gläubige Herzen, die in Liebe und Hoffnung kamen, giengen an ihrem Leiden geheilt, oder wenig-

betenden und heilige Lieder singenden Menschen. An die Kirchenwand, an die Klosterruine, an die Bäumen lehnten sie ihre Fahnen hin und manche schickten sich sofort an zur Rast auf dem Rasen. Es dämmerte schon der Abend, da begannen viele auf der Wiese Holz zusammenzutragen, um Feuer anzuzünden. Dann machten sie Lunten und zogen mit denselben in langer Reihe zur Kirche hinauf, die am finsteren Waldberge stand und deren Mauern bei so seltsamen Lichtern glühend leuchtete.

„Da ist's ja wohl auch schön", sagten die Leute zu einander, „da ist's ja wohl auch gut. Ich geh' nit mehr weiter, beten kann man auch da."

Gemeinsam hoben die Wallfahrer ihre Stimmen zu folgendem Gesange:

„Der Tag ist vergangen,
Die Nacht ist schon hier,
Gute Nacht, o Maria,
Bleib ewig bei mir.

O Mutter des Sohnes,
O reinste Jungfrau,
Vom Hort Deines Thrones
Auf uns niederschau.

Wir sind arme Sünder,
Wir weinen zu Dir.
Lass, Mutter, dich finden,
Uns rasten dahier.

Der Tag ist vergangen,
Die Nacht kommt herzu,
Gib auch den Verstorb'nen
Die ewige Ruh."

Die schwermüthigen Töne dieses Liedes waren kaum verhallt, als auf einem Söller des Klosters der Franziscaner sichtbar wurde. Er war nicht mehr blass, er war ganz roth im Gesichte bis zur hohen, oben in einer Glatze fast zugespitzten Stirn. Und nun hub der Franziskaner an im Predigertone zu reden:

„Liebe katholische Christen!

Gelobt sei das heiligste Herz Jesu und Maria!"

Die Menge wurde aufmerksam, einer flüsterte dem anderen „Pst!" zu und der Mönch fuhr fort: „Brüder in Christo! Ihr pilgert den weiten Weg nach der Kirche, genannt zum Heiligen Kreuz, um dort fürs Vaterland zu beten. Ich aber sage euch: Menschen, euer Vaterland ist im Himmel. Kümmert euch nicht um irdisch Gut und Ehr', denn das alles ist eitel. Vergießet keines Bruders Blut für die nichtige Scholle, die ihr euere Heimat nennt. Menschen, euere Heimat ist der Himmel. Alles Leid und alles Unrecht, das durch Gottes Zulassung euch böse Leute anthun, leidet es in Demuth und Geduld, damit ihr gekrönt werdet mit der Krone des ewigen Lebens. Die Rettung des Landes Tirol, stellt sie Gott anheim, rettet euere Seele, das jüngste Gericht ist nicht mehr weit! Der Herr hat es gefügt, dass ihr auf euerer Reise in die Ewigkeit rastet an diesem heiligen Orte, sowie Jakob gerastet hat zu Bethel. Auch unser kreuztragender Heiland hat gerastet hier an dieser Kirche, die dem hochheiligen Franziscus geweiht ist. — Lasset euch, ihr lieben Christen, bevor der Schlummer euer Auge schließt, ein Wunder erzählen, was an dieser Stätte geschehen ist."

Einige Pilger waren während dieser Worte des Franziscaners unruhig geworden; die Menge jedoch drängte sich dem Redner näher, um das Wunder zu hören, und dieser fuhr, mit den Armen lebhaft seine Worte begleitend, also fort:

„Als vor mehreren Jahrhunderten die Kreuzritter aus dem heiligen Lande die Partikel des Kreuzes Christi mitgebracht nach Rom, damit sie alldort vom heiligen Vater geweiht werde, hat ein frommer Graf von Tirol für besondere Verdienste sich vom Papste ausgebeten diese heilige Partikel vom Kreuze, und solche auch erhalten. Hierauf hat der Graf weit oben im Pusterthale eine prunkvolle Kirche bauen lassen, in welcher die Reliquie, als da ist das Holz vom Kreuze, beigesetzt werden sollte. Drei Priester haben hernach die Reliquie in unser Land hereingetragen und der neuen Kirche zu, weit oben im Pusterthal.

rade die weite, beschwerliche und kostspielige Reise nach der Kreuzkirche?

Augustin sagte: „Je weiter der Weg, desto größer die Gnade!"

Ja, viele, die freudig ihr Leben dem Vaterlande geopfert, murrten über die Kostspieligkeit. Der Bauer gibt lieber sein Blut, als sein Geld. — Aber was soll das werden? Vor allem große Geldopfer waren nun nöthig zur Rüstung, da muſste wohl ein besonderes Wunder geschehen, wenn die Leute den Beutel ausleeren sollten bis auf den letzten Pfennig.

Peter, der Mahrwirt, gieng mit seinem langen Stabe und mit seinem schweren Bündel — er trug auch die Lebensmittel für den Schwager und für andere Verwandte — stets ein wenig abseits vom Troſs, und hatte den breitkrempigen Hut tief über das Gesicht herabgebogen. Er konnte bei dem vielen lauten Beten und Singen die Andacht nicht recht bewahren; auch gieng's ihm nicht ums Plaudern. Ihm war angst und bange. Jener freudige Muth, mit dem er gegen die Klause gezogen war und bei Mühlbach gekämpft hatte — er fühlte nichts mehr davon. Die Nachricht, daſs bei dem Friedensschluſs Tirol zu Recht dem Baiernlande zugefallen, hatte alles in ihm ausgelöscht. Der Zorn, den er anfangs empfunden, war in eine unendliche Bitterkeit übergegangen und — so dachte er — wenn er sich Eins erbitten könnte vor dem heiligen Kreuz, so wäre es, daſs der Allmächtige den Hofer, den Dörninger und die anderen Helden, welche sich — ach so nutzlos — für das Vaterland aufgeopfert hatten, gnädig beschützen möge auf ihrer Flucht. Dann wollten sie sich zusammenthun und anstatt die Fremden zu vertreiben selbst in die Fremde wandern und eine neue Heimat suchen.

— Unrecht leiden ist sündhaft! — Peter wendete sich rasch um. Hatte hinter ihm nicht jemand so gerufen? Es war aber niemand da, nur ein altes weißhaariges Männlein humpelte ihm eilig nach und rief mit dünner, kurzathmiger Stimme: „Laſs Zeit, laſs Zeit, Mahrwirt, ich will auch mit. Aufs Boarnderschlagen richten wir uns wieder zusamm', gelt! Und du wirst unser Hauptmann, gelt! Hei, lustig wird's wieder, wir sind alle bereit!" Peter hörte nicht auf den Alten, sondern dachte weiter: Unrecht? Ich muſs es erst bedenken, wo und wie . . .

Wo die Kreuzschaar an einer Kirche vorbeikam, da pflegte sie anzuhalten und derselben ihren Gruß darzubringen. Eines Abends erreichten sie die Waldkirche des heiligen Franziscus. Hinter ihr stand ein halbverfallenes stilles Kloster angemauert, zu dessen Fenstern Erlstauden herauswuchsen. In einer der noch erhaltenen Kammern wohnte ein blasser Franziscaner, der die Kirche zu versorgen hatte. Von der Kirchenwand löste sich stellenweise der Mörtel, an der Mittagsseite der Wand waren die Ziffern einer Sonnenuhr gemalt, aber es fehlte der Zeiger. Über dem Chore stand, schon halb verwaschen, der Spruch: „Mensch, deine Heimat ist im Himmel." — An den Antrittsteinen des Einganges wuchs zwischen den Fugen grünes Moos hervor.

Weiterhin am finsteren Berghange standen etliche Häuser und Scheunen. In dieser Gegend gedachte die Kreuzschaar zu nächtigen; am nächsten Tage zur selben Stunde wollte sie schon an ihrem Ziele sein bei dem Kreuze des Erlösers.

Der Franziscaner hatte, als die ersten Wallfahrer auf der Straße sichtbar wurden, sofort das windschiefe Kirchenthor sperrangelweit aufgemacht, am dämmernden Altar das „ewige Licht" angezündet, den hölzernen und mit Eisen beschlagenen Opferstock an das Eingangsthor gerückt und angefangen, das Glöcklein zu läuten. Nach wenigen Minuten war die Kirche und der Platz vor derselben und die ganze Wiese bis hinab zur Straße voll von

da, der stellte sich im Scheine der Fackeln mit ausgebreiteten Armen zwischen die Streitenden und sagte: „Recht ist's, Gott soll uns verlassen, damit wir wissen, dass wir uns selber helfen müssen! Ich sage es euch: Wenn es so steht, werden wir von der Kreuzpartikel wenig Heil erleben. Ich weiß ein Kreuz, Tiroler, ein Kreuz, das uns rettet in unserer furchtbaren Noth. Es ist das Kreuz am Schwerte! Lasset doch jetzt das Streiten um die Wunder und verschwendet euere Kraft nicht auf beschwerlichen Kreuzwegen. Die Weiber sollen beten. Die Männer alle, alle müssen vor den Feind! Gott, Kaiser und Vaterland! Wir brauchen diese Worte nicht erst an der Kirche zum Heiligen Kreuz zu lesen, sie stehen mit Flammenschrift in unserem Herzblut!“

Die Worte waren auch so leidenschaftlich wild hervorgestoßen, kein Wunder, dass jetzt eine gar unheimliche Bewegung und Erregung entstand. Die einen murrten über den jungen Augustin, dass er so herb gegen den Franziscaner dreingefahren war. Die anderen verurtheilten den Steuereinzieher, welcher schier wie ein Freimaurer gesprochen hätte. Wieder andere meinten, jetzt sei es gerade am besten, Pilgerstab und Rosenkranz wegzuschmeißen und heimzugehen, alle Andacht sei ohnehin beim Teufel. Es erhob sich unter den Leuten ein Streiten und Schelten, ein Anspötteln und Zurückgreinen, und weil viele Müdlinge darunter waren und solche, denen das weite Umherziehen für gutes Geld nicht behagte, so gewann die Partei des Franziscaners an Ausdehnung. Sie musste sich darob manches Schimpfwort, bis hinauf zum „Heiden“ und zum „Judas“ an den Kopf werfen lassen, machte sich aber nichts daraus, sondern sagte: „Das litten sie geduldig des heiligen Glaubens willen.“ Bei solch unerbaulicher Gährung gieng in der Menge der Küster mit dem Klingelbeutel um. Die Franziscanerpartei gab den Gegnern zu trutz zwiefach; die Gegner wollten zeigen, dass sie sich der paar Groschen wegen nicht lumpen ließen und gaben auch zwiefach. Der Küster betete schmunzelnd in seinem frommen Herzen: Franziscus, Franziscus! Jetzt bist wohl einmal brav, Wunder wirken thust!

Viele packten zusammen und sagten, diese Predigten da beim heiligen Franziscus würden sie auch nicht sobald vergessen. Ein Theil der Wallfahrer kehrte auf dem kürzesten Weg heim, ein anderer Theil setzte am nächsten Morgen den Weg nach der Heiligen Kreuzkirche fort, und ein dritter Theil verrichtete seine Andacht beim heiligen Franciscus und seinem eifernden Pater, welcher zu Ehren der Gäste eine sehr lange Messe hielt, eine sehr rührsame Predigt sprach, sehr viel Segen gab und seinen Ort in das beste Licht zu stellen trachtete.

Dieser letzte Theil der gesprengten Wallfahrerschaar war auf dem Heimwege einstimmig der salbungsvollen Meinung: Ob wir kaiserlich sind oder königlich, das wird uns im Schlaf nicht kümmern, wenn wir nur in den Himmel kommen. Wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem halte auch die linke hin, und wenn dir der Baier dein Feld nimmt, so gib ihm auch dein Haus, und sei friedfertig, dass du ein Kind Gottes werdest. Und wenn dir der Welsche deinen Sohn fortführt, so schicke ihm auch dein Weib nach und du nimm das Kreuz.

Etliche der Männer waren aber doch, die der letzteren Sache wegen den Kopf schüttelten. Wenn sie schon — so sagte einer — das Kreuz auf sich nehmen müssten, so sei es in Gottesnamen das Hauskreuz; das Weib schickten sie den Welschen dieweilen nicht nach, es müsste denn sein, dass sie vor demselben davonliefen. — Also klang, wie das schon ähnlich zu gehen pflegt, das erbauliche Gespräch in Spott und Spass aus. Die Leute waren mit dieser Wallfahrt recht unzufrieden

In der letzten Nacht der Reise haben die drei Priester hier geruht, hier im Kloster des heiligen Franziscus, der an seinen Händen die heiligen Wundmale Christi hat. Aber sehet, liebe Christen, wie sie nächsten Tages hinauf sind gekommen zur neuen Kirche, haben sie die heilige Partikel nicht bei sich gehabt. In der größten Angst sind sie eilig umgekehrt, der Meinung, dass sie dieselbe hier vergessen haben könnten, und richtig, die Partikel ist in dem Tabernakel des Hochaltares in unserer Kirche gewesen. Dort haben sie solche feierlich gehoben und wohl mit Fleiß zur neuen Kirche hinaufgetragen. Jedoch, o Wunder über Wunder! am nächsten Morgen haben sie das Heiligthum dort wieder nicht gefunden, sondern es ist in unserer Franziscanerkirche gewesen, im Tabernakel. Also ist es dreimal geschehen. Und als sie sich davon wohl überzeugt hatten, dass die Partikel in der neuen prunkhaften Kirche nicht bleiben wolle, sondern unsere Kirche, diese Kirche, die hier steht, zu ihrem gebenedeiten Wohnsitz erkoren hatte, haben sie selbst ein Kreuz gemacht, in dasselbe ein Stücklein Holz aus Alpenzirm hineingelegt und es geheißen den Splitter aus dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi . . ."

„Schweigen sollst du!" rief jetzt eine kräftige Stimme aus der Menge. „Du lästerst Gott!"

Der Franziscaner schrie mit aller Kraft: „Das wahrhaftige Kreuzholz ist bei uns in der Franziscanerkirche!"

„Gott verzeihe es dir!" rief die Stimme in der Menge; die Leute wussten sich vor Staunen kaum zu fassen.

„Schweig, Laie! Das wahrhaftige Kreuzholz ist bei uns!" schrie der Mönch immer wieder.

Jetzt trat der junge Pater Augustin vor und, zum eifernden Franziscaner gewendet, sagte er in schwerem Ernste: „Kein Laie ist es, der von dir Rechenschaft fordert, sondern ein katholischer Priester, dessen Würde du entehrest. In geifender Eifersucht verleumdest du die Kirche zum Heiligen Kreuz und ihre Reliquie, deren Echtheit durch zahllose Wunder bewiesen ist."

„Wir wirken auch Wunder!" entgegnete der Mönch auf dem Klostersöller, „und gerade so gute Wunder als anderswo, und bessere Wunder! Wenn sie nur erst nicht vorübergehen an uns, die Wallfahrer, wenn sie nur zukehren bei uns und beten und ihre frommen Opfer bringen, wie sie es anderswo thun, dann werden sie schon sehen! Machet doch einmal die Augen auf, liebe Christen, und sehet, wie bettelhaft es bei uns hergeht: das Kloster zerfallen, die Brüder davon, die Kirche verlottert, und ich der einzige, der da sitzen bleiben muss, lebe von milden Gaben, die oft lumpig genug sind. Wie sollen da Wunder geschehen? Ja, sagen wird man euch was, und die heilige Partikel . . ."

„Führt ihn herab", befahl jetzt ein Domherr aus Brixen, „führt ihn schnell herab, er ist krank, er redet irre."

„Besoffen ist er!" riefen mehrere Stimmen und lachten.

Da sagte Augustin: „Er ist weder krank noch besoffen. Aus ihm spricht die Selbstsucht."

„Ist Gott nicht überall?" schrie der Franziscaner. „Also, warum soll er hier nicht sein? Just hier in der Kirche des heiligen Franziscus nicht? Warum soll er hier nicht Wunder wirken? Die Schuld ist nur an euch, wenn nichts geschieht. Der Glaube fehlt euch, Heiden seid ihr, wenn ihr wähnt, da oben allein wäre der Richtige, und dahier beim armen Franziscaner wäre er nicht!"

Nun sagte Augustin: „Wehe, wenn es mit der Religion so weit kommt, dass man die heiligsten Dinge zu Geschäftssachen macht! Dann hat Gott uns verlassen!"

Jetzt war auch der schwarze Kulber

Wald und dort aufschrie wie ein verwundeter Eber. Und wäre der letzte Mann von Tirol gefallen in der Schlacht, besser als dieses weltscheue Untertauchen in alles preisgebender Bigotterie. — Die Bangnis, der Kummer um das trotz so schwerer Opfer und großer Siege wieder verlorene Vaterland, die Enttäuschung, Entrüstung und Trostlosigkeit, all diese und andere Gefühle hatten in seinem Herzen eine Bitterkeit erzeugt, als wäre — wie er später selbst sich ausdrückte — die Galle von allen zornigen Menschen von ganz Tirol in seine Brust ergossen — und solche Bitterkeit kehrte sich plötzlich gegen sein eigenes Volk.

Bisher in diesem Kampfe hatte er die Priester als Herolde der Kaisertreue und Vaterlandsliebe und des Kampfesmuthes um Gotteswillen angesehen. Und jetzt hatte er eine Stimme gehört, dass man des Irdischen wegen keine Hand rühren solle, dass man thatlos und selbstlos unter den Füßen fremder Tyrannen dahinträumen müsse, nichts und gar nichts im Sinne, als die Ewigkeit. — Ein einziger Zelot, was läge daran! Aber Hunderte und Tausende trachten ihm jetzt nach, kampfesmüde und muthlos werfen sie die Flinte ins Korn, legen sich ins Stroh und beschönigen ihre Unlust und Feigheit mit der Absicht, ihre unsterbliche Seele für die Ewigkeit zu retten.

Wenn dieser Geist zu Worte kommt, dann ist alles verloren. Und er ist zu Worte gekommen. Trotz tapferen Gegenpartes wird er weite Kreise ziehen im Lande, und in diesem Kreise wird der Feind unausrottbar Wurzeln fassen.

Ähnliche Gedanken quälten Peters Gemüth und jagten ihn tiefer in die Waldungen und höher ins Gebirge. Er spürte keine Müdigkeit, er dachte an kein Wanderziel, weglos, aller Hindernisse trotzend schritt er zornig voran. Er gieng die ganze Nacht, er gieng am nächsten Morgen ununterbrochen über Höhen und Felswüsten dahin, solange die Sonne am Himmel stand. In einer verlassenen Hütte brach er auf Stroh zusammen. — — — — — — — — — — — —

Als der Mahrwirt wach wurde, wusste er weder, wie lange er geschlafen hatte, noch wo er sich befand. Erst besann er sich, dass er der Mahrwirt sei bei Brixen. Oder war er nicht vielmehr ein Krieger? Ein Bandenhäuptling? Gab es einst einen großen Aufstand gegen die Baiern? Und hatte er dabei nicht seinen Mann gestellt? Und war es nicht ein Sieg, dass die Baiern aus dem Lande flohen und Hofer, der Sandwirt, auf der Burg zu Innsbruck saß? — Aber wie war es denn weiter? Zu Recht den Baiern abgetreten? „Verflucht, nein, das ist nicht!“ schrie Peter und sprang ein paar Schritte in die Luft hinein. Man könnte ja wahnsinnig werden! — Wieso bin ich denn hier in dieser fremden, wüsten Gegend, die ich all mein Lebtag nicht gesehen habe? Bin ich geflohen? Vor den Baiern, ich? — O Gott, ja, ich bin geflohen, aber nicht vor den Feinden, sondern vor meinen Landsleuten. — Was soll's denn aber nun? Es ist der späte Herbst, alle Bergspitzen ringsum sind bedeckt mit Schnee. Heller Sonnentag, das freilich, aber der Reif hat allen Rasen versengt zwischen den Steinen. Reif liegt in allen Schatten; das Wässerlein dort ist schon eingewölbt von Eis. — Wie wird's dem Hofer ergehen und den anderen? — Gäbe was darum, wenn ich wüsste, in welchem Gebirge ich bin. Glaube ich doch, von allen Bergspitzen, die ringsum sind, hätte ich keinen noch gesehen. — Aus fernen Gräben schaut ein Wald herauf. Er ist blau vor lauter Ferne. Wo sind denn die breiten Thäler, dass man keines sieht, kein einziges? Dass es gar so todt sein kann in solchem Birg. Es kommt der Winter. Mein armes Weib, meine

und es hatte ein sonderbares Ansehen, als die vielen tausend in einer feierlichen Procession ausgezogenen Menschen in kleinen Gruppen und Rotten, zu Paar und Paar und zu Einzeln nach und nach zurückkehrten. Eine der Gruppen führte den armen Franziscaner mit sich — einem Krankenhause zu. — Dem Küster von Schnauders war unterwegs von einem übermüthigen Baiern die Fahne gestohlen worden, was der Arme sich so zu Herzen nahm, dass er tagelang sich in den Büschen der Eisackau umtrieb und nicht nach Hause kam.

Doch auch ein anderer kam nicht zurück. Als alle schon eingekehrt waren in ihre Häuser und Hütten, um in gewohnter Alltäglichkeit nun weiter zu leben unter einer Herrschaft, die sie seit vier Jahren gewohnt werden mussten, — war der Mahrwirt noch immer nicht da. Der mochte weit mehr verloren haben, als die Fahne. Bruder Augustin war mit den Pilgern, die ganz hinauf zum Heiligen Kreuz gegangen, zurückgekehrt und hatte den Schwager zu Hause zu finden gehofft; er war daher nicht weniger überrascht, wie Frau Rothburga, als eines vom anderen des Peter wegen Auskunft erwartete und nicht erhielt. — Wo konnte er geblieben sein? Am tollen Abende vor der Franziscanerkirche war er das letztemal gesehen worden. Seither wusste niemand von ihm. Der Kreuzwirt zu Brixen hatte eine tröstliche Muthmaßung. Dem Peter würde die Geschichte mit dem Eiferer zu dick geworden sein, er würde sich gedacht haben: Von dieser Seite kommt uns die Rettung nicht, würde noch zur nächtlichen Stunde aufgebrochen und nach Kärnten geeilt sein, um Österreicher zu suchen. Nach wenigen Tagen würde er mit einer großen, wohlgeordneten Armee anrücken und dann sollten die Baiern nur wieder einmal sehen, dass das Loch hinaus noch leichter zu finden, als herein. — Die baierischen Beamten, denen solche Äußerungen zu Ohren kamen, lachten darüber und meinten, der tirolische Löwe hätte Hasenfüße bekommen.

Eines Tages, als die Magd Hanai am Brunnen stand und wartete, bis der Kübel voll war und als in diesem Augenblicke die Mahrwirtin vorübergieng, redete sie diese an: „Du Frau! Was ist denn das in unserem Haus? Alle Mannerleut' gehen fort und keiner kommt zurück!“

Und Frau Rothburga gab zur Antwort: „Ich schau zum Beten, was ich nur kann. Immer einmal wird's mir frei zu viel, was alles auf mich niedergeht. Mir ist angst und bang.“

„Geh, Wirtin! Bist nit gescheit. Aber liebe Wirtin, schau!“ rief die Magd. „Sie kommen ja, wirst es schon sehen, alle drei kommen sie uns heim!“

„Alle drei, meinst?“

„Alle zwei, will ich sagen. Frau, der Große und der Kleine. Schauen wir nur recht zum Beten. Der Rosenkranz und die Mistgabel! Kannst dich darauf verlassen, wie auf ein Mannsbild.“

Dann gieng sie mit dem Wasserkübel in ihren Stall. — Unbesinnt bin ich gewesen, so redete die Hanai dort mit sich selber, angst und bang! O mein, ich glaube dir's, arme Wirtin, mir ist auch angst und bang. Aber dir muss ich's ausreden, du sollst mir in deinen jetzigen Umständen nit so viel Herzweh haben.

Du bist unser Aller Vertrau — verlass uns nicht!

Von Peter Mayr wissen wir schon, dass er kein leichtes Gemüth hatte auf der Wallfahrtsstraße gegen die Kirche zum Heiligen Kreuz. Als sich nun vor dem alten Franziscanerkloster der ärgerniserregende Auftritt ereignete, da hatte er genug. Ein so wilder Schmerz kam plötzlich in seine Seele, dass er hineinlief tief in den nächtigen

die Krippe, in welcher das Jesukind gelegen war. Der Mahrwirt sank auf die Knie und begann so inbrünstig zu beten, so selig zu schluchzen — dass der Mann, welcher jetzt in der Alpenhütte vor dem Schlafenden stand, nicht wusste, was da zu denken war.

Der Kulber! Der hatte den Mahrwirt lange gesucht, nun stand er vor ihm. Da in diesem öden Gebirge, unter diesem verwahrlosten Dache lag er, erschöpft und im Schlummer noch erregt von dem Unglücke, das über dem Lande lastete. Als der Kulber des Abends zuvor unten vom Joche aus durch den Regenschleier von der Hütte das Licht gesehen, hatte er seine Schritte heraufgewendet. Mit einem Freudenschrei wollte er den Mann wecken, besann sich aber und bei dem Scheine der verglühenden Herdglut blickte er still auf ihn hin. Aber dieses scharfe Hinblicken weckte den Mahrwirt auf. Plötzlich öffnete er die Augen, richtete sich empor und stieß im Schreck mit heiserer Stimme die Worte heraus: „Wer ist da? Wer ist da?"

„Mahrwirt!" sagte der Kulber in traulichem Tone, nach dessen Hand langend: „Ich bin's, der Kulber. Kennst du mich nicht?"

Peter erhob sich schweigend vom Lager, schaute zur halboffenen Thür hinaus in die Nacht, rieb sich die Stirne und trat dann zur Herdglut, um an derselben einen Leuchtspan anzublasen.

„Kulber", murmelte er endlich und rieb sich immer wieder die Stirne.

„Haben sie dich denn verfolgt?" fragte der Genannte, „dass man dich da heroben suchen muss?"

„Hättest auch ein anderesmal kommen können", antwortete Peter, indem er den brennenden Span in eine Wandspalte steckte. „Mein Lebtag — all mein Lebtag bin ich nie so glückselig gewesen, wie zu dieser Stunde, und du verdirbst mir alles."

„Du bist im Traum wahrscheinlich dabei gewesen, wie sie den Bonaparte auf die Spitze des Innsbrucker Rathhausthurmes aufhiengen. Bei dieser Belustigung möchte ich dich freilich nicht gerne gestört haben."

„Weißt, Kulber", sagte nun der Mahrwirt, „weil unsere kleine Wallfahrt so schlecht ausgefallen ist, so will ich jetzt eine große machen. Ich reise ins heilige Land. Ich will die Orte sehen, wo unser Heiland gelebt hat, wo er gelehrt und gelitten hat und in den Himmel aufgefahren ist."

„Für dich ist die Himmelfahrt aber noch zu früh."

„Ich muss meinen Glauben wieder auffrischen."

Der Kulber schaute so hin auf den Peter, wie einer, der nicht klug ist und dasselbe vom anderen vermeint.

„Ich kann mir nicht helfen", sagte der Mahrwirt, „es zieht mich auf einmal hin. So verzagt bin ich geworden. Diese Geschichte mit der Kreuzpartikel. Und man denkt an Anderes, denkt weiter und weiter .... Der Franziscaner hat mir ein Licht aufgesteckt. Du, Kulber, mir graut!"

„Wie dich solche Sachen nur so aufregen können!"

„Ja, Mensch! Nimmst denn du die Religion nicht ernst? Ich nehm' sie ernst, und so habe ich gerade genug bekommen. Ich sag' dir's, Kulber, ins heilige Land muss ich."

„Was willst denn dort?"

„Ich hab' dir's schon gesagt!"

Der Kulber lachte. „Nein, nein", sagte er dann, „ich lache nicht des Glaubens, sondern deiner Einfalt wegen, Mahrwirt! Du sagst, der Franziscaner. Ich sage dir: Das heilige Land thut mehr, als der Franziscaner. Wenn du deine kindlichen Vorstellungen aus der heiligen Schrift ganz und für alle Zeit zugrundrichten willst, so gibt es kein besseres Mittel dazu, als du gehst nach Bethlehem, nach Jerusalem. Dort wird dir alles zu nichte. Christi Spuren sind längst

armen Kinder unten in dieser falschen Welt. Wären sie hier oben! ich wollte ihnen den Raben schießen aus der Luft, Wurzeln graben aus dem Schnee, ich wollte sie ernähren im Winter. Nur, dass sie diesen Lügenhunden nicht unterthan wären, da unten! — Sollte das der Schlern sein, der dort so starr und finster aufsteigt aus weiten grünen Almen? O Landsmann, wenn ich dich lebendig machen könnte, dass du dieses fremde Unzücht zermalmst! — Und dort! dort! Welch ungeheuere Flächen! wie Silber und Elfenbein, leuchtet's nicht schier so? Sollte das alles Eis sein? Die Stubeier? Die Etschthalerferner? Welch eine Welt, von der sie da unten nichts wissen. Fernerland, ureigenes Land Tirol, dich erobert der Bonaparte nicht! Wir flüchten zu dir. Lieber im ewigen Eise sein, als im grünen Thal unter fremden, gewissenlosen Herren. —

So jagten sich im Haupte des weltflüchtigen Mannes die Gedanken. Und als er so dasaß und hinausblickte in das Alpenland, wie seinesgleichen nicht zu finden, da rannen dem Manne über die verwitterten Wangen zwei Thränen. . . . Dann ward ihm leichter. Er machte sich die Hütte zurecht, was einen Tag der Arbeit brachte. Am darauffolgenden Tage bereitete er sich aus dürrem Zirm Brennholz. Die in seinem Rucksacke mitgebrachte Nahrung schätzte er noch für mehrere Tage. Bis dahin würden sich andere Mittel finden, und wohl auch irgendwo ein Hochgebirgsmensch, den man hinabschicken könne, um Weib und Kind heraufzuholen.

Das Wetter war mild und lau, und eines Morgens hatte sich Nebel herniedergesenkt mit feinem, weichem Regen, als wäre hochsommerliche Zeit. Da hatte sich aller starre Reif gelöst und zwischen den moosgrünen stumpfkantigen Steinen sproßte junges Gras. Der Wahrwirt strich draußen zwischen den Felsblöcken und Wänden und Knieholzbeständen um, kam hier an einen Abgrund, wo er nicht weiter konnte, weil sich der Sturz in bodenlosem Nebel verlor, kam dort an steilaufspringende Wände, deren Zinnen ebenfalls von stillspinnendem Nebel verhüllt waren. Eine sich sachte niedersenkende Matte war, über die gieng er nicht hinab, denn dort war er heraufgekommen und er wusste, wohin sie führte. Wenn der frühe Abend kam, kehrte er in die Hütte zurück, zündete ein recht lebendig knisterndes Feuer an und hieng seinen Gedanken nach.

Nun ist aber ein Mensch, der sein bisheriges Leben als Wirt an belebter Straße verbracht, in einsamem Fürsichhindenken unbeholfen. Bei solchen Leuten wird der Gedanke erst ordentlich und brauchbar, wenn er für Zuhörer in Worte gesetzt werden kann. Ohne den Körper des Wortes sind ihre Gedanken gleichsam Gespenster, die sie oft selber schwer beunruhigen. Ein Mensch, der rührige Arbeit gewohnt ist, soll nicht grübeln.

Eines langen Abendes, während draußen der laue Regen rieselte, dachte Peter: Wenn ich nur meine Familie in Sicherheit hätte! Da wüsste ich schon: Ich machte eine Reise ins heilige Land. Dieser verschwefelte Franziscaner hat mir meinen Glauben höllisch in Fetzen gepredigt, ich muss ihn wieder ausflicken. Im heiligen Stall zu Bethlehem, beim Flusse Jordan, auf dem Berge Tabor und auf dem Berg Calvari möcht's wohl wieder besser werden — und habe auch gehört, dass man sich beim Grabe unseres Herrn die Erfüllung eines innigen Wunsches erbitten könnte. — Für mein Land Tirol wollte ich beten. . . .

Und in der darauffolgenden Nacht war seine Seele eine Pilgerin nach dem Morgenlande. Nicht die heidnischen Stätten der Griechen, der Römer, der Ägypter berührte er, wie es andere Reisende zu thun pflegen; auf blauen sonnigen Wässern fuhr er schnurgerade der Küste zu, hinter welcher der Libanon steht. Noch fand er im Stalle

„Morgen früh wollen wir davon reden. Leg' dich jetzt aufs Stroh."

Also der Mahrwirt, und weiter sagte er nichts mehr. Sie lagen nebeneinander auf dem morschen Schaub, jeder schwieg, keiner schlief. Als es ein wenig zu dämmern begann, stand der Kulber schon aufrecht und öffnete die Thür ins Freie. Es war ein reiner Morgen und im klaren Golde stieg der Tag auf über den fernen Hochzacken des Großvenedigers und des Großglockners.

„Mahrwirt, es ist Zeit!" rief der Kulber.

„Es ist Frieden", sagte Peter.

„Der Frieden ist erlogen."

„So geh hinab, Kulber. Ich will heute nocheinmal mit mir Rath halten. Bin ich entschlossen, so komme ich morgen nach."

„Deine Hand drauf, Kamerad!"

Der Mahrwirt gab ihm die Hand.

„Wir sind alle bereit, Peter Mayr, und warten nur auf dich."

— Kurze Zeit später war der Mahrwirt wieder allein auf der öden Alp.

(Fortsetzung folgt.)

Die verzagten Liebesleut.

Ein Bildchen aus dem Volke von Josef Friedrich Lentner.

Wir feinen Leute in den Städten, wir mit unseren geistreich zurecht gedrechselten Gefühlen und unseren einstudierten rücksichtsvollen Zartheiten, wir sind der Meinung, die Menschenkinder, die, wie man in Süddeutschland sagt, „am Bauern draußen" aufwachsen, hätten keinen Begriff von den ausgesuchten Verschämtheiten und der sinnigen Zurückhaltung, mit denen sich eine gebildete Liebe quält. Bei diesen etwas ungeleckten Kindern der Natur, glauben wir, werden solche Dinge, als da sind Liebe und Liebesbünde, Werbung und Heirat, so geradezu und ohne größere Rührung abgethan, als Essen und Trinken, als ein Rosshandel oder ein Kartenspiel. —

Manchmal, ja ziemlich oft, mag es bei solcher Art sein Bewenden haben, und was das Herz angeht und seine Regungen, wird wohl hintangesetzt; indessen glaub' ich, haben wir Stadtleute in dieser Beziehung nicht viel voraus vor den wenig sentimentalen Bauern. — Wer aber mit etwas weniger Vorurtheil dem Wesen im Dorf und Berghof zusieht, der mag da Dinge finden, wie sie nicht zu oft zwischen Seidengardinen und auf Parquetböden vorkommen, Dinge, die so ganz mit dem zartesten Gefühlsleben zusammenhängen. Warum sollte da, wo Blumen und Kräuter gedeihen, die kein Treibhaus zur Blüte bringen kann, nicht auch das Herz wunderseltene, süßduftige Blüten treiben?

Das Passeierthal in Tirol, dasselbe, wo das Wirtshaus „am Sand" steht, ist rauh und unschön genug, eine grobe Gegend möcht' ich sagen; dennoch weiß ich eine Geschichte von zwei Passeier Liebesleuten, die sich in der zartesten Gegend der Welt, unter den Linden in Berlin, oder da herum irgendwo, nicht sinniger ereignen könnte.

Der Tonl und die Trine hatten sich lieb; aber jedes hatte das an-

verwischt, aber nicht so sehr von den Ungläubigen, als vielmehr von dem heidnischen Wesen der Secten. Dort ist zu sehen, wie viele Völker und Bekennerschaften sich anfeinden, begaunern und balgen um die heiligen Stätten, Schacher treiben mit der Höhle zu Bethlehem, mit dem Grabstein zu Jerusalem. Schlaue Juden, verschmitzte Armenier, faule Araber, alles voller Schmutz und Selbstsucht und Weihelosigkeit, und alles anders, ganz und gar anders, als es in der Bibel steht; alles kahl, öde nüchtern, ein dürrer, staubiger Werktag — ja, so ist es. Ich hörte es vor kurzem erst von einem Brixner Kapuziner, der dort gewesen. Peter, geh nur hin, bettelarm in der Seele kommst du zurück."

Der Mahrwirt faltete die Hände: „Kulber, du bist schlecht. Weißt du es schon für so sicher, so rede mir die Reise anderswie aus, aber sage nur nicht alles, als ob ich schon dort gewesen wäre! Brauchst schon du für dich kein Christenthum, so solltest dir denken, vielleicht braucht's ein anderer. Warum das Tröstliche so grausam zerstören — das ist ein Teufelsgeschäft, dass du's nur weißt!"

„Mahrwirt", sagte hierauf der Kulber, „sei wieder der vernünftige Mensch, der du warst, und höre mir zu: Dass ich für nichts und wieder nichts dich tagelang gesucht habe und da heraufgestiegen bin, das wirst du wohl kaum glauben. Vielleicht ist's sogar was Christliches, das mich zu dir führt. Besseres, als Wallfahrten und Träumen und Nichtsthun. Unser Glauben heißt: Für Gott, Kaiser und Vaterland; auch du hast bisher zu dem gehalten, auch du hast bei der Klause dein Blut dafür ausgespielt, auch du hast Theil an dem beispiellosen Siege, den wir angefangen. Und du willst deinem Herrgott, deinem Vaterlande, deinem Volke jetzt auf einmal treulos werden? Fahnenflüchtig werden, ehe der heiße Streit zu Ende ist? Peter!" Er packte ihn am Arm. „Du musst mit mir. Alles unten, die Brixner, die Grödner, die Pusterthaler, die Sterzinger, alles verlangt nach dir, du musst der Führer sein!"

Peter machte mit der flachen Hand einen leichten Schlag in die Luft: „Lass das gut sein. Es ist ja alles aus."

„Aus? Was sagst du? Aus? O Freund, jetzt hebt's erst an. Das sage nicht ich allein, das sagen heute alle. Der Hofer kommt wieder. Letztlich hätten sie ihn zwar schon fast in den Klauen gehabt, die Vermaledeiten, auf der Dürnhöh' war's. Verrathen ist er worden!"

„Der Sandwirt! den zeigt kein Tiroler an."

„Ein Hirtenjunge soll ihn gerettet haben. Er kommt wieder! Und der Speckbacher und der Mahrwirt kommt auch! Ja, ja, Peter du kommst auch. Ich bin geschickt um dich, ich gehe nicht hinab ohne dich, du bist unser aller Vertrau', verlass uns nicht! — Nein, nein, Kamerad, ich lass deine Hand nimmer aus, bis du mir dein Wort gegeben hast."

„Hunger wirst haben", sagte Peter, auf Brotreste deutend, „nimm halt fürlieb."

„Ich lass deine Hand nicht aus, Mahrwirt, bis du mir's versprochen hast."

„Kulber, jetzt nicht. Wir wollen einmal darüber schlafen."

„Noch einmal schlafen? Wie lange willst denn noch schlafen? Wo das ganze Innland voller feindlicher Soldaten ist. Der Löw Befer will schon über den Brenner."

„Der Löw Befer? Ist das der französische Marschall, der gesagt hat, mit den geknebelten Tirolern müssten die Straßen gepflastert werden für die französische Reiterei?"

„Ja, mein Mensch, das ist derselbe. Die vom Inn hat er schon geknebelt, jetzt will er's mit denen vom Eisack und von der Etsch versuchen."

ich ihn dir g'schaff?" — „Geh', thu' nit so tottelt*). — G'wiss und wahrhaftig, mir ist der Tonl so viel, wie ein anderer."

Nach diesem unverfänglichen Gespräche lief Katharina der Agathe davon und gieng ihr fünf Tage lang aus dem Wege. In Sanct Martin bleiben musste sie aber dennoch und konnte also der Barmherzigen nicht entkommen. Diese brachte mit großer Feinheit nach einer Weile dieselben Fragen zum Vorschein; aber auch diesmal und noch dreimal verleugnete Katharina ihres Herzens Herrn und Meister, und gieng dann hinaus und sagte für sich: „Der Tonl soll mich gern haben? der Tonl ist so viel fein, und schön, und gut, und reich, und wieder fein und schön und immer so fort; das ist nicht möglich, ich bin's ja nicht wert." — Und standhaft leugnete sie ihre Liebe ab; die Barmherzige aber ward endlich erzürnt, die alte Schürzenfeindschaft kehrte wieder, und Tonl und Trine kamen nicht zusammen.

Nun machte sich die unermüdliche Ehestifterin an den schüchternen Liebhaber und verfolgte ihn mit allerlei Stichreden und schlauen Fragen, wie auch mit eindringlichen Klagen, dass sie die weltlichen Sorgen für ihn hinderten am geistlichen Berufe, ihn bittend, durch eine Heirat sie zu erlösen. Der Tonl hingegen antwortete immer nur: „Kannst schon gehen, Agath; ich muss mir halt eine Häuserin**) nehmen." — Darauf meinte die Agathe: „Wie, Tonl, du, ein lediger Mensch und eine Häuserin? — das wär wohl kein Zeug." — „Sorg' dich nicht, ich such mir schon eine mehr alte."***) — „Ach, mein Tonl, 's wär wohl g'scheiter, du thätst ein Ernst machen mit dem Madel." — „Mit welchem?" — „No — mit der Trine."

Bei den Worten wandte sich jederzeit der Bruder links um, gieng und warf die Thür ins Schloss. Draußen blieb er dann stehen und sagte: „Ich soll die Trinl nehmen? das feine, das liebe, das fromme Mädl? die möcht mich wohl nicht. Ich verdiente sie auch gar nicht." — Und so scheiterte auch dieser feine Plan der Barmherzigen, und die Verzagten blieben verzagt.

Über eine Weile meinte die Gute, es mit der Eifersucht durchzusetzen. Ein paar Buben mussten sich an die Trine machen, ein sauberes Basl von Pfelders kam auf Besuch ins Haus. Die beiden Leutchen zergrämten sich nun, wie sich's gehört, aber ein jedes für sich allein. Von Vorwürfen und Erklärungen war keine Rede. Der Tonl fluchte für sich in Stall und Wald, oder saß stumm hinterm Ofen; die Trine weinte im Küchenwinkel oder in der Kirche; aber sie fluchten und weinten nicht lange. Katharina hieß die bestellten Werber des Weges gehen, und sie giengen. Tonl sah das schöne Bäslein nicht mit einem halben Blicke an, und sie zog unverrichteter Dinge von dannen. — Auch dieses Mittel wollte nicht anschlagen. — „Nein, was der Tonl verzagt ist", meinte Agathe, „'s ist eine Schand für ein Manderleut."

Etwas später kam der Tonl zum Herrn Pfarrer, ihm zu bezahlen für seiner Eltern Jahrtag. Der Hochwürdige war recht freundlich und redselig, fasste den jungen Mann am Hosenträger, zupfte ein weniges an seiner eigenen Nase und begann: „Hm, sagt mir einmal, Tonl, wie alt sind wir denn?" — „Auf Galli neunundzwanzig Jahr, Hochwürden Herr Pfarrer!" — „Ei, da wär's wohl Zeit, dass wir an eine Heirat dächten." — „Hm, ich kann's erwarten." — „'s taugt nicht recht, Tonl! Wir soll'n nicht allein bleiben, hat der Gottvater zum Adam g'sagt." — „Ja, wird schon sein." — „Wie wär's — was meint ihr? — wenn wir die Trine nähmen? — 's Höflerseppel Trine,

---

*) Einfältig.
**) Wirtschafterin.
***) Sehr bejahrte.

dere lieb für sich allein. Keines wusste es vom anderen. Sie liebten sich und thaten dennoch alles, um es vor einander geheim zu halten. — Es gab kein Hindernis, wegen dessen sie ihr Gefühl hätten zurückhalten oder unterdrücken müssen. Beide konnten frei schalten über ihr Herz und ihre Hand. Der Tonl regierte als ein junger, tüchtiger Bauer in dem Haus, das er von seinen Eltern ererbt hatte. Die Geschwisterte waren versorgt, die jüngste Schwester wollte eine „Barmherzige" werden und wartete mit Ungeduld auf die Zeit, wo der Bruder heiraten würde, damit sie die Wirtschafterei, des unliebsamen Marthadienstes, enthoben werde und ganz Maria sein könne im Klosterparadiese. — Die Trine war zwar nur Magd bei einem Nachbar, aber braver Leute Kind und auch nicht ganz arm. Etliche Gulden Heiratsgut hatte ihr der geistliche Herr Vetter, der Beneficiat, längst verheißen.

Warum sollten sich die Leute nicht haben können? Warum redeten sie nicht frischweg miteinander, wie's ihnen ums Herz war? — Gerade, weil es ihnen so seltsam, so unerklärlich zu Muthe war, so schwiegen sie still. Nur wenn sie ganz allein waren, auf einem Bergmad, oder zu Nacht beim Schlafengehen in der Kammer, da wagten sie es, sich zu gestehen: „Ach, wie hab ich den Tonl so gern!" oder: „O, die Trinel, die hab ich wohl so viel lieb!" — Aber wohl nur der Tonl getraute sich, solche Worte halblaut auszusprechen; das Mädchen hielt sich die Ohren zu oder die Hände vor die Augen, damit sie es nicht höre oder sehe, wenn sie für sich allein dergleichen dachte. —

Sie hüteten sich wohl, auch nur in der entferntesten Weise zu verrathen, was in ihnen vorgieng; sie vermieden, sich zu sehen, das heißt, sie suchten sich da auf, wo jedes meinte, vom anderen unbemerkt zu bleiben. Sie grüßen sich nie, oder nur nothdürftig, sahen sich aber Viertelstunden lang nach, wenn sie am selben Wege sich begegneten. Keines nannte je des anderen Namen, aber wenn ein Dritter ihn aussprach, da erbebten ihre Herzen, und sie lauschten auf jedes Wörtlein, das von ihnen geredet wurde, als vernähmen sie Engelsbotschaften, geradewegs vom Himmel gekommen. — So trieben sie's lange, mehr als ein Jahr, und nicht sie untereinander, noch eine fremde Menschenseele merkten etwas von der Liebe. Weil sie sich aber mühten, es immer noch heimlicher zu haben, so kam es, ich weiß nicht wie, dass endlich doch die Leute es erfuhren.

Es gab gute Seelen genug, die sich der armen Verliebten und Verzagten annahmen und sie zusammenbringen wollten. Da war eine der eifrigsten des Tonls Schwester, Agath, die zukünftige Barmherzige. Sie hatte zwar bisher die Trine nicht gerne leiden mögen; die Trine war vielleicht schöner und hatte ein wohlfeileres Fürtuch*) und farbhaltigere Strümpfe; indessen, die Barmherzige entsagte allem Groll und belobte das billige, blaue Fürtuch am Kirchgang, und fragte, wo sie die Strümpfe gekauft habe. Des Abends hielt sie überlange Gespräche mit der Trine am Brunnen und holte sie Sonntags zum Stationsbeten ab. In wenigen Wochen waren die beiden die besten Freundinnen, und wieder in einigen Wochen sagte Agath zu Trinel: „Du, gelt, du sieh'st 'n Tonl gern?"

„Ich? — Jetzt geh!" antwortete jene, um vieles röther, als die gehassten und später belobten Strümpfe. — „Ja, leugn' es nicht. Ich hab's lang schon gemerkt, du hast den Bruder heimlich gern." — „Red' nicht so, Agath! 's hat dir nur geträumt." — „Was willst's leugnen? du kannst'n ja haben. Er hat dich wohl auch gern. Gibst mir drei neue Grosch'n, wenn

*) Schürze.

Verrath.

Novelle von Richard Graf Bermage.

(Schluss.)

26. August.

Endlich kann ich schreiben, drei Tage lang versagte mir die Hand den Dienst. Dass ich nicht hingestürzt bin, wie ein gefällter Baum, der reif ist, für die Axt — ich begreife es nicht. Alles will ich niederschreiben, damit ich bis an mein Ende, so oft es mir beliebt, mich an meinem Elende weiden kann. Damit ich es immer vor Augen habe, wenn Gewissenszweifel oder feige Lebenslust mich beschleichen wollen. Also es ist klar und wahr wie die Sonne, mein alter Peter, der jetzt auf Urlaub entlassen wurde, eine ehrliche Haut, die nicht ahnt, wie es mich trifft, hat sie gesehen. Peter hat sie gesehen, wie sie an seiner Seite, in einem prächtigen Gespann durchs Lager fuhr. Alles grüßte — sie dankte — man nannte sie — seine Braut! Gott, Du gabst dazu einen herrlichen, sonnigen Tag, und sandtest keinen Deiner wolthätigen Blitze, die beiden zu treffen – und mich dazu.

Es ist der großen Menge angeboren, dass sie jene, die dem Naturgesetze der Selbsterhaltung nicht folgen wollen, einfach für Narren erklärt. Und so will denn auch ich ein solcher Narr heißen, denn ich will nicht leben, um den Preis, mein Denken und Erinnern aufzugeben, auf mein Sehnen und Hoffen in diesem Leben zu verzichten. Ich will leben — wie kräftig klingt das — wenn hinter diesem Worte nur mehr Wahrheit steckte! Was hängt dabei von unserm Wollen ab? Unsere Freiwilligkeit hat enge Grenzen, die unser geistiges oder körperliches Befinden uns gesteckt haben. Wer darf es dem Fieberkranken anrechnen, wenn er sich zum Fenster hinausgestürzt hat? Wer darf über denjenigen hart urtheilen, der einmal den Ehrentitel eines Narren verdient hat, unter dieser blut- und nervenlosen Welt von klugen Leuten?

29. August.

Peter meint, er könnte mich auf Umwegen durchs Gebirge zu den Unsern bringen. So ist es besser, da kann mein elendes Leben noch zu etwas frommen, obschon nicht viel Zeit dazu ist. Immerhin besser, es ruht eine fremde Hand auf dem Drücker, wenn dieses nutzlose Licht ausgeblasen wird! Ihr zuliebe habe ich unsere Sache verlassen — recht so — der Himmel straft mich mit den eigenen Sünden. Jetzt, da mein Arm nicht mehr gebraucht wird, bleibt nur als bester Ausweg, dieses unerträgliche Leben zu enden, der letzte vergebliche Kampf für unsere verlorene Sache.

2. September.

Gestern im Hauptquartier angekommen, gelang es mir schon heute, sie zu sehen. Welch ein Wiedersehen! Sie ertrug

die beim Bachsteiner Dirn ist.“ — „Ja, nehmt sie's euch, wenn ihr dürft's, Hochwürden Herr Pfarrer“, lachte der Tonl und ließ den guten Werber stehen. Agathe hatte sich an dem in weltlichen Dingen höchst unkundigen Benedictiner einen zweckwidrigen Bundesgenossen gewählt.

Auch diese Kriegslist verfehlte ihre Wirkung. — Wieder ein Jahr gieng vorüber und die beiden liebten sich noch immer und immer mehr, aber sie blieben verzagt, man mochte noch so bereit sein, ihnen Muth zu machen. Wenn man sie zusammen bringen wollte, da liefen sie auseinander; wenn man sie allein ließ, suchten sie andere Leute auf. Es hatte alles Ansehen, als sollte die Agathe niemals eine Barmherzige werden, und sie äußerte sich gegen den unglücklichen Helfershelfer, den Pater Pfarrer: „Ich sag' euch, Hochwürden, wenn heut unser Herr das Paradies aufrichten wollte und machte den Tonl und die Trine zu Adam und Eva, die zwei kämen ihr Lebtag nicht zusammen, und die Welt blieb leer bis zum jüngsten Tag.“

Über diesen tiefsinnigen Betrachtungen der Barmherzigen war es abermals Herbst geworden, die Zeit, wo man den Alberbäumen*) das Laub abstreift zu Futter und Streu. — Der Tonl hatte in Meran ein Geschäft abzuthun gehabt und war eines sonnigen Nachmittags auf dem Heimweg. Bei sich selber sinnierte er über die Worte, die der alte lachlustige Advocat in der Stadt, mit dem irgend eine Rechnerei zu ordnen gewesen, zu ihm gesprochen hatte: „Wie haben wir's denn, Reister-Tonl? Ich möcht gern ein paar Zwanziger verdienen an eurem Heiratsbrief.“

Tonl dachte an diese Worte, an das Lachen und Tabakschnupfen des Doctors, und auf einmal ward ihm recht traurig zu Muthe. Wahrhaftig, in diesem Augenblicke hätte er dem grauen Rechtsverdreher gern ein paar Thaler zu verdienen gegeben für einen Heiratsbrief, in dem als Braut die Trine figuriert hätte. — Doch gleich erschrak er über die Verwegenheit seiner Wünsche, schämte sich vor sich selbst und gieng recht verzagt mit gesenktem Haupte, gerade nur auf den Boden sehend, seines Weges.

Auf einmal krachte und rauschte etwas über diesem seinen gebeugten Kopfe; er sah auf, und aus dem Gezweige eines Alberbaumes fiel eine Gestalt, ein Mensch. — Er breitete die Arme aus, und fieng den Fallenden. — Es war aber eine Fallende, eine Sie, kein Er. Sie kam ihm recht ordentlich ans Herz zu liegen, die Arme verfiengen sich an seinem Halse. Er musste sie auch recht fest fassen, sonst hätte die seltsame Baumfrucht ihn zu Boden gerissen. Der Schreck schien die Maid und den Retter ziemlich zu verwirren. — Endlich sahen sie sich gegenseitig ins Gesicht, sie erkannten sich, wollten sich nennen und sogleich von einander losreißen; aber sie konnten nicht mehr, ihre Blicke hatten sich festgenagelt in ihren Herzen. Fester umfassten sie sich, schlossen überselig die Augen und küssten sich. — „Trinl!“ — „Tonl!“ stammelten sie endlich.

Eine Stunde darauf giengen der Tonl und die Trinl hart neben einander, eifrigst redend und sich höchst zärtlich unverwandt in die Augen blickend, durch das Dorf Sanct Martin in Passeier, zu unbeschreiblichem Erstaunen der gesammten Bevölkerung. — In sechs Wochen machten sie Hochzeit. — Den Verzagten half — der Zufall. Die Maid war auf der Pappel beschäftigt gewesen, das Laub abzustreifen, und da war zum — Glücke der Ast gebrochen. „Tonl!“ sagte die verschämte Braut, „ich hätt' dir mein Lebtag nichts gesagt, wie ich dich gern hab.“ — „Und ich gewiss auch nicht!“ antwortete der Bräutigam; „aber mein Lebtag lang hätt' ich dich gern gehabt. — Weißt wohl, ich war soviel verzagt.“

*) Schwarzpappel.

geschehen, da er ihr durch Aradi gewiss genannt worden war, dass sie, der er alles zutraute, den Namen seines Freundes vielleicht gleichgiltig erwähnte. Musste er dann nicht fürchten, sich nicht weiter bemeistern zu können, ihr seinen ganzen Hass zu zeigen? — Denn Hass, ja, Hass war es, was er für sie zu empfinden meinte.

Keinesfalls wollte er ihre Schwelle betreten, überall wollte er ihr ausweichen, und den Auftrag des Freundes zu überbringen, schien ihm, je länger er darüber nachdachte, gänzlich unmöglich. Walter war eine jener warmen Naturen, voll in der Freundschaft, aber auch voll in der Abneigung, ohne Schwanken und Rückhalt in beidem. In seiner Absage an den Grafen bat er, das Heft noch eine Zeit behalten zu dürfen, indem er sich vorbehielt, es selbst zu überbringen und selbst nach Altenhof zu kommen, wenn die Gäste das Haus verlassen haben würden, denn er wollte für die nächste Zeit unsichtbar werden und nur der Erinnerung leben. Dass hiebei auch die Krise, welche er selber durchmachte, ihren Antheil hatte, dass er die schmerzliche Metamorphose, welche Clara in seiner Vorstellung erlebte, selbst schwer überstand, wollte er sich kaum gestehen.

So vergingen Wochen, und Walter musste daran denken, das Tagebuch an Benken zurückzustellen.

Er trennte sich schwer davon, er durchflog es zuletzt nochmals, und es fiel ihm der Name Peters auf und dabei auch jene erste Begegnung ein.

Seitdem hatte er für die Warnung des Jägers nur allzuviel Belege; dennoch drängte es ihn, den alten Diener seines Freundes zu sprechen. Von lieben Menschen, die wir verloren haben, suchen wir nach allem, was sie hinterlassen, so auch nach dem Andenken, so zu sagen nach dem Bilde, welches von ihnen in der Seele eines Dritten hinterblieb.

Auf dem Wege nach Altenhof lag das Haus des Jägers. Walter kehrte dort ein, und anknüpfend an die neuliche Bemerkung desselben, ließ er sich von ihm alles wieder erzählen, was jener von Aradis' Ende wusste. Als sie zu der Stelle kamen, wo Peter als Führer ins Lager der Aufständigen gedient hatte, sagte er:

„Damals galt es meinen Kopf, denn ich diente im kaiserlichen Heere und wusste die Parole, durch die es möglich war, die Vorposten zu passieren. Wir kamen auch glücklich durchs Lager und hatten auf dem Wege genug Anlass zu sehen, dass die Aufständischen verloren waren, denn sie befanden sich in einer Mausfalle, von drei Seiten eingeschlossen. Es deckte ihnen den Rücken allerdings eine schroffe Felswand, doch war hiedurch auch jeder Rückzug versperrt. Hier hieß es also sich durchschlagen oder bis zum letzten Mann aushalten, wenn man sich nicht ergeben wollte."

„Wie konnten Sie aber", fragte Walter, „Ihrem Herrn als Wegweiser dienen in so hoffnungsloser Lage?"

„Da gab's keine Wahl", erwiderte Peter, „hätte ich ihn nicht ins Lager seiner Leute gebracht, so hätte er doch die nächste Sonne nicht aufgehen gesehen, denn als ich zu ihm ins Zimmer trat, ehe er mich noch ansprach, sah ich seine geladenen Pistolen auf dem Tische liegen. Er sagte mir, dass er die Niederlage seiner Landsleute nicht überleben wolle, oder zu ihnen ins Lager gelangen möchte, und dass ich ihm dazu verhelfen solle. Nun wusste ich wohl, wie es um ihn stand und was ihn in den Tod trieb, doch ließ ich mir davon nichts merken. Als er sprach, sah er mich so eigen an, mit einem Gesicht, wie ich es bei unseren Soldaten gesehen habe, wenn sie auf verlorene Posten gestellt waren und mit dem Leben abgeschlossen hatten; daher ich gleich nachgab und als Führer mich anbot. Ja, ich sah es wohl, es stand damals schlimm um ihn, und meinem guten

meinen Blick nicht. Ahnungslos stand ich plötzlich in der Menge vor ihr, als sie an seinem Arm einherschritt. Ja, sie sind Brautleute. Möge es ihr Gott vergeben, dass sie ein Leben zerstört, einer Seele den Glauben geraubt hat. Sie weiß nicht, wie schwer sie mich getroffen. Ich grüßte sie, und sie wurde blass wie eine Leiche. Die Schwester des Generals musste sie stützen und aus der Menge geleiten. Das war der letzte stumme Gruß, das letzte Erbleichen zwischen ihr und mir. Ob sie es gefühlt hat, dass es auf Nimmerwiedersehen war? — Ich will diese Blätter vernichten, es sei alles versenkt und vertilgt, bis auf den bohrenden Schmerz der Erinnerung der dauern wird so lange dieses gequälte Hirn zu denken vermag.

Mutter, du theure, die ich oft gekränkt habe mit meinem wunderlichen Treiben, verzeih' mir alles — auch dass Deine liebe Hand nicht mehr auf diesem Haupte segnend ruhen wird, dass ich nicht Abschied von dir genommen. Du hast mir gedankt, es ist noch nicht lange her — dass ich dem wilden Kampfe fern geblieben bin, der nun alle die Deinen verschlingen wird. Sieh, nun fällt auch deine letzte Hoffnung, dein doppelt treuloser Sohn. Erst verließ ich unsere Sache, und nun betrüge auch ich dich, die mich gerettet glaubt.

Leb wohl, Mutter, zürne nicht, vergib mir — und auch ihr, wie ich es thue. Wenn ich sie so vor mir sehe, wie sie war — ach, ich kann es nimmer glauben, dass sie mir gelogen hat. Vielleicht waltet hier ein furchtbares Geheimnis? — O, dass dieser böse Zweifel mich quälen muss bis ans Ende! — Was nützt es, danach zu forschen, ich kann ja doch nicht leben, weil ich sie verloren habe.

Und du, theurer Freund in unbekannter Ferne, mit dem ich herrliche Tage verlebte, gedenke mein! Du ahnst es nicht, wohin der Sturm das welke Blatt meines Lebens getragen hat. Als wir in der Steppe zusammen, in einem Zelte hausten, hatten wir junges Frühlingshoffen in unserer Brust; jetzt ist mein Herz eine Steppe und verzehrt sich selbst in dieser grünenden Welt. Könnte ich dir jetzt die Hand drücken und sagen: Geh hin zu ihr, wenn ich nicht mehr bin, und sage ihr, ich hab' ihr vergeben.

— — — — — — — —

Das Heft war zu Ende, aber Walter hielt es noch lange in der Hand: diese war ihm herabgesunken und tief bewegt sah er ins Leere.

Eine Thräne, die er dem abgeschiedenen Freunde nachsandte, stahl sich ihm über die Wange. Er war im Geiste bei ihm, er sprach mit ihm und hörte seine Stimme, und sein Vermächtnis klang ihm wie ein Gebet: Geh' hin und bringe ihr die Vergebung — und doch sträubte sich sein Innerstes dagegen, denn er kannte dieses hingemordete Herz.

Walter schien es in diesem Augenblicke ganz klar, dass Clara mit dem Verblichenen ihr Spiel getrieben; dass sie, weil selbst keiner tiefern Empfindung fähig, nicht geahnt habe, was sie that, doch war das kein Entlastungsgrund; Walter empfand für sie nicht die leiseste milde Regung; darum verstand er auch den Edelmuth seines Freundes nicht, denn nur die Liebe denkt nicht Arges und vergibt alles.

Walter suchte sich los zu machen von seinem Auftrage, ja er schrieb sogleich an den Grafen, dass er davon abstehe, mit seiner Gesellschaft nach Arnfels zu kommen.

Clara Arnfels, dieses verhängnisvolle Wesen schien ihm jetzt verachtenswert; er schämte sich des Zaubers, den sie auf ihn geübt hatte, auch glaubte er zu fühlen, dass er ihr jetzt ganz kühl entgegen treten konnte, doch wollte er es nicht, weil er überhaupt ihr nicht begegnen mochte, denn er hätte ihr seine innere Erregung, ja seine Geringschätzung nicht verbergen können. Wie leicht konnte es auch

war das nicht förmlich eine Anspielung auf seinen verstorbenen Freund? Gehörte nicht hiezu überlegte Grausamkeit oder bodenloser Leichtsinn?

Er erfuhr durch Benken, dass Clara seit dem Tode des Generals bei ihrem Schwager, dem jüngern Arnfels und dessen Frau häufig zu Gaste lebe, und sogar an den dort nicht seltenen Festlichkeiten theilnehme. Also auch hierin war sie sich consequent geblieben, sie trug noch heute die Farben, zu denen sie damals so überraschend übergetreten war.

Sie war also ganz und gar in das Lager der Feinde ihres Vaters, und Aradis' übergegangen. So sah Walter wieder bestätigt, was der Peter behauptet hatte, dass hier kein Zwang, kein Irrthum seiner Zeit gewaltet haben könne, und dass nur die unendliche Liebe seines Freundes zu Clara nach eingebildeten Erklärungsgründen für ihre Treulosigkeit geforscht haben mochte.

Lange waren sie in dieses Gespräch vertieft gesessen. Walter hatte sogar vergessen, dass er sein Pferd, auf dem er gekommen, vor dem Hause habe halten lassen; da rollte ein Wagen vor das Hausthor, und Benken, der an das Fenster trat, erkannte sogleich Gräfin Clara, die ohne alle Begleitung angekommen war.

Walter schnellte empor und griff nach dem Hute; er wollte ungesehen entweichen, und sich durchaus nicht halten lassen durch die Vorstellungen des Grafen, der ihm zu bedenken gab, dass dies einer feigen Flucht gleichkomme, da die Gräfin ja sein Pferd vor dem Thore gesehen habe, und dass er zwar trachten dürfe, ihr nicht zu begegnen, dass er aber auch wünschen müsse, dass sie den richtigen Erklärungsgrund dafür erhalte, der ihr jetzt zu fehlen scheine. Diese Einwendungen änderten den Vorsatz Walters nicht; er gieng, aber es gelang ihm nicht, sich unbemerkt zu entfernen, denn als er eben auf den Flur heraustrat, kam sie die Treppe herauf, und er musste, wollte er sich nicht an ihr vorbeidrängen, sie oben erwarten. So schritt sie denn an ihm vorüber, während er grüßte. Auch diesmal vermochte er nicht, sein Auge von ihr zu wenden, und sie sah ihn mit einer Miene an, in der er nichts von all den bösen Dingen zu finden vermochte, die nach seiner Ansicht das Gemüth dieser Frau erfüllen mussten. Da war weder Gefallsucht noch Härte zu sehen, noch jene alles überdeckende freundliche Maske, welche man in der großen Welt aufsteckt.

Wie weit von allem dem war der Ausdruck dieser Züge! Fast wie verständnisinnige Trauer kam es ihm vor, so, als wollte sie sagen: ich weiß, warum du mich fliehst, und das thut mir weh. —

Er schüttelte sogleich diese weichliche Regung ab und schalt sich selbst wegen seiner Grillen; rasch gieng er im Geiste das ganze Register der Beschuldigungen durch, die gegen dieses eigenthümliche Wesen sprachen; er sagte sich, dass keiner von den beiden Menschen, die mehr über sie wussten, für sie gesprochen; sie stand allein, allen Anschuldigungen gegenüber. Was konnte also ihre Persönlichkeit, die Hoheit und Würde ihrer Erscheinung gegen unzweifelhafte Thatsachen?

Walter war mit sich wieder im Kampfe, denn Aradis letzte Worte: „Mutter, vergib ihr, wie ich ihr vergebe", klangen ihm im Ohre. Er schwankte wieder zwischen Zweifel und Anklage, so dass er sich schließlich innerlich recht zerrissen und unglücklich fühlte; denn er konnte eben nicht halb sein und zu keiner Ruhe gelangen bei so widerstreitenden Eindrücken.

Er ritt auf dem Heimwege kreuz und quer, und achtete nicht auf die Sonne, die auf ihn niederbrannte, und nicht der langen Zeit, die vergangen war, seit er vom Hause weggeritten. Sein durstiges Pferd mahnte

Herrn hätte niemand helfen können — nur die eine, und die dachte wohl nicht daran."

Walter frug: „Woher wissen Sie das?" Da kam der Alte bald ins Reden und manche Stelle in seinem Berichte gab's, wo ihm die Stimme zitterte.

„O, Sie haben ihn gekannt", sagte er, „und wissen, was für ein guter Herr er war, und wie stattlich. Nach ihm wendeten sich die hübschen Köpfe um, wenn er gieng. Er hätte ihrer gar viele haben können, und keine mochte er, als die eine, die ihn zum Narren hielt."

„Sind Sie dessen gewiss, Peter? Gab's da keinen Irrthum, vielleicht einen Zwang, dem sie folgen musste? Es scheint, dass Ihr verewigter Herr selbst vor seinem Ende eine solche Ahnung hatte."

„Herr, was sollte es da für einen Zwang gegeben haben!" entgegnete der Jäger, „sie sahen sich ja fast täglich und konnten sich alles sagen; da war kein Irrthum möglich. Dass er sie liebte, sah jedes Kind, und wir Diener dachten immer, das werde einmal ein schönes Paar geben. Aber nur fürs Auge — Sie verstehen mich — denn sie war seiner nicht wert."

„Sie meinen wohl, weil sie ihn betrog, und zuletzt den General nahm?"

„Nein, nein", meinte Peter, „weil sie immer so wetterwendisch und launenhaft war, noch ehe sie ihn schmählich verließ, um einen anderen zu nehmen. Ich rückte erst mit der letzten Reserve zur Armee, und war zu Beginn des Krieges noch bei meinem Herrn, der, obschon mit dem Herzen ganz bei der Sache seiner Landsleute, sich doch nicht merken ließ, mit wem er es eigentlich hielt. Nur ich, sein Diener wusste es; aber ich wusste auch, warum er hier, mitten unter seinen Feinden blieb, was ihm schwer genug werden musste. Es war das nur ihretwegen, und sie hätte es schon merken können; doch sie that nichts dergleichen, und dankte ihm schlecht für das Opfer, welches er ihr brachte. Oft kam er ganz verzweifelt nach Hause, und ich dachte schon, er werde alles im Stiche lassen und zu seinen Leuten stoßen, was mir doch wieder sehr weh gethan hätte, weil ich ihm nicht hätte folgen können, denn mich band meine Schwur als kaiserlicher Soldat."

„Da hätte Ihnen Ihr Herr eigentlich auch nicht recht trauen sollen."

„O, der wusste schon, was er an mir hatte. Meinen Schwur für den Kaiser hätte ich nicht gebrochen; für die Rebellen hätte ich nicht einen Finger gehoben, aber für meinen guten Herrn hätte ich mich in Stücke hauen lassen."

Walter hätte den Alten umarmen mögen. Wenn wir nichts mehr als die Erinnerung von unsern Lieben besitzen, so ist es das Beste, was wir von ihnen haben, so ein Stückchen irdischer Unsterblichkeit in dem Herzen anderer.

Unter solchen Eindrücken kam Walter in Altenhof an und fand den Grafen allein zu Hause.

Sie tauschten bald ihre Erinnerungen an Aradi gegenseitig aus. Walter sah auch hier wieder, wie sehr sein verlorener Freund in gutem Andenken stand, und hierdurch verschärfte sich, wenn möglich, noch seine Stimmung gegen Gräfin Clara, so dass es nur Unwillen bei ihm erregte, als der Graf ihm mittheilte, sie habe sich neulich, als sie dort geladen waren, angelegentlich um Walter erkundigt.

Als er hörte, sie hätte seiner Person und seines Namens gedacht, und gefragt, ob das derselbe Robert Walter sei, der die großen Reisen gemacht vor Jahren, und jetzt hier ein Gut besitze, da empörte diese Erwähnung seiner Reise ihn völlig, denn gerade damals war er ja der Gesellschafter Aradis' gewesen.

Wie konnte sie nur davon sprechen,

es mir auf der Zunge, ihr zu willfahren, da siegte die Vorsicht, ich wollte erst mit mir zu Rathe gehen und ich halte mich auch an Sie, lieber Robert, gebunden. Nein Gräfin, sagte ich, Sie können das Tagebuch nicht haben, wenigstens von mir nicht; ein dritter, der Aradis Vermächtnis übernommen hat, darf es Ihnen übergeben, von ihm hängt es ab, an ihn müssen Sie sich wenden. — An Herrn Walter, sagte sie, ich weiß es; und muss ich mich selbst an ihn wenden, muss ich ihn bitten? — Nein sagte ich, bitten will ich ihn, mehr aber kann auch ich nicht thun. —

Und nun, lieber Robert", schloss der Graf, „bitte ich Sie wirklich. Nehmen Sie das Heft, gehen Sie hin, lösen Sie das Räthsel, erlösen Sie diese verzauberte Seele, denn ich spreche mit Aradi; wer sie so gesehen hat, der kann an eine niedere Treulosigkeit nicht glauben. Es lag in diesen Zügen, in dem einen Augenblick mehr herzzerreißender Schmerz, als ich je in einem Menschenantlitz gesehen habe. Gehen Sie hin, denn Sie haben den Auftrag eines Sterbenden zu erfüllen; mit Ihnen wird sie über alles reden, durch Sie wird Klarheit kommen in dieses Dunkel."

Nach diesem Gespräch blieb Walter nichts übrig, trotz allen Widerstrebens, als das Tagebuch wieder zu sich zu nehmen und wenige Tage darauf, nachdem er sich vorher eine Stunde hiezu erbeten hatte, trat er bei der Gräfin Clara ein.

Was er hier erlebte, wie diese Stunde verlief und was nachher mit ihm vorgieng, mag am kürzesten und klarsten berichtet werden, indem ich hier jene Briefe hersetze, welche Walter kurz darauf an den Grafen gerichtet.

Wien 1856.

Ich weiß es, Sie werden mich für einen Unverläßlichen, für einen planlosen Herumstreicher halten, der Ihres Vertrauens unwürdig war, denn längst schon sollte ich bei Ihnen gewesen sein und Ihnen berichtet haben, was zu Arnfels vorgegangen, als ich das erste- und seitdem auch das letztemal dort gewesen war.

Ich glaube, manche Lebenslagen werden klar, wenn man beim Ende zu erzählen anfängt. Also kurz gesagt, ich bin seit zwei Wochen in der Residenz, ganz und gar im Dienste für Gräfin Clara thätig. Hier setzte ich alle Hebel in Bewegung, benütze jeden günstigen Luftzug bei Hof, um die straffreie Rückkehr von Gräfin Claras Vater zu erwirken.

Vielleicht nehme ich auch noch Ihre Hilfe in Anspruch, lieber Graf; kurz, ich thue alles, setze alles in Bewegung um das zu erreichen, was ich anstrebe, und hiedurch endlich diese arme Gequälte, ihr Leben hindurch für andere Leidende und erbarmungslos Hingeopferte zu befreien; sie loszulösen von den Arnfels', diesen verhassten Menschen, bei denen sie nach dem Tode ihres Mannes verblieb, um durch Hilfe dieser Leute, die gute Verbindungen nach oben haben, für ihren verbannten Vater zu wirken — dieses Vaters, der mit und gegen seinen Willen — alles Unglück und allen Seelenjammer seines armen Kindes verschuldet hat, dem sie zwar das Leben, aber ein Leben der Entsagung und die Palme des Märtyrerthums verdankt.

Als im Jahre 1848 die Empörung ausbrach, fuhr es — Sie wissen es ja — wie ein Blitz unter die friedlichen Menschen. Alles schied sich nach Nationalität und politischer Religion. Mitten durch die Familien gieng der Riss. Heute saßen sie als Blutsverwandte noch an einem Tische beisammen — morgen trennte sie eine bodenlose Kluft. Das Losungswort war ausgegeben, die einen waren Hochverräther, die anderen Knechte der Tyrannen. So wollte es der Wahn, die Verblendung, welche damals über die Menschen gekommen war.

ihn endlich, weil es sich von einer Quelle, bei der er vorbeikam, nicht wegbringen ließ, ehe es seinen Durst gestillt hatte.

Er sah nach der Uhr und dachte an das Heimreiten, bemerkte aber, dass er trotz des längeren Reitens viel näher bei Altenhof, als bei seinem Hause sei; er ritt daher wieder dahin zurück, umsomehr, als er fühlte, Benken, der nun sicher wieder allein sein werde, sei ihm jetzt zum Austausch seiner Gedanken nöthig.

Er trat bei ihm ein; dieser erhob sich, freudig erregt über Walters Rückkehr.

„Es führt Sie ein guter Geist zu mir zurück", sagte er; „wenn Sie wüssten, was ich jetzt erlebt habe — jetzt erst gieng die Gräfin von hier. Sie kam in einer wichtigen Sache zu mir; sie wünscht, ich sollte meine Schritte mit denen Ihres Schwagers vereinen, der bei Hofe gut angeschrieben ist, um für ihren Vater, welcher noch als Flüchtling im Auslande lebt, straflose Rückkehr zu erwirken. Was ich dafür thun kann, weiß ich noch nicht, was sich aber bei diesem Anlasse hier ereignete, was für neue Überraschungen durch diese wunderbare Frau mir hier zutheil wurden, sollen Sie gleich hören. Vorerst will ich Ihnen nur sagen, dass ich über dieses problematische Wesen wieder schwankend geworden bin und will Ihnen gestehen, dass ich nahe daran bin, ihr Herz zuzumuthen oder sie für die beste Schauspielerin zu halten, die mir begegnet ist."

„Halten Sie immerhin an dem letzteren fest", meinte Walter, „Sie ersparen sich dadurch vielleicht eine peinliche Täuschung."

„Ich sehe", erwiderte Benken, „dass Sie durch den Anblick der Räthselhaften nicht schwankend geworden sind, und doch ist vor allem ihr ganzes Wesen, noch ehe sie gesprochen hat, vertrauengewinnend."

„Jawohl", fiel Walter ein, „aber gerade darum misstraue ich mir selbst gründlich." —

„Und machen es", ergänzte der Graf, „wie die frommen Ritter, wenn sie einen verlockenden Spuk sehen; sie schlagen das Kreuz und sagen: Alle guten Geister loben Gott! Glauben Sie mir, ich war heute, als die Gräfin bei mir eintrat, gerade so gepanzert wie Sie; dennoch hielt diese Stimmung nicht an — hören Sie, wie dies kam.

Als ich", fuhr Benken fort, „die Eintretende hier zum Sopha geleitete, lag auf dem kleinen Tisch zu ihrer Seite, gerade wie jetzt, das Heft, welches Sie mir zurückgebracht hatten. Sie sehen, obenauf steht von meiner Hand: Aradi 1849 — und dann von ihm selbst die Worte: Lichte Augenblicke. In der Erregung des ersten Gespräches bemerkte Gräfin Clara das Heft anfänglich nicht, obwohl sie es fast mit der Hand streifte; da, wie sie sich zurücklehnt mir zuhörend, und so vor sich hinsieht, fällt ihr Blick auf das Tagebuch. Als ob ein Schemen am hellen Tage vor ihr aufstände, heftete sie den Blick starr auf das Papier — sie erblasste, saß regungslos und gab kein Lebenszeichen. Endlich stürzten große Thränen ihr aus den Augen und mit der herzgewinnenden Miene eines Kindes sagte sie: O, bitte, geben Sie es mir; ich wusste, dass es existiert und wagte nicht, Sie darum zu fragen — o lassen Sie es mir!

Gräfin Clara und ich hatten nie über Aradi gesprochen, doch lag in diesen wenigen Worten und in der Art, wie sie gesprochen wurden, die Voraussetzung, dass ich alles wisse und sie für schuldlos hielte. Es lag im Tone dieser Stimme ein argloses Bekenntnis ihrer Liebe, und solcher Schmerz lag darin, dass ich die wunderbare Kraft von Ton und Miene empfand, die mehr als Worte überzeugen und gewinnen. Sie hatte die Hand auf das Tagebuch gelegt und fast hätte ich eingewilligt, schon lag

Clara. Er sagte ihr nur, dass man ihren Vater vermisse.

Man trennte sich bald. Clara lag auf den Knien in ihrem Zimmer und betete für ihren Vater.

Da pochte es, der General trat ein und nun folgte in wenigen Augenblicken eine fürchterliche Scene, die über das Leben zweier Menschen entschied. Ohne ein Wort der Vorbereitung hielt Arnfels Clara ein Papier hin, welches sie sofort als einen ihrer geheimen Briefe erkannte. Dieser Brief war mit anderen von den Kaiserlichen aufgefangen worden.

„Wissen Sie, dass ich Sie als Verrätherin aufgreifen lassen kann?“ sagte er.

„Thun Sie es, ich erwarte nichts anderes“, entgegnete sie.

„Sie hoffen wohl auf Straflosigkeit, weil Sie wissen, dass ich gegen Sie stets schwach war? Vergessen Sie aber nicht, dass verschmähte Liebe zum Hass wird.“

„Ihre Liebe galt mir immer wie Hass“, sprach sie, „beide sind mir gleichgiltig.“

„Das wollen wir sehen“, sprach er höhnend, „Sie lieben mich vielleicht, ohne es zu ahnen, Sie haben Ihr Herz noch nicht gefragt. Ich habe noch eine Neuigkeit für Sie, Ihr Vater wird nicht mehr vermisst.“

„Er lebt — und man weiß, wo er sich befindet?“ fragte sie.

„Jawohl, man weiß es.“

„O sprechen Sie“, bat sie und hätte dem Gehassten gern die Härte abgebeten, welche sie soeben gezeigt.

„Ihr Vater“, setzte er fort, „liegt verwundet zwei Stunden von meinen Vorposten. Da er kein Pferd besteigen kann und in einer Sänfte getragen werden muss, so kann er den nachrückenden Truppen nicht entfliehen.“

„Und dann wird er gefangen?“ fragte sie angstvoll.

„Jawohl, Staatsgefangener —“

„Und dann?“ fragte sie.

Dann wird ihm der Process gemacht, als Hochverräther. Das Ende ist dann allerdings nicht der ehrliche Soldatentod, aber —“

„Aber“ — rief Clara, — „er ist noch nicht gefangen, er kann noch entkommen?“

„Ich wüsste nicht wie“, — fiel der General ein — „wir sind ihm ja auf der Ferse, und hier, sehen Sie, fragt mich der Commandant, der den fliehenden Haufen verfolgt, wo man ihren Vater hinbringen soll, wenn er lebend gefangen wird.“

„Und Sie werden ihren Verwandten, der jetzt wehrlos, verwundet ist, nicht entkommen lassen?“

„Meinen Verwandten — was gilt mir der? Nein, gewiss nicht — höchstens den Vater meiner Frau — oder auch meiner Braut, für den ließen sich Wege finden.“

So endete dieser furchtbare Auftritt beinahe lautlos, denn Clara brach zusammen, und als sie aus der Ohnmacht erwachte, war der General nicht mehr da, und sie war zu Bette gebracht worden, durch ihre Dienerin, die neben ihr wachte.

Alles übrige, lieber Benken, wissen Sie. Nur das wissen Sie nicht, wie diese Frau die fünf Jahre ihrer Ehe bis zum Tode des Generals getragen hat.

Willenlos, stumm, gebrochen, als eine vom Schicksal Getroffene, dessen eisernes Werkzeug für sie der General war, den sie nicht hasste — nur verachtete.

Möchte es mir vergönnt sein, die Gunst dieser edlen Dulderin zu verdienen und ihr mein Leben ganz zu weihen, auf dass sie die Vergangenheit vergesse.

———

Claras Vater war durch Namen und Familiengeschichte bald ein Hort und Führer der Aufständischen, ließ aber sein Kind im feindlichen Lager, im Hause seines Verwandten, des Grafen Arnfels. Dies that er nicht so sehr, weil er Clara hier geborgen glaubte, als vielmehr, weil sie als Vermittlerin geheimer Nachrichten dienen sollte.

Dies wurde bald von Bedeutung, da General Arnfels ein Commando gegen die Rebellen erhielt und niemand Verdacht hegte gegen das lebenslustige Mädchen, welches sich niemals um ernste Dinge bekümmert hatte.

So wurde manche wichtige Nachricht, die Blut und Thränen zur Folge hatte, durch die Hand eines arglosen Kindes befördert. Aber mehr als dies kam der Erhebung zustatten, dass sie öfter rechtzeitig von den Absichten der Kaiserlichen unterrichtet wurde, denn Arnfels gehörte zu jenem Hofadel, der in die Pläne der Regierung eingeweiht ist.

Durch Claras Hand kam den Aufständischen die erste Nachricht zu, dass mit Russland ein Bündnis geschlossen sei und nun die Rebellion auch im Rücken gefasst werden sollte.

Damals war Aradi von der großen Reise heimgekehrt, auf der ich sein Begleiter war, und da er Bekannte in der Gegend hatte, kam er öfters in das Haus des Generals. Als die Revolte ausbrach, hatte er Clara, die er von früher her kannte, wiedergefunden.

Sie waren Landsleute und hatten sich liebgewonnen, da sie noch fast Kinder waren.

Sie überließ sich damals dem Zuge ihres Herzens und war offen und ohne Rückhalt gegen ihn.

Da traf eines Tages von ihrem Vater die Weisung ein, sich vor Aradi zu hüten, ihm nichts zu vertrauen, denn seine Weigerung, an dem Aufstande theilzunehmen, dem seine ganze Blutsverwandtschaft angehörte, mache ihn verdächtig. Diese Warnungen wurden immer eindringlicher, je mehr Aradi, ohne einen Grund anzugeben, jede Theilnahme an dem Aufstande verweigerte.

Die Ärmste stand nun zwischen dem Gebote ihres Vaters und dem Gesetze ihres Herzens in einer verzweifelten Lage, voll Widersprüche und unfreiwilliger Lügen; ihre Rolle wurde täglich schrecklicher, denn was ihr anfangs leicht erschienen war, da sie nur gleichgiltige Menschen täuschte, und das ihrem Vater zu Dank, den sie sehr liebte — das wurde ihr dann zur täglichen Strafe, weil sie zwischen zwei geliebten Wesen wählen sollte.

Clara flehte zu ihrem Vater, sie aus dieser Hölle zu befreien, ihr diese unwürdige Aufgabe abzunehmen und erhielt durch geheime Boten den Bescheid, noch bis zu dem bevorstehenden großen Schlage bei Arnfels auszuharren, dann werde sie abgeholt werden.

Damals ließ die Unglückliche ihrem Herzen freien Lauf; einmal zeigte sie Aradi ihre Liebe und hatte nun auch Hoffnung, bald offen gegen ihn sein zu dürfen, denn in längstens drei Tagen erwartete man jenen Hauptschlag, nach welchem sie frei wurde.

Dieser Schlag erfolgte, aber er fiel auf das Haupt der Empörung und vernichtete sie gänzlich. Zwei Tage lang hatte der Kampf getobt, zwei Tage zitterte Clara für ihren Vater, endlich trafen Siegesnachrichten ein für die Kaiserlichen und man erwartete zu Arnfels einen Boten des Generals, ehe man frohlockte, oder, um mit Clara zu sprechen, ehe man verzweifelte.

Da kam spät Nachts der General selbst in Arnfels an. Niemand war zu Bett gegangen und alles scharte sich um ihn in seiner Familie; er aber war wortkarg, trotz des Sieges seiner Truppen, und sehr kühl gegen

Aber wer kann, fährt mit, es schleppt den gemieteten Wagen
Blutend von viehischem Hieb, keuchend der Klepper dahin.
Könnt' ich retten nur eine der Creaturen, der armen,
Aus des Peinigers Faust, gäb' ich die Menschen darum,
Grafen, Barone und Lords, Sportsmen und wettende Narren
Mit dem sämmtlichen Volk, welches den Schwindel beglotzt.
Möchten sie Arm und Beine nur immer brechen! Ein Gaul ist
Wahrlich immer noch mehr wert, als das ganze Geschmeiß.

Volkserziehung.

Müßiggehen im Bad, das ist nur ganz in der Ordnung,
Nicht für die Arbeit bloß ist uns das Leben geschenkt.
Säh' man euch nur nicht an, dass die Arbeit euch als gemein gilt,
Dass ihr verachtet den Mann, der sich verdient sein Brot!
Aber wer es erlaubt, zu errichten den lockenden Glückstopf,
Arbeitslosen Gewinn stellet als Losung er auf.
Wehe dem Staat, der es thut, er tödtet sein eignes Gewissen
Und er wundre sich nicht, wenn er Gesindel erzeugt.

Der höllische Schatz.

Wenn der Himmel beschließt, eine Stadt, ein Land zu verderben,
Schenkt er ihm heilenden Quell, Wunder der schönen Natur.
Labsal suchet zuerst der bescheidene Kranke, der frische
Wanderer rühmet zu Haus dann die gefundene Luft.
Mehrere kommen, es häuft sich der Zug von Jahre zu Jahre,
Völkerwanderung beginnt, müßigen, üppigen Schwarms,
Welcher die Laster der Zeit, den frechen, lüsternen Anspruch
Trägt in das stille Gebirg, trägt in das friedliche Thal.
Weg ist die Einfalt nun aus des Bürgers Haus und des Hirten
Hütte; des Gastes Gelüst forscht er und beutet er aus.
Eile thut noth, denn es gilt zu benützen den flüchtigen Sommer,
Und es mehrt sich die Gier, hastigen, leichten Gewinns.
Ziehen sie dann mit den Schwalben hinweg, die geschröpften Besucher,
Köstliches Liebesgeschenk lassen sie scheidend zurück:
Gleich dem müßigen Gast lebt wie im Land der Schlaraffen,
Wenn er den Säckel gefüllt, nun der Bewohner dahin!
Ist er geleert, was thut's? Es kommt ja wieder der Sommer
Und es beginnt von vorn fröhlich das Saugesystem.
So von der Hand ins Maul fortlebet das Völkchen und richtig,
Durch den höllischen Schatz sind sie zu Lumpen gereift.

Erklärung.

Wie griff die holde Clelia
Aus blinder Liebe fehl!
O, sie ist ganz Camelia
Und er ist ganz Kameel!

Allotria.

Gedichte von Friedrich Theodor Vischer.*)

Mode.

Mit dem Gebirge von Haar vergrößert den Kopf sie zum Kürbis,
Tief nach vornen hinab sitzet ein Teller von Stroh,
Gleich als hätte von hinten gewaltige Feige des Ohres
Ihr das Deckelchen vor bis auf die Nase gestülpt.
Breit und männisch erscheint die Schulter, es greifet der Gürtel
Hart an den Rippen hoch über der Weiche hindurch,
Treibet den Leib heraus zu widerlich schwellender Rundung,
Aber kümmerlich schmal enget die Hüfte sich ein.
Buhlerisch kurz ist bald das Gewand, bald fegt es als Schleppe
Lang nachrauschend den Koth oder den wirbelnden Staub,
Schwankend trippelt der Fuß auf hohem, spitzigem Absatz,
Der ihn bei jeglichem Schritt mit der Verstauchung bedroht!
Dass aus Dunkel hervor gefährlicher blitze das Auge,
Färbt ihr das Augenlid fein mit arabischem Schwarz.
Geht und entlehnet doch auch von der indianischen Rothhaut
Noch den goldenen Ring, den durch die Nase sie steckt!
Aber der Wilde betreibt's mit ehrlicher, kindischer Thorheit,
Wenn er mit Farben und Schmuck närrisch sich putzet den Leib;
Dies hier hat in Paris die käufliche Dirne ersonnen
Und die gesittete Frau ahmt es getreulich ihr nach.

Gebirgsvolk.

Zwei breitkrämpige Hüte, mit goldner Quaste gezieret,
Hoch über alles Volk ragen sie dort im Gedräng;
Riesen sind es fürwahr an nervigem Baue der Glieder,
Frisch und heiter und keck leuchten die Augen umher.
Dies ist Heldengeschlecht des Andreas Hofer, die Väter
Haben das tödtliche Blei unter die Dränger gesandt,
Haben vom Berge den Fels, die Stämme der Fichte gerollet.
Wild aus des Eisack Flut starrte zermalmtes Gebein.
Heute verjodeln die Söhne ums Geld ihr tirolisches Heimweh
Und des Geschlagenen Sohn reichet verächtlich den Sou.

Wettrennen.

Heute ergießt sich die Welt, das Rennen der Rosse zu sehen,
Wagen an Wagen gedrängt, stürzen sie rasselnd hinaus.
Heut wie ein Blumenfeld erglänzet die Blüte der Schönheit
In des leuchtenden Schmucks voller, berauschender Pracht.
Selber lenket das Ross am Scharlachband die Lorette,
Fürstliches Viergespann leitet der schlanke Jockey.
Ringsum gaffet das Volk und nach dem beneideten Glanze
Lecken die Bürger der Stadt gierig den lüsternen Mund.

---

*) Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Komp. 1892.

gestehen, dass es sich dieser Ehre sehr wenig würdig gezeigt, das es nicht das Geringste dazu gethan hat, die deutsche Einheit zu pflegen, die Gegensätze im Reiche zu versöhnen und ein Vorbild für die deutschen Städte zu sein. Wir brauchen hierbei nicht an die zahllosen grauenhaften Scenen voll sittlicher Verworfenheit zu erinnern, die sich im letzten Jahre in Berlin abgespielt haben, nicht an die betrügerischen Bankerotte angesehener Bankhäuser, nicht an den brutalen Materialismus, die frivolen Grundsätze und Lebensanschauungen, die den größten Theil der Berliner Handelswelt beherrschen — das alles ist noch frisch in jedermanns Gedächtnis und trägt schwerlich dazu bei, im Reiche Achtung und Sympathie für die Hauptstadt zu erwecken. Je mehr wir uns mit dem Charakter des heutigen Berlins beschäftigen, desto mehr drängt sich in uns die Ansicht auf, dass wir in Berlin das Wesen zweier Städte in unangenehmer Mischung wiederfinden, das von Warschau und das von Paris. Was von dem alten Berlin, das schon seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehr wenig von dem gediegenen, kernigen alten Märkerthum aufzuweisen hat, als Ingrediens zu dieser charakteristischen Mischung hinzukommt, das ist die geschwätzige, renommierende Halbbildung, das selbstgefällige „schnoddrige“ Wesen, das platte, geistlose Philisterthum mit seinem ewigen Biersaufen und Skatspielen, die stumpfsinnige Reisewuth, die reist, nur um da und dort gewesen zu sein, die kindische Neugierde, die Klatsch- und Scandalsucht der Bourgeoisie, und das blasierte, schneidig thuende Fatzkenthum der Geld- und Geburtsaristokratie. Dass aus solcher durch die geschichtliche Vergangenheit, durch die geographische Lage und andere Verhältnisse bewirkten Mischung nichts Gesundes und Erfreuliches hervorgehen kann, ist doch klar. Daher die völlige Urtheilslosigkeit und Verbohrtheit des großen Berliner Publicums in allen politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Fragen. Dieselbe Hurrahcanaille, welche begeistert die Friedrichsstraße hinunterzieht, wenn der Kaiser vom Tempelhofer Felde zurückkehrt, geht wenige Augenblicke später ins Wahllocal, um gegen Kaiser und Reich zu stimmen. Der ganze Weltscandal, den Kochs Adepten gegen seinen Willen mit seinem unfertigen Heilmittel in so empörender Weise verursacht haben und der im Auslande der deutschen Wissenschaft und der deutschen Ehrlichkeit einen so unermesslichen Schaden gebracht hat, ist von Berlin und von der Berliner Presse ausgegangen.

Und nun Berlin und die Kunst! Du lieber Gott! Welche Gedankenarmut, Geschmacklosigkeit und Oberflächlichkeit Berlin in seinen Bauten offen zur Schau stellt, wie geradezu kläglich sich seine Leistungen in der Bildhauerkunst und in der Malerei zeigen, das braucht man Eingeweihten, die sich durch Blender und Schaumschläger nicht irreleiten lassen, nicht mehr zu sagen. Über die Berliner Musik wollen wir am liebsten ganz schweigen. Den verständigen Berlinern wird in dieser Beziehung ob ihrer Gottähnlichkeit auch allmählich bange. Umsomehr beanspruchen sie die Führerschaft in Deutschland auf literarischem Gebiete, wie das Karl Frenzel neulich mit dem Brusttone der Überzeugung geradezu ausgesprochen hat. Diese Anschauung, dass Berlin der Mittelpunkt des deutschen geistigen Lebens, die „Metropole der Intelligenz“ sei, ist immer wieder mit so viel Keckheit und so hartnäckiger Ausdauer von der Presse verkündet worden, dass selbst alte, angesehene Zeitschriften darauf hineingefallen und aus ihren bewährten Sitzen nach dem vermeintlichen Jungbrunnen alles Geistes, nach Berlin, übergesiedelt sind.

Berlin die Stimme Deutschlands?*)

Die letzten Tage des alten Jahres 1891 haben den Berliner Zeitungen wieder reichlich Gelegenheit gegeben, Dithyramben auf die Reichshauptstadt anzustimmen. Nicht genug thun können sich die Blätter darin, und seltsamerweise gerade die jüdischen, alles zu rühmen und zu preisen, was Berlin im verflossenen Jahre erstrebt und erreicht hat. Ja man merkt es den Lobesartikeln ordentlich an, mit welchem Behagen und welcher Selbstgefälligkeit sie geschrieben worden sind, wie eifrig sich die Verfasser bemühen, den dummen Provinzialen und anderen Reichsdeutschen klar zu machen, dass Berlin jetzt wirklich Deutschlands Kopf und Herz geworden sei, und dass man in allen politischen, gesellschaftlichen, künstlerischen und literarischen Fragen das Urtheil Berlins als die Stimme Deutschlands anzuerkennen habe. Wir sind im Reiche seit Jahren an eine gute Portion Anmaßung der Berliner gewöhnt und haben dazu geschwiegen, aber diese Unverfrorenheit, sich dem Ausland gegenüber als die maßgebenden Vertreter des Deutschthums aufzuspielen, müssen wir denn doch energisch zurückweisen. Solange wir in Deutschland noch Städte wie Köln, Stuttgart, München und Leipzig haben, werden wir Berlin niemals das Recht einräumen, sich zum Führer Deutschlands und zum Träger deutscher Sitte und deutschen Geistes aufzuwerfen.

Wir halten es, ehrlich gestanden, in nationaler Beziehung für einen Missgriff, dass man Berlin seinerzeit zur Reichshauptstadt gemacht hat, denn eine im Reiche allgemein so unbeliebte Stadt zum Mittelpunkt eines nur locker zusammengehaltenen Staatswesens wählen, heißt denn doch den Einheitsgedanken auf eine harte Probe stellen. Mit großer Freude wurde es begrüßt, als man das Reichsgericht nach Leipzig legte und damit gleichsam den Plan durchbrach, die ganze Reichsmaschine in Berlin aufzubauen. Man hätte nur noch weiter gehen und auch für den Reichstag eine andere Stadt auswählen sollen. Es würde das sicher zum Segen für Deutschland gewesen sein; wenigstens würden dann die Abgeordneten, etwa in Kassel oder in Hannover, mit größerer Ruhe und Sammlung arbeiten und mehr mit Herz und Geist bei der Sache sein, als inmitten der betäubenden Zerstreuungen einer Millionenstadt. Für einige wäre es dann ganz überflüssig, ihre Reden aus dem Fenster zu halten, für andere würde die geheime Angst vor dem Berliner Janhagel und seinen Barricaden verschwinden.

Nachdem Berlin nun zwanzig Jahre lang die erste Stelle im Reiche eingenommen hat, müssen wir ein-

*) Diesen Aufsatz drucken wir mit Bewilligung des Verlegers aus den „Grenzboten“ (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow) ab. Wir unterschreiben in demselben nicht jedes Wort, doch scheint er uns im Ganzen ein Zeichen der Zeit zu sein, das nicht übersehen werden will. Die Red.

stände zu krankhaften umgewandelt, desto gelassener und behaglicher werden selbst die widerwärtigsten Dinge in das harmlose Gewand der Familienerzählungen gekleidet. Man weiß in der That nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Geschmack- und Gedankenlosigkeit der Leser, die derartige literarische Kost ohne Widerwillen einnehmen, oder über den Unverstand und die Urtheilslosigkeit der Redactionen, die solches Zeug abdrucken und ihren Lesern vorsetzen.

Es ist tieftraurig, zu sehen, in wessen Händen sich die Pflege unserer Literatur befindet, aber noch betrübender ist die Wahrnehmung, dass sich unsere gebildeten Männer immer mehr von ihr zurückziehen und mit den Dichtungen der Gegenwart nichts mehr zu schaffen haben wollen, weil ihnen die Schriftsteller zuwider sind. Man sollte doch bedenken, dass ein Geschlecht, das für sein geistiges und seelisches Leben keinen dichterischen Ausdruck zu finden vermag, im Strome der Geschichte verschwindet, und dass keine Staatsactionen, keine Schlachten und Eroberungen es vor diesem Schicksal bewahren können. Es steckt in unseren höheren Beamten, in unseren Officieren und Landwirten so viel gesundes Urtheil, so viel feiner, literarischer Geschmack, so viel schöpferischer Geist; warum greifen sie nicht ordnend und fördernd, ermunternd und verurtheilend in die Literatur der Gegenwart ein? Die Nachwelt würde ihnen Dank zollen, wenn sie das geistige Erbe unserer Väter als ein heiliges Besitzthum unseres Volkes hochzuhalten verstünden. Wir haben in Deutschland so viele Fürsten, warum nimmt sich keiner des armen Aschenbrödels an, warum gehen sie alle naserümpfend an ihm vorüber? Wahrlich, wir sind eine beklagenswerte Nation!

O, wer da hasst, der ist allein!

O wer da hasst, der ist allein! Der scheidet
Sich aus von diesem großen Reich des Lebens;
Der müsste mehr, als Gottes Kraft besitzen,
Um einen Athemzug lang froh zu sein;
Indes ein Zug vom Quell der Lieb' genügt,
Das ärmste, bängste Leben reich zu machen.

Leopold Schefer.

Und wer sind denn nun in Berlin, abgesehen von den wenigen vornehmen, von der literarischen Clique überschauten Größen, die gepriesenen Träger des deutschen Geistes und der deutschen Literatur? Paul Lindau, Oskar Blumenthal, Hugo Lubliner, Fritz Mauthner und etwa ein Dutzend krummbeiniger literarischer Daumenlutscher, die alle zu Füßen des „großartigen“ Wilhelm Scherer gesessen haben — der hat die ganze Gesellschaft und die ganze Berliner Literatur auf dem Gewissen — diese Geister beherrschen den deutschen Parnass, sie sind die Tonangeber auf dichterischem Gebiete und maßen sich an, über die deutsche Literatur zu Gericht zu sitzen und den deutschen Kunstgeschmack und die deutsche Sprache in neue Bahnen zu lenken — es ist eine Schande!

Selbst dem mit Spreewasser getauften Paul Heyse ist das Gebaren dieser Berliner Literatengesellschaft denn doch zu stark. In einer seiner letzten Novellen sagt er: „Würden Sie es für ein Glück halten, wenn auch bei uns, wie in Frankreich, die Reichshauptstadt eine Dictatur des Geschmacks ausübte? Ich weiß, sie bilden sich dort bereits so etwas ein. Aber mir ist nicht bange, dass es Ernst damit werden möchte. Unser deutsches Stammesgefühl ist allzu mächtig, wir werden uns einer ästhetischen Supremation niemals unterwerfen, die schließlich dahin führt, dass nicht mehr die deutsche Nation über Werke des Genius ihren Spruch fällt, sondern eine aus sehr zweifelhaften Elementen zusammengewehte üppige Gesellschaft.“ Ähnlich urtheilt Friedrich Lange, einer von den wenigen unabhängigen Berliner Schriftstellern: „Ich werde mich um des deutschen Volkes und des deutschen Geschmacks willen niemals zu der Behauptung bereit finden lassen, dass das geistige Berlin, das Berlin der Kunst und Literatur, sowie es sich heute darstellt, der berechtigte Vertreter ganz Deutschlands zu heißen verdiene.“

Die „Grenzboten“ haben wiederholt auf die betrübende Thatsache hingewiesen, dass sich unsere schöngeistige Literatur infolge des Berlines Einflusses fortwährend in absteigender Linie bewegt trotz der überall üppig emporwuchernden Zeitschriften, trotz der stetig wachsenden Flut novellistischer Erzeugnisse, trotz der sich förmlich drängenden, mit allem Pathos und aller Selbstberäucherung abgehaltenen Schriftstellertage. Von einer auf deutschem Denken und Empfinden ruhenden Selbständigkeit des literarischen Schaffens ist schon längst keine Spur mehr zu finden. Eine nationale Überlieferung gibt es hier überhaupt nicht mehr. Der feste Boden, den frühere Geister geschaffen haben, und der unter kundigen Händen viele urwüchsige und eigenartige Stämme hätte hervorbringen können, liegt brach, öde oder versandet da. Auf neugewähltem, verfliegendem Dünensande oder schwankendem Moorgrunde glaubt man mit seiner Kunst selbständiger zu sein, ein leichteres Spiel zu haben und fruchtbarer zu schaffen. Und welches Bild bietet sich nun dem Beobachter dar! Nach Norden und Süden, nach Osten und Westen sieht man diese Schriftsteller ängstlich greifen; bei allen Nationen sieht man sie unstet umherschweifen, und überall sammeln und suchen sie im Ausland Anregungen, Stimmungen, Probleme, geistige und seelische Verirrungen, neue „Documente des Menschengeschlechtes“, um ihre ohnmächtige Phantasie immer von neuem künstlich aufzureizen. Bald hängen sie sich an die Thranjolle der Norweger, bald schleppen sie sich durch die dumpfe Wutkiluft der Russen, bald klammern sie sich an die Mistkarre der Franzosen. Je schwüler und verdächtiger die Atmosphäre ist, desto fieberhafter arbeitet die Einbildungskraft, desto sicherer und effectvoller werden noch halbwegs gesunde Zu-

allen Bewohnern zur Benutzung angeboten werden, — der muss dem Genius des Guten, Wahren und Schönen, welcher über der Menschheit der Gegenwart die Fackel des Lichtes hält, den schuldigen Zoll der Bewunderung gern darbringen. Mit größerem Rechte als der gottbegnadete Dichter am Ende seines Jahrhunderts dürfen wir an der Neige des unsrigen frohlocken:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernst's, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!"

Aber, so ist's nicht immer gewesen auf Erden. Es hat viele und lange Jahrhunderte, ja Jahrtausende gebraucht, bis die Menschheit, der Fesseln ledig, im Lichte dieser Gesittung sich bewegen und fühlen durfte. Der in das Dunkel der Sage verhüllte Urzustand des stolzen Menschengeschlechtes war alles eher als paradiesisch zu nennen. Es fehlte fast alles am Anfang seiner Geschichte

„Was den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt."
„Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich.
Mit dem Wurfspeer, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand."

Und doch hat, lange bevor der Mensch das sittliche Bedürfnis fühlte, dem Menschen gesellig sich zu verbinden und die Segnungen der Gemeinschaft zu genießen, lange bevor die erste Volksgemeinde sich zusammengefunden und die erste Stadt auf Erden gegründet war, ein wirkliches Volk einmüthig existiert, in unverbrüchlicher Ordnung und Gesetzmäßigkeit gelebt und gewirkt, Jahr um Jahr sich erneut und vermehrt, Städte gegründet und Colonien entsendet, lange bevor Tyrus und Sidon ihre weltgeschichtlichen ersten Ansiedelungen begannen. Während nach biblischer Überlieferung das stolze Menschengeschlecht nur als bescheidene Familie aus den Thoren des Paradieses auszog, hat dieses Volk, ein Geschlecht von winzigen Zwergen, bereits als vieltausendköpfiges Volk seine Geschichte begonnen und dem Gebote des Schöpfers: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde" sind sie ebenso gehorsam gewesen als die geborenen Herren der Schöpfung. Der geneigte Leser erräth wohl, wen wir meinen. Es ist das Volk der Bienen, von dem wir reden, oft bedroht und schwer geschädigt im Kampf um das Dasein, den sie mit uns kämpfen, aber allen feindlichen Gewalten zum Trotz erhalten bis auf diesen Tag.

Das Volk der Bienen hat längst vor dem ersten menschlichen Städtegründer seine Städte gebaut und ein wohlgeordnetes Staatswesen beobachtet, kleine Städte zwar gegenüber den Riesenstädten der Menschen, aber doch höchst bedeutend für ein so winziges Geschlecht, dabei geräumig und gefällig, kunstvoll und schön, und was die Hauptsache ist bei jedem Stadtbauplan, gerade passend für das Volk, das darin wohnt. Über jede richtige Bienenstadt könnte man füglich sagen, was jener italienische Dichterheros über sein kleines, aber selbsterbautes und wohnliches Häuschen in dem einst stolzen Ferrara als Inschrift setzte:

„Klein zwar, doch mir bequem, doch niemand zinsbar und auch nicht
Schmutzig, mein eigner Besitz, bleibt es doch immer mein Haus."

Gleich den Menschenstädten haben

Die Wunder der Bienenstadt.

Von Joh. Ph. Glock.*)

„Wie sie die Wohnung bauen
Von gold'nem Pergament,
Kann niemand je beschauen;
Kein Künstler von Talent
Kann so Bewund'rung wecken.
Die Zimmer all sind gleich,
Gesondert mit sechs Ecken
Das Honigkönigreich."
Georg Philipp Harsdörfer,
Pegnesisches Schäfergedicht.

Wir treten in das Heiligthum des Bienenlebens, wo es uns verstattet sein wird, an einzelnen besonders hervorragenden Manifestationen der unseren Bienen innewohnenden Intelligenz die symbolische Natur derselben von verschiedenen interessanten Seiten kennen zu lernen. Und zwar befassen wir uns mit demjenigen Theil, der dem beobachtenden Menschen zunächst ins Auge fallen muss, mit dem Haus und Heim der geselligen Thiere, sagen wir gleich mit der Bienenstadt und dem Bienenstaat.

Wer heute durch die schönen breiten Straßen einer modernen Großstadt wandelt und rechts und links Haus an Haus, Palast an Palast, Villa an Villa, wetteifernd in Zweckmäßigkeit, Pracht und Gefälligkeit der mancherlei Baustile, vor seinen Augen aufsteigen sieht, wer beobachtet, wie der die Straßen füllende wirre Menschenknäuel von Großen und Kleinen, von Männlein und Weiblein, von Alten und Jungen jeden Standes und Ranges, anstatt in jedem Augenblick zusammenzustoßen und zu stocken, sich immer wieder freundlich entwirrt und friedlich weiterflutet vom Morgen des Tagwerks bis tief in die zum Tage gewordene Nacht hinein, wer aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, wie in diesen fast unübersehbar scheinenden Riesenstädten mit ihren Hunderttausenden von Bewohnern durch die weise Ordnung der Magistrate für alle und jede Lebensbedingung im Leiblichen und Geistigen auf das möglichste Vorsorge getroffen ist, für Licht, Luft und Wasser, diese Elemente unseres physischen Lebens, für gesunde und preiswerte Nahrungsmittel, für Unterricht und Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes, für Pflege der Kranken und Verunglückten, für Versorgung der Alten und Armen, für Erholung der Gesunden und Fröhlichen, für Bildung und Veredelung des Geistes und Gemüthes in glänzend ausgestatteten Tempeln der Kunst und Wissenschaft und dass die zahllosen Güter heute nicht mehr nur einer durch Reichthum oder gesellschaftlichen Rang privilegierten Classe der Bevölkerung zugute kommen, sondern auf der breitesten, humansten Grundlage

*) Aus dessen ausgezeichnetem Werke: Die Symbolik der Bienen und ihre Producte. (Heidelberg. Weiß'sche Universitätsbuchhandlung. 1891.)

selber gezeichnet hat. Mit großer Sorgfalt wird erst der Grund gelegt, und es dauert gar nicht lange, so ist schon die sechsseitige Grundmauer zu sehen, die immer höher und höher wird, bis das Häuslein die vorgeschriebene Größe erreicht hat. Immer wird eine Seite so groß als die andere und stößt mit ihr jederzeit unter einem stumpfen Winkel von 120 Grad zusammen. Weil sich die Arbeiter nur wenig Nachtruhe gönnen, ist der Bauplatz bald mit Hunderten und Tausenden sechseckiger Wohnungen bedeckt.*)

Du musst aber nicht glauben, dass alle Bienen immer zugleich mit einer und derselben Arbeit beschäftigt sind; es arbeitet vielmehr, wie in einer Fabrik, einer dem anderen in die Hand, und darum geht alles so schnell und genau. Wenn hundert Uhrmacher beisammen sitzen und jeder wollte für sich allein eine Uhr fertig machen, so würde das lange dauern und die Uhr wäre doch nicht genau; wenn aber alle Hundert an einer Uhr arbeiten, so dass der eine bloß die Gehäuse macht, der andere bloß die Zifferblätter, der dritte bloß die Zeiger, der vierte dieses Rad, der fünfte jenes: dann wird eine große Anzahl von Uhren nicht bloß schneller, sondern auch besser gefertigt werden können. So thut auch jede Biene immer nur eines; die, welche Blumenstaub trägt, geht nicht dem Honig nach, sondern denkt nur darauf, sich recht dicke Höschen zu sammeln, aber die Honigsammlerin kehrt ohne Höschen heim. Ebenso lassen die Bienen, welche Honig haben, keine Wachsblättchen fallen, sondern es thun dies nur diejenigen, welche zu Haus im Stock aneinander hängend das Wachs ausschwitzen. Sobald nämlich das Wachs zum Abfallen reif ist, zieht sich die Biene in den Stock zurück und pflegt der Ruhe, ebenso wie die Raupen es thun, wenn sie sich häuten wollen. Bei einem Schwarme, welcher stark baut, sieht man Tausende von Bienen aneinander hängen*), welche nichts thun, als Wachs ausschwitzen. Ist dies geschehen, so erwacht wieder die Thätigkeit dieser Bienen und sie fliegen nach Honig und Blumenstaub aus, aber ihre Stelle wird sogleich von anderen eingenommen, wie eine Wache die andere ablöst.

Sieht man das Völkchen so bauen und arbeiten, so glaubt man anfangs, es wolle sich alles verwirren und alles rennt in größter Unordnung durcheinander. Aber je mehr und aufmerksamer man zuschaut, destomehr gewahrt man den weisen Plan und die herrlichste Ordnung. Und wunderbar ist es, mit welcher Geschicklichkeit und Behendigkeit eine Biene der anderen ausweicht und keine die andere stört. Denn die Bienen sind außerordentlich ökonomisch und benutzen das kleinste Räumchen. Die großen Zellentafeln,

---

*) In Bezug auf diese mathematische Kunstfertigkeit der Bienen lässt sich Dr. med. Daniel Wilhelm Triller in seinen poetischen Betrachtungen also vernehmen:

„Was sagst du nun, verstockter Atheist,
Der du des Schöpfers Sein und Macht in Zweifel ziehst,
Wenn du die Polizei der Bienen siehst?
Du sagst: Was ist es mehr, es steckt ja dieses nur
Nothwendig so in der Natur.
Die Bienen wissen nichts; sie sind nur wie Maschinen.
Dies mag an seinem Orte sein.
Alleine lass dir dienen,
Und sage mir, wer gab den ersten Bienen
Die wunderbare Baukunst ein?
Hat es ein Mensch gethan? Ich weiß, du selbst sprichst, nein!
Wer hat es also denn gethan,
Wenn es ein Mensch nicht leisten kann?"

*) Die Kraft unserer Insecten ist geradezu erstaunlich. Genauere Beobachtungen über diese alle Kraftproben der menschlichen Athleten in Schatten stellenden Leistungen derselben verdanken wir dem französischen Naturforscher Plateau, der zur wissenschaftlich genauen Bestimmung dieser Kräfte eine Reihe sinnreicher Vorrichtungen wie Miniaturwagen und dergleichen erfand. Bei den damit vorgenommenen Versuchen stellte es sich heraus, dass die Insecten, obwohl die kleinsten und unscheinbarsten unter den Thieren, verhältnismäßig die stärksten sind. Besonders niedlich ist Plateaus Miniaturgeschirr für Maikäfer. Das Thier wird mittels desselben an einen als Zugstrang dienenden Faden gespannt und hebt damit eine Schale, die mit kleinen Grammgewichten beschwert ist. Auf diese Weise hat Plateau festgestellt, dass ein armseliger Maikäfer im Verhältnis 21mal mehr zu ziehen vermag, als ein kräftiges Pferd, während unsere Biene 30mal mehr zieht. Das Ross schleppt durchschnittlich $^{6}/_{7}$ seines Körpergewichts, der Maikäfer das 14fache, die Biene gar das 20fache. Mit andern Worten: Eine Biene schleppt mit Leichtigkeit 20 Freundinnen und entwickelt somit im Verhältnis dieselbe Kraft wie eine mittlere Locomotive.

auch die Bienenstädte ihre bequemen, schönen Straßen, breit genug, dass viele Tausende rastloser Bewohner darin sich bewegen können. Dem in den Tag hineinlebenden farbenprangenden Falter, der sonst bei den gemeinsamen Blumenbesuchen ziemlich despectierlich auf die unscheinbaren Bienen herabsieht, müsste die Bienen-Großstadt denselben großartigen Eindruck machen wie die Menschen-Großstadt auf den Städtebummler, wenn er zum erstenmale weltstädtisches Pflaster unter den Füßen spürt. Welch Getümmel Straßen auf, Straßen ab! Welche Geschäftigkeit und Regsamkeit vom Morgen bis zum Abend! Welche Mannigfaltigkeit der Arbeit! Und dennoch keine Verwirrung, sondern überall im Kleinsten wie im Größten der Geist der Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Jede Bienenwabe ist sozusagen ein Stadttheil für sich; je stärker das Bienenvolk sich vermehrt, destomehr Stadttheile müssen angelegt werden. Zumal im Frühjahr tritt bei zunehmender Übervölkerung nicht selten eine wahre Bauwuth ein, die aber dem Bienenvater ein höchst erfreuliches Zeichen der Volkskraft ist. Und in jedem Stadttheile ziehen sich in die Weite und Breite, in die Tiefe und Höhe viele Tausende von Wohnungsräumen und Vorrathskammern hin. Wie viel Mühe haben wir Menschen, bis wir uns in einer großen Stadt trotz Straßennamen, Littera und Hausnummern zurechtgefunden haben; das Volk der klugen Bienen hat und bedarf das alles nicht, und doch findet jedes Bienlein zu jeder Zeit, bei Tag wie bei Nacht den Stadttheil und das Häuslein, in dem es seine ihm zugefallene Arbeit verrichten muss. Der Ortssinn unseres Insectes ist ja geradezu wunderbar, nicht nur zuhause in der Bienenstadt, sondern noch mehr außerhalb derselben, wo es auf seinen Blumenfahrten nicht selten eine ganze Stunde weit und darüber über Berg und Thal und Wald hinfliegend, sich von der heimatlichen Wohnung entfernt und doch wieder den Rückweg sicher findet.

Nun möchte aber der geneigte Leser gewiss auch erfahren, wie diese Wunderstadt der Bienen gebaut, welcherlei Baumaterial das Volk verwendet, nach welchem Bauplan angelegt und erweitert wird und zu welchen verschiedenen Zwecken die zahllosen Wohnungsräume eigentlich dienen. „Betrachtet man“, schreibt A. W. Grube (in seinen trefflichen Biographien aus der Naturkunde in ästhetischer Form) „die unteren Schuppen des Bienenleibes, indem man sie mit einer Nadel emporhebt, so sieht man auf den vier mittleren an jeder Seite ein länglich rundes glänzendes Fleckchen von gelber Farbe, genau so groß als die Wachsblättchen, welche die Bienen im Stocke fallen lassen. Haben sie ihren Magen, der „Honigblase“ heißt, mit Honig angefüllt, und sind noch keine Vorrathskammern da, wohin sie denselben ausschütten können: so wird zwar ein Theil verdaut und ausgeschieden, ein anderer Theil aber geht in den Lebenssaft der Bienen über und durch diesen übermäßigen Zufluss bildet sich ein Fett, das auf den erwähnten acht gelben Fleckchen als eine flüssige Masse hervorquillt, an der Luft aber bald als Wachsblättchen sich verhärtet. Diese Blättchen werden zu kleinen Küglein zusammengeballt in einer Form, welche den Bienen am Kopfe sitzt. Sie besteht aus zwei hornigen mit ganz feinen Haaren besetzten Kiefern, die an der Mundspitze zusammenstoßen, und da sie hohl sind, einer Form gleichen, in der man Bleikugeln gießen kann. Hat nun eine Biene ihr Wachskügelchen fertig geformt, so übergibt sie es einer anderen, die es an den rechten Platz klebt und die Zunge als Maurerkelle gebraucht, um dem Baumaterial die gerade passende Gestalt zu geben. Alle bauen nach einem und demselben Risse, der so genau ist, weil ihn der liebe Gott

mengenommen zählen *). Es dauert nur wenige Tage, da hat sich das Ei schon in eine weiße, im Halbkreis zusammengekrümmte Made verwandelt. Da diese nicht, wie die Raupe der Schmetterlinge, ihrer Nahrung selber nachgehen kann, sondern ruhig in ihrer Wiege liegen bleibt, so bekommen die Bienen eine neue Arbeit. Sie haben jetzt nicht allein Baumaterial zu bereiten, Häuser zu zimmern und Wintervorräthe einzusammeln, sondern auch noch Ammen- und Kindermädchendienste zu thun. Die Königin kümmert sich nämlich nach mancher — nicht aller — vornehmerer Leute Art gar nicht um ihre Kinder, sondern überläſst diese der Pflege des Bürgerstandes, der Arbeitsbienen. Diese nehmen sich dann der neugeborenen Kinder auch treulich an, bringen ihnen, ohne daſs sie nöthig hätten zu schreien, den süßen, nahrhaften Kinderbrei tropfenweise bei und wissen dabei so vortreffliche Diät zu halten, als hätte es ihnen ein Arzt gelehrt. Von der allerleichtesten Speise steigen sie allmählich auf zu immer derberer, um das Wiegenkind nicht zu überfüttern. Die allererste Fütterung ist ein weißlicher Brei, dem Mehlkleister gleichend; nach einigen Tagen wird dieser Brei schon etwas durchsichtiger und spielt ins Gelbliche oder Grünliche, aber an den eigentlichen Honig ist noch immer nicht zu denken. Hat die Made ihre halbe Größe erreicht, so ist der Brei schon merklich gelb und schmeckt etwas nach Honig. Zuletzt bekommt er einen säuerlichen Zuckergeschmack — derjenige Brei aber, mit welchem die königliche Made gefüttert wird, hat mehr Honigtheile, schmeckt viel mehr nach Zucker und ist auch viel pikanter. Die Bienen bringen den Prinzessinnen diese Nahrung im Überfluſs, damit sie desto größer und stärker werden als alle anderen. Nach acht Tagen, gerade als ob sie die Tage in einem Kalender nachgezählt hätten, verschließen die Erzieherinnen jede Kinderstube mit einer Wachsthüre, denn das Füttern hört nun auf, die Made ist ausgewachsen und bedarf nicht mehr der Fütterung. Die Made macht sich's nun in ihrer Klosterzelle bequem und legt sich so, daſs ihr Köpfchen gerade an die Öffnung der Zelle kommt, um zu seiner Zeit das Pförtlein desto sicherer aufstoßen zu können; auch ist sie nicht träge und faul, sondern, wie es rechte Bienenkinder sein müssen, rege und rührig, darum spinnt sie sich in ihrer Einzelhaft ein feines, seidenes Gewand von braunröthlicher Farbe. Die zarten Fäden zieht sie aus dem eigenen Munde und dreht dabei das Köpfchen immer im Kreise herum. Doch mag sie nicht zu lange im finstern Kämmerlein verborgen liegen. Sie sehnt sich mit aller Macht aus ihrem Puppenstande heraus, und wieder nach einigen Tagen durchbricht sie ihr Puppenhäutchen, zerreißt das seidene Gespinst, nagt die Wachsthüre weg, steckt erst den Kopf neugierig heraus, sodann die Vorderfüße, und kommt endlich als junges hoffnungsvolles Bienchen mit zwei großen und zwei kleinen Äuglein — denn so viele bringen diese Kinder des Lichtes und der Wärme mit auf die Welt — aus der Wiege hervor. Fröhlich umringen die Alten den neuen Ankömmling, liebkosen, betasten und lecken ihn, als wollten sie ihn als willkommenen Arbeiter und Mithelfer in ihrem Gemeinwesen begrüßen; er selber sieht sich zuerst die Bienenstadt von innen gründlich an, durchwandert staunend Stadttheil um Stadttheil und fängt an, sich auf mancherlei Weise seinem Volke

*) Es ist durch Versuche festgestellt worden, daſs das Gewicht der von der Bienenkönigin auf der Höhe der Brutentwickelung an einem Tage abgesetzten Eier ihr Körpergewicht fast zweimal (1.7) überragt. Eine mittlere Bienenkönigin wiegt circa $^{23}/_{100}$ Gramm, die circa 3000 Eier aber, welche sie täglich ansetzen kann, wiegen nahezu $^{40}/_{100}$ Gramm. Bei einer Lebensdauer von 3—4 Jahren ergäbe sich für ein einziges Individuum die imposante Zahl von gegen zwei Millionen Eiern. Bei solcher außerordentlichen Leistungskraft, die eben doch auch eine rasche Absorption der physischen Lebenskraft im Gefolge hat, ist der unter uns Imkern giltige Grundsatz, nur junge, d. h. ein- bis zweijährige Königinnen als Zuchtmütter zu gebrauchen, wohl begründet.

unter dem Namen „Waben" bekannt, sind auf beiden Seiten so dicht mit Zellen besetzt, dass nirgends ein Zwischenraum bleibt, und hängen so eng aneinander, dass die Verkehrsstraße, die je zwei und zwei bilden, nicht weiter ist, als dass eben zwei Bienen bequem nebeneinander vorbeigehen können, gleich manchen Städten im Morgenlande, die so enge Straßen haben, dass kaum zwei beladene Kamele einander ausweichen können. Einen Theil ihrer Wabensäle bestimmen die Bienen zu Wintermagazinen, worin sie für den Fall der Noth ihre Vorräthe aufspeichern, nämlich Honig und Bienenbrot. Den Honig, welcher als Nektar in kleinen glänzenden Tropfen aus den Nektarien der Blumen hervorquillt, lecken sie mittels ihrer spitzigen Zunge auf, und ist der Honigmagen gefüllt, so kehren sie in ihre Wohnung zurück. Hier angekommen, setzen sie sich auf eine Honigzelle, stecken den Kopf hinein und schütten den zu Honig gewordenen (invertierten) Nektar tropfenweis aus. Hat die eine sich ihres Vorrathes entledigt, so kommt gleich die andere und macht es ebenso, bis die Zelle gefüllt ist. Dann wird diese auch noch mit einem Wachsdeckel versehen, damit nichts Unreines hineinfällt und der edle Honig sich den Winter hindurch frisch erhält*). Außer dem flüssigen trinkbaren Honig speichern sie auch noch Bienenbrot (Pollen) in einzelnen Zellen auf. Dies ist eine festere Masse. Sie besteht aus Blütenstaub mit Honig angefeuchtet. Hat die eine den Blütenstaub aus ihrem Körbchen aus- und die andere in die Vorrathskammern eingepackt, so kommt eine dritte und lässt einige Tropfen Honig hineinfallen, was so fort geht, bis die Zelle voll ist. So füllen sie Zelle an Zelle mit Vorräthen an. Hätte der gütige Sommer nicht so reichen Segen in seine Blüten ausgeschüttet, der strenge Winter ließe unsere Bienen unbarmherzig verhungern. Aber des Himmels Segen ist im Sommer so viel gewesen, dass die Bienen nach ihrer langen Gefangenschaft noch Wachs und Honig im Frühjahr für den Menschen übrig behalten. Siehe da die Blume des Feldes! Sie erfreut dich durch ihren Geruch und ihre Farbenpracht; sie liefert dir aber auch die Wachskerzen an deinen Christbaum und den süßen Honigkuchen dazu.

In der Bienenresidenz gibt es aber nicht bloß Magazine, sondern auch lange Reihen von Kinderstuben, deren Zahl in die Tausende geht. Da werden die Arbeitsbienen geboren und aufgezogen. Geringer an Zahl, aber etwas größer im Bau sind die Kinderstuben für die männlichen Bienen, die Drohnen. Auch Paläste für Prinzessinnen gibt es, wenige zwar, aber ausgezeichnet durch ihre Bauart. Diese sind nämlich nicht eckig, sondern rund und ragen weit über die andern Häuser hervor, wie es sich für die Wohnungen der königlichen Familie geziemt. Die Königinnen sind ja auch ausgezeichnet durch ihre hervorragende Größe und Schwere, und müssen wohl größer und stärker sein als alle anderen, da sie für den ganzen Bienenstaat die Eier legen.

Die Königin ist im wahren Sinne des Wortes die Landesmutter. Sind die Kinderstuben zugerichtet, so geht sie von Zelle zu Zelle und legt in jede ein Ei von milchweißer Farbe. Sie ist so emsig in diesem wichtigen Geschäfte, dass sie in ein paar Monaten viele Tausend Eier legt, also so viel, als sämmtliche Arbeitsbienen zusam-

*) Mit feinen luftdicht verschlossenen Honigzellen, in die nach der Annahme einiger Beobachter sogar noch ein Tröpflein Ameisensäure eingeflößt wird, hat das Bienenvolk thatsächlich die erste Conservenfabrik der Welt gegründet. Der luftdichte Verschluss unserer mit Recht so beliebten Conserven von Früchten und Gemüsen aller Art, der meist sehr nach dem in Salzsäure getauchten Lötkolben des Blechners schmeckt und seinen üblen Geschmack den Conserven selbst mittheilt, hält mit dem duftenden, ätherisch-wohlriechenden Wachsverschluss der Bienenconservierung keinen Vergleich aus. Der Wabenhonig hat deshalb bei allen, die absolut reinen Honig genießen wollen, vor dem auf mechanischem Wege gewonnenen Schleuderhonig, bis auf diesen Tag immer noch einen Vorzug.

Eine obersteirische Bauernhochzeit vor hundert Jahren.

Von Hans von der Sann.

Ein wohlhabender Bürger der Stadt Leoben hatte sich mit der Tochter eines angesehenen Landmannes der Pfarre St. Lorenzen ob Kraubath verlobt und bat nun den gestrengen Herrn Bürgermeister seiner Vaterstadt, Philipp Edlen von Vissa und Sabassi, ihm die Ehre zu geben, seiner Vermählung beizuwohnen.

Am Hochzeitstage fuhren beide zeitlich in der Früh von Leoben fort, um rechtzeitig, ungefähr acht Uhr morgens, an Ort und Stelle einzutreffen. Als sie bei dem, dem künftigen Schwiegervater des Bräutigams gehörigen großen Bauernhofe ankamen, war daselbst zum großen Erstaunen des Bürgermeisters kein Mensch zu sehen; niemand schien sie zu erwarten, das ganze Gehöfte schien ausgestorben zu sein und nicht einmal ein Knecht ließ sich blicken, der den Hochzeitsgästen aus dem Wagen geholfen und die Pferde ausgespannt hätte. Die Verwunderung des Bürgermeisters darob war um so größer, als der Bräutigam ihm unterwegs während der Fahrt versichert hatte, sie werden im Hause seines Schwiegervaters eine große Gesellschaft von über hundert Personen antreffen; auch würde hier im Hause das erste Frühstück für alle Hochzeitsgäste zubereitet und sodann eingenommen werden. Es schien also den beiden sehr seltsam, dass hier alles so stille und ruhig sei, während doch sonst bei solchen Gelegenheiten stets ein sehr lebhaftes Treiben zu herrschen pflegte.

Kaum dass der Herr Bürgermeister und der Bräutigam aus dem Wagen gestiegen, trat der Bauer, ein schon bejahrter Mann, ganz allein aus dem Hause, schritt artig auf die beiden zu, umarmte und küsste das Stadtoberhaupt von Leoben, begrüßte ihn zudem mit einem deutschen Handschlage als seinen vornehmsten Gast, bedauerte aber dann, dass die beiden schon zu spät gekommen seien, dass sich auch deswegen schon alle Gäste wieder nachhause begeben hätten, und dass nun infolgedessen aller Wahrscheinlichkeit nach nichts werde aus der Hochzeit werden.

Da war denn nun die Verlegenheit der beiden keine kleine. Herr Edler von Vissa bemühte sich endlich, dem Mann haarklein zu beweisen, dass sie unmöglich hätten früher anlangen können. Der Bauer machte dazu ein sehr ernstes Gesicht und bat nun die beiden Herren, doch auf einen Augenblick bei ihm einzusprechen und wenigstens mit einem kleinen Frühstück vorlieb zu nehmen.

Er führte die beiden in das Haus und über die Treppe hinauf, wo er sodann die Thür eines Zimmers öffnete, in dem wenigstens hundert Menschen

nützlich zu machen. Sind aber wieder ein paar Tage um, dann ist die zarte, feine Bienenjungfer schon zur tüchtigen Arbeiterin, ja zur streitbaren Amazone erstarkt. Nun mögen andere das Haus hüten, sie selber duldet's nicht länger daheim; der helle Sonnenschein, der so freundlich zum Thor der Bienenstadt hereinfiel, hat ihr's angethan; so stürmt sie, dem Vorbild der fleißigen Schwestern nachfolgend, hinaus ins helle Sonnenlicht, denn

„Sonnenlicht, Sonnenschein
Fällt ihm ins Herz hinein!"

und

„Draußen auf grüner Au
Blühen viel Blümchen blau!"

Kommt es am Abend, zum erstenmal, mit süßer Honigbeute beladen, in die heimatliche Burg zurück, so schallt ihm aus dem hellen Summen der Schwestern der gerechte Beifall des Lobes für sein fleißiges Verhalten herzerhebend entgegen und ehe es zur Ruhe geht, kann es noch an demselben Abend daheim zusehen, wie seine Ammen es sich sauer werden lassen, um sein Stübchen zu reinigen und für ein neues Schwesterchen wieder alles hübsch in Ordnung zu bringen. Die eine trägt das abgestreifte Puppenkleidchen, die andere das Madenhäutchen und was sonst noch darin sein sollte, pünktlich weg; alles ist blank und aufgeräumt; vielleicht führt heute Nacht noch die Frau Königin ihr Weg zu diesem Kämmerlein, damit sie ihres mütterlichen Amtes warte und der leeren Zelle mit einem neuen Ei neues Leben schenke.

Der Mikrokosmus des Bienenstaates ist ein Bild des Makrokosmos der Menschenwelt, wie diese ihrerseits ein Gleichnis in dem unendlichen Organismus des Universums ist. Wer wollte leugnen, wie auch hier im kleinsten

„. . . Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die gold'nen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!"

Ein kleines Lied.

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daſs man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!

— Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang,
Und eine ganze Seele.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Inzwischen war in einer sehr geräumigen Stube auf vier Tischen das Frühstück für die Hochzeitsgäste serviert worden. Dasselbe bestand aus Suppe mit Knödeln und Strudeln, Rindfleisch mit Sauerkraut, geräuchertem Schweinefleisch, eingemachten und gebratenen Kalbskeulen und Salat; dazu kam noch, was sich von selbst versteht, Wein in großer Menge. Alle die Hochzeitsgäste nahmen nun Platz, ließen sich das Mahl trefflich munden und waren dabei munter und fröhlich, wie dies schon beim Obersteirer der Brauch ist.

Nachdem das Frühstück zu Ende, wurden die Wagen angespannt und jeder Gast suchte sich sein Plätzchen. Unterdes aber begab sich der Vater der Braut in ein Nebengemach, nachdem er noch dem Bräutigam bedeutet und auch den Bürgermeister ersucht hatte, ihm zu folgen. Die Tochter kniete vor dem Vater nieder; dieser segnete sein Kind und gab ihm väterliche Lehren.

Hierauf setzten sich auch Vater und Braut, Bürgermeister und Bräutigam in die Wagen, und nun rollte der Zug, an dessen Spitze sich zwei Trompeter befanden, welche abwechselnd Aufzüge bliesen, munter fort in den Pfarrort und hielt vor einem Gasthause. Da wurden jetzt die Wagen verlassen, die Gäste mit Brot und Wein bedient, und sodann ordnete sich der Zug zum Kirchgange. Schon glaubte man alles in Ordnung, da bemerkte man den Abgang der Braut. Diese, die wichtigste Person bei der ganzen Sache, war nicht da und auch nirgends zu finden. Beinahe eine halbe Stunde wurde sie von den Brautführern und einigen Gästen gesucht, bis diese sie endlich in Gesellschaft zweier hübscher Bauernjungen, welche sie den Brautführern gestohlen hatten, in der hintersten Ecke einer Scheune, ganz mit Stroh und Heu bedeckt, fanden. Wie man dem Bürgermeister, der ob dieses Vorganges ganz verwundert war, sagte, soll dieser Brauch des Brautstehlens nach der Meinung des Volkes aus den Zeiten der Ritter herstammen, als die Ritter durch ihre Knappen die schon zum Altare geführten Mädchen raubten und auf ihre Burgen bringen ließen und selbe dann entweder ganz für sich behielten oder aber nur gegen großes Lösegeld wieder herausgaben. Das Brautstehlen vor erfolgter Copulation sei eine gute Vorbedeutung für den künftigen Ehestand und eine große Ehre für den Bräutigam, eine Schande aber für die Brautführer, die in diesem Falle auch wirklich den Brautdieben ein namhaftes Trinkgeld ausfolgen und so eigentlich die Braut auskaufen mussten.

Nachdem der Gottesdienst und die priesterliche Einsegnung vorüber waren, verließ der Zug die Kirche. Als die Braut aus dem Gotteshause treten wollte, wurde ihr vor der Nase die Kirchenthür vom Messner zugeschlagen und erst dann wieder geöffnet, nachdem der Bräutigam dem Kirchendiener ein Trinkgeld verabfolgt hatte. Diese Gabe, mittelst welcher das Wiedereröffnen der Kirchenthür erkauft wird, soll nach dem Glauben des Volkes das erste Geld sein, welches der neue Ehemann für seine Frau ausgibt, und soll er dadurch gleichsam seine Anerkennung der Gewalt der Kirche zum Ausdrucke bringen.

Das Hochzeitsmahl wurde in einem großen Bauerngasthause nächst St. Lorenzen abgehalten und dauerte zehn Stunden, nämlich von 2 Uhr nachmittags bis Schlag 12 Uhr. Um Mitternacht hob dann der Brautvater die Mahlzeit auf, indem er zuerst ein Gebet verrichtete, sodann aber an den Bürgermeister mit der Bitte herantrat, mit seiner Tochter, der Braut, den Ehrentanz zu beginnen. Dieser bestand in einem munteren Steirischen und durfte dabei keiner der Anwesenden mittanzen.

Das Mahl bestand aus Fleisch und wieder Fleisch, ohne Ordnung, Geschmack und gehörige Auswahl.

beiderlei Geschlechtes anwesend waren, die sich aber alle ganz stille verhielten. Erst als die beiden Leobner eintraten, wurden sie sodann mit lautem Jubel und freudigen Zurufen empfangen. Höchlichst erstaunt über diesen seltsamen Empfang erkundigte sich der Bürgermeister, nachdem er die Begrüßung mehrerer bekannter und unbekannter Personen entgegengenommen, diesbezüglich näher und erfuhr nun, dass die ihm aufgefallene Stille und Leere im Gehöfte nur eine verabredete Sache gewesen und zu den ortseigenthümlichen Gebräuchen bei Hochzeitsfesten gehöre; es wurde dieser Brauch gar so weit ausgedehnt, dass man alle Wägen und Pferde der schon angelangten Gäste weiter hinweg vom Bauernhofe, selbst in den Wald schaffe, um ja durch nichts die etwaige Anwesenheit von Hochzeitsgästen den Neuankommenden zu verrathen.

Der Bürgermeister hielt es nun für seine Pflicht, sich beim Vater der Braut nach dieser selbst zu erkundigen, um ihr seinen Glückwunsch darbringen zu können. Der Bauer dankte hocherfreut der Nachfrage mit einem vertraulichen Händedrucke und sagte, er vertraue dem Herrn Bürgermeister als seinem vornehmsten Gaste seine Tochter zur Aufsicht an, und er möge sich gefallen lassen, bei ihrem Anzuge zugegen zu sein, wo sonst niemand zugelassen werde. Nun führte der Bauer den Gast zu einer Thür, schloss diese auf, hieß ihn eintreten und verschloss sodann wieder die Thür.

Der Bürgermeister sah sich nun in einem Stübchen allein der Braut gegenüber, welche im äußersten Negligée, nun aber eben schon im Begriffe war, sich in ihren Hochzeitsstaat zu werfen. Da hatte er nun die Ehre, mit der Jungfer Braut über eine Stunde eingesperrt wie in einem Arrestlocale verweilen zu müssen, und befand sich in derselben größten Verlegenheit als das Mädchen selbst. Um sich die Zeit zu verkürzen, stellte er an das junge Frauenzimmer mehrere Fragen, die aber von demselben entweder gar nicht oder nur in verschämter Weise beantwortet wurden. Auf die Frage über die Bedeutung dieses Brauches, wonach der Hochzeitsgast mit der Braut in ein Kämmerlein zusammengesperrt werde, um Zeuge ihrer Umkleidung zu sein, wusste das Mädchen zu sagen, dass dies ein Beweis des größten Vertrauens seitens der Eltern, des Bräutigams und der ganzen Freundschaft sein sollte.

Damit suchte sich nun das Oberhaupt der Stadt Leoben in seiner nicht wenig langweiligen Lage zu trösten, und es nahm sich derselbe ernstlich vor, über diese ihm erwiesene Ehre nach der Befreiung aus der Gefangenschaft sich gegenüber den Hochzeitsgästen etwas darauf zugute zu halten.

Nachdem endlich die Braut sich in Gegenwart des Bürgermeisters vollends hochzeitlich gekleidet, ihr mit Zöpfen durchflochtenes Haar tüchtig mit Mehl eingestäubt und sich auch mit einem schwarzsammtenen, reichbordierten „Visier", eine Art Diadem, geschmückt hatte, klopfte sie an die Thür ihrer Stube und gab dadurch ihren Angehörigen zu verstehen, dass sie „fertig" und zum Kirchgange bereit sei. Sofort wurde die Thür vom Vater geöffnet und die Braut verließ das Gemach, während der Bürgermeister vom Vater der Maid Worte des Dankes für den seiner Tochter in dieser Zeit gewährten Schutz entgegennehmen musste und schließlich noch gebeten wurde, eben in diesem Zimmerchen auch nach althergebrachter Sitte das Frühstück einzunehmen. Dieses, bestehend aus einem „sehr delicaten Kaffee mit weißem Brote" wurde gebracht, und der edle Herr von Vissa hatte nun die Ehre und das Vergnügen, in dem Toilettezimmerchen der edlen Braut, darin wohl der Menge weiblicher Kleidungsstücke u. dgl. umherlagen, sich das Frühstück gut schmecken zu lassen.

abtreten. Und warum nicht? Weil eine Schule, wie die Kirche sie gibt und geben kann, mehr für die politische Macht der Kirche als für den Staat wirken würde, weil sie mehr Zeit für dogmatischen, als für praktischen Unterricht brauchen würde, so dass wir dann an weltlichen Kenntnissen und an geistigen Fähigkeiten von den mächtig voranstrebenden Nachbarvölkern allmählich zurückbleiben und demnach wirtschaftlich und politisch verkommen müssten. Nicht etwa aus Hass gegen die Kirche (!) lehnen wir ihre ja gewiss wohlgemeinte Schule ab, sondern aus Liebe zum Vaterlande. In diesem Sinne habe ich stets beigetragen, unsere Volksschule zu vertheidigen, und werde auf meinem Posten stehen bleiben. Hingegen bin ich nicht blind gegen Fehler und Unzukömmlichkeiten, wie sie auch in unserer gegenwärtigen Volksschule vorkommen. Diese Schule ist in vielem verbesserungsbedürftig und gottlob! verbesserungsfähig.

Wie ich mir diese Volksschule denke?

Erstens, dass für ein Schulkind das Schulgeld von dem bezahlt werde, der es zum Schulbesuche verpflichtet, vom Staate. Der kinderlose Steuerträger zahlt freilich auch mit, das schadet nicht, er soll nur auch zu Gunsten des Allgemeinen seinen Erziehungsbeitrag leisten; trägt er doch auch bei zur Erhaltung des Militärs, ohne dass er in den meisten Fällen einen unmittelbaren Vortheil davon hat; trägt er doch auch bei zum ärarischen Straßenbau, ohne vielleicht jemals in die Lage zu kommen, Straßen zu benützen. Und wenn geldreiche Leute für kinderreiche Arme das Schulgeld zahlen helfen, so ist das nach meiner Meinung kein schlechter Brauch.

Zweitens sollen die Kinder aus dem Volke so lange als möglich die Schule besuchen. In ihrem späteren Leben müssen sie an den Erwerb denken und haben nicht mehr Gelegenheit, nebst Nützlichem so viel Schönes und Edles sich anzueignen. Während der junge Geist sich bildet, erstarkt auch der junge Körper, der sonst bei armen Kindern allzufrüh zu schwerer, der Entwickelung hinderlicher Arbeit verhalten wird. Ich gönne es den Kindern armer Leute sehr gerne, dass sie auch einmal auf allgemeine Unkosten gedeihen mögen. Wo aber die achtjährige Schulpflicht eine Überfüllung der Schulhäuser, eine Verflachung des Lehrplanes und eine Art Müßiggängerei in der Schule zur Folge hat, dort ist es besser, die Schulzeit zu verkürzen. Der wunde Punkt unserer Schule liegt in der Überfüllung der Classen. Da konnten etwa in der alten Schule freilich leicht bessere Erfolge erzielt werden, wenn der Lehrer nur wenige Schüler und gerade die talentiertesten des Ortes vor sich hatte, während der heutige Lehrer es mit einer Überzahl von Kindern aller Art, mitunter auch sehr begriffstützigen, zu thun hat. Nicht weniger Schüler, sondern mehr Lehrer und Schulhäuser, das wäre die richtige Lösung.

Was die weltlichen Lehrgegenstände betrifft, lege ich das Hauptgewicht auf Schreiben, Lesen und Rechnen. Diese Gegenstände müssen gründlich gelernt werden, aber nicht gründlich im theoretischen, sondern im praktischen Sinne. Das viele Umherreiten auf der Grammatik ist von Übel; aus der Grammatik lernt seine Muttersprache keiner. Und was hilft es, alle möglichen grammatischen Formeln, Gesetze, Ausnahmen u. s. w., für ein kurzes Weilchen auswendig hersagen zu können, dabei aber nicht imstande zu sein, einen einfachen Brief fehlerlos zu schreiben! Fleißige Übung im guten Sprechen, im Lesen und Schreiben macht mehr aus, als alle grammatische Büffelei. Die Kunst, flüssig, klar und folgerichtig zu sprechen, müsste weit mehr ausgebildet werden, als es heute geschieht. Lehrt den Kindern *sprechen*, dann werden

Während desselben wurde zwischen den einzelnen Gängen fleißig getanzt. Auch bemühten sich zwei bekannte Spassmacher aus der Gegend, abwechselnd durch lustige Predigten, theatralische Vorstellungen, absurde Verkleidungen und schlüpfrige Anspielungen auf die Brautleute die Langweile während des Essens zu vertreiben, was ihnen auch gelang. Sie wurden daher nach jedem Spasse von der Gesellschaft mit lautem Lachen belohnt.

Die Hochzeit war eine bezahlte, d. h. jeder der Gäste war verbunden, außer dem im Hause des Brautvaters eingenommenen Frühstück seine Zeche selbst zu berichten; was daher einer von der Mahlzeit erübrigte, wurde auf einem hölzernen Teller als sogenanntes „Bschadessen" mit nachhause genommen.

Erst am hellichten Tage endete der Tanz. Am folgenden Tag, ungefähr elf Uhr vormittags, wurde nochmals ein Frühstück, bestehend aus einer sogenannten „Klachlsuppe" mit Fleisch, eingenommen. Darauf trennte sich die schläfrige, theils auch so ziemlich benebelte Hochzeitsgesellschaft, und auch der Bürgermeister Edler von Bissa trat mit Braut nnd Bräutigam die Fahrt nach Leoben an.

Wie ich mir die Volksschule denke.

Von P. K. Rosegger.

Wenn du, lieber Leser, eine christliche Erbauung suchest, so gehe nicht in die erstbeste Predigt; und wenn du einen guten Unterricht kennen lernen willst, so gehe nicht in das erstbeste Schulhaus. Und hüte dich, aus einer schlechten Predigt auf die Mangelhaftigkeit des Predigeramtes, und aus einer schlechten Dorfschule auf die Verwerflichkeit der Volksschule zu schließen. Nicht die tausend Äste und Zweige zeigen die Höhe eines Baumes an, sondern der Wipfel, und nicht nach dem ist der Wert eines Lehrsystems zu bemessen, was es im gewöhnlichen leistet, sondern nach dem, was es im besten Falle zu leisten vermag. Denn dieser beste Fall muss zum Vorbilde werden.

Unsere gegenwärtige Volksschule ist in der Idee musterhaft und einer ihrer Vorzüge besteht darin, dass sie nicht in der Herrschaft der Kirche steht. Wer ist für den Staatsbürger verantwortlich? Der Staat, folglich muss dieser auch das unbeschränkte Recht haben, den Staatsbürger zu erziehen. Das ist klar. Weil es im Interesse des Staates, sowie des einzelnen Staatsbürgers ist, dass dieser auch religiös unterrichtet und religiös erzogen werde, so überträgt er das religiöse Lehramt der von ihm beschützten Kirche, und das ist in Ordnung. Vermöge der gegenwärtigen guten Einrichtung hat auf das Landvolk und die Jugend gar niemand einen so großen, nachhaltigen Einfluss, als die Kirche; sie hat den Religionsunterricht in der Schule, sie hat die Kanzel, sie hat den Beichtstuhl, sie hat das Sterbebett. Alle wirksamsten Mittel sind ihr gegeben, um Herrin der Seelen zu sein. Aber sie strebt nach Herrschaft auch über den weltlichen Unterricht, und die können wir nicht

anstatt des heutigen Turnens Militär-übungen gemacht würden. Auch müsste der Dorfjunge, aus der Schule getreten, Eignung und Neigung haben, der freiwilligen Feuerwehr beizutreten. Eine Hauptaufgabe der Volksschule ist die Weckung des Gemeinsinns, der Beherztheit, in Noth und Gefahr für das Leben und Gut anderer einzuspringen.

Der Religionsunterricht gehört selbstverständlich an erster Stelle. Er sollte sich nur nicht selbst degradieren, indem er anstatt einer religiösen und sittlichen Verinnerlichung fast zu einer bloßen Übung des Katechismus-Memorierens herabgesunken ist. Ich bitte schon um Entschuldigung, dass ich diese Behauptung immer wiederhole; so sehr man sich gegen den Vorwurf auch wehrt, so manche schöne Ausnahme es auch geben mag, im großen und ganzen ist der Vorwurf gerechtfertigt: Unser Religionsunterricht befasst sich zu wenig mit dem christlichen Geiste und zu viel mit der kirchlichen Form. Missversteht mich nur nicht, ich spreche im Sinne solcher, welche im Christenthume noch die Rettung erblicken. —

Manches zu sagen wäre über die Lehrbücher, besonders über die Lesebücher der Volksschulen. An den Lesebüchern sieht man wohl leicht, wie sie nicht sein sollten, aber schwerer ist es zu sagen, wie sie sein müssten. In den Lesebüchern, deren Freizügigkeit auch manchmal Bedenken erregen kann, fehlt zumeist die richtige Abgrenzung und Einheitlichkeit des Inhaltes entsprechend dem übrigen Lehrstoffe.

Ein Hindernis für das Gedeihen der Schule und eine Plage für den Lehrer ist an manchen Orten der Ortsschulrath. Es gefällt mir sehr gut, dass der sonst völlig bureaukratisch als Staatsanstalt aufgebauten Volksschule im Ortsschulrathe ein demokratisches Element entgegengestellt ist, welches stets die jeweiligen Bedürfnisse und Wünsche der Bevölkerung vertritt; aber mein Gott, wenn man manchen Orts die Mitglieder des Ortsschulrathes ansieht! Stumpfheit, Verbohrtheit, Rechthaberei sind die hervorragendsten Eigenschaften. „Früher hatte ich im Dorfe einen Herrn (den Pfarrer), jetzt habe ich deren sechs!“ klagte mir ein alter Schullehrer. — Nun, die Ortsschulräthe können gelegentlich ausgetauscht werden und die neue Schule muss sich ihre späteren Ortsschulräthe eben in den Schulbänken selber erziehen. Zu einer guten Ortsschule gehört freilich ein guter Ortsschulrath.

In Bezug auf die körperliche Züchtigung in der Schule habe ich im Heimgarten IX. Jahrgang, Seite 673 meine Meinung mitgetheilt. Die körperliche Züchtigung oder Strafe soll im allgemeinen von der Schule getrennt sein; in Fällen, wo sie unabweisbar ist, soll sie der Ortsschulrath aussprechen und ausführen lassen.

In Bezug auf die weiblichen Lehrkräfte in den Volksschulen habe ich erfahrungsgemäß mancherlei Bedenken. Im Principe bin ich für sie, falls es wirkliche Lehrkräfte sind; doch möchte ich sie weder für Knabenschulen, noch für gemischte Schulen, sondern nur für Mädchenschulen empfehlen.

Leider werden zu aller Zeit zu wenig Lehrkräfte geboren. Und die vorhandenen werden manchmal zu wenig gewürdigt. Nicht jeder Vater, der Kinder zu erziehen hat, ist ein Erzieher, nicht jeder Seelsorger weiß für das Heil der Seelen zu sorgen, und nicht jeder Lehrer ist Pädagoge. Die Unvollkommenheit des Menschen erstreckt sich auf alle Stände, aber unsere von Gott und uns selbst vorgeschriebene Aufgabe ist es, uns in allen Bestrebungen zu vervollkommnen. Wir haben ein gutes und stets verbesserungsfähiges Volksschulgesetz, wir haben ein gutes, immer verbesserungsfähiges Volk; wenn wir auch genug gute Lehrer haben, dann soll uns nicht bange sein.

sie fehlerlos schreiben und lesen von selbst lernen. Also anstatt Sprachlehre: Sprechlehre! Im Rechnen dieselbe praktische Einfachheit; von dem, wie Astronomen die Entfernung der Himmelskörper berechnen, braucht der Volksschüler nichts zu wissen; es genügt, ihm beizubringen, dass die Entfernung durch Berechnung bestimmt werden kann.

Die Geographie in den Schulen hat, wie es ja auch geschieht, mit dem Heimatlande anzufangen, und nicht etwa mit China oder Japan; und hat mit der Heimat fertig zu werden, bevor sie zu anderen Ländern übergeht. Dass gelegentlich die astronomische Geographie zu geben ist, versteht sich. In der Geschichte denselben Hergang. Gewöhnlich kommen die Geschichtslehrer vor lauter Assyrer, Perser, Ägypter, Griechen und Römer zu keinem Deutschen. Das Vaterland und unsere Voreltern, deren Spuren noch vorhanden, das sind die allerwichtigsten Dinge in Geographie und Geschichte. Das mag nebenbei für Mittelschüler gelten.

Die Naturlehre der Volksschule wird sich in erster Linie mit den Thieren und Pflanzen der Heimat abgeben, immer das Praktische voraus; die wichtigsten und merkwürdigsten Thiere und Gewächse fremder Länder dürfen auch nicht zu kurz kommen. Wenn aber der Lehrer — wie ich ein Beispiel weiß! — bei der Naturlehre docieren zu müssen glaubt, dass der Mensch vom Affen abstammt, dann glaube ich docieren zu müssen, dass ein solcher Lehrer nicht in die Volksschule gehört, sondern dass er sich um eine Lehrstelle bewerben möge bei einer jener Hochschulen, in welcher man auch für Hypothesen Zeit und Lust hat. Für Hypothesen und Philosopheme ist die Volksschule kein Ort, in dieser hat nur das Wichtigste, des unumstößlich Sicheren und Feststehenden vorgetragen zu werden.

Wenn es aber Beispiele gibt, dass der Lehrer den Bauernkindern die dorische Säule zum Lernen aufträgt, oder den Goethe'schen „Faust" philosophisch erläutert, oder des langen und breiten das Wort „Antagonismus" erklärt, oder über die Hermunduren spricht u. s. w., so zeigt das einfach nur, dass der betreffende Lehrer kein Pädagoge ist und dass er trachten sollte, ehestens einem berufenen Schulmanne Platz zu machen. Solche Lehrer — zum Glück sind es nur seltenere Ausnahmen — wären am besten dazu geeignet, unsere Schule in Verruf zu bringen.

Aus der Physik nur die Grundgesetze mit praktischen Beispielen aus dem Leben. Chemie? Es gibt Volksschulen, in welchen chemische Formeln auswendig gelernt werden müssen, und die chemische Zusammensetzung von Mineralien dociert wird. Das ist lächerlich, weil absolut die Zeit mangelt, die Kinder in solche Wissenschaft so tief einzuweihen, dass sie praktischen Nutzen daraus ziehen könnten.

Wichtig hingegen wäre in Dorfschulen ein Curs über Landwirtschaft, aber nicht aus dem Buche, sondern aus den Erfahrungen der betreffenden Gegend vorgetragen und mit denen anderer Gegenden verglichen.

Im Zeichnen kommt zumeist nicht viel heraus und gibt es unter den Landschülern nur wenige gewandte Hände, bei denen sich eine größere Übung verlohnt.

Das Singen sei unter allen Umständen zu loben, aber nicht verkünstelte Sachen, sondern Volkslieder, Kirchenlieder, auch einfache Singspiele.

Das Turnen sei nach der nicht unbegründeten Meinung vieler in der Bauernschaft völlig überflüssig; die Landkinder hätten auch so genug Gelegenheit, sich im Laufen, Springen, Ringen, Klettern u. s. w. zu üben, und sie thun das zumeist recht naturgemäß. Hingegen käme es den künftigen Soldaten zustatten, wenn

Stiefelknechte und Medicinflaschenscherben und Schneeballen und Ofenruß und Straßenkoth und Weiberzöpfe und Schusterpech und Stallgabeln und Knochen und Papierwische und Kehricht und baue damit ein Haus. Baue es, wenn du kannst.

Peter. Ja, ich baue es. Ich lasse all die hübschen Sachen zu Erde vermodern. Aus der Erde brenne ich Ziegel und aus diesen baue ich das Haus. Also, Freund, musst du's auch mit den Dingen machen, die dein Herz bethören oder bedrängen. Wirf sie hin, lass sie vermodern und die schöne Welt entsteht von selber.

Hans. Ah so, jetzt begreife ich. Du bist ein Philosoph. Du verachtest die Güter und Gegenstände, die sich und dich im Raume stoßen, du lebst eine ideale Welt, das heißt, du denkst sie nur, du hast sie nur in der Einbildung. Ja, da kannst du sie freilich bestellen nach Belieben.

Peter. Und willst du mir's nicht nachmachen?

Hans. Welche Frage! Wenn du ein richtiger Philosoph wärest, so würdest du diese Frage nicht gestellt haben, dann würdest du ja wissen, dass ich bin wie ich bin, dass ich nicht anders sein kann. Ich weiß ja dass alles eitel ist auf Erden, ich habe es oft genug gehört und erfahren. Täglich sehe ich das Unglück, das Elend, den Untergang dessen, was einmal glänzend und glücklich war. Wenn ich heute ein prachtvolles Schloss gewinne, so weiß ich, dass sie morgen meinen armseligen Leib aus demselben hinwegtragen. Und doch will ich das Schloss. Meine Natur ist geschaffen zur Bethätigung all ihrer Anlagen, meine Sinne sind vorhanden, um zu genießen. Ich will leben. Ich will erwerben und weiß, dass der Besitz mich nicht glücklich machen wird. Ich will Ehren erringen und weiß, dass sie mich nicht befriedigen werden. Das Ende von allem Erhaschen und Erfassen ist ein grausiges Sterben, ich weiß es. Und ich kann doch nicht lassen von den irdischen Dingen und ich will von ihnen nicht lassen.

Peter. Warum also klagst du?

Hans. Weil Klagen das Vergnügen der Unglücklichen ist. Ich würde klagen, auch wenn ich so reich wäre wie Rothschild, so mächtig wie der Czar, so berühmt wie Bismarck, so gesund wie ein Pfarrer Kneipp'scher Naturmensch der im Buche steht, ich würde doch klagen, denn ich wäre auch dann unglücklich. Es gibt kein Glück, es kann keins geben, der Mensch, die ganze Welt ist so angelegt, dass es unmöglich ist, glücklich zu sein.

Peter. Da haben wir's. Du hast dir aus Schneiderrechnungen und Zahnschmerz und Hühneraugen und Steuerboten und wüthenden Hunden und Schwiegermüttern eine Welt construiert. Sie ist darnach geworden. Warum benützest du nicht ein besseres Baumaterial? Es ist ja vorhanden. Der Maiensonnenschein, das Behagen der Gesundheit, der Kuss deiner Frau, der Blick deines Kindes, das Feuer des Weines, die Labnis des Schlafes, die Beseligung der Künste; ja sogar der neue Rock des Schneiders, das Steigen der Wertpapiere — lauter Ziegel, mit denen man sich bei einigem guten Willen eine ganz annehmbare, wenn nicht sogar ergötzliche Welt aufrichten kann. — Lieber Freund! Der Mensch hat, wie dir bekannt sein dürfte, zwei Achseln, eine leichte und eine schwierige. Der eine nimmt sein Geschick auf die leichte Achsel, der andere auf die — andere. Der Mensch hat zwei Augen, ein hellseherisches und ein schwarzseherisches; das helle soll man aufmachen, das andere zudrücken.

Hans. Ein stümperhaftes Werk, bei dem man ein Auge zudrücken muss.

Peter. Du drückst aber das unrechte zu, du schaust mit dem schwarzseherischen aus. Wundere dich nicht, dass du klagen musst, und wundere dich nicht, dass ich nicht zu klagen habe. Ich baue mir die Welt, wie sie

Mach' dir die Welt, wie du sie haben willst!

Ein Zwiegespräch.

Peter. Ich sage dir nochmals, Freund, lass das Klagen und mache dir die Welt, wie du sie haben willst.

Hans. Wie ist das gemeint?

Peter. Genau so, wie es gesagt ist.

Hans. Man kann nicht einmal seine engste häusliche Umgebung machen, wie man sie haben will, und erst —

Peter. Die enge spießige Umgebung einstweilen freilich nicht, aber die Welt. Die Welt ist nämlich so, wie du sie siehst, sie gibt sich genau so, wie du sie nimmst. Nimmst du sie ernst, so ist sie's für dich, nimmst du sie heiter, so ist sie's. Was du um dich siehst und die Welt nennst, das ist nur ein Durcheinander von Dingen, das sind nur Bausteine; und daraus sollst du dir eine einheitliche Welt bauen, wie sie dir passt, eine Welt, in der du dich nach deiner Art glücklich fühlst.

Hans. Das wollt' ich recht gerne. Ich weiß auch, wie ich es haben möchte.

Peter. Das ist schon sehr viel. Ich kenne Leute, die es anders haben möchten als es ist, aber nicht wissen, was sie wollen.

Hans. Ja, Freund, bauen möchte ich, doch die Bausteine, die mir zur Verfügung stehen, sind nicht zu gebrauchen. Hier habe ich eine Wohnung, aber ich bin den Zins schuldig. Da besitze ich eine Frau, aber sie hat ihre Mama bei sich. Ich habe einen vortrefflichen Schneider, aber er borgt nicht. Ich habe ein Geschäft, aber keine Kunden. Ich habe eine Tochter mit zwei Anbetern; dem Wohlhabenden davon gibt sie einen Korb, und den Bettler liebt sie. Ich habe Ehrgeiz, meine Gegner beschimpfen mich. Soll ich arbeiten, so habe ich einen dumpfen Kopf, will ich schlafen, so habe ich Zahnschmerz. Will ich Eislaufen, so thaut es, will ich einen Berg besteigen, so regnet es. Erspare ich Geld für ein Vergnügen, so kommt der Steuerbote. Schaff' ich mir zur Ergötzung ein Hündchen an, so bricht die Hundswuth aus. Schäkere ich mit der Magd, flugs steht die Frau da. Kaufe ich mir heute ein Fetzchen Wertpapiere, so fällt morgen der Cours. Will ich tanzen, so tritt mir der Nebenmann aufs Hühneraug'. Werfe ich den Stiefel nach der Katz', so treffe ich den Spiegel. Will ich dem Vorgesetzten eine Artigkeit sagen, so nimmt er's für eine Kriecherei, will ich ihm die Wahrheit sagen, so nennt er mich einen Flegel. Will —

Peter. Ich bitte dich, zwick' ab. Es ist die altbekannte Litanei vom Ungemach.

Hans. Aber das eben ist jenes Durcheinander, sind jene Bausteine, von denen du sprichst, dass ich mir daraus eine schöne Welt bauen soll. Nimm Geierkrallen und Rostnägel und

gang, in seiner Sühne liegt seine Wiedergeburt.

Hans. Nun, das wäre für deine Person. Doch wie hältst du's mit der übrigen Creatur, die da leidet und unselig ist?

Peter. Ich füge ihr kein Leid zu und suche das ihre zu lindern nach meinen Kräften. Weiters mache ich mir darüber kein schweres Herz.

Hans. Wie bist du um deinen Standpunkt zu beneiden! Doch mir ist die Welt verhasst wie ein Feind.

Peter. Liebe sie wie einen Freund!

Hans. Was kann ich dafür, dass ich an Weltschmerz leide?

Peter. Du sprichst von Weltschmerz, etwa wie man von Kopfschmerz oder Leibschmerz spricht. Wie kann die Welt dich schmerzen, wenn sie nicht in deiner Natur liegt, wenn sie ein Entgegengesetztes, ein Feindliches von dir ist! Nicht der Feind schmerzt, sondern die Wunde, die er schlägt.

Hans. Aber die Welt hat die Wunde geschlagen.

Peter. So schmerzt dich dein eigenes Fleisch. Nein, nicht der Weltschmerz, der Ichschmerz ist es, der dir so weh thut. Du selbst schmerzest dich, denn du bist krank. Du fühlst, dass du krank bist, willst es aber nicht eingestehen, gibst der Welt schuld an allem. Ich sage dir, Freund, trachte, dass du gesund wirst. Nicht an der Welt gibt's zu ändern, sondern an dir selbst. Bist du gesund an Leib und Seele, dann wird dir die Welt auch gefallen. Übrigens, es gehört alles zusammen. Wenn jeder an der Welt den kleinen Theil ausbessert, der er selber ist, dann wird's eine herrliche, eine göttliche Welt. Glaube mir.

Über unsere neuen Stadthäuser.

Wie sieht's aus bei uns?" Bitte nur einzutreten. Zuerst in den „Salon". Ei! Der erste Eindruck ist der des Ungewöhnlichen — es steht alles so voll, so nahe bei einander, ein „Etablissement" drückt das andere, so dass jede freie Bewegung gehindert ist und es große Geschicklichkeit erfordert, ein paar Schritte zu machen, ohne etwas umzuwerfen. Dazu herrscht das mystische Halbdunkel, das jetzt Mode ist, hervorgerufen durch dichte „Stores" und schwere Portièren. Es fehlt Licht, und es fehlt Luft. Ein solches „geschmackvolles" modernes Zimmer kann man wohl photographieren, aber man kann es nicht malen. Und das kommt wiederum von dem Mangel an Raumgefühl her. Ein Zimmer ist nach heutiger Anschauung desto eleganter, je mehr Raum durch die Einrichtung verbraucht wird. Schon die Tapeten tragen dazu bei, die Raumwirkung zu verringern, die bunten Muster lassen keine gesunde, kräftige Flächenwirkung aufkommen, die schon durch ungeschickte Vertheilung von Fenstern und Thüren bedenklich gemindert ist. Gerade, kräftige Linien gibt es nicht, aber auch die künstlerische Bizarrerie der Schnörkel und Rundungen des Rokoko fehlen. Durch die Häufung der Einrichtungsgegenstände wird die Perspective verschoben,

mir gefällt. Mein Baugrund ist der Frieden des Herzens, mein Baumeister ist die Phantasie.

Hans. O Idealist!

Peter. Bedaure mich, verspotte mich, verlache mich, ich bin ein Idealist, ein Phantast — aber ich bin glücklich.

Hans. Du bist es nicht, du täuschest dich nur.

Peter. Täusche dich auch, und du bist es. — Glaube mir, Freund, die Welt ist für dich nicht, wie sie thatsächlich ist, sondern — ich wiederhole es — wie du sie siehst und fassest. Es ist gesagt worden, Gott habe den Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen; es ist auch gesagt worden, der Mensch mache sich Gott nach seinem, des Menschen, Ebenbilde; und endlich kann gesagt werden, der Mensch mache sich die Welt, wie er selber ist. Der heitere Mensch sieht eine heitere Welt, der kranke sieht eine leidende, der misstrauische sieht eine falsche, der gerechte sieht eine folgerichtige, in welcher trotz mancherlei endlich das Gediegene siegt und das Unlautere untergeht.

Hans. Ich danke schön. Weil ich eine böse Welt sehe, so muss ich ein böser Mensch sein.

Peter. Ich spreche nicht gerade von dir, denn es scheint, dass du mich doch nur ad absurdum führen willst. Das jedoch mag für alle gesagt sein: Wer strenge ist in der Erfüllung seiner Berufspflichten, treu gegen seine Mitmenschen, den wird man nicht allzuviel klagen hören über die unselige Welt. Er wird auch leiden, es wird auch ihm manchmal Unrecht geschehen, doch er wird's ertragen; das Wissen seines eigenen Wertes wird ihm das Gleichgewicht bewahren, er wird an sich selber eine Genugthuung finden; er wird sich von dem abwenden, was ihm nicht gefällt, und dem zu, was ihn beseelt, er wird gleichsam den Honig der Blumen zusammentragen in die Zelle seines Herzens, in sich seine eigene Welt bauen und mit ihr zufrieden sein. Man wird von ihm glauben, dass er verzichte, entsage, sich Abbruch thue, aus Verachtung die Welt ablehne. Man wird nicht ahnen, dass er in Lebensfreude, Weltliebe, Weltgenuss schwelgt und glücklich ist, denn die Welt, sie ist seine Welt, die er sich nach Bedarf gebaut hat.

Hans. Ich kann mir einen so verinnerlichten Menschen wohl denken, allein er steht als Fremdling auf Erden, als Fremdling seines Zeitalters. Ihm mangelt das Praktische, die Klugheit, er wird nie eine äußere Macht gewinnen, nie eine Rolle spielen, er wird verzichten auf die technischen Errungenschaften der Zeit, auf die tausend schönen Dinge, die für den Strebenden auf dem Markt zu haben sind.

Peter. O Freund, er wird nicht verzichten. Er wird nur alles zehnmal besser, schöner, vollkommener haben, als es die Alltäglichkeit zu geben vermag. Vermöge seiner Seelenruhe und Herzensheiterkeit wird er über allem stehen, die Lichtseite von allem genießen, ohne sich an der Schattenseite zu ärgern. Er wird die ewigen Güter gewonnen haben und die irdischen nicht verlieren; manches, was anderen eine ernste Lebens- und Glücksbedingung ist, wird ihm ein niedliches Spielzeug sein, dessen Besitz oder Nichtbesitz an seinem Wesen nichts ändert. Er ist souverän.

Hans. Und wird er auch von jenen inneren Conflicten frei sein, die das Schicksal, die Tragödie des Menschen ausmachen?

Peter. Er wird nicht von ihnen frei sein. Im Gegentheile, er wird schwerer darunter leiden, als der Werktagsmensch, er wird seine Schuld, wenn er sie hat, tiefer empfinden, doch er wird heldenmüthig die Sühne tragen, also den Zwiespalt ausgleichen und das Schicksal versöhnen. Euch jagt die Schuld zur Verzweiflung. In euerer Verzweiflung liegt euer Unter-

großes Zimmer wäre, werden zwei oder drei Cabinete daraus gemacht, die man auch „Zimmer“ nennt und als solche vermietet — das bringt Profit. Mit Tapeten, Parqueten, Spiegelscheiben u. s. w., womit man blenden will, ist nicht viel gethan, das sind Nebensächlichkeiten! Hauptsache ist Raum, Luft und Licht.

Aber die innere Ärmlichkeit unserer neuen Häuser contrastiert schreiend mit dem äußeren Prunk derselben. Die mit allerhand Schnörkeln, Balkönchen, Bäuchlein, Buckelchen, Kuppelchen, Spießchen, Thürmchen u. s. w. aufgedonnerten neuen Zinshäuser sind lächerlich. Dazu alles falsch, Imitation, Schminke. Im Baustile kann nur das Zweckmäßige und Zweckandeutende schön sein. Unsere äußeren Häuserzierden sind sehr oft zweckwidrig, störend, sogar gefährlich. Das wird nett werden nach einer Weile, wenn die Schmuckstückchen herabbrechen werden, den Passanten auf die Zehen fallen oder auf den Kopf! — Aber insoferne ist unsere Zeit aufrichtig, dass sie ihre Verlogenheit bei den neuen Häusern im Schilde aushängt: Seht, es sieht ja hübsch aus, aber es ist alles falsch! — Ist denn zwischen dem ehemaligen öden sogenannten Zinshäuserstil und dem jetzigen Zopf- und Kropf- und Tropfstil kein Mittelweg zu finden gewesen? Trotz der vielen guten Vorbilder, die wir doch hätten! — Ich kenne neue Häuser in unserer Stadt und in andern Städten, die als „herrlich“ bewundert werden, deren Äußeres aber in meinen Augen — Caricaturen sind. Und in dieser zur Gestalt gewordenen Aufgeblasenheit sollen ernsthafte, tüchtige, schlichte Menschen wohnen? — Auskunft beim Hausinspector. M.

Alkohol.

Ein wirtschaftlicher Briefwechsel zwischen dem Teufel und seiner Großmutter.

Es war im Sommer des Jahres 33 nach Christi. In einer der Felsenhöhlen nördlich von Jerusalem saß der großmächtige Höllenfürst Luzifer, schlug mehrmals unwirsch mit dem Schweife auf den Felsblock, kaute an einer Geierfeder und schrieb dann einen Brief an seine Großmutter. Die Adressatin war eine alte, unsaubere, tückische, boshafte Vettel in der Hölle, die hässlichste und bösartigste unter allen Vetteln, weshalb der König sie zu seiner Gesponsin erwählt hatte. Sie leitete ihm die Wirtschaft, führte die Rechnungen über Schwefel und Pech, wobei sie ihn stark um den Löffel barbierte. In zärtlichen Augenblicken nannte er sie ganz unpassend „Großmütterchen“, um sich den Anschein zu geben, als sei er jung und ehre das Alter, während es doch gerade umgekehrt der Fall. Er war dabei gewesen, als ein achtzehnjähriger Jüngling sie mit einer dreiundvierzigjährigen Jungfrau erzeugt hatte. Er war dabei gewesen, als sie sich, ein siebzehnjähriges Kind, an einen einundachtzigjährigen Greis vermählt hatte. Sie übte sich schon in früher Jugend in der Kunst, Hörner aufzusetzen und als sie nach vielen bewegten Lebensjahren als alte Kupplerin starb, erkor sie Luzifer zur Seinigen und sie setzte ihm alltäglich die Hörner auf, welche er als Teufel zu tragen berechtigt war. An diese

gebrochen. Man arbeitet heutzutage vorzüglich auf decorative Wirkung hin, und decorative Wirkung ist immer conventionell, photographisch.

Und so auch die Einrichtungsgegenstände selbst: schwellende Fauteuils mit elegantem glitzerndem Seidenbezug, Stühle, Tische, Etageren, Vertikows, Trumeaux — alles Gegenstände, die man wohl photographieren, aber nicht malen kann, deshalb nicht malen kann, weil ihre Wirkung keine einheitliche ist, weil sich ein Zwiespalt in ihnen aufthut, weil sie, selbst ohne Individualität, es unmöglich machen, dass eine Individualität in ihnen aufgehen kann. Das Conventionelle schließt eben das Specifische, das Besondere und mit ihm das Malerische aus.

Und so ist es endlich auch mit den kunstgewerblichen Artikeln. Sie sind fast alle „stilvoll", aber das, was man Stil an ihnen nennt, ist wiederum nur das Conventionelle. Stileinheit, Stilreinheit ist zu fordern — das jedoch, was man heutzutag Stil nennt, nichts als todte Formel, ein- für allemal zu verdammen. Individualitäten entwickeln sich frei und ohne Schranken, und Individualität, wiederum das malerische Element ist im Kunstgewerbe zu fordern. Alle kunstgewerblichen Gebrauchsgegenstände aber vernachlässigen das auf das gröblichste. München hat das Verdienst, zuerst zur Vergangenheit, zum Malerischen zurückgekehrt zu sein, aber noch ist das Kunstgewerbe so im Photographischen befangen, dass die Forderung des Malerischen nicht eindringlich genug erhoben werden kann.

Treten wir dagegen in ein Haus der vergangenen Zeit — schon das Äußere mit seiner oft bizarren Vernachlässigung des Conventionellen, mit seinen ungeraden Fensterreihen, nicht regelrecht in der Mitte angebrachten Thüren, seinen Erkern und Altanen wirkt malerisch. Es spricht da etwas Individuelles, eine Persönlichkeit tritt uns entgegen, mit festem Raumgefühl, das Auge hat Ruhepunkte und doch kräftige Linien, es kann den Raum zergliedern, zerlegen, was beim Conventionellen, Schematischen, Photographischen nicht der Fall ist, und auf dieser Möglichkeit beruht eben das Malerische. Und nun weiter die Treppe mit ihrer kräftigen perspectivischen Wirkung, ihrem harmonischen Gefüge, das den Raum erfüllt, ohne den Begriff des Raumes aufzuheben; ebenso die Zimmer, ebenso die Einrichtung. Das „Germanische Museum" in Nürnberg hat Zimmer der verschiedensten Zeitabschnitte der Vergangenheit aufgestellt: ein Wohlbehagen überkommt uns in all diesen Räumen, weil der Geist des Malerischen in ihnen lebt und webt. Das, was an Raum aufzulösen war, ist aufgelöst, ohne den gesammten Raum zu verkümmern, im Gegentheil, mit dem sichern Gefühl, den Raum erst recht als solchen erscheinen zu lassen. Und darin liegt eben das Raumgefühl, dass das, was den Raum erfüllt, in Harmonie zu diesem steht, Raum und Fühlung einander heben und ergänzen; darin liegt auch die malerische Wirkung. Das Raumgefühl, der Sinn für das Malerische ist abhanden gekommen.

Also lesen wir im „Kunstwart" unter dem Titel: „Malerisch oder photographisch". Damit ist manches gesagt, aber lange nicht alles, denn man könnte weit mehr sagen. Ob malerisch oder nicht, ist uns Nebensache, ob praktisch, gesundheitsdienlich oder nicht, das ist Hauptsache. Unsere Baumeister bauen wohl Häuser, aber keine Wohnungen mehr. Der Hausherr, der Zinshäuser bauen läßt, denkt nicht an die Wohnungen, sondern an den Zins. Comfort verkündet er schreiend! Aber vor lauter Comfort kommt es in den neuen Häusern zu keiner Bequemlichkeit. Man hat eine Menge Räume, aber keinen Raum. Wo Raum für ein

meine den Alkohol! Ich sehe Dich lächeln, du verstehst mich endlich; ich glaubte schon, Du brauchtest unsere ganze Ewigkeit auf, um begreifen zu lernen, dass der Alkohol das wirksamste Gegengift für den himmlischen Geist ist. Als purer Geist dürfte er ihnen zwar schwer beizubringen sein, aber wir gießen ihn in ihr Getränke, in den Wein, in alle Flüssigkeiten, die gähren, wir erfinden einen gebrannten Wein, einen Höllenwein und sättigen ihn reichlich mit Alkohol. Anfangs wird er ihnen zuwider sein, denn ihre Natur wird sie davor warnen. Überlasse das nur mir, theurer Spitzbube, ich werde Süßigkeiten thun in die Getränke, ich werde ein Wohlgefühl erzeugen schon nach dem ersten Trinken, und sie werden den Geist dürstend und mit Lust in sich schlürfen. Dann siehe einmal zu, was geschieht: der Bescheidene wird aufgeblasen und hochmüthig sein, der Sanftmüthige aufgebracht und zornig, der Mäßige wird schwelgen, der Emsige wird träge werden wie ein Thier, der Eingezogene wird ausgelassen, wollüstig, unzüchtig sein. Alle Lichtlein der Menschenseele werden entfacht zu Bränden, die Brände werden Leib und Seele zerstören und das Menschenherz, welches der Prophet einen Tempel des heiligen Geistes genannt, wird eine schmutzige Ruine sein. Das wird unser Geist anrichten auf Erden, und diesen Geist sende ich ihnen. Verbreite ihn, Luzifer, wo und wie du kannst, lege ihn in die Früchte des Feldes, des Gartens, des Baumes, lege ihn in edle und unedle Gewächse, sie werden ihn finden und herausziehen; er wird ihnen besser schmecken als der himmlische Geist der Entsagung, sie werden sich voll und toll, roth und todt daran saugen; dann sammle die Cadaver und bringe sie her. Wir werden die Hölle nicht zusperren, mein lieber Luzifer, wir werden sie erweitern, vergrößern nach allen Richtungen hin und Legionen von Teufeln sollen umlaufen dort auf Erden, um den Leidenden, Bekümmerten, Verzagten mit gefälligen Manieren — unter dem Vorwande, sie zu stärken, aufzurichten — unseren Geiste zu credenzen und hernach die Opfer einzuheimsen. Also immer Muth, mein Busenfreund, und gehe sogleich daran, unseren Geist in alle Kreise der Menschen zu verbreiten. Deine wohlaffectionierte

Mutschi."

Und einige Zeit darauf konnte König Luzifer den nachstehenden Brief schreiben:

„Liebes Großmütterchen!

Recht sehr plangt es mich, Dich wieder einmal zu umarmen, allein jetzt ist kein Abkommen hier. Die Geschäfte gehen gut. Mit Deiner genialen Eingebung hast Du Dir ewige Verdienste erworben um unser Reich. Der himmlische Geist, der mich anfangs sosehr ins Bockshorn gejagt, ist völlig lahm geworden, ja verschwunden, seitdem wir unseren höllischen Geist, den Alkohol, ausspielen. Die überraschendsten Wirkungen habe ich erfahren. Leute, die sonst von ihrem unruhigen Gewissen (ach, dieses Gewissen, das dem Menschen im Herzen liegt, lag mir immer im Magen!) dem himmlischen Geiste zugetrieben wurden, beruhigen dasselbe mit Alkohol. Leute, die das Thierische in sich getödtet zu haben vermeinen, aber schwach und träge sind, glauben sich mit Alkohol für das Göttliche zu begeistern und traben dann in ihrer Begeisterung anstatt mit Ätherschwingen gegen Himmel zu fliegen, auf vier Füßen mir zu. Leute, denen der Muth fehlt, um Schelmenstücke zu vollführen, trinken Alkohol und werden beherzt. Mancher hebt den Becher des Alkohols, um mit seinem Gotte Bruderschaft zu trinken, während er mir in die

Person schrieb nun Luzifer in Zeiten, da er nicht bei ihr war, zahlreiche Briefe. Bei den Vorarbeiten zum Eisenbahnbau zwischen Jaffa und Jerusalem ist in einer Felsenkluft ein Theil dieser Briefe aufgefunden worden. Unter anderen wurden auch die folgenden Schreiben daselbst entdeckt:

„Liebes Großmütterchen!

Endlich komme ich wieder einmal dazu, Dir zu schreiben, leider habe ich nicht viel Erfreuliches zu vermelden. Der Judas, den ich am Strick schickte, wird in der Hölle hoffentlich glücklich angekommen sein. Den Petrus glaubte ich auch schon zu haben, er verleugnete auf meinen Rath seinen Herrn und verließ ihn in der Noth, hat es aber leider sofort bereut. Pilatus wäre auch reif, allein er ist ein Heide und gehört nicht in unseren Bezirk. Hingegen wächst sich an Herodes ein guter Bissen aus. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten sind mir auch noch ein guter Trost, die kommen selber zu mir und bringen auch andere mit. Ewig leid thut es mir um Maria Magdalena, das war ein hoffnungsvoller Züchtling; jetzt büßt sie und ist verloren. Dieser Prophet fügt mir unersetzlichen Schaden zu. Als er in Jerusalem einritt, nahm völlig die ganze Stadt für ihn Partei; als er verurtheilt wurde, wendeten sie sich natürlich wieder von ihm ab; als er am Kreuze hieng, verspotteten und verhöhnten sie ihn und selbst seine Anhänger wagten es nicht, ihn zu bekennen. Das wäre insoweit ganz erfreulich. Aber nun denke Dir, herzliebstes Großmütterchen, alte Hexe, was nun geschieht. Der Prophet wird aufgenommen zu seinem Vater und sendet seinen himmlischen Geist herab in die Welt. Jetzt werden die Trägen rührig, die Verzagten muthig, die Verblendeten klug, die Lauen beseelt; man beginnt meinen Angelspeck, die irdischen Freuden, zu verachten und vom Göttlichen und Himmlischen zu schwärmen. Die Sünder büßen und die Gerechten fangen an demüthig zu sein. Die Todsünden, die ich säe, werden nicht geerntet. Ein ganz anderer Sinn ist in die Leute gefahren, und alles des himmlischen Geistes wegen. Wenn dieser Geist noch lange besteht und wirkt, so können wir unsere Hölle zusperren. Ich weiß mir keinen Rath. Nie hätte ich mir gedacht, dass das schlechte hölzerne Kreuz (und von dem kommt der Geist) mir so vielen Schaden machen könnte; alle meine Pläne und Bestrebungen werden jetzt durchkreuzt; meine Schlingen und Lockungen, die Menschenseelen zu fangen, werden durchkreuzt — die Zeiten werden verflucht schlecht, Großmutter. In Eile Dein bekümmerter Luzifer."

Also lautete der Brief, der sofort durch einen mit Fledermausflügeln beschwingten Sendboten in das Höllenreich befördert wurde. Nicht lange ließ die Antwort auf sich warten.

„Aber liebstes Herzerl Du!" schrieb die Großmutter zurück, „Schatzerl, dummes Bürscherl! Hast denn du keinen Schwefel mehr im Gehirn? Ich kenne Dich gar nicht mehr. Des bisschen himmlischen Geistes wegen so verzagt sein! Ja ich glaub's, dass er uns schaden könnte, wenn wir nicht ein Gegenmittel hätten, ich glaub's! Aber wir haben ein Gegenmittel, mein lieber behörnter Herr Gemahl! wir haben eins! dass Du nicht darauf gekommen bist, dummer Teufel, und es ist doch so einfach. Wenn es einen himmlischen Geist gibt, so wird es wohl auch einen höllischen Geist geben; was jener schafft, soll dieser zerstören, dieser soll jenen ersticken und dieser unser höllischer Geist soll in der Welt herrschen und uns die Seele zuführen. Du weißt es noch immer nicht, welchen Geist ich meine? Es ist schrecklich, wie Du mir verblödest im Umgang mit den Leuten. Ich

Wie der Almpeterl gedichtet hat.

Eine Studie über die literarischen Flegeljahre von P. K. Rosegger.

I.

Am Weihnachtsabende des Jahres 1879 fand ich unter dem Christbaume zwanzig neu- und hübschgebundene Bände, auf deren Rücken mit Goldbuchstaben die Worte prangten: „Werke von P. K. Rosegger".

Ich stutzte. Wer konnte mir meine eigenen Werke zum Geschenk machen? Besaß ich mein Handexemplar ja ohnehin. Und zwanzig Bände hatte ich damals noch bei weitem nicht drucken lassen. Eines der Bücher aufschlagend und ich war glücklich in jenem hohen Stadium der Überraschung, welches ein Weihnachtsgeschenk bezweckt. Die zwanzig Bände enthielten jene Handschriften, welche ich als Hirtenknabe und Schneiderlehrling einst in den Feierabendstunden in dem Waldbauernhause meist beim Kienspanlichte gedichtet und geschrieben hatte. *) Diese Schriften, von mir völlig vergessen, waren seit vielen Jahren verstaubt in einer Kiste gelegen; meine junge Frau hatte sie heimlich gehoben, aber nicht etwa, um in denselben interessanten Jugendbekenntnissen nachzuspüren, sondern sie hübsch binden zu lassen und mich damit am Christbaume zu verblüffen. Das war ihr denn glänzend gelungen, ich war verblüfft. Dann freute ich mich dieser „Werke", welche im „Classikerformate" so stattlich vor mir standen und die mir nun als Gabe meiner Lebensgefährtin wirklich wert geworden waren.

*) Siehe Waldheimat: Was sich aus dem Ei entwickelt hat.

Und die Schriften, welche der achtzehn- bis zweiundzwanzigjährige Junge in heiligem Drange und schrecklichem Ernste geschrieben, kamen dem Mann, der auf der Höhe seines Lebens stand, rührend pathetisch und rührend dumm vor. Im Kreise seiner Kinder durchblätterte er die Schriften an manchem Winterabende und versetzte sich dabei zurück in die lieben Flegeljahre und in die blinde Seligkeit des Selbstgenügens, welches literarischen Dilettanten in jenem Alter eigen zu sein pflegt. Die Schriften hatten denkbar gemischtesten Inhalt und folgende Titel: „Freue dich des Lebens" (1857); „Dramatische Werke (1859), Inhalt: „Der Schuster als Gespenst", „Der Sohn des Geisterkönigs", „Victor und Friedolin, oder Sieg und Heil vom Erlöser." „Ein Jedes zwei Herzen"; „Karl von Hirschgau, oder der betrogene Bräutigam"; „Der Raubschütz"; „Die Welt. Ein Wochenblatt zur Belehrung und Unterhaltung" (1860); „Fröhliche Stunde, erscheint alle Vollmondnächte. Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung, dem lieben Landvolke gewidmet". Fünf Jahrgänge (1861—1865); „Sonntagsblatt" (1862); „Meine Gedanken, Illustrierte Volksschrift zur Erinnerung für Geist und Gemüth, Heiterkeit und Frohsinn". Zwei Jahrgänge (1863 bis 1864); „Kalender für Zeit und Ewigkeit, Illustriertes Volksbuch zur erbaulichen Unterhaltung". Drei Jahrgänge (1861—1863); „P. K.

Arme sinkt und meine Hörner küsst. Ein Einsiedler in der Wüste, der sich kasteite jahrelang und seine Seele gereinigt hatte von allen Lüsten, trank Alkohol und wälzte sich vor Lust wiehernd im Kothe wie ein Schwein. Ein anderer Mensch, der sich in Selbstverleugnung, Sanftmuth und Liebe geübt hatte, und welcher es so weit bringen wollte, dass er jedem, der ihn auf die linke Wange schlug, auch die rechte hinhalten konnte, trank zu solcher Kräftigung Alkohol und erschlug aus Jähzorn seinen Vater. Ein Rabbi, der seit vielen Jahren Ehrsamkeit und Keuschheit gepredigt hatte, der in heiligen Zorn gerieth, wenn ein Spatz nach dem Weibchen pfiff, der von anderen und von sich selbst für einen Heiligen gehalten wurde, trank zum Behufe höherer Begeisterung Alkohol und begieng mit der Frau seines besten Freundes einen wunderschönen Ehebruch. Oh, was wäre da alles zu erzählen! Es lässt sich auf diesem Wege nicht mittheilen, weil ich fürchte, der Brief könnte in unberufene Hände gerathen, gar unter die Leute kommen und also eine abträgliche Wirkung erzielen. — Mache neue Kammern auf, lieb Großmütterchen, alte Vettel, verdammte! es kommen ihrer viele. Du wirst eine rechte Freude haben, wenn die hochmüthigen Söhne des Lichtes, die sogenannten Vernunftwesen, bis zum Cretin versoffen, mit stirren, rothunterlaufenen Augen, grinsend und unsauber rülpsend, in die Hölle hinabtaumeln werden. Wir wollen mit diesen Creaturen dann manch ein kurzweilig Spielchen treiben. Der Alkohol hat sie stark gemacht, behaupten sie, so wollen wir sie zu Paaren an unseren glühenden Wagen spannen und mit ihnen durch das Höllenreich rasen, bis ihnen die blauen Flammen aus den lechzenden Schnauzen züngeln. Der Alkohol hat sie beherzt gemacht, sagen sie, so sollst Du auf dem Rabbi reiten wie auf einem Besenstiel durch die schwefeligen Lüfte hin. Den kasteiungslustigen Einsiedler, der sich im Moraste wälzt, will ich mit meinem Schweife peitschen, bis er girrend und gröhlend den letzten Hauch seines Geistes von sich gibt.

Braue, Großmütterchen, braue, dass unser Geist nicht alle werde. Die Nachfrage ist groß und steigert sich mit jedem Tage. Wir werden mit diesem „gottähnlichen“ Geschlechte, das uns so viele Sorge gemacht, hoffentlich bald fertig sein. Verzeihe meinen kurzen Schluss, ich muss heute noch zu einer alten Jungfrau, welche den Alkohol, den sie im Traubensafte zu sich nimmt, allemal erst durch einen Betbruder segnen lässt. Ich hoffe, es wird hier eine neue Spielart herauskommen und will mal nachsehen.

Ganz der Deinige.

Luzifer.

des siebzehnjährigen Peter Rossegger (damals war er noch im Besitze seines zweiten „s") ein wenig zu charakterisieren und hoffe, dass man diese Selbstbespiegelung nicht missverstehen wird.

Im Vorberichte über die „Welt" heißt es, dass das Leben süß, folglich auch die Welt süß sei, und dass von dieser süßen Welt, welche wöchentlich „in einem Vierdelbogen erscheind", das „Egsemplar einen Neukreuzer" koste. „Dretet an, liebe Lesser, die Reise durch die Welt!" also schließt das Vorwort. Nach einem artigen Neujahrsgedichte, das mit dem Wunsche schließt: „Viele Jahre hindurch wolt Gott euch lassen leben, und euch dann nach den Tod die Himmelsfreuden geben", beginnt der Jahrgang mit der Erzählung: „Die Unschult als Selbstmärder" in mehreren „Fordsetzungen". Sie läßt trotz der zahllosen sentimentalen Ausrufe an Realismus nichts zu wünschen übrig. Zwei Brüder erdrosseln im Walde einen jungen Ehemann und hängen ihn an einen Baumast, damit die Leute glauben sollten, er habe sich selbst erhängt. Die junge Witwe, wegen welcher sie den Mord verübt, bekommen sie aber doch nicht, diese stirbt ein par Tage darauf an gebrochenem Herzen. Schon am nächsten Tage stirbt einer der Mörder am Schlagfluss und am übernächsten Tage zeigt der zweite Mörder sich selbst dem Beichtvater an. — Ist das nicht dramatische Entwickelung Schlag auf Schlag? Gleichlaufend mit dieser Erzählung ist die zweite Geschichte: „Sean Wasti Egill." In derselben stirbt am Hochzeitstage ganz plötzlich die junge schöne Braut. Als man sie schon begraben will, kommt ein fremder Arzt, sagt, dass das Mädchen scheintodt sei und dass er die Scheintodte wieder zum Leben erwecken wolle, wenn man sie ihm dann zur Frau gebe. Diesem ärztlichen Honorare widersetzen sich die Verwandten, vor allem der Bräutigam, welcher zum Arzte Sean Wasti Egill also spricht: „Zu allen Teufeln hinein! sohlst mir sie nicht erhalten, vermaleteiter Schurcke — zuvor — ja eher laß ich sie tod, eher sehe ich sie lieber begraben, als das sie einen solchen elementsteufels Kerll angeheren sohl!" — Als der fremde Arzt einsieht, hier wäre nichts zu machen, erklärt er die Braut für wirklich todt; nachdem sie aber begraben ist, scharrt er die Leiche wieder aus, flößt ihr einen Trank ein, worauf sie lebendig wird. Im Augenblicke ist auch der Bräutigam da und wirft den Arzt in das leere Grab, wo dieser sich das Genick bricht. Die Liebenden aber sind wieder vereint. — Weniger Neues bringt die Novelle „Der Seereuber", welcher Seeräuber nach dreißig Jahre langen Schandthaten bei einem furchtbaren Seesturme aus Verzweiflung seine Spießgesellen und sich selbst ermordet. Die Geschichte: „Das Heimweh" erzählt uns von einem jungen Bauernburschen, der sich jahrelang auf das Soldatenleben freut, um die weite Welt zu sehen, der in der weiten Welt aber sofort an Heimweh erkrankt und stirbt. — Die Erzählung: „Bleibe im Land", welche in der nächsten Nummer unter dem Titel: „Und nehre dich redlich" weiter geführt wird, stellt das Schicksal eines wohlhabenden Mannes dar, der, einem Lockrufe nach Amerika folgend, mit Weib und Kind dahin auswandert und in Elend und Noth zu Grunde geht. — Der Schwank: „Das Gottesgericht um Mitternacht" erzählt von einem bösen Bürgermeister, den mehrere Bürger nach Beibringung eines Schlaftrunkes in einem Keller erwachen lassen und dort ein Gericht Gottes vorspielen, in welchem er zur Verdamnis verurtheilt werden soll. Der Schutzengel des armen Sünders bittet aber für diesen um Gnade; der schrecklich geängstigte Bürgermeister verspricht seine Missethaten zu sühnen und ein guter Mensch zu werden, wenn er noch einmal auf die Erde zurückkehren dürfe. Darauf läßt der

Roseggers Volkskalender". Sechs Jahrgänge (1861—1866); „Museum. Illustrierte Blätter." Zwei Jahrgänge (1864—1865). Als Verlagsort aller dieser Schriften ist angegeben: Krieglach Alpel, beim Kluppenegger. Die Handschrift ist deutlich und sorgfältig, die Orthographie haarsträubend, oder wie es dort einmal heißt „harstreibent". Das Seltsamste an den Schriften sind die Illustrationen, deren fast in jedem Bande zahlreiche und mit unterschiedlichster Manier vorkommen: Bleistiftzeichnungen, Federzeichnungen, mit Wasserfarben colorierte, auch solche, deren Schatten mit in schwarze Tinte getauchten Pinseln hergestellt wurden. Die Bilder sind theils in den Text, theils auf eigene Blätter gezeichnet und stellen alles Mögliche dar, sowie es auch der Text mit allen Bereichen des Lebens und der Phantasie aufnimmt. Manche der Bilder sind mit Fleiß und gutem Geschick entworfen, andere sind lächerlich, einfältig und die ernsthaftesten Darstellungen wirken oft so urdrollig, dass ich bei dem Beschauen selbst nicht wusste, wie mir geschah. Auch erwähne ich fleißig gezeichnete Landkarten und Pläne von Ländern und Städten, die — gar nicht existieren.

Spätere Schriften sind nicht mehr illustriert, sie haben schon die gewöhnliche Form der Erzeugnisse junger Dichterlinge. Zu diesen gehören „Blüthen der Jugend", drei Bände mit Gedichten (1866—1868) und ein Roman „Gabriel Mondfels" (1868). Diese letzteren Sachen schrieb schon der Handelsakademiker in Graz.

Also lag mein geistiges Jugendleben nun vor mir, hübsch in Leinwand gebunden. Manchmal las ich dort und da einige Zeilen heraus, sie waren mir so traut und so fremd zugleich, sie erregten in mir eine seltsam unbehagliche Empfindung und ich hatte nicht den Muth, eines der Bücher ganz zu lesen. Ich war ihnen nicht mehr nahe genug, um sie in jener Einfalt, in der sie geschrieben wurden, wieder zu genießen, und ich war ihnen noch nicht fern genug, um sie rein gegenständlich zu nehmen.

Da war es in diesem letztvergangenen Winter eines Abends, dass ich in meiner Stube spazieren gieng über die stillen Mondtafeln hin, die zu den Fenstern hereinfielen, und wieder einmal nachdachte über mein vergangenes Leben und darüber, ob ich heute mehr oder weniger wert sei, als etwa vor dreißig Jahren, und ob mir der Inhalt jener fernen Zeit nicht etwa sachte verloren gegangen wäre. Da fiel es mir ein: Du hast ja Documente, du hast ja schriftliche Zeugenschaften von allem, was dich damals beschäftigte und bewegte! — Ich zündete die Lampe an und suchte aus dem Kasten jenen Band hervor, der im Jahre 1860 geschrieben worden war und den Titel führte „Die Welt". Das Buch hat die Form einer Wochenschrift mit 52 Nummern. Ich habe es durchgelesen und stehe nicht an zu bekennen, dass diese Lectüre, mit Ausnahme weniger Seiten, eines der peinlichsten Vergnügen war, die ich je gehabt. Und doch war diese Durchsicht nöthig zur Selbstprüfung, zu jener Selbsterkenntnis, die ich mir erwerben will. Die Bilder des Buches (möge Apollo mir vergeben, wenn ich auch so etwas Buch nenne!) waren mir die einzige Labe. Die Erzählungen aber, die Plaudereien und vollends die Gedichte! So schlimm treibt's keiner von allen unseren Gymnasiasten. Ich habe in letzterer Zeit manches Erzeugnis poetischer Naturburschen gelesen: Gedichte eines Bauernjungen von Oberzeiring, religiöse Aufsätze eines Bauernknechtes von Mariatrost, Erzählungen eines Handwerksburschen aus Buchberg, u. s. w. — so beklagenswert waren sie nicht, als die Schriften in dieser „Welt", in dieser schlechtesten der Welten!

Ich kann es mir nicht versagen, die Phantastereien und Poetastereien

von Villafranca entzückt den Poeten auf das äußerste:

„Jubelt Völker, Östreichs Völker, vor des Kaisers Throne,
Franz Josef hat euch Fried erwirkt, o Völker welche Wonne;
Kert zurück vereind,
Von euren Warfenfeind,
Genüßet froh das Wiedersehn
Eurer lieben Freund.“

„Freut euch ihr beiden Fürsten,
Fried ist zu Stand gebracht, — nun habt ihr euch gemessen,
Gar groß ist eure Macht.
Gott meg euch beide segnen
Mit seiner milden Hand, —
Das ihr weise könnt regieren,
Ein jeder euer Land. —“

Von „Revanchegelüsten“ ist hier, wie man sieht, nichts zu merken.

In einem Gedichte: „Der Landmann auf den Felte“ heißt es unter anderem:

„Der Landman auf den Felt hoft durch sein Arbeit und bemihen,
Daß die verstreuten Früchte balt herlich werden blühen,
Und bringen dan mit Wucht,
Zehnfache Frucht,
Woraus er dan natürlich kann hundertfachen Nutzen zihen.“

Das erste Dialectgedicht: „Wie d Andl beim Spinradel singt“, lautet:

„Auf der Welt mei Gott, do iss wull zwida,
Die fruman Leid, die sein holt gor recht schida,
Die Folschheit duat schan iberol regiren,
Die Reichen doan die Orman glei onschmiren,
Und oft fürn de Luater holt a Lebn,
Daß ka bessers niama kunat gebn.

Bin an olti Andl derf nigs muka,
Muas in Steka nema, und die Kruka,
Muas mei Brod recht miasam zoma suacha,
Dawal die Reichn Dola doana zoma wuacha;
Dass na kina firn a solchas Lebn,
Dass ka bessers neama kunat gebn.

Owa woats es oltn Hegallschiaba,
Hiaz war i an enkan Ort vielliawa,
Owa bolt wird selbigi Zeit kema,
Das mi Gott in Himmel auf duad nema,
Oftn werd i holt a fürn a Lebn,
Dass ka bessers neama kunat gebn.“

Etwas weniger trostlos ist das folgende „Bilt aus den Bauernstande“.

„Schon sind beim Bauern die Leide beim essen, schon ist der Tisch fohl von hungerigen Menschen, da kommt der Nachbauer-Sepl. Heren wir ihr Gespräch zu.

Sepl. (Drit in die Stube) Lobs eus Kristi.

Bauer. Ge na her, Sepl, u Ewigkeit, kimst just recht zan Essn. Do, ge na zuha.

Sepl. Gseng God, i bin eh nigs humeri.

Bauer. Na, ge na zuha, ge na ge.

Sepl. Eßz es na fuascht, a i bi go nigs humeri, is wor, i wird scha dahoam wos kriagn.

Bauer. A, los di na nit a weil hoasn, ge na uma, kriast a so nigs guaz, ge na ge.

Sepl. Na is wor a, i ge nit umi, i—i—i—i bi go nigs humeri, esz es na fuascht.

Beuerin. Du Nor, er ku nit uma gen, siagst as dan nit, as is go koa Stull do, er hot koan Oscht zan sitzn, schau na! (nun trug sie einen Stuhl her) do Sepl, hiaz ge na her, is mit ins, ge na.

Sepl. Na, i los mi glei nit hoasn a (geht zum Tisch hinzu) zan Eßn los i mi nit hoasn.

Bauer. Scha, hiaz is na, is na is.

Sepl. Wird schon eßn — (Eine lange Bause)

Bauer. Na sar is, is Sepl, is, is.

Sepl. A, wird schon eßn.

Beuerin. Du Norasch, er ko nit eßn, er hot go koan Leffel, siachst as dan nit? (Gibt ihm einen Leffel) Hiaz is, Sepl.

Sepl. So hiaz los i mit nit hoasn (ißt.)“ —

Schier polizeiwidrig sind die Rebusse, Räthsel und Witze, die in dem Bande enthalten sind. Z. B.:

„Ein schauderhaftes Unglück: Ein böses Weib hat si in die Drau gestürzt und — o weh — ist nicht erdrunken.“

Richter Gnade für Recht ergehen, der Bürgermeister wird wieder in Schlaf versetzt, aus welchem er in seinem gewohnten Bette erwacht und bekehrt ist. Hinter seinem Rücken machen die Bürger sich über ihr Schelmenstück lustig, da bekommt vom Verfasser aber auch der Müller und der Bäcker eins: wenn man Gottesgericht halten wolle, dürfe man nicht Mehl stehlen und nicht die Semmeln so klein backen. — Eine besonders düstere Geschichte ist „Der Brandleger". Eine fremde Familie kommt zum Storchbauer, pachtet bei ihm ein Nebenhäuschen und verdingt an ihn einen Knaben. Dieser ist ein Taugenichts und nach einer Züchtigung von Seite des Storchbauers geht er durch. Jahrelang ist der Junge abwesend, die Eltern desselben brüten Rache gegen den Bauer, der ihnen ihr einziges Kind verscheucht hat in die Fremde; sie planen, seinen Hof in Brand zu stecken und benützen dazu die Gelegenheit, als sie eines Abends in den Hof einen Vaganten schleichen sehen, auf welchen sie dann den Verdacht lenken wollen. Das Gebäude brennt nieder, der Vagant wird gefangen und offenbart sich natürlich nun als der Sohn des Brandlegerpaars, der mittlerweile in der weiten Welt zum Mörder geworden ist. Die Übelthäter werden gehenkt. — Um so lustiger ist das darauffolgende „Schicksal eines Schneiders". Anfangs wird der Held gar schön apostrophiert: „Schneider! Es ist ein ehrwürdiger Nahme, oder wo ist ein Mensch, der das leibliche Werk der Barmherzigkeit mehr übet als ein Schneider, welcher die Nackten bekleidet. — Welcher König ist glücklicher und vergnügter, als ein Schneider? — Ist er nicht selbst ein König? — ist nicht der Fingerhut seine Krone, die Ellen sein Zepter, die Nadel sein Schwert und das Zwirnknull sein Reichsapfel? — Mensch, erkenne deine Blindheit und beuge dich vor einem Schneider!" Also wird der Held herrlich besungen. Eines Tages, als der Schneider in die freie Luft geht, hebt ihn der Wind und trägt ihn empor bis zum Monde, wo just eine Ziege weidet, an deren Schweif er sich festhält. „So war er gefangen und mufste er hangen im Monde am Zitzen der Geiß." Dieweilen ist auf Erden des Schneiders Frau sehr wohlgemuth und spottet des ehelichen Gemahls, den der Wind vertragen; vollends Herr der Situation, kauft sie sich eine neue Krinoline. Als sie mit derselben das erstemal ausgeht, fährt in den Reifrock der Wind und trägt die Frau ebenfalls hinauf bis in den Mond. Dort das idyllische Verhältnis ihres Gatten sehend, ergrimmt sie, schleudert Schneider und Ziege hinab auf die Erde, während sie selber nicht mehr weiter kann, sondern für ewig im Monde verbleiben muss. Also verlor der Schneider die Frau und gewann die Ziege. — Ganz gräfslich ist die Geschichte: „Der Fräfler." Der Vater eines hübschen Mädchens stirbt, der früher abgewiesene Freier Augustin zieht durch eine unsichtbare Schnur das Haupt der aufgebahrten Leiche empor und ruft im Hinterhalte mit hohler Stimme: „Rosa, nimm zum Mann den Augustin!" Das Mädchen stirbt vor Schreck, die Leiche ist aber nicht mehr aus ihrer halbaufrechten Stellung zu bringen, bis der „Fräfler" seine Unthat gesteht. Auf dem Grabe der Rosa wird er nachher wahnsinnig.

Das sind die Novellenstoffe, welche der Almpeterl, wie er damals in der Umgegend genannt wurde, für seine „Welt" ausgedichtet hatte. Der Stil derselben ist höchst banal, phrasenhaft und ergeht sich gerne in lyrischen Ausrufungen und sentimentalen Ergiessungen. Abgesehen von der manchmal drastischen Fabel ist von einer Ursprünglichkeit in Stil und Gedanken keine Spur.

Nun sollen auch die in diesem Bande enthaltenen Gedichte charakterisiert werden. Der Friedensschluss

möchte man den Schlingel dafür, dass er sich selber so anlügt! „Ach damahls, ja damahls!" seufzte der heitere, sonst zu allerlei Schalkhaftigkeiten aufgelegte Junge, „wir kannten nicht das Friedhofskreuz, wir kannten nicht das Todtenbein. . . . Bin herabgerathen an den Orth, der mit W anfängt — in die Welt. . ."

Schließlich noch einiges aus dem Schlusſworte der Zeitschrift „Die Welt", dasselbe führt den Titel: „Vergänglichkeit und Dodt."

„Meine lieben Freunde! schon beinahe sechsdausend Jahre sind verflossen, seitdem Gott, der Schöpfer, sein allmächtiges Werde aussprach. Der Schöpfer hat die Sonne erschaffen, deren Pflicht es ist, die Erde zu er leichten und zu erwärmen, und bis auf den heudigen Dag hat sie die Pflicht erfilt. Allein wo ist der Mensch mit seiner Unschult. Unsere Vorältern sind ins Grab gewandelt und haben uns Platz gemacht. Bald auch von uns nichts mehr als einige Knochen. So geth es ford. — Wir stehen am Schluß des Jahres. Ein neues komt. Wenn es verflossen, ja verflossen ist, werden wir noch die irdische Hille tragen? Oder wird schon grüner Rasen iber unser stieles Grab gewachsen sein? Habt ihr Niemand aufzuweisen, liebe Freunde, der am vorigen Jahresschluße noch wohl und toll, in Lust und Freuden gelebt hat, jetzt aber schon einverleibt ist der schwarzen Bruderschaft der Todten? — Warum zittert dir den das Blatt in der Hand, mein Lesser? Nur einmahl leben wir, mechten wir nur einmahl r e ch t leben. Mit dieser ernsten Bedrachdung ende ich diese Zeitschrift: Die Welt. — Ich habe Kurzweiliges, Scherz und Laune, Ernste Worde und dergleichen unter einander gemischt, um den Lesser ein Bilt von der Welt zu geben, auf der Komisches und Ernstes gemischt ist. (Ein gratis Bild wird beigegeben.) Die Jahrgänge (der „Welt") werden nicht fortgesetzt, wenn ich je noch was schreiben will, so werde ich meinen Werken einen anderen bassenderen Tittel geben. Also bißdahin lebe wohl, freundlicher Leser —"

Das Durchlesen dieser Schriften hat mich mit wahrer Wehmuth erfüllt. Ich bin vor dreißig Jahren so innig an meinen damaligen Erzeugnissen gehangen, als ich heute an meinen neuen hänge. Wenn in unserer Gegenwart mir jene alten Schriften schal, läppisch, nichtig vorkommen, wie würde ich nach weiteren dreißig Jahren über meine heutigen Erzeugnisse urtheilen? Der Mann nennt die Werke des Knaben kindisch. Wie nennt der Greis die Werke des Mannes? — Kindisch vielleicht mit doppeltem Rechte.

Wunder.

In unsren Tagen öd und leer
Geschehen keine Wunder mehr,
Der Mensch kann nimmer sehen.
O könnt' er brünstig glauben dran,
Es würden ihm zum Heile dann
Die Wunder auch geschehen.

R.

Oder das Zweigespräch: „Kind: Mein Herr, bitte, wohlen sie meinen Vater die Zeitungsblätter leihen, bloß um sie zu lesen? — Herr: Ja mein Kind, und sage deinen Vater, er mege mir sein Mittagsmahl leihen, bloß um es zu essen."

„Räthsel: Zuerst ist es zu kurz, wenn man es abhackt, ist es lang genug. (Das Grab)"

„Wenn man auf den Haubt eine L. tötet, so ist das ein harstreibente Mordthat."

„Die Seligkeiten. Die alten Weiber sind manchmahl auch schon hier auf Erden Selig, sie sind redselig und feindselig, o wären sie leutselig und holdselig."

„Ein Mörter. Richter: Du bist angeklagt, das du den König ermorden wohltest! Soldat: Ja, ich habe wirklich ihm einen Stich gegeben. Richter: Mit dem Stillet? Soldat: Nein, mit dem Trumpfsiebner."

„Räthsel. Was habe ich gefunden, als ich eine Elle fand? — Einen Ellefand." —

Schildernde Aufsätze gibt es in diesem Bande wenig. Als Probe eines solchen nur der Auszug aus der Beschreibung eines großen Hagelschlages am 13. August 1859:

„— rollte der Tonner, minder schwarz, sondern mehr grau wahren die Wolken. Aber Gottes Straffe, sie kam — ja sie — sie kam. Fast kein Regendropfen wahr noch herniedergefahlen — und langsam — recht langsam schickte man sich an die Werkzeige, ja die schweißtriffenden Werkzeige an Ort und Stelle zu bringen, oder, war heude nicht Sonnenabend? — und — hert ihr, — was war das, — ja was war denn das? — es war ja, als ob ein pfündiger Stein auf das Dach herniederfiehl; — noch einmahl — ja, mein Gott, ja, was ist denn das? — Seht, o, seht, Himmel, — eins — zwei drei — ja, das ich es sage, nun fieng der schwere Hagel an, herniederzuschmettern, zu stürzen, auf das arme schutzlose Getreude. Eine vierdelstunde, — und stiel, wie iber den weissen Leichenduch wurde es in Gottes Natur, friedlich wahr es. — Doch wir sahen die Verwistung. All unser Bemihen, unser Arbeiten, unser vergossener Schweis war, ja, war umsonst..."

Vorherrschen in den Schriften jener Jahre die religiösen Betrachtungen. Die ältesten derselben sind überaus fanatisch gehalten, erfüllt von eingebildetem Hass gegen die „neue Zeit", von welcher der Waldbauernknabe redete, wie der Blinde von der Farbe. Schon im siebzehnten Lebensjahre begann in religiösen Aufschreibungen ein milderer, duldsamerer Sinn hervorzutreten. Die Wandlung gieng scheinbar ohne äußere Einflüsse vor sich, mit einer gesteigerten Nachdenklichkeit stellte sich mehr und mehr eine gutmüthige, versöhnliche Weltanschauung ein; die Volksschulbücher, als das „Lesebuch für die zweite Classe der Landschulen" (Wien 1852) das „Evangeliumbuch" und andere leisteten dieser Richtung guten Vorschub. Die Betrachtungen des aufblühenden Jungen befassten sich viel mit der irdischen Vergänglichkeit, mit dem jüngsten Gerichte, mit Hölle und Himmel. Auch that der Knabe, als ob er schon alt wäre, und erging sich gerne in „Erinnerungen an Kindheit und Jugend." Die Gefühlsausdrücke dieser Art, wie sie z. B. in der „Welt" vorkommen, sind ganz unecht und in der Form lächerlich läppisch: „O damahls (in der Kindheit nämlich) ja, ja damahls schien mir die Sonne noch einmal so hell und der Gesang der lieben Vögelein noch einmal so schön, ja ja damahls schien mir der Himmel noch einmahl so blau, die Wiesen noch einmahl so grün, meine Augen noch einmahl so klar. o damahls, ja ja damahls — ach, ade, Dage meiner Kindheit, ade, damahls schien mir das Leben noch einmahl so süß, ach ja, so süß." Und so geht es fort. Beim Schopfe nehmen

Es währt nicht lange, und die aufmerksamen Beobachter im Dienerkleide verfügen über einen ähnlichen „gesellschaftlichen Schliff“, über den man sich dann so empört zeigt.

In zahlreichen Familien läſst man den dienenden Mädchen ihre vollständige wirtschaftliche Abhängigkeit bei jeder Gelegenheit auf das unzarteste fühlen. Die feinsten Damen wenden die unfeinsten Ausdrücke an und betonen, so oft es nur angeht und mit nicht miſszuverkennender Deutlichkeit, daſs die Dienstboten ja doch nur wildfremde Personen sind, deren Nähe man nun einmal leider dulden muſs, da man sie zu den verächtlichen Diensten benöthigt.

Die Dienstmädchen, die also behandelt wurden, sind gewöhnlich diejenigen, welche zu nomadisieren beginnen, und wenn sie sich einmal an das „Wechseln“ gewöhnt haben, dann sind sie verdorben für immer, denn die Anhänglichkeit, die Treue, die man von denen verlangt, denen man sein Vermögen, seine kleinen Geheimnisse, seine Kinder anvertrauen muſs, ist nicht mehr bei ihnen zu finden.

Die drückende Empfindung der Abhängigkeit und die daraus entspringende Sehnsucht nach Abschüttelung derselben mag auch nicht wenige Mädchen der dienenden Classe zu einer so leichten Beute der Heiratsschwindler machen. „Wenn man diesen Mädeln nur vom Heiraten spricht, so ist ihnen schon der Kopf verdreht!“ wie der Vorsitzende R. v. Holzinger sagte. — Zeigt ihnen also ein Heim, gebt ihnen ein bescheidenes Plätzchen in der Familie und sie werden nicht mehr Ursache haben, nach Antheilnahme und einer oft so zweifelhaften „Stütze“ außerhalb derselben zu suchen.

O. T.-B.

Krieg oder Schiedsgericht.

Ein Wort an die Presse und deren Leser.

Es ist schon lange nicht mehr die alleinige Ansicht einiger weniger christlicher Gemeinschaften, daſs Kriege zu vermeiden sind, diese Ansicht hat sich vielmehr in vielen Ländern Anhänger aus allen Gesellschaftsclassen erworben. Einen besonders erfreulichen Fortschritt nimmt das Friedenswerk seit dem Zustandekommen der Friedens-Congresse, welche von Zeit zu Zeit in verschiedenen Ländern der alten und neuen Welt abgehalten werden.

Die Zeitungen haben nie viel über die Verhandlungen jener Congresse zu berichten. Höchstens daſs sie sich bemühen, auf Grund der Aussprüche hervorragender Männer nachzuweisen, daſs Leute, die der Ansicht sind, der Krieg könne ganz gut durch Schiedsgerichte ersetzt werden, sonderbare Heilige und lächerliche Tröpfe seien. In einem Athem verdammt die Presse gelegentlich die zutage tretende Verrohung des Volkes, die sich in Raufereien und Gewaltthätigkeiten kundgibt — und verlacht Diejenigen, die der gegenseitigen Abschlachtung im Kriege entgegenarbeiten. Wo bleibt da die Consequenz? Wenn jemand blutige Raufexcesse für löblich hielte und das Erstechen einiger Gegner für eine tapfere That ansähe, der würde bald hinter den Mauern eines Irrenhauses sitzen; aber eine Rauferei im großen, die Abschlachtung von Tausenden — — ja Bauer, das ist etwas anderes. Da handelt es sich um etwas Großes, wird eingewendet, es handelt sich um die Ehre einer Nation. Diese Ansicht ist aber irrig. Wer ein wenig in der Geschichte nachforscht, der muſs sich entsetzen über die kleinlichen, nichtssagenden, oft nur persönlichen Ursachen, die schon zu schrecklichen Kriegen geführt haben. Zudem können Ansehen und Ehre einer Nation ebensowohl durch Richterspruch gewahrt werden, wie dies bei der Ehre des einzelnen der Fall ist.

Der reiche Amerikaner Bennett hat gelegentlich eines vor einigen Jahren in London stattgehabten Friedens-Congresses an drei berühmte Franzosen die Anfrage gerichtet, was sie von der Möglichkeit der Abschaffung des Krieges hielten. Wem es aber wirklich darum zu thun ist, die

Kleine Laube.

Dienstboten sind auch Menschen — so zu sagen.

Anlässlich des Processes der Dienstbotenmörder Franz und Rosalie Schneider in Wien brachte die „Deutsche Zeitung" einen Aufsatz, welcher die Dienstbotenfrage streift, das Verhältnis der städtischen Dienstboten zu ihren Herrschaften berührt und sich treffend also äußert:

Es scheint uns über das Ziel geschossen, wenn man in den Erörterungen so häufig auf den Umstand hinweisen hört, dass in Wien die Leute spurlos verschwinden können, ohne dass ihre Spuren verfolgt werden. Das trifft bei der Classe, aus der das Mörderpaar seine Opfer holte, allerdings zu. Dienstmädchen gehören eben zu den „fahrenden Leuten", um deren Aufenthalt sich zuweilen Familienangehörige, selten die Geliebten kümmern, meistens jedoch gar niemand. Da die drakonischesten Meldungsvorschriften keinen Wert besitzen, wenn sie nicht gehandhabt werden, da die Opposition größer ist, als ihre Strenge, so lässt sich auf dem Verordnungswege allein keine Besserung der angedeuteten Zustände herbeiführen.

Es wirft sich aber die Frage auf, ob das Nomadenthum unserer Dienstmädchen, das häufige Wechseln des Dienstplatzes, mit dem Stande der Dienerinnen nothwendigerweise verbunden ist. Sollte da nicht das gewöhnliche Verhältnis der Mädchen zu ihren Dienstgebern eine Rolle spielen?

Die Hausfrauen klagen über die Treulosigkeit, Putzsucht, Verlogenheit, Liederlichkeit und weiß der liebe Himmel, welche anderen üblen Eigenschaften ihrer Mädchen. Und sie befinden sich im Rechte. Aber sind denn nicht in der weitaus überwiegenden Mehrheit der Fälle an den Mägden von ihren Herrinnen solche Erziehungsfehler begangen worden, dass man sich geradezu wundern muss, wenn sie keinen Anlass zu Beschwerden geben? Wie oft haftet der „Herrschaft" im häuslichen Verkehr ein Mangel an Selbstzucht an, der schlechte Früchte tragen muss! Vor den Dienstboten braucht man sich doch nicht zu genieren, das sind ja so unendlich inferiore Wesen. Welche irrige Meinung! Die Dienstboten sind unter allen Umständen gewöhnt, ihre Brotgeber zum Vorbild des eigenen Handelns zu nehmen, und wie kann man darüber staunen, dass ihre Moralbegriffe laxer werden, wenn ihnen tagtäglich Gelegenheit zu Beobachtungen geboten wird, welche die „Herrschaft" just nicht eben im Heiligenscheine zeigen. Mann und Frau gebrauchen kleine Lügen, bei denen die inferioren Wesen vielleicht noch mithelfen müssen, Besucher, die mit überströmender Zärtlichkeit empfangen werden, wünscht man vor dem Eintritt und sofort nach der Entfernung dorthin, wo der Pfeffer wächst, und dergleichen mehr.

können auch die Völker dazu gebracht werden, ihre Meinungsverschiedenheiten Schiedsgerichten zu überlassen, und sich deren Urtheil zu fügen.

Natürlich müssen die Völker erst reif dafür sein. Dass wir aber auf dem besten Wege zu diesem Ziele sind, dafür liefern die Zustimmungen, welche die Vertreter der Friedenssache von allen Seiten erhalten, ein beredtes Zeugnis.

Wenn es erst gelingt, der großen Masse des Volkes, besonders in Europa, zu zeigen, dass der Krieg kein „nothwendiges Übel“ ist, dass er nicht so unvermeidlich ist wie eine Überschwemmung oder eine Seuche; wenn die Völker erst einsehen lernen, dass die Regierungen auch ohne Blutopfer seitens des Volkes ihre ernstesten Streitigkeiten beilegen können, ohne dass das Interesse des Landes darunter leidet, dann wird auch das Kriegführen, das planmäßige Hinschlachten der Völker, ein Ende nehmen.

Die guten Früchte, welche die vereinte Thätigkeit der Friedensfreunde trägt, sind jedem vorurtheilsfreien Beobachter ersichtlich. Mehrere nationale Angelegenheiten, die in früheren Zeiten zu blutigen Kriegen geführt hätten, sind schon auf schiedsrichterlichem Wege geschlichtet worden und man darf hoffen, dass die Friedensbewegung immer weiter um sich greift und das angestrebte Ziel endlich erreicht wird. Ein tief eingewurzeltes Übel wie der Krieg lässt sich nicht mit einem Schlage ausrotten, dessen sind sich die Anhänger der Friedenssache wohl bewusst, daher ist auch ihre Thätigkeit eine solche, die aufklärend auf die Menge und beweisführend auf die Regierungen wirkt.

Derjenige Theil der Presse, der nur spöttisch oder gar absprechend über die Friedensbewegungen schreibt, begeht ein großes Unrecht. Die Presse hat die Mittel in der Hand, den gesunden Friedensideen Eingang in das Volk zu verschaffen, thut aber oft gerade das Gegentheil.

Insbesondere die christliche Presse sollte es als ihre höchste Aufgabe betrachten, die Lehren des Erlösers, deren Anfang und Ende Friede und Menschenliebe sind, zu verbreiten, und zu seiner Nachfolge auffordern, anstatt wie es so häufig, berühmte Schlachtenführer und „siegreiche“ Regenten ob ihrer militärischen Tüchtigkeit zu verherrlichen und kriegerische Tapferkeit als eine christliche Tugend zu lobpreisen.

M. M.

Sinnsprüche.

Von Conrad Timm.

Der Kampf um das Glück ist in Wahrheit kein Kampf wider feindliche Mächte der Außenwelt, sondern ein Kampf gegen den Feind in uns selbst.

Halte dich getrost für einen bessern, fähigeren und geschickteren Menschen als die anderen, es wird dir — ist nur sonst in einem gewissen Stübchen unter dem Dache und einem Kämmerchen im mittleren Stockwerke alles in Ordnung — nicht zum Schaden gereichen; aber gehe mit dieser Erkenntnis wie mit einem unverbrüchlichen und höchst gefährlichem Geheimnis um, das außer dir um Gotteswillen kein anderer Sterblicher erfahren darf.

Ein eigener Geist hat überall seine Schicksale. Menschen, die nur den Geist der andern haben, haben auch immer nur das allgemeine Geschick — kein Schicksal zu haben.

Wer sagt, man komme nicht immer mit geraden Wegen aus, ist sicherlich ein Schwächling, der sein mahnendes Gewissen mit klugen Sophismen zu Tode füttern will; aber wer sagt, man komme immer mit gemächlichen Schlendern auch noch ans Ziel, ist ein Narr — oder ein Pfiffikus, der einen Vorsprung vor dir erlangen will.

Die wilde Raserei verrathener oder getäuschter Liebe ist gleichsam der meteorologische Process, durch den nach einem wilden Aufruhr der Elemente und nach

Ansicht angesehener Männer über die Möglichkeit der Abschaffung des Krieges zu erlangen, der wendet sich nicht an Franzosen mit der Frage. Die gegebenen Antworten sind von einigem Interesse, weil sie den Beweis erbringen, dass zwei von den Gefragten so von Rachegelüsten erfüllt sind, dass sie zu einer vernünftigen Beantwortung der an sie gestellten Frage keine Fähigkeit besitzen.

Unter den von dem Herrn Bennett ertheilten drei Antworten ist die eines ehemaligen Ministers und Rathgebers Napoleons III., der vielleicht viel dazu beigetragen hat, seinen Kaiser zur Kriegserklärung an Deutschland zu veranlassen, am gelungensten. Er erklärt unumwunden, „so lange Elsass-Lothringen nicht an Frankreich zurückgegeben ist, sind die Hoffnungen auf einen Weltfrieden Luftgebilde.“ Durch diese Antwort hat sich der ehemalige Minister bei seinen Landsleuten sicherlich nicht wenig Beifall errungen. Aber wie ungerecht war es, diese rachsüchtige Antwort in den Zeitungen als triftigen Beweisgrund gegen die Friedenssache breitzutreten, wie es thatsächlich in Europa und Amerika geschehen ist.

Viel maßvoller und vernünftiger antwortete der Schriftsteller Jules Simon:

„Meiner Ansicht nach haben wir die besten Gründe, zu hoffen, mit der Zeit zur Errichtung eines Schiedsgerichtes zwischen den verschiedenen Völkern zu gelangen. Die Vereinigten Staaten sind heute ein dauerndes schiedsgerichtliches Tribunal zwischen den verschiedenen Staaten, aus denen sie bestehen. Die Fortschritte, die auf dem Gebiete der Beförderung und Nachrichtenvermittlung gemacht sind, haben durch Verminderung der Entfernungen direct zur Schaffung einer Verbindung beigetragen, welche immer größere Theile der Menschheit einschließt und zuletzt die ganze Menschheit einschließen wird. Ich bezweifle indessen, dass eine solche Verbindung zur völligen Unterdrückung des Krieges führen wird. Ich fürchte, es werden sich Bündnisse innerhalb der Verbindung bilden, die Mächte, welche mit der Vollstreckung der Bundesbefehle betraut sind, können dieselben möglicherweise zu eignem Vortheile ausbeuten. Indessen, eines ist sicher, wenn einmal die Idee eines internationalen Bundes Wurzel gegriffen hat, wird der Krieg immer schwieriger werden.“

Der dritte der Gefragten, der ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften ist, schrieb als Antwort:

„Solange ich lebe, habe ich gute Menschen gegen die entsetzliche Gewohnheit internationalen Abschlachtens Protest erheben gehört. Jeder beklagt das Übel, aber niemand sieht ein Heilmittel. Selbst das viel weniger bedeutende Duell, gegen das so viele geschrieben und das so Viele auszurotten versucht hatten, floriert noch, wenigstens in Frankreich. Ein Gleiches gilt vom Kriege. Stets wird die Ehre der Person da sein, welche das Duell, das Selbstinteresse der Nationen, welche den Kampf fordert.“

Niemand bezweifelt das, was der gelehrte Herr über das Duell sagt. Gewiss wird es immer, solange es Menschen gibt, Raufbolde und solche geben, die sich in der Aufregung zu gewaltthätigen Handlungen hinreißen lassen. Das bezweifeln auch die nicht, die den Krieg abgeschafft sehen wollen. Aber das Duell und andere persönliche Gewaltthätigkeiten sind auch nach den Gesetzen vieler Länder als Verbrechen strafbar. Wie stimmt dann der Vergleich des Duells mit dem Kriege? Doch nur insoweit, dass letzterer ein Verbrechen an der Menschheit ist, ein Verbrechen, welches im kleinen wie Mord bestraft wird.

Ein weit besserer Vergleich mit dem Kriege wäre das den dunkelsten Seiten der Geschichte angehörige Faustrecht. Was letzteres für den einzelnen Menschen gewesen, ist der Krieg für die Völker. So wie es gelungen ist, den einzelnen in die Bahn der Ordnung zu lenken, und ihn zu zwingen, seine Sache dem Urtheilsspruche eines Richters zu unterwerfen und sich diesem Urtheile zu fügen, ob es auch gegen ihn ausfällt, so

Gern gethan, ist leicht gemacht.
Gleich gethan, ist bald vollbracht.
Schnell gethan, ist — schlecht gemacht.

Der auf andrer Worte baut,
Dem auch darfst du selber trauen.
Wer sich selber nicht mehr traut,
Sollte noch auf andere bauen?

Welt und Menschen lern betrachten,
Alles Ding beim Namen nennen,
Gutes finden hüben — drüben.
Leicht ist's, Freund, sie zu verachten,
Schwere Weisheit, sie zu kennen,
Doch das Höchste, sie zu lieben.

Ganz recht: Leichtsinniger ist selten schlecht;
Doch sonder Bosheit und sonder Tücke
Reißt er dir wohl arglos dein Herz in Stücke.

Jugend und Alter.

Mag die Jugend sich verwirren
Nur im Tand und Spiel,
Auch das Straucheln und das Irren
Lenkt sie wohl ans Ziel.
Doch das Alter plack sich munter
Auf gerader Bahn.
Lockt es noch das Thal hinunter,
Klimmt es nie hinan.

Die Bettelsänger.

(Ein Bildchen aus dem Waldlande.)

Sitzen sie beisammen am Feierabend und sind guter Dinge, wie sie der Tag gibt.

Der Tag gibt lauter gewöhnliche Sachen — das Wetter und das Kornfeld und das Fuhrwerk und den Viehstall, und wenn's hoch geht, das Kartenspiel. Das Alltagsleben in seinem zähen und trägen Einerlei. Und plötzlich geht die Thür auf und es treten die heiligen Künste ein. Bettelleute sind es und bringen ein Himmelreich mit herein in die dämmerige Stube. Die liebe Bauernjugend kann die Wandlung gar nicht fassen. Fast erschrecken die Kleinsten, als — zim zim — die Seiten anheben zu klingen. Ein fremdes Dirndl — wie blass im Gesicht, und kann doch so schön spielen! Und ein Knabe steht daneben, der singt zum Spiel ein wundersames Lied.

„Es war ein Häusel im Oberland,
Maria, Mutter Gottes war wohl bekannt,
Es war ein armes Weib
Mit ihren drei Kinderlein,
Groß' Hungersnoth mussten sie leiden —"

„Schon gut, schon gut", sagt der Bauer, das Singen unterbrechend, „das Lied kennen wir schon. Singt was Lustiges."

Was Lustiges! Mit welkem Gaumen und schwerem Herzen was Lustiges!

Hinter den beiden Musikantenkindern, in einen großen Mantel gehüllt und gesenkten Hauptes, steht ein Mann, der murmelt jetzt: „So viel Stern...."

Allsogleich heben die Kinder, feierlich getragen, folgenden Sang an:

„„So viel Stern am Himmel stehen,
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin- und wiederfliegen,
So vielmal sei du gegrüßt!

Dich im Herzen will ich tragen,
Alle Morgen will ich fragen:
„O, mein Schatz, wann kommst du mir?"
Alle Abend will ich sprechen,
Wann mir schon die Aeuglein brechen:
„O, mein Schatz gedenk' an mich!"

Ja, ich will dich nicht vergessen,
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todtbett schlafen ein.
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb' thut wiegen ein"".

Des Bauers Kinder sind überselig im Anhören eines solchen Liedes, und doch verstehen sie das Wunder nicht, das in diesem unbeschreiblich innigen Liede ruht; sie können es noch nicht verstehen. Der Bauer aber — der es verstehen könnte — wird ungeduldig.

„Was Lustiges! Was Lustiges!" ruft er. Der Mann hinter den Sängerkindern murmelt: „Es wollt' ein Madel..."

Die Kinder heben an:

„Es wollt' ein Madel fruh aufsteh'n,
Wollt gehen in den Wald."

„Das ist recht, das ist brav!" rufen die Zuhörer und trällern mit:

„Wollt' gehen in den Wald hinein,
Wollt' Brombeer brocken geh'n."

erschütternden Gewitterschlägen die übermenschliche Spannung innerhalb der Atmospäre unseres Gemüthes wieder ausgeglichen wird.

Das göttlich unbesonnene Menschenkind genießt das Leben in vollen Zügen, wo der Gelehrte noch immer zweifelnd die Frage untersucht, ob das Leben überhaupt des Lebens wert sei.... Aber die Antwort kann immer nur eine negative sein, da der Philosoph einfach den Schmerz gegen die Freude abmessen, also die eine vom andern subtrahieren will, wo er doch, wenn er gerecht sein wollte, beides miteinander multiplicieren müsste. Um so mehr Opfer wir geliebten Personen bringen, um so größer wird unsere Liebe, um so reicher trotz allen Leides das Gefühl des Glücks, das sie in uns erweckt. Und mit der Lust am eigenen Sein, der Liebe zum Leben sollte es anders sein? Was uns das Leben kostet — die Schmerzen — sollten wir in Abzug bringen auf das, was es uns — an Freuden — gewährt?!

Das Gute, das Wahre, das Schöne sind nur verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Princips.

Die sich über die beschwerlichen Wege beklagen, sind immer nur diejenigen, welche — nicht hinauf gekommen sind.

Die Liebe mancher Eltern zu ihren Kindern ist so zweckwidrig in ihren Mitteln und so verhängnisvoll in ihren Folgen, dass ihr kaum noch der Name Liebe gebührt. Ihr würde auch gar nichts Hoheitsvolles innewohnen, wenn sie nicht eben in ungezählten Opfern und Selbstverleugnungen bestände, die nur den selbstlosesten Naturen möglich sind.

Einen Fehler, den wir zuerst aus dem Munde fremder Leute erfahren, werden wir niemals ablegen.

Fromme Seelen erschaudern oft, wenn sie ein praktisch angewandtes Christenthum erblicken, das ihren ästhetisch-pietistischen Vorstellungen so wenig entspricht. Die guten Seelchen hätten sicher das Christenthum nicht erfunden, — schon weil sie nicht die — Aussätzigen hätten heilen können.

Die Leute wissen immer nicht so recht, ob sie dich um einer Selbstlosigkeit willen bewundern — oder belächeln sollen.

Denken lernten wir erst, als wir zu zweifeln begannen, und in der Schule des Zweifels müssen wir uns alles, was unser geistiges Besitzthum ausmacht, erst zu eigen machen.

Das müsste eine sonderbare Tugend sein, die dir nützlich ist!

Du wirst wohl daran thun, ein Unerklärliches einstweilen — nicht zu glauben. Aber hüte dich, eine Sache unmöglich zu nennen, weil du sie nicht erklären kannst.

Menschen, die selber tief im Unglück stecken, werden immer, wenn sie auf das Unglück anderer zu sprechen kommen, als herzlos erscheinen. Nicht, weil sie Egoisten sind, sondern, weil ihr Maßstab für menschlichen Jammer ein anderer ist, als derjenige glücklicher Menschen.

Mancher hat es schon lange dunkel empfunden, viele haben es klarer gefühlt und gedacht, aber nur einer hat das Vermögen, es auszusprechen. Er hat es aus dem Chaos des Unbewussten zum bleibenden Besitz der Menschheit erhoben.

Was wir Seelenruhe nennen, ist ebenso oft der Ausdruck sittlicher Schwäche als sittlicher Kraft, und am öftesten gemüthlicher Indolenz.

Nicht leid sei dir, was du gethan, verwundet dich Undankbarkeit.
Um eine schlechte fremde That die eigne gute dich gereu?

Was du im Beutel trägst —
Hüt' es fein!
Was du im Kopfe trägst —
Ist allgemein!
Was du im Herzen trägst —
Ist dein, nur dein!

Die verschollene Million.

Von Josef Wichner.*)

Ich stecke meine Nase hie und da in eine Zeitung; glauben aber thue ich, was ich nach längerem Nachdenken für wahrscheinlich oder richtig erkenne. Es hat mir nämlich einmal ein Zeitungsschreiber in einer aufrichtigen Minute (wir waren beide etwas angesäuselt) die Versicherung gegeben, es sei lange nicht alles wahr, was gedruckt werde, und wenn sie nicht gar so lügen thäten, würde ihnen nie das halbe Blatt voll.

So las ich auch letzthin eine Neuigkeit, die ich zunächst schier nicht glauben wollte.

Ja, wenn mir der Schreiber erzählt hätte, in Berlin sei ein Elephant, der könne seiltanzen, das hätt' ich allenfalls noch geglaubt; aber da stand, schwarz auf weiß gedruckt, der Finanzminister habe beim Nachzählen in seinem feuerfesten Schranke um eine ganze Million zu viel gefunden, und es habe sie ihm doch kein Mensch gezahlt, auch die Lotterieschwestern nicht, und in den großen Büchern, in denen man sonst doch jeden Pfennig verzeichnet, sei auch nichts gestanden von der Million. Das war mir doch etwas zu rund, und mir fiel unwillkürlich die Moidl ein, welche ein Goldstück fand und, voll Verlangen und Ehrlichkeit zugleich, ausrief: „Wenn's nur niemand verloren hätt'!"

Vielleicht hatte sich der Minister auch so etwas gedacht, als er die freudige Entdeckung gemacht hatte; denn als ehrlicher Beamter hatte er die Pflicht, den Eigenthümer auszuforschen, und erst, wenn sich niemand mit ehrlichen Ansprüchen meldete, gehörte die ganze große Million dem Staate.

Nun fängt der Leser auch an neugierig zu werden und möchte das viele Geld gerne an seinen Herrn bringen, ja er wird förmlich böse, wenn er mit mir weiter liest in der Zeitung, der Minister habe sich nicht lange den Kopf zerbrochen, sondern die Million glattweg eingesteckt in den Staatssäckel, und im nächsten Frühlinge bekämen die Soldaten neue Hosen dafür, soweit es halt reichen möge.

Und doch ist der Minister ein rechtlicher Mann.

Man muss die Sache nur von allen Seiten begucken, dann stellt sich alles klar.

Bekanntlich ist das Papiergeld, dessen wir uns vielfach bedienen, durchaus nicht zäh und haltbar. Wie schnell wird so ein Gulden oder ein Fünfer, er mag noch so schön bedruckt sein, schmutzig und zersetzt und muss hinten und vorn verpappt werden, wenn er noch nothdürftig haften soll. Das weiß nun der Staat auch, und er will keinem seiner Unterthanen einen Schaden zufügen. Darum läs̈st er von Zeit zu Zeit neues Papiergeld machen und jeder hat das Recht, seine alten, schmierigen und zerrissenen Scheine gegen neue umzutauschen, und wird das überall im Lande bekannt gemacht.

Jetzt frage ich: „Kann der Staat etwas dafür, wenn einer zu faul ist, sich für sein altes Geld neues zu holen?"

So einem geschieht kein Unrecht, wenn er zu Schaden kommt. Und das bleibt ihm nicht aus; denn siehe, eines schönen Tages ist die Casse geschlossen und das alte Gezeug wird für ungiltig erklärt, und wer noch im Rückstande ist, der hat das Nachsehen und kann sich mit seiner papierenen Herrlichkeit die Stube auskleben, so schön er will. Das neue Geld aber, das nicht umgetauscht worden ist, gehört dem Staate von rechtswegen.

Das findet nun der Leser sehr begreiflich; doch meint er, es werde wohl niemand so dumm sein und die ungiltigen Zettel behalten. In Geldsachen höre ja allerdings die Gemüthlichkeit auf.

Da hat der Leser wieder recht; aber die Wurst hat noch einen Zipfel.

Man bedenke nur: So ein Papiergeld ist bald hin und nicht jeder hat eine feuerfeste Casse. Wie oft zerstört ein

*) Wichners: „Aus der Mappe eines Volksfreundes."

Und wenn sie dieses süße Lied gesungen, dann erst bekommen die wandernden Sänger etwas zu essen.

So sind die Leute. Merkt es euch, ihr Sänger und Dichter all, vom Brombeermädel und dem Jägerssohn, wenn ihr was wisset. Wie der Hansel die Grethel nimmt, wenn ihr davon wisset. Tausendmal haben es die Leute schon gehört, aber das macht nichts. Was trachtet ihr nach Neuem und feiner Kunst und geistreicher Weise! Wenn ihr Brot wollt essen, so müsset ihr von Liebe singen; die Liebe ist immer beliebt.

R.

Bairische Bierlieder.

Von Karl von Carro.

D' Hauptsach'!

Im Hofbräu lahnens an der Wand,
Zum Sitzen war koa Platz net mehr,
An Maßkruag jeda in der Hand,
Vo' alli Länder san's daher.

Der Preuß' der macht as größte G'schroa,
Und lobt halt sei Berlin,
Sagt zu oan, der vo Münka is,
„Dös is a Stadt, da müaßt's ös hin."

Da sagt der d'rauf: „„Ös stimmt's mi' net!
Über Münka geht nix drüba!
A Bienenapothek habt's net
Aa koa Balvaria mei Liaba!""

Na streitens lang no umanond,
Ob Münka mehr wert als Berlin,
Auf d' letzt' da werd's den Boarn z' dumm
Er haut sein Maßkruag hin:

„„Was wollt's da lang no dischpatiern?
Dass Münka mehr is, als Berlin, is klar,
Denn d' Hauptsach, s' Bier, dös habt's von uns,
Gel' Preußenlak'l, da sagst nix!""

Das Abschiedsfest.

Zum groben Michl hoaßt ma's nur,
Dem Michl Krant sei' Bräu,
Weil er a jed's was eahm net passt,
Aa außi g'schmissen glei.

Jetzt werd' er alt, na is eahm z' dumm,
Geld hat er aa schon g'nua,
Die ganze Wix verkauft er g'schwind,
Damit er hat sei' Ruah.

Eh' wenn er abziagt, gibt er no'
A noblich's Abschiedsfest,
Da geht's gut zua, die ganze Stub'n
Die is voll lauter Gäst'!

„Wer is denn dös all's?, hon i g'fragt,
D'rauf sagt der Michl glei:
„„Dös san dö, wo i d' letzten Jahr,
N' ausg'schmissen aus mein Bräu.

Zum Abschied lad' is halt no' ein,
Damit's a Ehr' aa ham,
Und mit der Zeit, wann oans lang Wirt is,
Kimmt leicht a schöner Schippel z'samm.""

Beim Hak'l-Wirt.

Der Hak'l=Wirt der schimpft 'n Sepp
All'mal sein Buckel voll,
Is mit dem Buam scho' so saugrob,
Damit er ausbleibn soll.

Der Sepp, der scheert si' da net d'rum,
Sauft nur sei' Maß bei'm Hak'l,
Schenirt 'n net, wann eahm der Wirt
An Lump hoaßt und an Lakl.

„Mei Liaber", sagt er, „stimst mi net,
Wannst aa grob bist zum Verreken,
Da feit si' nix, mi' werst' net los,
Weil mir dei Bier thuat schmeken."

Vom Klapperbräu.

Es steht der Geistliche just glad,
Vor'n Hias sein Todtenbett,
Und fragt, ob er no' vor sein End',
An Wunsch zum sagen hätt'.

„I möcht' halt no' a Maßl Bier
Vom Klapperbräu", so sagt 'r —
„Der Docta hat's allmal verbot'n,
Der Sakra, der!" — so klagt 'r.

Na ham's eahm halt a Maßl g'holt,
Vom Zwieselbräu daneb'n,
Zum Klapperbräu, da hätt's an Weg
An weiten, bis 'nauf geb'n.
Den Maßkruag halten's eahm ans Maul,
Er macht an festen Schluk,
Na beutelt er recht müad sein Kopf
Und fallt in d' Polster z'ruk.

Der Geistli bet, der Bauer stirbt,
Macht no' an kurzen Schnapper,
Und sagt, daweil er d' Aug'n vadraat:
„Dös Bier—war—net—von Klapper!"

Ohn' Sang und Klang trug Mozart man zu Grabe,
Es fand kein Freund sich, treu ihn zu geleiten,
Doch seiner holden Töne Feengabe
Bleibt unser Eigenthum für alle Zeiten.
Und sein Genie, von edler Glut durchlodert,
Gepriesen wird's in allen Idiomen,
Indes das Haupt, in dem's geglüht, vermodert
Im Sammelkasten eines Anatomen.

Jenny von Reuß.

Märzlied.

Schon singt der Fink,
Mein Liebchen, hörst du's nicht,
Das erste Lied von Lust und Licht,
Und hörst du es nicht fließen, klingen?
Schon wollen die Knospen springen.

O kommt hinaus!
Wie wonnig aufgehellt
Liegt Augen, Herzen die weite Welt!
Wie leuchten fern und nah die Höhen
Im ahnenden Frühlingswehen.

O Liebeslust!
Wir wandern Hand in Hand;
Die Wolken ziehn ins Wunderland,
So hoch und frei in Himmelsräumen —
Wir wandern in Liebesträumen.

Es rauscht der Bach,
Er rauscht an uns vorbei,
Mit kecker lust'ger Melodei.
Du schaust mich an so frisch und helle —
Jetzt küss' ich dich auf der Stelle.

Raymund Mayr.

Warum?

Warum ich ernst und traurig bin,
Wenn ich von dir gegangen?
Und las die Liebe doch
Auf deinen heißen Wangen,
Und habe Schwur nnd Kuss getauscht,
An deinem Blicke mich berauscht!
Und doch, warum ich traurig bin?
Um unsre süße Stunde
Weiß nur die Abendschein,
Und nur der Nachtigall im Hain
Singt uns're Liebeskunde.
Mein Kind, warum ich traurig bin?
Es will mir nimmer aus dem Sinn,
Dass ich den Hort nicht finde,
An den ich dich mein Kleinod rette,
Nicht weiß, wie ich das Nestlein gründe,
Drein ich mein Liebchen bette.

Hans Fraungruber.

Ein Klang.

Schwirrend über die Alpenflur
Kommt ein Tönen hergezogen;
War es eines Jodlers Spur,
Der im Winde sich verflogen?
War's von Herdenglockenklang
Eine sachtverwehte Flocke?
Oder schlug des Herzens Drang
An die blaue Himmelsglocke?

Franz Herold.

Eingeregnet.

Auf der harten Ofenbank
In des Alpenjägers Hause,
Sei willkommen mir, du lang
Hergesehnte Wanderpause!

Gemsenkrikel, Rehgeweih,
Hirschgehörn von vierzehn Enden,
Und des Weidwerks Mancherlei
An den braunen Bretterwänden.

Auf der Armut Hausgeräth
Sonnt sich des Behagens Schimmer,
Und der Schritt des Pendels geht
Wie ein guter Geist durchs Zimmer.

Tändelnd wiegt die Jägersfrau
Auf den Knien ihr blondes Mädchen.
An des Leibes vollen Bau
Schmiegen sich die gold'nen Fädchen.

„Schlaft, ihr werdet müde sein“ —
Müde? Ja, der Eitelkeiten;
O wie heut' ich allen Schein
Seh' von meinem Leben gleiten.

Franz Herold.

Florentinische Nacht.

Im stahlblaudunklen Wolkenhag
Erstirbt der Tag!
Es gießt sich über Feld und Haus
Der Abend aus.

Voll tiefer Stille liegt zumal
Das weite Thal!
Von fernher schlägt mit süßem Schall
Die Nachtigall.

Es weht ein Sehnen wonnig-bang
Ihr holder Sang,
Es fasst die Seel' mit voller Macht
Die Zaubernacht.

Brand ganze Ortschaften, und das Geld geht mit in Flammen auf; wie oft übersteigt das Meer oder der Fluss die Ufer, und der arme Mensch ist froh, das nackte Leben zu retten, und das Geld ersauft im Wasser, und die Fische bekommen einen kostbaren Brei zum Mittagstische.

Es gibt ferner auch in unserer aufgeklärten Zeit noch dumme Geizhälse, die ihr Geld so gut verstecken, dass es kein Mensch finden kann. Dann sterben sie dahin ohne Beichte, ohne letztwillige Anordnung, und die Mäuse machen sich vielleicht die Hochzeitsbetten aus den Fünfzigern und Hundertern und fressen sie zum Schlusse auf. Den dummen Thierlein fällt eben gar nicht ein, wie viel sie Talg bekommen könnten und Speckseiten für all das Geld.

Manch' ein bedauernswürdiger Mensch macht auch seinem Leben ein gewaltsames Ende. Der Leichnam verfault an ungekannter Stätte und das Geld, das er noch etwa bei sich hat, mit ihm.

Wie viel Geld erst im Kriege zugrunde geht, lässt sich gar nicht ausrechnen.

Endlich gibt es auch Leute, die in närrischer Prahlsucht und prügelnswertem Übermuthe nichts Besseres zu thun wissen, als sich etwa mit einem Zehner ihren Glimmstengel anbrennen oder, wie es einmal eine alte, steinreiche Jungfrau gemacht hat, mit Guldenzetteln Kaffee zu brennen.

Wenn nun die Zeit des Abrechnens gekommen ist, so ist all das Geld nicht da, verschollen, verschwunden, kann also nicht eingetauscht werden. Und ist die Zeit um, so hat der Staat die neuen Noten noch in den Händen, und da sie keiner abholt, gehören sie ihm nach menschlichen und göttlichen Gesetzen.

Nur wäre zu wünschen, dass so ein gefundenes Geld, das der Staat größtentheils dem Unglücke seiner Bürger verdankt, einzig und allein zur Linderung des Unglückes verwendet würde. Das brächte Segen über ein Gemeinwesen und müsste die gegenseitige Liebe bedeutend entflammen.

Poetenwinkel.

Mozarts Schädel.

Die ihr das Schicksal oftmals angeklaget,
Dass es zu Großem euch nicht hat erkoren,
Ihr Tausende, die ihr darob verzaget,
Weil ihr als Alltagsmenschen seid geboren:
Freut euch, dass bleibend euch der Ruhm gemieden,
Freut euch, dass, wenn gestorben und verdorben,
Euch niemand stört des Grabes Ruh und Frieden —
Ihr habt euch endlich ew'gen Schlaf erworben.

Mozarts Genie! Voll edelster Gedanken
Hat es der Kunst gelebt, für sie gerungen,
Sein Schaffenseifer kannte keine Schranken,
In Tönen ist sein ganzes Sein verklungen.
Nachdem sein Höchstes er uns dargeboten
Im Lied, in Opern, herrlichen Sonaten,
Nun wir ihn zählen zu den großen Todten,
Wo ist der Ärmste jetzo hingerathen!

Sein Haupt einst voll von Kindlichkeit und Reinheit,
Gleichwie der Heiland zwischen beiden Schächern
Liegt's bei den Resten menschlicher Gemeinheit
In eines Schrankes schwarz verhangnen Fächern.
Seht hier! Ein Schädel, der einst viel verbrochen,
Der Mord und Todtschlag finster ausgebrütet,
Und neben ihm in diesen bleichen Knochen
Hat thierisch jede Leidenschaft gewüthet.

Hier diese Schädel, die wir scheu betrachtet:
In Narrenhäusern wurden sie gesammelt,
Von dunklem Wahnsinn bis zum Tod umnachtet,
Gebet und Flüche hatten sie gestammelt.
Und säuberlich auf Zetteln sind zu lesen
Die Namen, wie's geendet, Art und Weise;
Je raffinierter einst ein Schuft gewesen,
Um desto höher steigt er hier im Preise.

Was uns begrinst aus leeren Augenhöhlen,
Geschichten sind's voll Qualen und Verbrechen,
Und grauenvoll ergreift es uns're Seelen,
Wenn solche stumme Zeugen zu uns sprechen.
Es kann der Trost das Sterben uns versüßen,
Dass wirklich alles mit dem Tode endet,
Doch schrecklich ist's, wenn wir uns fürchten müssen,
Dass noch nach Jahren fremder Blick uns schändet.

Er heilt Kranke und Sieche, weshalb er vom Volke wie ein Heiland bejubelt wird; er bleibt freiwillig arm, weshalb man ihn für einen Narren hält. Bei der Heilung des Mädchens Maja wird er aber von glühender Liebe zu ihr entzündet — ein leidenschaftlicher Kuss, und die Heilkraft ist gebrochen. Maja will ihm die Heilkraft retten und beschließt, als Sühne sich selbst zu opfern, indem sie dem ungeliebten Rolf zum Altare folgt. Bevor sie aber mit diesem ins Brautgemach geht, begegnet sie noch einmal ihrem geliebten Heilmar und stirbt zur Stelle an gebrochenem Herzen. Von diesem Augenblicke an besitzt Heilmar wieder die Kraft zu heilen. Er opfert sich den Leidenden. Ein vor dem Hafen stehendes verbanntes Schiff, auf welchem die Pest und die Verzweiflung herrscht, besteigt er und bringt den Unglücklichen Trost und Heil. — Diesen poetischen Stoff hat Kienzl mit großem Geschicke in frische Verse gebracht und seiner Oper als Text unterlegt. Die Dichtung hat schon für sich Wert, im Vereine mit der Musik unseres genialen Componisten wird sie zu einem doppelten, genussreichen Kunstwerke. R.

---

* Per aspera. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Ebers beweist, dass er ein echter Dichter ist, wenn er es sein will. Sein jüngstes Werk zerfällt in zwei Hälften: Die Charakteristik des Kaisers Caracalla weist große und bedeutende Züge auf; leider jedoch ist sie verquickt mit der Geschichte einer alexandrinischen Künstlerfamilie, die in Erfindung und Darstellung die literarische Höhe eines alltäglichen Familienblattromanes wenig übersteigt. Melissa, die Tochter des Bildhauers Heron, sucht ihren Vater und ihre zwei Brüder vor den Verfolgungen eines tückischen Beamten zu retten, der satirische Äußerungen jener Brüder über den Kaiser ausnutzt, um die ihm verhasste Familie zu verderben. Melissa wendet sich an Caracalla selbst mit der Bitte um Hilfe. Und der Cäsar wird derart von den seelischen und körperlichen Reizen der jungen Griechin gefesselt, dass er nicht nur ihren Wunsch erfüllt, sondern ihr nach kurzem Verkehr auch einen ernstgemeinten — Heiratsantrag macht. Melissa liebt aber bereits einen Alexandriner und flüchtet sich vor den liebevollen Nachstellungen des Kaisers. Diese Flucht bringt den Zorn, der sich in Caracalla gegen die Alexandriner angesammelt hat, weil sie ihm auf alle mögliche Weise das Gegentheil von Ehrfurcht bezeugen, zum Überschäumen. Er läßt ein furchtbares Blutbad in der Stadt anrichten, dem hunderttausend Leben zum Opfer fallen; Melissa jedoch rettet sich. Eben diese Melissa aber ist das Unglück ihrer Vaterstadt, auf die sie unschuldigerweise die Rache des Tyrannen herabbeschwört, sie ist auch das Unglück des Romanes. Ihre das Sacharin beschämende Süßlichkeit verträgt kein gesunder Magen. Um sie von Grund aus edel und lieblich erscheinen zu lassen, muthet Ebers dem Leser geradezu Unglaubliches zu. So erzählt er, dass Melissa, ehe sie ihren Gang zum Kaiser antritt, zu den Göttern für das Wohl Caracallas betet, obwohl sie diesen wackeren Herrn persönlich noch gar nicht kennt, obwohl ihr Vater und ihre Brüder wegen Beleidigung des Kaisers eingekerkert sind, obwohl sie sehr gut weiß, dass Caracalla ein Brudermörder und Schandbube ersten Ranges ist. Und Melissa ist keineswegs Christin, also nicht auf Feindesliebe hingewiesen. Die Schwächlichkeit, mit der diese Gestalt gezeichnet ist, erstreckt sich außerdem auf fast alle Personen, die mit dem holden Mädchen in nähere Berührung kommen. Nur nicht, wie gesagt, auf den Kaiser selbst und nicht auf den Hof, der in seinen einzelnen Figuren gleichfalls vorzüglich charakterisiert ist. Auch hie und da eine farbige, lebhafte Schilderung alexandrinischen Treibens thut das ihrige, einigermaßen die Kleinlichkeit der Haupthandlung erträglich zu machen. C. K.

Ludwig Hevesi, der geistvolle Wiener Feuilletonist, hat ein reizendes Büchlein herausgegeben: „Regenbogen“ ist es betitelt und enthält sieben heitere Geschichten, zu denen Wilhelm Schulz eine Reihe frisch entworfener Illustrationen geliefert hat. Man kennt Hevesi's prächtige Art, zu erzählen. Sein Humor ist unübertroffen, seine Darstellung fesselnd, seine Phantasie schrankenlos. Es ist unglaublich, welch originelle Einfälle der Dichter hat. Man lese „Die sixtinische Madonna“ (eine weltliche Legende) und beachte, wie fein charakterisiert die einzelnen Gestalten sind; man lese die humoristische Skizze: „Der Onkel aus Amerika“, die in kurzen Schlagworten geschriebene Novellette: „Pardenia“, „Behu“, die Weihnachtsgeschichte: „Eine schöne Bescherung“ und „Die Schuhe von Mentone“. Die beste Erzählung ist jedoch: „Ein Pechvogel“, welche von leuchtendem Humor beseelt ist. Dabei lesen sich die Schriften Ludwig Hevesis stets so leicht und angenehm, dass es ein wahrlicher Genuss ist. Wir empfehlen das bei Adolph Bonz & Co. in Stuttgart erschienene, sehr hübsch ausgestattete Buch Freunden gefälliger Lectüre.

K.

Und wen seit Jahren unverrückt
Ein Leid bedrückt,
Dem öffnet sie das starre Herz
Und löst den Schmerz.

Ottilie Sibus.

In den steirischen Bergen.*)

Ein Friedhof, rings umschlossen
Von einer Mauer alt,
Inmitten eine Kirche
Und fernhin Flur und Wald.

Das Beinhaus steht zur Seite,
Dabei der Pfarrhof auch,
Und nebenan die Schule
Zu ländlichem Gebrauch.

Uralte Grabeshügel
Steh'n bei einander dicht,
Geschmückt mit hölzernen Kreuzen
Und manchem Sprüchlein schlicht.

Ich sitze an dem Grabe,
Wo mir die Mutter ruht,
Und denk' in tiefem Sinnen
An dieses Lebensgut.

Und ruhig ist's und einsam,
Weit in der Bergeswelt,
Den großen Gottesfrieden
Kein lauter Ton entstellt.

Nur Bienen summen leise
Und schwirren sommermatt,
Und manchmal von der Linde
Fällt sacht' ein welkes Blatt.

Mit einmal aus dem Schulhaus
Nun eine Geige dringt;
Vertraut aus frühen Zeiten,
Ein stilles Lied erklingt.

Und eine müde Stimme
Singt schlicht die Worte mit:
„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit."

Da wurde mir so traurig
Und wieder wohl zu Sinn,
Die Thränen stürzten nieder,
Ich fiel am Grabe hin.

Hub an miteinzustimmen,
Im Takte hielt ich Schritt:
„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit."

Fritz Lemmermayer.

*) Mariahof bei Neumarkt, Obersteiermark.

Das Wundermädchen.

Von Anton Baron Klesheim.

(Aus dessen Nachlasse.)

Sie kennt die Weisen Griechenlands,
Sie kennt den Goethe und Schiller,
Sie singt so süß wie die Nachtigall
Und schlägt noch weit bessere Triller.

Dem Piano entlockt ihre weiße Hand
Gar wundersam — zaub'rische Tön',
Sie spricht französisch graziös und perfect,
Als wär' sie daheim an der Seine.

Sie zeichnet Blumen und Porträts,
Kann fechten, turnen und reiten —
Nur weiß sie nicht, wie man Strümpfe strickt
Und kann keine Suppe bereiten.

Die Liab im Schnee.

A Schneewerl hat's g'saat,
Hat die Weg all vawaht,
Aber d' Straßn zu dir,
Dö valegt's mr gar nia!

Waht der Wind noch so stark,
Schneidt die Kältn ins Mark,
Wann i hinkim zu dir,
Steht die ganz' Welt in Bliah.

Und die Liab hat a Gwalt,
Dass ka Hemmnis dahalt'
Will da Bua zu sein Schatz,
Macht a niadi Wehr Platz.

Hans Fraungruber.

Bücher.

Heilmar der Narr. Oper von Wilhelm Kienzl.

Die Worte zu dieser, demnächst in München zur Aufführung gelangenden Oper rühren vom Componisten selbst. Es ist ein sinniges Märchen. Der Hirte Heilmar, welcher ein Herz voller Güte und Mitleid hat, wird von den Himmlischen dazu auserkoren, unverschuldete Krankheiten seiner Mitmenschen zu heilen, doch darf er dafür keinerlei irdischen Lohn nehmen. Als er die Königin von Spanien geheilt, will der König ihm aus Dank große Schätze geben, ja selbst seine Tochter; Heilmar lehnt ab und zieht zurück in seine deutsche Heimat, wo er den ererbten Hof seines Vaters übernehmen soll. Auch diesen lehnt er ab zu Gunsten seines Bruders Rolf.

Katharina II. von Russland. Unter den Frauen, welche jemals auf dem Throne gesessen haben, dürfte es schwerlich eine geben, deren Lebensgang so schicksalsreich und wunderbar ist, wie der deutschem Blute entsprossenen Katharina von Russland, jener ebenso kraftvollen wie schönen Regentin, die mehr denn 30 Jahre lang auf einem Throne gesessen, an welchem Intriguen und Ränkespiel an der Tagesordnung waren und an dem sich schon so manch blutiges Drama abgespielt hatte. Über die merkwürdige Frau, welche ihr Zeitgenosse Voltaire „die Semiramis des Nordens“ nannte, hatte die Literatur bisher noch kein vollständiges und authentisches Geschichtswerk. Die Lücke in der russischen Literatur auszufüllen, hat nun Professor Bilbassow, einer der ersten Geschichtsschreiber des heutigen Russland, unternommen, und unlängst ist der erste Band seiner auf Grund der in den Staatsarchiven befindlichen Actenstücke bearbeiteten Geschichte Katharinas II. erschienen. Diesen ganzen ersten Band hat der Verfasser der Schilderung von Katharinas Kindheit, Jugend und ersten Jahren ihrer Ehe gewidmet, bis zu jenem Augenblick, wo Katharina nach dem Tode ihres Gemahls, Peters III., zur Kaiserin von Russland ausgerufen wurde. Der zweite Theil soll mit einer ausführlichen Schilderung der von Orlow, Panin und Rasumoski angezettelten Militärrevolution, die Peters Fall zur Folge hatte, beginnen. Die Censur hat indessen die Ausgabe dieses Theiles verboten. Das Werk ist in deutscher Sprache im Verlage des Norddeutschen Verlags-Instituts Berend & Jolowicz in Berlin erschienen.

V.

Zur See. Herausgegeben von v. Henk. (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. in Hamburg.)

Endlich ist das nationale Prachtwerk fertig geworden. Was der Prospect versprach, hat das Werk gehalten! Ein Compendium für die Marine, sozusagen ein concentriertes Conversationslexikon derselben, welches das Ganze der Marine in sich vereinigt, liegt vor uns! Geschichte und Handwerk, Wissenschaft und Praxis reichen einander die Hand und ergänzen sich — nicht in trockener Ausführung langweiliger Daten und Thatsachen, sondern in frischer Schilderung warm pulsirenden Lebens. Wie in einem Stereoskop sieht man in Rhede und Hafen, auf der Werft und im Arsenal das Schiff entstehen, sieht es dann hinausziehen in ferne Länder zum Kampfe oder friedliche Aufgaben erfüllend. Das Schiff der Kriegs- und Handelsmarine, die Matrosen beider Kategorien, das Leben und die Thätigkeit der unzähligen vom Schiffsverkehr abhängigen oder für diesen nothwendigen Personen — alles findet in dem Werke seine Würdigung. Es ist ein nützliches Buch im glänzenden Gewande.

V.

Comenius-Literatur. Während sich die neubegründete Comenius-Gesellschaft die Aufgabe gestellt hat, „dem Geiste des Comenius und seiner Jünger Verbreitung zu verschaffen, will ein kleineres Unternehmen, welches im Heimatlande des Comenius, Mähren, unter dem Titel „Comenius-Studien“ ins Leben gerufen wurde „in allgemeinverständlicher Weise dazu beitragen, das Andenken an Comenius und seine Werke wach zu erhalten. Das 1. Heft der „Comenius-Studien“, welche im Verlage von Fournier & Haberler in Znaim erscheinen, enthält einen Vortrag von A. Castens: „Was muss uns veranlassen, im Jahre 1892 das Andenken des A. Comenius festlich zu begehen?“

V.

Bibliothek des Humors. Der fünfte der im ganzen auf 12 Bände berechneten „Bibliothek des Humors“ ist soeben im Verlage von Friedrich Pfeilstücker in Berlin erschienen. Das Jus ist im ganzen eine etwas ernste, strenge und trockene Wissenschaft, die dem Gemüth und der Phantasie wenig Spielraum lässt; aber schon im alten deutschen Recht findet sich manches Schalkhafte und Launige und zuweilen auch Seltsames, Witziges und Spöttisches; und wer in unserer heutigen Zeit Gerichtsverhandlungen häufig beiwohnt, wird die Erfahrung machen, dass in den Zeugenaussagen, den Rechtsanschauungen der weniger gebildeten großen Masse des Volkes und im Hin- und Herreden der Parteien, die dabei ihre geheimsten Gedanken nicht selten verrathen, manch ein Körnlein urwüchsigen oder pfiffigen Humors gefunden werden kann, das der Überlieferung und Aufbewahrung wert erscheint. Der Herausgeber E. O. Hopp hat es verstanden, eine ansprechende Sammlung solchen Humors auszuwählen, wie ihn die Geschichte Deutschlands und fremder Länder, das Leben und die Praxis der Richter und Gerichtsbeamten, der Vertheidiger und die Vertheidigten, der Advocat und die Angeklagten in erstaunlich reicher Fülle darbieten und freiwillig oder unfreiwillig oft selber zu Beiträgen gestalten.

V.

Cervante's Don Quixote. Rieger'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart. Illustrierte Ausgabe. In 22 Lieferungen.

Das Werk des Cervantes hat den Wandel so vieler irdischen und geistigen

Aus dem Hochland. Berggeschichten, Skizzen und Culturbilder aus der baierischen und österreichischen Alpenwelt von Arthur Achleitner. (München. E. Stahl. 1892.)

Achleitner weiß — wenn er mit einem neuen Buche erscheint — immer etwas zu erzählen. Und am besten gefällt er uns als Schilderer aus dem Volksleben, wie er sich großentheils auch in diesem Werkchen zeigt. Hier bringt er manchen Schatz zutage, macht uns mit mancher intimen Eigenthümlichkeit des Bergvolkes bekannt, von der wir sonst vielleicht nie etwas gehört hätten. Wir können daher dem jugendlichen Volksbeschreiber die Achtung nicht versagen und rufen ihm Glück zu für seine weiteren Wege. R.

Ausgewählte Gedichte. Von Maurice Reinhold von Stern. (Dresden. Pierson 1891.)

Eine neue, vermehrte Ausgabe der in diesen Blättern schon gewürdigten Poesien Sterns, welche der Aufmerksamkeit des Lesers gewiss wert sind. M.

Die Waffen nieder. Monatsschrift zur Förderung der Friedens-Idee. Herausgegeben von Baronin Bertha von Suttner.

Aus dem Inhalte der ersten Nummer zu nennen: Conrad Ferdinand Meyer: Zur Einführung; Bertha von Suttner: Nachklänge vom Friedens-Congress; Moriz Adler: Das Criterium der Civilisation; Zur Frage der Abrüstung; Dr. Vincenz Knauer: Immanuel Kants Vorschläge zur Herstellung des ewigen Friedens unter den Völkern; Leo Karassowitsch: Phantasien vom Schlachtfelde; Friedensstimmen; Briefe hervorragender Zeitgenossen; A. Gundaccar von Suttner: Die internationale Erziehungsarbeit; Rudolf Graf Hoyos: Pax vobis; Ruggero Bonghi: Eröffnungsrede des dritten Friedenscongresses zu Rom. Diese Zeitschrift müssen wir auf das Nachdrücklichste empfehlen. Schöner kann man dieselbe bei den Lesern des „Heimgarten" wohl nicht einführen, als indem wir das folgende Gedicht wiederbringen, mit welchem ein großer Poet dieses bedeutsame Unternehmen, mit welchem wir uns wohl manchmal des Näheren befassen werden, einleitet:

Da die Hirten ihre Herde
Ließen und des Engels Worte
Brachten durch die niedere Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
„Friede, Friede auf der Erde!"

Seit die Engel so gerathen,
O wie viele blut'ge Thaten
Hat der Krieg auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Engel zagend,
Dringlich flehend — leis' wehklagend:
Friede, Friede? auf der Erde?

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Dass der Schwache nicht zum Raube
Einer tödtenden Geberde
Werde fallen allezeit.
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt trotz Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Schaffen, schmieden ohne Fährde
Flammenschwerter für das Recht.
Und ein königlich' Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

Conrad Ferdinand Meyer.

Familien-Bücherschatz. Neue Folge. (Weimarer Schriftenvertriebsanstalt.)

Bis zum 15. Heft erschienen. In jedem Hefte laufen zwei Erzählungen: „1812" und „Der Puppenspieler." Herausgeber dieser Hefte ist der Verein für Massenverbreitung guter Schriften, welcher unter dem Protectorate des Großherzogs von Weimar steht. So viel wir vorläufig in die Hefte geguckt, geben sie eine gute Lectüre für das Volk.

M.

Die Frauen des 19. Jahrhunderts. Von Lina Morgenstern. (Verlag der deutschen Hausfrauen-Zeitung, Berlin.)

Die Verfasserin gibt in diesem Werke, das in drei Prachtbänden mit 21 Porträts erschienen ist, eine internationale Culturgeschichte der Frauen: am Faden biographischer Darstellungen hervorragender weiblicher Personen schildert sie die Frauenbewegungen aller Culturländer und gibt durch die ebenso unterhaltend als anregend geschriebenen Biographien, nach sorgfältigem Quellenstudium davon Zeugnis, dass die Frau neben ihrem natürlichen Berufe als Gattin, Mutter und Erzieherin des Kindes sich als energische Arbeiterin auf allen Gebieten zeigt, die das Gesamtwohl fördern und dass sie bestrebt ist, durch stille Gedankenarbeit, wie durch thatkräftiges Wirken in Vereinen zur Lösung der socialen Probleme und Wirrsale auch ihrerseits beizutragen. Die umfassenden Biographien der Fürstinnen, namentlich die von Maria Paulowna von Sachsen-Weimar, die der Kaiserin Augusta, der Kaiserin Friedrich, der Großherzogin von Baden, der Königin von England und der Königin von Rumänien sind lebensvoll geschilderte Zeitgemälde von hoher Bedeutung.

V.

An die Erde. Eine Auswahl der schönsten und kennzeichnendsten Dichtungen der wichtigsten Culturſprachen, überſetzt von W. Rudow. (Wenigerode. W. Rudow. 1891.)

Harzblüten. Den Bewohnern und Freunden des Harzes. (Wenigerode W. Rudow 1891.)

Mädchenliebe und Mannesliebe. (Wenigerode. W. Rudow.)

Luzifer. Ein Dichterleben. (Wenigerode. W. Rudow. 1891.)

Der Antisemitismus vom katholischen Standpunkte als Sünde verurtheilt. Studium über die Frage: Kann der gläubige Katholik Antiſemit ſein? Von einem katholiſchen Privatgelehrten. (Wien. Verein zur Abwehr des Antiſemitismus. 1891.)

Heitere Lebensbilder. Humoresken von Alexander Balázs. Aus dem Magyariſchen von Dr. Adolph Kohut. (Philipp Reclam jun. in Leipzig.)

Miscellen. Von Profeſſor Arpad v. Török. (Budapeſt)

J. G. Schmidters Allgemeiner Volks-Advocat und bürgerlicher Rechtsfreund, wodurch jedem die ſelbſtändige Vertretung in allen civilrechtlichen Angelegenheiten ermöglicht wird. Nebſt einem ausführlichen Haus- und Geſchäfts-Briefſteller zur Abfaſſung aller im Privat- und Verkehrsleben vorkommenden Aufſätze und Correſpondenzen. Zehnte, nach dem neueſten Standpunkte der Geſetzgebung umgearbeitete Auflage. Erſcheint in 22 halbmonatlichen Heften. (Wien. C. Daberkow.)

Schliers Humoresken. (Wien. C. Daberkow.)

In froher Geſellſchaft. Von Wagner. (Wien. C. Daberkow.)

Die Vivisections-Gaukler. Von Adolf Graf Zedtwitz. Zweite, vermehrte Auflage. (Zu beziehen vom Internationalen Vereine zur Bekämpfung der wiſſenſchaftlichen Thierfolter. (Dresden, Marſchallſtraße 39.)

Geſundheitsſpiegel für jedermann. Mit einem Anhang: Wie kann der Arbeiter ſich vor den mit ſeiner Arbeit verbundenen Geſundheitsgefahren ſchützen? Verfaſst von Dr. L. Schmitz-Walmedy. Hieraus ſeparat zu haben der Anhang: Wie kann der Arbeiter ꝛc. ſich ſchützen? (Franz Paul Datterer. Freiſing.)

Muſikaliſcher Hausfreund. Blätter für ausgewählte Salonmuſik. (Leipzig. C. A. Koch.)

Die „Cornelia“ Deutſche Elternzeitung Herausgegeben von Dr. C. Pilz. 57. Band. (Verlag von Richard Richter in Leipzig.)

Für die Jugend des Volkes. Monatsſchrift zur Bildung und Belehrung. Erſtes Heft. (Biedermannsdorf bei Wien.)

Böhmens deutſche Poeſie und Kunſt. Monatsſchrift über alle Gebiete des Schönen. Gegründet, herausgegeben und geleitet von Eduard Fedor Kaſtner. (Zweiter Jahrgang.)

Freies Hygieniſches Blatt. Volksverſtändliche Zeitſchrift für naturgemäße Geſundheits- und Krankenpflege Organ des Hygieniſchen Vereines „Öſterreich“ zur Förderung gemeinverſtändlicher Geſundheitspflege in Wien. Herausgeber und Chef-Redacteur Dr. Chriſtoph v. Hartungen.

Naturärztliche Sprechſtunden. Zeitſchrift der Naturheil-Vereine Nürnberg und Fürth. (Nürnberg.)

Poſtkarten des „Heimgarten“.

* Bitten recht ſehr, unaufgefordert Manuſcripte nicht einzuſchicken. Die Sendungen gehen entweder uneröffnet zurück, oder müſſen bei uns vernichtet werden. Es fehlt der Raum, um die Maſſen von Schriften unterzubringen, es fehlt die Anſtalt und das Capital, um ſie zu packen und frankiert zurückzuſchicken, es fehlt an Zeit, um ſie zu prüfen und es fehlt an Bedarf, um ſie abzudrucken. Ja endlich fehlt ſogar der Wille, die Dilettanten-Arbeiten, welche oft aus keinem anderen Beweggrunde als dem des Gewinnes erzeugt werden, zu protegieren. Unſere Leſer ziehen ſelbſt alte gute Sachen den neuen ſchlechten vor. Den neuen guten Sachen aber wünſchen wir ein lucrativeres Los, als es der „Heimgarten“ zu bieten hat. Der größte Theil des Inhaltes dieſer Zeitſchrift iſt nach altem Brauche vom Herausgeber ſelbſt zu beſorgen.

C. P., Wien, H. M., Brody, F. F., Prag und Anderen: Der „Heimgarten“ iſt kein Literaturblatt und die Anzeige einlaufender Bücher iſt eine freiwillige. Hervorragende Werke werden wohl des Näheren beſprochen, normale ſchöngeiſtige Bücher nur gelegentlich gewürdigt, je nach den Zeit- und Raumverhältniſſen. Kurz angezeigt wird jedes einlaufende Buch.

Prof. J. R., Brünn. Das Nibelungenlied? Mit dem beweiſen Sie uns nichts. Dieſes alte Gedicht iſt weder ein Bild

Herrlichkeit nicht nur überlebt, es ist mit dem fortschreitenden Zeitgeiste an Bedeutsamkeit gewachsen. Das Buch, das der Verfasser vor 300 Jahren lediglich für Spanier geschrieben, ohne Gedanken an späteren Nachruhm, es ist Eigenthum der Welt geworden. Wir können hier nicht ausführen, welcher Eigenschaft das Buch des Cervantes so seltene Erfolge verdanke. Nur die Thatsache sei constatiert, dass Don Quixote noch etwas mehr ist, als eine Satire auf alte Ritterromane. Es ist eine der heitersten Schöpfungen des menschlichen Geistes, ein Buch voll Lebensweisheit. V.

Schriften gegen die wissenschaftliche Thierfolter.

Uns sind von dem Internationalen Vereine zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter neuerdings zugegangen folgende Schriften, welche gegen Einsendung des Betrages von der Buchhandlung des Internationalen Vereins in Dresden, Marschallstraße 39, portofrei zu beziehen sind. Alt O.: Die Greuel der Vivisection. Preis 25 Kreuzer. – Gryjanowski: Die Ansprüche der Physiologen. Eine Erwiderung auf Professor Heidenhain's Schrift: Die Vivisection im Dienste der Heilkunde. Preis 30 Kreuzer. – Die Presse und die vivisectorische Reclame. Preis 6 Kreuzer. — Gützlaff: Schopenhauer über die Thiere und den Thierschutz. Ein Beitrag zur Vivisectionsfrage. Preis 70 Kreuzer. — Königsford, Anna: Unwissenschaftliche Wissenschaft. Preis 18 Kreuzer. — Knoche R.: Die wissenschaftliche Thierfolter. Eine Reihe von Thatsachen, quellenmäßig zusammengestellt. Diese ganz vortreffliche Schrift ist in Rücksicht auf Inhalt und Preis besonders zur Massenverbreitung geeignet. Preis 6 Kreuzer. — Knodt Emil: Die Vivisection vor dem Forum der Logik und der Moral. — Preis 18 Kreuzer. Klagen der Thiere. Preis 15 Kreuzer. — Bilder aus der wissenschaftlichen Thierfolter. Zweite Folge der „Klagen der Thiere". Preis 15 Kreuzer. — Der Thiere Dank. Preis 15 Kreuzer. – Kubiczek: Die Vivisection oder wissenschaftliche Thierfolter. Preis 70 Kreuzer. — Lawson Tait: Die Nutzlosigkeit der Thier-Vivisection als wissenschaftliche Forschungsmethode. Preis 15 Kreuzer. — E. Gryjanowski: Kritische Beleuchtungen der Vivisectionsdebatte im Preußischen Abgeordnetenhause. Preis 12 Kreuzer. - Nagel, R.: Der wissenschaftliche Unwert der Vivisection. Preis 30 Kreuzer. — Die Vivisectionen; heillose Irrwege der Wissenschaft. Preis 30 Kreuzer. — Pauli Karl: Gemma, Schauspiel in drei Acten. Preis 60 Kreuzer. — Philalethes: Epistel über die Vivisection. Preis 12 Kreuzer. — Steiger-Jeandrevin, A. v.: Die Vivisection vom Standpunkte des sittlichen Gefühls. Preis 15 Kreuzer. — Stenz Hermann: Verborgene Greuel. Thatsachen und Vernunftgründe gegen die Vivisection. Preis 12 Kreuzer. — Voigt Gustav: Für oder wider die Vivisection. Preis 36 Kreuzer. — Wagner Richard: Offener Brief an Ernst von Weber über die Vivisection. Preis 25 Kreuzer. — Weber, Ernst von: Die Folterkammern der Wissenschaft. Eine Sammlung von Thatsachen für das Laienpublicum. Mit 8 Illustrationen. Preis 12 Kreuzer.

Lieber Leser! Ich bitte dich innig, dir eine oder die andere dieser Schriften kommen zu lassen und durchzulesen.

M.

Die Grenzboten. 51. Jahrgang. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.)

Diese Blätter nennen sich eine Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst, warum setzen sie nicht auch bei: für Socialismus? Es wird in Deutschland nicht viele Zeitschriften geben, die von unabhängigem und vorurtheilslosem Standpunkte aus ein so offenes Auge haben für die großen Bewegungen unserer Tage in Religion, Unterricht, Arbeiterfrage, Antisemitismus u. s. w. als die Grenzboten. Dabei der überzeugungsernste, stets anständige Ton, der gegen die Frivolität, Rüppelhaftigkeit oder Zopfigkeit vieler anderer Zeitschriften angenehm absticht. Der Österreicher, der Süddeutsche wird nur vielleicht zu seinem Bedauern finden, dass die „Grenzboten" vorwiegend mit norddeutschen Angelegenheiten sich befassen; jedoch geschieht dies in einer Art, die wohl auch unser Interesse und unseren Beifall gewinnen dürfte. Das Blatt ist christlich-social, ist conservativ und reformatorisch zugleich. Es erscheint in Wochenheften. M.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Der Herr Director. Schauspiel in vier Aufzügen von Maximilian Schacht. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1892.)

Lerchengetriller. Gedicht von Hans Mückenschnabl. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Kreuz und Quer. Lieder eines Handwerksburschen von Rudolf Liebisch. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Immortellen. Gedichte von Else Kastner-Michalitschke. (Wien. Verlag von „Böhmens deutsche Poesie und Kunst". 1892.)

Heimgarten

7. Heft. April 1892. XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Nun liegt er zum Verschmachten — auf einem kühlen Stein ...

Peter gieng ins Haus und wunderte sich über den heiteren, mildwarmen Tag, der das weite Gebirgsbild in einen durchsilberten Lichtschleier legte, wie mitten im Sommer. Nur auf den Stubaier Fernern lag ein finsterer Schatten, denn darüber stand ein rostbraunes Wolkenungethüm, zu schauen wie ein speiender Drache mit ungeheueren Fledermausflügeln. Unser Einsiedler horchte einmal, ob denn gar nichts zu hören wäre. Es strich kein Lufthauch, es pfiff kein Vogel, es rieselte kein Steinchen im Gerölle, es pochte kein Hall eines Schusses, es klang kein Menschen- und kein Thierlaut und von den tausend Kirchthürmen im Lande wehte kein einziger Glockenton herauf in die hohe Wüste. — Und wenn schon die Menschen nicht, Gott hat den Frieden geschlossen. — Über den Ötzthaleralpen hatte sich eine Gestalt erhoben aus Wolken: Ross und Reiter — sie schwebte hin gegen das Drachenungeheuer und da war dieses eine unförmige Masse. Das Reiterbild aber stand noch lange am hohen Himmel und hatte goldene Ränder. Peter dachte an den heiligen Ritter Georg, auch an den heiligen Soldaten Martinus, dessen Bild an der Wand seines Hauses war und der verehrt wurde als Schutzpatron gegen den Feind. — Nun spielte es sich in den Lüften, als ob aus dem Haupte des Reiters ein schimmernder Punkt hervorgesprungen wäre, er hob sich in einem weiten Bogen, stand eine Weile völlig bewegungslos im Firmamente und schwamm dann hernieder gegen ein

deutscher Tapferkeit noch deutscher Treue. Wir haben nie begreifen können, warum man es unserer Jugend gar so angelegentlich auf die Nase bindet. Und die Form desselben ist so ziemlich das Langweiligste, was man sich in der Dichtkunst vorstellen kann.

O. S., Wien. Sie fragen bei uns an, wo Sie in Ermanglung einer Wertheimer Casse Ihr kleines Erspartes aufbewahren lassen sollen, dass Sie unbesorgt sein könnten. Bei einem Poeten fürs erste nicht, denn der hat wahrscheinlich keine eiserne Casse. Bei Privatbanken ist's auch nicht immer rathsam, solche haben zwar eiserne Cassen, allein wie die Erfahrung zeigt, manchmal nicht das nöthige eiserne Gewissen. Wir bedürften für das mit Mühe und Fleiß ersparte Barvermögen des Kleinbürgers Depositenanstalten, für die der Staat gegen Entgelt garantiert. Solche Ämter könnten mit den Waisendepositenanstalten, mit den Steuerämtern, auch mit den Postsparcassen u. s. w. vereinigt werden. Heute kann in Ihrer Angelegenheit nicht gut Rath ertheilt werden. Es wird in der Sache wohl etwas geschehen müssen.

J. A., Budapest. Wenn Sie anstatt „schaffen" mit so großer Vorliebe den Ausdruck „producieren" gebrauchen, so gestehen wir Ihnen gerne zu, das es auch in der Literatur Producenten und Consumenten gibt. Consumenten, das sind jene Recensenten, welche ein literarisches Werk manchmal nachgerade „fressen".

M. M., Gran: Das Büchlein „Feierstunden", Erzählungen für die reifere Jugend und für das Volk von Robert Schwarz, können Sie Ihren Kindern getrost in die Hand legen. Wir haben nichts darin gefunden, was dagegen spräche. Warum das Werkchen gerade in Korneuburg erschienen ist, wissen wir nicht.

* Die „Wiener Literatur-Zeitung" erläßt ein Preisausschreiben über folgende drei Fragen: 1. Was soll man der Jugend zu lesen geben? 2. Ist Schiller noch lebendig? 3. Gibt es ein Repertoire für eine Wiener Volksbühne? Als Preis für die beste Beantwortung jedes Themas sind 10 Ducaten bestimmt. Hoffentlich kommt was Ordentliches heraus, denn es ist höchste Zeit dazu, damit die Preisausschreibungen nicht noch mehr in Verruf gerathen.

S. W., Prag. Sie thun in Ihrem „wissenschaftlichen Essay" dar, dass der Influenza-Bacillus von einem russischen Anarchisten erfunden worden sei; der Anarchist habe den Bacillus chemisch erzeugt und dann in der Luft ausgelassen. — Es wird schon so sein. Vielleicht wären Sie so gütig, den leidigen Luftschwärmer wieder einzufangen.

H. M., Graz. Ihr in jeder Beziehung musterhaftes Gedicht drucken wir mit Vergnügen ab; aber nur auf diesem Platze, denn im Poetenwinkel würde es alles andere verdunkeln:

Der Metzger.

Mein Schwager ist ein Metzger,
Der metzgert viel und ehrlich,
Und wenn mein Schwager kein Metzger wär',
So thät er metzgern schwerlich.

Doch weil mein Schwager ein Metzger ist,
So zahlt er dafür Steuer.
Und metzgert früh und metzgert spat,
Und metzgert ungeheuer.

Und metzgert spat und metzgert früh,
Und metzgert eigenhändig,
Und dass mein Schwager ein Metzger ist,
Das freut mich ganz unbändig.

J. K. Wien: „Meister Zechner." Hans Grasbergers Erzählung „Meister Zechner" hat im ersten Hefte des 9. Jahrganges von „Schule und Haus" zu erscheinen begonnen. Die Geschichte spielt auf dem Boden der Schule und ist gegenwärtig zeitgemäßer denn je. Sie zeigt in erschütternder Weise, was war und wie es wieder einmal werden könnte!

* **An den Herrn Setzer-Kobold!** Euer Wohlgeboren! Auf Seite 361, Spalte 2, Zeile 27 des „Heimgarten" haben Sie behauptet, dass ich am silbernen Hochzeitstage meiner Eltern sechsundzwanzig Jahre alt gewesen wäre. Auf Grund des § 19 ersuche ich Sie dringend, die Thatsache dahin richtig zu stellen, dass ich zu jener Zeit laut beiliegenden Geburtsscheines nicht sechsundzwanzig, sondern vierundzwanzig Jahre gezählt habe. Ergebenst Hans.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Dem werd ich gleichwohl sagen:
Die Sennin ist nicht hier.
Doch bin von einem Knaben
Ich hergeschickt zu dir."

Nun sprang der Sänger vom Felsen herab, gieng näher an den Mahrwirt, so nahe, dass dieser das Weiße in seinen Augen sah, und gab ihm zu Ehren noch die folgende Strophe dazu:

„Es ist ein lieber Knabe,
Es ist ein braver Mann,
Er hat dem Freund schon Liebes,
Dem Feind schon Leid's gethan.
Nun liegt er zum Verschmachten
Auf einem kühlen Stein,
Und läßt durch mich dich laden,
Ein Tröster ihm zu sein."

Jetzt schwieg er, stand ruhig da, als ob er warten wollte, was der Mann sagen würde.

Und der Mahrwirt sah ihn an und sagte: „Bist du nicht der Antonio?"

„Ei freilich!" nickte der schöne Bursche mit dem braunen Gesichte und dem schwarzen Haargelocke.

„Der Musikant, von dem sie sagen, dass er ein Taugenichts ist?"

„Ei freilich", lächelte der Bursche.

„Wie kommst denn du jetzt auf diesen Berg?"

„Wahrscheinlich so wie du."

„Was willst du denn hier oben?"

„Ich? Betteln."

„Bei den unbewohnten Hütten?"

„In mancher ist wohl doch noch jemand drin. Schon etliche Tage streich ich um. Zum Beispiel. Da unten in den Mooshütten sitzen drei versprengte Baiern. Die wissen alleweil noch nichts, dass sie wieder Herren sind im Land, und ich hab's ihnen auch nicht gesagt. Die haben mir was geschenkt. Und du musst uns auch was schenken."

„Was kann denn ich dir geben?" fragte der Mahrwirt.

„Am liebsten wäre uns eine alte Joppe, weil's kalt wird und mein kranker Kamerad eine Decke haben soll."

„Dein kranker Kamerad?"

„Freilich."

„Wo hast ihn denn?"

Begann der Antonio folgende Beschreibung: „Wenn du da hinten rückwärts hinübergehst über die grauen Steine und hinabgehst zwischen dem Knieholz, bis du nicht weiter kannst, weil du an einem Abgrund stehst, und wenn du links am Abgrunde hingehst bis zum Steig und an demselben niedersteigst, so kommst du auf eine ebene Alm hinab, die um und um von Kuppen und Wänden umgeben ist. Dort ist es sehr schön. Dort stehen auch zwei Hütten, wo im Sommer Sennerinnen sind; die eine Hütte ist heute noch fest verschlossen, bei der anderen haben wir die Thür aufgebrochen und alles, was drin war, eigenmächtig an uns genommen."

„Räuber!"

„Freilich, wenn das rauben heißt, dann sind wir Räuber. Aber wir haben halt müssen, sonst wäre er mir gestorben."

„Wer?"

„Mein Kamerad. Weil er so grob gefallen ist, wie ihn die Franzosen über den Steinbühel hinabgeworfen haben."

Nun wendete sich der Mahrwirt ganz dem Burschen zu und fragte: „Was ist denn das? Deine Reden versteh' ich nicht."

„So könntest ja mitgehen und schauen. Wir sind ohnehin hübsch verlassen allzwei und wenn er nicht bald stark genug wird zum Hinabgehen, deckt uns der Schnee zu. Nachher im Frühjahr zwei maustodte Leichen."

Auf solcherlei Reden ward dem Mahrwirt etwas unheimlich, er trat in die Hütte, nahm den Rest seiner Nahrung und gieng mit dem Burschen. Sie nahmen genau den Weg, welchen der Antonio beschrieben hatte und kamen nach einer Weile hinab in den Almkessel zu den zwei Hütten.

Als sie etwa noch fünfzig Schritte von der einen entfernt waren, stand der Antonio still und sagte: „Du darfst aber jetzt nicht mit hinein, er

großes steiles Kar, welches angefüllt war mit Schnee und Eis und Stein. Ein Adler musste es gewesen sein, doch im Kare war der Vogel nicht mehr zu sehen, sosehr Peter sein Auge auch anstrengen mochte.

Wohl aber hörte er durch die dünne Luft herüber ein feines Knistern, als ob Sand riesele; bald war dasselbe lebhafter, beiläufig zu vernehmen, wie der Widerhall eines rauschenden Baches. In denselben Augenblicke sah unser Beobachter auch schon, wie die Schutt- und Schneehalde im Kar in Bewegung gerieth. Die Schneetafeln rissen auseinander, die Eisblöcke barsten, die Steinmassen senkten sich und nun wurde alles, alles lebendig und floss langsam und schwer den Tiefen zu. Der Steingrund, auf welchem Peter stand, bebte vernehmlich vor dem dumpfen Dröhnen, als die unermesslichen Massen des Kares also in den Abgrund fuhren. Aufwirbelte aus dem kräußenden Strome der Schnee, der Sand, mächtige Eis- und Felsstücke wurden in die Lüfte geschleudert, wo sie unter Blitzerscheinungen aneinanderschlugen; fast als wären all die Massen flüssig geworden, so quirleten und schäumten sie, so brandeten sie niederwärts, bis sie in die Schlucht glitten, in welche ihnen das Auge nicht mehr folgen konnte. Noch lange und grausig donnerte es in den Wänden und aus den finsteren Tiefen stiegen Staubwolken auf. — Endlich war es stille geworden und im Kar, wo das Geschütte gelegen, starrte die schwarze ungeheuere Bruchfläche.

Peter hatte eine Mahre niederfahren gesehen, wie solche in den Alpen nach Regentagen bisweilen sich loslösen, Felsthürme sprengen, unten an den Ausböschungen riesige Flächen Waldes wegfegen, weite Gräben verschütten, so dass die Wasser sich stauen und manchmal ein See entsteht. — Gnade Gott den Wesen, die jetzt in der Schlucht waren, dachte sich Peter, sie sind gestorben und begraben; wehe, wenn das letztere vor dem ersteren ist! — Dann sann er weiter: Auch das Mahrwirtshaus steht an einem solchen Schutthügel, der vom Pfeffersberg herabgekommen und der, jetzt gleichwohl schön begrünt und bewaldet, die Mahr heißt bis auf den heutigen Tag. — So eine Mahr! Am rechten Orte und zu rechter Zeit so eine Mahr thäte mehr, als hundert Schützen! . . . .

Unwillkürlich wendete er sein Haupt, um den riesigen Reiter zu sehen in den Lüften, der aber hatte sich zerfranst und mit dem Drachen verbunden zu einer langen Wolkenbank.

— Manchmal geschehen Zeichen auf dieser Welt, dachte Peter. Wenn ich heute morgens gebetet hätte: Herr Gott, gib mir einen Wink, ob ich ihrem Rufe nachkommen soll, ob wir uns noch einmal wehren sollen, und du hättest mir diese Zeichen sehen lassen, ich müsste es für Deinen Willen erkennen. Doch nein, ich habe um das nicht gebetet, ich habe nicht gefragt und ich thäte die Ohren zuhalten, wenn Du mir's laut verkünden ließest, was ich thun soll. Das Blutvergießen schreckt mich nicht, mein eigenes mit Freuden fürs Vaterland! Aber Friedensbruch! —

Aus solch schwerem Zwiespalte weckte den Mann eine helle Menschenstimme. Dieselbe kam von einem Felswändlein herab, auf welchem ein Bursche mit weitausgespreiteten Beinen und die Hände in den Hosentaschen, munter sich auf den eigenen Füßen schaukelnd, in den blauen Himmel hineinragte. Er sang das folgende Lied:

„Wie lustig ist's im Sommer
Wohl auf der grünen Weid,
Wenn alle Vöglein singen
In heller Herzensfreud.
Wenn alle Hahnlein pfalzen,
Und alle Kuckuck schrein
Und alle Mädlein laden
Die Knaben zu sich ein.

Wie lustig ist's im Winter,
Wenn's auf der Alm wird still,
Und nur ein einziger Hirte
Noch Sennin suchen will.

Jetzt konnte Peter sich nicht mehr halten, beugte sich hin auf den Knaben, nahm den Blondkopf zwischen seine Hände und küsste ihm mit einer fast zornigen Leidenschaft die Wangen.

Der Knabe ließ das Ganze ruhig geschehen, dann that er einen tiefen Athemzug und sagte in bittendem Tone: „Vater, nicht wahr, jetzt bist du wieder gut?“ ...

„Kind“, rief der Mahrwirt aus, „du weißt es nicht, welche Pein du mir bereitet hast! Du böses, hartes Kind. Dem Hofer? dem Sandwirt hättest du ausgeholfen? Du wärest derselbige Hirtenknab' gewesen? Du mein liebes Kind, du herrliches Kind! Gott der Allmächtige soll dich segnen, du mein tapferes, mein treues Kind!“

Er wusste sich nicht zu fassen. Der Knabe zog aus dem Heu seine Hand hervor, sie war verbunden, streichelte das Haupt des Vaters und sagte: „Jetzt bin ich schon gesund, Vater, jetzt gehen wir bald heim.“

So einfach gieng das zwar nicht, denn als der kleine Hans sich erheben wollte, krachten die Knochen und er sank mit einem Seufzer wieder zurück auf das Lager.

Der Mahrwirt musste die beiden Kameraden allein zurücklassen im hohen Gebirge; er selber eilte so rasch, als seine Füße ihn trugen, dem Eisackthale zu. Lange nach Mitternacht gelangte er zu seinem Hause und, um Frau Rothburga in seinem kaum zu bändigenden Ungestüm der Freude nicht zu erschrecken, klopfte er an die Thür des Stalles. Erst auf ein zweites Klopfen hörte er drinnen die Hanai sagen: „Christi Heiland, jetzt ist gewiss der Taugenichts da!“

Der Wirt ahnte wohl, wen sie meinen konnte, daher sprach er: „Gedulde dich, Hanai, er kommt morgen. Heute bin ich es und du sollst so gut sein und mein Weib aufwecken, aber ganz ruhig, und sagen, sie sollt' sich richten, es thäten ein paar gute Bekannte anrucken. Hanai! unser kleiner Hans ist wieder fürgekommen. Er hat den Hofer auf der Flucht vor den Franzosen geschützt. Ist arg zugerichtet worden. Und der Antonio, der Taugenichts, ist ihm beigestanden, hat ihn in der Noth geatzt, wie eine Mutter ihr Kind.“

Er wusste selbst nicht, wie er mit wenigen Worten alles andeuten konnte. Die Hanai schlüpfte vor Freude wimmernd in ihr Gewand, lief aus dem Stalle zum Hausthor und begann dort mit aller Macht zu rütteln und zu schreien, um der Frau Rothburga „ganz ruhig und ohne sie zu erschrecken“, die Botschaft beizubringen.

Und also hub nach langer Trauer ein dreifacher Freudentag an im Hause an der Mahr. Zwei Stunden kaum gönnte Peter sich Ruhe, dann machte er sich mit noch zwei kräftigen Männern auf nach den Berghöhen, um den Knaben und seinen treuen Genossen zu holen und in das Thal zu bringen.

Du hast mir die Hand darauf gegeben!

Im Wirtshause an der Mahr war keinerlei Anstalt getroffen, um zur glücklichen Rückkehr zweier Vermisster ein Freudenfest zu feiern, es feierte sich ganz wie von selbst. Alle Nachbarn und Freunde waren herbeigekommen, so dass das Haus die Gäste schier nicht fassen konnte. Peter saß frisch aufrecht unter ihnen. So wohlgemuth war ihm schon lange nicht mehr gewesen; er gedachte von jetzt an sich um keinen Länderstreit mehr zu kümmern, sondern nur friedlich und arbeitsam seiner Familie zu leben. Seinen Mann hatte er gestellt und geschehen wird es nach Gotteswillen. — Dem kleinen Hans mussten sie ins Bett hinein all die Herzensworte sagen, die sich denn einmal unmöglich zurückhalten ließen. Der Held,

kunnt sich zu arg erschrecken. Nicht, dass er vor dem Feind schreckig wäre. Ich glaub', wenn's wieder um den Hofer gieng', er zerrisse die Franzosen mit den Zähnen.

„Hofer? Vom Sandwirt ist's was?" fragte Peter.

„Freilich, den Sandwirt hätten sie schon im Schnappsack, wenn er nicht ins Mittel gesprungen wär'!"

„Was für ein Er?" fragte Peter ungeduldig.

„Er, der da drinnen liegt. Ist auch so ein Vagabund. Nur nicht heim wollen, überall dabei, wo es losgeht und überall den Herren Soldaten unter den Beinen durch. Nachher das große Unglück mit dem Frieden, und der Hofer auf der Flucht. Kommt mein Kamerad, der jetzt da drinnen liegt, auch ins Wirtshaus auf der Dürnhöh'. Da sitzen Franzosen. So ein rothhaariger Satan ist da und lässt sich Ducaten auf die Hand zählen, dass er es sagt, wo der Hofer ist. Denn er ist einer von der Gegend und kennt sich aus. Und der Hofer wäre voreh just durch den Lärchenwald hinauf. Dahinter oben wäre eine Köhlerei und da wäre er zur Stund' drin. Die Franzosen zahlen ihre Zeche, aber der andere, nicht der Rothhaarige, vielmehr der Knabe, der jetzt da drinnen liegt — der nämliche — der ist im Ofenwinkel gesteckt, hat's schon gehört gehabt — eilends auf, wie ein Wiesel durch den Wald zur Köhlerei: Sandwirt, die Franzosen kommen! — Der Hofer das hören, nichts vergessen, eilends davon. Auskommen ist er ihnen. Der Knabe hat ihn gerettet."

„Habe schon gehört davon."

„Wohl, wohl, aber den Knaben haben sie abgefangen, die Franzosen. Ob er sie verrathen? — Ja, das habe er gethan. Ob er den Sandwirt verscheucht? Ja, das habe er gethan. — Darauf mit ihm über die Felswand hinab. Drunten ist er liegen blieben." Also erzählte der Antonio.

„Liegen blieben?" fragte Peter.

„Ja freilich wohl liegen blieben", antwortete der Bursche. „Wenn ich am selbigen Tag einen Groschen Geld im Sack hab', so ist's ein Unglück. Dann gehe ich ins Wirtshaus und esse was, und nicht in den Wald hinauf Brombeer suchen. Weil ich kein Geld hab', gehe ich Brombeer suchen und finde ihn liegen, ganz zerschlagen auf dem Sand, und will just versterben. — Ich kenn' ihn auf den ersten Blick und seit dem Tag sind wir beieinander. Zuerst im Wirtshaus verbunden und gelabt, nachher besser worden und haben wir wollen über das Gebirg in unser Thal hinüber. Unterwegs ist er mir schwach worden, im Gewänd den Weg verloren, haben müssen da in der Hütte verbleiben. — Nun, jetzt werde ich hineingehen."

Was sind das für Geschichten? dachte der Mahrwirt, als er vor der Hütte stand auf der stillen bergumfriedeten Alm. So wäre der Hofer nicht weit? Das glaube ich, dass sie nach ihm spähen, die Blauhosen. Nun vielleicht kommt er ihnen noch einmal von selber entgegen, aber so, dass zur Abwechslung sie wieder einmal laufen.

Nun könnte er ja hineinkommen! rief der Antonio zur Hüttenthür heraus. Der Mahrwirt trat ein und fand, in trockenes Heu halb vergraben, seinen Knaben Hans. Er war's! Er war's! Das liebe runde Gesichtlein, aber wie blass und mit einer Schramme über der Stirn.

Vater und Sohn schauten sich nur so an, stumm und ernst. Peter rieb sich zuerst die Augen und meinte, er sei — vom grellen Lichte plötzlich in den dunklen Raum getreten — sonnenblind und es spotte ihn die Phantasie. Welcher das erste Wort sprach, das war der Knabe.

„Ich wollte jetzt schon gekommen sein, Vater", sagte er ruhig, „wenn ich nur nicht so müde geworden wäre. Wie geht es der Mutter daheim?"

„Daſs du kommen wirſt!"

„Wenn es ſo iſt —"

„Es iſt ſo, Mahrwirt!"

„Dann bin ich da und gehe auf der Stelle mit euch!" Alſo ſagte Peter und ſchob mit ſtarkem Arm ſeine Nebenſteher weg, daſs er hervortreten konnte.

„Er geht mit uns", frohlokten die eingetretenen Männer und drängten ſich, ſeine Hand zu faſſen: „Wir haben es ja gewuſst, Mahrwirt, daſs du uns nicht verlaſſen wirſt. Unſer Commandant mußt ſein. Dir folgen wir mit Muth und Freuden, keinem ſo wie dir, und neben deiner werden wir die hölliſchen Saggra ſchon wieder hinauswerfen. Es iſt freilich die allerhöchſte Zeit, hinter dem Brenner herauf ſchon alles voll, mehr Franzoſen als Graſsbäume. Der Löw Beſer ſtrotzt ſich auf wie die Katz vor dem Sprung. Noch iſt keine Blauhoſe in unſerem Thal — "

„Und wird auch keine herabkommen, von oben herab keine", ſagte Peter feſt und ruhig. „Trinkt's aus, Männer. Wer mit will — wir gehen!"

Eine Viertelſtunde ſpäter war es leer und ſtill im Wirthshauſe an der Mahr. Frau Nothburga ſaß nachdenklich unter ihren Kindern; der Hans verſicherte, daſs weder an Händen noch an Füßen, noch an anderen wunden Stellen Schmerzen vorhanden wären, und daſs er mit dabei ſein wolle gegen die Franzoſen. — Es gieng ihm aber noch nicht viel beſſer als oben im Gebirge: als er ſich aufrichten wollte, ſank er mit einem Hauch des Schmerzes wieder zurück. Dann knirſchte er über den ſchlechten Arzt, der ihn noch nicht geſund gemacht hätte. Schweſterlein Marianna gieng gar nicht von ſeiner Seite, ſie hatte ihm ſanftmüthigen Zuſpruch und ſtreichelte mit den weichen Händchen ſein blondes Haar, und der wiedergefundene Hans, der ſolche große Sachen ausgeführt und ſo viele Fährlichkeiten beſtanden hatte, war ihr jetzt ſchier lieber, als der ganz kleine Mathias, der noch nichts Nennenswertes leiſtete, außer Milch trinken und Finger nutſchen.

In der darauffolgenden Nacht ereignete es ſich, daſs an der Stallthür des Mahrwirtshauſes jemand hübſch beharrlich klopfte und wiſperte und endlich auch ſeufzte, und daſs drinnen ſich beharrlich niemand meldete. Als das eine Weile ſo geweſen war, wurde es vor der Thür ſtill, jedoch rückwärts draußen, wo ein Fenſterlein gegen die Felswand gieng, hub eine wie es ſchien ängſtliche und gedrückte Männerſtimme an, ſo zu ſingen:

Ich hab dich ſo g'liabt
Und ich hab dich woll'n werb'n,
Und jetzt ſoll ich traurig
Mit meiner Liab ſterb'n.
Das kann doch nit ſein,
Hab' dich gliabt treu und rein,
War ja immer bei dir,
Wann auch du weit von mir.

Und wann d' noch ſo hart biſt,
Ich hab' dich doch gern,
Wie keiner auf der Welt dich
So liab'n kann und ehr'n.
Und daſs ich dich g'habt hätt',
Mei Dirndl, ſo gern,
Das wirſt, wann ich g'ſtorb'n bin,
Erſt inne noch wern."

Nun öffnete ſich das Fenſter und in leiſe grollendem Tone ſprach die Magd durch daſſelbe hinaus: „Still ſei! Die dummen Geſangeln alleweil! Wo du ſie nur hernimmſt, möcht' ich wiſſen!"

„Das weiß ich ſelber nit", antwortete der Burſche, „mir fallen ſie halt ſo ein."

„Daſs du aber ſchon gar keinen Fried geben magſt bei der Nacht!"

„Ich wollt' nur von dir Abſchied nehmen", ſagte der Antonio und trat einige Schritte näher gegen das Fenſter.

„Willſt ſchon wieder fort? Willſt denn mit aufs Schlachtfeld, daſs du wieder ein par Franzoſen — trinken laſſen kannſt am Brunnen?"

„Wohin, das weiß ich nit. Nur von hier fort."

„Toni, ja warum denn?"

„Na, ſo."

„Lapp, du wirſt doch wiſſen, warum!"

„Wiſſen thu' ich's ſchon."

welcher den Hofer gerettet hat! Welcher seinen jungen gesunden Leib hat hingegegen für den Vater von Tirol! Die Frauen waren gar nicht abzuhalten, ihn zu herzen und zu kosen, bis er mit dem Arme eine sehr unwillige Bewegung machte: Sie sollten ihn in Ruh' lassen!

Frau Nothburga saß neben ihm und schaute ihn an mit einem Gesichte voller Stolz und voller Sorgen. Der Arzt hatte zwar versichert, die Hauptsache werde sich bald wieder geben, so dass er wenigstens am Stocke würde gehen können. Es war eben wieder einer mehr der Krüppel aus dem Befreiungskampfe, aber ein gar zu junger!

Eine ganz andere Rolle spielte bei dem Feste der schöne schwarzlockige Antonio. Der aß und trank fürs erste weidlich, fürs zweite hatte er seine „Klampfen" zur Hand, und so oft sie anhuben, seine Bravheit zu loben, hub er ein fröhlich Saitenspiel an, munteren Gesang dazu und ließ dabei seine frischen Augen suchend durch die Stube schweifen.

Dieselbe aber, welche er suchte, lugte vom Vorhaus durch die Thürfuge herein und sie allein hatte an diesem Tage heimlich bei sich so viele himmlische Freuden, als alle anderen zusammen. Nur der einen Sache wegen wollte sie sich tief in den Erdboden hinein schämen. Alle Anwesenden hatten ihr Halbfeiertagsgewand am Leibe und waren schmuck, der Antonio hatte nicht einmal ordentliche Schuhe an den Füßen und in seinem lehmgrauen, theils sogar schadhaften Kleide sah er thatsächlich nicht anders aus, als ob er erst draußen auf der Straße von einem Bettlerkarren herabgesprungen wäre. Und hat noch die Frechheit, mit seinem kecken Gesichte jeden anzulachen, mit seinen großen lustsprühenden Augen zum Saitenspiel und Gesang schelmisch zu blinzeln! Aber das wolle sie ihm schon abgewöhnen, der müsse noch ordentlich gebürstet werden, bis man sich mit ihm auf den Kirchplatz wagen könne!

Unerhört, was er jetzt wieder für eins „außerzwickt!"

„A so a fesch Kerndl,
Als wie mei süaß Deandl
Gibt's auf der ganzen Welt nit mehr.
Und das liabe Täuberl
Wird bald mein brav Weiberl,
Ich gib's um Leib und Leb'n nit her!
— Schrum schrum, zidi zum —
Ich gib's um Leib und Leb'n nit her."

Der Gesang des Burschen wurde unterbrochen. Mehrere Männer traten rasch in die Stube, darunter der Kulber.

„Ist Faschingszeit jetzt?" rief er, mit den Augen den Mahrwirt fassend. „Wirt, schick' die Musikanten und die Weibsbilder fort, wir verlangen es."

Peter stand von seinem Sitze auf und entgegnete: „Das Recht wird mir zustehen."

„Mahrwirt!" sagte der Kulber. „Willst du dich zu Schanden machen lassen von deinem zehnjährigen Sohn?"

„Wieso?"

„Der hat sein Wort gehalten. Erst bis er was Braves gethan hat, ist er dir wieder vor Augen getreten. du hast mir dein Wort nicht gehalten."

„Kulber!" rief der Wirt und seine Gestalt richtete sich starr empor.

„Wir haben dich gerufen in der Noth, du bist nicht gekommen, wie du mir versprochen hast."

„Ich habe dir nichts versprochen!"

„Du hast mir oben im Gebirg die rechte Hand darauf gegeben", sagte der Kulber.

„Ich werde dir die Hand darauf gegeben haben: Wenn ich entschlossen bin, so komme ich!"

„Nichts entschlossen! Davon habe ich nichts gehört. Du hast mir die Hand darauf gegeben, dass du kommst!" Alles war still und schaute auf den Mahrwirt. Dieser sagte mit gedämpfter Stimme: „Hätte ich das?"

„Du hast mir die Hand darauf gegeben!"

„Die Hand, das weiß ich wohl; was ich aber gesagt habe?"

Sollte wider Erwarten nachgefragt werden, wann die zwei Leute auseinandergegangen sind, so wird dabei nicht viel herauskommen. Das eine wird behaupten: spät, das andere wird sagen: früh, und so ganz Unrecht dürfte damit keines haben.

Die Hanai dachte: So muss man's machen, wenn man aus einem Musikanten einen Mann will erziehen. Was Rechtschaffenes muss er leisten, er hat mir die Hand darauf gegeben! — Es war nämlich ihr Gewissen ein bisschen wackelig geworden und deshalb musste etwas aufgeputzt werden mit guten Gedanken.

Antonio sah man, als die Sonne aufgieng, auf einer Pappel. Er schaukelte sich und trillerte dabei folgendes Liedchen:

„Sie hat ein Haar als wie von Seid'n,
Und einen Hals, so weiß wie Kreid'n,
Und's frische, helle Augerl lacht,
Als wäi's von Luft und Himmel g'macht.
Und Wangerln hats wie Morgenröth,
Wann auf der Alm die Sonn' aufaeht.
Wann's lacht, so legt sich halt der Mund
In d'Wangerln eini, zart und rund,
Dass überall a Grüaberl steht,
Als wann man ihr's ausdrachselt hätt.
Und hat ein Brüsterl rund und rein,
Als wie ein weißer Marmelstein.
Und hat ein Herzerl heiß und voll,
Dass ihr schier's Mieder springen soll.
Und wann ich mir's so zuwa ziach,
Und ihre weißen Zahnerln siach,
Und s Zungenspitzerl guckt herfür,
Da ists frei aus und g'fahlt mit mir,
Da ließ ich Himmelreich und Leb'n,
Wann ich ihr kunnt a Busserl geb'n!"

Mein' Freud' ist auf der grünen Alm.

Südtirol stand bereit zum neuen Kampfe. Die Scharen bewegten sich gegen die Engschluchten des oberen Eisack. Die Jungen voraus, die Alten hinterdrein. „Ein Eichtel richten wir auch noch was aus, wenn unser genug sind", meinten diese „zwei Alte machen so viel wie ein Junger."

In mehreren Gärten des Thales huben zu diesen späten Tagen die Sträucher an zu grünen, wie einst im Mai. Ein Lilienstamm stand auf und entfaltete seinen weißen Kelch. Gar seltsame Anzeichen, die Großes bedeuten konnten. Oben am Schlern huben in den Saiserfeldern die Glocken wieder an zu läuten. Es waren die unterirdischen Glocken einer dort in alten Zeiten versunkenen Stadt, die allemal läuteten, wenn ein großes Ereignis bevorstand. Auf unzugänglichen Felsen hörte man Pferdegetrab und Gewieher, in einer Nacht stieg vom spitzen Kirchthurm zum heiligen Jakob eine hohe bläuliche Flammensäule auf, sich oben zusammenspitzend wie ein riesiges Feuerschwert. Auf den Gräbern erschlagener Tiroler zuckten manchmal rothe Flämmlein und im Walde bei Mühlbach wollte ein Hirte gesehen haben, wie aus Moos und Rasen fleischlose Arme mit krallenartigen Fingern hervorwühlten und sich ihm entgegenstreckten.

Derlei versetzte die Bevölkerung in eine unbeschreibliche Aufregung und alles, was nur Waffen tragen konnte, kam hervor und stellte sich zum Streite.

„Schützen", hatte Peter Mayr, der Commandant, gesagt, „Schützen werden wir vorderhand wenig brauchen, heißt das, wenn wir eilen und das warme Wetter anhält. Aber Zimmerleute, Weidenbinder, Seiler sollen herbei, so viel ihrer zu haben sind, und Holzleute mit Beilen und Erdarbeiter mit Krampen, je mehr, desto besser."

Sie verstanden ihn nicht, sollten ihn aber bald verstehen.

Hinter Oberau zieht sich in Schlangenwindungen durch das Gebirge eine stundenlange schauerliche Engschlucht. Der Eisack gräbt sich sausend und brausend durch, hoch hinauf die Felsen bespritzend mit seinen weißen Gischten. Wuchtige Steinblöcke, die niedergebrochen oder von den Fluten herangewälzt, liegen im Wasser, umrast von den wüthenden, grabenden, schreienden Wellen. Manches übermüthige Bäumchen hat im Moose Stand gefasst auf dem leise bebenden Fels, ängstlich krallt es seine Wurzeln aus und ins Wasser hinab, allein kein Sonnenstrahl wird ihm

Magst es nit sagen?"

„Du weißt es eh selber."

„Und wenn der Kuhschweif Kirchenglocken läutet, nichts weiß ich!"

„So kannst dir's denken."

„Ich bin nicht so gescheit als wie du."

„Und ich bin nicht so tapfer als wie du", sagte der Bursche ganz verzagt. „Ich hab' keine Leut' derschossen, nit einmal den Bonaparte gefangen und auch nit dem Sandwirt geholfen auf der Flucht."

„Nau, und was weiter?"

„Und darum magst mich nit."

Jetzt, das hatte die Hanai gehört und verstanden. Sie kratzte mit dem Fingernagel ein wenig am Fensterrahmen, als ob dort etwas wegzukratzen wäre und hernach murmelte sie so ein wenig gegen die Wand hin: „Das muss ich schon sagen, schön ist's just nit, dass du nit um einen Groschen was ausgerichtet hast bei der jetzigen Zeit, wo jeder Tiroler, sogar die Schulbuben ihr Heldenstückel aufzuweisen haben. Nur, dass man es dir nit so schwer aufmessen kann, weil du es nit besser verstehst — und das, wie du den kleinen Hans hast aufgesucht —"

„Was meinst, Hanai?"

„Narr, geh her besser zum Fenster, wenn du sonst nichts verstehst!"

Er trat ganz hin, duckte sich und steckte den Kopf zum Fenster hinein.

„Was glaubst denn eigentlich?" fragte ihn die Hanai. „Du nichts haben, ich nichts haben — auf was sollen denn wir zusammenheiraten?"

Der Antonio stutzte. Davon spricht sie? Selber hebt sie davon an?

„Freilich wohl, wenn wir nichts haben", antwortete er dann beklommen, „aber weißt, wenn wir nicht zusammenheiraten, so haben wir halt auch nichts."

„Sie lassen uns gar nit heiraten!" sagte die Magd unwirsch.

„Wegen dem", antwortete hierauf der Bursche, „wegen dem, dass sie uns nit heiraten lassen, wollt' ich noch g'rad nit ins Wasser gehen, wenn wir uns nur gern haben dürfen allzwei."

„Gernhaben!"

„Na ja, und was halt so dazugehört."

„Du bist doch grundverdorben, Mensch!" begehrte die Hanai auf, „wart', ich will dir helfen!" Zornig packte sie ihn bei den Haaren, der Bursche ächzte, wimmerte, gab dem Zerren ihrer Hand Folge, rasch durchs Fenster und auf einmal lag er drinnen auf der Stallstreu zu ihren Füßen.

Im ersten Augenblicke vermochte er sich vor Überraschung ob dieser unvorhergesehenen Schicksalswendung nicht zu fassen. Finster war es auch. Sie aber wusste ihn trotzdem zu finden, um diesen leichtfertigen Burschen, einmal exemplarisch zu strafen. Ihn an beiden Ohren fassend, pfauchte sie die Worte: „Ja, mein Lieber, so hätte ich dich schon lange gern unter meinen Fäusten gehabt! Wie du es hast getrieben, das ist schon ein bissel gar zu arg gewesen. Herumsingen vor allen Häusern und betteln, weiß Gott um was alles! Nachher herum liegen unter Stauden und Bäumen bei der Nacht! Nachher wieder fort, nichts hören lassen und mit deinen Gewandfetzen im Wirtshaus sitzen, dass es eine Schand und ein Spott ist!"

„Au weh, weh!" jammerte der Bursche, denn sie war ihm auf die Zehen getreten.

„Ja, au weh, weh, wirst du dir noch genug winseln, wenn du einmal in der Höll' bist!" knirschte sie, „dieweilen aber! dieweilen! Wart' nur, du sollst dir's merken!" Damit riss sie ihn an sich. „Du schlechter Mensch, du! du sündhaftiger sauberer lieber Kerl, du! dem Hansel ein so braver Kamerad sein! Sei's meiner auch, Toni! Herztausiger Schatz, sei's auch meiner!" Und drückte seinen Kopf mit beiden Händen an ihre Brust und presste ihn mit aller Macht an sich, dass ihm und ihr der Athem vergieng.

befestigt und zu je einem nun festgespannten Seile ein Mann mit dem Beile hingestellt.

Die weiteren Anordnungen des Mahrwirtes verstanden sie nun besser. Peter befahl, dass man beginne, den langen Steg mit Schutt und Steinen und Felsblöcken vorsichtig zu belasten. Und so huben ihrer siebzig Mann da oben über dem Hange, unter und zwischen den Wänden, an zu graben, zu wühlen, zu lockern und die Massen aufzuschichten über dem Stege und diesen auch wohl zu decken mit Strauchwerk und Reisig. Die Arbeit gieng in aller Ruhe vor sich, so dass der Wanderer unten beim betäubenden Rauschen des Wassers nichts merkte.

Nun konnten sie kommen. Aber sie kamen noch nicht. Spähende Bauern berichteten, daß bei Gossensass und Sterzing schon alles wimmele von Franzosen und Baiern, vieler Reiterei und einer Menge großem Geschütz. Der Anzeichen nach auch hohe Herren darunter, gewiss der Marschall Löw Befer, wenn nicht der Bonaparte selber. Sie thäten auch schon wieder Häuser „ankenten", was beweise, dass die Leute dort sich nicht willig ergäben, sondern auf dem Kriegsfuße stünden. Wenn die Horden also herabkämen und es gelänge, sie da in der Schlucht aufzuhalten, dann wären im Rücken die Schützen vom oberen Innthale, von Stubei, auch der Hofer mit seinen Passeiern. Dann hätte man sie in der Mausfalle und könnte sie vom Berge herab doch endlich einmal ruhig fragen, welcher Teufel sie denn ritte, dass sie just dieses arme Landel Tirol zu Grunde richten wollten, welches doch niemandem etwas zu Leide gethan habe und sich in nichts eingemischt.

Der Mahrwirt meinte auf solche Darlegung, zu fragen hätte der Tiroler nicht mehr, er hätte nur zu antworten. Und das würde er thun.

Aber sie kamen immer noch nicht heran. Also hatte der Commandant Zeit, seine Hochbrücke zu befestigen, darüber noch mehr Massen zu thürmen, so dass diese stellenweise schon hinangiengen bis zu den senkrechten Wänden.

Als in einer der folgenden Nächte ein kalter sternheller Himmel war, sagte der Mahrwirt: „Nur jetzt keinen Frost! Auf zehn Jahre lang mögen Maifröste den Weinstock in Tirol versengen, nur jetzt keinen Frost!"

Denn der weiche lockere Schutt begann sich zu härten und bedenklich zu klingen, wenn ein Schuh oder ein Spaten an ihn stieß. Doch am nächsten Tage war wieder die warme Sonne da und von der Etschthalgegend her zog ein lauer feuchter Wind. Das war schon recht und mit erneuter Emsigkeit stieg Peter in den Hängen umher, um nachzusehen, ob alles richtig sei. Besonders auf die zahlreichen scharf gespannten Seile richtete er sein Augenmerk, und den Männern, die in gewissen Entfernungen von einander abwechselungsweise Tag und Nacht angestellt waren oben bei den Verankerungen, schärfte er ein, bei dem bestimmten Zeichen alle zugleich ihr Seil durchzuhauen. Das Zeichen sei folgendes: Zuerst vom Felsvorsprung her mit der Schwegelpfeife den Anfang der Melodie: „Mein' Freud' ist auf der grünen Alm!" Das bedeute: volle Bereitschaft. Dann nach einer kleinen Weile drei rasch nacheinanderfolgende Flintenschüsse und der laute Ruf: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit!"

Der Mahrwirt war Feldherr, und nichts mehr sonst als das. Man hörte kein anderes Wort von ihm, als was des Krieges war. Und in den Nächten, wenn er in seinem Loden eingeschlagen unter Bäumen, zwischen Steinen, manchmal von Reisig überdeckt, lag, sann er Pläne aus, gemeinsam mit Naturgewalten den Feind zu vernichten oder wenigstens zu schwächen. Gerne an der Seite wusste er seinen Schwager Augustin. Dieser hatte die letzten

zutheil, weder im Winter noch im Sommer, und bald steht es nur mehr als entrindeter knochenfarbiger Strunk da mitten im tobenden Elemente. Neben dem Eisack muss sich auch noch die Straße forthelfen, welche den Norden mit dem Süden verbinden soll. Wie muss sie sich winden und ducken, bescheiden dem wilden Strome aus dem Wege gehen und doch wieder sänftiglich schmeichelnd sich an ihn schmiegen, um nur weiter zu kommen. Stellenweise hat sie sich aus dem Felsgrunde ihr gutes Recht herausgebaut und dasselbe mit festen Vorwällen und Geländern gesichert, da thut ihr der Eisack nichts; an anderen Stellen hat sie mit riesigen Quadern ihren Boden dem Flusse abgerungen, aber nur von heute bis morgen; kommt der Eisak eines Tages hochgewölbt und gepanzert mit Stamm und Fels, dann bricht das Menschenwerk krachend zusammen und die Wellen verwischen und verwaschen die Spuren gewaltiger Arbeit in wenigen Minuten.

An beiden Seiten der Engschlucht steigen theils senkrecht oder terrassenförmig die Felsen, theils in steilsten Hängen die bebuschten bewaldeten Berge, theils in wüsten Karen die Schuttschichten empor, sich hebend und bauend bis in die Gletscherwelt. Nicht allein vor dem Wasser hat die Straße sich zu schützen, das an ihrem Grunde nagt, wohl auch vor den Lawinen, Sandströmen und Bergstürzen, die über ihrem Haupte drohen. Wenn der Eisack einmal seinen lauten Athem einhalten und horchen wollte, er würde wohl manches Rieseln und Bröckeln hören oben in den Hängen. Nicht allein der von der Gemse losgetretene Stein springt herab, sondern auch der vom Eise gelockerte Fels; nicht allein der durch den Schnee und Regen durchweichte Sandschutt kann ins Rutschen kommen, auch das durch Morschen der Wurzeln abgestorbener Bäume haltlos gewordene Erdreich. Hin und hin, an Wänden, Baumstämmen und Pfählen sind sie angeheftet, die Erinnerungstafeln an Unglück und Tod, so den Wanderer zur Stelle plötzlich angetreten.

Und durch diese Wildnisse zieht die Straße von Nord- ins Südtirol, die Straße von Deutschland nach dem Lande, wo die Citronen blühen, welchem auf diesem Wege auch Wolfgang Goethe zugewandert war. Und diese Straße musste nun gewärtig sein der feindlichen Truppen, die jeden Tag in wilder Übermacht herabströmen konnten vom Brennerpass.

Das zu solcher Jahreszeit fast unheimlich schöne und laue Wetter hielt an. Peter Mayr hatte seine Leute in die Engschluchten des Eisack geführt, dort vertheilt an den Hängen und Felsterrassen und sie ganz seltsamlich befehligt. Nicht dass sie hinter Büschen mit geladenen Stutzen lauern sollten auf die anrückenden Truppen, nicht dass sie Felsblöcke oder Baumstämme vorbereiten sollten zum Hinabwälzen auf die unten maschierenden Soldaten; wohl auch solche Arbeiten gab es, doch die Hauptsache war etwas anderes.

Dort wo gegenüber einer schauerlich vorhängenden Wand hart am linken zerrissenen Felsenufer des Eisack die Straße sich eine längere Strecke hinzieht unter einem thurmdachsteilen, spärlich mit Erlen bewachsenem Hang, über welchem klüftige Wände ragen, Wände, in deren Runsen Schutthalden und Steinblöcke wuchern, auf kümmerlichem Erdreiche auch einzelne Bäume stehen — dort rief der Mahrwirt seine Männer zur Arbeit. Hoch über dem Hange mussten sie Bäume fällen und spalten, dieselben mit Weidengewinde bei den Enden aneinanderbinden, als sollte ein Steg hergestellt werden entlang der steilen Lehne. Mit Seilen wurde dieser viele Klafter lange Steg so gehalten, dass er wie eine Hängebrücke war. Hoch oben in den Klüften wurden die Tragseile an bestimmten Stellen sorgfältig

Peter schaute von seinem hohen Posten hinab auf diese fahrenden Leute, die so ahnungslos und fröhlich des Weges zogen. Er hatte einmal an der Wand einer Dorfkapelle ein Bild gesehen, auf welchem stolz zu Ross, mit dem Schwerte umgürtet, mit Helmen, Kronen und Bischofshauben geziert, eitel Todtengerippe ritten. Schöne verführerische Frauen mit schäumenden Bechern, Zwerge mit großen Geldsäcken und allerhand andere Ergötzung folgte dem Zuge, und ganz hinten eine verhüllte Gestalt, die Miene machte, alle Herrlichkeit mit dem Besen wegzufegen, wie Spinnengewebe. Dem Todtenzuge voran aber tanzende Musikanten, welche den ihnen folgenden Zug in einen mit Rosen verhüllten Abgrund lockten. — An dieses Bild musste Peter jetzt denken.

Der Dörcherkarren hatte dort unten um den Felsvorsprung gebogen, hinaus gegen das Brixnerthal. In demselben Augenblicke wurden in der Schlucht die ersten Truppen sichtbar, Fußvolk und Reiterei und Pferde mit schwerem Geschütz. So viel schon zu sehen war, Franzosen, denen sich enge auch ein Trupp von Baiern und Sachsen anschloss. Es war ein erschreckend großer Haufen. Manchmal wirbelten Trommeln, dazwischen grelle Trompetenstöße. Auch Pferdegewieher und Wagengerassel war schon zu vernehmen. In den Lüften auf fast unsichtbaren Stangen wehte manches Fähnlein.

Ziemlich rasch kam das herangezogen. Der Mahrwirt stand hoch auf seiner Felswand wie eine Erzgestalt, so fest. Nur noch einmal hatte er sein Haupt nach beiden Seiten hingewendet, ein letzter prüfender Blick nach der hängenden Riesenbrücke, nach den Männern, welche auf ihren Posten standen. — Kein Flintenschuss hat an diesem Morgen noch geknallt in der ganzen Gegend. In voller Zuversicht maschiert der Feind heran und schon nahen die ersten Reiter der Straßenbiegung, die bereits unter dem Bereiche der hängenden Brücke liegt.

Peter Mayr zieht aus seiner inneren Joppentasche eine Holzpfeife, wie sie Hirten haben, setzt sie an den Mund, legt die Finger an die Klappen und bläst das Lied: „Mein' Freund' ist auf der grünen Alm!“

(Fortsetzung folgt.)

Zeichen priesterlichen Amtes abgelegt und sich ganz unter die gemeinen Streiter begeben. Jetzt braucht keiner mehr Aneiferung und Zuspruch, jetzt weiß jeder, was zu thun ist, um was es sich handelt — es geht auf Leben und Tod.

Der Kreuzwirt von Brixen, der Rampesbauer, der Griesacher, der Raucker und andere waren auch tapfer beim Zeuge. Wortkarg arbeiteten sie mit Haue und Krampen. Der Griesacher und der Raucker hatten sonst kein rechtes Zusammensehen; ein Grenzstreit hatte sie entzweit vor vielen Jahren; der Streit war längst ausgeglichen, aber ganz vergessen konnten sie ihn nicht. Nun es fürs Land gieng, arbeiteten sie einträglich ineinander und einer unterstützte den anderen.

Als die Männer unten durch das Thal hereingezogen, war auch der schwarze Kulber unter ihnen gewesen; der fehlte jetzt; man vermuthete, dass er sich weiter hinauf in die Brennergegend gewagt habe, um den Feind auszuspähen. — Also war alles in gutem Geleise.

Und eines Morgens, als der liebliche Sonnenschein die Berghäupter verklärte und in den Schluchten der feuchte bläuliche Duft lag und ein mildes herbstliches Spinnen durch die stille Natur gieng, da huben auf der Lehne die letzten blühenden Enziane leise an zu zittern. Und da hastete ein Mann herauf aus der Tiefe, der schrie flüsternd: „Sie kommen!“

Da schien es einen Augenblick, als wollten alle Sträucher und Steine lebendig werden hoch am Berghang, hie und da huschte eine Gestalt, hie und da ein halberstickter Laut — bald jedoch wurde es wieder still, öde und starr stand der Berg da, vom hängenden Steg war nichts zu erkennen — unten rauschte das Wasser.

Weit oben, wo die Eisackschlucht sich krümmt, hinter der Böschung stieg Rauch auf. In Mittewald brannten die Häuser. Zu gleicher Zeit, als man das bemerkte, wurden die ersten Reiter sichtbar auf der weißen Straße. Sie schienen im gemächlichen Trab zu reiten, sich hübsch Zeit gönnend zur Betrachtung der romantischen Gegend. Oder wollten sie in Erinnerung an die landesübliche Kampfweise lieber in großen geschlossenen Truppen die Schlucht passieren und also vor derselben sich sammeln? Den Reitern folgten auch bald dichtere Massen, die, soweit die Straße zu übersehen war, endlos nachströmten. Wo ein Sonnenblick in die Schlucht fiel, da leuchtete das herrlichste Farbenspiel von Blau, Roth und Gelb und die Waffen blitzten in blendenden Funken. Zu hören war noch nichts als das ewige dumpfe Sausen des Wassers und auf der Straßenstrecke, die unterhalb der verborgenen Hängebrücke hingieng, zog kein Wanderer und kein Fuhrwerk, es war wie ausgestorben.

Siehe doch, ein kleiner Karren mit dem üblichen Blachenkobel, einer von der Art, wie sich ihn der gute Antonio gewünscht, kollerte munter daher die Richtung vom Brenner. In der Gabel trabte ein Maulesel unbekümmert fürbass und rückwärts lief ein schwarzes junges Hündlein ab und zu und vertrieb sich die Zeit mit den welkenden Fächern der Germen, die am Wege standen und nach denen es manchmal schnappte oder sie mit der Pfote fieng. Dass sie so hübsch fächelten, schien ihm kein schlechter Spass zu sein. Dieses Gefährte that gerade nicht, als ob es auf wilder Flucht wäre vor dem nachrückenden Feinde. Ja im Blachenkobel erhob sich jetzt sogar eine lustige Musik von zwei Clarinetten, deren heller Klang so lustig in den Felsen widerhallte. Fahrende Musikanten, welche es im Glücke ihrer Sache, die sie auf nichts gestellt, nicht unterlassen konnten, an diesem so lieblichen Herbstmorgen Gott und der schönen Welt zu Ehren ein Liedel zu pfeifen!

schon vorher da gewesen waren, sich in besserer Laune befanden, als während der letzten Tage. Es war nämlich gerade heute die Wohnungsfrage in einer für all diese Herrn sehr erwünschten Weise gelöst worden.

Eine kleine Viertelstunde vom Dorfe entfernt befand sich ein Schloss, welches der Familie von Lindenberg gehörte. Das Haupt dieser Familie hatte früher bedeutende Besitzungen gehabt, welche durch allerlei Unglücksfälle zum größten Theile verloren gegangen waren. Mit dem Reste seines Vermögens hatte sich Karl von Lindenberg in dieser, damals dem Verkehr noch sehr entrückten Gegend angekauft. Er hatte ein stattliches Gebäude erworben, welches einmal ein Kloster gewesen war, dann lange Zeit leer gestanden, dann wieder verschiedene Besitzer bäuerlicher Herkunft gehabt hatte. Dieses große Gebäude, welches man nach der Erwerbung durch Herrn von Lindenberg Schloss nannte, bewohnte er nun mit seiner Gemahlin und seiner jugendlichen Tochter Paulina nebst einiger Dienerschaft. Im einem anderen Flügel hatte er seinen Verwalter und seinen Förster nebst einem alten Herrn, einem ehemaligen Officier, welcher als Stellvertreter des Verwalters galt, in Wirklichkeit aber nicht viel mehr, als dessen Schreiber war, untergebracht. In einem rückwärtigen Theil hatte seit jeher ein Geistlicher gewohnt, ein sogenannter Beneficiat oder Präbendar, dessen Pfründe wie Wohnung als Grundstücksdienbarkeit auf dem Besitzthum lastete, und welcher als Gegenleistung nur am frühen Morgen in der ehemaligen Klosterkirche seine Messe zu lesen und in der kleinen Dorfschule den Religionsunterricht zu leiten hatte.

Herrn von Lindenberg waren die Klagen der Ingenieure über ihre Einquartierung zu Ohren gekommen. Er beschloss alsbald, diesen gebildeten Männern, durch deren Thätigkeit sein eigenes Besitzthum so sehr an Wert gewann, und von deren Gesellschaft er in seiner Einsamkeit Zerstreuung hoffte, selbst ein Obdach anzubieten. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Zimmern des weitläufigen Gebäudes war mit den nothwendigen Einrichtungsgegenständen versehen, doch unbewohnt. Er brachte also mit diesem seinem Anerbieten, welches dankbar entgegengenommen wurde, kein absonderliches Opfer.

Der Verwalter hatte von Herrn von Lindenberg den Auftrag erhalten, die einzelnen Zimmer mit Nummern zu versehen. Er that dies, weil die Eingänge auf den einförmigen Corridoren des ehemaligen Klosters einander alle sehr ähnlich waren, und auf diese Weise gegenüber seinen Gästen die weitere Beschreibung der Thüren zu ihren Gemächern erspart blieb.

Acht Nummern waren bereits angeschrieben worden, und man glaubte, es sei damit genug. Als nun aber heute nachträglich der junge Erwin Ritter dazu gekommen war, hatte Herr von Lindenberg dem Verwalter die Weisung gegeben, auf dem letzten, noch übrigen Zimmer eine Nummer 9 anzubringen.

Der Verwalter hatte seinen Herrn mit einem Ausdruck des Erstaunens betrachtet, als dieser ihm den Befehl ertheilte. Herrn von Lindenberg fiel dies auf, er schrieb es jedoch dem Umstande zu, dass dieses Zimmer seit langer Zeit von keinem Gaste bewohnt worden war und sich in ziemlicher Entfernung von den übrigen befand. Er beschwichtigte den Verwalter damit, der erwartete Gast sei, wie er vernommen habe, ein junger Mensch, dem es auf einige Dutzend Schritte mehr oder weniger nicht ankommen werde. Kopfschüttelnd entfernte sich der Verwalter, um Veranstaltungen zu treffen, dass die Nummer über die Thür gesetzt werde.

Später wurde das Gepäck Erwin Ritters auf dieses Zimmer gebracht. Die Mägde auf dem Hof erzählten

Die Geister-Klage.

Erzählung von Heinrich Noë.

Schon längst war die Eisenbahn, welche von einem Hafen am großen Strome nach dem benachbarten Hügelland gebaut werden sollte, um die „Holzindustrie" einiger dort lebenden Großgrundbesitzer zu unterstützen, abgesteckt. Alles freute sich bereits auf den bevorstehenden Aufschwung der Geschäfte. Gestalten von einem Aussehen, wie man es sonst in der behäbigen Gegend kaum jemals wahrgenommen hatte, meldeten sich da und dort bei den Ingenieuren und unter den Unternehmern einzelner Arbeitsloose, die bereits in verschiedenen Dorfwirtshäusern Wohnung genommen hatten. In den stillen Ansiedelungen gieng es geschäftig her. Der Fortschritt warf bereits seine Schatten voraus. Den ganzen Tag über war ein Feilschen um nachträgliche Ablösung von Grundstücken, ein Handeln, Accordieren und Schreien, dass jemand, welcher zu anderer Zeit durch das Thal gewandert war, dasselbe nicht wieder erkannt hätte.

Die Bauern, welche bockbeinig an den Wirtstischen saßen, die Ingenieure, die draußen in hohen Wasserstiefeln von Arbeitern, welche Messstangen trugen, gefolgt, durch den Koth wateten, die Männer, die sich gegen Brot- und und Schnapsläden drängten, die Hausierer, welche mit warmen Jacken und Beinkleidern Handel trieben, drängten sich durcheinander.

Es war ein abscheuliches, nasskaltes Spätherbstwetter. Doch wollte man alsbald mit dem Bau beginnen und denselben so lange fortsetzen, bis ihm von dem eintretenden Froste Einhalt geboten werden würde.

Die Wahrheit zu sagen, so waren diejenigen, denen alle diese Dinge am wenigsten gefielen, die Herren Ingenieure. Wenn sie nun doch schon auf diese Bauerndörfer verschlagen waren, so hätten sie sich eine andere Jahreszeit gewünscht. Das Wetter und der aufgeweichte Boden waren nicht nach ihrem Geschmack. Dazu gebrach es allenthalben an Unterkunft. Die Wirtshäuser waren auf den Zuspruch einer solchen Menge von Gästen nicht eingerichtet. So mussten sich oft mehrere Herren gemeinschaftlich mit einem Raume begnügen, der für einen Einzelnen kaum hinlängliche Bequemlichkeit bot.

Der junge Ingenieur Erwin Ritter war einer von den wenigen unter seinen Genossen, die sich aus allen diesen Widerwärtigkeiten nichts machten. Ihm, der sich in der vollen Kraft und Unternehmungslust seiner Jugend befand, däuchte dieses Treiben weit reizvoller, als das Sitzen hinter dem Zeichnentisch in seiner Amtsstube. Zudem hatte alles, was er da sah und mitmachen musste, den Reiz der Neuheit. Es war der erste Bahnbau, bei welchem er selbstthätig mitwirkte, und es war ihm hier zum erstenmale Gelegenheit gegeben, sich hervorzuthun.

Erwin Ritter war zudem heute gerade an einem Tage eingetroffen, an welchem auch seine Collegen, die

Wort gehört hatte: „Das ewige Licht leuchte ihnen!“ regten Gedanken in ihm an, welchen er schon längst für immer den Abschied gegeben zu haben glaubte.

Jedenfalls war es auf Stunden hinaus mit seinem Schlaf vorbei. Ruhelos wälzte er sich hin und her und die Vorstellungen, die ihn dabei überkamen, wurden mit jeder Stunde unerquicklicher.

Endlich — es mochte schon gegen Morgen sein — fiel er in Schlaf. Wie es sich unter solchen Umständen fast jedesmal ereignet, war dieser Schlaf indessen kein wohlthätiger, sondern ein Zustand lästiger, dumpfer Betäubung. Unheimliche Träume quälten ihn und aus einem solchen fuhr er auf, indem er einen gellenden Schrei ausstieß.

Wenige Augenblicke darauf klopfte es an seiner Thüre und ein Knecht fragte, was ihm fehle, er habe bei der Morgenarbeit seinen Hilfeschrei vernommen.

Erwin beruhigte den Mann, indem er ihm sagte, es sei nur ein Traum gewesen. Nachdem dieser das Gemach wieder verlassen hatte, suchte er sich jedoch zu sammeln und zu erinnern, welcher Vorfall des Traumes ihn wohl zu einer solchen Äußerung des Schreckens veranlasst haben könnte.

Je mehr er sich besann, desto mehr verwirrten sich die Schattengestalten der verschwundenen Gesichte. Es blieb fast nichts übrig, als die Empfindung eines Alps. Doch kam es ihm vor, als ob ihm, der selbst in der Mitte namenloser Gräuel gestanden wäre, ein furchtbarer Jammerruf in die Ohren geklungen hätte. Was derselbe bedeutete, das konnte er sich nicht sagen.

Jedenfalls war er froh, dass nunmehr ein fahles Morgenlicht in das Gemach hereindämmerte. Die lange, lange Nacht mit ihrem schauerlichen Glockendröhnen war endlich vorüber.

Während er in seinem Bette noch über das Erlebte nachdachte, fiel ihm ein, was er auf der Schule in einem Legendenbuche gelesen hatte. Als einst ein Pilger vom heiligen Lande zurückkehrte, hörte er vom Schiffe aus, als er in die Nähe der Insel Sicilien gekommen war, ein jammervolles Klagegeschrei, und es ertönten Stimmen aus Flammen, die plötzlich durch die Nacht zuckten. Weiter, so erzählte die Überlieferung, habe der fromme Abt Odilo, der von diesem Erlebnis des Pilgers hörte, befohlen, einen Gedenktag für diejenigen zu halten, die sich nach ihrem Tode am Orte der Reinigung befänden.

Alle diese düsteren Bilder mussten ihn in den Traum hinein verfolgt haben. Indessen — es ist nicht Sache der Jugend, sich lange zu besinnen und er beschloss, trotz der frühen Morgenstunde, hinab zu gehen und sich die Umgebung seines neuen Wohnsitzes, die er gestern kaum oberflächlich hatte betrachten können, näher zu beschauen.

Er gieng auf der Terrasse umher, von welcher aus man in der Trübung des Novembermorgens das nahe Gebirge nur undeutlich erblickte. Einige Kuppen desselben schienen durch Nebelbänke von ihren Fußgestellen abgeschnitten und nahmen sich so hoch aus, wie es auf Erden keine Bergspitzen gibt. In überirdischer Erhabenheit schwebten die Kuppen dieser niedrigen Vorberge über der Welt, welche bei gewöhnlicher Beleuchtung nur als wenig auffallende Hügel erschienen.

Nachdem er etwa eine Stunde umhergegangen war, kam aus der engen Thüre des Gewächshauses der Gärtner zum Vorschein und wünschte ihm guten Morgen. Er trug einen Bündel Stroh unter dem Arm, mit welchem er, wie es sich zeigte, einiges Spalierobst gegen die bevorstehenden Winterfröste zu schützen gedachte.

„Schon so früh auf, Herr?“ sagte der Gärtner.

„Ich habe schlecht geschlafen“, entgegnete Erwin, indem er einen Blick

einander von dem stattlichen und hübschen jungen Manne, welcher dort wohnen werde. Im übrigen hätte Erwin Ritter, wenn ihm das zu Ohren gekommen wäre, sich auf dieses schmeichelhafte Urtheil nicht viel zu Gute zu thun gebraucht. Es war fast zum erstenmale, dass Leute seines Standes, sogenannte feine Herren, in die nächste Umgebung dieser Weiber kamen.

Eine ziemlich lange Reise hatte den jungen Ingenieur einigermaßen ermüdet. Nachdem man ihm sein Zimmer angewiesen, ihm den Schlüssel übergeben und bedeutet hatte, dass während der Nacht das Treppenhaus durch eine Laterne erleuchtet sein würde, verließ er seine neue Behausung in der Absicht, sich zu einem Imbiss auf kurze Zeit in das Dorfwirtshaus zu seinen Collegen zu begeben, dann aber bald sein Lager aufzusuchen.

Es geschah in der That, wie er sich vorgenommen hatte. Er entzog sich den Aufforderungen, noch länger zu verbleiben und begab sich in früher Abendstunde, zu einer Zeit, in welcher es im Wirtshause noch noch hoch herging, nach seiner Klause.

Als er sich dem Theile des Schlosses, in welchem sich sein Zimmer befand, näherte, fiel ihm das Licht auf, welches aus der halbgeöffneten Thüre der Kirche hervordrang. Dabei hörte er eine eintönige Stimme, die in jenem Raume erscholl. Neugierig überschritt er die Schwelle, um zu sehen, was hier vorgieng. Erstaunt blieb er stehen. Eine Menge von Leuten, meistens Frauen, saßen, halb beleuchtet, halb im Dunkel da und dort verstreut auf den Bänken. Im Gange aber zwischen den zwein Reihen dieser Bänke, ganz nahe am Eingang, stand auf einem Gestelle ein Sarg, oder vielmehr erhob sich ein Trauergerüst, mit einem schwarzen Bahrtuch bedeckt. Auf dem obersten Ende dieses Gerüstes lag ein Todtenschädel, und Abbildungen von Todtenköpfen auf kreuzweis gelegten Beinen bedeckten die Seiten des Bahrtuches. Der Katafalk war von brennenden Lichtern umgeben und zu seinen Häupten stand ein Priester im weißen Chorhemde, welcher aus einem Buche lateinische Gebete vorsagte. Es war ein seltsames und ergreifendes Schaustück.

Erwin Ritter hatte sich im ersten Augenblicke gefragt, was das bedeuten solle. Bald fiel es ihm jedoch bei, dass morgen das Todtenfest Allerseelen gefeiert würde, an dessen Vorabend man für die Verstorbenen betet. Er betrachtete noch eine Weile den Gegensatz zwischen den Lichtern um den Sarg und dem Dunkel des Kirchenraumes, zwischen den vollen Gesichtern der Andächtigen und den Todtenköpfen auf der Bahre, und begab sich nach dem ihm angewiesenen Stockwerk.

Indessen hatte er sich in einem Irrthum befunden, wenn er meinte, sich heute bald dem Schlaf überlassen zu können.

Waren es die Überanstrengungen der Reise, oder der Eindruck des seltsamen Schauspiels, welches er eben noch mit angesehen hatte, allerlei unheimliche Gedanken regten ihn auf und nahmen ihm die Ruhe. Es kam aber noch etwas anderes, was ihn am Einschlafen hinderte.

Er hörte mit einemmale einen dumpfen, lang hingezogenen Ton, unter welchem die Fensterscheiben zu klirren schienen. Er lauschte eine Weile — das Dröhnen und Summen wollte nicht aufhören. Er sprang aus dem Bette an das Fenster.

Da hallte es von weit her aus der dunklen Nebelnacht. Es waren die Glocken sämmtlicher Dörfer des Thales, welche zur Andacht für die Todten einluden. In dieser Nacht hallen sie fast ununterbrochen fort bis zum Tagesgrauen hin.

Erwin Ritter gehörte keineswegs zu den empfindsamen Naturen. Dieses Getön aber, welches aus der tauben Nacht hereindrang, und die Erinnerung an den Priester, von welchem er das

in seinem weißen Chorhemd neben dem Katafalk stehen gesehen hatte. Er kam aus der Frühmesse, welche von ihm gelesen worden war.

Zum nicht geringen Staunen Erwins wendete sich der Gärtner ohne weiteres an den Geistlichen und erzählte ihm, dass auch der junge Ingenieur in dem Zimmer, auf welches er hindeutete, eine schlimme Nacht zugebracht habe.

„In der That“, sagte der Geistliche lächelnd, indem er Erwin freundlich begrüßte, „scheint es mit diesem Zimmer eine eigene Bewandtnis zu haben. Ein Holzhändler, welcher einmal eine Nacht über dort schlief, erzählte mir einen gräslichen Traum. Nicht lange Zeit darauf war ein Officier hier einquartiert und der Zufall machte mich zum Ohrenzeugen, wie er einem Kameraden die Einzelheiten eines Traumes mittheilte, der ihn dort belästigt hatte. Es waren dies die nämlichen, die mir schon durch den Holzhändler bekannt geworden waren. Der Officier reiste am Abend ab. Jedoch hatte ich vorher noch Gelegenheit gefunden, ihm meine Erfahrungen mitzutheilen. Er lachte und meinte, dass sei eine ganz niedliche Geschichte für Spiritisten und ähnliche Wundergläubige. Von einem Zusammenhang dieser Dinge wollte er nichts wissen, sondern schrieb die Sache, wenn sie sich wirklich so verhielt, dem Zufall zu. Ich bin ein Feind unserer Aufgeklärten, die mit allem, was ihnen nicht passt, schnell fertig sind, und mir kam das Geschehnis eigenthümlich vor. Da gerieth ich auf den Einfall, ihn zu bitten, dass er mir schriftlich in einigen Zeilen den Inhalt des lästigen Traumes aufzeichnete. Er war so höflich, dieser Bitte zu willfahren. Diese Mittheilung liegt noch versiegelt bei mir. Ich habe den Umschlag seither nicht geöffnet, obwohl ich Veranlassung gehabt hätte, dies zu thun, weil mir der Gärtner von zwei Touristen erzählte, die nach einander hier eine Nacht zubrachten und beide das Gleiche erlebt haben wollten.“

Erwin erwiderte:

„Wir leben zwar in einem Zeitalter der Suggestionen, in welchem uns vorgesagt wird, dass einem beliebige Vorstellungen und Täuschungen durch den Willen eines anderen beigebracht werden können. Dass dies Bettstellen oder Mauern zuwegebrächten, habe ich aber noch niemals gehört, obwohl ich, offen gestanden, auch sonst nicht viel davon halte.“

„Nun“, sagte der Geistliche, „die Aufschreibung ist ja noch da, wie sie mir übergeben worden ist. Ich selbst habe, wie ich Ihnen sagte, von dem Inhalte derselben noch keine Kenntnis genommen. Sie steht Ihnen zudiensten.“

Der junge Ingenieur wusste nicht sofort, was er sagen sollte. Eine Scheu hielt ihn ab, aus seiner Rolle als starker Geist zu fallen. Auf der anderen Seite aber regte sich in ihm die Neugierde mit jedem Augenblicke mächtiger. Und diese war es, welche die Oberhand behielt.

„Ich nehme der Sonderbarkeit der Sache wegen Ihr gütiges Anerbieten an, Hochwürden“, sagte er nach einer Weile. „Es wäre doch merkwürdig, wenn der Schreiber jener Mittheilung und ich von den gleichen Hirngespinnsten geplagt worden wären, um so mehr, als ich Grund habe, mich durch Vorgänge im wachen Zustande für beeinflusst zu halten.“

Darauf erzählte er dem geistlichen Herrn, wie er ihn gestern Abend in der Kirche gesehen habe, und welcher Eindruck in ihm durch das nächtliche Geläute hervorgebracht worden sei.

Erwin folgte der Einladung und begab sich mit dem Geistlichen auf dessen Zimmer. Dort nahm dieser aus einem Schränkchen einen Papierumschlag mit einem Siegel, auf welchem die Anfangsbuchstaben des Schreibers zu sehen waren. Er übergab ihn Erwin zur Öffnung. Dieser las:

zu seinem Fenster emporwarf. „Es war mir angenehm, dass es endlich Tag wurde."

„Sie waren doch gut untergebracht, Herr?"

„O ja, man hat mir da oben ein geräumiges und wohleingerichtetes Zimmer hergerichtet."

Der Gärtner folgte nunmehr dem Blicke und erwiderte: „Dort oben hat der Herr geschlafen?"

„Ja, auf Nummer neun."

„Eine Nummer kenne ich nicht", entgegnete der Gärtner. „Wenn es aber das Zimmer ist, von welchem ich dort ein Fenster offen stehen sehe, so weiß ich alles."

Erwin Ritter schaute den Mann verwundert an. Ehe er aber Zeit fand, eine Frage zu stellen, fuhr dieser fort:

„So lange ich im Hause bin, haben vier Herren in jenem Zimmer eine Nacht zugebracht. Ich weiß es ganz genau. Es waren nicht mehr und nicht weniger. Der erste war ein Herr Holzhändler zur Zeit, als hier die Manoeuvres abgehalten wurden. Der zweite war ein Officier, der mit unserem Herrn Geschäfte machte. Die zwei anderen waren Stadtherren, die vom Gebirge herabkamen, und welchen der Wirt kein Obdach mehr geben konnte, weil damals im Sommer schon alles besetzt war. Und allen miteinander ist es gerade so gegangen. Keiner hat gut geschlafen."

„Das wäre doch merkwürdig —"

„Ja", unterbrach der Gärtner den Ingenieur, „sie haben alle miteinander schlecht geschlafen und böse Träume gehabt. Was aber das allersonderbarste bei diesen Träumen ist, jeder hat das nämliche geträumt."

„Und das war?"

„So ganz genau weiß ich es nicht", entgegnete der Gärtner. „Doch kann ich mich erinnern, dass jeder von einem Unglück erzählte, das er mit angesehen hatte und von dem Geschrei von Leuten, welchen er nicht zu Hilfe kommen konnte."

Erwins Erstaunen war nicht gering. Das war ja offenbar die nämliche Geschichte, welche ihm selbst im Traume begegnet war. Sie wurde ihm bei dieser Anspielung nur noch deutlicher.

Erwin Ritter war bis jetzt geneigt gewesen, die unbehaglichen Eingebungen seiner Einbildungskraft, wie sie vor ihm aufgetaucht waren, den Nachwirkungen des Todtenfestes zuzuschreiben. Die eintönige Stimme des Priesters in der matt beleuchteten Kirche, der Sarg mit den Todtenköpfen, und endlich der Nachhall des nächtlichen Glockengeläutes waren für ihn die Veranlasser des schlimmen Traumes gewesen. Dazu kam noch die Erinnerung an das Hilfegeschrei der Stimmen, welche der Pilger auf dem Meere vernommen hatte, und die alte Erfahrung, dass ein Schlaf, in welchen man nach ruheloser Nacht erst gegen Morgen verfällt, meist von unheimlichen Empfindungen begleitet ist.

Nach der Eröffnung dieses Mannes jedoch war eine andere Deutung nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich. Die anderen, welche nicht an einem Allerseelentage da übernachteten, hatten, wenn nicht den gleichen, doch einen ganz ähnlichen Traum gehabt, ohne dass ein solcher Anreiz vorhanden war.

Sollte sich ein Geheul von Katzen in die Begebenheiten des Traumes eingemengt haben? Der Gärtner sagte auf Befragen, dass Frau von Lindenberg keine Katzen dulde.

Hatte der Sturm geheult und hatten die Kamine und Windfahnen geächzt, wie es jedes Recept zu einer Schauergeschichte, welche in Klöstern oder Burgen vorgeht, angibt?

Nichts von allem dem. Es war eine dumpfe, neblige Nacht gewesen, in welcher, sozusagen, die Finsternis unbeweglich in der schweren Luft stockte.

In diesem Augenblicke erschien der Beneficiat, eben jener geistliche Herr, welchen Erwin Ritter gestern Abend

Wenn Erwin die Eindrücke des gestrigen Abends verantwortlich machte für seine unheimliche Träumerei, so musste er sich sagen, dass er die heutigen Gespräche nicht hatte veranlassen dürfen, wenn er ohne Voreingenommenheit sein Lager aufsuchte.

Im Gegentheil — alles das, was die Kameraden gesprochen hatten, und die Thätigkeit des eigenen Redens hatte die Nerven noch mehr gereizt, als die gestrigen Erlebnisse, denen er schweigsam zusah oder zuhörte.

Zunächst untersuchte er mit einem Licht den Wandkasten so genau wie ein Häscher einen Diebs-Unterschlupf. Er beleuchtete jeden Winkel, er klopfte mit dem eingebogenen Finger die ganze Oberfläche des aus Fichtenholz gezimmerten Behälters ab. An keiner Stelle war der Laut dunkler oder heller, als an der anderen. Allenthalben, das lehrte ihn schon sein Blick als Ingenieur, umschlossen den Kasten dicht die Ziegel der mächtigen Mauer. Ein lebendiges Wesen konnte nur durch die Thüre eindringen und diese verschloss er und verwahrte den Schlüssel unter seinem Kissen.

Er hatte gedacht, nach all der Arbeit des heutigen Tages und nach der Störung der vergangenen Nacht gut schlafen zu können. Damit war es aber so wenig etwas, wie gestern. Im Gegentheile — die Erzählung des Geistlichen von heute Morgen und der Gedanke an den Kasten, von welchem er gestern noch nichts gewusst hatte, und all das Gerede von heute Abend hielten ihn noch mehr in Spannung.

Erwin schlief nicht ein. Er hörte die alte Thurmuhr bis gegen fünf Uhr morgens jede Stunde schlagen. Dann gieng es gerade so, wie gestern. Schließlich forderte die Natur ihr Recht, und er versank in einen bleiernen Schlaf.

Wenn das Programm von einem Regisseur aufgestellt, überwacht und durchgeführt worden wäre, so hätte alles nicht so zusammenstimmen können, wie es in der That geschah. Genau so wie gestern ertönten schier gleichzeitig zwei Angstschreie — der eine von der Wand her, der andere aus dem Lager des Schläfers.

Doch brauchte es diesmal nicht so lange, bis sich Erwin über das Geschehene klar wurde. Der Schrei konnte nur aus dem Kasten dort kommen. Licht brauchte er keines anzuzünden, da die Morgendämmerung das Gemach bereits hinlänglich erhellte. Er stürzte auf den Schrank los, dann wieder, als er ihn verschlossen fand, zurück an sein Bett um den Schlüssel, öffnete ihn und blickte hinein. Er war leer. Doch schien es ihm, als ob der Jammerruf leise verröchle.

„Das ist doch zum —“ rief er jetzt wirklich zornig, indem er auf den Boden stampfte.

Und in diesem Augenblick fasste er einen Entschluss, den er alsbald auch ungesäumt ausführte, als er über den Schlosshof zum Frühstück gieng. Er theilte dem Verwalter mit, dass er dort oben nicht mehr schlafen wolle. Es sei dort irgend etwas, was ihn von der Ruhe abhalte.

Dieser entgegnete, indem er um Entschuldigung bat, dass er ihn nach dem berüchtigten Zimmer verlegt habe, in welchem jedem das Nämliche träumt. Es war deshalb geschehen, weil wirklich in dem für Gäste bestimmten Flügel des Gebäudes kein anderer Raum mehr zu vergeben gewesen.

(Schluss folgt.)

„Ich bewahre dem Schloss Lindenberg eine freundliche Erinnerung, obwohl mir sein Obdach in einsamer Nacht ebenso viele Beschwerden verursachte, als der angenehme Umgang mit der Familie des Besitzers uns zu anderer Stunde Vergnügen bereitet hat. Welcher Kobold mag sich da eingenistet haben? Nachdem ich die ganze Nacht über geträumt hatte, als ob irgend ein Unhold oder Drache meinem ritterlichen Heldendasein ein unrühmliches Ende bereiten wollte, jammerte mir ein anderer Unglücklicher zum Schluss so herzergreifend in die Ohren, dass ich darüber aufwachte. Hatte er seine Sache so natürlich gemacht, oder war ich noch schlaftrunken — genug, ich machte Licht und fuchtelte wie weiland der Ritter von der Mancha mit meinem Degen im Hemd durch das ganze Zimmer herum. Namentlich riss ich den Wandkasten auf, aus dem, darauf hätte ich geschworen, das Klagegeheul zuletzt, als ich schon wach war, hervordrang. Luft überall, auch im Kasten, aber kein Ungethüm, nicht einmal eine Maus. Die Thüre war verschlossen und der Kasten steckt so tief in der Mauer, dass es kein Entweichen gibt. Möge ein anderer nach mir glücklicher sein, den Störenfried zur Strecke bringen und ihn dem schönen Schlossfräulein Pauline zu Füßen legen. Mit diesem Wunsche nehme ich von der liebenswürdigen Schlossherrschaft Abschied und grüße meinen glücklicheren Nachfolger.

Alfred von Sevin,
Second-Lieutenant.

War es die Macht der Suggestion, welche Erwin vorhin geleugnet hatte, oder tauchte eine Erinnerung in ihm auf — er rief, indem er mit der Hand auf den Tisch schlug:

„Es ist wahr! Das hatte ich vergessen. Aus dem Wandkasten kam das Geheul. Dass mir das nicht früher beifiel!“

„Mir scheint auffallend“, erwiderte der Geistliche, dass weder Sie noch die anderen Herren etwas Näheres über den Inhalt der geträumten Handlung anzugeben imstande sind. Von allen den Gräueln haben Sie sich deutlich nur das Angstgeschrei gemerkt.“

„Es ist wahr“, entgegnete Erwin. „Übrigens, Wiederholung ist die Mutter der Studien. Vielleicht folgt heute Nacht Fortsetzung. Wenn dies der Fall ist, werde ich nicht ermangeln, die Lücken in meinem Berichte auszufüllen.“

Damit wurde dieser Gegenstand verlassen, die beiden Herrn sprachen noch etwas Weniges über die bevorstehenden Arbeiten und die neue Bahn, dann empfahl sich Erwin, von dem Geistlichen bis an die Treppe geleitet.

Nunmehr gieng es an die Arbeit. Der junge Ingenieur hatte zunächst mit einigen Accordanten zu verkehren, dann war er genöthigt, auf die Strecke hinauszugehen, um Arbeiter zu überwachen. Später hatte er verschiedenes Material zu besichtigen und endlich eine Anzahl von Plänen und Zeichnungen durchzumustern.

So verging der Tag mit einer kurzen Unterbrechung, welche dem Einnehmen einer sehr bescheidenen Mahlzeit galt. In der Gesellschaft am Abend, welche sich im Dorfwirtshause zusammenfand, gab Erwin sein nächtliches Abenteuer zum Besten. Einige lachten ihn aus, andere stellten die kühnsten Vermuthungen über den von ihm als grässlich geschilderten Hilferuf auf, und wieder andere meinten, in der Atmosphäre einer solchen Örtlichkeit liege etwas Ansteckendes, was auf die Einbildungskraft einwirke. Einige sagten, ein ordentliches Gespenst, eine klagende Jungfrau, ein Kater mit glühenden Augen, Kettengerassel, der Tritt sporenklingender Reitstiefel und das Getöne der im tiefen Verließ Verschmachtenden gehöre einmal zur Decoration eines solchen Mauerwerkes.

„Einen krummen Blick hat er, weil er schielt", sagte der Vater, „und fürs Schielen kann der Mensch nicht."

„Da hast freilich wieder recht", darauf die Mutter, „und wenn er jetzt im Märzen keinen anderen Platz findet, und er auf der freien Weid müsst' liegen, da mögen wir ihn doch lieber nehmen."

Also war es verabredet worden. Aber bei der Aufnahme konnte mein Vater nicht unterlassen, den Tagwerker zu fragen: „Bist du nicht einmal in der Keichen (im Arrest) gesessen?"

„Ja, das ist gewiss", antwortete der Tritzel.

„Was hast denn angestellt?"

„Schon etwas der Müh' wert, das magst dir denken, Waldbauer. Mir ist nicht zu trauen, mir!"

„Darf man 's wissen?"

„Warum denn nicht! In Arzbachgraben bin ich ein armer Kleinhäusler gewesen."

„Deswegen werden sie dich doch nicht gestraft haben!" rief mein Vater.

„Armut ist halt ein Verbrechen", versetzte der Tritzel sehr tiefsinnig. „Und weil ich meine Steuer nicht hab' zahlen können, so sind die Pfändersleut' gekommen und haben mir meine Kuh wegtreiben wollen. Die lass' ich nicht! schrei' ich, und hau' dem Pfändersmann Eine ins Gesicht. Alsdann haben sie anstatt der Kuh mich fortgetrieben und eingesperrt."

„Dem Pfänder hast Eine geben!" lachte mein Vater auf. „Na, bleib' halt da, Tritzel."

Der Alte zog — aber so, dass es mein Vater nicht sah — das runzelige Gesicht schief, blinzelte mit den falben Wimpern und murmelte in seinen Bart: „Ein Gusto, wie sich der anplauschen lasst! — Ja freilich bleib' ich."

Und abgemacht war's.

That dann der alte Tagwerker Tritzel zuerst ein bissel schneeschaufeln bei uns um den Hof herum, dann ein bissel Streu hacken, hernach ein bissel Dung führen mit der Schiebtruhe in den Garten hinaus. Dabei that er mit uns fleißig die vierzigtägige Fasten halten und ein sittsames Leben führen. Als die Ostern nahten, gab mein Vater zu verstehen, dass der Tritzel nun im Frühjahr wohl auch anderweitig einen Platz finden würde, und jetzt war es meine Mutter, die sprach: „Weil er uns hat fasten helfen, der Tritzel, so kann er uns auch essen helfen; wer weiß, wo er sonst sein Weihfleisch und die Osterkrapfen finden kunnt."

Also blieb der alte, graubärtige Bursch' über das Osterfest in unserem Hause, aß sich gewissenhaft satt und führte gern christliche Gespräche. So sagte er am Ostermontag beim Mittagsmahle: „Heut' sollen wir nach Emaus gehen. Gehst mit, Bübel?"

Die Frage war an mich gerichtet. „Ja, nach Emaus gienge ich mit!"

„Versteht sich!" begehrte die Mutter auf, „Kinder ins Wirtshaus!"

„Waldbäuerin", versetzte der Tritzl ernsthaft, „vom Wirtshaus ist keine Red'. Bei mir schaut das Christenthum anders aus. Der Gang nach Emaus ist ein heiliger Gang. Ein heiliger Gang, meine liebe Waldbäuerin! Wir gehen zu der Kreuzkapellen hinauf, dort werden wir den Heiland sicherer finden, als im Wirtshaus — will ich meinen."

„'s selb' wär' eh wahr", gab mein Vater bei und ich durfte mit dem Tritzel gehen.

Die Kreuzkapelle stand etwa eine Stunde von uns, weiter oben im Gebirge, auf einem Waldanger. Wenn der Wetterwind gieng im Sommer und dort das Glöcklein geläutet wurde, konnte man bei uns im Hof den Klang hören. In der Fastenzeit war die Capelle ein beliebter Wallfahrtsort, kamen an jedem Freitag aus Nah und Fern Andächtige herbei, zündeten vor dem lebensgroßen Kreuzbilde, das in der Kapelle über dem Altare stand, Lichter an, beteten, legten bescheidene

Der Gang nach Emaus.

Eine Ostererinnerung von P. K. Rosegger.

Am Ostermontag, wenn der Gottesdienst vorüber ist und im Waldlande die Leute beim Mittagsmahle sitzen, kommt es vor, dass einer sagt: „Heut' ist Ostermontag, heut' sollen wir nach Emaus gehen." Und fast allemal entgegnet ein anderer: „Nach Eb'naus (eben aus) gehen, das ist bei uns im Gebirg eine Kunst." Aber der strenge Hausvater verweist: „Gescheiterweis' reden! Heilige Sach' ist kein Spaſs!"

Am Vormittag haben sie es bei der Predigt gehört, dass nach dem Tode Jesu die Jünger gar vereinsamt und betrübt umhergegangen seien, immer nur an den Herrn und Meister denkend, der ein paar Tage früher gekreuzigt und begraben worden war. Und als sie die Straße entlang giengen, die nach Emaus führte, da begegnete ihnen der Gekreuzigte leibhaftig und grüßte sie: „Der Friede sei mit euch!" also dass sie wussten, er ist von den Todten auferstanden. — Dessen gedenkt man im Waldlande frommen Sinnes, und sei es nun auf der Bergstraße oder im Thale draußen, irgendwo steht doch ein Wirtshaus, und das ist das Emaus, nach welchem man an diesem Tage pilgert. — Jenem, der still beschaulich zwischen den grünenden Saaten dahinschreitet, unter dem Gesange der Vögel, die auf den treibenden Zweigen sich schaukeln, und der in den milden Sonnenäther des Himmels aufschaut, Sehnsucht im Herzen, dem begegnet der Auferstandene mit dem Gruße: „Der Friede sei mit dir!" — Jenen, die nach ernsten Berufsarbeiten zur feiertägigen Erholung in heiterer Geselligkeit dem Wirtshause zuwandeln, sei es Freund mit Freund, sei es Bursche mit Mädchen in ehrsamer Neigung, sei es der Geigenspieler und der Pfeifenbläser zur hellen Osterfreudigkeit, denen begegnet der Herr und grüßt sie: „Der Friede sei mit euch!" — Dem aber, der mit frömmelnder Miene, Schlimmes sinnend, nach „Emaus" schleicht, dem begegnet der Heiland nicht — doch möglicherweise etwas anderes.

Zur Zeit, als ich ein Knabe von etwa zehn Jahren war, wollte mein Vater einmal in der Fasten einen eingewanderten vacierenden Tagwerker aufnehmen; es gab zu solcher Zeit eigentlich nicht mehr Arbeit in der Wirtschaft, als wir mit unserem Gesinde selbst verrichten konnten, doch mein Vater meinte: „Arbeitet er schon nicht viel, so soll er uns wenigstens fasten helfen. Wo will er denn sonst hingehen, jetzt? Hat auch schon einen grauen Bart."

„Ist selber schuld", antwortete die Mutter, „warum balbiert er sich nicht. Der Tritzel gefallt mir nicht, sie sagen ja, er wäre schon einmal eingesperrt gewesen."

„Musst nicht alles glauben, was sie sagen. Die Leut' thun alleweil gern andere noch schlechter machen, als sie selber sind."

„Und der Tritzel gefällt mir nicht", wiederholte die Mutter, „er hat einen krummen Blick."

Ein Ruck, und ich kollerte drinnen hinab. Auf einen Schrei, den ich ausgestoßen, fragte er draußen: „Hast du dir weh gethan!"

„Weiß nicht, es ist ganz finster", war die Antwort, denn ich konnte es nicht sehen, ob das Nasse an den Nüstern Blut war oder etwas anderes. Hernach machte ich mich an die Thür. „Schieb den Riegel zurück!" rief draußen der Tritzel.

„Es ist kein Riegel", berichtigte ich nach längerem Umhertasten.

„Lalli! Wird doch ein Riegel sein. Jedes Schloss hat einen Riegel."

„Aber das ist ein eisernes Schloss und man kann nicht dazu."

„Ein eisernes? — Du verdammt! hätt' ich bald gesagt, christlich Weih' ausgenommen." Also er draußen. Und fuhr fort: „Wart', Buberl, greif ans Fenster. Da hast eine Zündholzschachtel. Damit zündst die Kerzen an, die auf dem Altar stehen. — Raspel nur, raspel! Aber du raspelst ja auf der verkehrten Seiten, wo das Weibsbild pickt! Auf der rauhen musst raspeln! So! Brennt's schon? Richtig, brennt schon, bist ein Buberl, ein braves. Kannst noch Meßner werden, du, oder gar Pfarrer und Bischof, und noch ein bissel später Papst. Ei, das wohl! — Du Buberl, weil du schon drinnen bist, geh schau, siehst auf dem Altar kein zinnernes Schüsserl nicht stehen?"

„Ja", antwortete ich, „und sind mächtig viel Kreuzer und Groschen d'rin."

„Hat 's die Alte acurat wieder stehen lassen!" sagte der Tritzel draußen in grollendem Tone. „Wenn man halt nicht überall nachschaut! Auf die alten Weiber ist hell kein Verlass. Für was geht sie denn Brot sammeln bei den Bauern, wegen Kapellendienst, wenn sie doch aufs Geld nicht schaut! Schandbare Leichtsinnigkeit! Mach, Bub, gib's heraus! Das Schüsserl sollst mir herausgeben, das zinnerne Geldschüsserl!"

Jetzt, das kam mir nicht ganz richtig vor.

„Kirchen ausrauben?" sagte ich endlich.

„So ist's! Kirchen ausrauben kunnten sie, die Schelm', wenn man das Geld thät stehen lassen da in der Kapellen!" sprach der Tritzel. „Kirchengut muss man wahren. Geh, Buberl, gib's heraus, schau, ich g'lang schon." Reckte den Arm zum Fensterchen herein und krabbelte mit den langen, hageren Fingern in der Luft umher.

„O nein", sagte ich nun, „Kirchen ausrauben thu' ich nicht."

„Kindisch, wer redet denn von so was! Bei dem heiligen Gang so dumm reden! Dich wird unser Herrgott noch einmal recht strafen! Dem Herrn Pfarrer tragen wir das Geld hinab. Der Herr Pfarrer hat mich gebeten, dass ich ihm von der Kreuzkapellen das Geld möcht' holen."

„So hol's, Tritzel."

„Wenn ich aber nicht hinein kann. Und du bist schon innen. Willst in den Himmel kommen?"

„Ja freilich."

„So gib mir das Geld heraus!"

Ein kleines Weilchen überlegte ich, da war's, als flüsterte irgendwo jemand: „Thu's nicht! Thu's nicht!" Und laut war mein Schrei: „Nein, ich thu's nicht!"

„Waldbauern-Bübel, mach keine Geschichten!" schmeichelte er draußen. „Dem Herrn Pfarrer muss man das Wort halten. Kannst ihn auch einmal zu brauchen haben. Steig' nur auf die Betbank und gib's heraus. Verstreu' nichts, jeder blutige Kreuzer ist heilig! Na, mach Bürschel, mach! Kriegst nachher was von mir!"

Es half ihm aber nichts. Und als er das endlich einsah, gieng er fluchend von dannen. Der Boden knarrte, da er über den Schnee hinschritt gegen den Wald.

Ich war in eine trotzige Stimmung gekommen, ohne eigentlich recht zu wissen, warum. Als es jetzt aber ganz stille war in der dämmerigen Kapelle, und die zwei von mir angezündeten

Opfergaben hin und giengen erleichterten Herzens wieder nach Hause. Da in der Nähe dieses Andachtsortes keine Menschenwohnung war, so gieng täglich einmal von den Waldbauernhäusern ein altes Weiblein hinauf, um die Kapelle zu öffnen, zu schließen und das Glöcklein zu läuten.

Das war also unser Emaus, zu welchem der alte Tagwerker Tritzel und ich auszogen — ein heiliger Gang, wie der Alte unterwegs wiederholt versicherte.

Der Weg gieng über Wiesen, durch Wäldchen hinan, war stellenweise noch mit schmutzigen Schneekrusten belegt, stellenweise rann die Gieß und stellenweise gieng es über aperen Rasen. Bei jeder Wegbiegung blickte ich scharf aus, ob uns nicht der liebe Heiland entgegenkäme. Endlich sah ich von ferne aus dem Schachen hervortretend die Gestalt; sie schwankte langsam heran, kam immer näher, und als sie ganz nahe, war es nicht der liebe Heiland, sondern das alte Weiblein, welches mit dem Schlüssel von der Kapelle kam.

„Jetzt wird doch einmal schön' Wetter werden", redete sie der Tritzel an.

„Ja, Zeit wär's", sagte die Alte und trippelte fürbass.

Als wir sie nicht mehr sahen, sagte der Tritzel: „Das ist sauber, jetzt hat uns die gewiss die Kapellen zugesperrt!"

„Ich lauf' ihr nach, dass sie wieder zurückgeht", war mein Vorschlag.

„Ah geh', hast denn du kein Herz für alte Leut'!" verwies er mir, „den Weg etlichemal hin und wieder machen, wie ein Hundel! Die geht nicht mehr auf ihren ersten Füßen wie du! Wir werden uns schon helfen."

Bei einer Wegzweigung fragte mich der Tritzel: „Geht's da links nicht hinauf zum Schützenhof?"

„Ja, da geht's hinauf zum Schützenhof."

„Ist's wahr, dass er so viel' Sachen haben soll, der alte Schützenhofer?"

„Ja, sie sagen, dass er reich ist", war die Antwort.

„Nachher kommt der Schützenhofer in die Höll'. Die Reichen müssen alle hinab", sagte der Tritzel. „Aus Nächstenlieb' sollte man machen, dass sie in den Himmel kommen."

„Ist eh wahr", gab ich bei.

Endlich kamen wir auf den Waldanger. Da lag der Schatten, nur die Baumwipfel standen im Sonnenschein. Auf dem Anger gab es noch Schnee, auch auf dem Dache der Kapelle lag er und ließ am Rande tropfende Eiszäpfchen herabhängen. Als wir dem Eingange nahe kamen, zog der alte Tritzel den Hut vom Haupt und glättete mit der anderen Hand sein graues Haar. Dann drückte er an der Thürklinke. Da gab nichts nach und er blickte mich betroffen an.

„Ja, weil sie zugesperrt hat", sagte ich.

„Freilich hat sie zugesperrt, du Narr, sonst wär' es offen!" schnarrte er mich an. Das war mir zuwider. Folgerichtig war mein Wort und seines ebenfalls, aber warum denn so anschnarren!

Er gieng rings um die Kapelle, als suche er einen zweiten Eingang. „Schau du!" rief er plötzlich, „da ist ein Fenster. Der Laden geht auf, so! Es ist zwar nicht groß, aber eine Spindel wie du kann hinein!"

„Eine Spindel wie ich", war mein Aufbegehren; „nein, da schlief' ich nicht hinein!"

„Ei freilich schliefst hinein, Buberl. Nachher schiebst von innen an der Thür den Riegel weg und lasst mich ein; wir knien uns hin vor das Kreuz und beten eins mit einand'."

Vor das Kreuz hinknieen und beten, das war freilich verlockend, denn ich hatte den gekreuzigten Jesus sehr lieb und wollte ihm mit dem Gebet eine Freude machen. Ich ließ es also geschehen, als der Tritzel mich empor hob, ins Fenster steckte und tapfer nachschob, weil es doch ein bisschen eng hergieng an diesem Himmelspförtlein.

Ein armer Schullehrer.

Erzählung von Karl Guntram.*)

Es war im Jahre 1840, zur Zeit der sommerlichen Schulprüfung. Das Oberbergamt Joachimsthal pflegte bei solcher Gelegenheit, da dem Montanärar das Patronat über die meisten Dorfschulen im Erzgebirge zustand, einen Beamten zu entsenden, um sich von dem Stand der Schule zu überzeugen. Auf einer der weitausgedehnten Kuppen des Erzgebirgs fuhr ein Lohnkutscher, passierte P., ein kleines Bergstädtchen, das durch sein vortreffliches, aus dem Granit quellendes Trinkwasser — wahrhafter Blandusiaquell, blinkender als Krystall — und anno dazumal auch als heimliche Schwärzerresidenz einige Berühmtheit genoss, und bog dann mit uns seitwärts nach einem Dorfe aus, wo heute die Schulprüfung angesetzt war.

In der Dorfgasse war es still. An den verblindeten und mit Papier ausgeflickten Fenstern kein schaulustiges neugieriges Kind, wie sie in den gleichviel, ob Dorf oder Stadt getauften Wohnplätzen dieser nur von kalter Windsbraut heimgesuchten und sterilen Landschaft bleich und halbnackt und Kopf über Kopf sonst herausguckten, wenn auf der Straße das seltsame Rollen eines Wagens hörbar wurde.

Vor dem Wirtshause, das seit der Stein- und Pfahlbauten-Periode kaum merkliche Fortschritte des Comforts aufzuweisen hatte, stand schon eine andere Kutsche, in welcher der Dechant und noch ein anderer Geistlicher kurz vorher eingetroffen. Man begrüßte sich und wandelte in corpore nach dem Schulhaus.

Hier war die jüngste wissensdurstige Dorfbevölkerung so ziemlich vollzählig bereits versammelt in dürftigen zerwaschenen Kleidchen, und in Gewandstücken, die durch mehrere Generationen gegangen, aber sichtlich in gehobener Stimmung; die Geschlechter vorläufig noch strenge von einander rechts und links abgesondert; der Lehrer an ihrer Spitze, ein spindeldürrer, hagerer Mann mit eingefallenen Wangen, schmaler, eingedrückter Brust, die Violine in der linken Hand, und in tiefster Devotion vor den hohen Eintretenden sich verneigend.

Die Physiognomie einer Prüfung auf dem Lande entbehrt n i e ihres Reizes. Es liegen Dorfgeschichten vor uns, noch eingeschachtelt in naiven

*) Aus Viola Tricolor und andere Novellen von Karl Guntram. (Dresden. E. Pierson. 1891.)

Kerzen wie Todtenlichter brannten vor dem Kreuzbilde, da begann mir unheimlich zu werden. Das Blut sah ich an den Händen und Füßen des Gekreuzigten, und als ich so hinaufstarrte zum blassen, dornengekrönten Antlitze mit dem gebrochenen Aug', da war's, als bewege sich ein wenig das Haupt. Nur ein einzigmal — und dann war's wieder wie früher.

Mein Versuch, vermittels eines Betpultes zum Fenster wieder hinauszukriechen, misslang; so fasste ich den vom Thürmchen niederhängenden Glockenstrick und hub an zu ziehen, aber nicht gleichmäßig, sondern mit heftigen Zügen und in Absätzen, wie man die Feuerglocke läutet. Als die Erschöpfung kam, setzte ich mich an die Altarstufen und wartete auf einen Retter.

Es erschien weder der Tritzel, noch jemand anderer. Schreien und Schluchzen, neues Zerren am Stricke. Vor Weinen und Läuten endlich ganz matt geworden, musste mich der Schlaf übermannt haben. Als ich wieder zu mir kam, flackerte vor dem starren Kreuze nur noch eine Kerze in den letzten Zügen, die andere war niedergebrannt und ausgeloschen. Zum Fenster schaute die Nacht herein. Neu erwachende Angst gab mir zugleich neuen Muth; ich kletterte wieder auf die Betbank, zwängte mich durch das Fenster, diesmal zuerst den Kopf und den rechten Arm hinaus, und jetzt gieng es. Ich fiel in den Schnee, blieb aber nicht lange in demselben liegen, sondern lief wegshin. Der Boden war gefroren, der Himmel sternenbesäet. Was ich bei all diesen Unternehmungen gedacht habe, weiß ich nicht — sehr viel kaum; wenn der Mensch so viel thut, hat er nicht Zeit zum Denken. Nun aber, als ich über die Felder hinablief und von weitem ein zuckendes Lichtlein sah, das immer näher kam, dachte ich: Am Ende kommt mir jetzt der liebe Heiland entgegen. — Und er war's. Voran schritt ein Knecht vom Schützenhof mit Laterne und Glöcklein, hinter ihm drein der Pfarrer in Chorrock und Stola, an seinem Busen das Sakrament bergend. Allsogleich kniete ich am Wegrande nieder, wie es Sitte ist, und bat um den Segen.

Der Pfarrer blieb stehen und sagte: „Das ist ja der Waldbauernbub. Warum bist du noch aus so spät in der Nacht?"

Hab' ich denn erzählt, dass der Tagwerker Tritzel mich in die Kreuzkapelle gesteckt, um ihm das Opfergeld herauszulangen, und weil ich es nicht thun wollen, er mich im Stiche gelassen hätte.

„O, dieser Spitzbub!" rief der Knecht vom Schützenhofe aus. „Aber heut' ist sein Krügel 'brochen. Hat den Ostermontag, wo die Leut' im Wirtshaus sitzen, nicht unbenützt lassen wollen. Von der Kreuzkapellen in den Schützenhof, dort beim Bodenfenster einsteigen, Kästen ausrauben, vom Bauer derwischt und niedergeschlagen werden! — Ja, mein lieber Waldbauernbub, das sind Geschichten! Und jetzt ist der Tritzel just beim Sterben. Um den Geistlichen geht's ihm, ich glaub' diesmal ist's sein Ernst. Und so bin ich halt gelaufen bei der Nacht. Jetzt rucken wir wieder an, er wird hart warten."

Der Pfarrer gab mir den Segen, dann schritten sie weiter. Noch lange sah ich das Lichtlein dahingleiten, bis es endlich zuckend zwischen dem Gestämme des Waldes verschwunden war.

hatte er umgeschaut und ein Blick gab seinem Gedankengang eine andere Richtung. „Wenn sie nur nicht in Joachimsthal einmal das Bergwerk auflassen! Man hört so viel davon reden. Das wäre das allerschlimmste... das gäbe den Rest . . ." und er deutete, wie eine Kassandra den Kopf schüttelnd und ihn gegen das Wirtshaus wendend, mit dem Daumen hinter sich auf einen verwitterten Menschen, der ganz allein an einem Tische sitzend aus den Rahmen des offenen Fensters im Dunkel der Schenkstube auftauchte . . „ja, ja das gäbe den Rest — dann kriegen wir solche in Menge", setzte er flüsternd hinzu, indem er die Hand vor den Mund hielt, „das ist einer von den entlassenen Bergknappen — bei der letzten Geschichte, die 's unten im Werk gegeben hat. Da sitzt er heut' wieder den ganzen Vormittag beim Schnaps und hat nichts zu thun. Möchte ihm abends in der Dämmerung nicht gerne allein begegnen, wenn er ein paar Bancozettel bei mir weiß. Vorläufig, heißt es, ist er unter die Schwärzer gegangen."

Der Kutscher saß auf dem Bocke und ließ die Pferde scharren. Ich reichte aus dem Wagen zum Abschied dem Sprecher die Hand und die Pferde zogen an. Am Fenster der Schenke schaute ein strupper Vagabundenkopf mit rothfinniger Nase dem rollenden Wagen nach.

Die angeregte Geschichte war eine wohlbekannte. Es war ein Jahr zuvor, dass in einem Ausläufer des Hauptschachts im Joachimsthal, was seit langen Jahren wenig mehr als dürftiges Pocherz lieferte, das kaum die Kosten des Abbaues und der Silberausbringung im Schmelzprocesse lohnte, auf einmal am rechten Ulm*) eine große nischenartige Druse erschlossen wurde, die von oben bis unten mit herrlichem Rothgülden ausstaffiert war, wie es Joachimsthal in seinen berühmten und glücklichen Tagen gesehen — reiches Silbererz in prismatischen Krystallen, die an ihrer dunkelbleigrauen Oberfläche beim Ritzen einen kochenillerothen Strich geben. Man jubelt. Man macht die Anzeige höhern Orts und fragt sich an, was zu geschehen habe. Die schönen Krystalle können nicht mit dem gewöhnlichen mineralischen Plebs dem Feuertode des Schmelzofens verfallen; sie sollen als Schaustücke in Museen prangen, oder ein reicher Liebhaber soll sie um hohen Preis heimholen. So wurde die Nische mittlerweile verschalt (mit Brettern verschlagen) und der Stollen weiter getrieben, da Wetter- und Wassergefahr ein rasches Vorgehen und einen Querschlag vom Ort nothwendig machte und kein Verweilen zuließ. Nach kurzer Zeit war das Feldort erreicht; aber als man daran gieng, nun das Aufgeschobene nachzuholen, die Verschalung entfernt wurde und die kostbaren Krystalle sorgsam abgemeißelt werden sollten, war von ihnen keine Spur mehr vorhanden. Wer hat's gethan? Die Möglichkeit war auf kurze Zeit und wenige Personen beschränkt. Wer sich im Schacht in die Teufe hinabließ, sei's auf dem Seil oder auf den Fahrten*), musste die Schachtstube und den großen Raum, wo der Pferde-Göpel mit der Winde stand, passieren.

Aber so dringend auch der Verdacht auf einigen der Bergleute lastete, die um jene Zeit am Schacht im Geding oder Schichtlohn auf Arbeit standen, so war ein entscheidender Beweis nicht festzustellen, und so wurden sie in der eingeleiteten Untersuchung nach dem damals bestehenden Gesetz aus Mangel an Beweis ab instantia freigesprochen, als Verdächtige aber aus der kaiserlichen Arbeit entlassen und verloren ihr Brot.

Unter Erinnerung an diese Begebenheit und an die Persönlichkeiten,

---

*) Bergmännisch für Seitenwand.

*) Bergmännisch für Leiter.

Kindergestalten, aber für den Freund der Beobachtung in ihren Anfängen viel verständlicher und in ihren muthmaßlich einfachen Ausgängen viel leichter zu umfassen, als die Parallelen ihrer gleichaltrigen Genossen in der Stadt, deren Exposé häufig ein gekünsteltes, und deren weitere Schicksale sich sehr oft in ungleichmäßigen Curven verlaufen.

Die blassen Kinder ließen nicht vergessen, dass wir uns auf einem armen schlotterigen Erdenwinkel befanden, den sich griesgrämiger Nord zum Tummelplatz auserlesen, dem die Natur bis auf Erdäpfel und Kindersegen so ziemlich alles von dem Munde weggewischt, dem es die ehemals so reichen Schätze in den Eingeweiden seiner Berge längst genommen und statt anderen Erwerbs nur die Spitzenklöppel belassen, über denen sich gebeugte Leiber mit müden Fingern den lieben Tag über abplagen. Trotz alledem, und unberührt von solchen Betrachtungen, macht die Stätte hier, wo das junge Geschlecht menschlicher Bildung entgegenreift, einen freundlichen Eindruck.

Die Prüfung lief rasch vom Stapel. Die Mädchen und Knaben wussten ihren Katechismus, sie buchstabierten, sie lasen, sie schrieben, rechneten aus dem Kopf und auf der Tafel, nach der Scala ihres Alters und des genossenen Unterrichts, sie saßen sittsam in ihren Bänken und hoben gelegentlich voll Eifer ihre Händchen in die Höhe, um ihr bereitwilliges Wissen anzukündigen. Alles gieng gut und glatt vor sich. Das hübscheste waren die musikalischen Intermezzos; nach jedem Gegenstand Choral- oder mehrstimmiger Gesang, oder Productionen einzelner virtuoser Knirpse auf Violine oder Clarinette, die sich in dieser Weise für die späteren Irrfahrten ihres Lebens unter dem Sammelnamen böhmischer oder Karlsbader Musikanten vorbereiteten. Alles war zufrieden, die Kinder wurden belobt, erfreuten sich kleiner Geschenke, und nur der bleichwangige Schulmeister, die Haare ins Gesicht hängend, die Hände über die Brust gekreuzt, stand wie eine Jammergestalt in der Springflut der kleinen Fröhlichen.

Man kehrte zum Wirtshaus zurück.

Der Dechant machte seine Einladung auf seinen nicht weit entfernten Pfarrhof zu einem für das Land etwas stark verspäteten Mittagsmahl und fuhr voraus, um noch einige Anstalten zu treffen.

„Da habt Ihr ja einen sehr braven Schulmeister“, sagte ich zum Ortsrichter, der zum gestrengen Herrn ins Wirtshaus gekommen, weil er auch in anderen Angelegenheiten mit mir zu reden hatte.“

Der Ortsrichter ließ sich etwas Zeit mit der Beantwortung, meinte aber dann: „da fehle sich nichts — brav wär' er schon — sein Geschäft versteht er — und so viel musikalisch sei er — das passe für die Gegend — aber —“

„Aber —?“

Der wackere Mann stockte und schien unschlüssig, ob er noch weiter sprechen sollte. Eine vorsichtige Natur, bäuerlich misstrauisch, unendlich karg und sparsam, aber durch und durch ehrlich und von fester Altständigkeit, nicht zu den redseligen Menschen gehörend, ließ er mehr aus Geberden und Mienen entnehmen, als aus den abgerissenen Sätzen, die über seine Zunge stolperten, dass der dörfliche Pädagoge im allertiefsten Elend stecke: — „Eine auf den Tod sieche Frau — eine erkleckliche Zahl hungriger kleiner Schreihälse, die ihm den Kopf ansausen — executive Pfändung schon da gewesen — oft kein Stück Brot im Haus zur dünnen Cichorienbrühe, die das ganze Mittagsmahl ausmacht“ —

„Nun, und kann die Gemeinde nichts für ihn thun? —“

„O mein Gott! die Gemeinde ist so arm, dass sie lieber selbst für sich betteln gienge . . .“ Bei diesen Worten

er muss fort . . . sonst erleben wir noch was . . ."

So standen wir auf einmal wieder beim Schulmeister, der den heutigen Tag inauguriert hatte. Unter diesem Himmelszeichen bewegte sich längere Zeit die Conversation, bald auf dies, bald auf jenes anspielend. Der Dechant kam meiner Neugierde entgegen und erzählte die höchst einfache Geschichte.

„Der Schullehrer ist das Kind eines andern Dorfes, aber aus meiner Pfarrgemeinde. Die Mutter lebte von Spitzenklöppeln und Taglohn. Es war ein blondlockiger Knabe mit lichtblauen Augen, er lernte gut, zeigte Talent für Musik und großen Lerneifer, und so ertheilte ich dem Knaben Vorunterricht im Lateinischen, und er kam mit dreizehn, vierzehn Jahren an ein Gymnasium in Prag, wo er sich mit Kosttagen, Stundengeben und den Spenden guter Leute durchbrachte. Seine Gesundheit war nicht sehr fest; er kränkelte und kam nach einigen Jahren in seine Heimat zurück, ohne die Gymnasialstudien ganz vollendet zu haben. Seine Mutter wollte, dass er in ein Kloster gehe. Die Franciscaner oder Kapuziner würden ihn gerne nehmen, auch wenn er die lateinischen Schulen nicht absolvierte. Aber der Franciscaner und Kapuziner ist nicht nach jedermanns Geschmacke. Mittlerweile starb seine Mutter. Vom Kloster war nicht mehr die Rede; ein Entschluß musste gefasst werden. Er hatte viel gelesen, spielte fast alle Instrumente, war ein weicher, guter Mensch mit wenig Energie, aber ideal und schwärmerisch angelegt. Er wollte Lehrer werden auf dem Lande. Er idealisierte sich den Beruf nicht bloß in Betreff der Aufgabe, die er vor sich hatte, sondern auch den Schulmeister selbst in den idyllischesten Farben. Als er einst von seinem traulichen Zukunftsstübchen gar so empfindungsweich sprach, wusste ich, wie die Glocke geschlagen habe. Es war auch so, ohne dass er mir's vertraut hätte. Sein Schicksal hatte ihn erreicht in der Begegnung mit einem jungen Mädchen von fünfzehn Jahren. Es war die Tochter einer Schreiberswitwe, die von einem kleinen Gnadengehalt lebte, dem sie mit Stricken und Nähen nachhalf. Das Mädchen war ein blasses, liebes Geschöpf, von einnehmenden zarten Zügen — etwas Mondschein in ihrem Wesen. Wie ich später erfuhr, lasen sie an Sonntagsnachmittagen gerne Lafontaine'sche Romane zusammen. Er gieng nach Prag zurück, hörte den Schullehrer-Präparandencurs, brachte noch ein par Jahre mit Warten und Lectionen zu, und als die Lehrerstelle im Dorfe vacant wurde und er sie erhielt, da war kein Aufhalten mehr, und unser guter Schulmeister Wurz lief mit frisch geschwellten Segeln in den Hafen der Ehe ein. Vergebens, dass ich ihn zur Geduld mahnte. Der Gehalt war sechzig Gulden im Jahre, nebst Sammlung von Brod und Kartoffeln. Die Dorfgemeinde ist sehr arm. Von einem Nebenverdienste im Dorfe selbst keine Rede, und er musste sich glücklich preisen, wenn er in dem nahen Bergstädtchen an einem Sonntag sich einige Kreuzer mit der Fiedel verdienen konnte. Die Frau hatte eine ganz nette Stimme und sang an Festtagen auf dem Chor in der Kirche. Es kamen die Kinder, es kam die Noth, es kam die Krankheit, es kamen die Schulden. Der Lafontaine war lange beiseite gelegt. Mit zitternden Händen klöppelte die arme Frau, so lang sie es vermochte. Die Kinder liefen halb nackt herum. Der Schulmeister geigte, wo es Musik gab. Dann trinkt er wohl auch, wenn ihm Gelegenheit geboten wird. Da ist ein entlassener Hutmann vom Joachimsthaler Bergwerk, der hieher zuständig und das Dorf zu demoralisieren droht. Es ist ein Schwärzer, ein abgetriebener Kerl, der, wo er Noth und Unglück wittert, die Leute für sich zu gewinnen weiß und sie in seinem Geschäfte in der

mit denen mich die Dorfschulprüfung zusammengeführt, legte ich im Wagen dahin rollend die kurze Strecke bis zum Pfarrhof zurück; hier empfieng mich mein freundlicher Wirt, der Dechant, schon am Hausthor und geleitete mich dann die Stiege hinan in das altmodische Eckzimmer, wo die fünf oder sechs geladenen Gäste aus der Nachbarschaft mit Hunger und Schmerzen meiner warteten. Hinter uns stolperte mit der dampfenden Suppenschüssel der kammerdienstleistende Ministrantenbube.

Es war ein höchst bescheidenes, aber gemüthliches Mahl. Der Dechant war ein ältlicher Mann von classischer Bildung, der lange Zeit Hofmeister in einem altadeligen vornehmen Hause gewesen, woran noch seine feineren Alluren mahnten, und der, wie man sagt, Carrière hätte machen können. Die zufällige Erledigung der schlecht dotierten Pfarre, in deren Taufregistern man seinen Namen zuerst niedergeschrieben, wurde für die Gestaltung seines Lebens entscheidend. Er competierte, wie er uns an den ovidischen Ausspruch „nescio qua natale solum dulcedine cunctos ducit“ anknüpfend erklärte, aus jenem unerklärlichen Zug des Herzens — und erhielt die Stelle; dann hatte er seinen Vater, einen alten Bergmann zu sich genommen, hatte seiner jüngeren Schwester eine kleine Aussteuer zusammengespart und lebte so schlicht und recht seit drei Decennien auf dem Pfarrhof des Dorfes, wo seine Wiege gestanden. „Der Strauch der Heimat, welcher des Hänflings Nest mit Kühlung decket, säuselt melodischer, o Freund, als alle Lorbeerwälder über die Asche der Weltbezwinger.“ —

Ob ihm die Heimat immer so melodisch säuselte? — Ich mochte unseren guten Dechant nicht fragen und hatte meine eigenen philosophischen Gedanken über den Lauf der menschlichen Dinge! Genug, er kannte Land und Leute, er liebte das arme, aber kreuzbrave Volk, er war noch der Freund, an den man sich in Freud und Leid zuerst wendete; er wusste, wo jeden der Schuh drücke, und kannte alle Kinder in den Ortschaften seiner Pfarrgemeinde beim Namen; hatte er doch schon den Vater des kleinen Heinrich getauft, der heute so taktfest sein Einmaleins aufsagte, und eine Generation an sich heranwachsen gesehen, von der er sagen konnte, dass er um die Genesis und Geschichte jeder Falte des Grames und der Sorge auf ihren Gesichtern wisse.

„Warum ist denn der Schullehrer nicht mitgekommen?“ fragte der Dechant über den Tisch hinüber seinen Cooperator. „Ich habe ihn doch zu Tische geladen, und er hatte auf dem Kutschbock noch Platz zum mitfahren?“

„Er sagte mir, er habe keinen Rock zum Anziehen.“

„Einen Rock? Er hatte ja doch einen an und war nicht in Hemdärmeln!“ bemerkte humoristisch der Dechant.

„Den Rock musst' er gleich nach der Prüfung wieder abgeben — er war ausgeliehen vom Krämer, der draußen vor der Thüre schon mit Schmerzen darauf wartete, weil er um 12 Uhr nach Gottesgab fahren sollte; der Schulkittel, den er sonst trägt, Werk- und Feiertag, ist ein Unicum in jedem Sinne des Worts. Ich kenne dieses Unicum sehr wohl. Es gehörte in ein culturhistorisches Museum.“

Die Tischgesellschaft lachte; der Dechant zuckte ernst und mitleidig die Achseln, presste die Lippen mit einem bedauernden Kopfschütteln zusammen und meinte: „Ja, ja, für den muss etwas geschehen; und das rasch, sonst geht er zu Grunde. Und er ist geschickt, und war von der besten Intentionen. Ich habe nach * und nach ** geschrieben . . . habe ihn dem Grafen K . . . empfohlen . . . mich im Stillen für ihn verwendet . . . in * soll eine Lehrerstelle frei werden . . .

aus schmutzigen und zerrissenen Bettlaken erschrocken und wie in ängstlicher Erwartung hervorsahen.

In einem Bett in der Ecke lag eine kranke, zum Skelett abgemagerte Frau, die sich emporrichtete, ein Jammerbild der Sorge und Bekümmernis.

„Ich habe meine Kinder ins Bett commandiert", sagte er endlich, „hat keines ein ganzes Hemd; und heute war Waschtag; habe sie ins Bett commandiert; waren alle im Stande der Natur, auch das große zwölfjährige Mädel; ins Bett commandiert, um ihre Blöße zu bedecken. Bitte um Vergebung, dass Sie warten mussten. Ich werde Ihnen nicht viel Mühe machen. Ich gestehe ja alles."

Bei diesen Worten nickte er mit dem Kopf und schaute mir dann in die Augen, ob ich ihn verstände.

„O du grundgütiger Himmel! Ich weiß, warum Sie kommen. Ich habe auch das Inventar schon vorgerichtet."

Ich richtete einige Worte an die kranke Frau. Der Schulmeister stand händeringend daneben.

„Schauen Sie sich alles genau an, wie es bei mir aussieht. Was Sie hier sehen, gehört auch ins Protokoll; schauen Sie sich alles ja recht gut an."

Dann nahm er seinen Hut und wir machten uns zusammen in die Kirche auf.

In der Kirche, in einer ziemlich in den Schatten gestellten Wandnische, war ein bemaltes Muttergottesstandbild von Holz, mit einer weißen Tunika und blauem Überwurf bekleidet... Es hatte noch wie Ordenszeichen zwei oder drei Silberstücke an sich hängen, die nur leicht angeheftet waren. Eine größere Anzahl war ersichtlich davon abgelöst, da die Fäden noch im Kleide steckten. Der Schullehrer bekannte sich mit wenig Worten zu der That. Er habe mit einen Silberzwanziger angefangen, dessen Abgang kaum zu bemerken war; diesem folgten die anderen. Eine Bauersfrau machte die Bemerkung, dass die Muttergottes nicht mehr alle Silberzwanziger habe. Da entschloss er sich, dies anzuzeigen, und habe an das Kreisamt den anonymen Brief geschrieben. Es müsse ein Ende werden. Er legte das Inventar vor. Es stimmte. Außer den abgängigen Münzen fehlte nichts.

Die anfänglich noch in Stimme, Blick und Geberden zu Tage tretende Gemüthsbewegung hatte einer gänzlichen Resignation platzgemacht. Er unterschrieb ruhig das aufgenommene Protokoll, meinte, er könne nun wohl nicht mehr Schule halten, und möcht' es den Kindern selber morgen sagen. Am liebsten wär' ihm, wenn man ihn gleich einsperrte. Er sei fertig. Und nun möge über ihn alles zusammentrümmern.

Ich war tief angegriffen und musste es verbergen. Nie war mir größeres Elend vorgekommen. Als wir an der Schule, wo sich der unglückliche Mann von mir verabschiedete, wieder anlangten, sah ich die kranke Frau mit gefalteten Händen am offenen Fenster lehnen, wohin sie sich geschleppt hatte, ihr jüngstes Kind mit den Armen umschlingend, und die ängstlichen Blicke auf ihren Mann gerichtet, der mit tief gesenktem Kopfe zu dieser freudlosen, öden Stätte heimkehrte.

Im Wirtshaus, wo ich ein Glas Bier im Freien trank, bis der Kutscher die Pferde in Ordnung brachte, traf ich wie damals den rothnasigen Vagabunden bei einem Glase Schnaps; meine Nähe schien ihm nicht behaglich; er zahlte, als er meiner ansichtig wurde und trollte sich grüßend und mit etwas wankenden Schritten von dannen.

„Der hat unseren Schullehrer auf dem Gewissen", sagte ihm nachblickend der Wirt, der durch die rasche Fama des Dorfes von dem Ereignis des Tages bereits unterrichtet war, sich Menschen und Dinge nach seiner Weise zurechtlegte und gerne seinen Witz an-

einen oder anderen Weise verwendet. Er und der Schullehrer — er ist sein Vetter — stecken manchmal zusammen. Das will mir nicht gefallen . . . Ein Idealist und im öfteren Verkehr mit solchen Menschen! Da geht die wohlthätige Scheu vor dem Unrecht verloren und macht einer gewissen Gleichgiltigkeit Platz, was umsomehr gefährlich, wenn der Idealist selber in desperater Lage sich befindet.“ —

Der Abend war sehr schön; wir saßen noch beim Kaffee in der Laube des kleinen Gartens, dann brach ich auf. Der Dechant bat mich, ob bis zum Nachbardorfe nicht seine Küchenmagd auf dem Kutschbock mitfahren dürfe, was natürlich gerne gewährt wurde. Das Mädchen hatte einen Korb bei sich in weiße Linnen eingeschlagen, worin das beiseite gestellte „Bescheid“-Essen für den ausgebliebenen Schulmeister verwahrt war, was ihm von der vorsorglichen Pfarrerköchin zugeschickt wurde und für den hungernden Mann wie Manna in der Wüste sein musste.

* * *

Es waren einige Wochen nach dieser Excursion verstrichen, als mir ein amtliches Schreiben aus der Kreisstadt zukam, dass aus der Dorfkirche von N. einige Votivzwanziger weggenommen seien, welche fromme Wallfahrer dem dort befindlichen Muttergottesbilde verlobt hatten. Die Anzeige war anonym; die Angaben lauteten aber sachlich sehr bestimmt und trugen das Gepräge der Wahrheit. Der Thäter habe den Anzeiger zur Anzeige beauftragt; Name war keiner genannt. Ich sollte die Erhebungen pflegen und wurde angewiesen, den Thatbestand aufzunehmen.

Es war die Kirche des Dorfes, wo damals die Schulprüfung gewesen; ein kleines Filialkirchlein; aber von besonderer Wertschätzung beim Volke in der ganzen Umgebung.

Ein Wägelchen wurde gemietet und ich fuhr mit meinem Schreiber hinaus. Der Weg zieht sich lange, lange bergauf und dann eine lange Strecke auf dem Hochplateau des Gebirgs hin. Es war drei Uhr nachmittags, als ich ankam. Am Wirtshaus kaum abgestiegen, begab ich mich zur Schule, um den Schullehrer, der an dieser Filialkirche zugleich Meßnerdienste versah, aufzusuchen, um von ihm vielleicht näheres zu erfahren, das Kircheninventar einzusehen, und mich überhaupt über den Vorfall zu orientieren.

Wir bogen um die Ecke, ich nahm die wohlbekannte hagere Gestalt des Schullehrers am Fenster wahr, dann sah ich ihn plötzlich vom Fenster weghuschen, und als ich in die schmale Hausflur eintrat und die Thür zur Stube öffnen wollte, war mir, als hört' ich von innen rasch den Riegel vorschieben. Die Thür war wirklich verschlossen.

„Machen Sie auf, Herr Schulmeister“, rief ich, „ich bin es“, und nannte meinen Namen.

„Nur zwei Minuten, gestrenger Herr, nur zwei Minuten, Sie sollen alles erfahren“, antwortete drinnen eine heisere Stimme. Ich hörte hin und her schlüpfen und den Ruf: „Macht nur geschwind, Kinder, ins Bett; geschwind!“ Dazwischen kindliche Kreischlaute und eine schwache Weiberstimme. Dann wurde die Thüre geöffnet und der Schulmeister empfieng mich an der Schwelle, diesmal nicht in gebeugter Stellung, sondern den Kopf zurückgeworfen, seine herabhängenden Arme theatralisch vor sich bewegend, und in sein historisches Unicum gehüllt, wie es der Cooperator beschrieben hatte. Er starrte mich an mit fast verwirrten Blicken und deutete stumm wie zur Entschuldigung in der Runde auf die drei oder vier Bettstellen, die in der großen sonst leeren Stube nebst einer Bank und einem Halbschrank den einzigen Hausrath bildeten, und auf denen mehrere Kinderköpfe

Erinnerungen an Ludwig Anzengruber.

Von P. K. Rosegger.

Einmal schrieb ich Erinnerungen an Berthold Auerbach. Das war kinderleicht, denn mein persönlicher Verkehr mit Auerbach erstreckte sich auf ein paar Tage Beisammenseins und auf etwa ein halb Dutzend Briefe. Da war der Stoff kurz und scharf gegeben und die Abrundung machte sich von selbst. Aber auf wenige Blätter Erinnerungen an einen Mann schreiben, den man ein halbes Menschenalter gekannt, mit dem man gewesen in verschiedensten Lebenslagen, dem man gefolgt in seine geistigen Weiten und Tiefen, den man mit Jauchzen steigen, mit einem Aufschrei des Schreckens fallen gesehen, über einen Menschen, von dem man viel, sehr viel weiß, für einen flüchtigen Leserkreis eine bezeichnende Skizze zu verfassen, das ist nicht leicht.

Zudem ist im „Heimgarten" schon oft von Ludwig Anzengruber die Rede gewesen, so dass bei einer vollständigeren Skizze Wiederholungen unvermeidlich sind. Der Redacteur des „Magazin" lud mich zuerst ein, diese Erinnerungen an Ludwig Anzengruber zu schreiben. So fragte ich mich: Was soll ich denn? Soll ich sein Leben schildern? seine literarischen Thaten? seinen Charakter? Das alles ist schon fertig, leset Anton Bettelheims „Ludwig Anzengruber. Der Mann — Sein Werk — Seine Weltanschauung." (Dresden. L. Ehlermann. 1891.) Was ich hier mit Fug thun kann, das ist kurz mein persönliches Verhältnis zum großen Dramatiker zu schildern, auf die Gefahr hin, schon Bekanntes zu wiederholen.

Natürlich wählt man den Stoff so, dass auch der Schilderer in vortheilhaftes Licht kommt; man muss ja zeigen, was ein so bedeutender Mann, den man beschreiben soll, für prächtige Freunde gehabt hat. O liebe Eitelkeit, wer nicht mit dir spielt, mit dem spielst du.

Als die Natur in einem und demselben Lande zu einer und derselben Zeit den Anzengruber und den Rosegger nebeneinander hingestellt, hat sie sicherlich ein Spitzbubenstück geplant. Zwei Bauerndichter, zwei Mundartdichter und moderne Realisten, die gleichen Stoffe, die gleichen Ziele, das gleiche Publicum, den gleichen Ehrgeiz! War's nicht etwa darauf hin angelegt, dass diese beiden Literaten und Erfolgbeflissenen sich insgeheim gründlich hassen sollten? Und schrieb nicht der eine in Wien einst pseudonym ein herrliches Volksstück, für das der andere in Graz applaudiert ward, weil man dort diesen andern für den Verfasser hielt? War das nicht Bosheit genug, um in dem Herzen des Grazers alle Geister der Missgunst, des Neides zu erwecken?

Wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn ich so gut hätte Komödien schreiben können, wie er. Aber weil ich das nicht konnte, was blieb übrig,

brachte. „Der hat den Schulmeister auf dem Gewissen; es ist sein Vetter, ein arger Vogel; weiß allerhand Stückeln und erzählt sie so spassig; jeder hilft sich, so gut er kann, hieß es da immer; das Leibsprüchlein hat übel angeschlagen; das ist kein Recept für einen Schulmeister."

Mit einem kleinen Umwege kam ich auf der Rückfahrt an dem Hause des Dechants vorüber, mit dem ich wegen der Dienstes-Enthebung des armen Mannes ohnehin zu sprechen hatte. Der wackere Geistliche war über die Mittheilung, die ich ihm machte, sehr bestürzt. Er hatte tags zuvor einen Brief erhalten, der für den Schullehrer einen verhältnismäßig sehr guten Platz auf einer benachbarten Herrschaft in sicherste Aussicht stellte.

Nun war alles zu spät. —

Hiemit sind die aufgezeichneten Erinnerungen zu Ende. Das Übrige entrollt sich in dem engen und einfachen Rahmen eines Strafprocesses. Die Schuld war klar. Dem Gesetze geschah sein Recht. Der Schullehrer erhielt seine Strafe, die ziemlich milde ausfiel. Aber mit dem Ideal einer pädagogischen Wirksamkeit war es zu Ende.

Sein Weib war, während er im Gefängnis, verstorben. Hunger und Kummer machten schnelle Arbeit. Das ältere Mädchen wurde von einer Krämersfrau in den Dienst aufgenommen. Des jüngsten nahm sich eine alte Wäscherin an, die selbst keine Kinder hatte. Der Schullehrer verschwand aus der Gegend, nachdem er seine beiden Knaben von neun und elf Jahren mit sich genommen.

Man sagt, dass er sich mit ihnen als Bettelmusikant bis Hamburg durchgebracht und von dort nach Amerika übersiedelt sei.

Niemand hat von ihnen weiter gehört.

Abschieds-Liedl.

(Steirisch.)

I h wer' dein bleibn;
Wirst du mein bleibn,
Wann { ih fort kimm / du fort kimmst } ga so fern?
Wann sich's Jahr draht,
Frembder Wind waht,
Wird dei Treu nit wendi wern? —
Mag sih d'Welt drah'n,
Mag der Wind wah'n
Van Berg her,
Van Meer her!
Er tragt nur
Die Post zua,
Dass mir anand ghörn.

L. S.

---

fragte ich ihn, was es denn in seiner Schreibstube zu Wien für großartige Naturschönheiten gebe?

„Allerhand“, antwortete er. „Ich denk' mir sie halt.“

Es war ein bedeutsames Wort gewesen. Er dachte sich die Naturschönheiten, so wie er sich seine Bauern dachte. Ach, selten hatte er Gelegenheit, das ernstheitere Landleben zu beobachten und zu genießen. Denn mit der Gesundheit und Weltfreudigkeit, wie man sie auf dem Lande findet, war es bei Anzengruber nicht zum besten bestellt. Alle Achtung vor großartiger Dichterphantasie, aber es ist doch ein Unterschied, ob man sich die schöne Natur und die gesunde Luft und die natürlichen einfältigen Menschen bloß denkt, oder sie wirklich sieht und erlebt.

Also wir hatten uns hineingesetzt in ein Wirtshaus. 's ist ein hübsch langer Sitz geworden, denn alles, was dieser Mann angieng, führte er gründlich durch — auch das Gabelfrühstück. Plötzlich fragte er mich: „Ist es unangenehm, wenn Ihnen jemand etwas Schmeichelhaftes sagt?“

„Es kommt darauf an, wer es sagt“, war meine Antwort.

„Wenn es der Kirchfelder sagt!“ warf er ein.

Der Kirchfelder, das war er selber, denn also pflegten ihn in Bezug auf sein Stück seine Freunde zu nennen.

„Der Kirchfelder soll's nur sagen“, sprach ich.

„Mein Pfarrer hätte den Weg schon auch allein gemacht“, versetzte Anzengruber, „aber wahrscheinlich sehr langsam, und gerade dieses Stück taugt für die jetzigen Tage. Darum haben Sie mit Ihrem Aufsatze, der in vielen Zeitungen abgedruckt wird, dem Kirchfelder einen Freundschaftsdienst geleistet, der Ihnen nicht vergessen sein soll. Ihre Werke weiß ich hinwiederum zu schätzen. Ich glaube, Freund, wir halten zusammen.“ Er hielt mir seine Hand hin, und wie schon vorher seine Sache die meine gewesen, so war von nun an auch seine Person fast die meine. Alles, was im Guten oder Schlechten ihm je widerfahren, habe ich so empfunden, als ob es mir selber geschehen wäre.

Von diesem Tage an sahen wir uns oft und schrieben uns noch öfter. Ich besitze von Anzengruber eine große Anzahl Briefe, wovon die aus den ersteren Jahren voller Lebensfrische, Schaffensfreudigkeit und Bummelwitzigkeit waren, wogegen die aus späterer Zeit ernst, oft trüb und sorgenvoll gestimmt, manchmal zweifelnd an der Menschheit, sogar an sich selbst. Eine Anzahl dieser Briefe habe ich im „Heimgarten“, XV. Jahrgang, veröffentlicht. Ein parmal ist er zu mir nach Steiermark gefahren, öfter kam ich zu ihm nach Wien. Etliche seiner Bauerngestalten, so gestand ich ihm einmal, wären mir zu wenig natürlich und zu sehr von Anzengruberscher Weltanschauung durchdrungen.

„Nun?“ fragte er, „und was weiter? Ich bin nicht dafür vorhanden, dass ich naturwahre Bauerngestalten mache, sondern ich schaffe Gestalten, wie ich sie brauche, um das darzustellen, was ich darzustellen habe.“

Dieser Ausspruch, der mir sehr bezeichnend scheint, weshalb ich mir ihn genau gemerkt, dürfte um das Jahr 1875 gefallen sein.

Den Städtern hat Anzengruber das Bauernthum wesentlich näher gebracht, er hat ihr Interesse für dasselbe erweckt. Intime Kenner des Volkes indes sagen, dass der Bauer im Grunde anders sei, wie Anzengruber ihn schildert; ich will das gerade nicht so behaupten. Im Bauernvolke gibt es, wie überall, die mannigfaltigsten Leute, gewiss auch solche, wie sie unser Dichter darzustellen liebte. Es geht überhaupt nicht an, zu sagen: So ist der Bauer und so ist er nicht. Auch der Bauer ist in erster Linie Mensch und als solcher eigentlich unerklärbar und unerschöpflich. Das äußere Gehaben des

als mich zu freuen, dass einer aufgestanden, der's konnte! Und ich freute mich redlich.

Wie wir uns kennen lernten?

In Graz lebte um das Jahr 1870 ein Zeitungsrecensent, dem das neue, erst frisch aus Wien gekommene Stück „Der Pfarrer von Kirchfeld“ gar nicht gefallen wollte. Da der Verfasser seinen richtigen Namen nicht dazugeschrieben, so kam der Recensent wohl auf den Verdacht, dass ein Einheimischer das Stück gemacht haben könnte, so ein „Naturdichter“, wie sie damals, aus missrathenen Schneidergesellen entstanden, auf der Gasse umliefen. Er that daher das neue Volksstück mit ein bisschen hoher Anerkennung und vieler Ironie in wenigen Zeilen ab. Da fragte ich mich verblüfft: Ist dieser Mann — der Recensent — auch recht bei Troste? Ein solches Stück wegzuwerfen, weil es etwa nicht genau in die Schablone passt, die er sich mühsam eingepaukt und nach der er alle geistigen Größen und Originale zu messen pflegte! In meiner Entrüstung that ich etwas, das ein Poet eigentlich nie thun soll — ich ward Recensent. Ich schrieb einen Aufsatz über das neue Stück, in welchem dessen Wert und Bedeutung mit fast leidenschaftlich heißen Worten zur Würdigung kam. Zwar ward mir der zünftige Recensent darob böse, aber der Dichter ward mir gut. Nach der Veröffentlichung meines Aufsatzes schrieb mir ein gewisser Ludwig Anzengruber aus Wien, dass er der Verfasser des Stückes sei, welches ich so mannhaft und warm in Schutz genommen.

Die Vorstellungen des „Pfarrers von Kirchfeld“, welche auf die mattherzige Recension des Grazer Zeitungsschreibers bereits erlahmt waren, setzten infolge meines Aufsatzes wieder frisch ein, die Häuser waren stets ausverkauft und selbst vom flachen Lande strömten die Leute herbei, um das merkwürdige Drama zu sehen. Da gab's oft ein Schluchzen und ein Jubeln im Theater, wie es bislang bei uns kaum erlebt worden. Die Aufführung war freilich auch musterhaft, nie habe ich seither einen Pfarrer Hell, einen Wurzelsepp gesehen, der mit den Leistungen der Schauspieler Herren Roll und Martinelli vergleichbar gewesen. Martinelli (gegenwärtig auf dem Deutschen Volkstheater in Wien) genießt noch heute mit vollem Recht den Ruhm, der beste jetzt lebende Anzengruber-Rollendarsteller zu sein.

Nach wenigen Wochen fand in Graz die fünfundzwanzigste Vorstellung des „Pfarrers“ statt und zur höheren Feier derselben ward der Dichter eingeladen, ihr beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit nun habe ich Ludwig Anzengruber persönlich kennen gelernt. Bei dem Festmahle, welches nach der festlichen Vorstellung stattfand, saßen wir uns gerade gegenüber. Zwischen uns auf dem Tische hohe Champagnerflaschen und ein sehr üppiger Blumenstrauß. Wir guckten manchmal so ein wenig zwischen durch auf einander hin, sprachen aber nicht viel. Als vom Schauspieler Roll eine begeisterte Rede auf ihn gehalten wurde und ich beim Anstoßen aus Begeisterung mein Glas in Scherben stieß, flüsterte mir Anzengruber, im Gesichte tief roth vor Befangenheit, durch die Blumen die Frage zu, ob auch er nun etwas reden müsse? Ich kannte die Pein und sagte, er habe schon geredet.

Erst am nächsten Morgen, bei einem gemeinsamen Spaziergang wurden wir mitsammen vertrauter. Ich wollte ihm in der Geschwindigkeit die Schönheiten der Umgebung von Graz zeigen, allein er war etwas schwerfällig und behäbig, sagte in seiner langsamen Sprechweise, die Naturschönheiten habe er ohnehin in Wien in seiner Schreibstube, hier wolle er den guten Freund haben, und er schlage vor, dass wir uns irgendwo „hineinsetzten“ und gemüthlich miteinander plauderten. — Und als wir uns nachher in ein Wirtshaus „hineingesetzt“ hatten,

Da draußen auf der Au reiten sie beim Wettrennen Pferde zu Tode, die tausende von Gulden gekostet, und fünfzig Schritte daneben stürzt sich von der Donaubrücke ein Weib mit ihrem Kinde vor Hungersnoth ins Wasser. Es ist ein — — Mir graust!" Damit brach er solche Gespräche ab.

Dort die übermüthigen Sportsmen, hier die Verhungernden! Freilich, ein solcher Weltlauf müsste auch einen gewöhnlichen Menschen pessimistisch stimmen. Um wie viel mehr erst leidet darunter das für Recht erglühende Herz eines Dichters! Zudem hat Anzengruber das Missverhältnis zwischen Verdienst und Lohn nur zu sehr an sich selber empfinden müssen. Viele Jahre nach dem ersten ruhmreichen Auftreten seines „Pfarrers von Kirchfeld" und anderer seiner großen Dramen hatte mir der Dichter zu schreiben: „Ich habe nun neun Jahre Schriftstellerthum hinter mir, aber nicht die Stellung errungen, die mir erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolge, aus dem Vollen heraus producieren zu dürfen. Ich werde diese Stellung voraussichtlich nie oder erst dann erringen, wenn meine Jahre nicht mehr die sind, welche eine solche Production aus dem Vollen zulassen."

Das war zur Zeit, als Operettenmacher in der Stadt sich Paläste und auf dem Lande schlossartige Villen bauten!

Im Winter des Jahres 1886 wurde auf dem Grazer Theater ein neueres Stück von Anzengruber versuchsweise gegeben, welches für Wien als eine Weihnachtskomödie geschrieben, dort aber abgelehnt worden und also heimatlos war. Das Stück hieß: „Heimg'funden." Das Grazer Publicum fühlte sich von der herzenswarmen Komödie angemuthet, ich schrieb aus diesem Anlasse für die Wiener „Deutsche Zeitung" einen Aufsatz über das Stück „Heimg'funden".

Um dieselbe Zeit war zu Wien aber ein löbliches Preisrichter-Collegium in großer Verlegenheit. Das hatte den Grillparzerpreis zu vertheilen und sah keinen würdigen Dichter dafür. In dieser Bedrängnis verfiel das Preisrichter-Collegium, durch meinen Aufsatz aus Graz aufmerksam gemacht, auf die Thatsache, dass in Wien ein Dichter lebe, namens Ludwig Anzengruber, welcher schöne Theaterstücke schreibe und das neueste davon, „Heimg'funden" genannt, sogar in Graz an der Mur mit großem Erfolge aufgeführt worden sei. Die Folge solcher Kundmachung war, dass Anzengruber für dieses Stück den Grillparzerpreis von 2000 Gulden erhielt.

Selten war es mir in meinem Leben gegönnt, einem Freunde etwas wirklich Gutes zu erweisen, um so größer war meine Freude, als es mir bekannt wurde, dass ich die Ursache der Preiskrönung Anzengrubers gewesen bin. Und die kleine Eitelkeit, gerade davon zu sprechen, müsst ihr mir schon verzeihen. Es soll ja auch euch gern erlaubt sein, davon zu plaudern, falls ihr einmal einem deutschen Dichter eine Aufmerksamkeit erweiset, außer der, seine Werke aus der Leihbibliothek holen zu lassen.

* * *

Nachdem ich nun mit etwas unbefangen lauter Stimme erzählt, was ich ihm sein konnte, will eingestanden werden, was er mir gewesen — doch hierin zeigen sich Schwierigkeiten. Das beste, was man weiß, sagt man nicht gerne. — Was Ludwig Anzengruber mir gewesen ist! Erstens einmal das, was er als Dichter jedem war, der ihm horchte, zweitens das, was der Dichter solchen gewesen, die mit besonderer Begeisterung seine Werke in sich aufnahmen, und drittens endlich noch einiges dazu.

Noch einiges dazu! das Persönliche. Seine Person und ihre Wirkung auf die meine.

Es gibt Menschen, welche nur Glut oder nur Eis sein können. Sie

Bauers ist so wenig verlässlich, als das des Salonmenschen, es will bisweilen gerade das Gegentheil zeigen von dem, was Kern und Natur ist. Wer den Bauer bloß beim Lodenrock packt, der hat ihn noch nicht, er muss ihm näher an den Leib rücken, und ich glaube, Anzengruber hat es daran zumeist nicht fehlen lassen. Manchmal allerdings ist der Anzengruber'sche Bauer mehr gedacht als geschaut.

* * *

In späteren Jahren hatte ich ihn selten mehr allein. Kamen wir irgendwo zusammen, so fand sich bald auch eine größere Gesellschaft von guten Freunden ein, und die Unterhaltung ward eine allgemeinere, heiteren und flüchtigeren Charakters. An das eine erinnere ich mich, nämlich, dass in ernsteren Dingen ich häufig anderer Ansicht war als alle übrigen, die sich gerne um die Fahne Anzengrubers scharten. Erst wenn der eine oder der andere wieder mit mir allein war, gab er mir bei, einer einmal sogar mit dem Geständnis, Anzengruber habe eine so sichere und ruhige Art, selbst das Unrichtigste so zu behaupten, dass man ihm unwillkürlich beistimme. Manchmal aber war der Schelm in ihm, und etwas, das er den ganzen Abend lang im Gasthause scheinbar ernsthaft und mit würdigster Ruhe behauptet und vertheidigt hatte, konnte er nachher im Kaffeehause beim „Knickebein" mit einem einzigen lustigen Worte über den Haufen werfen. Natürlich purzelten seine Nachbeter lustig mit.

Ludwig Anzengruber war eine knorrige, etwas unbehilflich schwerfällige Gestalt. Seine starkgeröthete Gesichtsfarbe, seine scharfgebogene, charakteristische Nase, seine hohe Stirne, sein blondes, nach rückwärts wallendes Haar, sein röthlicher langer Vollbart, seine falben Augenwimpern gaben ihm schier das Aussehen eines teutonischen Recken. Aber auf diesem urgermanischen Gesichte saß ein Zwicker; und auch seine starke Dichterseele hatte manchmal einen solchen Zwicker auf, der ihr nicht gut zu Gesichte stand, einen Zwicker mit dunklen Gläsern — den Pessimismus. Aber erst in späteren Jahren ist der Dichter so kurzsichtig geworden, dass er bisweilen, aber nur bisweilen, sich eines solchen Zwickers bedienen musste. In seinen großen Werken war er von jenem Optimismus durchdrungen, den jeder echte Dichter haben wird und der sich in der Dichtkunst nicht in heiteren Idyllen äußern muss, sondern vor allem dadurch, dass die poetische Gerechtigkeit waltet. Denn es ist nicht wahr, dass in der Welt stets das Laster siegt und die Tugend untergeht, es ist vielmehr wahr, dass die Schuld sich rächt und die gute That Segen bringt.

Aber auf der Hand liegt das nicht immer; etwas tiefer muss man blicken, um das göttliche Walten zu erkennen. — Derlei Gedanken gaben denn zwischen ihm und mir Anlass zu mancherlei Erörterungen, und ich glaube, dass dieselben nicht ganz fruchtlos gewesen sind.

In seinen Absichten und Entschlüssen zeigte er sich stets entschieden, fremden Einwand kühl ablehnend; und doch war er leichter zu bewegen, zu überzeugen, als es den Anschein hatte; spröde und trocken war nur seine Schale, sein Kern war mild und weich.

Gar nicht einverstanden war er mit unserem Culturleben, mit unseren socialen Verhältnissen. Öfter als einmal war es, dass er beim Glase das Gespräch darüber plötzlich abbrach, vor sich hinstarrte, als wäre er versunken in eine Erscheinung, und halbverständlich etwas von „Mord" und „Brand", von „nieder" und „empor" und dergleichen murmelte.

„Aufhören's!" rief ich ihn dabei einmal an.

Wie aus einem Traume richtete er sich auf und zu mir gewendet, sagte er: „Sie wollen's ja nicht anders! Bitten und Warnen hilft ja nicht!

bauern wurden nun erst begierig, einen solchen, auch auf das Beinkleid bedacht nehmenden Dichter kennen zu lernen. Besser machte sich schon das Schlagwort vom „gottlosen Freimaurer"; unter dieser von der Kanzel her bekannten Bezeichnung denkt sich die katholische Landbevölkerung einen Ausbund von Gottlosigkeit, Verführungskunst und Schlechtigkeit. Am wirksamsten aber war die folgende Kampfart: Man missdeutete in Anzengrubers Dramen die von wahrer Moral beseelten Sentenzen, unterschob den Aussprüchen einen falschen Sinn und schrie dann: Sehet den Unchristen! Also trieben sie es besonders beim „Pfarrer von Kirchfeld", beim „Gewissenswurm" und beim „Vierten Gebot". Sie hatten wohl ihren guten Grund diesen Dichter zu bekämpfen, aber den wollten sie nicht sagen. Er stand gegen orthodoxe Äußerlichkeiten, und sie sagten, er verfolge das Christenthum.

Gegen solche Kampfesweise habe ich denn mehrmals mit zornigen Artikeln dreingeschlagen in der Absicht, die Gegner eines Besseren zu belehren. Anzengruber sah mir stets schweigend zu, lachte wohl wieder einmal in seinen Bart und ich wette keinen sächsischen Pfennig, ob er mich nicht ausgelacht hat. Einer, der jene Gegner mit Vernunftgründen überzeugen will, — es ist in der That zu lächerlich. Werde es in Zukunft wohl auch bleiben lassen.

Also war Anzengruber durch seine würdevolle Ruhe mir der beste Wegweiser, durch sein Schweigen manchmal der beredteste Lehrer.

* * *

Weiter kennzeichnend für Anzengrubers Wesen sind folgende Stellen, die ich seinen Briefen an mich entnehme.

In einem Schreiben vom 11. Februar 1871, bald nachdem wir uns gefunden, heißt es: „Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft über die Masse, heraus aus dem Volke, das all unser Empfinden und unser Denken großgesäugt hat, wenn wir, sage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühevoll steilauf geklettert in die freiere Luft, zurück auf all die tausend Zurückgebliebenen, da erfasst uns eine Wehmuth, denn wir wissen zu gut, in all diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewusst, derselbe Hang zum Lichte und zur Freiheit, dieselbe Kletterlust, und dieselben, wenn auch ungelenken Kräfte, und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Gesichte kriegen, so thun wir, wie uns eben ums Herz ist, lustig hinabjauchzen: Kommt 'rauf, da geht der Weg! — oder weinend zuwinken — o wie oft unverstanden! Das war auch meine Furcht. Aber siehe da, plötzlich wimmelt's auf meinem Wege herauf vom Thale, ich sehe mich ganz verstanden, sehe mich eingeholt, umrungen und stehe dem Volke gegenüber, gehätschelt wie ein Kind oder ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalte uns das Volk so, wir wollen gerne seine Kinder sein und seine Narren bleiben."

O rührende Dichterzuversicht! Wie ganz anders schrieb er schon nach fünf Jahren! Brief vom 12. Februar 1876: „Verstimmend wirkt auch, dass diesmal bei meiner neuen Komödie (Der Doppelselbstmord) Publicum und die Direction mich vollständig sitzen ließ, hingegen ich allerdings die Behandlung, welche die Journalistik mir angedeihen ließ, im dankbaren Gemüthe bewahren werde; aber das geschätzte Publicum blieb einfach weg und die Direction strich vor dem ungünstigen Kasseerfolge, ohne Versuch das Stück zu forcieren, die Segel. Ist nur zum Schlusse die wohl aufzuwerfende Frage: Wozu, respective für wen schreibt man denn eigentlich Volksstücke?"

Als 1872 meine Mutter gestorben war, tröstete mich Anzengruber brief-

müssen lieben oder hassen. Von Natur aus sind sie geneigt, allem vertrauensselig entgegen zu kommen, alles mit Wohlwollen zu umfangen und erfahrene Freundlichkeiten mit loderndem Herzensfeuer zu erwidern. Begegnen sie aber irgend einem Misswollen, einer Feindseligkeit, alsbald sind sie so überschwenglich in Trotz und Hassgefühl, als sie es sonst in Liebe gewesen. Das leidenschaftliche Herz wäre ein Glück für den, der es im Busen trägt, wird behauptet. Nun zu solchen unglücklichen Glücklichen gehörte auch ich, und derlei Feuer ein wenig zu dämpfen, lehrte mich Ludwig Anzengruber.

Dieser Mann kannte keine Überschwenglichkeit. Wen er gern hatte, dem war er im gewöhnlichen Verkehre warm zugethan; wen er nicht leiden konnte, dem gieng er ruhig aus dem Wege und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Nie hat ihn das Glück übermüthig, nie das literarische Missgeschick irre gemacht. Er ward vergöttert und verketzert wie kaum ein anderer seiner Zeit; die sanguinischesten Liberalen priesen in ihm den Heiland des Volkes — er lächelte in seinen Bart; die Orthodoxen verfluchten ihn als Antichristen — er lächelte in seinen Bart. Er ward gelobt, und schwieg, er ward verhöhnt, und schwieg. Heute hub die Mitwelt ihn jubelnd auf den Schild, er blieb ernst und ruhig; morgen ließ sie ihn treulos fallen, er blieb ernst und ruhig. Vielleicht war er so ernst, weil er, unter Ausnahmen vertrauensinniger Stimmungen, die Menschen nicht ernst nahm; vielleicht blieb er so ruhig, weil er die ruhelose Art der Volksgunst, die Unbeständigkeit der Welt kannte. Aber dieser ruhige Ernst gab ihm eine Männlichkeit und Würde, welche unbeschreiblich für ihn einnahm. Sein Geist war nicht schulfabriksmäßig gebildet worden, er hatte in den Irren und Wirren der Welt sich selbst zurechtfinden müssen; und doch war es ihm gelungen, sich eine Ebenmäßigkeit des ganzen Wesens anzueignen, die uns anderen zu einem leuchtenden Vorbilde dienen konnte.

Unrecht geschah ihm oft, vertheidigt hat er sich fast nie. Um so heißer empfand ich manchmal das Verlangen, für den Freund in die Schranken zu treten.

Einmal standen die Volksschullehrer gegen ihn auf. Er hatte für die von ihm redigierte Zeitschrift „Die Heimat“ zu einem fertigen Holzschnitte ein übermüthiges Geschichtlein geschrieben über einen Dorfschulmeister der alten Zeit. Das ward missverstanden, eine große Anzahl von Lehrerblättern tadelte ihn scharf, einige wollten ihm bei dieser Gelegenheit den bigotten Schulmeister von Alt-Ötting (im „Pfarrer von Kirchfeld“) vergelten. Sie übersahen, dass wohl kaum ein anderer Dichter unserer Zeit so energisch im Sinne der neuen Volksschule gewirkt hatte, als eben Anzengruber. Ich wollte sie daran erinnern. Er schrieb mir: „In solchen vom Zaune gebrochenen Angriffen ist Schweigen die beste Vertheidigung!“ Über denselben Gegenstand that er mir auch einmal folgende Bemerkung: „So viel haben's mich g'schimpft, dass kein Hund ein Stück Brot von mir nimmt; schimpfen's noch a Bissel mehr, so möchten sie's leicht noch dahin bringen, dass kein Mensch mehr ein Stück Geld von mir nimmt, was mir jetzt zu Neujahr recht zu statten käm'!“ Übrigens rechtfertigte er sich in der Schulmeistersache später selbst durch einige maßvoll gehaltene Zeilen.

Unvergleichlich ernster als der Schulmeisteransturm war der „Pfaffenkrieg“, der gegen Anzengruber seit Anbeginn seiner literarischen Laufbahn geführt wurde. Den Gegnern war kein Mittel zu schlecht, um den Dichter bei dem Volke in Miscredit zu bringen. Mit dem für uns Volkspoeten eigens erfundenen Spottnamen „Lederhosendichter“ richteten sie nicht viel aus; im Gegentheile, die lederbehosten Alpen-

In Wien hatte ich seit Jahren einen drolligen Widersacher, der mir unter mancherlei Vermummungen bei jeder Gelegenheit öffentlich einen gallischen Rippenstoß versetzte und bei meinen Werken vor allem den Erfolg nicht verzeihen konnte. — Fragte ich einmal: „Was dieser Mensch nur hat!“

„Nichts hat er“, antwortete Anzengruber.

In solchen scharfpointierten Aussprüchen lag Salz, mit welchem er manchem den Kohl gewürzt, manchem die Suppe versalzen hat. Doch wusste er seinem Epigramm zumeist eine gutmüthige Wendung zu geben; also setzte er damals auch bei: „Beneidet zu werden ist doch ein Vergnügen. Ich wollte, auch mir würde es öfter zutheil.“

Zu einer gewissen Genugthuung gereichte ihm die Kritik, welche mit wenigen Ausnahmen ihn stets hoch gehalten hat. Aber glücklich machte ihn das auch nicht. „In der Zeitung steht, was ich für ein Kerl bin!“ murmelte er einmal mit Selbstironie vor sich hin. „Na, wenn's nur in der Zeitung steht — he, he!“

Vom richtigen Philosophen sagt man ja, dass er nichts ernst nimmt — auch sich selber nicht. Und doch!

Überaus ernst war Ludwig Anzengruber geworden im Laufe der Zeiten. Er hatte dafür Gründe, die seine Freunde wohl sahen, aber er hatte auch solche, die wir nicht sahen und die er in sich verbarg wie in einem Grabe. Ein Dichter, den's verlangt, all sein Empfinden in die Welt zu rufen, und der gerade sein tiefstes Weh verschweigen muss!

In heiterer Gesellschaft beim Weine ward freilich auch er froh. Er fühlte sich heimisch bei fröhlichen Menschen. Keine Nacht war ihm zu lang im Asyle der Freunde.

Und hierin gab es zwischen uns Conflicte. Ich, der manchmal in der Anzengruber-Gesellschaft (Gasthof „zum Lothringer“ später Gasthaus „zur Birne“ in Wien) erscheinende Provinzler, kam ihm des Abends allemal zu früh und schied auch zu früh; so besonders einmal nach einer anstrengenden Reise, die ich gemacht. Darauf schrieb er mir am nächsten Tage nach Graz folgende Epistel:

„Kimmst wieder eppa amal nach Weán,
So thua nit gar so schleuni,
Sitz nit um sechs ins Wirtshaus h'nein,
Und ins Kaffee gar schon um neuni.
— — — — — — — — — — — — —
Kimm später und geh in der Frua,
Da kriagst mich a dazua.

Der Kirchfelder.“

Darauf erhielt der Mann aus Graz folgenden Erguss:

„Dei Gedichts hot mich gfreut,
Dei Gedichts hot ma gfolln,
Scho drum, weil ih dafür
Koa Honorar nit brauch z' zohln.
Ober sunst, probiers selber
Und schlof zwoa Nacht' nit,
Und vallump, wannst a Schneid host,
In Wirtshaus die Dritt.
Um sechsi ins Bett,
Des wa recht für mich gwen,
Do reit't mih da Teuxel:
Mein Freund möcht' ich sehn. —
An ondersmol gniaß ih
Mein Freund ohni Wein,
Do kriagg ma koan Mugl,
— Wirds Gescheitesti sein.“

Er gieng darauf zur Tages-, vielmehr zur Nachtordnung über.

Ein ordentlicher Wiener, meinte er, gehe abends ins Wirtshaus und morgens ins Kaffeehaus und der Einfachheit halber um Mitternacht gleich von dem einen zum anderen.

Der Philister in mir aber sagte einmal, dass der Mensch am nächsten Tage nicht Kopfweh haben dürfe und dass Gesundheit eine Hauptsache sei.

„Kopfweh ist ja auch eine Hauptsache“, mit diesem Spasse hatte er die Lacher auf seiner Seite, und auch mich — bis vier Uhr morgens.

* * *

Häufig wurde Anzengruber in Wien und anderen Städten einge-

lich mit folgenden Worten: „Ihre letzten wenigen Zeilen fielen mir schwer aufs Herz. — Lassen Sie es Frühling und wieder Frühling werden, und unsere Todten finden in unserem Herzen ihre Auferstehung; in freundlichem Gedenken, ihre kleinen Schwächen ganz aus dem lieben Bilde hinweggetilgt, stehen sie vor uns. Im Frühlingssonnenschein schwebt ihr Bild mit allen Kindheitserinnerungen über der Heide, im Sommer lugt es aus den wogenden Ähren, plötzlich steht es am Rain und lächelt uns zu, im Herbste geht es mit raschelndem Tritte neben uns durch das fallende Laub — und es will uns gar wehmüthig werden. Aber wenn es Winter wird, zu Allerseelen, da tritt es gar in unser Stübchen: „Grüß' Gott lieb' Kind!" „Grüß' Gott lieb Mütterlein!" — Für unsere heißen Thränen tauschen wir uns Wehmuth und Sehnsucht ein, diese beiden sind die Geburtswehen unserer Welt, durch die sie edlerer Geschöpfe genesen will! Zu dieser sanften stillen Welt, die ahnungsvoll wie sternenhelle Winternacht auf der Seele liegt, leiht ihr uns den Schlüssel, ihr lieben Gestorbenen!"

Welch herzinnige Dichterworte! Drei Jahre später sollte ich sie ihm zurückrufen müssen, als er seine Mutter verlor, „die er geliebt mit einer Liebe, wie sonst keinen Menschen auf der Welt." Dieses Wort hat er Jahre vor ihrem Tode gesprochen und Jahre nach ihrem Tode in bitterer Wehmuth wiederholt. —

In jenen Jahren war es oft, dass ich an meinem schriftstellerischen Können verzagte, dass mir vor Muthlosigkeit die Feder aus der Hand sinken wollte. Immer auf die Leiden meiner Kindheit blickte ich zurück und ergieng mich in Dichtungen, die mir das Herz versengten. Der Freund wurde nicht müde, mich zu ermuthigen.

Brief vom 3. März 1873:

„Um des Himmels willen, guter Freund und herzlieber Mensch, thun Sie das nun und nimmermehr. — Schaffen Sie sich zur Lust, und Sie werden auch zur Lust der anderen geschrieben haben, bleiben Sie gesund an Seele und Leib! — Mein Bester und Guter! Sie haben gar kein Recht, sich auf Ihrem Wege umzusehen, in der Zukunft liegt für Sie Ehre und Wohlergehen und Anerkennung, also „allweg vorwärts!" — Ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich von Ihrer Zukunft alles erwarte. — Wenn Sie mir den Zukunfts-Rosegger verderben wollen, das greift mir ans Herz und ich kann dann den gegenwärtigen gar nimmer leiden. Ah pah, rasten Sie sich nur etwas aus und gehen Sie dann wieder frisch ans Werk."

Auch diese Äußerungen sollte ich ihm zurückgeben müssen nach Jahren.

Anzengruber arbeitete nicht leicht, hatte aber die Gabe, bei einem festgefassten Stoffe zu verweilen jahrelang, ihn ausreifen zu lassen. Er schuf eben mehr mit dem Verstande und war nicht so sehr auf die flüchtige Gemüthsstimmung angewiesen. In ihm lebte eine starke Kraft, die nur etwas schwer beweglich war und wohl auch als Anstoß der Anerkennung der Leute bedurfte. Wo diese versagt wird, da erlahmt endlich auch ein gewaltiger Dichterflug, und statt uns Ätherwogen zuzufächeln vom hohen Himmel, peitschen die Flügel des Adlers den Staub der Straße auf.

Ludwig Anzengruber wurde Redacteur, beziehungsweise Schreiber des politischen Witzblattes „Figaro". Auf mein Vierzeiliges:

„Der größte Tragiker unserer Zeit,
Der muss ein Witzblatt machen;
Ein tragischer Witz, bei meiner Seel',
Man möchte Thränen lachen!"

antwortete er: „Ich bitte Sie, Pegasus im Joche muss froh sein, dass er im Circus durch den Reifen springen darf — das ist immer noch Kunst."

* * *

Cur in Marienbad; übrigens hörten wir nicht viel von angegriffener Gesundheit. War er in letzterer Zeit gleichwohl stark ergraut, so sah er doch sonst nicht krank aus. Am Tage nach der Eröffnung des Deutschen Volkstheaters in Wien (Herbst 1889) habe ich ihn besucht und befragt, warum er — dessen neues Stück: „Der Fleck auf der Ehr" das neue Haus eingeweiht — an dem darauffolgenden Festmahle nicht theilgenommen habe?

„Lieber Rosegger", war seine Antwort, „der Fleck auf der Ehr!" Der Kenner seiner Familienverhältnisse nur konnte verstehen, wie das gemeint war. — Dann sprach er in sehr gleichgiltiger Weise über das Stück. „Sie sagen, es wäre nicht schlecht. Meinetwegen! Ich bin entkräftet, ich bin entmuthigt; mir fällt nichts mehr ein."

Wie einst er zu mir, so sagte ich nun zu ihm: „Rasten Sie sich nur etwas aus."

„Freund, das werde ich."

Man hätte es nach solchen Anzeichen ahnen können, dass sein Herz gebrochen war. Ein paar Monate später, am 10. December 1889, kam die Depesche: „Anzengruber heute früh verschieden."

An seiner Bahre stritten Zeitungsblätter der Parteien um sein Erbe. Anzengruber hatte sich um Parteien wenig gekümmert, er wusste nur vom Menschen, er war ein Dichter.

Mir war er, wie angedeutet worden, noch etwas mehr. — —

O, dieser Winter!

Aus dem Tagebuche eines Missvergnügten.

Das Wetter! Warum soll man nicht manchmal davon sprechen? Vom Wetter hängt das Geschick der Völker ab, hängen die Missjahre ab, das Wohlbefinden der Leute, die Krankheiten und das Sterben. Ich mache mir aus dem Wetter ein besonderes Vergnügen, ich beobachte es, wie man einen wichtigen Vorgang beobachtet, ich betrachte es, wie man ein Bilderwerk betrachtet. Und das Spinnen und Weben zwischen Himmel und Erde ist mir interessanter, als z. B. das Leben der Pflanzen- und Thierwelt, als das Umherkrabbeln der Leute auf der Scholle.

Das Wetter hat außerordentliche Zeitläufte, wo es von seinen Regeln abweicht und dadurch scheinbar das Walten der ganzen Natur in Unordnung bringt. Wenn im Frühjahre die Leute klagen darüber, dass es doch gar so lange kalt bleibt! dass es dies Jahr doch gar nicht warm werden will! so gebe ich dafür nichts. Der frühlingsungeduldigen Menge kommt die schöne Zeit jedes Jahr zu spät: ein wochenlanges Greinen, doch am ersten warmen Sonnentag ist alles vergessen.

Etwas lange blieb die Natur auch im Frühjahre 1891 todt — der Boden dürr, die Bäume kahl, die Luft frostig. Plötzlich war alles grün und die Bäume und Sträucher entwickelten innerhalb einer Woche ihre volle Pracht — wie das noch selten so bemerkt wurde. Dann begann am Himmel die Vorbereitung für den Sommer. Es war große Wäsche. Die grauen Wolkentücher wurden in die Luft gehangen zum Trocknen, doch sie huben immer wieder an zu tröpfeln und zu rinnen. Solche Vorbereitung dauerte bis zum vierund-

laden, öffentlich aus seinen Werken vorzulesen. Er that's aber nicht gerne, gab sich auch keine besondere Mühe, im Vortrage künstlerisch zu wirken; „soll man lesen, so muss man lesen", sagte er einmal, und er las aus seinem Buche, wie man eben recht und schlicht liest. „Ums Hören geht's ihnen ja eigentlich doch nicht, sie wollen es nur sehen, das Thier mit dem großen Schädel." — Wenn dann nach der Vorlesung die Verehrer und Verehrinnen ihn umdrängten, stand er da und war linkisch und schielte nach dem Ausgange. —

Mit Anzengrubers dramatischen Werken ist es mir manchmal wunderlich ergangen. Er schickte mir das Buch gewöhnlich schon vor der Erstaufführung; ich las es mit Heißhunger und ward allemal enttäuscht. Um so größer war meine Freude, das Werk dann auf der Bühne in künstlerischer Abrundung und mit hoher dramatischer Wirkung zu sehen. Ich erkannte es kaum wieder vom Buche her und da ward mir klar: echte dramatische Werke soll man nicht lesen, sondern sehen; und ein gutes Lesedrama ist ja bekanntlich nicht immer im gleichen Grade wirksam auf den Brettern. Einzelne Stücke Anzengrubers habe ich über ein dutzendmal angesehen; mein Tagebüchlein erzählt sogar, dass ich dem „Pfarrer von Kirchfeld" seit zwanzig Jahren einundvierzigmal beigewohnt hätte! Aber nie mit kritischer Absicht oder als lerngieriger Jünger, sondern als einfacher Zuschauer, der nichts will, als die Gestalten menschlich auf sich wirken lassen. Und oft nach der Vorstellung setzte ich mich hin und schrieb an den Verfasser ähnliches wie: „Herrlicher Mensch! Ihr Werk hat mich wieder wunderbar ergriffen, zutiefst erschüttert, bis zur Glückseligkeit erhoben!" — War dieser Tribut des dankbaren Herzens geleistet, erst dann konnte ich die Ruhe des Gemüthes wiederfinden und das seelische Wohlbehagen, das in mir durch seinen Genius geweckt worden, hielt stets tagelang an.

Die Erzählungen und Romane Anzengrubers, welche niedergründen in die Tiefen des Lebens, welche die Charaktere fest und sicher fassen und bis in die äußersten Folgerungen darstellen, welche voll gewaltiger Gestalten und voll des schärfsten Geistes sind, haben mich oft zur Bewunderung hingerissen; hinter dem Brustfleck warm gemacht haben sie mir seltener. Wohl war dieser Dichter der ergreifendsten Herzenstöne mächtig wie wenige, das sieht man besonders in seinen Dramen; in seinen erzählenden Schriften tritt die Gemüthsinnigkeit vor dem Geiste zurück.

Mehrmals ist die Vermuthung ausgesprochen worden, dass wir uns bei einzelnen Werken oder Gestalten gegenseitig beeinflusst hätten. Das ist nicht. Wir standen jeder für sich. Keiner von uns beiden hat wohl je den leisesten Hang verspürt, in die Fußtapfen des anderen zu treten. Außer ein paar Schwank-Ideen, die wir seiner Zeit einander geschenkt, und außer der gegenseitigen Mitarbeiterschaft an den von uns herausgegebenen Zeitschriften, haben wir uns gegenseitig literarisch nicht fördern können. Doch als Mensch habe ich durch ihn gewonnen, und hat er hoffentlich durch mich nicht verloren.

In den letzten Jahren seines Lebens ist unser persönlicher Verkehr einigermaßen lax geworden. Er wohnte mit seiner Familie in einem Vororte Wiens und schloss sich immer mehr ab. Auf Besuch verspürte ich in seinem Hause einen mir unheimlichen Hauch und der Dichter war verstimmt. Um so lustiger, manchmal fast krankhaft lustig, war er, wenn wir in einer Gaststube beim Glase saßen und davon sprachen, was wir wollten und nicht erreichen konnten. Eigentlich kein lustiges Thema, aber er gewann ihm Humor ab.

Mehrmals gebrauchte er einer drohenden Herzverfettung wegen die

greifen konnten, wieso den Leuten dieser schöne milde Winter nicht recht war! sie giengen in das Freie, sogen die Influenzakeimchen ein, die zu Millionen in der Luft umherflogen, wurden krank und feierten den „schönen Winter“ wochenlang im Bette. — Nasser Nebel, Regen, Wind, Schneegestöber, das nennen sie ungesundes Wetter. Es ist nicht so arg damit. Auch nasse Füße sind nicht so schlimm als ihr Ruf. Mir hat ein solches Wetter noch nie geschadet, im Gegentheile, ich fühle mich sehr wohl in Regendämmerung und Sturm. Bei trockener, staubiger Luft und Hitze erschlaffen die Lebensgeister, der Körper wird matt, empfindlich für Schnupfen, Katarrhe, Asthma, die Seele wird verstimmt. Und doch werden manche Leute nicht satt, dem Kränklichen immer nur den warmen sonnigen Süden anzupreisen. Eine echte Nordlandsnatur muß die Wärme im Herzen, den Sonnenschein im Gemüthe haben.

Nun waren wir im Jänner und ich hatte noch keine Schneeflocke gesehen. Auf dem Schöckel-Berg haben sie einen Barometer und da telephonierten sie jeden Tag herab in die Stadt: der Barometer steigt. Ich muss gestehen, dass mir der ganze Barometer abscheulich, hassenswert vorkam. Die meteorologische Centralanstalt that ihr Möglichstes, sie telegraphierte lange Zeit hindurch jeden Tag in die Welt hinaus: Unbestimmte Winde, wechselnde Bewölkung, Niederschläge wahrscheinlich. — Was that der Himmel? Er lächelte dazu. Nachgerade empörend war es aber, als der Wetterbericht mehrmals verkündete: Schneefälle vorläufig noch anhaltend, später Ausheiterung voraussichtlich. — „Schneefälle noch anhaltend!“ Und ich hatte nicht eine, nicht eine einzige Flocke gesehen in diesem Winter.

Darauf beklagte ich mich wegen Falschmeldung der meteorologischen Anstalt, und da antwortete mir jemand: „Was wollen Sie denn? Glauben Sie, dass in der meteorologischen Anstalt das Wetter bloß für Graz gemacht wird? In Savoyen schneit es ja und in Russland fällt auch Schnee.“ — Ich schwieg zerknirscht. Seither aber lese ich keinen Wetterbericht mehr. Was heute in Savoyen und Russland für ein Wetter ist, interessiert mich nicht besonders, was gestern bei uns war, weiß ich selber; wenn sie mir nicht annähernd sagen können, was morgen in unsern Ländern für Wetter sein wird, dann danke ich.

Xerxes hat das widerspenstige Meer gegeißelt; das Meer soll sich aber nicht viel darausgemacht haben. Hätte Xerxes damals den griechischen Wassergott Poseidon zur Stelle gehabt, dem wäre es schlimm ergangen. Es gibt thatsächlich Völkerschaften, welche ihre Götter züchtigen, wenn diese das Gebet nicht erhören. Das verstehe ich vollkommen. Wenn die Götter allmächtig sind, so kann man sie wohl verantwortlich machen für alles, was sie zum Nachtheile ihrer Geschöpfe treiben. Also, wenn ich in diesen öden, staubigen, luftlahmen Jännertagen den Wettergott leibhaftig vor mir gehabt hätte, ich würde ihn mit einer zähen Birkenruthe sehr empfindlich bearbeitet haben. Es wäre mir ein Vergnügen gewesen, meinem Zorne wegen der tückischen Vorenthaltung des Winters lebhaften Ausdruck zu verleihen. — Jetzt nahm schon wieder der Tag auf, jetzt gieng es schon dem Frühjahre zu, und alles war noch in seiner herbstlichen, ungelösten Starrnis. Das ist gerade, wie wenn man gegen Morgen das erstemal den Hahn krähen hört, und man hat noch kein Auge geschlossen.

Am vierten Jänner wurde es nebelig, am fünften fand ein Probeschneien statt, das gänzlich misslang. Es waren keine Flocken, es war nur feiner Schneestaub, der da träge und

zwanzigsten August. An diesem Tage ist Bartholomä, mit welchem nach dem Bauernkalender der Herbst anfängt. Im vorigen Jahre nun begann an diesem Tage der Sommer, die warme, oft sommerheiße Zeit, welche noch im October wahre Hundstage zeitigte, zu Allerheiligen gegendenweise zwar durch nassen Schneefall unterbrochen wurde, um dann im November in einförmiger, sonniger, staubiger Stille fortzudauern. Schon im October hatten viele Zeitungen, aus verschiedenen Anzeichen folgernd, einen frühzeitigen und strengen Winter prophezeit, wie sie das jedes Jahr thun. Manchmal errathen sie's und thun sich dann darauf was zugute. Diesmal war's halt wieder fehlgeschossen. Gegen Ende November einige warme Regentage, der December gieng mit Sonnenschein ein.

Noch freuten sich die Leute an der „schönen Witterung", an dem „milden Winter", wo man den ganzen Tag mit Sommerüberzieher im Freien sein kann, was ja gar so gesund ist. Ich war schon krank geworden. Immer der blaue, staubige Sonnenäther, immer dürrer Boden; die Blätter auf Baum und Strauch waren wohl braun geworden wie Frösche, blieben aber hängen im Gezweige. Die Bäche schwanden, die Quellen versiegten, der Himmel, ewig wolkenlos, war wie lahm geworden. Wenn am Frühmorgen Reif lag im fahlen Grase und auf den Dächern, so war das schon wie eine Offenbarung.

Es nahte die Weihnachtszeit, es wurde kalt, doch immer dürre Sonne, man konnte durch die graue staubige Luft nicht die nächsten Berge sehen. Die Leute waren schon sehr missmuthig geworden und fluchten über das „elende Wetter", da es doch in den kurzen Tagen so ruhig und sonnig hinträumte! Etliche Tage vor Weihnachten hub auf der Gasse der Staub zu wirbeln an, in dichten Wolken wogte er auf, gegen Abend stellte sich Nebel ein, der Barometer sank und die Leute sagten: „Gottlob, für Weihnachten bekommen wir Schnee!" — Am nächsten Tage war die Ruhe wieder eingekehrt in den Lüften, die Sonne schien wie immer und der Barometer stieg von Stunde zu Stunde. Auf dem Weihnachtsmarkte fielen von den Christbäumen Nadeln ab bei der leisesten Berührung, so dürr waren sie.

Mein Arzt besuchte mich zu unregelmäßigen Tageszeiten, manchmal erst spät abends, denn der Kranken in der Stadt waren so viele geworden, dass er die Visiten kaum mehr bewältigen konnte. Endlich blieb er ganz aus — er war selbst krank geworden. Vor meinem Fenster gab es viel Musik und Gesang — die Leichenconducte zogen vorüber zu jeder Stunde, vom frühen Morgen bis in den späten Abend.

Die Influenza war gekommen! Niemand erkrankte mehr anders, jeder nur an der Influenza. Wenn die Influenza mit ihrem modernen Namen nicht erschienen wäre, kein Mensch wäre krank gewesen in diesem Winter. Viele wollten an das neue Ungeheuer nicht glauben, sondern hielten es für die uralte Grippe, die auch zu schweren Lungenentzündungen und zum Tode führen konnte. Da wurde zur ungeheueren Freude der Wissenschaft der Influenza-Bacillus entdeckt. Jetzt konnte man erst wirklich pochen auf die Influenza, diese moderne Errungenschaft, und es war gar so bequem, ohne weitere Diagnose einfach an der Influenza erkrankt zu sein und zu sterben.

Und das „schöne Wetter" dauerte, manchmal von leichtem Nebel unterbrochen, fort über Weihnachten und Neujahr. Die Leute wollten nicht mehr spazieren gehen hinaus in die Sonne, in die windstille „frische Luft". Man blieb möglichst im Zimmer. Doch gab es immer noch Luftfexen, Sonnenfexen, die gar nicht be-

ließ der Winter ihn festfrieren, dass er solide ward — und nun war (gegen Ende Jänner erst!) seine Herrschaft begründet. Die Luft wohl ausgebürstet, der Boden dicht eingehüllt, das Wasser stahlhart. Bald begann wieder ein lebhaftes Schwanken zwischen kalten und warmen Tagen. Ich hatte aber noch nicht genug und gieng ins Gebirge, um die Winterfreuden gründlicher zu genießen. Im Gebirge gab's kein Schlittenfahren, kein Rodeln, kein Schlittschuhlaufen, kein Eisschießen. Warum? Die Schneemassen waren zu gewaltig und ununterbrochen wuchsen und wuchsen sie empor an den Bäumen und Häusern. Alles, was schaufeln, tragen und ziehen konnte, war ununterbrochen thätig, die Massen für den allernothwendigsten Verkehr zu bewältigen. Die Bauern giengen nur mit Schneereifen von Haus zu Haus und aus den Wäldern kam das Reh, der Hirsch, Nahrung und Hut zu heischen bei seinem grimmigsten Feinde, dem Menschen. Die Leute klagten über diesen ungeheueren Schnee, desgleichen sie seit vielen Jahren nicht gesehen, aber sie klagten mit schmunzelndem Munde. — Alles fühlte sich gesund, aufgefrischt, und mein nordisches Herz war zufrieden. M.

Die Zukunft unseres Bauernstandes.

Eine Erwägung von P. K. Rosegger.

Vor einiger Zeit erhielt ich das folgende Schreiben:

„Sehr geehrter Herr!

Ihr warmes Herz für die „Älpler“ läßt mich hoffen, dass Sie einem Manne der Wissenschaft eine Frage an Sie gestatten und wenn möglich beantworten werden.

Ich habe das Leben des österreichischen Alpenbauern erst vollkommen verstanden, nachdem ich Ihre Schrift „Die Älpler“ gelesen habe. Zugleich aber ist mir dadurch eine sehr traurige Aussicht in die Zukunft geworden. Dies führt mich zu meiner Frage, die ich richte an den Dichter als Seher in die Zukunft! Glauben Sie, dass der österreichische (katholische) Alpenbauer wirtschaftlich zu retten ist? Dass er am Rande des Abgrundes steht, das ist ja auch Ihr Gefühl, wenn nicht Ihre Überzeugung. Für mich, der ich mich wissenschaftlich mit dem Alpenbauern beschäftige, bezeichnet der Name „Rosegger“ den Dichter einer untergehenden Welt.

Als Naturforscher bin ich ganz und gar nicht sentimental und ich empfinde nicht das geringste poetische Bedürfnis, den österreichischen Alpenbauern zu retten, was ich gleichwohl für eine meiner wissenschaftlichen Aufgaben halte.

Mein Interesse für den Alpenbauern beruht auf zwei Eigenschaften von ihm: Erstens auf seine Arbeitskraft und Ausdauer, die in keinem nichtbäuerlichen Betriebe der Landwirtschaft ihres gleichen finden;

unentschlossen aus dem Nebel sickerte. Er vermochte nicht einmal so viel weiß zu machen, als ein frischer Reif. Bald verflüchtigte sich alles, es war wieder die blaue, unbewegliche Luft, der wolkenlose Himmel, und die Sonne grinste hämisch durch ihren athemhemmenden staubigen Schleier herab. Die Schlittenfahrer flehten vergebens nach Schnee, die Schlittschuhläufer nach Kälte. Manchmal war eine solche zu spüren, sie schuf auf stehenden Wässern eine Eiskruste, welche morgen wieder einbrach. Man hielt Umschau in der Welt, wo es denn schneie. Dünne Schneekrusten lagen in den Alpen und eines Tages hatte der Triester Eilzug eine zweistündige Verspätung wegen Schneeverwehung auf dem Karste.

Am achten Jänner abends gieng ein sanfter lauer Wind, am Himmel waren leichte Wolken, und sie zogen von Westen gegen Osten, sie zogen rasch. Am Morgen des neunten Jänner hörte ich keinen Wagen rollen auf der Gasse; nicht glühte in den Bilderrahmen meiner Stube das Morgenroth wie sonst, und die aufgehende Sonne malte keine grelle Tafel an die Wand. Hingegen waren die weißangestrichenen Thüren noch weißer als sonst und die Zimmerdecke war sehr blass an Farbe. Und draußen? Die Baumäste waren weiß, die Straßen und Plätze waren weiß, alles weiß, und Flocken, unendliche Flocken wirbelten vom grauen Himmel. Endlich!

Ich vergaß, dass ich krank war, stand rasch auf, zog mich an und gieng hinaus. Die Leute hatten Regenschirme aufgespannt — wie thöricht! Sie sollten froh sein, dass Schnee fiel auf ihre Röcke, Hüte und Wangen. Ich athmete auf wie ein Genesender aufathmet, der nach langer Krankheit das erstemal hinaustritt in dem thaufrischen, blühenden Maimorgen. Kein Thaugefunkel war so schön, als diese Flocken, kein Blütenmeer war so schön, als dieses weite reine Schneegefilde.

„Und Sie gehen in einem solchen Wetter aus!“ rief mir die Frau aus dem Bäckerladen zu.

„Und Sie bleiben in einem solchen Wetter zuhause!“ rief ich zurück, dann war schon alles hinter mir, und mich umwirbelte der Winter. In den Bäumen toste der Sturm, da fauste der brennendkalte Schneestaub mir ins Gesicht, dass es endlich wieder einmal frisch roth wurde nach vielen Tagen. — Also war er gekommen.

Die Zahl der Kranken verminderte sich von Tag zu Tag, obzwar bald wieder ruhiger, wolkenloser Himmel erschien und die Sonne bestrebt war, das Vorgefallene „gut zu machen“. — Liebe Frau Sonne, wir danken recht für deine sehr große Dienstbeflissenheit, du kannst jetzt auf etliche Wochen Urlaub haben, wenn es dir recht ist; soll der Winter einmal dran. Auf Wiedersehen im Frühjahr und Sommer! — Nein, sie will nicht. Die Schlittschuhläufer, die Eisschützen sind ihr ein Dorn im Auge, sie sucht ihr Vergnügen zu Wasser zu machen. Der Winter, einmal Posten gefasst, besinnt sich auf sein Recht. Die Sonne schmilzt auf den Bäumen deren Schneehüllen zu Wasser; der Winter lässt das Wasser sofort frieren, dass es nicht herabtropfen kann, sondern an den Ästen und Zweigen hängen bleibt, glitzernd in allen Farben. Die Bäume haben krystallene Ohrgehänge und diamantenen Haarschmuck. Die Sonne sticht auf die Eisbahn, dass die Fläche sulzig wird; der Winter fegt mit kaltem Besen darüber, dass sie wieder ihre harte Glätte bekommt. Die Sonne nagt an der Schlittenbahn und wie der Winter einsieht, dass die Alte boshaft ist, jagt er ihr Wolken vors Gesicht und hebt wieder an zu schneien. — Als der Schnee eine beträchtliche Höhe erreicht hatte,

Sie rufen, sehr geehrter Herr, in der Bauernfrage den Poeten, den „Seher in die Zukunft“ an. Den rufe ich ja auch an — und er schweigt. Wenn ich an unseren Bauernstand denke, so ist mir bange. Der wichtigste, der nothwendigste, der selbstverständlichste Stand soll aufhören — wer versteht denn das?

Ist er überflüssig geworden — gut, dann bedauere ich nur die armen Leute, welche die Heimständigkeit und Freiheit ihrer Vorfahren verlieren müssen und dem Weltvagabundenthume zufallen, aber ich werde die Nothwendigkeit einer solchen socialen Veränderung begreifen. Allerdings sehen wir, dass heute die Einfuhr von landwirtschaftlichen Naturerzeugnissen den Bedarf im Lande decken kann. Doch ist nicht immer von einer drohenden Übervölkerung die Rede? Fürchtet man nicht eine solche Übervölkerung überall? Fragt man nicht, wie wird sie sich ernähren? Sehen wir nicht täglich Auswanderer einem unbekannten Schicksale zustreben, bereit, in fremden Ländern die Wildnisse zu roden, die Sümpfe urbar zu machen? Und daheim hält man die Erdscholle der Berge für überflüssig, gibt sie der Wildnis und dem Wilde zu eigen. In den Städten schreit man nach Arbeit, auf dem Lande findet der sich noch kümmerlich haltende Bauer keine Arbeiter. — Wie kann man das verstehen?

Viele Ursachen an dem Untergange des Bauernstandes werden angeführt, besonders materielle. Ich sehe sie auch, ich glaube, dass die ganze gesellschaftliche Einrichtung der Gegenwart, welche ja der Revolution entstammt, dem auf rein conservativen Grundlagen aufgebauten Bauernstande höchst feindlich gegenüber steht trotz der immerwährenden Versicherungen „maßgebender Persönlichkeiten“, dass für den Bauernstand „etwas geschehen müsse“.

Die tiefste Ursache aller großen menschlichen Wandlungen ist aber m o r a l i s c h e r Natur; sie liegt in dem, was wir die Idee, die allgemein gewünschten, sich vorgestellten Ziele, den Zeitgeist nennen.

Ein Schlagwort von der Concurrenzunfähigkeit des Bauers auf dem Weltmarkte! Ich jedoch meine, der Bauer ist kein Krämer. Der Bauer kann auf seiner Scholle leben, wenn er sich keine überflüssigen Bedürfnisse angewöhnt. — Mit dem Fortschritte der allgemeinen Bildung hat sich in Europa eine abscheuliche Erscheinung bemerkbar gemacht: E s i s t e i n e S c h a n d e g e w o r d e n, k ö r p e r l i c h z u a r b e i t e n; man will ohne körperliche Arbeit leben können und vorwärts kommen. Weil es für einzelne Personen thatsächlich mit geistiger Arbeit leichter vorwärts, aufwärts geht, so wirft alles den Spaten, den Hammer, den Hirtenstab fort und will studieren. Man sieht, dass fast alle Stände der geistigen Arbeit überfüllt sind, dass zahllose junge Männer, welche mit Noth und großen Kosten ihre viele Jahre langen Studien absolviert haben, beschäftigungslos umherlaufen, bettelhaft dahinleben, endlich nur froh sind, eine armselige Schreiberstelle irgendwo zu finden, um nicht dem Hunger oder Schlimmerem anheimzufallen. Es ist ja kein Bedarf da für so viele Juristen und Professoren und Techniker und Officiere und Literaten. Das Gewerbe, der Bauernstand hat Noth an Mann, aber nein, es ist eine Schande körperlich zu arbeiten.

Nun können Sie fragen, warum ja ich selbst den Bauernstand verlassen habe, um ein „geistiger Arbeiter“ zu werden. Ich könnte antworten: Für den Bauernstand war ich zu dumm. Will aber doch lieber sagen: Für den Bauernstand war ich körperlich zu schwach, daher versuchte ich es mit dem Handwerke; für dieses war ich auch nicht geeignet; um ein tüchtiger Meister zu werden, muss man seine besonderen Fähigkeiten haben, die mir abgiengen. Ich wäre in jedem anderen Stande

zweitens auf seine Gemeinheit. Ich will mit diesem, vielleicht nicht ganz glücklich gewählten Worte die Gemeinsamkeit seines Lebens, seiner Freuden und Leiden mit seinen Dienstleuten und Arbeitern bezeichnen. Für mich bildet das Leben des echten Bauern, der der Vorarbeiter seiner Leute ist, mit denen er seine Mahlzeiten theilt, ein sociales Ideal, das aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt und einen mächtigen Damm bildet gegen socialdemokratische Strömungen.

Das Bauernhaus ist, wie kein anderes Haus, der Hort der Familie.

Der Bauer bricht zusammen unter der gewaltigen Kriegsrüstung. Aber eine andere Ursache ist das falsche Wirtschaftssystem. Der Alpenbauer treibt noch gegenwärtig Naturalwirtschaft. Was er braucht, muss die eigene Wirtschaft bringen. Die sogenannte Egartenwirtschaft ist der Ruin der Alpenwirtschaft und sie hindert die Ausbreitung der Viehzucht, die allein den Alpenbauern retten kann.

Ich habe oft mit Alpenbauern über die Verbesserung ihrer Viehzucht gesprochen. Fast ausnahmslos haben sie mir geantwortet: „Was nutzt es mir, wenn meine Kühe mehr Milch und Butter geben, desto mehr essen meine Leute davon und ich brauche die Leute in der Wirtschaft.“ Der Alpenbauer braucht seine Leute, um die Viehweiden umzureißen und mageres Korn darin zu bauen. Der Nutzen der Viehzucht geht größtentheils darauf auf die Leute, die die Viehweiden zerstören. Das ist ein sonderbarer wirtschaftlicher Kreislauf, aber er ist herkömmlich! Die Bauernsöhne, die in den Ackerbauschulen richtigere wirtschaftliche Anschauungen kennen lernen, kehren größtentheils nicht wieder auf die väterliche Scholle zurück; sie ziehen eine Dienststellung im Großgrundbesitze vor.

Solange die Hochschule für Bodencultur besteht, habe ich meine neun- bis zehntägigen Pfingstexcursionen mit meinen Hörern etwa fünfzehn- bis sechzehnmal in die Alpenländer gemacht, immer mit dem Hintergedanken, dass vielleicht einer oder der andere meiner Hörer Gefallen findet an einer Bauernwirtschaft in den Alpen, hauptsächlich zum Betriebe der Viehzucht. Es sind denn auch einige Hörer als Landwirte in den Alpen hängen geblieben, aber kaum fünf oder sechs in Kärnten und Steiermark. Ich habe es nun aufgegeben, die Bauernwirtschaft durch gebildete Elemente aufzufrischen. Unsere Jugend will nicht mehr mit der Hand arbeiten. Unsere Absolventen ziehen es vor, auf großen Gütern Sclavendienste zu verrichten, als auf einem kleinen, aber eigenen Bauernbesitz sich mit eigener Hand heraufzuarbeiten.

Es sieht trübe aus mit unseren Alpenbauern! Es wäre traurig und für den Staat ein großer wirtschaftlicher und sittlicher Verlust, wenn die große Summe von Arbeitskraft und Genügsamkeit, die im Alpenbauern steckt, zugrundegehen sollte. Welcher gebildete Landwirt wird die Entsagung besitzen, den Alpenbauer zu ersetzen oder an seine Stelle zu treten?

Das ist ein langer Brief geworden, doch vielleicht nicht zu lang für einen warmherzigen Freund der „Älpler“. Ein Dichterkopf erkennt vielleicht in der Zukunft des Alpenbauern einen hellen Schein, der die Bahn der Wissenschaft noch nicht zu beleuchten vermag.

In aufrichtiger Hochachtung
ergebenst
Prof. Dr. M. Wilckens.
Wien, 8. Februar 1892.“

jene neue, die ihm dafür gegeben werden soll. Wird an Stelle der alten Gemütswerte beim Landmanne die fromme Freude an der Natur treten? Und wird diese jene ersetzen? — Ich denke, auch die katholische Geistlichkeit, welche man im ganzen für einen Freund des Bauernthums halten muss, könnte und sollte etwas thun, um den Bauer nach den Bedürfnissen der Zeit körperlich und geistig wehrfähig machen zu helfen um seine Existenz. Er darf nicht mehr abgeschlossen werden von der Welt, um zu ihr einen feindlichen Gegensatz zu bilden, er muss sich frei, stark und stolz fühlen, anstatt vor Gebildeten sich zu drücken, seines Bauernthums sich zu schämen. Priester und Lehrer sollten im Bauern ein kräftiges Selbstbewusstsein aufwecken.

Doch, es ist vieles versäumt. Das Geschick scheint sich unerbittlich vollziehen zu wollen, theils durch äußere Verhältnisse, theils durch eigene Schuld! Viele werden von der Zeiten Ungunst kopfscheu gemacht freiwillig abspringen, andere werden durch die schweren Steuern, durch Dienstboten- und Gewerbsmangel, durch Wildschaden und Missjahre u. s. w. gezwungen, ihren Bauernhof zu verlassen. Wieder andere werden es aus Übermuth und Großmannssucht thun, oder wenigstens in der Vorstellung, dass es ihnen „überall besser gehen wird, als daheim auf der Keuschen“. Die jungen Burschen zieht der Staat fort, die Dirnen eilen als Dienstboten in die Stadt. Die veranlagteren Jungen wollen in die Studie oder wenigstens zum Kaufmann als Commis. Der Wege vom Bauernhause herab gibt es so viele, zum Bauernhause hinauf so wenige. Auch die so billig gewordenen Fahrpreise unserer Staatsbahnen tragen dazu bei, dass der Bauer rutschend wird. Der Rest aber, der noch sitzen bleibt auf dem Hofe, verkümmert, kommt immer tiefer in Schulden, endlich in die Abhängigkeit von nachbarlichen Großgrundbesitzern, die aus Barmherzigkeit den Kleinbauer noch eine Weile zappeln lassen, schließlich aber wieder aus Barmherzigkeit ihm den Garaus machen. Eine nächste Generation dürfte den Rest unseres Bauernstandes in Pachtverhältnissen finden. Sind die Landleute bishin nicht Pächter auf „Herrschaftshuben“, so sind sie vielleicht Pächter — des Staates. Oder soll es werden, wie die hochmögenden Jagdliebhaber meinen? Dass auf allen Bergen Wald, und in allen Wäldern Rehe und Hirsche stehen! Ob tausende und tausende Familien heimatlos werden und zugrunde gehen, was kümmert sie das!

Schon seit Jahren hoffte ich auf eines, auf etwas ganz Besonderes. Weil alles, auch das Unglaublichste und Verrückteste, manchmal aber auch etwas sehr Vernünftiges Mode werden kann, so dachte ich, müsste es auch einmal Mode werden, dass junge landwirtschaftlich geschulte Städter hinausziehen aufs Land, dort Bauernwirtschaften kaufen und anfangen zu ackern, Vieh zu züchten, Obst zu hegen. Ja, einige haben es wirklich so gemacht, aber nicht um persönlich Bauernarbeit zu treiben, sondern die vornehme Gutsherrschaft zu spielen. Die Reicheren können das auch thun. Nun gibt es aber hunderte und tausende von jungen Leuten, die nur ein kleineres Vermögen, etwa von sechs- bis zehntausend Gulden besitzen. Manche wissen nicht recht, was sie damit anfangen sollen, versuchen es mit allerlei Geschäften, Speculationen und haben den besten Willen, durch Fleiß und Sparsamkeit sich eine Existenz zu gründen. Eines der Bauernhäuser zu kaufen, die oben und unten freiwillig und gerichtlich ausgeboten werden, fällt keinem ein.

Und es wäre für den frischen geschulten Weltbürger doch eine Aussicht vorhanden, er würde das Gut bar ausbezahlen, hätte dann einen schuldenfreien Besitz, wäre etwa noch in der Lage, etwas zur Verbesserung

zugrunde gegangen; auch dem Schriftstellerberufe fiel ich zu in der Befürchtung, darin zugrunde zu gehen, und doch neigte ich mich nur zu diesem, weil ich nicht anders konnte, weil ich mich nur für diesen allein zur Noth beschaffen fühlte. — Sind es wohl immer derlei natürliche und innere Beweggründe, weswegen heute alles vor körperlicher Arbeit flieht, um „etwas Besseres“ zu werden? Nein, die Sucht reich zu werden, emporzukommen, wenn möglich eine öffentliche Rolle zu spielen — diese Sucht ist die verhängnisvolle Triebfeder der Arbeitsflüchtigen. Und diese Sucht, welche in den Städten nachgerade bis zum Wahnsinne ausartet, hat auch den Bauer erfaßt. (Mancherlei Gedanken hierüber habe ich in meinem Bauernromane: „Jakob der Letzte“ ausgesprochen.) Die Großmannssucht hat auch den Bauer gepackt, doch während dieselbe in den Städten den Diener zum Herrn machen soll, macht sie an dem Bauer den Herrn zum Diener. Der Bauer will „was Besseres“ werden, so will er in die Stadt, wird Fabriksarbeiter, Dienstmann, Hausmeister u. s. w. Beim Militär kann er's sogar bis zum Feldwebel bringen und wenn er lesen und schreiben kann, zu einem Hilfsbeamten in einer Kanzlei mit Pensionsfähigkeit! Nun ist er nicht mehr der „dumme Bauer“, er ist ein „Herr“, wenigstens kann er am Sonntag einen solchen vorstellen, wenn er sich einen Stadtrock zu kaufen vermag. Dass er in Wirklichkeit aber Diener, Knecht, Sclave geworden ist, und wohl ein ebenso oder mehr missachteter, als sein Großvater es unter der Hörigkeit gewesen, das merkt er gar nicht. Ganz merkwürdig: Seit der Befreiung ist uns der Sinn für Freiheit verloren gegangen. Lieber ein untergeordneter Beamter sein, als ein freier Bauer. Der Alpenbauer scheint sich übrigens des Freiheitssinnes nie bewusst geworden zu sein. Der Fabriksarbeiter hinwiederum kann gar nicht genug klagen und striken, um zu zeigen, wie geknechtet, wie elend er leben muss, aber weit lieber noch Fabriksarbeiter sein, als Bauernknecht! Der Bauernknecht ist nach unserer famosen Einrichtung in seinem Alter ja ein Bettelmann, während der Fabriksarbeiter unter dem Banner der Socialdemokratie die Welt erobern will! Es ist wohl wahr, überall sonst ist leichtere Möglichkeit, es zu etwas zu bringen, als im Bauernstande, doch überall auch ist die Gefahr, leiblich und geistig zugrunde zu gehen, größer als im Bauernstande, der seine fleißigen Leute kümmerlich, aber sicher ernährt.

Also stehen wir vor folgenden Thatsachen: Man fürchtet die Übervölkerung, und lässt urbaren Boden zur Wildnis werden. Man ist demokratisch gesinnt, von materieller Weltanschauung durchdrungen, und verachtet die körperliche Arbeit. Man will hinauf, und steigt hinab. Man will Machthaber sein, und wird Diener. Man sucht die Freiheit, und begibt sich in die Knechtschaft. Man studiert zwölf oder mehr Jahre, um ein Herr zu werden, und wird ein Bettler, weil man zwölf oder mehr Jahre studiert hat. — Wer soll aus solchen Widersprüchen klug werden? Wer soll sagen, auch nur ahnen können, wo das hinaus will?

Ich sehe keine Lösung zur natürlichen Wiedererstarkung unseres alten Bauernstandes. Auch für jenen Theil der Bauern, der noch nicht schollenflüchtig geworden ist, der noch treu festhält an der theueren Heimatserde, habe ich keine große Hoffnung, selbst wenn ihm von staatswegen noch so sehr unter die Arme gegriffen würde. Der Bauernstand unserer Alpen wird schon vermöge seiner Kirche zu sehr festgehalten auf der Basis einer alten Cultur und Weltanschauung, als dass er mit der neuen Zeit siegreich anbinden könnte. Und ich selbst bin der Meinung, dass seine alte Weltanschauung für sein inneres Leben mehr Wert hat als

geschritteneren anderen Ständen in gesundem Gegensatze steht.

Die ländliche Natur, die sich immer gleichbleibt, immer dieselben Gefahren, dieselben Freuden hat, immer dieselben Früchte zeitigt, vermag ihre Kinder Jahrhunderte lang festzuhalten auf einem gleichen Grade der Culturentwickelung. Das Bauernthum wird also immer scheinbar der zurückgebliebene Stand sein, wird nur ungern die Vortheile ergreifen, welche eine theoretische Wissenschaft ihm zuwenden will, wird demzufolge jener Factor bleiben, welcher hinter sich die meisten Erfahrungen aufgehäuft hat, welcher in sich die größte Pietät für die Schätze und Tugenden der Vergangenheit wahrt. Auch wird das Bauernthum stets jener Stand bleiben, welcher im unmittelbaren Umgange mit der dem Menschengemüthe immerdar räthselhaft bleibenden Natur ein höheres Walten glauben und bekennen muss.

Diese einzige Zuversicht, dass alles sich wiederholt, kann mich trösten in der Trauer um den Bauernstand, den ich heute niedergehen sehe.

Eine bessere Antwort auf Ihre Frage, sehr geehrter Herr Professor, weiß ich nicht zu geben. Es ist ja eigentlich gar keine Antwort, es ist nur eine Reihe von Gedanken, zu denen Ihr Schreiben mich veranlasst hat.

Tauben-Mord.

Eine Culturskizze aus der eleganten Welt.

Gegen die Mitte Februar d. J. brachte eines jener Wiener Blätter, welche hinsichtlich des Berufes der Presse den umgekehrten Begriff von demjenigen haben, den Menschenfreunde, Idealisten, Schwärmer und andere paläontologische Anthropoiden, die aus vergangenen Perioden in unsere jetzige Cultur-Epoche noch hineinragen, festhalten, ein sonderbares Bild. Diese letzteren meinen nämlich, es gehöre mit zu den Aufgaben der weit unter den breiten Schichten der Bevölkerung hin wirksamen Tagespresse, gewissermaßen als Fortsetzung der Schule zu wirken, und muthen ihr deshalb zu, nach Thunlichkeit die eine und andere Gelegenheit zu ergreifen, um die Menschen zu richtigeren Meinungen und besseren Anschauungen emporzuziehen. Jene Blätter aber halten das für zu unbequem und finden es für nützlicher, zu dem Pöbel, der in jeder Classe der menschlichen Gesellschaft vertreten ist, herabzusteigen, dessen schlechten oder unverständigen Trieben zu schmeicheln, denselben in seinen Gewohnheitsneigungen nicht zu stören, überhaupt zu Gunsten des eigenen Geldbeutels ihr Möglichstes dazu beizutragen, dass diese und jene Dinge in der Welt wenn auch nicht schlechter werden, doch wenigstens auf dem dermaligen Standpunkte stehen bleiben. Die Armseligkeit dieses Pöbels wird übrigens selbstverständlich auch von ihnen gerade so durchschaut, wie von jedem anderen Menschen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat.

Ein solches Blatt nun brachte das Bildnis eines österreichischen Grafen — und zwar nicht in dessen etwaiger Eigenschaft als Diplomat, Soldat, Förderer des Ackerbaues, Beschützer gemeinnütziger Unternehmun-

und Verschönerung des Hofes anzuwenden und sich einfach und gediegen einzurichten. Er könnte dann persönlich sein Feld bebauen, seine Bäume hegen, seinen Garten pflegen, sein Vieh züchten, was ihm abwechslungsreichste und anregendste Beschäftigung gäbe. Gesunde Bewegung, gesunde Luft, gesundes Wasser, ein dralles, frohes Weib, pausbackige Kinder zu haben, ein freier Bauer zu sein mitten in der großen Natur, im ländlichen Frieden! — Wenn zehntausend Bürgersöhne unserer Städte in den Alpen ebensoviele mittelgroße, sonst dem Verfalle bestimmte Bauernhöfe ankaufen, um sie selber zu bewirtschaften, so ist der Bauernstand gerettet und die Ehre der persönlichen Arbeit wieder hergestellt. Diese Neubauern könnten miteinander in ein Schutz- und Trutz-Verhältnis treten. Die Knechte und Mägde aus Stadt und Fabrik würden dann wohl von selbst folgen.

An dieser Stelle möchte ich einen kleinen Abstecher auf politisches Gebiet machen und Folgendes sagen: Wir beklagen an unseren Grenzen den Rückgang des Deutschthums, so in Südtirol, in Kärnten, in Untersteier. Der deutsche Schulverein will durch Gründung deutscher Schulen an den Grenzen einen Damm bauen. Der Erfolg bleibt trotz dieses löblichen Bestrebens ein zweifelhafter. Das radicalste Mittel nach meiner Meinung wäre, wenn deutsche Bürger und Bürgerssöhne, denen ihre Nation wirklich am Herzen liegt, an jenen Grenzen die Bauerngüter ankauften, auf denselben sich in Person sesshaft machten, fleißig arbeiteten und deutsche Familien gründeten. Dieses wäre der sicherste Damm gegen das Vordringen fremder Nationalitäten. Durch Wort und Schrift erreicht man nur wenig, durch Bethätigung anderer manches; wo man aber selbst, persönlich und mit dem Einsatze seines ganzen Lebens zugreift, da nur gedeiht das Werk vollkommen.

Will man also dem Bauernstand wirklich aufhelfen, so ist kein besseres Mittel da, als selbst Bauer zu werden. Der gleiche Gedanke beseelte Sie, geehrter Herr, als Sie Ihre Studenten in die Alpen führten in der heimlichen Absicht, bei den jungen Männern Neigung zum Bauernstande zu wecken. Suche ja auch ich meine Söhne für den Bauernstand zu gewinnen; sie wollen aber nicht, sind eben Kinder ihrer Zeit und warten, bis der Engel mit dem flammenden Schwerte sie wieder zurücktreiben wird in die Natur. Und also, denke ich, wird es sich vollziehen: So wie jetzt der Landmann in die Stadt strebt, um Städter zu werden, so wird einst, vielleicht bald, vielleicht durch eine heftige sociale Bewegung veranlasst, der Städter aufs Land ziehen, um Bauer zu werden. Dann wird der Spaten gesuchter sein als die Feder, der Pflug in höheren Ehren stehen als der Doctorshut, und dann wird wieder Hoffnung sein, dass die Menschheit körperlich und geistig gesundet.

Dieser künftige Bauernstand wird nicht nach den Traditionen des alten untergegangenen Bauernstandes wirtschaften. Er wird z. B. in den Alpen weniger Ackerbau, aber mehr und rationelle Viehzucht treiben, er wird eine billigere aber schmackhaftere Kost genießen als die alten, er wird angenehmer wohnen als jene, er wird geschult und weltklug sein, und der Bauernstand wird wieder feststehen als Hauptstütze des Staates.

Jedoch — es wird nicht mehr der altständige, patriarchalische, frommgläubige und in der Väter Vorurtheilen befangene Bauernstand sein. Der neue, seiner Zeit entsprungene Bauernstand wird der Zeit dienen, wird mit ihr aber, vermöge der conservativen Natur dieses Standes, doch nicht immer gleichen Schritt halten, so dass nach einer gewissen Epoche sich wieder jene Altständigkeit entwickelt haben wird, die zu den vor-

was irgendwo geschieht, sondern auch, wie es geschieht.

Seit Jahren stellen die Jäger den Felsentauben des Karstes nach. Dieses im ganzen Gebiet des Mittelmeerbeckens heimische Thier ist die Stammmutter unserer Haustaube. Es bewohnt die Klüfte und Höhlungen dieser felsigen Uferländer in großen Mengen und umso zahlreicher, je unnahbarer die Abgründe und Schlüpfte sind. Es ist mir aber noch niemals vorgekommen, dass ich eine Erhebung der öffentlichen Meinung gegen diese Jagd wahrgenommen hätte. Es ist eben eine Jagd, wie eine andere auch, und es lässt sich dafür oder dagegen nicht mehr sagen, als was man hinsichtlich der Wildjagd überhaupt vorbringen kann.

Einen Eindruck ganz anderer Art würde es offenbar machen, wenn man eine Anzahl dieser Vögel einfienge, sie in Körbe zusammenpackte, und alsdann nach und nach mit gestutzten Schwanzfedern fliegen ließe, um sie in der Entfernung weniger Schritte zusammenzuknallen. Gerade in dem Unterschiede, der zwischen dem einen und anderen Verfahren besteht, liegt aber offenbar jenes Moment, durch welches sich für das Gefühl, wenn auch nicht für das Strafgesetzbuch, die Jagd im allgemeinen von dieser sogenannten Jagd im besonderen abhebt.

Was die Thierquälerei anbelangt, so gaben die Veranstalter des Taubenschießens an, dass ihre Diener beauftragt seien, jedes nicht tödtlich getroffene Thier sofort zu erwürgen, oder, wie der technische Ausdruck lautet, „abzufedern“. Offenbar waren dieselben jedoch gar nicht imstande, diesem Versprechen nachzukommen, wie es auch der Erfolg bewies. Es ist augenscheinlich, dass bei den verschiedenen denkbaren Graden von Verwundung ein Thier sowohl dem augenblicklichen Tode durch die Schüsse, als dem durch die Finger der Abfederer entrinnt, und gleichwohl auf eine bedauernswerte Weise zu Grunde geht.

Nachdem das Bedenken wegen der Thierquälerei beschwichtigt war, blieb noch die Rücksicht auf die Stimmung der Bevölkerung. Ein Plebiscit wurde wohl nicht veranstaltet, dagegen das Gutachten der Gemeinde-Vertreter eingeholt. Diese wackeren Staatsbürger, die aus dem Fremdenverkehr einen nicht unerheblichen Gewinn ziehen, hatten gar nichts gegen das Vergnügen der hochgeborenen und geehrten Herren Gäste einzuwenden, vorausgesetzt, dass ihnen die Schrote nicht auf ihre frisch angestrichenen Häuser, ihre theueren Fensterscheiben oder in die eigene Haut fuhren. Diese Bedenken wurden durch die Wahl einer geeigneten Örtlichkeit beseitigt.

Es blieb also nur noch übrig, der Sache den bekannten Mantel der Gemeinnützigkeit umzuhängen, was dadurch geschah, dass man die Einnahmen aus den Eintrittsgeldern den Arbeiten an der Fortsetzung eines Spazierweges überwies — dann rothe Plakate drucken zu lassen, in welchen nicht nur der hohe Adel, sondern auch das geehrte Publicum gnädigst zum Zuschauen gegen eine gewisse Gebür eingeladen wurde, sodann sich „Ehren“- und „Damen-Preise“ zu verschaffen, welch letztere durch eine bei Frauen veranstaltete Collecte beigestellt wurden.

Wir haben vor Zeiten in der Schule gelernt, dass allenthalben, wo etwas Gutes vorbereitet wird, der böse Feind herumgeht und Unkraut unter die Weizenkörner säen will. An der Wahrheit dieser Beobachtung ist leider nicht zu zweifeln. Es kommt aber nicht gar so selten auch das Umgekehrte vor. So war es hier.

Da waren einige Männer, die sich untereinander sagten: „Können wir ein derartiges Schaustück nicht verhindern?

„Wir haben am Eingange von öffentlichen Gärten Tafeln aufgestellt gesehen, welche uns durch ihre Inschrift mittheilen, dass diese Anlagen dem Schutze aller Naturfreunde anvertraut seien. Nach dem Texte diese

gen, sondern in der eines Siegers bei einem zu Monte Carlo abgehaltenen sogenannten Taubenschießen. Derselbe Graf hatte bei dem erwähnten Vergnügen den Ehren(!)-Preis von etwa neunzehntausend Francs davongetragen.

Mit diesem Bilde wurde für die Bewunderung der Menge, aus deren Beiträgen das betreffende Blatt seinen Nutzen zieht, ein Mann auf das Piedestal der Tagesberühmtheiten gestellt, dem die menschliche Gesellschaft, in deren Mitte es so viel Hunger und Jammer gibt, eine beträchtliche Summe deshalb überwiesen hatte, weil von demselben im Verwunden und Niederschießen von zahmen Vögeln, die aus einem Korbe aufflogen, besondere Geschicklichkeit gezeigt worden war. Zu Monte Carlo wird derlei gestattet, weil man dort nicht allein auch die Spielbank zuläßt, an der alljährlich eine Anzahl von Menschenleben verloren geht, sondern auch noch vieles andere, was hier nicht weiter ausgeführt werden soll.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass eine stattliche Anzahl von Sommerfrischen, Fremdenorten und dergleichen sich es besonders angelegen sein ließe, dem von Monte Carlo im glorreichen Fürstenthum Monaco gegebenen Beispiele sofort zu folgen, wenn es die Regierungen gestatten würden. Seine Durchlaucht, der Fürst von Monaco, lebt bekanntlich von den Pächtern der in seinem Staate aufgeschlagenen Spielbank und muss sich demnach gefallen lassen, dass diese allen jenen „Anforderungen der Jetztzeit“ Rechnung tragen, durch deren Berücksichtigung sich die catilinarischen Existenzen von Europa und Amerika dorthin locken lassen. Anderswo braucht man derlei Rücksicht nicht zu nehmen, und so erscheint das Taubenschießen aus ganz Europa nahezu verbannt, kommt höchstens ab und zu selten irgendwo einmal in Italien oder auch im südlichen Frankreich vor.

Nun geschah es, dass ein anderer Adeliger, welcher der österreichisch-ungarischen Monarchie angehört, diesem Vergnügen beiwohnte. Die Lorbeeren des Tauben-Siegers ließen ihm keine Ruhe, bis nicht eine klaffende Lücke in unserem Culturleben ausgefüllt und das fashionable Vergnügen auf den Boden Österreichs verpflanzt war.

Der Jahreszeit wegen konnte es sich da nur um eine der „Winter-Stationen“ handeln. Man wählte eine solche aus und setzte es durch, dass die Aufführung einer derartigen Jagd in einer Entfernung von drei oder vier Kilometern bewilligt wurde. Dass die Behörden eine solche Bewilligung gerne oder auch nur gleichgiltig — wie man andere Spiele und Aufzüge gestattet — ertheilt hätten, wird man wohl nicht behaupten oder annehmen können. Indessen fanden dieselben keinen formalen gesetzlichen Grund, aus welchem dieselbe zu verweigern war. Es gibt wohl Bestimmungen, welche Thierquälerei verbieten — dieselben scheinen aber auf diesen Fall nicht anwendbar zu sein. Denn es wurde gesagt, dass Hetz- und Parforce-Jagden ungehindert stattfinden, ja dass man, wenn die sentimentalen Spießbürger, deren Stimmen gegen das aristokratische Amüsement allmählich laut wurden, Recht behielten, die Jagd überhaupt verbieten müsse. Denn dass angeschossene Thiere oft erst nach langer Zeit elend zu Grunde gehen, sei vom Begriffe der Jagd nicht zu trennen.

Wenn man sich auf Hetzjagden und dergleichen berufen konnte, so ist es wieder nur ein Beweis für die alte Wahrheit, dass Beispiele dieser Art, die von den bevorzugten Classen der Gesellschaft gegeben werden, nicht günstig wirken. In der Zusammenstellung mit der Jagd überhaupt liegt offenbar einige Wahrheit. Es fühlt aber doch jeder heraus, dass die Vergleichung irgendwo nicht klappt. Es handelt sich eben nicht nur darum,

zudem Tage lang ohne Trank und Nahrung gelassen hatte, zu befreien. Einige wenige waren bereits offenbar verdurstet, todt, einige andere giengen sofort zu Grunde, weil sie in ihrer Gier nach Wasser einer Pfütze zuflogen, die sich in einer von steilen Mauern eingefasſten Grube befand. Aus dieser vermochten sie sich nicht zu mehr erheben und ertranken. Die stattliche Anzahl von ein paar hundert aber flog frei auf Bäume und auf Dächer, von welchen erhabenen Standpunkten aus sie vielleicht Betrachtungen über den Fortschritt der Sitten anstellte, den die Herren der Schöpfung seit den Tagen der Höhlenbären und Pfahlbauten gemacht haben.

Als sich nicht bloß die Kunde von dem Vorgefallenen, sondern mit ihr auch die Scharen der freigelassenen Thiere im Orte verbreiteten, war die Entrüstung der um einen Theil ihres Vergnügens Geprellten keine geringe. Man erfuhr alsbald den Namen des Attentäters, welcher für seine That einstand, und bedrohte ihn mit einer Anklage wegen Diebstahls.

Nunmehr stellte es sich heraus, dass in einem Gebäude immer noch ein, wenn auch geringer, Rest der Thiere verwahrt wurde. Die Wachsamkeit über dieselben wurde verdoppelt und verdreifacht, und es gelang nicht, diese ihrem Schicksale zu entziehen, welches das nämliche war, wie jenes, das die anderen vor die Gewehre gestellten Tauben getroffen hatte.

Wenige Tage später veröffentlichte ein Wiener Blatt, welches die Personenbewegung in Bädern und Curorten, so weit sie sich auf aristokratische Namen bezieht, den zeitgenössischen Maulaffen vorzuerzählen pflegt, und an seiner Stirne nur die Abbildungen von Comtessen und deren Standesgenossinnen bringt, einen enthusiastischen Aufsatz über die haute saison des betreffenden Ortes, die glanzvollen Namen, durch welche dieselbe verherrlicht wird, wobei der Verfasser eben diesen Ort zu der Einführung des Taubenschießens auf heimischem Boden beglückwünscht und den gelungenen Verlauf desselben feiert — welch letztere Bemerkung wohl sogar die Unternehmer des Taubenschießens kaum unterschreiben dürften.

Denn es zeigte sich mit unverkennbarer Deutlichkeit, dass das Volk bei uns im allgemeinen noch nicht reif ist für das Verständnis dieser Spende des Zeitgeistes. Der nämliche Attentäter, welchen die feinen Herren als Dieb bezeichneten, wurde allenthalben beglückwünscht, wo er sich auf der Straße sehen ließ. Sein Einbruch hat ihm manchen Händedruck von Personen eingetragen, mit welchem er sonst kaum in Berührung getreten wäre. Die Presse der Provinz lobte ihn, und belegte das von ihm gestörte Vergnügen mit scharfen Bezeichnungen und Ausdrücken. Es kamen ihm Dutzende von Briefen zu, darunter von Personen, von welchen eine einzige mit ihrem Beifall die Anfeindung von ungezählten Müßiggängern aufwägt. Mit einem Wort — in Österreich sind die Leute noch zu dumm, um den „Chic“ dieser Art von Passionen zu würdigen, und deshalb hat auch der Veranstalter dieser Martergeschichte den Boden, auf dem ihm nach dem Bericht des angedeuteten Blattes ein so „brillanter Erfolg“ aufblühte, den Rücken gekehrt, und wieder die gesegneten Gefilde von Monte Carlo aufgesucht, wo die Verhältnisse und die Personen, die man dort duldet, ein weit günstigeres Feld darstellen.

Bei näherer Betrachtung eines solchen Falles ergibt sich die eine und andere Frage wohl von selbst. Man kann beispielsweise sagen: „Wenn die Herren ihre Gewandtheit im Schießen zeigen wollen, warum schießen sie nicht, wie es anderweitig geschieht, auf Glaskugeln, welche eine Schleudermaschine in die Luft wirft?“

Darauf wird von den Betheiligten geantwortet, die Kunst, eine solche Kugel

Inschriften wäre also jemand kaum zu verurtheilen, der einen bösen Buben, welcher eine Pflanze verstümmelt, bei den Ohren nimmt. Da die Thiere auf der Stufe der Lebewesen jedoch ohne Zweifel höher stehen, als die Kräuter, Sträucher und Bäume, so wird man wohl auch kaum etwas dagegen haben können, wenn sich jemand um die stumme, aber fühlende, Creatur annimmt. Machen wir einen Versuch, die Tauben von dem ihnen bevorstehenden Schicksal zu befreien!"

Da die zuständige Behörde von den erwähnten Gesichtspunkten aus kein Mittel fand, die bevorstehenden Schießversuche an den mittlerweile in Körben und Kisten nach langer Reise aus Ungarn herbeigeschafften Thieren abzuwenden, so wandten sich diese Männer an eine höhere Behörde. Die Zeit drängte, es geschah dies auf telegraphischem Wege. Auf dem gleichen Wege kam die Rückantwort, dass man die unterstellte Behörde, eben diejenige, die als erste Instanz bereits sich über die Unmöglichkeit einer Nichtbewilligung geäußert hatte, zu weiterer „Erhebung" und Amtshandlung veranlasst habe. Gegen diese Rückäußerung war allerdings nichts einzuwenden, weil die Herren der höheren Instanz, die sich in einer entfernten Stadt befinden, nicht wissen konnten, um welche thatsächlichen Verhältnisse und Vorkommnisse es sich in der telegraphisch eingelangten Vorstellung handelte.

Die Sache stand nunmehr genau wieder so, wie vorher. Bei der Kürze der Zeit war an eine weitere Abhilfe für den Augenblick nicht mehr zu denken. Die Execution war in zwei Schlachttage eingetheilt. Die Stunde des ersten stand unmittelbar bevor.

Schon waren einige hundert Tauben an den betreffenden Ort gebracht worden. Da sorgten die angedeuteten Verschwörer dafür, dass wenigstens eine Anzahl von Zeugen zur Stelle war, durch deren Aussagen solche Vorgänge festgestellt werden konnten, die Veranlassung zu einer Anklage wegen Thierquälerei bieten mochten. Aus den Aussagen dieser Zeugen gieng Folgendes hervor.

Von je hundert mitgebrachten und aus den Körben entlassenen Tauben blieben etwa vierzig sofort getödtet auf dem Platz. Andere dreißig wurden verwundet. Von diesen wieder gerieth etwa die Hälfte in die zugesagte Mitwirkung der „Abfederer", das heißt, die betreffenden Thiere wurden nachträglich durch Zerren, Reißen, Aufschlagen gegen Steine oder sonstwie getödtet. Die andere Hälfte entkam vorläufig, musste aber zu Grunde gehen. Den einen waren die Füße weggeschossen, so dass sie nirgends mehr sich hinsetzen konnten, andere verendeten flügellahm an unbekannten Stellen, wieder andere kamen zerfetzt und blutend in den Gassen des benachbarten Ortes an, wo sie den Steinwürfen und sonstigen Scherzen der nichtadeligen Jugend erlagen, und wieder andere wurden von Sperbern, Habichten oder Falken vertilgt, die, mitleidiger als verschiedene Menschen, mit ihnen sofort ihren Hunger stillten.

Weitere dreißig auf je hundert entkamen überhaupt und flogen dem Buschwald und den Häusern zu.

Ein animiertes Tanzkränzchen vereinigte nach Beendigung der Jagd die Theilnehmer und die Crême der Gesellschaft, und bildete so den Schluss dieses schönen Festes.

Mittlerweile war es einem der erwähnten Männer gelungen, den Ort zu entdecken, wo die für die morgige Fortsetzung der Schlächterei bestimmten Thiere aufbewahrt wurden. Derselbe vermeinte, es liege hier einer jener Fälle vor, wo nach Erschöpfung der Mittel gesetzlicher Abwehr die sogenannte germanische Selbsthilfe nicht unübel am Platze wäre. Er begab sich demnach an den von ihm erspähten Ort und öffnete mit einem Messer Körbe und Kisten. Es gelang ihm, ein paar hundert der Gefangenen, die man

etwas zusammengezogen): „Jetzt sitze ich hier, die Veder in der Hand. In meinem jugentlichen Ungestimm habe ich wieder einen raschen Entschluß gefast, der mir fast gereuet. Ich habe Geschäfte, zu dessen Erfühlung ich verpflichtet bin. Bauer und Handwerker sein. Da sohl ich die ganze Woche arbeiden und am Sonntag sohl man doch in die Kirche gehen, überdis ist ein Schneiderlehrjunge — der ich leider noch bin — verbunden, in die Sonntagsschule zu gehen. Die „fröhlichen Stunden" habe ich auch zu verferdigen, und dennoch eine neue Zeitschrift! und ich weis gar nicht, was ich Alles hineinsetze, vill Gescheites und Schönes werde ich halt nicht zusammenbringen". Diesem Selbstbekenntnisse auf dem Fuße folgt ein Sermon: „Liebe Freunde, kommendes Jahr muß uns wieder bedeutent dem Himmel näher führen. Dort müßen wir hinein und koste es, was es wohle, es währe doch schröcklich, wenn wir den Himmel verfählten und der Hälle zugingen, während Andere unseres gleichen sich einen schönen Ehrensitz im Himmel erwerben. Und schändlich währe es für uns noch dazu. Ein ordentliches Leben fangen wir an. Es ist ja nicht noth, das wir in härene Kleider dahergehen, uns däglich geiseln, bei Wasser und Brod fasten, den ganzen Dag in der Kirchen sitzen. Man kann schon Bratl und Krapfen essen (wer's hat), aber halt nicht übermässig. Ehrlich, Dreue und in Ordnung mit seinen Geschäften, das ist Schuldigkeit. Und wen in diesem Jahr Leiden komt, so recht vill Gedult dazu — und Gedult für mein Geschreibsel, wenn sie euch anders jezt nicht schon ausgegangen ist."

In der darauffolgenden Beschreibung seiner Lesewuth drückt der Verfasser die Befürchtung aus, dass er mit dem Buche in der Hand für einen Jesuiten gehalten werden könne; er verwahrt sich dagegen und ruft aus: Respect vor mir, ich bin ein Schneider!

Seiner religiösen Stimmung gibt er nicht uneben Ausdruck im Aufsatz: „Ein Sonntag". „Mitten in unserer Gemeinde ein erhabener Orth: ein Nazareth, ein Betlehem, ein Jerusalem — die Pfarrkirche. Das Taufbecken ist der Jordan, die Kanzel der Berg Tabor, der Althar — Golgatha. Die Kirche ist unser Himmel auf Erden. Thoren, die ihr euch in der Kirchen ungebürlich betragt, ich ergere mich iber euch, ihr euch iber mich. Ob sich auch Gott ergert?" — Es steckt, wie man sieht, Predigerlust in dem Jungen.

In der Nummer vom 23. März 1862 des „Sonntagsblatt" findet sich eine scharfe Epistel gegen die heimlichen Feinde Österreichs, welche immer auf die Regierung losschimpfen und ihr alle Schuld an den schlechten Zeiten geben. „Wer ist Schuld an den schlechten Zeiten? Theils Gott, der sie gibt, theils ihr, die sie verdient. Klagt euch an, klagt Gott an, wenn ihr Courage habt!" — In der Nummer vom 30. März findet sich eine sehr ernsthafte Ansprache an einen Mann, der zu jener Zeit sich in Alpel erhenkt hatte. „Bist sonst immer so fromm gewesen, die Welt hat dich mit Reichthum überschüttet, und jetzt thust du auf einmal was, das dich der Hölle so nahe bringt! Was ist dir denn eingefallen? Nein, geisteskrank bist gewesen und da Gott jede Krankheit nur mit Gutem belohnt, so wird er auch dir ein gnädiger Richter sein."

Im Capitel „Des alten Hexenmütterls Selbstgespräch" wird der Aberglauben gegeißelt. Und zum Schlusse: Es gibt Menschen, welche das Wahre und Schöne verachten und den Aberglauben für Frömmigkeit halten. Aberglauben ist Teufelsreligion."

In diesem Buche erzählt der Verfasser auch ein Gaunerstückchen, das sich in seiner Gegend zugetragen. Apolonia hatte zwei Liebhaber. Der

zu treffen, sei nicht so groß, als das Treffen einer Taube.

Diese Entgegnung muss als unzutreffend bezeichnet werden, nachdem man die Bewegungsfähigkeit der Taube vorher durch Entfernung der Steuerfedern wesentlich beeinträchtigt hat.

Auch ließe sich fragen, wozu man in der Schule den Kindern lehrt, dass Barmherzigkeit gegen den Menschen und die Thiere von Christenthum und Sitte geboten sind. Ferner könnte gefragt werden, bei welchen Gesellschaftsschichten und bei welcher Art von grausamen Hantierungen die gegen Thierquälerei gerichteten Bestimmungen des Gesetzbuches ihre Wirksamkeit versagen. Dann könnte es Einem einfallen, darüber nachzudenken, in welcher Weise die Gefühle und Stimmungen, die in der einen Classe der menschlichen Gesellschaft gegen die andere herrschen, durch solche Vorkommnisse beeinflusst werden. Man könnte auch das Benehmen des gemeinen Volkes, das sich über die gelungene Befreiung der Thiere freute, dem gewisser Aristokraten gegenüberstellen.

Und so ließen sich noch manche, zum Theil sehr vorwitzige, Fragen aufwerfen.

Im übrigen wurde Strafklage wegen „boshafter Beschädigung" eingereicht. Die Strafklage bezog sich aber nicht auf die Veranstalter des Schießens, sondern auf denjenigen, der einen Theil desselben vereitelte, und die „boshafte Beschädigung" nicht auf das Verstümmeln und Zerschlitzen der Thiere, sondern auf die Befreiung derselben von den Martern, von denen sie durch den Übermuth nutzloser Müßiggänger bedroht waren.

Nachdem man den Angeklagten vernommen hatte, gieng der Act an die Staatsanwaltschaft. Dieselbe fand Anhaltspunkte, welche ihr gestatteten, die Klage sofort zurückzuweisen. Damit ist allerdings eine Verurtheilung erzielt, aber eine solche, an welche der Kläger nicht dachte.

Oswald Stamm.

Wie der Almpeterl gedichtet hat.

Eine Studie über die literarischen Flegeljahre von **P. K. Rosegger.**

II.

Wenn ich schon drangehen soll, die wunderliche literarische Thätigkeit des jungen Menschen im weltentrückten Gebirgsbauernhause in einem zweiten und letzten Aufsatze zu charakterisieren, so geschieht es, um das Bild einer Erscheinung zu vervollständigen, welcher man größeres Interesse zuzuwenden beliebt, als sie vielleicht wert sein mag. Für mich selbst, ich betone es noch einmal, sind diese Rückerinnerungen ersprießlich und niederdrückend zugleich; für andere mögen sie zeigen, aus welchen Wurzeln sich spätere schriftstellerische Thätigkeit entwickelt. Nicht als ob ich das der einen Person wegen für so wichtig hielte, sondern weil ich in dem über und über grünen „Almpeterl" einen Typus des literarischen Dilettantenthumes der unteren Stände erblicke.

Ich ziehe aus den zwanzig Bänden noch zwei Zeitschriften hervor, die mir einigermaßen charakteristisch zu sein scheinen und vielleicht einen gewissen Anspruch auf Beachtung machen dürfen.

„Sonntagsblatt. Eine Wochenschrift. 1862." In der ersten Nummer desselben heißt es (der Text ist hier

im Stile einer Zeitung gehalten ist. Diese Zeitschrift wurde gegründet am 16. Mai 1864. In der Einleitung vergleicht der Verfasser seine Schreibelust mit einer Blume, der Frost mag sie immer entblättern, im Frühjahre treibt sie doch allemal wieder frisch aus der Wurzel und blüht. Mit dem Frost meinte er die Gleichgiltigkeit, mit welcher das Publicum seine früheren Schriften behandelte. Das Publicum bestand nämlich nur in den Kindern des Kleinkaufmanns Haselgraber zu Kathrein am Hauenstein. Diese, als die Freunde des Autors, bekamen die Sachen natürlich gratis zu lesen, und wenn es in der „Pränumerations-Einladung" heißt, dass der Leser für den Jahrgang einen Kreuzer zu zahlen habe, so war das durchaus nicht so ernst gemeint. Der Herr Verfasser war froh, wenn man die Sachen umsonst las; die Gebrüder Haselgraber erwiesen ihm den Gefallen zumeist, hatten manchmal aber etwas Besseres zu thun, als die schlecht geschriebenen Phantastereien des Almpeterls zu lesen, obzwar sie ihm sonst recht gewogen waren und aus ihrem Kaufmannsladen dem „Büchelschreiber" manchen Bogen Kanzleipapier gratis lieferten. Der Kaufmann Karl Haselgraber war zugleich Gemeindevorstand in Kathrein am Hauenstein. Seine geräumige Hausstube war besonders zur Winterszeit an Sonn- und Feiertagen ein beliebter Versammlungsort der Leute. In dieser Stube lagen die Schriften des Almpeterls auf, jeder konnte darin blättern wie er wollte. Mancher vertiefte sich in die Büchelchen und schüttelte bisweilen den Kopf.

Das erste, was uns im zweiten Jahrgang „Meine Gedanken" auffällt, ist eine Musikkritik über die Kirchenmusik am Pfingstsonntage zu Kathrein. „Herr Schulmeister! Wir bitten nur wieder alte Messen aufzulegen, die neuen gehen nicht. Wenn Sie aber schon neue machen wollen, so früher schön fleißig einstudieren! Die Litanei ist gut gegangen; das Tantum ergo hoffen wir am Frohnleichnamstage besser!" Kecker kann doch auch in der Stadt kein kritischer Grünschnabel sprechen. Am darauffolgenden Dreifaltigkeitsfeste war unser Musikreferent sehr zufriedengestellt, er constatierte, dass der Schulmeister Herr Lakowitsch sein Bestes gethan und die schönsten Sachen zu einem einheitlichen Ganzen zusammengestellt habe.

In einer späteren Nummer wird das Sängerfest zu Kindberg am 19. Juli beschrieben, zu welchem der Almpeterl vom Veranstalter desselben, dem Componisten Jakob Schmölzer, eingeladen worden. Nach dem Feste, welches um acht Uhr abends zu Ende, „suchte ich eilig mein Bett auf, welches aber fünf Stunden weit von Kindberg entfernt war". — Auf ein anderes Festconcert schrieb der Almpeterl eine Satire, in welcher es heißt, dass der Saal gedrängt voll war — vor Finsternis, und dass die Vorträge lebhaft applaudiert wurden von den — Mitwirkenden.

Am 31. Juli wurde auf einer Berghöhe bei Mürzzuschlag ein Volksfest abgehalten zur zehnjährigen Eröffnungsfeier der Semmeringbahn. Unser Almpeterl war natürlich auch dabei, beschrieb in „Meine Gedanken" das Fest und feierte den siegreichen Menschengeist. Der Artikel schließt wie folgt: „Ich war ungemein heiter und fröhlich, besonders als mich Herr Haas (Gastwirt aus Kathrein) zu seinem Gesellschafter erwählt hatte und ich auf seine Unkosten Wein, Bier, Kaffee, Würste, Braten mit Zuspeis und Cigarren im Überfluss genießen konnte. Bis zwölf Uhr in der Nacht blieb ich an der Seite des Großmüthigen."

In der Beschreibung eines Festes auf dem Teufelsstein ist er entrüstet über des Volksspiel, bei welchem ein Hahn, am Fuße mit langer Schnur angebunden, von einem Manne, dem die Augen verbunden, erschlagen werden

Franz sagte zu ihr: Wenn du den Josel nimmst, so hänge ich dich! Der Josel sagte zu ihr: Wenn du dich dem Franz zuhältst, so ersteche ich dich! Welchen Tod sollte sie wählen? Denn sie wollte von ihnen nicht lassen. Da klagte die Apolonia ihre Noth einer durchziehenden Zigeunerin. Diese antwortete: Kein besseres Mittel, als wenn du das Geld, das sie dir schon gegeben haben, in deinen Rock einnähen lassest und drei Tage lang mit dir herumträgst. Ist es dir recht, so nähe ich dir das Geld in deinen Rock, denn es muss dabei ein Gebet gebetet werden, das nur ich kann. Der Apolonia war's recht, gab der Zigeunerin zwanzig Gulden in die Hand und diese nähte das Geld vor ihren Augen in die Joppe. Nach drei Tagen, als die Magd ihre Joppe wieder aufschlitzte, war natürlich kein Geld da, aber auch keine Zigeunerin mehr. Von ihres Herzens Zwiespalt aber erlöste sie ein Gendarm, welcher den Franz eines Diebstahls wegen in den Arrest trieb. Der Franz konnte sie also nicht hängen, und der Josel wollte sie nicht erstechen. —

Aber trotz solcher und anderer Lebenserfahrungen ist an dem jungen schreiblustigen Menschen die Gott- und Weltgläubigkeit nicht unterzukriegen. Im Aufsatze: „Drangsale der Zeit" besonders offenbart sich Noth und Gottvertrauen. Er weint, er schreibt. In der von Kienspan schwach beleuchteten Stube die abgehärmte Mutter am Bette des todtkranken Bruders. Dieser kann vor Schwäche sich nicht mehr bewegen, wimmert vor Schmerz, lächelt aber zugleich und tröstet die Mutter. Der Peterl muss sich abwenden, dass man sein Schluchzen nicht merkt. Die übrigen Geschwister stehen trostlos um das Bett herum; zum kleinen Knaben Nikolaus sagt der Peterl: Bete für deinen kranken Bruder, du bist noch ganz unschuldig, bei dir gibts was aus. — Aus der Bergstadt Leoben kommt am selben Tage die Nachricht, durch den Brand in einem Bergwerke seien sechsundzwanzig Arbeiter erstickt. Peterl hört den Jammer der hinterbliebenen Witwen und Waisen. Leute die ins Haus kommen, erzählen von großen Überschwemmungen in der fernen Stadt Wien. „Nirgents sieht man nichts Gutes", seufzt der unermüdliche Chronist und über Alles und Jedes thut ihm das Herz weh. Dann setzt er bei: „Drum thöricht sind die Menschen, die nach Erdenglücke haschen, es ist ja Jedem aufgesetzt, in Wermuth sich zu waschen. Denn dieses Kreuz, auf dem wir sehen den Welterlöser bluten, hat Gott uns Allen auferlegt, den Bösen wie den Gutten. Und wer's nicht willig dragen will, nun der muß dopelt büssen, drägst du es aber mit Gedult, so kannst du dirs versüssen. — Und jene Kron ist doch mehr werth, als alle Erdenkronen, mit der uns einst der liebe Gott als Dulter wird belohnen."

Gleichzeitig bietet dieser Band ein Tagebuch des Verfassers, das die Bauernhöfe nennt, auf welchen er als Schneider arbeitete, das ferner seinen Cassastand angibt, z. B.: „In diesser Wochen fünfundsechzig Kreuzer ausgegeben, dreißig Kreuzer eingenohmen. Macht nix, wird schon wieder besser werden." Auch die Zahl der von ihm gelesenen Bücher wird zeitweilig angegeben: vom Jahre 1858 bis 1861 las er 359 Bände und Bändchen, die er sich von verschiedensten Seiten zu verschaffen wusste. Ferner enthält der Band „Sonntagsblätter" Aufzeichnungen über die Volksbewegung in Alpel: Heiraten, Krankheiten und Sterbefälle. Im Jahre 1861 starben sieben Personen und verehelichten sich zwei Paare. —

Weitaus drolliger als die „Sonntagsblätter" sind die zwei Bände: „Meine Gedanken". Der erste derselben gäbe Stoff für eine besondere Betrachtung; der zweite schließt sich insoferne den „Sonntagsblättern" an, als er ganz

Mein Glauben und Hoffen, ich krieg' zu Mittag
Zu essen und trinken, so viel als ich mag,
Und werde für dieses Gedichtlein sogar
Mit Lorbeern bekränzt — ist aber nicht wahr.

Und nun kommen wir zur tollen Seite der Zeitschrift: „Meine Gedanken". Die übermüthigsten Allotria und einfältigsten Sachen durcheinander.

Räthsel: Warum bekommt man überall Judenwein? — Weil der Erfinder des Weines, Vater Noah, selbst ein Jude war.

Weissagung: Nur noch drei schlechte Jahre, dann kommt kein gutes mehr.

Bekenntnis: Ich liebe mein Mädchen recht herzlich und mein Mädchen liebt mich auch nicht.

Was dem Bauernburschen das Mädel kostet: Jährlich achtmal ins Wirthshaus 8 fl., einmal zur Kirchweih 3 fl., ein seidenes Tüchel 3 fl., beim nächtlichen Gasselgehen zerrissene Stiefel 4 fl., andere Kleinigkeiten mehr als alles Andere.

An das verehrte Publicum: „Da es von einer öffentlichen Zeitschrift verlangt wird, dass es manchen Schertz machen sohl, ich mir auch die Freiheit nehme, gegen einzelne Persönlichkeiten anzuspielen, so biete ich alle Betroffenen um Nachsicht, ich meine es nicht böse, weil ich Keinem feindlich gesinnt bin. Die mit einem Stern bezeichneten Tittel sind als Schertz zu betrachten."

Schweinezucht: Man knüpfe das Schwein hinten beim Schwantz an, halte ihm vorn etwas zum Fressen hin, aber so, dass es die Nahrung nicht erreichen kann. Das Schwein streckt sich und zieht sich demzufolge sehr beträchtlich in die Länge. (Scheint aber ein alter Schertz zu sein, geschwind ein * dazu, dass das Thier nicht bös wird.)

Kursbericht. (Der Almpeterl trägt seines Lehrmeisters silberne Uhr zum Uhrmacher auf den Berg.) Das Silber steigt. (Das Ringlein von seiner Liebsten kollert ihm unter den Tisch.) Das Gold fällt.

Verlegenheit. Neulich kam unser Tabakverleger in Verlegenheit, er verlegte den Schlüssel zum Tabakverlegkasten, und da er also keinen frischen Tabak verlegen konnte, so verlegte er verlegenen.

Witterungscalamitäten: Der seit Wochen wehende Südwind hat uns zwei Concurrenz-Schneider gebracht.

Empfehlenswertes Jugendmittel für Mädchen. Man schnüre sich stark um die Mitte. Frauenzimmer, die das fleißig thun, werden nicht alt.

In eigener Sache: Diese Zeitung ist uralt, ist nämlich schon nach der Sündflut gegründet worden, sie wird in 000001 Exemplaren mit der Feder gedruckt und ist in allen Sprachen der Welt unübersetzt. Die nächste Nummer erscheint nicht mehr, Abonnementsbeträge werden schon heute angenommen. —

Ich glaube, man hat genug von dieser Sorte. Oder soll ich noch den Bericht einer Gemeinderathssitzung von Kathrein bringen? Der Pfarrer beschwert sich in derselben, dass an Sonntagen die Leute nicht in die Kirche hineingehen wollen, sondern auf dem Vorplatze in Mengen stehen bleiben und Tabak rauchen. Manches Mittel wird vorgeschlagen, um den Unfug abzustellen, keines erweist sich als tauglich, bis einer der Gemeinderäthe auf die Idee kommt, dass möglicherweise die Kirche auf dem unrichtigen Platz stehe. Man reiße sie ab und baue sie eben auf den Vorplatz hin, wo die Leute zu stehen pflegen. (Wird wegen zu großer Kosten abgelehnt.)

Eines naturhistorischen Aufsatzes „Der Mensch" muss noch Erwähnung geschehen, weil derselbe dem Verfasser verhängnisvoll zu werden drohte. Von Darwin war damals noch keine Rede, am wenigsten in Alpel oder Kathrein. Im Aufsatze kommen die Schlagworte

sollte. „Sie, Herr Festgeber", fragt der Schreiber, „was hat das Thier verbrochen? Soll es sterben, damit der rohe Pöbel etwas zu lachen hat?" Im Gedränge ruft dem Autor ein Herr zu: „Druckens nit so, das ist ja ein Druckfehler!" worauf der Almpeterl antwortet: „Ich kann ja nicht machen, dass ich nicht da bin." — In einem förmlichen Leitartikel über die „Bürgermeisterwahl" zu Kathrein wird verlangt, die Stimme nur einem uneigennützigen freisinnigen Manne zu geben, einem, der sich nicht vom fadem Lohn und dummem Ehrgeiz leiten lässt. — So viel von der journalistischen Seite des Blattes.

Nun das Feuilleton. In dem autobiographischen Aufsatze: „Meine zwanzig Jahr" schildert der Verfasser mehr Gefühle als Thatsachen, berührt manche Drangsal und spricht schließlich den Wunsch aus, diese Zeit noch einmal zu durchleben.

Aus den Gedichten dieses Bandes seien mit geringen Kürzungen die folgenden mitgetheilt:

Vergeblich Pfingsten.

Ist das Fest der Heiligmachung
Jetzt vorüber, oder sind wir
Böse Menschen noch wie früher,
Die nur sich wie Götter lieben,
Und den Nächsten feindlich hassen,
Und den Leidenden verlassen?
Die der Hölle dienen hieben
Und den Himmel hoffen drüben?
Ist es so, dann sind die Pfingsten
Noch bei weitem nicht gekommen.

Allerseelen.

Helle hehre Glockenstimmen schallen,
Gräber sind verklärt im Lichterstrahl,
Blumensträuße, Rosenkränze wallen,
Just als ob Frohnleichnam wär' im Thal.
Ja, Frohnleichnam! — Leichnam hallt das Echo,
Einstens thaten wir den Acker bau'n.
Heute kommen wir, um nach dem Wachsen
Uns'rer theuren Erdenfrucht zu schau'n.

Weihnachtslied.

Wenn wir, ihr Freunde all, gelebet dazumahl,
Wir hätten das göttlich' Kind besucht im Ochsenstall,
Hätten wie die Hirten es gepflegt,
Genährt, auf weiches Bett gelegt.
Wohlan, ihr Freunde, wollt das Christkind lieben:
Dort in der halbverfallenen Hütte drüben,
Dort lebt ein armer, kranker Mann.
„Was ihr ihm thut, das habt ihr mir gethan."

Zum Namenstage der Mutter.

Möge im Herrn meine Seele sich sammeln,
Dir meinen Dank, meine Ehrfurcht zu stammeln,
Du meines Heiles lebendiger Born.
Heiliger Baum, wo das Leben mir sprießet,
Quell', aus der himmlischer Segen mir fließet,
Sei mir gegrüßet!

— — — — — — — — — —

Immer gedenk ich der seeligen Träume,
Da ich geschaut in die himmlischen Räume,
Als ich nach schuldlos geschlummert an Dir.
Hast du doch selbst mir das Böse verwehret,
Christliche Pflichten mir liebreich gelehret,
O sei mir verehret!
Höre des Erstlings freudiges Danken,
Nie soll der kindliche Liebessinn wanken,
Zum Herzen der Mutter, zum Herzen der Treue.
Vater der Ewigkeit, Gott in den Höhen,
Segne das Mutterherz! Höre mein Flehen!
Höre mein Flehen!

Natürlich ruht der Schalk nicht lange; wir stoßen auf das Gedicht:

Ist aber nicht wahr.

Die Welt läßt sich täuschen, drum flieht ihr der Sieg,
Sie hasset die Wahrheit und glaubet der Lüg',
Verachtet die Braven, der tückischen Schaar
Erklärt sie als redlich, — ist aber nicht wahr.

O Prahlhans, du reicher, wie liebst du dein Geld!
Du thust, als ob Niemand so reich auf der Welt,
Du kennst keine Noth, sagst, und rufest sogar:
Bin durch und durch glücklich! Ist aber nicht wahr.

O Mädel was treibst du, wie stolz bist Du heut!
Am Haupt ein grün Kranzerl, am Leib ein weiß' Kleid,
Was fällt dir ein, Mädel, das Kranzel im Haar!
Ein Jungfräulein wärst du? — Ist aber nicht wahr.

michel“ belauschen, und der erzählt: „Nachst Nocht bin ih spoziern gonga, do hon ich ban Waldl an schworzen Wuzl gsechn. Da Peterl is ’s gwen, und der hot laut mit eahm selber gredt, va Liab und Treu und Sterbn hot er gredt, aftn is er zrehrn keman und hot tüchti grehrt. Ich geh hin zan eahm und frog n, wos n fahln that! Mei, wos wird ma fahln! gibb er Ontwort, a Dirndl möcht ih hobn! — Nau, sa schau dir um oans, sog ih. Norr! sogg er, wann ih koans kriag! und hebb wieder on zan rehrn. Ih hon gmoant, ih muass mih z todt lochn. A rehrender Bua wird freilih Koani kriagn. Geh, Peterl, sei nit sa dum! Dei Rehrn und dei Redn und deini Gedichter, olls mitanonder hilft nix. Zan Fensterl muasst gehn, keck muasst sein. Guati Nacht, Peterl!“

Eine Unmenge von Glossen und Schnurren überspringe ich mit Vergnügen; dieselben haben nur für mich einen gewissen Wert, ich freue mich an ihrem Übermuthe, an ihrem kecken Eingreifen ins Leben, an ihrer frischen Unbefangenheit, einem Gute der Jugend, das uns später abhanden kommt. — Die übrigen siebzehn Bände lasse ich wohlweislich unbesprochen, bin froh, wenn man mir die bisherigen Darstellungen verzeiht.

Für Freunde des plaudersamen Poeten wesentlicher mag ein Bericht sein, welcher sich in „Meine Gedanken“, Nummer vom 17. September 1864, findet. Mit demselben sei die Charakteristik des Bandes beschlossen. In diesem Berichte heißt es unter anderem:

„Ihr Leser, jetzt kenne ich den Svoboda! (Dieser Name ist im Manuscript mit rother Tinte geschrieben). Wer ist der Svoboda? werdet ihr fragen. Jener liebe Herr in Graz, dem ich meine Schreibereien geschickt habe, der mich nach Graz eingeladen hat, wo ich nun am 1. September gewesen bin, und der mir den Aufenthalt in Graz so schön gemacht hat. Welche Lust und Freuden! Das Thaliatheater! Herrlicher Bau! Ein Sperrsitz! Und der Szernitz! Dieser Schauspieler ist lebensgefährlich, er sollte verboten sein, man muss sich bei ihm zu todt lachen.

Der Svoboda hat mich eingeladen zum Speisen, hat mir schöne, schwarze Kleider geschenkt mit rothseidenem Unterfutter, hat mir Bücher geschenkt, dass ich sie kaum alle schleppen konnte unterwegs, hat mir vieles gegeben und noch mehr versprochen. Dafür musste ich ihm Rechenschaft ablegen über mein bisheriges Leben, und ich war ganz offenherzig zu meinem geliebten Gönner. Als ich von Graz Abschied nahm, machte ich ein Gedicht:

Ach, wie fröhlich hab’ ich dich bezogen,
Liebes Graz, du Quelle meiner Freuden,
Und wie schnell ist mir die Zeit verflogen,
Jetzt heißt’s scheiden.

Auf der Kettenbrücke nächst dem Hauptplatz,
Alldort setzte ich betrübt mich nieder,
Und mein armes Herz sprach: Lebe wohl, Graz,
Ich seh’ dich wieder!“

vor: Der Mensch. Säugethier, Höhe bis zu sechs Schuh, Alter siebzig Jahre, Haut nackt, Scheitel behaart, Schnauze bei Männchen detto. Von Natur sanft, gereizt blutdürstig, man hat Beispiele, dass er sich zu vielen tausenden versammelt, um sich gegenseitig zu morden. Als Getränk liebt er Traubensaft so leidenschaftlich, dass er oft davon betäubt zu Boden stürzt, und dass er im Rausche manchmal ein u. s. w.

Die Folge dieses Artikels war, dass der Almpeterl von einem alten Weibe beim Pfarrer als Freigeist angeklagt wurde. Der Pfarrer ließ ihn rufen: „Kind, was treibst du? der Mensch ist ja ein Ebenbild Gottes!“ — „Das leugne ich nicht“, sagte der Angeklagte. „Nun, dann kannst wieder gehen.“ Und die Inquisition war zu Ende. Die alte Liesel kam aber nochmals zum Pfarrer und fragte an, ob der Almpeterl wohl auch das grobe Wort eingestanden habe? „Welches grobe Wort?“ fragte der Pfarrer. „Ein so viel grobes Wort hat er in seine gottlose Schrift hineingeschrieben, ein schreckbar grobes Wort!“ — „Und was denn für eins?“ — „Ja, er hat geschrieben, dass der Mensch im Rausch manchmal ein Schweinehund thät sein!“ — „So!“ rief der Pfarrer, „na, das ist ja leider wahr!“ Und die alte Liesel konnte auch gehen.

Harmloser als der zoologische Aufsatz über das zweifüßige Säugethier ist „Der Muthige beim Todten Weib“.

Motto: Beim Todten Weib habn's a Treppn baut, der Schneider hat sich nit auffitraut. — Sechs Stufen ist er hinaufgestiegen, seine Gedanken unterwegs. Auf der ersten Stufe: Ich will hinauf! Zweite Stufe: Ich bin ein couragierter Kerl! Dritte Stufe: Es ist ein prächtiges Wagestück! Vierte Stufe: Glitschig sind die Bretteln. Das Wasser spritzt so viel her! Fünfte Stufe: Herrgott, es ist eine hohe Höhe! Eine schauderhaft hohe Höhe! Sechste Stufe: Weiß nicht, was das ist, dass mir Händ und Füß gar a so zittern. Will doch lieber umkehren. — Fünfte Stufe: Ist gscheiter — Vierte Stufe: wenn man noch rechtzeitig umkehrt. Dritte Stufe: Wer hoch hinaufsteigt — Zweite Stufe: der kann hoch herabfallen. Erste Stufe: Nachher thät's immer heißen: Beim Todten Schneider. Wupps! Fest steh ich wieder auf dem Erdboden. (Schaut hinauf.) Da bin ich oben gewest! Ein damisch couragierter Kerl!“

Eine manchmal recht lustige Selbstironie übt der junge Schreiber in seinen „Briefen des Schneiderpeterl an den Schustereiserl“. Letzterer, ein Jugendfreund von ihm. Aus diesen Briefen Folgendes: „Dass ih grod a Schneider und du a Schuaster muasst sein! Wern von Ewigkeit her dazua bestimmt gwesn sein. Ih hon wölln a Geistlinger wern, bin ober zu wos Höhern geborn — zan an Schneider! Wan mir amol gstorbn sein, wird's hoaßn: Der hot mir monigi Hosn gmocht, oder monign Stiefel — er gehe ein in die ewige Freud! — Au, hiaz kim ih selber z' rehrn (zu weinen) bei meiner Predi. Kimst du ah z'rehren dabei? Is hort für an Lehrbuabn: rehrn sul er nit, und zan lochn hot er nix. Weiter z'schreibn hon ih nit Zeit. ih muass hiaz mei Muader ihr Kua melchn gehn. Bfüat dih Gott, Nisel.“

Das Kuhmelken war überhaupt einige Zeit hindurch seine tägliche Aufgabe, wenn er sich zu Hause bei den Eltern befand.

Dem „Schusternisel“ legte er einmal die Worte in den Mund: „Peterl, ma hört ollaweil, du willst dein' Schneiderei aufn Nogl henkn und af Graz eini kema. Geh, däs muasst nit thoan, mir kuntn nit sein ohni deiner. Wonst ober scha fuatgehn willst, sa musst es uns vasprechn, dass d jo gwiß neama zrugg kimst.“

In Sachen der Liebe läßt der Peterl sich einmal vom „Alten Steirer-

Griechisch, Anatomie, Chemie, Mineralogie, Geschichte, Philosophie, Sanskrit, und bald auch Persisch. „Was kann ich dafür", schreibt er in einem Briefe, „dass man die Wissenschaft in Fächer geschieden und dass ich das Wisseswürdige nun in verschiedenen abgegrenzten Fächern aufsuchen muss? Sich in ein solches Fach auf Lebenszeit zu vertiefen, ist Sache der Professoren und eigentlichen Fachgelehrten. Ich bin aber kein Professor und kein Fachgelehrter, sondern ein Mensch, ein freier Mann. Legen Sie mir das nicht als Oberflächlichkeit aus, es ist eben meine Liebe zur Gründlichkeit. Ich will den einzelnen Wissenschaften auf den Grund kommen und bin überzeugt, dass ich das nur mit Hilfe aller anderen Wissenschaften kann." (Aus Aurelius Polzers Schrift über Robert Hamerling, die aber hoffentlich nicht ihren Zweck verfehlen und abhalten wird, an der Quelle selbst zu schöpfen.)

Die Sanskritstudien, welche Hamerling bei Professor Boller in Wien getrieben, scheint er später nicht weiter fortgesetzt zu haben. Was er in ihnen gefunden, hat er selbst in seinem Tagebuche ausgesprochen: „Heute hatte ich die letzte Sanskritstunde bei Professor Boller. Ich scheide nicht ohne Rührung aus dem Collegium, in welchem ich, beinahe möchte ich sagen, trauliche Stunden verlebte — bildete ich doch beinahe das ganze Collegium! — in welchem ich vertraut wurde mit den Urlauten menschlicher Rede [das klingt allerdings stark nach dem früher allgemein geglaubten Spruche: Sanskrit aller Sprachen Mutter], und mein Blick zum erstenmale von den Blüten des Westens weg auf die Strahlen des Ostens abgelenkt wurde." (Lehrjahre der Liebe, Seite 51, 52.)

An Stelle des Sanskrit trat dann bald das Persische, auf dessen Studium er sich, wie es scheint, mit Eifer geworfen hat. Das Triester Gymnasialprogramm vom Jahre 1856 brachte aus Hamerling's Feder „Proben aus einer Übersetzung von Dschamis «Beharistan». Aus dem Persischen von R. H.", d. h. eine Übertragung ausgewählter Fabeln des achten „Gartens" des Werkes. Über die Tendenz seiner Übersetzung spricht er sich in einer „Vorbemerkung" folgendermaßen aus: (Wir geben den Wortlaut von Hamerlings Ausführungen, da das Programm heutzutage selten geworden und nur auf Bibliotheken zu haben ist.) „Sprache, Mythologie und Sage haben sich im Lichte der vergleichenden Wissenschaft als eine Art von Gemeingut der verschiedenen Völker erwiesen, und die Aufzeigung dieses Gemeinsamen im scheinbar so Verschiedenen hat zur Aufhellung der ältesten Geschichte der Menschheit in überraschender Weise beigetragen. Von demselben comparativen Standpunkte aus betrachtet, dürfte aber auch die Thiersage und die aus ihr hervorgewachsene Fabel, eine in ästhetischer Beziehung fast veraltete Form, wieder eine höhere Bedeutung gewinnen. So mögen denn die hier gegebenen ausgewählten Fabeln aus dem „Beharistan" („Frühlingsgarten") des berühmten persischen Dichters Dschami, aus dem neunten Jahrhundert der Hedschira, Freunden und Beflissenen der classischen Literatur zunächst zur Vergleichung mit den äsopischen dienen. Man wird vielleicht nach Ton und Inhalt manchem verwandten Anklange begegnen; andererseits wird man aber auch Gelegenheit haben, die Eigenthümlichkeit des orientalischen Geistes in der Art zu erblicken, mit welcher der Fabel zuweilen eine mystische und für das Gefühl des Abendländers vielleicht gezwungen erscheinende Anwendung gegeben wird. Die gegebene Übersetzung ist eine möglichst wörtliche, nur an drei oder vier Stellen fand sich Grund zu Auslassungen, und an ungefähr ebensovielen schien die Deutlichkeit die Einschiebung eines Wortes zu fordern. Wenn die Auffassung trotz dem Streben nach Genauigkeit doch hie und da nicht entsprechend oder gar verfehlt sein sollte, so mögen die nicht unbedeutenden Schwierigkeiten des Originals zu einiger Entschuldigung dienen."

Hamerling hat nichts darüber verlauten lassen, wie er auf das Persische

Kleine Laube.

Robert Hamerling als Orientalist.

Von einem Orientalisten.

Bedeutende Menschen haben das Schicksal, dass uns jede einzelne Äußerung ihres Geistes interessant und wichtig erscheint, mag sie auch auf Gebiete entfallen, die von ihrem eigentlichen Arbeitsfelde weit abliegen und die sie nur gelegentlich gestreift haben. Jeder von ihnen beschriebene Papierschnitzel dünkt uns wertvoll, und wir glauben es fast als ein uns zustehendes Recht beanspruchen zu dürfen, überall eben solchen Meisterwerken begegnen zu müssen, wie wir sie sonst an ihnen bewundern. Ja, es mag sogar geschehen, dass wir es als eine uns persönlich zugefügte Täuschung empfinden, wenn die Leistungen eines großen Mannes auf Nebengebieten unserem Vorurtheile nicht entsprechen, und dieses Gefühl wird umso stärker sein, je höher der Bewunderte uns steht.

Ein wenig universell gearteter Geist wird nun leicht von vornherein geneigt sein, mit stolzer Überlegenheit auf einen Fremden herabzusehen, wenn dieser, der ihm als ein Eindringling oder im günstigsten Falle als ein Dilettant erscheint, es wagt, gelegentlich auf sein Gebiet hinüberzugreifen; selten wird er darauf stolz sein, dass sein Arbeitsfeld auch anderen des Studiums wert erschien. Das letztere Gefühl hat uns geleitet, als wir einen Mann auf seinen Streifzügen in die orientalische Philologie verfolgten, der nicht nur als Dichter, sondern als Denker, als Mensch überhaupt eine selten hohe Stelle in dem Geistesleben unseres Volkes einnimmt, nämlich Robert Hamerling. Vielleicht ist es den Lesern dieses Blattes, die den unersetzlichen und unvergesslichen Mann bei Lebzeiten selbst öfter haben zu sich reden hören, nicht uninteressant, eine ferner liegende Seite seines Schaffens, — seine orientalischen Studien, kennen zu lernen. Ein Kenner von Robert Hamerlings Werken wird allerdings hier nichts Neues finden; denn nur auf Hamerlings Schriften beruhen die folgenden Mittheilungen, welche allein durch die Zusammenfassung der verstreuten Notizen einigen Wert haben können.

Wir sprachen eben von einer „ferner liegenden Seite" von Hamerlings Schaffen. Aber was hat ihm je ferne gelegen? Schon frühzeitig trat bei ihm ein Drang nach allseitiger Bildung zutage, ein Streben, sich auf wenn möglich allen Gebieten menschlicher Erkenntniss heimisch oder wenigstens vertraut zu machen. Er hatte „nicht irgendwelche Vorliebe für ein bestimmtes Wissensfach"; er empfand vielmehr „dieselbe natürliche Neigung, dasselbe menschliche Interesse für alle"; und so betrieb er als junger Student neben Musik- und Kunststudien Mathematik, Stenographie, Latein,

ster Wunsch war, auch die anspruchslose Gabe seiner Dschami-Übersetzung nicht vergessen würde.

Sprachverwirrung.

Nicht selten stößt man noch auf Trümmer vom babylonischen Thurme. Die Sprachverwirrung treibt recht häufig ihre wunderlichen Blasen und der Missverständnisse gibt es viele. Manchmal sind solche Missverständnisse sogar bedenklicher Art. Nur ein paar kleine Fälle mögen hier angedeutet sein.

Leugnen.

Manchmal kann man von sonst wahrheitsliebenden Leuten hören: „Ich leugne es, das gethan (oder gesagt) zu haben.“ Das ist nun aber eine sehr schlimme Selbstanklage. Denn leugnen kommt von lügen, leugnen bedeutet nicht, etwas als nicht wahr zu bezeichnen; sondern, es bedeutet vielmehr, etwas, das wahr ist, nicht zuzugeben. Der Dieb leugnet, gestohlen zu haben, aber er sagt klüglich: „Ich habe nicht gestohlen!“ Würde er sagen: „Ich leugne gestohlen zu haben“, so wäre das gerade so viel, als sagte er: „Ich habe gestohlen, aber ich leugne es ab, ich lüge, weil ich es nicht selbst einbekennen will, gestohlen zu haben.“ — Über so wichtige Dinge in der Sprache sollte man sich klar sein.

Mit gebührender Achtung.

Der in Briefen zum Schlusse manchmal vorkommende Ausdruck: „Mit gebührender Achtung“ kann durchaus keine Beleidigung enthalten, sowenig wie das oft beliebte P. T. auf den Adressen. Letzteres besagt ja eigentlich auch nichts anderes, als: „Ich gebe dir hiermit deine dir zukommenden Titel.“ — Ich kann in tiefster Devotion dem Minister „mit gebührender Achtung“ schreiben, aber freilich auch dem Wichte dasselbe Wort sagen, ohne mir etwas zu vergeben; denn ich kann mir hinter demselben denken was ich will. Der Adressat mag im Ansehen seines Verhältnisses zum Briefschreiber ja vielleicht einmal vermuthen, dass hinter der ihm ausgedrückten „gebührenden Achtung“ nicht viel Gutes steckt, aber er hat nicht das Recht, solches anzunehmen. Erkläre ich mich durch ein mir geltendes „Mit gebührender Achtung“ für beleidigt, so gestehe ich gleichsam zu, dass die Achtung, die mir gebührt, mir eigentlich nicht genügt, dass ich vielmehr über Gebühr geachtet sein möchte. — Im Bewusstsein seines Wertes sollte jeder über derlei Lapalien, selbst wenn er eine Spitze gegen sich darin vermuthet, ruhig hinweggehen.

Schulmeister.

In dem Ausdrucke: „Schulmeister“ kann ich nicht die geringste Herabwürdigung des Lehrerstandes erblicken. Meister ist sogar mehr als Lehrer; Lehrer waren die Apostel, ihr Meister war Christus. Der unangenehme Beigeschmack des Wortes „Schulmeister“ liegt nur in der damit verbundenen Erinnerung an die Zeit, in welcher der Lehrer zwar Schulmeister hieß, in Wahrheit aber Kirchendiener war. M.

Das Urbild Shylock's.

Ein reicher arischer Kaufmann zu Rom, namens Paulo Marie Secchi, hatte die briefliche Nachricht erhalten, dass der englische Admiral Franz Drake die Stadt San Dominico auf der Insel Hispaniolo eroberte und dort reiche Beute gemacht habe. Er theilte dies dem Juden Simon Ceneda mit; dieser hielt die Nachricht für unwahr, bestritt sie und sagte schließlich: „Ich will ein Pfund Fleisch von meinem Leibe verwetten, dass dies nicht wahr ist“, und so unterschrieben beide in Gegenwart zweier Zeugen hierüber einen Schein. Vor Ablauf von drei Monaten traf die amtliche Bestätigung ein, dass die Stadt erobert und geplündert worden. Secchi

verfallen ist; vermuthlich hat er durchaus autodidaktisch, etwa nach Schultzes Grammatik, damals wohl dem bekanntesten Lehrbuche, die Anfangsgründe der Sprache gelernt. Die Übersetzung von Dschamis „Frühlingsgarten", welche bereits zehn Jahre vorher sein Landsmann, Freiherr von Schlechta-Wssehrd, in Wien hatte erscheinen lassen, scheint Hamerling unbekannt geblieben zu sein, da er sie nicht erwähnt und die Abweichungen seines Textes von ihr nicht erklärt. Ein Jahr später erschien zu Triest ein Büchlein, das nach dem Eingange der „Vorbemerkung" Hamerlings Interesse in hohem Grade hätte erregen müssen, nämliche ein Übersetzung der Schwänke Nasreddin Effendis, eines türkischen Till Eulenspiegel, von Wilhelm von Camerloher. Das Büchlein ist aber gewiss in Triest ebenso unbekannt geblieben wie anderswo, so dass es auch Robert Hamerling entgangen sein wird.

In Venedig las Hamerling „den ihm überaus wert gewordenen" persischen Dichter Dschelaleddin Rumi. Zu einer Übersetzung hat er sich aber nicht wieder veranlasst gefühlt, wohl schon wegen der weit größeren Schwierigkeit des Verständnisses als bei den einfachen Fabeln Dschamis. Als Übersetzer im größeren Stil ist Hamerling bekanntlich nur einmal in seiner Übersetzung des Leopardi aufgetreten, bei der er dann später durch Paul Heyse übertroffen wurde; von kleineren Arbeiten, wie den Übersetzungsproben aus Plotin (Triester Gymnasialprogramm von 1858), können wir füglich absehen.

Die persische Literatur hat Hamerling augenscheinlich vielfach angezogen. Nicht selten finden sich an verschiedenen Stellen seiner Werke Anspielungen, die aus ihr entnommen sind. Obwohl er Fritz Mauthner hart mitnimmt, weil dieser ihn und Bodenstedt boshafter als es billig war, persifliert hatte, so kann er es doch nicht unterlassen, die deutschen Perser und hier auch wieder Bodenstedt selbst zu verspotten. In der literarischen Walpurgisnacht (Seite 99) heißt es:

Perser von dem Main, der Elbe,
Von der Isar, von der Pleisse,
Mit Kaftanen und Turbanen
Und mit großen langen Bärten!
Wolfgang nennt sich Hatem, Frieder (d. i. Bodenstedt)
Nennt sich Mirza, Michel Hafis,
Stehlen Rosen, stehlen Früchte
Aus dem Gartenhain von Schiras
Und vomieren dann Ghaselen.
Hans und Grete sind nun Jusuf
Und Suleicha, Gül und Bülbül.
Seht, wie willig nun den Perser
Diese Höflichkeit anbringen:
Seht, er dichtet und er singt nun
Weiter sich von „Hans" und „Grete",
„Bub" und „Maidle", jauchzt und jodelt.
Und los legt er mit „Vierzeil'gen",
Reiherfeder auf dem Spitzhut,
Knapp die Hosen, grün die Jacke.

Im „Homunculus" wird dann auch weiter der persische Dichter Firdusi citiert (S. 211) und aus dessen „Königsbuche" der Flug des Kai Kawus in die Wolken erwähnt (S. 296). In den „Blättern im Winde" erscheint ebenfalls aus dem „Königsbuche" der Vogel Simurg, und zwar in einer Strophe, welche sich auf Hamerlings „Stiftinghaus" bei Graz bezieht:

Und dies Heim, das traute, treue
Ist nach außen feste Burg:
Sicher wär' hier selbst der scheue
Wundervogel, der Simurg.

Das Motto zu „Lord Lucifer" ist aus Anquetil du Perron's Übersetzung des Zendawesta entlehnt: le chagrin est un péché; und in einer „Glosse" hat Hamerling folgende Beobachtung über den Orient niedergelegt: „Man sollte als Knabe in Deutschland, als Jüngling in Italien, als Mann in England, als Greis im Orient leben (Prosa, Neue Folge II., S. 87).

Dies werden etwa die Beziehungen zum Orient sein, die sich in Robert Hamerlings Schriften vorfinden. Der Literaturhistoriker, welcher ein allseitig abgerundetes Bild des Mannes zu zeichnen hat, darf auch sie nicht außeracht lassen; denn solche, wir möchten sagen, wilde Sprößlinge sind bei Hamerling nicht von oberflächlicher Art, sondern entstammen immer einer gewissen und geradezu bewunderungswürdigen Vertiefung. Es wäre zu wünschen, dass in einer Gesammtausgabe von Hamerlings Werken, oder auch in einer Volksausgabe, die schon längst ein dringendes Bedürfnis geworden ist, und die des Dichters eigen-

Wenn man in Krankheit durch eine besonders zweckmäßige Lebensweise der Natur nicht entgegenwirkt, hingegen ihr ein wenig Handlangerdienste leistet, so nennt man das eine Cur. Doch eines schickt sich nicht für alle. Mit kaltem Wasser leistet man der heilbestrebten Natur nicht immer Vorschub! Ich wüsste viele Fälle zu nennen, bei welchen an schwächlichen, mageren, blutarmen, nervösen Personen das kalte Wasser wie pures Gift gewirkt hat. Aber freilich auch viele Fälle, bei denen es an wohlgenährten, vollblütigen, phlegmatischen Körpern der heilenden Natur so sehr alle Hemmnisse aus dem Wege geräumt, dass die Heilung wunderbar rasch vor sich gieng. Wo eigentlich das Geheimnis der so verschieden wirkenden Natur liegt, weiß man nicht. Sicher bleibt das: So wenig wie eine und dieselbe Nahrung für jeden passt, ein und derselbe Kleidungsstoff jedem angemessen, ein und dasselbe Klima jedem zuträglich ist, so wenig, wie eine und dieselbe Beschäftigung jedem zusagt, ein und derselbe Geist Jeden beseelt, so wenig passt eine und dieselbe Cur für jeden Kranken. — Es ist in dieser Sache unglaublich viel Vorurtheil vorhanden, sowohl in der wissenschaftlichen Medicin, als in der Naturheilkunde. Wohl jedem, der von seiner Heilart durchdrungen und überzeugt ist, doch anderen diese seine Heilart und damit gleichsam seine Natur aufdrängen zu wollen, das möge er bleiben lassen. Solches Aufdrängen zeugt zwar von einem guten Herzen, aber auch von einer nur geringen Menschenkenntnis.

St.

Die Prahlsucht am Grabe.

Der schöne Brauch, den Todten als Zeichen der Liebe einen Kranz mit ins Grab zu legen, ist nachgerade zum Missbrauch geworden. Aus den bescheidenen Kränzen, die in ihrem Wesen doch immer an den ursprünglichen Zweck des Kranzes erinnerten, das Haupt des Menschen zu schmücken, sind Kränze von Wagenradgröße geworden. Die hervorragendsten Männer der Wissenschaft und Kunst wurden einst mit einem schlichten, aus wenigen zählbaren Blättern bestehenden Lorbeerkranze geehrt; wenn heute Hinz oder Kunz, das Mitglied des Vergnügungsclubs „Hilaria“, die Augen schließt, werden ganze Lorbeerbäume entblättert. Du armer, armer Lorbeer, wie bist du heruntergekommen! An die Stelle des Palmenzweiges sind die großen, mächtigen Wedel der Fächerpalme getreten, am Stiel mit einem sogenannten Blumenarrangement belastet. Das möchte ja nun alles hingehen; aber wer sich's so viel kosten lässt, will auch nicht im Verborgenen bleiben. So wird denn an dem Lorbeerwagenrad eine Schleife von Handtuchgröße befestigt, auf der in dicken goldenen Buchstaben der Name des Gebers steht. Wer jetzt den Sarg sieht, weiß auch gleich, wer die sind, die ihn so schön (!) geschmückt haben. Aber am Begräbnis nehmen doch nur wenige theil, könnten nicht auch andere davon erfahren? Nichts leichter als das; der Blumenhändler ist sofort bereit, das „Arrangement“ mit der Schleife in seinem Schaufenster auszustellen, und so weiß denn bald die ganze Stadt, was für noble Freunde der Verstorbene gehabt hat! Eine einzige Steigerung wäre noch möglich, wenn nämlich unter dem Namen des Gebers in noch dickeren Buchstaben der Preis genannt würde. Dann hätte man doch sofort einen Maßstab für den Schmerz der Leidtragenden. Vielleicht erleben wir das auch noch. Wo bleibt aber die Liebe die sich nicht aufbläht, die sich nicht ungeberdig stellt, die nicht das Ihre sucht? Wahrhaft wohlthuend wirkte es, als neulich in der Zeitung in einer Todesanzeige zu lesen war: „Blumenschmuck wird auf besonderen Wunsch des Verstorbenen dankend abgelehnt.“ „Grenzboten.“

„bestand auf seinem Schein“ und verlangte dessen Erfüllung an einem Körpertheil des Juden, den der Anstand oder, wie der ursprüngliche Erzähler sagt, die Bescheidenheit zu nennen verbietet. Der bekümmerte Jude bot 1000 Scudi, Secchi wollte von keiner anderen Genugthuung hören als der verschriebenen. Der Jude erbat die Vermittelung des Gouverneurs; dieser berichtete die Sache Papst Sixtus V. (der von 1585 bis 1590 herrschte.)

Dieser ließ beide Parteien vor sich kommen, las den Schein und sagte zu Secchi: „Wer sich in Wetten einläſst, muſs sie erfüllen. Nehmt Euer Messer und schneidet in unserer Gegenwart aus dem Leibe des Juden, an welchem Orte es Euch gefällt, ein Pfund Fleisch heraus. Doch, wenn Ihr nur ein einziges Quentlein zu viel oder zu wenig schneidet, müſst Ihr ohne Barmherzigkeit hängen. So schärfe man das Messer und bringe die Wage herbei.“ Bei Anhörung dieses Urtheils zitterte Secchi, er küſste thränenden Auges die Erde zu des Papstes Füßen und sagte: „Ich bin zufrieden, heiliger Vater, und verlange weiter nichts als Ihren Segen und daſs man den Schein zerreiße.“ Darauf fragte Sixtus den Juden: „Bist auch du zufrieden?“ Der Jude bejahte es. Allein Sixtus erwiderte: „Wir sind nicht zufrieden. Welch ein Gesetz erlaubt Euch solche Wetten? Die Unterthanen des Fürsten, richtiger alle Menschen, haben nur den Gebrauch des Leibes, sie dürfen ihn weder ganz noch theilweise ohne Erlaubnis ihres Oberherrn verkaufen.“ Man führte beide ins Gefängnis.

(Gregori Letti: Leben Sixti V.)

Was sagen Sie zur Kaltwassercur?

Auf eine so allgemein gehaltene Frage läſst sich auch nur eine allgemein gehaltene Antwort geben. Es gibt im großen und ganzen zwei Gattungen von Heilmitteln: schädliche und unschädliche. Die in Krankheiten wahllos versuchten schädlichen stoßen sich bald ab. Die unschädlichen oder die indifferenten Mittel geben der Natur Zeit zur Selbstheilung, wirken dieser Heilung nicht entgegen und wenn sie sich vollzogen hat, wird die Heilkraft dem angewandten Mittel zugeschrieben. Der Glaube und das Vertrauen an diese Heilkraft thut dann auch das ihre und so kommt manches Mittel ganz unschuldig zu hohen Ehren. Die guten Mittel wirken negativ, die schlechten positiv. In der Medicin werden sehr oft schädliche Mittel, Gifte, angewandt, um momentan eine günstige Wirkung zu erzielen: nervenbetäubende, nervenerregende, kleine örtliche Reizungen, Entzündungen erzeugende, Wärme fördernde, Wärme herabmindernde u. s. w. Auch die Wassermittel können unter Umständen Gift sein.

Vor dem unbedingten Gebrauche der Kaltwassercur ist ebenso zu warnen, als vor Anwendung von Antipyrin, Morphin u. s. w. Mit Wasser kann man zwar jeden zum Christen, aber nicht jeden gesund machen. Selbst Vater Kneipp sieht sich hoffentlich seine Patienten vorher gut an, ehe er eine scharfe Kaltwassercur verfügt, an der mancher schon zu Grunde gegangen ist. Also Vorsicht! — Das Mittel, um gesund zu bleiben, kennen wir alle: eine einfache, thätige, sittliche, mäßig abhärtende Lebensweise. Zum gewöhnlichen, fortwährenden Gebrauch kann das kalte Wasser unbedingter angerathen werden, als zur Cur. Eine vernünftige Lebensweise schützt am besten vor Krankheit. Und, wird man trotzdem einmal krank, so sind zumeist die besten Mittel Ruhe und Geduld, damit die ununterbrochen für die Gesundheit wirkende Natur ihre Heilung vollführen kann.

Was eine vernünftige Lebensweise ist, darin sind wir in der Theorie wenigstens alle einig. Doch ist die Natur der Individuen eine sehr verschiedene; seine Natur sollte jeder kennen, um die Lebensweise darnach zweckmäßig einzurichten.

entschuldigt. „Aufn Bock hon i gschossn und die Goaß is mitn in Schuss dreingsprunga! Oft is da Bock wida zruck!“ Do hobn d Schützn mi wider ausglocht und dabei in Kopf beutlt.

In fimftn Trieb gschiacht wiedar a rechts Mallör. Huck auf an Stock, hob d Weinfloschn vor meina und d Wurscht in der oan Hond und s Brot in der ondan und loss mas guat schmecka. Auf amol springt a Rehböckl aus n Jungmoas und kirzngrecha auf mi zua. Ols wia wonn s hätt sein müaßn, gloast s da Teufl üwa mei Weinfloschn. Dö wor hin und i hob nu koan Tropfn kost ghot! Daweil i aufspring und mei Flintn suach, kemman zan Üwafluss nu zwen Hund daher und daweil der oani noch mein Brot schnoppt, fasst der ondri mei Wurscht und fohrt o damit. I hätt dö Hundsvicha nidapracka mögn, wonn ma nit um mei Geld load war gwest.

Van sextn Trieb fahl i eilf Hosn nochanonda. I hob owar a gschossn wia a Grof. Schuss auf Schuss! Olls gfahlt!

Va zwen Kroas drauf is ma nix kemma, erscht ban neuntn Trieb — s wor wieder a Kroas — hon i an etla Hosn ongflickt. Bin holt ollweil zweit hint onkemma! Ollweil zweit hint!

Van letztn Kroas wor da Tuifl ba da Jogd, i loss mars nit nehma! — Na, so a Lumparei! Hob s gor nit g'ohnt, gor nit g'wohrt, doss dö saggrischn Treiba oll eah Wüldbrat ban Woldeck zsammtrogn hobn und daselbn schön noch da Reih ausbroat.

Wiar i dös Wüldbrat zäm wohrnimm, sog i glei zan Zündhölzl-Ferdl: „Ferdl — Ferdl — zäm gibt s Wüldbrat!“ Und vadolk dabei gwiss a fufzeha Patrona.

Oft is di Hetz um mi ongonga.

In oan Zurn rumplt da Ferschtna daher und schofft mi o von da Jogd.

„Is dös ah a Schütz?“ hot er blazt. Und sei Hega sogt oft ah nu dazua: „Is eh koa Jagarei znebn eahm! Olli Gibot geht eahm unvasegns a Schuss los und s Mallör is do! Soll nur hoamgehn!“

„Wohr is s!“ schrein ma di ondan noch, a so an Aasjaga! a so an Aasjaga!“

I mog nix sogn drauf und zapf mi.

Wiar i übers Pforra-Wieserl geh, kimmt ma da Standar ah nu inta. — Meingad — und i mog mei Jogdkortn net findn; unmögla! Wonn i do in Herrgodswilln mein Woffnposs ba mir ghot hätt! Owa den hon i ah nit virzoagn kinna! Vasteht si! Di Braxn hot er mar ognumma und aufgschriebn hot er mi ah nu dazua. So — hiazt konn i nu a bar Guldn spinna und Grichtsgang trogts mar ah nu! Sim Fimfa hot d heunti Jogd eh kost und iazt hon i nix, ols oan grimmign Hunga und an eslhoftn Durscht! Dös hob i mar heunt doh darobat!

Gschwind an Kruag Most her! Auf d Jogd treibt mi koa Teuxl mehr, sä woaß i! D Jogdkortn zreiß i und in Woffnposs kei i in Ofa!

A so a varruachti Zennerei! Her nu an Kruag und a gselchts Fleisch dazu! Auf dass i mein Zurn vagiss!

Bücher.

Wahrheit? Schauspiel in drei Acten von Paul Heyse. (Berlin. Wilhelm Hertz. 1892.)

Ob man im gesellschaftlichen Verkehre unter allen Umständen die Wahrheit sagen müsse? Ob man gelegentlich nicht auch Nothlügen gebrauchen dürfe, wenn man damit Ruhe und Glück der Nebenmenschen schonen kann? Um diese Fragen handelt es sich im Stücke und der Verfasser entscheidet sich für die Nothlüge. Ein Wahrheitsfanatiker richtet in einer Familie große Verwirrung an, es streift schon so bedenklich ans Tragische, dass uns nachher die „glückliche Lösung“ nicht recht befriedigen will, zumal die Heldin, ein junges edles Mädchen, den Heißgeliebten verliert, hingegen einen leiblichen Vater findet, dessen Echtheit übrigens gar nicht erwiesen werden kann. Der erste Theil des Schauspieles, der Aufbau, die Schürzung des Knotens erscheint gelungener, als der zweite Theil. Die Dialoge sind so prächtig und geistvoll, als man es von einem Heyse nur verlangen kann, die Frauen sind mit feinster Seelenmalerei dargestellt,

Leumundszeugnisse von Heimatgemeinden.

Georg Haberl aus unserer Gemeinde, elternlos, vermögenslos, gelernter Hafner, aber unbeständig und arbeitscheu, hat schon öfter aus Arbeitscheu bei der Eisenbahn gearbeitet.

Thomas Hupfauf Vater und Sohn sind beide Musikanten, und wie solche, besonders an Feiertagen, gewöhnlich sind, weiß man ohnehin. Dem Vater fällt zwar sonst nichts zur Last, aber der Sohn ist aufgeblasen, stänkt gern 2c.

Der Simon Krahberger vulgo Gregorhanslsima ist verehelichter Bauerngrundbesitzer, ein rechtschaffener Mann und sonst guter Hauswirt; aber an jenem Tage hatte er auf dem Markte seine Ochsen verkauft, und dass er dann einen Rausch gehabt haben wird, weiß ich aus eigener Überzeugung.

In Seppn sei Jagagoll.

Jogdgschichtn aus n Flachlond von E. J. Freunthaller.

Varra — varra — flixt! Dös is gwiss! d Jogdkortn zreiß i und in Woffnposs, den gschiacht nu mehr! Weil s wohr is! Auf d Jogd treibt mi koa Hund und koa Teufl mehr, se woaß i! Kunt ma gstuhln wern! s gscheidari war gwest heunt, i hätt Mist gführt auf d'Großbründl-Leithn! Sä Dawat war eh nu gnädi ah gwest! Muaß mi grod der Hundsrobnteufl heunt auf d'Jogd loatn — so was, so was!

Geh, Oldi — strah ma nu an Most ein, der Durscht plogt mi scho wia da wöll!

Olsdonn — ban Gstettnwirt wor Zsommvaloss; s worn ins a achtzeha Jaga, a neun, zeha Hund und a zwoanzg Treiba!

Dar erschti Trieb wor ban Woldeck; zäm kimmt mar a Fux. I prack amol hin und oft nu amol. Schreit glei da Schütz inta meina: „Wos schuißt er denn ollweil, der Norr der?"

Sog i: „A Fürl is ma kemma, a gonz junga Fux! Noch meini Schüss is er glei auf d'Feuchtn auffi."

„Marand-Josef!" schreit er do untn, „dös is jo a roths Dachkatzl gwest!"

Oft hebn mar holt in erschtn Kroas on. Hiazt — i woaß s nit, owar i moan wuhl — meini Patrona muass i redla in obnehmatn Mond gmocht hobn, denn troffa hon i sinst nix ols in Reithofa sein weißn Jogdhund, in „Knauferl". Der war in fünf Minutn in der Ewigkeit — hob ja Nullerl-Schrott glodn ghot.

Da Reithofa hot ma glei an eslhoftn Vadruaß zoagt. Mit an Zehna hob i mi ogfundn mit eahm.

War i do zäm glei hoam!

In drittn Trieb fluigt mar a Kitt Rebhendl auf. I prack hin — und oft hebt so a dodlata Treiwa zan jamman on und schreit und rert gottslästrisch. I hon eahm a Thoil Schrött in d'recht Schulter gjogn, dö wor hirzt ongflickt. Dös is do denna! Mit zwen blowi Zehnabankanotn hon i mi gschwind ogfundn mit eahm, owa angluagt hot a mi!

Da viert Trieb wor a Woldtrieb. Kemman mar a bor Reh. I owa thua nix dagleicha. Schreit iazt da Ferschtna von obn owar auf mi: „Wos schuißt er denn nit der Saggra? Springt eahm schon s ferti Reh so wundaschön on und ollimol losst er s vir! dass s ledi Goaß gwest warn, is wohl dalogn! Wos schuißt er denn nit?"

Hiazt is ma da Zurn kemma. Ebn springt aus n Dikkat a Reh gegn mi zua. Augnblickli krocht s aus meina Flintn und s Reh purzlt in Nach zsomm. Hiazt schreit da intari Jaga:

„Vadommta Hund! Insari ollaschönani Goaß noglt er zsomm! Schod um di schöni, schöni Goaß!"

Wiar an ogsottna Fisch bin i dogstondn und oft wor holt widar a greana Fümfa bam Teuxl.

„Konn redli nix dafur!" hon i mi

verbindenden Faden umsehen und achthaben, dass er ihm nicht wieder entschlüpft. Jedoch man darf auch nicht vergessen, was in Bezug auf die dichterische Gattung des „Columbus“ eingangs gesagt wurde. Man kann von einem Gedichte, das so Umfassendes in sich vereinigt, nicht die Naivität des Volksepos oder der einfachen Erzählung verlangen, die sich nur um ein stetiges Fortschreiten der Begebenheiten kümmert. Der Dichter Josef Pollhammer, ein gebürtiger Ausseer, genießt leider nicht jene Würdigung, die ihm infolge seiner edlen Schöpfungen längst gebürte. H. W.

Andreas Hofer. Ein historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz von Friedberg. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Andreas Hofer läſst die Dichter nicht ruhen. Der Mann steht so groß und poetisch da in der Geschichte und derlei Helden gibt es so wenige. Johannes Scherr sagte einmal, er beuge sich vor keinem Kriegshelden der alten und der neuen Zeit, mit Ausnahme des Sandwirtes aus Passeier.

Immermann, Auerbach und andere haben die herrliche Tirolergestalt dramatisch zu fassen gesucht, aber ohne eigentlichen Erfolg. Es muss etwas sehr schweres sein, diesen Mann mit seinem Charakter mit seinen Thaten im Rahmen jener Kriegsepoche dem Theater angemessen zu machen. Das Schlichte hat zu wenig Pathos für die Bretter, die stets Widerhall geben wollen. Gerade das Hochdramatische ist oft zu wenig theatralisch für unsere Bühne, deren Effecte sich in einen fünfundzwanzig Cubikmeter großen Raum und in eine drei Stunden lange Zeit zwängen lassen müssen.

Nun hat auch ein junger Steiermärker, der sich Franz von Friedberg nennt, den kühnen Wurf gewagt und wer weiß, ob dieses neue Hoferdrama nicht das beste ist unter den bis jetzt geschriebenen! Ob es sich auf der Bühne behaupten kann, das vermag der bühnenunkundige Leser nicht zu beurtheilen; als Lesedrama wirkt es sehr günstig. Seinen Schiller hat unser junger Dichter wohl studiert! Dieselbe classische Form, denselben manchmal fast übermenschlichen Idealismus, dieselbe Herzensreinheit!

Die Theaterrecensenten werden wahrscheinlich wieder einmal sagen, es geschehe nichts in diesem Drama, es werde nur geredet, vorbereitet und die Folge der Thaten dargestellt; die Thaten selbst aber würden nur erzählt, sie geschähen nicht vor unseren Augen. Mehr oder weniger ist das freilich der Fall, nicht bloß bei diesem, sondern bei fast allen Dramen. Doch die psychische Entwickelung, die Seelenkämpfe, die Heldenentschlüsse, die Herzensthaten sehen wir vor sich gehen, und diese sind vielleicht wichtiger als die äußeren Vorgänge von Kampf, Schlacht und Mord, die auf der Bühne entweder keinen Raum finden oder vom Publicum ohnehin abgelehnt werden würden.

Ganz meisterhaft in Friedbergs Schauspiel ist der erste Act, welcher uns vollkommen in die Zeit, die Verhältnisse einführt und durch die gewitterschwüle Stimmung und Vorbereitung zum Aufstande eine erkleckliche Spannung erzeugt. Auch anderes ist trefflich, besonders wirksam müsste die Scene im vierten Acte zwischen Hofer und seinem Richter d'Hillier sein. Hingegen scheint mir, dass der Höhepunkt des Gegenstandes, die Schlacht auf dem Berge Isel, die Hofhaltung zu Innsbruck nicht vollkommen ausgenützt wurde. Hofer ist in dieser Dichtung eine Idealgestalt von reinstem Diamante; etwas Erdgeruch hätte ihm nicht geschadet. Ein weiterer alles Irdischen barer rein idealer Zug ist das Liebesverhältnis zwischen der Tochter Hofers und dessen Schreiber Dörninger. Speckbacher, Haspinger u. s. w. sind mehr schematisch gehalten. Die weitaus beste Gestalt des Werkes ist der Verräther Raffel. Das ist ein Bösewicht, „wie er im Buche steht“, aber er ist begründet und begreiflich; drastisch und klar steht dieser Unglücksmensch vor uns. Man sieht, die Genialität des Dichters blitzt erst hervor, sobald er fest auf irdischem Boden steht.

Die sehr ungleichen Längen der Acte (der erste ist z. B. sechsmal so lang als der fünfte!) sind technische Fehler, die man um so leichter verzeiht, als in sprachlicher Form, Gehalt und Sentenz des Werkes sich ein wahres Dichtertalent offenbart.

R.

Der Himmel auf Erden. Von Emil Gregorovius. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1892.)

Wahrlich ja, in unserer socialdemokratisch lüsternen Zeit sollte für dieses Werk die größte Reclame gemacht werden. Denn es zeigt, an die Schlagworte der Socialdemokraten und Anarchisten anknüpfend, in meisterhaften und packenden, freilich auch furchtbaren und erschütternden Bildern, wohin es kommen würde und kommen müsste, wenn der von der Verblendung der Socialdemokraten angestrebte Zukunftsstaat zur Wahrheit würde. Die Möglichkeit der Erfüllung dieses socialistischen Zukunftstraums, des vermeintlichen „Himmels auf Erden“, voraussetzend, zeigt das Buch, dass die Forderungen der allgemeinen Gleichheit, der Abschaffung des persönlichen Eigenthums, des Rechtes auf Arbeit, der freien Liebe, des Staates ohne Gott und ohne Religion, zu wahnsinniger Zügellosigkeit und schließlich zur Vernichtung

die Männer sind zu weibisch gehalten; nach meiner Meinung ist es überhaupt der größte Fehler dieses sonst so bedeutenden Dichters, dass er so selten einen wirklichen Mann zeichnet. Und was die Tendenz des Stückes anbelangt, so ließe sich erst noch darüber rechten, ob die Nothlüge des beredten Anwalts wert ist, den sie hier gefunden? Vollkommen einverstanden aber können wir sein mit der scharfen Verurtheilung jener Wahrheits-Flegel der Kunst und Literatur, die nur das Niedrige und Hässliche für wahr halten und mit demselben Staat machen. Die Wahrheit ist ja allmächtig und allgegenwärtig, sie steht auf das lärmende Austrommeln nicht an. Man braucht die oft freilich brutale Wahrheit ja nicht immer herauszusagen — aber muss man denn darum gleich lügen? Unser Dichter ruft als Vermittlerin in solchem Zwiespalte die Güte und Liebe an, diese Vermittlerin ist tactvoll und wird in den meisten Fällen das Rechte finden, ohne gerade zur Lüge zu greifen. Und der Ethiker hüte sich, der Lüge auch nur das leiseste Zugeständnis zu machen. R.

Columbus. Episch-lyrische Dichtung von Josef Pollhammer. Dritte Auflage. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1892.)

Pollhammers „Columbus" ist bis jetzt in Deutschland fast unbekannt und unbeachtet geblieben, obwohl es ein wahres Gedicht ist und mit einem großen Zuge eine Fülle inneren Reichthumes verbindet. Bereits in Pollhammers erster Gedichtsammlung aus dem Jahre 1863, die dem ihm innig befreundeten Dichter Franz Grillparzer in dankbarer Verehrung gewidmet ist, finden wir den „Columbus" abgedruckt. Im Jahre 1873 ist dieser dann bei Karl Prohaska zu Teschen in zweiter Auflage erschienen. Das Werk ragt durch schönen Versbau, durch die Fülle sinnlicher Anschauung und durch seltenen Gedankenreichthum hervor. Es gehört zu der Gattung poetischer Erzählungen, die aus einer Vermählung des Schiller'schen Genius mit dem Dämon Byrons hervorgegangen sind und als deren glänzende Muster Lenaus „Savonarola" und „Albigenser" betrachtet werden können. Und das schmächtige Gerüste der Erzählung wuchern die Schößlinge und Arabesken der dichterischen Betrachtung. Es ist keine reine poetische Gattung, aber sie wirkt in höchstem Maße anregend und erhält den Geist in einer wunderbaren Schwebe zwischen Traum und Wachen. Der gewaltige Stoff würde für jeden minder begabten Dichter drückend gewesen sein. Eigentlich übt nur die Gesammtheit desselben einen großen Reiz aus, während die Ausführung des einzelnen Schwierigkeiten bietet. Man läuft Gefahr, eintönig zu werden, da weder Fülle der Handlung, noch ein sittlicher Widerstreit inneren Menschenthums, das — man möchte sagen, dramatische — Interesse unterstützt. Denn der Held ist sich der Reinheit und Erhabenheit seiner Absicht klar bewusst, es gilt der nie alternde, ewig rührende Widerspruch zwischen Genius und Schicksal. Den eigentlichen Gehalt bildet also die gewaltige Größe des Gedankens: Die Überzeugung im nie ausgefochtenen Kampfe mit Vorurtheil und Ränkesucht. Um dem Stoffe einen weiteren Reiz zu verleihen, wählte Pollhammer mit richtigem Gefühle abwechselnde Versarten. Auch in den Reimarten hat der Dichter Abwechslung beobachtet, denn nichts ermüdet den Leser mehr als öde Gleichmäßigkeit. Mit vollem, gesättigtem Pinsel zeichnet uns der Dichter das Leben und Treiben am spanischen Hofe, sowie das Ringen des Columbus, seinen großen Gedanken zu verwirklichen. Wir begegnen prachtvollen Schilderungen aus der Natur- und Menschenwelt. Wie herrlich erhebt sich der dichterische Schwung im Gesang „Das Land", wo alle Gefühle des Helden und seiner Leute über die Verwirklichung seines Gedankens in lebendigem Strome sich ergießen. Unter den Gestalten der Dichtung ragen besonders zwei Frauen voll Poesie und Duft hervor, und heben sich sonnenklar von dem finsteren mönchischen Treiben, sowie von dem höfischen Ränkespiele der damaligen Zeit ab wie zwei lichte Sterne auf sonst dunklem Himmel, wie zwei Perlen im Rabengelock einer Maid des Südens. Königin Isabella ist die eine, tief in ihrer gottbegeisterten Seele die Wahrheit jenes Satzes erkennend, den der Genueser predigte. Wie sehr auch Hass, Neid und Missgunst der Finsterlinge verwegen an der Größe des nicht verstandenen, ja sogar verlachten „Schwärmers" zerrt, in Isabellas Brust bleibt ihm der Glaube aufbewahrt an seine Sendung. Die zweite ist „Beatris", Cordobas wunderbare Tochter „mit dem Adlerblick und Erlenwuchs", die sich in unendlicher Liebe hingab dem armen Pilger Colon, denn im Wetterleuchten seines Auges hat sie den Genius erkannt. Die Gestalt des Entdeckers selbst hat Pollhammer mit Anmuth und Kraft dichterisch neubelebt. Die Sprache ist edel und reich an lyrischen Blumen und Blüten. Der Stoff ist jedweder Erdschwere benommen und wirkt daher rein dichterisch. Die einheitliche „Composition" im Ganzen vermisst man allerdings; allein diese mag wohl schon ursprünglich bei der Anlage des Gedichtes nicht beabsichtigt gewesen sein. Indem die einzelnen Gesänge fast wie selbstständige Gedichte hervortreten, muss sich der Leser öfter nach dem locker gewordenen

Verhältnisse standen. Das anmuthige Jahrbuch ist allen Scheffel-Freunden sehr zu empfehlen. M.

Das Gerichtsverfahren im modernen Drama. Von Dr. Max Neuda. (M. Breitenstein. Wien.)

In dieser Arbeit behandelt der berühmte Wiener Rechtsanwalt jene Dramen der modernen Bühne, in welchen die Tragik, wie sie sich im wirklichen Leben so oft vor den Schranken des Gerichtshofes abspielt, die Tragik des Gesetzes, den Kernpunkt der Handlung bildet: es sind dies u. a. „Die Tochter des Herrn Fabricius" von Wilbrandt, „Die Hochzeit von Valeni" von Ganghofer und Brociner, „Der schwarze Schleier" von Oscar Blumenthal, „Am Tage des Gerichtes" von P. K. Rosegger, „Ein gutes Haus" von Emil Granichstaedten. Der Verfasser stellt sich auf den Standpunkt eines in einem bestimmten Staate zufällig herrschenden Gesetzes, das er rein buchstäblich nimmt. Er wird es wohl wissen, dass der Dichter in seinen Werken vor allem das Menschliche und das Künstlerische hervorkehren muss, aber er sagt das nicht, sondern läßt fast glauben, als ob der Dichter, welcher eine Gerichtssaalsscene nicht nach der Vorschrift des Gesetzbuchstabens, sondern nur nach den Vorschriften der Kunst löst, solches aus Unkenntnis des Gesetzes thue. Unkenntnis des Gesetzes aber entschuldigt nicht, sagt der Jurist. Doch Unkenntnis der Kunstgesetze entschuldigt halt auch den Kunstkritiker nicht. M.

Vor kurzem ist die erste diesjährige Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur** von Otto Hendel erschienen.

Sie umfaßt die Nummern 554—566 und enthält im einzelnen Folgendes: Afraja, ein nordischer Roman von Theodor Mügge, Elektra, Tragödie von Sophokles, übersetzt von Dr. Reinhold Körner, Demokritos, oder Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen von Julius Weber, XIX. Bdch.: Die Nationen, Die Temperenzbewegung von Barton von John Habberton, in deutscher Bearbeitung von F. Dobbert, Federzeichnungen aus Holstein von L. Siegfried.

Die Temperenzbewegung von Barton von John Habberton, deutsch von F. Dobbert. (Otto Hendel, Halle a. S.) Wer eine directe Persiflage der Temperenzler erwartet, irrt sich; der Schlussſatz, der die Quintessenz des Ganzen enthält, lautet dahin, dass bei einer erfolgreichen Temperenzbewegung die Reform unter den Leuten anfangen muss, die keine Trinker sind. Freunden heiterer echt humorvoller Lectüre können wir das Werk des berühmten Amerikaners empfehlen.

Federzeichnungen aus Holstein von L. Siegfried. (Otto Hendel Halle a. S.) Ein Naturfreund, dem nicht nur das scharfe Auge des Beobachters, sondern auch die Gabe zu erzählen, zu schildern, zutheil geworden, offenbart sich in den beiden hier vorliegenden Skizzen, in denen der Verfasser in kurzen Zügen Land und Leute seiner heimatlichen Nordmark schildert. Eine heitere Lebensanschauung und ein frischer, ungesuchter Humor geben zudem diesen Zeichnungen einen eigenthümlichen Reiz, der noch erhöht wird durch die vielfach eingeflochtenen Betrachtungen voll Lebensweisheit, die der Verfasser auch an das Unscheinbarste zu knüpfen versteht. V.

Im Interesse unserer Leser glauben wir darauf hinweisen zu sollen, dass von **„Meyers Kleinem Konversations-Lexikon"** demnächst eine neue, fünfte, gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage erscheinen wird. Dieselbe soll eine Vermehrung um 7—8000 Artikel, eine reiche illustrative Ausstattung und größere, deutliche Schrift erhalten. Die Ausgabe wird zunächst in 66 wöchentlichen Lieferungen zu niedrigem Preis erfolgen. V.

Wiener Literatur-Zeitung. Herausgegeben von Dr. A. Bauer.

Von dieser literarisch-belletristischen Monatsschrift gehen uns soeben die drei ersten Hefte des III. Jahrgangs zu. Dieselben enthalten eine Fülle bemerkenswerter Beiträge theils belletristischen theils literarkritischen Inhaltes. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Dorfdämmerung. Roman aus dem Elsaß von Hermann Stegemann. (Zürich. Verlagsmagazin. 1892.)

Um ein Darlehen. Eine sociale Erzählung aus der Gegenwart von Georg Rebena. (Zürich. Verlagsmagazin. 1892.)

Dämmerlicht. Neue Lieder von F. Bopp. (Zürich. Verlagsmagazin. 1892.)

Der goldene Käfig und andere Novellen von Leo Hildeck. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Vier Novellen. Von B. Mercator. (Gotha. Friedr. Andr. Perthes. 1892.)

Lieder eines Semiten. (Hamburg. A. Goldschmidt. 1892.)

und zum Untergange der Menschheit selbst führen müssten. Und damit zeigt es auch, dass es jedermanns Pflicht ist, die Erkenntnis dessen nach Kräften zu verbreiten, was uns in diesen Bestrebungen droht, wenn wir durch sorgloses Gehenlassen den Irrlehren die Möglichkeit geben, sich immer weiter im Volke einzufressen. Jeder sollte den „Himmel auf Erden" lesen, jeder seinen Warnungen dadurch Gehör verschaffen, dass er zur weitesten Verbreitung des Buches, insbesondere auch in den Arbeiterkreisen beiträgt.

Bei der Lectüre dieses Werkes ist es mir neuerdings deutlich geworden, dass der historische Staat die vielen Soldaten gegen seine inneren Feinde nothwendiger, als gegen seine äußeren braucht. Gegen die äußeren Feinde, die auch wieder nur in der Macht eines historischen Staates bestehen, welcher mit uns insoferne die gleichen Interessen hat, ist die Möglichkeit einer Herabminderung des Heeres wohl denkbar, ob die Herabminderung aber geschehen kann unbeschadet der inneren Ordnung, das ist fraglich! — Wenn der culturzerstörende Geist, der heute überall spukt, die Oberhand gewinnt, dann muss es ähnlich kommen, wie das Buch „der Himmel auf Erden" es verkündet. Leset es nur! — Doch für Männer ist das Werk geschrieben, nicht für Frauen und junge Leute! denn es ist starke Medicin. Der Todtenkopf auf dem Umschlage warnt vor unbedachtem Gebrauch! M.

Der Volksschullehrerstand im Spiegel der Mitwelt. Gekrönte Preisschrift von Hans Trunk. (Graz. Leuschner & Lubensky's Universitätsbuchhandlung. 1892.)

Ja, ich glaube es, dass diese Schrift preisgekrönt werden musste! Besser wird man die Volksschullehrer, ihren Stand, ihre Vorzüge und Fehler kaum charakterisieren können, als es hier geschieht. Woher es kommt, dass man gerade an dem Lehrer so viel auszusetzen findet? Die Ursachen der Geringschätzung des Lehrerstandes! Das sind Capitel, die sowohl das Volk als die Lehrer tief beherzigen mögen. Geschmeichelt wird den Lehrern nicht, im Gegentheile, es wird das Räthsel so ziemlich gelöst, warum die Lehrer „Geringschätzung" erfahren. Übrigens meine ich, dass Lehrer mit den angeführten bedeutenden Fehlern eine Ausnahme sind, sowie die Geringschätzung des Lehrers eine Ausnahme ist. Meines Wissens genießt der Lehrstand bereits eine hohe Achtung, die auch seine Gegner nicht mehr aus der Welt zu schaffen vermögen. Wenn übrigens in vorliegender Schrift ernstlich daran erinnert wird, dass der Lehrer z. B. nicht dünkelhaft gegen Untergebene und nicht kriecherisch gegen Vorgesetzte sei, dass er nicht mit jedem Tagediebe zusammen Bier trinke und Karten spiele, dass er nicht politische Kannegießerei treibe, dass er sein Herz und Wirken möglichst auf seinen Beruf beschränke, dass er sich vor Nörgelsucht hüte, dass er Kameradschaftsgeist habe und über seine Standesgenossen nichts aufkommen lasse, dass die Lehrerin häuslich lebe, sich vor Vergnügungs- und Putzsucht bewahre u. s. w., so kann das ja nicht schaden. Die Lehrer sind Menschen wie alle anderen, aber sie haben gleichwie die Priester doppelte Pflicht, sich rein vor Makel zu halten, denn sie stehen in der Öffentlichkeit, haben Vorbilder des Volkes zu sein. Wer dazu nicht Eignung und Neigung fühlt, der möge vorwegs dem Stande fernbleiben, dessen Lohn freilich weniger in äußeren Gütern und Ehren liegt, als vielmehr in dem Bewusstsein treuer Opferwilligkeit und geistiger Erfolge, die erst in späteren Zeiten zutage treten können. Um materielle Vortheile wird der Lehrer so wenig rechten dürfen, als der Priester und der Schriftsteller; doch hat der Staat ihn so zu stellen, dass er unabhängig seinen Beruf ausüben, seine Familie ernähren, seinen Kinder etwas lernen lassen kann. Das zu verlangen ist des Lehrers Recht.

Der Lehrer, welcher Trunks Büchlein kauft, führt einen strengen, aber treuen Freund in sein Haus ein. R.

Für die Jugend des Volkes. Zweites Heft. (Biedermannsdorf.)

Die Lehrer und Erzieher werden darauf aufmerksam gemacht, diese kleine, mit den besten Absichten ins Leben getretene Monatsschrift zu prüfen, beziehungsweise der jungen Lesewelt zu empfehlen. Wir haben zwar schon sehr viele und sehr gute Zeitschriften für die Jugend und es fragt sich, ob das Bedürfnis und die pädagogische Nothwendigkeit viel zu lesen so groß ist. Wenn aber schon gelesen werden muss, dann wird obengenannte Zeitschrift auch das Ihre leisten. Ein besonderer Vorzug ist der billige Preis derselben; auch arme Leute können sie ihren Kindern gönnen. M.

Nicht rasten und nicht rosten. Jahrbuch des Scheffelbundes für 1892. Herausgegeben von Josef Stoeckle. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1892.)

Eine große Reihe theils sehr hübscher Beiträge poetischen, erzählenden und plaudersamen Inhaltes. Eine Anzahl gut ausgeführter Bilder, besonders Porträts von Personen, welche zum Dichter Scheffel in einem

Heimgarten

8. Heft. Mai 1892. XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit — ab!

Ein bairischer Officier, der mit seinem Fähnlein aus den Donauländern nach Tirol gerufen worden war und sich am Brenner den Franzosen angeschlossen hatte, um mit ihnen nach dem Süden zu marschieren, hat von diesem Morgen in den Eisackschluchten einen Bericht gegeben.

Es war ein fröhlich Wandern, anfangs fast mehr handwerksburschenartig, als soldatisch. Der General ließ später etwas wie: Habt acht! commandieren. Das verstand ich nicht. Ich fand die Tiroler gar nicht so schlimm, als sie geschildert worden waren; von Kufstein bis hieher an den Eisack hatte ich kaum einen Flintenschuss gehört. Sonst sollen sie aus dem Hinterhalt auf die arglosen Soldaten gefeuert haben, was ja die Grausamkeiten meiner Landsleute, wenn auch nicht entschuldigen, so doch erklären ließ. Dieses Bergvolk glaubte freilich den Kaiser im Rücken zu haben; der Friedensschluss hat es eines Besseren belehrt, nun ist es ruhig und ergibt sich und wird erkennen, dass wir nicht als Feind ins Land gekommen, sondern als Freund. Wer möchte auch als Feind einrücken in dieses einzig schöne Land! — Meinen Burschen hatte ich mit dem Pferde vorausgehen lassen, ich war ein wenig zurückgeblieben von dem Trupp, denn die Großartigkeit der Gegend, wie ich eine solche noch nie gesehen, hatte mich ganz hingerissen. Diese ungeheueren Bergmassen! Dieses krystallklare tobende Wasser und diese breite, glatte und voller Sicherheit dazwischen hinziehende Straße!

In einen stilleren Grund gekom-

Familien-Bücherschatz. 22. Heft. (Schriftenvertriebsanstalt. Weimar.)

Berchta. Minne- und Trutzlieder von Arminius. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Heureka. Gedichte von Alfhild. (Zürich. Verlags-Magazin. 1883.)

Anti-Heureka. Gesammelte Bruchstücke von Mephisto. (Zürich. Verlags-Magazin 1885.)

Gott, Freiheit und Vaterland. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Armes Österreich. Ein Gedicht von Arminius. (Zürich. Verlags-Magazin. 1887.)

Ahasver. Ein Monolog von Ego. (Zürich. Verlags-Magazin. 1890.)

Jugendlaube. Bibliothek für die Jugend. Herausgegeben von Hermine Proschko. IV. Bändchen. (Graz. Leykam. 1891.)

Schmidters Volks-Advocat und bürgerlicher Rechtsfreund. Erscheint in 22 halbmonatlichen Lieferungen 10. Auflage. (C. Daberkow. Wien.) Bis zum 6. Hefte erschienen.

Die heilige Schrift in der Volkssprache. Eine Mahnung an das katholische Volk. (Paderborn. Ferd. Schöning. 1892)

Offenes Sendschreiben an P. T. Herrn Theodor Billroth. Von Moriz Adler. Mit einem Vorworte der Baronin Bertha v. Suttner. (Berlin. Alfred H. Fried u. Cie. 1892.)

Liebhaberkünste. Zeitschrift für häusliche Kunst. Verlag von R. Oldenbourg in München.

Obstbautafeln für Schule und Haus von J. G. Sänger, Hauptlehrer an der erweiterten Schule in Sulzburg Baden. (Eugen Ulmer. Stuttgart.)

Postkarten des „Heimgarten".

Dr. H. M. Dresden: Der bewusste Aufruf Egidys zur Verbreitung des Gedankens „Einiges Christenthum", zur Aufstellung einer „Religion ohne Dogma, eines Christenthums ohne Bekenntnis" ist unserer Ansicht nach nicht praktisch genug gedacht, um Erfolg zu haben. Man weiß nicht, wie der Verfasser das „Einige Christenthum" sich eigentlich vorstellt. Die Hohenzollern sollen das Oberhaupt des einigen Christenthums sein, das kann bestenfalls nur für Deutschland gelten, aber nicht für die Völker der Erde, für welche das einige Christenthum ja doch berechnet ist. Und ferner: Ein rein geistiges Christenthum wäre freilich das Schönste, ist aber nicht denkbar. Eine Religion, wie alles was auf Menschen wirkt, muss Körperlichkeit haben, wenigstens sinnlich sein in der Idee. Wer unter allen Umständen in der Religion die Form verachtet, der hat theoretisch recht, praktisch aber unrecht, denn durch die Entziehung der Form entzieht er im sinnlichen Menschen dem Christenthume — auch dem geistigen — den Boden. Die Form, solange sie bloß als Behelf dient, könnten wir ruhig gelten lassen und nur froh sein, wenn sie nicht zur Hauptsache gemacht würde.

H. W. Tetschen: Sie fragen, ob Officiere den Friedensfreunden beitreten können, ohne ihrem Stande etwas zu vergeben. — Erwägen wir: Es wird officiell gesagt, eine große gerüstete Armee sei die beste Friedensgarantie. Folglich ist die Armee friedensfreundlich. Es wird gesagt, dass unsere Armee nicht zum Angriffe, sondern nur zur Abwehr da sei. Folglich will sie das, was auch die Friedensfreunde für nöthig halten. Es besteht also kein Zwiespalt zwischen der Armee und den Friedensfreunden. Und wenn die Friedensfreunde sich bestreben, das stehende Heer allmählich überflüssig zu machen, so kann bei dieser Sache der Officier so gut mitthun, als der Richter mitthun kann und wird bei Bestrebungen, die Verbrechen zu veringern und abzuschaffen, obwohl er dadurch seinem eigenen Berufe scheinbar den Boden entzieht.

Dr. J. A. G., Graz: Wenn schon bei den Wahlen der Volksvertreter eine so große Corruption herrscht, dann dürfen wir uns nicht wundern, dass es auch in den Parlamenten darnach hergeht. Ist es denn gar nicht mehr möglich, mit Anstand und Würde etwas durchzusetzen? Wahlmanöver! Muss einer sich denn öffentlich eine Reihe von Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen, gerade zu einer Zeit, da er sich um die Würde eines Gesetzgebers bewirbt?

M. L. bei Wittingshausen: Da wir Ihre Geduld vielleicht auf Jahre hinaus anspannen müssten, bevor der Abdruck des stimmungsvollen, aber zu umfangreichen Aufsatzes erfolgen könnte, so glauben wir ablehnen zu sollen.

* Bitten unaufgefordert Manuscripte nicht zu schicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

arglos dahinmarschierten — Männer liebender Gattinnen, Söhne tiefbekümmerter Mütter! — Wie ein eherner Krampf gieng es durch mein ganzes Wesen, dass die Fingernägel der Faust sich in das eigene Fleisch gruben vor Rachebegier, diesen beispiellosen Würgerbanden es würdig zu vergelten.

Ein paar scharfe Augen wollten hoch oben an den Wänden Männer dahinhuschen gesehen haben, ich sah keinen, gedachte aber der geheimnisvollen Zeichen und Rufe, die ich unmittelbar vor dem Ereignis vernommen hatte. Im ganzen war es leicht einzusehen, dass wir hier nichts mehr zu thun hatten. Noch sahen wir, wie der eingedämmte Eisack sich befreite, wie er die Muhre durchbrach, so dass unter seinem Branden und Gischten alles noch einmal lebendig wurde, nur die Todten nicht, und sich stemmend, krachend, aufbäumend, überstürzend nach abwärts bewegte, ein fahrender Friedhof, wie die Welt noch keinen gesehen.

Wir wenigen, die übrig geblieben, beschlossen, so rasch als möglich zur Hauptstadt zurückzueilen. Sterzing, Gossensaß, wir rasteten nicht in diesen Ortschaften, wir sahen an ihnen, wie an allen Menschenwohnungen, an denen es nun vorübergieng, nichts als Mörderhöhlen. Wo wir uns in Übermacht fühlten, nahmen wir, was wir brauchten, obwohl die par Franzosen, die mit uns marschierten, auch jetzt noch ihre Sache baar bezahlen wollten. Gerade zu rauben hatte auch ich keine Lust, aber durstig war ich geworden unten an dem Eisack, durstig nach Tirolerblut.

Auf dem Brenner stießen wir auf französische und bairische Truppen und ein paar Generäle. Wir erzählten, was in den Eisackschluchten geschehen war und dass unter den Todten viele Officiere seien, darunter auch der Marschall Lefebvre, in diesem Lande geheißen der Löw Befer.

Also wieder Krieg, und erbarmungsloser als je. Ein großer Kriegsrath wurde gehalten hier auf den Almmatten unter freiem Himmel. Einstimmig war der Schwur: dieses Volk muss niedergeworfen werden zur gänzlichen Ohnmacht. Ein hoher Preis wird gesetzt auf die Köpfe der Häuptlinge, und alle Führer müssen sterben. — —

Soweit der Bericht des bairischen Hauptmannes.

Die Freiheitskämpfer hatten kaum eine Ahnung davon, was sie mit ihrer unerhörten That in den Eisackschluchten angerichtet. Zuerst waren sie selbst erschrocken, als der Erfolg der Lawine so grauenhaft herrlich vor ihren Augen lag. Dann vermochten sie es kaum, den Jubel zurückzudämpfen, denn die meisten glaubten, mit diesen vernichteten Truppen sei die Macht des Feindes gebrochen und sie selbst seien wieder Herren im Lande. Der Mahrwirt hielt sich zurück und sagte nichts. Auffallend blass war sein sonst so hübsch gebräuntes Gesicht geworden. „Sie sollen heimgehen“, ließ er befehlen, dann trachtete auch er aus dieser Gegend fortzukommen.

Fast früher als die Kämpen zurückkehrten in das Thal von Brixen, wussten die Leute dort, was oben geschehen. Am Vormittag bei heiterem Himmel hatte man von den Eisackschluchten her ein lange anhaltendes Donnern gehört. Es war nicht wie das Krachen von Großgeschütz, nicht wie das Indieluftgehen eines Pulverfasses, es war wie das Niederrollen einer großen Muhre. Am Nachmittage wurde der Eisack seicht und schmal, so dass die Forellen auf eitel Sand umherschwänzelten und mit ihren weißen Bäuchen darauf liegen blieben. Plötzlich aber schwoll der Fluß wieder an, trübe, schlammige Fluten kamen, Gestämme und Wurzelwerk trug er heran, und Rüstzeug und Gewandstücke und todte Baiern und Franzosen.

men, wo die Schlucht sich ein wenig weitete, der Fluss flacher auf braunem Sande hinwallte, hörte ich hoch über mir in dem Gewände eine Flöte spielen; eine überaus liebliche Weise war es, dass ich hätte aufschreien mögen, und die Mütze lüpfen, um den Älpler, der so spielte, den ich aber nicht sah, zu grüßen. Dann stand ich still, ließ an mir noch Fussvolk und Reiterei vorübertraben, bis ich der letzte war und in aller Ruhe die unbeschreibliche Stimmung so recht genießen konnte. — Und als ich so dastand, hörte ich oben am Berge einen Menschen rufen: „Steffel! Darf ich noch nicht abhacken?“ Und eine andere Stimme weiterhin gab Antwort: „Nein!“ Da ward mir auf einmal etwas unheimlich und ich hub an zu marschieren, dem Truppe nach, der dicht aneinandergedrängt in der sich wieder verengenden Schlucht dahinzog. Auf einmal hoch oben drei Schüsse und ein gewaltiger Schrei: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit — ab!“ — Und jetzt geschah etwas, das mich ins Mark hinein schaudern macht, so oft ich dran denke.

Der ganze steile Berghang vor mir wurde lebendig, von unten bis oben löste sich eine ungeheuere Lawine und fuhr unter unbeschreiblichem Donnern und Krachen herab. Steine, Schutt, Baumstämme, Erdreich, eine ganze, in allen ihren Theilen wirbelnde, Splitter, Trümmer emporschnellende, wildlebendige Fläche kam herab. Und dazwischen und darüber und darunter hausgroße Felsklötze, zuerst mit der Lawine träge rutschend, dann sich überschlagend und in grausen Sprüngen hoch im Bogen zur Tiefe sausend. Alles das sehe ich heute noch. Dann vergieng mir das Auge; ein unauslöschliches Prasseln, Knattern und Krachen überall, als stürzten ringsum alle Berge ein.

Als ich wieder zu mir kam, war es todtenstill, nicht einmal das Wasser rauschte; es stand da wie ein langer schwarzer Tümpel. Vor mir, wo die Lawine niedergefahren war, stieg eine undurchdringliche Wolke von Staub auf. Als diese allmählich sich löste, sah ich mehrere Krieger händeringend, sprachlos vor Schreck zurückeilen, die anderen aber, die tausend anderen, der ganze große Trupp war verschwunden, verschüttet, unter Trümmern begraben. Denn es war keine Straße mehr und es war kein Fluss mehr, ein ungeheuerer Schutthügel lag da, aus welchem Felsblöcke und die weißen Spalten gebrochener Bäume hervorstanden. Am Rande dieser Muhre, zwischen dem Gewirre von Stein und Holzstücken zuckende Menschenglieder, stöhnende Soldaten, röchelnde Pferde, die hingestreckt, zerrissen, mit den in die Luft gereckten Beinen verzappelten. Einige wenige Kameraden konnten wir herausgraben, hervorzerren, fast alle derselben starben uns unter den Händen. Höher stieg das sich stauende Wasser und in demselben war ein Gewuste von Steinen, Baumstämmen, Ästen, Wurzeln und zwischen drin verklemmt und verflochten Soldatenmäntel, Stiefel, Tornister, Pferdezeug, Pferdeköpfe, losgetrennte Hände, Beine und ganze Körper, theilweise an dem Geknorre hängend, theilweise im Tümpel sachte auf- und niedergleitend. — Unser waren alte Krieger, welche in heißen Schlachten gestanden und die Zerstörung mancher Veste miterlebt — aber so etwas Gräßsliches, so unerhört Gräßliches hatte keiner noch geschaut.

Als wir soweit zur Fassung gekommen waren, um das Unglück auch nur zu sehen, wurden unter uns alsbald Vermuthungen laut, dieser Bergsturz sei ein Menschenwerk. All die grauenhaften Tirolerthaten der vergangenen Monate standen auf in unserem Gedächtnisse und alle wiederholt und vereinigt in dieser Muhre, in diesem tausendfachen Morde. Ja, an anderthalbtausend tapferer Soldaten, die, des Friedens sich endlich erfreuend,

Hinaus! Hört ihr nicht das Krachen? Die Mahr kommt."

Die Gattin zog ihn zurück, strich ihm das wirre Haar aus der Stirn und beruhigte ihn. Es war ja doch so stille im und über dem Hause.

Peter sagte nichts weiter und legte sich wieder hin.

Im Thale war's winterlich öde. Die Leute giengen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach, waren aber voll unheimlicher Ahnungen. Die Straße in den Eisackschluchten musste wohl wieder hergestellt sein, denn es verkehrten Reisende und Postwägen wie vor und eh. Ein Postwagen aus dem Süden brachte einen Brief an den Mahrwirt. Derselbe war aus Meran, und zwar von keinem anderen, als vom einstmaligen „Kanzler" Dörninger.

Hastig erbrach Peter den Brief, in welchem mit Bleistift auf schlechtem Papier das Folgende geschrieben stand:

„Lieber Kamerad!

Was ist geschehen, seit ich dir nicht mehr geschrieben! Alles wieder vorbei. Alles umsonst gewesen. Wir sind Flüchtlinge und leben wie die wilden gehetzten Thiere. Diese Worte schreibe ich in einer Felsenkluft wo, das darf ich dem Brief nicht anvertrauen. Die Finger sind starr vor Frost. Morgen werden wir wieder anderswo sein, wo das weiß ich nicht. Hofer und seine Leute und ich. Was wir seit Innsbruck schon gelitten haben, es ist nicht zu sagen. Aber das Körperliche wäre noch das Wenigste. Diese Trauer des armen Sandwirts! Diese Trostlosigkeit von uns allen! Es heißt, dass man noch einmal aufsteht, Hofer sagt, er thut nicht mehr mit. Anfangs hat er's nicht glauben wollen, dass wir verrathen sind, und ist mit den Passeiern dreingefahren. Wieder einen Schippel Leute gekostet; nachher hat ihm der Speckbacher die Friedensurkund' gebracht. Jetzt glaubt er's und lässt dir sagen, du solltest dich ja nicht verleiten lassen, um noch einmal zu den Waffen zu greifen, es ist alles Lug und Trug und der ganze Bettel ist nicht eines braven Tirolers Blutstropfen wert. Er lässt auch den anderen schreiben. Dass auf Hofers Kopf ein Blutpreis von 1500 goldenen Gulden gesetzt ist, wirst du wohl schon wissen. Wir anderen sind billiger angeschlagen, aber immerhin noch respectabel. Das hilft ihnen nichts, uns ist jetzt so heiß, dass wir es auch oben bei den Fernern aushalten.

Das muss ich dir auch noch sagen, letztens bin ich als Grödener Schaftreiber verkleidet im Wälschland drinnen gewesen um zu kundschaften, was für Aussichten sind, der Flüchtlinge wegen. Bonapartes Bruder, der zu Mailand sitzt, hat was dreinzureden. So viel hab' ich erfahren: Schlecht steht's. Nur für einen wäre es wunderlich gut gestanden und hätte ich gleich dortbleiben können, eine schöne Frau heiraten und ein nobler Herr werden. Du erinnerst dich wohl nicht mehr an die zwei Frauen, die ich im vorigen Sommer von Mahrwirtshaus aus bis Bozen begleitet habe. Damals kam's mir vor, dass eine derselben als Feindin von mir geschieden ist. Nun höre zu. In einem großen Garten zu Verona, wo man den Fremden einen steinernen Trog zeigt, der für den Sarg eines unglücklichen Liebespaares ausgegeben wird, stand ganz wie vom Himmel gefallen jene schöne Frau vor mir und sagt: dass sie mich wohl kenne und meiner nicht mehr vergessen könne. Darauf ich zur Antwort: Ihr seid liebenswert und wohl auch ehrenwert, aber ich nehme Euch nicht. Alsdann sie: Ihr, die Besiegten, den Siegern trotzen? Wisset, ich bin Frankreichs! — Darum nehm' ich Euch nicht! ist meine Antwort, wende mich rasch um, eile fort und den Bergen zu. Schrecklich ist es, dass ich mir kein liebes deutsches Weib werde nehmen können, mein Lebtag nicht, weil diese schwarzhaarige Fee im Wege steht. Und dennoch möchte ich am

„Das ist dem Mahrwirt sein Tagwerk!“ sagten die Leute zu einander.

Und als die Männer zurückkamen von der Schlucht, da bestätigten sie es und setzten bei: „Jetzt wird Ruh' sein, sie sind alle hin!“

Peter war seines Weges ganz allein gegangen. Als er am bewaldeten Berghange hinschritt, der vom Dorfe Varn sich gegen die Mahr zieht, kam er zu einer Kreuzsäule, die vor einem Stangenzaune am Wege stand. Sie trug ein Bildnis, darstellend die Krönung der Himmelskönigin. Oben schwebt die Taube des heiligen Geistes, an beiden Seiten auf Wolken thronend Gott Vater mit der Weltkugel und Gott Sohn mit dem Kreuze. Zwischen ihnen die heilige Jungfrau, der sie, jeder mit einer Hand, die Krone über dem Haupte halten. Das Bild der Jungfrau, welche demüthig die Hände faltet, ist voll heiliger Anmuth. — Peter blieb davor stehen, dann kniete er hin auf den Stufen und sagte ganz unsichern, zitternden Tones: „Maria, Maria! Du schaust doch noch freundlich auf mich herab. Bitt für sie. Gib ihnen die ewige Seligkeit, allen, die heute schlafen gegangen sind. Barmherzige Mutter Gottes, es hat sein müssen! Nicht zu schnödem Nutzen ist es geschehen, nicht aus Rachgier. Nothwehr, du weißt es! Sie haben uns das Vaterland wollen nehmen und den Glauben, aber nicht aus ihrem eigenen Willen, die gestorben sind. Bitte für sie. Und für mich, du göttliche Mutter Jesu, nimm von meiner Seele diese Last. Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, die ich hab' angerufen! So wie ich jetzt vor euch am Bilde knie, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, so werde ich einst vor euerem Gerichte stehen. O heiliger, starker, ewiger Gott, thu' mich nicht verdammen!“

Nach solchem Gebete erhob der Mahrwirt sich wieder. Da — es war schon in der Abenddämmerung — fiel sein Blick plötzlich auf ein Menschenhaupt, welches hinter dem Kreuz auf ihn herübergrinste. — Ein blasses Menschenhaupt mit schwarzem Haar und Bart. „Kulber!“ rief der Mahrwirt.

Aber der Kopf bewegte sich nicht, die Züge blieben starr, und das Haupt war ohne Rumpf und stak auf einer von Blut überronnenen Zaunstange.

So hatte Peter seinen Genossen und Dränger wieder gesehen. Stöhnend vor Schreck und Grausen taumelte er wegshin. Später, als er schon den Fensterschein von seinem Hause sah, blieb er stehen und fragte sich: „Weshalb hat dich denn dieser e i n e Todte so entsetzt? Du hast ja viele hundert gesehen am heutigen Tag!“ —

Dann trat er ins Haus, hieng das Beil an die Wand und sagte zu Frau Nothburga, die ihm mit manchem Zeichen schwerer Beklommenheit an die Thürschwelle entgegengekommen war: „So, jetzt ist es Feierabend. Meine Schuldigkeit habe ich gethan. Nun ist's genug.“

An deiner eigenen Thür steht's, wie theuer du den Baiern bist!

Wenige Tage später war es Winter geworden. Alle Auen voller Schnee, alle Dächer und Äste bedeckt mit Schnee, und unaufhörlich sank es in zarten Flocken nieder vom grauen Himmel. Die Büsche am Eisack von Schnee belastet und gebogen hiengen wie Trauerweiden über dem Wasser. Peter konnte nicht hinschauen. Er konnte den Fluss nicht mehr sehen und zur Nachtzeit verschloss er die Fensterläden, damit er das Rauschen nicht sollte hören können. Einmal sprang er aus dem Schlafe auf, weckte mit hellem Schrei Frau Nothburga, riss die Kinder aus ihren Betten und rief: „Hinaus!

auf einen Platz, der ruhiger und sicherer wäre, als ein Einkehrhaus an der Straße.

„Du meinst ich soll fliehen“, sagte der Mahrwirt.

„Ja, Schwager, das sollst du. Vor etlichen Tagen waren es eintausend goldene Gulden, die sie für deinen Kopf boten, heute sind es schon zweitausend, zu Brixen ist es angeschlagen, zu Klausen, an allen Kirchthüren und Gasthäusern im Eisackthal, und wenn du vor dein Haus gehen willst, kannst es selber lesen, an deiner eigenen Thür steht's, wie theuer du den Baiern bist.“

„So wird's ernst um mich?“ fragte Peter.

„Du musst dem Hofer nach. Einstweilen ist hinter dem Geißhorn drüben, in der Steinwend, ein Sommerstadl für dich hergerichtet. Eine halbe Stunde vom Steinwendbauer hinauf im Wald. Der Steinwendbauer weiß schon davon und wird dich versorgen. Sobald es das Wetter thut, musst du über das Gebirge.“

„Und mein Weib? Meine Kinder?“

„Schwager“, sagte Augustin und fasste seine Hand, „wenn ich auch priesterlich Kleid trage, ein bissel Mann bin ich doch noch. Ich wollte zwar jetzt in mein Kloster zurückkehren, aber ich thue es nicht, bevor alles in Ordnung ist, so oder so. Ich bleibe in deinem Hause und werde die Deinigen schützen mit Gottes Beistand. Glaube mir, sie sind sicherer, wenn du fort bist. Aber gehen musst auf der Stell', ich sag dir's!“

Als Peter es seinem Weibe mittheilen wollte, dass er fort müsse, kam ihm dieses schon entgegen mit Bündel, Mantel, Rock und Stutzen; sie hatte schon alles bereitet, redete ihm liebreich zu, er solle auch jetzt noch Held sein, wo es gelte, sich selber zu retten.

„Und unserlwegen“, setzte sie bei, „sei außer Sorgen.“

Peter schaute sie an und sagte leise: „Und wenn deine Zeit kommt?“

„Mensch, bishin bist du längst wieder da!“ rief sie. „Die Baiern werden schon kühler werden, sonst ist für sie kein Leben dahier, das werden sie bald einsehen. Und der Kaiser? Denke doch an den Kaiser! Glaubst du, der wird seine treuen Männer verlassen? Nur Zeit lassen. Wenn's aufs Schlimmste sollte kommen, der Pardon ist dir so sicher wie dem Sandwirt. Dann gehst wieder herfür, alles ist vorbei und wir leben für uns selber und kümmern uns um keinen Weltlauf mehr. So machen wir's, mein Peter, und jetzt geh in Gottesnamen. Das Abschiednehmen bei den Kindern lass sein, es ist keins nöthig, du bist bald wieder daheim. Werd' es ihnen sagen, dass du sie grüßen lassest und wollen schon alle Tag für dich beten. Gib nur Achtung auf dich und deine Gesundheit. Feuerzeug und alles findest schon im Bündel. Gehe, jetzt, mein Peter. Schau, ein Kreuz noch muss ich dir machen!“

Sie zog mit dem Daumen der rechten Hand über sein Gesicht das Kreuzzeichen, dann schauten sie sich einander noch einmal in die Augen und dann gieng er davon — ganz allein. Draußen war eine stürmische Nacht.

Als der Mahrwirt fort war, gieng Frau Nothburga zu ihrem Bruder und vertraute ihm: „Ich kann dir nicht sagen, Augustin, wie mir ist.“ Und ließ ihrem lange zurückgedämmten Weinen freien Lauf.

Foppen, foppen, Baiern foppen!

In einer der nächsten Nächte wurden die Leute im Wirthshause an der Mahr unhold aus dem Schlafe geweckt. Mit dröhnendem Pochen am Thore begehrte man Einlass, der gassenseitige wie der hofseitige Eingang war mit Soldaten besetzt und nach dem Geräusche der Waffen zu schließen, gab es auch weiterhin an der Straße, am Gebüsche, hinter Schneewehen und an der Bergwand Soldaten. Allsogleich wurde den Einlassheischenden das Thor geöffnet, sie drangen in die

liebsten nochmals nach Verona reisen und ihr ein drittesmal zurufen: Gallische Sirene, ich will dich nicht!

O der kindischen Geschichten jetzt, halte mir's nicht für ungut, Freund. Vielleicht wird's doch noch einmal besser und wir kommen zusammen und ich erzähle dir allerhand. Für heute sollst wissen, dass wir noch leben, dass wir in Passeyer Freunde haben, die uns mit dem Nothwendigsten versorgen und dass wir trachten werden, die Gefahr zu überdauern. Seid nur auch ihr klug im Eisackthal, es kann noch einen schauderhaften Tanz setzen, Gott weiß es.

Ja und noch etwas. Wenn es wahr ist, sagt der Hofer, dass es dein Sohn war, der ihn auf der Dürnhöh' von den nahenden Bütteln bewahrt hat, so segnet er ihn vieltausendmal und dass der brave Knabe ein glücklicheres Tirol soll erleben. In Glück und Leiden herzgetreu

Josef Dörninger."

Der Mahrwirt schob den Brief in seine Tasche und murmelte: „Sie wissen noch nichts."

Um jene Zeit gieng Peter mit der Absicht um, sein Wirtshaus zu schließen; er wollte nicht so viel Volk und Lärm um sich haben, er hatte keine Lust, sich unter die Gäste zu setzen und sie zu unterhalten, wie er sonst gethan. Auch das Geschäftliche war ihm gleichgiltig geworden. Er ließ derlei durch Frau Nothburga betreiben und saß am liebsten in der Oberstube unter den Kindern. Das Poltern und Lachen der Kinder that ihm wohl, ihr Geplauder war ihm wie trostvoller Maienklang, er hörte ihnen zu, ohne auf die Worte zu achten; wenn sie an seinem Knie heraufkrochen, dies und jenes fragten, lächelte er freundlich, ohne eine Antwort zu geben. Auch der Hans war soweit heil, dass er in der Stube umhergehen und wieder Festung bauen konnte.

„Baue sie nur", sprach da Peter einmal, „baue sie nur!" Aber bei der Sache war er nicht. Dann blickte er hinaus in das winterliche Gestöber, und wenn er das lebhafte Schneetreiben sah — eine seltsame Sache in diesem Thal — und wie sich quer über die Straße die Massen häuften zu Hügeln und scharfkantigen Wällen, so dass die Fuhrwerke stecken zu bleiben drohten, da war es Peter zufrieden.

Aber der Schnee hatte nichts aufgehalten. Das ganze Thal und alle Gegenden, von denen man Nachricht erhielt, besetzt von Franzosen und Baiern. In Unmassen waren sie gekommen von allen Seiten; alle Festen, Pässe, Kirchplätze, Ämter, Straßen, Höfe, Brücken, Mauthen waren besetzt mit schwer bewaffneten Soldaten. Jede Tirolerbrust sah auf sich eine Flinte gerichtet. Nun ließ auch Österreich von sich hören, es ließ durch Ausrufer sagen, dass Tirol zum Königreich Baiern gehöre und sich seinem rechtmäßigen Regenten zu unterwerfen habe. — Alles war traurig über die Massen.

Tagelang waren Soldaten beschäftigt gewesen, aus dem Eisack todte Kameraden oder Stücke derselben hervorzuholen und zu bestatten. Oben in der Schlucht wurde eine große Trauerfeierlichkeit veranstaltet, welcher wohl jeder Tiroler meilenweit aus dem Wege gieng. Den Verlust des Marschalls konnten die Franzosen nicht verschmerzen und ihr lebhaftes Trachten gieng im Stillen dahin, des Anstifters habhaft zu werden. Sie glaubten ihn schon einmal gefunden zu haben in einem kleinen, behendigen schwarzbärtigen Mann. Demselben hatte man auf der Stelle das Haupt abgeschlagen und es auf einen Zaunpfahl gesteckt. Später hieß es, der wirkliche Rädelsführer und Veranlasser des Bergsturzes lebe noch, sei ein Wirt in der Gegend, würde aber von der Bevölkerung geheim gehalten.

Eines Tages legte Bruder Augustin es seinem Schwager nahe, wenn er ohnehin das Geschäft gehen lasse wie es gehe, so solle er sich zurückziehen

Pfaid, so musst auch sauber gestrählt sein. Nachher kannst schon unter die Leute gehen."

„Strähl nur zu", sagte der Bursche, „wenn du mir so umthust im Haar, das hab' ich gern."

„Den Schnurrbart muss man dir doch stutzen?" spottete sie, denn er hatte noch immer keinen; aber hübsch bräunlich wurde es schon auf der Oberlippe.

Ohne sich auf diesen Gegenstand einzulassen, fragte der Antonio plötzlich: „Du Hanai, ist's wahr, dass ich im Schlaf reden thu?"

„Im Schlaf reden? Lapp wie soll denn ich das wissen?"

„Ja so, freilich nit. Du hast mich nie schlafen sehen. Aber andere sagen es. Laut reden thät ich im Schlaf und allerhand Sachen fürbringen, und es wär' oft ein Spass, mir zuzuhören — und ich weiß nichts davon."

„Du bist halt ganz verdraht", meinte die Hanai.

„Und jetzt", fuhr der Bursche fort, „jetzt getrau ich mich gar nit mehr zu schlafen. Allein schon gar nit mehr."

„Lass das Dummreden sein."

„Dasmal nit so, wie du meinst, Hanai. Auf den Stadeln und Strohtennen, wo ich herumschlaf'! So viel Angst, ich könnt was aussagen und es könnt mir wer zuhören."

Die Magd stutzte. „Wie kommst mir denn heut für, Toni?"

Da schwieg er ein wenig, that, als ob er sich dem Wohlgefühle des Strählens hingäbe, endlich sagte er: „Hast du den großen rothen Brief schon gesehen, der draußen hängt an der Wand?"

„Wo die zweitausend goldenen Gulden darauf stehen, die der kriegt, welcher den bringt, der die Muhr gemacht hat?" sagte mit flüsternder Stimme die Magd.

„Die goldenen Gulden könnt ich mir im Schlaf verdienen," setzte der Bursche bei.

„Du Toni!" rief die Hanai, und sprang vom Heuhaufen auf. Die geballten Fäuste hob sie gegen ihn.

Er fuhr ruhig und leise fort: „Vorgestern, wie der Wirt fort ist, hat ihm's der geistliche Herr gesagt, wohin er gehen und wo er sich verstecken soll."

„Was geht das dich an?"

„Ich bin im Vorhaus gestanden, weil es draußen so viel gestürmt hat und ich kann nichts dafür, dass ich's gehört hab'."

„Du weißt es, wo der Wirt sich versteckt hat?"

„Ich kann nichts dafür."

„Und du thust im Schlaf reden?"

„Da kann ich auch nichts dafür."

„Dann muss man dich todtschlagen."

Dagegen hatte der schöne Antonio keine Einwendung. Doch bemerkte er schüchtern: „Ich wüsste wohl noch ein anderes Mittel."

„Ja, dass du auf der Stell' ins Ausland gehst."

„Hanai, das thu ich schon gwiss nit."

„Oder gar nimmer schlafst!"

„Das kann ich nit."

„Hast du denn niemand, der neben dir auf der Wacht stund, wenn du schlafst und dich gleich wollt' wecken, wenn du anhebst?"

Der Antonio schüttelte das Haupt.

„Nachher" sagte die Hanai nach einer gründlichen Überlegung, „nachher geht's nit anders. Du musst da im Stall schlafen."

„Das hab' ich mir halt auch gedacht", entgegnete der Bursche treuherzig. „Und wenn die Büttel wiederkommen, das Haus zu durchsuchen, dass doch ein Mannsbild da ist."

Ein Mannsbild!

Die Hanai faltete ihre Hände, und wie es war, als ob sie ein sehr frommes Gebet halten wollte, rief sie aus: „Du blutiger Heiland, mit diesem schlechten Menschen wird noch ein Elend sein, ehe der Winter vorbei-

Gaststube, in die Küche, in die oberen Zimmer und Kammern, in die Keller und Bodenräume, sie drangen in alle Stallgelasse, durchstöberten Truhen und Kästen, stachen mit ihren Spießen in den Futtervorräthen umher, rissen im Hofraume die Brennholzstöße auseinander, dass die Scheiter weit hinkollerten, kurz, kehrten das Unterste zu oberst, ohne übrigens viel Worte zu machen. Die Hausleute waren in eine Stube zusammengesperrt und dort bewacht. Die Kinder weinten und schrien, die Magd Hanai rief in einemfort, wenn sie nur die Stallgabel zur Hand hätte, sie würde den Schelmen schon zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen! Bruder Augustin suchte zu beruhigen. Frau Rothburga war gefasst und fragte nicht, was all das zu bedeuten habe, sie wusste es ja sehr gut. Sie hielt nur die Hände über der Brust gefaltet und murmelte bei sich Dankgebete, dass der, dem sie so wüthend nachstellten, in Sicherheit war.

Nach einer Stunde, als die Eindringlinge die Erfolglosigkeit ihres Überfalles eingesehen hatten, zerrten sie die Magd Hanai hervor und fragten sie scharf: „Wo ist der Wirt?"

„Ja, just so!" gab die Magd keck zur Antwort.

„Du weißt es, wo er ist!"

„Na freilich weiß ich's!"

„Wo ist er?"

„In seiner Haut."

„Erstochen wirst auf der Stell', wenn du nicht sagst, wo er ist!"

„Narren", lachte die Magd, „wenn's schon die lebendige Hanai nit sagen will, die todte sagt's noch weniger."

„Dumme Trull!" knurrten sie, gaben ihr einen Stoß, dass sie an die Wand taumelte und giengen davon.

„Das sind doch einfältige Leut'!" lachte ihnen die Magd nach, „ich werde den Wirth verrathen! Ein Schimpf ist's! Am liebsten wollt' ich ihnen mit der Gabel nachlaufen!"

Die Bewohner des Hauses hatten die ganze Nacht zu thun, um den angerichteten Wirrwarr zur Noth wieder zu schlichten.

Am darauffolgenden Sonntagnachmittag saß in ihrer dunkelnden Futterkammer die Hanai und nähte. Es war etwas frostig in der Kammer, Frau Rothburga hatte ihr auch sagen lassen, sie möchte mit ihrem Nähkorb in die warme Stube hineinkommen. Die Magd aber blieb draußen. Manneskleider waren es, an denen sie herumflickte, und das Fragen, für welchen Bruder sie denn so fürsorglich arbeite, konnte erspart bleiben. Zudem war in der Futterkammer der Antonio vorhanden, oder vielmehr bloß sein keckes Lockenhaupt, alles andere stak tief im Heu. Und blieb drin auch noch stecken, als auf dem Beinkleide die Flicken längst festsaßen.

„Jetzt wirst mir achtgeben drauf, jetzt ist's wieder neu!" sagte die Hanai und warf ihm die allerseits verbesserte Hose hin.

Heute sang der Antonio nicht. Er hatte recht wohl Zeit dazu, aber er sang nicht, er war ganz kleinlaut, fast betrübt, so dass die Hanai sich dachte: heut ist ihm was, heut muss ich schon gut mit ihm umgehen. — Dann suchte sie aus ihrem Nähkorb Scheere und Kamm hervor und sagte: „Auf die Weihnachtsfeiertage muss man dir doch deinen Schauber (langes üppiges Haupthaar) stutzen."

„Oha", entgegnete der Bursche, „meine Königskron', die lass ich mir nit wegnehmen. Oder weißt du mir dafür eine andere Pelzhaube, jetzt im Winter?"

„Das ist wahr", antwortete sie, „es könnt dir dein Hirn einfrieren, das wär' ein Jammer! Na, halt her, so will ich dir wenigstens das Haar einmal ausstrählen."

„Warum willst mir denn das Haar ausstrählen?"

„Wenn du jetzt ein neues Gewand anhast und eine frischgewaschene

der Stallgabel ist gestanden. Na, macht ja nichts. Ein Mensch, der so tapfer fürs Heimatland steht, ist was wert — alle Achtung! Ich bin ein Baier, möcht' aber keinen Tiroler dafür richten, dass er für sein Landel hat zugeschlagen. Keinen, und wär's der Speckbacher oder der Sandwirt! Und erst gar ein Weibsbild! Alle Achtung! Na, junger Freund, lass nicht eintrocknen!" Er schob ihm den Krug hin und fuhr fort: „Ich bin der Richter zu Brixen, und wenn ihr mir die Ehre schenken wollt und mich zu eurer Hochzeit laden — he? Gilts?"

„Heiraten thun wir nit", sagte der Bursche.

„Au! Französischer Brauch in Tirol! Alle Achtung!"

„Sonst schon", verbesserte sich der Antonio, „aber wir haben halt kein Geld dazu."

„Zum Heiraten? Na geh', Junge, das ist zu bescheiden. Weil einer zufällig arm geboren ist, oder von anderen arm gemacht, deshalb soll er auf Freud und Glück verzichten, soll ledig bleiben, soll zuwarten, bis der erstbeste reiche Laff' ihm sein Mädel wegfischt und sich selber auf den Lehm legen und versterben?! Na, na, Freund, das ist kein Denken für einen Mann. Leben sollst!" er hob den Krug, um mit dem Antonio anzustoßen. „Ein Bursch, wie du bist! Zugreif! Geld genug, auf der Straße liegt's, zugreif'!"

Mehrere der Zecher hatten mit schnarrenden und gröhlenden Stimmen ein Loblied auf Tirol angestimmt, wobei sie ganz begeistert wurden und einander zutranken.

„Siehst du!" sagte der Blondbärtige zum Antonio, „schon lauter eingefleischte Tiroler!"

„Dieses Lied hab' ich in den Gassen oft gesungen", bemerkte nun der munterwerdende Bursche, „haben mir allemal Kreuzer dafür hingeworfen, und das ist das Geld, was für mich auf der Straße liegt."

Der andere schlug ihm lachend die Hand auf die Achsel: „Mordsjunge, du gefällst mir!" Er rückte ihm näher. „Wie? Antonio heißt du. Hör', Antonio, ich möchte dich gerne glücklich machen. Dass ich deine und der Deinigen Verhältnisse ein bissel kenne, wirst gemerkt haben. Bin ja schon manchen Abend drüben gesessen im Mahrwirtshaus. Hat einen guten Tropfen, der Mahrwirt. Er ist ja erst wieder Wein kaufen gegangen ins Welschtirol —?"

„Der Mahrwirt?" fragte der Antonio fast aufzuckend. Dann setzte er ruhig bei: „Ja, es mag wohl sein."

Jetzt fasste der Blondbärtige mit schier krampfigen Fingern den Jungen am Arm und flüsterte ihm ins Ohr: „Nein, Wein kaufen ist der Mahrwirt nicht gegangen."

„Ich weiß es ja nicht."

„Antonio, du weißt es, wo der Mahrwirt ist."

„Wie soll ich's wissen?"

„Weil du dort im Hause aus- und eingehst."

„Weil's ein Wirtshaus ist!"

„Und im Stall? Und in der Kammer? He, da kann man auch etwas erfahren."

„Freilich, dass im Stall die Kuh ist und in der Kammer das Heu."

„Antonio, was stellst dich so dumm? Was sollst du das schöne Geld einen anderen einstecken lassen? Und wenn ihr vom Mahrwirtshaus eure Mäuler mit sieben Siegeln verpetschiert, in drei Tagen ist's laut, da hilft alles nichts. Wir können ihn ja nicht zugrunde gehen lassen, den armen Mann in seinem Versteck, jetzt mitten im strengen Winter."

„Ihr thätet ihn halt lieber selber zugrund' richten", sagte der Bursche.

„Wieso? Wer sagt das? Du scheinst also nichts zu wissen davon, dass der König die Tiroler Bauernführer auszeichnen will für ihre Treue. Waren sie dem Kaiser treu, werden sie

geht! So komm halt alle Abend, ich sperr dich gut in den Stall, nachher geh ich zu der Wirtin hinein und des Morgens, wenn du dich bei der Kuh ausgeschlafen und ausgeschwazt hast, lass ich dich wieder laufen."

„Ich komm halt", entgegnete der Bursche, „und 's Übrige werden wir schon alles noch sehen." —

Nachgerade kühnen Stolzes voll schritt an einem der nächsten Tage unser Antonio die Straße entlang mit seiner Klampfen. So prächtig war er schon lange nicht mehr aufgebaut gewesen vom Fuß bis zum Kopf, als jetzt. Sogar Schuhe hatte er an den Pfoten; dass es Weiberschuhe waren, spürte Niemand, als seine überaus eingeengten Zehen, die, der Freiheit gewohnt, sich diesen drückenden Verhältnissen sofort wieder entschlagen hätten, wenn nicht der Schnee so kalt gewesen wäre. Also hinkte er in den argen Schuhen voran. Die säuberlich geflickte Joppe hatte auch einen sicher gegründeten Sack bekommen, in welchem ein Stück Brod stak. In der schwarzen Pelzmütze hatte er eine Rabenfeder stecken; es war eine leibhaftige Rabenfeder, während bei näherer Besichtigung die Mütze sich als des Burschen natürliches und ganz zierlich gesträhltes Gelocke erwies.

Als er gegen das Dorf Albeins kam, das drüben am Berge liegt, wurde er durch das Fenster einer Schenke heraus angerufen. Der lustige Antonio möge doch ein bissel hineinkommen und mit seiner Klampfen Ergötzlichkeiten machen.

Das ließ der Musikant sich nicht zweimal sagen. Er gieng in die Zechstube, wo lustige Leute beisammen waren. Allerdings wollte er gleich wieder umkehren, denn es waren zumeist bairische Amtleute und Soldaten. Aber da zogen sie ihn schon nieder auf die Bank und zum Weinkrug. — Trinken, dachte er sich, das kann ich ja, aber singen thu ich denen nichts.

Als er jedoch getrunken hatte, einmal, zweimal, dreimal in hübsch langwierigen Zügen, und sie bestürmten ihn, doch etwas zum besten zu geben, da dachte er: Nun, warum denn nicht, ich will ihnen auch etwas singen. Nahm das Zeug in die Hand, zupfte die Saiten und begann:

„Finster, finster füri tappen,
Bei der Nacht hat d Sonn' a Kappn
Und beim Tag a Nebelhaub'n,
Weil sie mag kein Baiern schaun,
Kein Baiern!"

Könnte auch etwas anderes sein! meinten die Zuhörer. Der Sänger fuhr fort:

„Windel, Windel auffi blasen,
Kommt der Mai, wird grün der Wasen,
Und kein Grashalm wachst nit auf,
Wo ein Baier g'standen d'rauf,
Ein Baier!"

Er wäre ja doch ganz heiser, sagten sie, er sollt' lieber trinken.

Als es zu dämmern begann, zogen sie sich ins Extrastübchen zurück und einer der Amtmänner legte seinen Arm um Antonios Nacken, rieb ihm seinen Bartwisch in die Wange und sagte rülpsend: „Herzbrüderl! Du bleibst bei uns, du musst uns was singen von deinem Schatz."

„Hat er einen?" fragte ein anderer.

Der eine streckte seinen Arm aus mit der flachen Hand, gleichsam den bildhübschen Burschen aufzeigend: „Und so was soll keinen Schatz haben?"

„Auf der Mahr drüben scheint die Sonne wärmer, als auf der Schattseite herüben!" spielte einer an.

„Lass sie plauschen", sagte ein älterer blondbärtiger Herr in wohlwollendem Tone und nöthigte ihn beim Ofentische an seine Seite. „Was soll denn 's Reden, wird wohl jeder seinen Schatz haben dürfen, nicht?"

„Denk's auch", antwortete der Antonio nicht ohne Verlegenheit.

„Du hast dir dazu noch ein braves resches Mädel ausgesucht. Weiß es wohl. Hab mir's erzählen lassen, wie sie bei Spinges oben mit

Familie des Mahrwirtes saß in der Oberstube beim Festmahle. Der Platz, wo sonst der Hausvater zu sitzen pflegte, war leer, hingegen saß neben der Magd Hanai, die ja auch zur Familie gezählt wurde, ein Gast, dem dieses Mahl und dieser Platz sehr wohl that. Der Antonio, und zwar hübsch herausgeputzt, so dass er, wie es der Magd vorkam, recht appetitlich anzusehen war. Das Mahl wurde auch in diesem Jahre aufgetragen und abgehalten nach altem Brauche: neun Schüsseln mit Fleisch, Braten, Krapfen und anderen leckeren Gerichten. Die Stimmung war eine dem heiligen Feste angemessene, fast fröhliche. Man besprach sich über den Gottesdienst, den die neue Regierung nun doch wieder nach alter Sitte erlaubt hatte. Selbst die Mitternachtsmette war abgehalten worden in der Stadt und den umliegenden Kirchen. Nur begegneten die Kirchengeher überall und überall bewaffnetem Militär. Das sollte, wie es hieß, die Ordnung aufrecht erhalten und im Falle einer Feuersbrunst, denn die Gruppen der Kirchengeher hatten große Fackeln bei sich, sogleich zur Stelle sein. Auch war die Rede bei Tische, dass die Franzosen in Bozen unten ihr Hauptquartier aufgeschlagen hätten, dass der französische General dort ein sehr strenger aber auch gerechter Mann wäre, der den Tiroler und seine Art achte und alles Unrecht, welches von seinen Soldaten im Lande begangen worden, unnachsichtlich bestrafe.

Derlei wurde nun bei Tische besprochen, dabei keifte die Hanai manchmal ein wenig mit dem Antonio, ließ sich aber nicht wiederholt mahnen, als Frau Nothburga sie aufforderte, beim Zugreifen in die Schüssel auch ihres Nachbars nicht zu vergessen.

„O nein, Frau Wirtin“, sagte der Bursche, „die vergisst nit.“

Wofür er unter dem Tische einen heimlichen Fußtritt erhielt.

Die Kinder waren heiter und wollten anstatt die langweiligen Baierngeschichten lieber vom lieben Christkind etwas hören, ein Wunsch, in welchem ihnen der geistliche Herr Vetter Augustin gerne Bescheid that.

Als der Schweinsbraten mit den bräunlich geschmorten Speckschwarten kam und in Zimmtwein gebeizte Semmelschnitten zur Zuspeise, sagte der Hans: „Was wird der Vater jetzt essen?“

Darauf entgegnete keines ein Wort, Frau Nothburga legte sachte Messer und Gabel aus der Hand und gieng in die Nebenstube.

Als das Mahl vorüber und das gemeinsame Tischgebet gesprochen war, gieng jedes hinein zu Frau Nothburga, um nach der Sitte Vergeltsgott zu sagen für die christliche Mahlzeit. Die letzten waren Hanai und der Antonio. Als sie wieder heraus wollten, sagte die Wirtin: „Bleibet noch ein wenig da, allzwei, ich habe ein paar Worte mit euch zu reden.“ Damit machte sie die Thüre zu, trat gegen den Tisch hin, die zwei Leute standen vor ihr unbeweglich da und die Hanai schaute mit schreckbar feindseliger Miene auf den Burschen.

„Ich weiß es, meine lieben Leut', wie es mit euch steht“, so begann Frau Nothburga. „Und ist auch weiter kein Unglück. Wenn sich zwei junge Leut gern haben, so sollen sie treu und brav zusammenhalten und trachten nach dem heiligen Ehestand. Jedes fleißig und arbeitsam, das muss wohl sein, und ist nach meinem Dafürhalten auch ein Musikant nichts Unbraves.“

„Vergelt's Gott, Frau Mutter!“ unterbrach sie der Antonio, glückselig darüber, dass endlich sein Treiben einmal ein gutes Wort fand.

„Soweit wäre alles recht“, fuhr die Wirtin fort, „aber dass ihr jetzt alleweil im Stall draußen Zusammenkunft habt, das kann ich nicht leiden, das darf nicht sein, das darf mir von heut an nimmer geschehen, ich sag's euch!“

auch dem König treu sein? So gut, wie der Andreas Hofer, der sich selber gestellt hat, heute schon bairischer Major ist, so gut wird der Mahrwirt in etlichen Tagen Oberst oder Oberstlieutenant – sein."

„Der Hofer hätt' sich selber gestellt?" fragte der Antonio.

„Kameraden!" rief der Blondbärtige gegen die anderen Zecher hin. „Major Hofer steht wohl gegenwärtig in Innsbruck?"

„Nein!" schrie einer, „Major Hofer rückt mit einer Compagnie an den Eisack herab, um den Mahrwirt zu fangen."

„Nun da hörst du's!" sagte der Blondbärtige zum Antonio. „Ei, schau, der König hat ohnehin Geld genug, lass ihm's nicht wieder einstecken. Du kannst es besser brauchen. — Der Mahrwirt. Seinetwegen und deinetwegen, Antonio, sei ein braver und redlicher Tiroler und sag's, wo er ist."

Schon lange hatte der Bursche sich heimlich ergötzt daran, dass sie ihn für gar so dumm hielten. Nun dachte er: Gut auch, ich will ein braver, redlicher Tiroler sein und diese Herren Baiern ein wenig anlügen. Wenn der Mahrwirt jetzt hinter dem Geißhorn drüben ist, so mögen die Baiern eine Alpenfahrt in der entgegengesetzten Richtung machen und ein bissel hinter den Hochkofel hinüberschauen.

„Besinne dich nicht lange!" sagte der Blondbart und hielt dem Burschen die flache Rechte hin.

„Meinetwegen!" stieß der Antonio heraus. „Wenn heutzutag schon alles auf seinen Vortheil schaut, was soll ich der Narr sein!" Er neigte sich gegen das Ohr des anderen: „Der Mahrwirt ist drüben hinter dem Hochkofel in der Rosshöhlen."

„Kannst du uns weisen?"

„Den Weg weiß ich selber nit. Ich glaub', unten beim Nafen hinein und über Sanct Magdalena. Mehr kann ich nit sagen, weil ich selbst nie dort gewesen bin. Ich weiß nur, dass er sich in der Rosshöhlen aufhält, hinter dem Hochkofel drüben."

„Du musst mit!"

„Kann nit, hab Fußweh."

„Es ist gut."

Also der Blondbart, dann stand er auf, die anderen mit ihm, und in wenigen Minuten war das Wirtshaus leer. Nur der einzige Antonio saß noch am Ofentisch im Extrastübel, und vor ihm stand jetzt der Wirt. Dieser, ein kleiner dicker Mann mit großem glattrasiertem Rundgesichte und einem kleinem Näschen drin, stand vor dem Burschen und schaute ihn mit den grauen Äuglein schreckbar drohend an.

„Musikant!" sagte er hernach mit dünner Fistelstimme, „wenn du jetzt was angestellt hättest! Wenn du was angestellt hättest jetzt! Lebendig kämest du mir nit aus dieser Stuben!"

Klimperte der Antonio auf seiner Klampfen und sang:

„Foppen, foppen, Baiern foppen,
Fass anbeulen, Hühner schoppen.
Klettern auf dem Kofel um,
Stoßen sich die Schädel dumm,
Die Baiern!"

Da lachte der Wirt: „Ein Feiner bist! Nit angesehen hätt' ich dir das. Dableiben kannst heut, essen und trinken, so viel du magst. Der Mahrwirt ist nit hinter dem Hochkofel!"

„Fallt ihm net ein."

„Herentgegen?"

„Auf einer ganz anderen Seiten."

„Mir möchtest es just anvertrauen."

„Keinem Menschen sag ich's, und nit ums Kopfabschneiden."

„Hast recht, Musikant."

„Was zu essen, wenn du hast, Wirt, das mag ich. Aber dableiben mag ich nit."

„Der Tausendsapper!"

„Ja, ich dank' schön. Ich hab' halt jetzt meine eigene Schlafstatt", sagte der Antonio und klimperte auf der Klampfen.

Sie haben ihn! Sie bringen ihn!

Am heiligen Christtage war's, nach dem Gottesdienste. Die kleine

Der Onkel aus Amerika.

Eine heitere Geschichte von Ludwig Hevesi.*)

Ein Onkel ist eine männliche Tante. Und Amerika ist ein Welttheil, den ich nicht mehr zu entdecken brauche. Heute weiß ich beides genau; aber lange, ehe ich eine Ahnung davon hatte, wusste ich, was ein Onkel aus Amerika ist.

So hießen sie nämlich allgemein den Schlossherrn auf Tannewitz, zu dessen Unterthanen wir gewissermaßen gehörten. Er war eine sonderbare Figur: noch ein halbmal so lang als nöthig, aber das sollen ja alle Amerikaner thun. Er trug das Kinn rasiert und darunter einen langen weißen Bart, so dass er aussah, als hätte er immer eine Serviette umgebunden. Und lange Zähne hatte er, aber die musste er wohl haben, denn es hieß, er hätte sich in Amerika zehn Jahre lang nur von sauren Äpfeln genährt. Dann hätte er, so sagt man, auf einmal das Petroleum erfunden, was noch weit über das Schießpulver gienge. Und da wäre er fabelhaft reich geworden, und heimgekehrt, und hätte sich Schloss Tannewitz gekauft. Und als ich später lesen lernte, sagte mir meine Mutter, so oft ich das ABC nicht begriff: „Pfui, willst du auch so einer werden, wie der Onkel aus Amerika, der nicht einmal lesen kann?" Und da begriff ich geschwind alles, denn so einer wollte ich denn doch nicht werden.

In der That scheint der Schlossherr nicht sehr gelehrt gewesen zu sein. Fräulein Dorothea, die Tochter des Schulmeisters, musste täglich auf das Schloss, um ihm vorzulesen, wie sie sagte. Um ihn lesen zu lehren, wie wir gelehrte Fibelschützen behaupteten. Es war aber beides nicht das Richtige, das erfuhr ich erst viel später. Durch meine Schwester Amalie, die es von ihrer Freundin Dorothea selbst haben wollte.

Dafür war der Onkel aus Amerika unmenschlich reich. Unsere Köchin sagte, er hätte das geschmolzene Gold tonnenweise im Keller stehen, wie wir im Winter die geschmolzene Butter. Auch richtete er das Schloss darnach ein. Es sollte da alles aus Gold gewesen sein, sogar die silbernen Löffel. Er sollte persische Teppiche eigens aus Amerika bezogen haben, weil sie da theurer wären. Und gespeist wurde, wie unser Kindermädchen sagte, immer auf zerbrochenen Tellern, damit sie kein zweitesmal benutzt werden könnten. Darauf lachten alle Mägde, das muss also ein Scherz der Louise gewesen sein.

Und oftmals gab es Gastereien auf dem Schlosse. Da fanden sich adelige Herren und Damen aus der Umgebung ein, ja selbst aus der nahen Bezirksstadt. Darunter soll eine verwitwete Freifrau v. Stolzenthal, oder Stelzenberg, ich weiß es

*) Aus dem lustigen Büchlein „Regenbogen." Sieben heitere Geschichten von Ludwig Hevesi. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1892.

Die Hanai zuckte am ganzen Leibe, knurrte etwas, als wäre er dran schuld; der Antonio stand ganz demüthig da und schaute auf die Dielen, auf denen nichts zu sehen, als dass sie sehr blank und rein waren.

„Ist gleichwohl der Herr nicht daheim", sagte Frau Nothburga, „das Haus bleibt in Ehren, dafür stehe ich gut. Ihr werdet es wohl erwarten, glaub' ich. Es wird ja mit Gottes Hilf' nicht mehr lange dauern. Da oben in Farn ist ein Angütel ledig, das könnt ihr ja wohl pachten. Allzwei brav schaffen, brauchet kein Dienstleut', und wenn der Toni zur Faschingszeit einmal mit der Klampfen ausgeht, so wird desweg wohl auch der Himmel nicht herabfallen. Ein Groschen Geld auf solche Weis ververdient, wird im Hause gut sein. Später das Gütel mit Fleiß und Gottessegen zu eigen erwerben wird wohl auch keine Unmöglichkeit sein."

Nachdem die Wirtin so gesprochen hatte, hob die Hanai natürlich ihren Schürzenzipf ein wenig und versetzte in bescheidener Weise: „Gesagt ist das leicht, meine liebe Frau Mutter, das Gütel in Pacht. Wüsst' heilig nit, wie sich das sollt' schicken."

Frau Nothburga machte die Tischlade auf, nahm ein Gebetbuch heraus und zog aus demselben ein beschriebenes Blatt Papier hervor.

„Der Antonio", sagte sie nun, „hat eine kleine Sach'. Wenn's auch nicht viel ist, so wird gewiss der Segen Gottes dabei sein. Wegen dessen, dass der Antonio im Hochgebirge so brav und gut unseren armen Sohn Hans gepflegt und betreut hat, wo das Kind sonst wohl verloren gewesen wäre, hat mein Mann dem Antonio ein kleines Stück Geld verschrieben. Zweihundert Gulden sind's, damit meine ich, könnet ihr wohl anfangen. Sind wir auch just nicht reich, so geht's uns doch nicht schlecht und ihr könnet die Sach' mit gutem Gewissen annehmen, zumal uns auch du, Hanai, seit sieben Jahren treu und arbeitsam gedient hast."

Jetzt war's zum Handküssen, beide drängten sich dazu, aber Frau Nothburga hielt die Arme hinter den Rücken.

„Das Geld", setzte diese noch bei, „könnt ihr haben sobald ihr anfangt, und anfangen könnt ihr, wann ihr wollt. Gleich zu Heiligdreikönig, wenn es euch recht ist. Ich wünsche euch für den Ehestand kein anderes Glück, als was ich selber habe gefunden mit meinem Manne. Mehr kann ich nicht sagen. Der allmächtige Gott führe mir ihn glückselig wieder heim."

Kaum diese Worte gesprochen waren, erhob sich draußen auf der Straße eine seltsame Unruhe. Ein gedämpfter Lärm, ein Hin- und Herlaufen von Leuten, ein Murmeln und Flüstern. Frau Nothburga öffnete ein Fenster, um zu sehen, was es gebe. Da sah sie, wie die Leute mit gehobenen Köpfen die Straße entlang schauten, dann zurückliefen, um es einander mitzutheilen. Kurz ausgestoßene, unzusammenhängende Worte: „Sie haben ihn! Sie bringen ihn! — Den Wahrwirt führen sie ein!"

(Fortsetzung folgt.)

Dorothea hätte an dieser Stelle eine Pause gemacht, und zwar eine von vollen zwei Jahren. Dann erst hätte sie sich entschlossen, ihr auch das Übrige zu erzählen. Und zwar:

Die Baronin empfahl den Schulmeister unseres Dorfes als einen Mann, der durch seine Bildung völlig befähigt sei, die Brockmann'sche Bibliothek aufzuschneiden. Der Schulmeister gieng aber nur auf das Schloss, um sein Bedauern auszudrücken, dass seine Berufsgeschäfte ihm keine Zeit übrig ließen, diesen ehrenvollen Auftrag auszuführen. Dagegen empfahl er seine Tochter Dorothea, welche als deutsche Erzieherin in England gelebt hätte und also der Sache ein volles Verständnis entgegenbrächte. Der Onkel aus Amerika gieng freudig darauf ein, und am nächsten Morgen stellte sich Fräulein Dorothea auf dem Schlosse vor.

Sie war das schönste Mädchen in unserem Dorfe. Deutlich erinnere ich mich noch an ihre goldblonden Zöpfe und ihren strammen Wuchs. Auch blaue Augen hätte sie, selbst bei Regenwetter. Und weiße Zähne, auch wenn sie nicht lachte. Als sie sich vorstellte, sah der Onkel sie erstaunt an und sagte:

„Liebes Kind, Holz hacken und Felsen sprengen ist ein Leichtes, aber Bücher aufschneiden ... Denken Sie doch, Bücher! Werden Sie mit Ihren zarten Händen dieser schweren Arbeit gewachsen sein?"

Sie beruhigte ihn lächelnd, aber er gieng doch mit in die Bibliothek, um es selber zu sehen. Lange sah er zu, wie sie mit dem breiten Messer rasch und doch behutsam durch die weißen, dicht bedruckten Bogen fuhr. Er rückte ihr den Lehnstuhl näher an den Schreibtisch und holte ihr selbst einen Band nach dem anderen. Es schien ihm ganz erstaunlich, wie diese junge Person selbst die schwersten Bände mit der größten Leichtigkeit aufschnitt. Bände mit den längsten Titeln und sogar mit Illustrationen. Bände, voll mit langen Gedichten, schnitt sie auf, risch, rasch, fast ohne hinzusehen, sozusagen auswendig. Es war unglaublich.

Abends rühmte er ihre Fähigkeit der Baronin, bei der er zum Thee war. Aber das bekam ihm übel. Die Dame wurde sehr ärgerlich und sprach viel von Schicklichkeit und dergleichen. Er war sehr eingeschüchtert und musste ihr versprechen, nur die unterste Reihe der Bücher aufschneiden zu lassen. In allen Bibliotheken wären nur diese aufgeschnitten, höher hinauf langte ja doch niemand. Es dauerte allerdings acht Tage, bis Dorothea in der ersten Reihe um den ganzen Saal herum war. Herr Brockmann hatte es nicht wieder gewagt, ihr dabei zuzusehen, der Riese hatte Angst vor der Baronin. Aber nun musste er ja dem Mädchen sagen, dass es genug wäre und dass sie nicht mehr zu kommen brauchte.

Als er die Bibliothek betrat, hatte sie sich eben an die zweite Reihe gemacht. Hm, brummte er in den Bart, ich bin ja schließlich reich genug, um auch die zweite Reihe aufschneiden zu lassen. Sonderbar, die Baronin kam ihm jetzt so abwesend vor, als hätte sie nie in seiner Bibliothek Kaffee getrunken. Dann schwankte er wieder und begann:

„Fräulein Dorothea."

„Herr Brockmann?" entgegnete sie und sah ihn mit ihren zwei blauen Augen an.

Er schwieg wie betroffen.

Nach einer Weile sagte er mit seltsam tiefer Stimme: „Auch Marie hatte diese blauen Augen ... Mein gutes Weib ... Die treue Seele. Nur wenn sie mit mir das trockene Brot theilte, betrog sie mich, indem sie mir das größere Stück ließ. Ich grub damals Gold in Californien. Eine seltene Frau. Sie las im Camp alles vor, was gelesen werden musste.

nicht mehr genau, zu öfterenmalen erschienen sein. Sie hätte, so erzählte mir meine Schwester Amalie, dem Onkel aus Amerika viel guten Rath gegeben bei der Einrichtung des Schlosses, und wäre überhaupt erst 38 bis 40 Jahre alt gewesen. Da hätte sich denn eines Tages, als der Onkel aus Amerika seinen Gästen die prächtig erneuerten Räumlichkeiten zeigte, Folgendes begeben.

„A propos“, sagte die Baronin, denn sie sprach auch geläufig französisch, „à propos, lieber Brockmann“ — so hieß nämlich der Schlossherr — „nun haben Sie beim Baue richtig auf die Bibliothek vergessen.“

„Bibli ...?“ wiederholte er unsicher.

„Othek“, ergänzte sie.

„Was thut man denn in einer Bibliothek?“ lachte Brockmann gutmüthig.

„Was man da thut?“ sagte die Baronin, „man pflegt da nach dem Speisen den Kaffee zu nehmen.“

Brockmann legte seinen dicken Finger an seine lange Nase. Der Nutzen einer Bibliothek leuchtete ihm sofort ein. Er ließ seinen Baumeister kommen und der baute ihm in drei Monaten eine Bibliothek, mit echten Eichenschränken rundherum. Nach dem nächsten Gastmahl wurde der Kaffee richtig schon in der Bibliothek aufgetragen. Der Kaffee war auch vortrefflich, aber dennoch glaubte Brockmann zu bemerken, dass die Gäste so seltsam lächelten. Nur die Baronin lächelte nicht, sondern sagte ihm beim Abschiede unter vier Augen:

„Lieber Freund, die Bibliothek ist ganz gut ausgefallen, aber die Hauptsache fehlt ja darin.“

„Sie glauben?“ rief Brockmann erschrocken.

„Gewiss, die Bücher.“

„Bücher!“ wiederholte er erstaunt. „Glauben Sie wirklich, dass in eine Bibliothek Bücher gehören?“

„Ohne Zweifel.“

„Ach ja“, rief er plötzlich, „das sind wohl die papierenen Dinger, die man beim Buchhändler kauft?“

„Sehr richtig, lieber Freund.“

„Ach drüben in unserem Ölbezirke gibt es nicht einmal einen Buchhändler; aber mir scheint, in New-York, wenn ich mich recht erinnere . . .“

Und er telegraphierte seinem Agenten in New-York um zehn Kisten Bücher.

Sechs Wochen später, als der Kaffee wieder in der Bibliothek serviert wurde, standen die eichenen Schränke vollgereiht mit englischen Büchern. Die Gäste spendeten Herrn Brockmann Lobsprüche wegen seiner schönen Büchersammlung.

„Sind Sie mit Ihrem Schüler zufrieden, Frau Baronin?“ fragte er leise.

„Sehr, lieber Freund“, entgegnete sie ebenso.

Da erregte ein schwaches Gekicher seine Aufmerksamkeit. Mehrere Gäste stöberten unter den Büchern herum und hatten entdeckt, dass kein einziger Band aufgeschnitten war.

„Aber lieber Freund,“ kanzelte ihn die Baronin ab, „Bücher müssen ja aufgeschnitten sein.“

„Glauben Sie, Frau Baronin?“

„Ohne Zweifel. Eine ganze unaufgeschnittene Bibliothek, das ist ja lächerlich.“

„Aber . . . ich habe mein Lebtag kein Buch aufgeschnitten, ich verstehe mich nicht auf dieses Geschäft.“

„Nun gut, so lassen Sie das durch sonst jemanden besorgen.“

„Ich gestehe“, sagte Brockmann, offenbar rathlos, „ich habe niemanden, der englische Bücher aufschneiden kann, meine Leute können alle nur Deutsch.“

Jetzt musste selbst die Baronin hell auflachen. Der Onkel aus Amerika rang mitten auf seinem Goldhaufen die Hände.

Hier hielt meine Schwester Amalie inne. Denn auch ihre Freundin

schneller rollt er, gerade auf den Zug los . . . und dieser Zug fährt so langsam, so tödtlich langsam. Vater und Mutter stehen oben und ringen die Hände. „Fahr zu! fahr zu!“ schreien sie den Maschinisten nach, aus Leibeskräften, aber die können sie nicht hören. Der Zug fährt, wie er fährt. Und Jim kollert immer weiter, unaufhaltsam. Hilf Himmel, der Zug geht zu Ende. Der letzte Wagen naht. Wenn jene Schurken dort vorn auf den Maschinen nur um einen Athemzug mehr Dampf geben wollten! Aber nein, nein, nein! Jetzt ist der Knabe ganz unten, die Wucht des Falles wirft ihn im Bogen über den schmalen Graben weg, mitten auf den Bahnkörper. Knapp hinter den letzten Wagen, der eben vorbeigesaust ist. Der Vater jauchzt auf, Jim ist gerettet. Die Mutter liegt ohnmächtig neben ihm. Nutzanwendung: „Jener Zug war der Schnellzug von San Francisco nach Ogden. Wäre es ein Bummelzug gewesen, so kollerte Jim unfehlbar unter die Wagen und war verloren. Es ist also im höchsten Grade wünschenswert, die Schnellzüge auf dieser Linie zu vermehren und überhaupt schneller zu fahren.“

Sie hatte zu Ende gelesen und war von der Geschichte sichtlich aufgeregt. Herr Brockmann fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen und stieß ein kurzes Lachen aus.

„Sie müssen wissen, Miss Dorothy“, sagte er dann, gleichsam entschuldigend, „jener Bahnwärter war ich . . . und Jim war mein Sohn.“

„Oh“, sagte Fräulein Dorothea gerührt. Sie wollte noch einiges hinzufügen, aber es gelang nicht gleich.

„So ist das Leben“, sagte Herr Brockmann, „drei Jahre später raubten die Modocs den armen Jungen, wir haben nie wieder von ihm gehört . . . Das Jahr darauf kam jener wilde Büffel . . . und ich war ein einsamer Mann.“

Es war dunkel geworden, nur die Flamme des Herdes erhellte die Hütte. Der einsame Mann schwieg lange, auch das Mädchen. Nur ein leises schnurrendes Geräusch war hörbar, wie von einem Spinnrad; das war aber das Papiermesser, das sachte durch die Bogen von „Diggers Paradise“ fuhr und seine Blätter von einander löste. Und ein Sumsen war in der Luft, wie von einer Mücke; aber das war nur der Theekessel.

Nach einer Weile stand der Mann auf und holte eine kleine eingerahmte Photographie von der Wand herab. Er zeigte sie dem Mädchen, ohne ein Wort zu sprechen, im flackernden Scheine des Herdfeuers. Nur eine graue Schattengestalt war noch von dem Bildnis geblieben. Dann hängte er es ebenso still wieder an den Nagel. Er schien ganz ruhig, als er ihr dann sagte:

„Ich hätte gedacht, Sie hießen auch Marie; Sie sahen ihr so ähnlich, als Sie da saßen in Mariens Lehnstuhl und mir mit Mariens heller Stimme die Geschichte von unserem armen Jim vorlasen. Ich halte nichts von Büchern, Miss Dorothy. Habe nie eines gelesen. Das ist für Stubenhocker. Aber „Diggers Paradise“ ist ein gutes Buch. Es stehen lauter wahre Geschichten drin, wie in der Bibel.“

Man klopfte an die Thüre. Herr Brockmann hatte ganz vergessen, dass er Gäste geladen. Man suchte ihn schon seit einer halben Stunde überall im Hause. Er brummte etwas Unwirsches wegen der Störung und reichte dem Mädchen die Hand.

Er wandte die ihrige in seiner schweren Tatze hin und her. Dann ließ er Dorothea hinausgehen, folgte ihr und zog den Schlüssel der Hüttenthüre ab. Nachdenklich schritt er neben ihr durch die Gänge. An der Thüre der Bibliothek trennten sie sich.

„Gute Nacht, Marie“, sagte er mit verhaltener Stimme.

Sie hatte so die Stimme dazu. Eine Stimme wie ein Vogel. Ich mache mir nichts aus Büchern. Sind ein dummes Zeug, gut für Professoren und Pastoren. Aber ein Buch hatte sie, das war gut. „Diggers Paradise“ hieß es. Da gab es gute Geschichten drin. Kurze.“

„Diggers Paradise?“ fiel Fräulein Dorothea ein, „ei, ist es vielleicht dieses?“

Sie reichte ihm das Buch, das sie eben aufschnitt. Er warf einen Blick auf das Titelbild, das einen Goldgräber in voller Ausrüstung darstellte und stieß einen rauhen Kehllaut aus.

„By Jingo, das ist's! Aber wie ist es nur möglich, dass Sie es gleich erkannten, Miss Dorothy?“

Sie lachte. „Hier auf dem Titelblatt steht es ja groß gedruckt: Diggers Paradise.“

Er sah sie groß an, vielleicht schien ihm diese Erklärung ungenügend. Dann betrachtete er das Bild zärtlich, als wäre es das Bildnis seiner Marie ...

„Ein wilder Büffel hat sie zertreten“, sagte er nach einer Weile, aus seinem Sinnen heraus. Und wieder nach einer Weile, plötzlich, indem er ihr das Buch zurückgab: „Sehen Sie doch nach, Miss Dorothy, bitte, ob auch die Seite 183 darin ist. Ich erinnere mich, dass es Seite 183 war.“

Sie blätterte einen Augenblick. „Gewiss, da ist Seite 183.“

„In der That? Aber das kann doch nicht dasselbe Buch sein, das Buch meiner Marie.“

Er schien der Ansicht zu sein, dass jedes Buch nur in einem Exemplare gedruckt werde.

„Also Seite 183 ist wirklich darin?“

„Hier, hier, Herr Brockmann.“

„Und darauf steht die Geschichte von des Bahnwärters Jim?“

„Hier steht sie, Herr Brockmann.“

„Ach, Miss Dorothy, bitte, wenn Sie mir das vorlesen könnten! Können Sie?“

„Gewiss, Herr Brockmann.“

„Ach, wie werde ich Ihnen danken, Miss Dorothy! Aber bitte, nicht hier in dieser großen Bibliothek, in diesem Bahnhof von Omaha ... Bitte, folgen Sie mir.“

Er nahm sie an der Hand und führte sie hinaus, einen langen Gang hinab, dann einen rechts und einen links, und dann in ein kleinwinziges Gemach. Überrascht sah sie sich da um.

Mitten in diesem Palaste stand sie plötzlich in einer kalifornischen Goldgräberhütte. Nichts fehlte darin, von den abgenützten Pistolen an der Wand bis zum rußigen Kessel auf dem Herde.

„Hier, Miss Dorothy; sitzen Sie im Sessel meiner Marie.“

Es war ein alter lederner Lehnstuhl, ein recht ausgesessener.

„Und nun einen Augenblick, ich zünde nur das Feuer an.“

Bald loderte die Flamme auf dem Herde.

„Und nun den Theekessel. Hier, Miß Dorothy, Sie sollen aus der Tasse meiner Marie trinken. Seit ihrem Tode hat niemand daraus getrunken.“

Fräulein Dorothea saß da, und er sah ihr aufmerksam zu, wie sie den Thee schlürfte. Er hatte die Ellbogen auf seine Knie gestemmt und das Kinn zwischen seine Fäuste gelegt und ließ kein Auge von ihr. Und dann, zwischen einem und dem andern, las sie ihm die kurze Geschichte von des Bahnwärters Jim.

Wie Jim, ein Knabe von fünf Jahren, oben auf dem Rande des tiefen Einschnittes spielt, während unten ein Zug vorbeirollt. Ein furchtbar langer Zug, achtzig Wagen mit zwei Maschinen. Jim sieht sich um, strauchelt, fällt, rollt die steile Böschung hinab. Kein Aufhalten möglich. Immer

Wintergarten, in welchem sich eben seine Gemahlin und die Tochter Paulina befanden. Er stellte ihnen den jungen Ingenieur vor. Bei ihrem Anblick erkannte Erwin sogleich, dass derjenige, der ihr, wie er von seinen Collegen erfahren, den Beinamen der schönen Melusine gegeben hatte, nicht im Unrecht gewesen war. So musste die Tochter einer Meernymphe ausschauen. Das Haar war golden wie der Sonnenschein auf den Wellen, das Auge klar wie die blaue Flut. Und daneben ihre Mutter — ein zartes, blasses, durchsichtiges Geschöpf, bei deren Anblick man sich fragen musste, wie sie auf das trockene Land unter Mauern oder zum Essen und Trinken gekommen war.

Es entgieng Erwin nicht, dass die Blicke der jungen Paulina oder Melusina nicht ohne Wohlgefallen über ihn hingestreift waren. Wie alle jungen Leute, die so ausschauen, wie er, war er nicht ohne eine kleine Beimengung von Eitelkeit.

Die Veranlassung, aus welcher man ihn hier in der Nähe einquartierte, wurde von den Damen nicht berührt. Augenscheinlich hatte der Freiherr selbst dieselben noch nicht hierüber unterrichtet. Frau von Lindenberg erwähnte die Schwierigkeiten des Bahnbaues bei der jetzigen Jahreszeit und bedauerte die Herren, welche ihr Missgeschick gerade jetzt in diese ländliche Einsamkeit geführt habe.

„Um so angenehmer werden Sie es im Sommer haben“, setzte sie am Ende hinzu.

Erwin beglückwünschte die Damen dazu, dass es für sie in diesem prächtigen Wintergarten kaum einen besonders auffallenden Unterschied zwischen Winter und Sommer geben könne. Dabei wies er auf die reiche Flora hin, welche sich selbst jetzt unter dem trüben Himmel des Spätherbsttages in diesen grünen Räumen entfaltete. Man sagte ihm, dass hier einmal das Refectorium der Mönche gewesen war. Erwin machte auf den Gegensatz aufmerksam, der zwischen diesem jetzigen blühenden Orte des Behagens und der düsteren Stätte obwalte, an welcher einst die Mönche schweigsam ihre kärglichen Mahlzeiten einnahmen.

„Unserem Gaste ist der Unterschied zwischen damals und jetzt bereits in anderer Weise nahegelegt worden“, sagte der Freiherr lächelnd. „Es sieht aus, als ob er von den alten Inwohnern bereits einen Besuch bekommen habe.“

Pauline schaute ihren Vater fragend an. Dieser berichtete in unbefangenen und kurzen Worten, dass es dort drüben im Flügel bei der Wendeltreppe geistere. Ehe sich die Damen nach Weiterem erkundigen konnten, fuhr der Freiherr fort:

„Es sollte einen nicht in Verwunderung setzen, wenn die alten Dominicaner-Patres einen Eisenbahn-Ingenieur in ihrem Heim mit Klage-Gesängen empfangen. Doch, wir nehmen Ihre Zeit zu lange in Anspruch, verehrter Herr. Gestatten Sie, dass ich Sie in ihre Behausung einführe.“

Die Damen drückten noch ihre zuversichtliche Erwartung eines häufigen und angenehmen Verkehres aus.

„Was uns anbelangt“, sagte Frau von Lindenberg, „so sind wir dem Schicksal dankbar dafür, dass es uns eine erwünschte Gesellschaft gerade zu dieser Jahreszeit ins Haus führt. Es geht ja immer so auf der Welt — was dem einen zum Unbehagen ausfällt, wird dafür anderen zum Vergnügen.“

„Ich glaube dies auch, gnädige Frau“, erwiderte Erwin, „muss aber die Anwendung im vorliegenden Falle umgekehrt machen. Ich fürchte sehr, dass unsere Anwesenheit Ihnen bald genug lästig fallen wird.“

Der Freiherr machte diesem Austausche von Höflichkeiten ein Ende, indem er seinem Gaste voranschritt und ihn zu dem bereitgehaltenen Gemache führte.

So weit erzählte mir meine Schwester Amalie, was ihr Fräulein Dorothea erzählt hatte. Oder vielmehr Frau Brockmann auf Tannewitz. Denn der Onkel aus Amerika hatte sie bald darauf geheiratet, und die Leute nannten sie nun unter sich die Tante aus Amerika. Aber sie war sehr beliebt in der Gegend, nur die Freifrau von Stolzenthal, oder Stelzenberg, soll sie nicht geliebt haben.

Jetzt sind die Leute alle todt.

Die Geister-Klage.

Erzählung von Heinrich Noë.

(Schluss.)

Erwin hatte beabsichtigt, sich heute der Schlossherrschaft, welche seinen Collegen und ihm so freundlich Obdach angeboten hatte, vorzustellen. Nach dem, was soeben wieder vorgekommen war, gedachte er jedoch, seiner Danksagung eine andere Wendung zu geben. Er beschloss, denjenigen seiner Collegen, der im Dorfwirtshause wohnte und der sich gestern besonders über ihn lustig gemacht hatte, aufzufordern, mit ihm das Quartier zu tauschen. Diesen Tausch wollte er beim Freiherrn dadurch begründen, die Art seines Geschäftes verlange einen häufigeren und unmittelbareren Verkehr mit kleinen Accordanten, Arbeitern und solchen Leuten, deren fortwährendes Ab- und Zugehen im Schlosse nicht erwünscht sein konnte.

Sein College sagte ohne weiteres zu, wobei er es an ironischen Ausfällen nicht fehlen ließ.

Als Erwin Ritter eine Stunde vor Mittag sich zum Besuche im Schlosse meldete, empfieng ihn der Freiherr auf das zuvorkommendste. Als er sich anschickte, von dem beabsichtigten Tausche zu reden, unterbrach ihn jedoch Herr Lindenberg lächelnd, indem er sagte:

„Herr Ingenieur, ich bin von allem unterrichtet — doch, wie ich hinzufügen muss, erst seit einer Stunde. Der Verwalter hat mir Ihre Abenteuer mitgetheilt. Ich bin Ihnen Ersatz schuldig. Von dem angebotenen Tausche kann nicht die Rede sein. Ich werde Ihnen ein anderes Gemach, hier in der unmittelbaren Nähe meiner eigenen Wohnung, neben dem Wintergarten, mir anzubieten erlauben, und hoffe, dass Sie dort angenehmere Stunden der Ruhe zubringen werden."

Erwin wollte nunmehr in scherzhaftem Tone auf die zufällige Störung eingehen, welche von ungefähr sich dort eingestellt hatte, aber der Freiherr gieng rasch über diesen Gegenstand hinweg. Erwin hatte den Eindruck, als ob dem Freiherrn die Sache eher angenehm erschiene, als das Gegentheil. Möglicherweise schmeichelte es seinem Stolze, dass sich unter den Requisiten seines Ritterschlosses nunmehr auch eine Art von Gespenstergeschichte, die sich leibhaftig zugetragen, und ein wirkliches Spukzimmer befänden.

Diesmal begleitete der Freiherr seinen Gast selbst in das ihm zugedachte Gemach. Sie kamen durch den

Das Gesicht des Befragten nahm eine freundliche Miene an. Er sagte: „Hätte ich lauter solche junge Leute, wie diesen Herrn, so könnte die Durchführung mancher Aufgabe bei unserem Baue nicht wenig abgekürzt werden. Diesen halte ich für fähig, dass er so manche Strecke à la vue zu tracieren imstande ist und nicht all die langweiligen Berechnungen anzustellen braucht, die Vorschrift sind. Wo der traciert hat, kann man gleich hinter ihm her die Schwellen legen."

Diese Schilderung Erwins that bei dem Freiherrn eine Wirkung, wie sie bei seiner Gemahlin hervorgebracht worden wäre, wenn man ihr gesagt hätte, dass der junge Mann früher in Indien ein Fakir gewesen sei. Er freute sich wiederholt des Zufalles, welcher gerade diesen in seine Nähe geführt hatte. Schon bei dem kleinen Mahle, welches er an diesem Tage seinen Gästen gab, fand er Gelegenheit, Erwin auf eine Weise auszuzeichnen, welche den Herren nicht entgieng.

Überall in der Welt fordern die Gegensätze einander heraus. Wenn in dieser still fortlebenden Familie der junge Mann, welcher hier eine derselben bis jetzt verborgen gebliebene Welt, die Welt des mit Mühen ringenden Gedankens, der vergeistigten Arbeit, vertrat, bald zu einem Gegenstande der Theilnahme wurde, so trat auf der anderen Seite Erwin den Elementen des Daseins nahe, für die er bis jetzt kein Verständnis gehabt hatte. So oft er durch den Palmengarten gieng und im flüchtigen Vorüberschreiten Pauline zu begrüßen Gelegenheit hatte, welche meist neben einem von Heliotrop-Blüten und Azaleen umgebenen kleinen Springbrunnen las, sah er in dem Leben, welches sich da vor ihm zeigte, und demjenigen, welches er bis jetzt gekannt hatte, einen Unterschied, wie er zwischen dem warmen, dufterfüllten Raume innerhalb dieser Glaswände und der rauhen Welt draußen mit der scharfen Luft des beginnenden Winters zu verspüren war.

So vergiengen einige Wochen, bis eines Tages Erwin von zwei sehr verschiedenen Seiten her im Gespräche der Familie auf den Schild gehoben wurde.

Von den Zeitungen war die Nachricht ins Haus gebracht worden, dass es dem jungen Ingenieur Erwin Ritter gelungen sei, durch eine Anlage, welche von den Meistern der Wasserbaukunst für ebenso einfach als genial erklärt wurde, einen Bergbach durch ein auf Schrauben ruhendes Gerüste in die Höhe zu heben und so Raum für die Arbeiter zu gewinnen, welche den Boden des Bettes, über welchen er später hinzufließen hatte, mit mächtigen Porphyrquadern zu belegen und auszupflastern hatten.

Ein tieferes Interesse hatte bei der Freifrau ein Brief hervorgerufen, der ihr heute von dem Vorstande einer Gesellschaft für Geheimwissenschaften zugekommen war. Derselbe enthielt die Mittheilung, dass Menschen mit der Veranlagung eines Mediums allerdings in gewissen Räumlichkeiten von der Umgebung so beeinflusst werden könnten, dass ihnen die gleichen Visionen und übersinnlichen Eindrücke zutheil würden. Frau von Lindenberg dachte nicht daran, dass es schwer sein würde, Erwins Vorgänger, den Holzhändler, den Lieutenant und die beiden Touristen in Lederhosen und Wadenstrümpfen als feinfühlige Medien zu erklären.

Indessen — ob Medium oder nicht — blieb Erwin für die freiherrliche Familie weitaus der interessanteste ihrer Wintergäste. Herr von Lindenberg wollte den für ein zukünftiges Bachbett bestimmten Durchschlag der Stollen sehen, von welchem in den Zeitungen die Rede gewesen war. Als Paulina davon hörte, ruhte sie nicht, bis ihr gestattet wurde, sich an dieser kleinen

Nachdem er sich verabschiedet und ihn für den nächsten Tag zum Abendessen eingeladen hatte, warf Erwin Ritter einen Blick auf seine neue Umgebung.

Nachdem er diese gemustert hatte, sagte er sich, dass der Nacht-Alp, dem er nun schon zweimal zum Opfer gefallen war, doch auch sein Gutes gehabt habe. Erstlich war das Gemach viel stattlicher als das andere, und dann konnte der Umstand, dass er dasselbe nur auf dem Wege durch den Wintergarten erreichte, ihm häufig Gelegenheit verschaffen, mit den Damen des Hauses zusammenzutreffen — eine Annehmlichkeit, die in den freien Stunden der Wintertage dieser weltverlassenen Gegend nicht zu unterschätzen war.

Beim Mittagstische forderte Frau von Lindenberg ihren Gemahl auf, ihr die Anspielung zu erklären, welche er heute in der Gegenwart des Ingenieurs gemacht hatte.

„Ich sollte eigentlich nicht davon sprechen“, sagte der Freiherr, „doch ist die Sache zu sonderbar, als dass ich sie bei mir behalten möchte.“

Dann erzählte er, was ihm der Verwalter heute nicht nur von dem Abenteuer des Ingenieurs, sondern zum erstenmale — auch von den früheren Vorgängern in jenem Zimmer berichtet hatte.

„Ich wollte nicht haben, dass ein weiteres Gerede von dieser wunderlichen Sache entstünde. Und das wäre sicher geschehen, wenn der junge Mann von uns weg in das Wirtshaus gezogen wäre. Was dahinter steckt, werden wir ja wohl einmal erfahren. Vielleicht bist du (dies sagte er, indem er seine Gemahlin mit ironischem Blicke anschaute) bei deiner Bekanntschaft mit Medien, materialisierten Verstorbenen und Astralgeistern am ersten imstande, uns dieses Capitel aus den geheimen Wissenschaften aufzuklären.“

Frau von Lindenberg war an derartige Sarkasmen ihres Herrn Gemahls gewöhnt. Sie bezweifelte auch keinen Augenblick, dass dieser schon früher von den räthselhaften Vorgängen gewusst, dieselben jedoch verschwiegen habe, um ihren Sonderbarkeiten, wie er sie nannte, nicht neue Nahrung zuzuführen. Sie begnügte sich, zu lächeln.

Wenn es sich in Wirklichkeit so verhielt, dass sich Herr von Lindenberg der Spukgeschichte als einer feudalen Zier seines Schlosses freute, so hatte seine Gemahlin die Genugthung, nunmehr innerhalb ihrer eigenen vier Mauern, einen Stoff für ihre Studien über transscendentale Psychologie entdeckt zu haben. So hatte die Geisterstimme des Kastens jedermann zufriedengestellt — die Schlossherrschaft, Erwin Ritter, und — vielleicht auch Paulina.

Ob wir nun an übersinnliche Abenteuer glauben oder nicht — genug, wir Menschen sind alle so beschaffen, dass uns der Held eines solchen mindestens gerade so von einem besonderen Lichtkreise umgeben vorkommt, wie der Held einer im gewohnten Leben sich abspielenden Aventiure.

Dass solches bei Frau von Lindenberg zutraf, welche mit allen Wortführern der modernen Mystik im Briefwechsel stand, versteht sich von selbst. Nicht minder musste es für Paulina zutreffen, welche sozusagen wie eine Pflanze ihres Wintergartens unter einem Glassturze aufgewachsen war. Der erste junge Mann, mit dem sie in eine etwas nähere Berührung kam, war wohlgestaltet und artig, und jetzt gesellte sich dazu noch etwas, was ihm wie eine Beigabe aus einem räthselhaften Gebiete anhaftete.

Aber selbst der Freiherr unterlag diesem Einflusse. Als am nächsten Tage der oberste Leiter der ganzen Bahn-Unternehmung im Schlosse vorsprach, erkundigte sich der Freiherr nach keinem anderen der Ingenieure, als nach Erwin Ritter.

Welt zu bringen, dachte, andererseits sich weder in seinen Gewohnheiten noch in seinem Familienleben stören lassen wollte. Es war nunmehr eine Lösung in Sicht, welche ihn über all diese Dinge hinaussetzte.

Mittlerweile aber fehlte dem Helden der ganzen Geschichte, demjenigen, dem all diese Gedanken und Zukunftsbilder galten, die richtige Zuversicht. Er wusste nicht recht, wie er mit Paulina daran war. Mit Felsen, Fluten und Eisen umzugehen — das brachte ihn keinen Augenblick in Verlegenheit. Aber gegenüber den schönen Augen dieser zarten Fee des Blumengartens fehlte ihm jeglicher Muth.

Während diese unsichtbaren Fäden gewoben wurden, beschäftigte sich die Freifrau vielfach mit Gedanken, die sich zwar ebenfalls auf Erwin bezogen, aber nichts mit Hochzeit oder Ehe zu thun hatten. War der junge Mensch wirklich ein Medium? Musste die geheimnisvolle Macht jenes Wohnraumes immer und immer wieder auf ihn wirken, oder war der Vorfall von damals nur ein flüchtiges Ungefähr?

Sie wollte sich kaum selbst die Wahrheit gestehen, und doch war es so — sie hätte nichts lieber gesehen, als dass Erwin des Experimentes wegen wieder Wohnung in dem verhängnisvollen Zimmer genommen hätte. Erwin fühlte deutlich, dass sie diesen Wunsch hegte, er konnte sich aber nicht dazu entschließen, ihn verstehen zu wollen. Das Ab- und Zugehen im Wintergarten wäre dadurch unbedingt beschränkt worden.

So vergieng allmählich der Winter, es kam der Frühling und mit ihm die Gewohnheit, die angenehmen Stunden der Geselligkeit nicht mehr hinter den Gläsern des Palmengartens, sondern zwischen den Blumenbeeten im Parke am jenseitigen Flügel des Schlosses zuzubringen. Es gieng nicht wohl an, von dieser Gepflogenheit abzusehen.

Unter diesen veränderten Umständen empfahl es sich jedoch für einen Verliebten wie Erwin dringend, wieder die alte Wohnung aufzusuchen, deren Fenster unmittelbar auf die Lauben und Sitzplätze des Gartens hinausgiengen, welchen man zudem durchschreiten musste, um an den Fuß der Wendeltreppe dieses entlegenen Eckflügels zu gelangen.

Eben jetzt stand ihm eine Abwesenheit von sechs Tagen bevor, während welcher er mit einer Commission auf den entfernteren Strecken der Bahn zu verweilen hatte. Diese Gelegenheit benützte er, um dem Freiherrn den Wunsch vorzutragen, nach seiner Rückkehr wieder die alte Wohnung zu beziehen. Herr von Lindenberg machte einige Einwendungen, indem er meinte, die Spukgeister würden sich noch kaum in den Ruhestand begeben haben, gab aber doch nach, nicht ganz ohne Einwirkung der nämlichen Neugierde, von welcher seine Gemahlin erfüllt war. Auch Paulina gab sich den Schein, als suchte sie ihn durch die Erinnerung an die Schrecken des Spätherbstes abzuschrecken, warf ihm aber einen dankbaren Blick zu, welcher nicht missverstanden wurde.

So gab denn der Freiherr den Befehl, das Gepäck hinüberzuschaffen, alles schön herzurichten und zu säubern, so, dass das Gemach am Abende des sechsten Tages bereit stünde und auch der Treppengang wieder beleuchtet würde.

Paulina warf Erwin beim Abschiede einen Blick zu, welchen dieser vermuthlich nicht ohne Grund ganz richtig deutete. In der That war es Zeit, einmal mit einer Erklärung hervorzutreten. Diese Nothwendigkeit war schon seit geraumer Zeit von ihm empfunden worden, doch ließ ihn seine Zaghaftigkeit nicht einmal zum Anfange eines Versuches gelangen. Nunmehr aber hatte er es fest beschlossen, während seiner Abwesenheit, deren Veranlassung ohnehin eine für ihn sehr ehrenvolle war, den nöthigen Muth

Reise zu betheiligen. Erwin bemühte sich aus allen Kräften, ihr die damit verbundenen Widerwärtigkeiten vorzustellen. Aber auch sein Widerstand, wenn er überhaupt ernst gemeint war, wurde überwunden.

Diese Besichtigung nahm eine ganze Tagreise in Anspruch. Wenn Paulina gehofft hatte, etwas ganz Außerordentliches und Seltsames zu erleben, so wurde ihre Erwartung nicht nur erfüllt, sondern weit übertroffen. Während der Freiherr seine Tochter und Erwin, von einigen Fackeln tragenden Arbeitern begleitet, den Durchschlag durchschritten, waren sie von einer spärlich erhellten Nacht und von Donner umgeben. In einem gebrechlichen Batterkanal, den ihre Köpfe streiften, schoss über ihnen das wilde Wasser dahin, nicht, ohne sie an verschiedenen Stellen durch Fugen hindurch mit Traufen zu bedecken. Die Wände dröhnten und auch jemandem, der nicht gerade furchtsam war, mochte es erlaubt sein zu denken, dass er im nächsten Augenblicke erdrückt und ersäuft sein konnte. Auf dem größten Theile des Grundes waren die festen Steinquadern noch nicht eingelassen, so dass man entweder in Wassertümpeln und ausgehöhlten Gruben oder über Felshöcker dahinschritt. Da gab es kein Zurückweichen — an mancher Stelle musste sie von Erwin mehr getragen, als geführt werden. Gesprochen wurde nichts. Desto deutlicher sprach vielleicht der Händedruck, mit welchem Erwin belohnt wurde, nachdem man wieder ans Licht gekommen war.

Die Dinge nahmen einen Verlauf, wie sie ihn unter ähnlichen Verhältnissen wohl überall genommen hätten. Indem Erwin, welcher durch seine Erziehung zu einem Manne geworden war, der besser mit Sachen, als mit Ideen umzugehen wusste, hier mit Damen in fast alltäglichen Verkehr trat, für welche die Welt nur von ihrer beschaulichen Seite vorhanden zu sein schien, näherten sich allmählich die jungen Leute. Erwin lernte nach und nach über Mechanik und Situationszeichnen hinausblicken und Paulina begriff mehr und mehr, dass man nicht bloß die Dichter und Tonkünstler, sondern auch die bescheidene Thatkraft hochhalten müsse. Bei dieser wechselseitigen Vermehrung des Empfindens und des Verständnisses wurde weder durch die Schönheit Paulinens, noch durch die gewinnende Erscheinung Erwins etwas verdorben. Das Freifräulein und der Ingenieur verliebten sich in einander.

Frau von Lindenberg blieb diese Entwickelung der Dinge nicht verborgen. Für sie stand alles in einem mystischen Zusammenhange. Es war kein Zufall, dass der junge Mann, mit welchem man wohl wenig in Verkehr getreten wäre, wenn er seine Wohnung auf der anderen Seite des Schlosses beibehalten hätte, auf eine so seltsame Weise in ihre Nähe gezogen worden war.

Der Freiherr, welcher von seiner Gemahlin auf diese Wendung der Dinge aufmerksam gemacht worden war, hatte nichts gegen dieselbe einzuwenden. Standes-Rücksichten oder Vorurtheile waren bei ihm nicht vorhanden. Aus der besten Quelle wusste er, dass dem tüchtigen jungen Manne eine lohnende Zukunft bevorstand. Damit war, falls eine Heirat zustande kam, auch die Zukunft seiner eigenen Tochter wohl besser geborgen, als mit einem Hinhoffen auf ebenbürtige Verbindung. Hinsichtlich der letzteren waren zudem Schwierigkeiten gegeben, nicht nur durch die verhältnismäßig geringfügige Mitgift, sondern auch durch die Zurückgezogenheit der Familie und den ländlichen Aufenthalt in diesem Erdenwinkel, welchen er um keinen Preis gegen eine andere Lebensweise vertauscht hätte. In dieser Hinsicht hatte er nicht selten unter Gewissensbissen zu leiden, indem er einerseits an die Verpflichtung, seine Tochter in die

lief, langsam an einem Stricke in die Höhe. Während sie emporschwebte, gaben der dürre Strick und die zwei Holzrollen, welche nicht eingefettet waren, ein Terzett von markdurchdringendem, schrillem Geheul zum besten. Der erste Jammerruf war offenbar dadurch entstanden, dass der Knecht die oben schwebende Lampe zum Behufe des Anfüllens herabgelassen hatte. Das da capo gab sie in aufsteigender Bewegung.

Im nächsten Augenblicke stand Erwin wieder unten, ergriff die Hand der Freifrau und die Paulinas, welche sich erholt hatte, und führte sie vor den unfreiwilligen Concertgeber, der jetzt erst gelassen fragte, warum man nach ihm gerufen habe.

Das Übrige auszumalen, erscheint unnöthig. Doch wurde alsbald entdeckt, dass man in der Stube den Angstruf der unseligen Hölzer deshalb aus dem Wandkasten heraus hören musste, weil dort die Mauer gegen außen hin am dünnsten, und der Kasten mit Fichtenbrettern, welche einen Resonanzboden darstellten, ausgeschlagen war. Der Klagegesang war des Morgens erschollen, weil in der Dämmerung die Lampe zum Auslöschen herabgelassen wurde. Erwin hätte das nämliche Lied auch am Abend gehört, wenn er sich so frühzeitig zu Bett gelegt hätte. Der Ingenieur, welcher in wenigen Augenblicken von Bestürzung zu ausgelassener Munterkeit übergesprungen war, wiederholte den Versuch noch mehrmals in Anwesenheit der Damen.

Der vorhergegangene Auftritt hatte das Eis gebrochen. Noch am nämlichen Abend schloss das Ehepaar Erwin als zukünftigen Schwiegersohn in seine Arme. Am nächsten Morgen wurde die Verlobung auch dem geistlichen Herrn mitgetheilt, der sich aufrichtig darüber freute.

Leider ist es auf der Welt so bestellt, dass es auch mitten im Glück oft an einer leisen Trübung nicht fehlt. Dieselbe erschien der Baronin in der nunmehr festgestellten Thatsache, dass ihr auch diesmal die Genugthuung, ein Medium kennen zu lernen, versagt blieb und dass es in ihrem adeligen Hause so prosaisch zuging wie unter den Dächern anderer Sterblichen. Wenn etwas dazu angethan war, ihr in dieser Sache einigen Trost beizubringen, so war es der gelehrte Zuspruch des geistlichen Herrn. Dieser wies ihr nach, dass gewisse Sinneseindrücke, die ein Schlafender von außen her empfängt, geeignet sind, ihm die Ereignisse eines Traumes vorzuzaubern, welche scheinbar sich auf Stunden hinaus ausdehnen, in Wirklichkeit aber sich binnen weniger Secunden abspielen müssen. „Damit sei", fügte der gelehrte Herr hinzu, „die Idealität der Zeit bewiesen, an die man gerade so glauben müsse, wie an die des Raumes.

So hatte Frau von Lindenberg wieder hinlänglich Stoff für ihre Mittheilungen an die psychologische Gesellschaft.

Was unsere beiden Verliebten und bald darauf Vermählten anbelangt, so erschien ihnen jedoch eine Zeit und ein Raum idealer, als alle übrigen Zeitläufte und Örtlichkeiten, nämlich die Zeit, in welcher ihre treue Anhänglichkeit entstanden, und der blütenreiche Garten inmitten des Winters, worin sie sich nach und nach entfaltet und offenbart hatte.

zu dem gewagten Schritte in sich aufzusammeln.

Die sechs Tage vergiengen, Erwin kam zurück, aber schon angesichts der stattlichen Mauern des freiherrlichen Gebäudes schwand die Zuversicht des armen Ingenieurs wieder in gleichem Maße, in welchem die Entfernung von den Räumen, in welchen seine Angebetete weilte, abnahm. Er bewilligte sich abermals eine Vertagung.

Das Schicksal aber hatte es anders beschlossen und führte alsbald eine Entwickelung herbei, durch welche nicht nur das Hangen und Bangen, sondern auch die Frage jenes schreckhaften Geheimnisses der Eckstube gelöst wurde. Der vom Blütenduft durchhauchte Frühlingsabend dämmerte bereits, als Erwin bei seiner Ankunft die Damen auf dem Wege zu seiner Behausung im Garten begrüßte. Der Freiherr war abwesend, Mutter und Tochter saßen allein vor der Laube, auf deren Lattendach bereits die Syringen ihre blauen Blütentrauben zu erschließen begannen.

Als Erwin das Bemerkenswerteste von seiner Reise erzählt hatte und sich für heute zu verabschieden im Begriffe stand, flüsterte Frau von Lindenberg ihrer Tochter einige Worte zu, indem sie Erwin zugleich ersuchte, sich noch einige Augenblicke gedulden zu wollen.

Der junge Ingenieur zitterte — er wusste nicht, ob er es wagen sollte, die Gunst des Augenblickes zu benützen und sich gegenüber der Freifrau auszusprechen. Denn Paulina war nach den Worten ihrer Mutter eiligen Schrittes fortgegangen. Es kam ihm vor, als müsste sein Schicksal in dieser Stunde entschieden werden.

Aber eben dieses Gefühl machte ihn wieder zaghaft. Auch Frau von Lindenberg, welche ahnen mochte, was in Erwin vorgieng, befand sich in einiger Verlegenheit. Nachdem sie eine geraume Weile dem schweigenden jungen Manne gegenüber gesessen war, erhob sie sich, indem sie sagte:

„Wollen wir nach Paulina sehen, es ist mir unverständlich, wo sie so lange verweilt.“

Darauf schlug sie mit ihrem Gaste den Weg in den inneren Hof gegen den Aufgang zur Wendeltreppe ein. Dort sah sie eben noch, wie an der Schwelle des Thores Paulina dem Knechte, den sie nach längerem Suchen erst jetzt gefunden hatte, den ihr vorher von der Mutter zugeflüsterten Auftrag ertheilte, die Lampe im Stiegenhause des unbewohnten Thurmflügels anzuzünden. Während Erwin sich von der Freifrau verabschiedete, war Paulina noch einen Schritt über die Schwelle getreten, um nachzusehen, ob ihr Befehl pünktlich vollzogen würde.

In diesem Augenblicke hörten die beiden einen gellenden Schrei. Paulina war auf dem Flies jenseits der Schwelle zusammengesunken. In Hast stürzten die beiden herbei. Als Erwin das bleiche Gesicht der Ohnmächtigen sah, waren Zweifel, Rücksichten, Bedenken und Muthlosigkeit mit einemmale verschwunden. Er hob sie auf, küsste sie, gab ihr die süßesten Namen und rief in den Thurm hinauf, wo sich der Knecht befinden musste, um Hilfe.

Fast hätte er die Aufgerichtete wieder aus den Armen gleiten lassen, als plötzlich wieder jenes tiefe Aufseufzen, jenes jammervolle Ächzen erscholl, welches ihn vor einem halben Jahre aus seinem Gemache vertrieben hatte. Jetzt lehnte er, rasch entschlossen, das Mädchen in die ausgestreckten Arme der Mutter, welche nicht wusste, wie ihr geschah, und stand mit zwei oder drei Sätzen droben vor seiner Thüre.

Zu jeder anderen Zeit wäre er in ein unbändiges Gelächter ausgebrochen bei dem Schaustücke, das sich ihm hier darbot. Der Knecht zog die gefüllte Lampe mittels eines Flaschenzuges, der über zwei hölzerne Rollen

Dann sinkt er fest im Glauben
An seines Lehrers Brust:
„Mein Leben kann man rauben,
Doch nicht die Himmelslust.“

Schon naht der Zug, — es graut der Tag,
Man führt den Jüngling zum Gericht.
„Die Binde nimm“, der Führer sprach.
„Nein, eine Binde brauch' ich nicht!

Will sterbend noch die Heimat seh'n,
Das Haus, wo meine Wiege stand,
Das grüne Thal, die Bergeshöh'n,
Mein liebes, theures Steirerland.

Es lebe hoch mein Vaterland!
Schlagt an! Gebt Feuer! Fehlet nicht!“
Die Salve kracht. — Ein Lächeln stand
Noch auf des Todten Angesicht.

F. Ebhardt.

Hans von Vintler.

Von Dr. Ernst Gnad.

Der vor kaum zwei Jahren verstorbene Dichter, aus einem alten sangeskundigen Tiroler Geschlechte, das durch einen Sänger gleichen Namens schon zu Ende des Mittelalters der deutschen Literatur- und Culturgeschichte das „Buch der Tugend“ geschenkt hatte, theilt mit den meisten lyrischen Genossen seiner Heimat das eigenthümliche Schicksal, dass ihre Dichtungen erst nach dem Tode durch treue Hände gesammelt worden sind. So war es bei dem begabtesten unter ihnen, bei Hermann von Gilm, so bei Vincenz von Ehrhart, so bei Anton von Schullern. Auch bei Vintler hat erst die kalte Todeshand das Buch seines dichterischen Lebens und Denkens, von dem nur ab und zu einzelne Blätter in die Öffentlichkeit gedrungen waren, in seinem ganzen Umfange den Augen der Nachwelt erschlossen. Obwohl er lange schon unter seinen Freunden und in seinem engeren Vaterlande als Dichter und Mensch geschätzt wurde, so waren es doch zunächst die in den letzten Jahren zur Enthüllung des Goethedenkmals auf dem Brenner und des Standbildes Walthers von der Vogelweide in Bozen verfassten herrlichen Festgedichte, wodurch die Aufmerksamkeit in weiten Kreisen auf seine dichterische Begabung gelenkt worden ist. Es ist nicht die Enge des Heimatlandes, die den Tiroler Dichtern trotz ihrer kräftigen und ursprünglichen Begabung den Weg über die Höhen ihrer Berge zur allgemeinen Anerkennung erschwert. Denn erstlich findet in einem Hochgebirgslande die Dichtkunst in der Natur und in den Sitten der Menschen so überaus günstige Bedingungen, dass die poetische Anlage als solche gar nicht als etwas Besonderes oder Seltenes gilt — und wie zahlreich sie gerade in Tirol vertreten ist, beweist ein Blick auf das von Ambros Mayr im Jahre 1888 herausgegebene „Tiroler Dichterbuch“. Ferner ist die Begabung der Tiroler Dichter doch vorwiegend lyrisch und der lyrische Klang, mag er noch so tief und innig ertönen, verhallt allzuleicht in dem Sturmeswehen unserer Zeit, die von dem Vorgefühle großer Umwälzungen auf allen Gebieten des geistigen und socialen Lebens beunruhigt ist. Nicht, als ob sie nicht auch den großen Zeitfragen gegenüber kräftige und mannhafte Töne anzuschlagen wüssten — ich

Die letzte Beichte.

Wie Sturmes Flut im nord'schen Meer,
Durchbrechend jeden Widerstand,
Ergießt sich Frankreichs stolzes Heer
Aus Kärnten in das Steirerland.

Bei Einöd für den heim'schen Herd
Gar mancher Held zu Boden sank,
Vom Blei zerschmettert und durchs Schwert
Viel edles Blut die Erde trank.

Sieh'! Frankreichs stolzes Banner winkt
Vom Thurm zu Schrattenberg ins Thal!
Bis zu den Alpenspitzen dringt
Napoleons Blick aus hohem Saal.

Da wird die Meldung ihm gebracht:
„Graf Albert fiel durch Mörderhand!" —
„Der diese Frevelthat vollbracht,
Streckt ihn noch heute in den Sand!"

Mit starrem Blick der Mörder sitzt
Dort in der Hütte wohlbewacht,
Den Kopf auf seinen Arm gestützt,
Verbrütet er die letzte Nacht.

Zu spenden ihm den letzten Trost,
Tritt nun der Seelenhirt heran:
„Wer hat dein gutes Herz erbost?
Was hast du, armer Mann, gethan?"

„Fragt nicht! Ich hab' es wohlgemeint.
Was ich gethan, hab' ich bedacht, —
Getödtet einen frechen Feind,
Der mir das größte Weh gebracht.

Mein Sinn war froh, mein Herz war rein.
Es willigten vor kurzer Stund
Die besten, treu'sten Eltern ein,
Zu segnen meines Herzens Bund.

Mein liebend Herz, es pochte laut
Vor Liebeslust und Seligkeit,
Ich eilte zu der theuren Braut,
Die Welt schien mir so schön und weit.

Aus ihrer Hütte blickte Licht,
Rasch eilt' ich zu dem Fenster hin;
Ach! War's ein Traum, ein bös' Gesicht?
War rasend ich, getrübt mein Sinn?

Ich seh' durchs Fenster. Voll Begier
Ein Franzmann sie zum Herzen schmiegt,
Sie, aller Mädchen schönste Zier.
O Gott, wo bleibt dein Strafgericht!

Da war mein ganzes Sein empört,
Wild packte mich die Eifersucht,
Das Heiligste war mir entehrt,
Ich hab' mich selbst und Gott verflucht.

Und wüthend nahm ich einen Stein,
Ich schleuderte ihn an die Wand,
Es fiel ein Schuss vom Kämmerlein,
Die Kugel streifte meine Hand.

Laut rief's in mir: „Blut gegen Blut!"
Wie rasend eilte ich nach Haus,
Nahm meinen Stutzen, — voller Wuth
Stand wieder ich vor Liebchens Haus.

Ich setzte an, ich drückte ab,
Mein Feind ins Herz getroffen fiel.
Nun steig' ich in das stille Grab,
Des trüben Daseins letztes Ziel.

Zum Helden bin ich nicht geborn,
Vom Blute trieft die Mörderhand.
Nehmt jeder einen Feind aufs Korn,
Dann athmet frei das Vaterland!

Was Gott ich that, bereue ich,
Den Tod des Feind's bereu' ich nicht,
Den Eltern hielt die Treue ich,
Sonst that ich immer meine Pflicht." —

Der Jüngling hat geendet;
Den Schmerz im Angesicht,
Das Herz zu Gott gewendet
Der greise Priester spricht:

„Ich kam, um Trost zu spenden,
Du gehst zu Gott, mein Sohn!
Empfang aus meinen Händen
Die Absolution!" —

Der Jüngling hat mit Freuden
Das Crucifix geküsst,
Ward doch durch Kreuzesleiden
Der Menschen Schuld gebüßt.

reizt: aber dafür innige und unverfälschte Herzenstöne aus einer Menschenbrust, der die Gabe des Gesanges verliehen ist und die zu sagen weiß, was alle anderen mitleiden und mitempfunden haben. Wie wahr und natürlich gefühlt sind nicht Gedichte wie „Der Nebeltag" und „Derweil es mait"; wer hat nicht schon die peinigende Ungeduld mitempfunden, wie sie Vintler in „Alpenaufwärts" ausspricht, wenn das feurige Dampfross ihm für seine Sehnsucht nach den Heimatalpen und dem Liebchen zu „lahm kriecht":

Wie lahm kriecht heute das Feuergespann
Nach meinen Heimatalpen hinan!
O fort nach Nord!

O schüret, dass es gen Himmel braue,
Dass Funken schlagen ins düstere Blaue,
O die Wolken stecket, den Mond, in Brand,
Nur bringt mich bald ins gelobte Land!"

Denn:

Himmel und Erde sind heute mein —
Ich küsse heut Abend mein Liebchen fein!

Oder als Gegensatz dazu das Gedicht „Traurige Fahrt".

Geht's hinaus in den Frühlingstag
Oder in Winterwüstenei?
Horch, was war dort? Finkenschlag
Oder Krähengeschrei?

Ob's nun blüht, ob es welkt und dorrt,
Das mag, wie's wolle, sein!
Ach! mich trägt's von der Liebsten fort,
Das ist's, das allein!

Ach! mich trägt's von der Liebsten fort,
Fort über Berg und Fluss —
Schütz' euch Gott vor dem Abschiedswort
Und vorm letzten Kuss!

Das sind doch Töne, die, wenn wir von der etwas nachlässigern Form absehen, auch aus Uhlands Leier erklungen sein könnten!

Gewaltige Liebesleidenschaft suchen wir in Vintlers Gedichten vergeblich, dazu war er eine viel zu phlegmatische und in sich abgeschlossene Natur; aber seine Liebesgedichte gehen alle von bestimmten Anlässen aus, die er in sinniger Weise aus der Prosa des Lebens poetisch herauszuheben und zu verklären weiß, und seine dichterische Begabung glänzt am meisten dann, wenn er die eigene Gefühlsstimmung objectiv aus der Seele anderer heraustönen läßt, wie in dem Gedichte „Die Trauernde", das ich ohne Bedenken zu dem Schönsten zähle, was die deutsche Lyrik der Neuzeit hervorgebracht hat.

Sag, Mutter, sangen die Vöglein heute nicht,
Oder hört ich's nicht?
Ich weiß nicht, sind die Blumen erloschen
Oder mein Augenlicht?

Mir ist, ich habe kein Blütlein gesehen
Im Garten und nirgend keins —
Ist alles verblichen und verdorben?
Ich weiß es nicht, ach, ich weiß nur eins:
Mein Liebster ist gestorben!

O Mutter, lieb' ich dich noch wie sonst,
Und du, bist du mir noch gut?
Sage mir, hab' ich den Tag her geschafft,
Oder hab' ich geruht?

Und ob wir gebetet ums ewige Heil
Um seines, deines und meines,
Oder ob wir's gar vergessen haben?
Ich weiß es nicht, ach, ich weiß nur eines:
Mein Liebster liegt begraben!

Es liegt wahre dichterische Begabung in diesen scheinbar leicht hingeworfenen Versen, die das erschütternde, weltvergessene Wühlen in einem großen Schmerze in so einfachen und zarten Tönen auszusprechen wissen. So wie dem Menschen Vintler Übertreibung und Leidenschaftlichkeit fremd waren, so kommt auch in dem Dichter die trübste, ja verzweifelte Stimmung nie zum wilden Aufschrei, sondern löst sich meist in milder, geklärter Wehmuth aus seiner Seele ab. Dadurch wirken Gedichte, wie „Eines Junimorgens", „Fahrt ins Düstere", „Grabgeläute", „Die stille Lagerstadt", „Vom Glück", die aus augenblicklicher, schwermüthiger Stimmung hervorgegangen sind, nicht mehr als Ausdruck flüchtigen, persönlichen Leides, sondern poetisch genommen weit tiefer und nachhaltiger auf uns ein,

weise nur auf Adolf Pichler hin — aber die sie umgebende natürliche Welt und die Art der Menschen, die sie bewohnt, führt sie eher dem sinnenden Gemüthsleben zu, als dem Forschen und Schauen nach außen. Den Pulsschlägen des eigenen Herzens zu lauschen, die Welt in der eigenen Seele spiegeln zu lassen, die eigene Innerlichkeit dichterisch zu verklären und auszuleben, das alte, nie völlig ausgesungene, ewige Lied der Menschheit mit seinen wechselnden, in jedem Einzelnleben stets wiederkehrenden frohen und trüben Empfindungen in der eigenen Brust ausklingen zu lassen: das ist der fast allen gemeinsame Zug, der uns in der Tiroler Lyrik trotz aller provinziellen Eigenart und Geschlossenheit angenehm berührt und wodurch sie bei aller graduellen Verschiedenheit dem Boden der Goethe'schen und Uhland'schen Lyrik näher steht, wenigstens ebenso nahe wie die Poesie der durstigen Kneipe und des tannenduftigen Waldes bei Scheffel und Baumbach und, weit näher als z. B. die schwülen, schönheitstrunkenen Rhythmen Hamerlings oder die lodernde Erotik des „neuen Tannhäusers“. Und ich glaube, dass neben Hermann von Gilm kaum ein anderer der Tiroler Dichter diese Eigenart, sich in die innere Gemüthswelt zu versenken und, von dem Hauche einer großen Natur angeweht, den Erscheinungen des äußeren Lebens, und wären sie noch so klein und unbedeutend, eine poetische Seite abzugewinnen, so voll widerspiegelt, als gerade Hans von Vintler. Er war eine durch und durch poetische Natur; mehr stiller Träumer und sinnender Gemüthsmensch, als Mann des raschen und energischen Handelns. Erst nach langem Hin- und Herschwanken zwischen theologischen und philologischen Studien, zwischen Lehramt und journalistischer Thätigkeit brachte er es im letzten Jahrzehnt seines Lebens als Realschulprofessor in Innsbruck zu einer festen Stellung und zu einem geordneten Heim. In seiner Jugend noch mehr wortkarg und noch weniger mittheilsam als in seinen späteren Jahren, liebte er die Einsamkeit und mied, wo er konnte, geselligen Umgang. Wer ihn nicht näher kannte und den kaum mittelgroßen Mann mit dem bleichen Gesichte und den langen dunklen Haaren, langsamen, fast trägen Schrittes durch die Gassen schlendern oder mitten im lebhaftesten Menschengewühle am einsamen Kaffeehaustische stundenlang und schweigsam den Rauch seiner Cigarre vor sich hinblasen sah, konnte ihn leicht für indolent und müßig halten. Aber bei dieser scheinbaren Gleichgiltigkeit war er ein scharfer Beobachter der Außendinge und was er schaute, dachte und fühlte, verkörperte sich immerwährend und in festen Umrissen zu Dichtungen, wenn er auch darüber gegen seine Umgebung sehr zurückhaltend war und auch ich selbst, der ich zuerst in Venedig und später in Triest vielfach mit ihm verkehrte, und bei dem er doch eine gewisse Gemeinschaft literarischer Bestrebungen annehmen durfte, erst nach längerer Zeit von seinem dichterischen Schaffen erfuhr. Er gab sich gerne und mit Behagen den poetischen Stimmungen hin, an denen eine wahrhafte Dichternatur so reich ist, aber er war oft zu indolent, sie durch Wort und Schrift zu fixieren. So ließ er manch schönes Gedicht gleichgiltig verklingen; so ist auch die Sammlung seiner Dichtungen dem Umfange nach nicht groß geworden. Aber deren innerer Wert entschädigt uns reich für die mangelnde Fülle und sichert ihr bei allen für echte Lyrik empfänglichen Gemüthern die wärmste Anerkennung. Vintlers Lyrik hat allerdings keine neuen, noch nie gehörten Töne angeschlagen, sie enthält nichts Prickelndes und Aufregendes, was die Sinne berauscht und die Nerven

dichte zur Enthüllung des Goethe-bildnisses auf dem Brenner die Bitte an den großen Dichtergenius, dass dessen allumfassender Geist auch ein wenig Licht über die Berge seines Vaterlandes ausstreuen möge!

Verlass uns nicht
Und segne diese Berge, diese Thale
Und brich den Bann, dass uns die Sonne strahle —
Mehr Licht! mehr Licht!

Und mit welch feiner Ironie, dabei Land und Leute trefflich schildernd, weiß er, wie im Gedichte „Ein Ergel“ den engherzigen Aberglauben zu treffen, wo dieser sich anmaßt, natürliche menschliche Gefühle meistern zu wollen, oder ihn, wie in dem Gedichte „Sanct Leonhart“ mit mildem Humor von seiner komischen Seite zu zeigen, wenn das Bäuerlein lieber den St. Lienhart zum Herrgott wünscht, weil er sich besser auf das Vieh versteht.

Ich mein' halt, er versteht's nit fast!
D'rum wär's uns recht gar aus,
Wenn du der Herrgott worden wärst;
Du kennst dich doch
Bei unserem lieben Vieh fein aus.

Mit eben so scharfer und dabei doch gutmüthiger Ironie wendet er sich gegen die superkluge Poesielosigkeit unserer Tage in dem Gedichte „Anempfunden“ oder gegen den falschen Realismus der modernen Kunst in „Und dennoch“.

Bei allen diesen inneren Vorzügen ist seine dichterische Sprache schlicht und einfach und doch von ergreifender Innigkeit in seinen lyrischen Weisen, und auf der anderen Seite kräftig und kernig in seinem Spotte und in seinen mit frischer Laune geschriebenen epischen Gedichten. Aus dem Garten seines heimatlichen Dialectes weiß Vintler hie und da ein würziges Reis in die mitunter bis zur Schablone abgeblasste Dichtersprache einzupfropfen und seinen Dichtungen dadurch einen gewissen frischen Erdgeruch zu geben.

Schiller hat in seiner Recension der Bürger'schen Gedichte den Ausspruch gethan, dass der Dichter um so höher stehen wird, je vollkommener der Mensch ist, und das Wort ist bezeichnend für die sittliche Größe Schillers, den Goethe einmal den letzten Edelmann unter den Schriftstellern sans tâche et sans reproche nennt. Aber wenn auch die Dichtungen nicht immer den richtigen Schluss auf den Menschen ziehen lassen, so ist doch bei Dichtern, die, wie Vintler, nicht dichteten, um zur Gilde zu gehören, sondern nur, um die eigene Individualität poetisch auszuleben, eine gewisse ethische Übereinstimmung zwischen Mensch und Dichter meist zutreffend. Vintler war und lebte, so wie er dichtete, und welche Verehrung er unter den Mitlebenden genoss, davon gab die rege Theilnahme an der am 8. November v. J. in Innsbruck abgehaltenen Vintlerfeier in und außerhalb Tirols den glänzendsten Beweis. Wenn auch das Andenken an den Menschen nur im Gedächtnisse der Zeitgenossen lebendig fortwirken kann, so werden doch weit über die Grenzen seiner Heimat noch viele sich an dem Dichter erfreuen, solange die Generationen nicht aussterben, die sich in der Lyrik noch Geschmack und Verständnis für den reinen, ungeschminkten und liebenswürdigen Ausdruck des wahren Menschenthums bewahrt haben!

---

als stiller, wehmüthiger Mahnruf an den Ernst des Lebens und das gemeinsame Erdenweh.

Das Glück? ... Nur wie fallende Sterne,
Die jach in die Nacht versinken,
So zuckt mir zuweilen ins dunkle
Gemüth sein Blinken.

Nur wie einen Hall von ferner
Musik, den die Lüfte bringen
Und wieder verwehen, hör' ich's
Durchs Herz mir klingen.

Wie einfach und schön gibt er in seinem Gedichte dem ungestillten, nie befriedigten Streben der edleren Menschennatur Ausdruck, und wenn er in dem Liede „Sänger in Haft", zunächst nur der eigenen, durch die enge Prosa des Lebens gehemmten poetischen Flugkraft gedenkt, so ist es doch in weiterer Ausdehnung für jeden strebenden Menschen verständlich, dessen ungestümes Herz oft vergeblich an den Schranken des Daseins rüttelt.

O, könnt' ich das Gitter dir aufthun,
Mein Lerchlein, und sprechen „Fleuch!"
Und so, ihr Sänger, euch allen —
Und manchem andern mit euch!

Den schönsten Beleg aber für die den Tiroler Lyrikern eigene Gabe, auch dem alltäglichen Leben eine poetische Seite abzugewinnen und den Quell der Dichtkunst auch in den späteren Jahren unversiegt und frisch zu erhalten, bilden die sinnigen Gedichte, die Vintler, als er nach den unsteten Wander- und Lehrjahren in dem Hafen einer gesicherten Häuslichkeit zur Rast gekommen war, aus dem Familienleben und der Kinderstube in die Welt sendet, und deren innige Herzenstöne um so erquickender auf den Leser wirken, je mehr die Hast und Aufregung unseres heutigen Lebens jede Intimität des Daseins zu ersticken droht. Dahin gehören die Gedichte „Novembertag", „Die ersten Flocken", „Am Christabend", „O spare die Thränen", „Kindleins Thun", „Jetzt und Bald" u. a., aus dem es uns anhaucht wie frischer Morgenthau.

Haben wir mit diesen Erörterungen den Kreis geschlossen, der sein inneres Leben umschließt, so geben uns die „Zeitgedichte und Sprüche" ein ebenso wohlthuendes Bild des Menschen in seiner Stellung und seiner Gesinnung zur äußeren Welt; auch hier erscheint er fest, geschlossen und abgeklärt, wie in seinen Empfindungen. Wer ihn persönlich kannte, weiß, dass seine wirkliche Wesenheit aus Versen spricht, wie die nachstehenden:

Wenn sie dich loben, wenn sie dich schelten,
Vielleicht mag das eine wie's and're gelten;
Nur lass dir vom Anprall des Redeschwalles
Nie deines Wesens Burg zerstören —
Des Mannes Eins und Alles
Ist immerdar, sein Gewissen zu hören!

Trotz seiner Liebe zum Vaterlande und seiner mannhaften deutschen Gesinnung stand er als echter Dichter auf der Höhe des Weltbürgerthums und sprach es ebenso offen, wie im Leben, auch in seinen Dichtungen aus:

Dass ihr's nur wisst,
Ich gebe meinem Volk, was meines Volkes ist:
Des Sohnes Lieb' und Treu' —
Und all dem andern menschlichen Geschlechte
Reich' ich trotz Herrn Chauvin ganz ohne Scheu
Freundnachbarlich die Rechte.
Der eitle, blutberauschte Narr sucht überall
In wüster Völkerhetze Lust und Ruhm,
Das weiß ich; doch es streben überall
Auch Brüder nach dem Erdenbürgerthum.

Er war genug in der Welt umhergewandert, er hatte seine Bildung aus vielen Quellen gezogen; er lebte jahrelang am Strande der Adria, wo der weite Horizont des Meeres auch den geistigen ebnet, und sein an die Fülle von Licht und südlicher Sonne gewöhntes Auge konnten die dunklen Schatten nicht erfreuen, die Engherzigkeit und kirchliche Unduldsamkeit heute noch auf die grünen Thäler seiner Heimat werfen, und wie ein Stoßseufzer aus echter Tiroler Brust klingt in seinem herrlichen Ge-

klare Gedanken in andern Köpfen treffen, so zünden sie, und im raschen Laufe wird das Wort des einzelnen vieltausendzüngig und so zur öffentlichen Meinung. So sahen wir es z. B. an dem Worte Martin Luthers, für dessen Empfänglichkeit durch die Missbräuche der herrschenden Kirche und durch die Entartung des Priesterstandes vorgearbeitet war. So sahen wir es in Frankreich, als Mirabeau seine Donnerworte sprach. So sahen wir es in Deutschland, als Karl Rotteck, Welker und viele andere den Constitutionalismus für Deutschland beanspruchten, dessen Völker im Jahre 1813 die Bluttaufe erhalten hatten. So sahen wir es in Italien, wo seit Jahrhunderten die Befreiung des Landes von Fremdherrschaft und dessen Einheit die Herzen beseelte. Gewiss, die öffentliche Meinung ist kein bloßes Phantom, sondern die Wissenschaft und die Geschichte verleihen ihr eine zuletzt obsiegende Berechtigung. Die Christianisierung der europäischen Völker schuf in denselben durch die Lehren des Christenthums eine öffentliche Meinung, welche durch Karl den Großen staatlich verwirklicht, für viele Jahrhunderte die europäische Welt beherrschte und umgestaltete. Aus ihr gieng der Zeitgeist hervor, welcher von der römischen Kirche beherrscht wurde, bis am Ende des 15. Jahrhunderts eine mächtige und in vielen Ländern siegreiche Gegenströmung ihr diese Herrschaft entzog. Auch in absolutistisch regierten Ländern bildet sich infolge des unaustilgbaren geistigen Lebensdranges die öffentliche Meinung wider den Absolutismus, die endlich wie comprimierter Dampf die Wände des staatlichen Kessels zerreißt, wenn man die constitutionellen Sicherheitsventile beharrlich versagt. Der Zeitgeist und die öffentliche Meinung sind der naturgemäße Ausdruck des politischen Lebens, aber sie bedürfen längerer Zeit, um sich zu einer berechtigten Selbständigkeit zu entwickeln und in organisierten politischen Parteien zum Ausdrucke zu gelangen. In den Lehr- und Flegeljahren des Constitutionalismus und der Pressfreiheit taumelt die öffentliche Meinung; denn alle vermeinen alles zu verstehen, und da dieses denn doch nicht der Fall ist, so schwanken sie wie der Seefahrer, welcher plötzlich an das feste Land gesetzt wird. „Ich bin die öffentliche Meinung“, sagt nicht nur das abonnentenreiche, große Journal, sondern auch jeder kaum noch flügge gewordene Jünger der Publicistik, jeder Club sagt es, jeder Kannegießer im Kaffeehaus und jeder halb inspirierte Officiosus rühmt sich dessen. Dadurch zerbröckelt die öffentliche Meinung, oder vielmehr eine solche besteht gar nicht. Die Wirkung dieses Abganges ist: dass es keine großen politischen Parteien mit der Unterordnung der einzelnen unter geachtete Führer gibt, sondern nur Fractionen und Factionen, welche nicht nur den Constitutionalismus nach oben wie nach unten in Missachtung bringen, sondern auch den öffentlichen Geist vergiften, weil sie die Politik zum Gegenstande persönlicher Speculation herabwürdigen; denn die behäbigen Männer der Fractionen und Factionen sorgen zunächst für sich und für die Ihrigen. Die öffentliche Meinung, diese Tochter und zugleich Mutter des Zeitgeistes, hat im constitutionellen Leben eine unbestreitbare Berechtigung, und der Staatsmann, welcher sie vom hohen Pferde herab verachten wollte, würde sich eines hochmüthigen Leichtsinns schuldig machen; allein da sie nicht unfehlbar, weil häufig flüchtig und vorübergehend, so muss er auch den Muth haben, ihr, wo es noththut, entgegenzutreten, muss dabei aber auch staatsmännische Besonnenheit besitzen, um sich mit ihr abzufinden, sowie patriotische Entsagung, um ihr ohne Groll und Hintergedanken zu weichen. Die Apostel und Propheten der öffentlichen Meinung und des Zeitgeistes dürfen sich aber vor allem nicht

Der Zeitgeist und die öffentliche Meinung.

Von Josef Freiherrn von Kalchberg.*)

Der moderne Liberalismus hat sich ein Schlagwort zurecht gelegt, mit welchem er die verwickeltsten politischen Zeitfragen kurzweg abzuthun vermeint; es heißt: Gehorche dem Zeitgeiste, welcher in der öffentlichen Meinung sich ausspricht. Viele betrachten dieses Ehepaar als den großen Welt-Areopag, gegen dessen Aussprüche jede Berufung unzulässig sei;*) dagegen ist anderen die öffentliche Meinung nichts anderes, als eine hundertäugige und tausendzüngige Schwätzerin, um welche man sich nicht zu kümmern brauche, und der Zeitgeist ist ihnen „der Herren eigener Geist, in welchem sie die Zeiten sehen“, er ist ihnen ein anmaßlicher Patron, welcher verkündet, was seine geschwätzige Gemahlin umherträgt, ein Mann der Willkür, welcher das alte Recht mit Füßen trete und auch dem neuen die Beständigkeit versage. Beide haben unrecht.

Der Zeitgeist und die öffentliche Meinung gleichen bald, wie ich sagte, einem Ehepaare, in welchem Madame den Pantoffel führt; denn der Herr Gemahl muss sich gefallen lassen, als Zeitgeist anzuerkennen, was oftmals nur ein Erzeugnis von selbstischen Bestrebungen und Ränken des Augenblickes ist. Manchmal gleichen sie wieder Vater und Tochter, weil die öffentliche Meinung dem herrschenden Zeitgeiste ihren Ursprung verdankt. Ein andermal sind sie Sohn und Mutter, weil der Zeitgeist durch die öffentliche Meinung allmählich gebildet, von ihr ergänzt, durch sie umgemodelt, ja nicht selten völlig umgestaltet wird. Dies hat denn auch die sogenannte öffentliche Meinung übermüthig und eigenwillig gemacht, hat bewirkt, dass sie den Zeitgeist rücksichtslos ihren Launen anpassen will. Für beide sind die Wissenschaft, die Geschichte und die realen berechtigten Bedürfnisse der Zeit maßgebend. Große Ereignisse in der Entwickelung des Menschengeschlechtes, Umwälzungen im Staatsleben, vor allem aber epochemachende Thaten des menschlichen Geistes bewirken, dass bestimmte geistige und politische Bestrebungen herrschend werden und überall, wo sich Gelegenheit bietet, zum Ausdrucke gelangen. So bildet sich ein Zeitgeist, welcher da, wo die Zunge gelöst ist, in kräftigen Worten zum Ausdrucke gelangt. Der Gedanke und das Wort des Einzelnen können allerdings nicht beanspruchen, die öffentliche Meinung zu sein; aber wenn sie auf verwandte, wenn auch noch un-

*) Aber schon der geistige Bahnbrecher Gotthold Ephraim Lessing sagt: „Einer könne Recht haben gegen Millionen.“

*) Mit diesem dem Heimgarten freundlich zur Verfügung gestellten Artikel aus dem politischen Glaubensbekenntnisse des Verfassers, begehen wir das zehnjährige Gedächtnis an den verstorbenen Staatsmann, welcher am 27 April 1882 zu Graz gestorben ist. Josef Freiherr von Kalchberg gehört zu den edelsten Söhnen der Steiermark, dessen Andenken das Vaterland stets in Ehren halten wird. Die das Glück hatten, ihn persönlich zu kennen, werden seine heitere Liebenswürdigkeit, seinen milden Sinn, seinen überaus anregenden Geist nie vergessen. Die Red.

ist ihnen die Stimme des Volkes, des souveränen Volkes, wie sie sagen, und darum ist ihnen Misstrauen und Opposition gegen die Regierungsgewalt die erste Pflicht des selbständig gewordenen Volksgeistes. Allein wir alle können irren, auch die erleuchtetsten Führer; darum bedarf der Staat des Filters constitutioneller Organe. Die unsagbare Bedeutung der öffentlichen Meinung liegt darin, dass sie den Bürgersinn weckt, das Interesse für das Gemeinwohl aufstachelt, die Intelligenzen wider einander ins Treffen führt. Dadurch klärt sie sich und wird zur vox dei; irrthumlos ist sie ebenso wenig, als irgend ein menschlicher Ausspruch, aber sie ist das kräftigste Zeugungsmittel, um das Wahre, Richtige oder patriotisch Wünschenswerte zu Tage und zur Geltung zu bringen. Der Wert und das Ansehen der öffentlichen Meinung wird durch übereilte Durchführungen zugrunde gerichtet. Das neunzehnte Jahrhundert liefert zu dieser Behauptung tausendfache Belege. — Die öffentliche Meinung ist nicht identisch mit dem Zeitgeiste, obschon sie ihre Ergebnisse in demselben ablagert; sie ist ein Kind der Aufklärung und wird infolge ihrer Entwickelung ein geistig-sittliches Gemeingut, hängt daher mit den Anschauungen und Bestrebungen des modernen Staates unmittelbar zusammen. Der Zeitgeist setzt nicht nothwendig den modernen Staat voraus und baute seine Herrschaft, wie uns die Geschichte lehrt, nicht selten auf Unwissenheit, Aberglauben und Selbstsucht auf; seine temporären Grundsätze und Bestrebungen liefen nicht selten der Vernunft und all dem, was heute eine gesunde Politik verlangt, schnurstracks entgegen. Die öffentliche Meinung hingegen bewegt sich auf dem Felde der Politik, ist ein Kind der Neuzeit und der modernen Staatsidee. In Russland, in den Ländern der ottomanischen Pforte, in China u. s. w. gibt es keine öffentliche Meinung, weil es keine Politik gibt, an welcher die Völker sich betheiligten; aber einen Zeitgeist anerkennt die Geschichte auch in diesen Ländern, denn eine Culturbewegung findet auch in ihnen statt und bringt wechselnde Anschauungen über alles, was den Menschen interessiert, in das Denken und Leben der Völker, und so werden diese social reformiert und revolutioniert, wenn auch die Regierungen starr und unnahbar bleiben. — Der Zeitgeist und sein politischer Halbbruder, die öffentliche Meinung, werden bald von oben, bald von unten befruchtet; nicht immer wachsen sie von unten nach oben aus nationalen Anschauungen und Bedürfnissen empor, nicht immer bauen sie sich von unten auf, wie etwa ein Plebiscit entsteht oder eine Nationaltracht, oder Volksunterhaltungen und Volksfeste; gar häufig wachsen sie von oben nach unten, wie manche hängenden Pflanzengebilde, welche ihre Zweige und Blätter abwärts führen von der Krone des Baumes oder dem Gipfel des Felsens. Meistentheils kommen die großen Gedanken, welche eine neue Zeit ins Leben rufen, aus einzelnen erleuchteten Köpfen und fallen wie befruchtender Regen oder belebende Sonnenstrahlen in die Volksmenge, deren Denken, Fühlen und Leben umgestaltend: die zehn Gebote brachte Moses vom Berge Sinai zu seinem um das goldene Kalb tanzenden Volke; Mohammed mit seinem Koran war nicht das Product des Zeitgeistes oder einer öffentlichen Meinung, sondern schuf vielmehr beide; Lykurg und Solon gaben gewiss viel mehr von oben herab ins Volk, als sie von diesem empfiengen. Der Zeitgeist wie die öffentliche Meinung schöpfen nicht immer aus dem Vorrathe der Ideen, welche in des Menschen Brust und Hirn gelagert sind, sondern vorwiegend aus den realen Lebensbedürfnissen und den Mitteln, diesen gerecht zu werden: die Entdeckung Amerikas, die Erfin-

anmaßen, über der Wissenschaft und über der Geschichte zu stehen, sowie die reellen Bedürfnisse des Staates für dieselben zu jeder Zeit maßgebend bleiben müssen. Der praktische Staatsmann, weil er sich nicht wie der theoretische Politiker auf die Frage: „Was soll ich?“ beschränken darf, muss sich auch fragen: „Was kann ich?“ Daher muss er mit dem Zeitgeiste und der öffentlichen Meinung abrechnen, auch wenn diese noch nicht vollständig geklärt sein sollte. Letzteres zu bewirken, ist vielmehr seine vermittelnde Aufgabe. Die öffentliche Meinung ist oftmals auch ein undankbares Kind, welches Vater und Mutter nicht ehrt und deshalb auch nicht lange lebt, noch es ihm wohl ergeht auf Erden, wie Moses voraussagte. Man darf ihr aber diese Undankbarkeit nicht allzu schwer anrechnen, weil sie in Sünde erzeugt ist, oft auch ihre Eltern wenig taugen, da nicht immer der Verstand ihr Vater und die selbstlose Vaterlandsliebe ihre Mutter gewesen, sondern in wilder Ehe der Eigennutz und die Leidenschaftlichkeit sie erzeugt und geboren haben. Ihre Ansprüche auf langes Leben und Wohlergehen sind eben bedingt durch die Berechtigung ihrer Eltern. Immerhin wirkt in der öffentlichen Meinung auch ein undefinierbarer Instinct, welcher in dem bekannten vox populi vox dei seinen dogmatischen Ausdruck findet. Aber als der ideale Gott, wandelnd unter den Sterblichen, darf der Zeitgeist sich nicht brüsten, er, welcher die Christen in Rom abschlachtete, wie die Moriscos in Spanien und die Juden überall, die Hexen und Zauberer verbrannte und dazu viele von den besten unseres Geschlechts; er war es, welcher die Septembriseurs schuf, den zur Guillotine fahrenden Karren überlud und welcher die Petroleusen zu seinen Priesterinnen machte. Allein man vergesse nicht, dass auch er es ist, welcher die Menschheit befreit von den bezeichneten bösen Dämonen, indem er die ewigen Ideen in ihr Recht einsetzt und dadurch sowohl die Menschen veredelt, als auch mit Genüssen bereichert. Er ist Dämon und Kakodämon zugleich, und es ist nur die Kunst des Maßhaltens, welche ihn zu dem einen oder anderen macht; dem Menschen ist aber in seiner Vernunft die Kraft gegeben, den gefeierten Gott in dieser Doppeleigenschaft zu erkennen. „Einer kann Recht haben gegen eine Million“, aber wenn er gegen diese ihm gegenüberstehende Million ein praktisches Recht behaupten will, dann bedarf er einer staatsrechtlich constituierten Autorität, welche ihm dasselbe verleiht. Damit will ich sagen, dass die öffentliche Meinung nur durch Zustimmung der staatlich organisierten Gesetzgebungs- und Verwaltungskörper für ihre Anschauungen, Wünsche und Bestrebungen Gesetzkraft und äußeren Gehorsam erringen könne, denn die Gesellschaft (societas), zertheilt in tausend Gruppen, vertritt zwar ihre Anschauungen, Wünsche und Bedürfnisse in den Kundgebungen der öffentlichen Meinung; dem Staate aber mit seinen Organen und den Volksvertretern liegt ob, jene Programme zu discutieren, sie anzuerkennen oder zu verwerfen. Nur auf diesem Wege kann sich die öffentliche Meinung zur Gesetzgebung und zur Mitregentschaft emporarbeiten; die freie Presse, das freie Wort überhaupt, die Thätigkeiten der Vereine und die Arbeitstische der Publicistik sind ihre Werkstätten und die Küchen, in welchen sie gargemacht wird. Die Heißblütigen in dem Feldlager des Fortschritts werden sagen, dass durch eine solche Theorie die öffentliche Meinung kaltgestellt werde und zu einer akademischen Phrase herabsinke. Sie haben unrecht. Ihnen ist die Regierung nur eine Faction, welche selbstische Interessen verfolgt; die öffentliche Meinung aber, mag sie auch nur in irgend einem Club ausgesprochen werden,

Nachstücke

zum Kapitel „die Zukunft unseres Bauernstandes".

Wiedergegeben von P. K. Rosegger.

Vor einigen Wochen habe ich zwei Aufsätze über das Bauernthum veröffentlicht, den einen in den „Grenzboten" unter dem Titel „Der Bauernstand unsere Rettung", den anderen im „Heimgarten" unter der Überschrift: „Die Zukunft unseres Bauernstandes." Diese Aufsätze behandelten den gleichen Stoff in verschiedener Form, sie wurden, besonders in Deutschland, vielfach nachgedruckt, besprochen und brachten mir eine Unzahl beistimmender Zuschriften aus allen Theilen Österreichs und Deutschlands, wovon weiter unten einstweilen nur einige abgedruckt werden sollen. Von mehreren Seiten wurde ich sogar aufgefordert, den Aufsatz: „Der Bauernstand unsere Rettung" mit einem Handschreiben versehen an den deutschen Kaiser zu schicken.

Ich war von solchen, theils leidenschaftlichen Beistimmungen überrascht, denn ich hatte in den genannten Aufsätzen eigentlich nichts Neues gesagt. Seit einem Viertel Jahrhundert predige ich in allen Formen des Wortes die Umkehr zur Natur, die Ehre des Bauernstandes und die Warnung, von demselben abzuspringen oder ihn zu unterdrücken. Aber diesmal war ein wahres Wort zu rechter Zeit gesprochen worden und deshalb zündete es.

Unter den Zuschriften befanden sich auch etliche, welche es sehr bedauerten, dass ich mich auf das „politische Feld" verirrt hätte, auf ein Gebiet, in welchem ich nichts verstünde. („Er verstehts nicht", damit glaubt man Einen, der unangenehme Wahrheit sagt, am schärfsten zu schlagen.) Dem Bauern sei nicht mehr zu helfen, es sei kein großer Schade um ihn, das Korn bekomme man billig aus Amerika und Hauptsache sei Handel und Industrie. Der deutsche Bauer sei nicht lebensfähig, er könne mit dem tüchtigen amerikanischen Bauer nicht concurrieren und eine Zeit die von den Maschinen beherrscht werde, brauche keinen Bauern. Die Gebirgsgegenden seien überhaupt nur für Wald und Jagd geeignet, die Jagd sei auch etwas Schönes und der Bauer, welcher arbeiten wolle, finde sein Fortkommen in der Fabrik.

Wenn die betreffenden Schreiber eine Ahnung davon hätten, wie viel Unsinn, ja geradezu Nichtswürdigkeit sie in solchen Phrasen ausgesprochen haben! Die Briefe kamen aus dem gelobten Lande Liberalien. In philosophischem Sinne bin auch ich liberal, im wirtschaftlichen nicht. Im wirtschaftlichen Liberalismus ist der Eigennutz daheim, und zwar der in engherzigster Form. Die Versicherungen dort, dass man es mit dem Volke gut meine, dass man dem Bauernstande wieder aufhelfen müsse u. s. w. sind blimel blamel. Mein Aufsatz für den Bauernstand hat solche Volksbeglücker arg verschnupft, denn in demselben habe ich zu Gunsten des Bauers nicht die Phrase begehrt, sondern die That.

dung des Schießpulvers und vor allem der Buchdruckerkunst, der Eisenbahnen, der Telegraphen u. s. w. haben auf die culturelle Entwickelung des Zeitgeistes und der öffentlichen Meinung sicher keinen geringeren Einfluss geübt, als die Lehren Plato's, Aristoteles' und einer langen Reihe ihrer Nachfolger in alter und neuer Zeit. Woher immer der Anstoß zum Denken kommen mag, wenn derselbe erfolgt, bleibt seine Wirkung auf den arbeitsbedürftigen menschlichen Geist nicht aus. Wenn der Altmeister Goethe spottet: der Zeitgeist sei der Herren eigener Geist, in welchem sich die Zeiten spiegeln — so hat er nur die Wahrheit gesprochen, nicht einen Spott, denn er selbst hat es an sich erfahren, wie hochbegabte und hochbegnadete Männer das rechte Wort zu finden verstehen, um den Ideen Ausdruck zu geben, dass sie dadurch Wohlthäter des Menschengeschlechts, sowie Zierden ihrer Zeit werden. Das fruchtbarste Verdienst des modernen Zeitgeistes und der öffentlichen Meinung ist, dass sie das Rechtsbewusstsein in Kopf und Brust des Menschen klärten und veredelten; dies allein entschädigt für vieles Schädliche, was mitlief. Die britische Rechtsanschauung: dass es vorzuziehen sei, wenn von zehn Beschuldigten neun Schuldige entlassen werden, als dass ein Nichtschuldiger gehenkt werde, entspringt aus dem sittlich gewordenen Rechtsbewusstsein. Einen rechtswidrigen Beigeschmack hat dagegen die Anschauung mancher Gerichtspräsidenten auf dem Continente, welche die Brauchbarkeit und Verdienstlichkeit ihrer Richter nach der Zahl der Verurtheilungen, welche sie durchzusetzen vermögen, zu bemessen und anzuerkennen geneigt sind. König Herodes folgte in seiner Justizpflege der auch heutigen Tages hoch gefeierten Staatsraison, als er die gesammte Erstgeburt zu vertilgen befahl, um den Einen zu treffen, welchen er für staatsgefährlich hielt. Zu oberst muss an dem Grundsatze festgehalten werden, dass die öffentliche Meinung nicht einen imperativen Charakter haben könne, sondern nur einen belehrenden, man könnte fast sagen, einen akademischen Beruf; denn geht sie darüber hinaus und will unmittelbar befehlen, dann depossediert sie die constituirten Staatsorgane, hebt den bestehenden Rechtszustand auf und wird revolutionär. Andererseits dürfen auch die Regierungen nicht vergessen, dass das Recht der öffentlichen Meinung kein anderes sei, als das Recht der Wahrheit selbst und sie daher gehört werden müsse, sobald die Wahrheit spricht; die Regierungen, welche dem beharrlich zuwiderhandeln, versündigen sich an dem Gesetze, welches der Griffel Gottes in die Brust des Menschen geschrieben hat, und die Revolution — nicht als Recht, sondern als Thatsache — bestraft ihr verkehrtes Thun.

Die der „sechsten Großmacht", der „Presse" dienenden Officiere beanspruchen für dieselbe als Dogma, dass sie der Ausdruck und die Vertreterin der öffentlichen Meinung sei. Das ist vorweg unrichtig, einmal weil insbesondere die Tagespresse im Geiste und im Interesse von Parteien schreibt, daher nur eine Gruppe repräsentiert, während andere Gruppen dawieder kämpfen oder dazu schweigen; ferner weil, wenn man auch ein Scrutinium machen wollte und könnte, man doch niemals ein Resultat erlangte, schon wegen der zahllosen Amendements, welche in der Mitte liegen; endlich weil die öffentliche Meinung doch nur als vox dei oder sagen wir als die Stimme der Wahrheit und nur als diese Geltung beanspruchen kann, daher ihr gegenüber vom Publicisten wie vom Staatsmanne der Grundsatz aufrecht erhalten bleiben muss, dass „die Stimmen nicht bloß zu zählen, sondern auch zu wägen sind."

treibt, den Anbau von Hafer, ja gegendenweise auch Roggen für eigenen Gebrauch nach meiner Meinung nicht ganz zu verschmähen brauchen; Kartoffeln, Kohl, Rüben u. s. w., gegendenweise auch Obst, wird er selbstverständlich pflegen.

Unser Gebirgsland ist da für Wald und Jagd, heißt es. — Gut, wenn die Erde anderwärts Raum und Brot hat, wenn es in den Städten zufrieden, in den Fabriken ruhig hergeht, dann können wir die Alpen zu einem Nationalpark machen, dem Vergnügen geweiht, dem Jagdsport, der Touristik. Solange aber so vielen tausenden von Menschen Obdachlosigkeit, Hunger und in den Städten Verderben droht, können wir auf eine Besiedelung und Bearbeitung der Alpengegenden nicht verzichten!

Mit der Förderung des Touristen- und Sommerfrischwesens glaubt man dem Bauer weiß Gott was Gutes zu thun. Das Touristen- und Sommerfrischwesen ist eine sehr schöne und gute Sache, aber für den Städter. Der Bauer gewinnt zwar durch dasselbe momentane Vortheile und oft sehr wesentliche, doch wehe einem Stande, der mit Dingen rechnen muss, die außerhalb seines Bereiches liegen und vom Zufalle abhängen! Die Stadtleute bringen ja manches Angenehme mit auf den Bauernhof, aber auch städtische Sitte und Unsitte, städtischen Luxus, städtische Laster, städtische Unzufriedenheit. Die Sommerfrischler locken ihm gar manchen Dienstboten fort. Der Verkehr mit dem Städter macht den Bauer locker und wankend, in einem Bauernhause, das der Städter bewohnt, wird der Bauer fremd.

Besonders zuwider waren meine beiden Bauernaufsätze den Socialdemokraten. Diese sind ja immer ungehalten, wenn man den Arbeitern es besser machen will. Sie wollen es nicht besser haben, sie wollen es ganz gut haben. Und um das zu erreichen, muss es früher ganz schlecht werden. „Der Bauernstand muss für die Socialdemokratie reif werden“, das heißt er muss zugrunde gehen. Ein Bauernthum wie ichs haben will, kann der Socialdemokrat nicht brauchen. –

Es ist ja wahr, man kann es nicht verlangen, dass die gebildete Menschenclasse dem Bauern zuliebe auf den Bauernstand Rücksicht nehmen, für ihn Opfer bringen soll, allein sich selbst zuliebe sollte sie es thun, denn von dem Fortbestande deutschen Bauernthumes hängt der Fortbestand unserer historischen Gesittung ab.

Und nun einige Zuschriften, die wenn sie sich auch widersprechen und wir nicht mit jeder einverstanden sein können, doch manchen Unterricht für uns haben.

Seichau. Pr.-Schlesien.

Geehrter Herr!

Der Artikel in den „Grenzboten“: „Der Bauernstand unsere Rettung“ von Rosegger, schlägt ein Thema an, das für die Gegenwart eminent wichtig ist und gar nicht mehr von der Tagesordnung abgesetzt werden sollte und mich zu folgenden Bemerkungen veranlasst.

Das meiste von dem dort Beklagten trifft auch für hiesige Verhältnisse zu. Der Bauernstand befindet sich in ernsten Gefahren. Was Rosegger aber für die Heilung des Schadens vorschlägt, dass die Stadtbürgersöhne sich auf dem Lande ankaufen und dort wirtschaften sollen, wird ein idealer Gedanke und ein frommer Wunsch bleiben. Auf dem Lande wollen ja eben nicht einmal die Dienstboten mehr bleiben, sie wollen Stadtvergnügungen und Stadtgeselligkeit, wie könnten sich die Städter selbst entschließen, ihre Clubs und Stammkneipen mit der Landeinsamkeit zu vertauschen. Dem Übelstande des Zuges vom Lande nach der Stadt wird nur ein gewisser Zwang und gewisse Erschwerung abhelfen können. Wie einst ein deutscher Kaiser die Landleute gezwungen hat, die Städte zu bevölkern und diesen durch allerlei Privilegien aufgeholfen hat, so wird's jetzt vice versa mit dem Lande geschehen müssen. Es ist Thatsache, dass Knechte und Mägde für Bauernarbeit jetzt nur schwer zu erlangen sind, sie dünken sich zu gut für solche Arbeit, der leichtere Dienst in der Stadt wird vorgezogen, oder die freiere Stellung als Fabrikarbeiter oder Nähterin oder Haus-

Um die von mir angeregte Frage zu erschöpfen, um die angedeuteten Einwände zu widerlegen müsste ein Buch geschrieben werden. Man schriebe es wahrscheinlich gerne, schriebe es mit der Gründlichkeit eines echten Deutschen — doch es würde nichts nützen. Mit der Theorie ist dem Bauer nicht zu helfen. Ich wollte mit wenigen Worten nur zeigen, wo nach meiner Meinung das Gegengewicht für den drohenden Socialcommunismus zu suchen wäre.

Und wie sieht es mit den Schlagworten jener Gegner aus? Der Alpenbauer kann nicht concurrieren! Zum Kuckuck, mit wem soll dieser Bauer denn concurrieren? Ich wiederhole es, der Bauer ist kein Krämer, bei ihm handelt es sich darum, dass er auf seinem Grunde und Boden mit seiner Familie lebt, anständig und einfach. Was hat er sich um die Städter zu kümmern; wenn diese ihr Korn aus Amerika beziehen wollen, so ist das ihre Sache, unser Bauer wird dabei wirtschaftlich verlieren, allein zu verhungern braucht er nicht, weil ihm sein Product bleibt. Es ist wohl nichts mit dem hochnasigen Herabschauen auf den Bauern, den braucht für die Länge der Städter nöthiger als dieser ihn. Der Austausch zwischen dem, was der Bauer mehr braucht als er baut und was er zu wenig oder gar nicht baut und doch braucht, kann sich in engerem, einfacherem Kreise vollziehen, als es heute durch eine Menge gewinnsüchtiger Zwischenhändler geschieht.

Die Maschinen bringen den Bauernstand um! Das glaube ich erst dann, wenn man einmal hören wird, dass lediglich mit Maschinen Brot erzeugt werden kann. Die Maschinen sollen dem Bauern vielmehr Dienste leisten, auf Hof, Feld und Wiese, wie in Amerika, die Maschinen können im Vereine mit Menschenhänden auch in unseren Ländern noch Wildnisse roden, entsteinern, entsumpfen. Man braucht dafür nicht erst nach Amerika zu gehen.

Der amerikanische Bauer ist tüchtiger als der deutsche, wird gesagt. Das mag wohl sein, der amerikanische Farmer deutscher, oft bürgerlicher Abkunft, ist gebildeter, unternehmender; er ist in der Arbeit anschicksam, fleißig, im Leben einfach, sparsam, im Hause patriarchalisch, er wohnt mit seinen Leuten unter einem Dache, isst mit ihnen an einem Tische, sowie er mit ihnen auf einem Felde persönlich arbeitet. Aber so war auch unser deutscher Bauer, unser Alpenbauer einmal, ist es beziehungsweise noch und soll er im Ganzen wieder werden! Das predige ich ja eben!

Ist es denn eine gar so idealistische Schwärmerei, wenn ich den deutschen Bauernstand so haben möchte, wie der ist, im praktischen Amerika?

Der Bürger kann nie Bauer werden, wird gesagt. Auch das dürfte unrichtig sein. Ich kenne eine Menge Bürger, welche sich Bauerngüter kauften, dieselben selbst bewirtschaften und zeitweilig sogar persönlich mitarbeiten. Nur noch ein kleiner Schritt, und sie sind wirklich Bauern. Unter den Zuschriften, besonders aus Deutschland, gibt es auch solche, deren Absender durch meinen Aufsatz angeregt worden sein wollen, aufs Land zu ziehen und sich Bauernhöfe zu kaufen.

Der Alpenbauer soll Getreide bauen, hätte ich behauptet? Das ist unrichtig. Gerade als eine Ursache des Verfalles habe ich angegeben, dass der Bauer noch zu sehr an seiner alten Wirtschaftsart hängt, dass aber der neue Bauer sich mehr mit Viehzucht beschäftigen wird. Wenn ich gesagt habe, dass wir den brotschaffenden Alpenbauer nicht entbehren können, so mache ich darauf aufmerksam, dass im weiteren Sinne auch Fleisch „Brot“ ist. Übrigens wird auch der Alpenbauer, der Viehzucht

arbeiten, dann geht's wieder um ein Uhr los bis sieben Uhr; das sind fünfzehn Stunden Arbeitszeit. Im Winter steht man allerdings erst um fünf Uhr auf, aber da Aufstehen und Arbeitsbeginn bei uns gleichbedeutend ist, hat man im Winter auch dreizehn Stunden Arbeitszeit. Möchte das noch sein, wenn man nur auch entsprechend dafür bezahlt würde, aber wir bekommen nur 1 Mk. 40 Pf. ohne Kost. Davon soll ich nun meine Familie, eine Frau mit fünf Kindern ernähren. Es kommen da auf den Kopf bloß 20 Pfennige per Tag. Um nun den Verdienst etwas zu erhöhen, geht meine Frau mit auf die Arbeit; diese verdient ohne Kost den Tag über 70 Pfennige. Auf diese Weise haben wir unser Einkommen auf 2 Mk. 10 Pf. gesteigert und auf den Kopf kommen 30 Pfennig. Ist es wohl möglich, damit alle Bedürfnisse von Miete, Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Schulsachen, Steuern u. s. w. zu decken? Und wenn es gienge, können wir so unsere Kinder richtig erziehen? Wenn wir beide auf Arbeit sind, müssen wir unsere Kinder sich selbst überlassen und diejenigen, welche noch nicht in die Schule gehen, einschließen. Wie oft hatten wir schon Angst, dass den Kindern etwas passieren könnte, ähnlich wie den Kindern unseres Nachbars, die erstickt waren, als die Eltern eines Abends heim kamen. Sie hatten in ihrer kindlichen Unwissenheit an der Ofenklappe gespielt.

Da gehe ich doch lieber mit in die Fabrik wie der Michel Werner, der verdient allein mehr als ich mit meiner Frau zusammen. Wenn er heimkommt, findet er ein warmes Essen und seine Frau und Kinder bleiben gesund und letztere können zu braven Menschen erzogen werden."

Ein Segen würde es für die ganze Bevölkerung sein, wenn das Wort, was Sie in Ihrem Artikel den Arbeitslosen zurufen „Zurück auf die Dörfer, ins Gebirge roden, ackern und ernten, Feldbau und Viehzucht treiben" gehört und befolgt würde, aber man muss auch die Arbeit nach ihrem Verdienste bezahlen. In allem Übrigen bin ich mit Ihnen ganz gleicher Meinung und bemerke, dass ich selbst den Rückzug auf das Land genommen habe.

Indem ich Sie aufs Herzlichste grüße, bin ich mit größter Hochachtung Ihr ergebenster

Constantin Schumann, Oberförster.

Zschaiga bei Ehrenhain, den 16. März 1892.

Hochverehrtester Herr Rosegger!

Hocherfreut über die unumwundene Wahrheit, mit welcher Sie die gegenwärtige Sachlage der Landwirtschaft darstellen, wofür wir Ihnen unsern herzlichsten Dank sagen. Ihr Aufsatz den „Grenzboten" entnommen, ist in der „Glauchauer Zeitung" zum Abdruck gekommen, worüber wir uns herzlich freuen; der liebe Gott möge geben, dass dieser Aufsatz unverfälscht durch alle Zeitungen gehe und berechtigte Beachtung finde.

Wenn es auch in jeder Gegend etwas anders ist, die Thatsache bleibt immer dieselbe: so kaufen z. B. die Großgrundbesitzer der Provinz Sachsen — überhaupt wo Zuckerrübenbau betrieben wird — die Bauernwirtschaften zu hohen Preisen an, oder pachten dieselben, weil der Zuckerfabriksbesitzer eine höhere Grundrente daraus erwirtschaften kann. Die Bauern sind durch das viele Geld geblendet, gehen mit der Familie nach der Stadt und werden Bummler mit ihrer halben Bildung, ohne festen Charakter; nun suchen sie alle Vergnügungen auf, es entsteht Geldmangel, denn die Capitalzinsen reichen nicht! nach wenigen Jahren verlieren sie jede Achtung ihrer Mitmenschen, daraus entsteht Verdrossenheit, Trunksucht, alles andere kommt von selbst.

Hier im Altenburger Lande sind es die Gastwirte, welche die Bauern nach Möglichkeit beschmeicheln, alle erdenklichen Feste veranstalten und dadurch in einen sinnlosen Trubel hineinziehen, dass keiner recht zu Verstande kommt. Als ein Übelstand ist es zu betrachten, dass durch die Altenburger Art alle Landbewohner verwandtschaftlich verbunden sind, denn dadurch reißt einer den anderen mit fort, so dass mancher verschuldete Bauer seinen Rückgang täglich vor den Augen hat, aber, um den Schein zu wahren, im besten Galgenhumor alles mitmacht, um die Sorgen auf Augenblicke zu verscheuchen.

Der schlimmste Feind aller menschlichen Gesellschaft sind die Juden — die Macht des Geldes haben sie bereits — die öffentliche Meinung haben sie auch, weil die Zeitungen größtentheils in ihrer Gewalt sind.

In Hessen und Polen, auch Schlesien, werden die Bauern von den Juden vollständig ausgeschlachtet, d. h. durch Geldvorschüsse und Handel überlistet.

Was soll daraus werden? Fürst Bismarck fehlt uns!

Dies unsere Überzeugung, womit wir Ihnen beweisen wollen, wie dankbar wir Ihnen für den oben beregten Artikel sind, und zeichnen mit vorzüglicher Hochachtung einige Altenburger Bauern.

J. V.: Ed. Harz.

Isinger bei Pyritz in Pommern, den 17. März 1892.

Hochgeehrter Herr!

Freudig bewegt durch Ihren Artikel: „Der Bauernstand unsere Rettung" spreche ich Ihnen im Namen der Ortsgruppe Isinger

hälterin mit den Vergnügungen und Geselligkeiten der Stadt. Auf den Lande bleibt das weniger taugliche Arbeitsmaterial zurück und dies selbst im Bewusstsein seiner Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit ist trotzig und unbotmäßig, anspruchsvoll und zuchtlos; der Arbeitgeber aber steht solchem Wesen machtlos gegenüber; ein ernstes Einschreiten macht dem Dienste ein Ende.

Es wird nichts anderes übrig bleiben, als die Arbeitslosen und Wohnungslosen, die Schlafburschen und Schlafmädchen, der geliebten Großstadt und ihrer Zugkraft zu entreißen und sie geeigneten Falles dahin zu befördern, wo Arbeit und Wohnung sich für sie findet, es wird nicht erlaubt werden können, dass sich vom Lande ein Strom von jungen Leuten in die Stadt ergießt, die aufs Ungefähr dahin kommen und mit großen Illusionen einziehen, es wird nöthig werden, nur solchen den Eintritt und Aufenthalt zu gestatten, denen eine Stellung zugesichert ist.

Der Bauernstand leidet aber auch, wie Rosegger weiter beklagt, daran, dass man von ihm noch sonst alles Mögliche verlangt, während, namentlich die kleineren Landbebauer, sogenannte Stellenbesitzer mit fünf bis fünfzehn Morgen Land, zum Theil die eigentlichen Arbeitsbienen des Staates genannt zu werden verdienen, die sich überaus mühsam nähren und so einfach und schlecht leben, dass jeder faulenzende Strolch sich davor entsetzen würde.

Sie leisten wirklich schon dem Staate mit ihrem Ackerbaue und ihrer Landwirtschaft das Möglichste, aber welche Lasten liegen auf ihren Schultern. Fast jede Woche werden Kirchen-, Schul- und Communalsteuern erhoben und wie wird dabei das Land noch abgeklappert von Collecten und Sammlungen für großstädtische Einrichtungen, Krankenhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten, deren das Land entbehrt. Es ist beispielsweise für den einfachen Landbewohner in Krankheitsfällen fast unmöglich, sich ärztliche Hilfe zu verschaffen; ein einziger Besuch des Arztes erfordert fünfzehn bis zwanzig Mark, daher muss der Arzt unterbleiben, oder sich auf einmaligen Besuch beschränken. Die Ärzte können in jeder kleinen Stadt zu Dutzenden wohnen, aufs Land zu ziehen kommt ihnen nicht in den Sinn, sie wollen die städtische Geselligkeit, Schulen etc. nicht entbehren. Man wird wohl endlich dahinkommen, dass, wie der Geistliche es auf dem Lande aushält, auch andere studierte Leute das Leben auf dem Lande aushalten müssen, das wird das Land gleichfalls heben und nicht so stiefmütterlich behandelt erscheinen lassen. Unter gegenwärtigen Verhältnissen eine kleine Besitzung auf dem Lande zu haben, halte ich für eine Licenz und ich möchte sie nicht umsonst; man merkt auch schon mehr und mehr das Bestreben, wie sich die Leute derselben zu entledigen suchen, es hält nur zu schwer, sie ohne Verlust los zu werden. Ich unterschreibe den Ruf Roseggers: „Ihr Staatsleiter und Gesetzgeber, es ist die höchste Zeit, darüber nachzudenken, dass der Rückzug beginne von der Stadt aufs Land.“

In den Städten soll Arbeit geschafft werden, die an und für sich nicht nöthig ist, nur damit die Übervölkerung mit Brot versorgt wird, und auf dem Lande muss die Arbeit unterbleiben, die nothwendig ist, um Brot zu schaffen, weil die Arbeiter fehlen. Ja, Rosegger ist sehr berechtigt zu der verwunderten Frage: Was ist das für eine Wirtschaft?

E., Landpfarrer.

München, den 13. März 1892.

Sehr geehrter Herr!

Endlich, endlich, das rechte Wort über die jetzt so brennend gewordene Frage: Wie rettet man das Volk vor dem alles zersetzenden Gift der Socialdemokratie?

Alles was Sie in Ihrem so wunderbar packenden Artikel über den Bauernstand schreiben, über die Rettung durch denselben, alles dies habe ich seit Jahren gedacht, beim Lesen aller Artikel, aller Broschüren, aller langen Reden im Reichstage, die diese Frage ventilierten.

Haben Sie Dank und kämpfen Sie für diese Sache mit Ihrer herzlichen Art.

Nehmen Sie es bitte nicht für Vermessenheit, wenn ich wage an Sie zu schreiben, ich kann aber nicht anders als wieder und wieder voll Freude zu sagen: Endlich, endlich einer, der erkannt hat, was noththut.

In großer Hochachtung

Frau Anna Spangenberg.

Forst- und Gutsverwaltung Arnsdorf, 14. März 1892.

Hochgeehrter Herr Rosegger!

Gestern las ich in der „Leipziger Zeitung“ Ihren Aufsatz über den Untergang des Bauernstandes. Sie sprachen darin große und bittere Wahrheiten aus und versichere ich Sie, dass es hier in Sachsen ähnlich ist. Namentlich die Noth um Arbeiter ist bei der Landwirtschaft groß, alles läuft in die Fabriken und die schlechten Zeiten bestätigen den Mangel an Arbeitskraft. Dieses Überlaufen von der Landwirtschaft in die Fabrikarbeit hat aber seinen zum Theil berechtigten Grund. Wollen wir einmal den Gedankengang eines solchen Renegaten der Landwirtschaft verfolgen:

„Es ist doch eine rechte Schinderei bei der Landwirtschaft. Im Sommer muss man um drei Uhr aufstehen und bis zwölf Uhr

manne erleichtert, seine Einnahmen zu vergrößern; zweitens dadurch, dass man seine Belastung vermindert und drittens dadurch, dass man ihm die wenigen Arbeitskräfte erhalten hilft. Die Haupteinnahmsquellen sind: Vieh, Getreide und Obst. Und nun kommt das Schwere, wahrscheinlich Unerreichbare. Der Bauer isst kein Rindfleisch, er muss es verkaufen, das ist seine Einnahme; erzielt er dafür einen guten Preis, so erhebt sich in der Stadt sofort ein Zetergeschrei über theures Fleisch, und schreien können die Städter, das muss man ihnen lassen; aber — billiges Fleisch in der Stadt bedeutet jahrelange schwere Arbeit — umsonst. Um ein Rind groß zu ziehen und gut gefüttert dem Fleischhauer übergeben zu können, braucht man durchschnittlich fünf Jahre, da darf dasselbe aber nicht zum Zuge verwendet worden sein. Ein Bauer mit einer Grundfläche von sechzig Joch kann bei guter Bewirtschaftung jährlich zwei Ochsen, zwei Kühe und, je nach der Lage des Grundes, 1000 bis 4000 kg Getreide und Obst verkaufen. Für zwei Mastochsen im mittleren Gewichte von 1400 kg erhält man 420 fl., für zwei Melkkühe 200 fl., das gibt pro Stück und Jahr 31 fl. Einnahme — damit ist kaum das Futter bezahlt, wo bleibt der Lohn für die Wartung und wo bleibt der Profit? Ganz ähnlich stellt es sich beim Getreide. Steigen die Preise,*) athmet der Landmann auf, sein Schweiß trägt ihm Früchte, aber — der Städter jammert, denn er ist der zehrende Theil. Tritt diese Schwankung zu unseren Gunsten aber ein, so wird die Rückströmung der Bevölkerung auf das Land bis zu einem gewissen Grade von selbst folgen und dadurch auch der dritte Punkt: Zuführung und Erhaltung billiger Arbeitskräfte, gelöst sein.

Und nun: man vermindere die Belastung des Landmannes. Ich verstehe unter Belastung nicht die Steuern. (Obschon man den Bezirks- und Gemeinde-Umlagen ein Ziel nach oben setzen könnte.)

Warum? Von einem allgemeinen Steuernachlass — der für den Staat immer nach Millionen zählt — verspreche ich mir nicht viel, nicht so viel, dass es Sein oder Nichtsein bedeutete; zudem würde der Großbesitzer einen verhältnismäßig größeren Vortheil davon genießen als der Kleinbesitzer. und doch ist es gerade letzterer, dem man helfen soll. In unserer Gemeinde sind beiläufig dreihundert Bauerngüter, davon sind vielleicht zehn schuldenfrei, aber über zweihundert davon sind mit Sparcassaschulden belastet. Das ist die Belastung, die ich meine. Der Bauer soll keine Schulden machen! Er macht sie ja nicht immer, er übernimmt sie. Ein schuldenfreies Gütchen, vier Geschwister haben die gleiche Anwartschaft darauf, nur einer kann es haben: er übernimmt mit dem Gütchen drei Gläubiger, welche er baldigst auszahlen muss, will er Herr oder vielmehr Bauer im Hause sein. Gut, wenn man schon Schulden machen muss, ist die Sparcassa das coulanteste Institut, sie stundet die Interessen, begehrt zwar Verzugszinsen, zieht aber nur im Nothfalle das Gütchen für die Schuld ein, welche ein Drittheil nicht viel übersteigt — ich meine ein Drittheil des wirklichen Wertes — die Hälfte desselben aber nicht erreicht; dabei zahlt sie pünktlich die Interessen der Glücklichen, die ihr überflüssiges Geld in ihr anlegen und macht selbst ein gutes Geschäft von ein paar Tausend bis Millionen Gulden. An einen Zins- oder gar Capitalsnachlass denkt niemand; die Humanität unseres Jahrhunderts schließt eben alles ein — nur nicht den Bauern und seine Noth.

Ich schließe hier eine Übersicht der Einkünfte und Ausgaben unserer Wirtschaft vom vorigen Jahre an, vielleicht können Sie sie brauchen, wenn auch nur vergleichsweise. Mittelgroßer Bauerngrund von sechzig Joch im Werte von 10.000 fl. Stand der Wirtschaft: vier Knechte, zwei Mägde, fünfzehn Stück Rinder, zwanzig Schweine (letztere nur für den Hausbedarf).

Für 1500 kg Weizen à 10 . . .	fl.	150.—
„ 2600 „ Äpfel (gemischt, aber nicht Mostobst) à 4	„	104.—
„ 2 Mastochsen 1400 kg à 29 kr. Lebendgewicht	„	406.—
„ 1 Kuh mit Kalb	„	104.—
„ 1 Neumelkende Kuh	„	96.—
Summa	fl.	860.—

Der Wald, beiläufig 20 Joch, wurde vor zehn Jahren von unserem Vorfahren abgeholzt, ist also noch wenigstens vierzig Jahre auf keinerlei Ertrag daraus zu hoffen.

Dagegen die Ausgaben:

Steuern	fl.	120.—
Interessen einer Sparcassaschuld von 4000 fl.	„	200.—
Dienstbotenlöhne: 1 Knecht . . .	„	100.—
3 Knechte à 80 fl.	„	240.—
2 Knechte à 60 fl.	„	120.—
Schmied und Wagner	„	50.—
Salz 400 kg à 10·5 kr. . . .	„	42.—
Summa	fl.	872.—

Allerdings stehen noch einige unbedeutende Einnahmen (5 Paar Hühner, 300 Stück Eier, 500 Krautköpfe ꝛc.) aus; dagegen aber auch Ausgaben wie: Reparaturen, kleine Hausausgaben, Kleidung ꝛc. Wie das Deficit gedeckt wird? Bei uns speciell dadurch, dass mein Mann eine Mautmühle betreibt, und zwar ohne Hilfsarbeiter — ein solcher würde wieder

*) Die Preise werden aber von Zwischenhändlern bestimmt! Die Red.

des deutschen Bauernbundes unseren tief gefühltesten Dank aus.

Mit deutschem Gruße
Plathe, Bauer.

Neuburg a. D., den 18. März 1892.

Verehrter Herr Rosegger!

Soeben habe ich Ihren Aufsatz: „Der Bauernstand unsere Rettung“ gelesen. Gestatten Sie, dass ein Abkömmling schleswig-holsteinischer Bauern Ihnen seinen Dank ausspricht für dieses energische Eintreten. Ob es freilich helfen wird? Sie haben ein Thema eingeschlagen, von dem man weder in Regierungs- noch in Gelehrtenkreisen gerne hört. Ich selbst habe vor zwei Jahren ein Buch veröffentlicht, in welchem ich versucht habe, den Nachweis zu liefern, dass für jedes kräftige Staatswesen ein gesunder Bauernstand die Grundlage bilden muss, dass aber unter der Herrschaft der gegenwärtig befolgten Wirtschaftspolitik der Bauernstand unrettbar verloren ist.

Indem ich Sie bitte, verehrter Herr Rosegger, das gleichzeitig abgehende Exemplar meiner „Bevölkerungsstufen“ anzunehmen, spreche ich zugleich die Hoffnung aus, dass Sie nicht ermüden mögen, für den bedrohten Bauernstand Ihre kräftige Stimme zu erheben und dem schlafenden deutschen Philister immer wieder ein lautes „So geht es nicht weiter!“ in die Ohren zu rufen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ganz ergebenster

Dr. Georg Hansen, kgl. Kreisarchivar.

Rötschmühle bei Stübing,
23. März 1892.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ich bin eine einfache Bauersfrau, und da ich den Schuh selbst trage, kann ich auch sagen, wo er drückt.

Vor ein paar Tagen war es, als mein Mann mir eines Abends Ihren Aufsatz zuerst vorlas, nun lässt es uns keine Ruhe mehr und ich muss Ihnen sagen, wie wahr jedes Ihrer Worte ist. Ich könnte für jedes derselben aus meiner nächsten Umgebung nicht einen, o nein, sondern mehrere Beweise liefern.

Auch hier tanzt man um ein goldenes Kalb, welches einen Bauernhof um den anderen verschlingt, dem Verfalle preisgibt und noch Dank begehrt, wenn die ehemaligen Eigenthümer bei ihm Taglöhnerdienste leisten dürfen. Freilich, der Bauer selbst ist nicht ohne Schuld; ich hatte jahrelang Gelegenheit zu sehen und resultatlos dagegen zu kämpfen, wie das in dem Kinde geweckt, vergrößert und großgehetzt wird, was bei dem Erwachsenen dann Schuld heißt. Ich war durch einige Jahre Lehrerin an einer Schule, welche zu zwei Dritteln Fabrikarbeiterskindern und zu einem Drittel aus Bauernkindern bestand und hatte da reichlich Gelegenheit zu beobachten, wie bescheiden und ruhig die einen und wie ausgelassen und renitent die anderen waren. „Du Bauer“, das war das gewöhnliche Schimpfwort der Fabrikskinder, welchen alles recht war, um ihr Müthchen daran zu kühlen; der Loden des Rockes, das Leder der Hose, die Schwärze des Brotes, alles wurde verspottet und trotz der redlichsten Abwehr von Seite des Lehrers, wird so die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit in der jungen Menschenseele geweckt, und die anspruchslose Genügsamkeit, welche ein Bauer, der ein guter und zufriedener Bearbeiter seiner Scholle sein will, besitzen muss, ist dahin — die Schuld ist fertig.

„Also sehen wir, dass unser Alpenbauer den moralischen Halt verliert, und dass er dorthin gedrängt wird, wo das Volk nicht mehr Volk heißt, sondern Pöbel, Proletariat.“ Man ist überall sofort bereit über den „dummen Bauern“ den Stab zu brechen, aber ein Wort der Entschuldigung, des Verstehens hört man selten. Und solange man fortfährt, den Pöbel so zu verhätscheln, wie seit Jahren, mit ihm, der in seiner Selbstüberhebung mit der Arbeit spielt und den Lohn zu ihr in umgekehrte Proportion zu setzen wagt, noch unterhandelt, für ihn eine Arbeitszeit festsetzt, welche die Schulstunden unserer Mittelschüler kaum erreicht — solange wird es nicht besser.

Auch kommt das Verderben zu ihm in Gestalt von Sommerfrischlern. Der Landmann sieht da etwas, was ihm fremd bleiben soll — den Müßiggang. Ich spreche nicht von Kranken und ihren Pflegern, von Kindern und ihren Wärtern, sondern von dem Gros der Sommergäste: Frauen, Mädchen, Knaben und auch Männer, kräftig und frisch, das spaziert oder liegt im Schatten den ganzen Tag und meist gerade zu einer Zeit, wo der Bauer mit seinen Leuten im Heu ist, oder von Sonnenaufgang bis Abend die Sichel in der Hand über die reifende Saat sich bückt.

„Was ist zu machen, dass der Rückzug beginne, von der Stadt aufs Land?“ Mein edler Poet, halten Sie ein, Sie haben jetzt an etwas gedacht, was uns, die wir mit Bewusstsein unserer Pflichten Bauern sein wollen, das Blut erstarren lässt; Sie haben an den vom Weltgift berauschten städtischen Pöbel gedacht. Ich habe lange genug unter dieser Classe Menschen gelebt, um mit voller Überzeugung sagen zu können, dass diese schreiende, strikende, jammernde . . . .

Lassen wir diese Menge dort, wo sie ist. Soll sich der Bauernstand erholen, muss er durch eigene Kraft erstarken.

Man kann die Erstarkung erleichtern, erstens dadurch, dass man es dem Land-

Urban Offenluger.

Eine Erinnerung von P. K. Rosegger.

Auch er soll sein kleines Denkmal haben in einer lauschigen Ecke des „Heimgarten".

Hatten wir doch einst in der Jugend gemeinsam unseren Heimgarten gehabt, der zwar nicht von Papier gewesen war, sondern von Berg und Thal, von Wald und Wiesen, mit Quellen und Bächen und selbst mit einem „Poetenwinkel". Zur Zeit, als meine Mutter hausieren gieng von Pfarrhof zu Pfarrhof mit einem kleinen Buben, „der gerne auf geistlich studieren möchte aber kein Geld dazu habe", saß der Urban schon im Seminar zu Graz. Er hatte es leicht gehabt, ein Oheim, der „geistliche Herr Paul", hatte ihm den Weg geebnet von ihrem gemeinsamen Geburtshause, dem Schmiedhofe in Alpel, bis ins priesterliche Institut. Meine Mutter brachte ihren kleinen Buben nirgends an, musste ihn also wieder mit nachhause führen und in Gottesnamen abwarten, was aus ihm werden sollte. Denn das hatte ihr der Herr Pfarrer Potassowitsch zu Fischbach gesagt: „Wenn er für etwas beschaffen ist, so wird ihn unser Herrgott auch etwas werden lassen, die Kluppeneggerin soll sich nicht zu arg bekümmern."

Nun, so ist also gewartet worden auf unseren Herrgott. Mittlerweile war es lustig in jenem großen, wilden, einzig schönen Heimgarten; am lustigsten aber noch, wenn Jacobi kam. Denn zu Jacobi, das ist gegen Ende Juli, huben die „Vacanzen" an und der Student erschien. Wir waren fast in gleichem Alter, der Urban Offenluger und ich, er war damals noch um einen halben Kopf kleiner, und doch schaute ich mit Ehrerbietung zu ihm empor, denn der ihm fehlende halbe Kopf sollte ja durch ein schwarzes Barett, wenn nicht gar durch eine Bischofsmütze ersetzt werden.

Lebendig steht er noch in meiner Erinnerung, der wohluntersetzte Junge mit dem stets kurzgeschnittenen blonden Haare, mit dem runden Gesichte, den offen lugenden grauen Augen, mit den Narben an der Unterlippe, welch letztere ihm in früher Jugend von einem bissigen Pferde losgerissen und hernach vom Arzte wieder angenäht worden war. Wenn er sprach oder lachte oder bergwärts stieg, so hörte man ihn laut und pfeifend athmen, denn er hatte, wie die Leute sagen, einen „Steckkropf"; doch schien er sich sonst um diesen lästigen Gesellen nicht viel zu kümmern. Der Urban war stets gemüthlich, heiter und freundlich mit jedem, auch dem Geringsten, der an den von manchem mit heiliger Scheu verehrten Studenten zögernd herankam.

Zu den Vacanzen pflegte er in seinem Koffer allerhand Bücher mit nachhause zu bringen, Lehrbücher, deutsche Classiker, sogar Volksbücher über den Kaiser Josef, über König Friedrich den Großen, über Franklin und dergleichen. In richtiger Würdigung der Vacanzen kletterte der Urban auf Wildkirschbäumen um, fieng aus dem Fresenbache Forellen oder ergötzte sich auf der Kugelbahn, während die Bücher

mehr beanspruchen, als der kleine Betrieb einbringt. Was für ein Leben der arme Mann hat, und wie lange er es aushalten wird, ist freilich eine andere Frage.

Vor 25—30 Jahren standen die Dienstbotenlöhne um mehr als die Hälfte niederer (20—40 fl.); jetzt kommt dazu, dass man sich zu monatlicher Zahlung mit vierzehntägiger Kündigung entschließen muss, was den großen Übelstand im Gefolge hat, dass man im Winter wohl Leute genug hat, welche aber im Sommer zur nöthigsten Arbeitszeit die Dienstplätze verlassen, um dem höheren Taglohn (60 kr. bis 1 fl. und Kost) nachzugehen. Es kommen besonders in letzter Zeit wohl Leute genug um Arbeit fragen, wenn sie aber von einem Taglohn von 20 bis 30 kr. (entsprechend einem Monatlohn von 6 bis 9 fl.) hören, lachen sie einem ins Gesicht. Kann aber ein Bauer mehr geben? Ja, ist das für seine Verhältnisse nicht schon zu viel? Und sind die Taglöhner in den Fabriken, welche wohl mehr als das Dreifache bekommen, deshalb zufrieden?

Es ist nur schade, dass der Bauer seine Sache so gar nicht zu führen weiß, auch im vertraulichen Gespräche ringt man ihm selben das Richtige ab — im engen Kreise verenget sich der Sinn — muss sich verengen: das einsame Leben, die factische Unmöglichkeit, sich ein gutes Buch oder eine Zeitschrift zu bezahlen und — es ist wohl besser so. Denken Sie nur, wenn der Bauer mit den Arbeitern die gleichen Wege gienge!

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Frau Emma Mixner.

Aufgabsort nicht angegeben.

Euer Hochwohlgeboren

vortrefflicher Aufsatz: „Der Bauernstand unsere Rettung" wird gewiss viele zum Nachdenken über das Elend der Gegenwart anregen, aber noch eine Abhilfe zu finden, dazu ist es viel, viel zu spät; die Menschen gleichen Krebskranken, eine Heilung ist unmöglich. Wo fände man in der Stadt einen jungen Mann, der nicht schon in seinen Jünglingsjahren die körperliche und geistige Gesundheit in wüsten Vergnügungen vergeudet hat, vom Gelde nicht zu reden; und solch ein moralisch verkommenes Subject soll hinaus in die herrliche freie Natur! Er vergeht vor Langweile und erstickt in der reinen Luft wie eine Ratte, die nur in der Kloake ihre Lebensbedingungen findet. Er soll ein fleißiges ehrbares Weib nehmen und hat nur an Dirnen Gefallen. Er soll seinen Kindern ein liebevoller Vater sein, wehe den armen, siechen, unseligen Geschöpfen! Da müsste erst eine neue Völkerwanderung, ein Weltkrieg, eine Sündflut hereinbrechen und als Landbewohner sage ich: auf solch gedüngtem Boden könnte vielleicht ein neues, besseres Geschlecht heranwachsen.

Liebe zur Moral und Einfachheit findet man heute nur noch bei alten, kränklichen oder einfältigen Leuten, die machen nichts aus in der Welt. Die Städter ziehen gewaltsam die Bewohner des flachen Landes an sich, da gibt es überflüssige Wohlthaten, die nur demoralisieren. Man strafe streng aber gerecht, große wie kleine Diebe, hänge die Mörder und Brandstifter; man ehre die Arbeit und tanze nicht wie Tollhäusler um das goldene Kalb. Aber das ist ja alles nicht mehr zu ändern.

Ein Landbewohner.

Groß-Lichterfelde bei Berlin, im März 1892.

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie jemandem, dessen Namen Sie kaum gehört haben werden, der aber Sie aus Ihren Schriften um so besser kennt, ein paar Worte an Sie zu richten. Ihre in den „Grenzboten" veröffentlichte Betrachtung über den Niedergang des Bauernstandes trifft so ganz mit meiner innersten Anschauung zusammen, dass ich Sie inständigst bitten möchte: Lassen Sie es nicht dabei bewenden, dass diese Ihre Worte gedruckt sind, sondern entschließen Sie sich — um der Sache willen — sie dem deutschen Kaiser mit einem Handschreiben und der Bitte um Beherzigung einzusenden! Ich möchte mich hier nicht auf irgend welche Betrachtungen über unsere augenblicklichen deutschen Zustände und die Maßnahmen, die von höchster Stelle ergriffen werden, einlassen — ich ahne, dass wir übereinstimmen würden. Eines aber will ich aussprechen, dass ich trotz allem der Überzeugung bin, es könne ein rechtes Wort zur rechten Stunde, unmittelbar an den Kaiser gerichtet, von außerordentlicher Wirkung sein, zumal wenn es nicht von einer Seite kommt, bei der irgend ein innerpolitisches Parteimotiv gewittert werden kann. So steht Ihnen in Ihrer Ausländerschaft eine ganz besonders bedeutungsvolle Macht zur Seite, und da Sie für alles, was Deutschland ist, das volle warme Herz haben, so mögen Sie es für eine Pflicht empfinden, zu versuchen, wie viel Sie durch Ihr Wort in unserer unseligen Zeit noch zu retten und zu leisten imstande sein möchten.

Wie froh wollte ich sein, wenn ich nicht vergeblich mit meiner Bitte zu Ihnen geredet hätte! Unter allen Umständen darf ich hoffen, in meinem Eindringen auf Ihr persönliches Thun, während ich so gar keine Anwartschaft in äußeren Beziehungen dafür habe, nicht missverstanden zu werden.

In größter Hochachtung Ihr ergebener

Ernst Rudorff,

Professor an der kgl. Fachschule für Musik.

war auf solche Anspielungen stets voller Demuth: „Der liebe Gott geb's, dass er's so weit kunnt bringen!“ — Und als der Urban im Herbste 1866 zu Krieglach seine Ehrenmesse hielt, da hat wohl niemand der Mutter Glück in seiner ganzen Größe wahrgenommen, denn sie verhüllte es in Demuth.

Bei mir hat nach langem Warten unser Herrgott denn richtig auch ein wenig nachgeholfen. Aber es war etwas spät und ich hatte keine Zeit mehr für Latein, Griechisch, Dogmatik u. s. w. — rasch musste ich das Nothwendigste zusammenpacken, was sich in Graz an Geistesschätzen für den zweiundzwanzigjährigen Bauernburschen eben nur so darbot. Ein etwas mir entsprechendes und gründlicheres Studium konnte ich mir erst später gönnen. Mein Urban war zur Zeit im Priesterhause. Da habe ich ihn oft besucht und er vermittelte mir die Bekanntschaft mit manchem Theologen, die mir noch heute wert ist. Wenn wir des Sonntags nachmittag im Refectorium bei dem Glase Bier saßen, da gab es munteres Für und Wider und die jungen geistlichen Herren mochten stutzen über die Dreistigkeit, mit welcher der einfältige Mensch, der erst aus dem Gebirge gekommen, die Welt auffasste. Manchmal schien es, als wisse er trotzdem von der Welt mehr, als sie bei ihren Studien in klösterlicher Abgeschiedenheit je ahnen konnten. Einmal begleitete mich Freund Urban hinaus durch das Burgthor und als wir uns in der Kastanienallee verabschiedeten, sagte er: „Sei nicht zu vertrauensselig! Die Weltleute sind inwendig nicht so echt, wie sie auswendig aussehen. Auch thust du mir zu vielerlei lesen. Peter, lass dich nicht verführen!“

Da schien doch wieder der Theologe mehr Erfahrung zu haben, als der Weltcandidat aus dem Waldlande.

Nach seiner Primiz wurde er aufs Land versetzt, wir sahen uns jahrelang nicht und in uns, oder vielmehr in der Zeit giengen mittlerweile Veränderungen vor. Es kam der Culturkampf, das widerliche Gezänke, der geifernde Hass zwischen „clerical“ und „liberal“. „Liberal“ wurde Mode, jeder Ladenschwengel, jeder Schusterbub glaubte gebildet zu sein, wenn er die Worte „liberal,“ „Pfaffen“ und dergleichen recht oft und laut hinschrie. Der Riss gieng tief, gieng mitten durch Gemeinden, mitten durch Familien. Es war eine Revolution, während die Führer und Gesetzgeber doch nichts anderes anstrebten, als eine friedliche Reform des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Die Erscheinungen jener Tage veranlaßten, ja verpflichteten, über Dinge nachzulesen, nachzudenken, Zustände zu beobachten, zu prüfen, an denen man sonst acht- und interesselos vorüberzugehen pflegt. Ich fand, dass durch den fast plötzlichen Überschwang die Religion wirklich in Gefahr gekommen war, aber nicht so sehr durch die Liberalen, sondern fast mehr durch die Clericalen selbst, die sich nun ganz extrem geberdeten, sich orthodoxer, ultramontaner und vaterlandsgegnerischer stellten, als sie es im Grunde waren; die durch demonstratives Hervorkehren des Gegensatzes, durch neuerliche Aufwärmung mittelalterlicher Anschauungen, durch trotziges Festhalten an bedeutungslosen oder abergläubischen Förmlichkeiten der Welt zu imponieren glaubten. Ich hätte gemeint, durch ein loyales Nachgeben in Äußerlichkeiten, wie es wohl auch die christliche Klugheit geboten hätte, durch eine Verinnerlichung der Religion, durch ein kleines Sichbescheiden, wäre es nicht schwer gewesen, die Herrschaft über die Seelen zu bewahren oder wieder zu gewinnen. Sie verzichteten darauf, und ihre Devise war: orthodox katholisch oder Apostat! Mich hatte derlei damals

mir überlassen waren. Unsere Heimatshäuser standen nur ein Viertelstündchen weit auseinander, also gieng ich täglich hin und her, die Bücher abzuholen, zurückzustellen und den lieben Studenten anzuschauen.

Unser Verhältnis zu den Büchern war damals noch so harmlos; die Jugend ahnt es ja nicht, dass manchmal auch aus dem Buche ein Menschengeschick emporsteigen kann.

Später, viel später, als es so gekommen war, dass er mir wohlgemeinte Vorwürfe machte über meine Freisinnigkeit, durfte ich ihm, halb im Spasse, halb im Ernste, sagen: „Urban, das hab' ich aus deinen Büchern!“ Denn ich muss in der That gestehen, dass keine Lectüre auf mich so tief und unauslöschlich gewirkt, als die Bücher des Seminaristen, welche ich mir in meine junge wissensdurstige, eindrucksfähige Seele hineingelesen. Freilich konnte er nichts dafür, und die Bücher über den großen Kaiser und den großen König, und die von Goethe und Lessing und anderen waren ihm ja eigentlich selber verboten gewesen, er hatte sie nur so unter der Hand bekommen und genommen, in der Absicht, zuhause an Regentagen manchmal darin zu lesen. Und als wirklich einmal ein Regentag war und der Urban wirklich einmal „Nathan den Weisen“ durchsah, fragte er mich besorgt: „Hast du auch dieses Büchel gelesen?“

„Oh, das ist schön!“ war meine Antwort.

Mit seinen treuherzigen Augen sah er mich an und sagte: „Peter, solche Sachen sollst du nicht lesen. Sie könnten dich leicht verderben.“

Wie das gemeint sein mochte, konnte ich mir nicht recht denken, denn die Bücher regten weder zum Ungehorsam, noch zur Unredlichkeit, noch zum Spielen, zum Trinken, zum Müßiggang noch zum Weibergernhaben an, und etwas anderes konnte ich unter „verdorbenwerden“ damals halt noch nicht verstehen. Es zeigte sich aber in unseren Gesprächen über ideale Dinge, dass wir nicht immer ganz einig waren. Da ward er vorsichtiger in der Auswahl der mir zu borgenden Schriften. Einmal glaubte ich ihm auf eine Hinterhältigkeit gekommen zu sein. Ich hatte in Erfahrung gebracht, dass der Seminarist, welcher mir nicht einmal die christlichen deutschen Dichter gestatten wollte, für sich lauter heidnische Sachen lese, von Göttern und Göttinnen, deren Aufführung nicht ganz musterhaft war. Und um uns das zu verheimlichen, waren die Bücher theils in lateinischer, theils in griechischer Sprache geschrieben, was ich denn doch schon für die größte Unredlichkeit hielt, umsomehr, als wir anderen ja des guten Glaubens sein mussten, in der Kirchensprache wären lauter heilige Sachen enthalten. Ich sagte es ihm, und dass er darob herzlich lachte, versteht sich.

So gieng es Sommer für Sommer, wir waren viel beisammen; bei seinen Eltern, den Schmiedhoferleuten, die meine Firmpathen gewesen, war ich aufgenommen wie ein Kind vom Hause. Sein Vater, ein thatkräftiger, rechtlicher und kluger Mann, der es mit manchem Advocaten, ja selbst mit dem alten Moriz von Kaiserfeld eines Waldprocesses wegen siegreich ausgefochten; seine Mutter, eine anmuthige, arbeitsame, fromme und gütige Bauersfrau, deren Haus niemand verließ, ohne mit irgend etwas, wenigstens mit einem Stücke weißen Brotes beschenkt worden zu sein, — dieses Paar, es lebt heute noch, wenn auch nicht mehr in dem mittlerweile verödeten Alpel, dieses Paar steht unter den verehrungswürdigen Gestalten meiner Jugend.

Die Schmiedhoferleute wurden auch schon geachtet ihres Sohnes wegen, der einst am Altare stehen und der Gemeinde zur hohen Ehre gereichen werde. Die Schmiedhoferin

Neuschule, gegen die Volksbildungsvereine, gegen aufklärende Schriften. Weniger um die Religion, als um die Partei gieng es her.

Und nur zu bald hatte es diese sonst so redliche Bauernnatur dem Parteileben abgelauscht, dass in demselben der Zweck das Mittel heilige. Aber doch wieder nicht der Diplomat sprach aus ihm, sondern oft die Leidenschaft und immer die Parole der Kirche, die unter allen Umständen seine Überzeugung war.

Mir that es weh zu sehen, wie sein wohlgemeinter Feuereifer nicht immer glückliche Folgen zeitigte. Selbst ein großer Theil der Bevölkerung seiner Heimatsgegend wollte nichts von ihm wissen, zählte ihn zu den „Heißspornen" und „Hetzern" und ich fand mit meiner Mahnung, dass seine Überzeugung, sein guter Wille, das Richtige zu thun, stets achtenswert bleibe, nicht immer Gehör. — Als er bei einer Volksversammlung in Mürzzuschlag einen liberalen Redner unterbrach und mit durchdringender Stimme demselben scharf entgegenredete, ward er in den vorüberfließenden Bach geworfen. Mit einiger Mühe rettete er sich, um dann vom Kampfplatze abzutreten. Das Beifallsgejohle über diese Heldenthat gieng durch das ganze Thal. Nur der Besonnene schüttelte das Haupt. Es zeigt nicht von großem Takte, wenn einer bei öffentlicher Versammlung willkürlich den Redner unterbricht, aber auch nicht von großem Muthe, wenn zehn ausgelassene Gesellen mit Stöcken einen Wehrlosen ins Wasser jagen. — In seinem Stande stieg der Urban jetzt noch an Ansehen.

In geselligen, selbst höheren Kreisen wusste der ehemalige Bauernjunge sich angenehm frei und sehr artig zu bewegen. Befangen und gedrückt fühlte er sich nur in der Nähe eines seiner hohen Vorgesetzten, denen er in so unumschränkter Ehrerbietung ergeben war, dass in ihrer Nähe alles Andere an Interesse für ihn verlor. Ich schloss daraus auf die strenge Disciplin, die den ganzen Organismus der Kirche beherrscht und die das Geheimnis dieser Weltmacht ist. Unbedingter Gehorsam! Ich vermuthe, dass auch Urban Offenluger, der seinen eigenen Kopf sonst wiederholt bekundet, in manchem seine ganz persönliche Meinung und Neigung gehabt hat, die sich mit der seines Systems durchaus nicht immer deckte. Erfahren hat das niemand. Was die Kirche vorschrieb, einzig nur das und nichts als das hatte für ihn Geltung. Von Conflicten, die sich in einer solchen Seele manchmal abspielen mögen, nimmt die Welt wenig Notiz.

Mich suchte der Urban seit jenem Abende nicht mehr auf und ich ihn nicht. Aber ich hatte ihn noch immer lieb, schon seines treuen Festhaltens an dem Bauernstande wegen. Er kannte des Bauers Anliegen und Nöthen und war unablässig bemüht, zum Wohle dieses so arm gewordenen Standes zu wirken. Aber er war subjectiv, er stand mitten u n t e r den Bauern, nicht ü b e r ihnen. Er hatte den klaren Hausverstand des Bauers, in Zeiten ruhiger Erwägung ein unbeugsames Gerechtigkeitsgefühl, und war ein Vorbild der Schlichtheit und persönlichen Zufriedenheit. Das ist ja genug für den Wirkungskreis eines Landgeistlichen, jedoch zu wenig für einen Volksmann, der im großen Stile wirken will; ein solcher braucht Weltkenntnis, politischen Geist, Verständnis und Interesse für die socialen Vorgänge in anderen Gesellschaftsclassen und Ländern, denn es ist nöthig, mit diesen Factoren zu rechnen, soll für einen bestimmten Stand etwas durchgesetzt werden.

Auch die Bauern machen einen Unterschied zwischen Priester und Priester. Den, der die Gebote predigt, ohne sie selbst zu halten, achten sie nicht. An Urban aber erkannten sie einen echt religiösen Charakter und

nicht wenig aufgeregt, und zwar umsomehr, als es sich in mir herausstellte, dass ich mit meiner aus dem Vaterhause mitgebrachten, durch Studien und Erfahrung gestärkten Weltanschauung näher den Liberalen, als den Clericalen stand. Mich verdross das, denn unter dem Schilde des Liberalismus fanden sich Elemente, die mir nicht behagten.

Meinen Unmuth über die starre extreme Orthodoxie, die es einem Denkenden unmöglich machte im Lager der Kirche zu stehen, ließ ich gelegentlich freien Lauf, erinnerte durch Wort und Schrift die Clericalen, dass der christliche Geist noch wichtiger sei, als die kirchlichen Formen, und dass nach ihrem Vorgehen der naive Gläubige leicht glauben könne, durch die bloße Erfüllung der Form schon ein guter Christ zu sein. Und wenn der Clericale sich manchmal einen blendenden Heiligenschein um das Haupt that, erinnerte ich unmaßgeblich daran, dass auch unter der Soutane Menschenfleisch verborgen sei.

So stand es, als ich nach jahrelanger Trennung eines Tages meinen lieben Urban wiedersah. In einem Gasthause zu Krieglach war es, wo wir uns trafen, um endlich wieder einmal ein paar Stunden beisammen sein zu können. Dieselben paar Stunden sind aber sehr unerquicklich geworden. Wir kamen natürlich bald auf die Culturbewegung, auf die Neuschule zu sprechen. Urban wurde lebhaft, plötzlich aber schlug er seinen sanften, herzlichen Ton an und sprach: „Peter, was du da oft schreibst, das kann ich wohl nicht gutheißen, das ist weit gefehlt. Schau, das arme Volk hat ohnehin nichts als seinen Glauben, und du willst ihm auch diesen noch nehmen! Deine Bücher sind geschmackig geschrieben, um so schlimmer, sie dringen wie ein süßes Gift ins Volk. Freund, es thut mir leid, aber ich muss gegen dich auftreten, es ist unsere Seelsorgerpflicht, das Volk zu warnen vor einem Schriftsteller, der die katholische Kirche und das Christenthum angreift.“

„Wieso nehme ich dem Volke seinen Glauben?“ war meine fast leidenschaftliche Entgegnung, „wo greife ich die katholische Kirche und das Christenthum an? Nenne mir die Schrift!“

„Ja“, lachte er, „gelesen habe ich deine Bücher nicht, ich weiß nur, was das „Volksblatt“ darüber geschrieben hat.“

Nun musste ich lachen. Also in einer Zeitung hatte er es gelesen! Nun, dann muss es freilich wahr sein.

„Ich bin überzeugt, alter Freund und Landsmann“, fuhr der geistliche Herr Urban fort, „du meinst es nicht so schlecht, du bist verführt worden und schreibst solche Sachen, weil es Geld trägt.“

„Jetzt ist's genug!“ rief ich vom Tische aufspringend. „Wir haben nichts mehr mit einander zu thun!“

Also habe ich den mir ins Gesicht geschleuderten Handschuh angenommen. Ohne noch ein Wort zu verlieren, gieng ich davon. In mir wüthete ein heftiger Zorn, der allmählich in eine tiefe Betrübnis übergieng. Ich hatte einen lieben Freund verloren. Und dieser herzlich gute Mensch war ein blinder Fanatiker geworden, welcher alsbald geneigt ist, der Überzeugung anderer niedrige Beweggründe anzudichten.

Der Urban soll über meine Entrüstung gar überrascht gewesen sein und nicht recht begriffen haben, wodurch er mich so tief gekränkt hätte. Aber ein Schreiben, das er in den nächsten Tagen von mir erhielt, wird ihn darüber aufgeklärt haben, welche Art von Beleidigung er mir in das Gesicht geschleudert.

Bald zeigte es sich, dass mein Urban überhaupt ein tapferer Soldat der streitenden Kirche geworden war. Glühende Kanzel- und Vereinsreden hielt er gegen den Liberalismus, gegen die

calen Blätter nicht. — Zur selben Stunde, da wir auch über Volk und Jugenderziehung sprachen, theilte ich ihm mein Bedenken mit darüber, dass in der Schule im Verhältnisse zum Katechismuslernen nach meiner Ansicht etwas wenig Bibelunterricht vorkomme; die unmittelbare Lehre Christi, wie sie im Evangelium so überaus volksthümlich einfach und eindringlich enthalten sei, hielte ich auf das Kindesgemüth für wirksamer, als immer nur die Form des Katechismus. Der Pfarrer pflichtete mir im ganzen bei. Als ich später über diesen Gegenstand meine „Bitte an den Clerus" veröffentlichte, war er aber doch unzufrieden mit mir und meinte, es sei ein großer Unterschied, ob man etwas mündlich unter vier Augen sage, oder öffentlich und so rücksichtslos, wie ich es gethan. Ob sich denn keine mildere Form hätte finden lassen? — Ja, Freund, in milderer Form hatte ich früher die Sache oft genug berührt, man hat sie unbeachtet gelassen, ich wollte aber einmal gehört und verstanden werden, und so bin ich laut und deutlich geworden.

An jenem Vormittage, da wir nebeneinander unter der Esche saßen und der Urban mir aus seinem Seelsorgerleben erzählte, habe ich seine wahre und tiefe Religiosität (ich meine nicht die streitende, sondern die duldende) näher kennengelernt.

Was er aber verschwieg, das berührte ich: seine Opferfreudigkeit. Ich hatte es von anderen gehört, er gieng mit größter Bereitwilligkeit bei Nacht und Sturm in die entferntesten Gräben, stieg unter Schnee und Eis hinauf in die Alpenhütten, um Kranke zu trösten, Sterbende zu versehen. Er nahm sich der Armen an und war unausgesetzt bemüht für das Wohl seines Sprengels. Eben nur in der Partei-Agitation that er manchmal zu viel und machte sich Personen zu Gegnern, die ihm ob seiner persönlichen Liebenswürdigkeit gerne Freund gewesen wären. All das berührten wir bei unserem Geplauder. Einmal ward ich ein wenig boshaft und warf die Frage auf, was er zur freien Liebe im Bauernstande und zu den vielen unehelichen Kindern sage? Natürlich musste er derlei streng verurtheilen. Und gleich darauf meine Frage, wieso er dann die Absicht habe, im Landtage auf die Beschränkung des Eheconsenses hinzuwirken? Die freie Liebe verboten, die Ehe verboten, und für den Cölibat seien die wenigsten Leute eingerichtet. Er antwortete, die leichte Gelegenheit zu heiraten schütze durchaus nicht vor anderen Fehltritten, hätte aber ein Proletariat zur Folge, mit dem sich schließlich keine Gemeinde zu helfen wisse. Ich konnte ihm nicht Unrecht geben, sondern erkundigte mich nur, wie es in Zukunft die Dorfgeschichten-Schreiber zu halten hätten, wenn ein armes Liebespaar vorhanden wäre? Ließen sie es heiraten, so sei das ungesetzlich und unwahr, weil in Wirklichkeit die Gemeinden ja dazu die Erlaubnis verweigern; ließen sie es so nebeneinander herlaufen, so sei das unsittlich; und jagten sie es zum Schlusse auseinander, dann finde der Leser solches herzlos und unmenschlich. — Darum sei es am besten, meinte der Urban, gar keine Dorfgeschichten anzufangen, hingegen aber fleißig zu beten, dass der Herr nicht in Versuchung führe.

Als wir so allerlei in ernster und auch in heiterer Weise besprochen hatten, wurde der Herr Pfarrer allmählich ein wenig kleinlaut und gestand, er habe ein Anliegen. Er wolle uns zum Mittagessen einladen, aber ich würde die Einladung wahrscheinlich verschmähen und im Wirtshause speisen, wo man Braten bekäme, während er uns am Freitage nur Milchsuppe, Kraut und Bohnen vorsetzen könne. „Wenn ich bei dir Kraut und Bohnen kriege, so gehe ich nicht ins Wirtshaus", darauf meine Ant-

ihren redlichen Freund. Später, als er schon Pfarrer zu Pernegg war, wählten ihn die Landgemeinden des Brucker Wahlbezirkes zum Landtags-abgeordneten. Ich empfand einen rechten Stolz darüber, einen aus dem armen Alpel als Gesetzgeber des Landes zu wissen, doch infolge seines Herantretens an mich hielt ich nicht zurück mit meinen Bedenken. Ob das rein weltliche Wirken im Landtage nicht die Stimmung für sein geistliches verderben werde? — Er verstand mich, verzieh mir's aber. Zwischen uns war die alte Herzlichkeit ja wieder hergestellt, obwohl wir es möglichst vermieden, über kirchliche und religiöse Gegenstände mit einander zu plaudern. Wozu auch, er wie ich fühlten, dass wir uns in der Theorie nie würden einigen können, im Herzen aber einig waren. Noch einmal sollte Gelegenheit sein, das Gefühl gegenseitiger treuer Freundschaft so recht zu empfinden.

Im Sommer des Jahres 1890 wollte ich eines Tages mit meinen zwei größeren Kindern eine Partie auf den Hochlantsch machen. Unterwegs überraschte uns jenes schlimme Gewitter, welches die Landesausstellung in Graz so arg mitgenommen hatte. Wir mussten in der Bärenschütz umkehren, um anstatt hoch oben im Alpenhause, draußen in Pernegg zu nächtigen. Als der Pfarrer Urban hörte, wir seien im Wirtshause eingekehrt, kam er eilends von seinem Berge herab und lud uns so treuherzig ein, bei ihm im Pfarrhofe zu übernachten, dass ich annahm. Nachdem wir in Gesellschaft einen sehr heiteren Abend miteinander zugebracht — wobei ich den Freund wieder in seiner ganzen liebenswürdigen Gemüthlichkeit sah, — führte er uns in die gute Stube seines Hauses, wo die Haushälterin, seine Schwester, schon in mütterlichster Weise für uns gesorgt hatte. Es war sehr heimlich in diesem Hause, so recht eine Stätte des freundlichen Friedens. Und als am nächsten Morgen hinter den blauenden Wänden des Hochlantsch die Sonne aufstieg und niederschien in das schöne grüne reichbewaldete Thal, auf das stille Dorf am Fuße des Kirchberges, und zu den hellen Fenstern herein in das trautsame Zimmer, da dachte ich, dass ein Mensch, der, von irdischen Sorgen frei, ganz dem Guten und Schönen hier leben darf, wohl glücklich zu preisen ist. — Für uns war im Speisezimmerchen der dampfende Kaffee schon bereit und der Pfarrer ließ sagen, wir sollten nur zulangen und auf ihn nicht warten. Wir aber giengen in die Kirche, um seiner Messe beizuwohnen, nach derselben setzten wir uns gemeinsam mit ihm und seinem jungen Caplane zum Frühstücke.

Hernach ließ ich die Kinder ihren neuen Beziehungen nachgehen, die sie bereits mit jungen Ortsbewohnern angeknüpft hatten. Der Pfarrer Urban und ich schritten hinaus in den Obstgarten, entlang des Raines, setzten uns auf eine Bank, die unter der Esche stand und von der aus ein so schöner Fernblick ist über Berg und Thal. Und hier begannen wir ein langes, inniges Gespräch.

Es zeigte sich bald, dass seit jenem Zusammenpralle im Wirtshause eine lange Zeit verflossen war, dass mittlerweile das Leben, die Schicksale, die Erkenntnis uns einander nähergebracht hatten. Er mochte im Laufe der Zeit Gelegenheit gehabt haben, meine Schriften zu prüfen und hatte gefunden, dass man Gott danken könne, wenn es keine schlimmeren Irrlehrer gebe, als seinen Landsmann aus Alpel. Das sprach er diesmal unumwunden aus. Dass es mir mit der guten Sache Ernst wäre, sei ja kein Zweifel, und so entschuldige er auch den gegen mich gerichteten groben, bisweilen sogar in persönlichen Hohn verfallenden Ton mancher cleri-

bin ich gestanden, die Liebe wirft mich nieder!" tastete der Pfarrer nach meiner Hand und flüsterte: „So ist's schon recht!" Sein Gesicht war geröthet, sein Auge schien ein wenig feucht ....

Also war mein Urban zur Stunde, da ich ihn das letztemal in diesem Leben gesehen habe. Er kehrte wieder heim in sein stilles Pfarrdorf.

In den Frühjahrstagen, bei Ausübung seines Berufes an einer Nachbarspfarre, erkältete er sich — nach ein paar Tagen furchtbaren Leidens, am 28. April 1891, starb er den Erstickungstod.

Nicht einsam, verlassen zu sterben! Diese Gnade hatte er sich erbeten. Seine alte Mutter machte zur Zeit von ihrem Bauerngute bei Krieglach aus eine Wallfahrt nach Maria-Rehkogel. In dieser Kirche fiel es ihr ein, sie könne ja bei solcher Gelegenheit ihren Sohn besuchen in seinem kaum ein paar Wegstunden entfernten Pernegg. Als sie hinkam in freudiger Erwartung, ihren Stolz und ihr Glück nach Langem wieder einmal zu sehen, fand sie ihn im Sterben. So verschied er in den Armen der Mutter.

Am 30. April, einem sonnigen Frühlingstage, haben wir ihn bestattet. Viele weinten laut am Grabe. Seine Mutter kniete vor dem Christuskreuze und betete. Weinen sah ich sie nicht, aber ihr Gebet schien so innig, so zuversichtlich zu sein, dass ich mir dachte: Ja, Urban, diese Frömmigkeit ist die der Besten unseres Landvolkes, diese hast du gemeint.

An das schlichte Bauernthum glaubte er. Hätte er auch an andere Gesellschaftsschichten, Kreise und Personen geglaubt, denen er manchmal schroff gegenübergestanden und in denen er seine grimmigsten Feinde zu sehen gemeint, es wäre ihm manche Kränkung erspart geblieben. Seine politischen Gegner betheiligten sich zahlreich an dem feierlichen Leichenbegängnisse; einer derselben legte auf das Grab einen Kranz, ehrend den berufseifrigen Priester, liebend den herzensguten Menschen, betrauernd seinen frühen Tod.

Fortschritt.

Nur weiter geht euer tolles Treiben,
Von „Vorwärts! Vorwärts!" erschallt das Land.
Ich möchte, wär's möglich, stehen bleiben,
Wo Schiller und Goethe stand.

Grillparzer.

---

wort, „ich bin von diesen Gottesgaben ein so großer Freund, dass ihretwegen auch in meinem Hause am Freitage Fasttag eingesetzt ist.“

Wir blieben also bei Tische. Vor demselben betete der Pfarrer laut das Vaterunser und wünschte knapp darauf guten Appetit. Es kam die würzige Milchsuppe mit Brotschnitten, es kamen Kraut und Knödel, es kamen Bohnen und Eierspeise, es kam ein ausgezeichneter Apfelstrudel. Dazu tranken wir steirischen Wein und nachher eine staubige Flasche Vöslauer. Endlich kam schwarzer Kaffee und Cigarren. Mein Lebtag habe ich nicht köstlicher gespeist als an diesem Fasttage, also dass ich den lieben Gastherrn an das Sprichwort erinnerte, in Pfarrhöfen und Klöstern müsse man sich an F a st-tagen zu Tische laden lassen.

„Du hast immer ein loses Maul, auch wenn man dir den Mund stopft!“ lachte er und reichte mir die Hand zum Zeichen, dass seine Bemerkung nicht so ernst gemeint sei. Das Herzigste an meinem Urban aber war bei dieser Mahlzeit seine Fürsorge für meine Kinder, dass sie ja nur recht satt würden und munter blieben. Die besten Stücke legte er ihnen vor, aus dem Strudel stach er die Rosinen und that sie auf ihre Teller; den Wein richtete er ihnen mit Zucker und Wasser her und dabei that er allerhand lustige Bemerkungen, dass es hell zum Lachen war. Ich ließ ihn gewähren, saß er doch morgen an diesem Tische wieder allein mit seinem kränklichen schweigsamen Gehilfen.

Im nächsten Winter, als der Pfarrer auf dem Landtage in Graz war, hatte ich Gelegenheit, seine mir unvergessliche Gastfreundschaft, wenn auch nur theilweise, wettzumachen. Meine Frau, die ihn bisher nicht persönlich gekannt, war ganz entzückt über das harmlos heitere Wesen und tactvoll feine Benehmen dieses Landpfarrers, vom dem sie sonst so manches Kampfmuthige gehört hatte.

Da mir immer um die Zukunft meiner Kinder bange ist, unser verehrter Gast aber in seiner körperlichen Frische und geistigen Verfassung so beneidenswert glücklich aussah, fragte ich bei Tische meine Jungen, ob sie denn nicht auch geistlich werden wollten?

„Nein! Nein!“ gab jeder mit erschreckender Entschiedenheit zur Antwort.

„Recht habt ihr!“ lachte der Herr Pfarrer.

„Im Ernste, lieber Freund“, sagte ich hierauf, „meine Neigung für diesen Stand ist nicht umzubringen und ich bedauere immer, dass mir einst die Wege dazu nicht offen standen.“

„Du bist undankbar“, sagte er, auf den Kreis meiner Familie blickend.

„Es ist wahr“, entgegnete ich und setzte im halben Ernste bei: „Wenn ihr mir nur gestatten wolltet, das priesterliche Amt, welches beziehungsweise auch im Dichterberufe liegt, manchmal ein wenig ausüben zu dürfen, dann hätte ich ja alles beisammen und wäre zufrieden. Möchtest du mir nicht die Ehre erweisen, Pfarrer, heute abends meiner Predigt beizuwohnen?“

Er sagte lächelnd zu, denn er wusste schon, was ich meinte.

Am Abende saßen wir nebeneinander in einer Loge des Landestheaters und wohnten meinem Volksschauspiele „Am Tage des Gerichts“ bei. Als im zweiten Acte das Gefängnis mit den drei Schelmen und ihrer Spitzbubenmoral kam, schüttelte mein Urban ein wenig den Kopf und sagte: „Ja, ja, so predigen die Dichter.“ Während des dritten Actes wurde er schon etwas aufmerksamer, war er doch in seinem Leben so selten im Theater und musste erst hören lernen. Im vierten Acte war er ganz bei der Sache und als Martha aus Christenliebe dem noch leugnenden Mörder ihres Mannes verzeiht, und der Mörder von solcher Hochherzigkeit überwunden seine That bekennt mit dem Ausrufe: „Dem Hasse

nit lang, so ist 's Gwasser schon triab und aufgschwellen thut's und rauschen thut's und an Lärm macht's, wie a gachzorniger Mensch."

„Ja grad so. 's gibt Leut, staat sein's und fein und wenn aber a Wölkerl kummt im Leben, runzlen's die Stirn und wird aus'n Wölkerl a Wolken, mei alleweil kann nit Sunnenschein sein, Kreuz Teufel, da wüthens und schreiens und arbeitens, ja grad so wie a Bergbach, aber grad a so." —

„Da ist a anders Gwasser. An breiten Runst hat's, dass die Leut, die 's nit kennen thun, fragen und sagen: zu was denn so einen Rumst? Die 's Gwasser kennen, wissen schon warum, accurat wissen sie 's."

„Der eine Mensch baut sein Mühl, oder sein Brettersag an das Gwasser, der andere weicht'n aus und baut fein mitten in eine Wiese sein Haus und Hof."

„Kamod ist's, sagt die Bäuerin, das Wasser bleicht's Tuch schon recht schön und weiß. Und kamod sagt der Müller und der Sagschneider und der Bauer, der seine Felder wassert aus dem Bacherl."

Auf'n Abend essen sie ihre Gerst und beten den Rosenkranz und gehn schlafen. In die Kammer auf'n Dachboden, wie sie halt ausgetheilt sein die Leut."

„Auf einmal rauscht das Wasser her, mit ein Schuss. Hinten am Ferner hat sich's versteckt hinter'm Eis, wo's kein Mensch vermeint. Tückisch kommt's und nimmt die Felder mit, die Häuser, die Mühlen und Brettersägen."

„Die Bruckn brichts ab, schleiniger, als man's baut hat und die Leut schwemmt's mit, wenn's nit schnell sein zum Fenster aus, oder zur Thür."

„Und so wie den Bach, so findet man Leut a. Zuthätig grüßen thun's und heimli thun's und fein sein thun's — und einem hintertückisch eines aufs Gnack geben thun's. Selb sein die tückischen Gwasser und die tückischen Leut." —

„Schau a mal das Bacherl an, da drinnen zwischen die zwei Förchen hupfts fürer. Platschert und watschert den ganzen Tag. 's kumt mir für, wie a jungs Diendl, a recht a munters, oder wie a lebfrischer Bua, der sich nit auskennt vor jurlauter Lustigkeit und Gaudi." — „Bist nie drinnen gwest im Wald, wo die drei zwiselten (zweistämmigen) Tannen stehn?"

„Schau a mal hin und betracht das Gwasser. In Tintnsee nennen's die Leut."

„Ausschauen thut's so traurig, wie a Mensch, den man sein Liebst's gnummen hat und wenn i a mal recht betrübt wär, so dass einem's Leben nimmer gfreut und 's Sterben für die beste Sach' vorkommt, d a hupfet i eini, in d a s Gwasser. Grad da und in kein anders."

„Heißt das, wann i so dumm sein thät in a Wasser zu springen, zwegen einer Sach, wie's einem auf der Welt untrikommen thut."

„Unten im Thal rinnt der Thalbach."

„Große, starke Mauern haben's baut und schöne Bruckn so breit, dass schon zwei woltene Wägn vorbei können aneinander. Und da rauscht's Wasser durch, stat und langsam."

„So ist der stolze Großbauer, wenn er am Sonntag über'n Dorfplatz gehn thut im tüchenen Rock und auf der linken Seit, wo die große, rothe Brieftasche stecken thut, einen Buckel, dass man sieht, 's ist a was drinn."

„Hast schon a mal a Krottenwasser gesehn? Schmutzig ist's anzuschaun und grausig. Gelbe Blatern schwimmen drauf umer und wenn man kein Nas' haben thät, schon vom anschauen wisset man, stinken thut's selb Wasser."

„So schauen die Bsuff aus! Leut die vom Vieh lernen solletn, dass man f ü r n Durst und nit ü b e r n Durst saufen soll. Pfui Teufl, allemal, wenn

’s Gwasser und die Leut.

Von C. Wolf.

Im Süden des Tirolerlandes, wo sich die Weinberge, die Felder und Wiesen weit hinaufziehen in die Berge, so dass sie oft schon dicht umsäumt sind von den Tannen und Fichtenwaldungen, da bauen die Bauern Leitungen für das Nutzwasser oft stundenweit aus Schluchten, durch Wälder, Gerölle und über tiefe Abgründe, um die Felder im zumeist trockenen Sommer bewässern zu können.

Zur Bewachung dieser Leitungen ist von den Interessenten gemeinschaftlich ein Aufseher bestellt, der die Bezeichnung „Waalhirt“ führt und zumeist ein kleines einsames Häuschen, mitten auf seiner Strecke gelegen, bewohnt. Diese Leute führen ein förmliches Einsiedlerleben. Wochenlang sehen sie keinen Menschen, denn die Kirche besuchen sie nur an hohen Feiertagen; sie müssen ihre ganze Aufmerksamkeit der Wasserleitung zuwenden, denn ein Schaden ist im Entstehen leicht auszubessern, tiefer eingerissen verlangt er aber oft wochenlange, angestrengte Arbeit, ganz abgesehen davon, dass dann auch viele Höfe ohne Wasser sind. Auf gewisse Entfernungen haben die Waalhirten ein kleines Rad angebracht, das einen hölzernen Hammer in Bewegung setzt, welcher auf eine Schelle klopft und so anzeigt, dass die Leitung noch richtig functioniert.

Einen solchen Waalhirten habe ich als guten Freund zu verzeichnen und manchen warmen Sommernachmittag flüchtete ich mich zu ihm, um, vor seinem Häuschen sitzend, mich der erfrischenden Waldeskühlung zu erfreuen und seinen Reden zu lauschen.

„In der Stadt und halt a sonst in andere Ortschaften, soll’s gestudierte Leut geben, die thun nix als nachdenken und simuliern. Die haben manches schon ausgekopft, wie ’s ist und gwesen ist und sein wird.“

„Halt so herenten auf der Welt und drenten in der andern Welt und wie ’s Gold wachsen thut und halt ’s Silber in die Berg drinnen.“

„Und auskopfen thun sie, warum die Kreuzspinn a aufstehet’s Netz macht und die Mauerspinn a hänglsackets.“

„Warum ’s Murmentl (Murmelthier) in Winter schlafet wird und zwegen was ’s Pulver in stärksten Fels auseinander reißt.“

„Söttene Sachn gstudierns und kopfens aus.“

„Und wenn i auf die Gstudi kommen wär, so einer wär i a gworden, ja grad so ein Simuliereter.“

So plauderte mein alter Freund. Seine Phantasie war eine ungemein lebhafte und am schönsten waren seine Vergleiche der Menschen mit dem Wasser. „Wie ’s Wasser, so sein die Leut. Schau so ein kleins Bergwasserl an. Wie a Silberfaderl fangt’s an ganz zuhinterst in die Schroffen. Fein klug und staat rinnt’s von ein Absatz zum andern und dann halt wieder eben aus.“ „Jetzt kummt a Wetter. ’s tropft erst,

Der schwarze Widder ist sonst nicht sehr zuthunlich, er weiß stramm Ordnung zu halten unter seinen Frauen und ist nichts weniger als Weiberknecht. Doch von der Magd Kathl ließ er sich fangen — verstehst du das? Sie nahm ihn kräftiglich an ihre Knie und sprach: „Also Widdl, jetzt probieren wir's miteinand. Du musst mir deinen Pelz geben.“ Und fieng mit der vorhin tückisch versteckten Scheere auch schon an zu nagen in seiner üppigen Wolle. Der Widdl wusste, es ist der kalte Winter vor der Thüre, er hätte sich wehren können mit seinen Hörnern, glücklich jeder, der Hörner hat — ich meine nicht solche, von denen deine Hirschhornknöpfe stammen. Allein die Kathl hatte ihn ganz in ihrer Gewalt — ist das nicht unbegreiflich? Ja, ja, die Weiber haben schon manchem den letzten Rock ausgezogen! Sie warf ihn zu Boden, er wehrte sich nicht, sie legte ihn auf den Rücken, es war ihm auch recht und nach einer halben Stunde stand der Schelm da, kümmerlich und kahl, und man konnte seine Rippen zählen und er war das Gespötte seiner Weiber, bis es auch diesen ergieng wie ihm.

Am Abend sitzt die Kathl in der Wolle. Mitten in Haufen von Wolle. Muss das nicht hübsch gewesen sein, du mein schöner Bauernknecht?

Am nächsten Tage wird der abgezogene Pelz gewaschen, aber nicht wie gewöhnlich, sondern auch nass gemacht. In einem großen Holzbottich haben schon zur Morgenfrühe die Steine gedonnert und getost. Die Steine waren im brennenden Ofen erhitzt, dann mit der Ofengabel rothglühend in das kalte Wasser des Bottichs geworfen worden. Also wird dort, wo man keine Kessel hat, das Wasser kochend gemacht. Hernach die Wolle hinein, tüchtig umgerührt, bis sich aller Schmutz, alles Fett und sonstige Sündhaftigkeit herausgesotten hat. Dann gelockert, in der Sonne getrocknet und nun ist nichts Widerliches und nichts Widderliches mehr in der Wolle. Ebensowenig, als heute, am Allerheiligentag, nicht wahr, du schöner Bauernknecht!

Wir bleiben einstweilen aber noch beim vorigen Jahre. Es kommt der Winter. Die Schafe stehen im dunklen Stalle und stellen — wenn sie nicht zu große Schafe sind — Betrachtungen an über die schlechte Einrichtung auf dieser Welt. Im Sommer Pelz schleppen und im Winter nackt sein. Aus Kummer darüber beginnen dem Kappen — du weißt ja, was das ist, ein Kapp! — graue Haare zu wachsen, und auch den anderen, falls sie nicht weiß oder schwarz sind; ein optimistisches Mutterschaf erkennt an dem Gedeihen solchen jungen Pelzwerkes die waltende Gerechtigkeit.

In der warmgeheizten Stube sitzen alte Weiber und auch junge — du wirst sie leicht unterscheiden — thun plaudern und tratschen und Wolle zupfen. Denn jedes Knäulchen muss gelockert, jedes Strähnchen auseinandergelöst werden, das geht heiklich zu — die Wolle gehört ja für den Rock eines schönen Bauernburschen!

Jetzt kommt der alte bucklige Ähndel. Er ist schon über achtzig, will aber auch noch etwas bedeuten auf der Welt. Seine Beine sind lahm, seine Hände sind tadernd (zitternd), seine Ohren sind schwach, seine Augen sind blöde, seine Zähne — die par letzten — sind locker und stumpf — er ist, wie er selber sagt, halt schon aufgebraucht. Heute bringt der Alte aber doch etwas mit sich, das mehr und schärfere Zähne hat als alle anderen in der Stube zusammen. Das sind zwei auf Holztafeln gespannte Lederplatten, diese Lederplatten sind voll scharfer Eisendrahthäkchen, alle nach einer Richtung gebogen, so dass sie anzusehen sind, als hätten sie hübschgekämtes eisernes Haar. Das sind die „Wollkrampeln“. Auf eine dieser Platten, die vorher auf der Bank befestigt, wird Wolle gelegt, mit der anderen

i so einen anschauen thu, mit die wasserign Augn, grad so trüb wie a Krotnlackn.“ —

„Oft im Wald drein, wenn's die Knotten so übereinanda aufbauen thut, macht's so a kleins Thaler, wo's Gwasser zammentragt. Von eim Eck und vom andern rinnt a Bachl nieder und plappert und rauscht. Da kimmts mir vor, als wie wenn d' Weiberleut zammenstehn auf ein Geplausch und auf's Ausgricht voller Nächstnlieb.“

„Wenn i aufisteig zum Grünsee, oben hintern Rothkofel und wenn er so still daliegt und die Sonn scheint so drein und der Himmel spiegelt sich wieder in den hellen Gwasser und weit ringsum hörst nix. Kein Stimm von an Menschen, kein Gräusch und kein Lärm. A Vögerl vielleicht, das singt, so kummt's mir vor, wie a großmächtige Kirch voll Leut, die in aller Andacht unserm lieben Herrgott a recht a innige Bitt vorbringen wollen.“ —

Der Waalhirt stand auf, schritt langsam zum Brunnen, der vor seinem Häuschen plätscherte, und trank in langen Zügen.

Dann trocknete er sich den Mund mit dem Rücken der Hand, lächelte und sagte: „Und so, wie der Brunnen, grad so komm i mir vor mit mein narrischen Gered. Waalhirt — zum lachen — Plauschmirl, a übergschnapette solln's mi heissn, mit meiner Zammreimeri und dem Simuliern.“

„Pfüat dih Gott, Freunderl.“

Er hat ein schön's Röckerl an —

und ein schön's Knöpferl dran.

Eine Unterhaltung aus dem ländlichen Leben von P. K. Rosegger.

O du schöner, stolzer Bauernknecht! Was bildest du dir ein auf deinen neuen Lodenrock, in dem du am Allerheiligentage das erstemal zur Kirche stapfest! Ein feiner, dunkelgrauer Lodenrock mit grünausgebrämten Schösseln und Ärmlingen, grünes Tuch am Kragen, hinter dem das weißgewaschene Hemd — sag', wer wäscht dir denn jetzt so schön? — gar neckisch hervorlugt; ferner mit den Hirschhornknöpfen, dass man glauben möchte, du sei'st ein Jäger — bist auch einer! — ferner mit grünem Tuch an den Taschendacheln, hinter welchen du ein rosenrothes Sacktuch hast — von wem denn? — und ein Stückchen Bartwichswachs — seit wann denn? — und ein beinernes Zündholzbüchschen — wozu denn? — und einen zierlichen Meerschaumspitz — wieso denn? Wir rauchen ja sonst Pfeifen. Sonst freilich, aber am Allerheiligentag nicht; wenn wir den neuen Rock tragen — da gibt's Cigarren.

Rechtschaffen viel hältst du von deinem Lodenrocke und ich will dir sagen, es ist doch nur ein Ableger. Ich kenne einen, der hat ihn im vorigen Jahr getragen Feiertags und Werktags hat in Staub und Schlamm, manchmal vielleicht in noch Ärgerem damit herumgeriffelt. Als ihm der Rock endlich zu struppig und lumpig geworden, hat er ihn abgelegt, und nun trägt ihn ein anderer am Allerheiligentag. O du schöner, stolzer Bauernknecht!

auch möglich, dass ein Lodenrock so warm macht, wenn ihn nicht die Kathl hätte gesponnen!

Denn der Weber, welcher jetzt kommt, der brächte es nicht zustande mit seinem ungefügen Webstuhl, welcher die halbe Stube ausfüllt, und mit seiner zuwideren Bärbeißigkeit, welche die Hausmutter nachgerade zur Verzweiflung bringt. Der Ofen ist ihm nicht geheizt genug, die Wolle ist ihm nicht glatt genug gesponnen, die Kost ist ihm nicht fett genug; und ist sie fett, so kann er sie nicht „verkochen“. Scheint die Sonne zum Fenster herein, so muss die Hausmutter ein Tuch darüber hängen, und hängt das Tuch über dem Fenster, so ist es dem Weber zu finster. Wer aber den Weber deswegen der Bösartigkeit beschuldigt, der thut groß Unrecht. Jeder ordentliche Bauernweber hat ein gelbgrünes Gesicht. Seine sitzende vorgebeugte Haltung, der natürliche Ärger, den ihm das kropfiggesponnene Garn oder die fludriggedrehte Wolle, oder das versprengte Schiffchen verursacht, jagt ihm eben die Galle in sein armes Blut. Nach wochenlangem Brummen und Knüpfen und Webern — man hört das Getöse in alle Nachbarschaft — ist das Lodengewebe endlich fertig, eine große Rolle, zwanzig Ellen oder mehr, und der Weber macht das erstemal ein lächelndes Gesicht, es ist fast rosig angehaucht, als ob jeglicher Tropfen Galle eilends zurückgelaufen wäre, wohin sie gehört. Der Weber bekommt seinen Weberlohn und darum die Genesung.

Ich habe oben gesagt, das „Lodengewebe“, nicht der Loden. Um Loden zu werden, das heißt, ein tuchartiger Stoff, dazu muss das Weberzeug nun erst in die Walche. Da wird es in großen Trögen gekocht und eingemacht mit mancherlei Zuthat, die ich selber nicht weiß, weil einem die Gewerbsleute nicht alles sagen wollen, aus Furcht, die Dichter könnten eine Lodenwalcherei eröffnen und ihnen das Geschäft verderben. Das Zeug kommt hernach in eine Stampfe, in eine Walze, in eine Filze, in eine Spanne — eine wahre Folterkammer für den armen Weberzeug. Wie aber geht er daraus hervor! Als vollendetes, glattes, gefilztes Tuch, in welchem man keinen Faden und kein Geflechte mehr sieht. Ist der Walcher ein besonders geschickter Mann, so kraut er den Loden an einer Seite noch leicht auf, gibt ihm einen „Strich“, einen Glanz, und jetzt — wo ist der Schneider?

Der Schneider kommt auf die Wochen! Merk' dir's, kluger Bauernknecht, der Schneider kommt allemal „auf die Wochen“. Es sei denn, dass du dich recht tapfer vor ihn hinstellst und sagst: „Meister, wenn du auf morgen nicht zu haben bist, so nehm' ich einen anderen Schneider!“ In diesem Falle kommt er nicht auf die Wochen, sondern „morgen“. Dieses „Morgen“ steht aber im Schneiderkalender erst in drei oder vier Tagen, es gehört zu den „beweglichen Festen“.

Der Schneider sagt in seiner großsprecherischen Art: „Ich mache dir den Rock!“ Das ist unrichtig. Wir haben gesehen, wie viele Schaffende beigetragen, um dir den Rock zu machen; am meisten leistete dazu der Widder, der die Wolle gab. Der Schneider thut das wenigste, er schneidet auseinander und näht zusammen. Schnitte er ihn nicht auseinander, so könntest du den Loden als ein Tuch um deinen Leib hängen, wie die Apostel, in malerische Falten geworfen, und du hättest einen Rock und einen viel schöneren, als ein Schneider je zusammenschneidert. Wenn der Widder, um sein Erstlingsrecht an dem Rocke des schönen Bauernknechtes zu wahren, mit seinem Widderhorn den Schneider ins Bockshorn jagt, so ist ihm das nicht einmal so arg zu verdenken.

Froh bist du aber doch, wenn endlich das „Schneidermorgen“ gekommen ist und der Geometer mit dem Faden deinen Adam ausmisst nach allen

Platte, welche eine Handhabe hat, wird hierauf so lange über die Walle gefahren, bis diese unter dem zweifachen Zahnwerke geschlacht gekraut ist, so dass sie in dünnen flaumigen Tafeln herabgenommen und aufgehoben werden kann. Dieses „Wollkrampeln" besorgt der alte Ähndel, und er krampelt Tag für Tag, bis endlich der ganze Wollenvorrath in schönen flockigen Tafeln geschichtet ist. Auf den Krampler kommt es auch an, mein feiner Bauernbursche, ob dein Rock schwarz sein soll, oder braun oder grau, oder gar weiß — die Farbe der Unschuld, was meinst du dazu? An grüne Aufschläge denkst du, und zu Grün, der steirischen Farbe stünde, — sagst du — das Grau am besten. Das freut mich am allermeisten von dir, dass du auf das Steirische so viel Geschätz legst! Gut, so wird der Ähndl weiße und schwarze Wolle derweise auf der Kraue durcheinander mischen, dass es Grau gibt. Gefärbte Wolle haben wir nicht und wollen wir nicht in unserem Gewand, gelt? Die Natur macht's, wir mischen es bloß, wie es uns recht ist — und punktum.

Nun sind wir mit der Wolle so weit, dass das Spinnrad herbei muss. Draußen weht ein schneidiger Wind, von den Bäumen und Dächern fliegt wirbelnd der Schneestaub hin und deckt immer wieder die Pfade zu, die ihr auf eueren Gang in das Holz mühsam ausgetreten habt. In der Stube schnurren die Räder. Hinter jedem Rocken sitzt ein Weibsbild und wenn es Abend wird und ihr Burschen ins Haus kommt, hebt der Tag erst recht an. Nur die letzte Woche vor Weihnachten darf des Abends nicht gesponnen werden, weil an diesen Abenden die Mutter Gottes früh zu Bette geht und Ruhe haben will. Auch nach den Weihnachten wird an den Donnerstagabenden nicht gesponnen; warum, das wisset ihr selber nicht recht, es ist halt so ein alter Brauch. Der alte Brauch rührt von unseren Voreltern her, den alten Deutschen, Gott habe sie selig! und es handelt sich der Berchta wegen.

Du, natürlich kümmerst dich weniger um die Berchta, als um die Kathl. Die hat am Rockenstab ein Kacherl (winziges Töpfchen) hängen, mit Wasser gefüllt, da taucht sie ihre Fingerspitzen ein, damit diese befeuchtet umso besser den Faden können drehen. Mit dem Füßlein — Strohpatschen hat sie an! — tritt sie wacker den Trittling und spinnt und spinnt. Willst du dir nicht einmal so ein Spinnrad genau ansehen, du stolzer Bauernknecht? Den Trittling und den Hebel und das Treibrad und die Laufschnur und den Abachschragen und die Spindel und die Spule und das Abachel mit dem Fadenöhr und dem Steckhäklein — kannst du so was auch machen, stolzer Bauernknecht? — Schau, jetzt fällt es dir dein Lebtag das erstemal ein: das Spinnradel ist merkwürdig. Es müssen schon recht gescheite Leute auf der Welt gewesen sein, bevor wir gekommen sind, wir, die Allergescheitesten! Wir halten das alles für selbstverständlich, was schon da ist, und schauen es nicht weiter an und denken nicht nach darüber, wie viel dazugehört hat, bis so etwas hat ausgedacht und gemacht werden können. Ja, das Spinnradel ist merkwürdig; aber die Kathl ist halt noch merkwürdiger. — Meinst du? — Zu so einem Spinnradel muss halt ein Spinnradelmacher sein, meinst du, aber eine Kathl zu erschaffen, da gehört der Gottvater dazu. — Richtig! O du gescheiter Bauernknecht!

Am Gertrudistag, das ist am siebzehnten März, muss das Spinnen zu Ende sein, „denn an diesem Tage beißt die Maus den Faden ab". — Wenn du bedenkst, dass den ganzen Winter über die Kathl für dich gearbeitet hat und dass in deinem neuen Rocke nicht ein Faden ist, den ihre Fingerlein nicht haben gedreht, so kannst du kaum dankbar genug sein. Wie wäre es denn

Komm her, Michel, ich will dir etwas ins Ohr sagen. — Die Kathl musst du heiraten! — Hast du gehört?

Ganz roth wird er im Gesichte, der Schelm. Und diese Verwirrung! Habe ich vielleicht deine Gedanken errathen? — „'s ist wahr", flüstert er mir endlich zurück, „wenn wir uns heiraten thäten, nachher kunnten wir uns foppen wie wir wollten."

Oho! Dieser Meinung bin ich nicht. Überleg' dir's erst noch, Michel. Schlaf' einmal drüber! Ich möchte keine Schuld haben. So etwas muss man nach allen Seiten überlegen, und gut überlegen. Nun, du wirst es ja sehen. Beschlaf's halt einmal.

Er beschläft es, und zwar im Kirchenstuhl während des Hochamtes.

Auf dem Heimwege frisch ausgeschlafen läuft er voraus, und im Waldschachen, wo vor etlichen Jahren der alte Bach-Simmerl einen todten Krainer gefunden hat, passt er ihr auf wie ein Straßenräuber. Der arme Krainer damals blieb todt, und zwar so lange, bis sein mordskanonen Fetzen, den er vom Wirte mitgebracht, verdampft war. Dann gieng er mit dem redlichen Finder. Und hier ist es, wo der Michel auf sie wartet. Allerhand Leute gehen vorüber, junge und alte, arme und reiche, er thut keinem was. Aber als nun die arme Kathl ganz allein dahertrabt, ahnungslos und munter, da — im düsteren Walde — steht er plötzlich vor ihr.

„Was willst denn?" fragt sie, ohne viel zu erschrecken.

„Dein Leben!" antwortet er.

„Mein Leben willst du haben?" fragt sie keck, „wenn du's brauchen kannst, warum denn nicht!"

Gesteh's nur zu, Michel, genau so ist's gewesen. Und du warst selber ganz erschrocken darüber, dass das Ding so leicht gegangen.

Meinst du am Ende, des neuen Lodenrockes mit den Hirschhornknöpfen wegen?

O du schöner, gescheiter Bauernknecht!

— — — — — — — — — — — —

Viele, viele Jahre später gucke ich in eine Dachkammer des Armenhauses. Eine halb verfallene Bauernhütte, sonst zu nichts mehr nutz als zur Wohlthätigkeitsanstalt christlicher Liebe. Die christliche Liebe, welche unter diesem vermodernden Strohdache wohnt, wollen wir nicht näher untersuchen. Hingegen betrachten wir den kahlköpfigen Greis, welcher in der halbdunklen frostigen Kammer am Fensterchen sitzt und an einer alten Jacke herumthut. Vor lauter unterschiedlichen Flicken ist dieses Gewandstück schon bauschig und wulstig geworden, dass es sowohl als Leibjoppe, denn auch als Bettdecke gar nicht übel warm hält. An den zerfransten Säumen und am Kragen sind noch spärliche Spuren eines grünen Tuches, welches freilich längst schon gelb und faserig geworden. Knopf ist keiner mehr vorhanden, ein par zausige Bändlein müssen die Stelle vertreten. An den Ärmlingen der Joppe sind stellenweise dunkelglänzende Flächen, wie von einer Harzmasse. Einen besseren Handspiegel hat er nicht, der höckerige Alte, welcher nun seit längerer Zeit schon angelegentlich beschäftigt ist, die Nadel einzufädeln. Es wäre ja weiter keine Kunst, aber das Loch ist nicht zu treffen. Seine Arbeit geht heute überhaupt nicht am besten von statten. Anfangs hat er damit auf seinem Strohsack hocken bleiben wollen, bei der Ampel, da kam das Eheweib um „aufzuräumen". Hernach hatte er sich zum Ofen gesetzt, der war zwar nicht geheizt, aber ein Ofen war es doch immerhin. Das Eheweib kam mit dem Besen, um auszukehren. Hierauf setzte er sich an die wurmstichige Gewandtruhe, das war der Tisch, um hier seiner Jacke gütlich zu thun. Das Eheweib kam mit einem alten Fetzen, um abzustauben. So setzt er sich end-

Richtungen hin. Zuerst mit dem Faden um den Brustkorb — ein stattlicher Korb, allen Respect! — und ein Knoten gemacht. Dann den Faden um Hals und Kröpflein — ein stattliches Kröpflein! — und ein Knoten. Hernach den Faden vom Nacken über den Rücken — ein stattlicher Rücken! — bis hinab über die prächtig gewölbte Rundung — allen Respect! — und ein Knoten. O du schöner, stolzer Bauernknecht!

Jetzt kommst du mit dem grünen Tuch und mit den Hirschhornenen. Den Lodenrock gibt dir kraft alten Brauches der Hausvater, das feine Zugehör aber, wenn du eines haben willst, musst du dir selber kaufen. Auswendig an der linken Brustseite willst du eine Cigarrentasche haben — ei sapperment! „Und inwendig ein Brustsack für die Brieftasche?" fragt der Schneider.

„Brauch' ich nicht", sagst du. — O verdammt!

Endlich sind wir's. Knapp vor dem Allerheiligentage sind wir's geworden. Der Schneider — solche Leute sind immer artig — hat noch gesagt: „So, fertig ist er. Nu schau halt, Michel, dass du ihn gesund zerreißt!"

Und jetzt in die Kirche. Wo die meisten Leute gehen, denselben Weg schlagen wir ein. Aber die Leute sind so sonderbar, vom Wetter sprechen sie, und ob sie noch anhalten wird, die schöne Zeit! Vom Viehhandel, vom Kornbau und welcher Wirt jetzt den trinkbarsten Wein habe. Nicht dem besten, bloß dem trinkbarsten fragen sie nach, zu so großer Bescheidenheit hat sie der Dorfwirt erzogen. Und was es Neues gebe? — Ja, aber der Michel! Der schöne, stolze Bauernknecht! seht ihr ihn nicht? Im neuen Rock! Soll denn just ein neuer Rock nichts Neues sein? — Unmuthig biegen wir seitab einen Fußsteig durch Birkenbestand. Dort geht die Kathl mit dem krausen Haar und milden, runden, frischen Wangelein und mit dem knospenden Rothgöscherl. Sie hat just kein neues Gewand an, und doch zieht sie den Michel sachte an sich — die Kathl ist nämlich ganz merkwürdig.

„Du bist aber frei nit zum derwischen, Kathl!" redet er sie an, als er sie eingeholt hat. „Bleib' doch ein bissel stehen, die Kirchen lauft uns nit davon. Kathl, schau' mich einmal an!"

„Du bist mir gar nix seltsam, ich seh' dich eh alle Tag", antwortet das Dirndl — oh diese Bauernmädeln! Wie sie das Abtrumpfen gut verstehen, eine wie die andere. Ich weiß es.

Der Michel dreht sich vor ihren Augen ein paarmal um sich: „Wie steht er mir, der neue Rock?"

„Hau!" lacht sie. „Jetzt weiß der nit einmal, wie ihm der Rock passt!"

„Wie er mir passt, weiß ich gleichwohl, das g'spürt man; aber wie er steht, weiß ich nicht, weil man sich von auswendig her nicht anschauen kann."

„Musst dir halt wen aufnehmen und verzahlen, der dich anschaut. Wie viel gibst denn für die Stund?"

„Schau doch ich dich auch gern umsonst an", sagt er und murrt über die Weibsleute, die gar nichts mehr umsonst thun wollen.

„Also angeschaut willst sein", sagt das Dirndl, „na so will ich dich einmal anschauen." Stellt sich schnurstracks vor ihn hin, glotzt seine Gestalt an und singt: „Er hat ein schön's Röckerl an — und ein schön's Knöpferl dran!" und macht ein dummes Gesicht. Wenn aber die Kathl recht dumm dreinschauen will, da schaut sie am allerpfiffigsten, und du mein stolzer Bauernknecht, merkest etwas spät, dass du heute wieder einmal der Gefoppte bist. — Hörst, Michel, wie du ein Bursche bist, das kannst du dir nicht gefallen lassen von der Kathl! Von der Kathl gerade am allerwenigsten. An dieser Person musst du dich rächen.

Aber wie?

Kleine Laube.

Über die Träume.

Von Theodor Vernaleken.

Jede Lebensthätigkeit hat seine natürliche Ruhe. Jeder Mensch muss schlafen, und wem hat während dieser Zeit nicht schon etwas geträumt? —

Die Naturkundigen sagen: „Der Schlaf ist eine periodisch wiederkehrende Unterbrechung jener Gehirntheile, innerhalb deren alle höhern selischen Vorgänge sich abspielen. Der Traum ist nichts anderes als ein Rest der eingeschlummerten Hirnthätigkeit, und die Natur der Träume ist bedingt durch den jeweiligen Zustand des Schlafenden. Häufig geht die Traumvorstellung aus dem Vorhandensein von Erinnerungsbildern hervor. Im Traume sind die niederen Geistesthätigkeiten (Vorstellen und Empfinden) zwar noch thätig, dagegen sind die höheren Geistesfunctionen (Urtheilen und Denken) sehr eingeschränkt. Das Selbstbewusstsein fehlt im Traume.

Ein hohes Geistesvermögen des Menschen ist seine Einbildungskraft und diese zeigt sich auch im Traume. Wie höhere Thiergattungen eine gewisse Fähigkeit des Nachdenkens oder des Verstandes haben, so ist ihnen auch eine gewisse Einbildungskraft eigen. Der große Naturforscher Darwin sagt: Die Hunde, Katzen, Pferde und wahrscheinlich alle höheren Thiere, selbst Vögel, haben lebhafte Träume; dies zeigt sich durch ihre Bewegungen und ihre Stimme."

Die Einbildungskraft oder Phantasie ist mehr oder weniger allen Menschen eigen als Erfindungs- oder Dichtungskraft, aber auch als Traumgebild, als Hirngespinst oder Wahngebild. In diesem hohen Geistesvermögen zeigen sich am deutlichsten die Gegensätze, die guten und die bösen Seiten. Wir wollen darüber aber nicht sprechen, sondern unsere Überschrift im Auge behalten.

Wir haben erwähnt, dass die Traumvorstellung häufig aus Erinnerungsbildern hervorgehe. Dies ist auch bei Wachenden der Fall, denn auch sie träumen nach dem Sprachgebrauche dieses Zeitwortes, insoferne es sich auf Erinnerungen bezieht. So schrieb im spätern Alter der deutsche Dichter Adalbert Chamisso, der auf dem Stammschlosse seiner Familie Boncourt in der Champagne geboren und als neunjähriger Knabe 1790 nach Berlin auswanderte:

> „Ich träum' als Kind mich zurücke
> Und schütt'le mein greises Haupt;
> Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
> Die lang ich vergessen geglaubt?"

Im wirklichen Traume, zumeist kurz vor dem Erwachen, vermengen sich die Bilder, und zwar aus verschiedenen Lebensperioden. Beim Erwachen zerfliegen sie, und nur eine dunkle Erinnerung bleibt zurück. Der Volksglaube schreibt ihnen häufig eine Bedeutung zu, und schon im Alterthum haben die Träume eine große Rolle gespielt.

lich ans Fensterlein, wo man freilich nichts sieht, weil es papierene Glasscheiben hat. — Wie das Eheweib ausschaut, soll ich sagen? Ich bitte euch, es ist zu dunkel, man sieht nichts Rechtes. Man hört nur das Rauschen, wie von einem zahnlosen Munde, und man hört das Siffeln und Poltern eines mit Besen und Fetzen wüst umherfahrenden Wesens.

Endlich ist es geglückt, der Faden ist im Öhr. Während die Alte in seiner Nähe umhergeistert und Miene macht, ihn auch an diesem Platze zu bedrohen, hebt er mit seinen dürren Händen die Joppe empor, um zu untersuchen, an welcher Stelle sie noch am allerhilfebedürftigsten sei. Als er so rathlos und blöde auf sie hinstarrt und mit dem Kopfe wackelt, und endlich gegen das Eheweib hinschaut, murmelt er mit einem unterdrückten Seufzer: „Die ist auch einmal neu gewesen!“

„Was sagst?“ sticht das Eheweib mit scharfer, spitzer Stimme her.

„He, he, mit meiner Jacken da hab' ich geredet“, antwortet er kichernd: „Die ist auch einmal neu gewesen.“

O du guter, armer, alter Bauernknecht!

Die schönsten Reime.

Noch in keinem Liede fand ich
Reime je so wunderbar
Und so rein, wie deiner Wänglein,
Deines Busens Lilienpaar.

Schöngepaart die Lippen lächeln;
Aus zwei Augen, glanzerhellt,
Blickst du; Händchen sind und Füßchen
Schön gereimt und schön gesellt.

Ungereimt, Kind, sollte bleiben
Grade nur das Herz allein?
Ach der beste Reim auf deines —
Sollt' es nicht das meine sein?

Robert Hamerling.

Im Alterthum, bei Hebräern, Griechen und Römern verband sich mit ähnlichen Anschauungen und Gebräuchen doch noch ein Sinn, im Mittelalter ward daraus ein Aberglaube, in den Traumbüchern unserer Tage herrscht schon der höchste Blödsinn. Und unsere staatliche Lotterie? — Nimmt der Staat, wie sich's gebürt, die Schule und Volkserziehung in die Hand, so hat er auch eine sittliche Culturaufgabe in dieser Hinsicht.

Album-Gesichte.

Wenn ich von Zeiten zu Zeiten
Nehme mein Album zur Hand,
Lasse die Blätter gleiten
Schillernd im goldenen Rand:

Wie viel verklungenen Namen,
Wunderbarem Geschicke,
Leichen in engem Rahmen
Begegn' ich mit einem Blicke!

Dich, o lieblichste Blüte,
Knickte der Tod nur zu bald,
Lieblich noch weht's zum Gemüthe
Von deiner süßen Gestalt!

Du, den man froh und munter
Immer den Kopf sah tragen,
Ach, im Drüber und Drunter
Haben sie dich erschlagen!!

Dich auch — dem nie die Zunge
Stillstand, gemüthlicher, dreister,
Nur zu fantastischer Junge
Und schlechter Rechenmeister.

Du aber ziehest vom Leder
Nimmer ermüdend zur Stund' noch
Im Parlament, vom Katheder,
Immer mit Feder und Mund' noch!

Holde du! Ach, die Schnuppe
Ist statt der Flamme geblieben
Und entflogen der Puppe
Nur eine böse Sieben.

Du mit den Fortschrittsbeinen,
Der übers Meer geschwommen,
Hat dein Glauben und Meinen
Noch keinen Leck bekommen?

Du, gutes Mädchen, und immer
Mädchen noch und die Gleiche!
Nur verschossen der Schimmer
Und gemildert ins Bleiche!

Sieh' da Vergissmeinnichtsreste!
Mutter, von dir, du Eine,
Einzige, Liebste und Beste,
Die ich noch immer beweine!

Kreuze und Kreuze wieder,
Alles dahin, dahin!
Wie mit schwarzem Gefieder
Vögel im Herbste ziehn!

Und mir ist es, ich gienge
In einem Garten spazieren,
Nächstens, und mich umfienge
Lichterglanz und Musizieren.

Schatten zur Rechten und Linken
Huschen heran und verschwinden,
Das ist ein Nicken und Winken,
Kann mich zurecht kaum finden.

Sieh nur, zwei Augen bohren
Tief sich mir in die Seele,
Habe den Schlüssel verloren,
Wie ich darum mich auch quäle.

Und die ans Herz mir gleich Liedern,
Klagen beim Wiedersehen,
Sah' ich mein Grüßen erwidern,
Als wär's aus Irrthum geschehen.

Und immer dunkler und stiller,
Stiller wird es und trüber,
Lichter ersterben und Triller,
Und bald ist alles vorüber.

K. Guntram.

Aus der Volksschule der alten Zeit.

Nicht von den inneren Verhältnissen der Altschule will ich hier reden, sondern von ihren äußeren Verhältnissen. Diese waren vielfach, ja fast in der Regel, sehr armselig und litten an der Indolenz der Bevölkerung und der geringen Achtung, welche man fast allgemein der Volksschule und dem Lehrerstande an derselben entgegenbrachte. — Gar manches heitere Stückchen, gar manche Probe unfreiwilliger Komik findet man, wenn man der Entstehung der Volksschulen und deren ersten Verhältnissen nachforscht.

Im Dorfe Penzendorf bei Hartberg wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts die Volksschule gegründet. Die Besitzer — durchwegs Bauern — beschlossen, dass immer einer aus ihrer

Die alten Völker sahen die Träume als Offenbarungen ihres Gottes und als Enthüllungen der Zukunft an und hatten dafür eigene Traumdeuter, die häufig den Wahrsagern und Propheten gleichgestellt wurden.

Sehen wir uns in der Bibel ein wenig um, so finden wir im ersten Buche Mose, Cap. 37: „Josef ward von seinen Brüdern angefeindet, weil ihn der Vater lieber hatte und der Hass steigerte sich, als Josef ihnen erzählte: Mir hat Folgendes geträumt. Mich däuchte, wir bänden Garben auf dem Felde, und meine Garbe richtete sich auf und stand, und euere Garben umher neigten sich gegen meine Garbe. Da sprachen die Brüder zu ihm: Solltest du unser König werden und über uns herrschen?" — Später verkauften sie den Josef nach Ägypten, wo er zu hohen Ehren kam. Aus unseren Kinderjahren wissen wir noch, dass Josef dem Könige Pharao in Ägypten die Träume auslegte, es werden sieben fette und sieben magere Jahre über das Land kommen, und Josef wurde ob seiner Weisheit vom Pharao zum geheimen Rathe ernannt. (Erstes Buch Mose, Cap. 41.)

In den Büchern der alttestamentlichen Propheten finden wir, dass Gott dem Daniel „Verstand in allen Gesichten und Träumen gegeben habe" (erstes Cap. 17). Im zweiten Capitel wird erzählt, dass Nebucad-Nezar einen erschreckenden Traum gehabt habe und deshalb „hieß er alle Sternseher und Weisen und Zauberer und Chaldäer zusammenfordern, dass sie dem Könige seinen Traum sagen sollten". Niemand konnte es, außer Daniel. Dieser deutet durch göttliche Offenbarung den Traum, und der König erhebt ihn zu hohen Ehren. Daniel selbst hatte viele Gesichte und Träume, von denen noch deutsche Schriften aus dem fünfzehnten Jahrhundert berichten (vgl. Haupt, altd. Blätter 1, 215). Ich besitze ein Büchlein, das im Jahre 1500 zu Straßburg gedruckt ist: „Das Büchlin Danielis des ußlegers der Treim." Da liest man z. B. „Essich trinken bedeut Betrübniß. Fingerlin (Ringe) geben oder verlirn bedeut schmertzen. By einer junkfrawe schlaffen bedeut angst der sele. Die obern zen (Zähne) ußfallen bedeut den tod vater und mueter. In ein consistori gan bedeut verklagung."

Der dies schrieb, war schon kein Prophet mehr im Sinne des Alterthums.

Man sollte nun glauben, die Menschheit sei nach so vielen hundert Jahren in der Erkenntnis etwas vorgerückt. Mit nichten! Vor mir liegen fünf Traumbücher aus Wiener Buchhandlungen und Winkeldruckereien, die heute noch massenhaft zu Lotteriezwecken gekauft werden. Das sind des Volkes Offenbarungen, während man vergebens auf dem Familientische die Botschaft Jesu findet, d. i. das Neue Testament, welches hübsch gebunden zu 12 kr. zu haben ist. Statt dessen sucht man das Heil in dem „Ägyptischen Traumbuch", dessen Vorwort lautet:

„Verachte keinen Traum, denn die Erfahrung lehrt,
Dass man zu Schaden kommt, wenn man nicht auf ihn hört.
Oft warnet uns ein Traum vor vielen bösen Sachen,
Drum muss man weise sein und keinen Traum verlachen."

Vergessen ist der alte Volksreim: „Träume sind Schäume." Im deutschen Volksglauben sind Krähen und alte Weiber von böser Vorbedeutung. Darum, von Krähen aus seinem Schlummer geweckt, legt Walther von der Vogelweide einem alten Weibe zwei selbstverständliche Wahrheiten in den Mund: Dass zwei und eins gleich drei und der Daume ein Finger sei.

In dem „Ägyptischen Traumbuche" findet man ähnliche Auslegungen mit beigesetzten Nummern, um in den Lotterieanstalten „sein Glück zu probieren". Es gibt auch ein „Ägyptisch-persisches Traumbuch" (Wien bei C. Fritz) mit einem Anhange: Die monatliche Cabala, das Planetenbuch, der kabalistische Triangel &c. Ferner ein „Chaldäisches Traumbuch" mit geschmierten Abbildungen. Die Verfasser stehen auf derselben Bildungsstufe mit den wahrsagenden Zigeunern.

Überschlagsausweis der jährlichen Auslagen vor, welcher folgende Bedürfnisse nachweist: 1. Zur Beheizung des einen Schulzimmers 24 Klafter weiches Holz à 1 fl. 30 Kr., zusammen 36 fl. — 2. Drei Maß Tinte à 15 Kr.: 45 Kr. — 3. Zwei Buschen Federn à 9 Kr.: 18 Kr. — 4. Sechs Bund Papier à 8 Kr. 2 Pf.: 51 Kr. — 5. Zwei Schwämme à 12 Kr.: 24 Kr. — 6. Zwanzig Bleistifte à 1 Kr.: 20 Kr. — 7. Fünf Pfund Kreide à 5 Kr.: 25 Kr. — 8. Vier Rechentafeln für Arme à 30 Kr.: 2 fl. — 9. Eine Lehrtafel 2 fl. — 10. Auf Reparatur des Schulhauses 1 fl. 24 Kr. — Zusammen 44 fl. 27 Kr.

In Schölbing bei Hartberg unterrichtete von etwa 1785 an ein gewisser Herr Johann Brix, von Profession Schweinehirt, welcher in Ausübung seines Hirtenamtes auch die Kinder hütete und sie in den Lehren des Rechnens und Buchstabierens unterwies. Um diese Zeit sollte auf Veranlassung des Kaisers Josef II. in Schölbing auch eine Pfarre gegründet werden. Die Bauern von Schölbing aber waren Feinschmecker und der Wirt von Schölbing hatte keine gute Küche. Die Bauern von Schölbing lehnten daher die Errichtung einer Pfarre daselbst ab mit der tristigen Motivierung, sie giengen lieber nach Hartberg in die Kirche, weil man bei den Hartberger Wirten einen besseren Braten zu essen bekomme als beim Schölbinger Wirt.

In Friedberg scheint im Jahre 1673 ein Lehrer (Schulmeister) besonders zum Spielen auf der Orgel aufgenommen worden zu sein. Wir finden nämlich in der Pfarrchronik von Friedberg aus dem Jahre 1673 folgende Notiz: „Aber unter iro Gnaden dem Herrn Benedict, Probsten zu Vorau, hat dieser die Kornsammlung (bis dorthin dem Pfarrer zukommend) und die Wettergestgroschengabe geändert dergestalt; das Gotteshaus St. Jakob in Friedberg hatte selbe Zeit keine Orgel, also auch keinen Schulmeister (?). Der Gottesdienst ist verrichtet worden durch den Gesang der Bauern. Zur Beförderung der Andacht hat der gedachte Herr Praelat die Pfarrgemeinde bewegt, dass sie sämmtlich ein kleines Werkel oder Orgel haben machen lassen. Dazu hat der Herr Probst einen rechten Schulmeister aufgenommen, und damit sich solcher leichter ernähren möchte, ihm des Pfarrers seine Sammlung übergeben und das Wetter Gest Gelt verändert in einen Orgelgroschen, daher diesen Groschen der Schulmeister empfängt." Daraus ersehen wir, dass auch in Friedberg der Lehrer Wetterläuten musste, und dass nur jener als „rechter Schulmeister" anerkannt wurde, welcher in erster Linie das Orgelspiel verstand.

In Schäffern bei Friedberg war im Jahre 1778 ein Streit zwischen Gemeinde und Lehrer, weil erstere diesem die ihm zur Nutznießung zugewiesene „Halt" aushackte. Dieser Streit wurde nach dem Protokollbuch Nr. 3 der bestandenen Herrschaft Bärnegg in der Elsenau beigelegt wie folgt: „Die Halt und Strey aber sammt ein Örtl hievon Krauth und Ruben anbauen zu können zu ewigen Zeiten jeweilliger Schulmeister alß ein Eigenthum genießen solle, wogegen ein jeweilliger Schulmeister jährlich ein Spänn Badl vor dem Schutz der Herrschaft Pernegg hievon zu entrichten hat. Der aber, welcher sich verlauten lassen, den Schullmaister weg und einen anderen selbst aufnehmen zu können, solle zum Exempl anderer zu einer Straf einen ganzen Tag in Eyßen Arbeiten (welches auch an Michl Graf vollzogen worden), und zwar einen halben Tag länger samt seynen Reißkameraten Hanß Aulebauer wegen ihren Ungehorsam ..... Und dieses zu künftiger Nachricht datirt 8. Augusti 1778."

In Ehrenschachen (Bezirk Friedberg) wurde um 1780 die Volksschule gegründet und befand sich damals in dem Häuschen gegenüber der Kapelle. Lehrerwohnung und Schulzimmer waren ein Local.

Der erste Lehrer, dessen Name unbekannt ist, gieng aber gelegentlich eines Streites zwischen der Herrschaft Thalberg und des Stiftes Vorau um das Patronat über die Schule durch, so dass vorläufig nicht der Liebe, sondern des

Mitte und zwar der Fähigste, allwinterlich gewählt werde, während des Winters in seiner eigenen Wohnung Schule zu halten. Wie diese Schule und dieser Unterricht gewesen sein mögen, kann man sich ungefähr vorstellen. Das Honorar für diesen Unterricht war jährlich neun Groschen Wiener Währung und täglich ein Scheit Holz, welch letzteres auch täglich von jedem Schüler eigenhändig zum Schullocal gebracht wurde.

In Staudach im Bezirke Hartberg wurde um 1770—1780 die Schule in einem Flachsdörrhäuschen gegründet. Das Local war wie auch anderwärts, z. B. Sparberegg, Rubland, Winkel u. s. w. Schulzimmer und Lehrerwohnung zugleich. Anfangs war in Staudach nur im Sommer Schule, dass die Bauern im Winter kein Brennholz beistellen dürfen, weil ferner die Kinder wegen Mangels an Fußbekleidung und des tiefen Schnees wegen nicht zum Schulhause gelangen könnten. Woher nun den Lehrer nehmen? Viel dürfe er nicht kosten, und im Winter müsse er sich eine andere Beschäftigung suchen! Da kam den Dorfvätern ein armer, herumziehender Handwerksbursche, seines Zeichens ein Klempner, grade recht. Dieser wurde für die Dauer des ersten Sommerhalbjahres angestellt, d. h. es wurde ihm aufgetragen, gegen Ertheilung von täglich vier Unterrichtsstunden sich alle Montag, Mittwoch und Freitag bei je einem Bauer, Dienstag, Donnerstag und Samstag bei je einem Halbbauer oder Keuschler zum Mittagessen einzufinden. Frühstück und Abendessen könne er sich ohne bestimmte Reihenfolge bald hier, bald dort suchen, von wo Kinder zu ihm in die Schule giengen. Der Sonntag aber, an welchem keine Schule stattfand, war für den armen Schlucker ein Fasttag; er musste, um seinen knurrenden Magen zum Schweigen zu bringen, hausieren — betteln gehen. Gegen zwei Monate unterrichtete dieser Handwerksbursche in Staudach, dann gieng er durch. Die Vertreter der Gemeinde verfielen nun nach langer Zögerung auf den Gedanken, einen Lehrer zu wählen, der neben dem Unterrichte ein Handwerk betreiben solle; denn nur so könne einer auskommen und gebe den Kindern ein gutes Beispiel (!). Da man keine männliche derartige Lehrperson erhalten konnte, stellte man eine „gescheite" Näherin an. Diese Lehrerin — Maria Spörk hieß sie — hatte es in pecuniärer Hinsicht nicht so schlecht; sie führte ja zugleich die Nadel und den Unterricht. Jedes Kind muste für das Sommerhalbjahr 50 Kreuzer zahlen und für jede Woche einige Scheite Holz mitbringen, was sie — wie die Penzendorfer Schüler — auch manu propria brachten. Neben ihren beiden Geschäften soll diese Näherin auch stets einige Pflegekinder bei sich gehabt haben. Nach ihr kam ein abgedankter Soldat als Lehrer nach Staudach. Da er aber gegen die Kinder zu strenge war, brannte man ihm eines Tages das Schulhaus — die „Brechelstube" — über dem Kopf zusammen. Der nächste Lehrer war ein gewisser David. Dieser muste auch als Nebenbeschäftigung das „Wetterschießen" betreiben. Da ergieng es aber diesem Luftschützen schlecht. Er sollte eines Tages wieder schießen, denn ein Gewitter war im Anzuge. Die Pöller waren noch nicht geladen, sie musten erst mit dem nöthigen Schießbedarf versehen werden. Während nun die Pöller geladen wurden, waren die Unglückswolken schon da — es hagelte schwer, und der Hagel zerschlug alle Feldfrüchte. Wer hatte die Schuld an diesem Unglück? Niemand anderer als der liederliche „Schulmeister". Fort mit ihm! Man verjagte ihn infolge des Hagels, den er zu verschießen versäumt hatte! Später lehrte in Staudach ein durchziehender Reisender, klein von Gestalt, mit buckliger Nase und schmierigem Äußeren, der sich nicht lange behaupten konnte, da sein nunmehriger Nachfolger, ein Invalide, schon lange auf diese Lehrerstelle gewartet hatte. Dieser wirkte als Lehrer in Staudach bis zum Beginne der neuen Schulära.

Von der Schule Grafendorf bei Hartberg (damals einclassige Pfarrschule) liegt aus den Jahren 1788—1791 ein

soll ich denn das anfangen, um dir unsere Stadt recht „sinnlich“ zu machen? Musizieren kann man Graz nicht, gezeichnet und gemalt ist es schon, und so bleibt doch nichts anderes übrig, als es dir zu beschreiben. Die Ziffern will ich halt möglichst vermeiden, die dürren Worte etwas einweichen, damit sie hübsch elastisch werden. Du hast schon verschiedene Städte gesehen — gut, so macht sich's.

Geh einmal her und stelle die schönen Städte Laibach, Klagenfurt und Innsbruck zusammen zu einer einzigen Stadt. Das genügt aber nicht, jetzt hast du erst die Größe etwa der Stadt Mainz. Nimm also noch das herrliche Salzburg dazu — es genügt trotzdem nicht, du hast erst Zürich. Sei nicht karg und wirf auch Baden bei Wien dazu. Wie? das wäre bloß knapp Stettin in Preußen? So gib noch rasch Karlsbad und Bregenz drauf. Immer nur erst Straßburg? Der Tausend, so opfere auch noch Stockerau und siehe — Graz ist fertig. Die Grazer „Vorstadt“ Jakomini allein schon ist fast so groß, als das liebliche Linz an der Donau, und die „Vorstadt“ Geidorf gibt der allzeit getreuen Wiener-Neustadt nicht viel nach. Wenn du Graz von Norden nach Süden, oder auch von Westen nach Osten durchwandern willst in gerader Richtung, so brauchst du eine geschlagene Stunde. Hast du Lust, sie rings zu umgehen und du bist nicht gerade gut bei Fuß, oder hast öfters unterwegs Durst, so kannst du eine Tagreise draus machen, ja sogar zwei. Ich meine aber nicht etwa das Groß-Graz, welches wir erst kriegen sollen und welches sich so ziemlich über Mittelsteiermark erstrecken wird, so wie Groß-Wien sich über ganz Niederösterreich ausdehnt, nein, vom gegenwärtigen Graz ist die Rede mit seinen fast fünftausend Häusern und hundertzwanzigtausend Einwohnern (da sind aber auch die Soldaten dabei, welche ja sozusagen auch „einwohnen“).

Mitten in dieser Stadt ist ein steiler Berg, nach der einen Seite bewaldet, nach der anderen felsig. Wenn du einen großen Besen nimmst und die Reichshauptstadt Wien mit all ihren Vororten auf einen Haufen zusammenkehrst, wenn du dann diesen Kehrichthaufen mit einem Mörser klein und fein stoßest, und wenn du es auch mit Berlin so machst — und du pappest das zermalmte Zeug hübsch zusammen zu einem Hügel, so wirst du beiläufig den Grazer Schlossberg haben. Genau kann ich's aber nicht sagen, weil ich den Versuch noch nicht gemacht habe.

Mitten durch die Stadt Graz und ganz knapp am Schlossberg vorbei, an der Seite, wo dieser in Felswänden abstürzt, rinnt ein Fluss, wir nennen ihn die Mur. Der bringt uns das Wasser von Obersteier und Salzburg, was die Leute dort übrig lassen und auch was sie trinken. Ich wollte dir sehr gerne mittheilen, wie viele tausend Mühlen, Fabriken, Schmieden und Hammerwerke diese Mur treibt, bevor sie nach Graz kommt, aber du kannst ja die Ziffern nicht leiden. Wenn aber alles Wasser, welches im Gebiete der Mur entspringt, nach Graz käme, so hätten wir auch unsere Donau.

Es kommt aber nicht alles. Um die Breite des Flusses mit deinen Schritten zu messen, kannst du eine der sieben Brücken wählen, jede ist sicher, und an hundert Schritte mit Verlaub, wirst du schon zu bummeln haben.

Gassen und Plätze hat Graz just so viel, als das Jahr Tage, so dass du an jedem Tage durch eine andere Gasse spazieren gehen kannst. Es gibt auch hübsche Waldwanderungen und Bergpartien darunter. Und solltest du, was nicht unmöglich ist, unterwegs Hunger und Durst bekommen, so findest du immer leicht eines oder das andere der siebenhundertvierzig Gasthäuser, welche Graz besitzt. Und gelüstet's dir nach einem würzigen Tropfen Mokka, oder wie er schon heißen mag, so steht dir unter den hundertundfünfundsiebzig Kaffeehäusern großmüthig die Wahl frei. Dass du mir bei dieser Rechnung, die nicht ohne den Wirt gemacht ist, auch die Schänken mit eingehen läßt, ist nur recht und billig.

Streites Müh' umsonst war — denn ohne Lehrer keine Schule.

Was die großartigen Einkünfte der Dorfschulmeister an einer Dorfpfarrschule im vorigen Jahrhundert anbelangt, darüber gibt uns die Schulchronik von Dechantskirchen (bei Friedberg) aus dem Jahre 1732 folgenden Aufschluss: „Samblung im Jahre 1732 für den Schullmaister. Schuellmäister, welcher zugleich Meßner ist, sein Gebühr: Von Einer Tauff 2 Kr. Von einer Hochzeit 6 Kr. Von Einer Begrebnuß 9 Kr. Von einem Verßechen hat der Schuellmäister von 15 Kr. allzeit 2 Kr., und so Eß weither ist, hat Er von Einen Groschen 1 Kr. Von Ein Ambt 6 Kr. Item von einen Jeden Bauer den Gewohnten Orgl Groschen id est 3 Kr. Samblung hat der Schuellmäister von Einen Jedten Bauer umb die helfft weniger, als der Pfarrer Empfangen."

In Baumgarten (Bezirk Friedberg) wurde die Volksschule um 1790 gegründet. Der Lehrer hatte seine Wohnung ursprünglich im Schullocal. Das Mittagessen brachten ihm abwechselnd die Bauern ins Schulhaus. Es kam hiebei öfter vor, dass vergessen wurde, dem Lehrer das Essen zu bringen; der verstorbene Lehrer Resch von Baumgarten, welcher ein genaues Tagebuch führte, schrieb deswegen manchmal in dasselbe: „Heute wieder einmal fasten müssen." Dies dauerte bis zu Beginn der Neuschule.

Ich bin mit meinen Ausführungen, welche ich den betreffenden Schulchroniken entnommen habe, für diesmal zu Ende, obwohl ich noch sehr viel derartigen Stoff hätte. Es wäre zweifelsohne nicht uninteressant, derartiges ans Tageslicht zu fördern, um dadurch Vergleiche zwischen einst und jetzt anstellen zu können. Vielleicht übernimmt es der eine oder der andere der geehrten Herren Collegen auch aus anderen Bezirken, etwas Ähnliches gelegentlich zum Besten zu geben.

„Pädagogische Blätter." A. V.

Menschen oder Hirsche?

In einem freiconservativen Blatte lesen wir Folgendes. „In Schottland sind seit dem Jahre 1883 nicht weniger als zweieinhalb Millionen Acres Land für Jagdzwecke in Hirschparks umgewandelt worden, auf denen Jagdliebhabern zu enorm hohen Preisen die Erlaubnis zur Jagd ertheilt wird. Die Grundbesitzer machen dabei weit bessere Geschäfte, als wenn sie das Land für landwirtschaftliche Zwecke benutzten oder verpachteten." Das läuft so als harmlose Anekdote durch die Zeitungen, und weder Leser noch Redacteur denken sich etwas dabei. Dem Wissenden und Denkenden aber macht es das Blut in den Adern erstarren. Also die Verdrängung der Menschen durch Thiere dauert fort, dauert im größten Maßstabe fort bis in unsere Tage, und bald werden in England und Schottland die letzten Reste der ackerbauenden Bevölkerung verschwunden sein. Selbst von dem kargen Boden Schottlands dürften zwölf Acres zur Ernährung einer fünfköpfigen Familie hinreichen. Zweieinhalb Millionen Acres in Hirschpark verwandeln, heißt demnach einer Million Menschen die Lebensbedingungen entziehen. Eine Million Proletarier mehr auf großstädtischem Pflaster und auf der Landstraße! und ist das nur in Schottland so? Nein. Auch bei uns in den Alpen ist es vielfach so, dass der Mensch auswandern muss, um das Heimatsrecht dem Hirschen zu überlassen. Und der Staat? Der macht ein unschuldiges Gesicht dazu und thut, als ob nichs wäre.

Grazer Brief.

An einen Vetter in Linz.

Lieber Vetter!

Du willst von mir eine Darstellung von Graz haben, aber nicht in „dürren Worten, mit recht wenig Ziffern, sondern sinnfällig". Nun wie

Warum denn nicht? Die ganze Menschheit wäre ich mir selbst gewesen, und eine einheitliche, harmonische Menschheit, eine die lebt und genießt, ohne zu lieben und zu hassen. Mann und Weib! Dieser erste Dualismus war das erste politische Unglück. Es war der erste Zwiespalt, nach welchem die Menschheit sich in zwei Theile spaltete, um sich gegenseitig in allen Formen und mit allen Mitteln unaufhörlich und unaufhörlich zu bekämpfen.

Wie würdest du dir in deinem Paradiese aber als einsamer Junggeselle die Zeit vertrieben haben?

Hatte ich nicht meine fünf Sinne? Sah ich nicht das Sonnenleuchten und das Farbenspiel? Hörte ich nicht das Rieseln der Quelle und das Meeresbrausen? Roch ich nicht den würzigen Rosenduft? Fühlte ich nicht den Hauch des Frühlingswehens und das Fächeln des Lorbeerzweiges auf der Stirn? Genoss ich nicht die Früchte der Sträucher und der Bäume? Empfand ich nicht die Süßigkeit des Lebens und den Frieden des Todes zu gleicher Zeit und unaufhörlich? — Und konnte ich mich nicht unterhalten mit meinem Gotte und Herrn?

Gott hättest du aber nie gesehen, nichts von ihm gewusst. Denn erst das Weib war es, das den Mann Gott erkennen lernte.

Nun, so hätte ich mir im schlimmsten Falle ein Weib vorstellen können, ohne dass es vorhanden war. Hatte ich nicht Willen und Phantasie? Hatte ich nicht das Auge, ihre Gestalt zu sehen, das Ohr, ihre Stimme zu hören, die Brust, um sie ans Herz zu drücken, und das Herz, um an ihr selig und verdammt zu sein? Aber ich konnte sie nach Belieben hinausweisen, die Thore der Sinne verschließen, und sie existierte nicht mehr.

O Einfalt! Hast du sie *einmal* gesehen, dann existiert sie unauslöschlich.

So will ich sie lieber niemals sehen.

Meinst du? Und die Bäume und die Steine und die Wasser und die Himmelskörper sollen dir genügen? Sie sind ja todt für dich. Hast du ein Auge für sie, so haben sie keines für dich. Bist du entzückt von ihnen, so bleiben sie kalt und starr gegen dich. Du bist allein. Du wirst nicht mehr schwelgen im Angesichte des brennenden Lichtes, du wirst ein mildes Menschenauge suchen. Du wirst nicht mehr hungern nach dem Apfel des Baumes, nicht mehr dürsten nach dem Tropfen der Quelle — wie eine grause Larve wird dir die Welt erscheinen, du wirst dich sehnen nach dir selbst, nach deiner Gegenständlichkeit, nach deinem Ebenbilde, ahnend, dass die schönste aller Schönheit das Bild des Menschen ist.

Wohlan, so werde ich an das Ufer des Sees gehen und mein Ebenbild anschauen im klaren Spiegel.

Sicherlich, Freund, wirst du das thun. Und das Menschenbild in der Tiefe wird dir so traut und süß entgegengrüßen, dass du mit ausgebreiteten Armen zu ihm in den Abgrund springst. Und wenn dann der Schöpfer einmal spazieren geht durch seine Welt, um zu sehen, was die Dinge treiben, wird er den Menschen vermissen. Am sandigen Ufer ausgeworfen wird eine todte starre Lehmgestalt liegen. Der Schöpfer wird sinnend davor stehen bleiben und sagen zu sich selbst: Das ist misslungen. Es war lebendiges, fühlendes Blut und ich vergaß, ihm ein zweites Ich zu geben. — Was wird geschehen? Er wird das Schöpfungswerk fortsetzen. Am fünften Tage wird er die Thiere erschaffen, um an denselben das fühlende Blut zu erproben und sich zu üben in seiner schwierigsten Aufgabe, ein Wesen in zwei Gestalten darzustellen, zwei Gestalten in ein Wesen zu vereinigen. Endlich wagt er es und erschafft am sechsten Tage Adam und Eva.

Ist es nun gelungen?

Er findet, dass es gut ist. Und ich finde, dass du am vierten Tage der Schöpfungswoche um zwei volle Tage zufrüh gekommen wärest. M.

Kirchen haben wir nicht ganz so viel als Wirtshäuser, ich zähle deren mit bestem Willen nur achtzehn öffentliche, und fürchte, dass sogar die Synagoge schon mit dabei ist. Theater haben wir noch weniger als Kirchen, d. h. Kirchen noch mehr als Theater, was nur für die Frömmigkeit der Bevölkerung spricht. Hingegen gibt es über sechzig öffentliche Lehranstalten aller Art; bei dieser Menge von Schulen kann der mit einigem Talente begabte Mensch schon etwas lernen. Zeitungen und Zeitschriften haben wir siebenunddreißig, Abonnenten noch mehr. Wie viele Vereine es bei uns gibt, willst du vielleicht wissen. Nun, beiläufig so viele als Wirtshäuser — jedes Dachel hat sein Fachel.

Mit Grauen nehme ich wahr, lieber Vetter, wie unheimlich tief ich in das Ziffermäßige hineingerathen bin, ohne eigentlich auf Geld gestoßen zu sein. Graz hat zwar eine größere Anzahl Actiengesellschaften, ist aber doch im ganzen brav, daher eine nicht reiche Stadt. Wir hasten und rennen nicht, wie die in den Weltstädten, wir faulenzen nicht, wie die zu Krähwinkel (mit einigen Ausnahmen). Die Pensionisten — man zählt deren rund zehntausend, auch die alten Schullehrer und Eisenbahnwächter mitgerechnet — welche sich wohl Ruhe gönnen könnten, sind das eigentlich belebende Element dieser Großstadt: sie spazieren würdig durch die Gassen, sie sitzen im Stadtpark, sie besteigen den Schlossberg, den Rosenberg, den Ruckerlberg, sie inspizieren die Straßenkehrer, bemuttern die Kinder mitsammt den Kindsmädchen, füttern die Vögel, bekritteln die Wege, die Bäume, die Häuser, die Fiaker, bekritteln die Künste, die Canäle, den Gemeinderath — und lieben Graz über alles. Willst auch du, Vetter, der Gilde der Grazer Pensionisten beitreten, so sei willkommen. Einstweilen lebe wohl.

Einer von denen.

Was Adam im Paradiese ohne Eva gemacht hätte?

Ein krauser Gedanke.

Jemand, der gefragt wurde, in welcher Zeitepoche er am liebsten hätte leben mögen, antwortete: In der ersten Schöpfungswoche, zwischen dem vierten und fünften Tage.

Wieso? Damals war ja noch alles unfertig?

Da begründete jener seinen Ausspruch. Am vierten Tage wäre alles schon vorhanden gewesen, was die Erde zum Paradiese macht, und nichts, was sie zur Hölle macht. Es sei dagewesen das Reich des Lichtes, der Gewässer, der Mineralien, der Pflanzen in höchster Pracht. Aber es sei nichts von dem dagewesen, was Liebe und Hunger hat, was sich gegenseitig leidenschaftlich nahen und dann auffressen muss.

Und das herrliche Reich der Thiere?

Ich hätte es leicht vermisst, sagte er. Mich freut nicht der Fisch im Wasser, denn er schnappt nach der Mücke im Sonnenlichte. Mich freut nicht der singende Vogel in den Lüften, denn ich sehe den Habicht niederfahren und ihn verzehren. Mich freut nicht die edle Gazelle, denn der brüllende Löwe wird sie zerreißen. Mich freut nicht das schönäugige Schlänglein, denn ich weiß in seinem Munde den Giftzahn.

Aber, wurde er weiter gefragt, wie würde deine Eva sich auf die Länge vor Langweile geschützt haben, wenn es keine Affen und keine Hündlein und keine Schlänglein und keine Vöglein gegeben hätte?

Meine Eva? sagte er. Davon ist ja keine Rede.

Wenn sie dir aber während des Schlafes meuchlings beigebracht wird?

Nein. Gott ist barmherzig und wenn ich vor dem Einschlafen gebetet hätte: Bewahre mich vor allem Übel! so wäre gewiss nichts geschehen.

Und du hättest auf die Eva gänzlich verzichtet?

Bücher.

Ein österreichischer Dichter. Man kann so oft lesen, dass die heutige Literatur nichts mehr wert sei. Obwohl ich durchaus keiner von solchen bin, welchen alles oder auch nur der größte Theil recht ist, so kann ich's doch nicht mit jenen halten, die alles verurtheilen und selbst unsere Classiker schon stark anzweifeln, um sich den Schein zu geben, als hielten sie es nur mit der antiken Größe in der Literatur. Im stillen Kämmerlein aber lesen sie vom Modernen das Allermodernste gewisser Richtung und unterhalten sich recht gut dabei.

Ich finde, dass unter den Unmassen der neuen Literatur manches Schöne vorhanden, welches, wenn auch selten neuartig, nach den besten Mustern großer Vorbilder glücklich gearbeitet ist.

Ferdinand von Saar wird mit Recht der bedeutendste Novellist Österreichs genannt, besonders auch der Meister der Wiener Novelle. So enge einschachteln sollte man nicht. Als Stilist gehört er der Goetheschen, durch Paul Heyse gewissermaßen modernisierten Schule an; unter unseren vaterländischen Erzählern steht er in der Gruppe der Ebner-Eschenbach. Das wird in seinem neuesten Bande: „Frauenbilder." (Heidelberg. Georg Weiß), wieder recht klar. Dieser Band bringt zwei Geschichten „Ginevra" und „Geschichte eines Wienerkindes", wovon erstere durch den gefälligen Stil, letztere sich auch vermöge ihres Inhaltes auszeichnet. Dieses „Wienerkind", die Geschichte einer weltlustigen Frau, welche glücklich verheiratet ist und eines Tages ihrem Manne und ihren Kindern durchgeht, einem schönen Manne höchst zweifelhaften Charakters folgend, halte ich für eines der größten Meisterwerke der modernen Erzählungskunst. Saar liebt die Ichform, woraus sich leichter die Natürlichkeit und Unmittelbarkeit ergibt; er weiß da von seinen handelnden Personen nichts, als was er durch zufällige und flüchtige Begegnungen oder noch zufälligere Correspondenzen Dritter erfährt, aber mit diesen anscheinend so geringen Mitteln erreicht er das Größte, was an Charakterzeichnung, Schilderung und Anschlagen der Stimmung geleistet werden kann. Und in diesen Erzählungen sieht man wieder, wie nahe verwandt eigentlich doch die idealrealistische Erzählung einer älteren Schule mit der des sogenannten „Naturalismus" von heute ist. In unbedeutenden Dichtungen, die nur an Äußerlichkeiten hängen, mag dieser Unterschied hervortreten, in großen Werken, die sich vertiefen in Welt und Menschen, verwischt er sich. Das tragische Geschick des „Wienerkindes" hätte weder von einem „Idealisten" noch von einem „Naturalisten" so einfach und treffend geschildert werden können, als Saar es gethan. Da erinnere ich mich doch an den Ausspruch, den ein bekannter Schauspieler einer Dame auf den Fächer geschrieben: „Idealismus, Materialismus, Naturalismus, eitler Dunst; einzig und einig ist die Kunst." — Welcher Lebensanschauung ein Dichter huldigt, ist auch wichtig, Ferdinand von Saar deutet den seinen in einem Ausspruche bei der „Ginevra" an: „Sie war glücklich, sie war eine starke Natur. Unglücklich sind allein die Schwachen". — Also wird es auch der Leser bestätigen müssen, dass Ferdinand von Saar ein ganzer Dichter ist.

R.

Die eherne Mark. Eine Wanderung durch das steierische Oberland.

Jedes Land, ob eben oder buckelig, ob mit Felsen gekrönt oder vom Meere bespült, ist heutzutage bestrebt, sich aller Welt aufzuzeigen, und natürlich nicht von der schlechtesten Seite. In jedes Heimat ist es schön, und diese Schönheit will der Heimat warmherziger Sohn ausrufen, gleich dem Kinde, das nur gern Liebes und Gutes von seiner Mutter erzählt. Diese Liebe zur Mutter ist es vor allem, weshalb der Dichter sein Heimatland so glühend preist. Für den Schriftsteller gibt es auch praktische Gründe, sein Land so anlockend als möglich zu schildern. Die Fremden kommen und bringen Geld. Davon hat der Schilderer zwar nichts, verlangt sich auch nichts, ist zufrieden, dass er seinem Vaterlande einen Dienst erweisen konnte, und findet den Lohn in der Freude darüber, dass seine Heimat auch den Fremden wohl gefällt.

Allzu bescheiden war der Steirer bisher, oder allzu egoistisch. Ein so einzig schönes Land zu haben und die anderen nichts davon merken zu lassen, alles allein genießen zu wollen! Das ist anders geworden, heute lassen wir in Wort und Schrift der viellieben Steiermark Gerechtigkeit widerfahren nach besten Kräften. Löblich ist es, den Fremden die Bedeutung und Schönheit des Landes aufzuzeigen, aber noch löblicher und wichtiger dünkt es mir, die Steirer selbst einmal so recht eigentlich bekannt und vertraut zu machen mit ihrem Heimatlande. Ein Steirer, der sein Land kennt, kennt ein gutes Stück Welt, er kennt das Hochgebirge und die Ebene, den blauen Alpsee und den breithinwogenden Fluss, er kennt die Sennhütte und die große Stadt, das Bergmannsleben und die Industrie, die Obstzucht und die Winzerwirtschaft, das urgesunde Bauernthum und das starke Holzervolk des Waldes. Es kennt den heiteren Deutschen und den klugen Slovenen, die trotz allem immer noch friedlich neben

Die Nibelungen im Busch.

Ein Heldengesang aus jüngsten Tagen.*)

Uns ist aus alten Mären Wunders viel erzählt
Von Zänken groß und schweren, von Helden auserwählt.
Ein Knapp in seinem Garten das dreiste Wörtlein sprach,
Wie er in schlichtem Sinne die Nibelungenrecken sach.

Den hohen Wert der Dichtung als Denkmal alter Zeit,
Von stolzer Helden Trotzen und Siegesherrlichkeit,
Und von des Urgermanen viel reichem Sagenhort,
Der Knapp hat ihn bestritten nicht mit einem blanken Wort.

Doch König Gunthers Brautnacht und andere Heldenthat
Er seinen Kindern ungern zur Hand gegeben hat.
Darob ein Schalk ihm schrieb: Mit deiner Christenlehr
Und blöden Bauernart wirst du nicht retten deutsche Ehr'.

Wer Bildung hat muss wissen: Der Nibelungen Tugend
Ist wohl das höchste Vorbild für unsre liebe Jugend. —
Darauf der Knapp thät sagen, der Nibelungen Blut
Sei, traun, für uns kein Beispiel von deutscher Treu und hohem Muth.

Es wird vielmehr in jenem großen Lied gesungen
Das Gegentheil — als Grundzug — die Schuld der Nibelungen.
Und ist es ein Verrath, mit Freimuth zu gestehn,
Dass alter Helden That wir nicht mit Freuden könnten sehn,

Wenn Rache, Mord und Hinterlist, wie's ja gewesen,
Der Jugend würde hingestellt als Vorbild auserlesen?
Ist das ein Schimpf gesagt? Bedräut's die edle Mär,
Wenn manchem nicht behagt die Nibelungenstrophe schleppend schwer?

Darob ergrimmten die Degen und sie beschlossen nun
Im Heldenzorn dem Frevler viel Schimpf und Leid zu thun.
Sie krochen in den Büschen, zu schützen ihren Leib,
Sie keiften in Zeitungswischen mit Muth gleich einem alten Weib.

Sie schämten ihres Namens sich, und das war klug,
Auch Siegfried der Degen die Tarnkappe trug.
Aus sichrem Hinterhalte wohl gleich dem grimmen Hagen
Sie thaten gen den Knappen viel kühne Hiebe wagen.

So hielten Nibelungenhort die herrlichen Recken
Gepanzert schwer mit Nasenklemm, Cylinderhut und Fräcken.
Sie schossen gar viel Pfeil und Speer, der Knappe ward nicht todt.
Er hat sie munter ausgelacht — das war der „Nibelungen" Noth.

---

*) Siehe die Postkartennotiz über das Nibelungenlied, (Märzheft), wegen welcher der Herausgeber dieses Blattes wiederholt anonym so heftig angegriffen wurde.

ausgeführte Landkarten vervollständigen das inhaltsreiche Werk. Bei den gründlichen Vorarbeiten, die der Verfasser zu machen pflegt, werden wir auf weitere Bände wohl etliche Jährchen warten müssen. Dann aber haben wir eine Landeskunde, bei welcher jedem heimatsfrohen Steirer das Herz lachen wird. Rosegger.

Die Kurzbauer-Rosl. Volksstück mit Gesang in fünf Aufzügen von Julius Röwen. (Wien. M. Täncer. 1892.)

Der Stoff ist gerade nicht neu. Die Rosl entsagt aus Liebe zum Vater ihrem Herzliebsten, heiratet einen älteren Dorfprotzen und die Folgen — nun man muss nicht alles ausplaudern. Sachgemäß müsste es nun zu einem schlimmen Ende führen, aber der Autor hat Erbarmen mit dem Publicum und schließt sein Stück nach Noth und Unheil mit einem glücklichen Paare. Die Meister des jungen Dichters sind Anzengruber und Morre und diese brauchen sich ihres Schülers durchaus nicht zu schämen. Die Behandlung des Volksthümlichen in Gehaben und Gesprächen ist ganz vorzüglich, die Spannung eine bedeutende, die Steigerung eine künstlerische, die Episode des „Leutl", welche zwar stark ans „Nullerl" erinnert, voll herzstärkenden Humors. Schon beim Lesen des Stückes habe ich einen Genuss gehabt, bei verständnisvoller Aufführung an einem großen Theater müsste es von bedeutender Wirkung sein. Das Können ist vorhanden; wenn der Dichter auch frische, durch Eigenart fesselnde Stoffe findet, dann sind wir um einen Volksdramatiker reicher. R.

Gedichte von Helene Migerka. (Wien, G. Szelinski.)

Sagte es nicht das Titelblatt, man würde kaum auf den Gedanken kommen, in dem vorliegenden Büchlein die Verse einer jungen Dame vor sich zu haben. Wer darin nach Mondscheinnächten, schlagenden Nachtigallen, weltschmerzlichen Gefühlen und anderen, die landesübliche Backfischpoesie kennzeichnenden Dingen suchen wollte, der wird in Helene Migerkas Gedichten nichts Derartiges finden, auf jeder Seite aber wird er das Wehen eines eigenartigen, fast männlich gereiften Geistes verspüren können, der sich viel weniger mit dem eigenen Ich, als mit seiner Umgebung beschäftigt. Das Thema „Liebe" wird kaum flüchtig gestreift; die Stimmungslyrik überhaupt ist fast nur durch Naturbilder, die sich durch warmes, ursprüngliches Empfinden auszeichnen, vertreten. Weitaus am zahlreichsten sind die Gedichte satirischer Richtung; in ihnen kommt die Eigenart der Verfasserin am schärfsten zum Ausdruck.

Mit nackter, unerbittlicher Offenheit werden hier die Verirrungen und Thorheiten unserer modernen Gesellschaft gegeißelt. Wir halten diese trefflichen Satiren für den besten Theil der Sammlung. Besonderes Lob gebürt den feinsinnigen Räthseln, den knappen, treffenden Sprüchen, sowie den leider nur sehr wenig vertretenen Reflexionsdichtungen; die hieher gehörige, in freien Rhythmen geschriebene „Trilogie" gehört zu den besten derartigen Schöpfungen unserer modernen Lyrik. Für verfehlt dagegen halten wir die „Ghaselen", bei denen uns Inhalt und Form in innerem Widerspruch zu stehen scheinen: wer würde schäumendes Bier in zierlichen Liqueurgläschen credenzen wollen? Alles in allem zeigen die „Gedichte" ihre Verfasserin als eine durchaus selbstständige Dichternatur, auf deren weitere Entwickelung man gespannt sein darf. C. W. G.

Die Bethanier. Eine biblische Geschichte. Von August Benesch. Zweite Auflage. (Graz. Leykam.)

Das vorliegende kleine Epos führt uns in den Kreis der Geschwister Eleazar, Martha und Maria Magdalena. Sie harren des Messias, jedes auf seine Weise; Eleazar starr strenggläubig, Martha ruhig und voll frohen Muthes, Maria sehnsüchtig ausschauend nach dem Gotte der Milde, der Nächstenliebe gebietet. In dieses schöne, rührende Idyll tritt die hehre Lichtgestalt des Heilandes, um es zu verklären. Wie dies bei religiösen Epen gewöhnlich der Fall ist, tritt das lyrische Element auch hier durch; das ist die Klippe, welche selbst Klopstock und nicht einmal Milton umschiffen konnte; indessen ist der Bau dieses kleinen Epos ziemlich fest gefügt und der Grundgedanke tönt überall scharf genug durch. V.

Maienzeit. Album der Mädchenwelt. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Sonst erscheinen die Almanache, Familien- und Volksbücher gewöhnlich zu Weihnachten. Warum nicht zur Maienzeit? Weil hier die Concurrenz zu groß ist. Mit den lebendigen Blättern und duftenden Rosen nehmen es die todten nicht auf. Und doch haben wir hier den ersten Jahrgang eines Albums vor uns, welches stets im Frühjahre erscheinen wird; es bietet alles Mögliche auf, um mit dem Mädchen aus der Fremde zu rivalisieren. Zuerst fällt daran

einander leben möchten und nicht recht glauben wollen an die tiefe Kluft, welche Demagogen zwischen ihnen zu graben bemüht sind.

Der fleißigste, gründlichste und verdienstlichste der neuen Schilderer von Land und Leuten unserer Heimat ist Ferdinand Krauß. Vor wenigen Jahren ließ dieser Schriftsteller ein Werk über die nordöstliche Steiermark erscheinen, durch welches er die den fremden Touristen und Sommerfrischlern bishin fast unbekannten Gelände zwischen dem Schöckel, dem Wechsel und der Riegersburg, ich möchte beinahe sagen, dem Verkehre übergeben hat. Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, zu erfahren, wie sehr dieses Buch den Einheimischen wie den Fremden zum Danke geschrieben ist.

Nach jahrelangen Vorarbeiten hat Ferdinand Krauß nun bei „Leykam" in Graz den ersten Band eines neuen Werkes, und zwar über Obersteiermark erscheinen lassen, welches den Titel führt: „Die eherne Mark. Eine Wanderung durch das steierische Oberland." Dieses umfangreiche Werk behandelt die natürliche, geschichtliche, politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und touristische Beschaffenheit des Landes. Wahrlich, eine dankbare Aufgabe! Was sage ich, eine dankbare? Im Gegentheile. Es gibt kein Land und Leute beschreibendes Buch, an welchem jeder mit dem Theile, der seinen Wohnort betrifft, so ganz zufrieden wäre. Manches, was dem Einheimischen wesentlich erscheint, muss ja wegbleiben, weil es für die Allgemeinheit unwesentlich ist. Auch finden in Jahr und Tag auf Weg und Steg, in Haus und Gesellschaft Veränderungen statt, die in dem Buche nachträglich nicht immer berichtigt werden können. Selbst Bädeker, der Leute aus aller Welt zu Mitarbeitern und Correctoren hat, theilt dasselbe Geschick.

Bei Krauß' neuestem Werke ließe sich vielleicht die Frage aufwerfen, ob die Anordnung desselben in allen Theilen zweckmäßig sei; ob nicht etwa den Touristensteigen u. dgl. zu viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde, worin die Gefahr einer vorzeitigen theilweisen Veraltung läge; für ein touristisches Handbuch dürfte es sich seines Umfanges halber etwas schwer eignen. Meine heutige Aufgabe ist, das Erscheinen des heimischen Werkes: „Die ehrene Mark" anzuzeigen. Und ich bin glücklich, meine Freude darüber ausdrücken zu können, dass wieder einmal ein schönes, gründliches und patriotisch warmherziges Werk über unsere Steiermark geschrieben worden ist.

Ich glaube, „Die eherne Mark" bedeutet eine populäre Heimatskunde, welche weder im Bürgerhause noch in der Arbeiterwohnnng, weder im Herrenschlosse noch in der Bauernhütte, am wenigsten aber in den Volks- und Schulbibliotheken fehlen sollte. Es bietet in begrenztem Rahmen ein möglichst vollständiges Bild des heimischen Bodens und Lebens. Der Text ist unterstützt von zahlreichen Bildern, wovon einzelne zwar zu wünschen übrig lassen, viele aber ganz außerordentlich schön sind. Die Originalbilder wurden geschaffen von den Künstlern A. Gerasch, E. v. Kirchsberg, Karl O'Lynch, Ernst Payne und Georg Weineiß. Da gibt es im Bilde Landschaften, architektonische Bauten, Grundrisse, Kunstgegenstände, Porträts, Gruppen aus dem Volksleben, aus den Werkstätten, Karten, sogar Musiknoten u. s. w.

Der erste allgemeine Theil des Werkes behandelt die Volkswirtschaft, als: Viehzucht, Holzhandel, Jagd, Fischerei, Bergbau, Industrie. Dann folgt die Schilderung des obersteirischen Bauernhofes, der Alpenwirtschaft, der bäuerlichen Arbeiten, der Dienstbotenverhältnisse, ferner Charakterisierung des Volkslebens und der Familie, der Sitten und Gebräuche, der Tracht, des Volksliedes, des Tanzes, des Schützen- und Wildschützenwesens. Auch Mythen, Sagen und Aberglauben finden ihre Streiflichter. Gesundheitsverhältnisse, Unterrichtswesen, Sommerfrische, Vereine, Verkehrsmittel u. s. w. werden, wenn auch nur flüchtig, berührt. Besondere Würdigung erfährt die kirchliche Kunst, welche in Steiermark nicht gerade reich, aber interessant ist.

Der bedeutendste und wertvollste Theil des Werkes dürfte in den Abschnitten bestehen, die vom Eisenbau, dem Hammerwerlwesen der Steiermark und dem steirischen Eisenadel handeln. Unter letzterem, dem Eisenadel, sind die wichtigsten Hammerherrenfamilien Obersteiermarks seit den letzten vier Jahrhunderten zu verstehen. Es sind deren 109 im Werke geschichtlich vorgeführt — meines Wissens die erste Leistung in dieser Art.

Dann folgt die geographisch-topographische Beschreibung des Landes, und endlich kommen die Reiserouten, die auch für Touristen eingerichtet sind und derentwegen das Buch besonders Sommerfrischlern empfohlen werden kann. Die in diesem ersten Bande behandelten Routen sind die Gegenden des Mürzthales, des Hochschwab, sowie die herrlichen Gelände von Maria-Zell, Leoben und Eisenerz. Obzwar hie und da eine kleine sprachliche Unbehilflichkeit vorkommt, sind die schönen Landschaften dieser Gaue doch mit großer Anschaulichkeit geschildert, so dass man selbst im Lesen manchmal die sonnigen Felsbergspitzen zu sehen und das Waldbachrauschen zu hören glaubt. Jeder Ort findet seine genaue Beschreibung. Zwei von Alfons Egle neu

nur thatsächlich bestehe, sondern auch zu gewissen Zeiten sich sogar recht hervorragend fühlbar mache. Es handelt sich dabei um die dem Verfasser vollständig eigenthümliche, zunächst aus Beobachtungen abgeleitete und dann auch theoretisch begründete Characterisirung dieses Einflusses. Einige der vorgeführten Thatsachen und Gesichtspunkte bieten dem Verfasser Gelegenheit zu beachtenswerten Episoden über die Schlagwetter-Explosionen in den Bergwerken und die großen Abendröthen des Jahres 1883, durch deren originelle Erkärung zwei sich entgegenstehende Ansichten über deren Ursprung harmonisch vereinigt erscheinen. V.

Symphonie. Ein Gedichtbuch von Karl Busse, Franz Evers, Georg E. Geilfus, Victor Hardung, Julius Vanselow. Herausgegeben von Franz Evers. (Verlagsanstalt M. Poeßl. München)

„Ein ungeschminktes lyrisches Ausleben in modernen Kunstformen; keine Programm-Schablone, aber auch keine conventionell-farblose Reimaufstapelung will diese Sammlung sein. Das Rückzugssignal zu einer tendenzlosen Kunst, nach der unsere Zeit sich sehnt, ein fröhlich-ernster Jagdzug heraus aus dem Literaturmischmasch der Ellenbogendichtung! Ein Buch für das deutsche Weib, und doch kein bleichsüchtiges Töchteralbum!“

Einzelne der Gedichte kommen solch guter Absicht nahe, aber nicht alle. In dem etwas phrasenhaften Vorworte wird von einer neuen gewaltigen Zeit gesprochen, in den Gedichten ist von einer solchen nicht viel zu merken. M.

Aus dem lachenden Wien. Spiegelbilder von Ottokar Tann-Bergler. (Wien. J. Dirnböcks Verlagshandlung. 1891.)

Wenn Wien lacht, das gibt immer einen frischen Klang, es ist das Lachen eines Glücklichen. Wenigstens war es früher so. Unser liebenswürdiges Buch erzählt prächtige Stückchen, die auch den Leser zu einem fröhlichen Lachen bringen. Und solche Bücher stiften das Beste. M.

Das Bibliographische Institut in Leipzig beschäftigt sich gegenwärtig mit der Herausgabe eines lange vorbereiteten neuen geographischen Werkes, welches unter dem Titel: **Meyers Kleiner Hand-Atlas** in 100 Kartenblättern und acht Textbeilagen eine neben zahlreichen Neustichen geschickte und dem praktischen Gebrauch angepasste Zusammenstellung des wertvollen Kartenapparates aus Meyers großem Conversations-Lexikon bringen wird. V.

Österreich-Ungarn und das Haus Habsburg. Geographisch und statistisch, geschichtlich und genealogisch in Umrissen dargestellt von Dr. Moriz Hoernes. (Teschen. Karl Prochaska.)

Ein echtes, liebenswürdiges, mit vielen Bildern der Dynastie ausgestattetes Volksbüchlein, jedem Österreicher, besonders der Jugend sehr zu empfehlen. M.

Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen (Leipzig. C. L. Hirschfeld. 1892.)

Von diesem höchst merkwürdigen Buche, das der „Heimgarten“ in seinem XV. Jahrgange, Seite 44 – 50, charakterisiert und gewürdigt hat, ist nun die vierzigste Auflage erschienen. M.

Dem „Heimgarten“ ferner zugegangen:

Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen von Georg Hansen. (München. J. Lindauers Verlagshandlung.)

Schillers Briefe. Kritische Gesammt-Ausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Von dem umfangreichen Werk liegt die erste Lieferung vor.

Friedrich der Große über Religion, Erziehung und Schule von E. Schröder. (Berlin. Eduard Rentzel. 1892.)

Mannesworte an die Treuen und Protestanten der Zeit von Friedrich Dukmeyer. (Berlin. Eduard Rentzel. 1892.)

M. von Egidys christliches Bestreben und darauf bezügliche religiöse Anschauungen aus den unteren Volksschichten. Herausgegeben von Paul Dörfling. (Bergen a. R. 1891.)

Für Wahrheit und Recht. Unpolitische Herzensergüsse eines unverbesserlichen Idealisten. Von August Nessel. (Zürich. Verlags-Magazin.)

Schneeballen. Von Heinrich Hansjakob. (Heidelberg. Georg Weiß. 1892.)

Junker Quirin. Ein Jahr seines Lebens von A. Tandler. Herausgegeben von Alexander Engel. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1892.)

Helene Friedländer. Ein Denkmal. (Wien. Wilhelm Frick. 1892.)

Causa Dinga. Neue Folge der „Egerländer Histörchen“. Scherz-Reime in der

die herzige Ausstattung, der schöne und reiche Bilderschmuck ins Auge. Die Beiträge von namhaften deutschen Dichtern bestehen hauptsächlich aus Erzählungen und Gedichten, Schilderungen und Stimmungsbildern – alles selbstverständlich für sittige Mädchen sehr geeignet und deshalb als Maiengabe bestens zu empfehlen. M.

Die Hygiene der inneren Organe. Von Paul Mantegezza. (Königsberg. Heinrich Matz.)

Von allen Schriften Mantegazzas dürfte diese in Deutschland den nachhaltigsten Einfluss gewinnen, weil sie nicht nur ein glänzendes Zeugnis seines funkensprühenden Geistes und Witzes, sondern auch eine solche Fülle von thatsächlichen Belehrungen bietet, dass man oft in die Lage kommen wird, hie und da wieder nachzuschlagen und auch, weil man diese Bändchen auch unserer erwachsenen Jugend unbedenklich in die Hände geben kann. So wird seine Encyklopädie zu einem empfehlenswerten Hausbuch. In dem neuen Bändchen beschäftigt er sich mit den Eingeweiden; ihnen die richtige Pflege angedeihen lassen, heißt schon vier Fünftel des Weges durchlaufen, der zu dem Ziele führt: ein hohes Alter zu erreichen und lächelnd in den Tod hinüber zu schlummern. Er spricht über die Hygiene der Leber, der Galle, der Milz und der Nieren und empfiehlt jedem, darauf zu achten, wo seine Achillesferse ist, um eine glückliche Harmonie der Lebensfunctionen herbeizuführen. Verfasser geht dann zur Hygiene der individuellen Constitutionen über, deren Verschiedenheit durch die verschiedene Natur der Eingeweidezellen bedingt wird und gibt Vorschriften für schwächliche, fettleibige, magere, nervöse, skrophulöse und tuberkulöse Constitutionen. Von entzückender Feinheit und Decenz ist das heikle Capitel, das jeder mit ebensoviel Vergnügen als Nutzen lesen wird und das er betitelt: „Die kleinen Misèren des Lebens." In ihm spricht er dann auch über die verschiedenen Arten des Sitzens, wobei er dem Schaukelstuhl ein Loblied singt, und endlich sehr eingehend und für viele Leidende tröstlich über Hämorrhoiden. Die Gewandtheit der Übersetzung kommt der Lectüre des Buches außerordentlich zustatten.

Als Festschrift zur 300jährigen Comeniusfeier ist zu empfehlen das Buch von Anton Vrbka: **Leben und Schicksale des Johann Amos Comenius**, mit Benützung der besten Quellen dargestellt. Zwölf Bogen stark, mit 17 Abbildungen. (Fournier & Haberler in Znaim.)

Dieses Buch, geschrieben von einem mährischen Lehrer aus der engeren Heimat des Comenius, wird neben allen anderen biographischen Schriften jedem Forscher, wie jedem Verehrer des großen Pädagogen bedeutsam sein wegen der zahlreichen, noch nirgends in deutscher Sprache gedruckten neuen Forschungsresultate über die unaufgeklärte Heimat und Abstammung des Comenius. V.

Geschichten aus der Unterwelt. Von Heinrich Noë. (Hartleben. Wien.)

In diesem Buche bestätigt sich der alte Erfahrungssatz, dass alle die Schöpfungen vorzüglich ausfallen, zu welchen sich nur ein Mensch eignet, eben dieses Individuum und kein anderes. Noé hat eine Reihe von Jahren auf einer einsamen Station des Karstes gelebt und dort Gelegenheit gefunden, den Lebenserscheinungen, die mit den Wundern der Unterwelt jener in ihrer Art einzigen Gebiete zusammenhängen, in einer Weise nahezutreten, wie sie Männern, die schriftstellerisch thätig sind, niemals durch die äußeren Umstände geboten worden ist und wohl auch kaum jemals wieder geboten werden wird. Hier ist alles eigenthümlich, ungewöhnlich. Wir steigen mit den Gestalten, die er uns vorführt, durch die finsteren Thore in jene gewaltigen, zum großen Theile noch unbetretenen Hohlräume hinab, fahren auf unterirdischen Strömen, kämpfen uns durch das bizarre Dickicht der Kalksinterbildungen und betheiligen uns an den Abenteuern, zu welchen diese Gestalten sämmtlich durch Beweggründe, die mit der Touristik nichts gemein haben, veranlasst werden. Etwas von der persönlichen Rücksichtslosigkeit und der freiwilligen Sonderstellung, die den Verfasser offenbar als Menschen kennzeichnen, ist seinem Buche zugute gekommen, und würde es aus der Flut des Büchermarktes auch dann hervorheben, wenn dem Stoffe nicht in gleicher Weise der Vorzug der Neuheit zukäme. Noë steht obenan, wenn es sich darum handelt, ein ergreifendes Bild von den Besonderheiten des Menschenlebens auf einem bestimmten begrenzten Fleck Erde und von der Wechselwirkung zwischen Natur und Menschenleben innerhalb eines solchen Rahmens zu entwerfen. Wir begrüßen in dem Buche eine der originellsten und wertvollsten Leistungen der erzählenden Literatur. V.

Das Wetter und der Mond. Eine meteorologische Studie von Rudolf Falb. Zweite vermehrte Auflage. (Hartleben. Wien.)

An der Hand eines zahlreichen Beobachtungsmateriales zeigt der Verfasser, dass dieser vielfach geleugnete Einfluss nicht

Heimgarten

9. Heft. Juni 1892. XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger.

(Fortsetzung.)

Zum Gehenktwerden ist es immer noch früh genug.

Jetzt müssen wir einen kleinen Rückblick halten auf Peters anfänglichen Zufluchtsort. Der Stadl unter der Steinwänd war in Eile so ausgestattet worden, dass ein Mensch zur Noth ein paar Wochen darin leben konnte. Es fehlte nicht an einem Kochherde, nicht an Nahrungsmitteln, nicht an Heu, um sich zu bergen, sogar Eschenholz und Schnitzwerkzeuge waren vorhanden, denn Beschäftigung bedarf ein Mensch wie der Mahrwirt zur Erhaltung der Gesundheit so dringend, wie Nahrung.

Doch sollte seines Bleibens an diesem versteckten Orte nicht lange sein. Schon in der vierten Nacht seines Aufenthaltes im Stadl bemerkte Peter, dass unten beim etwa eine halbe Stunde entfernten Steinwändbauer der Haushund ununterbrochen bellte, was in den vorhergehenden Nächten nicht so gewesen. Bald nach Mitternacht waren dort auch ein paar Flintenschüsse abgefeuert worden. Peter machte sich eilends fertig, band Schneereifen unter seine Sohlen und flüchtete hinan ins hohe Gebirg. Anfangs gieng es leidlich, als der Morgen anbrach, war er schon auf den Steinböden. Hier über glatten, gefrorenen Schnee war jetzt ein leichteres Vorwärtskommen als im Sommer über das rauhe Gestein. Peter trachtete der öden Alp zu, der Hütte, in welcher er etliche Wochen früher Zuflucht gefunden hatte.

Um die Mittagszeit, als er rastete und hinausblickte in die blendende Schneelandschaft der hohen Berge und hinab in die Thäler, die mit grauem Nebel wie vollgepfropft waren, bemerkte er zu seinem Schreck eine

Mundart der Karlsbader Umgebung. Von Josef Hofmann. (Karlsbad. Hermann Jakob. 1892.)

Der Mann von Welt. Grundsätze und Regeln des Anstandes, der feinen Lebensart und der wahren Höflichkeit für die verschiedenen Verhältnisse der Gesellschaft. Von J. G. Wenzel. Vierzehnte, nach den herrschenden Sitten der Gegenwart umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Hartleben. Wien.)

Der immer schlagfertige Tafelredner. Originelle, heitere und ernste Toaste und Tischreden in Poesie und Prosa, in Hoch- und Plattdeutsch, zu allen erdenklichen Gelegenheiten unter rauschendem Beifall vorzutragen. Von A. Krüger, Lehrer. Vierte, vermehrte Auflage. (Oranienburg 1892. Ed. Freyhoff.)

Anleitung zur Majolika-Malerei. Von Julius Dubovszky. (Hartleben. Wien.)

Grundbesitz und Grundsteuer. Besprochen von einem ehemaligen Mitgliede des Abgeordnetenhauses. (Graz. Leykam.)

Der Obstbaum im Hausgarten von Karl Trefil, Oberlehrer in Wien-Döbling. Herausgegeben von Otto Pfeiffer, Redacteur der Garten-Zeitschrift „Illustrierte Flora" und „Illustrierte Nützliche Blätter". (Wien. 1892. Mariahilferstraße 115.)

Mit Schwung und Liebe. Preiswalzer von Richard Grill. (Wien. Otto Maaß. 1892.)

Tempora mutantur! Glossarium zum Schulgesetz-Entwurf von Christianus Democitus. (Düsseldorf. Felix Bagel.)

Kritische Revue aus Österreich. Politik, Socialdemokratie, Kunst, Wissenschaft und Literatur. Redacteur Josef Graf. (Wien.)

Wiener Literatur-Zeitung. Herausgegeben von Dr. A. Bauer. III. Jahrgang, 3. Heft. (Wien I. Wollzeile 2)

Postkarten des „Heimgarten".

J. S., Salzburg. In jenem Vortrage wies Professor Dr. Sepp (München) nach, dass das römische Reich an — billigem Brote zu Grunde gieng. Dieses billige Brot führte man aus Ägypten ein, während der heimische Bauernstand zum Lande hinausgewirtschaftet wurde. An was erinnert das? Nein, der Ruf nach billigem Brote darf nicht auf Kosten der Lebensgesetze des Staates befriedigt werden.

* Im Märzhefte des „Heimgarten" stand eine Postkartennotiz über das Nibelungenlied. Diese, durch rüpelhafte Herausforderung hervorgerufene halbprivate Redactionsnote hat in der weiten Welt manch ehrliche Verblüffung und viel gut gespielte Entrüstung verursacht. Die Bemerkung hat ihre Geschichte, welche wir einmal erzählen können und welche den herben Ton begreiflich machen wird. Ob und inwiefern das Nibelungenlied als Vorbild deutscher Tugenden für uns gelten kann und will, darüber wird es unterschiedliche Meinungen vertragen können. Wir haben die unsere ausgesprochen. Finden auch keinen Hochverrath daran, wenn ein Sohn unserer Zeit den alten Heldenepen keinen rechten Geschmack abgewinnen kann. Den Wert des Nibelungenliedes als großartiges Sagen- und Culturdenkmal hat die bewusste Notiz nicht bestritten. Damit lieb Vaterland — welches plötzlich ein so großes Gewicht auf die Aussprüche des „Heimgarten" legt — wieder ruhig sein kann, sei hiemit der angedeutete Wert des Nibelungenliedes feierlichst bescheinigt.

Graz, am Palmsonntage, im Jahre des Heiles 1892.

F. L., München. Martin Greifs Schauspiel „Ludwig der Baier oder der Streit von Mühldorf" soll im nächsten Frühsommer zu Kraiburg am Inn, und zwar zum achthundertjährigen Jubiläum des uralten Marktfleckens zur Aufführung kommen.

B. J., Karlsruhe. Ob man Mädchengymnasien- und Frauenuniversitäten errichten soll? Gewiss! Und Militärakademien für Backfische. Dreijährige Soldatenzeit für Weiber und Landwehrpflicht für alte Frauen. Gleichzeitig aber auch Kochschulen für Jünglinge und Männerliceen, in welchen besonders über Kinderpflege Unterricht ertheilt wird.

L. M., Graz. Dem im Verlage „Leykam" in Graz von Hermine Proschko herausgegebenen illustrierten Jahrbuche „Jugendheimat", dessen erste fünf Bände der Annahme von Seite des Kaisers gewürdigt worden sind, wurde auch in seinem sechsten Jahrgange diese Ehre zutheil. Desgleichen sind die ersten Bändchen der von derselben Verfasserin herausgegebenen Bibliothek „Jugendlaube" in die kaiserliche Fideicommissbibliothek aufgenommen worden.

J. K., Wien. Ein Porträt Friedrich Schlögls hat E. Ullmayer (Wien, Währing, Theresiengasse 8) angefertigt.

M. K., Budweis: „Martin der Mann" passt für Ihren zwölfjährigen Jungen nicht.

* Bitten unaufgefordert an den „Heimgarten" Manuskripte nicht einzuschicken.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Ei, selber hätt' ich das nit gethan", gestand der Alte. „So weit geht meine Nächstenlieb nit, dass ich den Flüchtlingen mein eigen Speck und Bettgewand nachschleppe. Vom Steinwänder und den anderen bin ich geschickt und lass' mich dafür gut zahlen. Haben mich ja zum Aufpasser gemacht unten beim Stadl, dass die Büttel nit haben können anschleichen. Kälte gelitten genug dabei und jetzt das Nachlaufen. Als ob mein Leben weniger wert wär', als das eines Anderen. Na ja, so geht's halt, ich brauch einen Verdienst. Du musst jetzt ins Passeier hinüber, dass ich wieder heimgehen kann."

Ins Passeier hinüber. Das war ein weiter, im Winter kaum passierbarer Weg, umso sicherer jedoch vor den Verfolgern. Der Mahrwirt band die Sachen zusammen, um sich auf die Wander zu machen.

„Musst trachten, dass du zum Sandwirt kommst", meinte der Mösel-Gugu, „halt's euch, so lang als möglich, zum Gehenktwerden ist es immer noch früh genug. Ich sag's wie ich mir denk', das Letzte wird doch der Strick sein bei euch allen miteinander."

„Du kannst schon heimgehen, Mösel", sagte der Mahrwirt. „Ich werde schon auch allein weiter kommen. Nimm dir ein Stückel Speck mit auf den Rückweg."

„Oh, behalt' deinen Speck nur, wirst ihn schon selber brauchen, bist ohnehin schon hundsmager."

Der Mahrwirt athmete fast auf, als er allein war. Dieser Mensch, dachte er, ist doch ein bissel stark aufrichtig. Bei dem seiner Wahrheitsliebe möchte ich für nichts gutstehen. Wenn ihn die Büttel fragen nach dem Mahrwirt, so wird er nicht still sein, sondern gewiss die Wahrheit sagen. Und hat eigentlich ganz recht. Aber ich will mich doch lieber sicherstellen. Den Feinden in die Hände zu fallen, ist keine große Ehre. Die Franzosen würden mich als Geisel betrachten und dem Lande damit weiß Gott was herauspressen wollen.

Als der Mösel-Gugu aus seinem Gesichtskreise verschwunden war, änderte Peter die Richtung. Nicht dem Jaufnerjoche und nicht dem Passeier strebte er zu, sondern links über die weiten Höhen hin wanderte er gegen den Ritten hinaus. Nach Überwindung außerordentlicher Beschwerlichkeiten kam er an einem der nächsten Tage hinab in die Gegend oberhalb Klausen.

Dort sah er sich auf einmal fast mitten unter französischen Soldaten, welche die Dörfer und Höfe durchstöberten und in den Wäldern streiften. Der Mahrwirt stand in seinem braunen Gewande zwischen braunen Kiefernstämmen und blieb unbeweglich dort stehen von Mittag bis zur Abenddämmerung. Mehrmals waren die Büttel nur wenige hundert Schritte von ihm entfernt, sie spähten durch das Gestämme her, bemerkten ihn aber nicht, denn er stand still wie ein Baumstrunk.

Als die Dunkelheit eingetreten war, übersetzte er nächst der Klamm den Eisack und gieng durch das enge Villnösstthal hinauf gegen das wilde Gebirge. Wo der ausgetretene Pfad aufhörte, verwischte er mit einem Fichtenast im Schnee die Spuren seiner Füße, damit man nicht sehen konnte, ob und in welcher Richtung ein Mensch oder ein Thier gegangen. Er hatte Hoffnung.

Gelang es ihm, das wilde Gebirge zu übersteigen und hinüber ins Ampezzo zu kommen, dann konnte er hoffen, Kärnten zu erreichen.

Am nächsten Abende kam der Mahrwirt in die Felsenkarre hinter dem Hochkofel. Dort war alles wüst und nirgends eine schützende Stätte zur Ruhe für die Nacht. Er kletterte das Gewände hinan, um eine Felsenkluft zu suchen und fand endlich eine Höhle, deren Eingang mit Eis getäfelt und mit Eiszapfen vergittert war. Peter brach sich durch und gelangte in einen

schwarze Kugel, welche aus den Tiefen sich über die Schneefelder gegen ihn heranbewegte. Peter eilte weiter und erreichte einige Stunden später schon gar erschöpft jene Mulde, genannt: die öde Alp. Dort meinte er anfangs, er hätte sich verirrt, weil keine Hütte da war, allein als er aus dem Schnee die rostbraune Mauer eines Kochherdes hervorragen sah, ward es ihm klar: die Hütte ist abgebrannt. Mit Aufbietung der letzten Kraft gieng er nun in den Kessel hinab, zu den Hütten, in deren einer damals sein Hans gelegen. Die Felskämme legten schon ihre langen kalten Abendschatten über dieses Hochthal, in welchem Peter statt der Hütten — ein paar Brandstätten fand. Nun musste es der Mahrwirt wohl glauben, was er schon früher gehört hatte, dass die Baiern im Gebirge alle Hütten niedergebrannt hätten, um den Flüchtlingen die Schlupfwinkel zu zerstören.

— So heißt es hier umkommen, weiter kann ich nicht mehr, dachte Peter und ließ sich nieder in den Schnee. Da kam die Lehne herab jene schwarze Kugel ganz langsam auf ihn zugeschwebt. — In Gottesnamen, so sollen sie mich haben! Dachte der Mahrwirt. Aber bald erkannte er, dass es kein Verfolger war, sondern ein alter kleiner Tiroler Bauer, der unter der Last eines großen Ballens keuchend auf ihn zukam. Der Ballen hatte den kleinen Mann früher fast ganz verdeckt gehabt, so dass es geschienen, derselbe gleite ganz allein heran. Wer ihn schleppte, war ein Kleinhäusler aus Schalders, genannt der Mösel-Gugu, ein als sehr aufrichtig bekannter alter Mann, dem Peter sich wohl vertrauen konnte.

„Warum willst du mich umbringen, Mahrwirt?“ rief nun der Alte mit ganz heiserer Stimme auf ihn her. „Immer hab' ich geschrien: Wart, Wirt, ich kann dir nit mehr nach! Dass du vor den Bütteln laufst, die richtig schon in der Steinwänd sind, versteh ich; dass du vor mir altem Hascherl laufst, ist wild! Wenn meine Lungel jetzt hin ist, kannst mir deine geben. Bettgewand und Speck hab' ich da.“

Später giengen sie gegen die Felswand, krochen in eine Spalte, die der Schnee mit einem Vorwall fast verschlossen hatte und verbrachten dort die Nacht.

Am nächsten Morgen hielten sie Rath, was nun zu beginnen sei. Der kleine Mösel-Gugu musste dabei immer so steil zum großen Mahrwirt aufschauen, dass er deswegen ganz missmuthig wurde. „So groß sein, das ist auch nit schön!“ murmelte er. „Achten hab' ich dich immer müssen, weil du ein braver Mensch bist, Mahrwirt, aber extra gern hab' ich dich nie gehabt. Jetzt spielen sie dich gar auf einen Helden hinaus; andere haben auch was geleistet, kümmert sich keine Katz' um sie. Aber halt du, der Mahrwirt — bitt' schon um Verzeihung, ich bin aufrichtig.“

Ja, das wusste Peter schon lange, dass der Mösel-Gugu den Leuten immer Unangenehmes ins Gesicht zu sagen pflegte, was ihn aber nicht hinderte, es mit jedem gut zu meinen.

„In deiner Haut möcht' ich nit stecken, Mahrwirt“, fuhr der Mösel-Gugu fort. „Du wirst nimmer viel Gutes haben auf der Welt. Das böse Gewissen! Hast doch viel Leut' umgebracht! Die armen Seelen derer von den Eisackschluchten werden dir auch zusetzen. Will schon beten für dich. Wirst es nöthig haben.“

„Du machst mir nicht leichter mit deinen Reden“, entgegnete Peter.

„Musst mir schon verzeihen, red' halt, wie ich mir denk!“

„Dass du mir mit Pelz und Loden und Kost nachgangen bist, werd' ich dir nicht vergessen“, sagte der Mahrwirt.

zwei Männer führten und deren Schlingen jeden Augenblick zusammengezogen werden konnten. Die kurze, grünliche Joppe war an mehreren Stellen zerrissen, die Ärmel blutig, ein Zeichen, dass er sich nicht freiwillig ergeben hatte.

Die umstehenden Leute murmelten und flüsterten zaghaft untereinander und ergiengen sich in Muthmaßungen, wo und unter welchen Umständen er denn aufgegriffen worden sein mochte. Auf einmal ward es laut: „In der Rosshöhlen haben sie ihn erwischt! In der Rosshöhlen hinter dem Hochkofel drüben!"

Antonio, welcher auf der Hausthürschwelle stand, hörte das und wurde blass wie die Wand.

„Was haben sie gesagt?" fragte er den Nebenstehenden in einem Tone, als würde ihm die Kehle zugeschnürt.

„Ja!" riefen jetzt mehrere und zeigten mit den Fingern auf ihn: „Dort steht er! Der hat in verrathen! Der Musikant hat ihn verrathen!"

Zur Stunde kamen von der Brixner Brücke her Reiter angesprengt, baierische und französische Hauptleute. Sie ritten heran und hielten den Zug auf, der den Gefangenen führte.

„Wohin wollt ihr mit ihm?" rief einer der Reiter, „in Brixen hat der nichts zu thun. Er gehört nach Bozen! Zurück!"

— „Nach Bozen", murmelten die Bauern. „Nachher ist es aus mit ihm!"

Der Zug wendete sich, da eilte Frau Nothburga herbei, warf sich vor einem der Officiere auf die Knie und bat, dass man den Gefangenen eine Stunde rasten lasse in seinem Hause.

„Gehet hin und nehmet Abschied von ihm!" das war der Bescheid.

Da stürzte sich das Weib an die Brust des Gefesselten und rief: „So sehen wir uns wieder! Und wie sie dich geschlagen haben!" setzte sie voll Zärtlichkeit hinzu, riss ihr Busentuch herab und reinigte damit das Angesicht des Mannes. „Du armer Mensch, du mein einziger armer Mensch! Wie hat's denn können sein? Bist denn nicht in der Steinwänd gewesen, wo niemand hinkommt?"

„Dort war kein Bleiben", antwortete Peter. „Wollt' hinüber ins Ampezzo und weiter ins Kärnterische. Hinter dem Hochkofel in einer Höhlen habe ich geschlafen und dort haben sie mich abgefangen."

„Dass du so unglücklich musst sein, du guter, herzgetreuer Mann!" klagte Frau Nothburga weinend. „Was hast du denn gethan, als was nicht deine Pflicht ist gewesen, und die anderen all nicht auch gethan haben! Was wollen denn sie denn mit dir? Jesus, was wollen sie denn mit dir?"

Peter sagte kein Wort darauf, er weinte auch nicht, voll unendlicher Betrübnis schaute er sie an. Frau Nothburga war zu Boden gesunken und krampfhaft umspannte sie seine Knie. Da rief der Mahrwirt plötzlich aus: „Weib! Zu Dem schau auf!" Und sein jetzt wundersam leuchtendes Auge richtete sich zum blauen Himmel empor.

Die Soldaten selber waren bewegt; die Pferde aber trabten ungeduldig auf der klingend harten Straße. Peter wandte sein Haupt gegen das Haus hin; die er suchte, waren nicht zu sehen.

„Meine Nothburga, lebe nun wohl!" sagte er zu ihr, „und die Kinder...."

„Vorwärts!" commandierte der Hauptmann. In demselben Augenblick sprang in wilden Sätzen der Antonio durch die Menge heran und mit einem markdurchdringenden Schrei warf er sich hin vor die Füße des Mahrwirtes.

„Wie einen Wurm tritt mich todt!" rief er kreischend. „Ich hab' dich verrathen!"

„Antonio!" sagte der Mahrwirt, „das ist ja der Antonio!"

„Ich hab' dich verrathen!"

trockenen Raum, der ganz finster war und in welchem die Schritte widerhallten wie in einem großen Gewölbe. Der Boden war rauh und klüftig, allein die Luft war nicht so kalt wie draußen, daher beschloss Peter, in dieser Höhle zu übernachten. Er zündete seine Talgkerze an und holte Brot und Speck hervor aus seinem Bündel. Während des Mahles betrachtete er die schauerlichen Steingebilde, welche im Halbdunkel gespenstisch aufragten und niederhiengen und zwischen welchen bisweilen ein Geräusch war, als husche und flattere mancherlei Gethier umher. Der Flüchtling bereitete sich in einer niedrigen Nische sein Lager, that ein Gebet zum Jesukinde, dessen Geburt in dieser Nacht gefeiert wurde, und versank nach den vielfachen Strapazen in einen tiefen Schlaf.

Als Peter erwachte, war es noch finster, er wusste nicht, ob kein Tagesstrahl in die Höhle fallen konnte oder ob überhaupt die Nacht noch währte. Plötzlich sah er zuckenden Lichtschein, der im Eisvorhange allerhand Farben spielte. Er sprang auf, wollte hinaus, da standen sie vor ihm, ihrer zwanzig oder dreißig Soldaten mit Fackeln und Rüstung.

„Er ist es schon!" schrie eine Stimme überlaut.

Peter hatte einen Augenblick Gelegenheit, über die Felswand hinabzuspringen und es kam ihn auch der Gedanke. Er schlug ihn tapfer zurück: Willig sterben, ja! freiwillig sterben, nein! Der Richter ist Gott. — Er gab sich gefangen. Sie banden ihm die Hände, zerrten ihn thalwärts und trieben lauten Spott. Voll Empörung darüber machte er plötzlich einen Versuch, den Berghang hinanzuspringen, sie rissen ihn zurück, er rang mit den Bütteln, deren drei hatten lange zu thun, um ihn zu Boden zu werfen. Hierauf wurde er sorgfältiger und vielfacher gefesselt und es begann der weite Marsch thalwärts entlang der rauschenden Villnöss und dann gen Brixen. Unterwegs bei den Ortschaften hatte sich auch Besatzungsmannschaft dem Zuge angeschlossen, um einem etwaigen Aufruhr in der Bauernschaft vorzubeugen.

Also zogen sie heran und also war es, dass am Mahrwirthshause in Schreck und Angst gerufen wurde: „Sie haben ihn! Sie bringen ihn."

Das Kriegsgericht Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen.

Man sah nun den Trupp der schwer bewaffneten Soldaten. Mindestens an sechzig Mann, die raschen Trabes die Straße herankamen. Voran auf dem Pferde ein Officier. Als dieser den aufgeregten Volkshaufen sah, der sich vor dem Wirtshause zusammengewirbelt hatte, rief er mit schmetternder Stimme: „Platz da! Platz für den Rebellen!"

Die Gewehre rasselten, die Säbel funkelten, die Leute wichen zurück. Und nun kamen sie heran, mitten unter ihnen Peter Mayr, der Mahrwirt. Er ragte fast über die Söldner hervor, obzwar er gebeugten Hauptes gieng. Der spitze, verwitterte Lodenhut saß ihm so windschief, dass man wohl merkte, wie denselben ein anderer willkürlich auf den Kopf gestülpt hatte. Haar und Bart waren lang und verwildert, Eis und gestocktes Blut hiengen daran. Das Angesicht des sonst so frischen kräftigen Mannes war eingefallen und blass zum Herzbrechen. Einmal, zweimal war sein Blick auf das Haus hingezuckt, an dem sie vorbeimarschierten, gegen Brixen in die Stadt hinein; dann hielt er sein Auge wieder zu Boden geschlagen, nicht trotzig, sondern ergeben. Seine Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, sie waren vor Kälte und der Fesselung ganz blau angelaufen. Um den breiten Ledergurt, sowie auch um den Hals waren ihm Stricke gelegt, an denen ihn

gebracht!" schaute der Gefangene mit seinem inneren Blick schon in eine andere Welt hinüber.

Der Wagen rollte in den düsteren Hof eines alten, castellähnlichen Hauses ein, klafterdicke Mauern, enge, vergitterte Fenster, eisenbeschlagene Pforten. Peter wurde vom Wagen gehoben, in ein kleines kellerartiges Gemach geführt und dort seiner Fesseln befreit. Er spürte keine Hand mehr an seinen Armen, die Finger waren wie abgestorben, er konnte kaum aufrechtstehen auf dem kalten Pflaster. Man setzte ihm eine Speise vor und ein Krüglein Wein, er rührte nichts an, sondern legte sich auf den Strohbund und sank bald in einen tiefen Schlaf.

Aus holdem Traume, wie er daheim im blühenden Garten mit seinen Kinden scherzt, ward er unwirsch aufgerüttelt. Er möge sich bereit machen, er würde vor den General geführt.

Peter zuckte die Achseln, er *war* ja bereit.

Als er über den Platz dem Gerichte zugeführt wurde, läutete auf dem hohen Thurme der Stadtpfarrkirche die Glocke. Marktleute entblößten ihre Häupter, Peter konnte seinen Hut nicht abziehen, weil die Hände wieder gefesselt waren, doch betete er still für sich das Ave Maria.

Ein Herrenhaus war es, in welches der Mahrwirt geführt wurde. Die breite Steintreppe war an beiden Seiten bestanden mit röthlichen Marmorbrüstungen und schneeweißen Gestalten aus dem alten Heidenthume. Die Flügelthüre, die jetzt aufgieng, war freundlich weiß angestrichen und ebenso weiß auch die Wände des lichten und geräumigen Saales, in den der Gefangene eintreten musste. Die Fensternischen und die Gesimse und die Wandeinfassungen waren mit goldenen Leisten und schelmisch geschlungenen Schnörkeln üppig geschmückt. Die Decke war bemalt: bunte Jünglings-, Frauen- und Engelgestalten, mit Rosenranken umwunden. Aus den Wänden standen goldene Armleuchter hervor, unten hin rothsammtene Ruhebänke und Sessel, dann lichtfärbige Tische mit gebogenen Füßen und darauf große Blumenvasen, wovon einzelne sogar rothe und weiße Rosen trugen. Die Täfelung des Fußbodens war so glatt und glänzend, dass man in derselben, freilich nach abwärts ragend, die Herren sah, die da in der Mitte des Saales standen.

Es waren französische Officiere in voller Uniform, die meisten mit hohen Stiefeln, weißen Hosen und Röcken, blauen Schärpen, leicht und locker um den Leib geschlungen; an der Seite Degen mit goldenem Griff, an den Achseln schwere goldene Quasten, manche an der Brust ein Kreuz, ein funkelndes Sternlein. Die Häupter hatten sie entblößt. Es waren Greise darunter mit buschigen Eisbärten und kahlen Schädeln, es waren stattliche Männer mit dunklen feingedrehten Schnurrbärten. Und einer war unter ihnen, von nicht großer, aber gedrungener Gestalt, rundem, wohlgenährtem, bartlosem, scharfmarkiertem Gesichte, die Nase leicht gebogen, das Kinn ein wenig vortretend, die grauen Augen unter den buschigen Brauen lebhaft um sich blickend. Die dunklen Haare des Hinterhauptes waren in einzelnen Strähnchen glatt nach vorne gelegt. Die ganze Erscheinung war würdevoll und jugendlich zugleich. An der Brust hatte dieser Mann zahlreiche Ehrenzeichen, darunter einen großen Stern.

Das war der General, wegen seiner Strenge einerseits und Menschlichkeit andererseits in Tirol genannt „der welsche Edelmann".

Als der Mahrwirt in den Saal geführt wurde, trat ihm der General rasch einige Schritte entgegen, blickte ihn forschend an, kehrte sich dann zu den übrigen Officieren und sagte in

„Was sagst du denn? Kein Mensch hat meine Wege gewusst, wie kannst du mich verrathen haben?“

„Mahrwirt! Höre mich, Mahrwirt!“ rief der Bursche. „Im Wirtshause zu Albeins. Sie hatten mich gefragt, immer gefragt und ich thät es wissen und müsst's sagen und haben mir vorgelogen. Denk' ich in Übermuth: Wissen thät ich freilich, dass er in der Steinwänd ist, aber lassen sie dir kein' Fried, so lüge sie auch an! und darauf sag ich wie es mir just einfällt: Oben hinter dem Hochkofel in der Rosshöhlen! — Jesus, himmlischer Vater! Und dort bist gewesen und dort haben sie dich erwischt!“

Wimmernd presste der Bursche sein Angesicht in den Schnee, bebend am ganzen Körper.

„Es ist der alte Fluch!“ murmelte Peter, dann sagte er laut zum Burschen: „Antonio, hättest du die Wahrheit gesagt nach deinem Wissen — mit mir gienge es jetzt nicht zum Sterben!“

„Vorwärts!“ donnerte das Commando. Der Gefangene wurde von den Bütteln vorangezerrt und weiter gieng der Marsch gen Bozen.

Der arme Antonio blieb liegen am Straßenrande; einer aus der Menge sprang hin und versetzte ihm Fußtritte an Haupt und Brust, der Antonio ließ es geschehen und blieb liegen.

Als der Trupp mit dem Gefangenen gegen Klausen kam, war es schon finster und der Mahrwirt erschöpft zum Umsinken. In Klausen nahmen sie einen Wagen, warfen den Gefesselten hinauf, banden ihn fest an den eisernen Ringen, deckten ihn zu mit einem alten Bauernmantel, und also fuhr Peter Mayr von Soldaten umgeben dahin. Er lag auf dem Rücken, so dass sein Gesicht dem Sternenhimmel zugekehrt war. Es gieng auf den wilden, stundenlangen Kuntersweg. An beiden Seiten ragten die finsteren Schroffen auf, in der Tiefe toste der Eisack. — Der Eisack erinnerte ihn an mancherlei. Sein Geburtshaus stand an dem Eisack, seine seligen Kindesjahre, seine Knabenspiele mit Weidenflechten und Fischjagden, sein Hirtenleben an dem Eisack. Das liebe Mädchen, das dann sein Weib geworden, am Ufer des Eisack war es einst gesessen, hatte die Füße in das Wasser gehalten und mit emsiger Hand die Zöpfe geflochten und gewunden um das Haupt. Als er plötzlich hinter ihr stand, der junge Mensch, den sie heimlich schon im Sinne trug, war sie so sehr erschrocken, dass sie aufsprang und durch den Fluss lief gegen die andere Seite. Aber mitten im Wasser glitschte sie aus, fiel hin, glitt auf den Wellen abwärts. Der junge Mensch sprang hinein, erfasste sie, trug sie ans Ufer, wo sie sich vor ihm nicht mehr fürchtete. Am Eisack war's. Dann kamen Tage der Gefahr, Überschwemmungen, Feindesnoth, blutige Kämpfe. Und eines Tages fuhr die Muhre nieder vom Berg und begrub anderthalbtausend Feinde. Am Eisack. — Mancher Körper der Erschlagenen war hier herabgeronnen. — Und diesem Wasser entlang rollte nun der Wagen dahin, der Stadt Bozen zu — dem Kriegsgerichte.

Die Felszacken des Rosengartens leuchteten kalt und roth in der aufgehenden Sonne, als der Wagen, umgeben von der Begleitung, durch das Stadtthor rasselte und zwischen den Lauben der hohen Häuser hin die engen Gassen. Ernst und sprachlos blieben die Leute stehen, als sie hörten: da brächten sie den Peter Mayr, den Mahrwirt bei Brixen, der die große Muhre gemacht habe in den Eisackschluchten. Peter wollte nicht hinschauen auf die Umstehenden, er hatte in Bozen manchen Bekannten; er schloss die Augen und während mancher zum Nachbar flüsterte: „Er ist ja todt, sie haben ihn um-

„Bedacht, gewünscht und erwartet."

„Und Ihr menschliches Herz in der Brust, das wohl selbst lieben Angehörigen schlägt und vielleicht auch schon für das Leben eines nahestehenden Menschen gezittert hat — war es denn ein verfluchter Kieselstein in jenen Tagen?"

„Herr, der Krieg", sagte Peter.

„Zum Henker, der Krieg!" rief der General und stampfte mit schwerem Fuße auf die dröhnenden Dielen. „Friede war! Gesegnete Zeiten sollten wiederkommen. Der Baiernkönig hatte dem Lande seine Huld zugewendet, die alten Landesgesetze und Sitten sollten wieder gelten und in Ehren gehalten werden. Euere alten Freiheiten und Rechte waren wieder gewährleistet, Euerer Väter Glauben war geschützt. Für die Aufständigen eine allgemeine Amnestie war in Aussicht gestellt, der ganze, liebe, goldene Frieden keimte überall — da geschah plötzlich die unerhörte That, und alles ist wieder aus Rand und Band und mit einem Schlage, von eigenen Landeskindern, das Land Tirol unvergleichlich tiefer ins Verderben gestürzt, als es je durch seine mächtigsten Feinde der Fall gewesen. Sie, ein Einziger, stehen vor uns als die verkörperte Empörung. — Wohl kaum einen flüchtigen Schimmer von Hoffnung haben Sie mit herein getragen in dieses Haus."

Peter stand gesenkten Hauptes da.

„Wenn wir Sie ziehen ließen, so müsste Tirol Sie steinigen!"

Peter schwieg.

Der General fragte nun gemessen und ernst: „Peter Mayr, haben Sie noch etwas zu sagen?"

Der Gefangene schüttelte kaum bemerkbar das Haupt.

„Sie haben nichts zu sagen."

Hierauf wendete der General sich an die Officiere, sprach mit ihnen halbleise französisch, dann traten sie zurück. Der General blieb stehen mitten im Saale, zog seinen Degen und, diesen blank auf den Fußboden stemmend, sprach er mit lauter, feierlicher Stimme:

„Peter Mayr, Gastwirt an der Mahr bei Brixen in Tirol, ist eingeführt und geständig, mit Vorbedacht und Absicht, nach vollzogenem Friedensschlusse, die Bergmuhre in den Eisackschluchten, wobei an eintausendfünfhundert Soldaten ums Leben kamen, veranlasst und ausgeführt zu haben. Das Kriegsgericht seiner Majestät des Kaisers der Franzosen verurtheilt den Rebellen Peter Mayr zum Tode durch Pulver und Blei."

Ich gehe zum General!

Am demselben Christtage zuvor, als es dunkel geworden war, lag der Antonio noch immer am Straßenrande im Schnee.

Nun kam die Hanai aus dem Hause, das in tiefster Trauer lag, um ihn hineinzuführen. Zwei Schritte vor ihm blieb sie stehen, machte einen langen Hals und schaute hin. Die Hände und der Kopf waren in den Schnee hineingebohrt. — Wenn er todt wäre! dachte sie. Wenn er so viel Glück gehabt hätte, dass er jetzt gestorben wäre! — Dann packte sie ihn an den Armen, riss ihn empor und schleppte ihn in den Stall. Dort wo es warm war, wo er zugedeckt war mit ihrem Bettgewande, hub er zu frösteln an. Die Fäuste ballte er, die Zähne scharrte er aneinander und die Worte stieß er hervor: „Hanai, warum hast du mich nit sterben lassen!"

Die Magd, welche nur gehört hatte, dass der Antonio den Wirt verrathen, war wohl gleich darüber im Reinen gewesen: das ist aus Dummheit geschehen! Schlecht ist er nicht! — Aber die Dummheit, das hatte sie sich auch vorgenommen, die wollte sie ihm jetzt austreiben; sie wollte ihm ein Liedel ins Ohr singen, desgleichen er sich selber nicht machen und spielen

französischer Sprache: „Das also wäre das Ungeheuer! Den Mann habe ich mir anders gedacht.“

Ohne alle weitere Vorbereitung wendete er sich wieder gegen den Gefangenen und befahl, dass ihm die Fesseln abgenommen würden. Als das geschehen war, zog Peter seinen Hut ab und wischte sich mit der flachen Hand das Haar über die Stirne. Alsbald begann der General in deutscher Sprache, mit ruhig und rasch ausgesprochenen Worten, das folgende Verhör:

„Wer sind Sie? Wie heißen Sie?“

Peter stand aufrecht, aber mit etwas vorgeneigtem Haupte da, blickte dem Herrn offen ins Gesicht und antwortete halblaut, aber deutlich: „Ich heiße Peter Mayr und bin Wirt in der Gegend, genannt die Mahr bei Brixen.“

„Wie alt?“

Fünfunddreißig Jahre.“

Der General machte eine Bewegung durch den Saal und murmelte: „Das ist jung, mon Dieu, das ist jung!“

Dann wieder zum Gefangenen: „Haben Sie Familie?“

„Ein Weib und drei Kinder.“

Nach einem Weilchen sagte der General in gedämpfterem Tone: „Sie waren schon während des Sommeraufstandes unter den Rebellen!“

„Herr“, antwortete Peter, „Rebellen waren wir nicht. Es war Krieg, wir haben für unseren Kaiser und für unser Land gestritten.“

„Bien. Ich gebe es zu. Damals. Sie haben bei der Mühlbacher Klause ein Gefecht geliefert!“

„Ja.“

„Und sich tapfer dabei gehalten. Ich achte den Mann auch im Feinde. — Nun zu etwas anderem. Es erfolgte der Friedensschluss. Die Empörer flüchteten. Das Land ward besetzt und es schien Ruhe gekommen zu sein über Tirol.“

Er hielt ein. Peter schwieg.

„Hernach eines Tages“, fuhr der französische Feldherr fort, „als vom Norden französische und baierische Truppen herabmarschierten, gieng in den Eisackschluchten eine große Bergmuhre nieder und tödtete gegen eintausendfünfhundert Mann!“

Peter stand ruhig und schwieg.

„Eintausendfünfhundert Mann! Meuchlings! Brave Soldaten! Familienväter! Nicht als Feind zogen sie ein, sondern als Freund. Aus dem Hinterhalte her tückisch getödtet!“

Peter schwieg.

„Mehr als einen Freund habe ich verloren bei diesem beispiellosen Meuchelmorde. Die Muhre ist nicht zufällig niedergegangen! Rebellen haben sie vorbereitet. Diesmal werden Sie mir die Rebellen verzeihen! — Peter Mayr! wussten Sie um die Vorbereitung?“

„Ja“, antwortete Peter langsam und fest.

„Waren Sie mit dabei?“

„Ja.“

„Haben Sie mit Hand angelegt?“

„Ja.“

„Waren S i e einer der Rädelsführer?“

„Ja.“

„Wohl gar der Hauptanführer?“

Peter schwieg.

„Wer hat den Plan für die Muhre gefasst? Sprechen Sie! Wer hat ihn geleitet, ausgeführt?“

Peter stand unbeweglich da und schwieg.

„Waren Sie es selbst, Peter Mayr? Haben S i e die Muhre gemacht?“

Jetzt hob Peter langsam sein Haupt und sagte: „Ja.“

Unter den Officieren, die das Verhör aufmerksam verfolgt hatten, entstand eine Bewegung. Der General schritt mehrmals den Saal auf und ab. Endlich blieb er wieder vor dem Gefangenen stehen und sagte: „Als Sie das thaten, haben Sie die Folgen bedacht?“

misstrauisch, „Mensch, das könnte jeder sagen. Muss schon um die Aufweisung bitten."

„Für den Antonio gibt sich jetzt keiner aus, der's nit ist. Wohl gewiss nit", sagte die Hanai.

„Wer weiß!" meinte der Bote schmunzelnd, „wenn's Geld gibt! Mit dem Botenlohn, hoff' ich, wirst mir nicht zu sparsam sein. So eine Botschaft bringt dir sobald keiner wieder. Außer du sagst uns auch den Hofer. — Wenn du wahrhaftig der Musikant Antonio bist —"

„Ich will dir gleich eins aufspielen!" rief der Bursche mit geballten Fäusten.

„So sollst zum Gericht."

„Dazu brauch' ich dich nit."

„Das Geld holen. Die goldenen Gulden!"

Das Wort zu hören, und der Antonio wurde rasend; er schoss durch den Stall, nach einer Waffe suchend, an der Ecke lehnte die dreispießige Gabel mit dem langen Stiel, er erhaschte sie und lief damit gegen den Amtsboten. Dieser, als er in den Händen des wuthschäumenden Menschen die wild gezückte Stallgabel sah, eilte so schnell ihn die Füße trugen über den Hof, auf die Straße hinaus und derselben entlang gegen das schützende Brixen.

Die Hanai hatte solchem Auftritte vom Hinterhalte her zugesehen. Nun trat sie, die Arme in die Seiten gestemmt, zum Burschen und sprach in herbem Tone: „Jetzt hab' ich gesehen, dass auch du die Mistgabel brauchen kannst. Ist's wie der will', jetzt wollen wir gute Kameraden miteinander sein. Die Hand her! Und beim Gericht hast du nichts zu thun." —

Das Mahrwirtshaus war an diesen Tagen überfüllt mit Gästen. Von der ganzen Umgebung kamen Leute herbei und saßen da und tranken und rauchten und hofften etwas zu erfahren über den Peter.

Frau Nothburga war gar nicht zu sehen, der geistliche Herr Augustin zeigte sich manchmal und ergieng sich mit den Bauern in Muthmaßungen, was geschehen würde.

„Wenn's der Hofer wäre", meinte der Griesacher, „ja da möcht' ich nit einen Hosenknopf wetten! Aber der Peter kommt wieder. Der General soll ein guter Herr sein, ein Edelmann durch und durch. Eingesperrt wird der Mahrwirt auf ein paar Monate, dann kommt er wieder."

„Wenn's wahr ist!" versetzte der Rampesbauer bedenklich. „Der General zu Bozen wird sich den General in den Eisackschluchten gut bezahlen lassen."

„Unter aller Weis wollen wir auf seine Wirtschaft schauen, dass nichts fehl geht. Und sollt' er länger aus sein, seine Familie verlassen wir nit."

Frau Nothburga versorgte die Küche, wartete die Kinder und man merkte ihr gar nicht viel an, dass sie einen schweren Kummer zu tragen hatte, denn in ihrem Herzen neben dem düsteren Kummer stand die helle fröliche Hoffnung. — Was können sie ihm denn machen? Wenn man einen Menschen, der im Kriege etliche hundert Leut hat erschlagen, hinrichten wollte, dann müsste man den Bonaparte tausendmal hinrichten. Der Peter hat nur seine Pflicht gethan.

Und zum Troste war ihr auch das Wort, welches in einer Nacht die kleine schlummerde Marianne gesagt hatte: „Mahrwirt, Mahrwirt! Du hast es nicht gewusst! Kehr im Frieden heim."

Da war es, als Bruder Augustin einmal von seiner Messe zurückkam, die er im Dome der Stadt zu lesen pflegte, dass er gar verstört umgieng und sich der Frau Nothburga nicht unter die Augen getraute.

Ihr fiel das gleich auf, sie gieng ihm nach in seine Kammer und sagte zu ihm: „Augustin, es ist was! Du weißt was!"

möchte. Sie wollte thun, als ob sie glaube und überzeugt davon wäre, dass er den Verrath aus Absicht und Schlechtigkeit ausgeführt hätte; sie wollte ihn einen Judas und Erzschurken nennen und ihm ins Gesicht schreien, dass alle Baiern und Franzosen der ganzen Welt zusammen nicht so schlecht wären, wie dieser Halunke von einem Musikanten; sie wollte ihm sagen, dass ihr aller Lebtag nichts, gar nichts so viel Freude und Lust machen würde, als ihn hängen zu sehen auf dem höchsten Baum, der in Tirol stehe; sie hatte sich vorgenommen, den Antonio so heiß zu peinigen und zu vernichten, dass er unter ihren Füßen winselnd sich selbst mit lebendigem Leibe in die Erde verscharren sollte. — Nun der Bursche aber vor ihr lag in Fieber und Verzweiflung, gebrochen und ohnmächtig, und in seinen so blass gewordenen Zügen die Pein zuckte, die in seiner Seele toben musste, da brachte die Hanai freilich von allem kein Wort hervor und sie begann ihn geduldig und schweigend zu pflegen.

Aber schon um Mitternacht stand er auf und ohne ein Wort zu sagen, kletterte er die Leiter hinan in den Dachraum, wo er sich hinwarf auf sprödes Stroh. Die Hanai verstand ihn, er mochte sich daran erinnert haben, dass Frau Rothburga das Zusammensein im Stalle verboten hatte. Am nächsten Morgen, als die Magd nachsehen gieng, wie es mit ihm stehe, schlief er ruhig. Sie stand eine Weile neben ihm im dunklen Gelass, dann legte sie ihre Hände zusammen und betete ein Vaterunser auf die Meinung, dass sein Schutzengel im Traume ihn trösten möge. Dass sie selber dieser Schutzengel sein konnte, das fiel ihr nicht ein, und als der Bursche aufwachte und traurig um sich schaute, war sie herb und sagte ihm kein gutes Wort.

Er aber sagte eins. „Hanai“, sagte er und hob ein wenig die Hand, als ob er sie ihr reichen wollte, „du bist gut auf mich gewesen in dieser kurzen Lebenszeit. Aber jetzt musst du mich ganz vergessen. Nicht fluchen sollst meiner, Hanai, nur vergessen, ganz vergessen, als ob alle Wasser über mich wären hingeronnen. Lass mich ausgelöscht sein.“

Sie fasste seine Hand nicht, sie warf zornig die Strohschaube hin und her, als ob sie nothwendig Ordnung machen müsse auf dem Stallboden.

„Wenn ich dir gefolgt hätte, Hanai“, fuhr der Antonio fort, „und fleißig gearbeitet, und ich nit so in den Wirtshäusern herumgerutscht wär', so hätt's nit geschehen können. — Und dass der Teufel s o mit mir sein Spiel hat gehabt! — Oben in der Steinwänd hat er sich versteckt gehalten, frag' nur den geistlichen Herrn und frag' die Frau Rothburga. Wie wirst denn glauben', dass man nit Baiern foppen soll und nit sagen: auf der anderen Seite ist er, zehn Stunden weit weg. Hab' ja gemeint, sie werden abstürzen bei der Rosshöhlen, oder zu todt erfrieren . . . . Jetzt ist der Wirt d o r t gewesen! — Hättest die Wahrheit gesagt nach deinem Wissen! Das Wort vergess' ich nimmer. Werd' just extra kein gutes Gedächtnis dazu brauchen. — Sind sie nit schon dagewesen? Haben sie nit schon gefragt nach mir? — Nachher gehe ich ihnen entgegen.“ Er stand rasch auf, schleuderte die Strohhalme von seinem Gewand, „ich stelle mich dem Tiroler-Gericht“.

Er stieg die Leiter hinab in den Stall. Unten vor der Thüre stand ein Amtsbote mit befedertem Hute und an der Seite einen klirrenden Säbel.

„Soll hier nicht der Musikant Antonio vorhanden sein?“ fragte er mit schnarrender Stimme in den Stall.

„Sie haben mich schon“, murmelte der Bursche und trat vor: „Da bin ich. Mach' keine Umständ', Büttel.“

„Du bist es?“ fragte der Bote

Auf einmal that er jetzt den Mund auf und schrie zu den Leuten herüber: „Hätt' er mir nur gefolgt, der Mahrwirt! Ich habe ihm gerathen, ins Passeier sollt er, über das Gebirg!"

Der Mösel-Gugu war es, und dem antwortete der Kreuzwirt: „Still sollst sein, Gugu! Kannst du selber übers Gebirg ins Passeier, jetzt mitten im Winter? Reden ist leicht."

„Ich hab's vorausgesehen!" sagte jener.

„Warum hast ihm denn nit gesagt, wohin er nit sollt' gehn?"

Darauf entgegnete der Mösel: „Du Kreuzwirt, mir ist dein Geschrei und deine Krummnasen zuwider, ich sag's, wie ich mir's denk'. Aber wenn du meinst, dass ich still sollt' sein, so hast recht, bei meiner Seel. Wir sollten all' still sein. Da reden wir herum, heut so und morgen so, und wenn was geschehen ist, nachher will's jeder früher gewusst haben: Ich hab' mir's voraus gedacht! und ich hab's gleich gesagt! und da ist der Schuld, und der und der! Aber wissen keiner was. Ich weiß nichts, und ihr wisset siebenmal nichts, weil euer sieben sind, und wir sollen alle miteinander still sein, je gescheiter einer ist, desto dummer ist er, und ihr seid die allergescheitesten — ich bin aufrichtig."

Diese Worte des kleinen Alten wurmten sie, aber sie wussten nichts dagegen zu sagen, und so standen sie einer um den andern auf und giengen nach Hause. Der Mösel-Gugu blieb noch sitzen hinter dem Ofen und sagte sich selber allerhand Ungutes — weil er eben so aufrichtig war.

„Leider Gottes!" seufzte er endlich laut auf, „wir mögen zehnmal sagen was wir uns denken und hundertmal aufrichtig sein, den Mahrwirt haben sie und geben ihn nimmer zurück. Denen Franzosen wollt' ich einmal die Wahrheit sagen, dass ihnen die Ohrwaschel sollten gellen, aber — ich getrau mich nit recht, diese Leute sind so viel grob."

Am späten Nachmittage, als es sachte zu dämmern begann im Thale und die Schneekuppen des Plossen noch ihr blasses Licht schimmern ließen, waren sie fertig. Frau Nothburga mit dem kleinen Mathias auf dem Schoß, neben ihr die Marianne und der Hans, ihr gegenüber der Bruder Augustin, alle wohl verwahrt in Loden und Kotzen, so saßen sie im geschlossenen Wagen und so fuhren sie mit einem aufseufzenden „Gottesnamen" davon.

Zur selben Stunde hatte es auch der Antonio erfahren, wie es mit dem Wirte stand und dass die Frau mit den Kindern nach Bozen fahre, um für den Verurtheilten um Gnade zu bitten.

„Da muss ich auch mit", sagte er.

„Der Wagen ist schon davongefahren."

„So werde ich nachlaufen."

„Da kannst du zwei Tage laufen bis Bozen."

„Und wenn ich mir die Füße müßt ablaufen bis auf die Knie, ich gehe zum General!"

Hatte schon Frau Nothburga wenig Vorbereitungen gemacht für die Reise, der Antonio machte noch weniger. Seine Klampfen an der Seite, einen Stock in der Hand — da war er's. Flink und frisch, als gienge es zu einer Hochzeit, wanderte der junge Musikant die weiten Straßen gegen Bozen.

Dass es doch noch so gute Menschen gibt auf dieser Welt.

Wie lang war der Weg und wie lang war die Nacht! Der Wagen holperte und klirrte, die Kinder schlummerten.

Wenn von einem vorbeistreichenden Hause ein Lichtstrahl hineinzuckte in den Wagen, sah man die frischen friedlichen Gesichtlein. Frau Nothburga

„Man sollte gar nicht darauf hören, es sind Gerüchte!“ antwortete der Priester, mit der Hand unwillig abwehrend.

„Bruder“, sagte Frau Nothburga und legte die Hände aufs Herz. „Ich befehle alles unserer lieben Frau. Weißt von ihm was?“

Augustin saß am Tische, fasste die Kante an, als ob er sie umbiegen wollte und sprach ganz gedämpft: „Er soll streng gewesen sein, der General.“

„Hätte er ihm —“ hauchte Frau Nothburga, da versagte ihr der Athem und sie musste nochmals beginnen: „Hätte er ihm — das Leben nehmen lassen?“

„Das nicht, Schwester, so weit ist's nicht. Aber das Urtheil — das soll ausgesprochen sein. Es ist gewiss nicht wahr, wenn auch die Leute in der Stadt drin von nichts anderem mehr reden.“

„Ich bitte dich, Augustin, wovon reden sie? Was für ein Urtheil ist ausgesprochen?“

„Es ist besser, du hörst das alberne Gerücht von mir, als von anderen, die es nur immer noch mehr entstellen und aus einer Lüge neun machen. — Sie sagen halt, zum Tode wäre er verurtheilt worden.“

Einen Augenblick war Frau Nothburga still. Dann lachte sie auf: „Das ist freilich nicht wahr!“

Dann gieng sie in ihre Stube und nach kurzer Zeit kam sie, in Sonntagsgewand gekleidet, wieder heraus.

„Willst du fortgehen, Schwester?“

„Ich reise nach Bozen.“

Nun kamen schon die Leute. Es kam der Kreuzwirt aus Brixen, der Griesacher, der Pfarrer von Schnauders, es kamen andere Geistliche, sogar Beamte aus der Stadt, um mit Frau Nothburga des Rathes zu pflegen.

Sie brauche freilich wohl keinen Rath, sagte die Wirtin, sie wisse recht gut, was zu thun sei. Sie reise auf der Stelle nach Bozen und werfe sich dem General zu Füßen.

Das würde nicht viel helfen, meinten einige, und es sei auch unmöglich, bei so einem Herrn vorzukommen. Wenn man ihn zwar den welschen Edelmann hieße, so müsse man wissen, dass ein welscher Edelmann noch lange kein deutscher Edelmann sei.

Da räusperte sich der Forstamtsschreiber, ein Baier, und der brachte Folgendes vor: „Ich kenne ihn nicht näher, den General, aber ich habe nichts Schlechtes über ihn gehört. Ich weiß nur, dass seine Frau Gemahlin eine Deutsche ist, eine deutsche Edelfrau, mit der er sehr glücklich leben soll und die mit ihm in Bozen ist. Wenn die Mahrwirtin mit dieser Frau wollt reden, das wäre vielleicht gescheiter. Bei den Frauen hilft das Bitten was und die Frauen, wenn sie wollen, richten bei ihren Männern oft viel aus, sind mitunter imstande, ihnen Leib und Seele abzubetteln, geschweige einen armen Tirolerwirt, der ja doch um Gotteswillen kein Raubmörder sei.“

So sprach der Baier. Die Männer nickten mit den Köpfen: Das wäre einmal nit uneben. Manchmal sage auch ein Baier was Gutes. Mit der Generalin reden, das ließe sich überlegen.

Frau Nothburga sagte ganz kurz und bestimmt, sie brauche kein Überlegen, sie fahre noch an diesem Abende fort nach Bozen. Komme sie noch früh genug, dann sei der Peter gerettet, das wisse sie gewiss und sie habe eine solche Zuversicht, dass sie ganz frisch und munter sei wie seit langem nicht mehr, und ob ihr der Kreuzwirt nicht den Wagen mit den zwei besten Pferden borgen möchte? —

Ganz hinten auf der Ofenbank saß allein ein kleiner alter Mann, der hatte dem Gespräche bisher aufmerksam aber schweigend zugehört.

Arme Weiber mit Kindern gäbe es genug! hierauf der Soldat.

Er solle barmherzig sein, sie nur melden lassen, oder wenigstens der Frau allein den Eintritt gewähren. Es sei etwas Wichtiges und habe Eile! So drängte Augustin.

„Fort! oder ich gebe Feuer!“ schrie der Franzose und riss auch schon das Gewehr von der Schulter. Die kleine Marianna barg des Schreckens voll das Gesicht in der Mutter Gewand, aber der Hans stand da wie ein eisernes Figürlein und wollte nicht, als er weichen sollte. Sie zogen sich trostlos zurück und beriethen, wie sie sich eine Empfehlung verschaffen könnten. Waren sie doch so weltfremd im heimischen Bozen. Alles voller Franzosen und das andere darnieder, geknebelt, ohnmächtig!

Als sie zurückwankten gegen ihren Gasthof, um den Kaffeesieder Ressing zu erfragen, der ein guter Bekannter Peters war und diesem beim ersten Aufstande manche wichtige Nachricht vermittelt hatte — begegnete ihnen mitten auf der Gasse der Antonio. Er saß auf einem Esel und hatte die Rabenfeder im Haar, an der Seite die Klampfen hängen und machte ein ganz munteres Gesicht.

Wieso er hieherkäme?

Er sei hergeritten.

Wieso er zu dem Thiere käme?

Ja, das habe er entlehnt. Vor einem Hause zu Schrambach, wo er gestern abends vorbeigegangen, sei an einem Dörcherkarren beim Heutrog ganz einsam ein Esel gestanden. Die dazugehörigen Leute hätten sich wahrscheinlich im Hause drinnen angewärmt und gebettelt. Und wie er, der Antonio, gemerkt, dass das arme Thier vor lauter Kälte zittere und klappere, dass die hanfenen Steigbügel an beiden Seiten nur so baumelten, habe er sich gedacht: Kamerad, ich weiß was, dass dir warm wird. Abgenestelt, aufgeritten, trab, trab, trab gegen die schöne Stadt Bozen. Also sei er da und wolle gleich zum General.

Man würde nicht vorgelassen, berichtete Augustin. Vor dem Thore stehe ein grimmiger Soldat.

„Wo ist denn sein Haus?“

„Das dort mit dem Eckthurme.“

„Ich weiß ein schönes Lied vom Helden Bonaparte, das will ich vor seinem Fenster singen.“

„Ich bitte dich, Antonio, du verdirbst uns alles!“ jammerte Frau Nothburga.

„Frau Wirtin“, entgegnete der Bursche, „vertrau auf Gott und die Musikanten. Seit ich meine Klampfen um hab', bin ich nimmer verzagt. Wo ist denn der grimmige Soldat?“

„Dort am Thore geht er auf und ab.“

„Zuerst dudeln wir den an“, sagte der Antonio. „Bleibt ihr zurück, wir kennen uns nit, so kann ich euch nichts verderben.“

Auf dem Esel trabte er fürbass bis gegen das Thor. Dort nahm er einmal das Instrument vor und klimperte ein bisschen. Da guckte der grimmige Soldat drein, was das für ein absonderlicher Ritter sei? Und als er so ein wenig dreinguckte, fieng er an und guckte noch mehr drein, und rieb sich die Augen und guckte ganz grimmig drein und murmelte endlich in seinen fetzigen Schurrbart auf gut deutsch: „Verdammt will ich sein, wenn das nicht mein junger Samaritan ist von der Mühlbacherklause! — Bist du es?“ rief er hin.

„Ha, ha“, sagte der Antonio, „jetzt versteh' ich auf einmal wellisch. Was bist denn du für ein merkwürdiger Franzos?“

„Einer aus Elsass. Und das sind die besten“, antwortete der Wachmann. „Und du bist der brave Mensch, der mir bei dem Gefecht zu Mühlbach das durchschossene Bein verbunden hat.“

„Wenn du derselbige bist, dem ich dort das Bein verbunden hab', nachher stimmt's.“

betrachtete sie und sagte zu Augustin: „Lieber Gott, wie viel Gnade Gottes haben die Kinder! Sie schlafen.“

„Diese Kinder sind unser Segen“, antwortete der Priester, „wenn ich auf die Kinder blicke, da wird mir ganz hoffnungsreich, da weiß ich's gewiss, dass wir Glück haben werden.“

Weil sie selbst keinen Schlaf finden konnten, so führten sie bisweilen kleine vorbereitende Gespräche, oder der Geistliche sagte Sprüche aus der heiligen Schrift, die das bange Herz aufrichten sollten.

Nach einer kleinen Ewigkeit — und doch wie kurz war alles, wenn's vorbei ist! — langten unsere Reisenden in Bozen an. Es war ein nebeliger Vormittag, doch die Luft wehte fast frühlingsweich, an geschützten Stellen standen Lorbeersträucher und sogar, wenn auch verkümmert, jener breitblätterige Baum, von welchem Augustin sagte, dass es die Palme wäre. In den Straßen der Stadt gab es lebhafte Bewegung, die Leute strömten in Hast nach einer Richtung hin. Auch viele französische Soldaten, und von diesen hörten unsere Ankömmlinge das Wort: „Rebell!“

„Wäre es zu spät?“ hauchte Frau Nothburga, blass bis über die Lippen.

„Der Rebell wird hingeführt“, hieß es. „Endlich hätten sie ihn erwischt, hoch oben im Passeiergebirge, und nun führten sie ihn nach Welschland auf eine Festung.

Von Andreas Hofer war die Rede, den sie eben von Meran heraus durch Bozen führten.

Als Hans, der nun schon lange wach war, vom Andreas Hofer hörte, sprang er aus dem Wagen und schrie hell nach einem Gewehre. Mit Mühe nur konnte er zur Ruhe gebracht werden, zur Noth nur konnte Augustin dem Knaben erklären, dass es hier anders sei wie oben auf der Dürrhöhe, dass der Hofer gewiss von einem ganzen Regimente von Soldaten umgeben sei und dass seine Rettung nur in Gottes Hand stehe.

Als sie in den Gasthof einfuhren und im Hofe abstiegen, hörten sie von zwei Männern, die am Thore standen: „Wenn es jetzt schon eine solche Aufregung gibt in der Stadt, wo der Hofer bloß durchgeführt wird im geschlossenen Wagen, wo man gar nichts von ihm sieht, wie wird's erst morgen sein, wenn der Mahrwirt hinausgeführt wird auf den Richtplatz!“

Halb ohnmächtig kam Frau Nothburga auf das ihnen angewiesene Zimmer, aber sie gönnte sich keine Ruhe, sie erkundigte sich nach der Wohnung des Generals und kaum dass sie einen Löffel Suppe zu sich genommen hatten, machten sie sich auf, um ihr Werk zu beginnen.

Vor der äußeren Pforte des Palastes gieng ein französischer Soldat mit aufgepflanztem Gewehre auf und ab, er gieng schwerfällig, er hinkte und machte unter seinem unholden Czako ein sehr finsteres Gesicht. Als unsere Gesellschaft Miene machte, durch das Thor hineinzutreten, kreischte er „Halt!“ und sein Gesicht ward dunkelroth vor Zorn.

„Wir möchten gebeten haben“, so redete Augustin den Wachhabenden höflich an, „wenn wir bei der Frau Generalin angemeldet werden könnten. Eine unglückliche Familie! wir lassen bitten um Gotteswillen.“

Der Soldat stieß einen französischen Fluch aus, eine unglückliche Familie, das könnte jeder sagen und um Gotteswillen gebe es nichts heutzutage als Pulver und Blei.

„So möge doch einem Priester der Eintritt nicht verwehrt werden!“ bat Frau Nothburga.

Nichts! Die Tiroler Pfaffen lägen ihm im Magen, antwortete der Wachmann.

So möchte ihn doch das arme Weib mit den Kindern dauern! meinte Augustin.

„Zu Euch bin ich gekommen — weit her — als meiner einzigen Hoffnung!“ stammelte Frau Nothburga. „In meinem Unglück! Das Herz will mir zerspringen!“

„Auch der Krieg, nicht wahr?“ sagte die Generalin gütig. „Ach, dieser leidige Krieg! Der Feind hat Euch gebrandschatzt —“

„O Frau, wenn es nur das wäre! — Meinen Mann wollen sie mir erschießen! — — Ich bin ein Bauernweib aus der Gegend von Brixen. Mein Mann hat sich an dem Aufstande betheiligt, Peter Mayr schreibt er sich. Hier zu Bozen sitzt er gefangen und ist zum Tode verurtheilt.“

Die Kinder begannen zu weinen, Frau Nothburga schaukelte den kleinen Mathias: „Sei gut, Kindel, sei gut. Es geschieht dir nichts.“

„Das sind seine Kinder?“ fragte die Generalin. „Wie viele habt ihrer?“

„Diese drei, und — das vierte unter dem Herzen.“

Die Generalin wendete sich ab, gieng in ein Nebenzimmer, und als sie nach einem Weilchen aus demselben zurückkehrte, waren ihre Augen rothgeweint. Dann mussten sich die Leute niedersetzen auf den blauseidenen Sesseln; die Generalin setzte sich der Frau Nothburga gegenüber, fasste sie an der Hand: „Was kann ich für Euch thun?“

„Alles!“ hauchte Frau Nothburga. „Alle Macht hat Euer Herr Gemahl.“

„Es ist hart. Ich habe schon gehört von dem Manne. Wenn nur das Urtheil nicht schon gefällt wäre!“

„Er kann's wieder aufheben!“ sagte die Mahrwirtin mit Leidenschaft. „Der Herr General kann's. Es wird aufkommen, dass mein Mann unschuldig ist. Wir haben uns ja müssen wehren, um Gotteswillen! Ich selber habe ihn gedrängt dazu, ich selber wäre mit vor den Feind gezogen, wenn die Kinder nicht! 's ist ja um unsere Heimat, um unseren Glauben, um unser Leben gegangen! Wir haben uns wehren müssen! Und deswegen hingerichtet! — O, hohe Frau! Ihr könnt alles! Seid unsere Fürbitterin bei Euerem strengen Herrn! Ihr seid ja auch ein Weib, ich wünsch' Euch nichts Schlimmes, aber der Krieg ist eine rollende Kugel. Denkt, wenn Euer Mann, so wie der meine jetzt —“

„Schweigt!“ unterbrach die Generalin auffahrend.

„Bitte um Verzeihung, ich bin so voller Angst, dass ich nicht weiß was ich sage!“

Der kleine Mathias hob sein Fingerchen, zeigte nach den goldenen Bilderrahmen und lallte allerlei Worte.

Nun neigte die Generalin sich hin gegen die Frau Nothburga, und im Auge große Tropfen, flüsterte sie: „Nein, ich dir verzeihen! Was denn? Wie sollt' ich dich, Schwester, nicht verstehen? Ich bin wie du — in einer süßen Hoffnung. Gott im Himmel verhüte es, dass ein Tropfen Blut vergossen werde, wo ich's verhindern könnte. Liebe Frau, was in meiner Macht steht, das geschieht. Wenn es menschenmöglich ist, ihn zu retten, so sollst du ihn wieder haben — du und diese armen, liebherzigen Kinder.“

Nun erhob der Priester sich und sagte: „Der Allmächtige wird's vergelten an Euch, an Euerem Herrn, an Eueren Kindern.“

„Du gutes Weib“, sagte die Generalin voll heißer Innigkeit, „dein Vertrauen zu mir soll nicht zu Schanden werden. Wenn der Mensch etwas wahrhaft Gutes vollbringen will, und schiene es noch so unmöglich, so hilft auch Gott mit, und es wird gelingen! In kurzer Zeit werdet Ihr alle miteinander glücklich heimkehren in Euer stilles Alpenthal. Habe Muth, Schwester, seid froh, Kinder, jetzt soll euch das Mittagsmahl munden.“

„Dann steige von deinem Esel, dass ich dich küsse."

„Das ist nicht nöthig", sagte der Antonio, „aber einen anderen Gefallen könntest mir thun. Schau einmal dort hinab, Franzos! Dort steht ein geistlicher Herr und eine Frau mit drei Kindern. Das sind brave Leut', die wollen mit dem General sprechen, oder mit seiner lieben Frau, und die sollst du ins Schloss hineinlassen."

„Meinetwegen sollen sie hineingehen", entgegnete der Soldat, „wenn sie nur die Schildwache hineinläßt."

„Aber die Schildwache, die bist ja du!" rief der Antonio.

„Ach nein", antwortete der Elsässer. „ich bin die Schildwache nicht. Die Schildwache steht da drinnen im Vorhofe. Ich bin nur zu meinem Pläsier da, weil ich eine sehr große Hochachtung habe vor unserem General."

Der Musikant auf dem Esel winkte seinen Leuten. Sie kamen eilig heran und giengen hinein. Zu gleicher Zeit rief der Elsässer durch das Thor in den Hof: Bon ami! Passiert!" Und die Gesellschaft stieg, von der Schildwache unangefochten, die Treppe hinan.

Der Antonio aber war nicht hineingeritten. Sie wollten ja nur zur Frau Generalin, da hatte er nichts dabei zu thun. Vorerst wollte er sehen, was sie allein ausrichteten. Im Falle der äußersten Noth war er da. Einstweilen erkundigte er sich nach den Fenstern des Generals, um ihm ein Ständchen zu bringen.

Die Leute aus dem Mahrwirtshause irrten eine Weile in den weiten Gängen des Gebäudes umher und die kleine Marianne fragte völlig verzagt: „Wo ist denn der Vater?" Augustin hatte seiner Schwester den Knaben aus dem Arm nehmen wollen, Nothburga antwortete darauf, sie müsse aus Beklommenheit vergehen, wenn sie das Kind nicht an die Brust drücken könne. Und versagte ihr doch fast der Athem vor der zweifachen Last — der ihres Kindes, der ihres Herzens.

Endlich kamen sie zu einem lichten Raume, wo auf dem Herde ein großes Feuer prasselte und mehrere Weibsleute emsig beschäftigt waren, mit einem Holzschlägel rohes Fleisch zu hämmern, Geflügel zu rupfen, Grünzeug zu waschen.

„Eine solche Küche, das wär' eine Freud!" konnte Frau Nothburga sich nicht enthalten, zu flüstern; die Gastwirtin meldete sich in ihr. Da kam schon ein strammes, weißschürziges und bloßarmiges Weibsbild heran, fragend, was zu Befehl stünde, ob sie Eier, Hühner, Fische oder dergleichen zu verkaufen hätten?

Der Priester fragte, ob sie nicht die Gnade haben könnten, bei der Frau Generalin vorgelassen zu werden.

„Die Geschäfte werden bei mir besorgt", sprach das Weibsbild.

„In Geschäften sind wir nicht da, liebe Frau. Etwas sehr Wichtiges —"

Jetzt war schon eine schöne stattliche Frau vorgetreten, die von einer Nebenkammer aus, wo Vorräthe lagen, die kleine Verhandlung gehört hatte. Sie war in einem schwarzen, einfach, aber vornehm geschnittenen Kleide, das, außer einer funkelnden Nadel am Halse, keinen Schmuck aufwies. Die nussbraunen Haare waren glatt gescheitelt; das Gesicht war ein wenig blass, mit den blauen Augen blickte sie freundlich auf die Ankömmlinge: „Mit mir wollt ihr sprechen?"

Sie wurden in ein, mit blauen Gardinen geschmücktes, mit bunten Teppichen belegtes Gemach geführt, wo die Dame nach ihrem Begehr fragte.

Da konnte Frau Nothburga sich nicht mehr aufrecht halten, einige Schritte wankte sie nach vorne, und sank vor der Dame laut schluchzend auf die Knie.

„Mein Gott, was ist das?" rief die Frau Generalin, sich neigend, bestrebt, die Weinende aufzurichten. „Knien nur vor Gott allein!"

liehen, welches sie in der heiligen Taufe Euphrosina nannten. Das Töchterlein wuchs zu großen Freuden der Eltern auf, und ließ in sich eine große Neigung zur Andacht spüren. Die frommen Eltern hatten eine besondere Freude an diesem Kinde; denn es war gottesfürchtig und zugleich von Leibesgestalt schön und holdselig.

Als Euphrosina zwölf Jahre alt war, ist ihre Mutter selig in dem Herrn entschlafen. Ihr Vater aber trug große Sorge für sie und ließ sie im Schreiben und Lesen, wie auch in den nothwendigen Wissenschaften dieser Welt unterweisen. Sie lernte so fleißig, dass sich ihr Vater über den hohen Verstand verwundern musste. Viele vornehme Jünglinge begehrten sie zur Ehe; ihr Vater aber gab ihnen keine andere Antwort, denn nur diese Worte: „Der Wille des Herrn geschehe.“ Sie ist zuletzt mit einem reichen und vornehmen Junker versprochen worden, welcher sich für glücklich schätzte, dass er diese Jungfrau zur Gemahlin bekommen würde.

In ihrem achtzehnten Jahre gieng sie sammt ihrem Vater in das besagte Kloster, in welches sie reiche Almosen brachte, damit die Patres bei Gott für sie bitten sollten. Als sie zu dem Abt des Klosters kamen, sprach der Vater zu ihm: „Ich habe euch, ehrwürdiger Herr! meine Tochter, die Frucht eures Gebetes, hieher gebracht, damit Ihr Gott den Herrn für sie anrufen wollet; denn ich werde sie nächster Tage verheiraten.“ Der Prälat befahl, beide in das Gastzimmer zu führen, wo er sie segnete und ihr vieles von der Keuschheit, Demuth und Furcht Gottes predigte. Die heilige Jungfrau drückte die heilsamen Ermahnungen tief in ihr Herz, und gab die drei Tage hindurch, welche sie in dem Kloster mit ihrem Vater verblieb, gar genau acht auf alles Thun und Lassen dieser gottseligen Geistlichen. Sie hatte ein solches Wohlgefallen an ihrem Beten, Singen und Gottesdienst, dass sie seufzend sagte: „Glückselig sind diese Männer, welche auf dieser Welt den Engeln gleich sind, und nach diesem Leben die ewige Freude und Seligkeit erlangen.“

Als sie wieder nach Hause kamen, trug es sich nicht lange hernach zu, dass ihr Vater in das Kloster des Abtes Theodosius an einem Festtage eingeladen wurde. Der Geistliche, welcher ihn hiezu rief, kam in das Haus zur ungelegenen Zeit; denn der Herr war nicht zu Hause, und er musste eine Weile auf ihn warten. Unterdessen sprach Euphrosina zu dem frommen Manne: „Ehrwürdiger Pater! wie viele Geistliche sind in Eurem Kloster?“ Der Pater antwortete: Dreihundertzweiundfünfzig. Sie sprach: „Wenn jemand zu euch kommen wollte, würde ihn euer Abt auch wohl aufnehmen? „Der Pater antwortete: „Ja freilich, und zwar mit großen Freuden.“ Sie sprach: „Ich bin willens, hinweg zu gehen, und auch ein solches heiliges Leben in einem Kloster zu führen; nun aber fürchte ich, meinem Vater ungehorsam zu sein; denn er will mir wegen der vergänglichen Güter dieser Welt einen Mann geben.“ Da sprach der fromme Pater: „Lass nicht zu, Schwester! dass ein Mensch deinen Leib verunreinige, sondern vermähle dich mit Christus, welcher dir für alle vergänglichen Reichthümer und Wollüste das Himmelreich geben kann. Gehe aber heimlich davon ins Kloster; und auf dass du desto sicherer davonkommest, so verändere deine Kleider und lege einen Ordenshabit an.“

Indem diese beiden vertraulich miteinander redeten, kam ihr Vater nach Hause und sprach freundlich zu ihm: „Herr Pater! warum habt Ihr Euch zu uns bemüht?“ Der Geistliche sprach: „Wir haben in unserem Kloster jährlich ein Fest, und mein Abt hat mich zu dem Herrn geschickt, dass er sich wolle belieben lassen, dahin zu kommen und allda den Segen Gottes zu empfangen.“ Der Vater setzte sich

Bald nach dieser Unterredung saßen unsere Leute aus dem Mahrwirtshause in einem wohldurchwärmten Stübchen desselben Hauses und labten sich an Speise und Trank, das die Generalin ihnen auftragen ließ.

Die Kinder langten lebhaft zu und der Hans war auch mit Messer und Gabel tapfer. Augustin hatte jetzt den kleinen Mathias auf seinem Schoß in Pflege und Atzung genommen.

Frau Nothburga jedoch genoss fast nichts, sie faltete nur die Hände und sagte ein- ums anderemal: „Dass es doch noch so gute Menschen gibt auf dieser Erden!"

Unten vor dem Fenster schrillte eine Klampfen, erscholl ein frischer Gesang vom Helden Bonaparte.

„Der Antonio hat just kein großes Glück", bemerkte lachend Bruder Augustin, „erstens ist er am unrechten Fenster, zweitens hat er nichts zu essen."

(Schluss folgt.)

Der weibliche Klosterbruder.

Geschichte von P. von Lützenburg, verbessert von P. Martin von Cochem.

Bevor diese Erzählung beginnt, erlaubt die Redaction sich zwei Bemerkungen. Fürs erste versichert sie ausdrücklich, dass vorstehende Geschichte nicht einen ihrer Mitarbeiter zum Verfasser hat, sondern vielmehr die ehrwürdigen Patres Dionisius von Lützenburg und Martin von Cochem. Fürs zweite, dass kein Bedenken obwaltet darüber, ob diese lehrreiche Erzählung vor das Volk gehört oder nicht. Wir haben uns zwar einmal darüber gewundert dass des ehrwürdigen Kapuziners Pater Cochems Schriften, z. B. sein „Leben Christi" und die von ihm bearbeitete „Heiligen-Legende", im Landvolke als Familienbuch gebilligt werden, wurden aber von der Geistlichkeit dahin belehrt, dass gegen die Werke des frommen Paters vom katholischen Standpunkte nichts einzuwenden sei, wie selbige ja thatsächlich von kirchlicher Behörde approbiert und sanctioniert worden sind. Folglich kann kein Bedenken obwalten, die vorstehende Novelle hier abzudrucken. Dieselbe ist entnommen der von Pater Lützenburg verfassten und von Cochem bearbeiteten „Legende der Heiligen"; sie eröffnet dieses kirchliche Werk unter dem Titel: Der erste Tag im Jänner: Das Leben der heiligen Jungfrau Euphrosina. Wir haben die Überschrift: „Ein weiblicher Klosterbruder" für sehr bezeichnend gehalten.

Zu Alexandria in Ägypten wohnte ein frommer Mann, mit Namen Paphnutius, welcher in seiner Ehe keine Kinder zeugen konnte, und sich deswegen sammt seiner Ehefrau sehr bekümmerte. Beide versprachen Gott, dass, wenn er ihnen ein Kind bescheren würde, sie es zu seinem göttlichen Dienste erziehen wollten.

Unterdessen offenbarte er sein Anliegen einem frommen Abte und befahl sich ganz demüthig in sein eifriges Gebet. Der Prälat nahm ihn mit sich in die Kirche, und sie beteten daselbst mit großer Andacht. Gott der Herr erhörte ihre Seufzer, denn er hat etliche Tage darnach die Hausfrau des Paphnutius gesegnet und ihr zu gebürender Zeit ein Töchterlein ver-

Als er sie aber nicht fand, fragte er die Knechte und Mägde, wo seine Tochter hingegangen sei. Die Dienstboten sagten: „Wir haben sie noch gestern abends gesehen, des Morgens aber ist sie nicht erschienen. Wir meinten, der Vater ihres Bräutigams habe sie abholen lassen, und deswegen sind wir um sie nicht weiter bekümmert gewesen.“ Der Vater schickte alsobald in das Haus ihres Bräutigams; es hatte sie aber niemand gesehen. Als der Bräutigam und dessen Vater dieses vernommen, betrübten sie sich überaus, kamen zum Paphnutius und fanden ihn in einem solchen Leidwesen, dass es kaum ausgesprochen werden kann. Da die Diener ihre Herren in solcher Bekümmernis sahen, setzten sie sich zu Pferde und ritten die ganze Stadt Alexandria auf und ab. Sie fragten jedermann, ob nicht eine solche Jungfrau von ihnen wäre gesehen worden; es konnte aber niemand eine Nachricht geben. Sie verfügten sich an das Meer, durchsuchten alle Schiffe, und sie fanden die Jungfrau nicht. Sie durchgiengen die Häuser aller Befreundeten und Bekannten, vermeinten sie daselbst anzutreffen, es war aber alles umsonst. Sie verfügten sich in die Klöster der Jungfrauen, fragten mit allem Ernste nach, und sie war niemals dagewesen. Zuletzt durchwanderten sie die Wüsten, stiegen in die verborgenen Höhlen und Grüfte, riefen ihr mit kläglicher Stimme zu, und es wollte sich niemand regen noch bewegen, viel weniger eine Antwort geben.

Als Euphrosina nirgends zu finden noch zu erfragen war, da entstand ein so erbärmliches Heulen und Klagen, nicht allein bei den Freunden und Verwandten, sondern auch bei allen, die sie nur gekannt und von ihren Tugenden gehört hatten. Ihr Bräutigam war überaus betrübt, und ihr lieber Vater verhielt sich so kläglich, dass ihn niemand ohne Mitleiden anschauen konnte.

Weil denn der gute Mann keinen Trost auf dieser Welt fand, verfügte er sich in das Kloster des heiligen Theodosius. Als er in Trauerkleidern kam, fiel er dem Abte zu Füßen und begehrte von ihm ein allgemeines Gebet, damit er von Gott erfahren möchte, wo seine liebe Tochter hingekommen sei. Als der Abt diesen frommen Mann in so großem Jammer sah, hatte er großes Mitleiden mit ihm und versprach, Gott treulich für ihn zu bitten. Er berief alle seine Brüder zu sich und ermahnte sie inständig, den Herrn zu bitten, damit er sich würdige zu offenbaren, wo die Tochter des frommen Paphnutius sei.

Da nun die acht Tage verflossen, und keinem einzigen Pater von Gott etwas geoffenbart worden war, tröstete der Abt den frommen und betrübten Vater und sprach: „Mein Sohn! werde nicht zaghaft: denn welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Und glaube für gewiss, dass ohne den Willen Gottes nicht ein Spatz auf die Erde fällt, viel weniger deine Tochter; ohne sein Verhängnis kann nichts geschehen; denn ich weiß, dass deine Tochter den besten Theil erwählt hat, deswegen hat uns Gott nichts von ihr geoffenbart.“ Als Paphnutius diese tröstlichen Worte hörte, gab er sich zur Ruhe, befahl Gott dem Herrn alles, und dankte ihm für alle Widerwärtigkeiten vom Herzen.

Nach etlichen Tagen kam er wieder in das Kloster, und empfahl sich auf ein neues in das Gebet der Brüder. Er gieng auch zu dem Prälaten, warf sich ihm zu Füßen und sagte: „Bittet für mich, Pater! denn ich kann meine Tochter nicht verschmerzen, sondern das Herzenleid wird in mir von Tag zu Tag erneuert.“ Als der Abt ihn gar so betrübt sah, sagte er zu ihm: „Wollet Ihr mit einem sehr frommen Bruder reden, welcher zu uns aus dem Palaste des Kaiser gekommen ist?“ Paphnutius antwortete: „Dies wäre mir vom Herzen lieb.“ Der Abt be-

alsbald mit ihm in ein Schifflein und fuhr dem Kloster zu.

Die heilige Euphrosina schickte hierauf einen Diener in das Kloster des heiligen Theodosius mit dem Befehl, denjenigen Geistlichen zu ihr zu berufen, welchen er in der Kirche antreffen würde. Diesen Befehl der Jungfrau verrichtete der Knecht treulich, und kehrte mit einem frommen Manne wieder nach Hause. Demselben offenbarte Euphrosina ihr heiliges Vorhaben und ließ ihre Haare abschneiden. Nicht lange darnach legte sie Mannskleider an, eilte in denselben zu dem Kloster des heiligen Theodosius und begehrte in den Orden aufgenommen zu werden.

Der Abt Theodosius sprach zu ihr: „Sage mir, wie heißt du?" Sie sprach: „Ich heiße Smaragdus." Der Prälat sagte: „Du bist noch gar jung und zart und kannst in der Einöde nicht allein wohnen; du musst einen Lehrmeister haben, welcher dich die Regel lehre und in dem geistlichen Leben unterweise." Smaragdus sprach: „Was Ihr mir anbefehlet, will ich fleißig verrichten." Nach diesem nahm sie fünfzig Goldstücke heraus und gab sie dem Prälaten, sprechend: „Euer Hochwürden lassen sich belieben, dieses Geld von mir anzunehmen, und woferne ich allhier werde verharren können, soll mein ganzer Erbtheil dem Kloster zukommen."

Der Abt nahm das Geld mit Dank an, rief einen von seinen Mitbrüdern zu sich und befahl ihm, diesen vermeinten Jüngling in der Regel und in aller Gottesfurcht zu unterweisen. Dieser Bruder war ein sehr heiliger Mann und hieß Agapitus. Daher sagte der Abt zu ihm: „Bruder Agapitus! von nun an soll dieser Bruder Smaragdus euer Sohn und Jünger sein; unterweiset ihn also in dem geistlichen Leben, dass er seinen Meister an Heiligkeit übertreffe." Hierauf verfügte sich Agapitus sammt seinem Jünger Smaragdus in das Gebet, nach welchem er ihm den heiligen Ordenshabit anlegte, und eine Zelle einräumte.

Die heilige Jungfrau fieng an Gott dem Herrn ganz inbrünstig zu dienen und kasteite ihren Leib sehr strenge. Sie stand des Nachts eilfertig zu der Mette auf, sang die Psalmen mit möglichster Andacht, und gab allen Mitbrüdern ein herrliches Beispiel der Gottseligkeit. Sie war von einer unglaublichen Schönheit, daher trieb der Satan sein Gewerb und verursachte bei den Brüdern böse Versuchungen. Der Abt sammt allen übrigen Mönchen hielt sie für einen verschnittenen Jüngling, und keinem kam in den Sinn, dass sie eine Jungfrau sein sollte. Der Satan versuchte die Brüder des Klosters so heftig, dass sich täglich etliche von ihnen bei dem Abte beklagten, warum er einen so zarten Jüngling und ein so schönes Angesicht, sie damit zu versuchen, in das Kloster eingelassen habe. Weil denn der Prälat täglich solche Klagen hören musste, berief er die heilige Jungfrau zu sich und sagte: „Dein Angesicht ist gar holdselig, Bruder Smaragdus, und du verursachest bei vielen schwachen Brüdern böse Gedanken. Deshalb will ich, dass du in einer Zelle abgesondert wohnest, allda Gott dem Herrn psallirest, und von dannen nimmer herausgehest." Er befahl auch ihrem Lehrmeister Agapitus, dass er ihr eine abgesonderte Zelle zubereite, auf dass sie allda ganz allein in der Einöde wohne und Gott diene. Agapitus verrichtete alles treulich, wie ihm der Abt anbefohlen hatte, und führte den Bruder Smaragdus in die abgesonderte Zelle. Da nun die heilige Jungfrau sich in dieser Einöde befand, dankte sie Gott vom Herzen, und fieng viel strenger zu leben an, als sie zuvor gethan hatte.

Paphnutius, der heiligen Euphrosina Vater, gieng, als er nach Hause kam, eilends zu dem Zimmer seiner Tochter, um zu sehen, ob sie noch gesund wäre.

mein leiblicher Vater. Siehe, Ihr habt sie nun gesehen, und es ist Eueren Begierden ein Genüge geschehen. Sehet zu, dass dieses nicht offenbar werde, und laßt nicht zu, dass nach meinem Tod jemand anderer meinen Leib entblöße oder wasche, sondern Ihr sollt es selbst thun. Und weil ich dem Abte versprochen habe, dass ich meine vielen Güter, die ich habe, hieher bringen wolle, so bitte ich, Ihr wollet jenes erfüllen, was ich versprochen habe." Als sie dies ausgeredet, gab sie ihren Geist in die Hände ihres Erschaffers auf, an dem heiligen Neujahrstage, im Jahre des Herrn vierhundert und dreißig.

Als ihr Vater Paphnutius solche unverhoffte Reden gehört hatte, und sah, wie sie im Herrn entschlafen war, hat sich sein Herz umgekehrt, und all sein Eingeweide in seinem Leibe bewegt. Er fiel vor Bestürzung auf die Erde nieder und sah mehr einem todten als lebendigen Menschen gleich. Da dieses Agapitus sah, lief er eilends voller Schrecken hinzu, wusste nicht, was allda zu thun wäre. Als er wahrnahm, dass sein Jünger Smaragdus gestorben, und dass Paphnutius halb todt auf der Erde lag, wusste er nicht, was er vor Schrecken thun sollte. Er nahm alsbald frisches Wasser, und goss es dem Paphnutius in das Angesicht.

Er fiel über den verstorbenen Bruder Smaragdus und weinte so bitterlich, dass die harten Felsen mit ihm sollten Mitleid gehabt haben. Er schrie mit heller Stimme: „O wehe mir! o wehe mir! O meine herzallerliebste Tochter! warum hast du dich nicht eher zu erkennen gegeben? O meine Tochter Euphrosina! Euphrosina, meine Tochter! O wehe mir armem Vater! nun ist alle meine Freude und Trost hin. Nun ist alle meine Hoffnung und Verlangen hin! Warum hast du so oft mit mir geredet und niemals mir das geringste Zeichen von dir geben wollen? O wie gerne wollte ich mit dir gelebt haben und jetzt gestorben sein! Wehe mir, dass ich dich nicht eher erkannt habe! O wie glücklich hast du die Nachstellungen deiner Feinde überwunden und bist in die ewigen Freuden eingegangen!"

Indem der fromme Vater seine heilige Tochter auf diese Weise beweinte, lief Agapitus eilends zum Abte und sprach: „Hochehrwürdiger Herr Prälat! Mein Jünger Smaragdus ist gestorben." Als der Abt diese Nachricht hörte, eilte er geschwind mit ihm zum Leichnam, fand den frommen Vater der Euphrosina über dem Bette liegen, indem er ein erbärmliches Leidwesen führte. Denn er schrie nichts anders, als: „Euphrosina, meine Tochter! O meine liebe Tochter Euphrosina!" Der Abt fragte ihn, warum er sich so kläglich stelle. Paphnutius aber sagte: „Ach! warum soll ich nicht blutige Zähren weinen? denn Euer Bruder Smaragdus ist meine liebe Tochter Euphrosina gewesen." Der Abt fiel bei Anschauung eines so großen Wunders auch über den heiligen Leib, und schrie mit heller Stimme: „Euphrosina, du Braut Christi und du Tochter der Heiligen!"

Nach diesem ließ der Abt alle Geistlichen des Klosters zusammenberufen, auf dass dieser heilige Leib mit gebürenden Ehren zur Erde bestattet würde. Da sie nun versammelt waren, erzählte ihnen der Abt das unerhörte große Wunderwerk, welches Gott der Herr in ihrem Kloster gewirkt hatte. Unter den Brüdern war ein frommer Mann, welcher nur ein Auge hatte. Deswegen näherte er sich dem heiligen Leichnam, küsste das gebenedeite Angesicht mit überhäuften Zähren und sobald er sie berührt hatte, ist ihm sein Auge wieder in das Haupt wunderthätigerweise eingesetzt worden. Paphnutius gab alles, was er hatte, der Kirche, dem Spital und dem Kloster, nahm auch den heiligen Orden an und wohnte sein Lebtag in jener Zelle, in welcher die heilige Euphrosina gewohnt hatte.

rief den Lehrmeister der heiligen Jungfrau und sagte zu ihm: „Agapitus! gehe alsobald mit unserem Vater Paphnutius zur Zelle des Bruders Smaragdus und führe ihn hinein, damit er von ihm getröstet werde." Agapitus vollbrachte den auferlegten Gehorsam und führte den Paphnutius in die Zelle des Bruders Smaragdus. Da die heilige Jungfrau ihren Vater sah, fieng sie bitterlich zu weinen an; ihr Vater meinte, dieses geschehe aus Andacht und Zerknirschung, und erkannte seine liebe Tochter ganz und gar nicht. Denn sie war wegen des immerwährenden Fastens und der Bußwerke ganz eingefallen, und die schöne Gestalt des Angesichts war wegen der Zähren ganz entstellt. Sie bedeckte mit dem Habit ihr Angesicht, so gut sie konnte, auf dass er sie durchaus nicht erkennen sollte. Ehe ihr Vater ein Wort zu ihr redete, knieten sie beide nieder und verrichteten ein eifriges Gebet, und sie fieng an mit ihm von den Freuden des ewigen Lebens zu reden.

Da nun die Jungfrau mit ihrem Vater lange geredet hatte, sprach sie zuletzt: „Gott behüte Euch, Herr!" Als aber ihr Vater von ihr scheiden wollte, hatte sie sehr großes Mitleiden mit ihm; ja ihr Angesicht erbleichte aus lauter kindlicher Liebe, und die Zähren flossen ihr abermal sehr zahlreich über die Wangen. Weil ihr Leib wegen des sehr strengen Fastens, Wachens und Betens ganz ausgemergelt war, so spie sie Blut aus, und ihr Vater hatte großes Mitleiden mit ihr. Da er nun sehr wohl im Herrn getröstet war, gieng er von ihr hinweg und kam wieder zum Abte, sprechend: „O wie sehr ist meine Seele durch die Tröstung dieses Bruders in der Gnade Gottes bekräftiget worden und mein Geist hat sich so an ihm erbauet, als wenn ich meine Tochter wieder gefunden hätte." Er befahl sich wieder auf das Neue in das Gebet des Abtes und seiner Brüder, und kehrte wieder wohl getröstet nach Hause.

Als die Jungfrau achtunddreißig Jahre in ihrer Zelle heilig zugebracht hatte, fiel sie in eine schwere Krankheit. Eines Tages kam ihr Vater nach seiner Gewohnheit das Kloster zu besuchen, und nach verrichtetem Gebete und abgestattetem Gruße sagte er zum Abte: „Vater! wenn es Euch beliebig ist, so will ich den Bruder Smaragdus heimsuchen; denn meine Seele hat ein großes Verlangen nach ihm." Der Abt berief alsbald den Agapitus, und befahl ihm, den Paphnutius zu dem Bruder Smaragdus zu führen. Als nun Paphnutius in die Zelle gekommen war, und seine unbekannte Tochter allda krank liegen sah, fiel er über sie her, küsste sie mit Zähren, und sprach: „Ach, wehe mir! wo sind deine Versprechungen? wo sind deine süßen Worte? da du mir versprochen hast, dass ich vor meinem Tode die Euphrosina mit Augen sehen werde.

Da die Jungfrau sah, dass ihr Vater so bitterlich weinte, sprach sie zu ihm: „Was bekümmerst du dich so sehr und warum bringst du dich selbst durch Betrübnis um das Leben? Ist denn die Hand Gottes nicht mächtig genug? Bleibe drei Tage bei mir und rede in denselben nichts mit mir." Das that ihr Vater vom Herzen gerne, und gedachte während der drei Tage vielmals bei sich, vielleicht hat Gott dem heiligen Bruder von mir etwas geoffenbart. Und als der dritte Tag angekommen, sagte er zu ihr: „Mein lieber Bruder! ich habe alle drei Tage gewartet, wie du von mir begehrt hast. Es sind jetzt achtunddreißig Jahre, dass ich meine liebe Tochter verloren habe, und es ist niemand gewesen, der mir das Geringste von ihr geoffenbaret hatte."

Weil denn die heilige Euphrosina erkannte, dass ihr Sterbestündlein vorhanden sei, berief sie ihren Vater zu sich und sagte: „Von nun an will ich, dass ihr Euch nicht mehr wegen eurer Tochter Euphrosina bekümmert; denn ich bin die Armselige, und Ihr

ich davon, wie ich zu jener Zeit in Wintertagen oft davongegangen war. Der durch wenige Fußgeher ausgetretene Pfad war holperig im tiefen Schnee und es ist nicht immer leicht, nach den Fußstapfen unserer Vorderen zu wandeln, wenn diese zu lange Beine gehabt haben. Noch nicht dreihundert Schritte war ich gegangen, lag ich im Schnee und die Laterne, hingeschleudert, war ausgelöscht. Ich suchte mich langsam zusammen und dann schaute ich die wunderschöne Nacht an. Anfangs war sie ganz grausam finster, allmählich hub der Schnee an, weiß zu werden und die Bäume schwarz und in der Höhe war helles Sternengefunkel. In den Schnee fallen kann man auch ohne Laterne, so stellte ich sie seithin unter einen Strauch und ohne Licht gieng's nun besser, als vorhin.

In die Thalschlucht kam ich hinab, das Wasser des Fresenbaches war eingedeckt mit glattem Eise, auf welchem, als ich über den Steg gieng, die Sterne des Himmels gleichsam schlittschuhliefen. Später war ein Berg zu übersteigen; auf dem Passe, genannt der „Höllkogel", stieß ich zur wegsamen Bezirksstraße, die durch Wald und Wald hinabführt in das Mürzthal. In diesem lag ein weites Meer von Nebel, in welches ich sachte hineinkam und die feuchte Luft fieng an, einen Geruch zu haben, sie roch nach Steinkohlen; und die Luft fieng an, fernen Lärm an mein Ohr zu tragen, denn im Thale hämmerten die Eisenwerke, rollte manchmal ein Eisenbahnzug über dröhnende Brücken.

Nach langer Wanderung ins Thal gekommen zur Landstraße, klingelte Schlittengeschelle, der Nebel ward grau und lichter, so dass ich die Fuhrwerke und Wandersleute, die für die Feiertage nach ihren Heimstätten reisten, schon auf kleine Strecken weit sehen konnte. Nachdem ich eine Stunde lang im Thale fortgegangen war, tauchte links an der Straße im Nebel ein dunkler Fleck auf, rechts auch einer, links mehrere, rechts eine ganze Reihe — das Dorf Langenwang.

Alles, was Zeit hatte, gieng der Kirche zu, denn der Heilige Abend ist voller Vorahnung und Gottesweihe. Bevor noch die Messe anfieng, schritt der hagere gebückte Schulmeister durch die Kirche, musterte die Andächtigen, als ob er jemanden suche. Endlich trat er an mich und fragte leise, ob ich ihm nicht die Orgel melken wolle, es sei der Mesnerbub krank. Voll Stolz und Freude, also zum Dienste des Herrn gewürdigt zu sein, gieng ich mit ihm auf den Chor, um bei der heiligen Messe den Blasebalg der Orgel zu ziehen. Während ich die zwei langen Lederriemen abwechselnd aus dem Kasten zog, in welchen jeder derselben allemal wieder langsam hineinkroch, orgelte der Schulmeister und seine Tochter sang also:

„Thauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab!
Also rief in bangen Nächten
Einst die Welt, ein weites Grab.
In von Gott verhaßten Gründen
Herrschten Satan, Tod und Sünden;
Fest verschlossen war das Thor
Zu dem Himmelreich empor."

Ferner erinnere ich mich, an jenem Morgen nach dem Gottesdienste in der dämmerigen Kirche vor ein Heiligenbild hingekniet zu sein und gebetet zu haben um Glück und Segen zur Erfüllung meiner bevorstehenden Aufgabe. Das Bild stellte die vierzehn Nothhelfer dar — einer wird doch dabei sein, der zur Eintreibung von Schulden behilflich ist. Es schien mir aber, als schiebe während meines Gebetes auf dem Bilde einer sich sachte hinter den anderen.

Trotzdem gieng ich guten Muthes hinaus in den nebeligen Tag, wo alles emsig war in der Vorbereitung zum Feste und gieng dem Hause des Holzhändlers Spreitzegger zu. Als ich daran war, zur vorderen Thür hineinzugehen, wollte der alte Spreitz-

Sachen für den Christtag.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **P. K. Rosegger.**

Zu Weihnachten habe ich mich daran erinnert, zu Lichtmess habe ich es aufgeschrieben, zu Ostern ist es gedruckt worden und zu Pfingsten mag man's lesen. Da uns dies Jahr zur Weihnacht der Schnee versagt gewesen ist, so kann es ja sein, dass zu Pfingsten anstatt feuriger Zungen weiße Flocken vom Himmel fallen, dazu wird sich die Weihnachtsplauderei recht gut schicken.

In meinem zwölften Lebensjahre wird es gewesen sein, als am Frühmorgen des heiligen Abends mein Vater mich an der Schulter rüttelte: ich solle aufwachen und zur Besinnung kommen, er habe mir was zu sagen. Die Augen waren bald offen, aber die Besinnung! Als ich unter Mithilfe der Mutter angezogen war und bei der Frühsuppe saß, verlor sich die Schlaftrunkenheit allmählich und nun sprach mein Vater: „Peter, jetzt höre, was ich dir sage. Da nimm einen leeren Sack, denn du wirst was heimtragen. Da nimm meinen Stecken, denn es ist viel Schnee, und da nimm eine Laterne, denn der Pfad ist schlecht und die Stege sind vereist. Du musst hinabgehen nach Langenwang. Den Holzhändler Spreitzegger zu Langenwang, den kennst du, der ist mir noch immer das Geld schuldig, zwei Gulden und sechsunddreißig Kreuzer für den Lärchbaum. Ich lass ihn bitten drum; schön höflich anklopfen und den Hut abnehmen, wenn du in sein Zimmer gehst. Mit dem Geld gehest nachher zum Kaufmann Doppelreiter und kaufest zwei Massel Semmelmehl und zwei Pfund Rindschmalz, und um zwei Groschen Salz, und das tragst heim."

Jetzt war aber auch meine Mutter zugegen, ebenfalls schon angekleidet, während meine sechs jüngeren Geschwister noch ringsum an der Wand in ihren Bettchen schliefen. Die Mutter die redete drein wie folgt: „Mit Mehl und Schmalz und Salz allein kann ich kein Christtagsessen richten. Ich brauch dazu noch Germ (Bierhefe) um einen Groschen, Weinbeerl um fünf Kreuzer, Zucker um fünf Groschen, Safran um zwei Groschen und Neugewürz um zwei Kreuzer. Etliche Semmeln werden auch müssen sein."

„So kaufest es", setzte der Vater ruhig bei. „Und wenn dir das Geld zu wenig wird, so bittest den Herrn Doppelreiter, er möcht's dieweil borgen und zu Ostern, wenn die Kohlenraitung ist, wollt' ich schon fleißig zahlen. Eine Semmel kannst unterwegs selber essen, weil du vor Abend nicht heimkommst. Und jetzt kannst gehen, es wird schon fünf Uhr und dass du noch die Achte-Messe erlangst zu Langenwang."

Das war alles gut und recht. Den Sack band mein Vater mir um die Mitte, den Stecken nahm ich in die rechte Hand, die Laterne mit der frischen Unschlittkerze in die linke, und so gieng

sofort als meine Gönnerin zu betrachten war, meine vollständige Zahlungsunfähigkeit an. Sie gab mir zwei baare Groschen für Semmeln und als sie nun noch beobachtete, wie meine braunen Augen mit den reiffeuchten Wimpern fast unablösbar an den gedörrten Zwetschken hiengen, die sie einer alten Frau in den Korb that, reichte sie mir auch noch eine handvoll dieser köstlichen Sache zu: „Unterwegs zum naschen.“

Nicht lange hernach, und ich trabte mit meinen Gütern reich und schwer bepackt durch die breite Dorfgasse dahin. Überall in den Häusern wurde gemetzgert, gebacken, gebraten, geschmorrt, gekellert; ich beneidete die Leute nicht; ich bedauerte sie vielmehr, dass sie nicht ich waren, der mit so großem Segen beladen gen Alpel zog. Das wird morgen ein Christtag werden! Denn die Mutter kann's, wenn sie die Sachen hat. Ein Schwein ist ja auch geschlachtet worden daheim, das gibt Fleischbrühe mit Semmelbrocken, Speckfleck', Würste, Nieren-Lümperln, Knödelfleisch mit Kren, dann erst die Krapfen, die Zuckernudeln, das Schmalzkoch mit Weinberln und Safran! — Die Herrenleut' da in Langenwang haben so was alle Tag, das ist nichts, aber wir haben es im Jahr einmal und kommen mit unverdorbenem Magen dazu, d a s ist was! — Und doch dachte ich auf diesem belasteten Freudenmarsch weniger ans Essen, als an das liebe Christkind und sein hochheiliges Fest. Am Abende, wenn ich nach Hause komme, werde ich aus der Bibel davon vorlesen, die Mutter und die Magd Mirzel werden Weihnachtslieder singen; dann wenn es zehn Uhr wird, werden wir uns aufmachen nach Sct. Kathrein, und in der Kirche die feierliche Christmette begehen bei Glocken, Musik und unzähligen Lichtern. Und am Seitenaltar ist das Krippel aufgerichtet mit Ochs und Esel und den Hirten, und auf dem Berg die Stadt Bethlehem und darüber die Engel, singend: Ehre sei Gott in der Höhe! — Diese Gedanken trugen mich anfangs wie Flügel. Doch als ich eine Weile die schlittenglatte Landstraße dahingegangen war, unter den Füßen knirschenden Schnee, da musste ich mein Doppelbündel schon einmal wechseln von einer Achsel auf die andere.

In der Nähe des Wirtshauses „zum Sprengzaun“ kam mir etwas Vierspänniges entgegen. Ein leichtes Schlittlein mit vier feurigen, hochaufgefederten Rappen bespannt, auf dem Bock ein Kutscher mit glänzenden Knöpfen und einem Buttenhut. Der Kaiser? Nein, der Herr Wachtler vom Schlosse Hohenwang saß im Schlitten, über und über in Pelze gehüllt und eine Cigarre schmauchend. Ich blieb stehen, schaute dem blitzschnell vorüberrutschenden Zeug eine Weile nach und dachte: Etwas krumm ist es doch eingerichtet auf dieser Welt. Da sitzt ein starker Mann drin und lässt sich hinziehen mit so viel überschüssiger Kraft, und ich vermag mein Bündel kaum zu schleppen.

Mittlerweile war es Mittagszeit geworden. Durch den Nebel war die milchweiße Scheibe der Sonne zu sehen; sie war nicht hoch an dem Himmel hinaufgestiegen, denn um vier Uhr wollte sie ja wieder daheim sein, zur langen Christnacht. Ich fühlte in den Beinen manchmal so ein heißes Prickeln, das bis in die Brust heraufstieg, es zitterten mir die Glieder. Nicht weit von der Stelle, wo der Weg nach Alpel abzweigt, stand ein Kreuz mit dem lebensgroßen Bilde des Heilands. Es stand wie es heute noch steht, an seinem Fuß Johannes und Magdalena, das ganze mit einem Bretterverschlag verwahrt, so dass es wie eine Kapelle war. Vor dem Kreuze auf die Bank, die für kniende Beter bestimmt war, setzte ich mich nieder, um Mittag zu halten. Eine Semmel, die gehörte mir, meine Neigung zu ihr war so groß, dass ich sie am liebsten in wenigen Bissen

egger, so viel ich mir später reimte, durch die hintere Thür entwischen. Es wäre ihm gelungen, wenn mir nicht im Augenblicke geschwant hätte: Peter, geh' nicht zur vorderen Thür ins Haus wie ein Herr, sei demüthig, geh' zur hinteren Thür hinein, wie es dem Waldbauernbuben geziemt. Und knapp an der hinteren Thüre trafen wir uns.

„Ah, Bübel, du willst dich wärmen gehen", sagte er mit geschmeidiger Stimme, und deutete ins Haus, „na geh' dich nur wärmen. Ist kalt heut!" Und wollte davon.

„Mir ist nicht kalt", antwortete ich, „aber mein Vater läſst den Spreitzegger schön grüßen und bitten ums Geld."

„Ums Geld? Wieso?" fragte er, „ja richtig, du bist der Waldbauernbub'. Bist früh aufgestanden, heut, wenn du schon den weiten Weg kommst. Rast' nur ab. Und ich laſs deinen Vater auch schön grüßen und glückliche Feiertage wünschen; ich komm' ohnehin ehzeit einmal zu Euch hinauf, nachher wollen wir schon gleich werden."

Fast verschlug's mir die Rede, stand doch unser ganzes Weihnachtsmahl in Gefahr vor solchem Bescheid.

„Bitt' wohl von Herzen schön ums Geld, muſs Mehl kaufen und Schmalz und Salz und ich darf nicht heimkommen mit leerem Sack."

Er schaute mich starr an. „Du kannst es!" brummte er, zerrte mit zäher Geberde seine große, rothe Brieftasche hervor, zupfte in den Papieren, die wahrscheinlich nicht pure Banknoten waren, zog einen Gulden heraus und sagte: „Na, so nimm derweil das, in vierzehn Tagen wird dein Vater den Rest schon kriegen. Heut' hab' ich nicht mehr."

Den Gulden schob er mir in die Hand, gieng davon und ließ mich stehen.

Ich blieb aber nicht stehen, sondern gieng zum Kaufmann Doppelreiter. Dort begehrte ich ruhig und gemessen, als ob nichts wäre, zwei Maſsel Semmelmehl, zwei Pfund Rindschmalz, um zwei Groschen Salz, um einen Groschen Germ, um fünf Kreuzer Weinberl, um fünf Groschen Zucker um zwei Groschen Safran und um zwei Kreuzer Neugewürz. Der Herr Doppelreiter bediente mich selbst und machte mir alles hübsch zurecht in Päkchen und Dütchen, die er dann mit Spagat zusammen in ein einziges Paket band und an den Mehlsack so hieng, daſs ich das Ding über der Achsel tragen konnte, vorne ein Bündel und hinten ein Bündel.

Als das geschehen war, fragte ich mit einer nicht minder tückischen Ruhe als vorhin, was das alles zusammen ausmache?

„Das macht drei Gulden fünfzehn Kreuzer", antwortete er mit Kreide und Mund.

„Ja, ist schon recht", hierauf ich, „da ist derweil ein Gulden, und das andere wird mein Vater, der Waldbauer in Alpel, zu Ostern zahlen."

Schaute mich der bedauernswerte Mann an und fragte höchst ungleich: „Zu Ostern? In welchem Jahr?"

„Na heuer zu Ostern, wenn die Kohlenraitung ist."

Nun mischte sich die Frau Doppelreiterin, die andere Kunden bediente, drein und sagte: „Laſs ihm's nur, Mann, der Waldbauer hat schon öfter auf Borg genommen und nachher allemal ordentlich bezahlt. Laſs ihm's nur."

„Ich laſs ihm's ja, werd' ihm's nicht wieder wegnehmen", antwortete der Doppelreiter. Das war doch ein bequemer Kaufmann! Jetzt fielen mir auch die Semmeln ein, welche meine Mutter noch bestellt hatte.

„Kann man da nicht auch fünf Semmeln haben?" fragte ich.

„Semmeln kriegt man beim Bäcker", sagte der Kaufmann.

Das wuſste ich nun gleichwohl, nur hatte ich mein Lebtag nichts davon gehört, daſs man ein paar Semmeln auf Borg nimmt, daher vertraute ich der Kaufmännin, die

„Ja ja, die Weihnachten!“ sagte der Kilian pfauchend, „da geht's halt drunter und drüber. Da reden sich die Leut' in eine Aufregung und Frömmigkeit hinein, die gar nicht wahr ist. Im Grund ist der Christtag wie jeder andere Tag, nicht einen Knopf anders. Der Reiche, ja, der hat jeden Tag Christtag, unsereiner hat jeden Tag Charfreitag.“

„Der Charfreitag ist auch schön“, war meine Meinung.

„Ja, wer genug Fische und Butter und Eier und Kuchen und Krapfen hat zum Fasten!“ lachte der Kilian.

Mir kam sein Reden etwas heidenthümlich vor. Doch was er noch weiters sagte, das verstand ich nicht mehr, denn er hatte angefangen, sehr heftig zu gehen und ich konnte nicht recht nachkommen. Ich rutschte auf dem glitschigen Schnee mit jedem Schritt ein Stückchen zurück, der Kilian hatte Fußeisen angeschnallt, hatte lange Beine, war nicht abgemattet — da gieng's freilich voran.

„Herr Kilian!“ rief ich.

Er hörte es nicht. Der Abstand zwischen uns wurde immer größer, bei Wegbiegungen entschwand er mir manchmal ganz aus den Augen, um nachher wieder in größerer Entfernung, halb schon von Nebeldämmerung verhüllt, aufzutauchen. Jetzt wurde mir bang um mein Bündel. Kamen wir ja doch schon dem Höllkogel nahe. Das ist jene Stelle, wo der Weg nach Alpel und der Weg nach Fischbach sich gabeln. Ich hub an zu laufen; im Angesichte der Gefahr war alle Müdigkeit dahin, ich lief wie ein Hündlein und kam ihm näher. Was wollte ich aber anfangen, wenn ich ihn eingeholt hätte, wenn ihm der Wille fehlte, die Sachen herzugeben, und mir die Kraft, sie zu nehmen? Das kann ein schönes Ende werden mit diesem Tage, denn die Sachen lasse ich nicht im Stich, und sollte ich ihm nachlaufen müssen bis hinter den Fischbacher Wald zu seiner Hütte!

Als wir denn beide so merkwürdig schnell vorwärts kamen, holten wir ein Schlittengespann ein, das vor uns mit zwei grauen Ochsen und einem schwarzen Kohlenführer langsam des Weges schliff. Der Grabler Hansel. Mein grüner Kilian wollte schon an dem Gespann vorüberhuschen, da schrie ich von hinten her aus Leibeskräften: „Hansel! Hansel! Sei so gut, leg' mir meine Christtagsachen auf den Schlitten, der Kilian hat sie im Korb und er soll sie dir geben!“

Mein Geschrei muss wohl sehr angstvoll gewesen sein, denn der Hansel sprang sofort von seinem Schlitten und nahm eine thatbereite Haltung an. Und wie der Kilian merkte, ich hätte hier einen Bundesgenossen, riss er sich den Korb vom Rücken und schleuderte das Bündel auf den Schlitten. Noch knirschte er etwas von „dummen Bären“ und „Undankbarkeit“, dann war er aber auch schon davon.

Der Hansel rückte das Bündel zurecht und fragte, ob man sich draufsetzen dürfe. Das bat ich nicht zu thun.

So that er's auch nicht, wir setzten uns hübsch nebeneinander auf den Schlitten und ich hielt auf dem Schoß sorgfältig mit beiden Händen die Sachen für den Christtag. So kamen wir endlich nach Alpel. Als wir zur ersten Fresenbrücke gekommen waren, sagte der Hansel zu den Ochsen: „Oha!“ und zu mir: „So!“ Die Ochsen verstanden und blieben stehen, ich verstand nicht und blieb sitzen. Aber nicht mehr lange, es war ja zum Aussteigen, denn der Hansel musste links in den Graben hinein und ich rechts den Berg hinauf.

„Dank dir's Gott, Hansel!“

„Ist schon gut, Peterl.“

Zur Zeit, da ich mit meiner Last den steilen Berg hinanstieg gegen mein Vaterhaus, begann es zu dämmern und zu schneien. Und zuletzt war ich doch daheim.

verschluckt hätte. Allein das schnelle Schlucken ist nicht gesund, das wusste ich von anderen Leuten, und das langsame Essen macht einen längeren Genuss, das wusste ich schon von mir selber. Also beschloss ich, die Semmel recht gemächlich und bedächtig zu genießen und dazwischen manchmal eine gedörrte Zwetschke zu naschen.

Es war eine sehr köstliche Mahlzeit; wenn ich heute so etwas Gutes haben will, das kostet außerordentliche Anstrengungen aller Art; ach, wenn man nie und nie einen Mangel zu leiden hat, wie wird man da arm!

Und wie war ich so reich damals, als ich arm war!

Als ich nach der Mahlzeit mein Doppelbündel wieder auflud, war's ein Spaß mit ihm, flink gieng es voran. Als ich später in die Bergwälder hinaufkam, und der graue Nebel dicht in den schneebeschwerten Bäumen hieng, dachte ich an den Grabler Hansel. Das war ein Kohlenführer, der täglich von Alpel seine Fuhr ins Mürzthal lieferte. Wenn er auch heute gefahren wäre! Und wenn er jetzt heimwärts mit dem leeren Schlitten des Weges käme und mir das Bündel auflüde! Und am Ende gar mich selber! Dass es so heiß sein kann im Winter! Mitten in Schnee und Eisschollen schwitzen! Doch morgen wird alle Mühsal vergessen sein. — Derlei Gedanken und Vorstellungen verkürzten mir unterwegs die Zeit.

Auf einmal roch ich starken Tabakrauch. Knapp hinter mir gieng — ganz leise auftretend — der grüne Kilian. Der Kilian war früher einige Zeit lang Forstgehilfe in den gewerkschaftlichen Waldungen gewesen, jetzt war er's nicht mehr, wohnte mit seiner Familie in einer Hütte drüben in der Fischbacher Gegend, man wusste nicht recht, was er trieb. Nun gieng er nach Hause. Er hatte einen Korb auf dem Rücken, an dem er nicht schwer zu tragen schien, sein Gewand war noch ein jägermäßiges, aber hübsch abgetragen, und sein schwarzer Vollbart ließ nicht viel sehen von seinem etwas fahlen Gesichte. Als ich ihn bemerkt hatte, nahm er die Pfeife aus dem Mund, lachte laut und sagte: „Wo schiebst denn hin, Bub?"

„Heim zu", meine Antwort.

„Was schleppest denn?"

„Sachen für den Christtag."

„Gute Sachen? Der Tausend sapperment! Wem gehörst denn zu?"

„Dem Waldbauer."

„Zum Waldbauer willst gar hinauf! Da musst gut antauchen."

„Thu's schon", sagte ich und tauchte an.

„Nach einem solchen Marsch wirst gut schlafen bei der Nacht", versetzte der Kilian, mit mir gleichen Schritt haltend.

„Heut' wird nicht geschlafen bei der Nacht, heut' ist Christnacht."

„Was willst denn sonst thun, als schlafen bei der Nacht?"

„Nach Kathrein in die Mette gehen."

„Nach Kathrein?" fragte er, „den weiten Weg?"

„Um zehn Uhr abends gehen wir von Haus fort und um drei Uhr früh sind wir wieder daheim."

Der Kilian biss in sein Pfeifenrohr und sagte: „Na hörst du, da gehört viel Christenthum dazu. Beim Tag ins Mürzthal und bei der Nacht in die Mette nach Kathrein! So viel Christenthum hab' ich nicht, aber das sage ich dir doch: wenn du dein Bündel in meinen Buckelkorb thun willst, dass ich es dir eine Zeit lang trag' und du dich ausrasten kannst, so hast ganz recht, warum soll der alte Esel nicht auch einmal tragen!"

Damit war ich einverstanden und während mein Bündel in seinen Korb sank, dachte ich: Der grüne Kilian ist halt doch ein besserer Mensch, als man sagt.

Dann rückten wir wieder an, ich huschte frei und leicht neben ihm her.

Des Blutes Strom zum Strom ist hingedrungen,
Er brauset dumpf und seufzt die Klagen aus,
Die tausend edeln Herzen sich entrungen.

Die Sonne scheidet von des Tages Graus,
Das Leichenfeld hüllt ein ihr blut'ger Schimmer —
Der Mond blickt geisterhaft auf Schlachtentrümmer.

Zu Ende ist der Kampf — der Feind zerstoben,
Vernichtung hat ihr Tagewerk vollbracht;
Nach kurzer Rast, ach, nur für eine Nacht —
Aufs Neue dann die Feuerschlünde toben.

Hoch in der Luft, von Blut und Gold gewoben,
Scheint eine ries'ge Wolkenbilderpracht
Mit glüh'ndem Roth zu spiegeln eine Schlacht
In schauriger Fata morgana droben.

Im Wiesengrunde steh'n am schatt'gen Hain
Von Blut besprüht die Blumen überall,
In Todesstarre ruh'n die Krieger all'.

Mit Sterberöcheln, ferner Klagen Hall,
Mischt sich das Sehnsuchtslied der Nachtigall;
Der Raben Scharen Beute witternd, schrei'n.

Was naht sich dort wie finst'rer Schattenreigen?
Gespenstisch leichenräub'rische Gestalten
Entheil'gend auf dem Feld der Ehre walten,
Die aus der Menschheit Abgrund aufwärts steigen.

Die menschlichen Hyänen sind's — sie neigen
Zu ihren Opfern sich, den todeskalten,
In grauser Gier ihr Erntefest zu halten,
Lichtscheu gehüllt in nächtlich finst'res Schweigen.

Doch weh' — in ihrer Nähe zeigt sich Leben,
Von Seelen, die sich von den Körpern trennen,
So mancher zuckt noch, dessen Wunden brennen.

Der Mund will sprechen — doch die Lippen beben —
Ein Gruß kann sich dem Herzen nur entringen
Und auf des Geistes Fittig heimwärts dringen.

Vom Walde auf des Nachtwind's schnellen Schwingen
Ein dumpfer Schmerzenslaut herüberfliegt;
Ein Reiter einsam, schwer getroffen liegt —
Nicht folgt er mehr der Schlachttrompete Klingen.

Noch will der Tod Erlösung ihm nicht bringen,
Er hält den Kopf am todten Ross geschmiegt,
Das treu zur Schlacht ihn trug, wo er gesiegt,
Im letzten Kampfe doch soll jetzt er ringen.

Dem Schmachtenden die glüh'nde Zunge lechzt,
Könnt' er zu einem Quell sich schleppen nur,
Doch ach, im Durstesbrand umsonst er ächzt —

Ob Todesfrost durchschauert sein Gebein,
Verblutend denkt er stolz, trotz Schmerz und Pein:
„Die Kugel wird mein Ehrendenkmal sein!"

Wie viel des jungen Lebens gieng verloren
Auf diesem Feld der Ehre, blutbethaut,
Wie viel der Kraft, auf die das Land gebaut,
Wie viel des Schmerzes hat der Sieg geboren!

Die Kugel musste manches Herz durchbohren,
In dem das Ideal sein Heim erbaut
Und bis zum letzten Athemzug schlug laut
Dem, was es in Begeist'rung sich erkoren.

Jung ist der Kriegsheld, den der Tod erwarb,
Doch alt das Vaterland, für das er starb,
Der Fahne hatte Treue er geschworen!

Was aus des Krieges Schoß auch wird geboren,
Wie Klio auch verherrlicht Ruhmesthaten,
Sein Segen sprießt aus Blut- und Thränensaaten? —

„Hast alles?“ fragte die Mutter am Kochherd mir entgegen.

„Alles!“

„Brav bist. Und hungerig wirst sein.“

Beides ließ ich gelten. Sogleich zog die Mutter mir die klingendhart gefrorenen Schuhe von den Füßen, denn ich wollte, dass sie frisch eingefettet würden für den nächtlichen Mettengang. Dann setzte ich mich in der warmen Stube zum Essen.

Aber siehe, während des Essens geht es zu Ende mit meiner Erinnerung. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich wohlausgeschlafen in meinem warmen Bette, und zum kleinen Fenster herein schien die Morgensonne des Christtages.

Krieg.

Ein Gedicht von Julius Conrad.*)

In eisernem bluttriefendem Gewande
Der Kriegsgott rast durch Erdenregionen,
Verheerend zieht er mit den Kriegdämonen,
Sein Schlachtenruf entflammt zum Streit die Lande.

Er rastet nicht, so lang' im Eintrachtsbande
Auf weitem Erdenrund' die Weltgorgonen:
Gewinnsucht, Fanatismus, Ruhmgier wohnen,
Sie schüren Glut zum loh'nden Feuerbrande.

Obschon das Raubthier gierig fletscht die Zähne,
Wenn es des Hungers Beute fast geworden,
Es mordet die Hyäne die Hyäne —

Der Kriegsgott ruft, dass Menschen Menschen morden,
Forscht klügelnd stets nach neuem Material,
Zu füllen mehr das Todesarsenal.

Weh', wenn die Schlachtenfurien wüthend brüllen
Und hetzend toben über Höh'n und Gründen,
Laut jubelnd bei des Krieges Todessünden,
Bei der Erschlag'nen Sterbeschrei, dem schrillen.

Geknatter und Gekrach' die Luft erfüllen,
Und Flammen sprüh'n aus tausend Feuerschlünden,
Die tausend Tode blüh'ndem Leben künden;
Rauchwolken das Gefilde rings verhüllen.

Trompeten schmettern grell — dumpf Trommeln rasseln,
Das Banner fliegt voran — die Krieger stürmen,
Der brennenden Gehöfte Flammen prasseln.

Im Schlachtknäul Leichen sich auf Leichen thürmen,
Mit Schwert und Speer die Mannen sich zerfleischen,
In glüh'ndem Todesschmerze Opfer kreischen.

Fort in Verfolgungswuth den Feind sie jagen,
Er weicht — gelichtet sind die Reih'n — zerschossen,
Ihm folgt die Reiterei, und unverdrossen
Sie das Panier des Todes weiter tragen.

Triumph- und Schmerzensschrei in Feld und Hagen
Erschauernd in einander sind geflossen,
Der Schlachtendämon mit gespenst'gen Rossen
Herniederlenkt den Riesenleichenwagen.

---

*) „Aus dem Schoße der Zeit.“ Dichtung in Bildern. Berlin. Struppa & Winkler. 1892.

einigungspunkt zu sein, auf dem sich Angebot und Nachfrage in Rohærzeugnissen begegnen, hat dieselbe bald ihren Boden dazu hergegeben, um darauf die Staats- und anderen Anleihen emporsprießen zu lassen, bis sie endlich auch den tausendfachen Industriepapieren ihre Thore öffnete und zum Tummelplatz wurde, auf welchem eine gewinn- und goldgierige Meute wahre Orgien feiert. Wir reden hier nicht von dem, was in Lehrbüchern und Zeitungsartikeln gelegentlich als „Excesse" gerügt wird, nicht von dem Schwindel, vor welchem ab und zu in den Blättern gewarnt wird, auch nicht von dem Betrug, der zuweilen in den Gerichtshöfen aufgedeckt wird, denn aus Lug und Trug setzt sich die Hauptsache ihres Getriebes zusammen — wir wollen hier nur dasjenige Moment hervorheben, welches die Börse selbst gerade als ihre productive Leistung zu bezeichnen pflegt, nämlich: die Unterbringung von Staats- und anderen Anleihen und die Vermittelung zwischen dem werbenden Capital und der capitalsuchenden Arbeit. Fürwahr, ein hohes, edles Streben, wenn, ja wenn es nur hiebei allein sein Bewenden hätte, wenn nicht das Interesse an den dabei in Frage kommenden Coursschwankungen überwäge, wenn ferner die Börse nicht auch wurmstichige Unternehmungen, ja überhaupt jedes Unternehmen stützte, das die eine Bedingung erfüllt, hohe Provisionen und günstige Emissionscurse abzuwerfen. Aber es gibt doch auch gute Anleihen, solide Papiere, die an der Börse gehandelt werden? Allerdings, obschon eigentlich jedes Anlehen nicht gut ist. Allein diese sogenannten Anleihen sind auch die Stiefkinder der Börse, denn je solider ein Papier, desto weniger ist an ihm zu verdienen. In einem Institut, in welchem durch jeden politischen Luftzug ungezählte Summen gewonnen und verloren werden, ist für Papiere, welche sich solchen Luftwellenbewegungen weniger gefügig zeigen, kein Raum vorhanden. Ihre Lieblinge und Schützlinge zugleich sind daher immer die jedem ihrer Winke gehorsamen Speculationspapiere und Actienausschreibungen.

Welcher ungeheuere Umsatz besonders in den Speculationspapieren stattfindet, geht schon aus der einfachen Thatsache hervor, dass in Berlin bereits im Jahre 1880 drei Maklerbanken — auch eine Schöpfung der Gründerperiode — welche sich insbesondere mit Vermittelung von Speculationspapieren befassten, vorhanden waren. Dieselben hatten, wie festgestellt, eine Jahrescourtage von zusammen 2,150.000 Mark vereinnahmt. Da die Maklerbanken für jedes Stück Speculationspapier eine Courtage von 20 Pfennig berechnen, so haben allein die drei Banken in Berlin schon im Jahre 1880 rund zehn Millionen Stück Speculationspapiere umgesetzt. Seitdem hat natürlich die Entwickelung wesentlich zugenommen, und heute lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass die Börsenumsätze alljährlich, selbst in schlechten Jahrgängen, nach vielen Milliarden rechnen. Die ganzen Staatsbudgets mitsammt den Militärausgaben sind nur Bagatelle gegenüber diesen Umsätzen, und auch schon von diesem Gesichtspunkte aus erscheint es als eine staatswirtschaftliche Nothwendigkeit, wenigstens über das Wesen dieser Capitalmassenbewegung klar zu sein, zumal eine irgendwie brauchbare Statistik nicht vorhanden ist und es im Gegentheil den Anschein hat, als ob jede nicht gerade unumgänglich nothwendige Zahlenveröffentlichung peinlichst vermieden würde.

Und wie geht es bei den Actienemissionen zu? Nicht die Güte (Bonität) des Schuldners oder des Unternehmers ist heute mehr für den Cours der Papiere entscheidend, sondern vielmehr die Frage, von welcher Finanzgruppe dasselbe eingeführt ist. Damit beginnt die Täuschung des Publicums.

Ist die Börse ein Giftbaum?

„Ein Diebstahl ins Große wird heute in Europa getrieben, woneben das Raubritterthum und die theokratische Auszehntung von ehedem edle Metiers waren — und er führt zu Ehren, statt ins Zuchthaus." Prof. Dr. Schäffle.

Es ist eine längst erwiesene Thatsache und immer neue Bankbrüche bestätigen dieselbe, dass bei sämmtlichen finanziellen Katastrophen die Börse es war, von welcher die Zusammenbrüche ihren Ausgangspunkt nahmen und dass sie allein denselben Richtung und Tragweite gab. Es dürfte daher gerade heute, wo alle Welt, theils wegen dieser sich häufenden Katastrophen, theils wegen der bedeutenden Coursschwankungen und Besitzverschiebungen der letzten Zeit, auf die Börse schaut, die Frage keine müßige sein, woher es eigentlich kommt, dass dieselbe Institution, welche so viel Reichthum, Macht und Ehre genießt und gewährt und von der so viele Tausende — Hoch wie Niedrig — ihren Unterhalt beziehen, gleichzeitig so viel Unheil in sich birgt und so massenhaft Unglück, Kümmernis und Classenhass ausstreuen kann? Hierbei dürften wohl die weiteren Fragen am Platze sein, ob denn ihr Bestehen und Wirken ein so unzweifelhaftes Gut sei, dass man sich dessen, was sie austheilt, auch guten Gewissens erfreuen darf? Ob das, was sie leistet, eine thatsächlich productive Leistung, eine solche Leistung sei, dass sie auch mit Recht an die Spitze des wirtschaftlichen Lebens gesetzt werden kann? Ob die Courtagen, Provisionen und Differenzen, welche durch ihre Vermittelung bezogen werden, wohlverdienter Gewinn sei, den die Leute geschaffen und der daher ihnen gehört von rechtswegen?

Wir wissen sehr wohl, dass diese Fragen vom Standpunkte des Individualismus durchaus müßiger Natur sind. Der praktische Geschäftsmann wird sie für durchaus unpraktisch halten, der Börsenmann aber schon beim bloßen Anhören derselben einen gewissen Widerwillen empfinden. Freilich! was kümmert diese Leute auch das Wohl und Wehe der die Fürsten wie Bettler umschließenden Massen? Dinge, die nicht ihre eigene Person, ihren persönlichen Besitz berühren, sind für sie wertlos, nicht vorhanden. Wir wollen daher gleich vorweg ererklären, dass unsere Ausführungen nur vom Standpunkt des Gemeinwohls betrachtet sein wollen und wir uns daher mit unserer Betrachtungsweise nur an diejenige Leser wenden, welche, als Glieder der Gesellschaft sich fühlend, ihr Empfinden nicht nur nach dem Barometer des jeweiligen Coursstandes, sondern auch nach dem Wohl und Wehe ihrer Mitmenschen bemessen. Wenn wir sonach von dem eben bezeichneten Standpunkte aus die Thätigkeit der heutigen Börse betrachten, so muss gesagt werden, dass dieselbe sich als die verderblichste aller Erscheinungen darstellt. Ursprünglich dazu bestimmt, den Kaufleuten als Versammlungsort zu dienen und der Ver-

der Künstler, der Erfinder und Kaufmann — sie alle müssen dem Mammonstempel ihren Tribut zollen. Ist darum das Treiben weniger verwerflich, sein Dasein mehr gerechtfertigt?

Und wie traulich ist dieser Verkehr? Grobe Witze und gemeine Späße bilden da gewöhnlich den Grundton der Unterhaltung. Die Börse bietet gar oft nur das Bild eines wüsten, aller Vornehmheit baren Treibens. Welches Kreischen, Gestikuliren, Drängen und Durcheinanderschreien erfüllten die Räume! Wilde Knäuel dunkler Gestalten, erregte Gesichter, unverständliche Geberden, gierige Augen — das ist das Bild, das sich dem Eintretenden bietet. Und wie viele sind darunter, die beneidete Millionäre sind und denen Geist und Muße es in hohem Maße erlauben würden, sich vollauf auch an Edlem und Erhabenem zu erbauen!

Der Anblick einer Anzahl Arbeiter, die ihrem Tagewerk obliegt, hat für uns etwas Erhebendes, man möchte sagen, Heiliges, weil es nichts gibt, was so sehr die innere Gemeinsamkeit der Menschen empfinden läſst, als die gemeinsame Arbeit. Daſs in den engen Stuben derer, die in einer Fabrik, bei einem Baue zu gemeinsamer Arbeit die Hände regen, Noth und oft Roheit wohnt, vermag dem erfreulichen Anblick des Bildes keinen Eintrag zu thun, weil dieser Umstand nicht nothwendig in den Rahmen des Ganzen gehört, im Gegentheil, weil der Rahmen in seiner Vollständigkeit eigentlich gerade das Gegentheil voraussetzt. Und ebenso wird das widerliche Bild des Börsentreibens nicht durch die Vorstellung erträglicher, daſs in vielen der Börsenbesucher Kunst und Literatur nachhaltige Stützen finden. Aber was hier getrieben wird, ist der tollste Tanz um das goldene Kalb — hier wird nichts geleistet, sondern nur verdient, und zwar handelt es sich hier um ein Verdienen, welches die dreiste Verneinung alles dessen ist, was dem Menschen als heilig und theuer gilt.

Traurig ist, daſs es immer noch, wenn auch nur in einer verschwindenden Anzahl, Volkswirtschaftler gibt, welche der Börse nachsagen, daſs ihr Handel mit den Papieren u. s. w. die Production fördere, ja diese überhaupt erst möglich mache und daſs die Auswüchse gleichsam nur als eine Unvollkommenheit zu betrachten seien, wie sie jeder menschlichen Einrichtung anhaften. Eine solche Behauptung beruht auf einer vollständigen Verkehrung der Thatsachen. Denn thatsächlich bildet nicht das solide Geschäft, sondern das Spiel die Hauptsache. So ist festgestellt, daſs an dem Berliner Getreidehandel dem Namen nach etwa zweihundert Firmen betheiligt sind, die den Kaufgegenstand zwanzigmal unter sich herumwerfen, und bei jedem Spieler bleibt, wie ausgerechnet wird, ein sehr erklecklicher Profit kleben. Dabei wird ihnen noch von irgend einem handelsphilosophierenden Gelehrten das Compliment gemacht, sie hätten die Productivität vermehrt. In diesen Differenzgeschäften, gleichviel, ob sie in Getreide, Spiritus, Baumwolle oder Papieren sich abwickeln, liegt denn auch das eigentliche Unmoralische der ganzen Börsenthätigkeit, und zwar in doppelter Beziehung. Der glückliche Gewinner wird sich stets einreden, er verdanke den Gewinn seiner besseren Voraussicht und geistigen Überlegenheit; und diese Einbildung hält ihn gefangen und stachelt ihn zum neuen Spiel an, bis es ihm wirklich einmal glückt oder er zum Bettler und Verbrecher wird. Nur wenn es schief geht, gibt er dem Miſsgeschick die Schuld. Sodann aber werden gerade die Differenzgeschäfte von den Bevorzugten der Börse dazu benutzt, um das kleine Gewimmel mit Sicherheit auszubeuten. Und sie können dies nicht sowohl infolge ihrer überlegenen Capitalskraft, als wie dadurch, daſs sie gewöhnlich Fühlung

Sodann werden gewöhnlich die Actien schon vor der Zutheilung an die Zeichner der Börse gehandelt, indem sie von den Interessenten selbst zu besserer Unterstützung des Ausgangs in großen Summen zu Prämien gekauft werden, worauf dann, wenn die Prämie am höchsten steht, bei den Comités — zum Theil unter Täuschung desselben und daher mit Erfolg — die Bestimmung eines Abrechnungstages für die Actien zu einer Zeit nachgesucht wird, wo die Gründer durch ihre Käufer praktisch die ganze Controle des Marktes in Händen haben. Häufig werden auch angebliche Zeichnungen durch vorgeschobene Personen durchgeführt, während in Wirklichkeit alle Actien sich in Händen der Gründer befinden. Wird nun viel gezeichnet, so sinkt der künstlich gehobene Cours, weil die meisten Inhaber den Gewinn rasch mitnehmen wollen; in beiden Fällen haben die Macher ihren Gewinn und die Außenstehenden zahlen die Zeche. Auf solche Weise werden die Course gemacht und Unsummen — verdient; vom Publicum aber, welches immer wieder der Zähigkeit der Börsen-Croupiers zum Opfer fällt, könnte man sagen: „Nichts gelernt und alles vergessen."

Diese Darlegung ist so wahr, dass sie selbst ein Börsenmann zugeben wird. Börsenmann! Welches Mitleid muss für diese Leute den erfassen, der sich von den Sirenengesängen der Börse fernzuhalten wusste und der da weiß, mit welchen Aufregungen und Gefahren dieser grausamste aller Berufe verknüpft ist. Ein Hetzen und Jagen nach Gewinn, ohne Rast noch Ruh, der Courszettel nimmt alle Gedanken gefangen, die ganze Geistesthätigkeit in Anspruch, beim Essen, Lesen, Unterhalten, im Concerte und Theater, auf Bällen und in Gesellschaft, und im Schlaf noch sieht der Börsenmann in seinen Träumen die Curse steigen und fallen. Wahrlich eine geisttödtende, nervenaufreibende Arbeit! Wie viele Männer von Geist und Charakter fallen diesem Baalsdienst alljährlich zum Opfer, sind in dem Schlamme dieses Berufs untergegangen, zu Schurken und Betrügern geworden, denen eine Schar Betrogener flucht! Wie viel Jammer und Elend hat dieser Beruf schon über unschuldige Familien gebracht, wie viele Thränen sind seinethalben schon vergossen, wie viel Familienglück ist durch ihn in den Staub getreten!

Jawohl, eine fürchterliche Arbeit wird hier verrichtet: aber wird eine Arbeit — und mag sie mit noch so viel Anstrengung und Aufreibung verrichtet werden — schon durch diese Thatsache allein zu einer wahren Arbeit, zu einer productiven Leistung? Nimmermehr! Die Börsenarbeit hat mit einer solchen productiven Thätigkeit der Gesellschaft nichts gemein, vielmehr stellt sie sich als ein Einheimsen der Erfolge productiver Arbeit dar. Sie ist eine Aneigung ohne Gegenleistung, ein Genuss ohne Verdienst, nichts als die schamloseste Raublust ist die Triebfeder des ganzen und erbärmlichen Strebens und Treibens.

Es finden sich ja wohl auch im Handel ähnliche Erscheinungen, wennschon nicht in dieser unheimlichen Ausdehnung. Der Unterschied aber ist, dass sie hier nur als krankhafte Auswüchse der sonst nothwendigen und wohlthätigen Handelsfunctionen auftreten, während sie beim Börsengeschäfte zum inneren Wesen desselben gehören und das eigentliche, um nicht zu sagen, das alleinige Element dieser Geschäfte bilden.

Als ein allenfallsiger Milderungsgrund gegen dieses fluchwürdige Treiben muss allerdings das Zugeständnis gelten, dass das Übel zu einem gewissen Theil ein nothwendiges, weil mit unserer ganzen socialen Organisation zusammenhängendes ist. Staaten, Städte und Bezirke müssen sich vor den Thoren der Börse verneigen, der Bauer und Fabrikant,

Rückkehr zur Natur.

Ein Zweigespräch.

Moriz. Lieber Poet! Sie singen schon seit fünfundzwanzig Jahren von der Rückkehr zur Natur.

Peter. Ein schlechter Poet, der das nicht thut.

Moriz. Aber Freund, die Menschheit ist in einer organischen fortschreitenden Entwickelung und eine Rückkehr ist nicht möglich.

Peter: Herr, Sie sprechen da wie ein Zeitungsschreiber, der etwas, das ihm nicht behagt, mit einer hübschen Phrase todtmachen will. Eine Umkehr und ein Rückwärtswandeln im alten Geleise ist freilich nicht möglich. Rückkehr ist ein schlechtes Wort und nur an unklaren Ausdrücken liegt es oft, wenn wir einander nicht verstehen, und ein unklares Wort ist eine gute Ausrede für solche, die nicht verstehen wollen. Rückkehr zur Natur! Als ob die Natur hinter uns läge! Sie liegt neben uns, vor uns, ja auch um und in uns. Um zu verwirren, kann man ja die Allgemeinbedeutung nehmen: Das raffinierteste Leben, was ist es anders, als Natur? Denn sonst wäre es nicht, sonst hätte es sich nicht so entwickeln können. Die Städte mit ihren Palästen sind ebenso Natur, als etwa ein Ameisenhaufen, eine Bienenwabe, ein Wespennest.

Moriz. Die Stadt ein Wespennest, das ist gut.

Peter. Das Wort Natur hat aber sehr verschiedene Bedeutungen; in dem Sinne, als ich es hauptsächlich meine, bedeutet der Satz: Rückkehr zur Natur nicht etwa: Einkehr in die Stadt, sondern vielmehr Heimkehr zum ländlichen Leben.

Moriz. Das ist ja klar.

Peter. Und doch wird es missdeutet, als ob der Poet so einfältig wäre zu glauben, die Menschheit müsse wieder in ihren ursprünglichen Naturzustand zurückkehren, gesetzlos und gewandlos in den Wildnissen umherlaufen und sich von wildwachsenden Früchten nähren! Als ob ein Idealist unserer Tage in jenem Urzustande das goldene Zeitalter sähe, als ob er das Glück nur in der gänzlichen Bedürfnislosigkeit und Leidenschaftslosigkeit suchen wolle! — Nein, so meint es der Poet nicht, oder nur im allegorischen Sinne. Und wer seine „Rückkehr oder Einkehr zur Natur“ so auslegt, der ist verbohrt oder verschlagen.

Moriz. Ich bestreite übrigens die Möglichkeit nicht einmal, dass infolge furchtbarer Revolutionen oder durch ungünstige Lebensbedingungen die Menschheit degenerieren und allmählich in den Zustand des wilden Thieres zurückkehren könne.

Peter. Ich fürchte, dass es möglich ist. Jedenfalls dürfte die Phrase von der immerwährenden Vorwärtsentwickelung überflüssig sein. Darum aber handelt es sich hier nicht. Um mein Bestreben klarer und unanfechtbarer zu bezeichnen, wollen wir statt „Rückkehr zur Natur“ sagen:

mit sehr hohen Kreisen haben und, unterstützt von einer feilen Presse, über jede politische Wendung oder sonstige wichtige Vorkommnisse, die den Geld- oder Effectenmarkt beeinflussen könnten, vorher wohl unterrichtet sind. Danach werden die Maßnahmen getroffen, und noch bevor die Wirkung eintrifft, ist das Schersche ins Trockene gebracht, oder — wie man sich an der Börse auszudrücken pflegt — ist das Ereignis an der Börse escomptiert. Hier liegen die Quellen jenes leichten Gelderwerbs, der zu einem schwelgerischen Haushalte und zum Verbrauch ungezählter Summen, aber auch zur Veruntreuung fremden Eigenthums und schließlich zum Selbstmord führt.

Ob die Spieler Kornhändler oder Bankiers oder sonstwie sich nennen, oder ob dieselben an der Börse selbst thätig sind oder sich an dem Spiel mittels des elektrischen Drahtes betheiligen, ist ganz einerlei. Thatsache ist, dass sehr vornehme Leute darunter sind. Die meisten sind Emporkömmlinge. Und wie viele gibt es unter diesen Emporkömmlingen, die ehemals völlig arm waren und nichts als ihren Rock zu eigen hatten! Zu ihrer Milderung sei jedoch hier angeführt, dass nicht wenige darunter sind, die durch besondere Wohlthätigkeit sich auszeichnen, gleichsam als ob sie die rächende Nemesis mit ihrem früheren Treiben zu versöhnen suchten.

Wo aber bleibt da, wenn unter dem Einflusse solcher Verhältnisse viele tausende von Haushaltungen leben, die bürgerliche Sparsamkeit, die da abwägend jede Ausgabe auf ihre Begründung hin prüft und abzählt? Ein solches hassenswertes Getreibe muss alles gefährden, was das Leben schön, was die Menschen gut, was die Gesellschaft gesittet macht; es streut Classenhass aus, lockert durch seinen raschen Besitzwechsel die Ehrbegriffe und facht alle bösen Triebe an.

Wie das gewerbsmäßige Glücksspiel unter Strafe gestellt ist, so müsste dies auch hinsichtlich des Differenzspieles geschehen. Ausserdem müsste der ganze Verkehr unter Staatsaufsicht gestellt werden.

Solange aber die Gesellschaft die Reife und Kraft nicht erlangt hat, Missstände dieser Art als Verbrechen gegen sich zu erkennen und zu behandeln, mag man Einrichtnngen und Verhältnissen, in denen wir wirtschaftliche und sociale Übel erblicken, fluchen — die Individuen zu richten, steht uns nicht zu. Erst wenn die Gesetzgebung in der Lage sein wird, gegen das gekennzeichnete Getriebe einzuschreiten, wird man den einzelnen für dieses sein Thun zur Verantwortung ziehen können. Bis dahin muss leider gelten: was nicht verboten ist, ist erlaubt. R. B.

Diese Bemerkungen sind einem Aufsatze der „Täglichen Rundschau“ in Berlin entnommen; dieselben passen wohl auch auf Wien und andere Börsenstädte. Und gerade über diesen Gegenstand ist Aufklärung besonders heilsam.

linge, es wäre ja ein Glück, wenn man sie zum Tempel hinausbrächte. Sie wollen aber auch die Wohlhabenden und Gebildeten aufs Land locken, dieselben dort einschachteln in ein schmutziges Bauernhaus, ihnen Urvätersitte und Urvätertugenden anzwingen, schweres Arbeitswerkzeug in die Hand drücken und sie mit frugaler Kost ernähren! Sie wollen mit Ihrer Rückkehr zur Natur den Menschen die Genüsse des Lebens schmälern. Sie wollen den Rückschritt.

Peter. Ist das Ihr Ernst? Glauben Sie wirklich, dass ich solches wollen, anstreben könnte? Ein rechtes Maß von körperlicher Arbeit, Mäßigkeit im Genusse, einen ehrbaren Lebenswandel, das wünschte ich allerdings; die Einführung solcher Dinge werden Sie doch nicht Rückschritt nennen! Diese Dinge würden den wahren gesunden Lebensgenuss nicht schmälern, sondern ihn erhöhen und verlängern.

Moriz. Wenn die bäuerliche Existenz mit der „natürlichen Lebensweise“ von Überanstrengung und Faulheit, von Hungerleiden und Überfraß, von Schmutz und Curpfuschen gar so gesund wäre, warum lebt man denn jetzt auf dem Lande nicht länger, als in der Stadt?

Peter. Und wenn das Stadtleben gar so vortheilhaft ist, warum wird man trotz aller Mittel des Reichthums und der Wissenschaft in der Stadt nicht älter als auf dem Lande? Die städtische Intelligenz, mit den ländlichen Verhältnissen gesellt, gibt erst das Richtige. Ich habe auch gar nichts dagegen, ja es ist nur zu wünschen, dass alle Gedeihen schaffenden Culturmittel, von der Stadt aufs Land verpflanzt soweit es zweckmäßig, in das Bauernhaus übertragen werden. Eine freundliche, reinliche Wohnung, ein bequemes Kleid, eine schmackhafte Nahrung, Maschinen zur Arbeit, Bücher, Kunstgegenstände für Geist und Gemüth, kurz alles, was das Leben verschönert, ohne den Beruf zu schädigen, möchte ich eingeführt wissen im Landhause, im Bauernhof. Läßt sich in einem Dorfe, in einem Marktflecken, in einer Landstadt denn nicht auch eine behagliche Existenz führen? Muss es denn gerade die Großstadt sein? Muss man das Neue, Unerprobte denn gleich aus allererster Hand haben? Muss denn der Mensch, in allerhand Modethorheiten befangen, von allerlei Begierden nach Pflanz und Glanz gehetzt, sein kurzes Leben in nervöser Aufregung, in Hasten und Haschen nach Nichtigem verbrauchen? Die Stadt bietet schöne und edle Genüsse, ich bestreite es ja nicht, allein dem Städter mangelt dafür das naive, empfängliche Gemüth, er ist blasiert. Er geht nicht ins Theater, in das Concert, in den Bildersaal, um zu genießen, sondern um zu kritisieren. Man möchte fast sagen, dass die schlimmen Seiten der Kunst, des Lebens dem Städter (natürlich die Städterin ausgenommen!) mehr Vergnügen machen, als die guten, denn das Bekritteln, Nörgeln und Absprechen ist seine größte Unterhaltung. Es gäbe ein langes Capitel, um zu untersuchen, worin die großen Vorzüge, die wirklichen Genüsse der Großstadt denn eigentlich bestehen. Trockene Trottoirs, auf welche Dachziegel herabfallen können, feine Fahrgelegenheiten, bei welchen einen der Kutscher betackelt, elegante Gesellschaftszirkel voll äußerer Liebenswürdigkeit und innerer Missgunst — und solcherlei schöne Sachen in Überfluss; wenn man krank wird, berühmte Ärzte, wenn man stirbt, großartigen pompe funèbre, Herz was willst du mehr? — Nein, es ist nichts dahinter. Was in der Stadt wirklich Cultur ist, das läßt sich auch aufs Land verpflanzen. Und Hauptsache ist, dass auf dem Lande der Mensch gesünder bleibt und weitaus genussfähiger, als in der Stadt. Noch einmal sage ich's: Nicht um die Gesittung, den Lebensgenuss zu ver-

„Heimkehr zum ländlichen Leben." Ist das etwa auch nicht möglich? Ist es infolge der Culturentwickelung dem Menschen bestimmt, dass er sein Leben in einem ungeheueren Mauerwerke zubringe, verpestete Luft, stinkendes Wasser genieße, spitzfindige Geistesspiele treibe, den Körper verweichliche, das Herz verstocke, die große Gottesnatur nur nachgeahmt in Kunstwerken schaue, die Nacht zum Tage, den Tag zur Nacht mache und in der großen Stadt stets über dem ungeheueren Abgrunde zwischen der üppigsten Pracht und dem trostlosesten Elende schwebe? Sollte das thatsächlich des Menschen Bestimmung sein? Ich sehe in einer solchen Cultur nicht mehr eine Entwickelung, sondern einen Niedergang, ein Faulwerden.

Moriz. Wie denken Sie sich aber eine Heimkehr zum ländlichen Leben?

Peter: Wie ich sie unzähligemale geschildert habe, wie wir sie täglich in der That vor sich gehen sehen. Ein Mensch, dem es in der Stadt nicht mehr gefällt, siedelt sich auf dem Lande an. Was ist denn daran so viel Unerhörtes, Ungeheuerliches, dass man ausruft: O Schwärmer!

Moriz. Die Schwärmerei liegt darin, dass Sie annehmen, der Mensch vermöge seine hochentwickelten Bedürfnisse von sich zu werfen, gebildet und verwöhnt wie er ist, sich der ländlichen Einfachheit und Einfalt begeben. Das verlangen Sie.

Peter. Wieso verlange ich das? Wer es muss, der kann's zwar, wie wir täglich sehen, dass herabgekommene Existenzen sich recht und schlecht abfinden mit einem „Häuserl am Rain". Ich denke aber, dass es sich mit den entsprechenden Mitteln auf dem Lande gar prächtig leben lässt; man braucht nicht viel zu entbehren von all den schönen Dingen der Stadt, als etwa nur Theater, Concerte, Gesellschaften, die man dort oft nur besucht, um die Langweile zu tödten. Und sollten jene Herrlichkeiten und Vorzüge der Stadt, die sich aufs Land absolut nicht mitnehmen lassen, nicht reichlich ersetzt werden von der unendlichen, den gebildeten Geist, das offene Gemüth immerdar anregenden und sättigenden Natur? Und der Arme! Ist das Elend, der Hunger in der Stadt angenehmer als auf dem Lande?

Moriz. Es muss wohl so sein, weil das Proletariat mit solcher Vorliebe sich in der Stadt einzunisten pflegt.

Peter. Wo aber findet man die größte Roheit, das krasseste Laster, die wildeste Verthierung? Bei den Armen, den Ungebildeten auf dem Lande? Nein, bei dem Proletariate der Großstadt — gerade auf der Stätte der gepriesenen menschlichen Hochcultur.

Moriz. Es gibt auf dem Lande auch nicht lauter Engel.

Peter. Aber Freund, welch banale Phrase! Wer behauptet denn das? Wenn jemand, so habe ich es erfahren, wie es auf dem Lande zugeht. Ich weiß am besten, dass das Landleben keine Idylle aus „goldenem Zeitalter" ist, habe des Landlebens herbste Seite persönlich kennen gelernt. Und doch rufe ich aus tiefster Überzeugung: Fort aus der Großstadt! — Es ist ja selbstverständlich: Überall gibt es Gute und auch Schlechte, gewiss kommen auch auf dem Lande manchmal grauenhafte Fälle von Roheit und Verthierung vor; aber die Schlechten auf dem Lande würden in der Stadt noch schlechter und üppiger ausarten, weil für die Laster und Verbrechen aller Art gerade die Proletarierviertel der Großstadt das richtige Mistbeet sind. Und weil selbst unter Armut und Elend in der Stadt noch gewisse Lastergenüsse zu haben sind, eben deshalb strömen auch die unteren Classen, die Arbeitslosen und Arbeitsscheuen zusammen in die Großstadt.

Moriz. Lassen wir die Auswürf-

Wandel, in Arbeit und Genuss, in Häuslichkeit und Erziehung. Wozu noch weiter, Sie wissen alles, was ich meine.

Moriz. Es gibt Leute, welche all derlei unfruchtbare Schwärmerei nennen.

Peter. Solchen trauen Sie nicht. Solche haben die Absicht oder wenigstens den Instinct, die Völker schmeichelnd hinabzugeleiten in die tiefste Verkommenheit. Das nennen sie Fortschritt.

Moriz. Ich danke. Das ist mir klar.

Peter. Nun frage ich Sie aber, ob eine Rückkehr zur Natur in meinem Sinne denn gar so unmöglich ist, als mancher Moderne behauptet?

Moriz. Sie wird nicht bloß möglich, sie wird nothwendig sein, jedoch erst, bis das Völkergeschick die Menschen dazu reif gemacht hat. Bishin werden wir uns wohl noch mancherlei — Unbegreiflichkeiten gefallen lassen müssen.

Eins vom Pfarrer Kneipp.

Gute Leute! Wir leben nicht recht!
Seb. Kneipp.

Am 26. April 1892 war die Bevölkerung von Graz wieder einmal in einer außerordentlichen Bewegung. Gegen Abend rollten hunderte von Wagen, vom Einspänner angefangen bis zur Herrschaftskutsche bei strömendem Regen hinaus zur Industriehalle, die an dreitausend Personen fasst und heute trotzdem zu eng zu werden drohte. Daneben eine Völkerwanderung von Fußgehern aus allen Ständen, auch Landleute, Nonnen und Mönche darunter, welche sonst nicht das Publicum der Industriehalle sind. Viele wanderten hinaus, um einen Heilsapostel zu sehen, und womöglich sein Kleid zu berühren; viele, um einen „Charlatan“ sprechen zu hören und vielleicht gar zu entlarven; und wieder andere giengen hin, um den alten Pfarrer Sebastian Kneipp kennen zu lernen, der von der fernen Schwabengrenze hergekommen war, um den Grazern einen Vortrag zu halten über naturgemäße Lebensweise und über sein Wasserheilverfahren.

Durch die weiten prächtigen Räume wogte es. Die hohen Preise der besseren Plätze hatten nicht vermocht, zurückzuschrecken. Die Rednerbühne war mit Kränzen geschmückt, auf dem Pulte lag, wahrscheinlich von huldvoller Frauenhand gespendet, ein mailicher Blumenstrauß. Groß war die Erwartung des Publicums. Publicum! Nein, zum Propheten kommt nicht das Publicum, sondern das Volk.

Endlich erschien er. Eine gedrungene Gestalt im schwarzen Talare. Ein klobiger Bauernkopf mit weißem Haar. Die Züge eines strengen Landpfarrers, welche durch mächtige schwarze Augen-

ringern, möchte ich die Bevölkerung großer Städte zerstreut wissen auf dem Lande, sondern um Gesittung und Lebensgenuss zu erhöhen. Was die geselligen Bedürfnisse anbelangt, werden dieselben in einer Zeit der Eisenbahnen, des Telegraphen und des Telephons wohl auch auf dem Lande zu befriedigen sein. Und wer zeitweilig die köstliche Einsamkeit liebt zur süßen Beschaulichkeit, zur Sammlung und Kräftigung, wo findet er sie besser, frischer, gedeihlicher als auf dem Lande! Ich verlange also nicht, dass der Städter verbauern solle, sondern dass auch der Bauer die Errungenschaften der Civilisation genieße. Die wirklichen, den Wert und das Leben des Menschen erhöhenden Errungenschaften wohlgemerkt, nicht etwa den Modestand, den Luxus, die nimmersatte und doch übersättigte Unzufriedenheit. Derlei vermag auf dem Lande ohnehin nie so üppig zu wuchern, als in der Großstadt.

Neben dem freien, stolzen, gesitteten Bürgerthume möchte ich ein freies, stolzes, gesittetes Bauernthum haben. Ist das Rückschritt? Ist das Utopie? — Wahrlich, dann stünde es traurig mit unserer Civilisation. Wenn in der Schweiz, in Amerika ein Bauer möglich ist, der meinem Ideale nahe kommt, warum nicht auch bei uns? Civilisation auf dem Lande, das ist mein Ideal.

Moriz. Es ist ein schönes Ideal.

Peter. Ich hoffe zuversichtlich, dass es erreicht wird. In diesem Jahrhunderte freilich noch nicht.

Moriz. Und was gibt Ihnen die Zuversicht?

Peter. Das Naturgesetz. Es wird ein Zeitpunkt kommen, wo es einfach nicht mehr möglich sein wird, in der heutigen Art fortzuwirtschaften, weil die Degeneration eines Volkes mit zwingender Nothwendigkeit eine Regeneration verlangen wird und weil die Vernunft den siech gewordenen Menschen hinausführen muss auf die ländliche Flur. Die Familie, der Staat, die Volkswirtschaft, die Politik werden es verlangen. Man spricht von einem socialistischen Zukunftsstaate. Wird denn der in den Städten zusammengepfercht leben im Verhältnisse zwischen Reich und Arm, zwischen Herrn und Knecht? Gewiss nicht. Er wird sich möglichst gleichmäßig verbreiten über das Land und jegliche Scholle rationell auszunützen suchen. Doch nicht erst dieser socialistische Staat soll uns das Richtige lehren müssen. Wir beugen ihm vor, wenn wir es früher lernen. Nicht die Idylle des Märchens, der Romantik wird man auf dem Lande finden, nicht mehr der Väter Hausrath, Brauch und Frömmigkeit, wohl aber Raum, Zeit und Gelegenheit, dass sich Gesundes, Angenehmes, Herzerfrischendes neu entwickele, dass der Mensch wieder natürlicher, fröhlicher und zufriedener werde.

Moriz. Erlauben Sie mir, lieber Dichter, eine kleine Frage im Vertrauen. Unter Ihrer Rückkehr zur Natur darf wohl auch verstanden werden, dass der Mensch seinen gewissen Leidenschaften — Sie verstehen mich schon — den natürlichen, freien Lauf lasse?

Peter. Aha, mit dieser „Rückkehr“ wären wohl auch solche allsobald einverstanden, welche sonst die Möglichkeit eines „Zurückschraubens der Civilisation“ bestreiten. Nein, ich kann nicht dienen, die menschliche Natur verlangt Bezähmung der Leidenschaften, Maßhalten und Eingezogenheit. Die Tugenden sind wenigstens so naturgemäß als ihr Gegentheil, sonst würden sie nicht Wohlbefinden und ein langes Leben verursachen können.

Moriz. Sie meinen also mit Ihrer Rückkehr, oder Heimkehr zur Natur lediglich nur das Wiederaufsuchen des ländlichen Lebens?

Peter. O Freund, ich meine damit noch hunderterlei anderes. Man kann auch in der Stadt zur Natur zurückkehren, zur Zweckmäßigkeit, Einfachheit, Wahrhaftigkeit in Leben und

(Eins mag wohl ohnehin schon drinnen sein, will ich schier vermuthen, gereicht ihm auch zu keiner Schande.) Ferner schlafen bei offenem Fenster, Holzschneiden, zeitweiliges barfußgehen und Anwendung von kaltem Wasser. Schon die kleinen Kinder mehrmals die Woche in kaltes Wasser tauchen, aber nur zwei Secunden lang, nicht länger. Reichthum und Behaglichkeit geben keine große Hoffnung auf langes Leben. Die ältesten Leute in Kneipps Pfarre Wörishofen sind nicht etwa die Wohlhabenderen, sondern gerade Arme: Dienstboten, Häusler, Einleger. Und von wem hat Kneipp das Recept zu seiner berühmten Kraftsuppe bekommen? Von einem alten Bettelmanne. Getrocknetes Schwarzbrot zu kochen! Und wo wächst unser Kaffee? Nicht draußen in fremden Welttheilen, sondern auf unseren heimischen Roggen- und Weizenfeldern. Die Körner dörren, rösten, auf der Kaffeemühle mahlen, soll mit Milch und wohl auch Zucker das köstlichste Getränk geben. Von Kaffee und Thee sei letzterer noch der größere Lump. Aus unseren Heublumen weiß Kneipp ein ähnliches, aber vielleicht weniger schädliches Getränk herzustellen, als der theuere nervösmachende russische Thee es ist. Den Nährstoff, welcher in einem Liter bairischen Bieres enthalten, will Pfarrer Kneipp auf seinem Fingernagel anhäufen, „und wird gar kein groß Häuferle“ sein. Es ist vieles gefehlt. Wir überladen den Magen, ohne ihn zu sättigen, wir strengen uns an, ohne uns abzuhärten — davon die große, furchtbar zunehmende Schwäche unter den Leuten, davon die Nervosität, der Lebensüberdruss, ja selbst die socialen Nöthen. — „Gute Leute!“ rief er, „wir leben nicht recht!“ Das Wort war so gesprochen, dass es mir durch Mark und Bein gieng.

Wir leben nicht recht! Ja muss denn erst aus Schwaben einer kommen, der uns das sagt? Haben wir nicht auch im eigenen Lande Lehrkanzeln und berufene Männer, die uns immer und immer wieder vernünftige Lebensweise predigen sollen? Und haben wir nicht an uns selbst die größten Lehrmeister: Noth, Elend, Krankheit? — Aber nein, wir glauben es erst, wenn aus der Ferne ein Mann im Gewande des Propheten zu uns kommt, der mit mächtiger, von Zorn und Menschenliebe durchzitterter Rede es uns zuruft: Gute Leute, wir leben nicht recht!

Soweit, glaube ich, könnten die Ärzte mit Pfarrer Kneipp doch vollkommen einverstanden sein, und das umsomehr, als Kneipp selbst betont, dass es ihm nicht einfalle, ein Arzt sein zu wollen, dass er nicht Medicin betreibe, dass er seine Rathschläge nur nach seinen reichen Erfahrungen gebe, dass er „im Kopf ein Radl zu viel haben“ müsse, wenn er glaube, mit Wasser alles curieren zu können. Was nun die Heilsamkeit des kalten Wassers anbelangt, so haben solche die Ärzte für bestimmte Fälle nicht bestritten, ja oft selbst angewendet. Indes glaube ich, dass Pfarrer Kneipp, eben durch seine zahlreichen und gewiss oft merkwürdigen Erfolge kühn gemacht, mit dem kalten Wasser doch zu weit geht. Solange er das kalte Wasser nur als Abhärtungsmittel empfiehlt, wird man im allgemeinen mit ihm einverstanden sein müssen. Sobald er das kalte Wasser aber gewissermaßen medicinisch, als directes Heilmittel an Kranken ohne Unterschied anwendet, mag es bedenklich werden. Sein Glaube an das Wasser, als an das „fürnehmste Heilmittel in der großen Apotheke des Schöpfers“ geht so weit, dass er behauptet und versichert, es heile sogar die Blindheit. Ich kann nicht beweisen, dass er hierin unrecht hat, aber ich kann sehen, dass er seinen Gegnern damit Angriffspunkte bietet.

Überall, wo Pfarrer Kneipp erscheint, wird er von Kranken umrungen, die sich mit derselben rührenden

brauenbüschel fast finster erscheinen. Die ganze Erscheinung zeigt uns sogleich, dass wir es hier nicht mit einem Durchschnittsmenschen, sondern mit einer eigenartigen Persönlichkeit zu thun haben. Vielleicht sollte man sich die Erscheinung Martin Luthers so vorstellen, um seine Macht zu begreifen.

Als Pfarrer Kneipp zur Tribüne hinanstieg, brauste durch die Räume ein rauschender Willkommsgruß, der erst endete, als der Erschienene ihn mit der Hand energisch abgewinkt hatte.

Ohne dem schönen Blumenstrauße auch nur die geringste Beachtung zu schenken, begann er stehend seinen Vortrag. Er sprach mit kräftiger Stimme im Predigertone; sein Hochdeutsch neigt sich der schwäbischen Mundart zu. Diese ward später, als er mehr in einen gemüthlichen Vortrag kam, noch merklicher, und wahrlich nur zum Vortheile des Ganzen.

Pfarrer Kneipp sprach vollkommen ungekünstelt, urwüchsig, manchmal muthete seine Rede an wie Chronikenstil. Fast kein Fremdwort kam vor, jeden gelehrten Ausdruck vermied er, auch jede wissenschaftliche Begründung; das Wirksame seiner Rede liegt in den Beispielen die er erzählt, von den Erfolgen der von ihm gelehrten Lebensweise und Heilmethode. Die Beispiele sind aus dem Leben, die Sprache ist aus dem Leben, die Sache, die er lehrt, ist von der tiefsten Überzeugung des Redners getragen — das ist das Geheimnis seines Erfolges. Dazu kommt der echt volksthümliche Humor, welcher dem alten Herrn zu Gebote steht und der nicht allein bei gewöhnlicheren, sondern auch bei feingebildeten Leuten einer Wirkung sicher sein darf. Und endlich kommt noch das Wichtigste, die Liebe zu dem Menschen, das glühende Verlangen, ihm in seinen Leiden zu helfen, welches bei Kneipp wohl außer allem Zweifel steht.

Von Weltleuten, die selbst keine Überzeugung, keinen Glauben haben an ihre Persönlichkeit, an ihr Können, an ihren Beruf, kann man oft hören, dass sie auch anderen diese Zuversichtsfähigkeit absprechen. Weil sie schon aus Princip an nichts glauben, so glauben sie auch nicht daran, dass zum Beispiele der Priester das, was er predigt, selber glaubt. Es mag ja wohl einzelne Geistliche geben, die ihren Glauben heucheln müssen, oder die wenigstens vom Zweifel angefressen sind. Im ganzen bin ich überzeugt, dass der hohe wie der niedrige Priester an seinen Beruf, an seine Lehre glaubt. Wie wäre es bei ihrer Erziehung und Schulung auch leicht anders möglich! Hinreißen und überzeugen kann aber nur d e r Lehrer, welcher von der Wahrheit seiner Lehre selbst felsenfenfest überzeugt ist. Und das ist bei Pfarrer Kneipp gewiss der Fall. Und dass der Glaube nicht allein selig, sondern auch gesund macht, ist eine Thatsache, die in gewissem Sinne nicht einmal der gröbste Naturalist zu bestreiten wagen darf.

Man hört, dass manche Ärzte gegen Kneipp lebhafte Stellung nehmen. Ich sehe dazu im ganzen keine Ursache. Kneipps Gesundheitslehre ist wohl auch nichts Neues und sie ist seit jeher von den Ärzten anerkannt. Nahrhafte Kost, Mäßigkeit, Zweckmäßigkeit in Kleidung, Wohnung, entsprechende körperliche Thätigkeit und Abhärtung — das sind die Hauptgebote des Pfarrers Kneipp. Aus diesen geht zum Beispiele hervor: Du sollst keinen Kaffee, keinen Thee, keine alkoholischen Getränke trinken, du sollst die natürlichen Nahrungsmittel nicht verfeinen, verfälschen, du sollst selbst von guter Nahrung nicht so viel essen, bis du vollkommen satt bist. Du sollst keine einengenden naturwidrigen Kleider tragen, kein Mieder, keine hohen Stöckelschuhe, keine engen Halskrägen. Pfarrer Kneipps Colare ist so weit, „dass auch noch neben dem Hals ein Füchsle mitsammt dem Schweif hinein kunnt“.

Zeit sterben.“ Nun es war doch so gekommen und jetzt sieht er „in diesem Weingarten des Herrn“ als Gesundheitsapostel seine hauptsächliche Lebensaufgabe. Seine Gesundheit ist heute eisenfest. Von Salzburg her reiste er die ganze Nacht bis Graz, hier machte er an demselben Tage Besuche, ließ sich zu Mahlzeiten laden, besichtigte die Stadt, Kirchen, versuchte in letzteren die Akustik, bestieg den Schlossberg, sprach dann in der Industriehalle stehend zwei Stunden lang vor tausenden von Menschen, fuhr in derselben Nacht nach Wien, wo er am nächsten Tage im Musikvereinssaale redete fast drei Stunden lang, gleich darauf vor geladenen Gästen noch einen zweiten Vortrag hielt, und reiste dann unverzüglich nach seinem Wörishofen, wo viele hundert Kranke seiner harrten. Für einen einundsiebzigjährigen Greis ist das eine hübsche Leistung! Und wenn er ein Fähnlein von nur hundert Mannen hat, die durch seine Cur so tapfer dastehen, so glaube ich schier selber, dass er damit die Welt erobern könnte. Denn offen gesagt, unserer Heilkunde gegenüber, die leider stark mit Giften arbeitet, dürfte es wirklich nicht gar so schwer sein, durch Naturmittel Erfolge zu erzielen, durch welche sich jene — gedemüthigt fühlen möchte.

Doch wie bemerkt, ich lege die Bedeutung Kneipps nur bedingt auf sein Wasserheilverfahren, unbedingt aber auf sein Volksthümlichmachen einer naturgemäßen Lebensweise. Wenn ich gesund *werden* will, ist guter Rath theuer; wenn ich gesund *bleiben* will, muss ich mich an die Vorschriften halten, die Pfarrer Kneipp aufstellt, die freilich uralt sind, jedoch von unserer verweichlichten und verliederlichten Zeit gar verachtet und vergessen werden.

Dass wir körperlich degenerieren, ist eine allgemeine Klage. Die Wissenschaften haben es bisher nicht vermocht, Leben und Sitten so zu gestalten, wie es für Gesundheit und langes Leben am besten wäre. Im Gegentheile, auf *geistige* Ausbildung wird das Hauptgewicht gelegt. Merkwürdig, so lange die Menschen noch idealistischer angethan waren, hat die Körperkraft sich viel mehr entwickelt als jetzt, wo man vor lauter Naturalismus für die Natur keine Zeit mehr hat. Unmittelbar darf nichts vor sich gehen: Die Naturwerte sollen sich erst in geistige Werte umsetzen, bis sie das Recht haben, mühsam wieder auf natürlichem Wege zu dienen.

Pfarrer Kneipp sagt den Büchern nach, dass das durchschnittliche Menschenalter von vierunddreißig auf achtundzwanzig Jahre herabgesunken sei, dass es aber durch eine vernünftige Lebensweise auf vierundfünfzig Jahre hinaufgebracht werden könne. Ich glaube, dass man derlei leicht sagen, aber schwer beweisen kann. Wenn in diesem Jahrhunderte das menschliche Leben auch vielleicht nicht kürzer geworden sein mag, so trieben wir doch schon lange genug Culturarbeit, um erwarten zu dürfen, dass die Durchschnittszahl des Lebens sich endlich ein wenig erhöhe. Die Zahl der Lebensjahre ist mir der sicherste Gradmesser dafür, ob unsere Cultur die richtige ist oder nicht. Stutzig geworden ist man jedenfalls, denn eine sehr lebhafte Bewegung für eine gesundheitsgemäße Lebensweise, für ein naturgemäßes Heilverfahren geht heute durch die Lande. Wohl zumeist von Laien geht sie aus, aber auch mancher Mann der Wissenschaft hat sich ihr angeschlossen. Und einer der einflussreichsten, vielleicht gegenwärtig der bedeutendste Apostel der naturgemäßen Lebensweise ist der Pfarrer Sebastian Kneipp zu Wörishofen. Man braucht ja nicht in allem mit ihm einverstanden zu sein. *Das* Verdienst — und es ist ein großes — muss man ihm doch zugestehen, dass er seine Sache eindringlich und glaub-

Gläubigkeit an ihn drängen, wie es einst die Siechen bei dem Heilande gethan. Ich meine, dass ihm solches recht unangenehm sein muss. Er weiß am besten selbst, dass er kein Arzt ist und kein Wundermann, dass er thatsächlich und unmittelbar so wenig über Krankheiten vermag, als jeder Arzt, dass er und sein Rathschlag nichts sein kann, als ein Handlanger der Naturkraft, die jedes Leiden ja ohnehin von selbst heilen will, wenn ihr die Hindernisse weggeräumt werden. Darum sucht Pfarrer Kneipp seinen Kranken, die fast durch das Auflegen der Hände von ihm geheilt sein wollen, sich oft gerne zu entziehen, oder sie kurz abzuthun, sie an seine Anstalt in Wörishofen und deren Pfleger zu weisen, wo sie eben lernen sollen, wie man zu leben und das kalte Wasser anzuwenden hat, um gesund zu werden. „Denn nicht der Pfarrer Kneipp ist die Hauptsache, sondern das Wasser ist die Hauptsache!" Hat er diesen Ausspruch bisher nicht gethan, so wird er ihn nächstens thun. Würde er sich stets persönlich mit jedem Kranken des näheren befassen, so wäre das unbegrenzte Vertrauen zu ihm schon locker geworden; er hat ja auch die Zeit nicht für jeden, und eben dass er sich in eine gewisse Unnahbarkeit hüllt, gibt ihm den Nimbus. Alle Propheten haben diesen Nimbus nöthig und durch ihn wirken sie ihr Bestes.

Übrigens ist es gar nicht Vater Kneipps Sache, sich auf den Heiligen oder Asceten hinauszuspielen. Er macht kein Hehl daraus, dass ein gutes Glas Wein, eine feine Cigarre die Annehmlichkeit des Lebens nicht beeinträchtigt und gibt hierin manchmal auch persönlich ein gutes Beispiel. Bei seinem Vortrage konnte man auch bemerken, dass er mit der Schnupftabakdose vertraut ist; als er einmal ganz zufällig in die Tasche fuhr, blieb sie ihm in der Hand kleben, er schnupfte zwar nicht im Angesichte der verehrlichen Versammlung, doch war es ihm vorläufig schon ein Trost, dass er die Dose von einer Hand in die andere legen und ein wenig streicheln konnte.

Auch verschmäht es der Dorfpfarrer, der Apostel für einfache Lebensweise nicht, wie ein hoher Herr zu reisen mit einem Begleiter oder Privatsecretär; die Eisenbahnen stellen ihm Extra-Waggons zur Verfügung; er nimmt sie an — und hat recht. Wer im Leben etwas geleistet hat, der darf sich mit siebzig Jahren schon Bequemlichkeit gönnen. Die einfache Lebensweise schließt Bequemlichkeit und feine Genüsse zu rechter Zeit und am rechten Orte überhaupt nicht aus, gibt vielmehr die Fähigkeit, sie recht gründlich zu kosten. Die Lehre dieses Priesters hat nicht allein himmlische, sondern auch irdische Glückseligkeit im Sinne. Und das vereint sich recht gut. So wie die Gesundheit des Leibes nur durch Tugenden der Seele erhalten werden kann, so gibt sie der Seele Frohsinn und Glück zurück. Wenn ein Priester Tugend predigt, so predigt er Gesundheit, und umgekehrt. Es wäre daher völlig in Ordnung, wenn Pfarrer Kneipp auf der Kanzel und in der Schulstube Nachahmer fände.

Wie Kneipp dazugekommen, ein Wassermann zu werden? In seinen Vierziger Jahren war er kränklich und körperlich so herabgekommen, dass er sich des Morgens nicht ankleiden konnte, ohne dabei ein paarmal ausruhen zu müssen. Damals kam ihm ein Büchlein über die Kaltwassercur in die Hand, er versuchte es mit diesem Mittel, wurde gesund und stark, rieth es anderen, und diese wurden auch gesund. Er machte allerlei Versuche, die Curen mehrten sich und glückten, er kam in den Ruf eines Wasserheilkünstlers.

„Wer vor Jahren mir gesagt hätte, dass ich einmal vor einer solchen Versammlung über Gesundheit, Wasser und Wohlergehen reden würde! Hätte gedacht: eher in kurzer

Da that sie böse voller Zorn
Und band ihr Schürzlein los:
„Wart' nur, das sollst du büßen jetzt,
Du bist mir nicht zu groß!“

„Ich fang' dich in der Schürze ein!“
Sie rief's und that's auch schon;
Doch sieh', da schwoll der Quell' und trug
Das Schürzlein gar davon!

Das Mägdlein lief nun hinterdrein
Und schluchzte Weh und Ach!
So kamen Quell' und Mägdelein
Und's Schürzlein bis zum Bach.

„Halt' auf, halt' auf!“ so weint sie bang,
„Du liebes Wässerlein!“
Doch höher schwollen Quell' und Bach,
Da fiel — sie selbst hinein ....

„Hilf mir, o hilf, du Jägersmann“,
So schrie das junge Blut;
„Ich will ja ganz dein eigen sein,
Ich bin dir ja so gut!“

Wohl hört's der junge Jägersmann
Und flink war er zur Hand,
Und zog das arme Mägdelein
Gar gerne an das Land.

Und lachte laut und lachte froh:
„Wer hätte das gedacht,
Dass mir das Wässerlein so schnell
Ein Weibchen hätt' gebracht!“

* * *

Ihr Mägdlein aber merkt es fein,
Wenn eine Spott je trieb:
Kein Mensch hält auf, sind sie im Lauf —
Das Wasser und — die Lieb'! ....

Arm-Hedwig.

Wie bin ich doch so arm, so arm,
Dass Gott erbarm', dass Gott erbarm'!
Im Frühling war's, da haben
Sie seinen Leib — begraben.

Vom Rosmarin auf seinem Grab,
Da brach ich mir ein Zweiglein ab;
Ich hab's mit Schmerz begossen,
Da fieng es an zu sprossen.

Ich hab's gehütet Tag und Nacht,
Hab' manche Nacht dabei gewacht,
Viel Zähren still vergossen,
Da ist's hochauf gesprossen.

Doch als ich konnt' nicht weinen mehr,
Da wurden alle Zweiglein leer;
Nun ist's verdorrt — verdorben,
Und alles mir gestorben!

Ich hab' nichts mehr auf dieser Welt,
Nicht Vater, Mutter, Gut und Geld,
Nun soll ich ganz verderben —
O, könnt' ich, könnt' ich — sterben! —

Flieg', Hergottskäferlein ...*)

Flieg', Herrgottskäferlein,
Aus und ein,
Über Hang und Hügel!
Weit und weit vom Wege ab
Grünet meines Vaters Grab —
Hätt' ich, hätt' ich Flügel!

Flieg', Herrgottskäferlein,
Aus und ein,
Über sieben Wässer;
Weit und weit an Berg und Wald
Fragt die Mutter: Kommt er bald?
Und wird täglich blässer.

Flieg', Herrgottskäferlein,
Aus und ein,
Über sieben Mauern;
Lang' und bang' ein Mägdlein hofft,
Schaut und sinnt und seufzet oft,
Und vergeht in Trauern.

— Flieg', Herrgottskäferlein,
Aus und ein,
— Über sieben Jahre
Hol' mich heimwärts, hol' mich bald,
Nimm mich mit zu Berg und Wald,
Eh' ich sink' zur Bahre.

*) Es ist eine alte, weitverbreitete deutsche Volksübung, die sehr häufigen kleinen roten und gelben, schwarzpunktierten Marienkäfer — auch Herrgottskäferlein genannt —, die im Volke einer besonderen Vorliebe und Schonung sich erfreuen und als Boten zum lieben Herrgott und zur Mutter Maria gelten, mit allerlei Liedchen und Sprüchen vom Zeigefinger aus zum Fliegen zu bringen und ihnen Botschaften aufzutragen.

haft vorzubringen weiß, und zwar durch die Macht der Persönlichkeit. Ist diese Persönlichkeit vergangen, dann wird dieselbe Sache, wenn sie die Wahrheit ist, unter anderem Namen bestehen und da werden Kurzsichtige sagen: Kneipp hat sich auch überlebt. Und doch wird es nicht so sein. Das Verdienst, alte Wahrheiten wieder zu Ehren zu bringen, wäre ja jedem zugänglich — und oft fällt mir jener Arzt ein, der mir einmal gesagt hat: „Meine Aufgabe sehe ich darin, die Gesunden gesund zu erhalten, die Kranken gesund werden zu lassen; aber sie gesund zu machen, das kann ich nicht.“ Größtentheils steht auch Pfarrer Kneipp auf diesem Standpunkte, aber barfuß, und daran sehen manche — seine Achillesferse. R.

Lieder im Volkston.

Von Anton August Naaff.*)

Es wollt' die allerschönste Braut.

Es wollt' die allerschönste Braut
Zum Rosengarten geh'n,
Sie blieb beim Mühlenfluter nur
Ein kleines Weilchen steh'n.

Es hat von tiefem Wassergrund
Zu ihr herausgeschaut,
Mit einem grünen Myrtenkranz
Die allerschönste Braut.

Und als sie auf dem schmalen Steg
Bis in die Mitte kam,
Da weht' ein böser Wind daher,
Der ihr das Kränzlein nahm.

„Dem Wasser lass' ich's nimmermehr!
Du böser, böser Wind!“
Es bückte sich die schönste Braut
Zum Wasser hin geschwind.

„Gib mir mein Kränzlein, Wassermann,
Heut' soll mein' Hochzeit sein — — —“
Sie hascht danach vom schmalen Steg
Und fiel — und fiel hinein . . ,

Halt' auf dein Rad, du Mühlgesell,
Es will nicht weiter geh'n,
Es kann vor lauter Seidenhaar
Sich nimmer weiter dreh'n!

Zu spät, du armer Mühlgesell,
Blieb deine Mühle steh'n! —
Nun ist sie still schon viele Jahr',
Kein Müller ist zu seh'n. —

Vom Mägdlein, so das Wässerlein fangen wollt'.

Es gieng ein Mägdlein jung und hold
Einst durch den grünen Wald;
Das sah ein schmucker Jägersmann,
Der war zur Seit' ihr bald! —

Und eh' sie wussten, wie's geschah,
Da saß im grünen Moos
Der junge schmucke Jägersmann —
Und's Mägdlein ihm im Schoß.

Und wie sie still im grünen Wald
Just saßen Hand in Hand,
Da sprudelt's wahrlich in der Näh'
Wie Silber aus dem Sand.

„Ei, ei, du Fürwitz-Wässerlein,
Das lasse nur hübsch sein,
Bleib' fein im Moos und halt' dich still,
Sonst fang' ich gleich dich ein!“

Das Mägdlein sprach's und sprang behend
Der munt'ren Quelle nach;
Die rieselt' flink und wohlgemut
Den Hang hinab zum Bach.

„Mit einer Hand, du Naseweis,
Wohl fang' ich gleich dich ein!“
So rief sie spottend und lief mit
Trotz Wurzeln, Stock und Stein.

Sie hielt's mit beiden Händen auf —
„Ei sieh'! Ich hab' dich schon!“
Doch wie sie's rief voll Übermuth,
— — — War's Wässerlein davon! —

---

*) Gartheil und Krauseminz. Lieder im Volkston von A. A. Naaff. Berlin. J. Meidinger.

Die Namensgebung ist hochbedeutsam. Man darf z. B. Kinder nicht „zurücktaufen", d. h. ihnen nicht Namen eines Heiligen geben, dessen Fest im Kalender des laufenden Jahres schon dem Tage der Geburt vorhergegangen ist. Das wäre im Ennsthal eine sich rächende Heiligenbeleidigung. Kinder, welche den Namen früher verstorbener Geschwister erhalten, sterben frühzeitig. Ebenso müssen Erstgeborene mit dem Taufnamen der Eltern bald aus der Welt. In Gröbming wird peinliche Sorgfalt auf das Abwaschen des Tauföles verwendet, weil dieses Öl in Kinderaugen gekommen, die gefürchtete Augenentzündung erzeugen würde. Den Namen des Kindes verschweigt man dem Dienstgesinde bis nach vollzogener Taufe, man will dadurch vermeiden, dass der Täufling später ein „Tresler" (Schwätzer) werde. Sehr gefürchtet ist, wie anderswo im Gebirge, auch im steierischen Hochland das „Verschreien" oder „Vermeinen" der Kinder, welches gewöhnlich schielende Personen verursachen. Man wendet rothe Korallen, silberne Feigen oder ein Krötenbein um den Hals an, um diese Verwünschung zu beheben.

Wie die Nahrung des Gebirgsvolkes eine einfache, fettreiche ist, so wird auch jene der Kinder nicht besonders ausgewählt, nur dass Bauernweiber, die der Arbeit außer dem Hause nachgehen müssen, dem Säugling manchmal ein Narcoticum in Form von Schnaps in den Milch- oder Zuckersauger geben.

Der Aberglaube in der Kinderstube hat vielfache Ähnlichkeit mit den Volksmeinungen auch im Flachlande.

Mit dem Beginn der Kinderkrankheiten tritt auch die ungeheuerlichste Volksmedicin in Thätigkeit, sie verfolgt den Gebirgler bis über den Tod hinaus. Man darf sich wundern, dass der Procentsatz der Blinden nicht größer ist durch die Art, wie man Augenentzündungen „curiert". Hinter die Ohren wird das beliebte Galaunerpflaster (Alaun mit Eiweiß) geklebt, auf die Augenlider legt man weiche Semmel und Stückchen rohen Fleisches, hält die Lidspalte ängstlich geschlossen und sucht den Abfluss des Secretes zu verhindern.

Die Gelbsucht Neugeborener versucht man durch Umhängen von Eheringen oder einer Goldmünze zu vertreiben!

Die auch anderswo bekannte Kinderkrankheit „Fraisen" (Eklampsie) sucht man im Gebirge mit bekannten Mitteln zu bekämpfen, in der Gegend von Stübing und Schladming dagegen huldigt man dem Glauben, dass abgenagte Wirbelknochen der Ringelnatter, als Amulet dem Kinde umgehangen, diese Krankheit bannen. In Mitterndorf am Fuße des gewaltigen Grimming dienen die Felsenbeine eines Schweineschädels dem gleichen Zweck, ebenso abgeschabte Geweihtheilchen eines frischgeschossenen Hirsches (Ennsthal). Auch gewisse Rebhuhnfedern, welche zur Räucherung verbrannt werden, das Blut eines abgehackten Katzenschweifes (drei Tropfen, ja nicht mehr), das Blut eines schwarzen Hahnes, mit den Wirbelknochen der Viper gesotten, als inneres Mittel, soll probat sein. Ein Cardinalmittel gegen Eklampsie ist im Ennsthal sehr gebräuchlich: Die Zunge eines Auerhahns als Amulet oder in Pulverform eingegeben. (Im Spessart und Frankenwald muss der Magen des Auerhahnes dieselben Dienste thun.) Ferner wird der Kopf einer Nachteule gedörrt und das kranke Kind eingeräuchert. Die gegen die „Fraisen" heilsamen speciellen Fraisgebete füllen ganze Spalten. In Schladming thut man nach dem Gebete noch ein Übriges, man steckt das Kind in die noch warme Lederhose („irchene Hosen") des Vaters oder zieht das Kind durch ein noch warmes Rosskummet!"

Das viele Weinen der kleinen Kinder bei Nacht wird auf verderbliches — Mondlicht zurückgeführt, die

Der Lebenslauf im Aberglauben.

Eine Schilderung aus dem Volke unserer Alpen nach Dr. V. Fossel von **Arthur Achleitner**.*)

Zahlreiche Schriftsteller haben eine Literatur über Sitten und Gebräuche bei Schließung von Ehebündnissen in den Alpenländern geschaffen; den Gebirgler von der Wiege bis zum Grabe in Bezug auf die hauptsächlichen Krankheitserscheinungen und die damit verknüpften volksthümlichen Anschauungen, Heilmittel oder auch nur Heilversuche auf Grund des ausgeprägtesten Aberglaubens, zu begleiten ist erst ermöglicht, seit die im Gebirge lebenden Ärzte Forschungen anstellten und die Ergebnisse ihrer mühevollen Arbeit aufzuzeichnen begannen. Wie der Mensch jeweilig vom Nichtarzt behandelt wird in seiner bergumschlossenen Heimat von der Wiege bis zum Grabe, soll in den markantesten Fällen hier angedeutet werden. Ist ein Steirerkind zwischen Berg und Thal zur Welt gekommen, so richtet sich die Sorge auf das erste Bad des neuen Weltbürgers, denn nicht simples Wasser soll zur ersten Reinigung verwendet werden, hiezu werden genommen nebst dem Wasser ein Ei, ein Rosenkranz (zum Beten), ein Geldstück und zuweilen ein — Kalender. Dieses erste Bad bereitet man gern in einem irdenen Gefäße von hellem Klang, damit das Kind eine helle Stimme erhalte. Besonders fromme Eltern der Köflacher Gegend mischen Weihwasser bei und schwenken das Kind dreimal in Kreuzform über das Badwasser, das nach dem Gebrauche flach auf einen Rasen geschüttet wird, damit die Kinder nicht kurzen Athem bekommen. Nach der Volksmeinung im Gesäuse (Hieflauer Gegend) soll man neugeborene Knaben nicht in weibliche Wäsche- und Kleidungsstücke wickeln, weil sonst später mit den Buben nicht auszukommen sei. Je fester ein Säugling „gefatscht" (gewickelt) ist, desto sicherer wird das „Auswachsen" der Glieder verhindert. Das „Zungenlösen" wird vielfach als unerläßlich bezeichnet. Von großer Bedeutung ist das Geburtsdatum für die Sterbestunde, beide sollen fast regelmäßig eintreffen. Neusonntagskinder (geboren an einem Sonntag, an welchem der „Neumond eingeht",) werden gut gedeihen. Je früher ein Kind vom Heiden zum Christen getauft wird, desto besser. Auf das „Kindlmahl" (Taufschmaus) verzichten nur ganz arme Leute. Kinder, welche sofort nach der Geburt schreien, sterben bald, dagegen hört man Kindergeschrei während des Taufactes im unteren Ennsthale gerne, in der Grazer Umgebung hingegen spricht man schreienden Kindern bei der Taufe ein langes Leben ab.

*) Aus dem Hochland. Berggeschichten, Skizzen und Culturbilder aus der baierischen und österreichischen Alpenwelt. Von Arthur Achleitner. München. E. Stahl. 1802.

Kranken das Schwalbenblut genießen zu lassen. In der Nähe von Graz ordiniert der Bauer zerstoßene Schwabenkäfer und Froschgalle als innere Medicin! Selbst das Beinhaus des Friedhofes ist von Entlehnungen zu diesem „Heilzweck" nicht sicher.

Augenleiden bedingen die sinnwidrige Anwendung von allerlei Salben. Schwerhörigkeit, im Gebirge häufig, wird durch Einträufeln verschiedener Säfte zu bannen gesucht. Auch Blut von frischgeschossenen Rehen und Gemsen soll helfen. In Oberwölz wird die Galle einer Forelle, eines Aales, eines Hasen und eines Raben mit Schnaps versetzt und über Feuer erwärmt. Drei Tropfen hievon dreimal des Tages ins Ohr geflößt, müssen Heilung bringen.

Den Ohrfluss lässt sich der Gebirgler nicht beseitigen, damit sich die Krankheit nicht auf „edlere Theile" schlage. Die Zahl der Mittel gegen Krankheiten der Athmungswerkzeuge ist Legion, manche Mittel sind geradezu drastisch, aber je entsetzlicher, desto größer der Glaube an die Heilkraft. Das Gleiche gilt für Lungenleiden. Die Apotheker im Gebirge werden um die unglaublichsten Fette angegangen, sie kommen aber nie in Verlegenheit, da sie mit Ernst und Würde das Verlangte immer aus einem Topfe, nämlich Schweinefett abgeben, mag das Gebirgsvolk verlangen was es will. Frische Graberde spielt bei Lungenkranken ebenfalls eine Rolle. Fische, Vögel, Katzen ziehen das Leiden an, Frösche mit Ameisen in einen Topf gethan bringen Heilung, wenn der gequälte Frosch nicht quakt. Auch auf Bäume wird die Abzehrung verpflanzt, indem man Blut von Kranken auf die Wurzeln eines Kirschbaumes schüttet, um den Baum zum Absterben zu bringen. Wenn der Baum eingeht, wird der Kranke gesund. Zwetschkenbäume, Hollunderstauden werden hiezu auch gewählt.

Köstlich ist ein Gröbminger Mittel gegen Zahnweh, bestehend aus sogenannten „Zahnweh-Zetteln", Papierstreifen, auf welchen die Buchstaben L, A, C, S, O, N, J, N, S in drei Reihen geschrieben stehen. Vorerst geheimnisvolle Worte murmelnd, durchsticht der Helfer in Gegenwart des Patienten mit jener Gabel, welcher sich der Kranke gewöhnlich beim Essen bedient, der Reihe nach die verzeichneten Buchstaben, bei jedem den Namen des Leidenden nennend.

Die Zettel werden hierau verbrannt, und der Patient muss sich der Ruhe begeben, da unmittelbar nach der Verbrennung der Zahnschmerz heftiger wird, um dann gänzlich zu schwinden.

Gegen Magenleiden werden ländlicher Verdauungskraft entsprechend drastisch wirkende Mittel angewendet, Lebensbalsam (die vielbeliebte Augsburger Lebensessenz wird „Lebens-Vinzenz" genannt), Essenzen, Pillen und Thees finden massenhaft Absatz, ebenso Sennesblätter und Fuchsleber. Das sogenannte Schluchzen (Schnackerl) zu vertreiben, muss man gestohlenes Brod essen; einen schweren Rausch vertreibt ein tüchtiger Schluck — Weinessig.

Gegen Kolik wird Speik (Valeriana celtica), Rhododendron und Edelweiß in Milch gesotten und mit Butter und Honig verabreicht, gewiss ein recht almerisches Mittel. Kröten-Extract ist im Kainachthal beliebt. Die Ruhr soll eine Herbstzeitlosen-Zwiebel im Sack getragen bannen. Weniger appetitlich dürfte eine Suppe aus Ziegentalg (Bocksfett) sein. Das sogenannte Milzstechen (Schmerzen in den Weichen nach forcierter Körperbewegung) vertreibt der Genuss einer lebenden schwarzen Waldschnecke, auch ist es probat, einen Stein vom Wege aufzuheben, auf dessen Stelle dreimal zu spucken und den Stein wieder hinzulegen.

Die Gelbsucht curiert man im Gebirge fast ausschließlich mit Sympathie, oft der curiosesten, nicht discutierbarer

Heilmittel sind wie bei manchen anderen Krankheiten unbeschreiblich. In Frohnleiten nimmt man das Moos vom Dache des Ochsenstalles und beräuchert die Knaben, für die Mädchen muss das Moos vom Kuhstalle genommen werden. Ein harmloses Mittel ist der Brauch (Ennsthal), während des Gebetläutens am Abend unter der Dachtraufe drei Steinchen aufzuheben — ohne umzusehen — und selbe dem Kinde unter das Kopfkissen zu legen. Während die Glocken den Frühgottesdienst künden, müssen die Steinchen wieder an die Fundstelle gebracht werden.

Gegen die „Vierziger“ (Ekzem) Rothlauf u. s. w. ist die Bettlersalbe sehr gebräuchlich, ein Mixtum compositum echt ländlicher Pharmacopöe bestehend aus: Muttermünzen, Teufelsabbisswurzel, Eichenproß (Pross = Sprossen), Lärchenpross, Birken-, Buchen-, Linden-, Ulmen-, Elsen-, Schwarzkirschen-, Apfelpross, rothe Brennesselwurzen, Muscatblüte, Muscatnüsse, Muscatbohnen, Schlüsselblumen, grüne Wacholderbeeren ad libitum. Das Ganze wird mit heißer Butter übergossen, acht Tage stehen gelassen, wieder erhitzt und dann durchgeseiht (Gröbming).

Gebet und Magnetisieren muss für Katarrh und Halsschmerzen helfen. Gegen Atrophie („Abnehmen“) hilft sicher, wenn das kranke Kind mit der Hauskatze aus einer Schüssel isst oder mit der Katze schläft, was im letzteren Falle oft genug den Erstickungstod herbeiführt. Auch die arme Forelle wird zu „Heil“zwecken herangezogen, indem man eine lebende Forelle gegen Abzehrung dem Kinde auf die Brust legt und selbe dort absterben läst.

Gegen Kopfschmerz thut der Steirer just das Gegentheil der Cur in Schwaben, man kämmt sich zur Vertreibung habituellen Kopfleidens am Charfreitag sorgfältig das Haar, läst es aber an allen übrigen Freitagen des Jahres ungekämmt. Wer sich bei dem ersten Donnerwetter auf den Boden wirft, wird ein Jahr lang von Kopfweh befreit sein (Köflacher Gegend). Gebete und Strumpfbänder vertreiben in der Admonter Gegend Kopfweh, auch eine Kappe aus Feuerschwamm auf dem Kopf getragen, ist gut gegen rheumatischen Kopfschmerz. Im Oberlande wird die Gamswurz (Doroncum pardalianches) als Schlafmittel geschätzt. Soll indes die Gamswurz den Schlaf vertreiben, so muss sie bei abnehmendem Mond gegraben, gekaut oder gegessen werden. Wer Gamswurz isst, die Schläfe mit Gemsfett bestreicht und bei Bergtouren ein Wacholdersträußchen am Hut trägt, ist gefeit gegen Schwindelanfälle. Obersteierische Jäger tragen gegen Schwindelanfälle den Türkis im Fingerringe. Die sympathetischen Mittel sowie Aufgüsse von Kräutern und Wurzeln sind hier sehr zahlreich. Auch der arme Zaunkönig muss mitunter sein kleines Leben lassen, weil das Gehirn des frisch getödteten Vögelchens gut gegen Schwindel zu essen ist.

Den Schlagfluss fürchtet man allerorten und hält den Aderlass für ersprießlich, ebenso den Genuss von Senfkörnern in nüchternem Magen (Gegend von Haus). Sehr beliebt ist der „Schlaggeist“, die Meisterwurz oder auch Salbei in Wein gesotten. In Schladming bereitet man Schlagwasser wie folgt:

Zwei Maß guten Wein versetzt mit Maiblumen acht Tage im Keller stehen gelassen, dann durchgeseiht und hernach dazugethan zwei handvoll Lavendelblüten, drei Quintel Galgant, eine halbe handvoll Rosmarinblüten und Schlüsselblumen — Kampfergeist, Ameisenöl — und Spiritus 2c. wird vielfach angewendet.

Gegen Epilepsie gilt außer einer Unzahl Tränklein aus Bergkräutern und Wurzeln sehr probat das gedörrte Fleisch von — Mäusen in Pulverform, doch darf der Kranke nicht wissen, dass er pulverisierte Mäuse einnimmt. Ganz abscheulich ist der Brauch (in Eggersdorf) Schwalben (!) zu tödten und den

Seele des Verstorbenen hinauszulassen und man stellt neben die Leiche ein Licht, das nicht angezündet werden darf, um die Ruhe des Todten nicht zu stören. Hält der Todte ein oder alle zwei Augen offen, dann sterben je ein oder zwei Anverwandte. Das Volk sagt im Oberland: „Der Todte schaut sich in der Freundschaft um.“ Der Tod des Hausvaters wird häufig nach uraltem Brauche den Bienen angesagt mit den Worten: „Meine liab'n Bein, da Voada is' g'storben.“ (Meine lieben Bienen, der Vater ist gestorben.)

So lange ein Verunglückter in den Bergen unbegraben liegt, sei eine Änderung des (schlechten) Wetters nicht zu erwarten, heißt es in Obersteiermark und wird steinfest geglaubt. Dass auf strenge Einhaltung der alten Etiquette bei Todesfällen gesehen wird, dürfte begreiflich erscheinen bei einem Volke, das das ganze Leben hindurch starr am Althergebrachten festhält. Ein Begräbnis ohne Todtenmahl und Leichentrunk ist undenkbar. Natürlich knüpfen sich an Leiche und Sargholz oft ganz mittelalterliche Beziehungen zu Krankheit und Heilung. An die Verwertung einer Leiche im Jahre zu Arzneizwecken wird unerschütterlich geglaubt.

Sanitätsrath Dr. Fossel*) hat mit bewunderungswürdigem Fleiße, unterstützt von Fachgenossen, sich der großen Mühe unterzogen, nach sorgfältiger Forschung fast für alle Krankheitserscheinungen die Volksanschauung und die Volksmedicin zu sammeln, wodurch ein fachgelehrtes Buch entstanden ist, dessen culturhistorischer Wert nicht genug gerühmt werden kann. Begreiflicherweise eignet sich nicht alles aus diesen ärztlichen hochinteressanten Sammlungen über den medicinischen Aberglauben zur Veröffentlichung und ist eine Sichtung, um das Culturbild für weite Kreise zu ermöglichen, nöthig gewesen.

Jenen, welche Interesse am Gebirge nehmen, wird die Schilderung von der Wiege bis zum Grabe in Bezug auf volksthümliche Heilversuche, also ein getreues Bild der Volksanschauung im Hochlande Steiermarks willkommen sein.

*) Dr. V. Fossel, „Volksmedicin und medicinischer Aberglauben in Steiermark“.

Bei der Wahl.

Ein Stück steirisches Volksleben. Vom Volksschullehrer Karl Reiterer.

Würden die ultramontanen Wahlergebnisse in einem Lande immer der wahre Ausdruck der Volksmeinung sein, dann möchten die fortschrittlich Gesinnten einen schweren Stand haben. „Allein“, sagt Karl Stieler, dieser ausgezeichnete Schilderer des Älplers*), „man darf nicht vergessen, wie viele dieser Wahlen gemacht sind und dass der Clerus sonst allein am Platze stand, als es sich darum handelte, sie zu machen. Nur die Partei, welche die Freiheit organisiert und handhabt, fehlt auf dem Lande; die Freiheit selbst ist dort nicht verrufen.“ Diese treffliche kurze Charakterisierung, die auch für unsere grüne Steier-

*) In seinen „Natur- und Lebensbildern aus den Alpen“, Seite 356.

Art. Dass der Gimpel, Goldammer*), Kreuzschnabel und Canarienvogel die Gelbsucht anziehen, ist im Volke eine ausgemachte Sache. Sehr verbreitet ist, dass eine unerwartete Ohrfeige ins Gesicht, recte der Schreck darüber die Gelbsucht nehme.

Unter dem Begriff des Fiebers wird eine Reihe von Krankheiten als Ursache statt des Symptomes eines Leidens bezeichnet. Als Präservativ gegen Fieber wie gegen Gicht wird die Rosskastanie im Sack getragen, bewährt ist auch, einem lebendigen Maikäfer den Kopf abzubeißen. Wer am Gründonnerstag oder an drei aufeinanderfolgenden Freitagen strenge fastet, bleibt das ganze Jahr hindurch vom Fieber verschont (Ennsthal).

Natürlich geht es auch beim Fieber ohne „Schmiere“ (Salbe) nicht ab. Auch sogenannte „Fieberpackerln“, kleine Säckchen mit drei Wurzeln des Spitzwegerich und zweiundsiebenzig Buchsbaumblätter durch zwölf Stunden über Nacht an den Hals gebunden, sind beliebt. Auch stellt man unter das Bett eines Fieberkranken ein Schaffel mit Lehm oder legt darunter eine Sperrkette, weil diese Dinge „die ganze Hitz benehmen“. Kreuzspinnen und Heuschrecken bilden beliebte Fieber-Amulete. Auch das schon den Römern bekannte Zauberwort: Abracadabra wird, auf Zettel geschrieben und dem Kranken, umgehängt nicht verschmäht. Uralt ist der Brauch des „Abbeten“ oder „Wenden“ des Fiebers. So wird über der Zimmerthüre ohne Vorwissen des Kranken geschrieben: „Fieber bleib aus, i bin nöt z'haus.“ Einer Rosscur ähnlich ist bei Deutsch-Landsberg der Usus, dass fieberkranke Leute Pechöl trinken und dann zum Schwitzen in einen warmen Backofen kriechen, wo sie bis an die Grenze der Möglichkeit geduldig ausharren.

Dass bei solchen Volksmeinungen die Impfung als Teufelswerk verlästert wird, darf nicht wunder nehmen. In Mitterndorf, Gams und anderen Orten heißt es: wird ein Kind geimpft, so verfällt es dem Antichrist und kann nicht selig werden. Im Ennsthale verweigerte ein Bauer die Impfung seiner Kinder mit der Bemerkung: „Unser Herrgott war aa nöt g'impft!“

Von den vielen Krankheiten sei nur das „steirische Wappen“, der Kropf noch erwähnt, von dem das Bergvolk behauptet, er käme vom harten Wasser. Zur Vertreibung gibt es mannigfache Mittel, doch sagen manche Bauern, der Kropf gehöre zu den geraden Gliedern, wieder andere halten ihn für einen sicheren Schutz gegen Lungenleiden.

Geht es mit dem Menschen dem Grabe zu, so fehlen auch in diesem Falle dem Volke nicht die Anzeichen, den Tod vorherzusagen. Der Arzt kann sagen was er will, geglaubt wird nur, wenn dem Bauer die ärztliche Prognose passt. Wenn vorüberziehende Vögel auf dem Hause eines Schwerkranken Rast halten, wenn der Priester vom Speisgang (Spendung der Sterbesacramente) zurückkehrend sich umsieht, wenn eine Sternschnuppe über dem Hause niederfällt, wenn das Herdfeuer „singt“, wenn beim Aveläuten die Thurmuhr schlägt, wenn im Hausgarten der gelbe Veigel besonders schön blüht, wenn Kinder „Leich spielen“ (Begräbnis), wenn der „Scheer“ (Maulwurf) in der Nähe des Hauses sein Hügelgrab aufwirft, wird an dem Aufkommen des Erkrankten ebenso gezweifelt, als wenn die Uhr im Krankenzimmer stille steht, der Todtenwurm im Gebälk pickt, ein Bild von der Wand fällt u. s. w. Die Ausdrücke über Hart- oder Leichtsterben haben die Obersteirer mit anderen gemeinsam.

Ist das Leben entflohen, dann wird ein Fenster geöffnet, um die

---

*) Vergl. Plinius, H. n. 30, 28: „Avis icterus vocatur a colore, quae si spectetur, sanari id malum tradunt et avem mori. Hanc puto Latine vocari galgulum.“ — Schon bei den alten Indern wurde die Gelbsucht in gelbe Vögel gebannt.

das die vierzehn Nothhelfer darstellt neben dem Hausaltarl. Von den weiblichen Heiligen, welche da sind, fällt uns das Bild der Mutter Anna, der heiligen Nothburga u. s. w. auf. Hinter dem Bildnis der heiligen Genovefa stecken Palmzweige, damit das Donnerwetter nicht beim „Bocksteffel“ einschlage, denn die geweihten Palmzweige sollen ein wirksames Mittel dagegen sein, dass einen der „Donner“ (Blitz) nicht erschlage. Oberhalb des großen Eichentisches schwebt eine Taube (natürlich aus Holz geschnitzt), an einer Schnur hängend: sie stellt den heiligen Geist vor. Den zerschundenen Spiegel mit dem braunen Rahmen umgibt eine stattliche Anzahl Porträts, von denen eines den Eigenthümer des Hauses, den biederen „Bockstöffel“ vorstellt, mit der Pfeife im Munde und dem Maßkruge an der Seite. Ein mit schneeweißem Linnen bedecktes riesiges „zweispannigs“ Bett steht in einer Ecke: es ist die zeitliche Ruhestätte des „Bockstöffels“ und seiner werten Ehehälfte. Hier in diesem breiten Bette ruht sich der brave Dorfwirt aus, hier lässt er seine Arme, die tagsüber so manchen wüsten Dorfburschen an die die Luft setzten, gemächlich auseinander und — schnarcht. Unter dem Bette stehen ein Paar Stiefel, die wahren Segelbooten gleichen. „Man könnt' mit ihnen übers Meer fahren.“ Das gefällt uns. Nur das erringt unseren Beifall nicht, dass die Stiefel bis ans Ende der Röhren mit Schmutz und Lehm bedeckt sind. Es will uns scheinen, als seien die Stiefel des „Bockstöffel“ schon wochenlang keiner Reinigung unterzogen worden. Dass die Stiefelchen Wichs in ihrem Leben nicht sahen, wundert uns nicht, denn wir wissen ja, der Älpler „wichst“ seine Beschuhung nie, er „schmirbt“ sie nur.

Doch wenden wir unseren Blick von derlei, und besehen wir uns die Männer, die das Wahllocal betreten, um die einzelnen knorrigen wetterfesten Gestalten aufs beste zu begrüßen, indem wir ihnen ein „Grüß Gott, Leutel!“ zurufen. Welcher Gesinnung mögen die Angekommenen sein? Sie sind gottlob keine Mucker, die Bergamidorfer, allein der Bruggengreger bemerkt unter den erschienenen Wählern einen, den will er nicht „beleidigen“, deshalb hat er vor, solche zu wählen, die dem gewissen Einen „zu Gesichte“ stehen. Der Gemeindevorstand, ein conservatives Bäuerlein, wählt den Lehrer des Dorfes, der auch am Platze ist, in die Wahlcommission. Doch auch der Pfarrer wird Wahlcommissär. Natürlich, den kann man doch nicht beiseite schieben, er kann ja gut lesen und schreiben, meint der Riegelbauer zum Gemeindevorstand. Jeder Leser, der selbst bei Wahlen sich betheiligte, weiß, was ein Mitglied der Wahlcommission bei Gemeindeausschusswahlen alles beobachten kann. Also wählt der Riegelbauer, der einer der ersten ist, die ihre Stimmen abgeben, unter anderen auch den Pfarrer in den Ausschuss. Sehr löblich. Riegelbauer, den Schulmeister nicht wählen? Den kann der Riegelbauer nicht im Ausschuss brauchen, denn der Lehrer ist — wie dem Bauer schon lange vor der Wahl bedeutet wurde — „ein gottloses Werkzeug der nichtsnutzigen Neuschule“.... Die Schulmeister wollen sich heutzutage auch schon in die Politik mischen — bei Wahlen? Gegen solche Vermessenheit soll die ganze Phalanx einer gewissen Autorität aufgestellt werden. Der Lehrer von heute ist zwar wer, allein es soll ihm gelegentlich der Wahlen gezeigt werden, dass es noch Leute gibt, die in den Augen der Gemeindeinsassen höher stehen ... als ein freisinniger Lehrer.

Die Versammlung im Wahllocale bildet fürwahr ein merkwürdiges Bild, wenn wir sie uns noch vor Beginn der eigentlichen Wahl besehen. Die meisten scharen sich um den Pfarrer. Er ist ein so ein commoder Herr.

mark Anwendung findet, im Sinne, wollen wir Wahlen, wie sie in unseren Bauerndörfern stattfinden, näher ins Auge fassen, ohne Rücksicht darauf, ob es Wahlen für ausübende Organe der Gemeinde, des Landes, des Staates seien. Eine für die Freiheit eintretende organisierte Partei fehlt auf dem Lande, sei es im Gebirge oder im Flachlande, fast überall. Wie viele Landgemeinden gibt es nicht in unserem Heimatlande! Und in wie vielen Bauerndörfern (ich meine ausschließlich Dörfer mit bäuerlicher Bevölkerung!) wählt man fortschrittlich? In den wenigsten. Und doch ist die Landbevölkerung besser — als sein diesbezüglicher Ruf, wir werden sehen, warum.

Besonders bei den Gemeindeausschusswahlen muss es auffallen, dass in Bauerndörfern wenig freiheitsliebende Elemente an die Spitze der Gemeinde gelangen. Wieso das kommt? Der Bauer sieht unter den erschienen Wählern einen, der in seinem Gesichte jene Zuversicht zur Schau trägt, die eigentlich nur unfeineren Naturen abzulauschen sein soll.

Man weiß es, dem Bauer fehlt noch vielfach der Gemeinsinn. Jedes Opfer, das das Land und der Staat dem Volke auferlegt, glaubt der Älpler, sei ein specielles Opfer nur für ihn. Dies hat man auf gewisser Seite herausgefunden und knüpft daran seine Agitationen. Nehmen wir beispielsweise unser vielfach angefochtenes Schulgesetz her. Es ist allerdings verbesserungsfähig. Das kann nicht geleugnet werden. Allein dass das Schulgesetz dazu beiträgt, den Bauernstand mit Lasten zu erdrücken, weil es den Schulzwang und bedeutende Kosten mit sich bringt, das ist entschieden unwahr und wird dazu benützt, um gegen das Gesetz zu agitieren. Und warum wirkt hauptsächlich diese Agitation? Weil auf der gegnerischen Seite *zu wenig* gethan wird: Das heutige Volksschulgesetz muss populär werden, dann wird die Wühlerei gegen dasselbe nutzlos sein. Was dem Volke populär gemacht wird, dass hält sich unbedingt. Allein oft ist in einem Bauerndorfe der Lehrer der einzige, der wahrhaft energisch für die heutige Schule eintritt. Doch was kann ein Einzelner, dem oft — nebenbei bemerkt — die nöthige Autorität fehlt, gegen das ränkische Spiel seiner Gegner wirksam vermögen? Der Lehrer kann reden, belehren, *bekehren* wird er jedoch wenige, denn aus dem Bauer wird in gewisser Beziehung alles eher — als ein Paulus. Und wenn, so hält's der bekehrte Paulus schließlich — falls es drum und drauf ankommt — wieder mit der Gegenpartei und nicht mit dem Lehrer: wir sehen es vielfach bei den Wahlen. Besehen wir uns an einem bestimmten Beispiele eine Gemeindeausschusswahl. In Bergamidorf wird die Gemeindeausschusswahl ausgeschrieben. „Herr Riegelbauer, gewiss zur Wahl kommen!“ ruft der Pfarrer des Ortes dem Riegelbauer, seinem ersten Kirchenpropste, zu und deutet schelmisch drohend mit dem Zeigefinger. Die specielle „Einladung“ zur Wahl hören wir aus dem Munde des Herrn Curaten. Was wir aber nicht erfahren können? Das, was dem Riegelbauer unter vier Augen gesagt wird.

Der Wahltag bricht an. Im Dorfwirtshause, beim „Bockstöffel“ ist die Wahl. Das Wahllocal liegt knapp neben der Wirtsstube. Besehen wir uns den Ort, wo demnächst eine „politische Schlacht“ geschlagen wird, etwas näher. In einer Stubenecke prangt das „Hausaltarl“. Mit allerlei Tand, Flitterwerk, buntem Papier und Rauschgold ist es geziert, das Altarl. Die nebenangebrachten Heiligenbilder, um deren künstlerischen Wert wir uns nicht kümmern wollen, stellen den heiligen Leonhardi, den Viehpatron, den Georgi, Sebastiani rc. vor. Natürlich finden wir auch ein Bildnis,

Bauern gaben unzweideutig ihre Zustimmung. Nur einer blickte finster um sich: der Pfarrer. Die einzelnen Bauern begegneten dem Blicke desselben, der sagen wollt', fast schien es so: „Der Fortschritt hilft euch .... nichts!“ Und bald verschwanden einzelne zuversichtliche Mienen der Bauern. . .

Der Riegelbauer simulierte starr bei seiner Gesinnung bleibend: „Du Amesberger, kannst mir lange reden, ich halt' es dennoch mit dem, mit dem ich will. Ich will mich deinetwegen mit niemandem zerkatzen (überwerfen).“

Das effectvolle „Bravo“ einzelner ist längst verstummt. Der, einer besseren Einsicht zugängliche Nagelgruber denkt sich: „Wenn's so ist, wie's der Amesberger meint, dann kann der Fortschritt freilich kei' Sünd sein, wahrhaftig kei' Sünd!“ Ei, wer sagt es denn, dass der Fortschritt Sünde sei, he Vaterl? I, sagen thut der Nagelgruber nichts, er will keinen Menschen verrathen. Aber er wählt fortschrittlich, nämlich Männern gibt er die Stimme, von denen er hofft, dass sie nicht unter jeder Bedingung beim Herkömmlichen bleiben und Neuerungen zugänglich sind. Wie der Nagelgruber, wählt auch der Frauenhofer, der raitet: „Mag's aufg'nommen werden, wie's will, mir ist's einerlei, ich wähl' einmal anders — wie bisher.“ Der Riegelbauer und seine misstrauischen Gesinnungsgenossen bleiben jedoch ihrer Überzeugung (sie haben eigentlich keine, sondern sind nur Werkzeuge) treu und meinen im Geheimen zu den Gegnern: „Schwimmt nur gegen den Strom, ihr Fortschrittlichen ... Um gegen den Strom schwimmen zu können, heißts ein guter Schwimmer sein . . und dennach kann man dabei ersaufen, statt vorwärts kommen.“

Richtig. Die fortschrittlich Gesinnten der Gemeinde unterliegen.

Nachdem das Wahlergebnis bekannt ist, macht der Pfarrer, noch mehr aber der liebe gute Riegelbauer ein recht vergnügtes Gesicht. Man kann es letzterem von den Mienen lesen, dass er sagen will: „Houp, der Sieg ist i n s e r (gehört uns)!“

Auch Recht, Riegel, wenn deine Parole lautet: „Weder Freiheit — noch Fortschritt, wir bleiben zeitlebens . . . was wir sind.“ Wohl erklärlich, bester Riegel, w e n n du auch freiheitsliebend wärest, du dürftest es nicht bezeugen — durch die That. Dir geht es wie deinen Ahnen, die geistig gedrückt wurden und jede freiheitliche Regung im Herzen begraben mussten, weil es seinerzeit der starre Bureaukratismus und die geistliche Herrschaft so verlangte. Wie merkwürdig ist nicht die Welt! Viele Klügere g e t r a u e n sich nicht einmal einer besseren Einsicht zu folgen. Glauben sie etwa, dass wir noch immer in jenen Zeiten leben, in denen Neuerer inquisitorisch gemaßregelt wurden?

Die Patrioten beim „Bockwirt“, an diese wenden wir uns nun wieder sind jene, die der Wahl ein feierliches Hochamt vorangehen ließen und jetzt, da ihr Sieg gesichert ist, sich hinter den vollen Maßkrügen verschanzen. Der Riegel lässt ein Fässchen Bier aufmarschieren. „Bockstöffel“, spute dich, die Sieger sind durstig, sie wollen die Reaction leben lassen und derselben „zutrinken“, wie es gebräuchlich ist.

He, wo ist denn der Schulmeister mit seinem Häuflein? Ei, der hat sich davon gemacht, nicht aus falscher Scham, sondern darum, weil e r mit dem Riegelbauer und Genossen heute keine Gemeinschaft beim Wirtshaustische haben will. Nur der Frauenhofer ist zurückgeblieben mitten unter den durstigen Siegern. Man soll mich höhnen, wenn man will! denkt sich der Alte und setzt sich zu den übrigen Bauern, in der guten Meinung, dass man beim Bierkrügel neutral bleiben könne.

Ja, ja, der Frauenhofer bleibt schon neutral, doch seine Umgebung

Jedem hält er heute die Dose hin, als wolle damit herablassend gesagt sein: „Leutel, da nehmt meine Prise!" Mit jedem wird ein Wörtel gesprochen, mit dem Riegelbauer schäkert der Pfarrherr gar. Die übrigen Bauern sollen es nur sehen, in wie hohem Ansehen der Riegel, der Kirchenpropst Riegelbauer, beim Pfarrer steht. Versteht sich, einige müssen ermuthigt werden. Ihnen auf die Achsel klopfen.

Um den Lehrer schaaren sich zwar auch tüchtige Bauern, der Schulobmann, der Steinlippei, der Schrammelmeier, der „Bandelkramer" im Orte, der Oberjäger Hannibauer u. a., allein die Anhänger des Schullehrers sind in der Minderheit. Die erdrückende Mehrheit bilden im Locale die — Anderen.

Der Riegelbauer sitzt mit aufgeworfenen „Lefzen" trotzig in einem Winkel und lugt bisweilen auf ein Heiligenbild, bisweilen auf den Lehrer, in letzterem Falle mit geheimem Grimme. Der schulpflichtige Micherl, der Bub des Riegel blieb vor einigen Wochen längere Zeit von der Schule fern, er musste daheim Viehweiden. Dafür musste der Vater des Knaben einen kleinen Betrag in die Ortsschulfondscasse zahlen. „Der Lehrer ist d'ran schuld!" sinnt der Bauer. Ja, mein lieber Riegel, wir bedauern, dass du Strafe zahlen musstest. Allein der Lehrer ist nicht schuld daran, er that nur seine Pflicht, indem er die Versäumnisse deines Kindes, die nicht entschuldbar waren, notierte und zur Anzeige brachte. Wer sein Kind, auch wenn es sein bluteigenes Kind ist, frühzeitig zur Arbeit einspannt, kann der nicht auch einen Gulden zum allgemeinen Besten (die Schulstrafengelder werden ja bekanntlich in den Ortsschulfond abgeführt und kommen wieder für die Gemeinde in Verwendung) opfern? Noch bedauerlicher ist, dass der Riegel meint, der Lehrer fälle Straferkenntnisse gegen säumige Eltern schulpflichtiger Kinder. „Sei es wie immer!" trotzt der Bauer, „der Lehrer hilft uns Bauern nicht. Er ist überdies freisinnig gottlos" . . . sagt man. Riegel, Riegel, freisinnig sein und gottlos sein ist doch nicht alles eins! Man sagt freilich, es sei alles eins. Allein das ist unwahr. Es gibt glaubensstarke Volksbildner, Lehrer, die bei ihrer Glaubensstärke auch ganz gut freisinnig, fortschrittlich sein können. Manche wollen sich's freilich nicht zusammenreimen, wie es möglich sei, ein guter Christ und dabei fortschrittlich zu sein. . . . .

Doch zur Wahl zurück.

Ein peinliches Geflüster herrscht längere Zeit im Wahllocale, bevor die Würfel fallen. Endlich wird zur Wahl geschritten. Die verschiedenen Wahlkörper wählen.

Da erhebt sich mit einemmale ein Bauer der Gemeinde von seinem Stuhle und beginnt: „Liebe Mitbürger! Zeigen wir durch unsere heutige Wahl, dass wir Bergamidorfer Herz und Sinn für Bildung und Fortschritt haben. Wir Bauern bedürfen der Bildung am meisten. Wir haben zwar einen gesunden Hausverstand, oft einen besseren als ein G'studierter, allein wir finden unseren Verstand nicht immer. Wie strebt nicht alles in der Welt nothgedrungen vorwärts! Und wir Bauern wollen mit unser'n Köpfen zurückbleiben? Es ist heutigentags ein Hasten und Ringen, ein Jagen, Speculieren und Probier'n. Wie wird es erst in Zukunft aussehen! Was thun unsere Kinder und Kindeskinder, wenn sie nicht findige, geistig geweckte Leute werden? Darum lasset uns nicht zurückbleiben, nicht stillestehen, sondern stehen wir heute und bei jeder Wahl für Bildung und Fortschritt ein." Ein allgemeines Beifallsgemurmel ist hörbar. Läßt sich gegen solche Argumente, wie sie der Amesberger vorbrachte, etwas einwenden? Nein. Viele nickten schon während der schlichten Rede zustimmend mit den Köpfen. Zumal die jüngeren

Das fünffache Schwein!

Ein Volksschwank, nacherzählt von R.

„Heut' hab' ich meine Alte verkauft!" Solches waren die ersten Worte des Bauers Johann Birnkifler, als er zur Thüre hereingieng.

Sein Weib trat ihm würdevoll entgegen und sagte: „Mit so dummen Späßen ist's mir lieber du gehst hinaus, als wie herein!"

Nahm er sie um den Hals und sprach: „Weiberl, du hast unrecht verstanden. Dich kann man nit verkaufen, das heißt, einen Menschen darf man nit verkaufen — und will auch nit, will nit. Na na, meine alte Sau hab' ich verkauft."

Das Weib fuhr sich mit beiden Händen an die Brust: „Jetzt gibt's mir einen Stich im Herzen. Die Alte hast hergegeben? Himmlischer Vater, die Sau hat er verkauft! das ist aus der Weis, das ist ganz aus der Weis. Was ist jetzt zu machen? Jetzt hat er sie verthan und fragt mich nit! hast sie hergegeben? Nein, das lass ich nit angehen, das lass ich nit! — Wie viel Geld hast denn kriegt für sie?"

„Einen ganzen Haufen!" flüstert der Birnkifler seiner Ehegesponsin zu und dabei machte er ein verdammt verschmitztes Gesicht.

„Aber wie denn? Wie denn, um Gotteswillen!" rief sie.

„Nach der Mess", so erzählt er, „geh ich zum Kirchenwirt auf mein Seitel, weißt, das mir der Oberdorfer Bader verordnet hat, wegen meines Leberleidens. Und weil mir der Doctor in der Neustadt auch ein Seitel angerathen hat, nau, so hab' ich zwei getrunken. Dabei denk' ich mir: warum sich denn alleweil nur von den Doctoren rathen lassen, einen guten Rath kannst dir doch auch selber einmal geben, und trink' auf meinen eigenen Rath das dritte Seitel. Der Kirchenwirt sagt, der Mensch müsst auch in der Medicin Maß halten, und bringt mir das vierte Seitel und fragt mich so nebenbei, ob ich kein Schwein zu verkaufen hätt'. Ich hab' aus unserer Alten kein Geheimnis gemacht, und dass sie schon seit Allerheiligen in der Mast steht, und dass sie nit viel nachgeben wird von zwei Centnern. Er legt mir achtzehn Thaler auf den Tisch und ich leg' ihm die Sau auf den Tisch, heißt das, schlag' ihm sie zu."

„Bist ein Narr!" schrie jetzt das Weib. „Die kugelrunde Speckfeiste um achtzehn Thaler!"

Der Birnkifler kümmerte sich nicht viel um ihren Ausruf, sondern fuhr fort zu erzählen: „Wie ich nachher durchs Dorf herauf geh, schreit mir der Fleischhacker nach, ob ich nicht ein fettes Schwein stehen hätt im Stall? Ah versteht sich! sag' ich. Ich trau' dir, Birnkifler, sagt er. Ist nit das erste Geschäft, was wir

nicht, denn beim sechzehnten Krügel schreit der Riegel überseelig:

„Nieder mit der Freiheit,
Es lebe die Reaction!
Weg mit der Bildung,
Der T..... hat sie schon!“

Nun findet es der besonnene Frauenhofer an der Zeit, die Stube zu verlassen, fürchtend, dem Riegel, der vor Nächstenliebe beinah' überschäumt, könnte der reactionäre Kopf platzen und das Unglück wäre fertig. So meint's der Frauenhofer....

Die neuen Gemeinde-Ausschüsse wählen nach einiger Zeit einen Gemeindevorsteher. Welcher Gesinnung der ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Der neu constituierte Gemeinde-Ausschuss wählt bekanntlich aus dem Ortsschulrathe jene fünf, die wählbar sind. Es ist niemand unter den Fortschrittlichen in Bergamidorf neugierig, welche Räthe aus der Wahlurne hervorgehen, welcher Gesinnung solche sind, die von fortschrittsfeindlichen Elementen gewählt werden. Es ist zwar eine erfreuliche Thatsache, dass viele Schulräthe, selbst im kleinsten Dorfe, mit Feuereifer ihres schönen Amtes walten, allein in vielen Gegenden könnte es um das Interesse, welches der Schule entgegengebracht wird, anders stehen. „Nur nix bewilligen und nix unterschreiben!“ ist die Losung eines Riegelbauers. Zum Glücke gibt es wenig solche ausgesuchte Männer. „Und sie bewegt sich doch!“ mein lieber Riegel. Die Zukunft wird das gewiss bringen, was heute schon da sein könnte. Und noch eines! Dem vielfach niedergegangenen Bauernstande muss werkthätig unter die Arme gegriffen werden. Wir kennen das Landvolk und behaupten, dass der Bauer, wenn man sich seiner durch thatkräftige Hilfe annimmt, denen gewiss eine treue Anhänglichkeit bewahren wird, die ihm wirtschaftlich emporhelfen, die zeigen, wie sehr sie den Bauernstand ehren, indem sie sich seiner wahrhaft annehmen, nicht durch das Wort, sondern durch die That. Dann kann kein Zweifel obwalten, wie die Wahlen in diesem Falle ausfallen. Dann darf uns nicht bange sein, dass der Bauer sich nicht vertrauensvoll jener Seite zuneigt, die sein Wohl fördert. Wahlen würden es darthun, wie nutzlos sich eine Gegenagitation gestalten möchte.

Selbst ein feierliches Gebet, dass der Herr des Himmels und der Erde der Finsternis den Sieg verhelfe, müsste machtlos bleiben. Oder nicht? Sollen wir unrecht haben, wenn wir meinen, dass der, dessen Wesen unergründlich, die Menschen deshalb erschaffen hat, dass sie zum Gebrauche der Vernunft kommen sollen?

„Immer mehr Licht!“ das sei der Schluss unserer volksfreundlichen Skizze, die wir nach selbstgeschöpfter Erfahrung aus innerster Überzeugung, nicht aber aus tendenziöser Absicht niederschrieben und der Öffentlichkeit übergeben.

Neustadt mit einem Strick. Durch den Kohlgarten herab trabt der Nachbar Breitenbichler mit seinem Knecht und die Straße her fährt der Rösselwirtsknecht mit Ross und Wagen.

Als unsere Eheleute solch werte Gäste kommen sahen, ließen beide die Arme hinabhängen und murmelten ganz gleichzeitig: „So, jetzt ist die Sau fertig!“

Der Johann Birnkifler hatte aber immer gute Einfälle, so sagte er auch jetzt: „Am gescheitesten ist's, wir geben sie gar keinem, verleugnen sie und schlachten sie selber.“

„Ich weiß schon, was ich thu'“, versetzte sie, „ich sag', was wahr ist, dass du verrückt bist worden, das Schwein gehört dem Rösselwirtsknecht und dich sollen sie ins Narrenhaus stecken.“

„Bedank' mich recht schön!“ antwortete er und verneigte sich vor seiner Lebensgenossin.

„Also, dummer Tepp, was ist sonst zu machen!“ schrie sie, denn einestheils that er ihr doch leid und die Gefahr drohte im höchsten Grad. „Zum Schlagtreffen ist's!“

„Ich weiß was!“ flüsterte er, als die Männer draußen schon über den Hausanger giengen, „ich weiß was. Mich trifft der Schlag.“ Er fiel hin auf das Fletz. „Ich bin schon todt. Deck' mich zu und sei trauernde Witwe.“

Das verstand sie. Es war schreckbar toll, aber manchmal ist die Tollheit das Klügste.

Als sie einer nach dem anderen zur Thür hereintraten, hörten sie das herzzerreißende Klagen der Birnkiflerin. Händeringend stand sie vor der verhüllten Leiche: „Vor einer Stunde noch frisch und gesund und jetzt mausetodt, o ihr heiligen vierzehn Nothhelfer, steht uns bei!“

„Leberleidend ist er schon lang' gewesen“, meinte der Kirchenwirt. „Die Leber wird angeschwollen sein und wird ihm das Herz zerdrückt haben.“

„O Gott, der arme Mensch hat schon lang' einen Stein auf dem Herzen gehabt!“ jammerte das Weib.

„Dann ist's Weinstein gewesen“, warf der Fleischhacker ein. Und so ergiengen sie sich in Muthmaßungen woran und wieso der Johann Birnkifler so plötzlich des Todes verstorben sei. Der Rösselwirtsknecht nahm sich endlich einen Anlauf zu folgender Rede: „Es thut sich zwar frei nicht schicken, Birnkifler-Bäuerin, dass der Mensch bei einem solchen Unglück von Geschäftssachen spricht. Freilich könnt' ich ein anderesmal kommen, aber der Weg ist weit, und weil ich mein Rösslein schon bei mir hab' heut' — weißt, Bäuerin, um das Mastschwein wär' ich da, das ich dir vor etlichen Tagen abgekauft hab'.“

Sie wehrte mit der flachen Hand ab: „Gott, ja, nimm's, nimm's, steht eh draußen im Stall. Lasset mich nur jetzt mit solchen Sachen in Fried!“

Nun rückten aber auch die übrigen mit ihrem Vorhaben heraus, das Weib wies gegen den Stall und sie wunderten sich bass darüber, dass der Birnkifler fünf Mastschweine stehen habe unter seinem Dache. Freilich erwies diese weltgläubige Annahme sich nur zu bald als Trugschluss. Es fand sich nur ein einziger Stall vor und in diesem nur ein einziges Schwein und als Rest nur noch die Gewissheit, dass die Käufer geprellt seien. Der Fleischhacker wollte Lärm schlagen, allein der sittsame Breitenbichler erinnerte an die Achtung, die man einem Todten unter allen Umständen schuldig sei. Die Strafe habe ihn augenscheinlich ja schon erreicht und für sie, die Käufer, wäre es das Klügste, die fette Sau ohne viel Wesens in fünf gleiche Stücke zu theilen, damit jeder doch wenigstens einen Brocken von ihr habe.

Einverstanden. Und als sie mit ihren fünf Brocken abgezogen waren,

miteinander machen und soll auch nit das letzte sein. Jetzt vor den Feiertagen brauch' ich Fleisch. Zwanzig Thaler auf die Hand dafür, unbeschaut! — Ist recht, sag' ich."

„Aber Tepp, wenn du sie dem Kirchenwirt hast verkauft!" rief das Weib.

„Heroben beim Stiegelkreuz", erzählt der Birnkifler weiter, „sitzt der Kalbeltreiber von der Neustadt. Das Umherlaufen in so einem Patschwetter hätt' er schon satt bei seinen gichtischen Beinen. Ob ich ihm kein Schlachtschwein wüsst! Zahlen thät' er gut. Ich weiß eins, sag ich, denn was soll ich unsere Alte verleugnen. Der Speck allein zwei Centner, sag' ich und hab' auf der Stell' vierundzwanzig Thaler auf der Hand."

Das Weib des Birnkifler ringt die Hände. Dreimal hat er sie verkauft! Dreimal! Der schlechte Mensch! Der Betrüger! — Aber es war nicht lange Zeit zum Ehrabschneiden. Die Thür gieng auf, der Nachbar Breitenbichler kam schwerfällig hereingestampft. Sollt' doch ein wenig abrasten, lud der Birnkifler ein. Ja das Rasten sei ihm nicht zuwider, entgegnet der Nachbar und setzt sich an den Tisch. „Die Lauferei jetzt", setzt er bei, „die wird mir eh schon zuwider. Meiner Tochter Ehrentag auf die nächst' Wochen, du weißt ja. Bis man alles beisammen hat für achtzig Gäste. Eine feiste Sau geht mir noch ab. Hab' gehört, Nachbar, du hättest eine im Stall. Wollt' dir nit zu sparsam sein."

„Ist recht, gehen wir sie anschaun", meint der Birnkifler, „wenn man dem Nachbarn einen Gefallen kann erweisen, warum denn nit?"

Eine Viertelstunde später war das Schwein verkauft an den Breitenbichler um fünfundzwanzig Thaler.

Später, als der Johann Birnkifler mit seinem Weibe allein war, leerte er in eine Holzschüssel seine Säcke aus, sie waren voll Thaler, deren siebenundachtzig hatte er und schmunzelte: „Seit ich auf der Wirtschaft bin, hab' ich noch keine Mastsau um einen solchen Preis verkauft."

„Eingesperrt wirst!" rief das Weib.

„Warum?" fragte er entgegen. „'s hat ja keiner gefragt, ob das Vieh mein gehört. Jeder nur: ob ich nit im Stall eine feiste Sau stehen hätt' — was ja wahr ist, und gleich das Geld her. Ein Narr, der nit angreift heutzutag!"

„Aber Todl, alter!" zeterte sie und kam ihm mit ihren fuchtelnden Händen sehr nahe. „Ich hab' sie ja verkauft, die Sau, heut' vormittag, dieweil du aus bist gewest. Der Rösselwirtsknecht hat zugefragt. Fünfundzwanzig Thaler und fünf Silbergroschen extra als Nuschgeld."

„Nachher hätten wir ja weit über hundert Thaler gelöst fürs Vieh!" jubelte der Birnkifler.

„Der Rösselwirtsknecht holt sie in etlichen Tagen", berichtete das Weib.

„Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst."

„Und die anderen? Die vier anderen?"

„Geh, Alte, lass mich aus!" murrte er, „allemal, wenn man heimkommt, machst du so Geschichten. Ich will jetzt Ruh' haben!" Und gieng hinaus aufs Heu, wo er sich niederlegte.

Am nächsten Tag, als der Birnkifler frisch ausgeschlafen hatte und ihm der gestrige Handel einfiel, kam ihm die Sache etwas bedenklich vor. Das wäre ja beinahe, als ob er seine Schwein fünfmal verkauft hätte! Indes nahm er erklecklich viel Medicin für seine kranke Leber zu sich, und diese Medicin war auch ein gutes Mittel gegen das beißende Gewissen.

Und eines Tages wird es lebhaft bei dem Birnkiflerhause. Den Fahrweg herauf kommt der Kirchenwirt mit einem Stock; den Fußsteig durch den Schachen her steigt der Fleischhacker mit dem Hunde. Am Feldrain heran trottet der Kalbeltreiber von

Der Richter wurde stutzig. Und als er auf weitere Fragen von dem Angeklagten immer nur das Wort „Abgepfiffen“ hörte, und nichts als das Wort „Abgepfiffen“, das manchmal wie ein Hilfe- oder Drohruf ausgestoßen, dann wieder wie im Stumpfsinne hingelallt wurde, wendete der Richter sich zu den fünf Anklägern und sprach im Tone des Vorwurfs: „Wen habt ihr denn da hereingebracht? Das ist ja ein Unglücklicher, ein armer Irrsinniger! Wohl auch epileptisch, woran ihr scharfsinnigerweise seinen Tod gesehen habt. Und mit einem solchen Menschen schließet ihr Geschäfte ab? Wohl kaum in einer andern Absicht, als den Schwachsinnigen zu übervortheilen? — Ich finde zu urtheilen, dass dieser Mann das Schwein nicht aus unlauterer Absicht wiederholt verkauft hat, sondern aus reiner Vergesslichkeit. Ich spreche ihn frei und ihr möget euch merken, dass ein vernünftiger Mensch mit einem Narren keinen Handel macht. Ihr könnt heimgehen, Johann Birnkifler.“

Dieser verneigte sich so ein wenig und tappte dann blöde zur Thür hinaus.

Auf seinem Wege nach Hause kam er durch die Neustadt. Die Gasse führte am stattlichen Hause des Herrn Doctors Schlauchel vorüber. Der Herr Doctor schaute zum Fenster herab. Er hatte ein blaues Hauskäppchen auf und ein langes Pfeifenrohr im Munde und in Gold gefasste Brillen auf der Nase. Daher sah er den Johann Birnkifler schon von weitem daherstiefeln.

„Nun, ich sehe, Ihr seid ja ganz munter auf freiem Fuße, Birnkifler!“ rief er hinab.

Der Bauer nickte mit dem Kopfe, ja, er wäre munter auf freiem Fuße.

„Es ist also gut gegangen!“

Der Bauer nickte vergnüglich mit dem Kopfe und trachtete weiter.

„Mein Rath hat also geholfen? Hat er? Na schön, das freut mich. Nun kommt aber einmal zu mir herauf, Birnkifler, und bringt mir meine dreißig Thaler.“

„— Abgepfiffen!“ sagte der Bauer und trottete gelassen seines Weges.

Dirndl, mir hobn a schens Hoamatlond!

Dirndl, mir hobn a schens Hoamatlond!
Schen is s af da Hech und in Grobn,
Dirndl, hilf ma singen und juchazn,
Dass ma des Hoamatl hobn.

Dirndl, mih zimpp, ih mecht s Steirerlond
Holsn und bussln in da Ghoam,
Oba gstott dass ih mei Hoamat hols,
Hols i mei Dirndl dahoam. R.

stand der Johann Birnkifler von den Todten auf und schmunzelte. Er hatte in seiner Brieftasche die fünffache Sau und ein Käufer hatte von der einfachen nur den fünften Theil. Aber gescheit muss man sein!

„Es wird dir doch schlecht gehen, bis sie erfahren, dass du wieder munter worden bist!“ gab das Weib zu bedenken.

„Lass mich nur machen!“ sagte der Mann. „Mit denen fünfen werd' ich schon fertig. Wenn sie mir nur keinen Gerichtsprocess machen, der wär' mir zuwider. Die Doctors, das sind verflucht gescheite Luder!“

Was er gefürchet, trat ein. Als die fünf Geprellten die Auferstehung des fünffachen Schweineverkäufers erfuhren, verklagten sie ihn vor Gericht. Das Weib war außer sich und sah schon den Galgen; der Bauer blieb ziemlich ruhig und rechnete so: Sie haben die Sau untereinander getheilt, haben sich abgefunden, also sind sie abgefertigt. Und meinetwegen? Auf das Wiederlebendigwerden ist keine Straf gesetzt. Etwas unheimlich war ihm aber doch, dem guten Johann Birnkifler, also gieng er hin in die Neustadt und nahm sich einen Advokaten auf.

Der Herr Doctor Schlauchel war ein erfahrener Mann, hatte schon viele Gesetzparagraph-Häklein, an denen Leute hängen geblieben, geradegebogen, allein dieser Fall war ihm bedenklich.

„Bauer!“ sagte er nach tiefem Nachdenken, „Ihr habt euer Schwein wissentlich mehrmals verkauft. Es steht schlimm um euch, Ihr werdet sachfällig!“

„Dass der Teuxel . . .!“ knurrte der Bauer.

„Ich habe jedoch eine Idee“, sprach der Advocat. „Wir wollen es versuchen, vielleicht gelingt's. Aber klug sein, Birnkifler!“

„Oh je!“ machte dieser, als wollte er sagen, an Klugheit sei ihm niemand über.

„Ihr werdet vor Gericht stehen“, belehrte der Advocat Doctor Schlauchel. „Da wird viel herumgeredet werden, Ihr werdet um allerhand gefragt werden. Und was Ihr auch antworten möget, es wird nichts nutzen, es wird für die Katz' sein. Deswegen merket Euch einmal das: Was sie auch fragen mögen, thut nichts desgleichen, sagt nur: abgepfiffen! Bei der ganzen Verhandlung nit ein einziges Wort, nur allemal: abgepfiffen!“

Der Bauer lächelte pfiffig und sagte: „Bedank' mich recht schön, Herr Doctor, das will ich thun.“

„Und auf dem Heimwege bringt Ihr mir mein Gebür von dreißig Thalern.“ Also der Doctor, und der Johann Birnkifler gieng zum Gerichte.

Na, da gab's Leute! Da waren fünf Ankläger, zwei Richter, zwei Schreiber und der Gerichtsdiener. Zehn gegen einen! Und erst noch die Gesetzbücher in Haufen, die waren ja auch gegen ihn. Der Bauer stellte sich recht demüthig hin vor den grünen Tisch und zerknüllte seine Hutkrempe.

„Ihr seid der Bauer Johann Birnkifler, so und so alt, bisher unbescholten, und habt ein Schwein verkauft. Ist es so?“

„Abgepfiffen“, meinte der Angeklagte ruhig.

„Was meint Ihr?“ fuhr der Richter fort. „Und seid beschuldigt, ein und dasselbe Schwein an mehrere Käufer verkauft zu haben. Was sagt Ihr dazu?“

„Abgepfiffen“, antwortete der Bauer.

„Wollt Ihr es vielleicht leugnen? Hier stehen fünf Zeugen, ehrenwerte Männer. Nun?!“

„Abgepfiffen“, schrie der Bauer hell auf.

„Seid Ihr verrückt? Wisset Ihr, dass Ihr nur durch sofortige Vergütung und reumüthige Abbitte Euere Strafe wesentlich verringern könnt?“

„Abgepfiffen“, antwortete der Bauer mit trauriger Miene.

Die confessionelle Gleichberechtigung.

In einem juristischen Examen bildete das allgemeine Kirchenrecht das Thema der Prüfung. Im Verlaufe derselben stellte der gestrenge Herr Examinator die Frage: „Ist denn die confessionelle Gleichberechtigung auch mit Rücksicht auf die Bekleidung eines Amtes eine unbedingte?“ Nach kurzem Besinnen erwiderte der Examinandus in entschiedenem Tone: „Nein! Ein Protestant darf nicht Oberrabbiner werden.“

Jetzt oder nie.

Ein Referendar besucht einen Professor, um mit ihm über eine juristische Arbeit zu discutieren.

Professor: „Sie sind noch zu wenig geübt in der Beantwortung von schwer zu entscheidenden Fragen. Ich will Ihnen zeigen, wie man das machen muss. Stellen Sie einmal an mich eine Frage.“

Referendar: „Darf ich um die Hand Ihrer Tochter bitten?“

Idealist und Realist.

Dichter: „Ihr Advocaten solltet euch schämen — Recht und Gerechtigkeit für Geld feilzubieten!“

Jurist: „Erlauben Sie, Sie können ja doch nicht verlangen, dass man eine solche Seltenheit, wie Gerechtigkeit — umsonst weggibt?“

„Recht muss Recht bleiben.“

Zu dem früher in H. sehr bekannten Advocaten Dr. H. kam eines Tages ein dortiger Fleischer und consultierte ihn folgendermaßen: „Ich setze den Fall, Herr Doctor, ein Hund stiehlt mir vier Pfund Fleisch, ist der Besitzer des Thieres dann verpflichtet, mir den Schaden zu vergüten?“ — „Jawohl, lieber X.“ war die prompte Antwort. — „Gut“, fuhr der Fleischer fort, „dann bezahlen Sie mir nur die vier Pfund; Ihr Hund hat sie, wie Zeugen beweisen können, gestern abend aus meinem Laden gestohlen.“ — „Sehr wohl“, sagte der Advocat mit überlegenem freundlichen Lächeln und griff nach seiner Börse, „das thut mir ja recht leid, hier ist das Geld. Recht muss Recht bleiben.“ Schmunzelnd und vergnügt entfernte sich der Fleischer. Am nächsten Tage erhielt er von dem Advocaten folgende Rechnung: „Herrn Fleischermeister X., hier. Eine Consultation am 9. d.“ 2c. und darunter eine Summe, die den gestern erhaltenen Betrag um das Vierfache überstieg. Als P. S. standen die lakonischen Worte: „Recht muss Recht bleiben.“ — Der Fleischer musste zahlen, da er gefragt und um Auskunft gebeten hatte, und wurde von seinen Nachbarn noch dazu ausgelacht.

Holt weit aus.

Vertheidiger (sein Plaidoyer beginnend): „Als die Schlacht im Teutoburgerwalde geschlagen wurde . . “

Präsident: „Aber ich begreife nicht, Herr Doctor wozu das . . .?“

Vertheidiger (fortfahrend): „Da ahnte wohl niemand, dass ich meinen Clienten heute wegen Diebstahls zu vertheidigen haben würde.“

In mildernden Umständen.

Rechtsanwalt: „Ihr leugnet also gar nicht, den Kläger geschlagen zu haben; könnt Ihr denn nichts zu Euerer Entschuldigung anführen?“

Client: „Ei freilich, Herr Rechtsanwalt! Sehen Sie, wir hatten in unserem Dorfe gerade Kirmes, und da bin ich die ganze Woche in mildernden Umständen gewesen.“

Innerhalb welcher Frist?

Vertheidiger: „Um den Beweis zu führen, dass mein Client vollkommen unschuldig ist, bedarf es keiner tiefen Gelehrsamkeit, sondern nur eines Grans gesunden Menschenverstandes.“

Richter: Innerhalb welcher Frist können Sie dieses fehlende Beweismittel beibringen?“

Humor im Gerichtssaale.

Die in ihrer Art classische „Bibliothek des Humors“ herausgegeben von E. O. Hopp. (Berlin. Friedrich Pfeilstücker) bringt in ihrem fünften Bande den „Juristischen Humor“, welcher das weite Gebiet der Gerichtspraxis von allen Seiten behandelt: geschichtlich, nach Ländern, nach Personen und Ämtern, nach besonderen Fällen und Charakteren, durch prächtige Charaktergestalten, Genrebilder, überaus lustige Anekdoten u. s. w. Ein Jurist, der es sich angelegen sein läſst, immer mehr Menschenkenntnis zu gewinnen, seinen Beruf auch einmal von der Volksphilosophie beleuchtet zu sehen, der greife nach diesem Buche. Doch nicht bloß der Jurist, jedermann wird darin köstliche Lehr' und Lust finden.

An einigen Auszügen aus dem „Juristischen Humor“ mögen unsere lieben Leser sich ergötzen.

„Dein Nachbar will
Dein Unglück, Till“,
Sprach Theodat,
Der Advocat.
„Ich aber will
Dein Bestes, Till!“
Er hielt sein Wort:
Tills Geld ist fort.

Kein Verbrecher.

„Aber, mein Lieber, Sie wissen ja gar nichts. Sagen Sie einmal, was ist denn ein Verbrecher?“

„„Ein Verbrecher — ein Verbrecher — — Ein Verbrecher ist, wer etwas gethan hat!““

„Nun, dann seien Sie ruhig, Sie sind kein Verbrecher!“

Ein Rechtsfall.

Professor: „Ich will Ihnen einen Rechtsfall vorlegen: Mutter und Tochter schlafen zu gleicher Zeit mit zwei Knaben im nämlichen Zimmer. Da die Anzüge gleich waren, so verwechselten die Kindsmägde die Kinder und niemand wuſste, welches Kind der Mutter und welches der Tochter gehörte. Wie würden Sie da entscheiden?“

Candidat: „Wissen Sie gewiſs, daſs die Kinder verwechselt worden sind?“

Professor: „Nun! Ich sagte es Ihnen ja schon!“

Candidat: So! gut, dann tauscht man einfach die Kinder gegenseitig wieder aus.“

Juristische Anschauung.

Erster Student: „Weißt du, daſs ich meinen Examinator, der mich durchfallen ließ, belangen werde?“

Zweiter Student: „Weshalb denn?“

Erster Student: „Weil ein bestimmter Strafparagraph dahin lautet, daſs, wer die Unwissenheit eines anderen benützt, um ihm zu schaden, mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft wird.“

Selbstbewusst.

Richter: „Angeklagter, warum haben Sie bei Ihrer Verhaftung einen falschen Namen angegeben?"

Angeklagter: „Na ick wer doch nich für jede Lumperei meinen ehrlichen Namen hergeben."

Binnen zehn Tagen.

Actuar: „Es ist Ihm nun das Urtheil Fürstlichen Kreisgerichts zu publicieren, und das hat erkannt, dass Er wegen Beleidigung des Ortsschulzen zu fünf Tagen Gefängnis verurtheilt ist."

Bauer: „Wissen Sie was, Herr Actewarichus, Sie können mir den Buckel 'nauffsteigen mit samt'n Kreisgericht!"

Actuar (sehr schwerhörig): „Aber binnen zehn Tagen, denn sonst wird die Sache rechtskräftig!"

Ein wohlmeinender Richter.

Präsident (zum Raubmörder): „Ihr seid nunmehr rechtmäßig zum Tode verurtheilt worden . . . lasst Euch das endlich einmal zur Warnung dienen und bessert Euch!"

Auch ein Beruf.

Der Präsident zu einem wiederholt Bestraften: „Ihr Beruf?" — „Staatsgefangener!"

Mit Vergnügen.

Richter: „Angeklagter, der hier als Zeuge erschienene Herr Neumayer will von Ihnen bestohlen sein."

Angeklagter: „Sehr gern Herr Richter. Darf ich fragen, wo der Herr wohnt?"

Naiv.

„Angeklagter, zum drittenmal stehen Sie in diesem Jahre vor Gericht, was hat Sie diesesmal hiehergeführt?"

„Herr Präsident, ein Gendarm."

Heruntergekommen.

„Was macht denn Ihr Freund X., der wegen Taschendiebstahls vor zwei Jahren verurtheilt wurde?" — Angeklagter: „Dem geht es recht schlecht. Er hatte absolut kein Talent, wir mussten ihn aus unserer Zunft ausstoßen, so leid es uns that. Er sank immer tiefer und tiefer und ist schließlich ganz heruntergekommen: Jetzt arbeitet er schon."

Richter und Kläger.

Richter: „Woran erkennen Sie das Ihnen gestohlene Taschentuch?"

Kläger: „An der gelben Farbe."

Richter: „Das beweist nichts: so habe ich z. B. ein Taschentuch hier, welches genau so aussieht, wie das Ihrige." (Zieht es aus der Tasche.)

Kläger: „Das scheint mir sehr natürlich, — es sind mir mehrere gestohlen worden!"

Der richtige Platz.

Gerichtsvollzieher: „Wenn Sie sonst nichts Pfändbares haben, muss ich Ihnen den Globus pfänden. Aber wo kleb ich denn das Pflaster hin?"

Gepfändeter: „Pappen Sie's auf den Nordpol — da kommt doch niemand hin."

Wird nichts nützen.

Polizist (bei einer derben Prügelei unterst liegend): „Meine Herren! Sie sind sämmtlich arretiert!"

Unbegründeter Verdacht.

Erster Dieb: „Wie lange hast du jetzt schon nichts mehr gestohlen?"

Zweiter: „Seit drei Tagen."

Erster: „Du willst wohl Landesgerichtsrath werden?"

Lumpenlogik.

Ein berühmter Professor der Volkswirtschaft sagt: „Arbeit ist Eigenthum!" Proudhon sagt: „Eigenthum ist Dieb-

Er gesteht nichts ein.

Ein Advocat vertheidigt einen Mörder. Der Angeklagte gesteht sein Verbrechen, und der Richter schließt die Debatte mit den Worten: „Der Angeklagte ist geständig." — Wüthend springt der Vertheidiger auf und ruft: „Der Angeklagte gesteht ein, aber ich, ich gestehe nichts ein."

Aus Schwurgerichts-Sitzungen.

Richter: „Sie müssen den Geschworenen alles mittheilen — so viel also ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, dass einer der Musikanten Sie geohrfeigt hat. War es nun der Violinist oder der Clavierspieler?

Kläger: „Dann muss es doch wohl der Clavierspieler gewesen sind, von wejen den kräftigen Anschlag!"

Der Zeugeneid.

Präsident: „Können Sie Ihre Aussage beschwören?"

Zeuge: „Jawohl!"

Präsident: „Besinnen Sie sich; wissen Sie auch, was ein Eidschwur ist?"

Zeuge (stutzt).

Präsident: „Sie werden doch nicht schwören, ohne zu wissen, was ein Eid zu bedeutend hat! Was ist denn ein Eid?"

Zeuge: „Ein Eid — ist, no — — wenn ich halt falsch schwör', werd' ich eing'sperrt!"

Das Alter der Zeugen.

Ein jovialer Richter zu einer altjüngferlichen Zeugin: „Wie alt sind Sie?" —

„„Ich habe sechzehn Sommer gesehen.""

„Und wie lange waren Sie blind?"

Ein muthiger Zeuge.

Richter: „Sie sahen, wie er die Schüsse abfeuerte?"

Zeuge: „Jawohl."

Richter: „Wie nahe waren Sie dem Schauplatz des Verbrechens?"

Zeuge: „Als er den ersten Schuss abgab, war ich fünf Schritte von ihm entfernt."

Richter: „Und beim zweiten Schuss?"

Zeuge: „Nun, es dürften so bei fünfhundert Schritte gewesen sein."

Schwer zu errathen.

Der Richter (zu dem als Zeuge vorgeladenen Hausknecht): „Sie gestehen selbst zu, dass sie den Ochsenziemer herbeischafften, womit Ihr Herr einen Gast so jämmerlich schlug. Wussten Sie, zu welchem Zwecke der Ochsenziemer dienen sollte?" Der Zeuge: „Na, das hab i mir wohl denkt, dass 's ka wohlthätiger Zweck sein wird."

Ihr Alter?

Der Vorsitzende fragt einen Zeugen, um seine Personalien festzustellen: „Wie heißen Sie?" — „Friedrich Radler." — „Ihr Alter?" — „Heeßt och so." Natürlich erregte diese aus der Posse in die Wirklichkeit des Gerichtssaales übertragene Antwort große Heiterkeit.

Schlecht verbessert.

Richter: „Sie haben dem Angeklagten gedroht, ihn zu verklagen; was hat er darauf erwiedert?"

Zeuge: „Er wird dem dummen Kerl von einem Richter schon etwas vormachen ... verzeihen S', Herr Richter, aber bei Gericht muss ich die Wahrheit sagen!"

Umschrieben.

Richter: „Angeklagter, wovon leben Sie?"

Angeklagter: „Nu, wat et so jerade jibt: Kartoffeln —."

Richter: „Ich meine, wovon Sie Ihren Lebensunterhalt bestreiten?"

Angeklagter: „Ick bestreite allens."

Richter: (etwas lauter): „Reden Sie keinen Unsinn! Worauf Ihre Existenz beruht, will ich wissen."

Angeklagter: „Na, uf Actien ist sie nicht jejrindet."

Kleine Laube.

Haltet die Herzen lauter . . .

Haltet die Herzen
Lauter und luglos,
Frei von des Frevels
Sündiger Saat.
Wie ihr's auch wendet,
Wandelt und täuscht ihr
Nimmer der Nornen
Richtenden Rath.

Selbst Götter entgalten
Mit Sühne die Sünde,
Die ewigen Asen,
Odins Geschlecht.
Am Borne verborgen
Walten die weisen,
Schweigenden Schwestern
Richtend nach Recht.

Richard Koehlich.*)

*) Aus einsamen Stunden. (Großenhain. Baumert & Ronge 1892.)

Sind die preußischen Gymnasien besser als die österreichischen?

Lässt sich diese Frage so geradewegs beantworten? Wir wollen sehen.

Dr. Eduard Martinak, Professor am Leobner Gymnasium, hatte vor kurzem Gelegenheit, fünf Wochen lang an Berliner Gymnasien zu hospitieren. Seine Erfahrungen theilte der Professor in einem Vortrage mit, welchen er im Vereine „Innerösterreichische Mittelschule“ in Graz gehalten und welcher nun unter dem Titel „Fünf Wochen Hospitierung an Berliner Gymnasien“ im Drucke vorliegt. (Wien. Alfred Hölder. 1892.)

Wie viel für Freunde der Schule Interessantes ist in diesen zwanzig Druckseiten schlicht und klar ausgesprochen! Wir können hier nur wenige Punkte andeuten, die den Charakter des preußischen Gymnasiums, oder Abweichungen desselben von den unseren bezeichnen.

Das preußische Gymnasium hat nicht acht, sondern neun Jahrgänge, denen eine dreiclassige Vorschule vorausgeht. Anstatt Parallelclassen hat man O-Classen und M-Classen; die ersteren als Stammclassen beginnen zu Ostern, die letzteren als die Beiclassen zu Michaeli. Diese Einrichtung bietet den Vortheil, dass Schüler, die nicht aufsteigen dürfen, nur ein halbes Jahr verlieren, obzwar dem Lehrer das Recht zusteht, einen Durchgefallenen auch ein ganzes Jahr zurückzusetzen. Die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden ist höher als bei uns, nähmlich dreißig, ohne das obligate Turnen und Singen. Auch Französisch ist acht Jahre hindurch obligater Gegenstand. Die Stundenvertheilung sucht den Nachmittag möglichst frei zu halten, wodurch aber der Vormittag oft mit fünf Stunden, von sieben bis zwölf, oder von acht bis ein Uhr belastet wird. Diese Lernzeit würde den Schüler erschöpfen, wenn zwischen den Lehrstunden nicht längere Pausen wären. Auch die Gymnasialstunden haben ihr „akademisches

stahl." Folglich ist Arbeit — Diebstahl. Diebstahl ist aber ein Verbrechen, das bestraft werden muss — folglich ist Arbeit ein Verbrechen, das bestraft werden muss!

Um die Seinigen besorgt.

Delinquent (am Tage vor der Hinrichtung von den Seinigen sich verabschiedend): „Nu, nu, es ist jetzt genug geflennt; wir sehen uns ja noch! Ihr kommt doch morgen auch ein bisschen 'raus! Aber hübsch vorne hinstellen damit Ihr alles besser übersehen könnt! Adjö!"

Deutliche Bekanntmachung.

„Derjenige, der den Thäter, der den Pfahl, der an der Brücke, die an dem Wege, der nach Worms führt, liegt, steht, umgeworfen hat, anzeigt, erhält eine Belohnung."

Amtliche Verwarnung.

„Es wird bekanntgemacht, dass das Vieh nicht mit offenen Lichtern und brennenden Cigarren, sondern nur mit Laternen gefüttert werden darf."

Auch ein Ehescheidungsgrund.

Richter: „Aber ich bitte Sie, Herr Schulze, Sie sind jetzt fündundzwanzig Jahre mit Ihrer Frau verheiratet und beantragen noch Ehescheidung?"

Schulze: „Nanu? Herr Richker, ist denn das noch nicht lange genug?"

Gut taxiert.

Richter: „Wie hoch schätzen Sie die Ihnen gestohlenen Stiefel?" —

Schadenträger: „Neu haben sie mich sechzehn Mark gekostet, dann habe ich sie zweimal sohlen lassen, macht zwölf Mark; zusammen also achtundzwanzig Mark."

Merkwürdige Verordnung.

Der neue Bürgermeister eines kleinen Städtchens beschließt an einem der ersten Tage seiner Amtsthätigkeit, eine Parade über die freiwillige Feuerwehr abzuhalten. Damit nun das schöne Fest ordnungsmäßig und ungestört vor sich gehe, veröffentlicht er folgende Bekanntmachung: „Sollte es am Dienstag vormittag regnen, so findet die Parade am Nachmittag statt. Falls es aber nachmittags regnet, so wird die Parade bereits am Vormittag abgehalten."

Aus einem österreichischen Gerichtssaale.

Vertheidiger: „Meine Herren Geschworenen! Von euch ist zwar einer dümmer als der andere, aber . . ."

Präsident: „Herr Justizrath ich werde höheren Orts Bericht erstatten."

Vertheidiger: „Meine Herren Geschworenen! Von euch ist zwar einer dümmer als der andere, aber trotzdem will ich einen Schnaps mit euch trinken." Mit diesen Worten trat, wie Sie aus den Acten eines früheren Processes ersehen werden, der Angeklagte im Jahre 1881 in die Wirtsstube der Frau Kniehuber . . ."

von Haus aus selbständiger und brauchen unterwegs wegen Vermeidung von Gefahren also auch nicht bevormundet zu werden. Das Hauptvergnügen auf solchen Ausflügen schien dem Beobachter in witzigem, schlagfertigem Zwiegespräche zu sein. Die Schüler sind ruhiger, gemessener und haben nicht das freie, oft übermüthig heitere Sichgehenlassen unserer südlichen Jugend. Der spontane, herzerfreuende Gesang fehlt! Der Charakter der preußischen Jugend ist ein mehr schneidiger als liebenswürdiger.

Was den Lehrplan der Gymnasien anbelangt, ist Professor Martinak geneigt, den unseren den Vorzug zu geben. Auch herrscht bei uns eine gewisse frischere Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit im Lehren und Auffassen, und in ästhetischen Dingen ist die Begabung unserer Schüler höherstehend. Eine bemerkenswerte Thatsache ist, dass die Lehrer in Preußen große Achtung und großes Vertrauen genießen, wodurch ihr pädagogisches Wirken einflussreicher wird als bei uns.

Ob das preußische Gymnasium höher steht als das unsere, das kann nach allem Gesagten nicht behauptet werden, vielleicht schlüge bei genauer Wägung das Zünglein zu unseren Gunsten aus. Auf beiden Seiten fehlen weder die Vorzüge noch die Nachtheile. Professor Martinak schließt seine Schrift mit dem Wunsche, die Vorzüge beider möchten sich hier wie dort vereinigen zum Heile unseres theueren Vaterlandes.

In stiller Stunde.

Sinnsprüche von Gertrud Tripel.*)

Ein Leichtes.

Wer nur die Menschen wahrhaft liebt,
Ihr Bestes will in allen Stücken,
Der findet auch den rechten Weg,
Das rechte Wort, sie zu beglücken.

*) Aus dem gleichnamigen feinsinnigen Büchlein. Berlin. Haude & Spener'sche Buchhandlung.

Moderne Wohlthäter.

Drin im Salon bekämpfen sie
Mit Worten Noth und Laster,
Doch wehe, streift ihr seidnes Kleid
Der Bettler auf dem Pflaster. —

Theilnahme.

Wen selber nicht, im Sturm der Zeit,
Der Sorge banges Grau umnachtet,
Der weiß es nicht, wie man im Leid
Nach einem warmen Worte schmachtet!

Lebensregel.

Wenn auch in dir kein Mahner spricht:
„O nütz des Lebens Frist!"
So raub' die Zeit doch andern nicht,
Für die sie kostbar ist!

Neue Richtung.

Was nennt sich Dichter oft in heutigen Tagen?
„Viel Schmutz auf einen Fleck zusammentragen."

Unverstanden.

Unverstanden in der Welt,
Legt zu herbem Weh den Keim;
Eins nur sich noch drüber stellt:
Unverstanden sein — daheim!

Der Stärkere.

Du sagst, der Frauengeist sei stark!
Nun wohl, es kann schon sein;
Doch nur der Männer Geist bricht Bahn,
Das Weib — — folgt hinterdrein!

Tiefe Wahrheit.

Lass die Zweifler schreien:
„Liebe bringt nur Pein!" —
Besser ein Leid zu Zweien,
Als ein Glück allein! —

Wollen und dürfen.

Wohl bitter ist's, von ferne stehn,
Wenn andr'e Nektar schlürfen,
Doch bittrer: Lieb' verlangen sehn
Und sie nicht geben dürfen!

Viertel". Manchmal bei den classischen Sprachen geschieht es, dass ein Gegenstand zwischen zwei Lehrern getheilt wird, so dass der eine poetische Lectüre, der andere Prosa und Grammatik besorgt.

Die Unterrichtsmethode, der Lehrton ist pädagogisch-disciplinär strammer, didaktisch abstrakter als bei uns.

Geprüft wird weniger, zur Classificierung geben die schriftlichen Arbeiten Anhaltspunkte, im übrigen gäbe man die Noten nach seiner besten Überzeugung, nach dem Gesammteindrucke, den man vom Schüler gewonnen hat, nach dem Gefühle.

Der Brauch, dass bei mündlicher Prüfung der Schüler die Frage wiederhole, ist dort nur in der Vorschule (Volksschule) eingeführt. Bei der Sprachgewandtheit des Berliner Kindes geht's ohne Fragewiederholung klapper und rascher. Im classischen Unterrichte wird weniger gehastet als bei uns, die Zahl der schriftlichen Arbeiten ist im Latein die größte, im Deutsch die geringste, in letzterem werden jährlich etwa nur sechs bis sieben Arbeiten verlangt. Die Leistungen und Classificierungen in den classischen Sprachen sind von denen unserer Gymnasien nicht sehr abweichend. Nebenbei sei hier bemerkt, dass der preußische Gymnasiast bis zum Schlusse des fünften Jahrganges von den Lehrern „geduzt" wird. Studenten gibt's erst auf der Universität.

Eine treffliche Einrichtung ist das sogenannte Aufgabenbuch, ein obligates Schreibheft, in welches der Schüler die Lehrgegenstände, Aufgaben nach dem Dictate des Lehrers, allemal genau einschreiben muss; in dasselbe macht auch der Lehrer die Notizen für die Eltern, welche verpflichtet sind, dieses Aufgabenbuch täglich einzusehen. Das Latein wird in Preußen noch viel mehr gepflegt als bei uns, was als kein Vorzug empfunden wird. Am meisten und liebsten gibt man sich mit Horaz ab, doch befassen die Schüler sich zumeist mehr mit der Form als dem Geiste. Im Griechischen ist das Schwergewicht auf die Lectüre gelegt. Der deutsche Unterricht tritt zurück und wird wesentlich weniger gepflegt als bei uns. Die Kinder sprechen von Haus aus mehr Hochdeutsch und geläufiger, auch in der Volksschule wird auf das Deutsch großes Gewicht gelegt. Das Mittelhochdeutsch ist fallen gelassen, und nicht wie bei uns wieder aufgenommen worden.

Die Naturwissenschaften und Mathematik treten sehr gegen die sprachlichen Unterrichtszweige zurück. Geschichte und Geographie scheint nicht bevorzugt zu werden. Sind doch manche Lehrer selbst über unsere österreichischen Verhältnisse derart im Unklaren, dass jener Berliner Gymnasialprofessor unseren Gewährsmann fragte, ob die Unterrichtssprache an den Grazer Gymnasien die deutsche sei! Über den Religionsunterricht bleibt unser Gewährsmann den Bericht schuldig. Zu Anfang des Unterrichtes wird ganz kurz gebetet; zu Anfang und Schluss der Woche versammelt man sich in der Aula des Gymnasiums zu einem kurzen Gottesdienst. Die Erziehung zu Hause ist im allgemeinen eine ernstere als bei uns. Was die Leistungen in den Schulgegenständen anbelangt, ist der Durchschnitt besser als bei uns, während sehr gute und sehr schwache Leistungen weniger vorkommen. Zeugnisse werden viermal des Jahres ausgetheilt, und zwar ohne Stempel. Die Fortgangsbezeichnungen sind „sehr gut", „gut", „genügend", „noch nicht genügend", oder „nur mittelmäßig" und „ungenügend".

Die Schuldisciplin ist durchschnittlich ganz tadellos und trägt den Charakter des strammen Volkes. Der Gesundheitszustand der Jugend ist ein guter, wie ja der ganze Menschenschlag an physischer und geistiger Leistunsfähigkeit uns voraus ist.

Mit großer Vorliebe wird das Turnen betrieben, man hält überaus viel auf körperliche Ausbildung, und militärische Übungen betreibt die Jugend mit großer Vorliebe. Häufig werden gemeinsame größere Ausflüge gemacht mit oft beschwerlichen Fußwanderungen. Die Nahrung dabei bringt sich jeder Schüler selbst mit. Die Kinder sind abgehärtet, schon

Drei Sonette.

1.

Nur dort wird sich die Schönheit ganz entfalten,
Wo sich harmonisch Herz und Seele paaren,
Um anmuthsvoll die Weiblichkeit zu wahren
In ihrem reinen liebereichen Schalten.

Denn unbeirrt von äußeren Gewalten
Und ohne Furcht vor drohenden Gefahren
Entwickelt sich der Tugenden Gebaren
Im keuschen Busen zarter Huldgestalten.

Für die in treuer Liebe Herzen glühen,
Zu ihrem Lobe Jubellieder schallen
Und sich um ihre Gunst die Besten mühen.

Entzückt weil't ja mit stetem Wohlgefallen
Das Auge gern, wo solche Blumen blühen,
Die uns verschönern dieses Erdenwallen.

2.

Es mag des Standes Glanz so manchen blenden
Und schnöder Reichthum auch die Habgier wecken,
So manches Weib selbst einem eitlen Gecken
In Sinnestäuschung ihr Neigung spenden.

So manche kann des Mannes Namen schänden,
Durch Wortbruch seine Ehre arg beflecken,
Auch nicht vor schmählichem Verrath erschrecken,
Um dann den Rücken feig zur Flucht zu wenden.

Dort aber, wo Gemüth und Herz in reinen,
Erhebenden Gefühlen sich verbinden,
Wird Liebe mit der Achtung sich vereinen.

Denn Wahrheit ist es, was sie süß empfinden,
Und Wahrheit selbst das Leid, das sie beweinen,
Vor ihnen muss ja jede Täuschung schwinden.

3.

Nicht immer läſst das Aug' vom Prunk sich blenden,
Bethören nicht das Ohr von süßen Reden,
Nicht täuschen fort die Sinne seine Fäden,
Denn einmal wird den Trug die Wahrheit enden.

Liegt doch das Glück in unsichtbaren Händen
Als Liebesgabe stets bereit für jeden,
Um ihm sein Heim zu wandeln in ein Eden
Und dieses Leben schönstes gern zu spenden.

Den Mann begnaden sie mit muth'ger Seele,
Das Weib mit einem Herzen, stark im Lieben,
Das Kind mit Sinnen, frei von Schuld und Fehle.

Der Mensch, erfüllt von diesen heil'gen Trieben,
Verzagt dann nicht, ob ihn ein Schmerz auch quäle,
An ihnen muss ja jedes Leid zerstieben.

Franz Tiefenbacher.

Nun dämmert der Morgen.

Wenn dämmernd der Morgen über die Erde zittert
Mit des Frühstrahls erstem, goldenem Schein —
Denk ich, Liebliche, dein.

Dann steigt, mit der Sonne, mein glühend Verlangen
Nach dir, empor hoch in des Mittags Sphäre —
O, trostlose Leere.

Sonne will schier das Herz verbrennen —
Sinkt mit den Feuerrossen wieder
In die kühle Nacht hernieder.

„Nehmt ihr Träume den müden Wanderer
Gnädig auf, ihr Bild zeigt mir.“ —
Nun bin ich bei dir!

Kann dich nicht halten im Reich der Schatten,
Glühend umfass ich dein Bild — da tagt's —
Der Morgen verjagt's.

Und so beginnt aufs Neu die Reise
Über Planeten durch Sternenräume.
O, Fieberträume.

X. Z.

Vagantenlied.

Ich kann das Fragen
Nun nicht vertragen,
Darum mein Liebchen lass es sein.
Doch holdes Scherzen
Und süßes Herzen,
Das lieb ich mehr als Gold und Wein.

Von deinen Lippen
Den Kuss zu nippen
Ist mir auf Erden höchste Lust.
Umschlingst du warm mich
Mit deinem Arm mich,
Durchglüht es wonnig meine Brust.

O lass in Frieden,
Was mir beschieden
An holdem Glücke einstens war.
Es ist erblichen
Und ist gewichen
Der Stunde gleich, die es gebar.

Gottes Gunst.

Der Frohsinn in des Glückes Schein
Ist keine Kunst,
Doch auch im Unglück heiter sein
Ist Gottes Gunst!

Lachen und Weinen.

Du sagst, o Freund, es wär'
Zum Weinen nur das Leben?
Weshalb dann hätte Gott
Das Lachen uns gegeben?

Wer ist der Ärmere.

Wer an ein Ideal noch glaubt,
Der heißt: „ein armer Schwärmer".
Doch dünkt mich, wer's verloren hat,
Ist tausendmal noch ärmer! —

Weltordnung.

Ob Leid auch deine Losung ist,
Geb' nicht zurück,
Vielleicht, dass du die Staffel bist
Zu andrer Glück.

Die Frau im Sprichworte der Völker.

Die Spruchweisheit der Völker weiß viel, leider nicht immer Artiges von den Frauen zu sagen. In Griechenland spricht der Volksmund: „Die Liebe ist blind, aber die Ehe sieht scharf." — „Eine Kokette ist wie ein Schatten; folge ihr, und sie entflieht dir; fliehe sie, und sie wird dir folgen." — Ein französisches Sprichwort lehrt: „Wer seine Frau schlägt, gleicht einem Manne, der auf einen Sack Mehl klopft: Das Gute fliegt heraus, das Schlechte bleibt zurück." — Der Schotte behauptet schlechthin: „Ein guter Mann, eine schlechte Frau; ein schlechter Mann, eine gute Frau." — In Italien ist man der Ansicht: „Frauen sind entweder ganz und gar Honig, oder ganz und gar Galle. Mitunter wandelt sich der Honig in Galle, niemals aber die Galle in Honig." — Das Land der Kastanien hat folgende Erkenntnis gezeitigt: „Von einer Frau und einem Maulesel erreicht man mehr durch Güte und sanfte Behandlung, als durch Zwang." — Der Holländer sagt: „Wer seine Frau lieb hat, lässt sie zu Hause" und: „Eine Frau trägt in ihrer Schürze mehr zum Hause heraus, als der Mann mit einem Wagen hereinbringen kann." — Und damit auch der Osten zu seinem Rechte komme — im himmlischen Reiche hat man die Erfahrung gemacht: „Je mehr eine Frau ihren Mann liebt, je mehr wird sie danach trachten, seine Fehler zu verbessern. Je mehr ein Mann seine Frau liebt, je lästiger fällt er ihr." — Und der Araber endlich meint: „Berathschlage immer mit deiner Frau, wenn du etwas unternehmen willst, und thue dann, was dir beliebt." — „Mehrere Frauen sind besser als eine; während sie sich zanken, wirst du wenigstens in Ruhe gelassen."

Poetenwinkel.

Klinge Sichlein, klinge. . .

Klinge, Sichlein klinge
Durch das grüne Gras,
Singe, Vöglein, singe!
Hei, im Thau,
Auf der Au
Ist das Leben lieblich!

Rausche, Sense, rausche
Durch den rothen Klee;
— Herzlein, lach und lausche.
Hei, dort steht,
Singt und mäht
Dein herzliebster Freier!

Blüht und blüht, ihr Wiesen,
Mag' zur Fremd' nicht geh'n,
Lass mich nicht verschließen
In der Stadt
Bleich und matt
Hinter Stein und Mauern!

Vöglein, acht' der Trauer,
Lass' dich locken nicht
In den gold'nen Bauer;
Hei, im Thau
Auf der Au
Ist das Leben lieblich!

Anton August Naaff.

Gleichwie entzückt wir ersten Schwüren
lauschen,
Unwissend noch, wie spurlos sie verwehen,
So möchten wir, wenn schwarz auf weiß
wir stehen,
An Hochgefühl mit keinem König tauschen.

Nur einmal braucht der Löwe Blut zu lecken,
Und lechzt nach Gier nach neuer Opfer
Zucken,
So braucht man uns ein einzigmal zu
drucken,
Um unsre Dichtereitelkeit zu wecken.
Wenn unsre Freunde auch die Köpfe schütteln,
„An unsrem Genius lassen wir nicht rütteln!"

Jenny von Reuß-Hoernes.

In Wald.

Wann d Sunn wieder scheint,
Steig i auffi in Wald,
Wo das Hackerl so lusti
Vom Schlag niederhallt.

Wo das Schwarzblattl singt,
Wo sih s Achkatzl rührt,
Und die Rehgoaß die Kitzl
Am Hong obiführt.

Da schau i in dWeit
Üba dWipfel hinaus,
Wo dr Thurm aufagrüaßt
Und 'n Vatern sein Haus.

Mei Hoamat, grüaß Gott!
Ruaf ih aufsi, dass hallt,
Und das Echo gibt Antwort
In lusti-grean Wald.

Hans Fraungruber.

Da Hoadbaur und seine Oxen.

In niederösterreichischer Bauernsprach von
Philipp Waldbach.

„Äha! ssss. — Rostn mar a wenk."
Brummt da Hoadbaur und seine Oxen
bleibn stehn.

Der Baur setzt sih auf n Pflnag, loahnt d Peitschn nebn seiner und glengt in d Spenzertoschen um a Mugl Brod. Oba as leidt n net stad z sitzen; er geht za seine Oxn viri und, eh wenn er nu recht an Bissen Brod ins Mäul steckt, thoalt er mehr ols d Hälfte van der Mugl aus an seine zwoa Liabling.

Und aft redt er holt mit eahna: „Won mir drei Brüader warn, kunntn mir ah net besser sein, ols mir sein mitanonder. Gelts, meine Schimmln? — Na, thuat s enk nix an; derft s enk net grimma, dass ih enk hergib, won mir da Fleischhocker ah enk schan überzohlat, und da Pforrer und da Verwolter auf dö saftign Rostbratln und dö kräfti Suppn wortn, dö van enk wurdatn. Hobn long guat worten!

Sö, da host du Hondiger nu a Stickl, däs is oba s Letzt; däs onder ghert in Sottlinger.

So, hiazt hobn mir gmohlzeit ah mitanonder. Gelt s, dö frische Luft mocht enk a wenk übermüati und thuat uns a guat? Haun jo, seid s jo den gonzn Winter duri net aus n Stoll kema und in Fuada hob ih s enk a net faihln lossen; ah, auf enk schau ih scha, derft ts enk net grimma! Secht s, dö Leut holtn ma s fir übl, dass ih enk hiazt scha s eilft Johr hob; so olt warn nu koane Oxn worn daweil d Welt steht, moanan s; oba is hiazt wia der wöll, ös kemt s net aus mein'n Händen, so long ih da Hoadbaur bin. Eh grothad ih s Essen, dass ös koa Not leiden dersads, meiner Seel!

Won ös net gwedn warts, wer war ih denn? — Ih und mei Weib warn nimmer, und mei kloans, oanzigs Bübaerl, da Ferderl, der durt aum Roan dö erschtn Bleamaln brockt, war ah nimmer. Jessas, won ih dran denk an das Stickl, wird mar völli net guat, und ih kon enk s mei Lebta net gnua vageltn. Selbigsmol seid s richti gscheidter gwedn wia ih! Wisst s as nu, wia mir van Wold mit der Strah hoamgfohrn san? Du Hondiger wirst scha nu etlamol dran denka; der schlecht Wög, olli Piff a Wurzen zwerg s über s Gleis und nochha glei a Gruabn drauf, dass mir gmoant hobn, in Wogn muass s uns zsommschlogn. Und mein kloan Ferderl hob ih doh auffigsetzt auf d Strah, weil zan gehn is er z müad gwedn und zan trogn is er mar schier a wenk z schwar worn, der kloa Toschenfeitl. Bin wol eh

Ich habe keine,
Wie dich, du Feine,
So ohne jedes Falsch geliebt;
Drum lass das Fragen
Nach alten Tagen,
Genießen, was die Stunde gibt!

O. Sibus.

Sommer.

Ein blauer Sommer, glanz- und gluten-
schwer,
Geht über Wiesen, Felder, Gärten her,
Die Sonnenkrone glüht auf seinen Locken,
Sein warmer Athem läutet Blütenglocken,
Ein goldnes Band umzieht die blaue Stirne,
Schwer aus den Zweigen fällt die reife
Birne
Und Sens' und Sichel blitzt auf Flur und
Feld
Und roth von Rosen ist die ganze Welt.

Karl Busse.

Sommernacht.

Die Nacht ist schwül und dunkel,
Traumhafte Stille umher,
Die Winde ruh'n und die Blumen
Duften so süß und schwer.

Nur manchesmal ein fernes
Leuchten am Wolkensaum —
Mir ist's, als durchzöge ein tiefes
Wehe den Weltenraum.

Als müsste jede Minute
Herab vom Himmelsdom
Wie aus verhärmtem Auge
Stürzen ein Thränenstrom.

Hans Koppel.

Gewitter.

Fernher tönet Rollen des Donners, ringsum
Stürzen Wogen brausend von Berghöh'n
nieder,
Aus den Wolken zucket der Blitzstrahl,
leuchtend
Über die Landschaft.

Du erbebst in ruhigem Anschau'n plötzlich,
Denn vor jeder Elementarkraft fliehst du
Und verkriechst in sicherem Winkel schnell dich,
Erdengewürme!

Fürchtest du den strafenden Arm der Gott-
heit,
Die des Bösen Saaten vernichtet, hochauf
Schwingend ihre mächtige Fackel über
All deine Häupter?

Richard Kraftel.

Waldgebet.

Schickst du dich zum Gebete,
Komm in den Wald hinaus
Und voller Ehrfurcht trete
In dieses Gotteshaus.

Von Säulen ist's getragen,
Der Himmel ist sein Dach.
Und nichts ruft bitt're Klagen
In deiner Seele wach.

Da wird kein Mensch dich stören,
Du bist mit dir allein,
Dein Gott nur wird dich hören
Und dir ein Tröster sein.

Melodisch wird es rauschen
Herab aus Sternenhöh',
Voll Andacht wist du lauschen
Und schwinden wird dein Weh.

D'rum, dieses Haus erwähle,
Willst du zum Beten knie'n
Und bald wird deine Seele
Ein Friedenshauch durchzieh'n.

Richard Kraftel.

Dem Verdrießlichen.

Mein holder Freund, o lächle wieder,
Zieh deine Stirne nicht so kraus,
Sieh liebevoll auf mich hernieder,
Mein ganzes Glück machst du ja aus!

Gar keinen Kuss? du bleibst verdrießlich?
Dich rührt nicht meine Zärtlichkeit?
Nein, du bist wirklich ungenießlich —
Ich war zum Küssen so bereit!

Schon wollte ich die Lippen spitzen,
Sah zärtlich dir ins Angesicht,
Du Böser bliebst verdrossen sitzen,
Ich glaube gar, du sahst es nicht.

Doch bitter sollst du's auch bereuen!
Ist kusslich dir einmal zu Muth,
Sollst du dich auch vergeblich freuen — —
Doch nein! — du küssest gar zu gut!

Jenny von Reuß-Hoernes.

Erster Erfolg.

Der ersten Liebe gleich will's uns berauschen,
Wenn wir zum erstenmal „gedruckt" uns
sehen;
Possierlich ist's, wie wir so rasch verstehen,
Das kleine „Ich" zum Dichter aufzu-
bauschen.

Wiar, meine Schimmerln! ssss.

Ferderl, nimm das Würml do, das ih ausgockert hob und wirf s den Lercherl vir, astn singt s dir a lustigs, schens Liadl.

Wiar! Schimmerln, ssss.

Bücher.

Nora und: Was aus dem Puppenheim ward. Nach dem Englischen des Walter Besant von Eugen Oswald.

Die Richtung, welche der norwegische Dramatiker Henrik Ibsen in seinen Schauspielen verfolgt, hat besonders in den Stücken: „Die Stützen der Gesellschaft“, „Nora“, „Ein Volksfeind“ und „Gespenster“ ihren künstlerischen Ausdruck gefunden. Er hat mit diesen Schauspielen gewiss ein gutes Theil Aufsehen erregt. Ibsen gehört zu jenen Geistern, welchen das Princip, dass die Kunst vor allem das Schöne darzustellen habe, als ein längst überwundener, veralteter Standpunkt gilt. Er legt in allen seinen Schöpfungen eine scharfausgeprägte und einseitige Tendenz nieder und hat, wie dies ja nicht anders zu erwarten stand, in einer Zeit ästhetischen Niederganges seine Jünger gefunden, die auf seine Worte schwören und in ihren Bestrebungen vielleicht noch um ein Beträchtliches weitergehen als der Meister. Den geringsten Beifall hat Ibsen wohl in England gefunden, ja, hier hat er durch seine Schöpfungen in manchen Köpfen den Verdacht erregt, er sei eigentlich ein Schalk, der sich mit dem Publicum seinen Spass erlaube. Dies trifft freilich nicht zu; so unliebenswürdig auch Henrik Ibsen mit den Menschen und der Gesellschaft umspringt, ihm ist es dabei heiliger Ernst, wenigstens scheint er sich dies selbst einzureden.

Einer von jenen, welche die Schwäche und Hohlheit dieser Kunstrichtung am schärfsten und treffendsten bloßgelegt haben, ist meiner Meinung nach der Engländer Walter Besant, einer der hervorragendsten englischen Romanschriftsteller der Gegenwart. Besant hat vor einiger Zeit eine Erzählung geschrieben, „Nora und was aus dem Puppenheim ward“, welche uns jetzt auch in einer vortrefflichen deutschen Übertragung vorliegt.

Die Gesellschaft, in welche uns Ibsens Schauspiel einführt, kann keine Sympathie erwecken; kein einziger Charakter ist da, auf welchen man mit einigem Vergnügen blicken kann, sie sind alle saft- und kraftlos; weder Thorwald Helmer, noch Nora, nicht der Hausfreund, auch nicht Christine — eine unverfälschte Birch-Pfeiffer'sche Gestalt — erregen Antheil; am frühesten vielleicht Niels Krogstadt, er ist freilich ein Lump, aber er weiß wenigstens doch, was er will, und das ist im Vergleiche mit den übrigen haltlosen Charakteren immerhin noch ein Vorzug. Soll das ein Bild der Gesellschaft sein? Es geht ja manchmal in der Welt recht bunt zu, aber aus lauter Schurken, Schwächlichen und Dummköpfen besteht die menschliche Gesellschaft doch nicht.

Ibsen entläßst uns am Schlusse seines Stückes mit einer Frage, die er nicht beantwortet, weil er entweder die Antwort selbst nicht weiß oder nicht das Herz hat, sie zu geben. Besant hat die Antwort gegeben. Er setzt dort ein, wo Ibsen aufhört, und entrollt vor uns ein kleines, aber bis ins Detail ausgearbeitetes Familienbild; er zieht ruhig aber unerbittlich die Consequenzen, welche sich nothwendigerweise einstellen müssen, wenn man das von Ibsen einmal gestellte Problem vollständig durchführt und alle im Schauspiele angeschlagenen Töne ausklingen läßst. Nicht eine würdige gesellschaftliche Stellung der Frau, wohl aber der gänzliche Zusammenbruch der Familie ist die Folge. Rühmend ist die echt künstlerische Beschränkung zu erwähnen, mit welcher Walter Besant die ihm vorliegende Charaktere behandelt.

Besant ist ein großer Seelenmaler, das hat er in allen seinen Romanen zur Genüge bewiesen, das hat er auch wieder in dieser kleinen Erzählung gezeigt.

Die deutsche Übertragung, welche im Verlage von Conrad Kloß in Hamburg erschien, rührt von Eugen Oswald her. Diesem tüchtigen Schriftsteller verdanken wir unter anderen vortrefflichen Werken auch ausgezeichnete Übersetzungen englischer Autoren, vor allem die wahrhaft poetische Übertragung von Walter Savage Landors Imaginary Conversations. Seine neueste Leistung verdient uneingeschränktes Lob; die Übersetzung liest sich wie ein Original. Oswald hat den ganzen Charakter des englischen Werkes beibehalten und doch ein echt deutsches Buch geliefert. Es sei hiemit dem deutschen Publicum bestens empfohlen.

Emil Soffé.

Dichten und Lügen. Vortrag von Otto Sutermeister. (Frauenfeld. J. Huber. 1892.)

Ein vornehmer Geist, der hier das Wort führt. Er tritt für jene „Lüge“ ein, die durch Kunst und Vermenschlichung wieder zur Wahrheit wird. Er verurtheilt scharf und vernichtend den Naturalismus eines Zola, Ibsen und all unserer Pseudo-Realisten, er steht bei dem Realismus

ollweil nebn seiner gonga und hob n gholtn, oba — wia s holt olls scha sein will — rutscht mar s Pfeifaröhrl aus 'n Händen, ih hob mih darnoh buckt und bleib an etla Schriatt hinten; ös bleibts oba ah stehn — und ih dummer Baur schrei nu viri auf enk, will enk antreibn und feg mit der Peitschn hin auf enkari Ohrwaschln. Oba ös rührts koa Gliedl, stehn thats wia a poor Holzstöck, — Jessas! mei Sühnl! — ih siach s net auf n Wogn — heiliger Gott! s is owagsolln — liegt broat vor da Wognscheibn; an Rucka, won s mocht s — is s wek! — Oba na, du Hondiger drahst dih auf d Seitn, host nu deine hintern Fuaß vanondgspreizt, dass du mein kloan Ferderl net valetztst.

So gschwind bin ih mei Lebta net gwedn, wia a Folk auf an Vogl, bin ih losgstürzt auf mei Kind! s semol hob ih richti net glei gwisst, soll ih enk oder mei Büaberl zerscht oholsn und obussln.

Won mei Sühnl wek gwedn war, war mei Freud und mei Lebn ah wek gwedn. Za mein Weib war ih ohne mein Kind neammer hoamgonga. Ös kinnts mar s sicher glaubn, ös zwoa seids guate Sakra! Oba gelts, ös seids nu mehras in Stond?

Ih und mei Weib wurdn wol eh ah nimmer sein, won ös net gwedn warts. Semol, nau du Sotlinger, du muasst dih scha nu erinnern kinna, wia mir vor drei Johrn um s letzt Fadl Heu in die Dochsgrobnwies'n aussigfohrn san .... Ah, freili! ollzwoa müasts as nu wissen — denselbn Summer wia dö Weda in unserer Gegend gor so org ghaust hobn. An iads Fadl Heu oder Troad, grod völli obstehln hat ma s in Weda müassen, dass oan da Regn net dawischt.

Semol hobn mir uns net amol zan Mittogmohln a Zeit gnumma, so gnöti hobn mir uns as gmocht. s Weda is scha dogstonden, wia mir in holbn Weg daußt gwedn san. Won mir s nur hoam kriagn thatn s letzt Fadl, hobn mir uns ollsonder denkt. Oba na, s Weda loßt s net zua. As solln schan schwari Tropfn und Kreuzblitza mocht s, dass mir gmoant hobn s Firmament muass zreißen. Grod san mir nu eh wenn s recht zan owaschütten ongfongt, san mir nu eh za der Bildlsiachten kema, dö gonz alloan auf n Stoarigl nebn an Wög steht, und mit ihrn storkn Ästen a völlig s Doch mocht. So, do regnt s uns wenigstens net ob, won s uns scha s Heu net lossen will. A heiligs Bild is am Stom van der Fiachtn onbrocht, zwegn den hoaßt s Bildsiachten; do warn mir doh sicher van Blitz und van daschlogen.

Oba na — ih moan: Ös wissts wos onders ah nu, wos d Leut net wissn. Ös bleibts net stehn, net zan derholtn seids gwedn. Du Sotlinger bist grod gwedn, wia ausgwexlt, a helliga Teuxl!

Mei Wei, däs nebn meiner auf n Wogn sitzt, dö Ramsandl schilt enk nu recht dolkade, narrische Dinger überanond, dennan s gwiss liaber is, won s bis auf d Haut waschlnoss wern kinnan ols wia in der Trickad stehn. Ih hob enk ah nu recht gschlogn mit der Goasl, weil s so boshofti seids; oba hiazt — hiazt bitt ih enk herzla um Verzeihing! Recht guat is gwedn, dass s mit n Wogn somt mein Wei und mih davon seids! kam — wer denkad denn däs — san mir hundert Schriat wek van Bam, kreuzsakra! schlogt der Blitz ein und zreißt in Bam van Wipsl bis zan der Wurzn. Den eisern Nogl, wo s Bild dron ghengt, reißt er aus n Stom ausser und s Bild is in Trümmern davon zweiterst umanondgflogn. Jo, astn hobn enk freili, ih und mei Wei, net gnua donka kinna, dass ös mehr Vastod ghobt hobts wia mir, dass es wos onders ah nu wissts, wos d Leut net wissn.

Gelt s Schimmerln, mir bleibn scha beinonder; dersts enk net grimma, dass ih enk hergib, as kunt mar jo koana so viel ghoaßn, dass mar soal warts. Oba hiazt hoaßt s wieder zan Ockern schaun, weil mei Weib und unser Dirn schau in s Erdäpfelsetzen keman.

Olsdenn gengan mir s wieder frisch on, in Gottsnom.

zeichnet sich deshalb durch praktische Übersichtlichkeit und vortheilhafte Gliederung des reichhaltigen Materials, bei Einhaltung möglichst knapper Form aus. Zahlreiche vorzügliche Illustrationen, ein großer Plan von Wien und Plan von Groß-Wien mit allen neunzehn Bezirken erhöhen den Wert dieses Büchleins. V.

Die „Illustrierte Frauen-Zeitung" steht in der ersten Reihe der Blätter, die ihrem Leserkreise in jeder Richtung hin das Erlesenste zu bieten pflegen. Da ist es denn besonders dankenswert, dass der Verlag dieser vornehmen Familien-Zeitung wenigstens zum Theil sein Illustrations-Material noch über den weiten Kreis seiner Abonnenten hinaus dem Publicum zugänglich macht. Soeben ist die dritte Serie der Musterblätter für künstlerische Handarbeiten, herausgegeben von Frieda Lipperheide, erschienen. Die zwölf Blätter dieser Sammlung erhalten die Abonnenten des Blattes in zwangloser Form als Gratis-Beilage, während sie hier, in einer Mappe vereinigt, ein Brevier der Handarbeiten bilden. V.

Kinder-Gartenlaube. Herausgegeben von Albert Richter, Band XII. (Nürnberg. Verlag der Kinder-Gartenlaube.)

Der „Rheinische Schulmann" schreibt: „Der textliche Theil der Kindergartenlaube ist mit großer Sorgfalt zusammengestellt und liefert wirklich Gediegenes. Die besonders sorgfältige Ausführung farbiger Künstlerbilder allein würde es schon verdienen, der Zeitung die weiteste Verbreitung zu wünschen."

Böhmens deutsche Poesie und Kunst. Monatsschrift für alle Gebiete des Schönen, gegründet, herausgegeben und geleitet von E. F. Kastner. II. Jahrgang. (Selbstverlag des Herausgebers. Wien.)

Diese Zeitschrift ist aller Ehren wert. Sie bringt vieles, und vielen etwas Gutes. Weniger akademisch als volksthümlich angelegt, schöpft sie aus Urquellen und bringt manches prächtige Talent zum Vorscheine. Wer für Deutschböhmens Literatur sich interessiert, der findet in dieser Zeitschrift das was er sucht. M.

Alraunwurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch.)

Von diesem ganz ausgezeichneten Büchlein, welches im „Heimgarten" XIV. Jahrgang Seite 77 besprochen worden, ist soeben die zweite Auflage erschienen.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Schillers Briefe. Kritische Gesammtausgabe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt. 1892.)

Innocens. Novelle von Ferdinand von Saar. Vierte Auflage. (Heidelberg. Georg Weiß. 1892.)

Thalia in der Sommerfrische. Eine Novelle von G. v. Berlepsch. (Leipzig. Karl Reißner. 1892.)

Künstlerblut. Roman v. H. Schobert. Drei Bände. (Berlin. J. H. Schorer.)

Der Morgen des Gutsherrn. Aufzeichnungen eines Marquis. Luzern. Albert. Zwei Husaren. Drei Tode. Die Kosaken. Von Leo N. Tolstoj. (Berlin. Richard Wilhelmi. 1892.)

Russisches Leben. Novellen und Skizzen von Friedrich Duckmeyer. Berlin. Eduard Rentzel. 1892.)

Tod dem Verräther! Drama in fünf Acten von Friedrich Duckmeyer. Berlin. Eduard Rentzel. 1892.)

Aus einsamen Stunden. Dichtungen von Richard Koehlich. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1892.)

Ernstes Wollen. Von M. von Egidy (Berlin. Bibliographisches Bureau.)

Fürs Leben, Almanach für Freunde der naturgemäßen Lebensweise für 1892. (Berlin. Max Breitkreuz.)

Auf der Ofenbank. Erzählungen in Oderwälder Mundart von Georg Volk. (Offenbach. Th. Steinmetz. 1892.)

Gänseblieml. Für seine lieben Landsleute gepflockt und n deutschen Gebergs-Vereine fers Jaschken- und Isergeberge zugedacht von Mühlhonnls Tresls Ludewikn. (Reichenberg. J. Fritsche. 1892.)

Neue Bahnen in der Weltanschauung und Naturanschauung. Von Dr. F. C. Albert Kaiser. (Dresden. Altstadt. 1892.)

Der Clericalismus ein Feind des Volkswohles und kein Freund der Religion. Mahnruf an das deutsche Volk. Mit einem Begleitworte von Karl Pröll. (Leitmeritz. D. Karl Pickert. 1892.)

Marianne. Polka française für Clavier von Josef Roscher. (Wien. F. Rörich.)

Familien-Bücherschatz. Neue Folge. 23.—29. Heft. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

Schweizerische Rundschau. Revue helvétique. Rivista elvetica. Herausgegeben

Homers, Shakespears, Goethes u. s. w. Strenge verdammt er in der Dichtung die Lüge, welche in falschem Pathos, falscher Sentimentalität, in der Phrase liegt. Dass er „die Ironie, die sich gegen sich selbst kehrt", zur Lüge rechnet, verstehe ich nicht recht; dieselbe kann ja wohl in der Philosophie, im Humor ihre Begründung finden. Vollkommen einverstanden sind wir mit dem Tadel über die Verspottung des Heiligen. Doch ist das Heilige ein sehr subjectiver Begriff, besonders das Heilige in einer Cultusform; da erscheint manchem gerade das für schädlich und bekämpfenswert, worin andere ihr Bestes legen. Und wohl auch hier muss die gute oder schlimme Absicht des Spottes maßgebend sein. Als Lüge kann ein solcher Spott nur dann gelten, wenn der Dichter etwas gegen seine Überzeugung verspottet. Der angezogene Heinrich Heine ist allerdings dafür ein Beispiel. — Zahlreiche Citate aus großen Geistern würzen die Schrift. M.

Vor kurzem ist wieder eine Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur**, (Verlag von Otto Hendel, Halle a. d. S.) erschienen. Sie umfasst im einzelnen folgende Nummern. Nr. 576 — 582: Fortschritt und Armut: eine Untersuchung über die Ursache der industriellen Krisen und der Zunahme der Armut bei wachsendem Reichthum. — Das Mittel dagegen. Von Henry George. Deutsch von F. Dobbert. Nr. 583—584: Bilder aus dem Berliner Leben. In einer Auswahl. Von Julius Rodenberg; Nr. 585—586: Webers Demokritos XXI. Bdch.: Der Stand und die Lebensweise. — Die Großen. — Der Krieg. — Die Soldaten. — Die Staats- und Geschäftsmänner. — Die Finanzmänner. V.

Fortschritt und Armut. Dieses Buch enthält mehr als sein Titel verspricht; es ist nicht nur eine Untersuchung über das Verhältnis zwischen Fortschritt und Armut, sondern ein vollständiges, tief durchdachtes System der Socialwissenschaft und dabei in einer so allgemein verständlichen Sprache geschrieben, dass es auch dem Laien das Verständnis für die wichtigsten unserer socialen Fragen eröffnen muss. Mag man über die Lösung des Problems — die Beseitigung des Privatbesitzes an Grund und Boden — denken wie man will, die Behandlung der Frage ist eine so originale, so weit von dem herkömmlichen trockenen Tone der nationalökonomischen Literatur abweichende, dass sie uns ganz neue Fernsichten eröffnet und unsere socialen Zustände in einer Beleuchtung zeigt, die für die Zukunft zu neuen, bahnbrechenden Ideen führen muss. Besonders die Schlusscapitel, die unsere heutige Civilisation mit den ehemaligen zugrunde gegangenen vergleichen und die Frage aufwerfen: Ist unser heutiger materieller Fortschritt ein wirklicher, oder befinden wir uns bereits auf dem absteigenden Aste unserer Entwickelungsbahn? werden für jeden zu einer Quelle ernster Betrachtungen werden. V.

Meyers kleines Conversations-Lexikon. Bei der Herausgabe dieses Nachschlagebuches ist die Absicht maßgebend gewesen, nach dem bewährten Muster der großen Ausgabe von Meyers Conversations-Lexikon ein Werk zu schaffen, welches, dem vorhandenen Bedürfnis weitester Kreise entsprechend, das gesammte menschliche Wissen in knapper, aber doch erschöpfender Form zur Darstellung bringen soll.

Auf jede Frage eine bündige, bestimmte, vom Standpunkte reinster Objectivität gegebene Antwort in Bereitschaft haltend, wird das Werk in der neuen Auflage, wie wir nicht bezweifeln, der Lösung seiner Aufgabe: dem praktischen Leben zu dienen, ein gut Stück näher kommen. Mit einem Apparate von ca. 77.000 Artikeln behandelt Meyers Kleines Conversations-Lexikon das moderne Wissen erschöpfend, sofern für irgend einen Gegenstand nicht ein engeres fachwissenschaftliches Interesse in Frage kommt.

Die technische Ausstattung ist mit aller Sorgfalt durchgeführt. Die Schrift ist groß (im Text entspricht sie der des großen Lexikons), der Druck klar. Das Papier ist holzfrei und bleibt demzufolge vor dem Vergilben bewahrt. Die Ausführung der Karten und Illustrationen wird auch bei verwöhnten Beurtheilern einen Tadel nicht aufkommen lassen. V.

Kleiner illustrierter Führer durch Wien und Umgebungen. Von Julius Meurer. Zweite Auflage. Mit 41 Illustrationen, zwei Plänen von Wien, zwei Planskizzen und einer Karte der Semmeringbahn.

Alle weitläufigen Detailschilderungen sind vermieden, und alles Nebensächliche von untergeordneter Bedeutung, weggelassen oder höchstens nur gestreift. Bei den Ausflügen in die Umgebungen Wiens wurde nur das berücksichtigt, was Anspruch auf hervorragenderes Interesse erheben darf und die Ausflüge selbst sind in Halbtags- und in ein- oder mehrtägige Touren und nach den verschiedenen Himmelsrichtungen beziehungsweise Eisenbahnlinien eingetheilt und geordnet. Der kleine Wiener Führer

Heimgarten

10. Heft. Juli 1892. XVI. Jahrg.

Ein Rebell.

Geschichte aus deutscher Heldenzeit von P. K. Rosegger.

(Schluss.)

Franzosengeneral, gib uns unseren Vater wieder!

Als der General nach Hause kam zum Mittagstisch, war er übel gelaunt. „Dieses verdammte Kriegshandwerk!“ murmelte er einmal, weiter sagte er gar nichts, verzehrte schweigend und mürrisch die Speisen. Seine Gemahlin war eifrig darauf bedacht, dass sein Trinkbecher nicht leer stand. Rothen Magdalenerer, wie er gleich oberhalb Bozen an den sonnigen Berghängen gedeiht, trank der General gerne und von diesem vertilgte er heute, ohne dass er es selbst merkte, eine große Flasche. Das stimmte ihn ein wenig gemüthlicher. Nach dem Mahle zog er seinen Rock aus und in puren Hemdärmeln legte er sich auf die Polsterbank.

Seine Frau bereitete ihm wie gewöhnlich das mit Silber beschlagene türkische Tabakspfeifchen, brannte es ihm an, wobei sie selbst die ersten Züge daraus machte, und steckte es ihm sogar in den Mund. Dann setzte sie sich ihm zu Haupten auf einen Sessel und begann mit zarten Fingern seine Stirn zu krauen, was ihm allemal so wohl behagte. Soldatenleben ist hart und rauh, wie wohl thut da eine milde Frauenhand auf der heißen Stirn, hinter welcher sich immer nur Belagerungen, Eilmärsche, Überfälle und Schlachten planen.

„Ist es denn noch nicht bald zu Ende?“ fragte die Frau wie nebenhin.

„Mit Tirol sind wir fertig“, antwortete der General. „Ein paar Rebellen sind noch zu erschießen und dann punctum. Aber entschuldige doch, liebes Kind, das ist keine gute Unterhaltung für uns! Du sollst jetzt fröhlich sein, Elisabeth!“

unter Mitwirkung zahlreicher Schriftsteller der Schweiz und des Auslandes. (Zürich. A. Müller.) II. Jahrgang.

Deutsches Theaterjahrbuch. Ein bibliographisches und biographisches Handbuch der dramatischen Literatur der Gegenwart für Theater- und Literaturfreunde. Herausgegeben von Dr. Karl Biesendahl. (Berlin. Cassirer & Danziger. 1892.)

Geschichte des Leobner Stadttheaters, zu dessen hundertjährigem Bestande verfasst nach Acten des ehemaligen Theater-Archives von Dr. Adolf Harpf. (Neue Leobner Buchdruckerei. Leoben. 1892.)

Allgemeine Theater-Revue für Bühne und Welt. Illustrierte Halbmonatsschrift für dramatische Kunst und Literatur. Begründet und redigiert von Max Henze. (Berlin. Alfred H. Fried & Cie.)

Naturheilkunde. Halbmonatsschrift für volksthümliche Gesundheitslehre, Rundschau über hygienische und gemeinnützige Reformen. (Berlin. Alb. Lehmanns Verlagsanstalt.)

Merans natürliche Heilmittel und deren richtiger Gebrauch. Vom Standpunkte der Naturheilkunde von Karl Griebel. (Meran. 1892.)

Die österreichische Hausfrau von Anna Bauer. Lieferungswerk. Erstes Heft. (Wien. Jakob Dirnböck.)

Postkarten des „Heimgarten".

I. S., Leipzig. Ihre Bemerkung, dass Wolfgang Goethe auf das deutsche Volk verderblich gewirkt habe, ist richtig. Denken Sie z. B. an die Augen, welchen der kleine Druck der Goethe-Ausgaben schon geschadet hat!

* M. von Egidys religiöse Bewegung zieht in Deutschland weitere Kreise und wir sind freudig erstaunt über den Idealismus, der doch im deutschen Volke noch schlummert. Denn Egydis „geeinigtes Christenthum" ist fast beispiellos ideal gedacht. Es setzt die politische Einigung der Völker, den ewigen Frieden voraus, oder will solches wenigstens erzielen. Es ist auf monarchischer Grundlage aufgebaut und will, soviel wir aus dem Aufrufe entnehmen, dass, wenn schon nicht gerade die Hohenzollern allein, so doch die Fürsten überhaupt auch die religiösen Führer ihrer Völker sein sollen. Da hätten wir dann mehrere Päpste, wo dem neuen Religionsapostel doch einer schon zu viel ist.

S. M. Graz. Lassen Sie den Schelm laufen. Eines Stiefels wegen zieht man nicht den Degen.

M. S., Breslau. Sie können einen Process anfangen, denn in Deutschland gilt es für Beleidigung, einen berühmten Mann öffentlich Herr zu nennen. Die Franzosen, welche übrigens nicht gerade für unhöflich gelten, setzen das Herr vor den Namen eines jeden lebenden Künstlers, erst nach dem Tode wird er unter die Götter versetzt, und ihm darum der allgemeine Titel abgesprochen. Seiner Excellenz dem Herrn Geheimrath von Goethe hat Deutschland kein Denkmal gesetzt — bloß dem Goethe.

W. A., Agram Der Grundgedanke Ihres Aufsatzes ist unrichtig. Der Mensch wird nicht von einer Generation allein direct beeinflusst, sondern von sieben. Er kann den Urgroßvater, den Großvater, den Vater, sich selbst, den Sohn, den Enkel und den Urenkel sehen.

F. F., Strassburg. Schoberts Roman „Künstlerblut" (Berlin. J. H. Schorer) sowie Hansjakobs „Schneeballen" (Heidelberg. Georg Weiß) stehen über dem Niveau der gewöhnlichen Erzählungsliteratur. Duckmeyers Novellen und Skizzen: „Russisches Leben" zeichnen sich durch Fremdartigkeit des Stoffes aus.

* In dem Gedichte: „Album-Gesichte", Seite 627, muss es in der zwölften Strophe statt „Nächstens" Nächtens, in der fünfzehnten Strophe statt „Klagen" Klangen heißen.

J. H., Schönlinde. War uns interessant zu hören.

Dr. Josef Simrock., New-York. „Je weiter der Weg, den er wandern muss, umso wärmer zu sein pflegt ein Freundesgruß."

* Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden nicht angenommen oder unberücksichtigt beiseite gelegt.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Peter Mayr. Nicht um einen Zoll knickte er ein, als das Todesurtheil verkündet wurde, aufrecht, würdevoll, als ob er der Richter wäre, und wir anderen die Verurtheilten, so schritt er aus dem Saal. — Wer ändert's? Das Gesetz ist eisern."

Es war wohl nicht ganz zufällig, daß jetzt Frau Rothburga mit den Kindern zur Thüre hereinkam und sich vor dem General auf die Knie warf. Sie konnte kein Wort hervorbringen, sie faltete nur die, um den schlummernden Mathias geschlungenen Hände und bebte am ganzen Leib. Das kleine Mädchen schaute mit seinen schönen dunklen Augen voll Kindlichkeit auf zu dem mächtigen Herrn. Neben ihr stand der Hans, der stand gar stramm und trotzig da und sagte nur das Wort: „Franzosengeneral, gib uns unseren Vater wieder!"

Der General schaute auf diese Gruppe, dann sagte er mit leiser, aber sehr rauher Stimme: „Kann es sein, so soll's geschehen. Geht hinaus."

Als sie fort waren, wendete der General sich zu Frau Elisabeth: „Das hättest du mir ersparen können. Du weißt, dass ich kein weinendes Weib, keine solchen Kinder sehen kann. Ich könnte ein Wortbrüchiger werden, solcher Leute willen."

Bittend stand sie vor ihm: „Louis, ich kenne dich, du hast ein gutes Herz, Des lieben Friedens willen, den auch wir von Gott erflehen für unser Kind — gib ihn frei!"

„Des Friedens willen den Friedensbrecher begnadigen!" murmelte der General.

„Mein Gott, hat er's denn wissen können, der Tiroler Bauersmann, dass sie zu Wien den Frieden geschlossen?"

Der General wendete sich rasch zu ihr: „Was sagst du, Elisabeth? Nicht wissen können? — Nicht wissen können? — Das ist ein Gedanke. Peter Mayr kann gerettet werden."

— — — — — — —

Frau Rothburga, die Mahrwirtin genoss an demselben Nachmittage die glücklichsten Stunden ihres Lebens. Die Generalin hatte ihr gleich mittheilen lassen, sie möge getrost sein, ihr Mann sei so viel als gerettet. Sie würde ihn am nächsten Morgen sehen können.

An dem Glücke theil nahm auch ein alter Bekannter, den sie auf der Gasse begegnet hatten. Josef Dörninger. Er war abgemagert bis auf die Haut und was er zu erzählen hatte, war ein schwerer Schatten neben dem süßen Lichte, das in den Herzen der Mahrwirtsleute leuchtete. Dörninger erzählte Hofers Gefangennahme. Hoch oben im Gebirge, in einer elenden Hütte hätten sie gelebt Wochen lang. Dann seien sie von einem geldgierigen Menschen verrathen worden und überfallen. Alles Bitten von Hofers Weib und Kindern habe nichts geholfen, der Anderl habe fort müssen ins Wälschland, wo sie ihm wohl den Garaus machen würden. Er sei aber gefasst und geduldig gewesen gleich einem Heiligen, wie sie ihn auch misshandelt hätten. Der Sandwirt hoffe noch immer auf seinen Kaiser. Ihn, den Dörninger, hätten sie auch mitgeschleppt bis Meran herab, aber dort frei gelassen. Er finde jedoch keine Ruh' und Rast, er könne nicht anders und er müsse dem Sandwirt nach ins Wälschland. Tirol sei ihm ein stockfremdes Land geworden, seit der Hofer davon, er müsse nach Wälschland. —

Im Gedanken an den unglücklichen Hofer konnte Frau Rothburga Gott nicht genug preisen für die gnädige Wendung ihres Geschickes, sie gieng in die Kirche, die auf dem großen Platze stand und weinte den Himmlischen ihren Dank vor.

Wenn die anderen schon so fröhlich waren, wie sollte es erst der Antonio nicht sein! der junge Antonio! Der schöne Antonio! Zu essen und zu trinken hatte er ja auch bekommen, er und sein Esel. Mit dem

Sie sagte anfangs nichts darauf; erst als sie einen Seufzer gethan hatte, sprach sie: „Wie soll ich fröhlich sein!"

Er schaute auf sie hin: „Wie sollst du nicht fröhlich sein, du liebe Gesegnete!"

Wieder nach einer Weile gab sie Antwort: „Louis, du weißt nicht, was ich leide."

Da setzte der General sich rasch auf.

„Du hast deine Kümmernisse am Tage", fuhr Frau Elisabeth fort, „doch sie können so tief nicht gehen, sonst wäre es unmöglich, dass du in der Nacht so gesund und fest schliefest. Aber ich —"

„Aber du?!"

„Ich muss in den Nächten, während du so ruhig schlummerst, Grässliches leiden."

„Du erschreckst mich, Weib! Bist du krank?"

Da fiel sie ihm um den Hals und schluchzte: „Nur dich nie verlieren, du mein Alles!"

„Elisabeth, was soll das?" fragte der General. „Wieso kommst du auf derlei? Diese Unruhen werden ja endlich vorübergehen, dann danke ich ab und wir gehen auf unser stilles Landgut."

„Wenn du wüsstest", sagte Frau Elisabeth, „dass sie dich hinausführen. Dass sie dich Nacht für Nacht hinausführen auf den Richtplatz — vor meinen Augen! Gefesselt, geschlagen, sie stellen dich auf den Sand hin, vor die Soldaten, die Trommeln wirbeln, der Officier tritt schon vor, um Feuer zu commandieren, du blickest mich noch einmal an — sterbenstraurig . . ."

Sie barg ihr Haupt an seiner Brust, umschlang ihn heftig: „Nein, nein, nein, Louis, nur du mir nicht sterben!"

„Ich verstehe es", entgegnete nun der General, „dein Zustand, du bist aufgeregt, aber du musst die Phantasie bezähmen."

„Und du bist unschuldig!" fuhr Frau Elisabeth fort, „du hattest nur deine Pflicht als Soldat gethan, um dein Vaterland, deine Familie zu schützen, du hattest viele Feinde vernichtet, endlich wurdest du gefangen im Gebirge und auf der Stelle zum Tode verurtheilt."

Der General stutzte. „Sprichst du von mir, Weib?" fragte er, „oder von diesem Bauernwirt aus Brixen, der —"

„Der erschossen werden soll. Ja, mein Gemahl, ich weiß von ihm und wohl dieser Mensch mag es sein, der mich so sehr beunruhigt und die quälendsten Träume mir verursacht. — Louis, m u s s er denn sterben?"

Der General stand auf, schritt über den Boden hin und sagte: „Der Mann ist ein Rebell. Er hat den Frieden gebrochen."

„Er hat ein Weib — drei kleine Kinder."

„Ich weiß es."

„Sie sind den weiten Weg gekommen, dass sie dich um sein Leben bitten."

„Ich will sie nicht sehen."

„Bedenke es, mein Geliebter. Tausende, die schuldig geworden sind in diesen wilden Zeiten, sie leben. Warum soll der Unschuldige sterben?"

„Er ist ein Rebell", entgegnete der General. „Tausend Unschuldige haben ihr Leben lassen müssen in diesen Zeiten, und der Schuldige sollte frei ausgehen?"

„Ich glaube, mein Mann", sagte nun Frau Elisabeth voller Ernst und Innigkeit, „nur Gott kann es sehen, wer schuldig und wer unschuldig ist im Kriege. Wir haben so viel unschuldiges Blut vergossen, dass wir uns nicht unterfangen sollen, andere zu richten . . ."

Der General gieng noch immer im Gemache auf und ab. „Mich selbst dauert der Mann", murmelte er. „Ein schöner, sympathischer Mensch. Noch keinen habe ich gesehen, der sein Geschick so stolz ertragen hätte, wie dieser

recht, dass du kommst. Sei doch so gut und sorge, dass dieser Brief aufs Postamt kommt, mir ist viel daran gelegen."

„Das wird schon geschehen", antwortete der Gefängniswärter. „Ein Herr ist da, der will mit dir sprechen."

Stand an der Thür ein städtisch gekleideter Mann, mit grauem, kurzgeschnittenem Bart, hielt die Arme auseinander und rief: „Mahrwirt! Kennst du mich denn nicht mehr?"

Peter trat vor und schüttelte verneinend das Haupt.

„Und sind so oft beisammen in lustiger Gesellschaft gesessen, zu Brixen, zu Klausen!"

„Ich erinnere mich schon. Du wirst der Doctor Kohl sein", entgegnete Peter gleichmüthig.

Nachdem der Kerkermeister hinausgegangen war und wieder zugesperrt hatte, setzte sich der Angekommene ohne viele Umstände an den Tisch und sagte zum Gefangenen: „Ja, Mahrwirt, wir beide sind in Fröhlichkeit beisammen gewesen und es ist auch nichts Trauriges, was mich heut zu dir führt."

Peter schaute ihn an und sagte hernach: „Mein lieber Freund, wo ich heute stehe, da gibt's überhaupt nichts Fröhliches und nichts Trauriges mehr. Du weißt ja doch, dass es mit mir vorbei ist."

„Das Urtheil kann aufgehoben werden", sagte der Doctor Kohl, „lass mich ruhig sprechen. Es ist bei deiner Aburtheilung ein Fehler vorgekommen. Du wirst noch einmal vor den Tisch gestellt. Es steht günstiger um dich, als du glaubst, Mahrwirt, es steht viel günstiger."

Peter horchte auf.

„Du hast Freunde, von denen du nichts weißt", fuhr der Doctor fort, „ich bin berufen worden, dass ich deine Sache vertrete. Ich komme dir anzuzeigen, dass du morgen früh nochmals verhört werden wirst. Ein Formfehler ist begangen worden. Man hat nicht Gewicht darauf gelegt, dass dir bei der Geschichte in den Eisackschluchten die Thatsache, dass der Friede geschlossen war, vollkommen unbekannt gewesen ist."

„Ei das nicht", sagte Peter, „vom Friedensschlusse habe ich damals schon gehört."

„Oder unbekannt gewesen sein konnte", fuhr der Doctor fort. „Es haben ja viele Leute im Lande damals noch nichts gewusst vom Wiener Frieden, oder wenigstens daran nicht geglaubt. Noch heute gibt es Leute, die daran zweifeln."

„Ist es doch an allen Mauerecken amtlich angeschlagen", sagte Peter, „und schon damals kundgemacht gewesen."

„Kurz und gut, Freund, du wirst morgen befragt werden, ob dir bei der That in den Eisackschluchten der Abschluss aller Feindseligkeiten und die Übergabe Tirols an Bayern bekannt gewesen sei, oder nicht."

„Die Umständlichkeiten verstehe ich nicht."

„Hast du davon keine Kenntnis gehabt, warst du der Meinung, du vertheidigst noch das Recht Österreichs und Tirols sowie bei den früheren Kämpfen, so kannst du nicht als Rebell behandelt werden."

Peter schaute dem Doctor ruhig ins Gesicht.

„Du wirst also morgen vor Gericht angeben, vom Friedensschluss und seinen Folgen hättest du nichts gewusst, seiest im Gebirge gewesen, hättest nur gehört, es käme wieder der Feind, hättest dich eben mit den Waffen, die ein armes Bergvolk besitzt, wieder zur Wehr gesetzt und hättest nicht daran denken können, dass in deinem Werke ein Verbrechen läge. Wenn du so redest, wirst du frei sein."

Nun fragte der Mahrwirt: „Wer mischt sich denn da drein? Wer schickt dich denn her? Wer thut mir noch den Schimpf an in meiner letzten

Esel war er schon außerordentlich gut Freund geworden. Den prächtigen Trab von Schrambach her in der langen finsteren Nacht, den konnte er dem Thiere nicht vergessen. Er hatte sogar eine Weile geschlafen auf dessen Rücken, aber es marschierte voran und wusste den Weg und war nicht ungeberdig und nicht träge; hatte es ein paarmal am Wassertroge sich gelabt, dann war es wieder zufrieden und munter. Und nun, wenn der Antonio auf der Klampfen spielte und dazu sang, war es eins „vom großen Helden Bonaparte“ oder eins vom „großen Räuber aus Corsica“, so spitzte der Esel die Ohren und schlug mit denselben manchmal sogar den Tact dazu.

„Mein herzlieber Kamerad, dich lass ich nimmer von mir!“ versicherte der Antonio und schlang seine Arme um den Hals des Thieres; da fiel es ihm aber ein, der graue Kamerad gehöre eigentlich gar nicht ihm, er habe ihn nur entlehnt, aus eigenem Antriebe vom Karren gelöst und mitgenommen, genau betrachtet, so eigentlich ein bisschen gestohlen. —

Darum sagte er nun zum Grauen: „Freund, lass dich nicht lumpen! So schlecht bist du noch lang nit, dass du dich stehlen ließet! Ich will mich um deine Ehre bekümmern. Du sollst kein gestohlenes Rabenvieh sein. Ich will dich redlich kaufen. Ich habe Geld, ich krieg's aber erst. Jetzt, weil ich mit meiner Klampfen dem Franzosengeneral das Herz weich gesungen hab, dass er den Mahrwirt wieder laufen lasst, jetzt gibt er mir's nachher schon, der Wirt, was er versprochen hat. Alsdann kaufe ich dich und du sollst für meine Hanai das Hochzeitsgeschenk sein. Du, meine Hanai! Das ist eine, wenn du die wirst kennen lernen!

Ein gar ein gar ein fein's Dirndel,
Ein gar ein lieber Schatz,
Ein gar ein gar ein rothes Wangerl,
Ein weich's Handerl hat's.

Ein gar ein gar ein frommes Lamperl,
Ein gar ein heiter Temperiment,
Und keiner weiß, was ein Engel ist,
Der mein Schatzerl nit kennt.“

Der Esel schrie grell auf. Das war ihm denn doch zu stark. Er war auch nicht ganz fremd auf den Straßen bei Brixen herum.

Für eine Lüge kaufe ich mein Leben nicht!

Eine weißgetünchte Stube mit wurmstichigem Holzplafond und zwei tiefen vergitterten Fenstern, die hinausschauten in einen winterlich kahlen Garten. Ein grüner Kachelofen, in dem ein Feuer brüllte, ein einfaches Strohbett mit blauer Decke, ein Tisch, auf welchem Schreibzeug und ein Krug Wein stand. Eine altgetäfelte Thür, die versperrt war, ein allzu hartes Gefängnis schien es gerade nicht zu sein. Draußen vor der Thüre standen freilich ein paar baumstarke Kerle, die manchmal mit den Säbeln rasselten und ihre Gewehrkolben derb in den Boden stießen.

Am Tische saß Peter und schrieb einen Brief. Und als der Brief fertig geschrieben, gefaltet, versiegelt war und mit der Adresse versehen: An die ehrsame Frau Nothburga Mayrin, Wirtin an der Mahr bei Brixen, that der Mahrwirt einen tiefen Athemzug: „Gottlob, mit der Welt wär' ich fertig!“

Sein Gesicht hatte einen tiefernsten Zug, aber eigentlich traurig waren weder die Züge noch sein sonstiges Gehaben. Sein Haar und Bart waren mit einer gewissen Sorgfalt gekämmt, sein bäuerlicher Anzug in guter Ordnung. In Hemdärmeln befand er sich, denn der Ofen strömte reichlich Wärme aus. An der Wand zwischen den Fenstern hieng ein kleines hölzernes Cruzifix, Peter gieng zu ihm hin und fragte es leise: „Nicht wahr, mein Jesu, du wirst mir beistehen mit deinem Trost bis zum letzten Augenblick?“

Jetzt schloss jemand von außen die Thüre auf, sie rasselte und sie knarrte nicht sonderlich. Als Peter den Kerkermeister sah, sagte er: „Ist

hause hatten dort eine dämmerige Dachkammer angewiesen bekommen, denn der Gasthof war voll von Fremden, darunter auch Leute, die gekommen waren, um eine Hinrichtung mitanzusehen.

Als Frau Nothburga den Doctor kommen sah, rief sie ihm schon entgegen: „Wie habt Ihr ihn gefunden? Ist er gesund?"

„Es geht doch schwerer, als ich gedacht hatte", sprach der Doctor, „sagt mir einmal, Mahrwirtin, ist Euer Mann nicht manchmal ein wenig eigensinnig?"

„Eigensinnig, wie meint Ihr das?" fragte die Frau zurück. „Wenn er einmal was für richtig erkannt hat, ja, da hat er seinen Willen, von dem er nicht leicht abgeht. Wenn das Eigensinn ist! Wo es sich aber um Billigkeit handelt, da glaube ich nicht, dass es einen nachgiebigeren Menschen geben kann, als meinen Mann. Oft hab' ich ihm gesagt: Peter, zu viel läſst du dir gefallen, deinen Kopf setz' besser auf!"

„Heute hat er ihn gut auf, Frau Wirtin", sagte der Doctor.

„Ja, wie ist das?" fragte die Mahrwirtin.

„Er nimmt's nicht an."

„Er nimmt's nicht an?"

„Er sagt, durch eine Lüge wollte er sich das Leben nicht erkaufen."

„Aber mein Gott, soll denn das eine so große Lüge sein?"

„Ich habe erwirkt, dass Ihr schon heute zu ihm dürft. Ich glaube, Ihr geht sogleich und redet ihm zu, dass er doch klug sein soll."

„Kinder, auf!" rief Frau Nothburga, „wir gehen zum Vater!"

Eine Viertelstunde später waren sie bei ihm. Es war schon dunkel. Peter erkannte die Eintretenden nicht sogleich, da gieng zuerst die kleine Marianna schüchtern auf ihn zu, hielt ihm das kleine Händchen hin und sagte mit ihrer zarten Stimme: „Gott grüß dich, Vater! Jetzt sind wir schon da um dich!"

Als er nun sah, wer gekommen war, da huben seine Knie an zu zittern, aber was in ihm vorgieng, das merkte man nicht in dem, wie er nun ganz gemessen sagte: „Ihr seid gekommen? Den weiten Weg mitten im Winter!"

„Peter!" rief Frau Nothburga und flog ihm an die Brust, „du bist noch unser, wir verlassen dich nicht!"

„Es wäre doch besser gewesen —" Weiter sprach er den Satz nicht.

„Du gehst mit uns heim!" sagte sie, „morgen wirst frei, siehst du, ich weiß alles, es ist wohl doch gut, dass wir da sind, Peter! Schau deine Kinder an, schau sie an, hast sie denn nimmer lieb? Schau, wie Gott uns von neuem wieder zusammenführt. Es hätte anders sein können, mein armer Mann, nicht wahr, du hast viel gelitten! — Peter, warum sprichst du nicht?"

„Ich war schon mit allem fertig und habe euch geschrieben. Ich habe dich eingeladen, meine Nothburga, auch in einer anderen Welt, in einem besseren Leben wieder mein liebes Weib zu sein. Was gibt's da viel Urlaub nehmen von einander."

„Hast noch solche Gedanken, Mann, und weißt doch, dass alles gut wird. Die paar Worte sagst halt."

„Welche paar Worte?"

„Dass du nichts gewusst hättest."

Jetzt zuckte es in Peter auf.

„Du auch?" sagte er in einem schwüldumpfigen Tone. „Auch du muthest mir zu, Weib, dass ich lügen soll? So wenig kennst du mich?"

„Diese Lüge, wenn's eine ist, verantworte ich!" rief das Weib fast leidenschaftlich.

Peter lächelte bitter.

„Nothburga", sagte er dann, „du weißt ja gar nicht, was die Lüge ist. Die Lüge ist ein falscher Freund. Je unschuldiger sie aussieht, desto gefährlicher ist sie. Wenn sie dich auch heute scheinbar rettet, morgen bringt sie dich

Stund' und verlangt, dass ich eine Lüge sagen soll?"

„Aber, guter Freund, so sei doch klug!" sprach der Doctor, „du hast es ja auch nicht gewusst, was die großen Herren zu Wien beschlossen, du wirst es nicht gewusst haben, du kannst es nicht gewusst haben!"

Da stellte sich Peter Mayr hin vor den Doctor, in seiner ganzen, hochaufgerichteten Gestalt, und sagte: „Ja, ich habe es gewusst." Nur nicht geglaubt, nur nicht geglaubt."

Der Doctor stand auf, machte ein paar Schritte durch die Stube, setzte sich dann wieder hin, zuckte mit den Armen, mit den Fingern und sprach leise: „Peter, du verstehst mich nicht. Gewusst, bei dir gewusst kannst es ja haben, oder geglaubt, dass du es wißest, mein Gott was weiß der Mensch denn eigentlich? Er glaubt gar viel zu wissen, was er nicht weiß. Sie werden dich darauf auch keinen Eid ablegen lassen, sie werden dich einfach fragen: Peter Mayr, hast du es gewusst? und du wirst einfach Antwort geben: Nein, ich habe es nicht gewusst."

Peter blieb unbeweglich stehen und fragte den Doctor: „Mensch, ist das wirklich dein Ernst?"

„Ich bin darum da, dir das zu sagen."

„Dann kannst du wieder gehen."

„Ich bin da, um dich zu retten, Mahrwirt."

„Kommt das von dir selber?"

„Ich habe dir schon angedeutet, dass du Freunde hast, dort, wo du sie nicht suchst, mächtige Freunde, die dir das Leben ebenso gut nehmen als schenken können."

„Das kann nur der General."

Der Doctor neigte nun sein Haupt gegen Peters Ohr und flüsterte:

„Eben der General. Er möchte dich gerne retten und er wünscht es, dass du morgen so sprichst, wie ich dir gesagt habe."

Hierauf antwortete Peter Mayr: „Doctor Kohl, gehe nun von diesem Gefängnisse fort, gehe hin zum Franzosengeneral und sage, ich ließe ihm danken für seine große Güte. Ich kann sie nicht annehmen."

„Peter, sei nicht thöricht!"

„Fragt mich, ob ich es als großen Irrthum erkenne, was ich gethan, ich werde ja sagen. Fragt mich, ob ich es bereue, ich werde ja sagen. Fragt mich, ob ich unserem neuen Herrn dienen wolle in Demuth und die Unthat sühnen, so viel es in meinen geringen Kräften steht, ich werde vielleicht Ja sagen. Aber nur das verlangt nicht von mir, dass ich leugnen soll, — ich kann es nicht, ich will es nicht! Für eine Lüge erkaufe ich mein Leben nicht!"

Da dachte der Doctor: Er ist jetzt aufgeregt, ich will ihn allein lassen und später wiederkommen. Wenn er erst sein Weib, seine Kinder wieder sieht, wird er anderer Meinung werden. Das Leben ist süßer, als er heute noch weiss. Das alte Kind! Als ob auf der Welt nicht aller Tag und aller Orten so viele große Lügen begangen würden für kleine Vortheile, weigert er sich, durch eine kleine Lüge das größte Gut zu gewinnen.

„Ja aber!" sagte er jetzt, „ist's denn auch eine Lüge, wenn der General doch alles selber weiß und selber veranstaltet? Es ist ja nur eine Komödie, bloß damit er sich decken kann, wenn er zur Verantwortung gezogen werden sollte. Du bist so viel als freigesprochen, Mahrwirt, nur Ja sagen musst du dazu."

„Mir ist es am liebsten, du gehst," sagte Peter mit der Hand abwehrend. Also hat der Doctor Kohl an die Thür geklopft, bis sie aufgieng, und das Gefängnis verlassen.

Geraden Wegs gieng er in den Gasthof, wo die Familie des Mahrwirtes eingekehrt war. Angemeldet als der vom General bestellte Anwalt des Peter hatte er sich schon früher.

Die Leute aus dem Mahrwirts-

neuerliche Untersuchung eingeleitet worden sei. Der General sprach gar nicht, hingegen hielt Doctor Kohl eine fast leidenschaftlich erregte Rede, welche jedoch mehr darauf berechnet schien, den Angeklagten umzustimmen, als die Richter. Er fragte, wieso Gentlemens, welche die Herren Officiere doch unzweifelhaft wären, einen Mann so leichthin verurtheilen konnten, der für sein Vaterland ein Held im wahren Sinne des Wortes gewesen sei? Ob sie denn nicht auch an seine Familie gedacht hätten, an das trostlose Weib, an die unversorgten Kinder, deren einzige Stütze und Ernährer er sei, die verkommen, schlecht werden, zu Grunde gehen können, wenn der Familienvater hingerichtet werde? Ob sie nicht an die Schande und Schmach gedacht hätten, wenn diese lieben unschuldigen Kinder einst hören müssten: Euer Vater hat als Rebell am Hochgerichte geendet? — „Als Rebell“ rief der Vertheidiger aus. „Wer hat denn untersucht, ob Peter Mayr als Rebell gehandelt hat? Ja, wenn er von der endgiltigen Abtretung des Landes wirklich überzeugt gewesen wäre, wenn er die bairische Regierung als die in Tirol rechtmäßige erkannt haben würde und hätte sich doch empörerisch widersetzt, dann wäre er ein Rebell. — Meine Herren, wenn Ihr mich heute fragt: Ist der Friede wirklich geschlossen? Ist es Österreichs Wille und Entschluss, dass Tirol dem Königreiche Baiern einverleibt sei und bleibe? so muss ich antworten: Ich weiß es nicht. Und wenn Ihr vor meinen Augen die Kundmachung entrollt und ich die Unterschriften sehe, so werde ich sagen müssen: Ich kann es nicht glauben. Nach alldem, was geschehen ist, versprochen wurde, was Tirol geleistet hat, ist es undenkbar, dass dieses Land preisgegeben werden konnte, es ist möglicher Weise eine Falle des Feindes, ich glaube nicht daran. Und selbst wenn ich sehen sollte, wie das Land geräumt und übergeben wird, so müsste ich mir die Faust an die Stirne schlagen und ausrufen: das ist eine Selbsttäuschung, in meinem, von dem Unglücke des Heimatlandes so schrecklich gequälten und erhitzten Gehirn haben sich krankhafte Vorstellungen gebildet, in der That aber glaube ich nichts, weiß ich nichts. Ich bin ein einfacher Mensch, der von Politik nichts versteht, und was ich gethan, ich habe es niemandem zu Trutz oder Hass gethan, sondern nur für die Freiheit Tirols. — So, meine Herren, würde ich besonders an der Stelle des Angeklagten sprechen müssen, wenn ich ganz gründlich und redlich mit mir sein wollte, und anderes kann auch der Peter Mayr nicht sagen.“

Hierauf trat der General vor und sagte: „Angeklagter! Geben Sie sich keiner Täuschung hin, ich erinnere, es handelt sich um Ihr Leben. Ich stelle nun an Sie die endgiltig entscheidende Frage: Haben Sie es zur Zeit Ihrer That in den Eisackschluchten bestimmt und genau gewusst, dass das Land an Baiern ordnungsmäßig abgetreten war?“

Peter Mayr hob langsam sein Haupt und sagte: „Ich habe es gewusst, das ist die Wahrheit und anders kann ich nicht reden.“

Im Nebengemach ein gellender Schrei.

Der Verurtheilte wurde abgeführt.

Wo der Palmbaum steht.

Am Abende desselben Tages, als Peter wieder in seinem Gefängnisse saß, verlangte er seinen Schwager, den Priester Augustin zu sprechen. Derselbe erschien zögernd, denn es bangte ihm vor dem Wiedersehen des Verurtheilten, dessen Hinrichtung am nächsten Morgen vollzogen werden sollte. Als Augustin nun eintrat, erkundigte sich Peter sofort nach Nothburga.

Augustin berichtete, dass sie im Gemache neben dem Gerichtssaale an-

doch um. Nichts auf der weiten Welt, kein Laster und kein Verbrechen, hasse ich so wild, als die Lüge. Von der höllischen Lüge der Schlange im Paradies bis zur kindischen Lüge des Antonio im Wirtshause zu Albeins hat sie Unglück über Unglück gebracht. Wer hat denn unser Tirol in die Erniedrigung, in den unermesslichen Jammer gestürzt, als die Lüge? Der Bonaparte hat gelogen, die Baiern haben gelogen, unser eigenes, großes, mächtiges Reich hat sein Wort gebrochen. An den Waffen sind wir nicht zu Grunde gegangen, an der Lüge sind wir zu Grunde gegangen! Und ich soll die Lüge jetzt anerkennen, heiligen mit dem Blute, vor Gott und mir und aller Welt sagen: Seht, ich halte es mit der Lüge? — Nein, mein Weib, meine Kinder, ihr seid mein Alles, mein Alles auf Erden, aber um diesen Preis kann ich euch nicht erhalten sein, so sehr entehr' ich euch nicht. Lieber mit der Wahrheit sterben, als mit der Lüge leben."

Ein wundersames Leuchten war in seinem Auge, als er so sprach, eine Herrlichkeit war in seinem Wesen, vor welcher Frau Nothburga in Grauen erbebte und gleichzeitig entzückt war.

Dennoch sagte sie nun zu den Kindern: „Kinder, so kniet nun nieder vor euerem Vater und bittet ihn, dass er bei uns bleibe!"

Da antwortete der Hans: „Mutter! Wenn der Vater nicht lügen will!"

Peter neigte sich nieder, drückte mit beiden Armen die Kinder an seine Brust: „Ich danke euch doch, dass ihr gekommen seid. Ich segne euch. Und was ich euch hinterlassen möchte, was ich euch in dieser Stunde unauslöschlich ins Herz schreiben möchte: die Liebe zur Wahrheit, den Hass gegen die Lüge. Vielleicht wird man euch einmal sagen: Seid nicht thöricht, die Liebe zur Wahrheit hat eueren Vater in den Tod getrieben; darauf antwortet nur: der Tod ist besser als die Lüge. Denkt daran, es ist euer Vater, der das gesagt hat in der Scheidestunde. Nicht wahr, ihr werdet daran denken, ihr meine geliebten Kinder!" Er küsste und kosete sie heftig, er presste sie an sein Herz, küsste sie wieder, presste sie nochmals, wie in einem langen Krampfe an sich — dann schob er sie sanft hinweg und sagte ganz kühl: „Und nun lasset mich allein und gehet euere Lebensstraßen."

„So nicht Peter!" sagte hierauf Frau Nothburga und ihr ganzes Herz lag in diesen Worten. „Morgen sehen wir uns wieder und gehen miteinander heim."

Hierauf sind sie von ihm gegangen.

Die ganze darauffolgende Nacht hatte Frau Nothburga gebetet.

Die Kinder schliefen auch in dieser Nacht süß und ruhig, nur die Marianna lallte einmal im Traume: „Wo der Palmbaum steht .... Wo der Palmbaum steht ...." Und als Frau Nothburga hinhorchte, wiederholte sie nochmals: „Wo der Palmbaum steht ...."

Am nächsten Morgen befand sich die Mahrwirtin durch die Vermittelung der Frau Generalin schon zeitlich in einem Nebengemache des Saales, der für das letzte Verhör des Mahrwirtes bestimmt war. Frau Elisabeth hatte ihr an der Treppe zugeflüstert, der General ließe ihr sagen, sie möge guten Muthes sein, es würde ihm leichtgemacht werden.

Der Saal belebte sich, Officiere, darunter auch der General, ferner einige Herren von Gericht und Doctor Kohl waren erschienen und endlich wurde der Gefangene vorgeführt.

Sie fingen an zu sprechen. Zuerst wurde auf das feierlichste erklärt, dass das Urtheil, welches über den Rebellen gefällt worden war, aufrecht bleibe. Dann aber wurde dargethan, dass es nicht ausgemacht sei, ob man es hier mit einem Rebellen zu thun habe und dass deshalb eine

gleichsam, als wollte er sehen, ob es schon tage.

Plötzlich vernahm er ein Saitenspiel draußen vor dem Fenster. Eine jugendliche, aber leise und tiefwehmüthige Stimme sang das folgende Lied:

„O Mahrwirt an der Straßen,
Nun lebe ewig wohl.
Mein Herz kann's nimmer fassen,
Dass es dich lassen soll.
Den Heldentod, den herben,
Für Wahrheit willst du sterben,
Im treuen Land Tirol."

— — — — — — —

Ein Morgen mit dem kalten, mattgrauen, winterlichen Lichte. Es stand keine Wolke am Himmel und es war auch nicht sonnenklar; es lag ein Nebel im Thale, und doch sah man durch den trübblauen Schleier die Büsche und die Thürme und die Ruinen und die Berge. Der Boden war gefroren, die welken Halme, die Blätter und Nadeln der immergrünen Bäume und die kahlen Sträucher waren bereift, eine Seltenheit in dieser Gegend. Draußen, hinter der Stadt Bozen, aus dem engen Hochthale der Talfer geht eine mächtig breite Schutt- und Sandhalde nieder. Mitten im feinen, schneeweißen Sande liegen halb hervorragend stumpfkantige Steine und gewaltige Felsblöcke. Die Talfer rauschte an diesem Wintermorgen ganz leicht und munter in ihrem tiefsten schmalen Rinnsal herab und that nichts desgleichen, als ob sie es wäre, die diese ungeheuere, völlig das Thal ausfüllende Schuttwüste verursacht hätte.

Auf diesem Sandfelde waren mehrere Officiere und giengen hin- und her, als ob sie den Boden durchsuchen oder eine bestimmte Stelle bezeichnen wollten. Einer dieser Herren hatte einen schwarzen Stab in der Hand, und dort, wo zwischen mächtigen grauen Felsblöcken eine ebene Sandfläche war, steckte er den Stab in den Boden. Dann entfernten sie sich.

Die Stadt war schon vom frühen Morgen an ungewöhnlich belebt und die Leute hatten nicht ihren behäbigen Schritt, sie eilten, sie hasteten, manche liefen sogar, ohne aber recht zu wissen wohin.

Unter dem Stadtthor, gegen die Talferbrücke hinaus, standen zwei Bürger. Auch diese wären kaum stehen geblieben, wenn sich nicht jeder von ihnen an der Bude ein Gläschen Branntwein hätte einschenken lassen, „zum Magenwärmen" sagte der eine, „zum Herzstärken", sagte der andere.

An diesem Thore hatten an jenem Morgen die Leute überhaupt Neigung, sich festzustellen, wenn die Soldatenwache nicht von Zeit zu Zeit die Ansammlung mit großem Geschrei auseinandergetrieben hätten. Unsere zwei Bürger aber hatten einem der Wachleute ein Gläschen Schnaps verehrt, „zum Stimmstärken", und so blieben sie unbehelligt.

Einer der Bürger schaute auf die Thurmuhr hinüber und sagte: „Acht Uhr. Jetzt muss er ja schon bald kommen."

„Wenn ihn der General noch in der letzten Stunde pardoniert!"

„Ich wünscht' ihm's, aber dann thät's mir leid so früh aus dem warmen Bette gestiegen zu sein."

„Vielleicht hat sich der Mahrwirt doch heute noch daran erinnert, dass er nichts gewusst hat. — Du weißt doch, dass der General ihm nahegelegt —"

„Ich hätte den Mahrwirt für klüger gehalten."

„Lügen die meisten Leute ganz umsonst, und der hätte sein Leben dafür bekommen."

„Nur Geduld! Wenn er erst draußen steht und die grauen Röhrln auf sich gerichtet sieht, da wird er schon anders reden! Wenn er den Ernst sieht! Sterben, sterben ist leicht gesagt, das thut nicht weh. Aber wenn's auf Ernst ankommt! Ja, mein Lieber, das Sterben ist nicht leicht!"

„Wie oft ist der Meister denn schon gestorben, dass er's so gut weiß?" redete ein Nebenstehender

wesend gewesen und dort, als sie das Urtheil vernommen, welches er sich selbst gesprochen, ohnmächtig zusammengebrochen wäre. Bis zur Stunde liege sie noch in einem ohnmachtähnlichen Schlafe, aber der Arzt habe Hoffnung.

„Lasst sie schlafen", sagte Peter, „so lange ihr der gütige Gott den Schlaf schenkt. Die gute Seele, sie hat es wahrlich nicht verdient, am morgigen Tage zu wachen. Ich fürchte ihn nicht, nur an sie, an die Kinder darf ich nicht denken. Sage ihnen, dass ich in Frieden dahingegangen bin."

Augustin saß vor ihm schier verloren da. „Peter", sagte er endlich. „Am liebsten möchte ich mit dir gehen. Nicht etwa, weil's mir auch gebürte, da ich ja oben an den Schluchtwänden neben dir gewesen bin, aber von der Welt möchte ich fort, einen so schönen Tod möchte ich sterben — für die Wahrheit sterben . . . ."

„Lebe für sie, Augustin, so lange es Gottes Willen ist", sagte Peter, „du hast die Kanzel, den Beichtstuhl, und wenn du am Bette der Sterbenden stehst, sei ein Zeuge der Wahrheit. Dann brauchen wir uns jetzt nicht von einander zu verabschieden."

„So ist es, Peter. Alle die nach ihrem Gewissen den Weg der Wahrheit wandeln, kommen ans gleiche Ziel, zum lieben Gott in den Himmel."

„Er sei mir barmherzig!" sagte der Mahrwirt. „Denn wenn ich's recht bedenke, Augustin, so sollen wir nicht reden. Es ist eine helle Hoffart zu sagen: für Wahrheit sterben. Ich muss sterben, weil ich getödtet habe."

„Für Gott und Vaterland!"

„Nur das Eine", sprach nun der Gefangene, „das Eine möchte ich noch wissen, wenn du mir's sagen könntest, wie es den anderen Führern geht, die sich geflüchtet haben?"

„Da kann ich dir freilich auch nichts Gutes berichten", antwortete der Priester. „Einige sind zwar begnadigt worden, mit anderen, die sie erwischt haben, steht es schlecht. Der Haspinger soll nach Wien sein, vom Speckbacher weiß kein Mensch was, man glaubt, dass er sich im Hochgebirge umtreibt. Den Sandwirt haben sie in einer Alpenhütte ob Passeier gefangen und auf die Festung Mantua geführt nach Welschland, man hört, das Urtheil soll schon gesprochen sein."

„Und welches?"

„Es geht ihm so wie dir", sagte der Priester.

„So habe ich Gesellschaft auf dem Wege in die Ewigkeit."

„Peter, es wird eine ganze Procession sein", sagte Augustin unter nassen Augen ein wenig lächelnd. „Und ich denke, du wirst vor Gott der erste und der größte sein."

„Gott möge mir gnädig sein, wenn ich geirrt habe, ich büße für meine Sünden. — Mein lieber Bruder Augustin, sei bedankt für alles, was du mir und den Meinen gewesen bist, und gethan hast. Auch den anderen, die meine Freunde waren, bringe meinen Dank. Und ist es, dass ich jemandem Unrecht gethan habe, so bitte ich um Verzeihung. Nun lass mich allein, ich will in dieser Nacht ein wenig nachdenken über das Elend auf dieser Erden, damit mir das Sterben noch leichter ankommt. — Noch eins, Augustin, morgen wenn —. Erspare es dir und mir. Geh' nicht hinaus. Bleib' bei ihnen . . . ."

Augustin war vor Peter auf ein Knie gesunken, wollte ihm die Hand küssen. Peter entzog sie ihm rasch, wendete sich ab und sagte kein Wort mehr. —

In der darauffolgenden Nacht legte der Mahrwirt sich nicht mehr hin auf sein Stroh. Er saß am Tische, las im trüben Schein einer Ampel aus einem Erbauungsbuche oder blickte starr vor sich hin. — Manchmal schreckte er auf und blickte gegen das Fenster,

diert werden sollte, wendete Peter sich an den Priester, um diesem das Crucifix zurückzugeben.

Der Kapuziner nahm es nicht, sondern sagte: „Du sollst es in der Hand halten, das Bildnis des Herrn.“

„Sie könnten es treffen“, sagte Peter, gab das Kreuz hin und der Priester nahm es an sich.

Als man ihm die Augen verbinden wollte, lehnte er es mit einer ruhigen Bewegung ab. Er hob seinen Blick zu den Spitzen der Berge, senkte ihn wieder und schaute fest und finster auf die zwölf Mann hin, die etwa zehn Schritte vor ihm mit ihren Gewehren in Bereitschaft standen. Der Priester küsste ihn und trat zurück. Das alles geschah lautlos.

Der Officier wandte sein Pferd und commandierte zum Anschlag. Die Gewehre hoben sich und blieben wagrecht gerichtet gegen den Verurtheilten. Dieser zuckte nicht, wie eine eherne Säule so stand er fest.

„Feuer!“

Die Rohre blitzten, knallten, der Rauch flog in die Luft. Peter Mayr brach zusammen auf ein Knie, in dieser Stellung verharrte er ein paar Augenblicke, noch war es, als wollte er eine Hand heben gegen die Brust, dann sank er hin auf den weißen Sand. —

Als es so geschehen war, kam auf hohem Schimmel ein Reiter vorgeritten, es war der General. Er stieg vom Pferde, schritt hin zum Todten und hüllte ihn zu mit seinem eigenen Mantel. Dann wendete er sich um zu den Officieren und gab folgenden Befehl: „Zwei Mann Wache hier, bis zu Sonnenuntergang. Dann tragt ihn hin an den Rand des Berges, wo der Palmbaum steht. Dort übergebt ihn der Erde seines Vaterlandes.“

Das Mahrwirt-Denkmal.

Es hat der Adler auf dem Felsgefüge
Die breiten Flügel schützend ausgespannt; —
Ein Bild von dir, — als du dein Vaterland
Beschirmt vor Meinthat, Trug und feiger Lüge.

Und wenn er nicht in seinen Klauen trüge
Der Feinde Zeichen, die er überwand, —
Und wenn gelöst der Schwingen kräftig' Band,
Dass matt und sterbend er sie niederschlüge,

Es würde doch ein Heldendenkmal werden
Und leuchtend schimmern durch die ganze Welt,
Dem Land Tirol zum Heiligthume sein.

Es würde strahlen in des Ruhmes Schein;
Denn, wer sich selbst besiegt, — er ist ein Held,
Und that er auch nichts Großes sonst auf Erden.

P. Ferd. Scala.

---

drein und klopfte dem Sprecher auf die Achsel.

„Na, du wirst mir's nicht lernen, du, du!“ begehrte jener auf. Vielleicht hätte es Händel gegeben, da hub auf dem Thurme ein Glöcklein an zu läuten.

„Hau, der Todtenvogel singt schon!“ flüsterte einer, „jetzt werden sie bald da sein.“

Alles kam in neue Bewegung, die lange schmale Gasse her drängte eine bunte Menge von Menschen, ein dumpfes Trommelgewirbel kam näher, ein Trupp Soldaten wurde sichtbar und mitten in demselben der arme Sünder. Er war in seinem Tirolergewand, das Haupt entblößt. Die ihn früher gesehen, erkannten ihn sogleich wieder. Gar nicht war er verändert. Er schritt langsam, aufrecht und blickte geradeaus vor sich auf den Weg, nur ein-, zweimal war zu bemerken, wie er das Auge zuckte. Sein Gesicht war blass und ernst; die Lippen unter dem blonden Schnurrbart hatte er geschlossen. Die Hände waren mit einem schwarzen Riemen gebunden und an diesem Riemen hielt ihn ein Soldat, der ihm zur Linken gieng. Ihm zur Rechten schritt ein Kapuziner in brauner Kutte, mit langem schwarzen Barte und dem Käppchen auf dem geschorenen Haupte. Dieser hielt in der Hand ein Crucifix und betete in halblautem Tone. So wurde Peter Mayr auf den Richtplatz geführt. Er ragte über seine beiden Nebenmänner empor. Als die Leute diese Gestalt sahen, verstummte jeder Laut in ihrem Munde. Viele erblassten und wichen ehrfurchtsvoll zurück.

Der Zug bewegte sich durch das Stadtthor hinaus. Als die freie weite Gegend, von keiner Mauer verdeckt, dalag mit ihren blauen Bergen, als sogar durch den dünnen Nebel ein sonniger Schimmer wob, da hob Peter einmal seinen Blick und schaute hin. Das Glöcklein läutete beständig, die Trommeln rollten ununterbrochen fort. Sie schritten immer noch fürbass, fast bis zur Brücke hin. Auf einmal das Commando, rechts abzuschwenken, der Zug verließ die Straße und bewegte sich über rauhen Schutt querhin.

Die Volksmenge wollte nachströmen, wurde aber von Soldaten, die da in einer langen Reihe aufgestellt waren, zurückgehalten.

Dort oben zwischen zwei Felsblöcken, auf weißem Sande ragte ein schwarzer Stab. Peter erblickte ihn, seine Füße fiengen an zu zittern, er wankte. Man blieb stehen und hieß ihn auf einen Stein niedersitzen. Auf seiner Stirn stand kalter Schweiß, man labte ihn mit Essig, er schlug sein Auge auf gegen den Priester — es war ein Blick voll unendlicher Todesangst.

Der Kapuziner gab ihm das Crucifix in die Hand und sagte: „Denke an Jesum, deinen Erlöser!“

Peter nahm das Kreuz, drückte es an den Mund, an die Brust. Dann nickte er, es wäre schon wieder besser und erhob sich.

Jetzt rüstig und vollkommen aufrecht gieng er hinan. Soldaten stolperten in dem Geschütte, Peter schritt sicher und wankte nicht mehr. — Sie führten ihn der Stelle zu, wo der Stab stak, dort angekommen, machten sie Halt. Die Trommeln hatten aufgehört zu wirbeln, die Soldaten bildeten ein großes Halbrund und in die Mitte desselben stellten sich sechs Mann auf mit gezogenen Flinten.

Der Soldat, der an Peters Seite gegangen war, löste den Riemen und trat zurück, so dass der arme Sünder und der Kapuziner völlig allein standen auf dem Plan. Nun kamen Officiere auf Pferden angesprengt. Einem derselben wurde der schwarze Stab gereicht, der im Boden gesteckt war. Er zerbrach ihn und warf die Stücke vor die Füße des Verurtheilten. Peter stand ruhig, der Pater betete leise. Als nun alle Anstalten getroffen waren, dass zum Vollzuge comman-

kein solches Kind, wie Sie glauben. Ich habe recht gut bemerkt, wie Sie mich mit so prüfenden, ernsten Augen ansahen und wie Sie eines Abends —

Bernhard (aufmerksamer). Eines Abends?

Mercedes. Sie saßen mit Luisa im Erker und ich stand darunter und begoss meine Rosen. Da hörte ich Luisa fragen: Bernhard, was fehlt dir, willst du mir nicht sagen, was dich bedrückt? Und Sie antworteten mit rauher Stimme: Schicke Mercedes aufs Land, ich kann nicht arbeiten, so lange dieser Wildfang hier umhertobt.

Bernhard (macht abermals eine Bewegung). Und Luisa nahm mich in Schutz und versprach mir zu untersagen, in den lichten Stunden am Atelier vorbeizustürmen. O, ich schämte mich damals so, ich warf meine Gießkanne in das schöne Rosenbeet und floh ums Haus herum, durch den Stall, bis in den Heuboden hinauf; dort vergrub ich mich hinter der Leiter, wo die jungen Kätzchen lagen und weinte heiße Thränen auf ihr seidenweiches Fell herab.

Bernhard (in ihren Anblick versunken, leise). Die glücklichen Kätzchen.

Mercedes (aufspringend und zu ihm tretend). Aber nicht wahr, jetzt, jetzt sind Sie mir nicht mehr gram? — ich habe mir ja so viel Mühe gegeben, vernünftig zu sein! . . .

Bernhard (ihre Hand fassend, unstet). Mercedes, Sie ahnen gar nicht, was Sie mir sagen! Sie sind ein holdes, liebes Kind, ich bin glücklich, Sie um mich zu haben — aber nun kommen Sie (seine Bewegung bemeisternd), wir wollen weiter malen . . .

Mercedes (fröhlich in die Hände klatschend). O wie lieb von Ihnen, — nun will ich aber auch mäuschenstill sitzen — (nimmt ihre vorige Stellung ein, Bernhard malt; kleine Pause).

Zweite Scene.

Karl (ein fünfjähriger hübscher Knabe stürmt herein). Papa, Papa, Onkel Valentio kommt heute an, er hat an Mama geschrieben; weißt du, mit dem großen, großen Dampfwagen. Und er bringt mir sicherlich den Kakadu mit, den er mir versprochen hat. Mercedes, wie schön du bist (gibt ihr einen Kuss und stürmt hinaus).

Mercedes. Gott, wie ich den Jungen lieb habe! Das ist eine Frische und Lebenslust in ihm!

Bernhard. Er gleicht keinem von uns. Er könnte Ihr Bruder sein! (Kleine Pause). Kennen Sie Valentio?

Mercedes (leicht). Ein wenig. Als er das letztemal hier war, lief ich immer aus dem Zimmer, wenn er mit Luisa sprach. Sie redeten von so ernsthaften Dingen, und das war mir schrecklich langweilig.

Bernhard (lächelnd). Das will ich meinen. Er ist ein tüchtiger, ehrenwerter Mann, aber für Sie — nein, für Sie gehört mehr, oder auch etwas weniger dazu, um Ihnen zu gefallen!

Mercedes (einfach). Luisa hält viel auf ihn, wie ich merke.

Bernhard. Er hätte auch besser zu ihrem Manne getaugt, als ich. Mein flackernder Künstlersinn passt wenig zu Luisens klarer Ruhe.

Mercedes. Ich habe immer sagen hören, dass gerade die Contraste sich anziehen.

Bernhard. Ja, so kleine, schwebende Contraste, Stimmungen, die in der Luft umher fliegen, wie Apfelblüten — aber nicht jene tiefliegenden Verschiedenheiten der Anlage — bah! Sie verstehen das nicht, Sie können das nicht verstehen.

Mercedes. Ach wenn ich doch so klug wäre, wie Luisa, um mit Ihnen plaudern zu können, so recht schön und verständig, dass Sie Respect vor mir bekämen!

Bernhard. Respect! Was das für ein hässlicher, langweiliger Begriff ist — gar nicht zu vereinen mit Ihrem holden Wesen. Haben Sie am Ende vor mir Respect? Ich will nicht

Luisa.

Schauspiel in einem Aufzuge von **Sophie von Khuenberg** (Hamburg).

Personen.

Bernhard, ein Maler (Künstlernatur, liebenswürdig, heftig, halb blasiert).
Luisa, seine Frau (edel, leidenschaftlich).
Karl, beider Kind.
Mercedes (unschuldig, reizend, unbewusst kokett).
Valentio (bieder, männlich, herzhaft).

(Spielt in einer Villa bei Rom.)

Erste Szene.

(Atelier, künstlerisch ausgestattet: Staffelei mit großem Bild, ringsum Gemälde, Büsten, Teppiche 2c. Mercedes in weichem, weißem Kleide, Arme und Nacken entblößt, das halboffene Haar mit weißer Schleife gebunden, sitzt Modell in nachlässig schöner Stellung.)

Bernhard (vor der Staffelei, malend). Ein wenig zur Seite, Mercedes, so, dass ich diesen Lichtpunkt hier festhalte! Wie weich Ihre Linien sind, sie zerfließen mir unter dem Pinsel. (Kleine Pause.) Man sieht es Ihrem Gesichte an, dass noch niemals die kleinste Sorge sich in Ihr junges Herz geschlichen hat, das ist alles so rein und klar, wie frischgefallener Bergschnee! Ach, ich beneide Sie um diesen Kinderfrieden! (Sieht sie lange und schmerzlich an.)

Mercedes (schalkhaft die Hände vorhaltend). Bitte, sehen Sie mich nicht so ernsthaft an. Lachen Sie doch lieber. Ich komme mir so feierlich vor in diesem weißen Kleide und dabei ist mir's ganz stolz ums Herz, von dem größten deutschen Maler der Nachwelt überliefert zu werden.

Bernhard. Wenn ich das wäre, Mercedes, würde ich es niemals dankbarer empfinden, als eben jetzt, da Sie mir Modell sitzen. Aber ich sehe auch, dass all unsere Kunst noch unvollkommen ist, wenn sie sich daran wagt, die Natur in ihrer höchsten Anmuth und Schönheit wiederzugeben.

Mercedes (kindlich, ernst und doch naiv). War das eine Artigkeit für mich? Pfui, Sie sollen nicht schmeicheln! Luisa sagt, Sie machen mich eitel!

Bernhard. Luisa und immer wieder Luisa! Sie ist Ihr Evangelium, Ihre Vorsehung! — (Hat etwas unmuthig den Pinsel beiseite geworfen.)

Mercedes (lebhaft und warm). Gewiss ist sie das! Und habe ich nicht Grund, sie so zu lieben? Eine solche Frau! Wie edel und klug sie ist, ganz anders, als alle anderen Frauen, die ich kenne. Wie hat sie sich meiner verlassenen Kindheit angenommen, mit der Fürsorge einer Schwester mich gepflegt und gehütet. Und dann — als sie sich verheiratete, hat sie mir liebreich auch dies neue Heim erschlossen. Sie hat meine blinden Augen gelehrt, die Kunst zu verstehen und zu lieben, alles was ich bin und kann und fühle, danke ich ihr! — Aber was brauche ich Ihnen das zu sagen, Sie wissen es ja noch besser als ich, welch ein Goldherz sie hat . . .

Bernhard (halb gleichgiltig). Ja, sie ist gut.

Mercedes. Es war Ihnen auch gar nicht sehr recht, als Luisa mich wieder ins Haus nahm vor nahezu zwei Jahren. (Seine abwehrende Bewegung unterbrechend.) O ich weiß schon, ich bin

Herz, wenn ich Sie so reden höre. (Aufstehend.) Geben Sie mich frei für heute, Bernhard, es ist so schwül hier, mich verlangt nach dem Garten!

Bernhard. Wie! Gerade jetzt, wo ich so selig in Ihrem Anblick schwelge. O noch einen Augenblick, Mercedes, ich bitte Sie darum! (Malt von neuem, während Mercedes sich seufzend setzt.)

Mercedes (schmollend). Sie quälen mich.

Bernhard (halb leicht, halb bewegt, zum Schluss begeistert). Thu' ich das wirklich! Sind Sie so ungern bei mir, in diesem lauschigen Raum, den Ihre Gegenwart mir wieder hold und wert gemacht hat?! O was mich betrifft, ich freue mich immer auf diese Stunden. (Im Malen pausierend.) Ist das nicht schön! (Durchs Fenster zeigend.) Unter uns rauscht das bunte Leben durch die Straßen Roms und wir sitzen hier oben, weltabgeschieden von Palmen und Myrthen umschattet, wie in einem Märchen ... Ich liebe meine deutsche Heimat! Aber es fröstelt mich dort, nur hier, hier ist die Sonne daheim und was sie zeitigt, ist so schön, so schön — (mit einem langen Blick auf Mercedes).

Mercedes (die durchs Fenster geblickt hat). Sie haben recht! Ich bin auch unglücklich, dass ich fort soll!

Bernhard (heftig auffahrend). Sie? Sie sollen fort? Weshalb, wohin?!

Mercedes (erstaunt). Ja wissen Sie denn nicht?

Bernhard (befremdet, ungeduldig). Was, was?!

Mercedes (einfach ergeben). Luisa will mich verheiraten.

Bernhard (aufspringend, den Stuhl umwerfend). Verheiraten??! Dich verheiraten? Und mit wem?

Mercedes (halb erschreckt, zaghaft). Mit Valentio, Sie sagte mir neulich —

Bernhard. Nimmermehr! ...

Mercedes (erfreut, lebhaft bittend). Ach nicht wahr, es ist besser, wenn ich frei bleibe! Ich will auch gar nicht heiraten, ich will hier bleiben, immer hier, wo es so schön ist! Ach, wie bin ich froh, dass Sie nein sagen! (Bernhards Hände fassend, übersprudelnd.) Valentio mag gewiss sehr brav und rechtschaffen sein, aber ich tauge nicht zu ihm und ich könnte ihn niemals küssen! Und wenn man jemand lieb hat, so recht von Herzen lieb, dass man seine Frau sein möchte, dann muss man ihn auch gerne küssen wollen, und von ihm träumen, nicht wahr?! Und ich habe niemals von Valentio geträumt, o nein (in unbewusster Erregung weiterplaudernd), ich habe immer nur von unserem Garten geträumt und von diesem Atelier und von Ihnen, o wie gut Sie sind, dass Sie mich in Schutz nehmen, ich will nicht fort, ich kann nicht!

Bernhard (der ihr mit steigendem Entzücken gelauscht hat). Mercedes, du liebst mich!!! (zieht sie an sich.)

Mercedes (zurückweichend, hilflos, mit großen Augen). Ich?? O was hab' ich denn gethan?!

Bernhard (mit unterdrücktem Jubel). Einen Himmel hast du mir erschlossen, denn nun darf ich dir sagen, dass ich dich liebe, dass meine Seele an dir hängt, wie die Lippen eines Verdurstenden an dem vollen Becher! O du ahnst nicht, wie ich dagegen kämpfte, Tag für Tag — aber ich konnte nicht anders. (In großer Erregung über sie geneigt.) Vielleicht hätte ich fortleiden können, schweigend und hoffnungslos — aber der Gedanke, dich zu verlieren, diesen holden Leib, den ich anbete, in den Armen — Valentios zu wissen, das gieng nicht, Mercedes, das war über meine Kraft — —

Mercedes (die sich auf einen Stuhl gleiten ließ). O, dass ich sterben könnte.

Bernhard (sich aufraffend). Nein, nicht das! Noch bin ich stark genug, um den Kampf aufzunehmen, mit einer Welt von Hass und Vorurtheilen. Wir lieben uns! Ist das etwas so Ungeheuerliches, so Erschreckendes, wenn sich zwei Menschen lieben?! Nein! Und nur deshalb sollte es schlecht und ver-

hoffen, dass ich schon so uninteressant geworden bin.

Mercedes (lachend). Nein, nein, Sie sind ja so jung und lustig, ich begreife oft gar nicht, dass Sie es mit so viel Übermuth so weit gebracht haben!

Bernhard. Ach, Sie denken wohl, um ein guter Maler zu sein, muss man recht alt und ehrwürdig aussehen. Gerade wir, Mercedes, wir bleiben lange jung, weil wir jung sein wollen! Wir sehen das Leben mit anderen Augen an, wir leben es doppelt, weil wir es in unserer Kunst noch einmal hervorzaubern; jeder Pinselstrich ist ein Athemzug mehr und jeder Blick auf ein schönes Frauenantlitz ein Tropfen Blut, der unser Herz noch lauter schlagen macht.

Mercedes (aufrichtig). Ich möchte Ihre Frau nicht sein!

Bernhard. Warum?

Mercedes. Ich glaube, ich wäre eifersüchtig auf diese Gedanken.

Bernhard. Luisa ist niemals eifersüchtig. Die Frau eines Künstlers darf das nicht sein!

Mercedes. Weil sie weiß, dass Sie sie lieben — aber trotzdem! Sehen Sie, ich könnte mir das nicht abgewöhnen! Einen Mann zu haben, der bald dieses, bald jenes Antlitz entzückend findet, schwarze Augen malt, wenn die meinen blau sind, und auf goldrothes Haar erpicht ist, wenn ich braune Zöpfe habe — ich glaube, ich würde mich todtweinen vor Herzeleid.

Bernhard (überzeugend). O, das scheint Ihnen nur so! Sie würden bald begreifen, dass das nichts anderes als Farbensinn, technische Behelfe der Kunst sind, die nach immer neuen, reizvollen Motiven durstet — das Herz ist nur selten dabei im Spiele!

Mercedes (gläubig). Wirklich? (Kleine Pause, er malt.)

Bernhard. Ich brauche Ihren Kopf und Ihre Gestalt für mein großes Bild „Auto da fé!" Werden Sie mir sitzen, Mercedes?

Mercedes (etwas ängstlich.) Himmel! Werd' ich an den Scheiterhaufen gebunden?!

Bernhard. Nein, nein — fürchten Sie nichts! Sie werden unter den Damen des Hofes sein, die von der blumengeschmückten Estrade aus dem Schauspiel zusehen. Der Contrast zwischen den elend Verkohlenden und Ihrem lächelnden, erstaunten Kindergesicht wird sich gut machen!

Mercedes (empfindlich). Warum haben Sie mir eine so herzlose Rolle zugedacht? Glauben Sie, dass ich lächeln würde bei einem solchen Anblick!?

Bernhard. Wenn Sie eine Spanierin jener Zeit wären —

Mercedes (sich schüttelnd). Brrr — mich schaudert bei dem bloßen Gedanken!

Bernhard (mit halber Stimme). Und dennoch gibt es auch heutzutage Frauen, die ruhig zusehen können, wenn ein Menschenherz in Flammen aufgeht!

Mercedes (ganz naiv). Nicht möglich! In welchem Lande?

Bernhard (mit Nachdruck). In jedem Lande, in dem ein Mann ein Weib hoffnungslos liebt! Wissen Sie, was das heißt: hoffnungslos?!

Mercedes (die Frage unbewusst überhörend). Sie scherzen! Die Liebe tödtet doch nicht. Ich habe immer geglaubt, dass Liebe etwas sehr Schönes, sehr Beglückendes sei!

Bernhard (träumend, dann bewegter). O ja — das ist sie auch! In ihren ersten, keuschen, blühenden Träumen, oder wenn sie alles erreicht hat, was sie ersehnt! Aber wenn sie zur Leidenschaft emporlodert und die starre Pflicht gegen sie aufsteht mit der eisernen Lanze der Wohlanständigkeit, dann zersplittert sie daran in blutenden Schmerzen — — oder sie besiegt alles, alles, dann nennt man sie Sünde, Verbrechen!

Mercedes (die ihm mit großen Augen erstaunt gelauscht hat). Ich verstehe Sie nicht und dennoch klopft mir das

Bernhard (in den Garten blickend, dumpf). Ich kann nicht heucheln!

Luisa. Du kannst es nicht! Und dennoch hast du es können, so lange, so täuschend gut, dass ich in meiner thörichten Blindheit für Wahrheit hielt, was jetzt in Staub zerfallen, in ein Nichts zusammensinkt — (verhüllt ihr Gesicht).

Bernhard (weicher). Ich wollte mich nicht fortschleichen von deinem Herzen, wie ein Feigling. Offen hätt' ich dir alles bekannt, da machte dich der Zufall vertraut damit, du weißt nun, was an mir nagt, Luisa, gib mich frei!

Luisa (mit ruhiger Würde). Du bist es! Glaubst du, ich hätte nicht längst gefühlt, wie dein Herz stückweise von mir abfiel? Nur auf dies letzte war ich nicht gefasst! Und wenn ich einen Augenblick fürchtete dich zu verlieren, so war's um des Knaben willen. Aber nun bin ich ruhig und entschlossen. Du bist frei, Bernhard, ganz frei, nur das Kind ist mein!!

Bernhard (sieht sie unbeweglich an).

Luisa (langsam). Was willst du noch?!

Bernhard. Deine Verzeihung, Luisa! Du bist kein Weib, das man leichten Sinnes verläßt.

Luisa (mit ironisch erzwungenem Gleichmuth). Wie kleinlich Ihr oft seid — meinst du, ein „Held“ bäte sein Opfer um Verzeihung, ehe er ihm den Stahl in die Brust senkt!?

Bernhard (ernst). Du bist eine deutsche Frau, Luisa! Und ich weiß, dass ich dich tödtlich verwunde, ob ich gleich nicht anders kann! Aber es quält mich, dich so vernichtet zu sehen —

Luisa (aufflammend mit Hoheit). Du mahnst mich zu rechter Stunde, dass ich ein deutsches Weib bin! (weich, dann leidenschaftlich stolz) Ein Weib, das lieben kann, unsagbar lieben, und dennoch die stolze Kraft in sich fühlt, ihrem Herzen zu sagen: Nun ist's genug!! Hoffe nichts mehr — alles, alles lügt!

Bernhard (halb blasiert im bewegten Ton wiederholt leise). Alles lügt und alles endet! und dennoch — —

Luisa (mit Nachdruck). Du hast mich tötlich verwunden können, Bernhard, aber nicht zerschmettern! Nicht deine Untreue vermag dies, nur das jammervolle Bewusstsein, dass ein Weib wehr- und machtlos eurer — Laune anheimgegeben ist! (Bernhards Bewegung unterbrechend). Ja, eurer Laune! Ihr gebt ihr den prunkenden Namen von Gefühl, von Leidenschaft! Es ist aber nicht so! Eine Haarlocke, die sich anders ringelt, ein halbes Lächeln, von dem ihr meint, dass es euch gelte, bringt all eure Vernunft zum wanken und verwirrt eure Sinne. Es gibt nichts, das albern, unbedeutend genug wäre, um euch zu fesseln, wenn es nur etwas anderes ist, etwas, das euch einen Augenblick neu erscheint. Gleichviel, ob es besser, oder schlechter sei, ob ihr ein keusches Weib errungen, oder eine — Dirne ans Herz drückt! (Bernhard halb unwillig, halb betroffen.) Ihr glaubt zu lieben — und ihr wisset doch nicht, was Liebe ist! Nur ein Weib kann wahrhaft lieben! Und selbst wenn es sündigt, so sündigt es aus Liebe — der Mann aber sündigt aus Gewohnheit, Leichtsinn, Prahlsucht, aufwallender Leidenschaft! Wenn die flüchtige Erregung verflogen, ist der Mann imstande, dasselbe Weib, das er vorgab zu lieben, mit Geringschätzung und höhnender Roheit zu behandeln! Das Weib aber, empfindet selbst dort, wo es aufgehört hat zu lieben, noch einen Rest von Milde und versöhnender Erinnerung — — (mit starker Betonung) du glaubst Mercedes zu lieben — und du wirst sie vergessen, wie du mich vergessen hast.

Bernhard (aufbrausend). Luisa!!

Luisa (schmerzlich). Ja, du wirst es, ich kenne dich besser, als du dich selber kennst! Und das macht den Jammer meines Herzens aus, mehr als alles eigne Leid! (Halb für sich.) O warum

werflich sein, weil ich, ehe ich dich gefunden, zufällig eine andere fand und mich vermählte? Bin ich darum ein anderer Mensch geworden, ein Mann, dessen Neigung zu besitzen ein Fluch ist, und bist du deshalb eine Sünderin, weil du sie erwiderst?! Nein, und tausendmal nein! So kleinlich war der Gott nicht, der uns schuf, die Welt aber hat seine Absichten missdeutet und den freien Zug unsrer Herzen als Verbrechen hingestellt. (Mit Feuer:) O glaube mir, Mercedes, es ist besser und edler zu lieben, wo man nicht anders kann, als mit einer Lüge durchs Leben zu schleichen, die an unserem Halse hängt wie eine Schlinge, den freien Athem hemmt und sich unversehens zuzieht, uns zu erwürgen — — (umschlingt sie, weich:) Fürchtest du dich vor meinen heftigen Worten, ich will ruhig sein, ganz ruhig, Mercedes, nur sag mir noch einmal, ob du mich liebst!!

Mercedes (die einen Augenblick an seinem Halse gelegen hat, aufblickend, unter Thränen lächelnd, mit freimüthiger Empfindung). Ja, Bernhard, ich fühlt' es jetzt, dass ich dich liebe. Aber ich denke an Luisa, und heute noch will ich Valentio bitten, mich zu heiraten!

Bernhard (aufschreiend). Mercedes!

Dritte Scene.

Luisa (die leise durch die Portière eingetreten und die vorausgegangene Scene erräth, wie ihr Mienenspiel ausdrückt, zu Mercedes fest und ruhig). Das wirst du nicht!

Mercedes (ihr entgegenstürzend). O Luisa! Luisa! Ich bin so schlecht, als du gut bist, ich habe den Frieden deines Hauses gebrochen, jage mich fort in die weite Welt, aber verzeih mir — —

Luisa (sanft und ruhig). Weine nicht, Kind, geh in den Garten, ich werde dich einholen und werde mit dir sprechen! . . . (Mercedes ab mit verhülltem Antlitz.)

Vierte Scene.

Luisa (in elegantem Hauskleid, geht langsam zur Staffelei und betrachtet das Bild).

Bernhard (geht in trotzig entschlossener Haltung im Hintergrund auf und ab).

Luisa (für sich halblaut). Das also war's! Meine Ahnung hat mich nicht belogen — (laut zu Bernhard). Ist es nicht genug, mich nicht mehr zu lieben, musste es Mercedes sein, um die du mich betrogst?! Das Mädchen, das ich auferzogen, das meinem Herzen so nahe steht!

Bernhard (auffahrend). Die Liebe eines Künstlers wählt und überlegt nicht, sie kam über mich und ich musste sie tragen, wider meinen Willen — —

Luisa. Wenn all eure Rechtschaffenheit schweigt, dann hängt ihr eurem Herzen den goldbestickten Mantel der Kunst um, seine Armut zu verhüllen!

Bernhard. Ihr Frauen könnt uns das niemals nachfühlen. Ihr begreift die Liebe nur dann, wenn sie euch selbst gilt! Verließ ich um deinetwillen ein anderes Weib, so würdest du mich preisen, statt mich zu schmähen!

Luisa (mit zitternder Stimme). Du willst mich verlassen, Bernhard, mich und dein Kind?!

Bernhard (unsicher). Sagt' ich das? . . .

Luisa (erregt). Nein, nein, das kannst du nicht! So elend ist kein Mann! Sag' mir, dass ich dich besser kenne, als du selbst, dass nur dein Malerauge dir dieses Bild ins Herz gespiegelt hat, es war ein Augenblick des Entzückens, nichts weiter, nicht wahr, Bernhard?!

Bernhard (kalt). Wenn du durchaus belogen sein willst — —

Luisa (ihn starr ansehend, wiederholend). Belogen — belogen. (Langsam.) Nein, das will ich nicht (mit plötzlich ausbrechendem Schmerz). Oder ja, Bernhard! Lüge mich an!! Es schmerzt nichts so sehr, wie eine solche Wahrheit!

Sechste Scene.

Mercedes (scheu sich umblickend, huscht herein).

Valentio (ihr entgegen). Seh ich recht? die „kleine“ Mercedes, ach wie groß und — wie schön, man darf's doch sagen?!

Mercedes (die hastig alle Thüren geschlossen hat, was er bemerkt). Ach, wie froh bin ich, Sie allein zu treffen, Herr Valentio, ich habe Ihnen etwas sehr, sehr Wichtiges zu vertrauen!

Valentio (heiter). Was Sie nicht sagen! Soll ich etwa wieder fürbitten, dass man Sie zur großen Messe lässt, oder möchten Sie Karl seinen Kakadu streitig machen — den ich ihm übrigens gar nicht gebracht habe!?

Mercedes (anmuthig ernst). O Herr Valentio, ich bitte Sie, denken Sie jetzt nicht an das kleine Mädchen, das voll Thorheiten steckte, ich bin älter geworden und alles hat sich verändert — —

Valentio (mit einem halbprüfenden, herzlichen Blick). Ich sehe es wohl, also was ist es denn, das Sie auf dem Herzen haben, Mercedes, ich stelle all meine Kraft in Ihren Dienst . . .

Mercedes (befangen). Sie sollen, ich möchte — ach, es ist doch wohl recht schwer, das zu sagen . . .

Valentio. Ich begreife Sie gar nicht, Kind! Was könnte es denn sein, dass Sie von mir mit ängstlichem Zaudern erbitten wollten! Ich würde mich ja so freuen, Ihnen gleich bei meinem Eintritt etwas Holdes zu erweisen!

Mercedes. Sie versprechen mir aber, nicht böse zu sein — und das auch ganz gewiss zu thun, um was ich Sie bitte!

Valentio (leicht). Aber gewiss, liebe Mercedes.

Mercedes (ganz nahe, mit ernsthafter Miene, hastig). Sie dürfen auch keinem Menschen jemals verrathen, dass ich es war, die Sie darum gebeten hat, schwören Sie mir das!?

Valentio (scherzhaft verwundert). Sie fangen an, mir Angst zu machen —

Mercedes (eindringlich). Schwören Sie mir das, Herr Valentio!

Valentio. Gut — ich schwöre! (Fragend.) Also?!

Mercedes (tief Athem holend, sich mit plötzlicher Entschlossenheit vor ihn hinstellend). Sie müssen mich heiraten!!

Valentio (halb erstaunt, halb verlegen). Ich — Sie heiraten? Die Idee ist nicht übel, aber wie kommen Sie darauf, Mercedes, und weshalb wollen Sie, dass ich Sie heirate?

Mercedes. O ich bitte Sie — sagen Sie nicht nein!

Valentio. Es muss wohl ein ganz besonderer Scherz sein, der Sie dazu treibt, mir das zu sagen, denn sonst müssten Sie wissen, dass ein junges Mädchen — —

Mercedes. O es ist kein Scherz, glauben Sie das nicht!

Valentio. Und dann — Sie sind sehr schön, sehr reizend, Mercedes, aber man heiratet nicht so auf eine kleine Mädchenlaune hin, wenn man ein Mann ist, wie ich —

Mercedes (lebhaft und dringlich). O, so thun Sie doch wenigstens dergleichen, als ob Sie mich heiraten wollten, (halb weinerlich) ich will ja gar nicht Ihre Frau werden, aber bitte, entführen Sie mich, bringen Sie mich wohin Sie wollen, zu Verwandten, in ein Kloster meinetwegen, aber nur fort, fort von hier um jeden Preis — —

Valentio. Und denken Sie an Luisa, an Ihren Ruf —

Mercedes (leiser). Still! Um Luisas Willen muss ich ja eben fort, um ihrer Ruhe Willen, verstehen Sie denn nicht?! Bernhard . . .

Valentio (bestürzt). Er liebt Sie?

Mercedes (feurig). Ja, und ich lieb' ihn wieder, aber ich will wieder gut machen, was ich schuldlos verschuldet habe — ich werde fliehen, mit Ihnen fliehen, Bernhard wird mich hassen, weil er mich für falsch hält, Luisa wird mir verzeihen, den

war ich so blind und ließ das arme schuldlose Kind besinnungslos in dies Verderben taumeln!

Bernhard (kalt). Aus Schonung für dich, verschweig' ich dir, was ich denke. (Entflammt.) Zwinge mich nicht, dir zu sagen, mit glühenden Schwüren zu sagen, was deinem Ohr so hässlich klingen muss, wie's meinem Munde süß dünkt es auszusprechen — —

Luisa (die regungslos gestanden hat, wie im Halbschlummer ruhig, in Gedanken verloren). Ja, ja, ich sehe wohl, es war eine Täuschung. (Nähert sich der Thür.) Man täuscht sich oft, sehr oft (greift mit einer schmerzenden Geberde nach der Stirne, bleibt stehen; zurückgewendet zu Bernhard, mit schmerzlich leiser Ironie, wie ermüdet nach innerem Kampfe) eigentlich, eigentlich hätt' ich mich gar nicht so erregen sollen — wir leben in einer modernen Zeit, nicht wahr, Bernhard, in einer Zeit, die alles verzeiht, weil sie alles begreift — — was kannst du im Grunde dafür, dass du Mercedes liebst?! Nichts! Und sie? Ach, weniger als nichts! Es ist so thöricht zu glauben, man könne mit einem einzigen, heißen, wiederstrebenden Herzen die Gesetze der Natur umstoßen! Ja, mehr als thöricht — es ist lächerlich. (Abermals zum Gehen gewendet, nach der Thüre links.) Der unnöthige Affect hat mir Kopfschmerzen gemacht, ich will mich ausruhen. In kurzer Zeit werde ich reisen, dann bist du frei, Bernhard, ganz frei — — mache sie glücklich! (Nachdem sie einen letzten, langen Blick auf Bernhard geheftet, schließt sie rasch hinter sich die Thür.)

Bernhard (der ihr nicht ohne Bewegung zugehört, und seine Empfindungen in ausdrucksvollem Spiel verrathen hat, nimmt ein Tuch und wirft es über Mercedes' Bild; nachdem er es einen Augenblick entzückt betrachtet hat): Schlafe nun, mein gemalter Liebling, bis ich den wirklichen mir gewonnen habe und damit Glück und Schaffensfrohsinn für's ganze Leben! (Eilig ab, rechts. — Kleine Pause.)

Fünfte Scene.

Valentio (durch die Mittelthür im Reiseanzug sich umsehend). Das trifft sich gut! Ich werde sie allesammt überraschen, wie es scheint! (Legt langsam ab.) Ach, nun ist mir wieder wohl, dass ich diese friedliche, schöne Luft athme! Man verwildert ganz bei diesem Reiseleben und hat kaum Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen! (Sich ausruhend und umblickend.) Was dieser Bernhard doch für ein glücklicher Kerl ist! Ein Heim, wie aus Tausend und einer Nacht und dabei ein Weib, ein Weib — (zu sich selbst, halb ärgerlich). Na, Valentio bist du deshalb an allen vier Ecken Nordamerikas herumgestrichen und am Niagara gelegen, dass dich das schäumende Getöse fast taub machte, um jetzt mit derselben Wunde heimzukehren, um derentwillen du fortgezogen, nein, nein, das wäre doch zu toll, wie konnt' es mir auch nur einen Augenblick einfallen, an Luisa zu denken! An Luisa, die so glücklich ist und mit den langen, ruhigen Athemzügen eines befriedigten Herzens die Luft ihres Hauses athmet, (die Stirne in die Hand lehnend.) sie scheint auch nichts zu ahnen von meinen stummen Kämpfen, denn in ihrem letzten Briefe (sinnend) wie schrieb sie doch? Ach ja, sie plauderte so viel von der kleinen Mercedes, wie groß und schön sie geworden sei und wie sie nur eine Sorge habe, dass dieses Goldkind nicht den Mann finde, der seine holde Herzensreinheit zu würdigen wisse.

Sie wären der Mann für Mercedes, den ich mir träumte, schrieb sie! Sonderbar, (mit einem Anflug von Humor.) wenn eine Frau uns so recht schätzt und dies unbefangen ausspricht, dann will sie uns sicherlich mit einer anderen verheiraten! Denn wo eine Frau selbst liebt, entdeckt sie tausend Fehler und makelt daran, aber für die „andere", ja für die „Andere" sind wir gut genug mit all unseren schlechten Eigenschaften! ... (Steht auf.) Aber das Haus ist ja heute wie ausgestorben, niemand läßt sich blicken, nicht einmal Karl, mein kleiner Liebling.

(Steht auf und geht müde ans Fenster.) O mein Karl — mein liebes süßes Kind! dort spielt er im Schatten der Hecke und seine sterbende Mutter hat nicht den Muth, ihm Lebewohl zu sagen! Verdamme mich nicht, wenn du groß sein wirst, — es gienge über meine Kraft! Dein Vater liebt dich und Valentio liebt dich — sie werden dir sagen, dass ich eingeschlafen sei, — weil ich müde war — — aber mein Herz wird um dich sein, immer, immer. (Ein leichter Schwindel überfällt Luisa, sie tritt vom Fenster zurück.)

Wie ich ruhig geworden bin! Mein Blut fließt leicht durch die Adern, ich könnte fast heiter sein. (Setzt sich in den Stuhl vor der Staffelei mit Mercedes' Bild und enthüllt es. — Nachdem sie es lange angeblickt):

Ja, er liebt dich, Mercedes! So malt nicht nur der große Künstler, so malt der Liebende, der die Athemzüge deiner Seele erforscht und den warmen Duft deines keuschen Leibes ahnt! (Etwas gesteigert, zu dem Bild anmuthig gewendet, als ob sie zur wirklichen Mercedes spräche.)

Weißt du, dass ich nun alles für dich gethan habe, meine kleine Mercedes, was ich thun konnte! Ich habe dich gepflegt, erzogen, mein Bestes, das ich wusste, in dich hineingepflanzt, um dich liebenswert und glücklich zu machen! Und nun sterb' ich sogar, um dich demjenigen zu gönnen, den du liebst und für den du bestimmt bist! — — Nur dass dieser Eine gerade Bernhard ist — — siehst du, das ist recht sonderbar — — (müde lächelnd) aber vielleicht machst du ihn glücklicher, als ich es gekonnt — vielleicht bleibt er dir treu, meine kleine Mercedes — — wenn es überhaupt eine Treue gibt!! Du wirst ihn nicht immer verstehen, denn ein so großer Künstler (mit wehmüthiger Ironie) hat oft recht absonderliche Gedanken und du bist so rein, so unerfahren — (mit einem Rest von trüber Leidenschaft) Aber wenn für dich einmal eine Zeit kommen sollte, wo du fühlst, dass es aus ist zwischen dir und ihm, — — o dann, dann thue nicht, was ich gethan habe. Tödte dich nicht, — ein Mann, der nicht verdient, dass man für ihn lebe, — ist des Jammers nicht würdig, dass man für ihn sterbe! — — Sei klüger, als ich es war, Mercedes, — lass dein Herz gesunden, und liebe von neuem, wenn du kannst! Für mich ist es zu spät, — — (mit matter Stimme) aber du, Mercedes, du — — ach, das Leben ist dennoch schön, — — die Sonne . . . . (sie sinkt ermattet in den Stuhl zurück und schließt halb die Augen).

Achte Scene.

Bernhard (hereinstürmend, erregt, in gereiztem Tone zu Luisa). Du schläfst — absichtlich wohl, um den Schein zu wecken, als wüsstest du nicht, was in deinem Hause vorgeht — Mercedes ist entflohen mit Valentio, — eine geplante, heimliche Liebesflucht — o ich durchschaue dich — das ist dein Werk! Nun — so triumphiere doch — o Mercedes, Mercedes! (Birgt sein Haupt in beiden Händen).

Luisa (sich mit Anstrengung halb erhebend, blass, mit starrem Blick). Wahnsinniger! du lebst ja noch, — hole sie ein, sag' ihr, dass ich sie segne . . .

Bernhard (macht eine leidenschaftlich abwehrende Bewegung, schmerzlich). Nein — wenn sie vor mir flieht, — heute flieht und mit Valentio — — das ist die Liebe nicht, die ich erträume —

Luisa (neben dem Stuhle zusammenbrechend). Weh mir — — alles umsonst . . .

Bernhard (sieht sie fallen, entsetzt). Was ist dir — bist du krank? (Fasst sie in seine Arme).

Luisa (sterbend, mit schwacher Stimme). Lass mich, — ich sterbe lieber allein . . .

Bernhard (über sie gebeugt). Lass mich deine Hände fühlen — dein Herz schlägt, es ist nur eine Ohnmacht . . .

Luisa. Nein — — Gift!

Bernhard (aufschreiend). Luisa!

Luisa (zurücksinkend). Küsse das Kind! (Stirbt.)

Frieden ihrer Seele wiederfinden — o es kann noch alles, alles gut werden für die Beiden — —

Valentio (bewegt). Und Sie?

Mercedes (erzwungen, schmerzlich leicht). O was liegt an mir — ich war immer so ein flatternder Vogel ohne eigentliches Heim — (mit anmuthigem Ernst) Und dann — Luisa hat vieles an mir erzogen, ich werde nicht untergehen.

Valentio. Sie sind ein braves Mädchen, Mercedes! Ich werde Sie nicht verlassen!

Mercedes. Also wann — wann reisen wir?

Valentio (sieht auf die Uhr). In einer Stunde erwarte ich Sie unten im Olivenwäldchen, ich werde alles Nöthige zuschicken, mich verborgen halten, wenn es möglich ist, dass man glaube, ich sei noch gar nicht angekommen.

Mercedes. Thun Sie das. (Seine Hand fassend.) Wie bin ich Ihnen dankbar, Valentio! (Eilig ab.)

Valentio (ihr nachblickend, sinnend). Das wird eine sonderbare Entführung! Wär es nicht viel menschlicher, Luisa, wenn ich dich hinaustrüge auf Armen der Liebe aus dem Hause deines — Gatten, der dich verräth?! Hab' ich darum gegen meine Leidenschaft angekämpft, um dich nun unglücklich zu wissen an Bernhards Seite!? Du hofftest mich mit Mercedes zu verbinden, und nun entflieh ich sogar heimlich mit ihr, aber nicht weil ich sie liebe, nein, um sie vor der Leidenschaft deines Mannes zu retten.... welch eine lächerliche Welt der Verirrungen. Ich trat in dieses Haus mit dem stolzen Bewusstsein des Sieges, den ich über mein Herz errungen, mit dem Vorgefühl des schönen, milden Friedens, der mich belohnen sollte, und nun find' ich alles wirr, zerstört, die geträumte Eintracht in ein Zerrbild verwandelt ... Wenn ich mit Luisa sprechen könnte — auch das nicht, ich muss mich verbergen, um die Flucht zu ermöglichen, — aber wenn ich Mercedes geborgen weiß, dann kehr' ich zurück, um der geliebten Frau nahe zu sein, wenn sie meiner helfenden Hand bedürfte! Und jetzt rasch fort, eh' man mich entdeckt — (eilig ab durch die Gartenthür).

Siebente Scene.

Luisa (von links, langsam, in Gedanken, etwas bleich. Aufblickend.) Mir war fast, als hätte ich Valentio sprechen hören. (Den Kopf schüttelnd) Ach, wie zerstreut ich bin, — er kommt doch erst abends. — Der gute Valentio! Das ist der einzige Mann, dem ich niemals etwas Unedles zugemuthet habe!

Vielleicht hätte ich warten sollen, bis er kommt, — seine weiche, ruhige, verständige Art hätte vielleicht ein anderes Mittel gefunden — — — (setzt sich und lehnt den Kopf zurück) Wenn ich mir sage, dass ich in wenig Augenblicken nicht mehr sein werde, — ausgelöscht aus diesem Leben, — todt, ganz todt ... (schaudernd) Wie hab' ich nur den Muth finden können, es zu thun?! Aber als ich mich so hineinschleppte in mein Zimmer, gebrochen an Leib und Seele, und mein letzter Blick auf Bernhard nicht einen Schatten von Reue und Mitleid in seinem Antlitz entdeckte, da packte mich die Verzweiflung und ich stürzte mich auf jenes Kästchen, das ich ihm einstmals abgeschmeichelt, als er nach schwerer Krankheit die Nachklänge des Schmerzes betäuben wollte — Morphin! Ja, das war's, was ich brauchte — — Schlafen, vergessen, hinüberdämmern ins ewige Nichts! Wenn ein gewaltiges Leid sich an der empfindlichsten Stelle unseres Herzens einhackt, und marternd daran reißt mit aller Kraft der Grausamkeit, und wenn wir wissen, dass wir es nicht abschütteln können, dass es da sein wird, immer und immer — dann gibt es kein anderes Mittel, als das Herz selbst zu zertrümmern, um ihn nicht mehr zu fühlen —.

tagebuchartig Bericht erstatten. Du magst die losen Blätter aufheben, und sie mir nach meiner Heimkunft gesammelt zurücksenden, wo ich dann auch von dir und den lieben Deinigen gute Nachrichten zu treffen erwarte. Lebewohl!

— 9. August.

Gepriesen sei der Dampf! Eine kaum achtstündige Fahrt brachte mich heute aus dem steinernen Häusermeere mitten in das Herz der Gebirgswelt. Es war Mittag, als wir auf der Station anhielten, die ich zum Ausgangspunkte meiner Fußwanderung gewählt hatte. Mit wahrer Wonne entstieg ich dem dumpfen, dichtbesetzten Coupé und sah dem Zuge nach, der den Fluss entlang durch das schmale Thal weiterrollte. Dann wandte ich mich ab, händigte mein Gepäck einem Bauernjungen ein, der schon darauf lauernd dastand und folgte diesem nach dem nur wenige Minuten entfernten Dörfchen, das zu Füßen eines waldigen Berges, an der Mündung einer engen Schlucht gelegen ist — gegenüber den schroffaufragenden Dolomitkolossen, die das Thal der ganzen Länge nach im Süden wie eine Wand abschließen. Wie wohl ward mir, als ich so den Steig durch eine kleine umzäunte Wiese hingieng, und mir mit jedem Schritte der würzige Hauch des Waldes kräftiger entgegenwehte! Das war denn freilich eine andere Luft, als die ich noch vor kurzem zu athmen gezwungen war! Jetzt erst fühlte ich mich so recht frank und frei, und — so heiß die Sonne niederbrannte — schon wuchs mir Muth und Lust im Busen, eine jener hohen, grünen Kuppen zu ersteigen, die hinten so verlockend sich in den blauen Äther wölbten. Und als nun der Bach zwischen ärmlichen aber reinlichen Häusern mir wie einem guten alten Bekannten mit freundlichem Gruße entgegensprang, da hätte ich schier selbst einen Freudensprung thun mögen. An dem klaren, seichten Wasser spielten die barfüßigen Dorfbuben und Mädchen mit Steinen. Sie riefen und lachten meinem Träger zu; der aber ließ sich nicht irre machen und führte mich, immer ernsthaft voran stapfend, nach dem Wirtshause seitwärts an der Reichsstraße. Hier entließ ich ihn und trat mit meinem Gepäck in die leere Gaststube. Bald erschien der Wirt, ein recht intelligent aussehender junger Mann, und frug höflichschüchtern, was mir gefällig wäre. Ich sagte ihm, dass ich zu Mittag speisen wolle. Darauf gieng er hinaus, kam aber gleich wieder, gefolgt von einer stattlichen, hübschen blonden Frau, die ein ebenso blondes Kind auf den Armen trug Ich wiederholte ihr meinen Wunsch, und nun stellte es sich heraus, dass selbst sehr bescheidenen Ansprüchen nicht genügt werden konnte. „Sie seien nicht vorgesorgt, es käme eben so gar selten ein Fremder in diese Gegend, das Fleisch sei leider gestern ausgegangen; doch wenn ich mit Geringerem vorlieb nehmen, und mich etwas gedulden wolle — sie werde schon sehen —“ u. s. w. Die guten Leute waren in sichtlicher Verlegenheit, sie dauerten mich fast. Doch, nachdem ich ihnen die Versicherung gegeben, dass mir alles, auch das Einfachste, was sie mir vorsetzen wollten, willkommen sein werde, verließen mich beide beruhigt. Eine Magd kam herein und deckte den Tisch und es währte nicht allzulange, so brachte sie auch Trank und Imbiss. Ich griff sofort zu, und die Eier, das schwarze Brot, der harte Käse und der sauere Wein mundeten mir besser, als die köstlichsten Sachen an der Table d'hôte eines Schweizer Hôtels. Unterdessen war der Wirt und die Wirtin — letztere noch immer das Kind auf dem Arme — wieder erschienen, und hatten sich vertraulich zu mir gesetzt. Die Frau stand einen Augenblick auf und holte einen Wedel

Bernhard (über sie gebeugt, ihre kalte Hand in der seinen haltend, mit tiefem Schmerz). Wie soll ich weiterleben nach dieser Stunde!?

(Hinter der Scene ruft eine helle Kinderstimme) Papa! Papa!

Bernhard (aufspringend, nach dem Garten gewendet, mit entsprechender Bewegung). Ja! dort liegt meine Rettung!!

Ende.

(Der Vorhang fällt rasch.)

Hochwasser.

Novelle von **Ernst Rauscher.**

— 8. August.

Seit sechs Wochen fiel kein Tropfen Regen, und die Hitze fängt nachgerade an unerträglich zu werden.

Wer irgend in der Lage war, es zu thun, hat die große Stadt verlassen, die verhältnismäßig öde geworden; aber freilich immer noch voll und lärmend genug ist. Auch ich wäre längst geflohen, wenn ich mir nicht in den Kopf gesetzt hätte, früher noch das bewusste Werk zu vollenden, um dann mit desto besserem Gewissen einige Zeit dem süßen Nichtsthun fröhnen zu können. So kommt es, dass ich meine kleine Erholungsreise diesmal später antrete, als sonst. Aber nun ich meine Aufgabe vollbracht — nun soll mich auch nichts mehr halten. Ich habe die Redactionszügel meinem bewährten Stellvertreter übergeben, mein Kofferchen steht gepackt, und morgen mit dem Frühzuge fahre ich — wohin? — ja das weiß ich zur Stunde selbst nicht. Nur das weiß ich, dass ich mich wohl hüten werde, mit dem Strom der Touristen zu schwimmen. Was ich brauche und suche, ist: Ruhe und womöglich Einsamkeit, und diese werden — soviel auch in der Welt gereist und gewandert wird — doch wohl irgendwo noch zu finden sein. Gleichviel wo hin — nur fort, fort! O lieber Freund! Du, der du jahraus, jahrein mit Frau und Kindern auf deiner schönen Besitzung im Schoße einer herrlichen Natur weilst, und deinen eigenen Acker pflügst, du ahnst nicht, wie einem Sclaven der Feder zu Muthe ist, wenn er endlich den Augenblick gekommen sieht, da er auch einmal bloß Mensch sein darf! Oder ahnst du es, und neidest mir im Stillen wohl gar die sorgenlose Freiheit, mit der ich dem Hause, aber keinem häuslichen Herde den Rücken kehre? Die Götter geben eben nicht jedem alles. Dir gaben sie Gut und Familienglück, und mir? — Nun, wer die Mittagshöhe des Lebens überschritten, der sollte nicht mehr klagen. Ich thue es auch nicht, zumal heute nicht. Alles, was ich zunächst wünsche und hoffe, ist, dass das Wetter wenigstens eine Woche noch so bliebe, wie es jetzt ist, obzwar ich durchaus nicht zu jenen gehöre, die eine Landschaft nur bei wolkenlosem Himmel und unter gewissen Beleuchtungen schön finden. Auch Nebel, Regen und Trübe haben ihre Reize. Nur um Gotteswillen keinen Landregen! — Ich nehme selbstverständlich keine Arbeit mit, ganz wie ein Student, der auf Ferien geht. Wo ich jedoch das „Schreiben" nie völlig lassen kann, so werde ich dir von meinen Erlebnissen — es werden ihrer nicht zu viele sein —

sie mir nur Unterstand für die eine Nacht gewährt, kann mir ja alles übrige völlig gleichgiltig sein. Mittlerweile war der Nachmittag schon ziemlich weit vorgerückt, und es schien gerathen, aufzubrechen, wenn ich mein heutiges Ziel noch vor der Dunkelheit erreichen wollte. Da kam auch bereits die Führerin mit den Wirtsleuten. Koffer und Plaid wurden auf die Kraxe geladen, ich beglich meine unbedeutende Zeche, verabschiedete mich von dem wackeren Paare, und trat hinaus auf die weiße, blendende Straße. Anfangs gieng es noch eine kurze Strecke auf ihr fort, dann aber bogen wir rechts ab, und klommen einen steilen Pfad durch Schwarzföhrenwald hinan. Meine Begleiterin war ein frisches, rüstiges Weib, das trotz der Beschwerlichkeit des Weges und ihrer Bürde noch Athem genug hatte, mir allerlei von ihrem Manne, der Holzknecht sei und nebstbei Edelweiß zum Verkaufe sammle, und ihren zahlreichen Kindern zu erzählen. „So — das ist jetzt der halbe Weg!“ — rief sie, da wir auf eine Lichtung heraustraten, indem sie stehen blieb und sich mit der Schürze die Tropfen von der Stirne wischte. Wir ließen uns unter einer mächtigen Schirmfichte nieder, von wo man eines freien Ausblickes auf die gegenüberliegenden nahen Gebirgsschroffen genoss; doch was sich uns zeigte, war gerade nicht sehr glückverheißend. Weiße, weiche Wolken, grell abstechend vom tiefblauen Himmel, hafteten an allen Graten und Gipfeln, und quollen wie Baumwolle über die grauen Felskanten herein. „Das kommt vom Jauk“ (so heißt hier zu Lande der Südwind), sagte das Weib, heut' Nacht könnt's wohl ein Gewitter geben.“ Nach kurzer Rast setzten wir unsere Wanderung fort, immer aufwärts durch den dünner werdenden Wald. Der brenzlige Geruch von Kohlenmeilern zog manchmal zwischen den Zweigen her. Die Axt eines Holzfällers klang ab und zu von ferne. Bei den Wendungen des Pfades konnte man einen Blick werfen in die mannigfaltig abgedachten Matten und Weidestrecken im Hintergrunde und die vielen da und dort verstreuten Heuschupfen. Und schwüler, drückender wurde, wie mich dünkte, die Luft, je höher wir kamen. Obwohl wir noch nicht zwei Stunden gegangen waren, lag schon eine kleine Müdigkeit in meinen Gliedern und nur mit Unlust hob ich die Füße. So war ich denn wirklich froh, als der Ton einer nahen Heerdenglocke mir das Ende der Mühe anzukünden schien. Richtig deutete meine Führerin — da wir jetzt aus dem Haselgebüsche tretend eine ansteigende Wiese vor uns hatten, auf der Kühe grasten — auch nach oben mit den Worten: „Schaun's, Herr, da ist die Hütt'n schon!“ — Eine Hütte im eigentlichen Sinne war das, was auf der Höhe des Bergvorsprunges stand, nun allerdings nicht; es war vielmehr — wie ich die Halde hinanschreitend, näher kommend sah, — ein gemauertes, ebenerdiges, nettes Häuschen, das mit seinem grauen Bretterdache und den kleinen viereckigen Fenstern sich gar wohnlich und heimlich ausnahm. In geringer Entfernung davon befand sich ein zweites längeres Gebäude. Als wir oben anlangten, mochte die Sonne sich eben zum Untergange neigen. Ich schloss dies aus der rothen Beleuchtung der Berge, denn eine mit Lärchen bepflanzte Erhebung hemmte die Aussicht gegen Westen. Ringsum lag alles im Schatten. Auf dem flachen Raume zwischen den beiden Gebäuden — wo ein laufender Brunnen den krystallenen Strahl in den Holztrog ergießt — erblicke ich eine weibliche Gestalt im grauen Kleide, mit dem Rücken uns zugekehrt. Ein stämmiger Bursche, einen mit Tragkörben belasteten kleinen Esel an der Seite, steht vor ihr. Auf das Geräusch unserer Schritte hin, wendet sie sich nun und kommt, die Zipfel ihres lose um die Schultern geschlun-

aus der Fensterecke, um damit die summenden Fliegen von meinem Teller zu scheuchen — Bester! Du kennst von unseren früheren gemeinschaftlichen Wanderungen her meine Schwärmerei für schlichte, idyllische Zustände und Menschen — für das, was wir mit einem Worte „Homerisch“ nannten, und wirst daher begreifen, wie innig mich diese ganze Situation anmuthen musste. Freilich, wenn ich die noch viel idyllischere betrachte, in der ich dir dieses schreibe.......

Doch ich will nicht vorgreifen, und dir alles hübsch in Ordnung schildern. Also wir sitzen so — während draußen der Mittag brütet — in dem dämmerigen Zimmerchen (die niedrigen Fenster waren mit rothen Gardinen verhängt) beisammen, und ich erkundige mich bei den beiden um dieses und jenes — wie ich es auf Reisen zu thun pflege — und sie gaben mir abwechselnd freundlich und verständig Bescheid in der wortkargen, unbeholfenen Weise, die Leuten, welche des Umgangs mit Fremden und überhaupt vieles Reden nicht gewohnt sind, meist eigen ist. Natürlich sprach ich auch von meiner Absicht, den Großnock zu besteigen. Auf meine Frage, wie weit es bis zur ersten Alpenhütte sei, und ob man darin übernachten könne, antwortete er:

„In zwei Stunden geht man leicht hin“ und sie: „Versteht sich kann man übernachten, und noch dazu sehr gut. Es ist ja das Fräulein oben.“

„Das Fräulein?“ frug ich einigermaßen erstaunt. „Nun ja“ — erwiderte sie mit einem Gesicht, als könne sie es gar nicht fassen, dass ich die betreffende Person nicht auch kenne — „das Fräulein Clara, die jeden Sommer oben wohnt, die Tochter des Kaufmannes vom nächsten Marktflecken. Sie hat die Alm und auch ein Haus im Markt mit dem Geschäfte von ihm geerbt, denn ihr Vater ist schon vor einigen Jahren gestorben. Seitdem...“ — Einmal im Zuge, schien die Frau gewillt, mir mehreres mitzutheilen, als sie von einer Dirne, die ins Zimmer trat, und etwas Unverständliches murmelte, abberufen wurde. Mir war das ganz recht, sintemal ich derlei Schilderungen im voraus von Dingen, die ich bald aus eigener Anschauung kennen lernen sollte, durchaus nicht liebe, und mir nicht gerne eine Überraschung rauben lasse. Ich forschte deshalb, als ich mit dem Wirte allein war, auch nicht weiter, sondern brachte das Gespräch auf ein anderes Thema, und zwar auf eines, das vorderhand mir am meisten auf dem Herzen lag: auf das Wetter. Solange der Mond im Aufnehmen sei — meinte der Mann in seiner gelassenen Art — könne es möglicherweise wohl noch aushalten; doch ließe sich nichts Gewisses sagen. „Für die Felder und Wiesen wäre übrigens ein ausgiebiger Niederschlag wohl schon eine Wohlthat; weniger freilich“ — fügte er lächelnd bei — „für die Herren Touristen.“ Schließlich ersuchte ich ihn, mir einen Führer zu besorgen. Einen solchen — meinte er — werde er mir nicht verschaffen können, da die Männer alle auswärtig auf den Almen beim Heumachen und bei der Holzarbeit beschäftigt wären; wohl aber wisse er ein Weib, das des Weges kundig und verlässlich sei, und dieses wolle er sogleich kommen lassen. Nachdem er eilig gegangen war, hatte ich Muße, die verschiedensten Muthmaßungen über das „Fräulein“, das da oben auf der Alpe hause, bei mir anzustellen. Ich unterhielt mich damit, das Bild dieser unbekannten Clara in den verführerischesten Farben auszumalen. Zuletzt kam ich jedoch zu dem Schlusse, dass sie alt, hässlich und unausstehlich sein müsse, denn wie fiele es ihr sonst ein, sich auf einsamer Höhe vor den Augen der Welt zu verbergen? Was kümmert's mich — dachte ich — im Grunde? — Wenn

nun, lieber Freund, dass ich so ausführlich gewesen bin und Dir Dinge berichtet habe, die Dich vermuthlich gar nicht besonders interessieren. Aber siehst Du, wenn man wie ich ein Jahr lang in den Stadtmauern eingesperrt saß und kommt dann plötzlich hinaus in die freie Gottesnatur und zu natürlichen Menschen — so ist man doppelt und dreifach empfänglich, und selbst das Kleinste, Nebensächlichste erscheint einem bedeutend und der Aufzeichnung wert. — Ich thue noch einen Blick durch das vergitterte Fensterchen: schwarze Wolken jagen an dem beinahe vollen Mond dahin und verfinstern ihn jeden Moment. Von den Umrissen des Gebirges ist keine Spur mehr zu entdecken. Trübe Aussichten!.....

— 10. August.

War das eine Nacht! Ich hatte mich, müde wie ich war, zeitlich zu Bette gelegt. Da ich jedoch die üble Gewohnheit habe, vor dem Einschlafen noch zu lesen, war mir ein Buch — das einzige, das auf dem mir zu Häupten hängenden Wandborde sich befand — ein willkommener Fund. Ich schlug es auf — es war eine Botanik. Auf der ersten weißen Seite waren mit zierlichen Buchstaben die Worte geschrieben:

„Meiner lieben Clara zum
15. Juni 18..
Arthur."

Ein Andenken von einem Bruder, Vetter oder wohl gar von einem Bräutigam? Wie ich weiter darin blätterte, fielen einige vertrocknete Blumen heraus. Ich that sie sorgfältig wieder hinein, und begann die Einleitung zu lesen; doch bald übermannte mich die Schläfrigkeit. Ich legte das Buch weg, löschte das Licht aus und schloss die Augen. Ich schlief auch auf der Stelle fest ein. Wie lange ich so in seliger Bewusstlosigkeit gelegen, weiß ich nicht. Es mochte ungefähr gegen Mitternacht gehen, als ich von einem heftigen Gekrache erschreckt emporfuhr, und ein betäubendes Gerassel und Geprassel mir zu Ohren drang. Und nun zuckte Blitz auf Blitz mit gelbem Schein durchs Zimmer, dass mir war, als schwämme ich fort und fort in einem Feuermeere, und Donnerschlag auf Donnerschlag mit prächtigem, lang nachrollendem Echo! — Dazu das Geklatsche des Regens auf dem Dache, als gälte es, dasselbe einzudrücken — und das Heulen und Pfeifen des Windes! — Ich wälzte mich aufgeregt auf meinem Lager umher — an Schlaf war unter diesen Umständen nicht zu denken. Das dauerte so wohl ein paar Stunden. Endlich aber ermattete der Aufruhr der Elemente allmählich. Die Blitze flammten seltener, der Donner wurde schwächer, das Brausen des Regens klang gedämpfter, und die Wuth des Sturmes beschwichtigte sich. Auch von meinem Geiste wich die Spannung nach und nach und beim Grauen des Morgens fiel ich neuerdings in tiefen Schlummer. Als ich daraus erwachte, war es heller Tag. Lauschend vernahm ich ein eintöniges Rauschen. Ich sprang aus dem Bette und ans Fenster; doch was ich für Regen hielt, war nur das sanfte Plätschern des laufenden Brunnens. Die geplante Bergbesteigung war natürlich aufgegeben. Ich kleidete mich rasch an, nahm das Frühstück ein, das mir ins Zimmer gebracht ward und eilte ins Freie. Die Sonne stand schon hoch im wässerigen Himmelsblau und kämpfte mit zerrissenen Wolken, die wie in die Flucht geschlagene und sich wieder sammelnde Heerhaufen von allen Seiten gegen sie heranzogen. Und wie Reiterscharen mit fliegenden Fahnen und wallenden Standarten schwärmten die Nebel aus der Niederung, aus Klüften und Schluchten der Berge herauf. Die Luft war nicht im mindesten abgekühlt, was man

genen Tüchleins fester knüpfend, sachte auf uns zu. Das war nun freilich auch keine Sennerin, wie man sich eine solche gewöhnlich vorstellt! Über Mittelgröße, schlank und doch voll gebaut, Gesicht und Hals von der warmen Färbung, die sonst nur der romanischen Rasse eigen ist, die Augen so dunkel wie das Haar, das zu einem dicken Kranz geflochten, die offene Stirne umrahmte — eine blühende, reife Mädchenerscheinung! Und der Gang, die Haltung! — Jede Prinzessin konnte sie darum beneiden. Sie bot mir unbefangen „guten Abend“ mit ernster Freundlichkeit und jener wohlklingenden Altstimme, die ich an Frauen so liebe. Ich brachte meine Bitte wegen der Unterkunft vor, und sie darauf: „O sehr gern, so gut es eben hier oben bei uns möglich ist. Übrigens trifft es sich insoferne ganz glücklich, als der Hans just frische Vorräthe herauf geschafft, so dass wir hoffen dürfen, vor unserem Gast nicht gar zu schlecht zu bestehen.“ — Sprach's und winkte meiner Führerin, ihr in das Haus zu folgen. Letztere kam bald, des Gepäckes entledigt, wieder hervor und trat, nachdem ich sie gebürend entlohnt hatte, sofort ihren Heimweg an. Ich aber setzte mich auf die Bank an der Südseite des Hauses, und schaute auf die erbleichenden Bergwände und in das von hier wenig sichtbare, verdämmernde Thal. Eine Schaar Dohlen erhob sich von der Wiese, die sich vor mir absenkte und flog kreischend gegen das Lärchenwäldchen, aufgescheucht von den Rindern, die jetzt, eines nach dem anderen, heraufkamen und langsam dem Stalle zu wandelten. Hinterdrein schritt eine dralle Dirne singend; doch da sie mich gewahrte, verstummte sie und wünschte mir einen „guten Abend“. Einzelne Sterne glommen schon durch den leichten Dunst, der den Himmel verschleierte. Wie ich so sitze und schaue und sinne — steht auf einmal das „Fräulein“ vor mir. „Wenn Sie sich's nun bequem machen wollen“ — sagte sie — „es ist alles in Ihrem Zimmer bereit. Wie Sie eintreten, gleich die Thür rechts.“ Sie frug, ob ich sonst vielleicht noch etwas wünsche. Ich ersuchte sie, mich in aller Frühe wecken zu lassen, da ich zum Sonnenaufgang auf dem Großnock sein wolle. Sie schwieg ein Weilchen, während sie den Kopf hob und nach allen Richtungen drehte, und sprach dann: „Darf ich Ihnen rathen, so schieben Sie diesen Vorsatz auf, und warten ab, bis die Luft sich erst wieder gereinigt hat. Sie würden morgen doch keine klare Rundschau haben, und das wäre schade, da der Aufstieg doch ziemlich beschwerlich ist. Indessen möglich, dass der Wind über Nacht umschlägt, wie das im Gebirge ja so häufig geschieht. Ich werde für alle Fälle den Hans beauftragen. Sie können sich darauf verlassen. Gute Nacht!“ Damit wandte sie sich ab und dem Stallgebäude zu. Es war inzwischen völlig dunkel geworden. Ich suchte mein Stübchen auf, das ich mit allem eingerichtet fand, was man billigerweise von einem Schlafgemach verlangen konnte. Auf dem Tische in der Mitte brannte eine Lampe. Ein hölzerner Stuhl, braun angestrichen wie alle übrigen Möbel, stand davor, ein anderer vor dem reinlichen Bette, auf dem mein Plaid glatt und sorgsam gebreitet lag. Auf einem niederen Kleiderschrank stand mein Koffer. Indem ich mich noch im Zimmer umsehe, klopft es an die Thür und auf mein „Herein“ erscheint die Maid, die ich vorhin schon gesehen hatte, mit dem Abendessen. Ich ließ mir das saftige Stück Braten und den trefflichen Rothwein um so besser schmecken, als ich den ganzen Tag eigentlich nichts Ordentliches zu mir genommen hatte, und infolge meines Marsches einen tüchtigen Hunger und Durst verspürte. Als der Tisch wieder abgeräumt war, holte ich Mappe und Schreibzeug hervor, um diese Epistel an Dich zu verfassen. — Verzeihe mir

Wangen. „Ach — ja — ich vergaß das Buch aus meinem Zimmer fortzunehmen.“

„Aus Ihrem Zimmer? Ich will nicht hoffen, dass Sie ...“

Sie ließ mich nicht ausreden. „O denken Sie nur nicht, dass ich mit diesem Wechsel etwa ein Opfer bringe! Es ist ein Stübchen wie das andere; nur dass Ihres nach den Bergen hinausgeht, deren Anblick den Stadtherren jedenfalls neuer und seltener ist, als unsereinem..“

Nach diesen in lieblicher Verwirrung gesprochenen Worten gieng sie hastig ins Haus, als wäre ihr eingefallen, dass sie drinnen etwas Dringendes zu thun habe. Der Himmel hatte sich allgemach in ein gleichmäßiges dunkles Grau gehüllt, aus dem einzelne schwere Tropfen herabfielen. Ich wollte noch einmal den Weg bis zum Lärchenplätzchen durchmessen; allein ein urplötzlich niederstürzender Guss zwang mich umzukehren und möglichst rasch ins Zimmer zu flüchten. Da hatte unterdessen ein vorsorglicher Genius gewaltet, wie ich alsbald bemerkte. Die Botanik (warum erröthete sie nur bei Erwähnung derselben?) war weg, und dafür eine Auswahl anderer Werke poetischen und wissenschaftlichen Inhaltes hingelegt. Ist es nicht lieb, wie sie mich mit leiblicher und geistiger Nahrung versieht und bedacht ist, mir über die trüben Stunden hinwegzuhelfen? — Aber nicht lieb ist es, dass sie mich alle Mahlzeiten allein einnehmen läſst. Weshalb? Fürchtet sie mich zu stören? Es wäre doch so natürlich und — mir wenigstens — so überaus angenehm, wenn wir uns dabei Gesellschaft leisteten!..

— — — — — — — — — — — —

Es ist Nachmittag, und noch immer regnet es fort. Regnet? — Nein! — Der Ausdruck ist zu schwach. Es schüttet unerschöpfliche Ströme Wassers herunter. Kein Zweifel mehr, es wird ein Landregen in optima forma. Doch wenn du glaubst, dass ich darob missmuthig oder unwillig bin, so irrst Du, mein Bester! Im Gegentheil. Mir ist so leicht und heiter ums Herz, wie mir's kaum sein könnte, wenn draußen die Sonne schiene in all ihrer goldenen Glorie. Ich sitze am Fenster — einen Band Goethe auf den Knien — und betrachte den beweglichen Vorhang, den die vom Dache rinnenden Tropfen unablässig weben und die gespenstig auf und ab huschenden Nebelgebilde hinten, und die ununterbrochene, eintönige Melodie des Regens lullt mich in ein süßes, weltvergessenes Sinnen. Dazu plaudert mir der Brunnen die schönsten Geschichten vor. Sonst alles still ringsherum — nur hin und wieder das kurze Aufbrüllen einer Kuh, das Krächzen einer Dohle. Mögen sie meinetwegen ferne in der Residenz einem albernen Publikum jetzt dummes Zeug vorschwätzen und vordrucken, so viel sie wollen — Gottlob! hier bin ich sicher und gerettet vor Politik, Kritik und Ästhetik und allen anderen Tiken und Tücken! —

Reizendere Gefahren sind es, die hier mich bedrohen. Denn Du musst zugestehen, dass es gefährlich ist, nur durch den schmalen Hausflur von mir getrennt ein liebwertes weibliches Wesen zu wissen, das nebst mir die einzige Insassenschaft dieses Häuschens bildet. So schön, so jung noch — und doch — wie es scheint — schon so fertig mit dem Leben! — Ein unbezwingliches Verlangen ergreift mich sie zu sehen, ihre Stimme zu hören. Und gebietet es nicht auch die Höflichkeit, dass ich ihr einen Besuch abstatte? — Gedacht gethan.

— — — — — — — — — — — —

Abends.

Ich war bei ihr. Mit pochendem Herzen überschritt ich die Schwelle ihres Zimmers, das in der That genau so eingerichtet ist, wie das

doch nach einem solchen Gewitter hätte erwarten können. „'s ist noch nicht aus“ — prophezeite Hans, der, sein kurzes Pfeifchen rauchend, eine Hacke auf der Achsel, durch den Hof trottete — „die Sonne sticht z'viel. — Ich schlug den ebenen Weg ein, längs der dampfenden Wiese links und der hochstämmigen Lärchen rechts, von deren Zweigen die großen funkelnden Tropfen niederträufelten, den Weg, der mir schon gestern so verlockend erschienen war. Wo er sich, schmäler werdend, zuthal senkt, und seitwärts unter den Bäumen, Tisch und Bank errichtet ist — trat mir unversehens Clara entgegen. Wir tauschten den Morgengruß aus. Sie kam mir heute im vollen Lichte des Tages noch schöner vor, als gestern abends, obzwar auch weniger jugendlich. Ihr Gesicht war blasser und eine gewisse Mattigkeit — wahrscheinlich die Wirkung einer durchwachten Nacht — verlieh ihren Zügen einen eigenthümlichen Reiz. „Sie haben wohl sehr schlecht geschlafen — sagte sie — wie wäre dies bei dem Lärm und Getöse auch anders möglich gewesen!“— Ich leugnete es nicht und frug sie — indes wir zusammen zurück giengen — ob sie sich nicht doch manchmal fürchte, so allein, wie sie hier oben lebe. „Fürchten?“ — antwortete sie lächelnd — (merkwürdig, wie ernsthaft ihre Augen bleiben, wenn sie lächelt!) „ich bin von Natur nicht furchtsam. Und ich bin ja auch gar nicht allein. Da ist der Hans und die Rosi — und was soll mir denn geschehen? — Schlechte Menschen gibt es hier nicht, und vor einem Blitz, wenn er mich treffen wollte, könnte mich doch niemand beschützen!“ — wir waren zu den Stallungen gekommen, und sie erbot sich mir „zum Zeitvertreibe“ das Vieh zu zeigen. An dem Zwinger vorbei, darin das Eselein nachdenklich und traurig die Ohren hängen ließ, traten wir in die schönen, hochgewölbten Räume. Da lagen oder standen die prachtvollen Thiere in ihren Ständen zu beiden Seiten des breiten Mittelganges, und manches streckte das gehörnte Haupt vor und begrüßte mit freudigem Brüllen die Herrin, die dann wohl sich dem einen oder anderen Liebling näherte, um ihm die Stirne zu krauen oder den Rücken zu tätscheln. Auch die Milch- und Käsekammer erlaubte sie mir zu besichtigen, und es war wirklich eine Lust, die reihenweise aufgestellten, vollgefüllten Gefäße und gewaltigen Laibe zu sehen. Alles war blank und sauber und allenthalben herrschte die peinlichste Ordnung. In einer Nebenabtheilung befanden sich die verschiedenen Vorrichtungen zur Käsebereitung und eine Butterrührmaschine, an der Rosi eben thätig war. Nachdem Clara mir jegliches erklärt und meinen Wissensdrang auf das liebenswürdigste befriedigt hatte, sagte ich ihr, dass sie volle Ursache habe, stolz zu sein.

„Sie sehen wenigstens“ — gab sie zurück, während wir wieder ins Freie traten — „dass es mir nicht an Beschäftigung fehlt, wenn ich auch nicht überall gerade selbst Hand anlege.“

Und ich: „Trotzdem dürfte Ihnen die Zeit hie und da etwas lang werden?“ —

„O durchaus nicht“ — fiel sie schnell ein — „abgesehen davon, dass doch zuweilen — freilich selten — ein Fremder sich herauf verirrt, habe ich nicht meine Freunde: die Bücher? Doch braucht es im Sommer nicht einmal ihrer. Sie mögen mir's glauben, so oft ich eines nehme, und mich damit im Freien hinsetze — ich komme fast nie dazu, hineinzuschauen. Immer gibt es etwas, das meine Aufmerksamkeit abzieht: ein Wölkchen am Himmel, ein Schmetterling — ein Käfer — eine Blume ...“

„Freilich. Sie treiben ja auch Botanik“ — warf ich dazwischen.

Eine jähe Röthe umflog ihre

gesprochen. Wohl habe ich vieles erfahren, was mich ihr gesetztes, in sich gekehrtes Benehmen verstehen lehrt; aber nichts, was mir eine Erklärung gäbe, für den Ausdruck stiller Trauer, die ich schon öfters, zumal heute, in ihren Blicken beobachten konnte. Es ist, als ob ein geheimes Weh — eine Erinnerung — ein Vorwurf ihre Seele belastete. — Ach! dass die Menschen so stumm nebeneinander hinleben, sogar hier in der großen Natur, wo sich die Herzen doch leichter erschließen sollten! — Noch ein paar Stündchen, und ich suche mein vortreffliches Lager auf, und der Chor der himmlischen Wassergeister soll mich in Schlummer singen — ....

P. S. Wund're Dich nicht, wenn Du zwei Briefe gleichzeitig erhältst! Es ist nicht jeden Tag Gelegenheit zur Beförderung. Aber morgen — falls das Wetter nicht gar zu grimmig ist — geht Hans hinunter, und dem werde ich mein Paket mitgeben. Du verlierst nichts bei dieser Verspätung. Was ich Dir zu melden habe, ist alles ziemlich unerheblich, und ebenso wohl für mich, wie für Dich geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

1870.

Gedicht von Robert Hamerling.

Im Jahr des Heiles Achtzehnhundertsiebzig,
Als floh das Hochwild im Ardennerwald
Bis hin zu Belgiens Grenzen, aufgeschreckt
Vom Knall der deutschen Büchsen, Sieg auf Sieg
Gemeldet ward vom Strand der Seine, der Loire,
Und sich zum höchsten Ruhmesgipfel hob
Ein ganzes Volk, mein Volk, das deutsche Volk —
Da brach in Qualen, abseits, unbemerkt,
Ein Einzelleben still in sich zusammen:
Ein Menschenherz, ein Einzeldaseinsglück —
Es war das meine. Aber manchmal plötzlich
Aufhorcht' ich vom Prokrustesbett des Leids,
Und trank in mich die hellen Siegeskunden
Wie einen Labetrunk, und musste lächeln:
„Hurrah, Germania! Das machst du gut:
Ich kenne dich nicht mehr!" — Verblutend lag ich,
So fern dem Kampf und doch zum Tod getroffen.
Die Balken des geborst'nen Lebenskahns
Verloren still sich einer um den andern
In öder Flut. Mir war, als löste sich
So Stück für Stück von meiner Seele selbst;
Mein Hirn vertrocknete, mein Herz erlosch.
Doch nein — noch zwischen meinem Todeslied
Und jenen Siegeskunden hin und her
Ging mein Gedanke. Thränen zu vergießen
Aus Schmerz hatt' ich verlernt; nunmehr gelang's
Zu weinen mir doch einmal noch vor Freude.
Und jetzt, wo ausgetobt in mir der Kampf,
Wo abgethan treibt meines Lebens Wrack,
Gespenstig, wie ein Geisterschiff im Meer,
Und stolz auf seinen Lorbeern Deutschland ruht,
Nun denk' ich still noch manchesmal zurück,
Zurück an jene schicksalsvolle Zeit,
Und wäge Leid und Trost von damals gegen
Einander ab. — Hurrah, Germania!
Wenn vor mich träten jetzt die Schicksalsschwestern,
Und sagten: „Wähle, Mensch, es steht bei dir,
Das ausgestrich'ne Achtzehnhundertsiebzig
Das schicksalsvolle Jahr, aus deinem Leben
Und aus dem Leben deines Volkes auch —
Ich riefe noch: „Hurrah, Germania!
Lasst leben, was da lebt, und blüh'n, was blüht,
Und sinken, was da sinkt! Und brach zusammen
Mein Daseinsglück — Hurrah, Germania!
In Blüten sank's, und über seinem Hügel
Dein Lorbeer grünt, mein deutsches Vaterland!"

meinige. Sie saß, eine Feder in der Hand, beim Tische, auf dem verschiedene Papiere ausgebreitet waren. Bei meinem Eintritte stand sie auf, legte alles beiseite, und bat mich, platzzunehmen. Wir setzten uns einander gegenüber. Ich sagte, dass ich sie nicht aufhalten wollen; — „Nicht doch“ — beruhigte sie mich — „es eilt nicht damit. Es war mehr, um mich zu zerstreuen, als dass es nothwendig gewesen wäre.“

Ich sei nur gekommen — fuhr ich fort — ihr für die Lectüre zu danken, mit der sie mich gütig versorgt habe, und sie um Vergebung zu bitten, dass ich ihre Gastfreundschaft länger in Anspruch nehme, als es ursprünglich in meiner Absicht gelegen! aber die himmlischen Mächte seien eben unberechenbar ... und bei einem solchen Wetter!.. Wer das vorausgewusst hätte! Allerdings, wenn ich des Morgens ungesäumt aufgebrochen wäre, möchte ich wohl vielleicht noch mit heiler Haut ins Thal gelangt sein....

Sie bedauerte, dass ich es mit dem Wetter so schlecht getroffen habe, und meine weiteren Pläne dadurch fürs erste so grausam zunichte gemacht worden seien. „Was Ihr längeres Verweilen betrifft“ — schloss sie — „so machen Sie sich nicht den geringsten Skrupel! Sie sehen ja, dass ich mich durch Ihre Anwesenheit in meiner gewohnten Lebensweise nicht beirren lasse, und hoffentlich werde auch ich meinem Grundsatze, dem Gaste die möglichste Ungeniertheit zu gönnen, nicht untreu. Platz für zwei ist in dem Häuschen — so beschränkt es ist — ebenfalls. Wenn Sie also mit dem Wenigen, das ich Ihnen bieten kann, Ihre Lage erträglicher zu gestalten, zufrieden sind — so soll es mich sehr freuen.“

Wie sie das alles mit ruhiger Herzlichkeit und ungezierter Aufrichtigkeit vorbrachte, indem sie — so lange sie sprach — die Augen unverwandt auf mich richtete — (eine Eigenschaft, die — beiläufig bemerkt — nicht alle Menschen haben) — mir war's, als vernähme ich die bezauberndste Musik, zu der die an die Scheiben schlagenden Regentropfen die Begleitung spielten. Ich fühlte mein Gemüth von jedweder Sorge, ihr beschwerlich zu fallen, befreit, und mich ermuthigt, noch die eine oder andere Frage an sie im Verlaufe des Gesprächs zu stellen, das ich zunächst nochmals auf die mir geliehenen Bücher lenkte. Ihr Vater habe ihr deren eine reiche Sammlung hinterlassen. Er sei ein großer Liebhaber von Büchern gewesen, vorzüglich von Reisebeschreibungen, wie er denn selber in seinen jüngeren Jahren die ausgedehntesten Fahrten in allen Erdtheilen unternommen habe. Später habe er sich verheiratet und ein Haus mit einer Gemischtwaarenhandlung im Markte unten und die Grundstücke hier oben angekauft. Seit dem Ableben des Vaters leite der Commis, Herr Franz, das Geschäft, indessen sie in den Sommermonaten auf der Alpe die Wirtschaft führe. Erst wann es gar zu kalt und rauh werde, ziehe sie in den Markt hinab. Auch von ihrer Mutter — einer geborenen Italienerin — die sie schon als Kind verloren habe, erzählte sie mir manches. Nur der Name Arthur kam nicht über ihre Lippen. Wer war der Träger desselben? In welcher Beziehung stand er zu ihr?....

Ich hatte nicht die Unbescheidenheit darnach zu fragen, so sehr mir daran lag, gerade darüber Auskunft zu erhalten.

Ein fahles Zwielicht, das die Gegenstände nicht mehr deutlich unterscheiden ließ, verbreitete sich nach und nach im ganzen Stübchen, und ich hielt es schicklich, mich zurückzuziehen ...

— — — — — — — — — — —

Und nun starre ich in die Lampe auf meinem Tisch und wiederhole im Geiste jedes Wort, das Clara zu mir

steht die „Weltgeschichte“, doch nur die unfertige, die verworrene, die wogende, sich widersprechende, sich bekämpfende, die werdende Weltgeschichte. Aber die Weltgeschichte steht auch im Leben jedes einzelnen und wer da glaubt, seine Zeitgeschichte nur zu lernen, wenn er Zeitungen liest, der täuscht sich. Wer die Wolke sehen will, der darf nicht in ihr stehen, wer mitten in der Wolke steht, der sieht nichts als Nebel. — Es ist ja wahr, die Zeitung ist einerseits ein mächtiges Aufklärungsmittel, eine gewaltige Culturträgerin; aber nicht das ist es, weshalb wir nach ihr greifen. Das Buch vermittelt uns Aufklärung und Cultur noch weit gründlicher, wenn wir ehrlich darnach Lust haben.

Wir ohnehin schon sehr gescheiten Leute lesen die Zeitung nicht etwa, um noch gescheiter zu werden, sondern wir lesen die Zeitung, um — die Zeitung zu lesen. Die Wissbegierde ist es nicht; auch die Neugierde eigentlich nicht; neugieriger ist doch die Frau als der Mann, aber man sehe einmal, wer täglich gespannter auf die Zeitung wartet, die Frau oder der Mann! Man sehe, wer sich nervöser in das eben erschienene Blatt vertieft, um es entweder bald darauf, oder nach genauer Durcharbeitung recht gleichgiltig aus der Hand zu legen? Es ist der Mann. Das Zeitunglesen ist eine Männerkrankheit, Frauen werden von ihr viel seltener und weniger heftig befallen.

Das Brötchen zum Morgenkaffee ist entbehrlich, die Cigarre dazu ist entbehrlich, der Kaffee selbst ist entbehrlich — wenn aber die Zeitung ausbleibt!! Am Montage, wo das Nichterscheinen bekannt ist, erträgt man's, aber es ist ein öder, ein leerer, ein verlorner Morgen, es ist keine Zeitung da. Wenn diese jedoch an einem andern Tage plötzlich ausbleibt, welch ein Fragen: Ist die Zeitung denn noch nicht da? Wo ist heute die Zeitung? — Eine förmliche Aufregung im Hause, die jedenfalls heftiger ist, als wäre in der Wasserleitung die Quelle ausgeblieben, oder der Bäckerjunge mit den Semmeln. Endlich erscheint sie, mit fieberhafter Hast wird sie, die tägliche Bringerin der Nervosität, in Empfang genommen, mit fast zitternden Fingern wird sie entfaltet. Nun wird sie aber nicht etwa ordentlich gelesen, das nur in Ausnahmsfällen, sondern sie wird bloß flüchtig durchgesehen, dann lässt man das Blatt aus der Hand sinken, die Spannung ist gebrochen. Ja, aber was stand denn darin? „Ich lese die Zeitung, damit ich weiß, daß nichts geschehen ist.“ „Heute steht wieder einmal gar nichts in der Zeitung!“ heißt es, und sie ist doch enge bedruckt von oben bis unten, von hinten bis vorne. Das sieht aus, wie gestern und wie jeden Tag. In gewöhnlichen Zeitläuften wird der Leser jeden Tag enttäuscht, er weiß das aus hundertfältiger Erfahrung, und doch ergreift er an jedem Morgen mit derselben Erregung das Blatt. — Das Zeitunglesen ist eine Krankheit.

Noch eine besondere Eigenthümlichkeit hat der echte, d. h. von der Krankheit schwer behaftete Zeitungleser. Er hat es nicht gerne, wenn die Zeitung vor ihm im Hause schon wer anderer gelesen hat; er will nicht, dass eine besondere Neuigkeit ihm aus der Zeitung vorgelesen werde, seiner lesebereiten Frau nimmt er das Blatt aus der Hand, er will selbst lesen. In holdester Jungfräulichkeit, noch von keinem Auge berührt, soll ihm die Neuigkeit entgegenlächeln, schwarz auf weiß, so verlangt es der Zeitunggourmand. O, wenn er wüsste, wie sehr sich die Dienerschaft schon unterrichtet hat an dem noch druckfeuchten Blatte, bevor es ihm unter die Augen kommt, und dass der Lakai und das Stubenmädchen und die Köchin das seit einer Stunde schon wissen, was er mit wichtiger Miene jetzt „brühwarm“ aus dem Blatte liest, so frisch,

Die Zeitung.

Flüchtige Gedanken über eine flüchtige Sache.

Wenn im Bauernwirtshaus einmal einer sitzt, der Augengläser trägt, Cigarren raucht und Zeitung liest, so rechnen ihn die Bauern zu den „Herrischen“, die halt so einen Pflanz machen und schön Zeit haben für derlei „Fabeleien“. Das Zeitunglesen gilt ihnen für eine überflüssige Sache, ja für eine Windbeutelei. In der „Neuzeitung“ stehen allerhand Neuigkeiten und Weltgegeschichten und Prophezeiungen und lauter so Sachen; „die Leut' müssen halt was zu schreiben haben“ und „das Papier ist geduldig“. Zwar so zum Zeitvertreib guckt der Bauer am Sonntage vielleicht selbst einmal in ein bedrucktes Blatt, eigentlich ernst nimmt er es aber nicht. Geschichten, Unterweisungen lesen sich aus einem Buche besser. Rathschläge lässt der Bauer sich überhaupt von fremden Leuten nicht gerne geben.

Am wenigsten fällt es ihm ein, von einer Zeitung sich über etwas eine Meinung aufmutzen zu lassen. Gerade was es Neues gibt in der Welt, „wenn's wahr ist!“, das liest er, das merkt er sich zur Noth ein par Tage lang.

So steht im Ganzen unser Gebirgsbauer zu den Zeitungen. Und wenn man glaubt, mit Parteiblättern bei dem Bauernvolke viel auszurichten, so wird das ein Irrthum sein. Wenn der Bauer sich ein vom Pfarrer angelegentlich empfohlenes clericales Wochenblättchen hält, so gehört er deshalb noch lange nicht diesem Wochenblättchen, wenn es auch von einem Geistlichen geschrieben wird. Zeitung ist Zeitung. Der Geistliche ist da zum Predigen und nicht zum Zeitungschreiben! Also hörte ich erst vor kurzem einen gut christlichen Landmann raisonnieren.

Zum Zeitunglesen muss der Mensch erzogen werden, wie zum Cigarrenrauchen oder zum Schnapstrinken. Er muss es sich erst allmählich angewöhnen, und das geht nicht so leicht. Für die lebfrische Jugend gibt es gar nichts Ungereimteres, als Zeitung zu lesen. Allmählich wird der Mensch hineingezogen in die Weltkreise und in die Welthändel, allmählich wird er neugierig gemacht auf Dinge, die ihm sonst gleichgiltig gewesen sind und ihn zumeist nichts angehen, und er liest Zeitung. Auf einmal ist er in ihrem Banne und wenn sie schlau ist, entkommt er ihr so leicht nicht wieder. Sie weiß es schon darnach einzurichten.

Nicht das ist die gesuchteste Zeitung, die recht viel Neugierde befriedigt, sondern jene, welche recht viele Neugierde erregt. Und dieses Neugierde-erregen, dieses Gespanntmachen in der heutigen Nummer auf die morgige, ist die Kunst des Zeitungschreibers. Also wird der Leser hübsch daran gewöhnt und dann festgehalten: er weiß selbst nicht recht, warum, aber er muss Zeitung lesen.

Es ist ja wahr, in der Zeitung

Sachen zustande, die an Einseitigkeit, Verschrobenheit, Sophisterei, Entstellung und Ungerechtigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Im Parteidienste ist alles erlaubt, und da wird denn ein gläubiger Leser ordentlich an der Nase herumgeführt. Zwar gilt angeblich auch in der Partei ein Mann ein Wort; in der Zeitung nicht. Erstens ist hier ein Mann gar nicht vorhanden, die Leitartikel werden anonym geschrieben, wer da schreibt, ist nicht eine gewisse Person, sondern es ist „das Blatt"; ein Blatt aber hat kein Gewissen, keine Ehre, eben weil es keine Person ist, sondern bloß eine Sache, ein Werkzeug das sich so zu sagen selbst handhabt, und so kann es machen was es will. Etwas, das heute aufs entschiedenste behauptet, auf das begeistertste vertheidigt wird, kann morgen, je nach Parteibedürfnis oder Geschäftsrücksichten ignoriert oder widersprochen werden; nur wenige Leser werden sich daran stoßen, den meisten ist solches Vorgehen selbstverständlich, oder vielmehr gleichgiltig. Das Parteigezänke in den Zeitungen müsste wohl so ziemlich zu den bedauernswertesten öffentlichen Erscheinungen unserer Zeit gezählt werden, wenn es — ernst genommen würde. Außer den Parteimännern, die persönlich mit den Sachen der Leitartikel verflochten und wohl auch darin genannt sind, läßt derlei zumeist kühl. Der gewöhnliche Zeitungleser liest die Leitartikel nicht so sehr aus wirklichem Interesse für den Gegenstand, sondern vielmehr wegen einer schneidigen Polemik, wegen geistreicher Spitzfindigkeit oder rüpelhafter Grobheit, die ihn unterhält solange er selber nicht mit betroffen wird. Um den Leitartikel aber ernstzunehmen, dazu muss der Zeitungleser schon besonders naiv, oder selbst — der Verfasser sein.

Vielleicht hat aber der Leitartikel andere liebenswürdige, anmuthende Eigenschaften, vielleicht wirkt er erfrischend, ermuthigend durch einen gewissen thatkräftigenden Optimismus? Das thut er selten. Die Tendenz des Leitartikels ist zumeist die, aufzuregen, zu alarmieren; er wird wo möglich immer und überall nur Schlimmes sehen, Misstrauen nähren, Furcht und Verstimmung zu wecken suchen. Eine Regierung mag noch so wohlwollende Verfügungen treffen, der Leitartikel muss daran nörgeln; die Weltlage kann noch so günstig und friedlich sein, der Leitartikel wird fast nie daran glauben, wird überall Bedenkliches finden, wird stets deprimieren, mit einem Worte, er ist, unter wenigen Ausnahmen, der Geist der Verneinung. Seit zwanzig Jahren — seit auch ich, offen gestanden, an der Zeitunglesemanie sieche, — ist nicht ein einziger Monat vorbeigegangen, in welchem die Zeitungen nicht irgend eine Kriegsgefahr signalisiert hätten. Dieser langjährige Frieden war ihnen gar nicht behaglich und als nun gar die Friedensliga kam mit dem feierlich manifestierten Wunsche nach dem Weltfrieden, da wurden die Leitartikelschreiber völlig nervös und manche empfanden diesen Eingriff in die Politik geradezu wie eine Geschäftsstörung.

Als ich einem Zeitungschreiber einmal sagte, dass ich es für ein Glück hielte, wenn man die blutigen Völkerkriege abbringen könnte, wurde der sonst gutmüthige Mann ernstlich böse und nannte mich schlechtweg einen Verräther an der guten Sache. Ob er mit der „guten Sache" den Krieg meinte, oder seine Zeitung, das weiß ich nicht.

Kriegsaussichten, Kriegsgefahr, das sind ja die besten Spannmittel, die den Zeitungleser in Athem halten müssen. Und bis zu einem gewissen Grade trägt die Beunruhigung Früchte. Ich behaupte sogar, die fortwährenden Beunruhigungen und Aufreizungen durch die Presse tragen ein wenig mit dazu bei, dass die Staaten so schrecklich gerüstet sich gegenüberstehen müssen.

als wäre es im Momente erst geschehen oder erdacht worden.

Der Leser sucht an jedem Morgen in seinem Blatte nach einer weltgeschichtlichen Begebenheit. Aber solche sind rar und wenn sich schon einmal etwas sehr Großes ereignet, so eilt merkwürdigerweise die Nachricht der Zeitung voraus in das Publicum. Die erste Botschaft von der Gefangennahme Napoleons bei Sedan, vom Brande des Ringtheaters, vom Tode des Kronprinzen Rudolf u. s. w. erhielten wir nicht durch die Zeitungen, sie giengen wie ein Gewitterfluidum über Land, und die Zeitungen waren gerade gut genug, die Nachrichten zu bestätigen.

Die weitere Frage des Lesers an seine Zeitung ist: Was hat sich in unserer Stadt seit gestern ereignet? Die Dienstfertige weiß von einem Kaminbrande, von einem Einbruchsdiebstahle irgendwo, von einem auf der Gasse gestürzten Fiakerpferde, von der Abreise oder Ankunft einer Spitze der Behörde, von Selbstmord eines vollkommen unbekannten Menschen, von einer neuen Eisenbahnconcession, von einer geplanten Straßenregulirung, von sehr vielen Vereinsunterhaltungen, dabei gesungenen Liedern und gehaltenen Reden. Im weiten Lande werden viele Lieder gesungen, viele Musikstücke gespielt, viele Reden gehalten, alle werden in der Zeitung verbucht für den Leser, der diese Verbuchung — nicht liest; er hat schon genug an dem Titel: „Vereinsnachrichten“, und ist vollkommen zufriedengestellt darüber, dass diese zu jenen Rubriken gehört, die übersprungen werden können.

Wie es mit der Verlässlichkeit der Zeitungnachrichten bestellt ist, das weiß jeder. Vollkommen richtig sind nur wenige der Notizen; irgend einen kleinen Leibschaden hat fast jede, selbst die harmloseste Neuigkeit. Vieles greift der Journalist nur so aus der Luft oder seiner gesagt, aus seinem phantasiereichen Haupte, oder er bestellt sich von Mitarbeitern einen gewissen Bedarf von Parteinachrichten, solche brauchen am wenigsten wahr zu sein. Sollte das Geschrei dagegen zu groß werden, so kann man ja dementieren. Im Falle des § 19 gesteht seine versteckten Schliche und aufgelegten Unwahrheiten niemand so unverfroren ein, als die Zeitung und sie bleibt deshalb doch ehrbar und lügt doch flink weiter, und findet doch immer wieder guten Glauben.

Und in der That, bei der Zeitung lassen sich die größten Ungereimtheiten rechtfertigen, sie ist ja keine Person, sie ist bloß der Ausdruck der öffentlichen Meinung, und wie es mit der öffentlichen Meinung bestellt ist, das weiß man.

Mancher Leser denkt über das in der Zeitung Gelesene nicht einmal soweit nach, ob es glaubwürdig ist oder nicht; es steht eben in der Zeitung, man kann darüber zur Tagesordnung übergehen und der Leser ist ja manchmal schon zufrieden, wenn er in der Zeitung sieht, „dass nichts drin steht“.

Nichts darin stehen? Und die hohe Politik? Wie? Nun man hat darüber seine Ansicht. Der sogenannte Leitartikel steht zwar an der fürnehmsten Stelle des Blattes, ist zwar mit großen Buchstaben gedruckt, ist zwar mit glänzenden Phrasen ausgestattet, und mit Schlagern, deren Wirksamkeit erprobt ist, und doch ist nach meiner Meinung die Stelle des Leitartikels die unbedeutendste Gegend im Zeitungsblatte. Bei größeren Ereignissen und zu besonderen Angelegenheiten mag es ja interessant sein, zu hören, was jemand, der verschiedenes darüber gelesen, davon zu sagen weiß. Solches regt zu eigenem Denken und Prüfen an und man gewinnt eine gewisse Klarheit. In gewöhnlichen Zeitläuften aber werden die meisten Leitartikel im Dienste der Parteien geschrieben und da kommen denn allerdings oft

der Wert solcher Nachrichten liegt nicht in ihrer Wesenheit, sondern lediglich in ihrer Neuheit, kaum gelesen, zergehen sie uns wie Schnee unter den Fingern. Wenn die Zeitungherausgeber sich beklagen über die großen Kosten der Telegramme, so bedauere ich sie darob nicht, sie könnten das gute Geld für Besseres verwenden, wie das früher geschehen ist, als die Blätter noch eine Ehre dareinsetzten, auch literarischen Wert zu haben.

Damit kommen wir von selbst zum Feuilleton.

Das Feuilleton ist auch heute noch sozusagen die gute Stube der Zeitung, wo man Schönes, Anregendes, oft sogar wahrhaft Belehrendes finden kann. Nur darf derlei dem Zeitungherausgeber nicht viel kosten. Und dafür gibt es Rath. Ich bitte mir zu folgen: Der arme Teufel von deutschem Schriftsteller schreibt eine Novelle, eine Abhandlung, eine Plauderei. Ist das Ding fertig, so verkauft er selbes an eine sogenannte Feuilletonzeitung, sagen wir um 40 oder 50 Mark. Das ist ja aber doch nicht wenig! sagen Sie, freundlicher Leser. Ich bitte mir weiter zu folgen. Die Feuilletonzeitung bringt im Jahre hunderte von solchen „Feuilletons", ist aber keine Zeitung für das Publicum, sondern nur für die Zeitungredactionen. Diese abonnieren sie und erwerben sich dadurch das Recht, jährlich so und soviele Feuilletons, etwa 50 oder 80 Stück oder mehr, aus der Feuilletonzeitung für ihr Publicum nachdrucken zu dürfen. Also kann ein und dasselbe Feuilleton zu gleicher Zeit zum Beispiele in Berlin, in Flensburg, in Königsberg, in Mainz, in Breslau, in München, in Graz, in Coburg, u. s. w. abgedruckt werden, und überall gibt es sich als Originalfeuilleton. Die Arbeit des Schriftstellers wird von Hunderttausenden gelesen, wird dadurch für die Buchausgabe entwertet; nun frage ich, ob sein dafür empfangenes Honorar von 40 oder 50 Mark viel ist! Dass der Autor, der für eine solche Volksküche arbeiten muss, seiner Individualität nicht freien Lauf lassen darf, dass er sein Product zu verallgemeinern, für alle Himmelsstriche geeignet zu machen, es zu verdünnen hat wie eine Bettelsuppe, das versteht sich von selbst. — Die großen Blätter haben diesen Brauch, ihre Feuilletons von Feuilletonzeitungen zu beziehen, bisher bei sich noch nicht eingeführt; nur diese legen noch einigen Wert auf Originalarbeiten von originellen Geistern, die sie manchmal glänzend honorieren, ein einziges Feuilleton 100—200 Mark und höher, so dass der Schriftsteller bei ihnen eine Entschädigung finden kann dafür, dass die Zeitung den Büchermarkt verdorben hat.

Insoferne ist die Zeitung mehr für Männer gemacht. Aber die Frauen sollen doch auch etwas von ihr haben! die Frau soll ja eben den Mann für das Halten dieser oder jener Zeitung bestimmen. Weshalb? Sie will etwas zu lesen haben. Mit Leitartikel und dergleichen gibt sie sich freilich nicht ab, dafür ist sie zu klug — doch der Roman! Der Herr Gemahl blickt mit Verachtung auf den Zeitungroman, er liest das ganze Jahr über keine Zeile davon; er hält ihn für ein überflüssiges Beiwerk und ahnt nicht, dass gerade der Roman ein geschäftlicher Lebensnerv der Zeitung ist. Ich kenne manches Weltblatt, welches seinen Erfolg nicht etwa seiner Reichhaltigkeit, Gesinnungtüchtigkeit, Parteimacht verdankt, sondern nur irgend einem Romane, der eingeschlagen, für das Blatt die beste Reclame gemacht und ihm auf einmal tausende von Abonnenten zugeführt hat.

Der Zeitungroman muss aber sein Besonderes haben; ein Zeitungroman ist kein Buchroman und Goethe, Scheffel, Jean Paul, Walter Scott würden für unsere Tagesblätter keinen Roman haben schreiben können. Der Zeitungroman wird genommen: jeden

Wer eine Ahnung haben will von dem ungeheueren Hasse, der halbversteckt in der heutigen Menschengesellschaft wüthet — er lese die Zeitungen. Zum Glücke ist die Feder kein Messer. Und ich rede nicht etwa von den extremen Parteischriften, deren Gebaren manchmal an Wahnsinn grenzt, ich rede nicht von den revolutionären, socialdemokratischen, anarchistischen Blättern, die in der That vor Rache schnauben, sondern von den gewöhnlichen Tageszeitungen, die zwar selber nicht hassen, den Hass der anderen aber zu fructificieren trachten.

Man will in den Zeitungen ja keine Schönfärberei. Doch nicht lediglich das Gegentheil davon sollten sie pflegen und großziehen. Ans Thatsächliche sollten sie sich halten, und wo sie dieses nicht wissen, da liegt überhaupt keine Nothwendigkeit vor, zu schreiben.

Drollig ist oft das leichtfertige Hinundherschaukeln der Zeitungen in Tagesfragen. — Der Minister geht. Er geht nicht. — Er muss gehen. — Er scheint gehalten zu werden. — Er ist unmöglich. — Geht er? — Er bleibt. — So treiben sie es wochenlang fort. — Eine wunderliche Erscheinung ist's, dass es in der Zeitungwelt, deren Bewohner sich sonst der solidesten Hornhäute erfreuen — gewöhnlich als eine empfindliche Schande gilt, mit der Regierung einverstanden zu sein. Sehr oft hat die Regierung unrecht; doch Opposition um jeden Preis? Und ist der Wert eines Staatserlasses einmal nicht mehr wegzuleugnen, dann ist es die Zeitung und ihre Partei, welche die Regierung dazu gezwungen haben will.

Jede Zeitung will natürlich von der Weltlage am besten unterrichtet sein, und tritt in der Welt irgend eine politische Wendung ein, so macht die Zeitung sofort aufmerksam darauf, dieselbe vorhergesagt zu haben. Und in der That, bei dem ewigen politischen Umherrathen und Manövrieren hat sie richtig auch einmal die nun eingetretene Wendung gestreift.

Nach meinem Dafürhalten hat der Leitartikel nicht mehr Bedeutung, als das Politisieren einer einzelnen Person am Biertische: man redet aus dem Nebel heraus und in den Nebel hinein, spricht viel faules Zeug, mitunter auch ein richtiges Wort, einen klugen Gedanken aus und weiß im ganzen beim dritten Glase nicht mehr recht, was man beim ersten gesagt hat. Wichtiger als der Kannegießer ist der Leitartikelpolitiker nur durch den Umstand, dass seine Meinung durch die Presse zehn- oder zwanzigtausendfach verbreitet wird, dass es dann so spielt, als hätten zehn- oder zwanzigtausend Personen dieselbe Meinung und als dächten nun zehn- bis zwanzigtausend Leser gleichzeitig dasselbe. Das imponiert! Und die meisten Leser halten es mit der Menge und reden sich ein, der Zeitungartikel sage das, was sie sich immer gedacht hätten, oder gedacht haben würden, wenn sie überhaupt gedacht hätten.

Also, was ist am Leitartikel Positives zu finden? — Anders das Telegramm. Freilich oft auch die unbedeutendsten Nachrichten werden an die Zeitung telegraphiert, aber dieselben, selbst wenn sie nur Reclamemittel und Geschäftsspeculationen betreffen, erhalten eine gewisse Weihe durch den elektrischen Funken, der sie gebracht. (Wenn das „Telegramm“ überhaupt der Draht bringt, und nicht etwa die Briefpost!) Das Publicum ist und bleibt immer naiv und hat keine Ahnung, wie viele absichtliche Unrichtigkeiten, Partei- und Börsenmanöver, unlautere Reclame verschiedenster Art auf dem Drahte gelaufen kommen. Unsere Blätter, selbst kleinere, bringen täglich Seiten voll von Telegrammen; es sind zumeist nicht drei Nachrichten dabei, die so wichtig wären, dass mit deren Kenntnisnahme nicht bis zum nächsten oder übernächsten Tage hätte gewartet werden können. Aber freilich,

sprünglichen Begriff „Zeitung" noch am nächsten kommt.

Doch die Amtsblätter bringen gar so wenig „Meinung". Und wenn der Leser keine eigene Meinung hat, so muss er sich freilich eine kaufen und ein Blatt abonnieren, in welchem jemand anderer etwas Kluges vordenkt und eine politische Meinung vorkaut.

Der weitaus verderblichste Theil unserer Zeitungen ist die Rubrik: Aus dem Gerichtssaale. Eine praktischere im Publicum allgemeiner wirkende Verbrecherschule als den „Gerichtssaal" in den Zeitungen kann ich mir nicht vorstellen. Wenn schon von öffentlichen Krankheitberichten gesagt wird, dass sie in einem gewissen Sinne ansteckend, seuchenfördernd sind; wenn schon nachgewiesen ist, dass die öffentliche Notiznahme von Selbstmorden der Selbstmordmanie nur Vorschub leistet; wenn überhaupt jede moralische Entartung durch öffentliche Bekanntgabe derselben rascher um sich greift und Wiederholung findet — wie kann man dann den „Gerichtssaal" in den Zeitungen rechtfertigen? Da wird ganz genau ausgeführt, wie der zeitgenössische Verbrecher die Unthat angestellt hat, was er dabei für Fehler begangen, dass er entdeckt wurde, was er vor Gericht für Schliche angewendet, dass er freigesprochen wurde, oder mit möglichst geringer Strafe davonkam. Und der Herr Vertheidiger begründet die Handlung des Spitzbuben auf die liebevollste Art, glorificiert ihn wo möglich und macht die braven Leute lächerlich. Das alles und anderes wird novellistisch aufgebauscht, romantisch ausgeschmückt, wird dann gedruckt, tausendfach im Lande verbreitet zur Unterhaltung und Erbauung für jung und alt. — Kann man das Menschengeschlecht systematischer zu Grunde richten?

Wie harmlos — weil nur für unser Geld und Gut gefährlich — sind dagegen die geistreichen Beutelschneidereien der Zeitungrubrik, welche unter dem Titel „Volkswirtschaftliches" bekannt ist! Hier wird der Geldjäger nicht als Held hingestellt, hier gehabt er sich ganz wie ein simpler Mensch, der mit der rührenden Sorge um das Wohl anderer erfüllt ist.

Ich meine hiermit nicht jene kleineren Blätter, welche die gute Absicht haben, ihren Lesern ein aufrichtiger Rathgeber im wirtschaftlichen Leben zu sein. Ich meine vielmehr jene großen Blätter, deren volkswirtschaftliches Um und Auf die Börse ist. Von solchen Blättern kann man im vollsten Sinne sagen: Die Zeitung lehrt nicht denken, nicht arbeiten, sie lehrt schwatzen, speculieren und spielen.

Von der Zeitungkritik in Kunst- und Literatursachen soll hier gar nicht gesprochen werden.

Der reellste Theil der Zeitung ist der Inseratentheil. Da wird ehrlich gefeilscht, ehrlich übertrieben, ehrlich gelogen. Die praktischere Frau ist es, welche diesen Theil mit Vorliebe liest und daraus ihren Nutzen zu ziehen weiß. Auch ich ergehe mich manchmal gerne in dieser Markthalle und horche dem Geschrei. Wenn der Hauseigenthümer nur auch immer so freimüthig wäre, wie der Mietling, denn: wir wollen ein Geschäft machen! Das ist endlich das politische und sociale Hauptprogramm. Eingesteht's nur der Inserent. —

Die Zeitung von heute hat sich angemaßt, alle andere Schrift entbehrlich zu machen, *selbst* alles sein zu wollen. Dieser Aufgabe ist sie nicht gewachsen. Und ob die hier angedeuteten Schäden von den auch nicht zu leugnenden Vorzügen und Vortheilen aufgewogen werden, ist fraglich.

Eine ausgesprochene Erscheinung geistiger Krankheit unserer Leute liegt in der Sucht, in der Zeitung ihren Namen gedruckt sehen zu wollen. Jeder weiß, was daran ist, weiß, dass es auf ihn selbst gar keinen

Tag ein Esslöffel voll; aber in jeder dieser kleinen Portionen muss Zucker und Würze sein. Im Zeitungroman muss jeden Tag etwas geschehen, irgend etwas Fesselndes, Aufregendes, Pikantes, ob es hineingehört, ob es begründet ist, ob es zum literarischen Werte des Romanes beiträgt, das ist gleichgiltig. In der Eile passieren da oft die unerhörtesten Dinge, der Held hat über Nacht einen anderen Namen bekommen, eine gestern getödtete Figur spielt heute wieder mit, Liebespaare werden verwechselt, aber nicht etwa absichtlich, sondern zufällig, aus Vergesslichkeit und Beweglichkeit des rasch arbeitenden Autors; die Leserin merkt nichts davon. Es geht eben drunter und drüber, es knallt, es brennt, es intriguiert, es unterminiert, es explodiert — der Roman ist köstlich! — Der Zeitungroman muß nicht etwa von einem Dichter geschrieben werden: es kann ihn auch jeder andere schreiben, der allerhand zusammengelesen hat und einiges Geschick zum Wiedergruppieren und Zuspitzen der ihm in Erinnerung stehenden Bilder und Scenen besitzt; der Zeitungroman wird selten in der Ruhe und Stimmung einer Poetenstube verfasst, sondern weit öfter in der Aufregung der Zeitung-Officin, jeden Tag der Theil, welcher am nächsten Tage in der Zeitung gedruckt stehen muss. Wird der Autor krank oder geht davon, so stockt der Roman, oder es muss eine andere Feder einspringen.

Zu Wien starb vor einigen Jahren der Producent eines in einem großen Tageblatt laufenden Romanes gerade zur Zeit, als alle Knoten geschürzt, alle Fäden gespannt, alle Personen zu etwas Großartigem im Sprunge waren. Der Autor defraudierte, nein starb mit dem Geheimnisse, das die neugierigen Leser schon im vorhinein bezahlt hatten. Da war guter Rath theuer. Der Chefredacteur fragte unter seinem Personale um, wer sich getraue, den Roman zu Ende zu führen? Keiner wagte da einzuspringen. Endlich meldete sich der Inseratensammler, ein junger, dreister Mensch: er wolle den Roman weiter und zu Ende bringen. Was that er? Er durchflog rasch den schon erschienenen Theil und gieng dann ans Werk. Am nächsten Tage hören alle Personen des Zeitungromans, dass in Kalifornien ungeheuere Goldbergwerke entdeckt worden sind, am übernächsten Tage entschließen sie sich — ihre bisherigen Handlungen und Absichten vergessend — nach Amerika auszuwandern, am dritten Tage versammeln sie sich auf einem großen Schiffe in Bremenhaven, das Schiff segelt ab — (Schluss folgt!) und am vierten Tage geht auf hohem Meere das Schiff unter — alles ertrinkt. — Der Roman war fertig und die schönen Leserinnen waren arg erschrocken, aber doch entzückt und erbaten sich bei der Redaction „recht bald einen neuen Roman von demselben Herrn Verfasser“.

So wird gefoppt und nur ein Zeitungschreiber weiß, was alles man dem P. T. Publicum zutrauen darf.

Während jemand einen schlechten Zeitungroman liest, kann er natürlich kein gutes Buch lesen. Also verdirbt die Zeitung den Schriftsteller, richtet die Literatur zu Grunde, verdirbt den Geschmack der Leser. Darin liegt das Bedenkliche und die Nöthigung, gegen derlei Tagesschmierereien rücksichtslos zu Felde zu ziehen.

Um wieder auf die Zeitung selbst zu kommen, scheinen uns das Wesentlichste derselben die Parlamentsberichte zu sein — vorausgesetzt, dass diese nicht entstellt, verstümmelt, gefälscht sind! Man weiß aber, dass Parteiblätter oft nur die ihnen zusagenden Stellen der Parlamentsreden berücksichtigen, das übrige kürzen, verdrehen oder gar auslassen. Wer hierin am sichersten fahren will, der lese das Amtsblatt; durch dasselbe wird er vielleicht am sachlichsten unterrichtet, es ist das Blatt, welches dem ur-

Ernste Gedanken.

Welche große Seele birgt oft der rauheste Körper,
Während im zierlichsten Leib schlägt ein erbärmliches Herz!

Hoffe! Der schönste Anker des Lebens bleibt immer die Hoffnung,
Wenn du diese verlierst, bist du verloren der Welt.

Wenn aus tausenden Menschen sich zwei zusammen gefunden,
Folge dem schönen Verein immer die schönere That.

Sehet den Helden, der stolz so vieler Siege sich rühmte,
Aber sich selber hat er niemals im Leben besiegt.

Niemand ist ganz ohne Fehle,
Der auf Erden lebt und webt,
Doch bedauernswert die Seele,
Die nicht nach Vollendung strebt.

Richard Kraftel.

Das Gastmahl des Emporkömmlings.

Ein Sittenbild aus dem alten Rom.

In die Zeit, wo im alten Rom der Übermuth der Freigelassenen am höchsten war, führt uns ein römischer Roman, der wahrscheinlich zur Zeit Neros geschrieben worden ist: Die Satiren des Petronius Arbiter.

Die Bruchstücke des Romanes sind ebenso ausgezeichnet durch Geist, Witz und Eleganz der Form, wie durch zügellose Frechheit. Es ist die Odyssee zweier Freigelassenen, Encolpius und Ascyltos. Zwischen widerlichen Bildern der Unzucht stehen umfangreiche Heldengedichte, geistvolle Verspottungen von Gedichten des Nero, und ein so köstliches Sittenbild, wie das Gastmahl des Trimalchio. Auf ihren Irrfahrten sind die Abenteuerer nämlich nach Cumä gekommen und folgen in der üppigen Stadt der Einladung eines ihrer reichsten Bürger, des Trimalchio. Auch dieser ist ein Freigelassener. Der ganze Roman ist ja geradezu ein Freigelassenenroman. Die beiden Helden sind Freigelassene, ihre Freunde und Freundinnen gehören demselben Stande an, und an Trimalchios Tafel sind die besten Plätze von Freigelassenen eingenommen.

Da ist zunächst der Hausherr selbst. Trimalchio — schon der Name deutet auf seine semitische Abstammung und seinen Protzensinn hin — ist als Knabe aus Asien nach Rom gekommen. Vierzehn Jahre lang war er der „Liebling" seines Herrn, und er gesteht dies auch ganz offen ein, denn, so meint er, „was der Herr befiehlt, ist keine Schande. Ich befriedigte aber auch meine Herrin.

Eindruck, keinen besonderen Respect oder dergleichen macht, wenn er den Namen eines anderen, zum Beispiel eines Bekannten in der Zeitung findet, ja er entbricht sich nicht einmal, gerade dasselbe Stück Papier zu den untergeordnetsten Zwecken zu verwenden; und doch zittert er selbst ordentlich darnach, auch irgendwo „so drinnen zu stehen". Zeitungruhm — Eintagsfliegenruhm! Wenn heute die Zeitung eine Eintagsfliege einen Adler nennt, so ist morgen alles wieder ausgeglichen, die Eintagsfliege ist nicht mehr, das Zeitungblatt ist nicht mehr, der Adler ist nie gewesen.

Und eben in der Voraussetzung, dass die heutige Zeitung morgen vergessen ist, sündigen die Zeitungschreiber manchmal so dreist darauf los. Nichts ist mehr der Controle ausgesetzt und bei nichts wird die Controle weniger geübt, als bei der Zeitung, sie wird im ganzen eben nicht ernst genommen. Den meisten gilt sie als Mittel zur Zerstreuung, dessen man sich in gewöhnlichen Zeitläuften mehr aus Gewohnheit bedient, denn aus Bedürfnis. Wie leicht man dieser Gewohnheit aber vergessen kann, das weiß jeder, der auf Reisen gewesen, oder mit ganzer Energie eine große Lebensaufgabe vollführt oder der von schwerem Leide betroffen worden. Er wird zu solcher Zeit an nichts weniger denken, als an das Zeitunglesen. —

O, lieber Poet! wird man mir zurufen, du bist ja selbst zum Theile durch die Zeitungen bekannt geworden, hängst selbst an ihnen, mehr als du glaubst, bist in deinen schwachen Stunden selbst manchmal ein bisschen Zeitungschreiber, du schneidest ja den Ast ab, auf dem du sitzest. — Das ist nicht unwahr. Doch sägte ich schon manchen Ast ab, auf dem ich gesessen, ohne mich bisher todtgefallen zu haben. Poeten sind leichte Leute, auf welche die Erde wenig Zugkraft übt — sie bleiben fast allemal oben. Und selbst um die Gefahr des Purzelns dürfte ich Gedanken nicht verschweigen, die mir so wichtig scheinen, als die vorstehenden. Sie sind eben nur eine persönliche Meinung, die auszusprechen jeder das Recht hat. Ich denke mir eben, wenn die Zeitung schon den Schriftsteller kritisiert, warum soll der Schriftsteller nicht auch einmal die Zeitung kritisieren! Nichts für ungut. Vielleicht regt die Meinung, selbst wenn sie unrichtig sein sollte, manchen zur Prüfung des Gegenstandes an, dann hat sie ihren Zweck erfüllt.

Das hier über die Zeitung Gesagte will natürlich nicht für alle Blätter gelten. Auch kann man für die angedeuteten Zustände nicht den einzelnen Journalisten verantwortlich machen, obzwar gesagt werden muss, daß er dem stets niedrigen Geschmacke der Menge, der Halbbildung, und manchmal vielleicht auch seiner Neigung zu sehr nachgibt. Nun, jede Zeit hat die Zeitung, die sie braucht und verdient. Erst ein anderer Zeitgeist — und möglicherweise ist er nicht mehr ferne — wird eine andere Zeitung schaffen.

Die Zeitung muss und wird reformiert werden. Denn sie ist unleugbar in der gegenwärtigen Einrichtung eine absolute Nothwendigkeit. Und wie ich mir die reformierte Zeitung denke, darüber ein anderesmal. Ich hoffe, wir werden uns verstehen.

P. K. Rosegger.

seinen eignen Worten zu sprechen: „Habe einen As, so giltst du einen As; was du hast, dafür wirst du gelten."

Trimalchios Freunde sind vom gleichen Schlage. Auch sie sind aus dem Sumpfe des Sclavenlebens auf allerlei unsauberen Wegen emporgekommen, sie sind, wie einer von ihnen offenherzig bemerkt, gewachsen wie auf Mist. Geld, Weiber, gut Essen und gut Trinken, nicht zu selten ein Gladiatorenspielchen und eine lustige Posse im Theater oder ein unzüchtiges Tänzchen — das füllt ihr Leben und dünkt ihnen besser, als alle „Mathematiken und Ästhetiken und all der andere Unsinn". Den „heiligen Greifzu" verehrt auch Trimalchios Mitfreigelassener Hermeros, der sich — ein beißender Spott auf den neubacknen Geldadel der Hauptstadt — „königlichen" Geblütes rühmt. „Die ganze Gelehrsamkeit", meint er, „ist reiner Quark, und sieht man sich die Studierten näher an, so findet man, dass keiner einen Dreier wert ist." Nur wo die Wissenschaft zum Geschäfte wird, da wächst auch ihre Achtung, und voller Bewunderung blickt Echion, der Fabrikant der Lappendecken, auf den Rechtsanwalt Phileros, den er noch gekannt hat, als er Säcke schleppte, und der sich jetzt sogar gegen den beliebtesten Anwalt der Stadt breit macht. „Ja, ja", ruft er endlich aus, „Bildung ist ein Schatz, und was man gelernt hat, das bleibt ewig." Geld und Habe dagegen kann einem verloren gehen. Darum muss man genießen, so lange man reich ist, Erlaubtes und Unerlaubtes. Das ist ja doch das Einzige, was man von dieser Welt mit sich nimmt. Leicht kann man verarmen, wie Julius Proculus, der doch ein so anständiges Geschäft betrieben hat. „Er war Begräbnisunternehmer. Er pflegte zu speisen wie ein König: Wildschweine in der Decke, Conditoraufsätze, Geflügel, Köche, Conditoren! Unter den Tisch wurde mehr Wein gegossen, als mancher im Keller hat." Auch Habinnas, der Inhaber einer Steinmetzenwerkstatt und Trimalchio's würdiger Freund, liebt es, sich gehörig anzufeuchten, besonders bei dieser Kälte, denn ein warmer Trunk, meint ein andrer, ist wie ein Schneider, der einem einen dicken Rock schafft.

Die innere Gemeinheit und Pöbelhaftigkeit und die Urtheils- und Geschmacklosigkeit dieser Emporkömmlinge bilden zu der Pracht, die sie umgibt, und zu ihrem protzenhaften Auftreten einen köstlichen Gegensatz. Drollig ist schon die Schilderung, wie die beiden Helden des Romans den Trimalchio zum erstenmale sehen. Sie erblicken in der Badeanstalt einen kahlköpfigen alten Herrn, mit Pantoffeln bekleidet und in ein rothes Gewand gehüllt, umgeben von schön gelockten Knaben, mit denen er Ball spielt. Fällt dabei einer der grünen Bälle zu Boden, so darf er ja nicht aufgehoben und weiter geworfen werden. Das wäre ja plebejisch! Er muss liegen bleiben, und ein Eunuch, der dabeisteht, hat das Amt, die auf die Erde gefallenen Bälle zu zählen. Ein zweiter Eunuch hält einen silbernen Nachttopf bereit, und wenn der Herr mit den Fingern schnalzt, hält er ihm das Gefäß unter, während jener zu spielen fortfährt. Das ist Trimalchio! Ganz voll von Bewunderung, folgen ihm die beiden Abenteuerer in den Palast, wandern durch die mit Gemälden geschmückten Gänge in den Speisesaal und nehmen mit den anderen Gästen platz.

Die ganze Dienerschaft scheint aus Sängern zu bestehen. Auf jede Frage antwortet gellender Gesang. Man könnte glauben, im Theater bei der Aufführung einer Pantomime mit Chorbegleitung, nicht im Speisesaal eines Wohnhauses zu sein. Zuerst fehlt Trimalchio noch. Nach einer neuen Mode bleibt für ihn der erste Platz leer. Erst als den Gästen grüne

Ihr wisst, was ich meine. Ich schweige, weil ich nicht zu den Prahlern gehöre. Übrigens wurde ich mit göttlicher Hilfe (ich bekam die Cassiererstelle) Herr im Hause, und mir nichts dir nichts hatte ich den Principal in der Tasche. Ums kurz zu machen, er setzte mich zum Miterben des Kaisers ein, und ich bekam ein anständiges Vermögen". Nun trat er, etwa fünfzigjährig, als Handelsherr auf. „Ich baute fünf Schiffe, lud Wein — und damals war er Gold wert — und schickte sie nach Rom." Aber alle Schiffe litten Schiffbruch. „Thatsache", erzählt er, „keine Erfindung. An einem Tage schluckte der alte Neptun dreißig Millionen. Glaubt ihr, dass ich die Courage verlor? Nein, meiner Treu, ich merkte den Verlust gar nicht. Ich baute andere, größere, bessere und glücklichere. Ich lud wieder Wein, Pökelfleisch, Parfümerien, Sclaven. Was die Götter wollen, geschieht schnell. Mit einer Fahrt schlug ich zehn Millionen zusammen. Sofort kaufte ich alle Besitzungen zurück, die meinem frühern Herrn gehört hatten. Ich baute ein Haus, kaufte Wagen und Pferde, Sclaven. Was ich anrührte, gieng in die Höhe wie auf Hefen. Wie ich mehr hatte, als meine ganze Vaterstadt — einen Strich gemacht! Ich zog mich vom Handel zurück und trieb" — Geldgeschäftchen! Und da er nun selbst ein vornehmer Herr geworden ist, läßt er seine Freigelassenen für sich wuchern. Den Adel hat er zwar noch nicht bekommen, aber als Sevir Augustalis verwaltet er sogar ein priesterliches Amt, und sein Vermögen wächst noch immer. Er weiß gar nicht, wie viel er hat, so reich ist er. Er hat Besitzungen von Campanien bis nach Apulien hin und gedenkt sich auch in Sicilien anzukaufen, um bei einer Reise nach Afrika ganz durch eigenes Land fahren zu können. Und seine Güter sind von den besten. Er braucht nichts zu kaufen. Alles wächst auf seinem eignen Boden, Wolle, Pomeranzen, Pfeffer, ja sogar attischer Honig, denn er hat sich Bienen von Athen bringen lassen, und Champignonsamen soll ihm aus Indien geschickt werden. Sein neuer Palast hat vier Speisesäle, zwanzig Schlafzimmer, zwei mit Marmor ausgelegte Colonnaden, zahlreiche Sclavengelasse und Gastzimmer und, so prahlt er, zwei Bibliotheken, eine griechische und eine lateinische. Denn er wird zwar, wie man später ausdrücklich auf seinem Grabmal bemerken soll, dreißig Millionen hinterlassen und hat nie einen Philosophen gehört, aber er verachtet die Wissenschaft keineswegs. Zum Hausgebrauch hat er genug Bildung, und er läßt gern seine Weisheit hören. So erzähle er den staunenden Gästen von dem Ursprunge des berühmten korinthischen Erzes, das sich damals, als Hannibal, dieser schlaue Bursche und große Spitzbube, das reiche Troja verbrannte, aus der Mischung der im Feuer schmelzenden bronzenen, silbernen und goldnen Kunstwerke gebildet hätte. Von diesem entsetzlichen Kriege erzählt bekanntlich Homer, dass er wegen der Helena, der Schwester des Diomedes und Ganymedes, entstanden wäre, denn Agamemnon hätte das Mädchen geraubt und der Diana dafür eine Hirschkuh untergeschoben. Auch die in Silber getriebenen Darstellungen an seinen Bechern weiß Trimalchio sinnvoll zu deuten: Kassandra tödtet ihre Söhne, und Niobe wird von Dädalus ins troiaische Pferd eingeschlossen. Noch gehaltvoller sind die Urtheile, die der alte Herr über die Dichtkunst fällt. Nach seiner Meinung, die bei den Gästen jubelnden Beifall findet, ist unter allen Dichtern Mopsus aus Thracien der größte, Cicero der beredteste, Publitius Syrus der moralischeste. Was er freilich unter Moral versteht, ist nicht ganz klar. Seine eigene Moral ist sehr brüchig. Die höchste sittliche Anschauung, zu der er emporgedrungen ist, heißt: „Viel Geld, viel Ehr", oder um mit

Vögelchen rasch an Leimruthen gefangen und gebraten, außerdem werden frische und getrocknete Datteln vertheilt, die in zwei kleinen Körbchen an den Hauern des Ebers aufgehängt gewesen sind. Nach diesem Gange erhebt sich Trimalchio, um auf den Nachtstuhl zu gehen. Nach geraumer Weile zurückgekehrt, bittet er seine Gäste, es ihm nicht übel zu nehmen, seit mehreren Tagen sei sein Leib nicht in Ordnung. Aber Granatäpfelschale und Kien in Essig haben ihm geholfen. „Übrigens brummt es mir um den Magen herum, man möchte denken es sei ein Ochs. Wenn also einer von euch seinerseits was machen will, so braucht er sich nicht zu genieren. Keiner von uns ist mit einem Verschluss zur Welt gekommen. Auch beim Essen halte ich keinen ab, sich Erleichterung zu verschaffen. Wenn mehr kommt, so steht draußen alles bereit: Wasser, Nachtstühle und die sonstigen kleinen Erfordernisse.“

Die beiden Freunde bersten fast vor Vergnügen und nehmen öfter einen Schluck Wein, um das Lachen zu unterdrücken. Aber sie haben den Gipfel der Genüsse noch nicht erklommen. Nachdem man noch ein gewichtiges Schwein, das mit Blut- und Bratwürsten gefüllt ist, aufgetragen hat, tritt ein Schreiber an die Tafel und liest wie aus einem amtlichen Tagesanzeiger vor: „Am 26. Juli: Auf dem Landgute bei Cumä, das Trimalchio gehört, geboren dreißig Knaben, vierzig Mädchen. Von der Tenne auf den Speicher gebracht fünfhunderttausend Scheffel Weizen; fünfhundert Ochsen eingefahren. Am selben Tage: Der Sclave Mithridates wurde ans Kreuz geschlagen, weil er den Genius unseres Herrn gelästert hatte. In die Casse abgeführt, was nicht angelegt werden konnte, Zehn Millionen Sesterzen“. Ja, der Reichthum des Hausherrn ist gewaltig groß. Und wie geschmackvoll sind die Überraschungen, die er seinen Gästen bietet! Nachdem das Riesenschwein verzehrt worden ist, fordert er, der Trunkenheit schon sehr nahe, seine „Sofaelster“ zu einem unzüchtigen Tanz auf, wie sie ihn von früher her kennt, und beginnt selbst die Rolle eines beliebten Pantomimen nachzuahmen, und Fortunata muss ihn flüsternd darauf aufmerksam machen, dass dergleichen gemeine Possen zu seiner Würde nicht passten. Dann kommen endlich die Gaukler. Aber ihre Schaustellungen nehmen ein jähes Ende, denn ein Knabe stürzt von der Leiter und fällt auf Trimalchios Arm. Die Ärzte rennen herbei, und allen voran Fortunata mit aufgelöstem Haar. Der gequetschte Arm wird mit Wolle umwunden, der Knabe aber wird freigelassen, damit man nicht sagen könne, ein so großer Mann wie Trimalchio sei von einem Sclaven beschädigt worden.

Eine hereinstürmende Schaar von Griechen und Trojanern bringt den Gästen neuen Genuss. In ihrer Mitte wird ein gesottenes Kalb auf einer zweihundert Pfund schweren Silberschale aufgetragen, und ein Grieche zerstückelt den Braten mit einem Schwert, das er wie rasend um sich schwingt: das ist der rasende Aiax unter den Viehherden der Achäer! Im Takt, bald mit scharfen, bald mit flachen Hieben fuchtelnd, spießt er die Stücke auf und vertheilt sie unter die erstaunten Gäste. Plötzlich erkracht der ganze Saal, die getäfelte Decke schiebt sich auseinander, und ein gewaltiger Reifen, an dem rund herum goldene Kränze und Flaschen wohlriechender Salben hängen, wird von oben herabgelassen. Die Gäste nehmen die Geschenke in Empfang und geben sich dann wieder dem Gelage hin. Es wird schwerer Wein gemischt, und Trimalchio befiehlt: „Wenn einer nicht nehmen will, gießt es ihm über den Kopf!“ Dabei werden Gespenstergeschichten erzählt, bei denen sich sogar dem kahlen Hausherrn die Haare auf

und schwarze Oliven, gebratene Haselmäuschen, heiße Würstchen, Damascenerpflaumen und Granatäpfel als Vorspeise vorgesetzt worden sind, läſst er sich unter den Klängen eines Orchesters hereintragen. Sein Anblick ist so wunderlich, daſs die beiden Schelme das Lachen kaum verbeißen können. Er streckt seinen glattrasierten Kopf aus einem scharlachrothen Schlafrock heraus, und um den mit Zeug bepackten Hals hat er noch ein Tuch mit breiter rother Borte und links und rechts herabhängenden Fransen gelegt; Ringe und Reifen von Gold und Elfenbein schmücken seine Finger und seinen rechten Arm.

Er entschuldigt sein Zuspätkommen mit den Worten, eigentlich hätte er überhaupt noch keine Lust gehabt, zum Essen zu kommen, aber um seine Gäste nicht länger aufzuhalten, hätte er auf sein Behagen verzichtet. Nun will er aber wenigstens sein Würfelspiel noch beenden, und er spielt mit knotigen Späſsen. Bald wird der zweite Gang der Vorkost aufgetragen, eine hölzerne Henne, unter deren Flügeln Pfaueneier liegen, die aus Mehlteig geformt sind, und von denen jedes eine fette Feigenschnepfe in gepfeffertem Eierdotter enthält. Bei diesem Leckerbissen unterbricht Trimalchio endlich sein Spiel. Als dann ein Sclave beim Abräumen eine silberne Schüssel zu Boden fallen läſst und rasch wieder aufhebt, befiehlt der Herr, den Ungeschickten zu ohrfeigen und die Schüssel wieder hinzuwerfen. Sie wird mit dem Kehricht hinausgefegt. Nun gibt es auch besseren Wein, „hundertjährigen" Falerner, und der Hausherr macht seine Gäste besonders darauf aufmerksam: „Gestern" — meint er — „setzte ich nicht so guten vor, und es speisten doch viel anständigere Leute bei mir."

Ganz wunderbar ist der dritte Gang des Voressens. Auf einem runden Speisebrett sind auf den Bildern der zwölf Himmelszeichen verschiedene Gerichte aufgetischt, auf dem Widder Widdererbsen, auf dem Stier ein Stück Rindfleisch, auf dem Löwen eine afrikanische Feige und auf den anderen Bildern andere geringe Speisen mehr, so daſs die Gäste etwas verstimmt werden. Da befiehlt Trimalchio plötzlich: „Ich schlage vor, die Mahlzeit zu beginnen", und unter Orchesterbegleitung bringen vier Diener fettes Geflügel und Saueuter, einen mit Flügeln ausgestattenen Hasen, der wie ein kleiner Pegasus aussieht, und Fische in einer gepfefferten Brühe. Erfreut fallen die Gäste über die guten Dinge her. Dann findet Encolpius Zeit, seinen Nachbarn Hermeros zu fragen, wer denn die Frau sei, die fortwährend geschäftig hin- und herläuft. „Trimalchios Gemahlin" — ist die Antwort — „sie heißt Fortunata, eine, die das Geld mit dem Scheffel miſst. Und ganz vor kurzem, was war sie da? Mit Respect zu sagen, du hättest nicht ein Stück Brot aus ihrer Hand genommen. Jetzt ist sie, Gott weiß wie und warum, Nummer eins geworden und Trimalchios rechte Hand. Sie ist nüchtern, genügsam, weiß guten Rath, hat aber eine böse Zunge — eine rechte Sofaelster". Noch zärtlichere Beinamen erhält sie von Trimalchio selbst. Er nennt sie gelegentlich eine Gassenmusikantin, die er vom Gerüst auf dem Sclavenmarkt heruntergeholt hat, seine Viper, seine Schnarchliese und seine Commiſsprinzessin.

Die Unterhaltung der Gäste, die dem Weine tüchtig zusprechen, wird immer munterer, da wird unter gewaltigem Halali und unter dem Gebell lakonischer Hunde der zweite Gang der Hauptmahlzeit aufgetragen, ein riesiger Eber, um den kleine Ferkelchen aus hartem Gebäck liegen. Ein bärtiger Kerl mit Binden um die Beine und einem Jagdmäntelchen stößt dem Eber sein Jagdmesser in die Seite, worauf sogleich lebende Krammetsvögel hervorfliegen. Als Zukost werden die

Alte Briefe.

Von Max von Weißenthurn.

Alte Briefe sind voll Weihe.
Alte Freunde sind voll Treue.

Sichtet man alte Briefe, so berührt dies die Seele ebenso wehmüthig wie ein Gang auf den Gottesacker. Ein Friedhof begrabener Gefühle und Hoffnungen, dahingeschwundener Freuden und Schmerzen ersteht plötzlich vor unserem geistigen Auge, erweckt längst ausgeklungene Saiten, reißt vernarbte Wunden auf, belebt wehmuthsvolle, halb schlummernde Erinnerungen.

Wie mancher Hand, welche uns Worte der Liebe und Treue geschrieben, entfiel seither der Stift für immer, wie manches Auge, das thränenumflort und bewegt auf den Zeilen geruht, die es absenden wollte, hat sich auf ewig geschlossen! Wie viele dahingeschwundenen Gestalten erstehen plötzlich aus ihren Gräbern und sprechen aus den vergilbten Blättern zu uns!

Heißes Weh bewegt die Seele, wenn man bedenkt, wie viel von dem, was gewesen, nie wiederkehrt! „Das Leben ist ein sich Hinüberpeinigen in das Jenseits“ sagt Raupach, und nie empfindet man lebhafter die Wahrheit dieser Worte, als wenn die Briefe der Verblichenen zu unseren Herzen sprechen und verkünden, was alles schon an unserem Gemüthsleben gerüttelt und wie viel davon wir überlebt haben, während wir dachten, es nicht ertragen zu können.

Ein verklärender Hauch umweht solche Sendboten aus einer weit hinter uns liegenden Welt, wenn Jahre vergangen, seit wir sie zuletzt in Händen gehalten, wenn das Blut ruhiger fließen gelernt, die Aufregung, in der sie zuweilen gelesen wurden, sich gelegt hat. Worte, welche uns im Moment tief verletzten, klingen versöhnlich und sanft, wenn die Schleier des Todes sich darüber gelegt und mehr denn einmal fühlen wir uns von dem Wunsche beseelt, dem Schreiber die Hand zur Versöhnung bieten zu können; der aber ruht im stillen Erdengrunde und weiß nichts von unserer Reue, unserem Leid.

Im Mittelalter wurde bekanntlich unter der Bezeichnung „litera brevis“ jede öffentliche oder private Kundmachung verstanden, unser jetziger Sprachgebrauch weist den „Brief“ in das Privatleben und drückt dem „Schreiben“ einen officiellen Charakter auf. Die ältesten Briefe, von denen die Geschichte zu erzählen weiß, wurden in Ägypten verfaßt, auch Homer erwähnt in der Ilias des Briefschreibens durch die Wachstafel, welche Proitos dem Bellerophontes für Jobates gab; einer der ältesten deutsch geschriebenen Briefe dürfte jener Rupert von St. Galleus aus dem elften Jahrhundert sein. Man schrieb in alten Zeiten bekanntlich auf Stein, Holz oder Baumrinde, auch auf dem Baste der Papyrosstaude; Briefe sollen in ihrem Wesen einen Ersatz bieten für den mündlichen Verkehr, was ihnen allerdings nur in gerin-

dem Kopfe sträuben. Immer neue Speisen werden gebracht: jedem Gast ein Masthuhn, dann Krammetsvögel aus feinem Weizenmehl, mit Rosinen und Nüssen gefüllt, Austern, und endlich eine gemästete Gans, Fische und allerlei Vögel, alles aus Schweinefleisch zubereitet. Denn Trimalchios Koch ist ein kunstreicher Mann. Es gibt keinen kostbareren Menschen. Wenn es verlangt wird, macht er aus dem Euter einer Sau einen Fisch, aus Pökelfleisch eine Wildtaube, aus Schinken ein Turteltäubchen und aus einem Hüftknochen eine Henne. Zur Belohnung erhält der Mensch, der nach Saucen und Gewürzen stinkt, auf Trimalchios Befehl einen Platz an der Tafel.

Man beschließt, bis Tagesanbruch bei Tische zu bleiben, und um den Rausch loszuwerden, verfügt man sich ins Badezimmer zu einem gemeinsamen Bade. Aber die Trunkenheit wird immer widerlicher und Trimalchios Benehmen immer ekelhafter. Dem Elend verfallen, gedenkt er mit heftigem Weinen seines Todes, und unter dem lauten Geheul seiner Gäste und der ganzen Dienerschaft wünscht er allen ein Lebewohl! Er streckt sich wie todt auf den Kissen aus, die Hornbläser tuten wie zu einem Begräbnisse, und ein Sclave des Begräbnisunternehmers Julius Proculus bläst ein solches Fortissimo, dass die ganze Nachbarschaft aufwacht und die Feuerwehr in der Meinung, es brenne, mit Wasser und Äxten in den Palast einbricht. Da wird es selbst den beiden Helden des Romans, diesen hartgesottenen Sündern, zu viel. Sie benutzen die günstige Gelegenheit und verschwinden ohne Abschied. —

Dieses, von den „Grenzboten" mitgetheilte Sittenbild aus dem alten Rom, erinnert uns unwillkürlich an manche moderne Erscheinung. Wir wissen, wie das gewaltige Rom schließlich in seinem eigenen Fette erstickt ist. Wäre es erlaubt, daraus Schlüsse zu ziehen?

Ein Sprüchel.

Vergiss, was du hast,
Gedenke, was du bist,
Nimm den Himmel, wie du magst,
Und die Erde, wie sie ist. R.

Feuertode weihen? Weil man sie aufhebt als Warnungsstimme für die Tochter, wenn der Versucher auch an diese herantritt! — Als ob es da irgend eine Warnung gäbe, die von Nutzen sein könnte, als ob der Betreffende, um den es sich handelt, nicht stets und immer in den Augen des liebenden Mädchens, als eine Ausnahme seines Geschlechtes, als ein „Ritter sonder Furcht und Tadel“ angesehen zu werden verdient!

Aber nicht immer endet die Liebesharmonie mit schriller Dissonanz, oft sind die Briefe des Geliebten eine Reliquie, die heilig gehalten wird, weit über das Grab hinaus, wenn der unerbittliche Tod grausam auseinandergerissen, was im Leben eins gewesen, eine Reliquie, die wenigstens lindernde Thränen hervorzaubert, in einem Schmerze, für den es keine Heilung gibt.

Condolenzbriefe, Schreiben, in denen man Einladungen annimmt, sie ablehnt oder solche ergehen läſst, zumeist gehaltlose, banale Phrasendrescherei! Wer wahren Schmerz kennt, weiß, daſs derselbe wortlos ist, er wagt es nicht, für denselben in beredter Sprache Ausdruck zu finden! Einladungen — der gesellschaftliche Drill ist nun einmal derartig organisiert, daſs man in der Regel mit dem wortreichsten Bedauern jene Einladungen zurückweist, die man auf keinen Fall annehmen möchte; in dem liebevollsten Tone solche Einladungen abfaſst, deren Annahme zum mindesten eine gesellschaftliche Plage sind.

Dankesbriefe — ein häſsliches Capitel, in dem der Undank die größte Rolle spielt; nichts vergiſst sich leichter, nichts ist so lästig, wie die Erinnerung an empfangene Wohlthaten und von niemand kann man mit größerer Bestimmtheit auf mehr Undank gefaſst sein, wie von den Menschen, die verpflichtet wären, uns zu danken. Eine belustigende Satire sind daher auch die Dankesbriefe, vergleicht man sie mit der Handlungsweise ihrer Verfasser, die meist durchaus nicht mit dem Hand in Hand geht, was sie geschrieben.

Nichts wird im Leben schmählicher miſshandelt, als das Papier, dieses „Gebild aus Menschenhand!“ Könnte es Protest erheben gegen allen Miſsbrauch, der durch die Feder mit demselben getrieben wird, besäße es die Fähigkeit zu revoltieren, so oft eine Unwahrheit, ein uncorrectes Gefühl auf demselben zum Ausdrucke gebracht wird, wie viel bliebe da ungesagt, was jetzt die Runde durch den Erdball macht!

Alte Briefe sind voll Weihe! Ja, in ihrer Vielgestalt und Verschiedenheit sind sie eine interessante, psychologische Studie, ein Lehrmittel, durch welches man die Menschen erkennen und auch milde beurtheilen lernt; eine Zerstreuung in Tagen der Einsamkeit, eine Zerstreuung, welche die Seele erhebt und niederdrückt zugleich; will man dieses Lehrmittel nur segenbringend wirken lassen, dann befolge man das alte Dictum, welches wahr bleiben wird, solange es Menschen gibt, mit ihren Schwächen und Fehlern:

„Nur was dir ein Heuchler schrieb
Sich verschwörend hoch und theuer,
Wirf, wenn dir dein Glaube lieb
An die Menschheit, rasch ins Feuer!“

gem Maße gelingt, wiewohl der zunehmende Briefwechsel als Gradmesser der Cultur angesehen zu werden verdient. Die berühmtesten Schriftsteller, Poeten und Gelehrte haben es nicht verschmäht, im Briefwechsel einen großen Theil ihres Wissens und Könnens, ihres Fühlens und Denkens niederzulegen, freilich oftmals ohne zu ahnen, dass eine solche Correspondenz gleichgestimmter Seelen früher oder später Gemeingut der Nationen werden könne, dass ein jeder sich herausnehme, dieselbe zu bekritteln und zu erörtern, zu zergliedern und zu analysieren.

Verschiedenartig pflegen die Blätter zu sein, welche bei einem Rückblicke uns durch die Finger gleiten! Da ein Schreiben aus zarter Kinderhand, das uns in seiner naiven Form von jugendlichen Schmerzen spricht, von einem im Institut verwehrten Ausgange, von einer Strafe, welche die Erzieherin zu verhängen für gut befunden, von einem Theaterbesuch, der durch einen Hautausschlag verhindert wurde — und derlei mehr. Überschrift und Unterschrift weisen noch so recht deutlich die Schablone des „Briefstellers“ auf. „Liebe Mama“, „Liebe Tante“ oder „lieber Onkel“. „Es grüßt und küsst Dich Deine dankbare Tochter“ oder „Dein dankbarer Neffe“, „Deine gehorsame Nichte.“ Links das Datum und der Städtename, mit obligatem „Postscriptum“ und Radierung, denn unter dem fünfzehnten Lebensjahr gibt es keinen Brief ohne Radierung und Postscriptum.

Und was ist seither aus dem jungen Correspondenten geworden? Ein lebensmüder Mann, ein enttäuschtes, vom Kampfe um das tägliche Dasein geplagtes Weib, selten ein glücklicher Mensch. Oftmals hat ihm der Todesengel die Augen geschlossen, bevor sie des Schauens müde geworden, bevor der Ekel die Veranlassung gegeben, sie freiwillig zuzudrücken. Und je mehr man Umschau hält im Ringspiele des Lebens, desto überzeugungsfester kommt man zu der Gewissheit, dass nur, wer seinen letzten Athemzug gethan, ausruhen kann von der Hetzjagd, welche man Leben nennt, dem einen eine Hetzjagd der Freude, dem anderen ein physisches und moralisches, materielles und ethisches Ringen, das die Seele lähmt.

Ein Päckchen Briefe mit einer rosenrothen Schleife umwunden! Erinnerungen aus den Tagen der Jugend, das Sonett eines Primaners, die weltschmerzliche Liebeselegie eines Studenten, harmlose Huldigungen, die so unverfänglich waren, dass man sie später dem Manne, welchem man sich zu eigen gegeben, unbefangen zeigen konnte; man hat sie eben nur als Jugenderinnerung aufbewahrt, weniger des Gebers wegen, als, weil sie die Macht besessen, Tage des harmlosen Lebensgenusses wieder vor die Seele zu zaubern, an die man später, wenn man deren Werth schätzen gelernt, erst recht gerne zurückdenkt. Daneben ein umfangreiches Packet Briefe „Seine Briefe“ — Schwüre ewiger Liebe und Treue, die sich im Laufe der Jahre in jedem Buchstaben als hundertfache Lüge erwiesen haben. Schön und gleichmäßig ist Zeile an Zeile gereiht, keine noch so geringfügige Unregelmäßigkeit in der Schrift läßt sich erspähen und unwillkürlich denkt man dabei an eine bemalte, geschminkte und geputzte Ballschöne, deren tiefe Furchen in den Wangen, deren glanzlose Augen man erst gewahrt, wenn man ihr die Schminke von dem Gesichte, die Schönheitsmittel von den Wimpern und Lidern wischt. Lüge, Lüge und wieder Lüge, jedes Wort, das von Liebe sprach! Zudringliche Makkabäer, die nach Zahlung riefen, das war der Schlüssel, mit dem die Liebesmandoline gestimmt wurde! Und warum die Briefe nicht dem

Franzosen Friedensliebe zu predigen. Wir danken schön für dieses Glaubenmachenwollen, als möchten wir nur unser Vaterland allein bewegen, abzurüsten. Da wären wir ja Hochverräther vom Hut bis zum Stiefel.

Keiner ist unter uns, kein einziger, der zur Zeit der Noth sein Vaterland, sein Volk wehrlos lassen möchte. Fürs Vaterland alles, wenn es sein muss, auch den Krieg, auch den Tod!

Wir Friedensfreunde sagen heute also nicht: Legt die Waffen nieder! Aber dahinbringen wollen wir es dies- und jenseits der Grenzen, dass die Waffen je einmal niedergelegt werden dürfen. In diesen Tagen des Nationalitätengeistes haben wir freilich einen schweren Stand, wir glauben aber unserer Nation am meisten zu nützen, wenn wir ihr den Frieden zu erhalten suchen.

Dass der Angegriffene sich wehrt, — das muss er; Schmach ihm, wenn er's nicht thäte. Dreimal Schmach und Schande aber dem Angreifer! Kein Volk soll mit dem Friedensbrecher in Ehr und Wehr Gemeinschaft halten, er soll in Acht und Bann gethan sein von den übrigen Völkern, dann wollen wir sehen, ob er mit seiner physischen Übermacht allein auskommt. — Für politische Streitigkeiten ein internationales Schiedsgericht! das fordern wir. Richten kommt nicht von: rächen, sondern von: richtigstellen. Und in diesem Sinne: Eine Weltgeschichte, ein Weltgericht!

Unsere Sache ist nicht von gestern auf heute und nicht von heute auf morgen. Ohne gerade Optimist zu sein, darf man behaupten: Unser Erfolg ist sicher. Doch wir, die wir heute hier versammelt sind, im Herzen Gerechtigkeit und Menschlichkeit, wir erleben ihn in seiner Ganzheit nicht. Andere werden unser Werk fortsetzen und wenn im nächsten Jahrhundert die Kriege sich nur um ein Drittheil verringern, so wird das ein großer Erfolg sein. Und können die Friedensfreunde im Laufe des Jahrhunderts auch nur einen einzigen Feldzug verhindern, so gebührt ihnen ein größeres Denkmal, als Napoleon dem Welteroberer. Sie brauchen aber keins.

Heute ist unsere Aufgabe eine pädagogische. Wir müssen in den zehn Geboten die Einzahl „Du sollst nicht" in die Mehrzahl übersetzen: „Ihr sollt nicht stehlen! Ihr sollt nicht rauben! Ihr sollt nicht morden!"

Unsere größten Feinde sind die Gleichgiltigkeit der heutigen Welt für große ethische Angelegenheiten, die Gleichgiltigkeit für die Zukunft des Menschengeschlechtes — und die Verzweifelung an dem Menschen überhaupt. Den Idealismus, die Hoffnungsfreudigkeit wieder aufrichten zu helfen, dazu laden wir ein: den Lehrstuhl, die Kanzel, die Schrift, die Kunst.

Nach meiner Meinung das allerwichtigste für uns ist, dass wir unter den Culturvölkern den Zweifel, die Muthlosigkeit an unserer Sache widerlegen, den Glauben an sie erwecken. Das, was man überall und überall aus ganzem Herzen wünscht, müssen wir anfangen zu glauben, dass es geschehen kann, dann muss es geschehen. Ihr geliebten Menschen, der Glaube thut alles. Er macht die Glücklosen selig, die Kranken gesund, die Schwachen stark, die Wilden zahm. Wer wird stärker sein als der Krieg? Der Glaube an den Frieden. Diesen Glauben an die Möglichkeit des beständigen Weltfriedens müssen wir haben und verbreiten in der Welt — damit ist vieles gethan.

Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass die Menschen den Frieden finden, wenn sie ihn suchen.

Wir haben für unsere Bestrebungen mächtige Bundesgenossen. Wir haben an unserer Seite das Christenthum, auf dem ja angeblich unsere Civilisation ruht. Wie hat das Christenthum seine Weltherrschaft erlangt?

Meine Meinung über die Berechtigung der Friedensfreunde.

Eine Plauderei, gehalten in der Versammlung der „Friedensfreunde" zu Wien am 26. Mai 1892 von P. K. Rosegger.

Hochverehrte Versammlung!

Der Himmel muss eine Freude haben, wenn er heute niederschaut auf dieses Haus — auf eine Gemeinde von praktischen Idealisten. — Als solcher bin auch ich — obzwar leidend — aus Steiermark dahergekommen, um Euch allen zu sagen und zu wiederholen, dass ich Euer Kamerad bin.

Seit ich denken kann, habe ich immer gedacht: Die Kriege werden einmal abkommen, und diese meine Meinung ist die Meinung vieler und darum kann ich nur Oftgesagtes wiederholen. Erkenntnis fordert Bekenntnis, und je größer die Wahrheit ist, desto weniger braucht sie einen Schmuck.

Wenn dem Verein „Die Friedensfreunde" alle Freunde des Friedens beitreten, so sind wir der größte Verein auf der Welt. Der Mensch — ob cultiviert oder roh — will vor allem leben, naturgemäß leben, und zur naturgemäßen Lebensweise gehört das Hin- und Herschießen mit Entlichergewehren und Kanonen nicht.

Der Krieg mag einmal zeitgemäß und naturnothwendig gewesen sein; aber muss er es auch bleiben? Die Sclaverei, die Völkerwanderung, die Inquisition und viele andere schlimme Zustände, naturnothwendig waren sie zu ihrer Zeit, und doch haben sie aufgehört. Der Mensch entwickelt sich — aber nicht durch den Krieg. Gienge die Entwickelung durch Kriege vor sich, so müssten Thiergeschlechter, die auf Kriegsfuß leben, es auch schon zu etwas gebracht haben. Aber der Haifisch im Meere und der Geier in den Lüften lebt heute genau wie vor sechstausend Jahren, und der Fuchs und der Tiger und das Krokodil haben seit dieser Zeit nichts gelernt und nichts vergessen. Wenn der Krieg, wie sie gerne sagen, der Vater großer Tugenden wäre, so müssten die Menschen vor lauter Morden und Brennen seit Jahrtausenden schon bald Heilige oder Götter sein. Sie sind es einigermaßen noch nicht. Also einmal ein neuer Curs — vielleicht geht es besser. Nein, nicht die rohe Gewalt fördert die Entwickelung, sondern der Idealismus.

„Was Großes auf Erden geschehen, vollbrachten die Schwärmer", sagt Hamerling, der auch bewiesen hat, wie man ein treuer Sohn seines Volkes und ein weltumfassender Menschenfreund sein kann.

Auch uns heißen sie Schwärmer, und mit Recht, wir schwärmen für den Frieden.

Gegner pflegen uns den Rath zu geben, doch auch den Russen und den

— jeder in seinem Kreise und nach seiner Weise — arbeiten für unser heiliges Ziel. — Die Wucht der Vorurtheile macht uns nicht muthlos. Oder soll die Gegenwart eine Sclavin der Vergangenheit bleiben? Nein, die Gegenwart sei die Mutter der Zukunft. Die gütige Mutter eines glücklicheren Geschlechtes.

Das ist meine Überzeugung, vielleicht auch die Euere. Sie weiter und weiter zu verpflanzen, das ist unsere Aufgabe.

Indem ich nun, hochverehrte Anwesende, für Euere Nachsicht und Geduld Dank sage, sei meine Betrachtung beschlossen mit einem Gedichtlein von Karl Stieler:

A Bauer hat drei Buabn im Feld,
Dö lossn gor nix hörn;
Dös falltn auf, er geht in d Stodt,
Und frogg in da Kasern:

„Wia geht's mein Toni?" hot er gfrogg,
Den hot er gern vor olln;
Do schauns n on und sogn schön stad:
„Der is bei Wörth drein gfolln."

„Oh mein Gott, na! — Und unser Hons?"
„Der is mit siebzig Mann
Bei Sedan gfolln." — — „Und — da Sepp?"
„Der liegt bei Orleans."

Der Olti sogg ka Wort und geht.
Er holt't sich on ban Kostn,
Ban Stuhl, ban Thürgschloss, ba der Stiagn —
Er muass a wenkerl rostn.

Selm afn Staffel, grod vorn Haus,
Selm is er niedergsessn.
Er holt't sein Huat noh in da Hond,
Hot schier af olls vagessn.

Es gehn und fohrn viel tausend Leut,
Viel hundert Wagn dabei,
Da Voda sitzt no allaweil durt:
„— Drei Buabn — und olli drei!"

Auf der Alm, da gibt's ka Sünd.

Volkslied.

Von der Alpe schaut ein Haus
Still und öd ins Thal hinaus,
Drinnen haust mit muntrem Sinn
Eine schöne Sennerin.
Sennerin singt manches Lied,
Wenn durchs Thal der Nebel zieht.
Horch! Dann klingt's durch Luft und Wind:
„Auf der Alma — auf der Alma,
Auf der Alma gibt's ka Sünd!"

Als ich jüngst auf schroffem Pfad
Ihrem Paradies genaht,
Trat sie flink zu mir heraus,
Bot als Herberg mir ihr Haus,
Fragt nicht lang, was ich hantier',
Setzt sich traulich gleich zu mir,
Singt ein Liedchen leis und lind:
„Auf der Alma — auf der Alma —
Auf der Alma gibt's ka Sünd."

Als ich drauf am Morgen schied,
Hör' ich ferne noch ihr Lied;
Und zugleich mit Schmerz und Lust
Trag ich's heiß in meiner Brust,
Überall, wo ich auch bin,
Schwebt mir vor die Sennerin,
Und da klingt's durch Luft und Wind:
„Auf der Alma — auf der Alma —
Auf der Alma gibt's ka Sünd."

Durch das Schwert? Nein, durch die Palme. Und jene Kriege, die unbegreiflicherweise im Namen des Christenthums geführt worden sind, haben es nur geschwächt und entwürdigt. Der Glaube an seine Sendung hat das Christenthum groß gemacht — das können wir uns merken.

Ich kenne, nebenbei gesagt, einen Poeten, dessen Lebensanschauung die christliche ist. Z. B. ist er ein Feind altheidnischer Brutalität und moderner Prunksucht; er verurtheilt die auf Kosten der Armut angesammelten Reichthümer und geht mit den Unterdrückten. Er verwirft den Racen- und den Völkerhass, hat Mitleid mit aller Creatur und ist Mitglied der Friedensfreunde. — Viele können diese haarsträubenden Verirrungen nicht begreifen und fragen den Poeten: warum? — Ja, weil er Christ ist, oder strebt, es zu sein. — Es gibt in unserer aufgeklärten Zeit nämlich immer noch einfältige Leute, welche das, was sie scheinen, auch sein wollen.

Einen anderen mächtigen Bundesgenossen haben wir an dem Menschenherzen überhaupt. Hass- und Rachegefühl in ihm sind vorübergehend, seine natürlichen Regungen sind Wohlwollen, Liebe, Mitleid.

Wir Modernen sind geboren zur friedlichen Arbeit, wir können unsere Tapferkeit bethätigen im Kampfe mit der äußeren und inneren Natur, in der Erfüllung nützlicher Berufspflichten, in der Liebe zum Nächsten. Solche Kämpfe sind mindestens so schwer, als das mechanische Hinschießen auf einen Feind, dessen Person uns gleichgiltig ist. Wir sind keine Helden, wie die Alten waren. Die Alten — Körperkraft! Todesverachtung! — Kämpfen und Bluten an und für sich haben sie für Tugenden gehalten. In wilder Leidenschaft haben sie gerungen Mann gegen Mann, Zahn um Zahn. Bei uns muss zu Kriegszeiten das persönliche Hassgefühl erst künstlich erzeugt werden; für uns kämpfen in die Ferne hin die Waffen fast allein. Die alten Helden würden darob die Nase rümpfen. — Wir kämpfen nicht mehr aus Kampf- und Mordlust, sondern zumeist nur sehr nothgedrungen; daraus ersieht man, wie sehr die Natur durch die Civilisation sich geändert hat. Wir suchen unsere Tugenden anderswo, und wenn wir Krieg führen, so geschieht es stets für einen Vortheil, zumeist praktischer Natur.

Und der praktische Vortheil, das ist der dritte Bundesgenosse für unsere Friedensbestrebungen, und vielleicht gerade der beste Kamerad.

Wir verabscheuen den Krieg, weil er unmenschlich ist. Aber der moderne Mensch, der aufs Praktische und aufs Nützliche geht, mag den Krieg auch darum nicht, weil er zu viel kostet und zu wenig wert ist. — Gefällt ihm das, wenn die Friedenszeit nur eine Ruhepause sein soll? Die sogenannten Friedensjahre sind gerade gut genug, um sich von dem stattgefundenen Kriege zu erholen, oder sich auf den künftigen vorzubereiten. Und dafür unsere hohe Cultur, unser Wissen und Können, unser Menschenstolz?

Der allermächtigste Bundesgenosse der Friedensfreunde aber — ist der Krieg selbst. Der nächste Krieg, von dem sie ja sagen, dass er unausbleiblich ist, wird uns mehr Leute zuführen, als es die größte Propaganda vermöchte.

Und wenn sich denn alles Maßgebende für den Frieden ausspricht: die Natur, die Gesittung, die Religion, die Philosophie, der Vortheil — warum sollte er nicht möglich sein? — Wenn aber der Krieg, wie sie sagen, unausrottbar ist, dann ist dieses Leben nicht wert, dass man ihn führt.

Nein, wir glauben an die Menschheit und bleiben ihr treu. Ohne Unterlass und in Demuth wollen wir

dieses Wort nimmst du nie in den Mund, denn das wird Mode. Und wenn zwei oder drei zusammenkommen, die den Modewörterabscheu theilen, und sie vergleichen ihre Liste, so zeigt sich, dass sie genau dieselben Wörter darauf haben — ein Beweis, dass es an den Wörtern liegt und nicht an den Menschen, wenn manche Menschen manche Wörter unausstehlich finden. Ihrer Ausdrucksweise merkt aber deshalb niemand an, dass sie die Wörter vermeiden, die klingt so modern wie möglich, kein Mensch vermisst die Modewörter drin. Leider begegnet es auch „ersten" Schriftstellern nicht selten, dass sie auf Modewörter hineinfallen.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren kam aus Süddeutschland das schöne Wort Bälde auf. Es dauerte nicht lange, so waren alle Zeitungen voll davon; alles wurde als in Bälde bevorstehend angekündigt. Seit ein paar Jahren ist es vollständig wieder verschwunden. Es war ein richtiges Modewort. Ähnlich ist es mit Tragweite gegangen. Das dem Geschützwesen entlehnte Bild wurde in der Zeitung eine Zeit lang so massenhaft verwendet, es gab so viele Dinge von der größten, ja von ungeheuerer Tragweite, dass man es schließlich doch nicht mehr gut brauchen konnte, und so ist es allmählich wieder aus der Mode gekommen, von der Bildfläche verschwunden — auch so eine Modephrase. Wer 1870 und 1871 über den Krieg schrieb, ließ die deutschen Truppen nie anders als Schulter an Schulter kämpfen, als ob die deutsche Heereseinheit durch gar nichts anderes hätte ausgedrückt werden können. Jetzt spukt das nur noch gelegentlich in Sedanfestreden.*) Zu den neuesten Zierden des Modedeutsch gehört die Darbietung in der Sprache unserer Musikschreiber: die gelungenste Darbietung des Festabends — die Darbietungen des diesjährigen Pensionsfondsconcerts u. s. w.

Eine richtige Modenarrheit ist es, gewisse Hauptwörter jetzt stets durch einen substantivierten Infinitiv zu umschreiben, wenn's nicht manchmal bloße Dummheit ist! Das letzte ist wohl anzunehmen, wenn jemand statt Ende schreibt: das Aufhören, oder statt Mangel: das Fehlen. Eine Modenarrheit liegt aber ohne Zweifel in der Art, wie jetzt das Wissen, das Können und das Wollen gebraucht wird — Wörter wie Kenntnis, Fähigkeit, Geschick, Absicht scheinen ganz vergessen zu sein. Das Wissen fieng an: er hat ein ganz hervorragendes Wissen, jetzt spricht man aber auch schon von dichterischem Wollen, und in höchster Blüte steht das Können! Folgendes Gedicht mag das Können des Dichters veranschaulichen — das Concert lieferte einen glänzenden Beweis für das künstlerische Können des Vereines — Beethoven widmete ihr die Cis-moll-Sonate, kein geringes Zeugnis für das musikalische Können der Angebeteten — Herr W. hat damit eine neue Probe seines bedeutenden gärtnerischen (?) Könnens gegeben (es handelt sich um ein Teppichbeet) u. s. w. Es kann einem ganz schlimm und übel dabei werden.

Eine Menge von Modewörtern gibt es jetzt unter den Adjectiven. Dahin gehören zum Beispiel eigenartig, unerfindlich, verlässlich, selbstlos, zielbewusst, unentwegt, erheblich u. a. Für eigenartig sagte man früher eigenthümlich; jetzt scheint man unter eigenthümlich nur noch so viel wie seltsam oder wunderlich zu verstehen, alle Welt spreizt sich mit dem neumodischen eigenartig. Statt verlässlich hieß es früher zuverlässig, statt selbstlos uneigennützig, oder etwas ähnliches. Die guten alten Wörter bestehen ruhig weiter, aber wer die

---

*) Wieviel hunderttausendmal ist Kaiser Wilhelm der Zweite nach seiner Thronbesteigung unser jugendlicher Kaiser genannt worden, obwohl man immer unseren jungen Kaiser meinte! Es war eben Mode.

Ein bißchen Schulmeisterei

über deutsche Sprachfehler und Modewörter von Dr. Gustav Wustmann.*)

Daß es Sprachmoden gibt, so gut wie Kleidermoden, und Modewörter so gut wie Modekleider, Modefarben und Modefrisuren, darüber kann wohl kein Zweifel sein. Es gibt Wörter und Redensarten, die alle Kennzeichen einer Modeschöpfung an sich tragen. Die Mode wird ja gemacht von Leuten, die gewöhnlich nicht den besten Geschmack haben. Oft ist sie so dumm, daß man sich ihre Entstehung kaum anders erklären kann, als daß man annimmt, der Fabrikant habe absichtlich etwas recht Dummes unter die Leute geworfen, um zu sehen, ob sie darauf hineinfallen würden. Natürlich fällt die ganze große Masse darauf hinein, denn Geschmack ist, wie Verstand, „stets bei wenigen nur gewesen". Je dümmer, je besser. Zuletzt, wenn eine Mode so gemein (d. h. allgemein) geworden ist, daß sie auch dem Beschränktesten als das erscheint, was sie für den Einsichtigen von vornherein gewesen ist, als gemein (d. h. niedrig), verschwindet sie wieder, um einer anderen Platz zu machen, die dann denselben Lebenslauf hat. Vornehme Menschen halten sich stets von der Mode fern. Es gibt Frauen und Mädchen, die in ihrer Kleidung alles verschmähen, was an die jeweilig herrschende Mode streift; und doch ist nichts in ihrem Äußeren, was man absonderlich oder gar altmodisch nennen könnte, sie erscheinen so modern als möglich und dabei doch so vornehm, daß alle Modegänschen sie darum beneiden könnten.

Genau so geht es mit gewissen Wörtern und Redensarten. Man hört oder liest ein Wort irgendwo zum erstenmale, bald darauf zum zweiten, dann kommt es öfter und öfter, und endlich führt es alle Welt im Munde, es wird so gemein, daß es selbst denen, die es eine Zeit lang mit Wonne mitgebraucht haben, widerwärtig wird, sie anfangen, sich darüber lustig zu machen, es gleichsam nur noch mit Gänsefüßchen brauchen, bis sie es endlich wieder fallen lassen. Aber es gibt immer auch eine kleine Anzahl von Leuten, die, sowie ein solches Wort auftaucht, von einem unbesieglichen Widerwillen davor ergriffen werden, es nicht über die Lippen, nicht aus der Feder bringen. Und da ist auch gar kein Zweifel möglich; wer überhaupt die Fähigkeit hat, solche Wörter zu erkennen, erkennt sie sofort und erkennt sie alle. Er sagt sich sofort:

*) Aus dessen ausgezeichnetem Werke: Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Bereits in 40.000 Exemplaren erschienen bei Fr. Wilh. Grunow. Leipzig.

nur in seiner eigentlichen Bedeutung gebraucht wurde (naturgemäß leben), an den Platz von natürlich (das heißt selbstverständlich) gedrängt hat, ist geradezu lächerlich. Naturgemäß ist die Studentenzeit zum Lernen bestimmt — die Wiedergabe durch Lichtdruck lässt naturgemäß manches unklar — die Sorge beginnt naturgemäß gleich bei der Aufnahme der Lehrlinge — anders wird gar nicht mehr geschrieben. Nun, es wird auch vorübergehen. Wenn wir erst so weit sein werden, dass der Gigerl naturgemäß für selbstredend braucht, dann wird das alte natürlich schon wieder in seine Rechte eingesetzt werden.

Unter den modischen Zeitwörtern nimmt augenblicklich gestatten den obersten Rang ein, erlauben ist ganz ins alte Eisen geworfen. Ich gestatte mir, gestatten Sie mir, darf ich mir gestatten — so geht es in Gesellschaft unaufhörlich herüber und hinüber. Auch der Student, der früher dem Freunde zutrank mit den Worten: ich komme dir ein Stück! erhebt sich jetzt feierlich, lüftet mit der Linken die Mütze, ergreift mit der Rechten das Glas am Deckel (!) und lispelt: ich gestatte mir!

Aber nicht immer handelt sichs bei den Sprachmoden um neue oder in den Vordergrund geschobene Wörter; mitunter ist es nur ein neuer, einem alten Worte untergelegter Sinn, der in die Mode kommt. So brauchte man erhellen früher nur transitiv: die Lampe erhellt das Zimmer. Jetzt gilt es für fein, es intransitiv zu gebrauchen (für hervorgehen, sich ergeben): aus Vorstehendem erhellt — aus den Jahresberichten der Fabrikinspectoren erhellt — schon aus diesem flüchtigen Überblick dürfte die Bedeutung des Museums erhellen u. s. w. Ähnlich ist es mit eröffnen. Von einem Concert oder einer Versammlung sagte man früher und sagen verständige Menschen noch jetzt: sie werden eröffnet. Der Sprachmodeaffe sagt nur noch: die Börse eröffnete flau — die Feier eröffnete mit einer Festrede — das Concert eröffnete mit Schumanns Manfredouverture. Unterstehen brauchte man früher nur reflexiv: sich etwas unterstehen; intransitiv sagte man getrennt: unter der Herrschaft stehen. Jetzt heißt es nur noch: der Herrschaft unterstehen. Ganz lächerlich gebraucht man jetzt vertreten sein, nämlich in dem Sinne von — anwesend sein, dasein, vorhandensein: die Mitglieder waren beinahe vollzählig vertreten — im Stadtpark waren die Maikäfer dies Jahr nicht so zahlreich vertreten. Vertrauen verband man früher stets mit auf, ein Objectsatz dahinter war unerhört. Jetzt ist es fein, es wie hoffen und glauben zu behandeln und zu schreiben: das Ministerium vertraut, dass der eingerissene Missbrauch bald wieder abgestellt sein wird — der Leser vertraue, dass wir bei der Feststellung des Textes die größte Vorsicht haben walten lassen. Ganz seltsam wird auslösen jetzt gebraucht. Früher verstand man darunter: einen durch ein Lösegeld befreien. Jetzt heißt es: der Dichter will uns nicht seine Gedanken aufnöthigen, sondern unsere eigenen Gedanken auslösen. Stammt das Wort in dieser geistreichen Anwendung vielleicht aus der Chemie? oder aus der Mechanik? Etwas Rechtes denken kann man sich nicht darunter. Die sich aller Augenblicke damit spreizen, denken sich wohl auch selber nicht viel dabei.

In anderen Fällen liegt die Modenarrheit in der Art der Zusammensetzung. Früher hoffte oder erwartete man etwas, jetzt wird alles erhofft. Auch ein Beweis wird nur noch erbracht (er!), während er früher gebracht oder geliefert wurde. Wenn eine Summe getheilt wird, so sagte man früher: es kommt oder fällt auf jeden einzelnen so und so viel; jetzt entfällt alles: auf den nationalliberalen

Mode mitmachen will, gebraucht sie nicht mehr, er gebraucht nur die Modewörter. Eine fürchterliche Dummheit ist unerfindlich (statt unbegreiflich). Erfinden und verstehen (oder begreifen) wird kein Mensch mit einander vertauschen; wie ist es also möglich, dass unerfindlich dasselbe bedeute wie unbegreiflich? Es ist eben Mode. Zu den großartigsten Modewörtern gehören erheblich, zielbewusst und unentwegt. Ein Vortrag, eine Rede, ein Toast bei einem Festessen ohne zielbewusst und unentwegt ist jetzt gar nicht denkbar. Und mit welcher Würde werden diese Wörter ausgesprochen! Die ärmsten, die keine Ahnung haben von dem Schalk, der mit am Tische sitzt und die Wörter nur mit Gänsefüßchen hört! Dass der massenhafte Verbrauch von erheblich und unerheblich den Leuten noch nicht zum Ekel geworden ist, ist unbegreiflich. Es ist das Lieblingsadjectiv aller Zeitungsschreiber, Juristen und Beamten. Früher sagte man bedeutend und unbedeutend, wichtig und unwichtig, wesentlich und unwesentlich. Das alles bekommt man kaum mehr zu hören, jetzt ist alles erhepplich und unerhepplich — so nämlich muss man die Wörter aussprechen, wenn man die Mode richtig mitmachen will.*) Unsere Juristen erörtern jetzt lebhaft das Thema von den langzeitigen und kurzzeitigen Freiheitsstrafen. Als ob lang und kurz nicht mehr die Zeit bedeuten könnte! Wie haben's die Leute nur früher verstanden, wenn von einer langen oder von einer kurzen Gefängnisstrafe die Rede war? Oder von hohem Fieber, an dessen Stelle unsere Mediciner nur noch von hochgradigem reden?

Unter den Adverbien sind oder waren reine Modewörter, die über kurz oder lang wieder verschwinden werden: bislang, selbstredend, naturgemäß (statt natürlich) und vor allem das wunderbare voll und ganz. Bislang (statt bisher) wurde in den Siebziger-Jahren von Hannover aus verbreitet und war binnen wenigen Jahren Modewort. Aber es wurde den Leuten bald zu viel, heute ist es ziemlich wieder vergessen. Ähnlich ist es mit selbstredend gegangen (statt selbstverständlich); es ist nur noch das Lieblingswort der Ladendiener und der Wein- und Cigarrenreisenden. Auch voll und ganz hat seinen Höhepunkt wohl hinter sich; es ist schon zu oft mit Gänsefüßchen gedruckt und — gesprochen worden (man kann es wirklich mit Gänsefüßchen sprechen, man braucht sich nur recht in die Brust zu werfen, die Unterkehle herauszudrücken und statt o ein schönes Gaumen-a zu sprechen: vall und ganz!), als dass es noch ganz unbefangen verwendet werden könnte. Aus dem Wortschatze des Ministers und des Reichsrathsabgeordneten ist es allmählich hinabgerutscht in den des kleinstädtischen Bürgermeisters und des Kriegsvereinsvorstehers; die wirken vielleicht noch eine Zeit lang damit bei ihrem Publicum. Inzwischen versuchen's andere noch eine Weile mit der Umstellung: ganz und voll, aber auch das will nicht mehr recht ziehen, ganz wie eine Kleidermode, die vorbei ist und die man auch durch Umflicken nicht mehr halten kann. Sehr beliebt wird es aber jetzt, voll allein zu brauchen, wo man früher vollständig sagte: dieser Auffassung kann ich voll beipflichten — überall deckt der Ausdruck voll den Gedanken — um die Tiefe seiner Auffassung voll zu würdigen — die deutschen Gemälde hielten den Vergleich mit den französischen voll aus u. s. w. Naturgemäß, oder vielmehr naturjemäß (denn es stammt unzweifelhaft aus Berlin) scheint noch im Aufsteigen begriffen zu sein. Mit welcher Schnelligkeit sich dieses Wort, das noch vor kurzem

*) Andere dieser Modewörter müssen gequetscht und genäselt werden, um ihren ganzen Reiz zu entfalten, z. B. ägenärtig (eigenartig).

anlagt. Procente werden nicht mehr abgezogen, sondern verabzugt. Lauter fürchterliche Wörter — aus dem Zeitwort erst ein Hauptwort gebildet und aus dem Hauptwort dann wieder ein neues Zeitwort! Freilich sind sie nicht schlimmer, als beauftragt, beansprucht (statt angesprochen), bevorzugt (statt vorgezogen), beeinflusst, bewerkstelligt u. a., an die wir uns längst gewöhnt haben, und die für feinfühligere Ohren bei ihrem ersten Auftauchen gewiss ebenso fürchterlich gewesen sind, wie uns jetzt vereinnahmt und verabzugt. Aber es ist doch immer gut, sich einmal des Schwulstes bewusst zu werden. Nichts als unnöthiger Schwulst sind auch Zusammensetzungen, wie Vorahnung, Vorbedingung, Anrecht, Beihilfe, Rückerinnerung, Herabminderung u. s. w. Was sollen in diesen Wörtern die Präpositionen? kann man auch Bedingungen hinterher stellen? oder sich an etwas voraus erinnern? oder etwas hinaufmindern?

Lieder eines Handwerksburschen.

Von Rudolf Liebisch.*)

Scheidetrost.

Ja, morgen geh' ich wieder fort von hier —
Das willst du fassen nie!
Du schiltst mich einen schlechten Wicht:
Zum Bleiben taugt der Bursche nicht,
Drum quäl' mich nicht, Marie!

Du bat'st um eine Locke mich,
Und freudig geb' ich sie.
Nun tilge deiner Thränen Spur —
Die Strümpfe trag' ich Sonntag nur,
Die du gestrickt, Marie!

Vergissmeinnicht.

Von dannen geh' ich morgen
Im frühen Dämmerlicht,
Doch brauch' ich nicht zu sorgen —
Vergessen werd' ich nicht!

Es wird mit feuchten Wangen,
Hoff' ich, im Kämmerlein,
Noch oft an mich mit Bangen
Denken die Liebste mein.

Und selbst, wenn sie auch leider
Ihr Treuversprechen bricht —
Die Waschfrau und der Schneider
Vergessen mich sicher nicht!

Des Meisters Tochter und ich!

Wir seh'n uns den ganzen Tag nicht an,
Des Meisters Tochter und ich,
Und kommt in die Werkstatt sie dann und wann,
Thu' ich, als störe sie mich!

D'rob schmunzelt der Meister zu jeder Frist:
„Du bist mir wie keiner wert —
Du bist ein Gesell, der fleißig ist,
Und nicht um die Mädchen sich scheert!“ —

— Wir sehen uns auch am Abend nicht,
Des Meisters Tochter und ich —:
In die Laube da dringt kein Schimmer von Licht,
Wo wir kosen, herzinniglich!

Trutzlied.

O, lass sie nur höhnen und geifern,
Von giftigem Groll beschwert —
Je mehr sie wider dich eifern
Je höher steigt nur dein Wert.

Sie wissen auf krummen Pfaden
Nur immer einherzugeh'n!
Du aber wähltest den g'raden —;
Sie werden dich nie versteh'n.

---

*) Aus „Kreuz und Quer“. Verlag von Baumert & Ronge in Großenhain und Leipzig.

Candidaten entfielen 3500 Stimmen — bei Zerlegung des Wochengeldes entfällt auf den Kopf nur ein geringer Betrag u. s. w. Wem entfällt er denn? Entfallen verlangt doch die Angabe der Person, der etwas entfällt! Aber auch für wegfallen wird es jetzt fein, entfallen zu sagen: mit der Socialdemokratie entfällt auch die Nothwendigkeit argwöhnischer Überwachung des Volkes — die griechischen Exercitia können beschränkt werden und in den obersten Classen ganz entfallen — es ist zu dumm! Von Sitten, Gebräuchen, Zuständen sagte man früher: sie haben sich gebildet, ausgebildet oder entwickelt; jetzt bilden sie sich nur noch heraus; schon lange vor Einführung der Buchdruckerkunst hatte sich bei der Kirche die Sitte herausgebildet — Woherraus denn? der Ausdruck hat etwas so krampfhaftes, dass man die Sitte förmlich aus einem Krater hervorbrodeln sieht; am Ende sagen wir noch: hereinbilden statt einbilden, herabbilden statt abbilden u. ähnl. Bestellte Waren wurden früher, wenn sie fertig waren, geliefert oder abgeliefert; jetzt werden sie auch angeliefert, in Leipzig wenigstens. Für vorhergehen oder vorausgehen sagte man wohl auch früher schon in dichterisch oder rednerisch gehobener Sprache voraufgehen, für annehmen, wenn man sich recht feierlich ausdrücken wollte, entgegennehmen; der Kaiser nahm das Beglaubigungsschreiben eines auswärtigen Souveräns entgegen. Jetzt sind beides reine Modewörter geworden. Die Zeitungen reden von der der deutschen Gewerbeordnung voraufgegangnen preußischen Gewerbeordnung, und Geldbeiträge für öffentliche Sammlungen, Anmeldungen neuer Schüler, Inserate für die nächste Nummer, Bestellungen auf das nächste Quartal werden nur noch entgegengenommen. So geht es: ein Wort, das ursprünglich einen vornehmen Sinn haben sollte, wird plötzlich von Krethi und Plethi gebraucht und ins Ordinäre gezogen, genau wie eine Kleidermode. In den Zeitungsberichten über „stattgefundene" Gerichtsverhandlungen ist seit einigen Jahren das unsäglich alberne Wort vorbestrafen Mode geworden; täglich kann man lesen, dass ein schon zehnmal vorbestrafter Kellner oder ein schon fünfzehnmal vorbestrafter Riemergeselle abermals auf der Anklagebank gesessen habe. Was ist denn das für eine besondere Art von Strafen: Vorstrafen? Was Vorgeschmack, Vorgeschichte, Vorfrühling, Voressen ist, das weiß man; aber Vorstrafen? Wenn jemand, ehe er geköpft wird, eine Stunde lang mit glühenden Zangen gezwickt würde, so könnte man das eine Vorstrafe nennen. Aber so etwas meinen doch die Berichterstatter nicht. Das Vorstrafen gehört eben jetzt in ihren Modephrasensack, wie hunderterlei anderes auch. Nicht anders ist es mit dem Vorjahr, das jetzt ausschließlich für voriges Jahr gebraucht wird. Immer schreibt's einer dem andern nach, ohne einmal über den Unsinn nachzudenken. Die Leipziger Messe hat eine Vorwoche, d. h. eine Woche, die der Hauptwoche vorhergeht. Aber wie kann man jedes beliebige Jahr, das einem anderen vorhergegangen ist, dessen Vorjahr nennen? Dann könnte auch der Lehrer einmal seine Unterrichtsstunde beginnen: Wir haben in der Vorstunde von der Schlacht bei Salamis gesprochen.

Dass die Sprachmode wie die Kleidermode auch den Schwulst liebt, ist kein Wunder. Schon die bisherigen Beispiele haben es zum Theil gezeigt, aber es gibt noch schlimmere. Geld wird schon längst nicht mehr eingenommen und ausgegeben, sondern nur noch vereinnahmt und verausgabt. Eine Summe wird nicht mehr so und so hoch angeschlagen, sondern nur noch veranschlagt. Ein befähigter Junge heißt nicht mehr glücklich angelegt, sondern beanlagt oder ver-

als musterhafte Bürger und ein Verzeichnis ihrer Tugenden wird vorhanden sein in Stein oder Erz zur Bewunderung nachfolgender Geschlechter. Es ist ein lügenhaftes Geschäft, Grabsteine zu fabricieren.

Die Schwüle des abgeschlossenen Raumes machte mich noch müder, als ich schon war. Ich setzte mich auf eine alte gebrechliche Bank in der Nähe eines mit Epheu umsponnenen Grabhügels und versenkte meine Blicke in dieses dunkelgrüne Kraut des Vergessens. Es waren wenig Menschen auf dem Kirchhof; in der Ferne saßen einige schwarzgekleidete Frauenzimmer an einem frischen Grabhügel, und die Leute des Kirchhofinspectors begossen geschäftsmäßig die ihrer Sorge anvertrauten Gräber. Das Geräusch der lebendigen Straße drang dumpf zu mir her; in der hohen Luft jagten sich die Thurmschwalben schrillend und schreiend, und wo die schräge Sonne das Gras noch durchglühte, zirpte kleines emsiges Gethier seinen Abendgesang. Es mochte wohl den Anschein haben, als säße ich dort versunken in trübselige Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen; allein ich will es nur gestehen: ich dachte an einen kühlen Keller und an Rheinwein auf Eis.

In diesem Augenblicke hörte ich eine dünne, fadenscheinige Stimme hinter mir sagen: „Sie sind wohl ein Verehrer von Chamisso, mein Herr?“

Ich hatte auf die leisen Schritte, welche sich mir näherten, nicht geachtet; jetzt wendete ich mich und sah einen kleinen, hageren, schwarzen Herrn hinter mir stehen, der den Blick von mir erläuternd auf das epheuberankte Grab wendete und zugleich mit der Spitze seines Stockes darauf hin zeigte. Ein merkwürdiger alter Herr mit einem gelblichen scharfen Antlitz, dem ein paar ganz unvorbereitete, plötzliche schwarze Augen einen seltsam starren Ausdruck gaben.

„Allerdings, mein Herr“, antwortete ich, „aber weshalb diese Frage?“

„Nun, da ist er ja“, sagte der Alte fast unwillig, indem er mit seinem Stocke zweimal hastig auf das Grab hindeutete. Dann drückte er ihn zwischen die Knie, zog eine goldene Dose hervor und nahm eilfertig mit zitternden Fingern eine Prise. Ich sah, dass dieser Stock als Knopf einen silbernen Todtenkopf trug, und kam auf die seltsame Idee, den Mann für einen Arzt zu halten, der in seinem Garten spazieren geht. Dies sprach ich aber nicht aus, sondern begab mich an das Grab, um es näher zu betrachten. Der Alte folgte mir und schob mit seinem Stock eifrig die Epheuranken fort, welche den einfachen Stein überkrochen hatten.

„Dies ist er, und dies ist seine Frau“, sagte er und deutete auf die beiden Inschriften, „ich habe ihn noch gekannt; das war ein Dichter auch dem Aussehen nach. Es sind hier noch mehr aus der Zeit, z. B. Hoffmann. Soll ich Ihnen Hoffmann zeigen?“

Und ohne meine Zustimmung abzuwarten, steuerte er mit der Sicherheit eines Menschen, der sich ganz zu Hause fühlt, quer über den Kirchhof auf kleinen Richtsteigen zwischen den Gräbern, und ich folgte ihm, halb verwundert, halb neugierig, wie dies wohl ablaufen würde. Endlich stand er still und deutete auf eine flache Steintafel, welche aus einer ebenen, von der Sonne gedörrten Grasfläche emporragte.

„Sie haben den Hügel einsinken lassen“, sagte er, „und die Tafel ist schief geworden.“ Dann las er mit einer gewissen Andacht die Inschrift:

E. T. W. Hoffmann
geb. Königsberg den 24. Januar 1776
gest. Berlin den 25. Juni 1822
Kammergerichtsrath.
Ausgezeichnet
im Amte,
als Dichter,
als Tonkünstler,
als Maler.
Gewidmet von seinen Freunden.

Je schlimmer sie sich geberden,
Je fröhlicher schreite fürbass —
Kein größeres Lob kann dir werden,
Als deiner Neider Hass!

Manneswürde.

Nicht zaudernd sei dein Thun und Lassen,
Nicht lau dein Lieben oder Hassen,
In allem sei ein ganzer Mann.
Und was du muthig hast begonnen,
Vollend' es, eh' die Zeit verronnen,
Die deinem Werk nur dienen kann.

Denn wisse, eh' du dich's versehen,
Kann eine Stunde dir vergehen,
Die dir wohl tausend and're wert —
Tiefernstes Wägen, kurzes Handeln,
Der feste Sinn in Thun und Wandeln
Ist's, was den Mann erst in dir ehrt!

Daniel Siebenstern.

Eine Sondergestalt von Heinrich Seidel*).

Es war eine echte, gerechte Sonnenglut. Wer es mit oder ohne Opfer hatte möglich machen können, war aus Berlin verschwunden und lag an fernen Quellen im kühlen Schatten und pumpte sich den Staub aus Brust und Herzen, oder schluckte fremden Staub und fremde Hitze und bildete sich ein, Sommerfrische zu genießen. Auf jeden Fall aber war er fort aus Berlin — und mein Verhängnis zwang mich zum Bleiben. Man könnte überhaupt viel angenehmer leben, wenn das „Verhängnis" nicht wäre.

Eines Abends schlenderte ich aufgelösten Geistes die Belleallianceстraße entlang, ohne Willen, ohne Vorsatz und ohne Lebenslust, das beklagenswerte Opfer widriger Pflichten — da leuchteten mir durch das eiserne Gitter des Kirchhofes grüne Bäume und Sträucher so verlockend entgegen, dass ich kurz entschlossen eintrat, in der Hoffnung, dort ein wenig Kühlung zu finden. Dies schlug allerdings fehl, denn die allmächtige Sonne hatte auch in dem Schatten der Bäume brütende Schwüle verbreitet; allein es zog mich doch an, dieses Gräberfeld zu durchwandern; es entsprach meiner Stimmung und erleichterte meine Seele. Gebrochene Säulen, Kreuze und Steintafeln von allen Arten, dunkle, trübselige Cypressen und rankender Epheu, der alles umspinnt — wer kennt nicht den Charakter eines solchen Ortes! Ich gieng umher und las die Inschriften. Welch eine Unsumme von Tugend lag hier begraben! Mir giengen verschiedene ehrenwerte Personen durch den Sinn, die auch einmal hieher kommen werden. Und sie, die im Leben der Hass ihrer Nebenmenschen, die Qual ihrer Verwandten waren, an denen nichts vollkommen war als ihre Laster, sie werden hier ruhen als unvergessliche Väter, als geliebte Mütter,

*) Aus den prächtigen „Vorstadtgeschichten" von Heinrich Seidel. Dritte veränderte Auflage. Leipzig. A. G. Liebeskind.

und die Liebenden sie sich zärtlich darbaten. Das ganze Rankenwerk entsprang der Thür gegenüber aus dem grinsenden Munde eines mit Rosen bekränzten Todtenschädels und kehrte dahin auch wieder zurück.

Ich schwieg eine ganze Weile, in die Betrachtung dieses Kunstwerkes versenkt, und der Alte stand zur Seite und beobachtete mich heimlich.

„Ein heiterer freundlicher Raum, anders als alle dieser Art, die ich bis jetzt gesehen“, sagte ich endlich.

„Nicht wahr“, antwortete der Alte hastig, „ist es nicht ein anmuthiger Gedanke, hier zu ruhen auf ewig im freundlichen Tageslicht oder im stillen Schein des Mondes, statt in den dumpfen modrigen Löchern, oder in finstern unterirdischen Gewölben?“

Mein Blick fiel auf eine goldene Inschrift, die an der Wand angebracht war.

Hier ruht
Daniel Siebenstern
geb. Berlin den 28. Januar 1807
gest. den

Der Tag und Ort des Todes war unausgefüllt.

„Für so alt hätten Sie mich wohl kaum gehalten?“ sagte er dann, „achtundsechzig Jahre. — Das macht das schwarze Haar; es conserviert.“

Mir kam plötzlich die Erleuchtung: dies war des Alten eigene Kapelle.

„Sie selbst . . .?“ fragte ich verwundert.

„Dies wird einmal meine Wohnung sein, wenn ich nicht mehr bin“, antwortete er. Lebhaft fuhr er dann fort: „Alles nach eigenen Angaben, düster von außen, freundlich nach innen. Es ist lange daran gebaut worden, und es war eine heitere Zeit für mich. Es fehlt mir etwas, seit dieses Häuschen fertig ist.“

Die Dämmerung war hereingebrochen. Wir wandten uns wieder zum Gehen. Der Kirchhof war bereits verschlossen, als wir an das Thor kamen; der Alte nahm einen Schlüssel hervor und öffnete die Pforte. „Ich bin hier zu Hause“, sagte er. Als wir uns trennten, meinte er: „Also über Hoffmann sind wir im allgemeinen einig? Ich habe alte Ausgaben seiner Bücher von ihm selbst illustriert, Federzeichnungen und sonstige Seltsamkeiten, auch einige Musikalien; wenn Sie mich einmal besuchen wollen, so will ich Ihnen alles gerne zeigen.“ Dann beschrieb er mir den Weg zu seinem am Kreuzberg gelegenen Häuschen und verabschiedete sich. — —

* * *

Kurze Zeit nachher führte mich ein Geschäft in die Gegend des Kreuzberges. Als ich nach Beendigung desselben noch ein wenig dort umherwanderte, fiel mir ein, dass der alte Herr hier seine Wohnung habe, und als ich meine Augen erhob, fielen sie auf eine alte eiserne Gitterthür, welche ein Messingschild trug mit der Inschrift: Daniel Siebenstern. Die Pforte war in einer Mauer angebracht, welche einen ziemlich verwilderten Garten umschloss und durch das Gitter sah man hinter dichtem Gebüsch ein Haus liegen. Ich zog kurz entschlossen die Glocke. Ein rostiger alter Drahtzug setzte sich nach einer Weile kreischend in Bewegung, und die Thür sprang auf. Ich gieng den grasbewachsenen Steig entlang, um das Haus zu erreichen — da trat mir der Alte auf einem Seitenwege entgegen. Er sah mich eine Weile forschend an; plötzlich erkannte er mich und streckte mir die Hand entgegen.

„Ah, mein junger Freund, Sie halten Wort“, sagte er, „ich glaubte nicht, dass Sie kommen würden. Sie werden nicht viel Schönes bei mir sehen; mein Haus ist alt und verfallen — warum sollte ein alter einsamer Mann eine Wohnung kostbar schmücken, die er so bald verlassen wird? — Mein Garten ist seinem eigenen Willen überlassen, wie Sie sehen. Und er bog vorsorglich einen

Hinter jedem Absatze des letzten Theiles dieser Grabschrift machte er eine kleine Pause, um mir mit seinen schwarzen, starren Augen die Wirkung vom Gesichte zu lesen, die eine solche Vielseitigkeit auf mich ausüben müsste.

„Es ist genug für einen Menschen“, sagte er dann, und sah mich wieder an, meine Bestätigung erwartend.

Nun bin ich zufällig ein Verehrer von Hoffmann und kenne seine sämmtlichen Schriften ziemlich genau. Als der Alte dies aus meiner Antwort merkte, schien ich sein Herz gewonnen zu haben, denn es stellte sich heraus, dass Hoffmann sein Lieblingsschriftsteller war, und wir geriethen in ein begeistertes Gespräch, wie es wohl zu entstehen pflegt, wenn zwei fremde Menschen in gleichem Cultus sich begegnen. Merkwürdigerweise schätzte aber der alte Herr diejenigen Stücke am höchsten, in welchen vom Dichter jedes erlaubte Maß überschritten war, wo er seiner Lust am Grausenhaften und Phantastischen den Ziegel hat schießen lassen. Aber darin war er mit mir einig, dass von dem ganzen romantischen Zauberwald, der in jener Zeit wild und üppig emporschoss, sich außer Kleist und einigen kleinen Märchen von Tieck, Fouqué und Brentano, nichts so lebenskräftig erwiesen hat, wie die Arbeiten unseres Dichters, ja dass er und Kleist als die beiden bedeutendsten Kräfte der romantischen Schule von damals zu bezeichnen sind. Denn nur das hat Wert, was Dauer hat. Die Gaukelbilder, welche Tieck einst in die Lüfte zauberte, hat der Wind längst verweht und nur noch der Literarhistoriker spürt ihren blassen Schatten nach.

Unter solchen Gesprächen wanderten wir in den Steigen des Kirchhofs und standen endlich still vor einer Grabkapelle, wie sie mannigfach sich an die Umfassungsmauer anlehnen. Es war eine Pause in unserer Unterredung eingetreten und mir wurde die Absichtlichkeit auffällig, mit welcher der alte Herr gerade vor dieser Kapelle haltgemacht hatte. Zwischen zwei Säulen von dunkelrothem, poliertem Granit, welche ein Giebel aus gleichem Stoffe krönte, lag der Eingang, verschlossen von einer schweren, kunstreich mit Bronze beschlagenen Thür. Das Ganze machte einen sehr ernsten und feierlichen Eindruck. Der alte Herr grub einen Schlüssel aus seiner Tasche hervor und machte sich mit einer seltsamen hastigen Unruhe daran, diese Thür zu öffnen. Dann, ohne ein Wort zu sagen, drängte er mich förmlich hinein und schloss hinter uns wieder zu. Es war ganz dunkel und kühl, wo wir uns jetzt befanden; ein seltsamer Schauer überlief mich. Der Alte stieß eilig eine Thür vor uns auf, und das eigentliche Innere der Kapelle, ein runder Kuppelraum von freundlicher Helle und Heiterkeit, nahm uns auf. Die Beleuchtung kam von oben durch mattgeschliffene Scheiben, und die Wände waren aus poliertem Marmor von sanfter und heiterer Farbe hergestellt. Oben lief ein Fries herum aus Glasmosaik, dessen schöne Zeichnung und anmuthige Farbengebung mich sofort anzog. Es war eine Art Todtentanz, jedoch ohne den düsteren Charakter, der diesen Darstellungen sonst eigen zu sein pflegt.

In heiterem buntem Ranken- und Arabeskenwerk trieb allerlei Volk sein Wesen, tanzend, trinkend, lachend, musizierend, in das Studium alter Bücher versenkt oder schaffend in rüstiger Thätigkeit. Alle Beschäftigungen in Genuss und Arbeit waren vertreten, und nur bei näherer Betrachtung sah man, dass sämmtliche Früchte und Blumen, in welche die Arabesken ausliefern, aus zierlichen kleinen Todtenköpfen, Stundengläsern, gekreuzten Knochen, Särgen und ähnlichen Emblemen des Todes bestanden, dass diese Dinge überall hineinnickten und rankten in das blühende Leben, dass die Kinder fröhlich nach ihnen langten

doch einzig und allein Gefahr kommen kann von denen, die leben. Was hat der Tod Erschreckendes? »In Bereitschaft sein ist alles«, sagt Hamlet. Sie wissen, ich bin bereit, ja mehr noch, als Sie denken. Kommen Sie!"

Und er stand schon in der Thüre und winkte mir, ihm zu folgen. Er schritt vor mir her, einen langen dämmerigen Gang hinunter. Am Ende desselben öffnete er eine Thür, daraus glanzvolle Helle hervorbrach, und bat mich, einzutreten. Ein sonniges Blumenzimmer nahm uns auf. Die Wände waren ganz mit Epheu und rankenden Schlinggewächsen überkleidet und ringsum war der Raum erfüllt mit den schönsten und seltensten Pflanzen, die ihre Blätter und schimmernden Kelche mit Behaglichkeit dem Scheine der Sonne darboten. In der Mitte des Raumes war ein Postament, besetzt mit den köstlichsten Blumen. Darauf zeigte sich ein kostbarer Sarg, von mächtigen Wachslichtern in schön gearbeiteten Bronzeleuchtern umgeben. Der Alte nahm eine Gießkanne und begoss die Blumen. Während dieses Geschäftes sprach er in Absätzen, wie für sich, kaum als wisse er, dass ich zugegen sei: „Wenn ich sterbe, ist mein Name und Geschlecht ausgelöscht — wie die Funken laufen in einem verbrannten Stück Papier: zuletzt glimmt einer noch eine Weile, und dann ist alles aus. — Von meiner Art, von meinem Wesen geht nichts über auf die folgenden Geschlechter; mein Blut verrinnt, wie der Quell der Oase versiegt im glühenden Sande der Wüste." —

Er schwieg einen Augenblick. „Es ist ein trauriges Gefühl", sagte er dann, „das Ende einer Reihe zu sein. Sie denken, ich hätte mich verheiraten können. — Sie denken, dass ich einsam stehe, weil ich es selber so gewollt habe?" Dabei zog er eine Rose von seltener Schönheit zu sich her und versenkte sich eine Weile in den Duft derselben. Dann ließ er sie zurückschnellen. „Und nun ist es vorbei", sprach er wieder mit sich selbst, und dann lauter: „Heiraten Sie, heiraten Sie, junger Mann, sobald Sie es vermögen, damit Ihr Blut nicht hinweggelöscht wird von dieser Erde! Dann werden Sie noch leben und wirken, wenn alles, was von mir als Rest blieb mit jenem bunten Häuschen von Stein, das Sie kürzlich sahen, vertilgt und vernichtet ist."

Ich vermochte nichts zu antworten — was sollte ich auch sagen? Er schien auf keine Antwort zu warten, sondern verrichtete seine Arbeit schweigend und ohne mich anzusehen.

Wir kehrten in das Studierzimmer zurück, und nach einer kleinen Weile verabschiedete ich mich. Als ich das kleine Gartenthor geschlossen hatte, tönten aus dem Hause die eindringlichen Töne des Harmoniums zu mir her. Ich stand noch eine Weile und lauschte. Es war die Weise des alten Chorals: „Mitten wir im Leben sind von dem Teufel umfangen."

* * *

Ich habe Daniel Siebenstern nicht wieder gesehen. Bald nach diesem Besuche verließ ich Berlin, und als ich bei meiner Rückkehr den Alten wieder aufsuchen wollte, war er gestorben. Von seiner alten Haushälterin erfuhr ich die näheren Umstände seines Todes. Er war in eine schwere Fieberkrankheit gefallen, und die Alte hatte sich einen Krankenwärter zu Hilfe genommen. In der Nacht des Todes war nach einem starken Anfalle eine Ruhepause eingetreten, und der Wärter war eingeschlafen. Als er plötzlich in jähem Schreck aufwachte, war das Bett leer und der Kranke fort. Den Mann überfiel die Angst; er suchte und fand, dass die Thüre nach dem Gange zu offen war. Er blickte hinaus und sah am Ende des Ganges einen hellen Lichtschein. Da er sich fürchtete, weckte er die Wirtschafterin und sie giengen beide in das Blumenzimmer. Dort

Ast beiseite, der mir den Weg versperrte.

Ich meinte, es sei eine Erfrischung in Berlin, nach all den wohlgezogenen Paradebeeten und mathematischen Kugelakazien und Pyramidenbäumen einmal ein wenig Natur zu sehen.

„Gewiss“, erwiderte er, „aber die Cypresse ist doch ein schöner Baum?“

Ich theilte nun allerdings diese Ansicht nicht, allein er wartete auch meine Antwort gar nicht ab, sondern sprang auf ein anderes Thema über.

Es war ein trüber Sommernachmittag; nachdem wir eine Weile in dem Garten umherspaziert waren, fieng es leise an zu tröpfeln, und er lud mich ein, in sein Haus zu treten. Ein alter, hässlicher Rococobau mit seltsam verschnörkelten Fensterkrönungen; allerlei Vasen- und Guirlandenwerk war daran angebracht. Über der Eingangsthür hielten zwei sehr aufgeregte Steinengel ein einfaches Wappenschild, welches sieben Sterne zeigte. Der Alte führte mich in sein Studierzimmer, einen ziemlich großen Raum mit uralten Möbeln, deren eingelegte Arbeit durch das Dunkel der Jahre fast verschwunden war. An den Wänden zogen sich Bretter über Bretter hin, welche mit einer unglaublichen Menge von Gegenständen belastet waren. Ein großes Harmonium, das einen hellen Fensterplatz einnahm, fiel durch sein modernes Aussehen besonders auf. Als ich platzgenommen hatte, gieng Herr Siebenstern an einen braunen Schrank und holte eilfertig mit zitternden Händen eine Krystallflasche mit spanischem Wein und zwei alte venetianische Spitzgläser herbei. Nachdem er eingeschenkt hatte, kehrte er an den Schrank zurück und klapperte und kramte darin eine Weile, immer mit der hastigen Unruhe eines Menschen, der nicht daran gewöhnt ist, Gäste bei sich zu sehen. Er füllte dort einen silbernen Teller mit Smyrnafeigen, arabischen Datteln, Rosinen aus Malaga, eingezuckerten Früchten und Nürnberger Lebkuchen und lud mich freundlich dazu ein. Während ich mich mit diesen Dingen, die einen eigenthümlichen Duft der Fremde um sich verbreiteten, beschäftigte, war der ruhelose Alte in ein Nebenzimmer geschlüpft und kam nun mit den früher erwähnten Büchern und Zeichnungen von Hoffmann zurück. Aber auch dabei hatte er nicht lange Ausdauer.

Der Regen draußen hatte nachgelassen; die Sonne glitt hinter den Wolken hervor und ließ draußen die regenblanken Blätter in funkelndem Lichte erglänzen, während sie inwendig in den dämmerigsten Ecken des großen Zimmers leuchtende Klarheit verbreitete. Dadurch wurden meine Augen auf den tausendfachen Inhalt der großen Wandbehälter gelenkt. Sie enthielten eine schöne Sammlung in Gräbern gefundener Alterthümer, und Herr Siebenstern war sofort bei der Hand, auf einer kleinen Leiter, so eilfertig, wie es sein Alter erlaubte, auf- und niederzusteigen und mir die besten Stücke vorzuzeigen. Diese Sammlung dehnte sich bis in sein Schlafzimmer aus. Herr Daniel Siebenstern brachte seine Nächte in Gesellschaft vieler Graburnen, mannigfacher Schädel unserer Vorfahren und einer ägyptischen Mumie zu. Am Kopfende seines Bettes stand ein sauberes, schneeweißes menschliches Skelett; es trug ein Licht in seiner Knochenhand. Der Alte bemerkte, dass meine Blicke darauf ruhten.

„Ich lese gerne des Abends im Bette“, sagte er, „da ist es sehr angenehm, wenn man die Beleuchtung hinter sich hat.“ Und er schob den Arm, der das Licht hielt, in die richtige Stellung. Es war offenbar, dass ihm durch sein einsames Leben und die lange Gewöhnung der Gedanke, dass dies doch am Ende eine etwas schauerliche Art von Leuchter sei, ganz abhanden gekommen war. Ich machte eine derartige Bemerkung.

„Es ist merkwürdig“, meinte er, „viele Menschen haben am meisten Furcht vor dem, was todt ist, während

Vier Volksschwänke.

Aus „Sagen Niederösterreichs" von P. W. L. Leeb.*)

Der furchtbare Held.

Ein Mann sah einmal eine Menge Fliegen auf einem Flecke beisammensitzen, that einen Hieb auf sie und erschlug deren hundert und blessierte fünfzehn. Da kam ihm ein unternehmender Gedanke. Er heftete die Inschrift auf seinen Hut: „Ich habe auf einen Hieb hundert erschlagen und fünfzehn blessiert!" und zog in die Fremde, den Helden zu spielen. So kam er in eine große, mächtige Stadt. Da liefen die Leute in Massen zusammen und staunten den schrecklichen Helden an. Die Regierung der Stadt aber dachte hocherfreut: „Den können wir gerade gut brauchen!" Denn sie hatte eben Krieg mit einem überlegenen Nachbarn. Sie warb daher den wandernden Helden an und bot ihm gewaltige Waffen. Doch er wies sie zurück, indem er lachend versicherte: „Vor mir laufen die Feinde auch so davon!" Er zog also unbewehrt mit dem städtischen Heere den Feinden entgegen. Kaum hatten diese den Mann mit der furchtbaren Aufschrift ersehen, so flohen sie auch schon in panischem Schrecken. Die ganze Stadt feierte den sieghaften Helden herrlich und nahm ihn mit stolzer Freude in festen Dienst.

Der Lügenbold.

Einst reisten zwei lustige Handwerksburschen mitsammen, deren einer ein unbändiger Lügenbold war. So oft sie in einem Bauernhause zusprachen, log derselbe so über alle maßen, dass sein Kamerad ihn endlich ermahnte, er solle doch nicht gar so dick auftragen, denn auch die Bauern kennten es ja. Der Gewohnheitslügner erwiderte, er merke das Zuviel nicht, und bat, der andere möge ihn künftig stoßen, wenn er zu arg lüge. Als sie darauf wieder bei einem Bauer einkehrten, sagte dieser zu ihnen: „Ihr kommt weit in der Welt herum und wisst daher, was draußen Merkwürdiges vorgeht. Also was gibt es denn Neues?" Da erzählte der Lügner: „In England wird eine Kirche gebaut, die eine Länge von dreihundert Klaftern haben wird!" Indes stieß ihn der Genosse. Der Bauer aber verwunderte sich höchlich über die großartige Märe und fragte, wie breit die Riesenkirche werden solle. Der Erzähler antwortete: „Zwei Klafter." Jetzt war der Bauer erst recht erstaunt und fragte schier ungläubig: „Was, nicht breiter bei dieser ungeheueren Länge?" Da sagte der Lügenbold naiv: „Sie wäre eh breiter geworden, wenn mich der da nicht gestoßen hätte!"

Der vergessene Nix.

Einmal wurde ein Knabe zum fernen Kaufmann geschickt, einen Nix (nihilum album) zu holen. Auf dem Wege sprach der kleine Bote, um

*) Wien. Heinrich Kirsch.

brannten alle Lichter, und Herr Daniel Siebenstern lag in seinem Sarge und war todt.

Er hatte seiner Wirtschafterin ein Legat ausgesetzt, und sein ganzes Vermögen zur Ausstattung armer Brautpaare bestimmt.

Im Winter war er gestorben; es war Frühling, als ich dies erfuhr. An einem der nächsten Tage ließ ich mir die Kapelle aufschließen und stattete dem Alten den letzten Besuch ab. Jetzt war der Tag des Todes ausgefüllt:

gest. Berlin, den 15. Januar 1876.

Er hatte genaue Bestimmungen über sein Begräbnis getroffen. Seine Leiche war einbalsamiert worden. Blumen sollten nicht auf seinen Sarg gelegt werden, weil das die Luft dumpfig macht. Ich stand eine ganze Weile in dem friedlichen stillen Raume. Es war dort nichts als das große ewige Schweigen und das Licht der freundlichen Sonne. Von draußen kamen einzelne ferne Töne von spielenden Kindern, und auf einem Baumaste, der sich über die Kuppel hinstreckte, sang unermüdlich eine kleine Grasmücke.

So wird er nun liegen, wie er es sich gewünscht, im Scheine der Sonne oder im Lichte des Mondes, einsam und friedlich, bis der große Sturmwind kommt, der auch ihn und sein kleines Haus hinwegfegt.

Im Kreise.

Das eilende Schiff,
Es kommt durch die Wogen
Wie Sturmwind geflogen.
Mit Jubel verkünden
Der Stimmen gar viele:
Wir nahen dem Ziele!
Der Fährman am Steuer
Nur stöhnet leise:
Wir segeln im Kreise! —

M. v. Ebner-Eschenbach.

Kleine Laube.

Ein Denkmal für Peter Mayr,

den Märtyrer der Wahrheit.

Die Geschichte „Der Rebell“ hat den Lesern des „Heimgarten“ von dem Tirolerhelden Peter Mayr erzählt, dessen Größe, um nicht zu wenig und nicht zu viel zu sagen, an die der classischen Heroen hinanreicht. Dem Verfasser sind für jene Erzählung nur ganz wenig geschichtliche Behelfe zur Verfügung gestanden. Mündliche Volksüberlieferungen hauptsächlich waren der Stoff, den er dichterisch auszuweiten und zu vertiefen trachtete, die allgemeine menschliche Wahrheit vorziehend der zufälligen localen oder rein historischen.

Letztere zu finden und nach ihrem Werte zu schätzen, ist Sache des Geschichtsforschers, der sich denn auch gefunden hat.

Mittlerweile ist nämlich durch den Museumsverein in Bozen, von J. Pfenner verfasst, ein Werkchen herausgegeben worden: „Peter Mayr, Wirt an der Mahr. Ein Held von anno 1809.“ In dieses Büchlein ist mit großem Fleiße und vielem Geschick alles Geschichtliche zusammengetragen, was aufzutreiben war und sich auf Peter Mayr bezieht. Wir erfahren da von den Vorfahren unseres Helden, die, wie er selbst, einen alten Bauernadel besaßen, verbriest durch Kaiser Karl V. 1555. Wir erfahren, wenn auch nur flüchtig, von Peters Persönlichkeit, häuslichen und Familienverhältnissen, mehr aber von seiner Betheiligung an dem Tiroler Befreiungskampfe, von seinen Heldenthaten, und finden gleichzeitig ein Stück Geschichte jenes merkwürdigen Freiheitskrieges dargestellt. Der interessanteste und wichtigste Theil der Schrift aber ist Peter Mayrs Gefangennahme, Anklage, Verurtheilung und die Thatsache, dass es dem Manne möglich gewesen wäre, durch eine kleine Lüge sein Leben zu retten, er aber diese Lüge verschmäht hat. Dieser Abschnitt ist besonders schön erzählt und wird wohl kein Auge trocken lassen.

Das Titelbild des Büchleins zeigt uns das Mahrwirtshaus bei Brixen in seiner heutigen Gestalt.

Ein Anhang von dreizehn Gedichten, die den Helden feiern, wölbt sich gleichsam wie ein Palmenfächer über das schlichte und schöne Denkmal, welches der Museumsverein durch diese Schrift dem Helden gesetzt, dessen Märtyrerblut den Boden von Bozen geheiligt hat.

Es soll bei diesem Denkmal aus Papier aber nicht bleiben. Der Museumsverein der Stadt Bozen hat sich die Aufgabe gestellt, dem begeisterten Freiheitskämpfer, dem Märtyrer der Wahrheit an dessen Grabe ein bleibendes ehernes Denkmal zu setzen — nicht stolz und prunkvoll, wie es zwar der sittlichen

seinen Auftrag ja nicht zu vergessen, unablässig vor sich hin: „Nix, Nix, Nix . . . .!" Da kam er an fleißigen Fischern vorbei, die schalten ihn derb, weil sie meinten, er wünschte höhnisch, sie sollten nichts fangen. Der Knabe fragte ängstlich: „Wie soll ich denn sagen?" Sie erwiderten: „Alle Stunden drei, vier hundert und tausend!" Er gieng weiter und sagte nun vor sich hin: „Alle Stund drei, vier hundert und tausend! Alle Stund drei vier hundert und tausend . . . ." Da begegnete er einem Leichenzuge, dessen Geleiter den armen Knaben abermal heftig ausgreinten, weil sie meinten, er wünschte, dass in jeder Stunde drei, vier hundert und tausend Menschen stürben. Der Knabe fragte weinerlich: „Wie soll ich denn sagen?" Sie entgegneten: „Gott tröste die arme Seele!" Er gieng also weiter und sprach vor sich hin: „Gott tröste die arme Seele! Gott tröste die arme Seele! . . . ." Da kam er an einem Schinder vorüber, welcher eben eine alte Mähre abhäutete. Der schimpfte ihn wieder arg zusammen, weil man das über ein Vieh nicht sagen dürfe. Der Knabe fragte flennend: „Wie soll ich denn sagen?" Der Schinder brummte: „Na, wie wird man denn zu einer verreckten Mähre sagen?! So eine alte Schindmähre, eine grausliche!" Der kleine Bote schritt fürbass und sprach vor sich hin: „So eine alte Schindmähre, eine grausliche! So eine alte Schindmähre, eine grausliche! . . . ." Da kam er an einem alten Bettelweibe vorüber, das neben dem Wege saß und eben lauste. Die kiff ihn wieder weidlich aus, weil sie seinen Spruch auf sich bezog. Der Knabe fragte verzweifelnd: „Wie soll ich denn sagen?" Sie knurrte: „Wie soll ich denn sagen?! Geh ruhig fort und sag nix!" Da ward er fröhlich über alle maßen, denn jetzt war er ja wieder zu seinem Nix gekommen, den er infolge der argen Wirrnisse vergessen hatte.

G'hupft wia g'sprunga.

In einer lustigen Gesellschaft erzählte jemand: Einmal giengen ein paar Leute fischen und fiengen einen so gewaltig großen Fisch, daß sie sieben Stunden wandern mussten, um seine Länge, und vier Stunden, um seine Dicke abzuschreiten. Das wollte einer nicht glauben. Ein dritter jedoch sagte: „Ja, das glaube ich schon; denn ich habe selber einmal ein ähnlich großes Wunderding gesehen. Da arbeiteten nämlich zweitausend Schlossergesellen an einer dermaßen großen Pfanne, dass sie ob ihrer weiten Entfernung von einander ihr Hämmern gegenseitig nicht hörten!" Hiezu bemerkte der erste: „Das ist nicht möglich! denn wofür hätte man denn eine so riesige Pfanne brauchen können?" — „Na, für den riesigen Fisch!" erwiderte der andere.

fessor der deutschen Sprachwissenschaft an der Münchener Universität, durch einen unerwarteten Tod plötzlich dem Leben und der wissenschaftlichen Arbeit entrissen worden ist.

Lexer ist von Geburt ein Österreicher, ein Alpensohn.

Er verdiente — abgesehen von der Landsmannschaft — durch seine langjährige ersprießliche Thätigkeit auf den Lehrkanzeln mehrerer deutschen Universitäten, namentlich aber durch seine hervorragende wissenschaftliche Schriftstellerthätigkeit, dass man seiner, für das deutsche Geistesleben wichtigen und bleibenden Thätigkeit in Anerkennung gedenkt; nun er aber unseren Marken nach Geburt und wissenschaftlicher Heranbildung entstammt, ist wohl, ein kleines Blatt der Erinnerung aus der väterlichen Heimat niederzulegen, eine gern erfüllte Pflicht.

Matthias Lexer wurde am 18. October 1830 zu Liesing im Lesachthale in Kärnten geboren; er war das Kind armer Eltern. In der Vorrede zu seinem „Kärntischen Wörterbuche", in welcher er pietätsvoll seines „guten Vaters" und seiner „theueren Mutter" gedenkt, erzählt er, wie die Mutter den armen Knaben in drei mühevollen Tagreisen auf die Schule nach Klagenfurt gebracht und für denselben mit großer Geduld und vielen Thränen bei wohlthätigen Bürgern freien Mittagstisch erbeten hatte. Seinen Gymnasialstudien oblag er in Graz, Görz und Marburg. Nachdem er dieselben beendet hatte, gieng er nach Graz, um die Rechte zu studieren; er gab jedoch dieses Studium bald auf und begann 1851 seine germanistischen Studien in Graz unter Karl Weinhold; dieser nennt ihn neben Alois Egger, dem gegenwärtigen Director des k. k. Theresianums in Wien, und Ilwof, dem gewesenen Director der landschaftlichen Oberrealschule in Graz, seinen besten Schüler. Alle drei halfen Weinhold damals bei der Sammlung für sein Buch: „Weihnachtssprüche und Lieder". Durch Weinhold wurde Lexer auch angeregt zur Abfassung seines „Kärntischen Wörterbuches". Bevor er mit dieser in der Literatur der Mundarten hoch bedeutenden und mustergiltigen Arbeit hervortrat, war er schon an Formann's „Deutschen Mundarten" als Mitarbeiter thätig. Seine Universitätsstudien setzte er in Wien fort, wohin er als Hofmeister im gräflich Lamberg'schen Hause gekommen war. Im Herbste 1855 kam er als supplierender Gymnasiallehrer an das k. k. Gymnasium in Krakau, wo er bis zum Jahre 1857 als solcher wirkte. Seine erste wissenschaftliche Arbeit erschien im Jahresberichte dieser Anstalt und behandelte den Ablaut in der deutschen Sprache. Nach abgelegtem Lehrerexamen erhielt er ein Staatsstipendium zur Fortsetzung seiner germanistischen Studien an der Universität in Berlin, wo er sich durch drei Semester der deutschen und vergleichenden Sprachwissenschaft widmete. Mittlerweile war er stets an seinem „Kärntischen Wörterbuche" thätig gewesen. In das Manuscript, soweit es fertig war, hatte Jakob Grimm Einsicht genommen. Das Gutachten, das Grimm über die Arbeit abgab, brachte dem jungen Gelehrten eine Unterstützung ein, die er vom Unterrichtsministerium zu einer Reise durch Kärnten behufs Vollendung des Wörterbuches erhielt. Im Frühjahre 1859 trat er auch diese Forschungsreise an. Sehnlichst wartete Lexer auf eine definitive Anstellung. „Meine gerechte Hoffnung auf eine definitive Anstellung", schreibt er in der Vorrede zum Wörterbuche, „hatte sich nicht verwirklicht — — — ich sah mich zur Annahme einer Erzieherstelle genöthigt, die, wenn nicht Großmuth der edlen Familie gewaltet hätte, mich auf lange Zeit würde gebunden haben." Auf einem Herrschaftssitze der gräflich Hunyad'schen Familie in Ungarn arbeitete er weiter an seinem Wörterbuche. Ende März 1860 war die Arbeit fertig und wurde im Mai der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften überreicht.

Inzwischen war an Lexer ein Ruf der historischen Commission der königlich

Charaktergröße des Mannes würdig wäre, sondern einfach und schön, den lebenden und kommenden Geschlechtern verkündend, dass ein schlichter Mann aus dem Volke lieber in den Tod gegangen ist, als sich zur Lüge zu erniedrigen.

Aber der Verein ist — um sein Werk vollführen zu können — auf milde Beiträge angewiesen. Tirol wird seine Schuldigkeit thun, doch auch uns übrigen Alpenbewohnern ist das Andenken des herrlichen Mannes überaus theuer, und auch alle Besseren draußen in der weiten Welt müssen die Größe desselben ehren, es ist gar nicht anders möglich. Also sei an sie alle die Bitte gerichtet, je ein Geringes für das Mayrdenkmal beizutragen und dem Museumsverein zu Bozen in Tirol zu übermitteln.

Auch der Ertrag des Werkchens „Peter Mayr“, welches in allen Buchhandlungen zu haben ist, wird dem Denkmalzwecke zufließen.

Vielleicht ist einem oder dem anderen unserer Freunde beim Lesen der Geschichte „Ein Rebell“ manchmal ein bisschen das Herz warm geworden. Der Verfasser begehrt für sich keinen Dank, bittet aber den Leser, am Grabe Peter Mayrs, des Wirtes an der Mahr, ein Lorbeerblättchen niederzulegen in Gestalt einer kleinen Geldspende. Im Weichbilde der Stadt Bozen erhebt sich das Standbild Walthers von der Vogelweide. Neben dem Denkmale des rosenbekränzten Sängers das des palmengekrönten Märtyrers — es möge bald erstehen! **Rosegger.**

Gedankensplitter.

Von Adolf Frankl.

Des Volkes Bestes.

„Wir wollen das Beste des Volkes nur!“
Fast alle Parteien verkünden,
Und alles ist auf nach der flüchtigen Spur,
Das Beste des Volkes zu finden.

Doch während die einen mit traurigem Muth
Vom Volke das Beste erstreben,
Der bessere Theil nimmer rastet noch ruht,
Dem Volke das Beste zu geben!

Von gewissen Leuten.

Du magst der Menschen bester sein,
Man wird verfolgen dich und hassen,
Stimmst du in ihr Geschrei nicht ein.
Doch sei so elend als du willst,
Sie werden liebend dich umfassen,
Wenn du auf ihrer „Flöte“ spielst!

Zur Friedensfrage.

Die schönsten Kränze soll man winden
Für all die edlen, wackern Männer,
Die — bess're Waffen stets erfinden!
Denn das ist klar dem Menschenkenner:
„Durch Worte, noch so schön gestellt,
Treibt man den Krieg nicht aus der Welt“,
Und nur die Furchtbarkeit der Waffen
Wird einstens ewigen Frieden schaffen!

Doppelgesicht.

Es trägt der Doctor Held
Zwei Antlitze zur Schau;
Das liebe sieht die Welt,
Das finst're — seine Frau.

Schicksalsschläge.

Es gleichen von den Menschen viel
Dem Gummiball beim Kinderspiel.
Sie ruhten stets wie dieser träge,
Wenn Wurf und Hieb, wenn Schicksalsschläge
Nicht beide würden zwingen,
Zu fliegen und zu springen.

Wenn.

Es winkten manchem Glück und Ehre,
Wenn er nur ein — Charakter wäre.

Matzens Trost.

Es geht mir schlecht, dass Gott erbarm,
Kein Glücksstrahl will sich zeigen;
Doch ist er auch an Schätzen arm,
Ist doch — ein Schatz ihm eigen.

Matthias von Lexer.

Ein deutscher Gelehrter aus den österreichischen Alpen.

Vor wenigen Wochen kam die Kunde, dass einer der bedeutendsten Germanisten der Gegenwart, einer der Fortsetzer des großen deutschen Nationalwerkes des Grimm'schen „Deutschen Wörterbuches“ Dr. Mathias von Lexer, Pro-

Universität in Leipzig gehalten. Seit dem Jahre 1880 war er als Mitarbeiter an der Fortsetzung des großen deutschen Nationalwerkes, dessen erste Anfänge ein halbes Jahrhundert zurückreichen, des Grimm'schen „Deutschen Wörterbuches" thätig. Im Jahre 1889 erschien der von ihm bearbeitete siebente Band, welcher die Buchstaben N, O, P, Q behandelt. Zuletzt arbeitete er am eilften Bande, an den Buchstaben T und U. Von diesem Bande sind bisher drei Lieferungen ausgegeben worden. Das letzte Wort der dritten Lieferung ist: „Todestag".

Über den Tod dieses hervorragenden deutschen Gelehrten erzählt die „Münchener Allgemeine Zeitung", dass er sich auf der Reise nach Berlin, wohin er seinen zum Assistenzarzte des Professors von Bergmann ernannten Sohn begleitet hatte, eine Lungenentzündung zugezogen, und dass er am 16. April in Nürnberg im Hause seiner dort verheirateten Tochter, Gattin des Med. Dr. Limpert, verschieden sei. Das Blatt widmete ihm einen ehrenvollen Nachruf und beklagt tief den schweren Verlust, den die Sache der Forschung und im besonderen die Münchener Universität durch den Tod dieses ausgezeichneten Germanisten erlitten hat. Es hebt hervor, wie sehr er im allgemeinen und namentlich im Kreise der Studierenden beliebt war; es rühmt sein herzliches Wohlwollen und seine ersprießliche Lehrmethode, die Klarheit und Durchsichtigkeit seiner Darlegungen, die wohlgemessene Gruppierung und Eintheilung seines jeweiligen Themas und die große Kunst, die er besessen, bei den Seminarübungen durch die Art seiner Fragestellung zu selbstthätiger Mitarbeiterschaft anzuregen.

Sein Lehrer und späterer Freund Karl Weinhold zieht die Summe seines Wesens in dem Satze: „Matthias Lexer war ein ganzer Mann, ein ruhiger, klar denkender Kopf, ein wohlwollender, parteiloser Mensch, eine feste, reine Seele" und nennt Treue seinen Grundzug. **Johann Neubauer.**

Betrachtungen im Sterbehause Hamerlings.

Als im Salon des Defraudanten
Sein Eigenthum ward licitiert,
Hat sich für ihn, den Wohlbekannten,
Die ganze Stadt hoch int'ressiert.

Wie oft war plaudernd nicht gesessen
Bei ihm die elegante Welt,
Wie exquisit war nicht das Essen,
Wenn auch vom defraudierten Geld!

Man drängte sich in hellen Haufen
Und zahlte gern dreifachen Wert,
Um eine Kleinigkeit zu kaufen,
Die dem Berühmten angehört.

Die Schützenbecher, Uhrenketten
Erwarb man mit Begeisterung,
Die Album, Gläser und Servietten
Zur freundlichen Erinnerung.

Man zeigte sich's froh triumphierend,
Was licitando man erstritt,
Und fand am End das Schicksal rührend,
Das solch ein Gentleman erlitt. —

Doch schlägt des Licitators Hammer
Nicht nur auf unrechtmäßig Gut,
Er klingt auch in bescheidner Kammer,
Wo eines Dichters Leib geruht.

Der Mutterliebe sorgsam Walten
Erhielt sein Lager, wo er krank,
Das Buch, das zitternd er gehalten,
Das Glas, aus dem zuletzt er trank.

Wo gerne er geträumt, gelesen,
Wo dichterisch sein Geist gewebt,
Stand alles so, wie es gewesen,
Als unser Dichter noch gelebt.

Ergriff euch nicht ein tiefer Schauer
Beim Eintritt in das Heiligthum?
Vor dieser schlichten, kahlen Mauer,
Die ihn umschloss und seinen Ruhm?

Habt ihr im reichen Maß zu spenden
Nicht stolz und glücklich euch gefühlt,
Damit von rohen Trödlerhänden
Des Dichters Heim nicht ward durchwühlt?

Habt ihr gestrebt nicht zum Gedächtnis
Nach jedem kleinsten Gegenstand,
Ihn zu bewahren als Vermächtnis
Von eines hehren Dichters Hand?

Nein, nein! — Wie konnt' man's auch verlangen!
Er stand zu hoch euch, d'rum zu fern.
Was hattet ihr von ihm empfangen,
Von Östreichs großem Dichterstern?

baierischen Akademie der Wissenschaften ergangen, bei Herausgabe der deutschen Städtechroniken des späteren Mittelalters die sprachliche Bearbeitung der Chroniken zu übernehmen — „ein Ruf“, sagt er in der erwähnten Vorrede, „dem ich freudig folgte, da in Österreich keine Aussicht auf eine ähnliche Wirksamkeit sich mir eröffnen wollte.“ Er wandte sich zunächst nach Nürnberg, wo er bald die freudige Überraschung erlebte, dass die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ihm zur Herausgabe des Wörterbuches einen Subventionsbetrag von 500 Gulden gewährte.

Im Jahre 1862 erschien bei Hirzel in Leipzig das „Kärntische Wörterbuch“ mit einem Anhange „Weihnachtsspiele und Lieder aus Kärnten“. Lexer hatte es in Dankbarkeit seinem Lehrer Karl Weinhold gewidmet. In demselben Jahre gab er „Endres Tuchers Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg“ für den Stuttgarter Literarischen Verein heraus. Für die historische Commission in München brachte er die Nürnberger und Augsburger Chroniken fertig. Im Jahre 1863 folgte er, empfohlen durch W. Wackernagel, einem Rufe der Freiberger Universität als außerordentlicher Professor der deutschen Sprachwissenschaft; drei Jahre später wurde er dort ordentlicher Professor und gieng als solcher 1868 nach Würzburg, nachdem er einen gleichzeitigen Ruf nach Graz ausgeschlagen hatte. In Würzburg wirkte er bis zum vorigen Jahre; in den Jahren 1877—78 und 1889—90 war er Rector der Würzburger Universität. Im Jahre 1885 wurde er durch das Ritterkreuz des Verdienst-Ordens der baierischen Krone ausgezeichnet und erhielt damit den persönlichen Adel; 1890 wurde er zum ordentlichen Mitgliede des obersten Schulrathes des Königreiches Böhmen ernannt.

Als im vorigen Herbste Konrad Hofmann in München starb, kam Lexer als dessen Nachfolger nach München. Leider war ihm dort keine lange Zeit lehrender und literarischer Wirksamkeit gegönnt. Seit 1878 gehörte Lexer der Münchener königlichen Akademie der Wissenschaften als ordentliches Mitglied an. Ehrenvolle Berufungen nach Wien (1872) — „ein Beweis“, sagt Karl Weinhold in der »Münchener Allgemeinen Zeitung«, „dass man in seinem Vaterlande endlich seinen Wert erkannt hatte —“ und Straßburg hat Lexer, da er sich in Baiern ganz und gar eingelebt und wohl auch aus Dankbarkeit gegen seine Heimat, die ihn liebevoll aufgenommen und geehrt, ausgeschlagen. Dass Lexer, trotzdem er sich in Baiern eine neue Heimat begründet, einen herzlichen Zusammenhang mit seinem österreichischen Vaterlande nicht verloren hatte, weiß der Schreiber dieser Zeilen aus dem brieflichen Verkehre, in welchem er infolge mundartlicher Arbeiten mit ihm getreten. Die „Altdeutschen Idiotismen der Egerländer Mundart“ des Unterzeichneten waren ihm „eine wohlthuende Gewähr dafür, dass in Böhmen alle Gewaltthätigkeit es nicht dahin bringen wird, das Deutschthum auszurotten oder wenigstens dem Czechischen sclavisch unterzuordnen“.

Lexer war unausgesetzt wissenschaftlich thätig. Sein Hauptwerk ist das „Mittelhochdeutsche Handwörterbuch“, drei Bände, Leipzig 1872—1878, zu dessen Vollendung er neun Jahre in kaum unterbrochener Bienenarbeit brauchte. Dem „Handwörterbuche“ ließ er 1879 ein für Studierende sehr brauchbares, rasch beliebt gewordenes „Taschenwörterbuch“, das als der „kleine Lexer“ bekannt ist, folgen, das 1891 schon in der vierten Auflage erschienen ist. In der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ wird dieses Buch „ein Meisterstück zusammengedrängter Arbeit“ genannt. Zu erwähnen ist noch „Avertins baierische Chronik“, Band I. und II., München 1883—84. Im Jahre 1891 gab Lexer die Schrift: „Zur Geschichte der deutschen Lexikographie“ heraus; sie bringt die Festrede, die Lexer als Rector zur Feier des 300. Stiftungsjahres der Julius-Maximilians-

„Werdts ma glei mei Gwandl lign lossn?“ schrei i umi. Der Kerl locht ebn dazua und zuigt sie auf da Stöll um. In mein Gwandl lart er mar oft nu s Fischlagl aus, und eh i wida umi kimm zan eahm, hot er schon olli meini schön Fisch in an blobn Tüachl drein ghobt und is furt damit.

So hiazt laf eahm noch, wonn s d mogst! Üwa d schottrige Stroß und in Wold auffi! Bloßfüaßat!

Fix Laudon! nochgschrian hon i eahm gmua und ghoaßn olls, nur koan ehrlign Menschn!

A so a Lumparei! d Schnur hot da Fisch fuat und d Fisch hot da Fechta weg! Mitsammt mein holbatn Gwond! Gmoant hon i, i muass mein Schädl aus n Hols außa reißn und den Lumpn nochi schmeißn — so hot in mir da Gift gorwat!

Und hiazt — daweil i mi so iag harb, kimmt a Standar, fedat ma d Fischareikortn o und i konn eahms unummögli gebn. Wor jo in Jangga drein, den ma da Fechta gstuhln hot. So — hiazt hon i zan a guatn Leßt nu an Gong a ghot zan Gricht.

s Gwond hon i neama mehr kriagt, und auf n Gricht hobn s mi um zwen Oansarln gstroft, weil i ohni Kortn wor. Dahoam owa habn d Leut gspott und glocht üwa mei Norrnspech.

D Fischschnur hot eh gor net mein ghört, dö hon i a nu zohln müßn; vadommt! Und do sullt inser oana koan Grausn kriagn?

Seit dera Zeit derf i nit amol an Fisch s e g n! A u g n b l i c k l i draht s mar in Mogn um!

B ü ch e r.

Nordländer und Fr. W. Webers „Goliath“. Der Dichter der „Dreizehnlinden“, die in fünfzig Auflagen ihre Verbreitung gefunden haben, bietet uns noch am Abend seines Lebens[1]) eine kleine Dichtung in vierzehn Gesängen, nach einer n o r w e g i s ch e n Erzählung. Die Hauptperson ist Olaf, wegen seiner Stärke Goliath genannt, der es aber mit keinem David zu thun hat, sondern ein harmloser Bauernknecht ist. Die Dichtung ist jugendfrisch und in meisterhafter Sprache dargestellt, in fünftactigen reimlosen Versen, untermischt mit vielen im germanischen Alterthum üblichen Allitterationen.

Im übrigen hat die Dichtung das Eigenthümliche, dass sie den Charakter des nordländischen Landes und Lebens sehr treu zeichnet.

Schon J. Grimm, der nicht bis zur Gebirgswelt Norwegens gelangt ist, sondern nur am Eingange Skandinaviens verweilte, berichtete über seinen Ausflug: „Diese Nordländer sind ruhig und gemessen, aber in alle Tiefen des menschlichen Geistes einzugehen fähig und geneigt. Wenn ich über den Malara[1]) fuhr, saßen die Leute still und spielten mit den Fingern, ein Nachen, der zehn Italiener fasste, würde von ausgelassenem Geschrei erfüllt sein. Man könnte mit einem Italiener alles, was sich auf der Fläche oder in gewisser Höhe hielte, anmuthig verhandeln und durch die Feinheit seiner sinnigen Art ergötzt werden, doch weiter hinaus, und würde eine Schranke vortreten, über die ihn Rückhalt und Angewöhnung nicht kommen lassen. Im Süden verfließt das gewöhnliche Leben mit Lust und Gemach, dem ernsten Norden traue ich dafür innere Blicke und Freude zu, von welchen dort vielleicht keine Ahnung ist.“

Weber schildert im „Goliath“ das Nordlandsleben in folgender Weise:

„Der Nordlandsbauer ist kein Sommerkind,
er schaut nicht heiter in die heit're Welt.
Sein Aug ist still und klar, die Stirn umwölkt
und trüb sein Sinn wie seine Liederweisen,
die selbst beim frohen Mahl wehmüthig lauten.
Schwer wie die Wolkenlast auf seinen Bergen,
verdüsternd wie des Winters lange Nacht,
so liegt auf ihm des Winters harte Bürde,
denn ringen muss er um den Nothbedarf
im stetem Kampf mit Mühesal und Gefahr.
Der Sturm auf See und Fjord,[2]) der steil vom Felsen
mit Adlergier auf seine Beute stößt;
die falsche Gletscherwand, die Klüft' und Grüfte,
der Hang, den er befährt auf schnellem Schuh;
des Stromes Schwall, der schäumend thalwärts stürzt
und jäh ergossen Wald und Feld zerwühlt;
ja selbst die Ackerflur, so widerspenstig,
dass sie dem Schweiß mit Lolch und Distel lohnt
der kluge Bär, der Wolf, der graue Schleicher,
Auch Troll und Neck, unheimliche Gesellen,
die hier in Bergen hausen, dort im See:
Sie alle sind ihm arge Widersacher,
Die feindlich ihn befehden Tag und Nacht,
doch freier Mann, ein Fürst auf eignem Grund,
zu rauhem Werk gestählt von Jugend auf,
herzhaft und wetterfest, gesund und stark,
mit Worten karg, doch rüstig rasch zur That,
voll Kindereinfalt und voll Gottvertraun,
brav ohne Ahnung, dass er gut und brav:
So hebt er Haupt und Hand getrosten Muths,
und kommt die Noth — sie findet ihren M a n n.“

---

[1]) Sanitätsrath Weber ist Arzt in Nicheim (Westfalen) und 79 Jahre alt. Im Jahre 1830 studierte ich mit ihm am Gymnasium zu Paderborn.

[1]) Meilenweit gestreckter Meereinschnitt bei Stockholm.

[2]) Norwegen bildet eine durch tief eingeschnittene Fjorde (d. h. schmale Meerbusen) gegliederte Gebirgsmasse, voller Seen und Felswüsten.

Er gab euch keine frohen Feste,
Ihr habt bei ihm nicht fein soupiert
Im Frack und ausgeschnittner Weste,
Er hat euch auch nicht amüsiert.

Und was er schrieb, blieb meist euch dunkel —
Nur eines hat euch aufgebracht:
Als er so trefflich im Homunkel
Sich lustig über euch gemacht.

Jenny von Reuß-Hoernes.

Mundart ist stärker als Hochdeutsch.

Hans Grasberger sagte bei einer Rede im Vereine deutscher Steirer in Wien Folgendes:

„Ich war in einer Vorlesung und da habe ich Wertvolles erfahren. Es war ein Mann da, der Amerika durchreist hat, und der hat uns erzählt, dass in der zweiten Generation das Schriftdeutsch der deutschen Einwanderer völlig verschwindet. Zur Noth sprechen noch die Kinder bei Tisch mit den Eltern deutsch, sobald das Essen aber vorüber ist, verfallen sie wieder ins Englische. Über die zweite Generation hält sich keine deutsche Gemeinde, die Schriftdeutsch spricht, die als deutschgebildet hinüberkommt und als deutschgebildet dort sich fortbringt. Das ist traurig, aber etwas Tröstliches ist auch zu berichten. Alle, die eingewandert sind seit 150 Jahren, die einem Dialectboden entstammen, seien es Plattdeutsche, Franken, Sachsen, Schwaben, Baiern, Österreicher, Steirer, die behaupten ihren Dialect im englisierten Amerika.

Sollen wir auf heimatlichem Boden unsere Sprache nicht behaupten können, unsere Art, unsere Zucht, unsere Sitte, unser ganzes Wesen, wenn sich unser Dialect selbst unter dem ungünstigen Neunundneißig-Gestirn jenseits des Oceans behauptet? Und noch etwas anderes: Wir haben heute auch Walzerweisen gehört, Wiener Walzer! Woher kommt der Wiener Walzer? Haben Sie sich das zurechtgelegt? Das ist der Alpenwind, der unser Schnaderhüpfel über den Semmering gebracht, und findige Meister in Wien haben den Walzer daraus gemacht.“

Worum da Steghofa-Jocharl koani Fisch mog!

A Fischarei-Gschicht von E. J. Freunthaller.

Hiazt — sog mar oana hiazt wos und da wöll — i mog holt amol koan Fisch nit! Nit eppan zwegn die Gratn, o Gott na! I hob holt amol mein Grausn, und es steigt ma di Goll auf, wonn i schon oan zseha kriag!

Marand Josefi — wonn i auf den säwin Tog aufdenk, wo i gfischt hob — aus da Haut mecht i fohrn; wirkli! denn i wor amol a Liabhoba vo di Fisch! Grod seit den oan Tog scheuch i s!

s wor in an Freita, wiar i amol mei Fischzeug und s Lagl nimm und ban Uisufa (Ybbsufer) onheb zan fischn. Hob mit Heuschreckn gfischt, weil der söl Keder ebn is. Kriagt hätt i gmua!

s wor so um a zehni vurmittog, wiar i onghebt hob. Um an eilfi hon i scho fufzeha in Lagl.

„Holt“, denk i mar, „herentn hast eh olls ogsuacht; gehst hiazt auf an Eicht aufs entri Uafa und vasuachst zäm deini Künstn! Eppan beißn die entran nu liawar on!“ Ziag mein Jangga o, d Schuah und d Strümpf aus und wot umi. Entn kedr i an foastn Heuschreckn auf mei Ongl und geh s on.

Ebn reiß i an enz Lackl Fisch aus n Wossa, do bleibt mar owa gach d Schnur in a Staudn hänga. Daweil i so mit da Schnur dentir, geht entabei om Uafar a lumpiga Fechta. Der schreit ma nu umar a: „Sö, hörn S — ghört dös Gwandl do Ihna?“

„Freili!“ sog i.

„Nau — i wia s Ihna holt daweil aufhebn!“ sogt der kecki, longharati Lump, pockt mein Jangga, meini Schuach und Strümpf und geht furt damit.

Hiazt kimmt ma da Zorn. Auf da Stöll loß i d Onglschnur folln, spring ins Wosser und wot umi.

Jo mei — klewa bin i om Uafar entn, steht da lumpati Fechta mitsommt mein Gwond schon wieda om ondan Uafa, wo i ebn erscht bin umagwotn.

Meyers Kleines Conversations-Lexikon. Fünfte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Sechsundsechzig Lieferungen, oder zwei Bände mit mehr als hundert Beilagen, Karten und Bildertafeln. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Schon der erste Blick in die bisher erschienenen zehn Lieferungen zeigt, dass sich die Herausgeber mit den Erfolgen, welche der „Kleine Meyer" in seinen früheren Auflagen errungen, nicht zufrieden gegeben haben. Größere Schrift und eine Vermehrung der Beilagen (allein zwanzig Chromotafeln) sind das äußere Merkmal der durchgreifenden Unarbeitung, während die genauere Prüfung ergibt, wie sehr das Werk bei tiefer gehender Behandlung zugleich durch eine erhebliche Erweiterung des Stoffes und dadurch hervorgerufene Vermehrung um etwa siebentausend Artikel, größere Präcision in den Erklärungen und planmäßige Durchführung der Nachweise gewonnen hat.

V.

---

* **Meyers Kleiner Hand-Atlas.** Mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers-Conversations-Lexikon zusammengestellt in hundert Kartenblättern und acht Textbeilagen. Siebzehn Lieferungen. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

„Meyers Kleiner Hand-Atlas" berücksichtigt in erster Linie das engere Vaterland, das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn, denen allein vierzig Blätter gewidmet sind; jeder größere deutsche Bundesstaat, jede preußische Provinz, jedes österreichische Kronland ist durch eine Specialkarte dargestellt. Bei den außereuropäischen Karten sind die deutschen Interessen- und Colonialgebiete besonders berücksichtigt. Die großen öffentlichen Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen sind mit größter Sorgfalt nach officiellem Material behandelt und alle Weltstädte durch Pläne (nebst Namen-Registern) und Umgebungskarten dargestellt. — Ganz besondere Sorgfalt ist von der Verlagshandlung auf die technische Ausführung, den vielfarbigen Druck und auf das starke holzfreie Papier angewandt worden.

Der Volksarzt für Leib und Seele. Eine Monatsschrift für gesunde Lebensanschauungen. Geleitet und verlegt von August Kruhl, Hirschberg in Schlesien. Siebenter Jahrgang. Diese Zeitschrift eines redlichen, vielerfahrenen Mannes kann in einem Hause sehr viel Gutes stiften.

R.

Von Leoben bis Hieflau. Leykams kleiner illustrirter Führer der Erzbergbahn. (Graz. Leykam 1892.)

Dieses hübsch illustrierte Büchlein ist unter umfassender Benützung des maßgebenden Ferd. Krauß'schen Werkes „Die eherne Mark" entstanden. Es ist dem Touristen der Erzbergbahn und ihrer herrlichen Umgebung ein treuer Weiser, Erklärer und Rathgeber nach allen Richtungen hin. Die Erzbergbahn ist für die Reisenden eben eröffnet worden, das Erscheinen des Führers daher doppelt zu begrüßen. Wünschenswert wäre nur eine Kartenbeilage.

M.

Der Curort Gleichenberg in Steiermark. Von Dr. Karl Höffinger. Sechste, wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Mit fünf Ansichten in Autotypie, einem Plan und einer Umgebungskarte. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1892.)

Jede Kunde aus Gleichenberg freut mich. Dieser Ort, der unter den Curorten unseres Vaterlandes an Lieblichkeit seines gleichen sucht, ist mir ans Herz gewachsen. Nie habe ich dort vergeblich Erholung gesucht. Und wer, besonders im Frühjahre oder im Herbste, ausruhen will im Grünen, umgeben von aller Bequemlichkeit und einer paradiesischen Natur, der denke an Gleichenberg. Das obengenannte Buch wird ihn in allem unterweisen.

R.

Die Rudolfbahn. Amstetten (St. Valentin) — Tarvis (Pontafel) — Laibach — Steierisches Hochland — Mittelkärnten — Julische Alpen — Die Grotten des Karst. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit Abbildungen. (A. Hartleben. Wien.)

Handlich und wohlfeil anregend geschrieben und durch vieles Bilderwerk belebt, bildet auch dieses Bändchen einen angenehmen Gesellschafter auf der hier in Frage kommenden Reiseroute. Dieselbe begreift die weit berühmte „Rudolfbahn" von Amstetten bis Pontebba und Laibach in sich. Es ist da viel zu sehen, und was den Reisenden interessiert, wird ihm durch farbige und plastische Schilderung besonders nahe gelegt.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Schillers Briefe. Kritische Gesammtausgabe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Fünfte Lieferung. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1892.)

Leo N. Tolstoj. Sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Von Raphael Löwenfeld. (Berlin. Richard Wilhelmi. 1892.)

Das schlechteste Geschlecht. Novellenkranz von Oskar Welten. (Berlin. Wilhelm Ißleib. 1892)

Hippodamia. Dramatisches Gedicht von Jaroslav Vrchický. Autorisierte Übersetzung von Edmund Grün. Mit durchwegs musikalischer Begleitung von Zdenko Fibich. (Prag. Fr. A. Urbánek. 1893.)

Diesem nordischen Charakter entsprechend ist Webers ganze Dichtung gehalten. Der Ausgang der kleinen Erzählung ist ungewöhnlich und manche südländische Leserin wird vielleicht sagen, der Schluss sei von nordischer Kälte. Der Riese und seine Margit kommen wohl wieder zusammen, sie sind aber alt geworden und es kommt zu keiner ehelichen Verbindung, im Angedenken an den Widerstand des verstorbenen Vaters von Margit. Mit Schmerzen verzeihen beide seinen Irrthum.

Th. Vernaleken.

Im Labyrinthe des Lebens. Gedichte von Fritz Lemmermayer. (Leipzig. R. Claußner. 1892.)

Wieder einmal ein wahrer Poet! Nicht ein Gedicht darunter, welchem anzusehen wäre: es ist gemacht; naturnothwendig sind diese Lieder entstanden, wie das Jauchzen des Älplers, wie der Klageschrei des weltmüden Großstädters. Etwas weniger Pessimismus wäre vielleicht besser, doch wir lassen ihn uns gefallen, weil er recht empfunden ist, weil er zumeist so versöhnlich entsagend ist und weil er so schöne Gedichte hervorgebracht hat. Klingt ja gleich daneben auch der Jubelruf eines Herzens, welches höchstes Glück empfunden hat und dafür dankbar ist. Manchmal eine recht bekannte Wendung, ein bisweilen fast zutrauliches Anlehnen an große Meister. Doch bricht die eigene Natur dann wieder umso unmittelbarer hervor. Gedichte wie „An die Poesie", „Mensch", „Lebensergebnis", „An die Erde", „An meine hundertjährige Großmutter", „Mariä Geburt", „Mein Stolz", „Beruhigung", „An die deutsche Jugend", dürfen zu den besten ihrer Art gezählt werden. Und auf jedem der Stempel: ein guter, freier Mensch hat es gemacht — das thut wohl. R.

Ein Lobspruch der Stadt Wien in Österreich. Von Wolfgang Schmeltzl, Schulmeister zun Schotten und Bürger daselbst im 1548 Jahr. Sprachlich erneuert und bearbeitet nebst Einleitung und Anmerkungen von August Silberstein. (Hartleben. Wien. 1892.)

Der unschätzbare Spiegel der alten Wiener Stadt und des Wiener Lebens zu Ende des Mittelalters, Wolfgang Schmeltzls Lobspruch in Reimen, ist zum erstenmale nach vierthalbhundert Jahren ins neue Hochdeutsche übersetzt und von einem anerkannten Dichter, wie August Silberstein, in Versmaß und neuzeitige Reime gebracht worden. Dies jedoch mit aller Schonung, welche ein solcher Schatz verdient, so dass man sagen kann, es duften noch immer die alten Blumen wie aus einem wohlgewahrten alten Familienschranke. Jetzt, wo ein Theil Altwiens vor uns ersteht, oder schon erstanden — im Prater, in der Ausstellung — ist Schmeltzls Lobspruch eine wertvolle Ergänzung, ein Text, möchte man sagen, zum Bilde, und alle Stände mögen dieser Ergänzung, als selbständigen Führung in das historische Wien, Aug' und Geist widmen. Eine Anzahl von Anmerkungen über Thatsachen, Örtlichkeiten, Namen, wie auch eine Einleitung über die mysteriöse Person des Urhebers gibt uns interessante Aufschlüsse. V.

Über d' Gangsteigln. Erzählung aus dem Hochgebirge. Von B. Gräfin Küenburg-Stolberg. (Berlin. Mitscher & Röstell.)

Die Verfasserin zeigt sich in dieser Erzählung vertraut mit der Natur und den Bewohnern der österreichischen Alpenwelt. Einen Reiz gewährt das Dialectische im Dialog, es wird dies manchen Leser als Erinnerung an schöne, in den Alpen verlebte Tage anheimeln. V.

---

* **Menschenreichkunde.** Von Adalbert Hontschik. (Wien. Gerolds Sohn. 1884.)

Der Verfasser ist ein Mensch, welcher, ohne viel aus Büchern studiert zu haben, über Gott, Welt und Menschheit sich so seine eigenen Gedanken gemacht hat. Wer für dergleichen oft gar anregende und oft gar seltsame Ideen einer ausgesprochenen Individualität Interesse hat, der besehe sich dieses Buch. Es scheint, dass sein Verfasser ein tief religiös angelegter, sittlich hochstehender Mann ist. M.

Erzählungen aus der Geschichte der Steiermark. Von F. v. Krones. Fünfte verbesserte Auflage. (Graz. „Styria.") Ist für alle Freunde der Geschichte Steiermarks, besonders für die liebe Jugend zu empfehlen. Das Büchlein handelt von der Urzeit bis zum Erzherzog Johann. Die anziehende Schreibweise dieses vaterländischen Geschichtsschreibers ist bekannt. Dem lieben Büchlein ist ein guter Plan der Steiermark beigegeben. H. R.

Gedichte. Von Emanuel Hans Sax. **Im Volkston.** Allerhand Verse und G'stanzln. Von Emanuel Hans Sachs. (Meran. F. W. Elmenreich. 1892.)

Die Stichproben, welche wir aus diesen Sammlungen gemacht, haben die Prüfung nicht bestanden. Die hochdeutschen Gedichte sind zumeist nur trivial, die Dialectgedichte sind — ärger. M.

Heimgarten

11. Heft. August 1892. XVI. Jahrg.

Hochwasser.

Novelle von Ernst Rauscher.

(Fortsetzung.)

— 11. August.

Wir leben hier wie auf einer entlegenen Insel mitten im Ocean. In der That ist die Kuppe, die uns trägt, wie ein Eiland anzuschauen im Meere der weißen, wallenden Nebelwogen, die sich jetzt emporthürmen, jetzt sinken im stets wechselnden Spiele. Mir ein Eiland der Seligen! Ich spinne mich immer tiefer ein in das friedliche Gleichmaß dieser Tage und hege keinen anderen Wunsch, als dass es so fortgehen möge. Heute, morgen, endlos in alle Ewigkeit. Was habe ich auch draußen in der Welt zu thun? O, über den neidenswerten Beruf, ein Schriftsteller zu sein, das heißt auch einer von den Tausenden, die sich abarbeiten und quälen — wofür? Für die Vergessenheit, die früher oder später uns alle — auch die besten, verschlingt. Wäre es nicht klüger, statt sich täglich die Finger mit Tinte zu besudeln, und Werke zu schaffen, die doch keine Spur zurücklassen, sich irgendwo in den Alpen eine Hütte zu zimmern, sein Stück Feld zu bebauen, und im übrigen ein beschaulich' Dasein zu führen? „Und sich eine traute Gefährtin beigesellen?" Höre ich Dich fragen. Ja, Freund! wenn mir früher ein Geschöpf begegnet wäre, wie . . .!

Solche Gedanken kamen mir in den Sinn, als ich heute morgens, ziemlich früh aufgestanden, durchs Fenster guckte. Der Himmel war aschgrau, so weit er sich dehnte; doch hatte es aufgehört zu regnen. Clara in ihrem schmucklosen Kleide und barhäuptig wie immer, stand in der Nähe des Brunnens und besprach sich mit Hans, der, mit Stock und Tasche ausgerüstet, eine Lodenjoppe um die Schultern, und ein grünes Filzhütchen

Sagen Niederösterreichs. Gesammelt, erzählt und erläutert von P. Willibald Ludwig Leeb. Erster Band. (Wien. Heinrich Kirsch. 1892.)

Schule und Staat. Ein Problem unserer Zeit. Besprochen von Anton Ganser. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1892.)

Die Zukunft unseres Volkstheaters. Zehn Aufsätze aus dem Jahren 1882 bis 1892. Von Anton Bettelheim. (Berlin. F. Fontane & Co. 1892.)

Wachsen und Werden. Ausgewählte Gedichte. Von Franz Herold. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Das Buch der Eva. Von Alexander Engel. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Liederbuch für deutsche Studenten. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung.)

Wiener Liebesgaben. Mit einem Vorworte von Friedrich Schlögl. Zum Besten der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft. (Wien. Max Merlin. 1892.)

Schmidters Volks-Advocat und bürgerlicher Rechtsfreund. Erscheint in zweiundzwanzig Lieferungen. Zehnte Auflage. (C. Daberkows Verlag in Wien.)

Kurzes Repetitorium der Thierheilkunde. Zum Gebrauche für praktische Thierärzte, Studierende der Thierheilkunde, Landwirte &c. mit Berücksichtigung der veterinär- und sanitätspolizeilichen, sowie der forensischen Vorschriften. Gearbeitet von einem Thierarzte. (Wien. M. Breitenstein.)

Hygienische Volksbühne. Die gute Stube. Wasser thut's freilich nicht. Der rechte Doctor. Lustspiele in einem Aufzuge. Von Philo vom Walde. (Leipzig. Th. Grieben.)

„Die Küche des Mittelstandes.“ Ein neues Kochbuch, welches die Kunst lehrt, gut und zugleich auch sparsam zu kochen. (Moriz Stern in Wien.)

Wie kommt man mit Wenigem aus? Von Oskar Pache. (Freiwaldau. A. Blazek.)

Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Im Jahre 1891. (Prag.)

Postkarten des „Heimgarten“.

O. N. H., Berlin. Confucius sagt: Wenn man eine Sache weiß, sagen dass man sie weiß; wenn man eine Sache nicht weiß, zugeben, dass man sie nicht wisse — das ist Wissenschaft. Der Mann von heute sagt: Wenn jedermann die Sache weiß, sie gelehrt in Zweifel ziehen; wenn man eine Sache nicht weiß, tapfer behaupten, dass man sie wisse — das ist Wissenschaft. Diese Bemerkung — glauben wir — ist äußerst treffend.

Dr. S. M., Schriftsteller, Oppeln. Sie haben recht. Da es von unserem jetzigen Bücherpapier heißt, dass es seines schlechten Stoffes wegen nicht haltbar sei und nach einer bestimmten Zeit zerfallen müsse, so soll man die Schriftsteller, welche einen längeren Bestand ihrer Bücher ja wünschen, wohl darauf aufmerksam machen, in ihre Verlagsverträge auch einen Passus aufzunehmen, nach welchem ein neues Buch nur aus holzfreiem Papier hergestellt werden darf. Der „Unsterblichkeit“ wegen ist diese Sache sehr wichtig.

A. L., Budapest. Machen derlei nicht, empfehlen Ihnen aber für das Einfahrtsthor zu Ihrer Mühle den folgenden Spruch:

> „Wer nie sein Brot mit Gipsmehl aß,
> Wer nie vor schwerspathvollen Klößen
> Und kreideschweren Nudeln saß.
> Vor dem will ich mein Haupt entblößen
> Und fragen fröhlich im Gemüth,
> Woher sein Weib das Mehl bezieht.“

N. J., Augsburg. Ganz zufällig können wir Ihnen Bescheid ertheilen. Bei der Schlacht von Sedan hatte das deutsche Heer in der Stärke von 202.509 Mann nur 7759 Todte und Verwundete. Von hundert Mann traf es kaum drei. Das ist wenig, aber die es traf, denen war es doch noch immer zu viel.

O. W., Berlin. Die Idee Egidys ist sehr hoch und edel, aber praktisch undurchführbar. Deshalb können wir sie nur verehren, aber nicht unterstützen. Der Mann muss auf große Enttäuschungen gefasst sein, sie bleiben nicht aus; in solchen Enttäuschungen besteht ja eben das Märtyrthum des Idealisten, der die Menschen sich anders vorstellt, als sie sind.

T. P. Graz. Natürlich. Wer ein Buch oder einen Regenschirm ausleiht, der verschenkt etwas, ohne dafür ein „Dank schön!“ zu ernten.

Hochwald b. W. Täglich laufen bei uns ähnliche Wünsche und Sendungen ein. Es thut uns selbst aufrichtig leid, dass es so ganz und gar unmöglich ist, darauf einzugehen. Vor Jahren, da noch nicht jedermann dichtete, war das leichter möglich, doch stellte es sich heraus, dass Empfehlungen manchem mehr geschadet als genützt haben.

* Die Sommeradresse Roseggers vom 1. Juni bis 30. September ist Krieglach in Steiermark. Zuschriften an die Administration und Expedition nach wie vor zu richten an den Verlag „Leykam“ in Graz.

* Unverlangt eingeschickte Manuscripte können nicht angenommen und nicht berücksichtigt werden.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

aufgeben," wandte sich jetzt Hans zu mir — und indes er ein Päckchen aus der Tasche holte und betrachtete: „Das sakrische Wetter! Das Pulver zum Böllerschießen auf die Nacht is ganz nass worden; jetzt wird der Teufel am End' nit losgeh'n!"

„Böllerschießen? Wem zu Ehren denn?"

„No", antwortete er, die Stimme geheimnisvoll dämpfend, „morgen is ja der Fräul'n ihr Namenstag." Ich gieng ihm in den Stall nach, der vom Schein einer niederhängenden Laterne matt erleuchtet und von einem warmen Stroh- und Heugeruch erfüllt war. Die Thiere lagen behaglich wiederkäuend auf ihrer Streue. In einer Ecke kauerte Rosi auf dem Boden, und hantierte an dem Ding herum, das sie bei unserem Nahen hastig versteckte; aber da sie unser ansichtig ward, nahm sie es lachend wieder hervor. Es war ein Korb voll blühender Zweige und Blumen, aus denen sie einen mächtigen Strauß zu binden im Begriffe war. „Ei! wie schön!" sagte ich, „das ist wohl auch für das gnädige Fräulein bestimmt?"

Und die Dirne: „Wird schon so sein. Es is nur in der Jahreszeit bei uns heroben nit viel Rares mehr z'finden; das meiste is schon verblüht. Und das Bissl, was noch is, hat der Regen ganz verwaschen. Aber a Freud' soll sie doch mit dem Buschn haben, sie hat ja die Blumen so gern."

„Ja, das is wahr", mischte sich Hans drein, der seine triefende Joppe abgeworfen, und sich auf einen Schemel gesetzt hatte. Und nun war es rührend zu hören, wie beide wetteifernd das Lob ihrer Herrin sangen. Es sei nicht zu sagen, wie gut sie gegen jeden wäre, der in ihrem Dienste stehe, und wie sie sich beim Vieh und der gesammten Wirtschaft auskenne, und wie sie dem armen Keuschler und kleinen Bauer mit Rath und That aushelfe, und darum auch von allen in der ganzen Gegend verehrt werde.

Ich trat in die laufeuchte Luft hinaus, und richtete meine Schritte dahin und dorthin in der Hoffnung, Clara noch einmal irgendwo zu begegnen! aber sie kam nicht mehr zum Vorschein. Enttäuscht verfügte ich mich in meine Stube, wo ich noch eine geraume Weile am Fenster sitzend in die Finsterniß hinaushorchte und träumte. Ich hörte keine Schüsse. Das Pulver scheint wirklich nicht losgegangen zu sein. Kein Wunder! Der Himmel öffnet von neuem seine Schleußen.

„Die armen, armen Leute!" Und wie ihre Stimme bebte, als sie das sprach! . . . .

Genug für heute. Lebewohl!

— 12. August.

Heute goss es unaufhörlich, so dass man den Fuß nicht vors Thor setzen konnte. Gleichwohl wird mir dieser Tage unvergesslich bleiben, denn er ließ mich einen tiefen Blick thun in das edelste Mädchenherz, und brachte mir Enthüllungen, die einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machten. O was für tragische Geschicke gibt es unter den Menschen auf Erden, von denen wir keine Ahnung haben!... Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Der räthselhaft traurige Zug in Claras Antlitz, von dem ich dir schrieb — — nun ist mir alles klar. Doch bevor ich davon rede, muss ich noch einiges vorausschicken, was sich im Laufe des Vormittags zwischen uns zugetragen, und berichten, wie es gekommen, dass die bisher so Verschlossene mich zum Mitwisser des für ihr äußeres und inneres Leben entscheidensten Ereignisses aus ihrer Vergangenheit machte.

Als ich des Morgens die Augen aufschlug, war das erste, mich des Festes zu erinnern, das wir heute feiern. Du begreifst, dass ich diesen Anlass nicht versäumen wollte, meiner Wirtin, in deren Schuld ich ohnehin

auf dem Kopfe, ihre Befehle entgegennahm. Ich trug ihm mein Briefpacket hinaus und ersuchte ihn, selbes auf die Post zu geben.

„Aber vielleicht“ — wendete ich mich an Clara; doch war es mir nicht Ernst mit dem, was ich sprach — „ist es das Vernünftigste, wenn ich schnell meine Sachen zusammenpacke, und mit Hans gehe, den günstigen Augenblick benützend? Die Witterung scheint sich aufzuhellen, und das Gewölk sich erschöpft zu haben. Oder bedeutet das nur einen kurzen Waffenstillstand, und soll der Kampf wieder von vorn beginnen?“

„Ich zweifle nicht daran“ — sagte sie „und Sie werden besser thun, sich vorderhand noch geduldig in Ihr schlimmes Schicksal zu fügen. Ohnedies müssen die Wege schon stark gelitten haben und wer weiß, ob sie überhaupt noch gangbar sind? Ach! Sie ahnen nicht, was ein so anhaltender Regen oft . . .“ — Sie brach seufzend ab, und empfahl dem Burschen, der sich zu gehen anschickte, er möge trachten, möglichst bald heimzukehren. Ich aber — o wie leicht ließ ich mich überreden! Wie willig schenkte ich ihren Gründen Gehör! War es ein Wahn, oder verrieth sich in ihren Worten nicht bloß die Rücksichtnahme auf meinen touristischen Vortheil; sondern auch ein selbstsüchtiges Interesse an meiner Person? . . . Während wir uns nun vor dem Hause ein wenig Bewegung machten, kam sie nochmals darauf zurück, wie leid es ihr thue, dass mein Heraufkommen in eine so missliche Zeit gefallen, welch schöne Punkte in der Umgebung sie mir sonst gezeigt hätte, wie schade es wäre, dass die prächtigen Vollmondnächte ganz verdorben worden seien! Wohl hätte ich ihr gerne gesagt, dass ich in ihrer Nähe weder Sonne noch Mond vermisse; aber ich fürchtete, dass sie mir dies als leere Schmeichelei auslegen würde, und ich bringe ihr gegenüber nichts über die Lippen, was einer solchen ähnlich sieht. So versicherte ich sie nur, dass ich, weit entfernt, meinem Schicksale zu grollen, dasselbe vielmehr preise, dass es mich in dieser Zeit ein so gastliches Asyl finden ließ, unter dessen schirmendem Dache ich in jeder Hinsicht so wohl aufgehoben und geborgen sei.

Sie entgegnete nichts darauf. Zerstreut und — wie es schien, in ganz andere Gedanken verloren, wandelte sie gesenkten Hauptes mir zur Seite. Ihre Vorsorge erwies sich übrigens gar bald als richtig. Hans war noch keine halbe Stunde fort, als uns ein immer stärker werdendes Geriesel in die Zimmer trieb. Ich füllte die Stunde mit Lesen und Schreiben aus; doch war meine Seele nicht bei dem einen und nicht bei dem anderen. Mehrmals sprang ich vom Stuhle auf, um zu Clara zu eilen; aber so oft ich schon die Thürklinke gefasst hatte, immer ließ ich sie wieder los. Eine dunkle Empfindung, es möchte ihr mein Erscheinen gerade jetzt nicht genehm sein, hielt jedesmal meinen Fuß gefesselt. Hans kehrte erst in der Dämmerung heim. Wir giengen ihm — es war eine Pause im Regnen eingetreten, entgegen. Er zog einige Briefe aus seiner Ledertasche und händigte sie dem Fräulein ein. Dann entschuldigte er sich, dass er so spät komme. Das Wasser habe den Steg über dem Grabenbach weggerissen, und er sei genöthigt gewesen, einen großen Umweg zu machen. Auch im benachbarten Querthale habe das Hochwasser, — wie ihm im Markte erzählt wurde, bereits argen Schaden angerichtet: Äcker und Wiesen vermuhrt, Scheunen und Häuser fortgeschwemmt. „Na, — so gar bös“ — schloss er seinen Bericht, — „kann's bei uns seit der Wildbachverbauung gottlob nimmer wirtschaften.“

„Die armen, armen Leute!“ klagte Clara im Tone des innigsten Erbarmens und schritt hinweg.

„Dem Herrn seine Brief' hab' ich

sollte ich zuletzt nicht selbst das Bedürfnis empfinden, die Bilder, die meine Einbildungskraft rastlos beschäftigen, vor einem wohlwollenden Nebenmenschen auszubreiten? Wenn Sie also wirklich die Geduld haben wollen, mich anzuhören . . . .“

Ihre Stimme, die im Anfange dieser Rede noch ein wenig gezittert hatte, ward im Verlaufe derselben fest und fester. Nun schwieg sie und blickte — in den Sessel zurückgelehnt und die Hände auf ihrem Schoße verschränkend — mich ernsthaft fragend an.

Ich bat sie, im voraus überzeugt zu sein von der wahren Theilnahme, die ich für alles hege, was sie betreffe, und — —

Aber wozu jedes Wort anführen, das zwischen uns gewechselt wurde? Die Hauptsache ist ja doch die Geschichte, die sie jetzt zu erzählen begann. Ich gebe Dir dieselbe in fortlaufender Folge, ohne die mannigfachen Unterbrechungen, die sie erlitt und mit Hinweglassung all der Fragen, Bemerkungen u. s. w., die ich zuweilen einstreute — möglichst treu nach ihren eigenen Worten. Von dem bestrickenden Tonfalle ihres Organs, von dem seelenvollen Ausdrucke ihres Gesichtes, das nacheinander die verschiedensten Gemüthsbewegungen widerspiegelte, von der lebendigen Anmuth ihres Vortrags — von alle dem dir eine Idee zu geben, bin ich freilich nicht fähig. Das musst Du Dir selbst hinzudichten.

* * *

Im nächsten Frühherbste werden es vier Jahre, dass ein junger Mann als Prakticant zu unserem Gerichte aus der Hauptstadt versetzt wurde, wo sein Vater einen hohen Staatsposten bekleidete. Es gieng ihm der Ruf eines fleißigen Beamten und soliden Menschen voraus. Als beides hat er sich denn auch bewährt und sich durch seinen Pflichteifer und sein angenehmes Betragen gar bald die Achtung seiner Vorgesetzten und aller jener erworben, die mit ihm in gesellige Berührung kamen. Wie es in kleinen Orten geht, dauerte es nicht lange, dass auch wir — mein guter Vater lebte damals noch — ihn kennen lernten. Bei Gelegenheit eines Concertes, das eine durchreisende Volkssängergesellschaft abends im Brauhausgarten gab, wurde Arthur uns von einem unserer Bekannten vorgestellt. Er sah aus, als hätte er kaum das Jünglingsalter erreicht, da er doch nur wenig jünger war als ich, die dreiundzwanzig Jahre zählte: ein fast mädchenhaft zartes Gesicht mit blondem Schnurrbärtchen und treuherzigblickenden, blauen Augen. Er setzte sich an unseren Tisch, und war anfangs sehr schüchtern und schweigsam; auch trank er nicht viel, doch nach und nach wurde er gesprächiger, und als wir uns trennten, betheuerte er lebhaft, dass dies die vergnügtesten Stunden gewesen seien, die er bisher hier zugebracht habe. Mein Vater, der sofort von ihm eingenommen war, forderte ihn höflich auf, uns zu besuchen, welcher Einladung Arthur auch schon am nächsten Tage entsprach. Dem ersten Besuche folgte bald ein zweiter, dritter — in immer kürzeren Zwischenräumen, und endlich verlebte er jede freie Stunde bei uns.

Unser Haus, eines der letzten des Marktes, steht hart am Eingang des wildromantischen Grabens, aus dem der Bach dem Flusse zurinnt. Ein kleiner Garten schließt sich daran mit einer offenen hölzernen Aussichtswarte in der äußersten Ecke. Dort saßen wir oft des Abends und plauderten dies und jenes, oder wir sprachen auch nichts und schauten über das Geländer hinunter auf das klare Wasser, das in seinem breiten, weißen Geröllbette munter dahinsprudelte, und horchten auf das Zischen der Brettersäge, die weiter drinnen in der Schlucht arbeitete. Nach Schluss seines Geschäftes gesellte sich gewöhnlich auch der Vater zu uns. Dann drehte sich die Unter-

schon so hoch stand, mit meinen Wünschen eine kleine Freundlichkeit zu erweisen. Ich wartete noch ein paar Stunden; da es jedoch nicht aufhörte zu regnen, und ich also nicht hoffen durfte, mit ihr im Freien zusammenzutreffen, so blieb mir nichts übrig, als wieder einen Einbruch in ihr Stübchen zu wagen. Ich klopfte an ihre Thür. Ein leises, kaum vernehmliches „Herein" erlaubte mir einzutreten. Sie stand am Fenster in einer Stellung, die mich nur ihr Profil sehen ließ, und fuhr mit dem Taschentuche flüchtig über ihr Gesicht, ehe sie es mir voll zuwandte. Ihre Augen waren roth. Sie musste geweint haben.

„Fräulein Clara", begann ich mit möglichster Unbefangenheit, „da mich ein holder Zufall nun einmal mit Ihnen diesen Tag verleben läſst, so gestatten Sie wohl, dass auch ich mich als Gratulant einfinde. Ob auch ein Fremder, bin ich doch so kühn, mich zu Ihren Freunden zu zählen, wenn anders jemand diesen Namen verdient, der aus vollster Seele Ihnen all das Glück in Fülle wünscht, das dem Menschen überhaupt beschieden sein kann, und dessen ich Sie so würdig halte."

„Ich danke Ihnen", sagte sie mit Wärme, und gab mir — es war zum erstenmal, dass sie's that — die Hand, die ich herzhaft drückte. Und dann, indes ihre Augen sich mit Thränen füllten, und ein wehmüthig-bitteres Lächeln ihren Mund umspielte: „Glück? Ein Etwas, dessen ich mich längst entwöhnen gelernt . . ."

„Wie?" rief ich erschreckt. „Es ist Ihnen doch nichts Widerwärtiges zugestoßen? Verhüt' es Gott! Sollten die Briefe, die Sie gestern abends erhielten, die Meldungen des Hans . . ."

O nein, nie!" unterbrach sie mich, „es ist nichts, was mich gegenwärtig betroffen hätte. Es ist alles ja längst vorbei und geschehen. Ich habe mich ja auch in das Unabänderliche gefügt; aber jedes Jahr, wenn diese Tage kommen, und mich die Erinnerung daran übermannt, und ich denke, wie alles so ganz anders sein könnte . . ." Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Von der schmerzlichen Erregung bewältigt, sank sie auf den Stuhl vor dem Tische (auf dem Rosis „Busch'n" prangte) und brach — die Arme auf denselben gestützt und beide Hände vors Gesicht pressend, in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Überrascht, bewegt wusste ich nicht, was sagen. Schweigend stand ich da, und sah, wie der innere Sturm ihren ganzen Körper erschütterte. Aber wie sie allmählich ruhiger wurde, und nur noch still vor sich hin weinte, setzte ich mich neben sie, und redete ihr zu: „Fern sei es von mir, liebes Fräulein! mich in Ihr Vertrauen drängen zu wollen. Wie hätte ich als ein Ihnen sozusagen Unbekannter auch einen Anspruch darauf? Aber vielleicht hat das Wort eines Mannes, der selbst in seinem Leben schon so manches Leid erfahren, die Kraft, Ihnen einigen Trost zu spenden? Darum — wenn nicht besondere Gründe Sie abhalten — verhehlen Sie mir, ich bitte, nicht länger einen Kummer, dessen Spuren ich mit Betrübnis schon all die Tage her in Ihren Zügen las!" — „Ach! ja", erwiderte sie, sich aufrichtend und die Augen trocknend — „ich bin's mir wohl bewusst: es war unrecht von mir, Ihnen nicht immer die heitere Miene und das freundliche Entgegenkommen gezeigt zu haben, wie solches dem Gaste gegenüber sich unbedingt geziemt. Für wie launenhaft mögen Sie mich wohl halten! Verzeihen Sie und haben Nachsicht mit mir! . . . Doch nun ich Ihnen schon so viel verrathen, und Sie Zeuge wurden, wie mich alle Fassung und Selbstbeherrschung vollends verließ . . heute . . an dem Tage, der einst bestimmt war, der glücklichste meines Lebens zu werden . . . nun sollen Sie alles wissen. Vielleicht stellt mich das in Ihrer Meinung wieder her. Und wie

ihn daheim überschüttet habe. Unsere gewohnte Lebensweise wurde nun von neuem aufgenommen und in schöner Einförmigkeit schwand der Winter dahin — rasch, wie mir noch keiner je entschwunden war!

Es wurde Frühling. Der Schnee zerschmolz, auf den sonnseitigen Hängen fiengen Crocus, Veilchen und Primeln zu sprießen an. Im Walde erklang das Lied der Drossel. Weit und weiter zog es uns jetzt abermals hinaus auf Feld und Flur, und wie die lichtgrünen Halme immer höher aus der Erde trieben, so wuchs die Neigung. die wir für einander im Herzen trugen. Doch niemand hätte das unseren Gesprächen entnehmen können, die sich fort und fort in den Grenzen eines allgemeinen Gedankenaustausches bewegten. Ja, Arthur schien sogar wieder so zurückhaltend wie in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft. Minutenlang konnte er manchmal neben mir hergehen, ohne eine Silbe zu sprechen — wie mit einem Entschluss ringend, zu dem er den Muth nicht fände. Dann erhob er wohl plötzlich den Kopf, und sah mich an, als hätte er mir eine bedeutende Mittheilung zu machen; sagte aber nichts, oder nur etwas ganz Gleichgiltiges.

Da geschah es, dass wir eines wunderschönen Maimorgens — es war ein Sonntag — hier auf die Alm heraufstiegen um bis zum Abend zu bleiben. Nach Mittag war's. Der Vater machte im Zimmer sein Schläfchen; Arthur und ich hatten uns im Schatten der Lärchen, da wo jetzt Tisch und Bank steht, gelagert, und bewunderten die noch weißen Berge, die sich schimmernd vom blauen Himmel abhoben, und die saftgrünen Matten im Vordergrunde. Auf einmal, wie in einem jähen Anfalle, ergriff er meine Hände, zog mich zu sich heran, und frug mich mit leuchtenden Augen und brennenden Wangen: „Clara, willst du meine geliebte Frau werden? . . ."

Ich war bestürzt. Dass Arthur um mich werben könnte — wahrhaftig, der Gedanke war mir nie und nimmer in den Sinn gekommen. Was und wie ich ihm geantwortet, und was er dann noch alles gesprochen, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich wie in einem Taumel schwebte, als wir in der duftigen, dämmerigen Mondnacht zu Thal schritten und dass ich die ganze Nacht kein Auge schloss.

Am nächsten Morgen vertraute ich alles meinem Vater. Er umarmte mich zärtlich, aufs höchste erfreut, den nun auch Sohn nennen zu dürfen, den er längst wie einen solchen geliebt hatte; und als dieser erschien, um in aller Form um meine Hand anzuhalten, ließ er ihn gar nicht zu Worte kommen, sondern zog ihn nur wieder und wieder an die Brust. Wir waren nun Verlobte und unsere Vermählung sollte, da kein Grund für einen langen Brautstand vorlag — schon an meinem Namenstage stattfinden.

O die traulichen Stunden, die wir nun zusammen verplauderten! Die Pläne, die wir für die Zukunft ausmalten! Die sinnigen Liebesgaben, mit denen er mich zu überraschen nicht müde ward! Und die zarten Aufmerksamkeiten und Rücksichten, mit denen er mich verhätschelte! Von seinen Eltern erhielt ich ein Schreiben, worin sie mich auf das liebevollste als ihre angehende Tochter begrüßten, und aus Nah und Fern, von Bekannten und Verwandten wurde ich mit mündlichen und schriftlichen Beglückwünschungen, mit Geschenken aller Art bedacht.

Ach! während so Liebe und Freundschaft mich mit weichen Armen umfiengen, ballte das neidische Schicksal schon die Wolken zusammen, die mein Glück vernichten sollten. Das Schicksal? Nein! M e i n e Schuld war's, m e i n e Schuld ganz allein . . . .

Ich saß eines Abends mit Arthur auf der Bank oberhalb der Straße, unweit unseres Hauses. Es dunkelte bereits, über den schwarzen Gipfeln

haltung meist um Gegenstände der Literatur, denn auch Arthur hatte eine Leidenschaft für gute Bücher. Er war in den Naturwissenschaften ungemein bewandert, und auch von den bedeutenderen Dichtern war ihm keiner fremd. Geibel war sein Lieblingsdichter.

Aber darum war er doch nichts weniger als ein Bücherwurm oder Kopfhänger. Er konnte ausnehmend heiter, ja nicht selten sogar übermüthig und ausgelassen lustig sein. Diese Mischung von ernster Strebsamkeit und lebengenießendem Frohsinn gefiel mir eben so gut an ihm.

Oft auch schwärmten wir durch Wald und Wiesen, die die milde Septembersonne mit goldenem Lichte verklärte, und irrten — während der Vater bedächtig weiter schritt — nach rechts und links vom Wege ab, und wie jubelte Arthur, wenn er da unter einem Busch, auf einem Felsen eine noch nie gefundene Pflanze entdeckte und abpflückte!

„Und muss denn jede Blume gepflückt sein, deren wir uns erfreuen sollen?“ frug ich ihn einmal scherzend. „Jawohl“, entgegnete er in der besten Laune „es ist ein natürlicher und verzeihlicher Wunsch das zu besitzen, was uns gefällt, und wie sollte denn mein Herbarium bereichert werden, wenn ich's mir an dem Anschauen allein genügen ließe?“ Ein ausgezeichneter Botaniker, und mit einem offenen Auge für alles Schöne in der Natur begabt, lehrte er mich die Namen und Eigenschaften vieler Gewächse kennen, und wusste auch mein Interesse für solche zu erwecken, die ich wegen ihres unscheinbaren Aussehens bisher weniger beachtet hatte, als da z. B. sind Gräser und Moosarten.

Was mir bei diesen Spaziergängen auffiel, war die außerordentliche Vorsicht, mit der er Hunden, die zufällig vor den Häusern lagen, oder den Rindern, die von der Weide heimkehrten, auswich.

So war er auch kein Freund der Jagd, und ich glaube eben so sehr der Fährlichkeiten willen, die sie mit sich bringt, als darum, weil er zu gutherzig war, einem Thiere ein Leides zuzufügen. Insbesonders die Gemsjagd konnte er nicht begreifen, und das verstand man, wenn man sah, dass das Überschreiten jedes Steges ihm schon Schwindel verursachte. Im übrigen aber war er ein ausdauernder, tüchtiger Fußgeher und er kannte keine größere Freude, als so im Freien herumzustreifen. Als dann die strengere Jahreszeit uns ins Zimmer bannte, vereinigte uns an den langen Abenden die Hängelampe unter dem runden Tisch und Arthur las etwas vor, oder zeigte uns seine Pflanzensammlung. Während des Abendessens erzählte der Vater oft wohl auch gerne von den Reisen, die er in seiner Jugend gemacht hatte. So verflogen uns die Stunden wie Minuten, und häufig schlug es schon Mitternacht vom Thurme, wenn unser Gast sich verabschiedete. Mit jedem Tage gab er sich ungezwungener und vertraulicher, und obwohl er mir nicht nach Art der jungen Stadtherren den Hof machte, merkte ich doch, dass er sich immer mehr zu mir hingezogen fühlte. Auch ich hatte mich so an den Verkehr mit ihm gewöhnt, dass ich — wenn er ja einmal verhindert war zu kommen — sein Ausbleiben sehr empfand. Wie unlieb war es mir daher, als er uns kurz vor Weihnachten ankündigte, dass er Urlaub genommen, um das Fest bei seinen Eltern zu verbringen! Wie ewiglang dünkte mich die Zeit seines Fernseins! Mit welcher Ungeduld harrte ich seiner Rückkehr. Diese erfolgte zu Beginn des neuen Jahres. Sein erster Gang war nach unserem Hause, wo er vom Vater mit lauter, von mir mit stiller, aber nicht geringerer Freude empfangen wurde. Auch er machte kein Hehl daraus, wie sehr er sich wieder zurückgesehnt, ungeachtet alles Guten und Lieben, mit dem man

jene Worte, die ihn verletzen mussten, kaum dass sie ausgesprochen waren, schon bereut. So wurde denn unseres Zwistes — wenn man es so heißen konnte — nicht weiter gedacht. Nur einmal noch in der Folge kamen wir — ich weiß nicht warum — darauf, doch mehr spasshaft zu sprechen. Ich sagte ihm nämlich, dass ich in ihm eben gern das Muster aller Tugenden verehren möchte; er aber meinte lachend, dann möge ich lieber gleich von der Verbindung mit ihm zurücktreten, um mir bittere Enttäuschungen zu ersparen. Solche Neckereien trieben wir — glücklich und sorgenfrei wie wir waren — noch viele, und kein Misston trübte die Harmonie, in der wir mit uns und der ganzen Welt dahinlebten. Ein Ereignis von allgemeiner Bedeutung, das in den Beginn jenes Sommers fiel, und an dem wir theilnahmen, kann ich nicht unerwähnt lassen: die feierliche Eröffnung der Eisenbahnstrecke von unserem Markt bis zur Landesgrenze — wobei es an Festmahlzeiten und Aufzügen, Fahnen- und Blumenschmuck nicht fehlte.

Doch wurde uns nicht ohnedies jeder Tag zum Feste? Soll ich Ihnen die vielen Ausflüge aufzählen, die wir dahin und dorthin unternahmen? — wie wir heute einen verborgenen Wasserfall, morgen ein Kirchlein auf aussichtsreicher Höhe besucht, und wie wir einmal auf den mit Alpenrosen dichtbedeckten Hängen unseres Grabens herumgeklettert, und der leuchtenden Blüten eine solche Menge pflückten, dass wir sie kaum nachhause schleppen konnten? Oder wie wir in größerer Gesellschaft am Johannivorabend von der Alpe hier die auf allen Bergen flammenden Feuer angeschaut, und auf der Wiese vorne selbst einen mächtigen Holzstoß geschlichtet und angezündet, bei dessen Lodern Jauchzen, Gläserklang und Gesang bis tief in die Nacht ertönte? —

Ja — so schwer es Ihnen werden mag — wie Sie mich jetzt da sehen — daran zu glauben: auch ich hatte einst Stunden übersprudelnder Fröhlichkeit, wo es mich drängte — sei es allein, sei es mit anderen — ein frisches Lied aus voller Brust anzustimmen, — auch ich wusste, was Jugend- und Lebenslust sei, bevor der Augenblick kam, der......

Doch lassen Sie mich fortfahren! — Ich bin bald zu Ende. Tag um Tag und Woche um Woche spannte sich der Himmel in vollkommener Reinheit über und aus, und diese Beständigkeit fieng an unheimlich zu werden. Unter den sengenden Strahlen der Sonne begann das Gras zu dorren, die Feldfrucht zu welken. Ein heißer Dunst brütete über den Wäldern und verschleierte die Berge bis zur Unsichtbarkeit. Und noch zeigte sich kein Anzeichen einer Änderung. Auch unser Geheifer war erschlafft. Ich nähte während des Tages fleißig an meiner Ausstattung; erst gegen Abend, wenn Arthur aus der Kanzlei kam, verließ ich das Zimmer, und gieng mit ihm durch das Gärtchen auf die Warte, wo wir uns des kühlen Luftzuges freuten, bis die glänzenden Sternbilder am Himmel aufzogen. Aber einmal, da wir es auch so gemacht hatten, spähten wir vergebens nach einem Sterne aus. Dichte Finsternis herrschte oben und unten; nur am westlichen Horizonte lohte es zuweilen wetterleuchtend auf, und ein dumpfes Brummen war in der Ferne vernehmbar. — „Nun — Kinder, endlich wird's Ernst!“ — rief uns der Vater gutgelaut zu, der durch das Dunkel hergeschritten kam — „wenn's nur nicht ein blinder Lärm ist!“ Er hatte noch nicht ausgeredet — so fielen schon die ersten schweren Tropfen. Wie labte das langentbehrte, linde Geträufel unser Ohr! Wie freuten wir uns mit der schmachtenden Erde der köstlichen Erquickung! — Entzückt lauschten wir dem Regen am offenen Fenster; doch mussten wir es bald

der Berge flimmerten die Sterne. Da gewahrten wir beide fast gleichzeitig gegen Osten am Firmamente einen röthlichen Schein, der an Helligkeit und Ausdehnung zunahm. Derselbe ward alsbald auch von anderen bemerkt. Die Leute sammelten sich auf der Gasse und Straße und riefen sich gegenseitig zu: wo es brenne? Viele liefen nach der Richtung, in der das Feuer ausgebrochen war. Schon hörten wir auch die Spritzen mit der Löschmannschaft hinausrasseln. Der Vater trat mit Hut und Stock aus dem Hause zu uns heran und sagte, dass er nur einen Augenblick fort wolle zu sehen, was es gäbe.

„Willst du nicht auch?“ sagte ich zu meinem Verlobten, im Begriffe mich zu erheben, aber er hielt mich mit sanfter Gewalt auf dem Sitze fest: ich möge mich doch nicht ängstigen, der Brand sei ja augenscheinlich ziemlich entfernt, und auch bereits im Abnehmen.

„O nicht Angst ist es, was mich in solchen Fällen ergreift“, rief ich einigermaßen unwillig, „es ist der unbezwingliche Trieb, den Unglücklichen beizustehen, deren Habe den gefräßigen Flammen preisgegeben ist, zu helfen, zu retten, was möglich ist. Wenn ich ein Mann wäre — wahrlich! — ich könnt' es nicht über mich gewinnen, so müßig aus der Ferne zuzuschauen, statt auf die Stelle des Unheils hinzueilen und thätig und muthig einzugreifen..!“ —

„Muth — Muth —“ erwiderte er ein wenig gereizt — „was man so nennt, ist meist nichts anderes, als Gedankenlosigkeit, Mangel an Überlegung. Und zumal bei Anlässen wie der vorliegende, wo es sich um eine planmäßige, geordnete Hilfeleistung handelt, stiftet das neugierige Zudrängen bereitwilliger, aber ungeschulter und ungeschickter Kräfte mehr Nachtheil und Verwirrung als Nutzen!“ — Und da ich nichts entgegnete, eiferte er weiter: „Muth? — Woher sollten wir den auch nehmen? Schon im Knaben wird jede kühnere Regung gründlich unterdrückt. Schon die früheste Erziehung ist geschäftig, die kindliche Phantasie mit Vorstellungen aller möglichen Gefahren zu schrecken. Da sollen wir auf keinen Sessel steigen, keinen Baum erklettern, keinem Thiere in die Nähe gehen. Was fruchtet es, wenn wir später auf dem Turn- und Exercierplatze gedrillt werden? — Die ersten Lehren und Mahnungen wirken unaustilgbar nach, und das Hocken über den Acten, die sitzende Lebensweise, die wir zu führen gezwungen sind, ist auch nicht geeignet, uns Muskeln und Nerven zu stählen, und uns jene Thatkraft jenes Selbstvertrauen zu geben, welches außerordentliche Lagen erfordern. Trotzalledem — Clara, wenn je — was der Himmel gnädig abwenden wolle! — dir oder den deinigen Ähnliches drohen sollte dann sollst du sehen, dass es nicht Zaghaftigkeit, nicht Feigheit war, was mich abhielt....“

Noch nie hatte ich ihn so aufgeregt sprechen gehört. Ich gab ihm Recht und bemühte mich, ihn zu begütigen. Indessen kam der Vater zurück und berichtete: es habe Gottlob nicht viel auf sich gehabt, nur eine Scheune sei abgebrannt und der Schaden geringfügig. Wir giengen ins Haus und vergaßen über anderen Gesprächen bald des ganzen Vorfalles. Aber, obschon er es nicht wahrhaben wollte, Arthur schien mir doch etwas verstimmt. Und nachdem er sich empfohlen und „gute Nacht“ gesagt hatte, bildete ich mir ein, daß der Druck seiner Hand minder stark, der Ton seiner Stimme minder herzlich gewesen sei, denn gewöhnlich. — Am folgenden Tage war freilich auch nicht die leiseste Spur von Gekränktheit an ihm zu entdecken. Ach! er war ja viel zu gut und harmlos, als dass er ein Gefühl des Ärgers oder Grolls lange hätte nähren können!

Was mich betrifft, so hatte ich

und langen Stangen bewehrten Männerschaar zum Rettungswerke leuchteten. Wie aus dem Hintergrunde in breiter Front die schlammigen Wellen weißschäumend in rasender Hast tosend heranjagten, und, in tollem Wettlaufe sich überstürzend entwurzelte Bäume, Bretter, Sägstöcke, Äste und Rasenstücke vorüberwälzten! Und das Gepolter der rollenden Steinblöcke, das Aneinanderprallen der Felstrümmer, das Klappen und Klirren der losen Schotter- und Geschiebsmassen! Ein lärmendes, entsetzliches Chaos, dass einem Hören und Sehen vergieng! . . .

Schon hatte der Flutschwall das ganze Rinnsal ausgefüllt, und schwoll mit jeder Secunde höher und höher . . . .

Mit einem Ausruf des Schauderns fuhr ich zurück und schlug die Hände vors Gesicht. Arthur legte liebreich — als wollte er mich beschützen — den Arm um meine Schultern. — „Nur Ruhe — Ruhe!" — mahnte der Vater.

In diesem Augenblicke trat Herr Franz, der Commis, eilig zur Thüre herein, und meldete ganz verstört: „das Wasser habe sich — da eine Anzahl herangetriebener Stämme den Ausgang verlege — gestaut, wo die Gartenmauer sich dem Hause anfüge — und letzterem drohe Gefahr, wenn die Pressung stärker würde — zwar hatten sich einige von den Männern bis an die Hüften ins Wasser gewagt, während andere auf die Stämme sprangen; aber ihre Anstrengungen seien bisher fruchtlos gewesen — und es wäre vielleicht angezeigt — das Haus zu räumen — freilich — wohin sich flüchten? — —

Mein Vater gab ihm einige Weisungen, die ich in der Aufregung nicht verstand, und Herr Franz eilte fort. Arthur zieht, ohne ein Wort zu sagen, den Arm von mir und will ihm nach. Ich vertrete ihm den Weg. Wie ein Blitz schießt mir der Ausspruch durch den Kopf, den er an jenem Abend, da wir die Feuersbrunst beobachtet, gethan hatte. „Um Gotteswillen! Wo willst du hin?" — rufe ich außer mir, indem ich mich krampfhaft an ihn klammere.

Und er: „Kannst du noch fragen? Ein Elender wäre ich, wenn ich jetzt noch zaudern wollte!" Seine Stimme bebte, und eine trotzige Energie leuchtete aus seinen Augen, die jedoch dem sanftesten Ausdrucke wich, als er hinzusetzte: „Sei unbesorgt, Theuerste — und lass mich . . !"

Ich aber schmiege mich nur umso fester an ihn, und schon habe ich einen Beistand an meinem Vater gefunden, der von der anderen Seite die Hand meines Bräutigams erfasst, und hält, während er ihm die dringendsten Vorstellungen macht . . . Umsonst! . . . Mit einem kräftigen Ruck reißt er sich los, und die Thüre auf und hinaus. Ich höre ihn die Treppe hinunterstürmen. Verzweifelt will ich ihm nach; der Vater wehrt es mir. In meiner Todesangst fliege ich ans Fenster und rufe seinen Namen. Das fürchterliche Gebrause übertäubt die schwachen Laute. Fast meiner Sinne beraubt, biege ich mich — vergebens sucht der Vater mich zurückzuhalten — immer weiter hinaus, und stiere hinab auf den dunklen Menschenknäuel, um den röthliche Lichter spielen. Jetzt — o dass eine wohlthätige Macht das Bild für ewig aus meinem Gedächtnis löschte! — erblickte ich eine Gestalt auf einem der schwimmenden Hölzer, die in kreisende, wirbelnde Bewegung gerathen. Er ist's — Arthur: Und jetzt — ein geller Aufschrei — jetzt erblicke ich ihn nicht mehr. Wie ein schwarzer Nebel wallt's vor mir — ohnmächtig sinke ich zurück in die Arme meines Vaters. — — — — —

Als der Morgen graute, wurde die Leiche unterhalb des Marktes aus dem Wasser gezogen. (Schluss folgt.)

schließen, da sich ein Sturm erhob und das Gewitter immer näher herantrieb. Als Arthur fort war — ich selber drängte ihn vorzeitig fort, damit er noch ungefährdet seine Wohnung erreiche — brach es los, und tobte die ganze Nacht hindurch. Es war eines jener Gewitter — nun, Sie haben ja selbst ein solches hier erlebt. — —

Am Morgen darauf währte der Regen noch, und wir waren's zufrieden. Ich sehe und höre meinen guten Vater, wie er am Fenster steht und spricht: „Nur zu — nur zu! Es ist noch lange nicht genug — nach der beispiellosen Dürre!“ —

Aber als es nun einen Tag um den anderen so weiter goss und eine Nacht um die andere, die ganze Woche hindurch — als gälte es eine zweite Sündflut ins Werk zu setzen — da wurde es uns allen schließlich zuviel. Ich habe Ihnen gesagt, dass ich von Natur nicht furchtsam bin — und ich bin's auch nicht. Doch damals — des Nachts, wenn das Tosen des Baches, das Rauschen der Regenströme übertönend, mich nicht schlafen ließ, und ich mit offenen Augen daliegend hinaushorchte auf das gurgelnde Brodeln und Strudeln, das dem geschärften Sinn immer zorniger anzuschwellen schien — erinnerte ich mich all der Gräuelthaten, die der Dämon der Alpen, das Wasser, da und dort — wie ich gehört und gelesen hatte — schon verbrochen habe, und eine unsägliche Bangigkeit befiel mich. — Bei Tage verlor sich jedoch dieses Gefühl, das ich mich schämte zu gestehen, besonders da ich sah, dass der Vater und Arthur ihre gleichmüthige Stimmung bewahrten. Von einer gewissen Unrast, der natürlichen Folge der langdauernden Zimmerhaft und des Mangels an Bewegung, waren allerdings auch sie nicht frei. Wohl wurde die Möglichkeit einer Überschwemmung in Erwägung gezogen, und berathen, was in diesem Falle zu thun wäre; aber völlig beruhigt war ich, als der Vater sagte, dass solange er hier hause, eine derartige Katastrophe den Ort nicht heimgesucht habe, dank der starken, aus Holzstöcken aufgebauten Klause im oberen Theile des Grabens.

Und dennoch — dennoch! . . . . . Es war der Abend des dritten August. Wir saßen bei der Mahlzeit um den langen erhellten Tisch, und besprachen die Vorbereitungen zur nahen Hochzeit. Die Fensterflügel standen offen — denn es war sehr schwül im Zimmer —; doch die Balken waren geschlossen. Der Wind peitschte den Regen gegen dieselben, und durch die Spalten funkelte es ab und zu gelb und blau. Ein neues Gewitter schien im Anzug. Wir waren alle der Ansicht, dass das nun wohl den Abschluss der langen Regenperiode bilden dürfte.

Plötzlich — — „was ist das“ — rufen wir alle mit einer Stimme, und schauen uns starr und verstummend an. Ein verworrenes Schreien, ein Durcheinander hallender Schritte, ein Laufen und Rennen, ein wuchtiges Aufschlagen wie von Stöcken dringt von unten herauf an unsere Ohren — der Bach kommt — der Bach kommt!“ — schallt es aus hundert rauhen Kehlen — und hinterher ein donnerndes Dröhnen und Brausen, das alles andere verschlingt. Wir schnellen von den Sitzen empor und stürzen ans Fenster. Im Nu sind die Balken aufgerissen......

O was sind alle Schrecknisse, verglichen mit denen, die das Wasser bringt, wenn es, der Gefangenschaft entsprungen und seiner Fesseln spottend, wie ein grimmes Ungethüm mit unbezähmter Wildheit über sein ahnungsloses Opfer herfällt! — Unbeschreiblich war der Anblick, der sich uns beim Scheine der zuckenden Blitze und beim flackernden Lichte der Fackeln und Laternen, die am Ufer hin- und herirrten und der mit Haken

scheint, der Waldbauern-Peter will nicht recht. Könnt's auch leicht wegwerfen das Trühel, wenn ihm schwach wird. Ich geh' ohnehin zum Freiball nach Krieglach und will's schon tragen."

„Ist auch recht", sagte der Richter, „so pack's halt in Gottes Namen!"

Ich habe im selbigen Augenblick den Schimpf so tief empfunden, dass ich das heilige Fürnehmen machte: dem Franzel schlag' ich heut' beim Löwen, bis wir lustig geworden sind, allzwei Füße ab. Nachher soll er sehen, wer schwach wird.

Im nämlichen Augenblick aber sank die arme Graben-Kathel nieder auf das bereits geschlossene Särglein und schrie: „Forttragen wollen sie dich mir, du mein einziges Glück auf der Welt! Bist gleichwohl im Himmel bei unserer lieben Frau, so sei mein' Fürbitt, dass sie auch mich bald zu sich nimmt. Bin so ganz und gar verlassen auf dieser Erden!" Und begann so schmerzhaft zu weinen, dass ich all meine Rachegedanken vergaß und nur noch denken konnte: die Leute sollten doch gut aufeinander sein in einem solchen Jammerthal. —

Der Franzel schlang nun um das fichtenholzweiße Trühlein einen Riemen, hieng sich dasselbe über die Achsel, dergestalt, dass er es im Arm über der Brust tragen konnte. Ein schwarzbraunes Dirndel, eine Verwandte der Graben-Kathel, kam jetzt mit einem Blumenstrauß herbei, an welchem ein weißes und ein rothes Band war, und diese Herrlichkeit steckte sie dem Franzel auf den Hut. Es ist ein alter Brauch in jener Gegend, dass Leichenträger solche „Todtenbuschen" tragen; bei erwachsenen Personen müssen die Blumen weiß, die Bänder schwarz sein, bei Kindesleichen wollen die rothen Blumen und Bänder andeuten, dass keine Trauer sein soll, wenn ein unschuldiges Kind früh aus dieser Welt geht. Und in Wahrheit, als der Franzel nun mit dem Särglein und den flatternden Bändern gleich einem Hochzeiter so vorausgieng durch den großen Kressbachwald hin und unser etliche laut betend hintendrein, da war von einer Trauer nicht viel wahrzunehmen. Zwischen den Vaterunsern trieben wir Schelme miteinander ein bisschen Schabernack. Neben mir gieng der junge Bumshöfer, der fragte das schwarzbraune Dirndel, ob er es heiraten dürfe?

„Ja, auf wie lang?" gab es ihm fragend Antwort. „Die Mannerleut' sind so viel falsch. Das sieht man wieder bei meiner Muhme, bei der Graben-Kathel. Was hat er ihr vorgeschwatzt, der Hesch, vom Liebhaben und Treusein und Brav-Zusammenhalten in Freud und Leid! Weil sie kränklich ist worden und keine rechte Unterhaltlichkeit mehr daheim, hat er sich nach dem Holztagwerk lieber ins Wirtshaus gesetzt, als ins traurige Grabenhäusel. Lediger Weis ist ihm der Weg bei der Nacht nicht zu weit gewesen bis zu ihrem Fenster; verheirateter Weis vergisst er auf Weib und Kind, zur Noth, dass er bisweilen ein paar Groschen Geld schickt, er selber kommt gar nicht mehr. Nicht einmal jetzt, wo das Kind gestorben ist, lasst er sich sehen, der Nichtsnutzige, lasst sein Weib im Elend allein."

„Weiß er es wohl, was geschehen ist daheim?" fragte ich.

„Das ist keine Ausred'!" fuhr die Schwarzbraune drein, „er soll sich umschauen nach seinen Leuten, wenn er ein ordentlicher Ehemann sein will. Himmlischer Vater, behüt' und bewahr' mich vor einem solchen Mann!"

„Du", flüsterte ich dem Bumshöfer zu, „ich glaub', das ist nicht die richtige Zeit zum Brautwerben. Wart's ab. Ehevor sie ledig bleibt, kriegst sie gewiss."

„Kannst recht haben", antwortete er und stimmte rasch in das laufende Vaterunser ein. Nach drei Stunden

Die Liebe ist stärker als der Tod.

Eine Erzählung aus dem Waldlande. Von P. K. Rosegger.

Bin doch begierig, ob man mir die Geschichte glauben wird. Man braucht sie aber gar nicht zu glauben, sondern bloß zu wissen. Und manche meiner Heimatsgenossen wissen thatsächlich von der Geschichte. Ich war damals ein Mensch in dem Alter, in welchem man von artigen Leuten „Jüngling“ und von wahrheitsliebenden „dummer Junge“ genannt wird. So kam der „heilige Faschingdienstag“; diesen Festtag haben wir immer strenge gehalten, und also rüsteten wir uns auch diesmal zum Freiballe, der beim „Goldenen Löwen“ in Krieglach abgehalten wurde.

Ich besaß ein nagelneues Steirergewand und im Hosensacke eine gegerbte Schweinsblase mit fünfzehn Groschen Geld. Reicht das aus für zwei Portionen Braten, zwei Maß Güldenwein, eine halbe Maß Glühwein, zwei Schalen Kaffee, für Spielleut'geld auf ein paar Steierische, einen Gestrampften, und noch etliche Cigarren? — Das reicht schlechterdings nicht dazu aus. Also verkaufte ich an den Hochbrunner-Knecht eine Lodenjoppe, da ja der Sommer vor der Thür war, übrigens ohnehin nicht gedacht wurde an das Morgen, sondern nur an das Heute, welches Faschingdienstag hieß. Und als ich nun so viel Mammon beisammen hatte, um für mich und eine erst zu gewinnende Tänzerin die oben genannten Güter erwerben zu können, heißt es auf einmal, der Graben-Kathel wäre ihr Kind gestorben, selbes werde am Faschingdienstag begraben und ich sei dazu auserlesen, das Trühlein auf den Kirchhof zu tragen.

Die Graben-Kathel war ein armes Weib, das sonst im Tagwerk arbeitete, um das sich aber in seiner Krankheit niemand eigentlich kümmerte, nicht einmal der eigene Mann, der Graben-Hesch, welcher in einer anderen Gegend als Holzknecht arbeitete und oft wochenlang gar nicht nachhause kam. Aber das verstorbene Kindlein musste die Gemeinde doch begraben und that es eigentlich recht gerne, weil sie nur froh sein konnte, für die Zukunft einen armen Eingeborenen weniger in Sorge zu haben. Wie aber gerade ich zur Ehre kam, an einem solchen Tage drei Stunden lang (denn so weit war der Weg bis zum Kirchhof) eine Leiche im Arm zu halten, das leuchtete mir nicht ein. Daher begehrte ich auf und rief: „Wie komm' i ch dazu?“

„Du kommst dazu, weil du ein kräftiger Bengel bist“, antwortete der Gemeinderichter. Das empfand ich nun wie eine wirkliche Auszeichnung. Andere Bursche, die auch zum Begräbnisse geschickt worden waren, weil jedes Haus gepflogenheitlich eine leidtragende Person beizustellen hatte, sahen einander jetzt so an.

Der Hochbrunner-Knecht, der Franzel, trat vor und sprach: „Mir

sparst — ist just so gut, ist besser. — Schandkerl, der ich bin!“ Die Faust schlug er sich an die Stirn. Vom Tanzboden her klang die Musik, das Jauchzen der Lustigen.

„Das sind Faschingtage!“ rief der Hesch aus, während er mit heftigen Schritten durch die Scheuer schritt. „Bin seit Sonntag so herum — von einem Dorf zum anderen, von einem Wirtshaus zum anderen. Der Arbeitsmensch muss seine Aufheiterung haben, natürlich! Alleweil dieselbe Ausred'! — Morgen ist Aschermittwoch, da wollte ich denn einmal sehen gehen, wie es daheim ausschaut. Just ein rechter Tag. Und was das Bübel macht. — Und jetzt kommt mir das Bübel schon entgegen. Das will den Aschermittwoch auf dem Kirchhof zubringen — ha, ha! — Schweigen sollt ihr, verdammte Kratzen da drinnen!“ schrie er wüthend gegen das Haus, von dem die Geigenklänge herübertönten. „Peter, Peter!“ sagte er und packte mich an meiner Hand. „Gut muss es mir gehen, dass ich schon die Musikanten verachte!“

Ob er nicht mit auf den Kirchhof kommen wolle? war meine Frage, denn zwischen den Musikklängen durch hörte man das Kirchenglöcklein, zum Zeichen, dass ein Menschenwesen ins tiefe Grab gesenkt wird. „Jetzt auf den Kirchhof?“ begehrte er auf. „Du meinst mir's gut. Dass mich der Leut' Augen todtstechen thäten! — Nein. Ich schleich' mich da hinten über die Felder und nachher, wenn sie sich verlaufen haben . . .“

Der Holzknecht-Hesch ist aber an demselbigen Tage nicht mehr gesehen worden auf dem Kirchhof. Einen anderen Weg hat er gefunden, der war noch besser — der Weg durch den Kressbachwald ins Hochgebirgsthal zu seinem verlassenen Weibe. —

Der kleine Leichenzug hatte sich auf dem Friedhofe nicht gerade lange aufgehalten. Sie kamen — eins nach dem anderen — ins Löwenwirtshaus und der Hochbrunner Franzel schlenkerte immer noch seine Arme aus, die ihm vom langen Tragen etwas steif geworden waren. Wir setzten uns zusammen an einen Tisch in der Gaststube, während über unseren Köpfen unter den Füßen der oben Tanzenden die Dielen schwankten. Der kugelrunde Wirt kam herbeigewackelt und kreischte: „Brav, meine lieben Leut', dass ihr die Traurigkeit ein bissel wollt hinabschwemmen. Was schafft's für einen, ordinari oder bessern?“

„Bessern!“ bestellte ich.

„Bist ein Schaf!“ raunte mir der Hochbrunnerische zu, „er hat ja nur eine Gattung. sagst: ordinari, so ist er billiger, sagst: bessern, so ist er theuerer.“

Wir Männer in Hemdärmeln, aber die Hüte auf dem Kopf und Cigarren im Mund, machten uns heimisch im Wirtshaus zum Löwen. Bald nachher fiengen wir an zu schnabulieren und zu süffeln. Ja, ja, süffeln ist schon das rechte Wort, denn für ein Trinken war es zu anhaltend und für ein Saufen zu zahm. Wir stießen auch mit den Gläsern zusammen, anfangs ließen wir das Todte leben, das wir auf den Friedhof getragen hatten, später sogar auch die Lebendigen, uns einander! Als der Bumshöfer und die Schwarzbraune zusammenstießen, da sprangen einige Tropfen Wein auf den Tisch und natürlich kam darauf der alte Spass von der Taufe. Die Schwarzbraune machte ein trotziges Gesicht und meinte, sie stoße mit Männern nur an, um ihnen die Gläser in Scherben zu rennen. Ob sie die Gläser mit ihren Lippen ersetzen wolle? gab ich ihr zu bedenken, da antwortete sie, das wären keine Reden für einen solchen Tag! stand auf, bezahlte an der Thür ihren Theil der Zeche und gieng davon. Der junge Bumshöfer saß und lehnte noch eine Weile so herum im Wirtshause. Das sei der langweiligste Faschings-

waren wir im Thale der Mürz und unser kleiner Zug trabte betend durch das große Dorf. Vom „Goldenen Löwen“ heran klang uns lustiges Pfeifen- und Geigenspiel entgegen und zu den mit Tannenzweigen bekränzten Fenstern heraus erscholl manch kecker Juchschrei. Zum Hausthor giengen in Hemdärmeln, die Pfeifen im Munde, Mannsbilder singend und lärmend aus und ein, einer davon blieb stehen, als er den nahenden Zug sah, und rief: „Nu, was ist denn das für eine Maschkerad'! Am Faschingtag Leut' eingraben, das ist keine Mode!“

„Ja, ja!“ schrie ihm unsere Schwarzbraune zu. „Geh' nur her! Gehörst eh' zu uns! Leicht willst es wissen, wen wir im Trühel haben!“

Der Mann stutzte ein wenig, nahm mit ungefüger Hand die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Die schwarzbraun' Sefferl ist dabei?“

„Ja, die ist auch dabei“, antwortete sie, „wenn du selber nicht gehst zu deinem Kind, so müssen wir dir's halt nachtragen.“

Jetzt fiel ihm die Pfeife aus der Hand. Der Franzel war mit seiner kleinen Last stehen geblieben. Der andere starrte darauf hin und murmelte: „Schier Angst kunnt sie einem machen, die dumme Dirn'. — Wem — wem gehört's denn zu — das da drin?“

Antwortete der Franzel: „Hesch, es ist dein Kind.“

Der Hesch stand da wie ein Baumstrunk und rührte sich nicht. Nur der buschige Schnurrbart zuckte, sonst schien sein Gesicht schier versteinert zu sein.

„Schon vorgestern ist es gestorben“, berichtete ihm nun die Schwarzbraune. „Im Hals hat's was bekommen, erstickt in ein paar Stunden. Haben wohl gleich nach dir ausgeschickt, haben dich nicht gefunden. So, dass du es weißt. Und trösten magst dich selber, wenn du willst.“ Der Hesch wendete sich schwerfällig um und wankte in den Wirtshof hinein, gegen die Scheuer hin. Der Leichenzug gieng dem Friedhofsthore zu und ich schlich dem Hesch nach. — Der hat's jetzt tief! so war mein Gedanke. Mag ja sein, dass er ein Nichtsnutz ist, aber jetzt hat er's doch. So eine Stund wie die, wird ihm nimmer kommen. Sein Weib daheim hat nur den Schmerz, der hat auch die Reue. Reue und Verzweiflung! größer kann ein Unglück nimmer sein. Man soll ihn nicht allein lassen in solcher Stund'.

In der Scheuer kauerte er an der finstersten Ecke, und ich hörte die Stöße seines Athems. So heftig schluchzte er, dass ich glaubte, es müsse ihm die Brust zersprengen. Ich blieb einige Schritte vor ihm stehen und dachte: Er soll sich nur ausweinen, ist ja ein Glück, daß er noch weinen kann. Auf einmal — ich erschrak fast — sprang er zu mir heran, rang die Hände und rief:

„Ein Kind, wie Gott kein lieberes vom Himmel hat gegeben! — Aber in mir ist der leidige Teufel! Es ist nicht anders, es ist nicht anders! — Die ganze Woche im Holzschlag nichts denken, als: am Sonntag siehst es wieder. Und hab' ja auch mein' Kathel gern. Aber wie ich heimkomm' in die dunkle Hütten und find' alleweil nur Sorg und Elend, hat's mich bald nicht lang gefreut. Der Mensch will nach harter Arbeit am Sonntag ja doch bissel Aufheiterung. Und geh' ins Wirtshaus. Die erste Zeit bleib ich nur ein Stündel, lass mir auch allemal eine Flasche füllen fürs Weib daheim. Nach und nach bleib' ich länger. Gute Kameraden gibt's auch. Spielkarten gibt's auch. Allerhand Unterhaltlichkeit im Wirtshaus. Mein Holzschlag ist ja näher dem Dorf als dem Kressbachwald. Denk' ich mir: Wozu den weiten Weg heimwärts und wieder den weiten Weg auswärts! Bleib' Sonntags über im Dorf und schick' ihr das Geld, was du an Schuhen er-

„Nu, meinetwegen“, flüsterte sie, „komm, tanzen wir eins miteinand'!“

Ziemlich willenlos folgte ich ihr, der Raum war aber derart überfüllt, dass wir nicht drankommen konnten, dass wir aus dem Kreise immer wieder herausgedrängt wurden. Meine Kleine — sie hatte in ihrem spitzen Gesichte eine Menge zarter Runzeln — trippelte ungeduldig mit beiden Füßen, endlich, da es nicht vorwärts gieng, sagte sie: „Komm'!“ und zerrte mich durch mehrere Gänge in eine große Kammer, da war es still und öde, allein mein Weibsbildchen zog aus dem Kittelsack eine Mundharmonika, nahm sie zwischen die Lippen, mich kühnlich in die Arme und bei selbstgeblasener Polka strampften wir etlichemale in der Runde herum.

„Das gienge ja prächtig!“ meinte sie, „wozu die kostspieligen Musikanten, wenn man selber sein Zeug bei sich hat! Die feine Mundwetzen und einen so netten Tänzer dazu!“

Nach mehreren misslungenen Fluchtversuchen entkam ich ihr endlich durch ein Nebenpförtchen, sprang durch ein Fenster hinab in den Hof und flüchtete ins Gastzimmer. Dort war es tabakrauchdunstig und leer, denn alles hatte sich auf dem Tanzboden versammelt. Nur der Hochbrunner-Franzel saß da und war sehr verdrießlich.

„Der, wenn ich kunnt, der möcht' ich was anthun!“ knirschte er, auf die Kressbachwirtin anspielend, „mich so zum Narren zu halten vor allen Leuten!“

„Wenn nur du dich selber nicht zum Narren hältst, Franzel!“ war mein Bedenken. „Wenn du gescheit bist, können wir Waldbauern aufs nächste Jahr unseren Faschingswein bei dir trinken.“

„Sei halt du so gescheit!“ trumpfte er mich ab.

„So gescheit wär' ich schon, aber so schön bin ich nicht.“

Wir hatten noch kaum ausgeredet, kam sie selber zur Thür herein und gerade auf den Franzel zu.

„Von den Feineren bist du keiner“, sagte sie zu ihm und setzte sich daneben hin. „Dass ein richtiger Bursch seiner Tänzerin ein Glas Glühwein zahlen soll — ich glaube, davon weißt du nicht!“

„Um ein Glas Glühwein ist mir die Kressbachwirtin just auch nicht feil!“ war seine Antwort.

„Franzel“, sprach sie nun, und ihre Stimme war eine leisere und eine andere, „warum sagst denn nicht du zu mir, wie ich zu dir? — Im Spass und im Ernst, Franz, sag's aufrichtig, magst du mich oder nicht?“

Für mein Leben gern hätte ich den zwei Leutchen noch weiter zugehört, aber der Franzel winkte mir mit den Augen und ich dachte, einen besseren Gefallen kann man ihm nicht erweisen, als dass man sie jetzt allein lässt. Leise nahm ich meine Jacke von der Wand, schlich zur Thür hinaus, und weil ich beim „goldenen Löwen“ die erhoffte Unterhaltlichkeit doch nicht mehr fand, so machte ich mich auf den Heimweg.

Über der Schneelandschaft lag Nebel, und Nebel spann in den Ästen der Bäume, die nun stundenlang zu beiden Seiten des Weges standen. — Ich dachte so für mich hin, wie manch ein Mensch eigentlich schrecklich verlassen sein kann auf der Welt. Just an Tagen der Lustbarkeit fühlt man's am meisten. Ich habe auch gar keinen Schick zum richtigen Lustigsein sowie andere; wenn's gerade recht laut und toll ist um mich und alles einladet zum Mitjauchzen und Springen, thut mir leise — ganz leise das Herz weh, und ich weiß nicht warum. Jung und gesund — ich weiß wirklich nicht warum. Und wenn mir so ums Herz ist, da bin ich doch lieber im stillen Wald, als in der lärmenden Gesellschaft. Sie sollen machen, was sie wollen, und wenn gleichwohl einer sagt, mir könnt' schwach werden — deshalb will ich ihm keinen Fuß

tag, den er je erlebt! klagte er und endlich war der Bursche nicht mehr zu sehen. — Anders hatte sich's beim Hochbrunner-Franzel geschmiedet. Die junge schneidige Wirtin aus unserem Walde, die am Kressbach ihr wohlangesehenes Haus besaß, war erschienen. Auf einem Steirerwäglein war sie angefahren gekommen, hatte den Braunen selbst geleitet, und dabei mit der Peitsche geknallt. Jetzt trat sie mit ihrem frischen Rundgesichte ins Haus, ließ die funkelnden Äuglein von einem Burschen zum anderen fliegen.

„Welcher hat denn die größte Schneid?“ rief sie heiter in die Stube, „mit dem will ich tanzen!“ Alles drängte sich an sie.

Die Kressbachwirtin schaute aber auf den Hochbrunner-Franzel her und sagte: „Der dort gefällt mir am besten. Der hat sogar einen Buschen auf dem Hut.“

„Ja, einen Todtenbuschen“, spotteten andere drein; nichts will ich wetten, ob ich nicht auch selber unter diesen „anderen“ gewesen bin. „Ein Todtenbuschen!“

Darauf sie: „das macht nichts, wenn nur der Bursch' recht lebendig ist! Na, komm' her, probieren wir's“. Winkte den Franzel zu sich. Der gieng nicht ungern, sie nahm ihn bei der Hand, führte ihn keck auf den Tanzboden und rief den Musikanten zu, sie sollten auf ihre Unkosten einen Steirischen aufspielen!

Als dieses Paar unter den gemüthlichen Klängen des „altweltischen Landlers“ sachte dahinreigte, da schauten wir anderen einmal so süßsäuerlich zu und schüttelten unsere Köpfe. Dass die junge Kressbachwirtin herlebig war und mit ihrer heiteren Muthwilligkeit die Welt nur so frisch vor sich hintrieb, war längst bekannt; dass die unterschiedlichen Freier, die es bei ihr versucht, auf die lustigste Weise abgefertigt zu werden pflegten, so dass sich niemand mehr an sie wagen wollte, war auch bekannt, aber dass sie selbst zu einem hingieng und ihn hernahm vor aller Leut', und es „mit ihm probierte“, das war etwas Neues.

Als das Stückel aus war, stellte sich die Kressbachwirtin stramm vor den Franzel hin und sagte: „Lebendig bist mir genug. Magst, so heiraten wir zusammen.“

Der sonst hübsch kecke Franzel war im Gesicht glutroth geworden vor lauter Schamhaftigkeit und er schämte sich fast dessen, dass ihm so „gschamig“ zu Muthe war. Er trat etwas zurück und antwortete auf ihre Frage bescheidentlich:

„Ja, das wär' schon recht, heiraten, wenn ich nicht ein armer Bauernknecht wär' und sie nicht die Kressbachwirtin.“

„Oh Lapperl du!“ lachte sie und zwickte ihn am Kinn, „wenn wir zusammenheiraten, bist du ja nicht mehr der Bauernknecht, nachher bist ja der Kressbachwirt! Der Kressbachwirt und die Kressbachwirtin werden doch zusammenpassen, nicht?“

„Die foppt mich ordentlich!“ brummte der Franzel und verlor sich im Gedränge.

Mein Sinn gieng nun ebenfalls nach einer Tänzerin, aber die jungen und hübschen waren stets alle „in der Hand“. Dass meine menschliche Gestalt nicht die auffallendste war, wusste ich wohl und in diesem Bewusstsein fehlte es mir auch stets an Courage; allein auf mein neues Steirergewand hatte ich gebaut und auf das Klimpern mit den Groschen in der Hosentasche. Es hatte nicht die erwartete Wirkung. Da wurde ich im Gewoge zufällig an ein ältliches Weibsbildchen gedrängt.

„Oho!“ zirpte dieses, „druck mich nicht zu todt! Was doch diese Mannsleut' zudringlich sind!“

„Ist nicht gern' geschehen“, also entschuldigte ich mich und trachtete hinweg.

Der Bicyclist.

Ein Wiener Straßenbild von Ottokar Tann-Bergler.*)

Ein jugendlicher Sportsman, dem man mit unbewaffnetem Auge bereits auf die Entfernung von zehn englischen Seemeilen den Sonntagsradreiter ansah, kam auf seinem überlebensgroßen Bicycle in eine Seitengasse hineingerollt, welche er nur wegen ihrer Abgeschiedenheit der Ehre seines Besuches würdigte.

Aber wenn er von dem Wunsche beseelt war, die wadenstärkenden Tretübungen hier außer dem Gesichtsfelde solcher Leute zu absolvieren, welche dieser schwierigen Kunst anstatt enthusiastischer Bewunderung nur beleidigenden Hohn und unbändige Heiterkeit entgegenbringen, so hatte er die Rechnung ohne die Gassenjungen gemacht, welche auf den entsetzten Hilferuf eines alten Weibes, das er bald der Erde gleichgemacht hätte, auf allen Seiten mit märchenhafter Geschwindigkeit förmlich aus dem Boden wuchsen.

Wie ein Mosquitoschwarm, der sich noch dazu von Minute zu Minute vergrößerte, umkreisten sie den bedauernswerten „Eisendreher“, liefen quer über den Weg, hielten ihm Stöcke vor, verbarricadierten die Gasse mit Zuhilfenahme von Pflastersteinen, „Pudelhauben“ und sonstigen Verkehrshindernissen und trieben vor dem, seiner Sache augenscheinlich nicht gar sicheren Velocipedisten noch so manch' anderen Schabernack, so dass seine Verunglückung nur mehr als eine Frage der allernächsten Zeit betrachtet werden konnte.

Dass diese Unterhaltung keine lautlose war, ist bei dem lebhaften Temperamente, das die Wiener Gassenbuben auszeichnet, eine selbstverständliche Sache; während sie in einer Weise herumsprangen, welche mit jenen Tänzen große Ähnlichkeit hatte, die — nach den Versicherungen solcher Amerikaforscher, deren Werke in Volksschülerkreisen die meiste Verbreitung besitzen — die Indianer um die zum Rösten bestimmten Opfer aufzuführen pflegen, machten sie ein Geschrei, dessen sich ein auf dem Kriegspfade wandelnder Gingachgooch oder eine andere, den höheren Rothhautständen angehörige Persönlichkeit durchaus nicht zu schämen gehabt hätte.

Das war für ihn umso ärgerlicher, als dadurch auch viele Erwachsene, der Mehrzahl nach natürlich weiblichen Geschlechtes, dem Schauspiele ihre Aufmerksamkeit und — Heiterkeit zuwendeten.

Es ist ja überhaupt den Bicyclisten das Verdienst zuzuschreiben, daß man bei der Bevölkerung unserer Stadt einen neuen, wenn auch keineswegs schönen Charakterzug entdeckt hat: den der herzlosesten Schadenfreude über einen im Schweiße seines Angesichtes arbeitenden Menschen.

Die Buben hielten ihm die Hände mit gespreizten Zeige- und Mittelfingern entgegen, um ihn noch mehr zu reizen, einige brachten den Handrücken an das Kinn und bewegten dabei die Finger auf und ab, was hierzulande bekanntlich als panto-

*) Aus dessen lustigem Büchlein: Aus dem lachenden Wien. (J. Dirnböck. Wien.)

abschlagen. Als es schon dunkelte, hörte ich hinter mir Schlittengeschelle. Stand zur Seite und sah nun ein braunes Rösslein vorbeitraben. Auf dem Schlitten, in härener Decke wohl verwahrt, saß die junge Kressbachwirtin und der Hochbrunner-Franzel. Sie sahen mich nicht stehen, lachten einander ins Gesicht und da waren sie auch schon vorüber. Den Buschen hatte er nicht mehr auf dem Hut, ich wusste es aber doch — mit dem Leichlein aus, — mit dem Lieblein heim!

Als ich am Grabenhäusel vorüberkam und zum niedrigen Fenster einen Blick hineinthat, sah ich, wie an der Wand die Ampel brannte, am Herd die Kathel kauerte, und am Tisch der Hesch tief gesenkten Hauptes saß. Daneben stand die Wiege, halb gefüllt mit Stroh — sonst nichts drin. Ein trauriges Bild — ich gieng vorüber.

Der Hesch — ein sonst baumstarker Mensch — ist vom selbigen Tage an schwer krank gewesen viele Wochen lang. Ein Nervenfieber, kein Mensch hat ihm Wiedergenesung verhofft. Aber seine Kathel — wohl auch selbst abgehärmt und krank, doch ihres eigenen Leidens vergessend — hat ihn gewartet und gepflegt voll Geduld und Herzensmuth, bis er endlich in den Tagen der Maien wieder gesessen ist vor der Hütte, in einer fast süßen Kraftlosigkeit die laue Luft des Waldes hat getrunken und in seinem Herzen unermesslich selig ist gewesen. Da hat er einmal seinen Arm um den Nacken des Weibes gelegt und gesagt:

„Katharina! Das Unglück hat mich zu mir selber gebracht und zu dir, jetzt erst bist du mein geworden. So oft ich ans Wirtshaus und an die Spielkarten denke, geht's mir eiskalt über den Rücken. Das ist vorbei. Alle Sonntage nur bei dir. Heut' wär' ich unter der Erden, nur deine treue Liebe hat mich festgehalten auf der Welt. Meine Mutter hab' ich gern gehabt, das weißt. Bei der Seel' meiner Mutter versprech' ich dir's: Von jetzt an nur bei dir daheim!"

Sie drückt den vor Aufregung Bebenden sanft auf seinen Sitz zurück und sagt:

„Thu' dich nicht so aufregen, Hesch, ich glaub' dir's, du bist ja mein lieber Mann."

Das war im Mai. Im Juni, als man das große Fest der Apostel Petrus und Paulus begieng, waren in der Gegend zwei Hochzeiten. Der Bumshöfer und die Schwarzbraune, der Franzel und die Kressbachwirtin.

Denn die Schwarzbraune, wie sie die Bekehrung des Hesch gesehen, war zur Ansicht gekommen: Gar so schreckbar schlecht, wie es manchmal ausschaut, sind die Mannsleute eigentlich doch nicht! — Und der Franzel hat gemeint, besser als im Bauerndienst ist es doch, der Kressbachwirt sein, ein frisches Weib haben und in Arbeitsamkeit und Redlichkeit wirtschaften.

Ein Jahr später gieng eines Tages wieder ein Zug vom Waldgebirge gen die Pfarrkirche zu Krieglach hinab. Aber kein weißes Trühlein wurde getragen; drei kleine, winzig kleine, aber durch und durch lebendige Kinder brachten sie daher zur heiligen Taufe. Das eine war vom Bumshöfer-Hofe, das andere vom Kressbachwirtshause, das dritte vom Grabenhäusel . . .

Ich habe dabei nichts zu thun gehabt, als mich insgeheim zu freuen über die Wahrheit des Ausspruches, dass die Liebe stärker ist als der Tod.

gegangenes Bicycle in der unmittelbaren Nähe eines Fiakerstandplatzes abgeworfen hatte, woraus folgt, dass er sich alsbald im Mittelpunkte eines Kreises von Männern befand, die kein sehnsüchtigeres Bestreben kannten, als das, mit ihren theilnahmsvollen Reden den körperlichen Qualen, die zu verbergen er sich gar keine Mühe gab, auch noch seelische beizufügen.

„Ja, ja, wann aner mit so an' narrischen Ding, das glei um zwa Radeln z'weni hat, net recht umgeh'n kann", erklärte der rothnasige Doyen der versammelten Rosselenker väterlich, „so soll er's halt liaber geh'n lassen."

„Wahr is s", bestätigte feierlich sein Nachbar, „wann ma mit an Anradler fahrt — i man' mit an Schubkarr'n — so is weit weniger G'fahr dabei."

„Da kann ka Mensch was dafür", nahm ein anderer für den verunglückten Sportsman Partei, „vielleicht hat der Herr d Sporen z stark geben; ma sicht ja, dass das a feuriger Vollbluatrenner is!"

Dabei wies er erläuternd auf die trübselig auf dem Boden liegende Maschine, deren großes Rad durch den Sturz eine auffallende Ähnlichkeit mit einer Hutkrämpe acquiriert hatte.

Der Bicyclist betastete vorsichtig den Kopf, rüttelte prüfend an mehreren Zähnen, vollführte mit dem linken Arm einige Turnbewegungen und untersuchte hierauf sein Gefährte, das offenbar viel mehr Schaden gelitten hatte, als er selber.

„Die Schrauben waren nicht in Ordnung" . . . bemerkte er, von dem Wunsche beseelt, die Schuld an dem Unfalle von sich abzuwälzen.

Unter der Menge, die sich inzwischen angesammelt hatte, befand sich auch ein Herr, welcher die Behauptung aufstellte, „dass der Sattel zu fest geschnallt sein müsse."

„A belei", opponierte der Wasserer, „da is nur d Nahrung schuld."

Diese von einem Manne gemachte Äußerung, dessen Beruf umfassende Veterinärkenntnisse bedingt, hatte zur Folge, dass der Bicyclist von allen Seiten mit Fragen bestürmt wurde, was er „ihm" gewöhnlich zu fressen gebe?

Der Bicyclist „riebelte" sich erst längere Zeit das Hinterhaupt und den Rücken, massierte den Fuß, auf dem er hinkte, und warf dann einen Blick voll Hoheit über die Gesellschaft, als deren bewundertes Schauobject er sich mit unverkennbarem Missbehagen fühlte.

„Die Maschine ist mir ein wenig zu groß; ich brauche nur 47 ½."

„Dös siecht ma", pflichtete der rothnasige Fiaker-Doyen bei.

„Ferner hat das Gouvernail..."

„Sehr natürli!" bestätigten sämmtliche Fiaker mit einer Einhelligkeit, welche sonst bei den Mitgliedern dieser disputiersüchtigen Genossenschaft leider nicht immer gefunden wird.

„Und auch der Kautschukring . . ."

„Dös is do was Alt's", unterbrach den Sportsman ein Fiaker, der von seinen Kameraden der „Ang'strate" geheißen wurde; „i sag: Ihner Felotscherpé hat in Dummkoller."

Diese Vermuthung wurde allgemein als eine sehr glückliche bezeichnet und man einigte sich schließlich dahin, dass es unbedingt am gescheitesten wäre, wenn der Herr das Stahlross mit thunlichster Beschleunigung dem Wasenmeister zur Vertilgung übergebe.

Aber dazu wollte er sich doch nicht verstehen. Der Wasserer hob das Bicycle, nachdem er sich vorsichtigerweise vorher erkundigt, „ob s net epper aushaut", vom Boden auf; es war jämmerlich zugerichtet.

Was ließ sich da machen?

Der „Ang'strate" meinte, ob es nicht „a Schan" wär', wenn sich der Herr sammt seinem Reitrade von ihm

mimische Anfrage gilt, ob einer schon „kräult“ [1]), und andere wieder erkundigten sich bei ihm: „Hast d' an' Gizi [2]), hast d' an' Gack? [3])“

Der Bicyclist fühlte den in Anbetracht der Situation wohl allgemein verständlichen Drang in sich, seine Quälgeister „ungezogene Rangen“ zu titulieren und eine ehrenrührige Kritik der von den p. t. Eltern derselben angewendeten Erziehungsmethode beizufügen. Ein Appell an den Ehrgeiz der Buben, welcher deren Freude über die auserlesene „Hetz“ bis zum Culminationspunkt steigerte.

„Er schleimt [3]) si' schon!“ constatierte ein langbeiniger, weißköpfiger Schlingel mit so satanischer Genugthuung, wie sie höchstens nur noch ein Ehemann zu empfinden imstande ist, dem es gelingt, die Frau Mama (der Gemahlin) in jenes Stadium der Wuth zu versetzen, wo die Sprachlosigkeit beginnt.

Ja wohl, er „schleimte“ sich thatsächlich schon ernstlich, und da er es nicht für angezeigt hielt, durch seinen ohnmächtigen Ärger das Vergnügen seiner Peiniger zu erhöhen, so that er, was unter derart beschaffenen Umständen wohl ein jeder gethan hätte: er wandte sich zur Flucht.

Er trat jetzt so leidenschaftlich darauf los, als beabsichtige er, sich sammt der „Maschine“ in das Erdinnere hineinzutreten. Diese mühevolle Beschäftigung war insoferne von Erfolg begleitet, als die Mehrzahl der verfolgenden Buben mit ihm nicht gleichen Schritt halten konnte, und insoferne von Misserfolg, als er hiebei das Pedale verlor.

Ein verhängnisvoller Zwischenfall, der in seiner ganzen Tragweite nur von einem Radreiter gewürdigt werden kann.

Ich bin in der Lage, für die Behauptung, dass ein derart aus den Steigbügeln gerathener Bicyclist allen Grund besitze, der nächsten Zukunft mit einiger Besorgnis entgegenzusehen, das fachmännische Gutachten meines besten Freundes ins Feld zu führen, welcher es in der kurzen Zeit seiner bicyclistischen Thätigkeit bereits zu dem Range einer vielangestaunten Specialität auf dem Gebiete des Herunterfallens gebracht hat. —

Unser Held that, was in seiner prekären Lage zweifellos das Vernünftigste war: er zog die Beine krampfhaft empor und raste mit vollen Segeln in die Hauptstraße hinaus, wobei es ihm glücklicherweise noch gelang, so zu lenken, dass er weder mit einem Barrièrestock, noch mit dem just des Weges kommenden Tramwaywaggon carombolierte.

Aber die Geschwindigkeit der Maschine verringerte sich rasch, und der Cortège der Gassenjungen vergrößerte sich lawinenartig. Und nun befand er sich außerdem noch dazu in einer menschenreichen Hauptstraße, auf verbotenem Terrain also, das er höchstens durchqueren durfte.

Was blieb ihm übrig?

Er musste, um abspringen zu können, wieder das Pedale gewinnen.

Er traf Anstalten dazu, er tastete mit den Füßen danach . . . Das war schlecht.

Das Unausbleibliche ereignete sich.

Ein jeder von den freundlichen Lesern wird gewiss schon so viele Bicyclisten stürzen gesehen haben, dass wir uns eine genaue Schilderung des vorliegenden „Falles“, der sich von anderen derartigen Fällen in nichts Wesentlichem unterschied, wohl ersparen dürfen.

Unser Held erhielt von seinem ungetreuen Pedale den bei solchen Anlässen üblichen wuchtigen Schlag gegen die Fußsohle und lag im nächsten Augenblicke einträchtig neben der „Maschine“ auf dem Boden.

Ein Unglück muss es nur genannt werden, dass ihn sein durch-

[1]) sich ärgert.
[2]) Zorn.
[3]) ärgert.

IV.

Kinderstube.

Nein, nicht auf den Tisch, du fällst herab,
Du ungezogener Bengel!
Komm, küsse mich, sieh', wie lieb ich dich hab',
Mein kluger, goldener Engel!

Der Kleinste, der Süße, er baut schon ein Haus,
Soll Mütterchen gar darin wohnen?
Fünf Fingerchen spreizt er zum Fenster hinaus —
Du Künstler! Nun lass dich belohnen!

Ei seht nur, er bettelt um Süßigkeit,
Nein, nein, da faulen die Zähnchen —
O weh, da fasst ihn ein tiefes Leid
Und reichlich perlen die Thränchen!

Zum Troste schleppt der Bruder herbei
Elephanten und Bären und Affen —
Und plötzlich ist zu Jubelgeschrei
Die Kümmernis umgeschaffen.

Das zappelt und schwirrt den ganzen Tag,
Stellt tausend gefährliche Fragen,
O Kinderstube, wer dich nicht mag,
Der kennt nicht die süßesten Klagen!

Hier schlummert die Zukunft in saftigem Keim,
Und Kraft von Unschuld umschlungen —
Hier klingt noch spielend des Lebens Reim
Von den kleinen, geschwätzigen Zungen!

Anonyme Briefe.

Es ist eigentlich sonderbar, dass anonyme Zuschriften schmähenden, beleidigenden Inhaltes beim Empfänger noch immer eine gewisse Wirkung erzielen. Sagen doch in den meisten Fällen solche Zuschriften klar und deutlich das Gegentheil von dem, was sie sagen wollen. Wenn z. B. eine Postkarte ohne Unterschrift dich einen „Spitzbuben" nennt, so sagt sie damit: „Wenn ich dich, den Empfänger dieser Karte, einen Spitzbuben nennen würde, so könnte ich das nicht verantworten, mit meinem Namen nicht unterschreiben. Die Karte behauptet etwas, dessen Unrichtigkeit der Verfasser durch Verweigerung seiner Unterschrift bestätigt. Es ist klar genug: Wer einen Schimpf an mich nicht unterschreibt, der lobt mich, und umgekehrt auch, also dass schmeichelhafte Zuschriften ohne Unterschriften viel schlimmer sind, als andere. Ein Anonymus, der das nicht einsieht, muss stark vernagelt sein. Aber er gibt sich mit seiner anonymen Zuschrift auch andere Blößen, er zeigt, dass der Schreiber derselben nicht bloß dumm, sondern auch boshaft und feige ist, sich seines Namens schämt, dass er ein böses Gewissen hat, dass er ... Da hätte er ja die schönsten Eigenschaften beisammen, um *selbst* das vorzustellen, was er etwa anderen anzudichten bemüht ist.

Doch was kümmert ihn das! Weiß er doch, dass seine Person geschützt ist, dass seine niederträchtige That seinem Namen nicht schadet, wenigstens vorläufig nicht, weil man ja eben nicht wissen kann, dass seine Person und jener versteckte Schurke ein- und dasselbe Individuum ist. Ob er sich selber in trautem Selbstgespräche einen schlechten Kerl nennt?

nachhause führen ließe. Das leuchtete dem Gefragten ein.

Die Maschine wurde also auf den „Bock“ gehoben, der junge Herr stieg in das Coupé, und während er sich die Hüften und das Schienbein des einen Fußes frottierte und den anderen Fuß stöhnend auf den Sitz zog, rollte das Zeugel von dannen.

Und die Fiaker ergiengen sich in begeisterten Lobpreisungen über den Sport, von dem sie allein noch eine Besserung ihres schwer daniederliegenden Geschäftes erwarten.

Gedichte

von **Sophie von Khuenberg** (Hamburg).

I.

Ehebild.

Sie giengen schweigend übers Feld
In trotzig trüben Gedanken.
Sie sprach von Liebe, er sprach von Geld,
Da fiengen sie an zu zanken.

Mitleidig blickte die Sonne d'rein,
Die Blumen kicherten spöttisch:
„Ei, wär' es möglich, wie kann das sein?
Sie liebten sich einst abgöttisch!“

„Mein liebes Kind, was verlangst du auch?
Zu Ende ist die Narkose —“
Sie seufzte leicht und pflückte vom Strauch
Eine dornige Heckenrose.

„Und wirfst du so achtlos mich beiseit',
So wird ein and'rer mich finden —
Und meiner Neigung schönes Geschmeid
Sich stolz um die Seele winden!“

Aufbrausen wollt' er, doch zeigt' er sich
Als Mann von Welt sehr gelassen:
„Ja, ja, es ist eben ärgerlich,
Wenn zwei nicht zusammenpassen!“

II.

Sonett.

Wie diese Tage bleiern auf mir lasten,
Wie diese Nächte traumlos mir entschwinden,
Der Frohsinn kann den Weg nicht zu mir finden
Und mein verhungernd Herz muss elend fasten!
Flugmüde Möven seh ich traulich rasten,
Sorglose Schiffer sich vertrau'n den Winden,
Nur ich soll ewig an das Leid mich binden.
Und so, gefesselt, durch das Leben hasten?
Von weichem Glück will meine Sehnsucht träumen,
Von Sonnenschein und tiefer Liebesstille,
Indes der Sorge graue Wogen schäumen,
Und rathlos steuert mein erlahmter Wille!
Wohin, wohin?! Bald sinkt der Abend nieder —
Und immer kämpfen, leiden — immer wieder!!

III.

An meine Mutter!

O wüsstest du die Sehnsucht, die ich habe,
Nach einem Blick, nach einem Wort von dir,
Du stieg'st herauf aus deinem grünen Grabe
Und käm'st zu mir!

Und schmiegtest deine guten, treuen Hände
Mir segnend um das Haupt, so ruhevoll,
Dass aller Kummer, alles Leid entschwände
Und aller Groll!

Ach! Alle Liebesstimmen, die mich grüßen,
Sie klingen nicht so wahr, wie deine klang,
Lass, Mutter, dich zum letztenmal umschließen
Mit diesem Sang!

---

verneint sich selbst, und wo kein Schimpfender ist, da kann kein Schimpf und kein Beschimpfter sein.

Der anonyme Brief ist nichts, als das Zeichen unendlicher Ohnmacht irgend eines Individuums, das gerne beleidigen möchte. Schimpf und Schande fällt auf dieses Individuum zurück, sobald die Sache an's Licht kommt.

Wer jemandem einen Hieb versetzen will an seinem Charakter und guten Namen, der muss mit seiner ganzen Persönlichkeit hervortreten, und diese Persönlichkeit muss eine tadellose sein. Es ist also unvergleichlich schwerer, jemandem moralisch etwas anzuthun, als körperlich. Die Ehre ist in der That viel unverletzbarer, als unser Rücken. Schon körperlich kann's zutreffen, dass es auf meine Kraft und Geschicklichkeit ein weniger günstiges Licht wirft, wenn ich an der Stirn, als wenn ich am Rücken verwundet werde. Gegen den Angreifer vor mir konnte ich auf der Hut und in Bereitschaft sein, der Angreifer hinter mir konnte mich meuchlings überfallen. Und doch gilt es als Ehre, vorne, und als Schande hinten verwundet zu werden.

Ehre! ein beliebtes Wort. Nur allzu oft eitel genannt, und wenn man genau zusieht, mangelt der wahre Glaube daran. Denn wahrlich kein gutes Zeichen, dass man heutzutage so empfindlich an seiner Ehre ist. Empfindlich ist man an kranken Stellen. Die gesunde Ehre ist doch nicht so leicht umzubringen. Freilich muss gesagt werden, dass wir zweierlei Ehre haben, eine echte Ehre und eine Scheinehre. Letztere ist die, von welcher Sudermann sagt, dass sie in jeder Gesellschaftsschichte eine andere sei; ist die, um welche Gerichtsverhandlungen abgehalten, Zeitungsfehden ausgefochten und Duelle geschlagen werden; ist endlich die, welche jeder umso ängstlicher hütet, je zweifelhafter es mit seiner echten Ehre steht. Es ist die Ehre nach außen hin, die Scheidemünze, welche unter Standesgenossen Giltigkeit besitzt. Die echte Ehre ist bei allen Ständen gesitteter Menschen dieselbe, sie ist das Geldniß der Summe der persönlichen Tüchtigkeit und Bravheit ihres Trägers. Diese Ehre ist durch willkürliche fremde Eingriffe unverletzlich. Vielleicht könnte man die echte Ehre mit Goldbarren vergleichen, die den Eigenthümer berechtigen, Papiergeld in Umlauf zu setzen; dieses Papiergeld ist die Scheinehre. Mancher setzt mehr Scheine in Umlauf, als er schließlich einzulösen vermag, dann kommt's zum Bankerott. Fremde Individuen können wohl das Scheingeld rauben, aber nicht die Goldbarren in den feuersicheren Kellern eines gediegenen Charakters. Wenn jemand vor vielen behauptet, du wärest unfähig und unbrav, so vernichtet er dir für den Augenblick vielleicht eine Menge Scheine, die im Bekanntenkreise cursiert haben. Die Ehre ist geschädigt, sagt man! Im Grunde ist es nicht so schlimm; das vernichtete Scheingeld kann jederzeit wieder hergestellt werden, denn in den Kellern liegen die Goldbarren.

Die echte Ehre steht also auf weit festeren Füßen, als unsere nach Ehren jagende und dabei die Ehre so oft aufs Spiel setzende Zeit sich einbildet. Von zwei Brüdern kann der diebische den rechtlichen nicht entehren; von zwei Eheleuten kann der treulose Theil den treuen nicht entehren. Nicht einmal der Galgen kann den Verurtheilten entehren; oder was entehrt eigentlich, die Schuld oder die Strafe? Und erst die Ohrfeige eines aberwitzigen Kampfhahnes soll entehren? Und erst der jämmerliche Geifer eines Anonymus soll entehren? Der Anwurf eines Gassenbuben beschmutzt nur deinen Rock, weiter nichts. Also ein anonymer Schimpfbrief gibt durchaus keine Ursache, sich verletzt zu fühlen. Und

Wahrscheinlich nicht, denn um das einzusehen, dafür ist er zu — anonym.

Die meisten anonymen Briefe werden in den ungebildeten, verrohten Schichten geschrieben; man merkt es leicht ihrer Blindwüthigkeit, ihrer Giftigkeit, ihrem Stile, ihrer Orthographie an, wess Kinder sie sind. Mancher Schreiber findet es allerdings nöthig und klug, seine Schriftzüge zu verstellen, fremde Schriften, ja sogar Namen nachzufälschen, also, dass — während er andere verdächtigt, verleumdet — er sich selber fürs Criminal reif macht. Doch manchmal kommt's an den Tag, und zwar viel öfter, als es sich die Schuftlein weiblichen und männlichen Geschlechtes träumen zu lassen belieben. — Ist einer entlarvt worden, so redet er sich gewöhnlich damit aus, dass seine anonyme Zuschrift nicht so schlimm gemeint gewesen, dass er den Empfänger nur ein wenig habe ärgern wollen, nichts weiter.

Viele solcher sauberen Zuschriften geben sich wie Freunde des Empfängers, bei dem sie, ihn scheinbar warnend, dritte Personen verdächtigen. Das ist das praktische Verfahren. Wenn dir jemand anonym schreibt: „Du bist ein unredlicher Mensch", so wirst du dazu lachen, denn was du bist, das weißt du selber am besten. Wenn dir aber jemand nahelegt: „Dein Nachbar ist ein unredlicher Mensch", so kannst du nicht wissen, ob nicht etwas Wahres an der Sache ist. Doch auch in diesem Falle wird dir die Anonymität des Verdächtigers der beste Beweis sein von der Unwahrheit seiner Behauptung.

Die anonymen Briefe sind eine so überaus leicht zu handhabende Waffe, dass sie jeder armselige Wicht gebrauchen kann, sie wird in allen denkbaren Variationen und für alle möglichen Zwecke verwendet.

Vor einem Jahre, als ich meine „Bitte an den Klerus" veröffentlicht hatte, bekam ich eines Tages eine anonyme Postkarte folgenden Inhaltes: „Sie treiben es schon zu arg gegen die heilige Kirche, Gottes Langmuth ist erschöpft, bereiten Sie sich zum Tode vor, denn Sie müssen binnen der nächsten' sieben Tage vor das Gericht Gottes!" — Aufgegeben war die Karte in Linz an der Donau. Jemand, dem ich sie lesen ließ, gerieth in eine heftige Wuth über „diese verdammten Zeloten, Fanatiker u. s. w." Ich klopfte ihm auf die Achsel: „Merkest du denn nichts? Diese anonyme Zuschrift kommt weder von einem Zeloten, noch von einem Fanatiker, sondern von einem Spassvogel, der gerne ein bisschen hetzen und im nächsten „Heimgarten"-Hefte einen recht geharnischten Artikel gegen den Clerus lesen möchte. Den Gefallen, 'reinzufallen, kann ich ihm nicht thun." Der Zufall wollte es, dass ich gerade innerhalb der nächsten sieben Tage nach Linz reiste, wo die Dolche für mich ja geschliffen sein mussten! In Linz wurde ich aber nicht todt gemacht, sondern wiederholt leben gelassen. — Wer durch eine anonyme Drohung sich ins Bockshorn jagen ließe! Wenn hinter dem Wische nicht einmal ein Name steht, um wie weniger erst ein Mann!

Und doch, so wird mir entgegnet, ist der Empfänger eines namenlosen Schmähbriefes beschimpft. Aber wieso? Man vergegenwärtige sich einmal die Natur des Schimpfes, den ein anonymer Brief zuwege bringt. Wenn aus dem Hinterhalte ein Stein auf mich geworfen wird, so kann er mich treffen und verwunden, ohne dass der Werfende bekannt ist. Im geistigen Streite ist es nicht so. Zu einer Beschimpfung gehören drei Factoren: der Schimpfende, der Schimpf und der Beschimpfte. Wo einer dieser Factoren fehlt, da ist es nichts. Bei einer anonymen Schmähung sind nur zwei Factoren vorhanden, der Brief als seinsollender Schimpf und der Empfänger als seinsollender Beschimpfter. Der Schimpfende mangelt,

Ich schickte dem „unverschuldeten Privatlehrer" (weiters soll seine Anonymität respectiert bleiben) einen Gulden, einen einzigen lumpigen Gulden! und dazu folgende Zeilen:

„Euer Wohlgeboren bitte ich höflichst, zufrieden sein zu wollen mit dieser kleinen Gabe. Dieselbe ist der Rest des Judensoldes, für den ich mein Volk verrathen und verkauft habe. Sollte deshalb dieses Sündengeld bei Ihnen keine Annahme finden, so nehme ich es gerne zurück.

Ihr ganz ergebener
u. s. w.

Graz, 28. Jänner 1891."

Es war eine etwas plumpe Rache, doch hatte ich weder Zeit, noch Lust, eine feinere auszusinnen. Das „Sündengeld" hat gütige Annahme gefunden und ist wahrscheinlich in einer Schnapsboutique massacriert worden. — Hoffentlich läßt es der Mann von nun an sich angelegen sein, bei anonymen Briefen oder bei Bittgesuchen auf Veränderung der Schrift etwas mehr Gewicht zu legen. Denn es ist nicht immer genug, den werten Namen zu unterdrücken, es ist nicht genug, dass der Schreiber keinen Charakter hat — auch die Schrift darf keinen haben.

Von anonymen Briefen zu anonymen oder pseudonymen Pamphleten ist nur ein Schritt. Die durch Druck verbreiteten Schmähschriften haben vor allem den Zweck, den Angegriffenen in der Achtung seiner Mitwelt herabzusetzen, ihm zu schaden. Wer solche Schriften verfasst, ohne seinen Namen beizusetzen, der thut noch weit Unehrlicheres als jener, der ein uneheliches Kind in die Welt setzt, welches ein Taugenichts, ein Ehrabschneider und Fälscher wird. Denn ein solcher denkt nicht daran, dass sein Kind Böses stiften wird, jener hat eine bestimmte Absicht, er will mit der Schmähung eine Rache üben. Ist er der Überzeugung, mit der Druckschrift etwas Schlechtes zu bekämpfen, also zum Wohle der Allgemeinheit zu wirken, dann setze er nur dreist seinen Namen darunter; wo man mit dem Namen und dem Wohl und Wehe anderer spielt, da wäre zu große „Bescheidenheit" nicht am Platze.

Und einer, der sich etwa mit den Vorgesetzten ausredet, „die es nicht gerne sehen, wenn er auf diesem Felde thätig ist", gesteht damit seinen Ungehorsam, seine Unredlichkeit und sein böses Gewissen ein. Hat er wirklich etwas Rechtes im Sinne, so wird er nicht nöthig haben, seine Sache auf Schleichwegen zu vollführen.

Ernst nimmt natürlich kein Mensch öffentliche Angriffe und Schmähungen, bei denen die Namensunterschrift fehlt; es ist auch zu lächerlich, wenn man jemanden im Busche grausam poltern, fluchen und drohen hört, der sich aber beileibe nicht hervorwagt aus seinem Verstecke. In einem solchen Busche hockte voriges Jahr viele Monate lang ein oberösterreichischer Kaplan und zeterte auf mich her. Achtzehn Schimpfartikel brachte das „Welser Volksblatt" gegen meine Schriften und meine Person, ohne dass der Verfasser den Muth gehabt hätte, mit seinem Namen dafür einzustehen. „Literatus" nannte sich der Schelm. Durch Zufall wurde mir der Schreiber bekannt; ich wäre in der Lage gewesen, sein Wohlbefinden wesentlich zu stören, ließ ihn aber laufen.

In bedenklicher Nachbarschaft von solchen Schalken sind jene Zeitungsschreiber, welche auf den Ruhm verzichten, dass ihr Name unter Leitartikeln und anderen Aufsätzen aus ihrer Feder stehe. Der „verantwortliche Redacteur" entschuldigt nur einen geringen Bruchtheil der Unsitte, und man weiß ja, wie solche verantwortliche Redacteure sich vor Gericht zu vertheidigen pflegen. Wie weitaus gewissenhafter in der Sache und an-

selbst, wenn es an und für sich wahr wäre, was im Briefe Schlimmes steht. so hebt der Briefschreiber für sich wenigstens den Vorwurf auf, denn er hat dieser Wahrheit seine Unterschrift verweigert.

Wenn der anonyme Briefschreiber, der eben einen tödtlichen Pfeil gegen jemand abgeschickt zu haben glaubt, sich vorstellen würde, wie absolut wirkungslos der Natur nach sein Geschoß ist, wie der anonyme Brief bei dem Empfänger nur das eine erreicht, dass dieser ihn in den Papierkorb senkend ruhig sagt: Schon wieder ein Schufterle! — wenn der anonyme Schreiber sich das vorstellte, er müsste sich über die Maßen erbärmlich vorkommen.

Das alles ist ja ohne Zweifel richtig, wird man mir entgegnen; doch wenn der anonyme Schmähbrief auch nicht entehrt, so ist er für den Empfänger insoferne drückend, als man in demselben die Absicht zu beleidigen sieht. Liegt dir an der ohnmächtigen Absicht eines Wichtes etwas? O lerne eines auf Erden, lerne ruhig deiner Wege gehen.

Und wenn dir der Schelm schon manchmal einfällt, so bedauere ihn.

Einmal hat mir ein Handwerksmann Folgendes mitgetheilt: „Ja, Herr, wenn man seinem Todfeind so ein Briefel ohne Unterschrift schicken kann, das taugt, da weiß ich mir kein größeres Vergnügen, als zu denken: Jetzt kriegt er's, jetzt liest er's, jetzt giftet er sich zum zerplatzen. Einen Tag nachher ist mir schon übel und möcht' mir selber ins Gesicht spucken.“ Manchmal kommt der Katzenjammer schon früher, kaum das Schreiben im Briefkasten ist. Aber der Absender kann den Brief nicht sperren, von der Post nicht mehr zurücknehmen, er müsste denn dort beweisen, dass er wirklich das Schufterle ist.

Wie gefährlich es spielen kann, wenn einer, obzwar anonym aber doch unbesonnen, seine Handschrift zum Vollführer eines Schelmenstückleins macht, davon ein Beispiel. Da kam mir von einem beschäftigungslosen „Privatlehrer“, wie er sich nannte (auch Name und Adresse waren genau angegeben), eine inbrünstige Bittschrift zu um Barmherzigkeit und Hilfe für ihn und seine frierende und hungernde Familie, die mit ihm ganz unverschuldet, durch herbe Schicksalsschläge in das tiefste Elend gekommen sei. „Frierend und hungernd!“ und „unverschuldet!“ Da will man doch 'mal sehen, ob in unsereinem noch ein bisschen Herz und Christenthum vorhanden ist. Zudem kam mir die Schrift bekannt vor. Der Mann hatte vielleicht einmal ein Manuscript geschickt; etwa hatte er es schon versucht, sein Brot mit lyrischen Gedichten zu erwerben, ein rührender Wahn, in dem so mancher arme Dichterling befangen ist. Ich kraute also nach unter alten Papieren und Briefen. Poetisches fand ich nichts in derselben Schrift, hingegen etwas anderes. Ein Brieflein war's. Ein anonymes Brieflein mit folgenden Schmeicheleien:

„Eggenberg, 4. December 1885.

Heuchler! Judenknecht! Apostat am deutschen Volke! Sage, wie viel Baares hast Du denn auf die Hand bekommen dafür, dass Du ein Semitenhundling geworden bist? Ewig schade um Dein Talent, aber Dein »Judenbaum«*) ist wert, dass man Dich d'ran aufhängen soll. Pfui Teufel!“

Ein anderer Name war nicht unterschrieben. Die Schriftzüge ließen nicht den geringsten Zweifel übrig: dieser liebenswürdige Briefschreiber und der arme Bittsteller waren eine und dieselbe Person. Was war nun zu thun? Natürlich Rache zu nehmen.

*) Eine humanistische Erzählung von mir. Der Verf.

eigentlich hirn- und herzlose Unsitte ist.

Beleuchten wir nun einmal die landläufige Phrase: „Was werden die Leute dazu sagen?“ Wer und was sind „die Leute“? eine Menge, der ich gleichgiltig bin und die es mir ist, eine Menge, die mir kein Glück gibt und kein Unglück fern hält; und das Urtheil dieser Menge sollte vernünftigdenkenden, in Geist und Herz gesunden Menschen von Belang sein? Nimmermehr! Wir sollen zu allem, was wir thun und lassen, nicht fragen, was die Leute dazu sagen, sondern uns die Gewissensfrage stellen, ob es recht sei und was unser eigenes Gewissen, dieser strengste Richter, dazu sagt. Und wenn wir uns nach pflichtgetreuer Umschau in uns selbst, die Frage, ob es recht sei, mit einem „Ja“ beantworten können, dann mögen wir auch getrost thun, was wir als Recht anerkennen, ohne uns auch nur einen Augenblick darum zu bekümmern, ob unsere lieben Nächsten die Nase rümpfen oder nicht.

Und nun gar das kleinliche Gerede über diesen oder jenen, das anmaßende Aburtheilen nach dem äußeren Schein! Ich habe einmal eine hochgestellte und geistreiche Frau gekannt, welche die unerbittliche Maxime aufstellte, nur solche Leute in ihrem Hause zu empfangen, welche über ihre Mitmenschen kein medisantes Gekläff zu erzählen wussten; die Frau hatte freilich keinen großen Umgangskreis, aber die Leute, welche man bei ihr antraf, waren des Kommens wert! Verirrte sich einmal in diese reine Sphäre ein räudiges Schaf, so ward ihm ein zweitesmal unerbittlich die Thür gewiesen und „nicht zuhause“ lautete der Bescheid, welcher ihm mit solcher Consequenz zutheil ward, dass es endlich von selbst ausblieb, um seiner giftigen Zunge allerdings anderwärts doppelt rücksichtslos freies Spiel zu lassen.

„Haben Sie schon gesehen, Frau von H. hat schon wieder ein neues Kleid und die L. lässt sich in auffallender Weise von dem blonden Husaren den Hof machen, woher der das Geld nimmt, um ihr alle Tage ein Bouquet zu schicken? und er thut es ganz bestimmt; nun freilich, der Mann muß ein Auge zudrücken, damit sie nicht wegen der Brünette aus der zweiten Quadrille ihm einen Tanz macht.“ —

So schwätzt man in der Gesellschaft und nennt es — „sich unterhalten!“ Solange es bei müßigem Geschwätze Unbetheiligter bleibt, ist die Geschichte noch harmlos, oft aber fühlt sich irgend eine mitleidige Seele, natürlich nur aus purer Menschenliebe, veranlasst, einer der betheiligten Persönlichkeiten die Augen zu öffnen und wenn auch nicht alle Menschen naiv genug sind, medisantem Geklatsch zu glauben, so bleibt oft doch der Stachel zurück und wirkt nach, wenn das unheilvolle Wort auch längst verklungen.

Nichts ist so sehr geeignet, den höchst denkbaren Grad von Ekel an den Menschen zu erzeugen, als die Erkenntnis dessen, wie sehr der Mensch sich selbst erniedrigt, indem er nur zu oft der vollendete Gegensatz von dem ist, was er sein sollte. Anstatt Gutes zu thun, anstatt versöhnend und veredelnd einzugreifen, wo dies in menschlicher Macht gelegen, wittern Klatschbasen beiderlei Geschlechtes hinter allem nur Böses; anstatt zu helfen, wo Hilfe noth, lügen und verleumden sie und stecken zumeist noch die Fahne erheuchelter Frömmigkeit und Theilnahme auf, weil sich, geschützt durch diese, so wunderbar leicht Ehr' abschneiden und betrügen lässt. Der Klatsch und alles, was mit ihm zusammenhängt, ist ein Krebsschaden der menschlichen Gesellschaft, ist ein grober Verstoß gegen das fünfte Gebot. „Du sollst nicht tödten“, kann in richtiger Anwendung

ständiger in der Form würden unsere Zeitungen sein, wenn — besonders in polemischen Aufsätzen — der Journalist seine Arbeit unterschreiben, oder mindestens mit einer offenen Chiffre bezeichnen müsste. Hat doch jeder freie Mensch persönlich für all seine Handlungen und Worte einzustehen, warum gerade der Zeitungsschreiber nicht? Ist es dem „Ritter vom Geiste“ anständig genug, bei der modernen Vehme den vermummten Büttel zu machen? Die Zeitung will das Correctiv der Gesellschaft vorstellen, so muss die persönliche Verantwortung des Zeitungsmannes das Correctiv seiner Feder sein.

Alles Versteckte, Verkappte, Hinterhältige ist verächtlich.

Ihr Schriftsteller, die ihr so gerne euch Lehrer des Volkes nennt, gebt dem Volke vor allem ein Beispiel der Offenheit, des deutschen männlichen Freimuthes — erst dann lehrt auch anderes und begehret Achtung.

P. K. Rosegger.

Müßige Reden

oder

Das Urtheil der Welt.

Den rechten Weg wirst nie vermissen,
Handle nur nach Gefühl und Gewissen.

Goethe „Faust“.

Außer den ansteckenden Krankheiten, welchen im Laufe der Jahrtausende die Menschen zum Opfer gefallen sind, außer Krieg und Pestilenz gibt es keinen bösartigeren, gefahrvolleren Feind des häuslichen Friedens, als das Gerede müßiger Zungen; die Gesellschaft sollte dasselbe mit den empfindlichsten Strafen belegen, denn an dem giftigen Gekläff der Menge ist schon mehr denn eine ehrliche Seele zugrunde gegangen, mehr denn ein Hausfrieden gestört worden. Das sind Dinge, welche freilich in dem großartigen Treiben des Weltlaufes verschwinden, an denen aber das Herz des einzelnen verblutet. Wer kennt sie nicht, die absurde Frage: „Was werden die Leute dazu sagen?“ und wer kennt nicht die kaum minder giftige Schwester dieser Phrase: „Die und die hat es gesehen, hat es gehört, weiß es ganz bestimmt!“ Im Leben der Frau spielen diese thörichten Worte leider eine große Rolle und es hat fast den Anschein, als lasse sich die Klatschsucht, welche in ihren Folgen so verderblich sein kann, von gesteigerter Bildung und erhöhter Civilisation nur blutwenig berühren, als finde sie ein besonderes Vergnügen daran, die Menschheit in den Schlamm herabzuziehen und in diesem zu wühlen, anstatt mit freiem Fluge aufwärts zu streben nach einer reinen Sphäre, welche erhaben dasteht über dem erbärmlichen Formenwesen, das die Menschen unempfänglich macht für Gutes und Edles.

Verstehen wir uns recht, ich fordere nicht, dass wir uns lossagen sollen von all dem, was nun einmal Brauch und Sitte ist, um excentrische Freigeisterei zu betreiben, — ich will nur, dass man anerkenne, wie viel von dem, was durch die Macht der Gewohnheit zur Sitte geworden,

Die Redner alle sprechen zumeist
Von des Todten Gaben und hohem Geist;
Da fließen gar viele Thränen, —
Und manche gähnen. —

Doch drüben am einsamen Friedhofrain,
Da wankt ein gebrechliches Mütterlein,
Sie selbst schon nahe dem Grabe,
Am stützenden Stabe.

Und Jubelgeschrei erschüttert die Luft —
Sie suchet emsig von Gruft zu Gruft;
Mit Ziffern nur ist beschrieben
Der Platz ihres Lieben.

Sie legt' einen Kranz, wo ihr Knabe schlief,
Und betete lang' und seufzte tief,
Und als sie drüben sangen,
Ist sie gegangen.

Die Menge strömt nach der Stadt hinein,
Ums Denkmal flutet der Abendschein,
Und um die einsamen Grüfte
Kosen die Lüfte.

Die drei Bevölkerungsstufen.

Von Franz Schlinkert.

Diejenigen, welche sich mit der Installierung der „Zukunftsgesellschaft" befassen, reiben sich mit Vorliebe am Bauernstande. Es ist bezeichnend für ihre Lehrmeinungen, dass sie zur praktischen Durchführung derselben ganz neue Menschen brauchen: ohne Heimatsgefühl, ohne angeborene Liebe zum eigenen Besitz, ohne Bodenständigkeit. Dem widerspricht die Artung unseres Bauernthums und deshalb soll es vor allem anderen vernichtet werden.

Andere wieder, die wollen den Bauernstand erhalten wissen, weil er der „Nährstand" sei, ohne den man nicht auskommen könnte; weil er die „Grundlage" der gesellschaftlichen Schichtung bilde; weil er die „Säule" des Staatswesens sei und die Quelle darstelle, aus welcher das Heer seine Kraft schöpfe.

Weder die eine, noch die andere dieser beiden Richtungen beruht auf vorurtheilsloser Überzeugung, auf wissenschaftlicher Ergründung oder auf einer richtigen, praktischen Beobachtung.

Um so freudiger muss daher das Verdienst anerkannt werden, welches sich derjenige erwirbt, der es unternimmt, die eigentliche Bedeutung des Bauernstandes in eingehender Weise klarzulegen. Und ein solches Unternehmen liegt in einem Buche des baierischen Kreisarchivars Dr. Georg Hansen vor, welches den Titel führt: „Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen." (München, J. Lindauer'sche Buchhandlung.)

Der Verfasser geht von der Lehre Robert Malthus' aus; dieselbe sagt bekanntlich, dass die natürliche Vermehrungstendenz der Menschen beschränkt werde durch die Menge der jeweilig vorhandenen Unterhaltsmittel. Während nun die Bevölkerung die Neigung zeigt, sich in geometrischer Progression (1, 2, 4, 8 u. s. w.) zu vermehren, steigt die Menge der Unterhaltsmittel nur in arithmetischer Progression (1, 2, 3, 4, 5, 6 u. s. w.).

Gemeinhin wird angenommen, dass die drei Bevölkerungsclassen:

für den Gebildeten unmöglich nur heißen sollen, er dürfe nicht mit Schwert, Schusswaffe oder Giftbecher auf seine Nächsten eindringen, sondern es ist damit auch das geistige Tödten gemeint, welches durch Verleumdung und Lüge begangen wird.

Die meisten Untugenden der Erwachsenen sind auf die Kindheit und auf eine unvernünftige Erziehung zurückzuführen; wenn somit in einer künftigen Generation durch Klatsch und Scheinwesen weniger Unheil gestiftet werden soll, als dies jetzt der Fall, so obliegt es den Müttern von heute, welche in der Mehrzahl gewiss schon Gelegenheit hatten, sich über die Tratschsucht der Menge zu ärgern oder unter derselben zu leiden, dafür Sorge zu tragen, dass die Herzen ihrer Kinder rein gehalten werden von dem Gifthauch des Klatsches, dass sie edel und vornehm denken und erhaben dastehen, verständnislos für den kleinlichen Gesichtskreis jener Menschen, welchen nichts heilig ist, weil sie selbst keiner heiligen und herzenswarmen Empfindung fähig sind.

Man schwärmt von Abschaffung der Kriegsheere, es schweben socialistische Beglückungstheorien in der Luft; viel wichtiger aber für das Wohl der Menschheit viel wichtiger als all diese schwer durchführbaren Neuerungen, dünkt mir die Abschaffung der Klatschsucht. (Wir glauben, leichter seien die Kriegsherre abzuschaffen, als die Klatschsucht. Die Red.) Die Abschaffung der Klatschsucht ließe sich nur durchführen, wenn alle Mütter sich vereinen wollten, um energisch dagegen zu Felde zu ziehen, und es wäre damit das Glück einer kommenden Generation gesichert.

Max von Weißenthurn.

Dichterlos.

Von Richard Koehlich.*)

Der weite Platz ist mit Menschen gefüllt,
Ein prächtiges Denkmal wird heut enthüllt
Von einem, der längst geschieden
Zum Grabesfrieden.

Um mehr als ein Menschenalter zurück —
Da jagt er rastlos nach Ruhm und Glück;
Er konnte sie nimmer erjagen
In jungen Tagen.

Da zog er aus seinem Vaterhaus
Am Stab in die öde Fremde hinaus;
Doch das Glück hat er nicht erworben. —
Verdorben, gestorben. —

Und die Menge flüsternd und brausend schwillt
Und gafft hinauf zum verhüllten Bild,
Und manchmal taucht aus dem Trosse
Eine Karosse.

Und Würdenträger stolzieren herum
Und sehen sich stolz, gelangweilt um,
Die Gönner geistiger Thaten,
Die Kunstmäcenaten.

Und Redner nahen im festlichen Kleid,
Zu dem Jubelacte zu sprechen bereit,
Und rühren zur Tagesfeier
Lobpreisend die Leier.

*) Aus einsamen Stunden. Großenhain. Baumert und Ronge. 1892.

reiche Verwendung und guten Lohn in den Städten finden. Der Bauer muss intensiver wirtschaften; aber die städtische Bevölkerung vermehrt sich so rasch, dass die Lebensmittelpreise noch immer hinaufgehen, daher hat der Bauer trotz der hohen Löhne und seiner intensiveren Wirthschaft eine gute Rente. Infolge der Concurrenz vermindert sich aber jetzt der Gewinn aus städtischen Unternehmungen; die hohen Getreidepreise können nicht mehr so leicht gezahlt werden. Nun beginnt man auch Getreide zu importieren, und damit ist auch das Zeichen zum Vernichtungskampfe gegen den Bauernstand gegeben.

Die reichgewordenen Familien suchen ihren Nachkommen ein sicheres Einkommen zu hinterlassen; sie erkennen, dass das ihrige nur durch geistige Arbeit hervorgebracht wurde; von dieser Arbeit wollen sie das Einkommen nunmehr unabhängig stellen, indem sie sich wieder die freien Naturkräfte dienstbar machen. Auf mannigfache Art wird der Bauer aus seinem Besitze gedrängt: durch Untergrabung des Herrenstandes, durch Loslösung der hörigen Bauern, durch Übertragung des römischen Rechtes auf die bäuerlichen Verhältnisse, durch hypothekarische Belastung der Güter u. s. w. Die aus dem Besitze gedrängte ländliche Bevölkerung strömt nun in die Städte. Dieser frische Zuzug hebt das geistige Niveau des Mittelstandes. Die Handelsblüte erreicht den Höhepunkt. Den alten Familien wird die Concurrenz noch mehr erschwert; sie suchen nach neuen Mitteln, ihren Bestand zu sichern, und als solches Mittel dient ihnen jetzt der Capitalzins, durch den sie sich einen Theil der geistigen Arbeit anderer nutzbar machen. Auch nehmen sie einen weitgehenden politischen Einfluss, strecken dem Staate Gelder vor, der ihnen eine jährliche Rente dafür garantieren muss. Dadurch erfährt schon der Bevölkerungsstrom eine Verlangsamung. Die den alten Reichen gesicherte Rente muss durch Steuern hereingebracht werden. Dieselben drücken die Anfänger und geistigen Arbeiter, welche die meisten Steuern tragen; sie müssen auf diese Art „einen Theil ihres Arbeitsertrages an solche Leute abgeben, welche diese Fähigkeit (nämlich geistig zu arbeiten) nicht mehr besitzen.“ Aber dennoch gelingt es den Fähigen noch immer, sich zum Besitze emporzuarbeiten und die Alten daraus zu verdrängen. Man erschwert nun das Emporkommen durch Monopole, die man den alten, im Besitze der Güter befindlichen Familien gewährt.

Jetzt kommt aber der Bevölkerungsstrom ernstlich ins Stocken; der Zuzug frischer Kräfte vom Lande hört auf, denn der Bauernstand ist aufgezehrt; es ist nicht mehr ein Überschuss unabgenützter Kräfte, der in die Stadt strömt, sondern höchstens ziehen jetzt nur mehr die heruntergekommenen ländlichen Tagelöhner zur Stadt, die sich nicht mehr von der städtischen Arbeitermasse unterscheiden. Das geistige Niveau des Mittelstandes beginnt zu sinken. Nun beginnt der Niedergang; zwar allmählich nur, denn es braucht längere Zeit, bis die aufgespeicherten Reichthümer aufgezehrt sind.

Die Industrie kommt zuerst in Verfall; der Handel vermag sich länger zu halten, er wird aber zum bloßen Speditionshandel. „Was jetzt den Gewinn bringt, ist nicht die eigene geistige Arbeit, sondern diejenige fremder Völker, die von ihrem Reichthum einen Theil an das an Capital reiche, aber an Geist arme Volk abgeben können.“ Nach und nach geht das Capital an den geistig kräftigeren Nebenbuhler über; im eigenen Lande schreitet die Verarmung fort, bis es vielleicht einem aufstrebenden Nachbar gelingt, sich zum Herrn desselben zu machen.

So altern die Völker. Hansen er-

die Grundbesitzer, der Mittelstand, die Arbeiterschaft selbständig nebeneinanderstehen und sich durch eigene Kraft erhalten. Hansen behauptet, dass dies unrichtig sei. „Die drei Classen bestehen nicht nebeneinander, sondern sie sind nur die verschiedenen Entwickelungsstufen derselben Bevölkerung. Nur die erste Classe, der Stand der Grundbesitzer, ist dauernd, aus dem Überschuss an Kräften, welchen er erzeugt, bildet sich zuerst die städtische Bevölkerung, aus ihm wird sie fortwährend erneuert und ersetzt.“ Nur ein geringer Theil der städtischen Bevölkerung vermag sich zu halten; ein weit größerer stirbt ab, und „der Rest geht in den Stand der besitzlosen Arbeiter und des Proletariats über“.

Das ist der Zug des Bevölkerungsstromes. Der Überschuss der ländlichen Bevölkerung fließt in die Stadt, ersetzt dort einerseits den natürlichen Abfall der Stadtbevölkerung und drängt andererseits den minder befähigten Theil des Mittelstandes fortwährend hinüber in den Arbeiterstand.

In lichtvoller Weise stellt Hansen die Entstehung der drei Bevölkerungsstufen dar und zeigt deren Verhältnis zu einander als Bestandtheile der Gesellschaft. Er entwickelt dabei ein so umfassendes Wissen und eine solche Fülle originaler, ansprechender Ideen, dass es mir hier auf beschränktem Raume nicht möglich ist, auf alle Punkte näher einzugehen; durch ein Herausheben einzelner Partien aber könnte leicht ein falscher Gesammteindruck hervorgerufen werden. Es bleibt nichts übrig, als das Studium des ganzen Buches wärmstens zu empfehlen; die anziehende Schreibweise desselben erleichtert ja sehr diese Aufgabe.

Die drei Bevölkerungsstufen ziehen ihr Einkommen entweder aus den freiwirkenden Kräften der Natur (Grundbesitzer), oder aus der geistigen Arbeit (Mittelstand), oder aus der rein körperlichen Arbeit (Arbeiterstand). Auf eine dieser drei Quellen ist jede Einkommensart zurückzuführen. Auch der Capitalzins; denn nur der kann eine Rente verkaufen, der aus irgend einer oder aus mehreren dieser Quellen ein Einkommen bezieht. Bei Erklärung dieser Einkommensarten nimmt Dr. Hansen Gelegenheit, manche irrige Meinung richtig zu stellen. So z. B. die Theorie von der eigenen „Zeugungskraft“ des Capitals; die Phantastereien eines Henry George über die Grundrente und den Capitalzins.

Solange der Bevölkerungsstrom nicht stockt, also eine rasche, ungehinderte Auswechslung der abgenützten Kräfte stattfindet, kann das gesellschaftliche Ganze gedeihen. Eine Hemmung erfährt nun derselbe durch das Streben des Mittelstandes, sich dauernd zu machen. In diesem Streben bekämpft die zweite Bevölkerungsclasse vornehmlich den Bauernstand. Und die Waffen liefert ihr hiebei der auswärtige Handel. Wenn sich dieser nur auf den Austausch von Naturproducten bezieht, kann er allerdings keinen Einfluss auf die Zusammensetzung der Bevölkerung nehmen. Bedeutung gewinnt er dann, wenn es einem Volke gelingt, „andere Völker zu bewegen, einen Theil der von ihnen hervorgebrachten Naturproducte gegen eine Ware auszutauschen, die in beliebig großer Menge produciert werden kann. Diese Ware ist die menschliche Arbeit, die geistige, wie die körperliche“.

Durch den auswärtigen Handel erfolgt zunächst eine starke Vermehrung der Bevölkerung; man tauscht nur theuere, feinere Naturproducte ein; solche, die im Lande selbst hervorgebracht werden können, werden nicht eingeführt. Daher findet eine starke Nachfrage nach ländlichen Erzeugnissen statt; sie steigen im Preise, aber ebenso die Arbeitskräfte, welche

dings kann es Standorte von bäuerlichen Betrieben geben, auf denen der Bauer verkümmern muss; dann — aber auch nur dann — wäre es vielleicht im einzelnen Falle besser, derselbe würde sich an geeigneterem Platze ansiedeln.

Nicht der Umstand, dass zu viel Arbeitskraft auf eine unrentable Landwirtschaft verschwendet wird, ist das Gebrechen, an dem wir leiden, sondern durch den hemmenden Einfluss, welchen der Capitalismus auf die Bevölkerungsbewegung ausübt, werden Gefahren heraufbeschworen. Die alten, reich und dabei morsch gewordenen Geschlechter verlegen den aufstrebenden, kräftigen Elementen den Weg; mit Hilfe des von ihnen angesammelten Capitales sichern sie ihr Dasein und zwingen die befähigten Aufstrebenden, sich in übergroßen Anstrengungen aufzureiben oder — zu verhungern.

„Wie ein Alp lastet der Capitalismus auf unserer Gesellschaft", sagt Hansen. „Er bewirkt, dass nicht die begabtesten und fähigsten Köpfe, sondern die plattesten und seichtesten den Ton angeben, den Geschmack bestimmen." — — „Der Capitalismus hat einen finsteren Zug in unser Leben gebracht, er verwandelt die Menschen, um einen derben Ausdruck Schopenhauers zu gebrauchen, in ernste Bestien." — — „Der Capitalismus theilt die Gesellschaft in zwei Classen: eine arbeitende und eine genießende. Erst diejenigen finden Zeit, sich um andere Dinge zu bekümmern, als um das Geldverdienen. die hiezu überhaupt nicht mehr fähig sind. Aber ebensowenig haben sie Fähigkeit zu anderen Beschäftigungen, die eine gewisse geistige Arbeit erfordern."

Diesen Grundanschauungen entsprechend, müssen die staatlichen Vorkehrungen zur allgemeinen Wohlfahrt darauf abzielen, den Bauernstand zu halten und zu kräftigen, den Capitalismus einzuschränken und den körperlichen Arbeiter zu dem ihm gebürenden Verdienste zu verhelfen; der vom Arbeiterstand producierte Überschuss muss aber vor Mangel ausgiebig geschützt werden.

Den Bauernstand will Hansen der allgemeinen Concurrenz entrückt wissen; dies sei nur durch die Gebundenheit des Grundbesitzes und die obligatorische Vererbung auf einen Erben zu ermöglichen. Neben diesen „bleibenden Maßregeln" sei in den meisten Staaten eine „Lastenabschüttelung" nöthig. In Deutschland sei die Lage verhältnismäßig am günstigsten; aber das Feuer „glimmt unter der Oberfläche. Noch ist es möglich, den Ausbruch zu verhindern. Geschieht aber nichts, so wird es plötzlich das ganze Reich in ein Flammenmeer verwandeln". — Die Macht des Capitalismus sei dadurch zu brechen, dass man es demselben unmöglich macht, sich vom Staate eine Rente zu kaufen, welche auf Kosten der anderen Staatsbürger ein sicheres Einkommen verbürgt; durch diesen Rentenkauf ist der Capitalreiche in die Lage versetzt, mit einem mäßigeren Gewinne im Geschäfte arbeiten zu können, er braucht seine Kräfte nicht anzustrengen u. s. w.; auf diese Art ist für die jüngeren, befähigten Elemente eine gefährliche Concurrenz geschaffen. Alle Staatserfordernisse sollten daher nur durch Steuern gedeckt werden. „So viel steht jedenfalls fest, dass bei weitem der größte Theil der Staatsschulden zu einer Zeit entstanden ist, wo das Gesammteinkommen des Volkes in der Zunahme begriffen war. Man hat, um die naturgemäß wachsenden Staatsausgaben zu bestreiten, anstatt diejenigen, deren Einkommen fortwährend im Wachsen begriffen war, zu stärkeren Leistungen heranzuziehen, Schulden contrahiert und so jenen Reichen die Gelegenheit gegeben, zu ihrem höheren Einkommen sich auch noch eine feste

weist an der Geschichte der italienischen Handelsrepubliken, der deutschen Reichsstädte, an der Blüte und dem Verfalle Spaniens, der Niederlande und an den Geschicken Großbritanniens und der Vereinigten Staaten die Richtigkeit seiner im Vorstehenden kurz angedeuteten Theorien. Auch die Verhältnisse in Deutschland, wie sie sich nach dem dreißigjährigen Kriege entwickelt haben, unterzieht er einer kritischen Betrachtung. Da durch den ungehinderten Lauf des Bevölkerungsstromes das geistige Niveau des Mittelstandes gehoben wird, bleibt er nicht ohne Einfluss auf die geistige Cultur des Volkes, auf Kunst und Literatur. Hansen streift deshalb auch dieses Gebiet in seinen Darstellungen.

Der so häufig als Phrase gebrauchte Satz, dass der Bauernstand die Grundlage unseres Bestehens sei, wird durch die auf statistische Nachweise gestützten Ausführungen Hansens zur Höhe eines wissenschaftlichen Erkenntnisses erhoben. Die Aufgaben des alten Nährstandes zeigen sich in neuem, hellerem Lichte.

„Indem wir erkannten", sagt Hansen, „dass der Bauer die städtische Bevölkerung nicht bloß mit Butter und Käse, sondern vor allem auch mit Menschen zu versorgen hat, indem wir nachgewiesen, dass von der Quantität und Qualität des Zuzuges das geistige Niveau des Mittelstandes abhängig ist, gewinnt der Bauernstand eine ganz andere Bedeutung. Er ist jetzt in der That die eigentliche Grundlage des Staates, und jedes Volk, das nicht einem raschen Verwelken entgegengehen will, hat seine vornehmste Aufgabe darin zu sehen, den Bauernstand in möglichst großer Anzahl und Kraft zu erhalten. Diesem Gesichtspunkte gegenüber ist die Frage der Rentabilität eine untergeordnete. Will man also beurtheilen, ob Latifundien, ob bäuerlicher Betrieb oder Zwergwirtschaft für ein Land den Vorzug verdienen, so hat man in erster Linie sein Augenmerk nicht darauf zu richten, welches der Wirtschaftssysteme den höchsten Reingewinn erzielt, sondern darauf, welches den zahlreichsten und für die Gesammtheit geeignetsten Überschuss an Menschen produciert."

Diese Worte „schnitt' ich gern in alle Rinden ein", und namentlich jene möchte ich auf dieselben verweisen, die in den oft ungünstigen Standorten vieler Bauernwirtschaften und in dem unverhältnismäßigen Arbeitsaufwande, den sie erfordern, die Gründe suchen möchten, um überhaupt a l l e bäuerliche Wirtschaft aufzuheben. Wenn man weltwirtschaftliche Theorien anwenden wollte, könnte freilich gar manche Bauernwirtschaft vor der Kritik nicht mehr bestehen; dasselbe Maß von Arbeit, welches beispielsweise in den Alpenländern nothwendig ist, um einen Metzen Weizen zu ernten oder das Winterfutter für ein Stück Jungvieh einzubringen, würde auf einen anderen Zweig menschlicher Thätigkeit verlegt, Werte schaffen, die einem ganz bedeutenden Vielfachen von einem Metzen Weizen oder einem Stück Jungvieh entsprächen. Von diesem Standpunkte aus wäre es wohl ökonomischer, unsere Alpengegenden zu entvölkern, um Wald anzusetzen, und unsere Alpenbauern einer anderen Beschäftigung zuzuführen. Aber die Bauern erfüllen eben noch einen anderen Zweck außer dem Ackerbau und der Viehzucht. Wenn auch der Gebirgsbauer auf seiner Einschicht nur infolge einer großen Genügsamkeit das Darauskommen findet, so erzieht er doch ein kräftiges Geschlecht; und es sind nicht die schlechtesten Elemente der Gesellschaft, welche aus solchen Einschichten den Weg zur Stadt finden, um als Soldaten, geschickte und fleißige Werksleute, als Lehrer und Geistliche der Gesammtheit zu dienen. Aller-

Der Palbauer.

Ein Bild aus den Alpen von Hans Fraungruber.

Wer zum Palbauer will, muss gute Sohlen haben, denn sein Anwesen liegt in einem steinigen Graben auf sumpfiger Anhöhe. Und die gute Beschuhung thut's auch nicht mehr, denn beim Bauern sprach vor kurzem ein Gast vor, der den Menschen nur einmal besucht und mit sich auf die Reise nimmt, der Tod. Der Palbauer und ich hätten auch nicht gedacht, dass wir einmal zusammenkommen würden, aber es geschah doch, und gerade vor Thorschluss, ehe der Deckel über seinem Sarge niederfiel. Das geschah so:

Im Dörflein pochte eines Spätsommertages ein junges Weib an die Thür des Arztes und meldete, dass der Vater gestorben sei. Der Herr Doctor möge so gut sein und zur Todtenbeschau kommen. Ich saß just in der Stube, und weil das Absterben eines Bauers kein weltbewegendes Ereignis, gieng mir die Kunde nicht nahe, wohl aber die Erläuterung des Arztes, dass der Palbauer der letzte seines Namens sei und mit ihm auch der Sitz seiner Vorfahren verschwinden werde. Ein todter Bauer und ein sterbendes Anwesen! Das klang mir traurig ins Gemüth, und ich trug dem heilkundigen Freunde meine Begleitung an. Langsam schritten wir durch die Dorfstraße hinaus, dann zwischen den Feldern hin, wo die ihrer Frucht beraubten Hänge so öde im Sonnenschein lagen. Der Weg verlor sich zwischen dunklen Tannen und zog sich aufwärts an grasiger Lehne zu einem schmucken Kirchlein, durch dessen offenes Thor die Muttergottes freundlich vom Altar herausschaute. Da werden sie, dachte ich, übermorgen die Bahre hineinstellen und die Sonnenstrahlen werden, durch die bunten Scheiben brechend, auf dem Sargtuche herumgaukeln, unter dem der todte Palbauer mit geschlossenen Augen im ewigen Schlafe ruht. Das ist ein Kirchlein, in dem man beten kann, einsam in grüner Waldesstille; da wohnt die milde Mutter Maria und hört mit sanftem Lächeln die Seufzer und Klagen des verschüchterten Herzens, das vor den Menschen krampfhaft schweigt und verstohlen blutet. Wie oft mag auch der Bauer hier seine müden Hände gefaltet und mit steifen Fingern die Perlen des Rosenkranzes gezählt haben! Das ist die Sonntagsruhe der Alten, auf harter Kirchenbank Gebete stammeln und inbrünstig hoffen auf ein besseres — Jenseits.

Wir giengen vorüber; zur Rechten schob sich der Wald beiseite, da grüßte das Dorf herauf mit seinen friedlichen Häusern und dem rauchenden Hammerwerk, es blitzte der Bach durch die Weiden, und hoch über bunte Vorberge hob sich die graue Schulter des Alpenriesen. Das sind die Stufen

Staatspension zu erwerben, während man die Last, diese Pensionen zu bezahlen, den arbeitenden Classen aufgebürdet hat." Daher sollen keine Steuererleichterungen vorgenommen werden, so lange noch ein großer Theil der Staatsschulden nicht getilgt ist: durch Einführung einer ergiebigen neuen Steuer sollen zunächst die außerordentlichen Ausgaben bestritten werden. — Da der Arbeiterstand die Tendenz hat, sich stark zu vermehren und derselbe auch durch die fortwährend aus dem Mittelstande herabsinkenden Existenzen verstärkt wird, so ist bald nach dem Entstehen eines Arbeiterstandes schon ein Überschuss aus demselben vorhanden. Der Staat kann die Zahl der Arbeitslosen niemals dauernd vermindern; allein er hat Sorge zu tragen, dass einer zu großen Ausdehnung industrieller Thätigkeit Schranken gesetzt werde. Es sollen nur solche Unternehmungen gegründet werden, „welche Gewähr bieten, dass nicht bloß die in ihnen beschäftigten Arbeiter auf die Dauer einen auskömmlichen Lohn beziehen, sondern dass auch noch ein Beitrag geleistet werden kann für die Unterhaltung des Überschusses des Arbeiterstandes". Unternehmungen, die sich nur durch niedrigste Löhne halten können, sollen nicht gestützt werden. Es schadet nichts, wenn durch die Vertheuerung der Arbeit die deutsche Industrie im Wachsen etwas aufgehalten wird. „Reichthum und Macht der Völker sind schließlich nur wünschenswert als Mittel zum Glück" sagt Malthus. Auch dafür, dass die Arbeitskraft nicht gewissenlos ausgebeutet werde, hat der Staat zu sorgen.

Der Stand, welcher als wirtschaftliche Grundlage der menschlichen Gesellschaft erkannt wird, ist gegen alle Erschütterungen zu schützen; den aufstrebenden frischen Kräften der Gesellschaft darf kein Damm entgegengesetzt werden. Über diese Wahrheiten werden uns keine wie immer gearteten Utopien hinweghelfen, so lange es noch Menschen gibt von der geistigen und körperlichen Construction der gegenwärtigen.

Der Wert des Bauernstandes scheint mir in dessen schlummernden Fähigkeiten und unverbrauchten Kräften zu liegen. Das Wesen des Bauers ist mehr nach innen gekehrt; er ist charakterisiert durch eine besondere Ruhe und Ebenmäßigkeit in der geistigen Thätigkeit; dieselbe ist durch nichts überreizt, zerstreut; es macht dem Bauer daher keine Schwierigkeiten, auf einen bestimmten Zielpunkt loszusteuern. Seine berufliche Thätigkeit macht ihn körperlich gewandt, gestählt. Wenn er nun aus irgendwelchen Gründen veranlasst wird, aus seinem Stande aufzustreben, so tritt er mit vollständig frischen Kräften in den Kampf und verbessert die Säfte in jenen Ständen, in welchen er Eingang findet. — Derjenige aber, der längere Zeit dem Arbeiter- oder Mittelstande angehört, ist geschwächt durch Aufreibungen, die er zu bestehen hatte; er ist nervös geworden, es mangelt ihm die Beharrlichkeit; er leidet an ererbten Gewohnheiten, Bedürfnissen, Meinungen, den Verirrungen des Geistes, wie sie eben das städtische Getriebe mit sich bringt und wie sie durch seinen Arbeitsberuf in Fabriken, Werkstätten, Schreibstuben u. s. w. herausgebildet werden. Die äußeren Bedingungen für jene Eigenschaften des Bauers liegen in der Stetigkeit und Sicherheit des Nahrungserwerbes, wie er nur durch den Grundbesitz ermöglicht wird. Niemals vermögen daher wirtschaftliche Maßnahmen über die Nothwendigkeit der Existenz des Bauernstandes auf die Dauer hinauszuhelfen, welcher nie durch Arbeitermassen — und sollten sie noch so weich gebettet sein — ersetzt werden kann.

einer Stunde das Thal weitete und inmitten brauner, magerer Äcker drei bescheidene Höfe, Lehen bereits und der Vernichtung geweiht, auftauchten. Rechts davon lag einsam das Anwesen des Palbauers, ein niederer Holzbau, dessen windschiefes Dach große Steine beschwerten. Über hölzerne Wasserrinnen und sumpfige Grasstellen stapften wir hinüber. In einem winzigen Gärtchen fristete spärliches Gemüse sein Dasein, und mattfarbige Blumen blickten erschöpft durch das Holzgitter zu den Schwestern, die aus den kleinen Fenstern des Hauses herauslugten. Die Thüre stand offen, aber niemand rundum war zu sehen, und unsere Tritte klangen hart und laut auf dem schmalen Antrittsteine vor der Schwelle.

Kein menschliches Wesen regte sich, durch den engen, mit Gartengeräth verlegten Vorraum traten wir in die Stube. Sie sah feiertäglich aus; die reine Diele, die weißen Tüchlein an den blumenbestandenen Fenstern, die blankgeputzte Platte des Tischungethüms verriethen eine weibliche Hand. Ich suchte nach den Bewohnern, der Arzt hatte einen gefunden. In der anstoßenden Kammer saß ein blühender Knabe mit einem alten Hute spielend auf dem Boden und starrte uns mit offenem Mündlein an. Neben dem Kinde stand auf einer Truhe eine brennende Kerze nebst einem Weihwasserbehälter und über zwei gegenüberstehenden Stühlen lagen an der Wand starke Bretter, darauf eine verdeckte Last.

Schweigend hob der Doctor das weiße Laken empor. Da ruhte der Palbauer in verschossenem Lodengewande, die Hände über dem schwarzen Kreuze gefaltet, an der Brust ein Rosmarinzweiglein.

„Und hebt's ihr mich einst in die Truhen hinein,
Aft legt's mir auf d' Brust ein' grün' Rosmarein."

Das Antlitz war starr, in das hatte die Sorge und geheimes Weh ihre Rinnen gegraben. So war der Mann, der auf Erden seine Heimat verkauft; nun hatte er eine neue gefunden.

„Einen Bauch hat er wie eine Trommel", meinte der Arzt, nachdem er den Todten wieder bedeckt, „das hat der Palbauer bei seinem kargen Sterz auch nicht gedacht, dass er an zu vollem Bauche sterben werde. Komm, Bübel, das ist keine Luft für dich!"

Damit setzte er den Kleinen in die Stube hinaus, schloss die Kammerthüre, und aufathmend verließen wir den dumpfen Raum.

Als wir ins Freie traten, lehnte am Thürstock ein junges, bleiches Weib, das uns mit leisen Worten begrüßte. Es war die Tochter des Verstorbenen.

„Morgen, Hanna, hol dir den Todtenschein", redete sie mein Genosse an. „Wirst wohl nimmer lang da sein — gehst in die Sagmühle?"

„Nein", antwortete das Weib, „ich fahr in die Stadt und steh in einen Dienst ein."

„Du auch, Hanna? Nun, ich werde bald kein bekanntes Gesicht mehr da herin finden, alle geht ihr auswärts, Gott besser's!"

Die Angesprochene erröthete und strich mit der Linken wie träumend über die Stirn. „Der Vater von meinem Bübel ist in der Stadt Bräuerbursche, da sind wir halt dann näher. Ja, wenn wir das Haus noch hätten, da könnten wir heiraten — ist aber kein Leben mehr da im Graben."

Diese leisen Worte klangen wie Vorwurf, und der Doctor verstand ihn.

„Der da d'rinn", sagte er, „kann nichts dafür, und der andere hört's nicht."

„Ist eh wohl wahr", seufzte

zum Himmel, sagen die Dorfkinder und glauben, dass es von jener Platte nicht mehr weit sei hinauf zum Throne des Herrn. Sie haben recht, die Altäre der Natur und der Weg des Schöpfers sind einander nahe.

Der Doctor hub nun an zu erzählen, dass der Besitz des Palbauers nur ein Lehen gewesen, eine Ruhestatt, auf der er sterben durfte; der eigentliche Herr sei der reiche Gutsbesitzer, der gleich anderen Bauerngütern auch dieses gekauft, um es nach dem Tode des letzten rechtmäßigen Bewohners abzutragen, damit die Hirsche und Rehe in ihrem edlen Dasein nicht mehr gestört werden durch zweibeinige Wesen, die den Boden aufreißen und mit dem Schweiße ihres Angesichtes düngen. „Warum verkaufen sie das Haus ihrer Väter dem Güterschlächter?“ wallte ich auf. Der Doctor lächelte ironisch: „Warum geht der hungrige Fink dem Vogelsteller ins Garn? Weil der so schön pfeifen kann und den Tisch mit leckeren Krumen bestreut. Der arme Vogel findet das letzte Futterplätzchen verschneit und hackt den Schnabel wund am festgefrorenen Erdreich. Da drinnen“ — der Sprecher wies mit raschem Armschwunge waldein — „da standen blühende Gehöfte — vormals, und manch glückliches Leben wohnte darin — einmal; da kam die Noth der Zeit — o es gab nicht allzeit so verkümmerte und starre Bauerngesichter wie heute, lies nur die alten Geschichten von Bauernstolz und Üppigkeit — das ist hin, die moosigen Fichten wachsen darüber, und jene Geschlechter verwelken. Wie das zugieng? Du lieber Gott! Die moderne Zeit hat so viele Erwerbszweige brachgelegt, sie ist auch dem Bauernstande abhold. Seit jeder Graben dem Verkehre offen steht, ist der Verfall eingezogen. Ich habe da drinnen wenig zu thun, die Leute brauchten einen anderen Arzt. Eine Unsumme von Arbeit steckt in dem Boden, er lohnt es nicht. So sind sie verarmt und nach und nach von der Heimat abgefallen; einer zog dem andern nach, und der Güterschlächter hat leichten Kauf. Der eine seufzte, der andere fluchte, aber sie nahmen das Geld für die entwertete Heimstatt, zogen fort ins fernere Elend oder bedangen sich das Recht des Verbleibens bis zum Tode.“

„Wie der Palbauer?“

„Wie der!“ entgegnete mein Gefährte und hieb mit dem Stocke einer Distel das rothe Haupt ab.

Wir bogen links in den Palgraben ein, die Berge waren ganz nahe zusammengerückt, kaum dass der Bach sein spärliches Wasser neben dem steinigen Fahrsträßchen fortschieben konnte.

„Sind sie denn alle ausgestorben?“ forschte ich weiter, „viele haben doch wohl Kinder gehabt?“

„Drüben im Hammer verrußen sie, und hier unten arbeiten etliche als Taglöhner“, murrte der Doctor.

Unter uns lag ein Sägewerk, das den Graben absperrte. Da gab es Mauern von aufgeschichteten Brettern, Berge von Balken, die Säge schrillte, und selbst der Bach, der, durch ein gewaltiges Wehr gestaut, über die geneigte Fläche schoss, gab sich schäumend und tosend ein Ansehen, als läge sein armseliges Dasein nicht waldein vor aller Augen.

„Das ist die Sargfabrik für den ruinierten Ackerbau“, grollte mein Gefährte, „und die Sandmuhren, die über die abgeholzten Waldblößen rücken, sind das Grab.“

Zwischen den schlanken Bacherlen rechts und Fichtenbeständen zur Linken stolperten wir weiter auf dem steinreichen Fahrwege, in den die klappernden Schleifwagen und nachgezogenen Baumstämme Furchen lang und querüber gerissen; allmählich gieng's wieder aufwärts, hie und da über gebrechliche Brücken, bis sich nach

doch Pflicht der Regierung, seine Vorschläge zu prüfen?"

„Gut Ding braucht Weil", brummte der Doctor erbittert, „auch wo Eile noth thut. Indess ist ja die Regierung zärtlich besorgt; sie nimmt die besten und stärksten Kräfte und stellt sie unter den Stolz des Reiches in die Armee, dafür schickt sie die Pfändungscommission zum Steuereintreiben. Die Söhne kehren selten zurück, denen gefällt die Stadt besser, die Fabriken zahlen auch mehr, aber die Steuerboten kommen schon wieder, bis das Maß voll ist. Das ist die richtige Zeit für den Güterschlächter. Er macht der höchsten Noth ein Ende, zahlt bar aus, und bis zu seinem armseligen Versterben zehrt der Bauer von dem Preise seiner Heimstatt. So geht der Bauernstand in den Alpen langsam zugrunde, bis — nun die Folgen werden ja kommen."

So hatten wir allmählich den Ausgang des Engthales erreicht. Da hielt mein Gefährte und lehnte sich zurückschauend an einen Holzzaun, der die Wiese vom Wald abtrennte.

„Dort oben", hub er nach einer Weile an, „unter dem Elfensitz, lag ein Bauerngut, das gehörte einem braven, lebensfrohen Manne, der hatte mehrere Söhne. Auch über ihn brach das Unglück herein. Die Seuche wüthete unter dem Vieh, ein Bergsturz verschüttete den fruchtbarsten Grund, und als er ans Abräumen gieng, schlug ein fallender Baum den ältesten Sohn zum Krüppel, den zweiten führte die Pflicht in die Kaserne. In einer schwülen Julinacht kam er wieder, bleich und mit glimmenden Augen, das Heimweh und die Liebe, zwei Mächte, die in diesem Volke mit elementarer Gewalt herrschen, hatten ihn heimgetrieben. Zwei Tage darauf stiegen die Landjäger den Waldweg empor und pochten mit den Gewehren ans Thor. Mit einem Bruder entsprang der Verfolgte in das Dickicht. Wochenlang hielten sie treu zusammen und führten ein unstetes Wildschützenleben. Endlich stießen die Brüder mit den Jägern zusammen; der Jüngere fiel mit durchschossener Brust, den anderen trieben sie blutend und mit gebundenen Händen an seinem Vaterhause vorbei. Er starb kurze Zeit nachher an einer Lungenentzündung. Der lustige Bauer war ein stiller Mann geworden, der tagelang vor sich hinstarrend auf der Bank vor dem Gehöfte saß und alles seinem Laufe überließ. Die Dienstleute verloren sich, unheimliche Gerüchte giengen im Thale um, und das Anwesen verfiel. Das war um die Zeit, als der Gutsherr anhub, die verstreuten Höfe auf seinem Jagdgebiete auszurotten. Er kam auch zu dem gebrochenen Manne da droben. Der aber erhob sich grimmig gegen den Versucher und fiel ihn mit der Hacke an. Bleich bis in die Lippen eilte der Graf davon, der Alte aber schlug hinter ihm der Länge nach zu Boden und erhob sich nicht wieder. Da muss der Krüppel in Verzweiflung Feuer ins Haus gelegt haben, denn als die Leute im Dorfe unten das Bett aufsuchten, schlug aus dem Walde helle Lohe empor, und als die Hilfe den Elfensitz erreicht hatte, fand sie einen Schutthaufen im Kranze der Fichten. Das ist die Tragödie von dem Waldbauern und seinen Söhnen."

Der Arzt wendete sich zum Weiterschreiten, und als ich in sein Gesicht sah, glänzten seine Augen in feuchtem Schimmer.

„Ich bin auch einer", antwortete er auf meinen betroffenen Blick.

Wir stiegen ins weite Thal nieder; als wir das Dorf erreichten, stand die Sonne tief im Westen und dunkle Schatten breiteten sich schwer über das Waldland. Im Schlosse wurden eben die Lichter angezündet und strahlten stolz hinaus in die Dämmerung. —

Das sind alte Geschichten, höre ich einen sagen. Ich kann es nicht

Hanna, „wird halt so sein müssen. Dem Vater ist's so schwer auf dem Herzen gelegen sein Lebtag; wär' ich ein Mannsbild, hätt' er's etwa nit hergeben, aber ein Dirndl sucht eh meist sein Glück anderwärts. Lang hat er sich gehalten mit Müh und Noth, dann sind die schlechten Jahr hereingebrochen, die Mutter gestorben — da wollt er halt abrasten in seinen alten Tagen und hat das Geld vom Grafen genommen, ist gleichwohl nicht viel gewesen."

„Und dann?" fragte ich.

„Dann war alles soweit gut, aber wie ich und mein Lois sind bitten kommen wegen dem Buben — dass er uns verzeihen soll — da hat's den Vater stark an'griffen, fast hat er mir ab'bitt, dass er dem Kind nicht kann die Heimat geben, und wie s da war, hat er 's nit vom Arm lassen vor Lieb und Sorgen, dabei ist er immer stiller worden. Jetzt ist er selig verstorben und die Herrschaftlichen warten schon aufs Niederreißen. Wir haben nichts mehr, ich kann gehen, wie ich bin. Die da droben" — sie wies gegen die Gehöfte bergan — „die halten sich auch nimmer lang. Der Graf hat abholzen lassen und seitdem ist's mit'm Acker ganz aus. Die Dienstboten gehen eins nach dem andern, ist die Kost zu schlecht, für den Bauer und die Bäuerein thut sie's noch, aber die Knechte sind halt heutigentags so viel extra."

Der Doctor war sehr ernst geworden, er drückte den Hut tief in die Augen und schritt nach kurzem Gruße rasch bergab. Auf der Straße wartete er, bis ich nachgekommen war.

„Jetzt hast du selbst gesehen, wie es hier zugeht", sagte er, „nicht bloß die große Welt ändert sich, auch der kleinste Gebirgsgraben hat sein Schicksal und seine Geschichte. Nimmst du dort oben die kleine Felswand aus, die durch den Hochwald herunterleuchtet? Dort ist eine Höhle, den Elfensitz nennen's die Leute, da hausten sieben schöne goldhaarige Frauen, die sind oft zur Nachtzeit herabgestiegen und legten den neugeborenen Kindern eine goldene Spindel in die Wiege, die brachte Glück. Ja einstmals walteten viele gute Geister in diesem Waldlande, aber jetzt sind die schönen Geschichten verstummt, die Leute haben keine Phantasie mehr, weil sie kein Glück mehr haben."

„Und kein Glück mehr, weil ihre Phantasie verdorrt ist", fiel mir ein.

„Es wird alles materiell", fuhr der Arzt fort. „Jetzt fährt der Bauer auf der Eisenbahn zur Ausstellung in die Stadt und sein Weib bleibt auch nicht daheim; früher waren die geblumten Kasten voll der prächtigsten Hausleinwand und selbstgemachtem Loden, jetzt wird das alles feiner und — schlechter beim Kaufmann erhandelt, und den Dirnen bringt der Hausierer modischen Kram zum Bette. Der Hausfleiß ist im Versiegen und um die schlechte Ware vertauschen die Bethörten das alte Silbergeld in der Truhe. — Wohl sieht der Bauer manch gutes Ackergeräth und manch rare Maschine in der Stadt, meinst du? Aber wenn er das eingewurzelte Misstrauen besiegt hat, fehlt doch das Geld dafür immer mehr. Dort die Reblaus, bei uns der Wildschaden, die schlechte Ernte und nicht zum wenigsten die systemlose Grundsteuer. Du findest da herinnen desto mehr hölzerne Pflüge und Eggen, je mehr der verschlechterte, von Riesel und Sandmuhren heimgesuchte Grund nach Eisen schreit."

„Und die Regierung", fiel ich wieder ins Wort, „die kümmert sich nicht um die Leute? Ich hörte doch in der letzten Parlamentsperiode, dass ein Abgeordneter dieses Kronlandes, der doch fachkundig ist, eindringlich über die bäuerlichen Verhältnisse sprach. Die Collegen lachten ihn aus, ich weiß nicht warum, aber es ist

noch weniger etwas Elektrisches, wenn man den Blitz und die jungen Schneider ausnimmt — fand ein kleines Fest statt, das „Lichtbratel“. Führt der Meister am Tage des heiligen Michael, oder den darauffolgenden Sonntag seine Gesellen und Lehrbuben ins Wirtshaus, läſst ihnen eine Maß Wein auftragen, ferner Schweinsbraten mit Salat, und es gibt oft bei zufällig anwesender Musik einen lustigen Abend, mit welchem die weniger lustigen in der Werkstatt eingeleitet werden. Der Lehrbub muſs darum nothwendig dabei sein, damit jemand vorhanden ist, der die Knochen abnagt, und so durfte ich an jenem Tage, von dem ich erzählen will, mit ins Wirtshaus gehen.

Zur Zeit war der Mehrere bei uns und heute spielte er einen Herrn. Als die erste Weinflasche gekommen war und er davon gekostet hatte, schob er sie zurück und sagte: „Den soll nur der Lehrjung trinken. Geschwefelt ist er.“

„Wenn der Wein geschwefelt ist, so soll ihn der Wirt selber trinken“, entschied der Meister, „wir zahlen unsere Sach' redlich und wollen auch redlich Sach' haben!“

Am Ofentisch hockte ein alter Mann mit wackelndem Kopfe. Er war sehr sorgfältig rasiert und hatte dichtes nuſsbraunes Haar. Man hatte ihn auch schon gesehen, als er nicht rasiert gewesen war und kein nuſsbraunes Haar aufgesetzt gehabt hatte, da gab's einen eisgrauen Bart und einen knochenkahlen Schädel. Man würde sich kaum darum gekümmert haben, wenn der alte Lacken-Lippel, wie er hieß, nicht kurz zuvor sich ein junges Weib genommen hätte.

Dieses Weib war eben erst noch beim Ofen gesessen, ein fröhliches, lebhaftes, dralles Ding, welches — nun, das geht mich nichts an.

Daſs ich nur hübsch würdevoll weiter erzähle! Als der Lacken-Lippel wahrnahm, uns Schneidern wäre der Wein nicht recht, machte er einen langen Hals herüber und sprach in seiner Fistelstimme also: „Wenn die Herren den Wein stehen lassen, so bitt' ich drum, ich mag ihn schon.“

Mehrere Gäste wurden nun aufmerksam auf den Alten, und der Tonhöfer-Knecht rief ihm zu: „Ja, du Lippel, wo hast du denn heut' dein Weibel?“

Der Lipp blickte etwas befremdet auf die Ofenbank zu seiner Seite, schaute dann in der Runde umher und piepste: „Ich weiß nit! Ich weiß nit, wo sie ist, mein' Alte. Just vorhin ist sie dagewesen. Na, sie wird halt ein Bissel in die Küche hinausgegangen sein zur Frau Wirtin. Die Weiberleut' haben alleweil was miteinand, he he. Vergelt's Gott, Meister Natz, wenn er mir gehört!“ Mit den letzten Worten bestätigte er den Empfang des Weines, den mein Meister vor ihn hingestellt hatte.

Der Wirt brachte eine frische Flasche, die er mit den Worten „So, der ist besser, da ist auch Bleizucker dabei!“ vor uns auf den Tisch stellte.

Unser Meister fragte beim Wirte nun bescheidentlich an, ob er nicht auch ordinäre Weine hätte, ohne Schwefel und ohne Bleizucker, ganz ordinäre?“

Der Wirt antwortete, er hätte schon so etwas im Keller, doch es wären die Knechte nicht daheim. — Wozu die Knechte? — Ja, die müſsten den Trinker bei den Ohren halten, einer rechts und einer links. — Wir verstanden die alte Überlieferung und ließen es bei dem biſschen Bleizucker bewenden; das heißt, der Mehrere sagte: „Bleiben wir bei dem, und wird er uns zu wild, so soll ihn der Lehrjung trinken.“

Er wurde ihnen indes nicht zu wild, ich trank Wasser und bewahrte mir — um der Geschichte vorzugreifen — die Fähigkeit, am nächsten Tage

leugnen, die Geschichte ist alt, aber die Thatsachen sind in jenen Landen noch immer neu, und es kann sein, dass die Bücher einmal erzählen werden: In diesem herrlichen Gebiete wohnte einst ein biederes Geschlecht, von Gott und der Natur zum Herrn und Pfleger darüber eingesetzt, aber die Noth der Zeit rottete es aus und niemand erbarmte sich seiner.

Lichtbratel-Abende.

Erinnerung aus der Handwerkerzeit von P. K. Rosegger.

In unserem Oberlande ist bei Schustern und Schneidern der Brauch, dass sie „von Patrizzi bis Micheli“, d. h. von Mitte März bis Ende September nur bei Taglicht arbeiten. Am Anfange dieser Zeit und am Ende derselben sind also die kürzesten Tagewerke, so etwa gutgemessen „von sechs bis sechs“. Der Handwerker arbeitet auf der Ster im Taglohne, und da sieht es der Bauer gerne, wenn er früh aufsteht und spät Feierabend macht, was im Sommer und im Winter auch stattfindet. Im Winter steigt der Handwerker morgens fünf Uhr aus dem Neste, arbeitet ein paar Stunden, dann kommt die Frühsuppe, arbeitet wieder vier Stunden, dann kommt das Mittagsmahl, arbeitet fünf Stunden, dann kommt das Jausenbrod, arbeitet eine Stunde, dann kommt die Abenddämmerung, in welcher er eine halbe Stunde Lichtfeier hält, arbeitet nach derselben wieder zwei Stunden, hernach kommt das Nachtmahl, nach demselben arbeitet er noch eine bis zwei Stunden, dann wird es zehn Uhr und Zeit zum Schlafengehen. Wenn dann der Schustergeselle einmal hört, dass in den Städten und Fabriken die Leute täglich nur acht Stunden, und bei erhöhtem Lohne arbeiten wollen, sprengt er vor Zorn unversehens eine Ahle ab und brummt: „Da muss ich hin. Die Leut' haben den Himmel auf Erden!“

„Und die Höll' in der Ewigkeit!“ schreit der Meister und reißt seinerseits vor Zorn den Garndraht entzwei. „Ja freilich, die Höll' in der Ewigkeit, weil sie die viele freie Zeit dazu brauchen, um die Höll' zu verdienen, und den hohen Lohn, um die Hölle zu kaufen!“

Zu meiner Handwerkerzeit wird noch selten ein solches Wort gefallen sein. Wir fürchteten uns redlich vor der Hölle, wie es einem katholischen Christen ansteht, und freuten uns mitunter ein bisschen auf den Himmel, obzwar unser Schneidergeselle, den wir den Mehreren hießen, weil er aus Mähren war, einmal etwas zweiflerisch bemerkte: „Was ich für ein Luder bin! Ich glaub's nit, dass ich in den Himmel komm', ich glaub's nit!“

„Nur fleißig arbeiten, nachher hast nit Zeit zur Luderei!“ mit diesem nach beiden Seiten hin vortheilhaften Rath schnitt der Meister das Gespräch ab.

„Zu Micheli“, wenn die Nachtarbeiten bei Kerze oder Kienspan anhuben — damals gab's kein Petroleum,

Die Nähterin Leni saß eben auf einem hölzernen Einfuß unter ihrer Ziege und molk sich die Abendsuppe aus dem Euter. Die Trauderl war nicht bei ihr und die Leni wusste keinen Bescheid.

Der alte Lipp stand sehr verblüfft da mit seiner Schale. „Jetzt kann ich ihn selber austrinken!“ murmelte er, „dass aber schon gar kein Verlass ist auf die Weiberleut', schon gar keiner! Jetzt ist sie heimgelaufen und hat mir gar nichts davon gesagt“. Er wollte wieder ins Wirtshaus zurück, da lispelte ihm der Mehrere ins Ohr: „So leicht möcht' ich's nit nehmen an deiner Stell'! Ein junges unerfahrenes Weibsbild! . . .“

„Trauderl!“ rief der Lippel, „was hat der Satan denn fortzulaufen von mir! Ein schlechtes Zücht, dieses Weibervolk! Trauderl! O du Höllbratel, jetzt ist sie mir durchgegangen! — Trauderl!“

„Wenn ihr die Lacken-Trauderl sucht, die wird halt beim Pfarrer oben sein“, meinte nun die Nähterin. „So viel ich weiß, hat sie die Vorstandsstelle des Jungfrauenvereines noch nicht niedergelegt. Das wird jetzt doch sein müssen und da wird sie halt hinaufgegangen sein.“

„Und ist auch so!“ bestätigte der Lipp zuversichtlich. „Weil sie eine gewissenhafte Person ist, meine Traudel, ei, das wohl!“

„Aber schauen sollten wir doch, ob sie oben ist!“ rief der Karten-Thom, dem daran gelegen war, den Alten in Athem zu halten und in den Weiten umherzuführen, — aus Freundschaft für seinen Kameraden, den Tischler.

„Gut ist's, gehen wir zum Pfarrer!“ sagte der Alte. Und wir giengen selbander mit ihm.

Es dunkelte schon der Abend, als wir in den Pfarrhof kamen. Der würdige alte Herr war noch im Garten, eben beschäftigt, ein Gewächs zu betreuen. „Schön guten Abend!“ rief er uns zu, „ich thu' gerad' meinen Spargel binden.“ Sein Spargel, das war aber ein Schopf Schnittlauch, und der Schnittlauch, das sei — wie uns der Pfarrer sofort versicherte — das beste und gesündeste Gewürze, auf seinen Tisch komme jahraus jahrein keine Suppe, kein Knödel, keine Tunke, kein Kraut ohne Schnittlauch und was es denn bedeute, dass er noch so spät Abends ehrenwerten Besuch habe?

„Gestorben ist niemand“, versicherte der Tonhöfer Knecht.

„Angekommen auch niemand“, setzte der Karten-Thom bei.

„Gott sei Dank!“ antwortete der Pfarrer.

„Mein Weibel!“ sagte nun der alte Lipp, „hat sie nicht zugesprochen vor einer halben Stund' oder wann? Die Traudel? Meine Traudel? Meine herzliebe Traudel! — Nicht? Ja höllisch, wo ist es denn nachher hin, das Beest? Die kriegts, wenn sie heimkommt!“ Die beiden Fäuste streckte er schreckbar drohend in die Luft.

„Wenn sie aber *nimmer* heimkommt!“ gab der Karten-Thom zu bedenken.

„Wie meinst das, Thom, wie meinst das?“

Sprach jetzt der Pfarrer: „Dein Eheweib ist dir davon? Lipp, die kommt schon wieder. Und wenn sie frischen Schnittlauch sollt' brauchen, ich habe heuer recht viel nachgezügelt.“

Wir sagten höflich gute Nacht, mein Mehrerer sogar „Küss die Hand, Hochwürden!“ ohne es zu thun, wornach er uns bemerkte, dieser schöne Ausdruck sei die einzige Lüge, die man auch einem Pfarrer offen ins Gesicht sagen könne.

Als wir wieder hinabschritten gegen das Wirtshaus, packte der alte Lacken-Lipp den Karten-Thom plötzlich am Arm und pfauchte: „Mit deiner Red früher, was hast damit gemeint?“

dem Meister und dem Gesellen kalte Umschläge um den Kopf machen zu können.

Mittlerweile unterhielt der Tonhöfer Knecht sich mit dem Lacken-Lippel, immer wieder fragend, wo denn der Lipp sein feines Weibel habe?

Neben dem Tonhöfer Knecht saß der Karten-Thom, ein abgefeimter Strick, nebstbei Viehhändler. Dieser stieß den Knecht fortwährend mit dem Ellbogen und flüsterte: „So sei still! Gunn ihm's, dem Tischler! Der hat schon lang auf die Gelegenheit gepasst. Jetzt hat er sie, wenn er gescheit ist. Bist du auch froh, wenn einmal Faschingtag ist, weißt! Dem Alten ist eh alleweil kalt, lass ihn ruhig sitzen beim Ofen und mach' ihm lieber was vor, dass er sitzen bleibt."

Aber es war zu spät, der Alte war unruhig geworden, kratzte sich auf der Perrücke und murmelte: „Das kann ich mir selber nit denken, wo sie kunnt sein. Hab' ihr einen Kaffee zahlen wollen, und jetzt rennt sie fort. — Trauderl!" rief er ganz kleinmüthig und machte Anstalt, aufzustehen. „Ihr Kopftuch ist da, und ihr Jopperl ist auch da, weit kann sie nit weg sein. — Trauderl!"

„Lippel!" sagte nun der Wirt, der den traurigen Gesellen aus der Wirtsstube gern beseitigen wollte, „Lippel! Magst denn nit ein bissel zu der Leonore hinaufgehen, auf ein Mariascherl! Dieweil kommt dein Weiberl wieder."

Die Leonore, so hieß die alte Schwester des Wirtes, welche seit Jahren von der Gicht an ihr Zimmer gebannt war und ihr einziges Lebensglück nur in einem Kartenspielchen fand, wenn ihr jemand half. Aber der Lipp fühlte jetzt gar keinen Antrieb zu einem christlichen Krankenbesuch, er raffte sich zusammen, um nach dem Weibchen zu forschen.

In die Küche stolperte er hinaus und fragte nach seiner Alten. In der Küche schmorrte die Köchin an unserem „Lichtbratel", schlürfte die Wirtin an ihrem Kaffee, und die Lacken-Traudel war nicht vorhanden. Im Vorhause war sie früher von der Kellnerin gesehen worden und jetzt keine Spur von ihr. Der Kaffee war fertig, er soll heiß getrunken werden, da ist er am besten — aber wo ist die Trauderl?! — Der Lipp hub an, im Hause umherzuhasten. Auf einmal rief der hautschlechte Karten-Thom laut: „Der Lipp hat sein Weiberl verloren! Wir wollen sie suchen gehen, wer ist dabei?"

Hei, die Schneider sind dabei! Unser Mehrerer war's, der sich sofort bereit erklärte, sich der Expedition anzuschließen, und ich — blieb natürlich nicht zurück, denn Entdeckungsreisen, die waren in der Jugend meine Passion.

Die Wirtin gab ihre Meinung ab: „Wo wird sie denn sein, die Traudel? Bei der Nähterin Leni wird sie sein. Hat sie mir doch heute erst gesagt, ihr blaugestreifter Wollenrock thät ihr zu eng werden und sie müßte ihn weiter machen lassen. Wo wird sie denn sein? Bei der Nähterin wird sie sein."

„Und i s t auch nit anders!" bestätigte der Lipp. „Der Wollenrock, schau du! Zu eng wird er ihr, he, he! Zu mir hat sie aber nichts gesagt, nit ein Wörtel davon, d a s ist ein Band! Aber sein wird's eh! Mein Gott, wie gut ich's mit der Traudel hab' troffen!" rief er uns allen zu, ganz glückselig aufgeregt war er. „Und jetzt will ich ihr doch gleich den Kaffee nachtragen, ehe er kalt wird, meiner Trauderl!"

Denn die Nätherin Leni wohnte in einem Häuschen der Nachbarschaft und wir schlossen uns dem Alten an, der mit seiner Schale und dem Kipfel gar fürsorglich dahinsiffelte und doch mehr als die Hälfte des köstlichen Getränkes unterwegs verschüttete.

hat, wie sie noch ledig ist gewesen, Aber ein Schmarotzer bin ich nit. Was ich nehm', das zahl' ich, mein Lieber, und nach Verheirateten mag der jagen, der keine Ledigen mehr kriegt und ein Lumpenhund ist!"

„Geht das mich an?" fragte der Thom spitzig.

„Wenn du's brauchen kannst, wird mir ein' Ehr' sein."

„Du Andreas!" begehrte der Thom auf.

„Ist's dir etwan nit recht?!" sagte der Tischler und stellte seine stramme Gestalt sehr nahe vor den Thom hin. Das kam diesem ungemüthlich vor und er verzog sich rasch.

Der Andreas erfasste — da die Reihe just wieder an ihm war — gelassen die Kugel, gleichmäßig rollte er sie den Laden hinaus und draußen war ein so mächtiges Geklapper, dass ich heute noch glaube, es fielen wenigstens alle Neun.

Endlich ins Wirtshaus zurückgekehrt, erinnerte ich mich an das Lichtbratel. Aber es war schon vorüber, der Mehrere, welcher früher hineingegangen war, „um die Laterne zu holen", warf gerade den letzten Brocken unter den Tisch hinab, wo seiner der Hund wartete.

Vom Salat war auf dem Teller noch der Essig da; mein Meister schob mir den Teller zu: „Das ist dir geblieben. So geht's, wenn man den Frauenzimmern nachläuft."

Ebenso einfach als das „Lichtbratel" hatte sich die Angelegenheit des Lacken-Lipp entwickelt. Der Alte kauerte völlig gebrochen beim Ofen und sein Weib war immer noch nicht zum Vorschein gekommen. Jetzt wurden wir aber wirklich neugierig, wohin sie gerathen sein konnte und ganz geheuer kam mir die Geschichte nicht vor. Da war es, zur Zeit des Nachtmahls, als die Kellnerin von der Hinterstube zurückkam, wohin sie der alten, sichen Leonore die Nudelsuppe getragen. Sie stemmte ihre runden Arme in die Seite, that einen Lacher und rief: „Jetzt weiß ich schon, wo die Traudel steckt."

Alles fuhr fragend auf: „Nau?"

„In der Hinterstube, mit der Leonore thut sie schon die längste Zeit Kartenspielen."

„Das verfluchtlete Weibmensch!" kreischte der alte Lipp, und hieb seine magere Faust auf den Tisch. Des Weiteren blieb er sitzen und ließ sich ein frisches Seitel Wein geben, wobei ihm sehr gemüthlich ums Herz zu werden schien.

„Trink', Bub!" rief er mir plötzlich zu, „du bist brav, du hast auch suchen geholfen. Du bist ja der Lehrjung, nau, die sind alleweil hungerig und durstig, trink' nur rechtschaffen! Und beiß' eine Semmel dazu."

Demnach merkte ich, dass der Lippel, den wir so gefoppt hatten, eigentlich sehr vernünftig war. — Wenn man Frauenzimmern nachläuft, natürlich! darauf schmeckt einem Essen und Trinken erst recht gut.

Der Lacken-Lipp war überhaupt so ein wenig sonderbar. Seit er in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre geheiratet hatte, dachte und fühlte er nichts mehr als sein Weibel. Es war ja vieles nachzutragen und sein kleines Vermögen gestattete ihm, fortwährend verliebt zu sein. Freilich nur das Silbergeld gestattete es! und da kamen manchmal Tage, an welchen der Lipp arg verzagt war.

Die Trauderl war eine arme Magd gewesen und hatte ihn — das sage ich aber nur hinter seinem Rücken — genommen, weil sie sich vor den jüngeren Mannsleuten so schwer zu erwehren wusste und weil es von diesen jeder nur auf eine lose Liebschaft abgesehen hatte, sie aber doch ihr Lebtag gern einmal heiraten wollte. „Die Alten sind leicht behalten", nach diesem Sprichworte nahm sie den Lipp und war soweit zufrieden.

Der Alte hatte noch mehr Grund es zu sein, war's aber nur zeitweise.

„Mit welcher Red'?"

„Dass sie vielleicht nimmer heimkommt?!"

„Kann sie nicht in den Mühlbach gefallen sein?" gab der Thom mit fürchterlich ernster Miene zurück. „In das Vorhaus ist sie gegangen, im Vorhaus ist sie das letztemal gesehen worden. Rinnt knapp vor der Hausthür nicht der Mühlbach vorbei? Das Brückel ist nit breit, die Weibsleute sind schwindlich, auf ja und nein liegt eine unten. Ja, mein lieber Lipp, es ist kein Spass nit!"

Schon während der Rede des Thom hatte der Lipp angefangen, leise zu wimmern, und jetzt brach er in ein lautes Weinen aus: „O meine Trauderl, was ist das! Wird doch das nit sein, dass du mich verlassen hast! Du mein Liebestes auf der ganzen Welt. — Nein, 's ist nit, 's ist nit, sie thut mich nur necken. Das ist ein Galgenstrick, dieses Weibsbild! — Trauderl! Mach keine Geschichten, geh' herfür. Mit so Sachen spasst man nit. — Wenn's aber doch wär'! Im Mühlbach! Auweh, auweh, mein liebes, gutes, schönes Weiberl!"

So gieng es durcheinander, der Alte schluchzte und lachte, betete und fluchte, und so eilten wir dem Mühlbache zu. Da es ganz finster geworden war, so meinte mein Mehrerer, er müsse ins Wirtshaus gehen um eine Laterne, ich möge nur die Todte suchen helfen, das wäre ein christliches Werk der Barmherzigkeit. Er würde auch bald wieder da sein. Wir giengen dem Bache entlang; der Karten-Thom voraus, stets eifrig spähend nach dem Leichnam der Verunglückten; insgeheim aber war sein Denken also: Tischler, heut' kannst du mit mir zufrieden sein. Ein andermal erweisest du mir einen Gefallen! — Die übrigen, die sich bisher höchlich ergötzt hatten an dem komischen Wehklagen des Alten, sattelten jetzt um, denn der Lipp weinte zu bitterlich.

„Ich denke", sagte der Tonhöfer Knecht, „wir lassen den Mühlbach rinnen wie er will und kehren ins Wirtshaus zurück. Die Traudel hat sich gewiss schon gefunden."

„Wahr ist's!" rief der alte Lipp, „und am End' sucht sie jetzt mich!"

„Ist leicht möglich."

„Du gutes Trutscherl, und suchst mich und grämst dich um mich, es kunnt mir was geschehen sein. Geh, Narrl, dummes, liebes! Nur ein bissel Geduld, wirst mich ja bald wieder haben!" Und eiligen Schrittes dem Wirtshaus zu.

Der Karten-Thom und ich giengen hinten drein, der Thom lachte vergnüglich über den Spass; mir kam der Spass schon etwas säuerlich vor. Unser Weg gieng an der Kugelbahn vorüber, wo bei Kerzenlicht mehrere Bursche in Hemdärmeln und mit Tabakpfeifen im Munde kegelten. Darunter auch der Tischler Andreas. Als der Thom diesen sah, gieng er langsam auf ihn zu, zerrte ihn in den Winkel und flüsterte ihm ins Ohr: „Bist gescheit gewest?"

„Wer, ich?" fragte der Tischler ganz laut. „Ich gescheit, wieso?"

„Der dir den Alten aus dem Weg geschafft hat, das war ich! Weißt!"

„Was geht mich der Alte an?"

„Aber vielleicht sie! Die Junge! Wie du einmal was hast fallen lassen!"

„Dummheiten!" sagte der Tischler.

„Wirst aber doch derweil die Gelegenheit beim Schopf genommen haben, heut'!"

„Ich hab' Kugel geschoben und du lass mich dabei in Fried!"

„Geh, geh, Kamerad, thu' nit so — recht gut wirst dich unterhalten haben." Also der Thom und zwinkerte mit den Augen.

„Das hab' ich auch", sagte der Tischler Andreas scharf, „aber nit so, wie du meinst, schlechter Kerl! Kann ja sein, dass sie mir einmal gefallen

allemal zum Erschrecken, wenn eine solche Person und ein solches Papier kommt, Gott weiß es und der Leser vielleicht auch. Diesmal stand's anders, es war ein ganz köstliches Lichtbratelpapier. Denn in demselben stand — von der löblichen Gerichtssprache ins Deutsche übersetzt — Folgendes: Wenn der Philipp Lackensimperl zu gleicher Zeit zwei Testamente gemacht hat, eins auf Ja und eins auf Nein, so heben sie einander auf und es ist, als ob gar nichts da wäre. Und der Gerichtsdiener erklärte weiter: „Wenn aber beim männlichen Tode gar nichts da ist, so gehört das, was da ist, dem Eheweibe, in diesem Falle" — er verneigte sich vor der Traudel — „der Jungfrau Braut! Mir gebürt eine Zustellungstaxe von achtzig Kreuzern."

Als wir alle hiengiengen, um mit dem Brautpaare anzustoßen, war auch der Karten-Thom da.

„Siehst du's, siehst du's, Kamerad!" munkelte er zum Tischler. „Was hab' ich denn gesagt? D i e wird noch die deinige!"

„So hast es aber nicht gemeint, Spitzbub!" entgegnete ihm der Bräutigam und wandte sich seinem lieben Trauderl zu.

Als Hochzeitsgabe bekam das Paar von mir einen wunderschönen Vers, vom Wirt eine Flasche Wein ohne Schwefel und vom Herrn Pfarrer zwei Schöpfe Schnittlauch mitsammt der Wurzel.

Auf dem Hochschwab.

Der Hochschwab bildet bekanntlich die 2273 Meter hohe Hauptculmination jenes vier Meilen langen und eine halbe bis eine Meile breiten Kalkgebirgszuges, der im Norden von der Salza, im Süden von der Mürz und Mur begrenzt wird. Er ist von allen Seiten und auf zahlreichen Wegen zugänglich, da jedoch die Grazer und Wiener Touristen mit Vorliebe jenen Aufstieg von Süden her wählen, der über das sogenannte „Gehackte" führt, soll zunächst dieser in Kürze beschrieben werden.

Wie gewöhnlich bei den Hochschwab-Partien der Wiener Touristen, war die sechsstündige Eisenbahnfahrt nach Kapfenberg in der Nacht gemacht worden und von Schlaf in dem dichtbesetzten Coupé nicht die Rede gewesen. Daher herrschte auch, als man uns um die dritte Morgenstunde auswaggonierte, allgemein eine etwas „misse" Stimmung und das Bedürfnis, vor allem den knurrenden Magen zu befriedigen und die eingerosteten Glieder wachzurütteln. Kein Lüftchen regte sich, die Atmosphäre war von unheimlicher, gewitterverheißender Schwüle, obschon es im Osten eben erst dämmerte. Aber das prächtige Mürzthal lag im Grauen eines Junimorgens, der wolkenslos zu werden versprach, und so wurde denn ohne viele Umstände die fünfstündige Wanderung zum Bodenbauer angetreten. Bald lag die Thalweitung von Kapfenberg hinter uns und es gieng zwischen immer höher werdenden Waldgehängen dem munter plätschernden Thörlbach entgegen. Schon war die ganze subalpine Frühsommerflora entfaltet und purpurfarbene Pechnelken, weißstrahlige Wucherblumen, Bocksbart und Glockenblumen, Schwalbenwurz und prächtige Exemplare von Wiesenraute,

Sein Weibel gab sich nämlich nicht immer genau so, wie er sich's gedacht hatte, sie war manchmal ein bisschen launisch und trotzig und flatterhaft. Der Lipp würde in solchen Zeitläuften vor Wuth mit den Zähnen geknirscht haben, wenn er noch welche gehabt hätte; in Ermanglung dieses Rachemittels that er etwas anderes, er enterbte sein Weib. Er schrieb sein Testament: „Im Namen Gottes! Mein Vermögen gehört der Junggesellenbruderschaft, der ich so lange angehört habe, und mein Weib, die soll nichts haben! Philipp Lackensimpler."

Ein andermal war das Weibel wieder überaus besorgt um ihn, war herzig und zuthunlich und knüllte ihm das Ohrläppchen — ein Knüllen, welches der Lipp so ziemlich für das Köstlichste hielt, was einem in diesem Leben passieren kann. War es denn kein Wunder, dass er sein voriges Testament in Fetzen zerriss und ein neues schrieb: „Im Namen Gottes! Sonst kein Mensch hat von mir was zu hoffen. Mein ganzes Geld kriegt die Herzliebste, die Trauderl allein. Philipp Lackensimpler."

Und es trug sich zu, dass er seinen letzten Willen sehr oft änderte. im Monate mehrmals, je nachdem das Weibel ein „Strick" war, oder ein „Trutscherl".

Das einemal war die Trauderl erbärmlich enterbt, das anderemal war sie Universalerbin. — Weil nun der Lipp aber ein kluger Mann war, und das Wetter je länger je öfter umschlug, so fürchtete er, es möchte im Falle einer heftigen Krankheit oder eines jähen Todes nicht mehr Gelegenheit sein, das maßgebende Testament aufzustellen. Er schrieb daher in einer neutralen Stunde zwei Testamente; in dem einen war das schlimme Weib enterbt, in dem anderen war die liebe Trauderl Herrin des ganzen Nachlasses. Jetzt kam es, je nach den Zuständen, nur darauf an, in der letzten Stunde das ungiltige Testament bei Seite zu schaffen, was doch auch ein Sterbender zuwege bringen werde.

Er wurde in der That vor seinem siebzigsten Jahre krank, humpelte ein Jahr lang siechend umher, lag ein zweites Jahr lang im Bette, dann starb er. In seinem Wollenhemd eingenäht fand man zwei Testamente, in dem einen war Universalerbe die Junggesellenbruderschaft, in dem andern das liebe Eheweib Gertraud. Und die beiden Urkunden waren an einem und demselben Tage verfasst, so dass nicht zu sehen, welche die neueste, also giltige ist. — Jetzt standen sie da. Auch der Notar stand da.

Die Junggesellenbruderschaft nahm natürlich sogleich einen Advocaten; die Traudel nahm keinen, sondern zog sich zurück und meinte, um Todtengeld wolle sie nicht processieren.

Und zu dieser Zeit, als der Tischler Andreas hörte, dass die Trauderl wieder gar arm und verlassen war, gieng er hin zu ihr und trat mit dem Spasse ein, er sei da, um sie zu heiraten. Es war aber kein Spass, denn bald setzte er sehr ernsthaft bei, sie habe ihm schon vor Jahren gefallen. Seither habe sich sein Geschäft gehoben und jetzt hole er, wenn sie nichts dagegen einzuwenden habe, sein Weib.

Also hat es sich zugetragen, dass gerade wieder bei einem Lichtbratel-Abend Handwerker- und anderes Volk im Wirtshause versammelt war. Ich hatte bereits die Gesellenwürde, ergötzte mich am fetten Schweinsbraten und bedauerte nur, dass der Meister keinen Lehrjungen mehr hielt für die Knochen.

Der Tischler Andreas feierte auch Lichtbratel, denn er saß neben seiner vergnügten Braut. Es war eben der Gerichtsdiener gekommen und hatte den Leutchen einen großen Bogen Papier gebracht. Das ist sonst fast

wir die prachtvollen Matten unter den Tarwies-Almhütten und sehen an den subalpinen Formen der blauen Kreuzblume, des Wundklees, der Troll- und Dotterblume, sowie an dem Auftreten von Alpenlein und weißem Alpenmohn, dass wir der Alpenregion nahe sind. (Seehöhe 1350 Meter, gleich der des Baumgartnerhauses am Schneeberg.)

Nun biegen wir links ab ins Herz des eigentlichen Hochschwabmassivs, der Wald bleibt zurück und wird durch Krummholz ersetzt, die Krautvegetation nimmt alpinen Charakter an und tritt, je höher wir kommen, desto mehr in der Form der sogenannten „Gamsgarteln“ auf, d. h. bildet wulstige Rasenstreifen und Polster, welche die Gries- und Geröllhalden terrassiren. Die unser Hochthälchen umgebende Felsscenerie ist wild und großartig: zur Rechten die zerklobene Steinwand der Gschirrmauer mit gelben und rothen Einlagerungen und dunklen Krummholzstreifen, links die steilen, bauchigen, von Rissen durchfurchten Felsen des Zagelkogels und Gehacktkogels, dessen Geheimnis sich uns in Bälde enthüllen soll. Hoch über uns thront ein bauchiger Gupf, dessen Schichten wie von Riesenhand übereinandergethürmt erscheinen; links davon gipfelt klippiges, wie gedörrter Lehm aussehendes Gestein in Formen auf, die zu grotesk sind, als dass sie beschrieben werden könnten; in der Mitte aber führt die steile, mit einzelnen Gamsgarteln besetzte Felsenschlucht, durch deren Ecken und Trümmer wir empor zur Höhe müssen.

Die kaum eine halbe Stunde währende Passage hat unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nichts Bedenkliches, da starke Eisendrähte, welche von fest ins Gestein getriebenen Zwingen gehalten werden, das Erklimmen der steileren Stufen erleichtern. Diesmal war die Sache aber doch etwas unheimlich, weil gerade während des Kletterns im Gefelse ein furchtbares Gewitter losbrach. Zu Häupten und auf allen Seiten zuckten die Blitze und die Donner hallten in den Wänden; es war unmöglich, die Befürchtung abzuweisen, dass ein Blitz in die Eisenstäbe fahren könnte. Dabei goss es in Strömen — kurz, der Anstieg wurde sehr unerquicklich und wir waren froh, endlich auf dem Plateau angelangt zu sein, wo sofort ein wahrer Wettlauf nach dem noch drei Viertelstunden entfernten Schutzhause begann.

Mehrere Stunden hielt uns hier ein Unwetter gefangen, die Temperatur sank rapid und in unseren durchschwitzten Kleidern hätte uns tüchtig gefroren, wäre nicht der warme Ofen, sowie ein Thee zu Hilfe gekommen, den der brave Schutzwirt mangels Stoff allerdings in immer verdünnterer Auflage herstellte. Endlich gegen Abend klärte sich der Himmel wieder auf, und wir traten auf das noch von weiten Schneefeldern bedeckte Plateau hinaus. Vor uns erhob sich der eigentliche Hauptgipfel des Hochschwab als eine dominierende Felskuppe, die mehrfach in colossalen Steilwänden senkrecht zu einer riesigen Doline abfällt. Letztere ist auch im Hochsommer stets von bedeutenden Schneemassen erfüllt und gleicht einem Kratersector, der in das Gipfelmassiv einschneidet; steht man an ihrem Rande, so sieht man jedoch das Terrain noch etliche Meter bis zur höchsten, eine breite Kuppe bildenden Culmination ansteigen. Hier steht die Triangulirungs-Pyramide und hier mag man sich auch bei schönem Wetter des gewaltigen Panoramas erfreuen, das seit Erzherzog Johann, dem ersten Propagator, und seit Oberst v. Sonklar, dem ersten Durchforscher der Hochschwabgruppe, das Entzücken so vieler Alpenfreunde gewesen.

ja auf einigen Felsen bei der Drahtzieherei sogar Steinbreche mit hochstengeligen Blütenbüscheln erfreuten das Auge des Wanderers. Kurz vor Thörl schwingt sich auch die Landschaft zu einer ungemein pitoresken Scenerie auf. Die Thalwände ziehen sich nämlich auf wenige Schritte zusammen und man erblickt hoch zur Rechten einen viereckigen Thurm, links ein ebenfalls uraltes Gebäude auf senkrecht und plattig abfallenden Felsen, zu welchen ein mit Geländer versicherter Weg emporführt. Der reizende Luginsland wird noch verschönt durch Anlagen, welche am Fuße des Felsens ein alterthümliches, mit Säulenhallen geziertes Gebäude umgeben. Dort oben, im Glanze der strahlend aufgegangenen Morgensonne, wäre gut rasten, wir müssen aber vorwärts, nach Thörl, wo schon das Wägelchen wartet, das unsere Thalwanderung abkürzen soll.

Rascher geht es nun in dem belebten St. Ilgenthale aufwärts, zwischen Wiesen und Feldern, die hoch in die Waldflanken der Gehänge hineingreifen, vorbei an schmucken Gehöften und an Werken der hier bodenständigen Eisen-Industrie, vorbei auch an Scharen von Landleuten, die zur Kirche von St. Ilgen pilgern. Gerne gesteht sich jeder, dass es um einen Sonntagsmorgen in diesen Alpenthälern eine gar schöne und traute Sache sei, und doch ist uns das Schönste noch vorbehalten, der plötzliche Anblick der sich entfaltenden, vom Licht der Morgensonne überfluteten Hochschwabkette mit ihren himmelhohen Felskronen, ihren blinkenden Schneefeldern und Schuttkarren, mit ihren in tiefe, dunkle Waldgründe absetzenden Steilabstürzen.

Auffallend erscheint uns im Verlaufe der Fahrt, dass sich das Thal gerade im obersten Theile wieder erweitert und einem ziemlich ausgedehnten ebenen Boden Raum gibt. „Im Buchberg“ heißt die Gegend, wo zweifellos einst ein Seespiegel, ähnlich dem Lunzer See, flutete, während jetzt Wiesen und von mächtigen Geröllrunsen durchsetzte Auen sich ausbreiten. Rings umgeben von mächtigen Bergerscheinungen, steht fast am Ende des Thales das Bodenbauer-Hotel, so einladend mit seiner luftigen Veranda und seinem schattigen Hintergarten, dass wir nicht widerstehen können, vor dem eigentlichen Anstiege kurze Restauration zu halten.

Zwei Hauptrouten stehen nun offen, eine nordwestliche, bequemere, die durch den Sackwald und um den jetzt in so üblen Ruf gelangten Hochstein zur Häuselalpe führt*), und eine nordöstliche durch das Seitenthal der Trawies. In letzterer Richtung erblicken wir schon vom Bodenbauer aus die Scharte „Das Gehackte“ und dieser streben wir nun zu, rasch in immer wildere, großartigere Hochgebirgsscenerien gelangend.

Beim Bodenbauer hatten wir uns in 877 Metern Seehöhe befunden (Höhe des Eisernen Thores bei Baden), nun beginnt unmittelbar ein strengerer Anstieg, theils durch Wald, über welchen die bleichen Mauern und Zinken gewaltiger Felsbastionen hoch in den blauen Himmel ragen, theils über mächtige Geröllfelder, die durch Abbröckeln der Felsgesimse, sowie durch das Wüthen des Wildwassers entstanden sind. Bei Überschreitung dieser Halden brennt die Sonne mit tropischer Glut hernieder und wir sind froh, als uns nach etwa halbstündiger Wanderung für eine Weile die Schatten eines herrlichen Lärchenwaldes aufnehmen. Herausgetreten aus diesem, begrüßen

*) Von der Häuselalm läßt sich mit wenig Zeitaufwand der von Fichtenwäldern umrauschte grüne Sackwiesensee besuchen, der am Fuße der Seemauer in 1420 Metern Seehöhe liegt und als einer der wenigen Kalkalpen-Hochseen interessant ist.

über die mächtigen Felsformationen, welche die grandiose Dullwitz verdecken, hinüber auf das grüne Waldmeer jenseits der Mürz. Alle diese Gestaltungen der Nähe bilden jedoch nur den Vordergrund eines weiten Bergpanoramas, das bis zum Schneeberg reicht und uns fortwährend gegenwärtig bleibt.

Und während das Auge nicht satt wird zu schauen, athmet die Lunge auf dieser durchschnittlich 1800 bis 2000 Meter über dem Meere liegenden Fläche die reinste Alpenluft, es herrscht eine erquickende Frische selbst Mittags, wenn die Sonne durch die verdünnte Atmosphäre mit belebender Kraft herniederscheint, der ganze Organismus functionirt mit einer in der Tiefe nicht zu empfindenden Leichtigkeit.

Allerdings hat man dieselben hygienischen Einwirkungen auf den Plateaux der Veitsch, Schneealpe und Rax ebenfalls. Die Plateaux dieser Berge sind jedoch sämmtlich viel geringer an Umfang und bieten weder so colossale Felsscenerien wie die Ringe, noch sind die imponierenden Gebirgsgestaltungen der Ennsthaler Alpen so nahe gerückt, dass sie wie hier voll zur Geltung kämen.

Sowohl durch seine immense Größe als durch die Leichtigkeit der Begehung und Mannigfaltigkeit der Aussichtsbilder ist also das Hochschwab-Plateau eine in den nördlichen Kalkalpen hervorragende Erscheinung, welche verdiente, noch weit mehr als bisher von den Naturfreunden gewürdigt zu werden.

„Presse." **Reinhard E. Petermann.**

Die Erzbergbahn.

Eine Spazierfahrt in der Heimat.

Willst du auf die Alm?

Ich wollte schon, aber meine Füße sind zu schlecht.

Sind die Füße zu schlecht, so nimm einen Wagen.

Die Wege sind zu schlecht.

Sind die Wege zu schlecht, so setze dich auf die Eisenbahn und fahre hinauf.

Wer hätte vor fünfzig Jahren denken können, dass in ernsthafter Weise einmal ein solches Gespräch geführt werden würde? Heute hört man es allenthalben, so in der Schweiz, in Tirol, in Salzburg und nun auch in Steiermark. Der Erzberg hat seit fünfzig Jahren Eisenbahnen gebaut in aller Welt, sich selber aber mühsam fortgefrettet mit Pferden und mit — Hunden. Die Eisenbahn, hatte der Erzberg immer gesagt, sei zwar ein schönes Ding, aber viel zu kostspielig für einen bürgerlichen Haushalt, und er wolle es halten, wie es seine Vorfahren gehalten, sicherer kleiner Gewinn sei ihm lieber, wie möglicher großer Verlust.

Aber die Eisenbahn ist immer zudringlicher geworden, von der Grazer Seite ist sie bis Vordernberg an ihn herangekrochen, von der Wiener Seite bis Eisenerz, und mitten stand der Erzberg starr und steil und hoch, ließ jahraus, jahrein die Tausende von Insecten mit Hauen und

Auch der berühmte Alpenmaler Pernhart weilte oft auf dem Hochschwab und entwarf ein Gemälde der Rundsicht, die vom Schneeberg bis zum Großglockner ein immenses Gewirr mächtiger Gebirgszüge umfasst. Ihre Glanzpunkte sind die verschiedenen Gipfel des Hochschwab selbst, sowie die äußerst pittoresken Gestalten der Ennsthaler Alpen und der Dachstein; auch der Überblick bedeutender Theile des Hochschwab-Plateaus ist instructiv und besonders interessant dann, wenn man Hoffnung hat, am nächsten Morgen bei schönstem Wetter stundenlang auf der Höhe der Sonne entgegenzuwandern.

Es gibt in den Alpen wenig schönere Hochwanderungen, als jene über das östliche Hochschwab-Plateau zur Grau-Alm. Zwar liegen auf der Hochfläche vor Mitte Juni noch ausgedehnte Schneefelder, da aber der Schnee im Sommer dicht und fest ist, so gestaltet sich besonders in den Morgenstunden das Gehen auf ihm weit angenehmer als etwa auf steinigen Wegen. Mitte Juni schwinden dann die Schneefelder auf den ebenen Flächen und bedecken nur mehr die Nordseiten der Sättel, welche zwischen den Kuppen und Bergzügen des Plateaus von einer Hochmulde zur anderen führen. Das Hochplateau ist nämlich keine ebene Fläche, sondern bildet ein äußerst mannigfaltiges, verwickeltes Terrain.

Im allgemeinen herrschen schwachgeneigte Mulden vor, aus welchen sich ebenso sanft die theils felsigen, theils rasigen Hänge rundlicher Kuppen erheben. Es kommt aber auch vor, dass wir, einen Sattel überschreitend, plötzlich ganz scharfe Felsgrate und Felsthürme vor uns sehen. Dies ist besonders dort der Fall, wo die Randgipfel des Plateaus aufragen. Dort bieten sich auch gewöhnlich prachtvolle Anblicke in die ungeheueren Felscirken und in die umliegenden Thäler. Großartig und vielleicht einzig in den Nordalpen ist z. B. der Abblick in den oberen Ring, der sich ziemlich unvermittelt erschließt, nachdem wir einen noch Mitte Juni beschneiten Sattel überschritten haben.*) Auf diesem Sattel werden wir in den Morgenstunden selten verweilen, ohne starke Rudel von Gemsen zu ihrem Wechsel ziehen zu sehen, denn die „Ringe“ gehören zu den gemsenreichsten Revieren des Hochschwabgebietes, in welchem dieses edle Wild durch den Grafen von Meran außerordentliche Hegung erfährt. Vor Überschreitung des Sattels befindet man sich in einem abseits eingeschlossenen Hochthale von hochalpinem Karstcharakter. Rings kahle, oder nur mit Knieholz bebuschte Hänge, schneegefleckt und von jenem eigenthümlichen Grün, welches durch die Mischung von Kalkgries- und Alpenrasenflächen erzeugt wird. Nach Überschreitung des Sattels aber stehen wir plötzlich im hellen Sonnenschein inmitten der viel reicheren Vegetation der Sonnseite und haben im ganzen östlichen Umkreise den Blick auf eine Reihe der herrlichsten Landschaftsbilder frei. Abblicken in die Ringe folgen solche in die Hölle und überall setzen uns die colossalen Felsgebilde in Staunen, mit welchen die nördlichen Randgipfel des Hochschwab zur Tiefe setzen. Gelegentlich blinkt aus dem tief zu unseren Füßen liegenden Salzathale der Silberstreif des Flüsschens herauf oder wir schauen südlich

*) Hier schließt ein sehr schöner, fort in aussichtsreicher Lage führender Abstieg nach Gollrad (bei Wegscheid) an, mit dem man einen Abstecher zum Brandhofe, der alpinen Musterwirtschaft weiland des Erzherzogs Johann, verbinden kann. Der Hof ist interessant als eine alpine Villeggiatur des Erzherzogs und seiner Gemahlin, auch findet der Tourist dort einen Alpenpflanzengarten. Die Straße vor dem Hofe führt südlich nach Seewiesen und Aflenz, nördlich nach Wegscheid, von wo man mittelst Wagen über das Niederalpel nach Mürzsteg und Neuberg gelangen kann.

die Tiefe zu fahren; gerade so macht's der Eisenbahnzug auf der Erzbergbahn.

Unzähligemal hatte ich, in heißer Sonnenglut, in Regen, Sturm und Schnee, zu Fuß den Prebühelpass übersetzt, daher stieg ich jetzt mit Vergnügen in den wohlausgestatteten Waggon, um zu den hellen Fenstern hinauszublicken, wie mir die hohen Berge nun selbst entgegenkommen würden. Die wüste Vordernberger Mauer stand schon da, gerade gegenüber. Der reiche Ort selbst lag bald so tief und demüthig zu meinen Füßen, dass ich ihn kaum wieder erkannte. Wenn sogar ein deutscher Poet einmal von oben herabschauen kann auf die Millionäre des alten Eisenadels, die hier ansäßig sind, dann wird's schier bedenklich. Aber der Ort bleibt festständig und der Poet rutscht weiter. Bald bleibt auch die alte Lorenzikirche zurück, die dort auf grünem Bühel beim Waldschachen steht. Knappenhäuser, Erzhütten noch und anderes zum Bergbaue gehörige; — wir steigen rasch, übersetzen eine Unzahl von Gruben, Wässerlein und Bergwegen, und hinter der Haltestelle Schönauhalde sind wir ganz im hohen Almengebiete. Ein gegen Norden sanft ansteigendes matten- und blumenreiches Thal; dort und da noch ein Bauernhaus, eine Hütte, ein Waldschachen; an beiden Seiten steile Berge, die hie und da einen Hochgraben offen lassen, hinein in ihre Steinwildnisse, wie z. B. das Hochthal rechts, aus dessen Hintergrunde die zerklüfteten Wände der Griesmauer herabstarren. Anfangs hielt die Bahn sich an die rechtsseitige Berglehne, hinter den letzten Almhäusern schwingt sie sich auf hohem Damme zur anderen Seite hinüber und geht durch Jungwald hinauf. Links der Bergstock des Reichenstein und rechts der Bergstock des Trenchtling rücken ihre Vorberge gegen uns heran, und dort, wo sie an der Sohle sich treffen, ist der Übergang, genannt der Prebühelpass.

Die Station Prebühel steht 1204 Meter über dem Meere. Wenige Meter höher, in der nächsten Nähe, übersteigt die Prebühelstraße den Pass, dort steht auch ein neues Touristenwirtshaus, denn von diesem Punkte aus kann man eine Menge schöner Hochpartien machen, zumeist über grüne Matten hinauf, für strengere Anforderungen der Touristen auch mit Felswänden zum Abstürzen versehen.

Sogleich hinter der Station Prebühel fahren wir in den ersten Tunnel (519 Meter lang), und während der paar Minuten, als wir unter der Erde waren, hat sich die Welt wundersam verändert. Eben auf der Sohle des grünen, sonnigen Almthales gewesen, sind wir jetzt hoch auf einem Berghange, in eine waldfinstere schwindelnde Tiefe blickend. Es ist ähnlich, wie am Semmering, wo man vor dem großen Tunnel im Thale und hinter demselben auf hohem Berghange ist. Die Semmeringlandschaft kann mit diesem wilden Hochgebirgsbilde nicht verglichen werden. Die Semmeringbahn ist weitaus mannigfaltiger an freundlichen Landschaftsbildern und interessanten Bauobjecten, die Erzbergbahn ist vor allem merkwürdig durch die Großartigkeit ihrer nächsten Umgebung und durch ihren weltberühmten Erzberg. Uns gegenüber steht ein gewaltiger Felsriese, der Pfaffenstein, und weiter links werden die Gewände der Seemauer, des Kaiserschildes und anderer sichtbar, die weit draußen in der Ennsgegend ragen. Das tiefe, düstere Thal, in welches die Straße steil hinabsteigt zu dem Wiesengelände des Dörfchens Trofeng, heißt der Hochgerichtsgraben, in welchem vor Zeiten die verbrecherischen Knappen des Erzberges hingerichtet worden sein sollen.

Von diesem berückenden Landschaftsbilde ist kein Augenblick zu verlieren, denn es dauert nicht lange.

Krampen und Pulver nagen an seinem Körper und machte sich nichts daraus.

Nun hatte er aber gute Freunde, die redeten ihm immer zu, er solle sich doch auch selbst eine Eisenbahn gönnen, für den Hausgebrauch, er würde sehen, wie das bequem sei und nützlich, immens nützlich. Der Erzberg wusste aber recht wohl, dass diese guten Freunde ihn nur noch mehr ausbeuten wollten, wozu ihnen gerade die Eisenbahn recht war, er sagte daher nicht zu. Nun kam aber auch das Land Steiermark und versprach ihm auf viele Jahre jährlich eine Zubuße von zwanzigtausend Gulden, wenn er — der Erzberg — sich eine Eisenbahn baue. Wenn das Vaterland ruft, natürlich! Andere müssen folgen, wenn das Vaterland ruft: Gib her! Umso leichter kann man ihm folgen, wenn es ruft: Nimm hin! — Ja, da sagte der Erzberg: In Gottesnamen, und baute sich eine Eisenbahn. In Vordernberg knüpfte sie an die schon bestehende, und dann hinauf zum Passe Prebühel, hinüber zu den Erzlagern und hinab nach Eisenerz. Aber dieses „hinab nach Eisenerz“ gieng nicht so einfach. Bei den Älplern ist es schon so: Bergan geht's ruhig, aber thalab, da kriegen sie die „Knieschnappen“. Einen meilenweiten Umweg machen, durch Höhlen kriechen, an steilen, lahnenträchtigen Hängen hinklettern, über thurmhohe Schluchten und wilde Wässer setzen, bis wir endlich unten sind am Eisenerzer Bahnhof.

Aber als die Bahn schon gebaut war, wollte der Erzberg, durch den sie gieng, sich noch eines anderen besinnen, begann sich zu bewegen, begann zu rücken, zu rutschen, begann Lawinen herabzuwerfen auf das neumodische Spielzeug und wurde überhaupt sehr unhöflich. Mit Geld und guten Worten, besonders mit neuen Tunnelmauerungen, Dämmen und Schutzwällen ließ er sich endlich bestimmen, vorläufig wenigstens nicht zu revoltieren. Und also ist das Ding nun fertig geworden.

Die Eisenbahnbauer und anderen Techniker und Mechaniker haben gesagt: Es thut's! Die „Alpine“ (das ist die Busenfreundin des Erzberges) hat gesagt: Es thut's! Die hohen Herren, welche die neue Bahn versuchten, waren auch der Meinung: Es thut's! Nur der Minister schüttelte sehr lange, fast ein Jahr lang, fortwährend den Kopf. Endlich hat auch er gesagt: Es thut's. Nur müssen sehr hohe Fahrpreise sein auf der neuen Bahn, damit, wenn ein Unglück passiert, wenigstens den armen Leuten nichts geschieht. — Also konnte die Erzbergbahn für den Personenverkehr eröffnet werden.

Das geschah am 9. Juni 1892, ganz heimlich, „dass niemand nichts weiß“, denn es könnten Leute kommen und fahren wollen. Aber wie heutzutage schon nichts verborgen bleibt, am wenigsten ein Schelmenstück, so munkelte man bald, die Erzbergbahn sei eröffnet worden! Bald nahm das Gerücht bestimmtere Formen an und endlich stand es sogar in den öffentlichen Blättern. — Nun reiste ich nach Vordernberg, um mich selbst zu überzeugen und zu sehen, ob sich's thut. Geleugnet wurde keinen Augenblick, ja, es stand sogar der kleine Zug, drei hübsche Waggons mit einer Maschine hinten, bereit, bergan zu steigen. Die Bahn, die sofort hinter dem Vordernberger Bahnhofe merklich zu steigen beginnt, hat übrigens ein ganz unschuldiges, solides Aussehen. Nur dass zwischen den zwei Schienen die Zahnstange läuft, unterscheidet sie von anderen Bahnen. Diese Zahnstange ist fast durchgehends, nur mit Ausnahme der ebenen Strecken auf der Höhe des Berges, angebracht, und es gienge arg schief, wenn sie nicht wäre. Es gibt Touristen, die an den schwierigsten Stellen sich auch mit den Zähnen anklammern müssen, um hinauf zu kommen und nicht in

Reichenstein & Comp. Ihn von außen zu zähmen, dürfte schwer fallen, man wird ihm wohl von innen müssen beikommen, d. h. die Bahn anstatt an der Lehne hin, unterirdisch anlegen.

Endlich rollt's an dem südlichen Berghange des Erzgrabens hinaus, und nun haben wir gerade gegenüber den Erzberg. Hoch oben steht das Gebäude der Station Erzberg, noch höher über den rothen Terrassen oder an steilem Waldhange ragen Knappen- und Beamtenhäuser, darunter auch das weiß niederschimmernde Vordernberger Haus, das manchem Wanderer schon ein gastliches Dach geboten hat. Der Erzstock, auf dem es steht, ist schon bedenklich umnagt. Der Erzberg wimmelt von Knappen, kletternden, kriechenden, hackenden, erzschlagenden und hundebefördernden. Das geht ruhelos die Stollen und Schachte aus und ein, an Schienensträngen entlang, ebenhin, thalab, bergauf. Aufzüge, Auffahrten, Einfahrten verschiedener Art. Tausende von Arbeitern tummeln sich wie Insecten, und das Hauen, Schlagen und Hämmern ihrer Werkzeuge knattert durch die Luft. Plötzlich ein schrilles Zeichen. Alles wird still, versteckt sich in Schlupfwinkel, hinter Schutzwälle. Da hebt es, von aufspringendem Rauche begleitet, an zu krachen, zu knattern, wie in einer Schlacht — es sind die Sprengungen. (Siehe „Heimgarten“, XIII. Jahrgang, Seite 28.)

Nach ein paar Durchfahrten übersetzen wir die mächtige Hochbrücke des Ramsaubaches. Ein Blick da hinab in die Wildschlucht, wie das zwischen den Felstrümmern braust und gischtet! In der ganzen Gegend gibt es kaum ein klares, durchsichtiges Wasser, überall ist es weiß wie Milch, weil überall in heftiger Bewegung des Fallens, Wallens und Springens. — Von Vordernberg bis zum Plattentunnel gieng die Bahn gegen Norden, dann bis zum Reichenstein gegen Südosten, dann bis zur Ramsaubachbrücke wieder gegen Norden und von dieser an nun fast gegen Osten, hoch an der Lehne über dem Ramsaubach dahin. Nun kommt der Kressenbergtunnel (150 Meter) und der Klammwaldtunnel (245 Meter). Wir sind im Thale von Eisenerz, schon heben die Gebäude an, schon stehen rostbraune Hochöfen da, schon sehen wir dort auf dem Hügel die dunklen Mauern der Oswaldkirche. Hinter derselben ragt der Pfaffenstein. Von hier aus bietet er sich schon in seiner berühmten Gestalt, als ungeheurer Katafalk, auf dessen Höhe ein Leichnam ruht. Der Leichnam ist so lang, wie die ganze Hochzinne des Berges, man sieht gleichsam wie unter einem sich anschmiegenden Bahrtuche die Erhöhungen des Hauptes mit der Gesichtsbildung, den gekreuzten Armen über der Brust und den Fußspitzen. Das ist ja die Leiche jenes Einsiedlers, der sich einst in die Wildnisse der Griesmauer zurückgezogen hatte, um in den Höhlen der Frauenmauer angeblich ein heiliges Leben zu führen. Nun gab's aber in den Höhlungen der Frauenmauer mancherlei schöne Frauen, ob es nun boshafte Nixen waren oder lustige Almerinnen — der Einsiedler hielt sie für Geschöpfe Gottes, die man verehren und lieben müsse. Er stieg auf die Eiskanzel des Eisdomes und predigte ihnen von der Liebe mit solcher Glut, dass das Eis zu schmelzen begann. Die Eiskanzel stürzte und mit ihr der Prediger und blieb todt in der Höhle liegen. Da kamen drei Teufel, trugen die Leiche auf den Pfaffenstein und bahrten sie dort so auf, wie sie heute noch zu sehen ist. — Historisch etwas beglaubigter ist eine andere Sage. Zur Türkenzeit hatten sich aus Eisenerz, Tragöss und selbst aus dem Mürzthale her hilflose Frauen in die Höhle der wilden Griesmauer hinaufgeflüchtet. Auch ein Priester war mit

Mehrere Hochbrücken übersetzend, fahren wir bald in den Plattentunnel (1098 Meter), in welchem die Bahn einen Bogen nach links macht und den Erzberg durchbohrt. Es ist aber der rückwärtige, mit dem Reichenstein zusammengewachsene Theil des Erzberges. Die Eisenbahnbauer fanden bei Durchstechung des Tunnels zu ihrer Überraschung hier kein Erz. Doch soll einem Arbeiter in der Erde Schoß das Bergmännlein begegnet sein. Der Arbeiter fragte es dreist, auf wie viele Jahre der Erzberg noch Erz geben würde. „Tausend nimmer!“ antwortete das Männlein und verschwand. Seither rechnen die Eisenerzer ihren Vorrath noch für neunhundert Jahre. Und das wäre nur sehr traurig bei dem Umstande, dass die Bedürfnisse unserer Nachkommen noch immer eiserner werden dürften.

Aus dem Plattentunnel ins Freie gefahren, sind wir an der Station Erzberg. Die Gegend ist wieder plötzlich eine ganz andere. Wir sind nun südlich des Erzberges, dem wir früher östlich waren. In der Nähe am Hang schon die rothen Terrassen des Bergbaues. Über das Thal der Ramsau herniederdämmernd die Hochschroffen des Fölzergebirges mit dem Kaiserschild, dem wildesten Berge in der Runde. Zu unseren Füßen der Erzgraben, links in unmittelbarer Nähe aufragend die steilen, kahlen, aber grünen Hänge des Reichenstein mit seinen Schneeresten, von welchen sich die silberweiß schäumenden Wässer herabschlängeln und Wasserfälle bilden.

Der Erzberg mit der Erzgewinnung und Bringung des Minerals wäre ein eigenes Capitel, groß und interessant; das muss ein Fachmann schreiben. Ich bin auf dieser Fahrt Tourist und kann deshalb auch das Auge von dem Gebirgsausblicke nicht wenden, der hier entzückend ist. Es kann aber noch schöner sein!

Von der Station Erzberg oder vielleicht schon von Prebühel aus kann die Spitze des Erzberges bestiegen werden. Das soll niemand versäumen. Für die geringe Mühe ist der Lohn ein großer. Obzwar nur 1534 Meter hoch, bietet der Erzberg eine herrliche Rundsicht. Herrlich ist hier genau das richtige Wort. Nicht eine große Fernsicht bietet der Punkt. Denn die Bergriesen ringsum sind alle viel höher, aber wie diese Bergriesen sich darstellen, die starrenden Gipfel, Thürme und Hörner, die grausigen Wände, Schründe, Runsen und Schuttfelder, und tiefer in sanften Formen die sonnigen Almen, die dunkelgrünen Wälder, die braunen Holzschläge, und noch tiefer die thaufrischen Wiesen des Thales mit den winzigen Bauten, weißen Sträßlein und schimmernden Flüssen. Den Hochschwab und und die Ennsthaler Gebirge und den Spiegel des Leopoldsteiner Sees sieht man von einem Punkte aus. Auf der Höhe dieses Berges, der das Schatzkästlein der Steiermark bedeutet, steht ein colossales Kreuzbild, aufgestellt von unserem unvergesslichen Erzherzog Johann. Dasselbe ist 7½ Meter hoch und trägt das eherne Bildnis des Heilands. Dieses Bild auf dieser Höhe, wo ringsum alles Macht und alles Wunder ist, erhöht die Stimmung des Beschauers noch um ein Bedeutendes.

Fertig! Wir fahren von der Station Erzberg ab. Die Bahn setzt nun wieder über eine Hochbrücke, unter welcher, von den finsteren Runsen des Reichenstein herabkommend, ein Wildbach gräbt. Dann macht die Bahn, den hier endenden Erzberg bekreisend, eine große Curve hart am Fuße des Reichenstein hin. Dieser hochmüthige Geselle nimmt einstweilen eine zuwartende Stellung ein, lässt die unbefangene und vertrauensselige Bahn an seinem Fuße hinkriechen, aber kommt nur erst das Frühjahr wieder, dann wollen wir einmal sehen! Größere und schönere Schneelahnen hat keiner auf Lager, als der Herr

Dattel und Cypresse.

Eine Studie von Heinrich Noë.

I.

In geringer Entfernung vom Meere befindet sich zwischen hohen Magnolienbäumen, durch deren Geäst sich gelbe Theerosen in die Höhe ranken, eine Villa, worin ein am ganzen Strande hin bekannter Gutsbesitzer wohnte, den man den Grafen Alexander nannte. Dieser Mann lebte nur der Wissenschaft, insbesondere der Erforschung jener dunklen Gebiete, in welchen die Räthsel verborgen liegen, welche das Verhältnis unserer Sinnesausrüstung zum unerreichbaren Wesen der Dinge darbieten. Ein anderes Dasein erschien ihm ganz und gar unwürdig. Von großem Einfluss auf seine Bestrebungen war eine Fahrt gewesen, die er auf einem englischen Schiffe im rothen Meere zurückgelegt hatte. Der Capitän dieses Schiffes, ein von der Insel Man gebürtiger Seemann, kam mit ihm auf das „Zweite Gesicht“ zu sprechen. Oft habe er gesehen, wie sich in einer Entfernung von vielen Meilen gewisse Dinge zutrugen. Diese Dinge waren aber alle von gleichgiltiger Art und das Gesicht dauerte nie länger, als einige Augenblicke. Er verglich es mit dem Dahinschwirren einer Sternschnuppe. So habe er einmal zur Abendzeit wahrgenommen, dass auf einer Klippe der Insel Mull, auf welcher er in seinem Leben ein einzigesmal gewesen war, bei dem Lichte von drei Fackeln vier Matrosen in der Uniform der russischen Kriegsmarine, von zwei Fischern begleitet, aus einer mit Stroh bedeckten Hütte hervortraten und sich zwischen zwölf Strandfelsen von ganz bestimmter, auffallender Form verloren. Die ganze Vision dauerte nicht eine halbe Minute. Er selbst befand sich damals auf der Fahrt zwischen Malta und Ägypten. Nachdem er sich genau Tag und Stunde angemerkt hatte, erfuhr er später an Ort und Stelle, dass alles in gleicher Weise geschehen war. Er erkannte sogar das Gesicht eines der Matrosen an einer Photographie wieder, welche derselbe in der gastfreundlichen Hütte zurückgelassen hatte.

Von da ab hatte Graf Alexander an den Entscheidungen der heutigen Schulweisheit gezweifelt. Aus einem munteren Gesellschafter war ein nachdenklicher Mann geworden, der kaum für etwas, das um ihn herum geschah, Augen zu haben schien. Seine Gedanken weilten unablässig bei Fragen, die sich um die Realität der sinnlichen Erscheinung bewegten. Er vergrub sich immer mehr in seine Bücher und in die Zirkel jener Welt hinein, die er sich selbst aufzubauen begann.

Schließlich wendete er sich ganz und gar von sogenannten praktischen Aufgaben ab. Sein Dasein hatte für ihn nur mehr pädagogische Bedeutung insoferne, als es ihm auferlegt zu sein schien, um seinen unsterblichen Theil in irgendeiner Weise zu fördern. Für ihn erschien das Leben also wie ein Prolog zu einer künftigen Daseinsform, etwa so, wie in der Entwickelungsgeschichte der irdischen Wesen immer spätere Formen schon durch gewisse Ansätze an früheren voraus angekündigt werden.

Er begann Bücher zu schreiben, in welchen er seine Weltanschauung auseinandersetzte. Niemals hätte er gleich seinem Stammesgenossen Leo Tolstoi, welcher die Erlösung der Welt durch die Arbeit erwartet, sich zu irgendwelcher solchen Hantierung herbeigelassen. Er betrachtete es als Verpflichtung einer Persönlichkeit, die

ihnen, der auf einem Steinaltar der Höhle Messe las und auf einer Steinkanzel predigte. Als derselbe Priester starb, trugen ihn die Engel auf den Polster, einen Berg östlich von Prebühel, legten ihn dort auf die grüne Matte und schmückten die Ruhestätte mit Kohlröschen.

Der Pfaffenstein hat eine so auffallende Gestalt, dass wohl jeder Fremde fragen wird, wie der Berg heiße; aber nicht jeder wird die Antwort erhalten wie jener Geistliche, dem auf die Frage sein höflicher Führer antwortete: „Das ist Euerhochwürden-Stein!" Pfaffe war vor Zeiten zwar durchaus kein Schimpfname, aber heutigentags kann man damit confisciert werden. Es steht zu erwarten, dass das „Vaterland" demnächst vorschlagen wird, den Namen „Pfaffenstein" in „Geistlicherherr-Stein" umzuwandeln.

Das Volk, welchem das Naturrecht zusteht, seine Berge zu nennen, wie es will, kümmert sich leider nicht um derlei, und auf willkürliche Namensänderung der Berge, wie sie Touristen manchmal belieben, geht es auch nicht ein.

Wir fahren durch den Schichtthurmtunnel (143 Meter) und sind auf dem Bahnhofe Eisenerz. Wir sind in dem weltberühmten Orte, der in einem tiefen Kessel liegt zwischen grünbewaldeten Vorbergen, hinter welchen das steinerne Hochgebirge hereinschaut.

Von Vordernberg bis zum Prebühelpass ist die Eisenbahn 484 Meter gestiegen, vom Pass bis Eisenerz ist sie 510 Meter gefallen. Drei Bahnstationen, sechs Tunnels und sechs Hochbrücken haben wir zurückgelegt. Die Erzbergbahn hat eine Länge von kaum 20 Kilometern. Die Fahrzeit ist zwei Stunden weniger fünf Minuten. Die Zugführer sollen oft rathlos sein, wie sie sich unterwegs die ihnen so reich zugemessene Zeit vertreiben könnten, sie kommen mit ihrem Zuge häufig zu früh an Ort und Stelle. Allein die Generaldirection sagt: „Nur immer langsam voran, damit auch der Fußgeher nachkommen kann." Nun, Vorsicht ist bei jeder neuen Bahn geboten, umsomehr bei dieser außerordentlichen Gebirgsbahn, daher muss man mit solcher Vorsicht — Nachsicht haben.

Und damit alles erfüllt werde, hat auch diese Bahn doppelt so viel gekostet, als sie ursprünglich veranschlagt war. Das Volk munkelt von sieben Millionen — Donnerwetter! Weil die Steirer gar so gerne fluchen.

Hoffentlich wird sie sich auszahlen. „Das Erz herab, die Touristen hinauf, das sei dieser Bergbahn Lebenslauf!" schrieb jemand ins Fremdenbuch des Berghauses. Der Tourist wird vielleicht die Conducteurlöhne bestreiten, alles Weitere muss das Erz thun. Das kann man aber getrost sagen: In unserer schönen Steiermark gibt es vorläufig nichts Interessanteres, als die Erzbergbahn, nur darf man sich nicht damit begnügen, diese flüchtige Skizze im „Heimgarten" zu lesen, sondern man muss die Bahn selber befahren.

Auch das Gesäuse, die Radmergegend, die Frauenmauer, alle westlichen Ausläufer des Hochschwab sind den Grazern durch diese Bahn, bis sie erst ihre Kinderschuhe zertreten hat, näher gerückt, und wenn der Mensch vom Grazer Bahnhofe aus in fünf ein halb Stunden auf der Spitze des Reichenstein stehen kann, so mag er einstweilen damit zufrieden sein.

Kinder dadurch in Bettel und Schande geriethen, oder Geistesanlagen in Hunger und Armut verkümmerten — ganz der Thiere zu geschweigen, deren Lebenslauf oft eine lange Marter ist unter der Gewalt des Menschen. Würde dem Weltplan in der That Vernunft zugrunde liegen, so müsste sie sich zunächst in Gerechtigkeit zeigen. Dass solche nicht vorhanden sei, vermöge der Graf nicht abzuleugnen. Der Gedanke einer Gerechtigkeit aber, welche später wieder gut mache, was sie früher gesündigt, muthe ihn wenig an.

Für den hochstrebenden Mann jedoch war das irdische Übel ungefähr ein Ding, wie Hindernisse bei einem Wettlauf. Es schien ihm eines der Mittel zu sein, durch welches die Persönlichkeit in einer Phase ihres endlosen Daseins, nämlich dem vorübergehenden Aufenthalte auf der Erde, zu einer Erweiterung ihres Bewusstseins gebracht wird, und zwar nach der sittlichen, sowie nach der ästhetischen und noch anderen Seiten hin. Die irdischen Übel waren nach ihm da, um überwunden zu werden.

In Gedanken dieser Art versunken, schritt der Graf am Vorabende des Weihnachtstages längs des Strandes der Adria dahin. Drückende Schwüle lag über der Landschaft. Es wollte sich kein Lüftchen regen, dennoch rollte das Meer stark von Süden herauf, und ein weißer Schaumkamm nach dem anderen zerschlug sich an den Felsen. Von der Stärke der Wellenbewegung draußen im Golf konnte sich der Graf leicht einen Begriff machen, wenn er dem Schwanken eines großen Dampfers zuschaute, der in der Richtung gegen den nächsten Hafen steuerte. An den flacheren Stellen des Strandes wurde der Spaziergänger von dem eigenthümlichen Klagegeheul der Kiesel überrascht, welche, von einem Wogenschwall weit auf den Strand hinaufgeworfen, mit der zurückweichenden Flut wieder abwärts rollten, um sofort sich von Neuem an das abschüssige Ufer wieder hinaufwälzen zu lassen.

Plötzlich bemerkte der Graf den Arzt, welcher von der entgegengesetzten Richtung kam.

Als sich die beiden Männer auf Sprechweite gegenüberstanden, rief ihm der Arzt zu:

„Bleiben Sie mir ferne, Herr Graf!“

„Fürchten Sie sich etwa vor mir, Herr Doctor?“

„Ich komme aus einem Blatternhause“, erwiderte der Arzt. „Es ist ein schwerer Fall. Der Vater ist heute gestorben und die Mutter wird den morgigen Tag kaum erleben. Es ist kein Bissen Brot im Hause. Gott gnade den fünf kleinen Würmern!“

Die erste Bewegung des Grafen war, nach seiner Geldbörse zu greifen und eine ergiebige Spende hervorzuziehen, welche er dem Arzte einhändigen wollte. Dieser aber wehrte ihm ab und sagte:

„Kommen Sie mir nicht nahe, Herr Graf! Schicken sie mir Ihre menschenfreundliche Gabe lieber ins Haus. Besser ist besser!“

Der Graf lächelte und sagte: „Ich fürchte mich nicht. Ich war in Ägypten in einem Cholera-Spitale und in Syrien mitten unter Pilgern, die von der orientalischen Beulenpest angesteckt waren.“

Der Doctor entgegnete: „Damals waren Sie ohne Zweifel nicht verheiratet. Ein Familienvater aber hat das Recht, feig zu sein.“

„Sie haben ja auch Kinder, Herr Doctor!“

„Bei mir ist es etwas anderes“, entgegnete dieser lächelnd. „Der Arzt ist ein Soldat, die Pflicht ruft, die Menschheit erwartet seine Dienste, er folgt.“

Mit diesen Worten grüßte der Arzt und gieng auf einem schmalen Fußsteige, der durch die Ölbäume führte, in einiger Entfernung am Grafen vorüber.

in seinen Verhältnissen lebte, von allen vorübergehenden Erscheinungen abzusehen, dafür aber Dinge zu schaffen, die wie Wegsäulen auf die übersinnliche Bedeutung der Welt aufmerksam machen. Er besaß jene Mitgift, welche einst den Ritter von der Mancha antrieb, gegen die Welt Krieg zu führen. Wie es diesem keine Ruhe ließ, die schlimmen Zauberer zu bekämpfen, welche einst die Kraft edler Ritter lähmten oder hilflose Prinzessinnen raubten, wie dieser sich berufen fühlte, den Schwachen beizustehen und alles Unrecht geradezumachen, so glaubte dagegen der Graf, als idealer Vorkämpfer einer auf das Übersinnliche gerichteten Weltanschauung, dem Zeitgeiste dieses Jahrhunderts neue Bahnen vorzeichnen zu müssen.

Eines Tages hatte ihm einer seiner Freunde, ein Nationalökonom, gesagt:

„Deine ganze Anschauung ist nichts, als weichlicher Egoismus. Du bist reich, aus guter Familie, gesund, das Leben ist für dich mit Annehmlichkeiten angefüllt. Da liegt freilich die Versuchung nahe, sich diese vortreffliche Weltordnung auch ästhetisch und moralisch zurechtzulegen. Sterben will man auch nicht gleich einem Proletarier. Glückskinder, wie du, brauchen eine esoterische Religion, die ihnen den sicheren Fortbestand ihrer begünstigten Persönlichkeiten verbürgt. Diejenigen aber, welche leiden, haben weder Zeit noch Lust zu solchen Üppigkeiten. Theile dein Gut unter die Armen aus, so hast du mehr für die Welt gethan, als mit all deinen Büchern."

Sicher ist, dass er von diesen Büchern selbst nur Verdruss und Aufregung hatte. Es lag ihm allerdings wenig oder nichts an dem Urtheile der großen Menge. Gleichwohl erbitterte ihn der Misserfolg, der seine Werke fast allenthalben begleitete. Man folgte seinen Ansichten nur „der Curiosität halber". Sein Freund verspottete ihn deshalb.

„Wie kommt es", sagte er, „dass jemand in einem Athem das Odi profanum volgus singt und zugleich sich über ein abfälliges Urtheil kränkt oder über ein beifälliges, ebenso minderwertiges erfreut ist?"

Der Herr Professor vergaß, dass derjenige, welcher nach seiner Überzeugung Licht und Wärme in die Menschheit hineinträgt, es stets als Freude oder Schmerz empfindet, wenn ihm Beifall oder Gleichgiltigkeit und Widerstand entgegengetragen wird. Er fühlt dieses instinctiv, als Verkörperung der Gedanken, die er austheilt, nicht als Person.

Der Graf dachte sich einen über unsere Erfahrung hinausgehenden Weltzweck und war fest überzeugt von dem Vorhandensein einer anderen Seite der Dinge, welche mit der Erscheinung, die unseren Sinnen zugänglich ist, nichts gemein hat. Er verglich den Drang, die übersinnliche Welt festzuhalten und zu ergründen, den Faustischen Zug nach dem zweiten Gesicht der Dinge, nach dem Vorgange eines berühmten Schriftstellers, mit dem Verhältnis des verlängerten Insectenrüssels zur Tiefe des Blumenkelches. Man könne schon im Vorhinein aus dem Dasein jenes Organes auf diesen Kelch schließen.

In diesen Anschauungen hatte der Graf keinen schärferen Widersacher als den Arzt, der zeitweilig die Villa besuchte. Dieser meinte, wenn der Herr Graf statt Gutsbesitzer und Philosoph Arzt geworden wäre, so würde er es sich nicht so leicht gemacht haben, einen idealen Endzweck der Welt anzunehmen. Wenn eine gewisse Summe von Elend über einen Faustischen Geist verhängt würde, meinte er, so könne man dem Dasein allerdings unter gewissen Umständen noch eine pädagogische Bedeutung zuschreiben. Derlei Möglichkeit falle ganz und gar hinweg, wenn die Lunge eines Tagwerkers langsam dahinfaule und seine unmündigen

Jetzt rannte er in rasender Eile gegen die ersten Häuser des Dorfes hin. Mit solchen Geberden und mit solchen Rufen war wohl niemals ein fremder Gast dort angekommen. Laut schreiend stürzte er unter die auf dem Hafendamme versammelte Volksmenge.

„Geld, so viel ihr wollt!" rief der Graf athemlos, indem er seine Brieftasche in die Höhe hielt. „Rettet die Menschen!"

Offenbar war das Unglück auch vom Hafen aus bemerkt worden, denn eben gieng man daran, ein Boot zu bemannen.

Einige grauhaarige Männer, die ihre Pfeife rauchten, sagten kopfschüttelnd:

„Es ist zu spät. Von denen wird keiner mehr lebendig ans Ufer geschafft."

Fast wäre der Graf selbst in das Boot gesprungen, wenn ihn nicht eine Ahnung von dem zurückgehalten hätte, was vorhin vom Arzte als Recht zur Feigheit bezeichnet worden war. Hoch schlugen die Traufen über den Damm hin, man wurde durchnässt, wenn man sich bis auf die Entfernung von einigen Klaftern dem Rande des Molo näherte.

Gleichwohl wagte sich die Barke hinaus.

Der Graf wich nicht von dem jammernden Volke, welches mit wahnsinnigen Geberden längs des Meeres hin- und herlief. Es vergiengen zwei, drei Stunden. Das Boot kehrte zurück. Seine Bemannung befand sich in einem bemitleidenswerten Zustande. Alle Mühe war vergeblich gewesen, sie hatten keinen der Verunglückten mehr aufgefunden. Die Hoffnung, dass einer derselben vielleicht eine andere Stelle des Gestades erreicht haben könne, theilte niemand.

Das Elend, welches durch dieses Ereignis über viele Familien gebracht werden musste, blieb auf den Grafen nicht ohne Einwirkung. Indessen siegte auch hier wieder seine gewohnte Auffassung der Dinge. Ein derartiges unheilvolles Ereignis musste ihm als eine Episode innerhalb einer unabsehbaren Entwicklung erscheinen, welch letztere gleichwohl als optimistisch zu fassen wäre.

Indessen trat ihm dennoch mancher Gedanke, den zeitweilig der Arzt verfochten hatte, in einer anderen Beleuchtung vor die Augen. Was halfen alle kühnen Ideen, alle Umdeutung der Welt als die Entwicklungsformen eines mystischen Processes, im Vergleiche zu der einfachen und schlichten Thatkraft, mit der das Übel, wie immer es erscheint, ohne jedwede Rücksicht bekämpft wird? Vielleicht standen doch nicht die Philosophen und Dichter, sondern die pflichtgetreuen Diener und Förderer des öffentlichen Wohles auf der Höhe der Menschheit. Der Arzt hatte den tückischen Feind angegriffen, ohne nach irgend etwas zu fragen, und wenn den Hinterlassenen derjenigen, die das Meer verschlungen hatte, nicht werkthätige Hilfe gebracht wurde, so wurde ihr Kummer noch weniger durch die glänzendste Lösung der Erkenntnistheorie gemildert.

Diese Erwägungen versetzten den Grafen Alexander in eine schier unbehagliche Stimmung. Vielleicht war diese Veranlassung daran, dass er am nächsten Tage, dem Weihnachtsfeste, dem Herrn Pfarrer, den er, wie immer, an diesem Tage zu sich geladen hatte, einen noch weit höheren Betrag, als die zuerst bestimmte, schon sehr ansehnliche Summe ausmachte, zur Unterstützung der Familien einhändigte.

Nach Tisch setzte sich die Gesellschaft in den Garten und betrachtete das Meer, welches sich nun wieder so glatt und lächelnd ausdehnte, als ob seine Wellen niemals einen Jammer, wie den gestrigen, hervorzurufen vermocht hätten.

Das Gespräch nahm nach und nach eine Wendung, welche sich in der Erwägung ähnlicher Gegensätze bewegte, wie gestern der Gedanken-

II.

Diese Begegnung, so wenig Absonderliches sie an sich bot, hinterließ im Grafen für einige Augenblicke ein eigenthümliches Gefühl von Unbehagen. Es regte sich in ihm die Frage, ob seine beschauliche Wirksamkeit, welche darauf gerichtet war, seinen Zeitgenossen die Grenzen des Weltbildes zu erweitern, eine Vergleichung aushalten könne mit der Thätigkeit dieses in einen entlegenen Erdwinkel verschlagenen Mannes. Das unmittelbare Eingreifen in den Kampf der Erde, das werkthätige Ringen mit ihrer Noth übte jetzt auch auf diesen hochgebildeten Geist jene Wirkung aus, mit welcher es in der Empfindungsweise des Volkes alle Achtung vor rein intellectuellem Streben schlägt und besiegt. Er dachte sich ungefähr: „Was bist du doch für ein unnützer Schlachtenbummler, der da hinten hergeht und Bücher schreibt, während andere das Ungethüm bei den Hörnern fassen?“

Er wäre diese Empfindung gewiss noch eine geraume Weile nicht losgeworden, wenn seine Aufmerksamkeit jetzt nicht von einer Veränderung der Umgebung in Anspruch genommen worden wäre. Ein mächtiger lauer Windstoß wühlte in den Blättern der Ölbäume, die plötzlich ihre bleichen unteren Seiten zeigten. Fast wäre er gegen einen der Prellsteine an der Straße geworfen worden. Der Scirocco-Sturm hatte nunmehr das Ufer erreicht und wüthete mit gleicher Gewalt wie auf dem Meere. Er riss die letzten gelben Blätter der Kastanien und Zerreichen herab, beugte die hohen, steifen Cypressen wie Weidenbäume und schwirrte an der Berglehne durch den Lorbeerwald hin, dass man das Getöse eines mächtigen Wasserfalles zu hören vermeinte.

Der Graf trat hinter eine der Mauern, von welchen dort die Reben- und Feigengärten eingefriedet werden, um sich diesen Aufruhr ungestörter zu betrachten.

Da fiel sein Blick auf einen dunklen Gegenstand weit draußen im Meere, der manchmal mitten im Schaume sichtbar wurde, welcher den ganzen Golf bedeckte. Der Graf zog sein Binocle hervor und suchte die Stelle auf. Als der Gegenstand wieder zum Vorscheine kam, erkannte er in ihm das Marktschiff, welches die Leute zurückbrachte, die in der Stadt den Vormittag über ihren Vorrath von Gemüsen und anderen Lebensmitteln verkauft hatten. Es war des Festes wegen augenscheinlich stark überfüllt. der Graf erkannte unter den auf dem Schiffe Befindlichen viele Frauen an ihren weißen Kopftüchern. Das Fahrzeug erschien in Zwischenräumen, dann wurde es wieder von den Wellen verdeckt. Der Graf konnte nicht mehr zweifeln, dass es sich in höchster Gefahr befand. Handelte er noch unter der Einwirkung des Stachels, der aus dem kurzen Gespräche mit dem Doctor in ihm sitzen geblieben war, oder war es der natürliche Antrieb seines menschenfreundlichen Gemüthes? Genug, er beschloss alsbald, mit aller Kraft in das Dorf hineinzulaufen, um es sofort durch das Angebot einer hohen Belohnung zu veranlassen, dass den Bedrängten unverzügliche Hilfe gebracht werde. Denn er konnte keine Barke sehen, welche sich in der Richtung gegen das Marktschiff hin bewegte.

Während er im Laufschritt dorthin eilte, blieb er einmal einen Augenblick stehen, um auszuschnaufen. Er blickte auf die See hinaus. Das Schiff war nicht mehr zu sehen. Er suchte mit seinem Binocle — umsonst, der dunkle Gegenstand kam nicht mehr zum Vorschein. Der starke Mann war vom Schrecken wie gelähmt. Sollten ihn seine Sinne täuschen? Nein, er mochte blicken wohin immer, Schiff und Menschen blieben verschwunden.

Kleine Laube.

Ein russischer Dichter.

Leo N. Tolstoy, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung, von **Raphael Löwenfeld**. Erster Theil. (Berlin. Richard Wilhelmi. 1892.)

Es ist ein sehr merkwürdiges Zeichen der Zeit, dass jetzt in Deutschland ein Schriftsteller wie Graf Tolstoy so große Begeisterung erwecken konnte. Im Zeitalter des Materialismus ein Tolstoy! Dass eine Gegenreaction eintreten muss, ist freilich selbstverständlich, aber muss ihr Anwalt denn gerade ein Idealist, ein Weltflüchtiger, ein Cultur- und Bildungsfeind von so leidenschaftlicher Art sein? Rousseau, Ibsen, der Verfasser des „Rembrandt als Erzieher", sie wandeln dieselben Straßen, gehen aber nicht so weit. Unser Heimgartenmann zieht dieselben Straßen, hat manches harte Wort gegen Bildungshochmuth und Übercultur gesprochen und damit vielfachen Anstoß erregt; wie erst, wenn er die Tolstoy'schen letzten Ziele predigte? Gesteinigt würde er.

Der russische Schriftsteller ist, soweit uns das vorliegende Buch unterrichtet, eine merkwürdige Persönlichkeit, allein sympathisch dürfte er vielen nicht sein. Ein hoher Aristokrat, der in der Jugend alle Eigenheiten und Gepflogenheiten seines Standes mit Leidenschaft durchmacht, steigt zum niedrigen Volke herab, wird Volksschullehrer, Bauer, Arbeiter, predigt in Schrift und That die Rückkehr zur Natur, bis dort, wo sie nackt ist.

Und ist er bei der nackten Natur angelangt, dann verachtet er sie.

Er predigt gänzliche Entsagung, Abtödtung; er versteht die christliche Lehre wörtlich, buchstäblich, und dadurch wird er strenger als Christus selbst. Hingebungsvolle Menschenliebe, zornige Bekämpfung gegnerischer Richtungen, heftige Unduldsamkeit, energisches Einsetzen für das als wahr Erkannte, Leben und Sterben für die Wahrheit nur allein, und doch das Geständnis, dass eine absolute Wahrheit nicht zu finden und dass alles menschliche Streben vergeblich sei. Das ist Tolstoy. Ein moderner Mensch, der die Grundsätze aller Großen sich angeeignet hat, dieselben ernst nimmt, mit dem Leben in Einklang bringen will und seine Person dafür einsetzt und in Conflicte mit der Gesellschaft kommt. Das ist Tolstoy.

Ein Suchender, der nach Maß und Richtschnur strebt und in die äußersten Extreme verfällt. Das ist Tolstoy.

Er ist sprunghaft, die Übergänge sind manchmal so plötzlich und scheinbar

gang des Grafen. Auch der Arzt betheiligte sich daran.

„In dieser Hinsicht", bemerkte der Pfarrer, „kann es kein kräftigeres Beispiel geben, als die Bedeutung des Festes, welches wir heute feiern. Der hochfliegende Geist des Evangelisten spricht von Christum als dem Logos, dem „Wort", für welches alle Räthsel der Welt in göttlicher Klarheit aufgelöst waren. Und dennoch verehrt die Menschheit das „Wort" vornehmlich als Heiland, als den Errettenden, den Heilenden. Wenn also selbst göttliche Einsicht in die Dinge auf die Erde herabsteigt, und in alle Kämpfe und in alle Qual derselben eintritt, so kann das wohl als Hinweisung darauf gelten, dass Weisheit und Geistesglanz ohne werkthätige Arbeit für die Brüder stumm und starr bleiben."

„So weit das Können und Vermögen reicht", erwiderte der Graf, „muss dies Helfen gewiss geschehen. Wer aber in handgreiflicher Weise seinen Mitmenschen gar nicht förderlich oder hilfreich sein kann, ist ihnen sicherlich auch dann nicht unnütz, wenn er als einsamer Denker ihre Herzen und ihre Sinnesweise mit sich und an sich selbst in die Höhe zu ziehen trachtet. Denn die besten Regungen kommen doch von der Erhebung über das staubige Treiben der Gewöhnlichkeit her. Man denkt über diese nicht hinweg, ohne auf mittelbare Weise zur Erhebung eines anderen beizutragen, der mitten in ihr befangen geblieben ist."

Eine leise Regung der Luft machte die Wasserfläche ein wenig erzittern und auch die Saiten einer Windharfe, welche am Stamme einer hochstrebenden Cypresse angebracht war.

Die Gesellschaft hatte eine Weile geschwiegen. Nunmehr nahm der Graf wieder das Wort:

„Ich weiß nicht, wie es geschah, dass mit dieser Bewegung in meiner eigenen Erinnerung eine Saite angeregt wird, die ich für versunken hielt. Als ich im Morgenlande weilte, trug mir mein Lehrer den ‚Rosengarten' des Saadi vor. Es war ein heller Morgen, wie heute, und das feine Geäst der Cypresse im Garten gestattete, gleichwie durch ein schützendes Dunkelglas die Sonne anzuschauen, ebenso wie es hier geschieht. Bis zur Spitze hinauf glitzerten noch in dem unvergänglichen Grün die Tropfen des Morgenthaues. Da kam mein Lehrer zu der Stelle, wo es heißt: „Die Leute fragten einen Weisen, indem sie sagten, warum von den vielen herrlichen Bäumen, die Gott geschaffen hat, keiner Assad (das will sagen: frei) heiße, so wie die Cypresse, die doch keine Früchte trägt. Der Weise antwortete: „Jeder hat seine eigene Jahreszeit, während welcher er frisch und voll Gedeihen dasteht, während er zur anderen Zeit sich verwittert und kahl zeigt. Solcher Kahlheit ist die Cypresse nicht ausgesetzt, und von dieser Art sind die Assad, die in Gedanken Freien. Hänge dein Herz nicht an das, was rasch vorübergeht; denn der Tigris wird noch durch Bagdad fortfließen, wenn das Geschlecht der Khalifen schon längst verschwunden ist. Wenn deine Hand eine Fülle auszutheilen hat, so sei freigebig wie der Dattelbaum. Wenn sie aber nichts zu schenken besitzt, so sei ein Assad oder ein Freier, gleich der Cypresse!"

Die Männer warfen noch einen Blick auf den stolzen Baum der Freiheit, der seine Zweige nicht nur über die Erde hinstreckt, sondern sie nach der Höhe hin zusammenfasst, und verließen den Garten, jeder in seiner Weise mit dem Wahrspruche dieser Feststunde beschäftigt.

ihn, und ebenso sicher ist, dass niemand unmäßig werden kann, wenn er nicht vorher mäßig getrunken."

Claude Bernard. Dr. med., Professor, Physiologe. „Der Alkohol ist der Typus aller Nervengifte."

Bismarck. „Bier macht dumm, faul und impotent."

Karl Bleibtreu, deutscher Dichter und Schriftsteller. „Ein gutes Buch kauft man in Deutschland bekanntlich nicht. Das überläſst man untergeordneten Völkern, den kleinen Skandinaven, den leichtfertigen Franzosen und den barbarischen Russen. Der Deutsche säuft dafür möglichst viele Biere und verliert jeden Abend sein Geld beim Skat. Das sind die geistigen Erhebungen, die einem deutschen Manne geziemen. Denn wir sind das Volk der Dichter und Denker."

Th. Brecht, deutscher Schriftsteller. „Der Deutsche thut, wenn er patriotisch ist, auch nicht viel anderes, als was er sonst zu thun pflegt: er trinkt. Geht unser Volk zu Grunde, so geht es am Suff zu Grunde."

Gustav Bunge, Dr. med., Professor der physiologischen Chemie in Basel, Verfasser der Schrift „Die Alkoholfrage". „Das Deutsche Reich vertrinkt alle drei Jahre an Bier allein die fünf Milliarden der französischen Kriegsentschädigung."

Epiktet, stoischer Philosoph des Alterthums im ersten Jahrh. n. Chr. „Drei Reben hat der Weinstock; die erste trägt die Lust, die zweite den Rausch, die dritte das Verbrechen."

Benjamin Franklin, amerikanischer Naturforscher, Schriftsteller und Staatsmann. „Das Laster des Trinkens zu pflegen kostet bei weitem mehr als drei Kinder zu erziehen."

Thomas Guthrie, Geistlicher und Philanthrop in Schottland. „Alkohol ist ein gutes und nützliches Ding. Es gibt in der ganzen Welt nichts besseres als Alkohol, wenn man einen Menschen, der gestorben ist, erhalten will. Der Alkohol ist das thörichteste Mittel, einen Menschen zu erhalten, solange er lebt. Wollt ihr einen Leichnam erhalten, so thut ihn in Alkohol; wollt ihr einen gesunden, frischen Körper verderben, so thut Alkohol in ihn."

„Ich habe vier Gründe, enthaltsam zu sein: 1. Meine Gesundheit ist besser. 2. Mein Kopf ist klarer. 3. Mein Herz ist leichter. 4. Meine Börse ist schwerer."

Eduard von Hartmann, deutscher Philosoph, Verfasser der „Philosophie des Unbewuſsten." „Noch immer sind die deutschen Jünglinge in der wahrhaft barbarischen Anschauung befangen, als ob Mäßigkeit ein Zeichen unmännlicher Schwäche, Unmäßigkeit aber ein würdiger Gegenstand der Renommage sei, und kein Grund zur Miſsachtung der Juden ist roher und gemeiner als der, daſs sie keine Neigung zum Saufen haben. Es gibt Deutsche genug, die wenig vertragen und trotzdem nicht imstande sind, Mäßigkeit zu beobachten; es ist also ganz achtungswert, wenn die Juden, welche wenig vertragen, daraus einen Anlaſs mehr schöpfen, mäßig zu sein. Einen Organismus zu besitzen, der wenig Alkohol verträgt, ist ebenso wenig eine Schande, wie es eine Ehre ist, einen Körper zu besitzen, der viel verträgt; im Gegentheil deutet ersteres darauf, daſs man von einer Ahnenreihe abstammt, welche den Wert der Nüchternheit zu schätzen wuſste, letzteres auf das Gelegentheil, so daſs die Ehre der Abstammung eher auf der ersten Seite ist."

Charles Lamb, englischer Essayist und Dichter, Verfasser der Shakespeare-Erzählungen; gieng am Akohol zu Grunde. Könnte der Jüngling, den der Duft seines ersten Glases entzückt, in mein Elend hineinsehen! Und könnte er verstehen, wie unsäglich traurig es ist, wenn ein Mann fällt, wie er offenen Auges und gebundenen Willens einen Abgrund hinunter gleitet, wie er seine Zerschmetterung vor sich sieht und doch

willkürlich, dass sie bisweilen an Schrullen eines Sonderlings, oder — an Sportslaunen erinnern. Eine harmonische Entwickelung ist es nicht, die uns in diesem Buche vorgestellt wird, ein liebenswürdiger Charakter ist es auch nicht, der uns hier geschildert wird, und ein weiser, weltüberlegener Geist ist es erst recht nicht, der da beschrieben wird — es ist ein heißblütiger, grüblerischer, redlich und opferfreudig nach dem Rechten ringender Mensch. Man wird weniger bewegt, ihm nachzufolgen, als ihn zu bewundern und zu — bemitleiden.

Tolstoys Werke sind stets dem russischen Leben entnommen, streng national, was nicht ausschließt, dass seine Philosophie eine weltumfassende, menschheitliebende ist. Über seinen Stil kann uns die Übersetzung keine hohe Meinung beibringen, aber seine Art, die Menschen zu schildern, ist genial. Seine im ersten Theile der Biographie berührten Hauptwerke sind die „Lebensstufen“, „Der Morgen des Gutsherrn“, „Die Kosaken“, des Weiteren kommt: „Krieg und Frieden“, „Anna Karenina“, „Volks- und Erziehungsschriften“ und „Die Kreutzersonate“. Diesen Dichtungen mangelt das Künstlerische, die Innigkeit, der Humor, sie sind hart und rücksichtslos, sie sind tendenciös und lehrhaft, zukunftshoffend im Stile Rousseaus und doch wieder pessimistisch im Sinne Schopenhauers. Einzelne Stücke wie die „Kreutzersonate“ sind abscheulich.

„Die Bestimmung des Menschen“, sagt Tolstoy, „sei das Bestreben, sich zu vervollkommnen, dieses Bestreben sei ewig und sei leicht.“ Wie stimmt dazu die in dem Nachworte der „Kreutzersonate“ ausgesprochene Tendenz? „Diese Kreutzersonate“ mit dem berüchtigten Nachwort ist der Sackstraßen dunkelste, in die je ein Dichter sich verrannt hat.

Wahrheit, Wahrheit um jeden Preis! ruft Tolstoy aus, und dann wieder: absolute Wahrheit gibt es nicht. Wir verstehen wohl, er meint die Wahrhaftigkeit, die Redlichkeit der Person, die er sucht und an sich selbst bezeugt.

Den Krieg nennt Tolstoy eine Völkerverwirrung, und er ist Soldat. Die Civilisation ist ein Irrthum, sagt er, und er will Lehrer seines Volkes sein.

Was werden unsere Schulmänner zu dem Ausspruche Tolstoys sagen: „Die Erziehung verdirbt die Menschen und bessert sie nicht. Je verderbter ein Kind ist, desto weniger darf es erzogen werden, desto mehr bedarf es der Freiheit.“

„Die Schule wirkt verdummend.“

Und dieser Mann gründete Volksschulen und versammelte um sich die wilde Bauernjugend, um sie zu lehren und zu erziehen. Im Volke allein ist Heil! sagt Tolstoy, und alles Stadt- und Culturleben ist Entartung, und also ist er selbst von seinem Grafenschlosse herabgestiegen zum Pfluge, den er als sechzigjähriger Greis persönlich führt.

Am Herzen der Natur will er Leben trinken und anstatt dessen kommt er zur finsteren Verleugnung alles frohen menschlichen Lebens.

Widerspruch über Widerspruch. Ja, eine echt menschliche Leidensgestalt, ein merkwürdiges Beispiel des Irrthums, des Hoffens, des Zweifelns und des Verzweifelns ist dieser Mann; unser Interesse verdient er im hohen Grade, unser Mitleid in einem noch höheren — doch ein führender Geist kann Leo Tolstoy nicht sein. K.

Der Alkohol standrechtlich verurtheilt.

Aussprüche berühmter Männer über Bier, Wein und Schnaps.

A. Baer, Dr. med., kgl. Sanitätsrath, Oberarzt am Strafgefängnis Plötzensee bei Berlin; bester Kenner der Alkoholfrage; Verfasser des Werkes: „Der Alkoholismus“ sagt: „Auch der mäßige Genuss von Alkohol ist im gesunden Zustande nicht nothwendig, und sicher befinden sich die meisten Personen am wohlsten ohne

„Ich wollte lieber, daſs mir meiner Söhne einer ehrlich erschlagen, denn mit Zutrinken durch Wein also gefüllet, daſs er nit gehn könnt, entgegen getragen würde.“

E. Sonderegger, Dr. med., Arzt und medicinischer Schriftsteller in St. Gallen. „Am allerschlimmsten wirkt der Frühtrunk, und die jungen Helden, welche nur Braten und Wein frühstücken, sind früher alt an Leib und Seele, bälder gichtbrüchig und wassersüchtig als alle andern. Der Frühschoppen macht durstig, fidel, nachlässig und arm; er ist der eleganteste und sicherste Weg zum Verderben.“

Steinwender, lic. theol., Pastor a. D. zu Görlitz. „Gesetzt, ein Mann, der im Begriffe stünde, den Handel mit spirituösen Getränken zu eröffnen, schriebe mit großen Buchstaben, so daſs es alle Welt sehen und lesen könne, Folgendes auf sein Aushängeschild: daſs er viele seiner Mitbürger, um sich ihr Vermögen anzueignen, arm machen und ins Hospital senden, der ganzen Commune aber die Pflicht aufnöthigen werde, sie und ihre Familien zu unterhalten; daſs er viele andere zur Begehung von Verbrechen verleiten und so das Eigenthum, die Sicherheit und die Wohlfahrt der Gesellschaft gefährden werde; daſs er viele mit schmerzhaften, gefährlichen Krankheiten heimsuchen, und in vielen Fällen schon vorhandene Krankheiten, die sonst unbedeutend gewesen wären, durch sein Gift gefährlich und und unheilbar machen wolle; daſs er viele Menschen ihres Verstandes berauben, vielen anderen einen plötzlichen Tod verursachen werde; daſs er viele Frauen zu Witwen und viele Kinder zu Waisen machen wolle, auch dafür zu sorgen gedenke, daſs die Kinder meistentheils in Unwissenheit, Laster und Verbrechen aufwüchsen und, nachdem sie eine Last der Erde gewesen, frühzeitig ins Grab kämen; daſs er endlich die Wirkungen des Evangeliums zu verhindern, den heiligen Geist zu dämpfen und die Seelen der Menschen für die Ewigkeit zu verderben sich vorgenommen habe; — und gesetzt, er fügte, um von dem Verluste des Seelenheiles, von der drückenden Schuld und dem Elende desjenigen, der zu solchem Verderben wissentlich das Werkzeug sei, seinen Mitbürgern einen schwachen Begriff beizubringen, am Rande seines Aushängeschildes noch dies hinzu: „Wenn ihr fragt, was wohl mein Zweck dabei sei, daſs ich so viel Greuel gleich einem eingefleischten Teufel verüben und so unsägliches Elend über euch bringen will, so antworte ich getreulich: Geld“; und, um sich zu entschuldigen, spräche er: „Ich habe eine Familie zu ernähren und muß Geld haben. Dies ist mein Geschäft; dazu bin ich angehalten worden, und wenn ich dasselbe nicht fortsetze, so muſs ich ein neues anfangen oder ich kann meine Familie nicht ernähren;“ — und gesetzt, er wollte, wenn nun alle Gesichter vor dem herannahenden Verderben erbleichten, und alle Gemüther gegen ihn, den Anstifter desselben, in Zorn entbrennten, sie mit den Worten zu begütigen: „Wenn ich nicht dieses Unheil über euch brächte, so thäten es andere“, was würden seine Mitbürger, was würde die Welt von einem solchen Mann sagen? Handelt aber derjenige, der seinen Mitbürgern im voraus redlich sagt, was er thun werde, schlechter, als der, welcher es ohne es zu sagen thut?“

Maurice Reinhold von Stern. Lyrischer Dichter und socialistischer Schriftsteller. „Der Alkohol ist eine Gabe Gottes. Ja, und die Dummheit auch.“

Die Unentschlossenheit.

Die Unentschlossenheit ist keine Grille, keine schwache Seite; sie ist eine Krankheit weit seltener als man denkt, welche sich in alle Lebenshandlungen mischt und die eine Qual ist, nicht nur für denjenigen, der davon befallen, sondern auch für sein Umgebung . . . Ich höre immer, so erzählt ein berühmter französischer Erzieher, das Zwiegespräch eines höheren

nicht die Willenskraft hat, sich festzuhalten, und dabei stets weiß, dass alles seine eigene Schuld ist, dass alles Gute aus seinem Herzen ausgeschöpft ist und dass er die Zeit nicht vergessen kann, wo alles anders war: O wie würde der Jüngling entfliehen vor der ersten Versuchung.

Otto von Leixner. Deutscher Schriftsteller und Dichter in Berlin. „Die Schädigung der Gesundheit ist nicht das einzige der Übel, die dem Wirtshausleben entspringen. Als das größte derselben muss die Rückwirkung auf das Leben der Familie betrachtet werden.

Leider wird der Wirtshausbesuch immer mehr zur Gewohnheit in weiten Kreisen der Bevölkerung. Stundenlang sitzen die Männer dann in den trotz aller künstlichen Luftzufuhr immer staub- und raucherfüllten Zimmern und Sälen und trinken immer mehr, als zur Stillung des Durstes nöthig ist Dieses Leben gibt den besten Nährboden für jene gesteigerte Erregbarkeit ab, die in Berlin sich in allen Kämpfen des Tages bemerkbar macht. Hier gewinnen den Sieg die stärksten Lungen und die unermüdlichsten Zungen; hier wird gezüchtet jene politische Vielgeschäftigkeit, die über alles urtheilt und alles verurtheilt, was nicht zu dem Bekenntnis des Sprechers passt; hier blühen jene leeren Redensarten, besonders die politischen, die dann in Vereinen und Volksversammlungen auf die Rednerbühne verpflanzt werden. Die Unsitte des Frühschoppens sorgt Vormittags für die Füllung der Räume, der Abenddurst abends — ich zweifle nicht, dass sich allmälich auch der Nachmittagsdurst zu einer Macht entwickeln werde. — Je reicher die Räume ausgestattet sind und je leichter zugänglich, desto mehr ziehen sie an. Der Unterschied zwischen ihnen und den oft sehr beschränkten Wohnungen des Mittelstandes und der unteren Schichten fällt ins Auge, und das bescheidene Heim verliert immer mehr an Reiz. Dabei aber vergessen die Leute, dass sie mit jenem Gelde, das jährlich dem Moloch des Bieres geopfert wird, nicht nur das Heim sich traulicher, sondern auch das Leben sich inhaltsreicher gestalten könnten durch geistigen Genuss."

Papst Leo XIII. „Die Priester müssten besonders für diese Sache eifern. Diejenigen, welche berufen sind, das Volk in den Worten des Lebens zu erleuchten und es in der christlichen Moral zu erziehen, sollten auch mit einem guten Beispiel vorangehen. Lasst darum die Priester in Wort und That ihr Bestes thun, das Laster der Unmäßigkeit aus der Herde Christi zu vertreiben und selbst ein Beispiel der Totalenthaltsamkeit sein, damit die Gefahren, womit dieses Laster sowohl Kirche als Staat bedroht, abgewandt werden mögen."

Friedrich v. Logau, deutscher Dichter, insbesondere Epigrammatiker.

„Von einem Trunkenbold.

Wann einen Bacchusknecht ich voll von Weine schau,
Ist solche Sau halb Mensch, ist solcher Mensch halb Sau.

Trunkenheit.

Wer vielleichte soll ertrinken,
Darf ins Wasser nicht versinken,
Alldieweil ein deutscher Mann
Auch im Glas ertrinken kann.

Wein.

Kommt Wein vom weinen nicht, so kommt vom Weine weinen."

Friedrich Nietzsche, deutscher Dichter und Denker. „Dass jede Art Schwindelgeisterei im heutigen Deutschland nicht ohne Erfolg bleibt, hängt mit der nachgerade unableugbaren und bereits handgreiflichen Verödung des deutschen Geistes zusammen, deren Ursache ich in einer allzu ausschließlichen Ernährung mit Zeitungen, Politik, Bier und Wagnerischer Musik suche."

Johann zu Schwarzenberg, deutscher Gesetzgeber, Reformator des deutschen Strafrechts im 16. Jahrhundert.

alles, was die Erziehung vermag, ist, die Heftigkeit der Leidenschaften zu mäßigen.

Instruktion für den Major Borcke,
14. September 1751.

Die Jugend soll mit klaren Begriffen aus der Schule entlassen werden; anstatt ihr das Gedächtnis anzufüllen, soll man darauf bedacht sein, ihr Urtheil auszubilden, damit sie das Gute vom Schlechten unterscheiden lerne.

Über die deutsche Litteratur, 1780.

In der Historie muss man die jungen Leute bei den alten Zeiten nicht zu lange aufhalten, doch so, dass sie eine Kenntnis von der alten Geschichte kriegen. Aber in den neueren Zeiten, da muss man genauer damit gehen, damit die jungen Leute solche gründlich kennen lernen.

Cabinetsschreiben an den Etatsminister
von Zedlitz, 5. September 1779.

Der Poetenwinkel.

Sinnen und Minnen.

Feiner Regen plätschert leise
Nieder auf das schlechte Pflaster,
Bildet tückisch kleine Teiche,
Die wir ahnungslosen Menschen
Bei der matten Gasbeleuchtung
Dann natürlich erst bemerken,
Wenn wir schon mit beiden Füßen
In dem nassen Element stehn.
Eilends streif' ich durch die Straßen,
Grollend meinem Unverstande,
Der in diesem schnöden Wetter
Mich mein trautes Arbeitszimmer
Ließ so leichten Sinns verlassen.
Da verlockt das helle Fenster
Eines kleines Bücherladens
Dennoch mich zum Stehenbleiben,
Wie denn überhaupt aus Büchern,
Sei'n sie nach so alt und schmutzig,
Ein geheim magnetisch Fluidum
Mächtig scheinet auszustrahlen.
Wohlbeleibt ein Corpus juris
Fällt zuvörderst mir ins Auge,
Oft verkümmelt — stets von neuem
Heiße Schweißestropfen saugend;
Auch im Einband stark beschädigt,
Weil es mehrmals ward im Zorne
In die Ecke hingeschleudert.
Und daneben arg zerlesen
Eine lange Reih' Romane
Mit geheimnisdunklen Titeln
Von noch dunkleren Autoren,
Eselsohren in den Blättern,
Gelb und fettig, wie der Daumen
Bildungsdurst'ger Küchendamen
Nächtlich pflegt sie einzubiegen.
Da erspäht mein suchend Auge
Mitten in dem alten Wuste
Auch ein schwarz gebundnes Büchlein
Mit noch leidlich frischem Goldschnitt,
Das in solcherlei Umgebung
Wenig schien hineinzupassen.
Kurz entschlossen in den Laden
Tret' ich und verlang' das Büchlein:
Hamerlings Gedichte waren's. —
Ich erstand sie um ein Bill'ges
Und enteilte rasch nach Hause,
Denn der Regen floss in Strömen.
Und behaglich auf dem Sopha
Wollte ich des großen Dichters
Klass'sche Verse recht genießen
Freuend mich des süßen Wohllauts.
Doch wie Schimmel feucht und muffig
Quoll es mir daraus entgegen
Und gemahnte an das Grab mich,
Wo der Dichter selbst jetzt modert.
Trüben Sinns wend' ich die Blätter.
Sieh! Da auf der ersten Seite
Sind zwei Zeilen eingeschrieben.
Liebe heischend, Sehnsucht athmend
Steht's in zierlich feinen Zügen:
„Denke mein in Lieb' und Treue!"
Und der Name „Ännchen" drunter
Und die Jahrzahl einundneunzig.
„Lieb' und Treue!" — Armes Ännchen!
Hast gehofft im vollen Herzen,
Dass die Liebesglut des Dichters
Auch im Busen deines Liebsten
Neue Gluten werde wecken.
Wusstest wohl nicht, dass sich Bücher
Liebende nicht schenken dürfen:
Übel sei die Vorbedeutung,
Heißt es allgemein im Volksmund.
„Denke mein in Lieb' und Treue!"
Batest du — du heil'ge Unschuld!
Doch der Freund, der Vielgeliebte,
War nicht Freund auch von Gedichten,
Brachte die poet'sche Gabe,
Um sie praktisch zu verwerthen,
Zu dem alten Bücherjuden;
Gab sie hin um achzig Kreuzer,
Die ihm nöthig für Cigarren.
Ja, das ist die Welt, lieb Ännchen! —
Hin legt' ich das Buch — ich mochte
Heut' von Liebe nichts mehr lesen. —

Jenny von Reuß-Hoernes.

Beamten mit seiner Frau hinsichtlich eines Regenschirmes.

„Marie, meinst du, ich solle meinen Regenschirm mitnehmen?“

Mache, wie du willst, mein Freund.

„Glaubst du, dass es regnet?“

Ja, das weiß ich nicht, mein Freund.

„Nun! so nehme ich ihn mit.“

Du thust recht, mein Freund.

„Aber wenn es nicht regnet, so hindert er mich.“

Nun! so lass ihn hier.

„Wenn es aber regnet, werde ich nass.“

So nimm ihn mit.

„Du bist unausstehlich! Nimm ihn mit . . . nimm ihn nicht mit . . . Das heißt doch nichts. Man hat eine Meinung. Glaubst du, dass ich gut daran thun würde, ihn mitzunehmen?“

Ja!

„Nun, dann nehme ich ihn mit . . . Doch der Barometer ist seit diesem Morgen hinaufgegangen . . . der Himmel hellt sich auf . . . wenn das Wetter schön wird, denke ich nicht mehr an diesen verwünschten Regenschirm, und werde ihn verlieren ... Man muss sich entschließen (entschließen ist das Wort der Unentschlossenen) ich nehme ihn nicht mit . . .“

Nun geht er endlich. Aber im Vorzimmer sieht er seinen Regenschirm stehen, er nimmt ihn und . . . unten angelangt, stellt er ihn zum Pförtner.

Aber, wird man sagen, das ist eine Manie! Darum eben muss man sie heilen. Sowie zwei Dinge in der Unentschlossenheit sind: ein angeborner Fehler und eine Gewohnheit, so muß man durch die Gewohnheit den angeborenen Fehler angreifen.

Hat man einmal gesagt: Ich werde diese Sache thun, so soll man, koste was es wolle und was auch geschehen möge, nicht mehr davon abweichen. Nur in der Übung dieser festen Gewohnheit wird man von der Manie, von der Unentschlossenheit geheilt. J.

Friedrich der Große hat das Wort!

Die christliche Liebe fordert, die Fehler des Nächsten mit den besten Farben zu übertünchen.

An Dühan, 2. October 1736.

Die Menschlichkeit ist die wahre Religion.

Der Fürstenspiegel, 5. Februar 1744.

Es gibt keine Religion, die in Betreff der Moral sich weit von den übrigen entfernte; sie können also der Regierung alle gleich sein.

Über Religion unter der Reformation, 22. Jänner 1749.

Der falsche Eifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert; die Duldsamkeit ist eine zärtliche Mutter, welche sie pflegt und gedeihen lässt.

Über Religion unter der Reformtion, 23. Jänner 1749.

Wer an einen Schöpfer des Weltalls nicht glaubt, muss den Verstand verloren haben.

Unterredung mit de Catt, August 1758.

Alles, sogar das Wachsthum eines Grashalmes, beweist das Dasein Gottes.

Über die deutsche Litteratur, 1780.

Ich habe keinen anderen Begriff von Gott, als dass er ein vollkommenes gutes Wesen ist.

An Voltaire, 18. Mai 1740.

Die Toleranz muss in einem Staate jedem die Freiheit sichern, zu glauben, was er will; aber diese Toleranz darf sich nicht so weit erstrecken, die Dreistigkeit und Ausgelassenheit junger unbesonnener Leute gut zu heißen, die kühn beschimpfen, was die Welt heilig hält.

An Voltaire, 13. August 1766.

Die Menschen halten alles für erlaubt, wenn sie für Gott zu kämpfen glauben.

An Voltaire, 29. September 1775.

Keine Macht der Erde ist im Stande, den Charakter eines Kindes zu ändern;

Sie singen sich zur eignen Lust
Vergnügt und immer heiter;
Und ob's den andern auch gefällt,
Das kümmert sie nicht weiter.

O nehmet euch ein Beispiel dran,
Macht's so in diesen Stucken,
Und was ihr dichtet, singt's für euch
Und lasst es nicht gleich drucken.

Bedenkt, wir kommen ganz gut aus
Mit der vorhand'nen „Ware"
Und haben recht im Überfluss
Genug für hundert Jahre. —

Ha! lustig klingts, wenn wie ein Schalk,
Ich d'rüber lach' und höhne
Und doch im selben Augenblick
Dem gleichen Laster fröhne.

Nun, wer Poeten recht versteht,
Wird mich darum nicht richten,
Denn wie der Vogel singen muss,
So muss der Dichter dichten!

Koloman Kaiser.

Herr Graf, du hast mich lieb gehabt.

Herr Graf, du hast mich lieb gehabt,
Das arme Bauernkind,
Und dort, wo junge Dirnen auch
Von altem Adel sind.

Ich war dein lieber süßer Schatz,
Und du mein trauter Franz,
Jetzt trägst du deine gold'ne Kron,
Und ich den Dornenkranz.

Herr Graf, du hast mich lieb gehabt,
Wir hatten zwei ein Bett.
Wenn ich von deinen Hunden jetzt
Den Bretterkobel hätt'!

Du hast der Köche zwei und drei,
Der Kellermeister vier;
Wer reicht die harte Krume Brot,
Den Wassertrofen mir?

O Herr, du hast mich lieb gehabt,
Und unser Kind verschmacht',
Der Vater fährt ins hohe Schloss,
Die Mutter in den Schacht.

Wenn einst sich auf die Gräber thun,
Die Schlösser stürzen ein,
Dann wird, du stolzer Bräutigam,
Wohl unsre Hochzeit sein?

P. K. Rosegger.

Sommerstimmung.

Vöglein singt gar traurige Weisen,
Düster rauscht der Bach im Grunde,
Lebensmüde Falter kreisen
Gifthauch fächelnd durch die Runde.
Auf die Heimatserde legt sich,
Schwermuthglühend, Sonnbrand nieder
Und es summt und klingt — das regt sich
Wie der Geist verstorb'ner Lieder.
Schlank und schwarz ein Tannbaum trauert
Einsam dort auf jener Halde,
Hinter jedem Grashalm lauert
Todesmahnung hier im Walde.
Wenn ich nun so liegen bliebe
Hingestreckt im Waldesmoose. —
Fühlt' ich länger meine Liebe
Nicht die tiefe, hoffnungslose.
Will, gleich hoffnungslos, sie fühlen,
Fühlen, wie sie fühlt die eine —
Deinen heißen Schmerz zu kühlen,
Leg das Haupt in's Moos und weine.

Ant. Sch.

Der Nagelschmied.

Schaut d' Sunn üba d' Höch,
Is dr Nagelschmied auf,
Legt sein Eisen ins Feuer
Und haut lusti drauf.

Er draht's umadum
Und ziacht's aus mit dr Zang,
Und sein Liad und sein Hammer
Gebn gleich guatn Klang.

Aft raßt 'r a wenk,
Nachher schmeckt n dr Wein,
Und er möcht af dr Welt nix
Wia Nagelschmied sein.

Und wird eahm sein Lebn
Immermal a wenk z'rund,
Nachher packt er sein Hammer
Und arbat sih gsund.

Hans Fraungruber.

Aus der Kinderstube.

Reich zeigt sich die Sprache der Kleinen an neuen Wortbildungen und Wortanwendungen, deren Seele der Vergleich ist. Von der Schachtel geht nicht der Boden, sondern die „Sohle" ab. Ein Knabe, der schon Flinten gesehen

Welten.

Jedes Herz ist eine Welt, überreich in sich allein,
Winter hat's für sich und Lenz, Wettersturm und Sonnenschein
Hat sein Stückchen Himmelsblau, mit ihm eig'nen treuen Sternen,
Die an Tagen wolkengrau, es wird nie doch missen lernen.

Wenn zwei Augen ihm vertraut, brechen in der Todesnacht
Löschen zwei der Sterne aus, die im Äther ihm gelacht.
Wenn der große erste Schmerz es erbitternd nimmt gefangen,
Ist der erste Todeshauch übers Leben hingegangen.

Stern um Stern erblasst und stirbt. Lenz und Liebeslust verfliegt,
Bis es über jedem Geist wie ein trübes Zwielicht liegt. —
Jedes Herz, das müd verstummt nach dem Daseinskampf, dem platten,
Ist ein Weltenuntergang. — Doch auch Welten sind nur Schatten.

E. Sallburg.

Staub.

Denk' ich an alle, die waren und längst schon nicht mehr sind,
Blumen im Frost entblättert, Spreu verweht im Wind,
Denk ich an alle Gräber, die Immergrün umspinnt,
An denen die Zeit, die strengen, sitzt und sinnt und sinnt.

Dann fasst mich ein dumpfer Schauer, was ist's, das sie sinnt die Zeit?
Sie sieht in den Gräbern sich selber, sie sieht die Vergangenheit.
In jedem Stäubchen da unten zittert von ihr ein Hauch,
In jedem der ihr entschwunden, entschwand sie sich selber auch,
Und kann sich nicht mehr finden, so wenig als jemals wir
Die Todten wieder beleben, die einst gewandelt hier.

E. Sallburg.

Die Mörtelbuben.

Hilft kein Bitten, hilft kein Weinen!
Früh am Morgen auf den Beinen
Bis zum späten Abendroth.
Um ein Stücklein hartes Brod!
Ruft der Meister: Frisch und munter,
Flink herauf und flink hinunter!

Am Gerüst hoch in die Lüfte,
In die Gruben, in die Klüfte
Steigen mit der schweren Last
Sonder Ruhe, sonder Rast.
Ruft der Meister: Frisch und munter,
Flink herauf und flink hinunter!

Wär' so kühl im Walde drobn,
Wo die Blätter dicht verwoben
Schützen vor der Sonne Glut.
Armes, armes junges Blut!
Ruft der Meister: Frisch und munter,
Flink herauf und flink hinunter!

Drunten spielen auf der Gassen
Kinder, die nicht glückverlassen.
O wie fein wär's mitzuthun,
Nur ein Weilchen auszuruh'n!
Ruft der Meister: Frisch und munter,
Flink herauf und flink hinunter!

Doch am Sonntag — übermorgen —
Keine Arbeit, keine Sorgen,
Vater, Mutter, grüner Wald!
Sonntag, Sonntag, kehre bald!
Ruft der Meister: Frisch und munter,
Flink herauf und flink herunter!

K. Del Pero.

Zehntausend Dichter.

Zehntausend wack're Dichter sind
In Deutschland wohl zu Hause,
Die reimen frisch und gönnen sich
Gar selten eine Pause.

Zehntausend deutsche Dichter — hu!
Wie's einem da nur schauert!
Denn niemand weiß, wann's enden mag,
Wie lang das Dichten dauert.

Und ob es gleich kein Mensch begehrt,
Sie müssen producieren,
Und dichten tapfer immer zu
Und kennen kein Genieren.

Doch brauchen sie sich ihrer Kunst
Wahrhaftig nicht zu schämen.
Nur eines kann man diesen Herrn
Im Ernst recht übel nehmen.

Dass sie die Sachen immer auch
Zuletzt noch drucken lassen,
Und noch dazu — o Pegasus! —
In welchen Riesenmassen!

Des Waldes Vöglein singen auch
Viel liebe frohe Lieder.
Doch üben sie nicht jenen Brauch
Und schreiben alles nieder.

„Ja“, erzählt der Friedl, „ich glaub's, dass sie nimmer derwarten kann, die Lieserl auf den Stachei! Gestern spat nachts, wie ich vorbeigegangen bin beim Untermüller, hör' ich von der Kammer heraus so was seufzen. Nau, denk ich mir, da drin hat einer Zahnweh. Ich lug hin und ist's die schöne Lieserl; das Augenwasser zudelt ihr nur so über die rothen Wangen herab. Was hat's denn? denk ich mir. Hör' ich auch schon, wie sie wimmert: dass er aber nit kommt! Dass mein Stachei aber gar nimmer kommt! — Und weint, dass sich der Mühlstein hätt' erbarmen mögen!“

Der Stachei ist während dieser Erzählung kroißroth geworden im Gesicht, schlägt unsicher seine falben Augenlider auf und weiß nicht, was er sagen soll. Sagen soll er etwas, das kommt ihm wohl so für, aber was? Ist es zu gescheit, was er sagt, so verstehen sie es nicht, ist es zu dumm, so — lachen sie ihn aus. Manchmal ist es fast so, als ob sie ihn auslachen thäten. Er glaubt es aber doch nicht, dass es so gemeint ist, sind ja lauter gute Leut'; der Toni und der Steff und der Friedel und die Moidl und die anderen.

Die Moidl, das ist die Saubere, die am Pfosten sitzt, die begehrt jetzt auf über den Friedel und sein vorlautes Erzählen. „Was geht die Untermüllerische mein Stachei an!“ schreit sie, „sie soll ihr Augenwasser aufs Mühlrad leiten, dass sie Brotmehl kriegt, und sich nit kümmern um anderer Leut' Sach'! Der Stachei ist mein!“

Der Bursch wendet langsam seinen großen Kopf und blinzelt auf die Moidl hin. Nachher nimmt er seine ungefügen Beine zusammen, steht auf und trachtet gierend hin gegen das Dirndl. Dieses schreit auf und birgt sich hinter die andern. Da sagt der Hager-Toni: „So hitzig musst es nicht angehen, Stachei. Bei den Weiberleuten muss man's machen, wie beim Vogelfangen: ganz stad und still hinducken, nit muxen, recht unschuldig thun und auf einmal zutappen!“

„Wird doch besser sein“, meint nun die Moidl, „ich lass ihn der Lieserl. Sie könnt sonst in den Mühlbach gehen So eine Verantwortung möcht' ich nicht haben. Der Mensch muss wohl oft was Liebes g'rathen (entbehren) auf der Welt, ich will mich halt geduldig dreingeben.“

Alle lachen, nur der Stachei schaut unsicher drein. Er kennt sich nicht recht aus.

„Lappen seid's!“ ruft jetzt die alte Bäuerin vom Feuerherde heraus, „ein armes Geschöpf so foppen! Schamt's euch! Was kann er denn dafür, der Stachei, dass er so ist! Dankt's ihr euerem Gott, dass ihr gesund seid's, und lasst ihn mit Fried, den Hascher! — Zum Essen ist's.“

Bücher.

Ein schweizerischer Bauerndichter. Wenn wir in der neuesten Literatur auf einen Mann stoßen, der sich als ein Ebenbürtiger an die Seite der Besten stellen darf, die je Dorfgeschichten geschrieben haben, und der dabei in voller Wirklichkeit ein Bauer geblieben ist, ein Mann, der den Pflug nicht aus der Hand gestellt hat, auch nachdem er kunstvoll mit der Feder hatte schaffen lernen, so dürfen wir billig über den seltsamen Bauer verwundert sein, und es ist wohl gerechtfertigt, wenn wir ihn uns etwas näher betrachten. Josef Joachim heißt dieser seltene Bauersmann, von dem im vorigen Jahre in rascher Folge mehrere Bücher*) erschienen sind, darunter eines („Die Brüder“), das ganz besondere Aufmerksamkeit verdient.

In den „Brüdern“ hat Josef Joachim ein Volksbuch geschaffen, das wohl zu den besten Werken gehört, die in dieser Art vorhanden sind. Sein Horizont ist hier der weiteste, die Fülle der Figuren, Motive

*) Lonny, die Heimatlose. Erzählung aus dem schweizerischen Cultur- und Volksleben in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von Josef Joachim. Basel, Schwabe, 1889. — Erzwungene Sachen, Novelle. Ebenda, 1890. — Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern. Zwei Bände. Ebenda, 1891. — Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe. Erzählung. Ebenda. 1891.

hat, aber keine Pistolen, nennt letztere „junge Flinten", ebenso spricht ein anderer, als sein Vater den Deckel der Pfeife zumacht, von deren „Thür". Dann wird ein Streichholz, das gebrannt hat, ein „todtes Streichhölzchen" genannt. Ein Mädchen nennt Hobelspäne „holzige Locken". Einen hübschen Beitrag zur Empfindung der Farben gibt ein kleiner Knabe, der „kalte und warme Bäume" erfindet, um damit welke und grüne zu bezeichnen. — Rastlos thätig ist bei den Kindern die etymologische Anlehnung fremder Worte und Wendungen an bekannte. Das gibt oft drollige Vermengungen. „Oper" ist für die Kleine ein unbekannter Begriff, so machte sie aus einem „Operngucker" einen „Obergucker". „Heulen und Zähneklappern" hat das Kind noch nie gehört; so wird daraus ein „Neun- und Zehnklappern". Ein kleiner Junge, der nichts von einem Raben weiß, aber schon Kohlrabi gegessen hat, bildet das Wort „kohlrabischwarz", und ein anderer spricht von „Hinterpunction". Ein fünfjähriges Kind wird von der Mutter ermahnt: „Lass das, sonst schilt Tante Bertha", worauf es leise mit dem Worte „Schildkröte" antwortet. Ein kleiner Schuljunge antwortet auf die Frage, was er eben thue: „Ich kujonier Zeitwörter!" Ein kleines Mädchen erhält von der Tante immer hübsche Geschenke. „Ach, Tantchen, du bist immer so gut und schenkst mir was, du bist die reine Schenkmamsell!" Der kleine Emil ist entsetzt, als er hört, dass Herr Müller „durchgebrannt" sei. Ein anderes Kind bringt das Wort „Amerika" in Beziehung mit „am Meer" und fragt daher, ob dort viel Wasser sei. Dann wieder entstehen gräuliche Verwirrungen, wenn das Schulkind Apostel von Post, Priester von Priese ableitet, oder einen Arbeiter vom Felde „Feldherr" nennt. Diese Denkthätigkeit der Kleinen steigert sich oft genug zur Philosophie. Was kann einfacher und schlagender sein, als folgende Erklärung des kleinen Hans. Mama: „Hans, weißt du auch, was unanständig ist?" Hans: „Ja, wenn jemand dabei ist."

„Sch. u. H."

Foppen!

Ein Alpenidyll.

Heumahd auf der Alm! Das Arbeiten geht uns nichts an, wenn sie aber Feierabend gemacht haben und ihre Gemüthlichkeit hervorsuchen, gesellen wir uns zu ihnen. Vielleicht hören wir schalkhafte Sachen.

In der Schutzhütte wird gerade das Nachtmahl gekocht — ein fetter Brennsterz, wenn man rathen darf! Vor der Hütte stehen, lehnen, sitzen und liegen sie umher und thun den Stachei steigen lassen. Mit einem Stabe hat er tagsüber die Mahden auseinandergeworfen, der Stachei, und jetzt verdient er das Rasten so gut wie die anderen.

Ja, der Stachei! Das ist ein feiner Bursch! Auf den fliegen sie nur so, die Weiberleut, wie die Mucken auf Zucker — und der Stachei schmunzelt. Seinen Hut putzt er auf. Kohlröserln und Wildnelken! Hat eine Bedeutung! Paar Geierfedern! Hat auch eine Bedeutung! Der Stachei schmunzelt. Er ist einer von denen, die — na, man braucht ihn bloß anzusehen, wie er dasitzt auf dem Pflock und hineinlächelt in seinen Hut. Beschreiben kann man ihn nicht, dafür ist er zu hübsch; den Maler müßt' man dazulassen. Und richtig, da haben wir ihn leibhaftig, wie er sich selber befiedert und bekränzt, und wie ihn seine Kameraden bewundern.

Also beißt der Hager-Toni in sein Pfeifenbein und sagt: „Ei, ei, der Stachei richtet sich halt schon wieder zusamm' für die Untermüller-Lieserl!"

„Freilich!" gröhlt der Stachei und schlägt verschämt die Augen nieder.

„Die Lieserl wird schon nimmer derwarten können auf dich", sagt der Scheibel-Steff. „Zu der sollst heut noch hinab."

Die zweite Abhandlung gewährt Einblicke in das Leben und Streben des seiner Zeit weit berühmten wissenschaftlichen Vermittlers zwischen Deutschland und England, H. C. Robinsons, des persönlichen Freundes fast aller deutschen Dichter und Denker am Anfange unseres Jahrhunderts. Die Schilderungen seines Verkehrs mit den Heroen deutscher Dichtkunst und Philosophie werfen Streiflichter auf die damaligen literarischen Verhältnisse Deutschlands, speciell Weimars und Jenas.

Von Interesse dürfte das Urtheil sein, das Professor Edward Dowden, Lehrer der englischen Literaturgeschichte in Dublin und Verfasser von „Shakespeare's Art and Mind", „Life of Shelley" ꝛc., über die Studien, speciell über die dritte, eine Abhandlung über die englischen Seeromane, Matrosen- und Seelieder, abgegeben hat. Er schreibt dem Verfasser: Es ist ein glücklicher Gegenstand, den sie beleuchtet haben, und Ihr Essay füllt eine Lücke in der Literaturgeschichte aus. V.

Der Wirkungskreis des Weibes. Von Ella Hruschka. Verlag von „Schule und Haus", Wien.

Die Schrift weist zunächst nach, dass die Frauenbewegung etwas Gewordenes sei, das mit geschichtlicher Nothwendigkeit auftritt, einerseits als die Folge des allgemeinen Bildungsfortschrittes, andererseits als das Ergebnis der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Sie untersucht ferner, ob und wie weit dieses Gewordene die Berechtigung habe, sich weiter zu entwickeln, und beleuchtet zu diesem Zweck die Aufgabe, welche den Frauen in der menschlichen Gesellschaft zukommt. Die Aufgabe des Weibes im allgemeinen ist: die Sitte zu hüten und das Schöne zu pflegen, in und außer uns. Die Aufgabe des Weibes im besonderen, nämlich als Gattin ist: die Pflichten der Hausfrau und Mutter zu erfüllen. Die vielen Frauen, welche unverheiratet bleiben, können sich aber nur zum Theile in ihrem natürlichen Wirkungskreise bethätigen und sind auf Selbsterhaltung angewiesen. Das weibliche Erwerbsgebiet ist jedoch unzureichend. Da nun in einem gesunden Staatswesen keine productive Kraft unbenützt bleiben soll und es das angeborene Recht jedes Individuums ist, dass die Grenzen seines Arbeitsgebietes nur durch die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit bedingt sind, so muss das Weib durch seine Arbeit selbständig gemacht und sein Wirkungskreis über einen beträchtlichen Theil des öffentlichen Arbeitsgebietes erweitert werden. Die Verfasserin gibt nun in Kürze eine Darstellung der bisherigen Ereignisse der Frauenbestrebungen. Sie verlangt, dass Mann und Weib einander geistig ebenbürtig gegenüberstehen, dass daher den Frauen, abgesehen von der praktischen Verwerthung der Studien, die höchste Bildung zugänglich gemacht werde — und kommt endlich zum Schlusse, dass das Weib nach edler Weiblichkeit zu streben, d. h. ihre allgemeine Aufgabe zu erfüllen habe. E. S.

Goldfliege. Roman von R. Freiherrn von Seydlitz. Mit Illustrationen von F. Wahle. (München. E. Albert & Co.)

Der Verfasser des Romans, R. v. Seydlitz, ist Realist, Phantast und Humorist zugleich.

In ungleichwertiger Schilderung entwirft er in dieser Erzählung ein pikantes Bild aus dem Junggesellenleben der höhern Stände, jener großstädtischen Kreise, in denen die Jagd nach Genuss mit der Jagd nach Geld Hand in Hand geht Die gähnende Kluft, die den Reichthum vom Elend trennt, der grundlegende Unterschied des sesshaften städtischen Philisterthums und der wildbewegten Laufbahn der Artistenwelt wollen zur Darstellung gebracht werden. Die Illustrationen nach französischer Art sind nachgerade widerlich. V.

Die uns kürzlich zu Handen gekommene neue Serie der **Bibliothek der Gesammtliteratur**, Verlag von Otto Hendel, Halle an der Saale, jetzt bis zur Nr. 597 angewachsen, bringt Folgendes: Der arme Mann im Toggenburg. Herausgegeben von Ludwig Zürn. Arthur Schopenhauer, Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften. Skizze einer Geschichte der Lehre vom Realen und Idealen. — Fragmente zur Geschichte der Philosophie. — Über die Universitätsphilosophie. Bret Harte, Argonautengeschichten. Deutsch von Johann Hoops. Das Glück des Brüllerlagers. Die Verbannten von Poker Flat. Miggles. Tennessees Compagnon. Die Idylle im Rothen Thal. Brown von Calaveras. Aus Webers Demokritos. XXII. Bändchen (Schluss). Todesbetrachtungen und die Todesfurcht in ihrer Lächerlichkeit. Komische Grabschriften. — Henrik Ibsen, Ein Puppenheim. Schauspiel aus dem Norwegischen von J. Engeroff.

---

und Gedanken scheint unerschöpflich, die Kraft der Gestaltung scheint nie zu erlahmen, das Ganze, wenn manchmal auch durch ein zuviel des Guten, eine übrigens echt epische Ausführlichkeit, ermüdend wirkt, ist doch ein Werk aus einem Guss, und der Mann, der diese reiche Welt vor unseren Augen entfaltet, scheint sie von dem Gipfel eines hohen Berges ruhig und doch mit mächtiger, inniger Erregung und Theilnahme zu überschauen. Man bedenke, dass Joachim in den „Brüdern" ein Abbild des gesammten schweizerischen Volkslebens in seinen Höhen und Tiefen geschaffen hat. Wir sehen hinein in das sogenannte freie politische Leben des republikanischen Volkes; wir sehen es bei der Politik, am Conferenztisch, bei den alle Leidenschaften entfesselnden politischen Wahlen; wir sehen es in Handel und Wandel, am Wirtstisch und auf dem Jahrmarkt, in der Kirche und vor der Kirche, auf dem Tanzboden und in der Familie. Wir sehen es mit an, wie in ein altes, weltabgelegenes Dorf die neue Zeit mit ihren Eisenbahnen, Fabriken, mit ihren Actien und verführerisch hohen Procenten einzieht, aus dem ackerbauenden Dorfe einen Fabrikort macht und damit das ganze Dorf für eine Weile auf den Kopf stellt. Wir blicken in die Gemeinderathssitzung hinein, wo Leute, die weder lesen noch schreiben können, über Schulangelegenheiten berathen. Der Kampf des Ultramontanismus gegen die freieren Geistern entfesselt sich vor uns in seiner ganzen Heftigkeit und Leidenschaft. Dorf und Stadt, alte Überlieferung und modernstes Streberthum, Einfalt und Raffiniertheit stehen sich gegenüber — das alles bietet der reiche Inhalt dieser Volksgeschichte, die uns bis auf die letzte Zeile nicht loslässt und mit ungewöhnlichem künstlerischem Sinne componiert ist. Denn sie zerfällt in zwei an Umfang und Tonart grundverschiedene Theile. Der erste, der die Geschichte des leidenschaftlicheren und thatkräftigen Bruders gibt, ist ebenso reich bewegt, gleichsam übersprudelnd, wie der zweite, der die Geschichte des beschaulichen und philosophischen Bruders enthält, still und idyllisch dahinfließt, die Vergangenheit vom Standpunkte eines beruhigten und geklärten Weisen überschaut.

Joachim ist kein radicaler Gegner der Kirche, er ist keiner jener Aufklärer, die von Religion überhaupt nichts wissen wollen, er erkennt rückhaltslos ihre Bedeutung an. Aber er hat geläuterte Begriffe von der Religion, sein Christenthum fühlt sich empört bei dem Anblicke des Treibens der Hetzcapläne, und darum weist er nach, was für Unheil sie anrichten.

So viel aus einem Urtheile M. Neckers über dieses Werk.

Sagen Niederösterreichs. Gesammelt, erzählt und erläutert von P. Wilibald Ludwig Leeb. Erster Band. (Wien. Heinrich Kirsch. 1892.)

Dass die volksthümliche Dichtung, die Sagen und Märchen und Schwänke mitinbegriffen, politisch sich nicht abgrenzen lasst, beweist wieder dieses Werk. Wir finden in den „Sagen Niederösterreichs" die deutschen Alpensagen überhaupt wieder. Doch stößt man hie und da auf ein oder das andere Stückchen, welches uns bisher nicht bekannt war, so besonders in den „frommen Sagen". Die Darstellung ist schlicht und volksthümlich und verschmäht jegliche Ausschmückung. Darin liegt ein Wert der Sammlung. Ein noch größerer Wert derselben besteht in den Anmerkungen, welche uns wissenschaftliche Aufklärung geben, soweit das auf dem dunklen Gebiete möglich ist. Ein poetischer Anhang, in welchem mehrere Sagen rhythmisch behandelt sind, sowie ein fleißiges Sach- und Ortsregister bilden den Schluss der verdienstlichen Arbeit.

M.

Die Zukunft unseres Volkstheaters. Unter diesem Titel veröffentlicht Anton Bettelheim bei F. Fontane & Co. in Berlin zehn Aufsätze, die in den Jahren 1882/92 in Wiener Blättern erschienen sind. Diese Aufäze sind weder veraltet noch zusammenhangslos, sie behandeln das Wiener Volkstheater der Gegenwart, vorbereitend auf ein solches der Zukunft. Das Buch — das ist es geworden, — zielt auf das Raimundtheater ab, welches eben im Entstehen ist. Ein genauer Kenner der Bühne und feinsinniger Kritiker der Stücke und Darstellung weiß Bettelheim selbst dem Nichtwiener vielfach für das Wiener Volkstheater zu interessieren, wie jawohl auch die Frage nicht bloß localer Natur ist.

M.

Drei Studien zur englischen Literaturgeschichte. Von Th. A. Fischer. Inhalt: Roger Ascham. Erinnerungen eines Jenenser Studenten. Über den Einfluss der See auf die englische Literatur. (Gotha. Fried. Andr. Perthes. 1892).

Die erste Studie „Aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth" schildert Leben, Werke und Bedeutung eines als Mensch, Schriftsteller und Reformator des Erziehungswesens gleich hervorragenden Zeitgenossen jener glanzvollen Periode englischen Geisteslebens und bietet namentlich für Pädagogen und Schulmänner ein ganz besonderes Interesse.

In gerechter Fehde. Zeitgedichte von Anton Ohorn. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.)

Auf dem Pegasus. Gedichte von Haesceha. (Köln. Fritz Greven. 1892.)

Aus dem Paris der dritten Republik. Bilder und Skizzen von Paul Lindenberg. (Leipzig. Ph. Reclam.)

Wohlstand für alle. Eine sociale Studie. Erste und zweite Auflage. Von Dr. Sturm. (Berlin. Dr. Sturms Bücherverlag für persönliche und sociale Gesundheitspflege.)

Das goldene Zeitalter des Gewerbes. Vortrag, gehalten im niederösterreichischen Gewerbeverein von Heinrich Glückmann. (Wien. Niederösterr. Gewerbeverein. 1892.)

Eine Erinnerung an Dr. Leopold Karl Schulz von Straßnitzki. Von A. W. Grube. (Langensalza. „Blätter für erziehlichen Unterricht.")

Katechismus des Guten Tons und der feinen Sitte. Von Eufemia v. Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. (J. J. Weber in Leipzig.)

Völkermarkt in Kärnten und Umgebung. Bearbeitet von J. Berger. (Völkermarkt. Verschönerungsverein. 1892.)

Die Brennerbahn. Innsbruck, Bozen, Ala, Verona. — Eisackthal, Etschland und Fassaner Dolomiten. — Riva und Arco Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 51 Abbildungen im Text, 14 Tonbildern und einer Orientierungskarte. (Hartleben. Wien.)

Illustrierter Reisekatalog. Verzeichnis bewährter Reisehandbücher und Führer, Routen- und Touristenkarten, sowie Reisebeschreibungen, Prachtwerke, Atlanten, Conversationsbücher ꝛc. Ausgabe 1892. (K. F. Koehler. Leipzig.)

Volkskatechismus für den Allgemeinen deutschen Schulverein von Karl Pröll. (Braunschweig. Appelhans & Pfenningstorff. 1892.)

Bocks Buch vom gesunden und kranken Menschen. Fünfzehnte, stark vermehrte Auflage. Vollständig in 20 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger. 1892.)

Koch- und Wirtschaftsbuch der deutschen Hausfrau. Herausgegeben von Caroline v. Friesen. (Düsseldorf. Felix Bagel.)

Westermanns Illustrierte Monatshefte. 36. Jhrgang. (Braunschweig.)

Eltern-Zeitung **Schule und Haus.** Zeitschrift zur Förderung der Erziehung und des Unterrichtes. Herausgegeben von Eduard Jordan. IX. Jahrgang. (Wien. I. Mayseder gasse 6.)

Meyers Kleiner Hand-Atlas. (Leipzig. Bibliographisches Institut.) Achte Lieferung.

Iduna. Zeitschrift für Dichtung und Kritik. Herausgegeben von der Freien deutschen Gesellschaft für Literatur in Wien. (Leipzig. Literarische Anstalt August Schulze.)

Wiener Kindermode. Erster Jahrgang. (Wien.)

Die goldene Mittelstraße. Unabhängiges Organ für Bürger und Bauern. Herausgeber Eduard Fritsch. (Aussig.) Erscheint am 15. jeden Monats.

Weltausstellung Chicago 1893. **The Exposition Graphic Chicago.** A Quarterly Edition of the Graphic, an illustrated weekly newspaper. Deutsche Ausgabe. Große illustrierte Zeitung. (Leipzig. K. F. Koehler.)

Postkarten des „Heimgarten".

H. H., Ostrau. Die angedeuteten „Geschichtsphilosophischen Gedanken" finden Sie in den „Grenzboten". Dieselben enthalten im ganzen außerordentlich viel Wahres. Wir hätten nur gewünscht, dass zur persönlichen Bekräftigung des schriftstellerischen Muthes, der hier erfrischend zu Tage tritt, der Autor sich genannt haben möchte.

P. K., Fiume. Sie wundern sich darüber, dass die Menschen so selbstsüchtig sind? Wir wundern uns darüber, dass sie es nicht noch mehr sind; sie würden es gewiss sein, wenn nicht ein unerschöpflicher Quell von Güte, von allgemeiner Liebe vorhanden wäre, der aus dem Geiste Gottes fließt.

F. L., Klagenfurt. Utopie sagen Sie? Wie bequem ist dieses Wörtchen für den Philister, der sich gar nichts vorstellen kann, als was seine alltägige Umgebung ihm zeigt, der fest davon überzeugt ist, dass stets alles beim Alten bleibt und nichts sich mehr ändern kann. Vor tausend Jahren war in Deutschland ein Culturleben im heutigen Sinne ganz undenkbar. Vor sechzig Jahren noch waren Dampfkraft und Telegraph Utopie, vor zehn Jahren war das elektrische Licht, das Telephon noch Utopie. Vor zweihundert Jahren war ein regelmäßiger Postverkehr zwischen den europäischen Hauptstädten noch Utopie, und heute? — Dreist kann man annehmen, dass auf Erden mehr Gutes möglich ist, als was die Leute wollen.

Der blinde Musiker von Wladimir Korolenko. Aus dem Russischen von A. Markow. (Bibliothek der Gesammtliteratur, Otto Hendel, Halle a. S.) Diese Erzählung schildert den geistigen und seelischen Entwickelungsgang eines Blindgeborenen mit außerordentlicher Naturtreue und großer psychologischer Feinheit. Wunderbar versteht es der Verfasser, die zartesten Saiten der menschlichen Seele anklingen zu lassen und uns einen Blick zu eröffnen in das innere Empfindungsleben eines des physisch und psychisch wichtigsten Sinnes entbehrenden Wesens. Dazu kommt noch die hervorragende Begabung Korolenkos für poesiereiche, von einem leisen Hauch der Schwermuth durchzogene Schilderungen seiner russischen Heimat, indem er in stimmungsvollen Zügen den typischen Charakter seiner Landsleute wiederzugeben versteht. V.

Im Zukunftsstaat. Lustspiel in vier Acten von Gottfried Doehler. (Plauen F. E. Neupert 1892.)

Das Lustspiel, im nächsten Jahrhundert spielend, führt den erträumten Zukunftsstaat in humoristisch-satirischer Weise ad absurdum und behandelt einen Familienconflict, dessen Hintergrund im ersten Act der Ausbruch der Revolution bildet, im zweiten und dritten Act die neue Ordnung (resp. Unordnung) der Dinge und im vierten die Gegenrevolution. V.

Wider unseren Erbfeind. Aussprüche derer, die ihn erkannt. Gesammelt von Hermann Blocher. Adolf Geering. Basel.

Unter diesem Titel erschien eine Sammlung von 300 Aussprüchen berühmter und hervorragender Männer, die gegen das alte deutsche Erbübel, den Genuss geistiger Getränke, gerichtet sind. Wir finden alle Literaturen vertreten und alle Seiten der Alkoholfrage berücksichtigt. V.

Von A. Heilmann, Leiter des Curses für alpines Zeichnen im „Österr. Alpenclub", ist bei G. Freytag & Berndt in Wien ein Werk erschienen, das sich die Aufgabe stellt, Fertigkeit im Skizzieren nach der Natur im Laien zu entwickeln und auch Vorgeschrittenen die weitere Vervollkommnung zu ermöglichen.

A. Heilmanns Alpine Zeichen-Studien bieten in fortschreitendem Stufengang Bilder aus unseren Bergen zum Nachzeichnen und wir können sie als eine Schule empfehlen, die vielen eine willkommene Gabe sein wird. V.

Der Schutz der landschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands. Von Ernst Rudorff. (Berlin. Allgemeiner deutscher Verein. 1892.)

Im Allgemeinen Deutschen Verein (Berlin) hat sich ein Schutzausschuß gebildet, welcher der Vertiefung des Verständnisses und der Liebe für das deutsche Land bezweckt. Derselbe hat zur Aufgabe den Schutz der landschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands, auch der einheimischen Thier- und Pflanzenarten, die Erhaltung und Weiterbildung des Überkommenen in Gebräuchen, Sitten, Trachten und Bauweise. — Dieses löbliche Unternehmen sei dem Interesse unserer Leser auf das Wärmste empfohlen. M.

Kefyr. (Unabgerahmte Kuhmilch.) Im Verlage der Kaukasischen Kefyr-Anstalt in Breslau ist eine kleine Abhandlung über „Kefyr. Ein Hausgetränk zur Stärkung und Ernährung für Gesunde und Kranke" erschienen.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Der Schmied von Rolandseck. Volksschauspiel in drei Aufzügen von Franz Keim. (Wien. Karl Graeser 1892.)

Im Strome der Zeit. Dramatische Dichtung von Peter Philipp. Zweite Auflage. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1892.)

Eine versinkende Welt. Dramatische Dichtung von Peter Philipp. Zweite Auflage. (Leipzig. Literarische Anstalt. 1892.)

Antike Lustspiele. Die Philosophen. — Die Satire. — Malermodelle. Von Friedrich Roeber. (Leipzig. Julius Bädeker. 1892.)

Ramphold Gorenz. Ein deutsches Gedicht aus der Hussitenzeit von Karl W. Gawalowski. Zweite Auflage. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.)

Deutsche Vermächtnisse und deutsche Versäumnisse von Karl Pröll. (Berlin. Hans Lustenöder. 1892.)

Heimgarten

12. Heft. September 1892. XVI. Jahrg.

Poesie.

Novelle von E. Salburg.

> Ein süßes Wort, ein sanfter Ton
> Zog leise durch mein Leben,
> Im Vollmondlicht als Knabe schon
> Hört' ich sein holdes Weben.
>
> A. Christen.

Es ist etwas Seltsames um dieses Wort. Ein sanfter Hauch, wie Veilchenduft und milder Mondesglanz, ein Gruß, wie vom ewigen Frühlingsmärchen, weht aus ihm entgegen. Poesie. Sie ist nicht der Dichter ausschließliches Eigenthum, und mancher, der sie gepachtet zu haben glaubt, hat doch nur ein recht geringes Theil von ihrem echten Zauber abbekommen. Aber hinwieder gibt es auch Menschen, über deren ganzem Dasein dies geheimnisvolle Empfinden wie eine ewige, gedämpfte Festesstimmung, liegt. Einfache Menschen! In der ungesuchten Einfachheit des Denkens und Handelns tritt alles Ungewöhnliche doppelt bedeutsam zutage. Solch ein Geschöpf, mit der gleichmäßigen, fast allzustillen Anmuth des Betragens und den nachdenklichen Augen, die gleichsam nach innen schauen, war Elisabeth Högglin, das Mädchen, welches sie in der kleinen, spießbürgerlichen Stadt, im lauten Kreise der ehrsamen Honoratioren, dem ihre Eltern angehörten, am wenigsten beachteten. Sie verschwand unter den sehr geputzten Töchtern und Töchterchen der Bürger mit ihrer tollen Munterkeit und ihrem schiefen Anstandsknixe, denn sie war immer ruhig, wie ablehnend. Nie über die kleine Stadt hinausgekommen, wo ihr Vater einer der ersten Honoratioren war, unberührt vom raschen, stürmischen Pulsschlag der Metropole wuchs sie auf und sog die lärmende

C. C., Wels. Es hat sich der vielbeneidete Milliardensegen des Deutschen Reiches bereits in eine Schuldenlast umgewandelt. Die „Deutsche Rundschau" (Mai 1892) thut dar, dass nach gänzlicher Schuldenfreiheit, die bis zum Jahre 1875 währte, für das Etatsjahr 1891/92 eine Zinslast von 54½ Million Mark entstanden ist. So geht es.

S. A., Altona. Ob der Mensch in der Sprache denkt oder in innerem Schauen? Eine interessante Frage. Theilweise Antwort darauf gibt G. Rümelin in seinem Aufsatze „Über die Arten und Stufen der Intelligenz". (Berlin Geb. Partel.)

J. O. H., Oppeln. Die Mathematik, sagen Sie, sei der beste Prüfstein für den Grad der Intelligenz bei der Jugend. Sie sind gewiss Mathematik-Professor. Strauß, Schopenhauer, Goethe u. s. w. müssen gar vernagelte Köpfe gewesen sein, weil sie für Mathematik kein Talent gehabt haben. Goethe bekannte, dass ihm die Mathematik geradezu abstoßend und unzugänglich sei. Nun ja, er war eben ein Dichter.

D. B., Dornbirn. Wichner hat recht: Herzog Friedrich zu Innsbruck, der mit der leeren Tasche, konnte mehr, als unsereiner, er konnte nämlich ein Dach vergolden (das goldene Dachel), unsereiner kann nur eine Uhr versilbern in der höchsten Noth. Daraus ersehen Sie, dass die leere Tasche eines Fürsten nicht so schlimm gemeint ist, als die eines deutschen Poeten.

D. R., Harechsketten. Der ungebildete Bauer von heute ist Ihnen ein „Culturhindernis", darum fort mit ihm. Dem Gebildeten bestreiten Sie die Fähigkeit, das beschwerliche und immerhin entsagungsvolle Leben des Bauers zu führen. Grund und Boden wollen Sie aber doch rationell ausnützen. Wie gedenken Sie denn das zu machen?

R. K., Ottenhöfen. Um öffentlich so entschieden für eine bestimmte Art von Naturheilkunde einzutreten, mangelt uns Wissen und Erfahrung. Ein paar Beispiele stellen eine Sache noch lange nicht fest, berechtigen höchstens nur zu einer persönlichen Meinung, die wir übrigens mit Ihnen theilen.

M. O., Graz. Der Urheber der schönen Frauenkogelwarte bei Judendorf ist Franz Goldhan, welcher für den Fremdenverkehr und für die Touristik in unseren Alpen schon manches Verdienstliche geleistet hat. Ueber die Frauenkogelwarte werden wir noch sprechen.

R. L., Meran. Nein, nicht von „sich gescheuht haben" (vor Unvernunft) kommt das Wort gescheit, sondern von Scheiden, es heißt so viel als geschickt im Scheiden, im Unterscheiden. Sowie das Wort dumm (früher thumb) von dumpf, stumpf, dumper (dämmernd) kommen dürfte.

* Emil Mario Vacano's Freunde sammeln Beiträge für ein Grabdenkmal des beliebten Schriftstellers. Die Verehrer desselben, und solche gibt es gewiss viele, mögen ihr Scherflein nach Karlsruhe an den Redacteur Herrn Friedrich Gutsch einschicken. Die Beiträge werden in der Karlsruher Presse bestätigt. — Der „Heimgarten" bringt demnächst eine Charakterisierung des merkwürdigen E. M. Vacano, der als Mensch nicht minder, denn als Schriftsteller Interesse verdient.

M. K., Meran. Einbanddecken für alle Jahrgänge des „Heimgarten" sind im Verlage „Leykam" in Graz und durch alle Buchhandlungen zu haben.

J. u. B., Wien. Die umständlichste und ungeschickteste Postverpackung für Hefte, Zeichen- und Notenblätter u. s. w. ist die in Rollen. Ein einmal enge zusammengerolltes Blatt bringt man nicht mehr ins Gleiche. Besonders Bilder werden durch die Rolle gänzlich verdorben. Die betreffenden Absender möchten sich das merken.

D. D. Abg. Schlägt nicht in unser Fach.

* Druckfehler im Aufsatze „Matthias von Lexer": anstatt Formans muss es heißen: Fromanns, anstatt Freiberger: Freiburger-Universität, anstatt Königreich Böhmen: Baiern.

* Bitten unverlangt Manuscripte nicht einzuschicken; wir können nicht dafür bürgen.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

schaft höchlich hervorgethan", zu verzeichnen; die Chronik war trocken und selbstzufrieden. Dies kümmerte das Mädchen nicht. Unwillkürlich wob seine eigene scheue, kindliche Phantasie Sagen und Geschichten um diese Stätten, die Jahrhunderte vorüberziehen gesehen. Da war vor allem ein altes Haus, wohl das älteste der verwitterten Gesellen. Es lag im Mittelpunkte der Stadt und doch ziemlich wie eine eigene kleine Welt für sich abgeschieden, denn rund umher lief der große, der Stadt gehörige Falkengarten, so genannt nach dem uralten „Falkenheim" selbst, dem Hause, in dem ein Grafengeschlecht gewohnt. Nun schlief es längst „in steinernen Särgen", sein Besitz gehörte dem Städtchen. Es wusste aus dem wunderlichen Gebäude nicht viel zu machen, die Zimmer waren niedrig, winkelig und dämmerstille, lange Gänge durchkreuzten sie überall. Viele der Wohnungen standen leer, insbesondere für den ersten Stock hatte sich lange kein Bewohner gefunden. Die Kleinstädter, vom ersten bis zum geringsten, thaten sich gerne in den „neuen Wohnungen" groß und für die kleinen Leute waren die Räume zu ausgedehnt und schwer heizbar. Dennoch lag für ein Träumergemüth, das sich nun einmal mit dem seltsamen Baue beschäftigen wollte, ein räthselhafter Zauber über der einsamen Stätte.

Elisabeth Högglin befand sich von Kindheit an im Banne dieses Zaubers. Sie war oft durch die dunkelnden Zimmer gegangen, aus den Holznischen hatten blasse Bilder sie eintönig angelächelt, die krummen Ecken und Erker schienen ihr lauschige Winkel voll Ahnungen und Geschichten. Der ungeheuere Garten draußen war lange brach gelegen. Niemand fand Gefallen an seinen regellosen Gängen und Lauben, man nannte ihn feucht und schauerlich. Die unbeschnittenen Zweige der Ulmen und Eschen klopften an die breiten, kleinen Fenster, zwischen ihnen lugte die kahle Wand des vernachlässigten Hauses traurig hervor. Der „Stadtgärtner", welcher nothdürftig für die Erhaltung des Gartens sorgte, weil selber nicht aufgelassen werden durfte, war ein alter, bequemer Mann, den man mit Geringschätzung behandelte. Er wohnte im Eckzimmer des Falkenheims, die übrigen Räume ließ man leer und versperrt. Seine Gehilfen wechselten jährlich, sie jäteten das nöthigste Unkraut aus, pflanzten geschäftlich, ohne Eifer und Sorge, immer dieselben Ranunkeln, Pfingstrosen, großen Veilchen und blassen Monatsrosen in die altväterischen Beete und kümmerten sich weiter um nichts. Der Garten war öffentlich, aber man bemerkte das kaum, er lag stets einsam. Die ehrsamen Lalenbürger, welche alle einem Vereine angehörten, der sich „Wir Gönner des Fortschrittes" betitelte, saßen oder wandelten steif unter den kindlichen Bäumchen der tausend Schritte umfassenden „Neuen Promenade" umher, wischten sich unter den senkrechten Sonnenstrahlen den Schweiß des Gerechten von den Stirnen und klagten über die alberne Klausel, die dem Vermächtnis des letzten Falkenheimers beigefügt war: „Der Garten müsse erhalten bleiben." Welch schönen Bauplatz hätte er gegeben, wie stattlich hätte sich ein „Schlachthaus" oder gar eine „Bierhalle" an seiner Stelle ausgenommen. So meinte vor allem der Rath Högglin; alles, was mit dem Falkenheim zusammenhieng, erbitterte ihn, seine Missgunst lag auch schwer auf dem alten Gärtner. Wenn Elisabeth seine Reden darüber hörte, wechselten die Farben auf ihrem stillen Gesichtchen. Es war, als schmähe man ihr Heiligstes, die andächtige, fast ehrfürchtige Liebe, die sie zu dem Alterthum der Stadt ängstlich verborgen im Herzen trug. Etwas Magisches, fast Geheimnisvolles lag in

Kleinlichkeit als Lebensathem ein. Dennoch bot sie nie den Anblick einer Kleinstädterin, und ähnelte in Nichts ihrer Umgebung. Man übersah sie; sie zählte kaum mit im geselligen und häuslichen Kreise, obwohl sie dem Vergnügen beiwohnte und die Arbeit that, wie die anderen alle, letzteres vielleicht mit mehr Eifer als die anderen. Was sie an ihr auszusetzen hätten, wussten sie selbst nicht genau, nur erschien sie ihnen beschränkt und hochmüthig, weil sie so unsäglich stille war. Niemand bestritt ihr, dass sie anmuthig sei, mit der großen Gestalt, die sich ruhig und edel bewegte, mit den klaren, blauen Zügen und der hohen Stirne. Ihr röthliches Haar lag, gleichgiltig gegen die wechselnden Moden, lose, als schimmernder Knoten im Nacken, die dunklen Augen blickten offen und ernst. Dennoch gab es hier weit schönere Mädchen, von strahlender, wenn auch kurzer Blütezeit. Aber ihr blickte der vornehme Fremde nach, wenn er sich einmal in das Städtchen verirrte. Wie sie mit siebzehn Jahren, von der Confirmation zurückkehrend, vor ihren Eltern stand, schlank, ruhig, mit den Augen, die von innerer Andacht erleuchtet schienen, so blieb sie und gieng, jede Pflicht erfüllend, den vorgeschriebenen Weg. Sie war keine Schwärmerin und keine unverstandene Seele; nichts in ihrem Wesen voll natürlicher Harmonie widersprach sich, oder ließ auf eine Doppelnatur schließen. Von den Anforderungen, die das alltägliche Leben stellt, ließ das Mädchen keine unerfüllt. Im Gegensatze zu jenen, die sich poetisch veranlagt glauben und das Gewöhnliche ungestüm ablehnen oder zu umgehen suchen, zog sie es zu sich heran, und ihr Walten schien es zu veredeln. Es gibt begnadete Hände, die allem, was sie berühren, ihren eigenen Reiz verleihen.

Elisabeth fühlte sich glücklich. Sie blieb ihrer Umgebung fremd und hielt sich zurück, nicht weil sie es so wollte oder vorbedacht hatte, sondern weil ihr überreiches, inneres Leben wenig Zeit für das der anderen übrig ließ. Ihr erschien niemand kleinlich, niemand unangenehm oder untergeordnet. Jenes volle, sanfte Licht, das von ihrem innersten Wesen ausgieng, verklärte ihr auch die Außenwelt. Wohl las sie mehr als andere, und doch noch immer wenig genug. Gelesene oder anerzogene Romantik hält dem Leben nicht Stand. Was dieses Mädchen gegen jede krankhafte Gefühlsverirrung feite, das war das Freie, durchaus Ursprüngliche in seiner Gemüthspoesie. Elisabeth Högglin liebte ihre Wohnstätte. Ihr Herz hieng mit pietätvoller Bewunderung an der uralten Stadt mit den dunklen, krummen Straßen und Gassen, auf deren schlechtem Pflaster die Regentropfen deutlich aufschlugen und die Sonnenstrahlen träumerisch umherhüpften, an der winkeligen Kirche mit dem verblassten Altarbild, am grauen Thorbogen beim vorzeitlichen „Hungerthurm" und an all den ehrwürdigen Häusern mit kleinen Fenstern und engen Vorgärtchen, wo Epheu und Kletterrosen, herbduftende Narcissen und andere altmodische Blumen üppig emporwuchsen. Ihr Vater wohnte in einem der „neuen Häuser"; das war ihr ein großer, wenn auch verschwiegener Schmerz. Sie kannte die Chronik der Stadt und wusste daraus, dass sich hier in den alten Gebäuden ebensowenig etwas Besonderes zugetragen, als anderswo, dass alles immer so ziemlich seinen Alltagsgang gegangen war. Wie jede ehrenwerte und gesittete Stadt, hatte dies Häuflein Häuser seine Epidemien, bei denen so und so viele Menschen verblichen, seine Besuche hochfürstlichster Häupter, „die Ort und Inwohnerschaft mit hoch Dero höchstem Wohlgefallen ausgezeichnet" und seine „Belagerung", bei der sich „die wohllöbliche Bürger-

sie wieder zu jenem vagen Hinträumen, das die Welt um den Träumer in ein Märchen verwandelt. Schritte ertönten auf dem engen Hauptweg, sie achtete ihrer nicht. Es war wohl der Gärtner, er humpelte oft mürrisch ohne Gruß vorbei und sah sie kaum, so gebrechlich wurde er allgemach. Er war es auch, aber nicht allein. Neben ihm schritt ein junger Mann, nicht viel besser, aber viel sorglicher gekleidet als er, Spaten und Metermaß in der Hand, eine hochgewachsene, stattliche Gestalt. Nahe bei der Laube blieben sie stehen. Der Jüngere stieß den Spaten in die Erde und sah sich um.

„Es ist so, wie ich Euch sagte, Oheim", rief er, „viel Fleiß, etwas Geschmack und einiges Geld, und wir verwandeln diesen Garten in einen Park, der Euere Stadt berühmt macht. Guter Gott! Schläft Euer Ehrgeiz oder seid Ihr hier blinde Thoren! Ich sag' Euch, wenn ich hier Gärtner wär' —"

Der Alte lachte spöttisch.

„Sei es, du Narr, mir soll's recht sein, wenn statt eines Fremden mein Neffe in den sauren Apfel beißt. Ich bin um meine Pensionierung eingekommen. Haha! Lächerlich! Wilhelm Vorbeck, der mit achtundzwanzig Jahren wohlbestallter Obergärtner und Leiter der fürstlichen Gärten in W. ist, wird sich freiwillig zum miserablen Verwalter dieser Wüstenei degradieren, für die ihm niemand einen Heller aufwendet."

„Letzteres kann sich ändern, und ersteres, nun Oheim, das «Degradiertwerden» dürfte mir nichts Neues sein", sagte der junge Mann mit finsterem Blick. Als mein Vater, der Pastor, starb, zählte ich vierzehn Jahre, war mit glühendem Eifer mitten in meinen Studien auf der Realschule und musste sie, als das älteste von neun unversorgten Kindern, jäh abbrechen, um ein Handwerk zu lernen, es war bitter, Oheim."

„Ja, mein nobler Bruder fieng immer groß an und brachte nichts zu Ende."

„Still!" gebot Wilhelm schroff. „Ich bin zufrieden. Ich habe Glück gehabt, dank meiner Befähigung die Gartenkunst und noch etwas mehr ohne Kosten völlig erlernt, kann für die Kleinen sorgen und habe es, da ich nicht umgangsbedürftig bin, ertragen gelernt, statt zu dem «Herren»-, zum «Handwerkerstand» zu gehören."

Es zuckte spöttisch um seinen Mund.

„Deine Stellung", begann der Alte —

„ist glänzend für den Beginn", unterbrach ihn Wilhelm kurz, „aber zu bequem."

„Und da willst du sie aufgeben und hier Schutzpatron dieser Wüstenei werden, probier's", höhnte der Gärtner.

Wilhelm zuckte mit keiner Wimper. Er sah mit langem Blick über den Garten hin und seine Augen leuchteten auf.

„Bei Gott, hier ist ein Spielraum für mich", sagte er ernst, „hier ließe sich ein Paradies schaffen, dem Stumpfsinn abtrotzen, wenn es sein muss! Die Stätte ist herrlich und ich — bin frei!"

„Probier's", wiederholte der Alte.

„Warum nicht? Ein paar Jahre zum Versuch bringen sich leicht ein, eine andere Stellung zu finden, ist Kinderei und . . . hier ist es schön", sagte er nochmals innig.

Der Gärtner lachte laut auf und humpelte fort.

Wilhelm blieb stehen, in tiefe Gedanken verloren. Und jetzt, wie er sich aufrichtend mit der Hand über die Stirne fuhr, als wolle er einen Traum verscheuchen, jetzt, was war das? Vor ihm stand ein Mädchen in nonnenhaft einfachem, grauem Kleide, röthliche Flechten im Nacken, aus einem klaren, blassen Gesichte schauten zwei dunkle Augen vollkommen unerschrocken, fast leidenschaftlich beredt

der Anziehung, die diese Stätte auf sie ausübte, sie begriff es selber nicht und suchte es nicht zu enträthseln, ihr ganzes Wesen gab sich natürlich und willenlos diesem Cultus hin. Als Kind hatte sie sich in den Garten geschlichen und, eine kleine Gestalt mit röthlichen Flechten und dunklen, wachsamen Augen, zu dem stummen Hause aufgeblickt, stundenlang; wie eine liebliche, lebendig gewordene Frage an ein Räthsel, stand das kleine Wesen unter den uralten Bäumen. Und später wandelte die stille Gestalt des Mädchens unter ihnen hin, schmiegte sich im dichtverwachsenen Laub auf die morschen Bänke und huschte wie ein süßer Lebenshauch durch die todte Einsamkeit. Sie brachte fast nie ein Buch mit, meist einfaches Arbeitszeug, denn sie durfte nicht feiern; aber während sie ungezählte Male den Faden durch die Leinwand zog, lauschte sie den Stimmen des wilden Laubwerkes, und wenn der Abend ihre Familie in einen der geliebten „Lustgärten“ entführte, dann blieb sie zurück und gieng durch die verwachsenen Gänge. Sie lebte in engstem Bunde mit diesem gemiedenen Orte, ohne sich zu fragen, wie es kam und warum es so war. Und so wusste sie auch nicht, wie viel Dank sie dem Falkenheim schulde, wusste nicht, dass diese Heimat ihres Herzens sie hinderte, sich in der anderen Heimat öde und fremd zu fühlen. Hier in dieser Wildnis blühte dieselbe unwillkürliche schöpferische Poesie, wie im Innersten des Mädchens, hier wehte derselbe Sehnsuchtshauch, wie in ihrer Brust, stillte den der einsamen Seele und machte sie glücklich. Es kam ihr oft der Gedanke, was sich aus dem verachteten Garten machen ließe, wenn eine verständnisvolle Hand sich freundlich seiner Verwilderung hätte annehmen wollen. Sie war für seine Mängel und für die wüste Verwahrlosung nicht blind, ihr Auge irrte traurig über die feuchten, wilden Lauben, die zerbrochenen Götterbilder und die wuchernden Schlingpflanzen. Und wäre der Garten ringsum ein belebtes, fühlendes Geschöpf gewesen, dann hätte er vielleicht mit derselben Wehmuth und Befreiungssehnsucht das liebliche Wesen betrachtet, das sich aus dem Zwang seiner elenden Alltagsverhältnisse unwillkürlich zu ihm flüchtete. Was ließe sich machen aus dir in Freiheit, du verlassenes, gedrücktes, hilfloses Menschenkind. —

Die Jahre giengen hin, und von Elisabeths Schwestern war nur mehr eine daheim, die häuslichste und reizloseste. Elisabeth selbst fand, nachdem sie lange jeden Bewerber im Beginne sogleich abgeschreckt, einen Freier, den sie auf der Eltern strenges Gebot nicht sofort abfertigen durfte. In jenen Tagen kam es ihr zuerst zum Bewusstsein, dass sie daheim überflüssig sei. Auch war der steife Postsecretär „aus sehr guter Familie“, darauf halten die Lalenbürger mehr als der Hochadel, das Ideal eines Schwiegersohnes für das Ehepaar Högglin. So warb er denn langsam und feierlich, im Bewusstsein seines Wertes, um das Mädchen. Und öfter denn je floh es vor diesem Fremden in den Falkengarten, wo es niemand suchte. Was Elisabeth trieb, den vortheilhaften Antrag zu fürchten oder zu fliehen, war wieder nicht ein fester Vorsatz oder eine deutliche Abneigung, sondern jenes alte, unbewusste Zurückschrecken vor der Gewöhnlichkeit.

Es war ein Frühlingsabend und die sinkende Sonne tauchte die Gegend in sattes, rothes Gold, da saß Elisabeth müßig in der dichten Fliederlaube. Blaue und weiße volle Blumentrauben nickten zitternd zu ihr herein und die Erde hauchte den tiefen, feuchtwarmen Athem des Lenzes aus. Die schwere, süße Luft streifte das weiße Mädchengesicht, wie der Kuss des Verführers; und er verführte

nacht, wo der Duft der Sträuche schwer zum offenen Fenster hereinwogte, träumte er, er stände mitten im Garten, halb begraben in einer Fülle von Narcissen, Flieder und Veilchen, aus einem Bosquet dunklen Immergrüns neige sich eine große, schneeweiße Blume, die trage ein zartes Antlitz in ihrem Kelch, und leise, leise klinge es von ihr zu ihm: „Ich habe hier mein ganzes Lebensglück geträumt.“

— — — — — — —

Zwei „Ereignisse“ belebten die Langeweile der Kleinstadt. Wilhelm Vorbeck erhielt die Stelle des Aufsehers über das Falkenheim und Elisabeth Högglin gab dem gefeierten Postsecretär einen Korb, worauf er in stolzer Verachtung ihrer „Beschränktheit“ ihre Schwester heiratete. Elisabeths Leben im Elternhause gestaltete sich trostlos, offene Abneigung begegnete ihr. Der Vater wollte sich nicht mit dem Gedanken aussöhnen, gerade diese einzige, ungeliebte Tochter daheim behalten zu müssen. Dieser Gedanke und seine zunehmende Kränklichkeit machten ihn zu einem schwergereizten, unerträglichen Menschen. Nicht Elisabeth allein litt unter seinen Launen. Auch im Gemeinderath und in den verschiedenen Versammlungen zum Wohle der Stadt ward seine Unverträglichkeit schwer empfunden.

Wilhelm Vorbeck unterbreitete seine Vorschläge und Gefühle betreffs des Falkenheims in schlimmer Stunde. Was er vorschlug, war an sich nichts Besonderes, das fanden sogar einige der Väter der Stadt. Er sprach von dem Werte und der außerordentlichen Schönheit des Gartens und des alten Hauses, von der Thorheit, dasselbe brach liegen zu lassen, und rieth, das Haus für eine Gärtnerei in Stand zu setzen, welche der Stadt großen Nutzen bringen könnte, ein kleines, abgesondertes Theil des Gartens mit einem Gewächshause zu nützlichen Zwecken zu verwenden, den Rest aber zu einem öffentlichen Park. in strengem Rococostil herzurichten, die Zierrathen auszuführen und zu restaurieren, so dass der Stadt ein Besitzthum von bedeutendstem Werte geschaffen würde. Er erbot sich, die Sache in die Hand zu nehmen und forderte dafür weder eine Gehaltszulage, noch sonstigen persönlichen Vortheil. Er verlangte nur, dass jährlich einige hundert Gulden mehr für die Erhaltung des Falkenheims gegeben würden und dass ihm statt zwei, vier Gehilfen zur Verfügung ständen, bis die erste schwere Arbeit gethan sei. Die Honoratioren, welche den Aufseher des Falkenheims tief unter sich stehend fanden und zu der Handwerkerclasse rechneten, erstaunten nicht wenig über die klare Redeweise und die Lebensart des jungen Revolutionärs. Mancher neigte fast hin, ihm zuzustimmen, aber Rath Högglins ausschlaggebendes Wort änderte rasch die Sachlage. Alles wurde abgelehnt. Es bleibe beim Alten, so hieß es, und Vorbeck möge Oberaufseher sein, nach Muster der früheren, oder sich trollen. So der zornige Bescheid.

„So will ich's auf eigene Faust und mit eigenen schwachen Kräften versuchen“, sagte Wilhelm mit kurzem Auflachen und gieng fort.

Schon am nächsten Tage räumte er mit seinen Arbeitern sämmtliche beschädigten Marmorbilder aus dem Garten in das Haus. „Werden sie nicht renoviert, so sollen sie nicht das Auge beleidigen“, dachte er gleichmüthig. Als diese Arbeit gethan war, stand er im Garten und dachte darüber nach, was er wohl mit den leeren Nischen beginnen solle. Dabei fiel sein Blick auf die Laube, aus der jenes Mädchen so plötzlich auf ihn zugekommen war. Ein Monat war darüber verflossen und sie hatte sich nicht mehr eingefunden. Sie wollte ihm nicht begegnen, aus Zartgefühl oder Scheu vielleicht. Aus

zu ihm empor; geisterhaft leise war die Erscheinung über den Rasen herangekommen.

„Thun Sie es, o ich bitte, thun Sie es doch", sagte sie athemlos, wie vor innerer Bewegung. „Schaffen Sie dem Falkenheim sein Recht, Sie haben Augen für seinen Wert."

„Es soll nicht ganz zugrunde gehen, gewiss nicht", sagte Wilhelm mechanisch.

Sein Auge hieng betroffen an diesem ungewöhnlichen Gesichte voll kindlichem Vertrauen und fremder Poesie. Und jetzt fiel ihm bei, wer sie sei. Sein Oheim hatte sie ihm in der Kirche gezeigt, Rath Höggllins, des erbitterten Kleinstädters Tochter, der die Hauptschuld an der Verwahrlosung des Falkenheims trug. Seltsam! Er sah es dem sinnigen Gesichte an, dass es für gewöhnlich den Stempel eines verschüchterten, in sich selbst versunkenen Gemüthes trug. Diese Schüchternheit war nur jetzt augenscheinlich um eines zwingenden Gedankens willen beiseite gesetzt worden, und der Gedanke war derselbe, welcher ihn beim Eintreten in den Garten gefangen genommen. Hier schien er zur Sehnsucht, zur Leidenschaft geworden, die ein Leben ausfüllte.

„Glauben Sie, dass ich es wagen kann, Fräulein Högglin?" sagte er lächelnd. „Ihr Vater hat viel Einfluss, könnten Sie ihn zu freundlichen Gefühlen für dies alte Heiligthum bewegen?"

„Nein", sagte sie offen und ernsthaft.

Diese Offenheit gefiel ihm, sein Blick, der nachdenklich und manchmal etwas traurig war, tauchte tief in die furchtlos bittenden Augen, die zu ihm aufschauten.

„Und die Väter der Stadt, ist ihre Unterstützung und Hilfe denkbar?"

Sie blickte beklommen zu Boden. „Wenn Sie Geduld und Energie hätten und vielen Gleichmuth", sagte sie leise, „und dann ein ausdauerndes, echtes Gefühl für diese Stätte; aber freilich, woher sollten Sie es haben, und warum? Sie werden Ihre schöne Stelle nicht aufgeben."

„Ist sie so schön?" bemerkte er bedachtsam. „Da Sie nun einmal gelauscht haben, Fräulein, will ich es Ihnen offen sagen, Ihnen, als Schutzgeist dieses Ortes, ich werde es wohl thun müssen. Aus Selbsterhaltungstrieb; denn erstens lockt mich diese Wildnis an, und dann, Sie hörten es ja, ich ward aus meiner Bahn gelenkt, bin statt eines Professors ein Arbeitsmann geworden, aber der alte Trieb, das schönste und beste aus jeder Beschäftigung herauszufinden, der blieb mir treu. Ich hätte als Gelehrter nicht Alltagsbücher gelesen, und will als Gärtner nicht Alltagsgärten hegen, hier ist ein besonderes Ding für sich, das die gewöhnliche Arbeit veredelt, etwas wie Poesie. — Mich drängt's, es zu wagen."

„Ich danke Ihnen", sagte sie aufgeregt und das Blut schoss heiß in ihre weißen Wangen. „Im Namen des alten Herrn, dem es gewiss weh gethan, hätte er gesehen, wie pietätlos man sein Vermächtnis behandelt — und im eigenen. Ich habe hier mein ganzes Lebensglück geträumt."

Sie sagte das willenlos und wusste selber nicht, wie es ihr jäh zum Bewusstsein kam, das Unausgesprochene ihrer innersten Seele. Und ihre Augen füllten sich plötzlich mit Thränen, obwohl sie seit Jahren nicht geweint.

Seine Augen hiengen sehr ernst, fast andächtig an dem bewegten Gesichtchen.

„Ich will es wagen", sagte er nochmals.

Sie war fort, so rasch und still, wie sie gekommen.

Er gieng noch lange unter den Lauben umher, und in der Nacht darauf, in der süßen, stillen Sommer-

darauf. In seinem Testamente war Elisabeth bedeutend verkürzt; unter ihrem kargen Erbtheil fand sich auch ein Los, das der Rath längst wertlos erachtete. Wilhelm Vorbeck führte ein Mädchen, das verwaister war als die ärmste Waise, in das alte Falkenhaus. Sie waren beide arm, und vor Elisabeth lag mehr Arbeit, als sie je verrichtet. Trotzdem schwebte es wie ein Hauch von Glück und tiefem Frieden über ihnen. Wilhelm hatte Kletterrosen an die Mauern gepflanzt, sie rankten sich empor und mitten herein zum Fenster der jungen, blonden Frau mit dem ernsten Lächeln und den immer fleißigen Händen. Die Träume ihrer Kindheit hatten sich bewahrheitet; sie waltete an der Stätte, die ihr immer ein Heiligthum gewesen. — Wenn etwas das Glück dieser beiden seltenen Menschen trübte, die so unscheinbar und unbeachtet durch die Menge dahinschritten, wie es die echte Poesie immer zu thun pflegt, so war es der Schmerz, dass die Verwandlung des Gartens so unsäglich langsam fortschritt, obwohl die Arbeit aufreibend war.

„Mich zog es immer hieher", sagte Elisabeth, als sie abends am Jahrestag ihrer Hochzeit unter den Bäumen standen, „als wüsste ich, dass ich hier mein Lebensglück finden würde; der Falkengarten hat mir so viel geschenkt und ich kann ihm nichts dafür geben."

Sie irrte. Der Tag der Vergeltung kam. Es fand sich eines Tages, dass Elisabeths Los gezogen worden war, und sie verfügte über ein, wenn auch nicht großes, so doch sicheres Capital, dessen Zinsen ein kleines Einkommen lieferten. Was die Stadt nicht hatte thun wollen, das that Elisabeth Högglin. Sie behielt nur den kleinsten Theil der Zinsen für sich und gab das übrige für zehn Jahre hin, damit der Garten das würde, was Wilhelm träumte. Da giengen den Lalenbürgern plötzlich die Augen auf über die Schätze, die sie in ihrer Stadt besaßen. —

Und als das alte Falkenheim sich in seiner ursprünglichen Pracht wieder erhob, als Fremde den berühmten Garten aufsuchten und die Blumen in den anstoßenden Glashäusern weit fort verkauft wurden, nannte man den wunderlichen Gärtner und das Mädchen, welches den Honoratioren durch seine Missheirat solche Schande gemacht, als die Gründer dieser Herrlichkeit. Sie aber blieben zurückgezogen, fremd, fast scheu. Jener sehnsüchtige Zug von Wehmuth und Poesie, der sie vereint hatte, webte fort durch ihr stilles Dasein. Sie hätten beide sagen können: Wir haben unser ganzes Lebensglück — geträumt.

Gleichgiltigkeit gewiss nicht. Was würde sie empfinden, wenn ihr ihres Vaters Beschluss zu Ohren käme? Woran sie zuerst denken würde, an den Schaden, der dem Garten erwuchs, an die gekränkten Gefühle des Gärtners? Er lächelte mit flüchtiger Bitterkeit. Sie war gewiss trotz allem und allem zu viel ihres Vaters Tochter, als dass er, Wilhelm Vorbeck, der mit eigener Hand rüstig arbeitete, in ihren Gedanken etwas anderes sein konnte, als eine nützliche Maschine. Langsam gieng er über den Rasen, die letzten Jasminblüten an den Sträuchen sprachen mit ihrem überreifen Dufte davon, dass der Juni im Schwinden sei. Die Luft war stille. Da sah er Elisabeth Högglin plötzlich wieder auf sich zukommen, wie damals, mit den beredten Augen und dem röthlichen Glanz ihrer Flechten.

Wie gebannt blieb er stehen, bis sie dicht vor ihm war.

„Ich weiß alles", sagte sie kurz abgebrochen. „Was werden Sie thun?"

„Fest bleiben, arbeiten, Fräulein, mit eigener Hand."

„Ich danke Ihnen, Sie sind gut", rief sie hastig.

Wilhelm sah sie gedankenvoll an.

„Nicht so sehr. Einst wird die Stadt wegen dieses Gartens berühmt sein, dann wird man auch meinen Namen nennen, aber viel Mühe und Sorge, viel Zeit, Fräulein Högglin. Ich werde drei Jahre zu dem brauchen, was ich mit Hilfe in einem Jahre vollbrächte!"

„Werden Sie nicht verzagen?"

„Nein, wenn ein Bundesgenosse sich für meine Arbeit interessiert, mit mir denkt, nachsieht und sich freut; der müssen Sie sein, mein Fräulein."

„Ich will es", sagte sie ohne Zögern mit jener ernsten Einfachheit, die ihrem Wesen einen seltenen und bestimmten Charakter aufdrückte.

„Ich will es."

Dann giengen sie zusammen durch das dichte, wilde Grün, und er zeigte ihr im Hause die lange Reihe der verstümmelten Bilder. Sie rieth ihm, die besseren wieder in den Garten zu stellen und ihre Schäden mit Immergrün zu bedecken. Als Freunde schieden sie. —

Und es kam ein Tag, wo sie sich anders wieder fanden: als Liebende, die es selbst nicht wussten, wie es gekommen, dass ein so tiefes, inniges Gefühl sie verband. Im Garten, wo die verwilderten Hecken, beschnitten und gerundet, einen zierlichen Anblick zu bieten begannen, wo die Wege gesäubert und mit Sand bestreut wurden, wo bunte Monatrosen in den Beeten dufteten, hielt Wilhelm die zarte Gestalt des Mädchens in seinen Armen und sprach ihm von seiner Liebe. Rings rauschten die Bäume feierlich, aus den tiefen, versteckten Gründen des Parkes wehte ein kühler Hauch. Das einsame Geschöpf, das so still und anmuthsvoll war, wie dieser verzauberte Garten, und so reich an verschwiegenen Schätzen, wie er, hatte in einem treuen Herzen ein Asyl voll verständnisinniger Hingebung gefunden.

Die Arbeiten im Falkengarten schritten langsam, aber unermüdlich fort, der junge Aufseher hielt fleißig selbst Hacke und Spaten in der Hand. Daheim saß er über den Büchern und mied jeden Umgang; seine Wohnung glich mehr der eines Gelehrten, als eines Gärtners.

Eines Tages erschien er bei Rath Högglin und warb um Elisabeth. Er wusste, dass es nutzlos sei und dass er die Geliebte gegen den Willen des Vaters werde heimführen müssen, aber sein offenes Wesen zwang ihn zur Aufrichtigkeit. Högglins Empörung war grenzenlos. Aber sie hatte nicht mehr so recht Zeit, zum Ausbruche zu kommen, denn der alte Mann starb an einem Schlagfluss bald

— ja, — und wäre nur der Stachel der einen Erinnerung nicht . . .“ — sie erhob sich rasch, — „doch genug und schon zu viel! Nur Thatsachen wollte ich Ihnen mittheilen. Wenn ich mich hinreißen ließ, von meinen Empfindungen dabei zü sprechen, so mögen Sie das einem Herzen zugute halten, dem schon lange nicht mehr diese Erleichterung vergönnt ward! — Haben Sie tausend Dank!“ — —

Ich füge kein Wort weiter hinzu. Meine Hand ist lahm vom Schreiben. Gute Nacht!

— 13. August.

Nichts Überraschenderes, als der heutige Morgen! In vollster Klarheit spannte sich der lichtblaue, sonnige Himmel über den Bergen aus, deren beschneite Spitzen, wie mit Zucker bestreut, erglitzerten. Jede Felskante, jede Falte prägte sich scharf und deutlich aus, und leichte, zerfließende Schleier schwebten an den Klüften hin. Die Luft rein und durchsichtig wie Krystall — Wonne, sie zu athmen. Der smaragd'ne Wiesenabhang, mit Millionen Brillanten übersäet, hauchte balsamischen Wohlgeruch. Der Brunnen plätscherte noch einmal so hell und lustig denn sonst. Über dem erfrischten Walde hoch wiegte sich ein Geier in majestätischen Kreisen. Die Rinder schritten mit frohem Geblöke aus dem Stalle zur Weide, der Esel wieherte übermüthig in seiner Hürde. Die Rosi jodelte, der Hansel pfiff ein Liedlein. Alle Creatur freute sich des wieder enthüllten, belebenden Lichtes. Nur ich wusste demselben im Herzen keinen Dank, dass es die Pforte meines Gefängnisses erschloss. Ach, ich hatte mich darin so wohl gefühlt, und was sollte mir die Freiheit, zu gehen, wohin es mir beliebte? — Gehen aber musste ich jetzt, da mir jedweder Vorwand zu bleiben fehlte. Ich durfte Claras Gastfreundschaft nicht missbrauchen. O, wie mit ganz anderen Augen betrachtete ich sie, seit ich in ihre Geschichte eingeweiht war! Das wärmste Mitleid kam hinzu, die stille Neigung zu verstärken, die ich in der ersten Stunde für sie gefasst hatte. Wie? — sagte ich mir — soll sie noch in der Blüte der Jahre bestimmt sein, ein verwaistes Leben einsam zu vertrauern? Sollte sich, nachdem ihr Bund mit dem einen so grausam zerrissen worden, kein Würdiger mehr auf Erden finden, der ihr ein volles Liebesglück gewährte, ein schöneres vielleicht, als ihr an der Seite des armen Jünglings beschieden gewesen wäre? Denn ich kann mir nicht helfen zu glauben, dass die zwei doch nicht so recht für einander geschaffen waren . . . . .

Von alle dem jedoch, was sie mir gestern erzählt hatte, war heute zwischen uns nicht mehr die Rede. Nur als sie mir ein eilig geschriebenes Briefchen für Herrn Franz einhändigte, sagte sie: „Er ist ein braver, verläßslicher, treuergebener Mensch, der mir in den Tagen der Bedrängnis eine große Stütze war. Er wird Ihnen, wenn Sie es benöthigen, jede gewünschte Auskunft ertheilen.“

Schon vorher nämlich hatte ich ihr meinen Entschluss kund gegeben — da eine Bergbesteigung wegen des frischgefallenen Schnees zunächst doch nicht rathsam sei — in den Markt hinunter zu gehen und mich da einige Stunden aufzuhalten, um auch ihr Winterheim kennen zu lernen. Hans sollte mich als Träger begleiten.

Der Abschied von meinem Stübchen ward mir schwer. Als ich mit Clara, die mir eine Strecke das Geleite geben wollte, durch den Hof gieng, rief Rosi mir eine „glückliche Reise“ nach. Schweigsam schritten wir am Saum des Lärchenwäldchens hin. Manchmal bückte sie sich

Hochwasser.

Novelle von Ernst Rauscher.

(Schluss.)

Clara hatte ihre Erzählung beendet, und schaute traumverloren vor sich hin.

„O, was mögen Sie gelitten haben!" rief ich erschüttert — „ein so herber Verlust — und so jäh, so unerwartet!"

Sie hob die feuchten Augen zu mir auf: „Ja, und was das Marterndste dabei war: mir sagen zu müssen, dass i ch es war, die ihn in den Tod getrieben!"

„Nein! Um alles in der Welt", beschwor ich sie, „s o dürfen Sie es nicht nehmen! Haben Sie nicht das Möglichste aufgeboten, ihn an der Ausführung seines Vorhabens zu hindern? Es war eben ein Unglück — Bestimmung — Verhängnis! Und welcher junge Mann hätte an seiner Stelle in solcher Lage nicht ebenso gehandelt?"

„Nie und nimmer hätte er es gethan", erwiderte sie entschieden, „gewiss nicht! Ich kannte ihn. Diese That war ganz gegen seine Natur. Und sie war ja auch reiner Wahnsinn; aber i ch war's, die diesen Wahnsinn großgezogen. Hätte ich einstmals jene unseligen Worte nicht gesprochen, die in sein beleidigtes Herz fielen und darin fortkeimten, er lebte heute noch! Doch so hielt er seine Ehre für verpfändet, sein Stolz war gereizt, er wollte beweisen, woran er mich zweifelnd glaubte, und rannte in sein Verderben. Und ich? Soll ich zur alten Schuld noch eine neue fügen: die Lüge gegen mich selbst? O nein, da gilt keine Beschönigung, und klar wie ich den Zusammenhang gleich damals sah, sehe ich ihn heute noch . . ."

All meine Beredsamkeit, sie von ihrer Auffassung abzubringen, fruchtete nichts, die Gründe, die ich dawider ins Feld führte, blieben ohne jegliche Wirkung. Sie schwieg eine Weile und fuhr dann fort: „Damals freilich fand ich nicht lange Zeit, meinen schmerzlichen Betrachtungen nachzuhängen. Die Schrecken jener Nacht, der Gram um mein zerstörtes Lebensglück warfen meinen alten Vater aufs Krankenlager, und seine Pflege nahm meine ganze Sorge in Anspruch. Doch seine Kraft war gebrochen — im Spätherbste starb er. Ich stand allein. Wohl meinte ich anfangs, nicht weiter leben zu können; aber wie die Wasser allmählich verlaufen und in ihr gewohntes Bett zurückkehren, so versiegen auch nach und nach die Thränenströme, und dieselbe Natur, die sich uns als erbitterte Feindin zeigte, wird zuletzt unsere beste Freundin. In der Beschäftigung mit ihr, in der thätigen Erfüllung meiner sich in ihrem Schoße regelmäßig abspinnenden Pflichten, in der Stille der Einsamkeit fand ich Ersatz für das, was die Menschen Glück nennen,

„Ist es möglich", rief ich aus, „dass dieses Wässerlein, das so unschuldig wie ein Kind dahinhüpft, sich so ungestüm geberden konnte!"

„Ach, ja!" seufzte Herr Franz, „wer das miterlebt hat, der bringt's so leicht nicht wieder aus dem Sinn, ob auch Jahre darüber vergangen sind." Er wäre gewiss, gefällig wie er sich mir in allem bewies, bereit gewesen, mich über manche Einzelnheit aufzuklären, die mir an dem tragischen Ereignisse noch dunkel geblieben; aber da ich merkte, dass ihn die Erinnerung angriff, unterdrückte ich meine Wissbegierde.

Sodann besichtigte ich mit ihm den kleinen Garten. Buntfarbige Georginen säumten die geradlinigen, mit weißem Kalksand bestreuten Wege; etliche Obstbäume beschatteten die Grasplätze. In einer von wildem Wein umrankten Laube war ein runder steinerner Tisch gedeckt, bei dem sich zwei Sessel befanden. Dorthin führte mich jetzt mein Freund — denn das war er bereits geworden — und lud mich ein, platzzunehmen. Als ich seiner Einladung gefolgt war, setzte er sich auch. Das Essen werde sofort aufgetragen werden, sagte er, ich möge nur verzeihen, wenn nicht alles so klappe, wie es wohl der Fall wäre, könnte das Fräulein selber gegenwärtig sein. Und auf meine Äußerung: es thue mir sehr leid, ihm solche Umstände zu verursachen, und ich hätte ja nichts anderes gedacht, als im Gasthause zu speisen, versicherte er, dass ich durchaus keine Ungelegenheiten mache, und er nur die Aufträge seiner Gebieterin vollziehe, die freilich auch ihm das größte Vergnügen bereiteten.

Während wir nun „die Hände zu dem leckeren Mahle erhuben", das eine sauber gekleidete Magd inzwischen brachte, und dazu den feurigen Tiroler tranken, kannst Du Dir leicht vorstellen, dass der ausschließliche Inhalt unseres Gespräches sie war, — sie, deren Geist hier allenthalben in den Lüften schwebte, deren Namen die Blätter lispelten und die Wellen murmelten!

Die Begeisterung, mit der er von ihr sprach, entstammte einem tieferen Gefühle als dem der bloßen Anhänglichkeit, und ich sah es dem alten Manne, dem der Wein mehr und mehr die Zunge löste und die Wangen röthete, an, wie wohl es seinem junggebliebenen Herzen that, einen so gleichgestimmten, verständnisinnigen Hörer an mir zu finden. Er konnte nicht enden, ihre Emsigkeit und Umsicht zu rühmen, ihren praktischen Sinn in Geschäften, darin sie sogar ihren seligen Papa übertreffe, der doch ein studierter und vielgereister Herr gewesen wäre. Er vertraute mir, dass nach dessen Ableben ihre Schwiegereltern, die es allerdings nie geworden seien, sie ganz zu sich in die Stadt nehmen wollten; Fräulein Clara habe sich aber nie entschließen können, ihren Heimatsort zu verlassen, an den sie so viele heitere und schmerzliche Erinnerungen bänden.

Sonderbar, dass er Arthurs nicht erwähnte!

„Und dachte sie, die Alleinstehende", frug ich, eine Pause benützend, „seither nie daran, ein neues Verhältnis einzugehen?"

„O wenn sie gewollt hätte", erwiderte er, „mehr als einmal hätte sie Gelegenheit gehabt, sich zu verheiraten! Welcher von den jungen, reichen Gutsbesitzern hier in der Gegend hegte nicht den sehnlichsten Wunsch, ein Mädchen von so außerordentlichen Vorzügen heimzuführen? Aber sie vermied jede Annäherung. Und es waren mitunter ganz nette Leute. Keiner freilich, der ihr an Herz und Verstand ebenbürtig gewesen wäre! Wo ist überhaupt der Mann, der eine solche Perle zu besitzen verdiente? Selbst Herr Arthur, nun ich will ihm nichts Übles nachsagen, so gut und gescheit er war: sie nach ihrem vollen Werte zu

und pflückte eine der dunkelrothen Cyclamen, die dort ihre Köpfchen senkten. Bei dem Tische — an dem Platze, der Arthurs Geständnis vernommen — blieb sie stehen und reichte mir mit der Linken das duftige Sträußchen, indes sie mir die Rechte zum Lebewohl hinstreckte. Nun hieß es scheiden. Ich ergriff ihre liebe Hand und hielt sie fest in der meinigen, aber- und abermals dankend für alles Freundliche, das sie mir angedeihen ließ. Ich hätte das holde Wesen am liebsten ans Herz gedrückt, und es kostete mich — weiß Gott! — keine kleine Überwindung, mich endlich loszureißen.

„Vergessen Sie mich nicht ganz!" stammelte ich noch, und schritt ohne mich umzuschauen, dem flinken Hans nach, der, mein Kofferchen auf dem Rücken, den Abstieg bereits begonnen hatte. In raschen Sprüngen gieng's den steilen, steinigen Pfad hinunter durch die geschlossenen Fichten, dass uns trotz des tiefen Schattens und der kalten Luft der Schweiß von der Stirne perlte.

Wir gelangten nun auf eine ebene Blöße, in deren Mitte ein riesiger Kohlenmeiler stand, dem süßlich-würziger Rauch entqualmte. Zwei berußte Männer — echt homerische Gestalten — waren um ihn geschäftig. Neben einer kleinen Bretterhütte sprudelte eine frische Quelle. Rings im Geäste zwitscherten die Vögel. Wir kühlten uns ein wenig aus und giengen dann im sachteren Tempo weiter, den Kamm hinan, auf welchem angekommen, wir uns zu Füßen den Graben liegen sahen. Ohne Aufenthalt wandten wir uns in die Tiefe auf dem schmalen Steige zwischen grauen Felsblöcken und Alpenrosenstauden, welche leider längst verblüht waren. Ein paar Ziegen liefen uns meckernd nach. Bald waren wir unten am Bache, ein schwanker Steg leitete uns ans andere Ufer. Wir schritten dasselbe entlang, bis, wo die Schlucht breiter werdend gegen das Hauptthal zog, sich rechts nacheinander die Warte, die Gartenmauer und das Haus im hellen Sonnenschein zeigte, wie es Clara mir beschrieben hat.

Links davon zogen sich die übrigen Häuser der Ortschaft hin. Es war ein einstöckiges, weißgetünchtes Gebäude mit grünen, geschlossenen Jalousien, die Front mit dem Thore und dem Schilde nach Süden, der Reichsstraße zugewendet, auf die unser Weg jetzt ausmündete.

Wir betraten das Verkaufsgewölbe. Ein schmächtiger Mann, eine Mütze auf den grauen Haaren, stand hinter dem Ladentisch, den Oberkörper über denselben gebeugt, und schien mit dem Bleistifte in einem Buche zu rechnen. Neben ihm stand ein halbwüchsiger Junge.

Ich gieng auf ersteren zu und begrüßte ihn. Er richtete sich auf, lüpfte die Mütze und frug artig, was ich befehle. Ich übergab ihm den Brief des Fräuleins. Er setzte seinen Zwicker auf, entfaltete das Blatt, und — nun hättest du sehen sollen, mit welcher Beflissenheit er hervorkam und mir seine Person und das ganze Haus zu Diensten stellte! — Er bat mich, nur einen Augenblick zu gedulden, und verschwand durch ein Pförtchen im Hintergrunde. Unterdessen fertigte ich den biederen Hans ab und gab ihm noch viele Grüße für das Fräulein mit, die er getreulich auszurichten versprach. Herr Franz kam zurück, einen Schlüsselbund in Händen, und machte sich voll Eifer anheischig, mir die Wohnung zu zeigen. Nachdem er noch vorerst mein Gepäck dem Jungen zum Aufbewahren gegeben, und letzterem einige Verhaltungsmaßregeln zugeflüstert hatte, stieg er mit mir die Treppe hinauf. Er öffnete ein Zimmer nach dem anderen und schloss in jedem die Jalousien auf. Ich stand an dem Fenster, an dem Clara in jener Schreckensnacht gestanden hatte, und sah in den Bach hinab.

Das ist alles recht schön und gut; aber es ist nichts für mich.

Über den gestrigen Tag bin ich Dir noch Rechenschaft schuldig. Ich verbummelte ihn ohne Nutzen und Genuss, in einem Gefühle des Verlassenseins, der Leere, das ich nicht los wurde, nach welcher Richtung immer ich die Schritte lenken mochte. Um wenigstens etwas zu leisten, habe ich heute den Weg hieher, einen Marsch von sechs Stunden, zu Fuß zurückgelegt. Ohnedies war der Zug sehr überfüllt.

Himmel! Ist das heutzutage ein ewiges Hin- und Herfahren! Die ganze Menschheit ist in ununterbrochenem Rollen. Niemand hält es mehr an einem Orte aus. Doch ob sie auch die halbe Welt durchfliegen — am Ende geht's doch nur von einem Wirtshaus ins andere —. Und mache ich es denn besser? Das wäre jetzt das richtige Wetter zu einer größeren Hochgebirgstour; aber ich habe alle Wanderlust verloren. Auch ist der Urlaub, den ich mir bewilligte, nahezu abgelaufen, und es wird heilsam sein, wenn ich die schwärmenden Gedanken wieder ins Joch spanne. So habe ich denn beschlossen, morgen mit dem erstbesten Zug geradewegs nachhause zu fahren, dem Vogel gleich, der aus dem Käfig entlassen, nach kurzem Umherflattern freiwillig in denselben zurückkehrt.

— 17. August.

Herzlichen Dank für Dein liebes Schreiben, das ich, gestern abend wohlbehalten hier angekommen, auf meinem Pulte vorfand! Dass Du mich wegen des „Abenteuers“ mit der schönen „Sennerin“ weidlich aufziehen werdest, habe ich wohl vorausgewusst. Wenn es Dir Spass macht, necke mich damit so viel Du willst! Ich bin kein blöder Jüngling mehr, der seine Gefühle ängstlich zu verbergen sucht, und gestehe ganz aufrichtig, dass mir das Bild des seltenen Mädchens fort und fort vorschwebt, und ich ihr Thun und Lassen stündlich im Geiste verfolge.

So will ich Dir auch nicht verschweigen, dass es heute mein erstes Geschäft war, ein kleines Geschenk, als Zeichen meiner Erkenntlichkeit, für sie auszusuchen. Ein Album mit naturgetreuen Abbildungen der vornehmsten Alpenblumen und begleitendem Texte schien mir die passendste Wahl. Selbstverständlich fügte ich meiner Sendung einige verbindliche Worte bei. Ich bin begierig, wie sie's aufnehmen wird. Deiner Frau gefällt meine älpliche Freundin also auch? — Wie mich das freut! Du weißt, welchen Wert ich auf ihr Urtheil lege. Zwar kennt sie jene nur aus meinen Schilderungen, aber ich kann Dich versichern, dass ich durchaus nicht idealisiert habe, sondern eher hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben bin — —

Ist es möglich, dass ich nur acht Tage weggewesen? Mir scheinen's ebensoviel Monate zu sein. Was habe ich in der Zeit nicht alles innerlich erlebt, und wie fremd ist mir alles hier geworden! Nein, mein Lieber, das ist keine Übertreibung. Noch nie ist mir das großstädtische Getümmel, das mich umtobt, so kleinlich, so erbärmlich vorgekommen. Was soll all dies Jagen nach tausend Dingen, die kein wahrhaftes Bedürfnis befriedigen, und nur den Ballast vermehren, mit dem wir uns durch das flüchtige Dasein schleppen? Wozu dieses Buhlen um Titel, Würden, Ehre und Anerkennung, darin es einer dem anderen zuvorthut? Das einzige, was uns frommt, und das Leben lebenswert macht, lässt sich weder durch Geld noch durch Mühe erringen. — Du, der Du es im vollen Maße Dein eigen nennst, Du weißt schon, was ich meine.

schätzen, dazu war er zu jung und unerfahren! Gleichviel! Er war der Glückliche, der Auserwählte, und wohl durfte er stolz sein auf eine Eroberung, um die ihn die Götter selber beneideten!"

„In der Fülle der Hoffnungen, der Kraft und Gesundheit plötzlich weggerafft zu werden, wie bejammernswert!" sagte ich.

Er nickte schweigend mit dem Kopfe. Ich füllte die Gläser bis zum Rande mit dem Rest der Flasche, und forderte ihn auf, anzustoßen auf das Wohl der edlen Spenderin. Wir erhoben uns beide.

„Ja, Gott segne und erhalte sie, und lasse sie trotz alledem noch viele frohe Tage erleben!" rief er laut, und schlürfte mit einem Zuge sein Glas aus.

Die Sonne senkte sich schon dem Rande der hohen Bergwand im Westen zu, es war Zeit für mich, aufzubrechen. Herr Franz, der mich zum Bahnhof begleitete, ließ es sich, so sehr ich dagegen Einsprache that, durchaus nicht nehmen, meinen Koffer zu tragen. Wir schlenderten durch die lange, öde Häuserzeile des Marktfleckens, überschritten die Flussbrücke, und langten mit genauer Noth noch rechtzeitig auf der Station an. Ein flüchtiger Händedruck, und in wenigen Secunden ist der letzte Mensch, der einen Bezug auf Clara hat, und die ganze, mir so lieb und vertraut gewordene Landschaft aus meinem Gesichtskreise verschwunden.

— — — — — — — — — — — —

Nur eine kurze Fahrt war's, die ich heute machte. Schon hier, an dem Knotenpunkte der Eisenbahn, stieg ich aus. In dem stattlichen, auf einer kleinen Anhöhe dicht am Ort gelegenen Hotel sind nur wenige Fremde, das schlechte Wetter der vorigen Woche scheint die Reiselust abgekühlt zu haben. Ich setzte mich auf die Terrasse, vor mir glühten die kahlen Bergpyramiden wie feurige Kohlen, obwohl die Sonne längst untergegangen war, indes im dunklen Azur, das nicht der Hauch eines Wölkchens trübte, die Mondesscheibe sich mit silbernem Glanze füllte. Es war ein prachtvoller Anblick; aber — ich weiß nicht, was mir fehlte, ich ward dessen nicht recht froh. Oder eigentlich ich weiß es wohl. Ich hatte Heimweh nach dem traulichen Alpenhäuschen und seiner Bewohnerin. Einen Tag mindestens hätte ich doch noch bleiben sollen. Warum schützte ich nicht eine Unpässlichkeit vor? — Nein! Ihr gegenüber würde ich mich der kleinsten Unwahrheit geschämt haben.

Wohin ich mich von hier wende, ist noch ungewiss: darüber werde ich mir erst morgen den Kopf zerbrechen. Es ist ja auch alles eins. Am liebsten möchte ich wieder umkehren, — wenn es nicht zu lächerlich wäre . . .

———

— 15. August.

Da bin ich nun wirklich zuguterletzt noch in das hineingerathen, dem ich um jeden Preis ausweichen wollte. Das kommt davon, wenn man so unbesonnen ins Blaue, ohne Reisehandbuch reist! — Ein solches hätte mich belehrt, dass der Badeort, an dem ich weile, sich in neuester Zeit zu einem Modebad ersten Ranges aufgeschwungen. So ist es in der That. Wo vor kurzem nur etliche unansehnliche Häuser standen, auf die das Schloss von seinem Felskogel stolz herunterblickte, reiht sich jetzt Villa an Villa, Gasthof an Gasthof am Ufer des kleinen, bergumgürteten Sees. Elegante Damen und feine Herren promenieren schwätzend in den geschmackvollen Parkanlagen, geputzte Kinder treiben sich lachend, mit Ball und Reifen spielend, herum. Buntbewimpelte Boote gleiten auf dem Wasserspiegel dahin, den die Strahlen der Nachmittagssonne umzittern. —

dass auch Du, auch Du — — O, wo denkst Du hin?

Nicht als hätte ich gegen den Vorschlag meinerseits etwas einzuwenden. Ich erinn're mich, Dir schon einmal geschrieben zu haben, dass, wenn mir ein Geschöpf wie Clara früher begegnet wäre . . . . . . ja, und auch jetzt noch, ich würde mich keinen Augenblick besinnen, sie zu meiner Gattin zu wählen; doch sie? — ist es nach allem, was ich Dir über sie mitgetheilt, wahrscheinlich, dass sie meinen Antrag annehmen würde? Hast Du vergessen, was Herr Franz mir gesagt, dass sie gegen jede fernere Bewerbung sich ablehnend verhielt?

Und wollt Ihr, dass ich mich der Gefahr aussetze, einen Korb zu empfangen? . . .

Nein! Ich ereif're mich nicht länger. Das Ganze ist wohl nur als ein Scherz aufzufassen, mit dem Ihr mich für meine knabenhaften Schwärmereien strafen wolltet. Deiner besseren Hälfte hätte ich allerdings so viel Bosheit mitnichten zugemuthet.

— 24. August.

„Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden . . ." Nun wird es an Dir sein zu erstaunen. Ja! so ist der Mensch, dass er dasjenige, was er noch eben mit hundert Gründen bekämpft und als unausführbar verworfen, bald darauf mit ebensoviel Gründen vertheidigt und als das einzig Vernünftige hinstellt. „Inconsequenz ist das einzige, was den Menschen erträglich macht." Ich weiß nicht mehr, wer das gesagt hat, jedenfalls war es ein großer Mann. Doch warum mich entschuldigen? — Höre, und halte dann von mir, was Du willst! Also: ich hatte kaum mein letztes an Dich abgeschickt, so las ich nochmals aufmerksam Dein Schreiben, und was ich in der ersten Verblüffung voreiligerweise für Scherz genommen, schien mir nun ernstlich gemeint, und von der freundschaftlichsten Theilnahme an meinem Wohl und Wehe eingegeben. Ich erwog reiflich alles, was Ihr darin zu Gunsten Eures Vorschlages vorbrachtet, und dieser kam mir jetzt gar nicht mehr so ungeheuerlich vor. Ja, es ist wahr, sagte ich mir, dies ist vielleicht die letzte Gelegenheit, die mir ein guter Genius bietet, des häuslichen Glückes theilhaftig zu werden — soll ich sie aus Schüchternheit, aus übergroßem Misstrauen in mich selbst versäumen?

Ist es denn so unerhört, dass ein Mann von zweiundvierzig Jahren noch daran denkt, eine Familie zu gründen? Reich bin ich nicht; doch habe ich ein kleines Vermögen, und erwerbe mir mit der Feder so viel, dass ich um die Hand eines wohlhabenden Mädchens anhalten kann, ohne mich dem Verdachte der Eigennützigkeit auszusetzen.

Und warum sollte ich nicht hoffen dürfen? . . .

Einem Menschen, der ihr völlig gleichgiltig wäre, hätte sie wohl kaum so viele Beweise des Zutrauens gegeben. An meiner treuen Gesinnung kann sie nicht zweifeln. Wie, wenn sie des Alleinstehens endlich doch müde wäre? Schließlich ist sie doch auch schon in einem Alter, wo in solchen Fragen nicht bloß das Herz, sondern auch der Verstand ein Wort mitzureden hat. Aber noch einmal: warum sollte sie mir nicht ein ganz klein wenig gut sein können? Ich verlange ja nicht mehr. Die glücklichsten Ehen sind es nicht, die aus blinder Leidenschaft geschlossen werden.

Und wenn sie dennoch Nein sagt? Nun, so weiß sie wenigstens, und auch das schon wird mir ein Labsal sein, bis zu welchem Grade ich sie liebe, und alles bleibt zwischen uns, wie es war. —

Es ist geschehen. Stundenlang

Alle unsere sogenannten Vergnügungen sind Kinder der Langweile. Selbst unsere Schauspiele, Opern, Concerte — was sind sie anders als Lückenbüßer, deren wir leicht entrathen können, sobald uns die Natur zu ihren Festen ruft. O, wenn ich ihr ruhig erhabenes Wirken mit der fieberhaften Hast dieses wimmelnden Menschenhaufens vergleiche! — —

Wie tüchtig der Mensch auch im beschränktesten Kreise sein kann, und dass er in der Abgeschiedenheit an seinem Geist und Charakter nicht nothwendig eine Einbuße zu erleiden braucht — dies jüngst wieder erfahren zu haben, ist der unschätzbare Gewinn, den ich von meinem Ausfluge mitbrachte.

Ich aber, den das Schicksal mitten in dieses Babel zu stellen beliebte, will gleichfalls auf meinem Posten ausharren und in der Arbeit trachten, der Wünsche zu vergessen, deren Erfüllung mir nun einmal versagt bleibt. Gehe die Welt im übrigen wie sie mag! —

— 21. August.

Meinen Zweck, Clara'n eine Freude zu bereiten, habe ich mit meinem Geschenke vollkommen erreicht. Sie nahm es ganz in dem Sinne auf, in dem es gegeben wurde: als ein Andenken an die Tage unseres Beisammenseins, und dankt mir dafür in schlichten, warmen Worten, fern von jeder empfindsamen Überschwänglichkeit, die überhaupt nicht in ihrem Wesen liegt. Nur meint sie, dass eine Gabe, die dem Salontisch jeder vornehmen Dame zur Zierde gereichen würde, für sie viel zu kostbar sei. Für sie werde jedoch das Buch mit dem prächtigen Einbande kein bloßes Schaustück sein, sondern eine Quelle der Belehrung, und gewiss immer hoch in Ehren gehalten werden. Dann schreibt sie von dem herrlichen Wetter, dessen sie sich jetzt beständig zu erfreuen haben, und schließt mit dem Wunsche, dass meine kleine Reise mir recht wohl bekommen haben möge.

Wenn ich den Brief mit den reinen, kräftigen Schriftzügen überlese, und das thue ich alle Momente, so ist mir, als ruhten ihre schwarzen, sinnigen Augen auf mir, als hörte ich den tiefen, verschleierten Klang ihrer Stimme, und eine eigenthümliche, wehmüthige Sehnsucht beschleicht mich, wie oft des Morgens nach dem Erwachen aus einem schönen Traume.

Ich lege ihr Schreiben zu dem vertrockneten Cyclamensträußchen, und ist alles nun damit aus und abgethan? Sollen zwei Menschen, die sich einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, so nahe gestanden, dass sie sich ihr innerstes Leben offenbarten, fortan unbekümmert um einander getrennte Bahnen wandeln, als hätten sie sich nie gekannt? —

In ihren Zeilen findet sich keine Andeutung, die auf das Verlangen einer Fortsetzung unserer Beziehungen schließen ließe; aber wenn ich *zwischen* den Zeilen lese, wenn ich den Ton des ganzen Briefes nehme, wenn ich eitel und eingebildet genug wäre —

Nichts mehr davon. Heute soll es, ich verspreche es Dir feierlich, das letztemal gewesen sein, dass ich ein Thema berührt habe, dessen Du schon überdrüssig sein musst.

Künftig wollen wir von anderen Dingen reden.

— 23. August.

Lieber Freund, ich erstaune! Zwar dass Deine Frau mir einen solchen Rath gibt, wundert mich nicht so sehr, ist Ehen stiften doch bekanntlich eine Leidenschaft aller Frauen! aber

Bund meiner ersten Liebe untreu zu werden fürchtete. — Denn es war wohl nicht die echte Liebe, mit der ich den armen Arthur liebte: die Liebe, die nicht mäkelt und nicht krittelt; sondern den Menschen nimmt, wie er ist, mit all seinen Fehlern und Schwächen! . . .

Aber, wie könnte ich je mit gutem Gewissen mich einem Glücke hingeben, dessen ich ihn beraubte, und das ich mir selbst dadurch für immer verscherzt habe? Ja! nie werde ich aufhören, mich dieser Schuld anzuklagen, und sie zu sühnen ist die einzige Befriedigung, die mir auf Erden noch werden mag.

Nennen Sie das immerhin eine fixe Idee, eine Überspanntheit! Ich kann einmal nicht anders — —. Sie verstehen mich gewiss, und werden mir in Zukunft Ihr, mir so wertvolles Wohlwollen nicht entziehen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
und bestem Gruße
Clara.

* * *

Hat der edle Platen doch vielleicht recht:

„Nur Einsamkeit ist Vollgenuss des Lebens,
Wo sind zwei Herzen, die sich ganz versteh'n?"

Und wie sagte schon Clara?

„Muss denn jede Blume gepflückt sein, deren wir uns erfreuen sollen?"

Ende.

Die Geschichte eines Kammerdieners.

Dem Leben fast wörtlich nacherzählt.

Der hohe Herr auf Seggenstein wanderte, wie er öfter that, einsam durch das Gebirge. Obwohl sonst feiner Weltmann, wich er bei solchen Fußgängen aller Cultur aus, selbst den gebahnten Wegen, den Bergführern, den Touristenhäusern. Er wanderte mit Vorliebe weitab von aller Welt, nichts als eine Ledertasche am Rücken und ein Griesbeil in der Hand. Wo er schritt, da war vor ihm kein Steig, wo er einkehrte, da schauten rauh Hüttenbewohner scheu und misstrauisch auf ihn her. Das trieb er manchmal zwei bis drei Tage, nannte es ein Naturbad und kehrte dann ermüdet und erfrischt zugleich zurück auf sein prächtiges Schloss Seggenstein, neu aufgelegt zum Genusse eines reichen Lebens.

Eines Tages bestieg er den Jening — möglicherweise führt der Berg einen anderen Namen, das macht nichts — es ist ein hoher Kämpe, dessen Fußstock finstere Hochwälder und freundliche Almen hat, dessen Haupt von Ferne einer ungeheueren, klobigen und zerspaltenen Felsenveste ähnlich sieht. Wahrscheinlich werden die Touristen bald ein Hotel hinaufbauen, befrackte Kellner hineinthun und es mit einem Schnürchen Telephondraht an die Stadt hängen. Diesen herrlichen Errungenschaften der Neuzeit wollte der Graf zuvorkommen. Er hatte Glück auf seiner Wanderung, der Berg war in Wirklichkeit noch

rannte ich abends kreuz und quer durch die Gassen und wälzte das Für und Wider unschlüssig im Kopfe herum. Da, wie ich in mein Zimmer zurückkam, und die Lampe auf dem Schreibtisch anzündete, war es mir auf einmal, als zwänge eine unsichtbare Hand mich auf den Sitz nieder. Ich überlege nichts weiter und schreibe in fliegender Eile, keinen förmlichen Antrag; doch etwas, das einem solchen sehr ähnlich sieht, und unmöglich misstverstanden werden kann.

— 1. September.

Ich hatte mir vorgenommen, der Entscheidung mit der größten Kaltblütigkeit entgegenzusehen.

Und nun! — Die Ungeduld, mit der ich den Briefträger erwarte, die schmerzliche Enttäuschung, wenn er wieder und wieder nichts von ihr bringt! Acht Tage sind schon verflossen, seit ich geschrieben, ich könnte längst schon eine Antwort haben! Ist das ein gutes oder ein schlechtes Omen? Ich fürchte das letztere. Man zögert nicht so lange, wenn man Ja sagen will. Tausend Zweifel peinigen mich, und rauben mir Lust und Sammlung zu jeder Arbeit. Ist mein Brief verloren gegangen? Ist sie krank geworden? Zürnt sie mir?

Wort für Wort gehe ich meinen Brief im Gedanken durch; aber ich finde keines, das ihren Zartsinn verletzt haben konnte. Ich habe mich vielmehr in allen meinen Ausdrücken der äußersten Mäßigung beflissen, wie solche dem reiferen Manne geziemt, ob ich gleich mich nicht enthalten mochte das, was ich wirklich begehre, auch als begehrenswert anzusprechen. Das ist doch keine Beleidigung?

O lieber Freund, in welches Meer von Sorgen und Aufregungen stürzen wir uns muthwillig selbst! Fast reut mich schon, was ich that. Wenn man bereits in den ruhigen Hafen der Entsagung eingelaufen war, soll man nicht von neuem sich hinauswagen, und Stürme heraufbeschwören, denen nur die Kraft der Jugend gewachsen ist. Nein, lange ertrage ich diese Ungewissheit nimmer! Ein paar Tage gedulde ich mich noch, dann aber fahre ich auf und davon und hole mir den Ausspruch, der mein künftiges Geschick entscheidet, aus Claras eigenem Munde.

— 2. September.

So hat sich denn die Ahnung: ich werde an einer unüberwindlichen Klippe scheitern, erfüllt, jene Ahnung, die sich leise, aber unabweisbar in meinem tiefsten Herzen regte, und die ich mich scheute, mir selber zu bekennen! . . .

Hier Clara's Brief.

Geehrtester Herr Doctor!

Entschuldigen Sie, dass ich Ihr Wertes vom 24. v. M. so lange unbeantwortet ließ! Dringende Geschäftsangelegenheiten, die meine persönliche Anwesenheit nothwendig machten, hielten mich einige Tage im Markte zurück, und nahmen meine ganze Zeit in Anspruch. Erst heute, da ich wieder ungestört in meinem Stübchen heroben weile, habe ich Muße, Ihr Schreiben zu erwidern. Und ich will es so offen und ehrlich thun, wie es dasselbe verdient.

Jedes Mädchen könnte sich glücklich schätzen, einem Manne die Hand zu reichen, dessen Charakter — wie ich ihn aus seinen Werken und persönlichem Umgange kennen gelernt — die sicherste Bürgschaft für eine gedeihliche Zukunft böte. Wenn ich dennoch die mir zugedachte Auszeichnung ablehnen müsste, so wäre es nicht, weil ich durch einen solchen

eine solche Bitte das der richtig gewählte Platz ist, so irrst du, mein Sohn."

„Auf einem anderen Platz krieg ich noch weniger was", meinte der Bursche. Schauen's, Herr, Sie irren sich aber auch an mir. Ich weiß nicht, wer Sie sind. Vielleicht haben Sie einen großen Haufen Geld bei sich; schon Ihre Ringe sind was wert! Ich will's nicht, ich brauch' nur dreißig Gulden. Nachher kann ich mir schon helfen."

„Ich sag' dir, Kerl, mach, dass du weiter kommst!"

„Saggra, jetzt ist's mir schon gleich", knurrte der Bursch. „Wenn ich schon sitzen muss, weil's mir einmal so beschaffen ist, so lieber als Straßenräuber, wie als gemeiner Dieb. Die dreißig Gulden muss ich haben, und sollte ich sie mit Gewalt nehmen müssen, jetzt ist mir schon alles eins!"

„Nimm sie nur!" sagte der Graf und stellte sich kampfbereit vor den Burschen.

„Raufen!" antwortete der Loisel wieder unschlüssig, „da möchte wohl einer hinabfliegen, oder allzwei. Das wäre ich nicht wert."

„Bist du ein Narr!"

„Es schaut wohl ganz so aus. Ich weiß ja schon selber nimmer, was ich thun soll. Werde jetzt wohl eine große Dummheit gemacht haben. Herr, wenn Sie wissen kunnten, wie ich dran bin!"

„Zum Teufel, so sag's!" rief der Graf.

„Darf ich?" bat der Bursche. „Darf ich alles sagen? Dazu müssen wir uns aber einen besseren Platz suchen, es ist eine lange Geschichte. — Mir nur auch anderswo zuhören und mich nicht verrathen, ich bitt' unterthänigst!"

Damit wich der Loisel zurück. Sie kletterten nicht ohne Gefahr niederwärts durch den Kamin, sie kamen auf eine Sandriese, durchquerten dieselbe und gelangten an eine freiere Stelle, wo wieder Gezirm und Alpenrosensträucher wuchsen. Dort schien die Sonne hin und dort setzten sie sich nieder.

Der Bursche wollte nicht anheben; endlich sagte er: „Doch ein guter Herr! Wie wir da herabgeklettert sind, hätten Sie mich leicht stürzen können. Wär wohl auch das beste für mich, wenn ich da unten thät' liegen, kein Knocherl mehr ganz von einem unglücklichen Menschen." Er wandte sich ab.

„Na also, Junge, was ist's mit dir?" fragte der Graf, ihm die Hand auf seine Achsel legend. „Da, einen Schluck aus der Flasche!"

„Alles lieber, nur nicht wieder in den Arrest!"

„Etwa lieber an den Galgen?"

„Bei meiner Seel', Herr, lieber als ordentlicher Verbrecher aufs Rad, als noch einmal unter die Beutelschneider und Schafdiebe in die Keuchen!"

„Du bist also schon einmal bei ihnen gesessen."

„Sieben Monate lang, ich sage es offen."

„Nun also trinke und dann erzähle."

„Herr, ich will auch ohne Wein noch so viel Kurasch aufbringen, dass ich die Wahrheit sage. Ich dank' schön. Ich kann's von niemandem verlangen, dass er mit mir aus einem Glase trinkt."

Der Herr von Seggenstein war in hohem Grade neugierig geworden, mit wem er es zu thun hatte und nachdem er sich mit seinen Bergwerkzeugen zwar unauffällig für alle Wendungen in eine wehrhafte Lage versetzt hatte, sprach er dem Burschen freundlich zu, in Vertrauen sein Herz aufzuthun.

Also setzte sich der Loisel ruhig auf den Rasen und begann zu erzählen:

„Daheim bin ich in Trautenweil,

viel wilder, als er von unten aussah. Der Tourist suchte eine Weile vergeblich nach einem Aufstieg. Da begegnete ihm ein Bauernbursche, der konnte auch Holzhauer sein oder Halter, er war in Älplertracht: graues Lodengewand mit grünen Aufschlägen, grünbebänderter Filzhut mit Hahnenfeder, strammgespannte Lederhose, grüne Wadenstrümpfe mit derben Bundschuhen, das war sein schmuckes Um und Auf. Ein hübsches Gesicht mit nussbraunem Bartanflug, blaue Augen, aus denen Treuherzigkeit und Keckheit lugten, und doch auch ein bisschen Befangenheit, wie sie jungen Leuten gerade gut steht.

Diesen Burschen fragte der Graf nach dem Aufstiege auf den Jening.

„Der ist überall und nirgends“, antwortete der Älpler, „ich getraue mir da durch die Runse hinaufzukommen.“

„Hast Zeit, so komm mit!“

„Zeit habe ich freilich“, antwortete der Bursche, welcher sich als der „Lupf-Loisel“ vorstellte und nun also mitgieng. Einen knippeligen Lärchenast hatte er sich zum Stock genommen.

Sie stiegen bedächtig an, und wo der Weg es gestattete, führten sie miteinander ein gemüthliches Gespräch. Der Loisl hatte manchen lustigen, aber auch manchen krausen Einfall. Auf einmal, als sie zwischen den Wänden auf einem Stein rasteten und den Gemsen zusahen, die an dem gegenüberstehenden Berghange ruhig äseten, sagte der Bursche: „Wenn ich nur jemanden wüsste, der mir Geld leihen thäte!“

„Pfui!“ rief der Graf scherzhaft, „ein Naturmensch und Geld!“

Der Loisel schwieg und sie stiegen weiter, oft durch struppige Legföhren oft über Steingetrümmer sich hinanarbeitend. Nach ein paar Stunden kamen sie in grauenhaftes Geklüfte. Sie waren in eine jener ehernen Falten des Berges hineingerathen, wo in dem ewigen Schatten Schutt und Schnee liegt, wo man keinen Ausblick mehr hat in die weite ätherblaue Gegend und wo man nichts mehr hört, als die niederrieselnden Sandkörner und die herabsickernden Wassertropfen. Hier blieben sie mit Stöcken festgestemmt stehen; der Graf forschte nach einem Auswege, der Loisel sagte: „Ich wollte es mit guten Zinsen zurückgeben, das Geld, wenn mir's einer leihen möchte.“

„Lass das dumme Geld und schau, dass wir weiter kommen!“ herrschte der Herr.

Sie kletterten einen rauhen Kamm hinan, der Loisel hatte Übung darin und half dem Grafen tapfer empor. Der Blick wurde wieder frei, allein die Stelle, wo sie nun standen, war nicht anmuthig. Eine schmale Riefbank war es, hoch und mitten in einer ungeheueren Felswand. Der Graf, welcher vorausgestiegen war, konnte nicht einen einzigen Schritt mehr machen, ohne in den Abgrund zu steigen. Er wollte umkehren, allein der Bursche stand stramm und trotzig da und wich nicht zurück. Die Faust ballte er, finster starrte er in die Luft hinaus, wie er nun murmelte: „Es wird nicht anders sein. Heute werd' ich wen ausrauben müssen.“

Der Graf blickte seinen Führer sprachlos an.

„Es ist kein anderes Mittel mehr, es ist keins“, sagte der Bursche.

„Loisel!“ rief der Herr.

„Wenn ich nur fünfundzwanzig oder dreißig Gulden hätt'!“

„Willst du mich etwa“ — Weiter vermochte der Graf für den Augenblick nicht zu sprechen; es schauderte ihm vor der Lage, in welcher er sich befand.

„Ich hätte nur schön bitten mögen, Herr!“ sagte der Loisel, indem er nun die Hände faltete und dem Grafen gutmüthig ins Gesicht schaute.

Dieser fand sich und entgegnete schroff: „Wenn du glaubst, dass für

wegen ist's zum lachen. Du bleibst daheim. — Aber Mutter, sag ich, meinen Handschlag hab' ich gegeben! In den Keller sperren hat sie mich wollen, heimlich habe ich müssen fort und am Abend bin ich beim Gericht gewesen. Der Forstjäger hat schon alles angegeben gehabt. — Geleugnet hab' ich nichts, das Reh nicht und den Hasen nicht beim Michelbauer. — Sieben Monat hab' ich bekommen — wegen Diebstahls."

Wegwendete er sich, als er das letzte Wort sprach, sein Körper zuckte — „wegen Diebstahls. Da hab' ich den Leck für mein Lebtag. — Aber lügen müsst' ich, wenn ich sagen wollt', es wär' mir schlecht gegangen im Arrest. Die paar Hauptspitzbuben, mit denen ich zusammengesperrt gewesen, haben mir zwar wenig Freude gemacht, bin aber nicht lange bei ihnen geblieben. In der Kanzlei haben mich die Herren zum Schreiben gebraucht, hab' die ganze Hausrechnung zu führen gehabt, nichts hat mir gefehlt, im Essen und Trinken nicht und die Herren haben mich gern gehabt. Auf einmal ist die Strafzeit aus, ich weiß nicht wie. Jetzt hat sich der Herr Gerichtsrath, der halt mein Richter ist gewesen, selber ins Mittel gelegt, hat mich durch seinen Bruder in einem großen Eisenwerk empfehlen lassen und hab' dort gleich eine Anstellung bekommen, zuerst als Heizer und bald nachher als Magazinaufseher. Dass ich wegen Diebstahls gesessen bin, haben wir freilich geheim gehalten; das braucht niemand zu wissen, hat der Gerichtsrath selber gesagt, du hast dein' Straf' abgebüßt und kein Mensch darf dir etwas vorwerfen. Und um die Zeit ist's mir besser gegangen, als ich mir's jemals hätt' verhoffen können. Vorwärts wär' ich gekommen, Bestand hätt's gehabt, denn ich hab' mein Amt redlich versehen. — Herr, wenn ich aufhören kunnt! — Aber jetzt nimmt's halt einen anderen Lauf, jetzt kommt das Weibsbild."

Diese Wendung erfrischte die Aufmerksamkeit des Zuhörers wesentlich, er bot nochmals seine Flasche dem Erzähler. Dieser achtete nicht darauf, sondern fuhr fort:

„Eine junge Kohlfrachters-Witwe ist mir öfters nachgegangen und einmal hat sie gesagt, ich thät' ihr erbarmen, weil ich gar so fleißig wär' und doch eigentlich nichts Gutes hätt' auf der Welt. Die Red' hat mir gefallen, bin mit ihr näher bekannt geworden und wie es schon geht — bin halt auch auf den Punkt gekommen mit ihr, wo einer mit nichts mehr ein Geheimnis macht. — Es vergeht eine kurze Zeit und jetzt will sie geheiratet sein. Ich habe Aussicht, dass ich Obermagaziner werde und da möchte es schon halten für Weib und Kind. Jetzt, wie die Beamten im Eisenwerk, die mir nicht feind gewesen sind, hören, dass ich die Person heiraten will, wissen sie allerhand zu sagen von ihrem Lebenswandel, dass mir Hören und Sehen vergeht. Darauf geh' ich hin zu ihr: Viktel, vom Heiraten kann wohl keine Red' sein. Was ich weiß, wird's wohl am besten sein, wir zwei gehen auseinander. — Ist das dein Ernst, Loisel? fragt sie. Es ist am besten für uns zwei, Viktel, ich kunnt dir doch nicht mehr recht trauen. — Du mir nicht trauen! schreit sie auf. Ja, Bürschel, wer ist denn von uns zweien der Dieb, ich oder du! — Um Gotteswillen, schrei's nicht so aus! sag' ich. — Oh, sagt sie, ich kann noch viel lauter schreien. Wirst dich wundern, mein lieber Loisel, wie laut ich schreien kann! Den Herrn Director wird's recht freuen, wenn er erfahrt, wo sein Magazinsaufseher sieben Monate lang studiert hat. — Viktel, sag' ich und halt' vor ihr die Händ' zusammen wie vor einem Heiligenbild, Viktel, das thu' mir nicht an! Meine kleine

was im Gebirg liegt. Mein Vater, den Lupf-Lenzel haben sie ihn geheißen, ist ein Vorknecht bei den Holzleuten gewesen und von der Großmutter hab' ich hundertfünfzig Gulden geerbt. Um das Geld hat mich der Vater vom Wald heraus zum Schullehrer gegeben, dass ich lesen und schreiben hab' lernen können. Später, als halbaufgeschossener Bursch, bin ich wieder zu den Holzknechten gekommen und Sommerszeit auf der Alm ihr Ziegenhalter gewesen. Wenn ich aber Zeit gehabt, bin ich gern hinaus nach Trautenweil gegangen, wo mich die Leut' gern gehabt haben, und der Schulmeister hat oft gesagt, ich thäte wo anders hingehören, als in den Wald. Bin auch richtig wo anders hingekommen, freilich. — Beim Michelbauer bin ich öfters über die Nacht geblieben und zu seinen Söhnen ein guter Kamerad gewesen. Kugelscheiben und Schlitteln und Scheibenschießen haben wir gern getrieben, ich hab' just nicht schlecht gekegelt und nicht schlecht geschossen. Ist's einmal an einem Sonntag gegen Abend, es hat Nebel, es wird schon dunkel, dass mir der Michelbauer die Flinte in die Hand gibt: Geh, Loisel, sei so gut und pfeif' beim Fenster hinaus, es ist der Has' wieder auf dem Krautacker. Den Gefallen thu' ich ihm gern und hab' das Thier über den Haufen geschossen. Steht auf das nicht acht Tage an, lasst mich der Forstjäger rufen und sagt, ich wär' als Ziegenhalter abgedankt, könnt' hingegen wo ich wollt'. Hat's aber nicht gesagt, warum und ich bin jetzt brotlos gewesen. Mein Vater hat um die Zeit nimmer gelebt, die Mutter schon alt und mühselig in einem schlechten Häusel, und ich hätt' auf sie schauen sollen. Jetzt, was hebst an! Eine Weil hab ich mich so herumgetrieben und auch einmal ein Reh geschossen, weil wir nichts mehr zu essen gehabt haben. Und auf den Forstjäger hab' ich einen großen Zorn gehabt und mir vorgenommen: dem thu ich einmal was an. — Richtig, wie das Frühjahr kommt und der Jäger für den Jagdherrn — das ist ein Wiener Baron gewesen — einen Auerhahn herrichtet, geh' ich einen Tag vor der Jagd mit der Büchsen und schieß' den Hahn. Und dabei hat er mich erwischt."

„Eine gewöhnliche Wildschützengeschichte", bemerkte jetzt der Graf.

„Ja, Herr, es ist eine, aber für mich war sie wohl ungewöhnlich", fuhr der Loisel fort. „Auf der Stell hat er mich niederschießen wollen. — Ah na, sag ich, Franzel, niederschießen thust mich nicht. Schon wegen meiner alten Mutter nicht und die Schand ersparst mir auch, dass du mich durchs Dorf treibst wie der Fleischhacker ein Kalb. — Die Verlegenheit, in die du mich gebracht hast! sagt der Forstjäger, morgen ist der Baron da und ich keinen Hahn! Mitten im Dorf sollt' man einen Galgen aufrichten und dich bei den Füßen hängen! Du bist schon lang ein Wildschütz, mein Lieber, aber jetzt ist dein Krügel gebrochen! Dass ich dich erschieß, wär' mir ums Pulver leid, zum Gericht treib ich dich! — Und dabei alleweil das Rohr auf mich. Franzl, alter Schulkamerad, sag' ich, thu' mir das nicht an. Ich stell' mich selber beim Gericht, da hast meinen Handschlag drauf, heut abends stell' ich mich selber. Angenommen hat er den Handschlag. Ich eil' zu meiner Mutter und sag' ihr alles. Herr, Sie können sich's denken ...."

Der Bursche rang mit seinem Worte, das ihm in der Kehle stecken bleiben wollte. Dann fuhr er fort: „Wie sie so weit zu sich gekommen ist, schreit sie mir zu: Zum Gericht gehst mir nicht! Sie sollen nur kommen, will es ihnen schon zeigen, wem das Kind gehört, und wohin! Du hast nichts gestohlen und hast nichts angestellt und eines Wildhahnes

„Das glaub' ich nicht. Wenn noch ein Funken Ehr' in mir wär', so müsst ich in den Abgrund springen. Nur die leidige Schand ist mein Theil."

„Merke, was ich dir sagen will", sprach der Herr. „In den Bauernhof, wo du die Kleider entwendet hast, wird dafür das Geld geschickt, von einem Ungenannten, das lass meine Sorge sein. Dein Weg zur Eisenbahn ins Authal steht dir also frei. Willst du aber mit mir kommen nach Seggenstein, so ist es auch recht. Ich beschäftige viele Leute, für die Braven pflege ich besonders zu sorgen und ich hoffe, dass der ehrliche Kerl in dir noch einmal emporkommen wird."

Nach diesen Worten schaute der Loisel eine Weile so drein, als müsse er sich's erst ausdeuten, wie das gemeint sei. Plötzlich sprang er auf und stieß einen Juchschrei aus, der klingend in den Felsen wiederhallte.

Er gieng mit dem Grafen nach dem schönen Schlosse Seggenstein, wo er anfangs als Gärtnergehilfe Beschäftigung fand. Später wurde er dem Forstamte zugetheilt und da begleitete er seinen Herrn, dem er grenzenlos ergeben ist, auf Jagden und Bergtouren. — Eben, als ich diese einfache Geschichte schließen will, theilt mir der Loisel durch eine Postkarte mit, dass er des Herrn Grafen Kammerdiener geworden ist.

R.

Eine Komödianten-Ehe.

Von Alphonse Daudet.

Wie wäre es möglich gewesen, dass sie sich nicht liebten?

Beide schön, beide berühmt, sangen sie in den gleichen Stücken, lebten sie Abend für Abend fünf Acte hindurch das gleiche von künstlicher Leidenschaft durchtränkte Leben.

Man spielt nicht ungestraft mit dem Feuer! Man sagt einander nicht zwanzigmal im Monat: „Ich liebe dich!" — begleitet von den schmelzenden Seufzern der Flöte und den Tremolos der Geigen, ohne schließlich an die Wahrhaftigkeit der rührenden Worte und Töne zu glauben.

Die Leidenschaft, von der sie allabendlich sangen, stahl sich mit der Zeit in ihre Herzen hinein. Auf den Wogen der Harmonien, auf dem auf- und niederschwebenden Rhythmus der Melodien, in den prächtigen, glänzenden Costümen, in den gemalten Decorationen — überall war sie. Sie kam durch das Fenster herein, welches Elsa und Lohengrin weit öffnen in der von Tönen und Klängen erzitternden Nacht:

„Athmest du nicht mit mir die süßen Düfte . . ."

Sie barg sich zwischen den Marmorsäulen des Balkons der Capuletti, wo Romeo und Julia sich verspäten, während die ersten Strahlen der Morgenröthe bereits am Himmel sichtbar werden:

„Die Lerche war's, und nicht die Nachtigall . . ."

Sie erwachte zwischen Faust und Margarethe in dem glänzenden Mondenstrahl, welcher sich von der Gartenbank bis zu den Fensterläden des kleinen Zimmers zwischen Epheu und Rosengerank langsam erhebt:

dersparte Sach' gehört dein, da hast sie, dass du siehst, ich bin redlich zu dir. Aber mach' mir keine Geschichten, ich bitt' dich tausendmal! — Mein Sparcassabüchel reißt sie mir aus der Hand. Das ist mir noch zu wenig, sagt sie, will das Bürschel auch dazu haben. — Behüt dich Gott, Viktel, vergiss mich! Drauf ich zu ihr, und fort und nicht mehr umgeschaut. Gott sei Dank, dass ich von so einer ledig bin! Ja wohl, ledig bin ich gewesen. Steht nicht zwölf Stunden an, hab' ich vom Werksdirector meine Kündigung. Natürlich, ein Mensch, der schon wegen Diebstahls abgestraft, passt nicht zu einem Magazinsaufseher. Ich mach' freilich meine Vorstellungen, dass doch ein Unterschied ist zwischen einem Wildschützen und einem gewöhnlichen Dieb. Wenn der Richter keinen gemacht, können wir auch keinen machen, hat's geheißen. Und fort hab' ich müssen. — Und doch wieder Glück. In einer Papierfabrik hab' ich Arbeit gefunden; aber wie ich eintreten will, heißt's, es wär' die Anzeige gemacht worden, dass ich eines Diebstahls wegen gesessen. Der Teufel hol's, hat mich auch hier die Bestie verrathen! — Und so ist's überall gewesen und hab' keine Arbeit finden können. Meine Mutter ist gestorben, dieweil ich im Arrest gesessen und jetzt hab' ich wohl gar nicht gewusst, wohin. Herr, für einen armen Menschen ist das Leben hart! Länger als ein Vierteljahr so herum, dort ein paar Tag Arbeit, da ein paar Tag Arbeit, und die übrige Zeit betteln. Schon gar kein Gewand hab' ich mehr gehabt, ganz herabgekommen und verzagt. Da hab' ich gehört, im Authal bei der Eisenbahn wär' Arbeit. Aber einen zerlumpten Vagabunden nimmt man nicht auf, man muss sich anständig vorstellen. Keinen Menschen weiß ich, der mir hätt' geholfen, überall heißt's: der wegen Diebstahl schon einmal gesessen ist. Verdammt, nun bin ich wild worden. Wenn ich's schon sein soll, so will ich's auch sein. Jetzt ist's schon alles eins. — Zu einem großen Bauernhof komm' ich im Authal draußen, beim Zwickelhof heißt's. Um ein Stück Brot will ich zusprechen. Ist niemand daheim, alles auf dem Feld beim Heuen. Das Hausthor zugesperrt. Aber ein Fenster lässt sich ausheben. Ich kriech' hinein, trink' in der Kammer einen Topf Milch aus, mach' den Kasten auf und nehm' das Gewand. 's ist ein schönes Feiertagsgewand, schauen Sie's nur an, Herr!"

Der Bursche hielt die Ärmel des Lodenrockes hin: „Der ist gestohlen, die Hose ist auch gestohlen, die Schuhe sind auch gestohlen, der Hut auch, ha, ha — und so bin ich halt glücklich ein gemeiner Dieb worden! — Sie geben nicht nach, eh man's nicht ist!" rief er gellend aus.

Also hatte der junge Mensch erzählt und also hatte der Graf ihm zugehört.

„Wenn das, was du mir jetzt gesagt, alles wahr ist —" sprach dieser.

„Ich verlang's gar nicht, dass Sie mir glauben", unterbrach der Loisel, „wer wird denn einem Dieb glauben! Ich glaub mir selber nimmer. Da hat der Kerl so lang den gemeinen Dieb verabscheut, bis er selber einer worden ist. — Und ich denke, es geht noch weiter. Halten thut mich niemand und einer für sich ganz allein kann nicht bestehen. — Wie habe ich Sie gebeten, Herr, um dreißig Gulden, damit hätt' ich den Diebstahl wieder gutmachen können und mit dem gekauften Gewand in Arbeit einstehen bei der Eisenbahn. — Aber Sie haben ja ganz recht; das, was ich erzählt, könnt' jeder sagen."

„Loisel", sprach nun der Herr und nahm ihn freundlich bei der Hand, „so bitter sollst du doch nicht sein. Du thust den Leuten unrecht und auch dir selber."

hervorzurufen. Er würde sich beim Director beklagen u. s. w.

Ach! Was nützten ihm seine Klagen und sein Zorn, was nützten die Kraftanstrengungen der Claque, seine Frau hatte sich die volle Gunst des Publikums im Fluge erobert und sie blieb ihr fortan unbestritten.

Sie erhielt die glücklichst gewählten Rollen, in welchen ihr Talent und ihre Schönheit sich am glänzendsten entfalten konnten, und in welchen sie auftrat mit der königlichen Ruhe einer Weltdame, welche in dem Bewusstsein den Ballsaal betritt, dass sie eine herrliche Toilette trägt und ihres Erfolges sicher sein kann. Jeder neue Erfolg der Frau machte den Mann verstimmter, nervöser, reizbarer. Es kam ihm vor wie ein an ihm verübter Raub, als er die Beliebtheit, die er früher genossen, unwiderleglich zu ihr übergehen sehen musste. Lange suchte er seine Leiden vor allen zu verbergen, namentlich vor seiner Frau; aber eines Abendes, als sie die Treppe zu ihrer Garderobe emporstieg, ihr mit Blumen gefülltes Kleid mit beiden Händen zusammenhaltend, und mit einer Stimme in welcher noch die Freude über ihren Triumph vibrierte, fröhlich zu ihm sagte: „Welch ein volles Haus wir heute hatten!“ antwortete er ihr mit einem kurzen, schroffen „Findest du?“ welches zugleich so voll von bitterer Ironie war, dass der jungen Frau plötzlich wie mit einem Schlage die Augen aufgiengen und sie die Wahrheit erkannte.

Ihr Mann war eifersüchtig! — nicht eifersüchtig wie ein Verliebter, der nicht will, dass andere außer ihm die Geliebte schön finden, sondern eifersüchtig mit der kalten, brutalen, unversöhnlichen Eifersucht des Komödianten!

Mitunter, wenn sie beim Schluss einer Arie secundenlang unterbrochen wurde durch den anhaltenden Applaus und die zahllosen Bravorufe, stand er da mit fast steinernen, undurchdringlichen Zügen, und sein zerstreut auf das Publikum niederfallender Blick schien gleichsam zu sagen: „Wenn ihr mit dem Lärm aufgehört haben werdet, werde ich singen, nicht früher!“

O, der Beifall, der Beifall! Dieses hagelartige Geräusch, welches sich so wohllautend und süß anhört im Theater, auf der Bühne und in den Coulissen! Wer es einmal gekannt hat, kann sich seinem Zauber nicht mehr entziehen! Die großen Komödianten sterben nicht an Altersschwäche, auch nicht an Krankheiten! Wenn man ihnen nicht mehr applaudiert — dann hören sie auf zu leben! —

Diesen ergriff vor der fortgesetzten Gleichgiltigkeit des Publikums völlige Verzweiflung. Er magerte sichtlich ab, wurde gereizt und bösartig. Was nützte es, dass er sich selbst Vernunft predigte, sein unheilbares Leiden objectiv zu betrachten suchte, sich mehr als einmal sagte, bevor er die Bühne betrat:

„Es ist doch meine Frau! . . . und ich liebe sie! . . .“

In der künstlichen Atmosphäre der Bühne und der Lampenlichter erlosch dieses Gefühl sofort wieder. Er liebte *seine Frau* nach wie vor, die *Sängerin* aber verabscheute, hasste er.

Sie bemerkte das alles wohl, und mit derselben Sorgfalt, mit der man einen Kranken pflegt, überwachte sie seine traurige Manie.

Zuerst dachte sie daran, mit Absicht ihre Erfolge zu verringern; sie wollte sich gewaltsam zurückhalten, nicht ihre volle Stimme, ihr ganzes Können geben; aber ihre Entschlüsse schmolzen ebenso wie die ihres Gatten vor dem Feuer der Öffentlichkeit und der Glut der Lampenlichter. Ihr Talent war stärker als ihr Wille. Gegen ihren Willen brach es doch in vollem Glanze hervor.

Nun demüthigte sie sich selber,

„Lass mich dein holdes Antlitz sehen.“ — — — — — —

Ganz Paris sprach bald nur noch von ihrer Liebe und interessierte sich dafür.

Es wurde das Ereignis der Saison.

Man gieng hin, um die beiden Sterne an dem musikalischen Himmel der Oper zu bewundern, welche langsam einander näher und näher rückten.

Endlich, eines Abends, als nach unzähligen enthusiastischen Hervorrufen der Vorhang langsam herabfiel, welcher die beifallslärmende Menge von der mit Blumen übersäeten Bühne trennte, auf welcher Julias weiße Atlasschleppe über zertretene Camelien und Rosen hinwegfegte, packte ein unwiderstehlicher Impuls die beiden Sänger; und als ob ihre etwas künstlich erzeugte Liebe nur auf den Augenblick eines großen Triumphes gewartet habe, um sich voll zu entfalten, brach sie mit voller Gewalt hervor.

Unter dem fortgesetzten Bravorufen des Publikums, das wie aus weiter Entfernung herüberschallte, tauschten sie ihre Liebesschwüre aus.

Die beiden Sterne waren in ihre Conjunction getreten.

* * *

Nach der Hochzeit zogen sie sich auf einige Zeit von der Öffentlichkeit zurück.

Dann, als ihr Urlaub zu Ende, fand ihr erstes Wiederauftreten an dem gleichen Abende, in der gleichen Oper statt.

Dieses Wiederauftreten war wie eine Offenbarung.

Bis zu diesem Tage war er es gewesen, der den Vorrang einnahm. Er war älter als sie, kannte das Publikum mit seinen Wünschen und Liebhabereien besser als sie, und verstand es mit dem Wohllaut seiner Stimme, das Parket und die Logen hinzureißen.

Neben ihm war sie bisher nur erschienen, wie eine bewunderungswürdige, begabte Schülerin, wie ein für die Zukunft vielversprechendes Talent; ihre fast noch zu jugendliche Stimme hatte hie und da Ecken und Kanten, ebenso wie ihre noch etwas zu mageren Schultern. Als aber bei diesem Wiederauftreten in einer ihrer früheren Rollen mit den ersten Tönen schon ihre Stimme voll, klar nnd unendlich wohllautend wie ein reicher Silberstrom hervorquoll, da war die Überraschung und das Entzücken des Publikums so groß, dass das Interesse den ganzen Abend hindurch sich nur auf sie concentrierte.

Dieser Abend wurde für das junge Weib einer jener glücklichen, wo die Luft, die einen umgibt, ganz erfüllt ist von den goldenen Sonnenstrahlen des Erfolges.

Den Mann vergaß man fast über diese Überraschung, vergaß, ihm Beifall zu klatschen, wie sonst, und wie jeder plötzliche, grelle Lichtstrahl einen tiefen Schatten um sich herum wirft, so fand er sich auf einmal wie einen unbedeutenden Choristen zurückgedrängt in die finsterste Ecke der Bühne.

Und dennoch war diese tiefe Leidenschaftlichkeit, welche die Sängerin in ihrem Spiel entfaltete, die zauberhafte Innigkeit und Seele in ihrem Gesang, welche alle Welt überraschte, nur durch ihn erweckt worden. Er allein war es, der dieses Feuer in ihren dunklen Augen entzündet hatte, und dies Bewusstsein hätte ihn mit Stolz erfüllen müssen, wenn — die Komödianteneitelkeit nicht zu groß gewesen wäre!

Am Schluss der Oper, als der Vorhang gefallen, berief er den Chef der Claque zu sich und überschüttete ihn mit Vorwürfen.

Man hatte es versäumt, ihn beim Auftreten zu empfangen, beim Abgehen zu applaudieren, ja, man hatte vergessen, ihn nach dem dritten Act

„Man würde glauben, dass es mein Wunsch war", sagte er.

Und von neuem begann das Leben der Tortur für beide.

Am Abend einer Première wollte die Sängerin soeben die Bühne betreten. Da sagte jemand zu ihr:

„Seien Sie auf Ihrer Hut. Es ist eine Kabale gegen Sie im Werk."

Sie lachte. — Eine Kabale gegen sie? — Warum sollte das wohl sein? Sie hatte keine Feinde. Sie genoss die Sympathie aller — sie lebte außerhalb aller Cliquen und Koterien.

Und dennoch war es so!

Inmitten der Oper, in einem großen Duo mit ihrem Gatten, in dem Augenblick, da ihre herrliche Stimme auf dem höchsten Ton ihres Registers angelangt, mit einer Cadenz aus so gleichen, reinen Noten, dass sie einer Perlschnur gleich die Nummern beendete, ließ ein vielstimmiges Zischen sie plötzlich verstummen.

Ihre Aufregung und Überraschung theilte sich dem ganzen Hause mit. —

Der Athem eines jeden schien plötzlich ebenso abgeschnitten, ebenso in der Kehle stecken geblieben zu sein, wie ihre unvollendete Cadenz.

Und plötzlich durchfuhr ein wahnsinniger, ein scheußlicher Gedanke ihren Kopf.

Außer ihr war nur er auf der Scene; er stand ihr gegenüber. —

Sie wandte ihr Auge auf ihn und sah in dem seinen den Blitz eines boshaften Lächelns zucken.

Da begriff die arme Frau alles!

Ein Schluchzen stieg in ihrer Kehle auf, dass sie zu ersticken glaubte.

Sie brach in Thränen aus und verschwand rasch in dem Schatten der Coulissen . . .

Es war ihr eigener Gatte, der sie auszischen ließ! — —

„Magazin".

Im Labyrinthe des Lebens.

Gedichte von Fritz Lemmermeyer.*)

An die Poesie.

Die du vom Himmel bist,
Schlichtende, tröstende,
Nimmer ermüdende, heilige Poesie!
Auf den Knien im Staube ruft zu dir
In tiefster Noth der Mensch, den das Leben verwundet.
Leise trittst du, immer Bereite,
Aus verhüllenden Wolken,
Steigest milde hernieder
Zu dem einsam Trauernden,
Neigest dich ihm und berührst mit rosigem Finger
Die glühende Stirne, ziehst ihn empor zu dir,
Drückst an dein Herz, das gütereiche, den Armen,
Und siehe: sachte, sachte zieht der Friede,
Der süße, liebliche Friede ihm in das Herz,
Und der Verzweifelnde fühlt,
Wie hold die Genesung naht,
Und küsst in scheuer Ehrfurcht
Den Saum deines göttlichen Kleides.

Mensch.

Fehlerlos zu wandeln,
Wie in den Wolken die Göttlichen,
Ist nicht gegeben uns sterblichen Menschen.
Halten wir frei von nied'rer Begierde
Unsere Sinne,
Frei von gemeinem Wollen das Herz,
Können der Qual des dumpfen Neides
Wir uns entziehen:
Müssen wir selig uns preisen.
Mehr vermag er nicht,
Der im Staube Geborene,
Der im Staube verloren Wandelnde,
Der sich auflöst wieder in Staub.

*) Aus dessen gleichnamiger Gedichtesammlung. Leipzig. R. Claußner. (1892.)

machte sich klein vor ihm, ganz klein, um ihn zu versöhnen.

Sie frug ihn bei jeder Gelegenheit um Rath. — „Hatte er sie heute gut gefunden?“ — „Würde er die Rolle auch so auffassen, oder anders?“ u. s. w.

Selbstverständlich war er nie mit ihr zufrieden. In jenem gutmüthig sein sollenden Tone, mit der bekannten Nuance falscher Kameradschaft, die unter Komödianten üblich ist, pflegte er ihr an den Abenden, wo sie die größten Erfolge hatte, zu sagen:

Überwache dich wohl, mein Kind — du scheinst mir nachzulassen — wenigstens machst du keine Fortschritte mehr.“

Wieder ein anderesmal suchte er ihr Auftreten zu verhindern:

„Sieh dich vor, du ermüdest dich — du strengst dich zu sehr an — verdirb nicht deine Zukunft! Halt, weißt du, was ich denke! Du müsstest einen Urlaub nehmen.“

Er erniedrigte sich bis zu den dümmsten Vorwänden, um sie vom Auftreten zurückzuhalten.

Sie sei erkältet, meinte er — nicht gut bei Stimme. Sie sollte nicht singen.

Oder er suchte in gemeiner Weise Zänkereien herbeizuführen.

„Du hast das Finale des Duo zu schnell genommen — hast mir meinen Effect total verdorben“, sagte er. „Aber das willst du eben — du thust es mit Absicht.“

Der Unglückliche! Er war sich nicht bewusst, dass er selber es war, der ihr all dieses that; der seine Repliken mit gewaltsamer Schnelligkeit hervorbrachte, um zu verhindern, dass ihr am Schluss ihrer Arie applaudiert wurde, und der in dem niedrigen Wunsche, die Gunst des Publikums wieder zu erlangen, sich des Platzes vorne an der Lampe bemächtigte und seine Frau dadurch zwang zurückzutreten.

Sie beklagte sich niemals, dazu liebte sie ihn zu sehr. Außerdem macht der Erfolg nachsichtig; aber an jedem Abend, an dem sie sich zurückhalten, sich kleiner machen wollte, zog der enorme Beifall des Publikums sie aus dem Dunkel, in das sie sich zu stellen versuchte, in immer helleres Licht hervor.

Unter den Collegen entdeckte man bald diese eigenthümliche Eifersüchtelei und amüsierte sich darüber.

Man überschüttete den Sänger förmlich mit Complimenten über das Talent seiner Frau. Man hielt ihm die Zeitungen unter die Augen, in welchen der Kritiker am Ende der vier langen Spalten, welche er dem „Stern“ gewidmet hatte, auch einige Zeilen dem Gatten widmete, dessen frühere Beliebtheit fast gänzlich todt war.

Als er eines Tages wieder einen solchen Artikel gelesen hatte, stürmte er plötzlich in die Garderobe seiner Frau, wüthend, bleich vor Zorn, mit der Zeitung in der Hand, und schrie: „Dieser Mensch ist also Ihr Geliebter gewesen?“

Bis zu diesem Grade der Niederträchtigkeit fiel er.

Und das unglückliche Weib, gefeiert und vielbeneidet, dessen Name auf den an allen Ecken von Paris klebenden Placaten obenan stand, der selbst auf den Ettiketten der Confiseure und Parfümeure stand, führte eine traurige und unendlich gedemüthigte Existenz.

Sie wagte es kaum mehr, eine Zeitung zu öffnen, aus Furcht, ihr Lob zu lesen, sie vergoß Thränen über den Blumen, die man ihr zuwarf, und die sie in einer Ecke ihrer Garderobe vertrocknen ließ, um nicht auch zu Hause noch die grausame Erinnernng an die Abende ihrer Triumphe zu bewahren.

Sie wollte der Bühne gänzlich entsagen, aber dem widersetzte sich ihr Mann.

Maria Geburt.

Die Schwalben nun sich sammeln
Zum Zug ins Ägypterland,
Dem Sehnsuchtsdrange folgend,
Sie ziehen fluggewandt.

Den tiefen Drang der Sehnsucht,
Wie kenn ich ihn so gut!
Wie treibt und gährt und brennt er
In meines Herzens Blut!

Mit euch kann ich nicht wandern,
Ihr Waller, zart und klein,
Und weiß mir nicht zu stillen
Der Sehnsucht irre Pein.

Doch weiß ich, es wird kommen
Des Wanderns ernste Zeit
In unbekannte Fernen,
Weitab von Freud' und Leid.

Ins Land, wo jeder Schleier
Abfällt vom Sphinxgesicht,
Wo unverhüllt sie starret
In der Erkenntnis Licht.

Ich kann mich nicht versammeln
Mit euch zum Wanderzug,
Muss meine Seele rüsten
Zu einem weiter'n Flug.

Ihr ziehet unter Singen —
Möchte mir's auch gescheh'n,
Dass ich einst singend könnte
Zur Heimatreise geh'n!

Beruhigung.

Noch kann ich dichten, wenn mein Herz geschwellt,
Noch hat die Liebe treu sich mir gesellt,
Noch treib' ich froh der Künste schönen Cult,
Empfange noch viel edler Frauen Huld;
Noch kann ich hassen, wenn Gemeinheit schafft
Und wenn das Unrecht blöd und hämisch gafft,
Und mit der heil'gen Wahrheit fest im Bund
Kann furchtlos sterben ich zu jeder Stund'

An die deutsche Jugend.

Lasst mich um eines euch bitten, ihr meiner Jugend Genossen:
Wahrt euch den offenen Sinn, wahrt die Begeisterung euch!
Ist es auch lang nicht mehr Mode, opfert dem Altar des Schönen,
Und für der Wahrheit Kampf haltet die Schwerter bereit!
Dann nur seid ihr wert, den deutschen Namen zu führen,
Und die Palme sei euch, Jugendgenossen, verlieh'n!

Lobsprüchlein auf Ulrich v. Hutten.

Der Hutten war ein freier Mann,
Hat's meinem Herzen angethan!
Der buhlte nicht um Fürstengunst
Und buhlte nicht um Pöbelgunst.
Sein Weg war einsam, dornenvoll,
Er trug das Unglück ohne Groll.
Er führte stark ein starkes Schwert
Und eine Feder kampfbewährt,
Und liebte stark und hasste stark
Und war ein Mann von Kraft und Mark.
Die Wahrheit und die Redlichkeit,
Die Freiheit und die Menschlichkeit —
Das war sein ganzes Hab' und Gut,
Dazu ein Herz mit hohem Muth.
Im Leben musst' er untergeh'n,
Um als unsterblich aufzusteh'n.
Der Hutten war ein freier Mann,
Hat's meinem Herzen angethan!
Und gepriesen sei in aller Zeit
Des deutschen Mannes Herrlichkeit!

Hat er die Liebe, des Lebens Sonne,
Treu sich erhalten,
Hat er zum Kampf den Muth sich bewahrt
Gegen die verderblichen,
Gegen die kleinen,

Durch die Vereinigung starken Mächte der Larven,
Hat er die Kraft der Entsagung gerettet,
Still ergeben in Unglück und Glück:
Ist, wie arm auch, verlassen und hilflos,
Doch ein stolzes Kind des Prometheus
Der Mensch!

Lebensergebnis.

In sternlosen Nächten,
Frierend und schaudernd,
In Tagen, kalt und trostlos,
Ist sie mir kund geworden,
Die furchtbare Wahrheit;
Hab' ich kennen,
Doch zu fassen nicht gelernt,
Das unerbittliche Gesetz;
Ohn' Erbarmen ward er mir verkündet,
Mit ehernen Zungen,
Unter Sturm und Klage,
Der eisige Spruch der Parze:
Du musst, o Mensch,
Begraben dein Liebstes,
Oder du musst, banger Geselle,
Von deinem Liebsten
Begraben dich lassen! —
Von beiden, welches
Dünkt dir das Härt're?
Sinn' und grüble
In Tagen und Nächten
Der Frage nach,
Und schaud're und lerne
Fassen und tragen
Die furchtbare Wahrheit!

Volkslied.

Der Schnitter Tod geht durch die Welt
Und mäht die Gräser in dem Feld.

Er schont auch nicht die schönste Flur.
Ach, kaum ist vom Sommer mehr eine Spur!

Nur gelbe Blätter, irrend im Wind,
Die Zeugen seiner Schönheit sind.

Bald werden sie ganz verloren gahn,
Die Mutter Erde wird sie empfah'n.

Der Winter breitet den Teppich auf,
Vollendet hat ein Jahr den Lauf.

Begraben d'rinnen Alt und Jung,
O das ist traurig, traurig genung!

Es bleibt eine nebelnde, kalte Zeit,
Des Sommers Freude liegt weit, o weit.

Sonette an meine hundertjährige Großmutter.

I.

Noch war der Königin Haupt gefallen nicht,
Im Schreckensjahr, auf Frankreichs Guillotine,
Und du — schon schautest du mit Kindermiene
Frohlockend auf zum gold'nen Sternenlicht!

Napoleon mit ernstem Angesicht,
Er träumte noch, wie er dem Franzmann diene —
Du schwirrtest schon gleich einer hurt'gen Biene,
Du hattest schon Gewicht und hattest Pflicht.

Gestorben sind die Helden der Geschichte,
Zertrümmert liegen Krone und Altar,
Vermodert ist, was einmal herrlich war.

Dir ward die Zeit zur Sage, zum Gedichte,
Erklingend wie ein Ton aus weiten Fernen —
Und noch schaust du empor zu Gottes Sternen!

II.

Nun hast du ein Jahrhundert ganz getragen.
Sag, Ahne, mir, wie konntest du's vollbringen,
Wie konnt' es dir so gut und voll gelingen,
Nicht zu erliegen hundertjähr'gen Plagen?

Den Enkeln hat die Stunde längst geschlagen
Der letzte nur kann dir ein Lied noch singen,
Ermüdet vor der Zeit, nach kurzem Ringen —
Du trugst das Joch der Zeiten sonder Zagen!

Du standest fest, wie auch der Sturmwind grollte,
Des Schicksals Rad hin über Menschen rollte,
Den König und den Bettler warf zum Staube.

Du standest fest, dir fehlte nicht der Glaube,
Der Wunder schafft und den die Welt bewundert —
So konntest du ertragen ein Jahrhundert.

Aus der Mystikerzeit findet sich das Schreiben eines Basler Weltpriesters Heinrich von Nördlingen an die Nonne Margarethe Ebner:

„Eia! frau gar hoche und aller erwirdigü, wie wirt ewer mund so nahen gefügt zu dem mund goz! owe! gotlicher küsse, owe! gotliche ainiung mit aller menschlicher natur."

Und ein andermal: „Mins hertz herzenvollin fröud, als es mir muglich ist! ih han lang vergessen, das ich nit mit dir rett umb ainen barfußen, der haiset der Ebner, und soll bischoff worden sein von dem ungerechten babist, den der Paier machit ze Rom. sag mir, was er dich bestand, und bit got für in mit ernst, wan er wunderlichü ding tut, als ich oft gehört han" u. s. w.

Eine Frau schreibt im Jahre 1450 an ihren Gatten:

„Mein freuntlichen Grues zuvor, lieber herr, das ir frisch und gesund werdt, deßelben hort ich allzeit gern von euch sagen, wißet liber man, daß ich von goz gnaden noch frisch pin, und dee sun alle trey; got behuet uns furpaß und auch euch, doch wißet lieber man, das Albrecht got sei gelobt in neuer narung noch wol bekumbt . . . und lieber Mann wißet, daß die zimerleit wellen gelt hawen und als ir mir nichsz weffolhen, so hab ich nichs wolt geben; wißet lieber man, das mir ewer brieff wol worden ist, den ir zu Gerlitz geben habt" u. s. w.

In demselben Jahrhundert schreibt ein junges Mädchen, das nicht im Kloster bleiben will, an seine Muhme:

„Hertz liebe mum, ich laß euch wissen, daß vor verganger zeit die herrn pey uns sin geweßen; do hab ich yn etlich vrsach und beschwernus der sel halben angezeigt, das ich nit im kloster wol bleiben; do haben sye . . . mir vnd den andern, die solchs auch begert haben, getreulich geraten vnd vns gefragt, ob keine kein anweßen hab, do sye hin kem; do hab ich fur mein person geantwort: neyn, den der her Endreß Tucher wil mich nit annemen, er hat selber IV enykla; er thut greulich, hat sorg, er muß mir etwas geben, so ich doch nichts an zu beger, ich hab ie eine gute hoffnung zu got, er wer mir denyg helffen . . . Hertz liebe mum, ich bitt euch vm Chr. vnsers seligmachers willen . . . dar ir mich nur ein weil pey euch wolt haben; ich wil euch wahrlich nit schad zu eurem hauß sein, ich will nit feiern, ich wil auch neen, was euch in das gehort, spinen, oder was ihr mir zu erbeten gebt, ich wil euch der kynder warten, ir durfts mir kein wein zu trinken geben" u. s. w.

Und Martin Luther schreibt an seine Tischgenossen:

„Gnade und Friede in Christo, lieben Herren und Freunde! Ich hab euer aller Schreiben empfangen, und wie es allenthalben zustehet, vernommen. Auf daß ihr wiederumb vernehmet, wie es hie zustehet, füge ich euch zu wissen, daß wir, nämlich ich, Magister Veit und Cyriacus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen; wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag kommen.

Es ist ein Rubet gleich für unserm Fenster hinunter, wie ein klein Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da keckt Jung und Alt durch einander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lange währen mögen. Und möcht gerne wissen, ob auch solchen Adels und reisigen Zeugs auch etliche noch bei euch wären; mich dünkt, sie seien aus aller Welt hieher versammlet. Ich hab ihre Kaiser noch nicht gesehen, aber

Der deutsche Brief seit sechshundert Jahren.

Die Forscher deutscher Culturgeschichte haben alle Quellen aufgemacht, alle Archive durchstöbert, alle Volkssitten, Bräuche, Sprichwörter, Lieder u. s. w. zu Hilfe genommen, um uns ein Bild der geistigen Entwickelung unseres Volkes aufzustellen. Ein sehr wichtiger Behelf ist bisher vergessen geblieben: der Privatbrief. Dieser aber ist von außerordentlicher Bedeutung. Was heute die Zeitung, die Broschürenliteratur ist, das war einst in seiner Art der Brief. Und noch mehr. Er war ein echter Schlüssel zu dem jeweiligen Menschen, zu ihren Anschauungen und zu ihren Thaten. Je schwieriger und kostspieliger die Postgelegenheiten gewesen, desto seltener zwar, aber desto gehaltreicher waren die Briefe. Die Eisenbahn, das billige Postporto hat den Brief zerstückelt, verflacht, bis zum Correspondenzkartenstil herabgebracht; also dass er heute kaum mehr eine culturelle Bedeutung beanspruchen kann. Wer etwas Besonderes zu sagen hat, der läſst's lieber drucken, wer eine wichtige Nachricht zu versenden hat, der wählt den Telegraphen, und was an Intimität sich noch unter Couvert verbirgt, das wird übertrumpft durch noch größere Intimitäten in den Zeitungen.

Unser Leben, Sprechen und Denken ist ein öffentliches geworden und nur besonders bedeutende Menschen bleiben auch heute noch bedeutend im Privatbriefe.

Georg Steinhausen hat die culturgeschichtliche Wesenheit des Briefes erkannt und bei R. Gärtner in Berlin (1891) ein Werk herausgegeben: „Geschichte des deutschen Briefes."

Der Stoff für ein solches Werk ist freilich ganz unerschöpflich und die Sammler werden auf diesem Gebiete noch höchst interessante Dinge zu Tage bringen.

Um ein, wenn auch nur ganz flüchtiges Merkmal der Entwickelung des deutschen Briefes zu geben, entnehmen wir den Beispielen eine Reihe von Privatbriefen aus verschiedenen Jahrhunderten, in welchen uns vor allem die Unterschiedlichkeit der Form auffallen wird.

Bis zum zwölften Jahrhunderte wurden alle Briefe in lateinischer Sprache geschrieben. Dann kam das alte Deutsch, mit Latein stark vermischt. Jahrhunderte lang währte es, bis durch die bedenklichsten und lächerlichsten Verirrungen endlich in der Classikerzeit der Brief zum Kunstwerke ward. Von da an sank er dem Verfalle zu.

Der erste uns hier vorliegende deutsche Brief aus dem zwölften Jahrhunderte stammt von einer Frau. Es ist ein Liebesbrief, in welchem es unter anderem heißt:

„Wande warest du mir nieth liep, ego permitterem te currere in voraginem, ut ita dicam, ignorantiae et ceticatis. des ne bist abe du nieht wert, quia in te sunt fructus honoris et honestatis. Ich habete dir wol mere gescriben u. s. w."

Etwas später schreibt Adelgunde Kulmus an ihren Freund Gottsched den folgenden classisch schön stilisierten Brief:

„Mein erzürnter Freund! Diesen Augenblick erhielt ich ein Schreiben von Ihnen, worüber ich ungemein bestürzt bin. Scherz und Ernst, Liebe und Kaltsinn finde ich darinnen so künstlich vermischt, daß ich nicht weis, was ich denken soll. Nichts als die unvermeidlichen Umstände, die mich länger, als ich wünsche, hier aufhalten, sind die Ursache Ihres Unwillens. Ich bin bereit, Ihnen alle Vortheile aufzuopfern, und nichts, es mag so wichtig seyn, als es will, soll mich abhalten, Ihr Verlangen buchstäblich zu erfüllen. Aber wie können Sie mein Herz so empfindlich angreifen, und es beschuldigen, daß ihm der Aufschub, den die Umstände erfordern, lieb wäre? Wie beleidigend wäre dieser Verdacht, wenn ich Ihren Eifer nicht für eine zärtliche Ungedult ansähe, die so schmeichelhaft für mich ist. Ist es denn meine Schuld, daß das Schicksal gleich im Anfange unserer Bekanntschaft so viel Hindernisse ihrem Fortgange in Weg gelegt, zu deren Überwindung Zeit und viel, viel Gedult erfordert wurde? Verschonen Sie mich, bester Freund, mit dem Vorwurf des Kaltsinns, oder lehren Sie mich die Kunst, ihn mit Gelassenheit zu ertragen."

Dann aber kommt eine Formmode, in welcher Goethe, einer Laune folgend, den „Zettel" schrieb:

„Lieber Bruder, schreib' mir doch manchmal, grimm oder gut, über alles und nichts! — Sieh, da die Welt so voll Sch . . . kerle ist, sollten wir doch miteinander tissiren und sch . . . . . . Warum ich das alleweil schreibe? Da krieg' ich nach Tisch ein Büchlein zur Hand, Herrn Prof. Meiners Versuch — Aegyptier — He! — sagt' ich, und blättre, wo kommt da Bruder Herder vor? — denn ich denk' das ist auf Anlaß! mehr oder weniger. — Finde Dich nun freilich nicht, weder im Guten noch Bösen — das verfluchteste Sauzeug vom See Möris, und travestirte Leichenceremonien der Aegypter etc. etc. etc. etc. und so Orpheus!! etc. etc. Und hinten nach X Y Z etc. auch Deinen Namen, und im seidnen Mantel und Kräglein flink, daß er doch auch etc. — Ade Bruder! Die Heß hat mir den Brief des Schweizer Bauern geschickt. — Klopstock war ehegestern bei mir, geht nach Hamburg. — Hab' auch vor drei Tagen Merck in Langen gesehen. Grüß' Dein Weib.

den 1. April 1775.

Goethe."

Und wenn wir zum Schlusse unserer flüchtigen Übersicht den erstbesten „Brief" von 1892 hernehmen, so heißt es da:

„Lieber Freund!

Deine Depesche erhalten und berücksichtigt. Was es bei uns Neues giebt, wirst Du ohnehin in der Zeitung lesen. Gedenke in nächster Woche auf einem Rutscher nach dem Süden für ein paar Stunden Graz zu berühren, dann das Nähere. In Eile Dein N."

Letzteres wird allerdings kein Culturdenkmal sein für künftige Geschlechter, außer ein Beispiel dafür, dass wir in unserer Zeit — für nichts Zeit gehabt. M.

sonst schweben und schwänzen der Adel und großen Hansen immer für unsern Augen; nicht fast köstlich gekleidet sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauaugig; singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Pallast und Saal, denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen, weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen grünen Zweigen, so sind die Wände so weit, als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnisch, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen empfliehen, und eim Zorn entsitzen können. Es sind große, mächtige Herren, was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht.

So viel ich aber von einem Dolmetscher habe vernommen, haben sie für einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerstern, Hafern, Malz und allerlei Korn und Getraidig, und so wird mancher Ritter hie werden nnd große Thaten thun. Also sitzen wir hie im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren sampt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einem Zaunstecken gespießet werden.

Ich halt aber, es sei nicht anders, denn Sophisten und Papisten, mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf eim Haufen also für mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten, und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Ehren, und dafür kecken für die lange Weil.

Heute haben wir die erste Nachtigall gehöret: denn sie hat dem April nicht wöllen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewest, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei euch wird's vielleicht anders sein. Hiemit Gott befohlen, und haltet wohl Haus. Aus dem Reichstag der Malztürken d. 28. Apr. Anno 1530.

Martinus Luther, D."

Das war köstlich, aber nun ward es schlimm, es kam der unnatürliche, gespreitzte Stil. Das Bittgesuch einer adelichen Frau aus dem Jahre 1639 lautet:

„Hoch Ernuehster Großachtbar vnd Hochgelarter ehren großgonstiger vnnd vielgeneigter Her vnd freund. Seine mir schon in Pommern erwiesene vnd aus allen actionibus sonsten allewege vorspuerte große favor wilfehrung vnd dexteritet, wie auch wegen meines felschlig traducirten vnd druf vnschuldig annoch leider ghar hart vnd captivirten Ehr Junckers Jurg Behrns satsamb condestirte Christmitleidentliche displicentz vnd vber daß beliebter justici vnd abomirirten vnrechten gewalts, ihm allenthalben ruhmblig nachgehende fama haben mich nebest zu Ihme gefaßeter sicherer Confidentz abermaln incitiret vnd gleichsamb animiret, meinen Ehrengeneigten gonstigen Hern vnd freund, mit diesem meinem schreiben molestirlig anzugehen."

In einem Liebesbrief um 1730 heißt es:

„Meine Allerliebste Dame, die grosse perfection, womit der Himmel selber euwre glorificirte Sehle hat erfüllet, zwinget alle amoureuse Cavalliers dz sie sich für eüwere hochwürdigen grandesse humilijren vnd alß vnderthänigste gehorsamste Schlawen zu den Scabellen eüwrer prächtigen Füesse niederlegen. Sie perdonnire mir allerschönste Dame, daß ich die hardiesse gebrauche, mich jren allerunterthänigsten Serviteur zu nennen."

Geschlechter fordert.*) Es gehört ziemliche Überwindung dazu, sich durch den unwirschen Wortschwall trotziger Gereiztheit hindurchzuarbeiten, und manchmal kann dem ruhigen Leser der Verdacht kommen, all diese neuen Offenbarungen seien nur eine boshafte Satire auf gewisse Auswüchse der Frauenbewegung. Doch Frau Kettler will ernst, ganz ernst genommen sein, und da muss man ihr schon glauben, dass sie die Erscheinungen wirklich sieht, von denen sie in ihrer Broschüre zu erzählen weiß.

Die ganze Schrift von Frau Kettler charakterisiert sich als ein rebellisches, unbändiges Aufbäumen wider die unwandelbaren Gesetze der Schöpfung. Dass den Frauen eine andere Bestimmung vorgezeichnet ist als den Männern, darüber ist die Verfasserin in tiefster Seele gekränkt und entrüstet, sie erblickt darin nur eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, predigt Empörung und will mit Gewalt die Frauen zu Männern, oder wenn's nicht anders sein kann, wenigstens die Männer zu Frauen erziehen, damit die unabweisliche Forderung völliger Gleichheit endlich einmal erfüllt werde. Und nun kommt eine Hochflut leidenschaftlicher Ausfälle gegen die „gesetzgebende Hälfte der Nation", die wahre „Kerkermeister der Frauen" sind und die von ihnen „bevormundeten Geschöpfe degradieren", indem sie unter dem Deckmantel der Nächstenliebe Teufeleien an ihnen ausüben", sie „täglich und stündlich an Leib und Seele ruinieren", ja „zum Tode verurtheilen". Diese gewaltsamen „Feinde aller Cultur, die ihre Gewalt widerrechtlich behalten wollen", lassen „kraft ihrer Machtstellung" den armen Frauen „eine Behandlung widerfahren", deren „Ungerechtigkeit und Härte selbst unwissende Kinder empören muss", sie haben „als schlechte Erzieher die Frauen miserabel unterrichtet", gehen nur darauf aus, sie „durch Anachronismus der Erziehung" „künstlich unten zu halten", und geben den Frauen „von ihrem rechtmäßigen Eigenthum nur so viel heraus, als ihnen zum eigenen Vortheil gut erscheint." Kurz, es ist ein wahrer Jammer auf Erden um die bedauernswerten, „zu schwachen, unmündigen Kindern erzogenen Frauen", und da unser lieber Herrgott gar keine Anstalten treffen will, „den klugen und wohlwollenden Mann", das heißt den, der mit ins Horn der Frauenemancipation bläst, „von der Kameradschaft des rohen und beschränkten Mannes," d. h. dessen, der sich der Emancipation entgegenstellt, zu erlösen, so ist der Frau Kettler nichts anderes übrig geblieben, als den „entwürdigenden, infamierenden, blamablen Zuständen" selbst auf den Leib zu rücken, indem sie das den Frauen „vorenthaltene Recht nicht etwa als Gnade erbettelt und erwinselt, sondern ernsthaft und aufrecht fordert." Schade nur, dass die Verfasserin offenbar sehr weit von hier zu Hause ist; ein in unseren Verhältnissen aufgewachsener Sterblicher hat Mühe, sich in solche orientalische Beschaffenheit der Dinge hineinzudenken. Die deutsche Männerwelt, die so eigenartige Höflichkeiten bisher nur aus den Declamationen eines Fräulein Wabnitz und ähnlicher Damen zu hören gewohnt war, quittiert über den Empfang der auserlesenen Schmeicheleien und wird ihnen mit Vergnügen ein Plätzchen im Raritätenschranke*) anweisen, im

*) Bibliothek der Frauenfrage, herausgegeben von Frau J. Kettler. Heft 6: J. Kettler, Gleiche Bildung für Mann und Frau! 4. Auflage. Weimar, Verlagsanstalt, 1891.

*) Dahin gehört auch der köstliche Ausspruch, den Frau Ihrer neulich in einer socialdemokratischen Versammlung in Hamburg gethan hat: Haben wir Frauen das Recht, das Schafott zu besteigen, so müssen wir auch das Recht haben, die Tribüne zu besteigen.

Deutsche Amazonen.

Betrachtung über den deutschen Frauenverein „Reform".

Weimar, die friedliche Stadt der Erinnerungen an eine große literarische Vergangenheit, steht im Begriff, sich in ein gewappnetes Heerlager kriegerischer Amazonen zu verwandeln. Am 30. März 1888 ist dort ein „Deutscher Frauenverein „Reform" für Eröffnung wissenschaftlicher Berufe für die Frauenwelt" gegründet worden, dessen Leitung sich seitdem in den Händen seiner angriffslustigen Urheberin Frau J. Kettler zu Weimar befindet. Nach den Satzungen ist der Verein von der Pflicht durchdrungen, das gesammte gewerbliche, kaufmännische, künstlerische und wissenschaftliche Gebiet auch den Frauen zugänglich zu machen, beschränkt sich aber aus Zweckmäßigkeitsgründen zunächst noch darauf, den Bau von oben zu beginnen, das heißt, die Berufsarten, die wissenschaftliche Studien zur Voraussetzung haben (und zwar alle, nicht bloß den ärztlichen Beruf) durch Erkämpfung von Gymnasium, Hochschule, Staatsprüfung und Anstellung für die Frauen zu erobern. Als Kampfmittel sollen öffentliche Vorträge, Flugschriften, Petitionen und Geldsammlungen zur Gründung eines „Parthenagogiums" dienen. Auch eine eigene Zeitschrift „Frauenberuf", redigiert und herausgegeben von derselben Frau J. Kettler, arbeitet an dem Emancipationswerke.

Von den Petitionen des Vereines an den Reichstag und an die Landtage der deutschen Einzelstaaten hat man wiederholt in den Tagesblättern gelesen, sie sind als schätzbares Material zu den Acten gekommen und haben den Parlamentspräsidien Gelegenheit gegeben, sich den Damen gegenüber in höflich ablehnenden Antworten als Gentlemen zu erweisen. Welche Summen für das „Parthenagogium" bisher gezahlt oder gezeichnet worden sind, darüber vermögen wir keine Auskunft zu geben, weil uns Bekanntmachungen darüber nicht zu Gesicht gekommen sind. Desto häufiger machen die Vorträge des Vereins von sich reden. Bald hier, bald da in verschiedenen Gegenden Deutschlands taucht eine Wanderrednerin allein oder in Gesellschaft der Frau Kettler auf, um durch die Fluten ihrer Beredsamkeit die Gegner der Bewegung zu ertränken. Da wird denn auch manchmal über Fragen gehandelt, die aus dem Rahmen der umgrenzten Zwecke des Vereins herausfallen und das weitere Gebiet der Frauenemancipation betreffen.

Zu unserer Beschämung müssen wir gestehen, dass wir von dem reichen Schriftensegen, der durch den Frauenverein „Reform" in alle deutschen Lande hinausgesandt wird, nur einen kleinen Theil gelesen haben. Aber wie man aus der Klaue den Löwen erkennen kann, so genügt zur Charakteristik des Vereines ein von seiner streitbaren Leiterin verfasstes Hauptschriftchen, das bereits in vierter Auflage vorliegt und gleiche Bildung für beide

Kettler nichts, ihr gilt es gleich, ob die Elektrisiermaschine kräftig oder schwach, die Batterie groß oder klein ist. Wenn es Frau Kettler durch ihre Anstrengungen dahin bringt, dass die bestehenden natürlichen Unterschiede von der Natur abgeschafft werden, dann könnte man den Satz von „willkürlich herbeigeführter Differenz“ der beiden Geschlechter gelten lassen. Vorläufig bleibt er eine petitio principii, eine den Thatsachen widersprechende Behauptung und da sich auf dieser haltlosen Annahme alle weiteren Folgerungen des Schriftchens aufbauen, wären wir eigentlich schon am Ende angelangt. Es verlohnt sich aber, noch ein paar weitere Betrachtungen anzuknüpfen.

Wenn Frau Kettler von ihrem schiefen Standpunkt aus zu der Forderung gymnasialer und akademischer Bildung der Frau gelangt, um die vermeintliche Gleichheit hervortreten zu lassen, so muss es bei Anerkennung der vorhandenen Unterschiede statt „allen das gleiche“ vielmehr heißen „jedem das Seine“. Wo aber das eigentliche Gebiet der Frau liegt, darüber ist selbst die Verfasserin nicht im Unklaren, denn sie erklärt ganz richtig den Beruf der Hausfrau und Mutter für den natürlichen Beruf des Weibes. Um so ungerechtfertigter ist aber die Behauptung, dass die Frauen infolge ihrer „mangelhaften Bildung“ heutzutage „ihren Beruf so unvollkommen wie möglich erfüllen“. Wörtlich so bei Frau Kettler zu lesen, die natürlich nicht daran denkt, etwas zu sagen, was sie nicht aus Erfahrung bekräftigen kann! „Gattinnen, die so schlechte Gattinnen sind, dass sie dem Manne nicht zu genügen vermögen, Mütter, die so schlechte Mütter sind, dass sie ihre Söhne und Töchter nicht zu einem ehrenhaften, nützlichen Lebenswandel zu erziehen vermögen“, das ist nach Frau Kettler der Typus der heutigen Frauen! Die deutschen Hausfrauen mögen sich bei der Verfasserin für dieses Conterfei bedanken, die deutschen Männer erklären es für ein hässliches Zerrbild. Man sollte nach den Worten der Frau Kettler wirklich meinen, unsere Jungfrauen würden in Verdummung und Rohheit großgezogen. Es ist nicht der Mühe werth, die deutsche Mädchenerziehung gegen so ungeheuerliche Verdrehungen in Schutz zu nehmen. Niemand bestreitet, dass es wie bei den Männern so auch bei den Frauen mehr oder weniger Beispiele verunglückter Erziehung gibt, aber ebensowenig ist es zu bestreiten, dass trotz „der Dämmerung unserer Tage“ die deutschen Mädchen für ihren natürlichen Beruf im allgemeinen gut vorbereitet werden, und dass nicht sowohl geringere Ausbildung als vielmehr geringere Lust und Liebe zu ihrer natürlichen Thätigkeit manchmal ein Hindernis ihres Lebensglückes bilden. Wenn die Männer über etwas klagen, so ist es nicht das mangelhafte „Wissen“ ihrer Frauen, sondern vielmehr ein geringeres „Können“ im Vergleich zu der Menge des Wissens. Hier aber die Ausgleichung durch weitere Vermehrung des Wissensstoffes herbeiführen zu wollen, „das ist — verzeihen Sie das harte Wort — das ist Unsinn.“ Wie soll es möglich sein, wirtschaftliche Ausbildung, gewerbliches Geschick und erzieherische Tüchtigkeit bei den Mädchen zu steigern, wenn Zeit und Kraft immer mehr zur Bewältigung neuer Wissensmassen aufgebraucht werden? Und müssen nicht auch Herz und Gemüth, deren Pflege und Ausbildung zu den schönsten Vorrechten und Vorzügen der Frauen gehört, mit Nothwendigkeit verkümmern, wenn immer größerer Nachdruck auf Verstandesdrillung und Wissen gelegt werden soll? Aber Frau Kettler bewegt sich schon in den Kreisen einer „erleuchteten Zukunft“, wo es bei der Frau nur noch auf die Masse des im Hirn angehäuften Wissens an-

übrigen aber darüber wohl zur Tagesordnung übergehen.

Durch die gereizten Vorwürfe, mit denen Frau Kettler in ihrer Voreingenommenheit die Männer überschüttet, wähnt sie herumzukommen, um beweiskräftige Gründe für das, was sie selbst glaubt und anderen einreden möchte, dass nämlich die Verschiedenheit zwischen Mann und Frau durch die Cultur hervorgebracht", nicht aber ursprünglich begründet sei. Frau Kettler scheint sich den Unterschied der beiden Geschlechter etwa so vorzustellen, wie den zwischen der rechten und linken Hand eines Menschen. Beide Gliedmaßen stimmen anatomisch genau überein, sie sind gleich groß, haben dieselben Knochen, Muskeln, Blutgefäße, Sehnen und Nerven, und das geringere Geschick der linken Hand gegenüber der rechten ist nur eine Folge des Mangels an genügender Übung und Ausbildung. So, meint Frau Kettler, steht es auch zwischen Männern und Frauen, der Unterschied ist lediglich „durch verschiedene Erziehung künstlich geschaffen", und es ist eine abscheuliche Intrigue des Mannes, „wenn er die Natur der Frau nach dem beurtheilt, was er aus ihr gemacht hat", und sich darnach erdreistet, die Phrase von der „angeborenen geistigen Inferiorität des Weibes" in die Welt zu setzen. Die miserable Bildung der Frau, die „von den Männern verfügt" wird, ist „ein Makel für die ganze Nation", sie führt nur zu „einer mangelhaft entwickelten Verstandesthätigkeit", aber „wie dumm die Frauen auch sein mögen, so dumm sind sie doch nicht", dass ihnen die wahre Ursache ihrer Unterdrückung verborgen bliebe, nämlich „der unbeugsame Wille des Mannes", den Frauen „die gleichen Menschenrechte, besonders das edelste auf höchste Bildung" vorzuenthalten. Und so weiter.

Das von Frau Kettler angewandte Verfahren ist ebenso bequem wie wohlfeil. Man fertigt sich eine ausgestopfte Figur zum Angriff, dann geht es mit eingelegter Lanze im Sturmschritt unter Hurrah drauf los, und ist die Strohpuppe unter den grimmigen Stichen zusammengesunken, dann blickt man triumphierend über das Schlachtgefilde und meint einen glänzenden Sieg erfochten zu haben. Ja, wenn es bloß die fluchwürdigen Männer wären, aber die Fehde richtet sich gegen die Mutter Natur, und an deren Unerschütterlichkeit bricht sich wirkungslos der ganze hitzige Aufruhr.

Die Natur hat nun einmal, mag es gern gehört werden oder nicht, von Anfang an einen bemerkenswerten Unterschied zwischen Mann und Weib festgesetzt. Ganz abgesehen von den Ungleichheiten, die offenkundig vorliegen, ist es unbestreitbare Erfahrungsthatsache, dass die Durchschnittsfrau an Körpergröße, Körpergewicht, Festigkeit der Muskeln, Knochen und Sehnen, sowie an Größe des Kopfes und Brustkastens dem Durchschnittsmanne nachsteht. Ebenso bekannt ist es, dass das Nervensystem der Frau eine weit zartere Organisation zeigt als das des Mannes, und dass bei allen Völkern ohne Unterschied des Culturzustandes das Gehirn der Frauen nicht bloß absolut, sondern auch relativ an Gewicht und Menge hinter dem des Mannes zurückbleibt. Diese Erscheinungen für eine Folge einer willkürlich differenzierten Behandlung beider Geschlechter auszugeben, widerstreitet jeder vernünftigen Überlegung. Die Natur sagt damit in nicht misszuverstehender Weise, dass sie von der Frau weder körperlich noch geistig die gleichen Kraftanstrengungen verlangt wie von dem Manne, sie hat eben ein stärkeres und ein schwächeres Geschlecht hervorgebracht, deren Unterschied nicht aus der Welt geschafft werden kann. Von der Bedeutung des Körpers auch für geistige Arbeit weiß Frau

Männer ist die Entlastung des Gymnasiums von den Elementen, die weder Fähigkeit, noch Absicht zum Studieren haben und durch ihre Genossenschaft nur hemmend auf die wirkliche Gymnasialgemeinde wirken. Um solche Kleinigkeiten kümmert sich aber Frau Kettler nicht. Weil es junge Männer gibt, die das Gymnasium besuchen, ohne zur Universität gehen zu wollen, darum müssen auch alle jungen Mädchen dieselbe Gymnasialbildung erhalten!

Es gehört eine große Begriffsverwirrung dazu, bessere Gattinnen und Mütter dadurch erziehen zu wollen, dass man die Mädchen durch Einführung des männlichen Bildungsgrades planmäßig aus ihrem Elemente herauserzieht und auf einen unnatürlichen Beruf vorbereitet. Niemand kann zweien Herren dienen. Berufsmäßiges Studium und berufsmäßiger Haushalt lassen sich nicht vereinigen. Eine studierende Frau wird den Haushalt links liegen lassen müssen und dadurch keine bessere, sondern eine schlechtere Gattin und Mutter werden. Man weiß ja zur Genüge, wie es aussieht in den Wirtschaften emancipierter Damen, die Papiermassen mit Tinte schwärzen, in öffentlichen Vorträgen ihre Zungenfertigkeit üben, an Disputationen mit dem ersten und letzten Worte theilnehmen, Leinwandflächen mit Ölfarben bedecken u. s. w. Da laufen die Kinder verwahrlost herum oder werden den Dienstboten überlassen, Ordnung und Pünktlichkeit sind unbekannt im Hause, die Speisen kommen verdorben auf den Tisch und der Mann muss sich, wenn er anständig einhergehen will, abgerissene Knöpfe selbst annähen und Risse eigenhändig zustopfen wie in den verflossenen Tagen seines Junggesellenthums, ja er wird mit so einer gelehrten Dame selten ein ordentliches Gespräch führen können, da sie in ihrem anerlernten Ideenkreise lebend ebenso geringes Interesse an dem Berufe des Mannes wie an dem Haushalte nehmen wird. Wer mag es dem Gatten dann verübeln, wenn er sich durch den Verdruss über die häusliche Misswirtschaft in das Gasthaus treiben lässt?

Aber auch in wissenschaftlicher Beziehung wird die von Frau Kettler gepredigte Umwälzung nicht zu der erwarteten Gleichheit führen. Das von der Natur schwächer geschaffene Geschlecht kann es in geistiger Arbeit, die bei höchster Anspannung des Hirnes und der Nerven auch eines kräftigeren körperlichen Rückhaltes bedarf, mit den stärkeren Männern nicht aufnehmen, selbst wenn ihm alle Wege dazu geebnet würden. Eignen sich doch nicht einmal alle Männer für das Studium, sondern nur eine kleine Anzahl, die sich des Vorzuges besonderer geistiger und körperlicher Organisation erfreut. Und wie manche von den Männern, die im Besitze dieser nothwendigen Vorbedingungen zu sein glauben, täuschen sich noch über das Maß ihrer Befähigung! Mit Aufbietung aller Kräfte führen sie wohl das Studium zu Ende, aber dann ist, wie das Volk sich ausdrückt, ihr Geist „verstudiert“, sie können der Menschheit und der Wissenschaft keine ernsthaften Dienste mehr leisten und müssen als halbe Invaliden zur Last der übrigen mit fortgeschleppt werden. Diese Erscheinung wird bei den schwächeren Frauen in weit stärkerem Maße zutage treten und bei den verfehlten Existenzen eine körperliche, wie geistige Entartung hervorbringen, unter deren Folgen nicht allein sie selbst, sondern, was noch schlimmer ist, auch ihre Kinder zu leiden haben werden. Schon bei dem jetzt zu bewältigenden Wissensstoffe werden überreichlich viel Frauen nervös und bleichsüchtig, und es wünscht niemand, dass ihre Zahl sich ins Ungemessene vermehre. Von der Gesundheit und Frische der Mutter

kommen wird. Sie gleicht dem biederen Famulus des Faust, der zwar viel wusste, aber nichts Höheres kannte, als alles zu wissen.

Recht bezeichnend ist es, wie sich Frau Kettler wissenschaftliche Bildung vorstellt, nämlich lediglich als ein gedächtnismäßiges Aneignen von Wissen, indem sie vom „Auswendigkönnen“ einer größeren und besseren Fibel bei den Knaben spricht gegenüber einer geringeren bei den Mädchen. Dieser Vergleich ist „sehr tiefsinnig“, denn er zeigt, dass bei weiblicher Leitung die Wissenschaft gerade nur auf dem durch Männerleistungen erreichten Standpunkte bleiben würde, nicht aber auf Fortschritt zu rechnen hätte. Der Verfasserin kann aus ihrer Ansicht kein Vorwurf gemacht werden, die receptive Natur des Weibes lässt sich eben nicht verleugnen; aber die Wissenschaft ist keineswegs gesonnen, einer grauen Gleichheitstheorie zuliebe sich in ihrem Entwickelungsgange aufhalten zu lassen, und beabsichtigt deshalb nicht, einer Umsetzung aus dem productiven genus masculinum in das femininum oder auch nur in das genus commune Vorschub zu leisten.

Erkennt man es als den natürlichen Beruf der Frauen, Gattinnen und Mütter zu werden, so zeugt es von nicht geringer Kurzsichtigkeit, ihnen trotzdem den Bildungsgrad der Männer vorzuschreiben, die doch niemals im Leben Gattinnen und Mütter werden können oder wollen. Da jeder Beruf seiner besonderen Vorbildung bedarf, schließt das Verlangen der Frau Kettler und ihrer Anhängerschaft entweder den Vorwurf in sich, dass die Männer bisher ihre Berufsbildung verfehlt haben, oder es ist ein unrühmlicher Versuch, die Frauenwelt mit Fleiß zur Verfehlung des natürlichen Berufes heranzuziehen. Bei der Begeisterung, mit der das Schriftchen von dem Bildungsgrade der Männer spricht, kann nur das Ablenken der Frauen von ihrem natürlichen Berufe gemeint sein. Das ist aber wahrhaftig kein edles Beginnen und kann nicht zum Segen ausschlagen, jemanden seiner natürlichen Bestimmung zu entfremden, um ihn in einen unpassenden Beruf hineinzudrängen. Die Dinge liegen ja bei uns leider so, dass schon durch die geringere Zahl der Männer eine größere Anzahl von Mädchen nicht zur Ehe gelangen kann, also den natürlichen Beruf verfehlen muss. Da man nun nicht voraus weiß, welche Mädchen von diesem Lose betroffen werden, so sollte die Erziehung darauf ausgehen, alle Mädchen derart auszubilden, dass sie nöthigenfalls in einer für Frauen geeigneten Berufsart ihren Unterhalt selbst erwerben können. Das ist aber etwas ganz anderes als das Bestreben des Vereines „Reform“. Der Satz: „Die Frauen, wie sie bisher erzogen worden sind, taugen zu verschiedenem nicht“, lässt sich ebenso gut auf die Männer anwenden. Non omnia possumus omnes. Es wird selbst bei der besten Erziehung unzählige Dinge geben, zu denen die Erzogenen nicht taugen, weil diese Dinge ganz außerhalb des Erziehungsplanes liegen. Die deutsche Hausfrau taugt sehr wohl für ihre Bestimmung, und der emphatische Ausruf der Frau Kettler: „Wir brauchen bessere Gattinnen und Mütter!“ ist unberechtigt, wenn er nach den Absichten der Verfasserin die Beschuldigung jetziger miserabler Zustände ausdrücken soll. Gerade wie beim Bildungswesen der Männer, über das jetzt so viel hin- und hergesprochen wird, ist auch bei der Frauenerziehung noch mancher Fortschritt zu erringen, und es wird auch unausgesetzt auf das Ziel der Vervollkommnung hingearbeitet, aber der Ausblick auf dereinstige Verbesserungen darf uns nicht so blind machen, das vorhandene Gut kurzerhand für schlecht zu erklären. Ein Hauptpunkt der Reformarbeit im Bildungswesen der

an einen Mann binden, sondern müssten ehelos bleiben, um ihrem naturwidrigen Berufe nicht untreu zu werden. Und würden die Forderungen des Vereines „Reform“ auch auf dem gewerblichen, kaufmännischen und künstlerischen Gebiete durchgeführt, so müssten auch da die Ehebündnisse aufhören. Man käme also schließlich auf anderem Wege zu demselben Ziele, das die Socialdemokratie erstrebt, zum thatsächlichen Ende der Ehe. Die Damen des deutschen Frauenvereines „Reform“ hätten dann die Wahl, entweder mit den Socialdemokraten auch die freie Liebe sammt allem Zubehör einzuführen, oder aber ihre ganze Herrlichkeit nach einigen Jahrzehnten mit dem aussterbenden Menschengeschlechte ins Grab sinken zu sehen. Freilich bringt es weibliche Logik, die selbst nach den hochgespannten Erwartungen der Frau Kettler bei völliger Gleichheit der Bildung beider Geschlechter nur „so ziemlich beseitigt“ werden würde, fertig, die Zukunftspläne des Frauenvereins „Reform“ mit der Fürsorge für Gesunderhaltung der Familie als der Stütze des Staates zu begründen!

An die Aufrichtigkeit so hochherziger Besorgnis für das Gesammtwohl kann man schwer glauben, wenn man die Gesinnung ins Auge fasst, die sonst aus dem Büchelchen spricht. Es gehört wenig Scharfblick dazu, den Geist übermüthiger Herrschsucht und rücksichtslosen Eigennutzes zu erkennen, der aus allen Ecken und Enden des Schriftchens hervorblickt. Frau Kettler und ihre Genossinnen sind, um es gerade herauszusagen, angesteckt von dem krankhaften Gelüst unserer Zeit, sich nicht fügen zu wollen. Der unvernünftige Feminismus unserer Literatur hat ihren Blick verwirrt, sie halten die Frauen für zu hochstehend, als dass sie sich von irgend jemand etwas brauchten sagen zu lassen, und darum muss vor allen Dingen „die Unterordnung der Frau“ unter ihren „Kerkermeister“, den Mann, bekämpft werden. „Die Frau muss aufhören, die Ungerechtigkeit zu ertragen“, sie muss sich „empören über die unsinnige Weise, in der sie behandelt wird“, und sie muss aufhören, die Autorität des Mannes zu achten. Da keine Gemeinschaft, selbst nicht die keinste, ohne entschiedene einheitliche Führung gedeihen kann, so bedeutet auch hier das Streben nach völliger Gleichstellung der Frau mit dem Manne nichts anderes als Beseitigung der Ehe, es müsste denn sein, dass der deutsche Frauenverein „Reform“ zur Erhaltung des Menschengeschlechtes die Gefälligkeit hätte, künftig neue Verbindungen der Pantoffelwirtschaft und Gynäkokratie einzuführen, in denen der Mann die Oberhoheit und Logik des Weibes als maßgebend anerkennen sollte. Und mit solcher Auflehnung gegen die „von der Natur gewollten Unterschiede“ wähnt man den Gesammtorganismus der Menschheit zu fördern! Es gibt eben unzufriedene und selbstsüchtige Frauen, denen es eine Kleinigkeit ist, alles auf den Kopf zu stellen, wenn nur ihrer Herrschbegier Genüge geschieht und jede Abhängigkeit abgeschafft wird. Wissen sie nicht, was für eine Selbständigkeit und Gewalt sie trotz aller Aufsicht des Mannes in ihrem Haushalte besitzen? Eine Selbständigkeit, wie sie viele von ihnen beneidete Männer in ihrem Berufe niemals erreichen! Wie müssen alle Beamten ihren Vorgesetzten gehorchen, wie muss sich selbst der höchste Staatsdiener nach oben dem Willen des Souveräns und nach unten der Stimme des Volkes fügen! Das ganze Erdenleben des Mannes wie der Frau ist überhaupt nur ein unausgesetztes gegenseitiges Dienen, und ein gesunder, natürlicher Sinn findet darin so wenig Schimpfliches, dass er es vielmehr für Pflicht, Ruhm und Ehre betrachtet, seinen Mitmenschen da zu

hängt ganz hauptsächlich das Wohl des kommenden Geschlechtes ab, darum auch sind den Frauen nach Möglichkeit gesellschaftliche Vorrechte und Befreiung von schwereren Geschäften eingeräumt worden. Wer wollte die Verantwortung auf sich nehmen, durch naturwidrige Erziehung und Aufbürdung erdrückender Lasten ein Siechthum der künftigen Mütter mit allem Vorbedacht heraufzubeschwören?

Frau Kettler freilich hüpft mit graziösem Salto über dergleichen Bedenken hinweg, um einen neuen Pfeil auf die böse Männerwelt abzudrücken. „Der Mann betrachtet die Angelegenheit der Frau nur vom Standpunkte seines persönlichen Vortheiles und dem der Gesammtheit der Männer, er glaubt, die Gesammtheit der Menschen befinde sich wohl, wenn es nur die Gesammtheit der Männer thut." Nein, da hat Ihre Voreingenommenheiten Ihnen wieder einmal den Blick getrübt! Die Männer wissen die Bedeutung der Frau für die Gesammtheit wohl zu würdigen und gönnen ihnen dasselbe Wohlbefinden, das sie für sich selbst wünschen, aber sie haben erkannt, dass die Natur in den Frauen ein schwächeres Werkzeug gebildet hat und halten es für ihre selbstverständliche Pflicht, auf die natürliche Verschiedenheit gebürende Rücksicht zu nehmen. „Die Benachtheiligung der Frau schadet dem Gesammtorganismus, also auch den Männern." Sehr richtig, eben darum ist es nöthig, die Frauen vor den Nachtheilen zu bewahren, denen sie durch das Hineintreiben in einen unnatürlichen und schädigenden Beruf ausgesetzt werden sollen, und eben deshalb werden sich verständige Männer nicht „bereit finden lassen, die Mittel gütigst zu gewähren", mit denen gedankenlose Gleichmacherei ungesunde Experimente vornehmen will, sondern werden es solchen Frauen, die es durchaus nicht anders haben wollen, ruhig allein überlassen, mit eigener Anstrengung und auf eigene Kosten das Schlussfiasco herbeizuführen. Dass „die Gleichheit nöthig sei zum Wohle der Gesammtheit und damit zum Wohle des Mannes", ist eine Einbildung, die der Wahrheit geradezu widerspricht. Nur durch Berücksichtigung „der von der Natur gewollten Verschiedenheit", deren verschämtes Anerkenntnis selbst der Verfasserin einmal entschlüpft ist, wird sich auf beiden Seiten Wohlbefinden, Glück und Zufriedenheit erringen lassen. Wer darauf ausgeht, von Äpfel- und Birnenbäumen durch gleiche Pflege künftighin gleiche Früchte zu erzielen, wird niemals Erfolg sehen; wer beide nach ihrer Eigenart behandelt und von Apfelbäumen nur Äpfel und von Birnbäumen nur Birnen erwartet, dem wird jeder Baum Früchte nach seiner Art tragen. Die abnormen Mädchen, die durch ungewöhnliche Organisation aus dem Rahmen ihres Geschlechtes herausfallen und in sich die Fähigkeit und den unüberwindlichen Drang zum Studium zu fühlen glauben, mögen die Gymnasialkenntnisse durch Privatunterricht erwerben und dann als Studentinnen in das Paradies der Schweiz gehen, wo sie es in Zürich nach neuester Entscheidung des Erziehungsrathes sogar zur Stellung einer Privatdocentin und Professorin bringen können. Für solche Ausnahmen aber besondere Veranstaltungen zu treffen, wäre Übertriebenheit.

Der deutsche Frauenverein „Reform" hat seine Forderungen offenbar gar nicht bis in die letzten Folgerungen ausgedacht. Frauen, die akademische Studien betreiben, können sich nicht ebenmäßig im häuslichen Berufe ausbilden, und wären sie auch darin geschult, so könnten sie doch ihren natürlichen Beruf gar nicht übernehmen, wenn sie überhaupt ein Amt zu verwalten oder wissenschaftliche Leistungen hervorzubringen die Absicht hätten. Sie könnten sich nicht

gläschen vor sich über den Tisch hin: „Geh', Almwirtin, noch ein paar Tröpfel von deinem guten Geist."

„Alle guten Geister lobt unser Schickbot'", rief ein Schalk unter den Halterleuten, die beim Ofen saßen.

„Ja du, und dass ich dir's sag', Frau Wirtin", fuhr der Fritz fort, „das sind halt auch so weißhaarige Herren, wie der Radauer Schulmeister; haben aber — rath' ich — noch größere Glasaugen, wie der, weil sie ja noch viel mehr Bücher lesen und viel gelehrter sind, und noch viel flinker zaubern können. Ja, Leut, 's ist kein Spass nit, die Naturforscher haben die Welt erfunden!"

Jetzt schlug die Wirtin ihre Hände zusammen, dass es klatschte. „Die Welt haben sie erfunden?! — Na, du, Fritzl, die Welt, die hat der Gott Vater erschaffen!"

Der Fritzl nippte von dem neu angekommenen »guten Geist«, den der Almwirt selber aus Ingberwurzeln brannte. „Der Gott Vater!" murmelte er dann vor sich hin. „Kann eh sein. — Aber nachher möcht' ich schier wetten, dass der Gott Vater selber zu den Naturforschern gehört."

„Geh', geh'", rief einer vom Ofen her, „bist leicht auch so einer, der einen neuen Glauben aufbringen will?"

„Nu, nu", besänftigte der Alte, „ich sag's halt nach, wie ich's gehört hab'. Dahinter ist schon 'was, und die Naturforscher sind im Land, das lasst sich nicht leugnen. In der Grazerstadt d'rin haben sie die alten Herren recht in Ehren gehalten. Den ganzen Schlossberg, hab' ich gehört, hätten sie vor Freud' angezunden über und über — soviel hätten sie beleuchtet. Bei allen Fenstern — und es gibt viel Fenster in so einer Stadt — hätten sie die Fahnen herausgereckt und einer hätt' gar auf die Dominicaner-Kirchthurmspitz' eine Fahn' gesteckt. — Muss wohl 'was dahinter sein, unsereiner kann sich das nicht auslegen."

So hatte der Fritz erzählt, und desweg die helle Verwunderung im Almenwirtshaus.

Da war zufällig die Agathl, die junge Schwaigerin (Sennin) von der Schoberalm im Hause gewesen, als der Bote solches und mehreres lautbar gemacht hatte. Und Agathl gieng gedankenvoll, wie noch selten, ihrer Hütte zu. — Wenn es richtig wahr, dass die uralten, hochgelehrten Herren kommen, auf die Alm und 'leicht auch in die Schoberhütte, dann mag sie wohl 'was vorrichten. Butter und Käs werden so Leut' nicht mögen. Da stellt sie's schon gescheiter an. Das Stubengesiedel scheuert sie rein ab und den Tisch deckt sie mit einem blühweißen Tuche und stellt eingefrischte Gentianen und Herbstzeitlose d'rauf, und etwa noch etliche Heiligenbildchen dazu, dass die ehrwürdigen Herren sehen, die Schwaigerin Agathl weiß, was sich schickt. — Dann hat sie — die Agathl — auch noch extra mit ihnen zu reden.

So wird's gedacht. Dann naht der Tag des Ereignisses.

— Die Gelehrten waren von allen Gauen Deutschlands zusammengekommen in die freundliche Murstadt, um sich gegenseitig kennen zu lernen, schöne Reden zu halten und auf das Wohl der Wissenschaft und auf die Einigkeit des großen deutschen Vaterlandes steirischen Wein zu trinken. Welch ein Aufsehen hatte es daher gemacht, als zu Graz in jenen Tagen, in welchen an den Wohnungen aller Freisinnigen Kränze prangten und Fahnen flatterten, auch an der hohen Thurmspitze der Dominicanerkirche eine schwarzgelbe Fahne wehte — eine Huldigung für die freie Wissenschaft. Alle frommen Herzen waren außer sich über diesen unerhörten Frevel der Dominicanermönche; am entsetztesten und rathlosesten aber waren — diese Dominicanermönche selbst. Sie waren unschuldig an der Beflaggung ihrer Kirche, die Fahne

dienen, wohin er von Gott und Natur gestellt worden ist, ohne missgünstig nach denen hinzuschielen, die auf anderem Platze andere Dienste zu leisten haben. „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes", so mahnt schon der Apostel. Und ein gewisser Goethe, der einmal in dem Wohnorte der Frau Kettler gelebt hat, auch nicht ganz ohne Kenntnis der Menschen, insbesondere der Frauen, gewesen sein soll, spricht sich insbesondere über die Frauen dahin aus:

Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.

„Die Grenzboten".

Naturforscher auf der Alm.*)

Im Nachsommer des Jahres 1875 war's, als eines Tages in einem steirischen Almwirtshause helle Verwunderung herrschte.

Der alte Fritz, der krumme, buckelige Botengeher, sonst ein gar ernsthafter Mann, hatte heute die Mär gebracht: „Die Naturforscher sind im Land!"

„Was?" schrie alles.

„Sie kommen gar auf die Alm."

„Wer?"

„Sie rücken schon an."

„Du heiliger Sanct Sebastiani!" rief hierauf die hübsche Almwirtin und sog nach altem Brauch aus ihrem Pfeifchen, das zu ihrer heute schier vornehmen Aufgeputztheit freilich nicht recht passen wollte; aber sie hat's einmal im Mund und wir können nichts machen. Um ihre rothen Lippen ist's schade, dass sie geräuchert werden. „Redlich wahr", rief sie, „es ist kein Fried' auf der Welt. Eh' vor Zeit' ist alle fingerlang der Türk' da. Nachher ist der Franzosenrummel g'wesen. D'rauf rücken gar die Preußen an, und jetzt wären auf einmal die — die — wie hast gesagt, wie heißt der Feind?"

„Du närrische Frau Wirtin, du!" rief der alte Botengeher, „das ist ja kein Feind nicht!"

„Was denn? So red', wenn du was weißt!"

„Die Naturforscher, das sind lauter hochgelehrte Männer; Wirtin, denk' dir g'rad einmal den alten Schulmeister von der Radau. Du weißt, der hat schneeweiße Haar' und thut rechtschaffen Tabak schnupfen; hat aber — musst wissen — seine großen Glasaugen auf und sitzt Tag und Nacht bei seinen alten Büchern und G'schriften, und ist ein gar gelehrter Herr, und ein bissel zaubern" — der Fritz ließ einen forschenden Blick umherschießen — „'s selb' kann er auch."

Die Wirtin saß recht breit auf einem Stuhle da, hielt die Arme über dem Busen gekreuzt, in einer Hand die Pfeife und that nichts, als den Kopf schütteln.

Der Bote schob das leere Schnaps-

*) Aus Roseggers: „Neue Waldgeschichten". 6. Auflage. Wien, A. Hartleben 1892.

endlich leitet empor zu lichten, reinen Höhen, zu interessanten Steinen und Pflanzen, zu den Naturspielen der Luft und des Lichtes, zu den leichtlebigen Thieren und zu der kreuzsauberen Agathl. Mancher ist gar mit der Büchse ausgezogen.

Eine gute Anzahl hatte den Weg auf die Berge gewählt.

Als diese Herren gegen die Radau kamen, gesellte sich der Pfarrer des Ortes zu ihnen, lud sie freundlich in seinen Baumgarten zu einem Glase Wein mit Zugehör und bat die Gäste schließlich, wenn sie auf der Alm, wo voraussichtlich viele Landleute versammelt sein würden, etwa irgend welch eine Begrüßung oder Rede zu halten gedächten: sage, bei derlei Reden gefälligst Worte und Abhandlungen zu vermeiden, welche leichtlich geeignet sein könnten, die guten, einfachen Leute in ihrem alten Glauben zu verwirren. Er, der Seelsorger, halte diese Bitte für seine Pflicht. Des weiteren möge jeder sagen und thun, was ihm beliebe.

Über solche Maßregelung huben einige der Herren an zu murren: „Wenn uns das freie Wort verboten ist auf den Bergen, wo doch die Freiheit wohnt, dann lieber verzichten wir auf die Alpenfahrt!“ Und sie kehrten um, eine Stätte suchend, wo sie nach Herzenslust ihre Stimme ertönen lassen und ihren pathetischen Gefühlen Luft machen konnten. Der größere Theil jedoch versprach dem besorgten Seelsorger gerne, seine kleine Bitte zu berücksichtigen, maßen ja im übrigen ihr Wirkungskreis auf den Höhen des steirischen Arkadiens ein ganz unbeschränkter war.

Sie kamen zum Almwirtshause, wo der alte Fritz schmunzelnd im Winkel saß und sich an der Verwirrung der Wirtin ergötzte, die etliche Gläser in Scherben schlug, bevor es ihr gelang, die begehrten Erfrischungen auf den Tisch zu schaffen. Sie kamen zu den Halterhütten, wo in allen Gelassen neugieriges Bauernvolk lauerte, welches, die Gefahrlosigkeit der Sache einsehend, allmählich hervorschlich. Und sie kamen auch zur kleinen Behausung der Schwaigerin Agathl.

Agathl wurde, als sie die lustige Gesellschaft nahen sah, irre an der Welt und an sich selber. — Alte, weißköpfige, ehrwürdige Herren, auf Stäbe mühsam gestützt und ein jeder ein großmächtiges Buch unter dem Arm — so hatte sie es erwartet. Und jetzt zog singend und polternd ein Haufe junger, hübscher, schwarz- und blondbärtiger Männer voll Heiterkeit und Possen in ihre Hütte ein. Nur dass sie noch rechtzeitig die Heiligenbilder unter die Bettdecke verbergen konnte — da stürmten sie auch schon in aller Lustigkeit in die Kammer. Die Herren nahmen sie keck an der Hand und streichelten ihr die erröthenden Wangen; dann wollten sie Milch und Butter haben fürs erste; und trieben es lauter und unbändiger als die Bauernburschen, wenn sie heraufkamen an Sonntagen.

Und das — meinte die Agathl bei sich — sollten die Herren sein, die dem lieben Gott Vater die Welt hätten erschaffen helfen? Das sollten die großen Gelehrten sein, die — wie der Fritz erzählt hat — den Dampfwagen ausstudiert hätten, und den Telegraph, und das Zacherlpulver, und den Blitzableiter, und die Sonnenfinsternisse, und die Erdbeben, und das Photographieren (wie die Agathl ein Bildnis vom Hansel hat), und die Medicinen, die Salben für Gift und Gall', und die künstlichen Kopfhaar' — 's ist gar wunderlich, was man schon hört in der Welt und was die neue Mod' alles aufbringt. Und von so leichtfertigen Leuten soll das alles kommen? Aber sauber sind sie und fein, 's selb' muss man ihnen lassen. Der dort mit dem falben Schnurrbart schon gar — ist hell noch blutjung. Der kann aber das

war über Nacht auf die Thurmspitze gekommen, und zwar auf ganz unerklärliche Weise. Kein Gerüste und keine sonstige Spur war an dem Thurme zu sehen und die Flagge oben am römischen Kreuze wehte in salbungsvoller Jubelstimmung hoch über der festlichen Stadt.

Die geistlichen Herrn hielten Rath, wie das arge Zeichen möglichst rasch da oben entfernt werden könne.

„Ein Gerüste bauen“, meinte ein Sachverständiger, „kostet aber zweihundert Gulden.“

„Diese verfluchten Heiden!“ rief einer.

„Wer den Fetzen ohne Gerüst hinaufgeschafft hat“, sagte ein anderer, „der soll ihn ohne Gerüste wieder herabtragen.“

Aber wer hat den »Fetzen« hinaufgeschafft? Wo ist der Thäter? Die Polizei fahndete nach demselben, entdeckte ihn aber nicht. Endlich am zweiten Tage, nachdem sich Graz an der Dominicanerfahne sattsam belustigt und die Mönche sich daran sattsam geärgert hatten und immer noch rath- und thatlos waren, nachdem aber viele auch die Muthmaßung ausgesprochen hatten, es sei ja möglich, dass der liberale Orden der Dominicaner es mit der neuen Wissenschaft halte — meldete sich ein Mann, ein ausgesuchter Turner und Kletterer, und erklärte sich bereit, für ein gutes Entgelt die Fahne vom Turme herabzuholen. Die Dominicaner begrüßten einen solchen Retter in der Noth mit offenen Armen. Als aber der Retter lustig an der Außenseite des Thurmes emporkletterte, oben kunstgerecht die Fahne losband und dieselbe mit einem lauten »Hoch« auf die Naturforscher und auf Österreich schwang — da war es offen, kein anderer als d e r konnte die Flagge auf die Thurmspitze gepflanzt haben. Das unten versammelte Volk jauchzte ihm entgegen; doch unter diesen Jauchzenden lugte auch die Polizei. Konnte aber die Polizei einen braven Kerl fassen, der auf hoher, wenn auch kirchlicher Zinne Österreichs Farben entfaltet und Österreich ein Prosit gebracht hatte? Unter den Mönchen aber war einer, der die Faust ballte hinan gegen den Thurm. Dies sah der Mann; allsogleich band er die Fahne wieder fest am Kreuze, stieg fröhlich den gefährlichen Weg wieder herab, die Flagge wehte oben wie vor und eh und die Menge umjubelte den Kletterer.

Nach vielem gütlichen Zureden von Seite der Behörde verstand sich endlich der Mann, die gute alte Reichsfahne von der Thurmspitze zu entfernen. Er bekam hierauf selbstverständlich seine reglementsmäßige »Straf'«, aber seine Richter blinzelten ihm möglicherweise zu, und dem wackeren Burschen soll es — weiß die Fama — sein Lebtag nie besser ergangen sein, als in jenen vierzehn Tagen, in welchen er seiner „gesetzwidrigen Handlung“ wegen im Arrest gesessen. (Das war derselbe Kletterer, der später in Wien zur nächtlichen Stunde eine Fahne an die Spitze des Stefansthurmes gebunden hatte.)

Diese Fahnengeschichte, hier als kleine Abschweifung erzählt, war das Lustigste bei dem Naturforschertage zu Graz. Im Übrigen waren die Herren endlich des vielen Festessens satt; Ausflüge in die schönsten Landschaften der Steiermark wurden veranstaltet und freudigen Herzens zogen die Gelehrten den grünen, lebendigen Bergen zu. Nach Hang der Charaktere, nach Art der Studien theilten sich die Wege. Der eine führt in die sonnigen Auen des Unterlandes, zu alten, merkwürdigen Burgen und gastlichen Schlössern, zu den Weingärten und Gesundheitsbrunnen; der andere geht unterirdischen Zielen zu, wo in der Kohle, in den Versteinerungen die Spuren vergangener Jahrtausende ruhen, oder die Schätze des Metalles vergraben liegen. Der dritte Weg

auf dem Kirchweg, wenn ein's hinten d'rein geht. Und das ist die brennende Lieb', die alle sieben Jahr' nur einmal treibt. Und das — kennst du das auch nicht?! — das ist die blühende Untreu'."

„Das trifft man auch unten an", bemerkte der Naturforscher.

„Ja", sagte sie, „das wächst überall."

„Bei dir kann man ja allerhand lernen", versetzte der Gelehrte.

„Oh, wegen deswegen", antwortete das Mädchen, „ich weiß schon noch mehr; aber mir fällt's jetzt nicht ein."

Die Herren dort drüben auf der Au richteten sich an zum Abzuge. — Die Agathl merkte es und sagte leise und vertrauensvoll zum jungen Doctor: „Wollt' gern, du bliebst bei mir bis zum Abend!"

Groß und innig war das Auge, mit dem sie ihn jetzt anblickte, und ein Hauch der Schwermuth lag in dem Worte: „Ich wollt', du bliebst bei mir!"

„Du herziges Kind!" lispelte Willibald, „meine Kameraden mögen ziehen, wohin sie wollen, ich bleibe bei dir!" Er drückte ihr wieder die Hand — die Hand, die rechte und die linke, und presste sie und walkte sie eine Weile in der seinen. Sie sah ihm dankend in das Angesicht.

Die übrigen Herren hatten mit ihren funkelnden Instrumenten noch allerlei Beobachtungen angestellt; sie hatten das Wasser der Quellen geprüft — es roch aber nach gar nichts. Sie hatten herumgehämmert an den Steinen und nichts gefunden, als dass sie Funken gaben, wenn man in sie d'reinhieb. Und endlich hatten sich die Forscher zwischen den Zerben und Schwaighütten hin verloren.

Herr Doctor Willibald blieb zurück. Er sah in stiller Glückseligkeit dem flinken, heiteren und blühenden Mädchen bei dessen Arbeiten zu. Sein Auge ergötzte sich an dem glatten, schlanken Halse, an welchem auch nicht die mindeste Spur von einem Kropfe war, wie solche doch der Naturbeschreibung nach in Steiermark gut gedeihen sollten. Er ergötzte sich an ihren Flachshaaren und trillerte sogar das Liedchen, er wolle wegen „dem Dirndl seinem Flachshaarl ein Spinnradel werden". Er ergötzte sich an ihrem rothen Lippenpaar, zwischen welches sie ein Steinnelkchen gelegt hatte. Er ergötzte sich an ihren runden Armen, über welche die weißen Ärmel zurückgeschlagen waren bis über das Grübchen des Ellbogens hinein. Er ergötzte sich an der jugendlichen milden Hebung des Busens, an der ganzen anmuthsreichen, geschmeidigen Gestalt. Mit einem Worte, er ergötzte sich an dem frischen Naturkinde.

Als es draußen endlich zu dunkeln begann und der Gelehrte noch immer in seine Naturstudien versunken war, kam der Hirte mit den Kühen von der Weide und leitete sie in die Ställe; kam auch ein junger Bursche mit einer Gemse auf dem Rücken den Berg heran und fragte unseren Willibald, ob er in der Hütte übernachten wolle? Dieser brummte ein unverständliches Wort; der Bursche schritt fürbass und begab sich rückwärts in den Stallboden. Agathl stand an dem flackernden Herdfeuer und ihre Wangen waren doppelt roth und ihre Augen leuchteten doppelt — sie war doppelt schön.

Schier ein bisschen schämig hatte sie ihren Gast aus den fernen Mitternachtsgegenden gefragt, was sie ihm aus ihrer kleinen Vorrathskammer für den Abend vorsetzen dürfe. „Agathl", hatte der Herr geantwortet, „ich esse mit dir aus e i n e r Schüssel."

Darauf war der Abend immer dunkler und die Schwaigerin immer verlegener geworden. Sie hatte ein vielgroßes Anliegen. — Aber es ist halt schwer, mit so einem weltfremden Herrn. — Freilich ein großer Gelehrter! Wissen thät' er sicher was gegen die böse Sach' . . .

Handdrücken, wie sie's ihr Lebtag noch nicht so kräftig verspürt hat. Die Milchschüssel ist, gottsdank, so auf den Tisch gestellt, dass er, der Blutjunge, den Rahm mag „derlangen". So dachte die Agathl. —

Herr Doctor Willibald war er benamset, derselbige, welcher bei seiner Ankunft der jungen, lebensfrischen Schwaigerin so wacker die Hand gedrückt hatte. — Ein leiser Gegendruck, den er aber doch erklecklich wahrgenommen hatte, sagte ihm, dass er hier ein günstiges Object für seine Forschungen gefunden haben dürfte. Doctor Willibald war nämlich nicht bloß Naturforscher, sondern insgeheim auch ein bisschen Ethnograph und Philosoph, und erforschte in des Menschengeschlechtes schönerer Hälfte gern die Herzen und Nieren.

Die meisten der Herren Naturforscher hatten sich draußen gelagert, „wo klingen alle Auen". Dort erfreuten sie sich eines gesegneten Mahles mit Naturbraten und Naturwein, erfreuten sich der Naturschönheit und zwanglosen Fröhlichkeit. Allmählich zogen sich die Landleute herbei, wurden zutraulich, zeigten den gelehrten Herren schimmernde „Donnerkeile", die in der Erde gefunden worden. „Irrwurzeln", die im Walde wüchsen, und jeden, der „unbesinnt" darauftritt, von dem rechten Wege ab und in die Irre führen, zeigten Walpurgisblümlein und Marienkraut, mit denen man „wetter- und butterhexen" kann, zeigten „Hexeneier". wie sie auf Moorheiden zu finden, und mehr solch merkwürdige Dinge, mit denen sie den gelehrten Herren etwas Neues vorlegen wollten, das gewisslich bisher noch nicht erforscht worden wäre. Aber die Herren waren mit allem schon bekannt. Den Donnerkeil nannten sie Bergkrystall, das Hexenei war ihnen ein Pilz. Über die Irrwurzeln lachten sie und sagten: „Ihr lieben Leute steigt euer ganzes Leben auf Irrwurzeln herum." Herr Doctor Willibald hingegen behauptete kurz und entschieden, es gebe gar keine Irrwurzeln; das, was der Aberglaube so nenne, sei bloß die Wurzel des Weiderich. — Übrigens kümmert sich der junge Mann weder um den Weiderich, noch um seine Genossen, noch um die paar Jägersleute, die ein todtes Reh vorbeischleppen, welches sie einem Wildschützen abgejagt hatten. Während die anderen draußen lustig essen und trinken, sitzt er am Herde bei der Schwaigerin und schwätzt.

„Agathl", sagte er, konnte aber den Namen nicht mundgerecht aussprechen, weil er von den Gegenden der Mitternacht kam, in welchen die Zunge schon ein wenig anders gewachsen ist. als in dem sangreichen Himmelsstriche der Alpen, „Agathl, Sie sind ein prächtiges Mädchen!"

„Eh, du Tollpatsch!" rief die junge Schwaigerin aus, „wird der Herr noch eine Weil' «Sie» zu mir sagen! Bin ja kein Stadtfräulein nicht."

Hierauf sind sie du und du zusammen geworden.

Als das Agathl mit seinem Korbe hinab in die Matten gieng, um den Kühen grünes Futter für den Abend zu holen, begleitete sie der junge Doctor und sah ihr zu, wie sie all die schönen Pflanzen und Blumen, die der Botaniker so sorgsam hegt, so genau studiert, so haarklein beschreibt in den Büchern; die der Dichter so rührend besingt und die das Rind so gern frisst — mit der Sense niedermähte. Noch versuchte der junge Gelehrte, dem Mädchen einige Blumen zu erklären; sie ließ ihm aber nichts gelten, sie hatte ihre eigene Naturgeschichte.

„Ja", sagte sie, „jetzt, das sind Liebfrauenschühlein, die ziehen die verstorbenen Jungfrauen an, wenn sie ins Himmelreich eingehen. Und das ist der Herzensschlüssel, den man den hübschen Buben auf den Hut stecken muss, dann schauen sie um,

Steinklauber und Erzbrocker.

Zwei Gestalten aus dem Volke der Alpen. Von **August Brunlechner.**

Wenn wir dem rauschenden Waldbache entgegengehen und so allmählich aufwärts vordringen in die höheren Thalgründe, wo der Sohn der Gletscher noch in ungezähmter Wildheit tobt und schaumsprühend über Felswände von Stufe zu Stufe stürzend, der Tiefe zustrebt, so gelangen wir endlich auf jene kurzgrasigen, mit blauen Gentianenglocken und goldgelben Arnicasternen durchwobenen Alpenmatten, aus deren frischem Grün uns die letzten Ansiedlungen entgegenschauen. In den grauen, von Stürmen fahlgebleichten Holzhäusern mit ihren rauchgeschwärzten Giebeln und winzigen Fensterlucken finden wir unter Jägern, Holzleuten und Bauern zuweilen auch die seltsamen Gestalten des Steinklaubers und des Erzbrockers. Ihr eigentlicher Lebensberuf ist ein verschiedener; Sepp von der Dorfer Alpe ist Bauernknecht, der Trojer Josel hütet die Schafe, Lois vom Heubachergrund treibt das Schuhmacherhandwerk, der Lassacher Hansl, sagt man, spürt in seinen Mußestunden dem flüchtigen Gratthiere nach, der Franzl im Pfitsch führt Stadtherren auf ruhmvollen Wegen, d. h. abseits von dem üblichen guten Steige über Firnfelder und Felsgrate auf die Gipfel der Berge, Hies von der Rauris hält eine Schenke, und so trachtet jeder von ihnen jene geringfügigen Bedürfnisse zu decken, deren Einfachheit sich nur hier in dem der Übercultur entrückten Bergdorfe erhalten konnte. An Sonntagen aber, oder zur Zeit der durch die Jahreszeit bedingten Berufspausen wird der Passion des Steinsuchens oder Erzbrockens, die allerdings nebenher oft auch Verdienst einträgt, gehuldigt.

Der Steinklauber, die edler angelegte Natur von diesen beiden Älplern, findet seine Freude an Krystallen verschiedener Minerale oder auch an derben, mehr oder weniger auffallend gefärbten Vorkommen, die er an einsamen Stellen im Hochgebirge, in Klüften, Höhlen, im Geblöcke der Schutthalden oder Moränen entdeckt; der Erzbrocker hingegen sucht in alten verlassenen Gruben, im Sande des Waldbaches oder auf Ausbissen von Lagerstätten, die er aufgeschürft hat, nach edlem Metallerz, meist nach Gold. Die beiden einsamen Bergsportler sondern sich wie in ihren Absichten so auch in ihrem ganzen Wesen strenge von einander; während beispielsweise der ergraute Schulmeister von St. Peter im Walde mit seiner alten Goldsachse*) von Bach zu Bach wandert, um endlich jene ergiebige Stelle zu finden, die ihn nach kurzer Mühe zum reichen Manne machen wird, hat er für die Bestrebungen seines Berufsverwandten, des Krystalljosels von Prägratten, nur ein mitleidiges Lächeln! Beide aber sind markige Charaktere. Die kernige Gestalt trägt einen scharf contourirten Kopf

*) Gewinnungsapparat zum Goldwaschen.

Endlich schlich sie vom Herde gegen den Tisch, fuhr über denselben mit der Schürze und es lag doch kein Staub darauf. Dann gieng sie zum Fenster und sah hinaus; 's war all stockfinster. Dann gieng sie zur Wanduhr und wollte dieselbe aufziehen, war aber ohnehin das Gewicht ganz oben, weil sie es erst vor zehn Minuten aufgerollt hatte. Endlich gieng sie zum Butterkübel und blieb davor eine Weile stehen und lugte verstohlen gegen Willibald hin. Und schließlich that sie ein paar Schritte zu demselben und flüsterte: „Jetzt, Herr, wenn ich rechtschaffen bitten dürft', dass du ein bissel mit mir giengest — lang thäten wir uns nicht aufhalten."

Der junge Mann gieng mit ihr — leisen Schrittes und im Herzen Erwartung. Sie führte ihn in den Stall. Sie leitete ihn an der Hand zwischen den Streuschichten und Futterhaufen hin. Und als sie im Finstern waren, hauchte das Mädchen dem Fremden zu, er möge doch recht achtgeben, dass er nicht falle. Hiebei zündete sie die Laterne an und sie standen vor den Kühen.

„Die da", sagte nun die Agathl mit einem schweren Athem, und deutete auf ein braunes Rind mit großem Euter, „die da wär's halt. Was hab' ich sie nicht mit Weihwasser angesprengt über und über! Jeden Tag drei Palmkatzel geb' ich ihr in den nüchternen Magen, 's schlägt nicht an und 's will nicht schlaunen. Dreidoppelt muss es verhext sein, das arme Vieh, ich kann's anders nicht glauben. Seit Bartlmei her gibt sie schon die blutrothe Milch. Jetzt, was ist zu machen?"

Der Doctor war verstimmt, er schüttelte das Haupt. Da setzte sich die Schwaigerin auf den einfüßigen Stuhl und molk das braune Rind. Und in der That, die Milch war ganz röthlich.

Kurz sprach der Naturforscher seine Meinung aus, der Zustand hätte nicht viel zu bedeuten; es gebe ein Kraut, das, von den Kühen genossen, die rothe Farbe in die Milch bringe. Auch könne eine kleine Überfütterung daran schuld sein. Er nehme sich für die Auskunft ein Küsschen. Sie wendete nichts dagegen ein; als sich Willibald aber anschickte, sein Honorar zu holen, da rief die Agathl hell: „Hansel!"

Sogleich guckte ein Blondkopf durch eine Wandlücke von der Scheune heraus. Es war der Bursche, den Willibald tagszuvor als Jäger mit der Gemse gesehen hatte. Jetzt sagte der Hansel: „Soll ich dir 'was, Agathl?"

„Dass ich dir's sag', morgen kommen die Küh' auf die Oberweid'", rief das Mädchen.

„Das weiß ich ja eh", brummte der Bursche und zog sich wieder zurück.

Einen Augenblick war's still und der Erzähler vermuthet, es habe sich im ganzen Stalle nachgerade gar nichts geregt. Doch nahmen die Dinge allmählich eine solche Gestalt an, dass die Agathl abermals mit scharfer Stimme den Namen »Hansel« rief.

Als der Hansel da war, sagte missmuthig der Herr Doctor Willibald: „Ja, wie bemerkt, von einer Zersetzung durch die Hitze wird sie kommen, die rothe Milch. Adieu!"

Und er gieng nachdenklich davon, spöttisch beleuchtet vom aufsteigenden Monde. Unterwegs nach Radau hinab murmelte er mehrmals zu sich selber: „Ich habe heute behauptet, dass es keine Irrwurzeln gebe, und bin selbst auf eine solche getreten."

Die Agathl und der Hansel aber blieben oben.

Sammler sind weitaus raffinierter, als unsere einheimischen Steinklauber, sie kennen den Wert ihrer Ware, haben einen wohlorganisierten Handel in jedem mineralreichen Thale und stellen Verkaufsbuden an den Linien des regeren Verkehres, sie bringen es auch nicht selten zu einem recht einträglichen Erwerb.

Untereinander sind die Dorfmineralogen ebenso eifersüchtig, wie die Sammler in den Städten, jeder hält seine Fundstellen geheim, nicht leicht wandern sie zu zweien auf die Suche; dies geschieht nur dann, wenn die Gewinnungsverhältnisse es unabweislich gebieten. Leider wird ein solches Geheimnis nur allzubald verrathen und der arme Entdecker findet in der Absicht, seine Fundstelle auszubeuten, am Ziele angelangt, oft den Rahm bereits von einem guten Freunde abgeschöpft. Zu unabsichtlichen Verräthern werden die Käufer, indem sie die erhandelten Stücke allen Krystallsuchern vorzeigen, um noch mehr von solchen Vorkommen zu erhandeln; haben es diese aber einmal erfahren, um was es sich handelt und wer der glückliche Wisser ist, dann wird ihm mit aller Klugheit und List so lange nachgespürt, bis das Räthsel gelöst ist. Feindlich gegenüber stehen dem Steinklauber oftmals die Jäger, zuweilen aus purem Neid, andernfalls, weil der Steinklopfer mit seiner Arbeit das Jagdvergnügen stört. Die Herren aus der Stadt lassen es sich viel Geld kosten, die Gemsen wochenlang in abgeschlossene Steinkare zusammenzutreiben; da kommt nun der Störefried Steinklauber, bald dröhnt das Rollen abgelassener Steine durch die heilige Stille der Berge, laut erschallt der Hammerschlag und hallt mit vielfachem Echo in den Wänden wieder! Das hurtige Thierlein stutzt nicht lange, wird unruhig und eilt über die Jagdgrenzen hinaus! Der Treiber Lieb' und Mühe war fruchtlos, mit unzufriedenem Murren ziehen die Herren von ihren Ständen zu Thal, wo sie das Hohngelächter des Schwarzspechtes empfängt.

Der Lebensabschluss des Steinklaubers ist nicht immer ein friedvoller, ja oft ein recht tragischer. Unfähig geworden durch das Alter, beschließt er sein freudearmes Dasein als wandernder Einleger. Bei meiner letzten Anwesenheit im Pfitsch zeigte mir der Jakerl seinen Vorrath an Fundstufen, er hatte lauter ganz wertlose Gesteinsstücke in Papier gewickelt; das Wildkreuzjoch, seine alte Fundgrube, vermochte er seit langem nicht mehr zu erklimmen. Auf meine Bemerkung, daß mit diesen Stücken wohl nicht viel anzufangen sei, erwiderte Jakerl unter Hinweis auf einen seiner Steine: „Ja mein Sö, dös ischt aber die Muata von die schön Zirkon, der König von Sachsen gibt mir hundert Thaler für so a Stückel!" Der arme Jakerl war ganz irre geworden, das Siechenhaus von Sterzing hat ihn erbarmungsvoll aufgenommen. Einen nicht minder traurigen Fall weiß ich aus dem Pinzgau zu erzählen. Es war im verflossenen Sommer, als ich über Pass Thurn nach Hollersbach abstieg, um dort den Dorfmüller, einen alten Erzbrocker, zu besuchen. Die Sonne neigte sich bereits über die eisumgürteten Häupter der Tauern, da ich im Thale anlangte; hier fand ich auch meinen gesuchten Bekannten. Im Abendroth plauderten wir vor der kleinen, klappernden Bauernmühle und unterhielten uns über Steine und Weltgeschichte, über Einst und Jetzt. Als ich mich auch um meine Steinklauber-Freunde erkundigte und insbesonders um den alten „Steinhäusler" von Mühlbach, da zeigte der Müller hinüber auf den Kirchhof, dort, sagte er, rastet Sepp jetzt wohl schon über Jahr und Tag. Steinhäusler war eigentlich Smaragdsucher, sein Revier war oben im Heubachthal, da hörte er von den gelbrothen Granaten im Hollersbach und

mit kräftigen Zügen, aus welchem uns ein einen regen Geist kündendes, munter blickendes Augenpaar entgegenleuchtet. In der Gewandung unterscheidet den Steinklauber von den übrigen Älplern nur die eigenartige, über Kopf, Stirn und Ohren reichende Kappe, deren Seitenlappen unter dem Kinn geknüpft werden, damit der Besitzer zur kritischen Zeit des Sturmes über ihr Schicksal nicht besorgt zu sein braucht. Der Erzbrocker ist mehr Mann der Speculation, er trägt das erbeutete Säckchen Schliche*) am Schlusse einer Waschperiode ohne Herzeleid zum Einlöser, während die Kinderseele des Steinklaubers oft derartig zähe an einem gemachten Krystallfunde hängt, dass sie sich oft jahrelang trotz ganz vorzüglicher Anbote nicht entschließen kann, sich desselben zu entäußern.

Treten wir nun in die dunkle Stube eines Steinklaubers ein. Nachdem er unsere Wünsche gehört, hiebei unser Äußeres sorgsam, oftmals unter Zuhilfenahme von Augengläsern mit großen, runden Scheiben, geprüft hat, bietet er uns einen Platz in der Stube oder auf der Hausbank, wohl auch am grünen Anger an. Indes wir uns von der Anstrengung des Aufstieges erholen, entschuldigt sich der Dorfmineralog, dass er eigentlich „nichts Nutzes“ habe, weil man schon seit Jahren keine „guten Steine“ mehr finde, auch fehle ihm die Zeit zum „Klokengehen“ und zumal heuer ist's schlecht, weil es an den „höfflichsten Stellen“ noch nicht aper geworden ist. — Nach Abgabe dieser typischen Äußerungen beginnt unser Freund gemach seine Steine von den verschiedensten, oft ganz unglaublichen Depots hervorzuholen; er bringt sie aus einer alten Truhe, zieht sie unter dem Bette hervor, holt sie vom Unterdache, ja auch aus einem leeren Viehtroge oder aus der Bienenhütte. Niemals besteht die geringste Besorgnis, dass der Käufer während des Zusammentragens der Steine etwa voreiligerweise mit seiner Auswahl beginnen könnte.

Während wir nun mit dem Abblasen des oft fingerdick auf den Steinen lagernden Staubes, mit der Ausscheidung des Brauchbaren beschäftigt sind, wird unser ganzes Mienenspiel von der Seite her scharf beobachtet, denn daraus leitet sich dann die Höhe der zu stellenden Anforderungen ungefähr ab. Niemals wird der Steinklauber im Verlaufe des Handels zu fragen vergessen, „wo denn der Herr sonst bleibe“ und ob dies weit von hier sei. Zur Bestimmung ihm fremder neuer Vorkommen ladet er uns mit den freundlich gesprochenen Worten ein: „Und was lassen Sie denn dieses sein?“ Unter schärfster Aufmerksamkeit nimmt er unsere Aufklärung entgegen und bittet eventuell um Aufschreibung des ihm neuen Mineralnamens. Den fremdsprachlichen Bezeichnungen kommt unser Mann trotz der Schwierigkeiten, die sie ihm bieten, meist sehr nahe. Der Handel wickelt sich in der Regel rasch und glatt ab, die Forderungen sind fast durchwegs bescheidene. In einzelnen Fällen wird die Übernahme einer ganzen Jahresausbeute gefordert, für die sich der Steinklauber den Preis nach Stückzahl und nach der zum Suchen aufgewendeten Zeit einen bestimmten Verdienst fixiert. Da wir den Kauf abgeschlossen haben und uns bereits verabschieden, fällt dem Manne, wenn wir ihm zu Gesichte stehen, ein, dass er noch ein „besseres Stückel“ habe; es ist seine Perle — und wir müssen das eine Mineral gut bezahlen, wenn wir es erlangen wollen, denn „sonst könnte man sich bei dem Geschäfte auch keine Wassersuppe mehr verdienen!“

In näher gelegenen, von Fremden besuchteren Orten haben manche Steinklauber Verkaufsstellen, beim Krämer oder beim Wirt. Die Schweizer

*) Erzhältiger Sand.

oder am Feldraine, an einem Wegkreuze aufgestellt oder auch am Waldrande hingelegt auf moorigen Grund, um den Fußgehern als Steg zu dienen. Es ist gleichsam, dass man sich auf allen Wegen und Stegen an den Tod erinnern solle; das gehört zur Lebenskunst, denn nie ist das Leben so süß, als im Angesichte des Todes. Nun, so war auch das Leichenbrett, auf welchem der Rosensteiner fast drei Tage lang ausgestreckt gelegen, draußen im Schachen hingelegt worden, gerade vor einem hohen, rothangestrichenen Kreuze, das Hexenkreuz genannt, weil an jener Stelle die letzte Hexe verbrannt worden sein soll.

„Du, wahr ist's!“ versetzte auf Hopfs Vorschlag der Stanger, „messen wir das Leichenbrett.“

„Und ich sag's, der Rosensteiner war um einen halben Schuh kürzer als ich!“ rief der Michel-Machel.

„Darfst dich g'rad einmal aufs Brett legen, nachher wird sich's zeigen“, rieth der Hopf.

„Hau, der sich aufs Leichenbrett legen!“ lachte der Stanger.

„Ich? Warum denn nicht?“ begehrte der Michel-Machel auf.

„Kunnt wohl sein, dass dir die Grausbirn' aufstiegen.“

„Mir die Grausbirn'? Auf dem Leichenbrett? Auf so einem Brett liegt sich's just so gut, wie auf einer anderen Bank.“

„Oder besser!“

„Besser, wie im weichsten Federbett, ich glaub's.“

„Lebendigerweif' schwerlich!“

Gilt's was, ich leg' mich aufs Leichenbrett“, rief der Michel-Machel „heut' noch, wenn ihr wollt, und rauch' drauf meine Pfeife Tabak.“

„Gilt's was, du thust es nicht!“ darauf der Hopf.

„Gilt's was, ich thu's!“ schrie der andere.

„Was gilt die Wett'?“

Der Stanger und der Hopf stießen sich unter dem Tisch mit den Knien an, da verstanden sie sich. Bei der Feuchtigkeit, die immer noch in reichlichem Maße vorhanden war, gedieh die Wette.

„Machel! Wenn du heut' bei der Nacht von elf bis zwölf Uhr auf dem Rosensteiner seinem Leichenbrett liegst, nachher —“

„Was gilt's?“

„Ein Paar Ochsen!“

„Gut ist's“, sagte der Michel-Machel und hielt seine Hand hin, „wenn ich heut' um Mitternacht nicht eine ganze Stund' auf dem Rosensteiner seinem Leichenbrett lieg', so soll morgen der Weidbub mein braunes Paar Ochsen in deinen Stall treiben. Verstehst?“

„Und wenn du heut' von elf bis zwölf Uhr in der Nacht auf dem Leichenbrett liegen bleibst, kriegst mein falbes Paar, bei meiner Seel'!“ Also entgegnete der Hopf.

Zeugen waren der Stanger, der Wirt und der heilige Florian, der über dem Hausaltar auf der Wand stand.

Noch mancherlei wurde in Bezug auf die Wette beredet und sichergestellt. Als besonders wurde vermerkt, dass es verboten sei, den Michel mit Gewalt vom Brett zu reißen oder zu rütteln.

„Wer soll denn aufpassen?“ fragte der Drachenwirt.

„Ja, Narr!“ rief der Hopf, „wenn ein Aufpasser daneben steht, da wird's freilich kein Heldenstück sein, auf dem Leichenbrett liegen zu bleiben. Oh, beileib nein, Nachbar Michel-Machel, mutterseelenallein musst du ausgestreckt liegen auf dem Todtenladen.“

„Da lauft er davon und plauscht uns morgen an“, muthmaßte der Wirt.

„Du wirst wohl ein Ehrenwort haben?“ fragte der Stanger den Michel-Machel.

Dieser besann sich d'rauf — ja, er hätte eins.

fahndete nun nach diesen. Nachdem er durch vierzehn Tage nicht mehr heimgekehrt war, begann man nach ihm zu suchen; da lag denn oben „im Schaden" unter einer Felswand der arme Steinhäusler, abgestürzt, todt! Unweit von ihm fand sich ein Tröglein mit Granaten, sein letzter Fund, dann eine mit Wasser gefüllte Flasche und einige Brotkrumen. Gott weiß, ob er auch wirklich abgestürzt ist.

Wenn nun auch diese seltsamen Menschen nicht immer ein so düsteres Ende finden, so verdienen sie als Beispiel seltener Ausdauer und Entsagungsfähigkeit sicherlich unsere Beachtung; ihre Genügsamkeit regt zu Reflexionen an, deren Bilder grell abstechen von jenen, welche uns das tägliche Leben der Stadt mit seinem nervösen Hasten nach Gewinn und Genuss bietet. Deshalb unsere Sympathien diesen lieben, braven Waldleuten.

Ochsen.

Ein grauenhafte Geschichte von Rosegger.

Der alte Rosensteiner war gestorben.

Gestorben, bestattet, beklagt und auch gepriesen als ein braver Mann, um den es schade ist, dass er hat sterben müssen. Soweit waren die Förmlichkeiten erfüllt. Die Aushaltsamsten saßen beim Drachenwirt noch beisammen zur Todtenzehrung. Die Klagenden aßen solange, bis sie getröstet wurden, und bei denen das Essen nicht anschlug, die versuchten es mit dem Trinken und genasen der Betrübnis.

Allmählich hatten sich die Leidtragenden verzogen, um des Abends es wieder mit dem Leben zu probieren, nachdem sie den ganzen Tag mit dem Tode umgegangen waren. Nur ihrer drei tapfere Bauern — der Stanger, der Hopf und der Michel-Machel — saßen noch beim Kruge, um mit dem verstorbenen Rosensteiner gründlich fertig zu werden. Seinen Lebenslauf, seine Gewohnheiten, seine Wirtschaft, seine Verwandten waren in Kreuz und Krumm durchgearbeitet; nun riethen und stritten sie noch darüber, wie alt der Rosensteiner gewesen, wie vermögend, und endlich auch, wie viel Schuh er an Länge gemessen haben mochte. Bei diesem letzteren hielten sie sich am längsten auf, denn zwischen fünf und sechs Schuh giengen die Meinungen Zoll für Zoll auf und nieder.

„Das ist doch leicht festgestellt", sagte der Hopf, „man darf nur sein Leichenbrett messen, und man hat's."

In jener Gegend, wo diese sehr interessante Geschichte sich zugetragen, herrscht nämlich die Sitte, dass der Todte gleich nach seinem Absterben auf ein Brett gelegt wird, das eigens dazu gemacht, genau die Länge der Leiche hat oder diese Länge durch ein Zeichen andeutet. Ist der Todte in den Sarg gelegt, dann wird das Brett, mit seinem Namen und etwa auch mit religiösen Zeichen versehen, an eine Wand des Hauses genagelt,

unten sind seit Menschengedenken die Särge niedergelegt worden zur Einsegnung, und doch ist Jahrmarkt auf demselben Platz, und doch stehen bei Hochzeiten die Musikanten auf demselben Platz — kein Mensch denkt daran. Der Todte ist todt, es ist alles Einbildung. — Was? Krampf in den Beinen? Starr? Ei, das wollen wir doch sehen! — Er schlenkerte ein Bein in die Höhe, es war noch ganz und gar lebendig. — Ein Frevel ist's eigentlich doch. Aber das Paar Ochsen! Will nachher etliche Messen lesen lassen für den Rosensteiner, Gott hab' ihn selig. — Erst ein Viertel auf zwölf! Das geht höllisch langsam, als ob's wirklich schon die Ewigkeit wäre. — Sonst, wenn man ein paar Krüge getrunken, gleich ist der Schlaf da, und was für einer! Heut' bin ich so munter — und frisch — dass nur alles zuckt in mir!

Ja freilich zuckte es in ihm, weil er vor einem Geräusch erschrak. Als ob jemand ein dürres Ästlein, das auf dem Waldsteige lag, entzweigetreten hätte, so ein Knistern! Und dort heran nahten langsam, schwebend zwei schwarze Gestalten. Der Michel-Machel rief alle Heiligen an; das half nicht viel, seine Beine wollten auf- und davonlaufen. Er rief das Paar Ochsen an, da blieben die Glieder fest gebannt liegen auf dem schmalen Brette. —

Die Gestalten nahten dem Kreuze — stellten sich an das Leichenbrett, einer zu Häupten und einer zu Füßen, und bückten sich; Tragstangen waren am Brette; so hoben sie es langsam auf. Nun dachte der Machel an keinen Ochsen mehr, wollte vom Laden springen, war aber gelähmt vor Schreck.

Allzulang dauerte der Schreck nicht, denn die schwarzen Gestalten pusterten, stolperten ein paarmal in den Baumwurzeln und benahmen sich nicht haarscharf wie pure Gespenster. Und wie dem Michel-Machel das auffiel, kam über ihn ein unendlicher Trost. Zwei Schelme sind es! Und da wurde ihm traulich. Der Stanger und der Hopf — ein Paar Ochsen! Alles um ein Paar Ochsen. — Wenn sich das so verhält, dass sie mich schrecken wollen, dass sie mir Grausen einjagen wollen und dass ich vom Brett springen soll; wenn sich's so verhält, dann ist alles gut, sehr gut, und ich weiß, was ich thu! Ich rühr' mich nicht, ich bin gestorben, mausetodt, da wird ihnen der Spaß schon vergehen. Es wird sich aber nicht gut machen lassen, mausetodt sein. Der Mensch wird nicht kalt und starr, wann er will. Schlafen will ich, baum- und steinfest schlafen will ich bis zwölf Uhr, sie sollen mich tragen, wohin sie wollen.

Also hatte der geriebene Michel-Machel seine ganze Selbständigkeit wieder gewonnen. Die zwei schwarzen Gestalten trugen das Brett, welches richtig auf zwei Tragstangen gebunden war (o ihr Spitzbuben, die ihr aus dem Wirtshause so früh schlafen gegangen seid!) wie eine Bahre dahin durch den Wald. Der Nachbar Hopf war ein Curschmied und roch immer ein bisschen nach Pechöl. Der schwarze Kerl da voran riecht auch ein bisschen nach Pechöl. Also können wir ganz sorglos schlafen, das Leichenbrett hat alle Schrecken verloren.

Die Bahre schwankte zwischen den Stämmen dahin, schwankte auf das freie Feld hinaus. Hinter dem Losenstein gieng der Halbmond auf und warf aus der feierlich wandelnden Gruppe einen gespenstischen Schatten hin über den Plan. Der Michel-Machel schnarchte. Es schlug halb zwölf Uhr. Dem vorderen Träger wurde unbehaglich. Wenn der Lump schläft — gesoffen hat er wie ein Loch — nachher wird er freilich liegen bleiben auf dem Brett, und die schönen Ochsen sind hin. — Er hub an, unregelmäßige Schritte zu

„Das musst du uns geben, dass du liegen bleibst von Schlag elf bis Schlag Zwölf."

„Nach der Kirchenuhr halt' ich mich, wenn sie nicht stehen bleibt — verstehst?"

„Gut ist's."

Ganz feierlich wurde es ausgemacht, und hierauf erhoben sich der Stanger und der Hopf, um „nachhause zu gehen".

„Es ist Zeit zum schlafengehen!" hatten sie dem Michel-Machel noch zugerufen.

„Ja, gute Nacht!" sagte der Michel-Machel.

„Auch so viel!" versetzten die beiden und schoben sich sachte zur Thür hinaus.

Der Michel-Machel blieb noch sitzen bei seinem Kruge, er hatte Zeit. Eine frische Pfeife stopfte er an, dann brütete er vor sich hin und blies viel Rauch von sich. Tiefe Gedanken schien er zu haben. Der Machel war einer von jener Gattung, bei der man sich nicht auskennt, ist ein Rädchen zu viel im Kopfe oder eins zu wenig. Von der einen Seite sah er aus wie ein Lapp, von der anderen wie ein Schalk. Wie kann einer einfältig sein, wenn er zweifältig ist?!

Setzte sich jetzt der Wirt ihm gegenüber und schaute ihn an.

„Machel", sagte er hernach, „das muss dich doch freuen von deinen Nachbarn."

„Was muss mich freuen?"

„Dass sie ein solches Vertrau setzen auf dein Ehrenwort. Auf ein Paar Ochsen wird so was selten geschätzt, hier zu Lande!" —

Der Michel-Machel sagte nichts dazu.

Die Gäste waren alle davon, der Wirt hielt auch schon manchmal die flache Hand vor den Mund; als diese Form nicht verschlug, gähnte er den Machel offen an. Der Zeiger war hoch emporgerückt am Zifferblatte. Also raffte sich der Mann zusammen.

„Gezahlt hat heute der Rosensteiner, glaub' ich?" fragte er noch.

„Das hat er, und du geh' jetzt in Gottesnamen und legst dich auf sein Brett."

Etwas ungleich war ihm doch, dem Michel-Machel, als er jetzt in der stillen, dunklen Nacht über das Feld dahin trottete gegen den Schachen. Auf dem Kirchthurme hatte es schon dreiviertel zu elf geschlagen. Etwas warm ward dem Michel-Machel um die Brust und etwas eng. Schlecht Wetter wird, weil es so schwül ist. Die Pfeife war ihm auch ausgegangen, er zündete sie wieder an. Er gieng in den Wald, und beim Sternenschein, der zwischen den hohen Fichtenwipfeln niederfloss, sah er bald das Hexenkreuz. Es war heute so hoch, so grauenhaft hoch und schien immer noch höher zu wachsen. Vor dem Kreuze im wuchernden Grase lag eine lange, schmale, grauschimmernde Tafel. Das war's. — Der Rosensteiner, sollte er denn wirklich so lang gewesen sein? — Die Pfeife war schon wieder ausgegangen. Es ist ein dummer Spass! dachte sich der Machel, ein ganz dummer Spass! — Da schlug es elf Uhr. — Das schöne Paar Ochsen! — „Brett ist Brett!" murmelte er und streckte sich hin auf den Laden.

Da die Hände an den Seiten keinen Platz hatten auf dem schmalen Brette, so musste er sie über die Brust legen, wie bei —

— Nun, Machel, wer ist länger, du oder ich? — War es seine Grabes-Stimme, seine hohle —? Oder kann der Mensch sich etwas so lebhaft einbilden? — Die Pfeife hat er weggeworfen. Wenn man schlafen könnte! Der Rosensteiner schläft. — Puh! Kalt über den Rücken! Es sind dumme Einbildungen. Als ob auf allen Bänken und Bettstätten, wo wir rasten, nicht schon Menschen gelegen wären, die jetzt gestorben sind! Auf dem Kirchplatz

wär'?" versetzte der Hopf. „Der Machel hat gestern stark getrunken. Am End' hat er sich wo verschlafen, der Lump!"

„Kann wohl sein, kann wohl sein", sagte der Knecht, „na, macht nichts, heut' ist eh Sonntag."

Jetzt wurde dem Hopf auf einmal etwas uneben zumuthe; er gieng hinter den Häusern des Dorfes zum Friedhof hinaus und wusste nicht recht, warum. Auch wusste er eigentlich nicht, warum er gerade hinter den Häusern, wo kein rechter Weg war, dahinstieg. Auf dem Friedhofe eilte er dem Grabe des Rosensteiners zu; dasselbe war geschlossen, darüber rundete sich ein Hügel aus frischer, röthlicher Erde. — Wenn er, so arbeitete es jetzt im kleinen Haupte des Hopf, wenn er vor Entsetzen ohnmächtig geworden wäre! Oder wenn er doch so fest geschlafen hätte in seinem martialischen Rausche, dass — Nein, es ist nicht, es wäre zu schreckbar!

Dort vor dem Häuschen saß der Todtengräber, rauchte aus seinem Nasenwärmer und blickte wohlgefällig hin über sein reichbestelltes Feld. Er sah zwar nicht viel, denn auf dem einen Auge hatte er ein „Blümel" und das andere war altersschwach. Schon ganz nahe war der Hopf, als er ihn bemerkte. Je, ist das nicht der Hopf-Bauer? Gar säumig und schleichend kommt er heran. Was nur der wieder will!

„Thust halt ein bissel rasten, Vater Adam!" so redete der Bauer ihn mit lauter Stimme an, denn der Todtengräber war „großhörig", so nennt man Leute, welche nur großen Lärm hören, kleinen nicht.

„Rasten, wohl, wohl, thut mir eh schon noth." So die Antwort.

Lehnte sich der Hopf an den Zaun hin, schaute unsicher umher, als suche er etwas. Er suchte nach einer Form für seine Frage.

„Bist wohl eh fleißig gewesen, Vater Adam", sagte er endlich.

„Muss halt sein."

„Hast dich geschleunt mit dem Zumachen — beim Rosensteiner."

„Wohl eh. Heut' bei der Nacht hab' ich die Gruben verschüttet. Der Herr Pfarrer mag's nicht leiden, wenn ein Grab über Nacht offen bleibt."

„Bei der Nacht, sagst? Heut' bei der Nacht?" stammelte der Bauer und rief laut: „Aber dass du dich nicht fürchten thust, so bei der Nacht!"

„Eh, vor wem denn?" lachte der Todtengräber heiser. „Etwan, dass sich andere vor mir fürchten, das kunnt' sich schon zutragen."

„Thust nie 'was währnehmen, so bei den Gräbern?" fragte der Hopf forschend. „Fürwitzige Leut', oder Besoffene, oder so was?"

„Ich schau nicht viel um."

„Und heute Nacht, hast niemand gesehen beim Grab? Oder unten? Oder heraufsteigen?"

„Lass mich aus", rief der Alte unwillig, „man schaufelt zu und geht wieder schlafen."

Der Hopf gieng zum Friedhofe hinaus, es war mehr ein Taumeln, als ein Gehen. Draußen klammerte er die knochigen Finger ineinander und murmelte: „Nicht anders! Lebendig begraben!"

Am Abende saß er auf der Bank vor dem Stangerhause und klagte es dem Nachbar: „Ich möcht' ins Wasser springen!"

„Ist dir denn gar so heiß?" entgegnete der Stanger.

„Der Machel! Denk dir, der Michel-Machel!"

„Was ist's denn mit dem Michel-Machel?"

„Lebendig begraben!"

„Wer sagt denn das? Kann er nicht früher gestorben sein?"

„Hautschlecht bist, Stanger! Gestorben! Gestorben! Freilich gestorben!"

„Kann dir ja recht sein, wenn er

machen, die Bahre schaukelte, aber der Machel fiel nicht herab. Doch bewegte er sich jetzt ein wenig und that einen Seufzer. Aha! — Wart, Michel-Machel, wir wollen dir schon Grausen machen!

Die Bahre schwankte dem Feldrain entlang, schwankte dem Hohlweg entlang, schwankte einen Hügel hinan — gegen den Friedhof. — Was tausend! dachte der Michel bei sich, die treiben es keck. In den Kirchhof! Zum Grabe des Rosensteiner hin! Das ist noch nicht zugeworfen! Hab's ja immer gesagt, unser Todtengräber ist nichts nutz. — Das geht doch über den Spaß. Aber der verd . . . Hammer auf dem Thurm will immer noch nicht zwölf schlagen. Das Paar Ochsen ist höllisch theuer, meiner Seel'! Und liegen bleib' ich justament. Es sind ja eigentlich zwei Paar. Für zwei Paar Ochsen kann sich der Mensch was gefallen lassen. Ich die Ochsen und sie die Sünde. Nur zu, Nachbarn!

Halb geschlossenen Auges lag er da, sich mit beiden Ellbogen auf das Brett zwickend, dass er nicht hinabfiel. Die von blassem Mondlichte beschienenen Kreuze des Kirchhofes schwebten zuckend vorüber. Endlich wurde Halt gemacht und die Bahre zu Boden gestellt, am Rande eines offenen Grabes. Das tiefe Grab des Rosensteiners war richtig noch nicht zugescharrt; im Erdhaufen stak der Spaten, daneben lagen noch die Stricke, mit denen der Sarg am Tage zuvor hinabgesenkt worden war. Die schwarzen Gesellen standen jetzt unbeweglich da und beobachteten den Mann auf dem Brette. Der lag still wie ein Todter; man wusste nicht, schlief er oder schauderte er vor dem, was nun kommen konnte. Die Stunde gieng gegen zwölf. Konnte man ihn nicht endlich vom Brette werfen? Das war gegen die Wette. Aber die Ochsen, die Ochsen!

„Gott verzeih's, wir müssen's thun!“ flüsterte der eine Schwarze zum anderen. „Das wird wirken!“

Sie legten die Stricke um das Brett; sie rückten dasselbe über den Rand des Grabes hin, sie senkten es hinab. Sie merkten das wilde Beben des Michel-Machel, als die Bahre tiefer und tiefer hinabglitt auf den Sarg des Rosensteiners. Im nämlichen Augenblicke tauchte vom Todtengräberhäuschen her ein Mann auf; die zwei Schwarzen ließen die Stricke los und flohen davon.

Als sie draußen vor der Kirchhofsmauer im Gebüsche ihre dunklen Pferdedecken abgeworfen hatten, schlug es zwölf Uhr.

„Die Ochsen sind hin!“ stöhnte der Hopf. „Jetzt wird er heraufkriechen und uns auslachen. Es ist ganz teufelmäßig.“

„Hätt's nicht gedacht, Schwager, dass der so hartgesotten ist!“ versetzte der Stanger. Und voll giftigen Ärgers schlichen sie ihren Höfen zu.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als der Hopf in der Kirche von seinem Platz hinüberschielte nach dem Stuhl des Michel-Machel, war derselbe leer. Das fiel auf. Der Machel war sonst ein fleißiger Kirchenbesucher, ei, das wohl! Sollte er krank sein? Hätte ihm doch der Schauder geschadet? Es geschähe ihm schon recht, dem Frevler, dem Schelm, dem — ach, meine Ochsen! — Als beim Nachmittagssegen der Michel-Machel wieder nicht in der Kirche war, wurde der Hopf erst ein bisschen neugierig und er fragte einen Knecht des Machel, ob sein Bauer wohl auf einer Wallfahrt oder auf einem Viehhandel aus sei?

„Redlich wahr, das weiß ich selber nicht“, antwortete der Knecht. „So viel ich weiß, ist er seit der gestrigen Begräbnisfeier gar nicht heimgekommen — weil die Bäuerin so geschimpft hat, heut' früh.“

„Die Bäuerin hat geschimpft, dass der Bauer nicht heimgekommen

Der Hopf merkte, dass der Wein heute seine Schuldigkeit nicht that, er beeilte sich, die Zeche zu zahlen, jedoch, als er bei der Thür hinauswollte, traten ihm zwei Gendarmen entgegen.

„Was kann ich dafür? Was kann ich dafür!“ lärmte der Hopf ihnen ganz dumm entgegen, bevor sie noch eigentlich nach etwas gefragt hatten. Nun, da haben sie ihn in Empfang genommen.

Als der Bauer in so verlässlicher Begleitung den Wiesenweg dahingieng, sah er seine Herde weiden. „Ochsen, Ochsen!“ stöhnte er auf. Tiefstes Weltleid und strengste Selbsterkenntnis lagen in diesem Rufe. Vom Waldberge herab kam ein Mann gegangen, der hatte einen Strick und einen Stock bei sich, vor der Herde stand er prüfend still. Mit einer stechenden Fistelstimme lachte der Hopf plötzlich auf, wies mit beiden Zeigefingern hin: „Da ist er ja! Da ist er ja, der Schelm, der Erzschelm!“

Und der da niedergestiegen war vom Waldberge gegen die Rinder, das war der Michel-Machel, lebendig über und über, und kein Erdstäubchen klebte an seinen Kleidern. Er kam um sein Ochsenpaar.

Damit hat die merkwürdige Geschichte ein Ende. Und wenn man ihn fragt, den Michel-Machel, wo er die zwei Tage zugebracht, so schmunzelt er höllisch verschmitzt. Und wenn ihn der Wirt oder gar der Gendarm schärfer fragt, so gesteht er ganz treuherzig, auf seiner Alm sei er oben gewesen, um sich ein bissel auslüften zu lassen. Und wenn ihn der Hopf auf sein Gewissen fragt, warum der Michel-Machel ihn in solche Angst versetzt, so antwortet der Michel-Machel: „Ich hab' nur dein Paar Ochsen reif werden lassen wollen. Verstehst? Heut' gibst du mir's lieber, als du's gestern hättest gegeben. Ich bin meine geschlagene Stund' auf dem Brette gelegen, nachher eilends herausgekrochen, just noch ehe der alte Adam angefangen hat zu schaufeln. — Die da, die zwei Falben sind's, gelt? Wart, wir wollen sie bald herfürkriegen!“

In demselben Augenblicke, als die Gendarmen den Hopf freiließen, nahm der Michel-Machel das schöne Ochsenpaar an den Strick. Und als der Hopf solches sehen musste, hieb er sich die Faust an die Stirn, dass es dröhnte: „Und der Mensch unter der Erden — das hab' ich bejammert?! O ich —“

gestorben ist. Erbst ein Paar Ochsen von ihm."

„Der höllische Höllteufel soll die Ochsen holen!"

„Die Ochsen? Was soll der höllische Höllteufel nur mit den Ochsen anfangen? Der ist kein Freund von Rindsbraten, der weiß sich ein besseres Fleisch, Hopf-Nachbar!"

„Du bist auch dabei gewesen!" rief der Hopf.

„Als Zeuge, nicht als Wettender!"

„Du hast uns hineingefoppt, und jetzt redest so! Der Bsuff! Und jetzt ist er lebendig begraben!"

„Jetzt nicht mehr."

„Natürlich, weil er jetzt schon todt ist, der Gauner! Den, wenn ich ihn jetzt unter den Fingern hätt'!" knirschte der Hopf und krümmte die Finger, als wollte er jemanden zerreißen. „Dass er mir so was hat angethan! In seiner schauderhaften Leichtsinnigkeit! Sich vor lauter Rauschdusel auf den Kirchhof schleppen und in die Gruben werfen lassen! Schandmensch! Und dennoch ein armer Hascher!"

Er verhüllte mit den Händen das Gesicht.

Sie wurden in ihrer Unterhaltung gestört von einem eilends des Weges laufenden Weibe.

„So hat er mir's noch nie aufgeführt!" rief sie vor sich in die Luft hinein. „Und nicht einmal in den Wirtshäusern ist er zu finden! Michel, Michel! Wenn du nicht bald heimgehst! Es wird dir alleweil gefährlicher, ich sag dir's! — Seit der Todtenzehrung nimmer daheim gewest! — „Wisst denn ihr nichts von meinem Mann?" fragte sie den beiden Bauern zu.

Was sollten sie nur darauf antworten? Sie antworteten gar nichts und das Michel-Machel-Weib wüthete weiter.

Von Schlaf konnte in der folgenden Nacht beim Hopf keine Rede sein. Die Leinwanddecke lastete schwer und erstickend wie fünf Schuh Erde über ihm. Lag er doch auf dem Sarge des Rosensteiners ganz enge neben dem Machel. Schon thurmhoch wuchtete die Erde über ihnen und der Todtengräber schaufelte immer noch drauf. Schon grünte der Rasen über dem Grabe, aber sie konnten immer noch nicht sterben; sie rangen miteinander, zausten sich bei Haar und Bart, bissen sich bei den Nasen, und das alles der Paar Ochsen wegen, welche auf dem Hügel behaglich grasten und gleichzeitig den Boden düngten für nächstes Jahr, da die lebendig Begrabenen in der Tiefe immer noch miteinander raufen werden. — Oh, das war eine Nacht!

Am nächsten Tage strich der Hopf so umher, erschrak vor jedem Baumrascheln und vor jedem Vogelpfiff. Beim Drachenwirt kehrte er ein, vielleicht wärmt der Wein. Den Bauer fröstelte.

Der Drachenwirt blickte ihn sehr forschend an, setzte sich zu ihm und sagte in gleichgiltigem Tone:

„Nun, wer hat denn die Wette gewonnen?"

„Dummheiten!" versetzte der Hopf.

„Welcher ist denn eigentlich länger, der Machel oder der Rosensteiner?"

„In Fried' lass mich!"

„Musst heut' mit dem linken Fuß aus dem Bett gestiegen sein, Hopf."

„Bin jetzt nicht aufgelegt."

„Du Hopf", fragte der Wirt, „weißt du auch nicht, wo der Michel-Machel kunnt' sein? Er ist seit der Samstagnacht nicht mehr gesehen worden."

„Du wirst es besser wissen, wir haben ihn bei dir da in der Stuben sitzen lassen, wie wir schlafen gegangen sind, der Stanger und ich."

„Der Stanger und du. Wie ihr schlafen seid gegangen", sagte der Wirt nach. Es war ganz verflucht, in welcher Weise er das nachsagte. — Da kann eine saubere Schmier herauskommen!

„Fahlt ma jo nix."
„Wa ma nit liab! Do gangst af d'lesst go nit mit in d'Veitsch eini."
„Woaß's nit", moant sie.
Hiaz schaut ers a Weil on. Von Koupf bis zan Fuaß schaut ers on.
„Viktl", sogg er, frei kloanlaut sogg er's, „wos war dan dos? Völli zguat host dih zücht't!"
Wir ers hiaz onschaut, blemascht's: a Käferl straft's wek mit da Hond, däs af ihrn Jablings is glaffn.
„Wia's holt schon imeramol is", moants und hot schier a töibigi Stirn.
„Wos sogst, Viktl?"
Nix sogg d'Viktl, mäuserlstill is's, d'Viktl. Da Dicktl hot sih auskennt.
Noch a Randl brummelt er: „Selm war ih umsist gonga. Mitnehma hon ih dih wölln; mir wird alloan die Zeit lonk in da Veitsch."
„Ih geh scha mit."
„Jo, dös glaub ih da, dass d hiaz mitgangst", locht er hell auf. „Wos denkst da dan, Viktl? Ehenter is unser Schüssel für zwoa zkloan gwen und hiaz suls für drei groß gmua sein?"
„Auf däs wird's nit onkema", moant sie, „dasebi, da Gwissi, wird scha wissn, wos er zthoan hot."
„Wer is er dan, da Gwissi?" frogg der Ehmonn.
„A dosiger Essmoasta."
„Du bist douh a vadonkts Luada."
Sie mocht ihr nit viel draus, aus da groubn Red. Und eahm kent ma's ah leicht on, daß's nit sa harb gmoant is. Ma kent sih jo frei nit aus mit de Leut! Aftn sogg er, mitn Essmoasta möcht er redn.
„Möcht da's nit rothn", moant sie, „däs is gor a storka Klachl."
„R e d n möcht ih mit eahm, nit raffn! dass ih wegn sou wos an Houdl onhebat, sa dum bin ih nit."
An kloan Buabn gehts on, d'Viktl: „Geh, Maxl, do host an Kreuza, spring mar umi zan Dochgruaber, der Essmoasta sull gschwind awenk übra kema za mir."

Da Maxl lafft und kimpp bald wieda zrugg: Der Essmoaster is nit dahoam, er sitzt ban Kreuzwirt in da Stubn."
„Is's weit zan Kreuzwirt?" frogg da Diktl.
„Geh mit", moant d'Viktl, „gleih selm ent ba da Bruggn."
„Gehn mar überi."
Sie geht gleih mit eahm. Gonz gmüatlich gehns nebn anonda daher und redn über oans ums onder, von Wetta, von Eisnwerk, und dass's nit übel war in da Broatnau, moant da Diktl, oba liaba war's n holt douh nouh in da Veitsch. Und d'Viktl denkt ihr: Wos hot er in Sinn!
Wias in d'Wirtsstubn keman, sitzt oana ban Tisch, gonz alloan sitzt er do und racht sei Pfeifn. A großer, hasn sauberer Mensch, a guatmüatigs Gsicht, oba damisch knouchigi Fäust.
„Dos is er!" sogg d'Viktl zu ihrn Monn, und zan Essmoasta: „Da Diktl va da Veitsch, woaßt eh. Der will wos redn mit dir." — Und verstellt sih, as wia wan nix war.
Der Essmoasta ruckt, die zwoa setzn sih zan Tisch, a Holbi Wein lossns eahna hertrogn und a Cigarn zündt eahm da Maurer on, gottika, as wult er sogn: Mir Veitscher gebn's awenk nobliga wia die Broatnauer!
Und nocha, wias so schön worm banonda sitzn olldrei, sogg da Diktl zan Essmoasta: „Wissn wirst as eh, wegn wos ih do bin."
„Kon ma's denkn", drauf der Essmoaster und pafft schön stad sei Pfeifn Tabak. Nit amol in Koupf draht er viel hin und her, zohlt eahm's nit aus.
„Nouh sa weit brav, dass das nit laugnst."
„Ih? laugna? follt man nit ein."
„Nau, sa red dih aus drüber, wiast as in Sinn host, Essmoasta!"
„Ih hon's da Viktl scha gsogg. Du host dih a gonzes Johr long nit umgschaut um dei Weib, und wirst as wuhl denkn kina, wia's nochha hergeht."

Drei Leut und a vierts.

A wohri Gschicht, de sih ober nit gor ouft zuatrogn wird.

Da Diktl und die Viktl, däs sein ara zwoa gwen. Und an iads vaheirat't: er mit ihr und sie mit ehm. Gwiss ah nouh!

A vier a fünf Jahrl scha miteranond vaheirat't, und ollaweil noh ara zwoa. Wuhl eh Goud Loub und Donk muaß ma sogn, wos thatns dan sist? Hobn jo koans nix wiar eahneri grodn Glieder und an gsundn Mogn, und die Glieder orbatn fürn Mogn, und da Mogn für die Glieder und guat sei muass's. Van ormen Leutn is's nit ondersta. Da Diktl is a Maurer, d'Viktl is a Togwercherin, er geht obn aus, sie geht untn aus, wo's holt grod Orbat gibb, und Somstas kemens aftn wieda zsom in eahna Stübl; er legg sei Häuferl Wochngeld afn Tisch, sie legg ihrs dazua und wos's in Suma vadeanen, geht in Winta wieda drauf. Dass s eper an oagns Stübl hätn, ollzwoa, und gor a kloans Gsindl hätn, a liabs — den Gspoaß troggs nit. Van ormen Leutn is's holt amol nit ondersta.

Mit da Zeit müassns af weiter und af länger ausanond. Er hot in Veitschgrobn zthoan, zerst ban an Hausbau, später ban an Bergwerch. Sie hat gor entn in da Broatnau an Badeanst gfundn, in Fruajohr af an Schlog ban Bamerlsetzn, aft nochher in Winta hot's ihr mit Woschn und Flickn für d'Schmied ihri por Groschn vadeant. Und hasn a Johr is vagongen, ohni dass sih die zwoa Ehleut gsechn hobn. Wia ma dazählt, sult eahm's da Diktl nit gor schwar zherzn gnoma hobn, dass er wieder alloan umgehn kon wir er will. Ober noch und noch isn douh zeitlonk worn, überoll und ninascht recht dahoam zsein, und weil's an Bstond hot mit seiner Orbat, sa möcht er freilich sei Weib wieda zan eahm nehmen: bamerlsetzn und woschn kon's ah in Veitschgrobn. Gwiss ah nouh!

Nau, wia nochher amol zwen Feierta sein, geht er übri in die Broatnau um sei Weib. Van an Kloanhäusler is's in der Einwohn, do sitzt's vorn Häusl af da Bonk, legg d'Orm überanond und roat't. Gor koan übels Weibsbild, wan ma's recht onschaut. A frisches Rundgsichtl, a por Augn as wia zwoa Schworzkerscherla. A bloamads Tüachl hot's übern Koupf wegn da Sun, und untern Hols rougl zsombundn.

A sou siacht's da Diktl, schnolzt awenk mit da Zung, wir ah Haun, wan er pfolzt, und aft geht er ihr zua.

„Uh Joussas!", sogg sie, „da Diktl!" steht auf und gibb eahm d'Hond. Ma kunt nit grod sogn, dass s extra a Freud ghobb hät, weil er do is. Und er thuat ah nit viel dasgleichn, as wia wan s vergonga Johr epa go sa lonk gwen war.

„Muaß douh amol schaun gehn, ob's do in da Broatnau herent ah bekonnti Leut gibb", sogg er zan ihr.

„Leicht douh", geit sie Ontwort.

„Guat schaust aus, Olti?"

„Däs woaß ih ah nit.“

„Ihr verweigert mir die Auskunft? Auch gut, Ihr werdet Euern Herrn schon finden“, a sou da Pforrer und aft hobn die zwoa wieder gehn kina. Ba da Thür bleibn's nou stehn und schrein zrugg: „Zan Doukta gehn mar und an Procefs hebn mar on. Und mir drei hobn uns amol a sou verglichn und wann's uns recht is, weita geht's neamb nix on, und mir gehn zan Douktan! Und beweisn wern ma's ah!“

Da Pforrer — wohr is's, ih hät de Geduld nit ghobb — geht eahna nouh bis za da Thür noch und sogg gonz güati, se sultn sih net auslochn lossn, und wan's zan oubersten Richter und zan Kaiser gangadn, ausrichtn thatn's nix und ausglocht wurdn's tüchti.

„Wern ma sechn!“ begehrt da Diktl auf. „Wan a sou wos, däs sou klor und bedeudt is, wir unser Soch, und sou leicht begreiflih, sou selbstverständlih, nit onerkonnt wird, nochha! nochha!“

„Kurz und guat“, setzt der Essmoasta dazua: „mir gehn zan Douktan!“

„Na geht nur, geht nur!“ sogg da Pforrer und mocht hinter eahna die Thür zua.

Und wia da Pforrer gsogg hot: In Brugg ban Douktan werns höllasch ausglocht. A lediga Voder und a verheirati Muader hobn gor koan Nom, hot's ghoaßn, ober a verheirata Voder und a ledigi Muada, däs wul!

„Däs war hell go nit zan vastehn!“ moant da Diktl.

„Und da Mensch wird douh s Recht hobn über sein oagns Kind!“ sogg der Essmoasta. Gehn ma weiter, gehn ma zan Kaiser!“

Sie richtn sih zsom zan a Roas af Wean. Lossts as sein!“ rothn eahna d'Leut. „Maurer, nochn Gsetz is da kloan Bua dein und gegns Gsetz derf da Mensch nit aufstehn, Lossn schreibn af dein Nom!“

„Ehanta loss ih mih henkn!“ schreit da Diktl, „eh s ih wos nim, wos nit mei ghört.“

„Und ih loss mih ehanta köipfn, ehs ih wos weckgib, däs mei ghört!“ drauf der Essmoasta, zan streitn und lärma hobns onghebb oll mitanond — ja s is an Unsinn!

Und wias schon immeramol is, dass unser Hergout Mittel mocht, wan sih d'Leut neama zhelfn wissn, a sou is's a däsmol gwen. — s kloan Büabl wird kronk, im Halsl hot's wos, und af jo und na is's weck gwen.

Hiaz, du orms Würmerl, brauchst gor koan Nom — und guat is's.

Und mit dir, Maurer-Diktl, hät ih a Wörtl zredn für an ondersmol: Wanst du nochha dein Nom nit hergebn willst, so schick dei jungs Weib nit af a gonzas Johr af Broatnau oda sist wo hin. Gholt's schön ba dir dahoam, is gscheida!

Und du, Essmoasta, mit dir hon ih ah nouh a Wörtl zredn: Wanst an kloan Buabn hobn willst, sa führ's Weib von Oltor weck, wias da Brauch is — nochha wirst in den Stuckn koan Unglegnheit hobn — gwiss ah nouh!

Und mit dir, Viktl, mit dir — red ih go nix.

Erklärungen: ara: ihrer. hasn: beinahe. Roat't: denkt nach, sinnt über etwas. Rougl: locker. Herent: herüben. Guat host dih zücht't: an Körperfülle hast du zugenommen. Blemaschts: zuckt sie mit den Augenwimpern. Töibigi: heisere. Umsist: umsonst. Dasebi: derselbe. Dosiger hiesiger. Kleber: kaum.

„Eh wuhl, eh wuhl. Ober a zwiedri Soch is's hiaz. Mit hoam nehma hon ihs wölln."

Kon nix dagegn hobn."

„Däs glaub ih da, dass du nix dagegn host, Eßmoasta! — Wia moanst dan nochha — va wegn weita?"

„Wos mei Schuldigkeit is, däs woaß ih."

„Is a Red, Essmoasta!"

„Sie hät do in da Broatnau ah nou an Plotz ghobb, d'Viktl, oba wanst's scha mitnehma willst, so wirst's mitnehma müassn wias i s. Wirst 's ah nochha nit trena wölln, wos zsom ghört — Muader und Kind. Ih zohl meini Milchkreuzer — entn oda herentn, däs is mar olls oans."

„A brava Mensch bist, Essmoasta", moant da Viktl, „wan na d'Leut nit warn! Däs Gred in da Veitsch, wan ih mei Weib hoambring af solchti Weis."

„Wos m e i ghört, däs loss ih ah af mein Nom schreibn", sogg der Essmoasta. „Dochgruaber hoaß ih."

„Aft war ma jo gleich!" locht da Diktl und holt'tn d'Hond hin.

„Dir wird's jo ah recht sei?" frogg der Essmoasta d'Viktl.

„Goud, jo freilih!" gibb sie zua, gonz weck iss drüber, dass sa sih sa leicht mitanonda verglichn hobn. Jäissas, wan olli Manna sa gmüatlih warn, do war's freilich lusti af da Welt!

A sou hobns as ausgroat't und ausgredt olldrei und aftn seins banonda sitzn bliebn in Wirtshaus, hobn trunkn und san lusti worn und sein af d'Nocht wia die bäißtn Freund ausanonda gonga. — Däs sein die Wohrn! Meina Seel!

In da Veitsch, ban an Baurn af der Einwohn, hobns eahma s Nest schön worm hergricht't da Diktl und d'Viktl. Long seins oba nit bliebn afn sebin Plotz, va lauta Trotschn und Spötln, wia's d'Leut hiaz hobn triebn, sein die zwoa in an onders Thol zogn. Kleber an ocht Wochn steht's on, schickt d'Viktl za da Taff. Der Essmoasta hot schon ehanta Pouß kriagg af Broatnau und is gleih kema. Er und da Diktl, ollzwen gehns zan Pforrer und deutn eahm's, wia's as ausgredt hobn; da Kloani sul nit nochn Diktl hoaßn, sul eingschriebn wern afn rechtn Vodern sein Nom: Matthias Dochgruaber.

Kon mar oans denkn, da Pforrer schlogg d'Händ zsom! A sou wos is n ah nouh nit firkema. A schreckbori Strofpredi will er louslossn über se, do follt's n ein: Sein jo eigentlih gonz aufrichtigi Leut.

„Eines Ehweibs Kind soll auf eines Ledigen Namen getauft werden?" frogg da Pforrer nouhamol. „Das geht ja nit."

„Jo, worum nit?"

Nach dem Gesetz ist der ehelich angetraute Gatte der Vater."

„Jo, jo, sou is's da Brauch", moant da Diktl, „und eigentlih ghört sa sih ah a sou. Oba däsmol, Herr Pforrer, gibb's holt a kloani Ausnohm."

„Das G'setz kennt keine Ausnahmen!"

„Lößt's mih aus, wos woaß dan s Gesetz!" rumpelts n Essmoaster aussa.

„Ich bitte!" sogg da Pforrer gstreng. „Was das Gesetz sagt, dagegen gib'ts keine Einrede. Ich schreibe das Kind auf den Namen des Ehemannes ein."

„Däs derf nit sei!" schreit der Diktl und fohrt n Pforrer in d'Hond.

„Natürlich, man wird Euch fragen! — Also der Vater: Benedict — weiter, wie schreibt Ihr Euch?"

„Ih hoaß Mathias Dochgruaber", sogg der Essmoasta.

„Euch hab ich gfragt!" fohrt da Pforrer in Maurer on. „Wie heißt Ihr mit Eurem Schreibnamen?"

Da Diktl draht sih a wenk und sogg schön zach: „Den woaß ih selba nit."

„Wo seid Ihr zuständig?"

Zwei junge literarisch gebildete Männer von hübschem Exterieur wünschen sich mit einem Vermögen, woran auch ein Frauenzimmer hängen darf, ehlich zu verbinden. Photographie unnöthig, da das Geld die Hauptsache 2c.

Nein, Freund, das, wozu ich Sie auffordern möchte, ist eine Sache für das Volk — versuchen wir es einmal und gründen wir einen Volkskalender — einen guten Kalender —

Frisch — fröhlich — fromm — und frei —
Auch etwas Ernst dabei,

den nicht Turner, sondern Städter und und Bauern, Arbeitgeber und Arbeiter lesen, und lassen Sie uns der Ameisenarbeit ein Körnlein Bildung und Aufklärung zu dem Hügel der neuen Zeit zuschleppen, auch unsere Kraft widmen.

Meine Fresszangen haben Kraft dazu, die Ihren doch auch? Gott sei Dank, heutzutage darf ein deutscher Schriftsteller, wenn er nur fleißig ist wie eine Ameise, auch Fresszangen haben.

Sie wissen ja auch, wie im Walde, zwischen „Rothen" und „Schwarzen" Ameisen häufig wüthende Fehden ausbrechen, lassen Sie uns mitwurln, mitbeißen, ha — Kampflust sträubt bereits meine Fühler und ich stelle mich auf meine sechs Beine.

Was sagen Sie dazu? Erst Ihre Meinung, und dann im Annahmefall folgt weisliche und reifliche Überlegung.

Keine Überstürzung — wir wollen eben gewinnen — nicht Geld allein — nicht Ehre allein — die Schlacht!

Die Schlacht? Zu kühn vielleicht, denn der Kampf tobt noch nicht, die Plänklerkette ist erst aufgelöst, aber die Vorpostengefechte wollen wir schlagen, — Plänkler der kommenden Zeiten! —

Hie gut Recht alle Wege!

Von Sch. weiß ich nichts als dass er, seine beiden Söhne und seine Köchin krank sind.

Was sagen Sie zu seiner Besprechung im Tagblatt über Ihre Gestalten?

Kurz, was sagen Sie zu Allem? Schreiben Sie bald — meine Mutter läßt Sie grüßen, seien auch Sie gesegnet für alle Zeit und verbleiben Sie mir — solange wir hier auf diesem Lumpen-Erdenplanet (wie Kortum in der Jobsiade sagt) herumkriechen, was ich Ihnen verbleibe, ein getreuer Freund. Sollten wir uns etwa irgendwo nach Untergang dieser mangelhaften Welt wiederfinden, so zählen Sie auch dort auf Ihren

getreuen

L. Gruber.

Ein- und Ausfälle.

Von Adolf Frankl.

Der eine und der andere.

Der eine bemüht sich beim Wandern
Die Disteln am Weg zu enthaupten;
Im Gasthause hört man den andern
Was Kopfloses ernstlich — behaupten.

Gefährliche Waffen.

Es machte uns der Feinde Schwall
Sehr wenig nur zu schaffen
Wenn wir in uns'rer Fehler Zahl
Nicht böten ihm — die Waffen.

Gefallen.

Es wollte manche Maid
Nichts weiter als gefallen,
Und ist nach kurzer Zeit
Dann leider auch — gefallen.

Schwer und leicht.

Das Sein wird manchem schwer gemacht;
Doch hat die Noth ihn umgebracht,
Man trauernd hin zum Grabe schleicht
Und ächzt: „Die Erde sei ihm leicht!"

Modethorheiten.

Würden von Natur die Damen
So wie durch die Mode werden,
Möchten sicher all mitsammen
Ganz untröstlich sich geberden.

Ein Modegeck.

„Vom Affen stammt die Menschheit nicht!"
Hört sagen man den Laffen;
Doch macht sich selbst der blöde Wicht
Zum lächerlichsten Affen!

Altdeutsches Handwerk.

Es ist ein merkwürdiges Capitel der deutschen Culturgeschichte, das vom Gewerbestand in dem Jahrhunderte vor dem dreißigjährigen Kriege. Eine Schrift

Kleine Laube.

Im Vaterlande!

Wie zieht im Lenz so wundersam
Mein Herz der Heimat zu!
Ich geh' durch Wald und Wiesengrund
Und finde keine Ruh';
Es blüht der Baum, es grünt das Feld,
Schön ist auch hier die Gotteswelt,
Doch schöner noch bist du
Mein Vaterland!

Ich wurzle fest im neuen Reich,
Hab' Herd und Freunde hier,
Und seine Eintracht, seine Kraft
Schwellt stolz den Busen mir;
Mein Volk daheim hat schlimme Zeit,
Durch seine Gaue tobt der Streit,
Doch hängt mein Herz an dir,
Mein Vaterland!

Mir lächelt Ehre hier und Gunst
Wie mildes Sonnenlicht;
Die Heimat, die ich oft besang,
Die kennt beinah' mich nicht;
Und doch, verhallet auch mein Lied
Dort ungehört, die Seele glüht,
Bis mir das Auge bricht,
Für's Vaterland!

Gott segne dich, du theures Land,
Mein Öst'reich schön und wert,
Er schütz' im Kampf für Sprach' und Art,
Der Heimat deutsches Schwert!
Schön ist auch hier die Gotteswelt,
Doch baut' am liebsten ich mein Zelt
Bei meiner Brüder Herd
Im Vaterland!

Anton Ohorn.*)

Ein Brief Anzengrubers.

In meinen Papieren hat sich noch ein Schreiben Ludwig Anzengrubers an mich vorgefunden, welches besonders bezeichnend für den Dichter ist. Da Anzengrubers Biographen derlei Darlegungen wünschen, so veröffentliche ich das Schreiben als Nachtrag zu seinem Briefen (siehe Heimgarten Jahrg. XV. Seite 29 u. s. w.) recht gerne, und braucht dasselbe weiter auch keine Erklärung und keine Bemerkung. Es ist die frischaufstrebende, lebensfreudige Dichterkraft, die sich in dem Briefe offenbart.

Er lautet:

Wien, den 9. Jänner 1872.

Werther Freund!

Glücklich Neujahr! — Herzlichen Dank für die Theilnahme, die Sie mir und meinem Schaffen bisher gewidmet, und lassen auch Sie sich nicht beirren, ruhig Ihren Weg fortzuschreiten. — Mögen die Kritiker sagen was sie wollen, junge Talente, die noch die Eischalen an den Schnäbeln und den Federn tragen, mögen sie die Bahn zum Bessern oder sonst wohin leiten, uns aber, die wir entweder aus uns selbst herauswuchsen, oder uns in langen Kämpfen im Innern fertig gerungen; uns müssen sie nehmen wie wir sind, auch mit allen unsern Fehlern und Schwächen oder wie sie das heißen wollen.

Wahrhaftig, ich achte die Kritik hoch, die nicht nach dem Kleinlichen langt, die nicht nergelt, sondern den ganzen Kerl faßt, und der Welt dann nichts Neues sagt, wenn sie ihr auch zeigt, daß Salomon Recht hatte: Es ist nichts vollkommen auf Erden.

Nun aber seien Sie so freundlich und hören Sie mir ein wenig weiter zu — was meinen Sie, wenn wir Beide, Rosegger und Gruber (zwei hübsche Namen und zwei schöne Männer) unser Glück versuchten — nicht bei Damen, fürchten Sie nicht, daß ich Sie auffordere zu meinem Inserate die Hälfte beizutragen, welches etwa beginnt:

---

*) Aus dessen Sammlung nationaler Gedichte: „In gerechter Fehde.“ (Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.)

marterte, mittelst einer Drechslerwinde die Gedärme hatte auswinden lassen; Gärber den Bartholomäus, weil er lebendigen Leibes geschunden wurde; Messerschmiede und Schwertfeger den Mauritius, der unter Schwerthieben verblutete; Nagelschmiede den gekreuzigten Heiland selbst; Steinmetze den heiligen Stephanus, der sterbend noch für seine Steiniger betete; Böttcher und Küfer den heiligen Georg, der in einem mit Nägeln ausgeschlagenen Fasse todtgerollt wurde, den aber auch die Sattler zum Patron hatten, weil er beim Drachenkampfe „so gut im Sattel saß". Drollig berührt es, dass Brillenmacher den heiligen Fridolin zum Patron wählten, weil er sich im Alter von 130 Jahren eines Augenglases bedienen musste; Knopfmacher und Posamentierer den Hohenpriester Aaron wegen seines reichen Gewandes; Metzger den Antonius, weil in seiner Legende ein Schwein vorkommt; Perückenmacher und Friseure die heilige Magdalena wegen ihres reichen Haares; Färber den heiligen Moriz, weil er, als Mohr, echt gefärbt war, und Köche den heiligen Laurentius, weil er auf dem Roste gebraten wurde.

Ein Beispiel von dem derben Humor des alten deutschen Handwerkerstandes bietet die Prüfung des freigewordenen Lehrlings.

War die Lehrzeit um, so erfolgte nach einer Prüfung des Lehrlings dessen Freisprechung und Aufnahme in den Gesellenstand. Die Prüfungs-Ceremonie vermischte Ernst und Scherz in der drolligsten, oft auch in der handgreiflich grausamsten Weise. „Hast du ordentlich ausgelernt?" fragte den Lehrling einer der Meister. „Ja", antwortete der Junge. „Ei, ei! Schau dich um unter diesen Meistern und Gesellen", belehrte ihn der Alte, „von all diesen hat noch keiner ausgelernt, und du willst schon ausgelernt haben?" — Welch weise Mahnung zur Bescheidenheit, zur rechten Zeit, am rechten Ort! — Die Fragen wurden gewöhnlich so gestellt, dass sie der arme Delinquent unmöglich beantworten konnte, was aber zum Ergötzen diente und den Erfolg der Prüfung nicht beeinflusste. Des Spasses wegen gab es oft Fragen, die ganz und gar nicht zur Sache gehörten, z. B.: „Hast du auch eine Mutter gehabt?" — „Ja!" — Darauf bekam der Junge, der richtig geantwortet zu haben glaubte, eine Ohrfeige, die damals — trotz der Zunftgesetze — in den Werkstätten häufig klatschte, und dazu den Commentar: „Nein, Dummkopf, deine Mutter hat dich gehabt!" — — „Wie ist die Erbse auf die Welt gekommen?" fragte ein witzig sein wollender Meister. Der Lehrling schwieg und erhielt seine Ohrfeige. „Rund ist sie auf die Welt gekommen, du Esel!" — So gieng es bei diesen Prüfungen zu.

Alles anders als heute, kräftiger, zielbewusster, gemeinsinniger, idealer und drolliger. Die Fuggers waren Webermeister zu Augsburg, ihre Enkel sind deutsche Fürsten. Das Handwerk hatte einen goldenen Boden und der Hände Arbeit war Ehre und Segen.

M.

's Moaserl.

In da steirischn Gmoansproch.

In da Länkn war s ma recht, mei Bäit,
Oba viel z groß in da Breatn.
Gor ouft hon ih an gsundn Schlof,
Gor ouft ah an vakehrtn.
Und heint ba da Nocht, do hot ma trambb,
Ih hät a Moaserl gfonga,
Hät s in mei Gafterl thon, hät s gloukt
Und wa zan Fensterl gonga.
Ba der erstn Hüttn, do wa s nix,
Do hon ih s nit möign wäickn;
Ba da zweitn wa s wul munta gwen,
Oba hot a z schwari Däickn.
Ba da dritn Hüttn schloft s nouh nit,
Hot ah koan Kamerodn,
Und s Fensterl is weit ouffn gwen,
Öis Leut, do hot s ma grodn!
Mei Moaserl fläidrazt eini gschwind,
Und singg an Muath, an frischn,
Und wir ih s nochha fonga will,
Is s neama zan dawischn.
Däis singg und schreit! Und stehn bleibn d Leut,
Und loufn vor da dritn. —

von Heinrich Glückmann: „Das goldene Zeitalter des Gewerbes“ (Verlag des niederösterreichischen Gewerbevereines in Wien) wirft einige scharfe Schlaglichter auf jenen Stand in jener Zeit, da die Kunst noch ein Handwerk war, und das Handwerk die Kunst gebar. Albrecht Dürer fühlte sich nicht als Künstler, sondern als Handwerker und der große Reformator deutscher Kunst war brüderlich Du mit Schuster und Schneider. Dürers höchster Preis für ein großes Altargemälde war 280 Gulden; vor einigen Jahren wurde ein kleines Bild von ihm mit 300.000 Mark bezahlt!

Damals regierte im Gewerbe die Zunft.

Die Zunftarbeit war lächerlich scharf umgrenzt; so durfte der Barbier Haare schneiden und Perücken ordnen, aber keine Haartouren anfertigen, das war Sache der Perückenmacher; das Schneiderhandwerk umfasste mehrere Gruppen mit eigenthümlichen Beschränkungen: Joppen oder Jacken und sogenannte Nestelkittel, das waren Zwilchröcke, durften nur die Joppner anfertigen, Mäntel nur die Mäntler, Hosen aus leichten, ordinären Stoffen, und Brustlatze — laut einer Bestimmung von 1538 — in keiner anderen als in schwarzer, weißer, rother und grauer Farbe, nur die Gewäntler, die anderen Kleidungsstücke die Schneider. Auch bezüglich des Handwerkszeuges gab es komische Einschränkungen: der Klöpfel von Eisen durfte sich nur der Bildhauer, nie der Maurer bedienen, und die Schreiner durften keinen Nagel verwenden.

Damals lag die bürgerliche Ehre hauptsächlich im Gewerbestand. Als einst der Sohn eines Schmiedes dem Vater mittheilte, dass er mit Ruhm Doctor der Rechte werden könnte, berief der Alte die Zunft und legte ihr die Sache vor. Die Meister sagten: es sei nicht Herkommens und ein unerhörtes und ungereimtes Ding, dass Schmiedeskinder Doctors würden, und es sei billig, dass es beim alten Herkommen bliebe. Der alte Schmied antwortete: weil es also sei, soll sein Sohn auch nicht gegen die alte löbliche Gewohnheit sündigen, oder er wolle ihm mit seinem Hammer die Hirnschale entzweischlagen. In diesem Sinne schrieb er auch dem gelehrten Sohne und beschwor ihn, doch ja ihm und der Stadt nicht den Schimpf anzuthun und Doctor zu werden.

Den klösterlichen Genossenschaften entsprossen und nachgebildet, legten die Verbände von Gewerbsleuten auch das Schwergewicht auf religiöse Zwecke: gewisse gottesdienstliche Feste und Handlungen wurden gemeinsam begangen; an Processionen — so in Wien besonders beim Frohnleichnams-Umzug — mussten die Innungen in corpore erscheinen und der Geistlichkeit entweder assistieren oder, unter der Zunftfahne vereint, das Geleite geben. Diese oft prachtvolle Fahne schmückte das Bild des Schutzheiligen. Jede Zunft hatte einen anderen Patron am Throne Gottes. Mit Vorliebe wählten sie Heilige, die einst ihr Gewerbe betrieben hatten, so Tischler und Zimmerleute den heiligen Josef, Schuster den Crispinus, Goldschmiede und Schlosser den Eligius. Andere, die nicht so glücklich waren, einen Heiligen zum Handwerksbruder zu haben, mussten sich anderwärts umsehen, und giengen da mit verblüffender Logik vor. Besonders beliebt als Patrone waren die heiligen Märtyrer. Die Gewerbe des Feuers, wie Waffenschmiede, Glockengießer, Feuerwerk-Erzeuger u. a., wählten die heilige Barbara, weil ihren heidnischen Vater, der sie wegen ihres Übertrittes zum Christenthume getödtet hatte, ein Blitz erschlug; diese Heilige gilt heute noch als Schutzpatronin der Artillerie, und die Pulverkammer der französischen Kriegsschiffe heißt man ihr zu Ehren Sainte Barbe. Büchsenmacher, Bogner und Schützen verehrten den heiligen Sebastian, weil er durch Pfeile ums Leben kam; Drechsler den heiligen Erasmus, weil ihm der grausame Kaiser Diocletian, der einer großen Anzahl von Blutzeugen des Christenthums die heilige Gloriole an-

Gestaltungen der Dolomiten. Kein Bereich in den Ostalpen erweckt so viele bestrickende Erinnerungen als jene grotesken Felsmassen, welche sich zwischen dem Pusterthale und Cortina d'Ampezzo erheben, mit den spiegelnden Seen unter den jähen Gemäuern und dem Waldesdunkel um einsame Siedelungen. Der Verfasser und altbewährte Alpenfreund hat es verstanden, den Dingen, welche er dem Leser vorführt, eine eindrucksvolle Plastik zu geben und sie in Bezug auf ihre abwechslungsreiche Erscheinung nach Form und Farbe zu schildern. V.

Dem „Heimgarten" ferner zugegangen:

Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit von Adolf Pichler. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1892.)

Die Entwickelung der Menschen im Lichte christlich-rationaler Weltanschauung von C. Andresen. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.)

Loki. Erzählung von Ernst Hutschenreiter. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Eva Siebeck. Roman von Bertha von Suttner. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

De wedmed. Eine Erzählung aus dem sächsischen Volksleben von Dr. A. Schultnus. (Hermannstadt. Gött & Sohn.)

Das Horn von Uri. Alpensage von A. Fahlweid. (Glarus. J. Vogel.)

Gedichte von Karl Busse. (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Nebensonnen. Neue Gedichte von M. Reinhold von Stern. Illustriert von Ernst Schlemo und Willy Oertel. (Dresden. E. Pierson.)

Welt und Seele. Dichtungen von Hugo Grothe. (Dresden. E. Pierson 1892.)

Buch der Rosen. Gedichte von S. Barinkay. (Dresden. E. Pierson. 1892.)

Gedichte von Franz Wolff. Mit fünf Bildern nach Zeichnungen von Leopold Burger. (Leipzig. Oswald Mutz. 1892.)

Poetik. Die Lehre von der deutschen Dichtkunst. Entworfen von Dr. Ernst Kleinpaul. Ausgeführt von Wilhelm Langewische. Neunte Auflage. (Bremen. M. Heinsius' Nachfolger 1892.)

Großer Volkskalender des Lahrer Hinkenden Boten für 1893. (Lahr. J. H. Geiger.)

Verlagskatalog. (Von Duncker & Humblot in Leipzig.)

Commentar zu den Schlossbergbauten in Graz von J. K. (Graz 1892. Verlag „Leykam".)

Postkarten des „Heimgarten".

Am 4. August starb in Altenberg bei Klosterneuburg in ihrem 56. Lebensjahre Frau Luise Lecher, die seit vielen Jahren unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin gewesen ist. In den ersteren Jahrgängen des „Heimgarten" waren es besonders die socialen Aufsätze über Frauen, wodurch diese geistvolle Frau unsere Leser vergnügt und angeregt hat. Wir bewahren der Frau Luise Lecher ein dankbares Andenken.

F. A., Mauthstadt. Der Schriftsteller wird bei uns zwar ganz wie ein Geschäftsmann besteuert, aber gesetzlichen Schutz für seine „Waare" wie jeder Geschäftsmann hat er nicht. Es gibt viele Länder, mit denen Österreich noch kein Gesetz von wegen literarischen Nachdruckrechtes geschlossen hat. Auch der betreffende Autor genießt die Ehre, seine Schriften in verschiedene Sprachen übersetzt zu wissen. Die Ehre, aber sonst nichts. Besonders ausgebeutet wird er von einem schwedischen Buchhändler, welcher von der „Waldheimat" bis zu „Jakob dem Letzten" alles ins Schwedische übersetzen, dann drucken ließ und als sein Eigenthum verkauft. Der rechtmäßige Verleger A. Hartleben in Wien schrieb jenem darob einen Brief, in welchem er zwar höflich, aber ernstlich sein gutes Recht verlangte. Die Antwort des sich sicher fühlenden nordischen Freibeuters an den Wiener Verleger war auf einer Postkarte geschrieben und lautete: „Sie sind ein unverschämtes L . . . .!" — Das ist doch nett!

* Ein alter Berliner Haudegen mit dem schönen deutschen Namen Boguslawski hat ein Buch geschrieben unter dem Titel: „Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk." In diesem Buche wird behauptet und natürlich auch bewiesen, dass die Kriege der höchste Segen für Staaten und Völker sind. Von nun an wird man also nur noch sprechen von den Greueln des Friedens und von den Segnungen des Krieges. Demnächst wollen wir uns vielleicht einmal von den Russen segnen lassen.

F. A. B., Krems. Sie wundern sich darüber, dass Schönerer in Kirchberg am Walde Hamerlings Geburtshaus niederreißen ließ. Aber das alte war ja nicht mehr schön und so hat ihm der Herr ein neues Geburtshaus bauen lassen. Das ist eben Pietät!

K. K., Leipzig. Die Folge davon, dass Sie unser beständiges Flehen, unverlangt Manuscripte nicht einzuschicken, unbeachtet gelassen haben. Das Manuscript ist nicht mehr vorhanden.

* Allen, die mir zum 31. Juli und 1. August Beweise des Gedenkens und der Liebe zugehen ließen, meinen verbindlichsten Dank. R.

Für die Redaction verantwortlich P. K. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Drum nim', wanst willst, dass s hoamla
bleibb,
Ka Vougerl mit in d Hüttn! R.

Erklärungen: 's Moaserl: Die Meise. Läntn: Länge. Bäit: Bett. Breatn: Breite. Gafterl, Gaftn: Die beiden Hände gehöhlt, nussschalenförmig aneinandergehalten. A Gaftn vul Hobern: So viel Hafer, als man in beiden gehöhlten, nebeneinander gelegten Händen halten kann. Grodn, mir hot s grodn: Es ist mir wohlgerathen. fläidrazn: flattern.

Bücher.

Dramatische Gänge von Adam Müller-Guttenbrunn. (Dresden. Pierson 1892.)

Von dem Manne, der in seinen Schriften: „Wien war eine Theaterstadt" und „Das Wiener Theaterleben" ein so freimüthiges allgemeines Urtheil über die Wiener Theaterverhältnisse abgegeben hat, konnte man wohl erwarten, dass er selbes in einzelnen Erscheinungen auch beispielmäßig begründen wird. Das ist durch diese Sammlung von Besprechungen über Theaterstücke, Schauspieler und Zustände des Theaterlebens in Wien geschehen. Müller-Guttenbrunn gehört zu den geistreichsten und, was noch mehr bedeutet, zu den verständigsten, endlich was am allermeisten bedeutet, zu den ehrlichsten Theaterkritikern. Die Herbheit und Rücksichtslosigkeit manches seiner Urtheile wird gemildert durch die feine Form und den redlichen Freimuth, durch welche sie dargethan ist. Das ist eine Kritik, aus welcher Dichter, Schauspieler und Theaterdirectoren lernen könnten, wenn sie wollten. Natürlich wollen sie nicht, weil die Kritik im allgemeinen so beschaffen ist, dass man sie als Lehrmeisterin nicht brauchen kann. Auffallend ist bei Müller-Guttenbrunn die Vielseitigkeit seines Verständnisses. Er ist überall zuhause: im classischen Drama, im modernen Schauspiel, im Salon- wie im Volksstück. Allem bringt er das gleiche Interesse, die gleiche Vertiefung und dieselbe Gerechtigkeit entgegen. Und wenn wir uns nach Orientierung umsehen in neueren vielumstrittenen Stücken, wie z. B. in denen von Ibsen, Sudermann, Anzengruber, Voss, Paul Heyse u. s. w., hier finden wir klaren Bescheid. R.

Rampold Gorenz. Ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit von Karl W. Gawalowski. Zweite Auflage. (Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.)

Ein deutsches Heldenlied ist hier schlicht und schön gesungen, bedeutsam besonders in unserer Zeit des Kampfes mit dem Slaventhum. Nicht umfangreich ist der Sang, doch aber gehaltvoll in jeder Zeile und ein inniges Dichtergemüth ist es, das ihn uns gegeben. R.

Bilder aus deutschen Alpen. Dorfgeschichten von Arthur Achleitner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Diese Bilder und Geschichten schildern in mehr oder weniger ausgedehnten Skizzen Landschaften von Tirol und des bairischen Hochlandes und geben in kleinen, leicht hingeworfenen Erzählungen Charakterzeichnungen aus dem Volksleben der deutschen Alpen. Sie tragen das Gepräge des Selbstgeschauten, Selbsterlebten und eine gesunde Luft durchweht sie. V.

Gedichte von Heinrich von Wedel. (Leipzig. Bernhard Hermann.)

Eine kleine Sammlung von anmuthigen Liebes- und Freundschaftsliedern, von Stammbuchblättern und Gelegenheitsgedichten, von denen jedes den Stempel wirklicher, eigener Empfindung an sich trägt. V.

Für die Jugend des Volkes. Eine empfehlenswerte Monatschrift für die ärmeren Volksclassen, die eine geistige Nahrung verlangen, sich aber kostspielige Werke nicht kaufen können. Eine Nummer kostet sieben Kreuzer und enthält Geschichten, Gedichte, Schwänke, Räthsel, sonst mancherlei und auch hübsche Bilder. (Wien. Robert Weiß, Schulerstraße 18.) M.

Unterwegs. Schilderungen und Naturansichten von den beliebtesten Reisestrecken. Sechster Band. Die Kärntner-Pusterthalbahn. (Klagenfurt—Franzensfeste.) Kärntner Seen. — Hohe Tauern. — Ampezzaner Dolomiten. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 48 Abbildungen im Text, 15 Tonbildern und einer Orientierungskarte. (Hartleben. Wien.)

Dieser Band behandelt eine der bevorzugtesten Reiserouten in unseren Alpen — die Kärntner-Pusterthalbahn — welche mitten durch die herrlichsten Gegenden des Hochgebirges führt. Auf der einen Seite der vergletscherte Hochzug der Tauern mit Heiligenblut und dem Großglockner, die gepriesenen Thäler, welche sich um Windisch-Matray öffnen und zu ihrem imposanten Hintergrunde den Großvenediger haben; auf der anderen Seite die wunderbaren

Zum Schlusse des Jahrganges.

Ein Schreiben des Verlegers an den Leiter des „Heimgarten“.

Sehr geehrter Herr!

Indem wir nun den sechzehnten Jahrgang unseres Heimgarten zum Schlusse führen, erlauben wir uns die Anfrage, was Sie für den nächsten, den siebzehnten Jahrgang in Vorbereitung haben. Dass Ihnen, wie bisher, in Führung des Inhaltes von unserer Seite vollkommen freie Hand bleibt, wissen Sie. Wir möchten nur in die Lage versetzt sein, unseren Lesern jetzt schon ungefähr mittheilen zu können, womit wir den nächsten Jahrgang beginnen werden. Besonders Beiträge aus Ihrer Feder wären Sie vielleicht so gütig, uns namhaft zu machen. Unter einem freut es Sie vielleicht zu hören, dass die Zahl der „Heimgarten“-Abnehmer auch in diesem Jahre wieder zugenommen hat, worin Sie neuerdings die Aufforderung erblicken mögen, dem alten bekannten Programme treu zu bleiben.

Dem Manuscripte fürs Octoberheft sehen wir bis längstens Mitte August entgegen und zeichnen mit gebürender Hochachtung, geehrter Herr, ergebenst

Die Verlagshandlung „Leykam“.

Graz, am 1. August 1892.

Antwortschreiben des Leiters an den Verleger.

Sehr geehrter Herr!

Dem alten bekannten Programm des „Heimgarten“ bleiben wir, solange ich diese Zeitschrift leite, unter allen Umständen treu, auch wenn darunter die Zahl der „Heimgarten“-Abnehmer anstatt zu-, abnähme. Denn das Programm bin ich. Ich lebe mich im „Heimgarten“ aus, nach allen Zweigen meines Wesens. Manches Jahr gibt's mildere Früchte, manches Jahr herbere, je nachdem Sturm, Frost oder Sonnenschein vom Himmel kam. Der Zeiten und der Leute unguter Lauf hat in den letzten Jahren manch sauren Apfel gezeitigt, um so sicherer dürfen wir vielleicht für die Zukunft auf eine frohe süßere Ernte hoffen.

Soweit ich den Vorrath für den nächsten Jahrgang zu überblicken vermag, gibt's in demselben allerlei, besonders viele Erzählungen, kleine und große, die meisten darunter frisch und herzstärkend, gemüthlich und heiter. Der Gärtner sagt, im Garten solle man mehr lachen als fluchen — dann gedeihe es. Wird wohl so sein und ich trachte meine Mitarbeiterschaft danach einzurichten. Die alten Freunde, die zu mir passen, bleiben mir treu, von neuen jungen Kräften habe ich mir etliche auserlesen, die uns viel Vergnügen machen sollen.

Was meine Feder, nach der Sie sich freundlich erkundigen, betrifft, so ist dieselbe in letzterer Zeit nicht rostig geworden. Von den theils größeren Erzählungen aus dem Volke, die von ihr stammen, könnte man ja nennen „Adam das Dirndel“, „Ein stummes Bekenntniß“, „Das Gupferl“, „Das Gelöbnis der Gurgler-Buben“, ferner eine Reihe neuer Waldheimatgeschichten und Erlebnisse, als „Der Kickel“, „Wir lassen schön danken!“ „Der Pfarrer von Sanct Kathrein“, „Mein Großvater“, „Unser zweijähriges Dirndel“, „Der Krieglacher-Himmel“, „Die Wegzehrung“ und was es eben weiter so gibt. Ein Bündel Schwänke, gar puddelnärrische darunter, ist auch vorhanden, viele in steirischer Mundart. Das „Waldvögerl aus dem Oberlande“ wird überhaupt wieder fleißiger singen. Dann pflanzen wir im „Heimgarten“ manch poetisches Blümlein an als Feststrauß für schöne Zeiten. Die Cypresse, den Dornstrauch und die Birkenruthe wollen wir aber auch nicht ganz ausrotten — ich weiß warum.

Das Beste aber verräth man nicht gerne, möglicherweise sind kleine Überraschungen geplant. Übrigens ist dafür gesorgt, dass auch im „Heimgarten“ die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wir wollen halt thun was wir können, die Leser werden dann thun, was sie wollen — nämlich uns treu bleiben, wie wir ihnen.

Ihr ergebener

P. K. Rosegger.

Krieglach, am 4. August 1892.